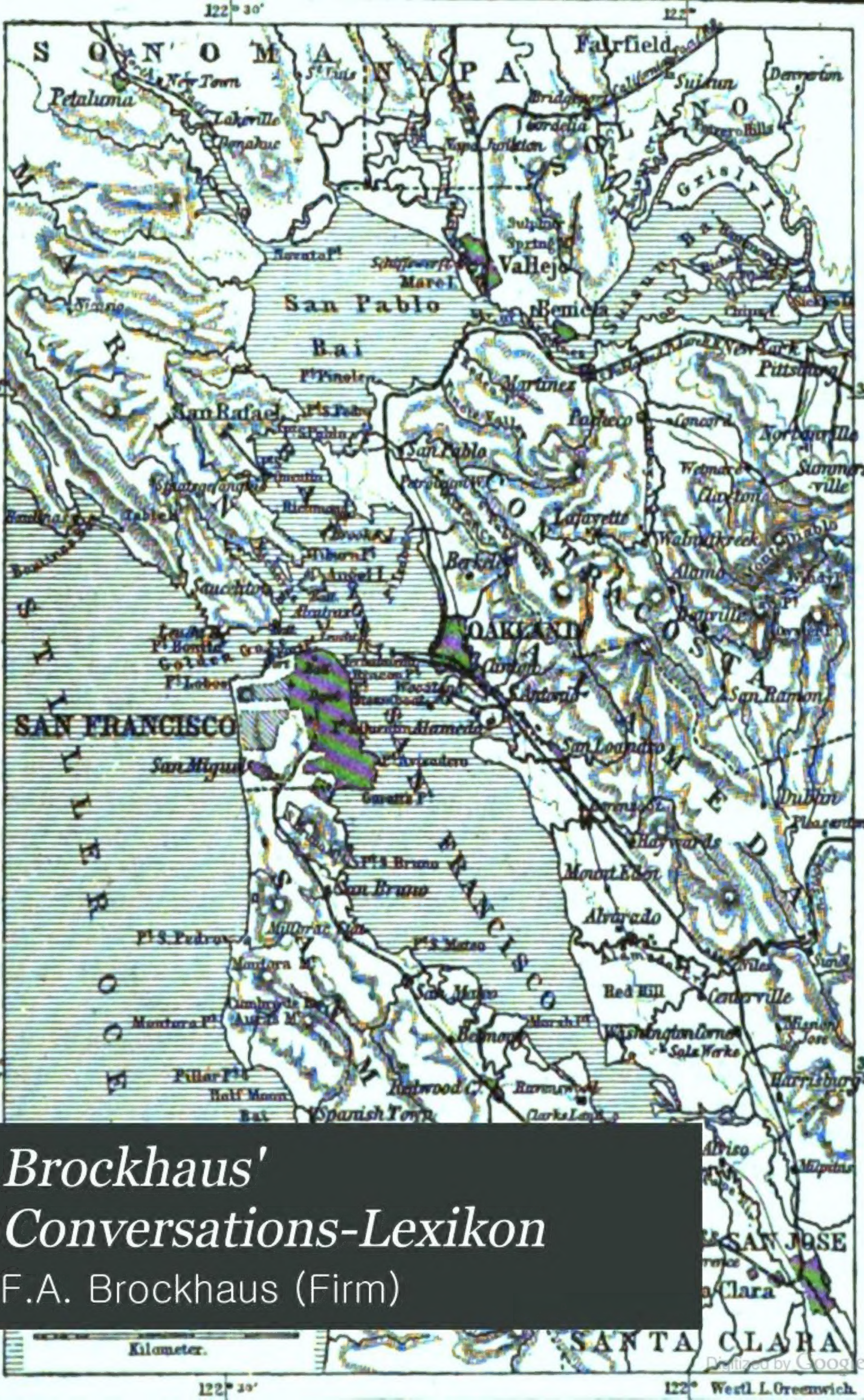


Brockhaus' Conversations-Lexikon

F.A. Brockhaus (Firm)

Brockhaus'
Conversations-Lexikon.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Vierzehnter Band.

Rußland — Spahis.

Holzschnitte aus der Xylographischen Anstalt,
Karten aus der Geographisch-artistischen Anstalt
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus'

Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit Abbildungen und Karten.

In sechzehn Bänden.

Vierzehnter Band.

Rußland — Spahis.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1886.

R.

Rußland (geographisch-statistisch). R., das größte Reich der Erde, hat in seiner Ausdehnung von 34° 40' nördl. Br. (an der Grenze von Afghanistan, die aber noch nicht genau bestimmt ist) bis zu 78° 26' nördl. Br. (Nordspitze Asiens) und von 35° 10' östl. L. (von Ferro, preuß. Grenze beim Austritt der Warthe) bis zu 207° 55' östl. L. (von Ferro, Ostspitze Asiens) ein Areal von 22397460 qkm. Davon entfallen auf das Europäische R. mit Finland und Polen 5389628 qkm, auf die Statthalterschaft des Kaukasus 472666 qkm, auf das Transkaspische Territorium 522500 qkm, auf Sibirien 12495110 qkm und auf Centralasien 3011140 qkm. Hierzu kommt noch das Kaspische Meer mit 439418 und der Aralsee mit 66998 qkm. Im N. grenzt R. an das Nördliche Eismeer, im O. an den Großen Ocean, im S. an Teile des letztern, an Korea, China, Karategin, die Bucharei, Afghanistan, Persien, Türkisch-Armenien, das Schwarze Meer und Rumänien; im W. an Rumänien, die Bukowina, Galizien, den preuß. Staat, die Ostsee, Schweden und Norwegen. Die größte Längenausdehnung beträgt in Europa vom Waranger Fjord an der norweg. Grenze bis zur Südküste der Krim 3000 km, die größte Breite von Kalisch bis Slatoust im Ural 2850 km. Die größten Entfernungen sind vom Waranger Fjord bis Astara 3930 oder bis zum Thianschangebirge an der chines. Grenze 4280, von Kalisch über Moskau bis Petropawlowsk in Kamtschatka 15285 km. Bei der ungeheuern Ausdehnung bildet dasselbe eine geschlossene, verhältnismäßig wenig durch Meereseinschnitte gegliederte Masse. Die Ausdehnung der maritimen Begrenzung würde äußerst günstig sein, wenn nicht klimatische Verhältnisse, geogr. Lage und örtliche Untauglichkeit die Länge der für den Handelsverkehr nutzbaren Küsten auf eine verhältnismäßig sehr beschränkte Strecke an der Ostsee, dem Pontus und dem Großen Ocean verringerten. Auch ist die Bereicherung der Küsten durch vorliegende Inseln nur eine geringe. In der Ostsee sind die Alandsinseln, Ösel und Dagö, im Ostocean Sachalin nennenswert. Kalguew, Nowaja-Semlja, Neusibirien u. s. w. teilen die Unwirtbarkeit der gegenüberliegenden Polargegenden des Festlandes. (Hierzu zwei Karten: **Europäisches Rußland** und **Rußland, westliche Gouvernements**.)

Bodenbildung. Die Oberflächengestaltung des Russischen Reichs, das seinen kolossalen Umfang erst im Laufe der drei letzten Jahrhunderte gewann, bietet sehr bedeutende Gegensätze dar, von dem langen Gebirgsgürtel des Ural, dem mächtigen Kaukasus, den Alpenlandschaften im südl. Sibirien, in Turkestan und in der Dsongarei bis herab zu dem tiefsten Flachlande der Welt, das in der aralo-kaspischen Erdsenke nur wenig über, zum Teil sogar unter dem allgemeinen Meeresniveau liegt. Die Bodenplastik des Europäischen R., das hier allein in Betracht kommt (die Beschreibung der außereurop. Länder findet sich in den besondern Artikeln), ist durch die größte Einförmigkeit charakterisiert. Dasselbe zeigt mit Ausnahme des kleinen Taurischen Gebirges in der Krim (s. d.) nirgend ein eigentliches Gebirge, besteht vielmehr teils aus völlig ebenen, teils aus wellenförmigen oder hügeligen Flächen, die im allgemeinen nur 150—250 m über dem Meere liegen, und hat seine Hauptabdachung von NW. gegen SO. Auch die Höhen und Felsenkämme der seltsam zertrümmerten Seenplatte von Finland und Lappland erheben sich nirgends viel über 300 m. In dem übrigen R., der sog. Sarmatischen Tiefebene, die sich ohne weitere Unterbrechungen westwärts nach Polen und Norddeutschland fortsetzt, finden sich zwei im allgemeinen von O. gegen W. streichende Bodenanschwellungen oder Landeserhöhungen, die zu den nächsten Küstenniederungen, im S. zu den dürren Salzsteppen am Kaspischen und Asowschen und zu den Grassteppen am Schwarzen Meer, im N. aber zu den überaus wasserreichen, teils mit Seen erfüllten Küstenebenen gegen das Meer hin sich senken, teils zu den mit Sumpf- und Eissteppe (Tundra) bedeckten Niederungen gegen das Eismeer hin abfallen. Diese Landeserhöhungen bilden breitscheitelige, dammartige Landrücken, mitunter Hügelzüge, selten jedoch mit ausgeprägter Bergform und Gipfelerhebung, teils dürr und steppenartig im S., teils mit Sümpfen, Seen und Waldungen bedeckt im N. In dem zwischen diesen beiden Bodenanschwellungen gelegenen Binnenlande, in welchem fruchtbare Kulturlandschaften, herrliche Waldungen und Sumpfniederungen abwechseln, sind zugleich auch zwei Bodensenkungen bemerkbar, die sich gleichfalls westwärts in die poln. und deutsche Ebene fortsetzen.

Die **südliche** oder **uralisch-karpatische Landeserhöhung** reicht vom Südende des Uralgebirges, im allgemeinen gegen Westen an Höhe zunehmend, bis zu den Karpaten. Zunächst zieht der dürre, nirgends über 200 m hohe Obtschij-Syrt (d. h. Gemeingebirge) vom Ural in der Richtung gegen Saratow an der Wolga und bildet den Grenzwall zwischen der kaspischen Erdsenke und dem nördlich gelegenen Kulturlande. Dann folgt die Wolgahöhe, die dem rechten Ufer der Wolga hohe, steile Ufer gibt, zwischen Sarepta und Kamyschin 1—200 m, weiter nördlich viel höher aufsteigt. Ihre südwärts bis zu der pontisch-kaspischen Niederung des Manytschthals reichende Fortsetzung ist nur 120—150 m hoch, bildet aber die scharfmarkierte Grenze zwischen der kaspischen Salzsteppe und dem mit fettem Boden

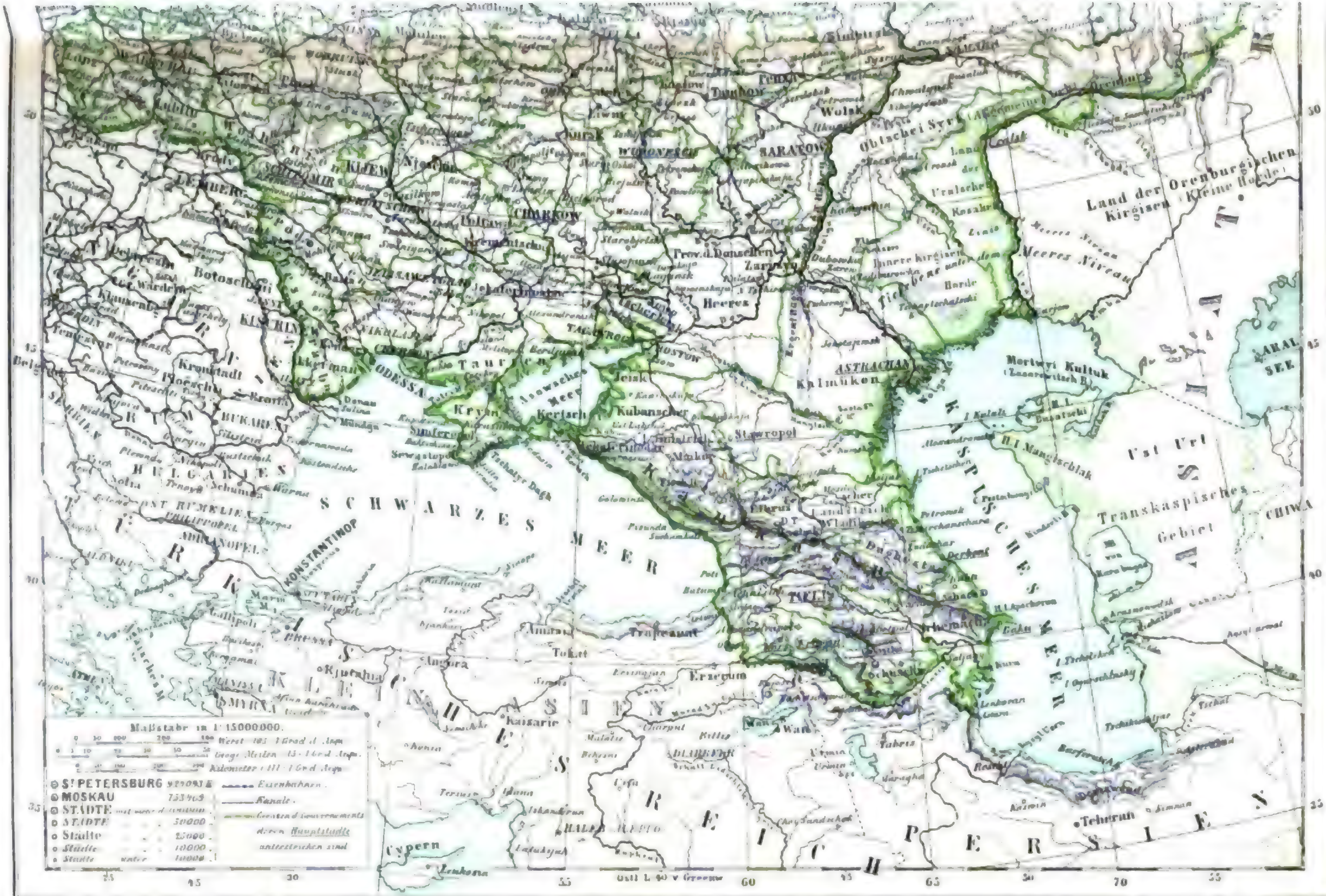
und üppigem Graswuchs bedeckten südruss. Landrücken, und zwar zunächst dem Donschen Plateau, welches vom Don durchbrochen wird und 150—300 m, bei Jwanowo sogar 370 m hoch ist. Die westnordwestl. Fortsetzungen desselben sind das vom Dnjepr durchbrochene, bis 220 m hohe ukrainische und das bis 370 m hohe podolische Steppenplateau, weiterhin die volhynischen Höhen, welche im Plateau von Kremenez an der galiz. Grenze zu 400 m aufsteigen und an die sich das oberpoln. Plateau mit der in der Lysagora 650 m aufragenden Berggruppe von Sandomir und Kielce anschließt. Die nördliche oder uralisch-baltische Landeserhöhung setzt sich an die dem nördl. Ural vorgelagerte, in mehrern Punkten zu 250—320 m ansteigende Berglandschaft von Perm und Wologda und zieht westwärts bis in die Nähe der Ostsee, und zwar zunächst als Wasserscheide zwischen der Polar- und kaspisch-pontischen Abdachung unter dem Namen des »nordruss. Landrücken« bis zu dem Quellgebiet der Wolga der Düna und des Dnjepr, d. i. dem sumpfigen Plateau der Waldaihöhe oder des Wolchonskijwaldes, dessen Lehmberge etwa 300 m Höhe erreichen, und das zwar den Mittelpunkt der wichtigsten Wasserscheiden R.s, aber durchaus keinen Gebirgsknoten bildet. Die westl. Fortsetzung des Waldaiplateau bildet ein breiter Damm erhöhten Terrains, nämlich einerseits der litauische Landrücken, der 2—300 m Höhe hat; andererseits der livländische Landrücken, der mit dem schönbelaubten Munna-Mäggi (Eierberg) 320 m Höhe erreicht und nord- sowie westwärts zu den Flachküsten Estlands, Livlands und Kurlands abfällt, während der litauische Landrücken gegen Westen in die ostpreuß. Seenplatte übergeht.

Bewässerung. Kein Land der Erde besitzt so viele und so wasserreiche Ströme wie R., und keins bietet infolge seiner Bodenplastik eine gleiche Ermöglichung zu Kanalisierungen dar. Daher hat R. auch die großartigsten Kanalsysteme Europas, wo nicht der Erde, die für das Reich von unberechenbarem Werte sind. Von den Flüssen gehen in die Ostsee der Torneå mit dem Muonio an der schwed. Grenze, der Kemi, Uleå, Kumo, Kymmene in Finland; ferner die Newa, Luga, Narowa, Pernau, Salis, die livländ. oder Treyder Aa, die Düna, die kurländ. oder Buller Aa, der Njemen und die Weichsel. In das Schwarze Meer fällt zunächst mittels der Donau, deren Mündungen die russ. Grenze berühren, der Pruth, der Grenzfluß gegen Rumänien, dann unmittelbar der Dnjestr, der Dnjepr mit dem Bug; ins Asowsche Meer der Don mit dem Donez, der Manytsch, die Jeja und der Kuban; in das Kaspische Meer der Kur mit dem Aras, der Terek, die ungeheuere Wolga mit den riesigen Nebenflüssen Oka und Kama, der Ural oder Jaik und die Emba; in den Aralsee der Syr-Darja, welcher jetzt als ein ganz russ. Strom anzusehen, und der Amu-Darja, dessen unterer Lauf russisch ist; in den Balkhaschsee der Ili, in den Baikalsee die Selenga. Zum Gebiet des Polarmeers gehören im Europäischen R. die Kola, Onega, Dwina, der Mesen und die Petschora, in Asien der Riesenstrom Ob mit dem Irtysch, der Jenissei mit der dreifachen Angara, die Chatanga und Anabara, der Olenek, die Lena (mit dem Witim, Olekma, Aldan u. s. w.), die Jana, Indigirka und Kolyma. Zum Gebiet des Großen Oceans gehört der Anadyr und der Amur. In den Steppenländern gibt es auch wahre Oasenflüsse, umwuchert von Strauchwuchs, Salz- und Sodakräutern, eine Form ganz eigener Art. Dieselben strömen im Frühling bei der Schneeschmelze wasserreich, versiegen dagegen in der Sommerglut fast völlig. Solche sind unter vielen andern der Tschu in Turkestan, der Große und Kleine Usen in der Kaspischen Steppe (zwischen dem Uralstrom und der Wolga), die sich in Salzseen verlieren und sich selbst schon weit von der Mündung mit dichten Salzschichten inkrustieren. Solche Salzseen, unter denen der Elton und der Baskuntschatskische See oder Bogdosee im Gouvernement Astrachan die berühmtesten sind, hat R. in jenen Steppengebieten unzählige, und es verdankt ihnen einen großen Teil seines Salzgewinns. An Seen ist R. überhaupt sehr reich. In seinem europ. Teil nehmen sie einen Raum von 152198 qkm ein. Darunter sind der Ladoga und der Onega die zwei größten des Erdteils, außerdem der Peipus-, Ilmen- und Weiße See (Bjelo Osero) besonders bemerkenswert. Das Gouvernement Olonez allein zählt an 1500 Seen, die 20700 qkm einnehmen. Die meisten Seen hat aber Finland, wo in manchen Gegenden die Landfläche von der Wasserfläche überwogen wird. Auch in Asien hat R. die beiden größten Seen des Erdteils und der Erde überhaupt, den Kaspi- und den Aralsee, außerdem die großen Becken des Baikal, Balkhasch und in der Djongarei den Issyk-kul.

Klima. In einem Reiche von einer Breitendifferenz von 44° sind die Temperaturverhältnisse natürlich sehr verschieden. Doch variiert das Klima im Europäischen R., ungeachtet auch hier der Breitenunterschied des Kontinents zwischen 44° 35′ (Südküste der Krim) und 70° nördl. Br. (Nordgrenze des russ. Lappland) nicht weniger als 25° 35′ beträgt, nicht in dem Maße, als nach den klimatischen Unterschieden Westeuropas zu erwarten wäre, und die Übergänge sind überall allmählich und unmerklich. Die Gleichförmigkeit der Bodenverhältnisse, das Fehlen von Gebirgen und tief einschneidenden Oceanen wirkt hier bedeutend auf die Gleichmäßigkeit des Klimas ein. Durch die ausgedehnten und ununterbrochenen Landmassen bedingt, ist das russ. Klima ein entschieden kontinentales. In Sibirien gibt es zwar alpine Regionen, aber alle höhern Gebirgsmassen außer dem Ural liegen im Süden, und ungerechnet die langgestreckten Meeresküsten im Norden und Osten machte sich doch auch hier kein Seeklima geltend, weil auch hier, wie im Europäischen R., die Beweglichkeit des wellenschlagenden Meers den größten Teil des Jahres fehlt, indem die langdauernde Eiskruste nur einige Monate auftaut. Überdies bleiben auch die weiten Tundren und Steppensümpfe manche Jahre hindurch 6 m tief und darüber fest gefroren. Im allgemeinen senken sich daher die Isothermenkurven von Westen nach Osten in steter Zunahme dem Süden zu, und die unter gleicher Breite mit Polen liegenden Länder des östl. Teils vom Europäischen R., wie die Gouvernements Saratow, Pensa, Simbirsk, Ufa und Orenburg, haben kaum noch das Klima der Ostseeprovinzen, die Länder Sibiriens kaum noch das von Finland und Lappland. Ein besonderes klimatisches Revier bildet die Kaukasische Statthalterschaft, die fast bis 38° nördl. Br., also weit in den Klimagürtel Südeuropas hineinreicht, in der aber natürlich die Temperaturverhältnisse wesentlich von den Niveauverschiedenheiten bedingt sind und bei dem dominierenden Hochlandscharakter der

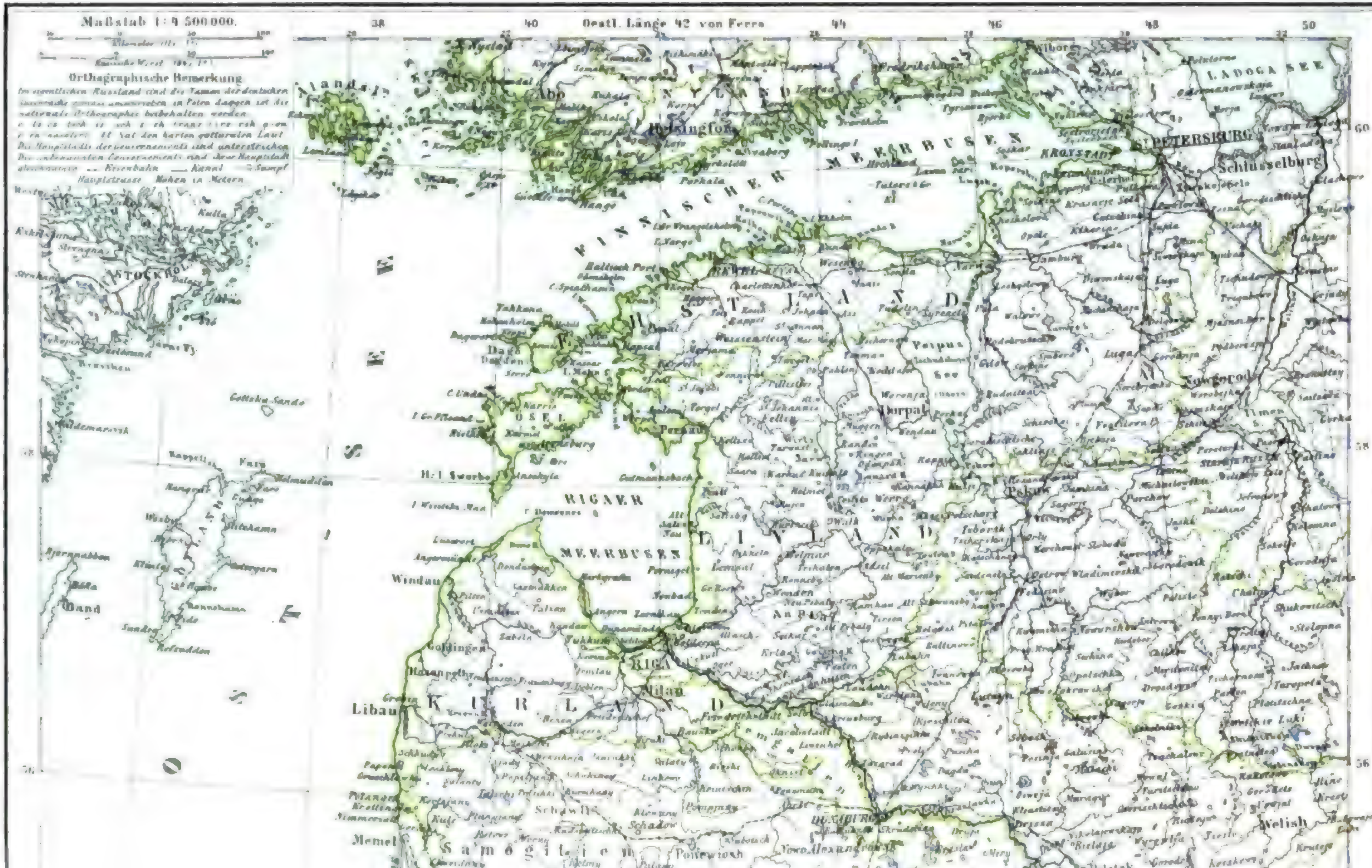
EUROPÄISCHES RUSSLAND.

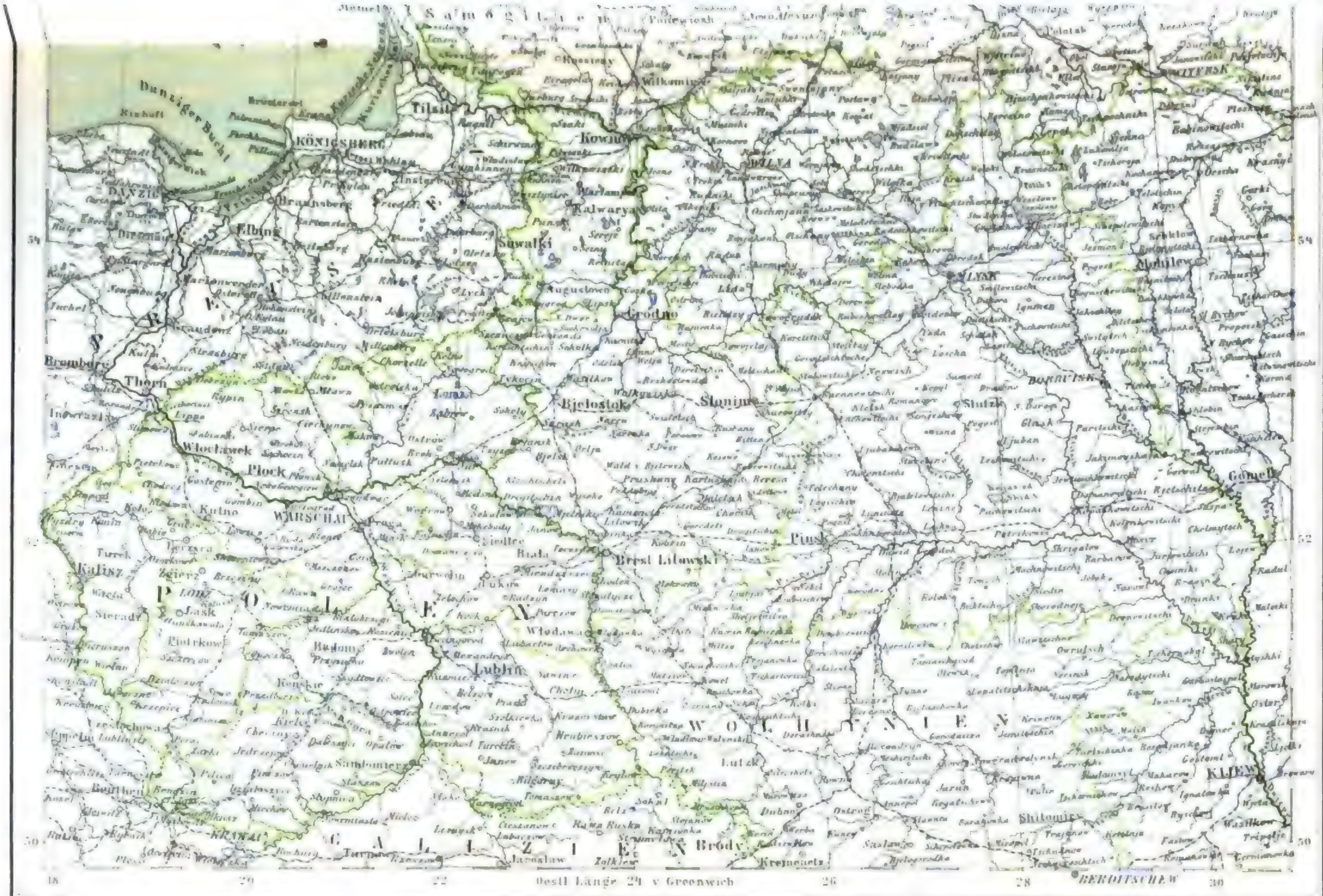




Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl. F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig. Zu Artikel: Russland.

RUSSLAND, WESTLICHE GOUVERNEMENTS.





Brockhaus' Conversations-Lexikon 13. Aufl.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt Leipzig

Zu Artikel: Russland.

beschränktere Raum der tiefern Thäler und Küstenebenen wirklich warmes, zum Teil heißes Klima hat.

Schon durch einen Ukas Katharinas II. von 1784 wurden für das Europäische R. vier klimatische Zonen festgesetzt. 1) Der arktische oder polare Landstrich im Norden des Polarkreises hat über acht Monate lang Winter, sodaß das Meer von Ende September bis Mitte Juni mit Eis bedeckt ist. Die Temperatur sinkt alljährlich unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers, welches wochenlang hämmerbar ist, um 10°. Der kurze Sommer vermag, obwohl die Sonne teils gar nicht, teils nur für kurze Zeit untergeht, nur eine höchst dürftige Vegetation ins Leben zu rufen. Wälder gibt es gar nicht. Die wenigen Baumarten, welche hier noch ausdauern, sinken zu krüppelhaftem Gesträuch herab. Wenige Kräuter entsprießen dem größtenteils sumpfigen Boden, über den sie sich kaum erheben; nur Moose und Flechten überziehen ihn in größerer Menge. Beeren sind die einzigen Früchte. Von Bodenkultur kann nicht die Rede sein. Die Tierwelt ist auf Renntiere, Eisbären, Füchse und anderes Pelzwild, auf Robben, Eidergänse, Strandvögel und Fische beschränkt, welche letztere fast ausschließlich die Nahrung der übrigen einheimischen Tiere, des Menschen und des ihn begleitenden Hundes bilden. 2) Der nördl. oder kalte Landstrich reicht vom Polarmeer bis zum 57. Breitegrad. Hier dauert der Winter sechs bis sieben Monate, und das Gefrieren des Quecksilbers ist etwas Gewöhnliches. Je östlicher desto kälter. In Perm unter 58° nördl. Br. liegt der Schnee zu Ende November schon mannshoch. Die Gewässer sind in den höhern Breiten von Mitte Oktober bis Ende Mai mit Eis bedeckt. Die Newa bei Petersburg ist durchschnittlich fünf Monate lang zugefroren. Der Frühling besteht nur als kurzer Übergang von dem Winter zu dem kurzen und heißen, aber nicht selten wieder durch kalte Tage unterbrochenen Sommer. Der Herbst ist eigentlich nur der ausgehende Sommer mit angenehmen Tagen, aber nicht selten auch schon mit Nachtfrösten. West- und Ostwinde sind vorherrschend. Die atmosphärischen Niederschläge sind mäßig und in östl. Richtung abnehmend. Gewitter kommen nicht selten vor, sind aber meist von kurzer Dauer. Die mittlere Jahreswärme für die ganze Zone kann man zu etwa 3° C. annehmen. Diese Zone ist außerordentlich reich an Nadelholz- und Birkenwäldern. Die Birke ist der eigentliche nordruss. Baum. Diese Wälder liefern den starken Bedarf für den Bau von See- und Flußschiffen, für den Bergwerks- und Hüttenbetrieb. Auch beginnt hier der Anbau von Getreide, von Gerste, Hafer und Roggen. Im Norden dürftig und unsicher im Erfolg, wird der Getreidebau gegen die Südgrenze hin umfangreich und ergiebig. Auch Kartoffeln und Flachs sind wichtige Kulturpflanzen. Neben Raubwild, den Bären, Wölfen, Füchsen und Luchsen, tritt schon das Edelwild auf, wie Elen, Rehe, Damwild, wilde Schweine. Die Zucht der gewöhnlichen Haustiere beginnt gleichfalls und nimmt südwärts an Umfang zu.

3) Der mittlere oder gemäßigte Landstrich, von 57—50° nördl. Br. zwischen den beiden Landrücken ausgebreitet, umfaßt das Weichsel-, das Düna- und den größten Teil des Wolgagebiets sowie den obern Teil des Dnjepr- und Dongebiets. Diese Zone bringt bei einem strengen Winter doch selten das Quecksilber zum Gefrieren, hat schon deutlich hervortretende Frühlings- und Herbstzeit, trockene und heiße Sommer, meist sehr beständige Witterung, ebenfalls vorherrschende Ost- und Westwinde, verhältnismäßig geringe Niederschläge, selten Gewitter, eine mittlere Jahreswärme von etwa 5,5 C., eine reichere Flora und Fauna als die andern Zonen. Es ist dieser Landstrich die eigentliche Region der Laubwälder, in denen besonders die Linde vorherrscht, der echt mittelruss. Baum, dessen Juliblüte die Hauptweide für die häufig gehaltenen Bienen abgibt. Auch liegt hier das vornehmste Gebiet des Ackerbaues, und zu den Getreidearten der nördl. Zone kommt noch der Weizen. Außerdem ist der Hanfbau von Bedeutung. Für die Obstkultur eignet sich dieser Landstrich schon mit Erfolg. Die Tiere des nördl. Landstrichs sind meistenteils auch über diesen mittlern verbreitet, unter den Raubtieren namentlich der Wolf. Unter den Wiederkäuern besitzt diese Zone allein noch eine sonst von der Erde verschwundene Tierart in dem großen Urwalde von Bjelowesch oder der Bialowiczer Heide (s. d.), den Auerochsen oder Wisent, welcher übrigens auch noch im Quellgebiet des Kuban im Kaukasus vorkommt; auch das Elentier findet sich hier sowie in den großen Wäldern Litauens, Livlands, Estlands, überhaupt in der Waldregion des nördl. Rußland und in den großen Wäldern Sibiriens. Die Viehzucht und insbesondere die Pferdezucht in den westl. Gegenden des Landstrichs sind Hauptelemente des Volkswohlstandes und der Staatsrevenuen. Zugleich umfaßt dieser Landstrich die volksdichtesten Gegenden R.s, den Manufakturbezirk sowie die wichtigsten Bergwerksreviere des Urals. 4) Der südl. oder warme Landstrich reicht vom 50. Breitengrade bis zum Schwarzen und Kaspischen Meer sowie zu der pontisch-kaspischen Niederung, welche die Grenze der Kaukasischen Statthalterschaft bildet. Dieser besteht großenteils aus meist baumlosen Steppen, hat milde Frühlinge, trockene Sommer, kurze, oft noch strenge, doch zeitweise durch Tauwetter unterbrochene Winter. Die mittlere Jahrestemperatur ist 8° C., die Menge der Niederschläge in keinem Verhältnis zu Westeuropa. Schneestürme sind häufige Begleiter des Winters, Wirbelwinde des Sommers. Der Boden, oft von Salz geschwängert, ist kulturfähig und, wo Anbau erfolgt, überaus fruchtbar. Alle europ. Getreide- und Fruchtarten gedeihen, auch Mais, Melonen, Arbusen, Wein, Südfrüchte aller Art, in der Krim selbst einzelne Palmenarten und die Olive. Die Viehzucht ist die Hauptnahrungsquelle der meist asiat. nomadisierenden Bevölkerung. Neben den gewöhnlichen Haustieren tritt auch das Kamel auf. Charakteristisch für die Steppen sind Jerboas und Steppenfüchse.

Bevölkerungsverhältnisse. Die Volkszahl des ganzen Russischen Reichs wird (1882) auf 102541696 berechnet, wovon 77617697 auf das Europäische R., 7083475 auf Polen, 2060782 auf Finland, 6534853 auf den Kaukasus, 650000 auf das transkaspische Territorium, 4093535 auf Sibirien und 5151354 auf Centralasien kommen; dabei ist die Bevölkerung von Merw und der benachbarten übrigen neuesten Erwerbungen noch nicht mitgerechnet. Die Zahl der Städte beträgt 1161. Die größten davon sind: Petersburg mit 929093, Moskau mit 753649, Warschau mit 406261, Odessa mit 217000, Riga mit 169329, Kasan mit 140726, Kischinew mit 130000, Charkow mit 159660, Kiew mit 127251, Saratow mit 112428 und Tiflis mit

104024 E. Nach dem Religionsbekenntnis verteilte sich die Bevölkerung im Europäischen R. folgendermaßen: 65 Proz. orthodoxe und 10 Proz. dissentierende Anhänger der russ.-griech. Staatskirche, 1 Proz. gregorianische Armenier, 8 Proz. Römisch-Katholische, 4½ Proz. Protestanten, 4 Proz. Israeliten, 6 Proz. Mohammedaner. Die übrigen sind Heiden oder gehören verschiedenen christl. Selten an.

Nationalitäten. Kein Reich der Erde hat innerhalb seiner Grenzen eine solche Menge in Abstammung, Sprache und Sitten verschiedener Bevölkerungselemente. Nach den neuesten statist. Berechnungen gibt es im Europäischen R.: 1) Slaw. Völker: Großrussen 40 Mill., im ganzen Lande vertreten, außer in den Gouvernements Grodno und Piotrkow; Kleinrussen: 16370000, vorherrschend in den Gouvernements Charkow, Cherson, Jekaterinoslaw, Kiew, Podolien, Pultawa, Siedlce, Tschernigow und Volhynien; 150000 Serben und Bulgaren im Gouvernement Jekaterinoslaw; 3600000 Weißrussen, vorherrschend in Grodno, Minsk, Mohilew, Smolensk, Wilna und Witebsk; 5 Mill. Polen, überwiegend in Kalisch, Kielce, Lomscha, Lublin, Piotrkow, Plock, Radom und Warschau, und 7790 Czechen. 2) Litauische Völker: 1900000 Litauer, die meisten in Kowno und Wilna, aber nirgends vorherrschend; 623700 Schmuden oder Samogitier, überwiegend in Kowno und Suwalki; 1100000 Letten, vorherrschend in Kurland; 3) Griechen 75000; 4) Rumänen 750000, die Mehrzahl bildend in Bessarabien; 5) andere europ. Völker; 1036 Franzosen, 188 Engländer, 1 Mill. Deutsche, 286000 Schweden; 6) Armenier 36000; 7) Zigeuner 111654; 8) Juden 3 Mill.; 9) Finn. Völker: 303277 Karelier, 1840000 Finno-Karelier, überwiegend in Finland, 48028 Tschuden, 774934 Esten, vorherrschend in Estland und Livland, 2541 Liven, 4000 Lappen, 1 Mill. Mordwinen, 259745 Tscheremissen, 240490 Wotjaken, 67315 Permier, 85432 Syrjänen, 4000 Samojeden und 2031 Wogulen; 10) Tatar. Völker: 1212610 Tataren, 750000 Baschkiren, 136463 Meschtscherjäken, 126023 Teptjären, 700000 Tschuwaschen und 180000 Kirgisen; endlich 11) 120000 Kalmücken. In den Kaukasusländern wohnen (1880) 1410000 Russen, 9868 Griechen, 8876 Deutsche, 64801 Taten, 720000 Armenier, 23232 Kurden, 75909 Osseten, 1150000 Georgier, 214832 Mingrelier, 108525 Abyghe und Kabardiner, 71974 Abchasen, 460475 Lesghier, 138817 Tschetschenzen, 16622 Juden, 38754 Kalmücken, 1330000 Tataren und Türken, 170216 Kumücken, Nogaier und Turkmenen. Sibirien bewohnen 2764990 Russen, 24040 Polen, 5060 Deutsche, 11105 Juden, 27527 Ostjaken, 10000 Samojeden, 66450 Tungusen, 13500 tatar. Finnen, 19000 Kalmücken, 208000 Buräten, 61992 Tataren, 25000 Karakirgisen, 61266 Kirgisen, 8510 Bucharen, 80000 Jakuten, 12600 Chinesen, 7000 Tschuktschen, 4500 Korjäken, 2000 Kamtschadalen, 3000 Ainos, 6000 Giljäken, 1000 Jukahiren und 1000 Jenissei-Ostjaken. Im russ. Centralasien endlich wohnen 298580 Russen, 414 Polen, 236 Deutsche, 137285 Tadschiks, 1040 Juden, 10250 Araber, 690305 Sarten, 24787 Kalmücken, 7300 Tataren, 299100 Karakirgisen, 1462693 Kirgisen, 182120 Usbeken, 300500 Bucharen, 376000 Turkmenen, 11000 Chinesen, 20000 Dunganen und 36262 Tarettschen.

Religiöse und kirchliche Verhältnisse. Die Staatskirche in R. ist die orthodoxe oder griech.-russ. Kirche, zu der sich 65 Proz. der ganzen Bevölkerung bekennen. Alle übrigen Religionsbekenntnisse genießen bloße Duldung, keinem Griechisch-Orthodoxen ist es gestattet, zu einer andern Religion überzutreten, die Beihilfe dazu wird kriminell bestraft, bei gemischten Ehen, in denen der eine Teil der Staatskirche angehört, muß der andere Teil sich schriftlich verpflichten, die Kinder nach dem Ritus der russ. Kirche taufen zu lassen. Die oberste Leitung der orthodoxen Kirche steht unter dem 1721 von Peter d. Gr. errichteten Heiligen Synod, der zu den höchsten Reichsbehörden gehört und in Petersburg residiert. Mitglieder derselben sind: die drei Metropoliten von Petersburg, Moskau und Kiew, sowie mehrere Bischöfe und Weltgeistliche. Oberster Chef des Synod ist der Kaiser, dessen Stellvertreter der Oberprokurator des Synod. Das ganze Reich zerfällt in 59 Eparchien (1882) oder bischöfl. Diöcesen mit 40569 Kirchen, 37318 Priestern oder Popen, 7009 Diakonen, 620 Kathedralen, 1023 Klöstern mit 6438 Mönchen und 4759 Nonnen und 14167 Kapellen. Die Geistlichkeit zerfällt in die weltliche oder weiße und die klösterliche oder schwarze. Die meisten Klöster befinden sich in dem um Moskau gelegenen Kreise des alten großruss. Kronlandes, dann in dem alten Kiew. Nur wenige gibt es in Südrußland und bei den Kosaken, namentlich den Donischen. In Bezug auf die Leitung und Beaufsichtigung der zur Bildung der Geistlichkeit bestimmten Lehranstalten zerfällt R. in vier Distrikte, den petersburger, den moskauer, den kiewer und den kasaner, zu dem Sibirien gehört. Es bestehen vier geistliche Akademien, 51 Seminarien, 187 Parochialschulen. Die Zahl der zum Klerus der Sektirer gehörenden Individuen beträgt etwa 1500, wovon fast die Hälfte weiblichen Geschlechts.

Die Verwaltung der röm.-kath. Kirche gehört nach Aufhebung des Erzbistums in Warschau (1867) zum Ressort des röm.-kath. Kollegiums zu Petersburg. Sämtliche kath. Kirchen des Reichs sind dem gewöhnlich zu Petersburg residierenden Erzbischof von Mohilew untergeordnet, der zugleich Metropolit aller röm.-kath. Kirchen, Präsident der geistlichen Akademie und Präsidierender des geistlichen Kollegiums zu Petersburg ist. Durch den Ukas vom 8. Nov. 1864 wurden in Polen 110 Klöster aufgehoben. Durch den Ukas vom 26. Dez. 1865 ging das gesamte Eigentum der kath. Kirche in die Verwaltung des Staats über und die kath. Geistlichkeit ward auf feste Staatsbesoldung gesetzt. So wurde die kath. Kirche im ganzen Russischen Reiche von dem röm. Stuhle so gut wie unabhängig gemacht. Außer dem Erzbischof von Mohilew bestehen in den außerpoln. Ländern noch sechs kath. Bischöfe. In jedem bischöfl. Sprengel befindet sich ein geistliches Seminar. Diese 6 Seminare, wie auch ihre 90 Schulen und etwa 200 Sekundärschulen sind der geistlichen Akademie in Petersburg untergeordnet. Die armen.-gregorianische Kirche in R. steht unter der Leitung des im Kloster zu Etschmiadzin residierenden Patriarchen oder Katholikos und den sechs Erzbischöfen von Eriwan, Georgien, Karabagh, Astrachan und Nachitschewan-Bessarabien.

Die evang. und zwar zunächst luth. Kirche steht in Finland unter den drei Bischöfen von Abo, Borgo und Kuopio und deren Konsistorien, in den übrigen

Teilen des Reichs unter den Generalsuperintendenten von Petersburg, Moskau, Warschau, Kurland, Estland, Livland, den Superintendenten von Riga, Reval und Ösel und deren Konsistorien. Die oberste Instanz bildet das Generalkonsistorium in Petersburg, welches dem Ministerium des Innern untergeordnet ist. Die Ausbildung der prot. und reform. Geistlichkeit findet auf den Universitäten Dorpat und Helsingfors statt. Die Reformierten befinden sich besonders unter der lettischen Bevölkerung in den Gouvernements Wilna und Grodno, sodann auch in den Ostseeprovinzen, in Petersburg, Moskau, Archangel und Polen und stehen mit ihren 35 Geistlichen und 31 Kirchen unter 5 Konsistorien. Herrnhuter sind besonders in Livland und Sarepta, Mennoniten in den taurischen Kolonien an der Molotschna zu finden, wo sie etwa 15000 Köpfe stark sind; über 2000 leben in Polen; für die Ausbildung israelit. Geistlichen sind seit 1847 Rabbinerschulen zu Wilna und Schitomir von der Regierung angelegt. Auch bestehen von der Regierung unterhaltene Schulen zu Odessa, Kischinew, Winnica, Stara-Konstantinow und (jetzt die bedeutendste) zu Berditschew. Die mohammed. Bevölkerung mit ihren 20000 Muftis, Mullas und Lehrern steht unter dem Mufti von Orenburg mit Ausnahme der Mohammedaner in Taurien und der Kirgis-Kosaken. Für die Mullas gilt Bokhara als die wahre Hochschule des reinen Islam.

Soziale Gliederung. In keinem Lande Europas hat die ländliche Bevölkerung ein solches numerisches Übergewicht, wie in R., sie bildet den Kern der russ. Nation. Früher unterschied man im ganzen drei Hauptabteilungen der Bauern: 1) freie Bauern, zu denen die Bauern-Eigentümer, die Kolonisten und die Bauern-Pächter gehörten; 2) Bauern unter besonderer Verwaltung der Krone, nämlich die Domänen-, Kronbergwerks- und Fabrikbauern und die Verwiesenen in Sibirien; 3) die Leibeigenen, und zwar die Bauern der kaiserl. Familie (Apanagebauern) und die gutsherrlichen. Durch das kaiserl. Manifest vom 3. März (19. Febr.) 1861 wurde die Leibeigenschaft aufgehoben. Die Bauern wurden persönlich frei und erhielten von den Adeligen Grundstücke zur Sicherstellung ihrer Existenz gegen eine Geldablösung, die in der Weise stattfand, daß der Betrag der bisherigen Frondienste nach Herabsetzung für ganze Landschaften gleichmäßig festgestellt und zu 6 Proz. kapitalisiert wurde. Für 80 Proz. dieser Summe erhielten die Herren durch die Regierung 5 Proz. Zins tragende Papiere, welche damals 20 Proz. unter pari standen. Eine höhere Zahlung erhielt der betreffende Gutsherr nur dann, wenn die Bauern freiwillig auf die Ablösung eingingen und sich zu einer solchen verstanden, was natürlich nur in äußerst seltenen Fällen geschah. Die Bauern ihrerseits haben der Regierung für deren Vorschuß 49 Jahre lang jährlich 6 Proz. dieser vorgeschossenen Beträge zu entrichten, womit Verzinsung und Amortisation gedeckt wird. Über den russ. Bürgerstand s. Gorod, über den russ. Adel s. Dienstleute.

Nach westeurop. Begriffen bildet der russ. Adel keineswegs eine mächtige Aristokratie. Sein Einfluß auf die Denkart, die Gesittung, den Charakter der Masse des Volks ist höchst unbedeutend, und nach oben hin, der Regierung oder gar dem Kaiser gegenüber, übt er als Korps nur den Einfluß, den die Regierung verlangt.

Landwirtschaftliche Produktion. Der Ackerbau ist zwar die Hauptquelle des russ. Nationalreichtums, steht aber noch auf niederer Stufe. Teils fehlt es ihm an Arbeitskräften, teils an Absatz im Innern, teils geht dem Volke das Interesse an höherer Bodenkultur ab, weil seine Bedürfnisse gering sind. In Großrußland kommt noch hinzu der Gemeindebesitz: da jeder selbständigen Anteil am Acker hat, so sind die Anteile meist so klein, daß sie einen selbständigen landwirtschaftlichen Betrieb nicht lohnen, so wird der Acker nur nebenbei oder von den Frauen bestellt, während der Mann auf Arbeit oder Erwerb ausgeht, oder seine Arbeitskraft wegen Steuerrückstände von der Gemeinde vermietet wird. Über das Verhältnis des angebauten Landes zum Wiesen- und Waldboden sowie zu dem unangebauten Lande sind nur für das Europäische R. einigermaßen zuverlässige Angaben vorhanden. Nach neuerer Ermittelung entfallen für das Europäische R. mit Polen und Finland 104 Mill. Hektar auf den Ackerbau. Der Raum, welcher bis jetzt der Kultur abgewonnen, ist demnach überaus gering. Die Ausdehnung des Reichs und seine klimatischen Verschiedenheiten bedingen folgende drei Abschnitte im Zustande der landwirtschaftlichen Industrie: 1) Gänzlich unfähig für jede ökonomische Kultur sind die nördlichsten und östlichsten Gegenden des Reichs, erstere namentlich in Sibirien. 2) Einen tauglichen, aber dürftigen Boden besitzen die nördl. Gouvernements Petersburg, Nowgorod, Perm, Wjätka und Finland, zum Teil auch Landstriche in Kaukasien, Saratow und Taurien. Jene haben große Sümpfe, Moräste, Wälder, einen meist feuchten, sandigen Boden; in diesen finden sich teils beholzte, teils kahle, dürre Flächen, der Hitze, dem Wassermangel und den Insekten ausgesetzt. 3) Zu den fruchtbaren Gegenden gehören die meisten Gouvernements des mittlern R., des sog. «Landes der schwarzen Erde», auch einige wenige des nördl. Landstrichs. Den ergiebigsten Boden haben Kasan, Nishnij-Nowgorod, Pensa, Tambow, Kursk, Charkow und das übrige Kleinrußland mit der Ukraine, auch einige Teile Kaukasiens. Die Gegenden an der Wolga und deren Nebenflüssen gehören zu den getreidereichsten.

Der Ackerbau wird heute noch ebenso betrieben wie vor hundert Jahren. R. hat einen jährlichen Getreideüberschuß für Branntwein- und Spiritusbrennerei und die Ausfuhr. Von Getreidearten baut man in R. am häufigsten Roggen, Weizen mehr in den mittlern und südl. Gegenden, Mais (kukurusa) und Hirse in Taurien und am Terek in Kaukasien, Reis besonders bei Kisljär in Ciskaukasien, Gerste durchs ganze Reich bis gegen das Eismeer, Hafer mehr zum eigenen Bedarf als zur Ausfuhr, Buchweizen, Erbsen und andere Hülsenfrüchte in großer Ausdehnung, letztere besonders in den mittlern Gegenden, Kartoffeln verhältnismäßig noch wenig, namentlich im Innern des Reichs, wo ihrer Kultur Vorurteile und Trägheit entgegentreten. Futterkräuter sind im Überfluß vorhanden, werden aber wenig gepflegt; der Wiesenwachs hat eine außerordentliche Ausdehnung. Der Hanf- und Flachsbau, besonders im mittlern und nordwestlichen R. heimisch und nach dem Roggen- und Weizenbau der bedeutendste Zweig der Landwirtschaft, liefert jene großen Quantitäten Faserstoffe, die von allen Ländern Europas aus den russ.

Ostseehäfen bezogen werden. In einigen Gegenden baut man auch Krapp, Waid, Saflor, Safran und Hopfen, doch nicht in bedeutender Menge. Immer wichtiger dagegen wird die Runkelrübenkultur, welche bereits sehr zahreiche Zuckersiedereien versorgt. Der Weinbau nimmt in den südl. Provinzen mit jedem Jahre zu, und es sind hierin vorzüglich die Kolonisten thätig. Die Weinregion R.s stellt eine Fläche dar, die Frankreich wenigstens zweimal übertrifft, während der Weinertrag nur ein Zweiundzwanzigstel des französischen erreicht. Am blühendsten ist der Weinbau in der Krim, in Cherson, Jekaterinoslaw, in Bessarabien, im Lande der Donischen Kosaken, in Astrachan, welches die köstlichsten Tafeltrauben liefert, in Ciskaukasien. Am reichlichsten aber sind die Weinernten in Transkaukasien, dessen Weine ungewöhnlich viel Feuer besitzen, während die donischen und krimschen Gewächse stark moussieren. In das Ausland kommt kein russ. Wein; dagegen erhält R. bedeutende Weinimporte. Der Gartenbau ist im allgemeinen noch auf einer niedrigen Stufe, doch sucht ihn die Regierung ebenfalls zu heben. Derselbe hat seinen Sitz im Süden und Westen, teilweise auch im Innern. Mit einer Gartenbauschule verbundene Krongärten gibt es mehrere, so in Odessa, Jekaterinoslaw, Cherson, Sewastopol, Kiew, Kischinew, Orel, Pensa, Astrachan. Der Tabaksbau blüht vorzüglich in der Ukraine und im Innern, in der Krim und an der Wolga. Anis und Kümmel kommt aus der Ukraine, Senf aus Saratow, der vortrefflichste aus Sarepta. Opium gewinnt man bei Taganrog, und bei Charkow trägt der Mohn 160fältig. Eine Ausnahmestellung nimmt in seiner Art Transkaukasien ein, indem es nicht nur edle Weine, Oliven, Südfrüchte, Pistazien erzeugt wie die Krim, sondern auch Safran, Indigo, Baumwolle, Süßholz, Avignonkörner, Cochenille u. s. w. An landwirtschaftlichen Produkten kamen 1884 zum Export: Weizen 11370000 Tschetwert (zu 2,099 hl), Roggen 7662000, Hafer 10147000, Gerste 4983000, Mais 1109000, Erbsen 324000, Mehl 374000; ferner 1881: Flachs 12976727 Pud, Flachshede 1856313 Pud, Hanf 4740025, Hanfhede 280209, Lein- und Hanfsamen 2500422, 555560 Tschetwert Ölsaaten. Tabak wurde ausgeführt 1883 in Blättern und präparierter Tabak 128000 Pud (à 16,38 kg).

Die Viehzucht herrscht vor in dem südlichen und südöstlichen R., bei den nomadischen Völkern und im hohen Norden, wo besonders Renntierzucht getrieben wird, während im Süden, z. B. um Orenburg herum, die Kamelzucht im Schwunge ist. Das Pferd steht in großem Ansehen bei allen Bewohnern der Steppenlande, und vielen unter ihnen gibt die Milch und das Fleisch die Hauptnahrung. Auch in den südwestl. Provinzen und in Polen ist die Pferdezucht neben der Rindviehzucht sehr erheblich. Der Russe pflegt sein Pferd im allgemeinen nicht mit großer Sorgfalt, aber es waren von jeher die russ. Pferde ihrer Stärke und Dauerhaftigkeit wegen bekannt. Die besten Stutereien finden sich in den Gouvernements Moskau, Tambow, Charkow, Woronesch, Kiew u. s. w. Bedeutend ist auch die Schafzucht, die jedoch mehr grobe als feine Wolle liefert. Die Zucht der feinwolligen Schafe nimmt indes immer mehr zu, vorzüglich in den Ostseeprovinzen, in Polen und in den südl. Gouvernements. Die Zucht der Schweine ist am bedeutendsten in Mittelrußland, aber auch im Süden und in den Ostseeprovinzen nicht unerheblich. Die Federviehzucht wird fast überall betrieben. Die Bienenzucht ist vorzüglich über Polen (das Brauland des Met), die ehemaligen poln. Provinzen und die Gouvernements an der Wolga, besonders Nishnij-Nowgorod, Kasan und Simbirsk verbreitet, wo die Reste der finn. Völkerschaften in diesem Kulturzweige ihren Haupterwerb finden. Wenigstens liefert die Bienenzucht jährlich 2457000 kg Wachs und 7370000 kg Honig und deckt mit ersterm nicht nur den sehr starken Bedarf der Kirche, sondern erübrigt noch eine ansehnliche Quantität zur Ausfuhr. Die Seidenkultur wurde zuerst von Peter d. Gr. in Anregung gebracht, durch Kaiser Paul erhielt sie neues Leben. Seitdem hat sie sich im Gouvernement Astrachan, der Krim, in Transkaukasien, neuerdings auch in Kleinrußland rasch gehoben; 1883 wurden 400000 kg rohe und gesponnene Seide ausgeführt. Sehr bedeutend ist der Beitrag, den die Viehzucht zum russ. Ausfuhrhandel liefert.

Forst-, Jagd- und Fischereibetrieb. An Holz leiden die drei Gouvernements Astrachan, Jekaterinoslaw und Cherson gänzlichen Mangel, dagegen haben die übrigen daran großen Ueberfluß. Namentlich in Archangel, Olonez, Wologda, Wjätka, Perm, Kostroma und Orenburg bedecken die Wälder ungeheuere Räume, sodaß 19 ha Wald auf einen Bewohner kommen. Fichten, Lärchen und Tannen bilden die Waldungen im Norden bis 65°; darüber hinaus reicht noch die Birke; im Innern und gegen den Süden des Reichs gedeihen die Eiche, Buche und der Ahorn, sowie die Linde, Esche und Ulme. Im J. 1880 betrug der Gesamtbestand der Waldungen im Europäischen R. 105413257 ha, wovon 82382200 Kronwaldungen, in denen gegenwärtig eine regelmäßig geordnete Forstwirtschaft eingeführt ist. Das Forstinstitut zu Petersburg sorgt für die Ausbildung von Forstmännern, welche dann in die praktische Lehrforstei zu Lissino im Kreise Zarskoje-Selo eintreten, in deren Forst alle Waldgewerbe in Vollkommenheit betrieben werden. Zur Bildung der Waldbereiter bestehen Jägerschulen zu Petersburg, Moskau, Grodno. Die Wälder und ihre Erhaltung sind offenbar von unermeßlicher Wichtigkeit für ein Land von so excessivem Klima und für den Feuerungsbedarf so bedeutender Berg- und Hüttenwerke, für den ausgedehnten Bau von Barken auf den zahlreichen Flüssen, für den Häuserbau in den der Bausteine mangelnden Landstrichen, für die Teer- und Pottaschebereitung, endlich für die auf Holzverarbeitung sich stützende gewerbliche Beschäftigung von Millionen Menschen. Der Gesamtwert der Forstnutzungen betrug 1882: 7932004 Mill. Rubel Silber. Die Jagd richtet sich auf Bären, Wölfe, Füchse, Eber, sowie auf das gewöhnliche Wildbret aller Art, auf Gemsen und Steinböcke im Kaukasus und Altai, auf Antilopen, Gazellen und Trappen in den südl. Steppen, selbst auf Tiger in den Aralländern, sowie auf wilde Pferde und wilde Schafe. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist jedoch der Ertrag an Pelzwerk in Sibirien, dessen Hermelin-, Zobel-, Marder-, Fuchspelze u. s. w. nicht nur in Westeuropa, sondern auch in China ihre Märkte finden. Durch die 1876 erfolgte Abtretung der russ. Besitzungen in Amerika hat man einen der wichtigsten Bezugsorte von Pelzen aufgegeben. Allein auch vorher schon war der Absatz von russ. Rauchwerk in Europa nicht so bedeutend, wie man sich gewöhnlich vorstellt, da R. selbst

einen starken Pelzbedarf hat. Die größten Pelzmagazine sind in Moskau, und auf der berühmten Messe von Nishnij-Nowgorod bilden Rauchwaren einen der Hauptartikel. Ungemein reich sind die russ. Meere, Seen und Flüsse an Fischen aller Art. Die Fischerei ist daher eine Hauptbeschäftigung des Volks, und es gibt sogar viele Völkerschaften, namentlich die nordöstlichen, welche fast ausschließlich vom Fischfang leben, während die Gegenden an dem Ural und der untern Wolga der Kaviarbereitung und Gewinnung von Hausenblase ihren Hauptreichtum verdanken. Im J. 1882 wurde Kaviar allein im Werte von 3596000 Rubel ausgeführt. Der Fischfang ist, mit alleiniger Ausnahme der Ural- und jener Wolgagegenden völlig freigegeben. Von Archangel und Kola aus wird auch Walfischfang getrieben. Vgl. Baer, »Untersuchungen über den Zustand des Fischfanges in R.« (Petersb. 1860).

Mineralproduktion. R. hat einen unermeßlichen Reichtum an nutzbaren Mineralien aufzuweisen. Fast alle Metalle finden sich vor, und zwar zum größten Teil in vorzüglicher Güte. Es wird daher auch der Bergbau (namentlich seit 1839) sehr schwunghaft betrieben. Die Hauptfundgruben der edeln Mineralien sind in Asien: der Ural und der Altai in Westsibirien und die Daurischen oder Erzgebirge von Transbaikalien (Nertschinsk) in Ostsibirien, letztere jetzt das Centrum der russ. Goldgewinnung. Dazu ist 1865 ein neues Goldlager am Flusse Igur in Swanetien (Transkaukasien) entdeckt, sowie 1866 Goldsand und Stufengold in Turkestan vorgefunden worden. Im J. 1882 betrug die Goldausbeute 36195 kg, während dieselbe 1865 sich nur auf 22120 kg belaufen hatte. Mit Ausnahme des Goldes hat sich übrigens die Metallproduktion in R. in weit geringerm Grade als in andern Ländern entwickelt. Silbererze kommen in R. mit Bleierzen vor und werden auch meist mit diesen zusammen verhüttet; die vorzüglichsten Gruben liegen in Sibirien. Silber wurde 1882 8036 kg gewonnen. Platina findet sich fast ausschließlich an der Westseite des Ural und ward seit 1834 vermünzt. Doch kam man bald wieder von dieser Verwendung ab, und seit 1845 nahm der Münzhof zu Petersburg kein Platina mehr an, was das Sinken der Produktion zur Folge hatte. Im J. 1857 gewann man 5500 kg, 1882 4820 kg. An Kupfer, das sich reichlich im Ural, noch reichlicher, aber wenig benutzt, in Ostsibirien findet, gewann R. bei steigendem Bedarf 1850 bereits 6½ Mill. Kilogramm. Es wurde früher ein ansehnliches Quantum dieses Metalls ausgeführt, aber diese Ausfuhr nahm etwa seit 1840 durch die Konkurrenz Englands bedeutend ab. Im J. 1870 betrug die Kupferausbeute 5067316, 1881: 3383440 kg. Blei wird hauptsächlich im Altai und in Transbaikalien gewonnen, deckt aber nicht den Bedarf des Inlandes, 1870 gewann man 1648746, 1881 nur 963488 kg. Zinn wird nebst Kupfer in den finnländischen Gruben von Pitkaranda am Ladogasee gewonnen; 1871 wurden 7600 kg gewonnen. Zink findet sich ebenfalls in Finland und in Polen und lieferte 1882 eine Ausbeute von 96657203 kg. Sibirien liefert nächst England den besten und von allen Ländern den meisten Graphit. Bedeutend sind die Alibertschen Graphitwerke in Ostsibirien, am Nordabhang des Tunkinsker Gebirges. Noch großartiger sind die 1859 und 1862 entdeckten Lagerstätten im Kreise Turuchansk am untern Jenissei. Im J. 1875 belief sich die Ausbeute auf 303039 kg. Sehr bedeutend ist die Ausbeute an Eisen, das hauptsächlich im Ural, in den Gouvernements Perm, Orenburg und Wjätka, dann in Wologda, in geringerer Menge im Altai, in Transbaikalien, im Lande der Donischen Kosaken, bei Kertsch, in Polen und Finland gewonnen wird. Die Produktion ist seit lange in steter Zunahme; 1882 wurden 1078333733 kg Eisen produziert. Die Gußeisenproduktion belief sich 1882 auf 467077258 kg, die des Stahls auf 247971969 kg. Steinkohlen und Anthracit finden sich in bedeutenden Lagern in den Bassins von Moskau, Kiew und Elisabetgrad, von Don, Ural, Polen, Kaukasien, Sachalinsk, der Kirgisensteppe und Turkestan, in denen 1882 3775173996 kg Steinkohlen und Anthracit ausgebeutet wurden. Gleichwohl werden jährlich noch etwa 160 Mill. Kilogramm englische Steinkohlen importiert. Ungemein reich ist R. an Salz, besonders in den Grenzprovinzen gegen Asien hin. Von Steinsalzlagern werden die von Ilezk bei Orenburg, von Kulpin am Fuße des Ararat und von Nachitschewan in der Provinz Eriwan bearbeitet. Unter den überaus zahlreichen Salzseen sind die in der Krim, in Bessarabien und der 161 qkm große Eltonsee im Gouvernement Astrachan hervorzuheben. Im J. 1882 belief sich die Salzausbeute auf 2033021522 kg. An roher Naphtha wurden 1883 900 Mill. Kilogramm in Kaukasien gewonnen, während die Ausbeute aller andern Metalle etwa 4800000 kg betrug. Von 1868 bis 1883 wurden 483408 kg Gold zu Münzen geprägt. Bernstein findet sich an der Küste von Kurland, bei Helsingfors, an der nordwestl. Halbinsel Kanin, in den Polargegenden Sibiriens, in der ostsibir. Küstenprovinz. Granit (besonders in Finland), Porphyr, Malachit und andere Steinarten finden sich in Menge und vorzüglicher Schönheit. Diamanten und Smaragden liefert der Ural, Halbedelsteine besonders der Altai. Allgemein bekannt ist das russ. Marienglas, welches auf einer Insel des Weißen Meers in Tafeln bis zur Größe von 30 cm Länge und Breite gefunden wird. Porzellan und Thonerde liefern vorzüglich Sibirien und Taurien, und berühmt ist das Kaolinlager bei Gluchowo im Gouvernement Tschernigow. Mineralquellen der verschiedensten Art finden sich beinahe in allen Teilen des weiten Reichs.

Industrie. Die durch sehr hohe Schutzzölle gesicherte russ. Industrie kann sich zwar nicht mit der westeuropäischen vergleichen, macht jedoch stetige Fortschritte, da es das eifrigste Streben der Regierung ist, Manufakturen und Fabriken in Aufnahme und Blüte zu bringen. Die Manufakturindustrie ist mehr eine ländliche als städtische, indem drei Viertel aller Manufakturen auf dem Lande erzeugt werden und die Mehrzahl der Arbeiter selbst in den städtischen Fabriken aus Landleuten besteht, die im Sommer ihr Feld bestellen. An der Spitze der meisten Fabriken und Manufakturen stehen Ausländer, besonders Deutsche und Engländer. Die industriellen Centren in R. sind zunächst Moskau mit 300 Mill. und Petersburg mit 200 Mill. jährlicher Produktion. Dann folgt Warschau mit 60 Mill., die poln. Provinzen und Perm, sodann die um Moskau liegenden Gouvernements, wie Wladimir mit über 20 Mill., Kasan und Riga produzieren jährlich für 30 Mill., Odessa für 16 Mill., Twer und Serpuchow für 4 Mill. Die industrielle

Gesamtproduktion beträgt für das Jahr 1879 1261 Mill. Rubel an Wert.

Nach den statist. Mitteilungen von 1879 waren in R. 27927 Fabriketablissements mit 689452 Arbeitern und einem Gesamtwert der Produktion von 909 Mill. Rubel. Die hauptsächlichsten Etablissements, deren Arbeiterzahl und jährliche Produktion war 1879: 74 Baumwollspinnereien mit 98213 Arbeitern 105190607 Rubel; 647 Baumwollwebereien mit 102320 Arbeitern und 100 Mill. Rubel; 287 Wollwebereien mit 28984 Arbeitern und 30 Mill. Rubel; 84 Wollspinnereien mit 6489 Arbeitern und 11644000 Rubel; 688 Tuchfabriken mit 73681 Arbeitern und 72 Mill. Rubel; 156 Seidenfabriken mit 11000 Arbeitern und 8257000 Rubel; 253 Maschinenfabriken mit 47800 Arbeitern und 58637000 Rubel; 236 Rübenzuckerfabriken und 50 Zuckerraffinerien mit 95000 Arbeitern und 80 Mill. Rubel; 3554 Lederfabriken mit 22480 Arbeitern und 48 Mill. Rubel; 521 Talgschmelzereien mit 3912 Arbeitern und 10½ Mill. Rubel; 172 chem. Fabriken mit 4465 Arbeitern und 6½ Mill. Rubel; 87 Leinwandfabriken mit 16600 Arbeitern und 13 Mill. Rubel; 324 Hanfspinnereien und Seilerwarenfabriken mit 7125 Arbeitern und 7 Mill. Rubel; nicht inbegriffen in den erwähnten 27927 Fabriketablissements sind die Branntweinbrennereien, die Bierbrauereien und die Tabaksfabriken. Branntweinbrennereien gab es (außer Ostsibirien, woher die statist. Angaben fehlen) 2517, die einen Jahresertrag von über 4 Mill. Hektoliter Spiritus oder einen Wert von 320 Mill. Rubel lieferten; Bierbrauereien gab es (1883) 1690, Mühlen 5111. Tabaksfabriken endlich gab es 1879 bei 169270 Tabaksplantagen 264, die 3½ Mill. Pud verarbeiteten. Für 1882 wird die Gesamtzahl der Fabriketablissements R.s auf 75932 angegeben mit einer Gesamtproduktion von 1278 Mill. Rubel.

Unter den Zweigen der fabrikmäßigen Gewerbthätigkeit, welche durch das Prohibitivsystem jährlich an Ausdehnung gewinnt, hat die Baumwollspinnerei und Weberei die rascheste Entwickelung aufzuweisen. Die rohe Baumwolle wird zumeist aus den Produktionsländern und nicht mehr über Liverpool bezogen. Doch findet auch seit kurzem ein erheblicher Import aus Turkestan statt. Die meist mittlern und ordinären Stoffe werden gefärbt und bedruckt und an vier Fünftel derselben im Lande verbraucht, der Rest nach Asien versendet. Feinere Stoffe werden vom Auslande bezogen. Auch die Wollindustrie hat bedeutend an Umfang zugenommen. Die Tuchfabrikation wird besonders in Petersburg, Moskau, Kaluga, Rjäsan und Sarepta betrieben, die Teppichfabrikation in Smolensk, Woronesch, Warschau und Kalisch. Polens Tuche haben den Vorzug vor den russ. Fabrikaten, besonders in feinern Sorten. Während die Landbevölkerung den inländischen Bedarf an ordinärem Bauerntuch deckt, müssen feine Wollwaaren importiert werden. Zur Ausfuhr kommen ansehnliche Quantitäten von Tuch über Kiachta nach China. Schafpelze, das notwendigste Kleidungsstück jedes gewöhnlichen Russen, werden jährlich etwa 15 Mill. gefertigt. Die Verarbeitung von Flachs und Hanf bildet hinsichtlich der Menge der Erzeugnisse einen der Hauptzweige der russ. Gewerbthätigkeit, hinsichtlich der Qualität aber stehen die Fabrikate hinter den westeuropäischen weit zurück. Vorwiegend wird die Arbeit vom Landvolk betrieben und der größte Teil der groben Leinwand im Lande selbst verbraucht; feine Fabrikate müssen, trotz des hohen Einfuhrzolls, vom Auslande bezogen werden. Nur Polen, Jaroslaw und Rostow liefern auch feine Garne und feine Gewebe, und aus Handgespinsten fertigen feineres Gewebe besonders Wladimir, Jaroslaw, Moskau, Kostroma, Kaluga und Archangel.

Bei dem großen Reichtum der russ. Bergwerke nimmt die Metallfabrikation rasch zu. Es stehen im Betrieb mehrere hundert Eisen- und Kupferhütten, Hohöfen und Hammerwerke, die meisten im Gouvernement Perm, wo Jekaterinburg der Sitz großartiger montanistischer Gewerbthätigkeit ist. Dann in den Gouvernements Orenburg, wo Slatoust berühmte Eisenfabriken mit meist deutschen Arbeitern hat, und in Kasan. Ausgezeichnet sind die kaiserl. Eisenwerke bei Petersburg, sowie die Fabriken Putilow und Abuchow, die Gewehrfabriken zu Wotka und Isch im Gouvernement Wjätka, hauptsächlich aber zu Tula, wo zugleich andere Waffen und sonstige Stahl- und Eisenwaren verfertigt werden. Ferner die Messerfabriken in Petersburg und Moskau, zu Bjelew bei Tula, die großen und berühmten Fabriken in den städtegleichen Dörfern Pawlowo und Worsma im Kreise Gorbatow des Gouvernements Nishnij-Nowgorod, die einen großen Teil R.s mit Eisen- und Stahlarbeiten, namentlich auch mit den sog. geheimen Schlössern versehen. Im ganzen ist die Metallwarenfabrikation wie die montanistische Gewerbthätigkeit in R. hinsichtlich der Vollkommenheit ihrer Produktion noch weit hinter des westeuropäischen zurück und deckt auch nicht in allen Stücken den inländischen Bedarf. Es findet trotz des hohen Zolls eine starke Einfuhr statt (im Betrage von 15 Mill. Rubel jährlich), insbesondere in Maschinen, selbst in Acker- und andern Gerätschaften. Die Papierfabrikation hat in neuerer Zeit an Ausdehnung und Güte des Produkts gewonnen, ist jedoch für den steigenden Bedarf nicht ausreichend. Auch die Fabrikation von Karten und Tapeten ist ausgebreitet. Die Glas- und Krystallwarenfabrikation hat die ausländische Ware schon fast ganz verdrängt. Das russ. Fensterglas ist seit alter Zeit bekannt. Bedeutende Glasfabriken bestehen in Wladimir, Volhynien, Livland und Polen. Die schönsten Spiegelscheiben und Krystallwaren liefert die kaiserl. Fabrik zu Petersburg. Porzellan und Fayence von bester Art wird in Alexandrowskoje bei Petersburg und in Twer verfertigt, am verbreitetsten aber ist diese Industrie im Gouvernement Moskau, wo über 40 Fabriken bestehen und die große Gardnersche Fabrik im Kreise Dimitrew fast über ganz Rußland die gewöhnliche Fayence liefert. Töpfereien und Ziegelbrennereien gibt es in großer Menge. Sehr umfangreich und bedeutend ist Talg-, Thran-, Seife- und Leimsiederei, sowie die Fabrikation von Talg-, Stearin- und Wachslichtern und Öl. Die russ. Rübenzuckerfabrikation kann sich jetzt hinsichtlich der Fabrikenzahl mit allen Ländern messen. Kiew, Tschernigow, Podolien und Polen sind die Hauptproduktionsgebiete. Große Raffinerien bestehen in Petersburg, Moskau, Riga und anderwärts. Die chem. Fabriken, besonders im Gouvernement Moskau stark vertreten, liefern weit über den Bedarf Pottasche, Vitriol, Salpeter, Alaun, Schwefel, Farben und Schießpulver. Die Zahl der Branntweinbrennereien nimmt zufolge der hohen Abgaben auf den Spiritus stetig ab, während die der Bierbrauereien

zunimmt. Die Branntweinkonsumtion in R. ist durchaus nicht so enorm, als sie für gewöhnlich gehalten wird, da es hier dreimal weniger Schenken gibt als in Preußen, fünfmal weniger als in England und sieben- bis achtmal weniger als in Frankreich, Belgien und Holland. Der Verkauf des Branntweins ist seit 1864 nicht mehr Staatsmonopol. Der Norden und Osten des Europäischen R. sowie die litauischen Gouvernements sind endlich auch die Hauptsitze der großartigsten Holzgewerbe, welche zum innern Vertriebe unberechenbare Massen von Bau-, Brenn- und Werkholz, von Lindenbastmatten, sowie Teer, Pech und Pottasche liefern und die besten Sortimente dieser Artikel nebst Schiffbau- und Bauholz, Brettern, Stabholz, Mastbäumen u. s. w. in den auswärtigen Handel bringen. Der Schiffbau wird in den Häfen der Ostsee, des Schwarzen und Asowschen Meeres, dann auch an der Wolga und deren Nebenflüssen äußerst lebhaft betrieben. Vgl. Matthäi, «Die wirtschaftlichen Hilfsquellen R.s» (2 Bde., Dresden 1885).

Handel und Verkehr. Auch der russ. Handel im großen hat seine Grundlegung Peter d. Gr. zu danken. Durch seine Eroberungen und die Herstellung einer Seemacht eröffnete er dem Lande den Seeverkehr. Handelsverträge, Bankanstalten, die Eröffnung von Märkten, die Gründung von Handelskompagnien, von Asselkuranz- und Schiffahrtsgesellschaften, von Handelsgerichten, Handelsschulen u. s. w. förderten ihn unter seinen Nachfolgern. Aktiengesellschaften bestanden unter Nikolaus I. 36, von denen 34 ihr Entstehen seiner Regierung verdankten. Unter der Regierung Alexanders II. stieg die Zahl der Aktienvereine bis 459, mit einem Betriebskapital von 172692520 Rubel in Kreditbillets und 1111009035 Rubel in Metall. Zu den wichtigsten Schöpfungen dieser Art, welche eine Garantie für die Dauer bieten, gehören die verschiedenen Eisenbahngesellschaften, namentlich die 1857 gegründete Hauptkompagnie der russ. Eisenbahnen, die russ. Dampfschiffahrtsgesellschaft zu Odessa (1856), die Gesellschaft des Weißen Meeres (1858), die der Wolgadampfschiffahrt, die Moskauer und die Petersburger Feuerversicherungsgesellschaft u. s. w. Eine Seite des wirtschaftlichen Lebens, die sich in R. ebenfalls bedeutend zu entwickeln begonnen hat, sind die Banken. Bis gegen 1865 war die Reichsbank mit ihren Succursalen in den Provinzen des russ. Reichs die einzige Handelsbank, wie sie von Haus aus die einzige Zettelbank gewesen und geblieben ist. Seitdem ist jetzt in jeder einigermaßen bedeutenden Stadt R.s eine städtische Bank gegründet worden, sodaß sich 1883 die Zahl sämtlicher Banken bereits auf 306 belief. Das Stammkapital war während der Zeit ihrer Existenz von 4609906 Rubel auf 15289862 Rubel gestiegen, während die Reichsbank (Stammkapital 1881 25 Mill. und Reservekapital 3 Mill.) 1882 einen Umsatz von 23780 Mill. Rubel hatte. Die Papierwährung ist in R. noch immer ohne Aussicht auf Reform; seit dem verunglückten Experiment von 1862 ist überhaupt nichts geschehen zur Wiederherstellung der normalen und gesetzmäßigen Metallwährung. Der Kurs unterliegt vielmehr sehr bedeutenden Schwankungen, welche namentlich durch die periodischen Erschütterungen des europ. öffentlichen Kredits, dann aber durch die Handelskonjunkturen infolge der Export- und Importverhältnisse bestimmt wurden. Ganz entschieden trug zur Hebung des Handels der Ukas vom 20. Juni 1860 bei, wonach beim Handelsbetrieb alle Fremden den Russen gleichgestellt sind, während früher die Gleichstellung nur einzelne bevorzugte Nationen oder Personen traf. Landstraßen und Kanäle, im Winter durch Schlittenbahn ersetzt, ermöglichen zwar den innern Verkehr, aber es fehlt noch an Kunststraßen, und erst in neuester Zeit ist hierin vieles geschehen. Die bedeutendsten Heerstraßen sind: 1) der sibir. Trakt (6375 km), die längste Straße Europas, von Petersburg über Nowgorod, Moskau, Nishnij-Nowgorod, Kasan, Perm, Jekaterinburg, Tobolsk nach Irkutsk; 2) die Straße der Ostseeprovinzen (825 km) von Tauroggen an der preuß. Grenze über Mitau, Riga, Dorpat, Narwa nach Petersburg; 3) die weißruss. Straße über Pskow, Dünaburg, Kowno, Augustowo nach Warschau, von wo sie sich nach Kalisch fortsetzt, während eine Straße nach Krakau und eine andere nach Lemberg führt; 4) die große Weststraße zwischen Moskau und Warschau; 5) die große Südstraße von Moskau über Tula, Orel, Kursk nach Charkow, von wo die Odessa-, die Krim- und die Kaukasusstraße ausgeht.

Eisenbahnen. Für den Verkehr dieses mächtig ausgedehnten Reichs und die Verbindung seiner weit entfernten Endpunkte miteinander ist seit 1858 durch Herstellung von Eisenbahnen Anerkennenswertes geleistet worden. Während R. 1838 erst 26, 1857 schon 1165, 1872 bereits 14700 km besaß, hatte es 1884 schon 24475 km (ohne die finnischen mit 1191 km); über 1657 km waren im Bau begriffen. Relativ war auch der Aufschwung der Eisenbahnen bereits in dem Jahrzehnt 1858—67 ein großartiger, da während dieses Zeitraums 3945 km neu eröffnet wurden, wogegen in der ganzen Zeit 1838—57 (unter Nikolaus I.) nur 1165 im ganzen gebaut waren. Von 50 Eisenbahngesellschaften genossen 40 einer Ertragsgarantie der Regierung und zwar 20 für das ganze Einlagekapital, 20 nur für das obligatorische Kapital. Bis zum 1. Jan. 1882 betrug die ganze Summe der von der Regierung bezahlten Garantie 208 Mill. Rubel. Die am meisten frequentierten Bahnen im russ. Reiche sind: die Nikolai-Bahn (Petersburg-Moskau), die Moskau-Rjäsanerbahn, die Rjäsan-Koslow, Warschau-Wien, Moskau-Nishnij u. a. Das russ. Eisenbahnnetz verbindet 1) die Wolga, die größte Verkehrsstraße R.s, in sechs Linien: Rybinsk, Jaroslaw, Kineschma, Nishnij-Nowgorod, Saratow und Zarizyn, mit der Ostsee, ausmündend in Petersburg, Reval resp. Baltischport, Riga und Libau; 2) verbindet die odessaer Linie das Schwarze Meer mit der Ostsee, und diese wiederum durch die Linie Poti-Baku mit dem Kaspischen Meere; sie stellt andererseits durch die Strecke Wolotschisk-Schmerinka und Kischinew-Jassy neue Verbindungen her mit den Nachbarländern Rumänien und Österreich-Ungarn. Die wichtigsten Bahnen sind: 1) die Warschau-Wiener und Warschau-Bromberger Eisenbahn mit den Linien Warschau-Granica, 325 km (Anschluß an die Österreichische Kaiser-Ferdinands-Nordbahn), und Skierniewice-Alexandrow, 168 km (Anschluß an die Preußische Ostbahn); 2) die Linien der großen Russischen Eisenbahngesellschaft: Petersburg-Warschau, 1116 km, Landwarowo-Eydtkuhnen, 173 km, Petersburg-Moskau, 664 km, und Moskau-Nishnij, 441 km; 3) die Linie Petersburg-Zarskoje-Selo, die älteste russ. Eisenbahn, 4. April

1838 eröffnet, 27 km; 4) die Finländischen Bahnen von Petersburg nach Helsingfors, Tammerfors, Åbo, Wasa u. s. w., 1200 km; 5) die Baltische Eisenbahn von Petersburg nach Reval, Baltischport und Dorpat, mit Zweigbahnen, 492 km; 6) die Riga-Dünaburger Bahn, 228 km; 7) die Libau-Romnybahn, 1276 km; 8) die Linie Dünaburg-Witebsk, 260 km; 9) Orel-Witebsk, 520 km; 10) die Bahnen von Moskau nach Brest, 1090 km, Jaroslaw, 278 km, Rjäsan, 192 km, und Kursk, 536 km; 11) Rjäsan-Koslow, 210 km; 12) Wiasma-Rjaschk, 496 km; 13) Morschansk-Syzran, 517 km; 14) Tambow-Saratow, 376 km; 15) Koslow-Woronesch-Rostow, 833 km; 16) Orel-Grjasi, 306 km; 17) Grjasi-Zarizyn, 602 km; 18) Kursk-Charkow-Asow, 817 km; 19) Losowo-Sewastopol, 606 km; 20) Charkow-Nikolajew, 654 km; 21) Kursk-Kiew, 471 km; 22) die Bahnen der Odessaer Eisenbahngesellschaft von Odessa nach Birsula, Wolotschisk, Elisabetgrad und Tiraspol, 1085 km; 23) Kiew-Brest, 850 km; 24) die Transkaukasische Bahn Poti-Tiflis-Baku, 316 km; 25) Rostow-Wladikawkas, 695 km, und 26) die Orenburger Bahn, 546 km. Die Bruttoeinnahme sämtlicher Eisenbahnen belief sich 1884 auf 226572545 Rubel. Befördert wurden 36962808 Passagiere und 2500 Mill. Pud Waren. In noch gewaltigern Dimensionen als die Schienenwege treten die russ. Telegraphenlinien auf. In den J. 1858—60 stieg die Länge der elektrischen Telegraphen von 11732 auf 26806 km und 1883 war sie bereits zu 105161 km gestiegen, die auf 3171 Stationen 10222664 Depeschen beförderten. Von den Telegraphenlinien waren 97000,8 km Staatslinien, 3337,4 km Eisenbahntelegraphenlinien, 620,4 Privatlinien, 469,3 Militär- und Polizeilinien; 99 km kommen auf das Kabel der Åland-Inseln, 3634,2 auf die Anglo-Indische Linie. Jetzt erstreckt sich das russ. Telegraphennetz bis Nikolajewsk im Amurlande und bis zur Beringstraße, durch welche ein submarines Kabel nach Amerika gelegt ist, um eine Telegraphenverbindung zunächst mit Westminster, der Hauptstadt von Britisch-Columbia, zu vermitteln.

Nächst England und Frankreich hat die russ. Regierung am meisten in Europa für Kanalverbindungen gethan. Die Gesamtlänge der Kanäle und künstlich schiffbar gemachten Flußstrecken in R. beträgt 6367 km. Die Ostsee ist durch den Beresina-, den Oginski- und Königskanal mit dem Schwarzen Meere verbunden. Mit dem Kaspischen Meere wird sie verbunden durch den Wyschnij-Wolotschokschen, den Tichwinschen und den Marienkanal. Eine schleusenlose Verbindung des Ladogasees mit Petersburg (anstatt des alten Ladogakanals) wurde 1861—66 hergestellt. Der Kanal des Herzogs Alexander von Württemberg verbindet das Weiße Meer mit der Ostsee. Ein anderer, in neuerer Zeit aufgegebener Wasserweg führte durch den Katharinenkanal aus dem Weißen in das Kaspische Meer. Seitenkanäle verbinden einzelne Flüsse unter sich. Außerdem sind andere Kanäle projektiert, z. B. zur Verbindung des Don mit der Wolga. Mit Sibirien ist die Verbindung sehr erleichtert durch natürliche Wasserwege und von Jekaterinburg bis Tjumen führt seit 1885 eine Eisenbahn. Die Kama oder Kleine Wolga und deren Nebenflüsse, wie die Ufa, führen bis in die unmittelbare Nähe der Goldwäschen und Bergwerke des Ural und erleichtern den Transport der Mineralien.

Nicht nur die größern Flüsse in Europa, sondern auch in Sibirien, sowie das Kaspische Meer, der Aralsee mit dem Syr-Darja, der Baikalsee u. s. w. werden mit Dampfern befahren. Der Hauptmarkt für den innern Handel ist die Messe von Nishnij-Nowgorod (s. d.), welche jährlich im Juli und August stattfindet und zugleich den Landverkehr Europas mit Asien vermittelt. Außerdem sind von Wichtigkeit die Messe von Irbit (s. d.), die 1830 für den Handelsverkehr mit der Moldau und Walachei errichtete Messe von Kischinew in Bessarabien, die Messen von Charkow, Kiew, Archangelsk, Rostow, Riga u. s. w., die Handelsplätze Moskau, Rybinsk, Twer, Tula, Kaluga, Jaroslawl, Smolensk, Kasan, Saratow, Odessa ꝛc. Der russisch-chinesische Tauschhandel hat seinen Sitz zu Kiachta (s. d.).

Der **Seeverkehr** R.s ist, obgleich seine eigene Reederei verhältnismäßig nicht beträchtlich, doch von großer Wichtigkeit. Unter den Ostseehäfen steht Kronstadt (s. d.), als eigentlicher Seehafen von Petersburg und als Mittelpunkt des ganzen Handels von Nordrußland obenan, während die Schiffahrtsbewegung in Riga, Reval, Narwa, Hapsal, Arensburg, Pernau, Windau, Uleåborg, Åbo und Helsingfors sich zumeist auf den Verkehr der Küstenfahrer mit Kronstadt und Petersburg beschränkt. Der Handel von Archangel am Weißen Meere ist durch seine Lage und seine langen Winter von geringer Wichtigkeit. Desto bedeutender ist er in den südruss. Häfen, namentlich Odessa (s. d.), dann in Taganrog, Mariupol und Berdiansk am Asowschen Meere, Kertsch, Feodosia, Eupatoria in der Krim, Poti in Transkaukasien. Der Handel auf dem Kaspischen Meere konzentriert sich hauptsächlich auf Astrachan. Ein Ukas vom 30. Mai 1857 ermäßigte das seit 1822 bestehende starre Prohibitivsystem wenigstens insoweit, daß ein gemäßigter Schutzzoll eingeführt, die Zahl der zollpflichtigen Einfuhrartikel von 472 auf 367 herabgesetzt und die Zollfreiheit auf 300 Artikel ausgedehnt wurde. Die Handelsflotte bestand 1878 aus 3643 Segelschiffen und 259 Dampfern. Im J. 1882 liefen in die Häfen der Ostsee 7014, in die des Schwarzen Meeres 4835, in die des Weißen Meeres 757, in die des Kaspischen Meeres 1032, also in alle Häfen des Europäischen R. 13638 Schiffe ein; ausgelaufen waren 13354 Schiffe, und zwar 8035 aus der Ostsee, 3827 aus dem Schwarzen Meere, 773 aus dem Weißen und 719 aus dem Kaspischen Meere. Im J. 1884 belief sich der Import durch die europ. Zollämter auf 491649000 Rubel für Waren, der Export auf 553963000 Rubel an Waren. Durch die asiat. Zollämter belief sich der Import 1882 auf 32853000 Rubel, während die Ausfuhr 13798000 Rubel betrug. Der Handel mit Finland ergab in diesem Jahre ein Facit von 13274000 Rubel Export und 15576000 Rubel Import. Die Hauptgegenstände der Einfuhr sind: Rohzucker, Kaffee, Thee, Früchte, Wein, Tabak, Salz, Baumwolle, Seide, Wolle, Farbstoffe, Baumwollfabrikate, Leinenwaren, Seidenzeuge, Wollwaren, Baumöl, Maschinen und Instrumente, Edelsteine, Pelzwerk, rohe Metalle, besonders Blei, Steinkohlen. Hauptausfuhrartikel sind: Hanf- und Leinsamen, Flachs, Hanf, Talg, Getreide, Mehl, Bretter, Kupfer, Eisen, Borsten, Juften und anderes Leder, Schafwolle, Baumwollfabrikate, Tuche, Rindvieh, Pelzwerk, Taue, Segeltuch und Leinwand.

Geistige Kultur. Die schwachen Keime der Kultur, welche die Byzantiner im alten R. gesäet hatten, wurden durch das Mongolenjoch zerstört. Die ersten Schulen scheinen zur Zeit Iwans des Schrecklichen (1533—84) in Nowgorod und Pskow entstanden zu sein. Feodor III. gründete 1682 die geistliche Akademie in Moskau, deren Lehrstellen mit Klein- und Weißrussen besetzt wurden. Peter d. Gr. stiftete Kriegs- und Navigationsschulen und ließ durch Leibniz den Plan zu der Akademie der Wissenschaften entwerfen. Unter ihm erschien der erste russ. Kalender und 1714 die erste Zeitung. Auch ward unter ihm die Volkssprache zur Schriftsprache erhoben. Doch drängte er zunächst nur den angesehenen Familien europ. Bildung auf, und für den Volksunterricht geschah nichts. Unter Elisabeth wurde 1755 die Universität Moskau eröffnet. Katharina II. verbreitete unter den Großen franz. Sitte und Bildung, machte sich aber auch durch Anlegung zahlreicher Volksschulen, Gymnasien und wissenschaftlicher Institute verdient. Alexander I. suchte zuerst ein System der Unterrichtsanstalten mit militärischer Einrichtung durchzuführen und rief 1802 das Ministerium der Volksaufklärung ins Leben. Kaiser Nikolaus I. bemühte sich im Einklang mit seiner Politik dem Andringen fremder Bildung, soweit sie nicht rein dem praktischen Gebiet angehörte, entgegenzutreten. Die Bildung junger Russen im Auslande wurde verboten und nur einzelnen die kaiserl. Erlaubnis dazu erteilt. Der Aufenthalt der Russen im Auslande erfuhr ebenfalls Beschränkungen. Die Erziehung im Hause und in Privatanstalten wurde unter öffentliche Kontrolle gestellt und als Hauptgegenstände des Unterrichts wurden russ. Sprache und Litteratur, Landesgeschichte, Volkskunde, russ. Geographie und Statistik bezeichnet. Diese Bestrebungen führten zwar zu einer äußerlichen Gleichförmigkeit, aber auch zu innerlicher Hohlheit und Oberflächlichkeit. Eine neue Epoche begann unter Alexander II. Der Unterrichtsminister Golownin (seit 1862) entwarf großartige Organisationspläne, deren Ausführung bei seinem im April 1866 erfolgten Rücktritt seinem Nachfolger, dem Grafen Tolstoi, überlassen blieb. Die starre Absperrung gegen den Westen hörte auf; neue Statuten und Reglements zur Reorganisation der Universitäten (1863), zur Verbesserung der Gymnasien und Progymnasien (1864), sowie der Kreis-, Parochial-, Elementar- und Volksschulen (1864) wurden erlassen. Die Neugründung von höhern und niedern Lehranstalten, von Realgymnasien, von Lehrerseminaren (1865), von Spezialschulen u. s. w. wurde in Angriff genommen. Das Budget für das Unterrichtswesen wurde erhöht, die Anschaffung der Lehrbücher und anderer Lehrmittel freigegeben und der Konkurrenz der Verleger und Buchhändler überlassen. Die vom Kaiser Paul I. 1796 eingeführte Censur, bisher zur Centralverwaltung des Ministeriums der Volksaufklärung gehörig, wurde 1863 dem Ressort des Ministers des Innern übergeben und 1865 ein Preßgesetz in Kraft gesetzt, welches den Übergang von der Präventivcensur zur Nachcensur (d. h. zum System der gerichtlichen Verfolgung des Mißbrauchs der Presse) bilden sollte, aber bei der administrativen Behandlung stehen geblieben ist, welche willkürlich gehandhabt wird.

Unter den dem Unterrichtsministerium unterstehenden Lehranstalten, die kaum den vierten Teil der Gesamtzahl bilden, sind die acht Universitäten Petersburg, Moskau, Charkow, Kasan, Kiew, Odessa, Dorpat, Warschau mit (1883) 12606 Studierenden; 146 Gymnasien (1884) und 84 Progymnasien mit 60242 Schülern und diesen gleichstehenden Mittelschulen, wie die Handelsschulen zu Moskau, Odessa, einige Adelsinstitute, ferner das fürstl. Bosborodkosche Lyceum zu Njeshin (Tschernigow) und das Demidowsche Lyceum zu Jaroslaw; die zwei einzigen Veterinärschulen zu Dorpat und Charkow, dann etwa 450 städtische Schulen (früher Kreisschulen) mit 32000 Lernenden, 21666 Elementar- und Volksschulen mit 900000 Schülern, 84 Realschulen, 32 Mädchengymnasien und 22 Progymnasien, 28 adelige Fräuleinstifte, 137 Kron- und 1500 Privatanstalten für Hebräer, 157 Schulen bei den christl. Kirchen nichtgriech. Konfession mit über 30000 Schülern. Außerdem gehören zum Ressort des Unterrichsministeriums die kaiserl. Akademie der Wissenschaften, die kaiserl. Bibliothek, die Sternwarte zu Pulkowa, das große Rumjänzowsche Museum zu Moskau, 38 gelehrte Gesellschaften, 45 öffentliche Bibliotheken u. s. w. Die geistlichen Lehr- und Bildungsanstalten unterstehen dem Heiligen Synod, nämlich 4 Akademien mit 500 Zöglingen, 53 Seminare mit 14800 Schülern und 242 geistliche vierklassige Schulen mit 27981 Schülern. Alle übrigen Lehranstalten, die nicht vom Unterrichtsministerium abhängen, sind den entsprechenden andern Ministerien untergeordnet, während die weiblichen Schulanstalten unter dem Patronat der Kaiserin Marie stehen. Das Budget des Unterrichtsministeriums betrug 1885 20392890 Rubel. Am reichlichsten sind die Universitäten, Gymnasien und Progymnasien bedacht, die in jenem Budget mit 2906380 Rubel und 6081298 Rubel figurieren, am kärglichsten die Gemeinde- und Volksschulen, für welche nur 1733278 Rubel angewiesen sind. Abgesehen von dem Budget des Unterrichtsministeriums wurde aber auf die Lehranstalten der andern Ministerien noch die Summe von 16600532 Rubel verwendet, darunter vom Kriegsministerium 8335760 Rubel, vom Finanzministerium 3085536 Rubel, vom Ministerium des Innern 128767 Rubel u. s. w. Unter den gelehrten Gesellschaften R.s nimmt die kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, von Peter d. Gr. 1724 gestiftet und 25. Dez. 1725 (6. Jan. 1726) eröffnet, den ersten Rang ein. Mit ihr verbunden ist die 1839 eröffnete kaiserl. Sternwarte zu Pulkowa. Außerdem bestehen noch eine Reihe kaiserl. Gesellschaften zur Pflege der Naturwissenschaft, der Geschichte und Altertumskunde, der Geographie u. s. w., die wegen der Herausgabe ihrer Verhandlungen und ihrer reichen Sammlungen von Bedeutung sind und denen sich zahlreiche Privatgesellschaften anschließen. Auch sind eine Menge reich ausgestatteter Museen jeder Art vorhanden. Unter den Bibliotheken sind die bedeutendsten die kaiserl. öffentliche Bibliothek mit über 900000 Büchern und 30000 Manuskripten und die der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg. Überhaupt gibt es in R. 280 Bibliotheken, darunter 92 öffentliche; die übrigen sind Eigentum von Klöstern, Korporationen und Privatpersonen. Wohlthätige Anstalten, namentlich Hospitäler, Waisen-, Taubstummen- und Blindenanstalten, Armenhäuser rc. gibt es in R. sehr viel. Das großartigste Institut seiner Art ist das Findelhaus zu Moskau.

Verfassung und Verwaltung. Seiner Verfassung nach bildet das Russische Reich eine völlig uneingeschränkte Monarchie. Der Kaiser nennt sich Samodérshez, d. i. Selbstherrscher aller Reußen, Zar von Polen und Großfürst von Finland und ist höchster Gesetzgeber, Regent und Richter, wie auch, seit Peter d. Gr., höchstes Oberhaupt in allen geistlichen Angelegenheiten. Natürlich bindet auch er sich an gewisse Staatsgrundgesetze. Hiernach ist seit 1797 die erbliche Thronfolge in gerade absteigender Linie nach dem Recht der Erstgeburt und dem Vorzug der männlichen vor der weiblichen Descendenz festgesetzt. Jeder russ. Herrscher muß mit Gemahlin und Descendenten der russ.-griech. Kirche angehören. Kinder aus einer vom Kaiser nicht für ebenbürtig anerkannten Ehe sind nach der Zusatzakte des Kaisers Alexander vom 20. März 1820 nicht successionsfähig. Der Thronfolger ist mit vollendetem 16. Jahre volljährig, die übrigen Großfürsten und Großfürstinnen des Hauses werden es erst mit zurückgelegtem 20. Jahre. In Bezug auf Finland ist der Kaiser an die Inkorporationsakte von 1809 gebunden. Die besondern polit. Institutionen des frühern Königreichs Polen sind nach den Unruhen von 1830 und 1863 ganz aufgehoben worden.

Die oberste Leitung der Staatsgeschäfte befindet sich in den Händen des Kaisers selbst. Die obersten Reichskörperschaften sind der Reichsrat, das Komitee der Minister, der dirigierende Senat und der Heilige Synod. 1) Der Reichsrat, die höchste beratende Behörde, 1802 gegründet, 1810 organisiert, der Präsident desselben und die Vorsitzenden des Departements werden jährlich ernannt. Zum Forum des Reichsrats gehören die Begutachtung aller im Entwurf an ihn gelangenden Gesetze, Verordnungen und Berichte, die Revision und Sanktion des Budgets. Sein Plenum umfaßt die vom Kaiser berufenen volljährigen Großfürsten, sämtliche Minister und außerdem eine Anzahl vom Kaiser berufener Militär- und Civilbeamter der drei ersten Rangklassen. Die drei (früher fünf) Departements des Reichsrats setzen sich zusammen für Gesetzgebung, für Civilangelegenheiten und Kultus, für Staatswirtschaft und Finanzen. Bei dem Reichsrat besteht die Reichskanzlei, an deren Spitze der Reichssekretär steht und in deren fünf Sektionen ebenso viele Staatssekretäre die Leitung haben. 2) Das Komitee der Minister, aus den Ministern, den drei Vorsitzenden der Departements des Reichsrats und andern vom Kaiser ernannten Gliedern bestehend, ist oberster Rat des Kaisers in Administrativangelegenheiten, welche die Kompetenz der Minister übersteigen. 3) Der Senat wurde von Peter d. Gr. 1711 errichtet und 1718 definitiv organisiert, zunächst als oberste Autorität für alle Civil- und Militärsachen und deshalb mit dem Prädikat Prawiltestwujuschtschij (d. i. dirigierend) ausgestattet. Bis Alexander I. (1802) vereinigte er wirklich die Direktion aller Staatsangelegenheiten, als Gesetzgebung, Generalkontrolle, oberste Justiz u. s. w. Durch die Gründung des Reichsrats, des Ministerkomitees und die Einführung persönlicher Vorträge und direkter Berichte der Minister beim Kaiser wurden jedoch die Grenzen seiner Befugnisse sehr verengert. Gegenwärtig stehen ihm zu die Veröffentlichung und Registrierung der Ukase, Manifeste, Statuten u. s. w., die richterliche Entscheidung letzter Instanz über Staatsverbrechen, Civil- und Kriminalsachen, die Revision der durch die Provinzialtribunale gefällten richterlichen Entscheidungen, die Entscheidung bei Klagen über Minister, Gouverneure und Gouvernementsregierungen wegen Ungesetzlichkeit ihrer Anordnungen und Beeinträchtigung von Privatpersonen, von allen Funktionären des Staats, selbst der Minister u. s. w. Der Senat ist somit eigentlich nur noch eine die innern Angelegenheiten des Staats überwachende Behörde, deren Generalprokurator der Justizminister. Der Kaiser ernennt die Senatoren, deren Anzahl nicht bestimmt und sehr groß ist. 4) Der Heilige Synod bildet das höchste Gericht und die oberste Behörde für alle Angelegenheiten der griech.-russ. Kirche. Bei dem Synod bestehen eine Kanzlei, eine Direktion der Unterrichtsanstalten für den orthodoxen Klerus und eine Direktion für Verwaltung und Buchführung unter alleiniger Leitung des Oberprokureurs, der die Rechte eines Ministers, den Vortrag beim Kaiser und Sitz und Stimme im Reichsrat und Ministerkomitee hat.

Unter den Centralstellen der Administration nehmen die Staatsministerien den ersten Rang ein. Die einzelnen Minister walten voneinander unabhängig unter direktem Vortrage beim Kaiser, haben Sitz und Stimme im Reichsrat und Ministerkomitee und im Senat. Erst seit 1861 ist zur gemeinsamen Beratung gewisser Angelegenheiten ein sog. Ministerrat eingeführt, dem außer den Ministern auch andere vom Kaiser bestimmte Personen beiwohnen können, jedoch neuerdings nicht mehr berufen wird. Jedes Ministerium besteht in drei Hauptabteilungen: das Departement (in Sektionen und diese in Bureaus geteilt), das Ministerconseil (die Direktoren und andere Glieder unter Vorsitz des Ministers umfassend) und die Kanzlei. Die Minister, die Adjunkten derselben und die Direktoren werden vom Kaiser ernannt. Gegenwärtig gibt es, mit Einschluß der Generalkontrolle, 11 Ministerien. 1) Das Ministerium des kaiserl. Hauses, das dem Hofstaat zugezählt ist, und von dem dependieren: das Ordenskapitel des Reichs, das Departement der Apanagen, das Kabinett des Kaisers (Bergwerke und Fabriken, welche das Privateigentum des Monarchen sind), die Expedition des Oberceremonienmeisters, die Kanzlei, das Hofcomptoir (Verwaltung der Paläste), die Direktion der Eremitage (Gemäldegalerie und Kunstsammlungen), das Hofmarstallamt, die Hofbaudirektion, der Oberjägermeister, die Direktion der kaiserl. Theater und die kaiserl. Akademie der schönen Künste eine besondere Kontrollbehörde. 2) Das Ministerium des Äußern, dessen Chef den Titel Reichskanzler trägt, und das außer der Kanzlei und der Archivdirektion die drei Departements für asiatische, innere und ökonomische Angelegenheiten hat. 3) Das Kriegsministerium, welches umfaßt: die Feldkanzlei des Kaisers und das kaiserl. Hauptquartier, zu dem (seit Anfang 1866) die General- und Flügeladjutanten des Kaisers, die Generalmajore à la suite des Kaisers, die seiner Person attachierten Generale, der Feldstallmeister, der Generalwagenmeister, der Chef der militärischen Feldtelegraphen und der Kommandant des kaiserl. Hauptquartiers gehören. An der Spitze des Kriegsministeriums stehen der Kriegsminister und in allen ökonomischen und Gesetzgebungsangelegenheiten der Kriegsrat, dessen Präsident der Kriegsminister; beim Kriegsrat besteht das Codifikationskomitee, das Invalidenkomitee u. a.

Zu diesem Ministerium gehören das Obertribunal der Militärjustiz, die Kanzlei, der Generalstab; außerdem die sieben Generaldirektionen der Artillerie, des Geniewesens, der Intendanz, des militärischen Sanitätsdienstes, der Militärjustiz, der Militärschulen und der irregulären Truppen. 4) Das Ministerium der Marine, an der Spitze der Seeminister, neben ihm der Admiralitätsrat, hat die zwei Departements der persönlichen und der hydrographischen Angelegenheiten, die Direktion des Sanitätsdienstes, das Obermilitärtribunal der Marine und das technische Komitee. 5) Das Ministerium des Innern umfaßt die sieben Departements der allgemeinen Angelegenheiten, der Polizei, der Städteverwaltung, des Medizinalwesens, der fremden (nicht griech.-russ.) Kulte, der Post und des Telegraphenwesens; ferner eine Abteilung für die Angelegenheiten der Bauernemancipation, das Centralkomitee für Statistik, die Generaldirektion für Angelegenheiten der Presse und die Baudirektion. Zum Ressort dieses Ministeriums gehören auch die Gouverneure und Generalgouverneure der einzelnen Reichsgebiete. 6) Das Ministerium des öffentlichen Unterrichts hat ein wissenschaftliches Conseil, eine Kanzlei, ein Departement des Unterrichts und die Direktion der kaiserl. Bibliothek. Zum Ressort dieses Ministeriums gehören auch die Kuratoren der zehn Lehrbezirke. 7) Das Ministerium der Finanzen enthält die Direktion der Kreditangelegenheiten, die fünf Departements für Zölle, für direkte Steuern, für indirekte Steuern, für Industrie und Handel, für die Hauptbuchführung; ferner die Generalkasse, die Kommission des Fonds für Amortisation der Staatsschuld, die Fabrikation des Papiergeldes, Stempelpapiers u. s. w., sowie die im Mai 1866 errichtete Abteilung der Finanzen des Königreichs Polen. Zum Ressort des Ministeriums gehört überdies die Staatsbank mit einem besondern Direktorium. 8) Das Ministerium der Justiz hat unter sich das Departement der Justiz, die Kanzlei und eine sog. Konsultation. 9) Das Ministerium der Domänen zerfällt in fünf Departements: für den allgemeinen Dienst, für Bergwesen, für den Ackerbau, für Vermessung und Kataster, für die Forste. 10) Das Ministerium der Wege und Verkehrsanstalten hat drei Abteilungen, für Eisenbahnen, für Landstraßen und Kanäle und für allgemeine Angelegenheiten. 11) Die Generalkontrolle des Reichs besitzt ihre besondern Kanzlei- und Archivdirektionen und in Petersburg eine Kontrollkommission, eine Direktion für die Marineverwaltung und in den Gouvernementsstädten Kontrollhöfe.

Einteilung. Das ganze Russische Reich besteht gegenwärtig aus 77 Gouvernements, 19 Gebieten, 3 Bezirken, 4 Militärverwaltungen (Suchum, Amu-Darja, Batum und Kars) und 6 Stadtgouvernements (Odessa, Taganrog, Kertsch-Jenikale, Derbent, Petersburg und Sewastopol). Die 50 Gouvernements des *Europäischen Rußland* gruppieren sich folgendermaßen: 1) *Großrußland:* die 20 Gouvernements: Petersburg, Olonez, Wologda, Archangel, Nowgorod, Pskow, Twer, Jaroslaw, Kostroma, Wladimir, Nishnij-Nowgorod, Moskau, Smolensk, Kaluga, Tula, Rjäsan, Tambow, Woronesch, Kursk, Orel. 2) *Kleinrußland:* die 4 Gouvernements: Kiew, Pultawa, Charkow, Tschernigow. 3) *Süd- oder Neurußland:* die 3 Gouvernements: Taurien mit dem Stadtgouvernement Kertsch-Jenikale, Cherson mit dem Stadtgouvernement Odessa, Jekaterinoslaw mit dem Stadtgouvernement Taganrog, Bessarabien und das Land der Donischen Kosaken. 4) *Westrußland:* die 9 Gouvernements: Kiew, Podolien, Volhynien, Minsk, Mohilew, Witebsk, Wilna, Grodno und Kowno. 5) *Die Baltischen Provinzen:* die 3 Gouvernements: Kurland, Livland, Estland. 6) *Das östliche Rußland:* die 10 Gouvernements: Perm, Wjätka, Kasan, Simbirsk, Pensa, Astrachan, Samara, Saratow, Orenburg und Ufa. 7) *Das Königreich Polen* oder die *Weichselgouvernements:* die 10 Gouvernements: Warschau, Kalisch, Kielce, Lomsha, Lublin, Petrikau, Plotzk, Radom, Suwalki, Siedlec. 8) *Das Großfürstentum Finland:* die 8 Gouvernements: Abo-Björneborg, Wasa, Wiborg, Kuopio, Nyland, St.-Michel, Tawastehus, Uleåborg. 9) *Das Generalgouvernement des Kaukasus:* die 6 Gouvernements: Stawropol, Baku, Jelisawetpol, Eriwan, Kutais, Tiflis; die 3 Gebiete: Daghestan, Kuban, Terek; die 2 Bezirke: der von Sakataly, der vom Schwarzen Meer; die Gebiete von Suchum, Batum und Kars. *Das Asiatische Rußland* umfaßt: 1) *Sibirien:* die 4 Gouvernements: Tobolsk und Tomsk (Westsibirien), Irkutsk und Jenisseisk (Ostsibirien); die Gebiete: Transbaikalien, Ostsibirisches Küstengebiet, Amurland, Gebiet Jakutsk. 2) *Centralasien:* die 5 Gebiete: Akmolinsk, Semipalatinsk, Turgaisk, Uralsk und das Transkaspische Gebiet; ferner das Generalgouvernement Turkestan mit den 4 Gebieten: Semirjetschensk, Syr-Darja, Ferghana, Merw, der Militärverwaltung Amu-Darja und dem Bezirk Serafschan. (Über Flächenraum, Bevölkerung u. s. w. der einzelnen Gouvernements und Gebiete s. deren eigene Artikel.)

Jedes Gouvernement zerfällt wieder in Kreise oder Ujesde. Die Ostseeprovinzen und Finland haben ihre eigene Kreiseinteilung. Der innern Provinzial- und Polizeiverwaltung steht der Gouverneur vor mit einer Kanzlei; ihm zur Seite befindet sich eine Gouvernementsregierung mit Abteilungen für Medizinal- und Bauwesen, ein Kameralhof für Steuersachen, eine Gouvernementsaccisevewaltung (für Branntwein-, Zucker- und Tabaksaccise), eine Domänenverwaltung, ein Kontrollhof, ein Vermessungscomptoir, eine Postverwaltung, Telegraphenverwaltung, Schuldirektion, ein geistliches Konsistorium der russ. Kirche, eine Militärverwaltung, eine Gendarmerieverwaltung (geheime Polizei). Für mehrere Gouvernements bestehen Bezirksverwaltungen für Militärsachen, Zölle, Eisenbahnen, Chausseen und Kanäle und in einigen Gouvernements Apanagenverwaltungen, sodaß jedes Ministerium ein oder mehrere selbständige voneinander unabhängige Organe im Gouvernement hat. Generalgouvernements, denen mehrere Gouvernements untergeordnet sind, gibt es jetzt 9: Finland, Polen, Wilna-Kowno-Grodno, Kiew-Podolien-Volhynien, Moskau, Orenburg, Turkestan, Ostsibirien und Mittelasien und des Amur.

Die Selbstverwaltung wurde zuerst von Katharina II. ständisch organisiert und dem Adel und den Städten übertragen. Sie schlug nicht Wurzel, zum Teil wegen der Apathie der beiden Stände, zum Teil wegen ihrer Machtlosigkeit den allmächtigen Generalgouverneuren, Gouverneuren und Polizeimeistern gegenüber, die, wenn sie es verstanden mit

der Centralregierung sich zu stellen, sich alles erlauben durften. Später legte die centralisierende Bureaukratie die selbständige Thätigkeit der Organe der Selbstverwaltung, denen dem Gesetze nach Justiz, Polizei, Armenpflege, Sorge für Kirche und Schule überlassen war, lahm und verwandelte sie allmählich in aller Selbständigkeit und eigener Initiative bare Exekutivorgane der Centralverwaltung, die sich in nichts von abhängigen Kronbeamten unterschieden. Von den Organen der Selbstverwaltung hatten einige Bedeutung nur die Adelsmarschälle erlangt. Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft, bei der demokratische Bureaukraten und slawophile Doktrinäre das treibende Element bildeten, sollte der Adel, der einzige thatsächlich einflußreiche Stand (weil er eben 20 Mill. Unterthanen gehabt hatte), völlig beseitigt werden. Man beschränkte ihn auf seine Standesangelegenheiten und organisierte in den 34 Gouvernements und etwa 340 Kreisen des eigentlichen R. die sog. Landschaftsinstitutionen (semskija uczreshdenija). Die drei deutschen Ostseeprovinzen und das Land der Donischen Kosaken blieben wegen ihrer besondern Privilegien, Archangel und Astrachan wegen ihrer exceptionellen Stellung, Kiew, Volhynien, Podolien, Mohilew, Witebsk, Minsk, Wilna, Grodno und Kowno wegen ihres Zusammenhangs mit der poln. Nationalität ausgeschlossen. Als Zweck dieser Vertretungen ist die Sorge für die lokalen ökonomischen Interessen bezeichnet. In jedem Kreise wählen die Gutsbesitzer, die Samtgemeindeversammlungen und die Kaufleute, Gewerbtreibenden und Hausbesitzer der Städte die Mitglieder der Kreislandversammlung (in der Regel die Hälfte der Mitglieder aus den Gutsbesitzern, die andere Hälfte aus den Stadt- und Landgemeinden). In den beiden ersten Kategorien ist ein Census für die Wähler festgesetzt; die Landgemeinden wählen auf indirekte Weise. Das Präsidium führt der Adelsmarschall. Das Kreislandamt besteht aus einem Vorsitzenden und zwei Mitgliedern, welche die Kreislandversammlung aus ihrer Mitte auf drei Jahre wählt. Die Kreislandversammlungen wählen aus ihrer Mitte die Delegierten, welche die Gouvernementslandversammlung bilden und das Gouvernementslandamt wählen. Die Versammlungen beschließen in allen Angelegenheiten, die Ämter haben die Exekutive. Endlich werden eine Reihe Kommissionen aus Beamten der Krone und Delegierten der Selbstverwaltung (Landschaft, Adel, Städte, Bauern) gebildet. So die Kommissionen für Bauersachen, Wehrpflichtsbehörden, für städtische Angelegenheiten, Gefängniskomitees, für Sicherstellung der russ. Geistlichkeit, für öffentliche Gesundheitspflege, die Anordnungskomitees für Einquartierung, Truppenmärsche u. a. Den Landschaftsinstitutionen gegenüber zeigt sich das Bestreben der Bureaukratie, deren selbständige Initiative möglichst lahm zu legen. Über die Kommunalverwaltung der Städte s. unter Gorod.

Die **Bauergemeinde** ist die einzige ständische Gemeinde. Mitglieder können nur Bauern sein; in Großrußland alle, die Anteil haben am Gemeindelande, in den übrigen Teilen die Bauerwirte und Delegierte der Arbeiter. Die Gemeindeversammlung wählt den Ältesten (Starosta), sowie die niedern Polizeidiener, die Hundert- und Zehnt-Männer. Wo Gemeindebesitz des Landes, da bilden mehrere Dorfgemeinden eine Samtgemeinde (Wolost). Jede Dorfgemeindeversammlung (sselski s'chod) wählt Delegierte. Diese Delegiertenversammlung (wolostnoi s'chod) wählt den Ältermann (wolostnoi starschina), der mit den Gemeindeältesten die «Wolostverwaltung» bildet. Die Ältesten sind Vertreter der Gemeinden und handhaben zugleich die Polizei. In großen Dörfern und in den Teilen des Reichs, wo kein Gemeindebesitz, fallen Dorf und Gesamtgemeinde zusammen. Von allen Organen der Selbstverwaltung ist die Bauergemeinde gesetzlich am selbständigsten gestellt, ja gegen Verteilung der Steuern, des Gemeindelandes gibt es kein Beschwerderecht. Endlich hat sie eine Strafgewalt über ihre Mitglieder. Die Dorfgemeinde wird auch Mir genannt, welches Wort Welt, Kosmos, Frieden, Gemeinde bezeichnet.

Die **Polizei** ist militärisch organisiert, in Petersburg mit Benutzung des londoner Vorbildes. Sie steht daselbst unter dem Stadthauptmann, dem eine Reihe Behörden beigeordnet sind. In Moskau steht ein Oberpolizeimeister an der Spitze, in den Gouvernementsstädten, 20 Kreisstädten und 5 Flecken besteht eine Stadtpolizei, in allen übrigen Kreisen ist Land- und Stadtpolizei vereinigt. An der Spitze der städtischen Polizei steht ein vom Gouverneur ernannter Polizeimeister, neben ihm ein von der Stadt gewähltes Kollegium. An der Spitze der Kreispolizei steht ein Kreisispravnik (etwa Ordner), neben ihm ein vom Adel, den Stadtverordneten und den Bauergemeinden gewähltes Kollegium.

Rechtspflege. Durchgreifende Änderungen auf dem Gebiet der russ. Rechtspflege, die sehr im argen lag, traten unter Alexander II. ein, deren Grundzüge in dem Ukas vom 29. Sept. (11. Okt.) 1862 enthalten sind: Unabhängigkeit der richterlichen von der exekutiven, administrativen und legislativen Gewalt; Einführung der Jury, des mündlichen Verfahrens und Öffentlichkeit der Verhandlung; Gleichheit aller Russen vor dem Gericht und damit Aufhebung des frühern Brauchs, wonach jeder nur von seinesgleichen gerichtet werden konnte; Aufhebung der alten und Gründung neuer Gerichtshöfe. In erster Instanz fungieren Friedensrichter, welche auf drei Jahre nach einem niedrigen Bildungs- und Vermögenscensus von der Kreislandversammlung gewählt werden. Diese entscheiden in Civilstreitigkeiten, wo es sich nicht um Immobilien handelt und das Objekt des Streits nicht über 500 Rubel wert ist; in Strafsachen, wenn die Strafe nicht über $1\frac{1}{2}$ Jahr Gefängnis, drei Monat Arrest oder 900 Rubel Geldbuße hinausgeht. Von dem Urteil des Friedensrichters kann an die Friedensrichterversammlung des Bezirks appelliert werden. Für alle andern Straf- und Civilprozesse ist das Bezirksgericht zuständig, mit Geschworenen in den Kriminalfällen, welche den Verlust der Standes- oder bürgerlichen Rechte nach sich ziehen. Staatsverbrechen werden vom Appellhof beurteilt, dem dann zwei Adelsmarschälle, sowie ein Stadthaupt und ein Gemeindeältester beigegeben sind. Überdies ist der Appellhof zweite und letzte Instanz für alle von den Bezirksgerichten gefällten Civil- und Kriminalurteile. Eine dritte Instanz gibt es nicht. Nur wenn ein Urteil ungesetzlich erscheint, kann die Cassation beim Cassationshofe, d. i. dem Senat, nachgesucht werden. Beamte werden, mit Ausnahme der untersten Klassen, von dem Appellhofe gerichtet; bei Ministeranklagen fungiert ein eigener

höchster Gerichtshof. Es besteht eine Staatsanwaltschaft, und in Strafsachen ist die Verteidigung durch Advokaten zulässig. Die Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlung ist nur in bestimmten Fällen ausgeschlossen. Durch Ukas vom 20. Nov. (2. Dez.) 1864 wurde das neue Gesetzbuch für den Civil- und Kriminalprozeß, sowie das neue (Polizei-) Strafgesetz über die von den Friedensrichtern zu verhängenden Strafen sanktioniert. Eine sehr anerkennenswerte Milderung des Strafsystems erfolgte durch Verordnung vom 17. (29.) April 1863. Die barbarischen Körperstrafen der Plette und des Spießrutenlaufens wurden abgeschafft, ebenso die Brandmarkung und das noch unter Kaiser Nikolaus bei Deserteuren aus Sibirien angeordnete Aufschlitzen der Nasenlöcher. Die körperlichen Strafen sind als ordentliche Strafen aufgehoben und dürfen nur noch von Kollegialgerichten (nicht von den Friedensrichtern) in äußersten Fällen als Strafverwandlungsmittel angewendet werden. Ferner bei Soldaten, welche als «unverbesserlich» durch Urteil des Disciplinargerichts in die zweite Klasse des Militärstandes versetzt worden sind, wird noch die Prügelstrafe vermittelst Ruten angewendet. Endlich kann die Rutenstrafe von den Bauergerichten und den Bauergemeindeversammlungen gegen Bauern verhängt werden. Personen weiblichen Geschlechts, Adel, Geistliche, Ehrenbürger, Kaufleute und alle, die eine Kreis- oder höhere Schule besucht haben, sind von der Körperstrafe absolut eximiert. Die Todesstrafe kommt außer bei der Militärjustiz nur bei Verbrechen des schwersten Hochverrats, des Attentats auf die Person des Kaisers, in Anwendung. Die Verbannung nach Sibirien, die seit dem 17. Jahrh. vorkommt und unter der Kaiserin Elisabeth an die Stelle der Todesstrafe trat, ist noch ein sehr gewöhnliches Strafmittel und wird auch auf administrativem Wege verhängt.

Finanzwesen. Die Verhältnisse des russ. Staatshaushalts waren bis zum J. 1862 in Dunkel gehüllt, und die Privatforschungen über die Steuerkraft des Landes wichen sehr voneinander ab. Das Finanzjahr 1862, das erste, welches ein allgemeines Reichsbudget zur Veröffentlichung (6. Febr.) brachte, ist daher für die Finanzgeschichte R.s epochemachend. Unter Katharina I. (1725) stellten sich die Einnahmen auf 10186000 Rubel Silber; unter Katharina II. (1782) auf 40128136; unter Kaiser Paul I. (1801) nahezu auf 80 Mill.; unter Alexander I. (1804) auf 109 Mill. und 1810 auf 125 Mill. Infolge der Kriege gingen dieselben bedeutend zurück, wurden aber unter der Verwaltung des Grafen Cancrin (s. d.) 1823—44) nachhaltig wieder gehoben. Bereits 1833 beliefen sich die Einnahmen (mit denen von Polen) wieder auf etwa 120⅓ Mill., überstiegen jedoch (nach Tengoborski) bis 1839 nie die Summe von 163751000 Rubel Silber. Die gewöhnlichen Reichseinnahmen zerfallen im Russischen Reich in drei Hauptklassen: direkte und indirekte Steuern, Regierungsregalien und Einkünfte von Staatseigentum; hierbei ist übrigens zu bemerken, daß das Steuersystem und der Modus der Beitreibung der Steuern (1885) einer vollständigen Umänderung unterliegt. Zu den direkten Steuern gehören die Kopfsteuer, welche jetzt aufgehoben wird, die Couponssteuer im Betrage von 5 Proz., von der nur einige privilegierte Staatspapiere ausgenommen sind, die Erbschaftssteuer 1 bis 8 Proz. und die Gilden- und Gewerbesteuer (für Berechtigung zum Handels- und Gewerbebetrieb). Zu den indirekten gehören die Getränkesteuer (der Branntweinpacht ist durch Ukas vom 1. [13.] Jan. 1863 aufgehoben, desgleichen 1883 die Salzsteuer), die Tabaksaccise und die Accise von der Rübenzuckerfabrikation, die Zolleinnahmen, sowie die Stempel-, Kaufbrief-, Kanzlei-, Paß- und verschiedene andere Gebühren. Zu den Regalien gehören die Bergwerkssteuer, die Münz-, die Post- und Telegrapheneinnahme; zu dem Ertrag von Staatseigentum: die Grundzinsabgabe (Obrok) der Reichsbauern auf den Krondomänen, der Pachtzins von abgesonderten Kronbesitzungen, der Ertrag von bewohnten Gütern, von verkauften Kronländereien, von Wäldern, Hüttenwerken und Goldwäschen, von der Nikolai-Eisenbahn (Petersburg-Moskau), von Gütern und Kapitalien des Edukationsfonds und verschiedene andere Einkünfte. Das bisher chronische Defizit in den Finanzen beginnt allmählich zu verschwinden. Die Einnahmen des Russischen Reichs sind laut den jährlichen offiziellen Rechenschaftsberichten des Reichskontrolleurs in der fünfjährigen Periode 1880—84 folgende in abgerundeten Summen: 1880: 651 Mill. Rubel, 1881: 651 Mill., 1882: 703 Mill., 1883: 700 Mill.; für die J. 1884 und 1885 wurden die Einnahmen auf 802 Mill. und 866 Mill. Rubel veranschlagt, die thatsächlichen Ziffern sind 1886 noch nicht veröffentlicht worden; dasselbe gilt auch für die Ausgaben der genannten Jahre. Im letztern Jahre rechnete man von der Einnahme 137 Mill. auf direkte, 380 Mill. auf indirekte Steuern, 28 Mill. auf die Regalien, 8⅓ Mill. auf die Grundzinsabgabe (Obrok), 5 Mill. auf den Verkauf von Staatsgütern, 14½ Mill. auf die Forsten, 5 Mill. auf die Kronbergwerke, 15⅓ Mill. auf die Eisenbahnen, 70 Mill. auf Kaukasien und 96 Mill. auf verschiedene andere Gegenstände. Die Staatsausgaben betrugen in der obengenannten fünfjährigen Periode: 1880: 694505313, 1881: 732413150, 1882: 701661256 Rubel; 1883: 664 Mill., 1884 wurden sie auf 718382006 Rubel und 1885 auf 781 Mill. veranschlagt. Die Ausgaben wurden 1885 veranschlagt nach der Bestimmung der folgenden Departements (in Millionen Rubel): Staatsschulden 260½, höchste Staatsbehörde 2, der Heilige Synod 10,6, kaiserl. Haus 10, Ministerium des Auswärtigen 4, Ministerium des Kriegs und Ministerium der Marine 236, Ministerium der Finanzen und der Reichskontrolle 99,8, Ministerium der Domänen 23,5, Ministerium des Innern 71,8, Ministerium des Unterrichts 20,4, Ministerium der Verkehrsanstalten 23, Ministerium der Justiz 19,7, Civilverwaltung Transkaukasiens 7,9 Mill. Rubel. Neben diesen Ausgabeposten besteht gesondert ein Eisenbahnfonds; derselbe wurde 1867 mit einem Kapital von 92 Mill. Rubel gebildet und wird verwendet teils zum Bau von Staatsbahnen, teils zur Unterstützung von Privatbahnen.

Ein altes Übel der russ. Finanzen ist das Papiergeldsystem. Beim Tode Katharinas II. cirkulierten bereits 200 Mill. Rubel in Papiergeld (Assignaten). Während der Kriege gegen Frankreich und die Türkei erfolgten immer weitere Emissionen. Schon 1810 befanden sich die Finanzen in starker Zerrüttung. Die drei nächsten Kriegsjahre erforderten 320 Mill. Silberrubel über den gewöhnlichen Bedarf; 1815 stand der Kurs 1 Rubel Silber gegen

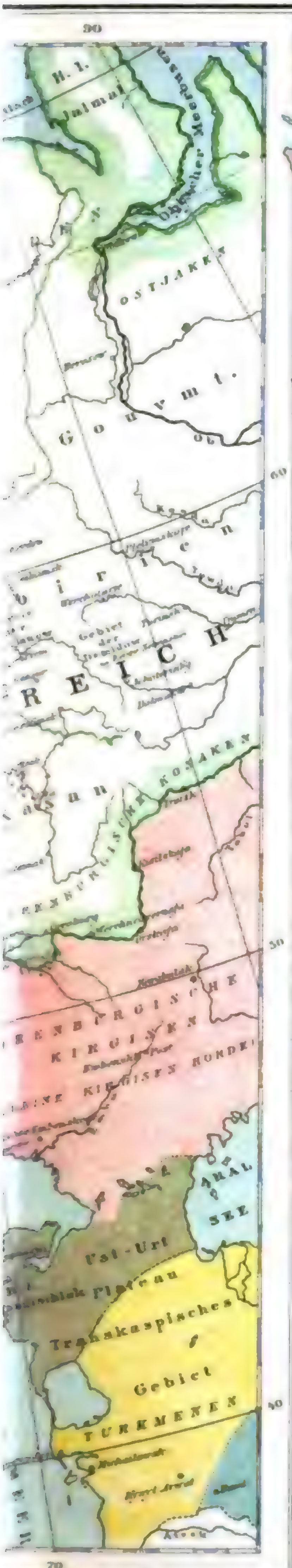
4 Rubel und 18 Kopeken Assignaten. Als 1823 Graf Cancrin die Leitung der Finanzen übernahm, betrug die Masse der cirkulierenden Assignaten noch 596 Mill., und der Kurs stand 3 Rubel 60 Kopeken gegen 1 Rubel Silber. Die Regierung versuchte 1839 die Silberwährung wieder zur Hauptbasis der Geldcirkulation zu machen und bestimmte, daß der Silberrubel in seinem bestehenden Wert und mit seinen Einteilungen die Münzeinheit für alle cirkulierenden Werte sein solle. Der Kurs der Assignaten wurde fest auf 350 normiert (d. i. 3½ Rubel = 1 Silberrubel). Die ehemaligen Bankassignaten wurden 1843 durch Kreierung der Reichskreditbillets vollständig außer Umlauf gesetzt, welche dem Silberrubel gleich cirkulieren sollen und Zwangskurs haben. Diese Kreditbillets traten mit einem Betrag von 170222000 Silberrubel ins Leben, wofür die 1843 noch vorhandenen 595776000 Rubel Assignationen eingelöst wurden. Es war somit durch die offizielle Herabsetzung des Assignatenwerts eigentlich ein Staatsbankrott ausgeführt worden. Für die neugeschaffenen Reichskreditbillets soll das gesamte Reichsvermögen haften und stets ein genügendes Einlösungskapital vorhanden sein. Dieses Reichsvermögen wurde zwar in neuerer Zeit von Milschewitsch auf 3919520550 Silberrubel berechnet, aber es ist mehrfach nachgewiesen worden, daß diese Summe zur Einlösung nicht hinreicht. Inzwischen dauerten die Defizits im Staatshaushalt fort. Nur in dem einen Jahre 1824/25 hatte man eine Verminderung der Staatsschuld erzielt. Der Gesamtbetrag derselben war zu Ende des bezeichneten Frühjahrs zu 373½, ein Jahrzehnt später schon zu 530¾ und ein weiteres Jahrzehnt darauf zu 722 Mill. berechnet. Das Rechnungsjahr 1853/54 brachte eine Vermehrung der Schuld um 150 Mill., das folgende eine weitere um 82 Mill. Anleiheversuche im Auslande mißlangen. Da verbot man die Ausfuhr von Goldmünzen und vermehrte das Papiergeld, anfangs noch mit einiger Beschränkung, bis der Ukas vom 10. Jan. 1855 den Finanzminister rücksichtslos anwies, „alle außerordentlichen Kriegskosten“ durch temporelle Emission von Kreditbillets zu decken. Die außerordentlicherweise ausgegebene Papiergeldmasse sollte innerhalb dreier Jahre nach Wiederherstellung des Friedens eingelöst sein. In Wirklichkeit aber steigerte sich jene Masse fort und fort. Es waren in den J. 1853 und 1854 in Umlauf 333443005 und 356337021 Rubel, in den J. 1855, 1856 und 1857 dagegen 509181397, 686276844 und 735297006 Rubel, sodaß sich 1853—57 eine Vermehrung von mehr als 400 Mill. ergab, also weit mehr als das Doppelte der vor dem Orientkrieg vorhandenen Menge. Bei solchen Zuständen mißglückte der Versuch, neue Anleihen aufzunehmen, während die Bedürfnisse immer dringender wurden, zumal als die Durchführung der neuen Reformen bedeutende Ausfälle in den gewöhnlichen Staatseinnahmen zur Folge hatte. Da schuf man zunächst Schatzscheine, deren verschiedene im Umlauf befindliche Serien Ende 1859 auf 93 Mill. berechnet wurden, wozu laut Ukas vom 29. Juli 1860 die Ausgabe von fünf neuen Serien kam, jede zu 3 Mill., mit einer Verzinsung von 4⅓ Proz. Die Gesamtsumme der Schatzscheine war so auf 108 Mill. Rubel gestiegen. Auch erschien 20. Aug. 1859 ein vom Kaiser bestätigtes Dekret des Reichsrats, wonach alle bisher in öffentlichen Banken befindlichen Gelder der Kirchen und Stiftungen jeder Art, sowie alle Depositen förmlich dem Finanzminister zur Verfügung gestellt wurden. Die Kapitalien teilte man in vier Klassen, von denen die drei ersten zu 4, 3 und 1½ Proz. in Staatsschuldscheinen, die letzte aber (darunter alle gerichtlichen Depositen) gar keine Zinsen erhielten. Durch Ukas vom 23. Sept. 1859 wurden die Billets von Leih- und Kommerzbanken, von Sparkassen und die 4prozentigen Rentenscheine in 5prozentige Bankbillets umgewandelt, die von 1861 an in 37 Jahren amortisiert werden sollten. In Verbindung damit stand die Aufhebung aller bisherigen Kreditinstitute im Reich und die Schöpfung einer Staatsbank durch Ukas vom 23. (1.) Sept. 1859. Die Staatsbank hat Filialen zu Moskau, Odessa, Kiew, Charkow, Riga und Archangel, sowie zeitweise bei den Messen zu Nishnij-Nowgorod, Rybinsk, Pultawa und Irbit. Ferner gibt es in R. 288 städtische Privatbanken, die durch die Gouvernements autorisiert sind, 10 Aktienbanken mit einem Stammkapital von 16¼ Mill. Rubel und 18 Landesbanken.

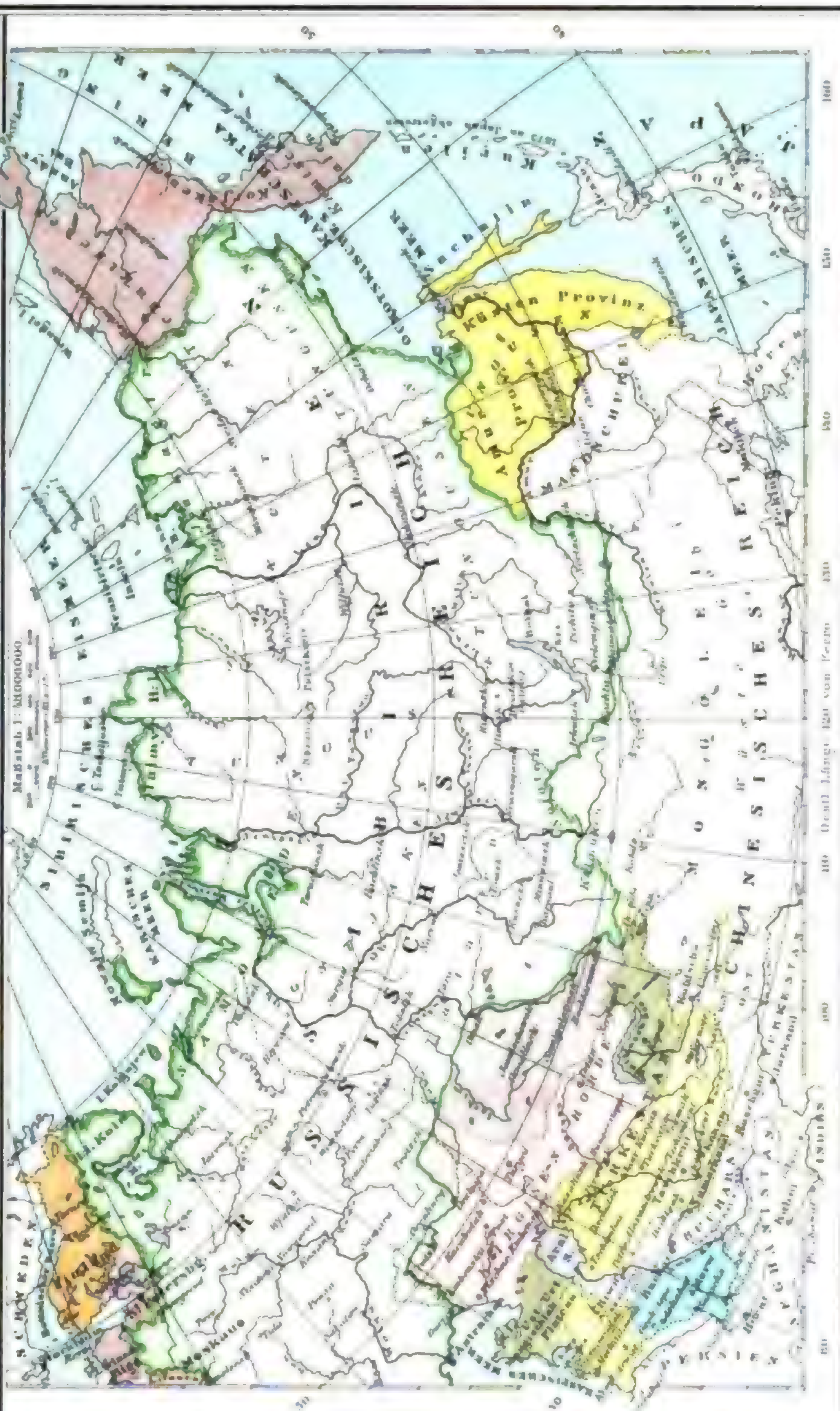
Die gesamte Staatsschuld stellte sich 1. Jan. 1884 folgendermaßen dar: Zinstragende Schuld: a) Äußere: 1) von der ersten holländ. Anleihe 1815 (50,6 Mill. Fl.) restierten 17,6 Mill., wurden amortisiert 1883: 500000 Fl.; 2) von der engl.-holländischen Anleihe 1864 (47933000 Fl. und 1937800 Pfd. St.) restierten 34449000 Fl. und 1392800 Pfd. St., Amortisation: 1099000 Fl. und 44400 Pfd. St.; 3) von der engl.-holländ. Anleihe 1866 (31357000 Fl. und 3342600 Pfd. St.) restierten 23940000 Fl. und 2551900 Pfd. St., Amortisation 652000 Fl. und 69500 Pfd. St.; 4) von der ersten 4½prozentigen Anleihe zum Bau der Nikolaibahn (5500000 Pfd. St.) restierten 1870000 Pfd. St., Amortisation 110000 Pfd. St.; von der zweiten (6½ Mill. Pfd. St.) restierten 4360000 Pfd. St., Amortisation 100000 Pfd. St.; von der 4prozentigen Anleihe: von der ersten (25 Mill. Rubel) restierten 625000 Rubel, Amortisation 625000 Rubel; von der zweiten (8 Mill. Rubel) restierten 50000 Rubel, Amortisation 200000 Rubel; von der dritten (8 Mill. Rubel) restierten 125000 Rubel, Amortisation 200000 Rubel; von der vierten (12 Mill. Rubel) restierten 775000 Rubel, Amortisation 300000 Rubel; von der fünften (14 Mill. Rubel) restierten 1950000 Rubel, Amortisation 350000 Rubel. Im ganzen also 2251000 Fl., 515340 Pfd. St. und 1675000 Rubel für Amortisation der zinstragenden äußern Schuld, einschließlich noch die 5prozentige äußere Anleihe von 1877 im Betrage von 15 Mill. Pfd. St., wovon 13979720 Pfd. St. restierten und für 191440 Pfd. St. amortisiert wurden. b) Äußere terminlose Schuld: von der 5prozentigen Anleihe (40 Mill. Rubel) restierten 16180915 Rubel, Amortisation 601200 Rubel; von der zweiten (43 Mill. Rubel) restierten 31893570 Rubel, Amortisation 228360 Rubel; von der fünften (50 Mill. Rubel) restierten 25728000 Rubel, Amortisation 510500 Rubel; von der sechsten (50 Mill. Rubel) restierten 41817000 Rubel, Amortisation 269000 Rubel; von der siebenten (15 Mill. Pfd. St.) restierten 15 Mill. Pfd. St., Amortisation keine. c) Die innere Schuld (1507797284 Rubel), Amortisation 12286610 Rubel, restierten 1514962587 Rubel (im J. 1883 sind 24 Mill. neue Schatzbons emittiert worden). d) Die innere terminlose Schuld (247475708

HISTORISCHE KAR



TE VON RUSSLAND.





Territoriale Entwickelung des Russischen Reiches in Europa und Asien.

- Russisches Reich beim Regierungsantritt Peters d. Gr. 1689.
- Erwerbungen unter Peter d. Gr. 1689–1725, Anna 1730–40 u. Elisabeth 1741–62
- " " Katharina II. 1762–1796 u. Paul I. 1796–1801.
- " " Alexander I. 1801–1825.
- " " Nikolaus I. 1825–1855
- " " Alexander II. 1855–1881
- " " Alexander III. seit 1881

…rtorr. Anstalt. Leipzig.

Zu Artikel: Russland.

Rubel), Amortisation 617665 Rubel, restierten 194248301 Rubel. Am 1. Jan. 1884 belief sich die gesamte Staatsschuld auf 75989000 Fl., 42281920 Pfd. St. und 1828372873 Rubel, wobei die Gesamtsumme der im Umlauf befindlichen Kreditbillets 716515125 Rubel betrug. Finland hat sein eigenes Budget.

Über die **Wehrkraft** R.s, die Armee, Militärbildungsanstalten, Festungen, Marine ꝛc. s. **Russisches Heerwesen**, Bd. XIII, S. 924 fg.

Das **Wappen** des Kaisertums R. ist ein goldener Schild mit einem zweiköpfigen gekrönten schwarzen Adler, der in den Klauen Scepter und Reichsapfel hält und auf der Brust in einem roten Mittelschild den heil. Georg (wegen Moskau) trägt. Um diesen Mittelschild hängt die Kette und das Kreuz des St. Andreasordens. Schildhalter sind die Erzengel Michael und Gabriel. Auf dem Baldachin über dem Schild steht auf Russisch die Devise «Gott mit uns». Das ganze Wappenzelt umgeben im Kreise, untereinander durch Verzierungen verbunden, 15 Wappenschilder einzelner Landesteile, die untern neun mit Kronen bedeckt. Die **Landesfarben** sind schwarz, orange, weiß, in horizontalen Streifen, die **Kriegsflagge** ist weiß, durch ein blaues Kreuz diagonal geteilt, die **Handelsflagge** weiß, blau, rot horizontal gestreift. Die Zahl der russ. **Ritterorden**, von denen sämtlich der Kaiser Großmeister ist, ist ziemlich bedeutend. Hofehren- und Verdienstorden zugleich sind: 1) der Andreasorden (s. d.); 2) der Katharinenorden (s. d.); 3) der Alexander-Newskij-Orden (s. d.); 4) der St. Annenorden (s. d.); 5) der weiße Adlerorden (s. d.); 6) der Stanislausorden (s. d.). Die beiden letzten Orden waren ursprünglich polnische, wurden aber 1815 und 1825 den russischen einverleibt. Verdienstorden allein sind: 1) der Militärorden des heil. Georg (s. **Georgsorden**); 2) der Wladimirorden (s. d.); 3) der Militärverdienstorden in fünf Klassen, der bis 1832 ein polnischer war.

Litteratur. Aus den zahlreichen Schriften über R. sind (mit Übergehung der ältern Werke von Pallas, Gmelin, Güldenstädt, Georgi, Reineggs, Hermann, Heym, Hupel, Friebe u. a.) als die wichtigsten der neuern Zeit hervorzuheben 1) an Sammelwerken: Baer und Helmersen, «Beiträge zur Kenntnis des Russischen Reichs» (Bd. 1—27, Petersb. 1839—72; Serie II, Helmersen und Schrenck, 1879—85); Ermans «Archiv für die wissenschaftl. Kunde R.s» (25 Bde., Berl. 1841—67), und Röttgers «Russ. Revue, Monatsschrift für die Kunde R.s» (Petersb. 1872 fg.); «Baltische Monatsschrift» (seit 1859); 2) an Reiseberichten (außer den Werken Kohls): Erman, «Reise um die Erde durch Nordasien» (Bd. 1, Berl. 1833); Blasius, «Reise im europäischen R.» (2 Bde., Braunschw. 1843—44); Petzoldt, «Reise im westl. und südl. europäischen R.» (Lpz. 1864); Gautier, «Voyage en Russie» (2 Bde., Par. 1866); J. Weber, «Reiseerinnerungen aus R.» (Lpz. 1872); Guthrie, «Trough Russia from St.-Petersburg to Astrakhan and the Crimea» (2 Bde., Lond. 1874); Zschokke, «Reisebilder aus Finland und R.» (Wien 1878); Semenow, «R. nach den Darstellungen der Reisenden» (russ., Bd. 1, Petersb. 1873); 3) über Geographie und Ethnographie: Possart, «Das Kaisertum R.» (2 Bde., Stuttg. 1839—41), und die betreffende Abteilung in Stein-Wappäus' «Handbuch der Geographie und Statistik» (Bd. 3, Abteil. 1, Lpz. 1858); Semenow, «Geogr.-statist. Lexikon des Russischen Reichs» (russ., Bd. 1—5, Petersb. 1863—83); Stuckenberg, «Hydrographie des Russischen Reichs» (6 Bde., Petersb. 1841—52), die ethnogr. Karte R.s von Köppen (4 Blatt, Petersb. 1852); Pauly, «Description ethnographique des peuples de la Russie» (Petersb. 1862); Wenjukow, «Die russ.-asiat. Grenzlande» (deutsch von Krahmer, Lpz. 1874); Lindheim, «R. in der neuesten Zeit» (Wien 1876); Murray, «Handbook for travellers in Russia, Poland and Finland, including the Crimea, Caucasus, Siberia and Central-Asia» (3. Aufl., Lond. 1876); Rittich, «Die Ethnographie R.s» (Gotha 1877); Leroy-Beaulieu, «L'empire des Tsars» (Par. 1881; deutsch von Pezold, 2 Bde., Berl. 1884—85); Baedeker, «West- und Mittelrußland» (Lpz. 1883); «Das Russische Reich in Europa» (Berl. 1884); Meyer von Waldeck, «Rußland. Einrichtung, Sitten und Gebräuche» (Lpz. 1884); die «Sapiski», «Istwestija» und «Compte-rendus» der Kaiserlich russ. geogr. Gesellschaft zu Petersburg; 4) über die statist. und sozialen Verhältnisse: die Schriften von Bulgarin (s. d.), Reden (s. d.), Budbeus (s. d.), Golowin (s. d.), Harthausen (s. d.); Custine, «La Russie en 1839» (4 Bde., Par. 1842), nebst den amtlichen und nichtamtlichen Entgegnungen von Gretsch, Grimm, Tolstoi u. a.; sodann Tengoborski, «Études sur les forces productives de la Russie» (3 Bde., Par. 1853—54); Olberg, «Statist. Tabellen des Russischen Reichs» (Berl. 1859); Buschen, «Bevölkerung des russ. Kaisertums» (Gotha 1862); Jourdier, «Des forces productives, destructives et improductives de la Russie» (2. Aufl., Lpz. 1861); Schnitzler, «L'empire des Tsars» (Bd. 1—3, Straßb. 1856—66), und «Les institutions de la Russie, depuis les réformes de l'empereur Alexandre II» (Bd. 1—2, Par. 1866—67); Porochine, «Les ressources matérielles de la Russie» (Par. 1865); von Sarauw, «Das Russische Reich in seiner Entwickelung seit dem Krimkrieg» (Lpz. 1873); von Lengenfeldt, «R. im 19. Jahrh.» (Berl. 1875); Wilson, «Aperçu statistique de l'agriculture, de la sylviculture etc. en Russie» (Petersb. 1876); Lankenau und Olsnitz, «Das heutige R.» (2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1881); Wallace, «Russia» (2 Bde., Lond. 1877; deutsch, Lpz. 1878); von Lengenfeldt, «Skizzen aus R.» (Berl. 1877); Roskoschny, «R., Land und Leute» (Lpz. 1884); Dernburg, «Russische Leute» (Berl. 1885); endlich die verschiedenen amtlichen Publikationen des Statistischen Centralkomitee und der einzelnen Ministerien. Unter den Karten ist namentlich hervorzuheben Arnds «Spezialkarte des Europäischen R.» (4 Blatt, Maßstab 1 : 3000000, herausg. vom Geographischen Institut zu Weimar 1877).

Geschichte. (Hierzu eine Karte: **Rußland. Historische Entwickelung.**) Die ältesten Bewohner R.s sind, soweit die histor. Forschungen zurückgehen, die Skythen (s. d.) und die Sarmaten (s. d.). Der Name Slawen kommt erst im Laufe des 6. Jahrh. vor. Zu den Zeiten der Griechen und Römer umfaßte man unter dem Namen Skythen und Sarmaten eine Menge nomadischer Stämme, welche bis an die röm. Grenzen reichten und schon vor Cyrus Vorderasien durch ihre häufigen Einfälle beunruhigten. Sie bewohnten die von Herodot beschriebenen Gegenden zwischen Don und Dnjepr. Strabo und Tacitus heben aus diesen Stämmen die Roxolanen heraus, ein skyth. Volk in Sarmatien, welches westwärts von den Alanen am Don

die südl. Teile des heutigen R. bewohnte und, wie Spartianus angibt, von Königen beherrscht wurde. Die Griechen traten mit ihnen in Handelsverbindungen, legten auch daselbst einige Kolonien und Handelsemporien an. Im 2. Jahrh. n. Chr. zogen von der Ostsee her in die Gegenden vom Don bis an die Donau die Goten. Seit dem 5. Jahrh. drängten sich hier Hordenzüge der Alanen, Hunnen, Avaren und Bulgaren. Die Slawen, ein sarmat. Volk, zogen ihnen nach. Ein Teil derselben drang über die Oder bis zur Saale vor und verschmolz nach und nach mit den Deutschen. Der andere behauptete das alte Sarmatenland, und aus ihm gingen durch Verschmelzung mit andern Volksstämmen Russen und Polen hervor. Die Chasaren, von den Avaren gedrängt, kamen im 6. Jahrh. in die Länder zwischen der Wolga und dem Don, rückten nach und nach bis an die Donau, eroberten die Krim und standen dadurch mit den Byzantinern in näherer Verbindung. Die Petschenegen, eine jetzt ausgestorbene Nation, Stammverwandte der Chasaren, saßen am Kaspischen Meere, gingen westwärts, drängten die Magyaren nach Pannonien und behielten die Gegenden zwischen dem Don und der Aluta inne. Im nördlichen R. wohnten die Tschuden oder Finnen. Alle diese Stämme führten ein nomadisches Hirten- oder Jägerleben. Erst später gelangten einige derselben dadurch, daß sie in ehemalige röm. Provinzen rückten oder mit den Byzantinern in Verbindung traten und mit dem Christentum bekannt wurden, zu einiger Bildung. Diese zeigte sich am frühesten unter den slaw. Stämmen, welche im 6. Jahrh. die Stadt Kiew, wahrscheinlich die älteste Stadt des Russischen Reichs, und im nördlichen R. Nowgorod gründeten. Bald nach der Niederlassung der slaw. Stämme am Dnjepr und Wolchow erhoben sich zwei feindliche Völkerschaften zur Unterdrückung derselben. Die Chasaren vom Schwarzen Meere warfen sich auf den kiewschen, die skandinav. Waräger oder Wäringer vom Baltischen Meere auf den nowgorodschen Stamm der Slawen. Dennoch wußten sich diese Stämme so ziemlich ihre Unabhängigkeit zu sichern, bis im 9. Jahrh. jene Waräger in die heutigen Gegenden an der Newa und am Ladogasee eindrangen und die Slawen von Nowgorod und verschiedene finn. Völkerschaften einem Tribut unterwarfen. Der Name Russen taucht in jenem Jahrhundert zum ersten mal auf; er ist wohl finn. Ursprungs und bezeichnet Ruderer, d. h. die von Schweden nach R. herüberrudernden Normannen. Die Waräger wurden zwar von vereinigten slaw. und finn. Stämmen wieder verjagt, aber später, in einer Zeit innerer Gärungen, sogar herbeigerufen. Der Fürst der Waräger, Rurik, und seine Brüder Sineus und Truwor folgten dieser Aufforderung und erschienen 862 in Nowgorod, welche Stadt somit als der erste Herrschersitz in R. zu betrachten ist. Bald wurden die Namen R. und Russen allgemein, die Waräger oder Russen, obwohl sie die herrschende Partei ausmachten, verschmolzen mit den ihnen an Zahl überlegenen Slawen, und slaw. Sprache und Sitte behielten zuletzt völlig die Oberhand.

Rurik, über dessen Regierung uns Nestor, der erste russ. Chronist, nur sehr kurz berichtet, erbte, nachdem seine beiden Brüder Sineus und Truwor kinderlos gestorben waren, deren Fürstentümer Bielo-Osero (Bjelosersk) und Isborsk und wurde dadurch alleiniger Herr des warägisch-russ. Reichs. Inzwischen hatte ein anderer Waräger, Askold, der in Begleitung seines Kampfgenossen Dir an den Dnjepr gezogen war, die Chasaren überwunden und in Kiew den zweiten slaw.-russ., vom Nowgorodschen Reiche unabhängigen Staat gestiftet. Ruriks Nachfolger, Oleg oder Olaf (879—912), der als Vormund seines Neffen Igor regierte, vereinigte indes schon 882 diesen zweiten russ. Staat mit dem ersten und erhob Kiew zur Residenz des vereinigten Reichs. Gegen Konstantinopel unternahm er 907 einen glücklichen Zug, gründete mehrere Städte, leitete Handelsverbindungen ein und ordnete das Reich. Igor (912—945) machte 941 einen vergeblichen Angriff auf Konstantinopel und rüstete sich 944 zu einem neuen Feldzug, zu dessen Abwendung der Kaiser Romanos ihm günstige Anerbietungen machte. Als er im Kampfe mit slaw. Stämmen fiel, führte seine Witwe 945—957 die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn Swätoslaw, ließ sich 955 in Konstantinopel taufen und machte die Russen zuerst mit dem griech. Ritus bekannt. Swätoslaw (957—972) zeigte sich als kühner Eroberer, besiegte auf die Aufforderung des Kaisers Nikephoros die Bulgaren, drang aber weiter vor und kam bis Adrianopel. Hier wurde er vom Kaiser Tzimisces geschlagen und fiel auf dem Rückzug 972 im Kampfe gegen die Petschenegen. Er hatte das Reich unter seine drei Söhne geteilt. Der jüngste derselben, Wladimir I., vereinigte wieder 980 das Ganze und regierte bis 1015. Er vermählte sich 988 zu Cherson mit der Prinzessin Anna, Tochter des griech. Kaisers Romanos II. und Schwester der deutschen Kaiserin Theophano, ließ sich am gleichen Tage taufen, bei seiner Rückkehr nach Kiew die Götzenbilder zerschlagen und machte das Christentum zur herrschenden Religion in R.

Nach seinem Tode wurde das Reich unter seine 8 Söhne verteilt; Swätopolk (1015—19) nahm als Großfürst von Kiew eine hervorragende Stellung unter ihnen ein, wurde aber von seinem jüngsten Bruder Jaroslaw, Fürst von Nowgorod, verdrängt, worauf derselbe als Großfürst 1019—54 in Kiew residierte. Er hatte mit Brüdern und Neffen Kriege zu führen, siegte über die Petschenegen, unterwarf einen Stamm der Esten und ließ das erste Rechtsbuch, das «Russ. Recht» sammeln. Die Teilung des Landes unter seine fünf Söhne veranlaßte die Schwächung und Zerrüttung des Landes, bei welcher mehrere unabhängige Fürstentümer entstanden und die Hegemonie des Großfürsten von Kiew kaum noch dem Namen nach bestand. In dieser Zeit wurde Moskau 1147 gegründet und in Wladimir 1157 ein neues Großfürstentum errichtet. Wie durch die Kämpfe im Innern, so wurde das Reich noch mehr durch die Nachbarvölker geschwächt, welche diese innere Zwietracht zu feindlichen Einfällen benutzten. Am gefährlichsten wurden seit 1223 die Mongolen (s. d.). Der Sieg der Mongolen an der Kalka 1225 unter Dschingis-Chan führte das Verderben auch über R. herbei. Nach einem 15jährigen Vernichtungskriege war ganz R., mit alleiniger Ausnahme Nowgorods, vor welchem die Mongolen umkehrten, in den Händen der Mongolen und bildete nunmehr einen Bestandteil des sog. Kiptschakischen Chanats oder der Goldenen Horde. Die Großfürsten durften nichts unternehmen, was den Mongolen gefährlich

schien, und mußten alljährlich Tribut an die Goldene Horde bezahlen. Außerdem mußten die Russen auch noch mit den Schwertbrüdern, Polen und Litauern, wie mit den Schweden kämpfen, welche die Abhängigkeit der Russen benutzten, um Eroberungen zu machen. Zwar schlug Alexander Newskij die Schweden 1241 an der Newa; Johannes Kalita (1328—40) erbaute den Kreml von Moskau und nannte sich Großfürst jener Stadt, und Dimitrij Iwanowitsch trug einen entscheidenden Sieg 1380 über die Mongolen auf dem Kulikower Felde am Don davon. Dennoch kehrte R. immer wieder von neuem unter die Botmäßigkeit der Mongolen zurück, die inzwischen auch Nowgorod unter ihre Hoheit gebracht hatten, während fast gleichzeitig Volhynien (1319) und Kiew (1320) an Litauen verloren gegangen waren.

Erst als Timur 1395 siegreich in R. vordrang, um das Kiptschakische Chanat zu zerstören, warf auch Iwan III. Wasiljewitsch (1462—1505) das lästige Joch ab, welches R. mehr als zwei Jahrhunderte hindurch erduldet hatte. Schon 1478 hatte er Nowgorod unterworfen; 1480 zerstörte der Chan der Krim die Goldene Horde; 1492—1503 nahm er den Litauern einen großen Teil des heutigen Kleinrußland wieder ab. Minder glücklich waren seine Kämpfe mit den Ordensrittern. Der Heermeister Walter von Plettenberg schlug die Russen 27. Aug. 1501 in einer blutigen Schlacht bei Isborsk, mußte indes, von den Polen verlassen, bald darauf einen 50jährigen Waffenstillstand schließen. Iwan gab seinem ältesten Sohn den größten Teil des Reichs, er wurde zuerst »Selbstherrscher« genannt und gebrauchte zuerst den Zarentitel. Auf Iwan I. folgte Wasilij Iwanowitsch (1505—33), der 1510 den Freistaat Pleskow, der eine ähnliche Verfassung wie der von Nowgorod hatte, R. einverleibte und Sewerien, das letzte selbständige Fürstentum, mit der Krone vereinigt. Glücklicher als alle seine Vorgänger war Iwan IV. Wasiljewitsch (1533—84), ein blutdürstiger Tyrann, eifrig bemüht, die absolute Despotie zu begründen. Er rief auswärtige Handwerker und Künstler nach R., legte die erste Buchdruckerei in R. an, erließ eine Reihe von Gesetzen und gründete zuerst den russ. auswärtigen Handelsbetrieb durch einen Vertrag von 1553 mit Elisabeth von England, nachdem die Engländer den Seeweg nach Archangel gefunden hatten. Er errichtete 1545 ein stehendes Heer, die Strelzi (Strelitzen), eroberte 1552 Kasan, das sich unter seinem Vater von R. losgerissen hatte, bemächtigte sich 1554 des Königreichs Astrachan und der Gegenden am Kaukasus und faßte den Entschluß, die deutschen Ritter aus Livland zu verdrängen, was ihm freilich nicht gelang, da sich hier die Deutschen, Polen, Schweden und Dänen gegen ihn vereinten. So mußte er seine Ansprüche auf Livland 1582 an Polen abtreten. In Nowgorod, das einst seinem Großvater sich widersetzt hatte, richtete er ein Blutbad an, bei dem über 60000 Menschen umgekommen sein sollen. Nicht weniger wütete er in Twer, Moskau und an andern Orten. Am Ende seiner Regierung wurde Sibirien bis zum Irtysch 1578 von dem Kosakenhetman Jermak besetzt, dieses Gebiet dem Zaren übergeben und von da an immer weiter östlich vorgedrungen.

Sein Sohn Feodor I. (1584—98), der letzte Sproß des moskowischen Zarenhauses, stand ganz unter dem Einfluß seines Schwagers Boris Godunow, welcher dessen Bruder Dimitri ermorden ließ, und nach dem Tode Feodors zum Zaren gewählt wurde (1598—1605). Von einem Prätendenten, der sich für den tot geglaubten Dimitri (Demetrius) ausgab, wurde er 1605 verdrängt. Der falsche Demetrius wurde 1606 ermordet. Von den Bojaren wurde Fürst Wasilij Schuiskoi zum Zaren gewählt, welcher in eine Beschränkung der zarischen Gewalt willigen mußte und, nachdem er im Bunde mit den Schweden von den Polen 1610 geschlagen worden war, in ein Kloster gesperrt wurde. Es folgte ein dreijähriges Interregnum, wo der Bojarenrat die Regierung führte, Wladislaw, den Sohn Sigismunds III. von Polen, zum Zaren wählte, mit ihm eine Wahlkapitulation abschloß und eine poln. Besatzung in Moskau aufnahm, während König Sigismund von Polen ganz R. mit Polen zu vereinigen und die russ. Kirche unter den Papst zu bringen suchte. Ein Nationalaufstand, von Minin und Posharskij geleitet, jagte die Polen 1612 aus dem Lande. Darauf wählten die Russen den 17jährigen Michael Feodorowitsch Romanow, dessen Familie durch Heirat mit dem Hause Rurik verwandt war, 1613 zum erblichen Zaren, dem es gelang, die alten Verhältnisse R.s wiederherzustellen und auch die auswärtigen Feinde, die Schweden durch den Frieden von Stolbowa 1617 und die Polen durch den Frieden von Deulino 1618 und von Wiasma 1634, wenn auch nicht ohne harte Opfer, zu versöhnen. Noch mehr that sein Sohn Alexei Michailowitsch, der ihm 1645 folgte, zur Stärkung des Reichs. Ihm verdankt R. die Wiedervereinigung von Smolensk und Kleinrußland mit dem Reiche, die Anlegung verschiedener Manufakturen, der Eisen- und Kupferbergwerke, sowie die Herausgabe eines Gesetzbuchs (des sog. Uloshenie). Auch mußte er den Stolz des Patriarchen von Moskau, Nikon, des Oberhaupts der gesamten russ.-griech. Kirche, zu demütigen. Sein Sohn und Nachfolger, Feodor III. Alexejewitsch, welcher 1676 den Thron bestieg, hob das Mestniczestwo (s. d.) auf. Unter seiner Regierung kamen die Russen zum ersten mal in Krieg mit den Türken und kämpften 1677 und 1678 glücklich. Nach Feodors Tod 1682 wurde nicht dessen älterer, aber schwachsinniger Bruder Iwan, sondern der jüngere Stiefbruder Peter zum Zaren ausgerufen. Infolge eines Aufstandes, welcher von Iwans Schwester, Sophia, geleitet war, wurden Iwan und Peter als Zaren ausgerufen und während ihrer Minderjährigkeit Sophia die Regentschaft übertragen. Da aber diese die Herrschaft an sich reißen wollte, so wurde sie von Peter gestürzt und 1689 in ein Kloster gebracht. Peter I. regierte seitdem (1689—1725) allein, da Iwan V. (gest. 1696) ihm die Verwaltung überließ.

Das Russische Reich erstreckte sich damals von Archangel bis Asow, berührte aber weder das Schwarze Meer, noch die Ostsee. Die Bewohner dieses weiten Landstrichs waren zwar vereint in Nationalität, Sprache und Religion; doch Peter I. erst gab dem Reiche sein polit. Gewicht. Durch Eroberung der Ostseeküste stellte sich R. in die Reihe der europ. Seemächte; die Schlacht bei Pultawa (8. Juli 1709) entschied die Herrschaft R.s im Norden. Unter harten Bedingungen schloß das durch den 20jährigen Nordischen Krieg (s. d.) erschöpfte Schweden den Frieden zu Nystad 10. Sept. 1721, worin es Livland, Estland, Ingermanland, einen Teil von Finland und Karelien an R. abtrat. Peter

vertauschte darauf den Zarentitel mit dem eines Kaisers aller Reussen. Seine Entwürfe gegen die Pforte, Persien und Polen wurden teilweise von seinen Nachfolgern ausgeführt. Peters Gemahlin und Nachfolgerin, Katharina I., 1725—27, regierte unter Menschikows Leitung. Unter ihrem Nachfolger, Peter II., gest. 1730, hatten die Dolgorukij, welche den Fürsten Menschikow stürzten, den größten Einfluß. Als Anna, 1730—40, des Iwan Alexejewitsch Tochter, Peters d. Gr. Nichte und seit 1711 Witwe des Herzogs Friedrich von Kurland, den russ. Kaiserthron bestieg, versuchten die Dolgorukij mit Hilfe anderer Großen die kaiserl. Gewalt zu beschränken, doch dieser Versuch endigte mit ihrem Sturz und mit der Bildung eines russ. Kabinetts, in dem Münnich (s. d.), Ostermann (s. d.) und Biron (s. d.) die Hauptrolle spielten. Als nach König Augusts II. von Polen Tode 1733 der schon früher gewählte Stanislaus Leszczynski auf den poln. Thron erhoben wurde, erklärte sich R. für August III. von Sachsen. Ein russ. Heer eroberte Danzig; Stanislaus entfloh; August III. bestieg den poln. Thron. So hatte sich R. seinen Einfluß auf Polen gesichert, und Biron, der Günstling der Kaiserin Anna, erhielt 1737 das Herzogtum Kurland als poln. Lehn. Unter Münnich ward hierauf der Krieg gegen die Türkei begonnen, Asow und Ortschakow erstürmt, die Türken bei Stawutschana 1739 geschlagen und die Festung Chotin erobert. Diese Vorteile gingen zwar durch den von Österreich übereilt geschlossenen Belgrader Frieden 1739, welchem R. beitreten mußte und in welchem es nur das geschleifte Asow behalten durfte, wieder verloren; allein R.s Überlegenheit war doch entschieden, sein Heerwesen vervollkommnet und das Ansehen seines Kabinetts bedeutend erhöht.

Auf Anna folgte 1740—41 ihr Großneffe, Iwan VI., Sohn der Prinzessin Anna von Braunschweig-Bevern, aber nicht, wie bestimmt war, unter Birons Regentschaft, sondern, nachdem dieser durch Münnich gestürzt war, unter der Regentschaft seiner Mutter. Elisabeth, Peters d. Gr. jüngste Tochter, stürzte diese Regierung, schickte den zweijährigen Iwan in die Festung Schlüsselburg, seine Eltern nach Cholmogory, Münnich, Ostermann u. a. nach Sibirien und machte sich 6. Dez. zur Kaiserin (1741—62). Frankreich hatte während des Österreichischen Erbfolgekriegs Schweden zu einem Kriege gegen R. gereizt. Allein der Sieg bei Wilmanstrand 3. Sept. 1741 und die Eroberung Finlands führten den Frieden von Abo 17. Aug. 1743 herbei, in welchem R. den größten Teil Finlands zurückgab, aber durch die Grenze des Kymeneflusses Petersburg sicherte und durch die Nachfolgeakte des Prinzen Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp R.s Einfluß auf Schweden befestigte. Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp wurde von seiner Tante, der Kaiserin Elisabeth, 1742 zum Thronfolger im Russischen Reich erklärt. (S. Oldenburger Haus.) Als hierauf L'Estocq, der frühere Günstling, vom Hofe entfernt war und Bestuschew allein die auswärtigen Angelegenheiten leitete, gewann Österreichs Partei so sehr das Übergewicht, daß Elisabeth 1747 ein Heer nach Deutschland gegen Frankreich abschickte und dadurch den Aachener Frieden gewissermaßen entschied. Noch enger verband sich R. 1756 mit Österreich gegen Preußen und nahm an dem Siebenjährigen Kriege Anteil. Die Siege bei Großjägerndorf und Kunersdorf zeigten, daß R.s Heere den Armeen des westl. Europa bereits widerstehen konnten. Unter der Regierung Elisabeths wurde der deutsche Einfluß von dem französischen verdrängt, in Moskau die erste Universität 1755, in Petersburg die Akademie der Künste 1758 gegründet.

Ungleich größere Bedeutung gewann R. unter Katharina II., 1762—96. Durch eine Revolution, deren Opfer ihr eigener Gemahl, Peter III., wurde, welcher vom 5. Jan. bis 9. Juli 1762 Kaiser war, gelangte sie zur Alleinherrschaft. Ihr Gemahl, ein enthusiastischer Verehrer Friedrichs d. Gr., hatte sogleich bei seiner Thronbesteigung Frieden und Bündnis mit diesem geschlossen. Nur den Frieden erkannte Katharina an, der für die innere Entwickelung des großen Reichs notwendig war. Auf die Vermehrung der dünnen Bevölkerung bedacht, rief sie Kolonisten, besonders aus Deutschland nach R., gründete Städte und Dörfer, suchte überall den Ackerbau und Bergbau zu befördern, den Gewerbfleiß und Handel zu heben, sowie durch Schulen, Pensionsanstalten und Akademien die Bildung der niedern und höhern Stände zu unterstützen. Unter dem Schutze der russ. Waffen wurde 1764 ihr Günstling Stanislaus Poniatowski zum Könige von Polen erwählt. Das Schicksal Polens würde wohl noch eher zur Entscheidung gekommen sein, wenn nicht ein schwerer Türkenkrieg, eine verwüstende Pest, die sich bis nach Moskau erstreckte, der Aufstand eines gemeinen Kosaken, Pugatschew, der sich für Peter III. ausgab, und die Revolution Gustavs III. von Schweden Katharinas Heeresmacht und Politik auf verschiedenen Punkten gleichzeitig beschäftigt und dadurch geschwächt hätten. Aus dem 5. Aug. 1772 mit Preußen und Österreich geschlossenen Bündniß ging der erste Teilungsvertrag gegen Polen hervor, vermöge dessen R. seine Grenzen bis über die Düna und den Dnjepr hinausrückte. Zugleich wußte R. sich seinen Einfluß auf den Überrest von Polen durch kluge Maßregeln zu sichern. Unterdes setzte Katharina den 1768 begonnenen Türkenkrieg mit erhöhter Anstrengung fort und erzwang endlich den Frieden zu Kutschuk-Kainardschi (22. Juli 1774), infolge dessen R. Asow, Jenikale, Kertsch behielt, freie Schiffahrt in allen türk. Gewässern erhielt und die unter türk. Oberhoheit stehenden Tataren in der Krim, in Bessarabien und am Kuban für unabhängig erklärt wurden. Hierauf reformierte Katharina seit 1775 die innere Einrichtung ihres Reichs durch die Einteilung desselben in 50 Gouvernements. Der brit.-amerik. Krieg war dem Handel R.s sehr vorteilhaft und veranlaßte 1780 eine Verbindung der nordischen Mächte, des deutschen Kaisers, Preußens und Portugals zu der bewaffneten Neutralität. Mit Potemkin, ihrem Günstling, der auf die Politik R.s bis zu seinem Tode (1791) von Einfluß war, entwarf Katharina den Plan, auf den Trümmern des Osmanischen Reichs einen griech., von R. abhängigen Staat zu gründen, der einem russ. Großfürsten überwiesen werden sollte. Der erste Schritt zur Ausführung dieser Idee war 1783 die definitive Einverleibung der Krim in das Russische Reich. Als die Pforte, durch England gereizt, 1787 den Kampf erneuerte, erlitt sie durch die russ. Waffen abermals eine Reihe furchtbarer Schläge. Katharina setzte, obgleich Österreich 1791 den Frieden von Sistowa geschlossen hatte und König Gustav III. von Schweden in das russ. Finland eingefallen

war, den Krieg noch ein Jahr lang fort. In dem zu Jassy 9. Jan. 1792 abgeschlossenen Friedensvertrage begnügte sie sich mit der Abtretung des Gebiets von Otschakow und mit der Anerkennung des Dnjestr als Grenze R.s gegen die Moldau und Bessarabien. Aufs neue und ansehnlicher wurde R. durch die zweite Teilung Polens vergrößert, welche 17. Aug. 1793 zu Grodno vollzogen wurde. Polen verlor an R. Litauen, Kleinpolen, den Rest Volhyniens, Podoliens und der Ukraine. Als die Polen unter Kosciuszko 1794 eine Revolution wagten, führte diese zur gänzlichen Auflösung des poln. Reichs, indem sich Preußen, Österreich und R. 1795 in den Überrest teilten. Am 28. März 1795 ward das Herzogtum Kurland dem Russischen Reiche einverleibt. Katharina hatte R. um etwa 550000 qkm vergrößert und die Bevölkerung um mehrere Millionen vermehrt, als sie 17. Nov. 1796 starb.

Unter ihrem Sohne und Nachfolger, Paul I., 1796—1801, mischte sich R. sehr thätig in die Angelegenheiten des gesamten Europa, wozu der Gang der Französischen Revolution Gelegenheit bot. Paul I. verband sich, als Napoleon Bonaparte den Zug nach Ägypten unternommen, mit Neapel, der Pforte, England und Österreich und sendete Suworow als Oberfeldherrn der vereinigten Russen und Österreicher nach Italien, wo eine Reihe rasch errungener Siege die Franzosen zur Räumung der Halbinsel zwang. Die eigennützige Politik Österreichs und die Mißerfolge der russ. Truppen in der Schweiz und in den Niederlanden veranlaßten Paul, von der Koalition zurückzutreten, worauf R. 1800 sich mit den nordischen Mächten enger verband und den Plan einer bewaffneten Neutralität erneuerte. Infolge dessen brach ein Seekrieg zwischen diesen Mächten und England aus, dessen Ende indes Paul nicht mehr erlebte, da die Willkür, mit der er gegen seine Unterthanen verfuhr, eine Verschwörung herbeiführte, als deren Opfer er 24. März 1801 fiel. Sein Sohn und Nachfolger, Alexander I., war friedlicher als seine Vorgänger gesinnt. Im Innern wurden manche Reformen eingeführt, wobei er sich besonders der Ratschläge des nachmaligen Grafen Speranskij bediente. Mit Frankreich bestand seit dem Vertrag vom 8. Okt. 1801 Friede; aber Napoleons I. Eigenmächtigkeiten und die Ermordung Enghiens veranlaßten Alexander, 11. April 1805 der dritten Koalition beizutreten. Bei Austerlitz geschlagen, führte er im Bunde mit Preußen 1806 und 1807 den Krieg fort, ließ sich aber von Napoleon gewinnen und nahm sogar im Frieden zu Tilsit 7. Juli 1807 das zu Ostpreußen gehörige Bialystok an. Gestützt auf das enge Bündniß mit Napoleon, unternahm Alexander 1808 den Krieg gegen Schweden, welcher Finland und Ostbottnien bis zum Torneå sowie die Alandsinseln zu russ. Besitzungen machte. Mit gleichem Eifer betrieb er den Krieg mit der Türkei (1806—12) und mit Persien. Jene mußte im Frieden von Bukarest 28. Mai 1812 Bessarabien an R. abtreten und den Pruth als Grenze zwischen R. und der Türkei festsetzen; Persien trat das Gebiet von Baku und andere Länderstrecken am Kaspisee ab. Am thatkräftigsten bewies sich Alexander, als nach dem Feldzug von 1812 der Russisch-Deutsch-Französische Krieg ausbrach, der die russ. Truppen bis Paris führte, mit dem Sturze Napoleons I. endete und das Königreich Polen zu R. brachte.

Nach dem zweiten Pariser Frieden 1815 wurde Alexander Stifter der Heiligen Allianz. Sein Reich bedurfte der Ruhe, um die durch den Krieg geschlagenen Wunden wieder heilen zu können. Deutsche Kolonisten bevölkerten seit 1817 die wüsten Landstrecken Bessarabiens und der kaukas. Länder. Allmähliche Aufhebung der Leibeigenschaft wurde angestrebt und 1818 in Kurland, 1819 in Livland und Estland durchgeführt. Alle Zweige der Cultur erfuhren Schutz, Aufmunterung und Unterstützung. Aber manche Enttäuschung, die er erlebt, der mystische und frömmelnde Einfluß, der sich seiner bemächtigte, und das in ganz Europa vorherrschende polit. System der Stabilität und Reaktion wirkten zusammen, jene liberale Richtung allmählich zu verdrängen. In der auswärtigen Politik ließ Alexander sich immer mehr von Österreich beeinflussen. Der Aufstand Griechenlands gegen die Türken wurde anfangs von ihm begünstigt, und 9. Aug. 1821 verließ sogar der russ. Gesandte Stroganow Konstantinopel. Als aber zu gleicher Zeit Revolutionen in Italien und Spanien ausbrachen und der Kaiser einen allgemeinen Umsturz zu fürchten begann, trat er auf den Kongressen zu Troppau, Laibach und Verona 1821 und 1822 den Anschauungen Metternichs, welcher jede Art von Revolution mit Gewalt niederschlagen wollte, bei und gab die Griechen preis. Eine persönliche Zusammenkunft Alexanders mit dem Kaiser Franz zu Czernowitz (6. bis 11. Okt. 1823) und die daran sich knüpfende Konferenz des Grafen Nesselrode mit dem Fürsten Metternich zu Lemberg befestigten Alexander in dem Entschlusse, einen Krieg mit der Türkei zu vermeiden. Da die Pforte sich nachgiebig zeigte, so wurde die diplomatische Verbindung zwischen beiden Staaten wieder angeknüpft. Dem Königreich Polen gab er 1818 eine Verfassung und selbständige Verwaltung. Aber es bildeten sich hier bald geheime Gesellschaften, welche die Unabhängigkeit von R. und die Wiederherstellung Polens in den Grenzen vor 1772 erstrebten. Noch gefährlicher war die über ganz R. verzweigte Militärverschwörung; die Kunde davon vermehrte sein Mißtrauen und seine Schwermut. Er starb 1. Dez. 1825 zu Taganrog.

Alexanders Tod beschleunigte den Ausbruch der Verschwörung. Diese hatte kein geringeres Ziel, als die Beseitigung des regierenden Hauses Romanow und die Einführung einer neuen Staatsverfassung republikanischer Art. Hohe Offiziere, wie Pestel, Murawjew-Apostol, die Fürsten Obolenskij, Sergei Trubetzkoi u. a., gehörten zu den Führern der Konspiration. Teils die schon erfolgten Denunziationen, teils der Thronwechsel selbst drängten zum Ausbruch. Eine Akte des verstorbenen Kaisers hatte den ältern Bruder Konstantin nach dessen Verzichtleistung von der Thronfolge ausgeschlossen und dieselbe auf den jüngern, Großfürsten Nikolaus, übertragen. Als diese Akte jetzt öffentlich kundgemacht ward, sträubte sich der designierte Nachfolger anfangs, den Thron zu besteigen, bis ihn die wiederholte und unumwundene Erklärung Konstantins, daß er auf sein Recht verzichte, bewog, 24. Dez. die Krone anzunehmen. Diese eigentümliche Verwickelung gab den Verschworenen Anlaß, den neuen Kaiser Nikolaus I. als Usurpator darzustellen und, unter dem Scheine einer Erhebung für Konstantin, als den rechtmäßigen Herrscher, einzelne Abteilungen des Heeres zu ihren Zwecken zu verführen. So brach 26. Dez. 1825, von einigen Garderegimentern unterstützt, ein Aufstand in Petersburg aus, der jedoch durch die Entschlossenheit des Kaisers unterdrückt

ward. Von den Verschworenen wurden die Häupter, Pestel, Murawjew, Ryléjew, Bestushew-Rjumin und Kachowskij, durch den Strang hingerichtet. Trubetzkoi erlangte durch Fürbitte seiner Gemahlin die Begnadigung nach Sibirien, wohin mit 83 andern auch der Dichter Bestushew gebracht ward.

Bald nach seiner Thronbesteigung bot sich für Nikolaus der Anlaß zu einem Kriege gegen Persien dar. Der Friede zu Gulistan (1813) hatte den Persern ihre Gebiete am Kaukasus gekostet und der russ. Kriegsflotte das Kaspische Meer geöffnet. Der Sohn des Schah Feth-Ali, der talentvolle und tapfere Abbas-Mirza, wollte jetzt die Einbuße Persiens wieder gut machen. Er fiel ins russ. Gebiet ein und suchte die Bekenner des Islam zum Glaubenskriege gegen die Russen zu entflammen. Aber General Paskiewitsch schlug den Feind bei Elisawetpol (25. Sept. 1826), spielte den Krieg sogleich auf pers. Gebiet hinüber und eroberte hier das feste Kloster Etschmiadzin 27. April 1827. Am 1. Okt. fiel die Festung Sardarabad und darauf ergab sich 13. Okt. das feste Eriwan, welches das Hauptbollwerk der Perser gegen R. gewesen war. Ohne Widerstand drangen die Russen jetzt in die Provinz Aserbeidschan vor und nahmen Tauris, die Hauptstadt derselben, in Besitz. Persien bat nun um Frieden. Der Präliminarvertrag ward 5. Nov. zu Tauris und nach einem neuen vergeblichen Widerstandsversuche des Schah der Friede selbst 22. Febr. 1828 zu Turkmantschai unterzeichnet. R. gewann die armenischen Provinzen Nachitschewan und Eriwan, 80 Mill. Rubel Entschädigung, große Handelsvorteile und einen geschwächten Nachbar, der seitdem überwiegend der russ. Politik unterlag.

Nun schien der Augenblick gekommen, energisch gegen die Türken vorzugehen. Zwar waren in dem Vertrage zu Akjerman (6. Okt. 1826) die russ. Forderungen gewährt, d. h. der russ. Flagge freie Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere versprochen und die innern Angelegenheiten der Donaufürstentümer und Serbiens so geordnet worden, daß sie, fast ganz unabhängig von der Pforte, dem russ. Einflusse überliefert wurden. Allein die Türken beeilten sich nicht, diese Bedingungen zu erfüllen, und gaben dadurch R. den erwünschten Vorwand. Es kam den Russen zugute, daß die Türken fortwährend in Griechenland beschäftigt waren, wo eben jetzt durch Kapodistrias der russ. Einfluß zur Herrschaft gelangte. Unter diesen Umständen erklärte Nikolaus an die Pforte den Krieg, und das russ. Heer überschritt 7. Mai 1828 den Pruth. (S. **Russisch-Türkischer Krieg von 1828 und 1829**.) Durch die Vernichtung der Janitscharen war das osman. Kriegswesen in tiefster Zerrüttung. Gleichwohl errangen die Russen keine großen Erfolge. Unter dem Oberbefehl des Grafen Wittgenstein nahmen sie zwar die kleinen Donaufestungen, mußten aber die Belagerung von Schumla und Silistria aufgeben und behielten nur die durch Verrat gewonnene Festung Varna. Nur in Asien hatte Paskiewitsch Fortschritte gemacht, indem er Kars, Achalkalaki und Achaltsiche erstürmte und am Schwarzen Meere Anapa und Poti nahm. Im Frühjahr 1829 begann der neuernannte Befehlshaber der Donau-Armee, Diebitsch, den Feldzug mit besserm Erfolge. Er schloß Silistria ein und wandte sich dann nach Schumla gegen die Armee des Großvezíers, den er bei Kulewtscha (11. Juni) völlig schlug; wenige Wochen später fiel Silistria. Diebitsch wagte nun den Übergang über den Balkan und drang mit dem Kern der Armee gegen Adrianopel, das sich 20. Aug. ergab. Nachdem auch Paskewitsch in Asien vorgedrungen war und Erzerum genommen hatte, erfolgte 14. Sept. 1829 durch Vermittelung Preußens der Friedensschluß zu Adrianopel. R. gab alle Eroberungen in Europa und Kars heraus, behielt in Asien Anapa, Poti, Achalzik und Achalkalaki, wurde dadurch Herr der Ostküste des Schwarzen Meeres, errang für die Donaufürstenthümer eine fast völlige Unabhängigkeit, Lebenslänglichkeit der Hospodare, Handelsfreiheiten, freien Durchgang durch die Meerengen und Zustimmung zu dem Londoner Protokoll in Betreff Griechenlands.

Die franz. Julirevolution von 1830 veränderte R.s Stellung zum Westen Europas. Durch den Sturz der ältern Bourbonenlinie löste sich das enge und freundliche Einvernehmen mit der franz. Politik. Der Kaiser Nikolaus suchte sich um so inniger an die östl. Mächte anzuschließen und im Bunde mit diesen die Politik der Heiligen Allianz aufrecht zu erhalten. Der infolge der Julirevolution erfolgende poln. Aufstand 29. Nov. 1830 wurde niedergeworfen und gab der russ. Politik den Anlaß, auch den Schatten polit. Existenz, den Polen noch besessen, zu zerstören. Am 26. Febr. 1832 trat an die Stelle der von Alexander gegebenen Verfassung das sog. Organische Statut, welches jedoch nicht ausgeführt wurde. Paskewitsch, der Besieger Polens, wurde als Statthalter an die Spitze der Militär- und Civilgewalt gestellt und regierte Polen nach seinem Ermessen, die poln. Armee wurde der russischen einverleibt. Die enge Verbindung mit Österreich und Preußen fand in den persönlichen Zusammenkünften der drei Monarchen zu Münchengrätz 1833, Teplitz 1835 und Kalisch 1835 ihren Ausdruck. Außerdem wurden durch mehrfache Ehebündnisse auch persönliche Verbindungen mit den kleinern Höfen von Deutschland angeknüpft, um den Einfluß R.s in Mitteleuropa immer mehr zu befestigen.

Unterdes verfolgte R. mit unermüdlicher Thätigkeit seine Pläne im Orient. Durch die letzten Kämpfe war das Osmanische Reich schwer erschüttert, und nunmehr wurde dasselbe durch die Waffen des Vizekönigs Mehemed-Ali von Ägypten sogar in seiner Existenz bedroht. Da die Eroberung Konstantinopels durch die Ägypter der russ. Politik nicht erwünscht sein konnte, so bot Kaiser Nikolaus seine Hilfe an. Sie wurde angenommen. Eine russ. Flotte erschien im Bosporus, landete Truppen bei Skutari, von der Donau war ein russ. Heer im Anmarsch, um Konstantinopel zu decken. Um den Konsequenzen dieser Allianz vorzubeugen, brachten England und Frankreich zwischen der Türkei und Ägypten den Frieden von Kutajah zu Stande, worauf R. 8. Juli 1833 mit der Türkei den Vertrag von Hunkiar-Skelessi schloß, worin letztere ein Defensivbündniß auf acht Jahre mit R. einging und sich verbindlich machte, keinem fremden Kriegsschiff die Durchfahrt durch die Dardanellen zu gestatten. Während hier die russ. Politik über das Interesse der Westmächte einen entschiedenen Sieg davontrug, war derselbe Gegensatz der Interessen auch an einer andern Stelle wach geworden, in Persien. Seit dem Frieden zu Turkmantschai war am Hofe zu Teheran R. im Übergewicht und hatte den brit. Einfluß zurückgedrängt. Schah Feth-Ali starb 1834, und es folgte ihm unter russ. Protektion Abbas-Mirzas Sohn, Mohammed-Mirza. Die russ.

Diplomatie lenkte den Ehrgeiz desselben auf Eroberungszüge gegen Herat und Kandahar, um so den eigenen Einfluß bis dorthin auszudehnen und den englischen daselbst lahm zu legen. Russ. Geld und russ. Offiziere wirkten zu der pers. Expedition gegen Herat (1837) mit, welche aber an der brit. Hilfe, die Herat geleistet ward, scheiterte. Persien wurde gezwungen, vertragsweise allen Forderungen der englischen Politik nachzugeben (1841). Dem nämlichen Gegensatze der brit. und russ. Interessen in Asien verdankte die verunglückte russ. Expedition nach Chiwa im Nov. 1839 ihren Ursprung. Auch am Kaukasus focht R. mit Ausdauer, und auch hier trat ihm, zwar in verdeckter Form, die Thätigkeit Englands gegenüber. Seit dem Ende des poln. Aufstandes machte R. verstärkte Anstrengungen, die unabhängigen Bergvölker, namentlich die Tscherkessen und Tschetschenzen, zu unterwerfen, indem es sie zugleich von der Verbindung mit dem Meere abzuschneiden strebte. Engl. Agenten waren dagegen eifrig bemüht, diese Stämme zum Widerstande zu organisieren, ihnen Waffen und Kriegsbedarf zu liefern. Im Nov. 1836 ward sogar ein engl. Schiff, welches den Tscherkessen verschiedene Vorräte dieser Art zuführte, von den Russen genommen. Die russ. Anstrengungen krönte indessen nur ein mäßiger Erfolg. Ein Tschetschenzenhäuptling, Schamyl (s. d.), wußte die Begeisterung seiner Landsleute mächtig anzuregen und machte sich namentlich seit 1839 den Russen furchtbar.

Im Innern R.s trug unter Kaiser Nikolaus alles das Gepräge des strengsten militärischen Absolutismus. In diesem Sinne wurde die militärische Kraft des Staats mächtig gesteigert, der Unterricht uniformiert, das System der polizeilichen Gewalt, der genauesten Überwachung, der Absperrung gegen das Ausland aufs eifrigste ausgebildet. Das Streben, die verschiedenen Nationalitäten des Reichs zu russifizieren, gab sich nicht allein in dem Verfahren gegen Polen kund, sondern auch in dem, was in den Ostseeprovinzen geschah, und in den neuen Organisationen, welchen 1836 die Kalmücken und Donischen Kosaken unterzogen wurden. Die Juden wurden massenweise gewaltsam aus den Grenzprovinzen in das Innere R.s verpflanzt. Die Hebung des Ackerbaues, die Bildung von Handelsgesellschaften, die Förderung einzelner Zweige der Industrie, die Begünstigung der Dampfschiffahrt, die ersten Eisenbahnarbeiten und Ähnliches, wobei man die Mitwirkung fremder Kräfte nicht entbehren konnte, waren Zugeständnisse an die Überlegenheit der abendländ. Civilisation. Der Kaiser selbst zeigte sich unermüdlich, durch Reisen in den Provinzen seines Reichs die Zustände kennen zu lernen und unmittelbar einzuwirken. Unter den Versuchen, die innere Gleichheit und Einheit herzustellen, erregten am meisten Aufsehen die Maßregeln, welche das religiöse Gebiet berührten und durch welche alle christl. Konfessionen und die Juden bedroht waren. In den ehemals poln. Provinzen hatte sich dies System schon 1831 angekündigt, als durch Ukase vom 5. Juli und 19. Okt. der Bau neuer kath. Kirchen verboten und bald darauf eine Anzahl kath. Kirchen dem griech. Kultus zugewiesen ward. Zu gleicher Zeit trat eine strengere Praxis bei gemischten Ehen ein. Mit einem einzigen Akte wurden 1839 3—4 Mill. unierter griech. Christen der orthodoxen russ. Kirche einverleibt. Sodann ward durch einen Ukas die griech. wie die röm. Geistlichkeit ihres Grundvermögens beraubt und durch Staatszuschüsse abgefunden (Jan. 1842). Diese Eingriffe verursachten Konflikte mit Papst Gregor XVI., welche bei einer Zusammenkunft des Kaisers mit jenem in Rom (13. Dez. 1845) beseitigt wurden. Auch die prot. Kirche in den Ostseeprovinzen hatte unter demselben System zu leiden. Die kirchliche Propaganda ward überhaupt als das wichtigste Mittel der nationalen Umschmelzung betrachtet. Auch in die Verhältnisse der Leibeigenschaft griff der Kaiser umgestaltend ein. Ein Ukas vom 14. April 1842 setzte die Bedingungen fest, wonach die Gutsbesitzer Verträge mit ihren Leibeigenen über die Freiheit schließen durften. Eine spätere Bestimmung vom 2. Dez. 1847 gestattete, daß die Bauern verschuldete Güter ihrer Grundherren sub hasta erstehen durften, und ein Ukas vom März 1848 erlaubte den Leibeigenen die Erwerbung unbeweglichen Grundeigentums.

Bei dem 1839 von neuem ausgebrochenen Krieg zwischen der Pforte und dem Vizekönig von Ägypten verständigte sich R. mit dem brit. Kabinett und half den Julivertrag von 1840 abschließen, wodurch Frankreich isoliert und die orient. Verwickelung im Sinne der verbündeten vier Großmächte geschlichtet ward. Der Krieg im Kaukasus, wo 1845—54 Fürst Woronzow kommandierte, dauerte in derselben Weise wie früher mit sehr wechselndem Erfolge fort. Ein neuer Polenaufstand, der über das preuß., österr. und russ. Polen verzweigt war, wurde frühzeitig entdeckt und verlief 1846 in vereinzelte Ausbrüche. Die in Russisch-Polen daran Beteiligten wurden entweder sogleich hingerichtet oder in die sibir. Bergwerke geschickt, über das Land selbst aber der Belagerungszustand verhängt. Von den Folgen der Französischen Revolution vom 24. Febr. 1848 blieb zwar R. ziemlich unberührt, aber für die Ruhe in Polen mußte immer gefürchtet werden, und die Gestaltung der Dinge in Österreich und Preußen hatte die frühere Heilige Allianz der drei Ostmächte zerrissen. Wiewohl man sich auf eine kluge Defensive beschränkte, fanden doch große Truppenanhäufungen an den westl. Grenzen statt; die Grenzsperre wurde strenger als je gehandhabt, der Verkehr mit den westl. Ländern Europas möglichst beschränkt. Den deutschen Interessen trat R. nach Kräften entgegen, namentlich in der schlesw.-holstein. Sache. Die Unruhen in der Walachei gaben dem Kaiser Nikolaus Veranlassung, im Einverständnis mit der Pforte die Donaufürstentümer zu besetzen (Sommer 1848) und den vorteilhaften Vertrag von Balta-Liman (1. Mai 1849) zu erlangen, wodurch unter anderm für die nächsten sieben Jahre den Russen wie den Türken gestattet ward, im Falle einer Bewegung sofort einzurücken. Kurz darauf errang die russ. Politik einen nicht minder bedeutsamen Triumph. Österreich war nicht im Stande, die aufständischen Magyaren niederzuwerfen, und bat um russ. Hilfe. Schon im Dez. 1848 war eine Abteilung Russen in Siebenbürgen eingerückt; jetzt, nach Abschluß eines förmlichen russ.-österr. Bündnisses, setzte sich Mai 1849 Fürst Paskewitsch in Bewegung. Die Massen, welche er in den Kampf führte, reichten hin, den schon erschöpften Streitkräften der Magyaren den letzten Stoß zu geben. Bei Világos 13. Aug. 1849 streckte Görgei vor den Russen die Waffen. Das Zerwürfnis zwischen Österreich und Preußen gab dem Kaiser Nikolaus Gelegenheit, zu Warschau Juni und Okt.

1850 als Schiedsrichter zwischen beiden Mächten aufzutreten und für die Wiederherstellung des Deutschen Bundestags zu wirken. In der schlesw.-holstein. Frage unterstützte R. entschieden die Ansprüche Dänemarks, und die russ. Diplomatie brachte endlich das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 zu Stande, wodurch die Erbfolge im dän. Gesamtstaate dem Prinzen Christian von Glücksburg zugesprochen ward. Diese Erfolge bezeichneten den Höhepunkt des russ. Einflusses. Als in Frankreich die Republik beseitigt und im Widerspruch mit den Verträgen von 1814 und 1815 ein Bonapartisches Kaisertum in der Person Napoleons III. wiederhergestellt ward, versuchte Kaiser Nikolaus vergeblich Österreich und Preußen zu einem gemeinsamen Schritte gegen dasselbe zu bewegen.

Die glänzende und übermächtige Stellung in Europa machte es wohl begreiflich, daß Kaiser Nikolaus nunmehr den Augenblick für geeignet halten mochte, im Orient rascher und unverhüllter den Zielen der russ. Politik entgegenzugehen. In dem Flüchtlingsstreite von 1849 hatte das Osmanische Reich sich den Anforderungen R.s mit Erfolg widersetzt, auch 1851 den Rückzug der russ. Truppen aus den Donaufürstentümern gefordert und erlangt. Dazu kam, daß die Pforte auf Andrängen des franz. Gesandten Lavalette 8. Febr. 1852 den lat. Christen rücksichtlich der Heiligen Stätten in Jerusalem Konzessionen gemacht hatte, durch welche die griech. Kirche sich als zurückgesetzt ansehen konnte. Damals that Österreich einen entscheidenden Schritt, um seinen Einfluß in Konstantinopel wiederherzustellen, indem es aus Anlaß der Wirren in Montenegro u. s. w. verschiedene Forderungen bei der Pforte geltend machte, die auch sofort Febr. 1853 gewährt wurden. Um so mehr fühlte Kaiser Nikolaus sich gedrängt, diese Erfolge Österreichs und Frankreichs durch eine unzweifelhafte Demütigung der Türkei zu verdunkeln. Seine Pläne gingen aber noch weiter, und er ließ der brit. Regierung durch ihren Gesandten in Petersburg, Sir Hamilton Seymour, einen Vorschlag über die Teilung des Osmanischen Reichs machen. Der Beihilfe Preußens und Österreichs glaubte er auf alle Fälle sicher zu sein; Frankreich aber sollte wie 1840 isoliert werden und ganz leer ausgehen. Nach längern Verhandlungen (Jan. bis April 1853) lehnte Großbritannien diese Vorschläge ab. Inzwischen war jedoch die russ. Politik schon energisch vorgegangen. Am 28. Febr. 1853 erschien Fürst Menschikow als außerordentlicher Botschafter in Konstantinopel, wo er mit undiplomatischer Rücksichtslosigkeit auftrat. Am 16. März übergab er eine Note, welche wegen der Heiligen Stätten Beschwerde führte und Garantien für die Rechte der griech. Kirche forderte. Der Sultan erließ 5. Mai zwei Fermane, welche die Streitigkeiten wegen der Heiligen Stätten erledigen sollten. Menschikow erklärte sich aber dadurch nicht befriedigt, sondern verlangte zur Garantie für die Rechte der griech. Kirche einen förmlichen Vertrag. Als die Pforte, von England und Frankreich ermutigt, diese Forderung verweigerte, brach Menschikow die diplomatischen Beziehungen ab und reiste 21. Mai von Konstantinopel ab. Der Sultan erließ darauf 6. Juni einen Ferman an die geistlichen Oberhäupter der christl. und jüd. Konfessionen, worin alle ihre hergebrachten Rechte und Privilegien neu bestätigt wurden. In demselben Augenblicke traf aber eine russ. Note vom 31. Mai ein, worin erklärt ward: der Zar betrachte die Weigerung der Pforte als eine persönliche Beleidigung, und wenn nicht binnen acht Tagen die Vorschläge Menschikows unverändert angenommen seien, so werde er zur Occupation der Donaufürstentümer schreiten. Als die Pforte auch jetzt nicht nachgab, verkündete der Zar in seinem Manifest vom 26. Juni, daß er seine Truppen in die Donaufürstentümer einrücken lasse, um für die Wiederherstellung der Rechte R.s und der griech. Kirche ein Pfand in Besitz zu nehmen.

In der That drang schon 2. Juli 1853 ein russ. Heer unter Fürst Michail Gortschakow in die Moldau und Walachei ein. Die Westmächte sahen diesen Vorgängen mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Napoleon III. wollte die Gelegenheit benutzen, um sich an dem Zaren zu rächen, und Großbritannien wollte der russ. Übermacht im Orient entgegentreten. Bereits 15. Juni 1853 war eine brit.-franz. Flotte in der Besikabucht erschienen, um nötigenfalls Konstantinopel zu beschützen. Andererseits sah Nikolaus sich in seinen Hoffnungen auf Österreich und Preußen getäuscht, obwohl er selbst in Olmütz und Warschau den Kaiser Franz Joseph, in Berlin den König Friedrich Wilhelm IV. aufsuchte. Die deutschen Mächte erklärten sich nur bereit zu einer diplomatischen Vermittelung; aber die in Wien 21. Juli 1853 eröffnete Konferenz zog sich bis April 1854 hinaus, ohne eine Ausgleichung herbeizuführen. Inzwischen hatten seit Okt. 1853 die Feindseligkeiten zwischen R. und der Türkei begonnen, und Kaiser Nikolaus erfuhr sogleich, daß er die Sympathien der Rajahvölker zu hoch, die Widerstandskraft der Türken zu gering angeschlagen hatte. Unmittelbar nach der mit der Pforte 12. März 1854 abgeschlossenen Allianz traten auch die Westmächte in den Krieg gegen R. (den sog. Krimkrieg oder **Orientkrieg**, s. d.) ein, der nun große Dimensionen annahm. Die deutschen Mächte blieben neutral, und Österreich näherte sich sogar immer mehr den Westmächten. So stand R. ganz isoliert da, und es offenbarte sich bald, daß dasselbe der feindlichen Koalition nicht gewachsen war. Infolge einer Sommation Österreichs mußten die Russen Juli 1854 die Donaufürstentümer räumen. Am 16. Aug. 1854 ward die russ. Festung Bomarsund auf den Ålandsinseln von einem franz.-brit. Geschwader genommen. Im Sept. 1854 faßten die verbündeten Franzosen, Briten und Türken, denen sich später die Sardinier anschlossen, festen Fuß in der Krim und begannen die Belagerung von Sewastopol (s. d.). Mitten in diesen Schwierigkeiten starb Kaiser Nikolaus 2. März 1855. Sein Sohn und Nachfolger Alexander II. setzte den Krieg fort, da die abermaligen Friedenskonferenzen zu Wien März und April 1855 ohne Resultat blieben. Nachdem der Malakowturm 8. Sept. 1855 erstürmt war, mußten die Russen die Festung Sewastopol aufgeben. Dagegen zwang General Nikolai Murawjew nach längerer Belagerung die türk. Festung Kars zur Kapitulation, 28. Nov. 1855, und verschaffte dadurch der militärischen Ehre R.s eine teilweise Genugthuung. Unter Vermittelung Österreichs wurden nunmehr die Unterhandlungen wieder aufgenommen und führten zum Abschluß des (dritten) Pariser Friedens, 30. März 1856, in welchem R. Kars zurückgab, die Donaumündungen und einen Teil von Bessarabien an die Türkei abtrat und seinen Ansprüchen auf ein Protektorat

über die Donaufürstentümer und die griech.-kath. Christen in der Türkei entsagte und sich verpflichtete, am Schwarzen Meer keine Arsenale zu errichten und nicht mehr Kriegsschiffe zu halten als die Türkei. Die Donauschiffahrt wurde für frei erklärt, das Schicksal der Christen in den Donaufürstentümern, deren Gleichberechtigung mit den Türken vom Sultan bereits verkündigt war, unter den Schutz aller Großmächte gestellt.

Der Orientkrieg hatte R. in den Zustand tiefster Erschöpfung versetzt, und so war es natürlich, daß die russ. Politik in den nächsten Jahren sich von jeder thatkräftigen Einmischung in die europ. Verwickelungen zurückhielt. Doch verhehlte man nicht den Groll wegen der «Undankbarkeit» Österreichs im Orientkriege, sodaß Österreich während des ital. Kriegs von 1859 von seinem frühern Alliierten vollständig verlassen war. Erst als 1860 Frankreich Savoyen und Nizza annektierte und in Italien die Einheitsbewegung vollends obsiegte, nahm R. eine reservierte Haltung an und rief seinen Gesandten aus Turin ab. Kaiser Alexander II. hielt darauf zu Warschau 22. bis 26. Okt. 1860 eine Zusammenkunft mit den Souveränen von Österreich und Preußen, die jedoch keine weitern polit. Folgen hatte; das Verhältnis zu Österreich blieb gespannt. Am 18. Aug. 1862 anerkannte R. das neue Königreich Italien, wogegen dieses sich zu einigen Konzessionen (Auflösung der poln. Legion und der poln. Militärschule in Cuneo) herbeiließ. Auch die polit. Sympathien zwischen R. und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche sich schon während des Orientkriegs kundgegeben hatten, wurden sorgsam gepflegt. Gleichzeitig entwickelte die russ. Politik im Orient eine lebhafte Thätigkeit. Obwohl Persien, seitdem der brit.-pers. Krieg (1856—57) unter franz. Vermittelung beigelegt war, sich mit den Westmächten in engere Beziehungen setzte, wußte doch R. seinen Einfluß am Hofe von Teheran zu behaupten. Während des Kriegs der Westmächte gegen China (1857—60) nahm R. eine vermittelnde Stellung ein und gewann auf diesem Wege große Vorteile. Durch die Verträge von Aigun 28. Mai 1858, von Tientsin 13. Juni 1858 und von Peking 14. Nov. 1860 wurde China dem russ. Handel eröffnet und zugleich ein großer Teil der Mandschurei, das sog. Amurland, an R. abgetreten. Auch ward 1863 eine ständige russ. Gesandtschaft in Peking installiert. Durch den Handelsvertrag vom 26. Jan. 1855 wurde der Verkehr mit Japan eröffnet und durch den Vertrag vom 7. Mai 1875 die Insel Sachalin an R. abgetreten, das dafür die Kurilen Japan überließ.

Im Kaukasus, wo 1856—61 Fürst Barjatinskij als Statthalter kommandierte, dauerte der Kampf gegen die unabhängigen Bergvölker ununterbrochen fort, und erst nach drei beschwerlichen Feldzügen kam es endlich zu einem entscheidenden Erfolge. Am 6. Sept. 1859 mußte Schamyl in seiner Burgfestung Ghunib sich den Russen ergeben und wurde zu Kaluga interniert. Damit war die Unterwerfung des Kaukasus im ganzen und großen vollendet. In Mittelasien schritt R. unaufhaltsam vorwärts. Der Chan von Chiwa hatte bereits 1854 den russ. Kaiser als seinen Oberherrn anerkannt. In den J. 1864—66 führten die Russen glückliche Kriege gegen die Chanate von Khokand und Bokhara, und aus den eroberten Gebieten ward 1867 eine neue russ. Provinz Turkestan mit der Hauptstadt Taschkend gebildet. Ferner nahmen die Russen 1868 Samarkand und Bokhara und erhielten im Friedensschluß Samarkand und andere Gebietsteile und Zugeständnisse für den Handelsverkehr. Im J. 1872 wurde ein Handelsvertrag mit dem Beherrscher von Kaschgar geschlossen und 1873 zog ein russ. Heer unter General Kaufmann gegen Chiwa, dessen Bewohner sich fortwährend Raubzüge erlaubt hatten. Die Stadt wurde genommen und der dortige Chan mußte alles Gebiet auf dem rechten Ufer des Amu-Darja abtreten, die Anlegung russ. Faktoreien zugeben und sein Land dem russ. Handel öffnen. Infolge der räuberischen Einfälle der Bewohner von Khokand in das russ. Gebiet rückte General Kaufmann 1875 in Khokand ein, zwang durch glückliche Gefechte den Chan zur Abtretung von Gebiet und nahm 1876 den Rest des ehemaligen Chanats, worauf dasselbe als «Provinz Ferghana» dem Russischen Reiche einverleibt wurde. So verstärkte sich die Macht R.s in Mittelasien von Jahr zu Jahr zum Mißvergnügen Englands, welches bereits 1873 einen Notenwechsel hierüber eröffnete.

Sehr wichtig und wohlthätig war die Regierungsthätigkeit Alexanders II. im Innern. Gleich bei seiner Krönung zu Moskau 7. Sept. 1856 verkündete der Kaiser ausgedehnte Gnadenerlasse, verminderte die Abgaben und ließ die Rekrutenaushebung auf mehrere Jahre einstellen. Die hartbedrückten Juden erfuhren eine mildere Behandlung, und die bisherige strenge Absperrung gegen das Ausland hörte auf. In allen Zweigen der Verwaltung wurden Reformen angebahnt. Ein großes Eisenbahnnetz ward projektiert und der Ausbau desselben einer internationalen Aktiengesellschaft übertragen. Auch das Königreich Polen erhielt Beweise des kaiserl. Wohlwollens, wurde aber zugleich vor «Träumereien» gewarnt. Ganz besondere Fürsorge wurde dem Bauernstande zugewandt, der (außer in Finland und den Ostseeprovinzen) noch überall in R. unter einer drückenden Leibeigenschaft seufzte. Am 2. Dez. 1857 erließ der Kaiser ein Reskript an den Adel der Gouvernements Wilna, Grodno und Kowno, welches denselben auf seine Bitte zu Vorschlägen für die Bauernemancipation ermächtigte. Zugleich wurden Normen für das Emancipationswerk aufgestellt, wonach die Bauern binnen zwölf Jahren zu voller Freiheit und zu Grundbesitz gelangen sollten. Bald erging auch an die Adelskorporationen der übrigen Provinzen eine Aufforderung, sich über die Sache auszusprechen. Im Sept. 1859 wurden Abgeordnete der Adelskorporationen aus allen Provinzen nach Petersburg berufen, um an der Redaction des Emancipationsgesetzes als Experten teilzunehmen, und nachdem der Entwurf in letzter Instanz vor dem Reichsrat verhandelt war, wurde das Manifest betreffend die Aufhebung der Leibeigenschaft 3. März 1861 vom Kaiser vollzogen. Danach erlangten die leibeigenen Dienstleute (dvorovijé), deren Zahl etwa 1½ Mill. beträgt, nach zwei Jahren ihre völlige persönliche und bürgerliche Freiheit; ebenso die an die Scholle gebundenen Bauern (krépostnijé), welche über 20 Mill. zählen. Letztere erhielten überdies das Recht, die Gehöfte, die sie in Nutznießung hatten, durch Ablösung als Eigentum zu erwerben. Die Ablösung wurde durch Errichtung einer Ablösungsbank erleichtert. Die kaiserl. Apanage- und Kronbauern, über 22 Mill., erhielten durch Ukas vom 8. Juli

1863 verhältnismäßig vorteilhafte Ablösungsbedingungen. In den westl. Gouvernements (Litauen, Weiß- und Kleinrußland [mit poln. Adel] und Rotrußland) und im Königreich Polen ward das Ablösungsgeschäft einseitig und ziemlich gewaltsam durch kaiserl. Ukase geregelt, da es hier der russ. Regierung darauf ankam, die Sympathien des Bauernstandes gegen den aufrührerischen poln. Adel zu gewinnen. Auf das Ackerland erhielten sie ein unbefristetes Pachtrecht, gegen eine zu normierende Zahlung, welche sodann im Laufe von 20 Jahren nicht erhöht werden durfte. Der Erwerb des Ackerlandes zu Eigentum sollte nach freier Vereinbarung erfolgen, doch erklärte die Regierung, nach Ablauf einer unbestimmten Frist Maßregeln zur Erledigung der Sache ergreifen zu wollen. Dadurch war der «freien Vereinbarung» ihre Bedeutung genommen. Die Bauern weigerten freie Vereinbarungen und erlangten dadurch nicht ungünstigere, sondern günstigere Bedingungen. Dem Gutsherrn, der vor allem eines Kapitals zur Neuordnung seiner Wirtschaft bedurfte, blieb nichts übrig, als die ihm ungünstigere Zwangsablösung zu verlangen.

Dazu kam, daß zu dieser Zeit das Finanzministerium zu einer Reform der Staatskreditanstalten schritt. Jetzt, wo alles darauf ankam, den Gutsherren den Kredit zu erleichtern, wurden die Kreditinstitute, welche Güter gegen Hypotheken beliehen, geschlossen und bei der Ablösung des Bauerlandes die hypothezierte Bankschuld einfach bei Auszahlung des Staatsvorschusses innebehalten. Die Aufhebung der Leibeigenschaft kam zu unvorbereitet. Durch die den Gutsherren auferlegten großen Opfer, den Mangel ausdauernder Arbeitskraft, die Gewöhnung, alles von der Regierung zu erwarten, die Lähmung jeder selbständigen Initiative der bessern Elemente des Adels seitens der allmächtigen, an Willkür gewöhnten Bureaukratie, den Ausschluß jeden Einflusses der Gutsherren auf die Bauern, die feindliche Stellung, welche infolge dessen die Bauern den Gutsherren gegenüber einnahmen, wurde der größte Teil des Adels völlig ruiniert. Aber auch die ökonomische Lage der Bauern, von denen in Großrußland jeder eine Parzelle des Gemeindelandes besitzt (freilich zu klein, um eine wirklich lohnende Ackerwirtschaft zu betreiben), ist jetzt, 25 Jahre nach Aufhebung der Leibeigenschaft, eine sehr gedrückte. Trotz wiederholter Ermäßigung der Loskaufszahlungen, mehrfachen Erlasses von Steuerrückständen, bessert sich die Lage der Bauern nicht. (Vgl. H. von Samson, «Vom Lande», Dorpat 1883, und die dort angeführten Quellen.) In neuester Zeit ist man daher zur Aufhebung der Kopfsteuer geschritten.

Ein anderes Bild zeigen die liv-, kur-, estländischen Agrarverhältnisse. In Livland hatte der Adel schon im Anfang des Jahrhunderts die Initiative zur Verbesserung der Lage der Leibeigenen ergriffen (Bauernverordnung von 1804). Dann hatte man, den Anregungen Kaiser Alexanders I. nachgebend, in Estland die Aufhebung der Leibeigenschaft beantragt, und durch die Bauernverordnungen von 1816, 1817 und 1819 war dieselbe in allen drei Provinzen erfolgt. Der Bauer war persönlich frei und unter der Polizei und Aufsicht des Gutsherrn stehend zur Leistung des Gehorsams verpflichtet. Es war eine häufig harte Schule, aber der Bauer hat in derselben arbeiten gelernt. Im J. 1849 wurde in Livland durch den Landmarschall von Foelckersahm der Übergang zur Geldpacht und der Erwerb des Grundeigentums angebahnt, gleichzeitig war vom Adel ein System von Gemeindeschulen und der Schulzwang eingeführt. Jeder Bauerhof bildet hier eine geschlossene wirtschaftliche Einheit, so groß, daß derselbe einen geordneten Wirtschaftsbetrieb lohnt. Seit diesem Jahre begann in Livland der Bauerlandverkauf in großem immer steigendem Maßstabe. Die Schwesterprovinzen folgten. Die drei Ostseeprovinzen bieten ein Beispiel einer aus der Initiative des Adels hervorgegangenen von ihm durchgeführten Agrarreform, wo der Erwerb von Grund und Boden seitens des Bauern einzig durch freie Vereinbarung herbeigeführt worden ist. Das Resultat ist, daß die Bauernschaften wohlhabend, viele der estnischen und lettischen Bauerwirte reich und Besitzer von Rittergütern geworden sind, daß der Bauer dem landwirtschaftlichen Betriebe der Großgrundbesitzer erfolgreich Konkurrenz macht und denselben oft überflügelt. Da Fortkommen und Wohlstand auf Arbeit beruht und nicht gleichmäßig verliehen wird, so zeigt sich im Bauernstande der soziale Unterschied von Reich und Arm, von Wirt und Knecht; aber durch Arbeit und Fleiß kann jeder fortkommen. Die Reform kann als durchaus gelungen bezeichnet werden. Der landwirtschaftliche Betrieb der Bauern blüht, die Bauernschaften sind wohlhabend geworden und die Einlagen von Bauern in die Sparkassen zählen nach Millionen, während in Großrußland, wo jeder Land hat, wo scheinbar der Unterschied zwischen Wirt und Knecht aufgehoben und alle selbständige Wirte sind, die Landwirschaft zurückgeht, die Bauernschaften verarmen und nur einzelne als Kneipwirte, Händler oder Wucherer sich bereichern und die große Masse häufig in die Abhängigkeit von solchen Leuten gerät und die Sparkassen Minimalbeträge aufweisen. Vgl. «Materialien zur Kenntnis der livländischen Bauernverhältnisse» (Riga 1883).

Am 20. Sept. 1862 feierte Kaiser Alexander II. zu Nowgorod das 1000jährige Jubiläum des Russischen Reichs. Damals befand sich R., auch abgesehen von der Bauernemancipation, in einem sehr bewegten Zustande. Am gespanntesten waren die Verhältnisse im Königreich Polen, wo Großfürst Konstantin und Marquis Wielopolski vergebens ein versöhnliches System versuchten. Infolge der neuen Rekrutenaushebung brach im Jan. 1863 ein gefährlicher Aufstand aus, welcher auch die westruss. (vormals poln.) Gouvernements zu ergreifen drohte; aber binnen Jahresfrist ward derselbe wieder unterdrückt. Die russ. Regierung griff nun zu strengen Repressivmaßregeln und arbeitete, wie zur Zeit des Kaisers Nikolaus, entschieden auf die Russifikation dieser Provinzen hin. Im Großfürstentum Finland hatte Alexander II. bereits April 1861 die Wiederherstellung der landständischen Verfassung, die seit der russ. Eroberung außer Wirksamkeit gekommen war, zugesagt. Der erste Landtag tagte von Sept. 1863 bis April 1864. Um auch den letzten sprachlichen Zusammenhang zwischen Finland und seinem vormaligen Mutterlande Schweden zu lösen, ward anstatt der bisherigen schwed. Amtssprache Febr. 1865 das Finnische gleichfalls als offizielle Sprache anerkannt, und von 1872 an sollte die Kenntnis derselben obligatorisch für alle Beamte und Lehrer sein. Auch in den Ostseeprovinzen machte sich der Gegensatz des

ruff. und deutschen Elements fühlbar. Der Generalsuperintendent von Livland, Bischof Walter, der in einer Landtagspredigt März 1864 seine Landsleute ermahnt hatte, «in der Religion Protestanten, in der Politik Deutsche zu bleiben», wurde sofort seines Amtes enthoben.

Auch im eigentlichen R. war das öffentliche Leben aus der frühern Erstarrung allmählich in Fluß geraten. Ein ungewohnter Geist des Liberalismus und der Opposition zeigte sich in der Presse und an den Universitäten. Als das Unterrichtsministerium, dadurch beunruhigt, ein strengeres Reglement bei den Universitäten durchzuführen suchte (Herbst 1861), kam es in Petersburg und Moskau zu wiederholten Studententumulten. Auch die Adelskorporationen der Gouvernements, welche Jan. bis März 1862 zusammentraten, begannen eine bisher unerhörte Sprache zu führen, und wagten es von den ihnen gesetzlich zustehenden Rechten einen wirklichen, wenn auch sehr gemäßigten Gebrauch zu machen. Dagegen drängte eine ultraruss. Partei, deren hervorragendster Publizist Michail Katkow war, zu den strengsten Maßregeln gegen Polen und wollte alles Nichtrussische beseitigen. Alexander II. verkündigte in einem Reskript vom 10. Febr. 1865, daß das Recht der Initiative bei allen Reformen ausschließlich ihm selbst zustehe und mit der autokratischen Gewalt unzertrennlich verbunden sei. Nach dieser Zurückweisung mußten alle polit. Forderungen verstummen. Dagegen ging Alexander II. auf dem betretenen Wege langsam vorwärts. Durch die Gerichtsordnung vom 2. Dez. 1864 wurde das Justizwesen umgestaltet und reformiert. Ein Ukas vom 21. Jan. 1864 befahl die Einführung von Kreis- und Gouvernementsvertretungen, bestehend aus Grundbesitzern, Stadtbürgern und Bauern, die sich vorzugsweise mit den ökonomischen Interessen und Bedürfnissen ihres Bezirks beschäftigen sollten. Im Sept. und Okt. 1865 wurden die Kreis- und Gouvernementsrepräsentationen zuerst einberufen. Aus nihilistichen Kreisen ging das mißlungene Attentat des Dimitri Karakasow auf den Kaiser, in Petersburg 16. April 1866, hervor, das zu einer weitverzweigten Kriminaluntersuchung den Anstoß gab. Karakasow ward 15. Sept. hingerichtet, 35 Mitschuldige zur Kerkerstrafe und Deportation verurteilt.

In der auswärtigen Politik bewahrte die russ. Regierung nach wie vor eine maßvolle und reservierte Haltung. Nach dem Sturze des Königs Otto von Griechenland hatte R. mit den beiden andern Schutzmächten bei der Wiederbesetzung des griech. Throns (1862—63) mitzuwirken. Die Einladung Frankreichs zu einer diplomatischen Intervention in dem Nordamerikanischen Bürgerkriege lehnte R. ab (Nov. 1862). Vielmehr wurden die alten Sympathien für die Vereinigten Staaten sorgsam gepflegt und R. verkaufte im März 1867 seine Besitzungen im nordwestl. Nordamerika für 7⅕ Mill. Dollars an die Vereinigten Staaten. Der poln. Aufstand gab Anlaß zu diplomatischen Erörterungen. Nur Preußen stellte sich in dieser Schwierigkeit auf R.s Seite und schloß die geheime Konvention vom 8. Febr. 1863. Dagegen vereinigten sich Frankreich, Großbritannien und Österreich, auf Antrieb Napoleons III., und erließen 10. April wesentlich übereinstimmende Noten, worin sie unter Hinweis auf die Verträge von 1815 eine mildere Behandlung Polens befürworteten. Der russ. Staatskanzler, Fürst Gortschakow, antwortete darauf 26. bis 27. April, daß R. sich die Auslegung der Verträge selbst vorbehalten müsse. Diese energische Abweisung, welche dem russ. Nationalstolz aufs höchste schmeichelte, war für die Westmächte eine schwere diplomatische Niederlage. Auch die noch nicht beigelegte Spannung zwischen R. und Österreich vergrößerte sich seitdem wieder. Bei den langwierigen diplomatischen Differenzen wegen der schlesw.-holstein. Frage hatte R. bisher auf seiten Dänemarks gestanden. Als aber 1864 der Deutsch-Dänische Krieg ausbrach, begnügte es sich, diplomatisch zu vermitteln und an der fruchtlosen Londoner Konferenz teilzunehmen. Auch trat Alexander II. zu Kissingen 19. Juni 1864 die Erbansprüche auf Schleswig-Holstein, welche ihm als Haupt der Gottorpischen Linie des Oldenburger Hauses (s. d.) zustanden, an den Großherzog Peter von Oldenburg ab. Ebendieselbe Reise nach Kissingen und eine spätere Reise nach Nizza Okt. 1864 gab Gelegenheit zu persönlichen Berührungen mit den Monarchen von Preußen, Österreich und Frankreich, die jedoch ohne polit. Bedeutung blieben. Abermals reiste der Kaiser im nächsten Sommer nach Nizza, wo der schwer erkrankte Großfürst-Thronfolger Nikolaus 24. Juni 1865 starb. Darauf proklamierte er sofort seinen zweiten Sohn Alexander (geb. 10. März 1845) zum Thronfolger und Cäsarewitsch, der sich 9. Nov. 1866 mit der verlobten Braut seines verstorbenen Bruders, Prinzessin Dagmar (Maria Feodorowna), Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark, vermählte.

Schon seit 1864 war die russ. Regierung, wegen ihres Verfahrens gegen die kath. Kirche in Polen, mit der päpstl. Kurie in Streitigkeiten verwickelt. Bei der Neujahrscour 1866 kam es deshalb zu einer heftigen Scene zwischen Papst Pius IX. und dem russ. Geschäftsträger Freiherrn Felix von Meyendorff. Infolge dessen wurden 9. Febr. die diplomatischen Beziehungen abgebrochen, und 13. März verließ Meyendorff die Stadt Rom. Darauf erklärte 4. Dez. 1866 ein kaiserl. Ukas das zwischen R. und dem Papst 15. Aug. 1847 abgeschlossene Konkordat für erloschen. Als im Sommer 1866 der Konflikt zwischen Preußen und Österreich zum Ausbruch kam, verharrte R. in einer neutralen, aber entschieden preußenfreundlichen Haltung. Mit besonderer Lebhaftigkeit nahm die russ. Diplomatie sich der aufständischen christl. Bevölkerung der Insel Candia an und riet der Pforte, die Insel an Griechenland abzutreten, dessen König Georg I. 27. Okt. 1867 sich mit einer russ. Prinzessin vermählte. Aber England war dagegen, die Pariser Konferenz vom Jan. 1869 suchte den griech.-türk. Streit zu vermitteln, und R., zum Kriege nicht gerüstet, mußte selbst Griechenland zur Annahme des Konferenzprotokolls raten. Bei dem Luxemburgischen Konflikt zwischen Preußen und Frankreich nahm R. eifrigen Anteil an der diplomatischen Vermittelung, die auf der Konferenz zu London Mai 1867 den Streit beilegte. Das Verhältnis zu Preußen gestaltete sich immer inniger und fand seinen ostensibeln Ausdruck in dem gleichzeitigen Besuch, den Alexander II. und König Wilhelm I. bei Gelegenheit der pariser Weltausstellung Juni 1867 dem Kaiser Napoleon III. abstatteten. Hier in Paris feuerte ein poln. Flüchtling, Anton Berezowski, 6. Juni einen Pistolenschuß auf den Zaren ab, der aber sein Ziel verfehlte. Der Mörder wurde von der pariser Jury 15. Juli 1867 für schuldig, aber

unter mildernden Umständen, erkannt und demgemäß zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt, was in R. große Entrüstung hervorrief. Die in Moskau 4. Mai 1867 eröffnete slaw.-ethnogr. Ausstellung veranlaßte eine panslawistische Demonstration, indem aus Österreich eine Deputation der Czechen und Südslawen dahin reiste, welche in Petersburg wie in Moskau hochgefeiert wurde.

Im Innern R.s machte die traditionelle Politik, welche darauf abzielte, alle fremden Nationalitäten möglichst zu russifizieren, aufs neue sich geltend. Am gewaltsamsten verfuhr man in den neun westl. (vormals polnischen) Gouvernements und im Königreich Polen, dessen administrative Verschmelzung mit dem Kaisertum durch Ukas vom 12. März 1868 vervollständigt ward. Die Maßregeln gegen die kath. Kirche verschärften den Konflikt zwischen R. und Papst Pius IX. Den poln. Bischöfen und Geistlichen wurde jeder direkte Verkehr mit Rom untersagt, in Petersburg ein röm.-kath. Kollegium errichtet, von welcher jene allein ihre Weisungen einzuholen hatten, und der Besuch des Vatikanischen Konzils 1869 ihnen verboten.

Für die Ostseeprovinzen hob Kaiser Alexander II. die unter Nikolaus daselbst eingeführten Reversale bei Mischehen, durch welche man sich verpflichten mußte, die Kinder in der russ. Kirche taufen zu lassen, auf. Es war ein erster Versuch zur Anbahnung der Gewissensfreiheit. Dieser Befehl wurde aber nicht publiziert, sondern nur den betreffenden Behörden mitgeteilt, so entfernt ist man in R. noch von jedem Gedanken an Gewissensfreiheit, obwohl schon Peter d. Gr. den Ostseeprovinzen dieselbe für ewige Zeiten zugesichert hatte. Ebenso wenig wie die Gewissensfreiheit der Kirche gegenüber, wagte der Kaiser dem herrschenden System gegenüber das Landesrecht offen anzuerkennen. Schon ein Ukas vom 3. Jan. 1850 hatte verordnet, daß die Gouvernementsregierung und die übrigen Kronbehörden mit den Ministerien und den Behörden anderer Gouvernements ihren amtlichen Schriftwechsel in russ. Sprache führen, daß möglichst nur Beamte angestellt würden, welche des Russischen mächtig seien, und daß wenn deren Zahl genüge, vom Generalgouverneur eine Vorstellung über definitive Einführung der russ. Sprache erfolgen solle. Eine solche Vorstellung erfolgte nicht und das Deutsche behauptete sich als Amtssprache innerhalb der Provinzen. Am 13. Juni 1867 erfolgte ein kaiserl. Erlaß, welcher die unbedingte Durchführung des Ukases von 1850 verlangte. Man begann nun die einheimischen Beamten durch Nationalrussen zu verdrängen. Auch die liberale russ. Journalistik erhob ihre Stimme, um den Bruch des Landesrechts der Ostseeprovinzen zu verlangen. Katkow, dem bedeutendsten der russ. Publizisten, der lange vergebens versucht hatte, durch die Propaganda, welche er in seiner Zeitschrift für engl. Selfgovernment und engl. Gesetzmäßigkeit machte, Einfluß zu erlangen, war es gelungen, das russ. Nationalgefühl im Gegensatz zu den russ. Emigranten und dem poln. Aufstande zu wecken und dadurch Gesellschaft und Regierung zu beeinflussen. Nach demselben Mittel griff die in dieser Zeit sich immer mehr ausbreitende Journalistik und Publizistik, welche, nach Niederwerfung des poln. Aufstandes nach neuer Beute ausschauend, ihre Angriffe gegen die Ostseeprovinzen richteten. Diese Angriffe gipfelten in dem Buche des Slawophilenführers Juri Samarin. Gegen dieses Buch und die Maßregelungen der Regierung schrieb C. Schirren seine klassische «Livländische Antwort» (1. bis 3. Aufl. 1869), in der er die histor. Stellung der Ostseeprovinzen R.s und deren Recht auf Selbstverwaltung und Gewissensfreiheit, sowie die Frivolität der Angriffe und Maßregelungen nachwies.

Die deutsche Bevölkerung begann ihrerseits sich der alten Landesprivilegien zu erinnern, welche bei der Unterwerfung unter das Scepter der russ. Kaiser ein für allemal dem Lande bewilligt und von den spätern russ. Monarchen bestätigt worden waren. Am 15. Jan. 1870 beschloß die livländ. Ritterschaft eine Adresse, worin sie unter Berufung auf die Verträge um Wahrung ihrer nationalen und ständischen Rechte bat; am 11. März folgte eine Adresse der estländ. Ritterschaft. Aber alle Berufungen blieben erfolglos; ein kaiserl. Bescheid vom 19. März 1870 wies das Gesuch der livländ. Ritterschaft entschieden zurück. Die Russifizierungsmaßregeln wurden nun gegen die höhern Schulen gerichtet.

Im eigentlichen R. wurden unterdes die Bauernemancipation und das Ablösungsverfahren vollends durchgeführt, sodaß März 1871 die letzten Spuren der Leibeigenschaft verschwanden. Von hervorragender Wichtigkeit war auch ein anderes Gesetz. Kaiser Alexander II. bestätigte nämlich 1. Juli 1869 einen Beschluß des Reichsrats, welcher die Erblichkeit des geistlichen Standes aufhob und den Söhnen der Weltgeistlichkeit freistellte, sich dem Staatsdienste oder der bürgerlichen Thätigkeit zuzuwenden. Im Kaukasus trat der Fürst (Dadian) von Mingrelien 1867 seine bisherigen Souveränetätsrechte gegen eine Million Rubel Entschädigung an den russ. Kaiser ab, und die Sklaverei wurde daselbst, zuletzt im Distrikt von Suchum-Kaleh 1870, ganz und gar abgeschafft. Das innige Verhältniß zwischen R. und Preußen blieb unverändert, obwol der Okt. 1869 ablaufende Kartellvertrag nicht erneuert wurde. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 erklärte R. seine Neutralität (23. Juli) und zwang durch seine entschiedene Haltung Österreich gleichfalls in derselben zu verharren. Kaiser Wilhelm I. erkannte dies in seinem Telegramm vom 27. Febr. 1871 an den russ. Kaiser mit den Worten an: «Preußen werde niemals vergessen, daß es Alexander zu verdanken sei, wenn der Krieg nicht die äußersten Dimensionen angenommen habe.» Übrigens hatte die deutsche Diplomatie ihre Dankbarkeit schon bethätigt, indem sie R. behilflich war, die demütigende Bestimmung des Pariser Friedens, welche R. verbot, im Schwarzen Meer seine Flotte zu vergrößern und Kriegshäfen anzulegen, abzustreifen. Die Lossagung von einer vertragsmäßigen Verpflichtung erregte auch in London und Wien die peinlichste Stimmung. Doch wurden, da die Pforte selbst die Sache mit Gleichmut hinnahm, auf einer Konferenz der sechs Großmächte und der Türkei die Beschränkungen aufgehoben. Die Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit den Kaisern Wilhelm und Franz Joseph 5. bis 12. Sept. 1872 in Berlin bewies die Aussöhnung R.s mit Österreich und den Willen der drei Herrscher, in allen großen polit. Fragen einig zu sein und nichts ohne vorherige gegenseitige Verständigung zu unternehmen.

Neben der Ausdehnung des Eisenbahnnetzes und der Aufhebung der Leibeigenschaft war die dritte Maßregel, die wesentlich zur Stärkung der Reichsmacht beitrug, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht,

welche in einem kaiserl. Manifest vom 13. Jan. 1874 als Gesetz verkündigt wurde. Damit waren die verschiedenen, auf eine neue Militärorganisation hinzielenden Verordnungen (von 1868, 1870 u. s. w.) und Reformen zum Abschluß gebracht. Die Dienstzeit in der Armee sollte 15 Jahre betragen, und zwar 6 Jahre bei der Fahne, 9 Jahre bei der Reserve, bei der Flotte 9 Jahre, und zwar 7 Jahre Aktivität und 2 Jahre Reserve. Dabei waren aber viele Befreiungen oder Erleichterungen den gebildeten Ständen zugestanden. Der von R. durch das Rundschreiben vom 17. April 1874 berufene Kongreß, welcher 27. Juli bis 27. Aug. in Brüssel tagte und den Entwurf eines, die Feststellung der Gesetze und Gebräuche des Krieges bezweckenden internationalen Reglements prüfen sollte, führte zu keinem praktischen Resultat und scheiterte an der Weigerung Englands und der Türkei, ihre Aktion durch genaue völkerrechtliche Bestimmungen begrenzen zu lassen. Das Umsichgreifen des Nihilismus in R. hatte einen Erlaß des Ministeriums vom 24. Mai 1865 zur Folge, worin die Behörden zum kräftigsten Entgegenwirken aufgefordert wurden. Die Einheit und Verschmelzung der verschiedenen Nationalitäten, die besonders die von Aksakow in Moskau geleitete panslawistische Partei durchzuführen sucht, machte weitere Fortschritte. Durch Ukas vom 6. Febr. 1876 wurde das Generalgouvernement der «Baltischen Provinzen» aufgehoben, durch einen andern Ukas das neue, 1864 in R. eingeführte Gerichtsverfahren im Generalgouvernement Warschau eingeführt und die besondere «polit. Kanzlei» aufgelöst.

Die ungerechte Verwaltung, welche die Pforte ihren christl. Unterthanen angedeihen ließ, und ihre Weigerung, den im Pariser Vertrag von 1856 übernommenen Verpflichtungen vollständig nachzukommen, benutzte R. als eine neue Kriegsfrage. Der Aufstand in der Herzegowina und in Bosnien im Juli 1875 veranlaßte zunächst die diplomatische Intervention der russ. Regierung. Sie bot 18. Aug. zur Vermittelung ihre guten Dienste an, ließ ihre Konsuln zu Ragusa und Serajewo an den Unterhandlungen mit den Aufständischen teilnehmen, unterzeichnete die Andrássy'sche Note vom 30. Dez. 1875 und legte bei der Dreikanzlerzusammenkunft in Berlin 11. bis 14. Mai 1876 das sog. Berliner Memorandum vor, dessen allgemeine Annahme an der Weigerung Englands scheiterte. Kaiser Alexander verweilte in Berlin und Ems und hatte 7. Juli in Reichstadt eine Zusammenkunft mit Kaiser Franz Joseph. Das Dreikaiserbündnis sollte durch fortwährende gegenseitige Verständigungen erhalten bleiben. Montenegro und besonders Serbien, welche im Juli der Pforte den Krieg erklärt hatten, wurden von R. in nichtoffizieller Weise kräftig unterstützt und letzteres, als es, dem Untergange nahe, die Hilfe R.s anrief, durch das der Pforte gestellte Ultimatum des Zaren vom 30. Okt. gerettet. Bei seiner Ankunft in Moskau 10. Nov. erklärte Kaiser Alexander seinen Entschluß, der Pforte den Krieg anzukündigen, falls diese keine Garantien für die Ausführung der von den Großmächten gestellten Forderungen gebe, und 13. Nov. wurden sechs Armeekorps mobilisiert und Großfürst Nikolai zum Oberbefehlshaber ernannt. Die in Konstantinopel vom 23. Dez. 1876 bis 20. Jan. 1877 tagende Konferenz der Bevollmächtigten der Großmächte, die Rundreise des Generals Ignatjew und das Londoner Protokoll vom 31. März 1877 führten zu keinem Resultat. So wurde der Krieg unvermeidlich, welcher durch ein Rundschreiben Gortschakows und das vom 24. April 1877 datierte Kriegsmanifest des Kaisers verkündigt wurde. (S. **Russisch-Türkischer Krieg von 1877 und 1878.**)

R. war trotz des tapfern Widerstandes der Türkei schließlich siegreich. Die Pforte bat um Waffenstillstand; derselbe wurde nebst den Präliminarfriedensbedingungen 31. Jan. 1878 zu Adrianopel unterzeichnet, 3. März der Friedensvertrag von San-Stefano abgeschlossen. Aber die Ziele, welche R. nach seinen Waffenerfolgen anstrebte, veranlaßten das Einschreiten Englands, dessen Flotte schon seit dem 13. Febr. im Marmarameer Wache hielt. Es ging auf die von Österreich-Ungarn angeregte Idee, die endgültige Regelung dieser orient. Verhältnisse einem europ. Kongreß zu überlassen, nur unter der Bedingung ein, daß sämtliche Artikel des Vertrags von San-Stefano dem Kongreß in formeller Weise vorgelegt würden. Darin sah R. eine Demütigung, sandte den Kongreßmächten eine Vertragsabschrift zu und erklärte, es lasse allen Mächten volle Freiheit, Fragen auf dem Kongreß aufzuwerfen, welche sie für geeignet zur Erörterung hielten; aber es behalte sich die Freiheit vor, die Erörterung über die Fragen anzunehmen oder nicht anzunehmen. England lehnte darauf die Beteiligung am Kongreß ab: beide Teile rüsteten sich zum Kriege; die Pforte machte wegen Ausführung des Friedensvertrags Schwierigkeiten. Nach langen Verhandlungen, welche aufs neue zwischen R. und England eingeleitet wurden, kam durch die Vermittelung der deutschen Reichsregierung der Kongreß doch zu Stande. Unter dem Vorsitz des Fürsten Bismarck wurde derselbe am 13. Juni in Berlin eröffnet. (S. **Berliner Kongreß.**) Die russ. Bevollmächtigten waren der Reichskanzler Fürst Gortschakow, der Botschafter zu London Graf Schuwalow und der Botschafter zu Berlin Herr von Oubril. In dem am 13. Juli unterzeichneten Friedensvertrag von Berlin erhielt R. von Türkisch-Asien die Gebiete von Kars, Ardahan und Batum, und der durch den Pariser Vertrag 1856 von R. an die Türkei abgetretene Teil von Bessarabien wurde von Rumänien, das die Dobrudscha erhielt, an R. zurückgegeben. Dagegen mußte R. zu verschiedenen, von den Friedensbestimmungen von San-Stefano sehr abweichenden Abmachungen über die künftige Gestaltung der Balkanhalbinsel seine Zustimmung geben. Der ostensible Zweck des Krieges, Befreiung der russ. Stammes- und Glaubensgenossen von der türk. Willkürherrschaft, war erreicht; der eigentliche Zweck, R. einen übermächtigen Einfluß auf der Balkanhalbinsel zu verschaffen, war verfehlt. Daher war in R. weder Regierung, noch Armee, noch Presse mit den Ergebnissen des Krieges zufrieden, und Deutschland wurde der Vorwurf gemacht, es habe auf dem Berliner Kongreß Rußland um die Früchte des Krieges gebracht. Der Reichskanzler Gortschakow und der Kriegsminister Miljutin traten am eifrigsten in diesem Sinne auf. Die Folge dieser Spannung zwischen den alten Alliierten, R. und Deutschland, war, daß im Sommer 1879 in Paris in offiziöser Weise über den Abschluß eines russ.-französ. Bündnisses verhandelt wurde, daß zur Beilegung der politischen Mißstimmung Kaiser Wilhelm 3. Sept. in Alexandrowo eine Zusammenkunft mit Kaiser Alexander hatte, und daß Fürst Bismarck, um Deutschland gegen die Gefahr einer

russ.-französ. Offensivallianz zu sichern, in Gastein und in Wien eine Defensivallianz mit Österreich abschloß. Darauf hin schlug die russ. Presse einen mildern Ton gegen Deutschland an. Der vollständige Abzug der Russen aus Bulgarien und Ostrumelien erfolgte 1879.

Gleichzeitig mit diesen den Sturz der türk. Herrschaft bezweckenden Bestrebungen war das Vorgehen R.s in Centralasien. Wegen Kaschgar (in Ostturkestan), mit welchem Lande R. seit dem Abschluß des Handelsvertrags von 1872 einen lebhaften Verkehr unterhielt, entstand 1874 ein Konflikt mit China, das die Russen aus Kaschgar, einer frühern Provinz des Chinesischen Reiches, wieder hinauszudrängen suchte. Der Konflikt wurde durch englische Intervention beigelegt. Das im chinesischen Turkestan gelegene Kuldscha-Gebiet verursachte einen weitern Streit mit China. R. hatte dieses Gebiet 1871 besetzt und der chines. Regierung erklärt, daß diese Besetzung nur den Zweck habe, die eigenen Grenzen gegen die räuberischen Einfälle der dortigen Volksstämme, welche zu unterdrücken jene nicht im Stande war, zu schützen, und daß es stets bereit sein werde, Kuldscha wieder herauszugeben, wenn China sich stark genug fühle, die Ruhe des Landes zu garantieren, die Kosten der bisherigen Verwaltung bezahle und Schadenersatz für die räuberischen Einfälle leiste. Auf dieser Grundlage wurde 1879 zwischen beiden Staaten ein Vertrag geschlossen. Aber die chines. Regierung verwarf diesen Vertrag, verlangte bedingungslose Wiederabtretung des Kuldscha-Gebiets und drohte mit gewaltsamer Besetzung desselben. Da R. wegen dieser untergeordneten Frage keinen Krieg anfangen wollte und die andern Mächte einen Ausbruch des chinesischen Fremdenhasses fürchteten, so bemühte sich die Diplomatie, ein neues Abkommen zu treffen. Der chines. Gesandte Tseng, welcher 30. Juli 1880 in Petersburg eintraf, unterhandelte über einen neuen Vertrag. Dieser wurde im Dezember abgeschlossen und erhielt die Genehmigung der chines. Regierung. R. gab dem Vertrag zufolge das Kuldscha-Gebiet zurück und behielt nur einen kleinen Distrikt nordwestlich des Flusses Ili, der für denjenigen Teil der dortigen Bevölkerung, der unter russ. Herrschaft bleiben wollte, als Zufluchtsort dienen sollte.

Wie im Osten, so suchte R. auch im Süden von Turan neue Gebiete sich anzueignen. In dieser Richtung lag die Stadt Merw, deren Besitz für den Marsch nach Meschhed in Persien oder nach Herat in Afghanistan von Wichtigkeit war. Zunächst suchte sich R. des vorliegenden, von den Tekke-Turkmenen bewohnten Gebiets zu bemächtigen. Unter dem Vorwande, die räuberischen Einfälle derselben zu bestrafen, rückte 1879 ein russ. Heer von 20000 Mann unter General Lazarew gegen die Turkmenen vor. Als Lazarew unterwegs starb, wurde das Kommando dem General Lomakin übertragen. Dieser wurde 9. Sept. bei Dengiltepe von den Turkmenen geschlagen und mußte sich nach Krasnowodsk und Tschekischlar zurückziehen. Von dort aus drang General Skobelew, welcher den Oberbefehl übernahm, im Mai 1880 vor, richtete seinen Marsch nach Göktepe, wo etwa 10000 Turkmenen standen, und erstürmte 24. Jan. 1881 Göktepe und Dengiltepe, die beiden stärksten Bollwerke der Turkmenen, nach neunstündigem Kampfe. Die Häuptlinge unterwarfen sich. Ein kaiserlicher Ukas vom 24. Mai 1881 befahl die Einverleibung des eroberten Gebiets der Tekke-Turkmenen in das Russische Reich. Der Weg nach Merw war gebahnt. Am 11. Febr. 1884 unterwarfen sich die Turkmenenstämme von Merw. Das unterworfene Gebiet umfaßte 40000 Zelte und 280000 E.; etwa 1500 Familien, welche mit dieser Unterwerfung nicht einverstanden waren, verließen das Land und wandten sich nach Afghanistan. Dort arbeitete eine russ.-engl. Grenzregulierungskommission, um eine feste Grenze zwischen Afghanistan und dem russ. Gebiet zu vereinbaren. Während diese sich abmühte, ein Resultat zu Stande zu bringen, fand 30. März 1885 ein Zusammenstoß der von dem General Komarow befehligten Russen mit den Afghanen statt, welch letztere zurückgedrängt und in die Flucht geschlagen wurden. Daraus entwickelten sich lange Verhandlungen zwischen R. und England, und es wurden bereits Kriegsrüstungen gemacht. Doch war das Friedensbedürfnis zu groß und zu allgemein, sodaß man sich einigte, den Zulfikarpaß als nordwestlichsten Punkt von Afghanistan anzuerkennen.

So wichtig auch diese Ereignisse waren, so traten sie doch in den Hintergrund gegenüber den schweren Konflikten, welche durch die Verschwörung der Nihilisten hervorgerufen wurden. Unter diesen hatte sich 1878 eine neue Gruppe gebildet, welche sich die Partei der Terroristen nannte und gewaltsame, blutige Mittel angewandt wissen wollte. Von nun an galt der Kaisermord als das geeignetste Mittel zur Durchführung der sozialpolitischen Revolution. Das Attentat der Wera Sassulitsch auf den petersburger Stadthauptmann, General Trepow, 5. Febr. 1878, ihre Freisprechung durch das Geschworenengericht 11. April und besonders die Ermordung des Generals Mesenzow, des Chefs der dritten Abteilung der Geheimen Kanzlei des Kaisers, 16. Aug. 1878, zeigten auf einmal den Abgrund, vor dem man stand. Durch ein Regierungsdekret wurden alle politischen Verbrechen den Militärgerichten zugewiesen, und das moskauer slaw. Wohlthätigkeitskomitee, das unter diesem unschuldigen Titel panslawistische Tendenzen verfolgte, aufgelöst.

Seit 1879 fand sich in der Partei der Nihilisten eine strenge Organisation, wonach eine anordnende Kommission und ein Exekutivkomitee, ohne deren Wissen und Willen nichts unternommen werden durfte, gewählt wurde. Dieses Komitee hatte seine Netze über ganz R., besonders über die großen Städte ausgebreitet, fällte förmliche Todesurteile gegen mißliebige Beamte, sorgte für die Vollstreckung der Urteile, bestrafte jeden Verrat mit dem Tode, war im Besitz mehrerer geheimen Druckereien, verteilte Flugschriften unter dem Volke und erließ Proklamationen voll blutigen Hasses gegen die Regierung und den Kaiser. So viele Druckereien auch die Regierung wegnahm, so viele Personen sie auch festnahm, verbannte oder hinrichten ließ: immer neue Druckschriften zeugten von der Existenz neuer Druckereien, und die Fortdauer der Attentate war ein Beweis für den Präsenzstand der Verschwörer. Das Jahr 1879 war reich an nihilistischen Attentaten, welche auf den Befehl des Komitees unternommen wurden: 21. Febr. wurde Fürst Krapotkin, Gouverneur von Charkow, ermordet, wobei die Thäter entkamen; 25. März wurden in Petersburg auf den General Drenteln, den Nachfolger Mesenzows, zwei Schüsse abgefeuert; der General blieb unverletzt, der Thäter entfloh, wurde aber später verhaftet; 14. April wurden auf den Kaiser in der Umgebung des Winterpalais mehrere Revolver-

schüsse abgefeuert; der Kaiser blieb unverwundet; der Attentäter (Solowjew) wurde ergriffen und zum Tode durch den Strang verurteilt; 1. Dez., als der Kaiser von Livadia nach Moskau zurückkehrte, wurde vermittelst Minen der Eisenbahnzug teils umgestürzt, teils zum Entgleisen gebracht; aber das Attentat traf nicht den kaiserlichen Zug, sondern den hinter diesem fahrenden Bagagezug. Die Missethäter wurden nicht entdeckt; einer derselben, Namens Hartmann, entkam nach Frankreich. Die von R. verlangte Auslieferung desselben wurde dort verweigert, der Schuldige freigelassen und nach England befördert, was auf kurze Zeit eine diplomatische Spannung zwischen beiden Staaten veranlaßte.

Dem Kaiser wurde von dem Exekutionskomitee mit weitern Mordversuchen gedroht, wenn er nicht seine Herrschaft aufgebe und dieselbe nicht einer Nationalversammlung übertrage. Wenige Tage darauf wurde ihm angezeigt, daß er in die Luft werde gesprengt werden. Am 17. Febr. 1880 erfolgte im Winterpalais eine Dynamitexplosion. Viele in der Wachstube befindliche Soldaten wurden getötet oder verwundet; aber die kaiserliche Familie, welche später als sonst in den Speisesaal kam, wurde durch die Explosion nicht betroffen. Der Attentäter, Namens Chalturin, konnte nicht entdeckt werden. Auf dieses Attentat hin wurde das 1879 in Petersburg (sowie auch in Moskau, Charkow, Odessa, Kiew und Warschau) eingesetzte und mit außerordentlichen Vollmachten versehene Generalgouvernement, das sich machtlos erwiesen hatte, aufgehoben und dem General Loris-Melikow eine Art Diktatur übertragen. Derselbe war schon 3. März selbst Gegenstand eines Attentats, blieb jedoch unverletzt. Er war zunächst bestrebt, auf dem Gebiete des Gefängniswesens, der Civilverwaltung und der Presse Reformen durchzuführen und auch auf diesem Wege nicht bloß durch Gewaltmittel dem Nihilismus entgegenzutreten.

Kaiser Alexander II. feierte 2. März 1880 sein 25jähriges Regierungsjubiläum unter der Teilnahme der großen Staatskörper und unter den Sympathiebezeigungen aller europäischen Monarchen. Die Kaiserin Maria Alexandrowna starb 3. Juni in Petersburg. Darauf ließ sich der Kaiser 31. Juli in aller Stille mit der Fürstin Dolgoruki trauen, welche ihm bereits mehrere Kinder geboren hatte, die nun den Namen «Fürsten Juriew» erhielten. Am 13. März 1881 trat die längst gefürchtete Katastrophe ein. Als der Kaiser nachmittags 3 Uhr nach dem Winterpalais zurückfuhr, wurde eine Sprengbombe gegen seinen Wagen geworfen, wodurch einige Personen verwundet wurden, und als er aus dem Wagen stieg, um nach den Verwundeten zu sehen, wurde eine zweite Bombe abgeworfen. Dem Kaiser wurden beide Beine zerschmettert, der Unterleib aufgerissen, das Gesicht verletzt. Er wurde bewußtlos nach dem Palais gebracht und starb dort gegen 4 Uhr. Unmittelbar darauf wurde der älteste Sohn als Kaiser Alexander III. proklamiert und die Truppen leisteten in den Kasernen den Eid. Der Beisetzung der kaiserlichen Leiche in der Peter-Pauls-Kathedrale 27. März wohnten viele fremde Fürstlichkeiten bei. Von den Attentätern kam einer bei der Explosion um, fünf wurden gehängt, eine Frau wurde mit lebenslänglicher Zwangsarbeit bestraft. Das nihilistische Exekutivkomitee warnte in einer Proklamation vom 14. März den neuen Kaiser, nicht ein Tyrann wie sein Vater zu werden. Daher setzte jener durch das Statut vom 26. März für den Fall seines Ablebens seinen ältesten Bruder Wladimir zum Regenten und die Kaiserin Maria Feodorowna zur Vormünderin der kaiserlichen Kinder ein. Unter den Papieren Kaiser Alexanders II. fand man einen von ihm am Tage des Attentats unterzeichneten Ukas über Einberufung einer Notabelnversammlung. Nach langem Schwanken und nach vielen Ministerberatungen, in welchen Melikow und andere Minister die liberalen Ideen vertraten, entschied Kaiser Alexander III. sich für Festhaltung am Cäsarismus. In seinem Manifest vom 11. Mai appellierte er an die ihm von Gott verliehene «selbstherrscherliche Gewalt». Darauf gaben Melikow, der Kriegsminister Graf Miljutin, der Finanzminister Abasa ihre Entlassung ein und Graf Ignatjew wurde zum Minister des Innern ernannt. Der einflußreichste Minister wurde der Oberprokureur des Heiligen Synod Pobedonoszew, durch ihn erlangte Katkow Zutritt und Einfluß beim Kaiser. Das nihilistische Exekutivkomitee erließ als Antwort auf das Manifest die Erklärung, daß es den ihm aufgedrängten Krieg annehme, und bedrohte den Kaiser mit dem Schicksal seines Vaters. Infolge dessen mußten die größten Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, und der Kaiser wechselte mehrmals rasch seinen Wohnsitz, residierte bald in Gatschina, bald in Peterhof, von Polizei und Militär bewacht.

Zur Weiterführung der politischen und sozialen Reformen wurden auf Befehl des Kaisers mehrere Kommissionen eingesetzt, von denen eine künftig allein über die administrativen Verschickungen zu entscheiden hatte, während bisher die Gouverneure und Oberpolizeibehörden darüber zu verfügen hatten, eine andere Entwürfe zur Umgestaltung der Provinzialverwaltung ausarbeiten sollte. Durch eine kaiserliche Verordnung vom 9. Jan. 1882 wurde bestimmt, daß alle Pflichtverhältnisse der Bauern gegenüber den frühern Grundbesitzern bis zum 1. Jan. 1883 gelöst sein müßten. Ein Ukas vom Juni 1882 ordnete die allmähliche Aufhebung der Kopfsteuer an, wodurch die Steuerlast der Bauern bedeutend ermäßigt und zugleich eine gerechtere Steuerbelastung der ganzen Bevölkerung angebahnt werden sollte. Mit der Römischen Kurie wurde 23. Dez. 1882 eine Konvention abgeschlossen, worin die Wiederherstellung der römischen Botschaft im Vatikan und die Begnadigung der administrativ verschickten polnischen Bischöfe festgesetzt und dem Staate die Oberaufsicht über die röm.-kath. Seminarien, namentlich das Recht der Kontrolle des Unterrichts in der russ. Sprache und das Recht des Veto gegen die Anstellung mißliebiger Seminarlehrer seitens der Bischöfe zuerkannt wurde. Zum russ. Gesandten im Vatikan wurde von Butenjew ernannt. Derselbe wurde schon 1884 wieder zurückgerufen, weil der Papst eine Deputation Griechisch-Unierter empfing und von derselben eine mit 1500 Unterschriften versehene Adresse entgegennahm, in welcher über den von der orthodoxen Geistlichkeit auf sie geübten Druck geklagt wurde. In dieser Entgegennahme der Adresse sah die russ. Regierung eine Einmischung in innere russ. Verhältnisse.

Die Kaiserkrönung fand 27. Mai 1883 in Moskau unter vielen Festlichkeiten statt. Am gleichen Tage wurde ein Manifest erlassen, in welchem einige Gnadenakte verkündigt und alles Heil des Reiches von der mit göttlicher Weisheit und Stärke begnadigten, unumschränkten Machtvollkommenheit des

Kaisers abhängig gemacht wurde. Die Feier der Volljährigkeitserklärung des Großfürsten-Thronfolgers Nikolaus (geb. 18. Mai 1868) vollzog sich in Petersburg 18. Mai 1884. Die nihilistischen Attentate nahmen ihren Fortgang: 25. Nov. 1881 wurde auf General Tscherewin, welcher im Ministerium des Innern die politische Polizei zu leiten hatte, in Petersburg geschossen; doch wurde er kaum gestreift; 30. März 1882 wurde General Strelnikow, einer der eifrigsten Verfolger der Nihilisten, in Odessa erschossen; 28. Dez. 1883 wurde der Polizeioberstlieutenant Sudejkin in Petersburg mit Revolvern und Brecheisen überfallen und ermordet; 24. Juni 1884 wurde der Gendarmeriekapitän Gütschow in Odessa ermordet; 20. Aug. 1884 wurde auf den Gendarmerieoberst Katanskij in Odessa geschossen, derselbe jedoch nicht getroffen; 14. Mai 1885 in Charkow ein Polizeikommissar erschossen. Der Mörder wurde ergriffen und hingerichtet. In Warschau und andern größern Städten wurde 1885 eine Revolutionsgruppe von etwa 200 Personen, teilweise den Arbeiterkreisen angehörig, entdeckt, welche die staatliche und soziale Ordnung des Reichs mit Gewalt umstürzen wollten. Von den Leitern dieser Verschwörung wurden vier hingerichtet, die übrigen zu Zwangsarbeit oder zu Deportation verurteilt. In einem 1885 an den Senat gerichteten kaiserl. Ukas wurde die bisherige kaiserl. Hausordnung dahin abgeändert, daß nur die Söhne, Töchter, Brüder, Schwestern und die in unmittelbarer Linie vom Mannsstamm abstammenden Enkel des Kaisers den Titel «Großfürsten» und «Großfürstinnen» führen dürfen, daß aber die vom Mannsstamm herkommenden Urenkel des Kaisers als «Fürsten und Fürstinnen von kaiserl. Geblüt» anzusehen seien. Der Ausbreitung des poln. Elements gegen Osten wurde durch einen im Jan. 1885 veröffentlichten Erlaß Halt geboten, wonach kein Pole in den westl. 10 Gouvernements Grund und Boden erwerben darf.

Die Beziehungen R.s zu den auswärtigen Mächten, namentlich zu Deutschland und Österreich, waren unter der neuen kaiserl. Regierung anfangs durchaus nicht intim, und R. nahm eine isolierte Stellung ein. Die Nachbarmächte konnten wenig Vertrauen zu einer Regierung fassen, von welcher zwei Mitglieder, Fürst Gortschakow und Graf Ignatjew, ihre entschiedenen Feinde waren; welche an der Westgrenze des Reiches so starke Truppenmassen, besonders auffallend viele Reiterregimenter versammelt und wie zu einem raschen Überfall bereit hielt, und welche unter ihren Generalen Männer duldete, die, wie Skobelew im Februar 1882 in Paris, öffentlich die herausforderndsten Reden gegen Deutschland hielten. Daher führte die Zusammenkunft, welche Kaiser Alexander 9. Sept. 1881 mit Kaiser Wilhelm in Danzig veranstaltete und welcher auch Fürst Bismarck und Geheimrat von Giers, der Stellvertreter Gortschakows, beiwohnten, zunächst keine Veränderung der gegenseitigen Beziehungen herbei. Erst als der 84jährige Gortschakow 9. April 1882 von der Leitung des Ministeriums des Auswärtigen entbunden, dieses dem Geheimrat von Giers übertragen und Graf Ignatjew 11. Juni 1882 seines Postens als Minister des Innern enthoben wurde, konnte man von einem Siege der russ. Friedenspartei sprechen. Der neue Minister von Giers gab sich alle Mühe, durch persönliche Besprechungen mit dem Fürsten Bismarck, den er wiederholt besuchte, und mit den leitenden Persönlichkeiten in Wien ein gutes Einvernehmen zwischen R. und Deutschland-Österreich herzustellen und die russ. Politik in Einklang mit der deutsch-österreichischen Friedensallianz zu bringen. Kaiser Alexander III. selbst kam bald zu der Einsicht, daß die Sicherheit seiner Dynastie und seines Reiches hauptsächlich auf einem guten Verhältnis mit Deutschland beruhe und daß er keinen zuverlässigern und uneigennützigern Bundesgenossen als den Kaiser Wilhelm finden könne. Diese Wendung der russ. Politik fand ihren offiziellen Ausdruck in der Zusammenkunft, welche 15., 16. und 17. Sept. 1884 zwischen den Kaisern von Deutschland, Österreich und R. in dem russ. Lustschlößchen Skierniewicze, das an der Warschau-Wiener Eisenbahnlinie liegt, stattfand, und welcher auch die leitenden Minister, Fürst Bismarck, Graf Kalnoky und Herr von Giers, beiwohnten. Die Annäherung R.s an die zwei großen Friedensmächte that sich sofort in allen europäischen Fragen, zunächst in der ägyptischen, kund, worin man R. Hand in Hand mit Deutschland und Österreich gehen sah. Dieses freundschaftliche Verhältniß erhielt eine Verstärkung durch den Besuch, welchen Kaiser Alexander im August 1885 dem Kaiser Franz Joseph in Kremsier abstattete.

Für Liv-, Kur-, Estland brachte das Jahr 1885 einschneidende Maßregelungen, welche eine schwere Beunruhigung hervorriefen. Die Russifizierung der Schulen wird mit allen Mitteln ins Werk gesetzt, ohne Rücksicht darauf, daß durch dieselben das Niveau des Unterrichts herabgedrückt wird. Am 26. Juli erging ein kaiserl. Ukas, welcher den oben erwähnten mündlichen Befehl Kaiser Alexanders II. über die Außerkraftsetzung des Reversale bei Mischehen in den Ostseeprovinzen beseitigte, indem derselbe vorschrieb: «das in Kraft stehende Gesetz über die Reversale bei gemischten Ehen in den baltischen Provinzen strikt auszuführen». Der livländische Landtag reichte infolge dessen ein Immediatgesuch ein um Gewährung allgemeiner Gewissensfreiheit: es wurde abgewiesen. Am 14. Sept. erging ein neuer Sprachenukas, der die russ. Geschäftsführung und Korrespondenz wesentlich erweiterte. Am 28. Nov. erging ein Ukas, der die lettischen und estnischen Volksschulen, welche von einem Organ der örtlichen Selbstverwaltung, der Oberlandschulverwaltung, organisiert und verwaltet worden waren, unter das Ministerium der Volksaufklärung stellte. Während die livländische Landschulverwaltung den Schulzwang eingeführt und das Resultat erreicht hat, daß 95 Proz. der schulpflichtigen Kinder unterrichtet wurden, und bei der Konfirmationsprüfung 86 Proz. der Knaben und 79 Proz. der Mädchen sich als gut geschult erwiesen (1881), ist dieser Prozentsatz in den livländischen Städten, wo die Schulen immer unter dem Ministerium der Volksaufklärung gestanden haben, also kein Schulzwang besteht, ein viel ungünstigerer, in Riga z. B. (1883) 55 Proz. der Knaben und 41 Proz. der Mädchen. Man könnte vielleicht annehmen, daß diese Maßregel getroffen worden sei, weil der Unterricht in der russ. Sprache von der örtlichen Verwaltung vernachlässigt worden. Das ist aber nicht der Fall. Im J. 1874 wurde in 383 Gemeindeschulen von 916 in der russ. Sprache Unterricht erteilt, im J. 1882 in 671 von 995 Gemeindeschulen und 114 von 122 Parochialschulen. Auf dem Gebiet seiner eigentlichen Thätigkeit in Groß-,

Klein- und Weißrußland hat das Ministerium der Volksaufklärung bisher nur das Resultat erreicht, daß (nach Janson, «Statistik R.s») von 100 Schulkindern 8 Proz. die Schule besuchen. Beim Beginn des J. 1886 wurde den Polizeibehörden der Ostseeprovinzen das durch einen Ukas (1885) erlassene Verbot, Reallasten zu Gunsten luth. Kirchen und Schulen von solchen Besitzern realpflichtiger Grundstücke beizutreiben, welche der russ. Kirche angehören, aufs neue eingeschärft. Die Rechtsverbindlichkeit der Reallasten für Besitzer russ. Konfession ist nicht nur rechtlich begründet, sondern direkt durch Senatsurteile anerkannt: die richterlichen Urteile dürfen aber nicht ausgeführt werden. Der Bau neuer luth. Kirchen ist abhängig gemacht worden von der Zustimmung des russ. orthodoxen Bischofs. Einer Privatgesellschaft, der baltisch-orthodoxen Bratstwo, gestiftet zur Propaganda des orthodoxen Glaubens, ist das Expropriationsrecht von Grund und Boden und Gebäuden zur Errichtung orthodoxer Kirchen und Schulen verliehen worden. Alle diese Maßregelungen erfolgen unter dem Jubel nicht nur der absolutistischen («Moskauer Zeitung» [Katkow] und «Grashdanin»), sondern auch der übrigen sich mit ihrem Liberalismus brüstenden Presse, welche in ihrem Rassenhaß übersieht, daß es sich in den Ostseeprovinzen um Vernichtung der Gewissensfreiheit, wirklicher Selbstverwaltung und eines festen Rechts handelt. Im J. 1885 veröffentlichte das Ministerium der Volksaufklärung ein Programm, in dem die Grundsätze der russ. Staats- und Rechtswissenschaft ein für allemal festgestellt wurden, und das in dem Satze gipfelt: «Die russ. oberste Gewalt ist das vollständig unbestreitbare Prinzip der Wissenschaft des russ. Staatsrechts».

In der Frage der Vereinigung Ostrumeliens mit dem Fürstentum Bulgarien, das seine Autonomie R. verdankte, aber keine russ. Vasallenschaft dulden wollte, zeigte sich R. anfangs den Bulgaren sehr unfreundlich, und der Kaiser ließ sogar den bulgar. Fürsten Alexander aus der russ. Armeeliste streichen; aber die treffliche Haltung des Fürsten und seines Heeres im Kriege mit Serbien und die Anerkennung der großen Verdienste der russ. Offiziere an der Ausbildung der bulgar. Armee seitens des Fürsten veranlaßte 1886 in R. einen Umschlag der Stimmung zu Gunsten der bulgar. Einigung.

Litteratur. Von histor. Werken über R., hauptsächlich in deutscher Sprache oder Übersetzung, sind, außer den klassischen von Karamsin (s. d.) und den ältern von Herberstein, Müller, Schtscherbatow, Coxe, Le Clerc, Levesque und Schlözer, hervorzuheben: Ewers, «Geschichte der Russen» (Bd. 1, Dorp. 1816); Wichmann, «Chronol. Übersicht der russ. Geschichte von Peters d. Gr. Geburt an» (2 Bde., Lpz. 1821—25); Galletti, «Geschichte des Russischen Reichs» (Lpz. 1832); Strahl und Herrmann, «Geschichte des russ. Staats» (7 Bde., Hamb. u. Gotha 1832—66); Polewoi, «Geschichte des russ. Volks» (6 Bde., Mosk. 1829—33); Ustrialow, «Geschichte R.s» (3. Aufl., 2 Bde., Petersb. 1845; deutsch von Brackel, 3 Bde., Riga 1841); derselbe, «Geschichte Peters d. Gr.» (6 Bde., Petersb. 1859—63); Bestuschew-Rjumin, «Geschichte R.s» (deutsch von Schiemann, Mitau 1876); Schiemann, «Rußland, Polen und Livland bis zum 17. Jahrh.» (Berl. 1885); Turgenjew, «La Russie et les Russes» (3 Bde., Par. 1847); Solowjew, «Geschichte R.s» (Bd. 1—26, Mosk. 1851—77); von Bernhardi, «Geschichte R.s und der europ. Politik von 1814 bis 1831» (Bd. 1—3, Lpz. 1863—77); Schnitzler, «Geschichte des Russischen Reichs von der ältesten Zeit bis zum Tode des Kaisers Nikolaus I.» (aus dem Russischen von Burckhardt, Lpz. 1874); Brückner, «Geschichte Peters d. Gr.» (Berl. 1880); derselbe, «Geschichte Katharinas II.» (Berl. 1883); derselbe, «Zarewitsch Alexei» (Heidelb. 1880); derselbe, «Die Familie Braunschweig in Rußland» (Petersb. 1876); derselbe, «Iwan Possosch Kow» (Lpz. 1878); Blum, «Ein russ. Staatsmann» (4 Bde., Lpz. 1857); E. von der Brüggen, «Polens Auflösung» (Lpz. 1878); derselbe, «Wie R. europäisch wurde» (Lpz. 1885). Um die Herausgabe der russ. Geschichtsquellen hat sich besonders die Archäographische Kommission verdient gemacht. So hat dieselbe unter anderm eine «Vollständige Sammlung russ. Annalen» (15 Bde., Petersb. 1841—85) besorgt und «Akten, gesammelt in den Bibliotheken und Archiven des Russischen Reichs» (4 Bde., Petersb. 1836), «Histor. Akten» (5 Bde., Petersb. 1841—42; «Supplemente», 11 Bde., 1846—75) und «Akten, welche die Geschichte des westlichen und südlichen R. betreffen» (17 Bde., Petersb. 1846—76), «Russisch-Livländ. Urkunden» (Petersb. 1868) veröffentlicht. Hierzu kommen Turgenjew's «Historica Russiae monumenta» (Bd. 1 u. 2, Petersb. 1841—42; «Supplementum», 1848) und Adelungs «Kritisch-literarische Übersicht der Reisenden in R. bis 1700» (2 Bde., Petersb. 1846); ferner die von dem Kanzler Rumjanzow veranstaltete «Sammlung russ. Staatsurkunden» (4 Bde., Mosk. 1813—28) und die von der kaiserl. Privatkanzlei herausgegebenen Hof- und Geschlechtsregister («Dworzowye rasrädy», 4 Bde., Petersb. 1850—55; «Rasrädnya knigi», 3 Bde., 1853—56), die Ausgaben (Sbornik) der russ. Historischen Gesellschaft (49 Bde., Petersb. 1867—85); Martens, Sammlung der Traktate u. s. w. (Bd. 1—7, Petersb. 1874—86). Von Werken über die ältere Geschichte sind zu nennen: Ewers, «Vom Ursprunge des russ. Staats» (Riga u. Lpz. 1808); derselbe, «Kritische Vorarbeiten zur Geschichte der Russen» (2 Abteil., Dorp. 1814); Frähn, «Ibn-Foszlans und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit» (Petersb. 1823); Lehrberg, «Untersuchungen zur Erläuterung der ältern Geschichte R.s» (Petersb. 1816); Rafn, «Antiquités russes» (3 Bde., Kopenh. 1850—54), aus skandinav. Quellen; Kunik, «Die Berufung der schwed. Rodsen durch die Finnen und Slawen» (2 Tle., Petersb. 1844—45); Krug, «Forschungen in der ältern Geschichte R.s» (2 Tle., Petersb. 1848); Pogodin, «Issledowania, sametschania i lekzii o russkoi istorii» (7 Bde., Mosk. 1846—57); derselbe, «Normann. Periode der russ. Geschichte» (Mosk. 1859); Kostomarow, «Russische Geschichte in Biographien» (russisch, 3 Bde., Petersb. 1873—76; deutsch von W. Henckel, Lpz. 1885 fg.). Zur neuesten Geschichte vgl. «Rußland vor und nach dem Kriege» (2. Aufl., Lpz. 1879); «Aus der Petersburger Gesellschaft» (5. Aufl., Lpz. 1880; Neue Folge, 3. Aufl. 1881); «Berlin und St.-Petersburg» (2. Aufl., Lpz. 1880); «Von Nikolaus I. zu Alexander III.» (2. Aufl., Lpz. 1881); «Russische Wandlungen» (2. Aufl., Lpz. 1882); «Lose Blätter aus dem Geheimarchiv der russ. Regierung» (Lpz. 1882); Thun, «Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland» (Lpz. 1883).

Rußniaken, s. Ruthenen.

Rußtau nennt man eine Krankheit, die sich an den Blättern vieler Pflanzen und besonders an Sträuchern oder Bäumen findet. Ihre Symptome bestehen darin, daß die Blätter mit einem rußartigen Überzuge bedeckt sind. Dieser Überzug hat gewöhnlich eine häutige Beschaffenheit und läßt sich leicht abheben. Er besteht aus den dunkelbraunen oder schwarzen Mycelien einiger Pilze aus der Gruppe der Pyrenomyceten, deren Hyphen dicht verflochten sind und so eine Art pseudoparenchymatischen Gewebes bilden. Bei den meisten hierher gehörigen Pilzen vegetieren die Mycelien nur auf der Oberfläche der Blätter und treiben auch keine Haustorien in die Epidermiszellen, bei andern dagegen leben dieselben endophytisch, d. h. im Innern des Blattgewebes. Die erstern können nicht als eigentliche Parasiten betrachtet werden, da sie den Pflanzen, auf denen sie vegetieren, keine Nährstoffe entnehmen und somit auch nicht direkt schädlich wirken können. Die Blätter, die von ihnen befallen sind, zeigen auch in der Regel noch lange Zeit unter dem schwarzen Überzuge eine normale Färbung und Gestalt, erst nach längerer Zeit werden sie mißfarbig, weil die Assimilationsthätigkeit derselben infolge der dunkeln, wenig Licht durchlassenden Haut bedeutend verringert wird.

Die meisten dieser rein epiphytisch lebenden Pilze gehören zu der Gattung Fumago *Tul.*, die sich durch die Mannigfaltigkeit ihrer Conidienfruktifikation auszeichnet. Auf den häutigen Mycelien bilden sich außer den krugförmigen Perithecien, in denen die Ascosporen entwickelt werden, eine ganze Reihe von Fortpflanzungsorganen, die unter verschiedenen Bezeichnungen zusammengefaßt werden. Sehr häufig treten kettenartig aneinandergereihte Sporen, die sog. Torulaform, auf, und mit diesen zusammen finden sich Zellkörper, früher als Coniothecium beschrieben, die gleichfalls keimfähig sind; ferner entwickeln sich kurze Conidienträger, die an ihrer Spitze Sporen abschnüren und als Cladosporium bezeichnet werden; derartige Conidienträger treten auch häufig zu Büscheln vereinigt auf, und schließlich bilden sich noch sog. Conidienfrüchte oder Spermogonien von schlauchförmiger Gestalt, die in ihrem Innern Sporen erzeugen. Alle diese Sporen sind im Stande zu keimen und den Pilz fortzupflanzen, wodurch seine schnelle Verbreitung bei günstigen Bedingungen erklärlich wird.

Die bekannteste, zur Gattung Fumago gehörige Art ist F. salicinia *Tul.*, die auf sehr verschiedenen Pflanzen auftritt, besonders aber auf dem Hopfen vorkommt und hier die als R. oder schwarzer Brand des Hopfens bezeichnete Krankheitserscheinung hervorruft. Obwohl kein echter Parasit, kann dieser Pilz doch durch seine Ausbreitung für die Hopfenpflanzungen sehr schädlich werden. Von andern Arten seien noch erwähnt der R. der Orangenbäume, der auf den Blättern der Citrusarten sich findet und als Fumago Citri *Pers.* bezeichnet wird, sowie der R. des Kaffeebaums, dessen Pilz jedenfalls auch zur Gattung Fumago zu rechnen ist.

Die andere Gruppe der Rußtaupilze, die nicht bloß epiphytisch, sondern auch im Innern der Gewebe vorkommen und deshalb als wirkliche Parasiten zu betrachten sind, gehören besonders der Gattung Pleospora (s. d.) an. In den Fruktifikationsverhältnissen stimmen dieselben mit den Arten von Fumago insofern überein, als sie gleichfalls verschiedene Conidienfrüchte besitzen. Die einzelnen Formen werden zum Teil unter den obenerwähnten Namen beschrieben, zum Teil auch als Sporidesmium (s. d.), Polydesmus u. a. Zu dieser Gruppe gehören mehrere wichtige Krankheitserreger, so die auf verschiedenen Pflanzen lebende Pleospora herbarum *Tul.*, die zwar gewöhnlich nur auf abgestorbenen Teilen sich findet, die aber doch auch besonders auf Getreidepflanzen schon an jungen Exemplaren ihre Mycelien entwickelt; ferner P. hyacinthi, die als Ursache des sog. schwarzen Rotz der Hyacinthenzwiebeln angesehen wird, sowie der als Rapsverderber bezeichnete Pilz Sporidesmium oder Polydesmus exitiosum, der für Raps- und Rübsenpflanzungen sehr nachteilig werden kann. (S. Sporidesmium.) Zu derselben Gruppe wie der letztere gehört auch der die Herzfäule der Runkelrübe hervorrufende Pilz Sporidesmium putrefaciens.

Rust, Stadt in Ungarn, s. Ruszt.

Rust (Joh. Nepomuk), ausgezeichneter Arzt, geb. 5. April 1775 zu Jauernik in Österreichisch-Schlesien, studierte in Wien, lebte dann in Prag, war hierauf Lehrer am Lyceum zu Olmütz und wurde 1803 als Professor der Chirurgie nach Krakau berufen. Als Österreich 1809 Krakau verlor, begab er sich nach Wien, wo er das Amt eines Primärwundarztes am allgemeinen Krankenhause erhielt. Im J. 1815 folgte er dem Rufe als Generaldivisionschirurgus nach Preußen. Nach dem Feldzuge von 1815, dem er im 4. Armeekorps beiwohnte, wurde er dem Generalkommando des 3. Armeekorps in Berlin zugeteilt und zugleich als außerord. Professor der Chirurgie und Augenheilkunde an der mediz.-chirurgischen Militärakademie und als erster Wundarzt und klinischer Lehrer an der Charité angestellt, sodann 1818 außerord. Professor an der Universität, 1819 Geh. Obermedizinalrat, Mitglied der Medizinalabteilung im Ministerium, 1822 Generalstabsarzt der Armee, 1824 ord. Professor, 1829, mit Beibehaltung aller Ämter, Präsident des Kuratoriums für die Krankenhausangelegenheiten und 1837 Wirkl. Geh. Obermedizinalrat. Er starb 9. Okt. 1840 auf seinem Gute Kleutsch in Schlesien, wohin er sich 1838 zurückgezogen hatte.

Von R.s Schriften sind zu erwähnen: «Helkologie, oder über die Natur, Erkenntnis und Heilung der Geschwüre» (2 Bde., Wien 1811; neu bearbeitet, Berl. 1837—42), «Arthrokakologie, oder über die Verrenkungen durch innere Bedingungen u. s. w.» (Wien 1817), «Die ägypt. Augenentzündung» (Berl. 1820), «Die Medizinalverfassung Preußens» (Berl. 1838), «Aufsätze und Abhandlungen» (3 Bde., Berl. 1834—40). Auch gab er das «Magazin für die gesamte Heilkunde» (seit 1816) und das «Theoretisch-praktische Handbuch der Chirurgie in alphabetischer Ordnung» (18 Bde., Berl. 1830—36) heraus.

Rust (Wilh.), Musiker, geb. 15. Aug. 1822 zu Dessau, erhielt in Kontrapunkt und Komposition Unterricht von Friedr. Schneider, war Hauslehrer in Ungarn und ließ sich 1849 als Musiklehrer in Berlin nieder. Im J. 1861 wurde er Organist an der Lukaskirche daselbst, war 1862—74 Dirigent des dortigen Bach-Vereins, wurde 1864 zum königl. Musikdirektor ernannt, 1870 Lehrer am Sternschen Konservatorium. Im J. 1878 siedelte er nach Leipzig über, wurde daselbst Organist, 1880 Kantor an der Thomasschule, außerdem Lehrer am dortigen Konservatorium. R. machte sich verdient um die von der Bach-Gesellschaft unternommene Heraus-

gabe der Werke J. S. Bachs, deren Hauptredacteur er über 25 Jahre war. Die Universität Marburg ernannte ihn dafür 1868 zum Dr. der Musik und Meister der freien Künste **honoris causa**, der König Albert von Sachsen am 200jährigen Geburtstage J. S. Bachs 1885 zum Professor. An eigenen Kompositionen veröffentlichte R. 45 Werke für Klavier, Orgel, geistlichen und weltlichen Gesang.

Rustak, Haupthandelsplatz von Badachschân.

Rüsten sind hölzerne starke Planken oder bei Eisenschiffen eiserne Platten, welche in der Höhe des Oberdecks an der Außenseite der Schiffswand horizontal liegend querab von jedem Maste befestigt sind. Sie dienen dazu, um den seitlichen Haltetauen der Untermasten und Stengen, den Unterwanten und den Pardunen mehr Spreizung zu geben, als diese erhalten könnten, wenn man sie auf dem Oberdeck straff setzen wollte. Sie tragen die Jungfern, eisenbeschlagene runde Holzkloben mit drei bis vier Löchern. Korrespondirende Jungfern sind in die untern Enden der Wanten und Pardunen eingebunden, durch die Löcher wird ein Tau, der Taljereep, geschoren und damit nach Art der Flaschenzüge die Wanten straff gesetzt, wodurch die Masten die notwendige seitliche Stütze erhalten. Je nach den zugehörigen Masten heißen die R., von vorn an gerechnet, Fock-, Groß- und Besansrüsten. In den Fockrüsten liegen die beiden schwersten Anker des Schiffes, die Rüstanker, in einer Fallvorrichtung, von der sie innenbords durch einen Hebel leicht detachiert werden können, wenn sie fallen sollen.

Ruster, s. u. Ruszt und Ungarische Weine.

Rüster, Baumgattung, s. Ulme.

Rüsterfalter, s. unter Fuchs (Schmetterling).

Rustica (Bäuerisch Werk), s. Bossenwerk.

Rustige (Heinr. von), Maler, auch als Dichter bekannt, geb. 12. April 1810 zu Werl in Westfalen, widmete sich auf der Düsseldorfer Akademie unter Schadows Leitung der Kunst und erlangte bereits 1821 durch Darstellungen aus dem Genregebiet von der berliner Akademie einen Preis. Unter den zahlreichen nun folgenden Bildern größern Umfangs, die das rheinische und süddeutsche Volksleben zum Gegenstande haben, sind die vor dem Gewitter flüchtenden Schweizermädchen (Wagener-Galerie in Berlin) und Scene aus dem Tiroler Kriege hervorzuheben. Mit Rethel und andern Künstlern der Düsseldorfer Schule siedelte R. 1836 nach Frankfurt a. M. über und wirkte dort als Lehrer am Städelschen Institut. Unter den Bildern dieser Periode sind zu nennen: die junge Witwe (gestochen von Müller), die Goldene Hochzeit und die Zigeuner (in Leipzig), die Überschwemmung (Nationalmuseum in Berlin) u. s. w. Einer Reise durch Ungarn und Deutschland schloß sich ein Studienaufenthalt in Paris, Brüssel und Antwerpen an, und neben den zahlreichen Genrebildern, welche in dieser Periode entstanden, malte er auch für eine Kirche in Westfalen ein großes Altargemälde. Im J. 1844 wurde R. als Professor an die Kunstschule in Stuttgart gerufen. Damals entstanden: die Geusenpredigt (in Amerika), das wiedergefundene Kind (König von Württemberg), die Genesende (Prinzessin Mathilde in Paris), Soldatenlager (im Besitz des Kaisers von Rußland) u. s. w. Vom Genregebiet wandte sich R. mit Erfolg der Historie zu. Die Staatsgalerie in Stuttgart besitzt von derartigen Bildern: Herzog Alba im Schloß zu Rudolstadt, Kaiser Otto I. nach Besiegung der Dänen den Speer ins Meer schleudernd; die stettiner Galerie: Kaiser Ottos III. Leichenzug. Als Dichter trat R. 1845 mit «Gedichten» (Frankf. a. M.) hervor. Später wandte er sich dem Drama zu und schrieb: «Filippo Lippi», «Attila», «Kunrad Widerhold», «Ludwig der Bayer» und «Eberhard im Bart». Auch veröffentlichte er eine Sammlung humoristischer Dichtungen: «Reime und Träume im Dunkelarrest» (Stuttg. 1876) und den ästhetischen Essay: «Das Poetische in der bildenden Kunst» (Stuttg. 1876). Sein «Deutscher Marsch» (komponiert von Kücken, 1839) ist beliebtes Soldatenlied geworden. Durch das Ritterkreuz des württemb. Kronenordens wurde R. in den persönlichen Adelsstand erhoben. Er ist auch Inspektor der Staatsgalerie und der des Königs in Stuttgart.

Rüstkammer bezeichnet ein oder mehrere Zimmer, ein oder mehrere Säle u. s. w., in welchen eine Sammlung alter merkwürdiger Waffen und Kriegsgeräte aufbewahrt wird. Zuweilen legt man der Waffensammlung selbst diesen Namen bei, der ursprünglich nur für den Aufbewahrungsraum gebraucht wurde.

Rüstow (Wilh. Friedr.), hervorragender Militärschriftsteller, geb. 25. Mai 1821 zu Brandenburg, trat 1838 in den preuß. Militärdienst und ward 1840 Offizier im Ingenieurkorps. Wegen seiner freisinnigen Meinungen, insbesondere aber wegen der Schrift «Der deutsche Militärstaat vor und während der Revolution» (Zür. 1850; 2. Aufl. 1851) wurde er zu Posen verhaftet und vor Gericht gestellt, entfloh aber Ende Juni 1850 noch vor Fällung des Urteils nach der Schweiz und ließ sich in Zürich nieder. Er hielt hier kriegswissenschaftliche Vorlesungen an der Universität, wirkte seit 1853 als Instruktor bei den größern Truppenübungen und wurde, nachdem er sich 1856 in der Gemeinde Bauma das Bürgerrecht erworben, 1857 von der Kantonsregierung zum Major im Geniestabe ernannt. Seitdem lebte R. vorzugsweise in der Gemeinde Riesbach bei Zürich, bis er 1860 als Oberst und Generalstabschef zu Garibaldi nach Sicilien ging. Bei dem Übergange auf das ital. Festland befehligte er den linken Flügel der Südarmee, dann die 1. Division derselben und endlich das Korps, welches Ende Oktober ans rechte Ufer des Volturno überging. Im Treffen von Capua (19. Sept.) befehligte R. selbständig und in der Schlacht am Volturno (1. Okt.) entschied er mit der letzten Reserve den Sieg. Nach Beendigung des Krieges kehrte er in die Schweiz zurück, wo er sich wieder litterarischer Thätigkeit zuwandte. Anfang 1870 nahm R. die Wahl zum eidgenössischen Oberst an und war in den nächsten Jahren vorzugsweise mit der praktischen Ausbildung des schweiz. Generalstabes beschäftigt, widmete sich aber seit 1874 wieder fast ausschließlich litterarischen Arbeiten. Er starb 14. Aug. 1878 in Zürich durch Selbstmord, wahrscheinlich weil der Lehrstuhl der Militärwissenschaften am Polytechnikum ihm nicht übertragen worden war. Seit 1851 veröffentlichte er eine große Anzahl von Werken, die teilweise zu den vorzüglichsten Leistungen der neuern Militärlitteratur zählen. Von diesen gehört zunächst dem kriegsgeschichtlichen Gebiet an: «Geschichte des griech. Kriegswesens» (mit Köchly, Aarau 1852), welcher sich die Übersetzungen und Kommentare zu den griech. Kriegsschriftstellern (ebenfalls mit Köchly, 2 Bde., Zür. 1854–55), sowie «Heerwesen und Kriegführung Cäsars» (Gotha

1855; 2. Aufl., Nordh. 1862) und später der «Kommentar zu Napoleons III. Geschichte Julius Cäsars» (Stuttg. 1867 fg.) anschloßen; ferner «Der Krieg von 1805 in Deutschland und Italien» (Frauenf. 1854) und «Die ersten Feldzüge Bonapartes in Italien und Deutschland 1796 und 1797» (Zür. 1867). Diesen Werken reihen sich an die durch Schärfe des kritisch-militärischen Urteils ausgezeichneten, aber in den thatsächlichen Angaben nicht immer ganz verläßlichen Darstellungen der neuern europ. Kriege von den Kriegen von 1848 an bis zum Russisch-Türkischen Krieg von 1877. Von den kriegswissenschaftlichen Arbeiten im engern Sinne R.s sind zu nennen: «Die Feldherrnkunst des 19. Jahrh.» (Zür. 1857; 3. Aufl. 1877) und «Geschichte der Infanterie» (2 Bde., Gotha 1857—58), «Allgemeine Taktik» (Zür. 1858; 2. Aufl. 1868) und viele andere. Eine populäre Darstellung der Kriegskunst gab R. in dem Werke «Der Krieg und seine Mittel» (Lpz. 1856). Von seinen sonstigen Schriften sind zu nennen: «Militärische Biographien» (David, Xenophon, Montluc, Zür. 1858), «Annalen des Königreichs Italien» (4 Abteil., Zür. 1862–63), «Militärisches Handwörterbuch» (2 Bde., Zür. 1859; Nachtrag 1868) und «Kriegspolitik und Kriegsgebrauch» (Zür. 1876). Vgl. Zernin, «Friedrich Wilhelm R.» (in «Unsere Zeit», Lpz. 1882, II).

Ein Bruder R.s, **Alexander Rüstow**, geb. 13. Okt. 1824, trat 1842 in die preuß. Artillerie, nahm 1849 schlesw.-holstein. Dienste und wohnte als Batteriechef dem Feldzug von 1850 mit Auszeichnung bei. Im J. 1852 trat er in den preuß. Dienst zurück, machte 1864 den schlesw.-holstein. Krieg mit, wurde als Major Mai 1866 der 5. Division der Ersten Armee zugeteilt und zwang mit 24 Geschützen bei Gitschin die Österreicher zum Abzuge. In der Schlacht von Königgrätz zerschmetterte ihm eine Granate den Unterschenkel, nach dessen Amputation er 21. Juni 1866 im Hospital zu Horzitz an der Cholera starb. Litterarisch machte sich R. durch die Schrift «Der Küstenkrieg» (Berl. 1848) bekannt.

Ein anderer Bruder, **Cäsar Rüstow**, geb. 18. Juni 1826, trat 1843 als Offizier in die Infanterie und wurde bald zur Gewehrfabrik in Suhl kommandiert, wo er sich dem Studium der Handfeuerwaffen widmete. Nachdem er hierauf längere Zeit als Lehrer der Taktik an der Kriegsschule zu Erfurt gewirkt, wurde er in den Generalstab versetzt, 1863 zum Major befördert und dem Generalkommando zu Königsberg i. Pr. bis Anfang 1866 zugeteilt, wo er als Bataillonskommandeur im 2. westfäl. Infanterieregiment nach Minden übersiedelte. Im Deutschen Kriege von 1866 fiel er in dem Treffen bei Roßdorf 4. Juli 1866. R. hat sich in der Militärlitteratur besonders durch sein großes Werk «Die Kriegshandfeuerwaffen» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1857—64) einen bleibenden Namen gesichert. Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: «Leitfaden durch die Waffenlehre» (Erf. 1852; 2. Aufl. 1855), «Das Miniégewehr» (Berl. 1855), «Die neuern gezogenen Infanteriegewehre» (Berl. 1861).

Rustschuk, Ruscsuk, auch Ruschtschuk und Russe, Stadt (und bis 1878 Festung) im Fürstentum Bulgarien, auf dem rechten Ufer der Donau an einer Stelle gelegen, wo der Rand des bulgar. Plateau an den Strom herantritt, am rechten Ufer des hier einmündenden Lomflusses, ist Kopfstation der Eisenbahn nach Varna, Hauptstadt eines Distrikts und eines Arrondissements, Sitz eines bulgar. Bischofs, hat fünf größere und vier kleinere Moscheen, mehrere bulgar. und eine armen. Kirche, eine jüd. Synagoge und zählt (1881) 26 867 E., Türken, Bulgaren, Walachen, Juden, auch Griechen und Armenier, welche einen lebhaften Verkehr auf der Donau und nach dem Innern der europ. Türkei treiben, auch einige Fabriken in Seide, Wolle, Baumwolle, Leder, Tabak u. s. w. unterhalten. R., schon in den Kriegsjahren 1773, 1774 und 1790 durch mehrere Gefechte bekannt, war ein Hauptpunkt militärischer Operationen in den Feldzügen der Russen gegen die Türken auch in den J. 1809 und 1810. In letzterm Jahre gelangte es nach langer Belagerung und zweimaligem vergeblichen Sturm durch Kapitulation 27. Sept. in die Hände der Russen, welche jedoch, 4. Juli 1811 von Ahmed-Aga geschlagen, 26. Juli 1811 die Stadt räumten und in Brand steckten. Nach dem Frieden baute man sie wieder auf, und 25. Mai 1812 wurden daselbst die Präliminarien des Friedens von Bukarest abgeschlossen. Bei Einrichtung des Vorterrains der Festung zur Verteidigung, einige Monate vor Ausbruch des Russisch-Türkischen Krieges von 1877—78, kamen ursprünglich von den Russen angelegte, aus den J. 1803 und 1810 herrührende Schanzen auf den die Stadt im Süden umgebenden Höhen, die ursprünglich wider letztere bestimmt waren, in Mitverwendung. Außerdem wurden fünf bis sechs neue Forts errichtet, unter denen die Lewent Tabia (fälschlich auch wohl die Citadelle von R. genannt) das bedeutendste ist. Im Laufe des Sommers 1877 beschossen die Russen die Stadt vielfach mittels zweier bei Giurgewo angelegter Batterien.

Rüstung, die Gesamtheit der Schutzwaffen (einschließlich Gerät und Kleidung) der Ritter und Soldaten im Mittelalter. Die R. war insbesondere für den Kampf zu Pferde berechnet und wurde daher im Kriege wie beim Turnier getragen. Der Hauptteil war der Harnisch (s. d.); die andern Stücke waren die Arm- und Beinschienen (Panzerhosen, Kniestücke), die Hüftstücke, die Panzer-(Blech-)Handschuhe, das Panzerhemd (Drahtpanzer). Im weitesten Sinne gehörte auch der Helm, sowie der als Schmuck dienende Waffenrock zur R. Die R. waren wesentlich aus starkem Eisenblech gefertigt, zuweilen mit Gold und Silber ausgelegt oder ganz vergoldet. Nach Erfindung des Schießpulvers kamen die R. allmählich ab; der letzte Rest derselben ist der Küraß (s. d.). Die Abbildung einer vollen R. s. unter Harnisch, Bd. VIII, S. 855.

Rüstung, Name der größten Armbrüste, s. unter Armbrust.

Ruszt, die kleinste der ungar. Freistädte, im Ödenburger Komitat, am Neusiedlersee, zählt 1400 meist deutsche E. und ist besonders berühmt durch ihren Wein, den vorzüglichen Ruszter Ausbruch. (S. Ungarische Weine.)

Ruta *L.* (Raute), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen. Man kennt gegen 40 Arten, die besonders in den Mittelmeerländern weite Verbreitung besitzen. Es sind perennierende Kräuter oder Halbsträucher mit meist dreizähligen oder gefiederten Blättern, die durchscheinend punktiert sind. Die Blüten bestehen aus einem kurzen, vier- bis fünfteiligen Kelch, vier bis fünf genagelten konkaven, am Rande meist gefransten Blumenblättern, acht bis zehn freien Staubgefäßen und einem vier- bis fünflappigen, am Grunde mit acht bis zehn Honiggruben versehenen Fruchtknoten, aus welchem eine fünf-

knopfige, vielsamige Kapsel entsteht. Die an sonnigen, steinigen Plätzen im ganzen südlichern Europa wachsende **gemeine Raute** oder **Garten-** oder **Weinraute** (R. graveolens *L.*), welche grünlichgelbe Blüten, stumpfe Lappen der Kapsel und ovallängliche Blättchen besitzt, von denen die endständigen verkehrt-eirund sind, wird häufig in Gärten gezogen. Sie war schon bei den Alten berühmt, riecht frisch äußerst stark, fast widrig aromatisch, schmeckt unangenehm bitterlich-scharf und enthält ein scharfes ätherisches Öl. Hier und da dient sie, wie schon bei den Römern, als Gewürz an Speisen, und gilt als magenstärkendes Mittel. Getrocknet ist die Pflanze fast ganz geruch- und geschmacklos. Die am Mittelmeere heimische **Bergraute** (R. montana *Clar.*) ist noch weit schärfer und kann äußerlich Entzündungen erregen. Der aromatische Geruch und Geschmack aller Rautenarten rührt von dem **Rautenöl** (Oleum Rutae) her, welches in den als durchsichtige Punkte erscheinenden Drüsen der Blätter und andern Pflanzenteilen enthalten ist.

Ruta caesa (lat.), s. Caesa ruta.

Rutacēen (Rutacĕae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 600 Arten, die in den wärmern Teilen der gemäßigten Zonen und in den Tropengegenden vorkommen. Es sind Bäume oder Sträucher, seltener krautartige Pflanzen mit meist zusammengesetzten Blättern, die sich durch reichlichen Gehalt an ätherischen Ölen auszeichnen. Die Blüten sind in der Regel zwitterig und regelmäßig, sie bestehen aus vier bis fünf Kelchblättern, ebenso viel Kronenblättern, vier bis zehn oder auch zahlreichern Staubgefäßen und vier bis fünf Fruchtblättern. Die Frucht ist sehr verschieden ausgebildet. Zu den R. rechnet man als Unterfamilien jetzt auch die Diosmeen und Aurantiaceen.

Rute, s. unter Geschlechtsorgane.

Rute ist der Name eines frühern deutschen Längenmaßes, welches vorzüglich als Feldmaß in Anwendung kam und eine in den einzelnen Staaten verschiedene Anzahl von Fuß hatte. Beim Feldmessen teilte man die R. in mehrern Ländern der leichtern Berechnung wegen in 10 Decimalfuß, 100 Decimalzoll u. s. w. ein. — Gegenwärtig dient die R. noch in Dänemark, wo sie 10 Fuß = 3,1395 m hat. Der R. entspricht das in Großbritannien und Irland, sowie in den Vereinigten Staaten von Amerika übliche **Pole**, **Perch**, **Rod** oder **Lug**; dasselbe ist in Großbritannien und Irland ein Maß von 5½ Yards oder 16½ engl. Fuß = 5,029 m, in den Vereinigten Staaten ein Maß von 5 Yards oder 15 engl. Fuß = 4,572 m.

Rutebuef ist der Name, vielleicht nur ein Pseudonym, des ältesten bekannten altfranz. Dichters aus der Stadt Paris, der im dritten Viertel des 13. Jahrh. blühte, gelehrte Studien mit bürgerlicher Gesinnung vereint, und dessen dichterischer Charakter in originellen freimütigen Stimmungsgedichten, in satirischen und scherzhaften Poesien zum Ausdruck kommt, die in ihm einen Schüler der lat. Goliardendichtung und einen Vorläufer des naturwüchsigen Franç. Villon erkennen lassen. Seine Satiren auf die Geistlichkeit, und Gedichte, in denen er die Rechte der pariser Universität verficht, sind sprechende Zeitbilder. Hochgestellte Gönner ehrte er in Grabgedichten, Legenden behandelte er in erzählender und dramatischer Form, dem Volke bot er derbe Fabliaux und moralisierende Dichtungen in allegorischem Gewande. Was von ihm erhalten, gab Jubinal (Par. 1874) mit Erläuterungen, und später Kreßner (Wiesb. 1884) heraus.

Rutenkraut, s. Ferula.

Ruth, die Heldin eines anmutigen Idylls im Alten Testament, das im hebr. Kanon eine Art Anhang zum Buche der Richter gebildet zu haben scheint, in der griech. Bibel aber eine besondere Stelle erhielt. R. ist eine Moabitin, welche nach dem Tode ihres Mannes, eines Hebräers aus Juda, die Heimat verließ und ihrer Schwiegermutter Noomi nach deren Geburtsort Bethlehem folgte, wo ein Verwandter ihres verstorbenen Gatten, Boas, sie heiratete. Durch diese Ehe, der ein Sohn Obed, der Großvater des Königs David, entsprang, wurde sie die Stammmutter des judäischen Königshauses. In dieser letztern Nachricht liegt der Schlüssel zu dem eigentlichen Zwecke des Idylls, welcher kein anderer ist, als durch den Hinweis auf die Abkunft des gefeiertsten unter allen israel. Königen die judäisch-davidische Erbmonarchie den Palastrevolutionen des abgefallenen Zehnstämmereichs gegenüber zu empfehlen. Die Abfassungszeit fällt wohl um 900 v. Chr., schwerlich ins Babylonische Exil, oder gar erst in die Zeiten des Esra und Nehemia. Kommentare zu R. lieferten Keil (2. Aufl., Lpz. 1874) und Bertheau (2. Aufl., Lpz. 1883).

Ruthe, s. Rute.

Rüthen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Lippstadt, auf dem bewaldeten Abhange des Haarstrang, 383 m über dem Meere, unweit rechts der Möhne, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1723 E. und hat ein kath. Lehrerseminar, Sandsteinbrüche, Papier- und Cigarrenfabrikation und Bau landwirtschaftlicher Maschinen.

Ruthēnen, **Russinen** oder **Rußniaken** nennt man die zum slaw. Stamme gehörigen kleinruss. Bewohner Galiziens und Ungarns, welche zu beiden Seiten der Karpaten westlich über den San und östlich bis in die Bukowina hinein wohnen. (S. Kleinrussen.) Sie zerfallen in verschiedene, nicht scharf getrennte Unterabteilungen, wie die Stojki, Huzulen, Werchowjanen im galiz. Berglande und die Dolischnianen in dem ungar. Flachlande. In der Umgebung des Tatragebirges wohnen ruthenisierte Goralen poln. Abstammung und slowakisierte R., welche den Übergang zu den stammverwandten Slowaken bilden. Die Anzahl der R. im österr. Kaiserstaate beläuft sich auf 3158000, wovon gegen 350000 in Ungarn wohnen. Der Kulturzustand der R. ist ein im ganzen niedriger, doch fehlt es dem Volke keineswegs an Intelligenz. Sie sind Hirten, Bauern und Fuhrleute. Die Städte des Landes sind von Polen und Juden bewohnt; der Adel ist polonisiert. Die R. bekennen sich größtenteils zur griech.-unierten Religion. Unter poln. Joche hatte die ruthenische Nationalität eine wahre Leidensgeschichte zu durchleben, und auch jetzt wird sie noch sehr durch die Polen, welche in Galizien die herrschende Partei bilden, beeinträchtigt. Doch hat sich seit 1837 eine besondere galiz.-russ. und ungar.-russ. Litteratur entwickelt. (S. Kleinrussische Litteratur.) Die R. nennen sich jetzt schlechtweg Russen und ihr Land Rus. Vgl. Bidermann, «Die ungarischen R., ihr Erwerb und ihre Geschichte» (Innsbr. 1862); Szujski, «Die Polen und Ruthenen in Galizien» (Wien u. Teschen 1882).

Ruthenium (chem. Zeichen Ru; Atomgewicht = 104), ein von Claus 1845 in dem russ. und amerik. Platinerz entdecktes Metall. Es erscheint, nachdem

es von dem Platin, Palladium, Iridium, Osmium und Rhodium getrennt worden, als ein metallglänzender, grauweißer, poröser, dem Iridium ähnlicher Körper, ist spröde, nächst dem Osmium am schwersten schmelzbar von allen den genannten Platinmetallen, in Säuren fast unlöslich und von 11,0 bis 11,4 spezifischem Gewicht. Unter allen Platinmetallen hat das R. die größte Neigung, sich mit Sauerstoff zu verbinden. Mit Schwefel verbunden findet sich das R. in kleiner Menge in der Natur in dem Mineral Laurit.

Rutherglen, Stadt in der schott. Grafschaft Lanark, links am Clyde, unweit südöstlich von Glasgow, Station der Linien Glasgow-Hamilton und R.-Coatbridge der Caledonischen Eisenbahn, zählt (1881) 11265 E. und hat Baumwollspinnerei und -Weberei, Musselinweberei, Färberei, Kattundruckerei und in der Nähe Kohlenbergwerke.

Ruthin, Municipalborough und Hauptstadt der Grafschaft Denbigh im engl. Fürstentum Wales, rechts am Clwyd, Station der Eisenbahn Denbigh-Corwen, zählt (1881) 3034 E. und hat ein got. Schloß und eine Lateinschule. R. ist eine Exklave des Bistums Bangor.

Ruthner (Ant., Edler von), geogr. Schriftsteller und Alpenforscher, geb. zu Wien 21. Sept. 1817, studierte in Wien die Rechte und fungierte im Staatsdienst bis 1849, wo er Hof- und Gerichtsadvokat zu Wien wurde, welche Stellung er bis 1871 innehatte; 1873 übernahm er eine Advokatur in Steyr in Oberösterreich, 1875 eine solche in Salzburg und wurde hier 1878 zum Notar ernannt. R. hat die meisten und hervorragendsten Alpenhöhen Österreichs erstiegen und auch als langjähriger Präsident des Österreichischen Alpenvereins vielfach anregend auf die Alpenforschung gewirkt. Als selbständige Werke R.s sind zu nennen: «Die Alpenländer Österreichs und der Schweiz» (Wien 1843), «Aus den Tauern» (Wien 1864), «Aus Tirol, Berg- und Gletscherreisen» (Wien 1869) und das Illustrationswerk histor.-geogr.-ethnogr. Inhalts: «Das Kaisertum Österreich» (Wien 1879).

Ruthven, Dorf im W. der schott. Grafschaft Forfar, im WSW. von Kirriemuir; auf der dortigen alten Burg, welche dem Lord Ruthven, Grafen von Gowry, gehörte, schloß im Aug. 1582 die engl.-prot. Partei des schott. Adels einen Bund zum Sturz von Lennox und Arran, den Günstlingen des jungen Königs Jakob VI. Diese Raid of Ruthven genannte Verschwörung erzwang kurz darauf ihren Willen durch Festnahme des Monarchen, welche ebenfalls auf diesem Schlosse erfolgte.

Rütihubelbad, s. unter Enggistein.

Rutil, ein im tetragonalen System krystallisiertes, mit Zinnstein und Zirkon isomorphes, vielfach in knieförmigen Zwillingen nach der Deuteropyramide ausgebildetes Mineral von bräunlicher und rötlicher Farbe, metallartigem Diamantglanz und dem spezifischen Gewicht 4,2—4,3. Es ist chemisch Titansäure TiO_2, wie der anders gestaltete Anatas und Brookit, vor dem Lötrohr unschmelzbar, von Säuren unangreifbar. Besonders kommt er mit Quarz vergesellschaftet vor, aufgewachsen auf Klüften und eingewachsen in der Masse von krystallinischen Gebirgsarten, namentlich im Chlorit-, Glimmer- und Hornblendeschiefer, auch im Gneis, Granit, Eklogit u. s. w. Die größten bis pfundschweren Krystalle finden sich am Graves-Mount in Georgia. Mikroskopische Nädelchen von R. liegen zahlreich in den gewöhnlichen Thon- und Dachschiefern der ältern Formationen. Eine Umwandlung erleiden die Krystalle und Körner des R. in ein gelblichgraues feines Aggregat von Titanit. Das Mineral findet nur eine beschränkte Anwendung zur Darstellung einer gelben Farbe für Porzellanmalerei.

Rutilius Lupus (Publius), röm. Grammatiker und Rhetor, lebte zur Zeit des Tiberius und verfaßte eine abgekürzte Übersetzung der Schrift des zu Ciceros Zeit lebenden Rhetors Gorgias: «Schemata dianoeas et lexeos» («De figuris sententiarum et elocutionis»), von der aber nur die eine Hälfte, «Schemata lexeos», erhalten ist. Dieselbe hat einen besondern Wert dadurch, daß man die meisten Werke der griech. Redner, aus denen darin zahlreiche Stellen trefflich übersetzt sind, jetzt nicht mehr besitzt. Die Bearbeitung von Ruhnken (Leid. 1768) wurde von Frotscher wieder herausgegeben (Lpz. 1831; dazu «Observationum appendix» von Koch, Lpz. 1841). Eine Handausgabe besorgte Jacob (Lüb. 1837), eine neue kritische Ausgabe Halm in den «Rhetores Latini minores» (Lpz. 1863).

Rutilius Namatianus (Claudius), lat. Dichter, im Anfang des 5. Jahrh., von Geburt ein Gallier, der in Rom hohe öffentliche Ämter bekleidete, verfaßte 416 die Schilderung einer Reise von Rom nach Gallien im elegischen Versmaße. Dieses Gedicht, welches nicht vollständig auf uns gekommen ist, zeichnet sich durch eine für jene Zeit ungewöhnliche Reinheit der Sprache, sowie durch Anschaulichkeit und Wärme des Gefühls aus. Unter den Ausgaben sind die von Almeloveen (Amsterd. 1687), Zumpt (Berl. 1840), Wernsdorf in den «Poetae Latini minores», L. Müller (Lpz. 1870), Lemniacus (Reumont; Berl. 1872) und die in den «Poetae Latini minores» von Bährens zu erwähnen.

Rütimeyer (Ludw.), namhafter schweiz. Naturforscher, namentlich bekannt durch seine Schriften über die Pfahlbauten, geb. 1825 zu Biglen im Emmenthal, studierte in Bern anfangs Theologie, dann Medicin, widmete sich hierauf in Paris, London und Leiden naturhistor. Forschungen, habilitierte sich 1854 in Bern und folgte 1855 einem Rufe als Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie nach Basel. R. veröffentlichte: «Vom Meere bis nach den Alpen» (Bern 1854), «Untersuchung der Tierreste aus den Pfahlbauten der Schweiz» (Zür. 1860), «Die Fauna der Pfahlbauten in der Schweiz» (Bas. 1861), «Beiträge zur Kenntnis der fossilen Pferde und zu einer vergleichenden Odontographie im allgemeinen» (Bas. 1863), sowie mit W. His «Crania helvetica. Sammlung schweiz. Schädelformen» (Bas. 1864). Größere Publikationen außer den genannten sind: «Versuch einer natürlichen Geschichte des Rindes in seinen Beziehungen zu den Wiederkäuern im allgemeinen» (2 Tle., Zür. 1866—67), «Die fossilen Schildkröten von Solothurn und der übrigen Juraformation» (2 Tle., Zür. 1866—73), «Die Veränderungen der Tierwelt in der Schweiz seit Anwesenheit des Menschen» (Berl. 1875), «Weitere Beiträge zur Beurteilung der Pferde der Quaternärzeit» (Bas. 1875), «Die Rinder der Tertiärepoche nebst Vorstudien zur natürlichen Geschichte der Antilopen» (2 Tle., Genf 1878—79), «Über die Art des Fortschritts in den organischen Geschöpfen» (Bas. 1876), «Beiträge zu einer natürlichen Geschichte der Hirsche» (3 Tle., Genf 1880—84), «Beiträge zu der Geschichte der Hirschfamilie» (2 Tle., Bas. 1881—83).

Rutland, kleinste Grafschaft Englands, zwischen Northampton, Lincoln und Leicester, 366 qkm groß, zählt (1881) 21434 E. Die Oberfläche ist sanft gewellt und fast durchweg von Ackerfeldern, Wiesen und Hutungen eingenommen. Der Welland an der Südgrenze, außerdem der Eye, Chater und Gwash geben hinreichende Bewässerung. Der fast durchgängig lehmige Boden ist sehr fruchtbar und bringt besonders im östl. Teil reichen Ertrag an Weizen, während den westl. Teil hauptsächlich Grasfluren bedecken. Auch seine Schafe und sein Käse (Stiltonkäse) stehen in gutem Rufe. Der Ackerbau und mehr noch Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung der Einwohner; die Industrie beschränkt sich auf Woll- und Baumwollspinnerei und Strumpfwirkerei. R. schickt zwei Abgeordnete in das Parlament. Die Hauptstadt Oakham oder Okeham, im fruchtbaren Thale Catmoß, an dem nach Melton-Mowbray und Langham führenden, 24 km langen Oakhamkanal, Station der Linie Leicester-Stamford-Peterborough-King's Lynn der Midlandbahn, hat eine Grafschaftshalle innerhalb der Mauern des alten Schlosses, eine reichdotierte Lateinschule, ein Gefängnis und 10978 E., sowie Seidenmanufaktur und Steinkohlenhandel. Nur 10 km südlich liegt Uppingham, eine Marktstadt mit 5389 E., einer Lateinschule, lebhaftem Marktverkehr, sowie besuchten Pferderennen.

Rutlandsäulen, s. Rolandssäulen.

Rütli, s. Grütli.

Rutschberge (frz. Montagnes russes), künstliche Eisberge mit Schlittenbahnen, sind eine russ. Erfindung, und das Fahren auf denselben ist eine Winterbelustigung in Rußland. Auf den Berg, dessen Höhe gewöhnlich mit einem Pavillon geziert ist, führt eine Treppe. Die Bahn ist von Pfosten gebildet und mit dicken Eisstücken belegt. Auf schmalen, niedrigen, mit Eisen beschlagenen Schlittchen, die der Fahrende in der Richtung erhalten muß, gleitet man pfeilschnell die steile Bahn herab und noch weit auf der Ebene hin. Die Anwesenheit der russ. Truppen 1814 in Frankreich brachte diese Belustigungsweise auch zu Paris in Aufnahme, von wo aus sie sich auch nach den andern großen Städten Europas verpflanzte; doch ist sie in neuerer Zeit wieder außer Mode gekommen.

Rüttelsieb, ein Sieb, welches beweglich aufgehängt ist und durch irgendeinen Mechanismus in rüttelnde, das Durchfallen der abzusiebenden Materialien befördernde Bewegung versetzt wird.

Rüttelweih (Mäusebussard), s. u. Bussard.

Rutūler wird in der sagenhaften Vorgeschichte Roms ein Volksstamm mit der Hauptstadt Ardea und einem König Turnus genannt. (S. Äneas.)

Ruvo di Puglia, im Altertum Rubi in Apulien, mittellat. Rubum, Stadt in der ital. Provinz Bari delle Puglie, Bezirk Barletta, ist Bischofssitz, zählt (1881) 18051 E. und hat eine Kathedrale, die sehr alte Taufkirche San-Giovanni Rotondo und Weinbau. R. ist Fundort antiker bemalter Vasen in apulischen Gräbern. Die Gräberschätze aus dem Altertum befinden sich jetzt teils im Museum zu Neapel, teils in der Vasensammlung Jatta zu R.

Ruwárowa, Name des Congo (s. d.).

Ruysbroek oder Rusbroek (Johs.), Mystiker des 14. Jahrh., geb. 1293 in Ruysbroek bei Brüssel, ward mit 24 Jahren zum Priester geweiht und bald als Vikar bei der St.-Gudulakirche in Brüssel angestellt und zog sich im 60. Jahre mit mehrern Freunden in das Chorherrenkloster Groenendael zurück. Hier wirkte er als erster Prior, bis er 13. Dez. 1381 starb. Am liebsten gab er an einsamen Waldstellen sich mystischen Betrachtungen hin, die nach seiner Überzeugung unter Eingebung des Heiligen Geistes erfolgten, daher er auch Doctor ecstaticus (der verzückte Lehrer) genannt wurde. Seine Mystik ist eine theistische und bekämpft deshalb entschieden die damals verbreitete pantheistische Mystik. Das sittliche Element in R.s Mystik bethätigte sich in seinen freimütigen Auslassungen über die Veräußerlichung des Christentums, über das Verderbnis aller Klassen im Laien- und Priesterstande bis hinauf zum Papste, dann aber besonders in der Einrichtung seines Klosters, welches einen Bruderverein zu gleichen Pflichten und gleicher Liebe im apostolischen Sinne darstellte. Zahllose Pilger kamen um R. zu besuchen, unter ihnen auch Gerhard Groote, der Stifter der Brüder des gemeinsamen Lebens, und Tauler (s. d.), welcher letztere die sittliche Richtung des Mystizismus auf deutschen Boden verpflanzte. (S. Mystik.) R.s Schriften, unter denen «Die Zierde der geistlichen Hochzeit», «Der Spiegel der Seligkeit» und «Der funkelnde Stein» die bedeutendsten sind, sind noch nicht in einer holländ. Originalgesamtausgabe erschienen; nur die drei genannten, wie die «Vier Versuchungen» sind von Arnswaldt («Vier Schriften von R.», Hannov. 1848) holländisch herausgegeben worden. Eine nach röm. Eleganz strebende lat. Übersetzung des Surius (Köln 1552, 1609, 1692) beeinträchtigt die Kraft und die Innigkeit des Originals. Ins Deutsche wurde ein Teil der Werke schon im 14. oder 15. Jahrh. übersetzt (handschriftlich in München) und dann die ganze lat. Sammlung des Surius durch G. Arnold (Offenb. 1701). Vgl. Engelhardt, «Richard von St.-Victor und R.» (Erlangen 1838); Böhringer, «Die deutschen Mystiker des 14. und 15. Jahrh.» (Zür. 1855).

Ruysch (Friedr.), berühmter Anatom, geb. 23. März 1638 im Haag, studierte in Leipzig Medizin, ließ sich in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder und wurde 1665 als Professor der Anatomie nach Amsterdam berufen. Er machte viele neue Entdeckungen und vervollkommnete namentlich die Lehre von den Lymphgefäßen. Um diese genauer untersuchen zu können, erfand er eine ausgezeichnete Art von Injektion, die aber mit ihrem Erfinder als Geheimnis begraben worden ist. Nachdem sein erstes, mit vieler Mühe gesammeltes Kabinett anatomischer Präparate von Peter d. Gr. für die Akademie in Petersburg gekauft worden war, begann er als 79jähriger Greis die Anlegung eines zweiten, welches später in den Besitz der Universität zu Wittenberg gelangte. In gleicher Weise als Arzt, Wundarzt, Geburtshelfer und als Professor der Botanik, die er seit 1685 lehrte, ausgezeichnet, starb er 22. Febr. 1731. Nach seinem Tode erschien eine vollständige Sammlung seiner «Opera anatomico-medico-chirurgica» (4 Bde., Amsterd. 1737). Vgl. Schreiber, «Historia vitae et meritorum Frederici R.» (Amsterd. 1732).

Ruysch (Rachel), Tochter des vorigen, berühmte Blumen- und Fruchtmalerin, geb. zu Amsterdam 1664, war eine Schülerin von Wilh. van Aelst und seit 1695 mit dem Maler Jurian Pool in Amsterdam verheiratet. Sie erhielt 1701 die Mitgliedschaft der Akademie im Haag und 1708 eine Anstellung am Hofe des Kurfürsten von der Pfalz,

Johann Wilhelm, in Düsseldorf. Sie starb in Amsterdam 1750. Ihre nicht zahlreichen Gemälde sind mit großem Geschmack entworfen, von vortrefflicher Färbung und aufs fleißigste ausgeführt.

Ruysdael, Maler, s. Ruisdael (Jak. van).

Ruysselede, Marktflecken im Bezirk Thielt der belg. Provinz Westflandern, mit einer königl. Ackerbauschule für junge Sträflinge und 6728 E.

Ruyter (spr. Reuter, Michiel Adriaanszoon de), holländ. Seeheld, geb. 1607 zu Vliessingen, wurde zu einem Seiler in die Lehre gebracht, lief aber davon und nahm Dienste auf einem Schiff, wo er bald Gelegenheit fand, sich hervorzuthun. Vom Matrosen (1622) bis zum Lieutenant-Admiral-General alle Dienstgrade durchlaufend, verdankte er allein seinem Talent und Eifer die Erhebung aus niedrigem Stande. Als 1641 Holland Portugal gegen Spaniens furchtbare Macht unterstützte, befehligte R. als Kontreadmiral mit Auszeichnung die abgesendete Hilfsmacht. Nicht minder ruhmvoll waren seine Züge gegen die afrik. Raubstaaten. Im Kriege zwischen Holland und England 1642 befehligte er unter Tromp. Nach dem Frieden von 1655 kreuzte er gegen die Korsaren im Mittelmeer, wo er mehrere türk. Schiffe eroberte und den berüchtigten Renegaten Armand de Dias gefangen nahm. Der König von Dänemark, dem er im Kriege gegen Schweden beistand, erhob ihn in den Adelsstand. Als der Krieg mit England von neuem drohte, übertrug man ihm den Oberbefehl der Flotte. In dieser Eigenschaft kämpfte er 1666 in drei großen Seeschlachten im Kanal, lief in die Themse ein und nötigte England 1667 zu dem Frieden zu Breda. Auch in dem dritten Kriege mit England und zugleich mit Frankreich triumphierte Holland durch R.s Geist und Mut, indem die holländ. Flotte 1673 über die verbundene englisch-französische den Sieg erkämpfte. Zur Unterstützung der Spanier in Sicilien mit einer Flotte von der Republik entsendet, kämpfte er tapfer gegen die sehr überlegene Macht der Franzosen, bis er 1676 in einem Treffen bei Messina durch einen Kanonenschuß den Fuß verlor und bald darauf 29. April in Syrakus an dieser Wunde starb. Sein Leichnam wurde nach Amsterdam gebracht, wo man ihm ein Denkmal in der Neuenkirche errichtete. Im J. 1856 wurde auch ein Standbild R.s (von Stracke) im Admiralitätshause zu Rotterdam aufgestellt. Vgl. Klopp, «Admiral de R.» (Hannov. 1852).

Rûznâmeh, wörtlich Tageblatt, die zu Teheran früher lithographiert, seit neuerer Zeit aber gedruckt erscheinende offizielle Zeitung Persiens.

Rybinsk oder Rübinsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement und 83 km nordwestlich von Jaroslawl, rechts an der Wolga, gegenüber der Mündung der Schelsna und etwa 30 km unterhalb der Mündung der Mologa, ist durch diese Lage Knotenpunkt des gesamten russ. Kanalsystems, wodurch die Ostsee mit dem Kaspischen und dem Eismeer in Verbindung steht, und dadurch wiederum Hauptort für den ganzen innern Handel und Schiffahrtsverkehr Rußlands. Der Ort ist durch Zweigbahn nach Bologoje mit der Bahn Petersburg-Moskau verbunden, hat zwei Kathedralen, eine Kreisschule, eine Börse, ein Theater, ein großes Kaufhaus, ein Zeughaus, zwei Packhöfe, den bedeutendsten Flußhafen Rußlands mit neun Anfahrten an der Wolga und Schelsna und schönem Kai. Auf dem entgegengesetztem Wolga-Ufer liegen Gebäude, Magazine und Schuppen zur Aufbewahrung der Produkte und Waren. Neben großartigem Handelsverkehr findet auch ein bedeutender Fabrikbetrieb statt, darunter Lichtgießerei, Ziegel- und Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Salzsiederei, Seifensiederei und Töpferei und andere Fabriken. Angesessene Einwohner zählt die Stadt (1883) 19890, darunter zahlreiche Kaufleute der drei Gilden. Im Sommer, wo der Strom mit Schiffen besetzt ist, steigt die Volksmenge auf 100000 und mehr. Außer den Geschäftsleuten sind es zahlreiche Lohnarbeiter, die der Schiff- und Handelsverkehr hierher zieht. Unter ihnen befinden sich die Klasse der Burlaki (Schiffzieher), die sich förmlich zu Gemeinden konstituiert haben, ihre gewählten Vorsteher, Starosten und Wirte besitzen. Bis zum Anfang des 18. Jahrh. war R. ein unbedeutender Fischerort; seitdem die drei Kanalsysteme, das Wyschnij-Wolotschokische, Marien- und Tichwinsche System, angelegt sind, ist es der Hauptstapelplatz der aus den südl. Gouvernements auf der Wolga aufwärts gehenden Produkte, welche von hier nach Petersburg und den nördl. Teilen des Reichs auf kleinern Fahrzeugen weiter befördert werden, sowie der Centralpunkt des Handels mit Fabrikerzeugnissen, die von Petersburg auf der Mologa oder von Moskau auf der obern Wolga stromabwärts hierher gelangen und für den Bedarf der südöstl. Provinzen auf größern Fahrzeugen nach ihren Bestimmungsorten gehen. Diese Produkte und Waren kommen hier auf 17—1800 größern Schiffen an und werden auf etwa 6000 Barken und Booten weiter gefördert. Der Gesamtwert dieses Verkehrs beträgt 40—50 Mill. Silberrubel. Von den zwei in R. stattfindenden Jahrmärkten ist der erstere (vom 23. Juni bis 6. Juli a. St.) der bedeutendere.

Rybnik, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Station der Linien Nendza-Kattowitz und R.-Loslau der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 3994 E., davon 2200 Polen, und hat drei katholische und eine evang. Kirche, ein Schloß, eine landwirtschaftliche Lehranstalt, eine Steinkohlengrube Beatensglück, Hütten-, Hammer- und Walzwerke, eine Dampfmahlmühle, eine Lederfabrik und eine Gasanstalt. — Der Kreis Rybnik zählt auf 852 qkm (1880) 79014 meist kath. E., davon 69000 Polen.

Rydberg (Abraham Victor), schwed. Schriftsteller, geb. in Jönköping 18. Dez. 1829, studierte in Lund, wandte sich dann der publizistischen Laufbahn zu und war 1855—77 in Gothenburg als Redacteur thätig. Seine Feuilletons «Fribytaren på Östersjön» (1857; 2. Aufl. 1866) und «Den siste Athenaren» (1859; 3. Aufl. 1876; auch ins Deutsche übersetzt) gewannen allgemeinen Beifall. Aufsehen erregte die freimütige theol. Untersuchung «Bibelns lära om Kristus» (1862; 4. Aufl. 1880). Als Frucht einer ital. Reise erschienen: «Romerska dagar» (1875). Als geschickter Übersetzer bekundete sich R. durch seine Übertragung von Goethes «Faust» (1876) und die erste Sammlung seiner «Dikter» (1882) stellte ihn in die erste Reihe der zeitgenössischen Dichter Schwedens. Seit 1877 ist R. Mitglied der Schwedischen Akademie. Seit 1876 hielt R. in Gothenburg Vorlesungen über Philosophie und Kulturgeschichte; 1884 wurde er Professor der Kulturgeschichte an der stockholmer Hochschule.

Ryde, Stadt auf der engl. Insel Wight (s. d.).

Ryder, soviel wie Ruiter, s. unter Ducaton

Rydquist (Joh. Erik), ausgezeichneter schwed. Sprachforscher, geb. 20. Okt. 1800 zu Gothenburg, widmete sich anfangs dem Kaufmannsstande, studierte aber dann in Upsala Jurisprudenz und trat hierauf in den Staatsdienst. Im J. 1843 wurde er Ordinarius an der königl. Bibliothek und 1858 Oberbibliothekar derselben, welches Amt er 1865 aufgab. Seit 1849 war er Mitglied der Schwedischen Akademie. R. starb 19. Dez. 1877 in Stockholm. In den J. 1828—32 gab R. «Heimdall», ein litterarisches Wochenblatt, heraus. Für seine Schrift «Nordens äldsta skådespel» («Die ältesten Schauspiele des Nordens», Upsala 1836) erhielt er von der königl. Akademie der schönen Wissenschaften den höchsten Preis. Die Frucht einer Reise war die Schrift «Resa i Tyskland, Frankrike och Italien» (1838). Seit Herbst 1840 durch Krankheit an das Zimmer gebannt, widmete sich R. dem Studium der Sprachwissenschaft. Das bedeutendste Ergebnis dieser Studien sind die «Svenska språkets lagar» («Die Gesetze der schwed. Sprache», 5 Bde., Stockh. 1850—74), von welchem das 2. Heft des 4. Bandes auch besonders unter dem Titel «Ljudlagar och skriftlagar» («Die Gesetze für Laut und Schrift», Stockh. 1870) erschien. Durch dasselbe trat er an die Spitze der histor. Schule skandinav. Sprachforschung in Schweden. Ferner veröffentlichte er: «Den historiska språkforskningen» («Die histor. Sprachforschung», Stockh. 1849; 2. Aufl. 1863).

Rye, Stadt in der engl. Grafschaft Sussex (s. d.).

Ryehouse-plot (spr. Raihaus-) wurde die Verschwörung von 1683 gegen Karl II. von England und dessen Bruder Jakob genannt, nach dem Orte Ryehouse, 30 km nördlich von London; daselbst sind noch Reste eines alten Turms, in welchem sich die Verschworenen versammelt haben sollen.

Ryffthal, s. Lavaux.

Rylejew (Kondratij Fedorowitsch), russ. Dichter, geb. 1795 in Petersburg, diente anfangs bei der Artillerie und wurde dann Assessor am Kriminalgericht in Petersburg. Eine von ihm 1820 verfaßte Satire auf den mächtigen Günstling Graf Araktschejew machte ihn in ganz Rußland bekannt; er wurde Mitglied der geheimen Gesellschaften und war dann einer der Hauptführer des Aufstandes am 26. (14.) Dez. 1825 (s. Dekabristen), welcher mißlang. R. wurde mit seinen Genossen Pestel Bestuschew, Murawjew, Kachowskij 25. (13.) Juli 1826 zu Petersburg durch den Strang hingerichtet. In seinen Dichtungen spricht sich sittlicher Ernst und ein feuriger Patriotismus aus; am bekanntesten sind die «Dumen» (eine Reihe Lieder und Elegien aus der russ. Geschichte) und das Epos «Wojnarowskij». Mit Bestuschew gab er den litterarischen Almanach «Poljarnaja zvězda» («Polarstern», 3 Jahrg. 1823—25) heraus, zu dem auch Puschkin Beiträge lieferte. Eine Sammlung der Werke R.s erschien in Leipzig 1861, eine andere, herausg. von der Tochter R.s, in Petersburg (3. Aufl. 1874), letztere mit der Korrespondenz R.s.

Rylsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kursk, 138 km westlich von Kursk, am Seim, 27 km von der Kursk-Kiewer Eisenbahn entfernt, mit 9445 E. Die sehr alte Stadt ist ein Stapelplatz für Weizen, Hanf, Hanföl, Talg, Honig und Wachs.

Rynns of Galloway, s. unter Wigton.

Ryn-Peski oder Naryn-Peski, eine mit Sand bedeckte Gegend in der innern oder Bukejewschen Kirgisenhorde, östlich vom russ. Gouvernement Astrachan. Die Sandmassen beginnen bei der Chanskaja Stawka und erstrecken sich 165 km nach Südosten zu, ihre Breite beträgt 25—45 km. Die ganze Gegend besteht aus sandigen, 2—12 m hohen Hügeln, zwischen welchen breite und tiefe Thäler sich hinziehen, die mit guten Futterkräutern bedeckt sind. Die Abhänge der Hügel sind mit reinem, lockerm Treibsand von roter Farbe bedeckt, welcher Meeresmuscheln enthält; er wird durch den Wind stets bewegt, sodaß die wellig beschaffenen Abhänge der Hügel ihre Gestalt beständig verändern. Überall findet man in der Tiefe von 1 m gutes, wohlschmeckendes Trinkwasser. Die Thäler sind der Lieblingsaufenthalt der Kirgisen, da sie hier stets Futter für ihre Herden und Wasser in Fülle finden.

Rynsburger oder Rhynsburger, soviel wie Kollegianten.

Ryssel, der vläm. Name der Stadt Lille (s. d.).

Ryssel berghe, Elektrochemiker, war Lehrer an der Navigationsschule zu Ostende und ist (1886) elektrotechnischer Beirat im belg. Ministerium zu Brüssel. R. ist bekannt durch die Konstruktion eines Meteorographen, eines Apparats, bei welchem die meteorolog. Elemente durch in Barometer und Thermometer eingeführte elektrische Sonden und die übrigen Elemente ebenfalls auf elektrischem Wege registriert werden. Der Rysselberghesche Meteorograph kann außerdem dazu dienen, die an ganz verschiedenen Orten herrschenden meteorolog. Zustände an einer Centralstelle zur Anschauung zu bringen. Im J. 1873 machte R. einen darauf bezüglichen Vorschlag für Europa. In neuester Zeit hat er durch die Angabe eines Verfahrens, die für den Depeschenverkehr bestehenden Telegraphenleitungen gleichzeitig zur telephonischen Verbindung zu benutzen, in technischen Kreisen Aufsehen erregt. Er verkaufte seine Erfindung für eine große Summe an eine amerik. Gesellschaft.

Ryswijk, ein Dorf in der niederländ. Provinz Südholland, zwischen dem Haag und Delft, an der Eisenbahn Amsterdam-Rotterdam belegen, mit (1879) 2761 E., ist besonders denkwürdig durch den auf dem vormaligen Lustschloß abgehaltenen Frieden, der den achtjährigen Krieg Ludwigs XIV. und seiner wenigen Verbündeten gegen die Koalition Englands und der Niederlande, des Reichs und der habsburgischen Kabinette Lothringens und Savoyens endigte. (S. Ludwig XIV., Bd. XI, S. 224ᵃ.) Schon während des Kampfes war die franz. Diplomatie bemüht, den Bund zu sprengen. Zuerst schloß Savoyen einen Separatfrieden mit Frankreich zu Turin 29. Aug. 1696 und vermittelte darauf den Traktat vom 7. Okt., wodurch die Neutralität Italiens allseitig anerkannt wurde. Darauf ward unter Schwedens Vermittelung 9. Mai 1697 der Kongreß zu Ryswijk eröffnet, und 20. Sept. unterzeichneten daselbst die niederländ. Republik, Großbritannien und Spanien den Frieden mit Frankreich. Ludwig XIV. gab alle Eroberungen in Catalonien und den span. Niederlanden, mit Ausnahme einer Anzahl réunierter Ortschaften, zurück und erkannte den Erbstatthalter Wilhelm III. als König von Großbritannien und Irland an. Kaiser und Reich unterzeichneten den Frieden erst 30. Okt. 1697. Ludwig XIV. gab auch an Deutschland alle Eroberungen und Réunions zurück, wie Freiburg, Breisach, Philippsburg, Kehl u. s. w., ausgenommen die réunierten Orte im Elsaß und

die Stadt Straßburg, welche ihm nunmehr definitiv abgetreten wurden. Der Herzog von Lothringen erhielt sein Land zurück, nur Saarlouis und Longwy behielten die Franzosen. Viel Widerspruch von seiten der Protestanten erfuhr die sog. **Ryswijker Klausel**, wonach die französischerseits in den reunierten, nun zurückgegebenen Ortschaften eingeführte kath. Religion in ihrem nunmehrigen Besitzstande bleiben sollte. Vgl. Moetjens, «Actes et mémoires des négociations de la paix de R.» (5 Bde., Haag 1707); Neuhaus, «Der Friede von R.» (Freiburg i. Br. 1874). Das Lustschloß zu R., Huis-te-Niewburg, wurde 1783 niedergerissen, dagegen 1792 auf dem Platz desselben eine steinerne Pyramide zur Erinnerung an den Friedensschluß errichtet.

Ryswyck (Theodor van), vläm. Dichter, geb. 8. Juli 1811 zu Antwerpen, ging 1830 als Freiwilliger unter das Militär, bekleidete nachher das Amt eines Leihhaussekretärs in seiner Vaterstadt und starb daselbst geisteskrank 7. Mai 1849. In seinen zahlreichen Poesien, unter denen die epische Dichtung «Eppenstein» (Antw. 1840), die «Balladen» (Antw. 1843), «Antigonus» (Antw. 1841), «Eigenaerdige Verhalen» (Antw. 1837), «Poëtische Luimen» (Antw. 1842) und «Politieke Refereinen» (Antw. 1844) zu nennen sind, legt er die edelsten Eigenschaften des Gemüts an den Tag und schwingt in derber Weise die Geißel der Satire über die sein Vaterland vergiftenden Früchte der franz. Überbildung. Unübertroffen steht er durch seine «Volksliedjes» (Antw. 1846) als Volksdichter da. Eine Gesamtausgabe seiner Werke (4 Bde., Antw. 1849—50) erschien nach seinem Tode. Sein Denkmal zu Antwerpen wurde 5. Okt. 1884 enthüllt.

Rzeszów, Stadt im westl. Galizien, an der Wisloka, Station der Linie Krakau-Lemberg der Karl-Ludwigsbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 11 166 E. poln. Zunge, darunter die Hälfte Juden und hat ein Staatsobergymnasium und eine Lehrerbildungsanstalt, Leinweberei, Goldschmiederei und Fabrikation von Tabakspfeifen aus Wachholderstrauchwurzeln. Im fürstlich Lubomirskischen Schloß sind die Gerichtsbehörden untergebracht.

Rzewuski (Heinr.), namhafter poln. Schriftsteller, geb. 3. Mai 1791 zu Slawuta (in Volhynien) aus einer vornehmen Magnatenfamilie, machte in seiner Jugend viele Reisen und wurde 1830 in Rom von Mickiewicz zur Schriftstellerei aufgefordert. Sein erstes Werk waren die «Denkwürdigkeiten des Pan Severin Soplica» (4 Bde., Par. 1839; deutsch von Ph. Löbenstein, Lpz. 1876), eine Reihe Erzählungen aus dem Szlachtaleben des 18. Jahrh., welche die Vergangenheit anschaulich darstellen, aber mit Absicht zu einseitig in ihren Lichtseiten. Diese retrograde Tendenz steigerte sich in R.s weitern Werken immer mehr und machte ihn, trotz seines bedeutenden Schriftstellertalents, zuletzt ganz verhaßt. In den vierziger Jahren wurde er Journalist, erst in Petersburg, dann in Warschau, wo er den von der russ. Regierung subventionierten «Dziennik Warszawski» herausgab. Zuletzt zog er sich ganz vom litterarischen Leben zurück und starb 26. Febr. 1866 auf seinem Gute Czudnowo (Gouvernement Schitomir). Für R.s besten Roman gilt «Listopad» (Petersb. 1845; deutsch von W. Bachmann unter dem Titel «Der Fürst Mein Liebchen und seine Parteigänger», 2 Bde., Berl. 1856). Ferner schrieb er Erzählungen: «Das Schloß zu Krakau», «Adam Smigielski» (diese beiden auch deutsch übersetzt, Berl. 1857 u. 1858), «Ritter Lizdejko», «Der goldhaarige Page» u. a., verfaßte unter dem Pseudonym Jarosz Bejla «Moralische Miscellen» (2 Bde., Wilna 1841—43) und gab die Memoiren Bartholomäus Michalowskis heraus (8 Bde., 1856—57). Aus einer im Manuskript hinterlassenen «Geschichte der Civilisation» R.s (geschrieben 1840) veröffentlichte Boleslawita (d. i. Kraszewski) «Histor. Proben» (1868).

Rziha (Franz von), Ingenieur und Spezialist auf dem Gebiete des Tunnelbaues, geb. 28. März 1831 zu Hainspach in Böhmen, absolvierte das Polytechnikum zu Prag und begann 1851 seine praktische Laufbahn beim Bau der Semmeringbahn. Seit 1852 nahm er am Bau der Karstbahn teil und wurde 1856 zum Bau des Tunnels bei Czernitz in Schlesien berufen. Seit 1858 als Unternehmer bei dem Bau der Ruhr-Siegbahn in Westfalen thätig, wirkte er seit 1861 als Abteilungsingenieur beim Bau der braunschweig. Linien Kreiensen-Holzminden und Braunschweig-Helmstedt, wurde 1866 in den braunschweig. Staatsdienst als Oberbergmeister berufen, verwaltete als solcher die fiskalischen Kohlengruben und kehrte 1870 nach Österreich zurück. Er tracierte umfangreiche Eisenbahnlinien in Böhmen, wurde 1874 als Oberingenieur in die Dienste des österr. Handelsministeriums und 1876 als Professor des Eisenbahn- und Tunnelbaues an die Technische Hochschule zu Wien berufen, welches Amt er seitdem bekleidet. Während des Baues des Arlbergtunnels wirkte er als technischer Konsulent; 1883 erfolgte seine Erhebung in den Adelstand. Im J. 1860 wandte R. zum erstenmal den in der Folge weit verbreiteten Ausbau der bergmännischen Stollen mit Eisenschienen an, und 1861 führte er bei den Tunnelbauten von Naensen und Ippensen das nach ihm benannte Tunnelbausystem in Eisen in die Praxis ein. Seine Hauptwerke sind: «Lehrbuch der gesamten Tunnelbaukunst» (2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1874), «Der engl. Einschnittsbetrieb» (Berl. 1872), «Die neue Tunnelbaumethode in Eisen» (Berl. 1864).

S.

S ist der 18. Buchstabe des lat. Alphabets und steht an dieser oder benachbarter Stelle in den aus dem lateinischen abgeleiteten abendländ. Alphabeten. Die Figur des lat. S ist aus der des griech. Σ (sigma) umgebildet, und das letztere stammt wie das gesamte griech. Alphabet aus dem phönizischen. Mit dem Zeichen s werden in verschiedenen Sprachen, oft auch in derselben Sprache, verschiedene Laute bezeichnet; die s-Laute faßt man als Zischlaute (Sibilanten) zusammen, die Zischlaute bilden eine Unterabteilung der Spiranten (zu denen z. B. auch f, v u. a. gehören), diese eine Klasse der Geräuschlaute. Jeder s-Laut kann stumm oder tönend sein, in letzterm Falle besteht bei der Aussprache

neben dem zischenden Geräusch in der Mundhöhle noch ein Stimmton im Kehlkopf. Die hauptsächlichsten Formen des s-Lautes lassen sich an Beispielen etwa folgendermaßen veranschaulichen: 1) Laute von der Art des englischen th, dem das sog. «weiche» th, z. B. im Artikel the, als tönender entspricht; 2) Laute analog dem sog. scharfen französischen s im Anfang der Worte, z. B. in savoir; als tönender Laut entspricht das französische z; 3) Laute analog dem deutschen sch, das trotz seiner drei Buchstaben ein einheitlicher Laut ist; als tönender entspricht das französische j. Innerhalb dieser drei Gruppen gibt es indes mancherlei Nuancen. Der Buchstabe s vertritt im Deutschen die unter 2) aufgeführten Laute, d. h. er bezeichnet sowohl tonloses, wie tönendes s, letzteres in den meisten deutschen Dialekten am Anfang der Worte und zwischen Vokalen, z. B. sein, reisen (die ein Franzose zein, reizen schreiben würde), ersteres am Ende, z. B. in das, es. Das tonlose (scharfe) s wird aber in den meisten Fällen im Deutschen durch ß oder ss in der sog. deutschen, durch sz oder ss in der lat. Schrift bezeichnet; es hat sich dabei die von den meisten Schreibenden beobachtete orthographische Regel gebildet, ß am Ende von Silben oder Worten und nach langen Vokalen auch vor folgendem Vokal, dagegen ss nach kurzem Vokal vor folgendem Vokal zu schreiben (z. B. Haß, Muße, hassen), der Laut ist stets derselbe. Das ß, wo es richtig geschrieben wird, ist in der Geschichte der deutschen Sprache durch die sogen. zweite Lautverschiebung aus t hervorgegangen, daher die germ. Dialekte, welche diese nicht kennen, noch heutigentags t in den betreffenden Worten haben, z. B. niederdeutsch biten, engl. bite = beißen, niederdeutsch föt, engl. foot = Fuß. Die jetzige Orthographie ist in der Unterscheidung ß (ss) und s nicht konsequent, so sollte der Artikel «das» (wie z. B. niederdeutsch dat, engl. that) eigentlich «daß» geschrieben werden. Es kommt dazu, daß nicht gleichmäßig in allen Gegenden Deutschlands in der Aussprache ß von s unterschieden wird. Der Gebrauch, in der deutschen Schrift ſ am Anfang und in der Mitte der Worte, s am Ende zu gebrauchen, ist ein rein graphischer und hat mit einer Verschiedenheit des Lautes nichts zu thun. In den meisten europ. Alphabeten bezeichnet s irgend eine Nuance der unter 2) angeführten Laute, doch bedeutet s im ungar. Alphabet das deutsche sch, z. B. Pest spr. Pescht, Andrassy spr. Ondräschi.

Als Abkürzungszeichen steht S und s in röm. Inschriften, Handschriften, auf Münzen u. s. w. für Sextus, sacer, salutem, sanctus, securitas, senatus, signavit, signum; in deutschen Büchern steht S. für San, Sankt, auch für Seite und (resp. s.) für Siehe (resp. siehe). Auf ältern franz. Münzen bezeichnet S den Prägort Troyes, auf spanischen Sevilla. In der Chemie ist S das Zeichen oder Symbol für Schwefel (Sulfur). Auf der Stellscheibe engl. Taschenuhren steht S für Slower (d. i. «langsamer»), im Gegensatz zu A für Advance (d. i. «schneller gehen»), ähnlich wie auf franz. Uhren R für Retarder im Gegensatz zu A für Avancer. Auf Rezepten ist S die Abkürzung für signetur (man bezeichne), seltener für sumatur (man nehme).

Sa., Abkürzung für Summa, Betrag.

Sá da Bandeira (Bernardo de Sa Nogueira, Marquis de), portug. Staatsmann und Generalleutenant, geb. zu Santarem 26. Sept. 1795, schloß sich 1820 der portug. Revolution an und trat 1823 als Verteidiger der Konstitution in der Gegenrevolution auf, sodaß er nach dem Siege des Absolutismus ins Ausland entweichen mußte. Nachdem Dom Pedro die Charte verliehen, kehrte S. nach Portugal zurück, wurde im Nov. 1832 Marineminister und gleichzeitig zum Baron da Bandeira ernannt. Doch schon im Mai 1833 erfolgte seine Entlassung als Minister. Nachdem er 5. Sept. 1833 die Linien von Lissabon gegen die Miguelisten verteidigt, ward er Gouverneur von Peniche, im Febr. 1834 Gouverneur von Algarve und nach dem Kriege Pair des Reichs. Von Nov. 1835 bis April 1836 war er abermals Marineminister. Nach der Septemberrevolution von 1836 trat S. wiederum ins Ministerium, stellte sich aber 1846 an die Spitze der gegen den Herzog von Saldanha gerichteten Insurrektion. Er ward seiner Würden entsetzt, jedoch alsbald erfolgte durch die allgemeine Amnestie seine Restitution, und seitdem gehörte er zu den Führern der Opposition in den Cortes. Im Juni 1856 wurde er in dem Kabinett Loulés Marine- und Kolonialminister, und vom Jan. bis Sept. 1857 war er auch Kriegsminister. Mit Loulé zog er sich im März 1859 zurück, übernahm aber, nach dessen Wiedereintritt, im Dez. 1860 das Kriegsministerium, das er bis Anfang 1864 versah. Hierauf wurde er 1867 Adjutant des Königs und Kolonialrat, war 22. Juli 1868 bis 2. Jan. 1869 Präsident des Ministerconseil und Kriegsminister und 31. Aug. 1870 bis 11. Sept. 1871 wieder Ministerpräsident und Minister des Äußern. Er starb 6. Jan. 1876.

Sá de Miranda (Francisco de), in der span. und portug. Litteratur als Dichter berühmt, aus altadeligem Geschlecht, wurde 27. Okt. 1495 zu Coimbra geboren, wo er auch seine wissenschaftliche Bildung vollendete, widmete sich neben den damals aufblühenden humanistischen Studien der Rechtswissenschaft und bekleidete auch einige Zeit eine jurist. Lehrstelle, gab dieselbe aber nach seines Vaters Tode auf, durchreiste Spanien und Italien und machte sich mit der Sprache und Litteratur beider Länder bekannt. Er starb auf seinem Landsitze Tapada unweit Ponte de Lima 15. März 1558. S. ist einer der Koryphäen der Dichterschule von Coimbra, die durch Nachahmung altklassischer und ital. Muster der heimischen Dichtkunst die antikisierende Richtung gaben; doch ist er, besonders in seinen Eklogen, wovon sechs in span., nur zwei in portug. Sprache abgefaßt sind, und in seinen volksmäßigen Cantigas, Vilancetes und Endechas ganz national geblieben. Er hat die poetische Epistel unter dem Namen Carta, das Sonett, die Terzine und die Canzone in die portug. Dichtkunst eingeführt und kann auch als einer der Begründer des portug. Dramas angesehen werden, wiewohl seine beiden in portug. Prosa geschriebenen Lustspiele «Die Fremden» und «Die beiden Vilhalpandos» ganz nach dem klassisch-ital. Theater gebildet und sogar der Schauplatz, Sitten und Charaktere Italien entlehnt sind. Sein Ruhm ist in den bukolischen Dichtungen begründet und in den in portug. Rundversen verfaßten satirischen Briefen, in welchen er eine kraftvolle Sprache redet. Seine poetischen Werke erschienen zu Lissabon (1595 u. öfter). Seine Komödien zusammen mit denen des Ant. Ferreira erschienen zu Lissabon 1622 und 1784 und neuerdings in kritischer, mit einer ausführlichen

Biographie und litterarhistor. Studien versehener Ausgabe Karl de Vasconcellos (Halle 1855).

Saadi (Scheikh Moslicheddin), einer der berühmtesten pers. Dichter, geb. 1184 zu Schiras, lebte zur Zeit der Atabegen Saad (gest. 1226), Abu-Bekr und der Mongolenstatthalter (seit 1263). Nachdem er seine Studien vollendet und viele Jahre auf Reisen zugebracht hatte, begann er seit 1257 in seiner Heimat die reichen Erfahrungen seines Lebens niederzuschreiben. Er starb 11. Dez. 1291 zu Schiras. Seine Gedichte enthalten einen Schatz wahrer Lebensweisheit und sind in einer zierlichen und dabei einfachen Schreibart abgefaßt. Überliefert sind von ihm ein «Divan», d. i. eine Sammlung lyrischer Gedichte (einige auch arabisch), Liebeslieder, Aufforderungen zu edelm Lebensgenuß, ernste Betrachtungen (eine Auswahl derselben übersetzte Graf in der «Zeitschrift der Morgenländ. Gesellschaft», Bd. 9, 12, 13, 15 u. 18); ferner der «Gulistan», d. i. Rosengarten, ein moralisches Werk in Prosa, mit zahlreichen Versen gemischt, auf das vorzüglich sein Ruhm sich gründet; dann der «Bostan», d. i. Fruchtgarten, ein dem vorigen ähnliches Werk, aber ganz in Versen verfaßt; außerdem noch viele andere kleine Erzählungen, Fabeln, Abhandlungen, teils in Prosa, teils in Versen. S.s Werke sind neuerdings im Orient selbst (in Indien, Persien und Konstantinopel) mehrfach gedruckt und lithographiert erschienen. Den «Gulistan» gab in Europa zuerst Gentius (1651) heraus. Unter den neuern Ausgaben desselben sind die von Semelet (Par. 1828 u. 1834), die mit dem Kommentar von Sudi (Konstant. 1833) und die von Sprenger (Kalk. 1851) hervorzuheben; übersetzt wurde der «Gulistan» von Graf (Lpz. 1846) und Nesselmann (Berl. 1864). Der «Bostan» wurde am besten von Graf (Wien 1858) herausgegeben, eine Übersetzung lieferte derselbe (2 Bde., Jena 1850), sowie auch Rückert (herausg. von Pertsch, Lpz. 1882). Aus dem «Kitâb Sâhibijeh», ebenfalls prosaisch und metrisch, gab Bacher «S.s Aphorismen und Sinngedichte» (Wien 1879) mit Übersetzung heraus. Sämtliche Werke S.s gab Harington (Kalk. 1791—95) heraus, auch erschienen sie in Teheran (1852). Vgl. Bacher, «Sa'di-Studien» (in der «Zeitschrift der Morgenländ. Gesellschaft», Bd. 30).

Saadia (ben-Joseph), aus Fayum in Ägypten, geb. 892, wurde 928 zum Gaon oder Oberhaupt der jüd. Akademie in Sura gewählt und starb daselbst 942. Er suchte das traditionelle Judentum mit den Anforderungen der Philosophie zu vermitteln, die Notwendigkeit der Tradition gegen die Karäer zu verteidigen. In diesem Sinne schrieb er in arab. Sprache unter anderm 933 ein Werk über Glaubenslehren und Dogmen, das in hebr. Übersetzung, «Emunoth we-Deoth», mehrfach gedruckt wurde, auch deutsch von Fürst (Lpz. 1845) erschien. Noch bedeutender ist seine Übersetzung sämtlicher biblischer Bücher ins Arabische. Die Übersetzung des Pentateuch ist in die Polyglotten aufgenommen worden, doch ohne den wichtigen Kommentar, welcher bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden wurde. Jesaias ist, ziemlich fehlerhaft, von Paulus herausgegeben, Auszüge aus Hiob und Psalmen durch Ewald. Kritiken, welche S.s jüngerer Zeitgenosse Dunasch ben-Labrat gegen ihn schrieb, sind in neuerer Zeit von Schröter veröffentlicht worden.

Saal (an der Saale), Flecken im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Königshofen, am Einfluß der Milz in die Fränkische Saale, zählt (1880) 974 kath. E. und hat Viehzucht, eine Papiermühle und nahebei eine Wallfahrtskirche.

Saalach, s. unter Saale.

Saalband (Sahlband), soviel wie Sahlleiste (s. d.).

Saalberg, s. unter Westerwald.

Saalburg, Stadt im Fürstentum Reuß j. L., Landratsamt Schleiz, auf dem rechten hohen Ufer der Saale, zählt (1885) 970 E. und hat ein altes Schloß hoch über der Saale und Wollweberei.

Saale ist der Name dreier Flüsse in Deutschland.

1) Die Fränkische Saale oder Saal im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, der größte rechte Nebenfluß des Main, entspringt in 287 m Höhe aus dem «Salzloche», nördlich von St. Ursula, unweit der meining. Grenze, fließt erst westwärts über Königshofen und Saal bis Heustreu, wo sie rechts die von der Rhön herkommende Streu aufnimmt, dann im allgemeinen gegen Südwesten über Neustadt, Kissingen und Hammelburg und mündet, kurz nach Aufnahme (rechts) der ebenfalls von der Rhön über Brückenau und Rieneck herkommenden Sinn, 29 m breit bei Gemünden in 146 m Seehöhe. Sie ist 111 km lang und wird bei Gräfenberg, 11,3 km von der Mündung, schiffbar und stark zur Herabführung von Holz benutzt. Ihr Thal, meist von Waldbergen eingefaßt, ist im ganzen sehr tief eingeschnitten. Die in demselben liegenden Ortschaften verdanken ihren Wohlstand der Fruchtbarkeit des Bodens, den Reizen der sie umgebenden Natur und den Heilquellen. Das Thal liefert auch einen meist geringen Landwein, nur der am Schloßberge Saaleck bei Hammelburg wachsende Saalecker ist den besten Weinen Deutschlands ebenbürtig, kommt jedoch als königl. Eigentum nicht in den Handel.

2) Die Sächsische oder Thüringer Saale, einer der bedeutendsten Nebenflüsse der Elbe, der Hauptfluß Thüringens, entsteht über Zell 699 m hoch am westl. Abhange der Zeller Felsen des Fichtelgebirges im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken und behauptet, mit Ausnahme zweier größerer Schwenkungen gegen Westen (bei Rudolstadt) und gegen Osten (bei Weißenfels) einen im allgemeinen nördl. Lauf. Aus Bayern wendet sie sich in die Gebiete von Reuß, Schwarzburg-Rudolstadt, Meiningen, Altenburg, Weimar, tritt oberhalb Kösen in die preuß. Provinz Sachsen und unterhalb Naumburg aus dem Berglande in die Ebene, durchschneidet Anhalt und mündet in 50 m Seehöhe nach einem 442 km langen Laufe bei Saalhorn, oberhalb Barby, links in die Elbe. Schiffbar ist sie nur auf preuß. Gebiet, und zwar 180 km weit, von der Mündung der Unstrut bei Naumburg an, flößbar aber von Harra an der bayr. Grenze, 68 km von der Quelle abwärts. Ihre Schiffbarkeit ist seit 1817 durch Schleusenanlagen wesentlich gefördert worden. Bei Naumburg ist sie 56, unterhalb Halle schon 110 m breit; ihre durchschnittliche Tiefe beträgt 1 m. Die wichtigsten von ihr berührten Punkte sind Hof (505 m hoch), Hirschberg, Saalburg (343 m), Ziegenrück, Saalfeld (275 m), Rudolstadt (188 m), Orlamünde, Kahla, Jena (164 m), Dornburg (120 m), Kamburg, Bad Kösen, Naumburg (108 m), Weißenfels (103 m), Merseburg (97 m), Halle (75 m), Wettin, Alsleben, Bernburg, München-Nienburg und Kalbe. Der Fluß ist ziemlich fischreich und hat an seinen Ufern ver-

schiedene Salzwerke, wie Halle. Von Saalfeld bis Naumburg gehört das fruchtbare, besonders obstreiche und bei Naumburg ziemlich viel Wein liefernde Saalthal zu den malerischsten Thälern Norddeutschlands. Die S. hat ein Gebiet von 23677 qkm und sammelt ihre Gewässer links hauptsächlich vom Franken- und Thüringerwalde, von der thüring. Terrasse und vom Harz, rechts aus der vogtländ. Hochterrasse. Von linken Zuflüssen sind bemerkenswert die Schwarza aus dem Schwarzathale (oberhalb Rudolstadt), die Ilm von Weimar her, die Unstrut, ihr größter Zufluß, die Wipper oberhalb Bernburg und die Bode bei München-Nienburg. Zu ihren rechten Zuflüssen gehören die Rippach, die Weiße Elster mit der Göltzsch und der Pleiße und die Fuhne bei Bernburg.

3) Die Salzburger Saale, auch Saal oder Sala, gewöhnlich aber Saalach genannt, entspringt in dem Übergangsgebirge des Kitzbühl an der Grenze Tirols, am Thor unter dem Saalkopfe an der Saalwand, fließt in den salzburger Kalkalpen, die sie in engem, schauerlichem Thale durchbricht, anfangs östlich über Saalbach (996 m) durch das Glemmthal bis Saalhofen, dann gegen Norden unweit Saalfelden (744 m) vorbei über Oberweißbach (653 m), Lofer (639 m) und Unken (574 m), zuletzt gegen Nordosten über Reichenhall (467 m) und fällt nach einem Laufe von 96 km, wovon 77 auf österr. Gebiete, unterhalb Salzburg (420 m) links in die Salzach (s. d.), nachdem sie erst 7 km vorher aus dem Gebirge getreten.

Saaleck, Schloß bei Hammelburg (s. d.).

Saaleck, Ruine, s. unter Rudelsburg.

Saaler Bodden, s. unter Bodden.

Saalfeld (in Ostpreußen), Stadt im ostpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Mohrungen, am Nordostrande des Ewingsees, der durch den Weinsdorfer Kanal mit dem Geserichsee und somit indirekt mit dem Elbing-Oberländischen Kanal in schiffbarer Verbindung steht, zählt (1880) 2832 evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Warendepots der Reichsbank und hat Viehzucht, Brauerei und eine Dampfbrennerei.

Saalfeld, die Hauptstadt eines gleichnamigen, seit 1826 zum Herzogtum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen gehörigen Fürstentums, liegt sehr malerisch an der Saale, an der Linie Leipzig-Gera-Eichicht der Preußischen Staatsbahnen, von der hier die Saalbahn abzweigt, ist Sitz eines Amtsgerichts, Landratsamts, einer Kreisschulinspektion und eines Bergamts und zählt (1885) 8421 meist prot. E. Unter den Bauwerken sind das 1679 erbaute Residenzschloß mit Kirche, die got. Johanniskirche aus dem 13. Jahrh. und die nach dem Brand von 1880 in reinsten roman. Stil wieder hergestellte Hofapotheke hervorzuheben. Das ehemalige Barfüßerkloster ist jetzt in eine Malzfabrik umgewandelt. Von der Katten- oder Sorbenburg aus den J. 900—1000, hart an dem Saalufer gelegen, sind zwei Türme und die Front des Mittelbaues noch erhalten. Das Schlößchen Kitzerstein, ein got. Bau aus dem 16. Jahrh., ist noch bewohnt; auch der Darrturm und das Saalthor sind alte Gebäude. Von Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt ein Realgymnasium mit neuem (1885 eröffneten) Gebäude, eine höhere Töchter- und eine Bürgerschule. Die gewerbfleißigen Bewohner unterhalten Fabriken für Farben, Drahtgewebe, Nähmaschinen, Alabasterwaren, Wachstuch u. Auch bestehen zu S. gute Brauereien. Durch eine Brücke mit der Stadt verbunden ist das Dorf Alt-Saalfeld, mit 428 E. In der Nähe S.s fand 10. Okt. 1806 ein Gefecht zwischen den Preußen und Franzosen statt, wobei der Prinz Ludwig von Preußen seinen Tod fand, dem hier 1823 bei Wöhlsdorf ein eisernes Denkmal errichtet wurde. Vgl. Wagner und Grobe, «Chronik von S.» (Saalf. 1867); Richter, «S. und Umgegend» (Saalf. 1874).

Das Fürstentum Saalfeld wurde 1680 von Johann Ernst (gest. 17. Dez. 1729), dem jüngsten Sohne Herzog Ernsts des Frommen von Gotha, begründet, der auch in der Stadt seine Residenz nahm. Als jedoch 1735 das Fürstentum Coburg an das Haus Sachsen-Saalfeld gelangte, wurde Coburg der Sitz des Fürsten. Diese Verhältnisse währten bis 1826, wo nach dem Aussterben der gothaischen Speziallinie das Fürstentum S. von Coburg an Sachsen-Meiningen abgetreten wurde. — Der Kreis Saalfeld zählt auf 598,5 qkm 53124 E.

Saalkreis, Kreis im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, größtenteils auf dem rechten Ufer der mittlern Saale zwischen der Mündung der Weißen Elster und der anhalt. Südgrenze gelegen, zählt auf 510 qkm (1885) 75511 E. Seine wichtigsten Plätze sind Könnern, Wettin, Löbejün, die Dörfer Giebichenstein und Rothenburg a. S. Er enthält auch den altberühmten St. Petersberg bei Halle. Als Kreisstadt gilt eigentlich Wettin (s. d.); indessen ist der Sitz des königl. Landratsamts 1866 nach der nicht zum Kreise gehörigen Stadt Halle a. S. verlegt worden. Der S. wurde als Teil des Erzstifts Magdeburg 1680 dem brandenb.-preuß. Staate einverleibt.

Saane (frz. Sarine), linker Nebenfluß der Aare (s. d.), entspringt mit mehrern Quellen auf dem Hochplateau des Sanetschpasses (2246 m) an der Grenze der schweiz. Kantone Bern und Wallis, erreicht durch den etwa 150 m hohen Wasserfall Saanenschuß unweit Gsteig den Thalboden des bernerischen Saanenlandes, welches sie in nördl. Richtung durchfließt, biegt bei Saanen nach Westen um und gelangt durch das waadtländische Pays d'enhaut (s. d.) und die Felsschlucht Pas de la Tine zur Grenze des Kantons Freiburg, den sie, wieder nach Norden gewendet, der ganzen Länge nach durchfließt. Von den beiden freiburgischen Landschaften des Saanethals ist die obere, das Greyerzerland (s. Gruyère), wie das Pays d'enhaut und das bernerische Saanenland, ein grünes Voralpenland, berühmt durch ausgezeichnete Viehzucht und Käseproduktion. Die untere Stufe, im fruchtbaren Hügelgelände der Hochebene gelegen, bildet den Bezirk Saane (222 qkm, 26815 E.). Bei dem bernerischen Städtchen Laupen tritt der Fluß wieder auf berner Gebiet über und mündet nach 126 km langem Lauf, 460 m über dem Meere, bei Oltigen, 10 km oberhalb Aarberg. Seine wichtigsten Nebenflüsse sind die Jougne aus dem Jaunthal und die Sense rechts, die Große Glane links. Das Flußgebiet umfaßt 1882 qkm, wovon nur sieben auf Gletscher fallen. Im Ober- und Mittellaufe ein wilder, tief zwischen Steilufern eingegrabener Bergstrom, wird die S. erst bei Freiburg für Nachen schiffbar. Als Hauptwasserader einer waldreichen Gegend treibt der Fluß zahlreiche Sägemühlen und wird häufig zum Holzflößen benutzt. Bei Freiburg ist er durch einen Damm zu

einem künstlichen See gestaut, dessen Abfluß die freiburger Wasserwerke treibt.

Saanen (frz. Gessenay), großes Pfarrdorf, Hauptort des gleichnamigen Bezirks (240 qkm, 5122 E.) des schweiz. Kantons Bern, liegt 1021 m über dem Meere in breitem Wiesenthale auf dem rechten Ufer der Saane und zählt (1880) als Gemeinde 3786 E., deren Haupterwerbsquelle, die Alpenwirtschaft, vorzügliche Käse (Saanenkäse und Vacherin) für den Export liefert. Mit Thun (55 km) und Bulle (40 km) ist es durch die Poststraße des Simmen- und Saanethals verbunden, welche 4,5 km nordöstlich vom Dorfe auf der Höhe der Saanenmöser (1283 m) die Wasserscheide zwischen der Simme und der Saane überschreitet. Bei S. zweigt von dieser Straße südlich die Fahrstraße über den Pillon ab. Der Bezirk Saanen umfaßt das obere Thal der Saane vom Sanetschpaß bis zur Ruine der Burg Vanel, die zugleich die Sprachscheide und die Grenze des bernischen und waadtländischen Teils (Pays d'enhaut) der alten Landschaft Saanen bezeichnet. Im Mittelalter zur Grafschaft Greyerz (s. *Gruyère*) gehörig, kam dieselbe 1555 an Bern, dessen Vögte des Saanenlandes bis 1798 in der alten Cluniacenserabtei Rougemont, 4 km westlich von S., residierten. Einer der letzten Landvögte war Joh. Victor von Bonstetten, der hier 1779 seine «Briefe über ein schweiz. Hirtenland» schrieb.

Saar (lat. Saravus oder Sarra, frz. Sarre), ein rechter Zufluß der Mosel, wird aus zwei Quellflüssen gebildet, der *Weißen* und der *Roten Saar*. Die Weiße S. entspringt am westl. Abhang des Donon im Depart. der Meurthe, vereinigt sich bei Hermelingen mit der Roten S., durchströmt in Deutsch-Lothringen den Kreis Saarburg, sodann die unterelsässischen Kantone Drülingen und Saarunion, die lothring. Saaralben und Saargemünd, die trierschen Kreise Saarbrücken, Saarlouis, Merzig und Saarburg, und mündet im Kreise Trier unterhalb Konz (127 m hoch), nach einer Stromentwickelung von 213 km. Der Fluß ist von Steinbach oberhalb Saargemünd an mittels Schleusen, von Wehrden unterhalb Saarbrücken abwärts ohne Schleusen (87,5 km), also 119 km weit, von Saargemünd bis Konz, schiffbar. Der auf elsaß-lothring. Gebiet 75 km lange, 1859 begonnene und seit Mai 1866 im Betrieb befindliche *Saar-Kohlenkanal* führt von Saarbrücken nach Saarburg und stellt so die Verbindung des Saarkohlenbeckens mit dem Rhein-Marnekanal und der Paris-Straßburger Eisenbahn her, während die 120 km lange *Saarbahn* zwischen Saarbrücken und Konz (Trier) sich an die Konz-Luxemburger, die Nahebahn und die Bahnlinie Forbach-Paris anschließt. Das Flußgebiet der S. im ganzen beträgt 5672 qkm. Sie nimmt links den Naubach bei Haeskirchen, sodann bei Saaralben die Albe, von welcher der Salinenkanal nach Dieuze an der Seille führt, und außerhalb Lothringen bei Sierberg die Nied, rechts bei Saargemünd die Blies und bei Herbitzheim die Eichel, sodann oberhalb Saarlouis bei Dillingen die Prims auf. Ihr Thal ist oberhalb Besseringen ziemlich breit, besonders bei Saarlouis, in Muschelkalk eingegraben und von wenig hohen Randbergen eingefaßt. Unterhalb Besseringen aber wird es eng, felsig und wild, indem es rechtwinkelig das Schiefergebirge des Hochwaldes (Hundsrück) durchschneidet. Erst unterhalb Serrig verliert es, indem es in die Formation des Buntsandsteins übergeht, etwas von seiner Wildheit. Obgleich meist eng und von waldigen Höhen eingefaßt, ist es doch mild genug zum Weinbau. Der preuß. *Saarwein* wächst vereinzelt oberhalb Merzig auf Kalk- und Sandboden. Erst mit dem Beginn des rhein. Thonschiefergebirges bei Ponten tritt der Weinbau umfangreicher auf und ist am stärksten unterhalb Saarburg verbreitet. Der Wein kommt als Moselwein in den Handel; die bessern Weine wachsen am Beckstein bei Ockfen und bei Wiltingen, die besten unweit Wiltingen am Scharzberg und Scharzhofberg bei Oberemmel.

Das *Steinkohlenlager der Saar*, eins der bedeutendsten Deutschlands, verbreitet sich in der südwestl. Abdachung des Hundsrück an der S. und Blies im ganzen über eine Fläche von fast 15 700 qkm. Ein großer Teil davon ist mit Rotliegendem, Porphyr, Melaphyr bedeckt, ein anderer ist flözarm. Überhaupt flözreich sind nur 180 qkm in Preußen oder der südwestl. Teil der Ablagerung und außerdem 4,5 qkm in Rheinbayern. Die Länge des Hauptgebiets, von Luisenthal an der S. bis Neunkirchen, mißt 39 und 30 km. Längs der S. breitet es sich von St. Johann bis Enzdorf und Schwalbach (Kreis Saarlouis) auf dem rechten, und von Gersweiler über Klarenthal und Geislautern bis Hostenbach auf dem linken Ufer aus. Es sind hier über 100 Flöze mit etwa 80 m Kohle vorhanden. Die Staatswerke sind: König bei Neunkirchen, Heinitz, Reden im Rußhütter Thale, Dudweiler, Friedrichsthal, von der Heydt, Gerhard, Camphausen, Kronprinz Friedrich Wilhelm und Sulzbach-Altenwald. Die Privatwerke sind unbedeutend. Die vortrefflichsten Backkohlen wechseln mit Sinter- und Sandkohlen ab, jedoch sind die erstern vorherrschend. Versendet werden die Kohlen durch die S., die Nahe-, Saarbrücker- und Saarbahn, sowie nach Frankreich durch den Saarkanal.

Saar (czech. Žďár), Stadt im westl. Teile von Mähren, Bezirkshauptmannschaft Neustadtl, an der Sazava, nahe der böhm. Grenze, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2795 E. meist slaw. Zunge, die Landwirtschaft und Leinenindustrie betreiben. Nahe der Stadt liegt die gesonderte Ortsgemeinde *Schloß-Saar* mit 604 E., so benannt von dem als Schloß benutzten Prälaturgebäude des Cistercienserklosters, welches daselbst von 1251 mit Unterbrechung bis 1784 bestand und in der Umgebung reich begütert war. Das Gut kam durch den in der Geschichte Mährens bekannten Kardinal Karl Dietrichstein in Besitz der fürstl. Familie Dietrichstein und gehört jetzt der Tochter des letzten Fürsten Dietrichstein, der Gräfin Clotilde von Clam-Gallas.

Saaralben, Stadt im Kreise Forbach des elsaß-lothr. Bezirks Lothringen, liegt 14 km südlich Saargemünd, an der Eisenbahn Saarburg-Saargemünd, am Einfluß der Albe in die Saar und am Saarkohlenkanal, zählt (1885) 3304 meist kath. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat Strohhutfabriken, Seidenfärbereien, eine bedeutende Sodafabrik, Getreide- und Ölmühlen und drei Salzsiedereien. S. war im Mittelalter der Hauptort einer dem Bistum Metz gehörigen gleichnamigen Herrschaft, welche 1560 an Herzog Karl II. von Lothringen verkauft wurde. In der Nähe befinden sich die Salinen von Salzbronn.

Saarbrücken, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Trier, 65 km südsüdöstlich von Trier an der von Saargemünd bis Enzdorf kanalisierten Saar und zählt (1885) mit der am rechten Ufer des Flusses gelegenen, etwas größern Stadt Sankt Johann 24095 E. (davon auf das eigentliche S. 10461). Die Stadt ist Station der Linien S.-Conz, S.-Neunkirchen, S.-Malstatt, S.-Saargemünd und S.-Scheidt der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Landratsamts, eines Land-, Schwur- und Amtsgerichts, eines Hauptzollamts und einer königl. Bergwerksdirektion in St. Johann. Das Schloß wurde bis 1793 von den Fürsten von Nassau-S. bewohnt. Außer der Schloßkirche (mit Grabmälern der fürstl. Familie) befinden sich in S. (einschließlich St. Johann) noch zwei evang. und zwei kath. Kirchen, sowie von höhern Unterrichtsanstalten ein Gymnasium (gestiftet 1615), eine Hauptbergschule nebst Markscheiderfachschule, eine Gewerbeschule und eine höhere Töchterschule. Sehenswert ist der von Kaiser Wilhelm gestiftete Rathaussaal, mit Gemälden von A. von Werner. Sowohl in den Städten wie in deren Umgebung liegen bedeutende Fabriketablissements. So haben die Städte eine Drahtseilfabrik, Maschinenfabriken, Tabakfabriken und bedeutende Brauereien, auch Essigfabrik, Gerberei und Treibriemenfabrik. Namentlich berühmt ist es wegen des ausgedehnten Steinkohlenbergbaues in seiner nächsten Nähe, der für den südl. Teil der Rheinprovinz und die Nachbargebiete, sowie für Süddeutschland, Elsaß-Lothringen und das nordöstl. Frankreich große Wichtigkeit hat. — Im Kreise Saarbrücken, der auf 386 qkm (1885) 124244 E. zählt, finden sich außerdem noch bedeutende Glashütten, eine Berlinerblaufabrik, eine Cementfabrik, Stahl- und Eisenwerke, chem. Fabriken, Coksöfen, Ziegeleien; ferner Fabriken für Fayence, Strohhüte u. s. w. Nur 4 km ostsüdöstlich von S. liegt das Pfarrdorf Sankt-Arnual mit 2034 E. und einer im besten got. Stile 1315 erbauten Kirche mit zahlreichen alten Denkmälern des nassau-saarbrückener Fürstenhauses. Im Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 (s. d.) wurde es von den Franzosen (2. Aug.) besetzt, doch durch die Schlacht bei Spicheren (s. d.) 6. Aug. wieder befreit. Im Süden von S., hinter dem Exerzierplatze, liegt das «Ehrenthal», eine Grabstätte der hier nach dem 2. und 6. Aug. in den Lazaretten gestorbenen Krieger. S. war die Hauptstadt der ehemaligen, zum Oberrheinkreise gehörigen Grafschaft Saarbrücken, die 1381—1793 dem Zweige Nassau-S. aus der Walramschen Linie des Hauses Nassau (s. d.), dann der Linie Nassau-Usingen gehörte, bis sie 1801 an Frankreich kam. Nachdem sie bis 1815 einen Teil des franz. Saar-Departements gebildet, kam sie mit einem großen Teile des letztern an Preußen. Vgl. Köllner, «Geschichte der Städte S. und St. Johann» (2 Bde., Saarbr. 1865).

Saarburg, Kreisstadt im rheinpreuß. Regierungsbezirk und 22 km im SSW. von Trier, links an der Saar und einem Einfluß der Leuck, die in der Stadt einen 18 m hohen Wasserfall bildet, und an der Linie Saarbrücken-Conz der Preußischen Staatsbahnen, hat die 1856 im got. Stile erbaute St. Laurentiuskirche, eine Steinbrücke von vier Bogen über die Saar, eine Schloßruine und zählt (1885) 2078 E., die hauptsächlich von Gerberei, Weinbau, Möbel- und Bauschreinerei leben. Die Schiffahrt dagegen hat durch die Saarbahn sehr gelitten. S. hat ein königl. Lehrerinnenseminar, eine Ackerbauschule und herrliche königl. Waldungen. S. stammt aus dem 10. Jahrh., erhielt aber erst 1291 durch Kaiser Rudolf von Habsburg Stadtrecht. Die Burg Saarburg, deren Ruine mitten in der amphitheatralisch sich aufbauenden Stadt emporragt, wurde 1522 von Franz von Sickingen belagert. Vgl. Hewer, «Geschichte der Burg und der Stadt S.» (Trier 1862). Die Wasserheilanstalt in dem gegenüberliegenden Dorf Beurig ist jetzt eingegangen. — Der Kreis Saarburg zählt (1885) auf 454 qkm 30962 meist kath. E. Nur 4 km südlich von S. liegt auf hoher, kühn vorspringender Felsplatte über der Saar das Pfarrdorf Kastel oder Castell, mit 300 E. und einer nahen Kapelle, welche Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz herstellen ließ, um (1838) darin die Gebeine des in der Schlacht bei Crecy 1346 gefallenen blinden Königs Johann von Böhmen beizusetzen, und 18 km südwestlich das wegen röm. Ruinen bekannte Dorf Nennig (s. d.).

Saarburg in Lothringen, Kreisstadt im elsaß-lothring. Bezirk Lothringen, an der Saar, in geringer Entfernung von dem Rhein-Marnekanal und dem Südende des Saarkanals, und an den Linien Straßburg-Deutsch-Avricourt und S.-Saargemünd der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, 95 km südöstlich von Metz, 62 km nordwestlich von Straßburg, ist Sitz einer Kreisdirektion, eines Amtsgerichts, hat ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule und ein Pensionat, geleitet von Schwestern der christl. Lehre, und zählt (1885) 3861 E., die lebhaften Handel treiben. Eine alte steinerne Brücke von drei Bogen über die Saar verbindet den ältern mit dem neuern Stadtteile. S., das röm. Pons Saravi, später Kaufmanns-Saarbrück genannt, gehörte im Mittelalter zum Bistum Metz, dann zu Lothringen, gelangte 1616 an Frankreich, 1871 an Deutschland und war 13. Aug. 1870 Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen. Die alten Befestigungen, von welchen noch erhebliche Reste stehen, wurden durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg 1582 zerstört. — Der Kreis Saarburg zählt auf 1008 qkm (1880) 60989 E.

Saardam, s. Zaandam.

Saargemünd, Kreishauptstadt im elsaß-lothr. Bezirk Lothringen, am Einflusse der Blies in die Saar und am Saarkohlenkanal, 75 km östlich Metz, 15 km südöstlich Saarbrücken, an der Grenze der preuß. Rheinprovinz, Station der Linien Hagenau-Beningen und Saarburg-S. der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, der Linie S.-Saarbrücken der Preußischen Staatsbahnen und der Linie Zweibrücken-S. der Pfälzischen Eisenbahnen, ist Sitz einer Kreisdirektion, eines Land- und eines Amtsgerichts, hat ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule und eine Irrenanstalt, zählt (1880) 9573 meist kath. E. und hat bedeutende Industrie in Fayence-, Majolica-, Porzellan- und Thonwaren, außerdem Plüsch- und Samtfabriken. S. hieß früher Gemünd, war ehemals befestigt und wurde 7. Aug. 1870 von den deutschen Truppen besetzt. — Der Kreis Saargemünd zählt auf 795 qkm (1880) 64221 E.

Saarlouis, Festung und Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Trier, liegt in einer elliptischen, von der schiffbaren Saar durchschnittenen fruchtbaren Ebene, ist Station der Linie Saarbrücken-

Trier der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts und zählt (1885), einschließlich der etwa 2000 Mann starken Garnison, 6787 E. Die Stadt ist regelmäßig angelegt, hat einen schönen Marktplatz, breite und gerade Straßen, hübsche Häuser, neue bombenfeste Kasernen und besitzt eine schöne kath. Kirche (im got. Stil), eine evang. Kirche und eine Synagoge. Von Unterrichtsanstalten bestehen daselbst ein vollberechtigtes Realprogymnasium, eine höhere Töchterschule, fünf Knaben- und ebenso viel Mädchenschulen. Industrie und Handel sind bedeutend, da der Platz den Centralverkehrspunkt für eine weite, stark bevölkerte und sehr gewerbthätige Umgegend bildet. In der Nähe sind Steinkohlengruben. Bedeutende Fabriken in der Umgegend sind das großartige mit Panzerplattenfabrikation verbundene Eisenblechwalzwerk zu Dillingen, die Glas- und Krystallfabrik zu Wadgassen, die sehr bedeutende Fayence-, Steingut- und Porzellanfabrik zu Wallerfangen und die Blechwarenfabrik zu Fraulautern. S. ist die äußerste Grenzfestung Preußens nach Westen. Die eigentliche Festung liegt auf dem linken Ufer der Saar und ist mit dem rechten, durch ein Hornwerk gedeckten Ufer durch eine schöne Brücke verbunden. Die Saar kann mittels Schleusen bis zu 6 m über den gewöhnlichen Wasserstand gestaut und auf diese Weise die ganze Umgegend unter Wasser gesetzt werden. Die Festung, die Preußen seit 1815 bedeutend verstärkt hat, wurde unter Ludwig XIV. 1681 durch Vauban zur Deckung Lothringens angelegt, verblieb im Ryswijker Frieden 1697 bei Frankreich und wurde im Spanischen Erbfolgekriege 1705 vergebens belagert. Während der Französischen Revolution ward die Stadt Sarrelibre genannt. Im Pariser Vertrage vom 20. Nov. 1815 mußte Frankreich S. nebst drei andern Festungen an die verbündeten Mächte abtreten, die bereits unterm 3. Nov. diesen Platz nebst den beiden Ufern der Saar bis oberhalb der Stadt Saarbrücken Preußen zugeteilt hatten. S. ist der Geburtsort des Marschalls Ney. — Der Kreis Saarlouis hat ein Areal von 444 qkm und (1885) 68126 E. Vgl. Schmitt, »Der Kreis S. und seine nächste Umgebung unter den Römern und Kelten« (Trier 1850).

Saarunion, Stadt im Kreise Zabern des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, an der Saar und der Linie Saarburg-Saargemünd der Elsaß-Lothringischen Eisenbahn, 38 km nordwestlich Zabern, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3189 E. und hat zwei Strohhutfabriken, eine Seilfabrik, bedeutenden Vieh- und Getreidehandel und den Vertrieb dort verfertigter seidener Netze und Handschuhe. S. ist aus der 1793 bewirkten Vereinigung der durch eine über die Saar gebaute Brücke verbundenen Orte Neu-Saarwerden, ehemals zu Nassau-Weilburg, beziehungsweise Nassau-Saarbrücken, und Bockenheim, ehemals zu Lothringen gehörig, entstanden.

Saasgrat, s. Mischabelhörner.

Saasthal, s. unter Visp.

Saat, s. Säen und Saat.

Saatgans (Anser segetum) heißt eine im Norden Europas und Asiens, von Island bis Sibirien brütende Wildgans von 85 cm Länge und 180 cm Klafterbreite, mit größtenteils graubraunem Gefieder und mit weißen, halbmondförmigen Federflecken an der Schnabelwurzel oben und an jeder Seite. Der Schnabel ist wie die Beine orangerot, an der Wurzel schwarz und an der Spitze mit schwarzer Nagelkuppe. Die S. zieht in großen Gesellschaften schon Mitte September nach Mitteleuropa und bei größerer Kälte weiter südlich bis nach Nordafrika und kehrt Anfang Mai nach ihren Brüteplätzen zurück.

Saatkamp ist eine zur Erziehung von Forstkulturpflanzen aus Samen bestimmte und verschieden vorbereitete Fläche, welche zu diesem Zwecke nur einigemal, oft nur einmal benutzt wird. Die Erziehung der Pflanzen in der Nähe der zu bepflanzenden Schläge und die Erfahrung, daß ein S. ohne Düngung nicht öfter als ein oder zweimal gute Pflanzen liefert, veranlassen den häufigen Wechsel mit den Saatkämpen. Die Flächen, auf welchen die im S. erzogenen Pflanzen umgeschult werden, nennt man Pflanzkämpe (s. d.). Saat- und Pflanzkämpe finden sich oft vereinigt.

Saatkrähe, s. unter Krähe.

Saatmarkt, s. Säen und Saat.

Saatschnellkäfer (Agriotes lineatus, Tafel: Insekten I, Fig. 14), ein 8—10 mm langer Schnellkäfer von brauner Farbe, mit zarter grauer Behaarung und zwei schwachen, dunklern Längsbinden auf den Flügeldecken. Das in Europa sehr häufige Tier lebt als Larve (sog. Drahtwurm) von den Wurzeln der Getreidearten, namentlich des Hafers, und wird dadurch oft sehr schädlich.

Saatzig, Kreis im preuß. Regierungsbezirk Stettin, zählt auf 1219 qkm (1885) 66681 E. und hat zur Hauptstadt Stargard (s. d.) an der Ihna.

Saavedra, s. Cervantes Saavedra.

Saavedra (Angel de), Herzog von Rivas, ein in Politik wie Litteratur ausgezeichneter Spanier, geb. zu Cordova 1. März 1791, kämpfte in den Kriegen gegen Frankreich tapfer und lebte nach dem Frieden als verabschiedeter Oberst in Sevilla. In dieser Zeit trat er zuerst als Dichter auf mit den »Ensayos poéticos« (1813; 2. Aufl., 2 Bde., Madr. 1820—21). Auch einige Tragödien von ihm kamen 1815—16 zur Aufführung. In der Revolution von 1820 war S. Mitglied und eifriger Verteidiger der Cortes von 1812. In Sevilla, wohin er sich infolge der Contrerevolution begab, ließ er die Tragödie »Lanuza« aufführen, die als polit. Gelegenheitsstück viel Interesse erregte. Während der Invasion des franz. Heers 1823 wandte er sich nach London, wo er das epische Gedicht »Florinda« begann, und begab sich 1825 nach Malta, wo er sich durch das Studium der engl. Dichter von der klassisch-franz. Schule frei machte. Seit 1830 unterhielt er zu Orléans eine Zeichenschule. Später lebte er zu Tours, und hier vollendete er auch sein volkstümliches Epos »El moro expósito« (2 Bde., Par. 1834). Endlich erhielt er 1834 die Erlaubnis zur Rückkehr nach Spanien, wo er bald darauf die Titel und Güter des herzogl. Hauses Rivas erbte und zum Granden des Reichs ernannt wurde. Er gehörte zu den Häuptern der gemäßigten Opposition, übernahm unter Isturiz 1836 das Ministerium des Innern, mußte aber infolge der Revolution von La Granja im August ins Ausland gehen, von wo er im Febr. 1844 mit der Königin Maria Christina zurückkehrte. Er ging dann als Gesandter nach Neapel, in welcher Stellung er bis 1848 verblieb. Im Juli 1854 war er als Konservativer Mitglied des sog. Vierzigstundenministeriums, welches durch die von O'Donnell geleitete Bewegung gestürzt wurde. Später war er noch Gesandter in Paris

und 1860 in Florenz. Nachdem er noch 1864 einige Zeit als Präsident des Staatsrats fungiert, starb er 1865 zu Madrid. Außer den angeführten Dichtungen veröffentlichte er das Originallustspiel «Tanto vales cuanto tienes» (1834), die Schicksalstragödie «Don Alvaro, ó la fuerza del sino» (Madr. 1835, und in neuer Aufl. Madr. 1879), sowie die Dramen «Solaces de un prisionero» und «La morisca de Alajuar» (Madr. 1842). Durch seinen «Moro expósito» und seine epischen Romanzen ward er besonders der Wiederhersteller einer volkstümlichen Poesie in Spanien. Seinen Aufenthalt in Neapel benutzte er zur «Historia de la sublevacion de Nápoles» (2 Bde., Madr. 1848; neue Aufl., Madr. 1881).

Saavedra y Fajardo (Diego), span. Schriftsteller und Staatsmann, geb. 6. Mai 1584 zu Algezares (Provinz Murcia), studierte zu Salamanca, wurde Doktor der Rechte und ging als Sekretär für die neapolit. Geschäfte mit dem span. Gesandten Borgia 1606 nach Rom, ward span. Agent am röm. Hofe und fungierte dann als span. Gesandter an mehrern andern Höfen. Er wohnte 1636 auf dem Reichstage zu Regensburg der Wahl Ferdinands zum röm. Könige bei, wurde 1643 vom Könige Philipp IV. auf den Friedenskongreß nach Münster gesendet und starb, 1646 zurückberufen, als Mitglied des Hohen Rats von Indien zu Madrid 24. Aug. 1648. Unter seinen Schriften verdienen Auszeichnung: «Empresas politicas, ó idea de un principe politico-cristiano, representada en cien empresas» (Monaco 1640 u. öfter, so mit der «Republica literaria», die, wie es scheint mit Unrecht, auch Navarrete beigelegt wurde, zuerst Madr. 1655, und mit der «Locuras de Europa», 4 Bde., Madr. 1819), ein Fürstenspiegel in Bildern, der auch in das Italienische, Französische, Lateinische, Englische und Deutsche übersetzt wurde. Ferner schrieb S. «Locuras de Europa, dialogo postumo entre Mercurio y Luciano» und «Corona gótica, castellana y austrica, politicamente ilustrada» (Bd. 1, Münst. 1646), in den histor. Untersuchungen unkritisch und flüchtig, aber in klassischer Sprache. Eine schlechte Fortsetzung des letztern Werks lieferte Alfonso Nuñez de Castro (3 Bde., Madr. 1670—78). In letzter Ausgabe erschienen die «Obras politicas y historicas» zu Madrid 1789—90 (11 Bde.), seine sämtlichen Werke zu Antwerpen 1688 und in Ribadeneyras «Biblioteca española» (Bd. 25, Madr. 1853). S. behauptet durch Reinheit, Kraft und Eleganz des Stils noch immer einen Platz unter den klassischen Prosaisten der Spanier. Vgl. De Rochey, «S., sus pensamientos, sus poesias, sus opusculos» (Madr. 1884).

Saaz (böhm. Žatec), Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft im Königreich Böhmen, an der Eger, über welche eine 64 m lange Kettenbrücke (die älteste in Böhmen) führt, an der Linie Prag-Komotau-Eger der Buschtiehrader und der Linie Pilsen-Dux der Pilsen-Priesener Eisenbahn, in einer fruchtbaren Gegend gelegen, hat ein Bezirksgericht, eine Finanzbezirksdirektion, eine achtklassige Volks- und Bürgerschule, ein Obergymnasium, zwei größere, vier kleinere Kirchen, eine stattliche Synagoge, ein Krankenhaus, ein Waisenhaus, ein Bürgerspital und zählt (1880) 10425 E., die Gemüse- und berühmten Hopfenbau treiben, auch eine große Bierbrauerei, Mühlen und Getreidemärkte unterhalten. S. soll im 8. Jahrh. gegründet worden sein; 1421 wurde die damals hussitische Stadt von einem deutschen Kreisheere vergebens belagert. In der Nähe liegt das Dorf Liebotschan mit einer großen Bierbrauerei. Beim nahen Dorfe Twerschitz befindet sich ein Sauerbrunnen, in Dobritschan ein Mineralbad.

Sab., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Edward Sabine (s. d.).

Saba, Sabaorden, s. Sava.

Saba, Sabäa hieß eine Landschaft im südl. Arabien, deren Hauptstadt Marib (bei den Griechen Mariaba) noch jetzt als ein Dorf existiert. Sie liegt in der Landschaft Dschôf, d. h. Niederland, ungefähr unter 15° 40′ nördl. Br., einige Tagereisen östlich von Sana. Die ehemalige Größe und Pracht des Ortes bezeugen noch viele Ruinen mit himjaritischen Inschriften. Der erste Europäer, der diese Ruinen besuchte, war der Franzose Arnaud 1843; einige Zeit später war der Engländer Mackell dort. Die Sabäer waren ein reiches Handelsvolk, wie es außer den griech. Schriftstellern auch die Bibel bezeugt. Eine Königin von Saba (bei Luther: Reich Arabien) war es, welche den König Salomo besuchte und mit Gold, Edelsteinen und Spezereien beschenkte. (Erstes Buch von den Königen, Kap. 10.) Die arab. Tradition nennt diese Königin Balkis oder Bilkis, wohl verderbt aus dem griech. Nikaulis. Übrigens hatten die Sabäer Niederlassungen an den Küsten Arabiens und Afrikas, woher es kommen mag, daß der Name S. dort öfters als Ortsname vorkommt. Etwa 4 km südwestlich von den Trümmern des «Haram Bilkis», d. h. des Palastes der Bilkis, liegen die 220 m langen und 120 m breiten Überreste eines Dammes, der von dem Gießbache Dana vorgebaut war, um einen Landsee zu schaffen und vielleicht die Umgegend zu bewässern, die nach der arab. Sage einst sieben Tagereisen weit einen Fruchtgarten bildete, während jetzt, nach der Zerstörung des Dammes, die Umgebung alles Pflanzenwuchses ermangelt.

Saba, niederländ. Insel in Westindien, gehört zu den Kleinen Antillen und zwar zu den Inseln über dem Winde, liegt im WNW. von St.-Eustatius (St.-Eustache), besteht fast nur aus einem einzigen erloschenen 859 m hohen Vulkan, ist felsig, wasserarm, zählt auf 12,83 qkm (1879) 2149 E. und hat Baumwollkultur. Die ersten Niederländer ließen sich 1632 auf der Insel nieder.

Sabäa, s. Saba.

Sababai, Bai des Roten Meeres, s. Assabbai.

Sabadell, Stadt in der span. Provinz Barcelona, Bezirk Tarrasa, rechts vom Ripoll, Station der Bahn Saragossa-Lérida-Manresa-Barcelona, zählt (1877) 18121 E. und hat Baumwollspinnereien und -Webereien sowie Tuchfabrikation.

Sabadilla, s. Schoenocaulon.

Sabäer heißen zunächst die Bewohner des arab. Reiches Saba (s. d.), dann aber wird dieses Wort auch für Sternanbeter gebraucht, teils weil die arabischen S. vor Mohammeds Zeit Sternanbeter waren, teils auf Grund einer Verwechselung mit den Sabiern (s. d.).

Sabäismus ist hiernach der unrichtig gewählte Name für Gestirnkultus in weitestem Sinne, wie er im alten Heidentum, namentlich in Babylonien, Syrien, Mesopotamien, Assyrien, zu zeiten selbst unter den Israeliten verbreitet war. Am meisten wurden Sonne und Mond, demnächst die Planeten Saturn, Jupiter, Mars, Venus und Merkur, bald

in Abbildern, bald ohne Bild als mächtige Naturwesen verehrt.

Sabaikal, s. Transbaikalien.

Sabaikal-Kosaken, s. Baikal-Kosaken.

Sabäismus, s. unter Sabäer.

Sabanilla (spr. Savanillja), ein durch das Zollgesetz vom 10. Okt. 1861 dem auswärtigen Handel geöffneter Hafen des Staates Bolivar in der südamerik. Konföderation von Columbia, westlich vom Mündungsarm Boca de Ceniza des Magdalenenstroms (s. d.), hat ein schönes, von der Regierung erbautes Zollhaus und ist durch Eisenbahn mit Barranquilla verbunden. Zur Ausfuhr kommen hier Tabak, Kaffee, Chinarinde, Gold, Silber, Rindvieh, Häute.

Sabara (Villa Real do Sabara), Stadt und Distriktshauptort in der brasil. Provinz Minas-Geraes, rechts am Rio das Velhas, einem rechtsseitigen Nebenfluß des Rio San-Francisco, und an der Einmündung des Rio Sabara, 75 km im NW. der Provinzialhauptstadt, zählt etwa 6000 E. und hat ein kaiserl. Kollegium, Goldwäscherei, Goldminen, Goldschmelze, Gerberei, Weberei, Ackerbau, Anbau von Zuckerrohr, Viehzucht und Handel. S. wurde 1700 von Goldsuchern gegründet.

Sabaria, röm. Kolonie, s. Steinamanger.

Sabatati, s. Waldenser.

Sabazios, ein phrygischer Gott des Naturlebens, dessen Geburt oder Aufleben im Frühling und Absterben im Herbst von seinen Dienern, den Saben, im Verein mit den Korybanten, den Dienern der großen Mutter Cybele, mit orgiastischen Bräuchen unter rauschender Musik bejubelt und betrauert wurde. Die Griechen übertrugen Mythen von ihm und Gebräuche seines Kultus teils auf Zeus, teils auf Dionysos. Geheiligt war ihm eine Schlange. Vgl. Lenormant «Sabazius» in der «Revue archéologique» (Bd. 2, Par. 1884; Bd. 1, Par. 1885); Rapp, «Die Beziehungen des Dionysoskults zu Thrazien und Kleinasien» (Stuttg. 1882).

Sabbäer, Sabbäismus, s. Sabäer.

Sabbat, d. i. Ruhe, heißt bei den Israeliten der einer gänzlichen Enthaltung von Arbeiten gewidmete siebente Wochentag, der am Abend des Freitags anhebt und bis zum Abend des folgenden Tags dauert. Die Juden feierten den S., dessen Einsetzung von der jüd. Überlieferung auf Moses zurückgeführt wird, mit großer Strenge und zeichneten ihn durch besondern Gottesdienst aus. Der mit dem Passahfeste zusammenfallende S. heißt der Große Sabbat (Joh. 19, 31). Eine Strecke von 2000 Ellen, die man sich an dem Ruhetage von seinem Wohnorte entfernen durfte, nannte man einen Sabbaterweg. Das je siebente Jahr, in welchem die Äcker unbebaut blieben und keine Schulden, wenigstens vom israel. Schuldner, beigetrieben, nach dem Talmud sogar erlassen wurden, hieß Sabbatsjahr.

Sabbatai Baß (d. h. Synagogensänger), geb. in Kalisch 1641, von 1679 an in Amsterdam, errichtete am Anfange des 18. Jahrh. eine hebr. Buchdruckerei in Dyhernfurt bei Breslau, wurde 1712 wegen eines bei ihm erschienenen Buches samt seinem Sohne gefänglich eingezogen, seine Offizin geschlossen. Nach erfolgter Freisprechung führte er seine Druckerei weiter bis zu seinem 1718 erfolgten Tode. Er ist bekannt als Verfasser der hebr. Bibliographie «Sifte Jeschinim» (Amsterd. 1680, mit Zusätzen Zolkiew 1809), welche die Grundlage von J. Chr. Wolfs «Bibliotheca Hebraea» bildet. Er schrieb auch einen Kommentar zu Raschi: «Sifte Chachamim». Vgl. Oelsner, «Sabbathai Bassista und sein Prozeß» (Lpz. 1858).

Sabbatai Zevi, geb. in Smyrna 1626, vertiefte sich in die Lektüre mystischer Schriften, die seine Phantasie dermaßen erregte, daß er sich für den 1648 erwarteten Messias ausgab. Vom Bann getroffen, mußte er seine Vaterstadt verlassen, lebte in Jerusalem und Ägypten, und kehrte von da nach seiner Heimat zurück, begleitet von dem angeblichen Propheten Natan aus Gaza, der überall von den Wundern und der Herrlichkeit des neuen Messias predigte. In Smyrna wurde S. (1666) in Triumph empfangen. Fast die ganze Judenschaft Europas wurde von diesem Schwindel angesteckt; die türk. Regierung fand sich veranlaßt, einzuschreiten. S. wurde nach Konstantinopel berufen und dann in das Dardanellenschloß Abydos abgeführt. Um sein Leben zu retten, bekannte sich S. zum Islam und wurde später nach Dulcigno in Albanien verbannt, wo er 1676 starb. Noch 100 Jahre nach ihm war der Glaube an den angeblichen Messias nicht ganz verschwunden; das abenteuerliche Gebaren des Jakob Frank (s. d.) führt auf S. zurück.

Sabbatarier oder Seventh-Day-Baptists, s. unter Baptisten.

Sabbaterweg, s. unter Sabbat.

Sabbatschnüre (hebr. Erub) nennt man die von einem Straßenende zum andern gezogenen Drähte, welche in manchen Städten die stark von Juden bewohnten Quartiere (auch wohl die ganze Stadt) umspannen, und die Fiktion eines gemeinschaftlichen Wohngebietes erzeugen sollen, um dem hauptsächlich auf Jerem. 17, 21 fg. beruhenden Verbote, am Sabbat aus dem Privatgebiet in das öffentliche Gebiet oder umgekehrt zu tragen, gerecht zu werden. Die nähern Bestimmungen enthält der talmudische Traktat Erubin.

Sabbioneta, ehemaliges Fürstentum in der Lombardei, am rechten Ufer des Po, wurde nach dem Aussterben der ursprünglichen Besitzer 1689 als deutsches Reichslehn eingezogen und an die Familie Spinola verkauft, kam 1708 an die Herzöge von Gonzaga, und nachdem 1746 der letzte Gonzaga verstorben war, mit dem Herzogtum Guastalla und dem Fürstentum Bozzolo an Parma. Die Franzosen vereinigten es mit der Cisalpinischen Republik; 1814 fiel es an Österreich, 1859 mit der Lombardei an Sardinien. — Der gleichnamige Hauptort des ehemaligen Fürstentums gehört zum Distrikt Viadana der Provinz Mantua, zählt (1881) 1835, als Gemeinde 7102 E. und hat Mauern, ein ehemaliges fürstl. Schloß (jetzt Kaserne), ein 1588 von Scamozzi erbautes Theater und eine Weinessig- und Branntweinfabrik.

Säbel ist eine Hiebwaffe von einschneidiger, zugespitzter Klinge, welche bald einen größern, bald einen geringern Grad der Krümmung und danach bald eine geringere, bald eine größere Geeignetheit zum Stich besitzt. Die stärker gekrümmten S. sind namentlich im Orient gebräuchlich. In den europ. Heeren gibt man dem mäßig gekrümmten S., der eine Hieb- und Stichwaffe bildet, den Vorzug. Derselbe wird als Seitengewehr meist in metallener Scheide getragen und in der Länge von etwa 1 m namentlich von den berittenen Truppen und als Offizierswaffe geführt. Das Gefäß ist häufig mit einem Korb versehen. Die Fußtruppen haben als

Seitengewehr jetzt meist ein **Säbelbajonett**, das eine Länge von 0,5 m besitzt und auf das Gewehr aufgepflanzt werden kann. (S. **Bajonett**.)

Säbelantilope (Oryx leucoryx, Tafel: **Antilopen I**, Fig. 4) ist der Name einer fast 2 m langen und 1 m hohen Antilope, die das nordöstl. Afrika und Arabien bewohnt. Die Farbe ist im allgemeinen schmutzig gelbweiß, die der Endquaste des 30 cm langen Schwanzes, sowie die der beiden Geschlechtern zukommenden, beim alten Bock über meterlang werdenden, sanft gebogenen, geringelten Hörner ist schwarz.

Säbelbajonett, s. unter **Bajonett**.

Säbelbeine, Verkrümmung der untern Extremitäten, bei der die Knie nach außen gebogen sind; sie entwickelt sich meist infolge der Englischen Krankheit. Zu ihrer Beseitigung dienen orthopädische Kuren, Stützapparate und, in höhern Graden, operative Eingriffe. (Vgl. **Englische Krankheit**.)

Sabeller ist eine andere Namensform für die nach ihrer Herkunft von den Sabinern meist als Samniten (Samnites aus Sabinites) bezeichneten italischen Völkerschaften. (S. **Samniten**.)

Sabellianismus heißt in der christl. Kirchengeschichte diejenige Vorstellung von der göttlichen Dreieinigkeit, welche in Vater, Sohn und Geist nicht drei Personen, sondern drei verschiedene Erscheinungsformen des Einen göttlichen Wesens sieht. Der Name stammt von einem röm. Presbyter **Sabellius**, der zu Ende des 2. und zu Anfang des 3. Jahrh. lebte, und von seinem frühern Freunde, dem röm. Bischof Callistus, exkommuniziert wurde. Derselbe hatte in Gemäßheit der damals in Rom herrschenden, sog. patripassianischen Lehre nur behauptet, daß der eine und selbe Gott, der in seiner Unsichtbarkeit Vater heiße, als Sohn sichtbar geworden sei, eine menschliche Natur angenommen und am Kreuze gelitten habe. Das spezielle, unter dem Namen des sabellianischen bekannte System, welches um die Mitte des 3. Jahrh. sich in der Pentapolis in Nordafrika verbreitete, ist jedoch weit künstlicher ausgebildet. Dieses unterscheidet von dem einfach Einen göttlichen Wesen (der Monas) drei Erscheinungs- oder Offenbarungsformen in der Welt- und Menschengeschichte, die aus dem verborgenen göttlichen Sein, um bestimmte Aufgaben zu erfüllen, hervorgetreten seien, nach deren Beendigung sie wieder in die göttliche Einheit zurückflössen: den Vater oder Gott als Schöpfer, den Sohn oder Gott als menschgewordenen Erlöser und den Heiligen Geist als Quell des heiligen Lebens unter den Menschen. Im 4. Jahrh. vertrat Marcellus von Ancyra, in der Reformationszeit der Spanier Servede ähnliche Ansichten; in der neuern, durch Schleiermacher angeregten Theologie sind dieselben noch weiter verbreitet.

Sabellicus (Marcus Antonius Coccius), einer der Wiederhersteller der klassischen Studien in Italien, geb. 1436 zu Vicovaro, Schüler des Leto in Rom, 1475 Professor in Udine, hielt seit 1484 Vorlesungen über alte Litteratur zu Venedig, wurde später zugleich an der Markusbibliothek daselbst angestellt und starb 18. April 1506. Er schrieb in antikem Geist eine allgemeine Weltgeschichte unter dem Titel «Rhapsodiae historiarum» (2 Bde., Veneb. 1498—1504). Auch seine «Historia Veneta» (Veneb. 1487; neue Aufl. 1718) stand der guten Latinität wegen früher in Ansehen. Außerdem gibt es von ihm ein Gedicht «De rerum et artium inventoribus» (Straßb. 1509 u. öfter), ferner verschiedene kleine Aufsätze und Reden, die wiederholt als «Opera omnia» (Veneb. 1502; zuletzt 4 Bde., Bas. 1560) erschienen sind. Vgl. Moller, «Dissertatio de M. A. Sabellico» (Altdorf 1698).

Sabellius, s. unter **Sabellianismus**.

Säbelschnäbler (Recurvirostra avocetta) nennt man einen 43 cm langen Sumpfvogel, dessen dünner schwarzer Schnabel von dreifacher Kopflänge und im vordern Teile nach oben gebogen ist. Das Gefieder ist auf dem Kopf, dem Hinterhals, an den Schultern und dem größten Teil der Flügel schwarz, im übrigen weiß. Der S. ist ein echter Küstenvogel und findet sich fast an allen Gestaden der Alten Welt, von der Nord- und Ostsee bis zum Kap der Guten Hoffnung und Indien.

Sabesa, Nebenfluß des Zambesi (s. d.).

Sabier, gnostische Partei, s. **Mandäer**.

Sabina (Juniperus Sabina), s. **Sadebaum**.

Sabine, Fluß in den Vereinigten Staaten von Amerika, entspringt im nordöstl. Teile des Staates Texas, fließt südöstlich, dann südlich und bildet die Grenze zwischen Texas und Louisiana und ergießt sich in den Sabinesee, welcher durch den Sabinepaß mit dem Golf von Mexiko verbunden ist. Der Sabinesee liegt zwischen Texas und Louisiana, 8 km vom Golf, ist 28 km lang und 14 km breit und nimmt den Sabine- und dem Nechesfluß auf.

Sabine (Edward), engl. Physiker und Mathematiker, geb. 14. Okt. 1788 zu Dublin, machte sich zuerst bekannt durch seine Beteiligung an der zur Auffindung der Nordwestpassage unternommenen arktischen Entdeckungsreise von Roß und Parry (1818—19), auf der ihn namentlich Beobachtungen der magnetischen Verhältnisse und der Pendelschwingungen beschäftigten. Zur Fortsetzung der letztern befuhr er 1822 die Küsten von Afrika und Amerika und drang 1823 bis nach Hammerfest, Spitzbergen und Grönland vor. Die Resultate seiner Forschungen legte er in verschiedenen Aufsätzen nieder, die in den «Philosophical Transactions» erschienen, sowie in der Schrift «A pendulum expedition» (Lond. 1825). Ähnliche Zusammenstellungen machte er auch bezüglich des Erdmagnetismus, wobei er die Begründung der Gaußschen Theorie wesentlich beförderte, indem er die Ergebnisse der Beobachtungen von Erman und Hansteen 1828—30 in seinem «Report on the variations of the magnetic intensity, observed at different points on the earth's surface» (Lond. 1838) bekannt machte und graphisch darstellte. Noch wichtiger waren seine Bemühungen um die Herstellung eines großartigen Systems meteorolog.-magnetischer Observatorien in den engl. Kolonien, welche für die Erforschung des Erdmagnetismus epochemachend waren und lange unter seiner Oberleitung standen. Über diese Observatorien veröffentlichte er verschiedene Schriften. S. wurde 1837 zum Major, 1851 zum Oberst, 1859 zum Generalmajor und 1865 zum Generallieutenant befördert. Die Royal-Society wählte ihn 1850 zum Vizepräsidenten, 1861 zum Präsidenten, ein Posten, den er erst 1871 niederlegte. S. war einer der Begründer der «British association for the advancement of science»; auch schrieb er «On the cosmical features of terrestrial magnetism» (Lond. 1862). Er starb 26. Juni 1883 in Richmond.

Sabiner hieß ein mittelitalisches, nach den Alten ureinheimisches Volk, das Stammvolk aller

Sabeller (s. d.), das seinen Namen von Sabinus oder Sabus, seinem ältesten Fürsten, einem Sohne seines Gottes Sancus, ableitete. Als ihre Stammsitze wurden die Gegenden des mittlern Apennin beim jetzigen Gran Sasso d'Italia angesehen. Westlich und nördlich von diesem, vom Monte-Velino und vom Mons Lucretius (jetzt Monte-Gennaro) wohnten sie im Thale des Aternus, wo Amiternum, des Avens (Velino), wo Reate, von Nebenflüssen des obern Nar (Nera), wo Nursia (Norcia) lag. Der Nar schied sie im Westen auf eine Strecke weit von den Umbrern, wie weiter südlich der Tiber von den Etruskern; gegen Süden galt der Fluß Anio (Teverone) aufwärts bis Tibur als ihre Grenze gegen Latium. Nach der Überlieferung hatten sie sich noch weiter bis in das Stadtgebiet des nachmaligen Rom verbreitet, wo auf dem Quirinal die sabin. Quiriten gewohnt haben sollen, die nach der Sage unter ihrem König Titus Tatius mit den Lateinern des Romulus auf dem Palatin zu Einem Volke verschmolzen. Nördlich von Tibur bildete das Sabinergebirge mit dem Monte-Gennaro ihre Ostgrenze gegen die Äquer; weiter nördlich waren die stammverwandten Vestiner ihre Nachbarn im Osten. Diese wie die Marser, die Herniker, Päligner, Marruciner, Picenter und wohl auch die Äquer, welche sämtlich unter sich und mittelbar oder unmittelbar dem Land der S. im engern Sinne benachbart waren, standen mit den S. auch in naher Verwandtschaft. Bei den S. war es üblich, in der Form der Darbringung eines heiligen Frühlings (ver sacrum), die überschüssige Jugend aus dem Lande zu schicken, infolge dessen sie sich über den größten Teil von Mittel- und Unteritalien verbreiteten. Das Sabinische Land (Ager Sabinus) war fruchtbar an Wein und Öl, an Eichenwaldung und reichen Weiden. Das Volk wurde gerühmt wegen strenger Sitte und Genügsamkeit, nicht weniger wegen seiner Frömmigkeit; die röm. Sage läßt das röm. Religionswesen durch einen König sabin. Stammes, den Numa (s. d.), ordnen und die Augurallehre galt als namentlich von ihnen ausgegangen. Bekannt ist die Sage vom Raube der Sabinerinnen, durch den die Männer Roms sich mit Frauen versehen haben sollen. Die Römer unterwarfen sich schon frühzeitig die ihnen in der Campagna zunächst wohnenden S.; mit den übrigen fanden bis 448 v. Chr. häufige Kriege statt. Seitdem bestand Ruhe bis 290, wo sich die S. wieder gegen Rom erhoben, aber von Curius Dentatus bald unterworfen wurden. Sie erhielten damals das mindere Bürgerrecht, 268 v. Chr. aber wurden sie in das volle röm. Bürgerrecht aufgenommen.

Sabinianer, die nach Massurius Sabinus (zur Zeit des Kaisers Tiberius), aber auch nach dem gleichzeitigen C. Cassius Longinus als Schola Cassiana bezeichnete röm. Juristenschule (Schola Sabinianorum), die sich aus Anhängern des Capito, des einen der beiden großen unter Octavians Herrschaft wirkenden Rechtskundigen, zusammensetzte. Ihre Gegner waren die Proculianer, benannt nach Proculus, dem Anhänger der Labeo.

Sabinianus, Papst, vom 13. Sept. 604 bis 22. Febr. 606, Nachfolger Gregors d. Gr., gebürtig aus Toscana, machte sich während der Hungersnot im Winter 605/6 durch seinen Geiz so verhaßt, daß seine Leiche nur auf Umwegen zu ihrer Bestattung geführt werden konnte. Er soll den gottesdienstlichen Gebrauch der Glocken eingeführt haben.

Sabinum hieß das Landgut und Landhaus des Dichters Horaz, welches an der äußersten südl. Grenze des alten Sabinerlandes in dem Thale der jetzt Licenza genannten Digentia, eines Nebenflüßchens des Anio lag. Eine Untersuchung über die Lage desselben nahm Capmartin de Chaupy an Ort und Stelle vor und machte das Resultat in der Schrift «Découverte de la maison de campagne d'Horace» (3 Bde., Rom 1767—69) bekannt, nachdem schon vorher sein Begleiter Domenico de Sanctis, in der «Dissertazione sopra la villa di Orazio Flacco» (Rom 1761; 2. Aufl. 1768), das meiste benutzt hatte. Neuere Untersuchungen veröffentlichte Noël de Vergers in der Didotschen Ausgabe des Horaz «Ad modum Bondii» (Par. 1855), Rosa, im «Bullettino» des Archäologischen Instituts (Rom 1857). Nach den ältern Gelehrten lag das S. bei Licenza, etwa 18, nach den neuern bei Rocca Giovane, 15 km von Tivoli.

Sabinus, röm. Dichter, Zeitgenosse und Nachahmer Ovids, wird von letzterm in seinen Gedichten erwähnt. Man schrieb dem S. früher drei metrische Briefe zu, die als «A. Sabini epistolae tres» in Ausgaben Ovids (zuerst 1480) am Schlusse der «Heroiden» stehen und Antworten von Heroen auf drei Ovidische Heroenbriefe enthalten. Dieselben sind aber vielmehr von einem Italiener Angelus Quirinus S. im 15. Jahrh. verfaßt. Eine kritische Bearbeitung lieferte Lörs in seiner Ausgabe der «Heroiden» Ovids (Köln 1829—30).

Sabinus (Flavius), der ältere Bruder des Kaisers Vespasian, war unter Nero und Otho, sowie unter Vitellius, zu dem er nach Othos Besiegung überging, Präfekt der Stadt Rom. In dieser Stellung wurde er das Opfer der Erhebung seines Bruders. Als nämlich die Legionen von Mösien und Pannonien, die sich für Vespasian erhoben hatten, siegreich von Oberitalien her gegen Rom vorrückten, unterhandelte S. mit Vitellius, der sich bereit finden ließ, zu Gunsten des Vespasian abzutreten. Vitellius wurde aber von seinen Soldaten genötigt, die mit S. getroffene Übereinkunft zu brechen. S. flüchtete sich nun vor den Vitellianern mit den Anhängern Vespasians auf das Kapitol, das erstürmt und verbrannt wurde. S. fiel hierbei in Gefangenschaft und wurde von Vitellius dem seinen Tod verlangenden Pöbel preisgegeben (19. Dez. 69 n. Chr.).

Sabinus (Georg), deutscher Gelehrter und Dichter, eigentlich Schüler, geb. 23. April 1508 zu Brandenburg, wurde, nachdem er zu Wittenberg alte Litteratur und Jurisprudenz studiert, 1533 eine Reise nach Italien unternommen hatte und 1536 der Schwiegersohn Melanchthons geworden war, 1538 Professor der Poesie und Beredsamkeit zu Frankfurt a. O. und 1544 erster Rektor der Universität zu Königsberg, welche er jedoch infolge von Zerwürfnissen 1555 verließ, um in die Dienste des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg zurückzutreten. Er übernahm 1560 eine Gesandtschaft seines Hofs nach Italien, kehrte aber schwer erkrankt bald wieder zurück und starb bereits 2. Dez. 1560 zu Frankfurt a. O. Unter seinen Schriften zeichnen sich seine im Geiste Ovids verfaßten lat. Elegien aus, die unter dem Titel «Sabini carmina» (Lpz. 1563) erschienen. Vgl. Töppen, «Die Gründung der Universität zu Königsberg und das Leben ihres ersten Rektors Georg S.» (Königsb. 1844); Heffter, «Erinnerung an Georg S.» (Lpz. 1844); Fürstenhaupt, «Georg S.» (Berl. 1849).

Sabioneta, soviel wie Sabbioneta.

Sabismus, die Lehre der Sabier oder Mandäer (s. d.).

Sablé, Stadt im franz. Depart. Sarthe, Arrondissement La Flèche, an der Einmündung der Erve in die Sarthe, Station der Linien Le Mans-Angers, Sillé le Guillaume-S. und S.-Châteaubriant der Westbahn und der Linie La Flèche-S. der Orléansbahn, zählt (1881) 5253, als Gemeinde 6085 E. und hat ein Schloß aus dem 18. Jahrh., eine Burgruine, ein Collége, Fabrikation von Handschuhen, Wollspinnereien und in der Nähe Brüche schwarzen Marmors. S. hieß mittellat. Sabloilum, gehörte ehemals zu Maine und war unter den Bourbonen ein Marquisat. Am 20. Aug. 1488 schloß hier König Karl VIII. mit dem Herzog Franz II. der Bretagne einen Friedensvertrag.

Sables d'Olonne (Les), Arrondissementsstadt des franz. Depart. Vendée, in 6,2 m Höhe auf dem Dünensande des Atlantischen Meeres, unweit östlich der Pointe de l'Aiguille, gelegen, durch welchen ein Kanal zum Meere führt, Station der Linie Tours-S. der Staatsbahnen, hat einen Seehafen, ein Collége und eine hydrogr. Schule und zählt (1881) 9557, als Gemeinde 10420 E., welche Fischfang (Sardellen), Schiffbau, Schiffahrt und lebhaften Handel treiben. Bedeutende Arbeiten zur Sicherung der Stadt gegen das Meer und den Sand sind in Ausführung begriffen. Besuchte Seebäder und Salzgärten finden sich in der Nähe.

Sabon, in der Buchdruckerkunst Bezeichnung für einen Typengrad von 5 bis 8 Cicero. Man unterscheidet kleine und grobe S. Benannt ist die Schrift nach einem der ersten Drucker in Frankfurt a. M., Jakob Sabon. Jetzt bezeichnet man diese großen Schriftengrade nach ihrer Kegelstärke in Cicero.

Sabrina, Insel, s. unter Azoren.

Saburralzustand (Status gastrico-saburralis), veralteter Ausdruck für diejenigen Affektionen des Magendarmkanals, welche durch die Anhäufung und Zurückhaltung von sog. Unreinigkeiten (Saburrae, Sordes gastricae), insbesondere von unverdauten und gärenden Stoffen im Magen und Darm entstehen. (S. Darmentzündung, Kolik.)

Sacatepequez, Zacatepeques, Departem. der mittelamerik. Republik Guatemala, mit (1879) 36415 E., hat zur Hauptstadt Guatemala la Antigua. (S. u. Guatemala, Bd. VIII, S. 592b).

Saccharate (vom lat. sacchărum, Zucker) sind Verbindungen von Zucker mit Basen. Von diesen haben das Calcium-, Strontium-, Baryum-Saccharat größere technische Bedeutung, weil sie zur Gewinnung des Zuckers aus der Melasse dienen. Das Calcium-Saccharat wird ferner zur Reinigung oder Scheidung der Säfte in der Zuckerfabrikation benutzt. (S. Elution und Zuckerfabrikation.)

Saccharifikation, Verzuckerung, heißt der Umwandlungsprozeß, welchen das Stärkemehl unter dem Einfluß von Diastase oder verdünnten Säuren erleidet, wobei dasselbe in Maltose und Dextrin oder in Dextrose zerspalten wird.

Saccharimetrie (grch.), d. i. Zuckermessung, nennt man die Bestimmung des Gehalts einer festen Substanz oder einer Flüssigkeit an irgend einer Zuckerart. Besonders wichtig für die Praxis ist die Bestimmung des Rohrzuckergehalts im Safte der Runkelrüben, des Zuckerrohrs, des Sirups, des Rohzuckers, der Füllmassen, der Dünnsäfte und der Melasse. Man kann sich dabei der Methoden bedienen, welche die chem. Analyse an die Hand gibt. Diese sind: 1) die Gärungsmethode, bei welcher man die Zuckermenge berechnet aus der entwickelten Kohlensäure, die man erhält, wenn man eine gegebene Zuckerlösung in geistige Gärung versetzt; 2) die Fehlingsche Zuckerprobe, wonach man den in der gegebenen Lösung enthaltenen Zucker durch Sieden mit verdünnter Schwefelsäure in invertierten Rohrzucker verwandelt, alkalische Kupferlösung (Kupfervitriol mit weinsaurem Kali und Natronlauge) zusetzt und die dabei sich abscheidende Menge eines roten Niederschlags von Kupferoxydul bestimmt (es reduziert dabei 1 Äquivalent Zucker 10 Äquivalente Kupfersalz); 3) die Polarisationsmethode, die am schnellsten zum Ziele führt und auf dem Vermögen der Zuckerarten beruht, das Licht cirkular zu polarisieren. Man benutzt dazu Polarisations-Saccharimeter von Mitscherlich, Soleil, Ventzke und von Wild. Das Saccharimeter des letzteren heißt Polaristrobometer. Diese Apparate bestehen, wie die beistehende Figur zeigt, im wesentlichen aus einem auf dem Gestell K liegenden gläsernen geschwärzten Rohr m, welches an beiden Enden je ein Nicolsches Kalkspatprisma S und T trägt. Das dem Auge zunächst liegende Prisma T dreht man so lange, bis das Licht einer hellen Flamme, nach welcher man visiert, verschwindet, d. h. bis die Polarisationsebenen beider Prismen senkrecht aufeinander stehen. Dann gießt man in das Rohr durch eine seitliche Öffnung die zu untersuchende Zuckerlösung. Es wird nun beim Hindurchblicken das Gesichtsfeld nicht mehr dunkel, sondern in irgend einer Farbennuance des prismatischen Spektrums gefärbt erscheinen.



Saccharimeter.

Dreht man jetzt beim Hindurchblicken das mit einem Zeiger und einer Kreisteilung versehene Okularprisma T bei Rohrzuckerlösung rechts herum, so erscheinen nach und nach alle Spektralfarben in der Ordnung, wenn man vom Rot anfängt, durch Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett, und so bei jeder vollen Umdrehung wieder von neuem. Der Farbenwechsel zeigt sich besonders auffallend bei dem Purpur, welches beim Übergange des Violett in das Rot entsteht. Man hat diese Farbe die Übergangsfarbe (teinte de passage) genannt und bezieht auf diese in der Regel die Angabe des Ablenkungswinkels. Die Richtung der Drehung oder Ablenkung hängt ab von der Natur des Zuckers. Rohrzucker (Saccharose), Traubenzucker (Dextrose), Maltose und Milchzucker drehen die Polarisationsebene rechts herum, Fruchtzucker dagegen links. Die Stärke der Ablenkung hängt von der Stärke der Zuckerlösung und der Länge der Flüssigkeitssäule ab. Bei gleicher Länge der letztern wird man das Okularprisma um so weiter drehen müssen, damit man die Übergangsfarbe erhält, je mehr Zucker in der Lösung befindlich ist. Aus der Größe der

Drehung läßt sich dann die Stärke des Zuckergehalts berechnen. Bei dem am meisten gebrauchten Saccharimeter von Soleil dient zur Hervorbringung der Übergangsfarbe bei parallel fixiertem Nicol-Prisma eine bei r im Polarisator befindliche doppelte Quarzplatte, von welcher die eine rechts, die andere links drehend ist. Die Farbenänderung wird jedoch hier nicht durch Drehung des Analiseurs oder Polariskopes T aufgehoben, sondern durch einen Ausgleicher oder Kompensator c, welcher aus zwei senkrecht zur Achse geschliffenen Keilplatten von Bergkrystallen besteht. Der eine dieser Keile dreht die Polarisationsebene rechts, der andere links, so daß sich durch ihre gegenseitige Verschiebung mittels des Triebes b die rechts vorhandene Wirkung der Zuckerlösung ausgleichen läßt. Um den Schwierigkeiten bei der Beurteilung der Farben zu entgehen, haben Laurent u. a. m. in neuerer Zeit Halbschattensaccharimeter konstruiert, bei welchen die leichter zu beurteilende gleiche Beschattung der beiden Hälften des Gesichtsfeldes statt jener gleichen Farbentöne herzustellen ist. Saccharimeter zur Bestimmung des Zuckers im Urin heißen Diabetometer. Vgl. Frühling und Schulz, »Anleitung zur Untersuchung der Produkte der Zuckerindustrie« (2. Aufl., Braunschw., 1881); Stammer, »Wegweiser in der Zuckerfabrikation« (Braunschw. 1876; Ergänzung 1881).

Saccharomyces, Hefepilze, s. unter Cryptococcus.

Saccharose (Rohrzucker), s. unter Zucker.

Saccharum *L.*, s. Zuckerrohr.

Sacchini (Antonio Maria Gasparo), bedeutender ital. Komponist, geb. zu Pozzuoli (bei Neapel) 23. Juli 1734 als der Sohn armer Fischersleute, gelangte durch Durantes Protektion in das Konservatorium di San-Onofrio zu Neapel, wo er sich besonders als Violinspieler bildete, Gesangsunterricht von Gennaro Manna erhielt und von Durante in der Komposition unterwiesen wurde. Er schrieb 1762 für Rom die Oper »Semiramide«, die Glück machte, und ließ eine Reihe ähnlicher Werke folgen. Der Erfolg, den 1768 sein »Allessandro nell' Indie« in Venedig hatte, brachte ihm das Amt eines Direktors des Konservatoriums dell' Ospedaletto in dieser Stadt, in welcher Stellung er treffliche Gesangschüler bildete und viel für Kirche und Theater komponierte. S. hatte bereits gegen 50 Opern geliefert, als er sich Ende 1771 nach Deutschland und im April 1772 nach London wandte, wo er 10 Jahre verweilte und unter andern Opern »Tamerlano«, »Nitetti«, »Perseo«, »Creso«, »Enea e Lavinia« produzierte. Wiewohl er viel Geld erwarb, brachte ihn doch seine Verschwendung in so große Verlegenheit, daß er 1782 nach Paris entwich. Hier gelangte in der Großen Oper 1783 sein »Renaud« (Umarbeitung von »Rinaldo et Armida«) zur Aufführung, ebenso 1783 die Oper »Chimène« (Umarbeitung des »Gran Cid«) und 1784 »Dardanus«. Seine letzte und bedeutendste Oper war »Oedipe à Colone« die erst im Febr. 1787 mit Erfolg über die Bühne ging, als S. bereits (7. Okt. 1786) gestorben war. S. gehört zu den begabtesten und fruchtbarsten Komponisten der neapolitan. Schule, dessen Werke dauernden Wert besitzen.

Sacco, im Altertum Trerus, rechter Nebenfluß des Garigliano (Liris) in der ital. Provinz Rom, entspringt bei Palestrina, fließt auf der Nordseite der Monti Lepini (Volskerberge) in südöstl. Richtung und mündet nach einem Laufe von 70 km.

Sacedon, Bezirkshauptort in der span. Provinz Guadalajara, 4 km links vom Tajo und ebenso weit rechts von dessen Nebenfluß Guadiela, 583 m über dem Meere, hat 1903 E. und südöstlich am Guadiela die sehr besuchten warmen Mineralbäder La Isabela mit königl. Schloß.

Sacellum (lat.), bei den alten Römern ein kleines Heiligtum; in kath. Kirchen eine einzelne, einem Heiligen geweihte Kapelle.

Sacerdos (lat.), Priester; Sacerdotium, Priesteramt, Priestertum; sacerdotal, priesterlich.

Sacer morbus (lat., »heilige Krankheit«), soviel wie Epilepsie.

Sachalin (d. i. Schwarz), von den Japanesen Karaftu (Krafto) oder Karafuto auch Taraika genannt, russ. Insel im Ochotskischen Meer, erstreckt sich in der Richtung von Norden nach Süden vom Kap Elisabeth unter 54° 24' nördl. Br. bis zum Kap Crillon unter 45° 57' und umfaßt 63609 qkm. Vom asiat. Festlande im Westen ist sie durch die enge und seichte Mamiastraße und den tatar. Kanal, von der japan. Insel Jeso im Süden durch die La-Peyrousestraße getrennt. Im Osten wird sie vom Stillen Ocean bespült. S. ist größtenteils bergig. Vom Süden nach Norden zieht sich in mehrern Ketten ein granitiges, schroffes, den größten Teil des Jahres mit Schnee bedecktes Gebirge hin, dessen höchste Erhebungen der Berniset oder Poronuburi (etwa 1300 m hoch), der Toara und Itschara sind. Die Küste ist meist steil und felsig, nur gegenüber der Amurmündung und an andern Teilen der Westküste zeigen sich Dünen. Von den Bergen fallen zahlreiche kleine Gewässer ins Meer, die wegen der geringen Breite der Insel alle nur einen kurzen Lauf haben. Der einzige brauchbare Hafen der Insel ist die Mündung des Tim auf der Ostseite. Das Klima der Insel ist sehr verschieden, da sich dieselbe über acht Breitengrade erstreckt. Im Norden und Osten herrscht ein strenges, continentales Klima, während der Süden gemäßigter ist. Das Mineralreich bietet Granite, graue Kalksteine, bituminöse Schiefer und Kohlen bei Dui an der Jonquièrebai und an der Langlebai. Die Pflanzenwelt zeigt zwei verschiedene Gebiete. Im Nordosten herrscht die Daurische Lärche vor, zu der sich Kiefern und ausgedehnte Tundren gesellen. Der Südwesten ist vorwiegend von immergrünem Nadelwald, einer Edeltanne und der ajanischen Fichte (Abies ajanensis) eingenommen. Die Tierwelt ist, namentlich im Norden, jener an der Amurmündung ähnlich. Man hat das Renntier, den Edelhirsch, das Reh, das Elen, den Moschusochsen, Bären, Zobel und Füchse beobachtet. Flüsse und Buchten wimmeln von lachsartigen Fischen, die gesalzen und getrocknet einen Ausfuhrartikel bilden. Der Südseewalfisch ist in den umgebenden Meeren sehr häufig und lockt die Walfischfänger in diese Gegenden. In der Bevölkerung, die auf 16000 E. geschätzt wird, unterscheidet man drei verschiedene Stämme. Im Norden wohnen die Giljaken (etwa 2000) in kleinen Dörfern. Sie sind Fischernomaden, welche noch ganz im Schamanentum verharren. Einige Striche im Osten sind von den Oroken (auf Tungusisch: Oltscha), einem Tungusenstamme, besetzt, welche Renntiere halten und Handel mit Pelzen und Seehundsfellen treiben. Im Süden wohnt das in Lebensweise den Tungusen verwandte, von allen Völkern Ostasiens aber verschiedene Volk der Ainos (s. d.). Russen halten sich in kleinen

Stationen längs der Küste des Handels wegen auf. Die Chinesen machten sich, vom Amur kommend, den nördl. Teil der Insel im Anfange des 18. Jahrh. tributpflichtig, während im Süden die Japanesen ihre Herrschaft ausdehnten. Nach der Eroberung der Amurlande (s. d.) fiel der Norden den Russen zu und durch den 7. Mai 1875 zu Petersburg und 22. Aug. 1875 zu Tokio unterzeichneten Vertrag kam auch die Südhälfte an Rußland, welches dagegen die ihm bisher noch gehörigen nördl. Kurilen (s. d.) an Japan abtrat. In neuester Zeit ist S. ein Deportationsort für Kriminalverbrecher geworden. Vgl. Frdr. Schmidt, «Reisen im Amurlande und auf der Insel S.» (Petersb. 1868); Poljakow, «Reise nach der Insel S. 1881—82» (aus dem Russischen von Arzruni, Berl. 1884).

Sachalin-Ula, Fluß, s. Amur.

Sachalin-ula-choton, chines. Stadt, s. Aigun.

Sacharja, s. Zacharia.

Sachau (Karl Eduard), Orientalist, geb. 20. Juli 1845 zu Neumünster in Holstein, studierte in Kiel und Leipzig klassische und orient. Sprachen, hielt sich dann zum Zweck des Studiums orient. Handschriften in Berlin und London auf, wurde 1869 außerord., 1872 ord. Professor für semitische Sprachen in Wien, 1876 als Professor der orient. Sprachen nach Berlin berufen. Er veröffentlichte Gawâlîkîs «Almuarrab» (ein Lexikon von Fremdwörtern im Arabischen, Lpz. 1867), «Theodori Mopsuesteni fragmenta Syriaca» (Lpz. 1869), «Inedita Syriaca» (syr. Übersetzung von griech. Schriftwerken, Wien 1870), eine Ausgabe von Alberunis «Chronologie orient. Völker» (arab., Lpz. 1878; engl., Lond. 1879), «Syrisch-röm. Rechtsbuch aus dem 5. Jahrh. (mit Bruns, Lpz. 1880), «Über die Lage von Tigranocerta» (Berl. 1880), «Reise in Syrien und Mesopotamien» (Lpz. 1883).

Sachbeschädigung, ein erst durch die neuere Gesetzgebung aufgestelltes Vergehen, ist vorsätzliche, rechtswidrige Beschädigung oder Zerstörung fremder Eigentumsobjekte (Reichsstrafgesetzbuch, §. 303). Es ist fraglich, ob unter Beschädigung auch eine dauernde Gebrauchsentziehung verstanden werden darf. Die S. wird als Antragsvergehen mit Geldbuße bis zu tausend Mark oder Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft; strafbar ist auch der Versuch. S. an den in §. 304 genannten Gegenständen und andererseits gänzliche oder teilweise Zerstörung von in fremdem Eigentum stehenden, in §. 305 genannten, Bauwerken werden schwerer gestraft. Vgl. Berner, «Lehrbuch des deutschen Strafrechts» (14. Aufl., Lpz. 1886).

Sache (res) ist alles, was bloß Objekt des menschlichen Handelns, nicht eine Person ist, also die ganze unfreie Natur, die leblose wie die lebendige. Da S. den Zweck ihres Daseins sich nicht selbst zu geben vermögen, so widerfährt ihnen kein Unrecht, wenn sie menschlicher Willkür unterworfen und zum Gegenstand von Rechten gemacht werden. Vom Mißbrauch einer S. läßt sich daher nur insofern sprechen, als derartige Einwirkungen dem Rechte anderer zu nahe treten. Selbst belebte S., wie Tiere (Moventien), setzen ihrem Gebrauch an und für sich keine rechtliche Grenze, und die Verbote gegen Tierquälerei nehmen weniger das Tier als das menschliche Gefühl in Schutz. Die Alte Welt sah auch den Sklaven als Sache an, und erst der stille Zug der Zeit hat die notwendige Rechtsfähigkeit des Menschentums hier zur allmählichen Geltung gebracht. Als das Willenlose kann die S. keine Rechte haben, und wenn man z. B. von Rechten bestimmter Grundstücke spricht, so sind dabei immer nur Rechte des jedesmaligen Besitzers in Frage. Im Güterverkehr bezeichnet S. namentlich einen übertragbaren Wert, und es können deshalb auch zukünftige Produkte der menschlichen Thätigkeit und vorausgenommene Ergebnisse eines obligatorischen Verhältnisses als «unkörperliche S.» verkauft, verschenkt, vermacht und auf sonstige Weise an andere überlassen werden. Die Unterscheidung zwischen öffentlichem und Privatrecht gelangt hinsichtlich der S. insofern zu Geltung, als manche Rechtsobjekte wegen ihrer notwendigen Beziehung auf ein geschichtlich Allgemeines dem Verkehr und seinem beliebigen Umsatze entzogen sind (res extra commercium). So können sich z. B. kirchliche Gebäude und heilige Gerätschaften (res sacrae) als solche nur im Eigentum einer Kultusgemeinde, Befestigungswerke, Zeughäuser, Kriegsschiffe (res publicae) bloß im Besitze des allein kriegsberechtigten Staats befinden.

Sacheinrede, s. unter Einrede.

Sachenrecht ist derjenige Teil des Privatrechts, welcher sich mit der Lehre vom Eigentum (dominium) und den dinglichen Rechten (jura in re aliena) beschäftigt. Sowohl das Eigentum wie die dinglichen Rechte (Servitut, Hypothek, Emphyteusis und Superficies) haben es mit einer unmittelbaren rechtlichen Herrschaft einer Person über eine Sache zu thun, nur daß sich diese Herrschaft beim Eigentum als eine vollständige, bei den dinglichen Rechten hingegen als eine nur teilweise darstellt. Gegen Störungen werden die S. durch dingliche Klagen (actiones in rem) gerichtlich geltend gemacht. Den jurist. Gegensatz der S. bilden die Forderungsrechte, deren Existenz vom Mitwollen eines bestimmten Dritten bedingt ist; hiermit hängt es zusammen, daß im allgemeinen den Forderungsrechten der Charakter des Flüchtigen, Transitorischen, den S. hingegen der des relativ-dauernden, in sich Ruhenden, eigentümlich ist.

Sacher-Masoch (Leop. von), Romanschriftsteller, geb. zu Lemberg 27. Jan. 1836, studierte Jurisprudenz zu Prag und Graz, habilitierte sich dann 1855 an letzterer Universität und veröffentlichte die histor. Arbeiten: «Der Aufstand in Gent unter Kaiser Karl V.» (Schaffh. 1857) und «Ungarns Untergang und Maria von Österreich» (Lpz. 1861), verließ jedoch bald die akademische Laufbahn, um sich der belletristischen Schriftstellerei zu widmen. Nach dieser Richtung hin entwickelte S. eine außerordentliche Produktivität. Von seinen namhaften Romanen, Novellen und Schilderungen sind zu nennen: «Das Vermächtnis Kains» (Tl. 1: «Die Liebe», 2 Bde., Stuttg. 1870; Tl. 2: «Das Eigentum», Lpz. 1877), «Falscher Hermelin» (Lpz. 1873), «Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten» (Lpz. 1874). In seinem Roman «Kaunitz» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1873) hat er treffende Schilderungen aus den Kulturzuständen Österreichs im 18. Jahrh. gegeben, während er in dem Roman «Die Ideale unserer Zeit» (3. Aufl., Bern 1875) deutsche Zustände (Gründerschwindel u. dgl.) geißelt. Die Novelle «Der Emissär» (Prag 1863) ist eine farbenreiche Erzählung aus dem galiz.-poln. Leben. Ein Lustspiel S.s: «Die Verse Friedrichs d. Gr.» (Schaffh. 1864), hat nur wenig Anklang gefunden. S.s Romane und Novellen zeigen oft bei den

unzweifelhaften Vorzügen einer lebhaften und plastischen Darstellung eine große Hinneigung zum Sinnlichen und Pikanten. Auf die Angriffe, welche er in dieser Beziehung erfuhr, antwortete er in der heftig polemischen Schrift «Über den Wert der Kritik» (Lpz. 1873). Seit 1873 wohnte er zuerst zu Bruck a. d. Mur bei Graz, siedelte später nach Graz und 1880 nach Budapest über, wo er die Wochenschrift «Belletristische Blätter» veröffentlichte; seit 1881 lebt er in Leipzig, wo er 1881—85 die internationale Revue «Auf der Höhe» herausgab.

Sachs (Hans), der hervorragendste unter den deutschen Dichtern des 16. Jahrh., wurde 5. Nov. 1494 als der Sohn eines Schneiders in Nürnberg geboren. Für den Handwerkerstand bestimmt, erhielt er doch eine gelehrte Bildung auf der Lateinschule seiner Vaterstadt. Nachdem er seine Lehrjahre als Schuhmacher vollendet und bei dem Leinweber Leonhard Nunnenbeck die Anfangsgründe des Meistergesangs erlernt hatte, begann er 1511 seine Wanderschaft und arbeitete in Regensburg, Passau, Salzburg, Hall im Innthal, Braunau und Wels. Im J. 1513 zog er nach München, arbeitete später als Schuhmacher noch in Leipzig, Lübeck, Osnabrück, kehrte 1516 in seine Heimat zurück, wurde Meister in seiner Zunft, verheiratete sich 1519 und lebte seitdem, geachtet und geehrt von Mitbürgern und Fremden, der Ausübung seines Handwerks und der Dichtkunst. Nach dem Tode seiner ersten Frau verheiratete er sich noch einmal 1561. Er starb 19. Jan. 1576. Sein Denkmal in Nürnberg wurde 24. Juni 1874 enthüllt.

Die Bedeutung Hans S.' liegt nicht in seinen Meistergesängen, die er nicht in die Sammlung seiner Werke aufnahm, sondern in den außerhalb der Schule entstandenen Dichtungen. Jene sollten nur der Nürnberger Meisterschule zugute kommen, welcher seit Hans S. tüchtige sittliche Lebensanschauung und reger Eifer für das Reformationswerk eigen blieb. Der kirchlichen Bewegung seiner Zeit schloß sich Hans S. schon früh aus tiefer Überzeugung und mit großem Verständnis an. Luthers Auftreten begrüßte er 1523 durch ein Gedicht, welches nicht wenig zur Förderung der Reformation in den Kreisen des Bürgertums beitrug: «Die Wittenbergisch Nachtigall, die man ietz höret überall» (sprachlich erneuert von K. Siegen, Jena 1883). Auch dichtete er geistliche Lieder, die teils einzeln, teils in Sammlungen an die Öffentlichkeit gelangten, und erörterte reformatorische Fragen in dialogischer Form. In seinen weltlichen Dichtungen steht Hans S. hoch über allen Dichtern des 16. Jahrh., sowohl durch die Fülle des Inhalts als durch die Mannichfaltigkeit in der Wahl der Formen und die glückliche Behandlung derselben. Überhaupt befindet er sich auf der Höhe der poetischen Bildung seiner Zeit. Mit gleicher Kenntnis beherrscht er die Geschichten und Sagen des klassischen Altertums wie den gesamten Reichtum der Zeit an novellistischen Stoffen, Anekdoten und meist aus der Volksüberlieferung geschöpften Schwankerzählungen. Auch die deutsche Heldensage verstand er für seine Zeit neu zu beleben. Der reiche Schatz des Wissens, den er sich angeeignet hatte, fügt sich unter seiner Hand den entsprechenden Formen und der dem Sinne des Volks gerechten Behandlung. In ihm erscheint der Kampf der Zeit zwischen der gelehrten Richtung und dem Volksmäßigen ausgeglichen. Dabei beruht seine Dichtung durchaus auf ernster und doch milder sittlicher Anschauung. Alles wird von seltener Lebensweisheit getragen und ist von der Heiterkeit eines reinen und friedlichen Gemüts durchdrungen.

Den Gattungen nach lassen sich die Gedichte Hans S.' in folgender Weise übersichtlich einteilen: Lehrgedichte in mannichfacher Einkleidung, als Vision oder in ähnlicher allegorischer Form, oft als Wechselrede; Sprüche und poetische Gespräche; Fabeln und Parabeln; erzählende Gedichte, unter denen die Schwänke, welche ihre Stoffe meist aus dem Leben nehmen, wohl von keinem Dichter übertroffen worden sind; endlich dramatische Dichtungen. Für das eigentliche Wesen des Dramas hatte Hans S., wie seine ganze Zeit, kein Verständnis. Der Zweck der dramatischen Form lag für ihn nur in der lebendigern Vorführung einer Handlung vor den Augen der Zuschauer. Die Darstellung ist demnach vorwiegend episch. Unter den Dichtungen dieser Art stehen die «Fastnachtspiele» obenan, eine Gattung, welche durch ihn mit einem bedeutendern Gehalt erfüllt wurde. Neu herausgegeben wurden dieselben von Götze in den «Neudrucken deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts» (5 Bde., Halle 1880—84). Man kann Hans S. als den fruchtbarsten aller deutschen Dichter bezeichnen. Um die Mitte des J. 1536 gibt er die Zahl seiner Gedichte zu 5000 «oder mehr» an. Beim Beginn des J. 1567 zog er die Summe aller seiner Dichtungen. Dieselbe betrug in 16 Büchern «Meistergesänge» 4275 Nummern. Ferner fand er 17 Spruchbücher und ein unvollendetes mit Dramen (208), geistlichen und weltlichen Gesprächen, Sprüchen, Fabeln und Schwänken, Dialogen in Prosa, Psalmen und geistlichen Liedern, «Gassenhauern, Liedern vom Kriegsgeschrei, auch ettlichen Bulliedern», im ganzen 6048. Zu diesen kamen bis zu seinem Tode noch mehrere hinzu. Bei der Sammlung seiner Werke schied Hans S. alle Meisterlieder aus, ebenso auch die strophischen Gedichte. Während seines Lebens erschienen 792 Stücke in 3 Bänden, nach seinem Tode 642 Nummern in 2 Bänden.

Die von Hans S. selbst besorgten Ausgaben sind: 1) «Sehr Herrliche Schöne vnd wahrhaffte Gedicht. Geistlich vnd Weltlich u. s. w.» (Nürnb. 1558, 1560, 1570, 1589, 1590); 2) «Das ander Buch u. s. w.» (Nürnb. 1560, 1570, 1590, 1591); 3) «Das dritt vnd letzt Buch u. s. w.» (Nürnb. 1561, 1577, 1588, 1589). Diesen drei Bänden folgten nach seinem Tode: 4) «Das vierdt Buch u. s. w.» (Nürnb. 1578); 5) «Das fünfft vnd letzt Buch u. s. w.» (Nürnb. 1579). Nachdrucke erschienen zu Kempten (1612) und Augsburg (1712). In Zwickau wurden 1853 13 Bände Handschriften aufgefunden, andere in Dresden und Göttingen. Autographische Gedichte finden sich in der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Seit dem Eintritt des Kunstcharakters der deutschen Dichtung im 17. Jahrh. wurde Hans S. vergessen und sein Wert verkannt. Als Goethe 1774 mit den Vorstudien zu «Faust» beschäftigt war, kam er auch zu Dichtungen des alten Meisters. Die Eindrücke, die er von ihnen empfing, legte er in dem Gedicht nieder: «Erklärung eines alten Holzschnitts, vorstellend Hans S.' poetische Sendung» (zuerst in Wielands «Deutschem Mercur», Aprilheft 1766). Seit Goethes warmer Anerkennung wurde von Hans S.' Gedichten einzelnes in Auswahl wieder gedruckt; ein vollständiger Wiederabdruck seiner sämtlichen gedruckten Sachen in der Bibliothek des

Litterarischen Vereins zu Stuttgart, von Adelbert von Keller, später von E. Götze besorgt, ist bis zu dem 14. Bande vorgeschritten. Hervorzuheben sind ferner: «Proben aus Hans S.' Werken» von Bertuch (Weim. 1778); «Hans S.' sehr herrliche Gedichte», von Häßlein (Bd. 1, Nürnb. 1781); «Werke», herausgegeben von Büsching (3 Bde., Nürnb. 1816—24); «Hans S. im Gewande seiner Zeit» (Gotha 1821); «Hans S. Eine Auswahl», von Götz (11 Bdchn., Nürnb. 1824—30); «Schwänke», herausgegeben von Nasser (Kiel 1827); «Hans S. Eine Auswahl aus dessen Werken», von G. W. Hopf (Bd. 1 u. 2, Nürnb. 1856); «Deutsche Dichter des 16. Jahrh. Mit Einleitungen und Worterklärungen», herausgegeben von K. Gödeke und J. Tittmann (Bd. 4—6: «Dichtungen von Hans S.», Lpz. 1870—71, 2. Aufl. 1883—85, von E. Götze besorgt). Sein dramatischer Schwank «Das heiß' Eisen» wurde für die neuere Bühne bearbeitet von R. Genée (Wien 1876). Eine Auswahl seiner Werke mit Biographie gab Arnold in der «Deutschen Nationallitteratur» (Bd. 45 und 48, 2 Bde., 1884), seiner Spruchgedichte mit Einleitung und Anmerkungen A. Engelbrecht (Naumb. a. S. 1879) heraus, welcher 1885 auch ein unbekanntes Gedicht von S. in Gesprächsform, auf die Belagerung Nürnbergs durch den Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, auf der berliner Bibliothek gefunden hat. Hauptquelle für Hans S.' Leben ist M. Salomon Ranisch, «Histor.-kritische Lebensbeschreibung Hans S.'» (Altenb. 1765). Von neuern Schriften sind zu nennen: Hofmann, «Hans S. Sein Leben und Wirken» (Nürnb. 1847); Neumann, «Über einige Handschriften von Hans S., nebst ungedruckten Gedichten» (Lpz. 1843); E. Weller, «Der Volksdichter Hans S. und seine Dichtungen» (Nürnb. 1868); Lützelberger, «Hans S., sein Leben und seine Dichtungen» (Nürnb. 1874).

Sachs (Jul. von), ausgezeichneter Pflanzenphysiolog, geb. 2. Okt. 1832 zu Breslau, besuchte daselbst das Gymnasium und studierte 1851—56 zu Prag, wo er gleichzeitig Privatassistent des Physiologen Purkinje war. Hierauf habilitierte er sich 1856 an der Universität Prag als Privatdocent für Pflanzenphysiologie, wurde 1859 Assistent an der Forstakademie zu Tharandt, 1861 Professor an der landwirtschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf, 1867 Professor der Botanik an der Universität Freiburg und 1868 an der Universität zu Würzburg. Seine wissenschaftlichen Forschungen betreffen die Ernährungsbedingungen der Pflanzen, die Assimilationsthätigkeit des Chlorophylls, die Bewegung der assimilierten Stoffe im Pflanzengewebe, den Einfluß von Wärme und Licht auf das Wachstum der Pflanzen und die Mechanik dieses Wachstums. Die Resultate dieser Forschungen sind meist in Fachzeitschriften und in den von ihm seit 1871 herausgegebenen «Arbeiten des botan. Instituts in Würzburg» niedergelegt, sowie in den Werken: «Handbuch der Experimentalphysiologie der Pflanzen» (Lpz. 1865), «Lehrbuch der Botanik» (Lpz. 1868; 4. Aufl. 1874) und «Vorlesungen über Pflanzenphysiologie» (Lpz. 1882). Auch schrieb er eine «Geschichte der Botanik vom 16. Jahrh. bis 1860» (Münch. 1875).

Sachsa, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Nordhausen, am Südrande des Harzes, Station (Tettenborn-S., 4 km vom Orte) der Linie Soest-Nordhausen der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 1671 E. und hat eine Cigarrenfabrik, eine Mostrichfabrik, Liqueurfabrik, Ziegelei und Baugewerbe, Weberei und Zimmerei. Nordwestlich befindet sich der 605 m hohe Rabensberg (Ravenskopf), ein vielbesuchter Aussichtspunkt.

Sachse-Hofmeister (Anna), Sängerin, geb. 26. Juli 1852 in Gumpoldskirchen bei Wien, wurde von Frau Passy-Cornet und Kapellmeister Proch ausgebildet und debütierte, 19 Jahre alt, in Würzburg als Valentine. Nachdem sie eine Saison Mitglied des Theaters zu Würzburg gewesen, kam sie als Primadonna nach Frankfurt a. M. und von hier 1876 an die Hofoper in Berlin, wo sie sich (1878) mit dem Tenorbuffo Sachse verheiratete. In demselben Jahre folgte sie einer Berufung an das dresdener Hoftheater und vertauschte dieses 1880 mit dem Stadttheater in Leipzig, kehrte aber schon 1881 wieder an das Hoftheater nach Berlin zurück. Ihre technisch brillant geschulte Stimme ist von großer Frische, Ausgiebigkeit und schönem Vortrag, ihr von blendenden Mitteln unterstütztes Spiel vornehm. Ihr Repertoire umfaßt alle ersten Rollen der großen Oper.

Sachseln, Dorf, s. unter Sarnen.

Sachsen (Saxŏnes), ein deutscher Volksstamm, dessen Name man von einer Waffe, dem Sahs (d. i. Messer, kurzes Schwert, eigentlich Steinwaffe), ableitet, werden zuerst von Ptolemäus im Süden der Cimbrischen Halbinsel erwähnt, wo sie zwischen der Eider, Elbe, die sie von den Chauken trennte, und der Trave wohnten. Der Name dieser nordalbingischen S. verbreitete sich im 3. Jahrh. auf einen Völkerbund, in welchem sich außer den S. namentlich die Cherusker, die Angrivarier (Engern) zu beiden Seiten der Weser und der größte Teil der Chauker, mit Ausnahme der an der Küste zwischen der Weser- und Emsmündung wohnenden, die sich den Friesen anschlossen, vereinigt hatten. In das röm. Gebiet machten sie zu Lande Einfälle unter Julian, mit den Franken verbunden, und unter Valentinian I., der sie bei Deutz 373 schlug. Bedeutender waren ihre Raubzüge zur See gegen die brit. und gallischen Küsten, die sich lange Zeit wiederholten seit dem J. 287, wo der Menapier Carausius, mit dem Kriege gegen sie von Kaiser Maximianus beauftragt, sich mit ihrer Hilfe der Herrschaft in Britannia (s. d.) bemächtigte. Auf der Nordküste von Armorica, in der heutigen Normandie, hatten sich S. als röm. Söldner und Bundesverwandte schon zu Anfang des 5. Jahrh. festgesetzt, sodaß der Landstrich von ihnen den Namen der sächs. Küste (litus Saxonicum) trug. Sie fochten mit auf den Catalaunischen Feldern gegen Attila. Auch an der Loiremündung ließen sich S. nieder; beide verschwinden später unter fränk. Herrschaft. In Britannien dagegen wurde um die Mitte des 5. Jahrh. von den nordalbingischen Angelsachsen (s. d.) die sächs. Herrschaft für lange Zeit begründet. Die in Deutschland gebliebenen S., zum Unterschied von den letztern häufig Altsachsen benannt, erweiterten ihr Gebiet, wie es scheint, schon früh. Gegen Nordwesten, wo die Brukterer und Chamaver besiegt sich ihnen anschlossen, reichten sie bis an Yssel und Rhein, weiter südlich grenzten sie gegen Westen an die Ripuarischen Franken, die das Rheinthal innehatten, gegen Süden wohnten sie bis zur Sieg, über die Diemel bis nahe an die Eder, wo der sächs. Hessengau; weiter östlich bildeten Weser und Werra gegen die Franken, die südlichsten Teile des Harzes gegen

die Thüringer ihre Grenze; gegen Osten hatten sie sich in dem alten Lande der Longobarden und Angeln bis zur Elbe und untern Saale ausgebreitet und stießen dort an die im german. Lande eingewanderten Slawen; gegen Norden machte die Nordsee und von der Weser westlich fries. Land die Grenze. Mit den Franken verbunden zerstörten sie 531 das Reich der Thüringer und erhielten das Land zwischen Harz und Unstrut; bald aber gerieten wenigstens ihre südl. Gaue selbst in fränk. Abhängigkeit. Chlotar I. siegte 553 über sie an der Weser. Die südöstl. Landstriche an der Bode und untern Saale wurden von den Franken mit Schwaben (Nordschwaben) bevölkert, als die sächs. Bewohner sie verlassen hatten, um sich dem Zuge der Longobarden nach Italien 568 anzuschließen. Unzufrieden, daß sie in Italien nach longobard. Recht leben sollten, wendeten sich die S., 20000 Mann stark, nach Gallien. Hier wies sie aber König Siegbert in ihre Heimat zurück, wo sie den Schwaben unterlagen. Auch noch weiter nördlich wurden an der Elbe Thüringer angesiedelt (Nordthüringen); das Land selbst aber wie Nordschwaben gehörte zu Sachsen.

Bei der Schwäche der merovingischen Könige blieb eine dauerhafte Unterjochung der S. dem Hause der Karolinger vorbehalten. Unter Pippin dem Kleinen hatten sie sich 744 des bayr. Herzogs Odilo, 748 des Halbbruders Pippins, Griso, angenommen. Pippin drang daher 753 an der Lippe bis zur Weser und zwang sie zu einem Tribut von 300 Pferden; schon 758 mußte er jedoch den Krieg gegen sie erneuern. Seit dieser Zeit treten drei Abteilungen hervor, nämlich Westfalen, Engern und Ostfalen, zu denen als vierter Hauptzweig die Nordalbinger hinzukamen. Jede Gruppe zerfiel in Gaue unter gewählten Häuptlingen oder Ältermännern. Nur im Kriegsfalle vereinigte man sich wohl über die Wahl eines gemeinsamen Heerführers oder Herzogs; doch hat sich niemals die Gewalt eines solchen über ganz Sachsen erstreckt. Das Volk zerfiel in Edelinge, Freie (Frilinge), Hörige (Liten oder Lazzen) und Knechte. Karl d. Gr. begann 772 die Reihe von Kriegen, durch welche er die S. seiner Herrschaft unterwarf und von ihrem alten heidnischen Glauben zum Christentum zwang. Gleich in dem ersten Feldzuge eroberte er die sächs. Feste Eresburg an der Diemel, zerstörte die Irmensäule und empfing Geiseln. Aber schon 774 fielen die S. unter Wittekind und Albio, die sie sich zu Anführern erwählt hatten, in den fränk. Hessengau ein. Karl kehrte aus Italien zurück, drang 775 an der Ruhr aufwärts, zerstörte Siegburg, erzwang den Übergang über die Weser bei Brunsberg und ging bis zur Oder vor. Die Ostfalen unter ihrem Fürsten Hassio, die Engern unter Bruno und die Westfalen ergaben sich; als aber Karl in Italien war, standen sie von neuem auf. Karl zog 776 wieder gegen sie, und auf dem Reichstage zu Paderborn erschienen viele Edelige und ließen sich taufen. Wittekind war zu den Dänen entflohen. Er kehrte 778 zurück, als Karl in Spanien war, und fiel ins fränk. Rheinland ein, das von Deutz bis Koblenz verheert wurde. Eine neue Unterwerfung erfolgte, als Karl wieder in den J. 779 und 780 das sächs. Land, diesmal bis zur Elbe, wo die Ohre mündet, durchzog. Die S. galten als unterworfen, und 782 hielt Karl d. Gr. unter ihnen in Lippspringe seinen Reichstag. In demselben Jahre wurde jedoch ein fränkisches Heer, das gegen die Sorben, die in Thüringen eingefallen waren, ziehen sollte, am Süntelberg auf dem rechten Weserufer von S. überfallen und vertilgt. Zur Strafe ließ Karl, als sich ihm, da er selbst erschien, das Volk wieder unterwarf, 4500 sächs. Gefangene zu Verden an der Aller als Empörer hinrichten.

Da erhoben sich 783 alle sächs. Stämme. Wittekind stellte sich an die Spitze, aber sie wurden in zwei großen Feldschlachten bei Detmold und an der Hase überwunden. Längerer Widerstand war unmöglich. Wittekind und Albio, die zu den nordalbingischen S. zurückgewichen waren, unterwarfen sich 785, erschienen vor Karl zu Attigny in der Champagne, nahmen die Taufe und blieben seitdem treu. Damit schloß die erste Periode des Sachsenkriegs. Während derselben war auf einer Reichsversammlung zu Paderborn ein Gesetz für die S. erlassen (capitula de partibus Saxoniae), welches mit blutiger Strenge jedes Vergehen gegen die christl. Kirche und die fränk. Herrschaft bedrohte, auch die Zahlung des Kirchenzehnten auferlegte. Im übrigen behielten die S. ihre persönliche Freiheit und ihr altes Volksrecht, nur daß Verwaltung und Gerichtswesen nach fränk. Muster organisiert wurde. Die nächsten Jahre blieb Sachsen unterwürfig; aber man ertrug nur ungern die fremde Herrschaft, und namentlich die ungewohnte Abgabe des Zehnten ward schwer empfunden. Zwischen der Elb- und Wesermündung brach 792 ein neuer Aufstand aus, der sich bald über das ganze Land verbreitete. Dieser zweite Sachsenkrieg dauerte gleichfalls über zehn Jahre. Auch die Nordalbinger wurden mit hineingezogen, während der benachbarte slaw. Stamm der Obotriten als Bundesgenosse der Franken erscheint. Große Feldschlachten werden nicht erwähnt, ebenso wenig hervorragende sächs. Häuptlinge. Karl wandte dieselben Mittel an wie früher. Die aufständischen Distrikte wurden verwüstet und die wehrhafte Mannschaft zu Tausenden hinweggeschleppt. In einzelnen Gegenden ward sogar ein Drittel der ganzen Bevölkerung mit Weib und Kind weggeführt und in andern Provinzen angesiedelt. Das entvölkerte Wagrien überließ Karl den Obotriten. Während dieser Kämpfe ist mehrfach von Verträgen und Friedensschlüssen die Rede. Doch können diese nur lokale Abkommen mit einzelnen Gaugemeinden gewesen sein, und die Erzählung eines spätern Schriftstellers (poeta Saxo) von dem allgemeinen Frieden zwischen Sachsen und Franken zu Selz 803 beruht auf einem offenbaren Mißverständnis. Die Beruhigung und Unterwerfung des Sachsenlandes ging Schritt für Schritt vorwärts, und der Krieg hörte erst um 804 auf, als zuletzt auch Nordalbingien bezwungen war. Allmählich ward das fränk. Regierungssystem gemildert, und das zweite Capitulare Saxonicum, zu Aachen 797, ließ die Todesstrafe nur für Hochverrat bestehen. Von den Bistümern, die Karl im sächs. Lande gründete, waren die ältesten Osnabrück, 783, Verden, 786, und Bremen, 787 gestiftet, dann folgten Paderborn, Minden und Münster. Die schriftliche Aufzeichnung der Volksrechte der S., die in den 19 Titeln der Lex Saxonum nicht vollständig auf uns gekommen zu sein scheint, geschah auch unter Karl d. Gr. Karls Sohn, Ludwig der Fromme, stiftete die Bistümer Hamburg, Hildesheim und Halberstadt und die Klöster Korvei und Herford. Auf seinem ersten Reichstage setzte er die sächs. Edelinge und Freien, denen sein Vater die Erbgüter entzogen hatte, wieder ein. Zu den Ländern, die er seinem Sohne, Ludwig dem Deutschen, gab,

gehörte seit 830 auch Sachsen. In dem Zwiste der Söhne Ludwigs des Frommen gewann Lothar I. nach der Schlacht bei Fontenoy 841 unter den S. Anhänger (Stellinge genannt), die aber durch Ludwig den Deutschen unterdrückt wurden. Seit dem Vertrage von Verdun 843 blieben die S. bei dem Ostfränkischen oder Deutschen Reiche.

Unter den Nachfolgern Ludwigs führten die Einfälle der Normannen, welche auch 858 die Verlegung des Erzbistums Hamburg nach Bremen veranlaßten, dazu, daß die S. einen besonders mächtigen Grafen Ludolf zu ihrem Herzog erhoben. Mit ihm entstand das alte nationale Herzogtum Sachsen. Auf Ludolf folgte sein Sohn Bruno und, als dieser gegen die Normannen gefallen war, dessen Bruder Otto, der Erlauchte genannt, der mächtigste und angesehenste der deutschen Fürsten, durch den auch Thüringen, als dessen Herzog Burkard starb, an Sachsen kam. Otto (gest. 912) erhielt sich in steigender Bedeutung unter den Königen Ludwig dem Kinde und Konrad I. Letzterer aber empfahl Ottos Sohn Heinrich, obwohl er mit demselben in Streit gestanden, kurz vor seinem Tode den Fürsten zur Königswahl. Mit Heinrich I. beginnt 919 die Reihe der deutschen Könige sächs. Stammes, die durch Otto I. oder den Großen, Otto II. und Otto III. fortgeführt wird und mit Heinrich II. oder dem Frommen 1024 endet. Das Herzogtum behielt Heinrich I. an sich; sein Sohn, Otto d. Gr. übertrug es dem tapfern Hermann Billing um 960, bei dessen Stamme es bis 1106 verblieb. Ihm waren in der Heeresfolge die Markgrafschaften untergeben, die von Heinrich I. und Otto I. im Kampfe gegen die Slawen gegründet waren, nämlich Meißen, dessen Markgraf Ekkard von Otto III. auch Thüringen erhielt, Ostsachsen in den Lausitzen, Nordsachsen in der Altmark (dem alten Nordthüringen), dem Anhaltischen und dem Lande an der Havel und Spree. Auch die Markgrafschaft Schleswig, die gegen die Dänen bis 1026 bestand, hing vom Herzogtum Sachsen ab. Gegen Kaiser Heinrich IV. erhoben sich schon 1067, aber noch heftiger 1073 die S., die er haßte und knechten wollte. In diesem verwüstenden Kriege waren Otto von Northeim, ein sächs. Graf, dem Heinrich 1070 das Herzogtum Bayern entzogen hatte, und der sächs. Herzog Magnus, der letzte aus Billings Geschlecht, ihre Führer. Von neuem erhob sich der Krieg, als 1077—80 die S. den Gegenkönig Rudolf von Schwaben unterstützten. Auf Magnus (gest. 1106) folgte Lothar, Graf von Supplinburg, im Herzogtum. Er erwarb 1113 durch Vermählung mit Richenza, Tochter Heinrichs des Fetten, des Sohnes Ottos von Northeim, Braunschweig und das northeimische Gebiet und wurde 1125 zum deutschen König erwählt. Das Herzogtum gab er 1127 dem Gemahl seiner Erbtochter Gertrud, dem welfischen Herzog von Bayern, Heinrich dem Stolzen, dem Sohne Heinrichs des Schwarzen, der durch seine Mutter, die Billingsche Erbtochter Wulfhild, schon in Sachsen (Lüneburg) begütert war. Unter ihn fällt die Begründung der schauenburgischen Dynastie in der Grafschaft Holstein und der wettinischen in der Markgrafschaft Meißen; in Thüringen wurde 1130 Ludwig I. Landgraf; die Nordmark erhielt 1134 der askanische Albrecht der Bär. Dem letztern gab König Konrad III. das Herzogtum Sachsen, nachdem er Heinrich den Stolzen 1138 abgesetzt hatte. Nach des letztern Tode aber, 1139, erhielt sein zehnjähriger Sohn Heinrich der Löwe des Vaters sächs. Herzogtum durch Konrad wieder. Albrecht wurde dadurch entschädigt, daß seine Nordmark und ein Teil der Ostmark als Markgrafschaft Brandenburg für unabhängig von Sachsen erklärt wurde. Heinrich der Löwe, seit 1156 durch Kaiser Friedrich I. auch Herzog von Bayern, erweiterte die sächs. Macht durch seine Siege über die Slawen an der Ostsee bis zur Oder 1158—63 und befestigte die Herzogsgewalt gegen die mächtigen weltlichen und geistlichen sächs. Großen. Doch sein Ungehorsam gegen Friedrich I. zog seinen Sturz nach sich; 1180 wurde er in die Acht erklärt, das alte Herzogtum Sachsen aber aufgelöst. Heinrich behielt nur seine braunschw.-northeim.-supplinburg.-billingischen Erbgüter. Aus ihnen wurde 1235 das Herzogtum Braunschweig begründet. Die Herzogsgewalt in Westfalen kam an das Erzstift Köln, neben dem in Westfalen und Engern besonders die Stifter Münster, Osnabrück, Paderborn, Minden, Verden, Bremen und die Grafen von Tecklenburg, Altena, Arnsberg, Schaumburg, Lippe und Oldenburg bedeutenden Landbesitz hatten. Im Osten des alten Herzogtums Sachsen hatte das von Otto I. gestiftete Erzbistum Magdeburg ausgedehnte Besitzungen. Die sächs. Pfalzgrafschaft in Thüringen erhielt dessen Landgraf Ludwig. Der Name und die Würde des Herzogtums Sachsen ging auf Bernhard, Grafen von Askanien über, dem sein Vater Albrecht der Bär das Land um Wittenberg hinterlassen hatte, zu dem er auch Lauenburg erwarb. Seine Enkel Johann und Albrecht teilten 1260 so, daß ersterer Sachsen-Lauenburg (s. Lauenburg), der andere Sachsen-Wittenberg mit der Kurwürde erhielt. (S. Sachsen, Kurfürstentum.) Vgl. Steindorff, «De ducatus Billingorum origine et progressu» (Berl. 1863); Weiland, «Das sächs. Herzogtum unter Lothar und Heinrich dem Löwen» (Greifsw. 1866); Grauert, «Die Herzogsgewalt in Westfalen seit dem Sturze Heinrichs des Löwen» (Paderb. 1877).

Sachsen (Kurfürstentum). Dadurch, daß nach dem Sturze Heinrichs des Löwen im J. 1180 Bernhard von Askanien, der jüngste Sohn Markgraf Albrechts des Bären, von dem zertrümmerten alten Volksherzogtum Sachsen das Lauenburgische, Holstein und einige überelbische Grafschaften nebst der herzogl. Würde erhielt und mit diesen seine väterlichen Erbgüter Aschersleben, Plötzkau und die Reste der ehemaligen Ostmark zwischen Elbe und Saale vereinigte, entstand das jüngere, askanische Herzogtum Sachsen, dessen Hauptort Wittenberg wurde. Bernhards Enkel Johann und Albrecht II. erwarben zwar dazu die Burggrafschaft Magdeburg mit den Ämtern Gommern, Ranis, Elbenau und Gottau, letzterer auch 1290 die Grafschaft Brena nach dem Aussterben der dortigen Wettiner, doch schwächten sie auch wieder die ohnehin geringe Bedeutung des Herzogtums durch Teilung desselben in die Linien Sachsen-Lauenburg (1689) und Sachsen-Wittenberg (1422). Den zwischen beiden ausgebrochenen Streit über die Kurwürde, welche die Lauenburger als die ältere Linie, die Wittenberger als die eigentlichen Inhaber des Herzogtums beanspruchten, entschied die Prager Bulle vom 4. Okt. 1355 zu Gunsten der letztern und die Goldene Bulle von 1356 bestätigte diese Entscheidung, sprach auch dem Kurfürsten von Sachsen-Wittenberg das Erzmarschallamt und das Reichsvikariat in den Ländern des sächs. Rechts zu, und eine

nochmalige Bestätigung dieser Rechte erteilte Kaiser Karl IV. dem Kurfürsten Rudolf II. zu Metz 27. Dez. 1356 durch die sog. sächsische Goldene Bulle. Bei dem Erlöschen der wittenberger Linie der Askanier mit dem Tode Kurfürst Albrechts III. Nov. 1422 gab Kaiser Sigismund vor verschiedenen andern Bewerbern um das erledigte Kurfürstentum dem Markgrafen Friedrich den Streitbaren von Meißen den Vorzug, dessen Beistand er gegen die Hussiten in hohem Maße bedurfte. Dem zu Preßburg 6. Jan. 1423 ausgestellten Lehnbriefe folgte 1. Aug. 1425 die feierliche Belehnung zu Ofen. Infolge dieser Erhebung Friedrichs zu einer höhern Würde ging der Name S. auch allmählich auf die Länder über, welche die Wettiner im Laufe der Zeit an sich gebracht hatten und deren Haupt- und Stammland die Mark Meißen (s. d.) bildete.

Die Mark Meißen gelangte 1123 an Konrad von Wettin. Bei der Teilung, welche dieser mit seinen Besitzungen vornahm, bevor er 1156 in dem von ihm auf dem Petersberge bei Halle gestifteten Kloster Mönch wurde, erhielt sein ältester Sohn Otto (1156—90) die Mark, während seine Brüder die Seitenlinien von der Niederlausitz, Rochlitz, Wettin und Brena gründeten, nach deren Erlöschen jedoch ihre Besitzungen mit der Zeit größtenteils an das Hauptland zurückfielen. Otto, der Stifter des zum Erbbegräbnis seines Geschlechts bestimmten Klosters Altzelle bei Nossen, führt von dem Fündigwerden des erzgebirgischen Silbers unter seiner Regierung den Beinamen des Reichen; er benutzte seinen Reichtum teils zum Ankauf von Grundbesitz, teils zur Befestigung von mehrern seiner Städte, in denen durch das Steigen des Wohlstands, durch Erteilung von Markt-, Zoll- und Münzgerechtigkeit sowie durch die das Land durchschneidenden großen Handelsstraßen von der Donau und dem Rhein nach Böhmen, Polen und der Ostsee ein regerer Verkehr zu erwachen begann. Freiberg verdankte dem Bergbau seinen Ursprung, Leipzig erhielt durch Otto Marktrechte; auch die erste urkundliche Erwähnung des Weinbaues in der Mark findet sich unter ihm. Die auf Betrieb seiner Gemahlin Hedwig beabsichtigte Umkehrung des Erbfolgerechts zwischen seinen beiden Söhnen Albrecht und Dietrich brachte ihn in Fehde mit ersterm und in Gefangenschaft, aus der ihn erst das Gebot des Kaisers befreite. Kaiser Heinrichs VI. Absicht, nach Albrechts des Stolzen kinderlosem Tode 1195 das silberreiche Land als erledigt einzuziehen, vereitelte sein früher Tod, und Dietrich (der Bedrängte) konnte sich nach seiner Rückkehr aus Palästina in den Besitz desselben setzen (1195—1221). Er bewährte sich als treuer Anhänger des Staufischen Hauses. Sein Sohn Heinrich der Erlauchte (1221—88) erwarb 1255 das reichsunmittelbare Pleißnerland (s. d.) und erhob als Sohn Juttas, einer Tochter Landgraf Hermanns von Thüringen, bei dem Erlöschen des thüring. Mannsstammes im J. 1247 Ansprüche auf dieses Land. Nach langem Kampfe gegen Sophia von Brabant, welche als Tochter Landgraf Ludwigs des Frommen und der heil. Elisabeth für das Erbrecht ihres Sohnes Heinrich eintrat, erhielt er 1263 durch Vertrag das eigentliche Thüringen mit der Wartburg. Kaum aber hatte er das Land von der Werra bis zur Oder, von der böhm. Grenze bis zum Harz in seiner Hand vereinigt und so einem mächtigen mitteldeutschen Staate die Bahn zu einer glänzenden Entwickelung geöffnet, als er denselben durch Teilung selbst im Entstehen zerstörte. Noch bei Lebzeiten (1265) überließ er nämlich Thüringen seinem ältesten Sohne Albrecht, dem zweiten, Dietrich, das Osterland und Landsberg, einem Sohne dritter Ehe, Friedrich dem Kleinen, setzte er später Dresden und etliche andere Städte aus. Die Lausitz und Meißen erbte nach Heinrichs Tode Friedrich Tutta, der Sohn Dietrichs von Landsberg (1291).

Albrecht führt den Beinamen des Entarteten von seinem Verhalten gegen seine Gemahlin Margareta, die 1270 vor ihm von der Wartburg entfloh, sowie gegen deren Söhne Friedrich und Diezmann, die er zu Gunsten seines Sohnes dritter Ehe, Apitz, ihres Erbes zu berauben trachtete. Die Könige Adolf (von Nassau) und Albrecht I. suchten diese Wirren zu benutzen, um ihre Hausmacht auf Kosten der Wettiner zu vergrößern; aber durch das glückliche Gefecht bei Lucka 1307 retteten die Brüder Friedrich und Diezmann ihr Erbe, und nachdem letzterer bald darauf gestorben, erkannte König Heinrich VII. (von Luxemburg) Friedrichs Erbrecht auf Meißen und Thüringen ausdrücklich an, 18. Dez. 1310. Die Niederlausitz hatte Diezmann 1303 dem Markgrafen von Brandenburg abtreten müssen. Friedrichs Sohn Friedrich der Ernsthafte (1324—49) zwang durch die Grafenfehde die thüring. Grafen zur Anerkennung seiner landesherrlichen Gewalt; dessen Söhne Friedrich der Strenge, Balthasar und Wilhelm I. regierten gemeinschaftlich, bis es nach des ältesten Tode 1381 zu einer gänzlichen Teilung kam. Die Söhne Friedrichs, von denen nur Friedrich der Streitbare volljährig war, erhielten das Osterland, Balthasar Thüringen und Wilhelm II. Meißen; Freiberg und die Bergwerke blieben gemeinschaftlich. Durch die Erwerbung der Pflege Coburg, die Friedrich der Strenge mit Katharina von Henneberg 1353, und des Amtes Hildburghausen, das Balthasar erheiratete, faßte das Haus Wettin auch in Franken Fuß. Besonders kräftig trat die osterländische Linie durch Friedrich den Streitbaren hervor. Er regierte mit seinem Bruder Wilhelm II. gemeinschaftlich, als ihnen durch den Tod ihres Oheims Wilhelms I. 1407 die Hälfte der Mark Meißen zufiel. Aber kaum hatten sie durch die Stiftung der Universität zu Leipzig 1409 den aus Prag ausgewanderten deutschen Lehrern und Studenten eine Freistatt gewährt, als auch sie zu einer Teilung schritten. Im J. 1423 erwarb Friedrich der Streitbare das Kurfürstentum Sachsen-Wittenberg. Eine neue Teilung nahmen des letztern Söhne Kurfürst Friedrich der Sanftmütige, 1428—64, und Wilhelm III. nach dem Aussterben der thüring. Linie 1440 vor, wobei dieser Thüringen erhielt. Der verheerende Bruderkrieg, der darüber 1445 zwischen ihnen ausbrach, wurde 1451 durch den Vertrag zu Naumburg geendigt, hatte aber 1455 den Prinzenraub (s. d.) zur Folge. In diese Zeiten fällt, nachdem die frühern Landdinge, die Versammlungen der Schöffenbarfreien, mit diesen selbst allmählich in Abgang gekommen waren, die Entstehung der von den Landesherren zur Bewilligung von Steuern berufenen Landtage. Auf dem zu Leipzig von 1438 waren zum ersten mal alle Stände sämtlicher wettinischer Länder vertreten. Auch Friedrichs Söhne, Kurfürst Ernst, 1464—86, und Herzog Albrecht der Beherzte, teilten nach dem Tode ihres Oheims Wilhelm, der

1482 ohne männliche Erben starb, 1485 zu Leipzig die gesamten Familienländer: Ernst erhielt als Hauptteil Thüringen, Albrecht Meißen, das Osterland wurde zwischen beiden geteilt; die Silbergruben des Erzgebirges blieben gemeinschaftlich.

Diese Teilung, seit welcher die wettinischen Länder nie wieder vollständig vereinigt worden sind, begründet die Spaltung des Hauses Wettin in die Ernestinische und Albertinische Linie. In der Ernestinischen Linie folgte auf Ernst dessen Sohn Kurfürst Friedrich der Weise (1486—1525), in den Erblanden gemeinschaftlich mit seinem Bruder Johann dem Beständigen, der nach jenes kinderlosem Tode auch die Kurwürde bekleidete (1525—32). Damals, wo beider Bruder Ernst Erzbischof von Magdeburg, ihr Vetter Friedrich Hochmeister des Deutschen Ordens war, auf die Erwerbung von Ostfriesland, Lauenburg, Jülich und Berg, selbst von Hessen sich Hoffnungen eröffneten, stand das Ansehen des Hauses S. auf seinem Gipfel. Friedrich der Weise, der Stifter der Universität Wittenberg 1502 und Beschützer Luthers, übte auch auf die Reichsangelegenheiten entscheidenden Einfluß. Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige, 1532—47, war gleich seinem Vater Johann das Haupt der Evangelischen. Allein diese hohe Machtstellung des Hauses wurde gebrochen durch die zwischen den beiden Linien desselben ausbrechende Entfremdung und Feindschaft.

Im Albertinischen Sachsen waren auf Albrecht dessen Söhne, Georg der Bärtige (1500—39) und Heinrich der Fromme (1539—41) gefolgt; mit des letztern Regierungsantritt erfolgte die Einführung der Reformation im Albertinischen S. Dennoch schlug sich Heinrichs hochstrebender Sohn Moritz (1541—53) im Schmalkaldischen Kriege auf die Seite Kaiser Karls V. und erhielt zum Lohn dafür, nachdem Johann Friedrich der Großmütige bei Mühlberg geschlagen worden und gefangen war, dessen Länder nebst der sächs. Kur durch die Wittenberger Kapitulation. Den Söhnen des gefangenen Kurfürsten verpflichtete sich Moritz ein Jahrgeld von 50000 Gulden zu zahlen, übergab ihnen aber statt dessen eine Anzahl thüring. Ämter, aus denen dann allmählich die ernestinischen Herzogtümer erwachsen sind. An das Königreich Böhmen mußte er das Herzogtum Sagan und die böhm. Lehen im Vogtlande sowie die Lehnshoheit über die Reußen überlassen. So hatte die Wittenberger Kapitulation den Besitzstand der beiden sächs. Linien vollständig verändert. Zur Sicherung seiner neuen Erwerbungen zog jedoch Moritz auch gegen den Kaiser das Schwert, nötigte ihm 1552 den Passauer Vertrag ab, fiel aber tödlich verwundet in der Schlacht bei Sievershausen gegen Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach. Ihm folgte sein Bruder August (1553—86) trotz der Gegenanstrengungen der Ernestiner, deren Ansprüche er durch Überlassung von Altenburg, Eisenberg und anderer Städte, sowie der Ämter Sachsenburg und Herbisleben zu beschwichtigen für gut fand. Als der erste Staatswirt unter den deutschen Fürsten erhob er sein Land zu einem Musterstaat im Reiche; er erwarb 1583 auf Kosten der Ernestiner fünf Zwölftel der hennebergischen Erbschaft, zwang den letzten Titular-Burggrafen von Meißen, Heinrich VII. von Plauen, 1569 ihm die schon früher von Kurfürst Ernst erworbenen vogtländischen Besitzungen abzutreten, aus denen dann der Vogtländische Kreis gebildet wurde, bereitete 1570 durch die Sequestration der Länder des verschuldeten Grafen von Mansfeld den (nach Erlöschen des gräflich Mansfeldschen Geschlechts 1780 erfolgenden) Anfall des unter sächs. Lehnshoheit gehörigen Teils dieser Länder an das Kurhaus vor und brachte die Administration der protestantisch gewordenen Stifter Merseburg (1561), Naumburg (1564) und Meißen (1581) an sich. Unter der kurzen Regierung seines Sohnes Christian I. (1586—91) suchte der einflußreiche Kanzler Crell S. aufs neue an der Spitze der prot. Partei zu bringen, allein unter der vormundschaftlichen Regierung (bis 1601) des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar für den minderjährigen Christian II. (1591—1611) vollzog sich mit dem Siege des orthodoxen Luthertums über den Kryptocalvinismus zugleich die Annäherung des albertinischen S. an die kath. Partei. Die Unthätigkeit Christians II. trug größtenteils die Schuld, daß seine auf kaiserl. Anwartschaft gegründeten Ansprüche auf die jülichsche Erbschaft bei Erlöschen des dortigen Hauses 1609 nicht zur Geltung kamen. Sein Bruder und Nachfolger Johann Georg I. (1611—56) lehnte 1618 die ihm von den Böhmen angebotene Krone ab, unterstützte vielmehr den Kaiser Ferdinand II. bei Unterwerfung der Lausitzen und Schlesiens, wofür ihm derselbe die erstern 1623 unterpfändlich für die Kriegskosten überließ, 1635 aber im Prager Frieden völlig abtrat. Die fortgesetzte Bedrängung der Protestanten, das Restitutionsedikt, zuletzt Tillys unbedachter Angriff auf Sachsen trieben den Kurfürsten durchaus gegen seine Neigung und Absicht zum Anschluß an den Schwedenkönig Gustav Adolf, worauf dieser durch die Schlacht bei Breitenfeld 1631 S. von dem Heer der Liga befreite. Als aber nach des Königs Tode die Leitung der schwedisch-prot. Angelegenheiten in Deutschland auf den Kanzler Oxenstjerna überging, dem der Kurfürst sich nicht unterordnen mochte, trat derselbe durch den Prager Frieden 1635 auf die Seite des Kaisers zurück. Er gewann zwar in demselben außer den Lausitzen für seinen Sohn August die Administration des Erzstifts Magdeburg auf Lebenszeit und für sich selbst von dem Erzstift die sog. Querfurtischen Ämter, zog aber dadurch auch auf sein Land die fürchterlichste Rache der Schweden herbei.

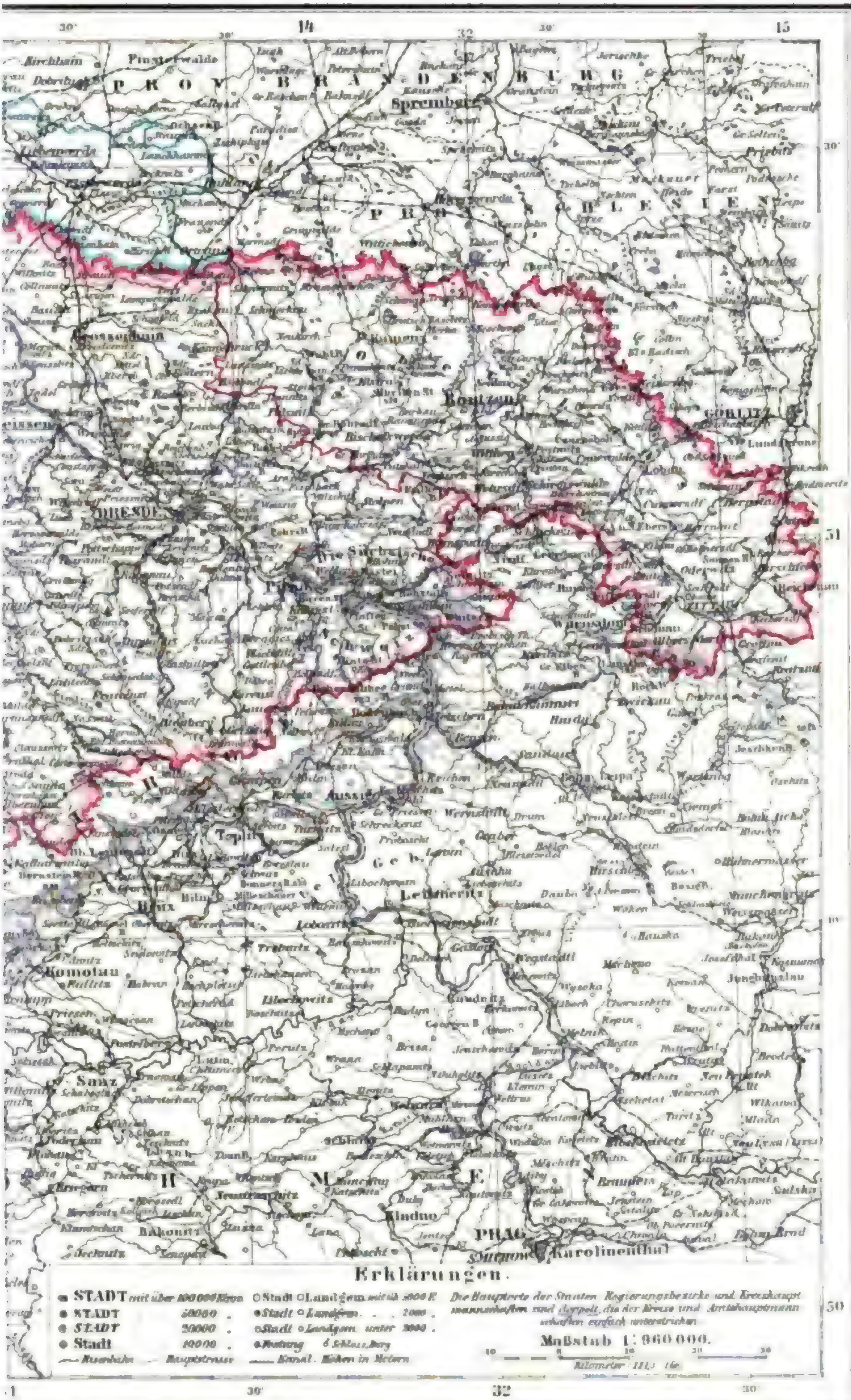
Seit dem Prager Frieden hat S. keinen weitern Gebietszuwachs erhalten, auch der Westfälische Friede brachte ihn nichts ein als die Bestätigung der in jenem gemachten Erwerbungen. Überhaupt aber ist der Prager Friede der Wendepunkt von S.s polit. Gewicht, insofern es mit demselben die Führerschaft der prot. Partei einbüßte, zumal gleichzeitig Brandenburg unter dem Großen Kurfürsten S. mehr und mehr überflügelte. Die Nachteile der von Johann Georg I. verfügten Errichtung der drei Seitenlinien Sachsen-Weißenfels, Sachsen-Merseburg und Sachsen-Zeitz waren zwar nur vorübergehend, weil diese Gebiete frühzeitig erloschen und ihre Gebiete (Zeitz 1718, Merseburg 1738, Weißenfels 1746) wieder mit dem Hauptlande vereinigt wurden; allein auch unter den Kurfürsten Johann Georg II. (1656—80), Johann Georg III. (1680—1691) und Johann Georg IV. (1691—94) ließ sich der Verlust der frühern Stellung nicht durch die Entfaltung äußern Glanzes verdecken. Im Innern begründeten die in die drei

Kurien der Prälaten, der Ritterschaft und der Städte zerfallenden Landstände besonders durch die ihnen 1660 und 1661 gemachten Zugeständnisse ein sehr wichtiges Mitregiment. Der Bruder und Nachfolger des letzten Johann Georg, Friedrich August I. der Starke, stürzte sich durch die Erwerbung der poln. Krone, um derentwillen er 1697 zum Katholizismus übertrat, in den Nordischen Krieg, den er gegen Karl XII. zwar nur als König August II. von Polen, aber ausschließlich mit sächs. Hilfsmitteln und Truppen höchst unglücklich führte. Nachdem Karl XII. in Polen Augusts Absetzung und statt seiner die Wahl Stanislaus Leszczynskis bewirkt hatte, brach er Herbst 1706 in S. ein und schrieb dem Kurfürsten den Frieden zu Altranstädt 24. Sept. 1706 vor, der diesem nur den Königstitel ließ. Der einjährige Aufenthalt des schwed. Heeres in S. kostete dem Lande 23 Mill. Thaler. Nach Karls Niederlage bei Pultawa 1709 bemächtigte sich August wieder der poln. Krone, jedoch ohne daß der erneuerte Krieg und der schließliche Friede ihm oder seinem Lande irgend welchen Vorteil eingetragen hätten. Augusts verschwenderische Prachtliebe erhob Dresden zu der schönsten aller deutschen Residenzen, aber er scheute sich nicht, die Mittel dafür durch Verpfändung oder Veräußerung von Gebietsteilen und Rechten zu beschaffen. Sein kunstsinniger, aber politisch indolenter Sohn Friedrich August II. (1733–63), als König von Polen August III., mußte sich diesen Thron erst gegen die erneuerten und von Frankreich unterstützten Ansprüche Stanislaus Leszczynskis im poln. Thronfolgekrieg erkämpfen. Im ersten Schlesischen Kriege trat er, da er auf Grund seiner Vermählung mit der Erzherzogin Maria Josepha ebenfalls Ansprüche auf die österreich. Erbschaft erhob, auf die Seite von Maria Theresias Gegnern, aber die Schlaffheit, mit der seine Truppen sich trotz Friedrichs II. Vorstellungen am Kampfe beteiligten, verschuldete, daß S. bei dem Frieden zu Berlin 1742 leer ausging. Die Verstimmung über diesen Ausgang und der allmächtige, aber höchst verderbliche Einfluß, welchen Augusts Günstling und Premierminister Graf Brühl, ein unfähiger Politiker und maßloser Verschwender, auf die öffentlichen Angelegenheiten gewann, bewirkten, daß S. durch das Bündnis vom 13. Mai 1744 auf Österreichs Seite übertrat; allein der für letzteres ungünstige Verlauf des Kriegs und zuletzt die Niederlage des sächs. Heers bei Kesselsdorf 15. Dez. 1745 nötigten den Kurfürsten 25. Dez. mit Friedrich den Frieden zu Dresden zu schließen. Rachedürstend suchte Brühl seitdem Anschluß an die Gegner Preußens, Österreich, Rußland und Frankreich; allein der Siebenjährige Krieg brachte über S. nur furchtbare Kriegsleiden und eine Schuldenlast von etwa 40 Mill. Thalern.

Die Genesung S.s von der Wunde des Siebenjährigen Kriegs durch Sparsamkeit und Neubegründung des Staatskredits wurde durch den trefflichen, aber körperlich gebrechlichen Kurfürsten Friedrich Christian (6. Okt. bis 17. Dez. 1763) eingeleitet und unter der Administration des Prinzen Xaver (1763—68) für seinen minderjährigen Neffen Friedrich August III. mit Beharrlichkeit fortgesetzt. Xaver erweiterte 1764 den Geschäftskreis der 1735 errichteten Landesökonomie-, Manufaktur- und Kommerziendeputation und stiftete 1765 die Bergakademie zu Freiberg, mußte aber wegen seiner übertriebenen Forderungen für das Militärwesen seine Administration noch vor Ablauf der gesetzlichen Zeit niederlegen. Die poln. Krone, nach wie vor der Gegenstand der Sehnsucht für die sächs. Fürsten, war bei Friedrichs II. Widerstand nicht wieder zu erreichen.

Unter Friedrich August III. erhielt das Finanzkollegium 1782 eine zweckmäßige Einrichtung. Gewerbfleiß und Handel wurden unterstützt und gehoben, der Ackerbau blühte empor, der Wohlstand der mittlern und niedern Volksklassen stieg, die Staatsverbindlichkeiten wurden pünktlich erfüllt, die Tortur wurde 1770 abgeschafft, Zucht- und Arbeitshäuser wurden 1772 zu Torgau und 1776 zu Zwickau angelegt u. s. w. Für die Bearbeitung eines neuen Gesetzbuchs wurde 1791 eine besondere Gesetzkommission niedergesetzt, das Schulwesen durch zwei Schullehrerseminarien zu Dresden und Weißenfels und besonders in Hinsicht der drei Landesschulen zu Pforta, Meißen und Grimma besser eingerichtet. Die Ritterakademie in Dresden erhielt 1798 eine neue Einrichtung und ein Soldatenknabeninstitut zu Annaburg sorgte für die Waisen der Soldaten. Der Landeskredit war so gesichert, daß die 1792 ausgegebenen anderthalb Millionen Kassenbillets im Kurse al pari standen. Für die Künste und Wissenschaften wurde durch zweckmäßige Aufstellung der königl. Bibliothek und der Antiken, sowie durch Ankauf der Mengsischen Gipsabgüsse 1792, durch Vervollkommnung der Kapelle und Ergänzung mancher fehlenden Anstalten auf den beiden Universitäten zu Leipzig und zu Wittenberg gesorgt. In Hinsicht der auswärtigen Verhältnisse machte Friedrich August III. die ihm von seiner Mutter, Maria Antonia von Bayern, abgetretenen Ansprüche auf die bayr. Allodialerbschaft in dem Erbfolgekriege von 1778 geltend, in welchem er sich Preußen anschloß, und für Abtretung seines Anspruchs im Frieden von Teschen (13. Mai 1779) vom Kurfürsten von der Pfalz 6 Mill. Gulden und von der böhm. Krone oberlehnsherrliche Rechte über die Schönburgischen Herrschaften erhielt. Die Verbindung mit Preußen wurde noch fester geknüpft, als Friedrich August 1785 dem deutschen Fürstenbunde beitrat. Im J. 1790 und ebenso 1792 führte der Kurfürst das Reichsvikariat. Die Krone Polens, die ihm nach der Verfassung vom 3. Mai 1791, und zwar als zu vererbend auf seine Tochter Auguste, angeboten wurde, schlug er aus in Berücksichtigung der Stellung Rußlands und Preußens gegen Polen und in richtiger Würdigung der schweren Opfer, welche seinem Lande dadurch zu erwachsen drohten. Im Aug. 1792 waren Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. bei ihrer denkwürdigen Zusammenkunft zu Pillnitz die Gäste des Kurfürsten. Seit 1793 beteiligte sich das sächs. Kontingent am Reichskriege gegen Frankreich; auch nachdem Preußen sich im Baseler Frieden 1795 von Österreich und dem Deutschen Reiche getrennt hatte und eine schützende Demarkationslinie das nördl. Deutschland umschloß, blieb dasselbe im Felde und nahm 15. Juni 1796 teil am Siege des Erzherzogs Karl bei Wetzlar. Erst als bei dem Vordringen Jourdans und Moreaus im südwestl. Deutschland der Obersächsische Kreis 13. Aug. 1796 zu Erlangen einen Waffenstillstands- und Neutralitätsvertrag schloß, rief auch der Kurfürst sein Kontingent zurück. Vergebens suchte S. auf dem Kongreß zu Rastatt und

D THÜRINGISCHE STAATEN.



Zu den Artikeln: Sachsen (Königreich), Sachsen (Preuss. Provinz), Sachsen (Herzogtümer) u. s. w.

seit 1802 bei den Verhandlungen der Reichsdeputation zu Regensburg die Rechte des Deutschen Reichs gegen Frankreichs Anmaßungen und die der kleinern Reichsstände gegen die Gelüste der größern geltend zu machen. Selbst ältere Rechte des sächs. Hauses auf Erfurt, Reuß u. s. w. wurden nicht erneuert, weil spätere Verträge und Verhältnisse anders darüber entschieden hatten. Die Verhandlungen mit Preußen und Hessen-Kassel über Errichtung eines norddeutschen Bundes unterbrach der Ausbruch des Kriegs von 1806, in welchem 22000 Sachsen unter General von Zezschwitz zu dem Korps Hohenlohe stießen und bei Saalfeld sowie bei Jena mitfochten. Am 11. Dez. 1806 schloß hierauf der Kurfürst zu Posen mit Napoleon I. Frieden und trat als **König von Sachsen** in den Rheinbund (s. d.) ein.

Sachsen (Königreich). **Geographisch-statistisch.** Das zum Deutschen Reiche gehörige, ziemlich in der Mitte desselben gelegene Königreich S., welches seinem Flächengehalte nach die fünfte, seiner Einwohnerzahl nach aber die dritte Stelle unter den Bundesstaaten einnimmt, erstreckt sich von 50° 10′ bis 51° 29′ nördl. Br. und von 29° 33′ bis 32° 44′ östl. L. (von Ferro), bildet ein auf allen Seiten offenes, aber in sich fast ganz geschlossenes Land und grenzt im SW. an Bayern, im W. an reuß. und weimarisches Gebiet, Sachsen-Altenburg und die preuß. Provinz Sachsen, im N. an die preuß. Provinz Sachsen und Schlesien, im NO. und O. an Schlesien, im SO. und S. an Böhmen (Reichsgrenze). Seiner Gestalt nach bildet das Land ungefähr ein rechtwinkeliges Dreieck, dessen längste Seite gegen SO., dessen kürzeste gegen W. gerichtet ist. Die größte Länge des Landes beträgt von O. nach W. 210 km, die größte Breite von S. nach N. 150 km und der Flächenraum 14992,94 qkm. Gegen zwei Fünfteile desselben sind Gebirge, zwei Fünfteile Hügelland und ein Fünftel Ebene. Der Umfang seiner Grenzen beträgt 1226 km. Die orographischen Verhältnisse des Landes beherrscht das nach Erhebung und Ausdehnung am meisten hervortretende, 151 km lange Erzgebirge, welches sich an der böhm. Grenze hin vom Elbthale in der Richtung von NO. nach SW. bis ins Vogtland fortzieht und weiterhin an das Fichtelgebirge anschließt. Während sein südl. Abhang gegen Böhmen sehr steil abfällt, dacht sich der nördliche, mehrere Gebirgsplateaus bildend, nur allmählich und flach ab und verläuft sich nach Leipzig zu in eine große Ebene. In fast paralleler Richtung mit dem nördl. Abfalle des Erzgebirges zieht sich eine zweite, minder ausgedehnte, aber deutlich ausgesprochene Gebirgserhebung (das Sächsische Mittelgebirge), die von Leuben bei Oschatz bis Glauchau reicht und in der Gegend bei Siebenlehn sich in das Erzgebirge verliert. Weiter gegen N. folgt ein dritter, noch schwächerer, nur im Kolmberg bei Oschatz (314 m) deutlich aufragender Höhenzug (das Oschatzer Gebirge), der in ebenfalls paralleler Richtung von Strehla bis Grimma und Borna sich erstreckt. Endlich erscheint auf dem rechten Elbufer in der Oberlausitz ein ziemlich ansehnlicher Gebirgskamm, das Lausitzer Gebirge oder der Wohlische Kamm, der die Verbindung zwischen dem Erzgebirge und dem Riesengebirge macht und sich mit dem 30—37 km langen Sandsteingebirge der sog. Sächsischen Schweiz (s. d.), dem Meißener Hochlande, verzweigt. Im Elbsandsteingebirge steigen die größten Gipfel, der Winterberg und Zschirnstein, nicht höher als 558 m auf; im Oberlausitzer Gebirge ist die Lausche (792 m) der höchste Berg, und im Erzgebirge bilden der Scheibenberg (805 m), der Pöhlberg (843 m), der Bärenstein bei Annaberg (900 m) und der Auersberg bei Eibenstock (1017 m), sowie im Vogtlande der Rammelsberg bei Schöneck (842 m) die hervorragendsten Spitzen, welche indes sämtlich vom Fichtelberg bei Oberwiesenthal (1213 m), dem höchsten Berge S.s, überragt werden. Der niedrigste Punkt des Landes (80 m über dem Spiegel der Nordsee) liegt an dem Austritt der Elbe in das preuß. Gebiet zwischen Strehla und Mühlberg.

Von den Gewässern bildet die das Sandsteingebirge an der böhm. Grenze durchbrechende Elbe (s. d.) den Hauptfluß, zu dessen Stromgebiete alle Flüsse des Landes gehören, mit Ausnahme des südlichsten Teils der Oberlausitz, deren Gewässer durch die Neisse in das Odergebiet fallen. Die Elbe bildet auf ihrem 117 km langen Laufe durch S. die einzige Wasserstraße des Landes, in welchem selbst sie nur kleinere Flüsse und Bäche aufnimmt, während mehrere ihrer größern Nebenflüsse, obgleich meist in S. entspringend, erst außerhalb des Königreichs sich mit ihr vereinigen. Dahin gehören die Schwarze Elster, die Spree, die Mulde und die Weiße Elster mit der Pleiße. Landseen hat S. nicht; unter den Teichen sind die bei Mutzschen (Göttewitzer- und Horstsee), Borna, Kamenz und Moritzburg am bedeutendsten. (Hierzu eine Karte: **Königreich Sachsen, preußische Provinz Sachsen und Thüringische Staaten.**)

Das Klima ist gemäßigt und gesund, am mildesten in der leipziger und dresdener Gegend, am rauhesten im obern Erzgebirge bei Johanngeorgenstadt und Oberwiesenthal. Von der Grundfläche S.s sind etwa 8310 qkm mit Anschwemmungsboden, 6600 mit Verwitterungsboden bedeckt. Der fruchtbarste Getreideboden findet sich in den sog. Pflegen von Pegau, Leisnig, Chemnitz, Bautzen, Zittau und der Niederung bei Lommatzsch, welche letztere schon im Mittelalter «des Landes Meißen große Korntenne» genannt wurde; der schlechteste im obern Erzgebirge und den Waldgegenden des Vogtlandes; die schönsten Wiesen im Erzgebirge und den Elbniederungen.

Die **Naturprodukte** S.s sind im allgemeinen die des gesamten mittlern Deutschland. Außer den gewöhnlichen Getreidearten (überwiegend Roggen, Hafer, Weizen und Gerste; Dinkel und Spelt gar nicht), die aber für den einheimischen Bedarf nicht ganz ausreichen, werden Heidekorn in dem Teile der Kreishauptmannschaft Dresden rechts der Elbe, Kartoffeln im Erzgebirge und im Vogtlande, Flachs im mittlern Erzgebirge und der Oberlausitz, Raps und Rübsen besonders in der Gegend von Dresden, Meißen, Oschatz und Leipzig, Karden für Tuchmacher bei Großenhain und Lommatzsch, Arzneikräuter bei Bockau, Schwarzenberg, Borna und Leipzig und Küchengewächse vorzüglich bei Dresden, Großenhain, Zittau, Leipzig und Zwickau gebaut. Die Gesamternte auf Acker- (und Garten-)Land berechnete sich im Königreich S. 1884 auf: Getreide und Hülsenfrüchte (in 100 kg): 747414 Weizen; 2637668 Roggen; 611414 Gerste; 2845493 Hafer 26750 Buchweizen; 38765 Erbsen; 1193 Ackerbohnen; 65662 Wicken; 3673 Lupinen; Hackfrüchte (100 kg): 10766435 Kartoffeln; 5060520 Futterrüben; 58355 Handelsgewächse (Raps, Rübsen,

Awehl, Biewitz und Hopfen); 4308415 Futterpflanzen (Klee, Luzerne, Esparsette u. s. w.); 5416095 Heu und Grummet; Weinberge, welche im Ertrag standen: 9080 hl Wein. Die im Königreiche S. bebaute Fläche mit Haupt- und Nebenfrucht betrug in Hektaren: 498925 bei den Getreide- und Hülsenfrüchten; 144917 bei den Hackfrüchten; 3852 bei den Handelsgewächsen; 109344 bei den Futterpflanzen; 174121 bei den Wiesen; 954 bei den Weinbergen. S. kann zu den weinbauenden Ländern nur in beschränktem Sinne gerechnet werden, da der Weinbau daselbst nur ganz sporadisch auftritt. Seit dem J. 1865 ist auch die Weinertragsbesteuerung ganz aufgehoben worden und unterliegt der Weinbau in S. seit jener Zeit einer behördlichen Kontrolle nicht mehr. Die wichtigste Rolle beim Weinbau fällt noch den an den Elbgeländen in den Amtshauptmannschaften Dresden und Meißen gelegenen Weinbergen zu, von denen die Domanialweinberge, aus drei Bergkomplexen: Pillnitz mit Niederpoyritz, Hoflößnitz und Cossebaude, bestehen; 1883 konnte die Bewirtschaftung wegen zeitweiliger Erschöpfung der zum Verkauf zu bringenden Weinvorräte nur mit einem Zuschusse von 5157 Mark 36 Pf. fortgestellt werden. Hopfenpflanzungen befinden sich an mehrern Orten in der sog. Sächsischen Schweiz. Gutes Obst wird besonders bei Dresden, Meißen, Leipzig und Colditz gezogen. Die größten Waldungen finden sich im Vogtlande, nächst dem im Erzgebirge; Nadelholz ist verbreiteter als Laubholz, unter welchem Buchen und Birken am häufigsten, Eichen aber seltener sind. Außer Hochwild, das auf einen geringen Bestand vermindert worden, finden sich von größern wilden Tieren nur noch Füchse und Dachse; das verbreitetste Wild ist der Hase, besonders in der Ebene von Leipzig. Den Auerhahn trifft man im Erzgebirge und im Vogtlande, die Trappe zuweilen bei Leipzig und Wurzen, Rebhühner sehr häufig und Lerchen in großer Menge vorzüglich bei Leipzig. Die gewöhnlichsten Fische in den Teichen sind Karpfen und Hechte und in den Gebirgsbächen die Forellen. In der Elbe, zum Teil auch in der Mulde fängt man Welse, Störe, Sander, Aale und Lachse. Perlen, die in früherer Zeit oft von ausgezeichneter Schönheit in der vogtländischen Elster von Adorf bis Ölsnitz gefischt wurden, findet man jetzt nur wenig. Im J. 1884 hatte die Perlenfischerei jedoch wieder eine verhältnismäßig erhebliche Ausbeute.

S. besitzt einen außerordentlichen Mineralreichtum und fast die Hälfte aller bekannten Fossilien. Die Hauptmasse der sämtlichen sächs. Gebirge bilden in den Urformationen Gneis, Thonschiefer, Glimmerschiefer und in den neuesten Gliedern Grauwacke und Grauwackeschiefer. Diese Züge werden von größern Partien von Syenit und vorzüglich von mannigfachen Graniten (Obererzgebirge) unterbrochen und enthalten untergeordnete Lagen von Dach-, Alaun-, Wetz- und Kieselschiefer, Quarz- und Kalkstein, sowie unregelmäßige Einlagerungen von Diorit, Hornblendengesteine und Serpentin. Basalt- und Phonolithkegel finden sich einzeln auf dem Erzgebirge zerstreut und dichter vergesellschaftet bei Stolpen. Den besten Marmor findet man bei Maxen, Grünhain, Crottendorf und Wildenfels; Sandsteine im Elbgebirge bei Pirna und in der Gegend um Zittau; vorzügliche Porzellanerde bei Aue und bei Niederzwönitz im Erzgebirge; vorzüglichen Serpentinstein, der zu Drechslerarbeiten benutzt wird, bei Zöblitz. Steinkohlen liefern mächtige Flötze im Plauenschen Grunde bei Dresden und bei Zwickau, und große Braunkohlenwerke gibt es bei Zittau, Colditz und Rochlitz. Unter mehrern Arten Edelsteinen findet man Jaspis, Achat, Amethyst, schön krystallisierte Topase, Turmaline, Bergkrystalle, doch selten Opal, Saphir, Granat und Karneol. Das größte und ergiebigste Silberbergwerk S.s ist die Grube Himmelfahrt, 1878 betrug die Erzgewinnung u. s. w. 247400 Ctr. bei 1940 Mann, 1883 = 267870 Ctr. bei 2366 Mann Belegschaft. Häufig sind Eisen, Blei, Zinn, besonders bei Altenberg, Arsenik, Spießglanz, Kobalt, Nickel, Wismut und Vitriol, seltener dagegen Kupfer und Quecksilber. S. zählt über 30 Mineralquellen. Die meisten sind kalt, einige nur lauwarm; einige werden zum Trinken, fast alle zum Baden benutzt. Das besuchteste unter allen sächs. Bädern ist Bad-Elster im Vogtlande (im Aug. 1885 von 4634 Personen besucht); außerdem sind nennenswert: Schandau, das Augustusbad bei Radeberg, Liegau bei Radeberg, Neustadt bei Stolpen (Mineralbad), Warmbad bei Wolkenstein 23½° R., Schweizermühle (im Bielaer Grunde), Weißer Hirsch mit Oberloschwitz (klimatischer Kurort), Wiesenbad bei Annaberg 23° C., Hohenstein, Bad Marienborn bei Schmeckwitz (Schwefel- und Eisenquelle), Tharandt, Berggießhübel, Lausigk (Hermannsbad, Eisenvitriolquelle), Grünthal (Schwefel- und Eisenmineralquelle), Langebrück, Gruben (eisen- und manganhaltige Quelle), Kreischa, Deutscheinsiedel (Einsiedel, Mineralbad mit drei Mineralquellen). Salzquellen finden sich nicht. S. muß seinen ganzen Bedarf an Salz von auswärts beziehen, besonders aus Thüringen, der preuß. Provinz Sachsen und Anhalt.

Die **Bevölkerung** S.s, welche sich seit dem Bestehen des Königreichs (seit 1806) mehr als verdoppelt hat, seit dem Bestehen des Zollvereins um 86 Proz. gewachsen ist, und in den zwischen den beiden Volkszählungen von 1875 und 1880 liegenden vier Jahren jährlich um 1,92 Proz. zugenommen hat, belief sich 1815 auf 1178802 E., 1834 (bei Anschluß S.s an den Zollverein) auf 1595668 E., 1871 auf 2556244 E., 1875 auf 2760586 E. (gegen 1871 Zunahme um 7,99 Proz.), 1880 auf 2972805 E. (gegen 1875 Zunahme um 7,69 Proz.), darunter befanden sich 1445330 männlichen, 1527475 weiblichen Geschlechts. Nach dem bürgerlichen Stande waren 2949972 Civil-, 22833 Militärpersonen. Nach den *vorläufigen* Ergebnissen der Volkszählung von 1885 belief sich die Bevölkerung S. auf 3179168 E. (gegen 1880 Zunahme von 6,94 Proz.). Es wohnten demnach 1880 auf 1 qkm 198 Seelen. Nach der offiziellen Statistik gab es (1880) 142 Stadtgemeinden mit 1222342 und 3118 Landgemeinden, 920 Rittergüter und 253 sonstige exemte Grundstücke mit 1750463 E. Am 1. Jan. 1883 wurde die Landgemeinde Limbach zur Stadt erhoben, und gibt es nun von diesem Zeitpunkte ab 143 Städte. Während die Bevölkerungszunahme 1834—80 für die Städte 133,37 Proz. betrug, nahm die Landbevölkerung in derselben Zeit nur um 63,31 Proz. zu. Von den größten Stadtgemeinden zählte Dresden am 1. Dez. 1880: 220818 E., am 1. Dez. 1885 (vorläufig) 245515 E., Leipzig 149081, am 1. Dez. 1885 (vorläufig) 170076 E. und Chemnitz 95123 E., am

1. Dez. 1885 (vorläufig) 110808 E.; über 10000 E. hatten 1885 noch folgende 18 Städte (mit Angabe des vorläufigen Ergebnisses der Volkszählung von 1885): Plauen 42858, Zwickau 39244, Freiberg 27038, Zittau 23198, Meerane 21993, Glauchau 21710, Crimmitschau 19749, Bautzen 19091, Reichenbach 18331, Meißen 15470, Werdau 14664, Annaberg 13822, Wurzen 12006, Döbeln 11972, Pirna 11891, Großenhain 11537, Frankenberg 10893, Limbach 10503; 35 Städte hatten über 5—10000 E., 61 Städte über 2—5000 E., 28 Städte weniger als 2000 E., darunter die kleinste, Bärenstein 560 E. Unter den Landgemeinden befanden sich am 1. Dez. 1880 allein 40 mit über 4000 E. (die volkreichsten darunter waren Reudnitz mit 14452, am 1. Dez. 1885 (vorläufig) mit 18826, Lindenau mit 12166, am 1. Dez. 1885 (vorläufig) mit 15343, Volkmarsdorf mit 11054, am 1. Dez. 1885 (vorläufig) mit 12692, Gohlis mit 9804, am 1. Dez. 1885 (vorläufig) mit 13009, Löbtau mit 9273 E., am 1. Dez. 1885 (vorläufig) mit 10067; 111 Landgemeinden hatten über 2—4000 E.

Dem *Glaubensbekenntnisse* nach ist S. ein prot. Staat, da 96,75 Proz. aller Bewohner Protestanten sind. Am 1. Dez. 1880 zählte man 2876138 Lutheraner, 9162 Reformierte, 1467 Deutsch-Katholische, 72946 Römisch-Katholische, 453 Griechisch-Katholische, 620 Anglikaner, 6516 Israeliten, 5193 Andere, 310 deren Religion nicht angegeben. Die Katholiken, welche nur 2,45 Proz. der gesamten sächs. Bevölkerung ausmachen, sind besonders in der Kreishauptmannschaft Bautzen (29363) und in der Stadt Dresden (13874) vertreten. Von den Israeliten waren (1880) 2228 in Dresden, 3179 in Leipzig, 294 in Chemnitz, 34 in Zwickau, 552 in allen übrigen Städten, 229 auf dem Lande. Nach einer Statistik der evang.-luth. Kirche im Königreich S. nach dem Stande am Ende des J. 1884 gab es für 142 Städte (die Stadt Brand ist ohne eigene Parochie und nach Erbisdorf eingepfarrt) und 3671 Dörfer 948 Parochien, 1186 Kirchen, 73 Begräbnis-Kirchen und -Kapellen, 56 Kapellen, 78 Betsäle, 1393 gottesdienstliche Stätten überhaupt, 1130 Geistliche. Die evang.-reform. Glaubensgenossen haben überhaupt 2 Kirchen, eine zu Dresden und eine zu Leipzig, an jeder Kirche fungieren 2 Pfarrer. Die röm.-kath. Glaubensgenossen haben in den sog. Erblanden (Kreishauptmannschaften Dresden, Leipzig und Zwickau) 13 Bezirkspfarrkirchen (darunter 1 Pfarrkirche im Pfarr- und Schulhause, 1 Pfarrkirche zugleich Stiftskirche), 1 Simultankirche, 1 Stiftskirche und 11 Kapellen; an diesen fungierten 29 Geistliche. In dem königl. sächs. Markgrafentume Oberlausitz (Kreishauptmannschaft Bautzen) haben dieselben 1 domstiftliche Simultankirche, 13 Pfarrkirchen, 1 Stiftskirche, 2 Klosterkirchen, 4 Kapellen, an welchen 37 Geistliche fungierten. Hierzu gehörten 2 Jungfrauenklöster, das Cistercienserstift St. Marienstern und das Cistercienserinnenkloster St. Marienthal. Deutschkath. Gemeinden befanden sich in Dresden, Leipzig, Chemnitz und Gelenau. Für die griech.-kath. Glaubensgenossen (von denen die meisten auf die Kreishauptmannschaft Dresden kommen) befindet sich in Dresden seit 1874 eine Kirche und in Leipzig eine Kapelle. Für die engl. Gemeinden im Königreich S. besteht in Dresden eine anglikan. Kirche (All Saints Church), eine schott. Kirche (Presbyterian Service) und die Amerikanische Episkopalkirche (St.-John's Church); in Leipzig eine Anglo-Amerikanische Kirchengemeinde und eine Amerikanische Kirchengemeinde. Apostolische Gemeinden bestehen in Dresden, Leipzig, Chemnitz, Zwickau, Königstein, Bautzen, Freiberg, Marienberg, Zittau und Ruppersdorf. Israel. Gemeinden befinden sich in Dresden, Leipzig und Chemnitz. Die (evang.) Brüdergemeinde hat ihren Hauptsitz in Herrnhut; außerdem besteht noch eine Kolonie in Kleinwelka bei Bautzen, und viele Anhänger wohnen zerstreut, namentlich in der Oberlausitz. Der *Abstammung* nach bestehen die Bewohner S.s aus Deutschen, wozu jedoch außer den Juden, Griechen u. s. w. am 1. Dez. 1880 noch 51410 Wenden kamen, welche größtenteils in der Oberlausitz, und zwar meist in Dörfern landwirtschaftlichen Charakters wohnen. Die Zahl der Geburten belief sich 1884 auf 137644 (70477 männliche und 67167 weibliche), darunter 18224 uneheliche (13,24 Proz.). Die Zahl der Selbstmorde betrug 1883: 1205, 1884: 1114, die der tödlich Verunglückten 1883: 731, 1884: 683. An Gebrechlichen wurden 1880 ermittelt: 2115 Blinde, 1747 Taubstumme, 2590 Irrsinnige und 4471 Blödsinnige.

Die *Berufs- und Gewerbsverhältnisse* und die soziale Stellung der Bewohner S.s haben durch die deutsche Berufszählung vom 5. Juni 1882 eine ganz neue umfassende Beleuchtung erfahren. Während diese Berufszählung für das ganze Deutsche Reich eine Abnahme der Bevölkerung seit der letzten Volkszählung vom 1. Dez. 1880 von 45234061 auf 45222113 ergeben hat, ist bei S. in der Zeit vom 1. Dez. 1880 bis 5. Juni 1882 wiederum eine Zunahme von 2972805 auf 3014822 E. eingetreten. Die Verteilung dieser am 5. Juni 1882 ermittelten Bevölkerung war folgende: Landwirtschaft, Tierzucht und Gärtnerei: 578592 Berufszugehörige (Erwerbsthätige, häusliche Dienstboten und Angehörige), darunter 285414 Erwerbsthätige; Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei: 23786 Berufszugehörige, darunter 7474 Erwerbsthätige; Industrie, einschließlich Bergbau und Bauwesen: 1695895 Berufszugehörige, darunter 724513 Erwerbsthätige; Handel und Verkehr: 360675 Berufszugehörige, darunter 130894 Erwerbsthätige; häusliche Dienste und Lohnarbeit wechselnder Art: 53584 Berufszugehörige, darunter 25140 Erwerbsthätige; Staats-, Gemeinde-, Kirchen- u. s. w. Dienst und sog. freie Berufsarten: 148361 Berufszugehörige, darunter 67317 Erwerbsthätige; ohne Beruf und Berufsangabe: 153929 Zugehörige, darunter 93726 Selbständige; Gesamtbevölkerung: 3014822. Im Deutschen Reiche waren von 100 Einwohnern 38,99 Erwerbsthätige, im Königreich S. 41,15. In den meisten andern deutschen Staaten ist die Zahl der Erwerbsthätigen verhältnismäßig geringer. In S. gehörten (1882) 292888 Personen zur Landwirtschaft, Tierzucht, Gärtnerei, Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei (20,90 Proz.), 724513 Personen zum Bergbau, Hüttenwesen, Industrie und Baugewerbe (51,70 Proz.), 130894 Personen zum Handel und Verkehr (9,34 Proz.), 25140 Personen zu häuslichen Diensten und Lohnarbeit wechselnder Art (1,79 Proz.), 67317 Personen zum Militär-, Hof-, bürgerlichen, kirchlichen Dienst und zu freien Berufsarten (4,80 Proz.), 93726 Personen ohne Beruf und Berufsangabe (6,69 Proz.).

Rege *Betriebsamkeit* und langjährige rationelle *Kultur* haben den Boden S.s zur höchst-

möglichen Ergiebigkeit gebracht. Die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe überhaupt betrug in S. am 5. Juni 1882: 192921, im Reiche 5276344, somit in S. 3,66 Proz. der letztern. Im Deutschen Reiche kam bereits auf 1,82 Haushaltungen ein Landwirtschaftsbetrieb, in S. erst auf 3,28 Haushaltungen. Auch diese Ziffer kennzeichnet wieder den vorwiegend industriellen Charakter S.s. Dem entsprechend war auch die Zahl der selbständigen Landwirte, die neben der Landwirtschaft noch einen andern Beruf ausüben, in S. relativ größer als im Durchschnitt des Reichs, nämlich in S. 68,51, im Reiche nur 61,07 Proz. Die landwirtschaftlich benutzte Fläche betrug in S. 83,97, im Reiche beträchtlich weniger, nämlich 79,32 Proz. der Gesamtfläche, während die forstwirtschaftlich benutzte Fläche hier und dort ziemlich gleich war: in S. 12,86, im Reiche 12,32 Proz. der Gesamtfläche. Die Intensivität des Landwirtschaftsbetriebs in S. findet ihren Ausdruck im Prozentsatze der mit Maschinen arbeitenden Betriebe; derselbe betrug in S. 9,74, im Reiche 7,42 Proz. aller Betriebe. Dagegen war die Nutzviehhaltung in S. geringer als im Reiche; nur 77,18 Proz. der sächs. Betriebe hatten Nutzvieh, gegen 84,19 Proz. im Reiche. Die Landwirtschaft hat die Richtung, einen immer mehr gewerblichen Charakter anzunehmen. Mehr und mehr befleißigt man sich, durch wissenschaftlichen Betrieb des Ackerbaues den Bodenertrag zu erhöhen. Die 498 (Ende März 1885) landwirtschaftlichen Vereine (mit 28532 Mitgliedern) für einzelne Gegenden und Kulturzweige sind zu fünf Kreisvereinen (zu Dresden, Leipzig, Chemnitz, Reichenbach [Vogtland], Bautzen) vereinigt, deren oberste Spitze der Landeskulturrat zu Dresden mit 32 Mitgliedern bildet. Unter den 498 Vereinen sind 16 für Bienenzucht, 8 für Obst- und Gartenbau, 5 für Geflügelzucht, 4 tierärztliche Vereine, 1 ökonomische Gesellschaft für das Königreich S., 1 für Viehzucht, 1 für Forstwirtschaft mit zusammen 2449 Mitgliedern. Der Förderung der Landwirtschaft dienen außerdem das landwirtschaftliche Institut an der Universität Leipzig mit Versuchsstation, die landwirtschaftliche Abteilung am Realgymnasium zu Döbeln, die landwirtschaftlichen Winterschulen zu Annaberg, Auerbach (Vogtland), Bautzen, Chemnitz, Freiberg, Meißen, Rochlitz und Wurzen, sowie die Versuchsstationen zu Möckern, Pommritz, Tharandt und an der Tierarzneischule zu Dresden. Es gibt in S. 920 Rittergüter, davon bilden 900 selbständige Gutsbezirke, während 20 zu Stadt- oder Landgemeinden gehören. Die Waldungen (Forsten und Holzungen) bedecken nach der Erhebung von 1883: 242815 ha, hierüber 166304 ha Staatsforsten; letztere nach den Angaben des königl. Finanzministeriums 172313 ha. Hinsichtlich des sehr rationell betriebenen Forst- und Jagdwesens ist S. in 11 Forstbezirke geteilt. Das gesamte Viehkapital berechnete sich in S. am 10. Jan. 1883 auf 238761268 Mark, und zwar auf die Pferde mit 83666216 Mark, auf die Maultiere und Maulesel mit 3930 Mark, auf die Esel mit 2034 Mark, auf die Rinder mit 133018688 Mark, auf die Schafe mit 3434528 Mark, auf die Schweine mit 16765047 Mark, auf die Ziegen mit 1870825 Mark. Die früher in S. so blühende Schafzucht ist, seitdem es keine Brache, keine Lehden und keine Hutgerechtigkeiten mehr gibt, sehr zurückgegangen. Die Zahl der Schafe betrug 1883 nur noch 149037, 1824 dagegen 1150000 Stück. Auch die Feinheit der Wolle ist im allgemeinen zurückgegangen, weil die meisten Landwirte weniger auf diese als auf möglichst großes Schurgewicht sehen, sodaß die einst so berühmten Schäfereien hierin jetzt von den schlesischen überflügelt werden, und weil seit 1856, wo man aus den edelsten Zuchten Englands größere Stämme einzuführen begann, die Mästung der Schafe zu Schlachtvieh sich mehr und mehr verbreitet hat. Die Schweinezucht hat seit 1846 durch Einführung engl. Rassen außerordentlich gewonnen und liefert die volle Hälfte des gesamten Fleischverbrauchs. Ziegen werden am meisten im Erzgebirge, Gänse und Hühner in der Oberlausitz, namentlich in der bautzener Gegend gehalten; in der leipziger Gegend sind auch große Gänseherden nicht selten. Die Eselzucht kommt kaum in Betracht. Die Bienenzucht war sonst ein besonders wichtiger Zweig der Landwirtschaft, wird aber jetzt nicht mehr so stark wie früher betrieben. Die Seidenraupenzucht ist nur vereinzelt; 1873 lieferte dieselbe nur 48 kg Cocons. Am 10. Jan. 1883 zählte man im ganzen Lande überhaupt 176720 Viehbesitzer, 126886 Pferde, 18 Maultiere und Maulesel, 26 Esel, 651329 Stück Rindvieh, 149037 Schafe, 355550 Schweine, 116547 Ziegen und Ziegenböcke einschließlich Ziegenlämmer, 53756 Bienenstöcke.

Der Betrieb des **Berg- und Hüttenwesens** ist durch das Gesetz vom 16. Juni 1868 geregelt; an der Spitze der fiskalischen Verwaltung steht das Bergamt in Freiberg, welchem die sechs Revierausschüsse Freiberg, Schneeberg, Johanngeorgenstadt, Altenberg, Marienberg und Scheibenberg untergeordnet sind. Nach Verordnung der Ministerien des Innern und der Finanzen vom 20. Okt. 1884, welche mit dem 1. Dez. 1884 in Kraft getreten ist, bestehen fünf Bergschiedsgerichte und zwar: für die Braunkohlenreviere des Berginspektionsbezirks Dresden mit dem Sitze in Zittau, für die Berginspektionsbezirke Freiberg I und II, sowie die Steinkohlenreviere des Berginspektionsbezirks Dresden mit dem Sitze in Freiberg, für die Braunkohlenreviere des Berginspektionsbezirks Chemnitz mit dem Sitze in Grimma, für die Steinkohlenreviere des Berginspektionsbezirks Chemnitz mit dem Sitze in Lugau, für den Berginspektionsbezirk Zwickau mit dem Sitz in Zwickau. Im J. 1883 hat sich die Zahl der verliehenen Gruben bei dem Erzbergbau von 239 auf 234, die Zahl der Steinkohlen- und Anthracitwerke von 59 auf 56 und die der Braunkohlenwerke von 130 auf 125 vermindert. Der Flächeninhalt der verschiedenen Grubenfelder der einzelnen Berggebäude betrug 30730 ha, nämlich 21097 ha an berggesetzlichen Verleihungen bei dem Erzbergbau, 7933 ha bei dem Steinkohlen- und Anthracitbergbau, 1700 ha bei dem Braunkohlenbergbau. Der Erzbergbau umfaßte 234 Gruben, von denen 84 ganz außer Betrieb, 46 zwar in Betrieb, aber nicht in Produktion, 54 in Produktion waren, ohne Überschuß zu verteilen, 10 in Produktion und Überschußverteilung sich befanden, während 40 als Stölle und Röschen lediglich dem Wasserlauf dienten. Auf diesen Gruben waren 459 Beamte, sowie 7281 ständige und 875 unständige Arbeiter, zusammen 8615 Mann beschäftigt. Die im J. 1883 erzielte Produktion belief sich auf 1030813 Ctr. Erze (Silber-, Blei- und Kupfererze, Kiese, Zinnstein, Wolfram, Kobalt, Wismut, Eisenerze ꝛc.) im Geldwerte von 5764006 Mark 22 Pf.

Auf Gruben, welche Überschüsse nicht verteilten, machten sich Kapital- oder Zubußeinzahlungen im Gesamtbetrage von 634868 Mark 44 Pf. erforderlich. Von 46 in Betrieb gewesenen Steinkohlen- und Anthracitwerken wurden 51875365 Ctr. Steinkohlen im Geldwerte von 28232037 Mark ausgebracht. Hiervon wurden an Coks 1870905 Ctr. im Geldwerte von 1374568 Mark und 793000 Stück Briquettes im Geldwerte von 12664 Mark produziert. Von den im Besitze des Staatsfiskus, sowie von Aktiengesellschaften, Gewerkschaften, Konsortschaften und Gemeinden befindlichen 28 Werken verteilten beziehungsweise lieferten 13 Überschüsse im Gesamtbetrage von 2436740 Mark 61 Pf., 5 erforderten Kapital- oder Zubußeinzahlungen im Gesamtbetrage von 203046 Mark 83 Pf.; die übrigen erhielten sich aus dem Betriebe, ohne verteilbare Überschüsse abzuwerfen. Braunkohlenbergbau wurde auf 125 Werken betrieben, welche 8964476 hl Braunkohlen im Geldwerte von 1985237 Mark ausbrachten. Insgesamt wurden bei dem Bergbau 28751 Personen und zwar 28087 männliche und 664 weibliche beschäftigt. Die Zahl der von diesem Personale zu ernährenden Angehörigen betrug 65119. Die gesamte Bergwerksproduktion des J. 1883 umfaßte 95764970 Ctr. mit einem Geldwerte von 35981280 Mark (gegen 89233544 Ctr. und 23345551 Mark im J. 1882).

Anlangend den Stand des *Hüttenwesens*, so beschäftigen sich mit Roheisenerzeugung 2 Werke mit 283 Arbeitern. Dieselben verarbeiteten 1836472 Ctr. Eisenerze und produzierten 622242 Ctr. Steinkohlen- und Coksroheisen mit einem Werte von 2131666 Mark, d. i. im Durschschnitt 3,42 Mark für den Centner. Bei der Industrie der Roheisenverarbeitung waren überhaupt 6001 Arbeiter in 115 Werken beschäftigt, und zwar 4707 Mann in 106 Eisengießereien, 991 Mann in 7 Schweißeisenwerken, 303 Mann in 2 Flußeisenwerken. Die Produktion bei derselben belief sich auf 2034965 Ctr. im Werte von 19371369 Mark. Die fiskalischen Hüttenwerke bei Freiberg produzierten 1883 überhaupt 511379,154 Ctr. verschiedener Produkte und Fabrikate im Geldwerte von 13204501 Mark, die Blaufarbenwerke bei Schlema 7868,811 Ctr. Blaufarbenwerksprodukte im Geldwerte von 15360562 Mark 45 Pf. Die Zahl der beschäftigten Personen betrug 1883 bei den fiskalischen Hüttenwerken 1400, und zwar 23 Beamte, 932 ständige und 413 unständige (darunter 32 weibliche) Arbeiter, bei den Blaufarbenwerken 1608, nämlich 37 Beamte, 1126 ständige und 413 unständige (darunter 32 weibliche) Arbeiter.

Die *sächsische Industrie* nimmt in der ganzen Welt eine bedeutende Stellung ein und fast alle Zweige derselben stehen auf einer hohen Stufe der Vervollkommnung. Nach der Gewerbezählung vom 5. Juni 1882 gab es im Königreich S. 359447 Gewerbebetriebe, und zwar 313140 Haupt- und 46307 Nebenbetriebe mit 815683 beschäftigten Personen. Auf die einzelnen Gewerbegruppen verteilen sich dieselben, nach der Zahl der beschäftigten Personen geordnet, folgendermaßen: Textilindustrie: 109278 Haupt- und 13307 Nebenbetriebe mit 236670 beschäftigten Personen; Industrie der Bekleidung und Reinigung: 71760 Haupt- und 4843 Nebenbetriebe mit 116410 beschäftigten Personen; Handelsgewerbe: 35519 Haupt- und 12336 Nebenbetriebe mit 68874 beschäftigten Personen; Baugewerbe: 8347 Haupt- und 777 Nebenbetriebe mit 63621 beschäftigten Personen; Industrie der Nahrungs- und Genußmittel: 18825 Haupt- und 2694 Nebenbetriebe mit 52908 beschäftigten Personen; Verfertigung von Maschinen, Werkzeugen, Instrumenten und Apparaten: 8172 Haupt- und 663 Nebenbetriebe mit 43132 beschäftigten Personen; Industrie der Holz- und Schnitzstoffe: 18642 Haupt- und 2381 Nebenbetriebe mit 42305 beschäftigten Personen; Metallverarbeitung: 10605 Haupt- und 598 Nebenbetriebe mit 33737 beschäftigten Personen; Industrie der Steine und Erden: 3042 Haupt- und 150 Nebenbetriebe mit 32154 beschäftigten Personen; Bergbau-, Hütten- und Salinenwesen, Torfgräberei: 281 Haupt- und 15 Nebenbetriebe mit 31736 beschäftigten Personen; Papier- und Lederindustrie: 5199 Haupt- und 381 Nebenbetriebe mit 28422 beschäftigten Personen; Beherbergung und Erquickung: 13235 Haupt- und 4157 Nebenbetriebe mit 26344 beschäftigten Personen; Verkehrsgewerbe: 5133 Haupt- und 1355 Nebenbetriebe mit 12305 beschäftigten Personen; Polygraphische Gewerbe: 1059 Haupt- und 62 Nebenbetriebe mit 11924 beschäftigten Personen; Kunst- und Handelsgärtnerei: 1360 Haupt- und 105 Nebenbetriebe mit 4516 beschäftigten Personen; Chemische Industrie: 613 Haupt- und 130 Nebenbetriebe mit 4393 beschäftigten Personen; Industrie der Leuchtstoffe, Fette, Öle und Firnisse: 584 Haupt- und 118 Nebenbetriebe mit 2824 beschäftigten Personen; Künstler und künstlerische Betriebe für gewerbliche Zwecke: 886 Haupt- und 99 Nebenbetriebe mit 2136 beschäftigten Personen; Versicherungsgewerbe: 472 Haupt- und 2062 Nebenbetriebe mit 1053 beschäftigten Personen; Tierzucht (ausschließlich Zucht landwirtschaftlicher Nutztiere) und Fischerei: 128 Haupt- und 74 Nebenbetriebe mit 219 beschäftigten Personen.

Den wichtigsten Industriezweig S. bildet die *Textilindustrie*. Von 100 erwerbsfähigen Personen kommen in S. auf die Textilindustrie allein 18,37 (im Deutschen Reich nur 4,83). Die Leinweberei gehört zu den ältesten Gewerben in S. und wird besonders in den an Schlesien und Böhmen grenzenden Teilen der Lausitz betrieben. Gegen die glänzende Zeit im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrh. hat der Absatz zufolge der Konkurrenz der Baumwolle bedeutend abgenommen; jedoch sind die vortrefflichen Fabrikate der 1666 in Großschönau eingeführten Damastweberei noch immer sehr geschätzt. Hauptsitz der Zwillichmanufaktur ist Waltersdorf bei Zittau; leinenes Band wird hauptsächlich in Großröhrsdorf und Pulsnitz fabriziert. Im J. 1882 beschäftigte die Leinweberei 16990 Personen. Mechanische Flachsspinnereien und Flachshecheleien waren 1882 30 vorhanden; die größten befinden sich in Hirschfelde, Hainitz, Freiberg und Wiesa bei Annaberg. Die Woll- und Baumwollmanufakturen sind gleichfalls ein alter Zweig der Gewerbsamkeit; 1882 bestanden: 167 Betriebe für Wollbereitung mit 2203 beschäftigten Personen, 410 Kammgarn-, Streichgarn- und Vigognespinnereien mit 15665 beschäftigten Personen, 17 Kunstwollspinnereien (Mungo und Shoddy) mit 541 beschäftigten Personen, 9629 Wollwebereien mit 21782 beschäftigten Personen, 346 Baumwollspinnereien mit 9127 beschäftigten Personen, 22576 Baumwollwebereien mit 33822 beschäftigten Personen und 10564 Webereien für gemischte Stoffe mit 23068 beschäftigten

Personen. Die größte Wollkämmerei besitzt Leipzig, die größten Kammgarnspinnereien befinden sich in Leipzig, Kleinzschocher, Altchemnitz, Harthau bei Chemnitz, Kappel, Schedewitz, Liebschwitz, Willau und Arnsdorf bei Penig, die größten Streichgarn- und Vigognespinnereien in Crimmitschau, Werdau und Reichenbach, die größten Baumwollspinnereien in Chemnitz, Furth, Scharfenstein, Zschopau, Hohenfichte, Witzschdorf, Mohsdorf und Oberleutersdorf. Die Hauptsitze der Tuchmanufaktur sind Großenhain, Bischofswerda, Kamenz, Kirchberg mit Umgebung, Leisnig und Roßwein; in Crimmitschau mit Umgebung und Werdau werden vorzugsweise Buckskins, halbwollene und leichte tuchartige Stoffe, in Oderan, Hainichen, Reichenbach und Mylau Flanelle gefertigt. Glauchau und Meerane liefern Kleider- und Möbelstoffe, Zittau und Reichenau Orleans. Hauptsitze der Baumwoll- und Halbbaumwollweberei sind das Vogtland, die chemnitzer Gegend und ein Teil der Lausitz. Das Vogtland liefert hauptsächlich weiße und durchbrochene Waren, Mittweida und Geringswalde produzieren Kattun und Barchent, Chemnitz Kleider- und Möbelstoffe, Ernstthal mit Umgebung Piqué, Penig und Lausigk Plüsch, Neugersdorf und andere benachbarte Weberdörfer der Lausitz baumwollene Rock- und Hosenstoffe, Pulsnitz und Großröhrsdorf baumwollene Bänder. Die Seidenweberei, im ganzen noch nicht von großer Bedeutung (371 Betriebe mit 700 beschäftigten Personen), wird vorzugsweise in Frankenberg, Elsterberg, Hohenstein und Callnberg betrieben; Bad-Elster fabriziert seidenen Samt. Seidenspinnereien von einiger Bedeutung gibt es in Großenhain, Rodewisch und Cunnersdorf bei Kirchberg. Von den Spinnereien und Webereien anderer Stoffe ist noch die bedeutende Jutespinnerei und Weberei in Meißen und die Nesselweberei in Zittau erwähnenswert.

Für die Fabrikation von Strumpfwaren bestanden 1882 26469 Betriebe mit 45321 beschäftigten Personen. Hauptsitze derselben sind Chemnitz, Hohenstein, Limbach, Lößnitz und Burgstädt mit Umgebung. Die Spitzenklöppelei beschäftigt, obgleich jetzt durch die englischen und franz. Maschinenspitzen teilweise verdrängt, im Obererzgebirge, hier und da auch im Vogtlande, immer noch eine große Anzahl weiblicher Hände und wird in neuerer Zeit durch vom Staat unterstützte Klöppelschulen kunstmäßig gelehrt. Im J. 1884 bestanden 30 Spitzenklöppelschulen mit 33 Lehrerinnen und 1402 Schülerinnen. Die Stickerei hat in neuester Zeit, namentlich durch mannigfache Verbesserungen an den Stickmaschinen, einen bedeutenden Aufschwung genommen. Der Hauptplatz für gestickte Waren ist Plauen, ferner Eibenstock, Schneeberg, Auerbach und Falkenstein. Von besonderer Wichtigkeit für das Obererzgebirge und zum Teil auch für das Vogtland ist ferner die Posamentenfabrikation, welche im J. 1882 16541 Personen in 13487 Betrieben beschäftigte. Für die Veredelung der Gespinste und Gewebe, Spitzen und Stickereien, Strumpf- und Strickwaren bestehen bedeutende Etablissements, in welchen namentlich auch das Ausland seine Fabrikate in großem Umfange veredeln läßt. Im ganzen waren 1882 vorhanden: für Wollfärberei, -Druckerei und -Appretur 489 Betriebe mit 4591 beschäftigten Personen; für Bleicherei, Färberei, Druckerei und Appretur von Gespinsten und Geweben aus Flachs, Hanf, Werg, Jute u. s. w.: 139 Betriebe mit 839 beschäftigten Personen; für dergleichen von Gespinsten und Geweben aus Baumwolle: 439 Betriebe mit 3629 beschäftigten Personen; für Wäscherei, Bleicherei und Appretur von Spitzen und Stickereien: 416 Betriebe mit 644 beschäftigten Personen; für Seidenfärberei und -Druckerei: 21 Betriebe mit 143 beschäftigten Personen; für sonstige Bleicherei, Färberei, Druckerei und Appretur, auch ohne Stoffangabe: 621 Betriebe mit 5949 beschäftigten Personen; für Appretur von Strumpf- und Strickwaren: 5282 Betriebe mit 7642 beschäftigten Personen. Die Veredelungsindustrie ist hauptsächlich stark vertreten in Plauen, Chemnitz und Reichenbach. Die Wäschefabrikation blüht vornehmlich in der Gegend von Plauen und Schneeberg; Rüschen fabriziert Leipzig, Korsetts Ölsnitz i. V., Schuhwaren Pegau und Groitzsch, Rauchwaren Leipzig mit Umgebung, künstliche Blumen Dresden, Leipzig, Sebnitz und Neustadt bei Stolpen.

Der Tabaksbau, welcher 1858 noch eine Produktion von 5100 Ctrn. ergab, ist seitdem rasch zurückgegangen (Erntejahr 1882/83: 4000 kg, 1883/84: 2643 kg). Desto stärker ist der Rohtabakhandel, die Tabaksfabrikation und der Handel mit Tabaksfabrikaten. Im J. 1878 gab es 71 Betriebe für Rohtabakhandel, 2472 Betriebe für Tabaksfabrikation, 26810 Betriebe für Handel mit Tabaksfabrikaten. Hauptsitze der Tabaksfabrikation sind Dresden, Leipzig, Waldheim, Roßwein, Döbeln und Freiberg. Der Verkaufswert der hergestellten Tabaksfabrikate betrug 23883028 Mark. Die Zuckerfabrikation wird erst seit 1883 in S. betrieben. Ende 1884 bestanden 3 Zuckerfabriken, in Kleinbauchlitz, Markranstädt und Löbau. In der Chokoladenfabrikation nimmt Dresden eine hervorragende Stelle ein, ebenso in der Mineralwasserfabrikation. Von den landwirtschaftlichen Gewerben wird besonders die Bierbrauerei schwunghaft betrieben. Dieselbe, früher ein städtisches oder ländliches Nebengewerbe, hat sich mehr und mehr zur Großindustrie umgestaltet, die besonders durch Aktiengesellschaften betrieben wird. Im J. 1836 gab es im Königreich S. 831 gangbare Brauereien, welche 1563755 Eimer Bier erzeugten. Im Etatsjahr 1883/84 gab es nur 744 gangbare Brauereien, welche aber 4833043 Eimer Bier erzeugten. Im J. 1882 beschäftigten die Bierbrauereien 4534 Personen. Bedeutende Brauereien befinden sich in Leipzig, Dresden, Plauen bei Dresden, Coschütz, Cotta bei Dresden, Reudnitz und Gohlis. Noch mehr als die Brauereien haben sich die Branntweinbrennereien wegen einer totalen Veränderung des Betriebs der Zahl nach vermindert und zwar seit 1836 bis 1883/84 von 4407 (1684 in Betrieb) auf 683 (647 in Betrieb). Die Verminderung ist durch das Eingehen der kleinern Brennereien hervorgerufen worden, während sich die Zahl der großen konstant vermehrt hat und das Gewerbe sich immer mehr zu einem großen Fabrikbetrieb ausbildet. Eine hervorragende Stellung nimmt ferner das Mühlengewerbe ein. Am 5. Juni 1882 waren vorhanden: Getreide-, Mahl- und Schälmühlen: 2698 Hauptbetriebe mit 7336 beschäftigten Personen; Schneidemühlen und Fraiseanstalten: 945 Hauptbetriebe mit 3505 beschäftigten Personen; Ölmühlen: 137 Hauptbetriebe mit 262 beschäftigten Personen; Lohmühlen: 54 Hauptbetriebe mit 79 beschäftigten Personen. Von diesen Betrieben

verwenden zur Bewegung des Triebwerks Wind: 458 Betriebe, Wasser: 3240 Betriebe, Dampf: 291 Betriebe. Bedeutende Mahlmühlenetablissements befinden sich in Wurzen und Plauen bei Dresden.

Am 1. Jan. 1883 betrug die Zahl der feststehenden Dampfkessel 5837 mit 195226 qm Heizfläche, die Zahl der feststehenden Dampfmaschinen 5377 mit 79297 durchschnittlich geleisteten Pferdestärken. Eines der ältesten Gewerbe und von besonderer Wichtigkeit nicht nur für das In-, sondern auch für das Ausland ist der schon weiter oben erwähnte sächsische Bergbau. In Freiberg und Umgegend blüht die Fabrikation leonischer Waren, in Neustadt bei Stolpen die Messerfabrikation; Pirna besitzt ein großes Emaillierwerk für Kochgeschirr. Wichtig sind die Steinbrüche oberhalb Pirna a. d. Elbe, in Cotta bei Pirna, bei Zittau und Kamenz, der Serpentinsteinbruch zu Zöblitz, die Mühlsteinfabrik in Jonsdorf bei Zittau, die zahlreichen Ziegeleien und Kalkwerke. Töpferei wird besonders in Pulsnitz, Königsbrück, Kamenz, Radeburg, Waldenburg, Penig und Frohburg betrieben. Neben mehrern großen Steingutfabriken (Dresden) und Glashütten (Dresden, Radeberg, Döhlen) ist noch besonders die große königl. Porzellanmanufaktur in Meißen hervorzuheben. Dieselbe erlangte 1883 eine Nettoeinnahme von 1555837 Mark; das beschäftigte Personal bestand aus 759 Personen. Der Maschinenbau, namentlich der Bau von Dampfmaschinen und Maschinen für die Textilindustrie, steht in S. auf einer hohen Stufe. Der Hauptplatz für die Maschinenfabrikation ist Chemnitz; bedeutende Maschinenfabriken befinden sich auch in Kappel, Anger-Crottendorf, Plagwitz, Erla, Gittersee, Golzern u. s. w., Schiffsbauereien befinden sich in Dresden, Blasewitz, bei Postelwitz und Königstein, Radeberg besitzt eine große Fabrik für Eisenbahnbedarf. Nähmaschinen werden vorzüglich in Dresden gefertigt, Pianoforte in Dresden und Leipzig, musikalische Blech- und Holzinstrumente und Saiten in Markneukirchen, Klingenthal und Brunndöbra. Die Uhrenfabrikation in Glashütte ist weit über Deutschlands Grenzen bekannt. Daselbst besteht eine Uhrmacherschule. Hölzerne Spielwaren werden in der Gegend von Seifen, Grünhainichen und Olbernhau gefertigt. Die Strohwarenmanufaktur hat ihren Hauptsitz in Kreischa mit Umgebung, nächstdem in den Städten und Dörfern auf dem linken Elbufer zwischen der Elbe und Böhmen. Durch Gründung von Strohflechtschulen nach Mylau und Elsterberg verpflanzt, hat dieser Nahrungszweig bereits seit 1831 vorzügliche Waren geliefert. Ferner bestehen noch Strohflechtschulen in Altenberg, Dippoldiswalde, Geising und in der Sächsischen Schweiz. Eine blühende polygraphische Industrie hat ihren Mittelpunkt in Leipzig. An Betrieben für Papier- und Pappefabrikation, für Bunt- und Luxuspapier u. s. w. hatte S. 1882: 352 mit 10293 beschäftigten Personen. Die Papierfabrikation in Hainsberg, Bautzen, Penig, Weißenborn, Kriebstein, Dresden, Sebnitz und Hütten sind die berühmtesten; große Buntpapierfabriken gibt es in Plagwitz und Goldbach, photographische Papiere werden hauptsächlich in Dresden und Leipzig fabriziert.

Handel und Verkehr. Mit dem regen Industriebetrieb S.s verknüpft sich ein ausgebreiteter Handel, welcher schon im 12. Jahrh. durch die Entdeckung der Silberbergwerke und die Stiftung der Messen in Leipzig seine Begründung erhielt. In der letzten Hälfte des 14. Jahrh. nahm Leipzig bereits über Augsburg und Nürnberg teil an dem levantischen Handel. Es ist diese Stadt noch immer der Mittelpunkt des Transito-, Speditions-, Kommissions- und Wechselhandels für Mitteldeutschland sowie des Buchhandels für das gesamte Deutschland, und seine Messen sind noch immer die frequentesten in ganz Deutschland, wenn sie auch gegen frühere Zeit an Bedeutung verloren haben. (S. Leipzig.) Handel und Verkehr S.s werden durch die große Wasserstraße der Elbe und ein dichtes Eisenbahnnetz wesentlich gefördert. Von Eisenbahnen waren am 31. Dez. 1883 in Betrieb: 2099,44 km sächsische Staatsbahnen und 108,58 km von der Staatsverwaltung betriebene Privatbahnen, zusammen 2208,02 km. Unter eigener Verwaltung steht die Bockwaer Kohlenbahn mit 11 km. Im Bau begriffen 83,6 km. Es wurden 1883 befördert im Personenverkehr auf den Sächsischen Staats- und erpachteten Privatbahnen und auf den von der Sächsischen Staatsverwaltung betriebenen Privateisenbahnen: 21105519 Personen; im Güterverkehr 11247362,8 t. Der frequenteste Personenverkehr bestand zwischen Dresden und Potschappel mit 376106 Personen, diesem folgt Dresden und Kötzschenbroda mit 303992 Personen, während sich im Güterverkehr der größte Güteraustausch zwischen Leipzig und Zwickau mit 134435 t im Binnenverkehr ergab. Den hauptsächlichsten Beförderungsartikel bilden die Kohlen, welche allein 50,06 Proz. aller beförderten Güter ausmachten. Die Gesamteinnahmen bei den Sächsischen Staats- und erpachteten Bahnen betrugen 67118663 Mark. Der Personalbestand bezifferte sich Anfang Sept. 1884 auf 8484 Beamte, 15916 Arbeiter, zusammen 24400. Im J. 1883 waren im Königreich S. 73,11 km Pferdebahnen in Betrieb und zwar in Dresden etwa 40, in Leipzig 26,5, in Chemnitz 7,6.

Das **Postwesen** steht nebst dem Telegraphenwesen unter zwei kaiserl. Oberpostdirektionen in Dresden und Leipzig und diese in Unterordnung unter dem Reichspostamt. Im J. 1885 befanden sich bei der Oberpostdirektion zu Dresden, für die Bezirke der Kreishauptmannschaften Dresden und Bautzen 1118,04 km oberirdische Telegraphenlinien mit 4083,60 km Leitungen einschließlich 496,38 km Leitungen der Stadt-Fernsprechanlagen, 16 Postämter erster Klasse mit 6 Zweigstellen, 1 Telegraphenamt erster Klasse mit 2 Zweigtelegraphenstellen, 1 Bahnpostamt, 17 Postämter zweiter Klasse mit 1 Zweigstelle, außerdem 9 unmittelbar von der Oberpostdirektion ressortierende Stadtpostanstalten, ferner 66 Postämter dritter Klasse mit 1 Zweigstelle, 99 Postagenturen, zusammen 219 Verkehrsanstalten einschließlich 169 vereinigte Anstalten. Bei der Oberpostdirektion zu Leipzig für die Bezirke der Kreishauptmannschaften Leipzig und Zwickau, sowie für das Herzogtum Sachsen-Altenburg 1860,71 km oberirdische Telegraphenlinien mit 6801,88 km Leitungen einschließlich 732,55 km Leitungen der Stadt-Fernsprechanlagen, 35 Postämter erster Klasse mit 13 Zweigstellen, 3 Telegraphenämter erster Klasse mit 1 Zweigtelegraphenstelle, 2 Bahnpostämter zweiter Klasse mit 2 Zweigstellen, außerdem 10 unmittelbar von der Oberpostdirektion ressortierende Stadtpostanstalten, ferner 100 Postämter dritter Klasse, 153 Postagenturen, zusammen 351 Verkehrsanstalten einschließlich 235 vereinigte

Anstalten. Der Verkehr bei sämtlichen Verkehrsanstalten in den Oberpostdirektionsbezirken Dresden und Leipzig gestaltete sich für 1884 also: Briefsendungen, aufgegeben 100 099 854 Stück, eingegangen 88 049 484 Stück; Pakete ohne Wertangabe, aufgegeben 9 916 560 Stück, eingegangen 7 157 970 Stück; Briefe und Pakete mit Wertangabe, aufgegeben 966 690 Stück, Wertbetrag 1 081 681 164 Mark, eingegangen 1 061 406 Stück, Wertbetrag 1 067 630 490 Mark; Postnachnahmesendungen, aufgegeben 852 498 Stück, Nachnahmebetrag 8 218 926 Mark, eingegangen 655 092 Stück, Nachnahmebetrag 5 095 890 Mark; Postanweisungen, eingezahlt 4 404 565 Stück, Betrag 271 775 499 Mark, ausgezahlt 5 860 794 Stück, Betrag 863 353 247 Mark. Zahl der Postreisenden 65 231. Telegramme, aufgegeben, inländische 860 882 Stück, ausländische 179 118 Stück, angekommen inländische und ausländische 1 103 263 Stück. Zahl der im Betriebe befindlichen Apparate 770. Etatsmäßige Einnahmen 16 338 123 Mark, darunter Telegraphengebühren 1 117 620 Mark. Einnahmen aus dem Verkauf von Wechselstempelmarken 583 065 Mark. Summe der Porto- und Telegraphengebühren-Einnahme 14 846 558 Mark.

Die Schiffahrt auf der Elbe ist bedeutend. Stromab gehen auf ihr meist Holz, Sand- und Kalksteine, Getreide, Kohlen und Obst, stromauf besonders Salz und Kolonialwaren. Die meist dem Personenverkehr dienende Dampfschiffahrt zwischen Leitmeritz, Dresden und Riesa betreibt die Sächsisch-Böhmische Dampfschiffahrtsgesellschaft. An Elbfahrzeugen waren am Schlusse 1884 in S. registriert: 23 Personendampfschiffe, 6 Güterdampfschiffe (Porteurs), 9 Radschlepper (Remorqueurs), 9 Kettenschiffe (Toueurs), 1 Dampffähre, 462 Segel- und Schleppschiffe mit zusammen 2 261 125 Ztr. Tragfähigkeit. Zu den bestehenden beiden Elbdampfschiffahrtsgesellschaften hat sich im J. 1883 eine dritte gesellt: die Dampfschleppschiffahrtsgesellschaft der vereinigten Schiffer in Dresden. Die »Kette« (deutsche Elbschiffahrtsgesellschaft) hatte im J. 1883 eine gesamte Betriebseinnahme von 4 729 550 Mark, gegen 3 811 261 im J. 1882. Die Sächsisch-Böhmische Gesellschaft hatte in der Zeit vom 1. April bis 31. Dez. 1883 eine Gesamteinnahme von 681 249 Mark. Der Großverkehr auf der Elbe beginnt bei Aussig, 40 km von der sächs. Grenze entfernt. Derselbe stieg von etwa 12,4 Mill. Ztr. im J. 1870 auf 32 Mill. Ztr. im J. 1883.

Schifferschulen für die Oberelbe sind zu Schandau, Königstein, Wehlen und Pirna, und für die Unterelbe zu Meißen und Riesa eingerichtet. Der Schiffahrt schließen sich die das Land nach allen Richtungen durchschneidenden Kunststraßen an. Am Schlusse 1883 bestanden die in fiskalischer Unterhaltung befindlichen Straßen in 2 825 990 m Chausseen und 884 833 m nichtchaussierte Straßen, zusammen 3 710 823 m Straßen überhaupt. Zur Förderung des Handels und der Gewerbe tragen die zahlreichen Aktienvereine (1. Okt. 1884 226 Aktiengesellschaften, welche ein Aktienkapital von 354 639 378 Mark besaßen) und Assekuranzgesellschaften, sowie die 1861 ins Leben gerufenen Handels- und Gewerbekammern zu Dresden, Leipzig, Chemnitz, Plauen i. V. und Zittau wesentlich bei. Unter den 226 Aktiengesellschaften befanden sich 27 Bergbau- und Hüttenwerke mit 43 971 366 Mark, 22 Brauereien und Brennereien mit 19 469 400 Mark, 26 Banken und Kreditvereine mit 149 133 182 Mark, 18 Maschinenfabriken mit 35 159 800 Mark, 16 Spinnereien und Webereien mit 22 240 000 Mark, 17 Papier- und Holzstofffabriken mit 18 318 500 Mark, 18 Gasfabriken mit 6 299 900 Mark, 14 Baugesellschaften mit 9 522 600 Mark u. s. w. An größern Geld- und Kreditinstituten bestehen: die 1839 auf Aktien gegründete Bank zu Leipzig, die 1848 gegründete Chemnitzer Stadtbank und die 1865 gegründete Sächsische Bank zu Dresden, der Erbländische ritterschaftliche Kreditverein zu Leipzig (seit 1844), die Landständische Hypotheken-, auch Leih- und Sparbank für die Oberlausitz zu Bautzen, die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt zu Leipzig, die Dresdner Bank u. s. w. Bei den sächs. Sparkassen erfolgten 1884 in 191 Kassen 1 187 260 Einzahlungen im Betrage von 96 834 650 Mark 9 Pf. und 1 187 260 Rückzahlungen im Betrage von 83 246 064 Mark 84 Pf. Im J. 1883 betrug die Zahl der Kassen 188, die Zahl der Einleger 1 121 103, das Guthaben sämtlicher Einleger 380 741 000 Mark. Sehr zahlreich sind in S. auch die nichtöffentlichen Unternehmungen, welche dem Sparsinn der Minderbemittelten dienen: Jugend-, Vereins-, Fabrik- und sonstige Privatsparkassen. Mit jeder der 30 Klöppelschulen des sächs. Erzgebirges ist eine Sparkasse verbunden, in welcher ein Teil des Verdienstes der Kinder zurückbehalten wird. Der Landeskulturrentenbank, gegründet durch Gesetz vom 26. Nov. 1861 und am 1. Jan. 1862 eröffnet, sind bis Ende 1884 überhaupt 5029 einzelne Landeskulturrenten im Gesamtjahresbetrage von 501 012 Mark 96 Pf. überwiesen worden; bis zum Schlusse des J. 1884 sind überhaupt an Landeskulturrentenscheinen nach Nennwert 10 020 000 Mark zur Ausgabe gelangt. Der Landrentenbank waren während des 50¾ jährigen Bestehens derselben vom 1. Jan. 1834 bis Michaelis 1884 überhaupt 454 716 einzelne Landrenten im Gesamtbetrage von 3 427 538 Mark 63,42 Pf. überwiesen worden, deren 25facher Betrag an 85 688 465 Mark 86 Pf. den Wert dieser Renten zur Zeit ihrer Übernahme oder das Nominal-Aktivkapital der Landrentenbank darstellt. Zum Termin Michaelis 1884 befanden sich noch Landrentenbriefe im Gesamtnennwerte von 45 627 600 Mark verzinslich im Umlauf. Im J. 1885 bestanden in S. an 219 Orten 777 Märkte aller Art, darunter vier Wollmärkte und die drei leipziger Messen. Die Gesamtzufuhr der Neujahrsmesse betrug 1877 (spätere Notizen fehlen): 164 341 Ztr., der Ostermesse 319 684 Ztr., der Michaelismesse 341 388 Ztr. Auf dem Wollmarkte zu Dresden wurden 1884 zum Verkauf 29 450 kg Wolle eingebracht, davon 21 961 kg verkauft; auf dem zu Leipzig 71 562 kg, davon 66 362 kg verkauft; auf dem zu Bautzen 19 902 kg, davon 15 089 kg verkauft; auf dem zu Kamenz 4924 kg, davon 4674 kg verkauft; überhaupt 125 838 kg eingebracht, davon 108 086 kg verkauft.

Die Hauptausfuhrartikel Sachsens sind feine Wollwaren, Leinwand, Spitzen, Fransen, rohe Wolle und rohes Garn, Baumwollfabrikate aller Art (Strumpfwaren, Handschuhe, Kattun u. s. w.), nächstdem Stroh- und Holzwaren, Cigarren, Uhren, musikalische Instrumente, Mineralprodukte, Farben, Porzellan und Sandstein. Die Ausfuhr aus dem Königreich Sachsen nach den Vereinigten Staaten macht annähernd den vierten Teil der gesamten deutschen Ausfuhr dorthin aus.

Während der Zeit vom 1. Okt. 1882 bis 30. Sept. 1883 belief sich die gesamte sächs. Ausfuhr auf 15198917 Doll. = 64595398 Mark. Die Gegenstände dieser Ausfuhr sind hauptsächlich baumwollene, wollene und seidene Handschuhe, Samt und Plüsch, Stickerei, Strumpfwaren, Spitzen, Fransen, lederne Handschuhe und Handschuhleder, musikalische Instrumente. Die **Einfuhrartikel** sind hauptsächlich Getreide, Baumwolle, Seide, Wolle, Flachs, Guano, Holz (aus Böhmen), Hanf, Kolonialwaren, Tabak, Wein, Seefische, Modewaren u. s. w. Die Einfuhr in den freien Verkehr des Königreichs S. betrug 1884 an Getreide und andern Erzeugnissen des Landbaues 295061091 kg. Für den inländischen Produktenhandel bestehen mehrere Produktenbörsen, eine Getreidebörse zu Dresden, eine Produktenbörse zu Leipzig u. a.

Hinsichtlich des **Unterrichtswesens** und überhaupt der geistigen Kultur nimmt S. unter allen Staaten einen ausgezeichneten Rang ein. An der Spitze der Anstalten für höhere Bildung steht die Universität Leipzig, im Wintersemester 1884/85 mit 174 Professoren, Docenten und 3281 immatrikulierten Studenten, im Sommersemester 1885 mit 3075 immatrikulierten Studenten. Nach dem Budget derselben auf die Finanzperiode 1884/85 (Voranschlag für ein Jahr) betrugen deren Gesamtausgaben 1231760 Mark, die Gesamteinnahmen 423132 Mark; der Staatszuschuß betrug 808628 Mark. Hiernächst kommt das Polytechnikum zu Dresden; am Schluß des Studienjahres 1883/84 zählte dasselbe 51 Docenten und 453 Studierende und Hörer; nach dem Budget der Anstalt auf die Finanzperiode 1884/85 (Voranschlag für ein Jahr) betrugen die Gesamtausgaben 294036 Mark, die Gesamteinnahmen 19610 Mark, der Staatszuschuß 274426 Mark. Die humanistische Vorbildung besorgten (nach den Erhebungen am 15. Okt. 1884) 16 Gymnasien, nämlich die beiden Landesschulen Grimma und St. Afra in Meißen und sodann die Gymnasien zu Bautzen, Chemnitz (königl. Gymnasium), Dresden-Altstadt (das städtische Gymnasium zum Heiligen Kreuz [Kreuzschule], das Wettiner Gymnasium und das von Vitzthumsche Geschlechtsgymnasium), Dresden-Neustadt (königl. Gymnasium), Freiberg (Albertinum), Leipzig (zu St. Thomä und zu St. Nicolai und das königl. Gymnasium), Plauen [Vogtland] (Gymnasium und Realgymnasium), Wurzen (königl. Gymnasium), Zittau (Johanneum) und Zwickau. An ihnen lehrten 402 Lehrer; die Zahl der Gymnasiasten betrug 5640. Realgymnasien (seit Beginn des Schuljahres 1884/85 führen die Realschulen I. Ordnung die Bezeichnung «Realgymnasien») bestanden 10, nämlich: in Annaberg (mit Progymnasium), Borna, Chemnitz, Döbeln (mit Landwirtschaftsschule), Dresden-Altstadt (Annenrealgymnasium), Dresden-Neustadt, Freiberg, Leipzig, Zittau (Johanneum), Zwickau mit zusammen 213 Lehrern und 2687 Schülern. Realschulen (seit Beginn des Schuljahres 1884/85 führen die Realschulen II. Ordnung die Bezeichnung «Realschulen») bestanden 22, nämlich: in Bautzen, Crimmitschau, Dresden-Friedrichstadt (Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben daselbst), Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben des Direktor Dr. Zeidler in Dresden (Realschule), Käuffersches Realinstitut (Realschule mit Progymnasium und Elementarschule) in Dresden, Frankenberg (mit Progymnasium), Glauchau (mit Progymnasium), Grimma (mit Progymnasium), Großenhain, Leipzig, Leisnig (mit Progymnasium), Löbau, Meerane, Meißen (mit Progymnasium), Mittweida, Pirna (mit Progymnasium), Reichenbach (Vogtland), Neudnitz-Leipzig, Rochlitz, Schneeberg, Stollberg, Werdau, mit zusammen 256 Lehrern und 3295 Schülern. An Lehrerbildungsanstalten sind zu erwähnen die 18 Seminare (einschließlich 1 Nebenseminar für ältere Schulamtsaspiranten, 1 kathol. und 2 Lehrerinnenseminare, von letztern 1 mit Töchterschule verbunden) mit 265 Lehrern und Lehrerinnen und 2331 Zöglingen, und die Turnlehrerbildungsanstalt zu Dresden. Ferner bestehen zwei den höhern Lehranstalten eingereihte höhere Töchterschulen in Dresden und Leipzig. Die Gesamtzahl der Volksschulen betrug nach den Erhebungen am 15. Okt. 1884: 2221 und zwar 2104 öffentliche evang. Schulen, 38 öffentliche röm.-kath. Schulen, 16 Vereins- und Stiftsschulen, 63 Privatschulen; Schülerzahl sämtlicher Volksschulen 542357 (264915 männliche, 277442 weibliche); Fortbildungsschulen gab es 1891 mit 66164 Schülern (65400 männliche, 764 weibliche). Gesamtzahl der Lehrkräfte 7355. In Sachsen bestehen zwei Taubstummenanstalten: zu Dresden (mit einer Filiale in Plauen bei Dresden) und Leipzig, sowie eine Taubstummenvorschule in Zittau; ferner drei israel. Religionsschulen in Dresden, Leipzig und Chemnitz.

Als Lehranstalten für besondere Bildungszwecke sind besonders hervorzuheben: die Bergakademie zu Freiberg mit 21 Docenten und 147 Studierenden (Erhebung am 15. Okt. 1884); die Forstakademie zu Tharandt mit 10 Docenten und 125 Studierenden; das Stenographische Institut in Dresden, die Kadettenanstalt und die Militärreitanstalt zu Dresden, die Unteroffizierschule zu Marienberg, die Soldatenknaben-Erziehungsanstalt zu Kleinstruppen, die technischen Staatslehranstalten zu Chemnitz (die höhere Gewerbschule, die Baugewerkenschule, die Werkmeisterschule, mit Müller- und Färberschule, und die Gewerbzeichenschule), die Bergschulen zu Freiberg und Zwickau und die Baugewerkenschulen zu Dresden, Leipzig, Plauen und Zittau. Der Kunst- und dem Kunstunterricht sind gewidmet die Kunstakademien zu Dresden und Leipzig, die Kunstgewerbeschule nebst Kunstgewerbemuseum zu Dresden, die Konservatorien für Musik zu Leipzig und Dresden. Handelsschulen bestehen in Auerbach, Bautzen, Chemnitz, Crimmitschau, Döbeln, Dresden, Frankenberg, Freiberg, Grimma, Großenhain, Leipzig, Leisnig, Meißen, Oschatz, Pirna, Plauen, Riesa, Schneeberg, Waldheim, Zittau und Zwickau; in Leipzig besteht außerdem eine Buchhändlerlehranstalt.

Landes-Pfleg-, Straf- und Besserungsanstalten sind: die vereinigten Landesanstalten zu Hubertusburg, nebst der Meierei Reckwitz, die Irrenheilanstalt zu Sonnenstein, die Irrenversorganstalt zu Colditz, nebst der Meierei Zschadraß, die Irrensiechenanstalt zu Hochweitzschen, die Blindenanstalt zu Dresden, nebst der Hilfsanstalt zu Moritzburg, die Landesanstalten zu Waldheim (Zuchthaus für Männer, Irrenstation, Korrektionsanstalt für Weiber), die Strafanstalt für männliche Gefängnissträflinge zu Zwickau, nebst Hilfsstrafanstalt zu Nossen, die Landesanstalten zu Sachsenburg, nebst dem Kammergute daselbst (Strafanstalt für männliche Jugendliche, Korrektionsanstalt für männliche

Jugendliche), das Zuchthaus für Weiber zu Hoheneck, die Strafanstalt für weibliche Gefängnissträflinge zu Voigtsberg, die Strafanstalt für weibliche Jugendliche und die Korrektionsanstalt für Weiber zu Grünhain, die Korrektionsanstalt für Männer zu Hohnstein nebst Hilfsanstalt zu Radeberg, die Erziehungs- und Besserungsanstalt für Knaben und Mädchen zu Bräunsdorf nebst dem Staatsgute daselbst, die Erziehungs- und Besserungsanstalt für Knaben zu Großhennersdorf, das Kreiskrankenstift zu Zwickau. Unter den **Bibliotheken** stehen die Königliche öffentliche Bibliothek zu Dresden (ungefähr 500000 Bände gedruckte Bücher, 8000 Handschriften, darunter seltene Schätze auf Pergament, Baumwoll- und Seidenpapier, 400000 Dissertationen und kleinere Schriften und 30000 Landkarten), die Universitäts- (über 200000 Bände) und die Stadtbibliothek zu Leipzig obenan. Dresden und Leipzig umfassen die reichhaltigsten wissenschaftlichen, die Hauptstadt auch ausgezeichnete artistische Sammlungen, als die Königliche Gemäldegalerie, Historisches Museum, Grünes Gewölbe u. s. w. Leipzig steht als erster Kommissionsplatz an der Spitze des ganzen Kommissionswesens des deutschen Buchhandels. Der leipziger Büchermarkt lieferte folgende Ergebnisse, es erschienen 1882: 14774, 1883: 14802 Werke, darunter vorzugsweise Pädagogik, Schulbücher, Theologie, Jurisprudenz, Schöne Litteratur, Medizin, Naturwissenschaften u. s. w. In ganz Deutschland kommt auf je 9387 E. eine Buchhandlung. An neuen litterarischen Erscheinungen sind der Zahl nach zu verzeichnen in Leipzig 1876: 1862, 1877: 2136, 1878: 1973, 1879: 2144, 1880: 2252, 1881: 2452, 1883: 2624; im übrigen Sachsen 1876: 370, 1877: 417, 1878: 408, 1879: 422, 1880: 525, 1881: 471, 1882: 412, 1883: 405. Außerdem Landkarten in Leipzig 1876: 11, 1877: 27, 1878: 25, 1879: 21, 1880: 8, 1881: 33, 1882: 19, 1883: 14; im übrigen Sachsen 1876: 10, 1877: 17, 1878: 15, 1879: 14, 1880: 14, 1881: 17, 1882: 12, 1883: 12.

Verfassungsverhältnisse. Der sächs. Staat bildet eine durch Volksvertretung beschränkte und an die Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes vom 4. Sept. 1831, welches durch die Gesetze vom 31. März 1849, 5. Mai 1851, 26. Nov. 1860, 19. Okt. 1861, 3. Dez. 1868 und 12. Okt. 1874 modifiziert worden ist, gebundene konstitutionelle erbliche Monarchie. Für das ganze Königreich besteht eine in zwei Kammern geteilte Ständeversammlung. Mitglieder der Ersten Kammer sind: die volljährigen Prinzen des königl. Hauses, ein Deputierter des Hochstifts Meißen, der Besitzer der Herrschaft Wildenfels (Graf zu Solms-Wildenfels), die Besitzer der fünf Schönburgschen Receßherrschaften Glauchau, Waldenburg, Lichtenstein, Hartenstein und Stein durch einen Vertreter, ein Abgeordneter der Universität Leipzig, der Besitzer der Standesherrschaft Königsbrück, der Besitzer der Standesherrschaft Reibersdorf, der evang. Oberhofprediger, der Dekan des Domstifts St. Petri zu Bautzen, der Superintendent zu Leipzig, ein Abgeordneter des Kollegiatstifts Wurzen, der Besitzer der vier Schönburgschen Lehnsherrschaften Rochsburg, Wechselburg, Penig und Remse durch einen Vertreter, 12 gewählte Abgeordnete der Besitzer von Rittergütern und andern größern ländlichen Gütern, 10 durch königl. Ernennung der Ersten Kammer zugeordnete Rittergutsbesitzer, 8 Abgeordnete, nämlich die erste Magistratsperson der Städte Dresden und Leipzig, sowie der vom König bestimmten sechs Städte (Chemnitz, Borna, Freiberg, Bautzen, Meißen und Glauchau), 5 Abgeordnete vom König nach freier Wahl auf Lebenszeit ernannt. Die Zweite Kammer besteht aus 80 Abgeordneten, und zwar 5 Abgeordnete der Stadt Dresden, 3 Abgeordnete der Stadt Leipzig, 2 Abgeordnete der Stadt Chemnitz, 1 Abgeordneter der Stadt Zwickau, 24 Abgeordnete der übrigen Städte und 45 Abgeordnete des platten Landes. Jeder Kammer steht die Wahl ihres Präsidenten zu. Der König beruft längstens alle zwei Jahre einen ordentlichen Landtag, außerordentliche, so oft es dringende Angelegenheiten erfordern. Die Abgeordneten werden auf sechs Jahre gewählt; alle zwei Jahre scheidet ein Drittel aus. Wahlberechtigt ist jeder Staatsangehörige vom 25. Jahre an, welcher wenigstens 3 Mark Staatssteuern zahlt; wählbar jeder, der das 30. Lebensjahr erfüllt und wenigstens 30 Mark Staatssteuern zu entrichten hat. (Wahlgesetz vom 3. Dez. 1868.)

Die oberste **Verwaltung** des Staats leiten sechs Ministerien (die Departements der Justiz, Finanzen, des Innern, Kriegs, Kultus und öffentlichen Unterrichts, der auswärtigen Angelegenheiten), deren Vorstände das Gesamtministerium, als oberste kollegialische Staatsbehörde, bilden. Über die evang. Kirche üben, solange der König sich zur kath. Kirche bekennt, die landesherrliche Kirchengewalt die in Evangelicis beauftragten Staatsminister. Durch das Kirchengesetz vom 15. April 1873 wurde als höchste Kirchenbehörde das evang.-luth. Landeskonsistorium zu Dresden errichtet; die Konsistorialbehörde für die Oberlausitz bildet die Kreishauptmannschaft Bautzen. Unmittelbar unter dem Gesamtministerium stehen die Oberrechnungskammer, welche vom 1. Jan. 1877 ab mit erweiterten Befugnissen ausgestattet worden ist, und das Hauptstaatsarchiv. Zu dem Ressort des Departements der Justiz gehören: das Oberlandesgericht, die Staatsanwaltschaft beim Oberlandesgericht, die 7 Landgerichte Dresden, Leipzig, Bautzen, Zwickau, Chemnitz, Freiberg und Plauen, 103 Amtsgerichte, die Anwaltskammer, die Rechtsanwälte beim Oberlandesgericht und bei den 7 Landgerichten. Zu dem Ressort des Finanzministeriums gehören: die Zoll- und Steuerdirektion (Dresden), die Hauptzollämter (4) und die Hauptsteuerämter (9), die Verwaltung der direkten Steuern, die Landeslotterie, die Domänen, das Forst- und Jagdwesen, die Forstakademie zu Tharandt, das Berg- und Hüttenwesen, die Bergakademie zu Freiberg, die Porzellanmanufaktur zu Meißen, die königl. Münze zu Dresden, die Generaldirektion der Königlich Sächsischen Staatseisenbahnen, die Land-, Landeskultur- und Altersrentenbank-Verwaltung, hierüber in Unterordnung unter das Reichs-Postamt die Postverwaltung. (S. **Postwesen.**) Zum Ressort des Ministeriums des Innern gehören: das Statistische Bureau des Ministeriums, das Stenographische Institut, die Kreishauptmannschaften (4, Mittelbehörden), die Amtshauptmannschaften (27), die Kreisstände der Erblande und die Provinzialstände der Oberlausitz, die Akademie der bildenden Künste zu Dresden, die Polizeidirektion zu Dresden, die Landgendarmerie, Obergendarmerie-Inspektion, das Polizeiamt zu Leipzig, das Polizeiamt zu Chemnitz, das Landesmedizinalkollegium, die Kommission

für das Veterinärwesen, die Tier-Arzneischule, das Entbindungsinstitut zu Dresden (Lehranstalt für Hebammen), der botan. Garten zu Dresden, die chem. Centralstelle für öffentliche Gesundheitspflege in Dresden, die poliklinischen Anstalten zu Dresden, die Bezirksmedizinal- und Veterinärbeamten, die Apotheken-Revisionsbezirke und Revisoren, die Standesämter, das Mineralbad Elster, die Brandversicherungskommission, der Landeskulturrat, die landwirtschaftlichen Kreisvereine (5), das Landstallamt zu Moritzburg, die Königliche Obereichungskommission zu Dresden und die Eichämter (20), die Technische Deputation, die Gewerbeinspektionen (7 Inspektionsbezirke), die Kommission für die Staatsprüfungen der Techniker, die Kommission für die Prüfung der Feldmesser, die Prüfungskommissionen für Bauhandwerker (5), die Handels- und Gewerbekammern (5), die Kunstgewerbeschule und das Kunstgewerbemuseum zu Dresden, die Kunstakademie und Kunstgewerbeschule zu Leipzig, die Technischen Staatslehranstalten zu Chemnitz, die Baugewerkenschulen, die Schifferschulen, der Gewerbeschulinspektor (für die gewerblichen und Handelsschulen), der Klöppelschulinspektor, die Landes-Pfleg-, Straf- und Besserungsanstalten. Zu dem Departement des Kriegs gehören: der Generalstab, das Oberkriegsgericht, die Kommandantur Dresden, die Kommandantur der Festung Königstein, die Artilleriekommission, die vereinigten Artilleriewerkstätten und Depots, das Kadettenkorps, die Militärreitanstalt, die Garnisonverwaltungen, die Sanitätsdirektion, die Militärmagazinverwaltungen, die Unteroffizierschule zu Marienberg, die Soldatenknaben-Erziehungsanstalt zu Kleinstruppen, die Garnisonschule zu Dresden, das Festungsgefängnis zu Dresden, das Festungsgefängnis auf Festung Königstein, die Militärersatzbehörden, hierüber die Prüfungskommissionen für Einjährig-Freiwillige. Zum Departement des Kultus und öffentlichen Unterrichts gehören: das Evangelisch-Lutherische Landeskonsistorium, die Kreishauptmannschaft zu Bautzen als Konsistorialbehörde der Oberlausitz, die Inspektion der evang. Hofkirche und das evang. Hofministerium, die Superintendenturen (25), die Konsistorien der evang.-reform. Gemeinden zu Dresden und Leipzig, das Apostolische Vikariat, das Vikariatsgericht, das kath.-geistliche Konsistorium, das Domstift zu Bautzen als Konsistorialbehörde, der Landeskirchenvorstand der deutsch-kath. Gemeinden, die Bezirksschulinspektionen (28), die Prüfungskommissionen für die Erlangung der Schulamtskandidatur, die Prüfungskommissionen für die Wahlfähigkeits-, Amts- und Fachlehrerprüfungen, die Universität zu Leipzig, das Polytechnikum zu Dresden, die Gelehrtenschulen (Gymnasien), Realgymnasien und Realschulen, die Schullehrerseminare, die Lehrerinnenseminare, die Taubstummenanstalten, die Turnlehrerbildungsanstalt zu Dresden, die Königlich Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, Stifter: das Domkapitel zu Meißen, das Kollegiatstift zu Wurzen, das Domkapitel zu St. Petri zu Bautzen, Klöster: St. Marienstern und St. Marienthal. Zum Departement der auswärtigen Angelegenheiten: die königl. sächs. Gesandtschaften, die königl. sächs. Generalkonsuln, Konsuln und Vizekonsuln, die auswärtigen Gesandtschaften am königl. sächs. Hofe, die auswärtigen Generalkonsuln und Konsuln.

Auf Grund des *Staatsbudgets*, das jedesmal auf zwei Jahre von der Regierung und den Ständen vereinbart wird, ist die laufende Einnahme und Ausgabe des ordentlichen Staatshaushalts für jedes der J. 1884 und 1885 auf die Summe von 69 981 530 Mark festgestellt worden. Von den Einnahmen kommen 27 264 363 Mark auf die Steuern und Abgaben, darunter 17 999 500 Mark direkte Steuern. Die sächs. Einkommensteuer lieferte im J. 1883 (einschließlich des nach 20 Proz. der Normalsteuer ausgeschriebenen Zuschlags) ein Bruttoeinkommen von 16 833 132 Mark 10 Pf. In der Einkommensteuer liegt der Schwerpunkt des sächs. Finanzwesens. Die sehr genauen Einkommensabschätzungen ergaben im J. 1884 ein Gesamteinkommen von 1140 915 056 Mark (nach Abzug der Schuldzinsen) und ein Normalsteuersoll von 14 804 440 Mark (ohne Zuschlag). Unter den Ausgaben befinden sich 2 940 000 Mark Civilliste, Schatullenbedürfnisse etc. für die Königin und 313 582 Mark Apanagen etc. Zu außerordentlichen Staatszwecken ist für diese beiden Jahre überdies noch ein Gesamtbetrag von 16 187 075 Mark ausgesetzt. Das Nettovermögen des Staats an Kassenbeständen, Außenständen und Naturalvorräten ist in der Finanzperiode 1882/83 bis auf 87 774 346 Mark 12 Pf. gestiegen. Die zum mobilen Staatsvermögen gehörigen Bestände an Mobiliar und Inventar haben sich in der Finanzperiode 1882/83 bis zu dem Betrage von 102 455 663 Mark 22 Pf. vermehrt. Diese Vermehrung entfällt zum größten Teil auf den Transportmittelpark der Staatseisenbahnen. Der Wert des Mobiliars und Inventars der Staatseisenbahnen erreichte damit den Betrag von 94 371 859 Mark 42 Pf. Die Schätzungswerte des immobilen Staatsvermögens belaufen sich am Schluß der Finanzperiode 1882/83 auf 790 432 777 Mark 31 Pf. Die Summe der Staats- und Finanz-Hauptkassenschulden beläuft sich am Schluß der Finanzperiode 1882/83 auf 676 702 312 Mark 31 Pf.

Der administrativen *Einteilung* nach zerfällt das Königreich S. in vier Kreishauptmannschaften (Regierungsbezirke) und 27 amtshauptmannschaftliche Verwaltungsbezirke; diese sind: Bautzen mit 2469,73 qkm und (1880) 351 326 E. (1885 vorläufiges Ergebnis) 356 383 E. in 4 Amtshauptmannschaften; Dresden mit 4336,86 qkm und 808 512 E. (1885 vorläufiges Ergebnis) 859 638 E. in 7 Amtshauptmannschaften und 1 Stadtbezirk (Dresden); Leipzig 3567,35 qkm mit 707 826 E. (1885 vorläufiges Ergebnis) 773 718 E. in 6 Amtshauptmannschaften und 1 Stadtbezirk (Leipzig); Zwickau 4619,00 qkm mit 1 105 141 E. (1885 vorläufiges Ergebnis) 1 189 429 E. in 10 Amtshauptmannschaften und 1 Stadtbezirk (Chemnitz).

Den *Beziehungen S.s zum Deutschen Reiche* entsprechend gehört das Königreich hinsichtlich des Post- und Telegraphenwesens dem Deutschen Reichspostgebiet an. Im Deutschen Bundesrate führt S. 4 Stimmen; in den Deutschen Reichstag wählt es 23 Abgeordnete. Die königl. sächs. *Armee*, welche seit 1867 gänzlich nach preuß. Fuße organisiert ist, bildet ausschließlich das 12. Armeekorps des deutschen Heers. Sie umfaßt, abgesehen von den Spezialwaffen, 2 Infanteriedivisionen (Nr. 23 und 24) und eine Kavalleriedivision, und zwar an Infanterie: 11 Regimenter (die beiden Grenadierregimenter Nr. 100 und 101,

die 8 Infanterieregimenter Nr. 102—107, 133 und 134 und das Schützen- [Füsilier-] Regiment Nr. 108) und 2 Jägerbataillone (Nr. 12 und 13), 6 Kavallerieregimenter (1 Gardereiterregiment [1. schweres Regiment], 1 Karabinierregiment [2. schweres Regiment], die beiden Husarenregimenter Nr. 18 und 19 und die beiden Ulanenregimenter Nr. 17 und 18); ferner die beiden Feldartillerieregimenter Nr. 12 und 28 und das Fußartillerieregiment Nr. 12; das Pionierbataillon Nr. 12; das Trainbataillon Nr. 12. Die Gesamtstärke der sächs. Armee auf Friedensfuß ist 1136 Offiziere und 27606 Mannschaften. Die Gesamtstärke der ganzen Armee auf Kriegsfuß ist 90547 Mann und 144 Geschütze. Das Generalkommando befindet sich in Dresden, das Kommando der 23. Infanteriedivision und der Kavalleriedivision ebenfalls in Dresden, das der 24. Infanteriedivision in Leipzig. Das Wehrsystem S.s beruht vollständig auf dem Norddeutschen Bundesgesetz, betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst, vom 9. Nov. 1867. Als technisches Institut hat S. die vereinigten Artilleriewerkstätten in Dresden, an Militärbildungsanstalten das Kadettenkorps und die Militärreitanstalt zu Dresden, sowie die Unteroffizierschule zu Marienberg. Auch hat S. sein eigenes Kriegsministerium. An festen Plätzen besitzt S. nur die kleine Festung Königstein.

Das Königliche Haus bekennt sich zur kath. Kirche. Die Geschwister, Kinder und Enkel des Königs führen das Prädikat Königliche Hoheit; die volljährigen Prinzen sind Herzöge zu S. Die Angelegenheiten, welche den König und seine Familie, sowie das Vermögen des königl. Hauses, namentlich auch die Civilliste betreffen, leitet das Ministerium des königl. Hauses; doch gehört der Chef desselben nicht zum verfassungsmäßigen Gesamtministerium. Orden hat S. fünf: 1) der königl. Hausorden der Rautenkrone, von König Friedrich August I. am 20. Juli 1807 nach Annahme der Königswürde gestiftet, der nur an Fürsten und die höchsten Staatsbeamten verliehen wird; 2) der Militär-St.-Heinrichs-Orden, so benannt nach dem sächs. Kaiser Heinrich dem Heiligen, gestiftet 7. Okt. 1736 von Kurfürst Friedrich August II. zu Hubertusburg, welcher 23. Dez. 1829 neue Statuten und 9. Dez. 1870 einen Nachtrag zu den Statuten erhielt und in vier Klassen zunächst an sächs., unter Umständen aber auch an ausländische Offiziere für Verdienste im Felde erteilt wird; als fünfte Klasse schließt sich seit 17. März 1796 eine goldene und silberne Militärmedaille als Ehrenzeichen für Unteroffiziere und Soldaten an; 3) der Verdienstorden, von König Friedrich August I. gestiftet 7. Juni 1815, dessen Statuten (vom 12. Aug. 1815) 24. Sept. 1849, 18. März 1858 und 9. Dez. 1870 mit Nachträgen versehen wurden, wird in Großkreuzen, Komtur-, Ritter- und Verdienstkreuzen erteilt; 4) der Albrechtsorden (s. d.); 5) der Sidonienorden (Frauenorden), gestiftet von König Johann 14. März 1871 für die von dem weiblichen Geschlecht auf dem Gebiete der freiwillig helfenden Liebe im Kriege oder im Frieden erworbenen Verdienste. Ingleichen ist zu den sächs. Orden und Ehrenzeichen noch das vom König Johann gestiftete Erinnerungskreuz für 1870—71 hinzugekommen, welches an Männer und Frauen, welche sich durch freiwillige Krankenpflege während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 ausgezeichnet hatten, verliehen worden ist. Ferner ist noch das Allgemeine Ehrenzeichen (Stiftungsurkunde vom 31. Jan. 1876) zu erwähnen; dasselbe tritt an die Stelle der mit dem Verdienstorden sowohl, als mit dem Albrechtsorden vereinigten silbernen Medaille; es wird an solche Personen zur Belohnung und Anerkennung verliehen, welche durch rühmliche Handlungen oder durch außerordentlich verdienstliche Leistungen sich Anspruch auf die Erkenntlichkeit des Königs erworben haben. Hierüber hat S. noch die goldene und silberne Lebensrettungsmedaille. Das sächs. Wappen ist ein deutscher Schild, welcher fünf schwarze Balken in goldenem Felde mit schräg darübergelegtem grünen Rautenkranz enthält, vom Hausorden der Rautenkrone (Band mit der Devise Providentiae memor) umhangen, von der Königskrone bedeckt und von zwei Löwen gehalten. Vor 1858 war der Schild von einem Fürstenmantel umgeben, anstatt von zwei Löwen gehalten. Landesfarben sind grün und weiß.

Litteratur. Naumann und Cotta, »Geognost. Beschreibung des Königreichs S. und der angrenzenden Länderteile« (5 Hefte, Dresd. u. Lpz. 1845); Bose, »Handbuch der Geographie, Statistik und Topographie des Königreichs S.« (2. Aufl., Dresd. 1847); Engel, »Jahrbuch für Statistik und Staatswirtschaft des Königreichs S.« (Dresd. 1853), »Zeitschrift des königl. sächs. Statistischen Bureau« (seit 1855, herausg. von Victor Böhmert seit 1875), »Kalender und statist. Jahrbuch für das Königreich S.« (Dresd., seit 1875); Engelhardt, »Vaterlandskunde für Schule und Haus im Königreich S.« (bearbeitet von Flathe, 3. Aufl., Lpz. 1877); von Langsdorff, »Die Landwirtschaft im Königreich S.« (Dresd. 1877), »Staatshandbuch für das Königreich S.« (Dresd. 1884 u. 1885); Süßmilch-Hörnig, »Histor.-geogr. Atlas von S.« (mit Text, 8 Abteil., Dresd. 1860—63), »Geolog. Spezialkarte vom Königreich S.« (herausg. vom königl. Finanzministerium unter Leitung Credners, 1:25000, in 156 Blättern, Lpz., seit 1877); von Bomsdorff, »Karte des Königreichs S.« (4 Blatt, Lpz. 1878); Jüchtzer, »Handbuch der Kirchenstatistik für das Königreich S.« (13. Ausg., Dresd. 1885); derselbe, »Handbuch der Schulstatistik für das Königreich S.« (13. Ausg., Dresd. 1885); »Rückblicke auf die wirtschaftlichen Verhältnisse S.s im J. 1883, Jahresbericht, erstattet an das hohe k. k. Ministerium des Äußern von Dr. Karl von Scherzer, k. k. Ministerialrat und Generalkonsul in Leipzig« (Wien 1884); »Jahrbuch für das Berg- und Hüttenwesen im Königreich S.« (Freiberg 1885); »Alphabetisches Verzeichnis der im Königreich S. belegenen Stadt- und Landgemeinden« (Dresd. 1884).

Geschichte. Das Königreich S. entstand aus dem Kurfürstentum S. durch den Frieden zu Posen mit Napoleon I. 11. Dez. 1806, durch welchen Kurfürst Friedrich August als souveräner Fürst mit dem Titel als König dem Rheinbunde beitrat. Die Verfassung des Landes blieb ungeändert; nur erhielten die Katholiken gleiche Rechte mit den Lutheranern. Durch den Frieden von Tilsit, 1807, erhielt der König von S. das neugeschaffene Herzogtum Warschau und von Preußen den Kottbuser Kreis, wogegen er Barby, Mansfeld u. s. w. an das Königreich Westfalen abtrat. Im Frieden von Schönbrunn 1809 trat sodann Österreich Westgalizien und Krakau an Warschau ab, an S. einige böhm. Enklaven in der Lausitz, deren Besitzstand aber erst 1845 definitiv reguliert ward. Die Einkünfte der

aufgelösten deutschen Ordensballei Thüringen wurden den Universitäten und den Fürstenschulen überlassen. In dem russ. Feldzug 1812 kämpften 21000 Sachsen als VII. Armeekorps unter Reynier mit den Österreichern gegen die Russen in Polen, ein Teil derselben wurde zum Hauptheere gezogen. Bei dem Vordringen der Verbündeten im März 1813 verfügte zwar der König die Trennung seiner Truppen von den französischen und gab dem General Thielmann Ordre, die Festung Torgau keiner fremden Macht ohne seinen Befehl zu öffnen; er selbst begab sich aber über Plauen nach Prag und schloß 20. April mit Österreich eine geheime Übereinkunft, worin er sich dessen Vermittelung anschloß. Als jedoch Napoleon nach der Schlacht bei Lützen drohend eine bestimmte Erklärung verlangte, ob er ihm Torgau öffnen und seine Verpflichtungen als Mitglied des Rheinbundes erfüllen wolle, kehrte der König nach Dresden zurück, befahl Torgau den Franzosen zu öffnen und ließ seine Truppen zu Napoleon stoßen. Er folgte auch diesem persönlich nach Leipzig und ward hier, nachdem der größte Teil seiner Truppen aus eigener Entschließung zu den Alliierten übergegangen, von den letztern zum Gefangenen gemacht und zuerst nach Berlin, später nach Friedrichsfelde abgeführt. Das Land ward vorerst von einem russ. Gouvernement unter Repnin, seit 1814 aber von einem preußischen verwaltet. Ein sächs. Korps zog mit gegen Frankreich; auch ein sächs. Freiwilligenkorps (Banner) wurde errichtet. Auf dem Wiener Kongreß ward, nachdem die von Preußen und Rußland geforderte gänzliche Überlassung S.s an Preußen (gegen eine Entschädigung der Dynastie anderwärts) an dem Widerstand der andern Großmächte gescheitert war, nach langwierigen Verhandlungen an Preußen nur drei Fünfteile von S. gegeben, wogegen Rußland Posen an dasselbe überließ. Der König mußte sich trotz seines Protestes mit den ihm verbleibenden zwei Fünfteil (271,7 Quadratmeilen = 14993 qkm mit 1182744 E.) begnügen. Am 18. Mai 1815 unterzeichnete er den Frieden mit Preußen, trat dem Bunde gegen Napoleon bei und nahm teil an dem Abschluß der deutschen Bundesakte. S. verlor außer dem Kottbuser Kreise die Niederlausitz und einen Teil der Oberlausitz, den Kurkreis mit Barby, Teile des Meißener und des Leipziger Kreises, die Stifter Merseburg und Naumburg-Zeitz, Mansfeld, den Thüringer und Neustädter Kreis, Querfurt und das Hennebergische: im ganzen 20230 qkm mit 864305 E. Preußen übernahm einen Teil der sächs. Staatsschuld.

Schon während der äußern Stürme waren manche Verbesserungen im Innern vorgenommen worden. Nach dem Frieden geschah noch mehr, wie 1815 die Begründung der chirurgisch-mediz. Akademie zu Dresden, 1816 die der Forstakademie zu Tharandt (bis dahin Privatanstalt) und der Militärakademie zu Dresden sowie die Einrichtung von Klöppelschulen im Erzgebirge. Für die Hebung der tief erschütterten Finanzen ward gesorgt. Als oberste beratende und beaufsichtigende Behörde entstand (1817) der Geheime Rat; 1818 wurden die Reformierten den Lutheranern und Katholiken gleichgestellt, den letztern aber durch Errichtung eines kath. Vikariats und Konsistoriums sowie durch das Gesetz wegen des Übertritts von einer Konfession zur andern manche Begünstigungen gewährt. Die erwarteten Reformen der veralteten Verfassung jedoch, selbst die wiederholt von den Ständen verlangte Mitteilung einer Übersicht über den Staatshaushalt blieben aus. Alles, was erlangt ward, war die Vereinigung der oberlausitzer Stände mit den erbländischen (1817) und eine Erweiterung der ständischen Vertretung der Ritterschaft (1821). König Friedrich August starb, nachdem er 1818 sein 50jähriges Regierungsjubiläum gefeiert, 5. Mai 1827. Sein Bruder Anton versprach im Geiste Friedrich Augusts regieren zu wollen, ließ auch den verhaßten Kabinettsminister von Einsiedel in seinem vollen Einfluß. Der Oppositionsgeist entwickelte sich daher in der Tagespresse wie in den Ständen und äußerte sich besonders bei der Jubelfeier der Augsburger Konfession 25. Juni 1830 in Dresden und Leipzig, und in ernsterer Weise ebendort und noch an andern Orten in den ersten Wochen des September. König Anton beschwichtigte hierauf die Gemüter durch Berufung seines Neffen Friedrich August zum Mitregenten, durch Entfernung Einsiedels, Gestattung einer Bürgerbewaffnung und Verheißung eingreifender Reformen.

Am 4. Sept. 1831 wurde die mit den alten Ständen vereinbarte neue Verfassung, welche eine Volksvertretung in zwei Kammern einführte, als Landesgesetz verkündigt. Bald darauf trat das erste verantwortliche Ministerium in Wirksamkeit, an dessen Spitze Bernhard von Lindenau als Minister des Innern stand. Eine allgemeine Städteordnung und ein Gesetz über Ablösungen und Gemeinheitsteilungen, das letztere vortrefflich unterstützt durch eine Landrentenbank und ergänzt durch die 1833 verfügte Aufhebung des Dienstzwangs der Bauersöhne folgten der Verfassung nach. Im J. 1833 traten zum ersten mal die neuen Kammern des Königreichs zusammen. Bis zum J. 1848 versammelten sich dieselben fünfmal in ordentlicher Sitzung (1833, 1836, 1839, 1842, 1845), einmal in außerordentlicher (1847), und unter ihrer Mitwirkung entstanden folgende wichtigere Gesetze: 1) Zur Ergänzung und Ausführung der Verfassung: ein Hausgesetz (erschienen 1837), die Errichtung eines Staatsgerichtshofs (1838), Recesse mit den Ständen der Oberlausitz und den Besitzern der Schönburgschen Herrschaften wegen Anpassung der Sonderverfassung dieser Länderteile an die allgemeine Landesverfassung (1834, 1835), ein Preßgesetz (1844), ein Heimatsgesetz (1834), dem aber das dazugehörige Gesetz wegen Erlangung des Staatsbürgerrechts erst 1852 folgte, eine Landgemeindeordnung (1838), ein Konskriptionsgesetz (1834), die Einrichtung eines ständischen Staatsschuldenausschusses (1834), ein Gewerbe- und Personalsteuergesetz (1834), ein neues Grundsteuergesetz unter Wegfall der bisherigen Grundsteuerfreiheit der Rittergüter gegen eine Entschädigung von 4 Mill. Thlr. und mit völlig neuer Katastrierung und Abschätzung des gesamten steuerbaren Grundes und Bodens (1843), die Allodificierung der Lehen (1834), ein Civilstaatsdienergesetz (1835), die Organisation der Behörden und des gegenseitigen Verhältnisses zwischen Verwaltung und Justiz (1835), nebst (1840) Errichtung einer besondern Behörde zur Schlichtung von Kompetenzkonflikten, die (teilweise) Aufhebung der privilegierten Gerichtsstände (1835), endlich die Regelung der religiösen und bürgerlichen Verhältnisse der Juden (1837, 1838, 1840), der gemischten Ehen (1835) und der Deutschkatholiken (1846). 2) Zur Verbesserung der Rechtspflege, der bürgerlichen und peinlichen Gesetzgebung: ein neues

Strafgesetzbuch nebst einem besondern Militär- und Forststrafgesetzbuch (1838), Gesetze über den Schuldarrest (1843) und über das Hypothekenwesen, ein Bagatellgesetz (1839), Einführung von Schiedsgerichten (1846), Gesetze zum Schutze des litterarischen, musikalischen und dramatischen Eigentums (1844 und 1846). 3) Im Kirchen- und Schulwesen: ein Parochialgesetz, Gesetze über die rechtliche Vertretung der Kirchen- und Schulgemeinden, die Prüfung der geistlichen und Schulamtskandidaten (1838), ein Volksschulgesetz (1835), ein Regulativ für die Gelehrtenschulen (1846). Ein Landeskonsistorium und eine geistliche Abteilung bei den Kreisdirektionen war 1835 eingerichtet worden. 4) Auf dem Gebiete der materiellen Interessen und des Finanzwesens: Gesetze über Zusammenlegung der Grundstücke (1833), über deren Teilbarkeit (1843), über den Gewerbebetrieb auf dem Lande (1840), über Aufhebung des Bier- und Mahlzwangs (1835), über das Brandkassenwesen (1835), Einführung eines neuen Münzfußes (1840), Konzessionierung einer Bank zu Leipzig (1838) und eines ritterschaftlichen Kreditvereins (1843); ferner Gesetze über das Eisenbahnwesen, eine veränderte Behördenorganisation, Aufhebung vieler lokalen Abgaben, eine Gesinde- (1835) und eine Armenordnung (1840).

Die Finanzen und der Kredit S.s, längst eines guten Rufs genießend, gewannen noch mehr durch die Öffentlichkeit des Staatshaushalts und eine weit ausgedehnte ständische Kontrolle. Der Anschluß S.s an den Zollverein (1. Jan. 1834) verschaffte der Gewerbthätigkeit des Landes und dem abnehmenden Meßhandel Leipzigs einen neuen Aufschwung. S. war das erste Land in Deutschland, welches den Bau einer größern Eisenbahn, von Leipzig nach Dresden, unternahm, zuerst (seit 1834) durch Privatkräfte, später anderer unter Beihilfe des Staats.

Als nach König Antons Tode (1836) sein Neffe, der bisherige Mitregent Friedrich August II., infolge der Verzichtleistung seines Vaters Maximilian (gest. 1838) den Thron bestiegen hatte, begann sich eine starke Opposition zu regen. Durch Lindenaus Austritt aus dem Kabinett, bald nach dem Landtage von 1842/43 und seiner Ersetzung durch von Könneritz, ward die Kluft zwischen dem Ministerium und der liberalen Opposition größer. Zu den polit. Elementen des Zwiespalts kamen seit Anfang 1844 kirchliche durch die Bestrebungen für eine freiere Verfassung der prot. Kirche. Der Deutschkatholizismus sowie die Protestantischen oder Lichtfreunde fanden in S. Anklang. Der Bruder des Königs, Prinz Johann, wurde bei Gelegenheit einer Revue über die Kommunalgarde zu Leipzig, die er 12. Aug. 1845 hielt, von einem Volkshaufen insultiert. Das hierbei angeordnete Einschreiten des Militärs, welches mehrfache Tötungen und Verwundungen Unbeteiligter zur Folge hatte, rief Erbitterung hervor. Überdies folgten Jahre des Notstandes und der Teuerung, die das Mißvergnügen steigerten. Der außerordentliche Landtag von 1847 hatte sich nur mit den Mitteln zur Abhilfe der Not und mit finanziellen Fragen in Betreff der Eisenbahnen zu beschäftigen. Der Eintritt des Präsidenten der Ersten Kammer, von Karlowitz, in das Ministerium als Justizminister, wogegen von Könneritz nur den Vorsitz im Gesamtministerium und die Leitung der Arbeiten der Gesetzgebungskommission behielt, blieb zur Zeit ohne Einfluß auf die reaktionäre Gesamtpolitik des Kabinetts.

Die Ereignisse des J. 1848 wirkten auch auf S. mächtig ein. Die Bewegung, von Leipzig ausgehend, doch in der Bahn friedlicher Agitation, nahm neben der freiheitlichen bald eine nationale deutsche Richtung. Einzelne Excesse in Dresden und im Erzgebirge hatten mit den eigentlichen polit. Bestrebungen jener Tage nichts zu thun. Nach längerm Zögern entließ der König das Ministerium Könneritz (13. März 1848). An seine Stelle trat ein liberales Ministerium (16. März), das meist aus Mitgliedern der bisherigen Kammeropposition (Braun, Georgi, Oberländer), dazu Professor von der Pfordten und General Holtzendorff, bestand. Es folgte die Verkündigung und teilweise auch sofortige Ausführung einer Reihe von Reformen, welche die öffentliche Meinung verlangt hatte. Die Finanzen suchte das neue Ministerium durch Einführung der Einkommensteuer zu heben. Am 18. Mai ward die bisherige Landesvertretung, für welche die Ergänzungswahlen fast durchweg demokratisch ausgefallen waren, noch einmal, zur Beratung gesetzgeberischer Reformen, besonders eines neuen Wahlgesetzes, einberufen. Die ritterschaftlichen Abgeordneten trugen selbst auf Beseitigung mancher unzeitgemäßer Vorrechte ihres Standes an. Das den Kammern vorgelegte Wahlgesetz ward als nicht freisinnig genug abgewiesen; die Regierung mußte ein anderes vorlegen, über welches man sich dann einigte. Das Zweikammersystem wurde zwar beibehalten, aber für die Erste Kammer, mit völliger Aufgebung ihres bisherigen Prinzips, ebenfalls eine Zusammensetzung durch Wahlen aus den Höchstbesteuerten beschlossen, für die Zweite ein fast allgemeines Wahlrecht zur Grundlage genommen. Außerdem wurden nachfolgende Gesetze vorgelegt und angenommen: über Reorganisation der Justiz auf der Basis gänzlicher Trennung derselben von der Verwaltung; über Einführung von Öffentlichkeit und Mündlichkeit im bürgerlichen und Strafprozeß sowie im letztern der Geschworenengerichte; ein Preß- und Vereinsgesetz, beide im Sinne größter Freiheit, mit Entscheidung über Preßvergehen und über das mündliche Wort in öffentlicher Versammlung durch Schwurgerichte; die Aufhebung der Stellvertretung beim Militär und Erweiterung des Instituts der Kommunalgarde, die Verwandlung des indirekten Wahlverfahrens bei den Gemeindewahlen in ein direktes und die Anerkennung der Deutschkatholiken als einer selbständigen christl. Religionsgesellschaft.

Die Wahlen zur Deutschen Nationalversammlung wie die zu dem ersten nach dem neuen Wahlgesetz gebildeten (sog. Unverstands-)Landtage, der für Anfang 1849 einberufen ward, trugen einen demokratischen Stempel. Das Ministerium geriet mit dem Landtage in Zwistigkeiten wegen der von der Kammermehrheit geforderten Einführung der vom frankfurter Parlament verkündigten »Deutschen Grundrechte«. Es nahm infolge dessen seinen Rücktritt, und an seine Stelle trat ein aus den Geheimräten Held, Weinlig, von Ehrenstein, dem bisherigen Gesandten zu Berlin von Beust, und dem General von Buttlar gebildetes. Dieses bekannte sich in seinem Programm vollständig zu den Grundsätzen seiner Vorgänger, vollzog aber auch die Verkündigung der Grundrechte unbedenklich. Dennoch kamen von den vorgelegten Gesetzentwürfen nur wenige zur wirklichen Beschlußfassung, darunter als die wichtigsten: ein Gesetz, welches die bisher der

Regierung allein zustehende Initiative bei der Gesetzgebung zwischen dieser und den Kammern teilte, Aufhebung der Bannrechte, Ablösung der Lehngelder, Freigebung der Jagd auf eigenem Grund und Boden, endlich ein Ausführungsgesetz zu der Allgemeinen Deutschen Wechselordnung. Als aber die Kammern im Widerspruch mit ihrer frühern Haltung plötzlich auf sofortige Anerkennung der von dem frankfurter Parlament verkündeten Reichsverfassung drangen und auch in einer wichtigen Finanzfrage der Regierung sehr schroff entgegentraten, schritt diese 30. April 1849 zur Auflösung des Landtags. Fast unmittelbar nachher löste sich auch das Ministerium auf, indem infolge der beharrlichen Weigerung des Königs, die Reichsverfassung anzunehmen, die Minister Held, Weinlig und von Ehrenstein ihre Entlassung forderten und erhielten. Das durch Zschinsky, als Justizminister, ergänzte Ministerium machte im Namen des Königs bekannt: die Regierung trage Bedenken, solange der König von Preußen die Reichsverfassung und die Krone nicht annehme, ihrerseits eine Anerkennung auszusprechen, durch welche sie die Selbständigkeit S.s zu gefährden fürchten müßte. Eine Partei, welche weniger die Durchführung der konstitutionell-monarchischen Reichsverfassung als weiter gehende republikanische Zwecke im Auge hatte, benutzte die allgemeine Aufregung, um eine gewaltsame Erhebung, zunächst in den damals von Truppen fast entblößten Dresden, hervorzurufen. Der König entfloh 4. Mai auf den Königstein, worauf eine Anzahl der noch in Dresden anwesenden Mitglieder des aufgelösten Landtags eine provisorische Regierung niedersetzten, bestehend aus den vormaligen Abgeordneten Heubner, Tzschirner und Todt. Es begann nun in Dresden der offene von dem Russen Bakunin geleitete Kampf, der von seiten der Aufständischen mit Hilfe bewaffneter Zuzüge aus allen Gegenden des Landes, von dem Ministerium (das in Neustadt-Dresden seinen Sitz genommen und sich durch den Eintritt des Regierungsrats von Friesen als Minister des Innern verstärkt hatte) durch Herbeiziehung von Truppen aus andern Garnisonen geführt, endlich aber 9. Mai durch die herbeigerufenen preuß. Hilfstruppen zu Gunsten der Regierung entschieden ward. Todt und Tzschirner entflohen, Heubner, nebst andern Führern und Teilnehmern des Kampfes, ward gefangen genommen. Zahlreiche Verhaftungen und Untersuchungen folgten.

Die sächs. Regierung hatte inzwischen nach dem Vorgange der preußischen die Abgeordneten ihres Landes von Frankfurt abberufen und die in Berlin begonnenen Konferenzen zur Vereinbarung einer Verfassung für Deutschland durch von Zeschau, den ehemaligen Finanzminister, beschickt. Am 26. Mai kam daselbst der Entwurf einer Verfassung zu Stande, welchen die verbündeten Regierungen von Preußen, Sachsen und Hannover den übrigen deutschen Regierungen zur Annahme vorlegten. Im Innern blieb jedoch die Gesetzgebung des letzten Jahres unverändert bestehen, die Schwurgerichte für Preß- und Vereinsvergehen traten in Wirksamkeit und die Wahlen zu dem für den Herbst 1849 wiederberufenen Landtag fanden nach dem Wahlgesetz von 1848 statt. Die Verhängung des Belagerungszustandes über Dresden und Umgegend und über einen Bezirk im Erzgebirge sowie die von dem neu eingetretenen Finanzminister Behr vorgenommene Ausschreibung der Steuern ohne vorausgegangene Bewilligung der Kammern wurden, als durch den Drang der Verhältnisse gerechtfertigt, von der nachfolgenden Volksvertretung anerkannt. Die neuen Kammern, deren Sitzungen im November begannen, zeigten eine gemäßigte Richtung. In den auswärtigen Beziehungen hatte die Regierung inzwischen den im Mai betretenen Weg wieder verlassen. Sie war nebst Hannover von dem mit Preußen abgeschlossenen Bündnis zurückgetreten, indem sie von einem früher geheim gehaltenen «Vorbehalte» Gebrauch machte, und hatte sich statt dessen, unter Mitwirkung Österreichs, in Unterhandlungen mit Bayern und Württemberg eingelassen, als deren Zweck die Ersetzung des Bundestags durch ein Direktorium und eine Verteilung der deutschen Einzelstaaten in größere Gruppen unter der Herrschaft der großen und Mittelstaaten erschien. Als sodann im Mai 1850 die Regierung der Einladung Österreichs zu Konferenzen wegen der deutschen Verfassungsfrage nach Frankfurt Folge leistete, legte der deutsche Ausschuß der Zweiten Kammer den Entwurf einer Adresse vor, worin gegen eine Mitwirkung der Regierung zu einer Wiederherstellung des alten Bundestags im voraus Verwahrung eingelegt und mit einem Mißtrauensvotum gegen das Ministerium geschlossen ward. Am 1. Juni 1850 erfolgte hierauf die abermalige Auflösung der Kammern und 3. Juni 1850 die Wiedereinberufung der alten, obgleich 1848 endgültig aufgehobenen Stände. Im Verordnungswege ergingen provisorische Gesetze zur Beschränkung des Vereinsrechts und der Preßfreiheit; doch ward der Belagerungszustand in Dresden und Crimmitschau aufgehoben. Am 15. Juli 1850 traten die alten Stände wieder zusammen. Viele Mitglieder versagten ihren Eintritt, indem sie ihr Mandat für erloschen erklärten. Auch der Senat der Universität zu Leipzig weigerte sich, die Wahl eines Abgeordneten zur Ersten Kammer vorzunehmen, und nur eine Minoritätswahl kam zu Stande; infolge dieses Vorgangs fand eine Suspension der renitenten Professoren von ihren Stellen als Senatsmitglieder und bald darauf eine Änderung der ganzen Universitätsverfassung statt.

Die 15. Juli in Dresden erschienenen Mitglieder der alten Stände hoben das Wahlgesetz und das Gesetz über die Zusammensetzung der Kammern von 1848 auf, änderten mehrere Bestimmungen der Verfassung von 1831 im Sinne größerer Machtvollkommenheit der Regierung, genehmigten die Wiederabschaffung der Grundrechte (mit Ausnahme der bereits in die Landesgesetzgebung übergegangenen Bestimmungen), sowie der Schwurgerichte für Preß- und Vereinsvergehen und gaben ihre Zustimmung zu den vorgelegten Preß- und Vereinsgesetzen, einigen ergänzenden Bestimmungen polit. Natur zum Strafgesetzbuch und dem Tumultgesetze, verwandelten den bisherigen bürgerlichen Charakter der Kommunalgarde in einen mehr polizeilich-militärischen, stellten die Volksschullehrer rücksichtlich ihres polit. und religiösen Verhaltens unter strengere Disciplin, modifizierten das Gesetz wegen Ablösung der Lehngelder in einem den Berechtigten günstigern Sinne und billigten den Rittergutsbesitzern nachträglich für die infolge der Grundrechte in Wegfall gekommenen Feudalrechte eine Entschädigung von mehrern hunderttausend Thalern aus der Staatskasse zu. Im J. 1851 beschäftigte die restaurierten Stände ein neues Militärpensionsgesetz, eine Abänderung des Hypothekengesetzes, Bestimmungen über Erwer-

bung und Verlust des Staatsbürgerrechts, Wiederherstellung der 1848 abgeschafften Stellvertretung im Heere und Wiederaufhebung des 1848 eingeführten direkten Wahlmodus bei den Gemeindewahlen. Den wichtigsten Punkt ihrer Verhandlungen bildete die in ihren Grundzügen schon 1848 festgestellte Umgestaltung der ganzen Rechtspflege und Verwaltung. Da die Regierung die gänzliche Trennung der Justiz von der Verwaltung, desgleichen die Einführung der Mündlichkeit im Civilverfahren fallen ließ und an Stelle der versprochenen Schwurgerichte juristisch besetzte Gerichte mit öffentlich-mündlichem Anklageverfahren traten, so war damit in Bezug auf das innere Staatsleben so ziemlich alles wieder rückgängig gemacht, was das J. 1848 neugestaltet oder angebahnt hatte. In Betreff der deutschen Verhältnisse beteiligte sich die Regierung, wie bei den frankfurter Konferenzen im Frühjahr 1850, so bei den folgenden Versuchen zur Wiederherstellung des alten Bundestags, die denn auch das einzige Ergebnis der im Winter 1850—51 in Dresden unter dem Vorsitz des sächs. Ministers des Auswärtigen gehaltenen Konferenzen war. Auch der Vorschlag einer österr.-deutschen Zollvereinigung wurde von der sächs. Regierung besonders warm befürwortet. Von Friesen, der die Verantwortlichkeit für die von der Mehrheit des Kabinetts eingeschlagene Handelspolitik nicht länger teilen wollte, trat im Okt. 1852 zurück und von Falkenstein übernahm das Departement des Kultus, während von Beust die Departements des Innern und des Äußern in seiner Hand vereinigte. Jedoch trat von Friesen 1858 als Finanzminister an Stelle Behrs, der das durch Zschinskys Tod erledigte Justizministerium übernahm, wieder in das Ministerium ein. Durch die Erneuerung und Vergrößerung des Zollvereins wurden der sächs. Industrie und dem sächs. Handel die alten Absatzwege gesichert und neue wichtige eröffnet. Bei dem Deutsch-Österreichischen Postverein, Telegraphenverein und dem Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen beteiligte sich S. in erster Linie, wie überhaupt für alles, was die Förderung von Industrie, Handel, Landwirtschaft, Transport- und Kommunikationswesen, technischen Unterricht, Statistik u. s. w. betraf, die Regierung große Sorgfalt entwickelte. Nur in Bezug auf die Reform der Gewerbegesetzgebung zögerte sie, und erst 1861 kam ein Gewerbegesetz zu Stande, welches wenigstens im Prinzip die Gewerbefreiheit und Freizügigkeit enthielt. Auch trat die Regierung den von Preußen angebahnten Handelsverträgen mit Frankreich und Italien bei. Auf dem Gebiete der Rechtsgesetzgebung ergingen neben Gesetzen über Reorganisation der Gerichte auch neue Straf- und Civilgesetzbücher (1855 und 1863). Die Schutzfrist für Werke der Litteratur und Kunst ward 1864 neu geregelt. Die Wuchergesetze wurden aufgehoben.

Der plötzliche Tod des Königs Friedrich August 9. Aug. 1854 auf einer Reise in Tirol führte dessen Bruder Johann auf den Thron. Doch hatte dieser Thronwechsel keinen Personenwechsel im Ministerium zur Folge. Das wichtigste gesetzgeberische Werk dieser Jahre waren die Reform der Rechtspflege und der Behördenorganisation, wobei der Widerstand der Ersten Kammer gegen die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit durch die Übereinstimmung der Zweiten Kammer mit der Regierung gebrochen wurde. Eine allmähliche Wandlung in den polit. Maximen der Regierung trat ein, seitdem durch den Regierungswechsel in Preußen 1858 und durch den ital. Krieg 1859 eine mehr fortschrittliche Bewegung in ganz Deutschland platzgriff und Beust seit Zschinskys Tode den Vorsitz im Ministerrate übernommen hatte. Bei Gelegenheit der Geburt des Prinzen Friedrich August (geb. 24. Mai 1865), des Sohnes des Prinzen Georg, erging eine polit. Amnestie, nachdem den meisten der sog. Maigefangenen schon vorher ihre Strafen teilweise erlassen worden waren. Ein reformiertes Wahlgesetz von 1861 erweiterte zwar etwas die Wahlfähigkeit, ließ aber den Stände- und Bezirkszwang bestehen. In den deutschen Dingen hielt das Ministerium Beust an seinem Gegensatz zu der immer stärker werdenden bundesstaatlichen Agitation fortwährend fest; doch erkannte es schon 1860 die dringende Reformbedürftigkeit der Bundesverfassung an und machte Vorschläge in dieser Richtung, die freilich dem wahren Bedürfnis nicht genügten, unterstützte auch lebhaft das österr. Reformprojekt von 1863. Bei der nun ausbrechenden Krisis des Zollvereins sah sich Beust durch die einmütigen Kundgebungen des Landes genötigt, den Zollverein mit Preußen unbedingt und unter Annahme des Handelsvertrags mit Frankreich zu erneuern, 11. Mai 1864. In dem bald darauf ausbrechenden Konflikt mit Dänemark stand die sächs. Regierung mit an der Spitze derjenigen Regierungen, welche die gänzliche Losreißung der Herzogtümer von Dänemark betrieben; doch vermochte sie die andern mittlern und kleinen deutschen Staaten nicht zu einem energischen gemeinsamen Handeln zu veranlassen. Indes war die Haltung, welche Beust als Vertreter des Deutschen Bundes auf der Friedenskonferenz in London zeigte, für S. ehrenvoll und für die völlige Befreiung der Herzogtümer von Dänemark ersprießlich. Als es sich jedoch um die Einordnung Schleswig-Holsteins in das deutsche Staatensystem handelte, trat die föderalistische und antipreuß. Politik Beusts wieder in den Vordergrund. Es gilt als ziemlich erwiesen, daß die sächs. Regierung Österreich den Anstoß dazu gegeben, die schlesw.-holstein. Sache an den Bund und diesen dahin zu bringen, daß er sich zum Schiedsrichter in der Frage aufwarf und zuletzt durch den Beschluß vom 14. Juni 1866 Preußen mit bewaffnetem Einschreiten bedrohte. Ungeachtet der von Preußen noch 15. Juni angebotenen Neutralität hielt S. fest zu Österreich. Während nun preuß. Truppen 16. Juni über die sächs. Grenze rückten, zog sich König Johann mit seiner Armee nach Böhmen zurück. Im Verein mit den Österreichern nahm hier die sächs. Armee unter dem Befehl des Kronprinzen Albert an den Schlachten von Gitschin und Königgrätz hervorragenden Anteil. Nachdem Preußen anfänglich bei den Nikolsburger Verhandlungen hartnäckig auf der Annexion des ganzen S. oder wenigstens eines Teils bestanden hatte, erhielt S. doch seine Selbständigkeit und seine Integrität verbürgt, mußte aber dem Norddeutschen Bunde beitreten und seine Militärhoheit, seine diplomatische Vertretung, das Post- und Telegraphenwesen teilweise, beziehentlich ganz an die Krone Preußen abtreten, auch eine Kriegskostenentschädigung von 10 Mill. Thlrn. an Preußen zahlen. Beust trat, da Preußen erklärte, nicht mit ihm unterhandeln zu wollen, zurück und wurde bald darauf Minister des Auswärtigen in Österreich. An seiner Statt übernahm der Finanzminister von Friesen auch das Auswärtige, während das Innere der bisherige

Kreisdirektor in Bautzen, von Nostitz-Wallwitz, erhielt. Das Justizministerium war schon im Mai 1866, nach Behrs Pensionierung, an den bisherigen Appellationsgerichtspräsidenten Schneider übergegangen. Ministerpräsident ward der Kultusminister von Falkenstein, und der Kriegsminister von Rabenhorst wurde durch General von Fabrice ersetzt.

Auf dem Landtag von 1867 kam eine Kirchenvorstands- und Synodalordnung zu Stande, mit einem allerdings sehr beschränkten Wahlgesetz für die Synode. Die Aufhebung der Todesstrafe und des sog. «Haß- und Verachtungsparagraphen» ward trotz des Widerspruchs der Ersten Kammer kraft §. 92 der Verfassung publiziert. An die Stelle rechtsgelehrter traten wirkliche Geschworene, daneben wurden für minder schwere Gesetzesübertretungen Schöffengerichte eingeführt. Im Herbst 1869 trat der erste Landtag nach dem neuen Wahlgesetz zusammen. In der Zweiten Kammer standen etwa 42 Liberale gegen 38 Konservative. Die erstern, die sich in Nationalliberale und Fortschrittler teilten, gingen fast immer Hand in Hand; nur in einzelnen Fällen, z. B. bei dem sog. Abrüstungsantrage, traten die Fortschrittler den Nationalliberalen gegenüber und gingen mit den Konservativen zusammen. Ein von Haus aus ziemlich liberales Preßgesetz ward in der Zweiten Kammer noch freisinniger gestaltet. Als Anfang einer verheißenen Reform der Gemeindegesetze ward die Wiedereinführung der direkten Gemeindewahlen und Wegfall der Bürgerrechtsgebühren gesetzlich festgestellt.

Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 (s. d.) zeichnete sich das Sächsische (12.) Armeekorps unter der Führung des Kronprinzen Albert durch treffliche Haltung und wirksames Eingreifen in die Aktion aus; als Anerkennung derselben wurde der Kronprinz nach dem Frieden vom Deutschen Kaiser zum Generalfeldmarschall ernannt. Mit dem 1. Jan. 1871 trat S. dem Deutschen Reiche bei, und Leipzig, seit 1870 bereits der Sitz des Bundesoberhandelsgerichts, wurde 1877 zum Sitz des Reichsgerichts (s. d.) erwählt, welches 1. Okt. 1879 ins Leben trat.

Zwischen dem Landtage von 1869/70 und dem (nach Verkürzung der Budgetperioden von drei- auf zweijährige) in das Ende des J. 1871 fallenden fand die erste Synode statt. Der Entwurf zur Schaffung eines evang.-luth. Landeskonsistoriums ward durch die überwiegend streng kirchliche Mehrheit derselben dermaßen alteriert, daß beim nächsten Landtag erst wieder in einem Publikationsgesetze dazu die Rechte des Staats gegenüber der Kirche gewahrt werden mußten. Der bald nachher zurücktretende Kultusminister von Falkenstein wurde durch Dr. von Gerber, bisher Professor des deutschen und Kirchenrechts zu Leipzig (Präsident der Synode), der verstorbene Justizminister Schneider durch Geh. Justizrat Dr. Abeken ersetzt.

Der Landtag von 1871 brachte mehrere tief eingreifende Gesetze, hervorgegangen aus Anträgen der liberalen Partei beim vorigen Landtage: neue Gemeindeordnungen für Stadt und Land, Gesetze über Behördenorganisation und Bezirksvertretung. Trotz anfänglichen Widerstandes einer feudalen Mehrheit in der Ersten Kammer kamen diese Gesetze durch das Zusammengehen der Regierung mit der liberalen Mehrheit der Zweiten Kammer größtenteils im Geiste ausgedehnter Selbstverwaltung zu Stande. Dagegen erfuhr das Volksschulgesetz die heftigsten Anfechtungen und durchgreifende Änderungen in der Zweiten Kammer. Die Regierung jedoch bediente sich des Art. 92 der Verfassung diesmal auch gegen die Zweite Kammer und publizierte das Gesetz ohne diese Abänderungen. Eine namhafte Aufbesserung aller Beamtengehalte, ebenso eine abermalige der Gehalte der Volksschullehrer, desgleichen ein Pensionsgesetz für Geistliche und Lehrer ward beschlossen. Ein Gesetzentwurf, der mehrere zeitgemäße Verfassungsänderungen im liberalen Sinne enthielt, ward von der Ersten Kammer abgelehnt, worüber sich die königl. Thronrede beim Landtagsschluß mißbilligend aussprach. Bald nachher jedoch wandte sich die Regierung wieder entschieden der in der Ersten Kammer herrschenden politischen und kirchlichen Ansicht zu. Fast gleichzeitig fand aber auch eine Schwächung des parlamentarischen Liberalismus dadurch statt, daß die partikularistisch gefärbte Fortschrittspartei, die auf den beiden letzten Landtagen fast ununterbrochen mit den Nationalliberalen Hand in Hand gegangen war, plötzlich denselben schroff gegenübertrat und sich in demselben Maße der Regierung und den Konservativen näherte. Dies machte sich auch auf allen folgenden Landtagen in der weniger einflußreichen Stellung der liberalen Partei fühlbar; die Konservativen besaßen seitdem die Mehrheit. Nach dem Tode des Königs Johann 27. Nov. 1873 bestieg dessen älterer Sohn Albert (s. d.) den Thron. Die schon auf mehrern Landtagen versuchte, aber immer wieder vertagte Steuerreform kam auf dem von 1873 insoweit zu Stande, daß die Grundlagen für ein Einkommensteuergesetz festgestellt, auch die Vornahme einer Einschätzung danach beschlossen, dagegen die Bestimmung darüber, welcher Teil des Staatsbedarfs auf diesem Wege erhoben werden solle, dem nächsten Landtag vorbehalten wurde. Die Einkommensteuer sollte zunächst bloß eine Ergänzungssteuer sein, neben ihr sollten Gewerbe- und Grundsteuer (jedoch beide in beschränktem Umfang) fortbestehen; es wurden, obschon nur mit Einer Stimme Mehrheit in der Zweiten Kammer, sechs Simpla Einkommensteuer bewilligt. Eine neue Landtagsordnung nebst einigen damit zusammenhängenden Abänderungen der Verfassung wurde vorgelegt und ging diesmal durch.

Auf dem Landtag von 1875 bewirkte das Übergewicht der Konservativen und des Fortschritts, daß die Regierung mit ihren Gesetzvorlagen und finanziellen Maßregeln fast in allen Punkten durchdrang. Dies war unter anderm der Fall bei dem Ankauf der Leipzig-Dresdener Eisenbahn zu einem übermäßigen, vom Finanzminister selbst zuvor für gar nicht diskutierbar erklärten Preise, der nur aus Furcht vor dem Reichseisenbahnprojekt gezahlt wurde. Durch diesen und den allmählichen Ankauf fast sämtlicher Privatbahnen, für welchen die Mittel durch eine dreiprozentige Rentenanleihe gewonnen wurden, ist nahezu das ganze sächs. Eisenbahnnetz in den Besitz des Staats übergegangen. Zunächst erlitt zwar dadurch das sächs. Staatsbudget, das bisher stets Überschüsse, meist sehr bedeutende aufgewiesen hatte, zum ersten mal ein Defizit, doch wurde dasselbe später aus den Überschüssen, welche die Eisenbahnen abwarfen, wieder ausgeglichen. Ein Streit mit Preußen über den Ankauf der Berlin-Dresdener Eisenbahn wurde 1877 durch Schiedsspruch des Lübecker Oberappellationsgerichts zu Gunsten Preußens entschieden. Außerdem kamen

auf dem Landtag 1875/76 noch zu Stande eine Urkunden- und Erbschaftsstempelsteuer, die Revision der Brandversicherungs-Gesetzgebung, wodurch insbesondere die bisherige Übertragung der feuergefährlichern Orte durch die großen Städte im wesentlichen aufgegeben wurde, die Abänderung des Civilstaatsdienergesetzes, die Regelung des staatlichen Oberaufsichtsrechts über die kath. Kirche (welche zum Teil hinter das Mandat vom 19. Febr. 1827 zurückging), ein Gesetz über die höhern Unterrichtsanstalten (Gymnasien, Realschulen, Seminarien), Gesetze zum Schutze der Wälder gegen Insekten und über die Schonzeit gewisser Vogelarten u. s. w. Der Landtag von 1877 hatte es zumeist mit den zur Ausführung der Reichsjustizgesetze notwendigen landesgesetzlichen Maßregeln zu thun, außerdem mit der Revision der Steuerreform von 1874, welche der an von Friesens Stelle eingetretene Finanzminister von Könneritz vorlegte. Das Resultat der letztern war das Gesetz vom 2. Juli 1878, welches neben der unverändert beibehaltenen Grundsteuer von 4 Pf. für die Einheit eine progressive Einkommensteuer einführte. Derselbe Landtag regelte den vollständigen Übergang der Gerichtsbarkeit in den Schönburgschen Receßherrschaften auf den Staat, sowie das Disciplinarverfahren gegen städtische Beamte. Obgleich das Wahlgesetz einen wenn auch niedrigen Census für die Wahl in die Zweite Kammer festsetzt, so haben doch seitdem einige Wahlkreise mit besonders starker Arbeiterbevölkerung sozialdemokratische Vertreter in dieselbe entsendet. Das J. 1879 brachte unter anderm eine veränderte Einrichtung der Altersrentenbank und ein Gesetz über die Entscheidung von Kompetenzstreitigkeiten zwischen Gerichten und Verwaltungsbehörden, 1880 ein neues Statut für die Universität Leipzig und ein Gesetz über das Dienstverhältnis der Richter, 1881 die Errichtung eines Eisenbahnrats, 1882 Gesetze über die Entmündigung Geisteskranker, Gebrechlicher und Verschwender, sowie über das Pfandleihgewerbe, 1884 über die Anlegung eines Staatsschuldenbuchs und über die Befugnis zur Ausschließung säumiger Abgabenpflichtiger von öffentlichen Vergnügungsorten. Vom 1. Jan. 1886 an wurde das Chaussee- und Brückengeld aufgehoben. Regierung und Kammern richteten ihr besonderes Augenmerk auf den weitern Ausbau des sächs. Eisenbahnnetzes mittels Sekundärbahnen, der sich auch finanziell bewährte und von seinem Ziele, selbst den kleinen und abgelegenen Städten eine Bahnverbindung zu verschaffen, nicht mehr weit entfernt ist. Die günstige Finanzlage des Staats erlaubte, die Finanzperiode 1884/85 mit einem Überschuß von etwa 17 Mill. Mark abzuschließen, sodaß die Regierung den Kammern die Zurückgabe von 2 Pf. Grundsteuer an die Gemeinden zur Bestreitung ihrer hochgestiegenen Schulausgaben in Vorschlag bringen und doch ansehnliche außerordentliche Ausgaben aus den laufenden Einnahmen bestreiten konnte.

Die Hauptwerke über die Geschichte S.s sind: Weiße, «Geschichte der kursächs. Staaten» (7 Bde., Lpz. 1802—12); Böttiger, Geschichte des Kurstaats und Königreichs S.» (2 Bde., Hamb. 1836; 2. Aufl., bearbeitet und fortgesetzt von Flathe, 3 Bde., Gotha 1867—73); Gretschel, «Geschichte des sächs. Staats und Volks» (fortgesetzt von Bülau, 3 Bde., Lpz. 1841—54; 2. Aufl. 1862—63); Tutzschmann, «Atlas zur Geschichte der sächs. Länder» (Grimma 1853); Gersdorf, «Codex diplomaticus Saxoniae regiae» (fortgesetzt von Posse, Ermisch u. Knothe, Lpz. 1864 fg.); K. von Weber, «Archiv für die sächs. Geschichte» (12 Bde., Lpz. 1862 fg.; Neue Folge, 6 Bde.); Ermisch, «Neues Archiv für sächs. Geschichte» (Bd. 1—5, Dresd. 1880—85); vgl. ferner die Artikel: «Sächs. Zustände» (in Biedermanns «Unsere Gegenwart und Zukunft», Bd. 1 u. 2, Lpz. 1846) und «Das Königreich S.» (in «Die Gegenwart», Bd. 5 u. 6, Lpz. 1850—51).

Sachsen (preuß. Provinz). Dieselbe besteht aus den altpreuß. Landesteilen Magdeburg, Altmark, Mansfeld, Halberstadt, Quedlinburg, Wernigerode, Hohenstein, Nordhausen, Mühlhausen, Eichsfeld (ohne Lindau, Gieboldehausen und Duderstadt), Erfurt (ohne Azmannsdorf, Schloßvippach und Tondern) und Wandersleben; ferner aus Teilen des durch den Wiener Traktat vom 18. Mai 1815 vom Königreich Sachsen abgetretenen Herzogtums Sachsen, nämlich dem ehemaligen Wittenberger und Thüringer Kreis (ohne Amt Tautenburg), dem Meißener Kreis (ohne die zu Brandenburg gelegten Teile), einem Teil des Neustädter und Leipziger Kreises, sowie der Niederlausitz (soweit nicht zu Brandenburg und Schlesien geschlagen) und der Oberlausitz (ohne die schles. Bestandteile), den Stiftern Naumburg, Zeitz und Merseburg, dem Fürstentum Querfurt, dem sächs. Anteil an Mansfeld und Henneberg, sowie Stolberg, der Grafschaft Barby, der Herrschaft Dorla und einigen kleinen Parzellen; weiter aus dem ehemals hannov. Amte Klötze und aus den von Schwarzburg eingetauschten Ämtern Heringen, Kelbra und Bodungen nebst den Gerichten Hainrode und Allersberg. Die Provinz grenzt im W. an die preuß. Provinzen Hessen-Nassau und Hannover und an Braunschweig, im N. ebenfalls an Hannover und an Brandenburg, im O. an Brandenburg und auf eine kurze Strecke an Schlesien, im S. an das Königreich Sachsen, an die großherzogl. und herzogl. sächs. Lande und an schwarzburg. und reuß. Gebiete. Sie bildet ein sehr unregelmäßiges Landgebiet, welches von mehrern dazwischen geschobenen Nachbarstaaten unterbrochen wird; während sie die schwarzburg. Unterherrschaften und Teile von Sachsen-Weimar, Anhalt, Braunschweig und Sachsen-Coburg-Gotha einschließt, wird sie andererseits von Teilen großherzogl. und herzogl. sächs., schwarzburg. und reuß. Gebiets umgrenzt. Die Provinz umfaßt 25 249,70 qkm und zählte 1880: 2 312 007 E., darunter 2 154 274 Evangelische und Protestanten, 145 498 Römisch-Katholische (überwiegend auf dem Eichsfelde), 8795 sonstige Christen und 6700 Juden; nach den vorläufigen Ergebnissen der Volkszählung von 1885 betrug die Bevölkerung 2 427 968 (Zunahme gegen 1880 = 5,02 Proz.).

Ihrer physischen Beschaffenheit nach ist die Provinz S. im nördlichen und östlichen Teile meist flach und eben, und hat hier nur in den Hellbergen (150 m) in der Altmark, in den Haldenslebener Höhen und im Huywald (311 m) und zwischen Elbe und Mulde einige hügelige Erhebungen; im südlichen und westlichen Teile, namentlich im ganzen Regierungsbezirk Erfurt, ist sie gebirgig. Hierher gehört zunächst die geschlossene Masse des Harzes mit dem Brocken (1141 m) hart an der Provinzgrenze und seine östl. und südl. Vorberge. Südlich davon breitet sich das thüring. Hügelland aus, zwischen dessen Hügelketten breite und tief eingeschnittene Thäler eingesenkt sind. Dem Oberharz

zunächst liegt das kahle Plateau des Eichsfeldes mit dem Ohmberge (523 m) und der Dün, weiter östlich die Hainleite mit dem Kranichberg (327 m), die Schmücke mit dem Kinfels (338 m), die hohe Schrecke mit dem Steiger (319 m) und die Finne (bis 310 m hoch). Nach Osten bis zur Saale hin dacht sich das Hügelland allmählich ab und erhebt sich nach Süden, mehrfach in Kuppen bis zu 355 m (Willroder Forst, Erfurter Steiger) ansteigend, zum Thüringerwald mit dem Beerberge (983 m) und dem Finsterberg (824 m) im exklavierten Kreise Schleusingen, während die Exklaven Ziegenrück, Gefell u. s. w. orographisch zum Frankenwalde gehören, der im Kämmerawalde bei Gefell etwa 535 m erreicht. Hydrographisch ist der größte Teil der Provinz zum Elb-, der kleinere zum Wesergebiet zu rechnen; die Elbe und von ihren Nebenflüssen rechts die Schwarze Elster, die Ihle und auf der Grenze gegen Brandenburg die Havel, links die Mulde, Saale mit Weißer Elster und Unstrut, Ohre und Tanger, Aland mit Uchte, sowie Jeetzel im obern Lauf, ferner von den rechtsseitigen Nebenflüssen der Weser die Werra und Aller mit der Leine durchfließen oder berühren die Provinz mit kürzern oder längern Strecken und bilden in ihr ein natürliches Wasserstraßennetz von zusammen 660 km fahrbarer Länge. Künstliche Wasserwege sind der Plauesche Kanal zwischen Havel und Elbe (32,3 km) und der Ihleburger Kanal zwischen Elbe und Plaueschem Kanal (30,4 km). Die bedeutendsten Seen sind der Süße und Salzige Mansfelder See (letzterer der einzige dieser Art im Staate), der Arendsee im N. der Provinz und der Torgauer Teich. An Mineral-, namentlich Sol- und Schwefelquellen ist die Provinz reich; die bekanntesten sind Artern, Elmen, Hubertusbad, Ilsenburg, Quedlinburg, Suderode, Aschersleben, Schleusingen, Langensalza, Neu-Ragoczy, Tennstädt, Bibra, Giebichenstein, Kösen, Lauchstädt, Niestädt, Werben, Wittekind u. a. m. Das Klima ist im ganzen ein günstiges, am wenigsten günstig auf dem Eichsfelde; Torgau, Erfurt, Heiligenstadt haben ein Jahrestemperaturmittel von 8,5 bis 8° C. und nur im Januar ein Monatsmittel unter Null; die jährlichen Niederschläge erreichen im vieljährigen Mittel in Halle 480, in Erfurt 510, in Torgau 530 und in Heiligenstadt 596 mm. (Vgl. die Karte: **Königreich Sachsen, preußische Provinz Sachsen, südlicher Teil u. s. w.**, S. 63.)

Die Bewohner beschäftigen sich, örtlich allerdings in wechselndem Verhältnis, im ganzen ebenso viel mit Industrie wie mit Ackerbau und Viehzucht. Nach der Berufszählung von 1882 waren von den 1 003 292 Erwerbsthätigen, denen 1 339 387 Angehörige ohne Hauptberuf gegenüberstanden, 36,78 Proz. in der Bodennutzung und Tierzucht, 35,18 Proz. in Industrie und Gewerbe, 8,15 Proz. in Handel und Verkehr, 8,70 Proz. in persönlichen Dienstleistungen und 5,12 Proz. im Heeres- und Verwaltungsdienst sowie in freien Berufen thätig. Die Industrie S.s erstreckt sich über fast alle Zweige gewerblicher Produktion und hat sich außer in den großen Städten in einzelnen Gegenden zu besonders hoher Blüte entwickelt, wofür teils die natürlichen Bodenschätze, teils die von alters her gepflegten Verkehrswege, teils die mehrhundertjährige gewerbliche Schulung der Bevölkerung die Grundlagen boten. Berühmt ist die Kunst- und Handelsgärtnerei von Erfurt und Umgegend und von Quedlinburg. Die Steinkohlenlager im Wettiner Gebirge östlich der Saale und nördlich von Halle werden schon seit 1583 ausgebeutet. Sehr reich ist die Provinz an Braunkohlen, welche in zahlreichen bedeutenden Gruben der Kreise Liebenwerda, Bitterfeld, Saalkreis, Mansfelder Seekreis, Sangerhausen, Querfurt, Merseburg, Weißenfels und Zeitz, dann in den westlich und südwestlich von Magdeburg gelegenen Kreisen Kalbe, Wanzleben, Neuhaldensleben, Oschersleben und Aschersleben gewonnen und zum Teil zu Preßkohlen verarbeitet werden. S. hat die ergiebigsten Steinsalzlager im preuß. Staate, so das großartige Salz- und Kalilager bei Staßfurt (s. d.), Aschersleben, Elmen, Artern und Erfurt. Auch die Salzgewinnung aus wässeriger Lösung bei Halle, im Kreise Merseburg und Sangerhausen ist eine alte und fruchtbare Industrie der Provinz; die Saline von Schönebeck ist die größte des Staats. Die teilweise schon sehr alte Förderung und Verhüttung von Kupfer-, Silber-, Vitriol-, auch Eisen- und Nickelerzen und Schwefelkies ist eine zum Teil sehr umfängliche und hat ihre Hauptsitze im Mansfelder Gebirgs- und Seekreise, im Kreise Sangerhausen und Ziegenrück. Große Torflager werden im Finer Bruch, im Drömling, im Halberstädter Bruch und in mehrern Flußthälern ausgebeutet. Bergbau, Hütten- und Salinenwesen, sowie Torfgräberei beschäftigten 1882 in 248 Betrieben 30277 Personen. Flußspat, Halbedelsteine, Alabaster, Gips, Porzellanerde, Thonerde, Walkerde, Bau- und Mühlensteine und deren Verarbeitungen sind wertvolle Erzeugnisse der Provinz und beschäftigen, wie auch die Ziegelei, viele Hände; die Industrie der Steine und Erden zählte 1882 in 2744 Betrieben 23815 Gewerbthätige. Die Metallverarbeitung, namentlich die Kupferschmiederei in Magdeburg und Buckau, die Eisengießerei ebenda und in den Kreisen Stendal, Wernigerode und Liebenwerda, die Blechwarenfabrikation in Magdeburg und Aschersleben, die Zeugschmiederei, Stahlwaren- und Waffenfabrikation in den Städten Suhl und Sömmerda, hat einen bedeutenden Umfang und beschäftigte 1882 in 7985 Betrieben 22276 Personen. Die Herstellung von Maschinen, Geräten und Apparaten aller Art ist hochentwickelt in Magdeburg, Stendal, Halle, Nordhausen, Halberstadt, Mühlhausen, Erfurt, Zeitz und den nach diesen Städten benannten Kreisen; sie wurde 1882 in 5048 Fabriken mit 24890 Personen betrieben. Die chem. Großindustrie ist hauptsächlich in den Kreisen Kalbe, Wanzleben, Magdeburg, Aschersleben, die Mineralöl- und Paraffinfabrikation vornehmlich im Saalkreise, in Halle, im Mansfelder Seekreis, im Kreise Merseburg, Weißenfels und Zeitz vertreten; beide Industriegruppen, die chemische und die Industrie der Leuchtstoffe, Fette und Öle, beschäftigten 1882 in 987 Betrieben 8620 Personen. Die Textilindustrie, durch große Wollspinnereien in Mühlhausen und Langensalza, durch Baumwollspinnereien in Magdeburg und bei Halle, durch Wollwebereien in Magdeburg, Burg, Barby, Langensalza und Zeitz, durch ausgedehnte Leinenweberei im Kreise Nordhausen und Worbis (auf dem Eichsfelde), durch Baumwollwebereien ebenda und in Mühlhausen, durch Wirkerei und Strickerei, Häkelei und Stickerei, Färbereien und Veredelungsanstalten für Garn und Gewebe mit im ganzen 15079 Betrieben vertreten, zählte 1882 26659 Gewerbthätige. Die Papierfabrikation bei Halle, die Tapetenfabrikation in

Nordhausen, die Gerberei und Lederfabrikation in Mühlhausen und andere Gewerbszweige der Industriegruppe «Papier und Leder» beschäftigte in 3658 Betrieben 10336 Personen. Die Industrie der Nahrungs- und Genußmittel, durch mächtige Rübenzuckerfabriken, deren Hauptsitz die Provinz ist, durch Brauereien, Brennereien (Nordhäuser Kornbranntwein) und Tabaksfabriken ausgezeichnet, wird in über 16600 Betriebsstätten mit durchschnittlich mehr als 64000 Personen betrieben. Die Industrie der Holz- und Schnitzstoffe zählte 1882 in 12922 Betrieben 23244 Gewerbthätige. Die Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe, darunter besonders die Konfektion in Halle, die Kürschnerei in Weißenfels und Merseburg, die Handschuhmacherei in Magdeburg, Halberstadt, Neuhaldensleben und einigen Plätzen im Kreise Jerichow I, die Schuhwarenfabrikation in Erfurt und Weißenfels hervorragend, beschäftigten in 52977 Betrieben 72818 Personen, die Baugewerbe in 6379 Betrieben 34472 Personen.

Dem Gewerbfleiß entsprechend sind auch Handel und Verkehr der Provinz hoch entwickelt, zumal die centrale Lage der Provinz, ihre alte Kultur und ihre trefflichen Verkehrswege alle Bedingungen hierfür darbieten. Handels- und Verkehrsgewerbe, einschließlich Versicherung und Beherbergung, wurden in 42614 Unternehmungen von 67841 Personen betrieben; sie stützen sich auf die schon erwähnten Wasserstraßen und auf ein Anfang 1885 im ganzen 2010,3 km (76,6 m auf den Quadratkilometer) umfassendes Eisenbahnnetz. Hauptsitze des Handels sind Magdeburg und Halle; Wolle, Getreide, Zucker, Cichorie, Salze, Tuch, Branntwein, Kupfer, Eisen-, Stahl- und Holzwaren sind die vorzüglichsten Handelsartikel. Die Landwirtschaft, 1882 von 285681 Wirtschaften betrieben, stützt sich vornehmlich auf den mittlern und bäuerlichen Besitz und auf einen in weiten Strecken ertragreichen Boden, welcher S. im ganzen zu der fruchtbarsten Provinz Preußens macht. Zwar herrscht in der Altmark, in den beiden Jerichowschen und in den vier Elbkreisen des Regierungsbezirks Merseburg vielfach sandiger Boden vor, und sumpfige und moorige Striche finden sich an der Bode, Ohre, Jeetzel und Schwarzen Elster; dagegen sind die Kreise Magdeburg, Wanzleben, Wolmirstädt (südlich), Kalbe (nördlich) und Osterburg, ferner der Regierungsbezirk Merseburg von der Westgrenze bis zur Weißen Elster und zum Bober und der Regierungsbezirk Erfurt, mit Ausnahme der Kreise Heiligenstadt, Schleusingen und Ziegenrück, reich an vorzüglichem Weizen- und Rübenboden; berühmt sind die Magdeburger Börde, die Wische und die Goldene Aue. Von der Gesamtfläche der Provinz waren 1883: 60,9 Proz. Acker- und Gartenland, 8,3 Wiesen, 4,7 Weiden, Hutungen, Öd- und Unland, 20,5 Wald- und Holzland (S. ist eine der waldärmsten Provinzen des Staates) und 5,6 Proz. waren weder land- noch forstwirtschaftlich benutzt. S. liefert von allen Provinzen den größten Weizen- und Gersteertrag, etwa 15,5, beziehungsweise 27,5 Proz. des Ertrags des ganzen Staats; Hauptfruchtarten sind demnächst Roggen, Hafer, Erbsen und Bohnen, Kartoffeln und Zuckerrüben und andere Hackfrüchte; auch Handelsgewächse werden in einzelnen Gegenden sehr intensiv kultiviert, und die Thäler der Saale und Unstrut bergen einen ausgedehnten Obstbau, dem sich an der Mündung der Unstrut und an der Saale bei Naumburg ein 7645 ha umfassender Weinbau anschließt. Die Viehzucht ist, entsprechend dem hochentwickelten Stande der Landwirtschaft, wohlgepflegt; 1883 zählte man 182485 Pferde, 624973 Haupt Rindvieh, 1390915 Schafe (gegen 1873 22 Proz. weniger), 719627 Schweine (gegen 1873 29,9 Proz. mehr), 261225 Ziegen und 82610 Bienenstöcke; in der Ziegen- und Schweinezucht überragt S. alle übrigen Provinzen.

In administrativer Beziehung ist S. in die drei Regierungsbezirke Magdeburg, Merseburg und Erfurt mit 15, beziehungsw. 17 und 11 landrätlichen Kreisen eingeteilt und zählt 144 Städte, 2997 Landgemeinden und 1053 Gutsbezirke. In den Reichstag sendet die Provinz 20, in das Abgeordnetenhaus 38 Abgeordnete, im Herrenhause ist sie durch 29 Mitglieder (darunter 3 Vertreter vormals reichsständischer Häuser, 3 mit erblicher Berechtigung und 22 auf Präsentation berufen) vertreten. Sitz des Oberpräsidenten ist Magdeburg, der Sitz der durch die Provinzialordnung (s. d.) geordneten Provinzialverwaltung dagegen Merseburg. Die kirchlichen Angelegenheiten der evang. Landeskirche verwaltet das Konsistorium zu Magdeburg. Die kath. Kirche steht unter dem Bischof von Paderborn. Die Auseinandersetzungs- und Gemeinheitsteilungssachen werden von der Generalkommission in Merseburg, die Angelegenheiten der höhern Lehranstalten und Schullehrerseminare von dem Provinzialschulkollegium in Magdeburg bearbeitet. Der Rentenbank zu Magdeburg ist auch Hannover zugeteilt. Für die Angelegenheiten der indirekten Steuern und Zölle ist die Provinzialsteuerdirektion zu Magdeburg zuständig. Die Bergwerksangelegenheiten ressortieren vom Oberbergamt zu Halle; für die fiskalischen Bergwerks- und Salinenanlagen bestehen vier Berginspektionen und drei Salzämter. Die Staatseisenbahnen gehören zu den Direktionsbezirken Magdeburg, Erfurt und Frankfurt a. M.; die Privateisenbahnen stehen unter Aufsicht des königl. Eisenbahnkommissariats zu Berlin. Oberpostdirektionen bestehen zu Magdeburg, Erfurt und Halle. Die Provinz bildet den Oberlandesgerichtsbezirk Naumburg a. S.; zu ihm gehören die Landgerichte Erfurt mit 7, Halberstadt mit 8, Halle mit 13, Magdeburg mit 17 Amtsgerichten und einer Kammer für Handelssachen, Naumburg mit 15, Nordhausen mit 14, Stendal mit 16 und Torgau mit 16 Amtsgerichten; die exklavierten Kreise Schleusingen und Ziegenrück sind den Landgerichten in Meiningen, beziehungsweise Rudolstadt des gemeinschaftlichen thüring. Oberlandesgerichts Jena zugeteilt. Handelskammern bestehen in Magdeburg, Halberstadt, Halle, Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen. Militärisch bildet S. wesentlich den Ersatzbezirk und großenteils auch die Garnisonprovinz des 4. Armeekorps (Generalkommando und Kommando der 7. Division in Magdeburg, Kommando der 8. Division in Erfurt); doch stehen auch einige Truppen des 3. Armeekorps in der Provinz (Wittenberg und Torgau). An wissenschaftlichen und Schulanstalten besitzt S. die Universität zu Halle (s. d.), das Predigerseminar mit der Luther-Sammlung zu Wittenberg, 27 Gymnasien, 6 Realgymnasien, 2 Oberrealschulen, 3 Progymnasien, 8 Realprogymnasien, 2 höhere Bürgerschulen, 37 öffentliche Mittel- und höhere Mädchenschulen, 10 Schullehrerseminare, 3 königl. und 7 private Präparandenanstalten, 2683 öffentliche Volksschulen, ferner 1 Landwirtschaftsschule, 7 niedere landwirtschaftliche Schulen,

1 Lehranstalt für Hufbeschlag, 3 Kunst- und Baugewerkschulen, 3 Handelsschulen, 1 Schuhmacherlehranstalt, 1 Fachschule für Kunsttischlerei, 1 Berg- und 2 Bergvorschulen, 1 Unteroffizierschule, 1 Unteroffiziervorschule, 1 Militär-Knabenerziehungsinstitut, 3 Hebammen-Lehranstalten, 1 Forstschule, 1 Blindenlehr- und Beschäftigungsanstalt und 5 Taubstummenlehranstalten. Zu Halle befindet sich das Provinzialmuseum. Außerdem sind zahlreiche Gesellschaften und Vereine für Wissenschaft, Kunstpflege, Acker- und Gartenbau, Bienenwirtschaft, Gewerbe u. s. w. vorhanden, wie denn überhaupt das geistige Leben der Provinz auf einer hohen Stufe steht. Das Wappen des Herzogtums Sachsen ist ein von Gold und Schwarz zehnmal gestreifter Schild mit einem schräg rechts liegenden Rautenkranz, das des Herzogtums Magdeburg ein in Rot und Silber quergeteilter Schild. Die Farben der Provinz sind Rot-Weiß.

Litteratur. E. Jacobs, «Geschichte der in der preuß. Provinz S. vereinigten Gebiete» (Gotha 1884); «Geschichte der Provinz S. und angrenzenden Gebiete», herausg. von der Historischen Kommission der Provinz S. (Halle 1881); G. Todtenhof, «Die Wohnplätze der Provinz S.» (Halle 1882); H. Pöhnitzsch, «Alphabetisches Ortsverzeichnis der Provinz S.» (Halle 1875); E. Reiche, «Die Provinz S. und ihr Boden» (Delitzsch 1874); die Veröffentlichungen des königl. preuß. Statistischen Bureaus; zahlreiche von den Landräten herausgegebene Kreisstatistiken.

Sachsen-Altenburg, deutsches Herzogtum mit einem Areal von 1323,7 qkm, wird von dem Königreich Sachsen, der preuß. Provinz Sachsen, dem Großherzogtum Weimar, dem Herzogtum Meiningen, dem Fürstentum Rudolstadt und dem fürstl. reußischen Landesteil Gera begrenzt und durch letztern in zwei ziemlich gleichgroße Teile, den Ostkreis und den Westkreis, geschieden. Im Ostkreise von den letzten Ausläufern des Erzgebirges, im Westkreise von den Vorbergen des Thüringerwaldes durchzogen, dort von der Saale, nebst Roda und Orla, hier von der Pleiße, Sprotte und Wyhra bewässert, hat es in seinem westl. Teile einen mehr bergigen und dürftigen, in seinem östlichen einen schwach wellenförmigen, sehr fruchtbaren Boden. Anfang Dez. 1885 zählte das Herzogtum 161 129 E., von denen auf den Ostkreis (658 qkm) 111 341, auf den Westkreis (665,7 qkm) 49 788 entfielen. Es kamen mithin in ersterm 170, in letzterm 75 auf den Quadratkilometer. Im Ostkreise verteilt sich die Bevölkerung auf 6 Städte (zusammen mit 51 689 E.) und 290 Dörfer (zusammen mit 59 652 E.), im Westkreise auf 4 Städte (mit 15 122 E.) und 159 Dörfer (mit 34 666 E.). Über 10 000 E. hatte nur die Stadt Altenburg (29 109 E.). Unter der gesamten Einwohnerzahl befinden sich nur wenig Nichtevangelische (741 Katholiken, 75 andere Christen, 33 Juden im J. 1880). (Hierzu Karte: Königreich Sachsen, preußische Provinz Sachsen und Thüringische Staaten, S. 63.)

Das Herzogtum ist eins der wohlhabendsten des deutschen Reichs. Haupterwerbsquelle für die Bewohner des Ostkreises ist Land-, für die des Westkreises Waldwirtschaft. Das Ackerland umfaßt 55,5 Proz. des Areals, die Waldungen 29 Proz. Die Forsten, von deren Areal 41 Proz. dem Staate gehören, enthalten größtenteils im Ostkreise Laub-, im Westkreise Nadelholz. Die Wiesen berechnet man auf 8 Proz. des Areals. Die Bauern des Ostkreises, im alten Pleißengau, ein germanisierter Überrest der im 6. Jahrh. hier eingewanderten Sorben oder Wenden, sind wohlhabend, zum Teil reich, und ihre Güter bleiben hier ungeteilt. Man züchtet viel und gutes Vieh; zu Anfang 1883 zählte man im ganzen 9934 Pferde, 60 335 Rindvieh, 20 996 Schafe, 12 420 Ziegen und 46 387 Schweine. Von Produkten des Bergbaues sind von Bedeutung nur die Braunkohlen, die besonders im Ostkreise, namentlich bei Meuselwitz, auftreten. Im J. 1883 waren 55 Gruben (52 im Ost-, 3 im Westkreise) im Betrieb; gefördert wurden 781 590 t mit einem Geldwert von 1 335 991 Mark. Die gewerbliche Industrie des Herzogtums ist am bedeutendsten in Wolle, Handschuhen, Hüten, Steinnußknöpfen, Maschinen, Porzellan, Thon-, Chamotte- und Holzwaren. In Bezug auf die Zahl der vorherrschend für den Großhandel arbeitenden Gewerbsanstalten überwiegt der Ostkreis bedeutend den Westkreis. Im J. 1883 wurden 182 Fabrikanlagen im Lande gezählt, davon 125 mit Dampfbetrieb, mit 302 Dampfkesseln; in denselben wurden 7825 Arbeiter beschäftigt. An Verkehrswegen besitzt das Herzogtum 419 km Chausseen und (im J. 1880) 138,4 km Eisenbahnen (Westliche Sächsische Staatsbahn, Gößnitz-Geraer, Altenburg-Zeitzer, Gaschwitz-Meuselwitzer, Saal-, Gera-Weimarer, Eisenberg-Crossener, Meuselwitz-Ronneburger Bahn [letztere wurde 1886 in Angriff genommen]; die Weißenfels-Geraer und Weida-Werdauer berühren den Ostkreis nur auf kurzen Strecken). Reichstelegraphenstationen sind im Herzogtum 16. Der wichtigste Handelsplatz ist Altenburg, wo sich seit 1819 auch eine herzogl. Landesbank mit sehr umfangreichem Geschäftsbetrieb befindet, welche nach dem Privilegium vom 26. April 1882 auch berechtigt ist, auf den Inhaber lautende Obligationen im Betrag bis zu 5 Mill. Mark auszugeben. Außer den Erzeugnissen der Industrie kommen besonders Getreide, Butter, Käse, Braunkohlen und Nutzholz zur Ausfuhr. Landesuniversität ist die den Ländern Ernestinischer Linie gemeinschaftliche zu Jena. An höhern Lehranstalten besitzt das Herzogtum die Gymnasien zu Altenburg und Eisenberg, die Realschule und das Lehrerseminar zu Altenburg. Gewerb- und Sonntags-Fortbildungsschulen bestehen in allen Städten; eine Webschule in Ronneburg, eine landwirtschaftliche Mittelschule in Altenburg. Der Wissenschaft dienen die herzogl. Bibliothek zu Altenburg, die Geschichts- und Altertumsforschende und die Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes, beide in Altenburg, der Kahla-Rodasche Verein für Geschichts- und Altertumskunde und der Geschichts- und Altertumsforschende Verein zu Eisenberg; der Kunst das Lindenausche Museum und der Kunstverein in Altenburg, ebenda der Kunstgewerbeverein mit permanenter Ausstellung für Kunst und Kunstgewerbe; ferner bestehen 12 landwirtschaftliche Vereine in 8 Städten und 4 Dörfern; 13 Sparkassen in allen 10 Städten und in 3 Dörfern, deren Bestand Ende 1883: 14 268 530 Mark war. In Altenburg befinden sich auch das Landes-Kranken- und Siechenhaus, zu Roda das Genesungshaus mit Irren- und Blödenanstalt.

Die Staatsverfassung ist eine konstitutionelle, die durch das Grundgesetz vom 29. April 1831 festgesetzt wurde, jedoch seitdem manche Veränderungen erfahren hat. Nach dem neuesten Gesetz vom 31. Mai 1870 besteht die Landschaft aus

30 Abgeordneten, von denen 9 aus der Klasse der Höchstbesteuerten, 9 der Städte und 12 des platten Landes, die beiden letztern aus der Mitte der übrigen Staatsbürger, direkt gewählt werden. Wähler sind alle männlichen, selbständigen Staatsbürger, welche 25 J. alt und im Genuß aller bürgerlichen Rechte und wenigstens 6 Monate in ihrem Wahlbezirke wohnhaft sind. Zur passiven Wahl gehört außerdem eine wenigstens dreijährige Angehörigkeit zum Staatsverbande des Herzogtums. Die Verhandlungen des Landtags sind öffentlich; Wahl- und Finanzperioden sind dreijährig. Die höchste Verwaltungsbehörde ist nach dem Gesetz vom 14. März 1866 das Ministerium; von den drei Abteilungen desselben ressortieren zur ersten die Angelegenheiten des herzogl. Hauses, des Kultus und des Innern, die auswärtigen und Zollvereinsangelegenheiten, die Militärsachen; zur zweiten die Justiz und zur dritten die Finanzen. Unter dem Gesamtministerium stehen die Landesbank und die Generalkommission für Ablösungen und Grundstückszusammenlegungen. In Justizsachen ist seit 1879 oberste Instanz das gemeinschaftliche Oberlandesgericht der thüring. Staaten in Jena, vor welchem auch fortan die Prüfungen für den jurist. Staatsdienst abgelegt werden; die zweite Instanz das Landgericht in Altenburg; die schwurgerichtlichen Verhandlungen finden vor dem Gerichtshofe in Gera statt; für die Lokalgerichtsbarkeit bestehen die sechs Amtsgerichte in Altenburg, Schmölln, Ronneburg, Eisenberg, Roda und Kahla. Die Strafgefangenen werden seit 1878 in den für die thüring. Staaten gemeinschaftlichen Anstalten, zu Gräfentonna, Maßfeld (Männer) und Hassenberg (Weiber) die zur Zuchthausstrafe, in Ichtershausen die zu längerer Gefängnisstrafe Verurteilten und die Arbeitshäusler in Dreißigacker detiniert. Ferner bestehen noch mit bestimmten höhern Verwaltungsgeschäften und Aufsichtsrechten zwei Landratsämter, je eins für den Ost- und Westkreis, jenes mit dem Sitz in Altenburg, dieses in Roda. Die Finanzverwaltung besorgen sechs Steuer- und Rentämter und ein Hauptsteueramt; die Forst- und Jagdverwaltung teils das Forstdepartement der Verwaltung des herzogl. Domänenfideikommisses, teils die Forsttaxations-Revisionskommission. Für Kirchen- und Schulangelegenheiten bestehen sieben dem Ministerium für Kultus untergeordnete Ephoralämter und Inspektionen, letztere aus je einem Geistlichen (Superintendent) und einem der zwei Landräte. Das Postwesen steht seit 1872 unter Verwaltung des Reichs, unter derselben auch die Telegraphenanstalten. Der Etat auf die Finanzperiode 1884—86 war auf 2543651 Mark Einnahme und 2510769 Mark Ausgabe veranschlagt; das Staatsvermögen belief sich am 1. Juli 1884 auf 7246216 Mark gegen 1488316 Mark Passiven. Haupt- und Residenzstadt ist Altenburg (s. d.). Als Glied des Deutschen Reichs hat das Herzogtum im Bundesrat eine Stimme und wählt einen Abgeordneten in den Reichstag. An Truppen stellt es ein Bataillon, das mit beiden Reuß und Schwarzburg-Rudolstadt das zur 8. Division des 4. Armeekorps gehörende 7. thüring. Infanterieregiment Nr. 96 bildet. Das kleinere Landeswappen ist das allgemein sächsische (fünf schwarze Balken in Gold mit darübergelegtem grünen Rautenkranz) mit der Herzogskrone; das größere besteht aus 20 Feldern mit den Zeichen der Landesteile und anderer Länder des sächs. Hauses. Landesfarben sind Weiß und Grün. Vgl. Sachse, »Die Fürstenhäuser S.« (Altenb. 1826); C. F. Hempel, »Sitten- und Gebräuche, Trachten u. s. w. der altenburg. Bauern« (Altenb. 1839); W. Löbe, »Geschichte der Landwirtschaft des altenburg. Osterlandes« (Lpz. 1845); E. Löbe, »Altenburgica« (Altenb. 1878); J. und E. Löbe, »Geschichte der Kirchen und Schulen des Herzogtums S.« (Altenb. 1884 fg.); K. Stöhr, »Erläuterungen zur altenb. Dorfordnung« (Altenb. 1885).

Geschichtliches. Von dem Herzogtum S. bildeten ursprünglich den jetzigen Ostkreis der Pleißengau und der nordöstl. Ausläufer des Vogtlandes, beide Reichsland, seit der Mitte des 12. Jahrh., nachdem Kaiser Friedrich I. die gräfl. Abenbergschen Besitzungen hier gekauft hatte, zum Pleißnerland erweitert; im Westkreise saßen in der ältesten geschichtlichen Zeit mehrere Dynastengeschlechter, deren Besitzungen die Landgrafen von Thüringen allmählich an sich brachten. Im J. 1350 gelangte Pleißen durch kaiserl. Beleihung an die Markgrafen von Meißen aus dem Hause Wettin, und nachdem die Wettiner nach dem Aussterben des landgräflichen Hauses, 1247, auch Thüringen erhalten hatten, so kamen bei verschiedenen Landesteilungen unter den Wettinern auch der West- und Ostkreis als Osterland in Eine Hand, so bereits 1379, als Friedrichs des Ernsten Söhne teilten, an Friedrich den Strengen. Zufolge des Vertrags von 1440, nach dem Aussterben der thüring. Linie mit dem Landgrafen Friedrich dem Friedfertigen, verblieb das altenb. Gebiet den beiden Brüdern, dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmütigen und dem Markgrafen Wilhelm, gemeinschaftlich, bei der Teilung in die Ernestinische und Albertinische Linie 1485 fiel es der erstern, aber infolge der Ereignisse von 1547, als Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige seiner Lande verlustig ging, der letztern zu. (S. *Ernestinische Linie.*) Kurfürst August gab 1553 Altenburg, Eisenberg u. s. w. an Johann Friedrich zurück. Die von den Nachkommen Friedrich Wilhelms I. aus der ältern weimarischen Linie 1603 gestiftete Linie Altenburg erlosch 1672 mit dem Tode Friedrich Wilhelms III. und das Land bekam nun Ernst I. der Fromme von Gotha, der Eidam des Herzogs Johann Philipp, des Gründers der altenb. Linie. Bei der Teilung unter Ernsts Söhne, 1675, blieb Altenburg bei Gotha, und als die damals von den altenb. Landen abgesonderte Linie Sachsen-Eisenberg 1707 wieder erlosch, kam auch Eisenberg wieder an Gotha. Zufolge des Teilungsvertrags vom 15. Nov. 1826 zwischen den andern mit der gothaischen Linie verwandten Häusern, trat nach dem Erlöschen dieser Linie Herzog Friedrich von Hildburghausen sein Land nebst der Grafschaft Kamburg und einer Anzahl Dörfer an Sachsen-Meiningen ab und erhielt dafür das neugebildete Herzogtum S. Er hielt 18. Nov. 1826 seinen Einzug in sein neues Land und am 26. in die Residenzstadt Altenburg und gründete die neue Linie Sachsen-Altenburg. Großes Verdienst um das Land hatte sich zwar in der letzten Zeit der Minister von Lindenau (s. d.) erworben, der seit 1818 auch an der Spitze der Stände stand, indes der Zeitgeist drängte nach einer Veränderung in Verfassung und Verwaltung, welche auch gelegentlich eines am 13. Sept. 1830 in Altenburg ausgebrochenen, aber schnell gedämpften Aufstandes vom Herzog versprochen wurde. Es wurde mit den alten Ständen,

welche aus adeligen Rittergutsbesitzern und Abgeordneten der Städte bestanden, ein neues Grundgesetz beraten, dessen Publizierung 29. April 1831 erfolgte. Ein Edikt vom 18. April 1832 ordnete sodann die Verhältnisse des Staatsdienstes und die Bildung der Landeskollegien; Justiz und Verwaltung wurden getrennt. Der erste Landtag nach dem neuen Staatsgrundgesetz trat 12. Juni 1832 zusammen und dauerte bis April 1835. Die Hauptgegenstände der Beratung waren die Finanzen und der Beitritt zum Zollverein, welcher am 1. Jan. 1834 erfolgte. Inzwischen starb Herzog Friedrich 29. Sept. 1834, und ihm folgte sein ältester Sohn Herzog Joseph, der im Nov. 1836 den zweiten Landtag eröffnete, auf dem mehrere wichtige Gesetze, unter andern das über Ablösung der Fronen, zu Stande kamen. Auf dem im Nov. 1840 wurde, mit geringen Modifikationen, die Einführung des königl. sächs. Kriminalgesetzbuchs beschlossen. Im Juni 1845 berieten die Städte die Regulierung des Grundsteuer- und Hypothekenwesens. Wichtige Umgestaltungen in der Verfassung und Gesetzgebung brachte die revolutionäre Bewegung des J. 1848, die das Land zeitweilig unter die Herrschaft der demokratischen Partei brachte. Nachdem die alte Landschaft unter drängenden Verhältnissen ein Wahlgesetz beraten hatte, trat auf Grund desselben 22. Juni 1848 ein neuer Landtag zusammen. Aus den Beratungen desselben ging eine Reihe von Gesetzen hervor, so über die landschaftliche Initiative, über Preßfreiheit, über Einkommensteuer, über die Aufhebung der Grundsteuerfreiheit und des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden, über Ablösung der bäuerlichen Grundlasten, über den Civillistenvertrag, über Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit u. s. w. Die sich in die Länge ziehende Herrschaft des Radikalismus gab im Okt. 1848 Veranlassung zur Besetzung des Landes mit Reichstruppen. Am 30. Nov. 1848 resignierte Herzog Joseph auf die Regierung, die nun sein Bruder Herzog Georg übernahm. Er brachte die auf demokratischer Basis ruhenden Gesetze zur Ausführung und starb bereits 3. Aug. 1853, nachdem er noch im Febr. 1853 an Stelle des Grafen von Beust den bisherigen preuß. Landrat von Larisch an die Spitze des Ministeriums berufen hatte; ihm folgte sein älterer Sohn, Herzog Ernst (s. d.).

Es erfolgte nun, unter Beihilfe des bereits seit 1851 konservativ gerichteten Landtags, eine wesentliche Abänderung der Gesetzgebung von 1848. Die Domänen wurden durch Gesetz vom 18. März 1854 wieder für Eigentum des herzogl. Hauses erklärt, doch sollte deren Verwaltung für die Dauer der regierenden Speziallinie bei der Finanzbehörde bleiben. Der Herzog bezog hiernach eine Civilliste, die sich aber nach den Durchschnittserträgnissen der Dominialbesitzungen bestimmte. Der Landtag von 1854 nahm eine neue Gerichtsorganisation und Strafprozeßordnung an, wurde indes aufgelöst, weil er ein neues Wahlgesetz ablehnte. Die Regierung hob hierauf einseitig das Wahlgesetz von 1850 auf und stellte, mit geringer Veränderung, das Wahlgesetz der Verfassung von 1831 wieder her, und der nach diesem Gesetz gewählte und 23. Okt. 1855 eröffnete Landtag sanktionierte dasselbe. Auf dem Landtage von 1857 kam sodann (Gesetz vom 1. Mai) eine Revision des Grundgesetzes zu Stande, sowie das Gesetz (vom 20. April 1857) über die Zusammenlegung der Grundstücke. Von den zahlreichen fernern, meist auf die materielle Entwickelung des Landes gerichteten Gesetzen war zunächst das wichtigste die mit den übrigen thüring. Staaten vereinbarte, auf den Grundsätzen der Gewerbefreiheit beruhende Gewerbeordnung vom 16. Juni 1862, welchem 1. Mai 1864 die Einführung des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs folgte, dann das Wasserrechtsgesetz vom 18. Okt. 1865. Durch organisches Gesetz vom 14. März 1866 erfolgte, unter Aufhebung der Landesregierung und des Finanzkollegiums, eine völlige Umgestaltung der obersten Landesbehörden. In den deutschen Wirren von 1866 hielt der Herzog Ernst zu Preußen und schloß am 21. Juni mit diesem Staate ein Bündnis, welchem die Landschaft Anfang August die verfassungsmäßige Zustimmung erteilte. Am 18. Aug. trat der Herzog dem Norddeutschen Bunde bei. Anfang 1867 trat der Minister von Larisch zurück und erhielt im Juni einen Nachfolger in von Gerstenberg-Zech. Mit Okt. 1867 wurden die Militärverhältnisse des Landes aufgelöst und das herzogl. Kontingent mit dem reußischen und schwarzburg-rudolstädtischen zu einem Regiment unter preuß. Verwaltung vereinigt. Außer den Bundes- und Reichsgesetzen, welche seit 1866 und 1871 auch im Herzogtum Geltung erhielten, ist hauptsächlich das Gesetz über die Klassen- und klassifizierte Einkommensteuer vom 17. März 1868 zu bemerken. Im Laufe des J. 1869 wurde das Konsistorium als für sich bestehende Behörde aufgehoben und als Unterabteilung mit der ersten Abteilung im Ministerium vereinigt; dasselbe geschah auch mit dem Ministerium des Innern. Am 14. Dez. desselben Jahres nahm der Landtag das neue 31. Mai 1870 publizierte Wahlgesetz an und entschied 15. Mai 1873 die lange verhandelte Regulierung der Domanialangelegenheiten dahin, daß das gesamte Domanialvermögen zwischen dem herzogl. Hause und dem Lande dergestalt geteilt ward, daß ersteres zwei Drittel, letzteres aber ein Drittel davon erhielt; der Landesteil wurde Eigentum des Herzogtums und für Rechnung des Staatsfiskus von den staatsfiskalischen Behörden verwaltet; der dem herzogl. Hause zukommende Teil wurde als Privateigentum desselben ein Haus- und Familienfideikommiß, wogegen die Civilliste des Regierenden aufhörte. Am 30. Okt. 1875 erfolgte die Verordnung zur Einführung des Reichsgesetzes über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung. Im J. 1876 votierte der Landtag die Gesetze über die Einführung der Amtsvorsteher, über die Umgestaltung der Verwaltungsbehörden und die neue Dorfordnung. Am 8. Febr. 1877 wurden die Kirch- und die Schulgemeindeordnung und 2. April 1878 die Baupolizeiordnung für die Ortschaften des platten Landes publiziert. Von der Thätigkeit des Landtags in den folgenden Jahren ist hervorzuheben: 1878 die Genehmigung zum Verkauf der Gößnitz-Geraer Eisenbahn an das Königreich Sachsen, 1879 die Annahme des seit 1877 beratenen Gesetzes über die Reorganisation der Landes-Immobiliarbrandversicherungsanstalt und die Aufhebung des zweiten Kriminalgerichts in Roda, welches mit dem in Altenburg verbunden ward; 1881 die Aufhebung des Landratsamts in Schmölln und dessen Vereinigung mit dem in Altenburg; 1882 das erneuerte Statut für die herzogl. Landesbank mit der obenerwähnten Berechtigung zur Ausgabe von Obligationen, und das Gesetz über

Sonn-, Fest- und Bußtagsfeier. An Stelle des am 29. Aug. 1879 verstorbenen Staatsministers von Gerstenberg-Zech trat im Febr. 1880 der bisherige preuß. Oberregierungsrat von Leipziger.

Sachsen-Coburg-Gotha, ein deutsches Herzogtum, das aus den beiden getrennt liegenden Herzogtümern Gotha und Coburg besteht und zusammen ein Areal von 1968,05 qkm umfaßt. Das Herzogtum Coburg, das auf 562,30 qkm 56 728 E. (1885 [vorläufig] 57 355 E.) zählt, liegt auf der Südseite des Thüringerwaldes, wird von Bayern und Sachsen-Meiningen begrenzt und von Itz, Rodach, Lauter und Steinach bewässert. Das Herzogtum Gotha zählt auf 1405,75 qkm 137 988 E. (1885 [vorläufig] 141 362 E.) und erstreckt sich auf der nördl. Abdachung des Thüringerwaldes und der thüring. Terrasse hin. Es wird von schwarzburg., weimar., meining. und preuß. (zu den Regierungsbezirken Erfurt und Kassel gehörigen) Gebieten begrenzt und von der Gera, Nessa, Werra, Unstrut und Ilm bewässert. Beide Teile des Landes sind gebirgig, haben schöne Thäler und prächtige Wälder. Im Gothaischen erheben sich die höchsten Gipfel des Thüringerwaldes, der Inselsberg 915 m, der Schneekopf 978 m, der Große Beerberg 983 m. Die Bewohner beider Herzogtümer, (1880) 194 716, sind Protestanten bis auf 2062 Katholiken und 490 Juden (1885 [vorläufig] 198 717 E.). (Hierzu eine Karte: Königreich Sachsen, preußische Provinz Sachsen und Thüringische Staaten, S. 63.)

Die Thäler und Ebenen sind sehr fruchtbar und gehören teilweise zu den gesegnetsten Fluren Thüringens. Hauptbeschäftigung ist die Landwirtschaft. Das Ackerbauland umfaßt in Coburg 269, in Gotha 755 qkm. Man gewinnt sämtliche Getreidearten und Flachs, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Waid (im Coburgischen) u. s. w. Etwas Weinbau wird nur in dem exklavierten coburg. Amte Königsberg betrieben. Garten- und Obstbau sind allgemein (ersterer besonders im Gothaischen) verbreitet. Die Viehzucht blüht in beiden Herzogtümern, ist jedoch im Gothaischen, abgesehen von der Rindviehzucht, verhältnismäßig bedeutender als im Coburgischen. Im J. 1883 zählte man in letzterm 1163 Pferde, 24 335 Rinder, 12 265 Schafe, 12 761 Schweine, 6222 Ziegen, in ersterm dagegen Pferde 7024, Rinder 33 801, Schafe 60 984, Schweine 38 788, Ziegen 20 793. Die Waldungen bedecken im Herzogtum Coburg 15 677 ha, in Gotha 41 785 ha. In Coburg gehört der dritte Teil der Forste dem regierenden herzogl. Hause, in Gotha 75,7 Proz. dem herzogl. Gothaischen Gesamthause. Die Bergbauproduktion ist im ganzen unbedeutend. In Gotha ist nur der Bau auf Manganerze (bei Friedrichroda und Elgersburg) erwähnenswert, der 1876 und 1877 durchschnittlich 28 633 Ctr. gewährte. Die Saline Ernsthalle (bei Buffleben) produzierte 1875—77 durchschnittlich im Jahre 53 622 Ctr. Salz.

Die gewerbliche Industrie ist in beiden Herzogtümern nicht ohne Bedeutung, und mehrere Gewerbsanstalten arbeiten für den Export. Die hauptsächlichsten Gegenstände des Gewerbfleißes sind die Fabrikation von Maschinen und Maschinenteilen (Coburg und Gotha), von feuerfesten Geldschränken in Gotha, von Gewehren, Stahl- und Eisenkurzwaren (Zella und Mehlis), von Schlosserarbeiten (Kleinschmalkalden), von Nähnadeln in Ichtershausen; ferner von Porzellan-, Glas- und Thonwaren (Gotha, Ohrdruf und Umgegend, Gräfenroda, Gehlberg, Tambach, Elgersburg, Coburg, Öslau), Spielwaren (besonders Ohrdruf, Waltershausen, Gotha, Friedrichroda und Neustadt), Papiermaché (Manebach), Meerschaumwaren (Ruhla), Weiden- und Rohrflechtwaren (Coburg und Sonnefeld). Von Wichtigkeit ist ferner die Textilindustrie in Gotha und Waltershausen, Coburg, Friedrichroda, Untersiemau und Ohrdruf; ferner die Knopffabrikation in Gotha, Ohrdruf und Umgegend, die Papierfabrikation in Gera und Tambach, die Herstellung von Mühlsteinen in Crawinkel, sowie die Verarbeitung von Holz, namentlich die Zimmerei und die Herstellung von Brettern durch Schneidemühlen mit Wasser- oder Dampfkraft. Waltershausen liefert Marmorwaren und Spritzenschläuche, Hörselgau Schlauchwaren, Neudietendorf Fischbein, Siegellack und Zinnober für den Export. Die Lederbereitung ist in beiden Herzogtümern, die Schuhwarenfabrikation besonders in Gotha von Bedeutung. Die Fleischwaren von Gotha und Waltershausen werden weit und breit versendet. Rübenzucker fabriziert nur eine Fabrik im Gothaischen. Ein blühendes Gewerbe ist die Bierbrauerei. Im J. 1871 waren in Coburg 106 Brauereien im Betriebe. Die Branntweinbrennerei ist im Coburgischen ganz unbedeutend, während im Gothaischen sieben Brennereien bestehen. Handel und Verkehr sind in beiden Herzogtümern lebhaft. Hauptplätze sind Gotha, Coburg, Neustadt und Ruhla. Chausseen hat das Herzogtum Coburg 516 km, Gotha 990 km, Eisenbahnen ersteres 45,9 km (Werrabahn mit Zweigbahn nach Sonneberg), letzteres 95,6 km. Handel und Industrie unterstützen die Gewerbebank zu Gotha (gegründet 1855), die Privatbank daselbst (konzessioniert 24. Juni 1856) und die Coburg-Gothaische Kreditanstalt zu Coburg (seit 19. Mai 1856). Zum Zweck der Hebung des Staatskredits und Verbesserung der Landeskultur durch Gewährung von Darlehen ist die seit 1867 bestehende Deutsche Grundkreditbank in Gotha bestimmt. Von hervorragender Bedeutung sind die Lebens- und die Feuerversicherungsbanken zu Gotha (erstere 1827, letztere 1821 begründet).

Für die geistige Bildung der Bevölkerung sorgen, nächst der gemeinschaftlichen Universität zu Jena, die Gymnasien zu Coburg und Gotha, die Realschulen zu Ohrdruf, Gotha und Coburg, die 1785 gestiftete Salzmannsche Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal (s. d.), eine Handelsschule in Gotha, zwei Schullehrerseminarien in Gotha und Coburg, ein Lehrerinnenseminar in Gotha und die Baugewerkschulen in Coburg und Gotha. Außerdem gibt es im Gothaischen 13 Gewerbschulen und in Coburg eine Taubstummenanstalt. Wichtig sind ferner die von Herzog Ernst II. erbaute, mit trefflichen Instrumenten versehene Sternwarte, welche seit 1857 vom Seeberge bei Gotha nach der Stadt verlegt worden ist; ferner die besonders an morgenländ. Handschriften reiche, über 200 000 Bände zählende Bibliothek, das Kunst- und Naturalienkabinett, das Antiken- und Münzkabinett, die Gemälde- und Kupferstichgalerie zu Gotha und ähnliche Sammlungen in Coburg. Berühmt sind die Erzeugnisse des Perthesschen Geographischen Instituts zu Gotha. Das herzogl. Theater befindet sich abwechselnd in Coburg und in Gotha. Die Staatsverwaltung beider Herzogtümer wird von einem Staatsministerium geleitet, welches in zwei Abteilungen zerfällt, von denen die eine für die besondern Angelegen-

heiten des Herzogtums Coburg, die andere für die von Gotha bestimmt ist. An der Spitze des Gesamtministeriums steht der Staatsminister, welcher zugleich Vorstand der einen Abteilung ist. Ein besonderes Departement mit dem Sitz in Coburg ist für die Angelegenheiten des herzogl. Hauses und Hofs bestimmt. Die innere Verwaltung besorgen im erstern Landesteile ein Landratsamt (Coburg) und das Justizamt in Königsberg, im Gothaischen drei Landratsämter (Gotha, Ohrdruf, Waltershausen). Den Landratsämtern gleichgestellt sind die Magistrate der Städte Coburg, Neustadt, Rodach, Gotha, Ohrdruf und Waltershausen. In kirchlicher Beziehung zerfällt das Herzogtum in 18 Ephorien und zwar 6 in Coburg und 12 in Gotha, und 12 Kirchen- und Schulämter, von denen 6 im Coburgischen und 6 im Gothaischen ihren Sitz haben. Das Herzogtum Coburg, ohne eigenes Landgericht, gehört zum Sprengel des Landgerichts Meiningen, hat aber in der Stadt Coburg eine Handelskammer und eine detachierte Strafkammer. Es bestehen fünf Amtsgerichte. Das Herzogtum Gotha hat ein eigenes aus acht Mitgliedern bestehendes Landgericht in der Stadt Gotha und acht Amtsgerichte. Als gemeinschaftliches Oberlandesgericht haben beide Herzogtümer das Oberlandesgericht in Jena. Nach dem Budget für die vier Jahre vom 1. Juli 1885 bis 30. Juni 1889 beträgt der Jahresetat der Staatskasse zu Coburg 1030506 Mark und der Jahresetat der Staatskasse zu Gotha 2120400 Mark in Einnahme und Ausgabe, während der Domänenkasse-Etat für Coburg 414000 Mark Einnahme und 238000 Mark Ausgabe, und der Domänenkasse-Etat für Gotha 2052431 Mark Einnahme und 1239928 Mark Ausgabe beträgt. Der Etat für die gemeinschaftlichen Einnahmen beträgt 966000, für die Ausgaben 1545000 Mark. Die Staatsschuld stellte sich für Coburg 1. Juli 1885 auf 3926000 Mark und nach Abzug der Aktiva von 2220152 Mark auf 1705848 Mark; und die Staatsschuld für Gotha auf 10382614 Mark, beziehungsweise nach Abzug der Aktiva von 9747995 Mark auf 634619 Mark. Als Glied des Deutschen Reichs hat das Herzogtum im Bundesrat eine Stimme, während es in den Reichstag zwei Abgeordnete sendet. Nach der mit der königl. preuß. Regierung unter dem 6. Juni 1867 abgeschlossenen und unter dem 15. Sept. 1873 erneuerten Militärkonvention bilden die coburg-gothaischen Truppen gemeinsam mit den von Meiningen das 6. thüring. Infanterieregiment Nr. 95 und gehören mit diesen der 22. Division und dem 11. Armeekorps (Kassel) an. Das Staatswappen ist das allgemein sächsische (fünf schwarze Balken in goldenem Feld mit darübergelegtem Rautenkranz), die Landesfarben sind Weiß und Grün. Vgl. Plänkner, «Übersichtliche Beschreibung des Herzogtums S.» (Coburg und Lpz. 1842); Schulze, «Heimatskunde für die Bewohner des Herzogtums Gotha» (3 Tle., Gotha 1845—47) und «Geographie und Geschichte des Herzogtums Coburg-Gotha» (Lpz. 1851); Rose, «Statist. Mitteilungen über das Herzogtum Sachsen-Coburg» (Coburg 1857); H. Eberhard, «Heimatskunde des Herzogtums Sachsen-Coburg» (Schlesw. 1869).

Geschichtliches. Die ältere Linie Sachsen-Coburg wurde von Ernsts des Frommen zweitem Sohne, Albrecht, 1680 gestiftet, erlosch aber schon 1699 mit dessen Tode. Der Erbschaftsstreit über sein Gebiet zwischen Gotha, Meiningen, Hildburghausen und Saalfeld wurde zwar 1720 durch reichshofrätliches Erkenntnis entschieden, doch Meiningen protestierte dagegen, bis 1735 eine kaiserl. Kommission das Erkenntnis zur Vollziehung brachte. Gotha ging dabei leer aus, die andern drei Linien teilten das Gebiet. Der Stifter der gegenwärtigen Linie S. war Johann Ernst, Ernsts des Frommen siebenter Sohn, und es hieß dieselbe anfangs Sachsen-Saalfeld. Die Ausgleichung des Erbstreits wegen Coburg erlebte Johann Ernst nicht, da er 1729 starb. Ihm folgten in gemeinschaftlicher Regierung seine Söhne Christian Ernst und Franz Josias. Nachdem dieselben 1735 Coburg und andere Orte in Besitz genommen, nahmen sie ihren Sitz in Coburg, und die Linie hieß nun Sachsen-Coburg-Saalfeld. Christian Ernst starb 1745. Sein Bruder regierte hierauf allein bis 1764 und führte das Erstgeburtsrecht ein. Der Sohn und Nachfolger desselben, Ernst Friedrich, stürzte das Land in eine solche Schuldenlast, daß 1773 eine kaiserl. Liquidationskommission nach Coburg gesendet wurde. Er starb 8. Sept. 1800. Sein Sohn und Nachfolger, Franz Friedrich Anton, ordnete die Finanzen insoweit, daß 1802 die Liquidationskommission abberufen werden konnte. Allein die schweren Auflagen, die hierzu nötig gewesen, hatten das Volk so erbittert, daß es zu einem Aufstand kam, der durch Kursachsen unterdrückt wurde. Der Herzog starb 9. Dez. 1806, noch ehe sein Beitritt zum Rheinbunde erfolgt, und da sein Sohn Ernst III. (s. d.) in russ. Kriegsdiensten stand, so wurde das Land im Jan. 1807 von den Franzosen in Besitz genommen. Der Friede von Tilsit führte den Herzog nach Coburg zurück. Infolge der ihm auf dem Kongreß zu Wien zugesicherten Gebietsvergrößerung erhielt er 1816 das neugebildete Fürstentum Lichtenberg am Rhein, das er aber 1834 an Preußen verkaufte. Am 8. Aug. 1821 gab er im Einverständnis mit den Ständen dem Lande eine repräsentative Verfassung. Im gothaischen Erbteilungsvertrag trat der Herzog Saalfeld an Sachsen-Meiningen ab und erhielt dagegen Gotha, worauf er den Titel als Herzog Ernst I. von Sachsen-Coburg-Gotha annahm. Er gab 1827 das Postwesen an Thurn und Taxis in erbliches Lehn. Die Finanzen des Landes und des Herzogs fanden sich in blühendem Zustande, als der Herzog 29. Jan. 1844 starb. Ihm folgte sein Sohn Ernst II. (s. d.). Zur Ausgleichung entstandener Differenzen berief er in Coburg die Stände 7. Sept. 1844 zu einem außerordentlichen Landtage. Nach langem Streit über ein neues Wahlgesetz u. s. w. fand 1846 eine Vereinigung mit den Ständen statt, und auch die frühern Differenzpunkte wurden beseitigt. Im Herzogtum Gotha bestand die alte Feudalverfassung bis 1848, wo sich auch in diesem Lande eine lebhafte Bewegung für Reformen erhob. Da jedoch der Herzog selbst diese Reformen anstrebte, so nahm die Bewegung einen geregelten Verlauf. Es wurden Abgeordnete aus den verschiedenen Klassen der Staatsbürger zur Beratung eines neuen Landtagswahlgesetzes berufen und der daraus hervorgehenden Abgeordnetenversammlung der Entwurf zu einem neuen Staatsgrundgesetz vorgelegt, in dem die liberalen Grundsätze ihre Anwendung fanden. Die neue Verfassung trat 27. März 1849 ins Leben.

Zwischen Coburg und Gotha bestand damals nur eine Personalunion. Die Versuche der Staatsregierung, eine vollständige Vereinigung beider

Länder herbeizuführen, blieben ohne Erfolg. Sie scheiterten an der Verschiedenheit der Finanzlage beider Herzogtümer. Doch gelang es 1852, ein gemeinschaftliches Staatsgrundgesetz der Herzogtümer Coburg und Gotha (vom 3. Mai 1852) zu Stande zu bringen, in welchem eine Anzahl von Verhältnissen und Einrichtungen für gemeinsame Angelegenheiten erklärt wurden. Eine Erweiterung erhielten dieselben 1874, indem besonders die bis dahin auf das Oberappellationsgericht und den Appellhof beschränkte Gemeinschaftlichkeit in der Gerichtsorganisation auf die Gerichtsverfassung überhaupt ausgedehnt wurde. Andere der Gemeinsamkeit staatsgrundgesetzlich nicht zugewiesene Angelegenheiten und Einrichtungen können auf Veranlassung oder mit Zustimmung des Herzogs durch einen übereinstimmenden Beschluß der Landtage der beiden Herzogtümer oder durch einen mit Zustimmung der Mehrheit der Abgeordneten eines jeden der beiden Herzogtümer gefaßten Beschluß des gemeinschaftlichen Landtags für gemeinsam erklärt werden. Von dieser Befugnis ist seither nur selten Gebrauch gemacht worden. Alle Angelegenheiten, welche nicht für gemeinsam erklärt worden sind, werden als besondere Angelegenheiten jedes einzelnen Landesteils behandelt. Die Staatsangehörigen üben die ihnen in ihrer Gesamtheit verfassungsmäßig zustehenden Rechte durch die Landtage aus. Es bestehen für die besondern Angelegenheiten der Herzogtümer zwei Sonderlandtage, der eine in Coburg, der andere in Gotha, jener aus 11, dieser aus 19 Mitgliedern; für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten ein gemeinschaftlicher Landtag, der aus sämtlichen Mitgliedern der Sonderlandtage gebildet wird und abwechselnd zu seinen Sitzungen nach Coburg und Gotha berufen wird. Stellvertreter der Landtage zur Wahrung der verfassungsmäßigen Rechte derselben, insbesondere zur Prüfung der Jahresrechnungen sind die Landtagsausschüsse und zwar je einer von den Sonderlandtagen gewählter zu Coburg und Gotha und ein vom gemeinschaftlichen Landtag gewählter gemeinschaftlicher Ausschuß, welcher abwechselnd nach Coburg und Gotha berufen wird. Jeder Ausschuß besteht aus fünf Mitgliedern. Die Ausschüsse treten nur in Thätigkeit, wenn der Landtag nicht versammelt ist. Das Staatsgrundgesetz von 1852 bildet mit einigen Nachträgen im wesentlichen die Grundlage für das öffentliche Recht der Herzogtümer Coburg und Gotha. Die wichtigsten Gesetze, welche in neuerer Zeit zur Ausführung gelangten, sind: im Herzogtum Coburg: das Gesetz über die Ablösung der Feudallasten vom 16. Aug. 1835, welches vollständig zur Durchführung gelangt ist; das Gesetz über die Zusammenlegung der Grundstücke vom 24. Juni 1863; das Gesetz wegen Erweiterung der Ablösungskasse zu einer Landrentenbank vom 27. Juli 1865; das Volksschulgesetz vom 15. Jan. 1858; das Gemeindegesetz vom 22. Febr. 1867; im Herzogtum Gotha: die Gesetze über die Ablösung der Grundlasten und die Errichtung einer Ablösungskasse vom 5. Nov. 1853; das Gesetz über die Zusammenlegung der Grundstücke von demselben Tage; das Gesetz wegen Errichtung einer Landeskreditanstalt vom 25. Dez. 1853; das Gesetz über die Organisation der Verwaltungsbehörden vom 11. Juni 1858; das Gemeindegesetz von demselben Tage; das Volksschulgesetz vom 26. Juni 1872; das Gesetz über die Ablösung von Abgaben und Leistungen an Kirchen, Pfarreien, Schulen und milde Stiftungen vom 4. März 1876; in beiden Herzogtümern gemeinschaftlich: das Gesetz über die Organisation der Gerichtsbehörden vom 21. Sept. 1857 und das Gesetz über die Organisation des Staatsministeriums vom 17. Dez. 1857. Von diesen Gesetzen ist das über die Ablösung von Grundlasten vollständig, sowie das über die Zusammenlegung der Grundstücke im Herzogtum Gotha in der Hauptsache zur Durchführung gebracht. Vgl. Beck, »Geschichte des gothaischen Landes« (3 Bde., Gotha 1868—75); Fleischmann, »Zur Geschichte des Herzogtums Sachsen-Coburg« (Hildburgh. 1880).

Sachsen-Lauenburg, s. unter Lauenburg.

Sachsen-Meiningen, auch Sachsen-Meiningen-Hildburghausen genannt, ein deutsches Herzogtum in Thüringen, welches aus einer größern, am Thüringerwalde gelegenen halbmondförmigen, durchschnittlich nur etwa 15 km breiten Hauptmasse und 14 einzelnen, zum Teil sehr kleinen, exklavierten Parzellen besteht. Das Ganze begreift ein Areal von 2468,45 qkm. Historisch umfaßt das Herzogtum folgende fünf Hauptteile: 1) das Herzogtum Meiningen, als Stammland; 2) das Herzogtum Hildburghausen; 3) das Fürstentum Saalfeld; 4) die Grafschaft Kamburg nebst einem Teile des Amts Eisenberg; 5) die Herrschaft Kranichfeld. Der Boden des Landes ist meist gebirgig, aber von fruchtbaren Thälern durchschnitten, von denen das Werrathal das längste und bedeutendste. Hinsichtlich der Bewässerung gehört das Land zu drei verschiedenen Stromgebieten: dem der Weser (Werra), der Elbe (Saale) und dem des Main-Rhein (Steinach, Itz, Milz). Die Zahl der Bewohner belief sich 1880 auf 207 075 (101 418 männliche, 105 657 weibliche), wovon 64 038 auf die Städte, 143 037 auf das Land entfielen. Auf dem Quadratkilometer lebten somit durchschnittlich 84 Menschen. Die Bevölkerung ist vorwiegend protestantisch; daneben zählt man 2272 Katholiken, 1627 Israeliten, 32 Mennoniten, 117 Baptisten, 38 Freigemeindler. An Wohnplätzen begreift das Herzogtum 17 Städte, 403 Landgemeinden, darunter 27 Marktorte, außerdem 56 sonstige Gemarkungen, zusammen 476 Orte. (Hierzu Karte: Königreich Sachsen, preußische Provinz Sachsen und Thüringische Staaten, S. 63.)

Die Waldungen des Landes sind von bedeutendem Umfange (102 980 ha oder 41 Proz. der Gesamtfläche) und ermöglichen eine bedeutende Holzausfuhr. Von den Forsten sind 39 Proz. Domänenwaldungen. Das Artland umfaßt ein Areal von 100 938 ha (40 Proz. der Bodenfläche). Der rege Ackerbau liefert meist ausreichend Getreide. Von Bedeutung ist auch die Viehzucht, insbesondere die Rindvieh- und Schafzucht; 1883 zählte man 5174 Pferde, 66 733 Rinder, 58 940 Schafe, 45 136 Schweine, 26 817 Ziegen. Unter den Produkten des Bergbaues, Hütten- und Salinenwesens, wodurch (1882) 447 Menschen beschäftigt wurden, stehen Salz und Eisen obenan. Die Produktion der beiden Salinen Salzungen und Sulza belief sich 1883 auf 424 720 Ctr. Kochsalz im Werte von 542 210 Mark, die von Eisenerzen auf 224 820 Ctr., die von Roheisen auf 406 780 Ctr. im Werte von 1 341 185 Mark (Maximilianshütte zu Unterwellenborn). Hochwichtig ist namentlich der Schieferreichtum des Landes bei Lehesten und Gräfenthal (im J. 1883 590 Betriebe für Tafel- oder Griffelschiefer

mit 3440 Arbeitern und einer Produktion von 807560 Ctr. im Werte von 1766266 Mark). Überhaupt viel Industrie; während 1882 von Land- und Forstwirtschaft 71932 Personen lebten, waren an der Industrie 92807, am Handel 15146 beteiligt. Aus den Zweigen der gewerblichen Thätigkeit sind noch hervorzuheben: die Fabrikation von Eisengußwaren (5 Werke), von Glas (6 Hütten), Porzellan (26 Fabriken mit 2606 Arbeitern), Zündwaren (2), Farben (9); ferner die Fabrikation von Nähmaschinen (5), von Holzwaren, Kisten, Schachteln, Fässern u. s. w., insbesondere aber von Spielwaren, die zu Sonneberg (s. d.) ihren Mittelpunkt hat und gegen 1500 Personen beschäftigt; die Fabrikation von Papiermaché und Steinpappe (1148 Betriebe mit 2982 erwerbthätigen Personen). Die Textilindustrie ist vertreten durch 13 größere Wollspinnereien, 18 Webereien mit zusammen 1589 beschäftigten Personen (hauptsächlich Flanellfabrikation in Pößneck). Leder liefern 10 größere, 64 kleinere Gerbereien (für den Export besonders Saalfeld und Pößneck). In Betreff der Industrie in Konsumtibilien sind vor allem die Bierbrauereien zu nennen, deren 1883 im Herzogtum 197 im Betriebe waren; außerdem bestehen 14 Branntweinbrennereien, 15 Fabriken für Tabak und Cigarren, 4 Essigfabriken, sowie 373 Getreidemühlen. Die Gesamtlänge der Kunststraßen betrug Ende 1884 1753 km, die der Eisenbahnen (Werrabahn, Gera-Probstzellabahn, Schmalkalden-Wernshäuser Eisenbahn, Feldabahn, Saalbahn, Meiningen-Schweinfurter, sowie Erfurt-Ritschenhäuser Eisenbahn u. a.) Ende 1885 178,02 km.

Das Land besitzt die Universität zu Jena gemeinschaftlich mit den übrigen ernestinisch-sächs. Häusern. An andern wissenschaftlichen Anstalten hat es Gymnasien zu Meiningen und Hildburghausen, Realgymnasien in Meiningen und Saalfeld, ein Schullehrerseminar zu Hildburghausen, eine höhere Bürgerschule in Sonneberg; überall sind treffliche Bürger- und Volksschulen. Die Staatsverfassung ist konstitutionell-monarchisch. Der Landtag besteht nach dem Wahlgesetz vom 24. April 1873 aus 24 Abgeordneten, von denen 4 von den höchstbesteuerten Grundbesitzern, 4 von denen, welche die höchste Personalsteuer zahlen, und 16 Abgeordnete von den übrigen Angehörigen des Herzogtums gewählt werden. Der oberste Justizhof ist das gemeinschaftliche Oberlandesgericht in Jena, ferner bestehen gemeinschaftliche Landgerichte zu Meiningen (mit Schwurgericht) und Rudolstadt (mit Schwurgericht in Gera) und 16 Amtsgerichte. Eine sehr nützliche Wirksamkeit haben die seit 1835 allgemein eingeführten Friedensgerichte (Schiedsmänner) und freien Gerichtstage; beide dienen zur gütlichen Beilegung, resp. Austragung privatrechtlicher Streitigkeiten im Wege kostenfreier Behandlung. Die oberste Landesbehörde ist das Staatsministerium zu Meiningen mit fünf Abteilungen: 1) für das herzogl. Haus und auswärtige Angelegenheiten; 2) für das Innere, welcher vier Landratsämter untergeordnet sind; 3) für Justiz; 4) für Kirchen- und Schulsachen, unter welcher die Kirchen- und Schulämter die Lokalgeschäfte besorgen; 5) für die Finanzen, welcher 14 Amtseinnahmen und 4 Forstdepartements untergeben sind. Nach dem Etat von 1881—86 ist die jährliche Einnahme der Domänenkasse veranschlagt auf 2106800, der Landeskasse auf 2902970, die Ausgaben aus der Domänenkasse auf 1558300, der Landeskasse auf 2902970 Mark. Die Staatsschuld belief sich 31. Dez. 1883 auf 12606717 Mark, einschließlich 5142000 Mark Prämienanleihe. Derselben steht ein Aktivum von 10254092 Mark gegenüber. Die Militärverwaltung ging 1. Okt. 1867 vertragsmäßig an Preußen über (Meiningen und Coburg-Gotha stellen zusammen das zur 22. Division und zum 11. Armeekorps gehörige 6. thüring. Infanterieregiment Nr. 95). Im deutschen Bundesrat hat S. eine Stimme, in den Reichstag wählt es zwei Abgeordnete. Das Wappen besteht aus einem quadrierten Hauptschild mit den Zeichen von Thüringen, Henneberg, Römhild und Meißen und einem gekrönten Mittelschild mit dem sächs. Rautenkranz über fünf schwarzen Balken in goldenem Feld. Landesfarben sind Grün und Weiß.

Geschichtliches. Die Linie Sachsen-Meiningen wurde durch Ernsts des Frommen dritten Sohn, Bernhard, 1680 gegründet. Ihm folgte 1706—24 sein ältester Sohn, Ernst Ludwig, indem dessen jüngere Brüder, Friedrich Wilhelm und Anton Ulrich, ihm die Regierung überließen. Von Ernst Ludwigs Söhnen starb der ältere, Ernst Ludwig II., 1729, der jüngere, Karl Friedrich, 1743. Hierauf führten die beiden Oheime, Friedrich Wilhelm und Anton Ulrich, die Regierung gemeinschaftlich, bis ersterer 1746 starb. Anton Ulrich regierte nun allein bis 1763, und ihm folgten seine beiden Söhne aus zweiter Ehe, Karl und Georg, unter der Vormundschaft der Mutter. Georg, der nach des Bruders Tode 1782 allein regierte, erwarb sich besonders durch Förderung der Landwirtschaft und des Gewerbwesens wie durch Verbesserung der Schulen große Verdienste. Er führte 1801 das Erstgeburtsrecht ein, und ihm folgte 1803 sein minderjähriger Sohn Bernhard Erich Freund, welchem bei dem gothaischen Erbteilungsvertrage von 1826 das Stammland nebst dem gemeinschaftlich mit Gotha besessenen Römhild verblieb; außerdem erhielt er das Herzogtum Hildburghausen, sowie die Landesteile Saalfeld, Kamburg und Kranichfeld. Infolge dessen wurden 1828 und 1829 das Ministerium und die Behörden für Verwaltung und Rechtspflege, mit strenger Trennung dieser beiden Zweige, neu gestaltet und das neue Grundgesetz für sämtliche Landesteile als vertragsmäßige, konstitutionelle Verfassung 23. Aug. 1829 bekannt gemacht. Dieselbe bildete seitdem die Grundlage sowohl für die weitern Entwickelungen als auch für alle zwischen der Regierung und Volkspartei geführten Verfassungskämpfe, besonders hinsichtlich der sehr reichen Domänen. Dieser letztere Streit wurde erst 1871 dahin beigelegt, daß dem herzogl. Hause drei, dem Lande zwei Fünftel der Domänen überwiesen sind. Am 1. Jan. 1834 schloß sich das Herzogtum dem Deutschen Zollverein und 1838 dem süddeutschen Münzverein an. Der Landtag 1843—44 nahm das königl. sächs. Strafgesetzbuch mit einigen Modifikationen an, das 1. Aug. 1844 in Kraft trat. Auf dem Landtage von 1846 einigten sich Regierung und Stände über Aufhebung aller Steuerbefreiungen gegen Entschädigung aus der Staatskasse und über die Beseitigung der Patrimonialgerichtsbarkeit, welche mit dem J. 1847 aufhörte. Die Bewegungen des J. 1848 veranlaßten auch in S. Sturmpetitionen und Tumulte, und die Regierung sah sich genötigt, Preßfreiheit, Vereins- und Bewaffnungsrecht zu bewilligen und, von andern neuen Einrichtungen abgesehen, aus den obern

Verwaltungsbehörden das herzogl. Staatsministerium zu bilden. Im Okt. 1849 erfolgte die Entlassung des Ministeriums Speßhardt, an dessen Stelle das Ministerium Wechmar trat, mit dem in den innern Angelegenheiten ein Umschlag begann. Nach außen trat das Ministerium der preuß. Union bei, beschickte den Reichstag in Erfurt und hielt fest an der preuß. Politik. Bei Ausbruch des Deutschen Krieges von 1866 stellte sich der Herzog von S. auf die Seite Österreichs, was zur Folge hatte, daß er 20. Sept., um die Selbständigkeit des Herzogtums zu retten, zu Gunsten des Erbprinzen Georg II. (s. d.) abdankte; dieser schloß 8. Okt. den Frieden mit Preußen ab und trat dem Norddeutschen Bunde bei. Um den Anforderungen des Norddeutschen Bundes und später des Deutschen Reichs gerecht zu werden, erfolgte eine gegen früher bedeutend erhöhte Steuerbelastung. Zu diesem Zwecke mußte die Leistungskraft des relativ nicht reichen Landes sehr angespannt werden, weshalb möglichste Ersparung und Vereinfachung des staatlichen Haushaltes und allseitige Förderung der Landeskultur angestrebt werden. Diese Aufgabe hatten die neuesten legislativen und administrativen Thätigkeiten im Auge. Dahin gehören: Reduktion der frühern 11 Verwaltungsämter auf 4 Verwaltungskreise (Meiningen, Hildburghausen, Sonneberg, Saalfeld), 1867 Einführung, resp. Feststellung der Klassen- und Einkommensteuer, 1869 Gesetze über Grundsteuer, Zusammenlegung der Grundstücke und Ablösung der Gutsrechte, 1870 Vertrag mit Coburg-Gotha und Rudolstadt wegen Mitbenutzung der Irrenanstalt zu Hildburghausen, 1872 Aufhebung des lehnsherrlichen Obereigentums, 1878 Besteuerung der Wanderlager. Andere wichtige Reformen brachten auf dem Gebiete des Schulwesens das Volksschulgesetz vom 22. März 1875 und auf kirchlichem Gebiete die Einführung einer Synodalordnung durch Gesetz vom 4. Jan. 1876 mit dem Nachtragsgesetz vom 1. April 1882, sowie das Dissidentengesetz vom 7. Dez. 1878.

Sachsen-Teschen (Herzog von), s. Albrecht (Kasimir).

Sachsen-Weimar-Eisenach, deutsches Großherzogtum, besteht aus drei größern und einigen kleinern Landesteilen, welche von den preuß. Provinzen Sachsen und Hessen-Nassau, Bayern, dem Königreich Sachsen, den sächs. Herzogtümern und den schwarzburg. und reuß. Fürstentümern umgrenzt sind. Eingeteilt ist es in fünf Verwaltungsbezirke (Weimar, Apolda, Eisenach, Dermbach, Neustadt), die 3594,86 qkm mit (1880) 309577 Seelen enthalten. Das Land breitet sich über einen Teil des Thüringerwaldes, über die nördl. Gehänge des vogtländ. Gebirges (der Neustädtische Kreis) und über die Ausläufer des Rhöngebirges (das eisenachische Oberland) aus und streift mit dem exklavierten Amte Allstedt bis in die südl. Abdachung des Harzes. Die Hauptflüsse sind die Saale, die Ilm, die Werra, die Unstrut und die Elster. Die Bevölkerung ist in ihrer großen Mehrheit (297735) protestantisch, außerdem gibt es 10267 Katholiken und 1248 Israeliten, beide zu allermeist im eisenacher Verwaltungsbezirk. Im ganzen Lande bestehen 31 Städte, 22 Marktflecken, 586 Dörfer und 106 Höfe; die Zahl sämtlicher Gemeinden beträgt 627, darunter sechs (Weimar, Eisenach, Apolda, Jena, Neustadt a. O., Weida) mit mehr als 5000 (Weimar [1885] 21213) E. (Hierzu Karte: Königreich Sachsen, preußische Provinz Sachsen und Thüringische Staaten, S. 63.)

Der wichtigste Nahrungszweig für die Bewohner des Großherzogtums ist die Landwirtschaft. Hinsichtlich der Bodenkultur zeigen die Landesteile große Verschiedenheit, indem in Weimar und Apolda das Artland, in Eisenach und Dermbach die Waldungen, in Neustadt die Wiesen den verhältnismäßig größten Umfang einnehmen. Im ganzen bedeckt das Artland 197682, die Waldungen 91596, die Wiesen 32569 ha. Ackerbau und Forstkultur befinden sich in blühendem Zustande. Weizen, Gerste und Kartoffeln gewinnt man über den Bedarf. Die Obstkultur wird besonders im Weimarischen Kreise schwunghaft betrieben. Einiger Weinbau ist im Saalegebiet vorhanden. Die Viehzucht ist ebenfalls in gutem Stand. Man zählte 1883 im ganzen Lande 17271 Pferde, 110092 Rinder, 145442 Schafe, 101443 Schweine und 41291 Ziegen. Von den Waldungen sind 43753 ha Domanialbesitz. Außer dem Holze (Rotbuche, Kiefer, Fichte, besonders auf dem Thüringerwalde) bilden auch die Wachholderbeeren einen Ausfuhrartikel. Die Mineralproduktion ist unbedeutend. Man gewinnt einige Steinkohlen, Braunkohlen und Manganerze, Salz in Luisenhall bei Stotternheim. Die gewerbliche Thätigkeit im Großherzogtum ist nicht unbedeutend. Von den Gewerbeanstalten, welche für den Großhandel arbeiten, sind hervorzuheben die Wollspinnereien und Webereien. Der größte Teil derselben liefert baumwollene und halbbaumwollene Stoffe, Strumpfwaren (vorzugsweise im Weimarischen Kreise zu Apolda), Wolle (Tuch) und Halbwolle (besonders im Neustädter Kreise in Neustadt a. O., Weida u. s. w.). Ferner sind zu nennen Porzellanfabriken, Glashütten, Fabriken für Spielwaren aller Art, Tabaksfabriken, Rübenzuckerfabriken, Korkfabriken, Fabriken für Meerschaumwaren und Pfeifenbeschläge (letztere vorzugsweise zu Ruhla), Brauereien und Brennereien. Nicht unbedeutend sind in S. die Papierfabrikation, die Lederbereitung (besonders in Neustadt a. O., Ostheim, Geisa, Triptis und Vacha), sodann die Verfertigung von Peitschenstielen, Holzstielen, Mulden u. s. w. in einzelnen Gegenden des Landes. Hauptverkehrsplätze sind Weimar und Eisenach. Das Land durchschneiden die Thüringer und die Werrabahn, die Gera-Eichichter, die Weimar-Geraer, die Saalbahn, die Saal-Unstrutbahn und die Linie Gera-Greiz-Plauen, neben einer Anzahl zum Teil noch im Bau begriffenen Zweigbahnen, während im Eisenacher Oberlande es nur eine schmalspurige Bahn (die Feldabahn) gibt.

Anstalten zur Förderung geistiger Bildung sind: die den sächs. Herzogtümern gemeinschaftliche Universität zu Jena, ferner drei Gelehrtengymnasien in Weimar, Eisenach und Jena, ein Realgymnasium in Eisenach, zwei Realschulen (Weimar und Apolda), zwei Sekundärschulen (Eisenach und Neustadt a. O.), zwei Landschullehrerseminare (Weimar und Eisenach), das Forstlehrinstitut in Eisenach, zwei Zeichenschulen in Weimar und Eisenach; ferner besteht ein Taubstummen- und Blindeninstitut, ein Waiseninstitut, welches seine Pfleglinge in Familien versorgt, und in den größern Städten Gewerkschulen. Anderweite Bildungsanstalten sind: die Hauptbibliothek mit 200000 Bänden, mit einer besondern Militärbibliothek von 6000 Bänden, auch einer Plan- und Landkartensammlung (7500 Stück); das

Geheime Haupt- und Staatsarchiv, mit welchem das Landesgrenzkarten- und Flurkartenarchiv verbunden sind, das großherzogl. Hausarchiv, das sachsen-ernestinische Gesamtarchiv, das Museum, das Hoftheater und die Hofkapelle, die Orchesterschule, sämtlich in Weimar, die Universitätsbibliothek in Jena, die Wartburgbibliothek in Eisenach. In Weimar (s. d.), der Residenz des Großherzogs und Hauptstadt des Landes, besteht seit 1853 ein Bankinstitut. Das Großherzogtum ist eine konstitutionelle Monarchie. Der Landtag bildet nach dem Wahlgesetz von 1852 eine Kammer und besteht aus 31 Abgeordneten, welche ihren Präsidenten wählen. Die Abgeordneten gehen hervor: 1 aus der Wahl der begüterten ehemaligen Reichsritterschaft; 4 aus der Wahl der größern Grundbesitzer; 5 aus der Wahl der Höchstbesteuerten; 21 aus allgemeinen und zwar indirekten Wahlen im ganzen Großherzogtum. Wählbar ist jeder selbständige, unbescholtene Staatsbürger von wenigstens 30 Jahren, mit Ausnahme der verantwortlichen Mitglieder des Staatsministeriums. Die Amtsdauer der Abgeordneten erstreckt sich auf drei Jahre. Die ordentlichen Landtage werden von drei zu drei Jahren, außerordentliche nach Bedürfnis berufen. Die Sitzungen sind öffentlich. Das Staatsministerium ist die oberste Verwaltungsbehörde und erledigt seine Geschäfte in drei Departements: 1) Departement des großherzogl. Hauses und des Kultus (in Verbindung mit dem Kirchenrate), unter dem auch die Justizverwaltung steht, 2) das Departement des Äußern und Innern, 3) das Departement der Finanzen. Unter dem Departement des Innern stehen als Landesverwaltungsbehörden, außer der Generalablösungskommission, die fünf Bezirksdirektoren, denen ein nach Analogie des Landtagswahlgesetzes gewählter Bezirksausschuß beigegeben ist, welcher bei Beratung und Entscheidung bestimmter Gegenstände mitzuwirken hat. Unter dem Justizdepartement steht: das gemeinschaftliche Thüringische Oberlandesgericht in Jena, gemeinschaftlich mit den herzogl. sächs., reuß. und schwarzburg.-rudolstädter Ländern und königlich preuß. Landesteilen. Die Zuständigkeit desselben bemißt sich in denjenigen Rechtssachen, auf welche die Reichsprozeßordnungen Anwendung finden, nach den einschlagenden Bestimmungen (§. 123, 160) des Reichsgerichtsverfassungsgesetzes. In andern Angelegenheiten ist es Gericht des Großherzogtums und hat die Zuständigkeiten des aufgehobenen Appellationsgerichts zu Eisenach und des frühern Oberappellationsgerichts zu Jena. Ihm sind untergeordnet alle Gerichte des Großherzogtums: 19 Amts- und 3 Landgerichte und das gemeinschaftliche Landgericht in Gera. Die untern Instanzen bilden die Amtsgerichte. Unter dem Finanzdepartement stehen Rechnungsämter, Forstbehörden, Bergbaubehörden, die Landesvermessungs- und Steuerrevision, der großherzogl. Generalinspektor und die landwirtschaftliche Centralstelle mit den bezüglichen Instituten. Die jährlichen Einnahmen und Ausgaben belaufen sich nach dem Budget von 1884—86 auf 6171730 Mark. Die durch Aktiva mehr als gedeckte Staatsschuld beträgt (1884) 6455631 Mark. Nach dem Etat für 1884—86 zahlt das Großherzogtum an die Reichskasse an gemeinschaftlichen indirekten Steuern 833575 Mark, an Matrikularbeiträgen 452262 Mark. Der Großherzog führt den Titel »Königl. Hoheit« und verleiht den Hausorden der Wachsamkeit oder vom Weißen Falken (gestiftet 1732). Zu dem Heere des Deutschen Reichs stellt das Großherzogtum das 5. thüring. Infanterieregiment Nr. 94 (Großherzog von Sachsen), welches zur 22. Division (11. Armeekorps) gehört. Garnisonstädte sind Weimar, Eisenach und Jena. Das Post- und Telegraphenwesen ist ebenfalls an das Reich übergegangen. Im Bundesrat hat das Großherzogtum eine Stimme und wählt in den Reichstag drei Abgeordnete. Das Wappen besteht in einem quadrierten Hauptschild mit den Zeichen von Thüringen, Meißen, Henneberg, Blankenhain, Neustadt und Tautenburg, und einem Mittelschild mit dem sächs. Stammwappen (fünf schwarze Balken in Gold mit dem Rautenkranz). Das Ganze ist mit der Königskrone bedeckt und vom Falkenorden umhangen. Landesfarben sind Schwarz, Gold', Grün.

Geschichtliches. Die regierende sächs.-weimar. Linie wurde 1640 von Wilhelm, dem fünften der elf Söhne des Herzogs Johann von Weimar, gestiftet, während sein jüngerer Bruder, Ernst der Fromme (s. d.), die gothaische Linie gründete. (S. Ernestinische Linie.) Neben der weimar. Hauptlinie unter Johann Ernst entstanden ohne förmliche Landesteilung die Residenzen für Adolf Wilhelm in Eisenach, für Johann Georg in Marksuhl und für Bernhard in Jena. Erst mit dem Tode des Sohnes Adolf Wilhelm entstanden durch Erbteilung vom 25. Juli 1672 die Linien Weimar, Eisenach und Jena. Nachdem Jena 1690, Eisenach 1741 erloschen, vereinigte Herzog Ernst August von Weimar wieder sämtliche Besitzungen des alten Fürstentums und stellte dasselbe vor fernern Teilungen sicher durch Einführung der Primogenitur und des Hausgesetzes von 1724. Nach seinem Tode (1748) folgte ihm sein minderjähriger Sohn Ernst August Konstantin unter Vormundschaft Herzog Friedrichs III. von Gotha, welcher jedoch auf kaiserl. Befehl die Verwaltung von Weimar an den Herzog Josias von Coburg abtreten mußte und nur die von Eisenach behielt. Der junge Fürst vermählte sich 1756 mit (Anna) Amalia, Prinzessin von Braunschweig, starb aber schon 1758, und ihm folgte sein unmündiger Sohn Karl August (s. d.). Der Kaiser erklärte die erst 19 J. alte Herzogin-Mutter 1759 zur Regentin und Vormünderin ihres Sohnes. Ein nachgeborener Sohn, (Friedrich Ferdinand) Konstantin, wurde kursächs. Generalmajor und starb schon 1793. Karl August, der 1775 die Regierung antrat, sorgte mit Eifer für Bildung und Wohlstand und förderte Kunst und Wissenschaft weit über die Grenzen seines Landes hinaus. Unter ihm ward die Universität Jena ein Sammelpunkt der ausgezeichnetsten Gelehrten sowie die Residenz Weimar durch Goethes, Herders, Schillers u. s. w. Berufung der Musenhof jener Zeit. Karl August mußte 1806 dem Rheinbunde beitreten, womit er Souverän, das Land aber, welches den Namen eines Fürstentums geführt, zum Herzogtum erhoben wurde. Das Land hatte in dieser Kriegsepoche viel zu leiden, und das weimar. Kontingent kämpfte in Tirol, Spanien und Rußland. Auf dem Wiener Kongreß erhielt Karl August die großherzogl. Würde und eine Gebietsvermehrung von 1700 qkm mit 77000 Seelen. Nach Wiederherstellung des Friedens brachte der Großherzog durch Beratung mit dem Landtage 1816 eine freisinnige Verfassung mit Volksvertretung zu Stande, in welcher ausdrücklich

auch Preßfreiheit anerkannt war, die aber wegen des im Weimar erscheinenden «Oppositionsblattes» und infolge des Wartburgfestes auf Andringen der größern deutschen Bundesstaaten erst beschränkt und nach den Karlsbader Beschlüssen (1819) ganz aufgehoben werden mußte. Auf dem Landtage von 1820 wurde eine neue Steuerverfassung gegeben, die Steuerfreiheit der Rittergüter gegen Entschädigung aufgehoben und das Innungswesen geordnet. Der Landtag von 1823 ordnete unter anderm in liberaler Weise die Verhältnisse der Juden. Der von 1826 brachte die Einrichtung einer zweckmäßigen Brandversicherungsanstalt. Karl August starb 14. Juni 1828 und ihm folgte sein Sohn Karl Friedrich (s. d.), welcher die Regierung in der humanen Weise des Vaters fortführte. Unter ihm trat 1. Jan. 1834 S. dem Zollverein bei, 1839 wurde das königlich sächs. Strafgesetzbuch angenommen, 1840 eine allgemeine Landgemeindeordnung erlassen und 1844—49 der Bau der Thüringer Eisenbahn vollendet.

Die polit. Stürme des J. 1848 äußerten auch ihre Wirkung auf die Bevölkerung des Großherzogtums. Infolge dessen verhieß der Großherzog 9. März Untersuchung und Abhilfe der Beschwerden und gab seine Zustimmung zur Vereinigung des Kammervermögens mit dem landschaftlichen Vermögen gegen Gewährung einer Civilliste. Aber in Veranlassung erneuter Unruhen nahm das Ministerium bald darauf seine Entlassung. Nur der populäre Minister von Watzdorf blieb im Amte und bildete (bis 1854 mit dem Advokaten von Wydenbrugk, welcher sich als Landtagsabgeordneter ebenfalls große Popularität erworben hatte) eine neue Verwaltung, die mit Kraft und Thätigkeit die Ordnung wiederherstellte und eine Reihe gründlicher Reformen begann. In der Justiz folgte (1850) die Aufhebung der Schriftsässigkeit, Patrimonialgerichtsbarkeit und Lehngerichtsbarkeit. Für wichtigere Sachen wurden in erster Instanz Kreisgerichte, als Justizkollegium für das ganze Land das Appellationsgericht errichtet. Die Strafrechtspflege erhielt eine Umgestaltung durch Erlassung eines neuen Strafgesetzbuches, sowie durch Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens, der Geschworenengerichte für die schwerern Verbrechen und des Instituts der Staatsanwaltschaft. Ein anderer wichtiger Fortschritt war die Trennung der Verwaltung von der Justiz bei den Unterbehörden, wo diese Vereinigung noch bestand. Das Gemeindeleben erhielt eine völlige Umgestaltung durch eine allgemeine Gemeindeordnung für Stadt und Land, Land- und Forstwirtschaft wurden gefördert durch Ablösung der auf Grund und Boden lastenden Abgaben und Leistungen, durch Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grunde, durch ein Gesetz über die Zusammenlegung der Grundstücke u. s. w. Auch ward das Kirchen- und Schulwesen bedacht durch Errichtung eines kollegialisch besetzten Kirchenrates und eines Schulgesetzes (1851). Am 8. Juli 1853 starb der Großherzog Karl Friedrich, und ihm folgte sein Sohn Karl Alexander (s. d.) in der Regierung. Ein Protest der Agnaten des großherzogl. Hauses gegen die ohne ihre Zustimmung erfolgte Vereinigung des Kammervermögens mit dem landschaftlichen Vermögen gab Veranlassung zur Zusammenberufung eines außerordentlichen Landtags 1854, auf welchem eine Vereinbarung mit der Staatsregierung dahin zu Stande kam, daß die 1848 erfolgte Verabschiedung wieder aufgehoben und das Verhältnis, wie es vor diesem Jahre bestand, wiederhergestellt, die Verwaltung des Kammervermögens jedoch während der Regierungsdauer des Großherzogs Karl Alexander und der Regierungsnachfolger aus der Speziallinie des großherzogl. Hauses der Staatsfinanzverwaltung belassen wurde. Noch in demselben Jahre (1854) ward mit den Kammern die Angelegenheit der Werrabahn (1. Nov. 1858 bis Coburg eröffnet) geordnet. Auch auf den Landtagen der folgenden Jahre kamen eine Reihe von Gesetzen und Anordnungen für Rechtspflege und Verwaltung, Kultur und Industrie zur Annahme, die insgesamt wesentlich das Wohl des Landes, die Hebung des materiellen, geistigen und sittlichen Volkslebens gefördert haben. Dahin gehören insbesondere die auf den Prinzipien der Gewerbefreiheit beruhende Gewerbeordnung vom 30. April 1862, die Einführung des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs (1. Mai 1864) und das sehr freisinnige Preßgesetz vom 25. Juli 1868. In der deutschen Krisis von 1866 schloß sich die großherzogl. Regierung Preußen an, erklärte 5. Juli ihren förmlichen Austritt aus dem Deutschen Bunde und berief einen außerordentlichen Landtag, der sich 15. Juli für die Annahme des von Preußen inzwischen angetragenen Bündnisses erklärte. Am 18. Aug. erfolgte sodann der Abschluß des Bündnisvertrags mit Preußen und der Eintritt des Großherzogtums in den Norddeutschen Bund.

Vgl. Schütz, «Das Staatsleben des Großherzogtums S.» (Weim. 1859); Martin, «Die Verfassung des Großherzogtums S.» (Weim. 1866); Kronfeld, «Landeskunde des Großherzogtums S.» (Weim. 1878); «Staatshandbuch des Großherzogtums S.» (Weim. 1885); Schulze, «Die sächs. Hausgesetze» (Jena 1881); Burkhardt, «Stammtafeln der Ernestinischen Linien des Hauses Sachsen» (Weim. 1885).

Sachsenburg, Dorf bei Frankenberg (s. d.) in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau.

Sachsenbuße (emenda Saxonica) hieß die Entschädigung, die nach altem sächs. Rechte derjenige zu fordern berechtigt war, welcher ungerechterweise gefangen gehalten worden war. Dieselbe schuldete sowohl der Richter, welcher die Haft ohne rechtlichen Grund verhing, als auch ein dritter, der durch wahrheitswidrige Angaben und Aussagen die Gefangenhaltung veranlaßte, gleichviel, ob der Arrest wegen einer Kriminal- oder Civilsache stattgefunden hatte. Die S. betrug nach Herkommen 40 Groschen Konventionsgeld für jeden Tag und jede Nacht der widerrechtlichen Freiheitsberaubung; auch konnte daneben noch voller Schadenersatz verlangt werden.

Sachsenchronik (**Sächsische Weltchronik**), nach ihrem Verfasser, Eike von Repgow, dem Verfasser des Sachsenspiegels, auch die Repgowsche Chronik genannt, wurde in ihrer ursprünglichen Gestalt in niederdeutscher Sprache um 1232 abgefaßt. Sie wurde durch den Druck im Auszug von J. G. Eccard in seinem «Corpus historicorum medii aevi», Bd. 1, als «Chronicon Luneborgicum» veröffentlicht. Eine neue Ausgabe lieferte Maßmann (Stuttg. 1857), dann Weiland in den «Monumenta Germaniae historica» («Deutsche Chroniken», Bd. 2, Hannov. 1877). Vgl. Pfeiffer, «Untersuchungen über die repgowsche Chronik» (Bresl. 1854) und Schöne, «Die repgauische Chronik, das Buch der Könige» (Elberf. 1859).

Sachsenfrist nannte man die in den ältern sächs. Prozeßordnungen normierte Frist von 45 Tagen oder 6 Wochen und 3 Tagen. Da ursprünglich der Rechtsnachteil erst nach der Versäumung einer dreimaligen Frist von je 14 Tagen eintreten konnte, entstand durch Zusammenrechnen derselben die S. mit unmittelbarer rechtsnachteiliger Wirkung. Indem man diese S. auch der Verjährungsfrist zusetzte, entstanden die Fristen von 1 Jahr 6 Wochen und 3 Tagen (Jahr und Tag, Sachsenjahr) und 31 Jahren 6 Wochen und 3 Tagen als gewöhnliche Verjährungsfrist.

Sachsenhagen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Rinteln, an der Aue (Westau), einem linksseitigen Zufluß der Leine, hat (1880) 821 luth. E., eine Schloßruine und Steinbrüche.

Sachsenhausen, der linksmainische (südliche) Stadtteil von Frankfurt a. M. (s. d.).

Sachsenheim (Hermann von), s. Hermann von Sachsenheim.

Sachsenjahr, s. Sachsenfrist.

Sachsenland nennt man denjenigen Teil Siebenbürgens, welcher großenteils von Nachkommen der um die Mitte des 12. Jahrh. und auch später eingewanderten Deutschen (Sachsen) bewohnt wird. Er bestand bis zum J. 1876 aus drei getrennten Stücken: einem nördlichen (der ehemalige Bistritzer Distrikt, jetzt ein Teil des Komitats Bistritz-Naszod), einem südöstlichen (das Burzenland, jetzt Komitat Kronstadt) und einem größern südlichen, die ehemaligen Stühle Hermannstadt, Broos, Mühlbach, Reußmarkt, Mediasch, Schäßburg, Groß-Schenk, Leschkirch und Reps umfassend, jetzt das Komitat Hermannstadt, ferner Teile der Komitate Groß- und Klein-Kokelburg. (S. Siebenbürgen.)

Sachsenrecht, s. Sächsisches Recht.

Sachsenspiegel ist der gewöhnliche Titel des einflußreichsten deutsch-mittelalterlichen Rechtsbuchs, welches eine Übersicht über die in Norddeutschland, besonders dem damaligen Herzogtum Sachsen geltenden Rechte gewähren will. Es zerfällt in Land- und Lehnrecht und entnimmt seinen Inhalt teilweise aus Reichsgesetzen, vorzüglich aber aus dem Herkommen und der guten Gewohnheit. Obschon eine bloße Privatarbeit, erlangte der S. in den Gerichten das Ansehen eines Gesetzbuchs. Als Verfasser des Landrechts nennt die längste der vier Vorreden, welche sich in keiner Handschrift vereinigt finden, einen Schöffen aus dem Anhaltischen, Eike von Repgowe, der das Buch in lat. Sprache zusammengestellt und dann auf Wunsch des Grafen Hoyer von Falkenstein ins Deutsche übertragen habe. Die Abfassungszeit fällt um 1230. Der S. hat in ganz Norddeutschland und dessen Nachbarländern Geltung und Verbreitung erlangt und ist in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. von einem märkischen Adeligen, Johann von Buch, mit einer fortlaufenden Erläuterung (Glosse) versehen worden. Außerdem beziehen sich noch auf den S. zwei Anleitungen zum gerichtlichen Verfahren, der «Richtsteig Landrechts» und der «Richtsteig Lehnrechts», die wahrscheinlich den vorerwähnten Johann von Buch ebenfalls zum Verfasser haben. Für die Bedeutung, welche die Vorzeit dem S. beilegte, spricht nicht allein das Vorhandensein von mehr als 150 Handschriften (davon mehrere mit durchgehenden Erläuterungen in Bildern) und von einer holländischen, sowie zwei alten lat. Übertragungen, sondern auch die Aufmerksamkeit des Heiligen Stuhls, welcher schon 1374 einige dem päpstl. Rechte zuwiderlaufende Sätze als ketzerisch verurteilte, und die ausgedehnte Benutzung desselben bei andern rechtswissenschaftlichen Arbeiten, ja selbst bei der Gesetzgebung. Namentlich bildet er die Grundlage des erst 1857 aus der Bibliothek zu Innsbruck an das Licht gezogenen «Spiegels deutscher Leute», des Schwabenspiegels, des sächsischen oder magdeburgischen «Weichbildes», der «Magdeburger Fragen», des görlitzer Rechtsbuchs, des «Rechtsbuchs nach Distinctionen», auch «Buch der Ausscheidungen» genannt, des eisenachschen Rechtsbuchs und der vom eisenacher Stadtschreiber Purgold verfaßten Abhandlung, ingleichen des livländ. «Ritterrechts» und des 1356 vollendeten Landrechts des Fürstentums Breslau (schles. Landrechts). Ausgaben des S., die den Ansprüchen der geschichtlichen Rechtswissenschaft zu genügen suchen, wurden erst seit Ende des 17. Jahrh. unternommen, vom Lehnrecht durch Schilter (1679), Ludovici (1721) und Senckenberg (1740, 1772), vom Landrecht durch Ludovici (1720) und Gärtner (1732). In neuester Zeit besorgte mit bessern Hilfsmitteln eine Ausgabe des Landrechts Sachße (Heidelb. 1848) und eine Handausgabe desselben Weiske (Lpz. 1844; 6. Aufl., von Hildebrand, 1882). Alle aber übertrifft die große kritische Ausgabe Homeyers (3 Bde., Berl. 1835—44), welche das Landrecht (3. Aufl. 1861), das Lehnrecht, den «Richtsteig Lehnrechts», den «Auctor vetus de beneficiis», das görlitzer Rechtsbuch und ein System des Lehnrechts umfaßt. Vgl. Homeyer, «Die Stellung des S. zum Schwabenspiegel» (Berl. 1853); Ficker, «Über die Entstehungszeit des S.» (Innsbr. 1859); Schulz, «Speculum saxonicum num latino sermone conceptum sit?» (Jena 1875); Eggert, «Studien zur Geschichte der Landfrieden. Nebst Nachweis der Nichtbenutzung der Treuga Henrici im S.» (Gött. 1875).

Sachsenwald, ein Wald von 6800 ha Größe im Amte Schwarzenbeck des Kreises Herzogtum Lauenburg der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, welcher früher landesherrlich war und 24. Juni 1871 vom Kaiser Wilhelm dem Reichskanzler Fürsten von Bismarck geschenkt wurde.

Sächsisch Blau, soviel wie Indigkarmin, s. unter Indigblauschwefelsäuren.

Sächsische Kaiser und Könige heißen die röm. Kaiser und deutschen Könige, welche von 919 bis 1024 regierten. (S. Deutschland und Deutsches Reich, Bd. V, S. 231 u. 232).

Sächsischer Prinzenraub, s. Prinzenraub.

Sächsisches Recht oder Sachsenrecht im ältern Sinne bedeutet das besonders auf dem Sachsenspiegel und dem Magdeburgischen Weichbilde beruhende, in Norddeutschland geltende Recht im Gegensatz zu dem im mittlern und südlichen Deutschland herrschenden fränk. Recht. In einem neuern Sinne bedeutet sächs. Recht das Recht des Königreichs Sachsen und der sächs. Herzogtümer. Eine Übersicht gewähren: Weiske, «Die Quellen des gemeinen sächs. Rechts» (Lpz. 1846) und Emminghaus, «Pandekten des gemeinen sächs. Rechts» (Jena 1851). Durch das Fortschreiten der Reichsgesetzgebung ist die Geltung des sächs. Rechts auf den wichtigsten Gebieten, z. B. Prozeß und Strafrecht, sehr beschränkt worden. Über das noch geltende Privatrecht vgl. Schmidt, «Vorlesungen über das im Königreich Sachsen geltende Privatrecht» (2 Bde., Lpz. 1869), und Heimbach, «Lehrbuch des partikulären Privatrechts der großherzoglich

und herzoglich sächsischen u. s. w. Länder» (Jena 1848; Nachträge 1853).

Sächsische Schweiz, Sächsisch-Böhmische Schweiz, Meißner Hochland oder Elbsandsteingebirge nennt man den südöstl. Teil der Dresdener Kreishauptmannschaft im Königreich Sachsen und den nördlichsten Teil des Leitmeritzer Kreises in Böhmen, ein reizendes Gebirgsland in der sächs. Amtshauptmannschaft Pirna und der böhm. Herrschaften Biensdorf, Tetschen und Schönwalde. Südlich von Stolpen und Hohnstein senkt sich, abwechselnd von anmutigen Thälern und wildromantischen Schluchten durchschnitten, ein an schönen Fernsichten reiches Quadersandsteingebirge zur Elbe hinab. Nach Böhmen hin steigt dasselbe höher an, zieht sich südwestlich bis in die Gegend von Berggießhübel und erscheint jenseit der Gottleube, wo Gneis die herrschende Gebirgsart wird, nur in einzelnen Felsen. Südöstlich aber streicht der Hauptzug desselben durch den einspringenden Teil Böhmens bis zu den bei Waltersdorf, Johnsdorf und Oybin an der Grenze der Lausitz sich erhebenden Sandsteingebirgen. Die sog. Sächsische Schweiz oder das Meißner Hochland umfaßt nun von diesem bergreichen Landstriche den Teil, der nördlich vom kleinen Flusse Wesenitz, westlich von der Gottleube, südlich und südöstlich von Böhmen und östlich von einer über Stolpen und Neustadt am Fuße des Falkenbergs laufenden Linie begrenzt und von der Elbe in schönen Windungen durchströmt wird. In dieser Ausdehnung hat die sog. Sächsische Schweiz 660—800 qkm (bei weiterer Ausdehnung des Begriffs gegen 2200 qkm) Flächenraum. Grundton des Gebirgscharakters ist Gefälligkeit und Lieblichkeit der Landschaft, doch entbehrt dieselbe auch nicht der Abwechselung erhabener Naturformen. Schroff ansteigende Sandsteinfelsen, die, besonders bei Rathen, Königstein und Schandau, bis nach Tetschen hin in langem Zuge fortlaufen, Berge bis zur Höhe von 560 m in Sachsen und von mehr als 630 m an der Grenze in Böhmen und tiefe, von Waldbächen durchrieselte Schluchten trifft der Wanderer neben fruchtbaren Landstrichen und heiterer Thalgegend. Das Hauptthal, welches das Hochland in das östliche auf dem rechten und das westliche auf dem linken Ufer abteilt, bildet der Elbstrom; zu diesem senken sich alle übrigen Thäler und Felsenschluchten mit ihren kleinern Flüssen und Bächen, der Kirnitzsch, Sebnitz, Polenz, Wesenitz und Biela, herab. Hauptpunkte auf dem rechten Elbufer sind: Liebethaler Grund, Uttewalder Grund, Bastei, Amselgrund mit Amselloch, Lilienstein, Hochstein mit der Wolfsschlucht, Hohnstein, Brand, die Bärensteine, Schandau, Kirnitzschthal, Kuhstall, Großer und Kleiner Winterberg, Prebischthor, Hernskretschen, Schrammstein; auf dem linken Elbufer: Königstein, Zirkelstein, Kahlstein, Zschirnstein, Papststein und Pfaffenstein, Tiefer Grund, Bielathal mit der Schweizermühle, Schneeberg rc.

Vgl. Schiffner, «Beschreibung der gesamten Sächsisch-Böhmischen Schweiz» (2 Bde., Meiß. 1835); Winter, «Das Meißner Hochland» (Dresd. 1851); Klemm, «Das Meißner Hochland» (Dresd. 1860); Gottschalck, «Die Sächsisch-Böhmische Schweiz» (18. Aufl., Dresd. 1880); Müller, «Dresden und die Sächsisch-Böhmische Schweiz» (9. Aufl., Berl. 1881); Schäfer, «Touristenführer durch die Sächsische Schweiz und die angrenzenden Gebiete» (2. Aufl., Dresd. 1880); Ohnesorge, «Die Sächsische Schweiz» (12. Aufl., Berl. 1884); Gampe, «Die Sächsisch-Böhmische Schweiz» (2. Aufl., Dresd. 1880).

Sachverständige (Experten) heißen die Personen, deren besondere Sachkenntnis oder Befähigung im Prozeß für Beweiszwecke verwertet wird. Teils sollen sie Beweisgegenstände untersuchen, Beobachtungen machen, zu welchen nur besondere sachliche Ausbildung befähigt, um über den Befund dem Richter Auskunft zu geben, teils sollen sie aus feststehenden Thatsachen relevante Schlußfolgerungen nach den Regeln ihrer Wissenschaft ziehen, mit ihrem Gutachten das richterliche Urteil unterstützen. Sie werden vom Gerichte ausgewählt und bestellt (wenn für gewisse Arten von Gutachten S. öffentlich bestellt sind, sollen in der Regel diese gewählt werden); doch hat im Civilprozeß, wenn über bestimmte Personen die Parteien sich einigen, das Gericht dieser Einigung stattzugeben; im Strafprozeß kann auch der Angeklagte unmittelbar selber S. zur Hauptverhandlung laden, die, wenn erschienen, vernommen werden müssen. Ein S. kann aus denselben Gründen, wie der Richter, abgelehnt werden (nur nicht deshalb, weil er als Zeuge vernommen ist, s. Ablehnung). Der zum S. Ernannte ist verpflichtet, der Ernennung Folge zu leisten, wenn er zur Erstattung von Gutachten der erforderten Art öffentlich bestellt ist, oder wenn er die Wissenschaft, die Kunst oder das Gewerbe, deren Kenntnis Voraussetzung der Begutachtung ist, öffentlich zum Erwerbe ausübt, oder wenn er zur Ausübung derselben öffentlich bestellt oder ermächtigt ist. Zur Erstattung des Gutachtens ist auch derjenige verpflichtet, welcher sich dazu vor Gericht bereit erklärt hat. Die Gründe, welche zur Zeugnisverweigerung berechtigen, berechtigen auch den S., das Gutachten zu weigern; aber auch aus andern Gründen kann er davon entbunden werden. Für den Fall der Nichterfüllung der Sachverständigenpflicht sind Zwangsstrafen angedroht. Der S. hat nicht bloß, nach Maßgabe der Gebührenordnung, Anspruch auf Entschädigung für Zeitversäumnis und auf Erstattung von ihm verursachten Kosten, sondern auch auf angemessene Vergütung seiner Mühewaltung. Soweit ihm erforderlich scheint, hat der Richter die Thätigkeit des S. zu leiten, er hat ihm das nötige Prozeßmaterial zu verschaffen. Vor der Erstattung des Gutachtens hat der S. einen Eid dahin zu leisten: daß er das von ihm erforderte Gutachten unparteiisch und nach bestem Wissen und Gewissen erstatten werde. Es genügt, wenn der S. für die Erstattung von Gutachten der betreffenden Art im allgemeinen beeidigt ist, die Berufung auf diesen Eid. Im Strafprozeß hat, dem Prinzipe nach, der S. mündlich in der Hauptverhandlung das Gutachten zu erstatten; im Vorverfahren kann der Richter schriftliche oder mündliche Erstattung anordnen; auch im Civilprozeß bestimmt der Richter, ob das Gutachten schriftlich oder mündlich zu erstatten sei; er kann verfügen, daß das schriftlich erstattete Gutachten mündlich erläutert werde. Das Gutachten ist für den Richter nicht bindend; er kann, wenn er dasselbe nicht für genügend erachtet, eine neue Begutachtung durch dieselben oder durch andere S. anordnen. Übrigens sind, soweit nicht Abweichendes bestimmt ist, auf den Sachverständigenbeweis die Vorschriften über Zeugen für entsprechend anwendbar erklärt. Vgl. «Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich», §§. 367 fg., «Strafprozeßordnung

für das Deutsche Reich», §§. 72 fg. Das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch bestraft in §§. 154 fg. die wissentlich, beziehungsweise fahrlässig falsche Abgabe eines Gutachtens seitens eines vereidigten S. als Meineid, beziehungsweise fahrlässigen Falscheid.

Nach dem Bundes-(Reichs-)Gesetz vom 11. Juni 1870, betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Kompositionen und dramatischen Werken, sollen besondere litterarische und musikalische Sachverständigenvereine gebildet werden, die auf Erfordern des Richters Gutachten über technische Fragen abzugeben haben, welche den Thatbestand des Nachdrucks und unerlaubter Aufführungen oder den Betrag des dadurch verursachten Schadens, resp. der Bereicherung betreffen. Die Reichsgesetze vom 9., 10. und 11. Jan. 1876 dehnten diese Bestimmung auch auf die unbefugte Nachbildung von Werken der bildenden Kunst ꝛc. aus. In Gemäßheit des Gesetzes vom 11. Juni 1870 erließ das Bundeskanzleramt die Instruktion über Zusammensetzung und Geschäftsbetrieb der Sachverständigenvereine vom 12. Dez. 1870.

Sachwalter, s. Rechtsanwalt.

Sacile, Stadt und Distriktshauptort in der ital. Provinz Udine, an der hier schiffbar werdenden Livenza, Station der Eisenbahn Cormons-Venedig, mit Mauern und Gräben umgeben, zählt (1881) 2025 (Gemeinde 5326) E. und hat einen stattlichen Palast des Podestà, Eisenquellen, Weinbau, Wollweberei und Industrie in Seide und Papier. S., mittellat. Sacilum, gehörte 1420—1797 zur Republik Venedig. Hier schlug 1809 Erzherzog Johann den Vizekönig Eugen von Italien.

Sack, holländ. Getreidemaß = 1 hl; auch engl. Wollgewicht, = 165,11 kg.

Sack (Friedr. Sam. Gottfr.), namhafter prot. Theolog, geb. 4. Sept. 1738 zu Magdeburg, wo sein Vater August Friedrich Wilhelm S., der als Oberhofprediger zu Berlin starb, damals Prediger war, studierte zu Frankfurt a. O. Theologie und wurde 1759 Erzieher eines Grafen von Finkenstein, den er 1767 auf die Universität Frankfurt a. O. begleitete. Er wurde 1769 Prediger in Magdeburg, 1777 fünfter Hof- und Domprediger in Berlin, 1786 Oberkonsistorialrat. In seiner Schrift «Über die Vereinigung der beiden prot. Kirchenparteien in der preuß. Monarchie» (Berl. 1812; 2. Aufl. 1818) sind die Grundlagen der später eingeleiteten Union enthalten. S. wurde 1814 zum Vorsitzenden der mit Verbesserungsentwürfen beauftragten Kommission ernannt. Im J. 1816 erfolgte seine Erhebung zum Bischof. Er starb 2. Okt. 1817. Seiner Richtung nach war S. entschieden biblischer Theolog, der alles auf das praktische Leben zu beziehen suchte. Seine Predigten zeichnen sich durch Klarheit und Einfachheit aus; besonderes Talent entwickelte er in den Kasualreden, wie dies seine «Predigten» (Berl. 1781; 2. Aufl. 1788) und «Amtsreden» (Berl. 1804) beurkunden.

Sack (Karl Heinr.), prot. Theolog, der Sohn des vorigen, geb. 17. Okt. 1790 zu Berlin, studierte in Göttingen und Berlin und nahm 1813 als freiwilliger Jäger, 1815 als Brigadeprediger beim 3. Armeekorps an den Feldzügen teil. Im J. 1817 habilitierte er sich in Berlin; 1818 wurde er als außerord. Professor nach Bonn versetzt und daselbst 1823 ord. Professor der Theologie. Von 1819 bis 1834 war er hier zugleich Pfarrer der evang. Gemeinde. Seine theol. Richtung erhielt er großenteils durch Schleiermacher. Am umfassendsten ist seine theol. Denkart dargelegt in der «Christl. Apologetik» (Hamb. 1829; 2. Aufl. 1841) und der «Christl. Polemik» (Hamb. 1838). Das Ergebnis einer Reise nach Schottland war die Schrift «Die Kirche von Schottland» (2 Tle., Heidelb. 1844—45). Im J. 1847 wurde er als Konsistorialrat nach Magdeburg versetzt, wo er später zum Oberkonsistorialrat befördert wurde. Er starb zu Poppelsdorf 16. Okt. 1875. Aus seinen letzten Jahren stammt die «Geschichte der Predigt von Mosheim bis Schleiermacher» (Heidelb. 1866) und seine Schrift über «Die evang. Kirche und die Union» (Bremen 1871).

Friedrich Ferdinand Adolf S., älterer Bruder des vorigen, geb. 16. Juli 1788, gest. 16. Okt. 1842 als Oberhofprediger und Konsistorialrat zu Berlin, ist Verfasser der «Neun Gedichte in Bezug auf die großen Ereignisse der letzten Jahre» (Berl. 1814) und zweier patriotischer Gedichte: «An meine Mitbürger» (Berl. 1814) und «Das Jahr des Friedens» (Berl. 1815).

Sackatu, soviel wie Sokoto, s. unter Haussa.

Sackdrillich, s. unter Drell.

Säckelmeister, s. Bursarius.

Sacken (von der Osten-), genannt Sacken oder Osten-Sacken. Das Geschlecht der Herren, Freiherren, Grafen und Fürsten von der Osten-Sacken stammt aus dem ehemaligen Erzstift Bremen, woselbst es an dem Flusse Oste auf Schloß Horneburg seinen Sitz hatte, und verbreitete sich von hier aus über ganz Norddeutschland, Polen, Kur-, Liv- und Estland, Schweden und Rußland. Webrich von der Osten aus dem Hause Penkum, Plate und Woldenburg in Hinterpommern kam 1380 nach Kurland, heiratete daselbst die letzte von S. zu Sackenhausen und nahm ihren Namen an. Von diesem Webrich stammen die folgenden ab:

Karl, Fürst von der Osten-Sacken, preuß. Staatsminister, geb. zu Bathen in Kurland 13. Nov. 1726, trat früh in kursächs. Dienste, fungierte dann als Gesandter in Stockholm und Petersburg, avancierte zum chursächs. Premierminister und wurde dann vom Kaiser Franz I. 8. März 1763 in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben. Darauf trat er in preuß. Staatsdienste über und wurde 1777 unter Friedrich II. zum Oberkammerherrn und Wirkl. Geheimen Staatsminister ernannt. Als solcher und Großbotschafter Preußens wohnte er der Kaiserwahl Leopolds II. und Franz' II. bei und wurde von Friedrich Wilhelm II. bei dessen Thronbesteigung 15. Okt. 1786 in den preuß. Fürstenstand erhoben. Er starb 31. Dez. 1794 und hinterließ nur eine Tochter, Henriette, Fürstin von der Osten-Sacken.

Karl Magnus (russ.: Karl Iwanowitsch), Graf von der Osten-Sacken, geb. 6. April 1733 auf dem Edelsitze Colljall auf der Insel Ösel, wurde 1760 von Katharina II. mit der Erziehung des Thronfolgers Paul betraut. Nach dessen Vermählung wirkte er als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Rußlands in Kopenhagen von 1774 bis 1784 und wurde darauf zum Erzieher des Großfürsten Konstantin Pawlowitsch ernannt. Vom Kaiser Paul 9. Juni 1797 in den russ. Reichsgrafenstand erhoben, nahm er als Wirkl. Geheimrat seinen Abschied und starb 24. Jan. 1808 zu Kirna in Estland.

Sacken (Dmitry, Graf von der Osten-), russ. General der Kavallerie und Generaladjutant des

Kaisers, geb. 1793, machte den Krieg gegen Frankreich 1812—15 mit, wurde dann Oberst und 1825 Generalmajor. Als Stabschef des Grafen Paskewitsch zeichnete er sich in dem pers. Feldzuge von 1826 bis 1827 aus, diente dann im Kaukasus, eroberte 1828 die türk. Festungen Achalkalaki und Gertwissy und befehligte in der Schlacht von Kainly 1. Juli 1829 den linken Flügel. Im poln. Kriege 1831 säuberte er die Gegend am Bug und Narew von feindlichen Streifkorps, wofür er zum Generallieutenant befördert ward. Von dem ihm weit überlegenen Gielgud angegriffen, mußte er sich jedoch nach Raygrod zurückziehen. Nachdem er sich bei Wilna mit dem General Kuruta vereinigt, wies er bei Punary einen Angriff der Polen zurück und verfolgte sie bis zur preuß. Grenze. S. nahm alsdann noch an der Erstürmung von Warschau und den letzten Ereignissen des Feldzugs teil. Er ward 1835 Kommandeur des 3. Reservekavalleriekorps, 1843 General der Kavallerie, führte 1849 die Reserve nach Ungarn und übernahm 1850 den Befehl über das 4. Infanteriekorps. Im J. 1853 wurde S. Befehlshaber des 3. Korps, mit dem er im Spätherbste nach den Donaufürstentümern aufbrach, die er im Dezember erreichte. Er nahm dort an der Belagerung von Silistria teil. Im April 1855 wurde er mit seiner männlichen Nachkommenschaft in den russ. Grafenstand erhoben, übernahm unter Gortschakow den Oberbefehl in Sewastopol und wurde 1856 zum Generaladjutanten des Kaisers und zum Mitgliede des Russischen Reichsrats ernannt. Er starb 15. (27.) März 1881 auf seinem Gute im Gouvernement Cherson.

Sacken (Fabian Wilh., Fürst von der Osten=), russ. Feldmarschall, geb. 1752 auf dem Edelsitze Rothof in Kurland, focht in den türk. und poln. Kriegen, ward 1797 Generalmajor, 1799 Generallieutenant, führte eine Division im Korsakowschen Korps und geriet bei Zürich schwer verwundet in franz. Gefangenschaft. Von Bonaparte in Freiheit gesetzt, kehrte er 1800 nach Rußland zurück, mußte aber bald darauf wegen eines Streites mit dem Fürsten Galizyn den Abschied nehmen. Im J. 1806 erschien er jedoch wieder auf dem Kampfplatze und zeichnete sich bei Pultusk und 1807 bei Preußisch-Eylau aus. Im Feldzuge von 1812 befehligte er ein Korps in Volhynien, wurde aber nach dem Abmarsche Tschitschakows an die Beresina von Schwarzenberg und Reynier bei Wollowysk geschlagen. Im Jan. 1813 rückte er in Polen ein, bekam die Festung Alt-Czenstochau in seine Gewalt und führte in der Schlacht an der Katzbach mit glänzendem Erfolge den rechten Flügel des Blücherschen Heers. Auf dem Schlachtfelde von Leipzig ernannte ihn Kaiser Alexander zum General der Infanterie. Nach dem Übergange über den Rhein rückte er 14. Jan. 1814 in Nancy ein, trug zur Niederlage Napoleons bei Brienne bei, wurde aber 11. Febr. bei Montmirail geschlagen. Hierauf kämpfte er noch bei Craonne und Laon und wurde nach der Einnahme von Paris zum Generalgouverneur dieser Stadt ernannt. Im J. 1815 führte er das 5. Armeekorps unter Barclay de Tolly, kam indes nicht ins Gefecht. Im J. 1818 wurde S. zum Oberbefehlshaber der ersten Armee ernannt (Hauptquartier zu Kiew) und 1821 in den russ. Grafenstand erhoben. Bei der Krönung des Kaisers Nikolaus im Sept. 1826 erhielt er den Feldmarschallstab, leitete 1831 die Operationen zur Unterdrückung des poln. Aufstandes in Volhynien und Podolien, wurde dafür 1832 zur Fürstenwürde erhoben, zog sich 1834 in den Ruhestand zurück und starb zu Kiew 19. April 1837.

Säcken, mittelalterliche Todesstrafe, wobei der Verbrecher in einen Sack gesteckt und ins Wasser geworfen wurde.

Sackgeige, s. Pochette.

Säckingen, Stadt im bad. Kreise Waldshut, am rechten Ufer des Rheins, über welchen eine gedeckte Brücke führt, am südl. Abhange des Schwarzwaldes und an der Linie Basel-Konstanz der Badischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat ein säkularisiertes adeliges Nonnenkloster, eine alte kath. Stiftskirche (St. Hilarius), mit dem Sarge des heil. Fridolin, Fabrikation von Seiden- und Baumwollstoffen, Maschinenfabriken, Eisengießereien, ein Mineral- und Solbad und zählt (1885) 3536 E. S. ist eine der vier Waldstädte, hervorgegangen aus einer Stiftung des heil. Fridolin von 522, und in neuerer Zeit bekannt geworden durch das epische Gedicht «Der Trompeter von S.» von Scheffel (s. d.).

Sackleinwand oder Sackleinen (frz. toile à sacs, engl. sack-cloth), auch Packleinwand genannt, s. unter Leinwand.

Sackmann (Jobst), originell burlesker Prediger in plattdeutscher Mundart, geb. 1643, starb 1718 zu Limmer bei Hannover, wo er zuletzt angestellt war. S.s plattdeutsche Predigten zeichneten sich durch drollige, oft in Derbheit übergehende Naivetät aus. Sie wurden nachgeschrieben und nach seinem Tode herausgegeben (7. Aufl., Celle 1860). Besonders berühmt ist die Leichenrede auf seinen Schulmeister Michel Wichmann.

Sackpfeife, s. Dudelsack.

Sackträger nennt man diejenigen Schmetterlingsraupen, welche die Gewohnheit haben, sich aus zusammengewobenen Holz- und Blattstückchen oder andern Teilen der Nahrung Futterale oder Schutzhülsen zu machen, in denen sie stecken, sodaß nur der Kopf und die drei echten Beinpaare hervorgestreckt werden können. S. sind bei uns zahlreiche Kleinschmetterlinge (z. B. unsere gewöhnliche Motte) und namentlich in der Familie der Spinner die Sackspinner (Psychidae).

Sackville. Mitglieder dieser Familie, welche den Grafentitel von Dorset führen, s. u. Dorset.

Sackwassersucht (Falsche Wassersucht, Hydrops saccatus), die krankhafte Anhäufung von seröser, wässeriger Flüssigkeit in normalen oder pathol. Hohlräumen des Körpers, wodurch diese übermäßig erweitert und ausgedehnt werden. Die häufigste Ursache der S. ist der Verschluß des Ausführungsgangs einer Drüse oder Schleimhautauskleidung und dadurch bedingte Stauung und Ansammlung des abgesonderten Sekrets. Auf diese Weise entsteht z. B. durch Verschluß des Harnleiters die Wassersucht der Niere (Hydronephrose), durch Verschließung der betreffenden Ausführungsgänge die Wassersucht der Gallenblase, des Wurmfortsatzes, des Thränensacks u. a. (S. Balggeschwulst, Wassersucht.)

Sackzehnt, s. unter Zehnt.

Saco, Fluß in den Vereinigten Staaten von Amerika, entspringt auf den White-Mountains im Staate Neuhampshire, fließt südöstlich und durch den Staat Maine und ergießt sich in den Atlantischen Ocean. Seine Länge beträgt 250 km.

Saco, Stadt und Einfuhrhafen im nordamerik. Staate Maine, am linken (nördl.) Ufer des Flusses Saco, 6 km von seiner Mündung, zählt (1880) 6389 E. Durch vier Brücken ist sie mit dem gegenüberliegenden Biddeford verbunden. Sie treibt bedeutenden Küstenhandel und Fischerei, hat Woll- und Baumwoll-, Schuh- und Stiefel-, Wagen- und andere Fabriken, Sägemühlen, zwei National- und zwei Sparbanken und ein Athenäum.

Sacramento, Einfuhrhafen und Hauptstadt des nordamerik. Staates California, liegt an der Einmündung des American- in den Sacramentofluß (s. d.), 216 km von San-Francisco und inmitten einer ausgedehnten Ebene. Der Schweizer J. A. Sutter ließ sich 1839 hier nieder und baute 1841 ein Fort, welches er Neu-Helvetia nannte. Im J. 1848 wurden die ersten Bauplätze in dem Town S. verkauft und 1863 wurde es als Stadt inkorporiert. Um den wiederholten Überschwemmungen Einhalt zu thun, wurden die Straßen und Gebäude der Stadt 8 Fuß erhöht und Erddämme gebaut. Im J. 1850 hatte S. an 7000, 1870 über 16000 und 1880 schon 21420 E., darunter 455 Neger und 1785 Chinesen. S. hat Gas- und Wasserwerke, Dampffeuerspritzen und Straßeneisenbahnen. Die Hauptgebäude sind: das Kapitol, welches in einem 20 ha umfassenden Park steht und 2½ Mill. Dollars gekostet hat, die Agrikultur-, die Turn- und die Odd-Fellows-Halle. Die Stadt liegt fast in der Mitte eines reichen Minendistrikts und einer ergiebigen Weizenregion; sie ist deshalb Hauptstapel- und Handelsplatz für das Innere des Landes. Dampfer gehen stromauf- und stromabwärts, und durch eine Anzahl Schienenwege ist sie nach allen Richtungen hin mit den wichtigsten Punkten des Staates in Verbindung gesetzt. S. hat 1880 160 Etablissements für die verschiedensten Industrien. In den Werkstätten der Central-Pacific-Eisenbahn sind durchschnittlich 1000 Arbeiter beschäftigt. S. hat 1 National- und mehrere Sparbanken, 14 Kirchen, 2 Colleges, 1 Lehrerseminar, 2 Bibliotheken, 1 Hospital und 2 Waisenhäuser.

Sacramento (Colonia del), Hauptstadt des gleichnamigen Departements in der südamerik. Republik Uruguay, auf einem felsigen Vorgebirge am La-Plata nordöstlich gerade Buenos-Ayres gegenüber gelegen und stark befestigt, hat einen kleinen, nicht sichern Hafen mit schwieriger Einfahrt, ist regelmäßig gebaut, von Orangen- und Pfirsichhainen umgeben und zählt etwa 5800 E. Sie wurde 1678 von den Portugiesen erbaut, ward aber bald ein beständiger Zankapfel zwischen diesen und den Spaniern. Letztere erhielten sie 1778, und sie blieb nun spanisch bis zum südamerik. Befreiungskriege. Solange sie unter portug. Herrschaft stand, war sie durch den mit Buenos-Ayres getriebenen Schmuggelhandel in blühendem Zustande, sank aber seitdem.

Sacramento-River, Hauptstrom des nordamerik. Staates California, entspringt auf dem südl. Abhange des Berges Shasta und fließt in südl. Richtung (590 km) in die Suisun-Bai, welche durch die San-Pablo- und die San-Francisco-Bai und die Straße von Golden Gate mit dem Pacific-Ocean verbunden ist. Von seiner Mündung bis nach der Stadt Sacramento (130 km) ist er für kleinere, von hier bis nach Tehama (290 km) für größere Schiffe fahrbar. Seine Hauptnebenflüsse sind: der Pitt, ein Ausfluß des Goose Lake, der Feather und der American.

Sacramentum, s. Sakrament.

Sacré coeur, s. unter Coeur.

Sacrifizio del intelletto (ital.), «Opfer des Verstandes», sprichwörtliche Redensart, welche gebraucht wird in Bezug auf jemand, der gegen seine Überzeugung infolge eines Machtspruches sich einem Dogma unterwirft.

Sacrilegium, s. Kirchenraub.

Sacristitium (mittellat.), Einstellung aller gottesdienstlichen Handlungen, beim Interdikt.

Sacro Monte, Berg bei Varallo (s. d.).

Sacrosanctus (lat.), hochheilig, unverletzlich.

Säcul..., s. Säkul...

Sacy (Antoine Isaac, Baron Silvestre de), berühmter Orientalist, geb. zu Paris 21. Sept. 1758, wurde 1781 Rat beim Münzhofe und 1792 Mitglied der Akademie der Inschriften. Bei der Einrichtung des Instituts wurde er zum Mitglied gewählt und 1808 schuf man für ihn eine Professur der pers. Sprache an dem Collége de France. Den Baronstitel gab ihm Napoleon I. Nach der ersten Restauration wurde er zum Censor ernannt, 1815 Rektor der pariser Universität und bald darauf auch Mitglied der Kommission für den öffentlichen Unterricht. Im J. 1831 wurde er zum Konservator der Handschriften an der königl. Bibliothek und 1832 zum Mitglied der Pairskammer ernannt. Doch blieb er als Lehrer ununterbrochen thätig. Er starb 21. Febr. 1838. Die ausgezeichnetsten unter seinen Schriften sind die «Grammaire arabe» (2 Bde., Par. 1810; 2. Aufl. 1831), die «Chrestomathie arabe» (3 Bde., Par. 1806; 2. Aufl. 1826, nebst einer «Anthologie grammaticale arabe», 1829), die «Mémoires sur diverses antiquités de la Perse» (Par. 1793; Supplemente 1797), die «Principes de la grammaire générale, mis à la portée des enfants» (Par. 1799; neueste Aufl. 1815), die Übersetzung von Abd-ul-Latifs «Relation de l'Égypte» (Par. 1810), seine Ausgabe des arab. Buches «Calila et Dimna» (Par. 1826), die «Mémoires d'histoire et de littérature orientales» (Par. 1818), die mit franz. Übersetzung begleitete Ausgabe des «Pendnâmeh» von Ferid-ed-din-attâr (Par. 1819), seine Ausgabe der «Makâmen» des Hariri (Par. 1822) u. s. w. und sein letztes, für die Religionsgeschichte höchst wichtiges Werk, der «Exposé de la religion des Druses» (2 Bde., Par. 1838). Außerdem finden sich bedeutende Aufsätze von ihm im «Magasin encyclopédique», in den «Mémoires» des Instituts, in den «Annales des voyages», in den «Fundgruben des Orients», im «Journal asiatique», in der «Biographie universelle» u. s. w. Von Wert ist der Katalog seiner ausgezeichneten Bibliothek (3 Bde., Par. 1842—44).

Sacy (Samuel Ustazade, Silvestre de), ausgezeichneter franz. Publizist, der Sohn des vorigen, geb. 17. Okt. 1801 zu Paris, studierte die Rechte, widmete sich aber bald der Litteratur. Er trat zuerst im «Journal des Débats» auf und machte sich bemerklich durch seinen gediegenen Stil und die gehaltvolle Art, wie er polit. Fragen behandelte. S. wurde 1836 zum Konservator an der Bibliothek Mazarine, 1848 zu deren Administrator ernannt; 1854 erfolgte seine Wahl in die Académie Française an Jays Stelle. Ein Dekret vom 2. Juli 1864 berief ihn in das Conseil für den öffentlichen Unterricht. Er trat stets mit Entschiedenheit für die Freiheit des Unterrichtswesens gegenüber den klerikalen Prätensionen auf. Eine Auswahl seiner

publizistischen Arbeiten veröffentlichte er unter dem Titel «Variétés littéraires, morales et historiques» (2 Bde., Par. 1858; 2. Aufl. 1861). Er starb 14. Febr. 1879 zu Paris.

Sá da Bandeira, s. Sá.

Sadao, Fluß in Portugal, s. Sado.

Saddleworth, Township in der engl. Grafschaft York, Westriding, bei Halifax, zählt (1881) 22300 E. und hat bedeutende Baumwollweberei und Fabrikation feiner Tücher.

Sadducäer ist der Name der jüd. Tempelaristokratie, welche in den Zeiten des zweiten Tempels bis zum 1. Jahrh. v. Chr. herab die unbestrittene geistliche und polit. Führung des jüd. Volkes in der Hand hatte. Der Name ist ursprünglich Geschlechtsname und bedeutet die Familie des Hohenpriesters Zadok (Zadokiten). Als besondere Partei traten die S. erst seit dem Emporkommen der Pharisäer seit dem 2. Jahrh. v. Chr. auf. Die gewöhnlichen, durch Josephus veranlaßten Vorstellungen, als ob sie «Epikureer» und Freigeister gewesen, sind irrtümlich. Doch glaubten sie weder an Auferstehung der Leiber noch an Engel und leugneten die göttliche Vorherbestimmung. Vgl. Geiger, «S. und Pharisäer» (Bresl. 1863); Wellhausen, «Die Pharisäer und die S.» (Greifsw. 1874).

Sade (Donatien Alphonse François, Marquis de), franz. Romanschriftsteller, geb. zu Paris 2. Juni 1740, der Sohn des auch als Schriftsteller und Diplomat bekannten Grafen Jean Baptiste François Josephe de S. (geb. 1705, gest. 1765), trat in den Militärdienst, wurde aber wegen seines Lebenswandels von seinem Regiment fortgejagt und mußte, als er 1772 zu Aix wegen Sodomie und Giftmischerei zum Tode verurteilt worden war, fliehen. Er ging zuerst nach Genf, dann nach Chambéry und kehrte später, nachdem er auch in Italien umhergeschweift, nach Frankreich zurück. Hier führten ihn neue Ausschweifungen 1777 in das Gefängnis und 1784 in die Bastille, von wo er, weil er Spuren geistiger Zerrüttung gezeigt, nach Charenton gebracht wurde. Im J. 1790 erlangte er die Freiheit wieder. Er schrieb den lasciven Roman «Justine, ou les malheurs de la vertu» (4 Bde., Par. 1791), dem er «Pauline et Belval» und «Juliette» (6 Bde., 1798), beide von gleicher Art, folgen ließ. Als unter dem Konsulat 1801 eine Gesamtausgabe erschien, wurde er verhaftet. Er schrieb nun in Charenton Lustspiele und starb 2. Dez. 1814 zu Paris. Vgl. Janin, «Le marquis de S.» (deutsch, Lpz. 1835). Ein Ahnherr S.s, Fouques de S., soll der Gemahl der Laura (s. d.) Petrarcas gewesen sein.

Sadebaum, auch Sevenbaum oder auch Sabinerbaum, heißt ein zur Gattung Wachholder gehörender immergrüner Strauch, welcher in der Botanik den Namen Sadewachholder (Juniperus Sabina *L.*) führt. Er wächst auf den Bergen und in den Thälern der südl. Alpen, der Pyrenäen, der Gebirge Spaniens und im Orient als ein 1,3 bis 3,3 m hoher, sehr ausgebreiteter, sparriger Strauch und trägt schwarze, hellblau bereifte, herabgekrümmte Beeren. In Deutschland wird der S. oft angepflanzt, besonders häufig in Dörfern, aber auch als Zierpflanze in Anlagen u. dgl. Er bildet dann nicht selten einen bis 7 m hohen, aber fast immer krummschäftigen Baum. Die grünen, mit dichtgedrängten, dachziegelförmig-vierreihigen Schuppenblättern besetzten Ästchen des S. sind als Sadebaumzweige (Frondes Sabinae) in der Medizin gebräuchlich. Schon in ganz geringer Menge wirken sie äußerst erhitzend auf das Blutgefäßsystem, namentlich auf die Nieren, Blase und Uterus ein, und es ist deshalb bei ihrer innern Anwendung große Vorsicht nötig, da ein unvorsichtiger Gebrauch sehr schlimme Folgen und selbst den Tod herbeiführen kann. Bisweilen werden die Zweige des S. von gewissenlosen Personen angewendet, um Abortus herbeizuführen; meist ist jedoch der Tod der Ausgang.

Sadeler, Name einer berühmten Kupferstecherfamilie, die zur Zeit der malerischen und effektvollen Behandlung ihrer Technik Ausgezeichnetes leistete. Der bedeutendste war Johann S., ungefähr um 1550 in Brüssel geboren und zunächst von seinem Vater zum Graveur herangebildet. Von seinem 20. Jahre an übte er die Kupferstechkunst in Amsterdam und kam nach kurzem Aufenthalt in Köln und Frankfurt 1588 nach München, wo er 1589 vom Herzog in Dienst genommen wurde und namentlich durch die Jesuiten Beschäftigung erhielt. Er ging 1595 nach Italien, ließ sich in Venedig nieder und starb daselbst zwischen 1600 und 1610. S. stach Bildnisse und heilige Gegenstände für religiöse Bücher, sowie auch einige allegorische Blätter.

Sein jüngerer Bruder Rafael S., 1556 in Brüssel geboren, ist ihm an Glanz des Stichels noch überlegen. Er war der Begleiter seines Bruders in Deutschland und Italien, arbeitete auch mit ihm in Venedig, bis er 1604 vom Kurfürsten Maximilian nach München gerufen wurde, um bei einer von den Jesuiten herausgegebenen «Bavaria pia et sancta» den Bilderschmuck zu liefern. S. vollendete dieses Werk, später von seinem gleichnamigen Sohne unterstützt, und starb in München 1628.

Egid S., Neffe der beiden genannten Brüder, 1570 zu Antwerpen geboren, war anfangs Maler und ihr Begleiter auf ihren Reisen bis Venedig. Von dort berief ihn Kaiser Rudolf II. nach Prag, wo er später auch für den Kaiser Matthias und Ferdinand II. arbeitete. Er starb in Prag 1629. Seine zahlreichen Arbeiten, meist in Bildnissen und Landschaften bestehend, sind zum Teil breit und kräftig, zum Teil leicht und zart behandelt. Hierunter sind die Blätter nach Brill (1616), Savery und Breughel von hervorragender Schönheit.

Sa de Miranda, s. Sa.

Sado oder Sadão, im Altertum Callipus, Fluß im südl. Portugal, entspringt am Nordabhang der Serra Caldeirão im SSO. von Ourique, fließt zuerst in nördl. Richtung durch den Distrikt Beja (Alemtejo), biegt oberhalb São-Romão nach NW. um, tritt in den Distrikt Lissabon Estremaduras, wird bei Alcacer do Sal schiffbar, bildet bald darauf ein breites Ästuarium und mündet nach einem Laufe von 135 km unterhalb Setúbal in die Bahia de Setúbal des Atlantischen Oceans.

Sadoleto (Jacopo), hervorragender Humanist, geb. 1477 zu Modena, wurde 1517 Bischof von Carpentras und Sekretär von Papst Leo X., 1535 Kardinal und eifriges Mitglied der sog. Reformkommission, als welches er zwar für eine Reformation, doch nicht ohne päpstl. Autorisation war. Im J. 1542 leitete er die Friedensverhandlungen zwischen Karl V. und Franz I., war dann auch bei den Vorbereitungen für das Tridentiner Konzil thätig und starb 1547 in Rom. Als Geschichtschreiber seiner Zeit ist er sehr geschätzt. Die erste vollständige

Gesamtausgabe seiner Werke erschien zu Verona (1737; 4 Bde.). Vgl. Péricaud, «Fragments biographiques sur S.» (Lyon 1849); Joly, «Étude sur S.» (Caen 1856).

Sadówa (nicht Sadōwa, wie oft irrtümlich gesprochen wird), Dorf an der Bistritz in Böhmen, unweit Königgrätz, wurde in der Schlacht bei Königgrätz (s. d.), 3. Juli 1866, nebst dem davorliegenden Walde der Brennpunkt eines erbitterten, mehrstündigen Kampfes. Franzosen und Engländer bezeichnen noch jetzt die Schlacht von Königgrätz vielfach als «Schlacht bei S.»; doch gilt diese Benennung in Deutschland nur für die Frontalschlacht der Armee des Prinzen Friedrich Karl, welche von 7½ Uhr morgens bis nach 3 Uhr dauerte.

Sadrach, chaldäischer Name des Fürsten der bösen Geister.

Sadr-âzam (türk.), Großvezier.

Sadska, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Podiebrad, östlich von Prag, Station der Linie Poříčan-Nimburg der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3244 E. slaw. Zunge und hat zwei Zuckerfabriken, eine Dampfsäge, eine Kunstmühle und eine Lohgerberei. Die Pfarrkirche auf einer Anhöhe besteht seit 1117 und gehörte zu einem Chorherrenstift, das 1421 von den Hussiten zerstört wurde.

Säemaschinen, s. unter Säen.

Säen und **Saat**. Der Bodenanbau geschieht entweder durch unmittelbares Einlegen des Samens in die Erde, durch die Saat oder durch Verpflanzen. Der zur Aussaat bestimmte Samen, das Saatgut, muß keimfähig, vollkommen ausgebildet, gesund, dem Klima und der Örtlichkeit angemessen sein. Ein zeitweiliger Samenwechsel ist sehr zu empfehlen. Jedes Samenkorn muß so tief in die Erde gelegt werden, daß es alle Bedingungen des Keimens und Fortwachsens erfüllt findet. Die Samenmenge hängt hauptsächlich von dem Umfange ab, den die einzelnen Pflanzen einnehmen, wird aber auch bedingt von der Güte des Samens, der Zeit der Saat, der Beschaffenheit des Bodens und dem Gebrauchszwecke der Früchte, indem meistens guter Samen, frühe Saat und fruchtbares Erdreich eine dünne Saat gestatten, und umgekehrt. Die Zeit des Säens richtet sich hauptsächlich nach der Natur der zu kultivierenden Pflanzen, dann aber auch nach Klima, Witterung und Boden. In rauhem Klima und auf bindendem, wenig fruchtbarem Boden muß im Herbst früher, im Frühling später gesäet werden als in warmem Klima, thätigem und fruchtbarem Boden; doch hat eine frühe Saat meistens Vorzüge vor einer späten. Das Säen wird mit der Hand oder mit Maschinen ausgeführt; bei der letztern Art unterscheidet man breitwürfige, Drill- (s. Drillen) und Dibbel- (s. Dibbeln) Saat. Das Verpflanzen findet dann statt, wenn solche Gewächse kultiviert werden sollen, die in ihrer Jugend gegen den Frost empfindlich sind und mehr Zeit zu ihrer Ausbildung bedürfen, als unser Sommer gewährt. Der Samen solcher Gewächse wird nicht unmittelbar auf den Acker, sondern auf ein besonderes, geschütztes Samenbeet (Kutsche, Couche) gesäet; sind hier die Pflanzen zu der erforderlichen Höhe emporgewachsen, so werden sie auf die Äcker versetzt. Um der vielfach vorkommenden Verfälschung des Saatguts vorzubeugen, sind von Regierungen und landwirtschaftlichen Vereinen besondere oder mit den schon bestehenden Versuchsstationen verbundene Samenkontrollstationen errichtet worden, die erste 1869 in Tharandt unter Nobbe. Um die Landwirte über die seitens der Käufer verlangte Qualität des Samens (z. B. der Braugerste) zu orientieren, sowie gleichzeitig zur Vermittelung des Verkehrs haben sich in neuester Zeit Saatenmärkte etabliert, welche meist im Spätsommer, kurz nach der Ernte abgehalten werden. Vgl. Nobbe, «Handbuch der Samenkunde» (Berl. 1876); Harz, «Landwirtschaftliche Samenkunde» (Berl. 1885); Wollny, «Saat und Pflege der landwirtschaftl. Kulturpflanzen» (Berl. 1885).

Safar (arab.; türk. Sefer), Name des zweiten Monats im mohammed. Mondjahr.

Safety-oil, s. Auroraöl.

Saffariden (Soffariden), Dynastie in Persien (s. d., Bd. XII, S. 827 b).

Saffian (poln. und böhm. safian, russ. safjan, türk. sachtian, arab. sichtijan, pers. sachtijan), ein nach dem Verfahren der Lohgerberei aus Ziegenfellen bereitetes, sehr feines und weiches, künstlich genarbtes, nicht lackiertes Leder; unechter S. wird aus gespaltenem Schafleder oder dünn ausgearbeitem Kalbleder hergestellt. Die Fabrikation des echten S. gilt für eine arab. Erfindung; 1749 wurde die erste europ. Saffianfabrik im Elsaß errichtet, und seit 1797 datiert mit der Gründung der Gerberei zu Choisy bei Paris der Aufschwung der franz. Saffiangerberei, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts auch in Deutschland Eingang fand. Noch heute wird im Orient viel S. produziert, jedoch meist nicht fertig hergestellt, sondern nur gegerbt und getrocknet. In diesem Zustand Meschinleder genannt, geht der S. nach Wien sowie über Leipzig an deutsche Fabriken, um hier mit Farbe versehen, geglänzt und appretiert zu werden. Zum Färben wendet man jetzt häufig Teerfarben an. S. wird besonders zu feinem Schuhwerk verarbeitet. (Vgl. Korduan, Maroquin und Lederfabrikation.)

Saffianpapier, soviel wie Maroquinpapier.

Saffis, die in Persien 1501—1722 herrschende Dynastie, s. unter Persien, Bd. XII, S. 828 b.

Saffron Walden, Municipal-Borough in der engl. Grafschaft Essex, rechts vom Cam, Station der Linie Audley-End-Bartlow der Great-Eastern-bahn, hat (1881) 6056 E., eine Lateinschule, Eisengießerei und Handel mit Vieh, Getreide und Malz. S., angelsächs. Weulden, war unter den Plantagenets eine Grafschaft der Mandeville.

Safi (Asfi, auch Saffi), Stadt in Marokko, an der Küste des Atlantischen Oceans, zwischen dem Ras el Hudik (Kap Cantin) und der Mündung des Wadi Tensift, hat (1878) 9000 E., darunter 1500 Juden, und eine gute Reede. Ehemals führte S. große Quantitäten feinen Leders (Saffian) aus.

Safierrhein, s. unter Rabiusa.

Saflor (Carthamus *L.*), eine zur Familie der Kompositen gehörende Pflanzengattung, zeichnet sich durch Blütenkörbchen mit lauter Zwitterblüten und durch vier- bis sechsrippige Früchte mit schiefem, seitlichem Nabel und ohne Pappus aus. Von dieser Gattung wird der echte Saflor oder die Färbedistel (C. tinctorius), welcher ursprünglich in Ostindien einheimisch ist, ebendaselbst sowie auch in Ägypten, in den südlichen Ländern Europas, auch im südwestl. Deutschland im großen als Färberpflanze, außerdem auch häufig als Zierpflanze angebaut. Er ist 0,6 bis 1 m hoch und besitzt

einzelne, am Ende der Zweige stehende, von einem Kranze grüner Hüllblätter umgebene, ziemlich große Blütenkörbchen mit anfangs gelben, dann safranroten Blüten und kahle Stengel und Blätter, welche letztere ganz, eilanzettlich und dornig gezähnt sind. (S. Tafel: **Farbepflanzen**, Fig. 3.) Die röhrenförmigen, fünfspaltigen Blumen, welche getrocknet als S. oder **Saflorblumen** (Flores Carthami) im Handel sind, enthalten einen roten, harzartigen Farbstoff (**Saflorrot** oder **Karthamin**) in geringer und einen gelben extraktivstoffartigen Farbstoff (**Saflorgelb**) in bedeutender Menge, doch ist der Gehalt an diesen Farbstoffen je nach Boden und Klima verschieden. Man braucht den S. gegenwärtig nur selten noch zum Rotfärben von Baumwolle und Seide, denn das Saflorgelb ist zu unbeständig. Auch das Rot ist nicht dauerhaft, aber besonders schön. Man kann damit in verschiedenen Nuancen vom Rosa bis Dunkelrot färben. Der rote Farbstoff gibt auch die feinste rote Schminke, welche als **Spanisches Rot** (rouge d'Espagne, rouge végétal) bekannt ist und auf flachen Porzellantellerchen oder auf Blättern ausgebreitet in den Handel kommt. Wegen des verschiedenen Gehalts an diesen Farbstoffen haben die einzelnen, in den Handel kommenden Saflorsorten sehr verschiedenen Wert. Am meisten ist der persische S. geschätzt, darauf folgt der spanische und alexandrinische; die philippin., mexik., franz., deutschen und ungar. Sorten sind von geringerm Werte. Durch leichtere künstliche Herstellung ähnlicher Farbstoffe, wie des Safranins u. a., ist die Kultur des S. sehr in den Hintergrund gedrängt worden. Die Früchte, welche sehr bitter und ölig sind, waren früher als Purgiermittel gebräuchlich, wozu sie in Ostindien noch verwendet werden, und das Öl derselben brauchte man gegen Rheumatismen und Lähmungen.

Saflor, s. unter **Kobalt** (-Verbindungen c).

Safran (Crocus), Droguc, besteht aus den getrockneten, braunroten Narben von Crocus sativus (s. **Crocus**). Diese riechen eigentümlich stark gewürzhaft und etwas betäubend, schmecken balsamisch-bitterlich und etwas scharf und färben beim Kauen den Speichel dunkelgelb; sie enthalten ein ätherisches, nicht sehr flüchtiges, brennend scharf und bitter schmeckendes Öl von goldgelber Farbe (**Safranöl**) und einen gelben Farbstoff (**Polychroit**), dessen Auflösungen aber schon vom Sonnenlichte gebleicht werden. Dieser zersetzt sich leicht und bildet dabei neben andern Stoffen einen gelben Farbstoff, das **Crocin**. Der S. dient zum Färben und bei vielen Völkern, namentlich denen des Orients, als Gewürz an Speisen; besonders wird er von den Orientalen mehrern berauschenden Getränken zugesetzt. Auch in der Heilkunde ist er gebräuchlich; er wirkt stark erregend, nervenbelebend, krampfstillend und erregt in größern Gaben bedeutende Kongestionen. Da eine große Menge von Blüten nötig ist, um ein Pfund S. zu erhalten, indem allein die fadenförmigen Narben gebraucht werden können (nach Marquarts Berechnung sind 60000 Narben zu einem Pfunde erforderlich), so steht der S. hoch im Preise und wird deshalb häufig verfälscht. Als die beste Sorte des S. wird der orientalische geschätzt, ihm zunächst kommt der österreichische und französische; schlechter ist der englische und italienische wie auch der spanische. Der Gebrauch und die Kultur des S. waren schon im Altertum bekannt. Nach dem westl. Europa wurde er zuerst durch die Kreuzfahrer gebracht, nach Österreich 1198 durch einen Ritter von Rauhenast. Dort wird er jetzt namentlich um Krems und Mölk gebaut, während ihn früher vorzüglich die wiener Bürger anbauten. Die Vorstadt St. Ulrich zu Wien steht auf ehemaligen Safrangärten. Der Safranbau verlangt viel Sorgfalt und bietet einen sehr unsichern Gewinn, da Regen zur Blütezeit die Ernte vernichtet oder wenigstens sehr beeinträchtigt. Die Wichtigkeit des S. als gelbes Färbemittel hat seit Einführung der gelben Teerfarben (Martiusgelb, Victoriaorange, Pikrinsäure, Chrysoidin und Tropäolin) abgenommen.

Safranin, ein im J. 1868 von dem Engländer Perkin entdecktes rotes Teerpigment, welches bereits eine große Wichtigkeit erlangt und sich in der Baumwoll- und Seidenfärberei als Surrogat für Saflor eingebürgert hat. Es ist von gelbroter Farbe und kommt im Handel entweder in fester Form oder als Teig (en pâte) vor. Man erhält das S. durch successive Behandlung von Anilin (s. d.) mit salpetriger Säure und Arsensäure. Nach Untersuchungen von A. W. Hofmann und A. Geyger (1872) steht das S. in naher Beziehung zu dem Mauveïn, d. h. der in dem Anilinviolett sich findenden Base, nach den Forschungen von O. Witt in London (1878) gehört dagegen das S. zu den gefärbten Diazokörpern, welche wie das Chrysoidin und das Tropäolin in vielen Fällen die Anilinfarben bereits verdrängt haben.

Safrantod, s. **Rhizoctonia**.

Saftfarben heißen die sog. **lasierenden Farben** oder **Lasurfarben**, deren man sich zum Kolorieren von Kupferstichen, Karten, Lithographien u. s. w. bedient. Unter lasierenden Farben versteht man solche, welche die Striche der Zeichnung durchschimmern lassen, im Gegensatz zu den Deckfarben, deren Lösung oder Suspension undurchsichtig ist. Die ältern S. sind meist vegetabilischen Ursprungs, die am häufigsten angewendeten das aus den unreifen Beeren des Kreuzdorns (namentlich im südl. Frankreich) bereitete **Saftgrün** oder **Beerengrün** (s. d.), der Indigkarmin (blaue Saftfarbe) und das Gummigutt (gelbe Saftfarbe). Die beste rote Saftfarbe liefert eine Lösung von Karmin in Ammoniakflüssigkeit oder eine mit Gummi versetzte ammoniakalische Lösung des Krapprot. Eine violette Saftfarbe wird aus dem Dekokt des Blauholzes durch Zusatz von Ammoniak gewonnen. Ferner dienen der braune Farbstoff der gebrannten Kaffeebohnen und der Lakritzensaft als S. Manche S. stammen auch aus dem Mineral- und Tierreich. Dahin gehören die mit Gummi versetzte blaugrüne Lösung von krystallisiertem Grünspan, das grüne schwefelsaure Chromoxyd u. a. Eine natürliche tierische Saftfarbe ist die Sepia (s. d.). Jetzt wendet man als S. lösliches Berlinerblau und viele Teerfarben (Fuchsin, Anilinviolett, Eosin, Chrysoidin, Tropäolin, Safranin, lösliches Anilinblau u. s. w.) an.

Saftgrün, s. **Beerengrün**.

Saftkanäle, in der Anatomie die feinen, wandlosen Lücken in dem Gewebe der Organe, aus denen die Lymphcapillaren hervorgehen. (S. **Lymphe**.)

Saftleven oder **Zachtleven** (Herm.), einer der größten Landschaftsmaler, namentlich auch in der Gattung der landschaftlichen Prospekte, geb. zu Rotterdam 1609, lebte zu Utrecht und starb daselbst 5. Jan. 1685. Seine Landschaften stellen ent-

weder die Umgebung von Utrecht oder Rheingegenden dar. Heiter ist der Charakter seiner Natur: ein freundlicher Himmel wölbt sich über Städte und Gebirge. Wahrscheinlich war van Goyen sein Lehrer. Seine Gemälde sind sehr zerstreut; treffliche Bilder von dem größten Umfange hatte die Galerie zu Pommersfelden von ihm aufzuweisen, in Wien besitzt die kaiserl. Sammlung schöne Rheingegenden von seiner Hand. Seine geätzten Blätter gehören in Hinsicht auf Kunst und Technik zu den besten; seine Zeichnungen sind sehr geschätzt und selten, meist mit Kreide oder Bister leicht ausgeführt, doch gibt es auch mit großem Fleiß vollendete.

Cornelius S., geb. zu Rotterdam 1612, malte besonders Wacht- und Bauerstuben in Brouwers Geschmack und zeichnete sich durch genaue Charakteristik im einzelnen aus. Seine Zeichnungen und radierten Blätter von Bauern und Tieren stehen in hohem Werte. Daß Cornelius der Bruder von Hermann S. sei, wird bezweifelt.

Safvet Pascha (Mehemed), türk. Staatsmann, geb. um 1815 zu Konstantinopel, kam frühzeitig als Schreiber in den Dienst der türk. Regierung und wurde 1837 Chef des Bureau der Übersetzungen, 1847 Sekretär des Palais und 1854 Mitglied des Tansimatrats. Noch im nämlichen Jahre kam er als Unterstaatssekretär ins Ministerium des Auswärtigen; 1861 wurde er Minister des Handels, dann Präsident des Staatsrats, 1865—66 Botschafter in Paris, dann Justizminister, 1872 Minister des Auswärtigen. Er vertrat die Pforte auf der Konferenz zu Konstantinopel, war für Annahme des Londoner Protokolls und trat im Juli 1877 aus dem Kabinett aus. Aber schon im Febr. 1878 übernahm er das Auswärtige Amt, unterzeichnete in dieser Stellung den Frieden von San-Stefano (3. März 1878) und wurde 4. Juni 1878 Großvezier, trat aber schon 4. Dez. 1878 aus Gesundheitsrücksichten zurück. Im J. 1879 war er nochmals auf einige Zeit Botschafter in Paris und übernahm dann wieder die Leitung des Auswärtigen Amts, die er 1882 niederlegte. Er starb 17. Nov. 1883 in Konstantinopel.

Saga, s. unter Nordische Sprachen und Litteraturen, Bd. XII, S. 293[b] fg.

Saga'ing oder Tsaga'ing, auch Saïgaïng oder Zeekain, große, aber bereits sehr verfallene Stadt im Reiche Birma in Hinterindien, liegt gegenüber der Stadt Ava (s. d.) auf dem rechten Ufer des Irawaddi. S., dessen Bevölkerung, bei seinem Verfall, seitdem es nicht mehr Hauptstadt des Reiches ist, mit der der nächsten Umgegend noch immer auf ungefähr 300000 Seelen geschätzt wird, zeichnet sich durch die große Anzahl der buddhistischen Tempel aus älterer und neuerer Zeit aus, von denen die meisten vergoldete Dächer zeigen. Viele von ihnen sind aber bereits sehr verfallen. In S., sowie in dem ganz nahe gelegenen und fast mit ihm eine Stadt bildenden Kyok-zeik werden fast alle Bildsäulen von Gautama (Buddha) verfertigt, von denen sich in Birma eine Unzahl befindet.

Sagan, mittelbares Fürstentum in Niederschlesien, mit einer Virilstimme auf dem schles. Provinziallandtage, bildet ungefähr den gleichnamigen Kreis des Regierungsbezirks Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien und war früher ein Teil des Fürstentums Glogau, von dem es durch die Erbteilung der Söhne des Herzogs Heinrich VII. 1397 getrennt wurde und einen eigenen Fürsten erhielt. Nachmals kam es an die Krone Böhmen, und Kaiser Ferdinand II. verkaufte es 1627 seinem Feldherrn Wallenstein. Nach dessen Ermordung wurde es eingezogen und 1646 an den Fürsten Lobkowitz verkauft, von dessen Nachkommen es 1786 durch Kauf an den Herzog Peter von Kurland kam. Bei dessen Tode, 1800, erhielt das Fürstentum seine Tochter, die in dritter Ehe zuletzt mit dem Grafen Karl Rudolf von der Schulenburg vermählte Prinzessin Katharina Wilhelmine Biron-Sagan, welche 1839 starb und das Herzogtum an ihre Schwester Pauline, Fürstin von Hohenzollern-Hechingen, vererbte, die es durch Vertrag und Kauf ihrer dritten Schwester, der Herzogin Dorothea, 1844 überließ. Letztere starb 19. Sept. 1862 und hinterließ das Fürstentum ihrem Sohne, dem Prinzen Ludwig Talleyrand, Herzog zu Sagan und zu Valençay, geb. 12. März 1811. Der jedesmalige Inhaber der Fürstenwürde von S. ist Mitglied des preuß. Herrenhauses; jedoch ruht gegenwärtig die Stimme.

Hauptort des Fürstentums ist die Kreisstadt Sagan, am Bober, Station der Linien Sommerfeld-Breslau, S.-Sorau und S.-Lissa der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und einer Reichsbanknebenstelle, zählt (1885) 12010 meist prot. E. Außer dem großen und schönen, von Wallenstein, Lobkowitz und Peter von Kurland erbauten Schlosse mit umfangreichem Park und Gärten, besitzt die Stadt an größern Bauwerken vier Kirchen (darunter die des 1284 gegründeten reichen Augustiner-Chorherrenstifts und die evang. Gnadenkirche mit got. Turm), das kath. Gymnasium (vormals Kollegium der Jesuiten), das evang. Lehrerseminar und das von der Herzogin Dorothea gestiftete, im got. Stil neu erbaute Dorotheenhospital. S. hat eine Strafanstalt für weibliche Sträflinge und ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder. Der hauptsächlichste Industriezweig ist die Tuchmanufaktur. Auch der Woll- und Getreidehandel ist bedeutend.

Der Kreis Sagan zählt auf 1109,5 qkm (1885) 56523 meist prot. E. Vgl. Dorst von Schatzberg und Leipelt, «Der Kreis S.» (Sagan 1850); Leipelt, «Geschichte der Stadt und des Herzogtums S.» (Sorau 1854).

Sagan (Dorothea, Herzogin von), die Gemahlin und die Tochter des Herzogs Peter von Kurland und Sagan, s. unter Biron.

Sagar (Saugor), Hauptort eines Distrikts, in der brit.-ostind. Provinz Centralindien, unter 22° 36′ nördl. Br. und 75° 40′ östl. L. (von Greenwich), 590 m hoch gelegen, mit (1871) 45655 E.

Sagard, Marktflecken im preuß. Regierungsbezirk Stralsund, auf der Insel Rügen, Hauptort der Halbinsel Jasmund, zählt (1885) 1471 E. und hat Kreidelager und Kreideschlemmereien. Südlich von S. liegt das größte Hünengrab Rügens, der Dubberworth.

Sagasig, s. Zagazig.

Sagasta (Práxedes Mateo), span. Staatsmann, geb. 21. Juli 1827 zu Torrecilla de Cameros, studierte Physik und Mathematik und trat 1843 in die Ingenieurschule zu Madrid ein. Nachdem er in Valladolid und Zamora Ingenieur gewesen, wählte ihn 1854 die Provinz Zamora in die konstituierenden Cortes. Nach Unterdrückung des radikalen Aufstandes zu Madrid, 14. bis 16. Juli 1856, an dem sich S. beteiligte, mußte er nach Frankreich

flüchten, kehrte nach der Amnestie zurück und wurde Professor an der Ingenieurschule zu Madrid. Als Mitglied der Cortes gehörte er zur progressistischen Minorität, deren Organ «La Iberia» er redigierte. Nach dem mißlungenen Aufstand vom 22. Juni 1866 floh er wieder nach Frankreich, kehrte jedoch beim Beginn der Revolution von 1868 nach Spanien zurück und wurde Minister des Innern bei der provisorischen Regierung. Er war ein eifriger Anhänger Prims und wurde ein entschiedener Gegner seines ehemaligen Parteigenossen Zorrilla und persönlicher Freund Serranos. S. wurde 3. Okt. 1871 zum Präsidenten der Cortes gewählt, trat 20. Dez. 1871 in das Kabinett Malcampo als Minister des Innern, wurde 18. Febr. 1872 mit der Neubildung des Kabinetts beauftragt, welches aber schon 22. Mai seine Entlassung nehmen mußte. Unter Serrano wurde er 4. Jan. 1874 Minister des Äußern, 13. Mai des Innern, 4. Aug. Ministerpräsident und dankte infolge der Erhebung Alfons' XII. ab, nachdem er einen Aufruf gegen den «Vaterlandsverrat der alfonsistischen Verschwörer» erlassen. Später wurde er wieder in die Cortes gewählt, wo er sich den Liberalen anschloß. Er galt von da an als das Haupt der konstitutionellen Partei, die zuerst mit Serrano an der Spitze, sodann mit ihm entzweit, sich der Reaktion der konservativen Partei, welche von Cánovas del Castillo geführt wurde, widersetzte. Als letztere das Vertrauen des Königs verloren hatte, wurde S. Ministerpräsident, welchen Posten er zwei Jahre hindurch behauptete. Da er aber keine der versprochenen liberalen Reformen einführte, gelang es der «dynastischen Linken» (Posada-Herrera, Lopez Dominguez, Moret) 1883 ihn zu stürzen, worauf er bis zum Wiedereintritt der Konservativen 1884 Präsident der Cortes war. Im Parlament nahm er als gewandter Redner und Führer der Konstitutionellen eine der ersten Stellen ein. Als nach dem Tode Alfons' XII. das Kabinett Canovas zurücktrat, wurde S. mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, welches 28. Nov. 1885 sein Amt antrat.

Sage bezeichnet im ursprünglichen Sinne soviel als Aussage oder das, was erzählt wird, im engern Sinne gegenwärtig einen über eine Begebenheit mündlich fortgeflanzten Bericht, dessen Urheber unbekannt ist. Bei der Bildung und Fortpflanzung der S. sind vorzugsweise das Gedächtnis und die Phantasie thätig. Sobald ein Volk die Erinnerung an seine eigenen Erlebnisse, Thaten und bedeutende Männer festzuhalten beginnt, macht auch, schon bei der ersten Fassung und stärker noch im Verlaufe der mündlichen Überlieferung, die Phantasie ihre Rechte geltend. Überwiegend auf die Hauptidee gerichtet, beachtet sie Nebenumstände nur insoweit, als sie geeignet erscheinen, jene Hauptidee zu stützen; ja sie bildet dieselben auch im Sinne jener Idee um und fügt aus eigener Macht neue unhistor. Nebenzüge hinzu. Dies alles thut sie aber, ohne ihrer Absicht sich deutlich bewußt zu sein, und im Glauben, nur der Wahrheit zu dienen; denn histor. und poetische Wahrheit fällt auf dieser Entwickelungsstufe des Volkes noch fast zusammen. Überlieferung dieser Art, welche an Personen, Orte und Handlungen sich knüpft, ist geschichtliche und örtliche S. und, soweit sie an die Helden des Volks sich lehnt, Heldensage (s. d.). Auch an ältere Kunstwerke haben sich immer gern S. geknüpft, in denen das Volk das Kunstwerk, dessen wirkliche Bedeutung ihm unbekannt ist, sich auf seine Weise zu erklären sucht, sowie andere Sagen dadurch entstehen, daß das Volk Personen- oder Ortsnamen sich deutet und daraus eine Geschichte macht. Erfolgt die Bildung der Volkssage schon in der Urzeit, zugleich mit den Anfängen der Gesittung, mit der Gestaltung der Religion und des Rechts, so greift die Phantasie über die bloßen Ereignisse des Menschenlebens hinaus, faßt, um dem Bedürfnisse des Geistes zu genügen, zuerst unter Anregung der natürlichen, bald auch der sittlichen Erscheinungen die Gottheit in eine Anzahl persönlicher Formen, läßt diese handelnd auftreten und verfährt mit den Handlungen, Zuständen und Erlebnissen, welche dann von diesen göttlichen Personen erzählt werden, ganz in derselben Weise wie mit histor. Begebenheiten. Überlieferung dieser Art heißt **Göttersage** oder Mythus (s. d.) und, wenn sie auf dem Gebiete monotheistischer dogmatischer Religionen und vorzugsweise der christlichen auftritt, Legende (s. d.). Die Helden- und Göttersage laufen durch Jahrhunderte nebeneinander her und teilen gleiches Schicksal. Ältere Gestalten verschwinden gänzlich, und was von ihnen erzählt ward, erbt ganz oder teilweise entweder auf einen oder mehrere ihrer bisherigen Genossen oder auf neu eintrende Personen. Andere werden zwar von der Gesamtheit des Volkes allmählich vernachlässigt, finden aber bei diesem oder jenem Stamme besondere Gunst und Pflege, während dagegen wieder andere von einem einzelnen Stamme her Ansehen und Verbreitung durch das ganze Volk erlangen. Dabei müssen sich natürlich in der S., welche ihrem Ursprung gemäß stets bestimmte Anknüpfung an Zeit und Ort verlangt und hierdurch sich wesentlich vom Märchen (s. d.) unterscheidet, die mannigfachsten Verschiebungen der Raum- und Zeitverhältnisse einstellen, sodaß selbst Ereignisse und Personen, die um Hunderte von Meilen und Jahren auseinanderliegen, unbedenklich um einen neuen gemeinschaftlichen Mittelpunkt gruppiert werden. Auch treten noch vielfache und im Verlaufe wachsende Beziehungen und Übergänge zwischen Mythus und S. hinzu: Götter sinken herab zu Helden, werden folglich an bestimmte Zeit- und Raumverhältnisse geknüpft und vermenschlicht, andererseits werden Helden unter die Götter erhoben und demgemäß der irdischen Beschränkung entkleidet. Auf einem solchen durch die Verbindung der Helden- und Göttersage gebildeten Grunde erwachsen dann die Volkssagen, von denen die Ilias, die Odyssee und das Nibelungenlied die vollendetsten Beispiele darbieten. Man spricht auch von **Tiersagen**, aber dem Wesen der Sage und des Märchens entspricht doch besser die Bezeichnung **Tiermärchen**. Die örtlichen und geschichtlichen, zum Teil noch im Volk lebenden deutschen Sagen haben die Brüder Grimm, «Deutsche Sagen» (2 Bde., Berl. 1816—18; 2. Aufl. 1865—66) zuerst planmäßig aus ältern schriftlichen Quellen und aus dem Volksmunde gesammelt und ohne Ausschmückung und Aufputz wiedererzählt und diese Sammlung ward das Muster der zahlreichen, seitdem erschienenen Sammlungen. Vgl. über die deutsche Sagenlitteratur von Bahder, «Die deutsche Philologie im Grundriß» (Paderb. 1883).

Sägebarsch (Serranus) ist der Name einer zahlreichen (140 Arten) Gattung von meist tropischen Seeraubfischen aus der Familie der Barsche, mit starker Bezahnung, ziemlich hohem, seitlich

zusammengedrücktem Körper, starker Stachelarmatur der Rücken- und Afterflossen und oft lebhaften Farben; manche von ihnen sind Zwitter. Der gemeine S. (S. cabrilla, Tafel: Fische IV, Fig. 3) wird bis 30 cm lang und ist gemein im Mittelmeer und an Europas Westküste, seltener im Kanal.

Sagebaum, soviel wie Sadebaum.

Säge-Egreniermaschine, s. unter Baumwollindustrie (technisch).

Sägefisch (Pristis) heißen meist große, trotz der langgestreckten Haifischgestalt durch Lage des Mauls, der Nasenlöcher und Anordnung der Kopfflossen zu den Rochen gehörende Knorpelfische, die durch die Oberschnauze ausgezeichnet sind, die in eine lange, horizontale, schwertförmige, an beiden Rändern mit spitzigen, eingekeilten Zähnen besetzte Platte (Säge) verlängert ist. Das quergestellte, von Ober- und Unterkiefer gebildete Maul liegt weit hinter der Säge. Der gewöhnliche Sägefisch (Pristis antiquorum), welcher das Mittelländische Meer und den Atlantischen Ocean bewohnt und hoch nach Norden hinaufgeht, wird 4–5 m lang und hat eine glatte, graue, am Rücken schwärzliche Haut. Sein aus stumpfeckigen Zähnen bestehendes Gebiß kann nur kleinen Fischen, Weichtieren und Krustern gefährlich werden, wohl aber ist seine 1–1,5 m lange Säge eine furchtbare Waffe. Das Fleisch ist ungenießbar; doch liefert der S. einigen Thran.

Sägehai, s. Sägefisch.

Sägemaschine (frz. scie mécanique, engl. sawing-machine), eine mechanisch bewegte Säge, s. unter Holzbearbeitungsmaschinen.

Sägemehl, s. Sägespäne.

Sägemühle, Schneidemühle (frz. scierie, engl. saw-mill), eine Reihe maschineller Vorrichtungen zum Zersägen der Baumstämme in Bretter und Balken, welche in einem besondern Gebäude untergebracht sind. Nach der Art der verwendeten Motoren unterscheidet man Wind-, Wasser- und Dampfsägemühlen. Die S. enthalten Gatter-, Kreis- und Bandsägen (s. unter Holzbearbeitungsmaschinen), sowie Fourniersägen (s. d.).

Sägen (frz. scie, engl. saw) sind Werkzeuge von sehr verschiedener Form und Größe, welche durch ihre Zähne ähnlich wie eine Reihe hintereinander geführter Meißel wirken. Sie bestehen aus dem gezahnten Sägeblatt aus Stahl und den an diesem angebrachten Vorrichtungen zur Handhabung desselben. Nach der Form des Sägeblatts unterscheidet man die gewöhnliche Blattsäge, die Bandsäge, deren biegsames Blatt wie ein Band ohne Ende über zwei Rollen läuft und die vorzüglich zum Ausschneiden geschweifter Hölzer in Tischler-, Zimmer- und Wagenbauerwerkstätten dient; die Kreissäge, aus einer runden, am Umfang gezahnten, um eine Achse bewegbaren Scheibe bestehend; die Kron- oder Cylindersäge, bei der die Zähne am Rand eines Hohlcylinders sitzen. Nach dem Arbeitsmaterial unterscheidet man Metall- und Holzsägen.

Die Metallsägen sind mit verhältnismäßig kleinen, dicken Zähnen versehen und haben Blätter, die nach dem Zahnrand zu allmählich dicker werden, damit sie sich nicht beim Hin- und Herziehen im Sägeschnitt klemmen. Die Holzsägen haben längere und spitzere Zähne und zwischen denselben zur Aufnahme der Späne größere Lücken. Um ein Klemmen des Blatts im Schnitt zu vermeiden, sind die Zähne abwechselnd an der einen und andern Seite der Blattebene herausgebogen (geschränkt). Die wichtigsten Holzsägen sind 1) solche, die nur an Griffen, ohne in einen Rahmen gespannt zu sein, bewegt werden, wie die Schrotsäge, Kerbsäge, Brettsäge, Dielensäge zum Zerschneiden der Baumstämme in Bohlen, Bretter und Latten, die Quersäge, die Bauchsäge mit geradem Rücken und konvexer Schneide, der Fuchsschwanz mit breitem, kurzem Blatt, die Stich- oder Lochsäge mit zugespitztem Blatt; 2) solche, die in einen Rahmen gespannt sind, wie die Fourniersäge, die Örtersäge, die Schweifsäge mit ganz schmalem Blatt, die in einen Bogen oder Bügel eingespannte Bogensäge. (Über die durch Elementarkraft bewegten Sägen s. unter Holzbearbeitungsmaschinen.)

Die Grundform der Sägezähne ist immer ein Dreieck, doch kann dasselbe stumpfwinkelig, rechtwinkelig oder spitzwinkelig sein. Die Leistungsfähigkeit einer S. in quantitativer Hinsicht ist zum großen Teil durch die Zahl der auf die Längeneinheit kommenden Zähne bedingt, weshalb diese Zahl so groß als möglich gemacht werden soll. Damit aber auch der abgenommene Span Raum hat, muß die Zahnlücke entsprechend groß ausfallen, und zwar um so größer, je weicher das Material, je länger der Schnitt und je dicker der Span ist. Demgemäß sind die Lücken der Metallsägen kleiner als die der Holzsägen. Um größere Lücken zu erhalten, als sie durch Aneinanderreihen der Zähne entstehen, kann man die letztern weit auseinander setzen, wodurch jedoch die Zahl der Zähne bedeutend vermindert wird. Besser ist es daher, die Zähne möglichst nahe zusammen zu setzen und dann an den Rückenflächen derselben so große Aushöhlungen anzubringen, als die Stärke der Zähne zuläßt. Die so entstandenen Zähne heißen Wolfszähne und kommen in mancherlei Variationen namentlich an großen S. vor.

Sägendach, s. unter Dach.

Sägenkreis, s. unter Säge.

Sägenschärfmaschine, eine zum Schärfen der Sägezähne dienende Vorrichtung, bei welcher meist die Schleifscheibe in einem schwingenden Hebel gerade über der in einen Kloben eingespannten Säge hängt und allmählich niedergelassen und aufgehoben wird, während die Säge automatisch oder durch die Hand um eine Teilung vorrückt.

Säger, s. Sägetaucher.

Sägespäne oder Sägemehl (frz. sciure de bois, engl. saw-dust), die beim Zersägen von Holz entstehenden kleinfaserigen Abfälle. Man benutzt dieselben als Heizmaterial, zuweilen in Öfen von besonderer Konstruktion, oder als Bestandteil der Briquettes, außerdem als schlechte Wärmeleiter zur Füllung von Eisbehältern, zur Erhaltung der Reinlichkeit in Wohnräumen und Ställen, feingesiebt an Stelle des Streusands, gefärbt statt des Wollstaubs bei der Fabrikation der Velourstapeten, ferner als Schutzmittel gegen die Bildung von Kesselstein, zur Darstellung künstlicher Holzmassen (s. Holz, künstliches, und Bois durci), zur trockenen Destillation (Kreosotgewinnung), als Verpackungsmaterial u. s. w.

Sägetaucher (Mergus) heißt ein Geschlecht der entenartigen Vögel mit verschmälertem, nahezu cylindrischem Schnabel, der im Ober- und Unterkiefer eine Seitenreihe von Hornpapillen hat, welche eine Art Säge bilden. Meist sind die Federn auf dem Kopf zu einer Haube entwickelt. Sie brüten

in den nördl. Gegenden Europas, Asiens und Amerikas und wandern bei strenger Kälte südlich. Ihre Hauptnahrung bilden kleinere Fische, nach denen sie äußerst geschickt tauchen. Die bekannteste Art ist der Gänsetaucher (M. merganser), ein schöner, 80 cm langer Vogel, mit prächtigem grünschwarzen und weißen, in der Brunstzeit rosig überhauchtem Gefieder.

Sag-Harbor, Dorf in East-Hampton und Southhampton-Town, Suffolk-County, im nordamerik. Staate Neuyork, liegt an der Gardinersbai, einer Bucht des Atlantischen Oceans, 160 km von Neuyork, hat einen guten Hafen, 6 Kirchen, 2 Zeitungen, 1 National- und 1 Sparbank, Baumwoll-, Maroquin-, Cigarren- ꝛc. Fabriken und 1996 E. Es ist ein beliebter Sommeraufenthaltsplatz.

Saginaw-City, Stadt im gleichnamigen County des nordamerik. Staates Michigan, liegt auf dem linken (westl.) Ufer des Saginawflusses, 3 km von East-Saginaw, an der Jackson-, Lansing- und Saginaw-, der Saginaw-Valley- und St.-Louis- und der Flint- und Pere-Marquette-Eisenbahn und hat (1880) 10525 E., von denen 4052 Fremdgeborene (meistens Deutsche) und 101 Farbige. S. hat ein Wasserwerk, Straßeneisenbahnen nach East-Saginaw-City, ein Gerichtsgebäude, 1 Hochschule, 1 Unionsschule, 3 Bibliotheken, 9 Kirchen, 1 Nationalbank, 9 Säge-, 3 Hobel- und 8 Schindelmühlen, 8 Salzwerke, mehrere Fabriken und treibt bedeutenden Handel mit Holz und Salz. Es gibt deutsche Kirchen, Schulen, Vereine und Logen. Die Stadt wurde 1822 angesiedelt und 1859 inkorporiert. Vgl. «History of Saginaw County» (Chicago 1881).

Sagittaria *L.*, Pfeilkraut, Pflanzengattung aus der Familie der Alismaceen. Man kennt gegen 15 Arten, die in den gemäßigten Zonen und in den wärmern Gegenden eine ausgedehnte Verbreitung haben. Es sind krautartige Wasserpflanzen mit pfeilförmigen Blättern. Die bekanntere Art ist das in Deutschland häufig vorkommende, in Teichen und langsam fließenden Wassern wachsende gemeine Pfeilkraut (S. sagittifolia *L.*). Es ist eine stattliche, perennierende, im Schlamme wurzelnde Pflanze mit langgestielten, über den Wasserspiegel hervorragenden Blättern, welche sich sehr zur Verzierung von Wasserbassins und Teichen in Gärten und Parken eignet. Ihre mit einem dreiblätterigen Kelch und einer weißen, dreiblätterigen Blumenkrone versehenen Blüten bilden eine traubige Rispe an der Spitze eines langen, blattlosen Stengels. Die Blätter waren früher offizinell.

Sagittarii (lat.), Bogenschützen.

Sagittarius, Sternbild, s. Schütze.

Sagittarius, s. Schütz (Heinr.).

Sagittarius (Kaspar), Polyhistor des 17. Jahrh., geb. 23. Sept. 1643 zu Lüneburg, studierte in Helmstedt, wurde 1668 Rektor der Schule zu Saalfeld, siedelte 1671 nach Jena über und wurde 1674 Professor der Geschichte daselbst, als welcher er namentlich auf dem Gebiete der thüring. Specialgeschichte und der allgemeinen Kirchengeschichte thätig war. Mit Spener befreundet, wurde er in ärgerliche pietistische Streitigkeiten verwickelt, in welchen er energisch den Pietismus in Schutz nahm. Er starb 9. März 1694. Seine bedeutendsten Werke sind: «Nucleus historiae Germanicae» (Jena 1675), «Antiquitates gentilismi et christianismi Thuringici» (Jena 1685), «Theol. Lehrsätze von dem rechtmäßigen Pietismo» (Jena 1691), «Introductio in historiam ecclesiasticam» (Jena 1718). Vgl. Schmid, «Commentarius de vita et scriptis S.» (Jena 1713).

Sagittatus (lat.), pfeilförmig.

Sago (in der Papuasprache soviel wie Brot; frz. sagou, engl. sago) nennt man ein Stärkemehlpräparat, aus dem Marke des Stammes der Sagopalme (s. d.) dargestellt. Eine Palme von 15 J. Alter vermag bis 400 kg S. zu liefern. Der S. muß gesammelt werden, bevor die Palme blüht, denn nach der Blütenentwickelung ist das Mark vertrocknet. Die Blätter fallen dann ab und die Palme geht ein. Die Kenntnis des S. verdankt man Marco Polo, der die ersten Proben desselben nach Venedig brachte. Zur Gewinnung des S. werden die Stämme gefällt und in Balken gespalten, um das mehlreiche Mark herausschaben zu können, worauf man das letztere zerstößt oder zerreibt, mit Wasser anrührt, den Brei durch Tücher seiht und die Flüssigkeit einige Zeit stehen läßt. Das hierbei sich absetzende Mehl wird an der Luft getrocknet und kommt als Sagomehl in den Handel, um zum Brotbacken u. s. w. verwendet zu werden. Vielfach aber wird dasselbe raffiniert, d. h. in Perlsago verwandelt. Die Bereitung des Perlsago, welche eine chines. Erfindung sein soll, wird hauptsächlich in Singapore betrieben, wohin von Sumatra und Borneo aus große Massen in Form von Hüten von 5 bis 10 kg Gewicht gebracht werden. Das Raffinieren des S. geschieht auf verschiedene Weise, z. B. indem man den zerstoßenen rohen S. mit wenig Wasser mischt und den Teig durch Metallsiebe von immer geringerer Maschenweite gehen läßt, die über erhitzten Kupfer- oder Eisenplatten angebracht sind. In diesen verwandelt sich ein Teil der Stärkekörnchen in Kleister und klebt die übrigen zusammen, worauf sich bei der Behandlung in Rüttelwerken abgerundete Körner, Perlen, bilden, welche beständig umgerührt werden, bis sie trocken sind. Der raffinierte S. kommt von Singapore jährlich bis zu 100000 Metercentner, meist in Kisten, welche 10—15 Pikul à $2^1/_2$ bis 3 Doll. Wert enthalten, in den Handel. Man unterscheidet großkörnigen und kleinkörnigen Sago (welch letzterer zuweilen nur Mohnkorngröße hat), ferner weißen, gelben und braunen Sago (welch letztere beiden Sorten ihre Färbung einem weiter vorgeschrittenen Röstprozeß verdanken). In England und Frankreich kommt auch ein grauer und ein roter S., von den Molukken, ein gelblicher von Sumatra, ein ziegelroter von Neuguinea, ein gelblichweißer von den Malediven, ein reinweißer (Sagoblume) von Java in den Handel. Ein dem S. verwandtes Präparat ist Tapioka (s. unter Manihot).

Der wohlfeile künstliche Sago, auch deutscher oder Kartoffelsago genannt, wird aus den reinsten Sorten der Kartoffelstärke bereitet, indem man dieselbe in feuchtem Zustand durch Siebe von 3 bis 4 mm Maschenweite reibt, die so erhaltenen Körner in rollenden Fässern abrundet, absiebt, in einer Art Ofen auf 70—80° C. erhitzt und durch Einleiten von Dampf verglasen läßt, worauf man sie aus dem Ofen nimmt, erkalten läßt, durch Reiben voneinander trennt und bei möglichst niedriger Temperatur trocknet. Diese Fabrikation, welche in Deutschland schwunghaft betrieben wird, kam in der Zeit der Kontinentalsperre

auf und wurde von Sattler in Schweinfurt eingeführt. Als die beste Sorte dieses S. wird die neuwieder Ware geschätzt, doch liefern auch Magdeburg, Halle, Schweinfurt u. a. gute Qualitäten. In franz. Fabriken bedient man sich zur Erzeugung des Kartoffelsagos besonderer Maschinen, mittels deren man das angefeuchtete Stärkemehl durch gelochte Platten hindurchpreßt und so zu Fäden formt, von welchen beständig der gewünschten Korngröße entsprechende Stückchen abgestoßen werden. Die Körner des unechten S. sind regelmäßiger als die des echten, ostindischen oder Palmensago. Je nach dem Grad der zum Rösten angewendeten Hitze erhält man auch hierbei weißen oder gelben S., wovon der erstere am meisten geschätzt ist; der rote Kartoffelsago ist mit gebranntem Zucker oder mit Bolus gefärbt.

Sagomilz, die amyloide Entartung der Milz, wodurch das Milzgewebe wie mit zahllosen Sagokörnchen durchsetzt erscheint. (S. Amyloïd.)

Sagopalme nennt man verschiedene Palmenarten aus der Gattung Metroxylon, besonders Metroxylon Sagus *Roxb.* (Sagus Rumphii *W.*) und Metroxylon laeve *Koen.* (Sagus laevis Rumph.), die vorzugsweise auf den Inseln des Malaiischen Archipels wachsen und nicht selten größere Wälder bilden. Die Stämme derselben werden 5 bis 9 m hoch und tragen eine reiche Krone von 6 bis 7 m langen Blättern. Die Blüten sind monöcisch oder zwitterig und besitzen ein lederartiges Perigon, sie stehen dicht gedrängt in kolbenartigen Blütenständen und sind wollig behaart. Die Früchte sind kugelig und mit dachziegelartig liegenden Schuppen bedeckt. Die beiden genannten Arten sowie einige andere liefern den sog. Perlsago; derselbe besteht aus dem reichlich im Marke dieser Palmen vorhandenen Stärkemehl. (S. Sago.) Fälschlich wird auch ein Baum aus der Familie der Cycadeen, Cycas revoluta, dessen Mark gleichfalls zur Bereitung von Sago dient, als S. bezeichnet. (S. Cycas.)

Sagori oder Zagore, Hauptort eines Freistaats in Albanien, s. unter Jannina.

Sagoskin (Michael Nikolajewitsch), russ. Schriftsteller, geb. 1789 im Gouvernement Pensa, kämpfte als Offizier bei Polozk und bei der Belagerung von Danzig. Nach dem Frieden schrieb er einige Lustspiele, ward 1817 Theaterdirektor in Petersburg und gab zugleich mit Korsakow das Journal «Severnyj Nabljudatel» («Nordischer Beobachter») heraus. Im J. 1820 siedelte er nach Moskau über, ward dort 1831 Direktor des Hoftheaters und Staatsrat, 1842 auch Direktor der Rüstkammer des Kreml und starb daselbst 5. Juli 1852. Sein Hauptwerk ist der histor. Roman in Walter Scottscher Manier «Jurii Miloslawskij oder die Russen im J. 1612» (3 Bde., Moskau 1829 und in zahlreichen neuen Auflagen bis zur Gegenwart; deutsch von Schulz, Leipzig 1839). Ferner schrieb S. die Romane: «Roslawlow oder die Russen von 1812» (4 Bde., Mosk. 1831; deutsch von Göring, Lpz. 1832), «Das Grab Askolds», «Die Versucher», «Moskau und die Moskowiter» u. a., Novellen und Skizzen aus dem russ. Volksleben, mehrere Lustspiele: «Die Unzufriedenen», «Die Schule der Mütter», «Die Reise ins Ausland» u. s. w. Seine Schriften zeichnen sich durch Leichtigkeit der Darstellung und heitere Laune aus; das russ. Wesen wird darin ultra-patriotisch und sentimental, aber nicht immer scharf genug im Charakter der betreffenden Epoche dargestellt. S.s Biographie von Sergej Aksakow (Mosk. 1853).

Sagres, Stadt, s. unter Vincent.

Sägspäne, s. Sägespäne.

Saguenay, linker Nebenfluß des St.-Lorenzstromes in der Provinz Quebec der Dominion of Canada, entfließt dem See St.-John, wird 100 km oberhalb seiner Mündung für Seeschiffe fahrbar und mündet nach 300 km Stromlauf bei Tadousac. Die Stromschnellen des Oberlaufs lassen dort nur die Herabschwemmung von Bauholz zu.

Saguin (Hapale Iachus, Tafel: Affen der Neuen Welt, Fig. 6) heißt ein niedlicher und häufiger Affe Brasiliens von 24 cm Körper- und 36 cm Schwanzlänge, mit graulichgelbem Rückenpelz, dunkler Behaarung der Gliedmaßen und des Bauches, weißen breiten Ohrbüscheln. In der Färbung des Rumpfes zeigt sich eine schwache Querstreifung, welche an dem Schwanze deutlicher auftritt.

Sagúnt (Saguntus und Saguntum), eine Stadt auf der Ostküste des alten Spanien, nördlich von Valencia, wurde durch Griechen von der Insel Zakynthos (Zante) aus gegründet, zu denen der Sage nach auch Rutuler von Ardea hergekommen waren. Durch Handel war die Stadt mächtig und reich geworden. Als die Karthager sich nach dem ersten Punischen Kriege in Spanien ausbreiteten, schlossen die Saguntiner, für ihre Freiheit und ihren Handel besorgt, ein Bündnis mit den Römern und erlangten durch deren Vermittelung, daß die Karthager sich verbindlich machten, weder ein Heer über den Ebro zu senden, noch die griech. Kolonien ihrer Unabhängigkeit zu berauben. Gegen diesen Vertrag griff Hannibal, indem er die Beschwerde, welche eine mit S. in Zwist geratene iberische Völkerschaft in Karthago geführt hatte, als Vorwand benutzte, die Stadt an, um dadurch den Krieg mit Rom zum Ausbruch zu bringen. Die Gesandtschaften der Römer, die, durch den illyrischen Krieg beschäftigt, keine Hilfe schicken konnten, an Hannibal und den karthag. Senat waren vergeblich, und nachdem die Saguntiner mit der heldenmütigsten Tapferkeit acht Monate lang Hannibals überlegener Macht widerstanden hatten, wurde die Stadt im Herbst 219 v. Chr. erobert. Ein großer Teil der Bürger verbrannte sich mit ihren Häusern, die übrigen ließ Hannibal teils niederhauen, teils als Sklaven an die Soldaten verteilen. Hierauf begann der zweite Punische Krieg. Im J. 214 stellten die Römer die Stadt wieder her, die, abermals zerfallen, dann von den Arabern aufs neue erbaut wurde. Die Reste eines Theaters sind noch vorhanden.

An S.s Stelle liegt jetzt der malerische Ort Murviedro (muri veteres), in neuester Zeit wieder Sagunto genannt, am Palancia, Station der Eisenbahn Almanza-Tarragona, mit (1877) 6287 E., wo in dem span.-franz. Kriege 25. Okt. 1811 die Armee von Aragonien unter Blake durch Suchet geschlagen wurde, worauf das Fort S. kapitulierte.

Sagus, s. Sago und Sagopalme.

Sahagun, Stadt in der span. Provinz Leon, Hauptort eines Justizbezirks, zwischen den Flüssen Cea und Valderaduey, Station der Bahn Palencia-La Coruña, mit (1877) 2588 E., hatte ehemals eine berühmte, schon von Alfonso I. dem Katholischen (gest. 765) gegründete Benediktinerabtei (mittellat. Sanctus Facundus).

Sahăra, die größte Wüste der Erde, nimmt fast die Hälfte von Nordafrika ein, wo sie im N. durch die Hochländer der Berberei, im S. durch den Sudan, im W. durch das Atlantische Meer, und im O. durch das Nilthal begrenzt wird. Bei einer Länge von fast 6200 km und einer durchschnittlichen Breite von 1500 km hat sie ein Areal von 6662600 qkm. Dieses ungeheuere Gebiet ist indes keineswegs, wie man ehedem annahm, eine einförmige Sandwüste, sondern besitzt mannigfache Bodenformen und umschließt außer vollkommen unbewohnbaren weiten Strecken zahlreiche bewohnte. Man unterscheidet in der Wüste drei verschiedene Bodenformen: Sanddünen, welche der Araber im Süden von Algerien El-Erg nennt, die Berbern in Marokko Elburdea, und die eigentümliches Tiefland sind; Hammada, fester Salzthon, häufig mit Kies oder Gesteinsbrocken bedeckt, oder Fels, bis in 400 m über dem Meere, wohl die eigentliche S., da dieses Wort «fester Boden» bedeutet; und endlich Gebirge, größtenteils aus zerstörbarem Sandstein bestehend, häufig auch aus Granit, der die Grundlage der ganzen Wüste bilden mag, nach Osten hin auch aus Porphyr. Dazwischen gestreut finden sich Oasen (s. d.).

Nach ihrer natürlichen Beschaffenheit pflegt man die S. in drei verschiedene Abschnitte zu teilen: 1) Zwischen dem Nil und dem 32. Meridian liegt die Libysche Wüste oder das Land Tu, d. h. Stein, das Gebiet der Teda oder Tebu (Tibbu), ein im Innern erst seit 1870 durch Schweinfurth und Rohlfs einigermaßen bekanntes Sandgebiet. Im Norden zieht sich, am Südrande des Libyschen Wüstenplateau, von Westen nach Osten ein 750 km langes und 28—140 km breites, bis 90 m unter dem Meeresspiegel gelegenes Gebiet, von der 52 m tiefen Oase Audschila (s. d.) und der von Dschalo (Lebba) über die 29 m tiefe Oase Siwah (s. d.) bis in den Westen des Kalksteinplateau von Gizeh, westlich von Kairo. Eine andere, von Norden nach Süden verlaufende Senke, 120—180 km westlich vom Nil, in welcher die 100 m tiefe Kleine Oase oder Bacharieh, die 85 m tiefe Oase Farafrah, die 110 m tiefe Große Oase oder Dachel und, dem Nil am nächsten, die 75 m tiefe Oase Chargeh liegen. Im 39. Meridian liegt, südlich von Audschila (in 27° nördl. Br.), die große Oase Kufarah (Kufra), südlicher die kleine Oase Wabyanga und in 18° nördl. Br. das Gebirge Wanjanga (Wadschanga); es steht im Zusammenhange mit den Gebirgen in Dar-For. Nach Nordwesten hin setzt es als eine schwarze, hohe und steile, wasser- und menschenlose Gebirgskette fort, die in 20° nördl. Br. und 30° östl. L. in Tibesti im Tarsogebirge in dem mit einem Krater versehenen Berge Kussi gipfelt. 2) Der mittlere und ausgedehnteste Teil der Wüste, die Tuaregwüste, reicht vom 32. bis zum 17. Meridian. In der Mitte erhebt sich unter dem Wendekreise, im 22. Meridian, das Plateau der Ahaggar oder Hogâr, an welches sich im Norden das Plateau Mundir und das Plateau von Tasili und im Süden das südl. Tasiliplateau anlegen, sodaß das Ganze zwischen Ain Salah und Rhat (Ghat) ein Gebirgsland von der Größe des Deutschen Kaiserreichs (540000 qkm) bildet. Die Mitte ist der höchste, bis 1950 m hohe Teil, wo die isolierten, steilen Kegel des Ilamân und Tasat zwei bis drei Monate mit Schnee bedeckt bleiben; ein acht Tagereisen messendes, sehr zerrissenes Sandsteinplateau, vermutlich mit vulkanischen Durchbrüchen. Es soll reich an schönen Thälern und Schluchten, voller Quellen und Vegetation sein, sodaß es Wein, Feigen, Senna, Ebenholz, arab. Gummi und gutes Getreide in Fülle liefert. Unter den zahlreichen Wâdis oder Wasserrissen des Gebirgslandes bilden drei die Hauptabzüge; sie müssen ehemals bedeutende Flüsse gewesen sein: der Wâdi Igharghar oder Saudi, welcher nach Norden zum Schott (Salzsee) Melghigh führt; der Wâdi Tafasasset nach Süden, welcher zum Et met Taderret und Sokoto und damit zum Niger führt, und der Wâdi Tighehert, welcher nach Westen zum Dra'a leitet. Um das Gebirgsland legen sich im Norden weite Sandgebiete, worunter die Sanddünen El-Erg, im Osten von Wargla und Tuggurt, welche bis gegen den Westen der Kleinen Syrte reichen. Hier liegt eine Reihe von Schotts oder Salzseen (Schott-el-Kebir [el-Dscherid], Schott-el-Gharsa, Schott Melghigh und viele kleine), deren Rand den Namen Bilâd-el-Dscherid, d. i. Dattelland, korrumpiert zu Biledulgerid, führt, und die bis 27 m unter dem Meeresspiegel liegen. Eine in neuerer Zeit besprochene Durchstechung der Höhe im Westen der Kleinen Syrte bei Gabes würde ein Gebiet von 16500 qkm, aber nicht die «Wüste S.» unter Wasser setzen. Südlich vom Ahaggarplateau liegt in 17° bis 19° nördl. Br. mitten in der Wüste, westlich von der in 305 m Höhe gelegenen salzreichen Oase Bilma, ein anderes, gegen 1600 m hohes Gebirgsland von wunderbar grotesken Granit-Basalt-Felsmassen, Aïr (s. d.). 3) Der westlichste Teil der S., vom 17. Meridian bis zum Atlantischen Meere, ist das Gebiet der maurischen Stämme: sandiges Tiefland, in welches sich vom südl. Ahaggarplateau eine mächtige Hammada hineinzieht, die wasserlose, steinige Tanesruft, eine furchtbare und berüchtigte Salzthonfläche. Zwischen ihr und der Küstenhammada liegt die an Palmen reiche Region hoher Sandhügel Igidi; und südlich von der Tanesruft die Afelele oder Kleine Wüste, reich an Brunnen und hübschen Thälern, die sich trefflich zur Kamelzucht eignen. Von dieser nach Westen breitet sich der ganz vegetationslose Landstrich El-Dschuf oder der Leib der Wüste aus, eine große Einsenkung voller Steinsalz, an die sich westlich im Lande Adrar die Region Magther anschließt, welche aus 140 m hohen Sanddünen besteht, von der nördlich und westlich der Sandboden der Wüste sich bis weit ins Meer hindehnt.

Die Zahl der Wüstenbewohner ist unbekannt; sie wird von Behm und Wagner (1880 und 1882) auf 2870000 berechnet, ohne die zu Marokko, Algerien, Tunis, Tripoli und Ägypten gehörenden Teile, aber mit dem südlich am Niger gelegenen Songhaygebiet (2 Mill. E.). Von diesen kommen 400000 auf die nördlich von Wadaï und Dar-For gelegenen Länder Bodele, Bahr-el-Ghasal und Kanem, 70000 auf Tuat (das Land im Südosten von Marokko, von Mauren bewohnt), 20000 auf das Plateau der Ahaggar, 120000 auf die südl. Tuaregs, 60000 auf Aïr, 185000 auf die Mauren im Norden von Senegambien (Trarza, Brakna, Duaïsch), 12000 auf die Tibestithäler und 3000 auf Kauar. Der Handelsverkehr durch die S. mittels Karawanen ist ein ziemlich lebhafter; man bringt aus dem Süden Sklaven, Gummi, Elfenbein, Straußenfedern, Goldstaub, ferner Rinder, Häute, Getreide, Baumwolle, Indigo, Erdnüsse, Palmöl und Schib-

butter nach den nördl. Küstenländern, dagegen liefert der Norden namentlich Natron und Datteln (Fessan), sowie Halfa und Getreide (Tripoli), die Oase Bilma Salz. Die hauptsächlichsten Karawanenstraßen führen von Timbuktu nach dem Wadi Dra'a und nach Tuât, von Sokoto über Aïr und Ghat nach Ghadames und Mursuk, von Kuka in Bornu über Bilma und Mursuk nach Tripoli, von Wadaï über Wanjanga, Kufarah (Kufra) und Audschila nach Bengasi, von Dar-For nach Siut. Den an Erzeugnissen reichen westl. Sudan einerseits mit Algerien, andererseits mit Senegambien in lebhaftere Verbindung zu bringen, ist seit 1876 auf franz. Seite der Bau einer Eisenbahn von Algier über El-Goléa und Tuât nach Timbuktu, sowie deren westl. Verlängerung nach St.-Louis ins Auge gefaßt worden; im Süden Algeriens wurden sogar Vorarbeiten zur Ausführung dieses Planes in Angriff genommen; jedoch sind auf der Strecke Tuât-Timbuktu die Hitze, der Wassermangel und die Feindseligkeit der Tuareg schwer zu überwindende Hindernisse. Dagegen hat Rohlfs eine Linie Tripoli-Kuka in Vorschlag gebracht und für seine Idee die wesentlich kürzere Entfernung, den weit weniger fühlbaren Wassermangel und schließlich die größere Sicherheit der hier in Betracht kommenden Landstriche geltend gemacht, da die nördl. Hälfte des Wegs durch türk. Gebiet (Tripoli und Fessan, führt. Kulturpflanzen der Oasen sind die Dattelpalme, die Feige, Korn, Gerste, Sorghum, Hirse, die Weinrebe Henna (Lawsonia inermis); die Blätter der wild wachsenden Senna (Cassia obovata) bildeten früher einen wichtigen Ausfuhrartikel. Eine der bekanntesten, verbreitetsten und als Nahrungsmittel nützlichsten Pflanzen der S. ist das Gras Drin (Arthratherum pungens). Haustiere sind das Kamel, Pferd, Zebu, der Esel, das Schaf, die Ziege und der Hund; von wilden Tieren sind besonders zu nennen Hyänen, Schakale, Geparde (Felis jubata), Antilopen, Strauße, Eidechsen, Schlangen, Skorpione. Aus einem See in Fessan, Bahar-el-Dud, werden die Larven einer Fliege (Fessanwurm, Arthemia Oudneii) massenhaft gefischt und verspeist. Das Klima charakterisiert sich im allgemeinen als sehr trocken und heiß. Der Regenmangel hat dieses Gebiet zur Wüste gemacht. Die Hitze steigt im Sommer nachmittags meist über 50° C., wogegen des Nachts durch Ausstrahlung oft empfindliche Abkühlung erfolgt und im Winter zu Mursuk Fröste vorkommen.

Vgl. Soleillet, «Exploration du S. central» (Algier 1874); Largeau, «Le S.» (Neuchâtel 1876); Klunzinger, «Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Roten Meere» (Stuttg. 1877); Chavanne, «Die S.» (Wien 1878 fg.); Nachtigal, «S. und Sudan» (2 Bde., Berl. 1879—81).

Sahlband, soviel wie Sahlleiste.

Sahlit, soviel wie Salit.

Sahlleiste (frz. lisière, engl. list, selvedge), auch Leiste, Sahlband, Saalband, Sahlende, Selbende oder Egge genannt, die Webkante, die längs der Gewebe zu beiden Seiten hinlaufende schmale Einfassung von stärkern oder andersfarbigen Kettenfäden.

Sahne, s. Rahm.

Saibling (Salmo salvelinus), einer der wohlschmeckendsten, aber auch teuersten Fische aus der Familie der Salmoniden (s. d.), der in den Tiefen der Seen der Alpen, der Gebirge Skandinaviens und Großbritanniens vorkommt, bis 50 cm lang wird und eine sehr veränderliche Färbung hat.

Said, Stadt in Ägypten, s. Port-Said.

Saïd («das Aufsteigende»), der arab. Name für Oberägypten, welches einige Meilen oberhalb Kairos beginnt und sich bis zu den ersten Nilkatarakten bei Syene erstreckt. (S. Ägypten.)

Saïd Pascha, Vizekönig von Ägypten, vierter Sohn Mehemed-Alis, geb. 1822, erhielt durch Franzosen eine europ. Bildung. Sein Vater bestimmte ihn für die Marine und ernannte ihn später zum Großadmiral der ägypt. Flotte, in welcher Eigenschaft er den Palast Gabbari bei Alexandria bewohnte. Als 13. Juli 1854 Abbas Pascha, sein Neffe, gestorben, fiel ihm nach dem für die Erbfolge in seinem Hause bestehenden Senioratsrecht die Regierung des Landes zu, die er auch drei Tage später zu Kairo antrat. Hierauf ging er nach Konstantinopel, wo er die Investitur erhielt. Nach seiner Rückkehr rüstete er für den Sultan ein Hülfskorps von 10000 Mann, das unter dem Befehle Menikli Paschas am Orientkriege teilnahm. Europäisch gebildet und wohlwollenden Charakters, suchte S. im Innern die unter seinem Vorgänger eingeschlichenen Übelstände zu beseitigen. Namentlich beschränkte er die Gewalt der Provinzial- und Gemeindebehörden, führte eine regelmäßige Rekrutierung ein, schaffte die Fronen ab, ordnete das Steuerwesen, gab die Bodenkultur frei und verwandelte die Naturalleistungen in eine Geldsteuer. Im März 1857 ging er mit einem Korps von 5000 Mann in den Sudan, wo er ebenfalls auf persönliche Freiheit gegründete Zustände anzubahnen suchte. Die Sklaverei und der Sklavenhandel wurden abgeschafft. Im Finanzwesen des Landes trennte er die Staatsbedürfnisse von seinen persönlichen Ausgaben und führte eine Kontrolle ein. Im J. 1860 schaffte er den aus den Würdenträgern und Mitgliedern seiner Familie zusammengesetzten Rat ab, der zugleich als Staatsrat und Cassationshof gegolten hatte, und führte einen Geheimen Rat von sieben Mitgliedern ein, die ihm überallhin folgten. Überhaupt war er bemüht, die Landesverwaltung nach dem Vorbilde seines Vaters zu konzentrieren. Unter dem Einflusse des Franzosen Lesseps nahm er das schon von seinem Vater gehegte Projekt des Suezkanals auf, dessen Ausführung er eifrig betrieb. S. starb 18. Jan. 1863. Er hinterließ einen zehnjährigen Sohn Tußun. In der Regierung folgte ihm sein Neffe Ismail Pascha (s. d.).

Saïd Pascha (Mehemed), mit dem Zunamen Kütschük, bekannter türkischer Staatsmann, gehört der Partei an, welche die Reform ohne Anlehnung an das Ausland aus eigener Initiative der Pforte ins Leben rufen will. S. nahm 1860 unter Fuad Pascha an der Pacifikation Syriens hervorragenden Anteil, wofür ihm die Paschawürde zuteil wurde. Später wurde er mit der Verwaltung der Inseln des Archipels und Cyperns betraut und stand beim Beginn des Russisch-Türkischen Krieges von 1877 bis 1878 den Sandschaks von Tultscha und Tirnowa vor. Obwohl kein Soldat, hatte er im Verlaufe des Krieges das Kommando des Korps von Osmanbazar zu übernehmen und er selbst focht nicht unglücklich, wenn er auch dem Kriege keine vorteilhafte Wendung zu geben vermochte. Nach dem Frieden berief ihn der Sultan Abdul-Hamid II. als Sekretär in sein Kabinett und ernannte ihn zum Mitglied der Reformkommission, in welcher

Eigenschaft er mit Baker Pascha Kleinasien bereiste. Im J. 1879 wurde er erster Minister und mußte als solcher wiederholt den Ansprüchen Englands entgegentreten. Dies kostete ihm 1880 seine Stellung; jedoch berief ihn der Sultan schon nach drei Monaten zurück. Es gelang ihm, die montenegr. und griech. Grenzstreitigkeiten beizulegen und mit den Staatsgläubigern der Türkei ein Abkommen zu treffen. Durch den Prozeß wider die Mörder des Sultans Abd-ul-Asis wußte er seinen Nebenbuhler Midhat zu beseitigen. Am 2. Mai 1882 abermals entlassen, wurde er im Juli wieder eingesetzt und im Dezember 1882 zum Großvezier ernannt, welchen Posten er bis zum Herbst 1885 bekleidete.

Weniger bedeutend als Kütschük S. ist Schischmân (der dicke) S., welcher 1883—85 die Pforte in Berlin vertrat und im Herbst 1885 zum Minister des Auswärtigen ernannt wurde.

Saida, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, s. Sayda.

Saida, Stadt in Algerien, Provinz Oran, am Nordrande des Saidagebirges, 890 m über dem Meere, Station der Eisenbahn Arseu-Mescherda, mit 5365 E., einem Hospital, einer Kaserne und arabischem Markt, war ehemals ein wichtiger Stützpunkt Abd-el-Kaders.

Saida, Seida, das altphöniz. Sidon (s. d.), Küstenstadt im türk. Mutessariflik Beirut in Syrien, 37 km südlich von Beirut, am Nordwestabhange eines ins Mittelmeer vorspringenden Vorgebirges, in einer reizenden, fruchtbaren, namentlich durch Obst- und Seidenbau ausgezeichneten Gegend gelegen, im Innern eng gebaut, schmutzig, feucht und ungesund, aber von schönen Gärten umgeben, ist, seitdem im 17. Jahrh. der Drusen-Emir Fakhr-eddin zum Schutz gegen die Landung türk. Truppen den Hafen verschüttet, nur noch für kleine Schiffe zugänglich und zählt 9—12000 E., meist Mohammedaner, neben einer geringen Anzahl griech.-kath. und maronitischer Christen und etwa 80 jüd. Familien, die in einem besondern Stadtteil wohnen. Die Bevölkerung betreibt hauptsächlich Fang von Fischchen, die eingesalzen werden. Die vor dem verschütteten Hafen offen liegende Reede hat klippigen Grund. Ein in Trümmern zerfallenes, sehr altes Schloß steht auf einem großen künstlichen Molo am Eingang des Hafens und ist mit der Stadt durch eine schmale Brücke von acht Bogen verbunden. In diesen Ruinen fand man 1840 mehrere Töpfe mit Goldmünzen aus der Zeit Alexanders d. Gr., im Wert von 40000 Doll., und 19. Jan. 1855 den Sarkophag des Sidonierkönigs Eschmunazar, 2 km südöstlich von S. Auch wurde hier 1860 bei der franz. Expedition unter Renan die Nekropolis des alten Sidon ausgegraben und bedeutende archäol. Funde gemacht. Als wichtige Feste der Küstenstraße war S. wiederholt Gegenstand des Kampfes zwischen den Kreuzfahrern und den Sarazenen, wurde 1107 von König Balduin I. belagert, 19. Dez. 1110 demselben nach sechswöchentlicher Belagerung übergeben, 1187 von Saladin erobert, über dessen Truppen die Christen 23. Okt. 1187 hier einen Sieg erfochten, 1219 von den Sarazenen geplündert und zerstört, dann 1253 von Ludwig dem Heiligen von Frankreich wieder aufgebaut, aber 1260 von den Mongolen abermals zerstört; 1291 fiel S. für immer in die Hände der Moslim. Am 28. Sept. 1840 wurde S. von der türk.-österr.-engl. Flotte unter Commodore Napier bombardiert und erstürmt. Nur 2 km östlich von der Stadt liegt das Kloster Mar Elias.

Saidschütz, s. Seidschütz.

Saif-allâh (»Schwert Gottes«), Beiname von Chalid (s. d.), dem Feldherrn Mohammeds.

Saigaantilope (Colus tataricus, Tafel: Antilopen I, Fig. 8) heißt eine 1,30 m lange und 89 cm hohe schmutzig weißgraue Antilope, mit 35 cm langen, leierförmig gebogenen Hörnern, die bloß dem Bock zukommen. Der obere und vordere Teil der Nase ist zu einem aus Bindegewebe und Fett bestehenden Rüssel umgewandelt, der durch zahlreiche innere Muskelbündelchen eine große Beweglichkeit besitzt. In der frühen Diluvialzeit bewohnte die S. ganz Mitteleuropa bis Frankreich, im vorigen Jahrhundert kam sie noch in Polen vor; gegenwärtig findet sie sich in Europa, als einzige hier vorkommende Antilope, in der Kalmückensteppe zwischen Don und Wolga. In Westasien bewohnt sie die Steppen bis zum Altai und Irtysch.

Saiger oder seiger (Bergbau), gleichbedeutend mit senkrecht; saigerfallende Gänge sind solche mit 75—90° Fallen; der Saigerpunkt ist die senkrechte Projektion einer Stelle in der Grube nach oben oder unten.

Saigerdörner, s. Dörner.

Saigern bezeichnet einen Hüttenprozeß, der auf der verschiedenen Schmelzbarkeit der Bestandteile einer Verbindung oder eines Gemenges gegründet ist und ausgeführt wird, indem man die für das S. bestimmte Masse so weit erhitzt, daß sich der leicht flüssige Teil von dem streng flüssigern fest bleibenden durch Schmelzen absondert. Das S. wird auf Saigerplatten, gemauerten oder eisernen etwas geneigt liegenden Platten, in Tiegeln oder auch in Öfen, Herd-, Wind- oder Röhrenöfen vorgenommen und angewendet zur Trennung von Wismut, Schwefelantimon von beibrechender Gangart, des Werkbleies vom Kupfer, des Zinns vom Eisen. Das Pattinsonieren (s. d.) ist unter die Saigerprozesse zu rechnen.

Saignelégier, Hauptort des Bezirks Freiberge (s. d.) im Kanton Bern.

Saigon, die befestigte Hauptstadt der franz. Kolonie Cochinchina (s. d.) in Hinterindien, liegt unter 10° 35′ nördl. Br. und 106° 44′ östl. L. (von Greenwich) in gerader Linie 45 km von der Küste entfernt, am linken westl. Ufer des gegen 300 m breiten, für die größten Fahrzeuge schiffbaren, mit seinen zahlreichen Nebenflüssen ein vielverzweigtes Delta bildenden Saigonflusses. Vor der Occupation durch die Franzosen war S. eine große Stadt von 55000 E., die meistens in Häusern aus Bambus wohnten und belebte Schiffswerfte unterhielten. Bei der Eroberung durch die Franzosen wurde die Stadt jedoch größtenteils zerstört und erhält seitdem mehr und mehr durch Neubauten ein europ. Ansehen. Nachdem 17. Febr. 1859 Admiral Rigault de Genouilly S. selbst genommen, eroberte 24. Febr. 1861 Vizeadmiral Charner die von den Annamiten westlich von S. in der Nähe errichtete Festung Quinhoa (Kihoa), sowie nach und nach die übrigen wichtigsten Punkte des Landes. Der Kaiser von Annam trat sodann im Vertrage von Saigon 3. Juni 1862 das Land an Frankreich ab. Die Stadt S. war früher der Hauptsitz des Handels von Annam, der gegenwärtig zunehmende Bedeutung gewinnt. Am 22. Febr. 1860 erklärten die Franzosen S. als Hafenplatz, und schon 1862

waren 114 europ. Schiffe und 72 chines. Dschonken im Ausfuhrhandel beschäftigt. Der Export besteht hauptsächlich in getrockneten Fischen, Kokosnußöl, Büffelhäuten und Büffelhörnern, Arecanüssen, Baumwolle und Kattungeweben, Zucker, Hülsenfrüchten, Tabak, Seide u. s. w. im Werte von 24 Mill. Mark, während die Einfuhr einen Wert von 6 Mill. Mark hatte. Durch die Dampfschiffe der franz. Messagerien steht S. direkt mit Marseille und durch Anschluß dieser Linie an die übrigen südostasiatischen, mit allen Hafenplätzen von China, Japan, den Philippinen, von Niederländ.-Indien, Hinter- und Vorderindien sowie mit der Ostküste von Afrika und Australien in Verbindung. Die ebenfalls zum franz. Cochinchina gehörige Stadt Mitho (Mytho) liegt etwa 60 km südwestlich von S., am östlichsten Arme des Mekiang, 46 km von dessen Mündung, und bildet den Schlüssel des ganzen Stromdeltas; sie wurde 14. April 1861 von den Franzosen erobert. Die Stadt selbst zählt etwa 15000 E. (darunter 4000 Katholiken).

Sailer (Joh. Michael), berühmter kath. Kanzelredner und ascetischer Schriftsteller, geb. 17. Nov. 1751 zu Aresing unweit Schrobenhausen in Bayern, studierte zu München Theologie und trat 1770 zu Landsberg in den Jesuitenorden. Nach der Aufhebung des Ordens (1773) vollendete er in Ingolstadt seine philos. und theol. Studien, und nachdem er hier drei Jahre öffentlicher Repetitor gewesen, wurde er 1780 zweiter akademischer Professor der dogmatischen Theologie, verlor jedoch 1781 seine Stelle und kam 1784 als Professor an die damals bischöfl. augsburgische Universität in Dillingen. Im J. 1794 als nicht zuverlässig orthodox abgesetzt, lebte er teils zu München, teils zu Ebersberg in Oberbayern. Im J. 1799 wurde er Professor an der Universität zu Ingolstadt und, als diese im folgenden Jahre nach Landshut verlegt ward, ord. Professor der Theologie, 1821 Domkapitular zu Regensburg, 1822 Bischof von Germanicopolis und Koadjutor des Bistums Regensburg, später bayr. geistlicher Rat, auch Generalvikar, 1825 Dompropst an der Kathedrale zu Regensburg und 1829 Bischof daselbst. Allgemein geachtet auch von andern Konfessionsverwandten, starb er 20. Mai 1832. Die Zahl seiner Schriften ist sehr groß, und es haben insbesondere die ascetischen durch ihre tiefe, innige Mystik wie durch ihre Gleichgültigkeit gegen die sog. kirchlichen Werke ebenso sehr für einen milden, toleranten Geist als für die Erweckung wahrer Religiosität unter den Katholiken trefflich gewirkt. Die größte Verbreitung fand sein «Gebetbuch für kath. Christen», das noch immer im Gebrauch ist. Eine Sammlung seiner «Sämtlichen Schriften» hat Widmer (40 Bde., Sulzb. 1830—42) besorgt. Vgl. die Biographien S.s von Bodemann (Gotha 1856) und Aichinger (Freiburg 1865).

Saillant (frz.) oder ausspringender Winkel wird in der Befestigungskunst durch zwei Brustwehrlinien gebildet, die unter einem Winkel in der Art zusammenstoßen, daß die offene Seite dem Verteidiger zugekehrt ist, im Gegensatz zum Rentrant oder einspringenden Winkel. Vor der Spitze des S. entsteht ein unbestrichener Raum, der um so größer ist, einen je kleinern Winkel der S. bildet; kleine S. werden daher möglichst vermieden.

Saima oder Saimen, einer der größten Seen im Großfürstentum Finland, bildet nur das südlichste, bei der Stadt Willmanstrand endende Becken des großen Wassersystems von Ostfinland oder von Savolaks und Karelien, das sich gegen Norden und Nordosten mit seinen zahlreichen Seebecken, Buchten und Verbindungsarmen über 370 km ausdehnt und zum Centralbassin den Enovesi, nördlich von Nyslott, hat. Der See nimmt 1760 qkm ein, liegt 76 m über dem Meere, hat sehr buchtenreiche und malerische Ufer und nur spärlich oder gar nicht bewohnte Inseln und Schären, er ist sehr fischreich und beherbergt auch Seehunde. Von April bis August steigt er durchschnittlich um 2 m. Abfluß hat er gegen Südosten in den Ladogasee durch den Wuoksen, der bald nach seinem Austritt den Wasserfall Imatra (s. d.), weiterhin aber eine Kette von Seen bildet. Zur direkten Verbindung des Sees mit dem Finnischen Meerbusen wurde 1844 der 56 km lange Saimakanal zwischen Willmanstrand und Wiborg begonnen und im Herbst 1857 dem Verkehr eröffnet. Der Kanal hat 28 Schleusen und kann auch von größern Schiffen benutzt werden, wodurch die Städte Kuopio, Nyslott und Joensuu in direkter Verbindung mit dem Auslande stehen.

Sainetes, s. Entremes.

Sain Mirza Schâh Sofi, s. unter Abbâs I.

Saint-..., Artikel, die man hier vermißt, sind unter dem betreffenden Hauptnamen zu suchen; s. auch Sainte-, San-, Sankt-, Santa-, São.

Saint-Affrique, ehemals auch Saint-Frique, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Aveyron, an der Sorgue, 325 m über dem Meere, Station der Linie Tournemire-S. der Südbahn, zählt (1881) 5237 (Gemeinde 7598) E. und hat ein Handelsgericht, ein Collège, eine Ackerbau- und Gewerbekammer, Weinbau, Fabrikation von Roquefortkäse, Woll- und Baumwollindustrie.

Saint-Aignan, franz. Stadt, s. Aignan.

Saint-Albans, engl. Marktflecken, s. Albans.

Saint-Albans (Herzogin von), eine talentvolle londoner Schauspielerin, geborene Mellon, fesselte den reichen Bankier Coutts dergestalt, daß er sie heiratete und bei seinem Tode zur Erbin seines Vermögens einsetzte. Sie ward hierauf die Gemahlin von William Aubrey de Vere Beauclerk (geb. 1801), neunten Herzogs von S. Als sie 6. Aug. 1837 starb, hinterließ sie, außer einem Anteil an dem Bankierhause Coutts u. Komp., ein Vermögen von 1800000 Pfd. St., welches sie der Miß Angela Burdett, jüngsten Tochter des 1844 verstorbenen Parlamentsmitgliedes Sir Francis Burdett (s. d.), vermachte, die dadurch die reichste Erbin Großbritanniens wurde. Der herzogl. Gemahl erhielt nur ein Legat und eine nach seinem Tode an die Hauptmasse zurückfallende jährliche Gewährung von 10000 Pfd. St. Die vielen Freier, welche diese enormen Reichtümer der 26jährigen Miß Burdett, die dem Testament zufolge den Namen Coutts annahm und seitdem als Miß Burdett Coutts bekannt war, zuführten, beschäftigten die londoner Skandalchronik Jahre hindurch.

Saint-Amand (Saint-Amand-Montrond, franz. Stadt; Saint-Amand-les-Eaux, franz. Stadt; Saint-Amand-sur-l'Elnon, berühmtes Kloster; Saint-Amand, Dorf in Belgien), s. unter Amand.

Saint-Amand-les-Puers, Gemeinde im Bezirk Mecheln der belg. Provinz Antwerpen, Station der Linie Boom-Dendermonde der Belgischen Staatsbahnen, mit 2676 E.

Saint-Ambroix, Stadt im franz. Depart. Gard, Arrondissement Alais, an der Cèze, Station der Linie Alais-Bességes der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, Sitz eines reform. Konsistoriums, hat (1881) 3454 E., Zinkgießerei und Seidenspinnerei.

Saint-Amour, Stadt im franz. Depart. Jura, Arrondissement Lons-le-Saunier, Station der Linien Vesoul-Besançon-Lyon und Dijon-S. der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat (1881) 2437 E., ein Collège, Weinbau, Marmorbrüche und Maschinenbau.

Saint-Andrews, schott. Stadt, s. Andrews (Saint-).

Saint-Andrews, die größte der Bahama-Inseln (s. d.).

Saint-Anna de Chaves, Hauptstadt der Guinea-Insel Saint-Thomas (s. d.).

Saint-Anthony, ehemals Stadt im nordamerik. Staate Minnesota, links am Mississippi, ist seit 1870 mit Minneapolis (s. d.) vereinigt.

Saint-Antonin, Stadt im franz. Depart. Tarn-et-Garonne, Arrondissement Montauban, ehemals im Rouergue, an der Einmündung der Bonnette in den Aveyron, Station der Linie Leros-Montauban der Orléansbahn, zählt (1881) 4682 E. und hat ein Stadthaus aus dem 12. Jahrh., Wollindustrie, Gerbereien und Handel.

Saint-Arnaud, franz. Marschall, s. Arnaud.

Saint-Asaph, Stadt im engl. Fürstentum Wales, Grafschaft Flint, links am Elwyd, Station der Linie Rhyl-Denbigh der London- und Northwesternbahn, ist Bischofssitz und hat 1900 E. S. hieß in vorengl. Zeit Lhan Elwy, mittellat. Elgua.

Saint-Aubin (auf Jersey), s. unter Normannische Inseln.

Saint-Aubin (Andreas Nicolai de), dän. Novellist, s. Bernhard (Karl).

Saint-Augustine, Hafenstadt im nordamerik. Staate Florida, s. Augustine (Saint-).

Saint-Austell, Stadt in der engl. Grafschaft Cornwall, unweit der St.-Austell-Bai des Kanals, Station der Linie Exeter-Totneß-Penzance der Great-Westernbahn, hat (1881) 3612 E., einen Seehafen, Kupfer-, Zinn- und Kaolingruben.

Saint-Avold, Kantonshauptort in Deutsch-Lothringen, s. Avold.

Saint-Barthélemy, eine der Antillen, s. Barthélemy (Saint-).

Saint-Bees, im Mittelalter auch Begu, Ortschaft in der engl. Grafschaft Cumberland, an der Ostküste der Irischen See, Station der Linie Carnforth-Whitehaven der Furneßbahn, hat (1881) 10885 E. und ein anglik. Priesterseminar. Im NW. von S. begrenzt das Vorgebirge Saint-Bees-Head (mit Leuchtturm) südlich den Solway-Firth.

Saint-Brieuc, s. Brieuc (Saint-).

Saint-Calais, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Sarthe, an der Anille, Station der Linie Mamers-S. der Orne- und Sarthebahn und der Linie Château-du-Loir-S. der Staatsbahnen, zählt (1881) 3616 E. und hat Wollspinnerei, Woll- und Leinweberei und Fabrikation von Drainageröhren.

Saint-Catharine, Insel im nordamerik. Staate Georgia, liegt im Atlantischen Ocean, 1,5 km vom Hauptland, ist 24 km lang und durch den gleichnamigen Sund vom Festlande getrennt.

Saint-Catharine's, Stadt in der Provinz Ontario der Dominion of Canada, zählt (1881) 9631 E. und hat sehr besuchte Mineralquellen.

Saint-Cergues, Pfarrdorf mit (1880) 374 E., im Bezirk Nyon des schweiz. Kantons Waadt, liegt 1046 m über dem Meere, 10 km nordwestlich von Nyon, an der 26 km langen Poststraße von Nyon zum franz. Fort les Rousses, die dicht hinter dem Dorfe in den Engpaß zwischen der Dôle und dem Noirmont eintritt, unweit der franz. Grenze mit 1263 m ihre Paßhöhe erreicht und sich am Ausgang des Dappenthals mit der Straße des Col de la Faucille vereinigt. Früher ein ärmliches Bergdorf, dem nur seine Lage an der Paßstraße nahe der Grenze einige Bedeutung verlieh, ist jetzt S., dank seinem Höhenklima und seiner malerischen, aussichtsreichen Umgebung ein vielbesuchter Luftkurort.

Saint-Chamas, Stadt im franz. Depart. Bouches-du-Rhône, Arrondissement Aix, Station der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, liegt an der Nordwestspitze des Étang de Berre und hat (1881) 2393 E., eine große Pulverfabrik und Zuckerraffinerie. Etwa 500 m südöstlich von S. führt eine 21 m lange und 6 m breite antike röm. Brücke (Pont Flavien) mit je einem kleinen Triumphbogen an jedem Ende, sowie ein 385 m langer Eisenbahnviadukt über die in den Étang de Berre mündende Touloubre.

Saint-Chamond, s. unter Saint-Étienne.

Saint-Charles, Stadt und Hauptort des gleichnamigen County im nordamerik. Staate Missouri, liegt auf dem linken (nördl.) Ufer des Missouri, 9 km vom Mississippi, an der St.-Louis-Kansas-City- und Northern-Eisenbahn, zählt (1880) 5014 E., worunter 517 Farbige. Über den Missouri führt eine 1993 m lange eiserne Brücke, 1868—71 erbaut. S. hat 1 Hochschule, 2 Colleges, 1 Konvent, 11 Kirchen, 1 Eisengießerei, 1 Maschinenwerkstatt, 6 Mühlen, mehrere Woll-, 1 Möbel-, 1 Wagen-, 2 Tabaks-, 1 Strumpf- und mehrere andere Fabriken und 1 Nationalbank. Im J. 1769 wurde hier eine Niederlassung unter span. Herrschaft gegründet.

Saint-Christopher oder Saint-Kitts, brit. Antilleninsel, s. Christoph (Sankt).

Saint-Clair, Stadt im gleichnamigen County im nordamerik. Staate Michigan, liegt am St.-Clair und an der Mündung des Pineflusses, und hatte (1880) 1923 E. Außer öffentlichen Schulen gibt es 1 Unionsschule, 5 Kirchen, 1 National- und 1 Privatbank, 1 Zeitung, 1 Eisengießerei, mehrere Brauereien, Sägemühlen und 2 Schiffsbauhöfe.

Saint-Clairsee, s. u. Huronsee.

Saint-Clar, Stadt im franz. Depart. Gers (s. d.).

Saint-Claude, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Jura, links an der Bienne, seit 1724 Sitz eines Bischofs, zählt (1881) 8216 E. und hat nicht unbedeutende Industrie, namentlich in Uhren und Drechslerwaren. S. verdankt seinen Ursprung einer vom heil. Romanus um 430 gestifteten Abtei (Condatisco), welche durch Papst Benedikt XIV. in ein Bistum verwandelt wurde.

Saint-Cloud, Stadt im Arrondissement Versailles des franz. Depart. Seine-et-Oise, mit (1881) 3645 (als Gemeinde 4126) E. und einem Schloß und Park, auf einer Anhöhe am linken Ufer der Seine westlich von Paris gelegen, ist Station der Linien Paris-Versailles (rechtes Ufer) und S.-Saint-Cyr der Westbahn. Das Schloß, ursprünglich von Jérôme de Gondy, einem reichen Financier, 1572 erbaut, wurde 1658 von Ludwig XIV. angekauft und seinem Bruder, dem Herzog von Orléans, geschenkt, der es durch Mansard vergrößern ließ.

Der Gartenkünstler Lenôtre legte den Park an, der für sein Meisterstück gehalten wird. Ludwig XVI. kaufte diesen Landsitz 1782 für die Königin Marie Antoinette, die sich sehr in S. gefiel und verschiedene Anbauten daselbst machen ließ. Während der Revolution war das Schloß einem Speisewirt verpachtet, der hier Tanzfeste gab, bis in den letzten Tagen des Direktoriums die beiden Räte ihre Sitzungen dahin verlegten. Der Rat der Alten versammelte sich in der reichen Galerie d'Apollon; die Fünfhundert hielten Sitzung in dem schmalen Orangeriesaal, wo die Hauptbegebenheiten des 18. Brumaire vorfielen. Napoleon I. behielt stets eine entschiedene Vorliebe für das Schloß von S., wo er den ersten Grund zu seiner Regentengröße legte. Er ließ es mit großem Kostenaufwande wieder bewohnbar machen und nahm zeitweise seinen Aufenthalt daselbst. Selbst als Kaiser besorgte er hier die Reichsangelegenheiten öfter als in Paris. Schwarzenberg und Blücher hatten 1814 und 1815 in dem Schlosse ihr Hauptquartier; am 3. Juli wurden hier die Bedingungen der Übergabe von Paris an Blücher und Wellington unterzeichnet. Karl X. bewohnte es, als die Revolution von 1830 ausbrach, und unterzeichnete auch hier 25. Juli die verhängnisvollen Ordonnanzen, welche jene Revolution veranlaßten. Während der Juliregierung war das Schloß im Besitze der Civilliste und Sommerresidenz der königl. Familie; auch Napoleon III. nahm im Sommer hier gern seinen Aufenthalt und ging von S. am 27. Juli 1870 zur Armee ab. Bei der Belagerung von Paris wurde es 13. Okt. 1870 vom Fort des Mont-Valérien aus in Brand geschossen, enthielt jedoch keine Kunstwerke, kostbare Möbeln und Gobelinstapeten mehr, als der Brand daraus eine Ruine machte. Die Pfarrkirche wurde 1865 von Delare im roman. Stil erbaut und besitzt Wandgemälde von J. Duval-le-Camus. Jedes Jahr in den letzten drei Wochen des September wird auf der großen Gartenterrasse längs der Seine eine große Kirchweih, La Fête de S., gehalten, die berühmteste in der ganzen Umgegend von Paris. S. verdankt seinen Namen dem Merowinger St.-Chlodoald (Sohn des Königs Chlodomer), welcher hier ein Kloster gründete und darin 560 starb. Der Ort wurde 1346 von den Engländern und 1411 von den Armagnacs niedergebrannt. Als Heinrich III. 1589 Paris belagerte, schlug er zu S. sein Lager auf, in welchem er von dem Dominikaner Jacques Clément ermordet wurde.

Saint-Cyr (Laurent Gouvion, Marquis de), Marschall und Pair von Frankreich, geb. zu Toul 16. April 1764, widmete sich der Miniaturmalerei, welche er 1782 und 1783 in Rom erlernte. Während der Revolution wurde er 1792 in einem pariser Freiwilligenbataillon zum Hauptmann gewählt. Er war schon 1793 Generaladjutant und stieg nach der Schlacht bei Kaiserslautern zum Brigadegeneral. Seit 1794 Divisionsgeneral, erhielt er 1798 an Masséna's Stelle den Oberbefehl in Rom. Doch mußte er bald das Kommando niederlegen, weil er die franz. Regierungskommissare gezwungen hatte, eine der Familie Doria geraubte kostbare Monstranz zurückzugeben. Im J. 1799 kämpfte er unter Jourdan in Deutschland, später in Italien unter Moreau. Nach der Schlacht von Hohenlinden 1800 wurde er zum Staatsrat ernannt. Nach dem Frieden von Lunéville übertrug ihm Bonaparte den Oberbefehl gegen Portugal. Als Lucian Bonaparte von dem Gesandtschaftsposten zu Madrid abgerufen wurde, trat S. an dessen Stelle. Er übernahm 1803 den Befehl über das Armeekorps im Königreich Neapel. Nachdem er bei Errichtung des Kaiserthrons Generaloberst der Kürassiere geworden, übernahm er in Italien unter Masséna den Schutz der Küste des Adriatischen Meers gegen die Österreicher, leitete die Einschließung von Venedig und nötigte 24. Nov. 1805 bei Castel-Franco das Korps des Prinzen Rohan zur Kapitulation. Im J. 1807 kämpfte er in Preußen und Polen und führte nach dem Frieden von Tilsit ein Korps in Catalonien. Weil er jedoch die Belagerung von Gerona nicht energisch genug geführt, wurde er auf seine Güter verwiesen und erst 1811 wieder zu Gnaden angenommen. Bei Eröffnung des russ. Feldzugs übernahm er den Befehl des 6. Armeekorps (Bayern), welches mit Oudinots Korps gegen Wittgenstein stehen blieb, und nach Oudinots Verwundung auch über dessen Korps. Er errang bei Polozk 17. Aug. 1812 einen Sieg über die Russen, der ihm den Marschallsstab brachte. Während des Rückzugs bestand er 14. bis 20. Okt. auf demselben Schlachtfelde wiederum gegen Wittgenstein mehrere Gefechte, in denen er schwer verwundet wurde. Im Feldzuge von 1813 zeichnete er sich in der Schlacht bei Dresden aus und blieb zur Verteidigung der Stadt nach dem Aufbruch der Hauptarmee zurück. Erst 11. Nov. schloß er eine ehrenvolle Kapitulation, welche jedoch die verbündeten Monarchen verwarfen, sodaß er mit 16000 Mann kriegsgefangen nach Ungarn abgeführt und erst nach der Restauration der Bourbons entlassen wurde. Ludwig XVIII. erhob ihn zum Pair und ernannte ihn, weil er während der Hundert Tage treu geblieben, 9. Juli 1815 zum Kriegsminister. Um nicht die Verträge mit den fremden Mächten zu unterzeichnen, dankte er im November wieder ab. Der Hof gab ihm die 5. Militärdivision und erhob ihn zum Grafen, dann zum Marquis. Am 23. Juni 1817 übernahm er das Ministerium der Marine, 12. Sept. wieder das des Kriegs. Nachdem er 19. Nov. 1819 sein Portefeuille abgegeben, beschränkte er seine öffentliche Thätigkeit auf die Pairskammer. Seit 1821 zog er sich gänzlich zurück. Er starb 17. März 1830 auf einer Reise nach den Hyèrischen Inseln. S. war ein edler, streng rechtlicher Charakter; als General gehörte er mehr zu den tüchtigen als zu den ausgezeichneten. Er veröffentlichte sein Journal über den Feldzug in Catalonien unter dem Titel «Matériaux pour servir à l'histoire de la guerre d'Espagne» (Par. 1821). Auch schrieb er «Mémoires sur les campagnes des armées du Rhin et de Rhin et Moselle» (4 Bde., Par. 1829) und «Mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le Directoire, le Consulat et l'Empire» (4 Bde., Par. 1831). Vgl. Gay de Vernon, «Vie de Gouvion S.» (Par. 1857).

Saint-Cyr-l'École, ein Dorf mit (1881) 1957 (als Gemeinde 2727) E. in dem großen Park von Versailles, 22 km südwestlich von Paris, Station der Linien Paris-Brest, S.-Granville und S.-Saint-Cloud der Französischen Westbahn und der Linie Versailles-Noisy le Sec der großen pariser Gürtelbahn, ist besonders berühmt wegen des Fräuleinstifts (Maison de S.), welches Ludwig XIV. auf Ansuchen der Frau von Maintenon daselbst 1686 für die Erziehung von 250 adeligen jungen

Mädchen stiftete. Die Maintenon schenkte dieser Anstalt besondere Aufmerksamkeit und nach dem Tode des Königs zog sie sich dahin zurück. Im J. 1793 wurde die Anstalt in ein Militärspital verwandelt und 1806 die Militärschule von Fontainebleau nach S. verlegt, wo sie seitdem unter dem Namen École spéciale militaire de S. geblieben ist. Diese Anstalt dient zur Ausbildung von Offizieren der Infanterie und Kavallerie; die Zöglinge treten auf Grund einer Prüfung im Alter von 17 bis 20 Jahren ein und verbleiben dort zwei Jahre. Die Zahl der Zöglinge soll nach der Reorganisation von 1873 allmählich auf 1000 erhöht werden. Westlich von S. liegen die beiden neuen vorgeschobenen, sehr starken Forts de Bois d'Arcy und de S. der pariser Befestigung.

Saint-David, s. Freewill-Inseln.

Saint-David's, walisisch ursprünglich Killmuin und Mynyw, mittellat. Menevia, Ort im engl. Fürstentum Wales, Grafschaft Pembroke, nahe der St.-Brides-Bai, ist Bischofssitz (heutige Residenz des Bischofs jedoch Abergwili bei Caermarthen), zählt (1881) 6279 E. und hat eine got. Kathedrale und einen bischöfl. Palast, sowie eine besuchte Mineralquelle. Im NW. liegt das Vorgebirge Saint-Davis-Head, das Octapitarum Promontorium der Römer.

Saint-Denis, eine sehr alte Stadt, 7 km nordwärts von Paris, Hauptort eines Arrondissements des Seine-Departements, liegt am Kanal St.-Denis, der die Verbindung mit der Seine herstellt, in welche hier die Croud mündet, Station der Linien Paris-Erquelines, Paris-Ermont-Creil und S.-Saint-Ouen der Nordbahn, zählt (1881) 40821 (als Gemeinde 43895) E., welche eine ansehnliche Fabrikindustrie und bedeutenden Handel unterhalten. Berühmt ist der Ort durch die von Dagobert I. gegründete Benediktinerabtei, deren Stiftskirche die Könige Frankreichs zu ihrer Begräbnisstätte wählten. Der Klosterabt Suger, der berühmte Staatsminister Ludwigs VII., ließ 1144 an der Stelle der ältesten Kirche eine prächtigere errichten, von welcher noch das Portal und die zwei Türme erhalten sind. Der übrige Teil des jetzigen Baues ward von Ludwig dem Heiligen und Philipp III. zwischen 1250 und 1281 hinzugefügt. Die Könige und Prinzen von Frankreich wurden hier in der unterirdischen Gruftkirche beigesetzt, wo sie ungestört ruhten, bis im Okt. 1793 der revolutionäre Fanatismus die Reste durchwühlte und hinauswarf. Die mißhandelte Kirche blieb vernachlässigt, bis Napoleon I. 1806 Befehl gab, daß sie ausgebessert und die Gruft der Bourbons zum Begräbnisplatz des neuen Regentenhauses eingerichtet werden solle. Seitdem und besonders nach der Julirevolution von 1830 hat die Kirche bedeutende Ausbesserungen, doch auch manche Verunstaltungen erfahren, gehört aber immer noch zu den zierlichsten Proben got. Baukunst. Von allen Kostbarkeiten und Merkwürdigkeiten des alten Kirchenschatzes hat sie gegenwärtig nur noch wenig aufzuweisen. Die Kleinodien wurden während der Revolution größtenteils verschleudert. Die Grabdenkmäler der Könige wurden dagegen nach Paris gebracht und daselbst im Musée des Monuments français im ehemaligen kleinen Augustinerkloster (jetzt École des Beaux-arts) aufbewahrt, bis Ludwig XVIII. sie 1817 wieder nach S. hinschaffen und in der dortigen Gruftkirche an ihrem alten Platze aufstellen ließ. Besonders bemerkenswert sind die Gräber der Könige Dagobert, Ludwig XII. und seiner Gemahlin Anna von Bretagne (um 1530 von Jean Juste aus Tours ausgeführt), Franz I. und seiner Gemahlin Claudia (nach Ph. Delormes Zeichnung von Pierre Bontemps u. a.) und Heinrich II. und seiner Gemahlin Katharina von Medici (das Hauptwerk Pilons). Anstatt des frühern Stifts besteht jetzt ein Domkapitel. In den alten geräumigen Abteigebäuden neben der Kirche befindet sich die von Napoleon I. 1801 gestiftete Erziehungsanstalt für Töchter von Rittern der Ehrenlegion (Maison impériale d'éducation de la Légion d'honneur), welche Ludwig XVIII. 1815 aus dem Schlosse Ecouen hierher verlegen ließ. Nördlich von S. liegen die beiden Forts de la Briche und Double Couronne du Nord, südöstlich das Fort de l'Est. Bei S. fand 10. Nov. 1567 eine unentschieden gebliebene Schlacht zwischen den Hugenotten und den Katholiken unter dem Connétable von Montmorency statt, in welcher letzterer tödlich verwundet wurde. Vgl. Madame d'Ayzac, «Histoire de l'abbaye de S.» (2 Bde., Par. 1861).

Saint-Denis, Hauptstadt auf Réunion (s. d.).

Saint-Didier-la-Séauve, Stadt im franz. Depart. Haute-Loire, Arrondissement Yssingeaux, hat (1881) 2220 (als Gemeinde 4963) E., Seidenindustrie und nahebei die 1228 gegründete (ehemalige) Benediktinerabtei La Séauve.

Saint-Dié oder Saint-Diey, s. Dié (Saint-).

Saint-Dizier, franz. Stadt, s. Dizier (Saint-).

Saint-Elias (Mount), s. Eliasberg.

Saint-Elme (Ida), eine durch ihre Memoiren bekannte Schriftstellerin, die sog. «Contemporaine», hieß eigentlich Elselina Vanayl de Yongh und war 1778 zu Valambrose im südl. Frankreich geboren. Als Schriftstellerin machte sie sich zuerst durch Anekdoten aus der Zeitgeschichte bekannt, die sie im «Mercure» mitteilte, und aus denen in der Folge die «Mémoires d'une Contemporaine, ou souvenirs d'une femme sur les principaux personnages de la République, du Consulat, de l'Empire et de la Restauration» (8 Bde., Par. 1827; neue Aufl. 1833) in der Ladvocatschen Memoirensammlung hervorgegangen sind. Als Geliebte verschiedener Generale und Napoleonscher Marschälle hatte sie Gelegenheit, viele berühmte Männer der Republik, der Kaiserzeit und der Restauration in nächster Nähe zu beobachten. Doch sind diese geistreichen und gut geschriebenen Memoiren ungenau, zum Teil ganz erfunden, ebenso wie später ihre «Fragments et épisodes contemporains» (Marseille 1828). Eine Reise, welche sie 1829 und 1830 im Orient unternahm, beschrieb sie in «La Contemporaine en Égypte» (6 Bde., Par. 1831; 3. Aufl. 1833), und eine Fortsetzung ihrer Denkwürdigkeiten enthalten «Mes dernières indiscrétions» (2 Bde., Par. 1833). Seit der Julirevolution von 1830 nahm sie ihren Aufenthalt in London. Sie starb 1845 in dem Hospiz der Ursulinerinnen zu Brüssel.

Saint-Emilions, Gattung der Bordeauxweine [(s. d.).

Saint-Etienne, größte und volkreichste Stadt des franz. Depart. Loire, seit 1852 (statt Montbrison) Hauptstadt desselben, in kahler, wenig fruchtbarer Gegend, am Flüßchen Furens, welches auf einer Strecke von 50 km an 300 Hammerwerke, Mühlen u. s. w. treibt, Station der Linien Roanne-S.-Lyon, S.-Le-Puy-Langeac und S.-Montbrison-

Clermont-Ferrand der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, ist Mittelpunkt des bedeutendsten Steinkohlenbezirks und eine der namhaftesten Fabrikstädte Frankreichs. Im J. 1801 zählte sie erst 16240, 1830 noch 33000, 1841 aber 46000, 1851 schon 56000, 1861 bereits 92250, 1881 endlich 111269 (als Gemeinde 123813) E. S. hat zunächst eine großartige metallurgische Industrie; neben der Staatsfabrik für Feuerwaffen arbeiten sehr viel Zeugschmieden auf eigene Hand. Man fertigt außerdem Schlösser, Werkzeuge, Messer, Hausgeräte, ferner Bessemer- und Martinstahl, Panzerplatten, Eisenbahnschienen und Stahlräder, große Stahl- und Eisenstöcke und Werkmaschinen, Nägel u. s. w. Auch die ausgedehnte Feilenfabrik ist berühmt. Noch bedeutender ist die Textilindustrie. Namentlich blüht die Bandfabrikation, welche in etwa 130 Fabriken mit 15000 Webstühlen gegen 28000 Arbeiter beschäftigt, jährlich 435000 kg Seide verarbeitet und für 65 Mill. Frs. Waren liefert. Ferner bestehen Fabriken für Samt und Atlasschnuren, für Taft und andere Seidenwaren. Auch unterhält die Stadt Färbereien, Gerbereien, Hutmanufakturen, Töpfereien, Schleifmühlen u. s. w. Mit Einschluß der nächsten Umgebungen kann man 70000 Arbeiter rechnen, abgesehen von den 16000 Arbeitern, die mit der Ausbeutung der großartigen Steinkohlengruben von Firming bis Rive-de-Gier auf 32 km Länge und 8 km Breite bei 35—40 m Mächtigkeit in 20 ergiebigen Lagern beschäftigt sind und jährlich 30—40 Mill. Ctr. Kohlen (für 40 Mill. Frs.) zu Tage fördern. Die Altstadt ist unregelmäßig gebaut, räucherig und finster; die neuern Stadtteile haben gerade, breite Straßen, große Plätze, deren schönster die Place Marengo, stattliche Gebäude und schöne Promenaden. Unter den Kirchen ist Notre-Dame im 17. Jahrh. im roman. Stil erbaut; jünger sind St.-Charles, die schöne got. Kirche St.-Roche und Ste.-Marie, im roman. Stil, mit reichem Skulpturenschmuck. Das Stadthaus trägt eine geschmackvolle Kuppel. Das Palais des Arts enthält ein Artilleriemuseum, eine Sammlung von Waffen, Modellen u. s. w. Bemerkenswert sind auch der Justizpalast, das Theater, die Börse und die Bergbauschule in dem alten Schloß Chante-Grillet mit reicher mineralog. und geolog. Sammlung. Außerdem hat die Stadt ein Lyceum, eine Gewerbeschule, ein Musée-Industriel, eine Naturaliensammlung, eine öffentliche Bibliothek und eine Taubstummenanstalt. Die Stadt ist der Sitz einer Ackerbau- und einer Handelskammer, einer Filiale der Bank von Frankreich, sowie des Kommandos der 26. Armeedivision. S. wurde im 10. Jahrh. gegründet und erscheint schon in der frühesten Zeit als Gewerbestadt, sein gegenwärtiger Wohlstand datiert jedoch erst seit 1815. Es wurde 1444 von Karl VII. befestigt. Im Arrondissement S. sind unter den zahlreichen Fabrikorten bemerkenswert: das 7 km entfernte Dorf Saint-Jean-Bonnefond (s. d.), die Stadt Rive-de-Gier (s. d.) und die Stadt Saint-Chamond, am obern Gier, Station der Bahn Roanne-St.-Etienne-Lyon der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, mit (1881) 14149 E., bedeutender Stabeisenfabrikation, großem Etablissement für Marine und Eisenbahnen, Seidenmoulinagen, Kesselschmieden, Fabriken von Kautschukgeweben, chem. Fabriken, Färbereien, Gerberei, Bänder- und Schnurenfabriken.

Saint-Etienne-en-Dévoluy, s. u. Dévoluy.

Saint-Eustache (St.-Eustatius), von den Bewohnern Statia genannt, eine zum niederländ. Gouvernement Curaçao gehörige Insel in der Leeward-Gruppe der Kleinen Antillen in Westindien, 19 km im Nordwesten von St.-Christopher gelegen, ist ein steil aus dem Meere emporsteigender, 603 m hoher erloschener Vulkan, in dessen Krater sich das einzige Wasser des quellenlosen Eilandes befindet. Der aus verwitterter Lava bestehende Boden ist fruchtbar und gut bebaut, das Klima gesund; Orkane und Erdbeben sind häufig. S. zählt auf 20,7 qkm (1879) 2063 E., worunter 1100 Neger. Dieselben bauen Zucker, Kaffee, Baumwolle und Tabak, ziehen Schweine und Geflügel und treiben einen nicht unbeträchtlichen Zwischenhandel. Die Niederländer besetzten die Insel 1635, mußten aber im 17. und 18. Jahrh. wiederholt den Franzosen und Briten weichen; seit 1814 sind sie in ununterbrochenem Besitze derselben. Der Hauptort Orangetown, an der allein zugänglichen Südwestküste gelegen, Sitz des Gouverneurs, ist gut gebaut und stark befestigt, hat aber nur eine offene Reede. Etwa 22 km nordwestlich entfernt liegt die niederländ. Insel Saba (s. d.).

Saint-Evremond (Charles Marguetel de Saint-Denis, Graf Ethalan, Seigneur), geistreicher franz. Schriftsteller und Dichter, war zu St.-Denis-le Guast bei Coutances in der Normandie 1. April 1613 geboren. Vorgebildet bei den Jesuiten, studierte er zu Paris die Rechte, trat später in Kriegsdienste, focht als Kapitän bei Rocroy, Nördlingen und Freiburg und wurde im span. Kriege Maréchal-de-Camp. Unvorsichtige Äußerungen, besonders gegen seinen Gönner Mazarin, zogen ihm Haft in der Bastille zu, und um sich einer spätern Verhaftung (1661) zu entziehen, flüchtete er nach Holland, darauf nach England, wo er am üppigen Hofe Karls II. dieselbe heitere Lebensphilosophie fand, welcher er huldigte, und in den geselligen Kreisen der Hauptstadt sich sehr beliebt machte, und wo er nach einem kürzern neuen Aufenthalt in Holland seit 1670 bis an sein Ende (29. Sept. 1703) im Besitz einer königl. Pension lebte. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen, die «Comédie des académistes pour la réformation de la langue française» (1650), eine ergötzliche Posse gegen die Französische Akademie; «Défense de quelques pièces du théâtre de Corneille», «Jugement sur Sénèque, Plutarque et Pétron», «Réflexions sur les divers genres du peuple romain», «Réflexions sur la tragédie ancienne et moderne», «Discours sur les historiens français», «Jugement sur quelques auteurs français». S. war mannigfach unterrichtet, sein Stil ist leicht, gefällig und witzig. Nur seine Verse sind mittelmäßig und seine ästhetische Theorie konnte keinen günstigen Einfluß auf die franz. Poesie üben. Seine «Oeuvres complètes» gab mit biographischer Notiz Desmaizeaux (2 Bde., Lond. 1705; später 7 Bde., Amsterd. 1726) heraus. Eine Auswahl veranstalteten Désessarts (Par. 1804), Hippeau (1852), Giraud (1865). Vgl. Gidel, «Éloge de S.» (1866); Merlet, «S., étude historique» (1869).

Saint-Florentin, Stadt im franz. Depart. Yonne, Arrondissement Auxerre, rechts am Armance, an seiner Vereinigung mit dem Canal de Bourgogne, Station der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat (1881) 2479 E., eine Kirche aus dem 12. und 16. Jahrh. mit schönen Skulpturen der Renaissancezeit und bedeutenden Getreidehandel.

Saint-Flour, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Cantal, rechts am Flusse Landes, 885 m über dem Meere, ist Bischofssitz, zählt (1881) 4444 (als Gemeinde 5745) E. und hat eine Kathedrale aus dem 14. und 15. Jahrh., ein Handelstribunal und ein Collége.

Saint-Francis, rechtsseitiger Nebenfluß des Lorenzstroms in der Provinz Quebec der Dominion of Canada, ergießt sich in den St.-Peter's-Lake.

Saint-Francis-River, Fluß im nordamerik. Staate Missouri, entspringt im Saint-Francis County und mündet 14 km oberhalb Helena in den Mississippi nach einem Laufe von 720 km.

Saint-Galmier, Stadt im franz. Depart. Loire, Arrondissement Montbrison, rechts an der Coise, Station der Linie Roanne-Saint-Etienne-Lyon der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 1706 (als Gemeinde 3022) E. und hat einen bedeutenden Mineralwasserversand.

Saint-Gaudens, Hauptstadt eines Arrondissements und im Mittelalter der Grafschaft Nébouzan im franz. Depart. Haute-Garonne, auf einer Höhe links von der Garonne, Station der Linie Toulouse-Bayonne der Südbahn, zählt (1881) 3889 (als Gemeinde 6312) E. und hat ein Handelstribunal, Fabrikation von Porzellan, Fayence und Zwirnbändern, Wollindustrie sowie beträchtlichen Handel. Die schöne roman. Kirche aus dem 11. und 12. Jahrh. hat ein got. Hauptportal aus dem 15. Jahrh. Etwa 10 km südlich liegt der Badeort Encausse mit drei kalkhaltigen Solquellen von 22 bis 28° C.

Saint-Geniez, Stadt im franz. Depart. Aveyron, Arrondissement Espalion, am Lot, am Südfuße der Montagnes d'Aubrac, zählt (1881) 3818 E. und hat ein Handelsgericht, ein Collége, ein Alaunbergwerk und ansehnliche Wollindustrie.

Saint-Genois des Mottes (Julius Ludger Dominicus Ghislain, Baron von), belg. Schriftsteller, geb. zu Lennick-St.-Quentin 22. März 1813, hatte seine Universitätsstudien zu Gent noch nicht abgeschlossen, als seine «Histoire des avoueries en Belgique» von der Belgischen Akademie preisgekrönt wurde (1837). Darauf widmete er sich dem histor. Roman und veröffentlichte «Hembyse». (Gentische Geschichte aus dem Ende des 16. Jahrh., Brüss. 1835), «La cour du duc Jean IV.» (Brabantische Chronik 1418—21, Brüss. 1837), «Le Faux Baudouin» (Brüss. 1840), «Anna, historisch tafereel uit de vlaemsche geschiedenis tydens Maria van Bourgonje» (2 Bde., Gent 1844), «Le château de Wildenburg ou les mutinés du siége d'Ostende, 1604» (2 Bde., Brüss. 1846). Zahlreich sind auch seine auf alle Gebiete der Landesgeschichte bezüglichen Forschungen, namentlich in dem von ihm in Gemeinschaft mit andern seit 1836 redigierten «Messager des sciences historiques». Außerdem sind zu erwähnen: «Les voyageurs belges du XIIIe au XVIIIe siècle» (2 Bde., Brüss. 1847), «Feuillets détachés» (sieben Erzählungen, Brüss. 1852), «Profils et portraits» (Par. 1860), «Les Flamands d'autrefois (Histor. Novellen aus der flandrischen Geschichte, Gent 1866). S. wurde 1836 Staatsarchivar der Provinz Ostflandern, 1843 Universitätsbibliothekar zu Gent und starb 10. Sept. 1869 zu Noygem bei Gent.

Saint-George, Hauptort der brit. Kolonie Sierra Leone, s. Freetown.

Saint-George, Hauptort der Antilleninsel Grenada (s. d.).

Saint-Georges (Jules Henri Vernoy de), franz. Dramatiker, geb. 1801 zu Paris, schrieb 40 Jahre lang, entweder allein oder mit verschiedenen Mitarbeitern, eine große Anzahl von Operntexten für alle pariser Operntheater. Zu seinen eigenen Stücken gehören: «Jenny» (1829), «Le planteur» (1839), «L'esclave de Camoens» (1843), «Le lazzarone» (1844), «Wallace» (1845), «L'âme en peine» (1846), «Les mousquetaires de la reine» (1846), «Le Val d'Andorre» (1848), «Le château de Barbe-Bleue» (1851), «Le carrillonneur de Bruges» (1852), «Les amours du diable» (1852), «Margot» (1857), «La Bohémienne» (1862), «Mademoiselle la marquise» (1869), u. s. w. Mit Scribe, Leuven und Mazillier lieferte er Texte für mehr als 50 Opern, darunter «Maître Claude» (1861), «Le joaillier de Saint-James» (1862), «Le Florentin» (1874) u. s. w. Er starb 23. Dez. 1875 zu Paris.

Saint-Georges d'Oléron, s. unter Oléron.

Saint-Germain (Graf), ein Alchimist und Abenteurer, der sich zuweilen auch Aymar oder Marquis de Betmar nannte, war wahrscheinlich ein Portugiese und trat um 1770 zuerst in den feinen pariser Cirkeln auf. Er war stets auf Reisen und verschaffte sich selbst an mehrern Höfen Zutritt; zuletzt lebte er in Kassel bei dem Landgrafen Karl von Hessen. Hier starb er 1795, nach andern Angaben 1784 zu Schleswig. Vgl. Bülau, «Der Graf von S.» (in Bd. 1 der «Geheimen Geschichten und rätselhaften Menschen», 2. Aufl., Lpz. 1863).

Saint-Germain-en-Laye, Stadt von (1881) 13841 (Gemeinde 15790) E. im Arrondissement Versailles des franz. Depart. Seine-et-Oise, 21 km im Westen von Paris, mit dem es eine Zweiglinie der Westbahn (die erste franz. Lokomotivbahn, 26. Aug. 1837 eröffnet) verbindet, an einem Hügel links der Seine, mit einem im franz. Frührenaissancestil gebauten Schlosse, welches seit Franz I. die Könige von Frankreich häufig bewohnten. Ludwig XIV. ließ es bedeutend erweitern und verändern, indem er fünf starke Pavillons hinzufügte. Nachdem Ludwig XIV. seine Residenz nach Versailles verlegt hatte, angeblich, weil ihn verdroß, aus seinen Wohnzimmern in S. die Türme der Abtei von St.-Denis, den Begräbnisplatz der Könige von Frankreich, stets vor Augen zu haben, wohnte in dem alten Schlosse zu S. der vertriebene König Jakob II. von England 12 Jahre lang von Ludwigs XIV. Unterstützung, und starb hier auch (1701; sein Grabmal in der Kirche). Während der Revolution machte man daraus eine Kaserne, welche Napoleon I. in eine Militärschule für Kavallerieoffiziere verwandelte; später wurde ein Militärgefängnis daraus. Gegenwärtig dient das vortrefflich restaurierte Schloß als Lokal für ein Museum gallischer, röm. und fränk. Altertümer. Die Lage des Schlosses ist außerordentlich schön. Eine hohe 35 m breite, 2,4 km lange Terrasse trennt es von der Seine und gewährt eine prächtige Aussicht über das Thal des sich windenden Flusses und die belebte, mit Landhäusern übersäete Ebene. Das von Heinrich II. erbaute neue Schloß wurde 1776 großenteils niedergelegt; der einzige Rest desselben ist der Pavillon Henri IV. am Anfang der Terrasse, woselbst 3. Sept. 1877 Thiers starb. Ein Standbild dieses Staatsmannes, von Mercie, wurde 1880 auf der Place Thiers errichtet. Der Ruf von vorzüglich guter und reiner Luft, dessen die Stadt schon lange genießt, macht sie zum

Sommeraufenthalt vieler Pariser. Jedes Jahr (Anfang September) wird in dem wildreichen 4400 ha großen Walde von S. vor dem von Anna von Österreich, Gemahlin Ludwigs XIII., errichteten Landhause Les Loges (jetzt Filiale der Erziehungsanstalt für Töchter von Mitgliedern des Ordens der Ehrenlegion) auf einer großen Wiese eine aus Paris und der ganzen Umgegend vielbesuchte dreitägige Kirchweih (La Fête des Loges) gefeiert. In den Hugenottenkriegen wurde im Aug. 1570 zu S. ein den Reformierten günstiger Friede geschlossen; im hiesigen Frieden vom 29. Mai 1679 wurde Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg durch Frankreich genötigt, fast alle seine Eroberungen in Schwedisch-Pommern wieder aufzugeben.

Saint-Germans (Grafen von), s. unter Eliot.

Saint-Gervaix, Bad im Thale der Arve (s. d.).

Saint-Ghislain, Stadt, s. Ghislain (Saint-).

Saint-Gilles (mittellat. Sancti Aegidii), Stadt im franz. Depart. Gard, Arrondissement Nimes, am Kanal von Beaucaire, Station der Linie Arles-Lunel der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 5268 E., hat eine Kirche mit einem durch Bas-Reliefs geschmückten Portal aus dem 12. Jahrh. und baut seine Dessertweine. S. verdankt seinen Ursprung einer durch den heil. Ägidius gegründeten Abtei und ist Vaterstadt des Papstes Clemens IV.

Saint-Girons, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Ariège, in der Landschaft Conserans, am Salat, an der Einmündung des Lez und des Baup in denselben, Station der Linie Boussens-S. der Südbahn, zählt mit der neuen Vorstadt Villefranche (1881) 5191 E. und hat eine roman., 1857 restaurierte Kirche, eine malerische Promenade (Champ de Mars) mit Ulmenalleen am Salat und in der Nähe Marmorbrüche. Etwa 4 km östlich von S. liegt der Badeort Audinac mit zwei kalkhaltigen Solquellen von 22° C.

Saint-Gobain, Stadt im franz. Depart. Aisne, s. Gobain (Saint-).

Saint-Helens, Fabrikstadt in der engl. Grafschaft Lancaster, Station der Linie Liverpool-Wigan-Manchester-Leeds der London- und Northwesternbahn, die hier nach Ormskirk u. s. w. abzweigt, zählt (1881) 57234 E. und hat Kupferhütten, Spiegelglasfabrikation und Eisengießerei.

Saint-Helier, Hauptstadt von Jersey, s. unter Normannische Inseln.

Saint-Hilaire, s. Barthélemy Saint-Hilaire (Jules).

Saint-Hilaire, s. Geoffroy Saint-Hilaire (Etienne).

Saint-Hilaire-du-Harcouët, Ort im franz. Depart. Manche, Arrondiss. Mortain, am Airon, hat (1881) 3835 E., Tuch- und Leinweberei.

Saint-Hippolyte-du-Fort, Stadt im franz. Depart. Gard, Arrondissement Le Vigan, am Ostabhang der Cevennen und an der Vidourle, Station der Linie Lunel-Le Vigan der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 4145 E. und hat ein Handelsgericht, einen Gewerberat, ein Militärhospital, eine Blinden- und Taubstummenanstalt und Seiden- und Wollindustrie.

Saint-Honorat, eine der Lerinischen Inseln, s. unter Cannes.

Saint-Hubert, Stadt mit 2558 E. im Bezirk Neufchâteau der belg. Provinz Luxemburg, hat eine schöne got. Wallfahrtskirche des heil. Hubertus, des Schutzheiligen gegen Hundswut. Die Benediktinerabtei, 698 gegründet, erhielt den Namen des St. Hubertus, als die Überreste dieses Heiligen 825 dahin versetzt wurden, und dient jetzt als Zuchthaus für junge Sträflinge.

Saint-Hyacinthe, Stadt und Distriktshauptort der Provinz Quebec, Dominion of Canada, links am Yamaska, Station der Bahn Montreal-Richmond, hat (1881) 5321 E.

Saint-Imier (Val), deutsch St.-Immerthal, Jurathal im Bezirk Courtelary des schweiz. Kantons Bern, erstreckt sich 26 km lang an der Sohle nirgends über 1 km breit von der Quelle der Suze (1000 m) an der Grenze von Neuenburg ostnordöstl. bis Sonceboz (647 m) unweit der Pierre Pertuis, wo der Bach, ein linker Zufluß des Bielersees, durch eine Felsenge in seine untere Thalstufe hinaustritt. Rechts von der Kette des Chasseral, links von der Montagne du Droit (Sonnenberg) eingeschlossen, ist das Thal S. eine einförmige, wald- und wiesenreiche Mulde mit zahlreichen Flecken und Dörfern. Die wichtigste Ortschaft ist der stadtartige Flecken St.-Imier, nach dem das Thal benannt ist. Derselbe liegt 814 m über dem Meere, 6 km südwestlich von Courtelary, auf dem linken Ufer der Suze an der Bahnlinie Biel-Sonceboz-Chaux de Fonds, ist der Mittelpunkt der bernerischen Uhrenindustrie und zählt (1880) 7144 meist reform. E., von denen $^2/_3$ französischer, $^1/_3$ deutscher Zunge sind.

Saint-Ives, in angelsächs. Zeit Pendines und Saint-Ithes, Municipal- und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Cornwall, an der Westseite der St.-Ivesbai (mit Leuchtturm und Leuchtschiffen), eine der westl. Endstationen der Great-Westernbahn, zählt (1881) 6441 E. und hat einen Seehafen, Reederei und Sardellenfischerei.

Saint-Ives, Municipalborough in der engl. Grafschaft Huntingdon, links am Ouse, Station der Linien Cambridge-Huntingdon, S.-Ely und S.-March der Great-Easternbahn, zählt (1881) 3036 E. und hat Malzbereitung und Alebrauerei.

Saint-Ives, der engl. Name für Setuval (s. d.).

Saint-James, ein königl. Palast in London, ursprünglich ein dem heil. Jakob (James) geweihtes Kloster.

Saint-Jean-Bonnefond, Stadt im franz. Depart. Loire, Arrondissement St.-Etienne, 7 km von St.-Etienne, hat (1881) 3970 E., Steinkohlengruben und Eisenhämmer.

Saint-Jean d'Acre, Stadt und Festung in Syrien, s. Acca.

Saint-Jean-d'Angély, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Charente-Inférieure, rechts an der Boutonne, die hier einen kleinen Hafen hat, Station der Linie Taillebourg-Velluire der Französischen Staatsbahnen, Sitz eines Handelstribunals, zählt (1881) 7279 E. und hat Eisenindustrie, Wollspinnerei und -Weberei, sowie bedeutenden Handel mit Branntwein. Dem Politiker Regnaud de S. ist eine Bronzestatue von Bogino errichtet. Das hier stehende Schloß Angeriacus (Angeriacum) war in meroving. Zeit Sitz der Herzöge von Aquitanien und wurde durch König Pippin zerstört, der an Stelle desselben eine Benediktinerabtei stiftete, um welche später der Ort entstand, der 1346 durch Graf Derby, 1568 durch die Hugenotten, 2. Dez. 1569 durch Karl IX. und 1621 durch Ludwig XIII. eingenommen wurde und nunmehr seine Festungswerke und städtischen Freiheiten verlor.

Saint-Jean d'Angely (Regnaud de), s. Regnaud de Saint-Jean d'Angely.

Saint-Jean-de-Losne, Stadt im franz. Depart. Côte-d'Or, Arrondissement Beaune, an der Einmündung des Canal de Bourgogne in die Saône, Station der Linie Dijon-St.-Amour der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat (1881) 1507 E., ein Handelstribunal und Weinhandel. Etwa 4 km östlich oberhalb von S. mündet der Rhein-Rhônekanal links in die Saône.

Saint-Jean-de-Luz, Stadt im franz. Depart. Basses-Pyrénées, Arrondissement Bayonne, in der Landschaft Labourd, an der Mündung der Nivelle in den Golf von Gascogne, Station der Linie Bordeaux-Bayonne-Irun der Südbahn, zählt (1881) 4451 E. und hat einen Seehafen und Seebäder. S. war vom 14. bis 17. Jahrh. durch den Walfischfang sehr wohlhabend. In der dortigen Kirche St.-Jean-Baptiste fand 9. Juni 1660 die Vermählung Ludwigs XIV. mit der span. Infantin Maria Theresia statt. Am 10. Nov. 1813 nahm Wellington den Ort und drängte Soult zurück.

Saint-Jean-de-Maurienne, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Savoyen, im Alpenthale des Arc, Station der Linie Culoz-Modane der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, ist Bischofssitz, zählt (1881) 2987 E. und hat eine Kathedrale aus dem 12. bis 15. Jahrh. mit Grabmälern vieler Bischöfe, Mineralquellen (von Echaillon), in den Minen von Rocheray Bergbau auf Blei und Silber und liefert den besten Wein von Savoyen.

Saint-Jean-Pied-de-Port, ummauerte Stadt im franz. Depart. Basses-Pyrénées, Arrondissement Mauléon, im Mittelpunkt eines reichen Pyrenäenthals an der Nive, zählt (1881) 1556 E., hat eine von Vauban erbaute Citadelle und vier vorgeschobene Forts und war ehemals Hauptstadt von Niedernavarra.

Saint-John, Fluß in Nordamerika, von den Indianern Looshtook (langer Fluß) genannt, entspringt in dem Gebirge, welches Maine von Quebec scheidet, und fließt erst nordöstlich bis zur Mündung des St.-Francis, wo er Walloostock heißt. Von da wendet er sich östlich und stürzt fast senkrecht in die 23 m hohen Grand-Falls. Von nun an fließt er südwärts bis zum 46. Parallel, wendet sich hierauf gegen Südosten und mündet in die Fundybai bei St.-John. Die ganze Stromlänge beträgt 720 km; seine größten Nebenflüsse sind: der Alleguash, St.-Francis, Madawaska und Aroostock. Der Strom ist von der Mündung 135 km aufwärts bis Fredericton für Dampfer von 120 t, bis Woodstock für kleinere Dampfer und zu Zeiten bis Grand-Falls (360 km von der Mündung) schiffbar.

Saint-John, Saint-Johns-Island, hieß bis 1799 die Prinz-Eduards-Insel (s. d.).

Saint-John oder Saint-Johnstown, Hauptstapelplatz der Insel Antigua (s. d.).

Saint-John, größte und volkreichste Stadt der Provinz Neubraunschweig des Dominion of Canada, Hauptort einer Grafschaft und bedeutendster Handelsplatz der Provinz, liegt an der Mündung des River Saint-John in die Fundybai, ist Endstation der Eisenbahn Shediac (Port du Chene)-Salisbury-S., zählt (1881) 26127 E. und hat einen sichern, stets eisfreien geräumigen Hafen, in welchen mit der Flut große Schiffe einlaufen können, ein Gymnasium und eine Bank. S. ist Sitz eines deutschen Konsulats, dessen Amtsbezirk die Grafschaften Westmoreland, Albert, St.-John und Charlotte umfaßt.

Saint-John (Henry, Viscount), s. Bolingbroke.

Saint-John (James Augustus), engl. Schriftsteller und Reisender, geb. 24. Sept. 1801 in Caermarthenshire in Wales, wurde von einem benachbarten Geistlichen in den oriental. Sprachen unterrichtet, ging 1818 nach London, wo er unter James Silk Buckingham eine Anstellung als Mitherausgeber des «Oriental Herald» fand, gründete 1829 die «London Weekly Review», ließ sich aber noch in demselben Jahre in der Normandie nieder und unternahm eine Reise in den Orient, als deren Resultate «Egypt and Mohammed Ali, or travels in the valley of the Nile» (1834), «Description of Egypt and Nubia» (1844) und «Isis, an Egyptian pilgrimage» (1852) erschienen. Nach seiner Rückkehr lebte S. lange auf dem Festlande und veröffentlichte «The Hellenes, or history of the customs and manners of Ancient Greece» (3 Bde., 1842), «There and back again in search of beauty: Italy» (2 Bde., 1853), «The Nemesis of power» (1854), «Louis Napoleon, Emperor of the French» (1855), «History of the four conquests of England» (2 Bde., 1861) und «Life of Sir Walter Raleigh» (2 Bde., 1868). Außerdem erschienen von ihm die religiösen Abhandlungen «Philosophy at the foot of the cross» (1854), «The preaching of Christ, its nature and consequences» (1855) und die Romane «Tales of the Ramadan» (1834), «Margaret Ravenscroft» (1835), «Sir Cosmo Digby» (1844) und «The ring and the veil» (1856). Er starb 22. Sept. 1875.

Saint-John (Percy Bolingbroke), ältester Sohn des vorigen, geb. 4. März 1821 in Plymouth, begleitete seinen Vater auf dessen kontinentalen Wanderungen und veröffentlichte 1838 das durch Landseer illustrierte «The young naturalists book of birds». Von 1842 bis 1844 bereiste er die Vereinigten Staaten von Amerika, Texas und Mexiko und verwertete dann seine dortigen Erlebnisse in einer Reihe von Erzählungen und Romanen, wie «The trapper's bride», «Mary Rock, or my adventures in Texas», «Paul Peabody, or the apprentice of the world», «The Arctic Crusoe, a tale of the Polar Seas» ꝛc. Von 1847 bis 1851 war S. Korrespondent der «North British Daily Mail» in Paris. Eine Darstellung der Februarrevolution gab er in «The three days of February» (1848), sowie eine Schilderung des Krimkrieges in «The book of the war» (1854—55).

Saint-John (Horace Roscoe), Bruder des vorigen, geb. 6. Juli 1832 in der Normandie, fungierte eine Zeit lang als Redacteur der Wochenschrift «The London Leader» und war viele Jahre teils als Mitarbeiter, teils als Spezialkorrespondent bei der londoner Tagespresse beschäftigt. Er veröffentlichte: «Life of Christopher Columbus» (1850), eine «History of the British conquests in India» (1852) und «History and state of the Indian Archipelago» (1853). Auch seine Gattin, eine Enkelin des Geschichtschreibers William Roscoe, machte sich als Schriftstellerin bekannt durch die Werke: «Andubon, the naturalist in the new world» (1856), «English women and the age» (1860) und «Life of Masaniello» (1865).

Saint-John (Sir Spencer), Bruder des vorigen, geb. in London 22. Dez. 1826, beschäftigte sich eifrig mit orient. Studien, besonders mit dem

Malaiischen, und wurde 1818 von dem Rajah von Sarawak, Sir James Brooke, zum Privatsekretär ernannt. Mehrere Jahre später wurde er Generalkonsul in Borneo, 1861 Chargé d'Affaires bei der Republik Haïti. Im J. 1862 nach England zurückgekehrt, veröffentlichte er einen Bericht über seine orient. Erlebnisse in «Life in the forests of the far East». Später wurde er wieder Generalkonsul in Haïti und der Dominikanischen Republik und 1874 in Lima, wo er 1881 Ministerresident und in den Ritterstand erhoben wurde. Von ihm erschien das interessante Werk «The life of Sir James Brooke, Rajah of Sarawak» (1879). [(s. d.).

Saint-Johns, Hauptstadt von Neufundland

Saint-Johnsbury, Stadt in Caledonia-County im nordamerik. Staate Vermont, liegt am Passumpsicflusse, an der Portland- und Ogdensburg- und der Connecticut- und Passumpsic-Eisenbahn, zählt (1880) 5800 E. und hat Eisengießereien, Fabriken für landwirtschaftliche Geräte, eine große Wagenfabrik, 2 National- und 1 Sparbank, 11 Kirchen, die St.-Johnsbury-Academy und das Athenäum mit einer Bibliothek von über 10000 Bänden.

Saint-Johns-River, Fluß im nordamerik. Staate Florida, einer der wenigen von Süden nach Norden fließenden größern Flüsse der Vereinigten Staaten; er entspringt in dem großen südl. Sumpf der Halbinsel Florida und erreicht nach einem Laufe von 480 km den Ocean in 30° 20′ nördl. Br. Er ist für größere Fahrzeuge etwa 160 km schiffbar bis zum Georgssee und gleicht dann mehr einem See als einem großen Flusse. Kleinere Fahrzeuge gelangen fast bis an seine Quelle. Die Landschaft, welche der S. durchfließt, ist halb tropisch; berüchtigt sind seine Alligatoren.

Saint-Joseph, Fluß in den nordamerik. Staaten Michigan und Indiana, entspringt in Hillsdale-County in Michigan, fließt in den nördl. Teil von Indiana, dann wieder in Michigan und ergießt sich bei St.-Joseph in den Lake-Michigan. Er ist 400 km lang und schiffbar bis Constantine, 190 km von seiner Mündung.

Saint-Joseph, Stadt in Buchanan-County im nordamerik. Staate Missouri, liegt am linken (östl.) Ufer des Missouri, an 9 verschiedenen Eisenbahnen. Im J. 1843 von dem Franzosen Robidoux gegründet, wurde der Ort 1851 als Stadt inkorporiert; 1846 hatte er 600 E., seit er 1849 der Ausrüstungsplatz der Goldsucher und Auswanderer wurde, welche nach Californien zogen, stieg seine Bevölkerung rasch und 1880 zählte er 32431 E. Über den Fluß führt eine eiserne Eisenbahnbrücke. Von den öffentlichen Gebäuden sind nennenswert: das Gerichtsgebäude, das Rathaus, das Markthaus, ein Konvent, 17 Kirchen und verschiedene Hotels. Unter den 238 industriellen Etablissements sind die für Wollwaren, Wagen, Sättel, Möbel und Schuhe, ferner 3 große Schweineschlächtereien und 2 Eisengießereien hervorzuheben. S. hat Opernhaus, Theater, Hochschule, kath. College, das Staats-Irrenasyl und mehrere deutsche Kirchen, Schulen, Vereine und Logen.

Saint-Jouan, Bucht zwischen Cannes (s. d.) und Antibes.

Saint-Julien, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Haute-Savoie, ist Station der Linie Bellegarde-Evian der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn und hat (1881) 892 (als Gemeinde 1465) E.

Saint-Julien, Dorf im franz. Depart. Gironde, Arrondissement Lesparre, links an der Gironde, hat etwa 1500 E. und produziert berühmten Wein.

Saint-Julien-du-Sault, Stadt im franz. Depart. Yonne, Arrondissement Joigny, links von der Yonne, Station der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat (1881) 1972 E., eine Kirche aus dem 13. bis 16. Jahrh., Knopf- und Lederfabrikation.

Saint-Junien, Stadt im franz. Depart. Haute-Vienne, Arrondissement Rochechouart, rechts an der Vienne, oberhalb der Einmündung der Glane, Station der Linie Angoulême-Limoges der Orléansbahn, zählt (1881) 5499 (Gemeinde 8092) E. und hat eine Kirche aus dem 12. Jahrh. mit dem reichen Grabmal des heil. Junianus, eine Brücke aus dem 13. Jahrh. mit Marienkapelle, Porzellanmanufaktur, Woll- und Baumwollweberei und Fabrikation von Handschuhen und Papier. [Yuste.

Saint-Just, Kloster, s. Geronimo de San-

Saint-Just (Antoine), der Genosse Robespierres, geb. 25. Aug. 1767 zu Décise unweit Nevers, wurde 1792 vom Depart. Aisne in den Nationalkonvent gewählt, wiewohl er noch nicht das gesetzliche Alter hatte. Geistvoll und unterrichtet, mit dem Mut, der Leidenschaft und der Unerbittlichkeit des Fanatikers ausgerüstet, ward der an Rousseaus Idealen genährte S. der unzertrennliche Genosse Robespierres. Im Prozeß gegen den König und im Kampf gegen die Girondisten war er mit der heftigste. Als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses ging er mit Lebas in den Elsaß, wo er die Operation der Truppen überwachte und mit der Guillotine wütete. Nach seiner Rückkehr schloß er sich noch enger an Robespierre, den er an Mut übertraf und auch zur Vernichtung der Partei Dantons anfeuerte. Nach Durchführung einer Reihe der furchtbarsten Dekrete begab er sich im April 1794 zur Nordarmee, die er in die siegreichen Schlachten bei Charleroi und Fleurus trieb. Als Robespierre Mitte Juli 1794 den letzten Kampf mit seinen Gegnern beginnen mußte, rief er S. zu Hilfe. Nachdem Robespierre 8. Thermidor den Angriff eingeleitet und mit Hilfe der Jakobiner einen bewaffneten Aufstand gegen den Konvent vorbereitet hatte, eröffnete S. die Sitzung 9. Thermidor mit einem Vortrage, der Robespierre rechtfertigen und dessen Gegner treffen sollte. Mit Robespierre und seinen Anhängern wurde jedoch auch S. verhaftet und mußte 28. Juli 1794 das Schaffott besteigen. Es erschienen von ihm «Organt», ein Gedicht in 20 Gesängen (2 Bde., Par. 1789), und «Mes passetemps, ou le nouvel Organt» (2 Bde., Par. 1792). Seine «Oeuvres politiques» wurden 1833 herausgegeben. Vgl. die Lebensbeschreibungen von Fleury (2 Bde., Par. 1852) und Hamel (Par. 1859).

Saint-Kilda, eine der Hebriden (s. d.).

Saint-Kitts oder Saint-Christopher, brit. Antilleninsel, s. Christoph (Sankt).

Saint-Lambert (Jean François, Marquis de), atheistischer Philosoph und Dichter, geb. 26. Dez. 1716 zu Nancy, trat frühzeitig in Kriegsdienste, kam 1748 an den Hof des Königs Stanislaw, hielt sich jedoch sodann die längste Zeit seines Lebens in Paris auf. Er wurde 1770 Mitglied der Akademie und starb 9. Febr. 1803. Er war mit der Marquise du Chatelet sehr befreundet und lebte 40 Jahre lang mit der durch Rousseaus «Confessions» bekannten Madame d'Houdetot in enger Verbindung. Seine «Saisons» (Par. 1769 u. 1822; deutsch von

Weiße, Lpz. 1791) sind ein geistloses Gedicht. Als philos. Schriftsteller trat S. erst in seinen höhern Jahren auf. Sein «Catéchisme universel, ou les principes des mœurs chez toutes les nations» (3 Bde., Par. 1798), eine atheistische Analyse des Menschen, wurde von den republikanischen Machthabern als Lehrbuch der Moral empfohlen. Seine «Poésies» erlebten viele Ausgaben (die beste 2 Bde., Par. 1795). Die «Oeuvres philosophiques» erschienen in fünf Bänden (Par. 1801).

Saint-Laurent-de-la-Salanque, Stadt im franz. Depart. Pyrénées-Orientales, Arrondissement Perpignan, links vom Agly, 5 km von der Küste des Mittelmeeres, zählt (1881) 5036 E. und hat reiche Seesalzsalinen, Fischerei im Etang de Leucate und Schiffbau. An der Mündung des Agly liegt der Hafenort Le Barcarés.

Saint-Léonard, Stadt im franz. Depart. Haute-Vienne, Arrondissement Limoges, rechts über der Vienne, Station der Linie Limoges-Meymac der Orléansbahn, zählt (1881) 3503 (Gemeinde 6160) E. und hat eine Kirche aus dem 12. und 13. Jahrh., Wollindustrie, Porzellan- und Papierfabriken.

Saint-Leonards, Vorstadt von Hastings (s. d.).

Saint-Leu, Dorf im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrondissement Pontoise, südwestlich vom Walde von Montmorency, Station der Linie Ermont-Valmondois der Nordbahn, hat eine moderne, von Napoleon III. sehr verschönerte Pfarrkirche, in deren Apsis sich ein Denkmal Ludwig Bonapartes, Königs von Holland, mit Statuen von Petitot befindet; in einer Gruft der Kirche ruhen Carlo Bonaparte, der Vater Napoleons I., Ludwig Bonaparte und zwei von dessen Söhnen. Nach dem Sturze der Napoleoniden nannte sich Ludwig Bonaparte, der ehemalige König von Holland, Graf von Saint-Leu. Das dortige Schloß desselben kam nach der Restauration an den letzten Prinzen von Condé, ist aber gegenwärtig verschwunden.

Saint-Leu (Graf von), s. Bonaparte (Ludwig).

Saint-Lô, Hauptstadt des franz. Depart. Manche, am rechten Ufer der Vire, größtenteils auf einem Felsen unregelmäßig gebaut und ehemals befestigt, ist Station der Linien Lison-S. und S.-Lamballe der Westbahn, Sitz einer Ackerbau- und einer Gewerbekammer und zählt (1881) 8671 (als Gemeinde 10121) E., welche geschätzte Tuche, Flanell, Zwillich, Kalikos, Droguets, Spitzen und Zwirnbänder fabrizieren, Woll- und Baumwollspinnereien, Wiesenbleichereien, Messer- und Kupferschmieden, Gerbereien und Riemereien unterhalten und Handel mit gesalzener Butter, Cider, Getreide, Vieh und Pferden für die Armee, Geflügel, Honig, Wachs, Eisen, Leder, Zwirn u. s. w. treiben. Die Stadt hat ein kleines geistliches und ein Lehrerseminar, eine öffentliche Bibliothek von 9000 Bänden, ein Museum für Naturgeschichte und Altertümer, eine Bankfiliale und ein Theater. Auch ist eine Mineralquelle vorhanden. Die got. Kirche Notre-Dame, ehemals Kathedrale, teils im 12., teils im 15. Jahrh. erbaut und im 17. Jahrh. restauriert, zeichnet sich durch Reinheit und Reichtum des Stils, namentlich aber durch ihr Portal und ihre zwei herrlichen Glockentürme aus. Die Kirche Ste.-Croix, oft als das vollständigste Denkmal normann. Baukunst bezeichnet, ist frühestens im 11. Jahrh. von den Normannen aufgeführt und wurde 1860 umgebaut. Sie gehörte zur ehemaligen Abtei der Stadt, deren Gebäude jetzt mit zu dem Staatsgestüte benutzt werden. Im Vestibul des Stadthauses befindet sich ein antikes «Marbre de Torigny» genanntes Piedestal mit einer wichtigen Inschrift. Der Ort hieß ursprünglich Briovera und erhielt seinen heutigen Namen (mittellat. Sancti Laudi) vom fünften Bischof von Coutances, dem heil. Laudus. S. wurde 889 und 890 von den Normannen belagert, dann zur Übergabe genötigt, ausgemordet und zerstört. Die Engländer eroberten 1346 und 1417 die Stadt, die sie bis 1449 behaupteten. Unter den Valois eine Baronie, war S. 1562 in den Händen der Hugenotten.

Saint-Louis in Senegambien (s. d.).

Saint-Louis, die größte und wichtigste Handels- und Fabrikstadt des nordamerik. Staates Missouri, liegt am westl. Ufer des Mississippi, 1870 km oberhalb Neuorleans, 32 km unterhalb der Missourimündung, auf den Terrassen eines Kalksteinplateaus, das allmählich zum Flusse abfällt und mit dem östl. Ufer durch eine mächtige, auf zwei Ufer- und zwei Flußpfeilern ruhende, 600 m lange eiserne Brücke, welche 7043603 Doll. gekostet hat, verbunden ist. Die Stadt ist schön gelegen und regelmäßig gebaut, mit breiten, meist rechtwinkelig sich schneidenden Straßen und meist aus Backsteinen errichteten Häusern. Die Hauptgebäude sind: das aus Granit gebaute Zollhaus nebst Post, das Gerichtsgebäude, das County-Irrenhaus, ein Arsenal der Vereinigten Staaten, die Handelskammer, die Mercantile-Library-Hall, das polytechnische Institut, das Stadthospital, die Washington-University, die Kathedrale, mehrere großartige Hotels, Kirchen, Schulen u. s. w. Von den 18 Parks sind am bedeutendsten: der Forest-Park (555 ha), der Tower-Grove-Park und der Lafayette-Park. Shaw's-Garden oder Missouri-Botanical-Garden umfaßt 20 ha und ist einer der schönsten botanischen Gärten der Vereinigten Staaten. Sehenswert sind ferner die Fair-Grounds mit einem Amphitheater für 25000 Personen, die Kirchhöfe, z. B. der Bellefontaine, die Wasserwerke u. s. w. Das Klima ist trotz der großen Schwankungen ein gesundes. Die 162 km Abzugskanäle, für welche die Stadt nahezu 7 Mill. Doll. ausgegeben hat, tragen zu dem vorzüglichen Gesundheitszustande nicht wenig bei. In S. münden 19 Eisenbahnlinien, welche (1884) 499936 t Fracht einführten; 2048 Boote und 999 Barken brachten außerdem 520350 t Fracht. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten sind das Stadt-, das Marine- und das Schwesternhospital, das Haus der Freundlosen, die Irrenanstalt, mehrere Waisenhäuser ꝛc. hervorzuheben. Die Stadt hat (1884) 104 Schulgebäude; an höhern Bildungsanstalten sind mehrere mediz. und ein pharmaceut. College, die kath. St.-Louis-University mit einer Bibliothek von 17000 Bänden, die Washington-University, das luth. Concordia-College, das polytechnische Institut, die Rechtsschule u. s. w. zu nennen. Außerdem gibt es eine große Anzahl Privat- und Kirchenschulen, mehrere Bibliotheken, darunter die städtische Schulbibliothek mit 56000, die Mercantile-Library mit über 50000 Bänden u. s. w., mehrere histor., naturwissenschaftliche, Kunst- und Erziehungs-Gesellschaften und Vereine.

Unter den (1880) 2924 industriellen Etablissements sind bedeutende Eisengießereien, Maschinenbauereien, große Baumwoll-, Tabaks-, Öl-, Bleiweiß-, Farben-, Wachstuch- und andere Fabriken,

mehrere Zuckerraffinerien, Mahlmühlen, Brauereien (eine ist die größte der Welt) und Schlächtereien. Noch bedeutender ist der Handel. Hauptausfuhrartikel ist Mehl; außerdem ist die Stadt der Stapelort für Pelzwerk, Tabak, Hanf, Getreide, Kartoffeln, Vieh, Schweinefleisch, Blei und Metalle. S. hat 18 Staats- und 6 Nationalbanken und ist der Sitz eines kath. Bischofs und Erzbischofs. Es hat 162 Kirchen, darunter viele deutsche, 84 Zeitungen und Zeitschriften, darunter 3 tägliche deutsche und mehrere wöchentliche Zeitungen. Anfangs eine Station der Pelzhändler, wurde sie 1764 durch Laclede gegründet, zählte 1810 erst 1600, 1840 nur 16470, 1860 bereits 160773 und 1880 schon 350518 E., von denen 54901 deutsche, 22256 Farbige, 71 Chinesen und Indianer waren.

Vgl. Scharf, «History of St. Louis City and County» (2 Bde., Philad. 1883); Morgan, «Annual statement of the trade and commerce of St. Louis for the year 1884» (St.-Louis 1885).

Saint-Macaire, Stadt im franz. Depart. Gironde, Arrondissement La Réole, rechts an der Garonne, Station der Linie Bordeaux-Cette der Südbahn, zählt (1881) 2023 E. und hat eine schöne Kirche (St.-Sauveur) aus dem 12. bis 15. Jahrh. mit Wandmalereien aus dem 13. Jahrh., welche Scenen aus der Apokalypse darstellen, bedeutende Thor-, Turm- und Mauerreste aus dem 12. bis 14. Jahrh. und Weinbau. Etwa 5 km nordwestlich liegt der Wallfahrtsort Verdelais.

Saint-Maixent, alte Stadt im franz. Depart. Deux-Sèvres, Arrondissement Niort, an der Sèvre-Niortaise, Station der Linie St.-Benoit-La-Rochelle der Französischen Staatsbahnen, zählt (1881) 3809 (als Gemeinde 4790) E. und hat Wollspinnerei, Tuch- und Strumpfwarenfabriken und bedeutenden Getreidehandel, außerdem eine Stuterei und Wettrennen (im August), sowie eine Infanterieschule.

Saint-Malo, befestigte Seestadt, Kriegsplatz zweiter Klasse und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Ille-et-Vilaine, an der Nordküste der Bretagne auf dem Felsen Aron gelegen, Station der Linie Rennes-S. der Westbahn, hängt mit dem Festlande durch den 45 m breiten, 200 m langen Chausseedamm Sillon (Furche) zusammen, an dessen Ende das von vier Türmen flankierte Schloß aus dem 14. und 15. Jahrh. (jetzt Kaserne) steht, und welcher mit der Stadt und der Küste einen weiten, bequemen und sichern Hafen bildet. Ein anderes Hafenbassin wurde seit 1860 an der Westseite der Stadt angelegt. Die Stadt selbst ist amphitheatralisch gebaut, hat bastionierte Ringmauern aus dem 16. Jahrh. und auf der Nordwestseite eine Festung. Außerdem ist auch die Reede durch fünf auf Inseln erbaute Forts verteidigt, in deren einem (le Grand-Bey) sich das Grab Châteaubriands befindet. Bemerkenswerte Gebäude sind nur die alte Kathedrale und das Stadthaus. Die Stadt zählt (1881) 9432 (als Gemeinde 11212) E. und ist der Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Handelsgerichts, einer Handels- und einer Ackerbaukammer, hat eine hydrogr. Schule, eine öffentliche Bibliothek, eine Gemäldegalerie, ein Naturalienkabinett, eine schöne Promenade mit herrlicher Aussicht und berühmte Seebäder. Die Bevölkerung fabriziert Segeltuch, Seile, geteertes Leder u. s. w. für die Marine und Schifferei-gerätschaften. Auch unterhält man Ölfabriken, Salzraffinerien, Schiffswerfte, Dampfschneidemühlen, Brauereien, Schmelzöfen für Eisen und Kupfer. Bedeutend sind ferner die Schiffsausrüstungen für Indien, für den Stockfischfang bei Neufundland und für den Küstenhandel. Es besteht hier ein großes Entrepôt für noch nicht verzollte Waren. Der Handel ist nicht mehr so lebhaft wie ehemals, aber immer noch bedeutend in Wein, Branntwein, Salzfleisch, Hanf, Teer, Mastbäumen und bretagner Leinwand. Gegen Anfang des 11. Jahrh. zogen sich die meisten Bewohner von Aletum (auch Aleta, Aletis), dem jetzigen St.-Servan, wegen fortwährender Angriffe der Seeräuber auf den Aronfelsen zurück und gründeten daselbst ein Städtchen, dem sie den Namen ihres Bischofs, des heil. Maclovius, gaben (Maclovia, Maclovium); 1149 wurde das Bistum von Aletum hierher verlegt, das bis zur Revolution bestanden hat. Die Bewohner der Stadt (Malouins) zeichneten sich schon im Mittelalter als tüchtige Seeleute aus, und seit dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. beteiligten sie sich an den Entdeckungs- und Handelsfahrten. Sie bemächtigten sich 1495 des Stockfischfangs bei Neufundland, entdeckten unter Jacques Cartier 1534 Canada, umsegelten 1693 Kap Hoorn, um Handelsverbindungen mit Peru anzuknüpfen, und besiedelten später zuerst die Falklandsinseln (Malouines). Von den Engländern wurde die Stadt 1378 belagert, 1693 bombardiert (1695 von den Holländern) und 1758 erfolglos angegriffen. S. ist der Geburtsort Châteaubriands, dem hier 5. Sept. 1875 eine von Millet gefertigte Bronzestatue errichtet wurde, der Seehelden Duguay-Trouin (Marmorstatue von Molchnet, 1829) und Labourdonnaye, des Mathematikers Maupertuis, des Philosophen Lamettrie, des Mediziners Broussais und des Schriftstellers Lamennais. Die wie eine Vorstadt nahe südlich rechts von der Mündung der Rance und an der Eisenbahn gelegene und mit S. durch Kanal verbundene Hafenstadt **Saint-Servan** hat einen Handels- und einen Kriegshafen, ein Kommunal-Collége, Seebäder und zählt 12867 E., die ebenfalls für die Marine fabrizieren und Schiffe für den Walfisch- und Stockfischfang ausrüsten.

Saint-Marceaux (Charles René de), franz. Bildhauer, geb. 23. Sept. 1845 zu Reims, war Schüler der École des Beaux-arts und Jouffroys, und erregte zuerst 1869 Aufsehen mit einer Marmorfigur: Dantes Jugend (im Luxembourg). Es folgten: der florentiner Schmied (1875), der Genius, das Geheimnis des Grabes bewahrend (1879), die Italienerin (1879), der Harlekin (1880) u. s. w.

Saint-Marcellin, Stadt und Arrondissementshauptort im franz. Depart. Isère, unweit rechts von der Isère, Station der Linie Valence-Grenoble-Chambéry der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 3250 E. und hat ein Collége, eine Musteranstalt für Seidenzucht, Weinbau und Zuckerfabrikation. Etwa 8 km nordwestlich von S. liegt **Saint-Antoine** mit der prächtigen Kirche (13. bis 14. Jahrh.) einer ehemaligen Abtei, des Mutterhauses der Hospitalbrüder vom heil. Antonius; links an der Isère, 5 km südöstlich von S. liegen die Ruinen des Schlosses **Beauvoir**, eines Lieblingssitzes der ehemaligen Herrscher des Dauphiné.

Saint-Marc-Girardin (Marc Girardin, genannt), franz. Publizist und Schriftsteller, geb. 12. Febr. 1801 zu Paris, erhielt daselbst seine Schulbildung im Collége Henri IV. und gewann

1827 den akademischen Preis für seine Lobrede Bossuets. Als Lehrer am Collège Louis-le-Grand schrieb er litterarische Kritiken für das «Journal des Débats» und den «Tableau de la marche et des progrès de la littérature française au 16e siècle» (Par. 1828), welcher mit der Arbeit Philarète Chasles' über denselben Gegenstand den von der Französischen Akademie verliehenen Preis der Beredsamkeit teilte. Früchte zweier Reisen nach Deutschland waren der «Rapport sur l'état de l'instruction publique dans le midi d'Allemagne» und «Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne». S. wurde Professor der poetischen Nationallitteratur an der Sorbonne und schrieb die leitenden polit. Artikel im «Journal des Débats», welches während der Julimonarchie an ihm den schlagfertigsten Polemiker und den stärksten Gegner der dynastischen und demokratischen Opposition besaß. Seine parlamentarische Laufbahn als Deputierter des Depart. Haute-Vienne (1834—48) war ohne Bedeutung. S. wurde 1840 Mitglied der Académie française. Als litterarischer Kritiker und akademischer Lehrer befolgte er streng orthodoxe Grundsätze und moralisierende Tendenzen. In der Politik von sehr gemäßigter Denkungsart, behielt er unter dem zweiten Kaiserreich seine Amtsstellung als Professor an der Sorbonne, als Staats- und hoher Unterrichtsrat. Im Febr. 1871 in die Nationalversammlung gewählt, schloß er sich daselbst dem rechten Centrum an. Er starb in Morsang-sur-Seine bei Paris 11. April 1873. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: «Mélanges de littérature et de morale» (2 Bde., Par. 1840), «Sur l'instruction intermédiaire en France» (Par. 1846), «De l'usage des passions dans le drame» (Par. 1847), «Souvenirs et réflexions politiques d'un journaliste» (Par. 1859). Seine Vorlesungen waren sehr besucht; einen Teil davon hat er in dem «Cours de littérature dramatique» (Par. 1843; 7. Ausg., 4 Bde., 1860) veröffentlicht.

Saint-Martin, eine seit 1648 zwischen den Franzosen und Niederländern geteilte Insel in Westindien, welche als eine der nördlichsten zur Gruppe der Inseln unter dem Winde der Kleinen Antillen gehört. Sie hat einen Flächeninhalt von 98,57 qkm mit (1879) 6607 E.; davon entfallen 51,77 qkm mit 3481 E. und dem Hauptort Marigot auf den franz., 46,80 qkm mit 3126 E. und Philippsburg auf den holländ. Anteil. Die englisch sprechenden Weißen bilden etwa den vierten Teil der Bevölkerung. S. ist gebirgig, doch waldlos, steigt im Mont-Paradis bis 420 m an und hat gesundes Klima, aber wenig kultivierten Boden. Zur Ausfuhr gelangen Rum, Zucker und Lagunensalz.

Saint-Martin (Louis Claude, Marquis de), der französische Jakob Böhme, genannt «Le philosophe inconnu», geb. zu Amboise 18. Jan. 1743, nahm im Regiment Foix Kriegsdienste, widmete aber seine Muße dem Studium alter und neuer Sprachen und religiös-philos. Betrachtungen. Swedenborg und die Lektüre der Werke Jak. Böhmes führten ihn sodann ganz der mystischen Theosophie zu. Er erlernte das Deutsche, um die Schriften des deutschen Mystikers zu studieren, und übersetzte die «Aurora» desselben (1800) ins Französische. Zugleich verließ er den Militärdienst, durchreiste Deutschland, die Schweiz, England und Italien und lebte später in Lyon und dann in tiefster Zurückgezogenheit zu Paris. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er im Hause des Senators Lenoir-Laroche zu Aunai bei Chatillon, wo er 13. Okt. 1803 starb. Als seine vorzüglichsten Schriften sind zu nennen: «Des erreurs et de la vérité» (Lyon 1775 u. öfter; deutsch von Claudius, Hamb. 1782), «Tableau naturel des rapports, qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers» (2 Bde., Edinb. resp. Lyon 1782), «Ecce homo, le nouvel homme» (1796), «De l'esprit des choses» (2 Bde., 1800; deutsch von Schubert unter dem Titel «Vom Geist und Wesen der Dinge», 2 Bde., Lpz. 1811), «Ministère de l'homme-esprit» (1802), «L'homme de désir» (2 Bde., Lyon 1790; neue Aufl., Metz 1802; deutsch von Wagner unter dem Titel «Des Menschen Sehnen und Ahnen», Lpz. 1813), «Le crocodil, ou la guerre du bien et du mal, poëme epico-magique» (1800), «De Dieu et de la nature». S. bekämpfte den Sensualismus und Materialismus und stellte in einer unklaren Sprache und ohne philos. Schärfe den Menschen als Schlüssel aller Rätsel und das Bild aller Wahrheit hin. Der Körper des Menschen ist ihm Urbild alles Sichtbaren, sein Geist Vorbild alles Unsichtbaren, Gott selbst aber Prototypus des Menschen, indem der Mensch nur ein Gedanke Gottes ist. S.s «Correspondance» gaben Schauer und Chuguet (Par. 1862) heraus. Vgl. Caro, «Essai sur la vie et les ouvrages de Saint Martin» (Paris 1852); Matter, «S. le philosophe inconnu» (Par. 1862).

Saint-Martin-de-Ré, Hauptstadt der zum franz. Depart. Charente-inférieure gehörenden Insel Ré (s. d.).

Saint-Mary, Insel, s. unter Gambia.

Saint-Mary (Fälle von), s. u. Oberer See.

Saint-Marys, Fluß im nordamerik. Staate Georgia, bildet fast auf seinem ganzen 160 km langen Laufe die Südgrenze dieses Staats gegen Florida und mündet in den Atlantischen Ocean.

Saint-Maur, franz. Dorf, nahe bei Paris, im Arrondissement Sceaux des Seinedepartements, am St.-Maur-Kanal auf einer von der Marne umflossenen Landzunge, Station der Linie Paris-Brie-Comte-Robert der Französischen Ostbahn, zählt (1881) 2100 (als Gemeinde 10492) E. und besitzt Papier-, Zucker- und Schmuckfabriken und eine Eisengießerei. In früherer Zeit war S. der Hauptsitz des Benediktinerordens. Bei S. befindet sich ein militärisches Übungslager. Dorthin und nach dem Lager bei Vincennes wurden 1870 die im Lager von Châlons stehenden Mobilgarden nach den Niederlagen des franz. Heeres in Elsaß und Lothringen zurückgezogen. — Der St.-Maur-Kanal kürzt die Schleife der Marne beträchtlich ab, ist 1150 m lang und zur Hälfte seiner Länge durch Tunnel geführt.

Saint-Maurice, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (260 qkm, 6616 E.) im schweiz. Kanton Wallis, liegt 417 m über dem Meere, 14 km nordwestlich von Martigny, auf dem linken Ufer des Rhône, in der engen Thalpforte des Wallis zwischen der Dent du Midi und der Dent de Morcles, an der Bahnlinie Brig-Sitten-Lausanne, von der hier die linksuferige Linie S.-Bouveret (Genfersee) abzweigt, besitzt einige Festungswerke, ein altes Schloß, zwei Klöster, eine Pfarrkirche, ein Rathaus und eine 1482 erbaute mit einem Bogen den Rhône überspannende Brücke und zählt (1880) 1631 E., meist kath. Konfession und franz. Zunge. S. ist das röm. Agaunum im Lande der Nantuaten und

verdankt seinen jetzigen Namen der altberühmten Abtei S., die der Sage nach schon 360, sicherer erst 515 von dem burgund. König Sigismund gegründet und dem heil. Mauritius gewidmet wurde, der 302 mit der thebaischen Legion unweit S. den Märtyrertod erlitten haben soll. Vom 6. bis 10. Jahrh. eine der wichtigsten Kulturstätten in Westhelvetien und namentlich von den burgund. Königen begünstigt, von denen Rudolf I., der Gründer des hochburgund. Reichs, sich 888 hier krönen ließ, ist S. jetzt noch ein sehr angesehenes Kloster. Der Abt führt den Titel eines Grafen und Bischofs von Bethlehem und genießt bischöfl. Rechte; die Konventualen, welche auch die Hospize des Großen und Kleinen St.-Bernhard und des Simplon versehen, sind regulierte Chorherren des Augustinerordens. Die bemerkenswertesten Punkte in der Umgebung von S. sind die Felseneinsiedelei Notre-Dame du Sex und die Stalaktitenhöhle Grotte aux fées in der westlich über dem Städtchen aufsteigenden Felsenwand, das Dorf und Bad Lavey am rechten Rhôneufer und das 5 km südlich von S. gelegene Dorf Evionaz an der Stelle der 563 durch einen Schlammstrom zerstörten Stadt Epaunum, in welcher 517 ein großes Konzil abgehalten wurde.

Saint-Maurice, Gemeinde im franz. Depart. Seine, Arrondissement Sceaux, rechts an der Marne, nahe deren Mündung in die Seine, bei Charenton, hat (1881) 5576 E., Eisenhammer, Woll- und Baumwollspinnereien und Fabrikation von Chemikalien.

Saint-Maximin, Stadt im franz. Depart. Var, Arrondissement Brignoles, unweit der Quellen der Flüßchen Argens und Arc, Station der Linie Gardanne-Carnoules der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat (1881) 3085 E. und eine prächtige got. Kirche aus dem 13. bis 15. Jahrh. mit sehr schönem Reliquiarium der heil. Magdalene aus vergoldeter Bronze. Etwa 15 km südwestlich von S. zieht sich die Berglette Chaine de la Ste.-Beaume (Baume) hin; hier befindet sich 930 m über dem Meere eine alljährlich am 22. Juli von zahlreichen Pilgern besuchte Stalaktitengrotte, in der die heil. Magdalene gewohnt haben und gestorben sein soll.

Saint-Mihiel, Stadt im franz. Depart. Meuse, Arrondissement Commercy, rechts an der Maas, Station der Linie Lérouville-Sedan der Ostbahn, zählt (1881) 4673 (Gemeinde 5915) E. und hat in der Kirche St.-Etienne eine Grablegung Christi mit acht großen Figuren aus weißem Marmor vom hier geborenen Bildhauer Ligier Richier, Kupferhämmer, Spitzenfabrikation und Forellenfang.

Saint-Nazaire, s. Nazaire (Saint-).

Saint-Nectaire, Dorf und Badeort im franz. Depart. Puy-de-Dôme, Arrondissement Issoire, hat (1881) 1302 E. und zahlreiche Mineralquellen von 23 bis 44° C.

Saint-Neots, Stadt in der engl. Grafschaft Huntingdon, rechts am Ouse, Station der Hauptlinie London-York der Great-Northernbahn, hat (1881) 4261 E. und Papiermühlen.

Saint-Nicolas, Stadt im gleichnamigen Bezirk der belg. Provinz Ostflandern, einst Hauptstadt des Waeslandes (s. d.), Station der Eisenbahn Antwerpen-Gent, Mittelpunkt eines blühenden Ackerbaues und Gewerbfleißes, mit 26469 E.

Saint-Nicolas (du Port), Stadt im franz. Depart. Meurthe-et-Moselle, Arrondissement Nancy, links an der Meurthe, nahe dem Rhein-Marnekanal, zählt (1881) 4425 (Gemeinde 5117) E. und hat Woll- und Baumwollspinnerei, sowie Baumwoll- und Hanfleinwandweberei.

Saint-Omer (mittellat. Sancti Audomarii), feste Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Pas-de-Calais, Kriegsplatz zweiter Klasse, Station der Linien Paris-Arras-Calais, Boulogne-S. und Lille-S. der Nordbahn, Knotenpunkt von sechs Hauptstraßen, in sumpfiger Gegend an der hier schiffbaren Aa und der Mündung des Kanals Neuf-Fossé, hat eine Handels- und eine Ackerbaukammer, ein Lyceum, eine Gewerbe- und Kunstschule und zählt (1881) 17404 (als Gemeinde 21556) E. Sechs Forts, große Außenwerke und Sümpfe umgeben die Stadt auf mehr als der Hälfte ihres Umfangs. Die bemerkenswertesten Gebäude sind: die Kirche Notre-Dame, die ehemalige Kathedrale, ein schöner got. Bau, die Bibliothek mit 15000 Bänden und 852 Manuskripten, das Museum, reich an Münzen und Altertümern, das Stadthaus und die Reste der prachtvollen, 1320—1530 erbauten, 1792 zerstörten Kirche der 640 gegründeten Abtei St.-Bertin (Sithiu, Sancti Bertini). Die beiden Vorstädte zählen über 4000 E., die sich hauptsächlich mit Gärtnerei beschäftigen. Der lebhafteste Industriebetrieb der Stadt umfaßt besonders Woll-, Flachs- und Baumwollspinnerei, Zwirnerei, Salzraffinerie, Fabrikation von Tuch, Wolldecken, Posamentierarbeiten, Stickereien, von irdenen Pfeifen, Fischernetzen, Branntwein, Rübenzucker, Tabak, namentlich den als S. bekannten Schnupftabak, Papier, Leder u. s. w. Zugleich ist sie der Mittelpunkt eines beträchtlichen Handels mit Getreide, Wein, Öl, Flachs, Steinkohlen, Torf, Eiern, Geflügel, Obst und Spitzen. Die ehemals zu Artois gehörige Stadt wurde im 7. Jahrh. durch den heil. Audomar, Bischof von Thérouanne, gegründet und im April 1677 durch Ludwig XIV. den Spaniern entrissen. Im J. 1559 wurde der Sitz des Bistums Thérouanne nach S. verlegt und 1790 aufgehoben.

Saint-Ouen, Dorf im Arrondissement Saint-Denis des franz. Depart. Seine, nahe nördlich von Paris, rechts an der Seine, ist berühmt wegen seines Schlosses, in dem Ludwig XVIII. bei seiner Rückkehr nach Paris 2. Mai 1814 anhielt und der franz. Nation durch Proklamation eine Verfassung versprach. Das um 1660 gebaute Schloß wurde von Ludwig XVIII. angekauft, der es verschönern ließ und der Madame du Cayla schenkte. Der Ort zählt (1881) 17718 E. und besitzt schöne Landhäuser, einen Stromhafen, große Bassins, Magazine und Fabriken für Kautschuk und Wachsleinwand, außerdem Eisengießereien, Färbereien und Töpfereien. Von der Station de la Plaine de St.-Denis führt nach den Docks von S. eine 3 km lange Linie der Nordbahn, auch von der Station de l'Avenue de St.-Ouen der Pariser Gürtelbahn geht eine Abzweigung der letztern nach den Docks von S.

Saint-Ouen-l'Aumône, s. unter Pontoise.

Saint-Paul, Felseninsel gegenüber der Nordspitze von Cape-Breton (s. d.).

Saint-Paul, Insel im Indischen Ocean, s. unter Neu-Amsterdam.

Saint-Paul, Hauptstadt des nordamerik. Staates Minnesota, liegt am Mississippi, 16 km von Minneapolis, an 11 Eisenbahnlinien. Im J. 1838 wurde hier das erste Gebäude errichtet; 1849 wurde S. ein Dorf und 1854 als Stadt inkorpo-

riert; 1854 hatte sie ungefähr 3000, 1860 über 10000, 1870 aber 20030 und 1880 schon 41473 E., von denen 4956 Deutsche, 468 Farbige und 34 Chinesen waren. Die Stadt zieht sich an beiden Ufern des Flusses hin, hat eine Anzahl schöner öffentlicher und Privatgebäude, z. B. das Zoll- und Posthaus, das Kapitol, das Markt- und das Opernhaus, das Theater, mehrere öffentliche Parks, schöne Kirchhöfe, Wasserwerke, Gas, Straßeneisenbahnen u. s. w. Im J. 1884 gab es 1 Hoch- und 21 öffentliche Schulen, eine Anzahl Kirchen- und Privatschulen, die Hamlin-University, St.-Josephs-Academy, Macalester-College, Catholic-Seminary, 81 Kirchen, mehrere Bibliotheken, darunter die öffentliche mit 12000, die Staatsbibliothek mit 10000 und die der historischen Gesellschaft mit 22000 Bänden. S. hat 843 Manufaktur-Etablissements und bedeutenden Handel, 6 National-, 5 Staats- und 2 Privatbanken. Vgl. «A history of the City of St. Paul» (St.-Paul 1876); «History of Ramsey County and the City of St. Paul» (Minneapolis 1881); «Annual report of the St. Paul Chamber of commerce» (St.-Paul 1885).

Saint-Paul, Stadt der Insel Réunion (s. d.).

Saint-Paul (de Fenouillet), Stadt und Wallfahrtsort im franz. Depart. Pyrénées-Orientales, Arrondissement Perpignan, links am Agly, zählt (1881) 2340 E. und hat Mineralquellen. Die nördlich vom Orte liegende Grotte St.-Antoine de Galamus wird alljährlich am Pfingstfest von Pilgern stark besucht.

Saint-Paul-lès-Dax, Stadt im franz. Depart. Landes, Arrondissement Dax, 2 km von Dax, rechts vom Adour, hat (1881) 3240 E., eine got. Kirche aus dem 15. Jahrh. mit Apsis aus dem 12. Jahrh. und Wandmalereien, ferner Eisenminen, Eisenhämmer und Handel mit Kohlen, Wein und Leder.

Saint-Paul-Trois-Châteaux, Stadt im franz. Depart. Drôme, Arrondissement Montélimar, zählt (1881) 2250 E. und hat eine alte roman. Kathedrale, Steinbrüche, Weinbau, Fabrikation von Wollstoffen und Seidenspinnerei. Die Stadt (mittellat. Tricastina oder Tricastinum) war bis zur Revolution Bischofssitz.

Saint-Paulien, Stadt im franz. Depart. Haute-Loire, Arrondissement Le-Puy, mit (1881) 1374 (Gemeinde 2770) E., war die Hauptstadt der gallischen Vellavi und hieß im Altertum Revessio, auch Revessium, Ruesium und Civitas Vellavorum, in der Merovingerzeit Vellava im Pagus Vellavus, dem spätern Velay.

Saint-Pé, Stadt im franz. Depart. Hautes-Pyrénées, Arrondissement Argelès-de-Bigorre, rechts vom Gave de Pau, Station der Linie Toulouse-Bayonne der Südbahn, hat (1881) 2347 E., Ruinen einer in den Hugenottenkriegen zerstörten Benediktinerabtei, Seminar und Fabrikation von berühmten Schmiede- und Drechslerwaren.

Saint-Péray, Ortschaft im franz. Depart. Ardèche, Arrondissement Tournon, rechts vom Rhône, über welchen 4 km östlich von S. nach Valence eine Hängebrücke führt, Station der Linie Givors-La Voute der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 1666 (als Gemeinde 2658) E. und hat Marmorbrüche und Weinbau; 5 km südlich liegen auf einem Felsen die Ruinen des Schlosses Crussol.

Saint-Pierre (auf Guernsey), s. unter Normannische Inseln.

Saint-Pierre, Stadt der Insel Réunion (s. d.).

Saint-Pierre, Stadt auf Martinique (s. d.).

Saint-Pierre (Charles Irénée Castel, Abbé de), polit. und moralischer Schriftsteller, geb. 18. Febr. 1658 auf dem Schlosse St.-Pierre-Eglise bei Barfleur, widmete sich dem geistlichen Stande und erhielt 1702 die Stelle eines Almoseniers der Herzogin von Orléans. Seit 1695 Mitglied der Französischen Akademie, wurde er 3. Mai 1718 ausgestoßen, weil er das Regierungssystem Ludwigs XIV., besonders in seinem «Traité sur la polysynodie» (1718), getadelt hatte. Er starb zu Paris 29. April 1743. Von seinen zahlreichen Schriften, in denen er auf die Notwendigkeit einer polit. und sozialen Reform aufmerksam machte und verschiedene wichtige Fragen, z. B. Pauperismus, Garantie des Publikums gegen die Verkehrtheit ärztlicher Charlatane, Aufhebung des Cölibats, Vernichtung der Barbareskenstaaten u. s. w., zur Sprache brachte, ist vor allen zu nennen: «Projet de paix perpétuelle» (3 Bde., Utr. 1713), worin die Idee, durch ein neues Amphiktyonengericht jeden Krieg unmöglich zu machen, aufgestellt wird. Sein «Mémoire sur les pauvres mendiants» (1724) kann als Zeugnis seiner Humanität gelten, und in seinen «Annales politiques» (2 Bde., Lond. 1757, dann Genf und Lyon 1767) verurteilt er die Irrtümer und Versündigungen Ludwigs XIV. Er selbst veranstaltete eine Ausgabe seiner «Ouvrages de politique et de morale» (18 Bde., Rotterd. 1738—41). Vgl. die biographischen Schriften von Goumy (Par. 1859) und Molinari (Par. 1861).

Saint-Pierre (Jacques Henri Bernardin de), ausgezeichneter franz. Schriftsteller, geb. zu Havre 19. Jan. 1737, ging schon im 12. Jahre auf einem Schiffe seines Oheims nach Martinique, verließ aber nach zwei Jahren die Laufbahn als Seemann wieder. Er besuchte nun das Jesuitenkollegium zu Caen und trat, nachdem er 1757 seine klassischen Studien zu Rouen beendet, in die École des ponts et des chaussées. Im J. 1760 wurde er als Ingenieur nach Düsseldorf gesendet, ging aber bald wieder nach Frankreich zurück. Nachdem er in Paris eine Zeit lang Privatunterricht in der Mathematik gegeben, suchte er sein Glück im Auslande und arbeitete zunächst in Amsterdam an einem Journal. Dann ging er nach Petersburg, wo ihm Katharina II. den Kapitänsrang verlieh und ihn als Ingenieur in Finland verwendete. S. verließ aber Rußland 1766, um in Polen zu dienen, und kehrte, nachdem er Wien, Dresden und Berlin besucht, nach Frankreich zurück. Man gab ihm eine Ingenieurstelle auf Isle-de-France, aber er zerfiel bald mit den Behörden der Insel und begab sich 1771 wieder nach Paris. Nun beschloß er, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen, und trat mit Rousseau in freundschaftliche Beziehungen. Zunächst veröffentlichte er die treffliche «Voyage à Isle-de-France, à Isle-de-Bourbon, au Cap, etc.» (2 Bde., Par. 1773). Diesem Werke folgten die reizend geschriebenen «Études de la nature» (5 Bde., Par. 1784), deren vierter Band sein Meisterwerk «Paul et Virginie» (deutsch von Eitner, Hildburgh. 1866) enthielt, das sehr oft aufgelegt und abgedruckt worden ist. Hieran knüpfte sich der kleine Roman «La chaumière indienne» (Par. 1790) und «Le café de Surate», beide eigentlich feine Satiren. Die Revolution, für die S. in seinen «Vœux d'un solitaire» (Par. 1789) und in der «Suite des Vœux d'un solitaire» sich erklärte, zeigte sich günstig für

ihn. Ludwig XVI. ernannte ihn zum Intendanten des botan. Gartens. Als diese Stelle einging, zog er sich nach Essonnes zurück. Im J. 1794 erhielt er die Professur der Moral an der Normalschule; auch wurde er 1795 Mitglied des Instituts. Napoleon unterstützte und ehrte ihn, und dessen Bruder Joseph gab ihm eine ansehnliche Pension. Er starb auf seinem Landgute Eragny-sur-Oise 21. Jan. 1814. Als Stilist steht S. an Innigkeit des Ausdrucks und Zartheit der Färbung sehr hoch; er gehört zu den ersten Prosaikern Frankreichs. Nach seinem Tode gab Aimé Martin noch die «Harmonies de la nature» (3 Bde., Par. 1815) und die «Voyage en Silésie» heraus; dieser besorgte auch die beste Ausgabe seiner vollständigen Werke (12 Bde., Par. 1818—20), veröffentlichte einen «Essai sur la vie et les ouvrages de S.» (Par. 1821) und «Mémoires et correspondance de S.» (4 Bde., Par. 1829). Vgl. Prévost-Paradol, «Éloge de Bernardin de S.» (Par. 1852), und Sainte-Beuve, «Causeries du lundi» (Bd. VI).

Saint-Pierre-d'Albigny, Stadt im franz. Depart. Savoyen, Arrondissement Chambéry, am Fuß des Epion und Arclusaz, rechts an der Isère, Station der Linien Culoz-Modane und S.-Albertville der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 627 (Gemeinde 3033) E. und hat ein Stahlwerk, Kalkbrennerei und Seidenweberei, sowie zahlreiche röm. Altertümer. Auf einem Felsen liegen die Ruinen des Château de Miolans, welches Schloß vom 16. bis 18. Jahrh. Staatsgefängnis war.

Saint-Pierre-d'Oléron, s. unter Oléron.

Saint-Pierre-le-Moûtier, Stadt im franz. Depart. Nièvre, Arrondissement Nevers, Station der Linie Paris-Nevers-Lyon (Ligne du Bourbonnais) der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 2130 (Gemeinde 3080) E. und hat Sandsteinbrüche und Ziegelbrennerei.

Saint-Pierre-les-Calais, Fabrikort bei Calais (s. d.).

Saint-Pierre und **Miquelon,** zwei für den Kabeljaufang (15. März bis 15. Nov.) sehr wichtige Inseln, 75 km von der Südküste Neufundlands, seit 1763, mit vielen Unterbrechungen durch zeitweilige engl. Eroberung, im Besitz Frankreichs. Die Insel S., ein unfruchtbarer, fast auf allen Seiten steil zum Meere abfallender Granitfelsen, hat eine treffliche, geschützte und geräumige Reede und mit der gleichfalls bewohnten Ile-aux-Chiens einen Flächenraum von 33 qkm mit (1879) 4605 E. Die Insel Miquelon bestand früher aus zwei durch eine schiffbare Wasserstraße getrennten Inseln, welche aber seit 1763 derartig versandet ist, daß beide Inseln gegenwärtig ein zusammenhängendes Ganzes bilden. Sie zählt auf 202 qkm 619 E. und eignet sich mehr zur Anlage von Kulturen als S., besonders derjenige Teil der Insel, welcher Klein-Miquelon oder Langlade genannt wird. Die ganze Kolonie zählt somit auf 235 qkm (1879) 5224 E. Die Einfuhr belief sich 1883 auf 11600000 Frs. und die Ausfuhr auf 30800000 Frs. Das Kolonialbudget betrug 1884: 323000 Frs., die Kommunalausgaben 95000 und die Ausgaben des Mutterlandes 349000 Frs. Durch submarine Kabel ist S. mit Brest in Frankreich, mit Hearts-Content auf Neufundland, mit Sydney auf Cape-Breton-Island, mit Durbury bei Boston verbunden.

Saint-Pol (sur Ternoise), Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Pas-de-Calais, an der Ternoise, Station der Linien Arras-Etaples, Abbeville-Béthune und Lens-S. der Nordbahn, zählt (1881) 3797 E., hat Mineralquellen und Zucht von Schweinen und Schafen. S. war 918—1659 Hauptort einer Grafschaft, welche im Pyrenäischen Frieden an Frankreich kam.

Saint-Pol-de-Léon, Stadt im franz. Depart. Finistère, Arrondissement Morlaix, 1 km von der Küste des Kanals (La Manche), wo sich der kleine Hafen Pempoul befindet, Station der Linie Morlaix-Roscoff der Westbahn, zählt (1881) 3103 (Gemeinde 7295) E. und hat eine Kathedrale aus dem 13. und 14. Jahrh.

Saint-Pons, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Hérault, am Südabhang der Monts de l'Espinouse, zählt (1881) 3059 (Gemeinde 5687) E. und hat eine Kathedrale aus dem 12. und 18. Jahrh., ein theolog. Seminar, Eisenbergwerke, Marmorbrüche, Wollspinnereien sowie Tuchfabriken.

Saint-Pourçain-sur-Sioule, Stadt im franz. Depart. Allier, Arrondissement Gannat, links an der Sioule, einem linken Zufluß des Allier, zählt (1881) 3390 (Gemeinde 5025) E. und hat eine alte Abteikirche und Weinbau.

Saint-Priest (Alexis Guignard, Graf von), franz. Diplomat und Schriftsteller, wurde 23. April 1805 in Petersburg geboren. Sein Großvater war Minister Ludwigs XVI., wanderte in der Revolution nach Rußland aus und wurde hier Minister Ludwigs XVIII., welchen Titel er bis 1807 führte. Die Söhne dieses Ministers traten in russ. Dienste. Der jüngere Sohn, Armand, wurde Civilgouverneur von Odessa, an welchem Orte auch sein Sohn Alexis seine Erziehung erhielt. Im Alter von 17 J. wandte sich Alexis nach Paris, wo sein Vater bereits in die Pairskammer eingetreten war. Nach der Julirevolution ward S. zunächst franz. Gesandter in Brasilien, sodann in Portugal, später in Kopenhagen. Nachdem er zehn Jahre lang als Diplomat gewirkt, ging er nach Frankreich zurück und trat in die Pairskammer. Er schrieb: «Histoire de la royauté considérée dans ses origines jusqu'à la formation des principales monarchies de l'Europe» (2 Bde., Par. 1842), «Histoire de la chute des Jésuites au 18e siècle, 1750—82» (Par. 1844) und «Histoire de la conquête de Naples par Charles d'Anjou» (4 Bde., Par. 1847—48), sein bedeutendstes Werk, welches ihm 1849 die Aufnahme in die Französische Akademie verschaffte; endlich: «Études diplomatiques et littéraires» (2 Bde., Par. 1850). Er starb zu Moskau 29. Sept. 1851.

Saint-Privat-la-Montagne, Dorf im deutsch-lothring. Landkreise Metz, 15 km nordwestlich von Metz, war in der Schlacht von Gravelotte-Saint-Privat (s. Gravelotte) am 18. Aug. 1870 der Stützpunkt des rechten franz. Flügels und wurde gegen 6¾ Uhr abends von der 1. Garde-Infanteriedivision unter Generallieutenant von Pape und Truppen des 12. (königl.-sächs.) Armeekorps erstürmt, wodurch der Sieg entschieden wurde. Ein von der 1. Garde-Infanteriedivision bereits vorher, 5 Uhr nachmittags auf höhern Befehl allein unternommener Angriff, war, da derselbe nicht durch Artillerie vorbereitet worden war, unter außerordentlich schweren Verlusten vor der feindlichen Stellung zum Stehen gebracht worden.

Saint-Quay, Dorf mit Seebad im franz. Depart. Côtes-du-Nord, Arrondissement Saint-Brieuc, an der Westküste der Bai von Saint-Brieuc, hat (1881) 2577 E. und Reederei.

Saint-Quentin, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Aisne, auf einer 104 m hohen Anhöhe an dem Kanal gleichen Namens, welcher von der Oise zur Schelde führt, an der Somme und der Nordbahn gelegen, ist gut gebaut und hat ein got. Rathaus mit merkwürdigen Ornamenten, eine schöne Kathedrale, mehrere andere Kirchen und Hospitäler, ein Lyceum, Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft, für Ackerbau u. s. w., ein Museum, eine öffentliche Bibliothek mit 15000 Bänden und ein Theater. Die Stadt ist Sitz einer Unterpräfektur, eines Tribunals erster Instanz, eines Friedensgerichts, einer Handels- und einer Ackerbaukammer, einer Bankfiliale und zählt (1881) 45697 E. Bemerkenswert ist die got. Kollegiatkirche, eine der schönsten in Frankreich, und das Stadthaus aus dem 14. Jahrh. Der Ort bildet den Mittelpunkt eines Manufakturdistrikts, der 130000 Arbeiter in 800 Werkstätten beschäftigt und jährlich für 80—90 Mill. Frs. Waren liefert. Bedeutend sind namentlich Baumwoll- und Wollspinnerei. Die Baumwollweberei liefert Kalikos, Perkals, Piqués, Jaconas, Crétonnes, Croisés, berühmte Musseline u. s. w. Auch wollene und seidene Shawls sowie Hand- und Maschinenstickereien werden gefertigt. Nächst dieser Textilindustrie nehmen die Bleichen, die Appreturanstalten, der Maschinenbau und die Zuckerfabrikation die wichtigste Stelle ein. Lebhaft ist der Handel mit Manufakturen, Flachs, Getreide, Obst und Obstwein. S., das röm. Augusta Veromanduorum, meist Sitz eines Bischofs, wurde am Ende des 8. Jahrh. Hauptort der Grafschaft Vermandois in der Picardie, fiel 1215 an die Krone Frankreich und ward mit seinen Festungswerken einer der wichtigsten Grenzplätze. Geschichtlich merkwürdig ist es auch durch die große Schlacht, welche hier die Franzosen (unter dem Connétable Montmorency) während der Regierung Heinrichs II. 10. Aug. 1557 gegen die Spanier (unter dem Herzog Emanuel Philibert von Savoyen) verloren, worauf der Platz 27. Aug. mit Sturm genommen wurde. Vgl. Lecocq, «Histoire de la ville de S.» (Par. 1875).

Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 spielte S. mehrfach, namentlich aber im Jan. 1871 eine hervorragende Rolle. Am 17. Jan. besetzte die franz. Nordarmee die Stadt, am 18. fand ein Zusammenstoß der Vortruppen und am 19. die entscheidende Schlacht bei Saint-Quentin statt, in welcher der Armee des Generals Faidherbe (franz. 22. und 23. Korps) deutscherseits unter General von Goeben das 8. und Teile des 1. Korps und der 3. Kavalleriedivision, sowie die sächs. Kavalleriedivision, das sächs. Jägerbataillon Nr. 12 und die sächs. 2. reitende Batterie gegenüber kämpften. Die Schlacht drehte sich wesentlich um den Besitz der Dörfer Javy, Grugis, Neuville, St.-Amand und Gauchy, welche von den Franzosen besetzt, jedoch durch den Kanal de Crozat getrennt waren. Nach mehrstündigem Kampfe wurden die Dörfer von den Deutschen genommen, beide Flügel Faidherbes umgangen und dadurch die ganze franz. Linie zurückgedrängt. Ein um 2 Uhr nachmittags vom 22. Korps und der Reserveartillerie unternommener Vorstoß wurde abgeschlagen, und um 4 Uhr befanden sich die franz. Truppen überall auf dem Rückzuge, der um 7 Uhr abends in eiligste Flucht auf Cambrai und Guise ausartete. Noch am Abend des 19. Jan. wurde der Bahnhof von S. gestürmt und die Stadt von deutschen Truppen besetzt. Die Folge des Siegs vor S. war die völlige Auflösung der franz. Nordarmee.

Saint-Quentin heißt auch ein kleines Dorf im Arrondissement Vendôme des franz. Depart. Loir-et-Cher, am rechten Ufer des Loir, welches im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 dadurch namhaft geworden ist, daß bei demselben 27. Dez. 1870 in dem Gefecht zwischen Montoire und La Chartre 6 Kompagnien, 1 Eskadron und 2 Geschütze der Zweiten deutschen Armee unter Oberstlieutenant von Boltenstern von Truppen der franz. Loire-Armee eingeschlossen wurden, sich aber durchschlugen und schließlich bei einem eigenen Verluste von etwa 100 Mann noch 10 Offiziere und 230 Mann des Feindes zu Gefangenen machten.

Saint-Rambert (de Joux), Stadt im franz. Depart. Ain, Arrondissement Belley, rechts am Albarine, einem linken Nebenfluß des Ain, im Juragebirge, Station der Linie Mâcon-Genf der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat (1881) 1890 (Gemeinde 2964) E., Woll- und Seidenspinnerei, Leinwand- und Damastweberei und Papierfabrikation.

Saint-Rambert (sur Loire), Stadt im franz. Depart. Loire, Arrondissement Montbrison, unweit links der Loire, hat (1881) 1406 (Gemeinde 2619) E., Weinbau und Bau von Kohlenfahrzeugen.

Saint-Réal (César Vichard, Abbé de), franz. Historiker, geb. 1639 zu Chambéry, kam früh nach Paris, um sich hier auszubilden, und begleitete später die Herzogin von Mazarin als Gesellschafter nach England, wo er mit Saint-Evremont und andern in geistigem Verkehr lebte. Später kehrte er nach Paris zurück, wo er den größten Teil seines Lebens zubrachte. Er starb in Chambéry 1692. Von seinen Schriften, die mehrmals gesammelt sind (am besten, 4 Bde., Haag 1726, und Par., 3 Bde., 1745), sind zu nennen: «De l'usage de l'histoire» (Par. 1671), «Don Carlos, nouvelle historique» (Par. 1673; deutsch von Schmidt, 2. Aufl., Mainz 1831), halb Roman, halb Geschichte; «Césarion, ou entretiens sur divers sujets particulièrement de l'histoire romaine» (Par. 1684), «Discours sur la valeur» (Köln 1688), «Conjuration des Espagnols contre la république de Venise» (Par. 1676). Letzteres Werk ist wegen seiner Vorzüge der Komposition nicht ohne Wirksamkeit auf den histor. Kunststil gewesen, fand aber an Grosley aus Troyes (gest. 1785) einen Kritiker, der nachwies, daß dieses Buch nur ein Roman und vielleicht die ganze Verschwörung als eine Erfindung des venet. Senats zu betrachten sei. Eine Auswahl aus seinen Werken nebst Biographien S.s gaben Déssessarts (2 Bde., Par. 1804) und Malo (Par. 1819) heraus.

Saint-Remy, franz. Dorf im Arrondissement St.-Dié des Depart. Vosges, nahe dem Walde von St.-Benoit, 348 m hoch, 11 km südlich von Raon-l'Etape gelegen. In der Nähe von S., Etival, Nompatelize und St.-Dié (zwischen Epinal und Raon-l'Etape) fand 6. Okt. 1870 zwischen Franzosen und der bad. Brigade des Generals von Degenfeld, welche die Vorhut des neugebildeten 14. deutschen Korps (Werder) bildete und nach Westen und Süden hin aufklären sollte, ein für die bad. Brigade siegreiches Gefecht statt. Das 14. Korps konnte nun

aus den Pässen des Gebirges unbehindert in das Meurthethal vorrücken.

Saint-René Taillandier, s. Taillandier.

Saint-Riquier, Städtchen im franz. Depart. Somme, Arrondissement Abbeville, Station der Linie Abbeville-Béthune der Nordbahn, mit (1881) 1691 E., hatte ehemals eine berühmte gegen Ende des 4. Jahrh. gegründete Abtei, in deren Gebäude jetzt ein Seminar untergebracht ist. Die Abteikirche, ein Bau got. Stils aus dem 15. und 16. Jahrh., ist außen und innen mit Skulpturen geschmückt und hat in der noch heute reichen Schatzkammer ein Freskogemälde aus dem 16. Jahrh., welches den Totentanz darstellt. Angilbert, der Freund Karls d. Gr. und Alkuins, war 794—814 Abt des dortigen Klosters, das unter seiner Leitung zu hoher Blüte gelangte.

Saint-Saëns (Charles Camille), namhafter franz. Komponist, geb. 9. Okt. 1835 zu Paris, erhielt seine Ausbildung auf dem Konservatorium daselbst, wurde bereits 1852 Organist an der Kirche St.-Merry und 1858 an der Kirche Ste.-Madeleine in Paris, von welcher Stellung er 1877 zurücktrat. Außer zahlreichen Werken für das Piano und die Orgel schrieb er namentlich mehrere Symphonien und symphonische charakteristische Tongemälde, wie «Marche héroique», «Le rouet d'Omphale», «Phaëton», «Danse macabre», «La jeunesse d'Hercule» u. s. w., außerdem Klavierkonzerte, ein Weihnachtsoratorium, Requiem, einige Opern, wie: «La princesse jaune» (1872) und «Le timbre d'argent» (1877) u. s. w.

Saint-Satur, Ortschaft im franz. Depart. Cher, Arrondissement Sancerre, am Canal latéral der Loire, hat (1881) 1998 E., eine prächtige, doch unvollendete Kirche aus dem Anfang des 15. Jahrh., einen Hafen und Weinbau.

Saint-Sauveur, kleines Dorf und sehr besuchter Badeort im franz. Depart. Hautes-Pyrénées, Arrondissement Argelès, bei Luz, liegt 70 m über der Schlucht des Gave de Pau, 770 m über dem Meere, bildet eine einzige ansteigende Straße an dem östl. Abhang des Som de Laze (1837 m) und hat eine neue schöne, auf Kosten Napoleons III. von Boeswillwald erbaute Kirche, große Bade-Etablissements und heiße Schwefelquellen von 21 bis 44° C., die besonders gegen Nerven- und Frauenkrankheiten empfohlen werden. Eine 67 m lange und 5 m breite Brücke setzt in einem einzigen Bogen über den Gave de Pau. Die Umgebungen des Bades sind reich an schönen Spaziergängen.

Saint-Savinien, Stadt im franz. Depart. Charente-Inférieure, Arrondissement St.-Jean-d'Angély, rechts an der Charente, Station der Linie Nantes-Coutras der Staatsbahnen, hat (1881) 3192 E., einen Flußhafen und Handel mit Getreide, Wein und Branntwein. In der Nähe liegen die Schlösser Crazannes und Paulois.

Saint-Servan, Stadt im franz. Depart. Ille-et-Vilaine, s. unter Saint-Malo.

Saint-Sever, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Landes, links am Adour auf einer schroff abfallenden Anhöhe, gehörte ehemals zur Landschaft Tursan und hatte eine Benediktinerabtei; S. zählt (1881) 2426 (Gemeinde 4864) E. und hat Fabrikation von Fayence und Leinöl, sowie ansehnlichen Handel mit Landesprodukten.

Saint-Simon (Louis de Rouvroy, Herzog von), berühmt durch seine Memoiren über die Zeit Ludwigs XIV. und der Regentschaft, geb. 16. Jan. 1675, trat unter die königl. Haustruppen, diente unter dem Marschall Luxembourg und zeichnete sich bei Fleurus und Neerwinden aus. Im J. 1695 heiratete er die älteste Tochter des Marschalls de Lorges. Da ihn Ludwig XIV. vernachlässigte, verließ er den Militärdienst. Von strengen Sitten, stark aristokratischem Gepräge und dem Jansenismus ergeben, wurde er in den letzten Jahren Ludwigs XIV. der Todfeind der Frau von Maintenon und ihrer legitimierten Prinzen. Er unterstützte lebhaft die Ansprüche des Herzogs von Orléans auf die Regentschaft, und als der Herzog diese übernommen, trat er in den Regentschaftsrat, in welcher Stellung er Dubois von Zertrümmerung der Parlamente abhielt und sich auch den Finanzoperationen des Schotten Law widersetzte. Nach dem Frieden mit Spanien schickte ihn der Regent nach Madrid, wo er die Verlobung des jungen Ludwig mit der Infantin Marie Anna zu Stande brachte und zum Grand erhoben wurde. Mit dem Tode des Regenten zog er sich auf sein Landgut Laferté zurück, wo er 2. März 1755 starb.

Sein Memoirenwerk umfaßt einen Zeitraum von 30 Jahren. Er enthüllt in demselben die Triebfedern der Ereignisse, die Intriguen und die Laster des Hofs; in edelm Zorn schildert er die Heuchelei, die Schwäche und Verworfenheit der Charaktere. Sein Stil ist zwar nachlässig, rauh, inkorrekt, doch immer originell, schlagend und oft von seltener Gewalt. Erst seine Enkel sollten die Papiere zum Druck befördern; allein der Hof ließ dieselben nach seinem Tode sogleich in Beschlag nehmen und in das Staatsarchiv niederlegen. In den J. 1784—1818 wurden mehr oder weniger entstellte Bruchstücke daraus veröffentlicht. Soulavie veranstaltete eine mangelhafte Ausgabe (13 Bde., Straßb. 1791), der 1818 eine sorgfältigere (in 6 Bänden) folgte. Erst Karl X. ließ der Familie S. das Originalmanuskript wieder zustellen, worauf Sautelet eine vollständige, im Ausdruck aber oft gemilderte Ausgabe der «Mémoires complets et authentiques du duc de S. sur le siècle de Louis XIV et la régence, etc.» (21 Bde., Par. 1829—30) veröffentlichte. Eine verbesserte Ausgabe erschien von Chéruel und Regnier (20 Bde., Par. 1856—58; neue Ausg., Par. 1872 fg.), eine andere, die für die beste gilt, von A. de Boislisle, war bis 1884 in 4 Bänden erschienen. Einen Auszug aus den Memoiren veranstaltete Lanneau, «Scènes et portraits etc.» (2 Bde., Par. 1876). Die noch blühende Familie S. stammt aus dem alten Hause Rouvroy, welches von den Grafen von Vermandois sich herleitet; sie erhielt die Herzogswürde unter der Regierung Ludwigs XIII. Vgl. Tremblay, «Biographie du duc de S.» (Beauvais 1850); Taine, «Essais de critique et d'histoire» (1850); Chéruel, «S. considéré comme historien de Louis XIV» (Par. 1865); Baschet, «Le duc de S.» (Par. 1874).

Saint-Simon (Claude Henri, Graf), Gründer der ersten Sozialistenschule, ein Seitenverwandter des vorigen, geb. zu Paris 17. Okt. 1760, erhielt durch d'Alemberts Unterricht frühzeitig eine philos. Richtung. Im Alter von 19 J. ging er mit Bouillé nach Nordamerika, wo er unter Washington focht. Seine Neigung, ungeheuere Projekte zu machen, bekundete er schon damals, indem er dem Vizekönig von Mexiko einen Plan zu einem Kanal zwischen dem mexik. Busen und dem Stillen Ocean vorlegte.

Nach seiner Rückkehr nach Europa befaßte er sich ebenfalls mit allerlei weitaussehenden Plänen, die aber nirgendwo Anklang fanden. Bessern Erfolg hatten die Spekulationen in Nationalgütern, die er in den Jahren 1790—98 in Gemeinschaft mit einem Grafen Redern unternahm. Er zog sich daraus mit einem Gewinnteil von 144000 Frs. zurück, brachte diese Summe aber in Jahresfrist durch und sah sich dann genötigt eine kleine Stelle am städtischen Leihhause mit einem Jahrgehalt von 1000 Frs. anzunehmen. Er gab dieselbe jedoch bald wieder auf, da einer seiner frühern Diener, Diard, der ein wohlhabender Mann geworden, es übernahm, ihm freien Unterhalt zu gewähren. S. trug sich um diese Zeit hauptsächlich mit phantastischen und unklaren Ideen über eine Erneuerung der Wissenschaften herum, berührte dabei aber auch schon das soziale Gebiet. Seine ersten Schriften: «Lettres d'un habitant de Genève à ses contemporains» (Genf 1803) und «Introduction aux travaux scientifiques du 19e siècle» (2 Bde., Par.), die er abgekürzt auch unter dem Titel «Lettres au Bureau des longitudes» (1808) herausgab, blieben ganz unbeachtet. Erst die «Réorganisation de la société européenne» (Par. 1814), in der er entschieden das Interesse der industriellen Klasse hervorhob, machte einiges Aufsehen. Nach Diards Tode geriet er in Elend und lebte fortan nur von den Unterstützungen seiner Freunde. Gleichwohl hörte er nicht auf, mit großen Opfern Broschüren und fragmentarische Werke drucken zu lassen.

Als der Kampf der Stände heftiger wurde, erklärte S. in einer «Parabole politique», dem ersten Hefte des größern Werks «L'organisateur» (1820), daß Frankreich mit dem Untergange von 10000 Arbeitern mehr verliere als mit dem Tode ebenso vieler Beamten und sämtlicher Glieder des königl. Hauses. Die kecke Äußerung zog ihm eine Anklage zu, von der er aber durch die Jury freigesprochen wurde. In den J. 1821 und 1822 veröffentlichte er ein «Système industriel» (3 Bde.) dessen Tendenz sich in dem Motto aussprach: «Ich schreibe für die Industriellen gegen die Höflinge und Adeligen, d. h. ich schreibe für die Bienen gegen die Hummeln.» Viele junge, zum Teil sehr fähige Männer, wie Thierry, Comte, Léon Halévy, Rodrigues, scharten sich um ihn als Schüler. Dennoch verkannte S. nicht die Erfolglosigkeit seiner Anstrengungen, und dies sowie der physische Mangel und die Last des Alters brachen seine Kräfte, sodaß er 1823 zu einem Selbstmordversuch gebracht wurde, bei dem er ein Auge verlor. Es erschien dann noch von ihm der «Catéchisme des industriels» (4 Hefte, Par. 1823—24) und als sein letztes Werk die kleine Schrift: «Nouveau christianisme» (Par. 1825), dessen Grundidee die ist, daß die sociale Reform auf Grund des Prinzips der Bruderliebe mittels einer religiös hierarchischen Organisation der Welt auszuführen sei, und daß es Zweck der Religion sei, die Gesellschaft möglichst rasch zur Verbesserung der Lage der ärmsten und zahlreichsten Klasse zu führen. S. starb in Paris am 19. Mai 1825.

Es zeigt sich in ihm eine merkwürdige Mischung von Phantastik, Überspanntheit und genialen Gedankenblitzen, wie sie sich namentlich in seinen geschichtsphilosophischen Auffassungen finden. Einen eigentlichen socialen Reformplan hat er nicht aufgestellt, aber die bestehenden gesellschaftlichen Übel und die Notwendigkeit, dieselben zu beseitigen oder zu mildern, richtig erkannt. Für die Ausschreitungen seiner Schule (s. Saint-Simonismus) kann er nicht verantwortlich gemacht werden. Von seinen vielen Schriften sind noch zu erwähnen: «Des Bourbons et des Stuarts» (Par. 1822) und «Opinions littéraires, philosophiques et industrielles» (Par. 1825). Eine Gesamtausgabe der «Oeuvres» des Meisters begann Rodrigues (Par. 1832 fg.); die wichtigern Schriften sind auch in «Oeuvres choisies» (3 Bde., Brüss. 1859) enthalten. Eine neue Ausgabe wurde auf Grund des Testaments von Enfantin unternommen («Oeuvres de S.», 7 Bde., Par. 1868—69). Vgl. Hubbard, «S., sa vie et ses travaux» (Par. 1857).

Saint-Simonismus nennt man die sozialistische Schule, welche in Frankreich nach des Grafen Saint-Simon (s. d.) Tode dessen Anhänger gründeten. Schon die Unfertigkeit, in der Saint-Simon seine Lehre hinterlassen, gewährte den Schülern wenig Aussicht für den Aufbau eines geschlossenen Systems. Man stiftete die Wochenschrift «Le producteur», an deren Spitze Cerclet und Olinde Rodrigues standen, die aber schon nach zwei Jahren eingehen mußte. Die Lehre Saint-Simons schien vergessen, als sich in Bazard (s. d.) seit 1829 ein neuer Apostel fand, der besonders durch öffentliche Vorlesungen wirkte. Viele junge Männer, Carnot, Michel Chevalier, Fournel, Pereire u. a., traten den Bestrebungen bei und bildeten mit Bazard, Enfantin und Rodrigues die Schule der neuen Lehre. Unter dem Titel «Exposition de la doctrine de Saint-Simon» wurden die Vorlesungen als das System der Schule unentgeltlich ausgegeben. Zur Besserung der gesellschaftlichen Zustände muß hiernach der rein individuelle Besitz eingeführt, das Erbrecht der Familie aufgehoben und das hinterlassene Vermögen in die Hand des Staats gelegt werden, der es nach dem Grundsatze verteilt: «Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihrer Arbeit.» Das Mittel zur Ausführung der Vermögensverteilung durch den Staat soll ein über das Land verzweigtes Banksystem sein. Indessen war auch eine neue Religion versprochen, und Enfantin (s. d.), unternahm es, eine neue Weltanschauung zu improvisieren und auf deren Grund die neue Lebensordnung einzurichten. Man veröffentlichte demnach einen zweiten Teil der «Exposition de la doctrine», der die Saint-Simonistische Religion und Theokratie darstellte. Alles, lehrt Enfantin, ist in und durch Gott; folglich ist auch der sich in jeder That des Menschen manifestierende Trieb des Genusses, des Fleisches, wie die Theologen sagen, göttlich. Die «Harmonie» beider Gegensätze ist jedoch Zweck des Daseins. Weil das Christentum das Fleisch durch den Geist zu besiegen gebietet, kann es die Menschheit nicht zur Vollendung führen. Enfantin pries Saint-Simon als den Verkündiger der Emancipation des Fleisches, der jedoch ebenso wenig als Bazard daran gedacht hatte. Noch 1829 wurde eine Zeitschrift, der «Organisateur» und zu Paris ein Kollegium gegründet, das den Vereinigungspunkt der Eingeweihten abgab.

Einen noch größern Aufschwung nahm die Schule nach der Revolution von 1830. Unter den vielen Schriften, welche die Lehre verbreiteten, machte eine «Économie politique» Enfantins unter der Industriebevölkerung großes Aufsehen. Durch Pierre Leroux wurde ein namhaftes Blatt, der «Globe», für die neue Lehre gewonnen, der 19. Jan. 1831

zum ersten mal als «Journal de la doctrine de Saint-Simon» erschien. Die Schule, die bereits Verzweigungen in zahlreichen Provinzialstädten besaß, nahm nun auch eine gesellschaftliche Organisation an, und Enfantin trat als «Père» als geistliches Oberhaupt und Papst der Saint-Simonistischen Zukunftskirche an ihre Spitze. Seine Lehre von der Weibergemeinschaft führte zunächst zu dem Austritt Bazards und dann im Nov. 1831 zu einer allgemeinen Spaltung. Alle ernsten Männer zogen sich zurück, und das Vertrauen des Publikums erlosch schneller, als es war gewonnen worden. Die Abnahme der freiwilligen Beiträge, die Kosten, welche die Herausgabe des «Globe» verursachte, zogen Ende 1831 ein ziemliches Defizit in der Kasse nach sich. Rodrigues mußte dem Schatze durch eine Anleihe auf Aktien aufzuhelfen suchen. Ein harter Schlag traf die Schule im Febr. 1832, als sich zum ersten mal die Polizei in das Treiben mischte. Endlich verließ auch Rodrigues die «Familie» und legte Beschlag auf das Vermögen derselben, um die kontrahierte Anleihe zu decken. Enfantin indessen machte im Sommer 1832 einen letzten Versuch. Er zog sich mit 42 Getreuen auf sein Landgut in der Vorstadt Menilmontant zurück, um in klösterlicher Einsamkeit die Zukunft zu erwarten. Man verteilte sich zur Arbeit in Gruppen, bebaute das Gut, erfand eine sonderbare Kleidung und hielt öffentliche Mahlzeiten. Die Regierung schritt endlich gegen die Gesellschaft ein und ließ die Häupter Enfantin, Chevalier, Duveyrier, Barrault vor die Assisen fordern. Sämtliche Mitglieder, 38 an der Zahl, erschienen in Prozession im Justizpalast. Trotz einer langen Verteidigung wurden die Angeklagten 27. Aug. 1832 verurteilt. Die Familie zerstreute sich nun vollends, und auch die Schulen in den Provinzen lösten sich auf. (S. Sozialismus.) Der Titel des Hauptwerks der Schule ist «Doctrine de Saint-Simon. Exposition» (Bd. 1, 1828—29; Bd. 2, 1830). Auch haben Reybaud, «Études sur les réformateurs» (2 Bde., Par. 1841), Stein (s. d.) und Villenave, «Histoire du Saint-Simonisme» (Par. 1847), die Lehre dargestellt.

Saint-Symphorien-de-Lay, Stadt im franz. Depart. Loire, Arrondissement Roanne, rechts am Gand, am Westfuße der Monts du Lyonnais, hat (1881) 858 (Gemeinde 2740) E., Fabrikation von Musselin und Leinwand.

Saint-Thomas (portug. São-Thomé), eine der portug. Guinea-Inseln, liegt vor der Westküste Afrikas, nördlich am Äquator, umfaßt 929,2 qkm mit (1879) 18372 E., mit der kleinern, dazugehörigen Prinzeninsel 1081 qkm mit 21037 E., fast lauter Schwarze. Die vulkanischen, dichtbewaldeten, äußerst ungesunden Inseln liefern alle tropischen Produkte, namentlich Kakao und Kaffee, haben auch beträchtliche Viehzucht, sind aber in Bezug auf die Bevölkerungszahl im Rückschritt begriffen. S. gehört seit 1471 den Portugiesen. Die Hauptstadt Santa-Anna de Chaves, auf der Nordostspitze von S., hat einen kleinen, aber sichern Hafen, welcher durch ein Fort geschützt wird, zählt 3000 E. und ist Sitz des Gouverneurs.

Saint-Trond (vläm. Sanct-Truyen, lat. Trudo), Stadt im Bezirk Hasselt der belg. Provinz Limburg, Station der Linien Landen-Hasselt der Centralbahn und Neer-Linter-Tongern der Belgischen Staatsbahnen, mit 11745 E., got. Liebfrauenkirche und roman. Martinskirche. S. gehörte im Mittelalter zum Bistum Lüttich und war Sitz einer blühenden Benediktinerabtei, unter franz. Herrschaft Kantonshauptstadt des Departements der untern Maas.

Saint-Tropez, Stadt im franz. Depart. Var, Arrondissement Draguignan, am südl. Ufer des Golfs von S. des Mittelmeers, zählt (1881) 3195 (Gemeinde 3545) E. und hat einen Seehafen mit Leuchtturm, eine Citadelle, ein Handelstribunal, eine Schiffahrtsschule, Seebäder, Küstenschiffahrt, Schiffswerften, Fabrikation von Korkstöpseln, Seefischerei auf Thunfische, Anchovis und Korallen. S. ist das antike Heraclea Caccabaria.

Saint-Vaast (de-la-Hougue), Stadt im franz. Depart. Manche, Arrondissement Valognes, an der Westküste der Baie de la Seine des Kanals (La Manche), zählt (1881) 2805 E. und hat einen durch zwei auf den kleinen Felseninseln Tatihou und La Hougue befindlichen Forts verteidigten Hafen, Seebäder, Schiffbau, Austernfischerei, Makrelen- und Heringsfang.

Saint-Valery-en-Caux, Stadt im franz. Depart. Seine-Inférieure, Arrondissement Yvetot, an der Küste des Kanals (La Manche), Station der Linie Motteville-S. der Westbahn, zählt (1881) 4496 E. und hat einen kleinen Hafen, sehr besuchte Seebäder, Schiffbau und bedeutende Fischerei und Austernfang. Etwa 8 km östlich liegt das Dorf Veules, ebenfalls mit Seebädern.

Saint-Valery-sur-Somme, Stadt im franz. Depart. Somme, Arrondissement Abbeville, links an der Mündung der Somme in den Kanal und am Sommekanal, durch 6 km lange Zweigbahn über Noyelles-sur-Mer mit der Linie Paris-Boulogne-Calais der Nordbahn verbunden, ist Sitz eines Handelsgerichts, zählt (1881) 3506 E. und hat einen Seehafen, Schiffbau, Fabrikation von Tauwerk und Segeltuch, Reederei und Heringsfischerei. Zu S. schiffte sich 30. Sept. 1066 Herzog Wilhelm von der Normandie zur Eroberung Englands ein.

Saint-Vallier, Stadt im franz. Depart. Drôme, Arrondissement Valence, links am Rhône, an der Einmündung der Galaure in denselben, Station der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 3427 E. und hat Seidenspinnerei und Weberei und Fabriken für Fayence, Porzellan und Chemikalien. Das gotische, restaurierte Château de Chabrillan war einst Sitz der Diana von Poitiers, der Geliebten Heinrichs II.

Saint-Vallier (Charles Raymond de la Croix de Chevrière, Graf von), franz. Diplomat, geb. 12. Sept. 1833 auf Schloß Coucy les Eppes (Depart. Aisne), trat jung in die Diplomatie und wurde 1852 Attaché bei der Gesandtschaft zu Lissabon, 1856 zu München, 1857 zu Wien, 1860 Gesandtschaftssekretär zu Konstantinopel und 1868 Gesandter zu Stuttgart. Nach dem Kriege 1870/71 wurde er 1872 zum Generalkommissar bei der Occupationsarmee ernannt und führte die Verhandlungen über die Geldzahlungen mit großem Geschick. Da er sich der republikanischen Partei angeschlossen, wurde er nach Thiers' Sturz nicht mehr mit diplomatischen Sendungen betraut; erst 31. Jan. 1878 wurde er zum Botschafter beim Deutschen Reich ernannt. Er vertrat Frankreich im Juni 1878 als zweiter Bevollmächtigter auf dem Berliner Kongreß. Als Gambetta im Nov. 1881 Minister des Auswärtigen wurde, nahm S. seine Entlassung. Er starb 4. Febr. 1886 in Paris.

Saint-Venant, Stadt und Festung im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrondissement Béthune, rechts an der Lys, Station der Linie Armentières-St.-Omer der Nordbahn, hat (1881) 945 (Gemeinde 2643) E. S. wurde 29. Sept. 1710 von den gegen Ludwig XIV. Verbündeten genommen.

Saint-Victor (Graf Paul de), franz. Schriftsteller, geb. 1827 zu Paris, war Theaterkritiker mehrerer pariser Zeitungen und wurde 1870 zum Generalinspektor der schönen Künste ernannt. Er veröffentlichte mehrere glänzend geschriebene, aber wenig gediegene Bücher: «Hommes et dieux» (1867), «Les femmes de Goethe» (1869), «Barbares et bandits, la Prusse et la Commune» (1871), «Les deux masques» und «Victor Hugo» (1885).

Saint-Vincent (Kap, Insel), s. Vincent und Vincent (Saint-).

Saint-Vincent (John Jervis, Baron Meaford, Graf von), berühmter brit. Admiral, geb. 9. Jan. 1734, zeichnete sich bei der Unternehmung auf Quebec 1760 als Schiffslieutenant aus. Im Kriege gegen die nordamerik. Kolonien befehligte er das Schiff Foudroyant von 80 Kanonen. Mit demselben kämpfte er 27. Juli 1778 tapfer in dem Seetreffen auf der Höhe von Ouessant gegen den franz. Grafen d'Orvilliers. Im J. 1782 eroberte er ein franz. Linienschiff von 74 Kanonen. Nach dem Frieden von 1783 trat er in das Unterhaus und schloß sich hier der Opposition an. Als Kontreadmiral eroberte er im März 1794 die franz. Kolonien Martinique und Ste.-Lucie. Am 14. Febr. 1797 schlug er an der Spitze von 15 Linienschiffen und 4 Fregatten die 27 Linienschiffe und 10 Fregatten starke span. Flotte in der Nähe des Kap St.-Vincent und nahm ihr 4 Schiffe. Er erhielt zur Belohnung ein Jahrgeld von 3000 Pfd. St. und außerdem ernannte ihn der König zum Grafen von S. und Baron Meaford. Unter Addingtons Verwaltung wurde S. 1801 erster Lord der Admiralität, welches Amt er 1805 niederlegte; 1806 übernahm er den Befehl über die Flotte im Kanal. Seit 1816 zog er sich gänzlich zurück. Er starb 15. März 1823 als Admiral ersten Ranges und General der Marinesoldaten.

Saint-Wandrille, Dorf bei Caudebec (s. d.) in der Normandie.

Saint-Yrieix, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Haute-Vienne, in den Bergen des Limousin, links an der obern Loue, Station der Linie Limoges-Brives der Orléansbahn, zählt (1881) 3793 (Gemeinde 8051) E. und hat eine Kirche aus dem 12. und 13. Jahrh., 1765 entdeckte Kaolingruben mit der besten franz. Porzellanerde, Porzellanmanufaktur, Leinwand- und Zwirnfabrikation und Eisenindustrie.

Sainte-..., Artikel, die man hier vermißt, sind unter dem betreffenden Hauptnamen zu suchen; s. auch Saint-, San-, Sankt-, Santa-, São.

Sainte-Barbe (Schlacht von), s. Noisseville.

Sainte-Baume, Bergkette im franz. Depart. Var, bei Saint-Maximin (s. d.).

Sainte-Beuve (Charles Augustin), franz. Kritiker und Dichter, geb. 23. Dez. 1804 zu Boulogne-sur-Mer, besuchte das dortige Collége und studierte in Paris Medizin, vertauschte aber dieses Studium bald mit litterarischer Beschäftigung und trat zuerst im «Globe» als Verfechter der litterarischen Ideen des Romantizismus auf. Als selbständiges Werk erschien ein «Tableau historique et critique de la poésie française et du théâtre français au 16e siècle» (2 Bde., Par. 1828; umgearbeitet, Par. 1841). In einer Reihe von Beiträgen zur «Revue des deux Mondes» analysierte er die bedeutendsten Erscheinungen der franz. Litteratur, indem er die biographischen Umstände der Schriftsteller als Grundlage einer feinen psychol. Charakteristik ihrer geistigen Persönlichkeit benutzte. Diese Artikel sind später gesammelt und unter verschiedenen Titeln herausgegeben worden, namentlich unter dem Titel «Portraits littéraires et contemporains» (6 Bde., Par. 1852). Als Dichter ist S. nicht ohne Erfolg in den pseudonymen «Vie, poésies et pensées de Joseph Delorme» (Par. 1829), in den «Consolations» (Par. 1830), in den «Pensées d'août» (Par. 1837) und in dem Roman «Volupté» (2 Bde., Par. 1834; 3. Aufl. 1845) aufgetreten. Sein weitschichtiges histor. Werk «Histoire du Port-Royal» (Bd. 1—5, Par. 1840—60; 2. Aufl. 1861) ist aus Vorlesungen hervorgegangen, welche er 1837 in Lausanne über die Schule von Port-Royal hielt. S. wurde 1840 zum Conservator an der Mazarinschen Bibliothek ernannt und 1845 in die Französische Akademie aufgenommen. Seit 1848 schrieb er für die Montagsnummer des «Constitutionnel» neue Kritiken, die gesammelt unter dem Titel «Causeries du lundi» (15 Bde., Par. 1851—62) erschienen. Ein Auszug aus diesem Werke ist die «Galerie des femmes célèbres» (Par. 1858), der später noch eine «Nouvelle galerie des femmes célèbres» (Par. 1864) folgte. Seit 1852 schrieb er Kritiken für den «Moniteur», die ebenfals gesammelt sind unter dem Titel «Nouveaux lundis» (13 Bde., Par. 1863—72). Unter Napoleon III. wurde S. zum Professor der lat. Poesie am Collége de France ernannt; doch waren seine Vorlesungen infolge seiner Bekehrung zum Kaisertum von heftigen Studententumulten begleitet, sodaß sie aufgehoben werden mußten. S. wurde 1865 kaiserl. Senator und schließlich Mitarbeiter am «Temps». Er starb zu Paris 13. Okt. 1869. Aus seinem Nachlaß erschienen: «Lettres à la princesse» (Par. 1873), «Premiers lundis» (3 Bde., Par. 1875) und «Chroniques Parisiennes» (Par. 1876). Vgl. Bartling, «S. und seine Schriften» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1870, I.); Troubat, «Souvenirs et Indiscretions» (Par. 1872); Otherin d'Haussonville, «S., sa vie et ses œuvres» (Par. 1875).

Sainte-Claire-Deville (Charles), franz. Geolog und Meteorolog, geb. 26. Febr. 1814 auf der westind. Insel St.-Thomas, besuchte die Bergschule in Paris und machte wissenschaftliche Reisen in Westindien, Teneriffa und den Kapverdischen Inseln. Er wurde 1857 Mitglied der Akademie, später Präsident der Meteorologischen Gesellschaft in Paris und 1872 Generalinspektor aller meteorolog. Stationen Frankreichs. S. starb 10. Okt. 1876 in Paris. Er ist der Entdecker des amorphen und unlöslichen Schwefels und schrieb «Études géologiques sur les îles de Ténériffe et de Togo» (1846), «Voyage géologique aux Antilles et aux îles de Ténériffe et de Togo» (1847), «Recherches sur les principaux phénomènes de météorologie et de physique terrestre aux Antilles» (1861), «Sur les variations périod. de la temperature» (1866).

Henri Etienne S., Bruder des vorigen, Chemiker, geb. 11. März 1818 auf St.-Thomas, studierte in Frankreich, ward 1844 Docent der Chemie in Besançon, 1851 Professor an der Normalschule zu Paris, und später Direktor des chem. Laboratoriums und Professor an der Sorbonne daselbst.

Er entdeckte 1849 das Salpetersäureanhydrit und machte seit 1855 Untersuchungen über das Aluminium, wodurch er die Aluminiumindustrie sehr förderte. Er starb 1. Juli 1881 zu Paris. Unter seinen Schriften sind zu nennen: «De l'aluminium, ses propriétés, sa fabrication» (Par. 1859), «Métallurgie de platine etc.» (2 Bde., Par. 1863).

Sainte-Croix, Fluß in Nordamerika, bildet die Grenze zwischen dem Staate Maine der Union und der Provinz New-Brunswick der Dominion of Canada, entfließt dem Schoodic- oder Grand-Lake, bildet mehrere Wasserfälle, wird bei Calais auf 20 km schiffbar und mündet nach einem Laufe von 90 km bei St.-Andrews in die Passamaquoddy-Bai.

Sainte-Croix (Santa-Cruz), eine der Dänemark gehörigen Virginischen Inseln in Westindien, zählt auf 218 qkm (1870) 22760 E., ist im Innern gebirgig und erhebt sich bis 352 m. Der Boden leidet infolge der starken Lichtung der Waldungen an Trockenheit und hat an Fruchtbarkeit verloren, doch ist der Anbau von Zuckerrohr und Baumwolle bedeutend, auch die Viehzucht ist nicht unbeträchtlich. Hauptstadt der Insel ist Christianstaed (s. d.). S., von Columbus auf seiner zweiten Fahrt entdeckt, wurde zuerst von Holländern, dann von Engländern besiedelt, hierauf 1651 von Maltesern besetzt und franz. Lehn und kam 1733 durch Kauf in den Besitz der Dänen. Frederichstaed auf der Westküste ist mit Ponce auf Portorico und Kingston auf Jamaica durch unterseeische Kabel verbunden.

Sainte-Croix, großer gewerbfleißiger Flecken im Bezirk Grandson des schweiz. Kantons Waadt, liegt 1108 m über dem Meere, 11 km westlich von Grandson, am Fuße des Chasseron, und zählt (1880) als Gemeinde 5186 meist reform. E., deren Haupterwerbsquellen die Uhren- und Spieldosenfabrikation ist. Mit Yverdon (21 km) und Fleurier (13 km) ist der Ort durch eine Poststraße verbunden, die in großen Windungen über den Ostabfall des Jura ansteigt, dicht hinter S. die Paßhöhe (1154 m) erreicht und sich durch die enge Combe de Noirvaux in das Val de Travers hinabsenkt.

Sainte-Foy-La-Grande, Stadt im franz. Depart. Gironde, Arrondissement Libourne, im Agenois, links an der Dordogne, Station der Linie Libourne-Buisson der Orléansbahn, hat (1881) 3466 E., ein reform. Konsistorium, Textilindustrie, Wein- und Getreidehandel.

Sainte-Geneviève, Städtchen im gleichnamigen County des nordamerik. Staats Missouri, liegt am westl. Ufer des Mississippi, 96 km unterhalb St.-Louis, hat (1880) 1422 E., unter denen viele Deutsche sind, zwei Kirchen, einen Konvent, eine öffentliche Schule, eine Bank und eine Zeitung. Der Ort wurde 1785 angesiedelt, stand erst unter span. und dann unter franz. Herrschaft und nahm 1800 seinen jetzigen Namen an.

Sainte-Madeleine, verlassene Felseinsiedelei, 3 km nördlich von Freiburg (Schweiz) am rechten Ufer der Saane mit in den Fels gehauener Kapelle, Refektorium, Zelle ꝛc.

Sainte-Marguerite, eine der Lerinischen Inseln, s. u. Cannes.

Sainte-Marie, Dorf mit Mineralquellen bei Chaudes-Aigues (s. d.) im franz. Depart. Cantal.

Sainte-Marie (Straße von), s. u. Huronsee.

Sainte-Marie, franz. Insel auf der Ostseite von Madagaskar (s. d.).

Sainte-Marie-aux-Chênes, Dorf im deutsch-lothring. Landkreise Metz, wurde im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 geschichtlich namhaft. In der Schlacht bei Gravelotte-St.-Privat am 18. Aug. 1870 wurde das von franz. Truppen des 6. Korps (Canrobert) besetzte, westlich vor St.-Privat gelegene Dorf nachmittags gegen 3 Uhr von Teilen der 1. Garde- und 24. (königl. sächs.) Infanteriedivision nach vorgängiger Beschießung durch Artillerie erstürmt.

Sainte-Marie-aux-Mines, der franz. Name der Stadt Markirch (s. d.).

Sainte-Maure, Stadt im franz. Depart. Indre-et-Loire, Arrondissement Chinon, Station der Linie Paris-Orléans-Tours-Bordeaux der Orléansbahn, zählt (1881) 1684, als Gemeinde 2462 E. und hat ein Schloß, Leinwand-, Wein- und bedeutenden Getreidehandel.

Sainte-Menehould, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Marne, an der Aisne, im W. der Argonnen, Station der Linien Reims-Verdun-Batilly und Amagne-Vouziers-Revigny der Ostbahn, zählt (1881) 3431, als Gemeinde 4644 E. und hat eine Kirche aus dem 13. und 14. Jahrh., Glashütten und lebhaften Handel mit Fleischwaren. Hier fand 15. Mai 1614 zwischen der Königin-Mutter Maria von Medici und der Adelskoalition unter dem Prinzen von Condé ein Vergleich statt, in welchem die Regentin die Einberufung der Generalstände (der letzten vor 1789) zusagte. Der dortige Postmeister Drouet vereitelte 21. Juni 1791 die Flucht Ludwigs XVI.

Saintes, Arrondissementsstadt des franz. Depart. Charente-Inférieure, ehemals Hauptstadt der Landschaft Saintonge, an der Charente, Station der Linien Nantes-Coutras und S.-Angoulême der Staatsbahnen, zählt (1881) 11581 (als Gemeinde 15763) E., welche Woll- und Baumwollmanufaktur, Fabrikation von Fayence, Leder u. s. w. und lebhaften Handel treiben. Unter den aus dem 11. und 12. Jahrh. stammenden Kirchen ist die Kathedrale jetzt fast verfallen. In der Krypta von St.-Eutrope befindet sich das aus dem 4. oder 5. Jahrh. stammende Grabmal des heil. Eutropius, ersten Bischofs von S., im Stadthause eine Bibliothek von 25000 Bänden und Manuskripten. Die Stadt hat ein Collège, ein Civil- und ein Militärhospital, ein Marinehospital (ehedem das große Seminar) und ein Handelstribunal. Dem hier geborenen Bernard Palissy ist 1868 eine Statue errichtet worden. S. ist das alte Mediolanum, der Hauptort der Santonen, und hat aus der Römerzeit noch einen Triumphbogen des Germanicus und Trümmer eines 133 m langen und 108 m breiten Amphitheaters für mehr als 20000 Zuschauer, eines Aquädukts, von Bädern und Kanälen. Bis zur Revolution war die Stadt, mittellat. Santonae und Sanctonum, Bischofssitz. Ludwig der Heilige besiegte 1242 hier die Engländer.

Saintes-Maries, franz. Stadt im Depart. Rhônemündungen, s. unter Camargue.

Saintine (Xavier), eigentlich Boniface, genannt S., franz. Dichter, geb. zu Paris 10. Juli 1798, widmete sich, nachdem die Akademie sein Lehrgedicht «Le bonheur que procure l'étude» (Par. 1817) gekrönt, ausschließlich litterarischen Beschäftigungen. Auf seine «Poëmes, odes, épitres» (Par. 1823) ließ er unter dem Namen Xavier eine Reihe von Lustspielen und Vaudevillesstücken folgen, die er teils allein, teils aber in Gemeinschaft mit andern verfaßte. Von seinen novellistischen Arbeiten

fanden die «Contes philosophiques», die unter dem Titel «Jonathan le visionnaire» (2 Bde., Par. 1827) erschienen, keinen Anklang. Mehr Interesse gewährten «Le mutilé» (Par. 1832; 4. Aufl. 1834), eine psychol. Schilderung, und das Sittengemälde «Une maitresse sous Louis XIII.» (2 Bde., Par. 1834). Die hervorragendste seiner Schöpfungen war aber «Picciola» (Par. 1836 u. öfter), eine allegorische Dichtung (in Prosa), welche eine moralisierende Richtung hat und von der Akademie gekrönt wurde. Hieran schlossen sich unter anderm noch: «Les récits de la tourelle» (2 Bde. Par. 1844), «Les métamorphoses de la femme» (3 Bde., Par. 1846), «Les trois reines» (2 Bde., Par. 1853), «La seconde vie, rêves et rêveries» (Par. 1864) u. s. w. S. starb zu Paris 21. Jan. 1865.

Saintonge, eine frühere Provinz im westl. Frankreich, bildet mit Aunis den größten Teil des Depart. Niedercharente. Das Land ist ergiebig an Getreide, Wein, Obst, hat gute Weiden und liefert treffliches Seesalz. Im Altertum von den kelt. Santones bewohnt, unter den Römern zum zweiten Aquitanien gerechnet, kam es um 415 an die Westgoten, 507 durch Chlodwig an die Franken, wurde dann als Pagus Santonicus mit dem Herzogtum Aquitanien (Guyenne) vereinigt, fiel mit letzterm durch Eleonore 1152 an England und wurde diesem erst von Karl V. entrissen. Die ehemalige Hauptstadt dieser Provinz ist Saintes (s. d.). Vgl. «Archives historiques de la S. et de l'Aunis» (Bd. 1—2, Saintes 1875—76).

Saïs, eine berühmte Stadt des alten Ägypten, von welcher jetzt nur noch einige Ruinenhügel am großen westl. Nilarme (früher dem Bolbitinischen, jetzt dem Rosetteschen) übrig und unter dem Namen Sä-el-hager bekannt sind. Ein Dorf gleichen Namens liegt etwas südlich von den Ruinen. Die Umwallung der Stadt aus schwarzen Nilziegeln ist noch sichtbar und mißt 650 m im Quadrat. Der von Herodot erwähnte Heilige See liegt im nördl. Teile des Bezirks. Die Lokalgottheit war Neith, die Gefährtin des Phtha, von den Griechen mit der Athene verglichen; daher die Stadt hieroglyphisch auch Stadt der Neith genannt wird. Die Inschrift vom verhüllten Götterbilde zu S. gehört der griech. Legende an. S. war eine uralte Stadt, deren Name schon im altägypt. Reiche genannt wird, und wurde besonders seit dem 8. Jahrh. v. Chr. berühmt durch die drei saïtischen Königsdynastien (die 24., 26. und 28. bei Manethôs), die aus ihr stammten. Unter diesen zeichnete sich namentlich die 26. Dynastie aus, welche die aus Herodot bekannten Könige Psammetichos I., Necho (II.), Psammetichos II., Apries (Hophre), Amasis und Psammetichos III. (Psamenitos) enthielt.

Saisan, Ssaisan, See im Gebiete Semipalatinsk, im russ. Centralasien, gehört zum Flußgebiet des Irtysch und liegt zwischen den südl. Ketten des Altai- und dem Tarbagataigebirge, in der Nähe der chines. Grenze, in einer 450 m hohen Ebene. Er erstreckt sich in der Richtung von W. nach O., in der Länge von 140 km, ist 17—35 km breit, 1830 qkm groß und durchschnittlich 8 m tief. In das östl. Ende des Sees ergießt sich der Schwarze Irtysch und aus seiner Nordseite tritt der eigentliche oder Weiße Irtysch (Nebenfluß des Ob) hervor. Der S. ist ungemein fischreich, namentlich an Lachsen, Stören und andern edlen Fischarten.

Saison (frz., spr. Säsong; engl. Season, spr. Sihs'n), eigentlich Jahreszeit, heißt in Frankreich und England die jährliche Periode, in welcher die vornehmen und reichen Familien vom Lande oder von Reisen nach Paris und London zurückkehren, um die glanz- und geräuschvollen Stadtvergnügungen zu genießen. Zu Paris fällt die S. hauptsächlich in die Wintermonate; London hat seine Hauptseason im Frühsommer. Ferner spricht man von einer Bade-, Ball-, Theatersaison u. s. w.

Saitemesser nennt man jede Vorrichtung, welche dazu dient, die Homogenität oder Gleichartigkeit im Gefüge der Saiten zu prüfen. Der einfachste S. stammt von Plassiart (1862) und heißt Phonoskop. Dasselbe ist im wesentlichen ein Brett, auf welchem die durch einen Steg getrennten zwei Saitenhälften eines ganzen Saitenstücks gleichzeitig zum Vibrieren gebracht werden. Sind die so entstehenden Töne im reinen Einklang, so ist das untersuchte ganze Saitenstück innen gleichartig. Ergibt sich jedoch eine Dissonanz, so muß ein neues Saitenstück in dieser Art geprüft werden, bis man endlich auf ein durchaus gleichartiges Saitenstück kommt.

Saiten (frz. corde, engl. string) nennt man am häufigsten elastische Fäden, Schnüre oder Drähte, welche, ausgespannt und durch Anschlagen, Streichen oder Reißen in Schwingung versetzt, einen Ton erzeugen, dessen Klangfarbe durch das Material der S., sowie des mittönenden Körpers, über welchen diese gespannt ist, bedingt wird. Darmsaiten kommen bei allen Streichinstrumenten, sowie bei der Harfe und Guitarre für die höchsten Töne zur Anwendung; Metallsaiten sind für die zum Schlagen und Reißen bestimmten Instrumente, wie Pianoforte, Zither u. s. w., in Gebrauch, während die sog. übersponnenen Saiten für die tiefern Töne der Streichinstrumente, der Harfe und Guitarre verwendet werden. Darmsaiten, die bei weitem am meisten gebräuchlich sind, werden aus den Därmen der Schafe und Ziegen, seltener der Gemsen, Rehe und anderer Tiere, hergestellt. Die Anfertigung solcher S. zum Beziehen musikalischer Instrumente, namentlich der dünnsten Sorten (e-Saiten für Geigen), setzt ein außerordentlich gutes Material und einen hohen Grad von Sorgfalt voraus.

Die wesentlichsten Eigenschaften einer guten S. sind vollkommen gleiche Dicke und Schwere von einem Ende zum andern, sodann bedeutende Festigkeit, damit sie die zur Erzeugung hoher Töne erforderliche Spannung ertrage. Man wählt zu den feinern S. die Därme junger, höchstens sechs Monate alter, magerer Lämmer, befreit sie unmittelbar nach dem Schlachten von den Exkrementen, sowie von anhängendem Fett und wäscht sie in Wasser aus. Hierauf bindet man eine Anzahl Därme mit den dünnen Enden zusammen, weicht sie zwei Tage in Wasser ein, wodurch sich die Schleimhaut löst, schabt dann auf geneigten Tischen mit dem Rücken eines Messers die äußere Membrane ab und schiebt zugleich den innern Schleim heraus. (Die abgezogene Membrane findet Verwendung zum Zusammennähen mehrerer Därme, sowie zur Anfertigung von Schnüren für Feuerwerke.) Alsdann werden die Därme nochmals eine Nacht in Wasser eingeweicht und abgeschabt. Die dickern Enden werden abgeschnitten, die dünnen Teile dagegen mehrmals nacheinander 12 Stunden eingeweicht und dann mit einer immer stärkern alkalischen

Lauge behandelt, bis sie nach Verlauf von vier bis fünf Tagen hell gefärbt und aufgeschwollen erscheinen. Bei dieser Behandlung werden die Därme wiederholt mittels eines Rings oder eines offenen Fingerhuts gestrichen. Während zu den feinsten S. von ⅓—½ mm Durchmesser nur ein einzelner Darm verwendet wird, nimmt man zu den dicksten Kontrabaßsaiten bis zu 120 Därme.

Zum Drehen oder Spinnen, welches in noch feuchtem Zustand der Därme vorgenommen wird, dient ein Drehrad von ähnlicher Einrichtung, wie es von den Seilern zum Drehen der Bindfaden gebraucht wird. Zwischen den wiederholten Manipulationen des Drehens werden dieselben geschwefelt, worauf man sie durch Reiben mittels einer Pferdehaarschnur, dann mittels eines Reibholzes glättet und an der Luft trocknet. Zuletzt reibt man sie, um sie geschmeidig zu machen, mit Mandel- oder Olivenöl ein, rollt sie in Ringe zusammen und bindet diese mit ganz feiner Darmsaite. Nach Versuchen von Karmarsch zerreißt eine gute Kontrabaßsaite von 4 mm Durchmesser, aus 48 Därmen zusammengedreht, erst bei einem Gewicht von 209,4 kg, eine e-Saite von 0,65 mm Durchmesser, aus 3 Därmen bestehend, bei 9,5 kg. Die Tonhöhe einer S. steht im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Länge und Dicke, ferner im geraden Verhältnis zu den Quadratwurzeln aus den spannenden Kräften und im umgekehrten Verhältnis zu den Quadratwurzeln aus der Dichte der S.

Die meisten und besten Darmsaiten (**romanische Saiten**) wurden früher in Italien, besonders in Neapel, Padua, Verona, Venedig, Treviso, fabriziert, wahrscheinlich, weil die dortigen Schafe ihrer Magerkeit wegen ein sehr zähes Rohmaterial geben; gegenwärtig liefern in Deutschland Augsburg, Nürnberg, Neukirchen i. Vogtlande, in Österreich Wien und Prag, in Frankreich Paris und Montpellier viel mehr und fast ebenso gute Ware. Ordinäre Sorten von Darmsaiten für technische Zwecke, zum Gebrauch der Uhrmacher, für die Drehbogen der Rollenbohrer, für Drehbänke, zum Überflechten der Peitschenstöcke, zum Bespannen der Fachbogen der Hutmacher u. s. w. werden mit viel weniger Sorgfalt, zum Teil auch aus Därmen anderer Tiere, besonders der Pferde, angefertigt, auch selten gebleicht. Dickere Därme spaltet man in drei bis vier Streifen, die dann in erforderlicher Anzahl zusammengedreht werden.

Bei der Herstellung der **Metallsaiten**, für welche Messing-, Phosphorbronze-, Kupfer-, Eisen- und Stahldrähte zur Verwendung kommen, wird ein gutes Resultat, d. h. die größte Elasticität, teils durch die Weichheit und Biegsamkeit des Materials, teils durch die Behandlungsweise (längeres Ziehen in wenig abgestuften Löchern, ohne Glühen) erreicht. Diese S. werden in sehr guter Qualität in England, aber auch in Deutschland (in Berlin), sowie in Österreich (in Wien) fabriziert. **Übersponnene Saiten** nennt man starke Drähte oder auch Bündel von Seidenfäden oder von Darmsaiten, welche mit feinem Silberdraht, resp. übersilbertem Kupferdraht umwickelt sind.

Saitschar (Zaječar), Stadt in Serbien, Hauptstadt des Kreises Zrna Reka, am Timokflusse, 35 km von der Donau entfernt, zählt (1885) 4670 E., darunter 2477 Bulgaren und 588 Rumänen und hat ein Obergymnasium. Hier siegte 7. Aug. 1878 Osman Pascha über die Serben.

Sajanische Kette (des Altai), s. unter Altai.

Sak, Ssak, Ssaki oder Tusla, Salzsee auf der Halbinsel Krim, 19 km südlich von der Stadt Eupatoria und 3 km vom Meere entfernt, hat 28 km Umfang und einen sehr schlammigen Grund. Am See wird gutes Salz gewonnen und der Schlamm desselben ist sehr heilkräftig. Daran liegt das Dorf S. mit 500 E. und zwei Heilanstalten, in welchen der mineralische Schlamm des Salzsees gegen verschiedene Krankheiten in Anwendung gebracht wird.

Saka-Ära oder Ära des Salivahana heißt eine Zeitrechnung der Hindus, welche mit dem J. 78 n. Chr. beginnt. Sie hängt jedenfalls mit der Herrschaft der Sakas oder Indoskythen in Indien zusammen; doch sind die nähern Umstände ihrer Entstehung noch ebenso wenig aufgeklärt wie der Ursprung der Samrat-Ära. Letztere scheint erst später in Gebrauch gekommen zu sein, als die erstere.

Sakai (malaiisch, «Knecht, Diener») heißen in Perak auf der Halbinsel Malakka die im Innern des Landes vorhandenen halbwilden Stämme, welche sonst Orang-benûa, Orang-ûtan oder Jakun genannt werden. Diese Stämme, welche der malaiischen Völkerfamilie angehören, sind von den Semang wohl zu unterscheiden, die mit den auf dem Indischen Archipel an mehrern Orten vorkommenden Negritos (Verwandten der Papûas) zusammenhängen.

Sakalawas, Volksstamm auf der Insel Madagaskar, bewohnt den westlichen, dem Festlande zugekehrten Teil der Insel. Die S. sind etwas dunkler gefärbt als die im Centrum der Insel wohnenden Howa und die im Osten ansässigen Betsimitsaraka, wahrscheinlich infolge von Mischungen mit den auf dem Kontinent gegenüber wohnenden Kaffern, sind aber schöner und kräftiger als die beiden genannten Stämme.

Sakanderabad, brit. Militärstation bei Hyderabad (s. d.) im Dekan.

Sakâra (Saqâra), ein ägypt. Dorf am Saume der Libyschen Wüste, in der Höhe der Ruinen von Memphis. Die angrenzende Wüstenhöhe bildete wegen der unmittelbaren Nähe dieser ältesten Hauptstadt die ausgedehnteste der verschiedenen Nekropolen, die sich zur Seite des Nilthals von Abu-Roasch bis Dahschur hin erstrecken. Wenige Stellen Ägyptens haben eine so reiche Ausbeute an Altertümern und Inschriften ergeben. Die dortigen Pyramiden (1881 eröffnet) der fünften und sechsten Dynastie haben die ältesten Religionsbücher der Ägypter geliefert, während auf den zahllosen um sie umher liegenden Gräbern hauptsächlich die Kenntnis der frühesten Periode Ägyptens beruht. Hier wurden endlich auch 1850 von Mariette die schon von Strabo beschriebenen Apisgräber wiedergefunden. (S. Serapeum.)

Sakaria, der Sangarius des Altertums, wasserreicher, doch nicht schiffbarer Fluß im nordwestl. Kleinasien, entspringt in mehrern Quellarmen im türk. Vilajet Chodawendikjar nördlich am Emir-Dagh, nimmt im Sandschak Angora links den Pursak (Tymbres), rechts den von Angora kommenden Engüri-Su auf, durchfließt die Sandschake Brussa und Kodscha-Ili und mündet nach einem vielfach gewundenen Laufe, zuletzt nordnordöstlich fließend, in das Schwarze Meer. Im Altertum durchströmte der Sangarius das nordöstl. Phrygien, das westl. Galatien und Bithynien.

Saken (Saker, Sakai), Nomadenvolk im Altertum, wohnte in der turanischen Tiefebene, südlich von den Massageten unter pers. Oberhoheit, Berühmt waren ihre Reiter und Bogenschützen.

Saki-Adassi, der türk. Name der Insel Chios.

Sakkas (Ammonius), s. unter Ammonius.

Sakmāra (Ssalmāra), rechter Nebenfluß des Urals, entspringt am Berge Ak-tjube im südl. Ural im russ. Gouvernement Orenburg, ist 448 km lang, 75—150 m breit und nicht schiffbar.

Sakrāl (vom lat. sacer), auf Heiligtümer, den Gottesdienst bezüglich; auch auf das os sacrum oder das Kreuzbein bezüglich.

Sakrament (lat.) heißt in der Kirchensprache eine heilige Handlung, welche unter äußern sinnenfälligen Zeichen unsichtbare Gnadengaben vermittelt. Bei den Römern bedeutet das Wort ursprünglich den Eidschwur, insbesondere den Soldateneid, aber auch jede feierlich übernommene Verpflichtung. Der kirchliche Sprachgebrauch entstand daher, daß sacramentum in der lat. Bibelübersetzung das griech. Wort μυστήριον, d. i. Geheimnis, ausdrückte. Nach dem namentlich durch Thomas von Aquino ausgebildeten kath. Begriff des S. sind darunter geheimnisvolle Handlungen der Kirche zu verstehen, durch welche gewisse übernatürliche Wirkungen der göttlichen Gnade auf den Menschen übergeleitet werden, und zwar wie Duns Scotus hinzufügte, auch ohne Bedingung des Glaubens, wenn nur der Mensch der Gnade keinen «Riegel vorschiebt». Die Zahl der S. wurde von den Kirchenversammlungen zu Florenz (1439) und Trient (1547) auf sieben bestimmt, nämlich Taufe, Abendmahl, Firmung, Buße, Letzte Ölung, Priesterweihe und Ehe. Die griech. Kirche stimmt in dieser Lehre mit der römischen überein. Die Reformatoren des 16. Jahrh. bestimmten den Begriff des S. dahin, daß zu demselben drei Stücke gehören, die göttliche Einsetzung, das göttliche Verheißungswort und die mit demselben verbundene sinnbildliche Handlung. Dieser Begriff paßt, genau genommen, nur auf die Taufe (s. d.) und das Abendmahl (s. d.). Doch rechneten Luther und Melanchthon anfangs auch die Buße (s. d.) unter die S. Der Hauptunterschied der evangelischen von der kath. Sakramentslehre besteht aber darin, daß nach letzterer das S. schon an sich selbst als wunderkräftige kirchliche Handlung wirkt, wogegen es nach ersterer nur unter Bedingung des Glaubens wirkt, was die Zeichen bedeuten und was das Wort verheißt. Doch lehrten auch die Lutheraner nachmals, daß zwar nicht die Gnade der Sündenvergebung, wohl aber die durch die irdischen Zeichen abgebildete himmlische Substanz auch den Ungläubigen zuteil werde.

Der unter dem Namen **Sakramentsstreit** bekannte Zwist unter den Reformatoren selbst wurde über die Frage, ob Christus im Heiligen Abendmahl (dem **Sakrament des Altars**) leiblich oder bloß geistig zugegen sei, zwischen Luther und den schweiz. Reformatoren geführt. Dieser Streit war die Hauptursache der Trennung der Reformierten von den Lutheranern und der harten Verfolgung, welche über die sog. **Sakramentierer**, d. h. Anhänger der schweiz. Meinung, erging. Die Socinianer erklären die S. für feierliche Gebräuche ohne besondere göttliche Segenskraft, zu deren Übung kein Christ notwendig verbunden sei. Die Quäker nennen dagegen die S. innere Handlungen des Gemüts und begehen sie gar nicht äußerlich. Unter den aus dem Protestantismus hervorgegangenen kleinern Parteien folgen die Methodisten und Taufgesinnten der reform. Ansicht. Die neuere kritische Theologie hat sich genötigt gesehen, das Merkmal unmittelbarer Einsetzung durch Jesum selbst fallen zu lassen, da der Jesu in den Mund gelegte Taufbefehl (Matth. 28, 19) vermutlich aus späterer Zeit stammt, bei dem letzten Mahle Jesu aber sehr zweifelhaft ist, ob Jesus selbst die Anordnung seiner regelmäßigen Wiederholung gegeben habe. Wohl aber wird die Beibehaltung beider Handlungen (der Taufe und des Abendmahls) durch innere Gründe gerechtfertigt.

Sakrament des Altars, sov. w. Abendmahl.

Sakramentalen, soviel wie Eideshelfer.

Sakramentalien, in der kath. Kirche solche heilige Handlungen, die nicht zu den sieben Sakramenten gehören, aber ihnen nahe stehen und zum Teil mit ihnen verbunden sind, wie verschiedene Weihungsgebräuche, Salbung, Fußwaschung ꝛc.

Sakramentarium, Sammlung liturgischer Vorschriften, s. unter Liturgie.

Sakramentierer, im Reformationszeitalter luth. Bezeichnung derjenigen Gegner, welche die wahre und wesentliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl in Abrede stellten.

Sakramentshäuschen, s. Tabernakel.

Sakramentstag, soviel wie Fronleichnamsfest.

Sakrilegisch (lat.), Heiliges schändend, ein Sakrilegium (s. Kirchenraub) enthaltend oder darauf bezüglich.

Sakristei (mittellat.) heißt das zur Aufbewahrung der heiligen Bücher und Gerätschaften, zum Aufenthalt der Geistlichen und zur Verrichtung kirchlicher Handlungen, die nicht öffentlich geschehen sollen, bestimmte Zimmer oder Gewölbe, welches in oder bei jeder Kirche befindlich zu sein pflegt, und **Sakristan** heißt daher in kath. Domstiftern derjenige der jüngern Geistlichen, welcher für Aufbewahrung der zum Kirchendienste bestimmten Gegenstände sorgt.

Sakrosankt, hochheilig, unverletzlich.

Säkularisation, vom lat. Säkulum (s. d.), nennt man die Verwandlung einer Person oder einer Sache aus einer geistlichen in eine weltliche, sofern das erstere nicht zur Strafe geschieht, wo Degradation vorliegt. Sachen werden säkularisiert, wenn sie die Eigenschaft kirchlicher Güter gänzlich verlieren und in weltliche Hände kommen. Nach kanonischem Rechte kann sich dies nur infolge freier Entschließung der Kirchenvorstände unter oberhirtlicher Genehmigung ereignen. Indessen kommen schon unter den fränk. Königen Zwangsenteignungen durch die weltliche Gewalt vor, woran man jetzt vorzugsweise bei der Erwähnung von S. zu denken hat. Im Mittelalter war die Überlassung von Liegenschaften, Zehntrechten und andern Einkünften, wodurch geistliche Anstalten die Schirmvogtei mächtiger Nachbarn vergalten, auch nicht immer eine ganz freiwillige. Die Reformation brachte in Deutschland viele geistliche Territorien in die Hände prot. Fürsten, die von den Stiftern und Kapiteln zu Administratoren gewählt wurden. Dadurch, daß der Westfälische Friede die Verwandlung der Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, die Bistümer Halberstadt, Verden, Ratzeburg, Schwerin, Minden, Kamin, Kolberg, Merseburg, Naumburg, Meißen u. s. w. in weltliche Besitzungen genehmigte, erkannte er also nur eine

längst vollendete Thatsache an. Den Überrest der reichsunmittelbaren geistlichen Besitzungen verwendete der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 zur Entschädigung der weltlichen Fürsten, welche infolge des Lunéviller Friedens ihre linksrhein. Besitzungen an Frankreich hatten abtreten müssen, und gestattete dieser gleichzeitig auch die landsässigen Stifter einzuziehen. In Frankreich hatte die Revolution den reichen kirchlichen Besitz zur Bestreitung der gehäuften Staatsbedürfnisse verwendet, und in der neuern Zeit sind Spanien und zuletzt das Königreich Italien mit ähnlichen Maßregeln vorgegangen. (S. Kirchengut.)

Säkularjahr, jedes hundertste Jahr, s. unter Jahrhundert.

Säkularspiele sind Festspiele des alten Rom, die je nach Ablauf eines Säkulum (s. d.) für die Wohlfahrt des röm. Staats und Reichs gehalten wurden. Dieselben fanden nach sicherer Tradition zum ersten mal im J. 249 v. Chr. statt. Infolge des Schreckens, den das Einschlagen des Blitzes in die servianische Mauer verursachte, und unter dem Drucke der Not des ersten Punischen Kriegs erklärte das mit der Hut der Sibyllinischen Bücher betraute Priesterkollegium, es müßte ein Sühn- und Bittopfer, bestehend in dunkelfarbigen Opfertieren und verbunden mit nächtlichen Spielen auf einem Platze des Marsfeldes, der Tarentum oder Terentum hieß, den unterirdischen Göttern gebracht und diese Feier jedes Säkulum wiederholt werden. Ein Säkulum aber war nach der von den Römern angenommenen Rechnung ein Zeitraum, der bald auf 100, bald auf 110 Jahre festgesetzt wurde. Von jenem Tarentum hießen diese Spiele Ludi Tarentini (oder Terentini), nach dem Säkulum Ludi saeculares. Unter der Republik wurden die Spiele übrigens nur noch einmal gefeiert, wahrscheinlich 146 v. Chr. Erst Augustus war es, der durch Anordnung einer neuen Feier den S. erhöhte Bedeutung gab. Wahrscheinlich nahm Augustus als erstes Jahr der Feier das Pestjahr 291 der Stadt Rom (463 v. Chr.) an, in welchem zum ersten mal die Ceremonie stattfand, daß, wie alle Jahrhunderte von 110 Jahren geschehen sollte, feierlich ein Nagel in den capitolinischen Jupitertempel eingeschlagen wurde. Das vierte Säkulum wäre danach in das J. 23 v. Chr. gefallen, aber wahrscheinlich infolge des Todes von Marcellus feierte Augustus die S. erst 17 v. Chr. Die S. wurden jetzt nicht bloß den unterirdischen Göttern, sondern auch dem capitolinischen Jupiter, der Juno, Minerva und dem von August besonders geehrten palatinischen Apollo mit dem größten Pomp als hohes Staatsfest gefeiert, nachdem sie vorher in ganz Italien angekündigt worden. Horaz dichtete dazu sein «Carmen saeculare». Domitian wiederholte die Feier nach dem der Augusteischen ursprünglich zu Grunde liegenden Ansatz im J. 841 der Stadt Rom (88 n. Chr.), Septimius Severus 220 Jahre nach der wirklichen Feier im J. 957 der Stadt Rom (204 n. Chr.). Dagegen feierte Claudius das Säkularjahr 800 (nach Erbauung Roms) nach varronischer Rechnung im J. 47 n. Chr., wenn man nicht richtiger vermutet hat, daß er das J. 250 der Stadt Rom als das erste Jahr der Säkularfeier angesehen hat. Sicher aber feierte Antoninus Pius das Jahr 900 im J. 147 n. Chr. und Philippus den Antritt des 1001. Jahrs 248 n. Chr. Vgl. Roth, «Die römischen S.» im «Rheinischen Museum» (Bd. 8, 1853); A. Mommsen, ebendaselbst (Bd. 12, 1857); Th. Mommsen, «Röm. Chronologie» (2. Aufl.); Hecker, «De Apollinis apud Romanos cultu» (Lpz. 1879); Hirschfeld in den «Wiener Studien» (Bd. 3, 1881).

Säkulum (lat.) heißt ein Zeitraum von 100 Jahren oder ein Jahrhundert. Im Altertum scheint man aber unter S. nicht immer die genau gemessene Zahl von 100 Jahren, sondern nur einen Zeitraum von etwa 100 Jahren verstanden zu haben.

Im Sinne des kanonischen Rechts bezeichnet S. die Welt und das bürgerliche Leben im Gegensatz der Kirche und der geistlichen Sachen, und daher der Ausdruck Säkularisation (s. d.).

Sakuntala, berühmtes altind. Schauspiel, s. unter Kalidasa.

Sakup, im alten Rußland ein Knecht, der sich gegen Vorauszahlung verdungen hat und infolge dessen zu den Halbfreien gehört.

Sal (lat.), Salz; S. amarum, S. anglicum, Bittersalz, schwefelsaure Magnesia; S. ammoniacum, Salmiak; S. cornu cervi volatile, Hirschhornsalz; S. digestivum, Chlorkalium; S. essentiale tartari, Weinsäure; S. marinum, Seesalz, Chlornatrium; S. mirabile Glauberi, Glaubersalz, schwefelsaures Natron; S. polychrestum Glaseri, schwefelsaures Kali; S. Seignetti, Seignettesalz, weinsaures Kalinatron; S. sedativum Hombergi, Borsäure; S. sodae, Soda, kohlensaures Natron; S. succini volatile, Bernsteinsäure; S. tartari, kohlensaures Kali; S. thermarum Carolinensium, Karlsbader Salz; S. volatile cornu cervi, Hirschhornsalz; S. volatile siccum, reines kohlensaures Ammoniak.

Sala (von althochdeutsch saljan = übergeben) oder traditio bedeutet im ältern deutschen Recht die Auflassung, d. h. die feierliche, rechtskräftig förmliche Übergabe von Grund und Boden, wobei der Veräußerer dem Erwerber eine Erdscholle, einen Baumzweig u. dgl. übergab. Danach verstand man unter Salgüter zu Eigentum besessene Güter und unter Salbuch das Verzeichnis von solchen. Über Salmennen s. Testamentsexekutoren.

Sala, Stadt im schwed. Län Westmanland, an der Sagå, Station der Linie Stockholm-Upsala der Schwedischen Staatsbahnen und der Privatbahn S.-Tillberga, zählt (1884) 4953 E. Sie wurde 1622 angelegt und verdankt ihre Existenz der in der Nähe liegenden Sala-Silbergrube, deren Silberproduktion sich 1883 auf 1034 kg belief.

Sala (George Augustus Henry), engl. Schriftsteller, Sohn eines Italieners und einer engl. Sängerin von westind. Herkunft, geb. 1828 in London. Ursprünglich für die Laufbahn eines Künstlers bestimmt, wandte er sich von dieser früh der litterarischen Thätigkeit zu. Sein Vorbild war Dickens, und in dessen Zeitschriften «Household Words» und «All the year round» wurde er dem größern Publikum zuerst durch pikant geschriebene Skizzen und Erzählungen bekannt. Aufsehen erregte auch sein Aufsatz über Hogarth in der von Thackeray begründeten Monatsschrift «Cornhill Magazine». Im J. 1860 begründete S. selbst die Monatsschrift «Temple Bar», in der er unter andern die Romane «The seven sons of Mammon» und «Strange adventures of Captain Dangerous» veröffentlichte. Eine Reise nach Rußland beschrieb er in «A journey due North» (1859), Reisen nach Holland und an den Rhein in «Make your game,

a narrative on the Rhine» (1860) und «Dutch pictures with some sketches in the Flemish manner» (1861). Im J. 1863 ging er als Spezialkorrespondent des «Daily Telegraph» nach Nordamerika, begleitete 1864 in derselben Eigenschaft Napoleon III. auf dessen Reisen nach Algier und fungierte 1870—71 als Spezialkorrespondent in Deutschland und Italien, 1875 in Spanien und Venedig, 1876, in Verbindung mit dem Ausbruch des Türkisch-Russischen Kriegs, in Rußland. Seine Berichte über diese und andere Wanderfahrten erschienen gesammelt in «America in the midst of war» (1864), «Trip to Barbary, by a roundabout route» (1865), «From Waterloo to the Peninsula» (1866), «Rome and Venice» (1869), «Under the sun: essays mainly written in hot countries» (1872). Eine neue Reise nach Amerika beschrieb er in «America revisited» (1882).

Salaāmkonvulsionen, s. unter Nickkrampf.

Sala Consilina, Bezirkshauptort in der ital. Provinz Salerno, am westl. Abhange der Bergkette della Maddalena, rechts über dem Calore, zählt (1881) 6018 E. und hat Ruinen eines von Robert Guiscard erbauten Kastells, Öl- und Weinbau.

Salad, ungar. Komitat, soviel wie Szalad.

Saladdin oder Saladin, eigentlich Salâh-ed-din Jussuf Ibn-Ajjûb, Sultan von Ägypten und Syrien, geb. 1137 in Tekrit, wo sein Vater Ajjûb, ein Kurde, Befehlshaber war, diente in seiner Jugend unter seinem Vater und seinem Oheim Schirkuh. Als letzterer vom Sultan von Syrien, Nûreddin, nach Ägypten gesendet wurde, um den vom ägypt. Kalifen Aladhid abgesetzten Vezier Schâwer, der zu Nûreddin geflohen, wieder in sein Amt einzusetzen, begleitete ihn S. Schâwer merkte aber, wieder eingesetzt, nicht sobald die Absicht Schirkuhs, Ägyptens sich zu bemächtigen, als er mit Hilfe der Kreuzfahrer einen Krieg gegen den letztern begann, der nach manchen Wechselfällen mit Schirkuhs Sieg und Schâwers Hinrichtung endete. Schirkuh und nach dessen Tode S. wurden nun Nûreddins Veziere in Ägypten. Als eifriger Sunnit haßte und unterdrückte S. die Anhänger Alis, zu denen die damals in Ägypten herrschende Dynastie der Fâtimiden zählte, die er denn auch 1171 stürzte. Als nach Nûreddins Tode (1174) dessen unmündiger Sohn Al-Malik al-Sâlih Isma'il seinem Vater gefolgt war, ergriff S. Maßregeln, um auch Syrien an sich zu reißen. Er unterwarf Damascus und andere Plätze in Syrien, belagerte den jungen Fürsten selbst mehreremal in Aleppo ohne Erfolg, nötigte ihn jedoch zu allerlei Konzessionen.

Al-Malik al-Sâlih starb 1181, und zwei Jahre darauf übergab sein Nachfolger Imâd al-din, Aleppo an S., der nun ganz Syrien und Ägypten unter dem von dem Kalifen Al-Nâssir bestätigten Titel eines Sultans besaß. Sein ganzes Streben ging jetzt dahin, die Christen aus Palästina zu vertreiben und Jerusalem zu erobern. Jene hatten seinen Zorn durch einen vertragswidrigen Überfall der Pilger nach Mekka noch mehr gereizt. Er vergalt ihnen diesen Treubruch durch die Schlacht bei Hittin in der Ebene von Tiberias, 1187, in welcher Guy von Lusignan, der König von Jerusalem, zugleich mit Chatillon, den Großmeistern der Tempelherren und Johanniter und einer Menge Ritter zu Gefangenen gemacht wurden. Die Folge dieses Siegs war die Einnahme von Akka, Askalon und Jerusalem. Bald nachher brach S. gegen Tyrus auf. Infolge der Nachricht von dem Verluste Jerusalems nahmen jedoch der Kaiser Friedrich I. Barbarossa, die Könige Philipp II. August von Frankreich und Richard I. Löwenherz von England und viele andere Fürsten das Kreuz. Das schnell sich verbreitende Gerücht von diesen Rüstungen ermutigte die Christen des Ostens, welche 1189 Acre belagerten. S. eilte herbei, und zwei Jahre lang waren die Felder um Acre der Schauplatz der erbittertsten Kämpfe. Kaiser Friedrich langte mit einem Heere in Asien an; doch sein Tod flößte den Muslims Mut ein, bis Richard Löwenherz und Philipp August mit neuen zahlreichen Scharen erschienen. Acre ergab sich ihnen 1191, worauf Philipp August nach Europa zurückkehrte, Richard aber blieb, schlug S. in mehrern Schlachten, nahm Cäsarea und Jafa und bedrohte Jerusalem. Endlich wurde ein Vertrag zwischen beiden Fürsten geschlossen, der die Küste von Jafa bis Tyrus den Christen einräumte. Askalon wurde geschleift, und der Überrest von Palästina verblieb dem Sultan, welcher bald nach König Richards Abreise zu Damascus im März 1193 starb. S. hinterließ 17 Söhne und eine Tochter und war der Stifter der Dynastie der Ajjûbiden (Ejubiden).

Salade (frz., vom lat. [cassis] caelata, d. h. ciselierter Helm), Helm, Sturmhaube, welche den ganzen Kopf bedeckt und mit Gesichtsschirm oder Visier versehen ist.

Saladēros (span., von salár, einsalzen), die Niederlagen für eingesalzenes Fleisch; die großen Schlachthäuser für das halbwilde Rindvieh in den Pampas von Südamerika; danach auch die von dort in den Handel kommenden sogen. Wildhäute. (S. unter Rinderhäute.)

Salado, kleiner Fluß im südl. Teile der span. Provinz Cádiz, mündet westlich von Tarifa in den Atlantischen Ocean; an seinen Ufern besiegten die Kastilianer unter Alfonso XI. 1340 die Mauren.

Salado (Rio), Nebenfluß des Paraná (s. d.).

Salahich, Vorstadt von Damascus (s. d.).

Salair, s. Gehalt.

Salaïrkette (des Altai), s. unter Altai.

Salamanca, die Hauptstadt (Ciudad) der span. Provinz gleichen Namens (12793,7 qkm mit [1877] 285500 E.) im Königreiche Leon, 807 m über dem Meere, in baumloser, doch gut angebauter Ebene, zwischen und auf drei flachen Hügeln am rechten Ufer des linken Duerozuflusses Tórmes gelegen, über welchen außerhalb der Stadt eine zum Teil aus der Römerzeit stammende Steinbrücke von 27 Bogen führt, durch Zweigbahn nach Medina del Campo mit der Spanischen Nordbahn verbunden, ist von hohen Mauern mit meist gotisch gebauten Türmen und Thoren umgeben, nach alter Art gebaut, mit meist engen und finstern Straßen, besitzt aber in dem großen Konstitutionsplatze einen der schönsten Plätze in Spanien, der von dreistöckigen, gleichförmig auf einem Säulenportikus ruhenden Häusern eingefaßt wird und in neuerer Zeit durch hübsche Gartenanlagen und Springbrunnen in eine Promenade umgewandelt worden ist. Auch gibt es einige schöne Straßen, viele stattliche Wohnhäuser, sowie prächtige und merkwürdige Gebäude, darunter 30 Kirchen und ebenso viele, jedoch zum Teil in Ruinen liegende Klöster. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs und zählt (1877) 18007 E. Die Kathedrale, ein großer, im got. Stile 1510—60 auf-

geführter Bau, hat drei gewaltige Schiffe und eine hohe Kuppel. Andere sehenswerte Gebäude sind: die alte Kathedrale, ein schöner altgot. Bau aus dem Anfange des 13. Jahrh. mit dem sog. Schlachtenkreuz des Cid («el Cristo de las Batallas»), das dieser in seinen Feldzügen geführt haben soll; das altertümliche Stadthaus am Konstitutionsplatz, ausgezeichnet durch eine mit prächtigen Skulpturen verzierte Façade; das Seminario oder ehemalige Jesuitenkollegium, ein imposantes, im florentinischen Stile erbautes Gebäude mit prachtvoller Kuppelkirche; die Universität, ein großes Viereck von got. Bauart mit einem prächtigen Säulengange um den Hof und einer Bibliothek von 30000 Bänden; das zur Universität gehörige, auf Philipps II. Befehl erbaute große Colegio del Rey, mit schönem, auf ion. Säulen ruhendem Portikus; die Casa de las Conchas, ein finsterer, äußerlich mit vielen in Stein gehauenen Muscheln verzierter Palast; das ehemalige Dominikanerkloster mit 200 Zellen und moderner got. Kuppelkirche; der Palast Alba u. s. w. Die Universität stiftete 1222 König Alfons IX. von Leon, um mit Alfons VIII. von Castilien zu wetteifern, der 1209 die Hochschule in Palencia angelegt hatte, welche Ferdinand III., der Erbe Leons und Castiliens, 1239 mit jener vereinigte. Ihre Blütezeit hatte die Universität im 16. Jahrh., wo sie angeblich 8000 Studierende und die Stadt 50000 E. zählte; seitdem aber sind beide allmählich in Verfall geraten. Jetzt hat die Universität nur die drei Fakultäten der Theologie, Jurisprudenz und Philosophie und zählt kaum 500 Studenten. S. ist das Salmantica der Römer, ursprünglich der Mittelpunkt der lusitanischen Vettonen, kommt im Mittelalter auch als Salamantica (arab. Schalmanka) vor und wurde nach 860 von den Asturiern erobert. Am 22. Juli 1812 fiel bei dem 7 km südsüdöstlich gelegenen Dorfe Arapiles eine entscheidende Schlacht vor, in welcher die Franzosen unter dem Marschall Marmont von den Engländern unter Wellington geschlagen wurden.

Salamander oder Erdmolch (Salamandra) nennt man Molche (s. d.) mit rundem Schwanze und kurzen Füßen, vorn mit vier, hinten mit fünf Zehen. In Deutschland gibt es zwei Arten, der gefleckte Salamander (S. maculata, Tafel: Lurche, Fig. 6), oft häufig in feuchten Wäldern, und der weit kleinere schwarze Salamander (S. atra), nur auf den höhern Alpen. Beide gebären lebende Junge und haben ein scharfes Gift in dem aus reichlichen Hautdrüsen abgesonderten Milchsafte. Die starke Absonderung dieser Drüsen, die eine kleine Kohle auslöschen kann, gab zu der Fabel Veranlassung, der S. könne im Feuer leben.

S. nannte man im Aberglauben des Mittelalters menschenähnliche Wesen, deren Element das Feuer ist; Theophrastus Paracelsus nahm sie unter die Zahl der Elementargeister auf.

Salamanderreiben, ein auf Studentenkommersen üblicher Brauch, wobei zu Ehren irgend einer Persönlichkeit die Trinkgefäße unter dem Kommando des Vorsitzenden auf dem Tisch herumgerieben, dann geleert werden und schließlich mit ihnen auf dem Tisch getrommelt wird, bis sie mit einem Schlage niedergesetzt werden. Über den Ursprung dieses Gebrauchs und die Deutung des Namens sind sehr verschiedene Ansichten aufgestellt worden; doch hat bisher keine derselben allgemeine Zustimmung gefunden.

Salami (in der ital. Diminutivform Salamini, Salamucci), scharf geräucherte Fleischwürste, welche vorzugsweise in Welschtirol und in der Lombardei, namentlich in und um Verona angefertigt werden. Sie erhalten als Gewürz einen größern oder geringern Zusatz von Knoblauch und sind nicht sehr fein gehackt, aber fester gestopft als die deutschen Cervelatwürste, daher man ein besonderes Gewicht auf ihre möglichste Konsistenz legt (duri). Es wird nur Fleisch von Schweinen dazu verwendet. In Ungarn werden S. aus magerm Schweinefleisch angefertigt. Die S. halten sich länger als alle übrigen Würste, werden weithin versendet und bilden einen nicht unwichtigen Handelsartikel.

Salămis, eine an der Westküste von Attika südlich vor dem Eingange der Bucht von Eleusis und westlich den Häfen von Athen gegenüber gelegene Insel von etwas über 100 qkm Flächeninhalt, besteht aus zwei durch einen schmalen Sattel oder Isthmus verbundenen Bergrücken. In den ältesten Zeiten stand die Insel unter eigenen Königen aus dem Geschlecht der Aeaciden, wurde aber seit 605 v. Chr. der Zankapfel zwischen Athenern und Megarern, denen sie nach langen Kämpfen die Athener unter Solon und Pisistratos um 570 v. Chr. bleibend entrissen. Sie schloß sich 318 v. Chr. den Macedoniern an, wurde aber 229 durch Aratos den Athenern zurückgegeben, die nun die alten Bewohner vertrieben und die Ländereien unter attische Bürger verteilten. Die älteste Stadt soll an der Südküste der Insel gelegen haben; doch ist diese frühzeitig verlassen und durch eine neue (der Insel selbst gleichnamige) in der Mitte der Ostküste erbaute ersetzt worden. Der Kanal, welcher die Ostküste von der Westküste Attikas trennt, war der Schauplatz der berühmten Seeschlacht bei Salamis zwischen der griech. und pers. Flotte im Sept. 480 v. Chr. (s. u. Griechenland, geschichtlich). Gegenwärtig bildet die nach ihrer Form auch Kuluri (d. i. Brezel) genannte Insel eine (1879) 4600 E. zählende Gemeinde der zur Nomarchie Attika mit Böotien gehörigen Eparchie (Bezirk) Megaris; der gleichfalls Kuluri oder S. genannte Hauptort, mit einem trefflichen Hafen, liegt an der Westseite der die beiden Bergzüge verbindenden Einsattelung und zählt 2800 E.

Den Namen Salamis trug im Altertum auch eine Stadt in der Mitte der Ostküste der Insel Cypern, die der Sage nach von Teukros, dem Sohne des Telamon, des Herrschers der Insel S., gegründet war. Sie wurde, wie andere cyprische Städte, von Königen beherrscht, unter denen Euagoras im ersten Viertel des 4. Jahrh. v. Chr. die größte Berühmtheit erlangt hat. Durch Kaiser Konstantin d. Gr. wurde die durch ein Erdbeben zerstörte Stadt wiederhergestellt, zur Hauptstadt der Insel erklärt und ihr der Name Konstantia verliehen. Gegenwärtig liegt neben den Trümmern von Konstantia der kleine Ort Hagios Sergios.

Salamstein, Varietät des Saphirs, welche in kleinen, regelmäßig sechsseitigen Prismen von roter, viol- oder berlinerblauer Farbe auftritt.

Salamvria, jetziger Name des Flusses Peneus (s. d.) in Griechenland.

Salangane (Collacalia nidifica, Tafel: Langhänder, Fig. 2) ist der Name eines berühmten Vogels aus der Familie der Segler, welcher die Sunda-Inseln und Vorder- und Hinterindien bewohnt und die eßbaren Schwalbennester liefert.

Die oben dunkel rauchbraune unten hellere S. wird 13 cm lang und klaftert 30 cm. Das an Felsenwände angeklebte Nest bildet eine Viertelkugel und seine Substanz ähnelt trockenem Kleister; sie besteht lediglich aus dem Sekret der bedeutend entwickelten Speicheldrüsen, das während der Periode des Nestbauens viel stärker als sonst abgesondert wird. Diese Nester, die gekocht sehr fad schmecken, werden in China für ein Aphrodisiakum gehalten und dort durchschnittlich mit einem halben Gulden holländisch bezahlt; es werden jährlich etwa für 6 Mill. Mark von ihnen nach China eingeführt.

Salangor, ein kleiner unter 3° nördl. Br. und 100° 50′ östl. L. (von Greenwich) gelegener selbständiger Malaienstaat auf der Halbinsel Malakka. Derselbe dankt seine Entstehung im 18. Jahrh. einer Niederlassung daselbst von Bugies von Celebes. Im J. 1818 schloß der Radscha von S. einen Handelstraktat mit dem engl. Gouverneur von Pulo Pinang und 1822 unterstützte derselbe den Sultan von Perak bei seinem Unternehmen, das ihm von Siam aufgezwungene Joch abzuschütteln. Die Bewohner von S. waren früher gefürchtete Seeräuber. Hauptstadt ist Kolang oder Kalong. Die frühere Hauptstadt Salangore ist jetzt fast ganz verfallen.

Salasser nannten die Römer ein keltisch-ligurisches Volk in der Nordwestecke von Italien, im obern Thalgebiet der Duria (jetzt Dora-Baltea), wo sich ergiebige Goldwäschereien befanden; die S. sind zuerst 143 v. Chr. durch die Römer unterworfen, ihr Stamm wegen unaufhörlicher Räubereien auf Befehl des Augustus 25 v. Chr. vernichtet, das Volk größtenteils in die Sklaverei verkauft worden. In ihrem Thal legte Augustus dann die Veteranenkolonie Augusta-Prätoria (jetzt Aosta) an.

Salat (vom ital. salato, salata, d. i. Gesalzenes) nennt man eine Speise aus Pflanzenteilen, die, meist roh, mit Öl, Essig, Salz, auch wohl noch mit andern Zuthaten angerichtet wird. Man verwendet dazu Kartoffeln, Gurken, Bohnen, Sellerie, Kraut, Rapontika, vorzugsweise aber den Lattich oder die eigentliche Salatpflanze (s. Lactuca), wie auch die grünen Blätter anderer Kräuter, z. B. der Endivie (s. d.), der Brunnenkresse (s. d.), des Rapünzchens (s. d.) u. s. w. Alle diese dem Pflanzenreiche entnommenen S. werden entweder als Zuspeise zu gekochtem und gebratenem Fleisch oder auch als Gang für sich genossen. Man bezeichnet jedoch mit dem Namen S. auch verschiedene, in der Hauptsache aus Fleischteilen, Fisch u. dgl. bestehende, mit Salz, Essig und Öl angemachte und in der Regel durch pikante Zuthaten gewürzte Gerichte (wie der sog. Russische S., Italienische S., Polnische S., der Herings-, Sardellen-, Hummersalat u. s. w.).

Salat, rechtsseitiger Nebenfluß der Garonne, entspringt auf der nördl. Seite der Pyrenäen am Paß von Salau im franz. Depart. Ariège, berührt St.-Girons und mündet im Depart. Haute Garonne nach einem Laufe von 200 km, von denen 90 schiffbar sind.

Salawatti, Papua-Insel, s. Salwatti.

Sala y Gomez, Insel, s. unter Osterinsel.

Salbe (unguentum) nennt man eine weiche (etwa die Konsistenz der Butter besitzende), in der Wärme noch weicher (schmierbar, schmierig) werdende, der Hauptsache nach aus Fett oder in neuerer Zeit aus Vaseline (s. d.) bestehende Masse. In der Medizin bedient man sich der S., um Arzneistoffe auf die Haut einwirkend zu machen oder durch die Haut zur Aufnahme in den Organismus zu bringen. Zu diesem Zweck versetzt man das Fett oder die Vaseline nach Befinden mit höchst fein verteilten Substanzen der verschiedensten Art, z. B. Quecksilber, Opium, Kanthariden, Jodkalium, Schwefel, Seidelbastextrakt, Bleiweiß u. s. w. Die Konsistenz einer S. wird fester, wenn man Wachs, flüssiger, wenn man Öl oder flüchtige Öle oder tropfbare Flüssigkeiten hinzusetzt; im ersten Falle nennt man sie Wachssalbe (ceratum), im letztern Liniment (linimentum). Die S. werden entweder auf Charpie, Leinwand u. dgl. gestrichen und auf die bezeichnete Körperstelle aufgelegt oder eingerieben. Mit ätherischen Ölen und andern Wohlgerüchen versetzte S. nennt man Pomaden.

Salbei (Salvia *L.*), eine über 400 Arten zählende Pflanzengattung der Familie der Lippenblütler, welche sich vorzugsweise dadurch charakterisiert, daß die zwei obern Staubgefäße verkümmert, oft kaum sichtbar sind und das zu einem beweglichen Bügel ausgedehnte Konnektiv (Mittelband) der beiden untern an dem einen Ende ein langes, fruchtbares, am andern ein verkümmertes, unfruchtbares Staubbeutelfach trägt. (Vgl. Tafel: Befruchtung und Bestäubung, Fig. 3.) Die Blüten stehen meist in Scheinquirlen, die nicht selten von gefärbten, häutigen Deckblättern umgeben sind. Die Arten dieser Gattung sind teils perennierende Kräuter, teils Halbsträucher, bisweilen Sträucher. Auf unsern trockenen Wiesen und an Rainen ist die Gattung vertreten durch S. pratensis mit azurblauen, selten rosenroten oder weißen Blüten. In den Gärten findet man die halbstrauchige S. officinalis häufig als Würzkraut angepflanzt. Wild wächst sie im südl. Europa an sonnigen Bergen und Felsen. Sie hat länglich ovale, graugrüne, runzelige, stark aromatisch riechende und bitter gewürzhaft schmeckende Blätter und ziemlich unansehnliche bläulich-rosenrote oder weißliche Blüten in genäherten Knäueln, welche zusammen eine Traube bilden. Die Blätter schätzte man früher mehr als jetzt wegen der ihnen zugeschriebenen heilkräftigen Eigenschaften, werden aber jetzt nur noch zum Würzen mancher Speisen benutzt. Eine Varietät mit bunten Blättern (var. tricolor) ist eine beliebte Kalthauspflanze.

Die Muskateller-Salbei (S. sclarea *L.*), im südl. Europa und im Orient einheimisch, ist ebenfalls stark aromatisch und besitzt große, herzförmig-eirundliche, kleberige, gelbe Deckblätter. Sie wird dazu benutzt, dem Wein Muskatellergeschmack zu verleihen. Diese bloß zweijährige, recht malerische Pflanze wurde sonst mehr als jetzt in den Gärten kultiviert. Im Gewächshause ausdauernd, aber im Freien als Einjährige kultiviert, werden S. coccinea *L.*, S. Roemeriana *Scheele* und einige andere, alle in Südamerika einheimisch und ausgezeichnet durch leuchtend rote Färbung der Blumen. Nur für die Kultur unter Glas geeignet sind die halbstrauchige S. patens *Benth.*, mit prächtig dunkelblauen, leider sehr hinfälligen und die strauchige S. splendens *Sell.* mit leuchtend ponceauroten Blüten.

Salbenbaum, s. Amyris.

Salbling, soviel wie Saibling.

Salböl, s. Chrisma.

Salbung. Die im Orient von alters her übliche Sitte, den Körper zu salben, hat ihren Grund in klimatischen Verhältnissen und diente lediglich diätetischen Rücksichten. Als symbolische Handlung des

Ausrüstens oder der Weihe kam die Salbung der Priester, ihrer Kleider und der zum Gottesdienste bestimmten Gerätschaften auf. Auch das Alte Testament kennt diesen Gebrauch und gibt für die S. der Priester, die Bereitung des Salböls u. s. w. genaue Vorschriften. Seit Israel Könige hatte, wurden auch diese gesalbt, zum sinnbildlichen Ausdruck der auch ihnen zuteil werdenden göttlichen Weihe. Daher heißen Priester und Könige «Gesalbte des Herrn». Vorzugsweise führt der von den Propheten verkündigte König aus Davids Geschlecht, der den Glanz des Reichs und die theokratischen Ordnungen in idealer Vollendung wiederherstellen sollte, den Namen des Gesalbten oder des «Messias» (hebr. maschiach), daher er, auf Jesum von Nazareth übergetragen, zum Eigennamen desselben geworden ist. (S. Christus.) In der christl. Kirche kam die S. als symbolische Handlung zuerst bei Krankenheilungen auf, später bei der Taufe, in Verbindung mit der Handauflegung, zur Bezeichnung der Mitteilung des Heiligen Geistes an die Täuflinge. Bereits im 2. Jahrh. bereitete man eigens zu diesem Zwecke ein heiliges Öl, dem man unmittelbar eine wunderkräftige Wirksamkeit zuschrieb. (S. Chrisma.) Später, als man den Bischöfen allein das Vorrecht zuschrieb, das Salböl zu bereiten und zu gebrauchen, wurde die S. von der Taufe getrennt und als besondere sakramentliche Handlung vollzogen. (S. Firmung.) Außerdem kam die S. frühzeitig auch bei der Priesterweihe in Gebrauch, wo ihr ein ähnlicher symbolischer Sinn, die Überleitung der Geistesgabe auf den Ordinanden, zu Grunde liegt. In der röm.-kath. Kirche salbt der ordinierte Bischof die innere Fläche beider Hände nebst den Daumen und Zeigefingern des Ordinanden, wodurch nach dem Ausdrucke des Ordinationsrituals den Händen die Kraft gegeben wird, zu segnen, zu weihen und zu heiligen. Im übertragenen Sinne nennt man S. auch die höhere Weihe, welche als Ausdruck des Erfülltseins der Person mit dem göttlichen Geiste das öffentliche Auftreten des Geistlichen, insbesondere aber seine religiösen Reden auszeichnen soll.

Salcombe, Ortschaft an der Südküste der engl. Grafschaft Devon, westlich am Ästuarium des Avon, ist Luftkurort wegen seines ungemein milden Klimas, welches Orangen, Citronen und Myrten im Freien gedeihen läßt, zählt (1881) 1822 E. und hat einen Hafen für kleine Schiffe und Fischerei.

Saldanha (João Carlos, Herzog von), portug. Marschall und Staatsmann, geb. 17. Nov. 1791 zu Lissabon, studierte auf der Universität zu Coimbra, wurde im Verwaltungsrat für die Kolonien angestellt, 1810 von den Engländern festgenommen und nach England gebracht. Nach der Rückkehr ging er nach Brasilien, nahm Militärdienste und wurde vom König Johann VI. im Jan. 1825 zum Minister des Auswärtigen ernannt. Als die Infantin Isabella nach des Königs Tode 1826 die Regentschaft übernommen, wurde S. Gouverneur von Oporto, bei der Bildung des neuen Ministeriums nach Einführung der Konstitution Dom Pedros aber Kriegsminister. Als solcher unterdrückte er die Unruhen und bekämpfte die Partei der verwitweten Königin und des Infanten Dom Miguel, erhielt aber 24. Juni 1827 von der Regentin seine Entlassung. Er nahm dann an dem Kriege Dom Pedros gegen Dom Miguel teil, durchbrach die Linien der Miguelisten vor Lissabon und schloß mit Miguel 26. Mai 1834 die Kapitulation von Evora ab, wonach jener auf die portug. Krone verzichtete. Im Mai zum Marschall ernannt, wurde S. 1835 Kriegsminister und Präsident des Ministerrats, nahm aber schon im Nov. 1835 seine Entlassung. Als der Septemberaufstand ausbrach, trat er im Nov. 1836 an die Spitze einer Contrerevolution, deren Mislingen ihn lange vom polit. Schauplatz verbannte. Erst die Bewegung, welche gegen die Brüder Cabral 1846 entstand, rief ihn von Paris, wo er sich damals befand, zurück. Von der Königin Maria da Gloria im Oktober an die Spitze des Ministeriums gestellt, behauptete sich S. auch nach der Intervention der Mächte der Quadrupelallianz und wurde erst im Juni 1849 durch Costa Cabral ersetzt. Das Regiment Cabrals führte eine neue Insurrektion herbei, und S. stellte sich abermals an die Spitze. Ein Militäraufstand unter seiner Führung machte ihn 23. Mai 1851 zum unumschränkten Leiter der Regierung, welche Stellung er auch nach dem Tode der Königin unter dem jungen Pedro II. behauptete. Erst 6. Juni 1856 erfolgte sein Sturz. Im J. 1860 wurde S. Präsident des obersten Militärgerichtshofs; vom Nov. 1862 bis Dez. 1864 und vom Nov. 1866 bis Dez. 1869 fungierte er als Gesandter beim päpstl. Stuhl. Nach Lissabon zurückgekehrt, intriguierte er gegen den Ministerpräsidenten Herzog von Loulé und rief 19. Mai 1870 in Lissabon eine Militärrevolution hervor, infolge deren der König ihn zum Ministerpräsidenten ernannte. Doch vermochte S. diesen Posten nur bis zum 30. Aug. zu behaupten. Seit dem Febr. 1871 war er Gesandter in London, wo er 21. Nov. 1876 starb.

Saldern (Friedr. Christoph von), preuß. Generallieutenant, ein ausgezeichneter Taktiker, geb. 2. Jan. 1719 in der Prignitz, trat 1735 in den Dienst und wurde von König Friedrich II. in das Garderegiment versetzt und nach dem schles. Kriege Hauptmann. Im Siebenjährigen Kriege zeichnete er sich besonders bei Leuthen und Hochkirch aus und stieg nach der Eroberung von Breslau 1758 zum Oberstlieutenant und 1759 zum Generalmajor auf. Bei Liegnitz und besonders bei Torgau, wo er unter Zieten focht, that er sich abermals hervor. Nach dem Kriege erhielt S. die magdeburgische Inspektion, wurde 1766 Generallieutenant und wirkte besonders für die taktische Ausbildung der Infanterie. Seine anonym erschienenen Schriften: «Taktik der Infanterie» (Dresden 1784) und «Taktische Grundsätze» (Dresd. 1786) zeugen von seiner militärischen Einsicht. Er starb zu Magdeburg 14. März 1785. Eine Gedächtnisurne mit seinem Bilde und Namen ist ihm auf dem Schweizerling, einem Berge bei Wettin, 15 km nordwestlich von Halle, aufgestellt. Vgl. Küster «Charakterzüge des Generallieutenants von S.» (Berl. 1792).

Saldierungsverein, auch Saldo-Saal heißen einige österr. Abrechnungsstellen oder Liquidationscomptoirs. (S. Clearing-House.)

Saldo (ital.) ist in der Handelssprache gleichbedeutend mit Bestand oder Rest und bedeutet den bei Abschluß einer Rechnung auf der Soll- oder Habenseite (Forderungs- oder Schuldseite, Einnahme- oder Ausgabeseite) überschießenden Geldbetrag, welcher auf neue Rechnung vorgetragen wird. Kassensaldo ist demnach übereinstimmend mit Kassenbestand oder Kassenvorrat. Eine Rechnung saldieren heißt: jenen Bestand ausgleichen, abmachen, bezahlen, und man spricht in gleichem Sinne auch

vom Saldieren (d. i. vom Ausgleichen) eines Einzelpostens, z. B. eines einzelnen Kaufs.

Saldon, Bucht der Insel Bua (s. d.) in Dalmatien.

Sale, Hauptort der zur Bezirkshauptmannschaft und zum Gerichtsbezirk Zara gehörigen dalmatinischen Insel Lunga oder Grossa, südlich an deren Ostküste, hat (1880) 633 E., einen Hafen mit Leuchtturm, ein Zollamt und ein Seesanitätsamt.

Saleh, Stadt in Marokko, s. unter Rabât.

Salem, d. i. Stein, war der älteste, arab.-kananit. Name von Jerusalem (Jeru-Salem, s. d.) und wird als Wohnort des mythischen Priesterkönigs (ursprünglich: Gottes) Melchizedek erwähnt (1 Mos. 14). Ein anderes Salem oder Salim bei Änon (d. i. Quellen), wo Johannes taufte (Joh. 3, 23), darf weder, wie meist geschieht, in der Jordansaue (Ghôr) 8 röm. Meilen südlich von Skythopolis (Bethsean), noch auf den Höhen östlich von Nâbulus (Sichem), noch in der Ebene Jesreel, überhaupt nicht in der damaligen Landschaft Samarien, sondern nur in Judäa gesucht werden; ob aber in dem Jos. 15, 32 neben Ain (Quelle) erwähnten Silhim des südl. Juda, ist fraglich.

Salem, Flecken im bad. Kreise Konstanz, Amt Überlingen, an der Aach, 445 m über dem Meere, zählt (1885) 451 überwiegend kath. E., hat eine schöne Pfarrkirche in got. Stile und ist ein Fideikommißgut der Krone Baden mit Musterlandwirtschaft. S. war ehemals eine reichsunmittelbare Cistercienserabtei, welche 1134 gegründet und 1802 aufgehoben wurde.

Salem, Hauptort des gleichnamigen Distrikts der brit. Präsidentschaft Madras in Vorderindien, unter 11° 39′ nördl. Br. und 78° 12′ östl. L. gelegen, enthält eine Anzahl wohlgebauter Häuser, zwei breite, sich von O. nach W. erstreckende Hauptstraßen und zählt (1881) 50098 E. Der Distrikt Salem mit einem Areal von 19380 qkm und einer Bevölkerung von 1966995 Seelen, wird gegen N. von Mysore und dem Distrikt Nordarcot, gegen O. von den Distrikten Nord- und Südarcot, gegen S. und SO. von dem Distrikt Trichinapolly, gegen SW. von dem Distrikt Coimbatore und gegen W. von letztgenanntem Distrikt und Mysore begrenzt.

Salem, Stadt und Einfuhrhafen im County Essex des nordamerik. Staats Massachusetts, liegt zum größten Teil auf einer Landzunge zwischen dem North- und Southflusse, ist mit Lowell durch die Salem- und Lowell-, mit Boston durch die Eastern-eisenbahn verbunden und hat (1880) 27563 E., worunter 208 Farbige und 3 Chinesen. Lange war S. in Handel, Reichtum und an Volkszahl die zweite Stadt in Neuengland; jetzt ist besonders sein Handel nach Ostindien, China u. s. w. sehr gesunken. Sein Hafen, obgleich sicher und bequem, ist nicht tief genug für größere Schiffe, weshalb sich sein Handel meist nach Boston und Neuyork gezogen hat. Unter den 241 industriellen Etablissements sind die für Leder, Taue, Zwirn, Öl, Wagen, Chemikalien, Schuhe, Stiefel, Koffer, Möbel, Leim und Baumwolle hervorzuheben. S. hat sieben Nationalbanken, zwei Spar- und mehrere andere Banken, eine Hochschule, eine Staatsnormalschule, das Essex-Institut mit einer Bibliothek von 30000 Bänden, ein Athenäum mit einer Bibliothek von 16000 Bänden, eine Essex-Agricultural-, die Marine-Society, ein Lyceum und 20 Kirchen. Der frühere (indianische) Name der Stadt war Naumkeag. Vgl. «Standard history of Essex Co.» (Boston 1878); «Historical sketch of S.» (Salem 1879).

Salem, Stadt und Hauptort von Salem County im nordamerik. Staate Neujersey, liegt am Salem-Creek, 5 km von seiner Mündung in den Delaware, hat (1880) 5056 E., worunter 382 Farbige. S. liegt in einer reich gesegneten Ackerbaugegend, hat mehrere Manufakturen (Glaswaren, Wachstuch, Wagen u. s. w.), ein großes Etablissement, in welchem Früchte aller Art eingemacht werden, einen Schiffsbauhof, eine Nationalbank, sieben öffentliche und sechs Privatschulen und elf Kirchen.

Salem, Hauptstadt des nordamerik. Staates Oregon und von Marion County, am östl. Ufer des Willametteflusses, an der Oregon- und California-Eisenbahn, hat (1880) 2538 E., Mühlen, Lohgerbereien, Maschinenwerkstätte, Eisengießereien, eine Wollfabrik, zwei Privatbanken und die Willamette-Universität, ein Staatsgefängnis, eine Taubstummenanstalt und ein Blindeninstitut. S. wurde 1834 angesiedelt, 1853 inkorporiert und 1860 Staatshauptstadt.

Salem, Hauptort von Roanoke County im nordamerik. Staate Virginia, am Roanokefluß, an der Atlantic-Mississippi- und Ohio-Eisenbahn und hat (1880) 1759 E. Es liegt in einem Thale zwischen den Blue-Ridge und Alleghanybergen und ist seiner herrlichen Lage und seines milden Klimas wegen ein beliebter Sommeraufenthalt. In seiner Nähe sind die berühmtesten Mineralquellen des Staates. In S. sind das Roanoke-College (luth.) mit einer Bibliothek von 13000 Bänden und der besten Mineraliensammlung des Staats, sowie das evangelisch-lutherische theol. Seminar, welches früher in Lexington (Südcarolina) war.

Salemi, Stadt in der ital. Provinz Trapani auf Sicilien, Bezirk Mazzara del Vallo, Station (Santa Ninfa-S.) der Bahn Palermo-Trapani, zählt (1881) 15465 E. und hat eine Burgruine. S., zur Normannenzeit Salemma, ist das Halikyai der Sikaner, eine von den Karthagern besetzte, dann unter den Römern steuerfreie Munizipalstadt. Nach seiner Ausschiffung bei Marsala (11. Mai 1860) zog Garibaldi seine Freischaren bei S. zusammen und erließ hier 14. Mai eine Proklamation, durch die er die Diktatur über Sicilien übernahm.

Salency, Dorf bei Noyon (s. d.).

Salentin (Hubert), Genremaler, geb. zu Zülpich in der Rheinprovinz 15. Jan. 1822, war erst Schmied, besuchte dann die Kunstschule in Köln, hierauf die Akademie in Düsseldorf, wo Sohn und W. Schadow besonders Einfluß auf ihn hatten. Sein Bild, der Freier, erwarb der Kunstverein in Köln, den Feuersausbruch unterm Gottesdienste der Kunstverein des Rheinlandes. Mit Vorliebe entnahm er die Stoffe seiner Bilder dem Volksleben des Eifellandes. Seine Werke fanden auch in Frankreich, Rußland und Amerika frühzeitig gute Aufnahme. Die Goldene Hochzeit (1856), im Besitz der russ. Kaiserin, der blinde Knabe (Museum in Besançon, 1858, gestochen von R. Barthelmeß), die spielenden Kinder (im pariser Salon 1863 von Kaiser Napoleon angekauft), die Frühlingsboten (1870, Museum in Prag), die Wallfahrer an der Heilquelle (kölner Museum) zählen zu S.s besten Leistungen. Er malte auch Landschaften mit Erfolg. Seine Gemälde sind fein und originell, das Kolorit freundlich und die Charakteristik von gesunder Frische der Empfindung. S. lebt in Düsseldorf.

Salep (westindischer), s. unter **Maranta**.

Salep, Salepwurzel, s. **Orchis**.

Salernes, Stadt im franz. Depart. Var, Arrondissement Draguignan, links an der Bresque, zählt (1881) 3290 E. und hat Fabrikation von Fayence und Oliven-, Feigen- und Weinbau.

Salerno, im Altertum Salernum, die Hauptstadt der neapolit. Provinz S. oder früher Principato citeriore (5505,95 qkm mit [1881] 573693 E.) im Königreich Italien, ist Sitz eines Erzbischofs, eines Tribunals und einer Handelskammer und liegt 54 km im Südsüdosten von Neapel an der Eisenbahn Neapel-Metaponto-Reggio, nördlich an dem reizenden **Golf von Salerno** (Sinus Paestanus) in einer von Bergen umschlossenen, an Wein und Orangen reichen Gegend. Die Stadt zählt (1881) 22328 (als Gemeinde 30771) E., hat in ihrem ältern Teile enge, unregelmäßige Straßen, besitzt aber einige stattliche Gebäude, namentlich an der Straße am Meer, dem Corso Garibaldi. Es ist dies ein herrlicher Spaziergang mit der Präfektur und dem Denkmal des Herzogs von San-Giovanni, Carlo Pisacana, des «Precursore di Garibaldi». Die fast turmlose Stadt hat ein neues Theater (der schönste Bau der Stadt), ein Casino, mehrere Konservatorien, ein Findelhaus, ein Lyceum, eine technische Schule und ein Seminar. Der einst gute Hafen liegt jetzt versandet; doch ist der Handel noch ziemlich lebhaft und die Herbstmesse besucht. Bei S. sind großartige, von Schweizern angelegte Fabriken, Baumwollspinnerei, -Weberei, -Druckerei und die bedeutende Schweizerkolonie **Fratte di Salerno**, mit Schule, Friedhof und Kapelle, wo der deutsch-evang. Pfarrer Neapels monatlich Gottesdienst hält. Die Seebäder haben zweckmäßige Einrichtungen. Das sehenswerteste Gebäude ist die Kathedrale San Matteo, nach der Zerstörung durch die Sarazenen durch den Normannenherzog Robert Guiscard 1080 prächtig wieder aufgebaut, aber durch die Restauration von 1768 verunstaltet, eine mächtige, auf Pfeilern gewölbte Basilika, mit einem Mittelschiff von 14,6 m Breite und einem Atrium, dessen 28 schöne Säulen den Ruinen von Pästum u. s. w. entnommen sind, und an dessen Seitenwänden 14 zum Teil antike Sarkophage stehen. Die Bronzethüren sind 1099 von Landolfo Butromile errichtet, die zwei Ambonen (Kanzeln) im Mittelschiff reich mit Mosaiken geschmückt, das prachtvollste vorhandene Werk dieser Art. In der Krypta befinden sich die 930 aus dem Morgenlande hierher gebrachten Gebeine des Evangelisten Matthäus; im linken Seitenschiff das Grab der Margareta von Anjou (Gemahlin Karls von Durazzo); in der Kapelle neben dem Hochaltar das Grab des in S. 1085 gestorbenen Papstes Gregor VII., das 1578 vom Erzbischof Colonna, später von Pius IX. erneuert wurde. Hoch über der Stadt liegen die Trümmer der longobard. Feste, welche Robert Guiscard 1077 nach achtmonatlicher Belagerung eroberte. Die in der Nähe stehende malerische Wasserleitung ist 1320 erbaut. S. gehörte im Altertum zum Gebiet der Picentiner, erhielt 196 v. Chr. eine röm. Kolonie, war später Sitz longobard. Fürsten, kam dann unter die Herrschaft der Normannen, der Hohenstaufen und der Anjou. Die Stadt war im Mittelalter ihrer mediz. Lehranstalt (Civitas Hippocratica) wegen hoch berühmt, welche, im 11. Jahrh. von Benediktinern gestiftet, die Pflanzschule aller mediz. Fakultäten in Europa, 1817 aber aufgehoben wurde. Nahe westlich von S. liegt an der Eisenbahn die Stadt **Vietri** oder **Vietri-sul-Mare**, mit 2705 (Gemeinde 8815) E. Von hier führt die schöne Straße nach Amalfi und die Bahn nach Neapel durch das enge, anmutig bebaute Mühlenthal mit 14 Papiermühlen und der Stadt Cava (s. d.).

Salers, Kantonshauptort im franz. Depart. Cantal, Arrondissement Mauriac, am Westabhang der Montagne du Cantal, im WNW. vom Puy Violent, zählt (1881) 1049 E., zieht den schönsten Rindviehschlag der ganzen Auvergne und hat Handel mit Wein und Käse. Schon im 10. Jahrh. lag hier der Herrensitz Salernum.

Sales (Franz von), s. **Franz von Sales**.

Salesianerinnen heißen die Nonnen des Ordens von der Heimsuchung (daher Visitantinnen) der Elisabeth durch Maria (Luk. 1, 39) nach ihrem Stifter, dem heil. Franz von Sales. Aus dessen Freundschaftsbund mit Frau von Chantal entstand schon 1610 ein Verein von Frauen und Jungfrauen zum Besuch von Armen und Kranken, der 1618 zu jenem Orden erweitert ward. Im 18. Jahrh. zählten die S. 160 Klöster und 6600 Nonnen; noch jetzt gibt es Klöster derselben in Italien und Österreich. Ohne viele geistliche Übungen widmen dieselben sich besonders der Krankenpflege und der Erziehung junger Mädchen.

Salève (Mont-), Bergrücken im franz. Depart. Hochsavoyen, an der Grenze des schweiz. Kantons Genf, erstreckt sich 18 km lang, 3—4 km breit vom Thale der Usses nordöstlich bis zum Rhône. Inselartig aus dem zwischen Alpen und Jura ausgebreiteten Hügellande des Genevois aufsteigend, aus Kalk- und Sandstein des mittlern Jura und der Kreide gebildet, die auf dem Nordwestabsturz in kahlen, fast lotrechten Felswänden zu Tage treten, zeigt die langgestreckte, einförmige Bergmauer des S. eher jurassischen als alpinen Charakter. Die höchsten Punkte sind der Piton (1384 m), der Grand S. (1304 m, 8 km südlich von Genf) und, durch den Einschnitt von Monnetier (712 m) abgetrennt, am nordöstl. Ende der Kette der Petit S. (986 m). Alle drei werden ihrer großartigen Aussicht wegen von Genf und Carouge aus auf guten Reit- und Fußwegen häufig bestiegen. Eine elektrische Bahn auf den Grand S. ist projektiert.

Saleyer oder **Silaijara**, eine zu dem Gouvernement Celebes en Onderhoorigheden der niederländ. Besitzungen in Hinterindien gehörende Inselgruppe, 771 qkm groß, mit etwa 30000 E., besteht aus einer größern, mit ihrer Nordspitze unter 5° 46′ 45″ südl. Br. und 120° 28′ 24″ östl. L. (von Greenwich) gelegenen, sich bis 6° 45′ südl. Br. erstreckenden Insel und mehrern kleinern, von denen Passi, Tambolangang, Pulassi, Bahulawang, Kajuwadi, Bonerate, Djampuja, Kalao oder Lambego, Kalao-towa und Madu die bedeutendsten. Alle sind flach, fruchtbar und angebaut.

Salfi (Francesco), ital. Schriftsteller, geb. zu Cosenza in Calabrien 24. Jan. 1759, hielt sich seit 1788 in Neapel auf, floh nach Ausbruch der Französischen Revolution als politisch stark verdächtig nach Genua und ging von da nach Mailand, wo er zuerst als Journalist lebte, dann Sekretär der Unterrichtskommission bei der Cisalpinischen Republik wurde. Mit den Franzosen nach Neapel zurückgekehrt, wurde er Generalsekretär der Regierung, entfloh nach dem Sturze der Parthenopeischen Republik nach

Mailand, wurde hier Inspektor des Theaters della Scala und Professor bei der Brera, zuerst für Geschichte und Philosophie, seit 1807 für Diplomatie und seit 1811 für Staatsrecht. Im J. 1814 ging er nach Paris, wo er privatisierte, und starb in Passy 5. Sept. 1832. Von seinen Schriften wurde die Fortsetzung von Ginguenés «Histoire littéraire de l'Italie» (Bd. 11—14, Par. 1817) am meisten geschätzt. Außerdem schrieb er: «Saggio sui fenomeni antropologici relativi ai tremuoti avvenuti nelle Calabrie» (Neap. 1793), «Résumé de l'histoire de la littérature italienne» (2 Bde., Par. 1826; ital. Lugano 1831), «Saggio storico-critico sulla commedia italiana» (Par. 1829; deutsch von Reumont, Aachen 1830); die Trauerspiele «Konradin», «Medea»; die Oper «Saul» ꝛc. Vgl. Renzi, «Vie politique et littéraire de S.» (Par. 1834).

Salfisch, soviel wie Seeforelle, s. u. Forellen.

Salford, Schwesterstadt von Manchester (s. d.).

Salgir (Ssalgir), der größte Fluß der Halbinsel Krim in Südrußland, entspringt am Fuße des Tschatyr-dagh im Jailagebirge und ergießt sich nach einem Laufe von 166 km in das Faule Meer. Er ist nicht schiffbar.

Salgó-Tarján, Gemeinde im ungar. Komitat Neograd, Station der Linie Hatvan-Ruttek der Ungarischen Staatsbahnen, zählt (1880) mit den dazugehörigen Puszten 6316 magyar. und kath. E. und ist Sitz eines Stuhlrichteramts. Die in der Nähe befindlichen, abbaufähigen Kohlenlager liefern ein vorzügliches Produkt.

Salian (Ssaljany), Stadt im russ. Gouvernement Baku in Kaukasien, im Deltagebiet des Kur, mit (1882) 11168 E., Fischerei und Sodafabrikation. In der Umgegend sind viele Erdölquellen.

Salibabo oder Talaut, eine Gruppe kleiner, in administrativer Hinsicht einen Teil der niederländ. Residentschaft Menado auf der Insel Celebes in Hinterindien bildender Inseln, nordöstlich von den Sangirinseln, zwischen 3 und 4° nördl. Br., sowie 125 und 126° östl. L. (von Greenwich). Nördlich von dieser Gruppe liegt unter 5° nördl. Br. die Gruppe der Meangisinseln, und südlich von ihr die Gruppe der Douglasinseln. Die größte der Inseln des Talautarchipels führt den Namen S., von welchen nördlich die Insel Talour, südlich die Insel Kabreeang liegt. Sie sind sämtlich fruchtbar, gut bevölkert und angebaut. Sehr ergiebig ist auch der Fischfang in der Nähe dieser Inseln.

Salicaceen (Salicacĕae) oder Salicinēen (Salicinĕae) nennt man eine Unterabteilung der Familie der Amentaceen; sie umfaßt nur die zwei Gattungen Salix (Weide) und Populus (Pappel).

Salice-Contessa, s. Contessa.

Salicin ist ein fester Bestandteil der Rinden einiger Weiden- und Pappelarten, der Blütenknospen der Spiraea ulmaria und findet sich in geringer Menge auch im Bibergeil. Es krystallisiert aus der wässerigen Lösung in kleinen weißen Blättchen, ist von intensiv bitterm Geschmack, leicht in Wasser, leichter noch in Alkohol, aber nicht in Äther löslich. Man hat es anstatt des Chinins als fiebervertreibendes Mittel, jedoch ohne Erfolg, angewendet. In Berührung mit Emulsin (Synaptase) oder mit Speichel verliert das S. seinen bittern Geschmack und zerfällt in Zucker und in Saligenin oder Salicylalkohol. Durch Destillation mit chromsaurem Kali und Schwefelsäure bildet das S. Salicylaldehyd oder salicylige Säure, den Hauptbestandteil des höchst angenehm riechenden ätherischen Öls der Spiraea ulmaria.

Salicineen, s. Salicaceen.

Salicylsäure (Ortho-Oxybenzoësäure), $C_6H_4(OH)(COOH)$, eine der wichtigsten organischen Säuren, wurde 1838 von Piria und von Ettling entdeckt, indem sie das ätherische Öl der Blüten der Spiraea ulmaria oxydierten. Cahours zeigte 1844, daß das Wintergrünöl (von Gaultheria procumbens) größtenteils aus dem Methyläther der S. bestehe. Später (1851) stellte Gerland die S. dar, indem er salpetrige Säure auf Anthranilsäure (ein Zersetzungsprodukt des Indigblaus) einwirken ließ. Diese Reaktion war insofern von großer Bedeutung, als H. Kolbe in Leipzig durch sie veranlaßt wurde, im Hinblick auf die leichte Zersetzung der S. in Carbolsäure oder Phenol und Kohlensäure Versuche zur synthetischen Darstellung der S. anzustellen, die auch unter Mitwirkung Lautemanns 1860 zu einem positiven Ergebnisse führten. Im J. 1874 nahm Kolbe dieses Verfahren, das bisher nur wissenschaftliches Interesse darbot, wieder auf und kam dabei zu einer einfachen und wohlfeilen Methode der Fabrikation der S. (im Deutschen Reiche und in den meisten andern Ländern patentiert). Das Verfahren der Darstellung ist 1884 von Schmitt verbessert worden. Die S. erscheint in weißen, farb- und geruchlosen Nadeln oder Prismen, schmeckt süßlich-sauer, löst sich in kaltem Wasser sehr schwer (in 300 Teilen), in siedendem ziemlich leicht (in 15—20 Teilen), in Alkohol und Äther leicht; sie schmilzt bei 155° und zersetzt sich bei 220—230° in Phenol und Kohlensäure. Ihre Lösung wird, mit Eisenchlorid versetzt, tief blauviolett gefärbt. Die Art der synthetischen Entstehung der S. aus Phenol brachte Kolbe auf die Vermutung, daß die S., ähnlich der Carbolsäure, antiseptische Wirkungen äußern möge.

Die S. wirkt in der That in hervorragender Weise antiseptisch (fäulnishindernd), antizymotisch (gärungshemmend) und antipyretisch (fieberwidrig). Die S. selbst, wie auch ihr Natronsalz (Natrium salicylicum) haben als wichtige Bereicherung des Arzneischatzes allgemeine Anerkennung gefunden, namentlich in der Chirurgie, Gynäkologie sowie gegen Diphtheritis, Magen- und Darmkrankheiten, akuten Gelenkrheumatismus, Fieber (als Ersatz für Chinin) hat die S. unzweifelhafte Erfolge aufzuweisen. Man wendet sie innerlich in Auflösung, sowie in Pillenform und als Pulver in Oblaten und Kapseln, äußerlich (gegen Wunden, Geschwüre, Fußschweiß u. dgl.) als Streupulver oder Lösung an. Auch in der Veterinärpraxis hat die S. bei Milzbrand, Maul- und Klauenseuche, bei Rotzkrankheiten und Druse der Pferde, Geschirr- und Satteldruck und überhaupt bei Wunden sich bewährt. Im Haushalt ist die S. zum Konservieren von Fleisch, Kuhmilch, Butter, Fruchtkonserven aller Art, von Eiern u. s. w. erfolgreich verwendet worden. Für Bier wird die S. in großer Ausdehnung benutzt als Schutzmittel gegen die durch warme Temperatur hervorgerufene Nachgärung und zur Regulierung des Gärungsprozesses, um die Wucherung der Schmarotzerpilze in der Hefe und die Wirkung der Milchsäurefermente zu unterdrücken. Doch hat ihre Benutzung, als mit dem bayr. Braugesetz nicht vereinbar, bereits zu Verurteilungen von Brauern geführt. In der Weinbereitung haben vielfache Versuche ergeben, daß die Einführung der S. in die

Weintechnik einen wesentlichen und großen Fortschritt bezeichnet, da dieselbe durch minimale Mengen schon die Bildung der Schimmelpilze und aller lästigen, die Güte des Weins gefährdenden Ursachen, Nachgärungen und deren Folgen (Trübwerden) energisch verhindert. In Frankreich ist die Verwendung der S. in der Weinbereitung verboten. Leicht schimmelnde und dem Verderben durch Gärung ausgesetzte Gegenstände, wie Lösung von Arabischem Gummi, Gelatine, Leim, ferner Tinte, Kleister, Weberschlichte u. dgl., lassen sich durch Zusatz von etwas S. auf längere Zeit vor dem Verderben schützen. In allen Fällen der Anwendung der S. ist nie außer Acht zu lassen, daß nur S. in freiem Zustande antiseptische Wirkungen auszuüben vermag. Da, wo sie mit alkalisch reagierenden Substanzen zusammenkommt, überall, wo sich Salze bilden können, ist sie ohne Wirkung. Eine mit S. versetzte Seife ist daher ein nicht rationelles Präparat.

Eine ziemlich vollständige Zusammenstellung der **Litteratur** über S. findet sich in A. W. Hofmanns «Berichten über die chem. Industrie auf der wiener Weltausstellung» (Braunschw. 1876, 3. Abteil). Vgl. insbesondere Fürbringer, «Zur Wirkung der S.» (Jena 1876); Buß, «Zur antipyretischen Bedeutung der S.» (Stuttg. 1876); Schwarz, «Die S. in ihrer praktischen Anwendung» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1878, 2. Hälfte).

Salicyltropeïn, $C_{15}H_{19}NO_3$, von Ladenburg entdecktes Derivat des Atropins, findet in der Augenheilkunde Verwendung.

Salier (Salii, d. h. Springer) war der Name zweier röm. Priesterkollegien, deren jedes aus zwölf Patriciern bestand. Das ältere, der Sage nach von Numa eingesetzte, hatte sein Heiligtum auf dem Palatinischen Berge und hieß daher das der Salii Palatini. Es war dem Dienste des Mars Gradivus, der sowohl Ackerbau- als Kriegsgott war, geweiht. Die Stiftung des zweiten, zum Dienste des Quirinus bestimmten, wird dem Tullus Hostilius beigelegt. Das Heiligtum desselben stand auf dem Collis Quirinalis und die Priester dieses Heiligtums hießen Collini. Auch ihr anderer Name Salii Agonenses oder Agonales wird so erklärt, daß der Quirinal einst auch Agonus geheißen haben soll. Die Palatinischen S. sind die bekanntern. Sie feierten namentlich im März mehrere Tage hindurch den Gott Mars, indem sie in der Stadt herumzogen, einen Waffentanz, besonders auf dem Comitium aufführten, die heiligen Schilde des Mars, ancilia, umhertrugen und dazu Lieder sangen. Diese Lieder, carmina saliaria (axamenta), wurden auch später in den alten, den Priestern selbst kaum verständlichen Worten gesungen; die wenigen uns aufbewahrten Reste gehören zu den ältesten Denkmälern des Lateinischen.

Salier hieß derjenige Teil der Franken (s. d.), welcher seit dem 3. und entschiedener seit der Mitte des 4. Jahrh. am Niederrhein und auf dessen linkem Ufer bis zum Meere erschien und von dessen eroberndem Vordringen die Stiftung des nachmaligen mächtigen Frankenreichs ausging. Sein altes Volksrecht ist das Salische Gesetz (s. d.).

Salier oder Salische Kaiser wurden seit dem 14. Jahrh. die deutschen Könige aus ostfränk. Stamme oder die sog. fränkischen Kaiser von Konrad II. bis Heinrich V. (1024—1125) genannt, weil auch bei den Ostfranken das Salische Recht galt.

Salieri (Antonio), ital. Komponist, geb. zu Legnano im Venetianischen 19. Aug. 1750, hatte seinen ältern Bruder Francesco und den Organisten Simoni zu Lehrern im Violinspielen, Singen und Klavier, kam im Alter von 15 J. nach Venedig, wo Kapellmeister Pescetti und der Sänger Pacini ihm Unterricht gaben. Der wiener Hofkapellmeister Florian Gaßmann brachte ihn nach Wien. Hier kam 1770 seine erste Oper «Le donne letterate» mit Erfolg zur Aufführung, welcher bis 1774 acht andere Opern folgten, die seinen Ruf so befestigten, daß er dem 1774 verstorbenen Lehrer Gaßmann als kaiserl. Kammerkompositeur und Dirigent der ital. Oper nachfolgen konnte. Sein Vorbild wurde jetzt Gluck, der ihm auch die Komposition des aus Paris mitgebrachten Libretto zu den «Danaïdes» übertrug. Im J. 1784 kam die Oper zu Paris mit großem Erfolg zur Aufführung. Erst nach der 13. Vorstellung erschien aber in den pariser Journalen ein Brief Glucks, der S. für den alleinigen Komponisten der «Danaïdes» erklärte. S., noch 1784 wieder nach Wien zurückgekehrt, schrieb die Opern «Il ricco d'un giorno», «Semiramide», «La grotta di Trofonio» (letztere im Wetteifer mit Mozarts «Figaro») und «Prima la musica, poi le parole». Er begab sich sodann 1786 zum zweiten mal nach Paris, wo er «Les Horaces» mit geringem Erfolg, 1787 «Tarare» (Text von Beaumarchais) hingegen mit größtem Beifall in Scene brachte. Diese letztere Oper überarbeitete er 1788 für die ital. Bühne, und sie machte in dieser Umgestaltung als «Axur, rè d'Ormus», sowie in der Übersetzung als «Axur, König von Ormus» auch in Deutschland viel Glück. Als er an Bonnos Stelle Hofkapellmeister ward, überließ er 1790 die Operndirektion seinem Zögling Jos. Weigl. S. schrieb noch bis 1804 einige ital. Opern, später nur kleinere Werke und Kirchenstücke und starb 7. Mai 1825.

Saliès (de Béarn), Stadt und Badeort im franz. Depart. Basses-Pyrénées, Arrondissement Orthez, Station der Linie Puyoo-St.-Calais der Südbahn, zählt (1881) 2395 (Gemeinde 5296) E. und hat Salzquellen, ein Solbad, Salzsiederei und Handel mit Pferden und Schinken.

Saliès (du Salat), Städtchen im franz. Depart. Haute-Garonne, Arrondissement St.-Gaudens, links am Salat, Station der Linie Boussens-St.-Girons der Südbahn, hat (1881) 893 E., Ruinen einer Burg, Schwefel- und Salzquellen.

Salina, Stadt im gleichnamigen County im nordamerik. Staate Kansas, an der Kansas-Pacificeisenbahn, im sog. Smoky-Hillthale, hat (1880) 3111 E., zwei Mühlen und einen Getreide-Elevator.

Salinator (Marcus Livius), s. unter **Livier**.

Saline oder Salzwerk, s. **Salz**.

Salingré (Herm.), Possendichter, geb. 17. Mai 1833 zu Berlin, widmete sich dem Kaufmannsstande, ward jedoch durch den Erfolg seines ersten Stückes «Blauer Montag» auf dem Woltersdorff-Theater für die Bühnendichtung gewonnen. Als Berichterstatter für berliner Zeitungen wohnte er dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 im Hauptquartier des Königs bei. In seinen letzten Lebensjahren war er gänzlich gelähmt und erblindet. Er starb in der Nacht vom 4. zum 5. Febr. 1879 in Berlin. Von seinen mehr als 100 Possen und Schwänken sind zu nennen: «Der Leiblutscher», «Ein ruhiger Mieter», «Alles für meine Töchter», «Der Allerweltshelfer», «Der Baum

der Erkenntnis», «Pech-Schulze» (1875), «Fürs Theater laß ich mein Leben», «Preußen in Sachsen», «Pietsch im Verhör», «Des Friseurs letztes Stündlein», «Die Afrikanerin in Kalau», «Reise durch Berlin in 80 Stunden».

Salins, Stadt im franz. Depart. des Jura, Arrondissement Poligny, in 315 m Höhe an der Furieuse, Station Mouchard-S. der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, umgeben von reichen Weinbergen, zwischen dem 586 m hohen St.-André im Westen und dem 648 m hohen Belin im O., die beide mit einem Fort gekrönt sind, und dem 853 m hohen Poupet im N. gelegen, hat ein Handelsgericht, ein Collége, eine Bibliothek, eine Bronzestatue des bei Magenta gefallenen Generals Clair, von Perraud, malerische alte Stadtthore und zählt (1881) 5074 (Gemeinde 6419) E., welche Weinbau, Papier- und Sodafabrikation treiben. S. ist hauptsächlich bekannt durch seine Salinen. Die drei mitten in der Stadt befindlichen Salzquellen, puits genannt, welche das Salzwasser (muire) liefern, sind 1814 vom Staate an einen Herrn von Grimaldi verkauft worden. Die Hälfte der Wasser fließt durch eine 17 km lange Röhre nach der 1775 angelegten Saline von Arc. Das Hauptreservoir von S., genannt du Tripot, ist fast ganz mit Steinplatten ausgelegt. In der kleinen Saline besteht seit 1855 ein Bade-Etablissement und seit 1859 eine Kaltwasserkuranstalt. S. war im 12. und 13. Jahrh. Hauptort einer Grafschaft, wurde 1674 durch die Franzosen genommen und 1825 durch Brand fast völlig zerstört.

Salis, Fluß in Livland, kommt aus dem See Burtneck und mündet nach einem Lauf von 94 km in den Rigaschen Meerbusen. Im Frühling werden große Mengen Bauholz auf ihr geflößt. Die Seddе, welche sich in den Burtnecksee ergießt, kann als der obere Lauf der S. gelten.

Salis, altadelige, jetzt zum teil freiherrliche und gräfliche Familie des schweiz. Kantons Graubünden, die, schon 1219 urkundlich erwähnt, sich von ihrem Stammsitze Soglio im Bergell in mehrern Zweigen, wie S.-Soglio, S.-Seewis, S.-Marschlins, S.-Zizers u. s. w., über ganz Graubünden verbreitet und sowohl dem Staatsdienst der Drei Bünde, wie dem ausländischen Kriegsdienst viele hervorragende Männer gegeben hat. Den Gipfel ihrer Macht und ihres Einflusses erreichte die Familie während der Parteikämpfe des 17. und 18. Jahrh., in denen die S. meist an der Spitze der prot. oder franz., die Planta an derjenigen der span.-österr. Partei Graubündens standen. Rudolf von S. war 1622 Oberanführer der Prättigauer bei ihrem Aufstand gegen die Österreicher. — Karl Ulysses von S.-Marschlins, geb. 1728, gest. 1800, wurde 1757 Podesta im Veltlin und 1768 franz. Geschäftsträger in Graubünden und ist Verfasser der «Fragmente der Staatsgeschichte des Thals Veltlin u. s. w.» (1792) und der «Reisen in verschiedenen Provinzen des Königreichs Neapel» (Zür. u. Lpz. 1793). — Joh. Ulrich von S.-Soglio, geb. 16. März 1790 zu Chur, machte als Kavallerieoffizier in bayr. Diensten mit Auszeichnung die Feldzüge von 1813 und 1814 mit und trat 1815 als Infanteriehauptmann in die niederländ. Armee, in welcher er bis 1840 diente. In die Heimat zurückgekehrt, schloß er sich der streng konservativen Partei an und übernahm, obwohl Protestant, 1847 den Oberbefehl über die Armee des Sonderbundes, zeigte sich jedoch seinem Gegner, dem eidgenössischen General Dufour, nicht gewachsen und mußte nach dem Treffen von Gislikon (23. Nov.), in dem er selbst verwundet wurde, die Waffen niederlegen. Nach längerm Aufenthalte im Auslande starb er 17. April 1871 zu Chur. Dem Zweige S.-Seewis gehörte der Dichter Joh. Gaudenz von S. (s. d.) an.

Salis-Seewis (Joh. Gaudenz, Freiherr von), deutscher Dichter, der vorerwähnten Familie angehörig, geb. 26. Dez. 1762 zu Seewis in Graubünden, nach andern auf dem Schloß Bothmar bei Malans, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause, dann lebte er einige Zeit bei Pfeffel in Colmar. Er wurde 1786 Hauptmann im Regiment Salis-Samaden zu Arras, später, während des Bastillensturmes, zu Paris. Im Winter 1789—90 lernte er auf einer Reise Goethe, Wieland, Herder und Schiller kennen, und vertraute Freundschaft und Ähnlichkeit des dichterischen Talents verband ihn aufs innigste mit Matthisson; 1792 diente er unter dem General Montesquiou in Savoyen. Im J. 1793 nach der Schweiz zurückgekehrt, vermählte er sich zu Malans mit Fräulein von Pestalozzi und lebte als Privatmann zu Chur. Wegen seiner Mitwirkung für den Anschluß Graubündens an die Schweiz von seinen Landsleuten vielfach angefeindet, ging er nach Zürich und wurde Generalinspektor der helvetischen Truppen und Generaladjutant in Massénas Generalstabe, später Mitglied des helvetischen Cassationsgerichts. Im J. 1809 ward er Stadtvogt und Bundeslandammann zu Chur und starb zu Malans 29. Jan. 1834. S.' Lieder sind ohne Ausnahme von geringem Umfange und schildern Naturscenen unter dem Eindruck verschiedener Gemütsstimmungen. In den meisten herrscht eine elegische Stimmung vor. Eine Sammlung seiner «Gedichte» erschien zuerst 1793 (Zürich, neue Aufl. 1848), eine Auswahl mit Biographie in der «Deutschen Nationallitteratur» (Stuttg. 1882, Bd. 43). Vgl. die Biographie von Röder (St. Gallen 1863).

Salisation (lat.), die springende, zitternde Bewegung des Herzens und anderer Muskeln, diente den Griechen und Römern, wie das Ohrenklingen, als Vorbedeutung. Die daraus Weissagenden wurden Salisatores genannt.

Salisb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für R. A. Markham Salisbury, geb. 1762 zu Leeds, gest. 1829 in London (Botaniker).

Salisburia adiantifolia *Lm.* (Gingko biloba *L.*), s. unter Gingkobaum.

Salisbury, Hauptstadt der engl. Grafschaft Wiltshire, Municipal- und Parlamentsborough, in einem lieblichen Thal zwischen dem bei S. schiffbar werdenden Avon und dessen linken Nebenfluß Bourne sowie am Westende des S.-Southamptonkanals, ist als Bischofssitz City und ungeachtet ihres Alters eine freundlich gebaute Stadt, deren breite und gerade, meist makadamisierte Straßen sich in rechten Winkeln kreuzen. Die Stadt, Station der Linien Basingstoke-Yeovil-Exeter, Bishopstoke-S. und Wimborne-Minster-S. der London und Southwesternbahn und der Linie Westbury-S. der Greatwesternbahn, zählt (1881) 14576 E., welche sich mit Scheren- und Messerschmiedewarenfabrikation, Wollspinnerei und Spitzenfabrikation beschäftigen und bedeutenden Getreide- und Viehhandel treiben. Sie hat eine Lateinschule, eine Bibliothek, ein Museum und ein Theater. Die 1220 begonnene und 1258 vollendete Kathedrale bildet in ihrer Baus

ein doppelarmiges Kreuz und steht mit dem anstoßenden Kreuzgang und Kapitelhause auf einem weiten Wiesengrunde, der rings mit Bäumen eingefaßt ist, zwischen denen, teilweise in Gärten, die Wohngebäude des Bischofs und der Präbendarien liegen. Bei einer Länge von 144,2 m, einer Breite von 62 m im Querschiff und einer Höhe von 22,5 m hat die Kirche 12 Thüren, 365 Fenster (in drei Reihen übereinander) und, nach der Anzahl der Stunden im Jahre 8766 Pfeiler und Säulen oder Säulchen. Der Bau besitzt vor den meisten Kathedralen den Vorzug gänzlicher Vollendung und ist das hervorragendste Denkmal der engl. Frühgotik. Der 122 m hohe, reich verzierte Mittelturm nebst der Westfaçade wurde erst 1350 vollendet. Vorzüglich schön ist die von den herrlichsten Pfeilern getragene Chorkapelle. Die Glasmalereien stammen aus neuerer Zeit, und unter den Grabdenkmälern sind die zwei merkwürdigsten das des ersten Grafen von S. aus dem 13. Jahrh. und das eines Grafen von Malmsbury von Chantreys Meißel. Auf dem Hauptplatz der Stadt erhebt sich ein Standbild des ehemaligen Kriegsministers Lord Herbert. Nördlich von S. in einförmiger Steppe, auf einer von Verschanzungen umgebenen Anhöhe, liegen die Trümmer des Rotten-Borough **Old-Sarum**, einst röm. Kastell, später angelsächs. Stadt, von welcher aus unter Heinrich II. im 12. Jahrh. das jetzige S., das deshalb in früherer Zeit auch **New-Sarum** hieß, gegründet wurde. Old-Sarum, das 1851 nur 4 E. zählte, aber trotzdem vor der Reformakte einen Abgeordneten ins Parlament schickte, ist das Sorbiodunum der Römer, das angelsächs. Searobyrig, mittellat. Sarisberia, schon durch Cerdics Sieg 552 bekannt, im 11. Jahrh. Sitz des Bischofs von Sherborne, wo mehrere Reichsversammlungen gehalten wurden, wie 1086 und 1328. Bei S. liegt der seit 1814 der Familie Nelson gehörige **Trafalgarpark** nebst Schloß, früher Sandlynchhouse genannt, 15 km nördlich von S. das berühmte Baudenkmal **Stonehenge** (s. d.), 5 km südöstlich am Avon **Longford-Castle**, Schloß des Grafen von Radnor, mit Gemäldegalerie.

Salisbury, ein engl. Adelstitel, der ursprünglich von den Besitzern der Stadt und des Schlosses dieses Namens geführt wurde. Patricius von Evreux, Statthalter von Aquitanien, ein Anhänger der Kaiserin Mathilde (s. **Plantagenet**) in ihren Kämpfen gegen König Stephan, erhielt von dieser das Schloß S. mit der Grafenwürde, in der ihn Heinrich II. bestätigte. Seine Enkelin, Ela, heiratete William, genannt Longespée, natürlichen Sohn Heinrichs II. von der schönen Rosamunde, der mit den Besitzungen seiner Frau auch den Titel eines Grafen von S. überkam. Er war einer der gewaltigsten Krieger seiner Zeit und starb, angeblich an Gift, auf seinem Schlosse S. 1226. Sein Sohn, William Longespée der Jüngere, fiel 1250 im Kampfe gegen die Sarazenen vor Damiette. Dessen Enkelin, Margaret, vermählt mit dem Grafen Lincoln, führte als einzige Erbin ihres Vaters den Titel einer Gräfin von S., den sie auf ihre Tochter Alice, Gattin Thomas Plantagenets, Grafen von Lancaster, übertrug. Als dieser 1321 wegen Hochverrats hingerichtet worden, belehnte Eduard II. William de Montacute, dessen Vorfahren mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen waren, mit dem Schlosse S., und Eduard III. erhob ihn 1337 zum Grafen von S. Seine Gemahlin war es, die der Sage nach zur Entstehung des Hosenbandordens (s. d.) Veranlassung gab. Er starb 1343. Sein Sohn, William de Montacute, zweiter Graf von S., war ein berühmter Feldherr und starb 1397. Ihm folgte sein Neffe John als dritter Graf von S. Ein Günstling Richards II., ließ er sich nach der Absetzung dieses unglücklichen Fürsten in eine Verschwörung gegen Heinrich von Lancaster ein und wurde 1400 umgebracht. Seine Besitzungen wurden konfisziert, bald jedoch nebst dem Grafentitel seinem Sohne Thomas zurückgegeben, der 1428 bei der Belagerung von Orléans fiel. Der Gatte seiner einzigen Tochter Alice, Richard Neville (s. d.) nahm den Titel eines **Grafen von S.** an, der auf seinen Sohn, den berühmten Grafen Warwick (s. d.), überging. Die jüngere Tochter desselben, Isabel Neville, heiratete Georg, Herzog von Clarence, Bruder Eduards IV., der 1472 auch zum Grafen von Warwick und S. ernannt wurde. Seine Tochter Margaret, die letzte aus dem Hause Plantagenet und Gattin Sir Richard Poles, empfing 1513 von Heinrich VIII. den Titel einer **Gräfin von S.**, verfiel aber dem tyrannischen Argwohn dieses Monarchen und wurde 1541 im Alter von 70 J. enthauptet.

Die neuere Linie der Grafen von S. geht zurück auf den großen Minister der Königin Elisabeth, **William Cecil** (s. d.), den Sohn Richard Cecils, eines Hofbeamten Heinrichs VIII. William Cecil wurde von der Königin zum Baron Burleigh erhoben und starb, nachdem er 40 Jahre lang das höchste Staatsamt verwaltet, 1592. Baron Burleigh war zweimal verheiratet. Sein Sohn **Thomas**, aus erster Ehe, der ihm als zweiter Baron Burleigh folgte, wurde von Jakob I. 1605 zum Grafen von Exeter ernannt und so der Gründer dieses adeligen Hauses; sein Sohn aus zweiter Ehe, **Robert Cecil**, erlangte, nachdem er 1603 zum Baron Cecil, 1604 zum Viscount Cranborne ernannt worden, 1605 die Würde eines Grafen von S. Schon Elisabeth hatte ihn zum Staatssekretär ernannt; unter Jakob I. erhielt er, nach des Grafen Dorset Tode, das Großschatzmeisteramt. Er starb 24. Mai 1612. **James Cecil**, vierter Graf von S., wurde unter Jakob II. dem König zu Gefallen katholisch und zog sich hierdurch nach der Revolution von 1688 eine lange Gefangenschaft im Tower zu; die übrigen Mitglieder der Familie blieben jedoch Protestanten. **James Cecil**, der siebente Graf, geb. 14. Sept. 1748, ward 1789 zum Marquis von S. erhoben und starb 13. Juni 1823. Dessen Sohn, **James Brownlow William**, zweiter **Marquis von S.**, geb. 17. April 1791, nahm infolge seiner Heirat mit der reichen Miß Gascoigne den Namen Gascoigne-Cecil an, und war Lordlieutenant von Middlesex, Mitglied des Geheimen Rats und Ritter des Hosenbandordens. Als konsequenter Tory und Protektionist bekleidete er während des Ministeriums Derby vom Febr. bis Dez. 1852 das Amt des Großsiegelbewahrers und 1859 das Präsidium des Staatsrats. Er starb 12. April 1868. Unter seinen zahlreichen Kindern (acht aus erster und vier aus zweiter Ehe) zeichnete sich vor allem der folgende aus.

Salisbury (Lord Robert Arthur Talbot Gascoigne-Cecil), engl. Staatsmann, geb. 3. Febr. 1830, wurde durch den Tod seines ältesten Bruders, James Emilius William Cecil, 14. Juni 1865 Erbe der Peerswürde, nahm als solcher den

Titel eines Viscount Cranborne an und folgte 1868 seinem Vater als dritter Marquis von S. Er empfing seine wissenschaftliche Ausbildung in Eton und in Oxford, kam 1857 als Mitglied für Stamford ins Unterhaus und stieg während der letzten Amtsverwaltung Lord Palmerstons durch Geist, Witz, Kenntnisse und eine glänzende Schlagfertigkeit in der Debatte zu bedeutendem Ansehen. Gemäß den Traditionen seiner Familie, aber auch aus ehrlicher Überzeugung, vertrat er in allen Dingen die Forderungen einer hochtoryistischen Politik. Während des amerik. Bürgerkriegs sah man ihn in den ersten Reihen der Bewunderer der Südstaaten, als unermüdlichen Vorkämpfer der wiederholten Versuche, deren offizielle Anerkennung seitens der engl. Regierung zu erwirken. Bei den Debatten über die Russell-Gladstonesche Reformbill von 1866 verfocht er mit Talent und Energie die von den Ultratories befürwortete Ansicht, daß nicht nur jene Reformbill schlecht, sondern daß überhaupt keine Parlamentsreform nötig sei. Nach dem Sturze des Russellschen Ministeriums (Juli 1866) wurde ihm von Lord Derby das Ministerium für Indien übertragen. Die unerwartete Einbringung der radikalen Derby-Disraelischen Reformbill in der Session von 1867 veranlaßte ihn jedoch, sich von seinen schmiegsamern Kollegen zu trennen und sein Amt niederzulegen. Im J. 1868 trat S. ins Oberhaus ein, wo er die Maßregeln der Gladstoneschen Regierung heftig bekämpfte.

Nach dem Sturze des Ministeriums Gladstone im Febr. 1874 trat er als Minister für Indien in das neue Ministerium Disraeli. Im Dez. 1876 nahm er, nachdem er eine Rundreise an die Höfe von Paris, Wien, Berlin und Rom zur Sondierung der polit. Stimmung derselben gemacht hatte, als engl. Bevollmächtigter an der Europäischen Konferenz in Konstantinopel teil. Im April 1878 wurde er Lord Derbys Nachfolger im Auswärtigen Amt, trat als solcher mit einer Cirkularnote energisch gegen die von Rußland im Präliminarfrieden von San-Stefano erhobenen Ansprüche auf, schloß dann einen geheimen Vertrag mit Graf Schuwalow, dem russ. Gesandten in London, und begleitete hierauf Lord Beaconsfield als zweiter engl. Bevollmächtigter zu dem Kongreß von Berlin, wo er bemüht war, für die Türkei so viel zu retten als möglich. Zur Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm bei seiner Rückkehr der Hosenbandorden verliehen. Als April 1880 das Ministerium Beaconsfield gestürzt wurde, nahm S. gegen die innere wie gegen die äußere Politik des neugebildeten Ministeriums Gladstone sofort eine feindselige Haltung an, eine Tendenz, die noch stärker hervortrat, seit er, nach Lord Beaconsfields Tode, die Führerschaft der konservativen Partei erlangte (Mai 1881). Ein kombinierter Angriff der Konservativen des Unterhauses und der Parnelliten führte 8. Juni 1885 die Niederlage und Abdankung des Ministeriums Gladstone und die Bildung eines neuen Ministeriums herbei, in dem S. die beiden Posten des Premierministers und des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Es gelang ihm zunächst, mit Rußland über die centralasiat. Angelegenheiten zu einer Verständigung zu kommen. In den Fragen der europ. Politik war er bemüht, im Einverständnis mit Deutschland vorzugehen, wie er überhaupt im Gegensatz zu Gladstone und Granville, seinem Vorgänger im Auswärtigen Amt, eine Deutschland freundlichere Haltung annahm. Doch fielen die Neuwahlen für das Unterhaus im Herbst 1885 zu Ungunsten der Konservativen aus, und im Jan. 1886 wurde das Kabinett S. durch eine Koalition der Liberalen und Parnelliten gestürzt, worauf Gladstone wieder die Regierung übernahm.

Salisbury (Johannes von), s. Johannes von Salisbury.

Salisches Gesetz (Lex Salica) heißt das alte, in mittelalterlichem Latein aufgezeichnete Volksrecht der Salischen Franken, welches zur Zeit, als die Franken noch heidnisch waren, im 5. Jahrh., nach einem Beschluß der Häupter des Volks von vier dazu erwählten rechtskundigen Männern niedergeschrieben, später aber durch Chlodwig, Childebert und Chlotar mit einigen Änderungen und Zusätzen versehen wurde. Aus den zahlreichen erhaltenen Handschriften ergibt sich ein vierfacher Text des Gesetzes: ein ältester in 65 Titeln (Pactus), verfaßt im nördl. Gallien vor Ausbreitung der fränk. Herrschaft über die Somme, eine Überarbeitung in 65, eine andere in 99 Titeln und endlich eine in 70 Titeln, welche in der karoling. Zeit in offiziellem Gebrauch war. Als Anhang wurden noch Gesetze der meroving. Könige beigefügt und im 9. Jahrh. auch eine hochdeutsche Übersetzung des Gesetzbuchs verfaßt, von welcher sich einige Bruchstücke erhalten haben. Das Gesetz beruht zwar im wesentlichen auf dem althergebrachten und bis dahin ungeschriebenen Gewohnheitsrecht, ist aber nicht eine unmittelbare und vollständige Aufzeichnung desselben, sondern eine ganz neue, durch die veränderten Verhältnisse des Volks notwendig gewordene Codifikation, bei welcher mehrere Teile jenes Gewohnheitsrechts eine Fortbildung und Umgestaltung erfuhren. Doch eben dieser vorherrschenden Grundlage und seines hohen Alters wegen ist es eine der wichtigsten Quellen für die Kenntnis des altgerman. Rechts.

Die Handschriften der ersten und zweiten und auch einige der dritten Texteskklasse enthalten oft mitten im Satz unter der Bezeichnung Malberg (Gerichtsberg, Gerichtsstätte) oder Malb. eingeschobene Wörter, die sog. Malbergische Glosse, aber in einer so korrumpierten Gestalt, daß selbst über die Sprache, der sie angehören, ein langer und heftiger Streit entbrannt war. Die natürlichste Annahme, daß sie nicht, wie Leo behauptete, der kelt., sondern der altfränk. Sprache selbst zugehören, hat durch gelungene Entzifferung einer ziemlich bedeutenden Anzahl derselben hinlängliche Bestätigung gefunden. Sie finden sich in der Regel an Orten, wo von Bußbestimmungen die Rede ist, und geben entweder die Art des Vergehens, oder den geschädigten Gegenstand, oder die Buße, oder eine Verweisung auf Ortsrechte an. Unter den vielen Ausgaben des Gesetzbuchs sind besonders auszuzeichnen diejenige von Pardessus («Loi salique», Par. 1843) wegen ihres Reichtums an Material und trefflichen Erläuterungen, und die von Merkel (Berl. 1850) wegen der Vollständigkeit und kritischen Sichtung des Textes. Ferner hat Behrend die «Lex Salica» nebst den Kapitularien zur «Lex Salica» (bearbeitet von Boretius, Berl. 1874) herausgegeben. Auf umfassendster Handschriftenvergleichung beruht die große synoptische Ausgabe von Hessels «Lex Salica» (Lond. 1880). Einzelne Handschriften des Gesetzes sind von A. Holder abgedruckt worden

(1880 fg.). Die Hauptarbeiten über die Malbergische Glosse lieferten Leo («Die Malbergische Glosse», 2 Hefte, Halle 1842—45) und Kern («Die Glossen in der Lex Salica», Haag 1869). Vgl. Waitz, «Das alte Recht der Salischen Franken» (Kiel 1846); Clement, «Forschungen über das Recht der Salischen Franken vor und in der Königszeit, Lex Salica und Malbergische Glossen» (herausg. von Zöpfl, Berl. 1876). Der Grundsatz des fränk. Rechts, von der Erbnachfolge in Stammgüter (wegen deren polit. Bedeutung) das weibliche Geschlecht gänzlich auszuschließen, ging über auf das Thronfolgerecht in der fränk. und später der franz. Monarchie. Im eigentlichen Deutschland fand er hierfür nur bedingte Anwendung; in England und Spanien dagegen galt nach dem angelsächs. und dem westgot. Rechte die cognatische Succession, welche auch die Thronfolge der Frauen erlaubte. In Spanien ward die Thronfolge nach dem sog. Salischen Gesetz eingeführt durch Philipp V. (1713) und durch Ferdinand VII. 29. März 1830 wieder aufgehoben. (S. Spanien.)

Salische Kaiser, s. Salier.

Salisches Land, Salilant, Selilant, Salland, Selland (terra salica oder dominicata) hieß das zu einem freien, nicht zinsenden Haupthofe (salhof, später sadelhof, sedelhof, endlich sattelhof), auf welchem die herrschaftliche Wohnung (sala) sich befand, gehörende und unmittelbar von dort aus bewirtschaftete Land. Später verstand man unter terra salica auch wohl das ererbte Grundvermögen, gegenüber dem erworbenen Eigentum, und dieses ging bei den Franken in der Regel nur auf Verwandte männlichen Geschlechts über, solange solche vorhanden waren. Vgl. Landau, «Das Salgut» (Kass. 1862).

Salit, eine Varietät des Augit (s. d.).

Salīva (lat.), der Speichel; salivālis ductus, der Speichelgang.

Salivantia (scil. remedia, lat.), Mittel, welche die Speichelabsonderung vermehren. Am wirksamsten ist das Pilokarpin (s. d.).

Salivatio (lat.), vermehrte Absonderung des Speichels, Speichelfluß.

Salix, s. Weide.

Sallanches, Städtchen im Thale der Arve (s. d.).

Salland, s. Salisches Land.

Sallet (Friedr. von), deutscher Dichter, von einer franz. Réfugiéfamilie abstammend, geb. 20. April 1812 in Neisse in Schlesien. In Breslau erzogen, kam er 1824 in das Kadettenkorps zu Potsdam, 1826 in das zu Berlin und 1829 als Lieutenant nach Mainz. Im J. 1830 schrieb er eine satirische Novelle über den Militärstand und wurde deshalb kriegsgerichtlich zur Cassation und zu 10 Jahren Festungsarrest verurteilt; ein zweites Kriegsgericht ermäßigte diese Strafe auf zwei Jahre, die Gnade des Königs auf zwei Monate. Nachdem er die Strafe in Jülich abgesessen, wurde er nach Trier versetzt; dann besuchte er 1834 die Kriegsschule in Berlin. Gegen Ende 1838 nahm er seinen Abschied und wendete sich nach Breslau. Er starb 21. Febr. 1843 in Reichau bei Nimptsch. S. zeigte schon in früher Jugend ein bedeutendes dichterisches Talent; später gesellte sich zu der sentimental-romantischen Richtung die derb-humoristische und satirische, welche sich in mehrern Entwürfen zu Lustspielen und Novellen aussprach. Allmählich aber nährte in ihm das ernste Studium Schillers und Goethes, dann der Geschichte und Philosophie ein immer tieferes Streben nach Erkenntnis der Wahrheit, besonders auch im religiösen Gebiete. Öffentlich trat er zuerst mit einem Bändchen «Gedichte» (Berl. 1835) auf. Diesen folgten eine Sammlung Epigramme: «Funken» (Trier 1838), «Die wahnsinnige Flasche, ein heroisches Epos» (Trier 1838), ein gehaltvolles Märchen: «Schön Irla» (Trier 1838) und neue «Gesammelte Gedichte» (Bresl. 1843). Sein Hauptwerk jedoch ist das 1839 geschriebene «Laienevangelium» (8. Aufl., Hamb. 1873), eine moderne Evangelienharmonie, in welcher er den herkömmlichen kirchlich-theol. Anschauungen über Christentum und Sittlichkeit entgegentritt. Nahe damit verwandt ist die aus seinem Nachlaß herausgegebene Abhandlung «Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit» (Lpz. 1844; 2. Aufl., Hamb. 1852). Weniger bedeutend ist seine «Erläuterung zum zweiten Teile vom Goetheschen Faust für Frauen» (Bresl. 1844). In panegyrischem Tone verfaßt ist die Schrift «Leben und Wirken Friedrich von S.s» (Bresl. 1844). Seine «Sämtlichen Schriften» erschienen in fünf Bänden (Bresl. 1845).

Sallustius (vollständig Gajus S. Crispus), einer der ausgezeichnetsten röm. Geschichtschreiber, geb. 87 v. Chr. zu Amiternum im Sabinerlande, stammte aus einer angesehenen plebejischen Familie. Im J. 52 v. Chr. benutzte er während der innern Parteikämpfe seine Stelle als Volkstribun dazu, an dem Sturze seines Privatfeindes Milo mitzuwirken. Im J. 50 v. Chr. wurde er, wahrscheinlich infolge seines freundschaftlichen Verhältnisses zu Cäsar, durch den Censor Appius Claudius Pulcher aus dem Senat gestoßen, bei dem Ausbruch des Bürgerkriegs jedoch durch Cäsar aufs neue Quästor und infolge dessen wieder Mitglied des Senats. Er folgte seinem Gönner später als Prätor nach Afrika und leistete ihm hier wesentliche Dienste, sodaß er nach Beendigung des Kriegs zum Prokonsul der neuen Provinz Numidien ernannt wurde. Während dieser Verwaltung erwarb er sich große Reichtümer, sodaß er sich außer Cäsars Villa zu Tibur einen prachtvollen Garten am Quirinal erwerben konnte, der in der Folge sogar einigen Kaisern als Aufenthalt diente. Er wurde daher wegen Erpressungen angeklagt; doch ließ ihn Cäsar nicht verurteilen. Von öffentlichen Geschäften entfernt, beschäftigte er sich in den letzten Jahren bis an seinen Tod (um 35 v. Chr.) ausschließlich mit der Ausarbeitung seiner geschichtlichen Werke. Unter diesen Werken nahm dem Umfange und der Bedeutsamkeit nach seine «Röm. Geschichte» («Historiarum libri V») den ersten Platz ein, welche den Zeitraum von Sullas Tod bis zur Zeit der Machtentfaltung des Pompejus (78—67 v. Chr.) darstellte, von der aber nur wenige Bruchstücke vorhanden sind. Dagegen sind zwei kleinere, in früherer Zeit verfaßte Schriften von ihm erhalten, deren eine: «De conjuratione Catilinae» (auch «Bellum Catilinarium» genannt), die Verschwörung des Catilina, die andere: «De bello Jugurthino», den Krieg der Römer gegen den numidischen König Jugurtha zum Gegenstande hat. Beide Werke verraten ein sorgfältiges Studium sowohl der ältern röm. als auch insbesondere der griech. Geschichtschreiber und Redner, vor allen seines Vorbildes Thucydides, und geben in einer treuen und lebendigen Darstellung ein ausdrucksvolles Gemälde von den Zerwürfnissen und dem

Verfall der röm. Republik. Ausgezeichnet sind seine Charakterbilder hervorstechender Persönlichkeiten. Doch ist bei der Beurteilung des S. festzuhalten, daß derselbe entschiedener Anhänger Cäsars war und daß namentlich die »Catilinarische Verschwörung« mit der Tendenz geschrieben ist, die Cäsarsche Partei gegen den Vorwurf enger Verbindung mit Catilina zu verteidigen. Seine Sprache empfiehlt sich zwar nicht durch den leichten Fluß eines Cäsar oder die Redefülle eines Cicero, aber sie zeigt große Sorgfalt in der Wahl des Ausdrucks, edle Einfachheit und kraftvolle Kürze, während ein altertümlicher Anstrich ihre Eigentümlichkeit noch erhöht. Den Charakter und schriftstellerischen Wert hat vorzüglich Löbell in der Schrift »Zur Beurteilung des S.« (Bresl. 1818) in ein klares Licht zu stellen gesucht. Wichtig sind auch die umfassenden Arbeiten von Brosses (s. d.) für das Verständnis des S. und seines Zeitalters. Unter den Ausgaben sind außer den ältern von Wasse (Cambridge 1710), Corte (Lpz. 1724) und Havercamp (Amsterd. 1742) hervorzuheben die von Gerlach (3 Bde., Bas. 1823—31 u. öfter), Kritz (3 Bde., Lpz. 1828—53; kleinere Ausg. mit Anmerkungen 1856), Fabri (2 Bde., 2. Ausg., Nürnb. 1845), Dietsch (2 Bde., Lpz. 1843—46; kritische Ausg., Lpz. 1859), Jacobs (mit deutschen Anmerkungen, 8. Aufl., von Wirz, Berl. 1881) und die Textausgaben von Dietsch (4. Ausg., Lpz. 1874) und Jordan (2. Aufl., Berl. 1876). Deutsche Übersetzungen lieferten Schlüter (2 Bde., Münst. 1806—7 u. 1818), Woltmann (Prag 1814), Strombeck (Gött. 1817), Ernesti (2 Bde., Münch. 1829—31), Dietsch (2 Bde., Stuttg. 1858), Mecklenburg (Berl. 1877).

Sallustius (grch. Salustios), griech. Rhetor, aus Syrien, lebte um 500 n. Chr. längere Zeit in Athen, später in Alexandria und erwarb sich einen bedeutenden Ruf. Bei großer Begabung und Neigung zu der witzigen Art der alten Cyniker war er nicht sowohl Philosoph als Rhetor und Ascet. Nicht er, sondern ein anderer S., vielleicht der Zeitgenosse und Freund des Kaisers Julian, war der Verfasser einer kleinen noch erhaltenen Schrift: »Von den Göttern und der Welt«, die als ein gemeinverständlicher Abriß der syrischen neuplatonischen Dogmatik gelten kann. Diese Schrift wurde von Orelli (Zür. 1821) herausgegeben und ins Deutsche von Schultheß übersetzt (Zür. 1779).

Salluvier, s. *Salyer*.

Salm, s. *Lachs*.

Salm hießen bis zum franz. Revolutionskriege zwei deutsche Grafschaften: die gefürstete Grafschaft *Obersalm* mit dem Städtchen Salm im Wasgau und die Grafschaft *Niedersalm* in den Ardennen. Aus dem uralten Geschlecht der Grafen von Lützelburg nannte sich Graf Hermann (1087—1135) Graf von S. und dessen Enkel Heinrich I. und Friedrich stifteten 1163 die Linien Ober- und Niedersalm. Die Nachkommen Heinrichs teilten sich mit den Brüdern Simon und Johann in die Äste zu S. und Badenweiler, von denen aber jener bereits mit dem Stifter 1475 erlosch, worauf dessen Tochter Johanna die halbe Grafschaft S. ihrem Gemahl, dem Wild- und Rheingrafen Johann aus dem Hause der Herren von Stein, zubrachte. Der Ast zu Badenweiler teilte sich demnächst wieder in zwei Zweige, von denen der ältere 1600 im Mannsstamme erlosch, worauf die andere Hälfte von S. durch eine Erbtochter an den Herzog Franz von Lothringen gelangte; der jüngere Zweig zu Neuburg am Inn erlosch erst 1784. Die Nachkommen des obengenannten Grafen Friedrich zu Niedersalm (1163) starben 1416 mit Heinrich VII. aus, welcher seine Grafschaft S. dem Sohne seiner Schwester, Johann von Reifferscheidt, testamentarisch vermachte, worauf dieser den Namen Graf Salm annahm. Sonach ist das alte Haus der Grafen von S. erloschen und die beiden Familien, welche jetzt diesen Namen führen, stehen in keinem verwandtschaftlichen Verhältnis.

Das Haus *Niedersalm*, aus dem Stamme der Herren von Reifferscheidt, teilte sich 1639 in zwei Linien, deren Mitglieder den Titel Altgraf und Altgräfin führen, auch wenn sie dem fürstl. Stande angehören. Die ältere bekam die Grafschaft S. und die Herrschaft Reifferscheidt und nannte sich nun *S.-Reifferscheidt*, die jüngere die Herrschaft Dyck und nannte sich *S.-Reifferscheidt-Dyck*. Die ältere Linie teilte sich wieder in drei Zweige: a) das fürstl. Haus *S.-Reifferscheidt-Bedbur*. Dasselbe verlor im Lunéviller Frieden seine reichsständischen Besitzungen Reifferscheidt und Bedbur und erhielt dafür 1803 Ländereien in Franken, die 31. Dez. 1805 zu einem Fürstentum Krautheim erhoben wurden, das durch den Rheinbund unter die Souveränetät von Württemberg und Baden kam. Seitdem führte die Linie den Namen *S.-Reifferscheidt-Krautheim*. Die Besitzungen unter württemb. Hoheit, auf der linken Seite des Jagstflusses, verkaufte sie 1826 an Württemberg und die unter bad. Hoheit später ebenfalls an Baden. Sie ist katholisch und residiert auf dem Schlosse Herschberg am Bodensee. Standesherr ist Fürst und Altgraf *Leopold*, geb. 14. März 1833. b) Das Haus *S.-Reifferscheidt-Hainspach*, welches allein noch den Grafentitel führt und nicht standesherrlich ist, ist katholisch und hat seine Güter in Böhmen. Der jetzige Graf ist *Franz*, geb. 13. Mai 1819, Mitglied des Herrenhauses des österr. Reichsrats auf Lebenszeit. c) Das Haus *S.-Reifferscheidt-Raitz* erbte die Majoratsherrschaften der 1784 ausgestorbenen S.-Neuburger Linie, wurde 9. Okt. 1790 in den Fürstenstand erhoben und residiert zu Raitz bei Brünn. Der gegenwärtige Fürst und Altgraf *Hugo*, geb. 15. Sept. 1803, ist erbliches Mitglied des Herrenhauses des österr. Reichsrats. — Die jüngere Linie *S.-Reifferscheidt-Dyck* wurde für die infolge der franz. Occupation verlorenen Feudalrechte im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 mit Grundeigentum entschädigt, 1816 vom König von Preußen in den Fürstenstand erhoben und 1827 ihr eine Virilstimme in dem ersten Stande der rhein. Provinzialstände verliehen. Das Haus ist katholisch und dessen Wohnsitz Dyck bei Neuß am Rhein. Der einzige Sproß desselben ist der jetzige Fürst und Altgraf *Alfred*, geb. 31. Mai 1811, preuß. Oberst-Marschall und erbliches Mitglied des Herrenhauses. Sein Oheim, Fürst *Joseph*, geb. 4. Sept. 1773, gest. 21. März 1861, war Gatte der als Dichterin bekannten Fürstin Konstanze Marie von Salm-Dyck (s. d.). Vgl. Fahne, »Geschichte der Grafen, jetzigen Fürsten von S.-Reifferscheidt« (Köln 1867 fg.).

Das Haus *Obersalm*, aus dem Stamme der Wild- und Rheingrafen, teilte sich ebenfalls in mehrere Zweige, von denen der ältere den Namen S., die übrigen aber den Namen Wild- und Rhein-

grafen führten, bis sie diesen 1816 mit dem Namen Fürsten von S.-Horstmar vertauschten. Gegenwärtig sind noch drei Äste des Hauses vorhanden:

a) das seit 1739 fürstl. Haus S.-Salm. Dasselbe verlor infolge der Französischen Revolution die ihm bis dahin verbliebene halbe obere Grafschaft S. im Wasgau, sowie die wild- und rheingräfl. Länder; dagegen behielt es die Grafschaft Anholt an der Grenze von Westfalen und Holland und bekam zur Entschädigung 1803 ein Fürstentum im ehemaligen Bistum Münster. Der Fürst Konstantin Alexander Joseph von S.-Salm trat 1. Aug. 1806 als Souverän zum Rheinbunde, verlor aber seine Souveränetät durch den Senatsbeschluß vom 13. Dez. 1810 und kam unter franz. Hoheit. Der Wiener Kongreß stellte seine Besitzungen als Standesherrschaften unter preuß. Landeshoheit. Infolge seines Übertritts zur prot. Kirche 1826 mußte der Fürst Konstantin Frankreich verlassen und starb zu Karlsruhe 25. Febr. 1828. Sein Enkel ist der gegenwärtige Fürst Alfred, geb. 26. Dez. 1814, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Die Söhne von des letztern Vater, dem Fürsten Florentin (geb. 17. März 1786, gest. 2. Aug. 1846), aus dessen dritter Ehe mit Katharina, geb. Bender (gest. 13. März 1831) führen den gräfl. Titel S.-Hoogstraaten. Ein Bruder des Fürsten Alfred, Prinz Felix, geb. 25. Dez. 1828, war zuerst in preuß., dann in österr. Militärdiensten, kämpfte dann in Amerika als Oberst, später als General für die Sache der Union und trat 1866 in die Dienste des Kaisers Max von Mexiko als General, Flügeladjutant und Chef des kaiserl. Hauses. Er begleitete den Kaiser 1867 nach Queretaro, trat nach dem Tode desselben wieder in preuß. Dienste und fiel bei St.-Privat 18. Aug. 1870 als Major. Er schrieb: «Queretaro. Blätter aus meinem Tagebuch» (2 Bde., Stuttg. 1868). Seine Gemahlin Agnes, Tochter des amerik. Obersten Le Clerq, geb. 25. Dez. 1840, begleitete den Prinzen auf seinen mexik. Feldzügen und Reisen und schrieb: «Zehn Jahre aus meinem Leben 1862—72» (3 Bde., Stuttg. 1875). Sie ist seit 1876 wieder vermählt mit dem engl. Botschaftssekretär Charles Heneage.

b) Das seit 1742 fürstl. Haus S.-Kyrburg. Für den Verlust der Grafschaft Kyrburg und seinen Anteil an den wild- und rheingräfl. Gütern wurde es 1803 im Münsterschen mit einem Drittteil der Ämter Bocholt und Ahaus entschädigt, welchen Anteil es 1825 ganz an S.-Salm abtrat. Es trat 1806 ebenfalls als Souverän dem Rheinbunde bei, verlor aber auch 1811 seine Souveränetät und kam später unter preuß. Hoheit. Es bekennt sich zur kath. Kirche. Gegenwärtiger Standesherr ist Friedrich V. Ernst, geb. 5. Nov. 1823. Sein Vater, Fürst Friedrich IV., geb. zu Paris 14. Dez. 1789, verlor sehr frühzeitig seinen Vater, den Fürsten Friedrich III., der während der Schreckensherrschaft in Paris 25. Juli 1794 unter der Guillotine starb. Der Prinz kam 1806 auf die Militärschule zu Fontainebleau. Durch die Siege Napoleons I. entflammt, verließ er Fontainebleau heimlich und ging nach Polen, wo sich das Hauptquartier der Großen Armee befand. Zum Lieutenant in einem Husarenregiment und bald darauf zum Ordonnanzoffizier des Kaisers ernannt, wohnte er dem Feldzuge von 1807 rühmlich bei. In Portugal, unter Junot, wurde er sodann zu den schwierigsten Expeditionen verwendet. Zum Grand von Spanien erster Klasse ernannt und von Napoleon I. zur Besorgung wichtiger Depeschen verwendet, wurde er von den Spaniern gefangen genommen und nach Tarragona abgeführt, wo er neun Monate in harter und gefahrvoller Gefangenschaft blieb. Auf sein Ehrenwort nach Deutschland entlassen, erhielt er von Napoleon I. den Befehl, sich zur Armee in Deutschland zu begeben. Er wohnte der Schlacht bei Wagram bei, dann ging er als Oberst und Kommandeur des 14. Chasseurregiments nach Italien. Nach dem Frieden vermählte sich der Prinz mit Cäcilie Pavelot von Bordeaux und hielt sich seitdem abwechselnd auf seinem Schlosse Ahaus in Westfalen und in Ormesson bei Paris auf. Er starb 14. Aug. 1859.

c) Das fürstl. Haus S.-Horstmar, das von der 1561 abgezweigten Grumbachschen Linie der Wild- und Rheingrafen abstammt. Für die 1802 an Frankreich verlorenen Erbgüter auf dem linken Rheinufer erhielt es das Amt Horstmar im Bistum Münster, das 1810 gleichfalls mit Frankreich vereinigt wurde und 1815 unter preuß. Oberhoheit kam. Der König von Preußen erhob 1817 den bisherigen Wild- und Rheingrafen Friedrich von S.-Grumbach in den fürstl. Stand, worauf dieser den Titel Fürst von S.-Horstmar, Wild- und Rheingraf, annahm. Das Haus bekennt sich zur evang. Kirche und hat seinen Wohnsitz zu Schloß Varlar bei Koesfeld. Gegenwärtiger Standesherr ist Otto, geb. 8. Febr. 1833, Mitglied des preuß. Herrenhauses, der infolge Cession vom 27. März 1865 in die Erstgeburtsrechte seines ältern Bruders Karl eintrat.

Salm (Vieil-Salm), Marktflecken in der belg. Provinz Luxemburg, Bezirk Bastogne, an der Salm, Station der Linie Pepinster-Gouvy der Belgischen Staatsbahnen, zählt 3000 E. und ist der Stammort der Grafen Salm.

Salm-Dyck (Konstanze Marie, Fürstin von), aus dem altadeligen Geschlecht de Theis in der Picardie, geb. zu Nantes 17. Nov. 1767, heiratete 1789 den Chirurgus Pipelet, folgte ihm nach Paris und schrieb hier die lyrische Tragödie «Sappho» (1794), welche lange Zeit mit großem Beifall aufgeführt wurde und zu der Martini die Musik gesetzt hatte. Auch ihre «Epître aux femmes», das Ausgezeichnetste, was sie in dieser Gattung leistete, wurde mit großem Enthusiasmus aufgenommen. Nachdem sie sich 1803 als Witwe mit dem damaligen Grafen Joseph von Salm-Reifferscheidt-Dyck vermählt hatte, ließ sie mehrere «Éloges» und «Discours académiques» erscheinen. Das Bedeutendste davon ist die «Éloge de Lalande». Von ihren übrigen Produktionen verdient ihr Roman in Briefen: «Vingt-quatre heures d'une femme sensible» (neue Aufl., Par. 1825; deutsch von Gathy, Kiel 1841) Erwähnung. Ihre Gedichte erschienen unter dem Titel «Poésies» (1811 und 1817). Daran schließen sich «Mes soixante années, ou mes souvenirs poétiques et littéraires» (1833) an. Eine vollständige Ausgabe ihrer Werke erschien in vier Bänden (1842). Sie starb zu Paris 13. April 1845.

Salm-Reifferscheidt (Niklas, Graf von), der Verteidiger Wiens, geb. zu Niedersalm in den Ardennen 1458. Er focht bei Granson und Murten wider die Burgunder, dann wider die Ungarn, wider Venedig und wider die Franzosen. In der

Schlacht bei Pavia 1525 nahm er den König Franz I. gefangen und 1529 schlug er die Anhänger des Johann Zapolya in Ungarn. Das größte Verdienst erwarb er sich bei der Verteidigung Wiens gegen des Sultans Soliman II. Angriff. Er starb an einer beim letzten Sturm der Türken erhaltenen Wunde 4. Mai 1530. Das ihm von Karl V. und Ferdinand I. errichtete Denkmal befindet sich jetzt auf der Salmschen Herrschaft Raitz bei Brünn.

Salman und Morolt, deutsches Gedicht des 12. Jahrh., welches ein Spielmann, der sich dabei auf ein älteres Gedicht beruft, in einer fünfzeiligen Strophe abfaßte. Es behandelt die mehrmalige Entführung von Salomos Gattin Salome, die durch die List seines Bruders Morolt wieder gewonnen wird. Zu Grunde liegen Talmudische Überlieferungen von Salomo und dem Dämon Aschmedai; durch Vermittelung von griech., lat. und slaw. Versionen gelangten sie nach Deutschland. Jünger ist ein Spruchgedicht des 14. Jahrh., welches die erhabene Weisheit Salomos der rohen, aber schlagfertigen Klugheit Markolfs in kurzen Sprüchen gegenüberstellt, die aber schon um 1200 deutsch existiert haben müssen. Noch später (um 1450) hat Gregor Hayden den Stoff bearbeitet. Das Spielmannsgedicht und das Spruchgedicht gab von der Hagen in seinen «Deutschen Gedichten des Mittelalters» (Bd. 1, Berl. 1804), das Spielmannsgedicht allein F. Vogt (Halle 1880) heraus. Über G. Haydens Bearbeitung vgl. Schaubachs Dissertation (Lpz. 1881), über das Spruchgedicht Schaumburg in den «Beiträgen» von Paul und Braune (Bd. 2).

Salmanassar (Salman asir, d. i. Gott Salman ist günstig) heißen mehrere assyr. Könige. Vor der Entdeckung der Keilschriften war nur der letzte Monarch dieses Namens, bis jetzt S. VI., bekannt, der 726—721 v. Chr. regierte. Dieser Herrscher, wahrscheinlich Sohn Teglatphalasars (in dem hebr. Text der Bibel Tiglathpileser), hatte den israel. König Hosea tributpflichtig gemacht. Letzterer verband sich mit So (Seve, Sabako), König von Ägypten, um sich dieser Obliegenheit zu entziehen, worauf S. ihn in Samaria belagerte. Vor dem Ende der dreijährigen Belagerung dieser Stadt wurde S. durch Sargon (s. d.) entthront und wahrscheinlich getötet. Sargon machte dann dem israelit. Reiche ein Ende. Außerdem kennt man unter den gleichnamigen Königen den ältesten aller bekannten Herrscher von Ninive gegen 1300, ferner S. II., den Erbauer Kalachs, und S. IV. gegen 900 v. Chr., den Obeliskenkönig, wie er nach dem Obelisken von Nimrud genannt wird. Dieser König führte Kriege vom Kaukasus bis nach Phönizien und bekämpfte Ahab, wie auch Hesael und Jehu. Er regierte 35 Jahre und wurde von seinem Sohne Sardanapal IV. (Asurdanninhabal) entthront, der sich jedoch nur wenige Monate hielt, um seinem Bruder Samas-Ben Platz zu machen. (S. Assyrien.)

Salmasius (Claudius), eigentlich Claude de Saumaise, ausgezeichneter Gelehrter des 17. Jahrh., geb. 15. April 1588 zu Sémur-en-Auxois, studierte zu Paris und Heidelberg Philosophie und Jurisprudenz, betrat dann in Frankreich als Anwalt die gerichtliche Laufbahn und wurde 1631 Professor in Leiden. Er zog sich aber, als er 1649 auf Betrieb des verbannten Königs von England, Karls II., für dessen Vater die «Defensio regia pro Carolo I.» verfaßte, die Mißbilligung des engl. Parlaments und seiner republikanischen Freunde in Holland zu, und begab sich daher 1650 an den Hof der Königin Christine von Schweden. Allein schon 1651 kehrte er nach Holland zurück. Er starb in Spaa 3. Sept. 1635. Unter seinen zahlreichen Werken, die sämtlich das Durcharbeiten des aufgehäuften Materials vermissen lassen und eine große Hinneigung zur Polemik verraten, nehmen die «Plinianae exercitationes in Solinum» (2 Bde., Par. 1629; neue Aufl., Utr. 1689) den ersten Platz ein. Von den Ausgaben alter Schriftsteller sind zu erwähnen: die der «Scriptores historiae Augustae» (Par. 1620 u. Lond. 1652), des Florus (Heidelb. 1609 u. Leid. 1638), von Tertullians «De pallio» (Par. 1622 u. Leid. 1656), des Achilles Tatius (Leid. 1640) und von Simplicius' «Commentarius in Epictetum» (Leid. 1640); von den grammatischen und antiquarischen Schriften: «De usuris» (Leid. 1638), «De modo usurarum» (Leid. 1639), «De foenore trapezitico» (Leid. 1640), «De mutuo» (Leid. 1640), «De lingua hellenistica» (Leid. 1643), «Funus linguae hellenisticae» (Leid. 1643), «De annis climactericis et de antiqua astrologia» (Leid. 1648) und «De re militari Romanorum» (Leid. 1657). Auch seine «Epistolae» (Leid. 1656) enthalten manche charakteristische Beiträge zur Gelehrtengeschichte jener Zeit.

Salmeron y Alonso (Don Nicolas), span. Staatsmann, geb. 1838 in Alhama la Seca (Provinz Almeria), studierte in Granada und Madrid die Rechte, Philosophie und Litteratur, wurde dann Assistent an der Fakultät der Philosophie und Litteratur zu Madrid und schloß sich namentlich eng an Sanz del Rio an. Später wurde er Assistent am Instituto de San-Isidro in Madrid und dann Professor der Philosophie an der Universität daselbst. Von 1860 an nahm er teil an der Redaction der republikanischen Zeitung «La Discusion» und 1862—63 an dem von Castelar gegründeten Blatte «La Democracia». Auch ward er 1865 Mitglied des demokratisch-republikanischen Komitee zu Madrid. Im Febr. 1868 wurde er als Verschwörer verhaftet und bis Juni gefangen gehalten, dann nach der Septemberrevolution in die provisorische Regierungsjunta gewählt. Als Mitglied der Cortes (seit 1871) wurde er bald einer der bedeutendsten Führer der republikanischen Partei. Nach der Abdankung des Königs Amadeus wurde S. 1873 Justizminister und 18. Juli 1873 Präsident der Exekutivgewalt, gab jedoch schon 8. Sept. infolge der Wiedereinführung der Kriegsartikel seine Entlassung, worauf er 9. Sept. 1873 wieder zum Präsidenten der Cortes gewählt wurde. Nach dem Staatsstreiche der Generale Pavia und Serrano vom 3. Jan. 1874 zog er sich ins Privatleben zurück. Durch die konservative Partei ward er nach der Rückkehr der Bourbonen veranlaßt, aus der Universität von Madrid, wo er wieder den Lehrstuhl der Philosophie einnahm, auszuscheiden, und lebte einige Jahre in Paris. Das Ministerium Sagasta berief ihn in seine Stellung an der Universität zurück 1881, wo er seitdem wirkt. Sein polit. Ansehen als eins der hervorragendsten Parteihäupter der Republikaner, sowie als einer durchaus ehrenhaften und geistig bedeutenden Persönlichkeit, schafft ihm eine hervorragende Stellung.

Salmiak (eisenhaltiger), soviel wie Eisensalmiak, s. unter Eisen (-Verbindungen, 3 b).

Salmiak, Ammoniumchlorid, Chlorammonium (Ammonium chloratum), s. unter Ammonium (-Verbindungen).

Salmiakgeist (Liquor ammon. caust. der Pharmacopoea Germanica), s. Ammoniak (wässeriges).

Salmini (Vittorio), ital. dramatischer Dichter, geb. 1832 zu Venedig, studierte daselbst und zu Padua Philologie und Litteraturwissenschaft, verfaßte hierauf mit Pietro Fambri mehrere dramatische Stücke, wurde 1859 mit seinem Mitarbeiter nach Josephstadt gefangen geführt, von wo er infolge des Friedens von Villafranca nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, hier seinen litterarischen Arbeiten lebte und 22. Juni 1881 starb. Unter seinen zahlreichen dramatischen Stücken, die eine eigene, psychologisch vertiefte, zuweilen aber in der Form vernachlässigte Richtung verfolgen, hatten besonders Erfolg: «Santo e Patrizio», «Lorenzino de' Medici», «Maometto II.» und «Madama Roland». Außerdem schrieb er das originelle Zeitgedicht «I figli del secolo» und die fremdartige lyrische Sammlung «Polychordon» (Bologna 1879).

Salmis, Hafen von Haparanda (s. d.).

Salmling, soviel wie Saibling.

Salmo (lat.), der Lachs.

Salmoniden (Salmonidae) ist der wissenschaftliche Name der Lachse, einer Familie der Physostomen, welche ausgezeichnet ist durch einen gestreckten im Querschnitt eirunden Körper und eine hinter der Rückenflosse und meist über der Afterflosse gelegene Fettflosse, die keine knöchernen Elemente enthält. Zu den S., die in 160 Arten die süßen, zum Teil auch die Tiefen der salzigen Gewässer der nördl. Halbkugel, in einer Art auch Neuseeland bewohnen, gehören der Lachs, die Forellen, die Saiblinge, der Stint, die Äsche, die Felchen u. a. m.

Salmünster, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Schlüchtern, am Nordfuße des Spessart und an der Einmündung des Salzbachs in die Kinzig, Station der Linie Berlin-Halle-Bebra-Frankfurt a. M. der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, ist mit alten Mauern und Türmen umgeben und zählt (1880) 1255 meist kath. E. S. hatte ehemals ein zur Abtei Fulda gehöriges Chorherrenstift.

Salò (mittellat. Salodum), Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Brescia, an einer westlich tief einschneidenden Bucht des Gardasees, auf einem an Südfrüchten reichen Ufergelände, der Riviera di Salò, am Fuße des Monte San-Bartolommeo, zählt (1881) 3435 (Gemeinde 4570) E. und hat Gerberei, Leinweberei, Fabrikation von Olivenöl und Leinenzwirn, sowie bedeutenden Handel mit Südfrüchten. Am südl. Eingang der Bucht liegt die Isola di Garda, auch Isola dei Frati genannt, wo 1220 der heil. Franciscus ein Kloster erbaute; die herrlichen Gärten des kleinen Eilands, welches jetzt dem Marchese Scotti zu Bergamo gehört, wurden vom Grafen Lecchi angelegt. Bei S. besiegte 3. Aug. 1796 Bonaparte den österr. General Quosdanowitsch.

Salomo (hebr., d. i. «der Friedreiche»), Davids jüngster Sohn von der Bathseba und auf deren Antrieb, mit Zurücksetzung seiner ältern Brüder, von dem altersschwachen David zum Thronerben ernannt, war 60 Jahre lang (1035—975 v. Chr.) König von Israel. Er begann seine Regierung mit der Ermordung des rechtmäßigen Thronfolgers Adonia, des Feldherrn Joab und anderer Mißvergnügter. Die durch die glücklichen Kriegsthaten seines Vaters erweiterten Grenzen des Reichs behauptete er gegen innere Aufstände und äußere Angriffe. Die Reste der im Lande zurückgebliebenen Kananäer zwang er zu harter Knechtschaft, legte zum Schutz gegen die Nachbarstämme eine Reihe von Festungen an und brachte sein Kriegsheer durch Vermehrung der Reiterei und der aus Ägypten bezogenen Streitwagen auf eine achtunggebietende Höhe. In Verbindung mit König Hiram von Tyrus eröffnete er einen lebhaften Handels- und Schiffahrtsverkehr mit Arabien (s. Ophir), der ihm unermeßliche Reichtümer einbrachte. Der schon von seinem Vater erstrebten polit. und gottesdienstlichen Konzentration gab er durch den Bau des Tempels und des Königsschlosses zu Jerusalem einen äußern Ausdruck. Aber die verschwenderische Pracht der königl. Bauten und die üppige Hofhaltung verschlangen unermeßliche Summen, zu deren Bestreitung das Volk mit Steuern, Lieferungen und Fronen bedrückt werden mußte. Trotzdem war der König einmal genötigt, ein Darlehn von 120 Talenten Goldes (10800000 Mark) durch die Gebietsabtretung von 20 galiläischen Orten an Hiram von Tyrus zurückzuerstatten. Ein orient. Sultan im echten Sinne des Wortes, umgab er sich mit einem glänzenden Hofstaate, einem zahlreichen Beamtenheere und einem mit Hunderten von Frauen bevölkerten Harem. Übrigens war er ein kluger und geistvoller Fürst, dessen verständige Richtersprüche, dessen Spruchweisheit und Rätselkunst auch von Fremden bewundert wurden. Die nationale Überlieferung sah in seiner Regierung das goldene Zeitalter des Volks und malte seine Pracht und Weisheit in desto lichtern Farben, je mehr die Schattenseiten seines despotischen Regiments der Erinnerung entschwanden. Dennoch hat seine Verschwendung, sein Steuerdruck und gegen Ende seines Lebens auch seine Hinneigung zu den heidnischen Kulten der Nachbarvölker den Grund zum Verfalle des Reichs gelegt. Wenn auch der Aufstandsversuch des Jerobeam, der namentlich in der Unzufriedenheit der nördl. Stämme seine Stütze fand, gedämpft wurde, so blieb doch im Volke eine tiefe Mißstimmung zurück, die nach S.s Tode den Zerfall des Reichs in zwei Teile herbeiführte.

Im Alten Testament werden dem S. verschiedene Bücher: das Hohe Lied (s. d.), der Prediger (s. Kohelet), die Sprüche Salomonis und das apokryphische Buch der Weisheit, sowie mehrere Psalmen beigelegt. Die Spruchsammlung verdankt ihre Zurückführung auf S. dem Umstande, daß dieser der spätern Erinnerung als Vater der gnomischen Dichtung erschien. Das «Buch der Weisheit» stammt erst aus den Kreisen der jüd.-alexandrinischen Religionsphilosophie. Noch spätern Ursprungs sind die pseudoepigraphischen Psalmen Salomonis. S.s Weisheit und Glück sind bei der Nachwelt sprichwörtlich, und die Märchen der Rabbinen, die Helden- und Liebesgedichte der Perser und Araber feiern ihn als einen fabelhaften König, dessen Herrlichkeit und Weisheit in ihren Darstellungen zu Zauberei wird. Der Siegelring Salomos war nach diesen Dichtungen der Talisman seiner Weisheit und Zauberkraft und hat, wie der Salomonische Tempel, in den Geheimnissen der Freimaurerei und Rosenkreuzerei symbolische Bedeutung.

Salomon, König von Ungarn aus dem Hause Arpád, wurde noch bei Lebzeiten seines Vaters, König Andreas' I., als vierjähriges Kind im J. 1057 zum König gekrönt, flüchtete 1060 vor seinem Oheim Béla I. nach Deutschland und wurde 1063 durch ein deutsches Hilfsheer in sein Reich zurückgeführt. Seine Regierung war durch zahlreiche Unruhen im Innern sowie durch Kriege gegen die Griechen, Bulgaren, Petschenegen gestört. Mit seinen Vettern Geisa und Ladislaus, beide später auch Könige, hatte er ebenfalls viele Streitigkeiten, infolge deren S. 1074 wieder flüchten mußte. Sein Schwager, der deutsche Kaiser Heinrich IV., unterstützte ihn zwar abermals mit einem Hilfsheere, vermochte aber nur einen Landstrich im Westen Ungarns für S. zurückzugewinnen. Letzterer hatte zugleich die Lehnshoheit des deutschen Kaisers anerkannt. Erst 1081 entsagte S. gegen ein Jahrgeld der Krone, wollte jedoch zwei Jahre später dieselbe mit Gewalt wieder erlangen, wurde aber von König Ladislaus I. gefangen. Aus der Gefangenschaft befreit, führte er ein unstätes Leben; er fiel im Frühjahr 1087 bei einem Einfall in Thrazien in der Nähe von Philippopel tapfer kämpfend.

Salomoninseln (engl. Solomon-Islands), früher auch **Arsaciden** (von Surville) oder **Archipel von Neugeorgia** (von Shortland) genannt, zu Melanesien gehörige Inselgruppe östlich vom Südende Neuguineas, zwischen 5 und 11° südl. Br., 154° 40′ und 162° 30′ östl. L. (von Greenwich), schon 1567 vom Spanier Alvarez de Mendaña entdeckt und mit dem erstern Namen belegt, weil er hier das alte Ophir wiedergefunden zu haben glaubte, woher König Salomo Gold holen ließ. Leider konnte er 1595 die Gruppe nicht wieder ausfindig machen; erst nach zwei Jahrhunderten gelang es dem Franzosen Surville 1769, die östliche, 1768 Bougainville und 1788 dem Engländer Shortland, die westl. Seite dieser Inseln wieder aufzufinden und zu erforschen. Erst D'Urvilles Aufnahmen von 1838 vermittelten jedoch eine genauere Kenntnis wenigstens der südl. Inseln. Die Gruppe besteht aus sieben großen und einer Menge kleiner Inseln, die sich in Südostrichtung in zwei Reihen ausdehnen. Man hat das Areal des Archipels auf 43 900 qkm geschätzt. In der östl. Reihe liegen die Inseln Bougainville mit Buka oder Winchelsea, Choiseul, Ysabel und jenseit der Straße Indispensable, der einzigen sichern und gut fahrbaren im ganzen Archipel, Carteret und Malaita oder die Arsacideninsel; in der westl. Reihe Neugeorgia oder Rubiana in der Hammondgruppe, Guadalcanar oder Gera (Gela) und Bauro (Arossi) oder San-Christoval. Außerdem liegt noch eine Reihe flacher Lagunengruppen an der Ostseite des Archipels, die, wie diese ganze Gegend des Oceans, wenig bekannt sind. Die Schiffahrt zwischen den einzelnen Inseln ist wegen der vielen Korallenriffe, die namentlich auch an ihren Westküsten liegen, sehr gefährlich. Alle Inseln haben eine südöstl. Längenausdehnung bei nur geringer Breite, alle sind hoch und gebirgig, die Bergspitzen von bedeutender Höhe. Der Pic Lammas auf Guadalcanar steigt 2500, der Pic Balbi auf Bougainville 3067 m auf. Die Inselchen Simbu (Eddystone) und Sesargo (zwischen Malaita und Gera) haben thätige Vulkane. Der Archipel ist dicht bewaldet, die Vegetation überhaupt reich und üppig. Unter den Waldbäumen finden sich Sandelholz und Ebenholz. Die Haupterzeugnisse sind Kokospalmen, Bananen, Zuckerrohr. Das Klima ist bei der großen Feuchtigkeit der Wälder nicht gesund. Die anscheinend auf einigen Inseln zahlreichen Bewohner, deren Zahl man auf 850 000 schätzt, sind Melanesier, die den westlicher wohnenden an Begabung überlegen zu sein scheinen. Sie treiben Landbau in ausgedehnterm Maße und zeigen in der Verfertigung ihrer Boote und Geräte großes Geschick. Dem Kannibalismus sind sie in hohem Grade ergeben, leben in Polygamie und halten Sklaven. Verbindung mit den Europäern, gegen welche sie sehr mißtrauisch sind, besteht nur wenig. Doch haben sie sich auf Simbu und den umliegenden Eilanden in der neuesten Zeit mehr an den Verkehr mit Handelsschiffen, namentlich aus Neusüdwales, gewöhnt und diesen besonders Schwefel und Schildpatt geliefert. Deutsche Handelsagenturen bestehen hier und da. Kath. Missionare suchten ohne Erfolg das Christentum einzuführen; protestantische sind jetzt in den südlichsten Inseln damit beschäftigt. Vgl. Oberländer, «Oceanien» (Lpz. 1873); Meinicke, «Die Inseln des Stillen Oceans» (Lpz. 1875).

Salomonsnüsse, s. unter Sechellen.

Salomonssiegel, Pflanze, s. Polygonatum.

Salon (frz.), Gesellschaftssaal, Zimmer, in dem man Besuche empfängt und Gesellschaften abhält. Außerdem wird in Paris die periodische Ausstellung von Werken lebender Künstler le Salon genannt, weil der große Saal des Louvre, in welchem die ersten Ausstellungen dieser Art im 17. und 18. Jahrh. gehalten wurden, der S. hieß.

Salon, Stadt im franz. Depart. Bouches-du-Rhône, Arrondissement Aix, am Ostende des Kieselfeldes La Crau und an einem der dasselbe durchschneidenden Bewässerungskanäle des hier geborenen Ingenieurs Ad. de Craponne, Station der Linie Miramas-Cavaillon der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 4983 (Gemeinde 7503) E. und hat ein Craponne errichtetes Denkmal, Olivenbau, Seidenkultur, Seidenindustrie, Wollspinnerei, Fabrikation von Öl und Papier und Handel mit Vieh und Getreide. Im dortigen Schlosse starb 1566 der Astrolog Nostradamus, dessen Grabmal sich in der Kirche St.-Laurent befindet; 6 km südöstlich, beim Dorfe Lançon, finden sich Reste eines von Mauern und Türmen umgebenen röm. Lagers.

Salona, die Hauptstadt der neugriech. Eparchie Parnasis in der Nomarchie Phthiotis und Phocis, 120 km nordwestlich von Athen, am Fuße des Liakura oder Parnaß, 10 km nördlich von der **Bai von Salona** oder von Galaxidi (Sinus Crisaeus), ist der Sitz eines Bischofs. Von den Resten der Citadelle, die auf den Ruinen der Akropolis der alten lokrischen Stadt Amphissa (s. d.) erbaut war, hat man eine schöne Aussicht auf die fruchtbare Umgegend, die ehemalige Krisäische Ebene. Die Stadt ist von Cypressen-, Oliven- und Pomeranzenhainen umgeben, hat zwei hellenische und eine Gemeindeschule, ein Friedensgericht und zählt (1879) 4667 E., welche Öl-, Tabaks- und Getreidebau und Korduanfabrikation betreiben und außer ihren Erzeugnissen noch Wein, Öl, Baumwolle und Getreide aus den benachbarten Thälern zur Ausfuhr bringen, und zwar aus dem armseligen Hafenort Skala, dem alten Chaläon, in der Nähe der Ruinen von Kirrha und der alten Stadt Krisa. Westlich am Eingang zur Bai von S. liegt der lebhafte Hafenort Galaxidi (s. d.).

Salona, ein Dorf mit (1880) 1208 E. im Bezirk der Stadt Spalato im österr. Königreich Dalmatien, bewahrt das Andenken von Salona oder Salonä, der alten Hauptstadt Dalmatiens, die im 7. Jahrh. von den Avaren zerstört wurde. Der zu S. geborene Kaiser Diocletian erbaute in ihrer Nähe einen großen und prachtvollen Palast, dessen gewaltige Reste das heutige Spalato (s. d.) zum großen Teil in sich begreifen. Nach 1818 wurden hier auf Staatskosten Nachgrabungen veranstaltet, deren Ausbeute an Altertümern zum Teil in Spalato aufgestellt ist. In neuerer Zeit hat Carrara die Ausgrabungen fortgesetzt und die Umfangsmauer, das Bad, das am Meeresstrande gelegene Theater, das große Amphitheater u. a. m. an das Tageslicht gebracht. Das Ergebnis seiner Forschungen legte er in der «Topografia e scavi di S.» (Wien 1853) nieder. Von andern Publikationen sind Lanzas «Monumenti inediti Salonitani» in den «Denkschriften der kaiserl. Akademie» (Wien 1856) hervorzuheben. Über die Erfolge der jüngsten Ausgrabungen berichtet das «Bulletino di archeologia e storica Dalmata» von Glavinić und Alačević (1880—85).

Salonichi, türk. Selanik, das alte Therma und spätere Thessalonich (s. d.) in Macedonien, nach Konstantinopel die größte den Türken in Europa verbliebene Stadt, ist Hauptort des Vilajets gleichen Namens (38665 qkm mit 650000 E.) und Sitz eines Waly und eines griech. Erzbischofs. Sie ist im östl. Hintergrunde des für die größten Kriegsfahrzeuge zugänglichen Thermäischen oder Meerbusens von Salonichi gelegen und hat die Gestalt eines Dreiecks, von dem die eine Seite dem Strande entlang läuft. Vom Ufer aus amphitheatralisch binnenwärts ansteigend, schließen die sie umgebenden, bereits halb abgetragenen Mauern mit der die dritte Spitze des Dreiecks bildenden ehemaligen Akropolis, dem spätern Heptapyrgion und jetzigen Jedi Kuleler (Sieben Türme), ab, einem in seinen heutigen Resten aus venet. Zeit stammenden Kastell, welches, durch eine tiefe Schlucht von der eigentlichen Stadtbefestigung getrennt, diese dominiert. Die Stadt hat (1884) 129000 E., unter denen 78000 Juden. Von dem Rest, der sich vordem zu gleichen Hälften auf Griechen und Türken verteilte, machen erstere heute zwei Drittel aus und sind im weitern starken Zunehmen begriffen, wie überhaupt die Stadt sich neuerdings erweiterte. S. ist Ausgangspunkt der Macedonien durchschneidenden, über Köprülü, Skoplja und Prischtina bis Mitrowitza sich fortsetzenden Eisenbahnlinie, welche die Bestimmung hat, später durch Bosnien hindurch verlängert, ihren Anschluß an das österr. Bahnnetz an der Save zu finden. S. hat 28 Moscheen, 8 Kirchen, unter denen zwei katholische, und mehrere griech. Klöster. Von den Hauptmoscheen waren einige früher griech. Kirchen, darunter die vormalige Hagia Sophia und die dem heil. Demetrius geweihte. Unter den Gewerben hat die Teppichfabrikation Wichtigkeit. S. ist reich an Resten aus dem Altertum. Der Handel ist seit dem Russisch-Türkischen Kriege 1877/78 gestiegen. Im Innern des Kastells ist die Ruine eines Triumphbogens des Marc Aurel. Das Propyläum des Hippodromos, von den dort wohnenden span. Juden Incantadas genannt, ist eine großartige korinth. Kolonnade von fünf Pilastern nebst Gebälk. Die große Area des Hippodromos lag zwischen dem Meere und der Rotunde, die, nach dem Muster des Pantheon in Rom erbaut, für einen Tempel aus Trajans Zeit gehalten wird. Die Moschee Eski-Dschamna war ein Tempel der thermäischen Venus und hatte auf jeder Seite 12 ion. Pilaster. Das Wardarthor am Westende der Stadt war der Triumphbogen des Octavianus Augustus zur Erinnerung an dessen Sieg bei Philippi, aus großen Marmorblöcken errichtet, 5 m hoch und 3,5 m breit. Am entgegengesetzten Ende stand der aus Backsteinen aufgeführte, mit Marmor bekleidete Triumphbogen Konstantins d. Gr. In der Umgebung, welche ungesund und von der Malaria heimgesucht ist, befinden sich schöne Landhäuser der fremden Konsuln und auch Schwefelquellen. S. kam 1429 unter die Herrschaft der Türken. Hier ermordete 6. Mai 1876 der fanatisierte türk. Pöbel den deutschen und den franz. Konsul.

Salop, s. Shrop.

Salpen (Thaliacea) heißen frei schwimmende durchsichtige Manteltiere von walzen- oder tonnenförmiger Gestalt, mit zwei an den beiden Körperpolen gelegenen Mantelöffnungen. Die S. sind entweder Einzeltiere oder kettenartige Kolonien und beide Formen folgen, wie der Dichter Chamisso schon 1819 entdeckte, im Generationswechsel (s. d.) aufeinander. Die Kette wird gebildet von den zwitterigen Geschlechtsindividuen; in diesen entwickelt sich unter komplizierten Metamorphosenvorgänge ein Embryo, der, nachdem er frei wurde, noch bedeutend weiter wächst und größer als das elterliche Individuum wird. In der Körperwand dieser solitären, ungeschlechtlichen Form tritt dann ein Keimstock (Stolo prolifer) als eine hohle Fortsetzung der Leibeswand auf, die sich häufig spiralig aufrollt; an ihm entwickeln sich die Ketten der Geschlechtstiere, die, nachdem sie eine gewisse Größe erreicht haben, sich loslösen. Da freie Formen und Kettenformen der S. einander wenig gleichen, sind beide vielfach als verschiedene Arten beschrieben worden: so folgt auf die solitäre geschlechtslose Salpa maxima (Tafel: Molluskoiden, Fig. 9) die Kette der geschlechtlichen Salpa africana.

Salpeter (Kalium nitricum oder Nitrum), salpetersaures Kali, Kaliumnitrat, s. unter Kalium (-Verbindungen 10).

Salpeter (flammender) ist salpetersaures Ammonium, s. u. Ammonium (-Verbindungen).

Salpeter (kubischer) ist Natriumnitrat, s. Chilisalpeter.

Salpeter (prismatischer) ist Kaliumnitrat, s. unter Kalium (-Verbindungen 10).

Salpeteräther (Salpeterätherweingeist, Salpetergeist, versüßter), Spiritus Aetheris nitrosis, Spiritus nitrico-aethereus, Spiritus nitri dulcis, ist im wesentlichen eine alkoholische Lösung von Salpetersäureäthyläther. Darstellung nach der Deutschen Pharmakopöe: 48 Teile Spiritus werden mit 12 Teilen Salpetersäure gemischt und nach 12 Stunden destilliert, bis 40 Teile übergegangen sind; das Resultat wird mit gebrannter Magnesia neutralisiert und aus dem Wasserbade rektifiziert.

Salpeterfraß, s. Mauerfraß.

Salpetergas ist Stickoxyd (s. d.).

Salpeterluft, veraltete Bezeichnung für Stickstoff.

Salpetersalzsäure, Königswasser, Mischung von Salpetersäure und Salzsäure, welche zum Lösen von Gold, Platin und andern, durch sonstige Säuren nicht angreifbaren Metallen dient.

Salpetersäure (lat. acidum nitricum, frz. acide azotique), HNO_3 oder NO_2OH, eine der wichtigsten Mineralsäuren, kommt in der Natur nie frei, sondern nur in Gestalt salpetersaurer Salze vor, so als salpetersaures Ammonium in der Luft und im Regenwasser, besonders nach Gewittern, ferner als salpetersaures Natron im Chile- oder Perusalpeter und als salpetersaures Kali und Kalk in der Ackerkrume, in den Wänden der Ställe, im Boden in den Puszten Ungarns und den Niederungen des Ganges und anderer Flüsse Indiens. Man stellt die S. durch Zersetzen von Natronsalpeter mit konzentrierter Schwefelsäure unter Mitwirkung von Wärme her, wobei die S. als eine farblose Flüssigkeit von 1,55 spezifischem Gewicht, welche bei etwa 86° zu sieden beginnt, übergeht. An der Luft verbreitet sie weiße Dämpfe. Sie ist im höchsten Grade ätzend, stark sauer und bildet mit Wasser verschiedene Hydrate der S., von denen das eine von 1,32 spezifischem Gewichte, in 100 Teilen 50—52 Proz. S. enthaltend, früher den Namen Scheidewasser führte. Außerdem existiert ein Anhydrid N_2O_5, welches durch Einwirkung von Chlor auf Silbernitrat erhalten wird. Sie gibt leicht ihren Sauerstoff ab und ist daher ein kräftiges Oxydations- und Lösungsmittel vieler Metalle und Nichtmetalle. Stickstoffhaltige organische Stoffe, wie Haut, Horn, Wolle und Seide, werden von der S. dauernd gelb gefärbt. Ein Gemisch von S. mit Untersalpetersäure (Stickstofftetroxyd) ist gelbrot und führt den Namen rote rauchende Salpetersäure (acidum nitricum fumans); sie hat ein spezifisches Gewicht von 1,520 bis 1,525. Die Anwendung der S. ist eine höchst vielfältige, man verwendet sie z. B. massenhaft zur Darstellung des pharmaceutischen und photographischen Zwecken dienenden salpetersauren Silbers (Höllenstein), ferner des Nitrobenzols (welches den Ausgangspunkt zur Bereitung des Anilins und Fuchsins bildet), des Nitroglycerins, der Schießbaumwolle, der Pikrinsäure, der Phtalsäure, des Alizarins, des Knallquecksilbers u. s. w.

Mit den Basen bildet die S. die salpetersauren Salze oder Nitrate, die (mit Ausnahme des basisch-salpetersauren Wismuts) alle in Wasser löslich sind und, auf glühende Kohlen gebracht, mit Heftigkeit verpuffen. Die wichtigern derselben sind das salpetersaure Kali (Salpeter), das salpetersaure Natron (Peru- oder Chilisalpeter), das salpetersaure Ammoniak, das salpetersaure Silber (Höllenstein) und das salpetersaure Eisen, welches unter dem Namen Rostbeize oder Rouille in der Seidenfärberei Verwendung findet.

Salpetersäure-Glyzerid, s. Nitroglyzerin.

Salpetersäure-Methyläther, s. Methylnitrat.

Salpetersaure Salze, oder Nitrate, s. unter Salpetersäure.

Salpêtrière, ein ursprünglich als Salpetersiederei benutztes großes Gebäude in Paris, das später zum Lazarett umgewandelt ward und jetzt, bedeutend erweitert, als Hospital und Versorgungsanstalt für alte Frauen (Hospice de la vieillesse pour femmes) dient, während der Bicêtre (s. d.) die alten kranken Männer aufnimmt. Die S., unweit des Jardin des Plantes gelegen, ist die größte derartige Anstalt in Europa, umfaßt über 40 verschiedene Gebäude und beherbergt gegenwärtig gegen 4000 unbemittelte alte Frauen und über 1400 unheilbare weibliche Geisteskranke. Außerdem befinden sich in der S. über 100 Idioten. Beide Anstalten sind Pflegeanstalten für Paris. Die Anstalt für frische Fälle ist Ste.-Anne, welche zusammen mit Ville Evrard und Vaucluse (geschlossene Anstalten bei Paris für arbeitsfähige Irre, zu je 600 Personen beiderlei Geschlechts) die Einrichtungen für die öffentliche Irrenfürsorge für das Seine-Departement ausmachen.

Salpetrige Säure, als Anhydrid N_2O_3, als Hydrat NOOH, entsteht beim Erwärmen von Salpetersäure mit arseniger Säure neben Untersalpetersäure als braunes, heftig zum Husten reizendes Gas, welches bei Abkühlung in Kältemischung sich zu einer blauen, bei +2° siedenden Flüssigkeit verdichtet. Das Hydrat bildet sich, wenn das Gas in eiskaltes Wasser geleitet wird, die Lösung zersetzt sich schon bei gewöhnlicher Temperatur in Salpetersäure, Stickoxyd und Wasser.

Salpetrigsaure Salze oder Nitrite. Kaliumnitrit entsteht bei andauerndem Schmelzen von Kaliumnitrat, wird durch verdünnte Säuren, unter Bildung von salpetriger Säure, Stickoxyd und Untersalpetersäure zersetzt. Silbernitrit ist das einzige in Wasser schwerer lösliche Salz der salpetrigen Säure, man erhält es durch Zersetzen von Kaliumnitrit mit Silbernitrat als weißen Niederschlag, der sich in kochendem Wasser löst und beim Erkalten in nadelförmigen Krystallen sich abscheidet.

Salpi (Lago di), im Altertum Salapina Palus, Strandsee an der Ostküste Unteritaliens, in der Provinz Foggia, 18 km lang, 4 km breit, wird nur durch eine schmale Landenge vom Golf von Manfredonia des Adriatischen Meeres getrennt; an der südöstl. Spitze des Sees befinden sich königl. Salinen. Am Südufer des S. lag im Altertum die apulische Stadt Salapia (mittellat. Salpis), ein wichtiger Handelsplatz; im zweiten Punischen Kriege lieferte dieselbe sich und die karthagische Besatzung in die Hände der Römer, wurde im Bundesgenossenkrieg eingeäschert und war im Mittelalter Bischofssitz; gegenwärtig liegt hier das Dorf Salpi mit Ruinen.

Salpiglossis *R. P.*, eine zur Familie der Scrophularineen gehörige, von den Petunien nur wenig verschiedene Pflanzengattung. Sie umfaßt chilenische Kräuter mit glockigem Kelche und weit trichterförmiger, fünflappiger, etwas der Rachenform sich nähernder Blumenkrone. Für den modernen Blumengarten hat die auf heimatlichen Standorten ausdauernde, in Mitteleuropa einjährig kultivierte S. sinuata *R. P.*, in den Verzeichnissen der Blumisten gewöhnlich S. variabilis genannt, eine gewisse Wichtigkeit gewonnen, ausgezeichnet durch eine seltene Ausgiebigkeit an Farbenvarietäten. Die Blumen stehen auf 60—70 cm hohen Stengeln. Ebenso mannigfaltig wie das Kolorit der Blumen ist die Färbung des Adernetzes, welches das Innere der Blumen in der originellsten Weise verziert. Abgesehen von dieser Farbenwandlung haben sich im Laufe der Zeit mehrere Rassen ausgebildet, var. grandiflora mit größern Blumen, var. nana mit etwa 40 cm hohen und var. punicea mit noch viel niedrigern und immer gleich hohen Stengeln. Diese Pflanzen alle blühen vom Juli bis in den Herbst hinein und geben für sich sehr hübsche Gruppen. Man säet sie meistens im Mai dahin, wo sie blühen sollen, und bedeckt die Samen nur ganz wenig. Allzu dicht aufgegangene Pflanzen werden durch Ausziehen auf einen allseitigen Abstand von nur 15—20 cm gebracht.

Salpingitis (grch.), die Entzündung der Ohrtrompete (Salpinx) oder Eustachischen Röhre (s. Gehör, Bd. VII, S. 674ᵃ); auch die Entzündung der Muttertrompete oder Fallopischen Röhre. (S. Geschlechtsorgane, Bd. VII, S. 874ᵃ.)

Salpinx, militärisches Signalinstrument (Trompete) der alten Griechen.

Sal sapientiae, s. Alembrothsalz.

Salsen (Bollitori) oder Schlammvulkan, s. unter Vulkane.

Salsette, eine zu dem Kollektorat Thana der nördl. Division der brit.-ind. Präsidentschaft Bombay gehörende Insel, nördlich von der Insel, auf welcher Bombay liegt, und mit dieser durch eine steinerne, gewölbte Brücke, durch einen später auf gemeinschaftliche Kosten der Regierung und des reichen Parsen Sir Dschamsetschi Dschidschibhoy erbauten Damm, und in neuester Zeit auch durch das gemeinschaftliche Ende der über S. laufenden Bombay-Baroda, Central-India and Great-India Peninsula-Eisenbahnen verbunden. S. ist die größte Insel in der Umgebung von Bombay mit 388,50 qkm und 63000 E. Die ebenso anmutige als fruchtbare Insel bietet einen malerischen Wechsel von hügelartig, sich an einzelnen Stellen selbst zu Bergen erhebendem höhern, mit Wald bedecktem, und flachem, in Kulturzustand gebrachtem, mit Reisfeldern, Fruchtbäumen, Gartenanlagen, Viehherden und zahlreichen Dörfern bedecktem Lande. Von dem höchsten, Kenari genannten Punkte in der Mitte der Insel hat man einen weiten Überblick über S., die Stadt Bombay, alle andern Inseln in deren Nähe und einen Teil des Festlandes. An verschiedenen Stellen von S. finden sich altind., hauptsächlich buddhistische Grottentempel und andere Heiligtümer, die aber bereits sehr zerstört sind und an Großartigkeit denen auf der Nachbarinsel Elefante (s. d.) nicht gleichkommen.

Salso, im Altertum Himera, Fluß Siciliens, entspringt in der ital. Provinz Palermo, durchfließt die Provinz Caltanissetta in südl. Richtung, bildet in seinem untern Laufe die Grenze zwischen den Provinzen Girgenti und Caltanissetta und mündet nach 105 km östlich von Licata.

Salsōla *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Chenopodiaceen. Man kennt mehrere Arten, die sämtlich auf salzhaltigem Boden, besonders an den Seeküsten des Mittelländischen Meeres und im westl. Asien vorkommen. In Deutschland kommt nur eine Art **Salsola Kali** *L.* vor, sowohl im Binnenlande in der Nähe von Salinen u. dgl., als auch an der Meeresküste. Es ist ein einjähriges niedriges Kraut mit verzweigtem dicken graugrünen Stengel und kurzen zugespitzten Blättern, in deren Achseln die unscheinbaren Blüten sitzen. Wegen des reichen Gehaltes an Natrium wird diese Pflanze sowie mehrere andere Arten der Gattung, besonders die am Adriatischen Meere wachsende Salsola Soda *L.* zur Bereitung von Soda verwendet.

Salsolacēen, s. unter Salzpflanzen.

Salsomaggiore, Ort in der ital. Provinz Parma, Borgo San-Donnino, auf den nördl. Vorhöhen des Ligurischen Apennin, zählt (1881) 877 (als Gemeinde 5790) E. und hat eine Statue des hier geborenen Philosophen Romagnosi, Soolbäder, Salz- und Steinölquellen. Zur Gemeinde gehört Tabiano mit 689 E. und Schwefelquellen.

Salta, Provinz der Argentinischen Republik in Südamerika, im N. von der Provinz Jujuy und Bolivia, im W. von Chile, im S. von den Provinzen Catamarca, Tucuman und Santiago del Estero, im SO. vom Territorio del Gran Chaco, im O. vom Territorio del Bermejo begrenzt, zählt auf 84214,7 qkm (1882) 167000 E. Das Land ist nur geringern Teils, im Osten, eben, sonst gebirgig, besonders im äußersten Westen, wo die Cordillerengipfel bis 6000 m aufsteigen und die Plateaux 1300 m hoch liegen. Das Gebirge ist metallreich. Gold, Silber, Kupfer, Nickel, Eisen und Blei kommen vor. Die Bewässerung ist teilweise reichlich und der Bodenkultur günstig. Die wichtigsten Flüsse, außer dem Bermejo, sind dessen Zuflüsse Rio de San-Francisco und Rio del Valle, ferner der Rio-Pasage (Rio-Juramento), der unter dem Namen Rio-Salado gegen Südosten dem Paraná zuströmt. Nur der Bermejo ist schiffbar. Das Klima ist nach der Höhenlage der einzelnen Landstriche sehr verschieden. In der Ebene eignet es sich bis zu 650 m Höhe für den Anbau des Zuckerrohrs und der meisten tropischen Früchte, zwischen 1140—2600 m für den Anbau von Getreide, Wein und den meisten europ. Fruchtbäumen. Höher hinauf gedeihen noch Gerste, Kartoffeln und Futterkräuter. Die höhern Teile des Gebirges und die Plateaux sind waldlos. Auf den untern Abfällen und in den Thälern finden sich jedoch schöne Waldungen, und östlich von Oran haben dieselben den tropischen Charakter des Gran-Chaco. Die Bevölkerung besteht größtenteils aus Mischlingen von Spaniern und Calchaqui-Indianern. Ihre Hauptbeschäftigung ist Acker- und Gartenbau, in geringerm Maße Viehzucht. Man produziert Weizen, Mais, viel Wein, namentlich vortrefflichen Calchaqui, sowie Luzerne, Tabak und Baumwolle, vorzüglich aber Zuckerrohr. Außer der Zuckerfabrikation, die bedeutende Fortschritte gemacht, gibt es keinen namhaften Industriezweig. Hauptausfuhrartikel sind Rindvieh, Pferde, Maultiere und Esel für Bolivia, wofür Coca, Chocolade und Silber eingeführt wird. Auch der Binnenhandel beschäftigt viele Menschen und Lasttiere. Die geistige Kultur ist noch sehr zurück; in den meisten Distrikten fehlt es noch ganz an Schulen. Administrativ zerfällt die Provinz in 17 Departements; das Budget der Provinz bezifferte sich für 1885 hinsichtlich der Einnahmen auf 215709 Pesos nacionales, hinsichtlich der Ausgaben auf 244488 Pesos.

Die Hauptstadt Salta, vollständig San-Miguel de Salta, in einer von mehrern Bergströmen durchflossenen Ebene des Thales von Lerma gelegen, 1582 vom damaligen Gouverneur von Tucuman, Hernando de Lerma, gegründet, Sitz eines Bischofs und eines deutschen Vizekonsuls für die Provinz S., ist regelmäßig gebaut, mit breiten, größtenteils gepflasterten Straßen und mit einem Hauptplatz, an welchem das Regierungsgebäude (Cabildo) und die alte baufällige Kathedrale stehen. Außerdem hat die Stadt noch zwei Kirchen, ein Colegio-Nacional für den Secundärunterricht, ein Waisenhaus (Colegio de Educandas), ein öffentliches Hospital mit einem wunderthätigen Kruzifix. Die Stadt zählt (1869) 11716 E., ist ziemlich lebhaft und treibt viel Speditionshandel nach Bolivia.

Saltaire, Arbeiterkolonie im Westriding der engl. Grafschaft York, im NW. von Bradford, wurde 1853 von dem Großindustriellen Sir Titus Salt (gest. 1876) gegründet und hat Kirche, Schule, Krankenhaus, Park und Bibliothek.

Saltarello, ital. Tanz von sehr schneller, immer zunehmender Bewegung, den der Tänzer mit der Guitarre begleitet, fast bei allen Festlichkeiten auf dem Lande, namentlich von Winzern und Gärtnern getanzt. Besonders lieben ihn die Römer.

Saltash, Ortschaft in der engl. Grafschaft Cornwall, westlich am Ästuarium des Tamer, über den eine 683 m lange Eisenbahnbrücke der Linie Exeter-Totneß-Plymouth-Penzance des Great-Western-Railway führt, ist Station dieser Bahn, zählt (1881) 6571 E. und hat Fischerei und Handel mit Malz.

Saltburn by the Sea, Badeort an der Nordostküste des Northriding der engl. Grafschaft York, Station der Linie Darlington-Middlesborough-Redcar-S. der North-Easternbahn, zählt (1881) 1646 E. und hat eine Stahlquelle.

Saltcoats, Stadt mit kleinem Hafen in der schott. Grafschaft Ayr, am Firth of Clyde, Station der Linie Kilmarnock Ardrossan-Largs der Glasgow and South-Westernbahn, zählt (1881) 4624 E. und hat Seebäder, Salzwerke, Fabrikation von Magnesia, Schiffbau, Segeltuchweberei und Ausfuhr von Steinkohlen und Salz.

Saltenfjord, norweg. Fjord an der Westküste des Nordlandsamts, ist unter dem Polarkreise und südlich von der Stadt Bodö gelegen. Ebbe und Flut bilden hier die großartigste Strömung an der norweg. Küste, den Saltstrom.

Saltholmen, dän. Insel im Öresund, von Amager durch die Rinne Drogden getrennt, mißt 14 qkm, hat nur wenige feste Bewohner und wird von den amager Bauern als Weideplatz benutzt.

Saltillo, Hauptstadt von Coahuila (s. d.).

Salt Lake oder Great Salt Lake, der Große Salzsee, der größte See im Territorium Utah (s. d.) der Vereinigten Staaten von Amerika, in einer Depression des Plateau, welches seit Fremont das Große Bassin des Salzsees genannt wird, westlich am Fuße des Wahsatchgebirges gelegen, soll schon 1689 dem Baron La Hontan durch Aussagen der im Westen des Mississippi hausenden Indianer bekannt geworden sein, wurde dann 1776 von dem span. Pater Escalante wirklich aufgefunden und von diesem Laguna-Timpanogo genannt, aber erst 1843 von dem damaligen nordamerik. Kapitän Fremont genauer erforscht und beschrieben. Eine genaue Vermessung wurde 1849—50 von Kapitän Howard Stansbury vorgenommen. Vgl. «An Expedition to the Valley of the Great Salt Lake» (Washington 1852). In neuester Zeit sind die unter G. K. Gilberts Leitung ausgeführten geolog. Landesuntersuchungen für die geolog. Vorgeschichte des S. von Wichtigkeit geworden. Nach Gilbert muß sich ehemals westlich vom Wahsatchgebirge ein großer See ausgebreitet haben, dessen letzter Überrest der S. ist. Der See liegt 1283 m über dem Meere, ist 114 km lang, bis 56 km breit, hat sehr unregelmäßige Umrisse und ohne die kleinen Einbuchtungen nur 470 km Umfang. Seine nördl. Hälfte wird durch eine südwärts vorspringende Landzunge in zwei große Buchten geteilt. Er ist im allgemeinen flach, auf weite Strecken nicht ganz 1 m tief. Auch ist er fast überall von flachen Ufern umgeben, die je nach den vorherrschenden Winden trocken liegen oder unter Wasser gesetzt und besonders im Frühjahr weithin überschwemmt werden. Der See umschließt sechs größere und mehrere kleine Inseln, hat keinen Abfluß, klares, durchsichtiges, aber außerordentlich salziges Wasser, das 22 Proz. Kochsalz nebst einigen andern Salzen enthält und eine der stärksten Salzsolen bildet, die es gibt. Es ist dies ein um so merkwürdigeres Phänomen, da der See bedeutende Zuflüsse süßen Wassers aufnimmt, wie von Nordosten her den Bärenfluß (Bear River). Das Wasser beherbergt keine Fische, sondern nur einige Arten Insekten und Krustentiere, obwohl gewaltige Scharen von Wasservögeln die Ufer besuchen. Das Bad in ihm ist erfrischend, stärkend, erfordert indes ein anderes in süßem Wasser, um das Salz zu entfernen. Frisches Fleisch, 12 Stunden in das Seewasser gelegt, ist ziemlich gut gepökelt. Getrunken erzeugt das Wasser Würgen und Erbrechen. Durch einen 56 km langen Fluß, den Jordan, der Stromschnellen bildet, starkes Gefälle und mehrere Mündungsarme hat, empfängt der Große Salzsee im Süden das süße Wasser des Utah-Sees oder Timpanogos-Sees, der 30 m höher in ein grasreiches, anbaufähiges Becken eingesenkt ist, 48 km Länge, 16 km Breite, 124 km Umfang hat und durch zahlreiche Gebirgswasser gespeist wird, welche alle süßes Wasser führen und, wie der See selbst, reich an Lachsforellen und andern Fischen sind. Auf dem schmalen Gürtel Kulturlandes längs der Wasserstraße des Jordan, in dem sog. Mormonenthal, haben sich seit 1847 die Mormonen (s. d.) angesiedelt. Von geringer Bedeutung für die Bodenkultur ist die südl. Umgebung des Salzsees, völlig unbrauchbar die Nord- und Westküste.

Salt Lake City, Hauptstadt von Salt Lake County und des nordamerik. Territoriums Utah, liegt am Jordanfluß, welcher den Great Salt Lake mit dem Utah Lake verbindet, am Fuße des Wahsatchgebirges, 1325 m über dem Meeresspiegel, zählt (1880) 20 768 E., worunter 86 Farbige und 93 Chinesen. S. wurde 1847 von 143 Mormonen unter Brigham Young angelegt. Die Stadt hat eine wundervolle Lage, 41 m breite Straßen, durch welche fließendes Wasser geleitet ist, schöne Häuser, welche mit Obst- und andern Bäumen umgeben sind, Gas- und Wasserwerke, Straßeneisenbahnen und mehrere große öffentliche Gebäude. Unter diesen ist das «Tabernacle», der Tempel der Mormonen, das bedeutendste. Er faßt 15000 Personen und ist mit einer domartigen Riesenkuppel versehen. Außerdem ist nennenswert: das Rathaus und die Freimaurer- und Odd-Fellows-Hallen. Der Handel ist nicht bedeutend. Die 166 industriellen Etablissements liefern hauptsächlich Fensterrahmen, Jalousien, Papier, Woll- und Baumwollfabrikate. S. hat zwei National- und eine Sparbank, eine Universität (University of Deseret), eine öffentliche Bibliothek, ein Hospital und 20 Kirchen, welche mit Ausschluß von 6 den Mormonen gehören.

Salto (ital.), Sprung; Salto mortale, eigentlich ein lebensgefährlicher Sprung, wie ihn Äquilibristen auszuführen pflegen; überhaupt ein mit großer Gefahr verbundenes Wagnis.

Salto, Stadt in Uruguay (s. d.).

Saltykow (Michail Jewgrafowitsch), pseudonym Schtschedrin, der hervorragendste russ. Satiriker der Gegenwart. Er stammt aus einem alten adeligen Geschlecht, wurde 1826 geboren, erhielt seine Schulbildung im Lyceum zu Petersburg, und trat dann in den Staatsdienst. Nach einigen Jugendgedichten begann seine litterarische Thätigkeit 1847—48 mit zwei satrischen Novellen, welche Ursache waren, daß S. 1848 nach Wjatka verbannt wurde.

Nach seiner Amnestie 1855 war er wieder einige Zeit im Staatsdienst in Petersburg und in der Provinz thätig, widmete sich dann aber ganz der Litteratur und stand in den letzten Jahrzehnten an der Spitze der sehr verbreiteten Monatsschrift »Otečestvennyja Zapiski« (»Vaterländische Memoiren«), welche 1884 von der Censur unterdrückt wurde. Eine in den J. 1877—78 veranstaltete Sammlung von S.s Novellen und Skizzen umfaßte 12 Bände (davon deutsch »Aus dem Volksleben Rußlands«, Berl. 1863); seitdem hat er noch mehrere Bände seiner Schriften herausgegeben. Diese Werke betreffen hauptsächlich die gegenwärtigen Kulturzustände der russ. Gesellschaft und des höhern Beamtentums und bekunden einen unerschöpflichen Witz ihres Verfassers, der aber nicht in der Form einer weichen, heitern Laune auftritt, sondern als scharfe, ätzende Satire, welche zuletzt ein trübes Bewußtsein der abnormen Zustände in Rußland erweckt. Das Verständnis der Schriften S.s setzt eine gründliche Kenntnis des russ. Lebens und der Sprache voraus; deshalb sind sie für Nichtrussen ohne Kommentar so schwer zugänglich und werden wenig übersetzt. Wer sie aber kennen lernt, wird in S. die Größe eines Swift und Rabelais erblicken, selbst ohne gewisse Mängel der letztern, indem bei Saltykow z. B. auch die phantastischen Striche, die seine Satire zuweilen annimmt, niemals in Unwahrscheinlichkeiten verfallen.

Saluafata, Hafen der Samoa-Inseln auf Upolu (s. d.).

Salus (lat., »Heil«, »Rettung«), die Personifikation der Gesundheit und des Wohlergehens bei den alten Römern.

Salutieren ist gleichbedeutend mit militärischem Gruß, der mit Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung, Präsentieren des Gewehrs, Senken des Degens oder Säbels seitens der Offiziere, Senken der Fahne, oder endlich durch Salutschüsse ausgeführt wird. Letztere sind blinde Schüsse, welche bei feierlichen Gelegenheiten, Geburtstagen des Herrschers, bei Geburten von Prinzen u. s. w., beim Passieren von Festungen seitens hoher Personen in bestimmter Zahl aus Geschützen abgefeuert werden. Bei militärischen Leichenbegängnissen werden Salutschüsse aus Geschützen und Gewehren abgegeben. Das S. der Marine geschieht neben dem Aufhissen der Flagge, dem Bemannen der Raaen hauptsächlich durch Schüsse der Schiffsgeschütze. Beim Einlaufen in fremde Häfen werden Salute von Kriegsschiffen gefeuert sowohl für die Nationalflagge als auch für Admirale, wenn deren Flagge auf einem Kriegsschiff weht, und ist es Grundsatz, daß jeder Schuß mit einem solchen erwidert wird. Salutiert wird ferner beim offiziellen Besuch höchster und hoher Personen an Bord eines Schiffs, z. B. mit 33 Schuß für den eigenen Landesherrn, mit 19 Schuß für Feldmarschälle und Botschafter, mit 17 Schuß für Admirale, Marineminister, Generale u. s. w.

Saluzzo (frz. Saluces), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der ital. Provinz Cuneo, zwischen dem obern Po und dessen rechtsseitigen Nebenfluß Varaita, Station der Bahnen Savigliano-Saluzzo und Moretta-S., sowie der Tramways Cuneo-Busca-S., Pinerolo-Cavour-S., S.-Revello und Turin-Carignano-S., besteht aus Ober- und Unterstadt, ist der Sitz eines Bischofs, hat ein altes Kastell, die Residenz der Markgrafen von S., in welchem nach der Sage die tugendhafte Griseldis gefangen saß, und welches seit 1828 in eine Strafanstalt verwandelt worden ist, eine schöne, 1480 begonnene Kathedrale in der Unterstadt, die Pfarrkirche S.-Bernardo von 1410 in der Oberstadt, mit Grabmälern der Familie della Torre, Grafen von Luserna, die Kirche S.-Domenico mit dem Denkmal, welches Margaretha von Foix 1504 ihrem Gemahl, dem Markgrafen Ludwig II., errichtete, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule und ein bischöfl. Seminar. Dem hier 1788 geborenen Dichter Silvio Pellico wurde 1863 eine Statue errichtet. Die (1881) 10145 (Gemeinde 16237) E., betreibt Seidenspinnerei, Gerberei, Hut- und Eisenwarenfabrikation, Handel mit Wein, Getreide, Vieh und Eis. Die Königin Bertrada hielt zu S., mittellat. Salutiae, 770 eine Zusammenkunft, um ihre Söhne Karl d. Gr. und Karlmann zu versöhnen. Zu Anfang des 12. Jahrh. herrschte hier Manfred, Sohn des Markgrafen Bonifacio del Vasto. Die Familie der Markgrafen, seit 1363 Vasallen von Savoyen, erlosch 1548. Frankreich machte nun gegen Savoyen seine auf die Verschwägerung mit dem Hause Foix begründeten Erbansprüche mit den Waffen geltend. Im Vertrage zu Lyon (1601) gab jedoch Heinrich IV. das Marquisat dem Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen gegen Abtretung von Bresse und Bugey zurück.

Salvador, s. San-Salvador.

Salvandy (Narcisse Achille, Graf), franz. Staatsmann und Publizist, geb. 11. Juni 1795 zu Condom im Depart. Gers, diente 1813 und 1814 als Freiwilliger, wurde bei Brienne verwundet und stieg bis zum Adjutantmajor. Im J. 1819 erfolgte seine Ernennung zum Requêtenmeister im Staatsrate, welcher Stelle er 1821 wegen einer liberalen Flugschrift entsetzt wurde. Hierauf veröffentlichte er den Halbroman »Don Alonzo, ou l'Espagne« (4 Bde., Par. 1824; 7. Aufl. 1857; deutsch, 5 Bde., Bresl. 1825), sodann »Islaor, ou le barde chrétien, nouvelle gauloise« (Par. 1824; deutsch von Erlach, Heidelb. 1825). Als Historiker versuchte er sich in einer Biographie Napoleons (1824) und mit mehr Erfolg in der »Histoire de Pologne avant et sous le roi Jean Sobieski« (2. Aufl., Par. 1830; 5. Aufl. 1855; deutsch, Stuttg. 1827). Im J. 1827 wurde S. zum Staatsrat ernannt, legte aber unter dem Ministerium Polignac diese Stelle wieder nieder. Nach der Revolution von 1830 trat er in die Kammer, deren Mitglied er bis 1848 blieb; er schloß sich hier den Doctrinaires an. Im J. 1835 erfolgte seine Wahl zum Mitglied der Französischen Akademie. Im Ministerium Molé übernahm S. an Guizots Stelle 15. April 1837 das Portefeuille des Unterrichts, das er bis März 1839 führte. Nachdem er eine Zeit lang als Vizepräsident der Deputiertenkammer fungiert, ging er 1841 als Gesandter nach Madrid, wo ein Etikettenstreit mit Espartero ihn bald zur Rückkehr nötigte. Im J. 1843 wurde er in den Grafenstand erhoben und ging als Gesandter nach Turin, legte aber diese Stelle schon 1844 nieder. Anfang Febr. 1845 folgte er Villemain als Minister des öffentlichen Unterrichts und Großmeister der Universität. Seit 1848 lebte er zurückgezogen und starb 15. Dez. 1856 auf seinem Schlosse Graveron (Eure).

Salvatierra (Orden von), soviel wie Calatrava-Orden.

Salvation army, s. Heilsarmee.

Salvātor (lat.), der Heiland, Erlöser.

Salvatorbier, ein äußerst malzhaltiges und kräftiges Bier, ursprünglich gebraut von den Paulaner Mönchen, jetzt Privilegium der Zacherlbrauerei in München. Der Ausschank desselben geschieht jedes Jahr im März, dauert jedoch nur wenige Tage. Der Name ist wahrscheinlich entstanden aus Sankt-Vaterbier, wie im Volksmunde das Bier geheißen hat, da Mönche es brauten; nach andern soll das Wort von den heilsamen Wirkungen kommen, welche das Bier speziell bei Choleraepidemien gehabt hat.

Salvatorische Klausel, s. unter Carolina.

Salvatororden, soviel wie Erlöserorden.

Salvator Rosa, berühmter ital. Maler, s. Rosa (Salvator).

Salve (vom lat. salve, sei gegrüßt), ursprünglich Ehrengruß durch Abfeuern von Geschützen oder Gewehren (vgl. Salut), in der Taktik das gleichzeitige Abfeuern einer Anzahl von Geschützen oder Gewehren auf Kommando. Bei dem Feuergefecht der Infanterie unterscheidet man die S. aus geschlossener Formation (Liniensalve, Bataillonssalve, Gliedersalve) und die S. aus zerstreuter Ordnung (Schwarmsalve). Durch die S. behält man die Truppe am sichersten in der Hand und beherrscht am leichtesten das Feuer; sie ist wegen der Möglichkeit, die Aufschläge der Geschosse zu beobachten, ein gutes Mittel zum Einschießen für eine Infanterieabteilung. Am häufigsten kommt sie im Beginn des Gefechts zur Anwendung, wo man sich noch nicht im sehr wirksamen feindlichen Feuer befindet. In der Nähe wendet man mehr das Schützenfeuer an. Die Artillerie verwendet die S. selten; sie empfiehlt sich hier nur, wenn im Geschützkampf die Wirkung des einzelnen Schusses nicht beobachtet werden kann, sowie gegenüber beweglichen Zielen. — In der Marine ist die S. für Batterieschiffe Regel.

Salve (Hohe), s. Hohe Salve.

Salvengeschütze, s. Kartätschgeschütze.

Salve regina misericordiae, d. i.: Sei gegrüßt, Königin der Barmherzigkeit, heißt der Anfang einer in der kath. Kirche zu Ehren der Maria als Himmelskönigin gebräuchlichen Antiphonie, die man sonst am Schluß des Gottesdienstes und an manchen Festen (außer der Fastenzeit) zu singen pflegte, jetzt aber vorzugsweise in diesen Kirchenzeiten und in den Klöstern nach dem Kompletorium (d. h. bei dem Gottesdienste abends nach eingenommener Mahlzeit, weil nun die Ausübung aller Pflichten für den Tag erfüllt ist) anwendet. Als Verfasser nennen einige Petrus Compostella, andere Herm. Contractus um 1050. Die Worte haben in neuern Zeiten besonders für die Musik Bedeutung erlangt und zahlreiche Kompositionen veranlaßt.

Salvétat (Louis Alphonse), franz. Chemiker, geb. 17. März 1820 zu Paris, trat 1841 als Chemiker in die Porzellanfabrik zu Sèvres ein und wurde 1846 Professor der Technologie an der École centrale des arts et manufactures in Paris und übernahm zugleich die Oberleitung der chem. Arbeiten an der Porzellanfabrik zu Sèvres. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Recherches sur la composition des matières employées dans la fabrication et la décoration de la porcelaine de Chine» (Par. 1852); «Leçons de céramique» (2 Bde., Par. 1857).

Salvi (Giambattista), ital. Maler, s. Sassoferrato.

Salvia *L.*, s. Salbei.

Salviānus, gelehrter Presbyter zu Marseille im 5. Jahrh. n. Chr., wahrscheinlich aus der Gegend von Trier gebürtig, hinterließ außer mehrern Briefen zwei nicht unbedeutende Schriften: «Adversus avaritiam» und «De gubernatione Dei», die einen tiefen Blick in die Sittenverderbnis jener Zeit, namentlich in die Entartung des damaligen Klerus thun lassen. Eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke mit den Kommentaren von Rittershus, Adam, Sitzmann u. a. besorgte Baluze (Par. 1663, 1669, 1684); neuere Ausgaben sind von Halm (in den «Mon. Germ.», 1878) und von Pauly (Wien 1883). Vgl. Zschimmer, «S., der Presbyter von Massilia und seine Schriften» (Halle 1875).

Salviati (Antonio), verdient um die Wiederbelebung der alten Glasfabrikation Venedigs, geb. 1816 zu Vicenza, studierte zu Padua und Wien die Rechte und wurde dann Advokat. Als er 1859 Rom besuchte und dort die vielen Mosaiken aus dem Mittelalter sah, kam ihm der Gedanke, diese in alter Zeit auch in Venedig viel geübte, großartige, dann aber vernachlässigte und schließlich vergessene Kunst zu neuem Leben zu erwecken. Schon 1860 gründete er auf der Insel Murano bei Venedig eine Fabrik mit der ausgesprochenen Absicht, Mosaiken monumentaler Art zum Schmuck der Wände von Kirchen, genau in der alten Technik herzustellen. Seine Absicht gelang vortrefflich. Schon bei der Ausstellung zu Florenz 1861, noch mehr auf der Weltausstellung zu London 1862 konnte er in würdigster, Aufsehen erregender Weise auftreten. Nun erweiterte S. die Gebiete seiner Thätigkeit nach verschiedenen Richtungen, indem er insbesondere die venetianischen Glasgefäße des 16. und 17. Jahrh. imitierte und damit die ausgezeichnete ehemalige venetianische Glasindustrie zu neuem Leben erweckte. Alsdann versuchte er auch alle antike, oft überaus kunstvolle Technik des Hohlglases wieder zu erfinden und zu verwenden. Die bedeutendsten seiner Mosaikarbeiten sind die Restauration der Mosaiken in St. Markus zu Venedig, die Ausschmückung der Schloßkapelle zu Windsor, des Mausoleums des Prinz-Gemahls von England, der Kuppel der Kathedrale St. Paul zu London, der Westminster-Abtei zu London, vieler Kirchen in England, dann einige Bilder für die Große Oper zu Paris, eine Kirche zu Linz, den Dom zu Erfurt, das South-Kensington-Museum zu London, die Façade der Villa Pringsheim zu Berlin, das Siegesdenkmal zu Berlin, die Restauration der kolossalen Marienstatue im Schlosse Marienburg in Westpreußen, die Ausschmückung der Kuppel des Münsters zu Aachen und viele andere. Um die Mittel zur Vergrößerung seiner Fabrik zu erlangen, verband S. 1867 sich mit einer engl. Aktiengesellschaft, deren Direktor er war. Seit 1877 hat er sich von derselben wieder getrennt und sich zur Herstellung von Mosaiken mit Elster in Berlin verbunden.

Salvini (Tommaso), ausgezeichneter ital. Schauspieler, geb. 1. Jan. 1829 zu Mailand, trat zuerst in der Truppe des berühmten Schauspielers F. A. Bon in Modena auf. Im J. 1845 wurde S. Mitglied der Compania Reale in Neapel, ging dann zur Gesellschaft des Luigi Domeniconi, beteiligte sich 1849 an der Verteidigung Roms, was ihn in der Folge in Florenz in den Kerker brachte. Nach seiner Befreiung und nachdem er wieder bei mehrern Truppen in Italien aufgetreten war, spielte

S. zum ersten mal in Paris und erntete außergewöhnliche Erfolge. In den Jahren 1864—67 war S. Mitglied der florentiner und begründete dann eine eigene Truppe, mit der er in Spanien, Portugal, England, Deutschland und Österreich Vorstellungen gab. Ebenso trat S. in Nord- und Südamerika auf. Im Gegensatz zu Rossi, mit dem S. die prächtigen Mittel gemein hat, ist S. Idealist, sein Spiel tiefer, gemessener als das Rossis.

Salvinia *Mich.*, Farngattung aus der Familie der Salviniaceen. Man kennt nur wenige Arten, die meist in den wärmern Gegenden vorkommen. In Deutschland wächst nur eine Art, S. natans *L.*, sie ist wie die übrigen eine schwimmende Wasserpflanze mit ovalen Blättern und eigentümlichen, erbsengroßen Sporenfrüchten, die an der Basis der wurzelartig ausgebildeten sog. Wasserblätter sitzen. Die Sporenfrüchte enthalten entweder Makrosporangien oder Mikrosporangien.

Salviniaceen (Salviniacĕae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Farne oder Filicineen. Sie umfaßt nur zwei Gattungen, Salvinia und Azolla, mit zusammen etwa 12 Arten. (S. Farn.)

Salvius, ein röm. Name, der namentlich durch den Kaiser Otho (s. d.) berühmt geworden ist. Der Großvater desselben, Marcus S. Otho, der aus einer vornehmen Familie von Ferentinum in Etrurien stammte, wurde im Hause der Kaiserin Livia erzogen und stieg bis zur Prätur.

Sein Sohn Lucius S. Otho war ein Günstling des Tiberius und wurde 33 n. Chr. Konsul. Der ältere Sohn desselben, Lucius S. Otho Titianus, war 52 n. Chr. Konsul und dann im J. 69., zusammen mit seinem jüngern Bruder, dem Kaiser Otho. Als dieser zum Kriege gegen Vitellius abging, blieb jener zunächst in Rom zurück, folgte aber dann seinem Bruder zum Heere und führte dem Namen nach den Oberbefehl. Nach der verlorenen Schlacht bei Bedriacum ergab er sich mit dem Rest seiner Truppen und wurde begnadigt.

Salvus conductus, Freies oder Sicheres Geleit, s. Geleit.

Salwatti (Salawatti), zweitgrößte der Papua-Inseln, vor der Nordwestspitze Neuguineas, unter der Botmäßigkeit des Sultans von Tidore, von den Niederländern zur Residentschaft Ternate gerechnet, zählt auf 1960 qkm nach von Rosenberg 5—6000 E., nach Beccari nur 2700 E. Die längs der Nordküste hinziehende Kette von Kalkbergen steigt im Wagom bis zu 785 m auf, der übrige Teil der Insel ist eine mit Urwald bedeckte Tiefebene. S. wurde 1764 entdeckt.

Salweidenfalter, s. unter Fuchs (Schmetterling).

Salwen (Saluen), einer der wichtigsten Ströme in Hinterindien, entspringt im Norden der chines. Provinz Yünnan, wo er den Namen Lon-Kiang führt, fließt in südl. Richtung durch Laos und Siam, begiebt sich unter 18° 40′ bei seiner Vereinigung mit dem Flusse Thou-Khan auf brit. Gebiet, vereinigt sich, weiter gegen Süden, bei Martaban mit den Flüssen Gyne und Attaran und ergießt sich mit zwei Mündungen in den Golf von Martaban. Die nördlichere von diesen liegt unter 16° 25′ nördl. Br. und 97° 29′ östl. L. (von Greenwich).

Salyer oder Sal(l)uvier, der mächtigste und berühmteste unter den ligur. Volksstämmen, westlich von den Alpen, im Narbonensischen Gallien, vom Rhodanus bis an das Mittelmeer, also im südwestl. Teile der Provence. Die S. waren stark mit kelt. Elementen vermischt und wurden erst nach langen Kämpfen 123 v. Chr. von Gajus Sextius den Römern unterworfen.

Salz, im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs, bezeichnet das aus Chlor und Natrium bestehende, daher auch Chlornatrium oder Natriumchlorid genannte Koch-Speisesalz.

Über den chemischen Begriff Salz s. Salze.

Das Kochsalz ist eine der materiellen Grundlagen unsers Kulturlebens, und zwar in einer doppelten Weise. Einerseits ist es von großer physiol. Bedeutung im tierischen und pflanzlichen Leben, dessen naturgesetzlicher Vollzug an die Mitwirkung des S. als Nahrungsmittel geknüpft ist. Ein Mensch von 75 kg Gewicht enthält 0,5 kg Kochsalz und braucht jährlich 7,75 kg davon. Andererseits dient es als Rohstoff der Industrie und bietet dieser die unerschöpfliche Quelle, aus der sie ihren ungeheuern Bedarf an Alkali vorzugsweise schöpft. Man denke nur an die Fabrikation von Soda, Seife und Glas, welche sämtlich das Salz als Rohmaterial verwenden. Aus dieser ungewöhnlichen Wichtigkeit für das praktische Leben hat sich ein massenhafter Verbrauch an S. entwickelt, dessen Deckung durch das ebenfalls massenhafte Vorkommen des S. in der Natur gesichert ist. Das S. tritt in der Natur in vier verschiedenen Hauptformen auf: als Bestandteil des Meers, als Bestandteil der Salzseen und Salzwüsten, als Steinsalz und, was eng damit zusammenhängt, als Bestandteil der Salzsolen. Eine unermeßliche Menge S. ist aufgelöst im Wasser der Meere enthalten, von welchem der Gehalt an reinem Kochsalz ungefähr 2,5 Proz. ausmacht, während dieses und die fremdartigen S. zusammen $3^1/_2$ Proz. betragen. Salzwüsten oder Steppen finden sich vom Kaspischen Meere bis zum Altai in großer Ausdehnung; das aus dem Boden ausblühende und gewonnene S. heißt Kehrsalz. Salzige Landseen finden sich ebenfalls (z. B. das Tote Meer, der Eltonsee in Rußland, der Salzsee in Utah), sie sind teilweis für die Salzgewinnung von großer Wichtigkeit. Von gleicher Bedeutung sind die häufig vorkommenden salzhaltigen Quellen (Salzquellen, Solquellen), deren Wasser man mit dem Namen Sole, Salzsole bezeichnet. In fester Gestalt wird das S. als Steinsalz angetroffen, welches in sehr ausgedehnten Lagern (z. B. zu Staßfurt, Aschersleben und Leopoldshall, zu Erfurt, im südl. Bayern, in Württemberg, in Lothringen, zu Wieliczka und Bochnia in Galizien, im österr. Salzkammergut, Hall in Tirol, Rappenau in Baden, in Sperenberg bis 1270 m Teufe durch ein Bohrloch nachgewiesen) fast rein, an mehrern Orten auch in Thon u. s. w. eingesprengt vorkommt.

Die Anstalten zur Gewinnung des Salzes heißen Salzwerke oder Salinen. Wo Steinsalz in genügender Mächtigkeit und Reinheit vorkommt, wird es bergmännisch gewonnen und entweder roh verbraucht oder aufgelöst und durch Sieden umkrystallisiert (Dophiermethode). Ist die bergmännische Gewinnung nicht möglich, so werden Sinkwerke (s. unter Bergbau, Bd. II, S. 804[b]) angelegt, indem süßes Wasser eingeleitet, dadurch das Steinsalz aufgelöst und die so entstandene Sole zu Tage gefördert und eingedampft wird. Dies geschieht, wie mit den natürlichen Salz- oder Solquellen, in großen Salzpfannen. Beim Sieden stößt sich die Unreinigkeit als Schaum ab, reines

Kochsalz wird in Körnern gefällt, andere mineralische Bestandteile, besonders Gips, bilden eine Kruste, den Pfannenstein und die Alkalisalze bleiben in der Mutterlauge. Ist die Sole zu schwach, so wird sie vor dem Sieden **gradiert**. (S. Gradieren.) Aus Meerwasser gewinnt man das Seesalz (Boy- oder Baysalz) in **Salzgärten** durch Verdunsten in Sonne und Wind in staffelförmigen Beeten. Auch durch Ausfrieren des Wassers wird das Meerwasser an S. bereichert.

Litteratur. Vgl. Karsten, «Lehrbuch der Salinenkunde» (2 Bde., Berl. 1847); Br. Kerl, «Grundriß der Salinenkunde» (Braunschw. 1868); L. Meyn, «Das S. im Haushalte der Natur» (Lpz. 1857); Victor Hehn, «Das S., eine kulturhistor. Studie» (Berl. 1873); J. Möller, «Das S. in seiner kulturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Bedeutung» (Berl. 1874); M. J. Schleiden, «Das S., seine Geschichte, seine Symbolik und seine Bedeutung im Menschenleben» (Lpz. 1875); F. Bischof, «Die Steinsalzwerke bei Staßfurt» (Halle 1875); Hrdina, «Geschichte der Wieliczkaer Saline» (Wien 1842); Mich. Kopf, «Beschreibung des Salzbergbaues zu Hall» (Berl. 1841); Ritter von Schwind, «Der Abbau unreiner Salzlagerstätten in Österreich» (Prag 1870).

Salz (Englisches), soviel wie Bittersalz.

Salza (Hermann von), wahrscheinlich aus dem Hause der Herren von S. (Langensalza) in Thüringen, war 1210—39 Meister des Deutschen Ordens (s. d.). Seine umfassende Thätigkeit erstreckte sich im Interesse des Ordens und dessen Güter, die unter ihm sehr bedeutend wurden, auf Morgen- und Abendland. Daß er in letzterm die Zukunft seines Ordens sah, zeigt die Erwerbung des Burzenlandes in Siebenbürgen und, als dieses aufgegeben werden mußte, die Übernahme des Kampfes gegen die heidnischen Preußen, welcher auf Grund einer Landschenkung des Herzogs Konrad von Masovien von 1226 zwei Jahre später begonnen, die Gründung des preuß. Ordensstaats zur Folge hatte. Die Einverleibung des Schwertritterordens (s. d.) dehnte 1237 das Ordensgebiet bis nach Livland aus. S. spielte aber auch eine hochwichtige Rolle in den Streitigkeiten zwischen Kaiser Friedrich II., welchen er auf dem Kreuzzuge von 1228 begleitete, den Päpsten und den lombard. Städten, als Unterhändler und Vermittler in zahlreichen Missionen und Kongressen, als Vertreter unbestreitbarer kaiserlicher Rechte, aber auch als eifriger Befürworter des Friedens, dessen freilich sein Orden in erster Linie bedurfte. Immer in Bewegung zwischen Ägypten, Palästina, Italien und Deutschland, ging er, um seine Gesundheit herzustellen, 1238 nach Salerno, starb aber hier 20. März 1239, an demselben Tage, an welchem Papst Gregor IX. durch seine Exkommunikation des Kaisers die Friedensbemühungen S.s endgültig vereitelte. Er wurde im Ordenshause zu Barletta beigesetzt. S. gehört unstreitig zu den bedeutendsten Gestalten der zweiten Hälfte des Mittelalters. Gleich geachtet vom Kaiser wie vom Papste, zeigt er sich als ein Mann von ungemeiner Umsicht, dessen Handeln stets von Rechtschaffenheit geleitet wurde. Vgl. Lavisse, «De Hermanno Salzensi, ordinis teutonici magistro» (Par. 1875); Koch, Hermann von S., Meister des Deutschen Ordens» (Lpz. 1884).

Mit großer Wahrscheinlichkeit gilt als sein Bruder **Hugo von S.**, bekannt als Minnesänger, der den Hauptstamm des alten Geschlechts der S., das sich urkundlich bis 1162 hinauf verfolgen läßt, fortsetzte, bis dieser 1409 mit Hermann von S., Herrn von Döllstedt, ausstarb. Nebenzweige erhielten sich in Braunschweig, der Oberlausitz, Schlesien, Böhmen, Estland und Schweden. Vgl. Karl von Salza, «Regesten der Familie S.» (Lpz. 1853).

Salzach oder **Salza**, im Altertum Juvavus, der bedeutendste Zufluß des Inn, größtenteils zum Herzogtum Salzburg gehörig, dann die Grenzscheide zwischen Oberbayern und Oberösterreich bildend, entsteht aus der Vereinigung zweier Gletscherbäche unweit der tiroler Grenze. Der nördliche oder die Salze kommt 2100 m hoch aus einem Gletschersee am Geierjoch im NO. vom Gerlosberge und im N. der Zillerquelle. Der südliche oder die Krimler Ache kommt noch höher von den Krimler Tauern am Dreiherrnspitz, bildet vier Wasserfälle, von denen der oberste, der höchste in den deutschen Alpen, 220 m von einer Felswand donnernd und in Wasserwolken aufgelöst, in den Abgrund hinabstürzt, die andern in drei Absätzen 310 m tief herabfallen. Die so entstandene S. fließt zunächst ostwärts durch das düstere Längenthal Pinzgau (s. d.) über Mittersill, Taxenbach und Lend bis St. Johann, dann nordwärts durch das enge Querthal Pongau, weiterhin in dessen erweiterter Fortsetzung über Hallein. Bei Salzburg, wo der Flußspiegel noch 409 m über dem Meere liegt, verläßt der Fluß die Voralpen, tritt in die Ebene, in welcher aber das Flußbett noch immer steil eingerissen bleibt, geht über Laufen, Tittmoning gegen NW., zuletzt aber gegen NO. über Burghausen und mündet bei Winkelheim in 350 m Seehöhe. Die S. ist 315 km lang und von Hallein abwärts fahrbar, wird aber meist nur zum Holzflößen benutzt. Ihr Gebiet beträgt 6000 qkm. Sie nimmt rechts 30 Zuflüsse auf, darunter bei Bruck die Fusch vom Großglockner her, bei Taxenbach die Rauriser Ache vom Rauriser Goldberge u. s. w. Linke Zuflüsse sind: der Abfluß des Zellersees; die vom Hirschbühl kommende Königsseer Ache, die bei Berchtesgaden den Abfluß des Königssees aufnimmt; die Saale (s. d.), die Sur, der Oichenbach aus dem Tachingersee.

Salzäther (Spiritus Aetheris chlorati), **versüßter Salzgeist**, s. unter **Chloräthyl**.

Salzbäder, s. **Solbäder**.

Salzbildner, soviel wie Halogene.

Salzbrunn oder **Obersalzbrunn**, Dorf im Kreise und 5 km von der Stadt Waldenburg des preuß. Regierungsbezirks Breslau, an der Breslau-Schweidnitz-Freiburger Eisenbahn, am Fuße des Hochwaldes im schweidnitzer Gebirgslande, 403 m über dem Meere gelegen, mit (1885) 3313 E., einer kath. und einer schönen prot. Kirche, sowie einer evang. und einer kath. Betkapelle für die Kurgäste und einer Synagoge, zieht sich mit **Hartau**, **Nieder-** und **Neusalzbrunn**, drei Dörfern von zusammen 4387 E., in dem 13 km langen, weiten und freundlichen Thale des Salzbachs hin und ist besonders seiner sieben Mineralquellen wegen berühmt. Von diesen werden der Oberbrunnen und der Mühlenbrunnen und die Kronenquelle zum Trinken, der Alte und Neue Heil-, der Kramer-, der Wiesen- und der Sonnenbrunnen zum Baden benutzt. Die wichtigste dieser Quellen, der Oberbrunnen, ist eine alkalische Quelle ersten Ranges in Europa und wird besonders bei hartnäckigen Katarrhen der Respirationsorgane, bei Unterleibs-

beschwerden, Stockungen im Pfortadersystem, Hämorrhoidalkrankheit, chronischen Übeln der Harnwerkzeuge und Drüsenverhärtungen mit vielem Nutzen angewendet. Ihrer auffallend starken Wirkungen wegen waren die Quellen schon im 14. Jahrh. bekannt; doch gerieten sie namentlich durch den Dreißigjährigen Krieg wieder in Verfall und Vergessenheit, bis sie zu Anfang des 19. Jahrh. durch Mogalla und Ebers wieder in Aufnahme gebracht wurden. Seit dieser Zeit ist der Ruf des Bades fortwährend im Steigen geblieben, wozu auch namentlich die daselbst errichtete großartige Molkenanstalt, die Anstalt für Moorbäder, sowie prachtvolle Park- und Nadelholzwald-Anlagen von über 100 Morgen Ausdehnung viel beitragen. Die Zahl der Kurgäste beläuft sich jetzt jährlich auf etwa 4000, wozu noch 3—4000 Touristen kommen; versendet werden über 700000 Flaschen. Die Umgegend bietet interessante Punkte, z. B. Altwasser (s. d.), den alten und neuen Fürstenstein, Adersbacher und Wedelsdorfer Felsen u. s. w. Vgl. Deutsch, «Schlesiens Heilquellen und Kurorte» (Bresl. 1873); Valentiner, «Der Kurort Obersalzbrunn» (2. Aufl., Berl. 1877).

Salzburg, ein zum cisleithanischen Teil der Österreichisch-Ungarischen Monarchie gehörendes Herzogtum, von Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Tirol und Bayern umgrenzt, zählt auf 7165,68 qkm (1880) eine Bevölkerung von 163570 E., die durchaus Deutsche und, mit Ausnahme von etwa 3000 Protestanten, Katholiken sind. Das Land ist ein Alpenland und besteht eigentlich aus dem Thal der von Hallein an schiffbaren Salzach von deren Ursprung bis zum Austritt aus den Gebirgen und den zahlreichen Nebenthälern derselben, welche fast alle von reißenden Wildbächen durchströmt werden, die hier den Namen Ache führen. An der südl. Grenze streichen die Hohen Tauern, im Lande nach den verschiedenen Übergängen Krimler-, Felber-, Fuscher-, Rauriser-, Naßfelder- und Radstädter Tauern genannt. Die höchsten Spitzen dieses Urgebirgszugs, eine fast ununterbrochene Kette von Gletschern (Kees) bildend, sind der Venediger (3673 m), das Wiesbachhorn (3575 m), der Großglockner (3796 m), der Hohen Ar (irrig Hochnarr, 3259 m), der Ankogl (3252 m) u. s. w. Die Salzburger Alpen mit dem 2939 m hohen Hochkönig bilden die Grenze gegen Bayern. Von ihnen zieht sich gegen Osten das Tännengebirge mit der Raucheck (2430 m) zum Dachstein an der Grenze von S., Steiermark und Oberösterreich. Offen ist das Land nur gegen Nordnordwesten, wo die Salzach aus den Gebirgen tritt und eine fruchtbare Ebene bildet. Die Salzach, welche sich in den Inn (einen Nebenfluß der Donau) ergießt, ist der Hauptfluß des Landes. Die Saalach, ein Nebenfluß der Salzach, bildet eine Strecke lang die Grenze zwischen S. und Bayern. Außerdem fließen die Enns und die Mur durch einen Teil des Landes; auch gibt es zahlreiche Alpenseen, unter denen der Zellersee 9 km lang und 2 km breit ist. Die Salzach bildet die 22 km langen Pinzgauer Sümpfe, welche neuerdings zum großen Teil auf Staatskosten urbar gemacht sind. Unter den vielen Mineralwässern ist die heiße Quelle von Gastein (s. d.) die berühmteste. Einen großen Reichtum besitzt S. an schönen, pittoresken Wasserfällen. Der Fall der Krimler Ache ist der imposanteste der österr. Monarchie. Außerdem sind der Gollingerfall, 93 m, der Radstädter Tauernfall, 62 m hoch, und der gasteiner Schleierfall ausgezeichnet. Die Liechtenstein-Klamm bei St. Johann im Pongau und das Kitzloch bei Taxenbach bieten die großartigsten Bilder wildschöner Bergschluchten. (S. Karte: Kärnten, Krain, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg.)

Das Klima ist rauh, vorherrschend kalt und veränderlich, aber größtenteils gesund. Der einst so berühmte Bau auf edle Metalle hat sehr abgenommen, bedeutender ist die Ausbeute an Kupfer, Eisen, Blei und Arsenik. Groß ist der Reichtum des Salzbergs Hallein und der Marmorbrüche am Untersberge. Das Land erzeugt Getreide nicht hinreichend, aber zum Teil von vorzüglicher Güte. Wein fehlt ganz, nicht unerheblich ist dagegen die Obstzucht und am wichtigsten die Viehzucht, sowohl der Rinder auf den trefflichen Alpenweiden, als der Pferde, welche im Pinzgau von besonders starkem und großem Schlage sind. Das Wild ist in Abnahme, doch wird es durch Jagdgesellschaften gehegt. Man findet noch Hochwild, Gemsen, Murmeltiere, Gemsgeier, Auer- und Schildhühner. Bei der Stadt S. (in Hellbrunn) ist die Centralanstalt für künstliche Fischzucht. Die Salzburger sind ein kräftiger Menschenschlag, aber im Hochgebirge hager und von blasser Gesichtsfarbe. Kretinen sind häufig. Vorurteile und Aberglaube, aber auch viel natürlicher Verstand, Biederkeit und Fleiß charakterisieren das Volk, welches sehr an seinen alten Festen und Spielen hängt. Die Industrie ist unbedeutend, der Gebirgsbauer fertigt seine Kleidung großenteils selbst. Doch sind die halleiner Strumpfstrickereien in gutem Rufe. Der Verkehr wird durch gute Landstraßen, die Kaiserin-Elisabethbahn und Giselabahn (Salzburg-Tiroler Gebirgsbahn) sehr gefördert. Das Land ist in vier Bezirkshauptmannschaften (Salzburg, St. Johann, Tamsweg, Zell am See) geteilt, wozu noch die selbständige Stadt S. kommt. An der Spitze der Landesverwaltung steht die k. k. Landesregierung in Salzburg. Für die Finanzverwaltung ist die Finanzverwaltung in Salzburg bestellt. In militärischer Hinsicht steht das Herzogtum unter dem Generalkommando in Wien. Der Landtag des Herzogtums besteht aus 26 Mitgliedern: dem Fürsterzbischof von S., fünf Abgeordneten des Großgrundbesitzes, drei Abgeordneten der Hauptstadt, sieben der übrigen Städte, zwei der salzburger Handelskammer und acht der Landgemeinden. In den österr. Reichstag sendet S. fünf Abgeordnete. Das Wappen des Kronlandes ist ein längsgeteilter Schild, rechts ein schwarzer Löwe in goldenem Feld, das linke Feld ist damasciert.

Geschichte. Das Land war schon unter der Römerherrschaft gut bevölkert, und frühzeitig fand hier das Christentum Eingang. Durch Hunnen, Ostgoten und andere Völker wurde es verwüstet, doch schnell erhob es sich wieder. Den Grund zum Entstehen des spätern deutschen Reichslandes S. gab die Errichtung eines Bistums, welche der bayr. Herzog Theodo bewirkte. Der erste Vorstand soll um 582 der heil. Rupert geworden sein. Zur Dotierung wurden ihm von Theodo und vielen Edeln Güter um Salzburg (Juvavia) übergeben, wo Rupert seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Zu diesen Besitzungen traten dann später die Erwerbungen Lungaus, Pinzgaus und Gasteins, das erstere durch Schenkung Kaiser Heinrichs II., die beiden letztern,

welche nach dem Aussterben der Grafen von Blain an Bayern gefallen waren, im 13. Jahrh. durch Kauf. Unter Arno wurde das Bistum 798 zum Erzbistum erhoben. Der Erzbischof Gebhard, Graf von Helfenstein, gest. 1088, erhielt vom Papste die immerwährende Würde eines Legaten aller deutschen Kirchen. Die Erzbischöfe lagen fast beständig entweder mit dem Kaiser, mit Österreich und Bayern, oder mit ihren eigenen Landständen und Unterthanen in offenem Kriege und argem Hader. Erzbischof Leonhard II., 1495—1519, der 1498 alle Juden vertrieb und die gegen ihn verschworenen Großen seines Landes gefangen nehmen ließ, erweiterte das Gebiet des Erzstifts durch bedeutende Ankäufe. Wolfgang Dietrich, 1587—1611, beschwor mit seinem Kapitel 1606 das Statut, welches für ewige Zeit alle österr. und bayr. Prinzen aus demselben ausschloß. Unter dem Erzbischof Leopold Anton Graf von Firmian wurden nach harten Verfolgungen und trotz der Verwendung des Corpus evangelicorum alle Protestanten, angeblich weil sie eine Verschwörung beabsichtigt, als sie sich weigerten, zur kath. Kirche überzutreten, aus dem Lande getrieben. So verließen 1731 und 1732 gegen 30000 fleißige und ruhige Unterthanen (Salzburger Emigranten) das Land, die namentlich in Preußen eine willkommene Aufnahme fanden. Der letzte Erzbischof war der 1772 erwählte Hieronymus, Graf von Colloredo, gest. in Wien 1812, der mit Energie die Regierung führte und manche Gebrechen abschaffte, aber die Liebe seiner Unterthanen nicht zu gewinnen vermochte.

Die Erzbischöfe von S. hatten große Vorrechte. Sie konnten in den Adelsstand erheben, hatten mit den Herzögen von Bayern das Direktorium im Bayrischen Kreise, auf den Reichstagen die erste Stelle auf der geistlichen Bank im Fürstenrate und abwechselnd mit Österreich, welches aber immer den Anfang machte, das Direktorium im Reichsfürstenkollegium. Auch erhielten sie von dem Kaiser, selbst wenn sie nicht aus fürstl. Häusern waren, den Titel Ew. Liebden, während die geistlichen Kurfürsten in diesem Falle nur Ew. Andacht genannt werden. Es war seit dem Westfälischen Frieden außer den drei geistlichen Kurfürstentümern das einzige Erzbistum in Deutschland und umfaßte damals ein Areal von 9900 qkm mit 190000 E. Die Säkularisation erfolgte 1802, und im Vertrag zu Paris vom 26. Dez. 1802 wurde S. nebst Eichstätt, Berchtesgaden und einem Teile von Passau dem Erzherzog von Österreich und Großherzog von Toscana, Ferdinand (s. d.), zur Entschädigung für das im Lunéviller Frieden abgetretene Toscana gegeben und derselbe unter die Zahl der Kurfürsten aufgenommen. Durch den Preßburger Frieden von 1805, zufolge dessen der Kurfürst Ferdinand Würzburg erhielt, kam S. an Österreich und Eichstätt und Passau an Bayern. Der Wiener Friede von 1809 stellte es zur Verfügung Napoleons, der es 1810 an Bayern abtrat. Nach dem Pariser Frieden von 1814 wurde es von Bayern wieder an Österreich vertauscht, mit Ausnahme eines Teils vom linken Salzachufer, welcher nebst Berchtesgaden bayrisch blieb. Es bildete hierauf unter dem Titel eines Herzogtums (mit Ausnahme einiger zu Tirol geschlagenen kleinen Bezirke) den Salzachkreis des Landes ob der Enns, bis es 1849 losgetrennt, zu einem selbständigen Kronlande mit drei Bezirkshauptmannschaften (Salzburg, Zell, Werfen) konstituiert wurde und 1. April 1861 nach langer Zeit wieder den ersten Landtag erhielt.

Vgl. Pichler, «S.s Landesgeschichte» (Salzb. 1865); Meiller, «Regesta archiepiscoporum Salisburgensium» (Wien 1866); «Jahrbuch der Geschichte für salzburger Landeskunde» (Salzb. 1867); Richter, «Mitteilungen der Gesellschaft für salzburger Landeskunde» (Salzb. 1876 u. fg.); «Abriß der Landeskunde des Herzogtums S.» (Salzb. 1877); Zillner, «Geschichte der Stadt Salzburg» (1885).

Salzburg, das alte Juvavia oder Juvavum, die Hauptstadt des ehemaligen Erzstifts und Kurfürstentums, sowie des jetzigen Kronlandes gleichen Namens, liegt an beiden Ufern der vierfach überbrückten Salzach in reizender Gegend. Der Mönchsberg am linken, der Kapuzinerberg am rechten Ufer, zwei isolierte Hügel, bilden eine Thalenge, in welche die Stadt hineingebaut ist, sodaß die äußersten Häuserreihen der Vorstädte Stein und Mülln an den Felsen hängen. Die Stadt besitzt schöne und große Plätze. Die Straßen sind jedoch meist eng und krumm, die Häuser mit flachen Dächern versehen und solid gebaut. Die Baulust der Erzbischöfe schmückte die Stadt mit vielen Prachtgebäuden, meist im ital. Stil. Die einengenden Festungsmauern fielen, die oft sehr wilde Salzach wurde reguliert und an beiden Seiten derselben neuerdings stattliche Kais mit anmutigen Promenaden hergestellt. Die neue Wasserleitung, 1875 vollendet, versorgt die Stadt mit dem Quellwasser des Untersbergs. Unter den 24952 E. (1880, ohne Garnison 23499) befinden sich etwa 550 Protestanten. S. ist Sitz der Regierung, des Erzbischofs von S., eines Stadtkommandos, eines Landesgerichts, einer Forst- und Domänendirektion, einer Finanzdirektion, Handels- und Gewerbekammer und anderer Behörden. Ausgezeichnete Gebäude sind die prachtvolle Domkirche, 115 m lang, 74 m hoch, 70 m breit, mit einer Façade von weißem Marmor, einer großen Orgel und vorzüglichen, aber infolge des Brandes von 1859 beschädigten, nunmehr restaurierten Gemälden, erbaut 1614—68; die Kirche zu St. Peter mit vielen Denkmälern bis ins 14. Jahrh. hinauf, auch mit Mich. Haydns Denkmale; die Margaretenkirche, ein schöner Bau von 1485 (restauriert 1864), in der Mitte des sehr interessanten alten Petersfriedhofs; die schöne Universitätskirche, die Kirche der Benediktinerinnen auf dem Nonnberge mit herrlichen Glasmalereien von 1480 und die nach dem Brande von 1818 neuerbaute St. Sebastianskirche mit Denkmal des Theophrastus Paracelsus. Im ganzen hat die Stadt 24 Kirchen, außerdem eine protestantische, die 1865 vollendet wurde. Das ehemalige Residenzschloß der Erzbischöfe ist jetzt kaiserl. Residenz und zum Teil vom Großherzog von Toscana bewohnt. Ein zweites Schloß der Erzbischöfe, Mirabell, das vom Kaiser Franz Joseph der Stadt käuflich überlassen wurde, ist nach dem Brande von 1818 ebenfalls neu aufgebaut. Der ehemalige erzbischöfl. Marstall für 130 Pferde, jetzt eine Kavalleriekaserne, war einer der schönsten in Europa. Andere bemerkenswerte Gebäude sind: der Neubau am Residenzplatz; die ehemalige Universität, das Priesterseminar mit der ehemaligen Pagerie; das Benediktinerkloster von St. Peter; das Cajetanerkloster, jetzt Militärspital, das Künstlerhaus, das Oberreal- und Bürgerschulgebäude u. s. w. Die Kur- und Badeanstalt ist höchst komfortabel und zweckmäßig ausgestattet. Über der Stadt steht

das alte weitläufige Schloß Hohensalzburg mit neu restaurierten alten und gotisch ausgestatteten Sälen und Zimmern, bis 1866 Festung, jetzt als Kaserne benutzt. Vor dem Dome befindet sich Hagenauers schöne Marienstatue aus Erz. Am Ausgange des Neuthors, welches 130 m lang, 7 m breit, 8 m hoch ist und 1767 unter dem Erzbischof Sigismund III., Grafen von Schrattenbach, durch den Mönchsberg gebrochen wurde, steht in einer Blende Hagenauers Statue Sigismunds. Den Residenzplatz ziert ein 1668 aus weißem Marmor ausgeführter, 14 m hoher Springbrunnen, den Mozartplatz das Denkmal Mozarts (von Schwanthaler), bei dessen Grundlegung man 1840 einen herrlichen Mosaikboden aus der Römerzeit auffand, der jetzt im städtischen Museum aufbewahrt wird. Ein röm. Bad, noch wohlerhalten, findet sich im Johannisspital. Über der Hauptwache am Neubau erhebt sich ein Turm mit dem berühmten Glockenspiel. Von Klöstern bestehen zu S. vier für Männer und ebenso viel für Frauen.

Die 1620 gestiftete, 1625 vom Papst bestätigte Universität wurde 1804 erweitert, 1810 aber aufgehoben. Jetzt sind von höhern Unterrichtsanstalten vorhanden eine theol. Fakultät, zwei Obergymnasien, eine Oberrealschule, ein erzbischöfl. Priesterseminar, eine Staatsgewerbeschule, ein Schullehrerseminar, zwei Handelsschulen und die Musikschule des Mozarteums. Die wissenschaftlichen Bestrebungen werden unterstützt durch das reichhaltige, mit künstlerischem Geschmack geordnete städtische Museum mit Bibliothek (10000 Bände), die k. k. Studienbibliothek und die Bibliothek im Stift von St. Peter, ein zoolog. Museum und ein physik. und mineralog. Kabinett. Vereine bestehen für Kunst, für Musik, für Landeskunde, wozu noch eine Ökonomische Gesellschaft und ein Gewerbeverein, Ärztlicher Verein, Verschönerungsverein u. s. w. kommen. Für die Wintersaison ist auch ein Theater vorhanden. Besonders reich ist S. an Stiftungen aller Art, an Versorgungs- und Unterstützungsanstalten, welche größtenteils ansehnliche Fonds besitzen. Industrie und Handel sind im Aufblühen begriffen. Auch ist der Fremdenverkehr im Sommer von Bedeutung für die Stadt, welche östlich durch die Kaiserin-Elisabeth-Bahn mit Wien, westlich durch die Bayrische Staatsbahn mit München (Reichenhall), südwestlich durch die Gisela-Bahn mit Gastein und Innsbruck und südöstlich durch ebendieselbe mit Steiermark verbunden ist. Die Umgebung S.s zieren eine Menge Parks und Villen sowohl ältern als neuern Ursprungs. Dahin gehören das kaiserl. Lustschloß Hellbrunn, Schloß Kleßheim (Eigenthum des Erzherzogs Ludwig Victor), der fürstl. Schwarzenbergische Park zu Aigen, das Schloß Leopoldskron, das gräfl. Arcosche Schloß im normann. Stile zu Anif u. s. w. Im nahen Leopoldskronermoos finden sich auch mehrere Schlamm- und Moorbäder, unter denen das Ludwigsbad und das Marienbad die ansehnlichsten sind. S. ist der Geburtsort Mozarts, dessen Geburtshaus in der Getreidegasse, das Wohnhaus am Makartplatze steht. In ersterm befindet sich auch das Mozart-Archiv. Zu S. fand am 18. bis 23. Aug. 1867 eine Zusammenkunft zwischen Kaiser Franz Joseph von Österreich und Napoleon III. statt. Vgl. Hübner, «Beschreibung der erzbischöfl. Haupt- und Residenzstadt S.» (2 Bde., Salzb. 1792—93); Bühler, «S., seine Monumente und seine Fürsten» (Salzb. 1873); Dieter, «Führer durch S.» (9. Aufl., Salzb. 1886).

Salzburg (magyar. Vizakna), Stadt mit geregeltem Magistrat und Badeort in Siebenbürgen (Unter-Weißenburger Komitat), Station der Linie Kis-Kabus-Nagy-Szeben der Ungarischen Staatsbahnen, mit 3683 E., Rumänen, Magyaren und Deutsche. Bemerkenswert sind die Solbäder in offenen Teichen, die an Stelle aufgelassener oder verfallener röm. Salzgruben sich vorfinden; fünf derselben dienen zu Badezwecken. Das Wasser dieser Teiche hat eine Temperatur von 30—37° C. und ist ungewöhnlich salzhaltig. So enthält der Tölölyi-Teich in 10000 Teilen Wasser 2030,075 feste Bestandteile, worunter 1576,5 Chlornatrium, 2,5 Jodnatrium, 102,5 schwefelsaures Natron u. s. w. Der Badeort wird nur mäßig frequentiert.

Salzburg, Ort in Lothringen, s. Château-Salins.

Salzburger Alpen, s. unter Alpen (Bd. I, [S. 465).

Salzburger Hoher Thron, der nordöstl. Gipfel des Untersberges (s. d.).

Salzburgerkopf, s. unter Westerwald.

Salzchemie, s. Halurgie.

Salzderhelden, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Hildesheim, Kreis Einbeck, links an der Leine, Station der Linien Hannover-Kassel und S.-Einbeck-Dassel der Preußischen Staatsbahnen zählt (1880) 1036 evang. E. und hat eine Saline, welche jährlich 50—60000 Ctr. Salz liefert. Auf einem Hügel über der Leine liegen die Ruinen einer ehemals den Grafen von Dassel, dann den Herzögen von Grubenhagen gehörigen Burg.

Salz der Wissenschaft, sov. w. Alembrothsalz.

Salzdetfurth, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Hildesheim, Kreis Marienburg in Hannover, umgeben von reichbewaldeten Höhenzügen des Hildesheimer Waldes, an der Lamme, zählt (1885) 1089 luth. E. und hat eine Saline, eine Kinderheilanstalt und ein Sol- und Fichtelnadelbad.

Salze nennt man in der Chemie die Produkte der Verbindungen von Basen (s. d.) und Säuren (s. d.) oder die Produkte, welche entstehen, wenn in einer Säure die vertretbaren Wasserstoffatome durch Metalle ersetzt werden. Je nach der Zusammensetzung der Basen und Säuren unterschied man, namentlich früher, Amphid- und Haloidsalze (S. Amphidsalze.) In ihren Eigenschaften sind die Salze sich höchst ungleich. Viele sind in Wasser leicht löslich, manche schwer löslich, sehr viele ganz unlöslich. Viele verhalten sich gegen Pigmente neutral, andere reagieren sauer, wieder andere alkalisch. Viele haben den als «salzig» bezeichneten Geschmack, andere schmecken scharf und ätzend, viele sind ganz geschmacklos. Sind in den Säuren alle vorhandenen vertretbaren Wasserstoffatome durch Metalle ersetzt, so bezeichnet man die entstandenen Salze als neutral, gesättigte, normale. Sind dagegen die vertretbaren Wasserstoffatome der Säure nur teilweise durch Metalle vertreten, so sind die Salze sauer oder ungesättigt. Enthalten dagegen Salze noch Hydroxylgruppen, welche der Basis angehören, so nennt man sie basisch.

Die einbasischen Säuren können nur neutrale Salze bilden. Ein Molekül einer einbasischen Säure vereinigt sich dabei mit einem Molekül einer einsäurigen Base:

$$NO_2OH + KOH = NO_2OK + H_2O.$$

Auf gleiche Weise vereinen sich zwei Moleküle einer

einbasischen Säure mit einem Molekül einer zweisäurigen Base zu neutralem Salz:

$$2(CH_3COOH) + Ca(OH)_2 = \left.\begin{matrix}CH_3COO\\CH_3COO\end{matrix}\right\} Ca + 2H_2O.$$

Die zweibasischen Säuren bilden sowohl neutrale wie auch saure Salze. Bei der Vereinigung der zweibasischen Schwefelsäure mit dem einsäurigen Natriumhydroxyd entsteht saures Natriumsulfat, wenn ein Molekül der Säure mit einem Molekül der Base in Wechselwirkung tritt:

$$SO_2(OH_2)_2 + NaOH = SO_2(ONa)(OH) + H_2O.$$

Dagegen wird neutrales Salz gebildet, wenn ein Molekül Schwefelsäure sich mit zwei Molekülen Natriumhydroxyd verbindet:

$$SO_2(OH)_2 + 2NaOH = SO_2(ONa)_2 + 2H_2O.$$

Verbindet sich ein Molekül einer zweibasischen Säure mit einem Molekül einer zweisäurigen Base, so ist das entstehende Salz neutral, so z. B. Kohlensäure und Calciumhydroxyd:

$$CO(OH)_2 + Ca(OH)_2 = CO <^{O}_{O}> Ca + 2H_2O.$$

Aus der Vereinigung von zwei Molekülen einer zweibasischen Säure mit einem Molekül einer zweisäurigen Base geht dagegen ein saures Salz hervor, so z. B. das Calciumbicarbonat:

$$\left.\begin{matrix}CO(OH)_2\\CO(OH)_2\end{matrix}\right\} + Ca(OH)_2 = \begin{matrix}CO <^{OH}_{O}\\ \qquad > Ca\\ CO <^{O}_{OH}\end{matrix} + 2H_2O$$

Dreibasische Säuren bilden drei Reihen von Salzen, so gibt die dreibasische Phosphorsäure $PO(OH)_3$ z. B. mit einsäurigem Kaliumhydroxyd folgende drei Salze:

$PO(OK)_3$ neutrales Kaliumphosphat.
$PO(OK)_2(OH)$ zwei Drittel gesättigtes Kaliumphosphat.
$PO(OK)(OH)_2$ saures Kaliumphosphat.

Vereint sich ein Molekül einer zweisäurigen Base mit einem Molekül einer einbasischen Säure, so entsteht ein basisches Salz, so z. B. aus Bleihydroxyd und Essigsäure das basische Bleiacetat:

$$Pb <^{OH}_{OH} + CH_3COOH = Pb <^{OCH_3CO}_{OH} + H_2O.$$

Diese Beispiele mögen genügen, um das Gesagte zu erklären.

Eine weitere Klasse bilden die Sulfosalze oder Schwefelsalze. Diese leiten sich von Sulfosäuren auf gleiche Weise ab, wie die übrigen Salze von den sonstigen Säuren. Das bekannteste Beispiel ist die als zweibasisch zu betrachtende Hydrothionsäure oder der Schwefelwasserstoff SH_2, welcher zwei Reihen von Salzen gibt, z. B. SKH Kaliumsulfhydrat und KSK Schwefelkalium. Ferner die Sulfokohlensäure $CS(SH)_2$, welche eine Kohlensäure ist, deren Sauerstoff durch Schwefel ersetzt ist. Ferner die Sulfarsenite und Sulfarseniate, die arsenigsauren und arsensauren Salzen entsprechen, welche an Stelle des Sauerstoffs Schwefel enthalten.

Eine letzte Klasse sind die Doppelsalze, welche meist aus mehrbasischen Säuren dadurch entstehen, daß die Wasserstoffatome durch verschiedene Metalle ersetzt werden. (S. Doppelsalze.)

Salze, preuß. Stadt, s. Großsalze.

Salzfluß, soviel wie Ekzem (s. d.).

Salzgärten, s. unter Salz.

Salzgebirge nannte man früher die an Steinsalzablagerungen reiche Triasformation Deutschlands (vgl. Muschelkalk, Buntsandstein, Keuper und Steinsalz). Später zeigte sich, daß auch noch andere Formationen Flöze dieses nutzbaren Minerals bergen, weshalb obige Bezeichnungsweise der Trias aufgegeben wurde.

Salzgeist, s. Salzätherweingeist.

Salzgitter, Marktflecken im Kreise Goslar des preuß. Regierungsbezirk Hildesheim, am Warnebach und an der Linie Holzminden-Oschersleben der Braunschweigischen Eisenbahn, 30 km im SSO. von Braunschweig, zählt (1885) 1800 E., hat eine Hedegarnspinnerei und Weberei, eine Buchdruckerei mit Buch-, Kunst-, Papierhandlung und Buchbinderei, eine Brauerei, eine Sauerbrunnenquelle, sowie die (mit Braunschweig gemeinschaftliche) Saline Salzliebenhall. Im Dez. 1850 wurde von neuem in 229 m Tiefe ein mächtiges Lager des reinsten Steinsalzes erbohrt.

Salzgraf, s. unter Graf.

Salzhaff oder Barther Binnenwasser, s. unter Bodden.

Salzhausen, Weiler im oberhess. Kreise Büdingen, s. unter Nidda.

Salzhemmendorf, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Hannover, Kreis Hameln, an der Saale, zählt (1885) 1147 luth. E. und hat zwei Solquellen mit Solbad, eine Orgelbauerei, eine Stuhlfabrik, zwei Mahlmühlen, zwei Sägemühlen, sowie eine große Anzahl Kalköfen, welche jährlich etwa 400000 Ctr. Kalk produzieren. Der über dem Orte sich erhebende Kainstein (390 m) liefert Dolomitquadern nnd ausgezeichneten Kalkstein.

Salziger See, schwach salzhaltiger See im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Mansfelder Seekreis, 16 km im W. von Halle, ist 6,5 km lang und bis 2 km breit; durch die Salza fließt er links zur Saale ab. Nördlich von ihm liegt der kleinere Süße See, welcher in den S. abfließt.

Salzkammergut, eine zu Österreich gehörige Alpenlandschaft und kaiserl. Domäne von 647 qkm mit 18000 E., bildet den südl. Teil des ehemaligen Traunkreises von Oberösterreich und einen Teil des nordwestl. Steiermark und wird wegen ihrer zahlreichen Alpenseen und andern Naturschönheiten auch die Österreichische Schweiz genannt. Das S. liegt durchweg im Bereiche der nördl. Kalkalpen, deren Thäler sich um das dem Lande von der Quelle an angehörige Traunthal gruppieren. Zwischen der Salzach und der Enns ziehen von Westen gegen Osten die Salzkammergut- oder Kammeralpen, ein Kalkgebirge, das noch mehr als das Berchtesgadener Bergland durch seenerfüllte Einsenkungen in Gruppen zerfällt wird. Östlich von dem bis 2430 m hohen Tännengebirge, welches an der Salzach den Paß Lueg bildet (s. Pinzgau), und im Süden des Hallstätter Sees liegt die kolossale, 2996 m hohe Masse des Dachsteins mit dem ungeheuern Felsturme des 2944 m hohen Torsteins (Thorsteins), der fast senkrecht aus Gletschern aufsteigt. Die weiter östlich folgende Gebirgsmasse bildet das eigentliche Kammergebirge. An der Nordwestecke, westlich von Hallstatt, liegt die Gosau; im Nordosten, durch die Ausseer Niederung davon getrennt, die Gruppe des 2180 m hohen Toten Gebirges, an dessen Nordrande sich der Große Priel 2449 m hoch erhebt. Zwischen dem Traun- und Attersee dehnt sich das breite Höllengebirge aus; zwischen Atter-, Mond- und Wolfgang- oder Abersee erhebt sich der Schafberg (s. d.). Die Bevölkerung des S. ist, da die gebirgige Natur des Landes Feldbau fast gar nicht zuläßt,

teils mit Viehzucht, Holzkultur und Jagd, größtenteils aber (6—7000 Arbeiter) in den höchst merkwürdigen Salzwerken beschäftigt, welche 1883 nicht weniger als 949008 Metercentner Sud-, 4924 Metercentner Stein- und 38486 Metercentner Industriesalz geliefert haben. Im Mittelpunkt des S. liegt der Badeort Ischl. Andere merkwürdige Orte sind die Marktflecken St.-Wolfgang am Abersee und Hallstatt, das Städtchen Gmunden und das malerisch gelegene Dorf Traunkirchen. Der Verkehr im S. wird durch die im Betrieb der Kronprinz-Rudolfbahn stehende Salzkammergutbahn (Linie Steinach-Gmunden-Scheerding) gefördert, an welche sich in Gmunden die Kaiserin-Elisabethbahn anschließt. Das sog. Steiermärkische Salzkammergut hat zum Hauptorte den Marktflecken Aussee (s. d.). Vgl. «Ischl und seine Umgebungen. Unter Berücksichtigung Gmundens und des ganzen S.s» (7. Aufl., Gmunden 1885); Seibert, «Wegweiser an den Seen des S.s» (3. Aufl., Wien 1877); «Führer durch das S. und die angrenzenden Gebiete zwischen Salzach und Enns» (herausg. von der Sektion «Austria» des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Wien 1880).

Salzkotten, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Minden, Kreis Büren, an der Heder, die links zur Lippe geht, Station der Linie Soest-Nordhausen der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 2162 meist kath. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine Saline mit einer jährlichen Ausbeute von 40000 Ctr. Salz, eine Cigarrenfabrik, zwei Dampfschneidemühlen und Ziegelei.

Salzkraut, s. unter Salzpflanzen.

Salzkupfererz, s. unter Atacamit.

Salzlake, s. unter Einsalzen; vgl. Fleisch, Bd. VI, S. 889ᵃ.

Salzlecke, Vorrichtungen, um dem Vieh oder auch dem Wild das nötige Salz zu geben. Das Stallvieh erhält das Salz gewöhnlich in Form von Salzlecksteinen, Kugeln aus geringern Sorten Steinsalz mit Lehm vermengt.

Salzliebenhall, s. unter Salzgitter.

Salzmann (Christian Gotthilf), berühmt als Stifter der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal (s. d.), geb. 1. Juni 1744 zu Sömmerda, wo sein Vater Pastor war, studierte seit 1761 zu Jena Theologie, wurde 1768 Pfarrer zu Rohrborn im Erfurtischen und 1772 Diakonus, dann Pastor an der Andreaskirche zu Erfurt, wo er als Prediger viel Beifall fand. Noch ehe Rousseau und Basedow auf ihn wirken konnten, wendete er der Erziehung der Jugend große Aufmerksamkeit zu, wurde später bei der Beschäftigung mit den eigenen Kindern sich seines Berufs als Pädagog bewußt und trat als solcher zuerst mit seinem «Krebsbüchlein, oder Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder» (Erf. 1780, 1788, 1792, 1807) hervor. Im J. 1781 legte er seine Stelle nieder und ging als Religionslehrer und Liturg an das Philanthropin nach Dessau, verließ aber wegen der dort herrschenden Zwietracht diese Stellung 1784 wieder, um auf dem von ihm erkauften Landgute Schnepfenthal im Gothaischen eine Erziehungsanstalt für Knaben aus den höhern Ständen zu gründen. S.s litterarischer Ruf, seine ihm hilfreich zur Seite stehende Gattin, tüchtige Mitarbeiter, wie André, Bechstein, der Philolog Lenz, Glatz, GutsMuths, Weißenborn, Blasche, die drei Brüder Ausfeld, sowie das frische, gesunde Leben in Schnepfenthal, durch vortreffliche Einrichtungen gefördert, machten diese Anstalt bald zur berühmtesten in Deutschland und führten ihr Zöglinge aus fast allen Ländern Europas zu. Da S.s Schwiegersöhne und Töchter und später auch sein dritter Sohn Karl sich an der Sorge für das körperliche und geistige Wohl der Zöglinge beteiligten, so waltete in der ganzen Anstalt das Wesen eines großen Familienkreises, über welchem S. als Vater, hochverehrt wie ein Patriarch, stand. Nachdem er noch die Katastrophe erlebt, die im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrh. über Deutschland hereinbrach, starb er 31. Okt. 1811.

Als Erzieher wie als pädagogischer Schriftsteller hat S. gleich viel Gutes gewirkt. Alle seine Schriften zeichnen sich durch Klarheit der Gedanken, Faßlichkeit und Einfachheit aus. Hervorzuheben sind: der Roman «Carl von Carlsberg oder über das menschliche Elend» (6 Bde., Lpz. 1783—88), «Der Himmel auf Erden» (Schnepfenthal 1797), der «Thüringer Bote» (Schnepfenthal 1788 fg.), von seinen Erziehungs- und Jugendschriften (gesammelt, 12 Bdchn., Stuttg. 1845—46): «Sebastian Kluge», «Conrad Kiefer, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung», «Heinrich Gottschalk», «Ameisenbüchlein oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher», «Joseph Schwarzmantel». Eine Anzahl seiner pädagogischen Schriften wurde von Richter (Bd. 2 der «Pädagogischen Bibliothek», Berl. 1870—75) und von Bosse und Meyer (Bd. 16 der «Pädagogischen Klassiker», Wien u. Lpz. 1886) mit Erläuterungen herausgegeben.

Nach S.s Tode übernahm dessen Sohn Karl S. die Anstalt, der er mit gleichem Streben und Eifer vorstand, dabei kräftig unterstützt von seiner Gattin Thusnelda, geborene Lenz (gest. 14. Juni 1867). Im J. 1848 übergab Karl S. (gest. 21. Nov. 1870) die Anstalt seinem Neffen Wilhelm Ausfeld, welcher sie bis zu seinem Tode, 15. Febr. 1880, im Sinne des Stifters mit Kraft und Milde in Gemeinschaft mit seiner ausgezeichneten Gattin Albertine, geborene Muschner, leitete. Seitdem ist dessen Sohn Dr. Wilh. Ausfeld, herzoglich sächs. Schulrat, Direktor der Anstalt.

Salzpflanzen oder Halophyten nennt man diejenigen Pflanzen, welche auf salzhaltigem Boden oder in salzhaltigem Wasser vorkommen. Die meisten derselben bilden die charakteristischen Bestandteile der Salinen-, Küsten- und Salzsteppenfloren. Abgesehen von den Meeresalgen sind als S., die im Wasser leben, besonders die sog. Seegräser zu erwähnen; zu den zahlreichen Landpflanzen, die auf salzhaltigem Boden vorkommen, gehören: Glaux maritima, Crambe maritima, Cakile maritima, Salsola Kali u. a.

Salzquellen oder Solquellen sind Quellen mit einem stärkern oder schwächern Gehalt an Chlornatrium, meist Salzlager führenden Gebirgen entspringend; dieselben machen sich durch eine eigentümliche Flora (Salzpflanzen) kenntlich; sie geben Anlaß zur Anlage von Solbädern und Salinen.

Salzsäure oder Chlorwasserstoffsäure (Acidum muriaticum, Acidum hydrochloricum) HCl, entsteht durch direkte Vereinigung von 1 Volum Chlor und 1 Volum Wasserstoff unter lebhafter Explosion, sobald das Gasgemisch von einem Sonnenstrahl getroffen oder entzündet wird. In größtem Maße wird sie als Nebenprodukt bei der fabrikmäßigen Bereitung von Glaubersalz (s. d.) gewonnen, wenn man Kochsalz mit

konzentrierter Schwefelsäure destilliert und das sich entwickelnde salzsaure Gas in Wasser auffängt. Sie bildet im konzentriertesten Zustande eine rauchende, stechend riechende, farblose Flüssigkeit von 1,2 spezifischem Gewicht und sehr ätzenden Eigenschaften. Wasserfrei kann sie nur als Gas bestehen. Sie löst die meisten Metalle unter Entwickelung von Wasserstoffgas und Bildung von Chlormetallen auf. Mit Alkalien und Erden bildet sie salzsaure, krystallisierbare Salze, welche Chlormetalle genannt werden. In Vermischung mit Salpetersäure wird sie unter Bildung von Chlor zersetzt und die Mischung, Königswasser, löst daher Gold und Platin auf. Die S. wird als Auflösungsmittel in der Chemie und Pharmacie, als Ätzmittel u. s. w., auch in der Medizin angewendet. Sie dient ferner zur Fabrikation des Salmiaks, des Leims und des Phosphors, zur Auflösung verschiedener Metalle, wie Zinn und Zink, zur Darstellung der Kohlensäure, zur Entkalkung der Knochenkohle in den Rübenzuckerfabriken, in der Bleicherei und in sehr großer Menge in den Chlorkalkfabriken.

Salzsaures Ammonium, s. Salmiak.

Salzschlirf, Pfarrdorf und Badeort im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Fulda, an der Altfell und am Nordostfuße des Vogelgebirges, 252 m über dem Meere, Station der Linie Gießen-Fulda der Oberhessischen Staatsbahnen, zählt (1885) 1005 kath. E. und hat ein Solbad mit lithion-, iod- und bromhaltigen Kochsalzquellen und Moorbäder. Vgl. «S., seine Heilquellen und seine Moorbäder» (Kassel 1881).

Salzsee, See in Utah, s. Salt-Lake.

Salzsole, s. unter Salz.

Salzspindel (Gradierwage), ein Aräometer zur Bestimmung des Salzgehalts einer Sole.

Salzsteuer heißt im Gegensatz zu Salzmonopol eine auf Erzeugung und Einfuhr von Kochsalz gelegte Verbrauchsabgabe. Im Deutschen Zollverein führte die Übereinkunft vom 8. Mai 1867 die Gemeinsamkeit der S. unter Abschaffung des Monopols und der Verschiedenheiten der Belastung für das gesamte Zollgebiet mit dem Beginne des J. 1868 herbei. Die Steuer, beziehungsweise der Zollsatz, beträgt 6 Mark pro Centner netto; daneben sind andere staatliche oder kommunale Salzabgaben untersagt. Die S. ist als Kopfsteuer sehr anfechtbar, weil der ärmste Mann ebenso viel oder noch mehr Speisesalz als der reichste bedarf und durch Selbstbeschränkung im Genusse sich einer Abgabe nicht entziehen kann, welche auch die unproduktiven Familienglieder in gleicher Höhe trifft. Deshalb ist ihre gänzliche Beseitigung sowohl im Deutschen Reichstage wie auch in den Einzellandtagen wiederholt gefordert worden, jedoch in Rücksicht auf die beschränkten eigenen Einkünfte des Reichs vergeblich. Der Salzzoll im Deutschen Reiche, der 1879 etwas erhöht worden, ergab 1883/84 eine Einnahme von 3 488 200 Mark und die S. in demselben Jahre 38 737 700 Mark. In England ward die S. schon 1825 ganz aufgehoben. In Frankreich ist sie niedriger als in Deutschland und bringt mit dem Zoll nur 33 Mill. Frs. ein. Vgl. Alfr. Schmidt, «Das Salz. Eine volkswirtschaftliche und finanzielle Studie» (Lpz. 1874).

Salzthon, als Gebirgsart der häufige Begleiter des Steinsalzes, ist ein inniges Gemenge von Thon und Steinsalz.

Salzuflen (Salzuffeln), Stadt im Fürstentum Lippe, an der Mündung der Bega und Salze in die Werre, Station der Linie Herford-Detmold der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Saline, die jährlich 28 000 Ctr. Salz liefert, und ein Solbad, zählt (1885) 3922 E., welche Tabaks- und Cigarrenfabriken, Mineralwasserfabrik, Düngerfabrik und eine große Stärkefabrik unterhalten.

Salzungen, Stadt und Badeort im Herzogtum Sachsen-Meiningen, 28 km südlich von Eisenach und 34 km nordnordwestlich von Meiningen schön an der Werra gelegen, Station der Linien Eisenach-Lichtenfels der Werra- und S.-Kaltennordheim der Feldabahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1885) 3947 E. Unter den Gebäuden sind das alte Schloß Schnepfenburg (1792 neu erbaut und Sitz der Staatsbehörden), die Stadtkirche, die neue Schule, das Sulzbergersche Krankenhaus und das Rathaus hervorzuheben. Ihren Ruf verdankt die Stadt besonders ihrem Salzwerk und ihrem Solbade. Die Saline, welche früher ihren Bedarf an Sole aus verschiedenen Brunnen bezog, bestand urkundlich schon 775. Seit 1810 sind fünf Bohrbrunnen niedergetrieben worden, von welchen vier im Betrieb bei 135 m Tiefe eine vollkommen gesättigte Sole von 27 Proz. liefern. Zwei Siedehäuser wurden 1861 und 1868 erbaut. Die Saline ist jetzt im Besitz einer Aktiengesellschaft; der Absatz beträgt jetzt etwa 280 000 Ctr. an Speise-, Vieh-, Bade- und Gewerbesalz und 3000 Ctr. Düngesalz. Nachdem die Sole schon seit 1801 auch zu Bädern benutzt worden, entschloß sich die Pfännerei 1821 zur Errichtung einer öffentlichen Badeanstalt, die in neuerer Zeit, besonders seit Eröffnung der Werrabahn und seit Einrichtung einer Inhalation mit Zerstäubung gesättigter Sole zu den besuchtesten und heilkräftigsten Solbädern des mittlern Deutschland gehört. Dicht bei der Stadt liegt der etwa 11 ha große, bis 30 m tiefe Burgsee in reizendster Umgebung (Kurhaus). An seinem Ufer bildet die Anhöhe Seeberg einen besuchten Vergnügungsort mit schöner Aussicht. An industriellen Unternehmungen bestehen fünf Cigarrenfabriken, drei Mälzereien, zwei Brauereien und je eine Maschinen-, Metallwaren-, Kork- und Essigfabrik. Sitz der Fabrikation der Dr. Sulzbergerschen Flußtropfentinktur, deren Reinertrag zu wohlthätigen Zwecken verwendet wird. Vgl. Wagner, «Solbad S.» (3. Aufl., Salzungen 1882).

Salzunger Tropfen (zur Blutreinigung), s. unter Geheimmittel.

Salzwedel, Kreisstadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, an der hier schiffbaren Jeetze, Station der Linie Stendal-Langwedel der Preußischen Staatsbahnen, in einer niedrigen Gegend, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts, sowie eines Hauptsteueramts und zählt (1885) 8886 E. Der Ort teilt sich in die Alt- und Neustadt und hat zwei Vorstädte, fünf Kirchen und ein Gymnasium. Die alte Burg, um 780 von Karl d. Gr. gegründet, war Sitz des Markgrafen der Nordmark, seit Ende des 11. Jahrh. der Mark «Soltwedel», welcher Titel verschwand, als Albrecht der Bär den Namen eines Markgrafen von Brandenburg angenommen hatte. Sie kam Ende des 16. Jahrh. in Privatbesitz und wurde 1864 vom König von Preußen angekauft. Die Fabrikindustrie S.s erstreckt sich auf Tuch, Woll-

zeug, Baumwollstoffe, Leinwand, Leder, Draht, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Baumkuchenbäckerei. Auch hat man neuerdings bei S. ein bedeutendes Salzlager entdeckt. Der Handel ist nicht unbedeutend. Der Altmärkische Verein widmet sich der vaterländischen Geschichte und Industrie und besitzt eine sehr reichhaltige Sammlung prähistor. Altertümer. S., früher in niederdeutscher Form Soltwedel, war bis 1170 unter Albrecht dem Bären Hauptstadt der Marken, nachdem Albrecht schon 1144 Markgraf von Brandenburg geworden war, und blieb unter den Askaniern Ottonischer Linie Hauptstadt der Altmark. Auch war die Stadt Mitglied des Hansabundes. — Der heutige Kreis Salzwedel, der den westl. Teil der Altmark umfaßt, zählt auf 1212 qkm (1885) 50540 E. Vgl. Pohlmann, «Geschichte der Stadt S.» (Halle 1811); Danneil, «Kirchengeschichte der Stadt S.» (Halle 1842); derselbe, «Geschichte der königl. Burg zu S.» (Salzwedel 1865).

Salzwerke, s. unter Salz.

Samaden (ladinisch Samedan), Dorf im Kreise Oberengadin und Bezirk Maloja des schweiz. Kantons Graubünden, liegt 1728 m über dem Meere, nordöstlich vom Malojapaß auf dem linken Ufer des Inn, der Berninagruppe gegenüber, am Fuß des Piz Padella (2883 m), besitzt eine reform. und eine anglikan. Kirche, mehrere stattliche Herrenhäuser und einige Gasthöfe und Kurhäuser und zählt (1880) 757 meist reform. E., deren Haupterwerbsquellen die Alpenwirtschaft, der Fremdenverkehr und die Liqueurfabrikation (Iva) sind. Das wohlhabende stadtartig gebaute Dorf ist als Knotenpunkt der Postkurse des Engadin und der Bergrouten über Maloja, Julier, Albula und Bernina der Mittelpunkt des Verkehrs im Oberengadin und verdankt seiner schönen Lage und seinem Höhenklima eine wachsende Bedeutung als klimatischer Kurort, namentlich für Winterkuren. S. ist der Hauptsitz der altadeligen Familie Planta, die während der Wirren des 17. und 18. Jahrh. meist an der Spitze der österr. Partei stand und mit den Salis um die Vorherrschaft in Graubünden rang.

Samak, eine der Bahrein-Inseln (s. d.).

Samakow, Stadt in Bulgarien, s. Samokov.

Samaná, zur Republik Santo-Domingo gehörige, 65 km lange, östlich im Kap Samaná endigende Halbinsel an der Nordostküste der westind. Insel Haïti, zwischen der Bahia Escocesa nördlich und der gegen 70 km langen und durchschnittlich 20 km breiten, westlich die schiffbare Yuna aufnehmenden Bahia de Samaná südlich, ist von den bis zu 580 m Seehöhe aufsteigenden, an Kupfer, Gold und Kohlen reichen östl. Ausläufern des nördl. Küstengebirges Haïtis durchzogen, bewaldet und wohl bewässert. An der Nordküste der Bai von S., eines der besten Häfen der Welt, liegt der Hafenort Santa-Barbara de Samaná mit 1300 E., Station der Dampfer der Hamburg-Amerikanischen Dampfschiffgesellschaft und der Royal Mail Steam Packet Company. Der von einem Gouverneur verwaltete Seedistrikt Samaná der Republik Santo-Domingo hat etwa 7000 E.

Samaniden, Dynastie in Persien (s. d., Bd. XII, S. 827[b]).

Samar, früher auch Ibabao genannt, eine Insel des span. Archipels der Philippinen in Ostasien, durch die Straße von San-Bernardina im Norden, von der Hauptinsel Luzon, und durch die äußerst schmale Straße San-Juanico im Westen von der Insel Leyte getrennt. Beide Meerengen führen von Ost gegen West aus dem Stillen Ocean in die sog. Bissayossee oder die Meeresausbreitung zwischen den einzelnen Philippinischen Inseln. Die Provinz S. umfaßt 28 Pueblos mit 96470 E., unter denen viele Mischlinge von Spaniern und Eingeborenen. Obgleich die Insel dicht bewaldet ist, ist das Klima sehr gesund und herrschen daselbst keine endemischen Krankheiten. Der Boden ist sehr fruchtbar und bringt alle spezifischen Erzeugnisse der Philippinen in reichem Maße hervor. Die Flüsse enthalten Goldstaub. Hauptort der die Provinz gleichen Namens bildende Insel S. ist Catbalogan an der Westküste der Insel. S. bildet mit Mindoro, Leyte, Capiz, Cebu, Iloïlo, Antiqua, Negros, Caraga, Misamis, Samboango und Calamianes die Bisaya genannte Hauptabteilung der Philippinen, nach ihren Bewohnern, den Bissayos.

Samăra oder Flügelfrucht nennt man in der Botanik solche Schließfrüchte, deren Fruchthülle flügelartig verbreitert ist, wie dies z. B. bei den Früchten des Ahorns, der Ulme, der Esche u. a. der Fall ist. (Vgl. Tafel: Laubhölzer I, Fig. 1, 6; II, Fig. 3, 5 u. 10; III 2, 8—11.)

Samāra, ein russ. Gouvernement auf der Ostseite der Wolga, welches erst durch den Ukas vom 6. (18.) Dez. 1850 aus Teilen der Gouvernements Simbirsk, Orenburg und Saratow zusammengesetzt worden ist. Das Gouvernement zählt (1882) auf 151043 qkm 2224093 E. und kann bei seiner Fruchtbarkeit und vorteilhaften Lage mit fortschreitender Kultur eine der blühendsten Provinzen des Russischen Reichs werden. Es breiten sich hier auf der Ost- und Wiesenseite der Wolga mächtige, meist nur flach gewellte Ebenen aus, mit reicher Dammerde bedeckt. Auch das weiter ab liegende, zum Teil von niedern Ausläufern des Ural durchzogene Land trägt eine starke Humusschicht, bildet aber größtenteils noch Steppen mit den üppigsten Pfriemgrasfluren. Nur an der Südost- und Südgrenze, wo der uralische Höhenzug des Obtscheisyrt sich erhebt, hat das Land einen mehr steinigen und bei dem Mangel an Wasser dürren Boden. An diesem entstehen, außer dem Sok, die meisten der zahlreichen Nebenflüsse der Wolga, wie die 230 km lange Samara mit dem Kinel und Tok rechts und dem Busulik links, die Maina, der Jelan-Irgis, der Kleine und Große Irgis und der die Südgrenze bildende Targun mit dem Jeruslan. Die eigentlichen Steppengegenden haben indes kein Holz. Jetzt ist der ganze fruchtbare Landstrich an der Wolga von der Mündung des Großen Irgis (gegenüber Wolsk) abwärts in einer Breite von 52, ja sogar gegenüber von Saratow in einer Breite von 125 km, und dann wieder weiter unterhalb bis zur Südgrenze in einer Breite von 22 km völlig von Deutschen und Schweizern kolonisiert. In dem erstern Distrikt liegen das stadtähnliche Jekaterinstad, die Kolonien Solothurn, Zug, Friedenthal, Philippsthal, Weizenfeld, Alexanderdorf, Rosenthal am Jeruslan u. s. w. Das weiter ab liegende, bis 160 km weit von der Wolga entfernte, ebenso fruchtbare Steppenland, das sog. Baschkirenland, wartet noch der Ansiedelung und regelmäßigen Bebauung. Man baut weniger Roggen als Weizen, auch Hafer, Gerste, Hirse, Buchweizen und in den deutschen Kolonien auch Tabak, nirgends Flachs und Hanf. Die Ernten sind sehr reich. Die Viehzucht

ist im allgemeinen gering. Eine Hauptquelle der Nahrung und des Reichtums bildet der Fischfang. Die ansässige Bevölkerung des Gouvernements besteht vorzugsweise aus Großrussen, dann auch aus Kleinrussen, Deutschen (140000 in 79 Kolonien), Tataren, Baschkiren, Teptärjen, Kirgisen, Mordwinen, Tschuwaschen und Wotjäken.

Die Hauptstadt Samara, an der Mündung der Samara in die Wolga und an der Orenburger Bahn gelegen, 1586 als Vormauer gegen die Baschkiren und Nogaier begründet und deshalb mit einem Erdwall und tiefen Gräben umgeben, von denen aber jetzt so wenig wie von der 1703 an ihrer Stelle errichteten Festung zu sehen, ist der Sitz eines Civilgouverneurs und eines Bischofs, hat einen Flußhafen, 13 griech.-russ. und eine prot. Kirche, ein Mönchskloster, eine Kreis- und zwei Pfarrschulen, seit 1856 ein Gymnasium mit Bibliothek, physik. Kabinett und andern Sammlungen, ansehnliche Fabriken, Gerbereien, Seifensiedereien, große Getreidespeicher und andere Magazine und zählt (1882) 63400 E. Die Stadt ist in neuester Zeit einer der wichtigsten Handelsplätze an der Wolga geworden, indem sie namentlich durch ihren aufblühenden Getreidehandel Simbirsk überflügelt. Nächst dem Getreide sind Mehl und Salz die Hauptgegenstände des Umsatzes, in zweiter Linie Leinsamen, Häute, Wolle, Fische und Kaviar. Jährlich finden drei große Märkte statt. Es kommen von hier die meisten feinen Lämmerpelze, welche die Kasimowschen Handelstataren herbeibringen. Vgl. Ude, «Das Klima und die Krankheiten der Stadt S.» (Berl. 1863).

Samarang oder Semurang, Hauptstadt der zweiten großen Hauptabteilung und der Residentschaft gleichen Namens von der Insel Java, an deren Nordküste unter 6° 58′ südl. Br. und 110° 25′ östl. L. (von Greenwich) gelegen, zu beiden Seiten des Kali S. genannten Flusses an dessen Mündung, in niedriger, sumpfiger, häufigen Überströmungen ausgesetzter Gegend, die sich aber schon wenige Kilometer südlich hügelartig erhebt. S. ist nächst Batavia und Surabaja der bedeutendste Handels- und Hafenort von Java und hat namentlich durch die 1865 eröffnete Eisenbahnverbindung mit Surakerta und Djokjokerta, wodurch die Abfuhr der Bodenerzeugnisse aus dem hieran so überreichem centralen Java sehr erleichtert wurde, an Wichtigkeit zugenommen. Die Bevölkerung der Stadt belief sich (1882) auf 65815 Seelen, von denen etwa 1850 Europäer, beinahe 5000 Chinesen, über 200 Araber und andere orient. Fremdlinge waren; der Rest bestand aus Eingeborenen und in überwiegender Mehrzahl Javanern. Der von Europäern bewohnte Stadtteil gleicht mit seinen kleinen, niedrigen, wenig ansehnlichen, in engen Straßen zusammengedrängten Häusern einer altholländ. Stadt; der abgeschlossene, ausschließlich von Chinesen bewohnte, durchaus einer chinesischen, während die von Javanern und Malaien bewohnten Kampongs mit ihren niedrigen, hauptsächlich aus Bambus errichteten, von Kokospalmen und andern Fruchtbäumen überschatteten Häusern beide genannten Stadtteile umschließen. Eine prachtvolle, von den im europ. Villastil erbauten Wohnungen der reichern Europäer eingefaßte Allee führt nach dem 1,5 km in südwestl. Richtung von S. entfernten Bodjong, woselbst das palastartige Wohnhaus des Residenten von S.; eine andere nach Pontjol, woselbst die Citadelle «Prinz von Oranien», eine Anzahl von Kasernen und anderer Militärgebäude sich befinden. Von bedeutendern Gebäuden in S. sind nur das große Militärhospital, das Regierungsgebäude, verschiedene Kasernen und die Moschee der Araber erwähnenswert. Die Reede von S. ist eine offene, voller Morastbänke und während des Nordwestmonsuns häufig schwer zugänglich. Auch müssen größere europ. Schiffe in beträchtlicher Entfernung von dem Strande ankern. Durch die Schiffe der Niederländisch-Indischen Dampfschiffahrtsgesellschaften ist S. mit allen andern Dampfschiffahrtslinien des südl. und südöstl. Asien verbunden. Die Ausfuhr, hauptsächlich in Reis, Kaffee, Zucker, Indigo, Büffelhäuten u. s. w. bestehend, ist sehr beträchtlich, die Einfuhr, hauptsächlich in europ. Artikeln bestehend, weniger bedeutend. Die Residentschaft S. nimmt einen Flächenraum von 5187 qkm ein mit 1266781 E., von denen 3605 Europäer, 1246091 Eingeborene, 14269 Chinesen, 702 Araber und 2114 Fremdlinge aus andern asiat. Ländern sind.

Samaria (hebr. Schomron), eine Stadt in Mittelpalästina, 10 km westlich von dem alten Sichem (Nablus), auf einem dominierenden Bergkegel gelegen, wurde 920 v. Chr. von Omri, dem sechsten israel. Könige, erbaut und bildete seitdem die Hauptstadt des Reiches Israel, welches auch nach ihr Reich Samarien genannt wurde. Von Sargon 722 zerstört, erhielt der Ort assyr. Kolonisten, welche sich mit den zurückgebliebenen einheimischen Elementen zu dem Mischvolke der Samaritaner (s. d.) verschmolzen. S. wurde nun Name der ganzen Landschaft, die im Norden von Galiläa, im Süden von Judäa begrenzt, den Mittelraum von Westpalästina einnimmt. Der Hasmonäer Johann Hyrkan zerstörte abermals die Stadt S., aber sie wurde bald wieder aufgebaut; Herodes d. Gr. erhielt sie vom Kaiser Augustus zum Geschenk, vergrößerte und zierte sie mit einem Tempel des Kaisers, dem zu Ehren er sie Sebaste (Augusta) nannte. Noch jetzt führt ein Dorf auf der großartigen Trümmerstätte den Namen Sebastieh.

Samarin (spr. Ssamárin, Jurij Fedorowitsch), russ. Publizist, geb. 1818, stammt aus einer reichen Adelsfamilie Moskaus, studierte daselbst Ende der dreißiger Jahre, wo er sich der von Aksakow, Chomjakow nnd den Brüdern Kirejewski gebildeten Slawophilenpartei anschloß. Nach beendeten Universitätsstudien ging S. als Beamter des Ministeriums des Innern nach Riga, wo er drei Jahre lang unter dem Generalgouverneur Golowin diente und sich durch Feindseligkeit gegen das in den Ostseeprovinzen herrschende deutsche Element hervorthat. Im J. 1848 nach Petersburg zurückgekehrt, verfaßte er eine handschriftlich verbreitete Arbeit über die Zustände Livlands, die ihm mehrtägige Haft und einen persönlich vom Kaiser Nikolaus erteilten Verweis zuzog. Die folgenden Jahre verlebte er abwechselnd in Moskau und auf seinen Gütern und trat erst zur Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft, an welcher er lebhaften Anteil nahm, wieder öffentlich auf, indem er an der Seite seiner Jugendfreunde Fürst Tscherkasskij, Iwan Aksakow und Koschelew als Vorkämpfer demokratischer und streng nationaler Ideen publizistisch thätig war. Besonderes Aufsehen erregte seine Schrift: «Russ. Grenzmarken» («Okrainy Rossii», 5 Bde., Berl. 1868—76), wegen ihrer Feindselig-

keit gegen das deutsche prot. Element in den Ostseeprovinzen. Gegenschriften verfaßten C. Schirren («Livländ. Antwort an Herrn Juri S.»), W. von Bock («Livländ. Beiträge»), J. Eckardt («S.s Anklage gegen die Ostseeprovinzen») und E. von Sternberg («Livländ. Bekehrungen»). Auch schrieb S. gegen die Jesuiten und gab die theolog. Werke Chomjakows heraus; er starb 31. März 1876 in Schöneberg bei Berlin.

Samarinda, Hauptort der Abteilung Koti (s. d.) auf Borneo.

Samaritaner oder Samariter (bei Luther nach dem Griechischen) hießen seit der nachexilischen Zeit die Bewohner des nach der Stadt Samaria (s. d.), der frühern Hauptstadt von Israel, benannten Landes Samaria, d. h. des mittlern Teils von Palästina. In dieser Gegend war aus der von den assyr. Eroberern im Lande zurückgelassenen israel. Bevölkerung und den aus Babel, Kutha (daher bei den spätern Juden Kuthäer soviel als Samariter), Hamath und andern Orten dahin verpflanzten heidnischen Kolonisten ein Mischvolk entstanden, welches den althebr. Gottesglauben vielfach mit heidnischen Elementen versetzte. Als diese Samariter an dem Bau des zweiten jüd. Tempels teilzunehmen wünschten, wurden sie als Unreine von der gesetzesstrengen Partei der Juden zurückgewiesen, wodurch sich eine allmählich wachsende Feindschaft zwischen ihnen und den Juden bildete. Sie richteten infolge dieser Trennung und mit Unterstützung eines aus Jerusalem ausgewanderten Priesters Manasse einen eigenen Kultus ein (432 v. Chr.) und bauten auf dem Berge Garizim bei Sichem (dem heutigen Nablus) einen Tempel, wodurch das Schisma zwischen Juden und S. vollendet wurde. Dieser Tempel wurde 129 v. Chr. von Johannes Hyrkanus zerstört, aber die Stelle, wo er gestanden, blieb den S. die heilige Stätte der Anbetung bis auf diesen Tag. Sie berufen sich dafür auf 5 Mos. 27, 4, wo in ihrem Texte Garizim steht statt Ebal. Im 18. Jahrh. gab es noch S. in Ägypten, in Damascus, Askalon, Gaza, Cäsarea und andern Orten. Jetzt finden sich deren nur noch in Nablus, wo sie bis auf ungefähr 20 Familien zusammengeschmolzen sind, aber immer noch streng an ihrem Glauben festhalten. Der Pentateuch ist ihnen das einzige heilige Buch und Moses der einzige wahre Prophet; alle andern Bücher der jüd. Bibel verwerfen sie, alle übrigen Propheten gelten ihnen als falsche Propheten. Ihr Pentateuch, der übrigens in einem ältern Schriftcharakter (der sog. samaritanischen Schrift) überliefert und noch ohne Vokalzeichen geschrieben ist, weicht nicht bloß von dem bei den Juden hergebrachten Texte in vielen einzelnen Stellen ab, sondern ist auch in einem eigenen, aber mit vielen hebr. Wörtern und Formen versetzten aramäischen Dialekt, der samaritanischen Sprache, geschrieben. In demselben Idiom sind ihre Liturgien und Ritualien, sowie eine Anzahl religiöser Lieder oder Psalmen verfaßt, letztere teilweise mit Endreim der Verse und die Strophenanfänge öfters nach dem Alphabet geordnet. Seit aber das Arabische ihre Umgangssprache geworden ist, haben sie nicht nur den Pentateuch, sondern auch diese Lieder und Liturgien ins Arabische übersetzt. In arab. Sprache besitzen sie noch ein wahrscheinlich erst im 13. Jahrh. verfaßtes sog. Buch Josua, d. i. eine Chronik von Josuas Zeit bis auf Konstantin d. Gr. (herausg. von Juynboll, Leid. 1848), eine andere Chronik von Abu-l'-Fatch, die bis ins 14. Jahrh. hinabreicht (herausg. von Ed. Vilmar, Gotha 1865) und einige dogmatische und exegetische Schriften. Vgl. de Sacy in den «Notices et extraits de manuscrits de la bibliothèque du roi» (Bd. 12, Par. 1831); Juynboll, «Commentarii historiae gentis Samaritanae» (Leid. 1846); Bargès, «Les Samaritains de Naplouse» (Par. 1855); Kohn, «Samaritanische Studien» (Bresl. 1868); «Zur Sprache, Litteratur und Dogmatik der S.» (Lpz. 1876); Appel, «Quaestiones de rebus Samaritanorum» (Gött. 1874).

Samariterschulen, s. Samaritervereine.

Samaritervereine, freiwillige, nach dem Vorbild der engl. Ambulance classes errichtete Vereine, welche sich die Aufgabe stellen, durch Errichtung von sog. Samariterschulen unter den Laien die Kenntnis von der ersten Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen zu verbreiten. Den ersten Anstoß zur Begründung derartiger humanitärer Vereine in Deutschland gab Professor Esmarch in Kiel, indem er 1875 einen populären Vortrag über die erste Hilfe bei Verletzungen veröffentlichte und sodann im Winter 1881/82 in Kiel unter großer Beteiligung des Publikums die erste derartige Samariterschule errichtete. Bald darauf trat in Kiel unter dem Ehrenpräsidium des Prinzen Heinrich von Preußen ein Centralkomitee des deutschen S. zusammen, auf dessen Veranlassung in fast allen größern Städten Deutschlands Zweigvereine nach dem Vorbild des kieler Vereins begründet wurden.

Der Unterricht in den Samariterschulen, welcher in der Regel von Ärzten erteilt wird, umfaßt Belehrungen über den Bau des menschlichen Körpers, über die Funktionen der einzelnen Teile desselben, über Art, Verlauf und Behandlung der wichtigsten Verletzungen, über die ersten Hilfeleistungen bei Erfrorenen, Erstickten, Ertrunkenen, Vergifteten und Bewußtlosen und schließt mit praktischen Übungen im Verbinden und Transportieren der Verletzten. Zur Erläuterung der einzelnen Vorträge dienen zahlreiche Abbildungen, Wandtafeln, Modelle und Verbandgegenstände jedweder Art.

Die Ansichten über den Nutzen der S. sind noch sehr geteilt. Während von den Laien die menschenfreundlichen Bestrebungen Esmarchs allenthalben mit großem Enthusiasmus und Jubel begrüßt wurden, sind ihnen bald aus ärztlichen Kreisen mancherlei schwerwiegende sachliche Bedenken entgegengestellt worden. Ausführliches für und wider die S. findet man in folgenden Schriften: Esmarch, «Die erste Hilfe bei Verletzungen» (Hannov. 1875); derselbe, «Die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen, ein Leitfaden für Samariterschulen» (Lpz. 1882; 5. Aufl. 1885); Schleich, «Ein Mahnwort in der Samariterfrage» (Stettin 1882); derselbe, «Offener Brief an den Herrn Professor Esmarch in Kiel» (Stettin 1882); Tiburtius, «Für und wider die Samariter» (Berl. 1882).

Samarkand, Stadt im Gebiete Serafschan des russ. Generalgouvernements Turkestan in Centralasien, ehemals Hauptstadt des Chanats Bokhara, am Serafschan im Thale Sogd, zählt noch 36000 E., Usbeken, Perser, Tadschiks, Juder und Juden, welche sich vorzugsweise mit Spinnen und Färben von Seide und Baumwolle, sowie mit der Verfertigung von Lederwaren beschäftigen. Das Hauptheiligtum der Stadt ist das Grabmal Timurs

(Türbeti Timur); außerdem sind zu erwähnen die Medressen Schirurdar und Tille-Kari aus den J. 1010—20 und die sehr zerfallene Medresse i Chanym, von Timurs Gattin erbaut. Die Citadelle ist ein Gewirr enger Straßen und Gassen, in deren Mitte das ehemalige Schloß des Emirs sich befindet. Die Stadt, früher eng und winkelig, gewinnt seit der russ. Eroberung ein besseres Aussehen. Bei den Griechen hieß S. **Marakanda** und war die Hauptstadt der Provinz Sogdiana. Alexander d. Gr. soll sie zerstört haben. Nach ihm hieß sie bei den Eingeborenen **Tschin**. Als 643 der Araber Samar den Islam brachte, wurde sie als S. «ein Asyl des Friedens und der Gelehrsamkeit» und von 833 bis 1000 Residenz des Geschlechts der Samaniden. Dschingis-Chan eroberte sie 1219, und Timur machte sie 1369 zu seiner Residenz, der dorthin 150000 Menschen verpflanzte, namentlich Seidenweber und Waffenschmiede. Aus dieser Zeit ihres höchsten Glanzes sind noch Ruinen, nördlich von der Stadt, erhalten, namentlich der einstmals so prächtige Palast Timurs mit einer hohen Kuppel. Da jedoch der Serafschan seinen Lauf veränderte, so hat das heutige S., diesem Laufe folgend, eine andere Lage als jenes Timurs. Die Stadt gehörte zum Chanat Bokhara, bis sie von den Russen unter General Kaufmann 14. Mai 1868 besetzt wurde, die 18. bis 20. Juni 1868 die Stadt gegen die belagernden Bokharen mit Erfolg verteidigten. Im Frieden vom 30. Juli 1868 trat dann der Emir von Bokhara S. an Rußland ab.

Samarow (Gregor), schriftstellerisches Pseudonym von Joh. Ferd. Martin Oskar Meding (s. d.).

Samarskit oder **Uranotantal**, ein seltenes, in rhombischen Formen krystallisierendes Mineral, von samtschwarzer Farbe, starkem halbmetallischen Glanz oder Fettglanz, undurchsichtig, von der Härte 5—6 und dem spezifischen Gewicht von 5,7. Mehrere Analysen ergaben als Zusammensetzung ungefähr 37 Proz. Niobsäure, 19 Tantalsäure, 11 Uranbioxyd, 6 Thorsäure, über 4 Zirkonsäure, 12 Eisenoxydul mit etwas Manganoxydul, 16 Yttererde mit Ceroxyd, ein wenig Kalk und Magnesia, doch liefern andere Analysen etwas abweichende Resultate. Vor dem Lötrohr schmilzt er an den Kanten zu schwarzem Glas, von Salzsäure wird er schwer, aber vollständig zu einer grünlichen Flüssigkeit aufgelöst. Das Mineral findet sich, begleitet von Columbit, zu Miask am Ural und in Nordcarolina, namentlich in Mitchell County, wo bis über 20 Pfd. schwere Massen vorkommen.

Samatan, Stadt im franz. Depart. Gers, Arrondissement Lombez, ehemals in der Grafschaft Comminges, links an der Save, 158 m über dem Meere, hat (1881) 1464 (als Gemeinde 2477) E., Merinozucht, Färberei, Nägelfabrikation und Handel mit Vieh, Wolle und Getreide.

Samaveda, s. unter Veda.

Sambas, eine Assistentresidentschaft der niederländ. Residentschaft Wester-afdeeling (westl. Abteilung) von Borneo in Hinterindien, hat ein Areal von 141190 qkm mit einer Bevölkerung von 190 Europäern, 26891 Chinesen, 1573 Arabern, 356 andern orient. Fremdlingen und 342665 Eingeborenen, größtenteils eingewanderten Malaien, zum kleinern Teil Dajaks. S. umfaßt mit den drei Distrikten S., Pamangkat und Seminis das Reich des Sultans von S., eines kaum noch dem Namen nach selbständigen Vasallen der niederländ.-ind. Regierung. S. umfaßt das mittlere und untere Stromgebiet des Sambasflusses, eines der mächtigern Flüsse der Westhälfte von Borneo und wird gegen N. und NO. von dem Radschatum Sarawak, gegen S. und SW. von den Abteilungen Landak und Mampawa der Residentschaft Westliche Abteilung von Borneo, und gegen W. von der Chinesischen See begrenzt. Der **Hauptort Sambas**, gelegen unter 1° 33′ nördl. Br. und 109° östl. L. (von Greenwich), Sitz des Sultans und der europ. Behörden, ist ein kleiner und unbedeutender Ort.

Sambenito oder **San-Benito**, das Gewand der von der span. Inquisition Verurteilten, s. unter **Auto de Fé**.

Sambesi, s. **Zambesi**.

Sambiase, Stadt in der ital. Provinz Catanzaro, Bezirk Nicastro, hat (1881) 8635 E., Schwefelquellen und Obst- und Weinbau.

Samboangan, Stadt auf der Insel Mindanao im Archipel der Philippinen, nördlich an der Straße von Basilan. Das Fort von S., Nuestra Sennora del Pilar de Zaragosa, ist das wichtigste nach dem zu Manila auf allen Philippinischen Inseln, zum Schutz gegen die Angriffe eingeborener feindlicher Volksstämme errichtet. S. ist ein Presidio, d. h. ein Verbannungsort für Missethäter.

Sambor, Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft in Galizien, im obern Thale des Dnjestr und an der Linie Chyrow-Stryj der Dnjestrbahn, ist Sitz eines Kreisgerichts, hat ein Gymnasium und eine erweiterte Volksschule und zählt (1881) 13586 E., welche Bierbrauereien, Getreidemühlen, Leinwebereien unterhalten und bedeutenden Handel treiben. Das frühere hiesige griech.-unierte Bistum wurde später mit Przemysl vereinigt, dessen Bischof noch jetzt den Titel von Przemysl und S. führt. Bei S. ist das große Eisenwerk **Rude**.

Sambre (lat. Sabis), ein linker Nebenfluß der Maas, entspringt in 210 m Höhe östlich von den Scheldequellen im Walde von La-Haye-Cartigny im franz. Depart. Aisne, berührt dann, das Westende der Ardennen durchfließend, im Nord-Departement die Städte Landrecies und Maubeuge und tritt hierauf in Belgien ein, wo sie noch an Thuin und Charleroi vorbeifließt und nach einem Laufe von 180 km bei Namur mündet. Die S. ist bereits von Landrecies an, im ganzen 148 km weit schiffbar. Ihre Thalränder sind meistens steil, mitunter felsig und eng. Ihre Zuflüsse sind in Frankreich die Kleine und die Große Helpe rechts, in Belgien die Hante und Heure rechts, der Piéton und Orneau links. Der **Sambrekanal** führt südwärts in die Oise, verbindet so das Maas- und Seinegebiet und ist 69 km lang. Das 1794—1814 franz. Depart. Sambre-et-Meuse hatte 4510 qkm mit 181000 E. und zur Hauptstadt Namur; 1815 wurde es teils zur belg. Provinz Namur, teils zu Luxemburg geschlagen. An den Ufern der S. wurden verschiedene Schlachten geliefert. So schlug hier schon Cäsar 57 v. Chr. die Nervier. Vom 10. Mai bis 4. Juni 1794 forcierten die Franzosen unter Jourdan die Sambrelinie der Verbündeten durch die Gefechte von Rouvroi, Merbes-le-Château und Gosselies.

Sambuca Zabut, Stadt in der ital. Provinz Girgenti, Bezirk Sciacca, auf Sicilien, zählt (1881) 9682 E. und hat 19 Kirchen, ein Theater, ein von den Sarazenen erbautes verfallenes Kastell und Handel mit Wein, Olivenöl und Mandeln. S. war ehemals ein Marquisat der röm. Barberini.

Sambucus *L.*, **Hollunder**, **Holder**, eine zur Familie der Kaprifoliaceen gehörige Pflanzengattung, welche in der einheimischen Flora vorzugsweise durch die überall gemeine S. nigra *L.*, den **Schwarzholder**, vertreten ist. Sie kennzeichnet sich durch gefiederte Blätter, eine radförmig zurückgeschlagene Blumenkrone und drei- bis fünfsamige Beeren. Von der genannten gemeinen Art hat man in den Gärten eine große Anzahl, zum Teil als Parkgehölz wertvolle Formen und Spielarten. Erwähnung verdienen rücksichtlich der Wachstumsweise var. monstruosa, mit bandartig verbreiterten, an der Spitze spiralig gebogenen Zweigen, und var. pyramidalis, von fast genau pyramidalem Wuchs und deshalb zur Einzelstellung im Gartenrasen geeignet. Durch Besonderheiten in der Bildung der Blätter ausgezeichnet sind var. rotundifolia, mit fast kreisrunden, an die Blätter des Birnbaums erinnernden, var. laciniata, mit tief eingeschnittenen Fiederblättchen, und var. dissecta, bei der diese zu schmal-linienförmigen Streifen zerschnitten sind, beide durch diese Belaubung ebenfalls als Solitärbäume charakterisiert. Wegen ihrer Buntlaubigkeit beliebt sind var. argenteo-variegata mit weißgestreiften und gefleckten, var. albomarginata mit weißgerandeten, var. aurea mit ganz goldgelben, var. pulverulenta mit gelbgetüpfelten Blättern. Die bunten Varietäten nehmen sich vor oder zwischen dunkelgrünem Gebüsch sehr gut aus. Bei var. flore pleno erhalten die Scheindolden durch Füllung der Blüten reicheres Ansehen und var. semperflorens ist während des Sommers immer mit einigen Blütendolden geschmückt. Der Schwarzholder wird mit der Zeit zu einem stattlichen Baume mit schönem, sehr festem, fast dem Bux gleichgeschätzten Holze; bekannt sind der starke schlafmachende Duft der Blüten und die purgierenden und antispasmodischen Eigenschaften der Rinde. Von den übrigen Arten sind zu erwähnen S. canadensis *L.*, der **Canadaholder**, viel niedriger als die gemeine Art, von gedrungenerm Wuchs und mit schönerer glänzend grüner Belaubung, und S. racemosa *L.*, der **Traubenholder**, in Mittel- und Südeuropa einheimisch, mit Blättern von frischem Grün, mit gelblich-grünen Blüten in eiförmigen Rispen und mit scharlachroten Beeren. Auch von ihr hat man mehrere Gartenvarietäten, darunter var. laciniata, mit derselben Blattbildung, wie die gleichnamige Varietät der S. nigra, und var. nana, von zwerghaftem, doch kräftigem Wuchs.

Sambuka (grch. sambykē), bei den alten Griechen ein dreieckiges, harfenähnliches Saiteninstrument; im Mittelalter Bezeichnung für ein zitherartiges Saiteninstrument, ferner für eine Art Pfeife (abgeleitet vom lat. sambucus, Hollunder), sowie für die Drehleier und Sackpfeife (hier korrumpiert aus symphonia), endlich für eine Pauke.

Sambuli, s. Samum.

Same oder Samos, der älteste Name der Insel Cephalonia (s. d.).

Same nennen sich die Lappen (s. d.); **Sameädnam**, Lappland.

Samen (sperma) heißt die bei Mensch und Tier in den männlichen keimbereitenden Geschlechtsteilen (Hoden) abgesonderte Flüssigkeit, welche, wenn sie einen gewissen Grad von Vollkommenheit (Reife) erreicht hat, das reife Eichen des Weibes zu befruchten im Stande ist. (S. **Befruchtung**.) Der **menschliche Samen**, welcher bedeutend schwerer als das Wasser und bei seiner Aussonderung noch mit dem Sekret der Samenbläschen, Vorsteherdrüse und der Cowperschen Drüsen, sowie mit Harnröhrenschleim vermischt ist, stellt frisch entleert eine weißliche, schleimig-klebrige Flüssigkeit von eigentümlichem Geruch und alkalischer Reaktion dar, welche beim Stehen nach einiger Zeit ziemlich dünnflüssig und beim Eintrocknen gelblich wird. Der reife S. besteht aus einer geringen Menge klarer Flüssigkeit, in welcher sich unzählige scheinbar willkürlich sich bewegende, mikroskopisch kleine Körperchen, die sog. **Samenfäden** (Spermatozoen oder Spermatozoiden, Zoospermien, Samentierchen) befinden. Diese Samenfäden, welche sich in dem fruchtbaren S. aller Tiere vorfinden, haben auch bei den meisten derselben ziemlich ähnliche, wiewohl unterscheidbare Formen, nämlich einen runden, ovalen oder birnförmigen Kopf und an diesem einen langen, allmählich spitz zugehenden Faden oder Schwanz. Der Kopf der menschlichen Samentierchen ist eiförmig abgeplattet, von der Seite birnförmig, mit dem spitzern Ende nach vorn und hier leicht napfförmig ausgehöhlt. Der Schwanz ist vorn, wo er durch eine Einschnürung mit dem breitern Ende des Kopfes sich verbindet, breiter und ebenfalls platt und läuft allmählich in eine ganz feine, kaum sichtbare Spitze aus. Das Eigentümlichste der Samenfäden ist die scheinbar willkürliche schlängelnde Bewegung, welche auch veranlaßt hat, daß man sie seit ihrer Entdeckung durch van Hamm und Leeuwenhoek (1677) für Infusionstierchen hielt. Neuere Untersuchungen haben indessen erwiesen, daß diese Bewegungen durchaus nicht willkürliche sind, sondern im wesentlichen den eigentümlichen Flimmer- und Wimperbewegungen entsprechen, welche an vielen tierischen Zellen, z. B. an den Epithelzellen der Luftröhrenschleimhaut beobachtet werden. Die Beweglichkeit behalten die Samenfäden auf lange Zeit bei, sobald nur das Verdunsten des S. verhindert wird.

Die Bildung der Samenfäden geschieht innerhalb des Hodens, und zwar in eigenartigen Zellen mit Kernen, sodaß in jedem Kerne ein Samenfaden als ein an der Innenwand desselben spiralig mit zwei bis drei Windungen angelagerter Körper vorhanden ist. Es bersten sodann die Kerne, und die Fäden derselben kommen nun zu 10—20 Stück in die Zelle zu liegen, und zwar ganz regelmäßig mit den Köpfen und Schwänzen zusammen. Endlich platzen auch diese Zellen, und die Samenfäden werden so ganz frei; dies geschieht im Nebenhoden. Von hier aus gelangt der S. in die beiden **Samenleiter**, zwei cylindrische, innerhalb des Samenstrangs verlaufende Kanäle, welche durch den Leistenkanal nach aufwärts in die Bauchhöhle treten und sich am hintern untern Teile der Harnblase zu den beiden **Samenbläschen** erweitern; aus ihnen wird bei der Begattung die Samenflüssigkeit in die Harnröhre übergeführt und durch die kräftige Zusammenziehung der Dammmuskulatur ejakuliert. In der Jugend und im Alter, wo der S. unfruchtbar ist, finden sich anstatt der Samenfäden oder neben diesen kleine helle Zellen. Die Befruchtung des Eichens durch den S. ist die notwendige Bedingung für die Entwickelungsfähigkeit des Eichens. Über diesen rätselhaften Vorgang weiß man nur, daß das Eichen mit den Samenfäden in unmittelbare innige Berührung kommen muß, und daß letztere ihre Beweglichkeit noch haben müssen; beim

Weibe findet dieser Vorgang in der Gebärmutterhöhle oder in einem der Eileiter statt. Über unwillkürliche Samenentleerungen s. Pollutionen.

Samen nennt man in der Botanik die geschlechtlich erzeugten Fortpflanzungsorgane der Phanerogamen. Dieselben entwickeln sich aus den sog. Samenknospen, die bei den Angiospermen in der Höhlung des Fruchtknotens eingeschlossen sind, bei den Gymnospermen dagegen frei auf der Oberfläche der Fruchtblätter liegen. (Vgl. Befruchtung und Frucht.) Die Anzahl der ausgebildeten S. stimmt in vielen Fällen mit der der Samenknospen im Fruchtknoten überein, oft ist sie jedoch eine geringere, da nicht alle Samenknospen befruchtet werden oder ihre weitere Entwickelung infolge ungünstiger Raumverhältnisse unterdrückt wird. Je nach der Anzahl der in den Früchten vorhandenen S. nennt man die erstern ein- oder mehrsamig. Die Anordnung der S. ist eine sehr verschiedene, bei einsamigen Schließfrüchten, wie bei der Nuß, der Achene u. a., wird der S. gewöhnlich von der dicht anliegenden Fruchtschale umschlossen, bei der Beere liegen die S. direkt in dem Fruchtfleische, bei der Steinfrucht dagegen sind die S. durch eine lederartige oder steinharte Hülle von der fleischigen oder trockenen äußern Fruchthülle getrennt (so z. B. bei dem Kern- und Steinobst). Bei den aufspringenden Früchten stehen die S. in der Regel an den Rändern oder auf der Mittelpartie der einzelnen Fruchtblätter oder sie sind auch an einem sog. Mittelsäulchen gruppiert, sodaß sie mit den Fruchtblättern nicht in direktem Zusammenhang stehen. Beim Aufspringen der Früchte sind die S. gewöhnlich bereits von den Fruchtblättern abgelöst.

Die S. selbst bestehen aus einer häutigen, lederartigen oder auch steinharten Samenschale (testa), die sich aus den Integumenten (s. d.) der Samenknospe entwickelt und eine sehr verschiedenartig ausgebildete Oberfläche besitzt. In mehrern Fällen, wie bei den Coniferen, Bignoniaceen u. a., ist sie flügelartig verbreitert und dient als Flugorgan zur Ausstreuung der S., bei einer Reihe von Pflanzen ist die äußere Partie als fleischiger Arillus oder Samenmantel entwickelt, wie bei der Muskatnuß (s. Myristica) und den S. von Taxus. In der Regel ist sie glatt oder mit Warzen, Stacheln, netzartigen Verdickungen oder auch andern Unebenheiten versehen. Häufig ist die ganze Oberfläche oder nur ein Teil derselben mit Haaren, Borsten u. dgl. besetzt, wie bei der Baumwolle, vielen Asclepiadeen, bei der Pappel, der Weide, verschiedenen Anemonen u. a.

An der Außenseite der S. ist fast immer die Stelle zu erkennen, an welcher der Nabelstrang (funiculus) ansetzte und bei genauer Betrachtung in der Regel auch noch die Mikropyle. (S. Befruchtung.) Bei denjenigen S., bei welchen der Nabelstrang eine Strecke mit dem S. verwachsen ist (also bei den sog. anatropen Samenknospen, s. d.), zeigt sich in der Regel eine Naht oder Raphe (s. d.). Innerhalb der Samenschale liegt das eigentliche Fortpflanzungsorgan, der Keim oder Embryo (s. d.), welcher umgeben ist von einem mehr oder weniger mächtig entwickelten Endosperm (Sameneiweiß) oder Perisperm (s. d.). Beide Gewebearten dienen als Reservestoffbehälter, aus denen der Embryo bei seiner Entwickelung zur Keimpflanze die nötigen Nährstoffe entnimmt. Dies gilt jedoch nur für jene Fälle, wo der Embryo selbst klein ist und in dem übrigen Gewebe des S. eingebettet liegt; es nimmt dann in der Regel, wie bei den Palmen, den Gramineen, den Chenopodiaceen u. a., das Endosperm den größten Teil des S. ein, in einigen Fällen, wie bei Canna, ist dagegen das Perisperm stärker entwickelt. Bei zahlreichen Dikotyledonen verschwinden jene beiden Gewebe fast vollständig und es sind dann sämtliche Reservestoffe in dem Embryo selbst und zwar in den Samenlappen oder Kotyledonen (s. d.) aufgespeichert; so ist es z. B. bei den Leguminosen, Cruciferen u. v. a. Man nennt die letztern S. eiweißlose S. (Semina exalbuminosa) und diejenigen, bei denen sich das Endosperm reichlicher findet, eiweißhaltige S. (Semina albuminosa). Die Form und Lage des Embryos ist in den einzelnen Gruppen sehr verschieden. (Näheres hierüber s. unter Gymnospermen, Monokotyledonen und Dikotyledonen.)

In der Größe der S. herrschen in den einzelnen Familien die größten Verschiedenheiten, während die S. mancher Palmen, wie die Kokosnuß, einen sehr bedeutenden Umfang erreichen, sind andere von außerordentlicher Kleinheit, wie z. B. die S. der Orchideen, deren Durchmesser nur Bruchteile eines Millimeters betragen, und ebenso wie bei den Monokotyledonen sind derartige Unterschiede auch bei den Dikotyledonen vorhanden. Bei der Keimung der S. findet zunächst stets eine starke Quellung fast sämtlicher Teile statt, da die an sich lufttrockenen reifen S. reichlich Wasser aufnehmen müssen, um die Weiterentwickelung des Embryos zu ermöglichen. Dabei wird das Volumen des S. oft auf das Doppelte und darüber vergrößert. Bald darauf beginnt der Embryo in allen seinen Teilen lebhaft zu wachsen und infolge dessen wird die Samenschale zersprengt oder an einer bestimmten Stelle durchbrochen; die junge Keimpflanze tritt hervor und zwar gewöhnlich zuerst die Wurzel derselben, erst später zeigt sich die sog. Plumula (s. d.), die in vielen Fällen von den Samenlappen oder Kotyledonen eingeschlossen ist und erst nach Entfaltung der letztern zu weiterer Entwickelung gelangt. In den drei großen Gruppen der Phanerogamen; Dikotyledonen, Monokotyledonen und Gymnospermen verläuft in dieser Hinsicht die Keimung der S. ziemlich verschieden. (Vgl. die speziellen Artikel.)

Viele S. sind gleich nach der Reife keimfähig, andere dagegen müssen eine kürzere oder längere Ruheperiode durchmachen, ehe die Keimung erfolgen kann, bei manchen dauert dies mehrere Jahre. Während der Keimung werden die im S. in Form von Stärke, Inulin, Öl, Aleuron u. dgl. aufgespeicherten Reservestoffe zur Ernährung der Keimpflanze verwendet und erst, wenn das Wurzelsystem reichlicher entwickelt ist, beginnt die selbständige Ernährung der jungen Pflanzen. Die meisten S. behalten ihre Keimfähigkeit nur verhältnismäßig kurze Zeit, die weitverbreiteten Angaben, daß S. nach Jahrhunderten, ja selbst nach Jahrtausenden, wie z. B. die in ägypt. Gräbern gefundenen, noch gekeimt haben sollen, beruhen auf Irrtum.

Samen, Landschaft in Abessinien, s. Semien.

Samenbläschen, Samenleiter, Samenstrang, s. unter Samen und Geschlechtsorgane, Bd. VII, S. 874a.

Samenblätter, s. Kotyledonen.

Samenbruch, eine Krankheit der Trauben, bei welcher die Samenkörner über die Oberfläche der Beere hervorragen.

Samendarre (Samenklenganstalt) ist eine Anstalt, in welcher die Samenkörner aus den Fichten- und Kiefernzapfen gewonnen, von Schuppen und Flügeln befreit werden. Die einfachste, älteste Form der S. sind die Sonnendarren; sie bestehen aus hölzernen Kästen, in welche Horden von Draht oder Holz eingesetzt werden. Auf diesen Horden werden die Zapfen ausgebreitet und der Sonne ausgesetzt, durch die Wärme öffnen sich die Zapfen, der Same fällt bei wiederholtem Schütteln und Wenden derselben in den Kasten. Dieser natürliche Klengprozeß liefert vorzüglich keimfähigen Samen. Abhängig ist man aber dabei von der Witterung, auch wird der Same meist nicht vollständig gewonnen. Anwendbar ist diese Form der S. nur für kleine Betriebe. In den Feuerdarren erfolgt eine vollständigere Ausklengung der Zapfen. Diese werden in durch Heizung bis reichlich 50° C. erwärmten Räumen auf beweglichen oder festen Horden ausgebreitet und der unmittelbar vom Feuerungsapparat ausströmenden oder durch Röhren zugeführten warmen, trockenen Luft so lange ausgesetzt, bis sie vollständig aufgesprungen sind. Durch Rütteln der Horden oder Schütteln und Wenden der Zapfen fallen die Samenkörner aus und gelangen auf den kühlern Boden des Darrraumes. An Stelle der Horden werden hier und da auch drehbare Trommeln aus Drahtgeflecht verwendet (Trommeldarren). Die genaueste Regulierung der Wärme gestatten die Dampfdarren, bei welchen die Heizung sich außerhalb des Darrraums befindet und die Erwärmung desselben mittels eines Röhrensystems erfolgt, durch welches der Dampf strömt. Das Entflügeln des Samens, d. h. die Entfernung der an ihm haftenden Flügel, geschieht in Säcken durch Beklopfen; die Reinigung desselben erfolgt durch Wurfen, Sieben oder in einer Getreidereinigungsmaschine. Ähnlich wie die Zapfen der Fichten und Kiefern können die der Erle behandelt werden. Lärchenzapfen kann man nicht ausklengen, sie müssen auf mechan. Wege zerstoßen oder zerrieben werden, denn auf den Horden in erwärmter Luft öffnen sie sich nur teilweise. Das Zerreißen derselben erfolgt in Metallcylindern mit Zahnrädern oder ähnlichen Vorrichtungen. Die Zapfen der Tannen braucht man nicht auszuklengen, weil sie nach vollständiger Reife von selbst zerfallen; schwierig ist aber die Befreiung des Tannensamens von den fest anhaftenden Flügeln und seine Reinigung.

Sameneiweiß, s. u. Samen u. Endosperm.

Samenfluß, s. unter Pollutionen.

Samenhandel ist ein Teil der Handelsgärtnerei. Gegenstand desselben sind vorzugsweise Gemüse-, Blumen- und Gehölzsamen, Pflanzenteile, welche die Stelle von Samen vertreten (Knollen und Zwiebeln), landwirtschaftliche Sämereien, soweit diese nicht Gegenstand des Produktenhandels sind, u. s. w. Ein mehr oder weniger ausgedehnter Anbau von Samen gewisser Nutz- oder Ziergewächse bildet oft die Basis der Samenhandlung, welche sich entweder auf diese Kategorien, bisweilen auf Spezialitäten beschränkt oder ihre Vorräte aus andern Bezugsquellen assortiert. Mit der Ausbreitung und Vervollkommnung des Gartenbaues erweiterte sich der Formen- und Farbenkreis vieler Pflanzenarten und infolge dessen vermehrten sich die Objekte des Handels ins Unendliche. Von einer einzigen Zierpflanze, der Aster (Callistephus chinensis) zum Beipiel, verkaufen manche Handlungen Samen von etwa 600 Farbenvarietäten, welche mehr als 50 gut charakterisierten Rassen angehören. Ein 1768 ausgegebenes Samenverzeichnis enthält 12 Farben der Levkoie, während die Kataloge neuester Zeit deren gegen 300 anführen. In den Emporien des deutschen S., wie Erfurt, Quedlinburg u. a., geht die Zahl der Handelsobjekte, die große Menge von Farbenvarietäten ungerechnet, weit über 12000 hinaus. Zum Betriebe des S. dienen die jährlich neu herzustellenden Samenverzeichnisse, meist mit erläuternden Bemerkungen und Abbildungen in Holzschnitt.

Samenkäfer (Bruchini) heißt eine Gruppe der geradfühlerigen Rüsselkäfer, deren zahlreiche Arten (in Europa gegen 70) von Pflanzensamen, namentlich gern von Hülsenfrüchten leben, wodurch manche, wie der 3 mm lange Erbsenkäfer (Bruchus pisi), sehr schädlich werden können.

Samenknospe oder **Eichen** (ovulum) nennt man in der Botanik diejenigen Organe, welche den Embryosack und die Eizelle der Phanerogamen umschließen. Sie entstehen an den Fruchtblättern und werden bei den Angiospermen vom Fruchtknoten umhüllt, bei den Gymnospermen dagegen werden sie frei auf der Oberfläche der Fruchtblätter entwickelt. Man unterscheidet an den S. zunächst einen Nabelstrang (funiculus), mittels dessen die S. mit dem Fruchtblatte, beziehungsweise der sog. Placenta oder Fruchtträger zusammenhängt, ferner die Eihüllen oder Integumente, von denen in der Regel zwei, eine innere und eine äußere, vorhanden sind, und schließlich den Knospenkern oder Eikern (nucleus), an dessen Scheitel der Embryosack mit der Eizelle sich befindet. Diejenige Stelle, wo der Nabelstrang mit dem Eikern zusammenhängt, nennt man den Knospengrund oder chalaza, die Öffnung, welche die Integumente an dem Scheitel des Eikerns bilden, um das Eindringen des Pollenschlauchs zum Embryosack zu ermöglichen, heißt die Mikropyle. (S. Befruchtung und die zugehörige Tafel, Fig. 8.) Ist die Mikropyle der Ansatzstelle des Nabelstranges gegenüber gelegen, so bezeichnet man die S. als eine gerade oder atrope, liegt dagegen die Mikropyle neben dem Nabelstrang, so spricht man von einer umgekehrten oder anatropen S., und ist schließlich der Eikern in der Weise gekrümmt, daß der Knospengrund neben der Mikropyle zu liegen kommt, so heißt die S. krummläufig oder campylotrop. Die häufigste Form ist die anatrope; die atropen und campylotropen S. kommen nur bei wenigen Familien vor; die atropen finden sich z. B. in der Familie der Piperaceen, die campylotropen bei den Chenopodiaceen, Gramineen u. a. So wie das Pollenkorn der Phanerogamen als Homologon der Mikrospore und die Anthere als dasjenige des Mikrosporangiums der heterosporen Kryptogamen zu betrachten ist, läßt sich der Embryosack als das Homologon der Makrospore und die S. als das Makrosporangium auffassen. (Vgl. Gymnospermen.)

Samenkoller, s. unter Koller.

Samenlappen, s. Kotyledonen.

Samenmantel oder **Arillus** nennt man in der Botanik die meist fleischige Umhüllung mancher Samen, die sich aus dem Gewebe der Samenknospe während der Ausbildung des Samens entwickelt und noch außerhalb der Eihüllen oder Integumente liegt. Einen solchen S. besitzen z. B. die Samen der Muskatnußpflanze (s. Myristica), er besteht

hier aus einer orangefarbenen zerschlitzten Hülle, die unter dem Namen Muskatblüte oder Macis als Gewürz in den Handel kommt.

Samenschlag, s. Dunkelschlag und Femelschlagbetrieb.

Samenträger oder Placenta nennt man diejenigen Partien des Fruchtknotens, an welchen die Samenknospen und später die Samen ansitzen. Die S. stehen entweder am Rande oder in der Mitte der einzelnen Fruchtblätter, oder sie bilden auch eine sog. Mittelsäule (columella). (S. Samen.)

Samenzucker, s. Quercit.

Samhara, schmale sandige Küstenebene zwischen der Nordspitze Abessiniens und dem Roten Meere, das Hinterland des von den Italienern besetzten Hafenortes Massaua, hat viele Lavahügel und in den Thälern nur zur Regenzeit vorhandene Wasserläufe; sie wird von den nomadisierenden Schoho, einem Stamme der Bedscha, bewohnt.

Samiel, s. Sammaël.

Samiell, s. Samûm.

Sämischgerberei oder Fettgerberei (frz. chamoisage, engl. chamoising, chamois-dressing), s. unter Lederfabrikation, Bd. X, S. 888[b].

Samland (mittellat. Sambia), eine der Landschaften Ostpreußens, in welche dasselbe zu den Zeiten des Deutschen Ordens eingeteilt wurde, umfaßt das von dem Pregel, dem Frischen Haff, der Ostsee, dem Kurischen Haff und der Deime inselartig umflossene Land, den jetzigen Kreis Fischhausen (1061,4 qkm mit [1885] 52 224 E.) im W., den nördl. Teil des Kreises Königsberg in der Mitte und ein Stück vom Kreise Labiau im O., mit den Städten Fischhausen, Pillau, Königsberg, Tapiau und Labiau, und ist reich an geschichtlichen Erinnerungen an die Vorzeit. Das Plateau von Samland schwillt von der Deime aus sehr allmählich gegen W. an und bildet an der See die reizendsten Hügellandschaften, Steilküsten bis zu 60 m Höhe. Längs des nördl. Randes von Kranz (mit Seebad) bis zu der 44 m hohen Landspitze Brüsterort (mit Leuchtturm; gegenüber bedeutender Steinriffe in der See) befinden sich sehr reiche Bernsteinlager in einer Schicht bläulichen Thons, besonders bei Sassau und Ruschen. Die westl. Steilküste zwischen Brüsterort und Pillau, mit dem 90 m hohen Hausenberg bei Germau, wo sich wahrscheinlich ein Romove, d. i. eine heilige Stätte der heidnischen Preußen befand, und wo 1253 der Deutsche Orden eine blutige Niederlage erlitt, ist unter dem Namen der Bernsteinküste bekannt, weil an derselben in der See nach Stürmen noch viel Bernstein gefunden wird. Der höchste Gipfel des S. ist der 110,5 m hohe Galtgarben (s. d.), fast in der Mitte des Plateau. Die Fuchsberge im O. desselben fallen schon zu 63 m herab. Eine Merkwürdigkeit des S. ist das Vorkommen des Elentiers in der Kapornschen Heide bei Bludau im Kreise Fischhausen. Vgl. Reusch, «Sagen des preuß. S.» (3. Aufl., Königsb. 1863); Gebauer, «Neuester Wegweiser durch S.» (6. Aufl., Königsb. 1876).

Sammaël, im oriental. Mythus der Engel, welcher den Mars regiert und sich mit andern Engeln zur Verführung der Menschen verbündete, wofür er aus dem Himmel verbannt wurde. Aus S. entstand der Samiel der deutschen Sage.

Sammelbild (optisches), s. unter Bild.

Sammeldrain, s. unter Drainierung.

Sammellinse, s. unter Linse (in der Optik).

Sammelspiegel, soviel wie Brennspiegel.

Sammelwort, s. Kollektivum.

Sammet oder Sammt, s. Samt.

Samniter (Samnites), ein Volk des alten Italien, umbrisch-sabellischen Stammes. (S. Italische Völker und Sprachen.) Dieselben waren nach ihrer Stammiage infolge des Gelöbnisses eines heiligen Frühlings (ver sacrum, s. d.) von ihrer sabinischen Heimat südwärts ausgesandt worden, hatten sich, durch einen von Mars gesandten Stier geleitet, in dem Bergland zwischen der apulischen und campanischen Ebene niedergelassen und verzweigten sich von dort aus auch nach den südl. und östl. Ausläufern des Apennin. Die Gegend um Bovianum (jetzt Bojano) ward der Mittelpunkt ihres Gebietes. Ihr Land war wald- und weidenreich und hatte am Volturnus beträchtlichen Ölbau. Das Volk, kriegerisch und freiheitsliebend, wohnte zum größten Teil in offenen Dörfern und zerfiel in einzelne Gemeinden und Gaue, die zusammen für die Zwecke gemeinsamer Verteidigung eine Eidgenossenschaft bildeten mit einer Vertretung der einzelnen Gemeinden, die den Oberfeldherrn wählte. Ein Mittelpunkt des Stammes war Bovianum vetus (jetzt Pietrabbondante). Aggressive Einfälle in fremdes Gebiet machten die einzelnen Kantone auf eigene Faust. Samnitische Krieger stürzten 424 v. Chr. die Herrschaft der Etrusker in Capua, 420 die der Griechen in Cumä. Mit den Römern kamen die S. 354 v. Chr. in Berührung, als beide, von verschiedenen Seiten erobernd vorgehend, am Liris, der Grenze zwischen Latium und Campanien, zusammentrafen. Zunächst wurde damals ein Freundschaftsbündnis geschlossen; allein als die Campaner in Capua, von den S. der Berge bedrängt, sich unter Roms Schutz stellten, kam es 343 zum ersten feindlichen Zusammenstoße, der aber nach den Siegen der Römer unter Valerius Corvus am Berge Gaurus und bei Suessula schon 341 damit endigte, daß Capua den Römern, das ebenfalls bestrittene Teanum aber den S. blieb. In den nächsten Jahren machten jedoch die Römer an der Grenze des samnitischen Gebietes hin solche Fortschritte in Befestigung und Ausdehnung ihrer Macht, daß die S. 326 aufs neue den Kampf aufnahmen, verbündet mit den ihnen stammverwandten benachbarten Völkern.

Anfangs glücklich, gerieten die Römer 321 mit ihrer ganzen Heeresmacht bei den Caudinischen Pässen (s. d.) in die Gewalt des samnitischen Feldherrn Pontius, wandten aber durch Kassierung des dabei geschlossenen Vertrags von seiten des röm. Senats die Folgen des Unfalls ab, und schon 320 rächten, wenn der Erzählung bei Livius Glauben geschenkt werden dürfte, Papirius Cursor und Publilius Philo durch ihre Siege bei Caudium und Luceria die erlittene Schmach. Auch blieben die Römer im ganzen den S. überlegen; obgleich von 311 an die Etrusker von Norden her den S. Luft zu machen suchten und hernach auch die Umbrer, Marser, Päligner und die Herniker sich gegen Rom erhoben, behaupteten sich die Römer nach allen Seiten, brachten ihren Gegnern im Norden, namentlich durch Fabius Rullianus, den S. selbst namentlich durch Papirius Cursor große Niederlagen bei und zwangen nach der Einnahme von Bovianum die S. zum Frieden (304). In demselben wurden zwar den S. und ihren Verbündeten nur mäßige Opfer auferlegt, aber die energische Art, mit welcher die

Römer durch Anlegung von Straßen und Kolonien Samnium von allen Seiten einzwängten, sowie ihre Einmischung in den Streit zwischen S. und Lucanern, führte schon 298 zum dritten Samnitischen Krieg. Nicht nur die stammverwandten Umbrer und Sabeller, sondern auch das ganze nördl. Mittelitalien, Etrusker und Gallier standen diesmal mit den S. gegen Rom auf, jedoch wieder vergeblich. In Lucanien waren die Römer von Anfang an im Vorteil, und die nördl. Feindesmacht wurde von Fabius in der Schlacht von Sentinum in Umbrien gesprengt, sodaß von da an der Kampf auf das eigentliche Samnium beschränkt blieb. Trotz der hartnäckigsten Gegenwehr blieben die Römer Sieger, und auch dieser Krieg endigte 290 mit einem Frieden, der, wie die vorhergehenden, die S. zwar unabhängig ließ, aber ihnen ein Bündnis mit Rom aufnötigte und jedes Hinübergreifen über das eigentliche Samnium verwehrte. Der Unabhängigkeitsgeist der S. wurde freilich dadurch nicht gebrochen; Pyrrhus und Hannibal fanden sofort wieder Bundesgenossen an ihnen. In dem letzten Unabhängigkeitskampfe, den die Italiker gegen Rom kämpften, dem sog. Bundesgenossenkrieg seit 91 v. Chr., bildeten die S. den Kern und die Seele der Aufständischen. Sie setzten, als die übrigen Italiker sich bereits unterworfen, an der Seite der Marianer den Kampf gegen Sulla fort, lieferten diesem 1. Nov. 82 eine Schlacht unter den Mauern Roms und wurden erst nach der dabei erlittenen Niederlage, infolge deren Sulla 6000 Gefangene töten und Samnium verwüsten ließ, unschädlich gemacht oder vielmehr vernichtet. Nach diesen Kämpfen und der neuen Kolonisierung des Landes blieben nur noch spärliche Reste der S. übrig.

Samnium, das Land der Samniter (s. d.).

Samo, s. Samos.

Samoa-Inseln, Navigatoren oder Schifferinseln, eine im NO. der Tongainseln, zwischen 13° und 15° südl. Br. und 169° und 173° westl. L. von Greenwich gelegene Inselreihe Polynesiens, die aus vier großen und zehn kleinen Inseln besteht, welche zusammen 2787 qkm umfassen. Die großen sind Savaii (s. d.), Upolu (s. d.), Tutuila (s. d.) und Manua oder Tau (s. d.). Die Inseln haben hohe, meist steile Küsten, aber bei dem Mangel an Dammriffen keine besonders guten Häfen, und sind alle voll hoher Berge, die auf Savaii eine Höhe von 1300 m erreichen, und deren Gestein durchaus vulkanisch ist. Schöne Ebenen, welche die Berge an den Küsten umgeben und die einzigen bewohnten Teile bilden, zeichnen sich durch gutbewässerten, sehr fruchtbaren Boden und eine reiche Tropenvegetation aus. Die Samoagruppe kann zu den schönsten, ergiebigsten und anmutigsten Inseln der ganzen Südsee gerechnet werden.

Die Bevölkerung besteht, abgesehen von etwa 300 weißen Fremden und ungefähr 1000 Plantagenarbeitern von andern Südseeinseln, aus (1874) 34265 Eingeborenen polynesischer Rasse, welche sich mit wenigen Ausnahmen zum Christentum bekennen; sie sind hellfarbig, kräftig und schön gebaut. Im Äußern wie im Bildungsstande den Tongainsulanern ziemlich ähnlich, stehen sie diesen auch an Kunstfertigkeit nicht nach, treiben jedoch den Landbau nicht in gleicher Ausdehnung. Auch entbehrten sie der polit. Einheit, welche das Nachbarvolk bei der Entdeckung besaß, und waren in viele kleine Staaten geteilt, die beständige Fehden unterhielten. Die S. wurden 1722 vom Holländer Roggeween entdeckt, welcher sie Baumannsinseln nannte, im Mai 1768 von Bougainville näher erforscht, von diesem aber Navigatoren genannt, weil sich in diesem Teile des Oceans die Kurse mehrerer Seefahrer nahe berühren. La Pérouse besuchte 1787 die Inseln; sein Lieutenant de Langle nebst 11 andern Offizieren und Matrosen wurde in der Massacrebai der Insel Tutuila von den wilden Eingeborenen erschlagen. Im J. 1830 begann der Missionar Williams mit der Einführung des Christentums. Im folgten 1836 sechs Glaubensboten der londoner Missionsgesellschaft, und seitdem sind die S. ein Hauptfeld der Missionsthätigkeit in der Südsee geworden. Es bestehen Schulen und Kirchen; im Dorfe Apia auf Upolu befindet sich sogar eine Anstalt für Bildung heimischer Lehrer, sowie eine Druckerei, in welcher eine engl. Zeitung, der «Samoan Reporter», und religiöse Schriften in der Samoasprache gedruckt werden. In diesem Hauptort, in dem sich viele handeltreibende Europäer niedergelassen haben, ist auch der Sitz eines deutschen, eines engl. und eines amerik. Konsuls. Der Amtsbezirk des deutschen Generalkonsulats zu Apia umfaßt die S. und die Tongainseln, sowie die übrigen Inseln der Südsee, soweit sie nicht einer vom deutschen Reiche anerkannten anderweiten Jurisdiktion unterworfen sind.

Der Wert der Einfuhr im Hafen von Apia, dem Mittelpunkte des deutschen Handels in der westl. Südsee, bezifferte sich 1884 auf 1440285 Mark, davon allein von deutschen Kaufleuten 1032712 Mark, derjenige der Ausfuhr belief sich in demselben Jahre auf 1464232 Mark, darunter von Deutschen 1384132 Mark. Von Deutschland werden großenteils bezogen: die Manufaktur-, Eisen-, Leder-, Kurz- und Galanteriewaren, Waffen und Munition, Chemikalien, Droguen, Schiffsbedürfnisse, sowie fast ausschließlich Steinkohlen und Getränke. Die Ausfuhr, welche gänzlich in deutschen Händen liegt, besteht aus Kopra und Baumwolle. Die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft, deren Hauptagentur sich in Apia befindet, hatte 1884 für den von ihr versorgten Teil der Südsee eine Gesamteinfuhr im Werte von 985112 Mark und eine Ausfuhr im Werte von 2640696 Mark. Im Hafen von Apia liefen 1884 ein und aus: 232 Schiffe von 35090 t, einschließlich der Küstenfahrer; darunter befanden sich 161 deutsche Schiffe von 18620 t, einschließlich 57 Küstenfahrer, außerdem 6 Kriegsschiffe, darunter 3 deutsche.

Seit 1880 regiert König Malietoa Laupepa, welcher zu Mulinuu bei Apia auf Upolu seinen Sitz hat; die Residenz des zum Gegenkönig erwählten Tamasese ist Leulumoega auf Upolu. Durch den zu Washington 17. Jan. 1878 abgeschlossenen Freundschafts- und Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten von Amerika wurde diesen der Hafen von Pagopago auf Tutuila zu Niederlagen für Kohlen und andere Schiffsbedürfnisse zur Verfügung gestellt. Der 24. Jan. 1879 zu Apia abgeschlossene Freundschaftsvertrag mit dem Deutschen Reiche sichert auf den S. den deutschen Staatsangehörigen die gleichen Rechte mit den meistbegünstigten Nationen und stellte den Hafen von Saluafata auf der Nordküste von Upolu den deutschen Kriegsschiffen zur Benutzung und Anlegung von Magazinen zur Verfügung. Am 28. Aug. 1879 wurde zu Apia auch mit Großbritannien ein Freundschaftsvertrag ab-

geschlossen, wodurch brit. Staatsangehörigen gleiche Rechte wie denen der meistbegünstigten Nationen gesichert und die Anlage einer Marine- und Kohlenstation gestattet wird. Endlich stellte die Konvention vom 2. Sept. 1879 die Stadt und den Distrikt Apia unter eine Municipalität, an deren Spitze die dortigen deutschen, brit. und amerik. Konsuln stehen.

Samodershez, Ssamodershez (russ. Selbstherrscher, die Übersetzung des grch. αὐτοκράτωρ), Titel der russ. Kaiser, zuerst seitens der Geistlichkeit Iwan III. beigelegt, wird seit Anfang des 17. Jahrh. beständig gebraucht.

Samogitien, im Litauischen Zmudz, d. i. Tiefland, bei den Deutschen Schmudien, in der Landessprache Schamaiten genannt, heißt der an der Ostsee liegende Teil Litauens (s. d.), ein sehr fruchtbarer, von Seen durchschnittener, dem Seehandel offener Landstrich. Die Einwohner haben die litauische Volkstümlichkeit am reinsten bewahrt und wurden erst im 16. Jahrh. völlig zum Christentum bekehrt, wenngleich schon 1413 von Wladislaw Jagiello ein Bistum in Miedniki oder Wornie gegründet ward. Hauptstadt des Landes war Rossienij, Haupthafen Polangen. Das Land wurde um 1380 vom Deutschen Ritterorden unterworfen, aber schon 1411 im ersten Thorner Frieden an Polen abgetreten und blieb als litauische Wojwodschaft in dessen Besitz. Der auf dem linken Ufer des Njemen belegene Landesteil wurde bei der dritten Teilung Polens 1795 preußisch und gehörte bis zum Tilsiter Frieden 1807 zu Neuostpreußen.

Samojeden ist der seinem Ursprunge nach zweifelhafte Name eines im äußersten Nordwesten von Asien und dem Nordosten von Europa weit ausgebreiteten, zum Teil noch heidnischen Volks, welches zum großen ural-altaischen Völkerstamme gehört, aber eine eigene Familie des letztern bildet. Die S. selbst nennen sich Chasawa. Ursprünglich bewohnte das Volk die ganzen weiten Strecken vom Altai bis zum Arktischen Ocean einerseits und vom Jenissei bis zum Weißen Meere andererseits, ist aber schon seit Jahrhunderten durch türk.-mongol. Stämme zersprengt worden. Als Hauptsitz des Volks ist das Land zwischen Ob und Jenissei zu betrachten. Sie wohnen jedoch gegenwärtig in ununterbrochenem Zusammenhange auf den Tundras des arktischen Küstenlandes vom Weißen Meere im Westen an bis zum Khatangha im Osten und leben, von den Einflüssen der russ. Civilisation und des Christentums noch wenig berührt, ihren alten Sitten und Gebräuchen getreu, vorzugsweise von Fischfang, teilweise auch von Renntierzucht. Durch Wogulen und Ostjaken getrennt, nomadisieren im Gouvernement Tomsk, auf einem Gebiet, welches der mittlere Ob und dessen Nebenflüsse Tym, Ket, Parabel, Tschaja, Tschulym sowie der Tscheschabka, ein Zufluß des Wasjugan, bewässern, ebenfalls samojedische Stämme, welche von den Russen gewöhnlich Ostjaken (s. d.), richtiger Ostjak-Samojeden genannt werden und bis auf die neueste Zeit herab auch als Ostjaken galten, obgleich diese im ganzen Gouvernement Tomsk nur am Wasjugan gefunden werden. Die Zahl der S. wird auf 15400 geschätzt, wovon 5400 im Gouvernement Archangel, 4000 in Tobolsk, 6000 in Jenisseisk leben. Wichtige Aufschlüsse über die ethnogr. und linguistischen Verhältnisse der S. hat Castrén (s. d.) gegeben. Über die Sprache der Samojeden vgl. Friedr. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft» (2. Bd., 2. Abteil., Wien 1882).

Samokow (Samakow), Stadt und Arrondissementshauptstadt im Distrikt Sofia des Fürstentums Bulgarien, rechts am obern Isker, 962 m über dem Meere, östlich zwischen den Gebirgsstöcken des Witosch und Rilo, wichtiger Knotenpunkt von Straßen nach Ostrumelien, Sofia und Macedonien, zählt (1881) 10109 E., ist Sitz eines bulgar.-orthodoxen Metropoliten und einer prot.-bulgar. Gemeinde mit konfessioneller Schule und hat Eisenwerke, Ankerschmieden und Fabrikation von Tuch, Saffian, Strümpfen, Shawls und Lederwaren. S. wurde 1370 von den Türken erobert. — Das Arrondissement S. hat 37597 E.

Samos oder Same, der älteste Name der Insel Cephalonia (s. d.).

Samos (von den Türken Susam-Adassi oder Beylik-Sissam genannt), eine 468 qkm umfassende, von den Türken zum Wilajet Dschesairi-Bahri-Sefid gerechnete Insel nahe der Westküste Kleinasiens, durch einen 1—2 km breiten Kanal von dem Vorgebirge Mykale getrennt, wird von einem von Osten nach Westen streichenden Gebirgszug durchzogen, an welchen sich, besonders an der Südseite, mehrere ausgedehnte und fruchtbare Ebenen anschließen. Die größte und schönste darunter ist die im östlichern Teile der Südküste, in welcher im Altertum die Stadt Samos mit der Burg Astypaläa und mit dem berühmten Heräon, einem riesigen Tempel der Hera lag. Durch Schiffahrt und Handel gelangten die Bewohner (seit dem 10. Jahrh. v. Chr. Ionier) frühzeitig zu Macht und Reichtum, den sie durch eifrige Thätigkeit auf dem Felde der Industrie und Kunst (besonders Töpferei, Malerei und Erzguß) vermehrten. Ihre höchste Blüte hatte die Insel unter der Herrschaft des Polykrates (s. d.), nach dessen Tode sie 516 in die Gewalt der Perser geriet. Durch die Schlacht bei Mykale (479 v. Chr.) befreit, schloß sie sich dem attischen Seebunde an, wurde 440 v. Chr. von den Athenern wegen Unbotmäßigkeit nach neunmonatlichem hartnäckigen Widerstand unterworfen und blieb dann bis zum Ende des Peloponnesischen Kriegs die treueste Verbündete Athens und eine Hauptstütze der atheniſchen Demokratie. Nach der Schlacht bei Knidos (394 v. Chr.) schloß sie sich wieder den Athenern an, geriet aber bald aufs neue unter pers., von 365 bis 322 wieder unter athenische Herrschaft. Später wurde sie von den Pergamenern beherrscht und 129 zur röm. Provinz Asia geschlagen, von Octavian aber (20 v. Chr.) mit der Freiheit beschenkt, die ihr Vespasian später wieder entzog. Nachdem sie im Mittelalter und der neuern Zeit die wechselnde Herrschaft der Byzantiner, Venetianer, Genuesen und Osmanen erfahren, beteiligte sie sich eifrig und glücklich am griech. Befreiungskampfe, wurde aber durch das Londoner Protokoll von 1830 der Pforte zurückgegeben. Durch ihren heftigen Widerstand gegen diese Anordnung erreichten die Bewohner jedoch, daß S. durch einen Ferman des Sultans vom 11. Dez. 1832 als tributäres Fürstentum (Beylik Sissam) konstituiert wurde. Der Sultan ernennt nur den Fürsten griech. Nationalität und erhebt eine jährliche Abgabe von 400000 Piaster. Seit 30. Mai 1885 ist Karatheodory (s. d.) Fürst von S. Alljährlich tritt die aus 36 Abgeordneten der einzelnen Gemeinden und dem Erzbischof bestehende Repräsentanten-

kammer zusammen. Die Bevölkerung beträgt (1884) 40513 E.; bis auf 22 Katholiken, 3 Armenier, 1 Juden und 2 Protestanten alle griechisch-katholisch, und bis auf 605 Fremde alle Samier. Die Ausfuhr liefert hauptsächlich Rosinen, Wein und Häute. Die Handelsmarine zählt (1883) 342 Fahrzeuge von 7813 t. Hauptstadt ist **Wathy** mit 7000 E., Gymnasium und gutem Hafen. Vgl. Panofka, «Res Samiorum» (Berl. 1822); Guérin, «Description de l'île de Patmos et de l'île de S.» (Par. 1856); Stamatiades, «Ἐπετηρὶς τῆς ἡγεμονίας Σάμου» (Samos 1877); Curtius, «Urkunden und Denkmäler von S.» (Lpz. 1878).

Samosăta, Hauptstadt der syr. Provinz Commagene, am westl. Ufer des Euphrat, jetzt Samsat, berühmt als Geburtsort des Lucianus und des Paulus (s. d.) von Samosata, dessen Anhänger sich deshalb **Samosatenianer** nannten.

Samostje, s. **Zamosc**.

Samoswanez, Ssamoswanez (russ., von ssamyj, selbst, und swat', nennen), einer, der sich selbst benennt oder beruft, insbesondere ein Thronprätendent, der sich fälschlich für einen bereits verstorbenen Herrscher oder Prinzen ausgibt. Solche S. traten im 17. und 18. Jahrhundert in Rußland nach dem Aussterben des moskowischen Zarenhauses bis zum Erlaß einer festen Thronfolgeordnung durch Kaiser Paul zahlreich auf; am bedeutendsten war Dmitrij S., deutsch gewöhnlich «Der falsche Demetrius» (s. unter **Demetrius**) genannt. Vgl. Brückner, «Zur Naturgeschichte der Prätendenten» (in «Nord und Süd», XV, 44).

Samothrake, jetzt von den Griechen **Samothraki**, von den Türken **Semenderek** genannt, eine felsige Insel im nördlichsten Teile des Ägäischen Meeres (dem sog. Thrazischen Meere) von etwa 185 qkm Areal, besteht zum größten Teil aus einer in westöstl. Richtung verlaufenden Bergmasse (Saoke bei den Alten), deren höchster, jetzt Phengari genannter Gipfel sich 1754 m über der Meeresfläche erhebt; nur im Norden und Westen sind Strecken von Flachland vor die Berge gelagert. An der Nordküste lag die einzige, ebenfalls Samothrake genannte Stadt, von der noch ausgedehnte, zum Teil sehr altertümliche Ruinen unter dem Namen Paläopolis erhalten sind; die Ausgrabungen Conzes und Hausers 1873 haben namentlich Ruinen eines dorischen Marmortempels und eines Rundbaues bloßgelegt. Die Insel war zuerst von Phöniziern, dann von einer wohl mit thrazischen Elementen vermischten griech. Bevölkerung bewohnt; ihre Berühmtheit verdankte sie im Altertum ausschließlich den an den Kultus der Kabiren (s. d.) geknüpften Mysterien. Zur Zeit der attischen Seeherrschaft war sie den Athenern tributpflichtig. Jetzt gehört sie zum türk. Reiche; die fast ausschließlich christl. Bevölkerung nährt sich von Öl- und Getreidebau und Ausfuhr von Holz. Vgl. Conze, «Reise auf den Inseln des Thrazischen Meeres» (Hannov. 1860); Conze, Hauser und Niemann, «Archäol. Untersuchungen auf S.» (Wien 1875).

Samotschin, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Kolmar in Posen, am Südrande des Netzebruches, zählt (1885) 2090 meist evang. E. und hat eine Dampfölmühle, Getreide-, Holz- und Viehhandel.

Samŏwar, **Samovar** oder **Ssamowar** (russ., d. h. Selbstkocher), eine nur in Rußland gebräuchliche, aus Messing oder Tombak verfertigte Theemaschine von verschiedener Größe (acht Gläser bis ein Eimer). Das Wasser in derselben wird durch glühende Kohlen, die sich in einer in der Mitte des S. befindlichen eisernen Röhre befinden, zum Sieden gebracht und dann auf den in eine Theekanne geschütteten Thee gegossen. Um das Aroma des Thees zu bewahren, muß die Theekanne nicht auf die eiserne Röhre, sondern neben den S. gestellt und mit einer Serviette bedeckt werden. Hauptfabrikationsort der S. ist Tula.

Sampierdarena, Vorstadt von Genua (s. d.).

Samsöe, eine kleine, zum Königreich Dänemark gehörige Insel, zwischen Seeland und Jütland im südwestl. Teile des Kattegat gelegen, bildet eine eigene Grafschaft und zählt (1880) auf 114 qkm 6599 E. Obwohl die Insel keine Stadt besitzt, erfreuen sich ihre Bewohner infolge der großen Fruchtbarkeit des Bodens eines bedeutenden Wohlstandes. Außer Ackerbau treibt die Bevölkerung mit 16 Schiffen von 215¼ t Handel und Schiffahrt, da mehrere gute Häfen, wie Langöre und Ballen, vorhanden sind. Hauptort ist das stadtähnliche Dorf **Nordby**. In administrativer Hinsicht gehört die Insel zum seeländischen Amte Holbäk, in kirchlicher zum jütländ. Stift Aarhuus.

Samsöe (Ole Johann), dän. Dichter, geb. 1759 zu Næstved, ist besonders durch das Trauerspiel «Dyveke» und die «Nordischen Erzählungen» bekannt geworden. Er starb als Pagenlehrer zu Kopenhagen 23. Jan. 1796. Rahbek gab 1796 eine Sammlung seiner «Digteriske Værker» heraus.

Samson, soviel wie Simson.

Samson (Jos. Isidore), berühmter franz. Schauspieler, geb. 2. Juli 1793 zu St.-Denis, war Schreiber bei einem Advokaten und in einem Lotteriebureau, bevor es ihm gelang, Schüler des pariser Konservatoriums zu werden (1812). Im J. 1816 erhielt er ein Engagement in Rouen und drei Jahre später wurde er Mitglied des zweiten Theater français, 1827 Societär des ersten. Hier wirkte er mit alleiniger Ausnahme der J. 1830—32, während deren er am Palais-Royal engagiert war, bis zu seinem 1863 erfolgenden Rücktritt von der Bühne. Unter den 250 Rollen, die auf S.s Repertoire standen, waren besonders ausgezeichnet die in den Stücken Molières, Beaumarchais' und Marivaux'. Besondern Ruf erlangte S. auch als Lehrer, er war als solcher bereits seit 1829, seit 1836 als Professor thätig und hat unter andern die Rachel und die beiden Brohan ausgebildet. Er starb 30. März 1871 zu Auteuil.

Samstag, eine in Süddeutschland und Österreich gebräuchliche Benennung des Sonnabend (s. d.).

Samsun, Stadt und Hauptort des Sandschaks Dschanik im türk. Wilajet Trapezunt, an der Nordküste Kleinasiens im Hintergrunde einer Bucht des Schwarzen Meeres, zwischen der Mündung des Kysyl Irmak (Halys) und der des Jeschil Irmak (Iris), Dampferstation des Österreichischen Lloyd und der Messageries Maritimes, zählt etwa 2000 E. und hat nicht unbedeutenden Handel mit den Küstenstädten des Schwarzen Meeres und Konstantinopel. S., das Amisus (s. d.) des Altertums, war in byzant. Zeit Bischofssitz (Aminsus) und gehörte damals zum Thema Armeniacon, später den Seldschuken von Rûm und am Ausgange des 14. Jahrh. unter dem Namen **Simiso** den Genuesen.

Samt (frz. velours, engl. velvet), Gewebe mit leinwandartigem oder geköpertem Grund und auf

der rechten Seite angebrachter, durch kurze, aufrecht stehende Fäden gebildeter Haardecke. Beim echten Samt wird diese Decke Pail, Pol oder Flor genannt, dadurch hervorgebracht, daß eine besondere Kette (Polkette) ins Grundgewebe eingewebt ist, aus welcher beim Weben kleine Schlingen oder Schleifen (Noppen) gebildet werden, die man entweder aufschneidet (gerissener Samt) oder nicht (ungerissener Samt, Halbsamt). Ursprünglich bestand der echte S. stets aus Seide; jetzt verwendet man hierzu auch Kammgarn (Wollsamt). Beim gerippten S. (Rips) stehen die unaufgeschnittenen Schleifen nicht frei aufrecht, sondern sind von dicken Einschlagfäden durchzogen. Beim façonnierten Samt stellt man ein Muster durch Flor von verschiedener Länge oder Farbe, durch teilweises Aufschneiden der Noppen, durch nur teilweises Besetzen des Grundes mit Flor oder durch Aufpressen der Figur her. Beim baumwollenen oder unechten Samt (Manchester, Kord) wird die Haardecke aus Einschlagfäden gebildet, welche reihenweise frei liegen und aufgeschnitten werden, worauf man die Enden aufbürstet und kurz abschert. Die Samtfabrikation, deren Anfänge bis in die röm. Kaiserzeit zurückreichen, stand im 12. bis 14. Jahrh. in Italien in hoher Blüte; doch kam lange Zeit die schönste Ware aus Konstantinopel. Später hat diese Fabrikation fast in allen Ländern, wo die Textilindustrie gepflegt wird, Eingang gefunden. Felbel und Plüsch sind vom eigentlichen S. durch die Länge des Haars verschieden.

Samtband (frz. ruban en velours, ruban velouté; engl. velvet-ribbon), s. unter Bandfabrikation, Bd. II, S. 426ᵃ.

Samter, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, an der Samica, einem linken Zufluß der Warthe, Station der Linie Stargard-Posen-Breslau der Preußischen Staatsbahnen, Sitz des Landratsamts, eines Amtsgerichts und eines Warendepots der Reichsbank, zählt (1885) 4188 E. und hat zwei kath. und eine evang. Pfarrkirche, eine Synagoge, eine Landwirtschaftliche Schule, Vieh-, besonders Schafzucht, Eisengießerei, Spiritusbrennereien, Ölmüllerei und ein Rittergut mit Schloß und 110 E. Bei S. schlugen 1657 die Brandenburger unter Derfflinger einen poln. Heerhaufen. — Der Kreis Samter zählt auf 1092 qkm (1885) 53115 E., davon 33000 Polen.

Samtgut heißt bei der ehelichen Gütergemeinschaft das beiden Ehegatten gemeinschaftlich zugehörende Vermögen im Gegensatz zum Sondergut oder Einhandsgut der Frau. (S. Güterrecht.)

Samthaken oder Samtmesser, soviel wie Dreget (s. d.).

Samtlehn, ein mehrern Vasallen zu gesamter Hand verliehenes Lehn. (S. Lehn und Lehnwesen, Gesamte Hand.)

Samtmesser, s. Dreget.

Samtröschen, Pflanzenart, s. unter Bellis.

Samttapete, Velourstapete oder veloutierte Tapete (frz. papier velouté, engl. flock-paper), nennt man Tapeten, auf denen entweder der Grund oder das Muster mit aufgeklebten Wollhärchen bedeckt ist. (S. u. Tapeten und Holzwolle.)

Samtteppich, s. unter Teppiche.

Samtvögel, s. Manakins.

Samuel, der letzte der sog. Richter der Hebräer. Seine Mutter Hanna hatte ihn nach langer unfruchtbarer Ehe ihrem Gatten Elkana geboren und aus Dankbarkeit dem Dienste Jahves geweiht. Im Tempel zu Silo unter der Obhut des Priesters Eli erzogen, wurde er nach dessen Tode als sein Nachfolger im Richteramte und Priestertum anerkannt. Obwohl nicht aus priesterlichem Geschlecht, ward S. doch der Wiederhersteller des arg zerrütteten Jahve-Kultus und in einer Zeit polit. Erniedrigung der Retter der Nation. Als gottbegeisterter Prophet und siegreicher Heerführer der angesehenste Mann seines Volks, hat er zur Befestigung der israel. Staatseinheit wesentlich beigetragen, beschleunigte aber ebendadurch wider Willen zugleich den Übergang zu einer festen monarchischen Staatsverfassung. Vom Volke gezwungen, salbte er den siegreichen Saul zum König von Israel. Als aber Saul allmählich zum königl. Selbstbewußtsein herangereift, sich die Vormundschaft S.s nicht länger gefallen ließ, verband sich dieser mit den Unzufriedenen in Juda und salbte an Sauls Stelle den noch jungen David zum König. Den Ausgang der hieran sich schließenden innern Kämpfe erlebte er nicht mehr. Die im Alten Testament enthaltenen sog. beiden Bücher Samuelis, welche die Geschichte unter S., Saul und David im streng theokratischen Geiste erzählen, sind mehrere Jahrhunderte später geschrieben. Mit mehr Grund wird die Stiftung der Prophetenschulen auf S. zurückgeführt.

Samuel Greifenson von Hirschfeld, s. Grimmelshausen.

Samûm (genauer Bahd-Samûm), auch Harrur und von den Arabern der Wüste Sambuli, von den Türken Samieli genannt, von dem arab. Worte Semen, d. i. Gift, ist der Name der gewöhnlichen Wüstenstürme in Arabien, Syrien und dem nordwestl. Indien. Er entsteht auf den brennenden Sandwüsten der genannten Länder und weht in den benachbarten Kulturstrichen fast immer aus der Richtung, in welcher die Wüste zu ihnen liegt. In Ägypten kommt er, von Mitte Juni bis Mitte Februar, aus Süden und wird in den ersten Nachmittagsstunden am heftigsten; er heißt dann Merisi. Kommt er mehr aus Osten oder Westen, so heißt er Schöbe. Bestimmte, den Eingeborenen wohlbekannte Vorzeichen verkündigen seine Annäherung. Eine gelbliche Farbe, die ins Bleifarbige übergeht, verbreitet sich in der Atmosphäre, sodaß die Sonne in seinen heftigsten Perioden dunkelrot wird; man hört Zischen und Prasseln in der Luft, und alsbald fährt der glühende Windsturm mit dumpfem Geräusch schnell über den Boden. Um sich vor dem Einatmen desselben zu bewahren, verhüllen die Araber ihr Gesicht mit dem Kefieh, einem Tuche, das sie auf dem Kopfe tragen, und die Kamele der Karawanen werfen sich nieder und verbergen Maul und Nase im Sande, bis nach höchstens einer halben Stunde der heiße Hauch verweht ist. Nie weht der S. länger als sieben Tage nacheinander. Durch seine große Hitze und außerordentliche Trockenheit tötet er bisweilen die von ihm überraschten Menschen und Tiere in kurzer Zeit. Vom S. nur durch die Dauer und Zeit seines Auftretens verschieden ist der Wüstenwind Chamsin (s. d.), von beiden verschieden sind der Harmattan (s. d.) und der Sirocco (s. d.). Vgl. Kämtz, «Lehrbuch der Meteorologie» (Bd. 1, Lpz. 1832); Hann, «Handbuch der Klimatologie» (Stuttg. 1883).

Sämund (Sæmundr hinn frodi, d. i. der Kundige), gelehrter Isländer des 12. Jahrh., Sohn

des Sigfus, eines Geistlichen zu Oddi im südl. Island, geb. zwischen 1054 und 1057. Frühzeitig unternahm er Reisen nach Deutschland, Frankreich und Italien, wo er, schon fast verschollen, von seinem Landsmann Jon Ögmundarson, dem spätern Bischof von Holar, wieder aufgefunden und nach Island zurückgeführt worden sein soll. Hier ließ er sich auf seinem Gute Oddi nieder und wurde Priester. In hohem Alter scheint er das Leben der norweg. Könige von Harald Haarfager bis zu Magnus dem Guten (gest. 1047) geschrieben zu haben, eine Arbeit, die zwar in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht auf uns gekommen ist, aber bei dem hohen Ansehen, in welchem er als Geschichtskundiger stand, den Schriften anderer zur Grundlage gedient und auszugsweise in einem dem Enkel S.s, Jon Loptson, gewidmeten Gedicht (unter dem Titel «Jon Loptsons encomiast», herausg. von Erichson, Kopenh. 1787; besser in «Fornmannasögur», Bd. 10 und «Flateyjarbók», Bd. 2) erhalten ist. Sein Anteil an der nach ihm benannten ältern oder poetischen Edda (s. d.) ist zweifelhaft; gewiß ist dagegen, daß er sowohl bei der Einführung der Zehntlast (1097) als bei der des ältesten Christenrechts (1122—33) auf Island seinen Einfluß geltend machte. Er starb 1133. Bald nach seinem Tode knüpften sich an ihn mannigfache, noch jetzt auf Island bewahrte Sagen von seiner Zauberkunst und seinem Verkehr mit dem Teufel. Vgl. Maurer, «Isländ. Volkssagen» (Lpz. 1860).

Samursakan, s. unter Abchasen.

Samvat ist der Name einer in Indien üblichen Zeitrechnung, welche auch die Ära des Vikramaditja heißt und mit dem J. 56 v. Chr. beginnt, ohne daß man bis jetzt weiß, welche Bewandtnis es mit ihrer Entstehung hat. Wahrscheinlich ist dieselbe, wie aus ihrem sehr späten Erscheinen auf schriftlichen Denkmälern mit einiger Sicherheit geschlossen werden kann, erst mehrere Jahrhunderte n. Chr. chronologisch festgestellt und eingeführt worden. Vgl. Max Müller, «Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung» (Lpz. 1884).

Samwer (Karl Friedr. Lucian), bekannt durch seine staatsrechtlichen Schriften über Schleswig-Holstein, geb. 16. März 1819 in Eckernförde, studierte zu Kiel und Berlin die Rechte und veröffentlichte bereits 1844 die Schrift «Die Staatserbfolge der Herzogtümer Schleswig-Holstein» (Kiel 1844). Gegen den Offenen Brief des Königs von Dänemark 1846 trat S. mit zwei kritischen Schriften auf. Er nahm dann an der Erhebung der Herzogtümer gegen die Einverleibung Schleswigs teil und wurde von der provisorischen Regierung nach London gesendet. Im Okt. 1848 erfolgte seine Ernennung zum Bureauchef im Ministerium des Auswärtigen. In den J. 1849 und 1850 war S. als Vertrauensperson der Statthalterschaft bei den Friedensverhandlungen in London und Berlin beteiligt. Inzwischen verfaßte er in Gemeinschaft mit Droysen die Schrift: «Die Herzogtümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark» (1. u. 2. Aufl., Hamb. 1850), worin er die von der dän. Regierung seit 1806 gemachten Versuche zur Dänisierung der Herzogtümer darlegte. Im Sommer 1851 wurde er Professor des schlesw.-holstein. Landesrechts zu Kiel. Nach Wiederherstellung der dän. Regierung sofort entfernt, wurde er von dem Herzog Ernst von Coburg-Gotha 1852 zum Bibliothekar in Gotha, dann zum vortragenden Rat im Staatsministerium, 1859 zum Mitglied des Gesamtministeriums ernannt. Im J. 1863 trat S. alsbald in die Dienste des Erbprinzen Friedrich von Augustenburg, dem er bis zum Juni 1866 zur Seite stand. Im Spätherbst 1866 kehrte er in seine frühere Stellung nach Gotha zurück, wo ihm der Herzog zugleich die Verwaltung eines Teils des coburgischen Hausvermögens übertrug. Seit 1856 setzte S. den Martensschen «Recueil de traités» fort (7 Bde., Gött. 1856—75; 2. Serie mit J. Hopf, Bd. 1—8, Gött. 1876—83). Er starb 8. Dez. 1882 in Gotha.

San, ein linker Zufluß der Save, welcher in den Karawanken entspringt, bis Laufen in einem engen und bis Cilly in Steiermark in malerisch schönem, weitem Thal nach O. fließt; bei Cilly biegt er nach SSW. um und mündet bei Steinbrück in die Save.

San, ein 392 km langer rechter Nebenfluß der Weichsel in Galizien, welcher vom Karpatischen Waldgebirge beim Dorfe Sianki kommt, fließt zuerst in einem engen Thale, berührt Lisko und Sanok, wird bei Przemysl schiffbar, tritt bei Jaroslaw in die Ebene und mündet bei Slupka. Rechts empfängt er die Wisznia, die Lubaczówka und den Tanew, links die Solinka, Oslawa und den Wislok, der östlich von der Jasiolkaquelle entspringt und starke Krümmungen und großes Gefälle hat. Das Thal des S. ist häufig verheerenden Überschwemmungen ausgesetzt.

San (ital. und span., Abkürzung von Santo), heilig, in Verbindung mit Namen von Heiligen und Städten häufig vorkommend.

San-..., Artikel, die man hier vermißt, sind unter dem betreffenden Hauptnamen zu suchen; s. auch Saint-, Sainte-, Sankt, Santa-, São.

San-Ambrogio, Dorf, s. unter Susa.

San-Andres (Volcan de), s. u. Orizaba.

San-Antonio, Stadt und Hauptort von Bexar County im nordamerik. Staate Texas, liegt am San-Antonio- und am San-Pedrofluß, 220 km östlich vom Golf of Mexico. Hier siedelten sich 1714 die Spanier an, von 1718 bis 1783 bestand eine Mission, 1873 wurde sie als Stadt inkorporiert und seit 1845 begann die Einwanderung der Deutschen. S. zählt (1880) 20 550 E., von denen 3036 Farbige waren. Die Stadt besteht aus drei Teilen: der alten Stadt (San-Antonio) zwischen den beiden Flüssen, Alamo, östlich vom San-Antonio, und Chihuahua, westlich vom San-Pedro. Im erstern befinden sich die meisten Geschäftshäuser, im zweiten sind elegante Wohnhäuser, welche meist von Deutschen bewohnt werden, und im letztern wohnen meist Mexikaner. S. treibt bedeutenden Handel, namentlich mit Mexiko, und hat Getreidemühlen, Seifen- und Kerzen-, Eis-, Fleischextraktfabriken und große Brauereien. Zu S. bestehen mehrere kath. Colleges und ein Konvent, zwei deutsch-amerik. Schulen, ein Hospital, ein kath. Waisenhaus und zehn Kirchen. S. war die Hauptstadt von Texas unter spanischer und mexik. Herrschaft und der Hauptpunkt wichtiger Operationen während der mexikanischen und span. Unabhängigkeitskriege.

San-Antonio de Cucuta, Stadt in Venezuela, s. unter Cucuta.

San-Antonio-River, Fluß im nordamerik. Staate Texas, entspringt in San Antonio County, und fließt im ganzen südlich in die Espiritu-Santo-Bai, nachdem er 20 km vor seiner Mündung den Guadalupe aufgenommen. San-Antonio und Goliad sind die Hauptstädte an seinen Ufern.

San-Bartolomeo de Honda, Stadt im Staate Tolima, s. Honda.

San-Bartolommeo in Galdo, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Benevent, zählt (1881) 7692 E. und hat sehr besuchte Märkte.

San-Benedetto del Tronto, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Ascoli-Piceno, unweit der Küste des Adriatischen Meeres, Station der Eisenbahn Bologna-Otranto, hat (1881) 6897 E. und einen Hafen.

San-Bernardino, Alpenpaß, s. Bernardino (San-).

San-Blas, Hafen- und Handelsplatz im mexik. Staate Jalisco, Distrikt Tepic, an der Küste des Stillen Oceans, südöstlich von der Einmündung des Rio Grande de Santiago in denselben, Endpunkt der Eisenbahn Mexiko-Irapuato-Guadalajara-S., zählt 3518 E. und hat Seesalzgewinnung und Schiffbau. Zur Ausfuhr gelangt namentlich Holz. Vom Juni bis November ist das dortige Klima sehr ungesund. S. ist Sitz eines deutschen Konsularagenten.

San-Bonifacio, Distriktshauptort der ital. Provinz Verona, links am Etschzufluß Alpone, Station der Eisenbahn Verona-Padua-Venedig, hat (1881) 3237 (als Gemeinde 6256) E. Etwa 6 km südlicher liegt der Schlachtort Arcole (s. d.).

San-Carlos, ehemals Name von San-Fernando (s. d.).

San-Carlos, Ackerbaukolonie in der argentin. Provinz Santa-Fé (Südamerika), südwestlich von der Hauptstadt Santa-Fé und mit derselben durch Eisenbahn verbunden, wurde 1859 von Schweizern gegründet und zählt 2110 E., welche namentlich durch Obstbau und Seidenraupenzucht sich hohen Wohlstand errungen haben.

San-Carlos de Ancud, Hauptstadt der chilen. Provinz Chiloé (s. d.).

San-Carlos de la Union, s. La Union.

San-Casciano de' Bagni, Stadt und Badeort in der ital. Provinz Siena, Bezirk Montepulciano, zählt (1881) 1175 (Gemeinde 3524) E. und hat heiße Solquellen.

San-Cataldo, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Caltanissetta, auf Sicilien, Station der Eisenbahn Aragona-Caldare-Catania, zählt (1881) 15649 E. und hat eine schöne Pfarrkirche mit Reliquien des heil. Cataldus, Bischofs von Tarent, und reiche Schwefelminen.

San-Christobal de la Habana, s. Havana.

San-Christobal de los Llanos, Hauptstadt des mexikan. Staats Chiapas (s. d.).

San-Colombano al Lambro, Stadt in der ital. Provinz Mailand, Bezirk Lodi, rechts am Lambro, hat (1881) 5892 (Gemeinde 6932) E., Weinbau und ein altes Kastell.

San-Daniele del Friuli, Distriktshauptort in der ital. Provinz Udine, links vom Tagliamento, hat (1881) 5765 E. und Getreidehandel.

San-Diego, Stadt, See- und Einfuhrhafen im gleichnamigen County des nordamerik. Staates California, liegt an dem nordöstl. Ufer der gleichnamigen Bai, 24 km nördlich von der mexikan. Grenze und hat (1880) 2637 E. Die Stadt ist herrlich gelegen, hat Wasserwerke, eine Militärstation, ein Zollhaus, einen Park, eine Eisengießerei, eine Maschinenwerkstatt u. s. w. Das Klima ist sehr milde. Die San-Diego-Bai wurde 1542 entdeckt; 1769 siedelten sich Dominikaner hier an.

San-Domingo, s. Santo-Domingo.

San-Donà di Piave, Distriktshauptort in der ital. Provinz Venedig, links an der Piave, Station der Eisenbahn Mestre-S.-Portogruaro, zählt (1881) 890 (Gemeinde 8576) E. und hat Seidenspinnerei.

San-Fele, Stadt in der ital. Provinz Potenza, Bezirk Melfi, hat (1881) 9704 E.

San-Felice (Monte-), s. Circello (Monte-).

San-Felipe, Hauptstadt von Aconcagua (s. d.).

San-Felipe de Asturia de Oruro, s. Oruro.

San-Felipe de Benguela, Hauptstadt von Benguela (s. d.).

San-Felipe de Játiva, Ciudad in der span. Provinz Valencia, s. Játiva.

San-Felipe de Puerto Belo, s. Puerto-Belo.

San-Fernando, ehemals San-Carlos, Stadt (Ciudad) in der span. Provinz Cadiz, Hauptort der Isla de Leon, Station der Linie Sevilla-Cadiz der Andalusischen Eisenbahnen, zählt mit dem stark befestigten Arsenal und Kriegshafen La Carraca an dem die Insel vom Festlande trennenden und durch die stark befestigte Schiffbrücke Puente-Sanzo und eine feste Eisenbahnbrücke überspannten Kanal Santi-Petri eine Bevölkerung von (1877) 26822 E. S. ist ein ganz modern gebauter Ort, hat zwei Pfarrkirchen, zwei Hospitäler, verschiedene Kasernen, eine Marineschule mit Sternwarte und mehrere starke Festungswerke. Die Stadt treibt lebhaften Handel mit Salz, welches die zahlreichen Salinen der Insel liefern.

San-Fernando de Apure, Hauptstadt des venezuelischen Staates Apure (s. d.).

San-Fernando de Nuevitas, Seehafen von Puerto-Principe (s. d.).

San-Filippo d'Argirò, s. Agira.

San-Francesco d' Albaro, Vorort von Genua, gehört zum Mandamento San-Martino d'Albaro des Bezirks Genua und liegt 4 km östlich von Genua am Flusse Bisagno, hat Paläste und Villen der genueser Aristokratie, viel Industrie und zählt (1881) 12124 E. — Der nahebei belegene Villenort San-Fruttuoso hat 10048 E.

San-Francisco, die bedeutendste Stadt des nordamerik. Staates California und der wichtigste Handelsplatz an der Westküste Amerikas, liegt auf einer 48 km langen und 10 km breiten Landzunge und wird im N. von dem Goldenen Thor (Golden Gate), im O. von der San-Francisco-Bai, im S. von San-Mateo County und im W. vom Pacific-Ocean begrenzt. Goat-Island, Alcatraz-Island und Mission-Rock, welches im Hafen liegt, sowie die Farolloninseln im Ocean gehören zu der Stadt und dem County S. Die Stadt liegt auf der östl. Ebene und am Fuße hoher Hügel. Diese, sowie ein großer Teil der Felsen in Clark- und Rincon-Point sind entfernt worden, sodaß jetzt die Stadt fast ganz als Ebene erscheint. S. hatte 1846 erst 600, 1848 nur 1000, 1852 schon 34870 und 1880 bereits 233959 E., von denen 104244 Fremdgeborene (3860 von Britisch-Amerika, 7795 von England und Wales, 30721 von Irland, 2243 von Schottland, 19928 von Deutschland, 4160 von Frankreich, 2488 von Schweden und Norwegen, 21213 von China und 1438 von Mexiko) und 1628 Farbige. Unter den Gebäuden sind bemerkenswert: das neue Stadthaus mit hohen Türmen und Doppelreihen von korinth. Säulen, die Münze, das Merchants Exchange Building, das Schatzamt, die neue Kirche und das College St.-Ignatius, welches Sitze für

4000 Personen hat, verschiedene Banken, Theater, große Geschäftshäuser u. s. w. Besonders berühmt ist S. seiner großen und kostspieligen Hotels wegen; das Palace-Hotel, sieben Stock hoch, hat Räumlichkeiten für 1110 Gäste. Unter den öffentlichen Gärten sind besonders der City-Garden und die Woodwards Gardens hervorzuheben. Letztere haben eine reiche Sammlung von Zierpflanzen und Blumen, eine Orangerie, ein Treibhaus, ein Aquarium, eine Menagerie u. s. w. Der Golden-Gate-Park am Hafeneingang umfaßt 422 ha. In der Nähe des Oceans, westlich von der Stadt, ist das berühmte Cliff-House, der beliebteste Vergnügungsort der Bewohner. Der Lone-Mountain-Kirchhof findet kaum seinesgleichen. Das Klima ist sehr mild, im Sommer nie drückend heiß; Schnee ist äußerst selten. Außer den öffentlichen gibt es 120 Privatschulen (mehrere deutsche und 15 Colleges, ferner 6 öffentl. Bibliotheken mit 160000 Bänden, 3 Kunstgalerien, 114 wohlthätige Gesellschaften und Vereine, 17 Vergnügungs-Plätze, 8 Kirchhöfe, 18 tägliche, 42 wöchentliche, 22 monatliche und andere Zeitungen und Zeitschriften. Außer 23 Bai- und Fluß- gab es noch 12 große Dampferlinien, unter welchen die Occidental and Oriental Steamship Company, die S., Yokohama und Hongkong verbindet, die bedeutendste ist. Der Handel ist bedeutend; 1884 kamen 727 Schiffe (825810 t) an und gingen 774 Schiffe (917115 t) ab. Exportiert wurden für 33943095, importiert für 68767382 Doll. Waren. Es gibt in S. 800 inkorporierte Gold- und Silberminen-Kompagnien, 42 Banken, 3 Gas-, 21 Eisenbahn-, 13 Straßeneisenbahnen-, 10 Wasser-, 7 Telegraphen- u. s. w. Kompagnien. Vgl. «California as it is» (San-Francisco 1883).



Topographische Lage von San-Francisco.

San-Francisco de Quito, s. Quito.

San-Francisco de la Selva de Copiapó, s. Copiapó.

San-Fratello, Stadt in der ital. Provinz Messina, auf Sicilien, Bezirk Mistretta, 7 km von der Küste des Tyrrhenischen Meeres, zählt (1881) 7953 E. und hat eine an Getreide, Öl, Wein, Obst und Gemüsen reiche Umgebung. S. ist von Lombarden gegründet, welche mit Adelheid von Monferrat, der Gemahlin Rogers I., nach Sicilien kamen; noch jetzt ist die Mundart der Bewohner des Ortes von derjenigen der Nachbarn gänzlich verschieden. Am Fuße des Monte-San-Fratello, dessen steiler Gipfel die Ruinen einer antiken Stadt trägt, liegt die Grotte San-Teodoro mit fossilen Knochen und Feuersteinwerkzeugen aus der iberischen Vorzeit Siciliens.

San-Germano, Badeort in Italien, s. unter Agnano.

San-Geronimo, blühende Ackerbaukolonie in der Provinz Santa-Fé der südamerik. Republik Argentina, 1858 von Franzosen gegründet, zählt 726 E. und hat Obst- und Weinbau.

San-Gimignano, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Siena, 360 m über dem Meere, hat durch seine alten Gebäude, Mauern und 13 Türme noch heute vollkommen mittelalterliches Gepräge. An der Piazza della Collegiata oder del Duomo finden sich die hervorragendsten Bauten des Orts: der Palazzo Pubblico oder Palazzo Comunale aus den J. 1288—1323, mit Wandgemälden von Lippo Memmi (1317) und Sodoma; der Palazzo del Podestà mit prächtiger Loggia; die Hauptkirche La Collegiata oder Pieve aus dem 11. Jahrh., im 15.

durch Giuliano da Majano umgebaut, mit zahlreichen Fresken aus dem 14. und 15. Jahrh., unter denen die von Domenico Ghirlandajo in der Cappella Santa-Fina die besten Schöpfungen dieses Meisters sind. Die 1280 begonnene Kirche Sant' Agostino hat im Chor schöne das Leben des heil. Augustinus darstellende Fresken Benozzo Gozzolis von 1465. Im Palazzo delle Scuole befindet sich eine Bibliothek mit 100 Handschriftenbänden und ein kleines Museum. S. zählt (1881) 4554 (Gemeinde 8539) E., hat ein Gymnasium, eine technische Schule und Weinbau; der hier geerntete Vernaccia ist eine der besten Sorten Toscanas. Die Stadt war im 13. und 14. Jahrh. ein blühendes unabhängiges Gemeinwesen und kam 1353 durch Bürgerzwist unter die Oberherrschaft von Florenz.

San-Giovanni a Teduccio, Dorf und Villenort unmittelbar südöstlich von Neapel, an der Küste des Golfes, ist Station der Eisenbahn Neapel-Eboli und hat (1881) 14507 E.

San-Giovanni in Fiore, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Cosenza, im Sila-Gebirge, hat (1881) 10813 E. und ein Gymnasium.

San-Giovanni in Persiceto, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Bologna, mit dem untern Po durch einen Kanal verbunden, hat (1881) 3180 (Gemeinde 15067) E., ein Gymnasium, eine Mineralquelle und Handel.

San-Giulio, Insel im See von Orta (s. d.).

San-Gonzalo, Stadt auf der brasil. Insel Itaparica, s. unter Bahia.

San-Guste, span. Kloster, s. Geronimo de San-Yuste.

San-Ildefonso, Stadt in Spanien, s. La Granja.

San-Jacinto, Fluß im nordamerik. Staate Texas, entspringt in Walker County, fließt südöstlich und mündet nahe bei Houston in die San-Jacinto-Bai, einen Arm der Galveston-Bai und ist 192 km lang, von denen 72 schiffbar sind. Am 21. April 1836 fand hier eine Schlacht zwischen Texanern und Mexikanern statt, in der die Mexikaner aufs Haupt geschlagen wurden und welche der Herrschaft Mexikos über Texas für immer ein Ende machte.

San-Jago de Chile, s. Santiago.

San-Jago de Cuba, Stadt auf der Insel Cuba, s. Santiago de Cuba.

San-Joaquin, Fluß im nordamerik. Staate California, entspringt in den Sierra-Nevada-Gebirgen, fließt südwestlich, vereinigt sich mit dem Sacramento-River und mündet in die Suisan-Bai, welche durch die San-Pablo- und die San-Francisco-Bai mit dem Stillen Ocean in Verbindung steht. Seine ganze Länge beträgt 560 km. Er ist für Schiffe von 150 bis 250 t bis Stockton, 80 km oberhalb seiner Mündung, schiffbar. Seine Hauptnebenflüsse sind: der Fresno, Mariposa, Merced, Tuolumne, Stanislaus und Calaveras.

San-José, Stadt und Hauptort von Santa-Clara County im nordamerik. Staate California, liegt am Guadalupefluß, 12 km von der San-Francisco-Bai, an drei Eisenbahnlinien und in einem schönen, fruchtbaren Thale, zählt (1880) 12567 E., worunter 634 Chinesen und 91 Neger. In der Nähe der Stadt befindet sich die University of the Pacific. Außerdem hat S. eine Akademie, eine Handelsschule, das Staatslehrerseminar, eine National- und eine Sparbank, eine Seiden- und eine Wollfabrik, mehrere Mühlen, eine Maschinenwerkstätte, Eisengießerei und Lohgerbereien.

San-José, Hauptstadt des mittelamerik. Freistaates Costa-Rica, in etwa 1460 m Höhe auf einer gesunden und fruchtbaren Hochebene gelegen, zählt 13484 E. und ist der Mittelpunkt des ansehnlichen Handels des Landes. Sie ist regelmäßig angelegt, hat aber abschüssige Straßen; die Häuser sind einstöckig und aus Fachwerk; ein ansehnliches Bauwerk ist nur der Nationalpalast; dagegen sind die Regierungsgebäude, die Kirchen, die Universität, die Theater und die Kasernen ganz unansehnlich. S., Sitz eines Bistums, eines deutschen Konsulats für die Republik Costa-Rica und zweier Banken (Banco Nacional, Banco Anglo-Costarizense), ist die einzige Stadt Mittelamerikas, welche seit der Unabhängigkeitserklärung gewachsen ist. Eine Eisenbahn führt von Alajuela über Heredia und S. nach Cartago (43 km). Das Klima ist milde und gesund; Kaffeeplantagen umgeben die Stadt.

San-José de Cúcuta, Stadt von (1870) 9226 E. mit wichtigem Grenzzollamt an der Ostseite des Columbischen Staates Santander, ist Sitz eines deutschen Konsulats für die Depart. Cúcuta und Ocaña des Staates Santander. S. wurde 1875 durch ein Erdbeben zerstört und in einiger Entfernung wieder aufgebaut; jetzt ist der Ort bedeutender als vor dem Erdbeben.

San-José de Curicó, Hauptort der chilen. Provinz Curicó (s. d.).

San-José de Guatemala, Haupthafenplatz im mittelamerik. Freistaate Guatemala, an der Küste des Großen Oceans, an einer flachen Reede, welche durch einen eisernen Molo für die Schiffe einige Sicherheit bietet, Ausgangspunkt der am 30. Aug. 1884 dem Verkehr übergebenen 116 km langen Eisenbahn S.-Escuintla-Guatemala, Sitz einer deutschen Konsularagentur, führt für 1700000 Piaster ein und mehr als 1800000 Piaster aus (Cochenille, Indigo, Sarsaparille, Holz, Flachs, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Seide- und Wollwaren, Häute und Gummi).

San-José de Guaymas, Hafen in Mexiko, s. Guaymas.

San-Juan, Provinz der südamerik. Republik Argentina, grenzt im W. an Chile, im N. und O. an die Provinz La Rioja und im S. an die Provinzen San-Luis und Mendoza, zählt auf 86204 qkm (1882) etwa 91000 E. und ist im westl. Teile von den Cordilleren mit fruchtbaren Thälern am östl. Abhange erfüllt, während der Osten Salzsteppe ist. Hauptwasseradern sind die aus La Rioja kommenden Rio Vermejo und Rio Blanco, welche sich zum Rio Zanjon vereinigen, der sich auf der Südgrenze der Provinz in den Rio de San-Juan ergießt; längs des letztern zieht sich, auch noch in der Provinz Mendoza, die Laguna de Guanacache hin, während auf der Ostgrenze die Salina de la Rioja in ihrer südlichen Hälfte hierher gehört. Das Klima ist trocken und sehr warm; Regen fällt selten. Im W. der Provinz wird Silber, im N. Gold gewonnen; der Wein- und Olivenbau ist bedeutend, der Weizenertrag überreich. Die öffentlichen Einnahmen der Provinz betrugen 1883 149872, die Ausgaben 178894 Pesos nacionales. — Die Hauptstadt San-Juan (de la Frontera), rechts vom gleichnamigen Flusse, am östl. Fuße der Cordillerenvorberge, Endpunkt der Eisenbahn Villa Nueva-San-Luis-Mendoza-S., hat (1869) 8353 E., Weinbau, Weinhandel und Warentransport und ist Sitz eines deutschen Vizekonsulats für die Provinz.

San-Juan, Abfluß des Nicaraguasees in Mittelamerika zum Karaibischen Meere, s. unter Nicaragua und Nicaraguasee.

San-Juan Bautista, Hauptstadt des mexik. Staates Tabasco (s. d.).

San-Juan de Amatitlan, Stadt in Guatemala, s. Amatitlan.

San-Juan-de-Fuca-Straße, Meeresstraße an der Westküste Nordamerikas, welche die brit. Vancouverinsel im N. vom Territorium Washington der Vereinigten Staaten im S. trennt. Vom Kap Flattery im S. und Spitze Owen im N. führt sie von WNW. nach OSO. einige hundert Kilometer weit ins Land, bei 15—25 km Breite. An die Südseite tritt das Gebirge des 2480 m hohen Mount-Olympus, der nach der Tradition der Indianer zu ihrer Zeit noch vulkanische Ausbrüche gehabt hat; an der Nordseite finden sich an der Vancouverinsel die weiten Hafenbecken Port San-Juan und Sooke-Inlet. Nach Osten erweitert die S. sich in eine Bucht mit tief zerschnittenen Küsten, welche eine südl. Fortsetzung der Georgiastraße ist, welche die Insel Vancouver vom Festland trennt.

San-Juan de las Aguilas, s. Aguilas.

San-Juan del Norte, von den Engländern Greytown genannt, Stadt in der mittelamerik. Republik Nicaragua, rechts am nördlichsten Mündungsarme des Rio San-Juan, in ungesunder Gegend, hat 1500 E., darunter viele Nordamerikaner, Engländer und Deutsche, und führt Gold, Farbeholz, Indigo, Gummi und Häute aus.

San-Juan de los Lagos, Stadt und Distriktshauptort im östl. Teile des mexik. Staates Jalisco, in einem Hochthale und an einem linken Nebenflusse des Rio Verde, Station der im Bau begriffenen Eisenbahn Guadalajara-Lagos-Leon, hat 18644 E. und jährlich im Dezember eine bedeutende Messe.

San-Juan de los Remedios, Stadt (Villa) unweit der Nordküste der span. Insel Cuba in Westindien, in feuchter, ungesunder Ebene, mit dem Hafenort Puerto de Caibarien durch Eisenbahn (15 km) verbunden, hat 8000 E. und bedeutende Ausfuhr von Zucker. S. wurde 1545 gegründet.

San-Juan de Puerto-Rico, s. unter Portorico.

San-Juan-Frage. Zwischen der Nordwestküste des nordamerik. Festlandes und der den Briten gehörigen Insel Vancouver liegt unter 48½° nördl. Br. und 123° westl. L. von Greenwich der San-Juan- oder Haro-Archipel, welcher aus einer Reihe von Inseln von zusammen 440 qkm besteht, deren größte, San-Juan, einen Flächenraum von 138 qkm hat und einen großen Reichtum an fruchtbarem Ackerland und schönen Waldungen, sowie einen trefflichen Hafen besitzt. Das Besitzrecht über den Archipel war insofern streitig, als der Oregon-Grenzvertrag vom 15. Juni 1846 bestimmt, daß die Grenze zwischen den engl. und amerik. Gebieten auf dem Festlande vom 49.° nördl. Br. gebildet werden und längs desselben westlich laufen solle bis zur Mitte des Kanals, welcher das Festland von der Insel Vancouver trennt. Zwischen dem Festlande und der Insel Vancouver liegen aber zwei Kanäle, und zwar östlich die Rosariostraße (zwischen dem Festlande und dem San-Juan-Archipel) und westlich der Harokanal (zwischen dem San-Juan-Archipel und der Insel Vancouver). Die Briten beanspruchten die östliche, die Amerikaner dagegen die westl. Meerenge als Grenze und demgemäß beide das Besitzrecht auf den Archipel. Nach vielen Unterhandlungen wurde zur Entscheidung durch einen zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten 8. Mai 1871 zu Washington abgeschlossenen Vertrag der Schiedsspruch des Deutschen Kaisers Wilhelm angerufen, welcher 21. Okt. 1872 den Besitz des San-Juan-Archipels den Vereinigten Staaten zusprach.

San-Juste, span. Kloster, s. Geronimo de San-Yuste.

San-Lazzaro, kleine Insel, 4 km im SSO. von Venedig, am Westufer des Lido von Malamocco, hat seinen Namen von einem alten Spital für Aussätzige erhalten. Nachdem die Türken den Venetianern Morea abgenommen, ließen sich hier 1716 die Mechitaristen (s. d.) nieder. In ihrem von einem herrlichen Garten umgebenen Kloster befindet sich ein kleines orient. Museum, eine Buchdruckerei mit orient. Lettern, welche eine im Orient gelesene Zeitung erscheinen läßt, und eine bedeutende orient. Bibliothek mit armen. Manuskripten, Bibeln und Gebetbüchern in 32 Sprachen.

San-Luis, Provinz der Argentinischen Republik in Südamerika, wird im N. von den Provinzen San-Juan und La Rioja, im NO. und O. von Cordoba, im S. und SW. vom Territorio de la Pampa, im W. von der Provinz Mendoza begrenzt und zählt auf 60674 qkm (1882) 76000 E. Im NO. endet die Sierra de Cordoba, mitten durch den nördl. Teil zieht die Sierra de San-Luis. Die Westgrenze wird durch den Rio de San-Juan gebildet, welcher in seinem weitern Verlaufe die Namen Rio Desaguadero und Rio Salado annimmt. Im Norden des ziemlich armen und wenig bevölkerten Landes werden die genannten Bergketten durch vegetationslose Salzsteppen voneinander getrennt; im Süden dehnen sich Pampas aus. Regen fällt selten; das Klima ist gesund. Die Sierra de San-Luis ist reich an Kupfer und edeln Metallen, doch ist mit der Ausbeute erst begonnen worden. Von O. nach W. wird die Provinz von der Staatsbahn Villa Nueva-S.-Mendoza-San-Juan durchschnitten. Im J. 1885 beliefen sich die öffentlichen Einnahmen auf 203400, die Ausgaben auf 246747 Pesos nacionales.

Hauptstadt ist San-Luis de la Punta, am Südende der Sierra de San-Luis, 759 m über dem Meere, Station der Bahn Villa-Nueva-San-Juan, mit (1869) 3748 E., welche Ponchos fertigen und Handel mit Pferden, Häuten und Vigognewolle treiben. Der schon 1597 gegründete Ort besteht großenteils aus Lehmhütten und ist rings von ansehnlichen Mimosenwäldern umgeben.

San-Luis, Insel, s. Galveston.

San-Luis-Potosi, jetzt gewöhnlich bloß Potosi genannt, ein Staat der Republik Mexiko, zwischen Zacatecas im W., Guanajuato, Queretaro und Hidalgo im S., Veracruz, Tamaulipas und Nuevo-Leon im O. und Coahuila im N., hat ein Areal von 67325 qkm mit (1882) 516486 E. Das westl. Staatsgebiet ist sehr gebirgig. Ostwärts fällt das Hochland allmählich ab und geht in niedriges Hügelland, dann in die flache, sumpfige Küstenebene über, in welcher die Ostspitze des Staats sich der Seestadt Tampico nähert. Der Panuco im Süden, welcher in die Bai von Tampico de Tamaulipas mündet, und dessen rechtsseitiger Nebenfluß Rio San-Juan sind die Hauptflüsse. Bei der Reliefgestaltung des Landes hat dasselbe alle Klimate

Mexikos. Der Boden ist im ganzen fruchtbar und liefert, ungeachtet des vernachlässigten Anbaues, sehr viel Mais und anderes Getreide, vortreffliches Obst und am Panuco Zuckerrohr. Die großen Landgüter namentlich des steppenartigen Nordens haben zahlreiche Schafherden und betreiben auch Rindvieh- und Pferdezucht. Die höhern Gebirgsgegenden sind baumlos, die Gehänge der tiefern Regionen namentlich mit Eichen, Tannen und Cedern bewaldet. Der früher sehr bedeutende Bergbau auf Silber ist jetzt von geringem Belang, wie die ganze Industrie überhaupt. Die zahlreichen Gruben, unter denen die von Sta.-Maria de las Charcas, von Ramos, von Guadalcazar, von Catorce und aus der Umgebung der Hauptstadt als die reichsten galten, sind zum Teil schon abgebaut. Der Handel ist ziemlich lebhaft, beschränkt sich aber fast nur auf die Hauptstadt, welche auch die meisten Industrie- und Schulanstalten hat. Der Staat zerfällt in 13 Distrikte; der Distrikt S. hat 127622 E.

Die Hauptstadt San-Luis-Potosi, jetzt kurzweg San-Luis oder Potosi genannt, 330 km im Nordnordwesten von Mexiko in 1765 m Seehöhe am östl. Abfall des Hochlandes von Anahuac in einer angenehmen, nach Süden 50 km weit ausgedehnten Hochebene und im Quellbezirk des Panuco gelegen, 1586 gegründet, ist regelmäßig gebaut, mit geraden, schönen Straßen, von Gärten umgeben. An ihrem umfänglichen Hauptplatze (Plaza de Armas), dessen Mitte ein Springbrunnen ziert, stehen die große, im Innern reich ausgestattete Hauptkirche San-Pedro, das hübsche Rathaus (Palazio del Ayuntamiento), die Kaserne und schöne Privathäuser mit Arkaden und Kaufläden. Außer der Hauptkirche hat die Stadt noch fünf andere Kirchen und drei Klöster; außerdem eine Münze, eine Börse, ein großes Posthaus und eine schöne Wasserleitung. Mit den sechs weitläufig gebauten Vorstädten (Barrios) zählt sie 69900 E., welche Leder, Schuhwerk, Hüte und Kurzwaren fabrizieren, in zahlreichen Hüttenwerken die aus den benachbarten Minen gewonnenen Erze verarbeiten und einen bedeutenden Handel namentlich mit Vieh, Wolle, Häuten und Talg treiben. San-Luis, Sitz eines deutschen Konsulats für die Staaten S., Zacatecas und Aguas-Calientes, ist eine Art Stapelplatz für die über den Hafen Tampico eingeführten Manufakturwaren, die zum Teil durch die hier etablierten deutschen, engl. und franz. Handelshäuser nach Zacatecas (wohin von hier Eisenbahn), Durango, Nuevo-Leon, Guanajuato und selbst nach Sonora, Michoacan und Jalisco gehen. Nach Mexiko, Aguas-Calientes, Tampico und Monterey sind Eisenbahnen im Bau. Nur 16 km östlich liegt der früher bedeutende Bergwerksort Cerro de San-Pedro, dessen sehr reiche Minen aber schon seit dem Ende des 18. Jahrh. aufgegeben sind.

San-Marco in Lamis, Stadt in der ital. Provinz Foggia, Bezirk San-Severo, hat (1881) 15579 E.

San-Marino, die kleinste Republik in Europa, welche alle Stürme der Zeit überlebt hat, «das Ländchen der ewigen Freiheit» (perpetuae libertatis gloria clarum), ist ein hügeliger Bezirk, der zwischen den ital. Provinzen Pesaro-e-Urbino und Forli liegt. Die Republik hat 85,6 qkm Areal und (1874) 7816 E., die sich zur kath. Kirche bekennen und hauptsächlich Weinbau und Viehzucht treiben. Südwestlich und 15 km entfernt von Rimini erhebt sich zu einer Höhe von 794 m der Titano, die höchste Spitze eines der letzten Vorsprünge der Apenninen. Der Sage nach soll diesen Berg ein dalmat. Maurer und ehemaliger Kriegsmann, Marinus, der auf demselben zur Zeit des Kaisers Diocletian als Einsiedler in großer Strenge lebte und den Bewohnern der Umgegend das Evangelium predigte, von dem Besitzer zum Geschenk erhalten haben. Allmählich fanden sich auf diesem Gebiet Einsiedler ein, die endlich einen eigenen Staat bildeten, den sie nach jenem Einsiedler benannten. Im 10. Jahrh. stand hier ein Kastell, welches Berengar im Kampfe mit dem Kaiser Otto I. als Zufluchtsort benutzt haben soll. Etwa 100 Jahre später kauften die Bewohner schon einige naheliegende Dörfer und nahmen auf ghibellinischer Seite teil an den Kriegen zwischen Reich und Kirche. Um die Mitte des 13. Jahrh. traten sie in ein freundschaftliches Verhältnis zu den benachbarten Grafen von Montefeltro in Urbino, denen indes 1375 die Stadt durch Verschwörung ausgeliefert werden sollte. Cäsar Borgia hatte 1503 die Herrschaft auf einige Monate erlistet. Als Papst Urban VIII. 1631 das Herzogtum Urbino dem Kirchenstaat einverleibte, bestätigte er den Schutztraktat mit der Republik, deren Unabhängigkeit er anerkannte. Der Kardinal Alberoni wollte S. 1739 dem Papste unterwerfen und besetzte das Gebiet; doch Clemens XII. stellte 1740 die Republik wieder her. Ihre Freiheit bestätigten 1748 Benedict XIV. und 1817 Pius VII. Des letztern Breve, welches die Unabhängigkeit der Republik anerkannte, wurde, in Marmor eingegraben, an den Grenzen derselben aufgestellt. Eine ihr von Bonaparte 1797 zugedachte Gebietsvergrößerung lehnte sie ab. Ihre alte Staatsverfassung wurde 1847 friedlich umgestaltet. Als 1851 die Reste des Garibaldischen Freikorps und andere Kompromittierte eine Zuflucht in der Republik suchten, erfolgte Ende Juni das Einrücken von 800 Mann Österreichern und 200 päpstl. Soldaten, welche die Flüchtlinge einfingen. Mit Ausnahme von etwa fünf Verbrechern entließ man jedoch die Verhafteten ins Ausland, und die Republik war somit von allen weitern Störungen befreit. In dem ital. Krieg von 1859 und den darauffolgenden Ereignissen verhielt sich S. neutral. Durch Konvention vom 22. März 1862 (erneuert 27. März 1872) hat sich die Republik unter den Schutz des Königs von Italien gestellt.

Die Grundgesetze des Staats, gesammelt in den «Statuta illustrissimae reipublicae Sti.-Marini», reichen in das 13. Jahrh. hinauf. Die Souveränetät wurde früher durch die ganze Staatsgemeinde ausgeübt. Später wurde das Gemeindewesen regelmäßig durch den Großen Rat vertreten, der seit dem Ende des 14. Jahrh. aus 60 zu gleichen Teilen aus dem Adel, den Bürgern der Hauptstadt und den übrigen Bewohnern des Landes gewählten Ältesten (Anziani) bestand und sich jährlich aus sich selbst ergänzte. Ein Ausschuß aus seiner Mitte bildete den aus zwölf Mitgliedern zusammengesetzten Kleinen Rat. Die ausübende Gewalt war den beiden regierenden Hauptleuten (Capitani reggienti) übertragen, die im Mittelalter Konsuln, später Defensori hießen und jährlich durch den Großen Rat gewählt wurden. Infolge der Verfassungsänderung im Sept. 1847 ist der souveräne Großrat (General consiglio principe) in eine repräsentative Kammer (Camera dei representanti) umgewandelt, deren 60 Mitglieder auf Lebenszeit von sämtlichen

Einwohnern zu gleichen Teilen aus Adel, Bürgern und einfachen Grundbesitzern gewählt werden. Aus diesen wird jährlich als höchstes Tribunal in dritter und letzter Instanz der Rat der Zwölfer, zu zwei Dritteln aus der Stadt und Vorstadt, zu einem Drittel aus den Landgemeinden, gewählt. Die Justizverwaltung in erster und zweiter Instanz ist in den Händen von zwei auswärtigen Rechtsgelehrten, die auf drei Jahre gewählt werden und nach Ablauf dieser Zeit nur noch einmal wieder bestätigt werden können. Die Flecken Serravalle, Montegiardino und Faetano mit ihren Bezirken bilden Gemeinden für sich, deren jede einen Municipal-Magistrat hat. Die übrigen Institutionen sind dieselben geblieben. Repräsentanten des Staats sind die zwei regierenden Hauptleute (Capitani reggienti), die aus den Mitgliedern des souveränen Rats und zwar der erste aus dem adeligen Teil, der zweite aus den beiden übrigen Kategorien gewählt werden; jeder bleibt sechs Monate im Amte. Zwei Staatssekretäre haben die Leitung des Departements des Innern und des Äußern, ein Generalschatzmeister die Verwaltung der Finanzen. Die Einnahmen werden auf 112563, die Ausgaben auf 109663 Frs. angegeben; eine Staatsschuld existiert nicht. Die bewaffnete Macht besteht aus 8 Kompagnien Infanterie von zusammen 950 Mann. In kirchlicher Beziehung gehört das Gebiet zur Diöcese Montefeltro. Eine öffentliche höhere Schule wird auf Staatskosten unterhalten; sonst gibt es noch mehrere Elementarschulen. Seit 1864 hat die Republik eigenes, in Mailand geprägtes Geld. Das Wappen zeigt auf einem silbernen Schild einen Berg mit drei Kastellen. Auch besteht ein Ritterorden von S., gestiftet 13. Aug. 1859.

Die einzige Stadt der Republik, San-Marino, auf der steilen, zackigen Kalkfelsenhöhe des Monte-Titano in rauher Umgebung gelegen, besteht aus dem Borgo (Vorstadt) mit 400 E., und der dahinter, 240 m höher gelegenen eigentlichen Stadt, hat 1600 E., fünf Kirchen, deren bedeutendste, di San-Marino, die Asche und die Bildsäule des heil. Marinus bewahrt, ein Theater für 600 Zuschauer und unter dem Platze Pianella eine sehr tiefe Cisterne. Die Stadt war der Aufenthaltsort des berühmten Epigraphikers und Numismatikers Borghesi, der hier Minister war. In Borgo di San-Marino wohnen die angesehensten Bürger.

Vgl. Delfico, «Memorie della republica di S.» (Mail. 1804; 2 Bde., Flor. 1843); Brizi, «Quadro storico-statistico della republica di S.» (Flor. 1842); Jonas, «Ein wahres freies Volk. Eine Studie über die Republik S.» (Wien 1878).

San-Marte, s. Schulz (Albert).

San-Martin, Territorium in den Vereinigten Staaten von Columbia, s. u. Cundinamarca.

San-Miguel (Caldas de), s. u. Caldas.

San-Miguel, größte Insel der Azoren (s. d.).

San-Miguel, Bucht des Golfs von Panama.

San-Miguel, Stadt und Hauptort eines Departements der mittelamerik. Republik El-Salvador, nordöstlich von dem noch thätigen Vulkan von S., in heißer ungesunder Ebene, der einzigen großen des Landes, zählt (1878) 9842 E. und hat jährlich eine große Indigomesse. S. wurde 1530 gegründet.

Der Hafen von S. ist die Stadt La Union, ebenfalls Hauptort eines Departements, an einer nordwestl. Bucht des Golfs von Fonseca, am Nordfuße des Vulkans Conchagua, in sehr ungesunder Gegend; dieser Ort ist Sitz eines nordamerik. Konsuls und eines engl., sowie eines franz. Vizekonsuls, der beste Hafen der Republik, zählt 2112 E. und hat sehr lebhaften Handelsverkehr.

San-Miguel de Piura, s. Piura.

San-Miguel de Salta, s. u. Salta.

San-Miguel del Tucuman, s. u. Tucuman.

San-Miniato, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Florenz, links vom Arno, Station der Eisenbahn Florenz-Livorno-Rom, ist Sitz eines Bischofs, zählt (1881) 2189 (Gemeinde 16850) E. und hat ein Lyceum und mehrere andere Unterrichtsanstalten. Die aus dem 10. Jahrh. stammende, 1488 umgebaute Kathedrale, 1775 mit Statuen verziert, besitzt schöne Mosaiken, das Grab von Luca della Robbia und in der Sakristei Fresken von Spinello Aretino. S. wurde 1226 von Kaiser Friedrich II. zum Sitz des Reichsvikars für Tuscien bestimmt.

San-Nicandro Garganico, Stadt in der ital. Provinz Foggia, Bezirk San-Severo, zählt (1881) 8307 E. Nordwestlich zieht sich der Strandsee Lago di Lesina längs der Küste hin.

San-Nicolas, Hauptort der Insel Paro (s. d.).

San-Pedro de Atacama, Stadt in der chilen. Provinz Atacama (s. d.).

San-Pedro de Tacna, s. Tacna.

San-Pedro Martyr, Dorf an den Wasserfällen des Michatoyat, s. unter Amatitlan.

San-Pier d'Arena, Vorstadt von Genua (s. d.).

San-Pietro, im Altertum Accipitrum, Insel an der Südwestküste Sardiniens, gehört zur ital. Provinz Cagliari, Bezirk Iglesias, zählt auf etwa 110 qkm 5000 E. und hat Seesalinen, Korallen- und Thunfischerei. — Hauptort ist Carloforte, an der Ostküste, mit (1881) 6219 E. und Hafen.

San-Remo, Bezirkshauptstadt der ital. Provinz Porto-Maurizio, einer der besuchtesten klimatischen Kurorte an der Riviera, östlich von der franz.-ital. Grenze, an einer Bucht des Golfs von Genua, Station der Bahn Genua-Ventimiglia, in reizender Gegend mit sehr gesundem Klima. S. ist Sitz eines Handelsgerichts und eines Hauptzollamts, hat ein Lycealgymnasium, eine nautische und eine technische Schule, ein Theater und zählt (1881) 14365 (Gemeinde 16189) E., welche bedeutenden Handel mit Öl und Südfrüchten treiben. Die Altstadt ist eng und winkelig gebaut. Die offene, schöne, als Heilort für Brustkranke bekannte Neustadt mit zahlreichen Villen liegt am Ufer. Eine Wasserleitung versieht die Stadt mit gutem Bergquellwasser. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 12,6° R., die des Sommers 18,2, die des Winters 7,5° R. S. ist Sitz eines deutschen Vizekonsulats.

San-Roque, Vorgebirge in der brasil. Provinz Rio Grande do Norte; hier läuft das von Lissabon gelegte Kabel aus, das sich von hier südwärts nach Pernambuco, nordwärts nach St. Thomas wendet.

San-Roque, Ciudad in Spanien, s. unter Algeciras.

San-Salvador, eine der Bahama-Inseln, s. Guanahani und unter Bahama-Inseln.

San-Salvador, offiziell República del Salvador en la América central, der kleinste, aber volksdichteste und kultivierteste der fünf Staaten von Centralamerika, zwischen 13° und 14° 30′ nördl. Br. und 87° 30′ und 90° 20′ westl. L. (von Greenwich), grenzt im S. an die Südsee, im SO. an die Conchaguabai oder den Golf von Fonseca, im O.

und N. an Honduras, im W. an Guatemala und hat ein Areal von 18720 qkm mit (1883) 613273 E., von welchen nur 10000 Weiße sind. Die schmale, flache Küste umsäumt die große, stark ausgezackte Conchaguabai, westlicher die fjordenartigen Einschnitte Estero de Jiquilisco und Puerto de la Concordia und mehrere gute Reeden, in denen aber in der trockenen Jahreszeit heftige Windstöße (Papagallos) die Landung gefährlich machen. Die Oberflächengestaltung S.s bietet nicht die großen Gegensätze dar wie die der übrigen centralamerik. Staaten, da das Land ganz außerhalb der Hauptcordillere von Centralamerika liegt und völlig der Abdachung der Südsee angehört. Mit Ausnahme des großen und sichern Hafens La Union sind die übrigen Häfen, wie Acajutla, La Libertad und Jiquilisco, lediglich offene Reeden. Ein schmaler Streifen niedrigen, fruchtbaren Landes erstreckt sich, 32 km breit, längs der Küste bis nach La Libertad hin. Weiter nach Norden zu erhebt sich die Küste und wird hügelig. Mehrere kurze Gebirgszüge durchschneiden das Innere. Ungefähr 20—25 km von der Küste liegen die Vulkane San-Vicente (2290 m hoch), San-Salvador (2400 m), San-Miguel (2036 m), Santa-Ana (2320 m), Apaneca (1745 m), Cojutepeque (1730 m), Tecapa (1580 m), Conchagua (1460 m), Chinameca (1448 m), Usulutan (1290 m) und Jsalco (1240 m), welcher fortwährend in Thätigkeit ist. Der bedeutendste Fluß ist der tiefe, aber wegen seiner vielen Stromschnellen auf größere Strecken nicht schiffbare Rio Lempa. Minder bedeutend sind der Rio San-Miguel, der Rio Goascaran an der Ost- und der Rio Paz an der Westgrenze. Der Boden ist im allgemeinen gut, ja teilweise ausgezeichnet; infolge der polit. Unruhen wird er jedoch nicht gehörig ausgenutzt. Es gedeihen in S. alle Tropengewächse. Der ganze westl. Küstenstrich vom Rio Acajutla bei Sonsonate bis zum Guameca bei La Libertad heißt die **Balsamküste** (Costa de Balsamo), weil ihre Wälder eine Menge des köstlichsten Balsams liefern. Ein anderes Hauptprodukt ist der Indigo, der unter dem Namen des Indigo von Guatemala als der beste gilt. Die Viehzucht ist unbedeutend; die europ. Haustiere sind sehr ausgeartet. Man unterhält viele Indigoterien, Zuckerraffinerien, welche Panelas liefern, und einige Eisenwerke. Die Hauptindustriezweige erstrecken sich auf Baumwoll-, Eisen- und Stahlwaren. Im J. 1884 belief sich die Einfuhr auf 2646628, die Ausfuhr auf 6065799 Doll. Hauptartikel der Ausfuhr waren Indigo, Kaffee, Zucker, Häute, Tabak, Balsam und Silber in Barren. Die Staatsschuld betrug 1883 4621489 Doll. Die durch Einfuhrsteuern, Stempelgebühren, Tabaks- und Rummonopole sich ergebenden Einnahmen bezifferten sich im J. 1884 auf 4067000, die Ausgaben auf 4057000 Doll. Die Republik zerfällt in die Departements San-Miguel, San-Vicente, La Paz (Hauptstadt Sacatecoluca), Chalatenango, Cuscatlan (Hauptstadt Suchitoto), San-Salvador, Sonsonate und Santa-Ana mit den gleichnamigen Hauptstädten, wo es nicht anders angegeben ist. San-Salvador ist die Hauptstadt der Republik. Außer ihr gibt es 148 kleinere Städte und 62 Dörfer. Ein an der Spitze des Staats stehender Präsident wird auf vier Jahre gewählt. Die Gesetzgebende Versammlung besteht aus einem Senat von 13 und einem Repräsentantenhause von 25 Mitgliedern, welche auf zwei Jahre gewählt sind und jährlich zur Hälfte durch neue ersetzt werden. Jeder 21 J. alte Bürger ist zur Wahl berechtigt. Geistliche und aktive Soldaten werden zu Civilstellen nicht zugelassen. Die Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaft und der Präsident sind nur wählbar, wenn sie ein gewisses Vermögen nachweisen. Jeder Gouverneur eines Kreises wird auf zwei Jahre gewählt. Das stehende Heer zählt 1200, die Miliz 10000 Mann. Am 15. Juli 1882 wurde die erste Eisenbahnlinie vom Hafen Acajutla bis Sonsonate dem Verkehr übergeben; ferner waren 1884 von der im Bau begriffenen Linie von Sonsonate nach Santa-Ana 35 km fertig gestellt. Telegraphen standen (1881) 700 Meilen Draht mit 48 Bureaus in Betrieb. Die röm.-kath. Religion ist Staatsreligion, doch werden auch andere Bekenntnisse geduldet. Das Schulwesen steht auf ziemlich niedriger Stufe.

Geschichtliches. Als der Spanier Pedro de Alvarado 1524 in diese Gegend eindrang, hatte sie eine dichte Bevölkerung. Da, wo das alte Cuscatlan gelegen war, erhob sich 1528 die Stadt S. Unter span. Herrschaft bildete S. eine reiche Provinz des Königreichs Guatemala; 1821 befreite es sich mit den übrigen vier Republiken und bildete mit ihnen zusammen die konföderierte Republik von Centralamerika. Als der Kaiser Iturbide (s. d.) von Mexiko diese erobern wollte, suchte S. diesem Schicksal dadurch zu entgehen, daß es die Annexion von Centralamerika an die Vereinigten Staaten verfügte. Es kam jedoch nicht zur Ausführung dieses Beschlusses, da das neue Kaiserreich bald wieder in sich zerfiel, sodaß Centralamerika, dessen Hauptstadt jetzt die Stadt S. wurde, unabhängig blieb. S. wurde 1839 ein selbständiges Gemeinwesen und nahm 1856 den Titel Republik an. Vermöge seiner geogr. Lage wurde es gezwungen, an allen Revolutionen in Centralamerika teilzunehmen. Ein Krieg mit Guatemala, welches in Centralamerika die Oberherrschaft anstrebte, endete 1862 mit der Niederlage Guatemalas. In einem zweiten Eroberungszuge Guatemalas wurde jedoch im Okt. 1863 S. durch Carrera, den Präsidenten Guatemalas, erobert. Im Mai 1865 wurde Barrios, der Präsident von S., von Panamá durch Aufständische zurückberufen. Er wurde jedoch geschlagen, gefangen genommen, vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen. Dueñas, welcher 1863 provisorisch gewählt worden war, wurde 1865 auf vier Jahre wieder ernannt und blieb bis 1869 im Amt. Unter ihm suchte die Regierung das Land zu erschließen, indem sie Chausseen und Brücken baute. Dueñas folgte Gonzales als provisorischer Präsident und wurde 1872 definitiv auf vier Jahre gewählt. In demselben Jahre wurde mit Guatemala ein Bündnis geschlossen. Auf Gonzales folgte im J. 1878 Dr. R. Zaldivar y Lazo, der nach Ablauf seiner verfassungsmäßigen Regierungszeit wiedergewählt wurde und die Präsidentschaft bis zum J. 1885 inne hatte. Ihm folgte im Sommer 1885 General Francisco Menendez. Ein 1885 wiederholter Versuch Guatemalas, sich die Hegemonie über die übrigen centralamerik. Staaten zu verschaffen, scheiterte abermals an dem Widerstande derselben, an welchem sich auch S. beteiligte. Auf einem vor einigen Monaten zusammengetretenen Kongreß in Honduras, auf welchem Honduras, Nicaragua, Guatemala, Costa-Rica und S. vertreten waren, und welcher

den Zweck hatte, die durch die Pläne des Präsidenten von Guatemala, General Barrios, entzweiten centralamerik. Republiken wieder zu vereinigen, wurde die Eintracht unter denselben wieder völlig hergestellt. Vgl. Scherzer, «Wanderungen durch S.» (Braunschw. 1857).

San-Salvadōr, Hauptstadt des gleichnamigen Departements und der Republik S., mit einer Bevölkerung von (1883) 13274 Seelen, liegt über 600 m über dem Meere in einem schönen Thale, etwa 5 km von dem Vulkane San-Salvador, ist Bischofssitz, hat eine große Kathedrale, acht andere Kirchen, eine Universität, ein Mädchenseminar, zwei Wasserleitungen und mehrere Hospitäler. Die Einwohner leben meist von Landwirtschaft; in der Umgebung wird viel Indigo gebaut; zahlreiche Fruchtgärten finden sich inmitten der Stadt. S. wurde zweimal durch Erdbeben fast gänzlich zerstört, 16. April 1854 und 19. März 1872. Trotz des Widerwillens der Bevölkerung, welche teilweise wegzog, wurde S. an der alten Stelle (zum achten mal!) auf Beschluß der Behörden wieder aufgebaut.

San-Salvadōr, der portug. Name von Congo oder Ambassi, Hauptstadt des Landes Congo (s. d.).

San-Salvadōr de Jujuy, Hauptstadt der argentin. Provinz Jujuy (s. d.).

San-Salvadōr-Balsam ist peruvianischer Balsam (s. d.).

San-Sebastian, die Hauptstadt der baskischen Provinz Guipuzcoa (1884,8 qkm mit [1877] 167207 E.), an der Nordküste Spaniens und an der Linie Irun-Madrid der Spanischen Nordbahn, Festung und Waffenplatz ersten Ranges, Hafen- und Handelsplatz, auf einer ebenen Landzunge zwischen zwei Buchten des Biscayischen Meerbusens und terrassenförmig am Fuße eines Sandsteinbergs, des Vorgebirges Orgullo, hinaufgebaut, welcher die 202 m hohe Citadelle (Castello de la Mota) trägt und eine prachtvolle Rundschau darbietet. Die Stadt ist alt, aber seit der Zerstörung durch die Engländer, die sie 31. Aug. 1813 erstürmten, plünderten und niederbrannten, sehr regelmäßig und modern aufgebaut und auf der Landseite von starken Festungswerken umgeben. Sie besitzt schöne, meist dreistöckige Häuser mit flachen Dächern und drei Balkonreihen, den prächtigen Konstitutionsplatz mit Säulengängen und einem monumentalen Brunnen, zwei Pfarrkirchen, ein Nonnenkloster, ein Militär- und ein Civilhospital, ein Theater, ein schönes Badehaus und Gasbeleuchtung. Auch bestehen eine Handels- und Schiffahrtsschule, eine Handelskammer, eine Succursale des Banco de España, eine große Ankerschmiede, Tapeten-, Segeltuch- und andere Fabriken. Der an der Westseite der Stadt befindliche Hafen in der Bucht La Concha ist großen Seeschiffen zugänglich, doch nicht sicher. An der östl. Bucht befinden sich die im Sommer starkbesuchten Seebäder, die elegantesten an der ganzen Nordküste von Spanien, und nahe der Stadt liegt in dem malerischen Thale von Loyola in einem Walde hoher Lorbeerbäume das ehemalige Jesuitenkloster San-Ignacio de Loyola, ein imposantes Bauwerk mit prachtvoller Kuppelkirche. Die Stadt (Ciudad) S. zählt (1884) 22350 E. und treibt ziemlich lebhaften Transit- und Speditionshandel. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in engl. und franz. Fabrikaten, Baumwolle, Schiffsmaterial, Stockfischen, Bauholz; die Ausfuhr in Mehl, Wein und Konserven. S. ist Sitz eines deutschen Konsulats.

San-Sebastian de Acoyapa, Hauptort des Depart. Chontales (s. d.) der Republik Nicaragua.

San-Sebastian de Gomera, s. u. Gomera.

San-Sepolcro, ital. Maler, s. Francesca.

San-Stefāno, eine der Ponza-Inseln (s. d.).

San-Stefāno, unbedeutende Hafenstadt am Marmarameer, 40 km westlich von Konstantinopel, wurde geschichtlich durch den hier 3. März 1878 geschlossenen Präliminarfrieden, welcher den Russisch-Türkischen Krieg von 1877 und 1878 faktisch beendigte. Im großen Hauptquartiere der russ., bis vor Konstantinopel vorgedrungenen Armee wurden hier durch die russ. Grafen N. Ignatiew und Nelidow, sowie die türk. Paschas Safvet und Sadullah hauptsächlich folgende Bedingungen vereinbart: Die Türkei tritt an Montenegro einen ungefähr 37 km breiten Grenzdistrikt im Norden, Osten und Süden des Fürstentums, dessen Unabhängigkeit anerkannt wird, ab und gestattet den Montenegrinern freie Schiffahrt auf der Bojana. Auch Serbien und Rumänien werden als unabhängige Staaten anerkannt, Serbien wird durch Altserbien mit Nisch und Sienitza vergrößert, Rumänien erhält von der Türkei eine angemessene Entschädigung für die aufgewendeten Kriegskosten. Bulgarien wird ein tributpflichtiges, im übrigen selbständiges Fürstentum unter einem christl. Fürsten und umfaßt außer dem Gebiet zwischen Donau und Balkan fast ganz Rumelien, sodaß nördlich des Ägäischen und Marmarameers nur die Chalcidische Halbinsel mit Salonichi, sowie Thrazien mit Adrianopel unter direkter türk. Verwaltung bleiben. Kreta, Thessalien, Epirus, Bosnien und Herzegowina erhalten durch eine europ. Kommission die erforderlichen Reformen der innern Verwaltung, deren Ausführung von seiten der Mächte dauernd überwacht wird. Die Türkei zahlt 1410 Mill. Rubel Kriegsentschädigung an Rußland und tritt die Dobrudscha, das vormals russ. Bessarabien, sowie die Gebiete von Ardahan, Kars, Batum, Bajazid und alles Land östlich des Soghanlü-Dagh definitiv ab, wofür 1100 Mill. Rubel an der vorgedachten Kriegsentschädigung erlassen werden. Diese Bestimmungen erlitten durch den Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878, der den Krieg auch formell beendigte, wesentliche Abänderungen. (S. Berliner Kongreß.)

San-Vito al Tagliamento, Distriktshauptort in der ital. Provinz Udine, westlich vom Tagliamento, hat (1881) 5291 (Gemeinde 9136) E., Seiden- und Leinwandindustrie.

San-Yuste, s. Geronimo de San-Yuste.

Sanā, die uralte Hauptstadt des Berg- und Hochlandes Sanā oder des eigentlichen Jemen (s. d.), jetzt Hauptort eines Sandschaks im türk.-asiat. Vilajet Jemen, in einem langen, 2040 m hohen Thale, am Dāna zwischen den Bergen von Haschid im N. und denen von Khaula im O. gelegen, besteht aus weit auseinanderliegenden Stadtteilen, mit 12—15000 E., wovon 2000 Soldaten. Ein mit einer schönen Brücke überspannter, nur zur Regenzeit gefüllter Bach durchzieht die Stadt. In einiger Entfernung fließt ein größerer Fluß hin; außerdem ist sie durch eine Wasserleitung reichlich mit Wasser versehen. Die Stadt wird von Gärten und Landhäusern umgeben, hat viele Moscheen mit 10 Minarets, einige Imāmgräber mit vergoldeten Kuppeln, 12 öffentliche Bäder, zahlreiche Karawanserais, mehrere Paläste, darunter der alte und neue Residenzpalast des Imām von Jemen in sarazenischen

Baustil, in den Palästen wie in verschiedenen Gärten häufig Springbrunnen, aber nirgends Reste alter Bauten. Von den Stadtteilen ist Roda der Lieblingsaufenthalt der Kaufleute, unter denen viele ind. reiche Banjans, welche aber im Anscheine der Dürftigkeit leben müssen; Wady-Dhar hat reizende Gärten und Weinberge; Jeraf liegt mitten in Gemüsegärten. Jeder Stadtteil hat seinen eigenen Emir. In einer Vorstadt leben 3000 Juden in großer Verachtung; sie sind aber die besten Handwerker, Töpfer, Gold- und Silberarbeiter, Münzarbeiter, Liqueurfabrikanten u. s. w. Der Handelsverkehr ist sehr lebendig, namentlich mit Kaffee, und die Industrie besonders mit Weberei grober Mantel- und dicker Baumwollzeuge und Fertigung von kostbaren Silberstoffen beschäftigt. S. wurde 25. April 1872 von den Türken eingenommen.

Sanadon (Noël Etienne), gelehrter franz. Jesuit, geb. 16. Febr. 1676 zu Rouen, hielt in mehrern Städten Frankreichs, namentlich zu Caen und Paris, Vorlesungen über alte Litteratur und wurde 1728 als Bibliothekar bei dem Collegium Ludwigs XIV. angestellt, welches Amt er bis zu seinem Tod, 22. Okt. 1733, bekleidete. Er verfaßte selbst zierliche lat. Gedichte, die er als «Odae» (Caen 1702) und «Carminum libri IV» (Par. 1715) herausgab, erwarb sich aber einen noch größern Ruf durch seine franz. Übersetzung und Erläuterung des Horaz (2 Bde., Par. 1728; 2. Aufl., 8 Bde., 1756).

Sanatorien (lat.), Anstalten oder klimatische Aufenthaltsorte, in denen Kranke und Schwächliche geheilt und gekräftigt werden sollen. (S. Klimatische Kurorte.)

Sanbok-Inseln, s. unter Liu-kiu.

Sancerre, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Cher, unweit links der Loire und des Seitenkanals dieses Stromes, auf einem Hügel, Station (5 km vom Orte) der Linie Paris-Nevers-Lyon (Ligne du Bourbonnais) der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 2849 (als Gemeinde 3795) E. und hat Fabrikation von Leder und Strumpfwaren und Handel mit Vieh, Wolle, Getreide, Hanf und Wein. S., mittellat. Syncerrium, war ehemals Hauptort einer Grafschaft, welche später einen Teil des Herzogtums Berri bildete. Berühmt ist die Verteidigung der Stadt, eines Bollwerkes der Hugenotten, vom Januar bis August 1573 gegen ein königl. Belagerungsheer.

Sanchez, s. Sanctius.

Sancho, Könige von Castilien. Sancho I. s. Sancho III. von Navarra. — Sancho II. der Starke folgte 1065 seinem Vater Ferdinand I., eroberte Leon und Galicien und starb 1072 vor Zamora, das er seiner Schwester Uracca entreißen wollte. Unter ihm lebte der Cid. — Sancho IV. der Große, Sohn Alfons' X., geb. 1258, empörte sich 1282 gegen seinen Vater, folgte diesem 1284, bekämpfte die aufständischen Christen und die Mauren, denen er Tarija entriß, und starb 1295.

Sancho, Könige von Navarra. Sancho I. Garcia, Sohn von Garcia Ximenes, eroberte Pamplona und Aragonien, führte seit 905 den Titel König von Navarra und starb 926. — Sancho III. der Große, Sohn Garcias II., König seit 970, erhielt 1000 Aragonien, 1028 Castilien, teilte aber sein Reich vor seinem Tode (1035) unter seine vier Söhne.

Sancho, Könige von Portugal (1185—1211 und 1223—1245) s. unter Portugal.

Sanchoniathon oder Sanchuniathon (phönizisch Sakūn-yathōn, «Sachon hat ihn gegeben»), von Berytos (dem heutigen Beirut) oder von Tyrus, soll um 1250 v. Chr. gelebt und, wie ein anderer phöniz. Schriftsteller, Mochos, über die Urgeschichte Phöniziens und Ägyptens geschrieben haben. Wenigstens bestanden im Altertum neun Bücher eines dem Könige Abibal, Vaters Hirams, gewidmeten, aus den Tempelarchiven zusammengestellten Geschichtswerks in phöniz. Sprache, als deren Verfasser man S. ausgab. Um Christi Geburt übersetzte Herennius Philo aus Byblos dieses Werk ins Griechische. Diese Übersetzung erkannte der Bischof von Cäsarea, Eusebius, als echt an und verfaßte nach derselben in seiner «Praeparatio evangelica» einen Abriß der phöniz. Mythologie und Kosmogonie. Diesen allein erhaltenen Teil des Werks gab Orelli (Lpz. 1826) besonders heraus. Man hat schon früh die Glaubwürdigkeit der Übersetzung des Philo angegriffen; doch fehlt, genau genommen, jeglicher Grund, dieses im Altertum anerkannte Werk zu verdächtigen. Es ist auch keineswegs erwiesen, daß Philo in seiner Übersetzung neue Elemente den alten hinzugefügt habe. In neuerer Zeit ist S. der Gegenstand einer berühmten Fälschung geworden. Ein gewisser Friedr. Wagenfeld aus Bremen (gest. 26. Aug. 1846) gab vor, die Übersetzung des Philo in einer Handschrift aus dem portug. Kloster Sta.-Maria de Merinhao durch einen portug. Obersten Pereira erhalten zu haben. Er veröffentlichte daher zuerst «S.s Urgeschichte der Phönizier, in einem Auszuge aus der wieder aufgefundenen Handschrift von Philos vollständiger Übersetzung» (Hannov. 1836), später den griech. Text mit einer lat. Übersetzung («Sanchuniathonis historiarum Phoeniciae libri novem Graece versi a Philone Byblio», Brem. 1837) und dann eine deutsche Übersetzung mit einer Vorrede von Classen (Lüb. 1837). Bald entdeckte man jedoch den Betrug Wagenfelds. Vgl. Grotefend, «Die Sanchoniathonische Streitfrage» (Hannov. 1836); Schmidt von Lübeck, «Der neuentdeckte S.» (Altona 1838), sowie die franz. Übersetzung des Lebas. Die Fragmente der Übersetzung des Philo sind gesammelt in Müllers «Fragmenta historicorum graecorum» (Bd. 3, Par. 1849).

Sanct-, s. Sankt-.

Sancta Consulta, s. unter Consulta.

Sanctimoniales (lat.), soviel wie Nonnen.

Sanctis (Francesco de), s. De Sanctis.

Sanctissimum (lat.), das Allerheiligste, namentlich die geweihte Hostie.

Sanctius (Franz), eigentlich Sanchez, berühmter span. Philolog und Humanist, geb. 16. Febr. 1523 zu Las Brozas, gest. 17. Jan. 1601 zu Salamanca als Professor der Rhetorik und der griech. Sprache, hat sich um das Studium der lat. Sprache durch eine bessere Anordnung, Planmäßigkeit und schärfere Bestimmung des Regelwesens derselben ein großes Verdienst erworben. Sein hierher gehöriges Hauptwerk, unter dem Titel «Minerva, seu de causis linguae Latinae commentarius» (Salam. 1587), welches später zu wiederholten malen von Scioppius und Perizonius, zuletzt am besten mit den Commentaren derselben von Scheid (Leid. 1795) und Bauer (2 Bde., Lpz. 1793—1801) herausgegeben wurde, enthält feine und scharfsinnige Bemerkungen. Seine übrigen Abhandlungen und Erläuterungen zu lat. Schriftstellern finden sich in

der Gesamtausgabe seiner Werke von Majans (4 Bde., Genf 1766).

Sanctuarium (kirchenlat.) heißt in der röm. Kirche der Ort um den Altar, besonders um den Hochaltar, und namentlich auch der Ort zur Aufbewahrung der einer Kirche zugehörigen Reliquien und anderer Heiligtümer.

Sanctus (lat.), heilig, Heiliger; der vierte Satz in der kath. Messe.

Sancus (Semo Sancus), altital. Gottheit, [s. unter Fidius.

Sand ist der allgemeine Name für jede Anhäufung kleiner, loser Mineralkörner; in der Regel bestehen diese Körner aus Quarz, denen indessen zuweilen auch Glimmerblättchen oder andere Mineralkörner beigemengt sind. Solcher S. entsteht nun entweder durch Zerstörung fester Sandsteine oder anderer quarzhaltiger Gesteine mittels Verwitterung u. s. w. und findet sich daher am Fuße aller Sandsteinberge und in den von solchen herkommenden Bächen und Flüssen, teils bildet er, und dann oft als Kies mit größern Kieselfragmenten untermischt, zum Teil sehr mächtige und ausgedehnte Schichten in den Gebieten der jüngsten geolog. Perioden und bedeckt große Strecken des Flachlandes. Wegen seiner Beweglichkeit, die zum Sprichwort geworden ist, wird er leicht ein Spiel des Wassers oder auch des Windes, welche ihn mit sich führen und an ruhigen Stellen wieder ablagern, wodurch Sandbänke und Alluvionen in Flüssen, Deltas und Dünen an der Seeküste gebildet werden. Solange indes solche Sandanhäufungen nicht durch Bedeckung mit Vegetation einige Stabilität erlangt haben, unterliegen sie auch der Bewegung durch Winde (Flugsand), und für Küstenländer kommt es hauptsächlich darauf an, durch geeignete Mittel die Fixierung der Sandanhäufungen zu beschleunigen. Man nennt dergleichen Sandanhäufungen in Norddeutschland gewöhnlich Sandschollen und hat besondere Methoden erfunden, um sie zu fixieren. Am häufigsten geschieht es durch den Anbau gewisser Pflanzenarten, welche das immer wiederholte Überschütten nicht nur gut vertragen, sondern es zu ihrer längern Dauer sogar bedürfen, und die den S. mit ihren Ausschlägen stets aufs neue durchdringen, z. B. des Sandrohrs oder Halmgrases (Arundo arenaria), des Sandriedgrases (Carex arenarius), des Sandhafers (Elymus arenarius) oder der Quecken (Triticum repens). Sandhosen kommen besonders in den Sandwüsten Afrikas vor und bestehen darin, daß ein Wirbelwind sich gänzlich mit S. beladet. Der nur aus Quarz bestehende S., besonders der durch Wasser ausgewaschene Flußsand, ist die bequemste und beste Form für technische Anwendung der Kieselsäure zu Mörtel, Ziegel, Thonwaren, Glas u. s. w., und Etablissements dieser Art hängen in ihrem Gelingen sehr vom Vorhandensein geeigneten S. ab.

Sand (George) ist Pseudonym der franz. Romanschriftstellerin Amantine Lucile Aurore Baronin von Dudevant, geborene Dupin. Sie wurde 5. Juli 1804 zu Paris geboren; ihr Vater, Maurice Dupin, der unter der Republik und dem Kaiserreich als Offizier mit Auszeichnung gedient hatte und 1808 starb, war der Enkel des berühmten Marschalls Moritz von Sachsen, des natürlichen Sohnes Augusts II. und der Gräfin Aurora von Königsmark. Zuerst auf dem Schlosse Nohant, bei Lachâtre in Berri, von ihrer Großmutter, Madame Dupin de Francueil (Gräfin von Horn, einer natürlichen Tochter des Marschalls von Sachsen), nachher (1817—20) in einem Kloster zu Paris erzogen, heiratete sie 1822 den Baron Casimir Dudevant, Sohn eines von Napoleon I. geadelten Offiziers, von dem sie zwei Kinder (Maurice und Solange) hatte, trennte sich 1831 auf gütlichem Wege von ihrem Manne und lebte dann allein mit ihrer Tochter in Paris. Ihr erster Roman «Rose et Blanche» war gemeinschaftlich mit Jules Sandeau (s. d.) geschrieben, ein Stück seines Namens ward ihr Pseudonym; 1832 veröffentlichte sie als George Sand den Roman «Indiana», und gleich nachher folgten «Valentine» und «Lélia». Im J. 1833 besuchte sie mit A. de Musset Italien, ließ die «Lettres d'un voyageur» erscheinen und brachte von ihrer Reise die Anregung zu mehrern Romanen mit: «Jacques», «André», «Leone Leoni», «Simon», «Mauprat» (1834—35). (Über ihr Buch «Elle et lui», Par. 1859, s. unter Musset.) Ein gerichtliches Urteil verfügte 1836 die Scheidung der Ehegatten von Tisch und Bett und übertrug der Mutter die Erziehung ihrer Kinder. Im J. 1838 machte sie mit Chopin die Reise nach Majorca. Sodann folgten viele große Romane mit mehr oder weniger stark aufgetragenen Tendenzen: «Spiridion», «Les sept cordes de la lyre», «Le compagnon du tour de France», «Horace», «Consuelo», «La comtesse de Rudolstadt», «Jeanne», «Le meunier d'Angibault», «Le péché de Monsieur Antoine», und etliche kleinere Erzählungen ohne unerquickliche Nebenansichten: «Lucrezia Floriani», «Piccinino», «La petite Fadette», «François le Champi», «La mare au diable» (1839—46). Nach dem Ausbruch der Februarrevolution von 1848 schrieb sie die Einleitung zu den extremen «Bulletins de la République», zwei «Lettres au peuple», und begründete ein demokratisch-sozialistisches Wochenblatt: «La cause du peuple». Folgende Romane aus späterer Zeit: «La filleule», «Mont-Revêche», «Les maîtres sonneurs» und «L'homme de neige» (eine vorzügliche Schilderung schwed. Zustände), «Jean de la Roche», «La ville noire», «Le marquis de Villemer», «Mademoiselle de la Quintinie», «La confession d'une jeune fille» (1853—64) zeigen ein Zurückgehen auf tendenzlose Poesie. Seit 1849 bethätigte sich S. ebenfalls nicht ohne Erfolg als Theaterdichterin und bereicherte die franz. dramatische Litteratur mit einer Anzahl von Werken, unter welchen hervorragen: «François le Champi» (1849), «Claudie» (1851), ein getreues, anziehendes Gemälde des Lebens der Landleute in der Heimat der Dichterin, und ihr Meisterwerk: «Le marquis de Villemer» (im Odéon, 1853), zu dessen glänzender Aufnahme freilich die Mithilfe des jüngern Dumas beitrug; «Le mariage de Victorine» (1855). Ihre Dramen sind unter dem Titel «Théâtre complet de George S.» (4 Bde., Par. 1866—67) gesammelt. Im J. 1854 hatte S. im Feuilleton der «Presse» ihre Memoiren veröffentlicht unter dem Titel «Histoire de ma vie» (deutsch von Glümer, 12 Bde., Lpz. 1854—56). Später stellte sie ihre Erlebnisse in «Impressions et souvenirs» (Par. 1873) dar. Nach dem Staatsstreich 1851 lebte sie auf ihrem Schlosse zu Nohant bei La Châtre in Berri (Depart. Indre), wo sie auch 8. Juni 1876 starb und 10. Juni beerdigt ward. Im J. 1877 wurde ihr eine vom Bildhauer Clésinger gefertigte Statue im Foyer des Théâtre français zu Paris aufgestellt. Eine Gesamtausgabe ihrer Werke erschien 1862—1883 zu Paris in 96, mit

Nachträgen in 109 Bänden; dieselbe enthält auch ihre Correspondenz aus den J. 1812—1876.

George S. behauptet unstreitig den ersten Rang unter den Schriftstellerinnen, welche dieselben Dichtungsarten wie sie bearbeiteten. In ihrer Romanengalerie ist manches auszuscheiden; doch bleiben immerhin noch mehrere Meisterwerke und zahlreiche Schöpfungen, wovon keine ganz gleichgültig und unbedeutend ist. Was sie auszeichnet, ist die Lebendigkeit der Erzählung, der unübertreffliche Reiz der Beschreibung, das wunderbare Talent, alles, was sie mit ihrer Feder berührt, zu verwandeln, zu verschönern und zu idealisieren, die Beredsamkeit der Leidenschaft, ihr eigentümlicher, klarer, rasch dahinströmender und den Leser mit sich fortreißender Stil. George S. zählt mit Recht nicht bloß zu den großen Romandichtern, sondern auch zu den klassischen Schriftstellern der franz. Sprache und Litteratur. Mehrere ihrer Romane sind Beiträge zur Lösung der großen Staats- und Gesellschaftsprobleme, welche sie dichterisch klar zu stellen suchte. «Indiana» und «Valentine» wollen die sittliche Tendenz der Ehe ins Auge fassen, wie sie damals in Frankreich verstanden ward, «Lélia» und «Jacques» den Begriff der Liebe, «Spiridion» die Religion ihres Zeitalters, «Le compagnon du tour de France» das soziale Recht unserer Zeit. Die ihrem reifern Alter angehörenden Dorfgeschichten und Bauernromane sind die tendenzlosesten und vielleicht deswegen die vollkommensten ihrer Werke. Vgl. Katscher, «George S. Ein litterarisches Porträt» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1876, 2. Hälfte); Walsh, «George S.» (Par. 1837) und Mirecourt, «George S.» (eine Skizze als Beigabe zu ihrer «Histoire de ma vie», 1855).

Ihr Sohn, Maurice Dudevant (geb. 1825 zu Paris), ebenfalls Schriftsteller unter dem Pseudonym Maurice Sand, hat unter anderm ein interessantes Buch über die Charakterrollen der ital. Komödie, «Masques et bouffons» (2 Bde., Par. 1860), geschrieben. Ein anderes Werk, «Légendes rustiques» (Par. 1861), eine Sammlung franz. Volksmärchen, ist eine gemeinschaftliche Arbeit von ihm und seiner Mutter. Seine Gattin ist die Tochter des berühmten Kupferstechers Calamatta.

Solange Dudevant, das Lieblingskind von George S., heiratete den Bildhauer Clésinger; doch wurde die Ehe bald wieder getrennt.

Sand (Karl Ludw.), der Mörder Kotzebues, geb. 5. Okt. 1795 zu Wunsiedel, studierte zu Tübingen seit 1814 Theologie und trat 1815 als Kadett unter die freiwilligen bayr. Jäger des Rezatkreises, kam aber nicht ins Gefecht. Nach dem Frieden setzte er seine Studien zu Erlangen fort. Hier schon zeigte er eine in schwärmerischen Ideen sich ergehende Begeisterung für Religion und Vaterland. Als Mitglied der jenaer Burschenschaft gehörte er zu den Ordnern des Wartburgfestes. In Mannheim lebte damals Kotzebue (s. d.), der durch Spott und Witz die akademische Freiheit angriff und den Verdacht auf sich zog, daß er die Meinung der Fürsten und des russ. Kabinetts durch öffentliche und geheime Berichte nachteilig für die Nationalehre und die polit. Volkskraft Deutschlands zu lenken beabsichtige. Eine gegen die akademische Freiheit gerichtete Schrift Stourdzas, deren Abfassung man Kotzebue zuschrieb, reiften in S. schließlich den Entschluß, Kotzebue zu ermorden. Er verließ 9. März 1819 Jena, kam am 23. nach Mannheim, suchte am Nachmittag Kotzebue in dessen Wohnung auf und stieß ihm mit den Worten: «Hier, du Verräter des Vaterlandes!» einen Dolch ins Herz. Nachdem S. die Straße erreicht, verwundete er sich selbst gefährlich in der Brust. Man schaffte ihn ins Hospital und 5. April ins Zuchthaus. Unfähig zu sprechen, gab er anfangs im Verhör seine Erklärungen schriftlich, blieb standhaft dabei, daß er keine Mitschuldigen habe, und bewies stets die größte Ruhe. Am 3. Sept. 1819 war das Schlußverhör beendigt. Die Akten wurden dem mannheimer Hofgericht, als dem ordentlichen Richter, übergeben, das 5. Mai 1820 das Todesurteil über ihn aussprach, welches, von dem Großherzog von Baden bestätigt, 20. Mai früh halb 6 Uhr mit dem Schwert vollzogen wurde. Seine That wurde die Veranlassung strenger Überwachung der deutschen Universitäten. (S. Burschenschaft.) Vgl. Hohehorst, «Vollständige Übersicht der gegen S. geführten Untersuchung» (Stuttg. 1820), dessen Verkauf erst 1823 gestattet wurde; «Aktenauszüge aus dem Untersuchungsprozeß über S.» (Lpz. 1821); «Noch acht Beiträge zur Geschichte Kotzebues und S.s» (Lpz. 1821).

Sanda, ehemals Sanday, eine der nordöstl. Orkadeninseln, lang, schmal und vielfach ausgezackt, dabei ziemlich flach, zählt auf 30 qkm über 2000 E., hat zwei gute Landungsplätze, Fischerei und Kelpbrennerei. Im J. 1818 wurden hier von einer Steinmauer umgebene Gebäude und Grabmäler aus hohem Altertum aufgefunden, welche bis dahin von Flugsand bedeckt waren. Am Vorgebirge Start Point erhebt sich ein Leuchtturm.

Sandaale (Ammodytes) heißt eine Gattung mariner Knochenfische mit langgestrecktem, sehr klein beschupptem Körper, ohne Bauchflossen und mit verlängerter After- und Rückenflosse; die Schnauze ist spitz, der Oberkiefer kürzer als der Unterkiefer. Sie leben an sandiger Küste innerhalb der Linie von Ebbe und Flut und graben sich beim Eintritt der erstern mit großer Schnelligkeit in den feuchten Sand ein. An den europ. Küsten finden sich drei Arten, von denen der bis 20 cm lang werdende kleine S. (A. Tobianus) der gemeinste ist und auch in der Ostsee vorkommt.

Sandāle (grch.), eine schon im frühesten Altertum übliche Fußbekleidung, war ursprünglich eine Sohle von Holz, die um den Oberfuß mit Riemen befestigt wurde. Mit dem zunehmenden Luxus stieg die Kostbarkeit der S., die endlich einen Hauptartikel weiblicher Eleganz bildeten. Man liebte sie besonders aus zartem purpurfarbigen Leder, deren Riemenwerk reich mit Stick- und Metallarbeit ausgestattet wurde. Eine ganz andere Art, aus einer starken, oft dreifachen Sohle bestehend, bei den Männern noch mit Nägeln beschlagen und fester geschnürt, waren die sog. tyrrhenischen S., die zum Ausgehen auf die Straße dienten. Noch sind die S. im Orient gewöhnlich. Auch nennt man S. die mit Gold und Perlen gestickten Prachtsocken, welche die höhern kath. Geistlichen bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegen. Ähnlich sind die noch erhaltenen S. des Krönungsornats der frühern deutschen Kaiser: von karmoisinrotem Seidenzeug, im übrigen aber mit goldenem Stickwerk in Form von Greifen und Sirenen und reicher Perlstickerei verziert, sowie mit einer Goldborte eingefaßt.

Sandarach, Realgar oder Arsenrubin, auch rotes Arsenglas genannt, ist Arsensulfür (As_2S_2), s. unter Arsen (-Verbindungen).

Sandarak oder Sandarakharz (Resina Sandaraca) ist ein zerreibliches, trockenes, fast durchsichtiges, geschmackloses, gelblichweißes Harz, welches in länglichen, außen etwas bestäubten, auf dem Bruche glänzenden Stücken zu uns kommt, in Terpentinöl sich vollständig, in Alkohol aber unvollständig auflöst und erwärmt oder auf Kohlen gestreut angenehm aromatisch riecht. Dasselbe schwitzt aus der Rinde eines im nördl. Afrika einheimischen, 5—7 m hohen oder auch nur strauchigen Nadelholzes, des vierklappigen Sandarakbaums (Callitris quadrivalvis *Vent.*), welcher der Cypresse ähnlich ist, aber stielrunde, schlänglichte Ästchen und sehr breit geflügelte Samen trägt. Man unterscheidet im Handel zwei Sorten: auserlesenen (Sandaraca electa) und gemeinen S. (Sandaraca in sortis). Die Anwendung des S. ist heutzutage ziemlich unbedeutend, zumal da er größtenteils mit dem Mastix übereinkommt. Das feingepulverte Harz wird auf radierte Stellen des Schreibpapiers gerieben, damit wieder darauf geschrieben werden kann, ohne daß die Tinte breit fließt. Auch benutzt man dieses Harz zu Räucherpulvern, Salben und Weingeistfirnissen. Das Sandarakharz besteht aus einem Gemisch von drei Harzen, die saure Eigenschaften besitzen; 80 Proz. lösen sich in kaltem Alkohol. Die harzige Substanz, die sich bei gemeinem Wachholder unter der Rinde ansammelt und dann sich auch oft in der Erde vorfindet, heißt deutscher Sandarak oder Wachholderharz und war früher offizinell.

Sandau, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Jerichow II, rechts an der Elbe, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2115 E. und hat eine um 1200 im roman. Stile erbaute, 1854 von Adler nach dem ursprünglichen Plane wiederhergestellte evang. Pfarrkirche und Ziegeleien.

Sandau (slaw. Zandov), auch Unter-Sandau, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Plan, im westl. Böhmen, zählt (1880) 1625 deutsche E., und ist seit alter Zeit wegen der Sandauer Tabaksdosen bekannt, die dort aus Papiermasse verfertigt werden. — Das kaum 1 km von S. entfernte Dorf Ober-Sandau mit 385 E. ist Station der Linie Wien-Eger der Kaiser-Franz-Josephsbahn.

Sanday, s. Sanda.

Sandb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Karl Ludwig Fridolin Sandberger (s. d.).

Sandbach, Stadt in der engl. Grafschaft Chester, am Wheelock und am Grand-Trunkkanale, Station der Linien Crewe-Stalenbridge und S.-Northwich der London and North-Westernbahn, zählt (1881) 5493 E. und hat Seidenspinnerei, Wollspinnerei und -Weberei sowie Alebrauerei.

Sandbad, zu mediz. Zwecken, s. unter Bad, Bd. II, S. 340b.

Sandbad, Vorrichtung des chem. Laboratoriums, welche zum Erhitzen solcher Gefäße dient, die man nicht der Einwirkung direkter Hitze aussetzen will.

Sandbank, s. unter Bank.

Sandberger (Fridolin), verdienstvoller Mineralog und Geognost, geb. 22. Nov. 1826 zu Dillenburg in Nassau, erhielt seinen ersten Unterricht auf dem humanistischen Gymnasium zu Weilburg und besuchte später die Universitäten Bonn, Heidelberg, Gießen und Marburg, um sich für die akademische Laufbahn auszubilden. Im J. 1849 wurde ihm von der herzogl. Regierung die Leitung des naturhistor. Museums und des nassauischen Naturwissenschaftlichen Vereins übertragen, die er bis zum Herbst 1854 fortführte, wo er als Professor der Mineralogie und Geologie an das Polytechnikum zu Karlsruhe übersiedelte. In dieser Stellung war er vielfach mit geolog. Aufnahmen in verschiedenen Teilen des Schwarzwaldes beschäftigt, vollendete die schon in Wiesbaden mit seinem Bruder begonnene Monographie des rhein. Schichtensystems in Nassau, und gab die inhaltreiche Monographie des mainzer Tertiärbeckens, sowie verschiedene Abhandlungen über die Geologie des Schwarzwaldes heraus. Im J. 1863 führte ihn ein neuer Ruf als ord. Professor der Mineralogie und der bis dahin nicht vorgetragenen Geologie an die Universität Würzburg, wo seine Studien zunächst auf die fränk. Triasgruppe und auf das weite Gebiet der fossilen Land- und Süßwasserkonchylien gerichtet waren. Hierher gehört seine Arbeit: «Die Land- und Süßwasserkonchylien der Vorwelt» (Wiesb. 1871—76). Seitdem beschäftigt er sich vorwiegend mit mineralog., petrograph. und chem.-geolog. Arbeiten, besonders mit dem Studium der Erzlagerstätten und ihrer Entstehung. («Untersuchungen über Erzgänge», Heft I, 1881; Heft II, 1885.) Im J. 1856 ehrte die Geologische Gesellschaft zu London durch Überweisung des Jahresertrags der Wollaston-Stiftung, 1876 die Leopoldinisch-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher durch die Verleihung der goldenen Cothenius-Medaille S.s Leistungen.

Sandbüchsenbaum, s. Hura crepitans.

Sandbutt, Fisch, s. Flunder.

Sanddorn, Pflanzenart, s. Hippophaë.

Sandeau (Léonard Sylvain Jules), namhafter franz. Romanschriftsteller und Theaterdichter, geb. 19. Febr. 1811 zu Aubusson im Depart. Creuse, ging nach Paris, um daselbst Jurisprudenz zu studieren, widmete sich aber bald der Litteratur. Den Anfang seiner Schriftstellerlaufbahn bezeichnet der Roman «Rose et Blanche» (5 Bde., 1831), gemeinschaftlich mit George Sand (s. d.) gearbeitet. Hierauf folgte der von S. allein verfaßte Roman «Madame de Sommerville» (1834). Der glänzende Erfolg seines Romans «Mariana» machte den Autor zum Mitarbeiter an der «Revue de deux Mondes», welche seitdem den größten Teil seiner Romane und Novellen zuerst ins Publikum brachte. Sein erstes Stück «Mlle. de la Seiglière» erschien 1851 auf dem Théâtre français und blieb auf dem Repertoire. In Gemeinschaft mit E. Augier schrieb er dann «La pierre de touche» (Théâtre français, 1853), «Le gendre de M. Poirier» (Gymnase, 1854) und «La ceinture dorée» (Gymnase, 1855). Im J. 1858 wurde er Mitglied der Französischen Akademie. Eine Sammlung von Novellen erschien 1859 in zwei Bänden. Seine Novelle «Jean de Thommeray» (in der «Revue des deux Mondes», auch besonders abgedruckt, 1872) fand mit seinem politische Tagesfragen betreffenden Inhalt außerordentlichen Anklang und wurde 1874 von E. Augier und dem Verfasser zu einem patriotischen Rührstück verarbeitet. S. starb 21. April 1883 zu Paris.

Sandec (poln. Sącz), zwei Städte in Westgalizien, am Nordabhange der Karpaten im obern Thale des Donajec. Neu-Sandec, am Einfluß der Kameniza in den Donajec, ist Station der Linien Saybusch-S. und Tarnow-Orlo der Österreichischen Staatsbahnen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft,

hat ein Gymnasium, eine Unterreal- und eine Volksschule, ein Jesuitenkollegium, eine prot. Kirche, ein allgemeines Kranken- und ein israel. Versorgungshaus und zählt (1881) 11 185 E. Die im got. Stil erbaute Pfarrkirche wurde 1448 vom krakauer Bischof Zbyhnev gestiftet. Die Stadt selbst entstand 1294 durch ein Privilegium des Königs Wenzel von Böhmen und Polen. Kasimir d. Gr. reihte (1365) Neu-Sandec unter die sechs Städte von Kleinpolen, aus denen der König seine Räte ins oberste Tribunal wählte. **Alt-Sandec**, am Einfluß des Poprad in den Donajec und an der Österreichischen Staatsbahn Tarnow-Orlo, zählt 3790 E. und hat stark besuchte Jahrmärkte. Das interessanteste Gebäude der Stadt ist das ehemalige Kloster der Clarissinnen, eine Stiftung der Gemahlin Boleslaws V. (1280), die nach dem Tode ihres Gemahls dort den Schleier nahm. Da ihr Beispiel unter adeligen Frauen Nachahmung fand, wurde das Kloster eins der reichsten in Polen. Nach der Aufhebung des Klosters 1781 gelangten dessen Güter an den Religionsfonds, während die Kostbarkeiten zu Kriegszwecken verkauft wurden.

Sandefjord, norweg. Städtchen in schöner Lage an der Westküste des Kristianiafjord, im Amte Jarlsberg-Laurvik, Station der Linie Drammen-Skien der Norwegischen Staatsbahnen, zählt (1875) 2307 E. und ist besonders wegen seiner Seebäder und Schwefelquellen bekannt.

Sandelbosch, malaiisch **Sumba** oder **Pulo Tschindana**, d. h. Sandelholzinsel, daher auch auf engl. Karten als **Sandelwood-Island** bezeichnet, eine Insel im Indischen Ocean, südlich von der Insel Floris und in polit.-administrativer Beziehung zu der niederländ. Residentschaft Timor gehörend, liegt mit ihrer Mitte unter dem Kreuzungspunkte von 10° südl. Br. und 120° östl. L. (von Greenwich). S. ist noch wenig bekannt und wird nur gelegentlich und selten von europ. Schiffen besucht. Die Insel erzeugt eine Rasse kleiner, aber schöngebauter und sehr brauchbarer Pferde, steht im übrigen aber, was Erzeugnisse des Tierreichs betrifft, hinter den großen westl. Inseln des Indischen Archipels, was die aus dem Pflanzenreiche betrifft aber hinter den Molukken beträchtlich zurück und zeigt in dieser Hinsicht eine gewisse Übereinstimmung mit der Insel Timor. Die Bewohner sind Malaien.

Sandelholz, richtiger **Santelholz** (Lignum Santalinum), heißen einige ausländische wohlriechende Hölzer, von denen man drei Sorten unterscheidet. Das **rote Sandelholz** oder **Kaliaturholz** kommt in großen Stücken in den Handel, ist schwer, dicht, auf dem Bruche splitterig, mehr oder minder blutrot, außen durch den Einfluß der Luft fast schwärzlichbraun, nimmt eine schöne Politur an, riecht nur sehr schwach aromatisch, schmeckt etwas adstringierend und enthält als Hauptbestandteil einen harzigen Farbstoff, **Santelrot** oder **Santalin**, den man durch kochenden Alkohol und Ammoniak extrahieren kann. Dieses Holz stammt von Pterocarpus santalinus *L.*, einem zur Familie der Leguminosen gehörigen Baum, welcher im östl. Teile des tropischen Asien und auf Ceylon einheimisch ist. In Europa wird das rote S. fast nur zu Zahnpulvern, Räucherungen, zum Färben und zu feinen Möbel-, Marqueterie- und Drechslerarbeiten verwendet, in seiner Heimat aber sehr häufig als Arzneimittel gebraucht. Außer dem roten S. unterscheidet man noch **weißes** und **gelbes Sandelholz**, welches von Arten der Gattung Santalum stammt. (S. **Santalum**.) Unter dem Namen **falsches Sandelholz** kommt häufig das sog. Sappanholz (s. d.) in den Handel.

Sander (Lucioperca sandra, Tafel: **Fische IV**, Fig. 4), **Zander**, **Schill** oder **Amaul**, einer der besten Süßwasserfische, der sich von dem Barsche, zu dessen Familie er gehört, durch zwei getrennte Rückenflossen, Fangzähne zwischen den Bürstenzähnen und langgestreckte Gestalt unterscheidet, kommt allgemein im nordöstl. Deutschland und im obern Donaugebiet, nicht aber im Weser- und Rheingebiet vor. Der S. ist oben grau, unten weißlich, der Rücken braun, die Rückenflosse schwarz punktiert, die andern Flossen schmutziggelb; er verdient seiner Schmackhaftigkeit und Größe wegen weitere Verbreitung durch künstliche Fischzucht.

Sanderbands oder **Sunderbunds**, ein höchst merkwürdiger Landstrich in Ostindien, der sich an der Mündung des Ganges in den Meerbusen von Bengalen, von dem Flusse Hugby, der westlichsten Ausmündung des Ganges unter 21° 40′ nördl. Br. und 88° 3′ östl. L. bis zu der Insel Rabanabad unter 22° nördl. Br. und 90° 30′ östl L. mit einem Areal von 15 540 qkm in der Länge von 250 km hinzieht. Nördlich werden die S. von den brit. Distrikten Jessore und Baraset, östlich und nordöstlich von dem brit. Distrikt Backergange, nordwestlich von dem brit. Distrikt der 24 Pergunnahs, westlich von der Mündung des Hugby und südlich von der Bai von Bengalen begrenzt. Die S. bestehen aus einer Menge durch Anspülung von Erde, Sand und Schlamm in der Ausmündung des Ganges entstandener, stets größer werdender, morastiger Inseln, welche noch fortwährend anwachsen, an Zahl zunehmen und ihre Gestalt verändern, zwischen denen sich der unterste Lauf des Ganges in Gestalt von breiten und schmälern Kanälen durchwindet. Die 14 breitern sind für alle inländischen Fahrzeuge, nur wenige von ihnen aber auch für größere europ. Schiffe befahrbar und erfordern hierfür eine sehr genaue Kenntnis der sich immer verändernden lokalen Verhältnisse. Die einzelnen Inseln sind dicht mit Baumwuchs bestanden und liefern in Unmassen Holz für alle möglichen Bedürfnisse. Auf diesen Inseln finden sich in Menge wilder Schweine, wilder Büffel, Hirsche und Affen, aber auch Tiger. Sehr häufig sind die Bäume voller Nester einer massenhaft Honig liefernden Bienenart. Die Flußarme sind höchst fischreich, wimmeln aber auch von großen und gefräßigen Krokodilen. Die Erzeugnisse aus dem Pflanzenreich sind minder zahlreich, da der Boden auf den meisten Inseln zu weich und morastig ist, um an mehr als an wenigen, trockenen Stellen lohnenden Ackerbau zu verstatten. Man hat Versuche gemacht, Indigo, Zucker und Reis anzupflanzen, aber ohne nennenswerte Resultate. Die bei der Ungesundheit des besonders bösartige Fieber erzeugende Klimas der S. geringe Bevölkerung lebt meist vom Fischfang, dem Fällen von Holz, dem Bereiten von Seesalz und als kundige Seeleute und Schiffer auf den inländischen Fahrzeugen.

Sanders (Daniel), ausgezeichneter deutscher Lexikograph, geb. 12. Nov. 1819 in Altstrelitz, besuchte seit 1832 das Gymnasium zu Neustrelitz und bezog 1839 die Universität Berlin, wo er zur Vorbereitung für das von ihm erwählte Lehramt namentlich mathematischen, naturwissenschaftlichen und sprachlichen Studien oblag. Nachdem S. 1842

seine Studien in Halle beendet hatte, übernahm er die Leitung der Schule in Altstrelitz, welche unter ihm einen glänzenden Aufschwung nahm, aber infolge äußerer Einwirkungen 1852 einging. Seitdem lebt S. daselbst als Privatmann, ausschließlich litterarisch beschäftigt. Von seinen Schriften aus jener Zeit ist «Das Volksleben der Neugriechen» (Mannh. 1845) hervorzuheben. Bei dem Erscheinen des «Deutschen Wörterbuchs» der Gebrüder Grimm wandte er sich diesen Bestrebungen zu und legte seine abweichenden Ansichten über deutsche Lexikographie zunächst in einigen kleinern Schriften nieder. Es folgte dann das «Wörterbuch der deutschen Sprache» (2 Bde., Lpz. 1859—65), ein Werk großen Fleißes mit Belegen aus Luthers Zeit bis zur Gegenwart, welches sich längst auch die Achtung früherer Gegner erworben hat. Diesem Hauptwerk S.s schlossen sich bisher an: «Handwörterbuch der deutschen Sprache» (Lpz. 1869), «Fremdwörterbuch» (2 Bde., Lpz. 1871), «Wörterbuch deutscher Synonymen» (Hamb. 1871), «Kurzgefaßtes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache» (14. Aufl., Berl. 1885), «Deutscher Sprachschatz, geordnet nach Begriffen. Ein stilistisches Hilfsbuch» (Hamb. 1873—77); ferner «Deutsche Sprachbriefe» (5. Aufl., Berl. 1885), «Verdeutschungswörterbuch» (Lpz. 1884) und, als Abschluß seines Hauptwerks: «Ergänzungswörterbuch der deutschen Sprache» (1878—85). Außerdem sind von S., welcher zu den hervorragendsten Mitgliedern der im J. 1876 zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung nach Berlin berufenen Konferenz gehörte, an orthographischen Schriften zu erwähnen: «Katechismus der Orthographie» (4. Aufl., Lpz. 1878), «Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland» (1. u. 2. Heft, Berl. 1873 u. 1874), «Orthographisches Wörterbuch» (2. Aufl., Lpz. 1876) und «Orthographisches Schulwörterbuch» (Lpz. 1875); ferner ist zu nennen: «Lehrbuch der deutschen Sprache für Schulen» (7. Aufl., Berl. 1885), «Satzbau und Wortfolge in der deutschen Sprache» (Berl. 1883) und ein Band Gedichte unter dem Titel: «Aus den besten Lebensstunden. Eigenes und Angeeignetes» (Stuttg. 1878). Schließlich verdienen noch besondere Erwähnung seine «Neugriech. Grammatik nebst Sprachproben für die Fortbildung und Umgestaltung des Griechischen von Homer bis auf die Gegenwart» (Lpz. 1881) und die von S. in Gemeinschaft mit dem griech. Gesandten A. R. Rangabé veröffentlichte «Geschichte der neugriech. Litteratur» (Lpz. 1884). Die Gesellschaft für Geschichte und Volkskunde Griechenlands in Athen hat S. zum korrespondierenden Mitglied ernannt.

Sandersleben, Stadt im anhalt. Kreise Bernburg, rechts an der Wipper, Station der Linien Berlin-Blankenheim und Halle-Grauhof-Löhne der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3410 E. und hat eine herzogl. Domäne, viel Obstbau, eine Eisengießerei und Maschinenfabrik Ludwigshütte, eine Zuckerfabrik, eine Gipshütte und Ziegelei.

Sanderze nennt man am südl. Harzrande, namentlich in der Gegend von Sangerhausen, mit Kupfererzen (Malachit, Lasur, Kupferkies, Buntkupferz) imprägnierte Sandsteine, die dort in den obern Partien des sog. Weißliegenden auftreten, welches seinerseits selbst ein Äquivalent der obern Etage des Rotliegenden darstellt.

Sandfang (frz. sablier, engl. sand-trap), in der Papierfabrikation beim Holländer eine mit einem Gitter überdeckte rinnenförmige Vertiefung zur Ablagerung sandiger Teilchen, bei der Bütte oder Papiermaschine eine ähnliche Vorrichtung zum Zurückhalten sandiger Teile, bevor sie auf die Form gelangen. (S. unter Papier.)

Sandfloh (Sarcopsylla penetrans), auch Chique, heißt ein etwa 1 mm langer, ursprünglich im tropischen Südamerika einheimischer, jetzt auch nach Westafrika eingeführter Floh, der nicht springt. Das befruchtete Weibchen bohrt sich in die Haut der Füße, auch unter die Nägel der Säugetiere und des Menschen ein, erreicht hier eine ansehnliche Größe (1 cm), indem der Hinterleib infolge der zahlreichen, wachsenden Eier sehr anschwillt. Die Larven verlassen nach dem Auskriechen ihren Wirt, sind mithin keine echten Parasiten, und sollen im Dünger leben. Wenn die Weibchen, die sich unter die Zehennägel des Menschen eingenistet haben, nicht zeitig und vorsichtig entfernt werden, entstehen leicht Geschwüre, die oft einen bösartigen Charakter annehmen.

Sandflughühner (Pterocles) ist der Name einer aus vier Arten bestehenden, von Afrika bis Südspanien und über Centralasien verbreiteten, an Steppen und Wüsten gebundenen Familie der Hühnervögel, die in ihrer ganzen Organisation, in ihrer schützenden Färbung, dem Bau ihrer Beine und durch ihre ausgezeichnete Flugfähigkeit ihrem Aufenthaltsort vortrefflich angepaßt ist. Das senegalische Sandflughuhn (P. exustus, Tafel: Hühnervögel, Fig. 1) ist 34 cm lang mit 14 cm langem Schwanze, dessen beide Mittelfedern sehr verlängert sind. In der Färbung der Oberseite herrscht eine rötliche Sandfarbe vor, während die der Unterseite dunkel schwarzbraun ist.

Sandformerei (frz. moulage en sable maigre, engl. sand-moulding, sand-casting), Herstellung der Sandformen, s. u. Eisengießerei, Bd. V, S. 901.

Sandgate, Seebad bei Folkestone (s. d.).

Sandgeschwulst, s. Psammom.

Sandguß, Gußstücke, die in Sandformen gegossen sind.

Sandhafer, Grasart, s. unter Elymus.

Sandhalm (Ammophila *Host.*), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen. Man kennt vier Arten, die in der nördl. gemäßigten Zone vorkommen. Zwei davon sind an den norddeutschen Küsten weit verbreitet und bewirken durch ihre langen Rhizome eine Befestigung der Dünen und des Flugsandes, weshalb sie auch vielfach kultiviert werden. Es sind hohe Gräser mit reich verzweigten, ausgedehnten Rhizomen und langen Rispen; der Halm wird bis zu 1 m hoch. Die häufigere Art ist der gewöhnliche S., auch Sandrohr oder Sandschilf genannt, A. arenaria *Link.*, die andere findet sich besonders an der Ostsee und wird deshalb der Ostseesandhalm (A. baltica *Link.*) genannt.

Sandhose, s. unter Sand und Wasserhose.

Sandhurst, Kirchspiel in der engl. Grafschaft Berkshire, 53 km von London, mit (1881) 4195 E. Daselbst befindet sich das Königl. Militärkollegium, in seinem ältern Zweige Offiziersakademie, in seinem jüngern Vorbereitungsschule für die Offizierscarrière, in einem großen Gebäude mit dorischem Portikus, einer Kapelle, einer Reitschule, Observatorium u. s. w. Der erstere Zweig dieses Instituts

ist mit 18260 Pfd. St., der zweite (Stabscollege) mit 8136 Pfd. St. dotiert.

Sandifort (Eduard), einer der berühmtesten holländ. Anatomen, geb. 14. Nov. 1742 zu Dordrecht, studierte zu Leiden und wurde daselbst 1770 Professor der Anatomie. Als seine bedeutendsten Werke sind anzuführen: die «Observationes anatomico-pathologicae» (4 Bde., Leid. 1778) und deren Fortsetzung «Exercitationes anatomico-academicae» (2 Bde., Leid. 1783—85); die «Opuscula anatomica selectiora» (Leid. 1788) und sein Hauptwerk, das «Museum anatomicum academiae Lugduno-Batavae» (2 Bde., Leid. 1789—93, mit 136 Kupfern). Eine schätzbare Sammlung ist sein «Thesaurus dissertationum, programmatum aliorumque opusculorum ad omnem medicinam facientium» (3 Bde., Rotterd. 1769—78). S. starb 22. Febr. 1814.

Gerard S., Sohn des vorigen, geb. 1779 zu Leiden, seit 1799 Prosektor und des Vaters Gehilfe, seit 1801 außerord., seit 1814 ord. Professor der Anatomie und Physiologie daselbst, gest. 11. Mai 1848, hat die Fortsetzung des «Museum anatomicum» (Bd. 3 und 4, Leid. 1827—36), sowie außerdem «Tabulae craniorum diversarum nationum» (2 Bde., Leid. 1838—40) geliefert.

Sand-Immortelle, s. Ammobium.

Sandinsel (Sable Island), Insel im Atlantischen Ocean, zur Provinz Neuschottland der brit.-amerik. Dominion of Canada gehörig, mit einer Rettungsanstalt für Schiffbrüchige.

Sandkäfer (Cicindelidae) ist der Name einer über die ganze Erde verbreiteten, doch besonders in den Tropen stark entwickelten Familie schnelllaufender, oft auch hurtig fliegender, räuberischer Käfer, die meist lebhaft, oft sehr schön gefärbt und gezeichnet, namentlich oft metallisch glänzend sind. Ihr Kopf ist immer und bei einigen Formen in hohem Grade breiter als das Halsschild, die Augen sind groß und hervorgequollen, die Beine zart und dünn; die Larven, die gleichfalls sehr räuberisch und daher sehr nützlich sind, leben über Tag verborgen in Erdlöchern. Die gemeinste deutsche Art ist der gemeine S. (Cicindela campestris, Tafel: Insekten I, Fig. 1), bis 15 mm lang mit metallisch grünem Leib, hellgrünen glanzlosen Flügeldecken, mit einem weißen, gelblich gesäumten Mittel- und drei Randflecken auf jeder Flügeldecke.

Sandkapelle, s. Kapellenofen.

Sandnelke, soviel wie Grasnelke, s. Armeria.

Sandomiersch, s. Sandomir.

Sandomir (Sendomir, poln. Sandomiersch), Kreisstadt im Gouvernement Radom in Russisch-Polen, am linken Ufer der Weichsel, mit (1882) 14079 E., hat eine prachtvolle Kathedrale, vier Kirchen und ein großes Zuchthaus, bedeutende Industrie und Handel, namentlich mit Holz und Weizen. Unfern davon bei Sawichost gibt es ausgezeichneten Marmor und Kalk; 50 km nordwestlich auf dem Katharinenberge liegt die Abtei des heil. Kreuzes, ein Wallfahrtsort. Im Nordwesten erhebt sich die Sandomirer Berggruppe, die in der Lysa Góra, d. h. Kahlenberg, über 600 m absolute Höhe erreicht, im Osten bei Opatow bedeutende Steinbrüche und gutes Eisenerz, im Westen bei Kielce Eisen-, Kupfer-, Blei-, Galmei- und Steinkohlengruben enthält. S. war unter den Jagellonen eine der angesehensten Städte Polens und blühte durch Handel und Fabriken, bis sie 1656 von den Schweden zerstört wurde. Hier hielten die poln. Dissidenten, um die unter ihnen entstandenen Lehrstreitigkeiten beizulegen, vom 9. bis 14. April 1570 eine Synode, und mehrere prot., reform. und hussitische Geistliche und adelige Laien unterschrieben 14. April ein gemeinsames Glaubensbekenntnis.

Sandoway, Distrikt der Division Arrakan der Provinz Britisch-Birma in Hinterindien, hat ein Areal von 9497 qkm mit einer Bevölkerung von (1871) 54725 E. Der Hauptort Sandoway, gelegen unter 18° 25′ nördl. Br. und 94° 30′ östl. L. (von Greenwich), dessen sich 1825 die Engländer bemächtigten, zählt nur 1617 E.

Sandown, Stadt an der Südostküste der Insel Wight, Hampshire, Station der Eisenbahn Ryde-S.-Ventnor, hat (1881) 3107 E. und ein stark besuchtes Seebad.

Sandpapier (frz. papier sablé, engl. sandpaper), ein festes, zähes Papier, welches mit Leimwasser bestrichen und mit scharfem Sand bestreut ist, zum Schleifen von Holz- oder Hornarbeiten u. s. w. dienend. Ähnlich ist das Glaspapier (s. d.).

Sandpumpe, Vorrichtung zum Herausheben von Sand beim Versenken von Brunnenschachten.

Sandrart (Joachim von), Maler und Kupferstecher, berühmter jedoch als Kunsthistoriker, geb. zu Frankfurt a. M. 12. Mai 1606, hatte in der Malerei zuletzt Gerard Honthorst, in der Kupferstecherkunst Egidius Sadeler zum Lehrer und folgte dem erstern nach England. Hier erwarb er sich angesehene Gönner, wie z. B. den Herzog von Buckingham, nach dessen Tode er nach Italien ging, wo er in Venedig, Bologna, Florenz und Rom sich aufhielt. Für den König von Spanien malte er den Tod des Seneca und für Urban VIII. mehrere Porträts; auch fertigte er die Zeichnungen zu der «Galeria Giustiniana» (Rom 1631). Nachdem er noch Neapel und Sicilien bereist hatte, kehrte er 1635 nach Deutschland zurück; doch die Unruhen des Dreißigjährigen Kriegs bestimmten ihn, nach Amsterdam zu gehen, wo er ebenfalls viel Beifall erhielt. In Holland verkaufte er seine Sammlung von Zeichnungen, Gemälden und Kupferstichen um einen hohen Preis und begab sich nun auf das von seiner Frau geerbte Landgut Stockau. Kaiser Ferdinand III. erhob ihn in den Adelsstand und berief ihn nach Wien. Später lebte er in Augsburg und malte viele Altarblätter für Süddeutschland und Österreich. Nach dem Westfälischen Frieden wurde er 1649 nach Paris berufen, um das den Vollzug desselben verherrlichende Friedensbankett zu malen, ein großes Bild mit den Porträts aller Teilnehmer, jetzt auf dem Rathause zu Nürnberg; 1672 zog er zum zweiten mal nach Nürnberg und ward eine Hauptstütze der dort zehn Jahre früher gestifteten deutschen Kunstakademie. S. starb daselbst 14. Okt. 1688. Sein bedeutendstes Werk ist «Die deutsche Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst» (2 Bde., Nürnb. 1675 u. 1679; verbessert von Volkmann, 8 Bde., Nürnb. 1768—75). Auch ist sein «Romae antiquae et novae theatrum» (Nürnb. 1684) sehr geschätzt.

Sandriedgras, s. unter Cyperaceen.

Sandrub (Lazarus), deutscher Schwankdichter des 17. Jahrh., schrieb eine Sammlung gereimter Schwänke mit Nutzanwendungen: «Delitiae historicae et poeticae, das ist: Historische und poetische Kurtzweil» (Frankf. 1618; Neudruck, Halle 1878).

Sandsack, mit Erde gefüllter Sack aus Leinwand, von etwa 25 kg Gewicht, welcher in der

Befestigungskunst zur Herstellung und Ergänzung von Deckungen vielfach Anwendung findet. Besonders häufig dienen S. zur Herstellung von Gewehrscharten auf der Krone von Erdbrustwehren, behufs größerer Sicherung der Schützen. Man nennt solche Scharten Sandsackscharten.

Sandschak, d. h. Banner, ist der Name der ältesten civil-militärischen Provinzial-Verwaltungsdistrikte der Türkei, deren Vorsteher, die Sandschak-Beis, dem Sultan mit einer bestimmten Truppenzahl Heerfolge zu leisten hatten. Das S. entspricht ungefähr an Ausdehnung dem franz. Departement. In späterer Zeit wurden mehrere S. zu einem Ejalet (s. d.) oder Paschalik (Generalstatthalterschaft), resp. Vilajet (s. d.) zusammengefaßt. Seitdem bildet das S. eine Unterabteilung der Provinzialverwaltung und steht unter einem Civilbeamten, der in der Regel den Titel Kaimakam (Vertreter des Generalgouverneurs) führt.

Sandschak-Scherif (türk., die edle Fahne), die Fahne des Propheten, welche als heiligste Reliquie der Türken in der Schatzkammer des Eski-Serail aufbewahrt wird. Alljährlich im Monat Ramasan wird sie zur öffentlichen Verehrung ausgestellt. Der Sage nach stammt sie aus den ersten Kriegen des Propheten, ging später in den Besitz der Omajjaden und Abbassiden und bei der Eroberung Ägyptens an Sultan Selim I. über. Der S. wird in der kaiserl. Schatzkammer zu Konstantinopel aufbewahrt. Die eigentliche alte Fahne kommt nie aus derselben; dafür hat man eine andere, welche mit in den Krieg genommen wird; auch diese ist sehr alt, von grünem Seidenzeug mit goldenen Franzen, ohne Aufschrift und Zeichen und trägt nur an der Spitze der Stange das einzige Wort Älem (Fahne). Bei großen Kriegen, sowie bei schweren innern Unruhen wird der S. auf der Sophienmoschee oder dem Serail aufgepflanzt, worauf dann jeder waffenfähige Mann dem Sultan sich zur Verfügung stellen muß. Nur wenn der Sultan persönlich mit ins Feld zieht oder wenn die Entzündung des Fanatismus zu einem äußersten Kampfe nötig scheint oder dem Osmanenreich und dem Islam die äußerste Gefahr droht, wird der S. ins Lager gebracht und vom Mufti in Gegenwart des Sultans und des Großveziers oder vom Sultan persönlich enthüllt; letzteres ist jedoch nur einmal (1595) geschehen. Anfangs wurde der S. in Damascus aufbewahrt; erst unter Murad III. brachte man ihn 1595 nach Europa und über Gallipoli ins Feldlager nach Ungarn und dann nach Konstantinopel.

Sandschlangen heißen zwei Familien ungiftiger Schlangen, deren Arten Bewohner dürrer, sandiger und heißer Gegenden namentlich Westasiens, Südrußlands und Nordafrikas sind. Die eine Familie (Erycinae) ist am nächsten verwandt mit den Riesenschlangen und hat wie diese innen neben dem After kleine hakenförmige Rudimente einer hintern Extremität, die andere (Psammophidae) ist vom Habitus der Nattern und hat im Oberkiefer hinten jederseits einen gefurchten Zahn.

Sandschleifmaschine, eine Werkzeugmaschine zum Abschleifen der Parkettafeln für Fußböden, Billardböden u. s. w., im wesentlichen aus einer rotierenden Scheibe bestehend, die eine mit Sand bekleidete Kautschukplatte trägt und nach und nach über die ganze Holzfläche hinweggeführt wird. (S. auch unter Schleifen.)

Sandsegge, s. unter Carex.

Sandstein nennt man solche Gesteine, welche wesentlich aus kleinen, mittels thonigen, mergeligen, kalkigen, kieseligen oder eisenschüssigen Bindemittels zusammengehaltenen rundlichen oder eckigen Quarzkörnern bestehen. Je nach der Verschiedenheit dieses Cements unterscheidet man thonigen, mergeligen u. s. w. Sandstein; vielfach finden sich auch kleine Glimmerschüppchen darin. Alle diese nach ihrem Bindemittel verschiedenen S. können überdies ungleich gefärbt sein durch verschiedene Mengen- und Orydationsstufen des beigemengten Eisens, durch kohlige Teilchen, Grünerdekörnchen u. s. w. Unter dem Mikroskop finden sich in manchen S. vereinzelte Partikel von Zirkon, Rutil, Pyroxen, Titanit, Feldspat, Apatit, Epidot u. s. w. Als größere accessorische Bestandmassen erscheinen Drusen von Kalkspat- und Quarzkrystallen, Konkretionen von Brauneisenstein, Hornstein, Feuerstein, Phosphorit, Schwerspat, Nester von Thon, Knollen von Eisenkies, Bohnerz, Bernstein, Imprägnationen von Bleiglanz und Kupfererzen. Eine gewisse Art S., welche außer Quarzkörnern sehr viel unzersetzte Feldspatkörner enthält und deshalb fast granitartig aussieht, haben die franz. Geologen Arcose benannt. Die S. entstehen durch Verkittung und Festwerden loser Sandanhäufungen und gehören durchaus zu den sedimentären, d. h. durch Wasser abgelagerten Gesteinen, und sind in der Regel deutlich geschichtet, aber meist nicht sonderlich reich an Petrefakten. Sie nehmen einen sehr wesentlichen Anteil an der Zusammensetzung sehr vieler Sedimentärformationen, in welchem Falle sie dann oft besondere Formationsbenennungen erhalten haben, wie z. B. Grauwackensandstein, Kohlensandstein, alter roter S., Buntsandstein, Keupersandstein, der Grün- oder Quadersandstein, der Molassensandstein u. s. w. Die feinkörnigen und festen Arten sind wegen ihres guten Verhaltens an der Luft und ihrer ausgezeichneten Fähigkeit, sich bearbeiten zu lassen, vorzüglich geschätzt als Bausteine und zu Bildhauerarbeiten u. s. w. Am ausgezeichnetsten sind hier die der Kreideperiode angehörigen Quadersandsteine.

Sandstein (elastischer), s. Itakolumit.

Sandstein (glaukonitischer), s. Grünsand.

Sandstrahlgebläse oder Sandblasapparat (frz. machine à courant de sable, engl. sand-blast-machine), eine von Tilghman erfundene, auf dem Prinzip der Strahlapparate (s. d.) beruhende Vorrichtung, welche dadurch mattierend oder schleifend auf das Arbeitsstück einwirkt, daß gegen die Oberfläche desselben Sand mit bedeutender Geschwindigkeit geschleudert wird. Die erste Anwendung fand das S. bei Glasgegenständen zur Erzeugung matter Figuren auf glänzendem Grund oder umgekehrt. Jetzt dient es außer zum Schleifen von Metall und Glas zum Bohren von Löchern in Gestein, zum Putzen von Gußstücken, zum Schärfen stumpf gewordener Feilen. (S. u. Schleifen.)

Sanduhr, auch Stundenglas genannt (frz. sablier, engl. sand-glass, hour-glass), eins der ältesten Zeitmeßinstrumente, bestehend aus zwei kegelförmigen an den engen (offenen) Seiten zusammengefügten Gefäßen, deren oberes mit einer bestimmten Menge Sand gefüllt ist, welch letzterer durch die Öffnung innerhalb einer bestimmten Zeit in das untere Gefäß ausfließt; wenn das obere Gefäß durch Auslaufen des Sandes entleert ist,

wird die S. umgekehrt, sodaß das gefüllte Gefäß wieder oben steht. (S. unter Uhren.)

Sandusky, Hauptstadt von Erie County im nordamerik. Staate Ohio, liegt an der Sanduskybai, 5 km vom Eriesee an der Lake-Eriedivision der Baltimore- und Ohio-, der Cincinnati, Sandusky- und Cleveland- und der Lake-Shore- und Michigan-Southern-Eisenbahn, zählt (1880) 15838 E., worunter 270 Farbige. Die Bai, welche 32 km lang, 8 km breit und 4 m tief ist, bildet einen ausgezeichneten Hafen. Die Bewohner der Stadt treiben bedeutenden Handel mit Fischen, Wolle, Weizen, Mehl, Trauben, Wein u. s. w. S. ist einer der größten Fischmärkte des Landes; in den zahlreichen Fabriken werden besonders Stiele und gebogenes Holzwerk für Wagen und Gerätschaften verfertigt. Die Stadt hat eine Hochschule, 30 Kirchen, 3 National- und eine Privatbank, 3 (eine deutsche) Zeitungen und ein schönes Gerichtsgebäude.

Sandusky-River, Fluß im nordamerik. Staate Ohio, entspringt im nördl. Teile des Staats und fließt nordöstlich in die Sanduskybai, Lake Erie.

Sandwespe (Sphex sabulosa, Tafel: Insekten IV, Fig. 11) heißt eine 20—30 mm lange, schwarze schlanke Wespe, an deren gestielten Hinterleib der zweite und dritte Ring rotbraun sind. Das Weibchen gräbt für ihre Nachkommenschaft in Sand, lockerer Erde u. s. w. Höhlungen, deren jede sie mit je einem Ei belegt und mit Schmetterlingsraupen, die durch einen Stich ins Bauchmark gelähmt wurden, zum Futter der Larve füllt.

Sandwich (spr. Sänduitsch), Stadt in der engl. Grafschaft Kent, am Stour, 3 km vom Meere, einer der Cinque Ports (s. d.), ist Station der Linie Minster-Junction-Deal der South-Easternbahn, zählt (1881) 2846 E., hat eine Kirche (St.-Clemens) aus angelsächs. Zeit, ein Rathaus von 1579, ein Hospital zu St.-Thomas von 1342 und beträchtlichen Handel. S. ist das Rutupiae der Römerzeit und das Sandwic der Angelsachsen.

Sandwichinseln oder Hawaii-Inseln, eine zu Polynesien gehörige Inselgruppe im nordöstl. Teile des Stillen Oceans, zwischen 154° 30′ und 161° westl. L. (von Greenwich) und zwischen 18° 50′ und 22° 30′ nördl. Br. gelegen, bestehend aus acht größern bewohnten Inseln und fünf kleinen Eilanden, im Gesamtumfang von 16946 qkm mit (1884) 80578 E., darunter 40014 Eingeborene, 4218 Mischlinge, 17939 Chinesen, 9377 Portugiesen, 2066 Nordamerikaner, 1600 Deutsche, 1282 Engländer, 956 frembbürtige Polynesier, 362 Norweger, 192 Franzosen und 116 Japaner. Von den 80578 E. sind 51539 männlichen und 29039 weiblichen Geschlechts, nach der Konfession bekennen sich 29685 zum Protestantismus und 20072 zum Katholizismus. Die Inseln gehören zur Klasse der hohen austral. Inseln, sind vulkanischer Natur, enthalten noch thätige Vulkane, namentlich auf Hawaii den Mauna-Loa und den Kilauea mit seinem riesigen Krater, und werden von hohen Gebirgen bedeckt, die auf Hawaii im Mauna-Kea bis zu 4000 m Höhe ansteigen. Fruchtbar, von mildem Klima und gut bewässert, bilden sie die reizendste Gruppe Polynesiens. Die Küsten sind meist steil und hoch, aber bis auf eine Ausnahme ohne Dammrisse, weshalb gute Häfen selten. Ursprünglich an Tieren sehr arm, ist jetzt durch die Verpflanzung der europ. Haustiere, von denen nur das Schaf nicht gedeihen will, der Tierreichtum größer geworden. Dazu ist das Meer reich an Seetieren aller Art, besonders an Schildkröten. Unter den teils einheimischen, teils eingeführten Kulturpflanzen sind Kokosnüsse, Bananen, Aronswurzel und Bataten Hauptnahrungspflanzen, nächst diesen Mais und Kartoffeln. Außerdem findet man den Papiermaulbeerbaum, das Zuckerrohr der Südsee, schöne Wälder, welche Schiffbauholz liefern, sowie die europ. Südfrüchte, Weintrauben, Melonen, Obst und Gemüse verschiedener Art. Von mineralischen Produkten ist nur das Salz zu nennen, welches die Küste in Menge liefert. Die Einwohner (Kanaken) gehören zu den schönsten und kräftigsten Stämmen der polynesisch-malaiischen Familie. Noch ehe sie mit den Europäern in genauere Berührung kamen, zeichneten sie sich durch Kunstfertigkeit und sanften Charakter aus. Jetzt sind sie durch engl. und amerik. Missionare zum Christentum bekehrt und an europ. Civilisation, doch auch an deren Laster und Entartungen gewöhnt. Es haben hier ihren Sitz ein apostolischer Vikar und ein Bischof der anglikan. Kirche. Die Eingeborenen zerfallen in vier Stände, deren erster aus der königl. Familie und den höchsten Staatsbeamten, der zweite aus den erblichen Statthaltern der einzelnen Inseln und Bezirke, eine Art Vasallen, von den alten Häuptlingen abstammend, der dritte aus den Vorstehern der Dorfschaften und Unterbezirke, der vierte aus der Masse des Volks besteht.

Die Inselgruppe führt offiziell den Titel Königreich der Hawaiischen Inseln; die Verfassung wurde im Okt. 1840 festgesetzt, 1845 aber und namentlich 6. Dez. 1852 unter dem Einflusse der Nordamerikaner durch sehr freisinnige Institutionen modifiziert, endlich 20. Aug. 1864 durch eine neue Verfassung ersetzt. Nach dieser muß der König in wichtigen Angelegenheiten einen «Geheimen Rat» versammeln, bestehend aus den Ministern (des Äußern, Innern, der Finanzen), dem Oberstaatsanwalt und aus vom König ernannten Mitgliedern, welche zur Hälfte aus Eingeborenen, zur Hälfte aus naturalisierten Fremden ausgewählt werden. Das Parlament besteht aus einem Herrenhause (House of nobles) von höchstens 20 auf Lebenszeit ernannten und einem Abgeordnetenhause von höchstens 42, mindestens 24 auf zwei Jahre gewählten Mitgliedern. Es muß alle zwei Jahre zusammenberufen werden; es verhandelt gleicherweise in der Muttersprache und in der englischen. Die Staatsreligion ist die protestantische; andere christl. Kulte werden geduldet. Es gibt Schulen für die Kinder der königl. Familie und der Abkömmlinge der frühern Häuptlinge, andere für die Kinder der höhern Stände, welche sämtlich von der Regierung unterhalten werden. Die Elementarschulen gehören den Gemeinden und werden von diesen unterhalten. Die Rechtspflege wird von besondern Justizbeamten besorgt. Das Strafgesetzbuch ward vom Parlament 21. Juni 1850 erlassen. Ein oberster Gerichtshof ist aus dem Kanzler und zwei Richtern zusammengesetzt. Der Oberstaatsanwalt ist Mitglied des Kabinetts und Chef der Polizei. Der König hat das Recht, alle Eingeborenen ohne Ausnahme zu den Fahnen zu rufen. Das stehende Heer beträgt nur 75 Mann. Außerdem bestehen vier Kompagnien freiwilliger Infanterie, Kavallerie und Artillerie, zusammen 400 Mann, welche in Honolulu stehen. Eine Kriegsmarine gibt es nicht von Staats wegen. Der Handel ist bei der Lage der Inseln, auf den großen

Seehandelswegen zwischen Amerika, Asien und Australien, sehr blühend; besonders dienen sie den Walfischfahrern als Stations- und Sammelpunkt. Der früher sehr lebhafte Export von Sandelholz nach China hat mit der Erschöpfung der Wälder aufgehört. Der Verkehr wird vorzüglich von den Nordamerikanern und Engländern, doch auch durch die Eingeborenen betrieben, die eine zum Teil von ihnen selbst gebaute Handelsmarine besitzen. Der Gesamtimport in sämtlichen Häfen der Hawaiischen Inseln stellte sich 1884 auf 4638000 Doll. Haupteinfuhrgegenstände sind fertige Kleidungsstücke, wollene und baumwollene Waren, Eisen- und Stahlwaren, Bauholz u. s. w. Der Wert der gesamten Ausfuhr betrug 8185000 Doll.; die wichtigsten Produkte der Ausfuhr sind Zucker, Reis, Kaffee, Talg, Pulu, Wolle, Bananen, Rinds- und Ziegenfelle. Der Hauptexport findet nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach Australien, Neuseeland und Britisch-Columbia statt. Eingelaufen waren in den Hafen von Honolulu im J. 1884: 239 Schiffe zu 186871 t, von denen 191 nordamerikanische, 29 englische, 4 französische, 4 deutsche und 11 hawaiische. Die Handelsflotte zählt (1884) 53 registrierte Fahrzeuge von 9826 t, darunter 12 Dampfer. Die Einnahmen betrugen in der Periode 1. April 1882 bis 31. März 1884 im ganzen 3218626 Doll., die Ausgaben 3216406 Doll. Die Staatsschuld stellte sich 1. April 1884 auf 898800 Doll. Kraft des Gesetzes vom 5. Aug. 1882 ist der Finanzminister ermächtigt worden, im Laufe von drei Jahren eine sechsprozentige Anleihe bis zur Höhe von 2 Mill. Doll. zu kontrahieren, die zur Bestreitung der Kosten für gemeinnützige Arbeiten bestimmt ist. Das Wappen der S. ist ein quadrierter Schild, in dessen erstem und viertem silbernen Felde drei rote und blaue Querstreifen erscheinen, im zweiten und dritten goldenen ein Wedel sich befindet; in dem grünen Mittelschilde liegt ein solcher über zwei Pfeilen. Über dem Schild schwebt eine Krone, auf deren Zinken ein ausgespannter Schirm mit dem Reichsapfel ruht. Neben dem Schild stehen zwei Eingeborene mit hoher Mütze, in den Händen Stab und Speer. Die Flagge enthält sieben horizontale Streifen rot, weiß, blau, rot u. s. w., in der obern Ecke am Fahnenstock ein blaues Feld zweimal rotweiß gekreuzt. Ein Ritterorden des Königs Kamehameha wurde 4. April 1865 gestiftet.

Die acht bewohnten Inseln der Gruppe sind Hawaii, Maui, Kahulaui (auch Kahulawe), Lanaï, Molokaï, Oahu, Kauaï und Niihau. Die östlichste und größte derselben ist Hawaii (11356 qkm mit 24991 E.), die wichtigste ist Oahu (1680 qkm mit 28068 E.). Den ganzen südl. Teil der letztern Insel nimmt eine große fruchtbare Ebene ein, die den ergiebigsten, am besten angebauten und am stärksten bevölkerten Distrikt des ganzen Archipels bildet. Auch ist diese Südküste, an der sich einige erloschene Vulkane erheben, von einem breiten Dammriff umgeben, das mit dem Lande den einzigen vollkommen guten Hafen der Inselgruppe bildet, welche die Hafen- und Residenzstadt Honolulu, Mittelpunkt der Regierung und des gesamten Verkehrs, mit 20487 E., enthält. An Eisenbahnen sind eröffnet: auf Hawaii die Linien von Hilo nach der Plantage Waiakea (8 km) und von Mahukona durch den Distrikt Kohala (32 km; im Norden der Insel); auf Maui die Linie vom Hafenort Kahulaui über Wailuku nach Haïku und Makawao (11 km); zusammen 51 km. Die erste Telegraphenleitung, zwischen Wailuku und Lahaina auf Maui (64 km), wurde 1878 eröffnet und ist seitdem über die ganze Insel ausgedehnt worden. Telephonleitungen umgeben die Insel Oahu (etwa 160 km) und gehen von Hilo bis Kawaihae auf Hawaii (144 km). Die nordwestlich von der Sandwichgruppe gelegenen Inselchen Laysan und Lisiansky, die südwestlich belegene Cornwallis oder Johnston, welche drei 1857, und die Insel Palmyra unter 5° 50′ nördl. Br. und 144° 13′ westl. L., welche 1862 von seiten der S. in Besitz genommen wurden, tragen wertvolle Guanolager.

Geschichtliches. Die Inseln wurden 1778 durch Cook entdeckt, der 1779 auf Hawaii durch Mord fiel. Von 1784 bis 1810 unterwarf sich König Kamehameha I., der Begründer der Civilisation auf diesen Inseln, die ganze, vormals in mehrere selbständige Reiche getrennte Gruppe. Sein Sohn Kamehameha II. schaffte den Götzendienst ab und reiste mit seiner Gattin nach London, wo beide 1824 starben. Es folgte nun in der Regierung der Bruder des letztern, Kamehameha III., geb. 1814, der 1837 die sich eindrängenden kath. Missionare verbannte, doch wurde die Ausführung dieser Maßregel durch das Erscheinen einer franz. Fregatte unter Dupetit-Thouars verhindert. Der von Frankreich ausgeübte Zwang bestimmte die Ratgeber des Königs, das alte Verhältnis zu England näher zu untersuchen. Man fand, daß die Unterthänigkeit der Inseln zwar in zwei Verträgen stipuliert worden, in der Wirklichkeit aber nie bestanden habe, und erklärte nun feierlich die Unabhängigkeit des Archipels. Nachdem 1842 Dupetit-Thouars abermals erschienen war, um neue Begünstigungen für die Katholiken zu fordern, erfolgte 25. Febr. 1843 die Besetzung der Inseln durch die Engländer, die sie aber schon 8. Juli wieder aufgaben. Gesandtschaften nach London und Washington bewirkten 1844 die Anerkennung der Unabhängigkeit der Inseln und Souveränetät des Königs von seiten Englands und Nordamerikas. Aber schon im Februar desselben Jahres, und nochmals 26. März 1846, schloß England einen Friedens- und Freundschaftsvertrag mit dem Könige, welcher alle Macht in die Hände der Engländer legte und in dem sich der König als Unterthan Englands erklärte. Auch Frankreich schloß im März 1843 einen Handelsvertrag mit dem König ab; aber schon 1849 geriet es wieder in Streit mit ihm. Der franz. Konsul Dillon, gestützt auf eine im Hafen von Honolulu angekommene franz. Fregatte und zwei Kriegsdampfer, forderte von der Regierung Herabsetzung der Zölle, Gleichberechtigung der Missionare, Gebrauch der franz. Sprache in der offiziellen Korrespondenz. Als sich die Regierung dessen weigerte, landeten die franz. Truppen, besetzten das Fort, vernagelten die Kanonen, nahmen die hawaiischen Schiffe im Hafen weg, schifften sich aber nach einer Protestation des nordamerik. und engl. Konsuls nach einigen Tagen wieder ein. Neue Drohungen von seiten der Franzosen im März 1851 führten den König mehr und mehr den Nordamerikanern zu. Ihm folgte 15. Dez. 1854 Kamehameha IV., geb. 1834, vermählt 1856 mit Emma Rooke. Er brach die eingeleiteten Verhandlungen über Annexion des Archipels an die Vereinigten Staaten ab und erwarb sich durch seine kluge und wohlwollende Regierung die allgemeine Achtung, auch

in England, das er mit seiner Gemahlin besuchte. Nach seinem Tode im Nov. 1863 regierte sein Bruder Lot als Kamehameha V., bis derselbe 25. Dez. 1872 starb. Ihm folgte zunächst Lunalilo I. (ein Enkel des Königs Kamehameha I., geb. 31. Jan. 1834), welcher aber schon 3. Febr. 1874 starb. Seit 12. Febr. 1874 ist Kalakaua I. (geb. 16. Nov. 1836), durch Wahl des Parlaments König in Hawaii, Sohn des Kapaakea und der Keaulnohi, Nichte des Königs Kamehameha I.

Vgl. die Reiseberichte von Ellis (deutsch, Hamb. 1827), Stewart (Lond. 1830), Anderson (2. Aufl., Bost. 1864), Hill (Lond. 1856), Hopkins («Hawaii, the past, present, and future of its island-kingdom», 2. Aufl., Lond. 1866), Remy («Ka Moolelo Hawaii. Histoire de l'archipel havaiien», Par. 1862); Oberländer, «Oceanien» (Lpz. 1873); Meinicke, «Die Inseln des Stillen Oceans» (Lpz. 1875); Bird, «The Hawaian Archipelago» (Lond. 1875).

Sandwürmer (Arenicolidae) nennt man eine Familie meerbewohnender, augen- und fühlerloser Ringelwürmer von der Gestalt der Regenwürmer, an deren mittlern Leibesringen sich verzweigte Kiemen befinden. Sie leben eingegraben im Sande und Schlamm der Küsten mit Vorliebe zwischen den Grenzlinien von Ebbe und Flut. Der gemeine Sandwurm oder der Pier (Arenicola piscatorum) ist sehr häufig an den deutschen Küsten und als Fischköder nicht unwichtig.

Sandy-Hook, eine 9 km lange und 1,6 km breite Sandbank am Eingang der Neuyorkbai im nordamerik. Staate Neujersey, mit zwei großen Leuchttürmen (Navesink und das Sandy-Hook-Light). Alle Schiffe, welche nach oder von Neuyork fahren, müssen die nördl. Spitze der Sandbank passieren.

Sandy-Point-Village, Ortschaft auf der Antilleninsel Saint-Christoph (s. d.).

Sandy-River, Flüsse in den Vereinigten Staaten von Amerika. 1) Im Staate Maine, mündet in den Kennebec-River. 2) Im Staate Michigan, mündet in den Lake Michigan. 3) Im Staate Oregon, mündet in den Columbia-River. 4) Im Staate Südcarolina, mündet in den Broad-River. 5) Nebenfluß des Ohio, entspringt in Virginien, bildet dann die Grenze zwischen Kentucky und Westvirginien und mündet bei Catlettsburg; er ist nur auf einer ganz kurzen Strecke fahrbar.

Sanetsch (der, frz. Col du Senin oder du S.), Bergpaß der westl. Berneralpen, an der Grenze der schweiz. Kantone Bern und Wallis, verbindet die Thäler der Saane und der Morge (Rhône).

Sänfte, ein Beförderungsmittel für Personen, welches von zwei Menschen oder auch zwei Tragtieren getragen wird, war im Orient und bei den alten Römern sehr gebräuchlich, wurde im Mittelalter namentlich durch die Kreuzzüge in Europa allgemein und im Zeitalter Ludwigs XIV. durch die Portechaise (s. d.) allmählich verdrängt.

Sanga, der afrik. Buckelochse.

Sangallo, ital. Künstlerfamilie, hieß eigentlich Giamberte. — Giuliano da S., Architekt und Bildhauer, geb. 1445 in Florenz, gest. 1517 in Rom, stellte die Festungswerke von Ostia her, baute das Augustinerkloster vor der Porta San-Gallo in Florenz, die große Kuppel über der Marienkirche in Loreto, die Decke von Sta.-Maria maggiore in Rom und wurde 1514 Baumeister an der Peterskirche in Rom. — Antonio der Ältere, geb. 1450, gest. 1543 in der Nähe von Montepulciano, Bruder des vorigen, Bildhauer und Architekt, war Gehilfe seines Bruders und ist besonders durch seine Crucifixe berühmt. — Antonio der Jüngere, Architekt, Vetter und Schüler der vorigen, geb. 1485 zu Mugello bei Florenz, gest. 1546 zu Terni, baute den Palast Farnese in Rom, vergrößerte den Vatikan und arbeitete als Ingenieur an vielen Festungswerken in Mittelitalien.

Sangamon-River, Fluß im nordamerik. Staate Illinois, entsteht aus der Vereinigung mehrerer kleiner Flüsse im County Sangamon, fließt erst nördlich, dann westlich und mündet in den Illinois.

Sangarios, alter Name des heutigen Sakaria.

Sangerhausen, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, 59 km westlich von Halle und 38 km östlich von Nordhausen an der Gonna, Station der Linien Halle-Münden und S.-Erfurt der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts und zählt (1885) 10070 E. Die Stadt hat vier Kirchen, worunter die vom Landgrafen Ludwig dem Springer erbaute Ulrichskirche, eine der schönsten Basiliken Deutschlands, obschon sie jetzt im Innern verbaut ist, und die Jakobskirche mit prächtigem Altarschrein und vielen in Bezug auf Trachtenbildung früherer Jahrhunderte interessanten Grabsteinen und Denkmälern, zwei Schlösser, ein Gymnasium, ein Krankenhaus, zwei schon aus dem 13., resp. 14. Jahrh. stammende Hospitäler, eine Eisengießerei mit Maschinenfabrik, eine Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen, eine Malzfabrik, zwei große Aktienbrauereien und zwei Ziegelbrennereien. Neben bedeutendem Ackerbau wird besonders Schuhfabrikation betrieben. S. ist eine der ältesten Städte Thüringens, erscheint urkundlich schon 991 und war mit seiner Umgebung ursprünglich wohl Allodialgut der sächs. Kaiser und kam durch Verheiratung einer Cäcilie mit Ludwig dem Bärtigen an das thüring. Landgrafenhaus. Nach Ludwigs Tod (1056) bildete S. eine gesonderte Grafschaft, kam aber schon zu Anfang des 12. Jahrh. durch Kauf wieder an die Landgrafschaft Thüringen, 1249 an Meißen, 1265 an Landsberg, 1291 an Brandenburg, 1345 an Braunschweig, 1372 an Sachsen und 1815 an Preußen. — Der Kreis Sangerhausen zählt (1885) auf 773,6 qkm 70719 E. und begreift den größten Teil der Goldenen Aue und die Standesherrschaften Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla.

Sängerkrieg, s. Wartburgkrieg.

Sangir, Sangirinseln, eine zur niederländ. Residentschaft Menado auf der hinterind. Insel Celebes gehörige Kette kleiner Eilande, die sich zwischen der Nordostspitze von Celebes und der Insel Mindanao (Philippinen) von 2° bis 3° nördl. Br. erstreckt. Die Inseln nehmen etwa 715 qkm ein und zählen gegen 30000 E. malaiischer Rasse, welche unter sechs Radschas oder Fürsten stehen. Die bedeutendsten Inseln sind Großsangir, Siau und Tagulanda. Sie sind sämtlich gebirgig, zum Teil vulkanisch, meist gut bewohnt und angebaut. Aus den eckigen Kratern der beiden Vulkane Siau und Ruang (bei Tagulanda) steigen fortwährend Schwefeldämpfe auf. Erderschütterungen sind sehr häufig. Es kommen aber auch sehr gefährliche Eruptionen vor. Sehr verderblich war der Ausbruch vom 2. März 1856, wo der für erloschen gehaltene und daher mit Wohnungen besetzte und gutgebaute Gunong Awu auf Großsangir unerwartet einen so

heftigen Ausbruch hatte, daß von den 6000 E. der Insel die Hälfte durch Ergüsse von Lava und heißem Gewässer das Leben verlor. Die gesamte Bevölkerung der Insel bekennt sich zum Christentum.

Sangkoi, Fluß in Asien, s. Songka.

Sangro, im Altertum Sangrus, Fluß im ital. Compartimento Abruzzo e Molise, entspringt in der Provinz Aquila südlich von Gioja, tritt unterhalb Castel di Sangro in die Provinz Chieti und mündet nach 112 km Lauflänge ins Adriatische Meer.

Sangro (Castel di), Stadt in der ital. Provinz Aquila degli Abruzzi, Bezirk Solmona, rechts am Sangro, von mittelalterlichen Mauern und Türmen umgeben, zählt (1881) 5728 E. und hat eine Burgruine und Fabrikation von Teppichen.

Sanguinaires, zum franz. Depart. Corsica, Arrondissement Ajaccio, gehörige kleine Inselgruppe, im NW. des Golfs von Ajaccio.

Sanguinaria *L.*, Blutkraut, Pflanzengattung aus der Familie der Papaveraceen. Man kennt nur eine in Nordamerika einheimische Art, das Canadische Blutkraut (S. canadensis *L.*), eine durch einen dicken Wurzelstock, langgestielte, nierenförmige, meist fünflappige Blätter, schöne pfirsichrote Blumen und hängende, langgeschnäbelte Kapseln ausgezeichnete Pflanze, welche im Frühling blüht und nicht selten als Ziergewächs in Gärten kultiviert wird. Die Samen sind narkotisch giftig. Die ganze Pflanze enthält einen scharfen blutroten Milchsaft. Aus dem Wurzelstock wird ein schöner roter Farbstoff gewonnen.

Sanguinarin, s. unter Chelidonium.

Sanguinetto, Distriktshauptort der ital. Provinz Verona, Station der im Bau begriffenen Eisenbahn Mantua-Legnago, zählt (1881) 2924 E. und hat Gerbereien, Färbereien und Hutfabriken.

Sanguiniker und **sanguinisch**, s. unter Temperamente.

Sanguis (lat.), Blut; Sanguificantia (sc. remedia), bluterzeugende Mittel.

Sanguisorba, s. Poterium.

Sanhedrin, s. Synedrium.

Sanherib, in der Bibel, Sennacherib in der Septuaginta, bei den Assyrern selbst Sin-ahhê-rib (d. i. Sin [der Mondgott] hat die Brüder geehrt), ist der Name eines der berühmtesten Könige von Assyrien. Nach dem Tode seines Vaters Sargon bestieg er 704 v. Chr. den Thron, züchtigte den babylon. König Merodochbaladan, eroberte Babylon, unterwarf die Länder am Schwarzen Meere und zog 700 gegen Phönizien, Syrien, Judäa und Ägypten. Nachdem er ganz Phönizien unterworfen, Hiskias von Juda tributpflichtig gemacht, die Äthiopier und Ägypter nicht weit von Joppe geschlagen, drang er nach Ägypten vor, mußte sich aber nach einer unglücklichen Schlacht bei Pelusium zurückziehen. Herodot erwähnt diese Niederlage und mißt sie den Mäusen bei, die, um den Pharao-Sethos zu retten, von den Göttern gesandt worden seien, die assyr. Schilde benagt und die Assyrer kampfunfähig gemacht hätten. Hierauf zog S. gegen Jerusalem, das er nach einer vergeblichen Belagerung verließ. S. erschien seitdem nie mehr in Westasien. Er richtete sein Augenmerk auf die immer von neuem widerspenstigen Babylonier, denen er 699 seinen Sohn Assurnadin zum König gegeben hatte. Die Chaldäer, im Bunde mit den Elamiten, empörten sich unter dem Babylonier Suzub oder Musezib-Marduk, dem Mesesimordacus des Ptolemäus (692—88) mehreremal von neuem, doch endlich (gegen 683) zerstörte S. Babylon, das er indes dennoch nicht zu behaupten vermochte; erst nach seinem 680 erfolgten Tode wurde dasselbe von seinem Sohne und Nachfolger Assarhaddon bewältigt. S. fiel, nach der biblischen Angabe, ermordet im Tempel des Nisroch von seinen eigenen Söhnen Adramelech und Sarezer, die indes nach ihrer Schandthat nach Armenien flüchteten. Den von den Medern zerstörten Königspalast in Ninive baute S. wieder auf; die Ruinen desselben sind von Layard in dem Ruinenhügel Koyundschik, Mossul gegenüber, wieder entdeckt worden. Über die Regierung S.s geben zahlreiche Keilinschriften den ausführlichsten Aufschluß.

Sanidin (von σανίς, Tafel, wegen der Form der Krystalle), glasiger Feldspat oder Rhyakolith ist, der Name für jene eigentümliche Ausbildungsweise, in welcher im Gegensatz z. B. zu den alten Graniten, Gneisen, Porphyren, der monokline Kalifeldspat Orthoklas in den jüngern tertiären und nachtertiären Eruptivgesteinen auftritt, in den Rhyolithen, Trachyten, Phonolithen, auch in vulkanischen Auswurfsblöcken. Der S. unterscheidet sich von dem eigentlichen Orthoklas durch seinen sehr starken Glasglanz, seine größere Pellucidität und rissige Beschaffenheit, auch wohl durch gewisse Differenzen der Krystallwinkel, sowie einen durchschnittlich etwas höhern Natrongehalt. Die Krystalle sind meist tafelförmig, wenn das Klinopinakoid, oder rechtwinkelig säulenförmig, wenn das letztere nebst der Basis vorwaltet, gewöhnlich eingewachsen. Ausgezeichnet sind die großen Individuen und Zwillinge in den Trachyten des Drachenfels und der Perlenhardt im Siebengebirge. Auch in den modernen Laven ist der monokline Feldspat als S. vorhanden.

Sanidinit, Name für Mineralmassen, die fast nur aus Sanidin (s. d.) bestehen, wie z. B. die sog. Lesesteine aus der Umgegend des Laachersees, die Bomben aus der Gegend von Rodeskyll in der Eifel, auch viele Auswurfsblöcke des Vesuv.

Sanität (lat.), Gesundheit, allgemeiner Gesundheitszustand; Sanitätsanstalten und Sanitätsbehörden, die zur Pflege und Förderung des öffentlichen Gesundheitswesens dienenden Anstalten und Behörden (s. Gesundheitspflege); Sanitätsbericht, für die Behörden bestimmter ärztlicher Bericht über den Gesundheitszustand einer Stadt oder Provinz.

Sanitätsdetachement, s. Kriegskrankenpflege, Militärmedizinalwesen.

Sanitätsdienst (militärisch), s. Kriegskrankenpflege.

Sanitätsgeschirr, s. Gesundheitsgeschirr.

Sanitätskorps, s. Kriegskrankenpflege, Militärmedizinalwesen.

Sanitätsoffiziere und **Sanitätsoffizierkorps**, s. Militärmedizinalwesen.

Sanitätspflege, s. Gesundheitspflege.

Sanitätspolizei oder Medizinalpolizei, s. Gesundheitspflege.

Sanitätsrat, Ehrentitel hervorragender Ärzte.

Sanitätstruppen, Soldaten, welche während des Gefechts das Aufsuchen, den ersten Verband und Transport der Verwundeten zu besorgen haben. Im deutschen Heere hat zu diesem Behufe jedes mobile Armeekorps drei sog. Sanitätsdetachements. (S. Kriegskrankenpflege.)

Sanitätswache, humanitäre Einrichtung der großen Städte, welche dazu bestimmt ist, während der Nacht jedem Erkrankten und Verletzten schnelle und zuverlässige ärztliche Hilfe zu bieten. Zu diesem Zweck hält sich während der Nacht in dem mit den nötigsten Medikamenten und Verbandgegenständen ausgestatteten Wachlokal jederzeit ein Arzt du jour nebst einem Heilgehilfen auf; Unbemittelte erhalten völlig freie Behandlung, Bemittelte zahlen nach der landesüblichen Medizinaltaxe. Die S., welche sich im großen und ganzen als eine sehr wohlthätige Einrichtung bewährt haben, werden meist von den Samaritervereinen (s. d.) unterhalten.

Sanitätswesen, s. Medizinalwesen.

Sanitätszüge, die zum Transport von erkrankten und verwundeten Kriegern dienenden Eisenbahnzüge. (S. Kriegskrankenpflege.)

Sânkhya (eigentlich Zählmethode) ist der Name eines philos. Systems der Inder (s. Indische Philosophie), welches in seinen Anfängen auf den alten Weisen Kapila zurückgehen soll und in seiner spätern Entwickelung dem rein monistischen Vedânta (s. d.) gegenüber einen Dualismus vertritt, welcher die Welt aus Natur und Geist (prakrti und purusha) erklärt. Über einen sehr wahrscheinlichen Zusammenhang dieses Systems mit der griech. Philosophie vgl. Schröder, «Pythagoras und die Inder» (Lpz. 1884).

Sankt (vom lat. sanctus), heilig.

Sankt-..., Artikel, die man hier vermißt, sind unter dem betreffenden Hauptnamen zu suchen; s. auch Saint-, Sainte-, San-, Santa-, São.

Sankt Amarin, Stadt im Elsaß, s. Amarin.

Sankt Andrae (magyarisch Szent-Endre), Stadt mit geregeltem Magistrate im ungar. Komitat Pest, am rechten Donauufer, mit (1880) 4229 E., Deutsche, Serben, Magyaren, ist Sitz des griech.-orient.-serb. Bischofs von Ofen und hat eine schöne Kathedralkirche. In der Umgegend wird guter Wein gebaut.

Sankt Andreasberg, s. Andreasberg.

Sankt Andrieskanal, s. unter Bommel.

Sankt Arnual, s. unter Saarbrücken.

Sankt Avold, s. Avold (Saint-).

Sankt Bernhard (Gebirgsstöcke in den Alpen), s. Bernhard.

Sankt Bernhardin, Alpenpaß, s. Bernardino (San).

Sankt Blasien, ehemals eine gefürstete Reichsabtei, zum österr. Breisgau gehörig, ist jetzt der Name eines Pfarrorts und eines Amtsbezirks im bad. Kreise Waldshut. Der Ort, an der obern Alb, inmitten großer Waldungen gelegen, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1219 E. und erfreut sich eines steigenden Rufes als klimatischer Kurort. Die Klostergebäude in S. sind jetzt Fabrikanlagen (Baumwollspinnereien) überlassen und zugleich Sitz großherzogl. Behörden. Ihren Ursprung verdankt die Abtei Einsiedlermönchen, die sich anfangs Brüder an der Alb und ihre Wohnungen Albzelle nannten und erst, nachdem sie im 9. Jahrh. die Gebeine des heil. Blasius in ihre Verwahrung genommen hatten, ihrem Kloster den Namen S. gaben. Als eigentlicher Begründer der Abtei ist aber Reginbert von Seldenbüren zu betrachten, der 945 der Gemeinschaft der Brüder beitrat und ihrem Kloster alle seine Güter einverleibte. Durch kaiserl. Privilegien, Begünstigungen der Päpste und zahlreiche Schenkungen erlangte die Abtei sehr bald bedeutenden Länderbesitz, während sie gleichzeitig durch die hohe Wissenschaft mehrerer Äbte und Glieder zu hohem Ansehen gelangte. Sie stand ursprünglich unmittelbar unter dem Kaiser; nachdem aber 1361 der Erzherzog Leopold von Österreich zum Schirmvogt gewählt worden war, wußte das Haus Österreich diese Würde erblich zu machen. Schon 1405 erhielt der Abt vom Papste den Rang eines infulierten Prälaten. Um die frühere Unabhängigkeit wieder zu erlangen, kaufte der Abt Martin I. 1611 die Grafschaft Bondorf, welche ihn zum Mitstand des Reichs machte und ihm einen Sitz im schwäb. Grafenkollegium gewährte. Österreich aber, um die reiche Benediktinerabtei an sein Haus zu fesseln, erhob 1746 den damaligen Abt Franz II., sowie alle seine Nachfolger in den Reichsfürstenstand, mit dem Titel eines kaiserl. Erbherzhofkaplans; auch wurde ihnen der Vorsitz bei den Prälatenversammlungen im Breisgau zugesichert. Die Abtei brannte 1768 ab, wobei die kostbare Bibliothek verloren ging. Nebst den übrigen Klöstern des Breisgau wurde auch S. 1802 zur Entschädigung des Malteserordens bestimmt und, da dieses nicht zur Ausführung kam, im Preßburger Frieden von 1805 an Baden abgetreten, worauf 25. Juni 1807 die Aufhebung der Abtei erfolgte. Die Kirche zu S., welche nach dem Muster des Pantheons in Rom 1773—83 mit ungemeinem Kostenaufwande aufgeführt wurde, war eine der prächtigsten in ganz Deutschland. Im J. 1874 brannte die Kirche teilweise nieder, wurde aber mit eisernem Dachstuhl wiederhergestellt und dient nun als Ortskirche. Vgl. Bader, «Das ehemalige Kloster S.» (Freib. i. Br. 1874); Buisson, «S. in topographischer und geschichtlicher Beziehung, sowie als Luftkurort» (Freib. i. Br. 1883).

Sankt Eustatius, niederländ. Insel in Westindien, s. Saint-Eustache.

Sankt Florian, Markt und Chorherrenstift in Oberösterreich, Bezirkshauptmannschaft Linz, am Ipfbache, in dem durch seine Bodenkultur berühmten ob-der-ennsischen Hügellande südlich der Donau. Der Markt, der sich im Laufe der Zeit an das alte Kloster angebaut hat, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1881) 1293, als Gemeinde 3804 E. Das Chorherrenstift S. gehört zu den ältesten Klosterstiftungen in Österreich. Es bestand vor dem Einfall der Avaren und wurde nebst der nahen Stadt Lorch von diesen zerstört. Nach seiner Wiederherstellung 1071 führte der Bischof Altmann von Passau hier regulierte Chorherren nach der Regel des heil. Augustin ein. Die Kirche des Stifts, im neuern ital. Stil 1689—1700 gebaut, ist wegen ihrer großen Orgel, von Abbate Chrismani, berühmt. Insbesondere besitzt das Stift die größte Bibliothek (70000 Bde.) in Oberösterreich. Vgl. Stülz, «Geschichte des regulierten Chorherrenstifts S.» (Linz 1835).

Sankt Franciscosee, s. unter Lorenzstrom.

Sankt Gabriela, Eisenwerk bei der böhm. Stadt Beneschau.

Sankt Gallen, der 14. Kanton der schweiz. Eidgenossenschaft, grenzt, den Kanton Appenzell einschließend, im N. an Thurgau und den Bodensee, im O. an Vorarlberg, Liechtenstein und Graubünden, von welchen er durch den Rhein getrennt wird, im S. an Graubünden, im W. an Glarus, Schwyz und Zürich und umfaßt 2019 qkm mit (1880) 210491 E., worunter 83441

Reformierte, 126164 Katholiken, 371 Israeliten und 515 Andersgläubige. Der S. des Kantons wird von den östlichsten Ausläufern der Glarneralpen (s. Alpen 21 und Sardona) durchzogen und trägt, obwohl nur wenige Gipfel 3000 m übersteigen (Ringelspitz 3249 m) und die Gletscherfläche nur 7,5 qkm beträgt, den Charakter der Hochalpen. In der Mitte erheben sich, durch die Ebene von Sargans und den Walensee von den Glarneralpen geschieden, zwischen den Thälern des Rheins und der Linth die Thuralpen (s. Alpen 23), welche durch das obere Thal der Thur (Toggenburg) in die Sentisgruppe und die Kette der Churfirsten geteilt werden. Der Norden ist ein fruchtbares Hügelland (Tannenberg 901 m). Die Gewässer des Kantons fließen teils direkt dem Rhein und dem Bodensee, teils der Thur, dem Walen- und dem Zürichersee zu. Etwa 15 Proz. des Areals sind unproduktiv, 16½ Proz. fallen auf Waldungen, 68½ Proz. auf Acker-, Reb- und Gartenland, Wiesen und Weiden. Der Ackerbau, der in den ebenen Teilen neben der Industrie die Haupterwerbsquelle bildet, liefert nicht genug Getreide für den eigenen Bedarf; der Weinbau wird namentlich im Rheinthale mit Erfolg betrieben. Der Obstbau ist im nördl. Hügellande, im Rheinthal und im Gaster am ergiebigsten. Nach der Viehzählung von 1876 besitzt der Kanton 5217 Pferde, 72688 Rinder, 14351 Schweine, 14346 Schafe, 21732 Ziegen, 9158 Bienenkörbe; nicht unbedeutend ist ferner die Seidenzucht des Sarganserlandes. Der Bergbau liefert schöne Sandsteine, Mühlsteine, Kalksteine, Dachschiefer und Schieferkohlen; dagegen werden die altberühmten Eisengruben des Gonzen nicht mehr regelmäßig ausgebeutet. Unter den Mineralquellen ist die Therme von Ragaz-Pfäfers (s. d.) die bedeutendste. Die wichtigsten Industriezweige des sehr gewerbfleißigen Kantons sind die Baumwollweberei mit ihren Nebengewerben, der Spinnerei, Bleicherei, Färberei, Druckerei und Stickerei. Hauptsitze der Fabrikation sind das mittlere und untere Toggenburg, das Oberrheinthal und Werdenberg; außerdem steht auch der appenzellische Gewerbefleiß teilweise im Dienste der St. Gallischen Industrie. Dem Handel dient ein gut entwickeltes Straßennetz, die Dampferlinien des Boden- und des Zürichersees und das System der vereinigten Schweizerbahnen. Die Linie Winterthur-S.-Rorschach, von der südlich die Toggenburger Bahn, die Appenzeller Bahn und die Bergbahn Rorschach-Heiden, nördlich die Linie Gossau-Sulgen abzweigen, durchschneidet das nördl. Hügelland. Die Linie Rorschach-Sargans-Chur durchzieht das Rheinthal, vereinigt sich bei Sargans mit der Linie Zürich-Rapperswyl-Chur und schließt sich bei St. Margarethen und Buchs an die Vorarlberger- und Arlbergbahn. Die wichtigsten Handelsplätze sind, außer der Hauptstadt, Rorschach am Bodensee und Wattwyl im Toggenburg. Von den andern Wohnplätzen sind zu erwähnen die Städtchen Rapperswyl, Weesen, Walenstadt, Wyl, Lichtensteig und Altstätten.

Die Verfassung ist repräsentativ demokratisch. Gesetzgebende Behörde ist der Große Rat, je ein Mitglied auf 1200 E. in den Gemeinden gewählt; dem Volke steht jedoch das Veto zu, d. h. auf Begehren von 6000 stimmfähigen Bürgern müssen Gesetze u. s. w. der Volksabstimmung unterstellt werden. Vollziehende Behörde ist der Regierungsrat (sieben Mitglieder). In administrativer Hinsicht zerfällt der Kanton in 15 Bezirke. Jeder Bezirk hat ein Bezirksgericht; höchste Instanz ist das Kantongericht in S. Die Staatsrechnung von 1884 weist bei 2245900 Frs. Einnahmen und 2111300 Frs. Ausgaben ein reines Staatsvermögen (exkl. Specialfonds) von 6783800 Frs. auf. In kirchlicher Hinsicht stehen die Katholiken, die in neun Bezirken die Mehrheit bilden, unter dem kath. Administrationsrat und dem Bischof von S., dessen Diöcese 1824 aus Theilen der Bistümer Chur und Konstanz gebildet und mit dem Bistum Chur vereinigt, 1836 von demselben abgetrennt und 1845 durch Konkordat als selbständiges Bistum konstituiert wurde. Die reform. Kirche wird von der Synode und dem evang. Kirchenrat geleitet. Von höhern Lehranstalten sind zu erwähnen das Lehrerseminar Mariaberg bei Rorschach, die Kantonsschule (Gymnasium und Industrieschule) und die höhere Töchterschule von S. und etwa 40 Realschulen. Bei den Rekrutenprüfungen von 1885 nahm der Kanton den 13. Rang ein. In militärischer Beziehung gehört S. zum Stammbezirk der VII. Division. Das Wappen zeigt im grünen Felde eine silberne Fascis.

Das jetzige Gebiet von S., zur Römerzeit größtenteils rhätisches, später alamann. Land, stand im spätern Mittelalter unter der Herrschaft verschiedener Dynasten, der Grafen von Werdenberg und Sargans, Rapperswyl, Toggenburg u. s. w. und des Klosters S., das, 614 von dem irischen Sendboten Gallus gegründet, vom 9. bis 11. Jahrh. als die erste Kulturstätte und Hochschule Alamanniens in höchster Blüte stand. Die Herrschaft des Stifts, dessen Äbte seit 1206 Reichsfürsten waren, erstreckte sich über die Stadt St. Gallen, die sich erst 1457 vollständig freikaufte, und das sog. Fürstenland, über Appenzell, welches sich aber zu Anfang des 15. Jahrh. von derselben befreite, und seit 1468 über die Grafschaft Toggenburg. Seit 1454 waren Stift und Stadt St. Gallen zugewandte Orte der schweiz. Eidgenossenschaft; ebenso seit 1458 Rapperswyl (s. d.); die übrigen Landschaften kamen während des 15. und 16. Jahrh. teils als gemeine Herrschaften, teils als Unterthanenländer einzelner Kantone an die Eidgenossenschaft. Aus diesem Konglomerat locker verbundener Landesteile, das 1798 beim Umsturz der alten Eidgenossenschaft den Kantonen Linth und Sentis der helvetischen Republik zugeteilt wurde, schuf die Mediationsakte von 1803 unter Beseitigung der Herrschaftsansprüche des Stifts, das 1805 aufgehoben wurde, den jetzigen Kanton S. Sowohl die Verfassung von 1803 wie die nach dem Sturze der Mediation eingeführte Verfassung von 1814 waren streng repräsentativ mit beschränkter Stimm- und Wahlfähigkeit und statuierten durch besondere Behörden für Reformierte und Katholiken die konfessionelle Trennung auch im Staatsleben. Erst die Bewegung von 1830 verschaffte den demokratischen Neigungen des Volks freiern Spielraum. Es entstand die Verfassung vom 1. März 1831, welche Volkswahlen und Öffentlichkeit der Staatsverwaltung einführte, aber die konfessionelle Geschiedenheit zum Nachteile der polit. Entwickelung festhielt. Namentlich seitdem der anfänglich liberale Staatsmann Baumgartner (s. d.) 1841 zur ultramontanen Partei übergetreten, ward der Kanton von heftigen Kämpfen erschüttert, welche die konfessionellen

Parteiungen zur Grundlage hatten. Im Kriege gegen den Sonderbund 1847 trat S. auf die Seite der Eidgenossenschaft, nachdem es vergeblich versucht, den Sonderbund zu friedlicher Auflösung zu bewegen. Das neue polit. Leben, das die Schweiz seit der Umgestaltung von 1848 begann, machte auch in S. den Wunsch nach einer Verfassungsrevision rege, der nach vielfachen Verwickelungen und Kämpfen zwischen den Liberalen und der kath. Partei zu der revidierten Verfassung vom 17. Nov. 1861 führte, welche das demokratische Prinzip völlig zur Geltung brachte und 1875 durch Einführung des Veto modifiziert wurde. Das von jungdemokratischer Seite eingebrachte Projekt einer fernern Erweiterung der Volksrechte wurde 1877 vom Volke verworfen. Bei den Abstimmungen über die Revision der eidgenössischen Verfassung 1872 und 1874 stand der Kanton auf der Seite der Annehmenden.

Vgl. Ildefons von Arx, «Geschichte des Kantons S.» (3 Bde., St. Gallen 1810—13); Hartmann, «Geschichte der Stadt S.» (St. Gallen 1818); Ehrenzeller, «Jahrbücher der Stadt S.» (2 Bde., St. Gallen 1824—32); Weidmann, «Geschichte des ehemaligen Stiftes und der Landschaft S.» (St. Gallen 1834); «Beschreibung des Kantons S.» (St. Gallen 1841); Näf, «Chronik der Stadt und Landschaft S.» (St. Gallen 1850—67); Henne, «Geschichte des Kantons S.» (St. Gallen 1863); Baumgartner, «Geschichte des schweiz. Kantons S.» (Zür. 1868); «S. und seine Umgebungen» (St. Gallen 1859).

Sankt Gallen, Hauptstadt des gleichnamigen Kantons der Schweiz, liegt 673 m über dem Meere im Thale der Steinach, 10 km südwestlich von deren Mündung in den Bodensee, an der Bahnlinie Winterthur-Rorschach und zählt (1880) 21483 E., worunter 8122 Katholiken, 12624 Reformierte, 273 Israeliten und 119 Andersgläubige. Die Stadt, welche schon 953 Mauern und Thore erhielt, verdankt ihren Namen der ehemaligen Benediktinerabtei gleichen Namens, deren Gebäude jetzt die Residenz des Bischofs von S., die Stiftsbibliothek (28000 Bände) mit kostbaren Handschriften und die Räumlichkeiten für die Regierung und die kantonalen Behörden enthalten, und mit der 1755 im Barockstil erbauten Stiftskirche (Kathedrale), der kath. Schule, der Kinderkapelle und dem kantonalen Zeughaus den stattlichen Klosterhof umschließen. Die an den Klosterhof anstoßende Altstadt ist größtenteils eng und krummstraßig gebaut, während die neuen im Thalgrund der Steinach gelegenen Quartiere und Vorstädte des Bahnhofs, des Brühl u. s. w. regelmäßig angelegt sind. Außer den Klostergebäuden sind die wichtigsten Bauwerke die reform. Kirchen St. Laurenz (got.) und St. Magnus (roman.), die Synagoge, das palastartige Kantonsschulgebäude mit der Stadtbibliothek (38000 Bände) und den Sammlungen der geogr.-kommerziellen Gesellschaft, die Mädchenschule, das Museum mit naturhistor., archäol. und Kunstsammlungen, das Theater, das Bankgebäude, das Waisenhaus, das Bürgerhospital und das Kantonshospital, die kantonale Strafanstalt St. Jakob. Mittelpunkt einer der gewerbfleißigsten Gegenden der Schweiz und Stapelplatz der St. Gallischen und Appenzellischen Stickerei und Weißwarenindustrie, ist S. eine der wichtigsten Handels- und Industriestädte der Schweiz und seine Handelsverbindungen erstrecken sich über die ganze Erde. Auch das geistige und gesellige Leben ist, dank den zahlreichen wissenschaftlichen, künstlerischen und gesellschaftlichen Vereinen, ein sehr reges. Die bemerkenswertesten Punkte der anmutigen subalpinen Umgebung sind die 189 m lange, 53 m hohe Eisenbahngitterbrücke über das tief eingeschnittene Thal der Sitter, 4 km südwestlich von S., und die Aussichtspunkte Rosenberg (745 m), Freudenberg (885 m) und Vögelisegg (962 m). Geschichte und Litteratur s. unter Sankt Gallen (Kanton).

Sankt Georg, brit. Fort an der Goldküste, s. unter Elmina.

Sankt Georg (Ritter von), Beiname des Prätendenten Jakob III. (s. d.).

Sankt Georgen (im Breisgau), Pfarrdorf im bad. Kreise Freiburg i. Br., 4 km im WSW. von Freiburg, Station der Linie Heidelberg-Basel der Badischen Staatsbahnen, zählt (1885) 1767 kath. E. und hat Viehzucht und Weinbau.

Sankt Georgen (im Schwarzwald), Marktflecken im bad. Kreise und Amt Villingen, links an der Brigach, dem nördl. Quellfluß der Donau, 864 m über dem Meere, Station der Linie Offenburg-Singen der Badischen Staatsbahnen, zählt (1885) 1888 (als Gemeinde 2397) evang. E. und hat eine Gewerbeschule, Fabrikation von Uhren, emaillierten Zifferblättern, Uhrmacherwerkzeugen und Strohhüten. Die hier gegen Ende des 11. Jahrh. gestiftete Benediktinerabtei brannte nebst der Klosterkirche 1633 ab und wurde nicht wieder aufgebaut; die Benediktiner ließen sich dann in Villingen nieder.

Sankt Georgen (magyar. Szent-György), Stadt mit geregeltem Magistrat im ungar. Komitat Preßburg, bis 1876 königl. Freistadt, Station der Linie Preßburg-Sillein der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2881 deutsche und slowak. E., welche lohnenden Weinbau und Kleingewerbe betreiben. In der Nähe ist ein Schwefelbad. Das ehemalige Schloß liegt in Ruinen.

Sankt Gilgen, Flecken am Abersee (s. d.).

Sankt Goar, Kreisstadt am linken Rheinufer im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, an der Linie Köln-Bingerbrück der Preußischen Staatsbahnen, 35 km oberhalb der Stadt Koblenz gelegen, bis 1794 Hauptort der kurhess. Niedergrafschaft Katzenellnbogen, galt mit der über ihr gelegenen Feste Rheinfels (s. d.) für einen der wehrhaftesten Punkte am Rhein und hat jetzt noch ziemlich wohlerhaltene Befestigungsmauern, die das Malerische ihrer Lage noch erhöhen. Die kath. Kirche bewahrt ein altes Steinbild des heil. Goar von Aquitanien (gest. 611), bei dessen hier 570 gegründeter Kapelle der Ort entstand. Die 1441 erbaute und seit 1842 im Innern restaurierte große evang. Stiftskirche enthält Marmordenkmäler des hess. Landgrafen Philipp II. (gest. 1581) und seiner Gemahlin, sowie andere Sehenswürdigkeiten, und der Kirchhof die sog. Flammensäule, eine kelt. Pyramide von 1,5 m Höhe, die vom Dorfe Pfalzfeld auf dem Hundsrück 1845 hierher gebracht wurde. S. ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts und zählt (1885) 1453 E., die besonders vom Lotsendienst, Sohlleberfabrikation, Lachsfang, Obst- und Weinbau, Handwerksbetrieb und Weinhandel leben. Die sonst sehr gefährliche Stromschnelle der Sankt-Goarsbank ist durch Sprengung der unter Wasser befindlichen Felsenriffe beseitigt. — Der Kreis Sankt-Goar (465,2 qkm mit 38986 E.), zu dem auch die Städte Boppard, Bacharach und Oberwesel gehören, umfaßt einen der schönsten Teile des Rheinthals.

Sankt Goarshausen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, seit 1. April 1886 Hauptstadt eines Kreises, rechts am Rhein, auf schmaler fruchtbarer Thalsohle des Rheinischen Schiefergebirges, welches mit steilen Felsabhängen den Stromlauf einengt, am Eingang zum schönen Schweizerthal, Sankt Goar gegenüber, Station der Linie Frankfurt a. M.-Niederlahnstein der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1456 E. und hat eine kath. und eine 1863 von Zais im roman. Stile erbaute prot. Pfarrkirche, Salmenfang, Weinbau, bedeutende Kunstmühle, große Gerberei (Sohlleder) und bedeutende Fruchtmärkte. Über dem obern Ende des Orts liegt die Ruine der 1343 vom Grafen Johann III. erbauten, 1470—1800 in hess. Besitz befindlichen Burg Neukatzenellnbogen (die Katz), welche 1806 von den Franzosen geschleift, später zum Teil erneuert wurde. Stromaufwärts liegt die Lurlei.

Sankt Gotthard, Gebirgsstock der Lepontinischen Alpen (s. Alpen 9), erhebt sich in Gestalt eines von WSW. nach ONO. gerichteten, 32—48 km langen, 10—12 km breiten, etwa 440 qkm großen Trapezes auf der Grenze der schweiz. Kantone Wallis, Uri, Graubünden und Tessin und wird im O. vom obern Rhônethal, der Furka, dem Urserenthal, dem Oberalppaß und dem Val Tavetsch, im O. von Val Medels und dem Lukmanier, im S. von Val Piora und Val Bedretto, im W. vom Nufenenpaß und dem Eginenthal begrenzt. Das Massiv bildet ein von N. nach S. ansteigendes, 2000—2600 m hohes steil abfallendes Plateau, am Südrande von einer Kette wilder, zackiger, teilweise vergletscherter Felshörner eingefaßt, von welcher nach N. Zweigketten bis zum Rhône, der Reuß und dem Rhein auslaufen. Durch die breite Einsattelung des St. Gotthardpasses (2112 m) wird der Gebirgsstock in zwei Teile geschieden. Der westliche ist höher und stärker vergletschert; in ihm erheben sich auf der Wasserscheide zwischen Rhône, Reuß und Ticino der Pizzo Rotondo (3197 m), der Piz Lucendro (2959 m) und die Fibbia (2742 m). In den nördl. Ausläufern ist das Mutthorn (3103 m) südlich von der Furka der wichtigste Gipfel; die größten Gletscher sind der Wyttenwasser-, der Mutten- und der Gerengletscher. Der östl. Teil ist wilder, felsiger, stärker verwittert; seine bekanntesten Gipfel sind der Monte-Prosa (2738 m) und der aussichtsreiche, vielbesuchte Pizzo Centrale (3003 m) auf der Wasserscheide zwischen Reuß und Ticino, und der Badus (2931 m) südlich von der Oberalp. Im weitern Sinne wird auch die südwestlich vom Nufenenpaß bis zum Simplon (s. d.) sich erstreckende Kette des Blindenhorns (3382 m), Ofenhorns (3242 m) und Monte-Leone (3563 m), welche die Wasserscheide zwischen dem Rhône und der Toce bildet, zum St. Gotthardgebirge gerechnet, ebenso die südöstlich von Val Piora zwischen dem Blegno- und dem Livinenthal bis zur Vereinigung des Blegno mit dem Ticino hinziehende Bergreihe des Pizzo Lucomagno (2778 m) und des Pizzo di Molare (2583 m). An den S., welcher den wichtigsten Knoten der Schweizeralpen bildet, schließen sich bei der Furka die Urneralpen an, welche wieder an der Grimsel (s. d.) mit den Berneralpen in Verbindung stehen; von der Oberalp nach NO. läuft der lange Zug der Glarneralpen, vom Lukmanier nach O. und SO. die Adulagruppe; im S. schließen sich bei dem San-Giacomo-Paß (2308 m) die Tessineralpen an, im SW. die Walliseralpen, zu denen die Kette vom Nufenenpaß bis zum Simplon den Übergang bildet.

Wie der S. der Hauptgebirgsknoten der Schweiz ist, bildet er auch die Hauptwasserscheide derselben. Seine Gewässer, von zahlreichen Gletschern und vielen kleinen Seen genährt, fließen drei verschiedenen Meeren zu: zum Gebiet der Nordsee gehören die Reuß (s. d.) und der Vorderrhein, welche die Bäche des Nord- und Ostabhangs sammeln; zu demjenigen des Adriatischen Meers der Ticino, welcher die Gewässer des Südabfalls dem Po zuführt. Dem Rhône und mit ihm dem Golf du Lion gehen die Bäche des Westabhangs zu. Die Seen des S. sind meist kleine, seichte Tümpel, von kahlen Felsen oder Torfmooren umgeben; die wichtigsten sind der Lucendrosee, der Sellasee und die Seen der Paßhöhe, der Tomasee, aus welchem der Vorderrhein entspringt, am Fuße des Badus, und die Seen des Val Piora, von denen der größte, der Lago Ritom (1829 m) 1 qkm groß ist. Der S. besteht größtenteils aus Gneis, Glimmer- und Hornblendeschiefer, in welche besonders im westl. Teile größere Massen von Granit eingelagert sind. Die Schichten sind fast vertikal aufgerichtet, nach N. und S. etwas überfallend, sodaß der Querschnitt des Gebirges einen Fächer darstellt. Der Nord- und Südrand werden durch schmale Zonen von Dolomit und grauem Schiefer bezeichnet. Nach O. setzt sich die Centralmasse des S. über Val Medels hinaus bis zum Lugnetz fort. Das Gebirge ist reich an Mineralien, namentlich Adular, Quarz, Granat, Turmalin, Disthen, Staurolith, Strahlstein, Tremolit, Apatit, Rutil u. s. w. Obwohl nur wenige Gipfel 3000 m übersteigen und die meisten kaum 1000 m über ihre unmittelbare Grundlage aufragen, verleihen doch die wilden, zackigen Felsgräte, aus deren Grau nicht selten das Weiß eines Gletschers oder Firnfeldes hervorleuchtet, die furchtbare Verwitterung, die sich in den Blockhaufen der Gipfel, den Trümmerhalden der Abhänge kundgibt, die Dürftigkeit der Vegetation, die nur an den äußersten Rändern Baumwuchs aufzuweisen hat, die zahlreichen melancholischen Wasserspiegel, der Landschaft ein unheimlich großartiges Gepräge.

Der St. Gotthardpaß, von welchem das Gebirge den Namen erhalten hat, ist der einzige Punkt der Schweizeralpen, wo zwei einander gegenüberliegende Querthäler bis an den Fuß der Centralalpen eingeschnitten sind. Von N. her dringt das Querthal der Reuß zwischen den Urner- und Glarneralpen bis an den Fuß des S., von S. dasjenige des Ticino zwischen den Tessineralpen und dem Adulagebirge. Obwohl demnach der S. gestattet, ohne Umgehung langer Bergketten durch Überschreitung eines einzigen Joches direkt vom Nordabfall zum Südabfall der Alpen zu gelangen, ist er doch hauptsächlich wegen der Unwegsamkeit der Schöllenen einer der jüngsten unter den großen Verkehrswegen der Alpen. Erst um die Mitte des 13. Jahrh. wurde er häufiger von Pilgern, später auch als Handelsweg benutzt. Urkundlich wird der Saumweg über den S. erst 1293, das Hospiz mit der dem heil. Gotthard gewidmeten Kapelle 1331 erwähnt. Im 14., 15. und 16. Jahrh. diente der Gotthardsweg häufig auch als Heerstraße; 1708 wurde er in der Schöllenen durch die Eröffnung des Urnerlochs und die Beseitigung der gefährlichen, in Ketten über der tobenden Reuß hängenden «Stiebenden Brücke» wesentlich verbessert und 1775 zum

ersten male von dem engl. Mineralogen Greville befahren. Im J. 1799 war er namentlich an der Teufelsbrücke (s. d.) und im Stretto di Stalvedro (s. Airolo), Schauplatz hartnäckiger Kämpfe zwischen den Franzosen und den Russen und Österreichern. Damals unstreitig sowohl strategisch wie kommerziell der wichtigste Paß der Schweiz, lief der S. im ersten Viertel des 19. Jahrh. Gefahr, durch den Bau der fahrbaren Alpenstraßen über den Simplon, den Splügen und den Bernhardin, vom Verkehr abgeschnitten zu werden und deshalb erstellten 1820—30 die Kantone Uri und Tessin die Poststraße über den Berg. Die Länge derselben beträgt von Flüelen bis Bellinzona 125 km, die Breite durchschnittlich 6 m, das Gefälle auf der Nordseite 4—10, auf der Südseite 6 Proz. Von Flüelen (437 m) steigt die Straße dem Lauf der Reuß entgegen durch die Landschaft Uri hinauf, gelangt durch den furchtbaren Engpaß der Schöllenen in das Urserenthal, wo von W. die Furka, von O. die Oberalpstraße einmünden, windet sich von Hospenthal (1484 m) südlich zum Plateau des S. hinauf, überschreitet die Tessiner Grenze und erreicht die öde kahle Paßhöhe (2112 m) zwischen der Fibbia und dem Monte-Prosa. Etwa 0,5 km südöstlich der Höhe, welche die Wasserscheide zwischen Reuß und Ticino bildet, liegen am Ende der Gotthardseen das Hospiz, 1834—37 an der Stelle eines ältern von den Franzosen zerstörten Gebäudes errichtet, die St. Gotthard-Kapelle und das Hotel Monte-Prosa, das Hauptquartier für Bergfahrten im Gebiete des S. Vom Hospiz senkt sich die Straße in vielen Windungen durch das öde, trümmerbesäte Val Tremola nach Airolo (s. d., 1179 m) hinab, zieht sich dann, dem Ticino folgend, die Engpässe von Stalvedro, Dazio-Grande und Biaschina durchbrechend, durch die Leventina nach Biasca (287 m), wo links die Lukmanierstraße einmündet, und durch die Riviera nach Bellinzona (222 m) hinab. Neunmal überschreitet die Straße die Reuß, ebenso oft den Ticino; von den Brücken ist die Teufelsbrücke in den Schöllenen, in einem kühnen Bogen über den in enger Felsspalte tobenden Fluß gewölbt, die merkwürdigste. Im Sommer durchaus gefahrlos, wird die Straße im Winter und Frühjahr oft durch Schneestürme und Lawinen unsicher gemacht; die gefährlichsten Stellen sind die Schöllenen und das Val Tremola. Zum Schutze der Reisenden sind auf der Strecke Hospenthal-Airolo vier Kantonieren, je zwei nördlich und südlich vom Hospiz, errichtet. Seitdem 1882 der Postdienst der Gotthardstraße, der früher jährlich 60—70000 Reisende über den Paß beförderte, infolge der Eröffnung der Gotthardbahn eingestellt wurde, dient die Straße nur noch dem Lokal- und dem Touristenverkehr.

War der S. schon seit der Eröffnung der Poststraße durch seine außerordentliche Frequenz der wichtigste Paß der Schweiz, so gab ihm in neuester Zeit das Projekt der St. Gotthardbahn noch ungleich höhere Bedeutung. Für die Schweiz, welcher die Alpenbahnen über den Brenner (s. d.) und den Mont-Cenis (s. d.) den Transit zwischen Deutschland und Italien großenteils abzuschneiden drohten, war es von größter Wichtigkeit, sich diesen Verkehr durch Herstellung einer schweiz. Alpenbahn zu erhalten und zugleich dem schweiz. Handel eine kürzere und billigere Route für den Verkehr mit Italien zu eröffnen. Ebenso mußte es auch Deutschland und Italien daran gelegen sein, sich neben den über österr. und franz. Gebiet führenden Alpenbahnen eine solche durch einen neutralen Staat zu sichern. Zum ersten male tauchte das Projekt einer Bahn über den S. neben den konkurrierenden Projekten Lukmanier, Splügen und Simplon 1851 auf; aber erst 1863 gewann es durch die Gründung der schweiz. St. Gotthardvereinigung, der 15 Kantone, die schweiz. Centralbahn und die Nordostbahn beitraten, festere Gestalt. Im Frühjahr 1869 sprachen sich sowohl Deutschland wie Italien entschieden für den S. aus, und 15. Sept. desselben Jahres trat in Bern unter dem Vorsitz des schweiz. Bundespräsidenten Welti die Gotthardkonferenz zusammen, an der sich der Norddeutsche Bund, Württemberg, Baden, Italien und die Schweiz beteiligten. Auf Grundlage ihrer Verhandlungen wurde 15. Okt. zwischen Italien und der Schweiz ein Staatsvertrag abgeschlossen, dem später auch das Deutsche Reich (28. Okt. 1871) beitrat. In diesem Vertrag wurde die Ausdehnung des Gotthardnetzes in Stamm- und Zweiglinien auf 266 km, die Länge des großen Tunnels Geschenen-Airolo, dessen Kulminationspunkt nicht höher als 1162,5 m über dem Meere zu liegen kommen sollte, auf 14,8 km, die Maximalsteigung auf 25, ausnahmsweise 26 Proz., der Minimalradius der Kurven auf 300 m festgesetzt. Die Baukosten wurden auf 185 Mill. Frs. berechnet; von denen 85 Mill. durch Subventionen (Italien 45 Mill., Deutschland und die Schweiz je 20 Mill.) aufzubringen waren. Die Oberaufsicht über den Bau wurde dem schweiz. Bundesrat übertragen.

Auf Grund dieses Vertrags konstituierte sich am 6. Dez. 1871 die Gotthardbahngesellschaft mit dem Sitz in Luzern und wählte zum Präsidenten der Direktion Alfred Escher in Zürich. Das Baukapital wurde außer durch die Subventionen durch die Emission von Aktien im Betrag von 34 Mill. Frs. und von Obligationen im Betrag von 68 Mill. Frs. beschafft. Am 2. April 1872 ernannte die Gesellschaft den Baudirektor Robert Gerwig (s. d.) zum Oberingenieur, am 7. Aug. desselben Jahres übertrug er die Ausführung des großen Tunnels dem Unternehmer L. Favre, der sich verpflichtete, denselben in acht Jahren gegen eine Summe von 50 Mill. Frs. auf eigene Rechnung und Gefahr zu vollenden, und am 1. Okt. begannen die thatsächlichen Arbeiten mit dem ersten Spatenstich bei Geschenen; im Dez. 1874 wurden die tessinischen Thalbahnen Biasca-Bellinzona-Locarno und Lugano-Chiasso dem Verkehr übergeben. Schon 1876 aber, nachdem Gerwig 1875 wegen Differenzen mit der Direktion durch den Baudirektor Hellwag ersetzt worden war, erwiesen sich die zu Grunde gelegten Pläne und Berechnungen als unzuverlässig, das Kapital als unzulänglich. Am 4. Juni 1877 trat deshalb zur finanziellen Rekonstruktion des Unternehmens die Gotthardkonferenz in Luzern zusammen und einigte sich dahin, durch Aufschub der Zweiglinien Luzern-Immensee, Zug-Arth und Bellinzona-Lugano, sowie durch möglichste Sparsamkeit in der Ausführung den Mehrbedarf, der anfänglich auf 102 Mill. Frs. berechnet wurde, auf 40 Mill. Frs. zu beschränken, von denen 28 (Deutschland und Italien je 10, Schweiz 8) durch nachträgliche Subventionen der Gotthardstaaten, 12 von der Gesellschaft aufgebracht werden sollten. Von Steilrampen, Trajektverbindungen u. s. w. welche, den Charakter der Gotthardbahn als einer Welthandelsstraße beeinträchtigt hätten, beschloß

die Konferenz abzusehen; jedoch sollte die Bahn entgegen dem ursprünglichen Projekt durchweg einspurig erstellt werden, immerhin in der Weise, daß die Herstellung eines zweiten Gleises ohne Störung des Betriebs möglich blieb; das Steigungsmaximum wurde für einzelne Stellen auf 27‰, der Minimalradius auf 280 m festgesetzt. Auf dieser Grundlage wurde am 12. März 1878 ein Nachtragsvertrag der beteiligten Staaten unterzeichnet. Da sich jedoch Italien und die Schweiz durch Vertrag vom 16. Juni 1879 zu einer speziellen Subvention von 6 Mill. Frs. für den sofortigen Ausbau der Monte-Cenerilinie (Bellinzona-Lugano) verpflichteten und die Gesellschaft für diesen Zweck 5 Mill. auf sich nahm, wurde nachträglich auch diese Linie noch in das reduzierte Netz aufgenommen. Ende 1878 wurde Hellwag durch den Oberingenieur Bridel von Biel ersetzt, und 1879 trat an die Stelle Favres, der am 19. Juli dieses Jahres im Tunnel an einem Herzschlag starb, der Ingenieur Bossi. Am 29. Febr. 1880 erfolgte der Durchschlag des Richtstollens, im Dez. 1882 die Vollendung des großen Tunnels und am 22. bis 25. Mai desselben Jahres wurde das gesamte Gotthardnetz durch feierliche Eröffnung dem Betrieb übergeben. Dasselbe schließt sich bei Immensee (Kanton Schwyz) an das schweizerische, bei Pino und Chiasso (ital. Grenze) an das oberital. Bahnsystem an und umfaßt die Stammlinie Immensee-Bellinzona-Pino (174 km) mit den Zweiglinien Giubiasco-Lugano-Chiasso (53 km) und Cadenazzo-Locarno (12,5 km).

Die Stammlinie zieht sich von Immensee (483 m) dem obern Ende des Zugersees nach, durchschneidet den Bergsturz von Goldau und gelangt durch das Becken des Lowerzersees und die Mündungsebene der Muota zum Vierwaldstättersee, dem sie, die Felsen des rechten Ufers mit einer Reihe von Tunneln durchbrechend, von Brunnen bis Flüelen folgt. Von Flüelen steigt sie durch das Thal der Reuß hinauf, überwindet die Thalstufe von Wasen durch drei große spiralförmig steigende Kehrtunnel und tritt bei Geschenen (1109 m) in den großen Tunnel, den sie bei Airolo wieder verläßt. Von Airolo senkt sich die Bahn durch die Leventina hinab, durchsetzt mit je zwei Kehrtunneln die Schluchten Dazio Grande und Biaschina, zieht sich von Biasca durch die Riviera nach Bellinzona, erreicht bei Magadino den Lago-Maggiore (197 m) und zwischen Dirinella und Pino, 11 km nördlich von der internationalen Hauptstation Luino, die ital. Grenze. Unterhalb Bellinzona zweigen von der Stammlinie links die Linie Giubiasco-Lugano-Chiasso (Mailand), rechts die Linie Cadenazzo-Locarno ab. Die erstere durchbricht den Monte-Ceneri, tritt bei Lugano an den Luganersee, den sie bei Melide überschreitet, und zieht sich durch das Mendrisotto nach Chiasso unweit Como, wo sie die Grenze erreicht, letztere setzt unweit Cadenazzo auf das rechte Ufer des Ticino über und folgt von der Mündung der Verzasca bis Locarno dem rechten Ufer des Lago-Maggiore. Von den 240,5 km der gesamten Linienlänge der Gotthardbahn fallen 40,8 (17 Proz.) auf Tunnel, deren die Bahn 53 zählt, worunter 12 von mehr als 1 km Länge und 7 Kehrtunnel. Der Tunnel Geschenen-Airolo ist mit 14984 m Länge der größte Tunnel der Welt (2750 m länger als der Tunnel des Mont-Cenis, 4715 m länger als derjenige des Arlberg). Er ist mit Ausnahme der Anschlußkurve bei Airolo in gerader Linie gebaut. Sein Eingang bei Geschenen liegt 1109, derjenige bei Airolo 1145 m, der Scheitelpunkt 1155 m über dem Meere. Die Reihenfolge der durchfahrenen Gesteine ist: vom nördl. Eingang bis 2010 m Gneisgranit des Finsteraarhornmassivs, 2010—4325 m Gneis- und Kalkschiefer der Urserenmulde, deren schlechte Beschaffenheit in der sog. Druckpartie starke Einmauerungen nötig machte, 4325 — 11 742 m Serpentin und Gneis des Gotthardmassivs; 11 742 m bis zum südl. Ausgang Glimmer- und Hornblendeschiefer und Dolomit der tessiner Mulde. Die Bauzeit, durch die Schwierigkeiten der Druckpartie verlängert, betrug 9¼ Jahre, die Baukosten 57 Mill. Frs.; durchschnittlich waren bei dem Tunnelbau 2400 Arbeiter und 220 Bohrmaschinen thätig. Zum Schutz der Bahn gegen Lawinen und Steinschläge wurden sieben Galerien erbaut. Von den Brücken sind 42 über 20 m lang. Wie die Gotthardbahn in technischer Beziehung die kühnste und großartigste Bahnanlage Europas ist, so ist sie mit ihrem Wechsel von lieblichen Seegegenden, sonnigen Thälern und wilden, von Wasserfällen durchrauschten Felsschluchten und ihrem raschen Übergang von nördlich alpinem zu südlich üppigem Gelände auch in landschaftlicher Hinsicht eine der schönsten und eine Hauptstraße des Touristenverkehrs. In kommerzieller Beziehung wächst ihre Bedeutung von Jahr zu Jahr, namentlich vermittelt die Route Genua-Gotthard schon einen großen Teil des russischen und amerik. Getreideimports nach der Schweiz. Daß auch die militärische Bedeutung des S. durch die Bahn größer geworden ist, erhellt daraus, daß die Schweiz mit der Sicherung des S. den Anfang ihres Befestigungssystems macht.

Litteratur. Grube, «Über den S.» (Berl. 1871); von Fritsch, «Das Gotthardgebiet» (Bern 1874); Osenbrüggen, «Der S. und das Tessin» (Basel 1879); Berlepsch, «Der S. und die ital. Seen» (Zür. 1882); derselbe, «Die Gotthardbahn» (Gotha 1882); Wanner, «Geschichte der Begründung des Gotthardunternehmens» (Bern 1879); derselbe, «Geschichte des Baues der Gotthardbahn» (Bern 1885); «Rapport trimestriel du Conseil fédéral mine» (Nr. 1—40, Bern 1872; Zür. 1885).

Sankt Gotthardt (magyar. Szent-Gotthard), Marktflecken im ungar. Komitat Eisenburg, Station der Linie Steinamanger-Graz der Ungarischen Westbahn, hat eine reiche Cistercienserabtei, die mit der Abtei Zircz (s. d.) vereinigt ist, zählt (1880) 1442 deutsche E. und ist berühmt durch die Schlacht vom 1. Aug. 1664, in welcher Montecucculi die Türken schlug.

Sankt Gregorienthal, s. unter Münster (im Oberelsaß).

Sankt Helena (frz. Sainte-Hélène), berühmte brit. Insel, Napoleons I. Verbannungsort und bis 1840 dessen Begräbnisstätte, erhebt sich, fast senkrecht aus dem Meere aufsteigend, einsam unter 15° 55′ südl. Br. und 11° 57′ östl. L., 1900 km von der afrik., 4450 von der amerik. Küste und 1120 von der Insel Ascension entfernt, in der Mitte des Atlantischen Oceans, im Diana-Peak bis zu 538 m über dem Meere. Die Insel besteht aus Basaltfelsen, die in vielfältigen Richtungen von Thälern durchschnitten sind, und erscheint aus der Ferne als eine schwarze, verbrannte, vielfach zerspaltene, von allen Seiten steil aufsteigende Felsenmasse. Sie wurde 22. Mai, dem Namenstage der heil. Helena, 1502 von dem Portugiesen João de Noza entdeckt und nach dieser Heiligen benannt. Damals war

sie unbewohnt, und man fand daselbst nur Schildkröten und Seevögel. Die Portugiesen versetzten zwar vierfüßige Tiere und Geflügel dahin, machten Anpflanzungen und säeten mancherlei Sämereien aus, doch legten sie keine Niederlassung an. Zu verschiedenen malen ließen sich Europäer auf dieser Insel nieder, wurden aber immer wieder vertrieben. Endlich setzten sich die Holländer fest, verpflanzten neue Tiere dahin und säeten neue Getreidearten aus. Die Englisch-Ostindische Kompagnie erhielt 1650 S. von den Holländern gegen Abtretung des Vorgebirges der Guten Hoffnung und legte daselbst 1660 eine Niederlassung an. Die Holländer bemächtigten sich zwar 1673 der Insel wieder durch Überrumpelung; doch noch in demselben Jahre eroberte die Kompagnie sie von neuem, baute das Fort St.-James und blieb seitdem im Besitz derselben, bis 1834 die Verwaltung in die Hände der brit. Regierung überging. Die Insel hat einen Flächeninhalt von 122 qkm, 11 Kirchen und Kapellen, 18 Schulen und (1883) 5085 E., darunter Neger, Malaien und einige Chinesen. Vermöge der vulkanischen Natur der Insel ist sie mit Lava und fruchtbarer Erde bedeckt. Sonderbar aber ist es, daß sich die Fruchtbarkeit nur in den höhern Regionen zeigt, während die niedrigern Anhöhen und die Thäler ziemlich öde sind. Gerade die höchsten Gipfel und Plateaus sowie die steilsten Abhänge sind mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt. Eine 7—8 km im Umkreise haltende Hochfläche ist die größte Ebene der Insel. Das Klima ist sehr mild, nur zwischen 10—16° R. schwankend und dabei sehr ungesund; in den Thälern ist es drückend heiß. Stürme und Erdbeben sind selten. Die Regenzeit tritt zweimal im Jahre ein, im Januar und im Juni, und dauert jedesmal 9—10 Wochen. Das Pflanzenreich liefert afrik. und europ. Produkte nebeneinander, Palmen und Eichen, Bambusrohr und Kastanien, Pisang und Äpfel, Bataten, Orangen, Feigen, Granatäpfel, Kaffee, Gemüse u. s. w. Wein und Getreide fehlen und müssen eingeführt werden, besonders vom Vorgebirge der Guten Hoffnung. Von der ganzen Bodenfläche ist nur ein Sechzigstel kultiviert, obwol ein Fünftel guten Boden hat, ein Viertel wird von Grasweiden eingenommen. Es gibt wenige Pferde, desto mehr Ziegen, Rindvieh, Schafe, Schweine, Kaninchen, Perlhühner, Rebhühner, Fasanen, Schildkröten und Fische. Mehr als 160 klare Bäche geben frisches, gesundes Trinkwasser. Die aus Ostindien nach Europa zurückkehrenden (nicht aber, wegen der Passatwinde, die dahinfahrenden) Schiffe finden bei S. auf halbem Wege den besten Erfrischungsort, und nächst der Landwirtschaft leben die Bewohner hauptsächlich vom Schiffsverkehr. Im J. 1883 betrugen die Einnahmen 10000, die Ausgaben 11000, die Schuld 8000 Pfd. St.; die Einfuhr belief sich in demselben Jahre auf 56000 Pfd. St., die Ausfuhr auf 14000 Pfd. St.

Der Hauptort Jamestown an der St.-Jamesbai im NW., in deren Nähe sich das jetzt leere Grabmal Napoleons I. (s. d.) befindet, ist der einzige Landungsplatz der Insel, Sitz eines deutschen Konsulats, Station der Dampfer der Colonial-Mail-Line (London) und der Union Steamship-Company (Southampton), und besteht aus einer Straße mit 4—500 Häusern und etwa 1500 E. Die Häuser sind in einem so engen Thale erbaut, daß sie unmitttelbar an den Felsen stoßen. Die Stadt ist neuerdings durch die aus Afrika herübergekommenen Termiten (Ameisen) arg verwüstet worden. Daneben erhebt sich auf einem 183 m hohen Felsen ein Fort. Bemerkenswert ist eine neuerbaute Sternwarte. Es gibt sonst keine Ortschaften auf der Insel, sondern nur zerstreute Höfe. Ein solcher ist auch Longwood, einst der Aufenthalt Napoleons I., jetzt ein Ökonomiegebäude, das sich im Privatbesitz befindet. Es liegt auf einer 460 m hohen Hochebene. Gegen feindliche Landungen ist die Insel nicht bloß durch die hohen Felsen und die heftige Brandung gesichert, sondern es sind auch auf den vornehmsten Punkten Batterien und Bollwerke angelegt, die sie zu einem Gibraltar machen. Gegen 200 Schiffe kommen jährlich in S. an. Die Insel war von jeher berühmt wegen der Sicherheit ihrer Reede. Um so mehr überraschte das Ereignis vom 17. Febr. 1849, wo die Rollers oder Sturmwogen, stufenweise höher steigend, gerade über der Stadt hereinbrachen und große Verheerung anrichteten. Etwa 6 km von S. liegt die kleine Felseninsel Egg-Island, auf welcher die Engländer zur Zeit der Gefangenschaft Napoleons I. eine Redoute angelegt hatten. Vgl. Melliß, «S., a physical, historical and topographical description» (Lond. 1875).

Sankt Hubertuswald, s. unter Ardennen.

Sankt Ingbert, Stadt in der bayr. Rheinpfalz, s. Ingbert (Sankt).

Sankt Jakob, an der Birs, Häusergruppe mit Kirche, 1 km südöstlich von Basel, bekannt durch die Schlacht vom 26. Aug. 1444, in welcher 1300 Eidgenossen gegen 20000 Armagnaken unter dem Dauphin Ludwig fochten und trotz ihrer Niederlage durch heldenmütigen Widerstand den Rückzug des franz. Heers bewirkten. Zum Gedächtnis der Schlacht, in der alle Schweizer bis auf 16 und 8000 Armagnaken den Tod fanden, wurde 1872 zwischen Basel und dem Schlachtfeld ein imposantes Denkmal (von Schlöth) errichtet und alljährlich wird der Schlachttag durch ein Volksfest gefeiert.

Sankt Jan, auch Saint-John, dänisches zu den Jungferninseln gehöriges Eiland in Westindien, nahe östlich von Sankt Thomas, gebirgig, bis zu 387 m Seehöhe ansteigend, ziemlich gut bewaldet, zählt auf 54,4 qkm (1880) 944 E. und erzeugt hauptsächlich Baumwolle und Zuckerrohr. Hauptort der seit 1684 dän. Insel ist Coral Harbour.

Sankt Johann, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Trier, s. unter Saarbrücken.

Sankt Johann im Pongau, Markt im österr. Herzogtum Salzburg, am rechten Ufer der Salzach und am Ausgange der über den Radstätter Tauern führenden Straße in schöner landschaftlicher Umgebung, Station der Linie Salzburg-Wörgl der Österreichischen Staatsbahnen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 1208 E. Er gehört unter die ältesten Örtlichkeiten des Salzachgebiets und war in der spätern Zeit ein Hauptsitz der Protestanten. Nach dem Brande 1855 wurde beinahe der ganze Markt neu gebaut. Die nahe Liechtenstein-Klamm ist eine der großartigsten Felsschluchten.

Sankt Kreuz im Leberthal (Sainte-Croix aux Mines), Dorf im Kanton Markirch des Kreises Rappoltsweiler des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, liegt im Leberthal an der Leber, sowie an der Linie Schlettstadt-Markirch der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, 18 km westlich von Schlett-

stadt, zählt (1880) 3439 meist kath. E. und hat Baumwollspinnerei und Weberei, Tabaksfabrik und Sägemühlen.

Sankt Leonhard, Pfarrdorf, s. u. Passeyr.

Sankt Leonhard im Lavantthale, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Wolfsberg des österr. Herzogtums Kärnten, Sitz eines Bezirksgerichts, zählt 1020 (als Gemeinde 4453) deutsche E., die größtenteils vom Ackerbau leben, und hat eine interessante Kirche aus dem 13. Jahrh. Im spätern Mittelalter war S. auf dem uralten Handelswege aus dem Murthale zur Drau ein vielbesuchter Platz, der namentlich durch den in der nahen Kliening betriebenen Bau auf Gold und Silber zu Wohlstand und großer Bedeutung kam. In der Nähe ist ein schwach besuchtes Schwefelbad und der berühmte Sauerbrunnen Preblau.

Sankt Lorenzbusen, s. unter Lorenzstrom.

Sankt Lorenzstrom, s. Lorenzstrom.

Sankt Michel, Stadt in Finland an einem nordwestl. Busen des Saimasees, Hauptstadt des Läns S. (22840 qkm, 1883 mit 170693 E.), zählt (1882) 1655 E.

Sankt Moritz (lad. San-Murezzan), Dorf und Bad im Kreis Oberengadin und Bezirk Maloja des schweiz. Kantons Graubünden. Das Dorf, welches als Gemeinde mit Einschluß des Bades (1880) 402 meist reformierte, zur Hälfte ladinische E. zählt, liegt 1856 m über dem Meere, 4½ km südwestlich von Samaden, über dem linken Ufer des St. Moritzersees und besitzt eine alte Pfarrkirche, eine neue kath. Kirche und mehrere Gasthöfe und Kurhäuser. Das Bad 2 km südlich vom Dorfe, 1769 m über dem Meere, am rechten Innufer in dem waldigen Thalgrund zwischen dem Silvaplanersee und dem St. Moritzersee gelegen, besteht aus der großen Kuranstalt S., an welche sich in der Umgebung mehrere Gasthöfe und Villen, eine anglikanische und eine franz.-reformierte Kirche anreihen. S. verdankt seinen Weltruf als Kurort seinen schon 1539 von Paracelsus rühmend erwähnten Eisensäuerlingen, die dicht hinter der Kuranstalt am Fuße des Piz Rosatsch (2995 m) mit einer Temperatur von 5,6° C entspringen, an Kohlensäure und Natrongehalt sogar die berühmten Quellen von Pyrmont und Schwalbach übertreffen und sowohl zur Trink- als zur Badekur verwendet werden. Früher sehr ärmlich und vernachlässigt, hat sich der Kurort seit 1854 außerordentlich gehoben und gehört nun zu den besteingerichteten und frequentiertesten der Schweiz. Dank seiner schönen geschützten Lage, seiner großartigen hochalpinen Umgebung und seinem tonisierenden Höhenklima wird S. auch als Sommerfrische und als Winterkurort namentlich für Brustkranke viel besucht.

Vgl. Lebert, «Das Engadin und seine Heilquellen» (Bresl. 1861); Husemann, «Der Kurort S.» (Chur 1874); Ludwig, «Das Oberengadin in seinem Einfluß auf Gesundheit und Leben» (Stuttg. 1877); Caviezel, «Das Oberengadin» (Chur 1881); Biermann, «S. und das Oberengadin» (Lpz. 1881).

Sankt Paul (Schlacht von), s. unter Arbedo.

Sankt Paul, Marktflecken in der Bezirkshauptmannschaft Wolfsberg im österr. Herzogtum Kärnten, in reizender Umgebung im untern Lavantthale und an der Seitenbahn der Südbahn Unterdrauburg-Wolfsberg, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 824 deutsche E. Das 1091 gegründete Benediktinerstift wurde vom Kaiser Joseph II. aufgehoben, vom Kaiser Franz 1809 den aus dem Stifte St. Blasien im Schwarzwald ausgewanderten Benediktinern eingeräumt. Die Kirche, ein Bau aus dem 14. und 15. Jahrh., enthält die Grabstätten von 13 Gliedern des habsburg. Hauses, die früher in St. Blasien begraben waren. St. Paul ist der schönste Punkt im untern Lavantthale.

Sankt Petersburg, s. Petersburg.

Sankt Petersee, s. unter Lorenzstrom.

Sankt Pölten, Hauptstadt des ehemaligen Kreises ob dem Wienerwalde im Erzherzogtum Österreich unter der Enns, 61 km westlich von Wien am linken Ufer des Treisenflusses und an der Kaiserin-Elisabethbahn, von der hier die Niederösterreichische Südwestbahn nach Leobersdorf und die Lokalbahn nach Tulln abzweigt, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts sowie eines Bischofs und Domkapitels und zählt (1880) 10015 E. Bemerkenswerte Gebäude sind die bischöfl. Residenz (das ehemalige Chorherrenstift, die älteste Klosterstiftung im Lande), das Rathaus, die im Innern reich ausgestattete Domkirche, die Franziskaner-Pfarrkirche, die Dreifaltigkeitssäule am Rathausplatze und das Kaiser-Joseph-Denkmal im neuen Stadtpark. Von höhern Unterrichtsanstalten sind vorhanden ein bischöfl. Priesterseminar, ein Landesreal- und Obergymnasium, eine Lehrerbildungsanstalt, eine Militärunterrealschule; auch bestehen daselbst ein Englisches Fräuleinstift, ein Taubstummeninstitut. Vgl. Kerschbaumer, «Geschichte des Bistums S.» (2 Bde., Wien 1875—76).

Sankt Thomas, portug. Guinea-Insel, s. [Saint-Thomas.](navigation)

Sankt Thomas, ein den Dänen gehöriges, zu den Jungferninseln gerechnetes westind. Eiland im O. von Portorico, umfaßt mit den dabeiliegenden kleinen Inseln 86,17 qkm mit (1880) 14389 E. In administrativer Beziehung gehören noch dazu die benachbarten Inseln Sainte-Croix (s. d.), mit dem Gouvernementssitz Christianstaed, und Sankt Jan (s. d.). S. steigt bis zu 500 m an und besteht nur aus Felsen, da tropische Regenschauer die Erde von den Bergen spülen, sodaß für Agrikultur nur wenig Boden bleibt. Das Klima ist tropisch, doch nicht ungesunder als auf andern westind. Inseln und durch Passatwinde gemildert. Das Gelbe Fieber ist seit 1857 nicht wieder aufgetreten. Erdbeben, von Süden nach Norden streichend, haben oft große Verwüstungen angerichtet, so noch im Nov. 1867. Weit gefährlicher aber sind die Orkane mit ihren Verheerungen, welche 1713—1867 achtmal die Oberfläche fast gänzlich zerstörten. Unter den Einwohnern sind 3000 Europäer fast aller Nationalitäten; der Rest besteht aus Negern und Mulatten, die seit 1847, beziehentlich 1859 emancipiert sind. Man rechnet im Handel nach Pesos; Wechselrecht, Maße und Gewichte sind die dänischen.

Die Hauptstadt Sankt Thomas oder Charlotte-Amalie mit 11380 E., liegt im S. der Insel an einem prachtvollen, rings von Bergen umschlossenen, durch Forts und Strandbatterien gedeckten Hafen, welcher 300 der größten Schiffe sicher aufzunehmen vermag. Die netten Häuser sind auf den drei Bergen der Stadt und am Ufer terrassenförmig erbaut; sie bilden eine Hauptstraße, an welcher die Geschäftslokale und Warenmagazine liegen. Die einzigen öffentlichen Gebäude sind drei prot., eine kath. Kirche und eine Synagoge. Die Gesellschaftssprache der zusammengewürfelten

Bewohner ist die englische, während Spanisch in der Korrespondenz und den Geschäften angewandt wird. Der Haupthebel des Platzes ist der durch den guten Hafen und die geringen Abgaben begünstigte Handel, welcher vorzugsweise in den Händen deutscher Häuser liegt; der Wert der Einfuhren beträgt über 7 Mill. Doll., wovon die Hälfte aus England. Charlotte-Amalie hat zwei Banken (Bank of St.-Thomas, Colonial Bank) und ist Sitz eines deutschen Konsulats für S. und Ste.-Croix. Wichtig ist S. als Stapelplatz für die von Europa nach Westindien und den nördl. Staaten Südamerikas einzuführenden Waren, Kohlenstation und Haltepunkt sämtlicher von Europa nach Westindien und Mittelamerika führenden Dampferlinien, die hier Proviant einnehmen und bei Reparaturen die schwimmenden Docks benutzen. Mit Portorico (San-Juan), Jamaica (Kingston), sowie mit den meisten Inseln über dem Winde ist S. durch unterseeische Kabel verbunden.

Die Inseln wurden 1493 von Columbus auf dessen zweiter Reise entdeckt und von Spaniern, Holländern, Engländern, Franzosen und Dänen nach und nach in Besitz gehalten. Seit 1671 begann die Dänisch-Westindische Compagnie die Pflanzungen mit Negersklaven zu bearbeiten, und 1755 gingen die Inseln von der Handelsgesellschaft an die dän. Krone über, welche 1764 S. zum Freihafen erklärte. Die Inseln gerieten 1801 und dann 1807 in engl. Besitz, wurden aber 1802 wieder an Dänemark zurückerstattet und 1815 abermals gegen Abtretung der deutschen Insel Helgoland. Die dän. Regierung trat 1867 wegen des Verkaufs der Inseln mit den Vereinigten Staaten in Unterhandlung, doch erlangte der hierauf abgeschlossene Vertrag nicht die Sanktion des nordamerik. Kongresses.

Sankt Thomas, Ort bei Madras (s. d.).

Sankt Tönis, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Kempen, Station der Krefelder Eisenbahn, zählt (1885) 7442 meist kath. E. und hat ein Kriegerdenkmal, eine schöne got. Kirche, 28. Okt. 1885 eingeweiht, ein Armen-, Waisen- und Krankenhaus, Seiden- und Samtweberei, zwei Dampfmahlmühlen, eine Dampfölmühle und sieben Brauereien. Im J. 1642 schlugen hier Hessen und sachsen-weimarsche Truppen die Kaiserlichen unter Lamboy, wobei S. in Flammen aufging.

Sankt Valentin, Dorf in der Bezirkshauptmannschaft Amstetten in Niederösterreich, liegt im Hügellande östlich der Enns, an der Erla, Station der Linien Wien-Salzburg, S.-Budweis und S.-Tarvis der Österreichischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1100 (als Gemeinde 3701) E., die sich mit Feldwirtschaft unter günstigen Bodenverhältnissen befassen.

Sankt Veit, Stadt in Kärnten am Einfluß der Wimitz in die Glan, Station der Linie St. Valentin-Tarvis der Österreichischen Staatsbahnen, 19 km nördlich von Klagenfurt, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 3080 E. Die Stadt war bis 1318 die Hauptstadt des Landes und bis in die jüngste Zeit der Stapelplatz des kärtnerischen Eisenhandels. Auf dem nahen Zolfeld stand Virunum, die Hauptstadt von Mittelnoricum, dort empfingen im spätern Mittelalter die Herzöge von Kärnten auf einem steinernen Stuhle unter freiem Himmel die Huldigung unter eigentümlichen Gebräuchen. Der Brunnen am Hauptplatz mit der weißen Marmorschale von 9 m Umfang wurde im Zolfelde ausgegraben.

Sankt Veit (Ober- und Unter-), Dorf in der niederösterr. Bezirkshauptmannschaft Sechshaus, Gerichtsbezirk Hietzing, 6 km westlich von Wien, zählt (1880) 4899 E. und hat ein Schloß des Erzbischofs von Wien, ein Rettungshaus und Fabriken für Parfumerien, Lederwaren, Farbholz und Wagen.

Sankt Victor (Hugo von), mystischer Theolog, s. Hugo von Sankt Victor.

Sankt Victor (Richard von), s. Richard von Sankt Victor.

Sankt Vincent, äußerste Südwestspitze Portugals und ganz Europas, s. Vincent.

Sankt Vith, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Aachen, Kreis Malmedy, auf der Eifel, 386 m über dem Meere, 10 km von der belg. Grenze, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1297 kath. E. und hat Viehzucht, Lohmühlen, bedeutende Gerberei (Sohlleder) und Getreidehandel.

Sankt Wendel, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Trier, an der Blies, Station der Linie Bingerbrück-Neunkirchen der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts, hat eine evang. und eine kath. Kirche mit den Reliquien des heil. Wendelin, ein Progymnasium, eine Ackerbauschule und zählt (1885) 5064 E., welche Tabaksfabriken, eine Wollspinnerei, eine Tuchfabrik und Ziegeleien unterhalten. S. erhielt 1332 Stadtrechte, war 1816—34 Hauptstadt des vom jetzigen Kreise S. gebildeten coburg. Fürstentums Lichtenberg (s. d.) und ging durch Staatsvertrag vom 31. Mai 1834 an die Krone Preußen über. — Der Kreis Sankt Wendel zählt (1885) auf 537 qkm 45590 E.

Sankt Wolfgang (Bad), jetzt gewöhnlich Bad Fusch genannt, eine Gruppe von sechs Häusern im Weichselbachthale, einem Seitenthal des Fuschthals, Gerichtsbezirk Zell am See in Salzburg. Das Bad liegt mehr als eine Wegstunde vom Dorfe Fusch (546 E.) entfernt, 1231 m hoch in einem von mächtigen Gebirgsstöcken begrenzten Thalkessel. Die kohlensauren Quellen werden zu Bädern benutzt und gegen Nervenaffektionen angewendet.

Sankt Wolfgang und **Sankt Wolfgangsee,** s. Abersee.

Sanktifizieren (lat.), heiligen, heilig sprechen.

Sanktion bedeutet eigentlich Weihe und in Beziehung auf Gesetze die Unverletzlichkeitserklärung derselben unter Androhung einer Strafe für Übertretungen. Ein Gesetz ohne eine solche Strafklausel heißt lex imperfecta. In einem weitern Sinne heißt S. dann überhaupt eine gesetzliche Anordnung, namentlich eine Strafbestimmung und in der Verbindung mit pragmatica ein in feierlicher Form erlassenes, die Staatsverfassung (insbesondere Thronfolge) betreffendes Gesetz. Im neuern Staatsrecht versteht man unter S. die Genehmigung eines Gesetzentwurfs durch den Souverän, auf welcher die rechtsverbindliche Kraft des Gesetzes beruht; es ist der eigentliche Gesetzgebungsakt. In monarchischen Staaten erfolgt die S. durch die von einem Minister kontrasignierte Unterzeichnung der Gesetzesurkunde; im Deutschen Reich werden Reichsgesetze durch einen Beschluß des Bundesrates sanktioniert und dann vom Kaiser unter Gegenzeichnung des Reichskanzlers ausgefertigt und verkündigt (Art. 17 der Reichsverfassung).

Sanlúcar de Barrameda, Stadt (Ciudad) und Bezirkshauptort in der span. Provinz Cádiz, links unweit der Mündung des Guadalquivir,

Station der Linie Jerez de la Frontera-La Bonanza der Andalusischen Eisenbahnen, zählt (1877) 22777 E. und hat ein schönes Schloß des Herzogs von Montpensier, Ruinen eines maurischen Kastells auf einem die Stadt beherrschenden Hügel, lebhaften Handel mit Jerezweinen, für welche S. ein Stapelplatz ist, und in der umliegenden sorgsam kultivierten Hügellandschaft Wein-, Oliven-, Südfrüchte- und Gemüsebau. S. ist Sitz eines deutschen Vizekonsulats. Hier trat Magellan 1519 die erste Weltumsegelung an. Etwa 4 km stromaufwärts liegt der eigentliche Hafen von S., La Bonanza, Station der zwischen Sevilla und Cádiz verkehrenden Dampfer und Endpunkt der Bahnlinie Jerez-La Bonanza.

Sanluri, Dorf in der ital. Provinz und im Bezirk Cagliari auf Sardinien, Station der Eisenbahn Cagliari-Oristano, hat (1881) 4177 E., eine Burgruine und Woll- und Leinweberei. Hier besiegten 1409 die Aragonier den Brancaleone Doria.

Sanmicheli (Michele), hervorragender Architekt der Renaissancezeit und Begründer der altitalienischen Befestigungsweise, geb. 1484 in San-Michele bei Verona, fand seine wesentliche Anregung schon früh in Rom, führte seine ersten Bauten im Kirchenstaat aus, wurde später Kriegsbaumeister im Dienste der Republik Venedig und starb 1559. Seine hauptsächlichste Wirksamkeit entfaltete er in Verona, wo ihm unter andern die berühmten Paläste Canossa, Bevilacqua, Pompei und die Rundkapelle Pellegrini in der Kirche San-Bernardino verdankt werden. Im J. 1527 begann S. den Umbau der Befestigung Veronas nach dem neuen System der eckigen Bastione, welches er nicht erfunden, sondern fortgebildet hat; seine Thorbauten sind anerkannte Kunstwerke. Von ihm rührt auch das Kastell San-Andrea am Lido von Venedig her. Sein letztes Werk war die Wallfahrtskirche Madonna di Campagna an seinem Geburtsorte.

Sannan-Inseln, s. unter Liu-kiu.

Sannazāro (Jacopo), ital. und lat. Dichter, geb. 28. Juli 1458 zu Neapel, erhielt seine Bildung in der Schule des Giuniano Maggio und hauptsächlich in der Akademie des Pontano, in welcher er den Namen Azzio Sincero annahm. Die Liebe zu Carmosina Bonifacia, die er unter dem Namen Harmosine und Filli besungen hat, entwickelte sein poetisches Talent. Während eines Aufenthalts in Frankreich schrieb er die «Arcadia» (Vened. 1502 u. öfter), aus Versen und Prosa bestehende Idyllen, die sich durch zarte Empfindung, Reinheit der Sprache und Wohlklang der Verse auszeichnen. S.s Poesien zogen die Aufmerksamkeit des Königs Ferdinand und seiner Söhne, Alfons und Friedrich, auf sich, welche ihn zu ihrem Begleiter auf ihren Reisen und Feldzügen wählten. Friedrich, welcher 1496 den Thron bestieg, schenkte ihm die Villa Mergellina und gab ihm ein Jahrgeld von 600 Dukaten. Nach Friedrichs Abdankung folgte ihm S. in die Verbannung nach Frankreich und kehrte erst nach dem Tode desselben nach Neapel zurück, wo er 27. April 1530 starb. Er wurde neben dem Grabe Virgils beigesetzt. Außer der «Arcadia» schrieb er in ital. Sprache «Sonetti e Canzoni» (Rom 1530 u. öfter). Die beste Ausgabe seiner ital. Werke erschien zu Padua (1723). Weit berühmter ist S. durch seine lat. Gedichte geworden, welche außer einem längern Gedicht: «De partu virginis» (Ausg. mit ital. Übersetzung von Casaregi, Flor. 1740; lat. u. deutsch von Becher, Lpz. 1826), in Elegien, Eklogen und Epigrammen bestehen. Unter letztern ist das lobpreisende Epigramm auf Venedig das bekannteste, das sechs Verse enthält und von dem venet. Senat mit 600 Dukaten belohnt wurde. Eleganz und sorgfältige Wahl des Ausdrucks, sowie Feinheit der Gedanken und poetischer Schwung weisen seinen lat. Gedichten unter den lat. Poesien der neuern Zeit einen ehrenvollen Platz an. S.s Leben wurde von Crispo von Gallipoli (Neap. 1720), Volpi und Corniani beschrieben.

Sanok, Stadt im südl. Galizien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, Station der Linie Grybow-Zagorz der Österreichischen Staatsbahnen, liegt in landschaftlich schöner Umgebung am obern San und hat (1880) 5121 E., Polen und Deutsche, eine Beschälstation, einen Minoritenkonvent und Ruinen eines alten Schlosses.

Sanquhar, in altschott. Zeit Sanchor, Ortschaft in der schott. Grafschaft Dumfries, am Nith, Station der Hauptlinie Glasgow-Dalry-Dumfries-Carlisle der Glasgow and Southwesternbahn, zählt (1881) 1339 E. und hat Fabrikation von Baumwollzeug, Strumpfwaren und Teppichen, Blei- und Steinkohlenbergwerke.

Sansanding, Stadt in dem seit März 1881 unter franz. Schutzherrschaft stehenden Reiche Segu, im westl. Sudan, links am obern Niger, zählt etwa 40000 E. und treibt lebhaften Handel, besonders mit Gold und Salz.

Sansculotten, im Deutschen oft ganz falsch durch «Ohnehosen» oder «Hosenlose» übersetzt, wurden zu Anfang der ersten Französischen Revolution die revolutionären Proletarier genannt, weil sie im Gegensatz zu den höhern Ständen und zur vornehmen Mode keine Culotten, d. i. Kniehosen, sondern Pantalons, d. i. lange Hosen, trugen.

Sans-culottides (frz.), im franz. republikanischen Kalender die fünf Schalttage des Jahres, welche festlich begangen wurden.

Sansibar, s. Zanzibar.

Sanskrit heißt streng genommen nur die zweite oder klassische Periode der alten Sprache der arischen Bewohner Vorderindiens, in welcher die Litteratur des ind. Mittelalters abgefaßt ist; im weitern Sinne jedoch begreift man darunter auch die erste Periode derselben, in der sie noch als indo-arische Volkssprache lebendig war; ja man versteht darunter einfach überhaupt denjenigen Sprachzweig des indogerman. Völkerstammes, der eben speziell in Indien seine Heimat gefunden hat. Der Name bedeutet soviel als «zugerichtet», «richtig gebildet» und soll diese Sprache eben von den verschiedenen Stufen der Volkssprache unterscheiden, welche eine so vollkommene grammatische Ausbildung wie das S. nicht erreicht haben. Die ältesten Denkmäler der indo-arischen Sprache, die dieselbe noch in großem Formenreichtum in beweglicher Gestaltung zeigen, gehen vielleicht noch über das 15. Jahrh. v. Chr. hinauf. Zu der Zeit aber, als Alexander d. Gr. seine Eroberungszüge nach Indien unternahm (320 v. Chr.), findet sich schon auf öffentlichen Denkmälern, Münzen u. s. w. die verweichlichte Form des Pâli (s. d.) und Prakrit angewendet. (S. Indische Sprachen.) Um diese Zeit muß das S., welches wenigstens in der spätern, von der Grammatik fixierten Form niemals lebende Sprache des Volks gewesen ist, bereits als Sprache der Gebildeten von dieser losgelöst gewesen sein, wie es denn seitdem bis auf die Gegenwart als Litteratursprache und

lingua franca der Gelehrten über ganz Indien hin fortbestanden hat. Aus dem Studium der Vedas erwuchsen frühzeitig die zur Exegese derselben gehörigen grammatischen und lexikalischen Spekulationen, die sich bald zu wissenschaftlicher Form verdichteten. Der älteste Grammatiker Pânini (s. d.) um 300 v. Chr., gibt ein vollständiges System des S. in kurzen geeigneten Regeln und unterscheidet schon zwischen älterer und neuerer Sprache. Zu dem Werk Pâninis gehört der «Mahâbhâshya» genannte große Kommentar des Patamdschali, herausgegeben durch Bâlaçâstrin in Benares 1872 (ein Anfang dazu ward durch Ballantyne gemacht, Mirzapore 1856), von Goldstücker in London (1874), Kielhorn in Bombay (1878), sowie die «Kaçikâ» das Vâmana, herausgegeben durch Bâlaçâstrin in Benares (1874). Zu erwähnen sind auch die Grammatiken des Dikschita Bhatta («Siddhânta Kaumudi», zuerst Kalkutta 1812, neu 1864; in einer kurzen Bearbeitung, «Laghu Kaumudi», übersetzt von Ballantyne, zuerst Mirzapore 1849) und des Vopadeva («Mugdhabodha», Kalk. 1826; bearbeitet von Böhtlingk, Petersb. 1847), sowie die des Anubhûtisvarûpa («Sârasvatam», Bombay 1861) und des Çarvavarman («Kâtantram», ediert durch Eggeling, Kalk. 1874). Vgl. noch Goldstücker, «Pânini» (Lond. 1861; s. dazu Weber in den «Ind. Studien», Bd. 5 u. 13, Bhândârkar und Kielhorn im «Indian Antiquary», Bd. 1, 2, 5 u. 6), und Burnell, «The Aindra school of Sanscrit Grammarians» (Mangalore 1875). Das älteste lexikalische Werk ist das «Nirukta» des Yâska, welches nur die seltenern, in den «Vedas» vorkommenden Wörter behandelt (herausg. von Roth, Gött. 1852). Am meisten geschätzt sind die Wörterbücher des Amara-Sinha («Amara-koça», herausg. und übersetzt von Colebrooke, Serampore 1808; von Loiseleur des Longchamps, 2 Bde., Par. 1839 u. öfter) und des Hematschandra (herausg. und übersetzt von Böhtlingk, Petersb. 1847). Vgl. auch Zachariä, «Beiträge zur indischen Lexikographie» (Berl. 1883). Das ausführlichste ist der Sabdakalpadruma, das encyklopädische Wörterbuch des Râdhâkânta-deva (8 Bde., Kalk. 1819 fg.). Ein Hauptverdienst der ind. Grammatiker ist die rationelle Behandlung der Urelemente der Sprache oder der sog. Wurzeln, die sie, frei von aller philos. Spekulation über die Sprache, durch feinste Analyse aus dem wirklich vorhandenen Wortvorrat des S. entwickelten. (Vgl. Indische Grammatik.) Eine treffliche Bearbeitung dieser ind. Verzeichnisse der Wurzeln gab Westergaard («Radices linguae Sanscritae», Bonn 1840), und es ruhen wesentlich auf ihnen die umfassenden Werke von G. Curtius («Griech. Etymologien», 4. Aufl., Lpz. 1873), von Pott («Wurzelwörterbuch der indogerman. Sprachen», 5 Bde., Detm. 1867—73) u. a.

Die Europäer wurden auf die Sanskritsprache besonders durch den Engländer Sir Will. Jones zuerst mehr aufmerksam gemacht, an welchen sich in gründlicher Gelehrsamkeit Colebrooke, Wilkins, Wilson, Prinsep, Cowell, Ballantyne, Hall, Muir, Burnell, W. D. Whitney (Amerika) u. a. anschlossen. In Deutschland gab Friedr. von Schlegel durch seine geistreiche Schrift «Sprache und Weisheit der Indier» (Heidelb. 1808) den ersten Anstoß zum ernstlichen Studium derselben, dem bald sein Bruder Aug. Wilh. von Schlegel, W. von Humboldt, Bopp, später Lassen, Rosen, Benfey, Stenzler, Herm. Brockhaus, Bohtlingk, Goldstücker, Roth, M. Müller, Aufrecht, Weber u. v. a. nachfolgten. In Frankreich hat Chézys Nachfolger, Eugène Burnouf, am meisten für das gründliche Studium des S. gewirkt; ihm folgten Ad. Regnier, Mich. Bréal, Senart, Garrez, Barth, Bergaigne. Unter den verschiedenen Grammatiken (die ältesten) von Colebrooke, Carey, Yates und Wilkins, verdienen die von Bopp bearbeitete (neueste Aufl., Berl. 1868) und die von William Dwight Whitney (deutsch, Lpz. 1879) den Vorzug. Die umfassendste Grammatik hat Benfey gegeben («Handbuch der Sanskritsprache», Grammatik, Chrestomathie und Glossar, 2 Bde., Lpz. 1852—54; «Kurze Grammatik», Lpz. 1855; engl., 2. Aufl., Lond. 1868); die neuesten sind außer der von Whitney die von Max Müller (Lond. 1866; deutsch, Lpz. 1868), Kielhorn (Bombay 1870), Stenzler («Elementarbuch», 3. Aufl., Bresl. 1875), Kellner (3. Aufl., Lpz. 1885). Unter den Wörterbüchern sind zu nennen: die von Wilson (2. Aufl., Kalk. 1832; 3. Aufl., von Goldstücker, bloß 6 Hefte, Lond. 1856—64), von Bopp (3. Aufl., Berl. 1867), Williams (Englisch-Sanskrit, Lond. 1851; Sanskrit-Englisch, Oxf. 1872), Benfey (Lond. 1865) und vor allem das von Böhtlingk und Roth (Bd. 1—7, Petersb. 1853—75; neue Ausg., in kürzerer Fassung, seit 1879). Auch die Metrik des S. haben die Inder wissenschaftlich bearbeitet. Das älteste erhaltene Werk darüber ist die Metrik des Pingala (herausg. nebst andern metrischen Abhandlungen von Weber, «Ind. Studien», Bd. 8, Berl. 1863). Eine tiefere Ergründung der Gesetze des Rhythmus der Sanskritverse fehlt noch; geistreiche Andeutungen dazu gaben Westphal und Bartsch.

Der Wert des Studiums der Sanskritsprache beruht nicht bloß darauf, daß sie die uralte originelle Kultur des ind. Volks erschließt, sondern wesentlich darauf, daß sich in ihr das klarste Bild jener großen Sprachfamilie abspiegelt, die man als die indogermanische (s. Indogermanen) bezeichnet und zu der fast alle die Völker gehören, an deren Entwickelung sich die Weltgeschichte knüpft. Durch das Studium des S. angeregt, hat sich unter der Leitung von Franz Bopp, Pott, Benfey, Ad. Kuhn, A. Schleicher, G. Curtius eine neue Wissenschaft, die sprachvergleichende Grammatik, begründet, die, obgleich erst in der Entwickelung begriffen, schon jetzt die überraschendsten Resultate für die innerste Geschichte der Völker geliefert und in die tiefsten Geheimnisse des menschlichen Geistes ahnungsvolle Blicke geworfen hat. Vgl. Pictet, «Les origines indo-européennes» (2 Bde., Par. 1859); Schrader, «Sprachvergleichung und Urgeschichte» (Jena 1883).

Die schriftlichen Denkmäler der ind. Litteratur in der Sanskritsprache (im weitern Sinne dieses Wortes) gehören zu den ältesten, die von irgend einem Volk erhalten sind. (Vgl. Indische Litteratur.) Man kann dieselben bis mindestens in das zweite Jahrtausend v. Chr. zurück und dann wieder durch die mannigfaltigsten Phasen bis zum heutigen Tage herab verfolgen. Die ältesten Zeugnisse des ind. Geistes sind in den Veda (s. d.) niedergelegt, die in vier Sammlungen uns erhalten sind: Rigveda, Sâmaveda, Yadschurveda und Atharvaveda. Jede dieser Sammlungen zerfällt wieder in drei Unterabteilungen, welche verschiedene Stufen der Entwickelung des religiösen Bewußtseins darstellen. Die erste Unterabteilung eines jeden Veda heißt die Sanhitâ desselben und umfaßt die

Lieder, Hymnen und Gebete, mit denen der Inder Gedeihen für seine Herden erfleht, die aufgehende Morgenröte begrüßt, den Kampf des Donnergottes mit dem düstern Gewölk besingt u. s. w. Die zweite und bedeutend jüngere Unterabteilung bilden die Brâhmana, welche die Opferlieder und Sprüche mit der Opferhandlung verbinden und sie daher teils sprachlich, teils sachlich erklären, oder spekulativ und dogmatisch den Inhalt der Gesänge begründen. Die dritte und jüngste Unterabteilung sind die Sûtra, kurze Lehrsprüche, in denen die ganze Fülle des Stoffs in ritueller und dogmatischer Hinsicht zusammengefaßt wurde. Von diesen beiden letzten Teilen, die zu den alten Liedern etwa in einem Verhältnis stehen wie der Talmud zu der Bibel, ist zwar schon viel gedruckt, aber noch wenig bearbeitet worden. Zu den Vedas gehört ferner noch eine Sammlung von Abhandlungen didaktischen Inhalts, die **Upanishad**, die, aus sehr verschiedenen Perioden stammend, die ersten Versuche des ind. Geistes sind, die Dogmen der Kirche spekulativ zu begründen. Eine lat. Übersetzung von 52 Upanishad, aber nach einer pers. Bearbeitung gemacht, gab Anquetil-Duperron (2 Bde., Par. 1804); einzelne wurden übersetzt und herausgegeben von Ram-Mohan-Roy (Kalk. 1818 u. öfter), Roer (Kalk. 1848 fg.), Weber (in dessen «Ind. Studien», Berl. u. Lpz. 1849 fg.), Cowell, Max Müller («Sacred Books of the East», Bd. 1 u. 15) u. a. Aus der reichen Brahmanalitteratur ist zu erwähnen das zum Rigveda gehörige Aitareya Brâhmana (sanskr. und engl. von Haug, 2 Bde., Bombay 1863, herausg. auch von Aufrecht, Bonn 1879), das von Weber herausgegebene Çatapatha Brâhmana (Berl. 1849—55; übersetzt von Eggeling: «Sacred Books», Bd. 12 u. 16), das Taittirîya Brâhmana, Taittirîya Aranyaka und Aitareya Aranyaka (herausg. durch Radschendra Lala Mitra, Kalk. 1859—70, 1864—72 und 1875—77, mit dem Kommentar des Sâyana) und das Tândya Brâhmana (Kalk. 1870, ediert durch Anandatschandra), und von den Sutra «The Çrautasutra of Kâtyâyana», edirt von Weber (Berl. 1856—59), das des «Lâtyâyana» ediert durch Anandatschandra (Kalk. 1872) und das des «Açvalâyana», herausgegeben durch Râmanârâyana (Kalk. 1874), «Die Grihya-sûtra, oder Ind. Hausregeln» (herausg. und übersetzt von Stenzler, 4 Hefte, Lpz. 1865—78), «The Gobhila grihyasûtra» (Kalk. 1871 und von Fr. Knauer, Dorpat 1884), das «Çânkhâyana grihyam» (Text und Übersetzung von Oldenberg, 1878), «The Apastambadharmasutra» (Text, Übersetzung und Noten von G. Bühler, Bombay 1868—78), das «Vaitânasutra» (herausg. und übersetzt von Garbe, Lond. u. Straßb. 1878) u. a. Vgl. Colebrooke, «Essay on the Vedas» (neu ediert durch Whitney, Lond. 1873); Roth, «Zur Litteratur des Veda» (Stuttg. 1846).

Aus der alten **epischen Poesie** sind zwei umfangreiche Epopöen erhalten, von denen die eine, **Mahâbhârata** (s. d.), den Kampf zweier Fürstenfamilien schildert, in welchen eine Menge Herrscher und Volksstämme hineingezogen werden, und der mit der Vernichtung aller edeln Geschlechter des alten Indien endigt. An diese Haupthandlung reihen sich eine Unzahl von Episoden an, teils epischen oder legendenartigen Charakters, teils didaktischen Inhalts, aber sehr verschieden an Gehalt und Zeit der Abfassung, sodaß das Ganze mehr das Ansehen eines cyklischen Gedichts als einer kunstvoll abgegrenzten Epopöe hat. Die Sage nennt als Verfasser den Vyâsa, d. h. Sammler; es ist dies aber nur die Personifikation einer ganzen Litteraturperiode. Die zweite Epopöe, **Râmâyana** (s. d.) von Vâlmiki, schildert die Eroberung Ceylons durch Râma, dessen Gattin durch einen Dämon geraubt worden war. In diesem Gedicht herrscht bei größerer Kürze mehr künstlerische Einheit als in dem Mahâbhârata. An diese epischen Gedichte schließen sich die **Purâna** (s. d.) an, umfangreiche Kompilationen der alten Sagen, welche Kosmogonie, die Geschichte der Götter und Heiligen mit vielen Abschweifungen philos. und didaktischen Inhalts enthalten und meist mit der bestimmten Absicht, die verschiedenen Sekten der Anhänger des Vischnu oder Çiva vor andern hervorzuheben, geschrieben sind. Hierher gehört auch das als Anhang zum Mahâbhârata gedruckte Gedicht «Hari-vansa» (franz. von Langlois, 2 Bde., Par. 1842), welches phantastisch ausgeschmückt die Geschichte des Krischna als Inkarnation Vischnus erzählt.

Der Geschmack für das einfache Epos erlosch allmählich, und kürzere Kunstgedichte traten an dessen Stelle, in gesuchter, geschraubter Sprache, mit kleinlichen Bildern und Wortspielen überladen. Diese Kunstepopöen (Kâvya) erzählen entweder den ganzen Inhalt der alten epischen Gedichte in kürzerer Fassung, wie das «Bâlabhârata» von Amara (Benares 1869 fg.; griech. von Galanos, Athen 1848), welches den Inhalt des Mahâbhârata, und das «Raghu-vança» von Kâlidâsa (sanskr. und lat. zuerst von Stenzler, Lond. 1832), welches die Begebenheiten des Râmâyana resumiert. Andere behandeln in ausführlicher Weise einzelne Episoden aus den alten epischen Kreisen. So ist der Stoff des «Kirâtârdschuniya» des Bhâravi (zuerst Kalk. 1814; einzelnes deutsch von Schütz, Bielef. 1845) und des «Çiçupala-badha» von Mâgha (zuerst Kalk. 1813; deutsch von Schütz, Bielef. 1843) aus dem Mahâbhârata entnommen, von denen das erstere den Kampf des Helden Ardschuna mit dem als Bergbewohner (kirâta) verkleideten Gott Çiva um den Besitz der göttlichen Waffen, das andere den Tod des Helden Çiçupala besingt. Das «Bhattikâvya» (mehrfach in Indien ediert) gehört dem Sagenkreise des Râmâyana an, und das «Râghavapândavîyam» des Kavirâdscha (ebenfalls in Indien ediert) ist doppelsinnig abgefaßt, denn es behandelt beide Sagenkreise, den des Mahâbhârata und den des Râmâyana gleichzeitig! Zwei andere dieser Dichtungen behandeln die märchenartige Geschichte des Nala: das «Nalodaya» von Kâlidâsa (sanskr. und lat. von Benary, Berl. 1830; sanskr. und engl. von Yates, Kalk. 1844), kurz, aber in schwierigster Form, und das «Naishadhîya» von Harshadeva, ausführlich, aber unvollendet (zuerst Kalk. 1836).

Für Geschichte im europ. Sinne des Wortes hat der Inder keinen Sinn. Die histor. Entwickelung der Menschheit ist ihm in ihrer hohen Bedeutung nie aufgegangen, und die ganze Sanskritlitteratur kennt bis jetzt nur ein einziges Werk, das wenigstens annähernd auf den Titel eines historischen Anspruch machen kann. Es ist dies die «Râdscha-tarangini» (Kalk. 1835; franz. von Troyer, 3 Bde., Par. 1840; wichtige Bemerkungen dazu in G. Bühlers «Reisebericht in Kaschmir», 1877), welche die Geschichte Kaschmirs von den ältesten Zeiten an bis auf das 16. Jahrh. herab in Versen und sehr gekünstelter Sprache erzählt.

In der lyrischen und gnomischen Poesie findet man die anmutigsten und mit tiefer Lebensweisheit erfüllten Dichtungen, voll wahren Gefühls, zarter Gesinnung und lieblicher Schilderung der Natur. Hervorzuheben sind hier der «Meghadûta» von Kâlidâsa (s. d.), ferner «Ritusanhâra» («Der Kreis der Jahreszeiten»), angeblich von demselben Dichter; dann die Sprüche des Bhartrihari (s. d.), die 100 Liebessprüche des Amaru (Kalk. 1808) u. a. m. Die besten gnomischen Sprüche sammelte Böhtlingk («Ind. Sprüche», 3 Tle., Petersb. 1863; 2. Aufl. 1870 fg.; s. auch den «Subhâshitaratnâkara» des Krischna Shastri, Bombay 1872). Ein wahrer Dithyrambus der Liebe mit aller Pracht des Ausdrucks und der reizendsten Naturschilderungen sind die Lieder des Dschayadeva über den Gott Krischna, wie er als Hirt unter den Hirtenmädchen lebte («Gitagovinda», sanskr. und lat. von Lassen, Bonn 1836; deutsch von Rückert in der «Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes», Bd. 1, Bonn 1837). Eine Sammlung der lyrischen Dichtungen der Inder enthält Häberlins «Sanskrit anthology» (Kalk. 1847). Vgl. auch Brunnhofer «Über den Geist der indischen Lyrik» (Lpz. 1882).

Die Inder sind das einzige Volk des Orients, welches selbständig die dramatische Poesie ausgebildet hat, die aber hier nicht, wie bei den Griechen, aus der Lyrik entstand, sondern sich unmittelbar aus der epischen Mythe und Poesie entwickelte. In ihren dramatischen Dichtungen behandeln die Inder entweder Göttersagen, wie z. B. in der «Çakuntalâ» von Kâlidâsa (s. d.), die zu den schönsten Blüten der Poesie aller Völker und Zeiten gehört, und in der «Vikramorvaçi» desselben Dichters, oder sie stellen einfache Verhältnisse des bürgerlichen Lebens dar, wie die «Mricchakati» von Çûdraka (herausg. von Stenzler, Bonn 1846; übersetzt von P. Regnaud, Par. 1876—77, und Böhtlingk, Petersb. 1877) und «Mâlatî-Mâdhava» von Bhavabhûti (Kalk. 1830; ediert von Bhândârkar, Bombay 1876; ins Deutsche übersetzt von L. Fritze, Lpz. 1883). Andere Dramen beruhen auf histor. Grundlage, wie «Mudrâ-Râkschasa» von Viçâkhadatta (Kalk. 1831), oder es sind Intriguenstücke, wie «Mâlavikâ-Agnimitra» von Kâlidâsa (herausg. von Tullberg, Bonn 1840, Shankar Pandit, Bombay 1869; übersetzt von Weber, Berl. 1856, und Fritze, Lpz. 1881) und «Ratnâvalî» von Harschadeva (Kalk. 1832 u. öfter; deutsch von Fritze, Chemn. 1878). Selbst die Posse, die namentlich die Heuchelei und Liederlichkeit der Brahmanen schonungslos geißelt, ist den Indern nicht fremd. Das «Dhûrtasamâgama» (d. i. die Gaunerversammlung) wurde von Lassen in seiner «Anthologia Sanscrita» (Bonn 1836) herausgegeben. Mit gleichem Glück haben sie das allegorische Drama angebaut, und z. B. in dem «Prabodhatschandrodaya» von Krischna-Miçra (herausg. von Herm. Brockhaus, Lpz. 1835—45; deutsch von Goldstücker, Königsb. 1842) hat der Dichter den kühnen Versuch gemacht, ein philos. System sich dramatisch entwickeln zu lassen. Vgl. Wilson, «Select specimens of the theatre of the Hindus» (3 Bde., Kalk. 1827; 2 Bde., Lond. 1871; deutsch von Wolff, 2 Bde., Weim. 1828; Windisch, «Der griech. Einfluß im ind. Drama» (Berl. 1882).

Einen sehr bedeutenden Einfluß auf die ganze Litteratur des Morgenlandes und somit auch auf die unsers Mittelalters hat die Fabel- und Märchenpoesie der Inder ausgeübt. Unter den einzelnen Sammlungen dieser Art sind besonders zu erwähnen die Fabelsammlung «Pantscha tantra» (s. d.) (Text herausg. von Kosegarten, Bonn 1848, und von Bühler-Kielhorn, Bombay 1868 fg.; deutsch von Benfey, 2 Bde., Lpz. 1859, und von L. Fritze, Lpz. 1884) und die spätere Bearbeitung dieses Werks unter dem Titel «Hitopadeça» (s. Bidpai), sowie unter den Märchen und Novellen die 25 Erzählungen des Dämonen, die 32 Erzählungen der Statuen von Vikramas Thron (deutsch von Weber, 1878), die 70 Erzählungen des Papageien, aus denen die weitverbreiteten Erzählungen der Sieben Weisen Meister (s. d.) stammen, u. a. m. Eine vollständige Sammlung des Besten und Bedeutendsten in diesem Gebiet veranstaltete Somadeva aus Kaschmir im 11. Jahrh. unter dem Titel «Kathâsarit-sâgara» (herausg. von Herm. Brockhaus, Buch 1—5, Lpz. 1839; Buch 6—18, 1862 fg.; deutsch von Herm. Brockhaus, 2 Bdchn., Lpz. 1839). Kunstvoller in Form und Darstellung sind die Abenteuer der zehn Prinzen von Dandin («Daça-kumâra-charitram», herausg. von Wilson, Lond. 1846, und von Bühler, Tl. 1, Bombay 1873). Hierher gehören dann auch die einen einheitlichen Gegenstand behandelnden Erzählungen und Novellen in Prosa, wie die «Vâsavadattâ» des Subandhu (ediert von Fitz Edward Hall, Kalk. 1858) und die «Kâdambarî» des Bâna (Kalk. 1850, Ausg. von Peterson, Bombay 1883); das ebenfalls in Prosa abgefaßte «Harshacharita» des Bâna (Kalk. 1876) und das (metrische) «Vinramânkacharita» des Bilhana (ediert durch Bühler, Bombay 1875) haben biographisch-histor. Wert, während das «Viracharitra» des Ananta, behandelt von Herm. Jacobi 1875, einen rein märchenhaften Charakter trägt.

Nicht minder bedeutend ist, was die Inder auf dem Gebiete der strengen Wissenschaft geleistet haben. Hier sind vor allem ihre bereits erwähnten Arbeiten über die Grammatik des S. hervorzuheben. Die Gesetzkunde wurde mit vieler Liebe von den Indern bearbeitet. Außer den ältern Gesetzbüchern von Manu (s. d.), von Yadschnavalkya (sanskr. und deutsch von Stenzler, Berl. 1849), von Nârada (engl. von J. Jolly, Lond. 1876), Gautama (Text in Prosa, ediert von Stenzler, Lond. 1876) und andern (gesammelt, Kalk. 1840 u. 1876; s. auch «Sacred Books of the East», Bd. 2 u. 14), die in kurzen rhythmischen Sprüchen die Prinzipien des ganzen Kirchen- und Staatsrechts, des Civil- und Kriminalrechts und des Prozeßverfahrens darstellen, besitzt man vollständige Systeme der Jurisprudenz von Vidschnâna-içvara («Mitâkscharâ», Kalk. 1812), von Raghunanda (Kalk. 1834) u. a.; außerdem viele oft sehr ausführliche Abhandlungen über einzelne Partien des Rechts, wie über Erbrecht von Dschimûtavâhana (Kalk. 1813; engl. von Colebrooke, Kalk. 1810; franz. von Orianne, Par. 1843); über Adoption von Nanda («Dattaka-mâmânsâ», Kalk. 1817; engl. von Sutherland, Kalk. 1814; franz. von Orianne, Par. 1843) u. s. w. Vgl. Colebrooke, «Digest of Hindoo Law» (4 Bde., Kalk. 1797—98); West-Bühler, «Digest of Hindu Law» (Bombay 1867 u. 1869; danach Aur. Mayr, «Das ind. Erbrecht», Wien 1873; J. Jolly, «History of the Hindu Law», Kalk. 1885).

In den mathematischen Wissenschaften ist es namentlich die höhere Rechenkunst, besonders die Algebra (als deren eigentliche Erfinder die Inder gelten können), in denen sie sich auszeichnen.

Unbestritten gehört ihnen die Entdeckung des decimalen Ziffernsystems, das sie den Arabern mitteilten, durch welche es die übrige civilisierte Welt erhielt und das eine gänzliche Revolution in allen Gebieten des höhern Kalküls hervorgerufen hat. Als die berühmtesten Mathematiker sind zu nennen: Aryabhata aus dem 5. Jahrh., Brahmagupta aus dem 6. und Bhâskara aus dem 12. Jahrh. Vgl. Colebrooke, «Algebra» (Lond. 1817) und Kerns Ausgabe des «Âryabhatîya» (Leid. 1874). In der Astronomie zeichnen sich die Arbeiten der Inder durch feine und genaue Beobachtungen der Umlaufsperioden der Erde und des Mondes, durch richtige Bestimmung des Umfangs der Erde u. s. w. aus, doch scheinen sie hier nur als Schüler der Griechen gearbeitet zu haben. Eins der ältesten systematischen Lehrbücher der Astronomie ist der «Sûrya siddhânta» (Sanskrittext, Kalk. 1854—59; engl. Übersetzung, Newhaven 1860 und Kalk. 1861). Daran schließen sich die Werke von Brahmagupta und Bhâskara an, von denen bisher nur einige Abschnitte des letztern in engl. Übersetzung erschienen (von Lancelot Wilkinson, Kalk. 1861—62) sind. In der Astrologie nimmt das große Werk von Varâha-mihira aus dem 6. Jahrh. den ersten Rang ein (herausg. und übersetzt von Kern, Kalk. 1865); in dieser Wissenschaft ist der griech. Einfluß dominierend. In der Medizin sind die berühmtesten Werke das System der Heilkunde von Suçruta (Kalk. 1835, 1868, 1873; lat. von Heßler, 3 Bde., Erlangen 1844—51; engl. von Anna Moreshoar Kunte, Bombay 1876), sowie das des Tscharaka (Text, Bombay 1876 u. Kalk. 1868 fg.). Vgl. Wise, «Commentary on the Hindu system of medicine» (neue Aufl., Lond. 1860, und E. Haas, «Über die Ursprünge der ind. Medizin», «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft», Bd. 30). Über Rhetorik und Metrik gibt es die Lehrbücher von Dandin («Kâvyâdarça», Kalk. 1863, ediert von Prematschandra), Dhanamdschaya («Daçarûpa», 1865, ediert von Hall), Mammata («Kâvyâdarça», Kalk. 1829 u. öfter), Vâmana («Kâvyâlamkâra», ediert von Cappeller, Jena 1875), Viçvanâtha («Sâhityadarpana», Kalk. 1828; engl. von Ballantyne und Pramadâdâsa Mitra, Kalk. 1865—75) u. a.; über die Metrik die Lehrgedichte von Kâlidâsa («Çruta-bodha», sanskr. und deutsch von Herm. Brockhaus, in dessen Schrift «Über den Druck sanskritischer Werke mit lat. Buchstaben», Lpz. 1841), von Gangâdâsa (Kalk. 1833) u. s. w. Vgl. Weber, «Die Metrik der Inder» (Berl. 1863). Über Musik und die andern schönen Künste sind viele Werke vorhanden, aber noch wenig von Europäern bearbeitet.

Ein Glanzpunkt der ind. wissenschaftlichen Litteratur sind die philosophischen Werke derselben. (S. Indische Philosophie.) Die Kenntnis der ind. Philosophie ist noch mangelhaft; zwar sind die Grundwerke der einzelnen Schulen bereits gedruckt, hauptsächlich in der «Bibliotheca Indica» (Kalk.) und im Pandit (Benares), noch aber nicht genügend bearbeitet worden. Das Beste über die sämtlichen philos. Schulen lieferte bis jetzt Colebrooke in den «Essays on the philosophy of the Hindus» (2. Aufl., Lond. 1837; neu ediert und mehrfach berichtigt von Cowell, Lond. 1873; franz. von Pauthier, Par. 1833), woraus die Darstellungen von Ritter und andern geflossen sind. Über einzelne Systeme sind besonders zu nennen: über Sânkhya: Wilson, «The Sânkhya kârikâ, or memorial verses of the Sânkhya philosophy» (Lond. 1837); Saint-Hilaire, «Essai sur la philosophie Sânkhya» (Par. 1852); über Vedânta: Windischmann, «Sanskara, sive de theologumensis Vedanticorum» (Bonn 1833); Paul Deussen, «Das System des Vedanta» (Lpz. 1881); über Nyâya: Röer, «Bhâshâ pariccheda, or division of the categories» (Kalk. 1849); die Lehrsprüche der Vaiçeshika-Philosophie in Band 21 und 22 der «Zeitschrift der Deutschen Morgenländ. Gesellschaft» (1867, 1868); Max Müller, «Beiträge zur Kenntnis der ind. Philosophie», ebenda, Bd. 6 und 7 (1852, 1853); besonders aber Ballantynes leider nicht vollendete Bearbeitungen aller Hauptwerke der ind. Philosophie. Vgl. noch Fitz Edw. Hall, «Index to the bibliography of the Indian philosophical systems» (Kalk. 1859) und Cowell-Goughs Übersetzung des «Sarvadarçanasamgraha» im Pandit (Benares 1875 fg.).

Außer dieser brahmanischen Sanskritlitteratur ist auch noch eine sehr reiche buddhistische Sanskritlitteratur vorhanden, die aber wesentlich auf Theologie beschränkt blieb. Eine vollständige Übersicht der einzelnen Werke mit reichen Auszügen gab Burnouf in der «Introduction à l'histoire du Buddhisme indien» (Bd. 1, Par. 1844). Vollständig übersetzt ist bis jetzt erst eine einzige dieser Hauptquellen des nördl. Buddhismus: «Le Lotus de la bonne loi» (von Burnouf, Par. 1852). Im Text liegen vor: der «Lalitavistara» (ediert durch Râdschendra Lâla Mitra, Kalk. 1858 fg.; deutsche Übersetzung begonnen von S. Lefmann, 1874), der «Karandavyûha» (Kalk. 1873), einige buddhistische Sanskrittexte aus Japan (in den «Anecdota Oxoniensia», herausg. seit 1881 von Max Müller) und einzelne Kapitel aus andern dergleichen Werken. Die Sprache und Diktion dieser buddhistischen Sanskritwerke ist einfacher und leichter verständlich als die der brahmanischen, da sie vorzugsweise an die Massen des Volks gerichtet waren. Um noch weiter in allen Kreisen des Volks zu wirken, bedienten sich die Buddhisten und später die Dschainas auch der rohern, neben dem S. aus der alten indoarischen Sprache entwickelten Dialekte, welche man, wie schon bemerkt, Prâkrit und speziell in Ceylon Pâli nennt. In diesen verweichlichten und verderbten Dialekten gibt es zahlreiche Inschriften und Münzlegenden von dem 3. Jahrh. v. Chr. an, sowie höchst umfangreiche Werke über Theologie, Ascese, Gesetzkunde u. s. w., Heiligenlegenden und besonders Chroniken, die von hohem Wert sind. (S. Pâli.) Alle diese Dialekte werden ebenso wie die Sanskrittexte selbst je nach den einzelnen Provinzen Indiens in verschiedenen Schriftarten geschrieben, die sich sämtlich auf die in jenen alten Inschriften gebrauchte Schrift, welche ihrerseits vermutlich auf semitischem Grunde ruht, Stufe für Stufe zurückverfolgen lassen. Die im eigentlichen Hindostan und im westl. Indien zur Zeit übliche Schrift führt den Namen Devanâgarî, «Schrift der Götter», d. i. der Brahmanen. Die Schrift ist in Indien allem Anschein nach von vornherein nur zu merkantilen und dergleichen Zwecken, erst sekundär auch zu litterarischen Aufzeichnungen verwendet worden; die alten Texte wurden ursprünglich nur mündlich überliefert.

Die Litteratur in den neuern Sprachen Indiens, sowohl den nord- als südindischen, ist unermeßlich,

aber sie bietet dem wissenschaftlichen Forscher Europas wenig Ausbeute, da sie fast ganz auf der Sanskritlitteratur und in neuester Zeit der engl. Litteratur basiert ist und zum größten Teil nur aus Übersetzungen und Bearbeitungen von Werken daraus besteht. (S. Indische Sprachen.) Den ersten Versuch einer allgemeinen «Ind. Litteraturgeschichte» gab Weber (Berl. 1852; 2. Aufl. 1875; engl. 1878). Speziell die vedische Litteraturperiode behandelte M. Müller in seiner «History of the ancient Sanscrit literature» (Lond. 1859). Vgl. Bohlen, «Das alte Indien» (Königsb. 1830); Benfey, «Indien» (in Ersch und Grubers «Encyklopädie», Sekt. 2, Bd. 17); Lassen, «Ind. Altertumskunde» (4 Bde., Bonn 1844—61; Bd. 1, 2. Aufl., Lpz. 1867); Weber, «Ind. Studien» (Bd. 1—16, Berl. u. Lpz. 1849 fg.); J. Muir, «Original Sanscrit texts» (5 Bde., Lond. 1868—73); F. Nève, «Les époques littéraires de l'Inde» (Brüss. u. Par. 1883). Bibliographische Verzeichnisse aller in S. erschienenen Bücher enthalten Gildemeisters «Bibliothecae Sanscritae specimen» (Bonn 1847) und Zenkers «Bibliotheca Orientalis» (Bd. 2, Lpz. 1861); periodische Übersichten über die neuesten Erscheinungen gibt Trübners «American and Oriental Literary Record» (Lond. 1865 fg.), jährliche die «Zeitschrift der Deutschen Morgenländ. Gesellschaft» (Lpz. 1846 fg.).

Sansovino, ausgezeichneter ital. Bildhauer und Architekt, geb. 1460, hieß eigentlich Andrea Contucci. Er war aus dem toscan. Städtchen Monte-Sansovino gebürtig und kam zu Ant. Pollajuolo in Florenz in die Lehre. S. bildete sich schnell, kam in Ruf und erhielt von mehrern Städten Italiens und vom Papst Julius II. ansehnliche Aufträge. Die von ihm herrührenden beiden Kardinalsmonumente in Sta.-Maria del popolo in Rom (1509) gehören zu den schönsten Werken der Blütezeit der Renaissance. Der König von Portugal berief ihn nach Lissabon und übertrug ihm die Ausführung mehrerer Paläste. Als er nach neun Jahren nach Italien zurückkehrte, erhielt er von Leo X. den Auftrag, die Casa santa di Loreto mit Skulpturen zu schmücken. Später zog sich S. wieder in seinen Geburtsort zurück, wo er ein Augustinerhospiz gründete und 1529 starb. Vgl. Schönfeld, «Andrea S. und seine Schule» (Stuttg. 1881).

Sein Schüler Jacopo Tatti, der sich nach ihm ebenfalls Sansovino nannte, geb. zu Florenz 1479, gest. 27. Nov. 1570 zu Venedig, war besonders für Venedig sehr beschäftigt. Seine Thätigkeit wurde hier maßgebend für die spätere Zeit der Renaissance, so für den Kirchen- wie namentlich für den Palaststil durch sein schönstes Werk, die Libreria di San-Marco (nachmaliger königl. Palast), an welchem bei überwiegender Anwendung der antiken Elemente die Dekoration eine große Rolle spielt, während S. bei andern Bauten, z. B. der Zecca, den Zwecken derselben durch Maßhalten und Einfachheit Rechnung zu tragen wußte.

Sanssouci, Lustschloß der Könige von Preußen, westlich vom Brandenburger Thor der Stadt Potsdam, welches als Lieblingsaufenthalt Friedrichs d. Gr. Berühmtheit erlangt hat und als Sommersitz Friedrich Wilhelms IV. durch diesen König mannigfach erweitert und verschönert worden ist. Die ganze Anlage umfaßt mehrere großartige Bauwerke, Wasserkünste und ausgedehnte Parkanlagen. Letztere werden durch einen 1,5 km langen Baumgang durchschnitten, der in gerader Linie vom Eingangsportal nach dem Neuen Palais am westl. Ende führt. Das eigentliche Schloß, welches auf der rechten Seite dieser Hauptavenue auf dem Plateau einer in sechs Terrassen aufsteigenden Anhöhe liegt, wurde von von Knobelsdorff nach Friedrichs d. Gr. eigenen Ideen 14. April 1745 bis 1. Mai 1747 aufgeführt. Das Hauptgebäude ist 91,8 m lang und 15,4 m tief, aber nur ein Stock hoch. Auf der Vorderseite der Kuppel ist der Name «Sanssouci» angebracht. Das Gesims wird von 36 kolossalen Karyatiden getragen. Hinterwärts, dem Ruinenberge gegenüber, bilden 44 Paar korinth. Säulen eine halbkreisförmige Kolonnade. Vor der Hauptfront führt eine 20 m hohe, breite Treppe über die im Sommer mit Orangerie besetzten Terrassen nach der mitten in der Hauptavenue aus einem von Marmorstatuen umgebenen Marmorbecken 36,7—39,3 m aufsteigenden Großen Fontäne (seit Okt. 1842).

Die innere Einrichtung des Schlosses ist großenteils noch dieselbe wie zur Zeit Friedrichs d. Gr., welcher auch hier starb; Friedrich Wilhelm IV. verschied ebenfalls in diesem Palast. Nach Osten zu, auf einer etwas tiefern Terrasse, liegt die Bildergalerie, ein langer Saalbau mit einer Kuppel über der Mitte. Diese Galerie besitzt noch immer viele ausgezeichnete Gemälde, obwohl der Hauptteil ihrer Schätze in das Museum zu Berlin gekommen ist. Vor der Galerie befindet sich ein Garten in holländ. Geschmack, den eine Marmorbalustrade vom eigentlichen Sanssouci-Park und der Muschel- oder Neptunsgrotte trennt. Auf der westl. Seite des Schlosses, ebenfalls etwas tiefer, erhebt sich das Cavalierhaus (Neue Kammern). Hinter demselben liegt die jetzt in königl. Besitz befindliche berühmte histor. Windmühle. Auf der andern Seite der Hauptavenue, links unweit des Eingangsportals, erhebt sich die nach Plänen von Persius 1845—48 im altchristl. Basilikenstil erbaute Friedenskirche (mit der Gruft Friedrich Wilhelms IV. und seiner Gemahlin Elisabeth, Rietschels Pietas, Rauchs Mosesgruppe und 41 m hohem Glockenturm), vor welcher sich der Marlygarten, eine Schöpfung Lennés und des Hofgärtners G. Meyer, ausbreitet. Letztere beiden Gartenkünstler haben unter Friedrich Wilhelm IV. wesentlich zur Verschönerung und Erweiterung der Parkanlagen beigetragen. In den tiefern Teilen derselben befindet sich, außer verschiedenen Wasserkünsten, noch das Japanische Haus (Friedrichs II. «Affenkasten»), das Römische Bad mit kostbarer Badewanne aus Bandjaspis und der Marmorgruppe Ganymed und Hebe (von Hentschel), der Freundschaftstempel, eine offene Laubenrotunde (von Gontard) mit der Marmorstatue der Markgräfin von Bayreuth, Friedrichs Lieblingsschwester, das Mausoleum (sonst Friedrichs Antikentempel) mit Rauchs Wiederholung der (im Mausoleum zu Charlottenburg) liegenden Statue der Königin Luise.

Am Westende des Parks erhebt sich das 1763—69 erbaute Neue Palais, dessen Säle und Zimmer zahlreiche Gemälde und Kunstsachen enthalten. Auf der 55,3 m hohen Kuppel halten die drei Grazien die preuß. Königskrone empor. Der ganze Bau hat eine Länge von 213,42 m. In dem Neuen Schlosse wurde 18. Okt. 1831 der Kronprinz Friedrich Wilhelm geboren, dem es seit seiner Vermählung zur Sommerresidenz dient. Südöstlich vom Neuen Palais lehnt sich an den Park von S. der von Charlottenhof mit der schönen, von Friedrich

Wilhelm IV. als Kronprinz bewohnten Villa, mit Büste Schinkels von Rauch, einem von Peter d. Gr. aus Stahl und Silber gefertigten Stuhl, einem Ganymed von Wredow und David von E. Wolff. Die schon früher vorhandenen Gebäude wurden von Persius (nach Entwürfen Schinkels) 1826 umgebaut und die Gärten (darunter der schöne Rosengarten) von Sello und Morsch nach Lennés Plänen angelegt. Westlich von Charlottenhof liegt die Fasanerie (mit dem Hippodrom), welche sich bis zur Eisenbahnstation am Wildpark hinzieht. In letzterm befindet sich seit 1847 auf einem an die höchste Erhebung gelehnten Plateau das von Hesse erbaute Bayrische Häuschen. Im Nordwesten wurde der Park von S. schon von Friedrich Wilhelm III. nach dem 1770—72 erbauten Belvedere und dem Drachenhäuschen (Chinesisches Haus) hin erweitert. Friedrich Wilhelm IV. ließ hinter diesen Anlagen noch die röm. Villa bei Lindstedt und jenseit der histor. Mühle auf den ehemaligen Weinbergen des Bornstädter Feldes 1851—56 das großartige, von Stüler im florent. Stil entworfene Orangeriehaus aufführen. Letzteres hat eine Länge von 301,13 m, einen 28,56 m hohen, mit Aussichtstürmen gekrönten Mittelbau und zwei Eckpavillons. Im Mittelbau (59 m lang und 44,9 m tief) befindet sich der Rafaelsaal, in welchem 49 meist gute Kopien der besten Werke des großen Malers aufgestellt sind. Auch sonst enthält der Prachtbau viele Gemälde, Malachitsachen, Marmorwerke und andere Kunstgegenstände. Im mittlern Bogen der Eingangshalle zum Rafaelsaal erhebt sich eine Marmorstatue Friedrich Wilhelms IV., von Bläser (1873). Westlich schließt sich der Paradiesgarten, östlich der Nordische Garten (Pinetum) an das mit prächtigen Teppichgärten geschmückte Plateau des Orangeriehauses an. Hinter letzterm liegt das königl. Schatullengut Bornstädt mit Amt und Kirche. Östlich von Bornstädt erhebt sich der Ruinenberg, eine Anhöhe mit künstlichen, von Friedrich d. Gr. erbauten Ruinen, welche das 47 m im Durchmesser haltende Becken verbergen, aus welchem die Wasserwerke von S. gespeist werden; das Wasser wird aus der Havel durch Dampfkraft hierher getrieben. Der zinnengekrönte Aussichtsturm wurde 1842 hinzugefügt.

Sant' Agata de' Goti, vielleicht die latin. Kolonie Saticula der Römer, Stadt in der ital. Provinz Benevent, am Westfuße des Monte-Taburno, links vom Flüßchen Isclero, ist Bischofssitz, zählt (1881) 4582 (als Gemeinde 8220) E. und hat eine restaurierte Kathedrale mit altem Mosaikfußboden. S. gehörte 569—1076 zum Herzogtum (Fürstentum) Benevent, wurde 1076 von den Normannen eingenommen und ist Fundort antiker Vasen und Münzen. Den Engpaß zwischen S. und Mojano halten manche für die Caudinischen Pässe.

Sant' Angelo, ital. Gebirge, s. Gargano.

Sant' Antioco, die Plumbaria Insula der Römer, Halbinsel an der Südwestküste der Insel Sardinien und mit derselben durch eine schmale Landzunge verbunden, gehört zum Bezirk Iglesias der ital. Provinz Cagliari; die Hafenstadt Sant' Antioco an der Nordostseite, das Sulci der Römer (bis 1513 Bistum), hat (1881) 3495 E., Reste antiker Befestigungen, zwei röm. Nekropolen und christl. Katakomben mit Fresken.

Sant' Arcangelo di Romagna, Stadt in der ital. Provinz Forli, Bezirk Rimini, rechts am Uso, Station der Bahn Bologna-Otranto, hat (1881) 6974 (als Gemeinde 8634) E., ein Gymnasium und eine technische Schule. S. ist Geburtsort des Papstes Clemens XIV. und wurde 1828 durch Leo XII. zur Stadt erhoben.

Sant' Elpidio a Mare, Stadt in der ital. Provinz Ascoli-Piceno, Bezirk Fermo, 6 km von der Küste des Adriatischen Meeres, Station der Bahn Bologna-Otranto, hat (1881) 5103 (Gemeinde 9751) E. und einen Hafen.

Sant' Eufemia, s. unter Nicastro.

Sant'-Ildefonso, span. Stadt, s. La-Granja.

Santa (ital., span., portug.), heilig.

Santa-..., Artikel, die man hier vermißt, sind unter dem betreffenden Hauptnamen zu suchen; s. auch Saint-, Sainte-, San-, Sankt, São-.

Santa-Ana de Coro, s. Coro.

Santa-Ana de Cuenca, s. Cuenca.

Santa-Anna (Antonio Lopez de), auch Santana, Präsident und Diktator von Mexiko, geb. zu Jalapa 10. Juni 1797, trat seit 1821 in den Unabhängigkeitskämpfen als Militärhaupt auf, half 1823 den Kaiser Iturbide stürzen, wandte sich aber dann der föderalistischen Partei zu und zog sich nach einer Niederlage 1823 auf sein Landgut bei Jalapa zurück. Erst 1828 mischte er sich wieder als Vorkämpfer für den Präsidenten Guerrero in die öffentlichen Angelegenheiten und wurde 1829 zum Kriegsminister und Oberbefehlshaber des Heers ernannt. Als Bustamente 1830 zur Gewalt gelangt, empörte sich S. im Jan. 1832, erklärte sich für Pedrazza und besiegte im Oktober das Heer der Regierung, worauf Pedrazza die Präsidentenwürde erhielt. Bei der neuen Wahl im März 1833 wurde S. zu Pedrazzas Nachfolger erwählt. Das Gerücht, S. strebe nach der Kaiserkrone, erregte indessen neue Empörungen, infolge deren er zum Diktator ernannt wurde. Allein die Unzufriedenen sammelten sich in Texas, und gegen Ende 1835 begann der Krieg, in welchem S. bei San-Jacinto 21. April 1836 geschlagen und gefangen wurde. Nachdem er 1837 wieder freigelassen worden, nahm er teil an der Verteidigung von Veracruz gegen die Franzosen (Dez. 1838), wobei er ein Bein verlor. Im J. 1841 wieder zum Präsidenten ernannt, schaltete er ziemlich unbeschränkt bis 1845, wo eine neue Revolution ihn stürzte und in die Verbannung nach Havana auf Cuba führte. Im J. 1846 wieder zurückgerufen, übernahm er die Stelle eines Generalissimus im Kriege gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika und ward, obgleich 22. und 23. Febr. 1847 bei Buenavista von dem nordamerik. General Taylor gänzlich geschlagen, zum Präsidenten der Republik gewählt. Nach einer abermaligen schweren Niederlage, die er 18. April 1847 bei Cerro-Gordo durch General Scott erlitt, ließ er sich zum Diktator ernennen, mußte aber, als 15. Sept. 1847 die mexik. Hauptstadt von Scott erstürmt wurde, nach Jamaica entfliehen. Um der zunehmenden Anarchie zu steuern, wurde er 1853 von seinen Anhängern abermals zurückgerufen und begann nun als Diktator mit großer Entschiedenheit eine neue Ordnung herzustellen. Er reorganisierte das Heer und die Milizen, erzwang die Ruhe durch Standrecht, reformierte die Justiz und entzog der indian. Bevölkerung die polit. Rechte. Auch suspendierte er die einzelnen Staatsregierungen bis zur Revision der Verfassung und setzte neue Gouverneure ein, die zugleich an der Spitze der

Militärmacht standen. Die wiederholten Empörungen der Föderalisten unterdrückte S. und arbeitete im Bunde mit den Häuptern der klerikalen Faktion auf die Herstellung einer Monarchie hin, wodurch seit Febr. 1854 die republikanische und antiklerikale Partei in allen Teilen des Landes zum Aufstande gebracht wurde. Nach längerm Kampfe wurde S. gestürzt und zog sich 1855 nach der westind. Insel St. Thomas zurück. Nach der Errichtung des Maximilianischen Kaisertums 1863 wurde er von Maximilian zur Rückkehr eingeladen und mit der Würde eines kaiserl. Reichsmarschalls bekleidet, aber von dem kommandierenden franz. General, der ihm nicht traute, aus dem Lande gewiesen. Später lebte er in der Nähe von Neuyork, begab sich im Mai 1867 nach Veracruz, wurde aber vom Kapitän des im Hafen liegenden amerik. Kriegsschiffs verhaftet und zur Umkehr genötigt. Er fuhr nun nach dem merik. Hafen Sisal im Staate Yucatan, wurde jedoch von dem dortigen republikanischen Kommandanten 11. Juni 1867 gefangen genommen und dem Präsidenten Juarez überliefert. S. wurde nach Campeche, von da nach dem Fort San-Juan d'Ulloa gebracht und zum Tode verurteilt. Juarez begnadigte ihn jedoch unter der Bedingung, daß er Mexiko für immer verließe. S. ging wieder nach den Vereinigten Staaten und intriguierte fortwährend gegen Juarez. Er starb 20. Juni 1876.

Santa-Anna de Tamaulipas, s. Tampico.

Santa-Barbara, Stadt im County gleichen Namens im nordamerik. Staate Californien, hat (1880) 3460 E., ein Theater, Straßeneisenbahnen, und eine Seifenfabrik. Die Stadt ist ihrer vielen und schönen Gärten wegen berühmt.

Santa-Catharina, Provinz in Südbrasilien, wird nördlich durch den Rio Yguassú und dessen linken Zufluß Rio Negro von der Provinz Paraná, westlich durch den links dem Yguassú zuströmenden São-Antonio und den Peperi Guassú, rechtsseitigen Nebenfluß des Uruguay, von dem argent. Territorio de Misiones getrennt, südlich durch den Uruguay und dessen Quellfluß Rio das Pelotas von der Provinz Rio Grande do Sul geschieden und im O. vom Atlantischen Ocean begrenzt; sie wird von den beiden großen Inseln São-Francisco (s. d.) und Sta.-Catharina nebst zahlreichen kleinern Inseln und dem gegenüberliegenden Festlande in einer Ausdehnung von 74156 qkm gebildet. Das Festland der Provinz wird von N. nach S. von der Serra Geral und der Serra do Mar (hauptsächlich Granit und Gneis) durchschnitten. Die Serra bildet eine Wasserscheide, von deren westl. Abdachung die Gewässer zum Stromgebiet des La-Plata gehören. Die zahlreichen Flüsse der östlichen ergießen sich nach verhältnismäßig kurzem Verlaufe in den Atlantischen Ocean; nur wenige davon sind auf kurze Strecken schiffbar, so der Itajahy, welcher aufwärts bis Blumenau von kleinen Dampfern befahren wird, der Ararangua und der Mampituba (Rio verde) auf der südöstl. Grenze. Das Sandsteinplateau westlich von der Serra, teils Campos, teils Araucarienwaldungen, ist vorzüglich zur Viehzucht geeignet; doch betreiben nur die deutschen Kolonien die den Brasilianern unbekannte Schweinezucht. Die mit herrlichen Urwäldern bestandene Ostabdachung der Serra sowie der Küstenstreifen bis an das Meer bietet der Agrikultur ausgezeichnet fruchtbare Ländereien. Die Provinz erzeugt tropische und subtropische Gewächse, ist aber auch für den Anbau europ. Kulturgewächse vollkommen geeignet. Sie zählt (1883) 201043 E., wovon etwa 40000 deutscher Abkunft, über 14000 Italiener, 11043 Sklaven (1884 nur noch 8371) und eine geringe Anzahl herumschweifender wilder Indianer (Bugres), und bringt Mais, Reis, Mandiokamehl, Arrow-root, Paraguaythee, Zuckerrohrbranntwein, Bohnen, Erdnüsse, Stärke, Zucker, Kaffee, Früchte, Eier, Butter, Häute, Hörner, Hölzer, Cigarren u. s. w. zur Ausfuhr. In den Thalsohlen der südl. Küstenflüsse, namentlich am Tubarão, befinden sich 8 m mächtige Steinkohlenlager, zu deren Ausbeutung eine Sekundärbahn vom Hafenort Laguna aus im Bau begriffen ist. Die Provinz verdankt ihren Aufschwung vorzüglich der europ., besonders deutschen Kolonisation seit 1847. Die bedeutendsten der deutschen Ansiedlungen sind: Dona-Francisca (s. d.); Blumenau (s. d.) seit 1850; die Kolonie Sta.-Isabel, seit 1847, mit 1500 E.; die Kolonie Theresopolis am Rio Cubatão, seit 1860, mit 1614 E. (1867); die Nationalkolonie Angelina, am Rio Tejucas; Sta.-Theresa, am obern Rio Itajahy, 1853 angelegt. Außerdem befinden sich noch in den Staatskolonien Azambuja, Grão Para (beide 1877 gegründet), Principe Dom Pedro, Luiz Alves und Itajahy-Brusque über 14000 Italiener. Lokale Dampfschiffverbindungen bestehen zwischen Desterro und Itajahy, Itajahy und Blumenau und São-Francisco und Joinville; abgesehen von der Sekundärbahn zur Ausbeutung des Kohlenbeckens am Tubarão ist die Dom-Pedrobahn längs der Küste nach Domingo das Torres in Rio Grande do Sul im Bau; Fahrstraßen sind nur innerhalb der deutschen Kolonien in gutem Zustande.

Die Insel Santa-Catharina liegt durch einen, an der schmalsten Stelle nur 385 m breiten Kanal vom Festlande getrennt. Mehrere kleinere Inseln, besonders nördlich von der Hauptinsel, sind befestigt, was aber nicht verhinderte, daß S. 1777 von den Spaniern eingenommen und über ein Jahr besetzt gehalten wurde. Das Klima ist sehr gesund. König Johann V. von Portugal siedelte 1720 auf der Insel Kolonisten von den Azoren und von Madeira an. Die Hauptstadt der Insel und der ganzen Provinz ist Nostra Senhora de Desterro am westl. Ufer der Insel Desterro.

Santa-Clara, Ort im gleichnamigen County im nordamerik. Staate Californien, zählt (1880) 2416 E. und ist durch Straßeneisenbahnen und durch eine Alleestraße mit dem 5 km entfernten San-José (s. d.) verbunden.

Santa-Cruz, östl. Departimiento in der südamerik. Republik Bolivia, grenzt im N. an das Depart. El Beni, im W. an El Beni, Cochabamba und Chuquisaca, im S. an letzteres, im O. an die brasilian. Provinz Matto-Grosso und zählt auf 373160 qkm 193164 E., davon 40000 wilde Indianer; unter letztern sind die Chiquitos vortreffliche Reiter und Krieger. Nur im SW. ist S. gebirgig (Cordilleren) und im NO. und O. von Hügelketten (Sierra de San-Juan, Sierra de Chochis, Sierra de Santiago u. s. w.) durchzogen, im übrigen ebenes, mit undurchdringlichen Wäldern bedecktes Moor- und Sumpfland, in welchem während der Regenzeit wegen der alsdann entstehenden Überschwemmungen jede Verbindung aufhört. Der O. des Landes gehört zum Stromgebiet des Paraguay, der N. und W. zu dem des Amazonenstroms

durch die verschiedenen Quellflüsse des Rio Mamoré, sowie durch den Rio San-Miguel und andere nach N. sich wendende Zuflüsse des Rio Guaporé. Das Klima ist heiß, der Boden äußerst fruchtbar, doch noch wenig angebaut. Haupterzeugnisse sind Kakao, Kaffee, Baumwolle und Paraguaythee; die Indianer betreiben auch Vieh-, namentlich Pferdezucht und verarbeiten die Baumwolle zu feinen gewebten Zeugen.

Die Hauptstadt des Departements, Santa-Cruz de la Sierra, an einem rechtsseitigen kleinen Zufluß des Rio Piray oder Sara, 442 m über dem Meere, ist Sitz eines Bischofs, eines brasil. Generalkonsuls und eines argentin. Konsuls, regelmäßig und gut gebaut und hat 9780 E. Von hier aus führt über Payla und La Cañada die einzige Verbindung nach den nördlich vom Rio San-Miguel in bergiger Gegend belegenen ehemaligen Jesuitenmissionen, von denen Concepcion, Sant' Ignacio und Santa-Ana noch heute schöne Kirchdörfer sind.

Santa-Cruz, marokkan. Hafenstadt, s. Agadir.

Santa-Cruz, Hauptstadt der zu den Kapverdischen Inseln (s. d.) gehörenden Insel São-Antão.

Santa-Cruz, Hauptort im gleichnamigen County im nordamerik. Staate Californien, liegt an der Mündung des San-Lorenzo-Flusses in den Stillen Ocean und hat (1880) 3898 E. In der Nähe befinden sich Mineralquellen, unter denen die Aptos die berühmteste ist.

Santa-Cruz de la Palma, s. unter Palma.

Santa-Cruz de Mudela, Stadt in der span. Provinz Ciudad Real, am Südostende des Campo de Calatrava, Station der Eisenbahn Madrid-Manzanares-Córdoba-Sevilla, zählt (1877) 3702 E. und hat Antimongruben.

Santa-Cruz de Tenerife, Hauptstadt der Canarischen Inseln, s. unter Teneriffa.

Santa-Cruzinseln (auch Königin-Charlotte-Inseln), zu Melanesien gehöriger Archipel im Großen Ocean, südöstlich von den Salomoninseln, nördlich von den Neuen Hebriden, zwischen dem 8. und 12.° südl. Br., zählt auf 938 qkm etwa 5000 E., welche fast ausschließlich Heiden sind. Die S. wurden 1595 von dem Spanier Alvarez de Mendaña entdeckt, welcher der Hauptinsel den später auf die ganze Gruppe übergegangenen Namen Santa-Cruz beilegte; der 1767 die S. wiederauffindende Engländer Carteret nannte sie dagegen Königin-Charlotte-Inseln. Dieselben zerfallen in die größern Eilande Santa-Cruz (560 qkm) und Vanikoro (164 qkm) und in die kleinern Motuiti oder Kennedy (50 qkm), die Duff- oder Wilsongruppe (18 qkm), die Matema- oder Schwalbengruppe (35 qkm), Tapua (72 qkm) u. a. Die meisten der kleinen Inseln sind niedrige Korallenformationen, die andern gebirgig (doch nicht über 1000 m hoch) und vulkanischer Natur. Auf Tenakora befindet sich ein überaus thätiger Vulkan. Die südöstl. Inseln sind von Korallen- und andern Küstenriffen umgeben. Der Boden ist fruchtbar und mit üppiger Vegetation bedeckt, die Landfauna arm (wilde Schweine und Ratten), die Seetiere dagegen in großer Fülle vorhanden. Das Klima ist außerordentlich feucht und heiß, daher herrschen hier heftige Sumpffieber, namentlich auf Vanikoro. Die wilden und kriegerischen Bewohner des Archipels sind Melanesier, besitzen Anpflanzungen von Kokospalmen, Pisang und Bataten, betreiben Fischerei und unternehmen mit Booten Handelsfahrten nach Tucopia und den Banksinseln. Große Sorgfalt verwenden sie auf die Herstellung ihrer Waffen und Schmuckgegenstände. Ihre von Steinmauern umgebenen, mit Palmblättern gedeckten Häuser sind zu Dörfern vereinigt, welche unter voneinander unabhängigen Häuptlingen stehen.

Die Hauptinsel Santa-Cruz (auch Nitendi oder Indengi) hat den einzigen guten Ankerplatz, die Graciosabai, wo 18. Okt. 1595 Mendaña starb. An den Riffen von Vanikoro erlitt 1788 La Pérouse Schiffbruch und fand seinen Tod dabei.

Santa-Fé, Provinz der südamerik. Republik Argentina, überwiegend westlich vom Paraná, welcher das Land östlich von den Provinzen Corrientes und Entre-Rios scheidet, grenzt nördlich an das Territorio del Gran Chaco und an die Provinz Santiago del Estero, westlich an die Provinz Córdoba und das Territorio de la Pampa, südlich an die Provinz Buenos-Ayres und zählt auf 97128 qkm (1882) 187000 E. Hauptwasseradern des flachen, doch 10—20 m über dem Rio Paraná gelegenen Landes sind der Paraná und dessen rechtsseitiger Nebenfluß Rio Salado. Der Boden ist fruchtbar und an den Flüssen mit Ackerbaukolonien bedeckt, welche besonders Weizen, Mais und Obst produzieren. Auch die Rinder- und Pferdezucht ist ansehnlich, sowie der Handel mit Häuten und Wolle.

Die Hauptstadt Santa-Fé, auf einer vom Zusammenfluß des Rio Salado und Saladillo gebildeten Halbinsel in einiger Entfernung vom Paraná gelegen, hat einen sehr regelmäßigen Grundriß und zählt (1869) 10670 E., welche Schiffahrt, Fischerei und Viehhandel betreiben. Mit den Kolonien Esperanza und San-Carlos ist S. durch 100 km Eisenbahnen verbunden, weitere 150 km sind im Bau. Der Ort wurde 1527 gegründet.

Santa-Fé, Hauptstadt des nordamerik. Territorium Neumexiko (s. d.).

Santa-Fé oder Santa-Fé de Bogotá, s. Bogotá.

Santa-Fé de Antioquia, s. Antioquia.

Santa-Fé de Guanaxuato, Hauptstadt des merik. Staates Guanaxuato (s. d.).

Santa-Ines de Cumaná, s. Cumaná.

Santa-Lucia, zu den Kleinen Antillen gehörige brit. Insel Westindiens, südlich von Martinique, nordwestlich von Barbados, ein Teil des Gouvernements der Windwards-Islands, zählt auf 614 qkm (1883) 40532 E., von denen nur gegen 1000 Weiße und zwar franz. Abstammung, alle übrigen Neger sind. S. wird von N. nach S. von einem üppig bewaldeten Gebirge durchzogen, welches an seinem südwestl. Ende in den beiden Pitons de la Soufrière bis zu 826, beziehungsweise 817 m aufsteigt. Der vulkanische Boden ist fruchtbar und gut bewässert; die jährliche Regenmenge bedeutend, Orkane häufig. Zahlreiche heiße Quellen kommen vor. Angebaut werden namentlich Zucker, Kaffee, Kakao und Baumwolle. Der Wert der Ausfuhr betrug 1883: 214000, derjenige der Einfuhr 191000 Pfd. St.; in demselben Jahre beliefen sich die öffentlichen Einnahmen der Insel auf 43000, die Ausgaben auf 37000, die Schuld auf 32000 Pfd. St. Hauptort der Insel ist Port Castries, auf der Nordwestküste, mit 4000 E. S. wurde am St.-Lucientage (13. Dez.) 1498 durch Columbus entdeckt, 1635—66 von Engländern besiedelt, war im 18. Jahrh. abwechselnd im Besitz der Engländer und Franzosen und erst seit 1814 endgültig britisch.

Santa-Lucia-Bai, die buchtartige Mündung des Flusses Umvolosi an der Ostküste von Sululand auf der Ostseite Südafrikas, durch einen flußartigen Arm mit dem nördlicher gelegenen Strandsee Santa-Lucia verbunden, welcher, vom 28.° südl. Br. durchschnitten, bei einer Länge von 70 km eine Breite bis zu 40 km erreicht.

Im Auftrage des bremer Handlungshauses Lüderitz erwarb der Reisende Einwald 13. Nov. 1884 durch Vertrag mit König Dinizulu die Bai nebst einem 405 qkm großen Gebiet; im Laufe des Dezember jedoch zog der Kommandant des engl. Kriegsschiffes Goshawk an der S. die brit. Flagge auf und reklamierte dadurch dasselbe Gebiet als brit. Besitztum. Die engl. Regierung stützte sich dabei auf einen Vertrag vom 5. Okt. 1843, durch welchen der damalige Zuluhäuptling Panda die Bai und Flußmündung an Großbritannien abgetreten hatte. Trotzdem eine wirkliche Besitzergreifung seitens der Engländer nie erfolgt war, erklärte der deutsche Botschafter in London durch eine Note vom 7. Mai 1885 an das Foreign Office, daß das Deutsche Reich die eingelegte Verwahrung gegen das Hissen der brit. Flagge in S. zurückziehe und sich verpflichte, an der Küste zwischen der Kolonie Natal und der Delagoabai keine Gebietserwerbung zu machen oder Schutzherrschaften zu übernehmen. Die Erwerbung der S. durch Einwald hat demnach keine Rechtskraft erhalten.

Santa-Margherita Ligure, Ortschaft in der ital. Provinz Genua, Bezirk Chiavari, am Golf von Genua, Station der Bahn Mailand-Genua-Pisa, zählt (1881) 3364 (als Gemeinde 8418) E. und hat einen Hafen, Spitzenfabrikation und Korallenfischerei. Nahebei auf einem Vorgebirge liegt die Villa Pagana des Marchese Spinola.

Santa-Maria (Domingo), Präsident der Republik Chile, geb. 4. Aug. 1825, wurde 1847 Unterstaatssekretär im Departement der Justiz und später Advokat. Nach Unterdrückung der Bewegung von 1858, an der er lebhaft beteiligt war, mußte er Chile verlassen und bereiste Frankreich, Spanien und England. Nachdem er 1861 zurückgekehrt war, wurde er 1863 Finanzminister und brachte 1865 die Allianz mit Peru, Bolivia und Ecuador gegen Spanien zu Stande. Bei Beginn der Streitigkeiten mit Peru führte S. die Unterhandlungen mit diesem Staat, jedoch erfolglos. S. wurde 17. April 1879 Minister des Äußern und besorgte die Aushebung der Truppen und die Anschaffung des Kriegsmaterials. Am 18. Sept. 1881 folgte er Annibal Pinto als Präsident für 1881—86. (S. Chile.)

Santa-Maria de Belem de Grão-Pará, Hauptstadt der bras. Provinz Pará (s. d.).

Santa-Maria di Capua, s. unter Capua.

Santa-Marta, Hauptstadt v. Magdalena (s. d.).

Santa-Maura, s. Leukadia.

Santa-Rosa de Cosihuirachi, s. Cosihuirachi.

Santa-Severina, Stadt in der ital. Provinz Catanzaro, Bezirk Cotrone, rechts über dem Neto, auf felsiger Höhe, ist Sitz eines Erzbischofs, zählt (1881) 1705 E. und hat eine Kathedrale und eine interessante Taufkirche.

Santa-Victoria do Ameixial, histor. bekannter Ort bei Estremoz (s. d.) in Portugal.

Santalaceen (Santalacĕae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 200 Arten, die in den Tropengegenden, sowie in den gemäßigten Zonen eine sehr ausgedehnte Verbreitung besitzen. Es sind Bäume, Sträucher oder krautartige Gewächse, von denen einige parasitisch auf den Wurzeln anderer Pflanzen wachsen. Die Blätter stehen alternierend oder opponiert und sind stets ganzrandig, die Blüten haben meist eine gelbliche oder grüne Färbung; sie sind bei den meisten Arten unansehnlich und bestehen aus einem vier- bis fünflappigen Perianthium, vier bis fünf Staubgefäßen und einem einfächerigen Fruchtknoten, dem ein cylindrischer Griffel aufsitzt. Die Frucht ist teils in Form einer Nuß, teils als Steinfrucht ausgebildet.

Santălum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Santalaceen. Man kennt gegen acht Arten, die unter sich wenig verschieden sind und besonders in Ostindien und auf den südostasiat. Inseln, sowie in Australien vorkommen. Es sind Bäume oder Sträucher mit lederartigen, ganzrandigen Blättern und ziemlich großen zwitterigen Blüten, die ein vierlappiges Perianthium, vier Staubfäden und einen einfächerigen Fruchtknoten besitzen. Die Frucht ist eine fast kugelige Steinfrucht. Von einigen Arten kommt das Holz unter dem Namen weißes und gelbes Sandelholz (s. d.) in den Handel, hauptsächlich von dem ostindischen S. album *L.* und wird wegen seines Wohlgeruchs sowohl zum Räuchern als auch in der Kunsttischlerei zu verschiedenen Zwecken benutzt.

Santanabai, s. unter Curaçao.

Santandér, Hauptstadt (Ciudad) der gleichnamigen span. Provinz in Altcastilien (5471,5 qkm mit 235 299 E. Ende 1877), an der Südküste des Biscayischen Meerbusens, liegt auf einer Halbinsel am Eingange einer imposanten, von einem malerischen Gebirgskreise umgebenen Ria oder Bai, im Schoß eines rebenreichen, von freundlichen Caserios und Gartenhäusern bedeckten Hügellandes. Die reiche und seit einigen Jahrzehnten rasch aufblühende Stadt wird durch eine 330 km lange Eisenbahn, die Linie Venta de Baños-S. der Nordbahn, mit dem centralen Bahnnetz verbunden, ist ein Hafen- und Handelsplatz ersten Ranges, nach Coruña der wichtigste an der ganzen Nordküste Spaniens, auch Sitz eines Bischofs und eines deutschen Konsuls für die Provinz, und zählt 41 021 E. Obschon von hohem Alter, hat sie ein modernes, fast franz. Ansehen und ist gut gebaut. Sie besitzt mehrere Kirchen, ein Findelhaus, ein vortrefflich eingerichtetes Instituto für den höhern Unterricht, eine Zeichen-, eine Handels- und eine Schiffahrtsschule, ein Theater, zwei schöne Badehäuser, gute Gasthöfe und Cafés. Der Hafen ist geräumig, den größten Seeschiffen zugänglich und sehr sicher. Sehenswert ist das Kastell San-Felice und der 5 km entfernte Leuchtturm am Cabo-Mayor; ein zweiter Leuchtturm steht auf der vor dem Eingang der Ria liegenden Insel Mouro. Es bestehen zu S. ein Handelsgericht, eine Bank, eine Handelskammer, eine königl. Cigarrenfabrik, große Bierbrauereien, Dampfmühlen, Wollspinnereien, Papierfabriken und in der Nähe große Eisengießereien und Schiffswerfte. Im Sommer ist S. ein sehr besuchtes Seebad, und in den herrlichen Waldthälern der Umgebung befinden sich sieben warme Mineralquellen. Der Hafen steht durch Dampfschifflinien mit den übrigen Seeplätzen der Pyrenäischen Halbinsel, mit dem Auslande und mit Amerika in regelmäßiger Verbindung. Eingeführt werden namentlich Maschinenteile, Zucker, Tabak, Stockfische, Kakao,

Gewebe, Steinkohlen, Teer, Petroleum, Getränke; zur Ausfuhr gelangen Mehl, Weizen, Eisenerz und Zinkerz (besonders nach England), Wein, Konserven.

Santarelli (Emilio), moderner Plastiker in Florenz und Professor der dortigen Akademie, ist ein talentreicher Repräsentant der stilistischen Richtung, welche in der heutigen Bildhauerkunst Italiens sehr in den Hintergrund getreten ist. Der edle Charakter, der seine Bildwerke, besonders seine Reliefs, kennzeichnet, unterscheidet sie vorteilhaft von dem Realismus der modernen üblichen Produktion. Hauptleistungen S.s sind der Horentanz (Relief), der gute Hirt, eine kniende Magdalena, Bacchantin, Corinna u. s. w. Auch als Büstenbildner hat S. Treffliches geschaffen.

Santarém, Stadt (Cidade) und wichtiger Handelsplatz in Portugal, Hauptort des Distrikts Santarém, der das östl. Drittel von Estremadura einnimmt und 1881 auf 6816,1 qkm 227 943 E. zählte, liegt auf einem Hügel am rechten Ufer des Tejo, 104 m über dem Meere, 74 km im NNO. von Lissabon, an der Eisenbahn Lissabon-Oporto und mit Lissabon durch regelmäßige Dampfschiffahrt verbunden. Die Stadt, Sitz eines Bischofs, ist von alten Mauern und Türmen umgeben, wird außerdem durch eine alte maurische Citadelle (Alcaçaba) verteidigt und hat stattliche Gebäude, 13 Kirchen, 12 ehemalige Klöster, sowie das erste geistliche Seminar im Königreich, Theater, Markthalle, Municipalbibliothek, Fortbildungsschule und zählt (1878) 7001 E. Auf einem dem Strom zunächst gelegenen Wall wurde 1882 eine Promenade angelegt, welche eine prächtige Fernsicht gewährt. Die fruchtbare und gut angebaute, aber den Überflutungen des Tejo sehr ausgesetzte Umgebung liefert Orangen und namentlich Öl im Überfluß. Im Altertum hieß die Stadt Scalabis und war eine röm. Kolonie mit dem Beinamen Praesidium Julium und Sitz eines Obergerichtshofs; während der arab. Herrschaft gehörte sie zur Landschaft Belatha, hieß Schantarin und war 1028—94 Residenz der Beni Alaftas; im J. 1146 wurde sie den Mauren entrissen. Besonders denkwürdig wurde S. durch die schweren Niederlagen, welche vor ihren Mauern die Almohaden 1071 und 1184 erlitten. In der neuern Kriegsgeschichte ist die Stadt durch die feste Stellung Dom Miguels berühmt, der hier in den Gefechten vom 30. Jan. 1834 an der Brücke Asseca in Vorteil blieb, aber 16. Febr. bei Almoster von Saldanha geschlagen wurde und 16. Mai in der nach der Stadt benannten Entscheidungsschlacht den Generalen Napier und Villaflor völlig unterlag, sodaß er 26. Mai die Kapitulation von Evoramonte (s. Evora) unterzeichnen mußte.

Santarem, freundliche, auf Hügeln erbaute Stadt (Villa) in der brasil. Provinz Grão Pará, rechts an der Einmündung des Tapajoz in den Amazonenstrom, Station der regelmäßigen Dampfschiffahrt auf dem Amazonas, ein Stapelplatz für die den Tapajoz herabkommenden Waren, hat etwa 4000 E., einen Flußhafen und in der Umgegend starken Anbau von Kakao.

Santee, Fluß im nordamerik. Staate Südcarolina, wird durch die Vereinigung von Congaree und Wateree gebildet, fließt südöstlich und ergießt sich durch den North- und South-Santee in den Atlantischen Ocean. Der Hauptstrom ist 240 km lang und schiffbar.

Santelblütler, soviel wie Santalaceen.

Santelholz, s. Sandelholz.

Santenay, Gemeinde im franz. Depart. Côte-d'Or, Arrondissement Beaune, am Ostabhange der Côte-d'Or, links vom Canal du Centre, an der Dheune, Station der Linie Nevers-Chagny der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat (1881) 1602 E., eine salzhaltige Mineralquelle, starken Weinbau und Fabrikation moussierender Weine.

Santerno, der Vatrenus oder Saternus der Römer, rechtsseitiger Nebenfluß des Po di Primaro, entspringt nördlich von dem über den Etruskischen Apennin führenden Paß La Futa in der ital. Provinz Florenz, berührt Firenzuola, die Stadt Imola, die Provinzen Ravenna und Bologna und mündet nach einem nordöstlichen Laufe von 106 km südlich von den Valli di Comacchio.

Santerre, eine Landschaft in Frankreich, in der Picardie, jetzt zwischen den Depart. Oise und Somme geteilt, mit der Hauptstadt Péronne. Sie ist flach und einförmig, hat aber guten Boden und bildet eine der Kornkammern Frankreichs.

Santerre (Antoine Joseph), General der Französischen Revolution, geb. zu Paris 16. März 1752, war beim Ausbruche der Revolution Besitzer einer Bierbrauerei in der Vorstadt St.-Antoine und wurde 1789 zum Führer eines Bataillons der Nationalgarde gewählt. Er beteiligte sich bei Erstürmung der Bastille und den Vorgängen auf dem Marsfelde. Als eifriger Jakobiner hatte er auf die Ereignisse vom 20. Juni und 10. Aug. 1792 großen Einfluß. Der Gemeinderat ernannte ihn hierauf zum Generalkommandanten der Nationalgarde, und als solcher rettete er viele dem Blutbade entronnene Schweizer. Marat und die übrigen Anstifter der Septembergreuel suchten ihn darum zu entfernen. S. erhielt den Titel eines Divisionsgenerals und mußte die militärischen Vorkehrungen während des Prozesses und der Hinrichtung Ludwigs XVI. treffen. Dann erhielt er das Kommando eines neuerrichteten Korps von 20000 Mann in der Vendée, wurde aber 18. Sept. 1793 bei Coron unweit Chollet geschlagen. Der Wohlfahrtsausschuß rief ihn zurück und ließ ihn als Freund und Anhänger des Herzogs von Orléans ins Gefängnis werfen, das er erst nach dem Sturze Robespierres wieder verließ. Seitdem trat er ins Privatleben zurück. Er starb 6. Febr. 1809. Vgl. Caro, «S., général de la république» (Par. 1847).

Santhal, Volksstamm in Ostindien, bewohnt einen Landstrich des westl. Teils von Niederbengalen, von Orissa im Süden bis Bhagulpore im Norden. Die S., deren Sprache auch von den Kolhs, Birhors, Mundas, Hos und andern Stämmen gesprochen wird, bilden den Überrest der Aboriginerbevölkerung dieser Gegenden. Obwohl mit den im Dekhan wohnenden Dravidas körperlich verwandt, hängen sie mit ihnen sprachlich nicht zusammen, da die Sprachen der Kolarier oder Vindhjastämme, zu welchen die S. gehören, eine von dem Dravidischen Sprachstamme verschiedene Sprachklasse bilden. Vgl. Friedr. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft» (Bd. 3, Abteil. 1, Wien 1884).

Santhià, Stadt in der ital. Provinz Novara, Bezirk Vercelli, am Naviglio di Vercelli, Station der Bahnen Mailand-Turin und S.-Biella, zählt (1881) 3627 (Gemeinde 5799) E. und hat in der 1862 restaurierten Hauptkirche ein Altargemälde von Gaudenzio Ferrari.

Santi (Rafael), s. Rafael Santi.

Santiago, die frühere Hauptstadt von Jamaica.

Santiago oder San-Jago, die Hauptstadt der südamerik. Republik Chile und der Provinz Santiago (13527 qkm mit 320476 E. 1884), Sitz der Regierung und des Kongresses sowie des Erzbischofs, des obersten Gerichtshofs, eines Appellationsgerichts und eines deutschen Konsulats, liegt 560 m über dem Meere auf einem sanft von O. gegen W. geneigten Terrain am Rio Mapocho und ist durch die 187 km lange Eisenbahn mit der Hafenstadt Valparaiso im Nordwesten und durch die 185 km lange Südbahn nach Curico mit den Südprovinzen verbunden. Die Stadt wurde 24. Febr. 1541 von Pedro de Valdivia gegründet und ist ganz regelmäßig angelegt, mit rechtwinkelig kreuzenden Straßen. Die meisten Häuser sind einstöckig aus Adobes (Luftziegeln) aufgeführt, aber geräumig. Unter den 20 Kirchen ist die am Hauptplatze (Plaza de la independencia) gelegene Kathedrale die bedeutendste, seit 1750 nach dem Muster der St. Johanniskirche zu Rom erbaut. Die ehemalige schöne Jesuitenkirche La Compania wurde 8. Dez. 1863 durch einen Brand eingeäschert, wobei an 1000 Menschen umkamen. Sehr reich und geschmackvoll verziert ist die renovierte Kirche der Nonnen von Sta.-Clara. Das schönste unter den Staatsgebäuden ist das unter dem Generalkapitän O'Higgins im dor. Stile aufgeführte, sehr ausgedehnte Münzgebäude, das den Raum eines großen Häuserquadrats einnimmt und die Wohnung des Präsidenten, verschiedene Ministerien und deren Bureaus u. s. w. enthält. Großartig ist auch das neu errichtete Gebäude des Instituto von Chile. S. hat mehrere Marktplätze, von denen der Hauptmarkt (Plaza de Abastos) von bedeckten Markthallen umgeben ist, sowie drei hübsche Promenaden. Jenseit und auf der Nordseite des Mapocho liegt die ausgedehnte Vorstadt La-Chimba, die mehrere große Klöster und den schönen Kirchhof El-Panteon enthält. Die Bevölkerung, deren Zahl (1884) 200000 E. beträgt, besteht fast ganz aus Weißen, span. Creolen, wozu viele Franzosen, Deutsche, Engländer, Italiener, Argentiner und Nordamerikaner, meist Kaufleute und Industrielle, kommen. Die große Masse bilden Lohnarbeiter, Kleinhändler und Handwerker. Den Großhandel betreiben überwiegend die Fremden.

S. ist wesentlich eine Gelehrten- und Beamtenstadt. Durch seine Anstalten für Wissenschaft und Kunst zeichnet sich S. vor allen Städten Süd- und Mittelamerikas aus. Großartig ist vor allem das 1813 gegründete und seitdem fortwährend erweiterte Instituto-Nacional, das aus drei Sektionen besteht. Die erste umfaßt das Gymnasium mit den Abteilungen für Humanoria und mathem. Disciplinen. Die zweite Sektion bildet die Universität von Chile, 1842 an Stelle der 1883 gestifteten Universität von San-Felipe gegründet, mit 5 Fakultäten, 25 Professoren (zum Teil deutsche und franz. Gelehrte) und etwa 400 Studenten. Die Universität ist zugleich mit der Direktion des nationalen Volksschulwesens sowie mit der Inspektion aller höhern Erziehungsinstitute betraut und hat sich durch die seit 1844 von ihr herausgegebene Zeitschrift («Annales de la Universitad de Chile») vorteilhaft bekannt gemacht. Die dritte Sektion ist den schönen Künsten gewidmet und zerfällt in die drei Klassen für Zeichnerei und Malerei, Skulptur, Architektur. Die Sternwarte (unter 33° 26′ 42″ südl. Br. und 70° 40′ 36″ westl. L. von Greenwich) liegt auf einem 60 m hohen isolierten Porphyrkegel und ist mit vortrefflichen Instrumenten ausgestattet. Ferner besitzt die Stadt drei höhere Schulen oder Colegios, von denen eins mit dem Instituto-Nacional verbunden, ein anderes erzbischöfl. Seminar ist. Außerdem bestehen eine Zeichen- und eine Musikschule, ein musikalisches Konservatorium, eine Kunst- und Gewerbeschule, eine Malerakademie, eine Militärakademie, eine Ackerbauschule mit Tierarzneischule, ein Hebammeninstitut, ein Findelhaus, ein Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, mehrere gute Privatinstitute, einige Kloster- und zahlreiche öffentliche Elementarschulen. In S. befindet sich das statistische Centralbureau für Chile, welches seit 1860 ein «Anuario estadistico» herausgibt. An öffentlichen Sammlungen sind hervorzuheben die Nationalbibliothek, welcher die Bibliothek des Dominikanerklosters de Recoleta nicht nachstehen soll, und das naturhistor. Nationalmuseum. Die Stadt hat zahlreiche und bedeutende Kranken- und Wohlthätigkeitsanstalten jeder Art. Von öffentlichen Vergnügungsanstalten sind zu erwähnen drei Theater und ein Circus für Hahnengefechte. Sein Trinkwasser erhält S. größtenteils aus dem Rio Mapocho. Das Klima ist trocken und großen Temperaturwechseln ausgesetzt, die mittlere Jahrestemperatur 15,86° C. Die Umgebungen sind schön, dabei fruchtbar und gut angebaut.

Santiago, Provinzialhauptstadt der westind. Republik Santo-Domingo, auf Haïti, in der Vega Real, rechts am Yaqui, hat etwa 10000 E., etwas Industrie, besonders Gerbereien, sowie Handel und bedeutende Landwirtschaft. Die Provinz Santiago zählt (1880) 52000 E.

Santiago de Caballeros de Guatemala, der frühere Name der Stadt Guatemala la Antigua, s. unter Guatemala.

Santiago de Compostela, s. Compostela.

Santiago de Cuba, im Lande selbst gemeinhin Cuba genannt, Hauptstadt des östl. Departements der span. Insel Cuba in Westindien, Haupthandelshafen der ganzen Südküste, Sitz eines Gouverneurs und eines Erzbischofs sowie eines deutschen Konsulats, an der Mündung des Rio Yarayó, östlich an einer herrlichen, von majestätischen Waldbergen der Sierra Maestra umschlossenen Bai weithin ausgebreitet, im obern Teile mit dem Marsfelde 57 m über dem Meeresspiegel gelegen und gesund, im untern Teile während der Regenzeit Fiebern unterworfen, hat wegen der häufigen Erdbeben nur einstöckige, flachgedeckte Häuser, die, mit ihren Galerien und Veranden in üppiger Vegetation über- und nebeneinander gruppiert, einen überraschenden Anblick darbieten. Die Stadt hat eine Kathedrale, acht andere Kirchen, zahlreiche Klöster und Armenhäuser, ein Waisenhaus, Gefängnisse, Kasernen, drei Brücken, ein Theater, 20 Elementarschulen, zwei Druckereien, eine philharmonische und eine patriotische Gesellschaft und zählt 45000 E. Durch Erdbeben hat S. wiederholt (z. B. 20. Aug. und 26. Nov. 1852) große Verluste erlitten. Der Hafen ist durch die Berge geschützt, für die größten Schiffe tief genug und durch zwei Kastelle (Morro und Estrella) verteidigt, hat aber eine enge und schwierige Einfahrt; er ist Station der liverpooler Dampferlinie Fletcher and Co. und der Dampfer der Compagnie générale transatlantique. Ein unterseeisches Kabel verbindet S. mit Jamaica.

Die Hauptausfuhrartikel sind Tabak, Kaffee, Kakao, Zucker, Rum und Kupfererz. Letzteres kommt aus den im Nordwesten in einer wilden, bis 2120 m hohen Gebirgsgegend gelegenen Minen von El-Cobre, wohin eine 15 km lange und kostspielige Eisenbahn führt. El-Cobre ist außerdem bekannt als Wallfahrtsort mit wunderthätigem Madonnenbilde. Die Kupferminen jenes Gebirges veranlaßten Velasquez 1514 an der Bai einen Hafen zur Ausfuhr des Metalls zu gründen. Erst 1522 wurde die Stadt S. an ihre jetzige Stelle verlegt, zugleich zur Hauptstadt der Insel und 28. April 1523 zum Bischofssitz erhoben. Darauf wechselte S. mit der 96 km im Westnordwesten gelegenen und 18000 E. zählenden Stadt Bayamo als Regierungssitz, bis 1607 die Insel in zwei Provinzen mit den Hauptstädten Havana und Cuba geteilt und erstere zur Residenz des Generalkapitäns erhoben wurde.

Santiago del Estero, Provinz der südamerik. Republik Argentina, wird östlich durch den Rio Salado von der Provinz Salta und dem Territorio del Gran Chaco geschieden, grenzt im S. an die Provinzen Santa-Fé und Córdoba, im W. an Catamarca, Tucuman und Salta und zählt auf 79059 qkm (1882) 158000 E. Das vom Rio Dulce in nordsüdl. Richtung durchflossene Land ist nur im SW. bergig (Sierra Quilino), sonst flach und im SW. Salzsteppe. Das Klima ist ein sehr heißes. Neben dem Ackerbau sind Gewinnung von Honig, Wachs, Cochenille und wertvollen Hölzern zu nennen; Hauptgewerbe ist Wollweberei.

Die Provinzialhauptstadt Santiago del Estero, rechts am Rio Dulce, rings von Heiden umgeben, welche während der Regenzeit überschwemmt sind, 162 m über dem Meere, ist Station der 162 km langen Staatsbahnlinie Frias-S., zählt (1869) 7775 E. und hat große Obstgärten.

Santiago de Guatemala, Hauptstadt von Guatemala (s. d.).

Santiago de Guayaquil, s. Guayaquil.

Santillana (Iñigo Lopez de Mendoza, Marques von), als Krieger, Staatsmann, Gelehrter und Dichter gleich berühmt, wurde 19. Aug. 1398 zu Carrion de los Condes geboren. Schon früh verlor er Vater und Mutter. Der König Heinrich III. von Castilien ernannte daher den Gemahl seiner Vaterschwester, Don Alonso Enriquez, zu seinem Vormund, in dessen Hause er bis zum 16. Jahre blieb. Nachdem er sich 1418 mit Doña Catalina de Figueroa vermählt hatte, erhielt er in dem Kriege gegen die Aragonier den Oberbefehl über 300 Reiter und zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit so sehr aus, daß ihm der König die Stadt Junquera verlieh. Auch in den Kriegen gegen die Mauren von Granada 1431 und 1438 bewies er sich ebenso sehr als mutigen Vorkämpfer wie als erfahrenen Feldherrn, und zum Lohne dieser Verdienste und seiner geschickten Vermittelung, durch die Johann II. aus der Gewalt des Königs von Navarra befreit wurde, erhielt er die Markgrafschaft von Santillana. Im J. 1446 eroberte er die Stadt Torrija. Auch trat er 1452 der Verschwörung der castil. Großen bei, um den Günstling Alvaro de Luna zu stürzen. In noch größere Gunst kam er bei Johanns Nachfolger, König Heinrich IV. S. starb 25. März 1458 in Guadalaxara. Von seinen zahlreichen Werken sind zu erwähnen: «Los proverbios», ein didaktisches Gedicht zum Unterricht des nachmaligen Heinrich IV.; «Bias contra fortuna», ein moralisierender Dialog; «Refranes que dicen las viejas tras el huego», die älteste span. Sprichwörtersammlung; die berühmte «Comedieta de Ponza», ein allegorisches Gedicht in dantesker Manier, das man seines Titels wegen mit Unrecht unter die Anfänge des span. Dramas zählte; ein Brief an den Connétable Dom Pedro von Portugal; «Proemio al Condestable de Portugal», in welchem man den ältesten Abriß über span.-port. Litteraturgeschichte besitzt. S. gehört unter die in der ältesten Geschichte der span. Nationallitteratur Epoche machenden Männer. Er hat vorzüglich beigetragen, die castil. Kunstdichtung teils nach dem Muster der spätern provençal.-catalon. Hofpoesie, teils nach der klassisch-gelehrten italienischen umzugestalten. Obschon seine Gedichte an pedantischer Gelehrsamkeit und vorherrschend didaktischer Richtung leiden, so zeugen sie doch von wahrhaft poetischen Anlagen. Unter den mehr volkstümlichen sind namentlich die «Serranillas» von bezaubernder Anmut, wie z. B. die reizende «Moza tan fermosa»; unter den italianisierenden verdienen die Sonette Beachtung, weil es die ältesten in castil. Sprache sind. S.s «Obras» gab mit Kommentaren Amador de los Rios (Madr. 1852) heraus.

Säntis oder Sentis, der höchste Gipfel der Thuralpen (s. Alpen 23), erhebt sich 10 km südsüdwestlich von Appenzell auf der Grenze der Kantone St. Gallen, Appenzell-Außerrhoden und Innerrhoden zu 2504 m über dem Meere. Seine kahle, felsige Spitze, der Hohsentis, vom Weißbad bei Appenzell, von Wildhaus oder Alt-St. Johann im Toggenburg, sowie von Urnäsch, Endstation der Appenzellerbahn, 10 km südlich von Herisau, in 6–7 Stunden leicht zu erreichen, gewährt eine großartige Aussicht auf das appenzeller Ländchen, das Toggenburg- und das Rheinthal, den Bodensee, die Alpen vom Vorarlberg bis zum Berner Oberland und die Hochebene bis zum Jura und dem Schwarzwald. Die prächtige Fernsicht, verbunden mit der leichten Zugänglichkeit, machen den S. zu einem der besuchtesten Aussichtspunkte der Schweiz. Das dicht unter dem Gipfel gelegene Gasthaus, seit 1882 zugleich meteorologische Station, ist die höchste Winterwohnung der Schweiz. Der nach dem S. benannte Gebirgsstock, dessen südlicher höchster Teil auch Alpsteingebirge heißt, besteht aus felsigen, schroff abfallenden Bergen der Kreideformation, welche, mit Ausnahme der ewigen Schnee tragenden höchsten Gipfel, des S. und des Altmann (2433 m), den Charakter der Mittel- und Voralpen tragen, und bildet eine besondere, durch das Toggenburg- und das Rheinthal begrenzte Gruppe der Thuralpen. Ein vorzügliches Panorama des S. lieferte Heim (St. Gallen 1872).

Santi Tosini, Familienname des ital. Malers Fiesole (s. d.).

Santo (ital., span.), heilig.

Santo-..., Artikel, die man hier vermißt, sind unter dem betreffenden Hauptnamen zu suchen; s. auch Saint-, Sainte-, San-, Sankt, Santa-.

Santo-Domingo (San-Domingo), früher der span. Name der ganzen Insel Haiti (s. d.) in Westindien, heißt jetzt nur der östl. größere Teil der Insel, d. i. die seit 1844 selbständige Republik Santo-Domingo oder Republica Dominicana mit der Hauptstadt Santo-Domingo (s. d.). Man nennt sie auch Mulattenrepublik, weil unter den Bewohnern sich nur wenige Neger befinden, sonst aber Leute jeder Färbung. Von der

Republik Haïti ist die Dominicanische Republik geschieden durch eine sehr gewundene Linie, die von der Mündung des Massacreflusses westlich von Monte-Christi an der Nordküste zum Pedernalesfluß westlich vom Cap Roxo an der Südküste zieht, und welche die 1777 festgestellte Grenze zwischen dem franz. Teile der Insel im Westen und dem spanischen im Osten bildete. Mit den anliegenden Eilanden Saona, Beata und einigen kleinern umfaßt die Republik ein Gebiet von 53344 qkm, welches in die fünf Provinzen Santo-Domingo, Azua, Seibo, Santiago und Vega und vier Seedistrikte (Porto-Plata, Monte-Christy, Barahona und Samana) eingeteilt wird. Die Gesamtbevölkerung, etwa (1880) 300000 Seelen, aus Mulatten und Weißen bestehend, spricht die span. Sprache. Die Staatskirche, an deren Spitze ein Erzbischof steht, ist die römisch-katholische, indes besteht volle Religionsfreiheit. Die Civilehe ist eingeführt. Die Berge des Landes, größtenteils von dem centralen Gebirge Cibao (Yaqui-Pik 4155 m, Tina-Loma 4130 m) auslaufend, bieten fast überall zur Kultur geeigneten Boden. Die Ebenen, von schiffbaren Flüssen durchströmt, gehören zu den fruchtbarsten Gefilden (Vegas) der Erde, in denen Zuckerrohr, Kaffee, Gewürz, Indigo, Tabak u. s. w. in größter Fülle erzeugt werden könnten. Dazu kommt der überschwengliche Reichtum herrlicher Wälder von Gelb-, Blau-, Mahagoni- und Schiffbauhölzern bis zu den Gipfeln der Berge. Auch birgt der Boden Gold, Silber, Quecksilber, Zinn, Eisen, Kupfer, Schwefel, Steinkohlen, Marmor, Lazulit, Chalcedon ꝛc. Aber zur Ausbeutung dieser Bodenschätze hat es bisher, bei der Unsicherheit der polit. Verhältnisse, an Kapitalien und selbst an Arbeitskraft gefehlt. Export und Import betrugen 1883 2129266 und 3142102 Pesos (zu 4,20 Mark). Das bedeutendste Ausfuhrobjekt ist Tabak, nächstdem folgt Zucker, ferner Kaffee, Kakao, Honig, Wachs, Mahagoni- und andere Hölzer. Die Ausfuhr von Guano, die fast gänzlich aufgehört hatte, ist wieder bedeutender geworden. Eingelaufen sind 634 Schiffe von 370890 t. Die Hauptseeplätze sind Santo-Domingo im Süden und Puerto-Plata im Norden. Einen der besten Häfen der Welt, seit 1868 ein Freihafen, bildet an der Nordostküste die Samaná-Bai südlich hinter der Halbinsel Samaná. (S. unter Samaná.) Die Einnahmen und Ausgaben des Staats wurden 1882—83 auf 1500000 Pesos veranschlagt.

Geschichtliches. Die am 27. Febr. 1844 von einer revolutionären Junta unter dem Creolen Jimenez proklamierte Republik S., deren erster Präsident Don Pedro Santana (geb. 1802 unweit Seibo, gest. 15. Juni 1864) wurde, bewahrte unter franz. Protektorat ihre Unabhängigkeit gegen die Nachbarrepublik Haïti, von der sie sich getrennt, und erhielt durch eine konstituierende Versammlung 18. Nov. 1844 ihre neue Verfassung. Diese Verfassung ist indirekt der nordamerik., direkt der Konstitution von Venezuela nachgebildet. An der Spitze der Exekutivgewalt steht ein auf sechs Jahre gewählter Präsident, diesem zur Seite ein Vizepräsident und ein von ihm ernanntes Ministerium. Die gesetzgebende Gewalt wird vom Senat (Senado consultor) ausgeübt, der aus neun auf sechs Jahre gewählten Mitgliedern besteht. Unter Santanas Nachfolger, Jimenez, fielen die haïtischen Negerhorden unter Soulouque (s. d.) im März 1849 in das Land und siegten in den Gefechten bei Azua und Las-Matas. In dieser Not stellten die Dominicanos den General Santana als Diktator an die Spitze ihres Heers, der nun 22. April 1849 durch seinen Sieg bei Savana-Numero dem Kriege ein Ende machte. Als aber Jiminez, im geheimen Einverständnis mit Soulouque, zu dessen Gunsten einen Aufstand in der Hauptstadt erregte, belagerte Santana diesen und zwang ihn 24. Mai zur Kapitulation. Santana resignierte hierauf, und Bonaventura Baez wurde konstitutioneller Präsident. Im Mai 1850 schloß die Republik einen Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Großbritannien, das 10. Sept. deren Selbständigkeit anerkannte, sowie auch Frankreich und die Vereinigten Staaten. Ein wiederholter Angriff Soulouques wurde durch den Sieg der Dominicanos in den Bergen von Banica 9. Okt. 1850 zurückgewiesen. Nach Ablauf der Präsidentschaft Baez' 15. Febr. 1853 wurde General Santana wieder zum Präsidenten gewählt. Baez, verräterischer Umtriebe während seiner Verwaltung beschuldigt, wurde von Santana ausgewiesen und zog sich nach St.-Thomas zurück. Nun brachte die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika 2. Okt. 1854 den Abschluß eines Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrags mit der Dominicanischen Republik zu Stande, der unter anderm auch eine geheime Übereinkunft über die Abtretung der Samaná-Bai enthielt. England und Frankreich erklärten sich jedoch gegen die Ratifikation des Vertrags und bewirkten die Verwerfung desselben durch den dominicanischen Kongreß. Ein abermaliger Einfall des Kaisers Soulouque zog dessen Niederlage in der Savanna von San-Tomé 22. Dez. 1855 und in der Savanna-Larga 24. Jan. 1856 nach sich, sodaß derselbe Febr. 1857 unter Vermittelung Frankreichs und Englands mit der Republik einen zweijährigen Waffenstillstand abschließen mußte. Präsident Santana dankte im Juni 1856 ab. Der Vizepräsident Manuel de Regla-Motta folgte ihm in der Präsidentschaft und bewirkte auch eine anscheinende Versöhnung zwischen Santana und Baez, infolge dessen letzterer zurückkehrte und 6. Okt. 1856 abermals Präsident wurde. Aber schon 2. Juli 1857 brach im Centrum des Landes ein Aufstand aus, welcher damit endete, daß Baez in Santo-Domingo 12. Juni 1858 mit Santana kapitulierte, worauf dieser sich gegen den Willen der Landesversammlung der höchsten Gewalt bemächtigte, die er mit Willkür ausübte.

Nach dem Sturze Soulouques 15. Jan. 1859 verlängerte Santana mit dem neuen Präsidenten von Haïti, Geffrard, den Waffenstillstand von 1857 auf fünf Jahre. Am 18. Febr. 1856 hatte Spanien die Unabhängigkeit der Dominican. Republik vertragsmäßig anerkannt, aber dabei unter anderm die sog. Klausel der Immatrikulation gemacht, wonach geborene span. Unterthanen und deren Kinder, die in der Republik ansässig, ihre castil. Nationalität wiedergewinnen konnten, wenn sie ihre Namen in besondere Register eintragen ließen. Fast jeder Dominicano konnte demnach wieder Spanier werden. Die Elite der Bevölkerung beeilte sich sofort, von der Immatrikulation Gebrauch zu machen, und als Santana dies mit Gewalt zu hindern suchte, nahm Spanien eine drohende Haltung an, sodaß er sich zum Rücktritt bewogen fand. Statt seiner erhielt Baez aufs neue die Präsidentschaft,

der sich der span. Partei entschieden anschloß. Nun knüpfte Santana mit der span. Regierung selbst geheime Verhandlungen an, die dahin führten, daß er im Verein mit andern »Repräsentanten des Volks« in einer Proklamation vom 18. März 1861 zu S. die Vereinigung des dominicanischen Gebiets mit der span. Monarchie verkündete. Am 19. Mai 1861 genehmigte die Königin von Spanien die Annexion. Aber schon 16. Aug. 1863 kam eine Erhebung gegen das span. Regiment zum Ausbruch. Zugleich drangen dominicanische Flüchtlinge von Haïti aus ein, schlugen 20. Aug. die span. Truppen und zwangen 1. Sept. die Hauptstadt zur Übergabe. Man proklamierte nun wieder die Republik und setzte 14. Sept. eine provisorische Regierung ein, an deren Spitze General Salcedo trat. Am 4. Okt. eroberten die Republikaner den wichtigen Hafen Puerto-Plata bis auf die Citadelle, und die span. Truppen sahen sich genötigt, ihren Rückzug in die Küstenplätze zu nehmen. Da der Präsident Salcedo willkürlich verfuhr und sich zur Ausgleichung mit den Spaniern geneigt zeigte, entsetzte man ihn, und der General Gaspar Polanco trat an seine Stelle. Am 4. Dez. 1864 erfocht der dominicanische General Cabral einen großen Sieg über die Spanier bei La Canela in der Gegend von Neyba, worauf ein königl. span. Dekret vom 5. Mai 1865 die Freigebung S.s erklärte und Cabral provisorisch die Präsidentschaft übernahm. An seiner Stelle wurde 14. Nov. von einer konstituierenden Versammlung einstimmig Baez gewählt, der 8. Dez. sein Amt antrat, aber durch die im Juni 1866 unter General Pimentel ausgebrochene Revolution genötigt ward, das Land zu verlassen. Nun wurde wiederum Cabral zum Präsidenten gewählt, aber durch einen Aufstand schon im Jan. 1868 zur Flucht gezwungen. Bereits in demselben Monat wurde Baez wieder auf den Präsidentenstuhl erhoben; durch fortwährende Bürgerkriege beunruhigt, schloß dieser mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, vorbehaltlich der nachträglichen Bewilligung des Kongresses zu Washington, einen Vertrag ab, nach welchem den Amerikanern die Stadt Samaná gegen eine Summe von 1500000 Doll. überlassen werden sollte. Der amerik. Kongreß verwarf jedoch 30. Juni 1870 den Vertrag. Auf Baez folgte 20. Dez. 1873 Gonzalez als Präsident, der sich trotz fortwährender Aufstände zu Gunsten Baez' und Cabrals bis zum Ablauf seiner verfassungsmäßigen Regierungszeit 1879 hielt. Ihm folgte General Guillerme, der jedoch schon nach Verlauf von zwei Jahren durch Don Fernando Arturo de Merino ersetzt wurde, diesem folgte im J. 1884 General Ulysses Heureaux, der die Präsidentschaft nur ein Jahr lang verwaltete. Im J. 1885 war der bereits im Juli 1884 gewählte Francisco G. Bellini Präsident. Neuestens wurde ein 30. Jan. 1885 zwischen dem Deutschen Reiche und der Dominicanischen Republik abgeschlossener Handels-, Schiffahrts- und Konsularvertrag in Berlin ratifiziert.

Vgl. Delmonte y Tejado, »Historia de Santo-Domingo« (Madr. 1860); Keim, »San-Domingo« (Philad. 1870); »Life in Santo-Domingo« (Neuyork 1873); S. Hazard, »Santo-Domingo; past and present« (Lond. 1873).

Santo-Domingo, frühere Hauptstadt der ganzen westind. Insel Haïti, gegenwärtig der Republik Santo-Domingo und der gleichnamigen Provinz, erhebt sich mit ihren alten Befestigungen sehr malerisch auf einer Anhöhe der von schöner Vegetation bedeckten Südküste, an der Mündung des schiffbaren Ozama, der einen großen und sichern Hafen mit schmaler Einfahrt bildet. Die Stadt ist ein wichtiger Stapelplatz, Sitz der Regierung, des Gouverneurs der Provinz und eines kath. Erzbischofs, hat einen Leuchtturm, gerade Straßen, mehrere öffentliche Plätze, zwei Klöster, eine Kathedrale von 1540, neun andere Kirchen, ein ehemaliges Jesuitenkollegium, das jetzt Militärmagazin ist, zwei Hospitäler, eine Universität, ein großes Arsenal, große Kasernen und zählt etwa 16000 E. S. ist Sitz eines deutschen Konsulats für das Land südlich des Gebirges Cibao und die Bai von Samaná. Östlich von der Stadt erstreckt sich eine ausgedehnte, überaus fruchtbare Ebene (1817 qkm), welche vorzugsweise Los Llanos heißt. Die Provinz S. zählt etwa 70000 E. In S. liefen 1883 ein: 185 Schiffe von 92384 t. S. ist die älteste Europäerstadt der Neuen Welt, gegründet 1496 von Bartolommeo Columbus, und gab nachher der ganzen Insel ihren Namen Domingo, bis letztere 1803 den ursprünglichen Namen Haïti wieder annahm. Die Blüte der Stadt fällt in die Mitte des 16. Jahrh.; 1586 aber wurde sie von den Engländern unter Drake eingenommen und großenteils verheert. Bei der Einnahme durch die Franzosen 1793 war sie noch in gutem Zustande; seit der Vereinigung mit der Republik Haïti aber verlor sie viel an Bedeutung. In der im got. Stil erbauten Kathedrale, der ersten der Neuen Welt, wurde nach Christoph Columbus' eigener Anordnung seit 1536 sein Leichnam aufbewahrt. Als aber der span. Anteil der Insel 1795 an die Franzosen kam, wollten die Spanier die Gebeine des Entdeckers nach Havana schaffen, und führten auch 20. Dez. 1795 mit großen Feierlichkeiten einen Sarg, in dem man Columbus' Leichnam vermutete, nach Cuba ab. Aber bei einem Umbau in der Kathedrale von S. entdeckte man 10. Sept. 1877 in einem Gewölbe einen Bleisarg mit menschlichen Überresten, der sich durch seine Inschrift unzweifelhaft als den echten Sarg des Entdeckers erwies. Die Geschichte der Stadt S. ist eng mit derjenigen der Republik Santo-Domingo (s. d.) verflochten.

Santo-Espiritu, Stadt auf der span.-westind. Insel Cuba, Depart. Habana, mit Trinidad und Tunas am Karaïbischen Meere durch Eisenbahn verbunden, hat 13000 E. und beträchtliche Viehzucht.

Santolina *L.*, Pflanzenfamilie aus der Familie der Kompositen. Man kennt acht Arten, die sämtlich in den Mediterrangegenden vorkommen; es sind niedrige Halbsträucher mit dicht gedrängt stehenden, häufig filzigen Blättern und kleinen Blütenköpfchen von gelber Farbe. Die Achenen sind zusammengedrückt-vierkantig und besitzen keinen Pappus. Die bekannteste ist das sog. Cypressenkraut (S. Chamaecyparissus *L.*), ein kleiner, immergrüner Strauch mit vierzeiligen, fleischigen, kahlen Schuppenblättchen, welche so klein sind, daß die Ästchen wie mit vier Reihen von grünen Zähnen besetzt erscheinen. Diese aromatische Pflanze wird oft als Topfgewächs und auch im Freien kultiviert. Von der S. maritima wird der dichte Haarfilz zur Herstellung von Lampendochten verwendet.

Santomischel, Santomysl, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Schroda, zwischen zwei fischreichen Seen, zählt (1880) 1364 E., meist

Polen, und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, Torfstiche, Spiritusbrennerei und Handel mit Schweinen und Pferden.

Santoña, Hafenstadt in der span. Provinz Santander, an der Ria de Marron des Golfes von Vizcaya, hat (1877) 4428 E. und ist befestigt.

Santones, Name eines großen kelt. Volks in der durch Augustus gebildeten Provinz Aquitanien, am Atlantischen Ocean, nördlich von der Gironde und südlich von dem Gebiet der Pictones; das Land heißt jetzt Saintonge, ihre alte Hauptstadt Mediolanum jetzt Saintes.

Santonin, $C_{15}H_{18}O_3$, der wirksame Bestandteil des Wurmsamens, Flores Cinae. (S. unter Artemisia und Zittwersamen.) Das S. bildet krystallinische, glänzende, geruchlose Blättchen, die kaum in kaltem Wasser, in 250 Teilen kochendem Wasser, leichter in Weingeist, Äther, Chloroform löslich sind. In alkalischen Flüssigkeiten ist es leicht löslich und wird durch Säuren daraus wieder abgeschieden. Mit alkoholischem Kali gibt es eine sich nach und nach entfärbende scharlachrote Lösung. Durch Einwirkung des Lichts wird es verändert und muß sorgfältig vor Zutritt des Lichts bewahrt werden. Das S. dient als Wurmmittel und wird namentlich in Form von Pastillen (Santoninplätzchen) gegeben; in großen Dosen wirkt es giftig, besonders auf die Nervencentren, auch schon in geringen Dosen erregt es Gelbsehen und färbt den Harn citronengelb.

Santorin oder Thira (Thera), die südlichste der zu Griechenland gehörigen Cykladen, ist 79 qkm groß und bildet jetzt mit Amorgos und einigen andern Nachbarinseln die Eparchie Thira. Mit ihrem vulkanischen Boden ist sie eine der merkwürdigsten Inseln der Erdoberfläche. Ihre sichelförmig eingebuchtete Westküste steigt über 300 m hoch steil empor; ihr höchster Berg, der St. Elias, erhebt sich 578 m. Ihr westlich gegenüber liegen die Inselchen Therasia und Aspronisi, mit denen sie geologisch ein Ganzes bildet: einen mit durchschnittlich 400 m tiefem Wasser ausgefüllten Krater. Die Versuche der Natur, in der Mitte dieses Kraters einen Vulkan zu bilden, haben, soweit Geschichte und Tradition reichen, nicht aufgehört. Im J. 237 v. Chr. fand die vulkanische Trennung Therasias von Thera statt. Im J. 199 v. Chr. erhob sich das Eiland Hiera, jetzt Paläa-Kaimeni (die Alte Verbrannte) genannt, welche bei spätern vulkanischen Ausbrüchen im J. 19 und 726 n. Chr. vergrößert wurde, während 1457 ein großes Stück im Meere verschwand. Im J. 1573 bildete sich das Eiland Mikra-Kaimeni (die Kleine Verbrannte), nordöstlich von Paläa-Kaimeni, und endlich 1707—11 zwischen beiden die Insel Nea-Kaimeni (Neue Verbrannte), bei welcher seit dem Jan. 1866 bis Ende Okt. 1870 abermals heftige vulkanische Eruptionen und Neubildungen kleiner Inseln stattfanden. Am südöstl. Ufer hat sich der Georgvulkan erhoben; am südwestlichen entstand aus aufquellenden Lavamassen die später mit Nea-Kaimeni verbundene Insel Aphroessa nebst andern Inselchen. Die Untersuchungen vieler Geologen an Ort und Stelle sind der Buchschen Theorie der Erhebungskrater, von denen gerade S. das schönste und schlagendste Beispiel sein sollte, nicht günstig. Nirgends sieht man auf der Insel fließendes Wasser, dagegen überall Cisternen. Die Küsten sind größtenteils fast unzugänglich, ihre ausgeglühten Lava- und Aschenmassen vegetationslos. Landeinwärts, wo die vulkanischen Massen verwittert, ist der Boden sehr fruchtbar an Gerste, Baumwolle, Südfrüchten und vorzüglichen Weinen. Berühmt ist der weiße und rote Vino Santo (süß mit bitterlichem Nachgeschmack), der am häufigsten nach Odessa ausgeführt wird, wofür man Getreide zurückbringt. Auch Puzzolanerde kommt zur Ausfuhr. Die Einwohner (1879) rund 15000, mit den dazugehörigen Inseln 20055 an der Zahl, welche größtenteils griechisch-katholisch, zum kleinern Teile römisch-katholisch sind und für jede Konfession einen eigenen Bischof haben, besitzen viele Freiheiten. Man zählt 5 Flecken und etwa 50 Dörfer, die wie Schwalbennester an die Felsen gebaut und deren Häuser übereinander terrassiert sind. Der Hauptort ist Thera an der Westküste, mit einem Hafen, vielen Weinkellern und 716, als Gemeinde 4146 E. Erst 1566 wurde den Venetianern die Insel durch Piali Pascha entrissen und von den Osmanen Degirmenlik genannt. Vgl. Roß, «Reisen auf den griech. Inseln des Ägäischen Meeres» (1840); Fritsch, Reiß und Stübel, «Santorin» (Heidelb. 1867); Reiß und Stübel, «Geschichte und Beschreibung der vulkanischen Ausbrüche bei S.» (Heidelb. 1868); Neumann und Partsch, «Physik. Geographie von Griechenland» (Bresl. 1885).

Santorini (Giov. Domenico), ital. Anatom, der Entdecker der Emissaria Santorini (s. d.).

Santos (Los Santos de Maimona), Stadt in der span. Provinz Badajoz, Station der Eisenbahn Sevilla-Mérida, mit Badajoz, Mérida und Sevilla durch Chausseen verbunden, hat (1877) 6106 E., Tuchmanufakturen und Kupferminen.

Santos, Hafenstadt der brasilian. Provinz São-Paulo auf der Nordseite der Insel São Vicente und am Fuße des isolierten Berges Monserrate (mit Kirche), in dicht bewaldeter, aber ungesunder Umgebung, zählt 15000 E., hat in den der Küste parallel laufenden Straßen manche stattliche Häuser, ein Stadthaus, ein Arsenal, ein Zollhaus (das ehemalige Jesuitenkolleg), mehrere Kirchen und Klöster, einen kleinen, aber tiefen Hafen mit einem Leuchtturm, ansehnliche Kais, öffentliche und private Elementarschulen, ein bedeutendes Hospital, ferner Pferdebahn, Gasbeleuchtung, Wasserleitung und einen sehr schönen, öffentlichen Garten, regelmäßigen Dampfschiffverkehr mit Rio de Janeiro und mittels dieses und der Eisenbahn über São-Paulo nach Rio wichtigen Handel. S. ist Sitz eines deutschen Konsulats, Station der Dampfer der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschifffahrtsgesellschaft, des Norddeutschen Lloyd, der Royal Mail Steam Packet Company und nächst Rio de Janeiro der wichtigste Ausfuhrhafen Brasiliens für Kaffee, welcher besonders nach Deutschland und England geht.

Santos (Los Santos), Stadt und Hauptort eines Departements im Staate Istmo (Panamá) der südamerik. Republik Columbia, auf der Halbinsel Azuero, rechts am Rio Santa-Maria, 15 km von dessen Mündung in die Bahia de Parita des Golfes von Panamá, zählt (1870) 4023 E.

Sanz del Rio (Julian), ausgezeichneter span. Gelehrter, Vertreter der deutschen Philosophie in Spanien, geb. 1814 zu Torre-Arevalo in der Provinz Soria, studierte Philosophie und Jurisprudenz in Cordova, Granada und Madrid und erhielt bald einen Lehrstuhl der Philosophie an der Universität

von Madrid. Im J. 1843 sandte ihn die Regierung nach Deutschland, um daselbst Philosophie zu studieren und deutsches Wissen in Spanien einzuführen. Nach drei Jahren heimgekehrt, beschäftigte sich S. in tiefster Zurückgezogenheit auf einem Dorfe mit der Entwickelung der philos. Anregungen, die er mitgebracht hatte. Von 1849 ab bis zu seinem Tode widmete er sich dem Vortrage der Geschichte der Philosophie in der Fakultät für Philosophie und Litteratur an der madrider Universität. Er starb zu Madrid 12. Okt. 1869 außerhalb jeder positiven Religion; seine Bestattung war das erste rein bürgerliche Begräbnis in Spanien. S. hatte sich die hauptsächlichsten philos. Systeme, welche in der Geschichte des Denkens geschaffen worden sind, vollständig zu eigen gemacht, um sodann seine vorzügliche Aufmerksamkeit den deutschen Systemen, welche aus der Kantschen Schule hervorgegangen sind, zuzuwenden. Namentlich bildete er sich an Friedr. Krause weiter aus, über den er jedoch bald hinaus zu einer gewissen Selbständigkeit der philos. Prinzipien fortschritt. S. ist der erste gewesen, welcher in Spanien den philos. Geist zu einem freien Leben erweckt hat. Er hinterließ eine Menge tiefsinniger, wenn auch schwer verständlicher Schriften, von denen bereits erschienen sind: «C. C. F. Krause. Sistema de la Filosofia metafisica. Primera parte: Análisis» (Madr. 1860), «Lecciones sobre el sistema de la Filosofía» (Madr. 1868), «Doctrinal de Lógica» (unvollständig; Madr. 1863), «Krause: Ideal de la Humanidad para la vida. Con introduccion y comentarios» (2. Aufl., Madr. 1871). Aus seinem Nachlaß erschien: «Cartas inéditas» (Madr. 1875), «Análisis del pensamiento racional» (Madr. 1878).

São (port.), heilig.

São-..., Artikel, die man hier vermißt, sind unter dem betreffenden Hauptnamen zu suchen; s. auch Saint-, Sainte-, San-, Sankt, Santa-.

São-Antão, eine Kapverdische Insel (s. d.).

São-Carlos de Campinas, gewöhnlich Campinas, Stadt in der brasil. Provinz São-Paulo, auf dem Hochlande zwischen dem Rio Tieté und dessen rechtsseitigem Nebenfluß Piracicaba, Station der Eisenbahnen São-Paolo-Casa Branca und S.-Rio Claro, hat gegen 12000 E., darunter viele Deutsche, eine sehr weitläufige Bauart, schöne öffentliche Gebäude und stattliche Privathäuser, welche von wohlgepflegten Gärten umgeben sind, ist Sitz eines deutschen Konsulats und einer Bank, sowie Mittelpunkt einer sehr bedeutenden Kaffeekultur, hat auch etwas Anbau von Zuckerrohr.

São-Francisco, der bedeutendste Strom, welcher sich an der Ostküste Brasiliens in den Atlantischen Ocean ergießt, entspringt unter 20° 20′ südl. Br. im südl. Teile der Provinz Minas-Geraes, durchfließt die Provinzen Minas-Geraes und Bahia, bildet hierauf die westl. Südgrenze von Pernambuco, scheidet alsdann die Provinzen Alagoas und Sergipe und mündet nach einem erst nordnordöstlich, dann nordöstlich, schließlich südöstlich gerichteten Laufe von 2900 km. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind links: Paracatu, Correntes, Carunhanha und Rio Grande, rechts Rio das Velhas und Rio Verde Grande. Vom Katarakt von Pirapora in Minas-Geraes (17° 20′ südl. Br.) wird er auf eine Strecke von 1500 km schiffbar, dann beginnt eine 300 km lange Reihe von Stromschnellen, welche auf der Grenze der Provinzen Alagoas und Bahia in den 80 m tief hinabstürzenden Paulo-Affonso-Katarakten endet. Letztere sind der bedeutendste Wasserfall der Erde nach dem Niagara, den sie an Höhe noch übertreffen. Vor dem Falle verzweigt sich der Strom in vier Arme und stürzt dann in mehrern Absätzen in die Tiefe; die aus letzterer aufsteigenden Dampfwolken sind bei klarem Wetter 30 km weit sichtbar. Unterhalb der Fäll liegt am steilen, durch Granitwände gebildeten Ufer die Furna dos Morcegos, eine Grotte, welche bei einer Tiefe von 48 m und einer Höhe von 88 m einen nur 1,5 m breiten Eingang besitzt. Die tief eingeschnittene Felsenschlucht des Stromes endet erst bei Paranhas (18 m über dem Meere), worauf der S. bei großer Breite und starker Inselbildung zwischen flachen Ufern abermals auf eine Strecke von 264 km bis zu seiner Mündung für Fahrzeuge bis zu 3,3 m Tiefgang schiffbar ist. Die an Umfang beständig zunehmenden Barren an der Mündung gestatten indessen nur schmale und flache Fahrstraßen. Der untere Teil des Stroms wird seit 1865, der obere seit 1872 mit Dampfern befahren. Eine von Paranhas stromaufwärts nach Jatoba führende, auf Staatskosten erbaute, 117 km lange Eisenbahn hat den Zweck, mit Umgehung der Paulo-Affonso-Fälle den Verkehr zwischen dem obern und untern fahrbaren Teile des S. zu vermitteln. Die bedeutendsten Uferstädte sind São-Romão und Januaria in Minas-Geraes, Carunhanha, Bom Jardim, Barra und Joaseiro in der Provinz Bahia und Penedo in Alagoas.

São-Francisco, Insel, zum nördl. Teile der brasilian. Provinz Santa-Catharina (s. d.) gehörig, hat für Schiffe von nicht mehr als 4,5 m Tiefgang einen sichern Hafen am nordwestl. Ufer bei dem Städtchen Nostra-Senhora da Graça, bekannt unter dem Namen São-Francisco, welches Sitz einer deutschen Konsularagentur ist. Die Insel ist von etwa 10000 E. bevölkert und hat ein gesundes Klima und fruchtbaren Boden. S. hat erst durch die Gründung der deutschen Kolonie Donna-Francisca (s. d.) am gegenüberliegenden Festlande an Bedeutung gewonnen.

São-João da Foz, s. unter Oporto.

São-Jorge da Mina, brit. Besitzung an der Goldküste, s. Elmina.

São-Leopoldo, Stadt (Villa) in der brasil. Provinz Rio Grande do Sul, links am Rio dos Sinos, Station der Eisenbahn Porto Alegre-Hamburger Berg und auch durch Dampfschiffahrt auf dem Sinos mit Porto Alegre verbunden, zählt 3—4000 E. großenteils deutscher Abkunft und hat eine sehr stattliche kath. und eine prot. Kirche, ein Jesuitenkolleg, eine höhere Privatschule für prot. Knaben, zwei höhere Töchterschulen, eine Freimaurerloge, zwei deutsche Zeitungen und mehrere Elementarschulen. S. ist Mittelpunkt des aus mehrern Kirchspielen bestehenden gleichnamigen Municipiums, welches aus der 1824 gegründeten deutschen Kolonie S. hervorgegangen ist und mehr als 30000 meist deutsche E. zählt, welche Acker- und Weinbau, sowie lebhafte Industrie in Leder- und Sattlerwaren betreiben und die Erzeugnisse derselben ausführen.

São-Luiz de Maranhão, Stadt und Insel, s. unter Maranhão.

São-Luiz de Parnahyba, s. Parnahyba.

São-Marcos (Rio de), s. Paranahyba.

São-Nicolão, eine Kapverdische Insel (s. d.).

São-Paulo, eine der südl. Provinzen Brasiliens, wird im N. durch den Rio Grande von Minas-Geraes, im W. durch den Paraná von Matto-Grosso, im S. durch den Paraná-panema von der Provinz Paraná geschieden, im SO. vom Atlantischen Ocean, im O. von den Provinzen Rio de Janeiro und Minas-Geraes begrenzt und zählt auf 290876 qkm (1883) 1058950 E., darunter über 15000 Deutsche, eine mindestens ebenso große Anzahl Italiener und (1876) 168950 Sklaven. Der Küste vorgelagert sind die Insel São-Sebastiano und verschiedene Gruppen kleinerer, ebenfalls fruchtbarer und bewaldeter Inseln. Der nördl. Teil des Gestades, Beira mar, ist reicher entwickelt, weil hier die Serra do Mar näher an das Meer herantritt, dagegen ist das südl. Litorale einförmiger, da das Küstengebirge weiter in das Innere zurückweicht. Nach Westen finden die bis zu 1000 m aufsteigenden Randgebirge in einem von mehrern großen Zuflüssen des Paraná durchfurchten Hochplateau ihre Fortsetzung, welches sich zum Paraná allmählich senkt. Während die Abhänge der Serra do Mar und der mit zahlreichen Ausläufern in die Provinz hineinreichenden Serra da Mantiqueira von reichen Urwäldern bestanden sind, wird das westl. Hochland von Campos (Grasfluren) bedeckt, welche eine großartige Rindvieh-, Pferde- und Maultierzucht ermöglichen. Im S. des Plateaus finden sich auch Araucarienwälder (Pinhaes), deren Hauptverbreitungsgebiet die drei südlichsten Provinzen des Kaiserreichs sind. Das Klima des tiefgelegenen Küstenstrichs ist sehr heiß, feucht und zum Teil ungesund; hier tritt sogar das Gelbe Fieber auf; dagegen ist die Luft auf den Hochebenen trockener und von einer niedrigern Temperatur (Jahresmittel in der Hauptstadt São-Paulo 19° C.).

In dem kaiserl. Bergwerk Ipanema bei Soracaba wird Eisen gewonnen, welches dem schwedischen an Güte vollkommen gleich steht; Marmorbrüche eines sehr schönen Gesteins finden sich bei San-Roque; die vorhandenen Braunkohlenlager werden noch wenig ausgebeutet. Unter der Kultur der Kolonialprodukte steht die des Kaffees oben an, die bessern Santos- und Campinassorten sind ein begehrter Handelsartikel. Der Zuckerrohrbau erfreut sich eines bedeutenden Aufschwungs. Auch die Kultur von Baumwolle und Tabak ist nicht unbedeutend. Mais wird wegen der Schweinezucht viel gebaut; Reis, Bohnen, Gerste und Gemüse werden ebenfalls produziert. Die überwiegend von Deutschen begründete oder doch geleitete Industrie der Provinz erstreckt sich bereits auf Baumwollweberei, Eisengießerei, Fabrikation von Tabak, Cigarren und Hüten, Bierbrauerei und Destillerie; auch der Handel findet sich vielfach in deutschen Händen, welche die Verbindung mit dem Mutterlande pflegen.

Die besten Häfen der Provinz sind Santos, Porto de Iguapé und Cananea. Trotz ihrer Wasserfülle eignen sich der Paraná und seine Nebenflüsse wegen der zahllosen Wasserfälle und Stromschnellen wenig für die Schiffahrt; ebenso wenig der Parahyba, welcher nach seinem obern Laufe hierher gehört. Von den Küstenflüssen kommt nur der Iguapé in Betracht, da er auf 160 km mit Dampfern befahren wird. Dagegen erschließt das Eisenbahnnetz des Landes mit einer Gesamtlänge von 1408 km die Provinz dem Verkehr. Die erste Ansiedelung legten hier die Brüder Martin Affonso und Pero Lopez de Souza 1532 unter dem Namen São-Vincente an; 1535 wurde das Land denselben durch den portug. König Johann III. als Lehnsherrschaft übertragen, letztere indessen 1710 von der portug. Krone zurückgekauft.

Die Hauptstadt der Provinz S. liegt über 5 km südlich vom Oberlauf des Tieté auf einer Anhöhe, 753 m über dem Meere, ist mit der Hafenstadt Santos, mit Rio de Janeiro und mit dem Innern des Landes durch Eisenbahnen verbunden, Sitz eines Bischofs, eines Appellationstribunals, einer 1827 gegründeten Fakultät für Jurisprudenz und soziale Wissenschaften, einer theol. Fakultät und eines deutschen Konsulats, Mittelpunkt der Industrie der Provinz, zählt etwa 40000 E., darunter 1500 Deutsche, welche einen eigenen Klub mit Bibliothek, eine Zeitung und eine Schule haben, ist gepflastert und nach allen Richtungen von Pferdebahnen durchzogen, und hat eine Kathedrale, einen Regierungspalast, ehemals das 1552 gestiftete Jesuitenkollegium, welchem die Stadt ihren Ursprung verdankt, einen bischöfl. Palast am schönen Jardim Publico, ein Seminar für weibliche Zöglinge, ein Krankenhaus, ein Irrenhaus, ein Theater und mehrere Banken, darunter eine Filiale der Brasilianischen Bank. In der Nähe liegen die vom Staate ins Leben gerufenen und fast ausschließlich von Italienern bewohnten Kolonien Santa-Anna, Gloria, São-Caetano und São-Bernardino.

São-Paulo de Loanda, s. Loanda.

São-Pedro, Hafen der brasil. Provinz Rio Grande do Sul (s. d.).

São-Pedro do Sul, Badeort im portug. Distrikt Vizéu, in der Landschaft Beira-alta, rechts am Flusse Vouga, am südöstl. Fuße der Serra Gralheira, 157 m über dem Meere, hat (1878) 2272 E. und warme Schwefelquellen.

São-Salvadór, früher Name der brasil. Stadt Campos (s. d.).

São-Salvadór da Bahia, Hauptstadt der brasil. Provinz Bahia (s. d.).

São-Thiago, die größte der Kapverdischen Inseln (s. d.).

São-Thomé, eine der Guinea-Inseln, s. Saint-Thomas.

São-Vicente, eine Kapverdische Insel (s. d.).

Saona, unbewohnte Insel unweit der Südostspitze Haïtis, 138 qkm groß, reich an Holz und Schildkröten, hat einen Ankerplatz an der Westküste.

Saône (spr. Sōn), bei den Alten Arar, später Sauconna, im Mittelalter Araris und Saugonna genannt, der bedeutendste Nebenfluß des Rhône, entspringt 396 m hoch auf den Monts Faucilles, 9,8 km östlich von Darney im Depart. Vogesen, nimmt rechts nur kleine Flüsse, wie Amance, Salon, Vingeanne, Tille, Ouche, Grosne und Azergues, links unter andern die Lanterne, den Durgeon (50 km), den Ognon (192 km), den Doubs (430 km), die Seille (116 km), Reyssousse (84 km) und Veyle auf, berührt, erst südsüdwestlich fließend, die Städte Port-sur-Saône, Gray, wo sie schiffbar wird, Auxonne, St.-Jean-de-Losne, Seurre, Verdun-sur-le-Doubs, Châlon, dann, sich südwärts wendend, Tournus, Mâcon, Trévoux und vereinigt sich in 161 m Seehöhe unterhalb Lyon mit dem Rhône, nach einem Laufe von 455 km, wovon 314 schiffbar sind. Von Châlon an findet lebhafter Dampfschiffahrtsverkehr statt. Auch mündet dort der Canal-du-Centre, der sie mit der Loire, und bei St.-Jean-de-Losne der Kanal von Burgund und der Rhône-Rheinkanal, welche sie mit der Seine und dem Rhein

in Verbindung setzen. Die S. durchläuft nur flache, meistens muldenförmig eingesenkte Thalgründe. Nach der S. werden zwei Departements benannt.

Das Depart. Obersaône (Haute-Saône), im östl. Frankreich, früher ein Bestandteil der Franche-Comté, zwischen den Depart. Vogesen, Oberrhein (Belfort), Doubs, Jura, Côte-d'Or und Haute-Marne gelegen, zählt auf 5339,9 qkm (1881) 295905 E., wird von Ästen der Vogesen im Nordosten durchzogen und außer der S., dem Hauptflusse, von dessen Nebenflüssen Amance, Salon, Lanterne, Durgeon und Ognon durchflossen. Der Boden, meist steinig und thonig, ist doch auch in vielen Gegenden fruchtbar und mit beträchtlichen Waldungen (1540 qkm) bedeckt. Die vorzüglichsten Produkte sind Holz, Wein, Obst, Getreide, Hülsen- und Gartenfrüchte, Eisen, Steinkohlen, Mauer- und Bruchsteine, Kalk, Thon, Granit und Marmor. Die Einwohner beschäftigen sich nächst dem Getreide- und Weinbau besonders mit Bergbau auf Steinkohlen und gutes Eisen (woran das Departement das reichste von allen ist), und mit Verarbeitung des letztern, mit Glasfabrikation, Leinenmanufaktur und Bereitung von Bieren und Kirschwasser. Auch gibt es einige Mineralquellen, z. B. Luxeuil. Das Departement zerfällt in die 3 Arrondissements Vesoul, Gray und Lure mit 28 Kantonen und 583 Gemeinden. Die Hauptstadt ist Vesoul.

Das Depart. Saône-et-Loire, im südöstl. Frankreich, zwischen den Depart. Côte-d'Or, Jura, Ain, Rhône, Loire, Allier und Nièvre gelegen und aus Bestandteilen des eigentlichen Burgund und des Maconnais zusammengesetzt, zählt auf 8551,74 qkm (1881) 625589 E., die sich mit Ackerbau, Viehzucht, Weinbau, Bergbau auf Eisen und Steinkohlen, Eisen- und Glasfabrikation und Bereitung von Wollwaren beschäftigen. Der Boden, von mehrern Berg- und Hügelketten, besonders von dem Gebirge von Charolais und Ausläufern der Monts du Morvan und der Côte-d'Or durchzogen, ist bald gebirgig und steinig, bald lehmig und sandig, aber größtenteils sehr fruchtbar, trägt Holz, Wein (Maconnais, in einem gewöhnlichen Jahre 700000 hl), Getreide, Garten- und Hülsenfrüchte, hat an den das Departement durchströmenden Flüssen, der S., der Loire, dem Doubs, dem Arroux und der Seille, viel schöne Wiesen und ist reich an Mineralien, z. B. Braunstein, Bausteinen, Marmor. Industrie und Handel sind bedeutend. Die fünf Arrondissements sind: Mâcon, Autun, Châlon-sur-Saône, Charolles und Louhans, zusammen mit 50 Kantonen und 589 Gemeinden. Die Hauptstadt ist Macon.

Saosduchin, so von Ptolemäos, Sammuges von andern genannt, assyr. Samas-sum-ukin, wurde von seinem Vater Assarhaddon zum Statthalter von Babylon gemacht, und folgte ihm daselbst 667, während sein Bruder Assurbanhabal (s. Sardanapal) in Ninive herrschte. Er waltete unabhängig in Chaldäa, wie zahlreiche aus seiner Regierung datierte Rechtsdokumente beweisen. Mit seinem Bruder in Feindschaft lebend, erlag S. dem Aufruhr seiner eigenen Unterthanen, und kam in den Flammen um. Diesem histor. Faktum scheint die Sage über den sich selbst verbrennenden Sardanapal entsprossen zu sein.

Sapajus, s. Rollschwanzaffen.

Sape (frz.), Sappe (s. d.).

Sapeke, Münze, s. Dong.

Saperda, ein 40 Arten umfassendes Geschlecht über die ganze Erde verbreiteter, stattlicher Bockkäfer von walzenförmiger Gestalt und mit verhältnismäßig kurzen Fühlhörnern.

Sapère aude (lat.), «wage es, weise (verständig) zu sein», Citat aus Horaz, «Episteln» (I, 2, 40).

Saphir, Sapphir, die übliche Bezeichnung für eine Edelsteinart, welche zu der Mineralspezies Korund gehört. Das Mineral krystallisiert im rhomboëdrisch-hexagonalen System, gewöhnlich mit spitzpyramidalem oder prismatischem Habitus und ist von Säuren nicht angreifbar; nur der Diamant übertrifft es an Härte, und es wird deshalb in seinen unreinen Varietäten, die man Schmirgel (s. d.) nennt, gepulvert zum Schleifen anderer harter Steine verwendet. Dasselbe besteht wesentlich nur aus Thonerde (Aluminium und Sauerstoff) enthält aber in der Regel kleine Beimengungen von Eisenoxyd und andern Pigmenten, welche ihm verschiedene Farben verleihen. Die mehr oder weniger durchsichtigen blauen Varietäten nennt man vorzugsweise S., die roten Rubin, die trüben oft grauen Korund oder Diamantspat, die unreinen, grauen und nicht krystallisierten, klein- und feinkörnig zusammengesetzten Schmirgel. Der S. kommt teils in stumpfeckigen Stücken und rundlichen Körnern, teils in Krystallen vor und ist zuweilen zwei- bis dreifarbig gestreift, zum Teil läßt er im Sonnenlichte oder lebhaften Kerzenlichte einen sechsstrahligen sternförmigen Lichtschein wahrnehmen, und dergleichen Stücke werden Sternsaphire oder Asterien genannt. Wegen seiner bedeutenden Härte, schönen Farbe und seines herrlichen Glanzes ist der S. als Edelstein sehr beliebt und wird dem Diamant am nächsten gestellt. Man verwendet die S. zu Ring- und Nadelsteinen, zu Spindeln für die Zapfenlager feiner Uhren und die sehr hellen auch zu Objektivlinsen für Mikroskope. Die blassen S. werden zuweilen durch vorsichtiges anhaltendes Glühen entfärbt und dann für Diamanten ausgegeben, denen sie allerdings unter allen Mineralien am meisten gleichen; doch kann man sie dadurch unterscheiden, daß sie vom Diamant geritzt werden. Die S. finden sich in Schuttland und dem Sande der Flüsse, mit Granat, Zirkon, Feldspat- und Kalkspatgeschieben in Ceylon, Siam, China und dem Ural, aber auch einzeln in Sachsen, Böhmen, Frankreich und Portugal; in Basalt eingewachsen bei Unkel am Rhein, in basaltischer Lava bei Niedermendig am Laachersee. Blaue Turmaline, Beryll und Cyanite werden öfters für S. ausgegeben. Was die Alten S. nannten, ist Lasurstein (s. d.).

Saphir (imitierter), s. unter Edelstein-Imitationen.

Saphir (Mor. Gottlieb), Humorist und Satiriker, geb. 8. Febr. 1795 im ungar. Landstädtchen Lovas-Bereny, von jüd. Abkunft, war anfangs für den Kaufmannsstand bestimmt, wurde aber, als er entschiedene Abneigung dagegen zeigte, nach Prag geschickt, um auf den dortigen jüd. Lehranstalten den Talmud zu studieren. Einige Gedichte, die in der «Pannonia» des Grafen Festetics Aufnahme fanden, entschieden hier für seine fernere Laufbahn. Sich ausschließlich der Litteratur zuwendend, ging er zunächst nach Wien, wo er Mitarbeiter an der «Theaterzeitung» wurde. Als er 1824 die Weisung erhielt, Österreich zu verlassen, wandte er sich nach Berlin, wo er die «Berliner Schnellpost» (1826—29) und den «Berliner Kurier» (1827—29) herausgab,

zwei Witzblätter, die ihm manche Unannehmlichkeiten zuzogen. Um diesen zu entgehen, siedelte er nach München über, wo er zwei ähnliche Zeitschriften begründete. Im J. 1830 ging er nach Paris, trat hier 1832 zur prot. Kirche über, kehrte 1834 nach Wien zurück und begann 1837 die Herausgabe des «Humoristen», den er bis zu seinem Tode fortführte. Er starb 5. Sept. 1858 zu Baden bei Wien. Neben dem «Humorist» ließ er seit 1850 alljährlich einen humoristisch-satirischen Volkskalender erscheinen. Schon früher hatte er «Gesammelte Schriften» (4 Bde., Stuttg. 1832), «Neueste Schriften» (3 Bde., Münch. 1832) und «Dumme Briefe» (Münch. 1834) herausgegeben. Diesen folgten unter anderm: die «Humoristische Damenbibliothek» (6 Bde., Wien 1838—41), «Fliegendes Album für ernste und heitere Deklamation» (2 Tle., Lpz. 1846; 5. Aufl. 1873), «Humoristische Abende» (2. Aufl., Lpz. 1853), «Wilde Rosen» (3. Aufl., Wien 1865), «Konversations-Lexikon für Geist, Witz und Humor» (Dresd. 1852; 2. Aufl., Dresd. 1860), «Pariser Briefe» (Wien 1855) und «Blaue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satire» (Wien 1855—56; 2. Aufl. 1863). S. handhabte namentlich die Kunst des Wortspiels und Wortwitzes mit Gewandtheit. Eine Auswahl seiner sämtlichen Schriften erschien nach seinem Tode (3. Aufl., 10 Bde., Brünn 1864—65).

Sapieha, eine früher sehr mächtige litauische und galiz. Fürstenfamilie, die von dem Großherzog von Litauen, Gedimin, abstammt und den poln. Königen aus dem jagellonischen Hause nahe verwandt war. Der erste dieses Namens soll der Fürst Punigaylo gewesen sein. Sein Sohn Sunigal, gest. 1420, trat mit Jagello zum Christentum über. Mit den Söhnen des letztern, Bogdan und Iwan, teilte sich das Geschlecht in zwei noch jetzt bestehende Linien, in die von Siewier oder Rozen und die von Kodnia.

Aus der ersten Linie stammt Lew S., geb. 1557, der seine Ausbildung auf der Universität zu Leipzig erhielt, an dem Kriege gegen Rußland unter Stephan Bathori teilnahm und dann mit Rußland einen zehnjährigen Frieden schloß. In Litauen führte S. zuerst ordentliche Gerichte ein, auch sammelte und veröffentlichte er das litauische Statut (Krakau 1614). Nach Ablauf des Friedens mit Rußland begab er sich wieder nach Moskau zu Boris Godunow. Unter großen Gefahren gelang es ihm, den Frieden auf 20 Jahre zu verlängern. Als dennoch Sigismund III. Rußland angriff, um die Ansprüche des falschen Demetrius geltend zu machen, gelang es S., trotz des unglücklichen Ausgangs dieses Krieges, Rußland zu vermögen, daß es Smolensk abtrat. Als Großkronhetman wurde er 1625 gegen Gustav Adolf, der in Litauen eingefallen war, gesendet, ohne jedoch dessen Fortschritte aufhalten zu können. Er starb 1633.

Jan Piotr S., Starost von Uswiat, geb. 1569, nahm an dem Zuge teil, den die Polen zur Unterstützung des falschen Demetrius gegen Moskau unternahmen, und erwarb sich, indem er bis Moskau vordrang, einen bis nach Asien hin Furcht und Schrecken verbreitenden Namen. Nachher kam er in den Verdacht, mit den Bojaren in ein heimliches Einverständnis getreten zu sein, um sich zum Herrscher von Rußland zu machen. Er starb im Palast der Zaren zu Moskau 1611.

Unter Johann Sobieski gelangte die Familie S. zu dem größten Ansehen und den höchsten Staatswürden. Kazimierz S. wurde Großhetman von Litauen und Wojwode von Wilna. Da er die Freigüter der Geistlichkeit mit Truppen belegte, that ihn der Bischof von Wilna in den Bann, wodurch große Verwirrungen in Polen herbeigeführt wurden. Auch unter August II. veranlaßten die S. blutige Zerwürfnisse in Litauen und gerieten mit den Häusern Radziwill und Oginski in Streit.

Alexander S., geb. 1770 zu Paris, wohin seine Eltern während Polens innerer Unruhen sich begeben hatten, unternahm eine Reise durch die slaw. Länder Österreichs, die er in einem 1811 erschienenen poln. Werke beschrieb, und widmete sich dann besonders dem Studium der Naturwissenschaften. Er starb 1812.

Leon S., Haupt der galiz. Linie, geb. 18. Sept. 1802, trat 1831 ins poln. Heer, verlor seine Güter in Rußland und ließ sich in Galizien nieder. Er wurde erblicher Reichsrat und 1861 Landtagsmarschall für Galizien, welche Würde er niederlegte, als er in einen Prozeß wegen der Czernowiczer Bahn verwickelt ward; er blieb jedoch Vorsteher und Förderer der landwirtschaftlichen Vereine und Anstalten des Landes, auch erwarb er sich durch Förderung der galiz. Eisenbahnen und Einführung von Musterwirtschaften auf seinen Besitzungen Verdienste um die Landeskultur. Er starb 10. Sept. 1878 in Krasiczyn. Ihm folgte sein Sohn Adam S., geb. 4. Dez. 1828.

Sapienti sat (lat.), dem Weisen (ist es) genug, d. h. für den Verständigen bedarf es keiner weitern Ausführung, Citat aus Plautus' «Persa» (IV, 7, 19).

Sapienza, zur griech. Nomarchie Messenia, Eparchie Pylia gehörige Insel, an der Südwestküste des Peloponnes, südlich von Modon, hat einen vorzüglichen Hafen (Porta Longa). Im Altertum war S. die westliche größere der Onuseninseln und hieß unter venetian. Herrschaft Sapientia oder Insula Moncionis.

Sapignies, Dorf im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrondissement Arras, bei Bapaume (s. d.).

Sapindaceen (Sapindaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 600 Arten, die über die ganze Erde verbreitet sind, besonders aber in den Tropen vorkommen. Es sind größtenteils hohe Bäume, seltener Sträucher oder kletternde und windende Gewächse, mit meist immergrünen zerteilten Blättern und kleinen unansehnlichen Blüten, welche aus vier bis fünf Kelchblättern, ebenso viel Blumenblättern, acht bis zehn Staubgefäßen und einem gewöhnlich dreifächerigen Fruchtknoten mit einem Griffel bestehen. Die Frucht ist sehr verschiedenartig ausgebildet. Zu den S. werden von vielen Botanikern auch die Familien der Acerineen, Melianthaceen und Staphyleaceen gerechnet.

Sapindus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen. Man kennt gegen 40 Arten, die fast sämtlich in den Tropengegenden vorkommen. Es sind meist Bäume oder Sträucher mit paarig oder unpaarig gefiederten Blättern, reichblütigen Rispen und Blüten mit vier- bis fünfteiligem Kelch, ebenso vielen Blumenblättern, acht bis zehn auf einem Ringe eingefügten Staubgefäßen und einen Stempel, und welche Steinfrüchte hervorbringen. Am bekanntesten ist S. Saponaria *L.*, der gemeine Seifenbaum des tropischen Amerika. Derselbe wird fast 10 m hoch und zeichnet sich durch die weißrindigen Äste der weitausgespreizten Krone,

durch die breitgeflügelten Stiele der drei- bis vierpaarigen Blätter, durch seine stachelbeergroßen, glänzenden, wie gefirnißt aussehenden Früchte (nuculae Saponariae) und besonders dadurch aus, daß deren mit Wasser schäumendes Fruchtfleisch anstatt Seife zum Reinigen der Wäsche benutzt werden kann. Wegen des sehr scharfen Saftes soll aber die Wäsche bedeutend leiden.

Saponara di Grumento, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Potenza, auf steilem Hügel rechts über dem Agri, zählt (1881) 3062 E. und hat durch das Erdbeben vom Dez. 1857 große Verwüstungen erlitten. Am Fuße der Höhe, auf welcher 882 S. entstand, im Thale des Agri (Aciris), lag das antike Grumentum, eine der bedeutendsten Städte im alten Lucanien, bei welcher 207 v. Chr. Gajus Nero dem Hannibal eine Niederlage beibrachte; noch sind die Ruinen von zwei Amphitheatern, von Tempeln und Privathäusern, sowie Netzwerkmauern und Trümmer von Aquädukten vorhanden, auch ist der Ort eine reiche Fundstätte von Altertümern; noch bis 1060 war Grumentum Sitz eines Bischofs.

Saponaria *L.*, Seifenkraut, Pflanzengattung aus der Familie der Caryophyllaceen. Man kennt gegen 30 Arten, die besonders in Südeuropa und in den Mediterrangegenden vorkommen. Es sind krautartige Gewächse, welche gegenständige und ganzrandige Blätter und Zwitterblüten mit röhrigem Kelche, fünfblätteriger Blumenkrone, deren langgenagelte Blätter am Schlunde mit einer häutigen Schuppe versehen sind, zehn Staubgefäße und zwei Griffel besitzen. Die Frucht ist eine einfächerige, vielsamige, mit vier Zähnen aufspringende Kapsel. Die bekannteste Art ist das an Flußufern, Hecken und Gebüschen wild vorkommende, auch häufig mit gefüllten Blumen zur Zierde angebaute gemeine Seifenkraut (S. officinalis *L.*); es ist ein perennierendes Kraut mit kriechendem, vielköpfigem Wurzelstock, 30—60 cm hohem Stengel, lanzettförmigen, dreinervigen Blättern und großen, zu einem endständigen, aus kleinen Trugdolden bestehenden Strauß gruppierten Blüten mit purpurn angehauchtem Kelch und weißen oder rötlichen Blumenblättern. Der Wurzelstock des Seifenkrauts war als Radix Saponariae offizinell. Das seifenartige Schäumen des zerriebenen Wurzelstocks beruht auf dem Vorhandensein eines eigentümlichen Stoffs, des Saponins (s. d.).

Saponifikation, soviel wie Verseifung.

Saponin, Struthiin, Quillajin, Senegin, Polygalin, Githagin, Monninin, Monesin, $C_{32}H_{54}O_{18}$, ein Glukosid, welches in der Wurzel verschiedener Sileneen, Polygaleen, Spiräaceen, Sapoteen, namentlich in Saponaria officinalis und Quillaja Saponaria vorkommt. Es erteilt wässerigen Flüssigkeiten, welche nur 0,1 Proz. davon enthalten, die Eigenschaft, wie Seifenwasser zu schäumen. Durch Einwirkung verdünnter Säuren spaltet es sich in Zucker und Sapogenin $C_{14}H_{22}O_2$.

Saponit oder Seifenstein (engl. Soapstone), ein derb und in Trümmern auftretendes sehr weiches und mildes, fettig anzufühlendes und im Strich glänzendes Mineral, von weißer oder lichtgrauer, gelblicher, rötlich-brauner, auch grünlicher Farbe, welches nach den Analysen eine sehr wechselnde Zusammensetzung hat, der Hauptsache nach aber ein wasserhaltiges Silicat von Magnesia mit sehr wenig Thonerde, und auch darin dem Speckstein ähnlich ist; im Gegensatz zu letzterm wird er aber von Schwefelsäure leicht und vollständig zersetzt; er findet sich in Cornwall.

Sapores, s. Schapur.

Saporóger (russ. Zaporožcy, Einzahl: Zaporožec), die jenseits (südlich) der Wasserfälle (porógi) des Dnjepr Wohnenden, so hießen die freien Genossenschaften von Fischern und Kriegern, welche sich am untern Lauf des Dnjepr (russ. Zaporožje, auch Nizovja, Niederungen, genannt) zusammenfanden und aus denen sich seit dem 14. Jahrh. die kleinruss. Kosaken entwickelten. Sie kämpften anfangs im Dienste Polens gegen die Tataren und Türken, breiteten sich am Bug und Dnjepr immer mehr aus und verschmolzen mit dem kleinruss. Volk, das eine kosakische Organisation annahm. Ihre Hauptstädte waren zu jener Zeit Tscherkassy, Kanew, Tschigirin, später Techtemirow. Als jedoch Polen nach dem Aufstand Chmelnizkijs die Zahl der Kosaken und ihre Rechte zu beschränken begann, und in Kleinrußland Atamanen aus der poln. Szlachta einsetzte, organisierten sich die S. zu einem eigenen Saporogischen Wojsko oder Kosch, unter eigenen, selbstgewählten Atamanen, und bildeten nun die Cadres der langjährigen Kosakenkämpfe, anfangs gegen Polen, später auch gegen Rußland, indem sie Bündnisse mit den Tataren, Türken, zuletzt auch mit Schweden schlossen.

Ihr Land umfaßte das Gebiet zwischen den Flüssen Bug und Mius, und das Centrum der Organisation bildete ein verschanztes Lager (die Sitsch) in der Nähe der Wasserfälle, zuerst auf der Dnjeprinsel Chortizy. Hier wohnten die dem Kriegsdienst sich widmenden Genossen (die Zahl schwankte gewöhnlich zwischen 3000 und 30 000) in 38 großen Gebäuden (kureñ) in mönchischer (die Sitsch durfte keine Frau betreten) und kommunistischer Weise zusammen, während die außerhalb der Sitsch wohnenden, verheirateten Genossen jenen Abgaben zu zahlen hatten. Der Ataman (Koschewoj-Ataman oder Batka) wurde alljährlich gewählt, alljährlich fand auch die Verteilung der Nutzung der Ländereien an die einzelnen Kureñs statt.

Nach der Niederlage Karls XII. bei Poltawa 1709 ward die Sitsch von den Russen zerstört. Die S. flohen auf türk. Gebiet, und gründeten 1711 unter Protektion des Khans der Krim eine Sitsch bei Aleschki, die bis 1733 bestand. In diesem Jahre wurden sie von Rußland selbst zurückgerufen, gründeten eine neue Sitsch unweit der Stelle der alten zerstörten, erlangten aber nicht mehr ihre Freiheit wieder, und 1775 wurde diese Sitsch aufgehoben. Gegen 5000 S. flohen an die untere Donau und gründeten eine letzte Sitsch am Fluße Dunawetz, die bis 1828 bestand. Für die Nachfolger der S. in Rußland gelten die Tschernomorzen, die 1783 aus den Resten der S. gebildet wurden; anfangs erhielten sie ihre Wohnsitze am Schwarzen Meer zwischen Bug und Dnjepr, wurden aber 1792 an den Kuban versetzt und 1860 mit dem Kubanischen Wojsko verschmolzen.

Vgl. außer den russ. Werken von Kostomarow (s. d.), Antonowitsch, Skalkowskij, Sresnewskij («Das S. Altertum», 2 Bde., Charkow 1833—38; Volkslieder enthaltend) u. a. Guénot, «Les Zaporogues» (Limoges 1885); Dragomanow, Artikel «Kosaken» (in Ersch und Grubers «Encyklopädie», II. Serie, Band 39).

Sapotaceen (Sapotaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 300 Arten, die fast sämtlich in den Tropengegenden wachsen und sowohl in der Alten als in der Neuen Welt weite Verbreitung haben. Es sind Bäume oder Sträucher, zum Teil stark behaart, mit lederartigen ganzrandigen Blättern und mittelgroßen zwitterigen Blüten, die aus vier bis sechs Kelchblättern einer meist vier- bis sechslappigen glocken- oder kranzförmigen Blumenkrone, vier oder mehr Staubgefäßen und einem oberständigen mehrfächerigen Fruchtknoten mit kurzem Griffel bestehen. Die Frucht ist eine Beere mit meist reichlich vorhandenem fleischigen Pericarpium. Die Familie der S. umfaßt mehrere als Obstbäume und Industriepflanzen wichtige Arten. (Vgl. die Artikel Achras, Isonandra, Bassia, Chrysophyllum, Sideroxylon.)

Sapotillpflaume, s. unter Achras.

Sappanholz nennt man ein als Farbholz zum Rotfärben dienendes Holz, welches von der in Ostindien einheimischen Caesalpinia Sappan *L.* stammt. (S. Caesalpinia.)

Sappe, Sappieren (vom spätlat. sapa, frz. sape), ist die Arbeit zur Herstellung der Laufgräben (s. d.) vor einer belagerten Festung, welche für den Angreifer teils gesicherte Annäherungswege, teils gedeckte Positionen bilden. Bisweilen wird auch der Laufgraben selber S. genannt. Das Sappieren kann entweder auf einer auszuhebenden Linie gleichzeitig stattfinden, wobei die Arbeiter anfänglich ganz ungedeckt sind, oder man kann mit der S. unter Sicherung gegen das direkte feindliche Feuer schrittweise vorgehen; im erstern Falle spricht man von flüchtiger, im letztern von völliger Sappe. Die letztere Art, an sich zeitraubender als die erstere, wird in größerer Nähe der Festung angewendet, wo die Ausführung der flüchtigen S. der Wirksamkeit des feindlichen Geschütz- und Gewehrfeuers halber unmöglich ist. Wendet man zur raschern Gewinnung einer Deckung als Bekleidung der innern Böschung der Erdanschüttung Sappenkörbe an, so spricht man von der Korbsappe, während man ohne Anwendung solcher die S. als Erdsappe bezeichnet. Die flüchtige Erdsappe wird auch offene oder gemeine S. genannt. Bei der völligen S. bedient man sich nach vorwärts einer allmählich fortzuschiebenden, gegen Gewehrfeuer sichernden Maske; in früherer Zeit benutzte man zu diesem Zweck den Wälz- oder Rollkorb, der einen Durchmesser von 1 m und eine Länge von 3 m hatte und mit Bohnenstangen gefüllt war. Gegenwärtig dient zu gleichem Zweck eine Erdmaske, welche mit der Schippe allmählich nach vorwärts befördert wird; diese Art der S. heißt daher Erdwalze (auch türkische Sappe). Hat der Sappengraben nur nach einer Seite Erdanschüttung, so heißt die S. einfach, wenn nach zwei Seiten, doppelt. In größerer Nähe der angegriffenen Festung kommt die traversierte Sappe und zwar als Traversen-, Würfel-, Schlangensappe vor, beim Grabenniedergang die bedeckte Sappe, die von oben her eingedeckt ist. (Vgl. Festungskrieg.)

Sappenkörbe heißen die zur Herstellung der Korbsappe dienenden, etwa 0,8 m hohen, 0,5 bis 0,6 m starken, aus Pfählen und Flechtwerk gebildeten, oben und unten offenen Körbe.

Sappeurs (frz.), als Gattung der Genietruppen oder Pioniere. (S. unter Genie, milit.) In früherer Zeit hatte jedes Infanteriebataillon einige S., welche hauptsächlich aus Zimmerleuten bestanden, Äxte führten und vorkommende Bewegungshindernisse aus dem Wege zu räumen hatten. In Frankreich hat jedes Infanterieregiment noch jetzt 1 caporal-sapeur und 12 sapeurs ouvriers d'art.

Sapphir, Edelstein, s. Saphir.

Sapphische Strophe heißt in der Metrik eine vierzeilige Strophe, deren drei erste Glieder gleichmäßig die Form — ◡ — ⏓ — ◡ ◡ — ◡ — ⏑ haben, während der sog. Adonische Vers — ◡ ◡ — ⏑ das Schlußglied bildet, z. B.:

Iam satis terris nivis atque dirae
Grandinis misit pater, et rubente
Dextera sacras iaculatus arces
Terruit urbem. (Horaz, «Oden» I, 2).

Benannt ist diese Strophe nach der äolischen Dichterin Sappho (s. d.), die dieselbe jedoch nicht erfunden zu haben scheint. Von den Römern gebrauchte die S. zuerst Catull, aber erst Horaz, von dessen Oden 26 in dieser Versart gedichtet sind, bürgerte sie in Rom ein.

Sappho (in der Namensform des lesbisch-äolischen Dialekts Psappho), die berühmteste griech. Dichterin, von den Alten mehrfach als zehnte Muse gefeiert, lebte in der zweiten Hälfte des 7. und der ersten des 6. Jahrh. v. Chr. Sie war in Eresos auf der Insel Lesbos geboren, Tochter des Skamandronymos und der Kleïs. Wahrscheinlich siedelte sie mit ihren Eltern frühzeitig nach Mytilene, der Hauptstadt der Insel, über, wo sie ihre musikalische und dichterische Bildung empfing und dann einen Kreis von Freundinnen und Schülerinnen um sich sammelte, an denen sie, wie die Reste ihrer Gedichte noch heute zeigen, mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing, und von denen sie eine ähnliche leidenschaftliche Zuneigung verlangte. Namentlich die attischen Komiker, welche die S. mehrfach zum Gegenstande ihres Spottes gemacht haben, haben dieses Verhältnis zu einem unnatürlichen Laster verzerrt und auch sonst allerhand groteske Erfindungen ihr angehängt. Die Geschichte von ihrer unglücklichen Liebe zu dem schönen Jüngling Phaon, von der sie sich durch einen Sprung vom Leukadischen Felsen geheilt haben soll, knüpft vielleicht außer an leidenschaftliche Wendungen in ihren Liedern an eine auf Lesbos und in andern Gegenden Griechenlands bekannte Sage an. Sicher ist, daß sie, als die Aristokraten aus Mytilene verbannt wurden, nach Sicilien ging, später aber nach Mytilene zurückkehrte und dort noch um 565 in hohem Ansehen lebte. Wahrscheinlich war sie verheiratet und hatte eine Tochter. Mit ihrem Zeit- und Kunstgenossen, dem Dichter Alkäos, scheint sie in freundschaftlichem Verkehr gestanden zu haben. Aus einem Gedicht von Alkäos und einem solchen von S. ist noch die Anrede des Alkäos an sie und ihre Antwort darauf erhalten. Wie hochberühmt S. war, beweist auch dies, daß Mytilene und Eresos oft ihren Kopf, sowie auch ihre ganze Figur auf ihre Münzen setzten. Noch Silanion schuf eine Statue der Dichterin. Außer auf lesbischen Münzen sind auf Thonreliefen und Vasenbildern Darstellungen der S. (zum Teil mit Alkäos) und vielleicht in einem Kopf in Florenz eine Büste derselben erhalten, welche wie ein Teil der Münzen auf eine statuarische Darstellung zurückgehen mag, deren Porträtähnlichkeit aber freilich sehr zweifelhaft bleibt. Vgl. O. Jahn in den «Abhandlungen der

Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften» (Bd. 8, Lpz. 1861); Büchner in der «Zeitschrift für Numismatik» (Bd. 9, Berl. 1882), und über das Leben von S. Welcker, «S. von einem herrschenden Vorurteil befreit» (Gött. 1816); Kock, «Alcäus und S.» (Berl. 1862); Schöne, «Untersuchungen über das Leben von S.» (Lpz. 1867).

Der Hauptcharakter der Poesie der S. ist das Schwärmerische, Leidenschaftliche; Tiefe und Glut der Empfindung, daneben große Anmut und Lieblichkeit, ja bisweilen Naivetät, die entschieden an den Ton des Volksliedes erinnert. Die rhythmisch-metrische Form ihrer von den Grammatikern in neun Bücher geteilten Dichtungen war sehr mannigfach; am häufigsten scheint sie sich außer der Alcäischen der nach ihr benannten **Sapphischen Strophe** bedient zu haben, welche durch die dreifache Wiederholung des sog. Sapphischen elfsilbigen Verses (–◡–⏓–◡◡–◡–⏓) und einen sog. Adonischen Vers (–◡◡–⏓) als Abschluß gebildet wird. In der musikalischen Begleitung ihrer Gedichte (die nach griech. Sitte der Dichter selbst setzte) bediente sie sich außer der äolischen zuerst unter den griech. Dichtern auch der weichen mixolydischen Tonart. Die zum Teil ziemlich umfänglichen Fragmente ihrer Dichtungen waren früher am besten herausgegeben von Neue (Berl. 1827) und in Schneidewins «Delectus poesis Graecorum elegiacae, iambicae, melicae» (Gött. 1839); jetzt sind sie es in Bergks «Poetae lyrici graeci» (4. Aufl., Bd. 3, Lpz. 1882); deutsch übersetzt sind sie von Richter («S. und Erinna», Quedlinb. 1833), Hartung in «Die griech. Lyriker» (Bd. 6, Lpz. 1857) u. a.; zum größten Teil auch von Geibel in seinem «Klassischen Liederbuch» (2. Aufl., Berl. 1875). Grillparzer hat S.s Liebe zu Phaon und ihren Tod zum Gegenstand einer Tragödie gemacht, Leopardi einen «Ultimo canto di Saffo» gedichtet.

Sappho, der 80. Asteroid, s. u. Planeten.

Saprolegniaceen (Saprolegniacĕae) ist der Name einer Gruppe von Pilzen aus der Abteilung der Phykomyceten, deren Arten insgesamt im Wasser vorkommen, wo sie teils als Saprophyten auf toten Tieren und Pflanzen, teils als Parasiten auf lebenden Wassertieren (Crustaceen, Fische) oder auch auf Pflanzen leben. Sie bilden farblose, verzweigte, fadenförmige, nicht mit Querwänden versehene Schläuche, welche, wenn sie in Menge nebeneinander wachsen, sich dem bloßen Auge als weißliche, schimmelartige Flecken darstellen. Die S. sind die ersten Pilze gewesen, bei welchen (durch Pringsheim) Geschlechtsorgane, männliche (Antheridien) und weibliche (Oogonien), entdeckt wurden. Neben der Fortpflanzung durch ruhende Sporen (Oosporen), welche in dem von den Antheridien befruchteten Oogonien entstehen, kommt noch und viel häufiger eine Vermehrung durch Schwärmsporen (Zoosporen) vor, welche sofort keimen und neue Mycelien entwickeln. Auf der zahlreichen Entwickelung dieser Schwärmer, welche in keulenförmigen durch eine Querwand abgegliederten Zweigenden des Mycels gebildet werden, beruht das oft massenhafte Auftreten gewisser S. im Frühling und Sommer. Die Mehrzahl der S. lebt saprophytisch, nur wenige finden sich als Parasiten auf lebenden Pflanzen und Tieren. Besonders schädlich für die künstliche Fischzucht ist eine Art, die gewöhnlich als Saprolegnia ferax bezeichnet wird. Sie zerstört sowohl die Eier wie die jungen Fischchen und vegetiert auf den getöteten Fischen saprophytisch weiter. Nach neuern Untersuchungen soll auch die unter dem Namen Krebspest (s. d.) verheerend auftretende Krankheit durch eine S. verursacht werden.

Saprophyten nennt man in der Botanik alle diejenigen Gewächse, die kein Chlorophyll enthalten und nicht als Schmarotzer auf Pflanzen oder Tieren leben. Die große Mehrzahl der S. gehört zur Gruppe der Pilze (s. d.), sie vegetieren sämtlich auf Tier- oder Pflanzenleichen oder auf andern organischen Stoffen und bewirken in der Regel eine chem. Zersetzung des Substrats, die sich durch Fäulnis (s. d.), Gärung (s. d.) und ähnliche Prozesse zu erkennen gibt. Einige saprophytische Pilze können auch als echte Parasiten leben, und entwickeln sich dann nach dem Absterben der befallenen Pflanzen oder Tiere als S. weiter. (Vgl. Parasiten.) Unter den höhern Pflanzen kennt man nur wenige S., es sind dies meist chlorophylllose Arten aus der Familie der Orchideen, die nur auf sehr humusreichem Waldboden gedeihen.

Sara heißt in der hebr. Stammsage die Frau und Stiefschwester Abrahams, Tochter des Therah. Die Sage nennt sie zuerst Sarai und läßt ihr den Namen S. erst durch Abraham beilegen, als ihr, der lange Unfruchtbaren, die Verheißung einer zahlreichen Nachkommenschaft zuteil wurde. Nachdem sie dem Abraham als 90jährige Greisin den Isaak geboren, soll sie ihre Sklavin Hagar, die sie einst selbst, um die Erfüllung der Verheißung zu ermöglichen, ihrem Gatten zum Kebsweib beigelegt, samt dem Sohne derselben, Ismael, aus dem Hause vertrieben haben. Außerdem wird von ihr noch erzählt, daß, als sie mit ihrem Gatten nach Gerar gezogen und von diesem für seine Schwester ausgegeben worden sei, König Abimelech sich ihrer bemächtigt, sie aber bald wieder freigegeben und reich beschenkt habe, als er den wirklichen Sachverhalt erfahren. Dieselbe Sage wird mit geringer Veränderung auch von Isaaks Gattin, Rebekka, erzählt. Die Geschichte mit der Hagar beruht auf dem Stammesinteresse der Israeliten, ihren Vorrang vor den blutsverwandten Ismaeliten geschichtlich zu begründen. S. soll 127 J. alt gestorben sein, und als Begräbnisstätte nennt die Sage die Höhle Machpela bei Hebron in Kanaan, welche Abraham als Familienbegräbnisstätte erworben hatte. — Das Buch Tobiä kennt auch eine S., bezeichnet sie als die Tochter Raguels zu Rages in Medien und als die Frau des jungen Tobias, der mit ihr später nach Ninive und dann wieder nach Medien zog.

Sarabanda heißt in Spanien ein Tanz ernsten Charakters im Dreivierteltakte, bei dem die Tanzenden paarweise gegeneinander antreten. Das Musikstück besteht aus zwei Teilen von je acht Takten. Auch wird ein gewisses taktmäßiges Schreiten des Pferdes in der Reitschule als S. bezeichnet.

Sarabat, kleinasiat. Fluß, s. Gedis-Tschai.

Saracenen, s. Sarazenen.

Sarafan, Ssarafan (vom pers. Serapaj, von Fuß bis zu Kopf, ein Ehrenkleid), das lange Nationalgewand der russ. Frauen, oben ohne Ärmel, das vorn in ganzer Länge von Knöpfen verschlossen wird. Es ist bekannt durch das vielfach komponierte russ. Volkslied «Der rote S.».

Saragossa (span. Zaragoza), Hauptstadt des span. Königreichs Aragonien und der Provinz S. (17112 qkm mit [Ende 1877] 400587 E.), Ciudad, Waffenplatz, Sitz des Generalkapitäns von Arago-

nien, eines Erzbischofs, einer Universität und eines Obergerichtshofs, liegt 184 m hoch, in einer fruchtbaren, sorgsam bewässerten und angebauten, mit zahlreichen Villen (Torres) und Bauerhäusern übersäeten, mit Öl- und Maulbeerbäumen bedeckten Ebene (Huerta), am rechten Ufer des durch Sandbänke in mehrere schmale, nicht schiffbare Arme geteilten Ebro, über den außer einer Eisenbahngitterbrücke eine 167 m lange Steinbrücke von sieben Bogen führt, an der Einmündung der Huerva und am Kaiserkanal von Aragonien, ist Station der Eisenbahnen Barcelona-S.-Pamplona-Alsásua, Madrid-S. und S.-Escatron, und zählt (Ende 1877) mit Weichbild 84575 E. Mit Ausnahme der krummlinig mitten durch die ganze Stadt sich hinziehenden Hauptstraße Calle de Coso und der durch die Belagerungen von 1808 und 1809 zerstörten und wieder neu aufgebauten Straßen, die regelmäßig angelegt und mit stattlichen Gebäuden geziert sind, besteht die Stadt aus einem Gewirr enger Gassen, von altertümlichem, ziemlich finsterm Ansehen. Sie besitzt 38 Plätze, 21 Kirchen, 12 Nonnenklöster (früher auch 28 Mönchsklöster), mehrere Hospitäler, eine Filiale der Bank von Spanien, eine Kreditbank, ein Theater, Kasernen, schöne Promenaden, alte Ringmauern mit Türmen und acht Thoren, und wird durch das an der Westseite gelegene Castillo de Aljaferia verteidigt, welches ehemals die Residenz der maurischen und christl. Könige von Aragonien, später Sitz und Gefängnis der Inquisition war und seit Philipp V. mit modernen Bastionen umgeben, als Citadelle dient. Außerdem wird die Stadt durch die Batterien des ehemaligen Klosters San-Engracia beherrscht; die Kirche dieses Klosters birgt das Grabmal des Geschichtschreibers Geronimo Zurita. Die wichtigsten Gebäude sind die zwei erzbischöfl. Metropolitankirchen: San-Salvador oder Catedral de la Seo, ein großes got. Bauwerk mit Kuppel über dem Querschiff, als dreischiffiger Hallenbau 1316 begonnen, aber erst zu Anfang des 15. Jahrh. vollendet, seit 1547 mit fünf düstern Schiffen, einer antikisierenden Façade (aus dem 18. Jahrh.) von korinthischen Säulen, im Innern mit einem ganz aus Alabaster hergestellten Altarwerk aus der Mitte des 15. Jahrh. und dem Grabmal des Großinquisitors Pedro Arbues de la Epila; Nuestra Señora del Pilár oder Catedral de la Virgen, ein prachtvoll ausgeschmücktes, aber in wunderlichem Spätrenaissancestil 1681 von Francisco Herrera aufgeführtes Gebäude, hinter dessen Hochaltar in einem kostbaren Marmortempel, auf einer Säule von Jaspis, das wunderthätige Bild der Heiligen Jungfrau steht, zu dem häufige Wallfahrten geschehen. Außerdem sind zu nennen die 1541 erbaute got. Lonja oder der alte Börsenpalast mit einer prächtigen, von 50 dor. Säulen getragenen Halle, der erzbischöfl. Palast, der Justizpalast, das schöne moderne Universitätsgebäude, die Casa de los Gigantes, 1808—9 Hauptquartier des Generals Palafox, mehrere alte Paläste von Adelsgeschlechtern mit prächtigen Höfen und die achteckige Torre-Nueva von 1504, der höchste Turm der Stadt, der gleich dem Turm von Pisa schief steht, bei einer Höhe von 84 m nach Südwesten fast 2 m überhängt, und eine Uhrglocke von 250 Ctrn. enthält. Außer der 1474 gestifteten Universität, die vier Fakultäten hat und zur Zeit ihres Glanzes über 80 Professoren und gegen 1500 Studierende zählte, besitzt S. eine Akademie der schönen Künste (seit 1776), eine ökonomische Gesellschaft mit Sektionen und Lehrstühlen für Landwirtschaft, Nationalökonomie, Botanik, Chemie und Mathematik, eine jurist. und eine mediz.-chirurgisch-pharmaceutische Akademie, eine Tierarzneischule, mehrere Colegios und Institutos für den höhern Unterricht, zwei Priesterseminare, eine Erziehungsanstalt für arme Kinder in der großen, 1666 gegründeten Casa de Misericordia, eine Versorgungs- und Arbeitsanstalt für wirkliche Arme und mehrere Elementarschulen. Die schönsten Promenaden der Stadt sind der Salon de San-Engracia vor dem schönen neuen, gleichnamigen Thore und die prächtige vierfache Ulmenallee Paseo del Monte-Torrero; letztere führt nach dem am Kaiserkanal an einer der höchsten und anmutigsten Stellen der Huerta gelegenen ehemaligen, im Renaissancestil erbauten Kloster Monte-Torrero mit Kuppelkirche. Nahebei befindet sich der Hauptstapelplatz des Kaiserkanals, der Hafen von S. mit Magazinen, Niederlagen, Tavernen u. s. w. Die Ebrobrücke verbindet die eigentliche, am rechten Ufer gelegene Stadt mit dem gegenüberliegenden regelmäßig gebauten, meist von Handwerkern bewohnten Arrabal (Vorstadt). Die früherhin blühende Industrie der Stadt beschränkt sich gegenwärtig auf Fabrikate von Mehl, Salpeter, Tuch, Seiden- und Leinenwaren, Sandalen, Hüten, Knöpfen, Seifen und Chokoladen; doch ist der Handel immer noch recht lebhaft.

Geschichtliches. S. hieß ursprünglich Salduba und war eine kleine Stadt der iberischen Ilergeten, welche 45 v. Chr. durch Cäsar zerstört wurde, seit 27 v. Chr. als röm. Kolonie (Colonia Caesarea Augusta Salduba, gewöhnlich Caesaraugusta) eine bedeutende Stadt und Sitz eines Obergerichtshofs für 152 Gemeinden und 255 nachweislich Sitz eines Bischofs. Auf einer 380 hier abgehaltenen Synode wurde die Lehre des Priscillian, Bischofs von Avila, sowie ihr Urheber verdammt. Im J. 409 wurde S. von den Vandalen, 452 den Sueven, 475 von Eurich, König der Westgoten, genommen, erreichte aber ihre jetzige Größe erst durch die Mauren, welche die Stadt 715 eroberten und 1017 zum Hauptort eines eigenen Reichs «Saragostha» (Sarakoszja) machten. Im J. 780 nahm der Omajjade Abd-er-Rahman nach zweijähriger Belagerung das aufständische S. mit stürmender Hand und ließ den von Karl d. Gr. 778 unterstützten rebellischen Statthalter Husein-Ibn-Jahja (Ibn-al-Arabi der Franken) hinrichten. Am 18. Dez. 1118 von Alfons I. erobert und statt Huesca zur Haupt- und Residenzstadt von Aragonien erhoben, wuchs sie in kurzem zur bedeutendsten Stadt des christl. Spanien empor. Unter Pedro III. erwarben die Cortes Aragoniens auf Betreiben der Adelsunion durch das Generalprivilegium von S. 1283 Bestätigung aller frühern Gerechtsame und Freiheiten, sowie einen wesentlichen Anteil an der Regierung. Im J. 1317 wurde das Bistum zum Erzbistum erhoben, jedoch nach Vereinigung der Kronen Aragonien und Castilien hörte S. auf, Residenz des Hofs zu sein, und sank infolge der durch die Entdeckung von Amerika bedingten Umgestaltung des span. Handels immer mehr herab. Philipp V. wurde dort 20. Aug. 1710 vom Erzherzog Karl geschlagen.

Die Belagerungen von 1808 und 1809, in denen die Bewohner unter Palafox (s. d.) mit denkwürdigem Opfermut den erfahrensten Generalen

Napoleons Widerstand leisteten, hatten die fast vollständige Zerstörung der Stadt zur Folge. Als die Franzosen im Mai 1808 sich Madrids bemächtigt, wurde der span. General Mori in S. zum Oberbefehlshaber ernannt, der sofort Palafox herbeirief. Kaum war dieser in den Kriegsrat eingetreten, so zwang das Volk den Kriegsrat, ihn zum Generalkapitän zu ernennen, und ganz Aragonien erkannte ihn als Statthalter an. Mit größtem Eifer wurde die Verteidigung vorbereitet. Der franz. General Lefèbvre schlug 16. Juni die Truppen von Palafox, worauf die Stadt eingeschlossen und 3. Aug. beschossen wurde. Schon 4. August drangen die Franzosen in das Kloster San-Engracia ein; doch begann nunmehr der Kampf im Innern der durch ihre Bauart sehr widerstandsfähigen Stadt. Trotz aller Anstrengungen war es dem Feinde, welchem es an technischen Truppen fehlte, vom 4. bis 14. Aug. nicht möglich, mehr als vier Häuser zu nehmen, und da gleichzeitig der Rückzug des franz. Heeres auf Vittoria erfolgte, so sah sich der General Verdier, der an Lefèbvres Stelle getreten war, genötigt, in der Nacht vom 15. Aug. die Belagerung aufzuheben. Doch schon 20. Dez. begann eine zweite Belagerung. Die Stadt war inzwischen befestigt und ihre Besatzung auf 30000 Mann gebracht worden. Das ebenso starke Belagerungsheer wurde von Moncey und Mortier geführt. Es erschien 20. Dez. vor S. und begann die regelmäßige Belagerung. Vom 9. bis 27. Jan. 1809 hatten 50 schwere Geschütze drei große Breschen geöffnet, durch die die Franzosen eindrangen, sich aber nur in den Häusern behaupten konnten. Das ebenfalls aufgestandene Volk in der Umgebung der Stadt that ihnen auf allen Seiten Abbruch. Obschon in der Stadt die Not groß, verwarf Palafox jede Aufforderung des Marschalls Lannes, der 22. Jan. den Oberbefehl des Belagerungsheers übernommen hatte. Inzwischen dauerte der Kampf in den Häusern Tag und Nacht fort; erst 7. Febr. konnte der Feind seinen Angriff gegen den Mittelpunkt der Stadt richten; doch erst 18. Febr. wurde die Vorstadt auf dem linken Ufer des Ebro genommen. Dies entschied den Fall der Stadt. Am 20. Febr. begannen die Unterhandlungen; man kam über eine ehrenvolle Übergabe überein, die 21. Febr. vollzogen wurde. Über 54000 Menschen, darunter 14000 Soldaten, waren binnen 60 Tagen umgekommen. Während dieser zweiten Belagerung wurde das berühmte Archiv der Krone Aragonien ein Raub der Flammen.

Sarah, s. Sara.

Sarai, alte Hauptstadt von Kiptschak (s. d.).

Saraïsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Rjäsan, am rechten Ufer der Ossetry (Osetr), Station eines Zweiges (S.-Luchowitschi) der Moskau-Rjäsaner Eisenbahn, mit 5037 E., welche großartigen Gartenbau und bedeutenden Handel mit Getreide und Vieh, Seife, Leder und gefärbten Zeugen treiben. Die Kathedrale besitzt berühmte Heiligenbilder.

Sarajewo, s. Serajewo.

Sarakulé, s. Serechule.

Saränsk (Ssaränsk), Kreisstadt im russ. Gouvernement Pensa, an der Ssaranka, mit 13438 E., treibt sehr bedeutenden Handel namentlich mit Getreide, Branntwein, Hanf, Hanföl, Talg, Wachs, Honig, Rohzucker und Häuten und hat Fabriken für Leder und grobes Tuch.

Sarapis, Serapis, ein ägypt. Gott, dessen Bild unter Ptolemäus Lagi aus Sinope nach Alexandria gebracht wurde. Hier wurde dem Gott der Hauptkultus in der neuaufblühenden Residenz zuteil. Die Ägypter, welche an der fremden Einführung zuerst Anstoß nahmen, wußten doch bald die Schwierigkeit dadurch auszugleichen, daß sie in ihm, durch den Namensanklang unterstützt, den Osiris-Apis, d. h. den verstorbenen, in der Unterwelt fortlebenden Apis, wiederzuerkennen behaupteten und dadurch berechtigt schienen, auf den neuen Gott die hohen Ehren des seit ältesten Zeiten namentlich in Memphis verehrten stierköpfigen Osiris-Apis zu übertragen. Als wichtigster Lokalgott der königl. Residenz wurde er bald als Sarapis-Helios mit dem höchsten Gotte Ägyptens, der Sonne, identifiziert. Von Alexandria verbreitete sich der Dienst des S., meist in Verbindung mit dem der Isis, über Italien und Griechenland, und in Rom wurde mehrmals gegen den überhandnehmenden Sarapisdienst von der Regierung eingeschritten. Den Charakter des unterweltlichen Gottes behielt er bei. Er wurde meist mit dem Pluto verglichen, sei es, daß er diese Bedeutung schon in Sinope hatte oder sie erst in Ägypten durch seine Verbindung mit Osiris annahm.

Sarapul (Ssaräpul), Kreisstadt im russ. Gouvernement Wjatka, am rechten Ufer der Kama, mit 10759 E., treibt bedeutenden Handel mit Getreide, Leinsaat, Talg, Borsten, Lederwaren und Bauholz.

Sarasate (Pablo de), ausgezeichneter Violinvirtuos, geb. 10. März 1844 in Pamplona als Sohn des Militärmusikdirektors Miguel S. (gest. 1884), begann seine Studien mit 4½ Jahren und spielte sein erstes Konzert mit 6 Jahren in Coruña. Im Alter von 7 Jahren nach Madrid gebracht, lernte er dort drei Jahre unter Manuel Rodriguez' Leitung. Dann war er in Paris Schüler von Alard und Auber. Als Pensionär des pariser Konservatoriums erlangte er 1857 die ersten Preise in Violinspiel und Harmonie. Bis 1868 blieb er meist in Paris, spielte aber auch im übrigen Frankreich, Belgien, Holland, Konstantinopel. Die J. 1869—71 verbrachte er in Nord- und Südamerika, die J. 1871—76 in Paris. Im Okt. 1876 trat er zum erstenmal in Deutschland im Gewandhause zu Leipzig auf; seitdem bereiste er Europa verschiedene mal. S. hat das Verdienst, viele neue Werke von Bruch, Lalo, Saint-Saëns, Wieniawski, Mackenzie, Bernard u. a. m. bekannt gemacht zu haben. In seinen eigenen Kompositionen (span. Tänze u. s. w.) hat er die Violintechnik zu einer sehr hohen Stufe ausgebildet.

Sarasvati, sanskrit. Name mehrerer ind. Flüsse; in den Veden auch eine Flußgöttin, Gemahlin des Brahma, zugleich Göttin aller schönen Künste.

Saratoga Springs, Dorf im Saratoga County im nordamerik. Staate Neuyork, eins der fashionabelsten Bäder der Vereinigten Staaten, zählt (1880) 8421 (das Dorf, die Township aber 10829) E. Etwa 6 km von dem Dorfe ist der Saratogasee. Das Dorf war schon gegen Ende des 18. Jahrh. durch seine Heilquellen bekannt, erlangte aber seinen Ruf erst in dem zweiten Viertel des 19. Jahrh. Die berühmtesten Quellen sind: Congreß, Hathorn, Empire, Geyser, High-Rock, Excelsior, Star, Columbian, Washington und White-Sulphur, deren Wasser auch in Krügen versandt wird und hauptsächlich gegen Leber- und Verdauungsleiden Anwendung findet. Die Quellen

werden im Sommer von 10000 bis 15000 Badegästen besucht.

In der Geschichte erlangte das Dorf S. einen Namen durch die Übergabe, zu welcher hier 17. Okt. 1777 der amerik. General Gates den engl. General Bourgoyne mit 5804 Mann (darunter das Braunschweiger Korps unter Riedesel) zwang. Dieser erste Erfolg der Amerikaner wurde dadurch wichtig und entscheidend für den Krieg, daß er das franz. Bündnis für die junge, jetzt erst in Frankreich als lebenskräftig erachtete Republik bewirkte.

Saratow, ein russ. Gouvernement, welches 1780 aus Gebietsteilen des Chanats Astrachan gebildet wurde und, auf der rechten Seite der Wolga ausgebreitet, eine Fläche von 84492,1 qkm einnimmt und in seinen zehn Kreisen eine Bevölkerung von (1882) 2113077 E. enthält. Der nördl. Teil des Gouvernements ist Bergland, im südlichen herrscht die Steppe vor. Im O. begleiten die tief eingesenkte Stromfurche der Wolga in gerader Linie wenigstens 560 km weit die Wolgahöhen oder das «Wolgaische Bergufer», mit steilen, oft pittoresken Gehängen und Erhebungen bis zu 350 m, während sich auch an der West- und Südwestgrenze Höhen von 200 m finden. Im allgemeinen ist die Abdachung gegen SSW. und SW. In dieser Richtung fließen die Terischka (230 km) in die Wolga, die rechts durch die Tersa (mit dem Jelan) verstärkte Medwjediza und der links die Serdowa aufnehmende Choper in den Don. Selbst die obere Sura an der Grenze gegen Pensa fließt gegen SW. und wendet sich erst nach Aufnahme der Usa plötzlich gegen N. An Holz leidet des Gouvernement Mangel, da der Waldbestand nur 12 Proz. der ganzen Bodenfläche ausmacht. Das Klima zeichnet sich durch plötzliche Übergänge von der Wärme zur Kälte aus. Der Boden ist im allgemeinen sehr fruchtbar und gut angebaut. Der Getreide-, namentlich der sehr ergiebige Weizenbau bildet den Hauptnahrungszweig der Bewohner, und vorzüglich sind ihm die Kräfte der zahlreichen deutschen Kolonisten gewidmet. Von Industriepflanzen werden Hanf, Flachs, Krapp und, besonders von den Deutschen, Tabak kultiviert. Hauptbeschäftigung der Bewohner ist der Fischfang, namentlich in der Wolga. Der übrige Gewerbebetrieb besteht hauptsächlich in Leinwandweberei, Branntweinbrennerei und Töpferei. Die Bevölkerung besteht vorzugsweise aus Großrussen, dann aber auch aus Kleinrussen, Deutschen, Tataren, die aus Kasan, und Mordwinen, die aus Pensa eingewandert sind, Tschuwaschen, Maschtscheren und Kalmücken. Vor etwa 100 Jahren war das Land noch öde Steppe. Katharina II. berief 1763 eine große Zahl deutscher Kolonisten hierher, die sich schnell konsolidierten und die Strömung der russ. Einwanderung nach sich zogen. Die Zahl der Deutschen belief sich 1773 hier auf 23184, dagegen 1870 auf 120626. Die Familien- und Dorfverfassung ist deutsch. Alle Kolonien standen bisher unter dem Koloniencomptoir zu S., das die ganze Administration, Polizei und Civilgerichtsbarkeit, selbst einen Teil der Kriminaljurisdiktion leitete.

Die Hauptstadt Saratow, rechts an der hier 2 km breiten Wolga amphitheatralisch in einem Thalkessel gelegen, ganz von Fruchtgärten und, außer im Süden, von hohen Bergen umgeben, zählt (1882) 109588 E., die ein sehr buntes Volksgemisch bilden. Sie ist der Sitz eines Civilgouverneurs, des griech. Bischofs von S. und Zarizyn, des Konsistoriums der evang. Gemeinden dieses und zehn anderer Gouvernements im südl. und östl. Rußland u. s. w. Die Stadt hat meist noch hölzerne Häuser, aber auch Paläste und breite Straßen mit europ. Gebäuden, 24 griech., 2 kath. Kirchen, 1 prot. Kirche, 1 Moschee, 1 Nonnenkloster, 2 Gymnasien, 1 Kreis- und 3 Pfarrschulen, 2 Seminare (1 griechisch-orthodoxes und 1 katholisches), 2 Theater, 1 öffentliche Bibliothek, 4 Buchdruckereien und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten. Außer 2 Eisen- und 3 Glockengießerein besteht eine ansehnliche Fabrikindustrie in Tauen, Thonwaren, Ziegeln, Tabak, Seife, Saffian, Tuch, Baumwoll- und Seidenzeugen. Auch der Garten- und Obstbau ist ausgezeichnet. Die Stadt ist einer der bedeutendsten Handelsplätze Rußlands und durch die Bahn S.-Tambow mit dem innern Rußland verbunden. Die Hauptgegenstände des Verkehrs sind Getreide, Mehl, Talg, Fische, Holz und Salz, das aus dem See Elton (s. d.) gewonnen wird. Die Stadt wurde unter Johann dem Schrecklichen ursprünglich auf dem linken Ufer der Wolga, an der Mündung des Baches Saratowka, erst 1605 an der jetzigen Stelle angelegt, 1671 durch die Donischen Kosaken unter Stenka Rabzin, 1774 bereits als blühender Handelsplatz von Pugatschew erobert und verheert, 1780 aber zur Hauptstadt des neuerrichteten Gouvernements erhoben.

Sarawak, ein unabhängiges, an der Nordwestküste der Insel Borneo (s. d.) gelegenes, sich vom Cap Datu bis zum Cap Kidorong auf eine Länge von 520 km an der Küste und auf 150—190 km in das Innere erstreckendes Staatswesen. S. wird östlich von dem Gebiete des Sultans von Bruni, zu welchem es früher gehörte, südlich und westlich von dem, einen Teil der niederländ. Residentschaft Westliche Abteilung von Borneo bildenden Reiche Sambas begrenzt. Die Bodengestaltung wechselt von den flachen, fruchtbaren, vielfach aber morastigen Ebenen an der Küste und den Flüssen bis zu den 2000 m hohen Gebirgsketten im Innern. Das Flußsystem des Landes ist sehr entwickelt. Außer vielen kleinern Flüssen sind größere und schiffbare: der Sarawak, nach welchem das Land den Namen führt, der Batang-Lupar und der Rejang. Letzterer hat noch 220 km landeinwärts 10 m Tiefe. Das tropische Klima ist nur in den sumpfigen, mit Wäldern von Rhizophoren-, Avicennien- und Ligicerasarten bedeckten Küstenstrichen minder gesund, in den höher gelegenen Teilen des Innern dagegen gemäßigt, gesund und angenehm. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist sehr groß, sodaß daselbst fast alle tropischen Kulturgewächse gedeihen und namentlich Zuckerrohr, Kaffee und Baumwolle angebaut werden. Andere wichtige Produkte sind Pfeffer, Sago, Arrowroot, Getah-Percha, Kautschuk, Wachs, Rotan und eine Menge der vortrefflichsten Holzarten. Das Mineralreich liefert Gold, Kohlen und vor allem Spießglanz in größter Menge. Die Bevölkerung des Landes, die annähernd auf 200000 angegeben wird, ist eine sehr gemischte. Von Sumatra eingewanderte Malaien wohnen an allen Flüssen. Chinesen kommen als Händler, Ackerbauer und Minenarbeiter im ganzen Gebiete zahlreich vor. Das Hauptvolk bilden die in viele kleine Stämme zersplitterten und verschiedene Dialekte redenden Dajaks.

Die Hauptstadt ist Sarawak oder Kutsching am rechten Ufer des Sarawakflusses, das, seit es zum Freihafen erklärt worden, sich bedeutend

gehoben hat. Die Einwohnerzahl, welche 1848 erst 6000 betrug, hat sich seitdem auf mehr als 18000 erhoben, und im gleichen Verhältnis stieg auch der Handel. An der Spitze des Staats steht ein Radscha, welcher nach dem altmalaiischen, Ubang-Ubang genannten Gewohnheitsrecht regiert, soweit die Bestimmungen desselben nicht barbarischer Natur sind. Es bestehen zwei Gerichtshöfe mit summarischem Verfahren, deren einem der Radscha, deren anderm die malaiischen Häuptlinge oder Datus vorsitzen. In letzterm gilt der Koran. Es besteht eine Kopfsteuer, die zur Unterhaltung der Regierung und Schulen, sowie des einzigen Kriegsdampfers dient, der auf die zahlreichen Seeräuber Jagd macht. Die Geschichte S.s ist eine der abenteuerlichsten neuerer Zeit. Am 1. Aug. 1839 landete hier mit seinem Schoner Royalist der Engländer James Brooke (s. d.), dem es gelang, den einheimischen Fürsten, Sultan Hassim, zur Abtretung des Gebietes S. zu bewegen. Brooke wurde hierauf 24. Sept. 1841 feierlich zum Radscha des Landes ausgerufen und gründete einen unabhängigen Staat. Dem verderblichen Seeraube ward Einhalt gethan, die dajakische Sitte des Kopfabschneidens im Gebiete von S. ausgerottet und ein Grad von Civilisation unter der wilden Bevölkerung eingeführt, wie er bis dahin in Borneo unbekannt war. James Brooke, von der Königin zum Baronet erhoben, ging 1863 nach England und überließ die Regierung seinem Neffen Charles Johnson Brooke, welcher jedoch bereits im Dez. 1868 starb. Diesem folgte ein anderer Neffe, Stuart Johnson Brooke, welcher mit dem Titel Tuwan-Muda, junger Herr, gegenwärtig in S. herrscht. Im Falle der Name Brooke aussterben sollte, fällt nach dem Testament von Sir James Brooke S. an die Königin Victoria von England oder deren Erben. Vgl. Low, «S., its inhabitants and productions» (Lond. 1848); Charles Brooke, «Ten years in S.» (2 Bde., Lond. 1866).

Sarawân, Landschaft in Balutschistan, der nördlichste Teil des Landes. Sie ist im O. und N. sehr gebirgig und wird daselbst durch das Brahuigebirge vom brit. Indien getrennt; der merkwürdige Bolanpaß führt von N. her nach S., der W. der Landschaft ist dagegen meist Hochebene und grenzt an Afghanistan. S. ist die wasserreichste und fruchtbarste Landschaft in ganz Balutschistan und auch am besten bevölkert; doch kommen auf ein Areal von 70000 qkm höchstens 150000 Seelen. Im östl. Teile der Landschaft liegt im Kurkleigebirge Kelat, die Hauptstadt von Balutschistan.

Sarazenen, d. i. Orientalen (vom arab. scharki, östlich), heißen bei den christl. Schriftstellern des Mittelalters die Araber. Später verstand man darunter alle Mohammedaner, nachher die Türken; endlich auch alle nichtchristl. Völker, gegen welche das Kreuz gepredigt wurde.

Sarbiewski (Matthias Kasimir), lat. Sarbievius, lat. Dichter des 17. Jahrh., der sarmatische Horaz genannt, geb. 1595 auf dem väterlichen Landgute Sarbiewo in der Wojwodschaft Plock, wurde, nachdem er frühzeitig in den Jesuitenorden getreten war, Lehrer an der Akademie zu Wilna, begab sich 1623 nach Rom und empfahl sich hier durch seine lateinischen, im antiken Geiste gedichteten Oden dem Papst Urban VIII. so sehr, daß dieser ihm bei der Verbesserung des Breviers die Anfertigung von Hymnen übertrug. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er Hofprediger und steter Begleiter des Königs Wladislaw IV. und starb 2. April 1640 zu Warschau. Seine Gedichte «Lyricorum libri III» erschienen zu Köln (1625), zu Antwerpen (1634) und in einer verbesserten Ausgabe von Leisner (Bresl. 1753), zu welchen Ausgaben die von Bohomolec (Warsch. 1769) herausgegebenen «Opera posthuma» einige Nachträge enthalten, unter anderm auch ein Bruchstück eines epischen Gedichts «Lechias». Eine Ausgabe mit deutscher Übersetzung besorgte Rathsmann (Bresl. 1800); «Auserlesene Oden des 1. und 2. Buchs» übersetzte Rechfeld ins Deutsche (Grätz 1831); eine neue Ausgabe gab Friedemann in der «Bibliotheca poetarum Latinorum aetatis recentioris» (Bd. 1, Tl. 1, Lpz. 1840). Vgl. Langbein, «Commentatio de S. vita etc.» (Dresd. 1754); Kolanowski, «De Sarbievio» (Berl. 1842).

Sarca, der Oberlauf des Mincio (s. d.).

Sarcerius (Erasmus), luth. Theolog, Reformator Nassaus, geb. 1501 zu Annaberg im sächs. Erzgebirge (daher auch Annämontanus), studierte zu Wittenberg, wurde zuerst Konrektor in Lübeck, dann Lehrer in Rostock, Wien, Graz und wieder in Lübeck und endlich als Rektor an die Schule zu Siegen berufen. Als solcher führte er die Reformation und Neuorganisation der Kirche in Nassau durch und erwarb sich auch um das Schulwesen große Verdienste. Infolge des Interims seiner Stelle enthoben, ging er 1549 als Prediger an die Thomaskirche nach Leipzig, 1553 als Generalsuperintendent nach Eisleben, 1559 als Prediger an die Johanniskirche nach Magdeburg, wo er 28. Nov. 1559 starb. In den theolog. Streitigkeiten nach Luthers Tode stand er auf der Seite der streng luth. Partei. Seine Schriften sind teils pädagogischen, teils praktisch theolog. Inhalts.

Sarcey (Francisque), franz. Schriftsteller, geb. 8. Okt. 1828 zu Dourdan im Depart. Seine-et-Oise, studierte auf der Normalschule in Paris, war Lehrer in Chaumont, Lesneven, Rodez und Grenoble (1851—58), dann Mitarbeiter an dem «Figaro» und an der «Revue européenne». Er ist besonders bekannt durch die Theaterfeuilletons, welche er seit 1867 für den «Temps» schreibt. Von ihm erschienen: «Le nouveau seigneur de village» (1862), «Le mot et la chose» (1862; 2. Ausg. 1882), «Le siége de Paris» (1871), «Etienne Moret» und «Le piano de Jeanne» (1876), «Comédiens et comédiennes, la maison de Molière» (1877), «Gare à vos yeux» und «Souvenirs de jeunesse» (1884).

Sarcine (Sarcina ventriculi) nannte Goodsir einen mikroskopischen Pilz aus der Abteilung der Schizomyceten (s. d.), den man vorzugsweise in kranken Magen und ihrem Inhalt findet. Es sind würfelförmige Körper von dem Ansehen über Kreuz geschnürter Pakete, sodaß in jedem großen Sarcinewürfel wenigstens acht kleinere, untereinander fest zusammenhängende, einfache Zellenhaufen unterschieden werden können. Meist ist die S. grün gefärbt. Von den Botanikern wird sie auch als Merismopoedia punctata *Meyen* bezeichnet. Man hat sie auch an andern Orten als im Mageninhalt (Harn, Lungen) gefunden.

Sarcocarpium (lat.), Fruchtfleisch.

Sarcocele, Sarcolemma ꝛc., s. Sarko...

Sarcolaktinsäure, s. unter Milchsäure.

Sarcophăga, Fleischfliege, s. unter Fliegen.

Sarcophyllis edulis *J. Agardh* (Fleischblattalge), eine zu den Rhodophyceen oder zu den

Florideen gehörende Meeresalge, die wegen ihres Gehaltes an Stärkemehl in Irland und Schottland als Salat oder Gemüse gegessen wird. Der intensiv rote, schlüpfrige oder gallertartige Thallus entspringt stielartig aus einer Wurzelschwiele und erweitert sich zu einem 15—30 cm langen und 5—15 cm breiten, verkehrt eiförmigen, häufig der Länge nach eingeschlitzten Laube, innen aus verworrenen Fäden, außen aus rundlichen Zellen bestehend, die an der äußersten Oberfläche verschleimen. Die Cystocarpien (weibliche Fortpflanzungsorgane) sind unter der äußern zelligen Schicht dicht ausgesäet, die Tetrasporangien (Mutterzellen der ungeschlechtlichen Tetrasporen) finden sich in unbestimmt begrenzten Flecken auf beiden Seiten des Laubes vor. S. kommt in allen europäischen Meeren, auch bei Helgoland, am Kap der Guten Hoffnung vor und wird in ältern systematischen Werken auch als Iridaea edulis *Grev.* oder Halymenia edulis *Ag.* bezeichnet.

Sarcoptes (grch.), die Krätzmilbe (s. Krätze).

Sarcorhamphus (lat.), der Condor.

Sarda (Sardachat), soviel wie Karneol.

Sarda, Nebenfluß des Ganges, s. Gogra.

Sardam, s. Zaardam.

Sardanapāl heißt nach der griechischen, durch den Geschichtschreiber Ktesias aus pers. Quellen überlieferten Sage der letzte König von Assyrien, aus dem Geschlecht des Ninus, und der dreißigste auf der von diesem Historiker gegebenen Königsliste. Nach dieser Überlieferung war S. ein weichlicher, allen Lüsten hingegebener König, gegen den sich die Statthalter Arbaces von Medien und Belesys von Babylon empörten. In seiner Hauptstadt Ninive belagert, hielt er sich mehrere Jahre, bis eine Überschwemmung des Tigris die Festungswerke zerstört hatte. Da zündete er in seiner Verzweiflung seinen Palast an und verbrannte sich mit seinen Weibern, Dienern und Schätzen. Nach dem Ktesias geschah dies gegen 888 v. Chr. Spätere reden von seinem Grabmal in Anchiale bei Tarsus. Die Wahrheit ist indes, daß Ninive erst vollständig gegen 606 zerstört wurde, und daß andere Geschichtschreiber jenes Ereignis in dieses Jahr setzten. Der Name S. findet sich nicht in den Keilschriften, in denen er Asur idin habal («Assur, gib einen Sohn») heißen würde; daß aber ein König dieses Namens regiert hat, erhellt aus einigen Stellen Herodots. Berosus kennt noch einen andern König S. Dieser Herrscher, Sohn Assarhaddons, regierte von 667 bis gegen 625; sein Name war Asur-ban-habal, er unternahm Kriegszüge bis nach Ägypten und Äthiopien, nahm Theben ein, bekämpfte die Araber, besiegte Phönizien, machte die griech. Städte von Cypern unterthan, bezwang Elam und eroberte Susa. Sein Bruder Samas-sum-ukin, von den Griechen Saosduchin (s. d.) und Sammuges genannt, war während 21 Jahren König von Babylon, wurde besiegt, und von seinen Unterthanen verbrannt. Diese histor. Thatsache mag Anlaß zur Sardanapal-Sage gegeben haben. Wir verdanken ihm zahlreiche histor. Inschriften und namentlich die Rettung eines Teils der assyr. Litteratur, die er abschreiben und in Kopien im Archiv zu Ninive niederlegen ließ, von dem noch viele Reste erhalten sind. Die Keilschriften kennen verschiedene Monarchen, die einen annähernden Namen führen und welche die Assyriologen alle mit S. bezeichnen. Der mächtigste unter diesen war Asur-nasir-habal (S. III.), gegen 920 v. Chr., der Phönizien bekriegte und die Stadt Calach (s. Nimrod) wiederherstellte.

Sardelle oder **Sardine** (Clupea Sardina) heißt ein zur Familie der Heringe gehöriger Fisch, welcher etwa 12—18 cm lang, oben azurblau und unten silberweiß ist und von manchen für identisch mit dem Pilchard (C. Pilchardus) erklärt wird, der jedoch bedeutend größer und nicht minder schmackhaft ist. Für das Mittelmeer hat die S. dieselbe Wichtigkeit, wie die Sprotte für Nord- und Ostsee und der Pilchard für den Ocean, und es leben zahlreiche Menschen von ihrem Fange, da sie wegen ihres zarten Fleisches und feinen Geschmacks sehr beliebt ist. Vorzüglich wird sie nach dem Abschneiden des Kopfes eingesalzen nach dem Norden versendet, außerdem aber auch ungesalzen in Olivenöl eingelegt und in luftdicht verschlossenen Blechbüchsen versendet, wo sie dann Ölsardine (Sardines à l'huile) heißt. Hauptort für diese letztere Fabrikation ist gegenwärtig Nantes. Den stärksten Handel mit S. treiben außer Nantes, Bordeaux, La-Rochelle und Saintonge. Nicht zu verwechseln ist mit ihr der Anchovis (s. d.), der ebenfalls oft S. genannt wird, aber einer andern Gattung (Engraulis) angehört und sich leicht durch den weit und schmal vortretenden Oberkiefer auszeichnet.

Sardes, eine der ältesten und bedeutendsten Städte Kleinasiens, die Hauptstadt des lydischen Reichs, lag am nördl. Fuße des das fruchtbare Thal des Flusses Hermos im Süden begrenzenden Tmolosgebirges am Flusse Paktolos, 10 km südlich von der Mündung desselben in den Hermos. Die Unterstadt, in welcher ein berühmter Tempel der Kybele stand, wurde von einer äußerst festen, mit einer dreifachen Mauer umgebenen Burg überragt, die nach dem Sturze des Krösus durch Cyrus nur durch Überrumpelung genommen wurde und auch bei der Einnahme der Stadt durch die Kimmerier (gegen 635 v. Chr.) und bei der Verbrennung derselben durch die Athener und Jonier während des ion. Aufstandes (498 v. Chr.) verschont blieb. Unter der pers. Herrschaft war sie der Sitz des Satrapen von Lydien. Antiochus III. zerstörte sie 218, doch, bald wieder aufgebaut, blieb sie, als sie zum syrischen, dann zum pergamenischen, endlich zum Römischen Reiche gehörte, reich und blühend. Kaiser Tiberius stellte sie wieder her, nachdem sie durch ein Erdbeben zerstört worden war, und bald ward sie eine der ersten Stätten des Christentums in Kleinasien. Im Mittelalter geriet sie allmählich in Verfall, bis sie durch Tamerlan ihren völligen Untergang fand. Jetzt sind nur noch geringe Trümmer bei dem Dorfe Sart erhalten.

Sardine, s. Sardelle.

Sardinien (ital. Sardegna, frz. Sardaigne), eine Insel des Königreichs Italien im Mittelländischen Meere, nach Sicilien die größte dieses Meeres, hat mit den Küsteneilanden einen Flächenraum von 24342 qkm und wird durch die Bonifaciusstraße von Corsica geschieden. Die Insel bildet eine ziemlich kompakte Masse von 277 km Länge und durchschnittlich 111 km Breite. Im O. findet sich der nur wenig einschneidende Golf von Orosei oder Dorgali, an der zersplitterten Nordostküste die kleinen Golfe von Terranova, Congianus und Arsachena, im NW. der Golfo dell' Asinara, im W. der von Oristano, im SW. und S. die von Palmas und Cagliari. Namhafte Küsteneilande sind im SW. Sant' Antioco und San-Pietro, im NW.

Asinara, im NO. Madalena, Caprera (Besitztum Garibaldis) und eine Menge anderer. Die Insel S. ist zum größten Teil gebirgig; doch nehmen die höchsten, die Granitgebirge (mit Höhen von 1000—1625 m und mehr), nur die östl. Hälfte ein. Etwa in der Mitte zwischen N. und S. aber der Ostküste der Insel näher, liegen die beiden höchsten Gipfel: der 1918 m hohe Brunca und der 1865 m hohe Monte-Gennargentu. Am Nordende zeigt sich eine zertrümmerte Kalkformation, welche mit derjenigen von Corsica identisch ist. In der Mitte der Insel lehnt sich westlich an das Hauptgebirge ein vom Tirso umflossenes, bis 390 m hohes tertiäres Bergland an, in welchem der erloschene Vulkan Monte-Ferru (in seiner Spitze Urticu 1050 m aufsteigend) bis an die Westküste vordringt und in seinem Krater das Dorf Lussargiu birgt. Auch südlicher, bei Oristano, befindet sich ein basaltischer Vulkanberg, der Arci. Im NW. vom Monte-Ferru erheben sich dagegen die Schiefer- und Granitberge Gocceano und Bosa mit 1230 m. Die äußerste Nordwestecke der Insel nimmt die durch eine kleine Tiefebene abgetrennte Gebirgsgruppe La-Nurra ein, welcher die langgestreckte, bis 394 m hohe Insel Asinara vorliegt. Auch der südwestlichste Teil der Insel bildet ein eigenes Bergland, von dem übrigen Hochland durch die von Oristano gegen SO. bis Cagliari hinziehende, durch ihre Fruchtbarkeit berühmte Tiefebene Campidano getrennt und durch das Flußthal des Sixerri in einen südl. und nördl. Abschnitt geteilt. In ersterm erhebt sich die Punta-Severa 986 m, in letzterm der Monte-Linas 1242 m. Die Hochebenen der Insel sind teils aus Granit, teils aus Trachyt, teils aus Kalk gebildet. Der Bergbau und Hüttenbetrieb liefert viel Blei und Bleiglätte zur Ausfuhr, außerdem Eisen und etwas Silber, Kupfer und Braunkohlen. Unter den zahlreichen Mineralquellen sind die von Sardana und Fordungianus die bedeutendsten, Vendutti aber trotz der schlechten Einrichtungen am meisten besucht. An Wasser zeigt sich kein Mangel. Doch ist unter den zahlreichen Flüssen kein einziger schiffbar, auch nicht der bedeutendste, der bei Oristano mündende Tirso (Thyrsus der Alten). Die meisten Gewässer versiegen im Sommer. Salzseen befinden sich an der Küste wie im Innern und liefern beträchtliche Quantitäten Salz zum Export. Das Klima ist sehr heiß und in der Zeit vom Juli bis Ende Oktober selbst in höhern Gegenden ungesund, da in diesen Monaten die Malaria (hier Intemperie genannt) S. heimsucht. Der Regen bleibt oft vier bis fünf Monate aus. Der Boden ist sehr fruchtbar an Getreide, Hülsenfrüchten, Obst, Wein, Feigen und andern Südfrüchten. Holz gibt es in Menge, da die Waldungen 20 Proz. der Bodenfläche bedecken. Die Pferde (1875: 51 919), sowie das Hornvieh (172 561) sind klein, aber mutig, schnell und gut gebaut. Ziegen zählte man 221 317, Schweine 81 384, Schafe 572 689. Eigentümlich sind der Insel das einhufige Schwein, der sardin. Hund, das Mufseltier u. s. w.

Die **Bevölkerung** beträgt (1884) 706 194 E. (29 auf den Quadratkilometer), S. hat mithin unter allen ital. Compartimenti die schwächste Bevölkerung. Die Ursache dieser geringen Zahl liegt besonders in dem feudalistischen und hierarchischen Druck, der seit Jahrhunderten auf dem Landvolke lastete und alle Keime des Wohlstandes erstickte. Mehr als zwei Drittel des Landes gehörten als Lehnsgüter den Baronen, meist span. Familien; auch die Geistlichen hatten viel Grundbesitz und erhielten von allen Erzeugnissen den Zehnten. Diese Mißverhältnisse wurden seit 1836 und 1837 durch Abschaffung der Patrimonialjustiz und der persönlichen Dienstleistungen, seit 1838—47 durch allmähliche Ablösung des bäuerlichen Besitzes von den Grundlasten und andern drückenden Abgaben durch die Regierung gemildert. Der Sarde ist ernst, würdevoll, gastfrei und, gleich dem Corsen, rachgierig, aber arbeitsam, aufgeweckt und erfinderisch. Der sardin. Bauer trägt Kleider von gegerbtem Leder und hüllt sich selbst während des Sommers in Schafpelze ein, welche ihm jedoch gegen die Malaria wirksamen Schutz bieten. Die Sarden sind zumeist Italiener, gemischt mit Spaniern und andern Völkern, und reden einen eigentümlichen, in manchen Beziehungen dem Spanischen sich nähernden Dialekt, der indessen auch viele altlat. Worte und Formen bewahrt, welche die andern ital. Dialekte aufgegeben haben; die Vornehmen sprechen ein reineres Italienisch. Aus Mangel an Unterrichtsanstalten ist der größte Teil des Volkes in der Geistesbildung noch sehr zurück; von 10 000 E. waren im J. 1872 8798 des Lesens und Schreibens völlig unkundig. Jedoch erfreut sich die Volkspoesie großer Pflege. Alle bekennen sich zur kath. Kirche. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner bilden Ackerbau und Viehzucht. Ferner wird viel Öl und Wein bereitet. Die **Sardinischen Weine** gleichen den spanischen, haben viel Feuer, ein herrliches Bouquet und übertreffen alt an Güte und Lieblichkeit die Cyprier. Berühmt sind der Malvasier von Bosa, der von Pirri und Quartu bei Cagliari, der Nasco, der Monaco, der Muragus von Cagliari, der Giro, ein rötlicher, starker, süßer Wein, und der wohlschmeckende weiße Vernaccio. Fabriken und Manufakturen fehlen fast ganz. Ungeachtet der günstigen Lage hatte die Insel bisher keine Schiffe. Sogar die Thun- und Korallenfischerei wird von Engländern, Franzosen, Genuesern und Sicilianern getrieben, die für die Erlaubnis zu dem Thunfischfang an einige sardin. Familien, für die Korallenfischerei aber an den König einen Pacht zahlen. Der Handel steht, obschon ihn zwölf Häfen (Cagliari, Terranova, Porto-Torres, Carloforte u. a.) unterstützen, schon wegen mangelhafter Kommunikation im Innern des Landes auf einer sehr niedrigen Stufe. Zur Einfuhr gelangen namentlich Kolonialwaren, Baumwoll- und Wollwaren und Steinkohlen. Regelmäßige Dampfschiffverbindungen (Società Rubattino) bestehen von Cagliari aus mit Livorno, Civitavecchia (direkt und längs der Ostküste S.s über Tortoli, Orosei, Siniscola und Terranova), Neapel, Palermo und Tunis, von Porto-Torres aus mit Livorno und (über Maddalena und Terranova) mit Civitavecchia; außerdem verkehrt ein Dampfer zwischen Cagliari und Porto-Torres längs der Ostküste. Bis vor kurzem war die einzige vorhandene Chaussee die von Cagliari nach Sassari (186 km). Die Eisenbahnen der Insel gehören sämtlich der Königlichen Gesellschaft der Sardinischen Bahnen mit dem Sitz der Direktion in Rom; im Betrieb sind die drei Linien: Cagliari-Oristano-Golfo degli Aranci (306 km), (Cagliari-) Decimomannu-Iglesias (37 km) und Porto-Torres-Sassari-Chilivani (67 km). Die Regierung der Insel führte früher eine Vizekönig und ein besonderes Ministerium. Auch bestanden Reichsstände, zusammen-

gesetzt zufolge eines Statuts von 1355 aus Geistlichen, dem Adelsstande und Abgeordneten der königl. Ortschaften. Erst seit Okt. 1847 ist die Insel der Monarchie völlig einverleibt. Es gibt in S. zwar zwei Universitäten, zu Cagliari und Sassari; nichtsdestoweniger liegen die Wissenschaften gänzlich darnieder. Die Staatseinkünfte waren sonst so unbedeutend, daß damit nicht die öffentlichen Kosten bestritten werden konnten. Das Militär wurde früher (vor Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in ganz Italien) durch Werbung ergänzt, da der Sarde wie der Corse gegen den Kriegsdienst großen Widerwillen hat. In administrativer Beziehung wird S. in zwei Provinzen geteilt: Cagliari im Süden (13615,4 qkm mit [1881] 419972 E.) und Sassari im Norden (10726,65 qkm mit 260478 E.). Die erstere zerfällt in die vier Distrikte: Cagliari, Iglesias, Lanusei und Oristano, zusammen mit 257 Communi; die letztere in die fünf Distrikte: Alghero, Nuoro, Ozieri, Sassari und Tempio-Pausania, zusammen mit 107 Communi. In kirchlicher Beziehung umfaßt S. drei Erzbistümer: Cagliari, Oristano und Sassari, und acht Bistümer. Die Hauptstadt ist Cagliari.

Geschichte. Die Insel S., im frühen Altertum Ichnusa oder Sandaliotis, nach ihrer fußsohlenähnlichen Form, später Σαρδώ von den Griechen, Sardinia von den Römern genannt, war ursprünglich im südl. Teile von dem libyschen, wahrscheinlich schon mit Phöniziern gemischten oder unter deren Aufsicht stehenden Volke der Jolaer oder Ilier, außerdem von den iber. Stämmen der Sarden (Sardonen griech., Sardi lat.) und Balearen, im Norden aber, ebenso wie ganz Corsica, von Ligurern bewohnt. Zu diesen kamen an den Westküsten Niederlassungen der auch an den ital. Küsten seßhaften pelasgischen Tyrrhener, die nachmals in den Besitz der etrusk. Seestädte übergingen. Die griech. Kolonien der Phocäer, die nachher Massalia gründeten, vielleicht auch später der Massalioten selbst, namentlich Olbia (jetzt Terranova) an der Nordostküste, scheinen von keiner langen Dauer gewesen zu sein. Später, seit 500 v. Chr., legten die Karthager an der Südküste die Handelsniederlassungen Caralis und Sulchi oder Sulci an, von wo aus diese allmählich ihre Herrschaft über die Küsten ausdehnten. Auf die Phönizier deutet der Umstand, daß fast alle Städte der Insel, auch im Innern, phöniz. Namen tragen. Auf die pelasgischen Kolonien scheinen die noch vorhandenen zahlreichen (über 2000) Nuraghi oder Nuraggi (sardisch für muraglie, murazzi, d. i. Mauern) hinzuweisen, mächtige nach oben konisch verjüngte Rundtürme von Quadern, mit schmalem oft unterirdischen Eingang und engen lichtlosen Kämmerchen, Baulichkeiten, die meist 18 m Höhe, an der Grundfläche einen Durchmesser von 30 m haben, aus verschiedenen Steinarten auf Hügeln in der Ebene erbaut und bisweilen mit einem Wall umgeben sind; sie finden sich in Gruppen von 20 bis 80, ja bis 200 zusammen. (Vgl. Spano, «Memoria sopra i Nuraghi di Sardegna», Cagliari 1867.) Grabmäler sind die Tumbas de los Gigantes, d. h. Riesenbetten, längliche Vierecke, aus Steinen geschichtet, 5—11 m lang und 1—2 m breit. Seltener sind die Perdas fittas oder Perdas lungas, den kelt. Menhirs und Dolmen entsprechende Steindenkmäler. Nach dem ersten Punischen Kriege kam S. 238 von den Karthagern in die Gewalt der Römer und bildete mit Corsica eine Provinz mit der Hauptstadt Caralis (jetzt Cagliari), wurde jedoch 215, 181 und 115 v. Chr. durch gewaltige Aufstände der Bergbewohner erschüttert. Die Kornausfuhr war im Altertum eine bedeutende, auch der Bergbau von Wichtigkeit. In der Folge war S. nacheinander im Besitze der Vandalen seit 458, der byzant. Kaiser seit 533 n. Chr., der Sarazenen seit Mitte des 8. Jahrh., um 1016 fast ganz in dem des Mugahid, Emirs der Balearen, seit 1007 und nach abermaliger Eroberung durch die Sarazenen (1022) der Pisaner (seit 1052), bei welchen Wechseln der Herrschaft es an langen und blutigen Kämpfen nicht fehlte. Die Pisaner setzten zur Regierung des Landes vier Richter in Cagliari, Torres (Logudoro), Gallura und Arborea ein, welche sich bald nicht nur große Macht, sondern auch die Erblichkeit ihrer Würde verschafften. Mit Unterstützung der Genueser gelang es dem Richter Bariso (Boruson) von Arborea, sich zum Oberherrn der ganzen Insel zu machen, die nun Kaiser Friedrich I. 1164 zu einem Königreiche erhob. Nach mancherlei innern Wirren machte Kaiser Friedrich II. seinen natürlichen Sohn Enzio (s. d.) zum Könige von S. Nach dessen Gefangennehmung durch die Bologneser bemächtigten sich 1250 wieder die Pisaner der Insel, mit Ausnahme von Arborea. Papst Bonifaz VIII. maßte sich die Oberlehnsherrlichkeit über das Königreich an und belehnte damit und mit der Insel Corsica 1296 den König Jakob II. von Aragonien; doch erst 1324 gelangte dieses Haus zum ruhigen Besitz der Herrschaft, über Arborea erst 1386. Bald war S. wieder der Schauplatz vieler Empörungen und verwüstender Bürgerkriege. Die Giudichessa Eleonora von Arborea (gest. 1404) zeichnete sich durch Verleihung des Gesetzbuchs Carta de logu aus, dessen Geltung 1421 durch Alfons von Aragonien über die ganze Insel ausgedehnt wurde. Mit Ferdinand dem Katholischen hörte die Verwaltung S.s durch einheimische Fürsten auf und es traten span. Vizekönige an deren Stelle. Es gehörte nun zu Spanien, bis es im Spanischen Erbfolgekriege (s. d.) 1708 von den Engländern für Österreich erobert und besetzt wurde. Im Utrechter Frieden von 1713 wurde die Insel förmlich dem Hause Österreich zugesprochen. König Philipp V. von Spanien eroberte sie zwar 1717 wieder; doch mußte er sie alsbald, durch Frankreich, England und Österreich genötigt, aufs neue abtreten. Hierauf trat Österreich gegen Sicilien, das der Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen im Utrechter Frieden als Königreich erhalten hatte, 1718 (1720) die Insel S. an diesen ab. Seit dieser Zeit bildete sie mit Savoyen und Piemont das «Königreich S.».

Litteratur. Vgl. Hörschelmann, «Geschichte, Geographie und Statistik der Insel S.» (Berl. 1828); Manno, «Storia de Sardegna» (4 Bde., Tur. 1825), reicht bis 1773; derselbe, «Storia moderna de Sardegna 1773—99» (Flor. 1858); de Vico, «Historia general de la isla et reyno de Cerdeña» (2 Bde., Barcel. 1839); Graf Alberto Ferrero della Marmora, «Voyage en Sardaigne ou description statistique, physique et politique de cette île» (5 Bde., Par. u. Turin 1839—60, nebst Atlas; Bd. 4 u. 5 besonders auch unter dem Titel «Itinéraire de l'île de Sardaigne» (Tur. 1860), das beste Werk über die Insel; derselbe gab auch heraus die vorzügliche «Carta dell' Isola e Regno di Sardegna» (2 Blätter, 1845, mit

Nachträgen bis 1860); Neigebaur, «Die Insel S.» (Lpz. 1853); Boullier, «L'Ile de Sardaigne» (Par. 1865); von Maltzan, «Reise auf der Insel S.» (Lpz. 1869).

Sardinien, ehemaliges Königreich, das nach den großen Annexionen der J. 1859, 1860, 1866 und 1870 sich zu dem jetzigen Königreich Italien (s. d.) umgestaltete, umfaßte auf dem Festlande das Herzogtum Savoyen, das Fürstentum Piemont (s. d.), die Herzogtümer Aosta und Montferrat (s. d.), das Herzogtum Genua (s. d.), die Grafschaft Nizza (s. d.) und außerdem die gleichnamige Insel Sardinien (s. d.), im ganzen 75311 qkm mit etwa 5200000 E. Gegenwärtig zerfällt das Gebiet des ehemaligen Königreichs S. in die festländischen Provinzen Turin, Cuneo oder Coni, Porto-Maurizio, Genua, Alessandria, Novara nebst den beiden Provinzen Sassari und Cagliari auf der Insel Sardinien, während Savoyen und Nizza an Frankreich abgetreten worden sind.

Das Königreich S. war eine Schöpfung der jetzt über ganz Italien herrschenden Dynastie, welche seit dem 11. Jahrh. als Grafen in Savoyen (s. d.) regierte. Allmählich dehnte dies Geschlecht seine Herrschaft sowohl in der Schweiz als auch im Süden der Alpen über Piemont aus und erwarb 1388 die Grafschaft Nizza (s. d.). Graf Amadeus VIII., der Friedfertige, erhielt 1416 durch Kaiser Sigismund den Herzogstitel von Savoyen verliehen. Zwar gingen im Reformationszeitalter die Besitzungen in der Schweiz verloren; aber obwohl die Dynastie in den langwierigen Kriegen der großen Nachbarmächte Frankreich, Spanien, welches das Herzogtum Mailand besaß, und Österreich oft hart bedrängt wurde, gelang es ihr doch, die Lande Savoyen und Piemont zu behaupten und durch neue Erwerbungen zu vergrößern. Epochemachend wurde der Spanische Erbfolgekrieg, da Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen (1675—1730) durch den Turiner Vertrag mit Kaiser Leopold I., 25. Okt. 1703, Montferrat und einige Distrikte des Herzogtums Mailand, und durch den Utrechter Frieden 11. April 1713 die Insel Sicilien nebst dem Königstitel erhielt. Jedoch in den nachfolgenden Verwickelungen mußte der neue König, von Österreich, Frankreich und England bedrängt, 8. Nov. 1718 Sicilien gegen Sardinien umtauschen, in dessen förmlichen Besitz er erst 1720 eingesetzt wurde. Seitdem ward der gesamte Staatenkomplex des Hauses Savoyen als «Königreich Sardinien» bezeichnet.

König Victor Amadeus II. trat Sept. 1730 die Regierung an seinen Sohn ab, verlangte aber nach Jahresfrist die Entsagungsurkunde zurück und versuchte die Citadelle von Turin zu überrumpeln. Darauf ward er gefangen gesetzt und starb Okt. 1732 im Gefängnis. Sein Sohn und Nachfolger Karl Emanuel I. (1730—73) erwarb als Bundesgenosse Frankreichs und Spaniens gegen Österreich im Wiener Frieden 1736 die mailänd. Distrikte Tortona und Novara, und als Bundesgenosse Österreichs während des Österreichischen Erbfolgekriegs durch den Wormser Vertrag, 13. Sept. 1743, und den Aachener Frieden, 18. Okt. 1748, die mailänd. Distrikte Anghiera, Vigevano und einen Teil des Fürstentums Pavia. Er suchte durch kluge Staatsökonomie dem Lande die Militärlast erträglich zu machen, gab ein Gesetzbuch (das Corpus Carolinum von 1770) und behauptete dem Papste gegenüber seine Autorität, indem er alle geistlichen Stellen selbst besetzte, die Geistlichkeit besteuerte und die päpstl. Bullen seiner Bestätigung unterwarf. Sein Sohn, Victor Amadeus III. (1773—96), wurde in die Koalition gegen das revolutionäre Frankreich hineingezogen und verlor schon im Herbst 1792 Savoyen und Nizza an die Franzosen. Durch brit. und päpstl. Subsidien unterstützt, suchte er eine Armee von 50000 Mann aufzubringen (1793), focht auch anfangs nicht unglücklich, ohne jedoch das Vordringen der siegreichen Revolution aufhalten zu können. Nachdem der Kampf 1794 und 1795 geschwankt, zwang Bonapartes berühmter Feldzug von 1796 gleich in den ersten Wochen den König von S. zur Unterwerfung. Er mußte 18. Mai unter drückenden Bedingungen Frieden mit der franz. Republik schließen und Savoyen und Nizza förmlich abtreten. Sein Sohn Karl Emanuel II. (1796—1802) wurde vom franz. Direktorium, 8. Dez. 1798 gezwungen, dem Besitze aller seiner Staaten auf dem festen Lande zu entsagen. Er begab sich auf die Insel Sardinien und erließ im März 1799 eine Verwahrung gegen den ihm abgezwungenen Verzicht. Die Fortschritte der Koalition im Sommer 1799 drängten zwar die Franzosen aus Piemont hinaus, aber der Sieg von Marengo stellte im folgenden Jahre die franz. Gewalt wieder her, und 11. Sept. 1802 ward Piemont förmlich mit Frankreich vereinigt. Karl Emanuel hatte indessen schon 4. Juni 1802 die Krone niedergelegt und trat nachher in den Jesuitenorden (gest. zu Rom 1818). Ihm folgte sein Bruder Victor Emanuel I., der nach dem Umsturze des Napoleonschen Kaisertums wieder 20. Mai 1814 seinen Einzug in Turin hielt. Der erste Pariser Friede hatte ihm seine Staaten auf dem festen Lande zurückgegeben und der Wiener Kongreß fügte das Herzogtum Genua und die Souveränetät über Monaco hinzu.

Mit Victor Emanuels I. Rückkehr kamen auch die Mißbräuche der alten Zeiten zurück. Die Königin und einzelne Personen vom Adel und der Geistlichkeit beherrschten den Monarchen völlig und waren eifrig bemüht, den frühern Einfluß des Jesuitenordens und überhaupt die Zustände, wie sie vor 1798 gewesen waren, möglichst unverändert wiederherzustellen. Um so leichter fanden auch in S. die Carbonari Eingang. Die Militäraufstände, welche 9. und 10. März 1821 zu Alessandria, Fossano und Tortona ausbrachen, gaben das Signal zur piemont. Revolution. In Alessandria wurde die span. Konstitution ausgerufen und eine Junta eingerichtet. Am 11. März schloß sich auch Turin dem Aufstande an. Dadurch bewogen, legte Victor Emanuel 13. März 1821 zu Gunsten seines jüngsten Bruders Karl Felix die Krone nieder. Karl Felix befand sich indessen zu Modena, und so wurde der Prinz Karl Albert von Savoyen-Carignan mit der vorläufigen Regentschaft betraut. Dieser bildete ein Ministerium im Sinne der Bewegung, befahl die Errichtung einer Nationalgarde und bestätigte die oberste Junta. Inzwischen rüstete sich Österreich zur Bekämpfung der Revolution. Karl Felix erklärte von Modena aus alles Geschehene für ungültig und stellte den Grafen Salieri della Torre an die Spitze der treu gebliebenen Truppen. Prinz Karl Albert entfloh darauf ins Lager der königl. Truppen und entsagte der Regentschaft. In der Nacht vom 7. bis 8. April 1821 gingen die Österreicher unter Bubna über die

Grenze, vereinigten sich mit den königl. Truppen und schlugen 8. April bei Novara die Insurgenten. Zwei Tage später war Turin besetzt, die absolute Gewalt wiederhergestellt. Eine österr. Besatzung blieb bis Herbst 1823 in den Hauptplätzen S.s.

König Karl Felix (1821—31) bethätigte in jeder Hinsicht eine streng absolutistische und reaktionäre Richtung, bewahrte aber doch Österreich gegenüber eine gewisse Selbständigkeit. Als mit dem Tode des Königs Karl Felix 27. April 1831 die Hauptlinie des Hauses Savoyen erlosch, bestieg die Nebenlinie Savoyen-Carignan in der Person Karl Alberts (1831—49) den Thron. Der neue König begann mit einzelnen Verbesserungen in der Verwaltung, den Finanzen und dem Heerwesen, aber die Hoffnungen, welche die liberal-konstitutionelle Partei auf ihn gesetzt hatte, erfüllte er nicht, vielmehr gab er auch dem Einfluß des Adels und Klerus, besonders der Jesuiten, sich willig hin, was 1833 eine Verschwörung in Turin und 1834 den sog. Savoyerzug der Flüchtlinge unter Mazzini und Ramorino zur Folge hatte. Als seine Hauptaufgabe sah der König es an, das Heer zu reorganisieren. Darum wurden, bei einem jährlichen Budget von 75 Mill. Lire (Francs), 27 Mill. für die Armee verwandt und durch Einführung eines Landwehrsystems 1832 die Stärke derselben für den Kriegsfuß auf 60000 Mann gesteigert. Die Bewegung von 1848 veranlaßte den König, 8. Febr. eine konstitutionelle Verfassung zu versprechen, die 4. März verkündet ward. Die Bildung eines konstitutionellen Ministeriums unter Graf Balbo, welches ein freisinniges Wahlgesetz, die Berufung des ersten sardin. Parlaments und allgemeine Amnestie verkündigte, vollendete die Umgestaltung des alten Zustandes.

Am 18. März 1848 brach in Mailand der Aufstand aus, der die Österreicher an den Mincio drängte. Karl Albert, als «das Schwert Italiens» begrüßt, nahm alsbald die lombard. Bewegung unter seinen Schutz und rückte ohne Kriegserklärung in die Lombardei ein. Nachdem die Kämpfe bei Lucia und am Curtatone die Überlegenheit der Österreicher und ihres Feldherrn Radetzky bereits bekundet, wurde durch den entscheidenden Schlag bei Custozza 25. Juli die piemont. Armee in volle Auflösung gebracht, und der König sah sich genötigt, in einem Waffenstillstande 9. Aug. die Lombardei zu räumen und sich über den Tessin zurückzuziehen. Inzwischen war das sardin. Parlament 8. Mai eröffnet worden; Balbo trat 26. Juli aus dem Ministerium, um einem Fusionsministerium Platz zu machen, an dessen Spitze der Mailänder Casati stand, und in welchem Gioberti Minister ohne Portefeuille war. Mit dem Abschluß des Waffenstillstandes trat dieses Kabinett zurück und machte einem gemäßigtern Ministerium Platz, dessen Präsident der Marchese Cäsar Alfieri del Sostegno war. Dieses beharrte auf der Bahn der konstitutionellen Entwickelung, zog aber einen ehrenvollen Vertrag unter brit.-franz. Vermittelung der Erneuerung des Kriegs vor. Doch vermochte es sich vor dem stürmischen Drängen der Progressisten nicht zu behaupten und wich 15. Dez. 1848 einem demokratischen Ministerium, das Gioberti gebildet hatte, und welches einem neuen Kriege entgegentrieb. Karl Albert kündigte 12. März 1849 den Waffenstillstand. Acht Tage später begann der zweite Akt des Kriegs um die lombard. Krone. Ein dreitägiger Feldzug, durch die Niederlagen bei Mortara und Novara, 21. und 23. März, bezeichnet, machte dem Kampfe schnell ein Ende. Karl Albert verzichtete noch am Tage der Niederlage von Novara auf die Krone zu Gunsten seines ältesten Sohnes Victor Emanuel II., zugleich die freiwillige Verbannung wählend, in welcher er schon 26. Juli zu Oporto starb. Noch in der Nacht seines Regierungsantritts schloß der neue König einen Waffenstillstand. Ein gleichzeitiger Aufstand in Genua wurde 4. April unterdrückt. Der Friede mit Österreich ward 6. Aug. zu Mailand abgeschlossen. S. behielt seine alten Grenzen, zahlte an Österreich 75 Mill. Frs. Kriegsentschädigung und erlangte die Amnestie der Lombarden und Venetianer, die unter der sardin. Fahne gefochten hatten. Erst nachdem der König durch eine Parlamentsauflösung, Nov. 1849, an das Land appelliert hatte, ward dieser Friedensschluß von dem neugewählten Parlament 9. Jan. 1850 sanktioniert.

Victor Emanuel II. hatte seine Regierung mit der Versicherung angetreten, die verfassungsmäßigen Institutionen zu erhalten, und blieb diesem Versprechen unwandelbar treu, so sehr auch im Innern die absolutistische und klerikale Partei und von außen her die überall wieder erstarkende Reaktion, besonders aber Österreich der Fortdauer der konstitutionellen Entwickelung S.s sich entgegenstellten. Dem Ministerium Gioberti, welches unmittelbar nach der Niederlage seine Entlassung genommen hatte, war 27. März ein verfassungstreues, aber besonnenes unter dem Vorsitz des Generals Delaunay gefolgt. Dieses löste die Kammer, welche die extremsten Beschlüsse faßte, 30. März auf. Schon 7. Mai erhielt das Ministerium dadurch eine nationalere Färbung, daß Massimo d'Azeglio die Präsidentschaft und das Äußere übernahm. Da die neugewählte Kammer Bedenken trug, den Friedensvertrag zu genehmigen, wurde sie 20. Nov. 1849 aufgelöst. Bei den Neuwahlen stellte sich eine ansehnliche Majorität in konstitutionellem Sinne heraus. Der neu eingetretene Justizminister Siccardi that einen bedeutungsvollen Schritt, indem er die geistliche Gerichtsbarkeit und eine Reihe anderer Vorrechte des Klerus aufhob, die Kultusfreiheit der andern Konfessionen (Evangelische, Waldenser, Juden) durchführte und den Widerstand des Klerus, namentlich des Erzbischofs Franzoni von Turin, zu brechen verstand. Zugleich wurden die feudalen Vorrechte jeder Art beseitigt, die öffentlichen Arbeiten rührig gefördert, von Cavour, welcher 11. Okt. 1850 in das Ministerium eintrat und zuerst Ackerbau und Handel, 19. April 1851 auch die Finanzen übernahm, der Zolltarif im freihändlerischen Geiste umgestaltet und mit den meisten Staaten Europas 1850—51 Handelsverträge in diesem Sinne eingegangen. Die Erwählung Rattazzis zum Präsidenten der Kammer gab Anlaß zu einer Ministerkrisis. D'Azeglio blieb, Cavour aber, welcher der äußersten Rechten gegenüber eine Vereinigung der beiden Centren anstrebte, schied 21. Mai 1852 aus. Die Agitation des Klerus gegen die Siccardischen Gesetze, namentlich den Entwurf über die Civilehe, kam nun in vollen Gang. Das Ministerium d'Azeglio fühlte sich dieser Lage nicht gewachsen und nahm im Okt. 1852 seine Entlassung. Aus der neuen Ministerkrisis ging 4. Nov. 1852 wiederum ein liberales Ministerium hervor unter

dem Vorsitz des Grafen Cavour, der nun bis Juli 1859 am Staatsruder blieb. Das Ministerium Cavour, dessen Stellung durch Parlamentsauflösung und Neuwahlen, 1853, noch mehr befestigt ward, ging unaufhaltsam auf der Bahn der Reformen vorwärts. Durch Aufhebung der meisten Klöster, Mai 1855, ward der Klerus bedeutend vermindert, und aus den eingezogenen Klosterfonds gewann man die Mittel, um die Lage der niedern Landgeistlichkeit und das vernachlässigte Volksschulwesen zu verbessern. Darüber kam es zuletzt zu einem Bruch mit der Römischen Kurie, und 26. Juli 1855 verhängte Papst Pius IX. über alle, die bei jener Maßregel beteiligt seien, den großen Kirchenbann.

Nach außen hin behauptete S., das seit 1848 die nationale Tricolore beibehielt, fortwährend die Stellung eines Vorkämpfers der nationalen Bestrebungen Italiens. Desto schärfer ward der Gegensatz gegen die österr. Fremdherrschaft in Italien. Als nach dem Mazzinistischen Attentat in Mailand, 6. Febr. 1853, Österreich die Güter aller emigrierten Lombarden mit Sequester belegte und nicht einmal für solche, die mit ordnungsmäßiger Erlaubnis ausgewandert und in S. naturalisiert waren, eine Ausnahme machen wollte, erhob das turiner Kabinett feierlich Protest gegen diese Gewaltmaßregel und rief seinen Gesandten aus Wien ab, worauf auch der österr. Gesandte Turin verließ. Um so inniger schloß sich S. an die Westmächte an, welche S. in der Sequesterfrage ihre diplomatische Unterstützung hatten angedeihen lassen. Während des Orientkriegs trat König Victor Emanuel II. auf Cavours Rat der brit.-franz. Allianz gegen Rußland bei (26. Jan. 1855) und verpflichtete sich, ein Armeekorps von 15000 Mann ins Feld zu stellen; dagegen garantierten die Westmächte für die Dauer des Kriegs die Integrität des Königreichs S., und Großbritannien bewilligte demselben eine Anleihe zur Deckung der Kriegskosten. Die sardin. Truppen schifften sich unter General Alfonso La Marmora in Genua, April 1855, nach der Krim ein, wo sie an der Schlacht bei der Tschernaja 16. Aug. rühmlichen Anteil nahmen. Auf dem Pariser Friedenskongreß, Febr. bis April 1856, nahmen die sardin. Gesandten Graf Cavour und Marquis Villamarina neben den Botschaftern der europ. Großmächte ihren Sitz ein. Dies benutzte Cavour, um die den europ. Frieden bedrohende Lage Italiens zur Sprache zu bringen. Eine an die Westmächte gerichtete Note vom 16. April führte die Notwendigkeit einer nationalen Politik für S. weiter aus. Durch sein festes Auftreten hatte S. in ganz Europa, besonders aber in Italien, an Ansehen und Sympathien gewonnen. Der ital. Nationalverein, gestiftet von La Farina und Manin, machte erfolgreiche Propaganda für die Idee, daß Italien von der Fremdherrschaft nur durch Vereinigung unter der Dynastie Savoyen befreit werden könne.

Nach einem gereizten Notenwechsel zwischen S. und Österreich erfolgte März 1857 der beiderseitige vollständige Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Ende Juli 1858 fanden zu Plombières zwischen Cavour und Napoleon III. geheime Abmachungen statt, und zugleich wurde eine Heirat zwischen der ältesten Tochter Victor Emanuels, Prinzessin Clotilde, und dem Prinzen Napoleon eingeleitet. Unmittelbar nach dem verhängnisvollen Neujahrsgruß Napoleons III. an den österr. Gesandten zu Paris erklärte Victor Emanuel II. in seiner Thronrede 10. Jan. 1859, «daß S. wohl die Verträge achte, aber nicht unempfindlich bleiben könne bei dem Schmerzensschrei, der aus so vielen Teilen Italiens sich erhebe». Das Ministerium beantragte bei dem Parlament eine Ausdehnung der Landwehrorganisation sowie eine neue Anleihe von 50 Mill. Lire, die nachher auf dem Wege der Nationalsubscription zusammengebracht wurde. Am 30. Jan. fand die Vermählung der Prinzessin Clotilde zu Turin statt, und gleichzeitig ward der definitive Bundesvertrag (Familienpakt) mit Frankreich unterzeichnet. Darauf antwortete Österreich mit einer Verstärkung seiner Truppenmacht in Italien. Auch S. machte sich kriegsbereit, und aus allen Teilen der Halbinsel strömten Freiwillige zu den sardin. Fahnen. Als Großbritannien zu vermitteln suchte und das turiner Kabinett aufforderte, seine Beschwerdepunkte zu präcisieren, antwortete Cavour durch Memorandum vom 1. März: Der Friede Italiens und die Ruhe Europas könnten nicht anders gesichert werden, als wenn Österreich dem Lombardisch-Venetianischen Königreich eine nationale Regierungsform bewillige und der militärischen Oberherrschaft, den Occupationen und Interventionen in Mittelitalien entsage. Auch sollten dann die Fürsten von Toscana, Modena und Parma aufgefordert werden, in ihren Landen konstitutionelle Verfassungen einzuführen, und der Papst, wenigstens der Romagna eine abgesonderte Administration unter einem Laienvikar zu bewilligen. Hierauf schlug Rußland vor, die ital. Frage auf einem Kongreß der Großmächte zu regeln, und der Vorschlag ward allerseits angenommen; doch Österreich verlangte, daß die Verträge von 1815 die Grundlage der Unterhandlungen bleiben sollten, was S. seinerseits ablehnte. Noch schwebten hierüber die Unterhandlungen, da ließ Österreich sich zu einem aggressiven Schritt hinreißen. Ein Ultimatum vom 23. April forderte, daß S. sogleich entwaffne und die ital. Freiwilligen entlasse. Nachdem Cavour 26. April eine ablehnende Antwort gegeben, überschritt das österr. Heer 29. April 1859 die sardin. Grenze. Somit war S. in der Lage, auf Grund des Defensivtraktats die Hilfe Napoleons III. in Anspruch nehmen zu können.

Der Krieg von 1859, den Napoleon III. mit dem Programm: «Ein freies Italien bis zum Adriati-Meer!» begann, bildet den Wendepunkt, an dem die Geschichte des Königreichs S. in die Geschichte Italiens (s. d.) übertritt. Cavour, Garibaldi und der ital. Nationalverein thaten alles, um dem Krieg das Gepräge eines nicht bloß sardinischen, sondern eines ital. Nationalkriegs zu verleihen. In einer Cirkularnote vom 19. Juni 1859 bezeichnete Cavour als Ziel des Kriegs geradezu die vollständige Ausschließung Österreichs aus der Halbinsel und die Herstellung eines starken oberital. Königreichs. Gleichzeitig kam es zu revolutionären Bewegungen in Toscana, Parma, Modena und der Romagna; die dortigen Dynastien entflohen, und sowohl Toscana, wie auch das neukonstituierte Gouvernement Emilia lehnten sich an S. an. Da schloß Napoleon III. plötzlich 11. Juli mit Österreich den Präliminarfrieden von Villafranca, und König Victor Emanuel II. mußte demselben beitreten. Demnach sollte S. sich mit einer Territorialvergrößerung durch

die Lombardei begnügen; dagegen sollten die vertriebenen Fürstenhäuser wieder eingesetzt und die nationalen Wünsche mit dem Schattenbild einer ital. Konföderation unter Teilnahme des österr. Venetien und unter dem Ehrenpräsidium des Papstes abgefunden werden. Dieser Traktat machte anfangs einen tief niederschlagenden Eindruck; Cavour trat 19. Juli vom sardin. Staatsruder zurück, und La Marmora bildete ein neues Kabinett. Die sardin. Kommissarien und Truppen mußten aus den insurgierten Staaten Mittelitaliens zurückberufen werden. Aber die Volksbewegung in Mittelitalien ging nichtsdestoweniger unaufhaltsam vorwärts und wurde noch mehr ermutigt durch das Auftreten des turiner Kabinetts, das in seinem Memorandum vom 28. Sept. die Wiedereinsetzung der vertriebenen Fürstenhäuser für unmöglich erklärte und auf dem Friedenskongreß zu Zürich jede Beteiligung an diesen Restaurationen, sowie an den Konföderationsplänen ablehnte. Der definitive Friede von Zürich, 10. Nov. 1859, der die Präliminarien von Villafranca bestätigte, erwies sich unter diesen Umständen sofort als ein toter Buchstabe. Cavour trat 20. Jan. 1860 wieder an die Spitze des sardin. Kabinetts und konnte nunmehr seine Annexionspolitik ungehindert zu Ende führen. Von Großbritannien wurde er dabei aufs entschiedenste begünstigt; Napoleon III. aber ließ sich für seine Zustimmung einen hohen Preis zahlen, indem König Victor Emanuel II., in Gemäßheit früherer Verabredung, durch den Turiner Traktat vom 24. März 1860 Savoyen und den größten Teil der Provinz Nizza an Frankreich abtreten mußte. Infolge davon ging auch das Fürstentum Monaco unter das Protektorat Frankreichs über. Dagegen wurden Emilia und Toscana, nachdem eine allgemeine Volksabstimmung 11. und 12. März sich mit ungeheuerer Majorität für die Annexion ausgesprochen hatte, durch die Dekrete vom 18. und 22. März 1860 dem Königreich S. einverleibt.

Somit hatte die sardin. Monarchie sich in ein starkes oberital. Königreich umgestaltet. Die Proteste der vertriebenen Fürstenhäuser blieben wirkungslos. Andererseits waren die Bemühungen des turiner Hofs, sich mit Rom zu vergleichen, ohne Erfolg. Papst Pius IX. hatte schon Ende Sept. 1859 die diplomatischen Beziehungen mit S. abgebrochen und forderte die Zurückgabe der abgefallenen Romagna. Weder die Ratschläge Napoleons III., noch die Briefe Victor Emanuels II. vom 6. Febr. und 20. März 1860 fanden in Rom Gehör. Pius IX. gab auf beide Briefe streng abweisende Antworten und ließ nicht nur gegen die Einverleibung der Romagna diplomatischen Protest erheben (19. April), sondern er sprach auch als Oberhaupt der kath. Kirche (26. März) gegen alle, welche diese Usurpation begangen, veranlaßt oder gebilligt hätten, die große Exkommunikation aus. Das am 2. April neueröffnete sardin. Parlament, wo zum ersten mal die Vertreter der Lombardei, Emilia und Toscanas erschienen, genehmigte fast einstimmig die vollzogenen Annexionen. Gegen die Abtretung von Nizza protestierte Garibaldi, als Eingeborener und Abgeordneter dieser Stadt. Um den einflußreichen Patrioten anderweitig zu beschäftigen, ließ die sardin. Regierung ihm freie Hand, eine Expedition zur Unterstützung der aufständischen Sicilianer auszurüsten, welche 6. Mai von Genua nach Marsala absegelte. Das Parlament genehmigte dann auch die inzwischen durch allgemeine Volksabstimmung sanktionierte Abtretung von Savoyen und Nizza, worauf der förmliche Cessionsvertrag 11. Juni 1860 vollzogen wurde.

In den nächsten Monaten wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit fast ausschließlich den Ereignissen in Unteritalien zu, wo das Königreich beider Sicilien (s. d.) unter dem Angriff Garibaldis zusammenbrach. Auf die Reklamationen des neapolit. Gesandten erklärte Cavour 26. Mai 1860, daß die sardin. Regierung der Expedition Garibaldis vollkommen fremd sei und dieselbe auf die förmlichste Weise mißbillige, ließ aber der ital. Aktionspartei, welche von Genua aus immer neue Verstärkungen nach Sicilien abschickte, freie Hand. Als aber Garibaldi auch in Neapel einzog und Miene machte, in den Kirchenstaat einzurücken, trat die sardin. Regierung aus der bisherigen Zurückhaltung heraus und beschloß auch Unteritalien unter ihre Herrschaft zu nehmen, in der Besorgnis, sonst den leitenden Einfluß auf der Halbinsel zu verlieren. Am 11. Sept. rückte das sardin. Heer in den Kirchenstaat ein; die päpstl. Truppen wurden 18. Sept. bei Castelfidardo entscheidend geschlagen und der Überrest mußte 29. Sept. in Ancona kapitulieren. Umbrien und die Marken proklamierten die sardin. Herrschaft, während in dem sog. Patrimonium Petri die päpstl. Autorität durch die franz. Besatzung von Rom aufrecht erhalten blieb. Am 9. Okt. überschritten die sardin. Truppen die Grenzen Neapels, wo Garibaldi sich freiwillig dem König Victor Emanuel unterordnete. Die thatsächlich vollendete Annexion ward überall durch eine allgemeine Volksabstimmung sanktioniert, welche im Königreich beider Sicilien 21. Okt., im Kirchenstaat 4. bis 5. Nov. stattfand. Es stimmten in Neapel 1310266 dafür und 10102 dagegen, in Sicilien 432054 dafür und 667 dagegen, in Umbrien 97075 mit Ja und 380 mit Nein, in den Marken 133783 Ja und 1212 Nein. Nachdem beide Kammern des sardin. Parlaments schon im voraus (11. und 16. Okt.) ihre Zustimmung zu den neuen Annexionen gegeben, erfolgten 17. Dez. 1860 die vier königl. Dekrete, welche alle diese unterital. Provinzen dem Königreich S. einverleibten. Am 18. Febr. 1861 wurde das erste ital. Parlament in Turin eröffnet und König Victor Emanuel II. nahm mit Zustimmung desselben durch das Gesetz vom 17. März 1861 den Titel «König von Italien» an. (S. Italien.)

Litteratur. Cibrario, «Storia della monarchia di Savoia» (3 Bde., Turin 1840—47); derselbe, «Origine e progresso delle istituzioni della monarchia di Savoia» (2 Bde., Turin 1840—47); Gallenga, «Storia del Piemonte» (2 Bde., Turin 1856); Brofferio, «Storia di Piemonte» (Turin 1852 fg.); Galliani d'Agliano, «Memorie storiche sulla guerra di Piemonte dal 1741 al 1747» (Turin 1840); Ricotti, «Storia della monarchia Piemontese» (6 Bde., Flor. 1861 fg.); Bianchi, «Storia della monarchia Piemontese dal 1773 sino al 1861» (Bd. 1, Turin 1877); Beauchamp, «Histoire de la révolution en Piémont» (Par. 1821); Santa-Rosa, «De la révolution piémontaise» (Par. 1822); «Memorie e osservazioni sulla guerra dell' independenza d'Italia» (Turin 1849), «Bericht des österr. Generalstabes über den Feldzug von 1848» (2 Bde., Wien 1850); Manno und Promis, «Bibliografia storica degli stati della monarchia di

Savoia» (Turin 1884 fg.). Über die Geographie und Statistik handeln: Bartolomeis, «Notizie topografiche e statistiche degli stati sardi» (3 Bde., Turin 1840—47); Casalis, «Dizionario geografico-storico-statistico-commerciale degli stati di re di Sardegna» (Bd. 1—21, Turin 1843—51); Stefani, «Dizionario geografico-statistico degli stati sardi» (Tur. 1855).

Sardo, Stadt auf Sardinien, s. Castel Sardo.

Sardonagruppe heißt bei B. Studer der östlich vom Panixerpaß gelegene Teil der Glarner-alpen (s. Alpen 21). Den Kern der Gruppe bildet das Massiv des Sardonagletschers an der Grenze der schweiz. Kantone Graubünden, Glarus und St. Gallen, in welchem der Piz Segnes zu 3102 und der Saurenstock zu 3054 m über dem Meere ansteigen. Weiter östlich kulminiert die Gruppe mit dem Ringelspitz (3249 m) zwischen dem Vorderrheinthal und dem Calfeuserthal.

Sardonisches Lachen (Sardonius risus) hieß bei den Alten das höhnische, grimmige Lachen des Zornigen oder das des Verzweifelten. Es wird schon bei den Alten verschieden erklärt; teils wird das Wort «Sardanisch» geschrieben und etymologisch als ein zähnefletschendes, grinsendes Lachen gedeutet, oder man leitet es entweder direkt ab von dem Brauche der semit. Molochopfer (s. Moloch) oder von dem Reflex dieser Opfer in der Sage von dem ehernen Riesen Talos, der die nach Kreta Verschlagenen in seinen Armen verbrennen ließ, oder endlich soll das Sardonische Lachen von einem auf Sardinien wachsenden giftigen Kraute (Sardonia herba bei Virgil) den Namen erhalten haben, dessen Genuß ein solches Lachen zur Folge hatte. Zuerst kommt der Ausdruck vor in der «Odyssee» (XX, 801—2). Vgl. Merklin, «Die Talossage und das Sardonische Lachen» (Petersb. 1851).

Sardonyx, Abänderungen des gemeinen Karneol (s. d.), welche weiß und rot gestreift und unter allen am meisten geschätzt sind. Von den Alten wurde er zu geschnittenen Steinen, vorzüglich zu vertieften Gemmen (Intaglios) gebraucht. Er ist etwas weniger hart als der Onyx (s. d.), springt nicht so sehr aus und ist leichter zu schleifen.

Sardou (Victorien), namhafter franz. Theaterdichter, geb. 7. Sept. 1831 zu Paris, studierte anfangs Medizin, dann Geschichte und Litteratur. Die Bekanntschaft mit der Déjazet veranlaßte ihn zu dramatischer Schriftstellerei und verhalf ihm zu um so schnellerm Aufkommen, als diese berühmte Schauspielerin nicht bloß ihr eigenes Theater zur Verfügung stellte, sondern auch in seinen ersten Stücken «Monsieur Garat» und «Les prés Saint-Gervais» (1860) die Hauptrollen spielte. S.s Ruf war damit sofort begründet, und seine fruchtbare Feder lieferte seitdem für verschiedene pariser Bühnen, besonders für das Gymnase und Vaudeville, eine beträchtliche Anzahl Komödien und Dramen, die größtenteils eine glänzende Aufnahme fanden. Von seinen Arbeiten sind zu nennen: «Les pattes de mouche» (in Deutschland bekannt unter dem Titel «Der letzte Brief»), «Les ganaches», «Nos intimes», «Les vieux garçons», «Nos bons villageois», «La famille Benoîton» (1861—66), «Séraphine», «Patrie», ein patriotisch-histor. Drama, «La maison neuve», «Andréa», «Fernande», «Rabagas», ein antirepublikanisch-polit.-histor. Lustspiel (1872), «L'oncle Sam» (1873), «Les merveilleuses», «La haine» (1874), «Ferréol» (1875), «Dora» (1877), «Les bourgeois de Pont-Arcy» (1878), «Daniel Rochat» (1880), «Divorçons» (1880), «Odette» (1881), «Fédora» (1883), «Théodora» (1885). S. hat auch eine Anzahl Operettentexte verfaßt, zu denen Offenbach und andere Komponisten die Musik lieferten. Auch hat er einige Novellen geschrieben, z. B. «La perle noire». S.s eigentümliches Verfahren bei der Komposition seiner Bühnenstücke ist fast überall das gleiche, und wenn auch des eigentlich poetischen Wertes entbehrend, doch immer effektvoll und spannend. Im Grunde genommen sind S.s Komödien nichts als Vaudevilles mit Dramen- oder Melodramenanhängseln, die nicht wesentlich dazu gehören, aber kunstreich und wirkungsvoll damit verbunden sind. Sein Dialog ist gewandt und witzig, die Charaktere sind nicht durchgearbeitet, aber prägnante Typen. Mit vielem Bedacht sorgt S. für die scenische Anordnung und legt große Wichtigkeit auf tadellose Treue der Zeit- und Ortsfarbe, auf archäol. Genauigkeit der Dekoration, sowie auf alles zur histor. Treue gehörige Beiwerk. Seit 7. Juni 1877 ist S. Mitglied der Französischen Akademie. Vgl. die Charakteristik S.s in Gottschalls «Porträts und Studien» (Bd. 4, Lpz. 1871).

Sardōum mare (Sardonicum mare), bei den Alten Name des zwischen Sardinien und den Balearen gelegenen Teils des Mittelmeers.

Sardschu, Nebenfluß des Ganges, s. Gogra.

Sareffchan, s. Serafschan.

Sarepta (Zarphat), Küstenstadt im alten Phönizien, zwischen Tyrus und Sidon, beim heutigen Sarafend, bekannt durch den Aufenthalt des Propheten Elias bei einer Witwe daselbst.

Sarepta, Flecken im Kreise Zarizyn des russ. Gouvernements Saratow, an der Sarpa, welche 1 km von hier in die Wolga mündet, wurde 1765 von Herrnhutern angelegt und von Katharina II. mit Ländereien und bedeutenden Privilegien (freie kirchlich-bürgerliche Verwaltung, eigene Civilgerichtsbarkeit, Freiheit vom Militärdienst, von Einquartierung und Handelsabgaben u. s. w.) versehen, von denen die Militär- und Abgabenfreiheit durch Ukas vom 18. Juni 1877 aufgehoben worden sind. Die Ländereien der Kolonie sind auf 190 qkm angewachsen; die Zahl der Einwohner beträgt (1883) 5647, worunter 347 Mitglieder der Brüdergemeine, welche zwei große Senf-, eine Senfäther- und eine Balsamfabrik unterhalten. Die benachbarte Bitterwasserquelle, früher der berühmteste Gesundbrunnen Rußlands, den Kalmücken unter dem Namen «Heiliger Brunnen» bekannt, 1770 von Wier gefaßt und zu Ehren der Kaiserin Katharina II. «Katharinenbrunnen» genannt, wird noch immer von Kranken besucht. Vgl. Glitsch, «Geschichte der Brüdergemeine S.» (Nisky 1865).

Sargans, Städtchen mit (1880) 942 meist kath. E., Hauptort des gleichnamigen Bezirks (518 qkm, 18032 E.) des schweiz. Kantons St. Gallen, liegt 485 m über dem Meere, 7 km nordwestlich von Ragaz, am Südfuß des Gonzen, besitzt eine Pfarrkirche und eine alte hochgelegene Burg der Grafen von S., welche 1483—1798 Sitz der eidgenössischen Landvogte der «Gemeinen Herrschaft S.» war, und ist Knotenpunkt der Bahnlinien Rorschach-Chur und S.-Rapperswyl-Zürich.

Sargassomeer heißt ein zwischen den Canarischen und westind. Inseln gelegener Teil des Atlantischen Oceans, in welchem eine große Masse

schwimmenden Seetangs sich vorfindet. Sargaço ist der portug. Name für Tang (s. d.). Schon alte Schriftsteller erwähnen diese Krautwiesen des Oceans, so Scylax, Theophrast und Aristoteles. Die ersten bestimmtern Nachrichten darüber enthält aber das Schiffsbuch des Columbus, der 16. Sept. 1492 die Fucusbänke erreichte und einen großen Teil seiner Fahrt nach den Bahama-Inseln durch sie fortsetzte, wie es heißt zur nicht geringen Beunruhigung seiner zaghaften Leute. Die Grenzen der atlantischen Tang-Ansammlungen sind die Parallelen von 16 und 38° nördl. Br. und die Meridiane von 30 und 81° westl. L. von Paris, doch wird zwischen 41 und 47° westl. L. gewöhnlich sehr wenig Tang beobachtet, sodaß sich die Ansammlungen in zwei große Bänke scheiden. Einzelne zerstreute Massen trifft man auch außerhalb der genannten Grenzen, namentlich im Karaibischen Meere. Ähnliche Tang-Ansammlungen gibt es im Großen Ocean nördlich von den Sandwichinseln, sowie im Süden des Atlantischen und Indischen Oceans in einem langen Streifen, der von den Falklandinseln bis weit über die Kergueleninseln sich erstreckt. Der Tang des S. ist ausschließlich das Sargassum bacciferum *Ag.*, eine Alge, die einem kleinen, vielfach verästelten Strauche mit zolllangen, scharf gezähnten Blättern und kleinen, erbsengroßen Beeren (den Schwimmblasen) gleicht. Seine eigentliche Heimat ist nach Schleiden («Das Meer», Berl. 1867) wahrscheinlich die Nordküste von Südamerika, von wo der Golfstrom die durch Stürme und Wellen vom Boden abgerissenen Pflanzen mit fortträgt, um sie im großen atlantischen Wirbel abzusetzen. Durch die Schwimmblasen erhalten sie sich auf der Oberfläche, wachsen munter fort, da sie von der Wurzel unabhängig sind, und bilden so die frischen schwimmenden Wiesen (Praderias da yerva des Oviedo). In dem S. selbst ordnen sich die Pflanzenbüschel immer in ziemlich regelmäßigen Reihen nach der Richtung des Windes. Sie sind häufig so dicht gedrängt, daß sie die Segelgeschwindigkeit wesentlich vermindern. Kapitän Leps bestritt die auch früher von Rennell ausgesprochene Ansicht, daß das S. der Sammelplatz der Algen sei, welche der Golfstrom bei seinem Austritt aus dem Mexikanischen Meerbusen mit sich führt. Derselbe nahm vielmehr an, daß es die Quelle sei, von welcher die zerstreuten Tangmassen herkämen, denen man im Antillenmeere, im Mexikanischen Meerbusen und im Golfstrome begegnet. Auch Irminger glaubt, daß die im nördl. Teile des Antillenmeers vorkommenden Tangmassen aus dem S. durch Strömung und Nordostpassat dorthin gelangen; die südlicher bei Las Rocas und bis gegen den 14.° nördl. Br. im Antillenmeer angetroffenen Massen aber stammen nach ihm aus südlichern Breiten und werden schließlich durch den Golfstrom dem S. zugeführt. Daß die großen Tang-Ansammlungen im ganzen immer denselben Raum einnahmen, daß insbesondere das atlantische S. noch heute dieselben Grenzen hat wie zur Zeit des Columbus, ist durch die Strömungen und Winde bedingt.

Sargassum *Ag.*, Algengattung aus der Familie der Fucaceen. Man kennt gegen 100 Arten, von denen vier in den europ. Meeren vorkommen. Es sind Algen mit stielrundem, reich verzweigtem Thallus, mit deutlich differenzierten Blättern, deren Formen an diejenigen mancher Phanerogamen erinnern; außerdem trägt der Thallus an besondern Stielchen beerenartige Lufträume, die als Schwimmorgane dienen. Die Fruchtstände, welche die Antheridien und Oogonien enthalten, treten in Form besonderer kleinerer Zweige zwischen den Blättern auf. (Vgl. Tafel: Algen, Fig. 9.) Die bekannteste und wichtigste Art ist S. bacciferum *Ag.*, die in den wärmern Meeren eine sehr ausgedehnte Verbreitung besitzt und sowohl im Atlantischen, wie auch im Indischen und Stillen Ocean vorkommt. Sie bildet den hauptsächlichsten Bestandteil des sog. Sargassomeers, das in den genannten Meeren, besonders im Atlantischen Ocean, außerordentlich große Flächen einnimmt und aus einem dichten Gewirr der reich verzweigten Algen besteht, zwischen welchem sowohl andere kleinere Algen aus verschiedenen Familien, als auch zahlreiche kleinere Seetiere leben. (Näheres s. unter Sargassomeer.)

Sargon (assyr. Sar-kin oder Sar-kayan), ist der Name zweier assyr. Könige, von denen der erste gegen 3800 v. Chr. regierte, 3200 Jahre vor dem König Nabonid. Nach der in den Keilschriften erhaltenen Sage wurde er wie Moses von seiner Mutter auf dem Flusse ausgesetzt, von Landleuten erzogen, machte sich zum König, beherrschte Chaldäa bis sogar über Elam und die Insel Tylos hinaus. Er war wie sein Sohn Naram-Sin, von dem wir noch Inschriften haben, der Begründer der Macht der Semiten, und galt bei diesen als einer der ältesten Vertreter der Wissenschaft und Bildung. Seinen Namen nahm an

Sargon II., oder der Spätere, ein angeblich aus königl. Geschlecht stammender Usurpator, dessen früherer Name unbekannt ist, einer der bedeutendsten assyr. Könige, nur einmal in der Bibel (Jesaias 20, 1) gelegentlich genannt; er folgte gegen 721 v. Chr. seinem Vorgänger Salmanassar und vollendete die von letzterm begonnene Belagerung Samarias durch die Einnahme der Stadt. Er breitete die Herrschaft Ninives bis nach Kleinasien aus, überzog Phönizien mit Krieg, landete in Cypern, wo er eine jetzt in Berlin aufbewahrte Stele zurückließ, empfing Tribute der Araber und Sabäer und schlug den Äthiopier Sabako bei Raphia. Nach der Bezwingung des chaldäischen Königs Merodachbaladan eroberte er Babylon (709), wurde aber 704 ermordet. Unter seiner Regierung (712) endete der von ihm erwähnte Mondcyklus von 1805 Jahren. Im folgte sein Sohn Sanherib (s. d.). S., aus königl. Geschlecht, scheint Salmanassar entthront zu haben. Er gründete die letzte assyr. Dynastie, die mit Ninive gegen 605 endete. S. war der Erbauer von Khorsabad (Dur-Sarkin), dessen Entdeckung durch Botta 1843 die bis dahin unbekannte assyr.-babylon. Kultur wieder zu Tage förderte.

Sâri, Hauptstadt von Masanderan (s. d.).

Sarissa, die etwa 5 m lange Stoßlanze der macedon. Hopliten und leichten Reiter; letztere hießen danach Sarissaphoren.

Sarisu, Fluß in Russisch-Centralasien, Distrikt Akmolinsk, mündet in einen kleinen See.

Sark, eine der Normannischen Inseln, s. Serk.

Sarkasmus (grch.), bitterer Hohn, beißender Spott.

Sarkel, mittelalterlicher Handelsplatz am Don, s. unter Asow.

Sarkocele (grch., Fleischbruch), die krankhafte Verhärtung der Hoden, insbesondere die syphilitische und tuberkulöse Hodengeschwulst.

Sarkode, s. Protoplasma.

Sarkolemma (grch.), die bindegewebige Hülle der Muskelfasern. (S. Muskeln.)

Sarkom (grch.), Fleischgeschwulst, nennt man eine krankhafte, geschwulstförmige, fleischige Neubildung, welche den Übergang von den gutartigen Geschwülsten (s. d.) bildet und sich durch einen außerordentlichen Reichtum an rundlichen oder spindelförmigen, in eine schleimige Zwischensubstanz eingebetteten Zellen auszeichnet. Die S., welche früher meist mit zum Krebs (s. d.) gezählt wurden, finden sich vorwiegend als weiche, umschriebene Geschwülste unter der Haut und den Muskeln, im Drüsen- und Knochengewebe, wachsen entweder sehr langsam oder erreichen schnell eine enorme Größe und sind in diesem Fall möglichst früh und vollständig durch Operation zu entfernen.

Sarkophag ist die spätere griech.-röm. Bezeichnung für einen Steinsarg zur Bestattung der nicht verbrannten Leichname, entnommen von der griech. Benennung einer am besten bei Assos in Mysien brechenden Kalksteinart, welche die hineingelegten Leichen schnell verzehrte, als σαρκοφάγος λίθος, d. i. fleischverzehrender Stein. Die Anwendung von Steinsärgen überhaupt finden wir schon in den Zeiten des sog. Alten Reichs in Ägypten, wie z. B. der in der dritten Pyramide von Gizeh gefundene S. des Königs Mencheres (Mykerinos) zeigt, dann bei kleinasiat. Völkern, wie bei den Phöniziern und Lykiern. Bei den Etruskern waren sehr gebräuchlich S. aus Tuffstein, aus Alabaster oder aus gebranntem Thon mit Reliefs an der Vorderseite und den Figuren der Verstorbenen auf dem Deckel verziert. Die auf griech. Boden gefundenen S. zeichnen sich großenteils durch streng architektonischen Aufbau und Vortrefflichkeit des plastischen Schmucks aus. Bei den Römern finden sich S. aus republikanischer und früher Kaiserzeit äußerst selten, da in diesen Epochen die Verbrennung durchweg üblich, das Begraben der Leichen nur von einzelnen vornehmen Geschlechtern, wie den Cornelii, beibehalten war (vorischer S. des L. Cornelius Scipio Barbatus, Konsul 298 v. Chr., im Vatikan). Seit dem 2. Jahrh. n. Chr. beginnt sodann das Begraben wieder in Aufnahme zu kommen: aus dieser Periode stammt die überwiegende Masse antiker S., von denen jede größere Altertumssammlung Exemplare aufweist. Das Material ist meist Marmor (Porphyrsarkophage, wie die der heil. Helena und der Konstantia, Gemahlin und Tochter Konstantins d. Gr., jetzt im Vatikan, sind wegen der schwierigen Bearbeitung des Materials ungemein kostbar; Thonsarkophage meist für arme Leute bestimmt und ganz schmucklos), die Form oblong, rechteckig oder mit abgerundeten Schmalseiten. Vorder- und Schmalseiten sind meist mit Reliefs geschmückt, die entweder rein ornamental sind, oder Genrebilder (aus dem täglichen Leben: Geburt, Erziehung, Jagd, Krieg, Heirat, Tod; mytholog.: Eroten, Nereiden, bacchische Scenen), oder Scenen aus der Götter- und Heroenmythe zum Gegenstand haben. Unter letztern bevorzugt man Sagen, die sich auf die Vergänglichkeit des Lebens, die Existenz nach dem Tode beziehen (Adonis, Endymion, Phaethon, Alkestis, Meleager), oder solche, die allgemein bekannt und beliebt waren (Medea, troischer und theban. Sagenkreis). Auch unter den römischen S. sind viele durch ihren Kunstwert hervorragende Stücke, bei der Mehrzahl freilich überwiegt das Interesse am Gegenstande der Darstellung. Vgl. Matz und Duhn, «Antike Bildwerke in Rom» (Bd. 2, Lpz. 1881). Eine vollständige Publikation der antiken S. wird im Auftrage des Deutschen Archäol. Instituts zu Rom vorbereitet. Auch die ältesten Christen behielten diese Sitte bei, nur daß sie anstatt Scenen der heidnischen Mythologie Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament zur Verzierung ihrer S. wählten. Auch in der mittelalterlichen und der neuern Kunst findet die Sarkophagform oft Anwendung (bedeutendste Sammlung im Lateranmuseum zu Rom).

Sarlat, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Dordogne, an der Cuze, einem rechtsseitigen Zufluß der Dordogne, Station der Linien Le Buisson-S. und S.-Cazoules der Orléansbahn, zählt (1881) 4054 (Gemeinde 6457) E., ist Sitz eines Handelstribunals und hat eine aus dem 11. und 12. Jahrh. stammende Kathedrale, ein geistliches Seminar, Bergbau auf Eisen, Kupfer und Steinkohlen und Handel mit Nußöl. S., mittellat. Sarlatum, war 1322—1790 Bischofssitz.

Sarmaten, bei den Griechen Sauromaten genannt, erscheinen zuerst bei Herodot und Hippokrates als einzelnes Volk sog. skythischen Stammes, damals noch östlich vom Don. Später überschritten sie den Don, bedrängten seit Alexanders d. Gr. Zeit die skythischen Skoloten und die griech. Kolonien im Norden des Schwarzen Meers und wurden dann dem Mithradates d. Gr. von Pontus unterthänig. Nach der Überwältigung der Skoloten wird der Name der Skythen durch den ihrigen im Westen (d. h. in einem großen Teile des heutigen europ. Rußland und Polens) verdrängt und auf die asiat. Völker (nach der Meinung der Alten ihnen) gleichen Stammes beschränkt. S. schweiften zu des Augustus Zeit bis an die Donaumündungen, und zwischen diesen und dem Don wohnte nachher der eine ihrer Hauptstämme, die Roxolanen, die 69 und 70 n. Chr. aus Mösien, dann durch Hadrian 117/118 aus Dakien, wo sie eingefallen waren, vertrieben wurden und deren Name endlich im 5. Jahrh. unter den Goten und Hunnen zurücktritt; doch werden sie bei Cedrenus noch im 11. Jahrh. erwähnt. Ein anderer sarmatischer Stamm, die Jazygen, ging vom Schwarzen Meer her durch die Karpaten und breitete sich in der ersten Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. zwischen der Donau und Theiß aus. Mit ihren westl. Nachbarn, den german. Quaden, verbunden, kämpften sie gegen Domitian und Marc Aurel und später, und verwüsteten wiederholt das benachbarte röm. Pannonien. Für diese Jazygen wendeten die Römer vorzugsweise den Namen S., selbst im Gegensatz gegen die Roxolanen an, und späterhin schwindet der Name Jazygen gegen den der S. Wiederum aber werden unter den letztern sehr häufig in weiterm Umfange nicht bloß die eigentlichen S., sondern auch Völker andern Stammes begriffen, welche nördlich von ihnen das Flachland bewohnten, wie denn Ptolemäos den Namen Sarmatien, das sich als europäisches bei ihm von Germanien und Dakien bis zum Don, als asiatisches von da bis zur Wolga erstreckt, im Norden bis zum Baltischen Meere ausdehnt. Nachdem die Vandalen das linke Donauufer verlassen hatten, wurden die jazygischen S. die alleinigen Herren im Theißgebiet zwischen den Quaden im Westen und den Westgoten im Südosten. Nach der Niederlage der Hunnen, von denen auch

die S. unterworfen waren, erhielt ein Teil Sitze in Illyrien, die andern verbündeten sich 470 mit Sueven und Scyren gegen die Ostgoten, wurden aber nachher von Theodorich geschlagen. Dann werden sie noch mit den Gepiden 488 und später unter den Scharen, die sich den Longobarden anschlossen, genannt. Die Zurückgebliebenen verschwinden unter den Avaren, und die spätern kumanischen Jazygen stehen mit ihnen in keiner Verbindung. Die S. führten eine nomadische Lebensweise, waren räuberisch und kriegerisch, vortreffliche Reiter und Bogenschützen. Wahrscheinlich gehörten sie der medo-pers. Völkergruppe an.

Sarmentum, Schößling, die oberirdischen Ausläufer vieler Pflanzen, z. B. der Erdbeere.

Sarmizegetusa, in Domitians und Trajans Zeit die Hauptstadt des großen dakischen Reichs des Königs Decebalus, lag in einem Thalwinkel, in dem reizenden Hatszeger Thal, im Südwesten des siebenbürg. Gebirgslandes, unweit von dem Eingange des Hauptpasses durch die westl. Bergketten, des jetzt sog. «Eisernen Thores». Nach der Eroberung des ganzen Landes durch die Römer (107 n. Chr.) wurde S. als röm. Kolonie «Colonia Dacica» oder «Colonia Ulpia Trajana Augusta» die Hauptstadt der Provinz Dakien; das ausgedehnte Ruinenfeld bei dem gegenwärtig durch zwölf walach. Dörfer besetzten alten Stadtboden nennen die Rumänen jetzt Gradischtje, die Magyaren dagegen Várhély.

Sarne, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Kröben, zählt (1885) 1940 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche und bedeutenden Viehhandel.

Sarnen, Hauptort des schweiz. Kantons Unterwalden ob dem Wald, liegt 471 m über dem Meere, 18 km südsüdwestlich von Luzern an der Brünigstraße beim Ausfluß der Aa aus dem lieblichen Sarnersee (7,4 qkm), besitzt eine schöne Pfarrkirche, zwei Klöster, ein Spital und Armenhaus, ein Waisenhaus, ein Kollegium (Progymnasium), ein Rathaus und ein Zeughaus und zählt (1880) 4039 meist kath. E. Der Hügel Landenberg (494 m), auf dem früher die Burg S., der Sage nach einst Sitz des habsburgischen Landvogts Landenberg, stand, dient seit 1646 als Versammlungsort der Landsgemeinde von Obwalden; 3 km südlich von dem Flecken liegt am rechten Ufer des Sarnersees das Dorf Sachseln mit 1709 E. und einer 1663 erbauten stattlichen Kirche, in der die Gebeine des Einsiedlers Nikolaus von der Flüe ruhen; 2,5 km östlich von S. liegt am Eingang des Melchthals das gewerbfleißige Dorf Kerns, das mit dem Melchthal eine Gemeinde von 2500 E. bildet.

Sarnes, Hautkrankheit, s. Frambösie.

Sarnia (Port Sarnia), Stadt in der Provinz Ontario des Dominion of Canada, östlich am St.-Clair-River, nahe seiner Ausmündung aus dem Huronsee, zählt (1881) 3874 E. und verbindet die Stadt Port Huron im Staate Michigan der Union sowohl über London und Hamilton als auch über Stratford und Guelph mit Toronto, Montreal u. s. w. durch Eisenbahn.

Sarnica, Städtchen am Iseosee (s. d.).

Sarno, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Salerno, an den Quellen des Sarno (Sarnus), der zwischen Torre dell' Annunciata und Castellamare in den Golf von Neapel mündet, Station der Eisenbahn Neapel-Avellino, ist Bischofssitz, zählt (1881) 16912 E. und hat zehn Kirchen, darunter die Kathedrale von 1625, Wein- und Ölbau, Seidenzucht, Papiermühlen, Eisen- und Kupferhämmer, schwefel- und eisenhaltige Mineralquellen. S., mittellat. Sarnum, war seit dem 6. Jahrh. in den Händen der Longobarden und gehörte vom 9. bis 11. Jahrh. zum Fürstentum Salerno. In dem jetzt in Trümmern liegenden Kastell verteidigte sich der in die Verschwörung der Barone verwickelte Francesco Coppola gegen König Ferdinand I. Am Sarno fanden 552 die letzten Kämpfe in offener Feldschlacht zwischen den Oströmern unter Narses und den Ostgoten unter ihrem König Tejas statt, welcher letztere hier fiel. — Der Canale di Sarno führt von dem nördlichsten Quellarm des Sarno über Poggiomarino und um Pompeji südlich herum nach Torre dell' Annunciata in den Golf von Neapel.

Saron wurde im Altertum die palästinensische Küstenebene im nördl. Philisterlande von Joppe an bis an das Kap Karmel genannt. Wenn auch jetzt nur zu geringem Teile angebaut, ist die Ebene S. doch in hohem Grade fruchtbar und namentlich durch die Fülle schöner Frühlingsblumen ausgezeichnet, auf welche die Bibel in den «Lilien von S.» des Hohen Liedes hinweist. Zu den Ortschaften der Ebene, welche sich bis zur Gegenwart mit fast unveränderten Namen erhalten haben, gehört Ludd (Lydda, in röm. Zeit Diospolis), Dschimzu (Gimso), Beit-Dedschân (Bet-Dagon), Kefr-Saba (Kafarsaba oder Antipatris).

Saronischer Meerbusen, jetzt Golfo di Egina, heißt derjenige Meerbusen, der sich zwischen Attika und Argolis öffnet und von den Vorgebirgen Sunion und Skylläon bis zur Korinthischen Landenge ausdehnt. Der östl. Teil desselben wurde zum Myrtoischen Meere gerechnet.

Saronno, Flecken in der ital. Provinz Mailand, Bezirk Gallarate, an der Lura, Station der Eisenbahnen Mailand-S., S.-Malnate und des Dampftramways S.-Fino-Como, überdies mit Mailand auf der Poststraße durch Pferdebahn verbunden, zählt (1881) 6784 E., hat eine in pomphaftem Barockstil erbaute Wallfahrtskirche (Santuario della Beata Vergine) mit einer Kuppel von Bramante und trefflichen Fresken von Bernardino Luini aus dem J. 1530 und Gaudenzio Ferrari von 1535. S. ist außerdem durch seine Gewürzkuchen (amaretti) in ganz Italien bekannt.

Saros (Periode des), soviel wie Chaldäische Periode, s. unter Chaldäa.

Saros (Golf von), die nordöstlichste Einbuchtung des Ägäischen Meeres, zwischen der Nordwestküste der Halbinsel von Gallipoli und dem Festlande Thraziens, hieß im Altertum Sinus Melas.

Sáros (spr. Schárosch), Komitat im nördl. Ungarn, zählt auf 3822 qkm (1880) 168013 E. Längs der nördl. Grenze streichen die Karpaten hin, welche sich unter dem Namen der Ost-Beskiden oder der Waldkarpaten bis in das Komitat Marmaros erstrecken und mit ihren Zweigen das ganze Gebiet bedecken. Sie sind sämtlich stark bewaldet und enthalten vortreffliche Weiden. Die Hauptflüsse sind die Tarcza und die Topla, welche beide reizende Thäler durchströmen. Das Klima ist wegen der Karpaten meist rauh und kalt, aber gesund, doch im südl. Teile mehr gemäßigt. Auf den Bergen gedeiht nur der Hafer; die Thäler sind dagegen fruchtbar und erzeugen alle Getreidearten. Die Berge enthalten Gold, Silber, Kupfer, Eisen,

Antimonerz, Marmor in verschiedenen Farben, Porzellanerde, Polierschiefer, Schwefelkies. Der Berg Libanka bei dem Dorfe Czervenioza oder Vörös-Vágás ist seit Jahrhunderten wegen seiner Opalgruben berühmt. Das Gebiet um Soóvár oder Salzburg, einen Marktflecken 2 km von Eperies, mit 1300 E. und einer bedeutenden Salzsiederei, heißt wegen seines Salzreichtums das Soóvárer Salzkammergut. Überaus zahlreich sind auch die Heilquellen und Gesundbrunnen, unter denen die Bäder von Bartfeld (s. d.), der eisenhaltige, zum Baden und Trinken benutzte Sauerbrunnen von Klein-Sáros (Kis Sáros), einem Dorfe, 2 km von Eperies, die zwei salzhaltigen Gesundbrunnen des neu angelegten Badeortes Ungarisch-Ischl (Magyar Ischla), unweit Alt-Sebes, und die eisen- und schwefelhaltigen Quellen des besuchten Badeortes Szinye-Lipócz im Siroker Thale die namhaftesten sind. Die Einwohner des Komitats sind vorherrschend Slowaken (58 Proz.) und Deutsche (29 Proz.); dann noch Ruthenen (9,7 Proz.) und Magyaren (2,13 Proz.), lat.-kath. und griech.-kath. Konfession (14700 Lutheraner). In den drei königl. Freistädten Eperies, Bartfeld und Zeben gibt es noch zahlreiche Deutsche; auch ist die Zahl der Juden nicht gering (über 12700). Die fleißige Bevölkerung beschäftigt sich mit Ackerbau, Vieh-, besonders Bienenzucht, sowie mit Leinweberei, mit deren Erzeugnissen (bekannt unter dem Namen Eperieser Leinwand) sie durch ganz Ungarn einen lebhaften Verkehr treibt; ferner mit Tuch-, Flanell- und Teppichweberei, Töpferei, Eisenbergbau u. s. w. Seit 1870 hat die Auswanderung nach Amerika in diesem Komitat stark um sich gegriffen; im J. 1883 wurde die Zahl der Emigranten auf ungefähr 10000 angegeben. Im Sirokaer Bezirk liegt der Marktflecken Groß-Sáros (Nagy-Sáros), am Tarczaflusse und der Linie Abos-Orló der Kaschau-Oderberger Bahn, mit 2570 E., einem gräfl. Szirmayschen Schlosse und einer Hauptschule. Auf einem nahen Berge liegen die Trümmer des Schlosses Sáros, das einst Rákóczys Besitztum war und von welchem das Komitat den Namen führte. Die Hauptstadt des Komitats ist Eperies (s. d.).

Sáros-Nagy-Patak, gewöhnlich nur Sárospatak (d. h. Kotbach), Marktflecken im Zempliner Komitat in Ungarn, durch die Bodrog in zwei ungleiche Teile (Groß- und Kleinpatak) geteilt, Station der Linie Szerencs-Kiralyhaza der Ungarischen Nordostbahn, mit (1880) 4214 magyar. E., die Acker- und Weinbau nebst Kleingewerbe betreiben. In der Umgegend sind vorzügliche Mühlsteinbrüche. Das hiesige reform. Kollegium hat eine reichhaltige Bibliothek. Die alte Burg liegt teilweise in Ruinen.

Sarothamnus vulgaris *Wimm.* (Spartium scoparium *L.*), Besenginster oder Pfriemen, zur Familie der Schmetterlingsblütler gehörige Pflanze, die einzige deutsche Art ihrer Gattung. Ihre aufrechten, scharfkantigen Äste tragen große, hochgelbe, angenehm duftende Blüten in langer, beblätterter Traube. Der niedrige Busch bedeckt in manchen Gegenden (z. B. Westfalen und Hannover) weite Strecken dürren sandigen Bodens so ausschließlich, daß keine andere Pflanze aufkommen kann. Hasen und Rehe äsen die kräutigen Zweige mit großer Begierde und verstecken sich bei drohender Gefahr gern im Pfriemengebüsch, weshalb in Gegenden, in welchen man dem Jagdsport leidenschaftlich ergeben ist, dieser Strauch als sog. Remisen im großen angepflanzt wird. Die kahlen Zweige werden häufig zur Herstellung von Besen benutzt und die Rinde ist reich an Gerbstoff. Wegen der schönen Blumen pflanzt man den Pfriemen gern in Parkanlagen. Von ihm hat man auch eine weiße und eine gefüllt blühende Varietät.

Sárpa (Ssärpa), rechter Nebenfluß der Wolga im russ. Gouvernement Astrachan, kommt von den Ergeni-Hügeln unweit des Sees Tschagannoor und mündet nach einem Laufe von 174 km unterhalb Sarepta. Sie ist nicht schiffbar.

Sarpēdon, Sohn des Zeus und der Laodameia, Enkel des Bellerophon, ist in der Ilias der Führer der Lykier und der glänzendste Bundesgenosse der Troer. Des Patroklos größte That ist es, daß er den S. erlegt, dessen Leichnam dann von Schlaf und Tod auf Zeus' Geheiß nach Lykien zurückgebracht wird. Die griech. Mythologen unterscheiden von diesem S. einen gleichnamigen Sohn des Zeus und der Europa, der von seinem Bruder Minos aus Kreta vertrieben, zu Kilix nach Cilicien ging, diesem gegen die Lykier beistand und nachher König der Lykier wurde. Es sind das aber nur andere Sagen über denselben lykischen Heros, der eine dem Bellerophon nahe verwandte Gestalt war und gleich diesem aus dem lykischen Hauptgott, der Eigenschaften von Zeus und Poseidon in sich vereinigte, abgeleitet scheint.

Sarpi (Paolo), als Ordensbruder Fra Paŏlo genannt (auch Paulus Venetus und Paulus Servita), einer der vorzüglichsten histor. Schriftsteller Italiens, geb. zu Venedig 14. Aug. 1552, trat im 14. Jahre in den Orden der Serviten, kam in das Kollegium zu Padua, wurde Doktor der Theologie, bereits im 26. Jahre Provinzial seines Ordens und nachher Generalprokurator in Rom. Doch wurde er bei der Inquisition wegen geheimer Verbindungen mit Ketzern und Juden angeklagt und dadurch an seiner weitern Beförderung gehindert, bis ihn die Republik Venedig in dem Streite mit Papst Paul V. zu ihrem Theologen und Konsulenten wählte. Er begab sich nun wieder nach Venedig und verteidigte sein Vaterland mit viel Klugheit und Erfolg, weshalb von gegnerischer Seite mehrere Mordversuche auf ihn gemacht wurden. Er starb in seinem Kloster 15. Jan. 1623.

S. unterschied die Partei des röm. Papsttums von der kath. Kirche, erklärte freimütig sich gegen die Einmischung der geistlichen Gewalt in Welthändel, gegen die Unfehlbarkeit der Päpste, gegen den blinden Glauben und Jesuitismus u. s. w., während er zugleich die Rechte des Staats in Rücksicht der geistlichen Gewalt gründlich zu entwickeln suchte. Sein Hauptwerk, die «Istoria del concilio tridentino», kam zuerst (Lond. 1619) unter dem erdichteten Namen Pietro Soave Polano heraus, wurde dann sehr oft neu aufgelegt (neueste Ausg., 4 Bde., Flor. 1858 und Prato 1871), von Rambach (6 Bde., Halle 1761—65), sowie von Winterer (4 Bde., Mergenth. 1839—41) ins Deutsche übersetzt, am besten aber französisch von Lecourayer (Lond. u. Amsterd. 1736) herausgegeben. Eine Gegenschrift ist Sforza Pallavicinos «Istoria del concilio di Trento» (2 Bde., Rom 1656—57; lat. von Giattini, 3 Bde., Antw. 1770; deutsch von Klitsche, 8 Bde., Augsb. 1834—36). Unter S.s übrigen Werken sind seine Briefe vorzüglich lehrreich (beste Ausg. von Polidori, 2 Bde., Flor. 1863).

Die erste vollständige Ausgabe seiner Schriften erschien 1677 zu Venedig (6 Bde.); dann erschienen sie zu Verona, angeblich in Helmstedt (8 Bde., 1761), später in Neapel (24 Bde., 1790). Vgl. Delbrück, »Gedächtnisrede auf Paolo S.« (Berl. 1803); Bianchi-Giovini, »Biografia di Fra Paolo S.« (2 Bde., Zür. 1836; franz., 2 Bde., Brüss. 1863); Münch, »Fra Paolo S.« (Karlsr. 1838); Campbell, »La vita di Fra Paolo di S.« (Turin 1875).

Sarpsborg, norweg. Stadt, s. unter Frederiksstad und Glommen.

Sarracenia *L.*, die typische Gattung der Pflanzenfamilie der Sarraceniaceae, welche den Mummelpflanzen (Nymphaea, Nuphar) verwandt sind; nordamerik. Sumpf- und Moorpflanzen, ausgezeichnet durch stark verbreiterte und mit den Rändern schlauchartig verwachsene Blattstiele (weshalb Schlauchpflanzen), auf dessen Rande die kurze, meist rundliche Blattspreite sitzt, sowie durch eine auffallend große blattartige, schildförmige, gelappte Narbe, welche die Blume fast vollkommen schließt. Die schönste und interessanteste Art ist S. purpurea *L.*, mit 15—20 cm langen, dunkelgeaderten Blattschläuchen und purpurroten Kelch- und Blumenblättern. Der Kelch besteht aus fünf freien, durch drei Bracteen gestützten und die Corolle aus fünf Blättern. Diese Art (vielleicht aber S. variolaris) gilt in Amerika als Mittel gegen die Blatternkrankheit. Man unterhält sie neben andern Arten, wie S. flava *L.*, psittacina *Mich.*, rubra *Wall.* u. a., im Gewächshause, wohin sie in kleinen, mit Moorerde und zerkleinertem Torfmoos gefüllten und mit letzterm in breite Näpfe eingefutterten Töpfen gut gedeihen, und vermehrt sie durch Teilung des Wurzelstocks. In neuerer Zeit hat man von Erfurt aus nicht ohne Erfolg versucht, diese Pflanze in den Hochmooren des Thüringerwaldes anzusiedeln.

Sarraf (arab.), Geldwechsler, Bankier.

Sarralbe, s. Saaralben.

Sarrancolin, Ortschaft im franz. Depart. Hautes-Pyrénées, Arrondissement Bagnères-de-Bigorre, links an der Neste, hat (1881) 884 E., eine alte Abteikirche, Fabrikation von Cigarettenpapier, Glas und Strumpfwaren, Marmorbrüche.

Sarre, der franz. Name des Flusses Saar.

Sarreguemines, s. Saargemünd.

Sars (Michael), berühmter norweg. Naturforscher, geb. 30. Aug. 1805 in Bergen, studierte seit 1823 Theologie, wurde 1830 Pastor in Kinn, 1839 in Manger an der norweg. Küste in der Nähe von Bergen. Im J. 1854 wurde er außerord. Professor der Zoologie an der Universität zu Kristiania. Er starb 22. Okt. 1869. S. erwarb sich seinen wissenschaftlichen Ruhm hauptsächlich durch seine Arbeiten über die niedrigern Seetiere. Von seinen Werken sind hervorzuheben: »Bidrag til Södyrenes Naturhistorie« (Bergen 1829), »Beskrivelser og Sagttagelser over nogle märkelige eller nye i Havet ved den Bergenske Kyst levende Dyr« (Bergen 1835), »Fauna littoralis Norvegiae« (Kristiania 1846 u. Bergen 1856), »Om de i Norge forekommende fossile Dyrelevninger fra Quartärperioden« (Kristiania 1865), »Bidrag til Kundskab om Christianiafjordens Fauna« (Kristiania 1868).

Sarsaparille, s. Sassaparille.

Sarsenet oder Sarsonet (frz.) nennt man gefärbten, meist zu Unterfutter in Kleidern angewendeten Kattun, welcher ziemlich dicht gewebt und geglänzt, manchmal auch durch gravierte Walzen dergestalt gepreßt ist, daß er ein geköpertes oder kleingemustertes Gewebe nachahmt.

Sarsina, Stadt in der ital. Provinz Forli, Bezirk Cesena, links am Savio, ist Bischofssitz, zählt (1881) 1012 (Gemeinde 3350) E. und hat eine Schwefelmine. S., im Altertum Sarsina oder Sassina, eine uralte Stadt der Umbrer, wurde später röm. Municipium und ist Geburtsort des Dichters Plautus. Im 12. Jahrh. war S. Hauptort eines selbständigen Gebiets.

Sarstedt, Stadt im preuß. Regierungsbezirk und Kreis Hildesheim, unterhalb der Vereinigung des Bruchgrabens mit der Innerste, unweit der Einmündung der letztern in die Leine, Station der Linie Hannover-Kassel der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2254 meist prot. E. und hat Ziegeleien, eine Zuckerfabrik, je zwei Fabriken für Kochherde und Zündhölzer und eine sehr bedeutende Handelsmühle.

Sarten, Volk in Turkestan, daselbst meist Tadschik genannt. Die S. bilden etwa die Hälfte der ansässigen Bevölkerung Turkestans und treiben auf dem Lande einen sehr entwickelten Ackerbau, in den Städten beschäftigen sie sich mit Handwerken, Gewerben, Obstkultur und Gemüsebau. Sie sind ein Volk iranischer Abstammung, also den Persern verwandt, tragen jedoch eine mehr oder weniger starke Beimischung mongolischen Blutes, namentlich die Städtebevölkerung. Vgl. Middendorff, »Einblicke in das Ferghanathal« (Petersb. 1881).

Sartène, Hauptstadt eines Arrondissements auf der franz. Insel Corsica, hat (1881) 3622 (Gemeinde 5748) E., Vieh- und Bienenzucht, Handel mit Fellen, Getreide, Öl und Wachs.

Sarthe, Fluß im nordwestl. Frankreich, entsteht im Depart. Orne in 300 m Höhe auf den Perche-Hügeln beim Dorfe Somme-Sarthe, unweit der berühmten Abtei La Trappe, wendet sich mit vielen Biegungen und Krümmungen im ganzen gegen Südwesten über Alençon, Fresnay, Beaumont, Le Mans und Sablé, nimmt unter andern Zuflüssen links die Huisne (192 km lang) und den Loir auf, vereinigt sich unweit Angers mit der Mayenne und bildet mit dieser die Maine, die nach kurzem Laufe rechts in die Loire mündet. Sie durchströmt die Departements Orne, Sarthe, Mayenne und Maine-et-Loire, ist 286 km lang und von Le Mans abwärts 132 km weit schiffbar.

Das Departement Sarthe, aus dem östlichen oder obern Teile der ehemaligen Provinz Maine und einem kleinen Teile von Anjou gebildet, von den Departements Orne, Eure-et-Loir, Loir-et-Cher, Indre-et-Loire, Maine-et-Loire und Mayenne umgrenzt, zählt auf 6206,₀₈ qkm (1881) 438917 E., zerfällt in die vier Arrondissements Le Mans, St.-Calais, La Flèche, Mamers, mit 33 Kantonen und 387 Gemeinden, und hat zur Hauptstadt Le Mans (s. d.). Die Oberfläche ist hügelig. Der Boden, durch die hier schiffbaren Flüsse S. und Loir nebst ihren Nebenflüßchen reichlich bewässert, ist fett und fruchtbar, außer im südöstl. Teile, welcher sandig und mit Heiden und Nadelholz bedeckt ist. Man baut Weizen, Mais, Hafer, Buchweizen, Hanf, Flachs, besonders auch Klee, dessen Samen einen beträchtlichen Ausfuhrartikel bildet. Von Wichtigkeit ist auch der Gartenbau und die Obstzucht; der Wein ist von mittelmäßiger Qualität, Äpfel- und Birnwein ein gewöhnliches Getränk. Vortreffliche Weiden unterstützen die Rindvieh-, Schaf- und

Schweinezucht. Auch zieht man Bienen und viel Geflügel. Namentlich versorgen Le Mans und La Flèche Paris mit gemästeten Hühnern. Das Mineralreich liefert Eisen, Steinkohlen, Marmor, Thon, Mühl- und Bausteine. Außer der Landwirtschaft und dem Bergbau und Eisenhüttenbetrieb unterhalten die Einwohner Fabriken für Segeltuch, Decken, Schnupftücher, Eisenwaren, Fayence, Handschuhe, Wachslichter, ferner Leinwand- und Wachsbleichen, Gerbereien, Glashütten, Papiermühlen und treiben mit deren Erzeugnissen, sowie mit Kleesamen, getrocknetem Obst, Melonen rc. Handel.

Sarti (Giuseppe), bedeutender ital. Komponist, geb. zu Faenza 28. Dez. 1729, war zuerst Chorknabe in seiner Vaterstadt und studierte dann in Bologna beim Pater Martini. Im Alter von 22 J. schrieb er seine erste Oper: «Pompeo in Armenia», die in Faenza viel Glück machte. Als Hofkapellmeister wirkte er neun Jahre in Kopenhagen, besuchte auch London, kehrte aber 1770 wieder nach Italien zurück, wo er (als Sacchinis Nachfolger) Direktor des Konservatoriums dell' Ospedaletto wurde. In dieser Stellung verfaßte er bis 1779 eine ganze Reihe von Opern («Cleomene», «La clemenza di Tito», «La Contadina fedele», «I finti Eredi», «Le gelosie villane», «Farnace», «L'Avaro», «Ifigenia in Aulide», «Epponima», «Il militare bizzarro», «Gli amanti consolati»), von denen die meisten günstig aufgenommen wurden. Er wurde 1779 Kapellmeister am Dom zu Mailand und ging 1784 als kaiserl. Kapellmeister nach Petersburg, wo ihn anfangs Katharina II. mit großer Auszeichnung behandelte, er aber infolge von Intriguen sein Amt verlor. Doch blieb ihm die Freundschaft des Fürsten Potemkin, auf dessen Gütern in der Ukraine er bis 1793 lebte. S. kehrte hierauf nach Petersburg zurück und gewann hier die Gunst der Kaiserin wieder, auf deren Befehl er nun in Jekaterinoslaw ein Musikkonservatorium einrichtete, für dessen Leistungen er 1795 in den russ. Adelsstand erhoben wurde. Er starb 28. Juli 1802 zu Berlin. S. hatte in Rußland noch mehrere Opern (z. B. «Rinaldo et Armida», und eine in russ. Sprache: «Der Ruhm des Nordens»), ein Tedeum und einige andere kirchliche und weltliche Gelegenheitsstücke komponiert. Als Komponist besaß er die Gabe reicher Erfindung und wußte wirksam für die Scene zu setzen. Er gehörte zu den besten Musikern seiner Zeit; eine mehrfach gedruckte achtstimmige Gesangsfuge zeigt ihn als echten Schüler Martinis.

Sarto (Andrea del), einer der berühmtesten Maler der florent. Schule, geb. in Gualfonda bei Florenz 1487. Sein Vater hieß Agnolo del Sarto; der angebliche Familienname Vannucchi kommt erst bei spätern Schriftstellern vor. Anfangs bei einem Goldschmied in der Lehre, wurde er dann Schüler des Piero di Cosimo, eines Zeitgenossen und in frühern Jahren Nebenbuhlers da Vincis; vorzugsweise aber bildete er sich nach Masaccios Werken in Carmine, nach Domenico Ghirlandajo und nach da Vincis und Buonarrotis berühmten Kartons im Signoripalast. Diese Vorbilder führten ihn auf die Freskomalerei hin, in der er sich besonders auszeichnete. Im J. 1509 begann er die Darstellungen aus dem Leben des heil. Filippo Benizzi im Vorhofe der Annunziata zu Florenz, die er 1514 mit dem Bilde der Geburt der Madonna (gestochen von A. Perfetti) beendigte. In ihnen zeigt sich seine Eigentümlichkeit am schönsten. Bei schlichter Würde der Komposition und Reinheit der Form ist Anmut und Heiterkeit, durch das frische Kolorit gehoben, über das Ganze ausgegossen. Den Cyklus von Fresken aus dem Leben Johannes des Täufers, im Hofe der Compagnia dello Scalzo in Chiaroscuro ausgeführt, begann er 1514 und vollendete ihn erst 12 Jahre später. Die schönsten Werke seiner mittlern Epoche sind die Madonna di San Francesco (1517) in der Tribune der florent. Galerie (gestochen von J. Felsing) und die streitenden Gottesgelehrten im Palast Pitti. Im J. 1518 zog ihn Franz I. nach Paris, wo er unter anderm die Charitas im Louvre malte. Er lebte nachher wieder in seiner Vaterstadt. Aus dem J. 1524 ist die Pietà im Palast Pitti (gestochen von P. Bettelini), von 1525 sein berühmtestes Wandgemälde, die Madonna del Sacco in der Annunziata (gestochen von R. Morghen), von 1528 die Madonna mit Heiligen im berliner Museum, von 1529 das Opfer Abrahams in Dresden. Sein umfangreiches Fresko, Christi Abendmahl, in der vormaligen Abtei San Salvi bei Florenz, wirkte so mächtig auf die vor der Belagerung der Stadt 1529 das Kloster zerstörenden Kriegsleute, daß sie das Gebäude verschonten. Er starb zu Florenz 22. Jan. 1531. Sein bester Schüler war Jacopo da Pontormo. Vgl. Reumont, «Andrea del S.» (Lpz. 1835).

Sartorius (Georg), Freiherr von Waltershausen, deutscher Geschichtschreiber, Sohn des auch als Schriftsteller bekannten Predigers Johann Georg S. zu Kassel, geb. daselbst 25. Aug. 1765, studierte zu Göttingen Theologie und Geschichte, wurde 1792 daselbst Privatdocent, 1794 Custos bei der Bibliothek, 1797 außerord., 1802 ord. Professor der Philosophie und 1814 Professor der Politik. Als akademischer Lehrer erwarb er sich das Verdienst, die Staatswissenschaften und besonders die Nationalökonomie in dem Kreise der Universitätsstudien heimisch zu machen. Der König von Bayern erhob ihn 1827 in Anerkennung seiner litterarischen Verdienste und wegen des Besitzes des Rittergutes Waltershausen in Bayern in den Adelsstand. Er starb 24. Aug. 1828. Als histor. Schriftsteller trat er zuerst mit seiner «Geschichte des deutschen Bauernkriegs» (Berl. 1795) auf. Sein bedeutendstes histor. Werk ist die «Geschichte des hanseatischen Bundes» (3 Bde., Gött. 1802—8), der sich die «Urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hansa bis zum 13. Jahrh.» (herausg. von Lappenberg, 2 Bde., Hamb. 1830) anschloß. Sein «Versuch über die Regierung der Ostgoten während ihrer Herrschaft in Italien» (franz., Par. 1811; deutsch, Hamb. 1811) wurde von dem Französischen Institut mit dem Preise gekrönt. Seinem «Handbuch der Staatswirtschaft» (Berl. 1796) ließ er die Schrift «Von den Elementen des Nationalreichtums und der Staatswirtschaft nach Adam Smith» (Gött. 1806) und die «Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichtums und der Staatswirtschaft betreffend» (Bd. 1, Gött. 1806) folgen, die dazu beitrugen, Adam Smiths polit. Grundsätze in Deutschland bekannter zu machen.

Sartorius von Waltershausen (Wolfgang), verdienter Geolog, Sohn des vorigen, geb. 17. Dez. 1809 zu Göttingen, widmete sich den Naturwissenschaften und machte 1843—46 verschiedene wissenschaftliche Reisen nach Sicilien, Irland, Schottland, Island und Norwegen. Nach seiner Rückkehr lebte er zu Göttingen, wo er als Professor der

Geologie und Direktor der mineralog.-paläontolog. Sammlungen der Universität fungierte. S. starb daselbst 16. Okt. 1876. Von S.' wissenschaftlichen Arbeiten sind die wichtigsten: «Die submarinen vulkanischen Ausbrüche in Val di Noto» (Gött. 1846), «Physisch-geogr. Skizze von Island» (Gött. 1847), «Die vulkanischen Gesteine von Sicilien und Island» (Gött. 1853), «Geolog. Atlas von Island» (Gött. 1853). Sein Hauptwerk ist der «Atlas des Ätna» (Weim. 1848 fg.), in welchem sehr detaillierte geognost. und topogr. Karten, Ansichten und Profile enthalten sind. Später hat S. der genauern Erforschung der sog. Eiszeit seine Aufmerksamkeit zugewandt und in einer von der holländ. Gesellschaft der Wissenschaft gekrönten Preisschrift, den «Untersuchungen über die Klimate der Gegenwart und der Vorwelt» (Harl. 1865), eine neue Behandlung dieser Aufgabe versucht. Mit Zugrundelegung der Wärmetheorie zeigt er, daß jene merkwürdigen Erscheinungen, welche man durch Annahme einer Eiszeit zu erklären glaubte, vornehmlich durch eine seit der Diluvialzeit stattgefundene veränderte Reliefform der Erdoberfläche hervorgebracht werden. S. war mit Gauß nahe befreundet und verfaßte nach dem Tode desselben auch seine Biographie (Gött. 1856).

Sarum, s. unter Salisbury.

Sárviz (d. i. Kotwasser), Fluß in Ungarn, entspringt aus dem Ablaufe des Velenczeer Sumpfsees und aus mehrern kleinern Bächen des Bakonyer Waldes, hat im obersten und untersten Laufe sumpfige Ufer; von Stuhlweißenburg bis Simontornya fließt er in einem Kanalbett und vereinigt sich dann mit dem Sió, dem Abfluß des Plattensees, mit dem Kapos u. a. und mündet bei Tolna in die Donau. Die Schiffahrt auf demselben ist unbedeutend.

Sarzana, Stadt in der ital. Provinz Genua, Bezirk Spezia, links an der Magra, Station der Eisenbahn Pisa-Spezia-Genua, seit 1204 Sitz des Bischofs von Luna, zählt (1881) 5455 (Gemeinde 9647) E. und hat eine 1355—1470 in ital.-got. Stil erbaute Kathedrale mit Façade aus carrarischem Marmor, ein Gymnasium, ein Seminar, eine technische Schule, Weinbau, Oliven- und Seidenkultur. Über der Stadt liegt das von Castruccio Castracani angelegte Bergschloß Sarzanello. S. ist Geburtsort des Papstes Nikolaus V., dessen Statue an der Façade der Kathedrale angebracht ist. Die Stadt wurde 1467 von den Florentinern erworben, diesen aber durch König Karl VIII. von Frankreich wieder entrissen und kam später an Genua.

Sarzeau, Stadt im franz. Depart. Morbihan, Arrondissement Vannes, auf der Halbinsel Ruis, südlich am Golf von Morbihan, hat (1881) 749 (Gemeinde 5701) E., Seebäder und Weinhandel.

Sasak, Sunda-Insel, s. Lombok.

Sasbach, Pfarrdorf im bad. Kreise Baden, Amt Achern, am Westfuße des Schwarzwaldes, mit (1880) 1415 kath. E., hat in der Nähe einen 12 m hohen Granitobelisk zum Andenken an den franz. Marschall Turenne, der hier am 27. Juli 1675 fiel.

Sasbach, Pfarrdorf im bad. Kreise Freiburg i. Br., Amt Alt-Breisach, am Nordwestfuße des Kaiserstuhls, nahe rechts des Rheins, über den hier seit 1873 eine Pontonbrücke führt, zählt (1880) 1169 kath. E. und hat Fischerei, Schiffahrt, Viehzucht, Weinbau und Steinbrüche. Auf einem Felsen am Rhein liegt die Ruine Limburg, Geburtsstätte des deutschen Königs Rudolf I. von Habsburg.

Saschen, der russ. Faden (s. d.).

Saseno, türk. Insel gegenüber Avlona (s. d.).

Saseno, im Altertum Sason, zur griech. Nomarchie Korfu gehörige kleine Insel, vor der Bucht von Avlona des Adriatischen Meeres, nördlich vom Kap Glossa, dem Akrokeraunischen Vorgebirge des Altertums.

Saskatchewan, Strom im W. des brit. Nordamerika, entspringt in zwei Armen, dem North-S. und South-S., aus Gletschern der Rocky-Mountains an der Ostgrenze von Britisch-Columbia, vereinigt sich oberhalb des Fort à la Corne an der Südgrenze der Wälder nach einem Laufe von 1190, bezw. 1140 km, durchfließt den Cedarsee und mündet nach weitern 467 km vom Vereinigungspunkt in den Winnipegsee. Mit dem aus letzterm See abfließenden und zur Hudsonbai gehenden Nelson, welcher als Unterlauf des S. betrachtet werden kann, hat der Strom eine Gesamtlänge von 2400 km. Von einer Stromschnelle wenig oberhalb der Mündung in den Lake-Winnipeg bis zum Rocky-Mountain-House ist der S. auf 1450 km schiffbar und wird seit 1877 mit Dampfern befahren. — Der North-Saskatchewan durchfließt die Territorien Alberta und Saskatchewan und nimmt bei Battleford rechts den Battle-River auf, der South-Saskatchewan berührt die Territorien Alberta, Assiniboin und Saskatchewan, er empfängt links den Bow-River und den Red-Deer-River.

Das 1882 gebildete Territorium Saskatchewan grenzt im O. an den Winnipegsee und den River Nelson, wird im S. durch den 52. Parallelgrad vom Territorium Assiniboin, im W. durch eine zwischen 110 und 111° westl. L. von Greenwich gezogene Linie von Alberta, im N. durch eine nahe dem 55. Parallelgrad gezogene Linie vom North-West-Territory geschieden. Der auf dem größten Teil seines Laufs schiffbare S., sowie noch mehr die den Süden des Landes durchschneidende Pacificbahn Canadas erschließen das fruchtbare Territorium dem Weltverkehr.

Sassafras oder Sassafrasholz (Lignum Sassafras), auch Fenchelholz genannt, und Sassafrasrinde (Cortex S.) ist das Holz und die Rinde des in den südl. Staaten von Nordamerika einheimischen gebräuchlichen Sassafrasbaums (S. officinale *Nees*), welcher zur Familie der Lorbeergewächse gehört, 7—18 m hoch wird und einjährige, länglich-eiförmige, bald ganze, bald gelappte Blätter, grünlichgelbe zweihäusige Blüten und dunkelblaue Beeren trägt, welche einem fleischig-verdickten Stiele aufsitzen. Das in den Handel kommende Sassafrasholz, welches von der Wurzel genommen wird, ist weich, leicht, grobfaserig, schmutzig-weiß und rötlich-braun, riecht stark und angenehm fenchelartig und schmeckt aromatisch, etwas scharf und süßlich. Das Holz des Wurzelstocks ist weit kräftiger als das des Stammes. Die Rinde ist dick, schwammig, runzelig, graulich-braunrot, innen rostbraun, brüchig und von stärkerm Geruch und Geschmack als das Holz. Außerdem wird noch das sog. Sassafrasöl (Oleum ligni Sassafras) aus dem Holze dargestellt und medizinisch, sowie zu verschiedenen andern Zwecken, z. B. um Getränken einen aromatischen Geschmack zu geben, verwendet. Es wird besonders als stärkendes Mittel bei Haut- und Nervenkrankheiten benutzt.

Sassaniden heißen die Nachkommen Sassans, Vaters des Königs von Persien Ardeschir-Babegan,

der, von den Griechen Artaxerxes genannt, 226 den letzten Partherkönig, den Arsaciden Artaban, besiegte und dem Partherreiche nach 480jähriger Dauer den Untergang bereitete. Die Dynastie der S., die größte, die Persien (s. d.) je besessen hat, stellte den Namen Persiens wie die Ormuzdreligion wieder her und bot während 400 Jahren den Römern und Byzantinern Trotz, bis die Araber unter dem Kalifen Omar derselben durch die blutigen Schlachten von Kadesia (636) und Nehavend (642), sowie durch die Vertreibung Jezdegerds III. ein Ende machten. Einige dieser Könige, wie die Sapor, Behram, Khosrev Anuschirvan, Khosrev Parviz, Jezdegerd (s. d.), leben noch heute als ruhmvolle Vertreter der pers. Nationalität im Munde des pers. Volks. Die S. haben zahlreiche Bauwerke und Inschriften hinterlassen; die von ihnen herstammenden höchst zahlreichen Münzen sind das sicherste Mittel zur Feststellung mancher streitigen histor. Fragen. Mehrere unter ihnen, vor allem Khosrev Anuschirvan (s. d.), erwarben sich hohe Verdienste um Kultur und Bildung, und verpflanzten sogar die klassische Philosophie auf pers. Boden; aber leider ist die ganze in Pehlewisprache geschriebene Litteratur zum größten Teil durch die Moslemen vernichtet worden.

Sassaparille, s. Smilax.

Sassari, die nördl. Provinz der zum Königreich Italien gehörigen Insel Sardinien, besteht aus Gebirgen und Ebenen und umfaßt mit den anliegenden Eilanden (Asinara im Nordwesten, Madalena, Caprera, Mortorio, Tavolara u. a. im Nordosten) ein Areal von 10726,6 qkm mit (Ende 1881) 260478 E. Die Provinz zerfällt in die fünf Distrikte: Sassari, Alghero, Nuoro, Ozieri und Tempio-Pausania, zusammen mit 33 Mandamenti und 107 Communi.

Die Hauptstadt Sassari (mittellat. Saxarum), 16 km südöstlich vom Hafen Porto Torres der Bai von Asinara, in wasser-, wein-, oliven- und obstreicher, durch Kunst verschönerter Gegend, an einem Abhange zwischen Olivenwäldern auf der rechten Seite des Thals von Rosello, Station der Bahn Porto-Torres-Chilivani, ist Sitz eines Erzbischofs seit 1441, der Provinzialbehörden, einer Handelskammer und einer Filiale der Nationalbank und zählt (1881) 30705 (Gemeinde 34821) E. Sie hat nur eine lange Hauptstraße, ein malerisches, durch Mauern und viereckige Türme befestigtes Schloß (jetzt Kaserne) von 1330, mit Glockenturm, eine Kathedrale mit moderner Façade, 23 andere Kirchen, einen erzbischöfl. Palast, eine 1620 gestiftete, 1763 erneuerte, gegenwärtig aber wenig besuchte Universität, ein Kollegium (früher des Jesuitenordens), ein geistliches Seminar und ein Hospital. Unter den Palästen sind die schönsten der Palast Vallambrosa des Herzogs von Asinara, des größten Grundeigentümers der Insel, und der des Herzogs von Carnamanua. Bemerkenswert sind auch das neue Theater, der große Marmorbrunnen Rosello von 1605, die schönen Gärten und Promenaden. Das Museum enthält phönizische und röm. Altertümer. Die alten Stadtmauern rühren von den Genuesen her. Dem Lehrer des Handelsrechts D. A. Azuni (gest. 1827) wurde hier 1862 eine Statue errichtet. Die Einwohner treiben Handel mit Getreide, Käse, Schaf- und Ziegenfellen, besonders aber mit Öl, das aus den großen Olivenpflanzungen der Umgegend gewonnen wird. Pferderennen sind das Hauptvolksvergnügen. S. ist Sitz einer deutschen Konsularagentur.

Porto-Torres (die röm. Kolonie Turris Libyssonis, seit dem ausgehenden Altertum nur Turris), 1073—1441 Sitz eines Erzbistums, ist ein belebter Hafenort mit 1799 (Gemeinde 3228) E., der Kirche San-Gavino aus dem 11. Jahrh., einer Basilika mit antiken Säulen und offenem Dachstuhl, röm. Ruine von einem Fortunatempel, einer röm. Brücke von sieben Bogen ungleicher Spannung, einer Wasserleitung und Felsengräbern. Porto-Torres ist Station der ital. Dampferlinien zwischen Livorno, Genua und Bastia.

Sasse, in der alten Gerichtssprache jeder Besitzer von Grundeigentum; man unterscheidet Freisassen (s. unter Freigut), Landsassen (s. d.) und Hintersassen (s. d.).

Sasse (Marie Konstanze), genannt Sax, dann Saß, franz. Schauspielerin, geb. 26. Jan. 1838 zu Gent, wurde auf dem Konservatorium daselbst ausgebildet, sang dann in Brüssel und Paris in Café-concerts, bis sie durch Unterstützung der Sängerin Ugalde in ihrer Ausbildung vervollkommnet und am Théâtre lyrique in Paris engagiert wurde. Sie debütierte auf demselben am 1. Jan. 1859 als Gräfin in «Figaros Hochzeit». Im August 1860 wurde sie Mitglied der Großen Oper, der sie bis 1870 als Vertreterin erster Rollen angehörte, und wandte sich darauf in Italien, England und Spanien mit Erfolg dem ital. Gesang zu. Ihre Stimme fesselt besonders durch Wohlklang. Im J. 1864 verheiratete sie sich mit dem Sänger Castan, genannt Castelmary, von welchem sie sich aber 1867 wieder scheiden ließ.

Sassenage, Flecken im franz. Depart. Isère, Arrondissement Grenoble, am Furon, nahe der Mündung des Drac in die Isère, 6 km westlich von Grenoble, hat ein Schloß aus dem 17. Jahrh. mit schönen Gemälden (von Murillo u. a.) und zählt (1881) 1632 E., welche Tuch fabrizieren und ausgezeichnete Käse bereiten. In der Nähe ist die Grotte von S., eine 12 m hohe und 62 m breite Vorhöhle, von der mehrere Höhlengänge ausgehen; aus der bedeutendsten derselben kommt der Garme, ein Zufluß des Furon, der in der Höhle einen schönen Wasserfall bildet.

Sassi (Strepsiceros cervicapra, Tafel: Antilopen I, Fig. 6) heißt eine mehr wie meterlange Antilope Indiens, deren Behaarung in der Farbe nach Alter und Geschlecht sehr schwankt, immer aber ist die Unterseite des ganzen Körpers, die Innenseite der Ohren und Beine, sowie die Gegend um den After und die Spitze des 15 cm langen Schwanzes weiß. Die bis 40 cm langen, schwarzen Hörner des Bocks sind fast gerade, zeigen bei alten Exemplaren 30 Ringel und machen drei und einen halben Spiralumgang. Bei den alten Indern war der S. ein heiliges Tier.

Sassisch (d. i. sächsisch), ein Ausdruck, den als Benennung der niederdeutschen oder strenger der niedersächs. Sprache Wolke und K. Scheller im ersten Viertel des 19. Jahrh. erfolglos in Aufnahme zu bringen suchten.

Saßnitz, Dorf mit (1880) 250 E. auf der Insel Rügen, an der Nordwestküste des Prorer Wiek, an der Südseite des uralten Buchenwaldes Stubnitz auf der Halbinsel Jasmund, am Ausgange einer Schlucht, mit den besuchtesten Seebädern der Insel (jährlich 2000 Fremde) in reizender Gegend. S.

steht während der Sommermonate in regelmäßiger Dampfschiffverbindung mit Swinemünde, sowie unregelmäßig mit Arkona, Stubbenkammer, Binz (Jagdschloß in der Granitz) und Göhren.

Sassoferrato, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Ancona, im Römischen Apennin, am Sentino, zählt (1881) 1188 (Gemeinde 9403) E., hat Eisenindustrie und ist Geburtsort des Malers Giambattista Salvi, il Sassoferrato. In der Nähe liegen Reste der alten umbrischen Stadt Sentinum, bei welcher 295 v. Chr. die Römer unter Q. Fabius und P. Decius, welcher fiel, über die verbündeten Samniten, Gallier, Umbrer und Etrusker einen großen Sieg errangen, infolge dessen sich die Senonen, Umbrer und Etrusker Rom unterwarfen. Im Mittelalter gehörte S., lat. Saxum ferratum, zum Herzogtum Spoleto.

Sassoferrato, mit seinem wirklichen Namen Giambattista Salvi, ital. Historienmaler, geb. zu Sassoferrato 11. Juli 1605, lernte die Elemente der Malerei bei seinem Vater Tarquinio Salvi. Später bildete er sich in Rom und Neapel unter Domenichino, Guido und Albani. Seine Gemälde zeichnen sich durch eine milde Schönheit und Sorgfalt aus, wobei ihm besonders Rafael zum Muster gedient zu haben scheint, doch verhält sich S.s Manier gegen das Urbild süßlich und geziert. Er malte besonders Madonnen mit dem Kinde, letzteres schlafend, indem die Mutter es mit dem Schleier bedeckt oder den Schleier sorglich aufhebt. Seine Köpfe sind sehr lieblich und ausdrucksvoll und in der Draperie des blauen Gewandes zeigt er große Kunstfertigkeit. S.s größtes Werk ist ein Altarblatt in der Kirche zu Montefiascone, den Tod des heil. Joseph vorstellend. Seine Bilder sind sehr häufig in den Galerien vertreten. Er starb zu Rom 8. April 1685. Von seiner Mater dolorosa hat Folo einen schönen Stich geliefert.

Sassolin, Mineral, natürliche Borsäure, s. unter Borax.

Sassulitsch (Wjera), russ. Nihilistin, bekannt durch ihr Attentat auf den Stadthauptmann von Petersburg, General Trepow, 5. Febr. 1878. Sie ward 1853 geboren und kam schon als 16jähriges Mädchen infolge des Prozesses gegen den Revolutionär Netschajew in zweijährige Untersuchungshaft. Später wurde sie auf administrativem Wege nach Krestzy, Twer, Soligalitsch, zuletzt nach Charkow gebracht, wobei sie bald im Gefängnis gehalten, bald freigelassen wurde, ohne jedoch jemals vor ein Gericht gestellt worden zu sein. Endlich kam sie nach Petersburg, hörte hier von der Mißhandlung eines ihr persönlich unbekannten Studenten Bogoljubow, die demselben im dortigen Gefängnis zuteil geworden war, beschloß ihn zu rächen, und begab sich zu diesem Zweck als Bittstellerin zum General Trepow. Während letzterer die Bittschrift entgegennahm, feuerte S. einen Revolver auf ihn ab, verwundete ihn lebensgefährlich und ließ sich darauf ruhig gefangen nehmen. Vor ein Geschworenengericht gestellt, ward sie 11. April desselben Jahres unter dem Druck der öffentlichen Meinung, die gegen die administrative Willkür sehr erregt war, freigesprochen. Auf dem Wege vom Gericht jedoch ward ihre Kutsche von Gendarmen angehalten; es entspann sich ein Tumult, während dessen es der S. gelang zu verschwinden. Einige Zeit darauf floh sie in die Schweiz, wo sie seitdem lebt. General Trepow, der von der Wunde genas, aber seines Amts entsetzt wurde, schrieb über den Fall Bogoljubow-Sassulitsch eine Denkschrift, die in «Russ. Wandlungen» (Lpz. 1882) abgedruckt ist.

Sassuolo, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Modena, unweit rechts der Secchia, Station der Schmalspurbahn S.-Modena-Mirandola, zählt (1881) 6214 E. und hat eine von Franz I. von Este 1640 erbaute Villa mit großem Park, Papierfabrikation und Töpferei, sowie in der Nähe Steinölquellen, welche dem Ort den Namen (mittellat. Saxoleum, Saxolum) gaben. Etwa 3 km südlich erhebt sich der ehemalige Vulkan Monte-San-Zibio.

Sâstra bedeutet im Sanskrit Vorschrift, Lehre, Wissenschaft und ist der technische Ausdruck für eine Anzahl von Lehrbüchern über Recht, Sitte, Ritual, Kunst und Wissenschaft, ja selbst über die Liebe, welche meist in einem bestimmten Versmaß, dem Sloka, abgefaßt sind, während die Vorstufe dieser Litteraturgattung, die sog. Sutras, dieselben Gegenstände in einem aphoristischen Prosastil behandeln. Das bekannteste S. ist das Mânavadharmaçâstra, das Rechtsbuch des Manu (s. d.).

Sâstri heißt jemand, der sich mit den Wissenschaften beschäftigt; das Wort ist noch jetzt ein Ehrentitel der ind. Gelehrten.

Satakunta, Landschaft im westl. Finland am Bottnischen Meerbusen, grenzt östlich an Tavastland und nördlich an Österbotten. Das Land ist größtenteils flach, besonders im westl. und südl. Teile fruchtbar und gut bebaut und hat gute Wälder und fette Weiden. Der wasser- und fischreiche Kumoelf, sowie mehrere kleine Flüsse durchfließen das Land. In administrativer Hinsicht bildet S. den nördl. Teil von Abo und Björneborgs-Län.

Satala, alte röm. Festung bei Erzingjan (s. d.) in Armenien.

Satan (d. i. Feind, Widersacher), hebr. Bezeichnung für Teufel (s. d.).

Satansaffe, s. unter Schweifaffen.

Satanspilz (Boletus satanas *Lenz.*), einer der giftigsten Pilze mit hellgelbem oder gelbbraunem Hut, der einen Durchmesser von 20—25 cm besitzt und sich klebrig anfühlt. Der Stiel ist lebhaft rot gefärbt; die aus Röhrchen bestehende Hymenialschicht an der untern Seite des Hutes zeigt eine blaßrote Färbung. Das Fleisch ist beim Bruche anfangs weiß, später nimmt es eine blaue Farbe an. Der S. ist nicht häufig und läßt sich an seiner eigentümlichen Färbung leicht erkennen; er kommt besonders in Laubwäldern und zwar an deren Rändern vor. (S. Tafel: Giftige Pilze, Fig. 6.)

Satara oder Sattara, Kollektorat der südl. Division der Präsidentschaft Bombay des Britisch-Indischen Reichs, wird, mit einem Areal von 14800 qkm und einer Bevölkerung von (1871) 1116050 E., nördlich von dem brit. Kollektorate Puna, nordöstlich und östlich von dem brit. Kollektorate Sholapur, südlich von dem Kollektorate Belgaum und dem kleinen Staate Kalapur, westlich von dem Kollektorate Rutnagherry und Tannah begrenzt. Sewajee, ein Maharattenführer von Ansehen, war um die Mitte des 17. Jahrh. Stifter des Reiches S., welches sich während der ganzen Dauer der Verwickelungen der Maharatten mit den Briten erhalten hat und erst 1848, nach dem Absterben der Nachkommenschaft Sewajees annektiert ward. — Die Hauptstadt Satara, gelegen unter 17° 45′ nördl. Br. und 74° 4′ östl. L. (von Greenwich), zählt 24484 E.

Satellit (lat.), Leibwächter, Begleiter, Trabant; auch soviel wie Nebenplanet (s. d.).

Saterland, ein rings von Hochmooren umgebener Distrikt im oldenburg. Amte Friesoythe, der etwa 20 km lang und 8 km breit ist und 3954 E. zählt, welche in den vier Kirchspielen Strücklingen, Ramsloh, Scharrel und Neuscharrel wohnen. Der Boden des Landes, durchaus eben, besteht zum größten Teil aus Moor, zum kleinern aus sandiger Geest. Durchflossen wird das S. von der Marka, welche in ihrem untern schiffbaren Laufe den Namen Saterems führt, und der Ohe. Die fleißigen, industriösen Bewohner, welche teils durch eigentümliche Sitten und Gebräuche, teils durch besondern Dialekt eine ethnogr. Insel ausmachen, beschäftigen sich mit Landwirtschaft, Vieh- und Bienenzucht und Torfgräberei. Noch unentschieden ist, ob sie fries. oder sächs. Abstammung sind, wenngleich die Ansicht der Forscher sich mehr ersterer Annahme zuwendet. In alten Urkunden heißt das S. Sigilterland; bis 1400 gehörte es den Tecklenburgern, die es an die Bischöfe von Münster abtraten. Im Dreißigjährigen Kriege wurde es protestantisch; doch gelang es nach dem Westfälischen Frieden, die Bevölkerung wieder katholisch zu machen, was sie geblieben ist. S. kam 1803 mit dem münsterschen Amte Kloppenburg an Oldenburg; die letzten Reste alter Freiheiten gingen unter den Franzosen verloren, unter deren Regiment 1811 die erste Straße ins S. gebaut wurde, das bis dahin nur Wasserwege kannte. In neuerer Zeit werden die umfangreichen Hochmoore durch zahlreiche Kanäle, welche mit der Saterems und der Leda in Verbindung stehen, der Kultur aufgeschlossen.

Sathas (Konstantin), neugriech. Gelehrter, geb. 1841 in Galaxidi, besuchte das Gymnasium in Athen und widmete sich dann besonders dem Studium der schriftlichen Monumente der mittelalterlichen Gräcität; er fand viele für die neugriech. Geschichte und die heutige Gestaltung der griech. Sprache bedeutende Werke in den Bibliotheken Europas auf und gab dieselben in zwei Sammlungen heraus unter den Titeln: «Μεσαιωνικὴ βιβλιοθήκη» (6 Bde., Venedig. 1872—76) und «Monuments d'histoire grecque» (Bd. 1—6, Paris). Außerdem gab er noch heraus: «Ἑλληνικὰ ἀνέκδοτα» (2 Bde., Athen 1867), «Νεοελληνικὴ φιλολογία» (Athen 1868), «Τουρκοκρατουμένη Ἑλλάς» (Athen 1870) u. s. w.

Sätherberg (Carl Herman), schwed. Dichter, geb. 19. Juni 1812 zu Tumba unweit Stockholm, studierte in Lund Medizin, nahm dann als Marinearzt an einer Expedition nach Südeuropa teil und wirkte nach seiner Rückkehr als Vorstand des gymnastisch-orthopädischen Instituts zu Stockholm, 1847—79. Von seinen durch Naturfrische ausgezeichneten Gedichten sind zu nennen: «Dikter, äldre och nyare» (Stockh. 1862—63), das Drama «Naima» (Stockh. 1870), und der Linné feiernde Romanzencyklus «Blomsterkungen» (Stockh. 1879).

Sathonay, Dorf im franz. Depart. Ain, 7 km nordöstlich von Lyon, Station der Linie Lyon-Bourg der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn und der Lokalbahn Lyon-Trevoux, dabei liegt ein franz. Übungslager.

Satin (vom frz. satin, d. i. Atlas), im allgemeinen jeder mit Atlasbindung hergestellte Stoff; daher seidener S. soviel wie Atlas; wollener Satin soviel wie Wollatlas und Lasting; baumwollener Satin soviel wie Englisches Leder.

Satinholz, s. Atlasholz.

Satinieren (frz. satiner, glacer; engl. glazing) nennt man am häufigsten ein Verfahren, durch welches in Papierfabriken und Buchdruckereien dem Papier ein hoher Grad von Glätte und ein sanfter atlasartiger Glanz erteilt wird. (S. unter Papier.) Über das S. der Papiertapeten s. unter Tapeten. (Vgl. auch Glätten.)

Satinierwalzwerk (frz. satineuse, glaceur; engl. glazing-rollers, glazing-machine), mechan. Vorrichtung zum Glätten (Satinieren) von Papier ꝛc., sov. w. Kalander. (S. u. Papier.)

Satire, eine den Römern eigentümliche, ursprünglich dramatische, später didaktische Dichtungsart, erhielt wegen der in ihrem Wesen liegenden Ungebundenheit und Buntheit der Darstellungsform und der Darstellungsstoffe ihren Namen von dem altlat. Worte satura (s. d.), welches eigentlich eine mit allerlei Früchten angefüllte Schale bezeichnet und seit der klassischen Periode der röm. Litteratur in die weichere Form satira überging. Völlig zu unterscheiden ist die S. von dem griech. Satyrspiel (s. d.), welche Verwechselung zu der fälschlichen Schreibart «Satyre» Veranlassung gab, ebenso von den Schmähgedichten des Archilochus und den Sillen. Nachdem die römische S. bereits durch Ennius eine kunstmäßig dichterische Form erhalten hatte und durch Lucilius zur selbständigen Gattung erhoben worden war, wurde sie im Verlauf der Zeit vorzüglich von Horatius, Persius und Juvenalis weiter ausgebildet. Die Aufgabe der S. ist, den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideal, also die Nichtigkeit der herrschenden Thorheiten und Laster der Zeit, besonders der gesellschaftlichen Zustände und Neigungen einzelner Stände, oft sogar der Irrungen und Verkehrtheiten der Staaten und der polit. Parteien in ihrer ganzen Blöße darzustellen und so auf deren Besserung und Veredlung einzuwirken. Man unterscheidet eine direkte, strafende S. und eine indirekte, lachende S. Die direkte S. hält das Ideal offen an den gegeißelten Gegenstand und enthüllt mit bitterm, sittlichem Unwillen dessen Thorheit und Schlechtigkeit, die indirekte S. schiebt dem gegeißelten Gegenstand den Schein der Wahrheit unter und weiß ihn dann durch Witz und Laune zum Selbstbekenntnis des innern Widerspruchs und seiner Verkehrtheit zu zwingen; die direkte S. verfällt nicht selten durch ihre scharfe Trennung zwischen Ideal und Wirklichkeit in das Prosaische, die indirekte erhält sich auf der Höhe heiterer Ironie, oft sogar auf der Höhe des rein Komischen und Humoristischen. In Form und Einkleidung erlaubt die S. eine große Mannigfaltigkeit, indem der Brief, die eigentliche Erzählung, das Gespräch, die Komödie, das Lied, das Epos und die Fabel sich dazu eignen. Die S. fällt vorwiegend in Zeiten der Auflösung alter Zustände. Die späte Zeit Roms und das 16. Jahrh. waren ihre Blütenperioden. Doch neigt alle lehrhafte Reflexionspoesie naturgemäß auch zur S. Unter den Spaniern sind Cervantes, unter den Franzosen Rabelais, Boileau und Voltaire, unter den Engländern Swift, unter den Deutschen Ulrich Hutten und Fischart als größte Satiriker zu nennen; nur die Zahmheit der deutschen Zustände des 18. Jahrh. konnte Liscow und Rabener als Satiriker gelten lassen. Auch die bildende Kunst handhabt als Karikatur die S. Schon die mittelalterliche Kunst ist überaus reich an solchen satirischen Bildern. Die

polit. Witzblätter der Gegenwart: «Punch», «Charivari», «Kladderadatsch» u. s. w., ziehen aus dieser Verbindung der dichterischen und bildlichen S. ihre hauptsächlichste Wirkung. [u. Versöhnung.

Satisfaktion (kirchlich), s. Genugthuung

Satledsch (Setledsch), Nebenfluß des Indus, der östlichste Strom in der indo-brit. Lieutenantgouverneurschaft Pendschab, entspringt nördlich von dem Himalaja in Tibet unter 30° 8' nördl. Br. und 81° 53' östl. L. (von Greenwich) in der Nähe der heiligen Seen Manas Sarovara und Rawan Hrad. Er fließt zuerst in nordwestl. Richtung bis Khab, nimmt hier den von NW. kommenden Spiti oder Lee auf und fließt von hier an meistens gegen SW. und zeichnet sich sowohl durch die Höhe seines Strombettes über der See als auch durch die Schnelle seines Stroms aus. Von Rampur bis nach Bilaspur ist sein Lauf westsüdwestlich. Bei Ropur tritt der S. in die Ebene von Pendschab. Etwas oberhalb von Hureki vereinigt sich der S. mit dem Bias und erhält nun während eines weitern Laufs auf 480 km bis zu seiner Vereinigung mit dem Chenab den Namen Ghaza. Die ganze Masse von Wasser, welche durch die Vereinigung des Bias, Satledsch, Rawi, Chenab und Sholum dem Indus zugeführt wird, trägt den Namen Pundschnud. Der S. wird für den Fluß Zeredrus, Zedadrus oder Heradrus des Altertums, sowie auch für den Hypanis von Strabo gehalten.

Satory, Meierhof am südwestl. Ausgange von Versailles, in dessen Nähe eine danach benannte, von der franz. Armee vielfach zu Übungszwecken benutzte Ebene liegt.

Satrapen (altpers. Khsathrapâvan) hießen im alten Persischen Reiche die mit großer Machtvollkommenheit ausgestatteten Statthalter der Provinzen, von denen mehrere in der Zeit des Verfalls des Reichs fast wie unumschränkte Herren herrschten und das Volk auf die eigenmächtigste Weise drückten. — Satrapien hießen die Statthalterschaften, deren das Persische Reich in seiner Blütezeit unter den Achämeniden 20 zählte.

Sattel ist die auf dem Rücken reitbarer Tiere behufs bequemen und sichern Sitzes des Reiters, beziehungsweise bei Lasttieren zur gesicherten Verladung der fortzuschaffenden Gegenstände angebrachte Vorrichtung. Erstere wird Reit-, letztere Pack-, Trag-, auch Saumsattel genannt. Bei beiden ist es wichtig, die Konstruktion so zu wählen, daß keine Beschädigung des Tieres durch den S. und die Last entstehen kann, wozu eine Freilassung des gegen Druck sehr empfindlichen Rückgrats und die Wahl des Auflagers auf den Rippen angezeigt ist. Unter den Reitsätteln spielen die für das Pferd bestimmten die wichtigste Rolle. Ein solcher S. besteht im allgemeinen aus dem Gestell, der Bekleidung und der Ausrüstung. Das Gestell, in der Hauptsache aus Holz, Holz mit Eisen, in neuerer Zeit auch aus Stahl oder Fischbein, hat zwei dem Rücken des Pferdes angepaßte Längsstücke, Stege oder Trachten genannt, welche durch ein vorderes und ein hinteres Querstück in Verbindung und gehöriger Auseinanderstellung gehalten werden. Die Querstücke bilden über dem Rückgrat eine je nach der Gattung des S. niedriger oder höher gehaltene Wölbung; sie sind in der Längenrichtung des S. durch den aus Gurten oder Leder bestehenden, seitlich an den Stegen befestigten Sitz miteinander verbunden. Unter dem Gestell befindet sich bei den meisten Konstruktionen von S. das mit Haaren gepolsterte Sattelkissen, welches das Rückgrat gleichfalls frei läßt. Oberhalb ist das Gestell meist mit Leder bekleidet. Zur Ausrüstung des S. gehören die Satteltaschen, Gurtstrippen, Gurte, Steigriemen und Steigbügel. Bei den S. der Truppen finden sich Einrichtungen zur Aufnahme des Gepäcks.

Man unterscheidet zwei Hauptkonstruktionen von S.: breit und dabei flach, beziehungsweise schmal und höher gehaltene, erstere einen niedrigen und dabei Stuhlsitz, letztere einen höhern und Spaltsitz bedingend. Zu den erstern gehört der englische, deutsche und französische; sie haben Sattelkissen. Der englische S. hat nur die durch die natürliche Ausschweifung des Sitzes bedingte Ansteigung von der Mitte aus nach vorn und hinten, bei den beiden andern erheben sich außerdem am Vorder- und Hinterteil der obern Fläche die die Festigkeit des Sitzes erhöhenden Pauschen. Bei der zweiten Hauptgattung fehlt in ihrer ursprünglichen Form die Polsterung unter den Längsstücken des Gestells ganz, dieselben, Trachten genannt, ruhen unmittelbar auf der untergelegten Pferdedecke; die Querstücke heißen hier Zwiesel und steigt der Vorderzwiesel von den Trachten her fast senkrecht auf, der Hinterzwiesel dagegen flacher und mehr nach hinten gerichtet, den sog. Löffel bildend, der zur Befestigung von Gepäck besonders geeignet ist. Der Sitz wird durch einen breiten Lederriemen gebildet; ein durch einen Obergurt festgehaltenes, sonst loses Sitzkissen verleiht dem Reiter einen bequemen Sitz. Das Gestell heißt hier Bock, der S. Bocksattel, seinem Ursprung nach auch ungarischer S. Die Zwiesel werden häufig aus Eisenblech gefertigt. Ähnliche Bauart hat der orientalische S., nur daß hier die Querstücke noch höher gehen und dem S. gleichsam Sesselgestalt geben, die Steigbügel schuhartig sind. Unter dem S. liegt in der Regel eine Decke aus Wolle oder Filz, beim ungarischen S. der die Polsterung ersetzende, vielfach zusammengelegte Woilach aus dickem Wollstoff. Über den gepackten Sattel des Reiters wird häufig die denselben bedeckende, zugleich als Paradestück dienende Überlegedecke oder Schabracke, in einzelnen Armeen auch ein Bärenfell gelegt; beim deutschen S. gewöhnlich nur die das Vordergepäck bedeckenden Schabrunken. Der ungarische S. ist besonders in den Armeen als S. für die Reit- und die Sattelpferde verbreitet, doch kommt für letztere auch der deutsche und französische S. vor. Die deutsche schwere Reiterei hat den deutschen S., im übrigen ist hier der ungarische S. Norm. Der deutsche S. war früher besonders in den Reitschulen verbreitet und heißt daher auch Schulsattel. Der englische S. (auch Bridge, Pritsche genannt) ist als Offizier-, Rennsattel und im Privatleben sehr beliebt. Häufig wird am Reitsattel, um das Ausweichen nach rückwärts zu verhindern und zur Befestigung des Vordergepäcks, das Vorderzeug, ein dreiteiliger Riemen, angebracht. Das früher gebräuchlich gewesene Hinterzeug (Schwanzriemen) kommt in Abnahme. Der Damensattel schließt sich im Bau dem englischen S. an, dazu kommt das das rechte Bein der Reiterin aufnehmende Horn; ein Steigbügel ist nur auf der linken Seite vorhanden. — Packsättel haben die durch Rücksicht auf Form und Größe der Last bedingten Abweichungen.

Das Reiten auf dem S. ist mit Sicherheit erst im 4. Jahrh. n. Chr. nachzuweisen. Vorher war

es üblich, auf dem nackten Pferde oder mit untergelegten Decken und Kissen zu reiten. Der Gebrauch der Steigbügel datiert aus noch späterer Zeit.

Sattel heißt nach dem Dorfe S. (936 E.) im schweiz. Kanton und Bezirk Schwyz das Bergjoch, welches zwischen dem Morgarten und den nördl. Ausläufern des Haden liegt und die Wasserscheide zwischen dem Lowerzersee (Reußgebiet) und der Sihl (Limmatgebiet) bildet. Kriegsgeschichtlich ist die Sattelstraße durch die Kämpfe vom 2. und 3. Mai 1798 bekannt, in denen die Schwyzer und Urner die Franzosen an der Schindellegi, bei Rothenthurm und am Morgarten schlugen, ohne jedoch die Unterwerfung des Landes hindern zu können.

Satteldach, s. unter Dach.

Sattelhöfe oder Sattelgüter (sattelfreie Güter) nennt man gewisse Arten Landgüter, welche zwar nicht die Vorrechte der Rittergüter genießen, aber doch viele Freiheiten und Vorzüge vor den gewöhnlichen Bauergütern haben. Sie kommen besonders in Ober- und Niedersachsen vor und sind Überbleibsel ehemaliger größerer Besitzungen, oft auch steuerfrei und waren der Patrimonialgerichtsbarkeit gewöhnlich nicht unterworfen. Der Name entstand im Munde des Volks aus salhof (von sala, die herrschaftliche Wohnung). (S. Salier.)

Sattelpferd heißt bei paarweiser Anspannung der Zugpferde das zur Linken gehende Pferd, welches beim Fahren vom Sattel den Fahrer trägt.

Sattelrobbe (Phoca groenlandica) oder grönländischer Seehund, eine bis 1,50 m lang werdende, das Polarmeer rings um den Nordpol herum bewohnende Robbe, die vollständig ausgefärbt gelbweiß mit schwarzbraunem Kopfe und ebensolchem Sattelfleck über den Rücken ist.

Satteltragen ist eine schon zu Zeiten der Karolinger vorkommende, in die Gegenwart übertragene militärische Strafe, die nach dem Strafvollstreckungsreglement des deutschen Heeres, ebenso wie Gewehrtragen, im Felde an Stelle strengen Arrestes auferlegt wird, wenn es zur Verbüßung des letztern an Zeit und Gelegenheit fehlt.

Sattelwagen, Wagen zum Transport schwerer Geschützrohre außerhalb ihrer Lafetten, sowie von Geschützen, deren Lafetten nicht als Fuhrwerk eingerichtet sind, wie einzelner Mörserkonstruktionen.

Satthals oder Blähhals, s. unter Hals (anatomisch).

Satti oder Sutti, der Akt der Selbstverbrennung der Witwen von dem Brahmanismus angehörenden arischen Indern zugleich mit der Leiche ihres verstorbenen Ehegatten auf dem für diesen bestimmten Scheiterhaufen, aber auch der Ausdruck für die Witwen selbst, welche zu diesem Opfertod bereit sind und sich freiwillig dazu hergeben. Die S. bestanden in Indien seit dem grauesten Altertum und haben sich, ungeachtet des konsequenten und energischen Bestrebens der engl. Regierung zu ihrer Unterdrückung bis auf die Gegenwart erhalten; doch kommen die S. jetzt nur noch in sehr vereinzelten Fällen vor, die den engl. Behörden nie oder zu spät bekannt werden. In dem Gesetzbuch von Manu wird das freiwillige Teilen des Scheiterhaufens mit der Leiche ihres Mannes eine der Witwe desselben zum Ruhm gereichende heilige Pflichterfüllung genannt. Auch die griech. Schriftsteller des klassischen Altertums über Indien erwähnen der Witwenverbrennung. Entzog sich eine Witwe der S., so war Ausstoßung aus ihrer Kaste und Verachtung für ihr ganzes Leben die Folge. Meistens werden die Witwen durch die brahmanischen Priester, mittels Opiate u. s. w., in einen Zustand so hoch gesteigerter somatischer und geistiger Ekstase versetzt, daß sie so gut als bewußtlos und durchaus unzurechnungsfähig sich dem Flammentode hingeben. Die S. war hauptsächlich nur für Witwen aus den drei vornehmsten Kasten und vorzugsweise für die der Kriegerkaste (Tschattrija) verpflichtend.

Sättigen, s. Sättigung.

Sättigung oder Saturation heißt in der Chemie derjenige Zustand der Verbindung zweier Stoffe, wo die Verwandtschaften beider gleichsam erschöpft oder aufgehoben zu sein scheinen. Man sättigt eine Säure durch eine Base und umgekehrt und erkennt den Zustand der S. durch gewisse Pigmente, wie blaues und rotes Lackmuspapier, welche durch neutrale Flüssigkeiten keine Veränderung der Farbe zeigen. Man braucht das Wort S. auch für bloße Auflösungen, wenn dem Lösungsmittel so viel von dem aufzulösenden Stoffe zugesetzt ist, daß es keine neue Menge davon aufzunehmen vermag. Endlich braucht man das Wort S. in der organischen Chemie und unterscheidet gesättigte und ungesättigte Kohlenstoffverbindungen.

Sättigungskapacität einer Säure heißt in der Chemie nach älterer Ausdrucksweise diejenige Verhältniszahl, welche ausdrückt, wie viel von irgend einer Basis erforderlich ist, um mit der Säure ein Neutralsalz zu geben.

Satūra hieß bei den Römern in ältester Zeit wohl eine Art possenhafter Schauspiele, bei denen von jungen Leuten einzelne Lieder und Erzählungen, sowie auch Unterredungen in bunter Mischung abwechselnd in gebundener und ungebundener Rede vorgetragen wurden. Als 364 v. Chr. öffentliche scenische Spiele eingeführt wurden, fanden die saturae auch bei diesen einen Platz. Nachdem kunstmäßige Dramen aufgekommen waren, schlossen sich die Saturae an diese an und wurden dann mit der Zeit unter den Exodia, Nachspielen begriffen, bis sie diesen Platz den Atellanen einräumen mußten. Dem Wortsinn nach ist der Ausdruck wohl aus dem Ausdruck Satera lanx, d. h. eine Schüssel voll allerlei Erstlingsgaben an die Götter, herzuleiten. In diesem Sinne, wonach das Bunte in Form und Inhalt die Hauptbedeutung des Wortes S. war, wurden dann, wie es scheint, von Ennius saturae gedichtet. Sicher geschah dies von Varro in den von ihm dem Menippos nachgedichteten «Saturae Menippeae», während schon vor ihm Lucilius (s. d.) saturae verfaßt hatte, welche einen ähnlichen Charakter hatten, wie die Satiren (s. d.) des Horaz.

Saturation, s. Sättigung.

Saturation, Carbonatation, Operation der Rübenzuckerfabrikation, welche darin besteht, daß der bei der Scheidung (s. d.) des Saftes im Übermaß zugesetzte Kalk, der sich im Safte als Calcium-Saccharat findet, durch Einleiten von Kohlensäure fortgeschafft wird.

Saturationes sind in der Pharmacie mit Kohlensäure gesättigte Salzlösungen, die dadurch hergestellt werden, daß Lösungen von Säuren mit äquivalenten Mengen von Alkalibicarbonat versetzt werden. Die bekannteste ist die Potio Riveri: 4 Teile Citronensäure werden in 190 Teilen Wasser gelöst, mit 9 Teilen Natriumcarbonat vermischt, wobei die Lösung des letztern durch gelindes Umschwenken zu bewirken ist. Nach erfolgter Lösung

ist das Gefäß zu verschließen, um einem Entweichen der Kohlensäure vorzubeugen.

Satureja hortensis *L.*, Saturey, Bohnen- oder Pfefferkraut, gehört zu der an Gewürzpflanzen reichen Familie der Lippenblütler und ist ein einjähriges Kraut mit aufrechten, stark verästelten Stengeln, meistens nur fünfzähligen Blütenquirlen und schmalen, lanzettlichen, spitzen, ganzrandigen Blättern. Schon seit alter Zeit findet sich diese Pflanze in den Gärten in Kultur, da die Blätter und jungen Stengelspitzen einen erfrischenden, aromatischen Geschmack besitzen und eine treffliche Speisewürze (hauptsächlich für grüne Bohnen) abgeben. Die gleichfalls aromatische perennierende Art S. montana *L.* ist in Deutschland selten.

Saturn, nach Jupiter der größte Planet unsers Sonnensystems, bewegt sich in einer mittlern Entfernung von 1418 Mill. Kilometer in 29 Jahren 166 Tagen 23 Stunden in Bezug auf die Fixsterne um die Sonne. Die Excentricität seiner Bahn beträgt gegenwärtig ein Achtzehntel, und er kann sich daher der Sonne bis auf 1330 Mill. Kilometer nähern und sich bis auf 1490 Mill. Kilometer von ihr entfernen. Seine geringste Entfernung von der Erde beträgt 1180 Mill. Kilometer, die größte 1648 Mill. Kilometer. Die Neigung seiner Bahn gegen die Ekliptik ist 2° 30′. Der wahre Durchmesser des S. beträgt am Äquator 118300 km, der Durchmesser von Pol zu Pol ist wegen der starken Abplattung, die ein Zehntel beträgt, um den zehnten Teil kleiner als der Äquatorialdurchmesser. Die Oberfläche des S. ist 87 mal, sein Volumen 720 mal größer als dieselben Größen unserer Erde, seine Dichtigkeit sehr gering, nur ein Achtel derjenigen unserer Erde, seine Masse 3502 mal geringer als die Sonnenmasse. Der S. zeigt auf seiner Oberfläche ähnliche Streifen wie Jupiter, und aus dem allmählichen Verschwinden von Trabanten und Fixsternen, wenn sie vom S. bedeckt werden, schließt man auf eine Atmosphäre. Er dreht sich in 10 Stunden 14 Minuten 24 Sekunden um seine Achse. Merkwürdig ist der S. durch seine Ringe, die ihn umgeben und 28° gegen die Ekliptik geneigt sind. Man sieht sie meistens in mehr oder weniger geöffneter elliptischer Form den S. umgeben, zu bestimmten Zeiten (alle 14¾ Jahre) nur als gerade Linie, welche so fein erscheint, daß sie nur mit den stärksten Fernrohren noch wahrgenommen werden kann. Entdeckt wurden die Ringe zuerst von Galilei, der den Planeten dreiförmig nannte; Huyghens erkannte 1655 zuerst die Ringform; Cassini fand 1715, daß der Ring doppelt sei, und später hat man den äußern Ring wieder in mehrere Ringe geteilt erkannt; 1850 entdeckte Bond noch einen dunkeln Ring, der von den hellen Ringen konzentrisch umschlossen ist. Der äußere Halbmesser des äußern Hauptrings hat 137000 km, der innere Halbmesser 120000 km; der äußere Halbmesser des innern Hauptrings hat 117000 km, der innere Halbmesser desselben 85000 km und der innere Halbmesser des dunkeln Rings 71000 km. Die Dicke der Ringe fand Herschel nur 160, Bond gar nur 70 km. Von den Satelliten des S. kennen wir acht, die die Namen Mimas, Enceladus, Thetis, Dione, Rhea, Titan, Hyperion, Japetus haben. Sie bewegen sich in etwa 0,9, 1,4, 1,9, 2,7, 4,5, 15,9, 21,3 und 79,3 Tagen um den S.; der erste ist 184000, der achte 3470000 km vom Hauptplaneten entfernt. Der sechste Mond ist der hellste und schon von Huyghens entdeckt, während die andern alle sehr schwer zu sehen sind.

Saturnalien (lat. Saturnalia), eins der ältesten und volkstümlichsten italischen Feste, wurden in Rom am 17. Dez. zu Ehren des Saturnus (s. d.) gefeiert. Augustus dehnte die offizielle Feier von einem auf drei Tage (17. bis 19. Dez.) aus, durch Anordnung dreitägiger, Caligula und Claudius auf fünf, durch Anordnung fünftägiger Gerichtsferien, nachdem schon seit längerer Zeit, vielleicht seit der Umbildung der S. im Sinne und der Weise einer griech. Festfeier, welche 214 v. Chr. beschlossen wurde, im Volksgebrauche einige Tage und zuletzt eine volle Woche (17. bis 23. Dez.) der Festlust gewidmet worden war. Der Charakter des Festes war eine sinnbildliche Rückkehr zu jenen glücklichen Zeiten, wo unter der Regierung des Saturnus nur Friede und Freude, allgemeine Freiheit und Gleichheit unter den Menschen geherrscht haben sollten; daher herrschte während der S. ausgelassener Jubel und allgemeines Schmausen in der ganzen Stadt, und man beschenkte sich gegenseitig mit allerhand Geschenken, besonders mit Wachskerzen und kleinen Thonfiguren, wie sie die Kinder als Spielzeug gebrauchten: eine Sitte, deren Nachhall in der christl. Weihnachtsfeier nicht zu verkennen ist. Auch die Sklaven, welche wie Freie behandelt und bewirtet wurden, hatten an der allgemeinen Festfreude Anteil.

Saturnilus, s. Saturninus (Gnostiker).

Saturninus oder Saturnilus, der erste bekannte syr. Gnostiker, lebte unter Kaiser Hadrian in Antiochia. Sein System stellt dem obern Lichtreiche ein unteres Reich der Finsternis dualistisch gegenüber. Tief unter dem höchsten Gott stehen die sieben Planetengeister oder Archonten, an deren Spitze der Judengott, welche die Welt und nach einem himmlischen Urbilde den Menschen erschaffen, der aber hilflos auf dem Boden kriecht, bis die obere Macht sich seiner erbarmt und ihn durch einen herabgesandten Lichtfunken belebt. So entsteht ein pneumatisches Menschengeschlecht, dem gegenüber Satan, der Beherrscher des finstern Chaos, ein teuflisches Geschlecht erschafft. Der Judengott und die übrigen Sterngeister geben der Menschheit, nach ihrer beschränkten Einsicht, ein unvollkommenes Gesetz, das die pneumatischen Menschen nicht zu erlösen vermag und von dem dämonischen Geschlecht auf Satans Antrieb gebrochen wird. Da sendet der himmlische Vater den Erlöser in einem Scheinkörper auf die Erde herab, um den pneumatischen Samen aus der untern Welt zu befreien, zugleich aber auch der Herrschaft der unvollkommenen Sterngeister ein Ende zu machen. Der dualistischen Grundanschauung des Systems entsprach die Enthaltsamkeit seiner Anhänger von allem, was sie mit dem bösen Prinzipe beflecken konnte, insbesondere vom Fleischgenuß und der Ehe.

Saturninus (Lucius Appulejus S.), röm. Volkstribun, Zeitgenosse des Gajus Marius, war mit dem Senat verfeindet worden, weil ihm dieser um 105 v. Chr. die Versorgung der Hauptstadt Rom mit Getreide, die er als Quästor in Ostia zu leiten hatte, abgenommen und dem Scaurus übertragen hatte. Schon in seinem ersten Volkstribunat, im J. 103, war er als eifriger Demagog aufgetreten; im zweiten, 100 v. Chr., griff er, mit dem Prätor Servilius Glaucia und dem berühmten demokratischen Feldherrn Marius, der das Konsulat zum sechsten mal bekleidete, verbündet, die senato-

rische Partei offen an. Er hatte wohl schon in seinem ersten Tribunat durch Gesetze, wonach für die Veteranen des Marius außerhalb Italiens Kolonien gegründet werden sollten, die Pfade des Gajus Gracchus betreten. Jetzt suchte er durch ein Gesetz, welches die Getreidepreise für das Volk maßlos herabsetzte, und durch ein anderes, in welchem er Ackerverteilungen an das Volk in Oberitalien beantragte, sich dessen Gunst zu sichern, den Senat aber dadurch zu demütigen, daß eine dem letztgenannten Gesetze angehängte Klausel im voraus jeden Senator bei Strafe der Ausstoßung und einer Geldbuße von 20 Talenten verpflichtete, das Gesetz zu beschwören, wenn es, wie es geschah, vom Volke angenommen würde. Der Senat fügte sich bis auf einen einzigen, den frühern Censor Quintus Cäcilius Metellus Numidicus, welchen S., sein persönlicher Feind, nun in das Exil trieb. Hierauf setzte er es durch, daß er und ein gewisser Equitius, den man für den Sohn des Tiberius Gracchus ausgab, für das nächste Jahr zu Tribunen gewählt wurden, und nachdem der ehrenwerte Gajus Memmius, der dem Servilius Glaucia als Mitbewerber um das Konsulat entgegenstand, von ihrer Rotte in der Volksversammlung erschlagen worden war, rüsteten sie sich zum offenen Kampfe gegen die über solche Frevel empörten Bürger. Da verbanden sich Senat, Ritter und alle guten Bürger, und Marius selbst übernahm die Führung. S. mit den Seinen wurde auf dem Forum in offenem Treffen geschlagen, dann auf dem Kapitol, wohin er geflohen, zur Übergabe genötigt. Das Volk erschlug den Servilius Glaucia sogleich und kurz darauf auch in der Hostilischen Kurie den S., Equitius, Saufejus u. a., die dorthin in Verwahrung gebracht worden. Als Mörder des S. wurde später (im J. 63) von Labienus der Senator Rabirius angeklagt, welchen Cicero in einer erhaltenen Rede verteidigte.

Saturnischer Vers wurde von den Römern der ungelenke Vers genannt, in dem die alten Wahrsageformeln, Sentenzen und Aufschriften abgefaßt waren. Er besteht aus zwei Gliedern und hat folgendes Schema:

⏒ – | ⏒ – | ⏒ – | ⏓ ‖ – | ⏒ – | ⏒ – | ⏓

z. B. malúm dabúnt Metélli Naévió poétae. In der These des 1., 2., 3., 5., 6. Fußes konnten auch zwei kurze Silben gebraucht werden. Zum Schema der metrischen Form gesellte sich oft das Spiel der Allitteration, z. B. **d**onu **d**anunt Hercolei | **m**axsume **m**ereto (Inschrift). Der Saturnische Vers war nicht nur die gewöhnliche (ob einzige, bleibt zweifelhaft) metrische Form der Römer in der Zeit, ehe sie mit der griech. Litteratur bekannt wurden, sondern war auch bei den oskisch-sabellischen Völkerschaften im Gebrauch. Man betrachtet den Saturnischen Vers teils als Fortentwickelung einer aus urindogerman. Zeit ererbten Versart, teils als eine originale Schöpfung der altitalischen Stämme, teils als Umbildung eines griech. Metrums; die letzte Ansicht ist die wahrscheinlichste. Vgl. Bartsch, «Der Saturnische Vers und die altdeutsche Langzeile» (Lpz. 1867); Korsch, «De versu Saturnio» (Mosk. 1869); Havet, «De Saturnio Latinorum versu» (Par. 1880); Thurneysen, «Der Saturnier und sein Verhältnis zum spätern röm. Volksverse» (Halle 1885).

Saturnismus, die Bleivergiftung (s. d.).

Saturnus, ein altital. Gott der Saaten und überhaupt ein Gott, der Fruchtbarkeit spendet, im Kultus gewöhnlich mit der Ops, der gleich ihm reichen Segen und Fruchtbarkeit spendenden Göttin, verbunden. Er galt als Urheber des Ackerbaues und aller seiner Segnungen; daher erzählte man, er habe als König in Latium geherrscht in der alten Zeit, in welcher die Menschen ohne Trug und Streit nur den friedlichen Beschäftigungen des Landbaues oblagen. Sein Hauptfest waren die Saturnalien (s. d.). Sein Tempel in Rom, dessen Stiftung in die mythische Zeit zurückverlegt wird, lag am Abhange des Capitolinischen Hügels nach dem Forum zu, wo noch eine stattliche Ruine desselben, einer Wiederherstellung in der Kaiserzeit angehörig, erhalten ist. Als griech. Bildung in Rom eindrang, wurde der italische S. identifiziert mit dem griech. Kronos.

Kronos war nach griech. Sage der jüngste Sohn des Uranos und der Gäa, einer der Titanen. Nachdem er seinen Vater entmannt und vom Throne gestürzt, vermählte er sich mit seiner Schwester Rhea, welche ihm die Hestia, Demeter und Hera, den Hades, Poseidon und Zeus gebar. Da ihm geweissagt worden war, daß er durch eins seiner Kinder der Herrschaft werde beraubt werden, verschlang er sie alle gleich nach der Geburt; aber Rhea wußte den jüngsten, den Zeus, seinen Nachstellungen zu entziehen, indem sie ihm einen in Windeln gewickelten Stein statt des Neugeborenen zu verschlingen gab. Als der Knabe herangewachsen war, wurde Kronos, nachdem er die früher verschlungenen Kinder wieder ausgespien, von ihm entthront und mit den übrigen Titanen in den Tartarus geworfen. (S. Jupiter.) Nach späterer röm. Sage wäre er nach seiner Entthronung nach längerm Umherirren nach Latium gekommen und dort König geworden. Die bildende Kunst stellte den Kronos-S. dar als alten bärtigen Mann mit verhülltem Hinterhaupt, eine Art Sichel (Harpe) in der Hand.

Satyr (grch. Satyros), gewöhnlich in der Mehrzahl Satyrn, göttliche Wesen niederer Art, erscheinen in der Poesie und Kunst der Griechen als die fortwährenden Begleiter des Dionysos (s. Bacchus), als dienendes Gefolge desselben, und repräsentieren wie dieser Gott selbst, nur in roherer Weise, das üppige Naturleben. Sie werden als mutwillig, neckisch und feige, lüstern nach Wein und Weibern (besonders stellen sie gern den Nymphen nach), als Freunde der Musik (besonders des Flötenspiels) und des Tanzes geschildert. In den Homerischen Dichtungen werden sie nicht erwähnt, aber Hesiod kennt «das Geschlecht der nichtsnutzigen, zur Arbeit untauglichen Satyrn». In der dramatischen Poesie sind sie die Hauptträger des nach ihnen benannten Satyrspiels (s. d.). In diesem erscheinen sie mit Bocksfellen bekleidet und heißen auch geradezu Böcke. Auf griech. Vasenbildern erscheinen sie sehr häufig in Verbindung mit Dionysos und den Nymphen, oft auch mit besondern, ihrem Charakter entsprechenden Namen bezeichnet. Doch erhielten sie in der Kunst zuerst die schon lange ausgebildete Gestalt der ihnen in manchem Betracht ähnlichen und mehrfach mit ihnen verwechselten Silenen (s. d.) und entlehnten demzufolge die tierischen Attribute, welche ihnen gegeben werden, Tierohren und Schwänze, zunächst nicht von den Böcken, sondern von den Pferden. In der Plastik ist ihre Darstellung besonders durch Praxiteles in edelster Weise ausgebildet worden. Vgl. Furtwängler, «Der S. aus Pergamum» (Berl. 1880).

Satyrdrama, s. Satyrspiel.

Satyriăsis (grch.), abgeleitet von Satyr (s. d.), ist ein krankhafter Zustand des männlichen Geschlechts, welcher, wie die Nymphomanie (s. d.) beim weiblichen Geschlecht, in krankhafter Steigerung des Geschlechtstriebes besteht und leicht in Geisteskrankheit übergeht. Als Ursachen derselben kann man eine unangemessene, die Sinnlichkeit aufregende Lebensart, vorwiegende Beschäftigung der Gedanken mit wollüstigen Bildern, zu frühe Ausbildung und unnatürliche Befriedigung des Geschlechtstriebes ansehen; bisweilen entsteht heftige S. nach Verletzungen des Hinterhauptes und bei gewissen Entartungen des Kleinhirns. Die Heilmittel sind besonders: strenge Aufsicht und geregelte Lebensweise des Patienten, Entfernthalten geschlechtlicher Anregungen, entziehende Diät, kalte allgemeine oder Sitzbäder, ermüdende körperliche Anstrengung.

Satyrspiel (grch. drāma satyrikon) nennt man eine den Griechen durchaus eigentümliche Gattung des Dramas, in welcher Satyrn (s. d.) den Chor bildeten, deren rohe, die tierischen Elemente der menschlichen Natur hervorkehrende Natürlichkeit und ausgelassene Lustigkeit dem ganzen Spiele seinen besondern Charakter gab. Als Träger der eigentlichen Handlung wurden ihnen teils Götter (besonders Dionysos, dann auch andere, die zu diesem in mythischer Beziehung standen, wie Hephästos und Hermes), teils Heroen (am häufigsten Herakles, dann Theseus, Odysseus, Sisyphos, Prometheus u. a.) gegenübergestellt, die den nur mit Fellen bekleideten Satyrn gegenüber in der reichen tragischen Gewandung auftraten, ein Kontrast, der an sich schon eine groteskkomische Wirkung hervorbrachte. Ursprünglich war das Satyrdrama mit der Tragödie identisch, da auch in dieser von Anfang an meist Satyrn den Chor bildeten; als dieselbe aber in der Wahl und Behandlung ihrer Stoffe einen ernstern Charakter annahm und strenger festhielt, wurde durch Pratinas von Phlius (der daher gewöhnlich als Erfinder des S. bezeichnet wird) das alte lustige Spiel mit dem ausgelassenen Sikinnis genannten Tanze als eine besondere Gattung des Dramas neben der Tragödie ausgebildet. Seitdem wurde es Brauch, daß ein S. als lustiges Nachspiel zu drei Tragödien, beziehungsweise einer Trilogie aufgeführt wurde. Von der reichen Litteratur dieser Gattung des Dramas, die durch Äschylus ihre höchste Vollendung erreichte, ist nur ein einziges Beispiel erhalten: der «Kyklops» des Euripides. Vgl. Genthe, «Des Euripides Kyklops nebst einer ästhetischen Abhandlung über das S.» (Lpz. 1836); Welcker, «Nachtrag zu der Schrift über die Äschylische Trilogie nebst einer Abhandlung über das S.» (Frankf. a. M. 1826); Wieseler, «Das S.» (Gött. 1847). Die Fragmente der verlorenen Satyrdramen sind gesammelt von Friebel, «Graecorum satyrographorum fragmenta» (Berl. 1837), und bei Nauck, «Tragicorum graecorum fragmenta» (Lpz. 1856).

Satz, in grammatischem Sinne, ist der sprachliche Ausdruck der Verbindung zweier Vorstellungen als Subjekt (s. d.) und Prädikat (s. d.). Diese bilden die notwendigen Satzteile; alle außerdem in einem S. enthaltenen Bestandteile dienen nur zur nähern Bestimmung des Subjekts oder Prädikats. Die Lehre von der Bildung des S. und dem Verhältnis und der Verbindung der Sätze untereinander bildet einen besondern Teil der Grammatik, nämlich die Syntax (s. d.).

In der Musik bezeichnet Satz teils eine Tonverbindung, die einen vollständigen Sinn gibt, teils ein Musikstück, das einen untergeordneten Teil eines größern Musikstücks ausmacht, teils die harmonische Ausarbeitung eines Tonstücks und die Kunst derselben, die Setzkunst.

Satzaccent, s. unter Accent (in der Sprache).

Satzmehl, soviel wie Stärkemehl.

Satzräder nennt man Räder, deren Zähne auf den Teilkreisen gleich weit voneinander stehen und außerdem so geformt sind, daß jedes dieser Räder mit irgend einem solchen richtig, und gut eingreifend, zusammen arbeiten kann. (S. unter Zahnräder.)

Sau, das weibliche Hausschwein, s. Schweine.

Sau, Fluß, s. Save.

Sauakin, s. Suakin.

Saubohne nennt man die Wickenart Vicia Faba *L.*, s. unter Bohne.

Saubrot, Pflanzenarten, s. unter Cyclamen.

Sauce, Indianerkolonie, s. unter Abiponer.

Saucken-Tarputschen (Ernst von), Mitglied einer in der parlamentarischen Geschichte Preußens vielfach vertretenen ostpreuß. Familie, geb. 24. Aug. 1791, trat jung in die Armee, zeichnete sich als Offizier in den Befreiungskriegen aus, nahm aber dann als Rittmeister seinen Abschied, um sich der Verwaltung seiner Güter zu widmen. Als Mitglied des Provinziallandtags und 1847 des ersten Vereinigten Landtags entwickelte er in den Reihen der liberalen Opposition eine hervorragende Thätigkeit, wurde 1848 in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt und gehörte 1849—50 der preuß. Ersten, 1850—52 der preuß. Zweiten Kammer an, wo er sich der Fraktion der Linken anschloß. Er starb 25. April 1854.

Sein Sohn Kurt von S., geb. 17. Juni 1825, war 1878—84 Landesdirektor der Provinz Ostpreußen, gehörte 1862—78 dem preuß. Abgeordnetenhause und 1874—84 dem Reichstage an, wo er zuerst den Kreis Lötzen, seit 1876 den dritten berliner Wahlkreis, seit 1881 den zweiten königsberger Wahlkreis vertrat. Seit 1885 ist er wieder Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses als Vertreter des dritten königsberger Wahlkreises. Er gehört zur deutsch-freisinnigen Partei.

Saucken-Julienfelde (August von), Bruder des vorigen, geb. 10. Sept. 1798, diente 1815—22 in der Armee und übernahm dann die Verwaltung des ererbten Gutes Julienfelde (Kreis Darkehmen). Seit 1843 Mitglied des Provinziallandtags, gehörte er 1847 auch dem ersten Vereinigten Landtage an, wo er sich der von Georg von Vincke geleiteten Opposition anschloß. Im J. 1849 in die Zweite Kammer gewählt, nahm er hier besonders an den Verhandlungen über die Verfassungsfrage hervorragenden Anteil. Im J. 1866 schloß er sich als Mitglied des Abgeordnetenhauses der nationalliberalen Partei an und starb im Jan. 1873.

Sein Sohn Konstanz von S., geb. 10. Juli 1826, studierte in Königsberg die Rechte und arbeitete dann als Auskultator und Referendar am dortigen Stadtgericht. Im J. 1857 schied er aus dem Justizdienste, um die Verwaltung des väterlichen Gutes Ohlöpschen und später Julienfelde zu übernehmen. In den J. 1858—62 und 1869—82 gehörte er dem preuß. Abgeordnetenhause und 1874—78 für den Kreis Insterburg-Gumbinnen dem Reichstage an. In beiden parlamentarischen Körperschaften schloß er sich der Fortschrittspartei an.

Saudistel, s. Sonchus.

Sauer, frz. Sure, linker Nebenfluß der Mosel, entspringt in der belg. Provinz Luxemburg, 17 km im SW. von Bastogne, erreicht unterhalb Martelange das Gebiet des Großherzogtums Luxemburg, nimmt hier links die Wilz, rechts unweit Ettelbrück die Alzette auf, berührt Diekirch, empfängt hierauf die aus der Eifel von links kommenden Our (bei Wallendorf) und (unterhalb Echternach) Prüm, wendet sich, nachdem sie bisher überwiegend nach O. geflossen, in einem rechten Winkel gegen S. und mündet bei Wasserbillig. Our, untere Sauer und die Mosel stromaufwärts von Wasserbillig bis Schengen bilden die Ostgrenze des Großherzogtums Luxemburg gegen die preuß. Rheinprovinz.

Sauer (Wilh.), Orgelbauer, geb. 23. März 1831 zu Friedland in Mecklenburg, etablierte 1857 in Frankfurt a. O. eine Orgelbauwerkstatt mit Dampfbetrieb, aus der bis Ende 1885 450 Werke hervorgingen. Seine Werke zeichnen sich durch eine leichte und übersichtliche Registrierung, sowie durch eine angenehme und elastische Spielart aus. Im J. 1884 wurde S. preuß. Hoforgelbaumeister.

Sauerampfer (Rumex Acetosa), Pflanzenart, s. Ampher.

Sauerbrunnen oder Säuerlinge, s. unter Mineralwasser.

Sauerburg, Feste im Sauerthal bei Lorch (s. d.).

Sauerdorn, Pflanzengattung, s. Berberize.

Sauergräser, s. Cyperaceen.

Sauerhonig, soviel wie Oxymel.

Sauerklee, s. unter Oxalis.

Sauerkleegewächse, soviel wie Oxalideen.

Sauerkleesalz ist saures Kaliumoxalat. (S. u. Oxalsaure Salze 1[b].)

Sauerkleesäure, s. Oxalsäure.

Sauerland, eigentlich Süderland, heißen die zwischen der Sieg und Ruhr gelegenen Gegenden des Herzogtums Westfalen und der Grafschaft Mark, die vom mittlern Teile des Sauerländischen Gebirges erfüllt sind, aber auch zahlreiche enge Thäler sowie fruchtbare Niederungen enthalten und durch die Menge ihrer Fabrikanlagen Berühmtheit haben. Das Sauerländische Gebirge erstreckt sich über das eigentliche S. hinaus, umfaßt das ganze obere Ruhr- und Diemelgebiet und erfüllt nicht nur fast den ganzen Regierungsbezirk Arnsberg, sondern mit seinen Ausläufern auch die ostrhein. Gegenden der Regierungsbezirke Köln und Düsseldorf; gegen NO. reicht es bis an das Plateau von Paderborn. Durch die Sieg wird es im S. vom Westerwald (s. d.), im N. durch die Möhne und die westwärts gerichtete Stromstrecke der Ruhr vom Haarstrang und dem Kohlengebirge des Ardei (s. d.) geschieden. Es ist durchaus eine Hochfläche, welche nur wenige, nicht sonderlich hervortretende Bergrücken enthält. Tief eingeschnitten und scharf ausgeprägt sind die Flußthäler.

Die einzelnen Teile des Berglandes sind das Rothaargebirge, das Plateau von Winterberg, das Lenne-, das Ebbegebirge und der Arnsberger Wald. 1) Das Rothaar- oder Rotlagergebirge, dessen Name übrigens im Lande selbst unbekannt, liegt in der Wasserscheide zwischen Rhein und Weser im südl. Teile Westfalens und ist im ganzen Berglande am meisten als Bergrücken ausgeprägt (s. Rothaargebirge). 2) Das Plateau von Winterberg, das Quellgebiet der Ruhr, Lenne, Nuhne, Orke und Diemel, im südl. Teile des Kreises Brilon, ist sehr rauh und die höchste Gegend des niederrhein.-westfäl. Schiefergebirges. Es liegt ebenfalls auf der Wasserscheide zwischen Rhein und Weser und fast genau in seinem Scheitel die Stadt Winterberg (660,3 m hoch). Der Kulminationspunkt ist der Kahle Astenberg (842 m), der höchste Gipfel Westfalens, der sich jedoch kaum 30 m über die umliegende Gegend erhebt und die Quellen der Lenne, Nuhne und Edder enthält. Im N. steht das Plateau durch einen Rücken mit den Bergen von Brilon in Verbindung. Dieser Rücken scheidet die Gebiete der Ruhr und Diemel, gehört zu den höchsten Teilen Westfalens und enthält bei Bruchhausen den Isenberg (748 m), bekannt durch die Bruchhäuser Steine, turmartige Porphyrfelsen (bis 63 m hoch) mit Grauwacke durchsetzt. Diese Steine sowie der 728 m hohe Ohlenberg im W. der Ruhr bezeichnen die nördl. Vorstufe des Plateau von Winterberg, welche nochmals im Hunau die beträchtliche Höhe von 815 m erreicht. Den östlichsten Vorsprung des Schiefergebirges bildet im Regierungsbezirk Kassel und in Waldeck das an Laubhölzern reiche Hainasche Gebirge (zwischen der Eder, Wohra und Schwalm) mit dem Kellerwald (671 m), dem Hohenlohe bei Haina (654 m) und dem Jeust (581 m). 3) Das Lennegebirge zieht mit seinem Scheitel zwischen den Zuflüssen der Wenne, Röhr und Lenne fast auf der Grenze der Kreise Arnsberg und Meschede. Seine höchsten Gipfel sind der Homert (660 m), der Buchloh und in der Wilden Wiese (653 m) der Schomberg (653 m). Interessant ist im W. der Hönne der Balverwald mit der Balverhöhle und dem schaurigen Kesselthal des Felsenmeers bei Sundwig. Der Balverwald steigt noch bis 548 m empor und geht gegen NW. in das rauhe Plateau von Iserlohn über. 4) Das Ebbegebirge erhebt sich links von der Lenne zwischen der Mündung der Bigge und Meinerzhagen. (S. Ebbe.) 5) Der Arnsberger Wald (bis 578 m), zwischen Ruhr und Möhne, ist eine mit Eichen bestandene, durch die Heve geteilte Hochfläche.

In geolog. Hinsicht besteht das Sauerländische Gebirge meist aus den verschiedenen Abteilungen der Devonformation (Lenneschiefer). Beträchtlich sind die Ablagerungen von Eisenerzen in dieser Formation, besonders im Süden der Lenne, wo bei Benolpe und Barste große Erzgänge beginnen, welche ohne Unterbrechung gegen Südwesten über Sieg hinaus bis zur Wied sich hinziehen. Innerhalb dieser Züge befindet sich der berühmte Stahlberg bei Müsen (im Kreise Siegen). Zwischen Lenne und Ruhr gibt es bedeutende Lager von Bleierzen, Schwefelkies und Zinkblende. Ausgezeichneter Marmor wird bei Mecklinghausen, Dachschiefer bei Olpe und in einem Zuge von Meschede bis Antfeld gebrochen. Im Arnsberger Walde und längs der Möhne ist das Gebiet des flözleeren Sandsteins (die dritte Abteilung des Kohlengebirges) sehr mächtig entwickelt, während das produktive Kohlengebirge bei Wetter aus dem Ardei auch auf das südl. Ufer der Ruhr herüberreicht und südwärts bis zur Linie Haßlinghausen-Horath (im Norden von Elberfeld) vordringt, um alsdann bis Mülheim an der Ruhr zurückzuweichen. Von Limbeck (im Westen von Langenberg) bis Ratingen ist der Kohlenkalkstein (die erste Abteilung des Kohlengebirges) verbreitet. Basaltberge kommen im Sauerländischen Gebirge nur im Süden vereinzelt vor. Vgl. Primme, «Das S. und seine Bewohner» (Soest

1866); von Dechen, »Orographische und hydrographische Übersicht der Rheinprovinz und Westfalens« (Bonn 1870).

Säuerling, ein Mineralwasser, welches viel Kohlensäure enthält. (S. Mineralwasser.)

Sauerstoff oder Oxygen (chem. Zeichen O; Atomgewicht = 16), das wichtigste und zugleich das am meisten verbreitete unter den chem. Elementen, findet sich mit seinem vierfachen Volumen Stickstoff vermischt in der atmosphärischen Luft vor, welche diesem Bestandteile ihre Eigenschaft verdankt, das Atmen und Verbrennen zu unterhalten. Es bildet mit Wasserstoff das Wasser, ist ein Bestandteil aller Erden, Alkalien und Metalloxyde, der meisten Salze, kurz bei weitem der meisten die feste Masse der Erde bildenden Körper und kommt auch in verschiedener Quantität in einer großen Anzahl tierischer und pflanzlicher Körper vor. Im reinen Zustande erhält man es durch Erhitzung solcher Metalloxyde, welche in der Hitze ihren S. ganz oder zum Teil abgeben, z. B. Quecksilberoxyd und Braunstein. Auch mehrere Salze sauerstoffreicher Säuren geben beim Erhitzen reinen S., z. B. chlorsaures Kali u. s. w. Viele sauerstoffhaltige Körper, welche für sich nicht zersetzbar sind, geben in Berührung mit oxydierbaren Stoffen ihren S. ganz oder zum Teil an diese ab, und hierauf beruhen größtenteils die technischen und chem. Anwendungen der Salpetersäure, des Kupferoxyds u. s. w. In reiner Gestalt ist der S. ein farb- und geruchloses Gas, etwa ein Zehntel schwerer als atmosphärische Luft, welches bei starkem Druck und Kälte verflüssigt werden kann. Das Sauerstoffgas ist daran erkennbar, daß jede Verbrennung in ihm mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und großem Glanze vor sich geht. Glimmender Schwamm verbrennt im S. mit lebhaftem Licht, Stahl verbrennt darin unter glänzendem Funkensprühen, Phosphor verbrennt mit einem Glanze, den das Auge kaum zu ertragen vermag. Mit den meisten andern Elementen verbindet er sich direkt, zum Teil schon bei gewöhnlicher Temperatur, wohin auch teilweise das Anlaufen und Rosten der Metalle gehört, zum Teil erst bei gewissem Wärmegrade. In vielen Fällen geschieht diese Verbindung so lebhaft, daß sich dabei Licht und Hitze entwickelt, und dann nennt man sie Verbrennung. Die Produkte solcher Verbindung nennt man im allgemeinen Oxyde (s. d.).

Das Atmen der Menschen und Tiere ist ein Oxydationsprozeß, eine Aufnahme von S. aus der Luft. Mit jedem Atemzug wird der Luft etwas S. entzogen, der, in den Lungen durch den Blutfarbstoff (s. d.) aufgenommen, in alle Teile des Körpers getragen wird und hier Oxydationswirkungen ausübt, als deren Produkt Kohlensäure abgeschieden wird. Diese Übertragung des S. an Körperbestandteile verursacht die allen lebenden Wesen eigene Wärme. Die Luft, die durch die seit Jahrtausenden in derselben atmenden Menschen und Tiere nach und nach ihres S. beraubt und durch die ausgeatmete Kohlensäure kohlensäurereicher geworden sein sollte, zeigt dennoch jetzt allenthalben die nämliche Zusammensetzung, die sie früher hatte, da die Pflanzen ebenso viel Sauerstoff aus Kohlensäure abscheiden, wie von Menschen und Tieren verbraucht wird.

Von den technischen Methoden der Darstellung von S. ist ein Verfahren von Tessié du Motay erwähnenswert, auf der Extraktion des S. aus der Luft beruhend. Nach demselben gibt mangansaures Natrium bei hoher Temperatur unter Mitwirkung eines Dampfstroms S. ab und wird, der Einwirkung eines Luftstroms im erhitzten Zustande ausgesetzt, wieder in die ursprüngliche Verbindung übergeführt, die von neuem zur Darstellung von S. dient. Ein anderes beachtenswertes Verfahren der Sauerstoffgewinnung ist das von Mallet; es beruht darauf, daß feuchtes Kupferchlorür die Eigenschaft besitzt, S. aus der Luft aufzunehmen und dadurch in Kupferoxychlorid überzugehen, welches letztere bei 400° allen aufgenommenen S. wieder abgibt und Kupferchlorür bildet, welches von neuem zur Sauerstoffabsorption Verwendung findet. Zukunftsvoll ist auch das von Mallet herrührende und von Philipps und Schiele ausgebildete Verfahren der Extraktion von S. aus der Luft in der Weise, daß man, die verschiedene Löslichkeit der beiden Gemengteile der Luft (S. und Stickstoffgas) in Wasser benutzend, Luft in einen Cylinder, der Wasser enthält, preßt und nach Entfernung des nicht absorbierten Stickstoffs den vom Wasser aufgenommenen S. durch Erwärmen oder durch eine Luftpumpe frei macht. Vgl. Philipps, »Der S.« (Berl. 1871).

Sauerstoffäther (leichter), s. Aldehyd.

Sauerstoffbeleuchtung, s. u. Gasbeleuchtung, Bd. VII, S. 571[b].

Sauerstoffsalze, s. Amphibsalze.

Sauerteig, ein in der Brotbäckerei angewendeter Gärungserreger, ist derjenige Anteil des in Gärung begriffenen Brotteigs, der bis zum nächsten Backen aufgehoben wird, wo man ihn dem frischen Teig zusetzt, und so immer fort. Hierbei wirkt der S. ganz ähnlich wie gärende Bierwürze unter frische Würze, wie gärender Most unter frischen Most geschüttet, d. h. wie Hefe (s. d.); aber mit dem Unterschiede, den schon der Name andeutet, daß der S. sauer ist. Der zurückbehaltene Teig fährt in der Gärung, wenn auch langsam, fort bis zum nächsten Backen. Hierdurch bildet sich infolge der Anwesenheit zahlreicher Hefenzellen und anderer Fermente neben Alkohol auch Milchsäure, welche in den neuen Teig und in das Brot übergehen.

Sauerwasser nennt man in der Metallverarbeitung die verdünnten Säuren, deren man sich bedient, um das an der Oberfläche des Metalls haftende Oxyd zu entfernen und rein metallische Flächen herzustellen.

Sauerwurm, s. unter Blattwickler.

Saufang heißt eine gewöhnlich an einer ruhigen Stelle im dichten Walde angebrachte Vorrichtung, um wilde Schweine lebend zu fangen. Sie besteht aus einer 10—12 Schritt im Quadrat haltenden, aus starken Bohlen gezimmerten und durch sehr feste, von 2 zu 2 m eingerammte Pfosten verstärkten Einfriedigung. An einer Seite derselben ist eine Fallthür mit einer zweckentsprechenden Vorkehrung angebracht, um sie von einem in der Nähe auf einem Baume (Kanzel) postierten Forstgehilfen im gegebenen Moment durch Anziehen einer Schnur herunterfallen zu lassen. Einige Zeit, bevor die Schweine gefangen werden sollen, werden sie durch eingegrabene Luder (tote Pferde, umgestandenes Rindvieh u. dgl.), welche mit Heringslake begossen werden, und Kartoffeln in der Nähe des Eingangs gekirrt und die Kirrung, aus Topinambur, Eicheln, Mais, Getreide u. s. w. bestehend, später in den Fang selbst gestreut. Wenn die Schweine diese

Kirrung angenommen haben, kann ihnen durch geschicktes Überwachen der Fallthür mit großem Erfolg Abbruch gethan werden.

Saufeder oder Fangeisen, eine früher mehr als jetzt beim Sauen- und Bärenfang gebräuchliche Waffe. Sie hat Ähnlichkeit mit einer Lanze und besteht aus einem lanzettförmigen, 20—24 cm langen, in der Mitte 5—8 cm breiten, scharf und spitz geschliffenen Eisen, der sog. «Feder», die ein 10—14 cm langes Öhr zur Aufnahme des Schaftes hat. Dieser soll sehr zähe sein und wird am besten aus einer gespaltenen jungen Esche, 120—140 cm lang und $3^1/_2$—4 cm im Durchmesser, angefertigt. Am Ende des Öhrs wird quer über den Schaft ein Ende eines Hirschgeweihes befestigt, damit die Feder nicht zu tief eindringt. Vom untern Ende des Schaftes werden ein Stück weit kreuzweis geflochtene, etwa $1^1/_2$ cm breite Lederriemen aufgenagelt, um die Waffe besser halten zu können. Will man sich der S. bedienen, wird der Schaft unter dem rechten Arme mit der linken Hand in der Mitte der obern Hälfte, mit der rechten aber etwas von dem untern Ende angefaßt, mit dem linken Fuße ein Schritt nach vorn getreten, die Sau durch den Anruf «Hui Sau» gereizt und ihr beim Anlaufen die Feder in die Brusthöhle gestoßen.

Säuferkrankheit, s. unter Alkoholismus, Bd. I, S. 428ª.

Säuferleber, s. unter Leberentzündung [Bd. X, S. 879ª].

Säuferwahnsinn, soviel wie Delirium tremens, s. unter Delirium.

Saufinder (oft auch unweidmännisch «Saubeller» genannt) heißt ein Hund, der die Sauen im Dickicht aufstöbert und dann vor ihnen laut wird (Standlaut gibt) und sie durch stetes Herumfahren, Necken und Zwicken am Durchgehen verhindert. Die S. sind keine bestimmte Hunderasse; jeder mittelgroße oder kleinere Hund kann, wenn er stark, mutig, im Ausweichen gewandt, leicht flüchtig und mit einem hellen Laute begabt ist, vorausgesetzt, daß er Vorliebe für die Schweine zeigt, als S. verwendet oder abgerichtet werden.

Saugadern, s. Lymphgefäße.

Saugbagger, s. unter Bagger.

Saugdrain, s. unter Drainierung.

Säugen und **Säugling**. Das Kind soll bis in den 9. oder 12. Monat nur durch Säugen genährt werden, weil künstlich aufgefütterte Kinder nur bei Aufwendung großer Sorgfalt so gut wie gesäugte gedeihen und viel leichter schweren Erkrankungen ausgesetzt sind. Das körperliche und moralische Gedeihen des Kindes macht es jeder Mutter zur Pflicht, ihr Kind selbst zu säugen, und nur dann, wenn die Mutter selbst krank, wenn sie zu wenig Milch zu gewähren vermag, oder im Fall wiedereintretender Schwangerschaft darf zu andern Ernährungsweisen übergegangen werden. Am besten wird dann der Säugling einer Amme (s. d.) anvertraut. In Fällen, wo keine solche zu beschaffen ist, soll die Nahrung des Kindes lediglich aus Milch bestehen. Man reiche ihm verdünnte abgekochte Kuhmilch, welcher durch Zusatz von Milchzucker die Süßigkeit der Frauenmilch erteilt werden kann. Falls das Kind die Kuhmilch in verschiedenen Verdünnungsgraden nicht verträgt, gebe man ihm die Liebigsche oder Löflundsche Kindernahrung, das Nestlésche Kindermehl oder das Biedertsche Rahmgemenge. (S. Auffütterung.) Das Wundwerden der Brust ist nicht immer genügender Grund, das Kind nicht mehr zu stillen. Das Anlegen von Kautschukhütchen ermöglicht auch bei wunder Brust das Säugen, schützt die Brust vor weitern Verletzungen und befördert die durch Reinlichkeit und Ausstreichen von Fett oder Rum unterstützte Heilung. Gegen die Zeit hin, wo das Kind entwöhnt werden soll, beginne man mit der Darreichung anderer Speisen, namentlich mit Kuhmilch. (Über den besten Zeitpunkt und die zweckmäßigste Art des Entwöhnens s. Entwöhnung.) Der gefährlichste Zustand, welcher im Säuglingsalter eintreten kann, sind vor allem die Durchfälle, welche namentlich künstlich genährte Kinder befallen, die davon in sehr großer Zahl hinweggerafft werden. Bei Eintritt solcher Durchfälle ist sofort ein Arzt zu Rate zu ziehen und dem bloß gefütterten Kinde eine Amme zu geben. Vgl. Ammon, «Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege» (27. Aufl. von Winckel, Lpz. 1885); Fürst, «Das Kind und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande» (2. Aufl., Lpz. 1876); Baginsky, «Die Pflege des gesunden und kranken Kindes» (3. Aufl., Stuttg. 1885).

Säugetiere (Mammalia) sind warmblütige, luftatmende, meist behaarte Wirbeltiere, welche lebendige Junge gebären und dieselben säugen. Sie stehen hinsichtlich ihrer gesamten Organisation an der Spitze der Wirbeltiere. Einige, wie die an 30 m langen und 250000 Pfd. schweren Wale sind die größten unter allen der Jetztwelt angehörenden Tieren; andere erreichen nie eine bedeutende Größe, und selbst ganze Gattungen, z. B. die Spitzmäuse, sind zwerghaft. Bekleidet sind sie mit Haar, welches von mannigfacher Beschaffenheit, hier in Wolle, dort in Borsten, Stacheln oder Schuppen übergeht, mit Ausnahme einiger Waltiere nirgends ganz fehlt, auch am Schuppentier als Bestandteil der harten Bekleidung nachweisbar ist und den S. im Gegensatz zu den Vögeln den Namen Haartiere verschafft hat. Fast niemals sind S. von sehr bunter Färbung. Ihre Bewegungswerkzeuge ändern sich in Gestalt und Einrichtung je nach Bedürfnis und Bestimmung der Familien oder Gattungen. Sie erscheinen als greifende Hände bei Menschen, Affen und einigen Beuteltieren, als flügelartige Gebilde bei den Fledermäusen, als Flossen am Waltiere und als zur Ortsbewegung allein bestimmter Fuß bei den meisten. Sie sind zum Laufen, Springen, Klettern, Graben, Schwimmen u. s. w. eingerichtet und mit zwei bis fünf Zehen versehen, auf deren verschiedenartiger Bewaffnung die Einteilung in Nagel-, Krallen- und Huftiere beruht. Je nachdem ein S. den Boden mit der ganzen Sohle, wie der Bär, oder nur mit den Zehen, wie Hund und Katze, im Gange berührt, heißt es Sohlengänger oder Zehengänger, Unterschiede, welche darum wichtig sind, weil sie mit dem Bau des Tiers und also auch mit seiner Lebensweise zusammenhängen. Von noch größerer Bedeutung ist die Gestaltung des Schädels. Alle Schädel- und Gesichtsknochen sind stets fest miteinander verwachsen, nur der Unterkiefer beweglich eingelenkt. Das Gebiß ist sehr mannigfaltig. Zähne fehlen außer den Bartenwalen nur den Ameisenfressern und Schuppentieren. Bei dem Schnabeltiere haben die Kiefer nur einen einzigen Backenzahn, und Gürteltiere und Faultiere sind mit wenigen Zähnen versehen, in größter Zahl sind sie bei gewissen Beuteltieren vorhanden. Ihrer Stellung nach heißen sie Vorder-, Eck- und Backenzähne. Die erstern stehen

stets im Zwischenkieferknochen; die Eckzähne, deren auf jeder Seite nur einer vorhanden sein kann, sind die vordersten im Kieferknochen, dessen übrigen Raum die Backenzähne einnehmen, von denen die vordersten zuweilen noch einwurzelig sind und dann Lückenzähne heißen. Fast bei allen S. wird eine größere oder geringere Zahl von Zähnen, die Milchzähne heißen, während der Jugend gewechselt, man unterscheidet daher zwischen Milchgebiß und definitivem Gebiß. Die Zähne sind von einfachem oder zusammengesetztem, zugleich aber so beständigem Baue, daß sie eins der wesentlichsten Unterscheidungsmerkmale abgeben.

Zwischen den Werkzeugen der Bewegung und der Ernährung, zu welchen letztern auch die Zähne gerechnet werden, herrscht eine genaue Beziehung. Der Wiederkäuer hat stets Hufe, das Raubtier unverwachsene, Krallen tragende Zehen u. s. w. Je nach der Art der naturgemäßen Nahrungsstoffe sind nicht allein die Zähne und die Einlenkung des Unterkiefers verschieden, sondern auch die Bildung des Magens, welcher einfach bei Fleischfressern, vierfach bei den Wiederkäuern ist, Extreme, zwischen denen wieder mehrere Mittelstufen liegen. Das einzige Werkzeug des Atmens sind die Lungen; das Blut ist rot und bei allen S. von ziemlich gleicher Temperatur. Die relative Größe, sowie der Bau des Gehirns wechselt je nach den Familien und bedingt die Entwickelung der bei manchen schärfer hervortretenden intelligenten Fähigkeiten. Die in der Fünfzahl vorhandenen Sinne besitzen oft große Schärfe, sind aber bei demselben Tiere niemals alle gleich vollkommen. Einer vertritt nicht selten zum Teil den andern, z. B. am Hasen, wo das scharfe Gehör für das am Tage minder scharfe Gesicht Ersatz leistet. Die äußern Sinneswerkzeuge richten sich in ihrer Bildung nach dem Bedürfnisse und der Bestimmung eines Tiers und bieten daher der Beobachtung Reihen der interessantesten Modifikationen. So ist z. B. das Ohr durch Klappen verschließbar bei solchen, die im Wasser leben; das Auge sehr konvex und mit spaltförmiger Pupille versehen bei nächtlichen und sehr klein bei unterirdischen S.; die gewöhnlich kurze Nase wird am Elefanten zum Rüssel, am Ameisenfresser die wurmförmige Zunge zum Werkzeug des Erhaschens der Beute, und selbst das Organ des Fühlsinnes, die Haut, erfährt da, wo die Notwendigkeit einer großen Steigerung jenes Sinnes vorliegt, wie bei den Fledermäusen, eine ungemeine Ausbildung und Vergrößerung.

Alle S. gebären lebendige Junge und säugen sie an den je nach der Gattung in verschiedener Menge (2—18) vorhandenen Warzen der milchführenden Organe. Sie leben teils im monogamischen, teils im polygamischen Verhältnisse, im erstern viele Raubtiere und Affen, im letztern viele Wiederkäuer und die meisten Nager. Ihre Fruchtbarkeit ist durch Naturgesetze geregelt, wobei im allgemeinen gilt, daß, je größer eine Art ist, sie auch um so länger im Zustande der Trächtigkeit verharrt und eine um so geringere Zahl von Jungen bei jeder Geburt zur Welt kommt. Das Meerschweinchen kann in einem Jahre 80 Junge haben, die Löwin ein einziges. Der Nachkommenschaft nehmen sich wenigstens die Weibchen mit vieler Zärtlichkeit und mit Mut an; allein sie entwickeln, mit Ausnahme einiger Nager, nicht jenen Kunsttrieb, der unter den Vögeln im Nesterbaue sich darlegt. Gegenüber den periodischen Wechseln, welche der Erdkörper erfährt, sind die S. Tagtiere, Nachttiere, Winterschläfer oder Wanderer. Wohnorte, Ökonomie, Lebensart und Sitten bieten unter den Tieren einer so großen, über 2500 Arten begreifenden und wohlausgerüsteten Klasse ein Bild voll der interessantesten und zugleich mannigfaltigsten Wechsel. Die Klasse der S. ist teils aus diesem Grunde, teils auch der Anatomie wegen sehr genau studiert worden und für den Menschen die wichtigste, weil sie die den Kulturgang bestimmenden Haustiere umfaßt. Ihre systematische Einteilung ist je nach den Gesichtspunkten, von denen man ausging, sehr verschieden aufgefaßt worden. Ziemlich allgemein erkennt man jetzt an, daß zuerst nach der Art der Fortpflanzung zwei große Reihen unterschieden werden müssen, die Didelphen, bei welchen die Jungen im unausgebildeten Zustande geboren werden und sich während des Säugens, meist in einem besondern Beutel, entwickeln, dessen Trageknochen auch beim Fehlen des Beutels vorhanden sind. Diese S. haben zugleich ein sehr unvollkommenes Gehirn. Es gehören dazu die Kloakentiere (Monotremata), wozu das Schnabeltier und der Ameisenigel, und die Beuteltiere (Marsupialia), die besonders in Australien vertreten sind. Zu den Monodelphen, die ausgetragene Junge gebären, gehören die übrigen S.

Unter diesen unterscheidet man folgende Ordnungen: Zahnarme (Edentata s. Bruta) mit Krallen an den Füßen, ohne Schneide- und meist auch ohne Eckzähne; Waltiere (Cetacea s. Natantia) mit zwei Flossen, Nasenlöchern auf dem Scheitel und bauchständigen Zitzen; Seekühe (Sirenia) mit zwei Flossen, Nasenlöchern an der Schnauzenspitze, bruſtständigen Zitzen; unpaarzehige Dickhäuter (Perissodactyla) mit fünf, drei oder einer Zehe an allen oder wenigstens den Hinterfüßen; paarzehige Dickhäuter (Artiodactyla) mit paarigen Zehen an allen Gliedmaßen; Rüsseltiere oder Elefanten (Proboscidea), Zehen verwachsen mit flachen Hufen, Nase zu einem Rüssel entwickelt, keine Eckzähne, ein zu einem Stoßzahn umgebildeter Schneidezahn in jedem Zwischenkiefer oder im Unterkiefer oder in beiden; Klippdachse (Lamnungia s. Hyracoidea), ohne Eckzähne, Zehen mit glatten, flachen Hufen, Innenzehe des Hinterfußes mit Kralle; Flossenfüßer (Pinnipedia) mit vier Flossen und Raubtiergebiß; Raubtiere (Carnivora) mit Krallen und dreierlei scharfschneidenden Zähnen; Nager (Rodentia) mit Krallenfüßen, meißelartigen Schneidezähnen, fehlenden Eckzähnen; Insektenfresser (Insectivora) mit Krallen und dreierlei spitzzackigen Zähnen; Flugsäuger (Chiroptera), Gebiß mit allen drei Zahnarten, vordere Extremität zu einem Flugorgan umgestaltet; Galagos (Galeopithecoidea s. Dermoptera), alle drei Arten von Zähnen, mit einer die vordere Extremität bis zu den Fingerspitzen, die hintere Extremität und den kurzen Schwanz einhüllenden seitlichen Hautfalte; Halbaffen (Lemuroidea), meist an allen vier Füßen mit gegenüber stellbarer Innenzehe, Endglieder der Zehen meist mit Nägeln, selten mit Krallen; Affen (Primates s. Quadrumana pr. p.), mit vier nageltragenden Händen; Zweihänder (Mensch, Bimana), vorn Hände, hinten Füße mit Plattnägeln.

Die ersten Spuren von fossilen S. hat man in der Trias, im Keuper bei Stuttgart gefunden; mehr im Jura und in der untern Kreide von England

(Stonesfield, Purbeck); alle diese alten Typen gehören den Beuteltieren an; massenhaft treten sie erst mit den Tertiärgebilden auf, aber in ganz andern Verhältnissen als jetzt und nur mit ausgestorbenen Formen, welche allmählich in die jetzt lebenden Typen übergehen.

Vgl. Wagner, «Die geogr. Verbreitung der S.» (Münch. 1851); Giebel, «Die S. in zoolog., anatom. und paläontologischer Beziehung» (Lpz. 1853—56); Blasius, «Naturgeschichte der S. Deutschlands und der angrenzenden Länder Mitteleuropas» (Braunschw. 1857); Brehm, «Illustriertes Tierleben» (2. Aufl., Bd. 1—3, Lpz. 1876—77).

Saugheber, s. unter Heber.

Saughöhe, bei Pumpen (s. d.) die Höhe, bis zu welcher die zu fördernde Flüssigkeit durch den äußern Luftdruck gehoben werden muß, um in die Pumpe zu gelangen.

Saugkiesel, Saugschiefer, eine dem Polierschiefer oder Tripel ähnliche und mit ihm bei Bilin in Böhmen vorkommende Masse, die wegen ihrer beträchtlichen und feinen Porosität an der feuchten Lippe hängt und begierig Wasser einsaugt.

Säugling, s. Säugen und Säugling.

Säuglingsbewahranstalten, s. Krippen.

Saugor, Stadt, s. Sagar.

Saugpumpe (frz. pompe aspirante; engl. suction-pump, sucking-pump), s. unter Pumpen.

Saugrohr (frz. tuyau aspirateur, engl. suction-pipe), ein Rohr, durch welches eine Flüssigkeit auf die Weise gehoben wird, daß das eine Rohrende in dieselbe taucht, das andere mit einem luftverdünnten Raum in Verbindung gebracht wird, sodaß der äußere Luftdruck die Flüssigkeit in das Rohr hinauftreibt. (S. unter Pumpen.)

Saugstrahlpumpe (frz. pompe à jet aspirante, engl. sucking-jet-pump), s. u. Strahlapparate.

Saugventil (frz. soupape d'aspiration, engl. suction-valve), ein Ventil, welches eine Flüssigkeit, Gas oder Dampf in einen Raum nur einlassen, ihren Austritt dagegen selbstthätig verhindern soll. (S. u. Feuerspritze, Pumpen u. Ventile.)

Saugventilator, s. unter Ventilatoren.

Saugwarzen nennt man bei einigen parasitisch lebenden Pflanzen diejenigen Organe, mittels deren die Schmarotzer ihre Nährstoffe aus der Wirtspflanze entnehmen. (Vgl. Haustorien.)

Saugwindkessel, s. unter Windkessel, Feuerspritze und Pumpen.

Saugwürmer (Trematoda) nennt man parasitische, afterlose, ovale Plattwürmer, die keine Ketten bilden, einen ungegliederten Körper, bauchständigen Mund und gabelig geteilten Darm besitzen, an der Bauchseite meist mit Saugnäpfen versehen sind und zwitterige Geschlechtsorgane haben. Die Entwickelung ist meist ein komplizierter, mit Metamorphose verbundener Generationswechsel (s. d.). Man unterscheidet zwei Unterordnungen: Distomen (s. d.) und Polystomen, äußerlich schmarotzende S. mit zwei kleinen vordern und mehrern hintern Sauggruben.

Saul, der erste König von Israel (etwa 1094—1072 v. Chr.), der Sohn eines wohlhabenden Gibeoniten, Namens Kis, aus dem Stamme Benjamin, ein schöner, stattlicher, waffenkundiger Mann, wurde infolge eines glänzenden Siegs über die Ammoniter vom Volke zum König begehrt und von Samuel (s. d.) nach langem Widerstreben gesalbt. Die Befreiung Israels von dem demütigen Vasallenverhältnis zu den Philistern und eine Reihe erfolgreicher Kriege gegen die Amalekiter und andere Nachbarstämme befestigten seine Herrschaft. Gleichzeitig war er bemüht, der königl. Gewalt nach innen durch ein festes, straffes, aber gerechtes Regiment Achtung zu verschaffen. Seine Sitten waren einfach und patriarchalisch, die Muße, welche der Krieg ihm ließ, verbrachte er in stiller Zurückgezogenheit auf dem Stammsitz seiner Familie zu Gibea. In den ersten Jahren seiner Regierung stand er mit Samuel noch im freundlichsten Einvernehmen, bis der Widerstreit der königl. und der geistlichen Interessen das Verhältnis trübte und zum völligen Bruch führte. Insgeheim salbte Samuel an S.s Statt dessen Feldherrn und Schwiegersohn David (s. d.) zum König. Aber der Plan ward entdeckt und der Herrscher stellte David nach dem Leben. David, von der Priesterpartei begünstigt, entkam nach dem Gebirge im Südosten des Reichs. Von S. verfolgt, floh er zu dem Erbfeinde des Volks, dem König der Philister, unter dessen Schutzherrschaft er seine Freibeuterzüge erneuerte. S. hatte inzwischen an den Priestern zu Nob, den Mitschuldigen des Verrats, blutige Rache genommen und dadurch den Bruch mit der Priesterschaft unheilbar gemacht. Dennoch behauptete er seine Herrschaft mit starker Hand, bis er in der Schlacht am Berge Gilboa von den Philistern besiegt, sich das Leben nahm. Nachdem drei seiner Söhne in dieser Schlacht gefallen waren, behauptete sein vierter Sohn Isboseth mit Hilfe seines tapfern Feldherrn Abner seine Herrschaft östlich vom Jordan noch $2^1/_2$ Jahre lang, bis er ermordet wurde.

Säulchenflechte oder Astflechte nennt man die Arten der Gattung Cladonia (s. d.).

Saulcy (Louis Félicien Joseph Caignart de), franz. Archäolog, Numismatiker und Orientalist, geb. 19. März 1807 zu Lille, bestimmte sich dem Militärfach und besuchte seit 1825 die Polytechnische Schule zu Paris. Einige Jahre später erhielt er als Artillerielieutenant eine Anstellung an der Applikationsschule zu Metz, woselbst er sich eifrig dem Studium der Münzkunde widmete. S. war bereits als ein vorzüglicher Numismatiker bekannt, als er von der Akademie der Inschriften 1836 den Preis für seinen «Essai de classification des suites monétaires byzantines» erhielt. Diese Schrift, sowie seine Arbeiten über die autonomen Münzen Spaniens und über die Münzen der Erzherzöge von Lothringen erwarben ihm 1839 den Titel eines Korrespondenten des Instituts. Seit 1838 Professor der Mechanik an der Kriegsschule, wurde er bald darauf als Konservator des Artilleriemuseums nach Paris berufen, und 1842 als Nachfolger Mionnets Mitglied der Akademie der Inschriften. Seit seiner Anwesenheit in Paris hatte sich S. in sehr zahlreichen Arbeiten mit den keltiber., phöniz., ägypt.-demotischen Inschriften und, namentlich bis 1850, angelegentlich mit den medischen und assyr. Keilschriften beschäftigt. In letzterm Jahre ging er nach Palästina, mit welchem Lande er lange namentlich mit der Topographie Jerusalems sich beschäftigte. Er wurde 1860 Senator. In den letzten Jahren hatte er sich fast ausschließlich der Numismatik und zwar der der franz. Könige vor Franz I. zugewendet. Er starb zu Paris 3. Nov. 1880. Unter seinen Schriften sind noch besonders hervorzuheben: «Voyage autour de la Mer Morte» (2 Bde., Par. 1852—54), «Études

de la numismatique judaïque» (Par. 1857), «Les campagnes de Jules César dans les Gaules» (Par. 1860), «Voyage en Terre Sainte» (2 Bde., Par. 1865), «Les derniers jours de Jérusalem» (Par. 1866), «Les monnaies datées des Seleucides» (Par. 1872), «Histoire d'Hérode, roi des Juifs» (Par. 1867). Viele größere Abhandlungen von S. finden sich in den «Mémoires» der Akademie der Inschriften, dem «Journal asiatique» u. s. w.

Säule heißt in der Architektur jede freistehende runde Stütze (im Gegensatz zu dem eckigen Pfeiler), mag sie aus Holz, Stein oder Metall sein. Ihr wesentlicher Zweck ist das Tragen architektonisch gegliederter Überdeckungen (Gebälke). Alleinstehende S., welche nichts tragen, sind, obgleich sie zuweilen vorkommen, als unwahr nicht zulässig. Die S. ist ein sehr wesentliches Glied der Architektur aller Zeiten und Völker und steht mit der Ausbildung der Architektur derselben stets im engsten Zusammenhange. Es bleibt noch zweifelhaft, ob die ältesten S. aus Holz oder aus Stein hergestellt waren. Die ältesten uns bekannten S. und Pfeiler finden sich an ägyptischen Tempeln und unterirdischen Grabbauten zur Stütze der Decke und sind bei letztern, wie der ganze Bau, aus natürlichen Felsen herausgehauen. Zur höchsten künstlerischen Vollendung wurde die S. von den alten Hellenen gebracht. Die griechischen S. zeichnen sich durch Feinheit der Verhältnisse und Schönheit aller einzelnen Teile so sehr aus, daß sie für alle spätern Zeiten mustergültig geworden sind und noch heute allgemein als unübertreffliche Vorbilder betrachtet werden. Eine regelrecht gebildete S. besteht aus dem runden, nach oben sich ein wenig verjüngenden, oft geriefelten (kannelierten) oder anders geschmückten, oft auch glatten Schaft, welcher unten mit einer gegliederten Basis, oben aber mit einem Knauf oder Kapitäl versehen ist. Letzteres ist im Laufe der Zeit in sehr verschiedenartiger Weise ausgebildet worden und das charakteristische Unterscheidungszeichen der verschieden benannten S., der ägypt., dor., ion., korinth., röm., altchristl., byzantin., roman., got., maurischen und Renaissancesäulen. (S. unter Säulenordnung.) Die Zahl der Varietäten ist groß. Oft steht die S. noch auf einem besondern architektonisch selbständig ausgeführten Säulenfuße (Säulenstuhle). Auf der S. ruht der Architrav (s. d.), welcher das Gebälk und das Gesimse trägt, oder die Bogen, welche zwei oder mehrere S. miteinander verbinden und die Wände des obern Geschosses tragen. Es ist zulässig, mehrere Säulenstellungen übereinander anzuordnen, wobei dann natürlich jede derselben mit einem eigenen Gebälk zu versehen ist. Gewöhnlich werden diese Säulenstellungen in verschiedener Weise behandelt.

Unter Halbsäulen versteht man solche S., welche zur Hälfte, unter Dreiviertelsäulen solche, die zu einem Viertel in einer Mauer zu stecken scheinen, sonst aber regelrecht gebildet sind.

Gekuppelte Säulen sind solche, welche zu zwei oder mehr so nahe aneinanderstehen, daß ihre Basen und Kapitäle sich berühren oder ineinander verschmolzen sind. Sie sind in streng theoretischer Beziehung nicht gerechtfertigt, waren aber in Perioden der Kunstgeschichte, wo man nach großem Reichtum der Formen strebte, besonders in der maurischen Baukunst und in der Barockarchitektur sehr beliebt.

Dienste heißen die bisweilen zu Bündel vereinigten, sehr schlanken und ungewöhnlich hohen S. der got. Architektur.

Säule (galvanische oder Voltasche), s. Galvanische Batterie.

Säulenbohrmaschine, eine an einer Säule befestigte Bohrmaschine mit in verschiedener Richtung verstellbarem Bohrer. (S. unter Bohrer und Bohrmaschinen.)

Säulen des Hercules, s. Herculessäulen.

Säulengang, s. Porticus.

Säulenhalle, s. Kolonnade.

Säulenheilige, s. Styliten.

Säulenkaktus, s. Cereus.

Säulenordnung heißt ein System von architektonischen Regeln, welche sich im wesentlichen auf Form und Verhältnisse der Säulen und was damit im Zusammenhange steht, beziehen. Als zur Zeit der beginnenden Renaissance im 15. und 16. Jahrh. das Studium des klassischen Altertums und seiner Denkmäler wieder lebhafter betrieben wurde, vermaßen und zeichneten die ital. Architekten die Ruinen des röm. Altertums, um sie als Vorbilder für ihre Bauten zu benutzen. Aus dem, was sie fanden, konstruierten sie sich, im Anschluß an die Angaben des altröm. Schriftstellers Vitruv, ein System von Regeln, welches dann besonders durch Serlio und Vignola zu allgemeiner Geltung gebracht wurde und auch heute seinen früher bestimmenden Einfluß noch nicht völlig verloren hat, trotzdem genauere Untersuchungen der römischen und der den Meistern der Renaissance noch nicht bekannten griech. Bauwerke gezeigt haben, daß diese Regeln meist nicht richtig sind, daß die antiken Baumeister in ihrer künstlerischen Thätigkeit sich vielmehr nach den bestehenden lokalen Verhältnissen verschiedenster Art, nach dem Zweck des Bauwerks und besonders nach dem zur Verfügung stehenden Material, als nach allgemeinen strengen Regeln richteten.

Die Architekten der Renaissance nahmen fünf S. an: die toscanische, dorische, ionische, korinthische und römische. Die Säulen und das auf ihnen ruhende Gebälk wurden nach bestimmten Maßverhältnissen aufgetragen. Die Einheit für dieses Maßsystem ist der Modul, d. i. die Hälfte des untern Säulendurchmessers, welcher wieder in 30 Partes geteilt wird. Das Charakteristische der toscan. und dor. Ordnung ist, daß die Säulen kurz und gedrungen sind und wenige kräftige Glieder haben, während die Säulen der drei andern Ordnungen viel schlanker, zum Teil sehr reich ausgebildet sind. Die Toscanische Säule hat, nach Vignola, 14—16 Modul zur Höhe, von welchen einer auf den Fuß und einer auf das Kapitäl kommt. Das Gebälk hat $3^1/_2$ Modul Höhe. Die Dorische Säule ist kanneliert und hat 8—12 Modul Höhe. Der Architrav ist glatt; der Fries besteht aus Triglyphen (s. d.) und Metopen (s. d.); das Gesimse ist mit Dielenköpfen geschmückt. Die dor. Säulen stehen sehr eng aneinander und ohne Fuß oder Basis auf dem Stilobat. Die Jonische Säule ist ebenfalls kanneliert und 16—18 Modul hoch. Ihr Kapitäl ist im wesentlichen durch ein auf beiden Seiten schneckenartig aufgerolltes Polster gebildet. Die Meister der Renaissance haben dasselbe jedoch in der Weise umgebildet, daß es vier Schnecken erhielt. Der Architrav ist in drei Lagen übereinander geteilt; der Fries ist glatt oder mit Ornamenten in Relief geschmückt; das Gesimse ist

mit Zahnschnitten versehen. Die Korinthische Säule unterscheidet sich von der ionischen eigentlich nur durch das Kapitäl, welches kelchartig gebildet und mit Akanthusblättern umgeben ist. Das Gesimse ist bisweilen noch mit Kragsteinen (Konsolen) geschmückt. Die Römische oder Komposite Säule hat nur das Eigentümliche, daß ihr Kapitäl aus dem korinth. und ion. Kapitäl zusammengesetzt ist. (S. die Tafeln: Baustile I—XII, mit Beispielen der verschiedenen Gestaltung und Anwendung von Säulen.) Die S. werden in sehr verschiedenen Größenverhältnissen entweder einzeln oder, bei mehrstöckigen Gebäuden, mehrmals übereinander gestellt angewendet. In letzterm Falle nimmt die stärkere S. den untern Platz ein. Die Achsen der verschiedenen Säulen müssen natürlich lotrecht übereinander stehen.

Vgl. Normand und Mauch, «Vergleichende Darstellung der architekton. Ordnungen» (Potsd. 1842); Bötticher, «Die Tektonik der Hellenen» (2 Bde., Potsd. 1844—53; 2. Aufl., Berl. 1873); Bühlmann, «Die S.» (Stuttg. 1872); Rosengarten, «Die architektonischen Stilarten» (3. Aufl., Braunschw. 1869).

Saulgau, Oberamtsstadt im württemb. Donaukreise, an der Schwarzach, einem rechtsseitigen Zufluß der Donau, 584 m über dem Meere, Station der Linie Herbertingen-Altshausen-Isny (Allgäubahn) der Württembergischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 4009 meist kath. E. und hat eine schöne got. Pfarrkirche und Fabrikation von Thonwaren, Chemikalien und Waffen. Bis 1805 war S. österreichisch.

Saulieu, Stadt im franz. Depart. Côte-d'Or, Arrondissement Semur, im Auxois, auf nördl. Vorbergen der Monts du Morvan, Station der Linie Avallon-Autun der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 3875 E. und hat ein Handelstribunal, Wollspinnerei, Handel mit Vieh, Getreide und Holz. Die Stadt wird von der aus dem Anfang des 12. Jahrh. stammenden Kirche Saint-Andoche beherrscht. S. hieß im Altertum Sidoleucus, Sedelaucus oder Sidolaucus, war ein Ort der Äduer und wurde von der großen Straße von Bibracte (Autun) über Agedincum (Sens) nach Lutetia (Paris) durchschnitten.

Sault, Stadt im franz. Depart. Vaucluse, Arrondissement Carpentras, rechts an der Nesque, hat (1881) 2409 E., Seidenzucht, Färberei, Leinweberei und Wollhandel und war bis 1789 Hauptort einer Grafschaft.

Sault (C. de), franz. Schriftstellerin, Pseudonym der Gräfin de Charnacé, Tochter der Gräfin d'Agoult (s. d.).

Saum (frz. ourlet; engl. seam, hem), der umgebogene oder umgeschlagene Rand eines Zeugs; auch die zur Befestigung desselben dienende Naht. (S. unter Nähen.)

Saum (mittellat. salma, sauma, Packsattel), Traglast eines Tieres; Saumtier, lasttragendes Tier (Maultier, Pferd oder Esel), namentlich in Gebirgsgegenden.

Säumen (frz. équerrir, ourler; engl. sawing square, hemming), bei den Zimmerleuten Bretter an ihren Kanten durch Abschneiden des von der Oberfläche des Stammes herrührenden gekrümmten Teils rechtwinkelig justieren; in der Näherei (s. u. Nähen) ein Zeug mit einem festen Rand versehen.

Säumer, bei Nähmaschinen (s. d.) ein Apparat zum Säumen.

Saumfarn, s. Pteris.

Saumsäge, s. unter Holzbearbeitungsmaschinen.

Saumur, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Maine-et-Loire, wie 1590—1790 des Gouvernements Saumurois, 44 km im SO. von Angers, links an der Loire, über welche eine 248 m lange Brücke von zwölf Bogen führt, nahe oberhalb der Mündung des Thouet, welcher den Kanal der Dive aufnimmt, Station der Linie Paris-Nantes-St.-Nazaire der Orléansbahn und der Linie S.-Poitiers der Staatsbahnen, ist Sitz eines Handelsgerichts und einer Handelskammer und zählt (1881) 12262 E. (Gemeinde 14186). Die Stadt, malerisch gelegen, von Kreidehügeln beherrscht, ist gut gebaut und hat ein altes Felsenschloß auf steiler Höhe (1040 begonnen), das lange als Staatsgefängnis gedient hat, jetzt aber Arsenal und Pulverfabrik ist. S. besitzt vier sehenswerte Kirchen: St.-Pierre und Notre-Dame de Nantilly aus dem 12., St.-Jean aus dem 13. und Notre-Dame des Ardillers aus dem 16. Jahrh., ein Stadthaus aus dem 15. und 16. Jahrh., in neuester Zeit restauriert und vergrößert, ein Theater von 1864, eine der schönsten Kavalleriekasernen Frankreichs, eine 1768 gegründete große Kavallerieschule nebst Gestüt, eine Reitschule. Von Bildungsanstalten bestehen ein Kommunal-Collége, eine Bibliothek, ein naturhistor. und archäol. Museum, ein botan. Garten für Weinkultur. Die Bevölkerung baut guten, feurigen Wein und unterhält berühmte Fabriken von Rosenkränzen und Emailarbeiten mit 600 Arbeitern. Ferner bestehen Buchdruckereien, Gerbereien, Färbereien, viele Windmühlen, Riemen-, Leinwand- und Liqueurfabrikation. Beträchtlich ist der Handel ($1\frac{1}{2}$ Mill. Frs. Ausfuhr) mit gewöhnlichen und moussierenden Weinen, mit Getreide, Flachs, Hanf, Mehl, trockenen Früchten und Gemüsen, Hanfsamen, Leinöl, Tuff, hydraulischen Kalk u. s. w. In der Nähe finden sich kelt. (2 km südlich Dolmen de Bagneux) und röm. Altertümer und zwei gut erhaltene Lager des Julius Cäsar. — S. (mittellat. Salmurum) ist sehr alt und war einst befestigt. Schon Pipin der Kurze stiftete hier eine Kirche. Fulco von Anjou eroberte 1024 die Stadt, welche fortan mit Anjou vereinigt blieb, bis sie 1549 in den Besitz des Herzogs Franz von Guise und 1590 in den Heinrichs IV. kam, nachdem sie bereits 1562 ein Bollwerk der Hugenotten gewesen war. Der 1590 von Heinrich IV. ernannte Gouverneur Duplessis Mornay gründete hier eine prot. Akademie und machte S. durch Förderung des Gewerbfleißes und Handels zu einer blühenden Stadt, wurde aber 1621 durch Ludwig XIII. seines Amtes enthoben. Durch Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 wurde der Wohlstand des Ortes sehr beeinträchtigt. Am 9. Juni 1793 wurden hier die Republikaner von den Royalisten besiegt.

Saumzecke (persische), s. unter Milben.

Saupilz, Hexenpilz, ein sehr giftiger Pilz aus der Gattung Boletus (B. luridus), s. Hexenpilz. (Vgl. Tafel: Giftige Pilze, Fig. 9.)

Sauppe (Hermann), namhafter deutscher Philolog und Kritiker, geb. 9. Dez. 1809 zu Wesenstein bei Dresden, studierte in Leipzig und ging 1833 als Gymnasiallehrer nach Zürich, wo er sich auch an der Universität habilitierte und 1838 eine außerord. Professur erhielt. Daneben stand er bis 1842 auch der neubegründeten Bibliothek der Kantonallehranstalten vor. Im J. 1845 wurde S. Direktor

des Gymnasiums in Weimar, 1856 ord. Professor der Philologie in Göttingen. S.s Arbeiten sind vorzugsweise der sprachlichen Seite der Philologie zugewandt. Dem Studium der griech. Beredsamkeit gehören die Ausgaben des Lykurgos (Zür. 1834), der «Oratores attici» (mit Baiter, 3 Bde., Zür. 1839—50), einiger Staatsreden des Demosthenes (Gotha 1845), dreier Reden des Hypereides (s. d.) an. Eine methodische Anleitung zur Kritik gab er in der «Epistola critica ad Godofredum Hermannum» (Lpz. 1842). Dazu kamen Arbeiten über Reste von Schriften des Philodemos (s. d.), eine Abhandlung «Über die Quellen des Plutarch für das Leben des Perikles» (Gött. 1867). Andere Arbeiten S.s galten der Topographie Athens, wie die Schrift «De demis urbanis Athenarum» (Weim. 1846) und (wieder mit Baiter) die Übersetzung der Topographie Athens von Leake (s. d.), noch andere griech. Inschriften und Altertümern, wie die «Über die griech. Mysterieninschrift aus Andania» (Gött. 1860), die «Commentatio de collegio artificum scaenicorum atticorum» (Gött. 1876). In weitesten Kreisen ist S.s Name bekannt geworden durch die von ihm und Haupt 1848 begründete und geleitete Sammlung griech. und lat. Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen. Für diese Sammlung bearbeitete S. selbst den «Protagoras» des Platon (1857 u. öfter). Seine «Schulreden» (Weim. 1856) bezeichnen den Geist, in welchem er als Gymnasialdirektor wirkte. In den «Monumenta Germaniae historica» gab er «Eugippii vita S. Severini» heraus («Auctorum antiquissimorum Tomus I», Berl. 1877).

Saur (Christoph, Vater und Sohn), die ersten deutsch-amerik. Buchdrucker und Verlagshändler. Der ältere S. wanderte 1724 von Laasphe im Wittgensteinschen aus, ging nach Germantown in Pennsylvanien und lag den verschiedensten Beschäftigungen ob, bis er 1738 die erste deutsch-amerik. Druckerei errichtete. Er gab einen Kalender für 1739 (fortgesetzt bis 1778), ein Abc-Buchstabierbuch heraus, sowie die erste deutsch-amerik. Zeitung. Im J. 1743 druckte und verlegte er die erste auf dem westl. Kontinente in einer europ. Sprache erschienene Bibel und eine große Anzahl anderer Schriften. Nach seinem Tode (1758) setzte sein Sohn, welcher bisher Buchbinder gewesen war, die Druckerei fort, goß 1772 die ersten Typen in Amerika und baute eine Papiermühle. Die zweite und dritte Auflage der Quartbibel (1763, resp. 1776) warfen ihm reichlichen Gewinn ab, doch verlor er sein ganzes Vermögen während des Unabhängigkeitskriegs. Er starb 1784. Von seinen Söhnen widmeten sich mehrere der Buchdruckerei und noch jetzt ist in der Familie S. (jetzt Sower) in Philadelphia der Buchdruck vertreten.

Säuren sind chem. Verbindungen, welche die Eigenschaft haben, sich mit Basen zu Salzen zu vereinen. Sie bestehen entweder aus mit einem Radikal verbundenen Wasserstoff (Wasserstoffsäuren) oder aus mit einem Radikal verbundenen Hydroxylgruppen (Sauerstoffsäuren). Das die Säure bildende Radikal kann dabei entweder ein Atom eines einfachen Körpers oder eine Atomgruppe sein. Beispiele für Wasserstoffsäuren sind:

H Cl Chlorwasserstoffsäure,
H I Jodwasserstoffsäure,
H (CN) Cyanwasserstoffsäure,
H_2S Hydrothionsäure.

Beispiele für Sauerstoffsäuren:

Cl (OH) Unterchlorige Säure,
NO_2 (OH) Salpetersäure,
$CO (OH)_2$ Kohlensäure,
$SO_2 (OH)_2$ Schwefelsäure,
$PO (OH)_3$ Phosphorsäure.

In den Wasserstoffsäuren ist der Wasserstoff und in den Sauerstoffsäuren ist der Wasserstoff der Hydroxylgruppen durch Metalle ersetzbar, und je nach der Zahl der so vertretbaren Wasserstoffatome wird die Basicität der Säuren bestimmt. Von den gegebenen Beispielen sind demnach Chlorwasserstoff, Jodwasserstoff, Cyanwasserstoff, unterchlorige Säure, Salpetersäure *einbasische* Säuren, Hydrothionsäure, Kohlensäure, Schwefelsäure sind *zweibasische* Säuren, die Phosphorsäure ist eine *dreibasische* Säure.

In sehr vielen organischen Säuren ist das Hydroxyl unmittelbar an das Radikal Carbonyl CO und erst durch dieses an andere Radikale gebunden. Die Vereinigung von Hydroxyl mit dem zweiwertigen Carbonyl bezeichnet man als *Carboxyl* COOH und die dieses einwertige Radikal enthaltenden Säuren als *Carbonsäuren*. Sie leiten sich am einfachsten von der Kohlensäure $CO (OH)_2$ her. Wird bei dieser ein Atom Sauerstoff aus einer der Hydroxylgruppen genommen, so geht sie in die einfachste Carbonsäure H COOH oder Ameisensäure über. In dieser läßt sich der außerhalb des Carboxyls stehende Wasserstoff durch andere Radikale ersetzen. Tritt z. B. an die Stelle dieses Wasserstoffs Methyl CH_3, so entsteht die Methylcarbonsäure CH_3 COOH oder Essigsäure. Da das Carboxyl einwertig ist, so können aus der Verbindung mit einwertigen Radikalen auch nur einbasische Säuren hervorgehen.

Mehrwertige Radikale nehmen so viel Carboxylgruppen auf, wie ihrer Wertigkeit entspricht. So bildet das zweiwertige Äthylen C_2H_4 eine Dicarbonsäure $C_2H_4 (COOH)_2$ oder Bernsteinsäure, das zweiwertige Propylen C_3H_6 gibt eine Dicarbonsäure $C_3H_6 (COOH)_2$ oder Brenzweinsäure. Beide sind, der Zahl ihrer Carboxylgruppen entsprechend, zweibasische Säuren. Das dreiwertige Radikal Allyl C_3H_5 bildet eine Tricarbonsäure $C_3H_5 (COOH)_3$ oder Tricarballylsäure; das dreiwertige Radikal Oxyallyl C_3H_4 (OH) gibt ebenfalls eine Tricarbonsäure $C_3H_4 (OH) (COOH)_3$ oder Citronensäure. Beide sind, ihrer Zahl an Carboxylen entsprechend, dreibasische Säuren. Die letztere Säure enthält außer in den Carboxylen noch eine Hydroxylgruppe im Radikal, deren Wasserstoff zwar nicht gegen Metalle, wohl aber gegen Alkohol- oder Säureradikale austauschbar ist. Sie ist eine dreibasische, vierwertige Säure. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich bei vielen Säuren. Man bezeichnet dann ihre Basicität nach der Zahl der Carboxylgruppen, ihre Wertigkeit nach der Zahl ihrer Hydroxylgruppen; so ist die Salicylsäure C_6H_4 (OH) (COOH) eine einbasische, aber zweiwertige Säure.

Sauerstock, s. unter *Sardonagruppe*.

Sauret (Emile), geschätzter Violinvirtuos, geb. 22. Mai 1852 in Dun-le-Roi (Departement Cher), war Schüler der Konservatorien zu Paris und Brüssel und trat seit 1866 in Konzerten auf, zuerst in England, Frankreich und Italien, in den J. 1870—74 in Amerika und seit 1877 mit bedeutendem Erfolg auch in Deutschland. Seit 1880 hat S. seinen Wohnsitz in Berlin.

Saurier ist eine der griech. Sprache entlehnte Bezeichnung, welche im engern Sinne für die Abteilung der Echsen (s. d.), im weitern Sinne für die ganze Klasse der Reptilien, mit Ausschluß der Schildkröten und Schlangen, gebraucht wird.

Sauropsiden, s. unter Reptilien.

Sauropterygier, s. unter Plesiosaurus.

Saurüde gehört zu einer Hunderasse, die mit Stärke, Kühnheit, Schnelligkeit und Gewandtheit eine ausgesprochene Neigung hat, das angehetzte Wild, insbesondere Sauen, zu packen und festzuhalten. Die besten S. stammen aus Irland, sind ungefähr 80 cm hoch, haben einen großen starken, aber nicht dicken Kopf, eine etwas lange, zugespitzte Schnauze, kurze Behänge, etwas eingezogene Flanken, hohe Läufe, überhaupt einen für ihre Größe leichten Körperbau. Von Farbe sind sie in der Regel schwarz und weiß, braun und weiß, blau und weiß gefleckt, selten gestriemt. Je 6—14 solcher Hunde bilden eine Hatze; ein jeder von ihnen (selten je zwei) wird von einem Hatzmann an einer härenen Leine geführt, der ihn auf ein gegebenes Zeichen des Befehlshabers loslöst, ihm bis zum Fange folgt und ihn zum Packen aneifert.

Saururéen (Saururéae), Unterfamilie der Piperaceen (s. d.).

Saussier (Felix Gustave), franz. General, geb. 16. Jan. 1828 zu Troyes, besuchte die Militärschule in St.-Cyr und wurde 1850 Offizier in einem Infanterieregiment. Er machte die Feldzüge in der Krim, in Italien und in Mexiko mit und avancierte 1869 bis zum Oberst. Im Deutsch-Französischen Krieg von 1870 und 1871 befehligte er das 41. Infanterieregiment, kam durch die Kapitulation von Metz in deutsche Kriegsgefangenschaft, entfloh aber und trat in die Loirearmee. Im Jan. 1871 wurde er General und kommandierte später in Algerien, wurde aber abgesetzt, als er im Nov. 1873 im Depart. Aube zum Deputierten gewählt wurde und sich dabei für republikanische Grundsätze bekannte. In der Nationalversammlung gehörte er zum linken Centrum. Er wurde 1876 wieder Kommandeur einer Brigade, 1878 Divisionsgeneral, 1881 Oberbefehlshaber der Armee in Algerien und 1884 Militärgouverneur von Paris.

Saussure (Horace Bénédicte de), franz. Naturforscher, Sohn des als Agronom verdienten Nicolas de S. (geb. 1709, gest. 1790), geb. 1740 zu Genf, wurde zeitig auf Naturforschung geleitet und erhielt bereits im 22. Jahre eine Professur in Genf. Er bereiste zweimal Frankreich, später Holland, England, Italien und Sicilien, vorzugsweise aber die Alpen, die er zum Gegenstande der umfassendsten und mannigfaltigsten Forschungen machte und alljährlich besuchte. Seine Verdienste um Geologie, als deren Gründer er gelten darf, um Physik der Erde und um mehrere verwandte Wissenschaften haben ihm unvergänglichen Ruhm gebracht. Man verdankt ihm mehrere Theorien, z. B. der Hygrometrie («Essais sur l'hygrométrie», Genf 1783; deutsch von Titius, Lpz. 1784), der Meteorologie u. s. w., und manche dahin gehörende neue Instrumente. Seine «Voyages dans les Alpes» (4 Bde., Bern 1776—79; deutsch von Wyttenbach, Lpz. 1781—88) sind eine noch jetzt oft in Anspruch genommene Fundgrube der vortrefflichsten Beobachtungen. In seiner Jugend hatte er den Ätna bestiegen, 1787 stand er, der erste, dem dies gelungen, auf dem Gipfel des Montblanc und machte da die ersten gelungenen Versuche barometrischer Messungen. Er starb zu Genf 22. Jan. 1799. — Sein Sohn, Théodore de S., geb. 14. Okt. 1767 zu Genf, gest. als Professor der Mineralogie und Geologie daselbst 18. April 1845, hat sich als Pflanzenphysiolog große Verdienste erworben. Er war der erste, welcher in exakter Weise die Aufnahme der Nährstoffe in der Pflanze erforscht und besonders über die Bildung der organischen Substanz durch Assimilation der Kohlensäure (s. Assimilation) grundlegende Versuche anstellte. Die Resultate seiner in vielen Beziehungen noch heute mustergültigen Untersuchungen finden sich außer in zahlreichen kleinern Abhandlungen in seinem Hauptwerke: «Recherches chimiques sur la végétation» (Par. 1804). — Ein Großneffe S.s, Henri de S., hat sich durch wissenschaftliche Reisen in Mexiko und Abhandlungen über Insekten, besonders Hymenopteren, bekannt gemacht.

Saussurit, ein Mineral, welches als feinkörnige bis dichte Aggregate von unebenem und splitterigem Bruch, sehr zäh und äußerst schwer zersprengbar, einem Gemengteil vieler Varietäten des Gabbro, in der Gegend von Genua, auf Corsica, in den Französischen Alpen und andern Orten bildet; es ist kantendurchscheinend, schimmernd bis matt, von graulichweißer bis grünlichgrauer Farbe, der Härte 6—7, dem relativ hohen spezifischen Gewicht 3,3—3,4, schmilzt vor dem Lötrohr nur äußerst schwierig und wird von Säuren nicht oder nur sehr wenig angegriffen. Nachdem man schon früher den S. aus den Gabbros (Euphotiden) der Schweiz mit Zoisit in Verbindung gebracht, wurde später durch mikroskopische und chem. Untersuchungen erwiesen, daß das Mineral in seiner jetzigen Beschaffenheit ein feines Gemenge von (triklinem) Feldspat mit Zoisit darstellt, indem es früher Feldspat gewesen ist, welcher sich durch Austausch von Kieselsäure und Alkalien gegen Kalk, Eisen und Wasser zum größten Teil in Zoisit umgewandelt hat, wozu dann accessorisch noch Strahlstein, Chlorit und andere Mineralien treten. Durch Überwucherung des Zoisits wird die Zwillingsstreifung des Feldspats manchmal bis zur Unkenntlichkeit verwischt. In dem Maße, als der Zoisit überhand nimmt, scheint sich das spezif. Gewicht des S. zu erhöhen.

Sauternes, Flecken von 1060 E., im Arrondissement Bazas des franz. Depart. Gironde, mitten in einem Weinberge gelegen, auf dem Graves genannten Kiesboden der Campagne von Bordeaux, auf welchem weiße Bordelaisweine ersten Ranges wachsen, wie der Haut-Brion, die Sauternes, Château-d'Yquem, Arche, die Bommes u. s. w.

Sauvastika, s. Hakenkreuz.

Sauve (mittellat. Salvia), Stadt im franz. Depart. Gard, Arrondissement Le Vigan, am Vidourle, Station der Linie Lunel-Le Vigan der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat (1881) 2349 E. und Industrie in gewebten und gewirkten Waren, sowie die warme Schwefelquelle Fonsange.

Sauvegarde (frz.), früher Salvaguardia genannt, heißt eine Schutzwache, welche ein Truppenführer in Feindesland einzelnen Personen, Korporationen, Häusern und Anstalten bewilligt, um sie vor Mißhandlung und Plünderung zu schützen. Die S. wird als unverletzlich angesehen und ein Vergehen gegen dieselbe mit geschärfter Strafe geahndet. Zuweilen wird durch S. ein einfacher schriftlicher Befehl des Kommandierenden zu gleichem

Zweck bezeichnet, welcher korrekter als Schutzbrief bezeichnet wird.

Sauveterre (Sausse de), s. unter Sausses.

Sav., bei naturhistor. Namen Abkürzung für Marie Jules César Lelorgne de Savigny, geb. 1778 in Provins, gest. 5. Okt. 1851 in Paris.

Sava, Saba (grch. Sabbas), serb. Heiliger, geb. 1169, hieß eigentlich Rastko und war der jüngste Bruder König Stephans des Erstgekrönten. Den Namen S. nahm er an, als er 1186 ins Kloster trat. Mit dem genannten Bruder gehört er zu den ersten serb. Schriftstellern (er schrieb eine Legende, ein Typikon, eine Liturgie u. a.) und gilt überhaupt für den Begründer der serb. Volksbildung. Er schuf 1192 das berühmte Kloster Chilandar auf dem Berge Athos, das lange Zeit die Hauptpflanzstätte der serb. litterarischen Thätigkeit blieb. Später wurde er der erste Erzbischof von Serbien (1221—34) und starb, von einer Reise nach Palästina zurückkehrend, zu Tirnowo 14. Jan. 1237.

Zur Erinnerung an diesen S. stiftete König Milan von Serbien 1883 den Orden des heiligen Sava; er wird für Verdienste um Litteratur, schöne Künste, Schul- und Kirchenwesen verliehen und zerfällt in Großkreuze, Großoffiziere und Kommandeure. Das Ordenszeichen ist ein Stern, auf dem ein blaugerändertes, achtspitziges, weißes Kreuz ruht, in dessen Mitte das Bild des heiligen S. und zwischen dessen Armen der serb. Adler erscheint.

Savage (spr. Säwedsch, John), Schriftsteller und Dichter, geb. 13. Dez. 1828 zu Dublin, besuchte die Kunstschule der Royal-Dublin-Society, beteiligte sich 1848 an der Revolution und mußte deshalb fliehen. In Neuyork wurde er Korrektor, veröffentlichte 1850 «Lays of the Fatherland»; 1850—53 schrieb er für die «Whig Review» und die «Democratic Review», war 1854 litterarischer Redacteur des «Citizen», schrieb «98 and 48, the modern revolution history and literature of Ireland» (1856), die Komödie «Waiting for a wife» (1859), die Tragödie «Sybil» (1858). Von 1857 bis 1861 war er an der «States» in Washington angestellt und schrieb die Komödie «Under the rose» und «Our living representative men». Während des Bürgerkriegs schrieb er mehrere lyrische Gedichte: «The starry flag», «The muster of the North» u. s. w. Im J. 1863 erschien seine Gedichtsammlung «Faith and fancy». Seitdem veröffentlichte er mehrere polit. Schriften, welche wenig Anerkennung gefunden haben.

Savage (spr. Säwedsch, Richard), engl. Dichter, geb. 16. Jan. 1697 zu London, als natürlicher Sohn der Gräfin Macclesfield und des Lord Rivers. Die Mutter wurde von ihrem Gemahl geschieden und übergab das Kind einer armen Frau, als deren Sohn es erzogen wurde. S. kam zu einem Schuhmacher in die Lehre und entdeckte nach dem Tode seiner Pflegemutter aus Briefen das Geheimnis seiner Geburt. Vergebens bat er seine Mutter um Anerkennung; ja als S. einige Zeit danach in der Trunkenheit einen Totschlag begangen hatte und deswegen zum Tode verurteilt wurde, bemühte sie sich eifrig, obwohl umsonst, die königl. Begnadigung zu verhindern. Seine merkwürdige Geschichte war unterdessen bekannt geworden und verschaffte ihm Freunde und Unterstützung, die er aber durch seine Ausschweifungen verscherzte. Er starb im Gefängnis zu Bristol 1. Aug. 1743. S. war mit Johnson befreundet, der eine Biographie S.s («Life of Richard S.», Lond. 1744) schrieb. Schon damals tauchte übrigens der Zweifel auf, ob S. wirklich derjenige sei, für den er sich ausgab, und seitdem hat sich die Ansicht Bahn gebrochen, daß der Sohn der Gräfin Macclesfield in der That als Kind starb, und daß S. ein Betrüger war. Als Dichter hat sich S. hauptsächlich durch zwei Gedichte «The wanderer» und «The bastard» bekannt gemacht, die wenigstens reich an schönen Stellen sind. Seine Werke erschienen zu London 1775 (2 Bde., neue Aufl. 1777). Seine Geschichte gab Gutzkow Stoff zu dem Trauerspiel «Richard S.».

Savage-Island, s. Niue.

Savaii, größte und am westlichsten gelegene Insel der Samoagruppe Polynesiens im Großen Ocean, mit ihrem Westkap Falealupo (Felialupo) unter 172° 45′ westl. L. von Greenwich gelegen, 70 km lang, 40 km breit, zählt auf 1707 qkm (1875) 12500 E. Die Südküste ist felsig und schroff, die Nordküste weniger rauh und besitzt den einzigen Ankerplatz der Insel, Matautu (Mataatu), wo Seeschiffe während der Passatwinde mit Sicherheit nahe dem Lande vor Anker gehen können. Von den Küsten steigt das Land in Plateaus auf, aus welchen erloschene Vulkane einzeln oder in Gruppen kegelförmig emporragen; der höchste dieser Krater ist der Mua bei dem Dorfe Aopo, welcher vielleicht noch vor einem Jahrhundert thätig war. S. ist rings von einem schmalen Streifen außerordentlich fruchtbaren und dichtbevölkerten Landes umzogen (im Ganzen 240000 ha kulturfähigen Bodens), nur der mit noch unverwitterter Lava bedeckte Nordwesten ist davon auszunehmen. Das gänzlich unbewohnte Innere ist von dichtem Urwald bestanden, welcher Palmen, Platanen, Citronen und Brotfruchtbäume aufweist. Die Insel ist durch zahlreiche Bäche bewässert. Safotulafai an der Ostküste ist seit alters der Sitz der angesehensten Häuptlinge. Eine Pflanzung der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee ist Vaipouli; eine deutsche Faktorei befindet sich an der Bucht von Matautu. In neuester Zeit hat eine engl. Firma nahezu fünf Sechstel der ganzen Insel durch Kauf erworben; doch hat dieselbe erst eine Plantage angelegt.

Savannah, die größte Stadt und der Hauptseehafen des nordamerik. Freistaates Georgia, Hauptort der Grafschaft Chatham, an der Südseite des Flusses Savannah, 29 km von der Savannahmündung in den Ocean, auf einer 12 m hohen Uferterrasse, 145 km gegen SW. von Charleston gelegen, ist regelmäßig angelegt. Die Bevölkerung war 1810—40 von 5195 auf 11214 gestiegen und belief sich 1850 auf 16060, 1860 auf 22292, 1880 auf 30709 E., unter denen 15054 Schwarze waren. Die bedeutendsten öffentlichen Gebäude sind das Gerichtshaus und das Gefängnis der Grafschaft, das imposante Zollhaus mit dem Postamt, das Arsenal und die Kasernen der Vereinigten Staaten, die Stadtbörse im dor. Stil, die Staatsbank von Georgia, St.-Andrews-Hall, Ogletorpe-Hall und das Theater. Der Hafen von S. ist der tiefste und zugänglichste an der südatlantischen Küste der Vereinigten Staaten. Die vor der Flußmündung liegende Barre hat selbst bei niedrigem Wasserstande fast 6 m Wassertiefe. Doch ist das Fahrwasser bis zur Stadt durch eine Menge langer Inseln eingeengt und nur mit Hilfe von Lotsen zu finden. Bis an die Stadt selbst können mit Hochwasser nur

Schiffe von höchstens 4 m Tiefgang gelangen. Große Schiffe machen 5 km unterhalb Halt. Zahlreiche Flußdampfer vermitteln den Verkehr mit Augusta. Regelmäßige Seedampfer gehen nach Neuyork, Boston, Philadelphia u. s. w. Auch ist S. der Ausgangspunkt von zwei Eisenbahnen, der Centralbahn nach Tennessee und Alabama und der Charleston-Savannahbahn. Den Eingang von der See her schützen die Forts Jackson und Pulaski (letzteres auf der Cockspurinsel). Auf der Landseite der Stadt gewähren einige andere Forts und eine Menge von Kanälen und Creeks des umliegenden Reislandes Schutz. Hauptausfuhrartikel sind Baumwolle, Reis und Holz. Unter den 120 industriellen Etablissements sind hervorzuheben: 1 Baumwollfabrik, 1 Papiermühle, 6 Eisen- und Gelbgießereien und 5 Wagenfabriken. Unter den 30 Kirchen ist die der Independenten die schönste. Von wissenschaftlichen Institutionen sind zu nennen: das Lyceum, die Chatham-Academy, die Geographisch-historische Gesellschaft mit einer großen und schönen Halle.

Der Ort wurde 1733 von 30 Familien unter General Ogletorpe gegründet und 1789 zur City erhoben. Im Unabhängigkeitskriege der Kolonien eroberten ihn die Engländer 29. Dez. 1778. Im Okt. 1779 suchten die verbündeten Amerikaner und Franzosen die Stadt vergeblich wiederzugewinnen. Erst nachdem sie die Engländer aufgegeben, besetzten sie 4. Juli 1782 die Amerikaner. Seit 1825 erhielt der Platz neue Festungswerke. Am 3. Jan. 1861, zwei Wochen vor der Trennung Georgias von der Union, wurden die Forts Jackson und Pulaski von den Truppen des Staates auf Befehl des Gouverneurs besetzt. Im Dez. 1864 erschien vor S. die Unionsarmee unter Sherman. Nachdem 13. Dez. das Fort Mac Allister in S. erobert und die Verbindung mit der im Ossabawsund stationierten Flotte unter Admiral Dahlgren hergestellt worden, begann die Einschließung und Belagerung der Stadt. Nach Eroberung des Forts Lee und verschiedener Außenwerke räumten die Konföderierten in der Nacht zum 22. Dez. die Stadt, die nun die Unionisten besetzten. Hierauf trat 17. Jan. 1865 Sherman seinen Vormarsch nach Charleston in Südcarolina an.

Savannah-River, Fluß im nordamerik. Staate Georgia, entsteht durch den Zusammenfluß des Tugaloo und Keowee, welche auf der Appalachiankette entspringen, fließt südöstlich, bildet die Grenze zwischen Georgia und Südcarolina und mündet in den Atlantischen Ocean, 18 km von der Stadt Savannah. Für größere Schiffe ist er bis nach Savannah, für Schiffe von 150 t Gehalt bis nach Augusta schiffbar. Seine Länge beträgt 720 km.

Savannen heißen in Nordamerika die den Prairien (s. d.) und den südamerik. Llanos (s. d.) und Pampas (s. d.) entsprechenden waldlosen Grasfluren. Auch in Guaiana wird den Grasflächen der Name S. gegeben.

Sava-Orden, s. unter Sava.

Savaria oder Sabaria (mit dem Beinamen Claudia) war etwa auf halbem Wege zwischen Wien und Pettau belegen, die Civilhauptstadt der röm. Provinz Oberpannonien. Wahrscheinlich in noch früherer Zeit der Sitz bojischer Häuptlinge, wurde S. durch den Kaiser Claudius als röm. Kolonie organisiert und gedieh zu großer Blüte, von welcher noch jetzt bedeutende Überreste Zeugnis geben. Geburtsort des heil. Martinus, hat S. unter seinem alten Namen bis zur magyar. Eroberung fortbestanden; seitdem heißt es magyarisch: Szombáthhély, deutsch Steinamanger.

Savary (Anne Jean Marie René), **Herzog von Rovigo**, franz. Divisionsgeneral und Polizeiminister Napoleons I., geb. 16. April 1774 zu Marcq im Depart. Ardennes, trat 1789 in die Kavallerie, wurde 1793 Kapitän, wohnte den Feldzügen am Rhein unter Custine, Pichegru und Moreau bei und begleitete Desaix nach Ägypten und wieder nach Italien zurück. Nach Marengo wurde S. Bonapartes Adjutant und erwarb sich die volle Gunst des Ersten Konsuls. Er wurde Oberst, Kommandant der Elitegendarmerie, Brigadegeneral und leistete bei Entdeckung und Verfolgung der Verschwörung Cadoudals große Dienste. Seit 1802 leitete S. die geheime Polizei Bonapartes und hatte sogar den Polizeiminister Fouché zu überwachen. Im J. 1804 führte er bei der Verurteilung des Herzogs von Enghien den Vorsitz und wurde danach Divisionsgeneral. Im Feldzug von 1806 befehligte er zwei Regimenter. Dann ging er als Höchstkommandierender nach Hameln, wurde aber alsbald nach Warschau gerufen, wo er an Lannes' Stelle den Befehl über das 5. Armeekorps übernahm. Nach der Schlacht bei Eylau mußte er Warschau gegen die Russen decken und erfocht über dieselben 16. Febr. 1807 den Sieg bei Ostrolenka. Napoleon I. belohnte ihn mit einer Dotation, erhob ihn nach den Schlachten bei Heilsberg und Friedland zum Herzog von Rovigo und schickte ihn als Gouverneur von Ostpreußen nach Königsberg. Nach dem Frieden zu Tilsit ging S. nach Petersburg, wo er die Annäherung Rußlands an die Pforte betrieb. Im J. 1808 befand er sich zu Madrid. Nachdem er die Inthronisierung Joseph Bonapartes zu Madrid vollzogen, begleitete er den Kaiser nach Erfurt und von da nach Spanien zurück. Im Feldzug von 1809 war S. Adjutant des Kaisers; im Juni 1810 wurde er Polizeiminister. In dieser Eigenschaft ließ ihn der General Malet von den Mitverschworenen Lahorie und Guidal am Morgen des 24. Okt. 1812 verhaften und einige Stunden festhalten. Dennoch durfte er das Ministerium behalten, das er erst 1814 nach Auflösung des kaiserl. Regentschaftsrats niederlegte. Während der Hundert Tage erhielt er die Pairswürde und den Befehl über die Gendarmerie. Er wollte den Kaiser nach St.-Helena begleiten, wurde aber auf dem Schiffe Bellerophon verhaftet und nach Malta geführt. Von hier entfloh er im April 1816 nach Smyrna. Dann ging er 1817 nach Österreich, um sich von da aus gegen das 25. Dez. 1816 zu Paris von einem Kriegsrat über ihn ausgesprochene Todesurteil zu verteidigen. Er stellte sich 1819 in Paris freiwillig vor Gericht, wurde von Dupin dem Ältern verteidigt und freigesprochen. Von Ludwig Philipp erhielt er 1. Dez. 1831 den Oberbefehl in Algier, wurde jedoch 1833 abberufen. Er starb 2. Juni 1833. In seinen «Mémoires» (8 Bde., Par. 1828) suchte er sich und Napoleon zu rechtfertigen. Auch veröffentlichte er: «Mémoires du duc de Rovigo sur la mort de Pichegru etc.» (Par. 1825).

Save (der Name Sau ist weder beim Volke noch in guten Karten gebräuchlich), ein Nebenfluß der Donau in Österreich, entspringt aus einem kleinen Alpensee in der Nähe des Terglou, durchströmt zunächst das Herzogtum Krain und wird, nachdem er die Laibach aufgenommen, schiffbar.

Hierauf bildet er die Grenze zwischen Krain und Steiermark, durchfließt dann Kroatien, tritt in die Militärgrenze über und bezeichnet bis Semlin und Belgrad, wo er in die Donau mündet, die Grenze Österreich-Ungarns gegen Bosnien und Serbien. Die Länge seines Laufs beträgt 713 km und zu seinen Nebenflüssen gehören, außer der Laibach, die schiffbare Kulpa, Unna, Bosna und Drina.

Save, linker Nebenfluß der Garonne, entspringt im franz. Depart. Hautes-Pyrénées, südlich von Lannemezan, durchfließt die Depart. Haute-Garonne und Gers und mündet nach einem Laufe von 148 km unterhalb Grenade.

Savenay, Stadt im franz. Depart. Loire-Inférieure, Arrondissement Saint-Nazaire, Station der Linien Paris-Nantes-St.-Nazaire und S.-Landerneau der Orléansbahn, hat (1881) 1665 (Gemeinde 3047) E. Hier erlitten am 23. Dez. 1793 die Vendéer durch Kleber und Marceau eine Niederlage.

Saverdun, Stadt im franz. Depart. Ariège, Arrondissement Pamiers, am Ariège, Station der Linie Toulouse-Foix-Tarascon der Südbahn, zählt (1881) 3791 E. und hat ein prot. Waisenhaus und Fabrikation von Stahlwaren. S., ehemals eine wichtige Stadt und Festung der Grafschaft Foix, war ein Platz der Hugenotten und wurde deshalb 1633 seiner Festungswerke beraubt. Hier wurde Papst Benedikt XII. geboren.

Saverne, franz. Name des Flusses Severn (s. d.) in England und der Stadt Zabern (s. d.) im Elsaß.

Savery (Thomas), einer der Vorläufer Watts in der Erfindung der Dampfmaschine, geb. um 1650 zu Shilston in Devonshire, genoß eine sorgfältige Ausbildung, namentlich in der Mathematik und Mechanik, und widmete sich dem Ingenieurwesen. Nachdem er sich längere Zeit mit Entwürfen neuer Maschinen und Apparate beschäftigt, auch eine Vorrichtung zur Fortbewegung der Schiffe bei Windstille durch mittels einer Winde angetriebene Schaufelräder patentiert erhalten hatte (die er jedoch vergeblich in die Praxis einzuführen versuchte), stellte er sich die Aufgabe, den Wasserdampf als Betriebskraft für industrielle Zwecke, speziell zur Wasserhebung in Bergwerken, nutzbar zu machen, wobei es ungewiß ist, ob ihm die bezüglichen Arbeiten früherer Erfinder bekannt waren. Im J. 1698 ließ er sich eine Maschine patentieren, welche teils auf der von Papin angegebenen Methode zur Herstellung eines luftleeren Raums durch Kondensation des Dampfes, also auf der Wirkung des atmosphärischen Luftdrucks, teils auf der Anwendung der Spannkraft des Dampfes beruhte und deren Zeichnung und Beschreibung in verschiedenen litterarischen Werken seiner Zeit veröffentlicht wurde. Die wesentlichsten Übelstände dieser Maschine, denen zufolge weder die Erzeugung, noch die Ausnutzung des ohne Expansion arbeitenden Dampfes eine ökonomische sein konnte und die Erreichung eines hohen Dampfdrucks vollständig ausgeschlossen erschien, waren einerseits die unrationelle Konstruktion des Dampfkessels, andererseits der Mangel des Sicherheitsventils, weshalb die Maschine zum Auspumpen nur in einigen der Kupfer- und Zinnbergwerke Cornwalls, im übrigen hauptsächlich zum Betrieb von Springbrunnen Verwendung fand. Erst nach dem 1716 erfolgten Tode S.s kamen die nach seinem Prinzip gebauten, von andern wesentlich verbesserten Maschinen mehrfach in Gebrauch. Jedenfalls war seine Konstruktion die erste, welche einigermaßen brauchbare Resultate lieferte, und es gebührt ihm somit das Verdienst, den ersten Schritt zur industriellen Verwertung der Dampfkraft gethan zu haben.

Savfet Pascha, s. Safvet Pascha.

Savigliano (mittellat. Savelianum), Stadt in der ital. Provinz Cuneo, Bezirk Saluzzo, zwischen den Flüssen Maira und Grana, 52 km südlich von Turin, in schöner, fruchtbarer Ebene, Station der Eisenbahnen Turin-Cuneo und Savigliano-Saluzzo. Die Stadt hat Mauern und Türme, breite und regelmäßige Straßen, ein schönes Stadtthor in Form eines Triumphbogens, zu Ehren der Vermählung Victor Amadeus' I. mit Christine von Frankreich errichtet, einen großen, mit Säulenhallen umgebenen Marktplatz, eine Benediktinerabtei, eine Stiftskirche mit Gemälden von dem aus S. gebürtigen Mulinari, genannt il Carraccino, und zählt (Ende 1881) 14312 (Gemeinde 17657) E., welche Fabriken in Tuch, Leinwand und Seidenzeugen unterhalten und Handel, besonders mit Vieh und Hanf, treiben. Im Spanischen Erbfolgekrieg wurde die Festung von den Franzosen geschleift. Dieselben besetzten die Stadt 15. Sept. und 3. Nov. 1799, verloren sie aber nach dem Gefecht vom 18. Sept. und der Schlacht vom 4. und 5. Nov. durch die Österreicher und Russen unter Melas. Letztere Schlacht wird auch nach dem 3½ km südöstlich von S. gelegenen Dorfe Genola benannt. S. ist Geburtsort der beiden als Violinspielerinnen berühmten Schwestern Teresa und Maria Milanollo.

Savignano di Romagna, Stadt in der ital. Provinz Forli, Bezirk Cesena, an der Via Ämilia, Station der Eisenbahn Bologna-Otranto, zählt (1881) 4579 E. und hat eine von dem hier geborenen Altertumsforscher Graf Borghesi gestiftete Akademie, eine Bibliothek von 18000 Bänden und eine große Münzsammlung.

Savigny (Friedr. Karl von), einer der ausgezeichnetsten Romanisten, geb. 21. Febr. 1779 zu Frankfurt a. M., bezog schon Ostern 1796 die Universität Marburg, wo er sich dem Rechtsstudium zu widmen begann. Nachdem er auch vorübergehend Göttingen, Leipzig und Halle sowie Jena besucht und einige Reisen gemacht, promovierte er im Herbst 1800 an der Universität Marburg und begann daselbst jurist. Vorlesungen, zuerst als Privatdocent, dann als außerord. Professor. In dieser Stellung schrieb er 1803 sein vortreffliches Werk «Das Recht des Besitzes» (7. Aufl. von Rudorff, Wien 1865). Im Frühjahr 1804 vermählte er sich mit Kunigunde, Tochter des Geheimrats Brentano zu Frankfurt a. M., der Schwester des Dichters Brentano und der Elisabeth (Bettina) von Arnim. Hierauf widmete er sich auf mehrjährigen Reisen durch Deutschland und Frankreich der Aufsuchung unbekannter Quellen des röm. Rechts und der Rechtsgeschichte. Im J. 1808 wurde er Professor der Rechte in Landshut und 1810 bei Errichtung der Universität in Berlin einer der ersten Lehrer an derselben, 1817 Mitglied des Staatsrats, 1819 auch Rat des für die rhein. Provinzen errichteten Revisionshofs und endlich 1842 preuß. Minister für die Revision der Gesetzgebung. Seine Vorträge als Professor, vorzüglich über die Institutionen, verbunden mit der Geschichte des röm. Rechts, und über die Pandekten, fanden wegen ihrer außerordentlichen Klarheit, Präcision und

Reinheit des Ausdrucks, sowie bei ihrem Inhaltsreichtum eine große Teilnahme. Er gehörte zu den Führern der sog. historischen Schule der Rechtsgelehrten, obwohl man ihn, ohne Hugo und Schlosser Unrecht zu thun, nicht den Stifter derselben nennen kann. Innerhalb dieser Richtung trat S. zur Zeit der Befreiungskriege den Vorschlägen von Thibaut, Schmid, Gönner u. a., welche ein vaterländisches, von der Herrschaft der fremden Rechte befreites Gesetz befürworteten, in der vielbekämpften Schrift «Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft» (Berl. 1814; 3. Aufl. 1840) entgegen. Die Hauptthätigkeit S.s war indessen histor. Untersuchungen zugewendet, denen man seine «Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter» (6 Bde., Heidelb. 1815—31; 2. Aufl., Bd. 1—3, 1834; Bd. 4—7, 1850—51) zu verdanken hat. Demselben Gebiete gehören auch an mehrere Vorträge in der Akademie der Wissenschaften (z. B. «Beitrag zur Rechtsgeschichte des Adels im neuern Europa», Berl. 1836) und eine Reihe von Abhandlungen in der von ihm mit Eichhorn und Göschen begründeten «Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft» (Berl. 1815 fg.). Diese kleinern Aufsätze erschienen später gesammelt als «Vermischte Schriften» (5 Bde., Berl. 1850). In seinem dogmatischen Hauptwerke: «System des heutigen röm. Rechts» (8 Bde., Berl. 1840—49), und dessen Fortsetzung: «Das Obligationenrecht» (2 Bde., Berl. 1851—53), hat S. die geschichtliche Behandlung des Rechts vor dem praktischen Bedürfnis gerechtfertigt und mit diesem versöhnt. Infolge der Märzereignisse des J. 1848 trat S. in das Privatleben zurück. Er starb 25. Okt. 1861. Vgl. S.s Biographien von Stintzing (Berl. 1862), Rudorff (Berl. 1863) und Bethmann-Hollweg (Weim. 1867).

Savigny (Karl Friedr. von), preuß. Diplomat, der Sohn des vorigen, geb. 19. Sept. 1814 zu Berlin, widmete sich zu Paris und München jurist. und allgemein wissenschaftlichen Studien. Im J. 1836 trat er beim Stadtgericht in Berlin ein, ging aber 1838 zur Diplomatie über. Nach Ernennung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel wurde S. vortragender Rat im Ministerium des Auswärtigen, 1849 außerordentlicher Gesandter am bad. Hofe, 1859 Gesandter in Dresden, 1863 in Brüssel. Im J. 1864 wurde er preuß. Gesandter am Bundestage zu Frankfurt a. M.; in dieser Stellung verblieb er bis zu der gegen Preußen gerichteten Abstimmung vom 14. Juni 1866. Nach Abschluß des Nikolsburger Präliminarfriedens führte S. in Gemeinschaft mit dem Grafen Bismarck die Friedensverhandlungen mit den deutschen Staaten, die sich mit Preußen im Kriege befunden hatten. Die Auseinandersetzungen mit Sachsen leitete er allein. Hierauf wurde er zum Bevollmächtigten bei der Vereinbarung des Norddeutschen Bundes designiert. Im Frühjahr 1867 trat er wegen Differenzen mit Bismarck aus dem Staatsdienst und übernahm ein Mandat für den Reichstag des Norddeutschen Bundes. Hier sowohl wie im preuß. Abgeordnetenhause trat er in scharfer Opposition gegen die Regierung auf und wurde schließlich einer der Hauptführer der klerikalen Centrumspartei. S. starb zu Frankfurt a. M. 11. Febr. 1875.

Savio, im Altertum **Sapis**, ital. Küstenfluß in der Romagna, entspringt im Etruskischen Apennin, in der Provinz Florenz, südlich vom Monte-Comero, unweit von der Tiberquelle, berührt Sarsina und Cesena in der Provinz Forli und mündet in der Provinz Ravenna ins Adriatische Meer.

Savolaks, finn. **Sawo**, Landschaft im östl. Finland, östlich und südlich von Karelen, westlich von Tawastland begrenzt. Die überaus große Menge von Seen, Busen, Sunden und waldbedeckten Inseln und Ufern bilden eine Menge der herrlichsten Aussichten und Landschaften. Der magere Boden besteht aus steinigem Sand, Sümpfen und Mooren und der Ackerbau ist dadurch unzureichend. Die Waldkultur ist bedeutend und die Viehzucht ist in neuerer Zeit gestiegen; Butter wird in großer Menge exportiert. Die savolaksischen und karelischen Pferde sind sehr gesucht. In administrativer Hinsicht gehört der südl. Teil zu St. Michels, der nördliche zu Kuopio-Län.

Savōna, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Genua, 44 km von Genua, an der Mündung des Küstenflüßchens Egabona, Station der Eisenbahn Genua-Ventimiglia, die hier nach Carmagnola abzweigt, besitzt einen kleinen, aber sehr sichern Hafen, den ein auf einem Felsen im Meer stehendes Fort deckt, und hat meist enge und krumme Straßen. Außer einer an Gemälden reichen Kathedrale von 1604 besitzt sie 20 andere Kirchen und ein 1853 erbautes schönes Theater, welches dem hier geborenen und in der Kirche San-Giacomo bestatteten Dichter Chiabrera gewidmet ist. Sie ist Sitz eines Bischofs, eines Seminars, eines Kollegiums, einer nautischen Schule, einer Handelskammer, eines Handelsgerichts, eines Hauptzollamtes, einer Filiale der Nationalbank und eines deutschen Konsulats und zählt (1881) 29 381 E., die Fabriken in Tuch, Fayence, Waffen, Seide, Papier, Glas, Seife, Vitriol, Pottasche, Parfumerien, Konfitüren, sowie Ankerschmieden unterhalten und rohe Seide und Südfrüchte zur Ausfuhr bringen. In den reizenden Umgebungen sind viele Glashütten und Thonbrennereien, prächtige Landsitze des genuesischen Adels, Citronen- und Orangengärten. Etwa 6 km von der Stadt liegt die 1536 gegründete Wallfahrtskirche Santuario di Savona (Madonna della Misericordia). Die Seife soll hier erfunden sein. — Die Stadt hieß im Altertum **Savo** und erregte im Mittelalter durch die Blüte ihres Handels den Neid der Genueser, die 1525 S.s Hafen zerstörten. Von den Engländern wurde S. 1745 vergeblich bombardiert und die span.-franz. Flotte daselbst zerstört. Der König von Sardinien eroberte es hierauf 1746. Die Franzosen nahmen die Stadt 1809 und erhoben sie zum Hauptort des Depart. Montenotte. Dieselbe war 1809—12 der gezwungene Aufenthalt des Papstes Pius VII. Albissola bei S. ist Geburtsort der Päpste Sixtus IV. und Julius II.

Savonarōla (Girolāmo), Urheber eines kirchlich-polit. Reformversuchs in Florenz und den Vorreformatoren beigezählt, stammte aus einer angesehenen Familie Paduas und wurde 21. Sept. 1452 zu Ferrara geboren. Er war als Enkel eines berühmten Arztes zur Arzneiwissenschaft bestimmt; doch das Vorbild des Thomas von Aquino bewog ihn, im Alter von 23 J. in Bologna Dominikaner zu werden. Das Aufsehen, das seine Talente nach anfänglichem Mißerfolge hervorriefen, veranlaßte Lorenzo de' Medici, seine Versetzung nach Florenz zu betreiben. Im J. 1489 ins Kloster von San-Marco eingetreten, wurde er 1491 dessen Prior, erlangte als solcher durch seine hinreißenden Reden

und seinen strengen Wandel einen wunderbaren Einfluß auf die Gemüter. In prophetischem Tone strafte er die unter Geistlichen und Laien herrschende Sittenlosigkeit und wies auf ein nahendes Gericht Gottes hin; ja er scheute sich nicht, selbst gegen seinen Beschützer Lorenzo aufzutreten, unter welchem Üppigkeit und freie Sitte über Gebühr zugenommen hatten. Nach dessen Tode und der Vertreibung seines Sohnes Pietro 1494 nahm S. den thätigsten Anteil an den Staatsangelegenheiten. Er stellte sich an die Spitze derjenigen, die eine Theokratie mit Volksregierung wollten. Demgemäß wurde die gesetzgebende Gewalt einem Bürgerrat übergeben, der aus seiner Mitte einen engern Ausschuß erwählte. Mit dieser polit. Neugestaltung sollte nun aber die innere Reformation, und zwar weniger eine dogmatische als eine sittlich-religiöse, Hand in Hand gehen, und in kurzer Zeit gelang es S., meist nur durch die Macht seines Wortes, aus dem leichtlebigen Florenz eine ernste, sittenstrenge Stadt zu machen. Allein auch das genügte seinem Feuereifer nicht; er wollte von Florenz aus ganz Italien reformieren und namentlich die Mißbräuche des röm. Hofs abstellen. In scharfer, nur zu gerechtfertigter Weise trat er dem sittenlosen Papst Alexander VI. entgegen und wurde infolge dessen exkommuniziert. Trotzdem stieg sein Einfluß in Florenz nur noch höher, namentlich als ein Versuch der Mediceer 1498, sich wieder in den Besitz der Macht zu setzen, mißlang. Aber die Vermengung der Rollen eines polit. und religiösen Reformators, sowie die strengen Sittenzuchtgesetze, die nach und nach unter seiner Leitung erlassen wurden, untergruben sein Ansehen und vergrößerten die Zahl seiner Gegner im geistlichen wie im Laienstande.

Ein von einem seiner Anhänger angerufenes Gottesurteil, das nicht zu Stande kam, weil dieser nur mit der geweihten Hostie in der Hand durch die Flammen schreiten wollte, gab den letzten Anlaß zu seinem schon unvermeidlich gewordenen Sturz. Eine Versammlung von Geistlichen hielt unter der Leitung zweier päpstl. Abgeordneten Gericht über ihn. Anfangs setzten die Entschlossenheit und Beredsamkeit S.s seine Richter in Verlegenheit, aber durch Fälschung der Akten und durch die Folter gelang es endlich doch, das Wort Alexanders VI.: «Dieser Mensch muß sterben, wenn er auch ein Johannes der Täufer wäre», zu verwirklichen. S. wurde nebst zwei seiner Klostergenossen 23. Mai 1498 erst stranguliert und dann verbrannt; mit seinem Tode fielen auch seine Reformversuche wieder zusammen. Seine Predigten (Flor. 1496), sowie seine Auslegung des 31. und 51. Psalms, die Luther 1523 wieder herausgab, sind tiefsinnig und kräftig. Eine Sammlung seiner Werke, hauptsächlich philos. und ascetischen Inhalts, erschien zu Lyon (6 Bde., 1633—40); seine «Erwecklichen Schriften» übersetzte Rapp (Stuttg. 1839). Am 23. Mai 1875 wurde zu Ferrara seine vom Bildhauer Galotti aus Bologna gefertigte Marmorstatue enthüllt.

Vgl. außer den biographischen Schriften von Rudelbach (Hamb. 1835), Meier (Berl. 1836), Perrens (deutsch von Schröder, Braunschw. 1858) u. a. noch: Hase, «Neue Propheten» (Lpz. 1851), J. Huber, «Savonarola» (im «Histor. Taschenbuch», Lpz. 1875), Böhringer, «Kirchengeschichte in Biographien» (Bd. 24, 2. Ausg., Stuttg. 1879), und Villari, «Storia di S.» (2 Bde., Flor. 1859—61; deutsch von Berduschek, 2 Bde., Lpz. 1868), sowie nach ihm gearbeitet Clark, «S., his life and times» (Lond. 1878). Die neuere Zeit hat zahlreiche Dokumente über S. veröffentlicht, welche Ranke in dem Aufsatz über S. («Histor.-biographische Studien», Lpz. 1877) benutzt hat. Eine poetische Darstellung der Ideen und Schicksale S.s gab Nikolaus Lenau.

Savoyen (ital. Savoja, frz. Savoie, lat. Sapaudia), ein vormals zum Königreich Sardinien gehöriges, aber durch den Staatsvertrag vom 24. März 1860 an Frankreich abgetretenes und diesem im Juni desselben Jahres einverleibtes Herzogtum, von der Schweiz (Genf, Genfersee und Wallis) im N. und NW., von Piemont im O. und SO., vom Dauphiné im S. und SW. begrenzt und durch den Rhône vom franz. Depart. Ain getrennt, ist das am höchsten gelegene Land Europas. Seine östl. Seite bedecken die Grajischen Alpen, die im Montblanc, Kleinen Bernhard und Mont-Cenis ihre berühmtesten Spitzen haben. Im S. und SW. berühren das Land die Cottischen, im NO. die Penninischen Alpen. Die meisten dieser Alpen sind mit ewigem Schnee bedeckt und mit Gletschern behangen. Das schönste und großartigste Thal ist das von Chamouny. Hauptflüsse sind der Rhône, die Isère, Arve und Arc. Vom Ufer des Genfersees gehören zu S. 67 km. Kleinere Seen des Landes sind der Annecy und der bei Bourget (28 und 75 qkm) mit der sog. Wunderquelle, deren Wasser von 20 Minuten bis gegen 3 Stunden ausbleibt. Das Klima ist im O. rauher als im W. und im ganzen sehr veränderlich, sodaß es oft in einem Tage von strenger Kälte zur Hitze übergeht. Der Boden ist meist steinig und wenig fruchtbar. Da, wo er urbar gemacht werden kann, produziert er Getreide, doch nicht hinlänglich, guten Wein, Hanf, Flachs, Kartoffeln, Obst und Kastanien. Auch sind die Waldungen ansehnlich, der Wiesewachs gut, sodaß eine starke Viehzucht getrieben wird. Auf den Gebirgen gibt es viel Wild, auch Murmeltiere, Gemsen und Steinböcke. Das Mineralreich liefert Silber, Kupfer, Blei und Eisen, Steinkohlen, Marmor und Salz. Fabriken gibt es nur wenige. Die Einwohner reden meist verdorbenes Französisch. Die Savoyarden sind ein armes Volk, doch wegen ihrer Treue, Biederkeit und Arbeitsamkeit bekannt. Ungeachtet ihres Fleißes und ihrer Genügsamkeit gewährt ihnen der Boden nicht ausreichend Nahrung, sodaß sie in großen Massen nach andern Ländern, namentlich nach Frankreich als Arbeiter auswandern. Sie leiden bis in 810 m Höhe sehr am Kropf und Kretinismus. Vor der Abtretung an Frankreich zerfiel das Herzogtum in die sieben Provinzen Chambéry (Ciamberi), Hochsavoyen (Alta Savoja), Maurienne (Moriana) und Tarentaise (Tarantasia), Genevais (Genevese), Chablais (Ciablese) und Faucigni (Fosigni), wovon seit 1851 die vier ersten die Division Chambéry, die drei letzten die Division Annecy bildeten. Hauptstadt des Herzogtums war Chambéry.

Gegenwärtig zu Frankreich gehörig, zerfällt das Land in die beiden Departements Savoie im S. und Haute-Savoie im N. Beide haben zusammen ein Areal von 10074,22 qkm mit (1881) einer Bevölkerung von 540525 Seelen. Beide Departements gehören zum Appellhofe und zur Akademie von Chambéry, zum 14. Armeekorps in Lyon und zur 27. Militärdivision in Grenoble. In kirchlicher Beziehung steht Haute-Savoie unter dem Erzbischof von Chambéry, dagegen Savoie teilweise unter

diesem, teilweise unter dem Bischof von St.-Jean de Maurienne. Beide Departements werden von der Savoyischen Eisenbahn durchschnitten, welche von Culoz am Rhône über Chambéry durch das Mauriennethal oder Thal des Arc nach Modane und dem Tunnel des Mont-Cenis führt, welcher nicht durch den seit 1805 von einer Kunststraße überschrittenen Mont-Cenis, sondern 24 km südwestlich von letzterm unter dem Col de Fréjus hindurchführt. Das Departement **Savoie** zählte 1881 auf 5759,5 qkm nur 266438 E. und zerfällt in die vier Arrondissements Chambéry, Albertville, Moûtiers und St.-Jean de Maurienne, zusammen mit 29 Kantonen und 328 Gemeinden. Hauptstadt ist Chambéry. Das Departement **Haute-Savoie** oder **Hochsavoyen** zählte 1881 auf 4314,72 qkm 274087 E. und wird in die vier Arrondissements Annecy, Bonneville, St.-Julien und Thonon geteilt, die zusammen 314 Gemeinden in 28 Kantonen umfassen. Hauptstadt ist Annecy.

Geschichte. S. gehörte im Altertum zu Gallien und war von den Allobrogern bewohnt. Seit 122 v. Chr. stand es unter röm. Herrschaft und 447 kam es an das burgund. Reich. Beim Untergange desselben 534 wurde es fränk. Provinz und 879 ein Teil des Arelatischen Reichs, mit dem es 1032 an Deutschland gelangte. Das Land wurde hierauf durch Grafen als Vasallen des Reichs verwaltet, unter welchen der Markgraf von Susa der mächtigste war. Als dessen Haus 1035 erlosch, erlangten die Grafen von Maurienne, die Stammväter der Herzöge von S., das Übergewicht über die andern Statthalter. Als erster Graf von Maurienne wird Beroald erwähnt, ein Sachse, den der letzte König im Arelat, Rudolf III., 1016 zum Statthalter ernannt haben soll. Graf Amadeus I. (gest. 1072) brachte durch seine Verheiratung Susa, Aosta und Turin an sein Haus. Unter Amadeus II. wurden 1111 durch Kaiser Heinrich V. die Besitzungen des Hauses zur Reichsgrafschaft erhoben, die nun den Namen S. erhielt. Graf Thomas I. (gest. 1233) erwarb durch Kauf die Stadt Chambéry sowie das Waadtland und erhielt viele Reichslehen. Den Grafen Amadeus III. (gest. 1253) erhob der Kaiser Friedrich II. zum Herzog von Chablais und Aosta. Seine Neffen, Thomas und Amadeus IV., Söhne des Grafen Thomas von Piemont, wurden als Erben der Grafschaft S. die Stifter der Linien Piemont und Savoyen. Die erstere wurde in den Reichsfürstenstand erhoben und erlosch 1418, worauf Piemont wieder an S. fiel. Der Stifter dieser letztern Linie, Amadeus V. (IV.; gest. 1323) wurde 1313 Reichsfürst und führte 1307 das Erstgeburtsrecht in seinem Hause ein. Der Fürst Aymon, gest. 1343, erwarb durch seine Vermählung die Anwartschaft auf Montferrat. Der Fürst Amadeus VI. (gest. 1391) unterwarf sich 1388 die Grafschaft Nizza, Ventimiglia u. s. w. Sein Sohn Amadeus VII., der 1401 die Grafschaft Genevois kaufte, viele andere Besitzungen erwarb und 1416 von Kaiser Sigismund zum Herzog erhoben wurde, legte 1434 die Regierung nieder. Er war 1439—48 unter dem Namen Felix V. Papst, leistete aber, da ihm die Beseitigung des Schisma nicht gelang, Verzicht und starb 1451 zu Genf. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig (gest. 1465) vermählte sich 1433 mit Anna von Lusignan, der Tochter des Königs Johann II. von Cypern. Ihm folgte sein erstgeborener Sohn Amadeus VIII. (gest. 1472). Der zweite Sohn Ludwig (gest. 1482) vermählte sich mit der Königin Charlotte von Cypern; ein dritter Sohn, Philibert, stellte sich an die Spitze des piemontes. Adels gegen seinen ältern Bruder und erregte Unruhen, bis er in Gefangenschaft geriet.

Auf Amadeus VIII. folgten seine Söhne Philibert (gest. 1482) und Karl I. (gest. 1489), den die Königin Charlotte 1485 zum Erben von Cypern einsetzte. Seit dieser Zeit führt das Haus S. den Königstitel von Cypern, wie es sich auch wegen der Ansprüche des Hauses Lusignan auf das Königreich Jerusalem den königl. Titel von diesem beilegte. Karls I. Sohn und Nachfolger, Karl II., starb 1496 unmündig; ihm folgte Philibert II., der 1504 starb. Unter dessen Bruder und Nachfolger, dem Herzog Karl III. (gest. 1553), der in dem Kriege zwischen dem Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich auf des erstern Seite stand, gingen 1533 nicht nur das Walliserland und Genf, welche sich unter den Schutz der Schweiz begaben, und 1536 das Waadtland, Chablais und Gex, welches von Bern in Besitz genommen wurde, verloren, sondern es teilten sich schließlich in dem Vertrage zu Nizza von 1538 Frankreich und der Kaiser in die gesamten savoyischen Länder. Erst Karls III. Sohne, dem Herzog Philibert Emanuel, der als Feldherr Karls V. und Philipps II. im Kriege gegen Frankreich sich einen berühmten Namen erwarb, gelang es, im Frieden zu Château-Cambrésis 1559 und in dem zu Lausanne 1564 die väterlichen Besitzungen wieder zu erlangen. Inzwischen hatte sich der Protestantismus in S. ausgebreitet. Auf Zureden des Papstes wollte der Herzog die Protestanten, denen sich die in Piemont angesiedelten Waldenser angeschlossen hatten, mit Gewalt belehren; allein mehrmals von ihnen geschlagen, mußte er ihnen freie Religionsübung einräumen. Er suchte den Gewerbfleiß zu erhöhen; besonders legte er durch Anpflanzung vieler Maulbeerbäume den Grund zum Seidenbau. Auch ließ er Festungen und die Citadelle von Turin anlegen. Durch Tausch brachte er 1576 das Fürstentum Oneglia und durch Kauf die Grafschaft Tenda an sein Haus. Ihm folgten in der Regierung Karl Emanuel I., 1580—1630, dessen Söhne Victor Amadeus I. und Thomas die Stifter der ältern Linie Savoyen und der Linie Savoyen-Carignan wurden. Auf Victor Amadeus (gest. 1637) folgten dessen Söhne, Franz Hyacinth, der nur ein Jahr regierte, und Karl Emanuel II., 1638—75. Des letztern Sohn und Nachfolger, Herzog Victor Amadeus II., erwarb im Spanischen Erbfolgekrieg durch schlaues Handeln einige Stücke von Mailand (Alessandria, Val-di-Sesia u. s. w.) als Reichslehen und das Herzogtum Montferrat, sowie im Utrechter Frieden von 1713 Sicilien mit dem Königstitel. Doch mußte er 1720 Sicilien gegen die Insel Sardinien an Österreich abtreten, worauf er Sardinien und S. zu einem Königreich Sardinien erhob. Nach dem Erlöschen der ältern Linie Savoyen im Mannsstamm mit dem König Karl Felix, 27. April 1831, folgte auf dem sard. Throne die Linie Savoyen-Carignan in dem Herzog Karl Albert. Aus einer Seitenlinie der letztern stammt der Graf Eugen (geb. 1816), der 1834 zum Prinzen von Savoyen-Carignan erklärt wurde. König Victor Emanuel II. brachte durch den Krieg von 1859 das Haus S. auf den Thron von Italien, mußte aber für die von Kaiser Napoleon III. geleistete Unterstützung S. und Nizza durch den Vertrag

vom 24. März 1860 an Frankreich abtreten. (Vgl. Frankreich, Italien und Sardinien.)

Vgl. außer den Werken über das Königreich Sardinien: Guichenon, «Histoire généalogique de la maison royale de Savoie» (2 Bde., Lyon 1660); Cibrario, «Notizie sopra la storia dei principi di Savoja» (Tur. 1825); Frézet, «Histoire de la maison de Savoie» (3 Bde., Tur. 1826—28); Bertolotti, «Compendio della storia della casa di Savoja» (Tur. 1830); St.-Genis, «Histoire de Savoie» (3 Bde., Chambéry 1869); Gerbaix-Sonnaz, «Studi storici sul contado di Savoia e marchesato in Italia» (Bd. 1, Tur. 1883); Manno und Promis, «Bibliografia storica degli stati della monarchia di Savoja» (Bd. 1, Tur. 1884).

Savoyer Alpen, s. u. Alpen, Bd. I, S. 459.

Savoyerkohl, s. unter Brassica.

Savoyischer Militärorden (Real ordine militare di Savoia) heißt der 14. Aug. 1815 vom König Victor Emanuel I. gestiftete Kriegsorden, dessen Satzungen denen des österr. Maria-Theresia-Ordens nachgebildet sind und 1861 erneuert wurden. Der Savoyische Militärorden ist seitdem der Kriegsorden Italiens und wird in fünf Klassen, mit deren Besitze ein Ehrensold von 250 bis 2000 Lire verbunden ist, verliehen. Das Ordenszeichen ist ein auf grünem Kranze ruhendes, rot emailliertes Kreuz, welches am obern Ende die Königskrone trägt; auf die Mitte des Kreuzes ist ein kleines weißes Kreuz aufgelegt. Zum Großkreuze gehört ein achtstrahliger silberner Stern, dessen Mittelschild die Buchstaben V. E. trägt. Die Ordensdevise ist: Al merito ed al valore. Der Orden wird an einem weißen, blau eingefaßten Bande getragen.

Savus, der alte Name der Save.

Savuto, im Altertum Sabatus, Küstenfluß in Unteritalien, entspringt auf dem Westabhange des Silagebirges in Calabrien, berührt Rogliano und mündet nach einem westlich gerichteten Laufe von 30 km in das Tyrrhenische Meer. In der untern Hälfte seines Laufs bildet der S. die Grenze zwischen den Provinzen Cosenza (Calabria Citeriore) und Catanzaro (Calabria Ulteriore II.).

Sawakot, Zweig der Karelier, s. u. Finnen.

Sawitsch (Alexej Nikolajewitsch), russ. Astronom, geb. 29. März 1811 in Bjelowodsk (Gouvernement Charkow), studierte in Moskau und nahm dann 1836—38 mit G. Fuß und G. Sabler an der Ausmessung des Niveau-Unterschiedes zwischen dem Kaspischen und Asowschen Meer teil (den Bericht derselben darüber gab G. Struve heraus, Petersb. 1849), wobei er zugleich die Höhe der wichtigsten Berggipfel des Kaukasus bestimmte. Im J. 1840 wurde er Professor der Astronomie an der petersburger Universität. Seine Hauptwerke sind: «Die Anwendung der praktischen Astronomie auf geogr. Ortsbestimmung» (russ., Petersb. 1846 u. öfter; deutsch von W. C. Goetze, 2 Bde., Hamb. 1850; ferner nach der 2. Aufl. des Originals von F. C. W. Peters, Lpz. 1879), «Prinzipien der mathem. Geographie und Kosmographie» (russ., Petersb. 1850), «Die Anwendung der Wahrscheinlichkeitstheorie auf die Berechnung astron. Beobachtungen u. s. w.» (russ., Petersb. 1857; deutsch von C. G. Lais, Mitau 1863), «Elemente der Differential- und Integralrechnung» (russ., Petersb. 1861).

Sawu, Sawo oder Sawa, eine zu der Residentschaft Timor der niederländ. Besitzungen in Hinterindien gehörende Inselgruppe, liegt in der Mitte zwischen der Südwestspitze der Insel Timor und der nordöstlichen der Insel Sumba oder Tschindana. Die Gruppe der S. besteht aus drei größern Inseln, deren größte und östlichste, Groß-Sawu genannt, sich zwischen 10° 27′ südl. Br. und 121° 54′ östl. L. (von Greenwich), sowie 10° 35′ 50″ südl. Br. und 121° 42′ 24″ östl. L. (von Greenwich), deren westlichste, Klein-Sawu genannt, unter 10° 47′ 55″ südl. Br. und 121° 11′ 24″ östl. L. (von Greenwich) ausbreitet. Zwischen beiden liegt die Insel Benjoar. Außer einem niederländ. Beamten und Vertreter der Regierung mit dem Titel Posthouder ist das europ. Element unter der malaiischen Bevölkerung von S. nicht vertreten.

Sax (Antoine Joseph Adolphe), ein Blasinstrumentenmacher, geb. zu Dinant in Belgien 6. Nov. 1814 als der Sohn des ebenfalls bedeutenden Instrumentenbauers Charles Prosper S. (geb. zu Dinant 1793, gest. 1865 zu Paris), bildete sich in der Fabrik seines Vaters und erregte Aufsehen durch seine an der gewöhnlichen Klarinette und an der Baßklarinette angebrachten Verbesserungen. Er wandte sich 1842 nach Paris und errichtete hier eine Instrumentenfabrik, aus der seine Erfindung der Saxaphone (Blechinstrumente, bei denen dasselbe System der vibratorischen Erschütterung wie bei der Klarinette angewendet wird), sowie die der Saxhörner, Saxtrombas und Saxtubas hervorgingen. Am Konservatorium zu Paris ist er zum Professor des Saxophons ernannt worden.

Saxicola, s. Steinschmätzer.

Saxifrăga *L.*, Steinbrech, typische Gattung der Pflanzenfamilie der Saxifragaceae. Fast alle ihre Arten sind perennierend, selten halbstrauchig, und bewohnen die Polargegenden oder das Hochgebirge, in welchem sie, in großer Zahl auftretend, bald mit zarten, meist hellfarbigen, zierlich gezeichneten, oft zu reicher Infloreseenz gesammelten Blüten vom träufelnden Felsgestein herabhängen, bald den Felsen mit moosartigen Polstern oder dichtem Rasen überkleiden, bald aus Haufen zierlicher Blattrosetten verhältnismäßig hohe Blütenpyramiden (S. Cotyledon) emportreibend u. s. w. Die Belaubung erinnert bald an die in zarte Läppchen zerschnittenen Blätter vieler Doldengewächse, bald nach Form und Substanz an die Dickblattgewächse (Crassulaceen), bald an das lappige Blatt der Ribesieen (Johannis- und Stachelbeeren), bald an die Blätter der Hortensien. Die Blüten sind fünfzählig; die Blumenkrone steht samt den zehn Staubgefäßen perigynisch um den oberständigen oder epigynisch auf dem unterständigen, von zwei Griffeln gekrönten Fruchtknoten, der zu einer zweischnäbeligen, zweifächerigen, vielsamigen Kapsel wird.

Die Steinbreche steigen bis zur Schneegrenze hinauf und durchlaufen hier alle Entwickelungsphasen oft binnen den wenigen Wochen des Hochsommers, in welchen die Schneelinie um etwas zurücktritt. Nur einige wenige Arten steigen in die Thäler hinab. Die in Deutschland gewöhnlichste ist S. granulata *L.*, der Körner-Steinbrech, mit langgestielten, nierenförmigen, gekerbten Stockblättern und einem mit körnerartigen Knöllchen besetzten Wurzelstocke. In den Gärten kultiviert man eine Varietät dieser Art, mit einer lockern Rispe dicht gestellter weißer Blumen auf einem etwa 20 cm hohen Stengel. Allgemein beliebte Zierpflanzen des freien Landes sind S. crassifolia *L.*, in Sibirien zu Hause, mit sehr breiten,

lederartigen, verkehrt-eiförmigen Blättern und auf fleischigem, rötlichem Schafte mit einer dichten Scheidedolde dunkelrosenroter Blumen, und S. cordifolia *Haw.*, ebendaselbst einheimisch, mit herzförmig-ovalen, sehr stark generoten und grob gezähnten Blättern und hellrosenroten Blumen. In den Gärten häufig kultiviert wird auch S. umbrosa *L.*, der **Schollen-Steinbrech**, gewöhnlich **Porzellan-** oder **Jehovahblümchen** genannt, mit verkehrt eirund-keilförmigen, knorpelrandigen, in Rosetten zusammengedrängten Blättern und auf 10—15 cm hohen Schäften, mit einer dichten Rispe weißer Blüten mit zarter rötlicher oder gelber Zeichnung. Vom Wurzelstocke gehen Rosetten tragende Ausläufer aus. Man braucht diese zierliche Pflanze oft zu Einfassungen. Auf künstlich aufgebauten Steingruppen kultiviert man mit mehr oder weniger Erfolg Arten der höhern Alpenregion, wie S. caespitosa *L.*, S. hypnoides *L.*, S. muscoides *Wulf.*, S. crustata *V.* u. a.

Erwähnung verdienen noch zwei in China und Japan einheimische und in Gewächshäusern und Wohnräumen oft unterhaltene Arten. S. sarmentosa *L.* (s. Tafel: **Ampelpflanzen**, Fig. 4), eine rauh behaarte Pflanze mit gestielten, rundlichen, doppelt gezähnten, unten rötlichen, oben grünen, weiß geaderten Blättern, zwischen denen sich auf 20—30 cm hohen Stengeln eine pyramidale Rispe weißer, im Grunde gelb gefleckter Blüten erhebt; diese Pflanze bildet lang herabhängende, fadenförmige Ausläufer, an welchen sich kleine Blattrosetten entwickeln, woher der allgemein gebräuchliche Name Judenbart. Sie eignet sich sehr gut zur Besetzung von Ampeln. S. Fortunei *Hook.* steht dieser Art nahe, hat aber mehr nierenförmige, siebenlappige gezähnte und einfarbig grüne Blätter und größere rein weiße Blüten. Sehr schön ist Var. tricolor, deren Blätter unterseits rosenrot sind, während oberseits auf dunkelm Grunde rote Flecken und Ränder nach dem Maße der Entwickelung der Blätter rosa, fleischfarbig und zuletzt weißlich werden.

Saxifragaceen (Saxifragaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 500 Arten, die in den gemäßigten und kalten Zonen fast über die ganze Erde verbreitet vorkommen; in den Tropengegenden finden sich nur wenige. Es sind Pflanzen von sehr verschiedenem Habitus, meistens aber krautartige Gewächse. Die Blüten sind zwitterig und von regelmäßigem Bau, sie bestehen aus einem fünfteiligen Kelche, der mit dem Fruchtknoten verwachsen ist, fünf Kronenblättern, fünf oder zehn Staubgefäßen, einem zwei- oder mehrteiligen Fruchtknoten mit zwei oder mehreren Griffeln; die Frucht ist meist als Kapsel oder Beere ausgebildet. Neuerdings rechnet man zu den S. auch die Ribesiaceen, Grossularien, Philadelpheen u. s. w. Die typische Gattung ist Saxifraga (s. d.).

Saxkjöbing, Stadt auf Laaland (s. d.).

Saxnôt, bei den alten Sachsen Name des Kriegsgottes Tyr (s. d.).

Saxo, mit dem Beinamen **Grammaticus**, d. i. der Gelehrte, der berühmteste unter den alten dän. Geschichtschreibern, war Schreiber des Bischofs Axel, der 1178 Erzbischof von Lund wurde und S. veranlaßte, die Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben, die er bis 1186 fortführte. Er hat den Erzbischof überlebt und ist um 1208 gestorben. Seine Sprache und Darstellung sind, verglichen mit den übrigen Chronisten des Mittelalters, aller Anerkennung wert, wie ihn denn auch Erasmus seiner Eleganz halber bewunderte. Auch das trägt zur Erhöhung seines Ruhmes bei, daß er, obgleich Kleriker, sich nicht im geringsten durch Standesvorurteile in seinen geschichtlichen Anschauungen bestimmen ließ. Was aber seine Glaubwürdigkeit als Geschichtschreiber betrifft, so muß man notwendig die sieben letzten Bücher seiner «Historia Danica» von den neun ersten sondern. In jenen, welche er vermutlich zuerst geschrieben hat, ist er durchgängig als Quelle zu gebrauchen, besonders für die Zeit siegreicher Kriegsthaten, in welcher Axel die glänzendste Rolle spielte; die alte Geschichte aber hat er einfach und ohne alle Kritik nach den alten dän. Sagen erzählt, denen er einen geschichtlichen Anstrich und lat. Form zu geben suchte. Aber gerade durch die Überlieferung dieser Sagen ist er von großer Wichtigkeit. Nächst Dahlmanns «Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte» (Bd. 1, Altona 1822) ist das bedeutendste Werk zur Kritik der neun ersten Bücher des Saxo P. E. Müllers «Kritische Untersuchung der Sagengeschichte Dänemarks und Norwegens» (Kopenh. 1823). Die Hauptausgabe der «Historia Danica» ist die von P. E. Müller (vollendet von Velschow, 3 Bde., Kopenh. 1839—58). Ein Fragment einer sehr alten Handschrift enthalten die Abhandlungen der Danske Videnskabernes Selskab von 1879.

Saxon, Dorf im Bezirk Martigny des schweiz. Kantons Wallis, liegt 18 km südwestlich von Sitten, an der Linie Lausanne-Brig, auf der linken Seite des Rhônethals, am Fuße eines mit einer Kirche und Schloßruine geschmückten Hügels und zählt (1880) 1458 E. Das $\frac{1}{2}$ km westlich vom Dorfe in der sumpfigen Niederung des Rhônethals 480 m über dem Meere gelegene Bad **Saxon-les-Bains** mit intermittierender erdiger Jodtherme besaß früher eine Spielbank, welche durch Bundesbeschluß 31. Dez. 1877 aufgehoben wurde.

Saxophon, s. unter Sax.

Say (Jean Baptiste), ausgezeichneter franz. Nationalökonom, geb. 5. Jan. 1767 zu Lyon, widmete sich anfangs dem Handel, als er aber in der ersten Zeit der Revolution nach Paris gekommen war, gelehrten Beschäftigungen. Er unterstützte Mirabeau bei der Redaction des «Courrier de Provence»; 1792 wurde er Sekretär des Finanzministers Clavière und nach dem 18. Brumaire Mitglied des Tribunats. Von Bonaparte aus dieser Stellung entfernt, zog er sich gänzlich vom öffentlichen Leben zurück. Er starb 15. Nov. 1832. Seine Hauptwerke sind: «Traité d'économie politique» (1803; 8. sehr vermehrte Aufl., 2 Bde., 1876; deutsch von Morstadt, Heidelb. 1830) und der «Cours complet d'économie politique pratique» (6 Bde., 1829; 3. Aufl. von Horace S., 2 Bde., 1852). Auch ist sein «Catéchisme d'économie politique» (1815; neue Aufl. 1834; deutsch, Karlsr. 1816; 3. Aufl. 1826) zu erwähnen. Eine seiner geistreichsten Schriften ist «Le petit volume contenant quelques aperçus des hommes et de la société» (1817; deutsch, Altenb. 1821). Auch seine statist. Werke «De l'Angleterre et des Anglais» (1815) und «Des canaux de navigation dans l'état actuel de la France» (1818) sind geschätzt. Seinen Nachlaß gab sein Schwiegersohn Charles Comte heraus unter dem Titel «Mélanges et correspondance d'économie politique» (Par. 1833). S.s Hauptverdienst besteht darin, die Lehre Adam

Smiths (s. d.) in ein System gebracht und für die große Masse der Gebildeten zugänglich gemacht zu haben. Weitere wissenschaftliche Verdienste um die Volkswirtschaft erwarb sich S. durch seine Theorie der Absatzwege, nach welcher Produkte nur mit Produkten bezahlt werden, es also niemals allen zugleich an Absatz fehlen könne.

Horace Emile S., des vorigen Sohn, geb. zu Noisy-le-Sec 11. März 1794, gest. 26. Juli 1860 zu Paris als Staatsrat, hat sich litterarisch ebenfalls durch staatswissenschaftliche Arbeiten, namentlich durch seine «Études sur l'administration de la ville de Paris» (Par. 1845) bekannt gemacht.

Say (Jean Baptiste Léon), franz. Finanz- und Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 6. Juni 1826 in Paris, widmete sich dem Studium der Nationalökonomie und schrieb für das «Journal des Économistes» und das «Journal des Débats». Infolge seiner Verheiratung mit Fräulein Bertin wurde er Miteigentümer des zuletzt genannten Journals. Am 8. Febr. 1871 zum Abgeordneten des Seine-Departements in die Nationalversammlung gewählt, schloß er sich hier dem linken Centrum an. Im Juni 1871 zum Seinepräfekten und im Dez. 1872 zum Finanzminister ernannt, bekleidete er dieses letztere Amt bis ans Ende der Präsidentschaft von Thiers (24. Mai 1873) und nahm sodann seinen Platz wieder im linken Centrum. In das am 10. März 1875 vom Marschall Mac-Mahon gebildete Kabinett trat er wieder als Finanzminister ein, mußte aber, weil er bei den Senatorwahlen 30. Jan. 1876 als Oppositionskandidat sich wählen ließ, aus dem Buffetschen Ministerium treten. Im Kabinett Dufaure vom 9. März 1876 und in dem Simonschen vom 12. Dez., in dem neuen Ministerium Dufaure vom 14. Dez. 1877 und in dem Waddingtonschen vom 4. Febr. 1879 leitete er abermals das Finanzministerium. Am 25. Mai 1880 wurde er zum Präsidenten des Senats gewählt, nachdem er eben erst zum Botschafter in London ernannt worden war, übernahm 30. Jan. 1882 im Kabinett Freycinet aufs neue die Finanzen und trat mit demselben 29. Juli 1882 wieder zurück. S. hat mehrere namhafte nationalökonomische Arbeiten verfaßt, unter andern: «Histoire de la caisse d'escompte» (1848) und «Rapport sur le payement de l'indemnité de guerre» (1874). Im Dez. 1874 wurde S. zum Mitglied der Akademie gewählt.

Sâyana, berühmter ind. Gelehrter aus dem 14. Jahrh. n. Chr., welchem zu fast allen Teilen des Veda (s. d.), aber auch zu andern Werken der spätern Sanskritlitteratur Kommentare zugeschrieben werden. In Europa ist er namentlich bekannt durch seinen «Kommentar zum Rig-Veda», herausg. mit dem Text von Max Müller (6 Bde., Lond. 1849—74). Zwölf Hymnen mit dem Kommentar des S. gab Windisch (Lpz. 1883) heraus.

Saybusch (Żywiec), Stadt im westl. Galizien, liegt in einer durch landschaftlichen Reiz ausgezeichneten Umgebung an der Nordseite der Beskiden am Solaflusse, der zur Weichsel geht, ist Knotenpunkt der Galizischen Transversalbahn (Linien nach Zwardon und Sandec), in welche hier der Nordbahnflügel Dziedit-S. einmündet, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 4296 E. poln. Zunge. Schloß und Park des Erzherzogs Albrecht sind sehenswürdig, ebenso dessen Industriewerke: Liqueurfabrik, Leim-, Spodium- und Knochenmehlfabrik, Fabrik für Fourniere, Parketten, Bürstenhölzer.

Sayce (Archibald Henry), engl. Sprachforscher und Assyriolog, geb. zu Shirehampton bei Bristol 25. März 1846, empfing seine erste Erziehung zu Bath, wurde 1865 Scholar in Oxford, 1871 zum Priester ordiniert und erhielt 1876 die Professur der vergleichenden Philologie in Oxford. Seine Gesundheit zwang ihn häufig im Winter mildere Klimate aufzusuchen; er bereiste seit einigen Jahren Nordafrika und Kleinasien und beschäftigte sich eingehend mit den sog. hithitischen und aramäischen und trojanischen Altertümern. Außer Beiträgen in den «Transactions of the society for biblical archaeology» gab er zuerst ein «Assyrian grammar» namentlich mit Hinblick auf Sprachvergleichung heraus (Lond. 1871), dann eine andere «Grammar of Assyrian language» (1875) und «Assyrian lectures» (1877), sowie «Contributions to essays on the endowment of research» (1876), «Introduction to the science of language» (1879) und «On the inscriptions of Van» (1883).

Sayda, Saida, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Freiberg, auf einer kahlen, auf allen Seiten frei liegenden Anhöhe des Sächsischen Erzgebirges, 668 m über dem Meere, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1581 evang. E. und hat Flachsbau und Schuhmacherei. S. kam 1253 von Böhmen an die Markgrafschaft Meißen und brannte 1842 fast gänzlich ab.

Sayken, s. Tschaiken.

Sayn, Pfarrdorf im preuß. Regierungsbezirk und Kreis Koblenz, an der Sayn, am Ausgange eines Thals des Westerwaldes, Station der Linie Engers-Siershahn der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 1763 kath. E. und hat ein 1848—50 erbautes Schloß des Fürsten zu Sayn-Wittgenstein-Sayn mit Gemäldesammlung, Skulpturen, nebst schönem Park und Palmenhaus mit Wintergarten, eine Irrenanstalt, ein 1770 vom Kurfürsten von Trier gegründetes Eisenhüttenwerk (Sayner Hütte), welches Krupp in Essen gehört, das Eisenhüttenwerk Concordia, Messinggießerei, Eisenschleiferei, eine Fabrik feuerfester Steine und drei Schwemmsteinfabriken (Engerser Sandstein). Auf dem Burgberge liegen die Trümmer der Burgen Stein und Reifenberg, sowie die Ruine des im 10. Jahrh. erbauten und im Dreißigjährigen Kriege durch die Franzosen zerstörten Stammschlosses des Hauses Sayn. Bei S. ist die ehemalige, 1201 gegründete Prämonstratenserabtei, jetzt Schule und Pfarrhaus.

Sayn und Wittgenstein (Grafen von). Die ehemalige reichsunmittelbare Grafschaft Sayn, im Westerwalde und zum Westfälischen Kreise gehörig, umfaßte 1380 qkm und bestand aus zwei Teilen, Hachenburg, das jetzt zum preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden (Herzogtum Nassau), und Altenkirchen, das seit 1815 zur preuß. Rheinprovinz gehört. Die Grafschaft war eine Besitzung der nach ihr genannten Grafen von Sayn, deren Stammburg Sayn, jetzt in Trümmern, bei dem gleichnamigen Dorfe im Regierungsbezirk Koblenz liegt. Das Geschlecht erlosch im männlichen Stamme 1246, und die Grafschaft kam nun an des letzten Grafen Heinrich II. Schwester Adelheid, die mit dem Grafen Johann von Sponheim vermählt war. Von den aus dieser Ehe hervorgegangenen Söhnen erhielt bei der Teilung der Besitzungen 1264 Heinrich

die Grafschaft Sponheim, Gottfried die Grafschaft Sayn. Letzterer verheiratete sich mit der Erbgräfin von Homburg in der Mark, und seine Söhne **Johann** und **Engelbert** wurden 1294 die Stifter zweier Linien des Hauses S., der ältern, welcher die Grafschaft S. und die Hälfte von Homburg, und der jüngern, welcher die andere Hälfte von Homburg und das Schloß Vallendar zufielen. Engelberts Enkel, **Valentin**, vermählte sich mit der Erbgräfin Elisabeth von Wittgenstein und nahm nun für sich und seine Nachkommen den Namen **Sayn und Wittgenstein** an. Als 1606 die ältere Linie mit Graf Heinrich IV. ausstarb, fiel die Grafschaft Sayn an die jüngere. Der Graf Ludwig der Ältere teilte bei seinem Tode 1607 seine Besitzungen unter seine drei Söhne, und so entstanden durch den ältesten, Georg, die Linie S.-Wittgenstein-Berleburg; durch den zweiten, Wilhelm III., S.-Wittgenstein-Sayn, und durch den dritten, Ludwig, S.-Wittgenstein-Hohenstein, von denen nur noch die erste und letzte bestehen.

Die Linie **Sayn-Wittgenstein-Berleburg**, welcher von der Grafschaft Wittgenstein das Amt Berleburg, die Grafschaft Homburg und die Herrschaft Neumagen an der Mosel zufielen, teilte sich 1694 durch des Grafen Ludwig Franz Söhne in drei Speziallinien: S.-Wittgenstein-Berleburg, S.-Wittgenstein-Karlsburg und S.-Wittgenstein-Ludwigsburg. Die erstere, **Sayn-Wittgenstein-Berleburg**, gestiftet vom Grafen Kasimir, gest. 5. Juni 1741, erhielt eine Kuriatstimme auf der Wetterauischen Grafenbank und 1792 die Reichsfürstenwürde. Sie verlor im Lunéviller Frieden die Herrschaft Neumagen, wurde aber dafür durch eine Jahresrente entschädigt. Ihr Besitztum ist infolge der Wiener-Kongreß-Akte von 1815, sowie eines Vertrags vom 30. Juni 1816 der Krone Preußen standesherrlich untergeordnet, worauf durch eine Übereinkunft mit Preußen (vom 16. Juli 1821) die standesherrlichen Verhältnisse näher geregelt wurden. Chef der Linie ist gegenwärtig Fürst Albrecht, geb. 16. März 1834. Ein Oheim desselben, Prinz **August**, geb. 6. März 1788, gest. 6. Jan. 1874, herzogl. nassauischer Generallieutenant, war vom 21. Mai bis 20. Dez. 1849 Reichskriegsminister und seit 7. Febr. 1852 bis zur preuß. Occupation 1866 nassauischer Staatsminister ohne Portefeuille und Ministerpräsident. Dessen Sohn, Prinz **Emil**, geb. 21. April 1824, gest. 16. Sept. 1878, russ. Generallieutenant und Generaladjutant des Kaisers, hat sich als Dichter bekannt gemacht («Gedichte», 1844; «Deutsche Lieder», 1848; «Aßlan-Aga», 1856, u. s. w.). Die Linie **Sayn-Wittgenstein-Karlsburg** wurde durch den Grafen Karl (gest. 18. Jan. 1749) gestiftet. Dessen Sohn, Graf Adolf Wilhelm Ludwig (geb. 30. Juni 1740, gest. 19. Jan. 1811 als großherzogl. hess. Generallieutenant), war der Vater des Fürsten Ludwig (geb. 1786, gest. 1860), der keine männlichen Nachkommen besaß. Durch Familienverträge gingen daher 1861 die Eigenschaft eines Chefs der Karlsburger Speziallinie mit den damit verbundenen Rechten und Gerechtsamen, sowie die Besitzungen derselben (Karlsburg bei Berleburg) auf den Fürsten Ludwig, geb. 18. Juni 1799, gest. 20. Juni 1866, über, dessen Sohn, Fürst Peter, geb. 10. Mai 1831, das Haupt der dritten Speziallinie oder der Linie **Sayn-Wittgenstein-Ludwigsburg** (gegründet vom Grafen Ludwig, gest. 24. Febr. 1750) ist. Letztere Linie wurde 1834 vom König von Preußen in den Fürstenstand erhoben. Das vom Fürsten Ludwig gegründete, aus der Herrschaft Sayn und den damit vereinigten Vermögensteilen bestehende Fideikommiß wurde 23. Sept. 1861 vom König von Preußen bestätigt und dem jeweiligen Fideikommiß-Chef die Würde eines erblichen Mitgliedes des Herrenhauses, sowie das Recht verliehen, sich von nun an **Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Sayn** (nach der 1846 erloschenen zweiten Hauptlinie) zu nennen. Jetziger Chef der Linie Sayn-Wittgenstein-Sayn ist Fürst **Stanislaus**, geb. 23. Sept. 1872, dessen Vater, Fürst Alexander (Bruder des obigen Fürsten Peter), 1883 zu Gunsten seines Sohnes verzichtete und den Namen Graf von Hachenburg annahm. Der Großvater des jetzigen Fürsten Peter war der als Feldherr bekannte Graf **Ludwig Adolf Peter von Sayn-Wittgenstein**. (S. **Wittgenstein**.)

Die zweite Hauptlinie, **Sayn-Wittgenstein-Sayn**, die vom Grafen Wilhelm gestiftet wurde, erhielt bei der Teilung die Grafschaft Sayn. Als aber Wilhelms ältester Sohn Ernst 1641 ohne männliche Erben mit Hinterlassung von zwei Töchtern starb, wußten sich diese im Besitze der Grafschaft Sayn zu behaupten und bildeten nun die beiden Speziallinien **Sayn-Wittgenstein-Hachenburg** und **Sayn-Wittgenstein-Altenkirchen**. Die Grafschaft Hachenburg gelangte durch Verheiratung der Erbtochter der Stifterin der Linie 1637 an die Burggrafen von Kirchberg und 1799 an Nassau-Weilburg; Altenkirchen kam durch die Vermählung der Stifterin an den Herzog Johann Georg von Sachsen-Weimar-Eisenach und nach dem Erlöschen seines Stammes 1741 an Brandenburg-Ansbach, 1791 an Preußen und 1802 an Nassau-Usingen. Der hierüber erhobene langwierige Rechtsstreit wurde erst bei dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803 entschieden. Das Haus S. und Wittgenstein kam nicht wieder in den Besitz der Grafschaft Sayn; doch mußte Baden, an welches Nassau-Usingen die Herrschaft Lahr abgetreten, an die Nachkommen des zweiten Sohnes des Grafen Wilhelm 300000 Fl. zahlen und Nassau-Usingen ihn durch eine mit 300000 Fl. ablösbare Rente von 12000 Fl. entschädigen. Die Linie erlosch im Mannsstamme mit dem Grafen Gustav, gest. 24. Juni 1846, dem Sohne des Grafen Friedrich, der 1812 bei Mosaisk fiel.

Die dritte Hauptlinie, **Sayn-Wittgenstein-Hohenstein**, gestiftet vom Grafen Ludwig dem Jüngern, nahm den Beinamen Hohenstein erst 1649 an infolge der Belehnung von seiten Brandenburgs mit den zur Grafschaft Hohenstein gehörigen Herrschaften Lohra und Klettenberg, die aber später wieder an Brandenburg verkauft wurden. Sie hatte ebenfalls eine Kuriatstimme auf der Wetterauischen Grafenbank, wurde 1804 in den Reichsfürstenstand, 1813 vom Großherzog von Hessen in den Fürstenstand erhoben und erhielt 1824 wegen der Grafschaft Wittgenstein eine Virilstimme in dem ersten Stande der westfäl. Provinzialstände, verkaufte aber 1829 seine standesherrlichen Rechte gegen eine Jahresrente. Standesherr ist jetzt der Fürst **Ludwig**, geb. 20. Nov. 1831, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Vgl. «Antiquitates Saynenses a Joh. Phil. de Reiffenberg anno 1644 collectae» (Aachen 1830); Dahlhoff, «Geschichte der Grafschaft Sayn» (Dillenburg 1874).

Saynète (frz., vom span. sainete), Zwischenspiel mit Musik und Tanz; in Frankreich auch Bezeichnung für eine kleine komische Soloscene, die bei Abendgesellschaften zwischen andere (musikalische oder dramatische) Aufführungen eingeschoben wird.

Sazawa, der größte Nebenfluß der Moldau in Böhmen, sammelt sein Wasser aus Sümpfen und einem Teiche bei Pelles (bei Přibislau im östl. Böhmen), fließt eine Strecke (bei Saar) durch mährisches Gebiet und ergießt sich nach einem Laufe von 150 km bei Davle rechts in die Moldau.

Sb., chem. Zeichen für Antimon (Stibium).

Sbirren hießen sonst in Italien, namentlich im Kirchenstaate, die militärisch organisierten Justiz- oder Polizeidiener. Ihr Anführer hieß Barigello.

Sbórnik (russ., von sbirát', sammeln), ein in Rußland häufiger Titel von Zeitschriften, Büchern mit verschiedenen Artikeln, also soviel wie Sammelband, Archiv, Magazin, Codex miscellaneus. Sbórnik ist auch eine Art Kopfputz russ. Frauen.

Sc..., Artikel, welche man hier vermißt, sind unter Sk... zu suchen.

sc., Abkürzung für scilicet («nämlich»), oder (auf Kupferstichen) für sculpsit («hat gestochen»).

S. c., Abkürzung für Senatus consultum, aber auch für suo conto, auf seine Rechnung.

S. C., Abkürzung für Seniorenkonvent (s. d.).

S. C., offizielle Abkürzung des nordamerik. Staates Südcarolina.

Scabellum (Sacibillum, lat.), bei den alten Römern ein Instrument zum Taktschlagen, welches mit den Füßen getreten wurde.

Scabies (lat.), die Krätze.

Scabinus, s. unter Schöppen.

Scabiosa *L.*, Grinde, zur Familie der Kardengewächse (Dipsaceae) gehöriges, von neuern Autoren in mehrere Gattungen aufgelöstes Geschlecht, gekennzeichnet durch sparrige Stengel mit sehr langgestielten Blütenköpfen und gegenständigen, meistens leierförmig-halbgefiederten Blättern, in besonders charakteristischer Weise durch den Bau der Blumen; bei diesen ist der spreuborstige Fruchtboden von einer aus flachen Blättchen bestehenden Hülle und der eigentliche Kelch der zahlreichen Einzelblüten, schon an sich Spreublättchen ähnlich, von krugförmig verwachsenen Hüllblättchen umgeben, die oft die Gestalt eines in einen fächerartigen, häutigen Saum übergehenden Bechers annehmen. Auf Waldwiesen mit frischem, moorigem Boden häufig ist S. Succisa *L.* (Succisa pratensis *Moench.*), von der sehr kurzen, wie abgebissen sich darstellenden Wurzel Teufelsabbiß genannt, im Hoch- und Spätsommer mit kugeligen, azurblauen Blumen, und auf Wiesen, Feldern ꝛc. S. arvensis (*Knautia*), die Ackergrinde, mit rosenroten oder lilafarbigen Blumen, beide perennierend und in früherer Zeit als heilkräftig betrachtet. Im Blumengarten häufig ist die südeurop. einjährige S. atropurpurea *Desf.*, die Gartengrinde, wegen der samtschwarzpurpurnen, von weißen Staubbeuteln überragten Blumen gewöhnlich Witwenblume genannt. Durch Aussaat sind von ihr nicht nur zahlreiche Farbenvarietäten (mit karmin-, rosen-, kirsch-, kupferroten, weißen u. s. w. Blumen) erzogen worden, sondern auch Rassen von dichtbuschigem (var. major compacta) und von zwergigem Wuchs (var. nana). Sehr beliebt sind die Varietäten mit größern Blüten, von denen die in der Mitte des Köpfchens nahezu ebenso kräftig entwickelt sind, wie die der Peripherie. Alle Varietäten eignen sich zur Gruppierung für sich, besonders die niedrigen.

Scafati, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Salerno, am Sarno, der im 10. Jahrh. auch Scafatis heißt, Station der Eisenbahn Neapel-Eboli, zählt (1881) 8215 (Gemeinde 11030) E. und hat Baumwollkultur, Tabaksbau, Krappbau, Woll- und Baumwollindustrie und Färberei. Alljährlich am 15. Aug. findet hier das sehr besuchte Volksfest der Madonna del Bagno statt.

Scagliòla (ital.), das Gemenge von feinem gebrannten Gips und gepulvertem Marienglas durch Leim zu einem Teige (Stucco) verbunden, aus dem man oft Ornamente herstellt.

Scala, der lat. und ital. Name für Tonleiter; ebenso wird nach Vorgang der ital. Schule diejenige Stimmübung die S. oder das Scalasingen genannt, welche dazu dienen soll, der Stimme eine durchgängig reine, wohlklingende, aller Stärkegrade, sowie des Ab- und Zunehmens fähige, möglichst gleichartige Intonation zu geben. Auch das große Operntheater in Mailand führt diesen Namen.

Scala, kleine Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Salerno, auf der östl. Böschung der steilen Felsen, welche die Schlucht von Atrani von der Amalfis trennen, einst bedeutender, jetzt verödet, zählt (1881) 899 (Gemeinde 1401) E. und hat eine alte bischöfl. Kirche.

Scala (lat. Scaligĕri) hieß nach seinem Wappen, der Leiter, ein berühmtes Geschlecht des ital. Mittelalters, welches nach blutigem Wechsel der Freiheit und der Tyrannei und nach dem Sturze und der Vertilgung der Herren der Mark Treviso, der Ezeline aus dem ghibellinischen Hause Romano, in Verona 1260—1387 herrschte. Ihre ersten Spuren finden sich in Verona vor der Mitte des 11. Jahrh. Auch werden Conti della S. in Piacenza und Lodi erwähnt. Mastino I. della S., der Gründer der Macht seines Hauses, wurde 1260 Podestà von Verona und 1262 Capitano des Volks. Der ghibellinischen Partei angehörend, regierte er mit Klugheit und Festigkeit, vergrößerte das Gebiet namentlich nach Norden und unterstützte Konradin von Schwaben auf seinem Zuge gegen Karl von Anjou. Als Mastino 1279 aus Privatrache ermordet wurde, behauptete sein Bruder Alberto della S. die Signoria, in welcher er sich einen guten Namen machte und 1301 seinen ältesten Sohn Bartolommeo zum Nachfolger erhielt, welchem 1304 der zweite Bruder Alboin und in Gemeinschaft mit diesem 1308 Cangrande folgte. Kaiser Heinrich VII. belehnte das Haus mit Verona und andern Städten, wozu Vicenza, Padua und Treviso in der Folge kamen. Cangrande, 1311—29 allein regierend, war der größte und glücklichste Herrscher des Hauses und die vornehmste Stütze der Ghibellinen unter Heinrich VII. und Ludwig dem Bayer. An seinem Hofe lebte eine Zeit lang der aus seiner Heimat verwiesene Dante. Ihm folgte 1329 sein Sohn Alberto II. in Gemeinschaft mit Mastino II. Glückliche Unternehmungen dehnten sein Gebiet nach allen Seiten, selbst bis Toscana (Lucca), aus, aber sie verwickelten ihn in einen Krieg mit Venedig und Florenz, der unentschieden blieb, aber Mastinos Macht schwächte. Von seinem Tode an, 1351, bietet die Geschichte des Hauses unter Cangrande II., Paolo Alboino, Can Signorio, Bartolommeo II. und Antonio nichts als ein Gewebe von Tyrannei und

Schändlichkeiten dar. Endlich verdrängte 1387 Gian Galeazzo Visconti von Mailand den letzten S., Antonio, aus Verona. Als die Visconti um 1406 Verona an Venedig abtreten mußten, verlangten zwar die noch lebenden Söhne des Antonio della S. vom Senat die Rückgabe Veronas; allein sie wurden geächtet und starben in der Verbannung. Der letzte der Scaligeri starb 1598 in bayr. Diensten zu Neufrankenhofen in Bayern; durch Frauen stammen von ihnen die Dietrichstein und Lamberg. Zur Verschönerung Veronas trugen diese Herrscher viel bei. Ihre Grabdenkmäler bei Santa-Maria antica, namentlich die Mastinos II. und Can Signorios, sind kunstgeschichtlich wichtig. Vgl. Litta in «Famiglie celebri italiane» und Leßmann, «Mastino II. della S.» (Berl. 1829).

Scalanuova, s. Kuschadasi.

Scaletta, Paß der Rhätischen Alpen (s. Alpen 10) im schweiz. Kanton Graubünden, verbindet die Thäler Davos und Engadin. Der Paßweg steigt von Davos-Dörfli (1557 m) südöstlich durch das Dischmathal zur Paßhöhe hinauf, die 2619 m über dem Meere am Fuße des vergletscherten Scalettahorns (3068 m) liegt, die Wasserscheide zwischen Landwasser und Inn bildet und ein verfallenes Berghaus trägt, und senkt sich durch das Sulsannathal zum Oberengadin, in dessen Straße er bei Capella (1666 m) einmündet. Der Übergang erfordert $8^1/_2$ Stunden. Früher war die S. viel begangen, seit dem Bau der Bergstraßen über Flüela und Albula ist sie ziemlich verödet.

Scaliger (Julius Cäsar), Philolog und Kritiker, geb. 23. April 1484 zu Riva am Gardasee, hieß eigentlich della Scala, nach einem Beinamen, den sein Vater, Benedetto Bordone, der zu Venedig zuletzt die Kunst eines Illuminierers betrieb, erhalten hatte. Nach seinem Vater nannte sich der Sohn auch Scaliger a Burden, suchte aber aus Eitelkeit zugleich sein Geschlecht von dem fürstl. Hause der Scala (s. d.) abzuleiten. Er lebte bis 1526 zu Venedig oder Padua und wendete sich 1529 nach Agen in Frankreich, wo er die Arzneikunst ausübte und 21. Okt. 1558 starb. S. besaß eine nicht gewöhnliche Kenntnis des Altertums. Als Naturforscher wurde er besonders mit Cardanus, als Philolog mit Erasmus in heftige Kämpfe verwickelt, gegen dessen «Ciceronianus» er zwei geharnischte Reden schrieb. Unter seinen philos. Schriften sind zu erwähnen: «De subtilitate» (Par. 1557 und Hanau 1647) und «De sapientia et beatitudine» (Genf 1573). Nicht ohne Wert für Physik und Naturgeschichte sind seine Kommentare zu Hippokrates' «De insomniis» (Lyon 1538), zu Aristoteles' «De plantis» (Par. 1556 und Marb. 1598) und zu Theophrastus' «De causis plantarum» (Lyon 1566 und 1584). Eine rationelle Behandlung der lat. Sprache unternahm er in dem Werke «De causis linguae Latinae» (Lyon 1540; Genf 1580 und Heidelb. 1623), und großen Ruhm erwarb ihm zu seiner Zeit das Buch «Poetices, libri VII» (Lyon 1561 u. öfter). Vgl. Jos. Scaliger, «De vetustate et splendore gentis Scaligerae et Julii Caesaris Scaligerae vita» (1591); Briquet, «Éloge de Jules César S.» (Agen 1812).

Scaliger (Joseph Justus), Sohn des vorigen, bedeutender Philolog und der Begründer einer verbesserten Chronologie, geb. 5. Aug. 1540 zu Agen, widmete sich zu Bordeaux und Paris dem Studium der klassischen und orient. Sprachen, verließ aber als Protestant Frankreich und erhielt, nachdem er in Italien, England und Schottland Reisen gemacht, 1572—74 Professor in Genf gewesen war und dann 19 Jahre an verschiedenen Orten gelebt hatte, 1593 die Professur der schönen Wissenschaften zu Leiden, die er, ohne Vorlesungen zu halten, bis an seinen Tod, 21. Jan. 1609, bekleidete. Ein wahres Verdienst erwarb er sich durch das Werk «De emendatione temporum» (Par. 1583; beste Ausg., Genf 1629), indem er zuerst ein vollständiges, nach bestimmten Grundsätzen geordnetes System der Chronologie aufstellte, die Julianische Periode auffand und so gewissermaßen der Schöpfer dieser Wissenschaft wurde. Die von ihm selbst und andern entdeckten Irrtümer verbesserte er später in dem «Thesaurus temporum, complectens Eusebii Pamphili chronicon» (2 Bde., Leid. 1606; 2. Ausg., Amsterd. 1658). Auch machte er durch seine Schrift «De re numaria» (Leid. 1606) auf den Wert der Münzkunde aufmerksam. Nur geringen dichterischen Gehalt haben dagegen seine «Poemata» (Leid. 1615; neue Aufl., Berl. 1864); seine «Epistolae» (Lyon 1627) geben ein Bild von dem Gelehrtenwesen jener Zeit. Bald nach seinem Tode erschienen von Jos. Casaubonus seine «Opuscula varia» (Par. 1610), später von Tan. Faber die «Scaligerana» (Grön. 1659 und Kopenh. 1667). S.s «Olympiadenverzeichnis» wurde neuerdings von Scheibel (Berl. 1852) neu bearbeitet. Vgl. Bernays, «Jos. Justus S.» (Berl. 1855).

Scalpa, eine der zur schott. Grafschaft Inverneß gehörigen mittlern Hebriden.

Scalpa oder Glaß, eine der äußern Hebriden, an der Südostküste von Lewis, zur schott. Grafschaft Inverneß gehörig, hat an der Ostspitze einen Leuchtturm.

Scalpell (lat.), ein chirurgisches Messer mit feststehender Klinge.

Scalpieren nennt man das Abziehen der Kopfhaut, welches die Wilden in Nordamerika mit verwundeten oder toten Feinden vorzunehmen pflegen, um die abgezogene Haut oder den Scalp als Siegeszeichen zu bewahren. Sie wickeln dabei das Haar ihres Feindes um die linke Hand, setzen ihm einen Fuß auf den Hals und schneiden die auf solche Weise ausgespannte Haut mit dem Messer in einigen Schnitten herunter. Nur selten kommen Scalpierte mit dem Leben davon.

Scalve (Val di), s. unter Bergamasca.

Scammonium, Scammoniumharz (Resina Scammoniae), Windenharz, der eingetrocknete Milchsaft der Scammoniumwinde oder Purgierwinde, Convolvulus Scammonia *L.* (S. Convolvulus.) In neuester Zeit, besonders seit Einführung der deutschen Pharmakopöe (1872), wird dagegen das S. in derselben Weise wie das Jalapenharz (s. d.) durch Extrahieren der Scammoniawurzel mit Spiritus bereitet. Das S. bildet ein farbloses oder bräunlichgelbes bis dunkelbraunes, mehr oder weniger durchscheinendes, kratzend schmeckendes Harz, welches, mit ein wenig Wasser zerrieben, eine Emulsion gibt und im wesentlichen aus Jalapin (Scammonin), $C_{34}H_{56}O_{16}$, mit etwa 10 Proz. Gummi, flüchtigen Fettsäuren u. s. w. besteht. Es wird als drastisches Abführungsmittel benutzt.

Scandia (Scandinavia), bei den Alten Name des südl. Schweden (Landschaft Schonen).

Scandiano, Ortschaft in der ital. Provinz und im Bezirk Reggio nell' Emilia, am Tressinaro, Station der Schmalspurbahn Reggio-Ventoso,

zählt (1881) 1379 (Gemeinde 8073) E. und hat Schwefelgruben, Schwefelquellen, Weinbau und Seidenraupenzucht. Auf dem hiesigen alten Schlosse wurde der Dichter Matteo Maria Bojardo Graf von S. geboren; ferner ist S. Geburtsort der Naturforscher Vallisnieri und Spallanzani.

Scandieren, s. Skandieren.

Scansores, Klettervögel, nannte die ältere Systematik eine Vogelgruppe, in welcher die Papageien, die meisten kuckucksartigen Vögel und die Spechte, die man heute als drei vollkommen gleichwertige Vogelfamilien betrachtet, auf das Widernatürlichste vereinigt waren.

Scanzoni von Lichtenfels (Friedr. Wilh.), berühmter Geburtshelfer und Gynäkolog, geb. 21. Dez. 1821 zu Prag, widmete sich auf der Universität daselbst mediz. Studien und wurde 1844 zum Doktor der Medizin und Chirurgie promoviert. Nachdem er einige Zeit als Sekundärarzt am Allgemeinen Krankenhause gewirkt, wurde er 1846 Assistent an der geburtshilflichen Klinik und 1848 ordinierender Arzt der Abteilung für Frauenkrankheiten. Im J. 1850 ging er als Professor der Geburtshilfe an die Universität zu Würzburg, der er seitdem treu geblieben ist. S.s Ruf als praktischer Arzt wie als akademischer Lehrer reicht weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Unter seinen wissenschaftlichen Leistungen sind besonders hervorzuheben: das «Lehrbuch der Geburtshilfe» (Wien 1849 fg.; 4. Aufl., 3 Bde., 1866), welchem ein «Kompendium der Geburtshilfe» (Wien 1854; 2. Aufl. 1861) folgte; ferner «Lehrbuch der Krankheiten der weiblichen Sexualorgane» (Wien 1856; 5. Aufl. 1876); «Die Krankheiten der weiblichen Brüste und Harnwerkzeuge» (2. Aufl., Prag 1859); «Beiträge zur Geburtskunde und Gynäkologie» (Bd. 1—4, Würzb. 1854—60); «Die chronische Metritis» (Wien 1863).

Scapulier, s. Skapulier.

Scapus (lat.), Schaft, Stamm, Säulenschaft; Pfeiler, um den sich eine Treppe windet.

Scarabäus (lat., der Käfer) wird vorzugsweise der Heilige Käfer, Ateuchus sacer, genannt. Er gehört zu der Sippschaft der Mistkäfer, ist schwarz und glatt, etwa 4 cm lang, der Kopf schildförmig, vorn mit sechs Spitzen wie eine strahlende Sonne. Die Vorderbeine haben fingerförmig gezähnte Schienen, aber keine Füße (Tarsen). Er findet sich besonders an den Küsten des Mittelmeers, macht, wie alle Arten seiner Gattung, Pillen aus frischem Mist, in die er ein Ei legt, sie eine Zeit lang rollt, schließlich eingräbt, und wurde von den Ägyptern heilig gehalten. Sein hieroglyphischer Name ist cheper. Er war, nach Horapollon, ein Symbol der Sonne und der Weltschöpfung. Auch die Denkmäler lehren, daß der Gott Chepera ein Sonnengott war. Bekannt sind die unzähligen Nachbildungen des heiligen Käfers in Stein und gebrannter Erde. Sie dienten ursprünglich als Amulette, später als Schmuck- oder Siegelsteine und sind deshalb meist mit einem Loche in der Länge des Käfers versehen, um sie an Schnüren aufziehen zu können. Diese Scarabäen pflegen auf der glatten Unterseite hieroglyphische Namen von Göttern oder Königen, selten von Privatleuten, oft aber auch andere kleine Legenden oder einzelne heilige Symbole zu enthalten. Sie sind meistens klein, durchschnittlich etwa 1,5 cm lang; es finden sich aber auch weit größere, bis zu 7—10 cm Länge, deren Inschriften sich dann noch bestimmter auf den Totenkult zu beziehen pflegen. Aber nicht allein in Ägypten, sondern auch in Asien, Griechenland und Italien finden sich diese Scarabäen, zum Teil als wertvolle Gemmen, meist aus Karneol, mit verschiedenen Darstellungen, zuweilen auch mit unverkennbar ägyptisierenden Symbolen, welche auf die ursprüngliche Heimat dieser ganzen Sitte hinweisen.

Scaramuz (ital. Scaramuccia) ist neben dem Arlecchino (s. d.) auf der ital. Bühne einer der stehenden Charaktere für die Farce, welcher um 1680 an die Stelle des alten span. Kapitäns trat, ganz schwarz in span. Tracht, wie sie in Neapel bei Hofleuten und obrigkeitlichen Personen gebräuchlich war, ging und den Aufschneider vorstellte, der am Ende vom Arlecchino durchgeprügelt wird. Der eigentliche S. hieß der Neapolitaner Tiberius Fiorelli, der auf der ital. Bühne sich durch seine Späße wie durch seine mimische Kunst auszeichnete. In Frankreich wurde der S. auch zur Darstellung anderer niederer Charaktertypen gebraucht.

Scarba, eine der zur schott. Grafschaft Argyle gehörigen südl. Hebriden (s. d.).

Scarborough, Municipal- und Parlamentsborough, sowie Seebadeort in der engl. Grafschaft York, North-Riding, an der Nordseeküste malerisch gelegen, Station der Linie York-Rillington-S. der North-Easternbahn, mit einem Theater, Kursaal und Museum, zählt (1881) 30484 E. Eine 127 m lange und 22,3 m hohe Brücke führt über eine Felsenschlucht zu den stark besuchten, von Anlagen umgebenen Mineralquellen, welche, wie auch das treffliche Seebad, viele Fremde hierher führen. Der gute, durch Batterien geschützte Hafen ist einer der wichtigsten an der Ostküste Englands und wird von zwei 366 m langen Dämmen gebildet. S., zur Zeit der Angelsachsen Scearburc, hat bedeutende Fischerei, Schiffswerfte, Segeltuchmanufaktur, sowie Handel mit Getreide, Butter, Salzfleisch und Schinken.

Scarborough, Hauptstadt von Tabago (s. d.).

Scarboroughinseln, s. u. Gilbertinseln.

Scardona, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Sebenico in Dalmatien, Sitz eines Bezirksgerichts, besteht aus einer langen Häuserzeile, die sich im grünen Thalgrunde der Kerka, am Fuße der kahlen Höhen hinzieht und zählt (1880) 918 (Gemeinde 8534) E. S. ist eine der ältesten Städte im Lande und war eine liburnische Niederlassung, die von den Römern befestigt wurde.

Scaria (Emil), Bassist, geb. 18. Sept. 1838 in Graz, studierte Rechtswissenschaft, bevor er, von Gentiluomo in Wien ausgebildet, 1860 als St.-Bris («Hugenotten») in Pest als Sänger debütierte. Von Pest wandte sich S. nach Frankfurt a. M. und Brünn, vervollständigte 1862 seine Ausbildung in London und wurde im selben Jahre Mitglied des Hoftheaters zu Dessau, trat 1863 in den Verband des leipziger Stadttheaters, 1864 in den des dresdener und 1872 in den des wiener Hoftheaters, dem er bis 1886 als eine der besten Kräfte angehörte. Ein schweres Leiden hat S. seiner Kunst entzogen. S.s ungemein kräftige Stimme war wohlklingend und vorzüglich geschult; am meisten gefeiert wurde er als Wagner-Sänger.

Scarifikation (lat.), das Schröpfen; Scarifikator, der Schröpfschnepper; auch ein Ackergerät engl. Erfindung, in dessen Gestell gekrümmte eiserne Messer eingelassen sind, wird statt der Egge auf bindendem, stark verunkrautetem Boden angewendet.

Scarl (Val da), Hochthal im Bezirk Inn (Unterengadin) des schweiz. Kantons Graubünden, erstreckt sich 20 km lang in nordnordwestl. Richtung vom Costainaspaß (2251 m), der das Thal mit dem südlich gelegenen Münsterthal verbindet, bis Schuls (s. Tarasp), wo sein Bach, die Clemgia, in den Inn mündet. Die obere Thalstufe, von den Massiven des Piz Starlex (3081 m), des vergletscherten Piz Sesvenna (3221 m) und des Piz Tavrü (3168 m) umschlossen, ist ein einsames Weidethal, in dessen waldigen Seitenschluchten hier und da noch der Bär vorkommt. Verfallene Hüttenwerke weisen auf einstigen Bergbau (Silber und Blei) hin. Mittelpunkt der wenigen Berghöfe ist der Weiler Scarl (1813 m) mit der Thalkirche. Die untere Stufe ist eine finstere tief eingeschnittene Klamm zwischen den Felswänden des Piz Pisoc (3178 m), Piz Madlain und Piz San-Jon, die kaum für den Bach und den Fahrweg nach Schuls Raum bietet.

Scarlatina (sc. febris), das Scharlachfieber.

Scarlatti (Alessandro), einer der größten und einflußreichsten ital. Komponisten, geb. 1649 zu Trapani in Sicilien, erhielt seine musikalische Ausbildung wahrscheinlich durch Carissimi in Rom. Hier wurde er später auch Kapellmeister der Königin Christine von Schweden und führte als solcher 1680 die Oper «L'Onestà nell' amore» im Palast der Königin auf. Von seinen größern Werken aus der Zeit 1680—93 sind noch zu nennen die Opern: «Pompeo» (1684), «Rosaura» (um 1690) und «Teodora» (1693), sowie das Oratorium «I dolori di Maria sempre vergine» (ebenfalls 1693). Im J. 1693 verließ er Rom und nahm in Neapel ein Kapellmeisteramt an, in welcher Stellung er eine ganze Reihe von Opern lieferte. Im J. 1703 ging er wieder nach Rom, wo er nun bis 1707 als zweiter, von da bis 1709 als erster Kapellmeister an der Kirche Sta.-Maria Maggiore und nebenbei als Direktor der Privatmusik des Kardinals Ottoboni wirkte. Im J. 1709 wandte er sich abermals nach Neapel. Hier wurde er königl. Oberkapellmeister und leitete abwechselnd die Konservatorien di Sant' Onofrio, dei Poveri di Gesù Cristo und di Loreto. Zu den bedeutenden Schülern, die er bildete, gehören Durante und Hasse. Er starb zu Neapel 24. Okt. 1725. Von den Opern, die S. in der Zeit von 1709 bis an sein Ende komponiert, kennt man noch die Titel von einigen 20; ganz besonders meisterhaft ist darunter der «Tigrane» (1715). Im ganzen hat er etwa 120 Bühnenwerke geschrieben. Daneben verfaßte er auch eine sehr große Menge von Kirchen- und Kammerkompositionen, Oratorien, Madrigalen u. s. w. Besonders berühmt war er als Komponist von Cantaten für eine Singstimme mit Begleitung des Klaviers, deren er mehrere Hunderte geschrieben hat; auch Klavier- und Orgelstücke hat er gesetzt, sogar eine Klavierschule geschrieben. Auf allen diesen Gebieten bewährte er seinen Erfindungsreichtum, namentlich in der dramatischen Musik, die Oper gestaltete er neu durch lebhaften scenischen Ausdruck, wandte in «Rosaura» zuerst das begleitete Recitativ an und führte diejenigen Formen ein, die dann durch die sog. Neapolitanische Schule, deren Vater er ist, weiter gebildet und zu den herrschenden gemacht wurden.

Sein Sohn, Domenico S., der größte Klavierspieler Italiens in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., auch hervorragender Komponist für sein Instrument, geb. zu Neapel 1683, erhielt von seinem Vater und dann von Gasparini seine künstlerische Ausbildung. Im J. 1709 traf er in Venedig mit Händel zusammen, dem er aus Bewunderung (namentlich für dessen Klavierimprovisationen) nach Rom nachreiste. Hier machte er sich durch Opern, Cantaten und Kirchensachen einen Namen und wurde dann 1715 Tommaso Bajs Nachfolger als Kapellmeister an der Peterskirche. Im J. 1719 ging er nach London, wo er als Accompagnateur an der Italienischen Oper fungierte, auch 1720 seine Oper «Narcisso» zur Aufführung brachte, aber neben Händel nicht durchdringen konnte; 1721—26 wirkte er als Hofklavierlehrer in Lissabon. Sodann kehrte er nach Italien zurück, das er 1729 wieder verließ, um als Hofklavierlehrer nach Madrid zu gehen. Er starb 1757 zu Neapel. S. ist der klassische Komponist für die ältere Klaviersonate. Die Zahl seiner Sonaten ist sehr groß; vieles davon erschien neuerdings wieder im Druck.

Scarpa (Antonio), einer der größten ital. Anatomen und Chirurgen, geb. 13. Juni 1747 zu Motta in der Mark Treviso, studierte Medizin in Padua und Bologna, kam 1772 als Professor der Anatomie nach Modena, wo er auch erster Wundarzt am Hospital wurde. Während der acht Jahre, die er hier verlebte, wurden von ihm fast alle mediz. Anstalten, namentlich ein anatom. Hörsaal und eine chirurgische Klinik neu geschaffen. Vom Herzog Hercules III. beleidigt, ging er nach Frankreich, Holland und England. Kaiser Joseph II. ernannte ihn 1784 zum Professor der Anatomie in Pavia. Als 1796 Pavia der Cisalpinischen Republik einverleibt wurde, wurde S. an die Spitze des Direktoriums der mediz. Angelegenheiten für den chirurgischen Teil gestellt. Napoleon I. ernannte ihn zu seinem ersten Wundarzt; 1812 trat er in Ruhestand. Als Pavia wieder an Österreich gekommen war, wurde S. zum Direktor der mediz. Fakultät ernannt, welche Stelle er indes auch bald wieder niederlegte. Er starb 31. Okt. 1832.

Von seinen zahlreichen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Observationes de structura fenestrae rotundae» (Modena 1772), «Anatomicae disquisitiones de auditu et olfactu» (Pav. 1789), «Tabulae neurologicae ad illustrandam historiam cardiacorum nervorum» (Pav. 1794), «De anatomia et pathologia ossium» (Pav. 1827), «Sulle principali malattie degli occhi» (5. Aufl., 2 Bde., Pav. 1816), «Sull' aneurisma» (Pav. 1804), «Sull' ernie» (2. Aufl., Pav. 1820). Eine Reihe chirurg. Abhandlungen erschien als «Antonio S.s neue chirurg. Schriften» (deutsch von Thieme, 2 Bde., Lpz. 1828—31). Eine Gesamtausgabe von S.s Werken veranstaltete Vacconi (3 Bde., Flor. 1836). Vgl. Tagliaferri, «Ragionamento intorno la vita scientifica di Antonio S.» (Mail. 1834).

Scarpanto, türk. Insel, s. Skarpanto.

Scarpe, linksseitiger Nebenfluß der Schelde im nördl. Frankreich, entspringt im W. von Aubigny im Depart. Pas-de-Calais, wird bei Arras schiffbar, nimmt auf der Grenze des Depart. du Nord rechts den Kanal der Sensée auf, berührt Douai und St.-Amand und mündet nach einem Laufe von 112 km unweit der belg. Grenze.

Scarron (Paul), ein burlesker und komischer Dichter der Franzosen, geb. 1610 zu Paris und für den geistlichen Stand erzogen, lebte viele Jahre in Dürftigkeit und verlor das Anrecht auf geistliche Benefizien dadurch, daß er in seinem 28. Lebens-

jahre körperlich gelähmt wurde. Erst nachdem er sich als Schriftsteller berühmt gemacht, cedierten ihm seine Verwandten seinen von ihm in Anspruch genommenen Anteil am väterlichen Vermögen. S. führte seitdem ein gastfreies Haus, in dem die angesehensten Männer und Frauen der Zeit verkehrten, besonders seit 1652, wo er Mademoiselle d'Aubigné, später Frau von Maintenon, heiratete. Er starb zu Paris 14. Okt. 1660. Auch als Krüppel, oft von den heftigsten Gichtschmerzen gefoltert, blieb er stets munterer Laune. S. hat die Burleske nach Frankreich verpflanzt und besonders das Lustspiel, den komischen Roman und die Novelle kultiviert. Eine originelle Schöpfung ist jedoch nur der «Virgile travesti» (Par. 1648—53; herausg. von Fournel, Par. 1858) und vielleicht sein «Roman comique» (S.s Hauptwerk, Par. 1651; eine der besten Ausgaben desselben in der «Bibliothèque elzévirienne» erschien von Fournel in 2 Bdn., Par. 1857; dasselbe 1875; deutsch, 3 Bde., Reval 1782), das Leben wandernder Schauspieler darstellend, wohl zum Teil Zeitsatire; seine meist dem Spanischen nachgebildeten Lustspiele (1645—60) sind jetzt verschollen, «Jodelet» (1645), «Les trois Dorothées» (1646), «L'héritier ridicule» (1649) erhielten sich noch bis ins 18. Jahrh. und zeichnen sich durch witzigen Dialog aus. Eins seiner niedrigsten Produkte ist die «Mazarinade» (1649), eine satirische Darstellung des Lebens Mazarins. Seine acht Novellen sind meist nach ausländischen Mustern, z. B. Cervantes, gearbeitet. Seine «Oeuvres complètes» gab Bruzen de la Martinière (10 Bde., Par. 1737; neue Aufl., 7 Bde, 1786) heraus.

Scartazzini (Joh. Andr.), schweiz. Schriftsteller und Publizist, geb. 30. Dez. 1837 zu Bondo in Graubünden, studierte in Basel und Bern Philologie und Theologie, war erst Pfarrer im Kanton Bern, seit 1871 Professor der ital. Sprache und Litteratur an der Kantonsschule in Chur, seit 1875 Pfarrer in Soglio, seit 1882 Kirchenrat, seit 1884 Pfarrer in Fahrwangen-Meisterschwanden am Hallwylersee im Aargau. Er veröffentlichte: «Giordano Bruno» (Biel 1867), «Theol.-religiöse Krisis» (Biel 1867), «Dante Alighieri, seine Zeit, sein Leben und seine Werke» (Biel 1869; 2. Ausg., Frankf. a. M. 1879), Tassos «Gerusalemme liberata» (Lpz. 1871; 2. Aufl. 1882), Dantes «Divina Commedia» mit umfassendem Kommentar (3 Bde., Lpz. 1874—82), «Il Processo di Galileo Galilei» (Flor. 1878), «Dante in Germania» (2 Bde., Mail. 1881—83), «Abhandlungen über Dante» (Frankf. a. M. 1880), «Dante. Vita ed Opere» (2 Bde., Mail. 1883), Petrarcas «Canzoniere» mit Kommentar (Lpz. 1883).

Scaurus (Marcus Ämilius), ein Römer, der verarmten Familie eines patricischen Geschlechts angehörig, geb. 163 v. Chr., schwang sich durch Talent und Energie zu den höchsten Staatswürden und zu großem Reichtum empor. Nachdem er in Spanien und Sardinien gedient, bekleidete er wohl 125 die Quästur, 123 die curulische Ädilität und 120 die Prätur. Im J. 115 führte er als Konsul glücklich in Gallien Krieg und stand seitdem bis zu seinem Tode 89 v. Chr. als Princeps senatus unter den Häuptern der senatorischen Partei. Doch erwies auch er sich der Bestechung nicht unzugänglich, als er auf die Bitte des Adherbal um Hilfe 112 nach Afrika als Gesandter zu Jugurtha geschickt wurde. Aber er war angesehen und gewandt genug, daß, als endlich 109 die Untersuchung wegen der Bestechungen durch Jugurtha zu Stande kam, S. selbst mit zwei andern mit der Leitung der Untersuchung beauftragt wurde. Im J. 109 war er Censor, im J. 100 ergriff auch er die Waffen gegen Saturninus (s. d.). S. gehörte zu den ersten Römern, die ihr eigenes Leben schilderten. Einen seiner Söhne hatte, da er vor den Cimbern geflohen war, sein strenger Tadel zum Selbstmord getrieben; der andere, wie sein Vater Marcus genannt, wurde, da seine Mutter Cäcilia als Witwe 88 den Sulla heiratete, dessen Stiefsohn.

Derselbe vermehrte im Mithridatischen Kriege als Quästor und Unterbefehlshaber des Pompejus den ererbten Reichtum und verschwendete ihn darauf als curulischer Ädil 58 durch den Luxus, mit dem er dem Volke fröhnte. Für Schauspiele errichtete er auf die Dauer eines Monats ein hölzernes Theater, das 80000 Menschen faßte, dessen Bühne mit 360 Marmorsäulen und 3000 ehernen Bildsäulen geschmückt, an den Wänden mit Marmor, Glasmosaik, vergoldeten Holztafeln bekleidet und mit sikyonischen Gemälden und kostbaren Teppichen verziert war. Im Cirkus führte er 150 Panther, 5 Krokodile und einen Hippopotamus dem Volke vor. Nach der Prätur 56 bereicherte er sich von neuem in Sardinien, wurde dann, als er sich um das Konsulat bewarb, von Triarius wegen Erpressungen angeklagt, von mehrern, auch von Hortensius und Cicero, dessen Rede zum Teil erhalten ist, verteidigt und von den Richtern freigesprochen, infolge einer neuen Anklage wegen Ambitus aber zum Exil verurteilt. Berühmt durch Pracht und Reichtum an Kunstschätzen war sein Haus auf dem Palatin, daher Mazois seine Untersuchungen über das röm. Haus «Palais de S.» (deutsch von Wüstemann, Gotha 1820) betitelte.

Scävola, s. unter Mucier.

Scävola (Emerentius), Pseudonym des Romanschriftstellers von der Heyden (s. unter Heyden, Friedr. Aug. von).

Sceatta ist die älteste angelsächs. Silbermünze und bedeutet ursprünglich im allgemeinen Geld, Münze, dann Tribut, Steuer. Sie ist der Vorläufer der Penega oder des Penny. Es ist unbestimmt, wann und wo sie zuerst in England auftrat.

Sceaux (spr. Sóh), franz. Kreisstadt im Depart. Seine, 10 km südlich von Paris, auf einer die Thäler der Bièvre und von Fontenay-aux-Roses beherrschenden Anhöhe gelegen, durch eine Zweigbahn nach Bourg-la-Reine mit der Eisenbahn Paris-Orléans verbunden, ist ein beliebter Vergnügungsort der Pariser, hat ein altes Schloß mit Park, schöne Landhäuser und zählt (1881) 2783 E. Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 fanden am Tage der Einschließung von Paris (19. Sept. 1870) auf der Südfront der Befestigungslinie von Paris die ersten Ausfallgefechte der Franzosen bei Petit-Bicêtre und Châtillon statt, deren Mittelpunkt die Höhen von S. waren. Nachdem das 2. bayr. Korps bei Villeneuve-St.-Georges die Seine überschritten hatte, traf es zwischen S., Villejuif und Montrouge auf drei franz. Divisionen unter General Ducrot, welche es mit Unterstützung des 5. preuß. Armeekorps unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Preußen von den Höhen von Plessis-Piquet vertrieb und bis hinter die südl. Forts von Paris zurückwarf. Eine von den Franzosen bei Moulin de la Tour erbaute Schanze, 7 Geschütze und gegen 300 Gefangene fielen in die

Hände der Sieger. Die in voller Flucht nach Paris kommenden Divisionen trugen die Panique bis in das Innere der Stadt.

Sceaux ist auch der Name eines kleinen Ortes im Arrondissement Mamers des Depart. Sarthe, an der Huisne, Station der Linie Paris-Le Mans der Westbahn, 33 km nordöstlich von Le Mans, bei welchem 9. Jan. 1871 zwischen dem im Vormarsch auf Le Mans begriffenen 13. preuß. Armeekorps und der von Le Mans her verstärkten franz. Division Rousseau (von der Loire-Armee unter General Chanzy) ein Gefecht stattfand. Die Franzosen wurden nach hartnäckigem Widerstande bis über die Linie Connerré-Thorigné zurückgetrieben, worauf 10. Jan. die 22. preuß. Infanteriedivision die Huisne bei S. überschritt und Baillé besetzte.

Scene (lat.), die Schaubühne im Theater, auf der die dramatische Handlung stattfindet. (S. Theater.) Auch ist Scene soviel wie Auftritt (s. d.).

Scenerie im theatertechnischen Sinne heißt das durch Dekorationen, Beleuchtung u. s. w. hervorgebrachte Bühnenbild. Im weitern Sinne ist Scenerie auch gleichbedeutend mit Landschaftsbild.

Scenische Spiele (ludi scenici) hießen bei den Römern die dramatischen Spiele, insofern sie auf einer Schaubühne (scena) aufgeführt wurden. Die Veranlassung zu öffentlicher Aufführung von Scenischen Spielen gab nach der Erzählung bei Livius im J. 364 v. Chr. eine zu Rom ausgebrochene Pest, wobei man unter andern Mitteln auch besondere Schauspieler oder Histrionen aus Etrurien herbeirief und angeblich zur Versöhnung der erzürnten Götter diese Spiele zuerst einrichtete, die aber nur erst in Tänzen unter Flötenbegleitung ohne Verse und mimische Darstellungen bestanden haben sollen. Ohne Zweifel gab es aber schon lange dramatische Aufführungen volksmäßiger Art in Rom. (S. Atellanen, Fescenninen, Satura, Mimen.) Kunstmäßige dramatische Aufführungen erhielten die Römer durch Livius Andronicus (s. d.) im J. 240 v. Chr. Seit dieser Zeit fanden bei röm. Festspielen, in wachsender Ausdehnung nicht mehr bloß Circensische Spiele (s. d.), sondern auch scenische statt, womit man also jetzt die theatralischen Darstellungen, im Gegensatz der Kampfspiele, Wettrennen u. s. w., oder die Schauspiele im allgemeinen bezeichnete. In diesem letztern Sinne wurden die Scenischen Spiele zur Zeit der Republik von Behörden und einzelnen Parteihäuptern zur Gewinnung und Befestigung der Volksgunst auf das glänzendste ausgestattet und nachher von den Kaisern seit Augustus in gleicher Absicht fortgesetzt, bis sie mit dem Verfall des Reichs ihren Untergang fanden.

Scepter (grch.) war schon bei den Völkern des Altertums, namentlich bei den Hebräern und Griechen, das Zeichen einer gewissen Würde und Gewalt und wurde auch als Zeichen der Übertragung dieser Gewalt an andere zur Ausführung bestimmter Zwecke gegeben. Bei den Römern führten die Könige ein S. von Elfenbein (scipio eburneus), später nur der Imperator triumphans eine solche Insignie. Bei dem S. zu schwören, war gleichfalls eine Sitte des Altertums. Im Mittelalter war das S. unzertrennlich von der Person des Regenten und wurde bei feierlichen Gelegenheiten demselben von eigens dazu bestimmten Beamten vorgetragen. Das S. allein galt als Repräsentant der Person und wurde so in vielen Fällen gebraucht, z. B. zur Übertragung der Richtergewalt an einzelne Personen oder Korporationen. So war auch das Berühren oder Küssen des S. ein Zeichen der Unterwürfigkeit. Als Zeichen der unbeschränkten Richtergewalt führen auch die Rektoren der Universitäten das S. bei öffentlichen Feierlichkeiten und Gerichtssitzungen. Der Form nach bestand das S. aus einem langen Stabe, wie ihn noch in neuerer Zeit die Herrscher Frankreichs führten, nur daß diese das Zeichen der oberstrichterlichen Gewalt, eine Hand, auf demselben angebracht hatten. Das S. des Mittelalters ist ein kurzer Stab. (S. Tafel: Insignien, Fig. 5.)

Scepterlehne, Bezeichnung für die geistlichen Fürstentümer. (S. u. Fürst u. Fürstenlehne.)

Scesaplana, der höchste Berg des Rhätikon (s. d.), erhebt sich 14 km südwestlich von Bludenz an der Grenze Österreichs (Vorarlberg) und der Schweiz (Graubünden) zu 2969 m Höhe über dem Meere. Die S. ist ein steilwandiger Kalkstock, aus dessen Scheitelfläche die oberste Spitze als schlanke Felspyramide zwischen dem Branderferner oder Scesaplana-Gletscher und der Toten Alp aufsteigt. Zur Erleichterung der Besteigung, die der großartigen Aussicht wegen sowohl von Bludenz, wie von Seewis aus häufig unternommen wird, dienen auf der Vorarlbergseite die Douglaßhütte am Lünersee (1924 m), auf der Prättigauerseite die Schamellahütte (2400 m) am Fuße der mächtigen Felsmauer, mit welcher das Massiv der S., hier auch Alpstein genannt, südlich abstürzt.

Scey-sur-Saône, Gemeinde im franz. Depart. Haute-Saône, Arrondissement Vesoul, rechts an der Saône, zählt (1881) 1694 E. und hat eine Salzquelle, einen Hohofen, ein Hammerwerk, Färberei und Ölfabrikation.

Sch., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Karl Joh. Schönherr, geb. 10. Juni 1772 in Stockholm, gest. als Kommerzienrat 28. März 1848 (Entomolog).

Schaaban, der 8. Monat im mohammed. Jahr.

Schaaffgotsche, Grafen, s. Schaffgotsch.

Schaaffhausen (Hermann), Anthropolog, geb. 18. Juli 1816 in Koblenz, studierte in Bonn und Berlin Medizin, habilitierte sich 1844 in Bonn für Physiologie und wurde 1855 zum außerord. Professor, 1868 zum Geh. Medizinalrat ernannt. Er ist Mitherausgeber des «Archiv für Anthropologie» seit 1866 und Mitbegründer der Deutschen anthropolog. Gesellschaft (1870). Seit 1883 ist er Präsident des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande. Er ist unter den lebenden Anthropologen der entschiedenste Verteidiger einer fortschreitenden Entwickelung der ganzen organischen Natur. Schon 1853 lehrte er in einer von Darwin angeführten Abhandlung die Umwandlung der Arten, 1858 machte er den berühmt gewordenen Neanderthaler Fund bekannt. Ferner schrieb er «Über die Urform des menschlichen Schädels» (Bonn 1869), «Die anthropol. Fragen der Gegenwart» (im «Archiv für Anthropologie», 1868) ꝛc. Eine Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen erschien als «Anthropol. Studien» (Bonn 1885). Die meisten Arbeiten S.s sind in Zeitschriften zerstreut.

Schabatz, Kreisstadt in Serbien an der Save, 85 km westlich von Belgrad, mit (1885) 9206 E., ist Sitz eines Bischofs und hat ein Untergymnasium und lebhaften Getreide- und Viehhandel.

Schabbes (hebr.), soviel wie Sabbat.

Schabe (Blatta), eine Insektengattung aus der Unterordnung der laufenden Geradflügler, ist durch einen flachen Leib, verlängerte Beine mit dornigen Schienen, ein vorn abgerundetes Halsschild, welches zugleich den Kopf wie ein Dach bedeckt, und lederartige vieladerige Flügeldecken ausgezeichnet. Die Weibchen sind fast ungeflügelt und legen, meist nur einmal im Leben, eine verhältnismäßig sehr große Eikapsel in Form eines länglichen Mantelsacks, die 37—40 Larven auskriechen läßt. Die Arten dieser Gattung sind lästige, sehr schnell laufende Tiere, welche sich in unsere Wohnungen eindrängen, am Tage sich lichtscheu in Ritzen, Löchern und Winkeln besonders an warmen Orten, wie in Küchen, in der Nähe der Backöfen u. s. w. verbergen, aber sobald das Licht erloschen ist, scharenweise hervorkommen, sich geräuschlos über Tisch und Bänke verbreiten und die unverwahrten Eßwaren aller Art benagen.

In Deutschland ist die **Küchenschabe** oder **Brotschabe** (Blatta s. Periplaneta orientalis, Tafel: Insekten IV, Fig. 32), auch **Kakerlak**, mißbräuchlich auch **Schwabe** genannt, der widrige und lästige Feind der Eßwaren. Sie ist 2—3 cm lang, lederbraun und das Weibchen sehr kurz geflügelt. Dieselbe soll aus dem Orient eingewandert sein und ist jetzt vorzüglich bei Bäckern und Schmieden sehr verbreitet. Enten und Igel fressen gern S.; auch vertilgt man sie durch Verstopfung der Löcher, Legen von Leimruten und durch Töpfe, in welche man Eßwaren legt, und die man außen mit Tüchern umwickelt, damit die S. leichter an den Rand gelangen können und hineinfallen. Auch das Übergießen ihrer Schlupfwinkel mit kochendem Wasser ist ein sehr wirksames Mittel. Die **deutsche Schabe** (Blatta germanica), welche auf dem Brustschilde zwei schwarze Längsflecken hat und 10 mm lang ist, findet sich nur einzeln in den Wäldern. Die **lappländische Schabe** (Blatta lapponica) thut den Fischvorräten der Lappländer häufig Schaden. Aber noch weit schädlicher ist die **Riesenschabe** (Blabera gigantea) in Amerika, welche dort in mehrern Gegenden eine Landplage ist. Manchmal wird auch die Kellerassel (Kellerassel und Mauerassel) als S. bezeichnet.

Schäben (**Acheln**, **Annen**), die holzigen Teile, die beim Brechen des Flachses abgesondert werden. (S. unter **Flachsspinnerei**, Bd. VI, S. 864ᵇ.)

Schaber oder **Schabeisen** (frz. grattoir, râcloir; engl. scraper), ein von Tischlern, Böttchern, Gerbern, sowie von Metallarbeitern, besonders Zinngießern, gebrauchtes scharfkantiges Werkzeug von sehr verschiedener Form und Größe, welches entweder zur Ausgleichung von Unebenheiten, zur Beseitigung von Unreinigkeiten oder zur Verleihung von Glanz auf der Oberfläche der Arbeitsstücke zur Anwendung kommt.

Schabi, Stadt im westl. Sudân, s. **Egga**.

Schabkunst oder **Schwarzkunst** (Mezzotinto), s. **Kupferstechkunst**.

Schablone (frz. échantillon, engl. pattern), eine einem bestimmten Profil entsprechende Platte aus Holz, Blech, Pappe u. s. w., nach welcher ein Gegenstand gezeichnet oder geformt werden kann. (Vgl. **Lehre**, **Model**, **Patrone**.) Über **Schablonenformerei** s. unter **Eisengießerei**.

Schabotte, s. **Chabotte**.

Schabracke, vom türk. tschabrak, Sattelüberlegedecke. (S. **Sattel**.)

Schabzieger, s. unter **Zieger**.

Schabziegerklee, s. unter **Melilotus**.

Schacarillrinde, s. unter **Croton**.

Schach, s. **Schah** und **Schachspiel**.

Schächenbach oder **Schächenreuß**, rechter Zufluß der Reuß im schweiz. Kanton Uri, entspringt am Klausenpaß, durchfließt in westlicher Richtung, viele Stromschnellen und Wasserfälle bildend, das Schächenthal und mündet, im Unterlaufe korrigiert und durch Kanäle für die Industrie nutzbar gemacht, nach 19 km langem Laufe bei Attinghausen. Das **Schächenthal**, 16 km lang, an der Sohle nirgends über ½ km breit, wird links vom Maderanerthal durch die Kette des Scheerhorn (3296 m) und der Großen Windgälle (3192 m), rechts vom Muotathal durch den langen Felskamm der Schächenthaler Windgälle (2772 m) und des Roßstocks (2463 m) geschieden und öffnet sich bei Bürglen gegen das Reußthal. Im obern Teile rauh und steinig, im untern reich an Nadelwäldern, herrlichen Alpenweiden und Ahorngruppen, ist das Thal namentlich wegen seiner Wasserfälle bekannt, unter denen der 93 m hohe **Stäuber** auf der Alp Aesch der größte ist. Die Hauptbeschäftigung der (1880) 3041 E. des Schächenthals ist die Alpenwirtschaft, Mittelpunkt des Touristenverkehrs das Dorf **Unterschächen**, das 1015 m über dem Meere, 10 km östlich von Altdorf beim Eingange des malerischen Brunnithals am Klausenpaßweg liegt. Mit dem Maderanerthal ist das Schächenthal durch den rauhen Fels- und Gletscherpaß der Ruchkehle (2679 m), mit dem Muotathal durch den Paß über den Kinzig-Kulm (2076 m) verbunden, den Suworow (27. Sept. 1799) mit seinem Heere überschritt.

Schachmaschine, s. u. **Kempelen** (Wolfg. von).

Schachowskoi, eine russ. fürstliche Familie, welche durch die Teilfürsten von Jaroslawl ihre Abkunft von Rurik herleitet.

Fürst **Grigorji Petrowitsch S.** stellte sich 1606 als Wojwode von Putiwl an die Spitze der Partei, die den zweiten falschen Demetrius ausrief, und spielte während der darauffolgenden Wirren eine ebenso hervorragende, als für sein Vaterland unheilvolle Rolle.

Fürst **Jakow Petrowitsch S.**, geb. 1705, trat unter Peter d. Gr. in Kriegsdienste, ward unter Elisabeth Senator und 1762 Generalprokurator und Justizminister, zog sich aber 1766 von den Geschäften zurück und starb 1777. Seine für die Geschichte der Thronrevolutionen seiner Zeit wichtigen Memoiren wurden von Katschenowskij herausgegeben (2 Bde., Mosk. 1810 u. Petersb. 1821; neue Ausg. 1875).

Fürst **Iwan Leontjewitsch S.**, geb. 1776 im Gouvernement Smolensk, russ. General, machte seine ersten Feldzüge unter Suworow und war 1807 Oberst eines Jägerregiments, mit welchem er unter dem Grafen Tolstoy an der Expedition nach Norddeutschland teilnahm. Er kämpfte dann bei Pultusk und Friedland, befehligte in dem Feldzuge von 1812 eine Infanteriedivision, wurde nach der Schlacht von Leipzig zum Generallieutenant befördert, 1826 zum General der Infanterie ernannt und 1831 als Kommandeur des Grenadierkorps dem Feldmarschall Diebitsch gegen Polen zugeteilt. Bei Bialolenka bestand er ein hartnäckiges Gefecht gegen Krukowiecki, zeigte in der Schlacht von Ostrolenka große Tapferkeit und führte beim Sturm von Warschau die Reserve, mit welcher er bald ins

Gefecht kam und viel zur Entscheidung beitrug. Er ward 1832 Mitglied des Reichsrats und 1848 Präsident des Militärdepartements im Reichsrat. Von diesem Posten trat er 1858 zurück und starb zu Petersburg 1. April 1860.

Fürst Alexei Iwanowitsch S., russ. Generallieutenant, geb. 1812, trat 1837 in das Heer, wurde, nachdem er sich im Kaukasus ausgezeichnet, 1854 Oberst und Flügeladjutant des Kaisers, 1857 in die Garde versetzt, 1860 Generalmajor à la suite des Kaisers, 1868 Generallieutenant und erhielt bei Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs von 1877 und 1878 den Befehl über das 11. Armeekorps, mit welchem er in Bulgarien kämpfte. In der zweiten Schlacht von Plewna wurde sein Korps mit großem Verlust zurückgeworfen, nachdem Teile desselben bis in die Stadt Plewna eingedrungen, aber ohne Unterstützung geblieben waren. Nach dem Friedensschluß wurde S. Stabschef des warschauer Militärbezirks und 1881 unter Ernennung zum Generaladjutanten an die Spitze der 1. Gardekavalleriedivision nach Petersburg berufen. — Ein Bruder des Generals ist Civilgouverneur von Estland und Wirkl. Staatsrat.

Schachspiel, eins der ältesten und beliebtesten Brettspiele, dessen weitverbreitetste Art, das Zweischach oder schlechthin S., von zwei Parteien auf dem gewöhnlichen Damenbrett von 64, abwechselnd hell und dunkel (gewöhnlich weiß und schwarz) gefärbten Feldern gespielt wird. Jede Partei hat 16 Steine oder Figuren, darunter 8 kleinere, einander gleiche, Bauern genannt, welche beim Anfang des Spiels auf die zweite Felderreihe gestellt werden, während die 8 größern, Offiziere genannt, auf die erste Reihe zu stehen kommen. In beiden Eckfeldern stehen die Türme oder Rochen (an ihrer turmähnlichen Gestalt kenntlich), daneben die Springer (auch Rössel oder Ritter genannt, mit einem Pferdekopf), neben diesen die Läufer (von schlanker Gestalt), auf den beiden mittlern Feldern endlich die beiden Hauptfiguren König und Königin. Die letztere (auch Dame genannt) steht auf dem Felde, welches ihrer Parteifarbe entspricht, sodaß die Königin der weißen Partei auf dem hellen, die der schwarzen Partei auf dem dunkeln Mittelfelde der ersten Reihe Platz findet. Beim Spielen selbst, welches Zug um Zug von beiden Parteien vor sich geht, bewegen diese je eine Figur gemäß der Gangweise derselben auf dem Brett. Es gehen die Bauern bei jedem Zuge um einen Schritt vorwärts in das nächst vor ihnen gelegene Feld, dürfen aber bei ihrer ersten Bewegung auf einmal auch zwei Felder weiter vorrücken. Die Türme bewegen sich in geraden Linien über beliebig viele unbesetzte Felder, die Läufer aber in schrägen Linien stets auf Feldern derselben Farbe. Die Springer springen, ihr Standfeld eingerechnet, auf ein drittes Feld von anderer Farbe als das Standfeld. Die Königin vereinigt in sich den Gang von Turm und Läufer, d. h. sie geht nach Belieben des Spielers bald wie der eine, bald wie der andere dieser beiden Offiziere. Der König bewegt sich um einen Schritt bei jedem Zuge in irgendein vor oder hinter ihm, seitwärts oder schräg gelegenes Feld. Nur Felder, die von feindlichen Steinen bestrichen oder bedroht werden, darf er nicht beziehen. Von seiner Erhaltung hängt nämlich der Ausgang des Spiels ab, bei welchem es für jede Partei darauf ankommt, den feindlichen König so mit einer Figur anzugreifen, daß der Gegner einen solchen Angriff in seinem nächsten Zuge nicht abzuwehren vermag. Wer diesen Zweck erreicht, macht den feindlichen König »mat« (persisch, d. i. tot) und gewinnt hiermit die Partie.

Beim Anfang des Spiels handelt es sich für beide Spieler zunächst darum, die mittlern Bauern vor König und Königin vorzuziehen, sodann die wichtigsten Offiziere, vor allen Springer und Läufer auf der Königsseite, herauszubringen. Sobald die Felder zwischen König und einem der Türme leer geworden, kann der König, falls er nicht im Schach steht d. h. von einer feindlichen Figur bedroht ist, rochieren, indem er zwei Felder weit seitwärts geht und der Turm sich zugleich auf die andere Seite neben ihn stellt. Hierbei darf jedoch das vom Könige übersprungene Feld, auf welches der Turm zu stehen kommt, ebenfalls nicht von einer feindlichen Figur bedroht sein. Mittels der Rochade wird der König nach der Ecke zu in Sicherheit und der Turm in freiere Wirksamkeit gesetzt. Wenn in solcher Weise die Figuren auf Königs- wie Königinseite herausgebracht und die Verbindung der Türme durch die Rochade hergestellt ist, hat die erste Entwickelung oder die Eröffnung des Spiels ihr Ende erreicht. Bei der Wichtigkeit, welche diese Anfangszüge auf den weitern Verlauf der Partie haben, erscheint es gerechtfertigt, daß das Bestreben der Schachspieler darauf gerichtet war, unter der Fülle der sich darbietenden Möglichkeiten die für die Entwickelung des Spiels günstigsten herauszufinden und zu fixieren. So hat sich eine Theorie der Eröffnungen herausgebildet. Häufig vorkommende Spielweisen, die für gut befunden wurden, erhielten besondere Namen. Sichere und gebräuchliche Eröffnungen dieser Art sind: das Läuferspiel, die verschiedenen Springerspiele, die ital., franz., span., sicil. Partie, das Fianchetto u. a. m. Will man das Spiel lebhafter gestalten, so bedient man sich der sog. Gambits; das sind die Eröffnungen, in denen man mit materiellem Nachteil einen Angriff zu erlangen sucht. Erwähnt seien hier: das Läufergambit, das Springergambit, welches wieder die verschiedenartigsten Fortsetzungen einschließt, von denen das Muzio- oder Poleriogambit die interessanteste ist, ferner das Evansgambit, ein schwer zu parierendes Angriffsspiel. Jedes dieser Spiele gibt der Partie eine eigene Physiognomie. Der Spieler wird daher gut thun, eine Eröffnung zu wählen, die dem Charakter seiner Spielmanier am besten entspricht.

Auf die Eröffnung folgt nun das sog. Mittelspiel, in welchem beide Parteien bestrebt sind, irgend eine Schwäche in der feindlichen Stellung auszunutzen und darauf hin einen Plan zu gründen, der entweder direkt bis zur Matsetzung des feindlichen Königs oder zunächst zur Erlangung irgend eines entscheidenden Vorteils an besserer Stelle oder an gewonnenen Figuren führt. Das Mittelspiel ist das eigentliche Feld der Kombination; die interessantesten Verwickelungen, hervorgerufen durch das Ineinandergreifen der einzelnen Steine, geben häufig zu den glänzendsten Wendungen Anlaß, oft lösen sie sich in einfacher Weise. Eine Übermacht an Kräften wird durch vorteilhaftes Schlagen feindlicher Steine erreicht, wobei die Offiziere ebenso schlagen, wie sie gehen, während die Bauern nur in die schräg vor ihnen gelegenen nächsten Felder zur Rechten oder Linken schlagen. Durch wiederholtes Schlagen auf beiden Seiten mindern

sich allmählich die Streitkräfte, und wenn keine Partei dabei in Nachteil gerät, so kann der Fall eintreten, daß in dem sog. Endspiel mit noch wenigen Steinen bei nur einigermaßen vorsichtigem Spiel keine Partei die andere zu überwältigen vermag. Das Spiel bleibt dann unentschieden, d. h. es wird »remis« gegeben. Bisweilen gelingt es aber einem Spieler, irgend einen Bauer bis in die feindliche Offizierreihe vorzubringen, wo dann der Bauer den Rang der Königin oder eines beliebigen Offiziers, welchen der Spieler verlangt, erwirkt. Mit Hilfe der neuen Königin wird dann sehr oft das Spiel noch entschieden, d. h. der feindliche König »mat« gemacht. Das Endspiel, das dem Laien auf den ersten Blick als das leichteste Stadium der Partie erscheinen kann, birgt in Wahrheit eine Menge versteckter Feinheiten. Ein Bauernspiel z. B. macht selbst geübten Spielern nicht selten große Schwierigkeit, da der Gewinn oder der Verlust der Partie oft von einem einzigen Tempo abhängt. Schon frühzeitig wurde ebenso wie auf die Eröffnungen auch auf das Endspiel viel Sorgfalt verwandt. Um die Kunst, derartige schwierige Schlußspiele erfolgreich durchzuführen, sich besser aneignen zu können, konstruierte man künstliche Endstellungen, in denen entweder ein verborgener, nicht naheliegender Zug eine überraschende Wirkung hervorbringt oder glänzende Opferkombinationen den Sieg erzwingen. In der neuesten Zeit ist man darin noch weiter gegangen, man hat diese Endspiele gänzlich vom gewöhnlichen Verlauf der lebenden Partie unabhängig gemacht, ein selbständiges Kunstwerk geschaffen: das Problem. Im Problem kommen die größten Feinheiten des S. zum Ausdruck. Besonders schöne, scharf pointierte Ideen, die in der Partie sich nie in gleicher Vollkommenheit darbieten können, erhalten im Problem gleichsam eine plastische Darstellung.

Im alten Indien, wo das S. lange vor unserer Zeitrechnung erfunden worden sein soll, wurde es auf dem 64felderigen Brett auch von vier Parteien gespielt, deren jede, außer dem König, vier Figurenarten (einen Turm, Läufer, Springer und vier Bauern) hatte. Doch zog man in der Folge je zwei Parteien zusammen, und in dieser Gestalt soll das Spiel zunächst nach China und Persien übertragen worden sein, von wo es um die Zeit Karls d. Gr. nach Griechenland, später durch die Sarazenen und Mauren nach Italien und Spanien kam. Dem klassischen Altertum ist das Schach fremd geblieben, obschon die Griechen und Römer andere Brettspiele leichterer Art gekannt haben. Die allgemeine Verbreitung des S. im Occident, namentlich in Deutschland und Frankreich, erfolgte erst durch die aus dem Morgenlande heimkehrenden Kreuzfahrer. Die ersten Schriften über das Schach in seiner gegenwärtigen Gestalt gehören dem Anfange der neuern Zeit an. In Spanien, wo Lucena und Ruy Lopez (um 1500) über das Schach schrieben, entwickelte sich zuerst die theoretische und praktische Schachlitteratur, die dann zunächst in Italien (im 17. und 18. Jahrh.) von Meistern, wie Salvio, Carrera, Greco, später von Lolli und Ponziani weiter gepflegt wurde. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. beherrschte der franz. Meister Philidor das Gebiet des Schach. Sodann traten Anfang des 19. Jahrh. die Engländer in den Vordergrund, während in neuester Zeit die deutschen Meister für die besten Spieler wie Schriftsteller auf diesem Felde gelten.

Neuerdings hat das Schachspiel einen erneuten Aufschwung genommen. Mit der reichern Litteratur, die dasselbe immer mehr aus dem Kreise der einfachen Unterhaltungsspiele in die Sphäre der Wissenschaft erhebt, mußte naturgemäß auch ein größeres Interesse für dasselbe sich herausbilden. Jetzt bringen viele der größern Journale und Zeitungen Schachspalten mit Problemen oder Partien, in jeder hervorragendern Stadt besteht ein oder mehrere Schachklubs. Diese Schachgesellschaften traten nun wieder in Wechselbeziehungen zu einander, man veranstaltete Korrespondenzpartien, Wettkämpfe, schließlich internationale Turniere, an denen die Matadore der ganzen Welt sich beteiligen können. Diese glänzende Entwickelung des Schachspiels führte zur Begründung des Deutschen Schachbundes im J. 1879, welcher unter der umsichtigen Leitung des Generalsekretärs Zwanzig in Leipzig steht und jetzt 85 deutsche Schachklubs umfaßt. Berühmte Schachversammlungen fanden statt: zu London 1862 und 1883, zu Paris 1867 und 1878, zu Baden-Baden 1870, zu Wien 1873 und 1882, zu Leipzig 1877 und 1879, zu Wiesbaden 1880, zu Berlin 1881, zu Mailand 1881, zu Venedig 1883, zu Nürnberg 1883 und zu Hamburg 1885. Als praktische Meister sind in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. namentlich Labourdonnais, Mac-Donnel, Staunton, Saint-Amant, Bledow und Hanstein zu nennen. Späterhin waren es Anderssen und Morphy, die genialsten Spieler der Neuzeit, L. Paulsen, der berühmte Blindlingsspieler, Kolisch, bekannt durch seine Vorgabepartien, Zukertort, Steinitz, Blackburne, Bird, Mason, Mackenzie u. a. Von den namhaften Problemkomponisten, unter denen sich besonders C. Bayer auszeichnete, haben Problemsammlungen mit Kommentaren herausgegeben: J. Berger und S. Gold in Österreich, Max Lange, P. Klett, Kohtz und Kockelkorn, H. von Gottschall in Deutschland, Loyd in Nordamerika, Valle in Italien.

Litteratur. Das umfassendste und gründlichste Werk über das S. lieferte in neuerer Zeit Bilguer (s. d.), ein gutes Kompendium M. Lange (»Lehrbuch des S.«, 2. Aufl., Halle 1865; »Feinheiten des S.«, Lpz. 1865). Die Geschichte des S. behandelte Maßmann (s. d.), die Litteratur desselben A. Schmid, in neuerer Zeit A. van der Linde (»Geschichte und Litteratur des S.«, 2 Bde., Berl. 1874). Ferner sind als Schachschriftsteller hervorzuheben Lewis, von Heydebrand und der Lasa, Hirschbach, Berger, Minckwitz, Schallopp. Von großer Bedeutung ist die leipziger »Schachzeitung« geworden, welche von den besten Spielern und Schachkennern aller Nationen unterstützt wird.

Schacht nennt der Bergmann einen Grubenbau, welcher den Zweck hat, eine größere Teufe zu erreichen und deshalb mit geringen horizontalen Dimensionen und in senkrechter oder geneigter (flacher) Richtung abgeteuft wird. Der Schachtquerschnitt zeigt runde, quadratische, elliptische oder rechteckige Form; die Begrenzungsflächen heißen Stöße (langer, kurzer, nördlicher u. s. w. Schachtstoß). Die obere Öffnung eines S. heißt Hängebank, in den verschiedenen Sohlen liegen die Füllörter, das Tiefste ist der Schachtsumpf. Die Abteilungen eines S. für verschiedene Zwecke heißen Trümer (Fahr-, Förder-, Kunsttrum). Schächte werden hergestellt durch Abteufen oder Überhauen, die Verwahrung derselben geschieht durch die Schacht-

zimmerung und Schachtmauerung. (S. unter **Bergbau**, Bd. II, S. 805 fg.) Man hat saigere (Richtschächte) und flache oder tonnlägige Schächte; gebrochene Schächte haben wechselndes Fallen. Man kennt Haupt- und Neben- oder Hilfsschächte; Tageschächte, Stollenschächte oder Lichtlöcher gehen bis auf einen Stollen nieder; Tiefbauschächte; blinde Schächte gehen nicht bis zu Tage und dienen zur Verbindung einer Abbausohle mit einer tiefern; dieselben heißen auch Strecken-, Zwischen-, Durchschnitt-, Verbindungsschächte. Der Bestimmung nach unterscheidet man: Förder- (Treib-, Göpel-, Zieh-), Kunst-, Fahr-, Wetterschächte. Zu besondern Zwecken dienen: Seil- und Stangen-, Roll-, Brems- und Hänge-, Wassereinfallschächte.

Schachtbrunnen, s. unter **Brunnen**.

Schachtelhalme oder **Schafthalme**, Pflanzenarten, s. **Equisetaceen**.

Schachtelmohn, s. **Argemone**.

Schachtelwurm, s. unter **Blasenwürmer**.

Schächten (hebr. Schechitah), bei den Juden soviel wie ein Tier nach den Vorschriften des Talmud zu schlachten; die **Schächter** (Schochet) werden von den Rabbinern zum S. autorisiert. [S. 806.

Schachtförderung, s. unter **Bergbau**, Bd. II,

Schachtfuß, s. unter **Fuß** (Längenmaß).

Schachthut heißt die vorschriftsmäßig aus starkem Filz hergestellte Kopfbedeckung der Bergleute, für Beamte von besonderer Form.

Schachtkranz, die Mündung eines Schachtes, s. **Hängebank**.

Schachtmaß ist ein kubisches Maß für Sand und Steine, z. B. Schachtrute (preuß. = 4,4519 cbm).

Schachtmeister heißt ein Aufseher über eine Arbeiterabteilung bei Ausführung größerer Erdarbeiten, besonders beim Eisenbahn- und Kanalbau.

Schachtöfen sind Öfen, deren Arbeitsraum schachtartig, d. h. oben offen und mehr hoch als weit geformt ist. Teils zum Rösten, teils zum Schmelzen von Erzen und Hüttenprodukten verwendet, wird die für diese Hüttenprozesse erforderliche mehr oder weniger hohe Temperatur entweder dem Ofen von außen zugeführt durch außerhalb derselben angebrachte Feuerungen oder Benutzung von Gichtgasen, oder im Innern des Schachtes selbst erzeugt und zwar dadurch, daß die zu behandelnde Masse mit Brennmaterial schichtenweise von oben eingetragen und letzteres in Brand gesteckt wird. Je nachdem die Luft zur Verbrennung auf natürlichem Wege (Zug) oder künstlichem in den Ofen tritt, unterscheidet man **Zugschachtöfen** oder **Gebläseschachtöfen**. Erstere werden, weil in ihnen nur ein geringerer Hitzegrad hervorgebracht werden kann, fast nur zum Rösten verwendet (Beispiele für Eisen s. Tafel: **Eisenerzeugung, Fig. 1, 2, 3**; für Kupfer s. Tafel: **Kupfergewinnung, Fig. 3**). Die **Schachtöfen mit Gebläse**, wie solche zur Zugutemachung von Eisen, Kupfer, Blei, Silber, Zinnerzen gebraucht werden, sind von sehr verschiedener Konstruktion, allen gemeinschaftlich aber ist die **Aufgabeöffnung** (Gicht) am obern Ende des Schachtes, durch welche Erze und Brennmaterialien eingetragen werden, die **Stichöffnung** (Stich, Auge) am untern Ende des Schachtes zum Ablassen der geschmolzenen Massen und etwas darüber die Formöffnung zur Einführung der Gebläseluft. Der Größe nach teilt man die S. mit Gebläse ein in **Hohöfen**, **Halbhohöfen** und **Krummöfen**. (S. Tafel: **Öfen, Fig. 4 u. 5**.)

Schachtzimmerung, s. unter **Bergbau**, Bd. II, S. 805.

Schack (Adolf Friedr., Graf von), hervorragender Dichter, Litterarhistoriker und Übersetzer, geb. 2. Aug. 1815 zu Brüsewitz bei Schwerin, widmete sich 1831—38 zu Bonn, Heidelberg und Berlin dem Studium der Jurisprudenz, zugleich aber dem der verschiedenen europ. Litteraturen und der orient. Sprachen. Nachdem er seit 1838 eine Zeit lang beim Kammergericht zu Berlin gearbeitet, durchstreifte er Italien, Sicilien, Ägypten, Syrien und die Türkei, hielt sich dann in Griechenland auf und ging nach Spanien, um die dortigen Bibliotheken zu durchforschen. Nach Deutschland zurückgekehrt, trat er in die Dienste des Großherzogs von Mecklenburg, begleitete denselben als Kammerherr und Legationsrat auf seinen Reisen nach Italien und Konstantinopel, wurde hierauf zur Bundestagsgesandtschaft versetzt und ging 1849 erst als Bevollmächtigter bei dem Kollegium der Union, dann als Geschäftsträger nach Berlin, wo er dem Studium der orient. Sprachen, besonders des Sanskrit, Arabischen und Persischen, oblag. S. nahm 1852 als Geh. Legationsrat seine Entlassung aus dem Staatsdienste und ging zunächst auf seine Güter in Mecklenburg, reiste aber dann nach Spanien, wo ihn bis 1854 vorzugsweise Forschungen über die Geschichte und Kultur der span. Araber beschäftigten. Eine Einladung des Königs Maximilian II. von Bayern veranlaßte ihn hierauf zur Übersiedelung nach München. Zu S.s Hauptwerken gehört die «Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien» (3 Bde., Berl. 1845—46), die durch einen Band «Nachträge» (Frankf. 1854) vervollständigt wurde. An dasselbe schloß sich das «Span. Theater» (2 Bde., Frankf. 1854) an, Übersetzungen aus den dramatischen Dichtern der Spanier. Auch übersetzte er die «Heldensagen des Firdusi» (Berl. 1851) und «Epische Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi» (2 Bde., Berl. 1853). Dieselben erschienen später vereinigt (3. Aufl., Stuttg. 1876). Ferner veröffentlichte S. «Stimmen vom Ganges» (2. Aufl., Stuttg. 1877), eine Sammlung ind. Sagen, und den «Romancero der Spanier und Portugiesen» (mit Geibel, Stuttg. 1860). Ein Werk von eigentümlicher Bedeutung für die Litteratur- und Kunstgeschichte ist die «Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien» (2. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1877). In seinen «Gedichten» (3. Aufl., Stuttg. 1874) bekundet sich S. als ein Lyriker von Talent und Gedankenreichtum. Der Beifall, mit welchem diese Gedichte aufgenommen wurden, veranlaßten ihn, nach und nach noch eine Reihe, zum Teil in frühern Jahren entstandener Dichtungen herauszugeben: «Lothar» (2. Aufl., Stuttg. 1874), «Episoden» (3. Aufl., Stuttg. 1875), «Durch alle Wetter» (3. Aufl., Stuttg. 1875), das Trauerspiel «Die Pisaner» (2. Aufl., Stuttg. 1876), «Polit. Lustspiele» (2. Aufl., Stuttg. 1875), «Nächte des Orients oder die Weltalter» (2. Aufl., Stuttg. 1878), «Ebenbürtig» (Stuttg. 1876), das dramatische Gedicht «Heliodor» (Stuttg. 1878), «Weihgesänge» (Stuttg. 1878), «Strophen des Omar Chijam» (Stuttg. 1878), die Trauerspiele «Timandra» und «Atlantis» (Stuttg. 1879), das epische Gedicht «Die Plejaden» (2. Aufl., Stuttg. 1882), die Gedichtsammlung «Lotosblätter» (2. Aufl., Stuttg. 1883), das Trauerspiel «Gaston» (Stuttg. 1883), «Tag- und Nachtstücke» (Stuttg. 1884),

«Memnon» (Stuttg. 1885). Seine «Dramatischen Dichtungen» erschienen in 2 Bdchn. (Stuttg. 1879), seine «Gesammelten Werke» in 6 Bdn., Stuttg. 1882—83; 2. Aufl. 1885). Im J. 1876 erhob der Deutsche Kaiser S. in den erblichen Grafenstand, später ernannte ihn der Großherzog von Mecklenburg zum Wirkl. Geh. Rat mit dem Prädikat Excellenz. Die von S. gesammelte wertvolle Gemäldegalerie (Bilder von Genelli, Feuerbach, Böcklin, Schwind, Lenbach u. a.), worüber derselbe eine Schrift: «Meine Gemäldesammlung» (3. Aufl., Stuttg. 1884) veröffentlichte, bildet eine Sehenswürdigkeit Münchens. Vgl. Rogge, «Adolf Friedrich Graf von S. Eine litterar. Skizze» (Berl. 1882).

Schackenburg, Grafschaft, s. unter Tondern.

Schadchen oder Schadchan (jüdisch-deutsch), Ehestifter, Heiratsvermittler.

Schade (juristisch), s. Damnum.

Schade (Peter), s. Mosellanus.

Schädel (cranium), im weitern Sinne die Gesamtheit der Kopfknochen, im engern nur derjenige Teil des knöchernen Kopfes, welcher die Hülle (Kapsel) für das Gehirn bildet. Derselbe wird von den beim Menschen bald verwachsenden, sonst meist getrennten Stirnbeinen (ossa frontis, s. u. Stirn), den Scheitelbeinen (ossa parietalia, s. unter Scheitel), den Schläfenbeinen (ossa temporum, s. unter Schläfe), dem Keilbein (os sphenoideum, s. Keilbein), dem Hinterhauptsbein (os occipitis), welche beide letztere nach vollendeter Körperentwickelung in das Grundbein (os basilare) verschmolzen sind, und dem Siebbeine (os ethmoidale) gebildet. (S. die Tafel: Schädel des Menschen.) Die meisten dieser Knochen gehören zu den breiten, und alle nehmen teil an der Bildung der das Gehirn (s. d.) aufnehmenden Schädelhöhle (cavitas cranii). Sowohl untereinander als mit denen des Gesichts (s. d.), ausgenommen den Unterkieferknochen, sind sie durch unbewegliches Gelenk, vorzüglich durch die sog. Nähte verbunden, welche jedoch erst gegen das Ende der Kindheit zur Vollkommenheit gelangen, indem bei jüngern Kindern weiche, knorpelige Zwischensubstanzen, die sich später auf die sog. Fontanellen (s. d.) beschränken, vorhanden sind. Verschiedene Öffnungen der Schädelhöhle dienen zum Eintritt und Austritt von Gefäßen und Nerven; die größte von allen mündet in den Kanal der Wirbelsäule und wird durch das verlängerte Mark zum größten Teil ausgefüllt.

Die Entwickelung des S. und des Gehirns steht in innigster gegenseitiger Wechselbeziehung; während auf der einen Seite vorzeitige Verknöcherung der zwischen dem Schädelgrundbein befindlichen Knorpelmassen fast immer zu einer beträchtlichen Verkümmerung des Gehirns, zu Blödsinn und Kretinismus führt, bewirken auf der andern Seite Anhäufungen von Wasser oder Geschwülsten in den Hirnhöhlen oft eine enorme Vergrößerung des S., dessen einzelne Knochen dann dünn, weich und vorgewölbt sind und offene, große Fontanellen zeigen. Mannigfache Schädelgestaltungen bieten die Wirbeltiere, indem bei ihnen teils die Form der Schädelhöhle eine sehr verschiedene ist, teils die Schädelknochen selbst in Bildung und Zahl voneinander und von den menschlichen abweichen. Die vergleichende Betrachtung des Baues und der Entwickelung der Schädelknochen hat zu den wichtigsten Ergebnissen für die vergleichende Anatomie geführt, worunter namentlich der zuerst durch Goethe und Oken aufgestellte Satz gehört, daß der S. aus modifizierten Wirbeln besteht. Auch die S. der Menschen sind untereinander sehr verschieden, sowohl bei den einzelnen Menschenrassen als bei verschiedenen Personen eines und desselben Stammes. Hierauf hat jedenfalls die Form und Entwickelung des Gehirns großen Einfluß: diese Annahme bildet die Grundlage der von Gall begründeten Schädellehre. (S. Phrenologie.) Vgl. Virchow, «Menschen- und Affenschädel» (Berl. 1868); Welcker, «Untersuchungen über Wachstum und Bau des menschlichen Schädels» (Lpz. 1862).

Schädellehre, s. Phrenologie.

Schädelschwund, s. u. Englische Krankheit.

Schadenersatz, s. Damnum. — Schadenersatz für Tötungen und Körperverletzungen beim Betriebe von Eisenbahnen, Bergwerken u. s. w., s. unter Haftpflicht.

Schädliche Insekten, s. unter Insekten.

Schädlicher Raum heißt bei jeder Luftpumpe (s. d.) ein kleiner Raum, welcher zwischen dem Kolben und dem Cylinderventil oder dem Hahne bleibt und der vom möglichst weit hinabgedrückten Kolben nicht ausgefüllt werden kann. Die hier befindliche Luft besitzt die Dichte der äußern Luft. Wird der Kolben aufgezogen, so verbreitet sich diese Luft im Stiefel. Wenn nun die Luft im Recipienten nicht dichter ist, als diese im Stiefel befindliche verdünnte Luft, so hat die Verdünnung ihre Grenze erreicht. Weil in solcher Weise durch jene ursprünglich zwischen dem herabgedrückten Kolben und dem Cylinderventil befindliche Luft die Wirksamkeit der Luftpumpe beeinträchtigt wird, so nennt man den kleinen Raum, welcher anfänglich jene Luft enthält, den schädlichen. Nicht nur die Verdünnungs-, sondern auch die Verdichtungsluftpumpen haben einen schädlichen Raum. Aus diesem treten die Gase nur so lange in den Recipienten, als noch ihre Dichte größer ist als diejenige des zusammengedrückten Gases im Recipienten.

Schadow (Joh. Gottfr.), ausgezeichneter Bildhauer, geb. 20. Mai 1764 zu Berlin, zeigte schon früh Neigung zu den zeichnenden Künsten. Bei der Dürftigkeit seines Vaters, eines Schneiders, wurde das Interesse, welches der damalige Hofbildhauer Tassaert ihm zuwendete, sein Glück. Als Lehrling und Gehilfe dieses noch im Geiste des Rokoko arbeitenden Meisters lernte er sich in sein Fach ein, verließ jedoch plötzlich Berlin mit seiner Geliebten und verheiratete sich in seinem 21. Jahre mit derselben in Wien. Von dort wandte sich S. nach Italien. Unermüdet fleißig, arbeitete er 1785—87 in dem Museum des Vatikans und Kapitols, gewann in Rom den Preis im Concorso di Balestra und erhielt 1788 die durch den Tod Tassaerts erledigte Stelle in Berlin. Sein erstes großes Werk in Deutschland war das dem Grafen von der Mark, einem natürlichen Sohne Friedrich Wilhelms II., 1790 errichtete Denkmal in der Dorotheenkirche zu Berlin. Diesem folgten 1794 die Bildsäule Zietens in Husarenuniform; die Bildsäule Friedrichs d. Gr. in Stettin 1794; ein Gipsmodell in Lebensgröße, welches die nachmalige Königin Luise von Preußen und ihre Schwester, die nachmalige Königin von Hannover, in einer Gruppe darstellt; ferner 1800 die Bildsäule Leopolds von Dessau für den Wilhelmsplatz zu Berlin; mehrere Sandsteinarbeiten am neuen Münzgebäude daselbst; das Denkmal Tauenziens zu Breslau; die Blücher-Statue für

DER SCHÄDEL DES MENSCHEN.



Fig. I.

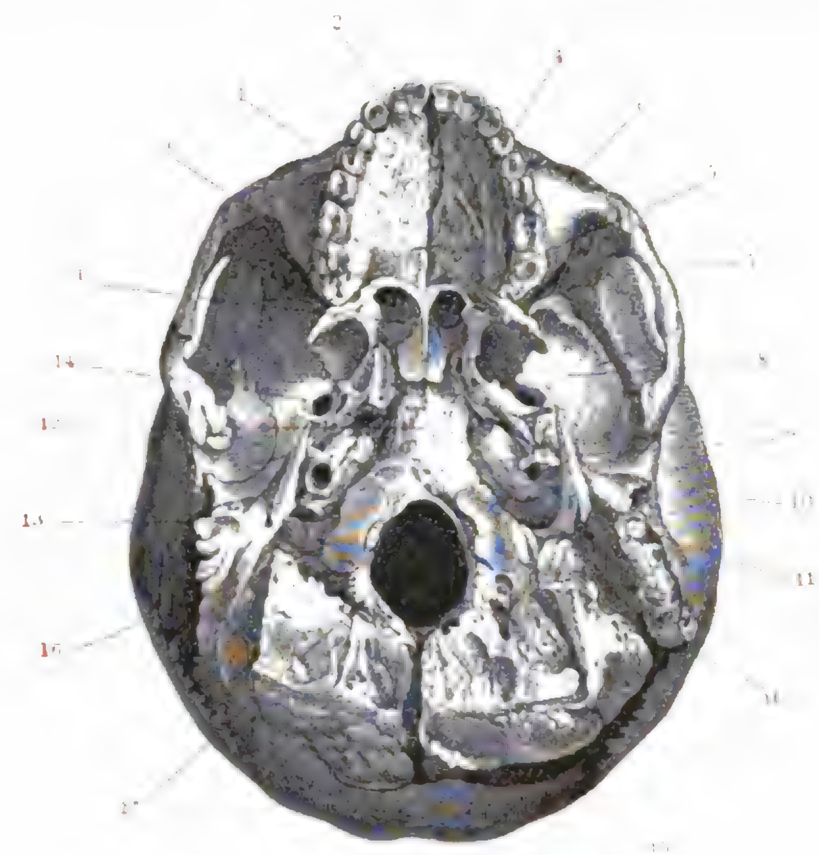


Fig. II.

Fig. I. Seitenansicht.

1. Stirnbein. 2. Scheitelbein. 3. Grofser Keilbeinflügel. 4. Schläfenbein. 5. Jochbein. 6. Oberkieferknochen. 7. Nasenbein. 8. Thränenbein. 9. Papierplatte des Siebbeins. 10. Unterkieferknochen. 11. Kinn. 12. Vordere Nasenöffnung. 13. Sehnervenöffnung. 14. Warzenfortsatz des Schläfenbeins. 15. Kranznaht. 16. Schuppennaht. 17. Oberer Augenhöhlenrand.

Fig. II. Untere Ansicht.

1. Gaumenfortsatz des Oberkiefers. 2. Zahnhöhlenfortsatz des Oberkiefers. 3. Oberkieferknochen. 4. Horizontaler Ast des Gaumenbeins. 5. Hintere Nasenöffnungen (Choanen). 6. Pflugschar. 7. Jochbogen. 8. Grofser Flügel des Keilbeins. 9. Griffelfortsatz des Schläfenbeins. 10. Schuppenteil des Schläfenbeins. 11. Warzenteil des Schläfenbeins. 12. Grundteil des Hinterhauptbeins. 13. Felsenteil des Schläfenbeins (mit dem Gehörorgan). 14. Ovales Loch des Keilbeins. 15. Hinterhauptteil des Hinterhauptbeins. 16. Gelenkteil desselben. 17. Grofses Hinterhauptloch (für den Durchtritt des Rückenmarks).

Rostock 1819; das Standbild Luthers in Wittenberg (1821). Das Viergespann auf dem Brandenburger Thor ist von ihm modelliert und von dem Kupferschmied Jury in Potsdam in Kupfer getrieben. Außerdem modellierte er noch viele vortreffliche Büsten berühmter Männer, die Reliefs um das Münzgebäude und in den Sälen des Schlosses zu Berlin, sowie verschiedene originelle Statuetten. Auch zu einem Denkmal für Friedrich d. Gr. lieferte er mehrere Modelle. Seit 1788 war er Rektor, seit 1816 Direktor der Akademie der Künste zu Berlin, der er bis an seinen Tod, 27. Jan. 1850, vorstand. Unter den neuern Bildhauern war S. einer der ersten, die eine kräftige, mit edelm Stil verbundene Charakterdarstellung zum Hauptziel ihres Schaffens nahmen; er wurde der Begründer der modernen Bildhauerschule Berlins. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Malerei» (Wittenb. 1815), «Polyklet, oder von den Maßen des Menschen nach dem Geschlecht und Alter» (Berl. 1834; 3. Aufl. 1877), «Nationalphysiognomien, oder Beobachtungen über den Unterschied der Gesichtszüge und die äußere Gestaltung des menschlichen Kopfes» (Berl. 1835; 2. Aufl. 1867), «Kunstwerke und Kunstansichten» (Berl. 1849). Aus seinem Nachlasse veröffentlichte Friedländer, «Gottfried S.s Aufsätze und Briefe» (Düsseld. 1864) und «Über einige Sätze Goethes u. s. w.» (Düsseld. 1864).

Sein ältester Sohn, Zeno Ridolfo S., geb. in Rom 9. Juli 1786, hatte sich unter der Leitung des Vaters und dann unter Thorwaldsen und Canova ausgebildet und starb zu Rom 31. Jan. 1822. Nächst mehrern Basreliefs, Büsten u. s. w. fanden besonders seine Marmorstatuen einer Sandalenbinderin und einer Spinnerin großen Beifall, die nach England kamen; beide sind mehrmals wiederholt, erstere auch für die Glyptothek in München.

Schadow (Wilh. Friedr. von), ausgezeichnet als Historien- und Porträtmaler, mehr noch als Leiter der Kunstakademie zu Düsseldorf, geb. zu Berlin 6. Sept. 1789, der zweite Sohn des vorigen, wurde zunächst durch seinen Vater und Fr. G. Weitsch gebildet und ging 1810 mit seinem Bruder Rudolf nach Rom, wo er sich den sog. «Nazarenern» anschloß und 1814 zum Katholizismus übertrat. Bei seiner Rückkunft nach Berlin 1819 wurde er zum Professor der Akademie ernannt. Von den Gemälden, die er damals fertigte, sind hervorzuheben: eine Anbetung der Könige für die Garnisonkirche zu Potsdam (1824), ein Altarblatt für die Kirche zu Schulpforta, sowie eine große Anzahl ausgezeichneter Porträts. Im J. 1826 wurde er Direktor der Kunstakademie zu Düsseldorf und es folgten ihm alle seine berliner Schüler, viele andere schlossen sich an. Im Geiste der ältern Meister begründete S. in Düsseldorf eine Schule, die außer der populären Geschichtsmalerei eine neue gemütvolle Gattung des Genrebildes und eine innige Auffassung der Landschaft pflegte und dadurch lange Zeit das Vorbild der modernen Malerei in Deutschland darstellte. Unter der ersten Generation der Düsseldorfer Schule, welche wesentlich seine Leitung genoß, waren Männer wie Lessing, Hübner, Sohn und Hildebrandt; ferner Schirmer, Scheuren, Preyer, Schrödter, Reinick, Stille, Däge, Rethel und Kretschmar. Zu S.s Leistungen in Düsseldorf gehört das durch Steindruck bekannte Bild der Mignon. Dann vollendete er für die Werdersche Kirche in Berlin eins seiner besten Werke, die vier Evangelisten. Es folgte das Bild von den klugen und thörichten Jungfrauen (im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M.). Dieses Gemälde, sowie der später für den König von Preußen gemalte Brunnen des Lebens und andere derartige Schöpfungen zeigen große Reinheit des Stils und zahlreiche Schönheiten des Einzelnen. Im J. 1843 wurde er als S. von Godenhaus in den preuß. Adelsstand erhoben. Der Zeit bis 1848 gehören von seinen Werken an: eine Himmelfahrt Mariä für die Paulskirche zu Aachen und eine allegorische Darstellung von Himmel, Fegfeuer und Hölle. Bei letzterm Bilde (in der Galerie in Düsseldorf) wurde S. vielfach durch ein Augenleiden unterbrochen, infolge dessen er erblindete. Durch eine glücklich vollzogene Operation aber erhielt er das Augenlicht wieder. Während seiner Krankheit diktierte er ein Buch: «Der moderne Vasari» (Berl. 1854), das biograph. Skizzen aus der neuern Kunstgeschichte enthält. S. starb 19. März 1862 zu Düsseldorf. Vgl. Hübner, «S. und seine Schule» (Bonn 1869).

Schadrinsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Perm, am linken Ufer des Isset, also schon jenseit des Uralgebirges gelegen, mit 11531 E., welche Pelze, Mützen und andere Kleidungsstücke verfertigen, Gerbereien und Branntweinbrennereien unterhalten, sowie bedeutenden Handel treiben.

Schaf und **Schafzucht**. Das Schaf gehört, wie das Rind, zu den hohlhörnigen Wiederkäuern (Ruminantia cavicornia), in der es eine eigene Gattung, Ovis, bildet. Zu derselben zählen: der südeurop. Mouflon (O. Musimon); das nordafrik. Mähnenschaf (O. tragelaphus); der mittelasiat. Argali (O. Argali); der tibetanische Katschgar (O. Polii); das nordamerik. Dickhornschaf (O. montana). Gezähmt und Gegenstand der landwirtschaftlichen Tierzucht ist das Hausschaf (O. aries), welches zahlreiche, hinsichtlich der Körperform und Haartracht verschiedene Unterarten und Rassen besitzt, deren Klassifizierung eine sehr verschiedenartige ist. Nach der Zahl der Schwanzwirbel kann man zwei Hauptgruppen unterscheiden: kurzschwänzige Schafe mit 13 oder weniger und langschwänzige Schafe mit 14—22 Schwanzwirbeln. Zur ersten Gruppe gehören unter andern die Heidschnucke, die Schafe Skandinaviens, Irlands, eine Reihe von Rassen in Centralasien, das Siling-, Barwal- und Kagoschaf, das Fettsteißschaf, dessen kurzer Schwanz durch ein bis 50 Pfd. schweres Fettpolster verdeckt wird, das Marschschaf der norddeutschen, holländ. und franz. Küste, sowie das afrik. Stummelschwanzschaf mit Fettpolster an der obern Hälfte des Schwanzes. Zu den langschwänzigen Schafen gehören: das Schaf der Levante, in Syrien, ferner das statt der Wolle Haare tragende Dinka- oder Mähnenschaf am Nil, sowie einige andere afrik. Schafrassen (Fezzan, Congo) und endlich alle übrigen, bisher nicht genannten europ. Rassen. Letztere, sowie die europ., bereits genannten Schafe lassen sich nach der Wolle, welche sie tragen und von welcher ihr wirtschaftlicher Wert in hohem Maße abhängig ist, einteilen in: filzwollige mit grobem Ober- und feinem Unterhaar; glanzwollige mit schlichtem, weniger grobem, aber einfachem Haar, und merinowollige mit weichem, gekräuseltem, mildem Haar. Zu den filzwolligen gehören: die mitteleurop. Höhenlandschafe (die Heidschafe Deutsch-

lands, Rußlands, Frankreichs, das Bergschaf der Schweiz u. s. w.), das Zaupelschaf in Schwaben und Bayern, das *Zackelschaf* (s. Tafel: *Schafrassen*, Fig. 1) in Ungarn, Moldau, Walachei, das Zigaryaschaf in Siebenbürgen; zu den glanzwolligen das Rhön-, Franken-, rheinische, hannov. Landschaf, das holländische Marschschaf, die engl. langwolligen Rassen (*Leicester* [Fig. 2], Lincoln, Cotswold ꝛc.) u. s. w. Zu den merinowolligen das tscherkessische Schaf, die englischen kurzwolligen, namentlich die *Southdowns* (Fig. 4) und die eigentlichen Merinos (s. d.), vgl. Fig. 3: *Negretti-* und *Rambouilletschafe*. Der bisher unbekannte Stammvater des Hausschafs ist nach den im Haustiergarten des landwirtschaftlichen Instituts in Halle ausgeführten Züchtungsversuchen der auf Corsica wild lebende Muflon.

Das Schaf ist gleichwie das Rind, über den größten Teil des Erdbodens verbreitet. Besonders empfindlich ist es gegen anhaltende Nässe und feuchte, saftige Nahrung. Es liebt die trockenen Höhenweiden, erhält sich noch in Vertikalregionen, wo das Rind seine Nahrung nicht mehr findet, und verträgt jedes mittlere Klima. Nach ihrem Nutzwert lassen sich im allgemeinen die Rassen und Schläge des mitteleurop. Hausschafs in folgende Klassen und Abteilungen stellen, wenn auch diese Unterschiede in neuerer Zeit durch sorgsame Züchtung der einzelnen Rassen mehr verwischt sind: A. Wollschafe, mit vorwiegender Wollproduktion, und zwar grobwollige Landrassen, wozu das mitteleurop. Landschaf, das Heideschaf (Schnucke), das Zackelschaf, das große Alpenschaf (Bergamasker) und das niederdeutsche Marschschaf gehören, und Feinwollschafe oder Merinos (s. d.). B. Fleischschafe, mit vorwiegender Fleischproduktion, und zwar engl. Fleischschafe, welche in langwollige und kurzwollige (Downrassen) zerfallen, und Mittelschläge für Woll- und Fleischproduktion, wozu das Halbblut von Merinos und Landschafen, die engl. Merinos und die Roussillonschafe gehören.

Die Schafe nützen durch ihre Wolle, ihr Fleisch, ihre Milch und ihren Dünger. Mit der erstern, dem wichtigsten Produkt, beschäftigt sich die *Wollkunde*. Die Farbe der Schafwolle ist weiß, gelb, gelbbraun, braun oder schwarz; für die Wollmanufaktur ist die weiße, welche beliebig gefärbt werden kann, die wertvollste. (S. *Wolle*.) Das *Fleisch* der Schafe bildet neben dem des Rindes den wichtigsten Teil der animalischen Nahrung des Menschen. Die Verwertung der *Milch* der Schafe zu Käse pflegt namentlich auf den Weiden höherer Gebirge, am Mont-Dor, in den Cevennen (Roquefortkäse) und Ardennen, ital. Alpen, Karpaten u. s. w. betrieben zu werden. Der *Schafdünger*, aus dem Stall oder vom Pferch (Hordenschlag, Übernachten der Schafherde auf einem umzäunten Felde), steht an Wert dem Rindviehdünger am nächsten. Das Schaf ist ein sehr weichliches Tier; es ist vielen Krankheiten unterworfen, von welchen die häufigsten sind: Blattern oder Pocken, Räude, Maul- und Klauenseuche, Blutschlag, Leberegelseuche, Durchfall und Ruhr, Trommelsucht, Traber- oder Knupperkrankheit, Drehkrankheit (vom Gehirnblasenwurm). Gewöhnlich haben nur die männlichen Schafe Hörner. Die Organisation des Gebisses und der Zahnwechsel ist beim Schaf der nämliche, wie bei allen Wiederkäuern. Im Alter von ungefähr 1½ Jahren ist das Schaf fortpflanzungsfähig. Die Trächtigkeitsdauer des Mutterschafs beträgt im Mittel 147 Tage. Bezüglich der Körperdimensionen und des Gewichts zeigen die einzelnen Rassen bedeutende Unterschiede; das lebende Gewicht variiert von 25 bis zu 150 kg. Nach Geschlecht und Alter der Schafe sind folgende Bezeichnungen im Gebrauch: für männliche Tiere: **Bock**, *Stär*, *Widder*; für kastrierte männliche Tiere: *Hammel*, *Schöps*, *Kappe*; für weibliche Tiere: *Mutterschaf*, *Zibbe* (Zippe); für junge Tiere bis zum ersten Jahre: *Lamm* (Bock-, Mutter- oder Zibbenlamm); dann nach dem ersten Jahre *Jährlinge*, auch (mit Bezug auf den Zahnwechsel) *Zweischaufler*; im dritten Jahre *Vierschaufler*, im vierten *Sechsschaufler*, darüber hinaus *Vollzähnige* oder *Abgeschobene*. Alsdann wird auch der Geschlechtsbezeichnung das Beiwort «alt» zugefügt; also «alte Böcke, alte Mütter». Das zum Abschaffen (Verkauf oder Schlachten) bestimmte ausgeschossene Vieh heißt *Merz-* oder **Brackvieh**; die zur Zucht nicht verwendeten oder nicht trächtig gewordenen Muttertiere heißen *Gelt-* oder *Güstvieh*.

Die *Schafzucht* ist nächst der Rindviehzucht der wichtigste Teil der landwirtschaftlichen Viehzucht. Die Engländer, die schon zur Zeit der Königin Elisabeth als Schafzüchter in Ruf standen, sahen besonders auf lange, zu Kammwollfabrikaten sich eignende Wolle und auf schmackhaftes, saftiges Fleisch, und hielten daher die Züchtung von Kammwoll- und Fleischschafen stets für vorteilhafter als die der Merinos, obgleich sie für Merinowolle jährlich große Summen ins Ausland senden. (S. *Merinos*.)

In neuester Zeit hat in Deutschland die feinwollige Schafzucht, welche bis zur Mitte des Jahrhunderts hier in hoher Blüte stand, bedeutend abgenommen, was seinen Grund in der gesteigerten Kultur durch Benutzung der Weideflächen zu Ackerland, besonders aber in den erheblich zurückgegangenen Preisen für Wolle hat, was auf die Konkurrenz der Kolonial- (namentlich australischen) Wollen zurückzuführen ist. Es hat sich deshalb die Schafzucht mehr auf die Erzeugung von Kammwolle und auf die Fleischproduktion geworfen. Zu letzterer werden namentlich die engl. Downschafe und die franz. Merinos verwendet. Kreuzungen dieser Rassen mit dem Landschaf bewähren sich sehr. Für die Nachzucht werden einem Stär im Durchschnitt 40—50 Mutterschafe entweder nach freier Willkür oder einzeln zugeteilt. Man unterscheidet frühe und späte Lammzeit; erstere fällt in den Februar und März, letztere in den Juli und August. Die späte oder die Sommerlammung gewährt den Vorteil, daß die Lämmer mit ihren Müttern auf freier Weide besser gedeihen und gesünder bleiben als die Wintergeburten. Die neugeborenen Lämmer sucht man schon nach einigen Wochen an das Fressen zu gewöhnen, damit sie weniger der Milch ihrer Mütter bedürfen und nach drei Monaten dieselbe ganz entbehren können. In dem ersten Sommer erhalten die jungen Schafe Heu oder Grünfutter, Klee, Luzerne, Esparsette ganz auf dem Stalle, wenn nicht in dessen Nähe besonders gute Weide für sie vorhanden ist. Zur Winterfütterung für Schafe eignen sich am besten Heu und Stroh, daneben Wurzel- und Knollengewächse, vorzüglich Kartoffeln, Getreidekörner und Ölkuchen. Obgleich die Schafe wenig Flüssiges zu sich nehmen, so darf ihnen das Saufen doch keinen Tag entzogen werden; reines Wasser ist ihnen am zuträglichsten.

SCHAFRASSEN.



1. Zackelschaf.



2. Dishley- (Leicester-) Rasse.



3. Negretti- und Rambouillet-Schafe.



4. Southdowns.

Fügt man demselben in der kalten Jahreszeit, um es wohlschmeckender zu machen, und während der Säugezeit, um die Milchabsonderung der Mutterschafe zu befördern, Ölkuchenmehl oder Getreideschrot hinzu, so muß solches mit Maß geschehen, weil übermäßiges Saufen schädlich werden kann. Die Schafschur und Wollwäsche geschieht auf zweierlei Weise. Entweder werden die Schafe vor dem Scheren geschwemmt, d. h. gewaschen (Rückenwäsche), oder sie werden ohne weiteres geschoren und die Wolle nachher gewaschen (Fabrikwäsche). Bei letzterm Verfahren leiden die Schafe, für die das Wasserbad stets angreifend ist, weniger, und es gewinnt daher die Praxis der Fabrikwäsche immer mehr Eingang. Die Schur erfolgt von Ende Mai bis gegen Juni bei einschürigen, zu Ende September zum zweiten mal bei zweischürigen Herden. Die Vliese müssen vor dem Zerreißen sorgfältig bewahrt, vollkommen getrocknet und gut emballiert werden.

Vgl. außer den Schriften von Koppe, Elsner, Löhner, Odel, André, Hamm, Körte, Mentzel, Schmidt: May, «Das Schaf» (2 Bde., Bresl. 1868); Reitzschütz, «Studien zur Entwickelungsgeschichte des Schafs» (Danz. 1876); Nathusius, «Vorträge über Schafzucht» (Berl. 1880); Bohm, «Die Schafzucht nach ihrem jetzigen rationellen Standpunkte» (2 Bde., Berl. 1883); Körte, «Das Fleischschaf, seine Züchtung und Haltung» (Bresl. 1885); Witt, «Die engl. Fleischschafrassen» (Lpz. 1886).

Schafarik (Šafařík, Paul Jos.), ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete der slaw. Sprache, Litteratur und Altertumskunde, geb. 13. Mai 1795 zu Kobelyarowo im nördl. Ungarn, von slowakischer Abstammung, studierte auf dem Lyceum zu Käsmark Philosophie, Theologie und ungar. Recht und sammelte slowakische Volkslieder, die später durch Beiträge anderer vermehrt erschienen (2 Bde., Pest 1823—27); auch versuchte er sich selbst in poetischen Arbeiten, die er zum Teil im Druck erscheinen ließ («Tatranská Muza», Leutschau 1814). Er studierte dann noch in Jena, wurde 1817 Hauslehrer in Preßburg, 1819 Professor und Direktor am serb. Gymnasium zu Neusatz. Im J. 1825 als Evangelischer des Direktorats enthoben, legte er 1833 auch die Professur nieder, lebte dann in Prag und schrieb zunächst seine «Slovanské starožitnosti» («Slawische Altertümer», Prag 1837; zweite, von Jos. Jireček besorgte Ausg. 1863; deutsch von Mosig von Ährenfeld, Lpz. 1842—44), sein bedeutendstes, bahnbrechendes Werk, in welchem die Geschichte der slaw. Stämme von ihrem ersten Bekanntwerden bis um 1000 n. Chr. zum ersten mal möglichst erschöpfend und kritisch dargestellt wird. Darauf erhielt er 1837 von der Regierung das Amt eines Censors, in welchem er bis 1847 verblieb, wurde 1841 Custos an der prager Bibliothek, 1848 Bibliothekar, verfiel kurze Zeit (1857) in Geistesstörung und starb 26. Juni 1861.

Von seinen Arbeiten sind zunächst noch besonders hervorzuheben seine «Geschichte der slawischen Sprache und Litteratur nach allen Mundarten» (Ofen 1826; Prag 1869) und «Slovanský Národopis» («Slawische Ethnographie», mit einer Sprachkarte, Prag 1842; 3. Aufl. 1849); ferner Arbeiten, betreffend die Sprache und Litteratur der Südslawen, «Serb. Lesekörner oder historisch-kritische Beleuchtung der serb. Mundart» (Pest 1833), «Památky dřevního písemnictví Jihoslovanův» («Denkmäler des alten Schrifttums der Südslawen», Prag 1851; 2. Ausg. 1873), «Geschichte der südslaw. Litteratur» (3 Bde., Prag 1864—65); zur böhm. Sprache und Litteratur: «Älteste Denkmäler der böhm. Sprache» (Prag 1840; mit Fr. Palacký) und «Počátkové staročeské mluvnice» («Anfangsgründe der altböhm. Grammatik», als Einleitung in den 1. Tl. der altböhm. Textsammlung «Výbor», Prag 1845); auf dem Gebiete des Glagolitismus: «Památky hlaholského písemnictví» («Denkmäler des glagolitischen Schrifttums», Prag 1853), «Prager glagolitische Fragmente» (Prag 1857), «Über die Heimat und den Ursprung des Glagolitismus» (Prag 1858). In seinem Nachlaß fanden sich unter anderm Materialien zu einer großartig angelegten Topographie der südl. Donauländer. Umfassende Biographien S.s schrieben sein Schwiegersohn J. Jireček in der «Österr. Revue» (III, 1865), im böhm. Konversations-Lexikon «Slovník Naučný» (Bd. 9, 1872) und sein Sohn Adalbert S. (geb. 26. Okt. 1829 in Neusatz), gegenwärtig Professor der Chemie an der böhm. Universität in Prag und hervorragender Fachmann.

Schafberg, Berg der österr. Kalkalpen (s. Alpen 31), erhebt sich an der Grenze von Salzburg und Oberösterreich zwischen dem Atter-, dem Aber- und dem Mondsee zu 1789 m über dem Meere und besteht aus höhlen- und petrefaktenreichem Alpenkalk. Inselartig zwischen drei Seen aufsteigend, bietet der S. eine umfassende Aussicht über die Gebirge und Seen des Salzkammerguts, die Steirischen und Salzburger Alpen, Oberösterreich bis zum Böhmerwald und Oberbayern bis zum Chiemsee und verdankt dieser die Bezeichnung als Rigi Österreichs. Der Gipfel, der ein Wirtshaus trägt, wird gewöhnlich in 3—4 Stunden von St. Gilgen oder St. Wolfgang am Abersee, seltener vom Mond- oder Attersee aus bestiegen. Eine Gebirgsbahn auf den S. ist beabsichtigt.

Schäfer (Heinrich), Geschichtschreiber, geb. 25. April 1794 zu Schlitz in Oberhessen, studierte in Gießen Theologie, wurde 1816 Hauslehrer in Darmstadt, 1819 Hilfsarbeiter bei der großherzogl. Bibliothek, an der er 1821 zum Sekretär und 1831 zum zweiten Bibliothekar ernannt ward. Anfang 1833 siedelte S. als Professor der Geschichte nach Gießen über, wo ihm 1864 die Direktion der Universitätsbibliothek übertragen wurde. In Darmstadt gab er «Ethnogr. Denkmale von Spanien» (Heft 1—5, Darmst. 1826—27) und eine deutsche Bearbeitung von Sempers «Betrachtungen über die Größe und den Verfall der span. Monarchie» (2 Bde., Darmst. 1829) heraus. Seine Hauptwerke sind die «Geschichte von Portugal» (5 Bde., Hamb. u. Gotha 1836—54) und «Geschichte von Spanien (Bd. 1, von Lembke, Hamb. u. Gotha 1831; Bd. 2 u. 3, 1844—67), welche beide der «Geschichte der europ. Staaten» von Ukert und Heeren angehören. S. starb zu Gießen 2. Juli 1869.

Schaefer (Joh. Wilh.), vorzüglicher deutscher Litterarhistoriker, geb. 17. Sept. 1809 zu Seehausen unweit Bremen, betrieb seit 1827 auf der Universität Leipzig philol. und histor. Studien. Im J. 1831 nach Bremen zurückgekehrt, erhielt er sogleich eine pädagogische Beschäftigung an der dortigen Hauptschule, wo er neben philol. Lektionen vorzüglich das Fach der Geschichte und der deutschen Litteraturgeschichte in den obern Klassen zu vertreten hatte. Dies veranlaßte ihn zunächst zu der Bearbeitung des «Grundriß der Geschichte der

deutschen Litteratur» (Brem. 1836; 12. Aufl. 1877), der mit großem Beifall aufgenommen wurde. Dem «Grundriß» folgten außer einigen philol. Arbeiten das «Handbuch der Geschichte der deutschen Litteratur» (Brem. 1842—44; 2. Aufl. 1855), «Tabellen zur Geschichte der deutschen Litteratur» (Lpz. 1853; 2. Aufl., Altona 1869), «Geschichte der deutschen Litteratur des 18. Jahrh.» (3 Bde., Lpz. 1855—57; 2. Aufl., herausg. von Munder, Lpz. 1885), die Umarbeitung von Osers «Geschichte der deutschen Poesie» (2 Tle., Lpz. 1859; 4. Aufl. 1879), «Litteraturbilder u. s. w.» (2 Tle., Lpz. 1860; 2. Aufl. 1873). Eine Sammlung einzelner litterarhistor. Abhandlungen veröffentlichte er unter dem Titel «Zur deutschen Litteraturgeschichte, kleine Schriften» (Brem. 1864). Besonders fühlte sich S. zur Erforschung der Geschichte unserer klassischen Litteraturperiode hingezogen. Er bearbeitete mit sorgfältiger Durchforschung der zerstreuten Quellen «Goethes Leben» (3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1877; eine holländ. Übersetzung von C. M. van Hees, mit einer Einleitung von Opzoomer, erschien in zwei Teilen zu Utrecht 1856). Eine gedrängte Darstellung von Schillers Leben gab die Schrift: «Schiller, eine biographische Schilderung» (Lpz. 1853). Als Dichter hat sich S. bekannt gemacht durch «Liebe und Leben» (Brem. 1851; 2. Aufl. 1858). Er starb 2. März 1880 in Bremen.

Schaefer (Arnold), namhafter Historiker, Bruder des vorigen, geb. 16. Okt. 1819 zu Seehausen bei Bremen, studierte zu Leipzig Philologie und Geschichte, ward 1842 Lehrer am Vitzthum-Blochmannschen Erziehungshause zu Dresden, 1850 Professor an der Landesschule zu Grimma. Hier verfaßte er das Werk: «Demosthenes und seine Zeit» (3 Bde., Lpz. 1856—58). Im J. 1858 ward er ord. Professor der Geschichte in Greifswald, 1865 in Bonn. Nach umfassenden Vorarbeiten in den Archiven zu Berlin, London, Paris und Wien gab er die «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (2 Bde., Berl. 1867—74) heraus. Außerdem veröffentlichte er unter anderm «De libro vitarum X oratorum» (Dresd. 1844), «De ephoris Lacedaemoniis» (Lpz. 1863), «De rerum post bellum Persicum usque ad tricennale foedus in Graecia gestarum temporibus» (Lpz. 1865), eine Sammlung kleiner Schriften unter dem Titel «Histor. Aufsätze und Festreden» (Lpz. 1873) und für Zwecke des Unterrichts «Geschichtstabellen zum Auswendiglernen» (1847 u. öfter), «Abriß der Quellenkunde der griech. Geschichte bis auf Polybios» (2. Aufl., Lpz. 1873). S. starb 20. Nov. 1883 in Bonn.

Schäfereigerechtigkeit hieß ehemals das dem Gutsherrn oder gewissen Gemeindegliedern zustehende Recht, Schafe auf den in der Gemeindemarkung liegenden Feldgrundstücken weiden zu lassen. (Vgl. Hutungsrecht.) Nicht zu verwechseln damit ist das Schäfereirecht, d. h. das dem Gutsherrn oder gewissen Gemeindemitgliedern ausschließlich zustehende Recht, Schafe halten zu dürfen. Beide Gerechtsame sind jetzt fast überall abgelöst. (S. Grundlasten.)

Schäferpoesie (Schäferroman, Schäferspiel), eine bestimmte Art der Idylle, welche ihre Helden in der Schäfer- oder Hirtenwelt sucht. Wenn die ältesten Vorbilder dafür schon im Alten Testament und in der Odyssee gefunden werden können, so gehört die Ausbildung als besondere Gattung doch erst solchen Zeiten an, deren sittliche und gesellschaftliche Verderbnis und Überbildung sich nach einfachern Sitten und Zuständen, ja womöglich zur erträumten Herrlichkeit des ursprünglichen Naturzustandes zurücksehnte. Theokrits Idyllen, welchen Bion und Moschus glücklich nacheiferten, gehören der alexandrinischen Zeit an; Virgils Eklogen dem Zeitalter des Augustus. Der erste eigentliche Schäferroman ist «Daphnis und Chloë» von Longus. Auch bei den Troubadours finden sich einzelne Anklänge der Schäferdichtung. Dagegen wurde diese Dichtung zur höchsten Kunst und reichsten Entfaltung bei den Italienern erhoben. Der Anfang liegt in Boccaccios Idylle «Ameto»; darauf folgte gegen das Ende des 15. Jahrh. des Neapolitaners Sannazaro «Arcadia». Tassos «Aminta» (1572) und Guarinis «Pastor fido» (1590) führten diese Motive mit Glück in das Drama ein. Aus Italien verpflanzte sich diese Dichtart nach Spanien und wurde hier eine Zeit lang von den vorzüglichsten Dichtern mit Vorliebe behandelt. Jorge de Montemayors «Diana», um die Mitte des 16. Jahrh. in span. Sprache geschrieben, ist der älteste regelmäßige Schäferroman. Cervantes gab in seiner «Galatea» eine seiner lieblichsten Dichtungen. Nach Frankreich hatte Nicolas de Montreux den Schäferroman mit seinen «Bergeries de Juliette» gebracht. Hier aber, wo bereits alles höfischer Ausschließlichkeit zueilte, ging der Schäferroman sogleich in den galanten Hofroman über. Der Gründer dieses neuen Zweigs ist der berühmte Roman Honoré d'Urfés von der Liebe zwischen Asträa und Seladon, dessen erster Teil 1609 erschien. Unter dem durchsichtigen Gewande galanter Schäfer und Schäferinnen gibt der Roman Anspielungen auf die nächsten Hofereignisse. Daher entwickelte sich hier auch sehr bald aus diesem Schäferroman der galante Hofroman des Herrn de la Calprenède und der Mademoiselle de Scudery. In England wurde der Schäferroman durch Philipp Sidneys «Arcadia» (1609) heimisch. In Deutschland ist die «Schäferei von der Nymphe Hercynia» von Martin Opitz eine Nachahmung Tassos und Guarinis. Der span. und franz. Schäferroman wurde hier viel in Übersetzungen verbreitet, und Dietrich von Werden und Philipp von Zesen versuchten Nachahmungen; doch gewann bald die Nachahmung des franz. Hofromans die Oberhand. Einen neuen Aufschwung gewann die Schäferdichtung im Zeitalter des Rokoko, namentlich auch im Lustspiel und Singspiel. Die Nachwirkungen sind bis auf Goethes Lustspiele und Singspiele zu verfolgen. Aus diesem Zeitgeschmack ist der Beifall zu erklären, welchen Geßners süßliche Idyllendichtung überall fand. Es gehört zu der mächtigen Einwirkung Rousseaus und der deutschen Sturm- und Drangperiode, daß allmählich diese Art von Dichtung in die ihr gebührenden Grenzen zurückgedrängt wurde.

Schäferstil oder Arkadianismus heißt der von Sir Philipp Sidney namentlich durch seinen Schäferroman «Arcadia» in die engl. Litteratur eingeführte Stil.

Schafeuter, Pilz, s. unter Polyporus.

Schaff (Philipp), deutsch-amerik. Theolog und Schriftsteller, geb. 1. Jan. 1819 zu Chur in der Schweiz, studierte in Tübingen, Halle und Berlin, bereiste dann Frankreich, die Schweiz und Italien und hielt 1842 theol. Vorlesungen in Berlin. Er verließ 1844 Deutschland und übernahm eine

Professur an das theol. Seminar zu Mercersburg in Pennsylvanien, zog 1863 nach Neuyork und wurde 1869 Professor am Union-Theological-Seminary zu Neuyork. Mehreremal besuchte er Deutschland; 1871 stand er an der Spitze der Allianzdeputation, welche sich zu Gunsten der baltischen Lutheraner verwandte. Von 1848 bis 1853 redigierte er den «Kirchenfreund» und war Mitredacteur der «Mercersburg Review». Von seinen zahlreichen Schriften verdienen Erwähnung: «Geschichte der alten Kirche», «Deutsches Gesangbuch, mit einer histor. Einleitung», «What is church history? A vindication of the idea of historical development», «St. Augustine, his life and labors», «History of the christian church» (3 Bde., Neuyork 1882—84), «Bibliotheca symbolica ecclesiae universalis» (3 Bde., Neuyork 1877) u. s. w. Mit Arth. Gilman zusammen veröffentlichte er «Library of religious poetry» (1882).

Schaeff., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Jakob Christian Schäffer, geb. 30. Mai 1718 in Querfurt, gest. als Superintendent in Regensburg 5. Jan. 1790 (Botaniker, Entomolog und Ornitholog).

Schaffelaar, Schloß bei Barneveld (s. d.).

Schäffer (August), Landschaftsmaler, geb. 30. April 1833 in Wien, besuchte die dortige Akademie seit 1852, wo Professor Steinfeld sein Meister war. Indes suchte er seine hervorragendste Anleitung im Studium der Natur, deren Erscheinungen er in seinen Gemälden in einer vornehmen Auffassung wiedergibt. Wald und Meeresküste sind seine eigentlichen Domänen. Im J. 1857 wurde sein erstes größeres Werk vom Österrreichischen Kunstverein erworben, auf der münchener ersten Deutschen Kunstausstellung errang sein Nordseestrand vielfache Anerkennung. Eine Reihe vortrefflicher Ölgemälde stellen Sujets aus den Alpen, andere solche vom Gestade der Adria dar; hervorzuheben sind: Meeresufer (kaiserl. Sammlung in Wien), der salzburger Friedhof (in Radierung herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst), Eichenwald in Ungarn u. s. w. Auf der ersten internationalen Kunstausstellung zu Wien 1881 fanden: Partie aus Laxenburg und Abend am Adriatischen Meer vielen Beifall. S. hat sich auch als Radierer im Landschaftsfache einen Namen gemacht. Früchte dieser Technik sind die beiden Prachtwerke Laxenburg und der kaiserl. Tiergarten bei Wien. S. ist Vizedirektor der kaiserl. Gemäldesammlung und Vorstand der Wiener Künstlergenossenschaft.

Schaffgotsch ist der Name einer der ältesten und angesehensten adeligen Familien in Schlesien und Böhmen. Das Geschlecht kommt urkundlich bereits 1278 vor und hieß ursprünglich Scoff, Schoff oder Schaff, bis die Nachkommen des Ritters Gotsch oder Gotthard Schaff, gest. 1420, um sich von den andern Linien zu unterscheiden, den Namen Schaffgotsch annahmen. Im J. 1592 wurden sie Freiherren und 1700 und 1703 in den böhm., 1708 in den Reichsgrafenstand erhoben. Sie teilen sich jetzt in die böhm. und in die schles. Linie. Jene ist in Böhmen und Mähren begütert; diese besitzt in Schlesien die freie Standesherrschaft Kynast nebst dem Badeort Warmbrunn und dem Dorfe Hermsdorf, wo das Schloß eine für die Geschichte und Topographie Schlesiens wichtige Bibliothek und andere Sammlungen enthält, und die Herrschaft Greifenstein im Kreise Löwenberg des Regierungsbezirks Liegnitz. Alle männlichen Mitglieder dieser Linie führen den Namen Gotthard, alle weiblichen den Namen Hedwig. Der jetzige Erblandhofmeister und Erbhofrichter ist der Graf Ludwig Gotthard von S., Reichsgraf und Herr der freien Standesherrschaft zu Kynast und erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses, geb. 4. Sept. 1842. Sein Vater, Graf Karl Gotthard von S., geb. 29. Mai 1794, bekleidete bis Ende April 1849 den preuß. Gesandtschaftsposten an den Höfen zu Toscana, Modena und Lucca und starb 29. Juni 1865. An der Spitze der böhm. Linie steht Franz de Paula, Graf Schaaffgotsche, geb. 22. Juni 1829, k. k. Kämmerer und Oberst a. D. Dessen Vater war Johann Franz de Paula, Graf Schaaffgotsche, geb. 30. Juni 1792, österr. General der Kavallerie, gest. 3. Nov. 1866.

Unter den Vorfahren ist besonders Johann Ulrich von S., geb. 1595 auf Kynast, zu erwähnen, ein treuer Anhänger der prot. Kirche. Als kaiserl. General und in Wallensteins Vertrauen wurde er in dessen Fall verwickelt und erlitt 23. Juli 1635 zu Regensburg den Tod durch Henkershand. Seine Kinder verloren die Stammherrschaft Trachenberg und wurden katholisch erzogen. Bekannt ist auch Graf Philipp Gotthard von S., den Friedrich d. Gr. 1744 zum Koadjutur und 1747 zum Fürstbischof von Breslau erhob, der aber durch sein Verhalten nach der Einnahme Breslaus im Siebenjährigen Kriege durch die Österreicher in Ungnade fiel und in der Verbannung erst 1795 starb.

Schaffhausen, der 12. Kanton der Schweiz, liegt, vom Großherzogtum Baden auf drei Seiten umschlossen, nördlich von den Kantonen Zürich und Thurgau auf dem rechten Ufer des Rheins und besteht aus drei getrennten Gebietsstücken mit einem Gesamtareal von 294 qkm, wovon 39 Proz. auf Waldungen, 4 Proz. auf Rebland, 53 Proz. auf Ackerland, Wiesen u. s. w. entfallen und 4 Proz. unproduktiv sind. Der Norden und Osten des Kantons wird von den Juraplateaus des Randen und des Reyath eingenommen; der Südwesten gehört zum Klettgau. Hauptfluß ist der Rhein, dem der Grenzfluß Wutach und die Biber zugehen. Der Kanton zählt (1880) 38348 E. meist deutscher Zunge und reform. Konfession (4154 Katholiken, 33 Israeliten), von denen 43,6 Proz. durch Urproduktion, 35,9 Proz. durch die Industrie, 10 Proz. durch Handel und Verkehr ernährt werden. Der Landbau liefert, namentlich im Klettgau, Getreide, Obst und Wein (Hallauer) im Überfluß. Bei der Viehzählung von 1876 besaß der Kanton 1044 Pferde, 9060 Rinder, 5948 Schweine, 4232 Ziegen, 1427 Bienenstöcke. Der Bergbau beschränkt sich auf die Ausbeutung zahlreicher Gips-, Kalk- und Sandsteinbrüche und ergiebiger Thongruben. Die Industrie hat, seitdem die Wasserkraft des Rheins durch Turbinenanlagen und Drahtseiltransmissionen für gewerbliche Zwecke nutzbar gemacht worden ist, einen bedeutenden Aufschwung genommen. Ihre Hauptzweige sind die Eisen- und Stahlwarenfabrikation, die Wollspinnerei und die Uhrmacherei. Dem Handel dienen die Kantonalbank und mehrere Privatbanken der Hauptstadt, die Linien Konstanz-S.-Basel der Badischen Staatsbahnen und S.-Winterthur-Zürich der Schweizer Nordostbahn, sowie die

Dampferlinie Konstanz-S. Dank dem Rheinfall bei Laufen ist auch der Touristenverkehr ein sehr lebhafter. Die wichtigsten Wohnplätze sind außer der Hauptstadt das Weindorf Unter-Hallau (s. Hallau), der Marktflecken Schleitheim (2373 E.), das industrielle Dorf Neuhausen (1862 E.) am Rheinfall und das Städtchen Stein am Rhein.

Die Verfassung (von 1876) ist demokratisch. Gesetzgebende Behörde ist der Große Rat, je ein Mitglied auf 500 E., vollziehende der Regierungsrat (acht Mitglieder). Das Referendum ist in Finanzfragen obligatorisch, in den andern Angelegenheiten fakultativ; überdies steht dem Volke das Recht der Initiative zu Gesetzen auf Begehr von 1000 stimmfähigen Bürgern zu. In administrativer Hinsicht zerfällt der Kanton in sechs Bezirke mit zusammen 36 Gemeinden. Jede Gemeinde besitzt ein Friedensrichteramt, jeder Bezirk ein Bezirksgericht, höchste Instanz ist das Obergericht. Das reine Staatsvermögen betrug 1884: 11257350 Frs., die Einnahmen der Staatskasse 571380 Frs., die Ausgaben 567480 Frs. Die reformierte Kirche steht unter der Synode und dem Kirchenrat, die katholische unter dem Bischof von Basel. Das Schulwesen ist wohlgeordnet. Die höchste Lehranstalt ist das Gymnasium der Hauptstadt. In militärischer Hinsicht gehört S. zum Stammbezirk der 6. Division. Das Wappen ist ein gekrönter schwarzer Widder im goldenen Felde.

Die Geschichte des jetzigen Kantons S., dessen Gebiet nach der Karolingischen Gaueinteilung dem Klettgau und dem Höhgau angehörte, ist im wesentlichen diejenige seiner Hauptstadt. Dieselbe verdankt ihre Entstehung einer Fischer- und Schifferniederlassung, die sich wahrscheinlich im 8. oder 9. Jahrh. um die letzte Fähre (Scapha = Fähre, Kahn) oberhalb des Rheinfalls bildete, 1052 durch die Gründung der Abtei Allerheiligen größere Bedeutung erlangte und zuerst 1190 als Stadt erwähnt wird. Im J. 1264 erhielt die Stadt die Reichsfreiheit, wurde aber 1330 vom Reiche an Habsburg verpfändet, von dessen Herrschaft sie sich 1419 loskaufte; 1454 schloß sie mit den Eidgenossen ein Bündnis ab, das 1479 erneuert wurde, und 1501 wurde sie als 12. Ort in den Bund aufgenommen. Nachdem S. 1529 die Reformation eingeführt, erwarb es durch Säkularisation und Kauf sein Landgebiet, das von dem zünftig-aristokratischen Stadtregiment durch Landvögte verwaltet wurde. Durch den Umsturz der alten Eidgenossenschaft 1798 wurde dieses Unterthanenverhältnis beseitigt und Stadt und Land der Helvetischen Einheitsrepublik zugeteilt, bis die Mediationsakte von 1803 dem Kanton die frühere Selbständigkeit wiedergab und sein Gebiet durch die Stadt Stein am Rhein vergrößerte. Durch die Restaurationsverfassung von 1814 wurden die Vorrechte der Stadt gegenüber dem Lande teilweise wiederhergestellt, was zu öftern Unruhen und im Jan. 1831 zum Aufstand des Landvolks, Beseitigung der städtischen Privilegien und Einführung einer neuen repräsentativ-demokratischen Verfassung führte. Seither hat sich der Kanton im demokratischen Sinne weiter entwickelt und durch die Verfassungsrevision von 1876, welche das fakultative Referendum und die Initiative einführte, den Übergang von der repräsentativen zur reinen Demokratie eingeleitet. Bei den Abstimmungen über die Revision der Bundesverfassung 1872 und 1874 stimmte S. beidemal mit starker Majorität für Revision.

Litteratur. Imthurn, «Der Kanton S., historisch, geographisch und statistisch» (St. Gallen 1840); «Beiträge zur vaterländischen Geschichte, herausg. von der Historisch-Antiquar. Gesellschaft» (Schaffh. 1863 fg.); Rüeger, «Chronik der Stadt und Landschaft S.» (2 Bde., Schaffh. 1880—84); S. Pletscher, «S. und Umgebung» (Zür. 1882).

Schaffhausen, Hauptstadt des schweiz. Kantons gleichen Namens, liegt von Reben- und Waldhügeln umgeben 398 m über dem Meere, 37 km nordnordöstlich von Zürich am rechten Ufer des Rheins, der hier 2 km oberhalb seines großen Falles (s. Laufen) einige Stromschnellen, die «Lächen» bildet, und zählt (1880) 11795 meist reform. E. (2947 Katholiken, 23 Israeliten), deren Haupterwerbsquellen neben Handel und Kleingewerbe die Fabrikation von Eisen- und Stahlwaren, Maschinen, mathem. und physik. Instrumenten, die Uhrmacherei, die Töpferei, die Woll- und Kammgarnspinnerei, die Fabrikation von Verbandstoff, Bindfaden u. s. w. sind. Die Stadt ist gut gebaut mit breiten Straßen und geräumigen Plätzen und besitzt zahlreiche alte, mit Erkern, Türmen, Skulpturen und Fresken geschmückte Giebelhäuser, meist Bauten des 16. und 17. Jahrh. Die bemerkenswertesten öffentlichen Gebäude sind das roman. Münster, eine Säulenbasilika aus dem 11. Jahrh. mit der als kath. Kirche dienenden St. Annakapelle, die got. Johanniskirche, das Rathaus, das Kornhaus und die alte Kaserne, stattliche Renaissancebauten des 17. Jahrh., das Museum mit der Stadtbibliothek (26700 Bände), der naturhist. und der antiquarischen Sammlung, das Imthurneum (Theater, Konzertsaal, Kunstmuseum), 1864 von dem aus S. gebürtigen Londoner Bankier Imthurn der Stadt geschenkt, das Gymnasium, die Mädchenschule, das Waisenhaus und das Krankenhaus. Am Ostende ragt auf einem Hügel der Munoth auf, ein gewaltiger kreisrunder Festungsbau des 16. Jahrh. Am Westende liegt die Promenade Fäsenstaub mit dem Denkmal des berühmten Historikers Joh. von Müller. Den besten Anblick der Stadt, die von allen Schweizerstädten am treuesten den Charakter der altschwäb. Reichsstadt bewahrt hat, gewähren das S. gegenüber am linken Rheinufer gelegene züricher Dorf Feuerthalen, zu dem zwei Brücken hinüberführen, und am rechten Ufer die Villa Charlottenfels, deren Erbauer, der Uhrenfabrikant H. Moser (1805—1874), auch der Schöpfer der großartigen Wasserwerke im Rhein ist, welchen die schaffhausische Industrie ihren Aufschwung verdankt. Verkehrslinien, Geschichte und Litteratur s. unter Schaffhausen (Kanton).

Schäffle (Albert Eberhard Friedr.), Nationalökonom und österr. Staatsmann, wurde 24. Febr. 1831 zu Nürtingen in Württemberg geboren und besuchte 1844—48 das evang. Seminar in Schönthal, sodann die Universität Tübingen. Von 1850 bis 1860 war er bei der Redaction des «Schwäb. Merkur» in Stuttgart thätig und erhielt Herbst 1860 eine ord. Professur der polit. Ökonomie und Staatswirtschaft an der tübinger Hochschule, in welcher Stellung er blieb, bis er 1868 für die gleichen Fächer an die Universität nach Wien berufen wurde. Von 1862 bis 1865 gehörte S. dem württemb. Landtage und 1868 dem Deutschen Zollparlament an, in welchem letztern er entschieden zu der süddeutschen Fraktion hielt und sich gegen Preußen erklärte. Bei der Bildung des österr. Kabinetts Hohenwart übernahm S. 7. Febr. 1871

das Ministerium des Handels, zugleich auch zeitweilig die Leitung des Ackerbauministeriums und galt als die Seele des ganzen Kabinetts, mit welchem er auch bei der immer drohender werdenden Verwickelung des böhm. Ausgleichplans 26. Okt. 1871 seine Entlassung einreichte und 30. Okt. erhielt. Seitdem lebt er in Stuttgart. S. nimmt eine selbständige Stellung unter den Vertretern der ethisch-sozialpolit. Richtung ein und hat auch auf dem rein theoretischen Gebiete anerkennenswerte Leistungen aufzuweisen. Manche betrachteten ihn wegen seiner «Quintessenz des Sozialismus» (Gotha 1874, 8. Aufl. 1885) als eigentlichen Sozialisten. Doch ist er in der Schrift «Die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie» (Tüb. 1885) solchen Mißverständnissen entgegengetreten. Von seinen zahlreichen Schriften sind noch hervorzuheben: «Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirtschaft» (3. Aufl., 2 Bde., Tüb. 1873), «Die nationalökonomische Theorie der ausschließenden Absatzverhältnisse» (Tüb. 1867), «Kapitalismus und Sozialismus» (Tüb. 1870), «Bau und Leben des sozialen Körpers» (2. Aufl., 4 Bde., Tüb. 1882), «Grundsätze der Steuerpolitik» (Tüb. 1880), «Gesammelte Aufsätze» (2 Bde., Tüb. 1885). S. ist auch Mitherausgeber der tübinger «Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft», für die er viele Beiträge liefert.

Schäfflertanz oder Böttchertanz, ein in München aller sieben Jahre (1879, 1886 u. s. f.) am Dreikönigstage (6. Jan.) stattfindender feierlicher Aufzug mit Tanz der Böttcher (Schäffler) in altdeutscher Tracht, zum Andenken an die Seuche von 1517, während welcher die Böttcher einen öffentlichen Aufzug mit Musik zur allgemeinen Ermutigung veranstalteten.

Schaffot, s. Schafott.

Schafgarbe, Pflanzenart, s. Achillea.

Schafhaut (Schafhäutchen), die Hüllenhaut des Embryo der höhern Wirbeltiere, s. Amnion.

Schafhäutl (Karl Franz Emil von), namhafter deutscher Physiker, Geolog und Musiktheoretiker, geb. 26. Febr. 1803 zu Ingolstadt, widmete sich dem Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie und Physik, und wurde 1827 Scriptor an der königl. Bibliothek zu München. Seine ersten Abhandlungen betrafen das Wesen des musikalischen Tons und den Bau der musikalischen Instrumente, sowie die Natur des Schmiedeeisens und Stahls, und erschienen unter dem Pseudonym Emil Pellisov. Im J. 1834 wandte sich S. nach England, wo er später zu Swansea ein Laboratorium errichtete. S. erfand unter anderm in England 1836 die erste Puddelmaschine, um Schmiedeeisen anstatt durch Hilfe von Menschenhänden durch Maschinenarbeit zu bereiten, entdeckte zuerst die Anwesenheit des Stickstoffs im Eisen (1838) und konstruierte einen Vibrationsphotometer (1840). Seine Abhandlung «Über die Ursachen der Dampfkesselexplosionen» (1841) erwarb ihm die große silberne Telford-Medaille. Im April 1841 kehrte S. nach München zurück, wo er 1842 als Mitglied in die Akademie aufgenommen wurde und das geognost. Kabinett gründete, dessen Konservator er wurde. Im J. 1843 erhielt er die Professur der Geognosie, Bergbau- und Hüttenkunde, wurde 1847 zugleich zweiter Vorstand des Polytechnischen Vereins für Bayern und 1849 Oberbibliothekar. Auf den Ausstellungen zu London (1851) und München (1854) war er als Juror und Verfasser des Kommissionsberichts über musikalische Instrumente thätig. Mit besonderm Eifer widmete sich S. der Erforschung des bayr. Alpengebiets, deren geognostische und paläontologische Ergebnisse er teils in Leonhards und Bronns «Jahrbuch», teils in den «Geognost. Untersuchungen des südbayr. Alpengebirges» (Münch. 1851) und «Südbayerns Lethaea geognostica» (Lpz. 1863, mit Atlas) niederlegte. Hieran schlossen sich die wichtigen Abhandlungen «Die Geologie in ihrem Verhältnis zu den übrigen Naturwissenschaften» (1843) und «Die neuesten geolog. Hypothesen und ihr Verhältnis zur Naturwissenschaft überhaupt» (1844). Daneben beschäftigte er sich mit technisch-akustischen und musikalischen Untersuchungen und erfand unter anderm ein Universal-Vibrationsphotometer, ein Phonometer (1853) und ein Taschenphonometer (1860). Einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Kirchenmusik lieferte er in der Schrift: «Der echte gregorianische Choral in seiner Entwickelung bis zur Kirchenmusik unserer Zeit» (Münch. 1869).

Schafkamel, s. Lama.

Schafkopf, deutsches Kartenspiel, welches je nach der Gegend in sehr verschiedener Weise gespielt wird; doch wird der Gewinn allgemein nach der Zahl der in den gemachten Stichen enthaltenen Augen entschieden und zählt bei 61 Augen einfach, bei 91 Augen doppelt. Die Wenzel überstechen alle andern, auch die Trumpfkarten. Als Wenzel gelten hier die vier Unter (Buben), dort die vier Ober (Damen), anderwärts alle Unter und Ober, bei einer andern Spielweise die vier Unter nebst Eichel- und Grünober. Die Wertfolge der Wenzel nach der Farbe ist die gewöhnliche (Eichel, Grün, Rot, Schellen). In einigen Spielweisen ist Schellen immer Trumpf. S. kann von vier, drei, sechs oder acht Personen und mit einem oder mit zwei Kartenspielen gespielt werden. Eine Verschmelzung des Solo mit S. ist der wendische Schafkopf zu vier Personen mit sechs Wenzeln. Eichelober heißt hier «der Alte», Grünober «die Baste».

Schaflaus (Melophagus ovinus), ein zur Familie der Lausfliegen gehöriger, brauner Parasit der Schafe, dessen flügelloser Körper 5,2 mm lang ist.

Schaflinse oder bunte Kronenwicke, s. u. Coronilla.

Schafott (Schaffot, vom frz. Échafaud), Blutbühne oder Blutgerüst, die erhöhte Richtstätte, auf welcher die Hinrichtung (s. d.) von Verbrechern stattfindet.

Schafpocke, s. unter Kuhpocke.

Schafquese, s. unter Drehkrankheit.

Schafschwingel, Grasart, s. u. Festuca.

Schafstädt (Schafstedt), Stadt im preuß. Regierungsbezirk und Kreis Merseburg, am Ursprung der Laucha, zählt (1885) 2661 E. und hat ein Rittergut, eine Zuckerfabrik, eine Eisengießerei und Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen, Ziegeleien, Steinbrüche und Ausfuhr von Getreide und Fettvieh.

Schafstelze, Vogel, s. unter Bachstelze.

Schaft, in der Weberei soviel wie Flügel (s. d.); in der Nadelfabrikation bezeichnet man mit Schaft die Drahtstücke von der zwei-, drei- oder vierfachen Länge der herzustellenden Nähnadeln oder Stecknadeln; ferner heißt so der rückwärtige Teil eines Schloßriegels oder der cylindrische Teil eines nicht hohlen Schlüssels.

Schaftcelte, s. unter Celte.
Schäften, s. Kopulation (pomolog.).
Schafthalme, s. Equisetaceen.
Schaftmörser, s. Hakenmörser.
Schafwasser, s. Fruchtwasser.
Schafwolle, s. unter Wolle.
Schafzecke, s. unter Zecke. Bisweilen wird fälschlich auch die Schaflaus so genannt.
Schafzucht, s. Schaf.
Schaguna (Andreas, Freiherr von), griech.-kath. Erzbischof von Hermannstadt (Siebenbürgen), geb. 1. Jan. 1809 in Miskolcz, studierte anfänglich Jurisprudenz, wendete sich dann dem theol. Berufe zu und trat 1833 in das serb. Kloster Hoppova. Er wurde bald Sekretär des serb. Metropoliten in Karlowitz, dann Konsistorialnotar und Professor und 1846 Generalvikar der rumän. Diöcese in Hermannstadt, zu deren Bischof er 1848 ernannt wurde. Seinen Bemühungen verdankt das rumän. Volk in Ungarn und Siebenbürgen einen erheblichen Aufschwung. Ihm gelang auch die Erhebung seines Bistums zum Erzbistum und zur selbständigen Metropolie (24. Dez. 1864), sowie die Trennung der griech.-orient. Rumänen von der geistlichen Jurisdiktion der serb. Patriarchie in Karlowitz. Er war ein eifriger Anhänger des einheitlichen Österreich und der habsburgischen Dynastie. Er starb 29. Juni 1873. S. hat auch zahlreiche theol., kirchenhistor. und kirchenrechtliche Schriften in rumän. Sprache verfaßt.
Schâh ist in der pers. Sprache der allgemeinste Name für den Beherrscher eines Landes, sowohl für den unabhängigen Souverän als für den lehnspflichtigen Vasallen, überhaupt für alles Große und Ausgezeichnete. Als Titel des Königs von Persien, des Sultans, des Großmoguls u. s. w. wird aber jetzt die zusammengesetzte Form Pâdischâh (s. d.), der beschützende, mächtige Herrscher, gebraucht.
Schahi, pers. Rechnungs- und Scheidemünze, der 200. Teil eines Toman zu 9,50 Mark.
Schâhnâmeh («Königsbuch»), episches Gedicht des Firdusi (s. d.).
Schajak, ein meist blau gefärbtes, von Bulgaren gefertigtes wollenes Tuch; die Fabrikation ist ein Haupterwerbszweig der Bulgaren.
Schakal heißt eine zur Gattung Hund gehörige kleine Gruppe nächtlich lebender Raubtiere, welche zwischen den Wölfen und Füchsen steht. Sie sind von gestrecktem Bau, selten höher als 50 cm, haben scharf zugespitzte Ohren, kleine Augen mit runder Pupille, lange Bartborsten und ein ziemlich grob behaartes, gelbes oder braungelbes, stellenweise schwarzgrau überlaufenes Fell, tragen den buschigen Schwanz horizontal und verbreiten einen sehr übeln Geruch um sich. Die S. leben gesellig, legen unterirdische Baue an und sind seit alten Zeiten wegen ihres eigentümlichen nächtlichen Geheuls berüchtigt, welches einen melancholischen, unheimlichen Eindruck macht. Erst mit Eintritt der Dämmerung verlassen sie ihre Schlupfwinkel und streifen die ganze Nacht nach Nahrung umher. Dabei dringen sie selbst in die Städte, wo sie die Abfälle zusammensuchen, berauben Hühnerställe und Vorratshäuser und wühlen sich Zugänge zu allen nicht sehr sorgfältig eingerichteten Gräbern. Auch suchen sie schwache Säugetiere und Vögel zu beschleichen, nähren sich aber nötigenfalls auch von Pflanzenwurzeln und sind besonders Liebhaber der Weintrauben.

Der gemeine Schakal (Canis aureus), der wahrscheinlich durch Mischung und direkt Stammvater mehrerer Rassen von Haushunden wurde, ist bis 90 cm lang, oben graugelb, unten und an den Beinen rostgelb, an der Außenseite der Ohren fuchsrot und hat einen bis zu den Fersen reichenden, 26 cm langen und an der Spitze schwarzen Schwanz. Er ist von den dalmatischen Inseln an über Griechenland, die Türkei, Südrußland, Kleinasien, Persien, Indien und fast ganz Afrika verbreitet und zeigt viele Spielarten, je nach dem Wohnort. Die in der Bibel unter dem Namen Schual erwähnten Tiere (die Füchse Simsons nach Luthers Übersetzung) gehören gleichfalls zu den gemeinen S. Er ist ein zudringliches, aber feiges Tier und den Menschen nicht gefährlich. (S. Tafel: Wilde Hunde und Hyänen, Bd. IX, S. 464, Fig. 2.)
Schakenkette, eine Kette aus länglich-ringförmig zusammengebogenen, gelöteten oder geschweißten Gliedern (Schaken). S. unter Kette.
Schalders, Badeort bei Brixen (s. d.).
Schale, Form des Helms (s. d.).
Schale, der gespaltene Huf des wiederkäuenden Wildes.
Schalenguß, s. Hartguß.
Schalenkuppelung, s. unter Kuppelung.
Schalenobst, s. unter Obst.
Schalfrüchtchen, soviel wie Karyopse.
Schalk, ein durch alle german. Sprachen gehendes Wort, bezeichnete im Gotischen einen Knecht, im strengen, harten Sinne. Aber schon im Althochdeutschen milderte sich die Bedeutung so weit, daß es als Benennung verschiedener Arten der Dienerschaft gebraucht wurde, von denen seniscalc, buchstäblich: der älteste Diener, und mariscalc, der Aufseher über die Pferde, durch die Übertragung des Namens auf fränk. Hofämter und durch spätere roman. Vermittelung in ihren heutigen Formen Seneschall und Marschall zu besonders auszeichnender Geltung gelangt sind. Doch erhielt sich bis in mittelhochdeutsche Zeit daneben noch die Bedeutung «leibeigener Knecht», und während sich die mildere Bedeutung «Diener» wieder verlor, machte sich eine andere Art geltend: ein Mensch von knechtischer, von roher, boshafter Gesinnung, ein schadenfroher Bube, ein Taugenichts. In letzterm schon der altnord. Sprache geläufigen Sinne wird das Wort auch in der Lutherschen Bibelübersetzung und in andern gleichzeitigen Schriften gebraucht, sowohl für sich als in Zusammensetzungen, wie Schalksknecht u. dgl. Aber auch diese Bedeutung milderte sich wieder, und die bereits in mittelhochdeutscher und mittelniederländ. Sprache gangbare Bedeutung des Beiwortes schalc oder scalc, ränkevoll, schlau, gab, auf das Hauptwort übergreifend, diesem seine noch jetzt übliche Bedeutung «einer Person, die mit Heiterkeit und Freude jemand einen Possen spielt» (Goethe). Diesen Sinn hat das Wort auch in der Zusammensetzung Schalksnarr, wodurch die Eulenspiegeleien von andern Arten der Narrheit unterschieden werden. So ist es nun jetzt am nächsten verwandt dem Schelm, in dessen heutiger Bedeutung eines auf feine und listige, meist aber zugleich auch scherzhafte Streiche ausgehenden Menschen. Auch das Wort Schelm hat seine Bedeutung sehr geändert, da dasselbe im Althochdeutschen Seuche, dann gefallenes Vieh, darauf gegen Ende der mittelhochdeutschen Zeit einen listigen, ehrlosen Betrüger bezeichnete und erst in neuhochdeutscher Sprache seine jetzige Bedeutung gewann.

Schalkau, Stadt in Sachsen-Meiningen, Kreis Sonneberg, links an der Itz, am Thüringerwalde, zählt (1880) 1645 E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat Sandsteinbrüche, Schafzucht, Kunstweberei, Fabrikation von Spielwaren für sonneberger Handlungen und Lederhandel. Westlich liegt auf einem Berge die Ruine Schaumburg.

Schalke, Fabrikort im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Gelsenkirchen, 2 km südlich von der Emscher, Station der Linien Essen-Bismarck-Herne und Ruhrort-Wanne (Emscherthalbahn) der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 12000 E. und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, ein Realgymnasium, Gas- und Wasserwerke, drei Steinkohlenzechen (Graf Bismarck, Wilhelmine Victoria, Konsolidation), Kalkbrennerei, eine Eisengießerei und Maschinenfabrik (Schalker Hütte), ein Puddlings- und Drahtwalzwerk, eine Fabrik für Chemikalien, ein Walzwerk für Eisenblech und eine Glas- und Spiegelfabrik.

Schalken oder **Schalcken** (Gottfried), ein Maler, der unter den Schülern und Nachfolgern Gerard Dows eine gute Stelle einnimmt, wurde 1643 zu Dordrecht geboren und lebte in der Zeit seiner Blüte ziemlich lange in England. Im J. 1691 erscheint er wieder im Haag als Mitglied der Schilderbent, wo er auch 16. Nov. 1706 starb. Seine Meisterschaft besteht in der Darstellung von Lichteffekten, die er auf die mannigfachste Art, durch Kerzen-, Lampen- oder Feuerbeleuchtungen oder sonstwie im Sinne des Nachtstücks, hervorzubringen wußte. Seine Ausführung ist sorgfältig und glatt, bis in die kleinsten Einzelheiten zart behandelt; doch brauchte er in seiner spätern Zeit seinen Pinsel freier und entsprach dadurch eigentlich seinen realistischen Stoffen und Ideen besser. Außer England, wo seine Bilder oft vorkommen, besitzen die Galerien von Wien, München, Dresden, Amsterdam, Haag von seinen Arbeiten, die auch durch berühmte Meister vielfach gestochen und lithographiert sind. S. radierte selbst in Kupfer; doch sind seine Blätter selten.

Schälknötchen (**Zahnausschlag**, **Zahnfriesel**, Strophulus), Hautausschlag der Säuglinge und kleinen Kinder, bestehend in hirse- bis hanfkorngroßen, blaßroten, mäßig juckenden Knötchen, welche meist in Gruppen beieinander stehen und nach mehrtägiger Dauer meist unter Abschuppung wieder verschwinden. Die Ursachen der S. sind entweder äußere Hautreize (Unreinlichkeit, Ungeziefer, grobe Wäsche u. dgl.) oder Ernährungsstörungen, insbesondere Magen- und Darmkatarrh. Behandlung: lauwarme Bäder, Regulierung der Diät und des Stuhlgangs.

Schall bezeichnet diejenigen Schwingungen der Körper, welche, wenn sie bis zu unserm Ohre fortgepflanzt werden, von unsern Gehörnerven wahrgenommen werden. Wenn die Schwingungen in unregelmäßiger Weise schnell aufeinander folgen, so entsteht je nach den Umständen ein Geräusch, Geprassel, Getöse u. s. w. Folgen sie dagegen einander in gleichen Zwischenzeiten genügend geschwind, so entsteht ein Klang, und wenn diese Schwingungen sog. einfache, pendalartige Schwingungen sind, ein Ton, der je nach der größern oder kleinern Anzahl der in einer Sekunde vollbrachten Schwingungen höher oder tiefer ist. Die Lehre vom S. heißt **Akustik**. Diese kann eingeteilt werden 1) in die Lehre von den stehenden Schallwellen oder den Schwingungen tönender Körper, 2) in die von der Fortpflanzung des S. in den verschiedenen Stoffen (Mitteln), 3) in die von der Geschwindigkeit, Stärke (Intensität) und Reflexion oder Zurückwerfung des S. Außerhalb unserer Gehörnerven gibt es eigentlich keinen S. (s. **Akustik**), denn die geschlagene, oder gerissene, oder gestrichene Saite oder Stimmgabel, oder was es sein möge, schallt, tönt oder klingt nicht, sondern schwingt nur in mehr oder weniger schneller Bewegung hin und her, teilt diese Bewegung der umgebenden Luft mit und durch diese unserm Ohre, wo sie zunächst am Ende des Gehörganges durch das dort ausgespannte Trommelfell aufgenommen und von da durch ein Hebelsystem von kleinen Knöchelchen, den Hammer, Amboß und Steigbügel, auf das innere Gehörorgan übertragen wird. (S. **Gehör** und **Ohr**.) Diesen Nervenreiz bezeichnet man nun als **Ton**, und zwar spricht man von höhern oder von tiefern Tönen, je nachdem der Reiz von den kürzern oder von den längern Cortischen Fasern ausging, also durch schnellere oder langsamere Schwingungen erregt wurde. Die Kräftigkeit jeder einzelnen Schwingung hat dabei nur Einfluß auf die Stärke des Tons, und nur von der größern oder geringern Zeit, welche zwischen zwei aufeinander folgenden Schwingungen verstreicht, hängt die Tonhöhe ab. Die längste Cortische Faser, deren Reiz also in uns das Gefühl des tiefsten hörbaren Tons erweckt, wird (nach Preyer) durch 14 Schwingungen in der Sekunde erregt, die kürzeste und sonach dem höchsten hörbaren Ton entsprechende Faser durch 40000 Schwingungen in der Sekunde. In der Musik bezeichnet man den erstern Ton als Contra-C oder C_1, den letztern als achtgestrichenes D oder D^8. Der Normalton für die Normalstimmung war bisher sehr verschieden; es wurde jedoch der Ton a^1 mit 870 einfachen Schwingungen in der Sekunde im Tonkongreß zu Wien (Nov. 1885) als Grundton für die internationale Normalstimmung angenommen; in Frankreich wurde schon 1859 $a^1 = 870$ einfachen Schwingungen als Normalton festgesetzt. Die äußern Ursachen der Töne sind nur die Schwingungen elastischer Körper, und die Betrachtung des Zusammenhangs dieser Schwingungen mit den Dimensionen der schwingenden Körper oder mit den treibenden Kräften bildet eigentlich nur ein Kapitel der Elasticitätslehre in der Physik. Doch hat man eine besondere Lehre vom S. entwickelt, veranlaßt durch den allerdings zufälligen Umstand, daß die meisten dieser Schwingungen bequemer durch das Ohr als durch das Auge wahrgenommen werden können.

Im allgemeinen können in Schwingungen versetzt werden: gespannte Saiten (Saiteninstrumente), elastische Stäbe (Triangel, Holz- und Glasharmonika, Spieldosen u. s. w.), Platten (die, wenn sie gebogen oder gewölbt sind, Glocken genannt werden), gespannte Membranen (Trommeln und Pauken) und endlich auch in Röhren befindliche Luftmassen (bei den Pfeifen und den Blasinstrumenten überhaupt). Die Schwingungen werden bei allen diesen Gegenständen um so schneller aufeinander folgend, folglich der im Ohre durch sie erzeugte Ton um so höher sein, je kleiner ihre Dimensionen sind und je stärker ihre elastische Spannung ist. Eine z. B. doppelt so lange Saite wird demnach in derselben Zeit nur halb soviel Schwingungen machen als eine andere von der einfachen Länge, und eine Saite, welche viermal so stark gespannt ist als eine andere, wird zweimal soviel, eine neunmal so stark gespannte dreimal

soviel Schwingungen in derselben Zeit machen als die mit der einfachen Spannung. Das Verhältnis der Schwingungszahlen zweier Töne nennt man in der Akustik ihr Intervall (s. d.), und einzelnen dieser Intervalle gibt man besondere Namen. Einfache Tonverhältnisse, wie 1:2, 2:3, 4:5 u. s. w., erregen in uns den Eindruck des angenehmen Zusammenklanges (Konsonanz). Der Grund hiervon ist keineswegs, wie man früher glaubte, ein psychischer Vorgang und ein Wohlgefallen der Seele an einfachen, leicht übersichtlichen Verhältnissen, sondern beruht darauf, daß die Obertöne der betreffenden Klänge keine oder nur schwache Stöße (vgl. Schwebungen) miteinander geben und daher glatt und nicht rauh zusammen klingen.

Was aber jene Obertöne und den zugehörigen Grundton betrifft, so ist kurz Folgendes zu bemerken. Man kann einen schwingenden, tonerzeugenden Körper, z. B. eine Saite, so in Schwingungen versetzen, daß sie ihrer ganzen Länge nach in Einem Stücke schwingt, sodaß bloß ihre beiden Enden ruhen, alle ihre übrigen Teile aber in Bewegung sind, und zwar um so mehr, je weiter sie nach der Mitte liegen. Den bald nach der einen, bald nach der andern Seite sich ausbiegenden Teil nennt man den Schwingungsbauch, die beiden ruhenden Endpunkte aber die Schwingungsknoten. Man kann jedoch auch eine Saite so schwingen lassen, daß sich auf ihr zugleich zwei oder drei oder mehr Schwingungsbäuche bilden und zwischen jedem Bauche natürlich ein Schwingungsknoten, und zwar geschieht dies dadurch, daß man die Saite an einem von den Punkten, welche Schwingungsknoten werden sollen, leise berührt. Berührt man sie z. B. in ein Fünftel ihrer Länge, so bilden sich auch am Ende des zweiten, dritten und vierten Fünftels von selbst Schwingungsknoten und dazwischen fünf Bäuche. Offenbar ist aber der Ton in einem solchen Fall weit höher, als wenn die Saite ihrer ganzen Länge nach in Einem Stücke schwingt; denn machte sie in diesem letztern Falle z. B. 100 Schwingungen in der Sekunde, so würde sie bei einer Abteilung in Hälften 200, in Drittel 300, in Viertel 400, in Fünftel 500 u. s. w. Schwingungen in der Sekunde vollenden. Dies gibt eine Reihe von Tönen, die man die «harmonischen Obertöne» zu dem Grundtone nennt, den die Saite ohne Schwingungsknotenbildung gibt. Aber auch ohne daß man es beabsichtigt, bilden sich die harmonischen Obertöne stets mit und treten neben dem Grundton auf, wenn man eine Saite durch Schlagen, Reißen oder Streichen zum Schwingen bringt, sodaß man nicht bloß den sog. Grundton, sondern eigentlich eine ganze Reihe zueinander gehörender Töne zugleich hört. Eine solche Tonmasse nennt man am besten einen «Klang».

Schlüge man nun z. B. auf dem Klavier eine Saite an, deren Grundton durch 400 Schwingungen in der Sekunde erzeugt wird, so würde im Ohr nicht bloß die auf diesen abgestimmte Cortische Faser erregt werden, sondern, da auch die der doppelten, drei-, vierfachen u. s. w. Schwingungszahl entsprechenden harmonischen Obertöne mitklingen, auch die für diese abgestimmten Cortischen Fasern, die auf den Windungen der Schnecke ziemlich weit auseinanderliegen und durch viele nicht miterregte Fasern voneinander getrennt sind. Der erste harmonische Oberton ist aber die Oktave des Grundtons, denn er macht doppelt soviel Schwingungen wie dieser (800:400). Der zweite Oberton ist die Quinte des ersten Obertons (1200:800 gleich 3:2) oder, wie man ihn kurz nennt, die Duodecime des Grundtons (3:1). Der dritte harmonische Oberton ist die Oktave des ersten Obertons oder die Doppeloktave des Grundtons. Wenn man nun zu gleicher Zeit mit der Saite, deren Grundton 400 Schwingungen entspricht, die höhere Oktave anschlägt, so kommt eigentlich für das Ohr nichts wesentlich Neues hinzu; denn ist sie wirklich die rein gestimmte Oktave des Grundtons, so klang sie schon stark mit als erster Oberton der zuerst angeschlagenen Saite, und sie bildet bloß eine Verstärkung dieses Obertons. Man hat also im Ohr den vollkommensten Zusammenklang oder die reinste «Konsonanz». Nun wird aber durch einen Ton nicht bloß eine einzige Cortische Faser erregt, sondern nur eine am stärksten, und die in großer Nähe zu beiden Seiten liegenden auch noch ein wenig mit. Gibt daher die zweite Saite nicht die reine Oktave der zuerst angeschlagenen an, sondern einen um einige Schwingungen tiefern oder höhern Ton, macht sie also vielleicht statt 800 Schwingungen nur 790 oder 810 in der Sekunde, so werden durch sie nicht genau dieselben Cortischen Fasern erregt wie durch die reine Oktave, welche als erster Oberton des Grundtons der ersten Saite von selbst mitklingt. Die von beiden in Mitschwingung versetzten Cortischen Fasern liegen einander auf den Windungen der Schnecke aber doch so nahe, daß die wenigen dazwischenliegenden, wenn auch schwächer, so doch mitgereizt werden, und zwar von beiden Tönen zugleich. Da dies aber wegen der Ungleichheit der Schwingungen beider in unregelmäßiger Weise geschieht, so hat die in den betreffenden Nervenfasern erregte Empfindung eine eigentümliche Rauhigkeit, die wir Mißklang oder «Dissonanz» nennen. Dieses mehr oder weniger sich störende Zusammentreffen zweier Bewegungen, wie hier der Schwingungen zweier einander naheliegender Töne, nennt man in der Physik «Interferenz» (s. d.). Es beruht also der Unterschied zwischen Konsonanz und Dissonanz, ähnlich wie der zwischen angenehmen und unangenehmen Geschmacks- oder Geruchsempfindungen, auf rein sinnlichen Eindrücken und durchaus nicht auf einem ästhetischen Urteil; denn ebenso wie für die Oktave läßt sich dies auch für die übrigen musikalisch brauchbaren Intervalle nachweisen. Die wichtigsten Untersuchungen in dieser Beziehung verdankt man Helmholtz. (Vgl. dessen «Lehre von den Tonempfindungen als physiol. Grundlage für die Theorie der Musik», Braunschw. 1863; 4. Aufl. 1877.) Daß jene harmonischen Obertöne eines jeden Tons bei den verschiedenen musikalisch verwendbaren Instrumenten und bei der menschlichen Stimme wirklich vorhanden sind, läßt sich leicht darthun, und es beruht auf ihrem Vorhandensein die Verschiedenheit in der musikalischen «Klangfarbe» (s. d.) der Instrumente. Zeigen sich bei einem in Schwingungen versetzten Körper auch viele oder vorzugsweise nur unharmonische Obertöne, so stören sich diese durch die mannigfachsten Interferenzen, was im Gehörorgane als eine Summe von Mißklängen oder Dissonanzen bemerklich wird. Eine solche Tonmasse nennt man dann nicht mehr Klang, sondern «Geräusch». Alle Tonempfindungen aber, sowohl des einzelnen Tons als des Klanges und Geräusches, belegt man mit dem gemeinschaftlichen Namen «Schall». (S. Intervall, Harmonie, Klangfiguren, Gehör.) Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des S. beträgt

in der Luft 333 m in der Sekunde; im Wasser und andern Flüssigkeiten verbreitet sich der S. viel schneller, am schnellsten in festen Körpern, z. B. in Metallen. Ein natürliches Beispiel der Zurückwerfung des S. bietet das Echo (s. d.).

Die Gesetze der Akustik waren schon bei den Alten Gegenstand der Forschung. Bereits Pythagoras (im 6. Jahrh. v. Chr.) und dessen Schüler entwickelten ziemlich gründlich die Lehre von den musikalischen Intervallen und von den Schwingungen der Saiten. Anaxagoras (im 5. Jahrh. v. Chr.) erklärte das Echo als eine Reflexion des S., und Plinius wußte, daß der S. in festen Körpern sich schneller fortpflanze als in der Luft. Im Mittelalter geschah nichts für die Entwickelung der Akustik; erst in neuerer Zeit wurde diese wieder Gegenstand theoretischer Forschung. Verdient gemacht haben sich in dieser Beziehung: Bernoulli, Euler, Rameau, Chladni, Newton, Laplace, Savart, Cagniard-de-Latour, Seebeck, Weber u. a., vor allen aber Helmholtz. Außer dem epochemachenden Werke von Helmholtz sind die neuern belehrenden Werke über die Akustik zu nennen von Tyndall, Rayleigh (übersetzt von Neesen), Melde, Radau, Mach, Blaserna und Pisko. Der berühmteste Verfertiger akustischer Apparate ist gegenwärtig König in Paris; vgl. dessen «Expériences d'acoustique» (Par. 1882).

Schall (Karl), deutscher Dramatiker, geb. 24. Febr. 1780 in Breslau, gründete die «Neue Breslauer Zeitung», deren Redaction er bis zu seinem Tode (18. Aug. 1833) behielt. Von seinen Lustspielen waren mehrere («Mehr Glück als Verstand», «Trau, schau, wem») lange Zeit beliebt.

Schaller, Form des Helms (s. d.).

Schaller (Joh.), Bildhauer, Bruder des als Porzellanmaler bekannten Anton S. (geb. 1772, gest. 1844), geb. 30. März 1777 zu Wien, fertigte als Lehrling in der kaiserl. Porzellanmanufaktur daselbst einen Philoktet, der in Blei gegossen ward und sich jetzt im Österreichischen Museum befindet. Hierauf erhielt er eine Pensionärstelle in Rom, die er erst 1812 antreten konnte. Sein bedeutendstes Werk aus dieser Zeit ist die Marmorgruppe des Bellerophon, der die Chimära erlegt, im Saale des Glashauses im Kaisergarten. Nach seiner Rückkehr 1823 wurde ihm die Professur der Bildhauerei an der Akademie verliehen. S. fertigte namentlich zahlreiche Marmorbüsten, darunter einige für die Walhalla. Von seinen übrigen Werken sind zu nennen: die Statue des Andreas Hofer für die Hofkirche zu Innsbruck, eine im Stil Canovas gehaltene Venus (Wien, Privatbesitz), das Erzbild des Kaisers Franz I. für Stanislawow in Galizien (1837), Statuetten des Dichters Raimund und des Marschalls Marmont (1841). Er starb 16. Febr. 1842 in Wien.

Ludwig S., der Sohn Antons, geb. 13. Okt. 1804 zu Wien, erhielt den ersten Unterricht in der Plastik an der dortigen Akademie. Nachdem er durch einen Perseus mit dem Medusenhaupte den Preis erworben, kam er 1828 nach München, wo er sich zunächst an Schwanthaler anschloß. Er fertigte die Friese für zwei Säle der Pinakothek und vier Reliefs für das Akademiegebäude in Karlsruhe. Für dasselbe Gebäude komponierte er auch einen Fries: die Olympischen Spiele, welcher unter Schwinds Aufsicht (rote Figuren auf braunem Grunde) ausgeführt wurde. Das neue Museum in Pest versah er 1841 mit einem Giebelfelde von ungemein reicher Komposition. Für die äußern Nischen der Glyptothek in München fertigte er die Standbilder des Prometheus und Phidias in Marmor, für Weimar das Herder-Monument (1850 enthüllt). Seine Modelle zu dem Standbilde des Kaisers Pedro I. von Brasilien versanken im Hafen von Rio de Janeiro. Auch schuf er zahlreiche Büsten, zum Teil für die Walhalla und die Ruhmeshalle, die von großer charakteristischer Wahrheit sind. Dieselbe Eigenschaft haben 15 Statuetten berühmter Dichter, welche große Verbreitung gefunden haben. Er starb in München 29. April 1865.

Schaller (Jul.), deutscher Philosoph aus der Hegelschen Schule, geb. 13. Juli 1810 in Magdeburg, wo sein auch litterarisch thätiger Vater Prediger war, auf dem Domgymnasium daselbst und der Universität Halle gebildet, habilitierte sich an der letztern 1834 als Docent der Philosophie und erhielt 1838 eine außerord., 1861 eine ord. Professur daselbst. Während er die Angriffe gegen die Hegelsche Philosophie in der apologetischen Schrift «Die Philosophie unserer Zeit» (Lpz. 1837) zu widerlegen suchte, sprach er sich in «Der histor. Christus und die Philosophie» (Lpz. 1838) über die philos. Elemente aus, welche Strauß im «Leben Jesu» zur Basis dienen. Außer vielen Beiträgen zu den «Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik» und den ersten Jahrgängen der «Halleschen Jahrbücher» veröffentlichte er ferner «Vorlesungen über Schleiermacher» (Halle 1844) und «Darstellung und Kritik der Philosophie Ludw. Feuerbachs» (Lpz. 1847). Sein erstes Hauptwerk, die «Geschichte der Naturphilosophie von Baco bis auf unsere Zeit» (Bd. 1, Lpz. 1841; Bd. 2, Halle 1844), sollte zur Einleitung in eine Naturphilosophie dienen. S. bearbeitete dann den zweiten Band der «Briefe über A. von Humboldts Kosmos» (Lpz. 1850), schrieb «Die Phrenologie in ihren Grundzügen und nach ihrem Werte» (Lpz. 1851), in welcher Schrift er die Haltungslosigkeit der phrenologischen Hypothese darthut, gab für 1853 mit Giebel das «Weltall», eine Zeitschrift für populäre Naturkunde, heraus, und beteiligte sich an dem zwischen Karl Vogt und Rud. Wagner ausgebrochenen Prinzipienstreit mit der Schrift «Leib und Seele» (Weim. 1855; 3. Aufl. 1858). Diese Studien und Schriften waren Vorläufer seines zweiten Hauptwerks: «Psychologie», von welchem nur der erste, das «Seelenleben» enthaltende Band (Weim. 1860) erschienen ist. Dieses Werk zeichnet sich durch umfassende naturwissenschaftliche Kenntnisse, Allgemeinverständlichkeit und sachliche Bestimmtheit aus. S. starb 21. Juni 1868 im Asyl für Gemütskranke zu Karlsfeld.

Schallspiegel nennt man metallene sphärische Hohlspiegel (s. umstehende Figur), welche zu je zwei in größerer Entfernung voneinander, mit ihren Achsen A A′ zusammenfallend, aufgestellt werden. Hängt man in dem Brennpunkt F des einen S. M N eine Uhr auf, so fallen die Schallstrahlen zuerst auf den zugehörigen S. M N, von wo sie in paralleler Richtung nach dem andern S. M′ N′ und von diesem zum entsprechenden Brennpunkte F′ geworfen werden. Vermöge der so im zweiten Brennpunkte F′ vereinigten Schallstrahlen hört man hier das Ticken jener entfernten Uhr bei weitem stärker als zwischen den Brennpunkten der beiden Spiegel, wo die parallelen Strahlen, als vereinzelt, zu schwach wirken. Das Prinzip der S. findet sich auch an elliptischen oder kugelförmigen Gewölben, in Flüstergalerien u. dgl. m.

Schallstäbe (Stahlstabgeläute), s. unter Glocke, Bd. VIII, S. 113b.

Schalltrichter heißt jeder trichter- oder becherförmige Hohlkörper, welcher zum Auffangen der Schallwellen dient, so z. B. besitzt in der Regel jedes Hörrohr am äußern Ende einen S. Die Ohrmuscheln sind natürliche S.

Schallwellen nennt man die durch fortschreitende Schwingungen entstehenden Verdichtungen und Verdünnungen der Luft, welche den Schall (s. d.) zum Gehörorgan leiten. (Vgl. Gehör.)

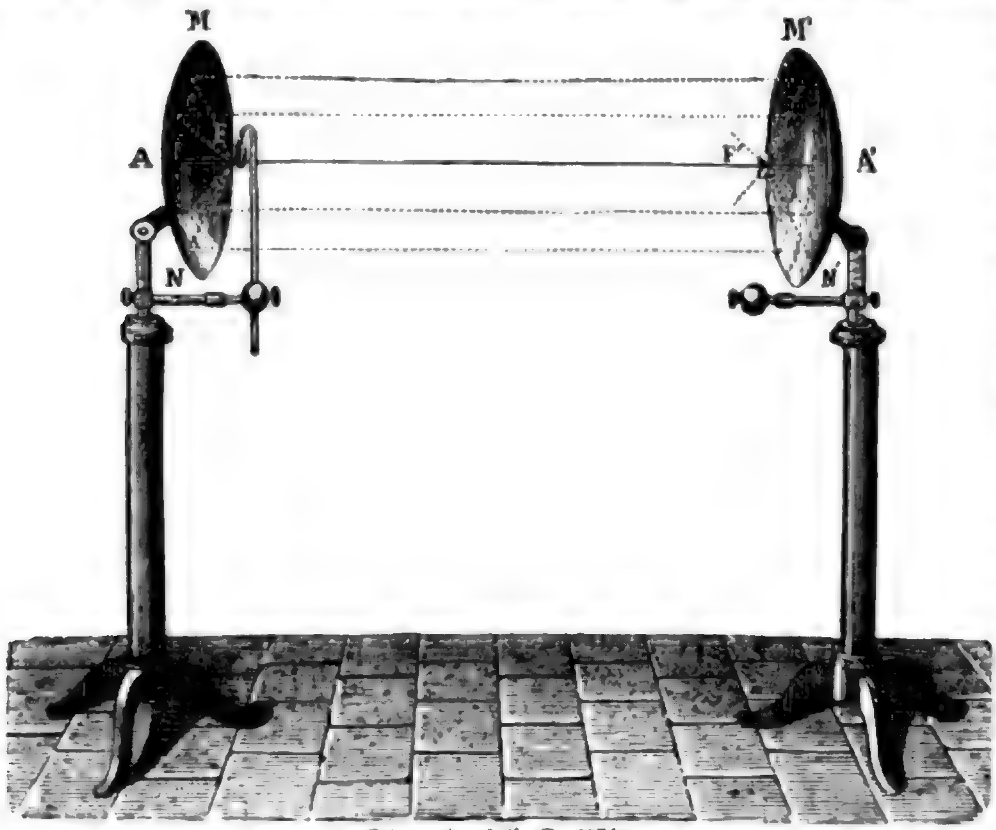
Schälmaschine, mechan. Vorrichtung zum Enthülsen von Getreidekörnern (s. unter Mehlfabrikation), oder auch zum Schälen von Obst, Kartoffeln u. s. w.

Schalmei (aus frz. chalumeau, vom lat. calamus, d. i. Rohr) hieß ursprünglich die jetzt ziemlich in Vergessenheit geratene, meist aus Rohr gefertigte Schäferpfeife. Später erhielt diesen Namen ein jetzt ebenfalls veraltetes Blasinstrument aus Buchsbaum, das durch die weniger gellende Oboe (s. d.) verdrängt wurde. Auch pflegt man die Pfeife am Dudelsack S. zu nennen, sowie in den Orgeln ein Schnarrwerk.

Schalmey, Gemeinde, s. unter Piekar.

Schaloputen, s. unter Skopzen.

Schalotte, Allium (Porrum) ascalonium *L.*, eine Zwiebelpflanze, deren cylindrischer Stengel am Grunde pfriemenförmige Stengel und auf der Spitze eine kugelrunde, Zwiebeln tragende Dolde hat. Die in der Erde liegende Zwiebel besteht aus mehrern kleinern, zugespitzten von rotgelber Farbe und mit sehr feinem, festem, haltbarem Fleische (Brutzwiebeln). Sie stammt aus dem Morgenlande (Askalon) und wurde von den Kreuzfahrern in die europ. Gärten eingeführt. Von der gewöhnlichen Art hat man einige Spielarten erzogen. Die wichtigere derselben ist die dänische oder russische S. Die Zwiebeln derselben sind größer, braunrot, im Geschmack zwar weniger fein, dafür aber gegen Kälte weniger empfindlich, und diese Sorte außerdem deshalb vorteilhafter, weil sie, was bei der Grundspezies seltener vorkommt, keimfähigen Samen erzeugt, aus welchem bei der Aussaat zeitig im Frühjahr noch in demselben Sommer verbrauchsfähige Zwiebeln hervorgehen. Von der gewöhnlichen S. wählt man die kleinsten Brutzwiebeln, während die größern für die Küche Verwendung finden, und steckt sie in leichten, lockern, nicht frisch gedüngten Boden nur so tief, daß sie eben etwas Erde über sich haben, deckt sie im Winter, bis sie zu treiben beginnen, und erntet sie, sowie die Blätter abgestorben sind.



Schauspiegel (s. S. 297 b).

Schalstein (so genannt, weil er leicht in große Platten, »Schalen«, spaltet) ist ein Gestein, das der Hauptsache nach einen Tuff von diabasischen Grünsteinen darstellt. Die Eruptionen der Diabase, welche vorwiegend während der silurischen und devonischen Formation stattfanden, waren von großartigen Ausbrüchen zugehörigen Tuffmaterials (den heutigen vulkanischen Aschen, Sanden und Lapilli vergleichbar) begleitet, und wenn diese Ausbrüche submarin stattfanden, oder das Material in das benachbarte Meer fiel, so vermengte sich letzteres mit dem auf dem Meeresboden zum Absatz gelangenden Thonschiefer- oder Kalkschlamm. Damit hängt es zusammen, daß der S. bald mehr, bald weniger Schiefer- oder Kalksubstanz in sich enthält und auch sehr deutliche Übergänge in jene beiden Felsarten zeigt, sowie daß oftmals Petrefakten in ihm vorkommen (namentlich Korallen, Spirigerina, Stringocephalus u. s. w.). In Übereinstimmung mit dieser Bildungsweise ähnelt der S. bald mehr einem reinen Diabastuff, bald mehr einem kalkigen Thonschiefer, und trägt sehr verschiedene graue, grüne, braune Farben, die oft in Flecken abwechseln. In seiner Masse liegen häufig Feldspatkörner oder Chloritknöllchen, insbesondere Körner von weißem oder rötlichem Kalkspat, der auch Nester, Trümer und Adern bildet. Die meisten S. sind überhaupt sehr reich an kohlensauren Verbindungen, welche durch Essigsäure extrahiert werden können, und sich wahrscheinlich zum Teil infolge von Umwandlungsvorgängen der diabasischen Feldspate sekundär entwickelt haben. Solche S. sind unter anderm in ausgedehnten Massen bekannt in Nassau (im Lahnthal von Wetzlar bis unterhalb Diez), in den Ruhrgegenden Westfalens, im Harz, im böhm. Silurgebiet, im Vogtland, in Devonshire, auf Euböa.

Schaltiere, s. Mollusken.

Schaltjahr nennt man in der Chronologie jedes Jahr, welches, länger als die gewöhnlichen Jahre, die in der bürgerlichen Zeitrechnung angenommenen Epochen der himmlischen Erscheinungen wieder mit der wahren Zeit dieser Erscheinungen in Übereinstimmung bringt. In unserer Zeitrechnung folgen, weil das wahre Jahr 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 46 Sekunden beträgt, drei gemeine Jahre von 365 Tagen aufeinander und jedes vierte Jahr ist ein S. mit einem Tage mehr. Da dies wieder etwas zu viel ist, wird nach dem neuen oder Gregorianischen Kalender das 100. Jahr (Säkularjahr) kein S. und nur das vierte Säkularjahr ist wieder ein S.; im alten oder Julianischen Kalender ist dagegen jedes Säkularjahr zugleich ein S. — Der Schalttag, um welchen das S. verlängert wird, ist nach Julius Cäsars Einführung der 24. Febr. In den auf das Mondjahr gegründeten Zeitrechnungen dagegen bedarf es zur Ausgleichung desselben mit dem Sonnenjahr von Zeit zu Zeit der Einschaltung eines ganzen Monats. So haben z. B. die Juden in einem Cyklus von 19 Jahren das 3., 6., 8., 11., 14., 17., 19. als S. von je 13 Mondmonaten. Die Mohammedaner aber, welche bloß nach dem Mondjahr sich richten, haben in einem Cyklus von 30 Jahren das 2., 5., 7., 10., 13., 16., 18., 21., 24., 26. und 29. als S., welches 355 Tage, während ihr Gemeinjahr 354 Tage hat. (S. Jahr, Jahrhundert, Kalender, Schalttage.)

Schalttage heißen Tage, welche einem Jahre zugesetzt werden, um die bürgerliche Zeitrechnung mit dem astron. Jahre auszugleichen. Da nämlich das aus 12 Mondmonaten zusammengesetzte Mondjahr 354 Tage 8 Stunden 48 Minuten 36 Sekunden beträgt, haben die Völker, welche nach Mondjahren rechneten, die Bruchteile des Tages aufgespart, bis sie sich zu einem ganzen Tage summierten, und durch dessen Hinzusetzung zu einem gewöhnlichen Jahre von 354 Tagen dieses zu einem Schaltjahr (s. d.) von 355 Tagen gemacht. Ähnlich ist es bei der Rechnung nach dem Sonnenjahr. Da dieses 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 46 Sekunden hat, mit den Stunden u. s. w. aber in der bürgerlichen Zeitrechnung, welche nur volle Tage brauchen kann, nichts anzufangen ist, wartet man, bis dieser Überschuß annähernd einen Tag beträgt und setzt dann diesen dem gemeinen Jahre von 365 Tagen in jedem vierten oder Schaltjahr als 366. Tag hinzu. Die alten Ägypter und Perser, welche ihr Jahr aus 12 Monaten von je 30 Tagen bildeten, mußten also diesem noch fünf Zusatztage (griech. Epagomenen) und von Zeit zu Zeit einen sechsten anhängen, und der Kalender der Französischen Revolution ahmte dieses nach. Die Zusatztage, zu republikanischen Festen bestimmt, hießen hier Sansculottides. Die Ausgleichung des Mondjahrs von 354 Tagen mit dem Sonnenjahr von 365 Tagen konnte, wo sie angestrebt wurde, natürlich nur durch eine Einschaltung von 11 Tagen erfolgen, indem man aus diesen von Zeit zu Zeit einen 13. Monat bildete und den 12 Mondmonaten hinzufügte, wie das noch jetzt bei den Juden geschieht.

Schaluppe nennt man das zweitgrößte Boot der Kauffahrteischiffe, das auf See in Kranen auf der Seite hängt und dazu bestimmt ist, die Kommunikation mit dem Lande zu unterhalten. Die S. werden durch Ruder oder Segel oder durch beide zugleich fortbewegt. Kauffahrer haben gewöhnlich drei Boote, das große Boot, welches in See auf dem Deck steht, die S. und die Gig oder, statt letzterer, die Jolle, welche in Kranen an der Seite hängen. Die großen Dampfer und Klipperschiffe der Neuzeit, sowie Grönlandsfahrer und Südseefischer haben dagegen 6—8 Boote. In der Ostsee führen einmastige Küstenfahrzeuge von 20—40 t Gehalt den Namen S.

Kanonenschaluppen waren große Boote mit starker Bauart, die an ihrem Vorderteil ein schweres Geschütz hatten und durch 30—40 Ruder fortbewegt wurden. Die Einführung des Dampfes hat dieselben aus allen Marinen verdrängt und an ihre Stelle sind gepanzerte und ungepanzerte Kanonenboote mit Propellerschraube getreten.

Scham (weibliche), s. u. Geschlechtsorgane.

Scham, asiat.-türk. Vilajet, s. Syrien.

Schamacha, s. Schemacha.

Schamaiten, soviel wie Samogitien.

Schamanen nennt man in der großen Tatarei und Mongolei, in einem Teile Chinas, in Sibirien und Kamtschatka die Geisterbeschwörer, die durch Zaubergesänge die Natur und die Götter beherrschen, die Krankheiten heilen u. s. w. und zugleich als Priester und Ärzte gelten. Der Name ist mit der Ausbreitung des Buddhismus in diese Regionen gedrungen und kommt wahrscheinlich von dem sanskrit. Worte Sramana. Die Lehre der S. ist ohne innern Zusammenhang und enthält etwa folgende Sätze. Es gibt unzählige Götter, teils erschaffene, teils unerschaffene, die zum Teil in Himmelskörpern, zum Teil in andern lebendigen oder leblosen Geschöpfen bestehen, oder durch Menschen in willkürlichen Formen gebildet sind; auch gibt es gute und böse Geister. Die Menschen dauern nach ihrem Tode in einem traurigen Zustande, der weder durch gute noch böse Handlungen sich verändern läßt, fort, ohne daß sich die Götter um sie bekümmern. Der schamanische Gottesdienst besteht in Opfern, Gebeten und Gesängen. Die reichlichen Opfer und Geschenke bilden die Einkünfte der S. Vgl. Castrén, «Vorlesungen über finn. Mythologie» (Petersb. 1853).

Schambein, s. unter Becken.

Schamberg, s. unter Geschlechtsorgane.

Schammar, Staat im nördl. Arabien, im W., N. und O. an die türk. Besitzungen, im S. an Nedschd grenzend, zwischen 26 und 28° nördl. Br., mit der Hauptstadt Hail.

Schamo, Wüste, s. Gobi.

Schamotte, s. Chamotte.

Schamserthal, s. unter Viamala.

Schamteile, s. Geschlechtsorgane.

Schamyl (d. i. Samuel) oder Schemyl (Ben-Mohammed Schamyl Effendi), genannt Fürst der Gläubigen, der vormalige Prophet und Sultan der kaukas. Bergvölker, geb. 1797 im Aul Himry im Gebiete der tatar. Koissubelinen im nördl. Daghestan, studierte arab. Grammatik und Philosophie und neigte in religiöser Beziehung sich der Lehre des Kasi-Mollah zu, einer Erneuerung des Sufismus, welche bald zu einem Bande der Einigung für die zersplitterten Stämme Daghestans wurde. Als 1824 der Aufstand gegen die Russen losbrach, schloß sich S., der bis dahin als Murid (Geistlicher) gelebt, mit Kasi-Mollah dem Kampfe an. Beide warfen sich, als die Russen unter Rosen gegen den Koissu siegreich vordrangen, in die Bergfeste Himry und erwarteten hier den Feind. Bei dem Sturm vom 18. Okt. 1831 fielen mit Kasi-Mollah sämtliche

Verteidiger. Nur S., obschon schwer verwundet, entging dem Tode. Der Ruf der Heiligkeit, in dem S. bereits stand, wurde durch diese Rettung noch erhöht, sodaß er, als Hamssad Bei, der Nachfolger Kasi-Mollahs, 1834 durch Meuchelmord gefallen, zum Haupte der Sekte gewählt wurde. Er war von nun an bestrebt, durch die Macht religiöser Begeisterung die Bergvölker Daghestans (Tschetschenzen, Lesgier, Kumüken u. s. w.) einheitlich zu organisieren, und bildete eine Art theokratischen Staatswesens sowie ein Kriegssystem aus, das sich besonders seit 1839 bewährte. Sein erster Gegner war der General Grabbe, welcher 11. Juni 1839 vor der Bergfeste Achulgo, der damaligen Residenz S.s, erschien, dieselbe aber erst nach heftigster Gegenwehr 22. Aug. mit Sturm nehmen konnte. S. entkam abermals auf merkwürdige Weise und nahm seinen Sitz in der Bergfeste Dargo. Dort schlug er im Mai 1842 den Feind zurück und fiel 1843 in das den Russen unterworfene Awarenland ein. Nachdem 1844 Woronzow Statthalter vom Kaukasus geworden, nahm der Krieg für die Russen eine günstigere Wendung. Dennoch brachten die von S. und dessen Statthaltern (Naïbs) geführten Bergvölker den Russen noch immer große Verluste bei. Nachdem 1845 Dargo mit großen Opfern genommen worden, brach S. 1846 in die Kabarda ein. Er nahm die von den Russen erbaute Feste Gerghebil und verteidigte diese bei dem Sturm, den die Russen unter Woronzows Leitung 13. bis 16. Juni 1847 vergeblich unternahmen. Dann zog er sich nach der Feste Salty zurück, von wo aus er sich 1848 glücklich in das Gebirge durchschlug. Dasselbe geschah auch 1849, als die Feste Achulgo nach 11 Monate langer Belagerung und dreimaligem Sturm (27. Juli, 17. Aug. und 21. bis 29. Aug.) den Russen in die Hände fiel.

Nun setzte S. aufs neue alle Mittel in Bewegung, um die Bergvölker für den heiligen Krieg gegen die Russen zu gewinnen, sodaß er 1850 denselben sowohl am Terek wie am Kuban wieder gegenüberstand. Während Mohammed-Emin im Westen das ganze linke Kubanufer gewann und Murad Bei im Osten die Russen bis über den Terek zurücktrieb, operierte S. selbst 1850/51 in der Tschetschna und streifte bis in die transkaukas. Ebene hinab. Trotz seiner Erfolge verlor jedoch S. in den blutigen Kämpfen seine tapfern Streiter, und das Vertrauen der Bergvölker auf ihren Führer begann zu sinken. Außerdem übernahm der energische Barjatinskij das Kommando auf der östl. Kaukasuslinie und beschränkte durch seine Unternehmungen S. immer mehr auf die Verteidigung. Beim Ausbruch des Orientkriegs zog S., welcher durch die Türken und die Westmächte Unterstützung von Geld und Waffen erhalten hatte, seine Kräfte zusammen und alarmierte durch einen kühnen Einfall in Kachetien die Russen bis nach Tiflis hin. Nach dem Pariser Frieden von 1856 begannen die Russen ihre Operationen im Kaukasus mit neuer Kraft. Nachdem sie den wichtigen Paß von Argun genommen, brachten sie S. 11. Aug. 1858 eine schwere Niederlage beim Aul Ismail bei. Am 12. April 1859 stürmten die Russen nach langer Belagerung die Feste Weden, wodurch die Macht S.s vollends in Trümmer fiel. S. zog sich zurück in seine letzte Zufluchtsstätte, die Bergfeste Gunib (in Daghestan), zwischen der georgischen Heerstraße und dem Kaspischen Meer, wo er sich nach verzweifeltem Kampfe 6. Sept. 1859 dem General Barjantinskij ergeben mußte. Man brachte ihn über Moskau nach Petersburg, wo er eine rücksichtsvolle Behandlung erfuhr. Später nahm S. mit seiner Familie Aufenthalt zu Kaluga, seit Dez. 1868 zu Kiew, siedelte im Jan. 1870 nach Mekka über und starb im März 1871 zu Medina. Im Sept. 1869 war er mit seinen Nachkommen in den erblichen Adelsstand des Russischen Reichs erhoben worden.

Einer seiner Söhne trat in russ. Militärdienst, ein anderer, Gahzi Mohammed, lebte in Konstantinopel und befehligte 1877 im Kriege gegen Rußland in Armenien ein tscherkessisches Korps.

Schan, der chines. und birman. Name für die Hauptbevölkerung von Siam. Dieselbe nennt sich in ihrem Lande selbst Thai. Das Wort S. scheint aus dem Worte Siam entstanden zu sein.

Schandau, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Pirna, 7 km von der böhm. Grenze, am Ausfluß der Kirnitsch in die Elbe (rechtes Ufer), in einer reizenden Lage inmitten der Sächsischen Schweiz, hat (1885) 3210 E., deren Erwerbsquellen hauptsächlich in Schiffahrt, Sandsteinhandel, Holzhandel und dem Fremdenverkehr bestehen. S. hat eine (am linken Elbufer gelegene) Station der Linie Dresden-Bodenbach der Sächsischen Staatsbahn, von welcher hier die Linie S.-Sebnitz-Bautzen (durch Brücke auf das rechte Ufer geführt) abzweigt. Der Ort ist Sitz einer Oberforstmeisterei, eines Amtsgerichts, eines Forstrentamts, eines Elbfloßamts, eines Hauptzollamts und eines österr. Nebenzollamts. Unweit von der Stadt, am Eingang des Kirnitschthals, entspringt eine Heilquelle. Das eisenhaltige Wasser wird sowohl zum Baden wie zum Trinken gebraucht und beweist sich insbesondere wirksam gegen Nervenschwäche, Fehler der Verdauung, Hämorrhoidalbeschwerden u. s. w. Das Bad ist 1880 von der Stadtgemeinde erworben und vollständig neu aufgebaut worden. S. ist der Ort, von wo aus man die Sächsische Schweiz und die angrenzenden Gegenden Böhmens am besten durchwandern kann. Vgl. Götzinger, «S. und seine Umgebungen» (Dresd. 1812); Petrenz, «Das Bad zu S.» (2. Aufl., Dresd. 1856); «Der Kurort S.» (Schandau 1876).

Schandorph (eigentlich Skambrup, Sophus), dän. Dichter, geb. 8. Mai 1837 zu Ringsted, widmete sich in Kopenhagen philologischen und ästhetischen Studien, später aber ausschließlich der litterarischen Produktion. Auf «En liden Digtsamling» (Kopenh. 1862) folgten «Ude i Skoven» (1867), eine Reihe dramat. Scenen, die Romane «Uden Midtpunkt» (1878) und «Thomas Fris» (1882), und die kleinern Erzählungen «Fra Provindsen» (1876), «Fem Fortellinger» (1879), «Smaafolk» (1881) und «Novelletter» (1882). S. ist ein vorzüglicher Humorist und schildert mit Vorliebe das Leben und Treiben der Kleinstädter.

Schandpfahl, s. Pranger.

Schandschrift, soviel wie Pasquill.

Schändung, Defloration, s. Deflorieren.

Schanfigg, s. unter Plessur.

Schangalla, richtiger Schangallo, der Name, mit welchem von den Abessiniern die Kunâma bezeichnet werden. Die S. bewohnen einen zwischen Abessinien, dem Gebiete der Homrân (s. d.) und der Barea (s. d.) gelegenen gebirgigen Landstrich. Sie leben in Dörfern mit patriachalischen Einrichtungen und sind teils abessinische, teils ägypt. Unterthanen. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Landbau; daher

stehen die Regenmacher bei ihnen in hohem Ansehen. Der Sprache nach, die mit dem Nubischen manche Ähnlichkeit hat, gehören die S. zur Urbevölkerung von Nordostafrika, die von den eigentlichen Negern verschieden war und heutzutage in ihren Hauptrepräsentanten den Nubiern und den gegen Westen gewanderten Fulahs noch fortlebt.

Schanghai, Seestadt in China, s. Shanghai.

Schankeimer (Schenkeimer), fränkisch-bayr. Flüssigkeitsmaß = 60 Maß = 64,14 l.

Schanker, s. unter Syphilis.

Schankgeräte, die beim Ausschänken von Bier, Wein und andern geistigen Getränken gebrauchten Vorrichtungen, wie insbesondere Bierdruckapparate, Faßhähne, Faßheber, Flaschenfüllmaschinen, Flaschenreinigungsmaschinen, Gläser, Krüge u. s. w. (Vgl. auch Eichen.)

Schank- und Schanksteuergesetze. Ein sehr naheliegendes, wenn auch für sich keineswegs ausreichendes Mittel zur Bekämpfung der Trunksucht besteht in der Verminderung der Zahl der Schankstellen, die einerseits durch ein strenges Konzessionssystem und andererseits durch hohe Besteuerung der zugelassenen Wirtschaften erreicht werden kann. In erster Linie handelt es sich um die Beschränkung des Branntweinausschanks, jedoch ist auch eine übermäßige Anzahl von Bier- und Weinhäusern keineswegs wünschenswert. Nach der deutschen Gewerbeordnung (s. d.) sind die Landesregierungen ermächtigt, die Erlaubnis zum Ausschenken und zum Kleinverkauf von Branntwein von dem Nachweis eines Bedürfnisses abhängig zu machen, und dieselbe Bedingung kann auch, und zwar in größern Städten, auf Grund eines Ortsstatuts für die Erlaubnis zum Betriebe einer Gastwirtschaft und zum Verabreichen von Bier und Wein gestellt werden. Wird aber in solcher Weise den vorhandenen Wirtschaften eine gegen Konkurrenz geschützte Stellung eingeräumt, so ist eine hohe Licenzsteuer offenbar schon aus diesem Grunde eine naturgemäße Forderung. In Deutschland ist indes diese Besteuerung bisher nur ungenügend ausgebildet; doch steht, seit das Branntweinmonopol im Frühjahr 1886 von dem Reichstage abgelehnt wurde, eine erhöhte Besteuerung des Branntweins in Aussicht. Auch hinsichtlich der Entscheidung der Bedürfnisfrage fehlt es an festen Normen. In Holland ist nach dem Gesetz vom 28. Juni 1881 die Zahl der in jeder Gemeinde zulässigen Branntweinschank-Konzessionen nach der Einwohnerzahl geregelt und die Schenken unterliegen nicht nur einer Staatssteuer, sondern auch einer Gemeindesteuer von mindestens 10 Proz. und höchstens 25 Proz. des Mietwertes. In mehrern Staaten der amerik. Union ist nach dem Vorbilde des Maine Liquor Law von 1851 der Verkauf von Branntwein außer zu mediz. Zwecken überhaupt verboten. Allerdings werden diese Gesetze vielfach umgangen, jedoch ist ihre Wirkung im ganzen nicht gering anzuschlagen. In den meisten schwed. Städten ist jetzt das sog. Gothenburgersystem eingeführt: eine gemeinnützige Aktiengesellschaft übernimmt die (ohnehin nur in mäßiger Zahl vorhandenen) Branntweinschank-Konzessionen, läßt einen Teil derselben unbenutzt und läßt die übrigen zu Gunsten der städtischen Kasse unter bestimmten Bedingungen betreiben. In Norwegen ist ein ähnliches System seit 1871 unter gesetzlicher Regelung eingeführt, und auch in Finland hat sich dasselbe eingebürgert. Dasselbe nähert sich offenbar einem kommunalen Branntweinschankmonopol, das sich vielleicht auch zu einem Staatsmonopol erweitern ließe. Vgl. «Wissenschaftliche Beiträge zum Kampf gegen den Alkoholismus» (herausgegeben im Auftrage des Vorstandes des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, Heft 1—3, Bonn 1885).

Schansi, Provinz des Kaiserreichs China, wird gegen O. von der Gebirgskette Taï-hing, gegen SW. von dem Flusse Hoang-Ho, gegen N. von der Wüste Schano (Bamo oder Gobi) und der Chinesischen Mauer begrenzt. S. hat ein Areal von 170853 qkm mit einer Bevölkerung von (1882) 12211453 Seelen und enthält 9 Departements, 6 Arrondissements, 85 Kantone und 10 unter der Provinz Tschi-li stehende Arrondissements. Hauptstadt ist Taï-yuen-fou (37° 53′ 30″ nördl. Br. und 108° 57′ 0″ östl. L. von Greenwich) mit 250000 E.

Schantung, Provinz des Kaiserreichs China, welche, mit einem Areal von 139282 qkm und einer Bevölkerung von (1882) 36247835 Seelen, östlich von der Gelben See, westlich und nördlich von der Provinz Tschi-li und südlich von der Provinz Kiang-Sou begrenzt wird. S. bildet mit seinem nordöstlichsten, halbinselförmig in das Gelbe Meer hineinragenden Teile die südliche Begrenzung des Golfs von Pe-Tschi-li und wird von dem großen Kaiserkanal durchschnitten, der für die Provinz eine Quelle des Reichtums bildet. Außerdem durchströmt auch der Hoang-Ho, in welchen wie in den Kaiserkanal eine Anzahl kleinerer Flüsse einmündet, die Provinz S. . Hauptort ist Tsi-nân-fou, mit 120000 E., gelegen unter 36° 44′ 24″ nördl. Br. und 112° 21′ 13″ östl. L. (von Greenwich).

Schanze ist eine Befestigungsanlage in Erde, welche zwar nur eine beschränkte Ausdehnung, dennoch aber bereits eine gewisse Selbständigkeit der Verteidigung besitzt. Mit den Mitteln und zu den Zwecken der Feldbefestigung ausgeführt, heißt die S. Feldschanze; hierfür gilt auch die Bezeichnung S. ohne weiteres, während permanente Anlagen der Art häufiger Forts (s. d.) genannt werden. Ein System mehrerer S. heißt eine Verschanzung. (Vgl. Feldbefestigung, Bd. VI, S. 648ᵇ u. s. w.)

Bei einem Kriegsschiff heißt Schanze das auf dem Hinter- oder Halbdeck sich erhebende Stockwerk, welches Kajüte und Speisesaal des Kommandanten enthält. Oft wird auch das Halbdeck selbst als Schanze bezeichnet.

Schanzkorb ist dem Sappenkorb (s. d.) ähnlich, nur höher und stärker und wird zum Bekleiden der Böschungen von Brustwehren, Traversen u. s. w. gebraucht.

Schanzpfahl, s. Palissade.

Schanzzeug heißt das Handwerkszeug, welches von den Truppen zur Ausführung militärischer Arbeiten mit ins Feld geführt wird, als Spaten, Hacken, Äxte, Beile. Das S. wird teils von den Leuten getragen (portatives S.), teils an Fahrzeugen untergebracht; auch gibt es Schanzzeugwagen, welche lediglich zum Transport von S. bestimmt sind.

Schapel, Schappil oder Schappelin, eine etwa seit der Mitte des 12. Jahrh. gebräuchliche Kopfzierde, im allgemeinen ein schmaler Streifen von Zeug oder Metall (von Gold oder vergoldetem Silber) mit kleinen blumenförmigen Rosetten oder kronenartigen Zinken, ferner mit Edelsteinen und

Perlen besetzt. Auch Schnüre aus letztern gebildet, sowie natürliche oder künstliche Blumenkränze wurden als Kopfschmuck S. genannt. Das S. gehörte zur Männer- wie Frauentracht.

Schaper (Hugo Wilh. Friedr.), ausgezeichneter Bildhauer, geb. 31. Juli 1841 zu Alsleben im Regierungsbezirk Merseburg, ging in Halle bei einem Steinmetz in die Lehre, besuchte die Kunstakademie zu Berlin und kam dann in das Atelier Albert Wolffs. Er trat zuerst 1866 mit der Gruppe Bacchus, die verlassene Ariadne tröstend (Privatbesitz in Halle), auf; 1867 erhielt sein Modell zum Uhland-Denkmal in Tübingen den ersten Preis, wurde aber nicht ausgeführt. Hierauf folgte das Denkmal der Gefallenen von 1866 für Halle, das Bismarck-Denkmal in Köln (1. April 1879 enthüllt), der altdeutsche Landsknecht auf dem Siegesbrunnen zu Halle, das Lessing-Denkmal zu Hamburg, endlich das Goethe-Denkmal im Tiergarten zu Berlin (2. Juni 1880 enthüllt), das Denkmal des Mathematikers J. K. Fr. Gauß in Braunschweig (1880), das Denkmal Moltkes zu Köln (26. Okt. 1881 enthüllt), das Denkmal von Göbens in Koblenz (1884) und 1885 drei kolossale Marmorfiguren (eine Victorie nebst zwei Allegorien, Begeisterung und Treue) in der Herrscherhalle des Zeughauses zu Berlin.

Schapur (grch. und lat. Sapores, eigentlich Shahpuhr, Königssohn) ist der Name mehrerer großer Könige aus dem Geschlecht der Sassaniden. (S. Persien.) Der erste des Namens (239—270), Sohn des Ardeschir Babeghan, der Gründer des Reichs, ist namentlich durch seine Kriege gegen die Römer und durch die, allerdings treulose, Gefangennahme des Kaisers Valerianus (260) bekannt. Unter ihm wirkte der Reformator Mani, der Stifter der Manichäer (s. d.). Der berühmteste ist der zweite, der Große genannt (310—381), nachgeborener Sohn Hormuz' II., der schon im Mutterschoße zum Könige gewählt war, und daher, den Orientgeschichtschreibern gemäß, länger regierte, als lebte; doch verdunkeln Sagen seine frühere Geschichte. Unter ihm wurde Armenien wieder bezwungen, jedoch 338 wieder in einem Frieden mit Rom freigegeben. Im J. 358 verlangte er von Rom die Herausgabe Mesopotamiens und Armeniens, und als Julian bald darauf als Antwort in Mesopotamien selbst einfiel, gewann er durch den Rückzug der Römer nach dem Tode des Kaisers und durch den schimpflichen Frieden (363), zu dem Jovianus genötigt wurde, die 302 von Narses an Galerius abgetretenen fünf transtigritanischen Provinzen wieder für das Perserreich. Nach der Beendigung des Römerkampfes, welcher durch mehrere große Belagerungen, wie die von Nisibis (s. d.), berühmt geworden ist, wandte sich S. gegen Armenien, das nach einjährigem Kampfe erlag. Der König hatte namentlich nach dem Fall des Bollwerks des Christentums, Nisibis, die Christen hart verfolgt und alle griech. und armen. Bücher vernichten lassen. Sapor starb 381. Sein Sohn und zweiter Nachfolger war Sapor III. (385—390).

Schára, linker Nebenfluß des Niemen in den russ. Gouvernements Minsk, Grodno und Wilna, ist 400 km lang und großenteils schiffbar; durch ein Kanalsystem wird die S. mit dem Pripet, also mit dem Stromsystem des Dnjepr verbunden.

Scharbe, s. Cormoran.

Scharbock, soviel wie Skorbut.

Scharbockskraut, s. Ficaria.

Schar-Dagh (Schargebirge), der Scardus Mons des Altertums, eine Gebirgskette im westl. Teile der Balkanhalbinsel, im SW. des türk. Vilajets Kossowo, die Wasserscheide zwischen dem Drin (Drilön) und Wardar (Axius), erstreckt sich in einer Länge von 100 km zwischen den Städten Diwra im S. und Katschanik-Kumanowa im N., ist im Mittel 1900 m hoch und erreicht im Berge Ljubatrn eine Höhe von 3050 m. Von Üsküb nach Prisren führt von SO. nach NW. der Paß von Kalkandelen über den Kamm des S.

Schardeich, s. unter Deiche.

Schärding, Stadt in Oberösterreich, am rechten Ufer des Inn, durch eine hölzerne Brücke mit dem bayr. Orte Neuhaus verbunden, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, Station der Linien Wels-Passau und Steinach-S. der Österreichischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3379, als Gemeinde 3585 E., hat eine Brauerei, eine Zündhölzerfabrik, eine Anstalt zur Herstellung von Bau- und Pflastersteinen, bedeutenden Hopfen-, Vieh- und Holzhandel. S. war im spätern Mittelalter der Mittelpunkt einer Grafschaft, im Besitze der Grafen von Vormbach, dann der von Andechs-Meran. Das ehemals stark befestigte Schloß liegt in Trümmern. Im J. 1369 wurde hier der Friede zwischen Österreich und Bayern geschlossen, durch den die bayr. Herzöge ihre Ansprüche auf das von den Habsburgern erworbene Tirol aufgaben.

Scharen nennt der Bergmann das Zusammentreffen zweier Gänge unter spitzem Winkel; dieselben bilden ein Scharkreuz, häufig von einer Erzveredlung begleitet; bleiben beide Gänge auf eine größere Länge beieinander, so heißt dies eine Schleppung. — Scharen oder Ausscharen des Holzes bei der Grubenzimmerung ist die Ausrundung des Kopfendes.

Schären (Scheeren) heißen die zahlreichen Seeklippen an den Küsten von Schweden und Finland, vorzüglich vor Stockholm, welche sich etwa 120 bis 130 km weit ins Meer erstrecken und die Einfahrt in die Häfen erschweren, daher auch ein natürliches Verteidigungsmittel für die Küsten bilden.

Schärenflotte nennt man in Schweden und Rußland die Flotte, welche zur Deckung des Eingangs in die Schären (s. d.) dient und früher aus kleinern Ruderfahrzeugen bestand, gegenwärtig aber fast ausschließlich aus Dampffahrzeugen besteht, welche in seichtem Wasser sicher fortkommen.

Scharfgängig heißen Schrauben, deren Gewinde dreieckigen Querschnitt haben.

Scharfrichter ist die seit dem Ende des Mittelalters übliche Benennung für denjenigen, der die gerichtlich verhängte Todesstrafe der Enthauptung von Amts wegen vollstreckt. In ältester german. Zeit gehörte die Strafvollstreckung der urteilfindenden Gemeinde oder dem Kläger und seinem Anhange, und dieser Brauch erhielt sich stellenweise bis ins 16. Jahrh. Doch hatten schon die Grafen der alten fränk. Monarchie auch eigene Kerkermeister und Henker. Gewöhnlich aber fiel in den nächsten Jahrhunderten die Hinrichtung dem Froneboten oder dem Gerichtsboten zu. An manchen Orten war sogar der jüngste Schöffe oder der jüngste Ehemann gehalten, die Hinrichtung zu vollziehen, ja selbst der nächste Verwandte des Verurteilten, oder von mehrern Verurteilten brachten einige den Spruch an den übrigen zur Vollstreckung und befreiten sich

dadurch selbst von der Hinrichtung. In den Städten wurde die Todesstrafe meist durch einen Unterbeamten des Vogts vollstreckt. Wie man in Rom unterschieden hatte zwischen dem für unehrlich geltenden Carnifex, welcher diejenigen Strafen vollzog, mit denen nur Sklaven und Fremde belegt wurden, also namentlich die Kreuzigung und die Folterung, und dem Liktor (s. Liktoren), der nur an Bürgern den Spruch vollstreckte, so unterschied man auch in Deutschland, nachdem besondere Personen zu diesem Zwecke gebraucht wurden, allmählich zwischen dem S. und dem Henker. Jenem, dem S., fiel die Vollziehung der nicht entehrenden, keine eigenhändige Berührung des Verbrechers erfordernden Todesstrafe, der Enthauptung, und bei den übrigen die Aufsicht zu; den Henkern dagegen, die unter dem S. und gewöhnlich in dessen Diensten standen, blieben die entehrenden Todesstrafen des Hängens, Räderns, Vierteilens, Verbrennens u. s. w. und die Folterung, und dazu gesellte sich auch in der Regel das allerdings nicht notwendig damit verbundene Geschäft des Abdeckers (s. d.). Nach den Reichsgesetzen traf zwar den eigentlichen S. niemals Unehrlichkeit oder Anrüchigkeit, aber das allgemeine Vorurteil warf ihn durch lange Zeit mehr oder minder mit den Henkern und Abdeckern zusammen, versagte ihm das städtische Bürgerrecht, gebot ihm eine auszeichnende Kleidung und wies ihm in der Kirche einen besondern Stand und beim Abendmahl die letzte Stelle an. Die S. bildeten ehemals eine Art von Kaste oder Zunft, und ihr Meisterstück bestand in der gelungenen Enthauptung eines Verurteilten, für welche sie sich an aufgehängten Tieren oder Scheiben einübten. Gegenwärtig müssen sowohl der S. wie sein Gehilfe vereidigt sein, und ihr Lohn ist entweder überhaupt gesetzlich bestimmt oder wird für den einzelnen Fall nach den Grundsätzen über die Verbindlichkeit zur Übernahme öffentlicher Geschäfte bemessen. Vgl. Beneke, «Von unehrlichen Leuten» (Hamb. 1863).

Scharfschützen nannte man früher die mit gezogenen Gewehren, Büchsen, bewaffneten Mannschaften der Infanterie, die teils in besondern Abteilungen vereint, teils in kleiner Anzahl der übrigen Infanterie zugeteilt waren. In beiden Fällen sollten sie eine Feuerkraft gewähren, die die des glatten Gewehrs, das die Hauptmasse der Infanterie führte, übertraf. Gegenwärtig trägt die gesamte Infanterie gezogene Gewehre, die Benennung hat demnach, obgleich sie noch z. B. in der Schweiz besteht, ihr Charakteristisches verloren.

Scharkiye (d. h. die östliche), östlichste Provinz (Mudiriye) Unterägyptens im Nildelta, begrenzt nördlich vom See Mensaleh, östlich und südlich von der Arabischen Wüste, westlich von den Provinzen Dakahliye, Gharbiye und Kalyûb, zählt auf 2344,3 qkm (1882) 464655 E. Hauptstadt ist Zakâzik.

Scharkoj, s. Pirot.

Scharkreuz, s. unter Scharen.

Scharlach, hochrote, ins Gelbliche abgetönte Farbe.

Scharlach, Scharlachfieber (Scarlatina), eine fieberhafte akute Infektionskrankheit, deren augenfälligstes Symptom in einem scharlachroten Hautausschlag besteht. Das Scharlachgift, welches seinem Wesen nach noch unbekannt ist, gehört zu den flüchtigen Kontagien und ist wahrscheinlich in der Atmungsluft, in der Hautausdünstung, nach der Meinung mancher Ärzte auch im Harn der Kranken enthalten. Die Krankheit bricht nicht unmittelbar nach der Ansteckung aus, sondern etwa erst acht Tage nach derselben (Inkubationsstadium), während welcher Zeit das Befinden meist ungestört ist. Die eigentliche Krankheit beginnt mit wiederholtem Frösteln, seltener mit einem Schüttelfrost, dem Gefühl brennender Hitze, mit Brechneigung oder Erbrechen, heftigem Kopfschmerz, allgemeiner Schmerzhaftigkeit und Abgeschlagenheit der Glieder und sehr hohem Fieber. Gleichzeitig ist die Rachenschleimhaut mit den Mandeln geschwollen, gerötet und schmerzhaft. Bald darauf treten unter Steigerung der Allgemeinerscheinungen zuerst am Halse zahlreiche kleine, dicht beieinander stehende, oft zusammenfließende, scharlachrote Flecken auf, die sich in den nächsten 24—36 Stunden über den ganzen Körper ausbreiten; im Gesicht werden meist nur die Wangen gerötet. Zugleich nehmen die Entzündungserscheinungen der Mund- und Rachenschleimhaut zu, das Fieber hält noch an und fällt erst, wenn der Ausschlag zu erblassen beginnt, was am vierten oder fünften Tage eintritt. Der Ausschlag erblaßt meist in derselben Reihenfolge, in der er auftrat. Die vom Ausschlag befallene Haut schuppt sich alsdann in den folgenden 8—14 Tagen ab.

Der S. bietet verschiedene Formen dar. Der Ausschlag kann auf einzelne Hautstellen beschränkt bleiben, es können Bläschen und Blasen, sowie Blutungen in der Haut daneben auftreten, oder der Ausschlag kann auch ganz fehlen. Ebenso kann die Entzündung der Rachenschleimhaut verschiedene Grade von Heftigkeit zeigen, ja selbst den Charakter der Diphtheritis annehmen. Die den S. stets begleitende Entzündung der Lymphdrüsen und Nieren bedingt nicht selten einen übeln Ausgang der Krankheit und Nachkrankheiten. Unter den letztern ist namentlich die Wassersucht zu erwähnen, welche sich häufig als eine Folge der Nierenerkrankung während der Abschuppung zum S. gesellt. Der S. tritt in den allermeisten Fällen epidemisch auf, und zwar vorzüglich im Herbst und Frühling. Säuglinge und Erwachsene bleiben meist verschont, wogegen Kinder, welche das zweite Jahr überschritten haben, leicht angesteckt werden. Die Ansteckung erfolgt von Person zu Person, auch unter Vermittelung von solchen, die selbst nicht erkranken.

Bei der Pflege der Scharlachkranken gilt als Regel, im Zimmer eine möglichst gleichmäßige Temperatur von 12° R. zu halten, den Kranken nicht mit ungewohnt schweren Betten zu bedecken, ihn aber im Bett zu halten. Außerdem muß man die Luft des Zimmers wiederholt vorsichtig erneuern, als Getränk Wasser oder schwach-säuerliche Limonade geben, nur leichtverdauliche Nahrung (Milch, Fleischbrühe) zulassen; gegen anhaltend hohes Fieber erweisen sich kühle Bäder, sowie die antipyretischen Mittel (Chinin, Salicylsäure, Antipyrin) nützlich. Bei Stuhlverstopfung sind Klystiere von lauem Wasser den Abführmitteln vorzuziehen. Auch nach beendeter Abschuppung müssen die Kranken noch 14 Tage vor Erkältungen gehütet werden und zeitweilig ein lauwarmes Bad erhalten. Wer das Scharlachfieber einmal überstanden hat, ist in der Regel vor einer zweiten Ansteckung gesichert.

Scharlachberger, Rheinwein, welcher bei Bingen auf dem Scharlachberg, dem südl. Abhang des Rochusberges, gebaut wird.

Scharlachkörner, s. Kermes.

Scharlachläuse, soviel wie Schildläuse.

Scharlachraffel, Pflanzenart, s. unter Geum.

Scharley, zu Deutsch-Piekar gehörige Kolonie im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Beuthen, 3 km nördlich von Beuthen, Station der Linien Tarnowitz-Schoppinitz und S.-Radzionkau-Grube der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3500 E. und Bergbau auf Eisen, Bleierze und Zinkblende, eine Galmeigrube und Maschinenfabriken.

Scharmbeck, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Stade, Kreis Osterholz, Station (Osterholz-S.) der Linie Wunstorf-Bremerhaven der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 2381 E. und hat eine evang. Pfarrkirche, Wollspinnerei, Reisstärke-, Tuch-, Watten- und Cigarrenfabrikation und jährlich fünf Viehmärkte.

Scharmott, s. Chamotte.

Scharmützel bezeichnet ein unbedeutendes Gefecht zwischen Plänklern, Patrouillen, Vorposten, kleinen Detachements. Das Wort stammt von dem italienischen scaramuccia, wird von scara, Schar, und mucciare, zum besten haben, abgeleitet und findet sich als escarmouche im Französischen und als escaramuza im Spanischen.

Scharnhorst (Gerh. Joh. David von), berühmter preuß. General, geb. 12. Nov. (nicht 10. Nov., wie irrtümlich oft angegeben wird) 1755 zu Bordenau bei Neustadt am Rübenberge in Hannover, stammte von bürgerlichen Eltern und wurde bis in sein 17. Jahr zum Landwirt erzogen. Sein Vater, Ernst Wilhelm S., ein gewesener Quartiermeister, kam 1772 in den Besitz des Ritterguts Bordenau; der junge S. erlangte nun durch den Grafen von Schaumburg-Lippe-Bückeburg 1773 den Eintritt in die Kriegsschule zu Wilhelmsstein und trat 1778 als Fähnrich in das hannov. Dragonerregiment Estorf. Im J. 1780 wurde er als Lieutenant zur Artillerie versetzt und 1782 Lehrer an der nach seinem Plane reorganisierten Artillerieschule in Hannover. Im J. 1792 zum Stabshauptmann befördert, wohnte er 1793 als Chef einer reitenden Batterie dem Feldzuge in Holland und Flandern bei, war 1794 in der hart belagerten Festung Menin Generalstabsoffizier des Generals von Hammerstein und zeichnete sich hier glänzend aus, sodaß er zum Major im General-Quartiermeisterstabe und 1796 zum Oberstlieutenant aufrückte. Durch seine schriftstellerische Thätigkeit wurde sein Name bald so bekannt und geachtet, daß der Herzog von Braunschweig als preuß. Feldmarschall auf die Empfehlungen des damaligen Majors von dem Knesebeck ihn aufforderte, in preuß. Dienste überzutreten. S. trat darauf 1801 aus hannov. Dienst als Oberstlieutenant in das 3. preuß. Artillerieregiment und wurde alsbald zum Direktor der Lehranstalt für junge Infanterie- und Kavallerieoffiziere ernannt. Seine Reformen im Unterricht, vorzüglich aber seine eigenen Vorlesungen hatten bedeutenden Einfluß auf den Geist des preuß. Offizierkorps. Im J. 1802 stiftete S. die «Militärische Gesellschaft» zu Berlin. Diese Thätigkeit erweckte ihm aber viele Gegner unter den starren Anhängern der alten Formen, sodaß er 1803 um Versetzung bat. Er kam als Quartiermeister-Lieutenant in den Generalstab und wurde 1804 Oberst und in den Adelsstand erhoben. Als Generalstabschef des Herzogs von Braunschweig ging er 1806 in den Krieg, wurde bei Auerstädt leicht verwundet und schloß sich auf dem Rückzuge dem Blücherschen Korps an. Bei Lübeck wurde er gefangen, bald aber ausgewechselt und focht 8. Febr. 1807 wieder mit bei Preußisch-Eylau, wo er durch die den Truppen des Generals Lestocq angewiesene Marschrichtung die glückliche Wendung der Schlacht herbeiführte. Nach dem Tilsiter Frieden zum Generalmajor und Generaladjutanten des Königs befördert, war S. Vorsitzender der Militär-Reorganisationskommission und leitete als Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements (bis 1810) die Verwaltung des gesamten Kriegswesens.

Seine umsichtige Wirksamkeit in diesem Zeitraume wurde für den preuß. Staat von der höchsten Wichtigkeit. Er richtete das sog. Krümpersystem ein, welches durch stete Ausbildung von Rekruten und Entlassung ausgebildeter Mannschaften eine große waffentüchtige Reserve im Volke schuf. Nur dadurch wurde es möglich, 1813 sogleich ein zahlreiches Heer ins Feld zu stellen. Außerdem sorgte S. für Beschaffung von Kriegsmaterial, für Hebung der wissenschaftlichen Ausbildung des Offizierkorps, für die neue Formation der Armee in Provinzialbrigaden unter sorgfältig ausgewählten Führern und für Reglements im Sinne der neuern Taktik. Er hatte schon damals den Plan einer National- oder Landmiliz; doch hinderte der Pariser Traktat von 1808 vorläufig deren Einrichtung und der Gedanke ruhte einstweilen, bis er in anderer Form 1813 durch die Landwehr zur Ausführung kam. S. trat 1810, auf Verlangen Napoleons, vom Kriegsdepartement zurück, wurde zum Chef des Generalstabes der Armee und des Ingenieurkorps ernannt, leitete aber, auf Grund eines geheimen Kabinettsbefehls, die militärischen Angelegenheiten auch fernerhin. Als sich Preußen 1812 mit Frankreich verbünden mußte, bat S. um seinen Abschied; er wurde jedoch zum Inspekteur der schles. Festungen ernannt. Er bewirkte, daß York den Befehl über das preuß. Hilfskorps erhielt, und bereitete, nach dessen kühner That zum König nach Breslau berufen, alles zum Kriege vor. Vom König beauftragt, schloß er das Bündnis zu Kalisch mit Rußland ab und organisierte die Landwehr, wie vorher schon die freiwilligen Jägerkorps und die Verstärkung des Linienheers. Beim Ausbruch des Kriegs begleitete er als Generallieutenant und Chef des Generalstabes den General Blücher. Indessen mußte seine Laufbahn schon mit der ersten Schlacht, bei Großgörschen, enden, wo er einen Schuß in den Schenkel erhielt, der bald bedenkliche Folgen herbeiführte. S. wollte über Prag nach Wien gehen, um Österreich für die Sache zu gewinnen, starb aber zu Prag an den Folgen seiner Wunde 28. Juni 1813. Sein von Rauch gefertigtes Standbild wurde auf Befehl des Königs 1822 zu Berlin aufgestellt; ein Denkstein ist ihm zu Hämelsee bei Eystrup in Hannover im Dez. 1885 errichtet worden. Mit S.s 11. Nov. 1875 als Platzmajor zu Pillau verstorbenem Enkel, Rittmeister August von S., erlosch die Familie im Mannsstamm.

Unter S.s Schriften sind besonders zu nennen: «Handbuch für Offiziere in den angewandten Teilen der Kriegswissenschaften» (3 Bde., Hannov. 1781—90; neue vervollständigte Aufl. von Hoyer, 4 Bde., Hannov. 1817—20), «Taschenbuch für Offiziere» (Hannov. 1793; 4. Aufl. 1816), «Neues militärisches Journal» (Hannov. 1788), «Militärische Denkwürdigkeiten» (5 Bde., 1797—1805), «Die Wirkung des Feuergewehrs» (Berl. 1813).

Vgl. von Boyen, «Beiträge zur Kenntnis des Generals von S. und seiner amtlichen Thätigkeit in den J. 1808—13» (Berl. 1833); Clausewitz,

„Über das Leben und den Charakter von S.“ (aus dem Nachlasse herausgegeben, Hamb. 1832); Schweder, „S.s Leben“ (Berl. 1865); Klippel, „Das Leben des Generals von S.“ (3 Bde., Lpz. 1869—71); Lehmann, „Stein, S. und Schön“ (Lpz. 1877); derselbe, „Scharnhorst“ (Bd. 1, Lpz. 1886).

Scharnier (frz. charnière, engl. hinge-joint), zwei um einen Verbindungsstift drehbare Teile, die zur Befestigung beweglicher Organe an Werkzeugen, des Deckels an Kästen, Dosen, Uhren u. s. w., sowie zum Anschlagen von Thüren dienen. Im Maschinenbau werden die entsprechenden Teile gewöhnlich als Gelenk bezeichnet. (Vgl. Kugelgelenk.)

Schärpe, Dienstzeichen der Offiziere, ist ein Band aus Woll-, Seiden-, Silber- oder Goldfäden in den Landesfarben gewirkt, meist mit Quasten verziert und wird um die Taille oder auch schräg über Schulter und Hüfte getragen. Vor Einführung der Uniformen diente sie unter dem Namen der Feldbinde als Erkennungszeichen und wird als solches in einigen Staaten jetzt auch von Beamten oder bei festlichen Aufzügen von den Ordnern, Marschällen u. s. w. getragen. Im deutschen Heere tragen Adjutanten, Generalstabsoffiziere die S., um kenntlich zu sein, über die Schulter, die übrigen Offiziere um die Taille.

Scharpie, s. Charpie.

Scharrer (Johannes), nürnberger Bürgermeister, geb. 30. Mai 1785 zu Hersbruck bei Nürnberg, bildete sich zum Kaufmann aus, wurde 1818 zur städtischen Verwaltung Nürnbergs berufen und wurde 1823 zweiter Bürgermeister, 1830 Direktor der Polytechnischen Schule, 1835 Direktor der Nürnberg-Fürther Eisenbahn, um deren Zustandekommen er sich die größten Verdienste erworben hat. Nürnberg verdankt ihm die gänzliche Umgestaltung seines Unterrichtswesens, die Errichtung der städtischen Sparkasse, der Pensionsanstalt, des Getreidemagazins, des Krankenhauses, der Polytechnischen Schule, des ehemaligen Laboratoriums u. s. w. Er starb 30. März 1844. Vgl. Bauernfeind, „Johannes S.“ (Münch. 1881).

Scharrvögel (Rasores), s. Hühnervögel.

Scharte (Gebirgsscharte), s. u. Einsattelung.

Scharte, s. Serratula.

Scharten, s. Schießscharte.

Schärtlein, s. Schertlein (Sebastian).

Scharwenka (Xaver), Klaviervirtuos, geb. 6. Jan. 1850 in Samter in der Provinz Posen, von czechisch-poln. Abstammung, erhielt Unterricht von Kullak und Wuerst in Berlin, gab 1869 sein erstes Konzert in Berlin und unternahm dann Konzertreisen in Deutschland und im Auslande. Im J. 1881 gründete er in Berlin ein Konservatorium der Musik; 1885 erhielt er den Professortitel. Unter seinen Kompositionen sind zu nennen eine Symphonie, zwei Klavierkonzerte, eine Anzahl Kammermusikwerke, Klavierstücke, Lieder.

Sein Bruder Philipp S., geb. 15. Febr. 1847 in Samter, erhielt ebenfalls bei Kullak und Wuerst in Berlin Unterricht, war dann Lehrer der Theorie am Kullakschen Konservatorium, seit 1881 Mitdirektor des von seinem Bruder gegründeten Konservatoriums. Er veröffentlichte eine Serenade in vier Sätzen, eine Symphonie, die Chorwerke „Sakuntala“ und „Herbstfeier“ u. s. w.

Schaschka, der Kosakensäbel.

Schäßburg (ungar. Segesvár, walach. Sigisiora, lat. Schaesburgum oder Castrum Sex), Stadt in Siebenbürgen und seit 1876 Amtssitz des Groß-Kokelburger oder Groß-Kütüllöer Komitats, früher Vorort des zum Sachsenland gehörigen Schäßburger Stuhls, liegt am großen Kokel und an der Linie Großwardein-Kronstadt der Ungarischen Staatsbahnen, in anmutiger Gegend und zählt 8788 E., meist Deutsche, dann Rumänen und Magyaren. Von den vier luth. Kirchen ist die auf einem Berge (Schulberg) gelegene, schöne got. Bergkirche, deren Bau 1429 begann, zu erwähnen. Außerdem bestehen eine röm.-kath. und eine griech.-nichtunierte Kirche. Die Stadt hat ein evang. (deutsches) Obergymnasium mit Bibliothek, Münz-, Altertümer- und Naturaliensammlung, ein evang.-deutsches Schullehrer- und Predigerseminar, eine evang.-deutsche Unterrealschule, eine evang.-deutsche Volksschule für Knaben und Mädchen, eine kath. Normalschule und eine griech.-nichtunierte Elementarschule. Den Hauptindustriebetrieb der deutschen Bevölkerung bildet die Baumwollweberei. Die Walachen beschäftigen sich vorzugsweise mit Ackerbau, namentlich mit der Produktion von Kukuruz (Mais). Auch wird hier guter Wein und Hopfen erzeugt. Die Burg von S., gewissermaßen ein eigener Stadtteil, gewährt mit ihren zahlreichen Türmen und Befestigungswerken einen pittoresken Anblick und war bereits 1280 in ihrem gegenwärtigen Umfange ausgebaut. Westlich von der Stadt liegen die Überreste eines festen röm. Standlagers (Stenarum). Am 31. Juli 1849 schlug der russ. General Lüders bei S. die ungar. Insurgenten unter Bem, der hier seinen Adjutanten, den berühmten ungar. Dichter Petöfi (s. d.), verlor.

Schatt-el-Arab, Strom in Asien, die Vereinigung von Euphrat (s. d.) und Tigris, mündet an der Grenze der asiat. Türkei gegen Persien in den Persischen Meerbusen.

Schatten nennt man in der Optik den gar nicht oder nur zum Teil erleuchteten Raum, welcher dadurch entsteht, daß undurchsichtige Körper die geradlinigen Lichtstrahlen in ihrem Fortgange hemmen. Teile dieses Raums, in welche gar kein Licht dringt, nennt man Kernschatten (umbra), solche, in welche nur ein Teil der von der Lichtquelle ausgehenden Strahlen dringen kann, Halbschatten (penumbra). Ist (wie in der nachstehenden Fig. 1)

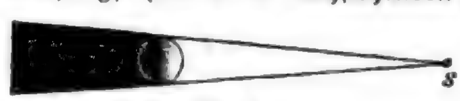


Fig. 1.

der leuchtende Körper sehr klein oder einem Punkte s gleich zu achten, so ist der durch den Dazwischentritt eines dunkeln Körpers entstehende S. ein Kernschatten und an Gestalt ein abgestutzter Kegel, dessen Spitze im leuchtenden Punkte liegt. Ist dagegen (Fig. 2 u. 3), wie etwa beim Verhältnis der Sonne zu den Planeten, die Lichtquelle A von merklicher Ausdehnung, so erhält der S. des undurchsichtigen nichtleuchtenden Körpers B an seinen Seiten von manchen Punkten des leuchtenden Körpers A Lichtstrahlen, von andern nicht; es ist daher der Kegel des Kernschattens BS noch von einem Halbschatten umgeben. Auf einem Schlagschatten, d. i. auf einem das Schattenbild durchschneidenden senkrechten weißen Schirm mn erscheint (Fig. 3) der Kernschatten als ganz dunkler Rundfleck, welcher von einem weniger dunkeln, nach außen lichter verlaufenden Ring umschlossen ist. Treten Himmels-

körper auf ihrer Bahn in den Schattenkegel BS eines andern Himmelskörpers B, so entstehen «Finsternisse» (z. B. Sonnen- und Mondfinsternisse). Bei gleichzeitiger Wirksamkeit zweier Lichtquellen können «farbige S.» entstehen, und zwar sind diese entweder «objektiv» oder «subjektiv». Objektiv gefärbte S. erhält man, wenn keine von beiden Lichtquellen weiß ist. Ist z. B. die eine rot, die andere grün, so wird die Schattenfläche, welche die erstere

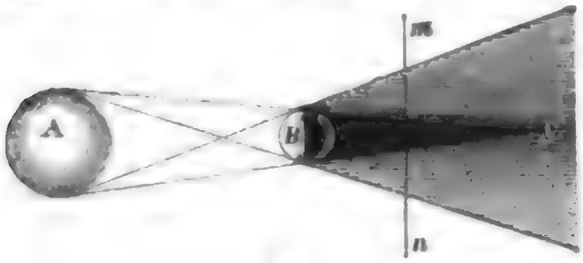
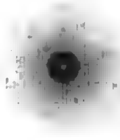


Fig. 2.


Fig. 3.

etwa von einem Stabe auf ein weißes Blatt Papier wirft, nur von der zweiten erleuchtet sein, also grün erscheinen, der vom grünen Licht erzeugte S. dagegen rot. Subjektiv gefärbte S. erhält man, wenn eine Lichtquelle weiß, die andere gefärbt ist. Fällt z. B. mattes weißes Tageslicht und gelbes Kerzenlicht auf ein weißes Blatt, so erscheint der dem weißen Lichte entsprechende S. a gelb und der zum gelben Licht gehörige S. b blau. Ersteres kommt daher, weil der zum weißen Lichte gehörige S. a nur gelbes Licht erhält; er erscheint daher gelb. Der zum gelben Licht gehörige S. b ist zwar vom weißen Licht bestrahlt, aber seine Umgebung ist gelb beleuchtet. Gegen dieses Gelb sind die gelben Bestandstrahlen des weiß beleuchteten S. b von verschwindender Wirkung; der S. b erscheint daher in der zusammengesetzten Komplementärfarbe, d. i. blau. Vgl. Pisko, «Licht und Farbe» (2. Aufl., Münch. 1875).

Schatten und Licht sind die wesentlichsten Elemente zur Erreichung natürlicher Wahrheit in den Werken der Zeichnung und Malerei. Sie ermöglichen den Eindruck des Körperlichen, der plastischen Form, sowie der Entfernungen. Man unterscheidet drei Hauptgattungen von S.: Hauptschatten, Schlagschatten und Halbschatten. Der Hauptschatten breitet sich über alle die Teile des Gemäldes aus, die dem einströmenden Lichte entgegenstehen, und notwendigerweise muß jeder einzelne Gegenstand seinen Hauptschatten haben; doch sind diese S. der einzelnen Teile von abgestufter Dunkelheit, je nachdem sie dem Hauptlichte näher stehen. Schlagschatten sind solche, die durch einen auf dem Gemälde befindlichen Gegenstand geworfen werden und dazu dienen, ihn herauszuheben vor den dahinter befindlichen Gegenständen. Halbschatten nennt man die Mitteltöne zwischen dem Lichte und dem Hauptschatten, auch die Widerscheine oder Reflexe. Vgl. Seeberger, «Grundzüge der perspektivischen Schattenlehre» (Münch. 1876).

Schattenbild und **Schattenriß**, s. Silhouette.

Schattenlose, s. Ascii.

Schattenspiele nennt man unterhaltende Darstellungen von Schattenbildern auf einer weißen Wand bei künstlichem Lichte (Kerzen, Lampen ꝛc.). Die schattenwerfenden Objekte sind meistens aus steifem Papier so geschnitten, daß die Schattenbilder entweder ganz dunkel oder auch mit Lichtpartien erscheinen. Das S. ist eine alte Erfindung und besonders im Orient beliebt. Gegen Ende des 18. Jahrh. waren die S. Robertsons weltberühmt. Vgl. Pisko, «Licht und Farbe» (Münch. 1876).

Schattierung heißt in der Malerei die Veränderung, welche durch die verschiedenen Grade des Lichts in derselben Farbe hervorgebracht wird. Hierdurch entstehen Mittelfarben oder Tinten, welche die Körperlichkeit der Malerei bewerkstelligen. Die Wirkung einer Beleuchtung oder des Lichts hat nichts Willkürliches; sobald das Licht einmal gegeben ist, folgt die Art, wie es erleuchtet, es mag nun gerade oder durch den Widerschein geschehen, notwendig aus der ersten Stellung. Es gibt Köpfe von van Dyck, an denen man keine Schatten wahrnimmt und die sich dennoch vollkommen runden. Hier entsteht die Wirkung von den sog. Mittelfarben, welche auf dem verschiedenen Grade der Beleuchtung beruhen.

Schatulle (eigentlich Schachtel, Schatzkästchen) bedeutet das Privatvermögen des Landesherrn im Gegensatz sowohl zu dem Staatsvermögen (Fiskus) als auch zu dem Hausvermögen (Familien-Fideikommißgut). Es unterliegt der freien Verfügung des Eigentümers sowohl unter Lebenden als von Todes wegen nach den allgemeinen Regeln des Privatrechts, die weder durch staatsrechtliche noch durch privatfürstenrechtliche Sätze modifiziert sind. Jedoch bestimmen viele Hausgesetze landesherrlicher Familien, daß unbewegliche, zum Schatullgut gehörende Sachen, über welche der Erwerber bei Lebzeiten nicht verfügt und über welche er letztwillige Anordnungen nicht getroffen hat, bei seinem Tode dem Hausfideikommiß für immer zuwachsen. Dagegen gilt in Preußen für diesen Fall der Rechtssatz, daß solche Güter dem Domänenbesitz des Staats einverleibt werden.

Schatz (lat. thesaurus). Bewegliche Wertgegenstände, die an einem ungewöhnlichen Orte unter solchen Verhältnissen aufgefunden werden, daß sich ihre Verbergung vor längerer Zeit und die Unmöglichkeit, den Eigentümer zu ermitteln, von selbst ergibt, gelten nach röm. und gemeinem Rechte als Zubehör des Aufbewahrungsortes und fallen dessen Eigentümer zu, wenn dieser oder ein von ihm dazu Beauftragter den S. entdeckt (inventio). Sonst gebührt dem Dritten, welcher den S. zufällig findet, die Hälfte als Fundlohn, vorausgesetzt, daß er die zur Bloßlegung führenden Handlungen nicht widerrechtlich vornahm. Einige Landrechte ändern an diesen Grundsätzen zu dem Zwecke, um auch dem Staate einen Anteil an dem Funde zu verschaffen. Der S. kann Gegenstand einer Unterschlagung sein.

Schatz heißt auch die Summe von Barvorräten, welche der Staat zu unvorhergesehenen Ausgaben hat (Staatsschatz). Die zur Aufbewahrung dieser Vorräte dienenden Gebäude hießen früher Schatzkammern.

Schatzanweisungen (Schatzkammerscheine, Schatzscheine), s. Bon du trésor (unter Bon) und Exchequer Bills.

Schätzell (Pauline von), Sängerin, nachmals die Gattin von Rudolf Ludwig von Decker (s. d.).

Schätzellit, soviel wie Sylvin.

Schatzlar (slaw. Zacléř), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Trautenau im nordöstl. Böhmen, in einem Thalgrunde des Riesengebirges, nahe der preuß. Grenze, ist Sitz eines Bezirksgerichts, zählt

(1881) 2510 deutsche E., hat eine Glasfabrik, eine Flachsspinnerei und in der Umgebung bedeutenden Steinkohlenbergbau. Das Gut Schatzlar war Eigentum des Grafen Adam Erdman Tercka von Lippa, der 15. Febr. 1634 im Schlosse zu Eger mit den andern Genossen Wallensteins ermordet wurde, und kam nachher durch Geschenk Kaiser Ferdinands III. an die Jesuiten, welche das Schloß und die Kirche erneuerten.

Schatzung, s. unter Steuern.

Schätzung, s. Abschätzung.

Schätzungseid, Würderungseid, eidliche Schätzung seines Interesses, wurde nach früherm gemeinen Recht dem Kläger verstattet, wenn der Verurteilung auf Exhibition (Vorweisung) oder Restitution (Rückgabe) einer Sache der Beklagte böswillig nicht nachkam oder böswilliger- oder grob fahrlässigerweise ihre Erfüllung unmöglich machte. §. 260 der Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, welcher die Schätzung eines Schadens oder eines zu ersetzenden Interesses der freien Überzeugung des Gerichts anheimgibt, ermächtigt dasselbe auch ganz allgemein zu der Anordnung, daß der Beweisführer eidlich den Schaden oder das Interesse schätze, wobei es aber zugleich das Maximum zu bestimmen hat, welches die eidliche Schätzung nicht übersteigen darf.

Schau., bei botan. Bezeichnungen Abbreviatur für Johann Karl Schauer, gest. 24. Okt. 1848 als Professor der Botanik zu Greifswald.

Schauanstalten gab es früher für viele gewerbliche Erzeugnisse, die vor dem Verkauf einer amtlichen Prüfung durch Sachverständige unterworfen und nach dem Bestehen derselben mit einem Stempel bezeichnet wurden. Am meisten berechtigt war dieses Verfahren jedenfalls bei denjenigen Waren, die in der Hausindustrie von zahlreichen kleinen Meistern angefertigt und von Kaufleuten für die Ausfuhr aufgekauft wurden. Bei der heutigen Ausdehnung der Produktion und des Handels läßt sich indes diese auf kleine Verhältnisse berechnete Überwachung nicht mehr durchführen und die S. sind daher nach und nach verschwunden. Am längsten haben sich in Preußen die sog. Leinwandleggen erhalten, die in den Provinzen Westpreußen, Hannover und Hessen erst 1875 aufgehoben worden sind.

Schaube, Oberrock im 15. Jahrh., mit Pelz gefüttert oder verbrämt, vorn mit senkrechter Öffnung und mit breit ausgelegtem Pelzkragen. In der Reformationsperiode ist die S. das charakteristische Kleidungsstück des Mannes, «das Ehrenkleid», vom Fürsten bis zum wohlhabenden Bauer im Gebrauch, aus kostbarsten (Brokat, Samt und Atlas), aber auch einfachsten Stoffen gefertigt. Gegen Ende des 16. Jahrh. wird die S. von der Mode an allen Enden gekürzt und geht in dieser Form auch auf die Frauen über.

Schaubrote hießen bei den Israeliten die 12 Brotfladen, welche, nach der Zwölfzahl der Stämme aus feinstem Weizenmehl bereitet, im Tempel zu Jerusalem vor dem Angesicht Jahves auf dem sog. Schaubrottisch in zwei Reihen aufgelegt, an jedem Sabbat durch frische ersetzt und dann von Priestern als Repräsentanten des Volks an heiliger Stätte gegessen wurden. Der Schaubrottisch war aus Akazienholz gefertigt und mit Gold überzogen und stand im Heiligen des Tempels unmittelbar vor dem Vorhang des Allerheiligsten. (S. Tempel.) Ähnliche Brot- und Kuchenopfer finden sich auch bei den Persern, Indern, Ägyptern, Griechen und Römern.

Schauenburg, Grafschaft, s. Schaumburg.

Schauenburg, Burg, s. u. Friedrichroda.

Schauenstein, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Naila, rechts an der Selbitz, in einem Thale des Frankenwaldes, zählt (1885) 1317 evang. E. und hat ein Schloß und Baumwollweberei.

Schauerfeier, s. Hagelfeier.

Schaufel, Schippe oder Schüppe (frz. pelle, engl. shovel), ein eigentümlich geformtes eisernes Werkzeug, welches zum Aufnehmen und Fortschaffen dient; auch ein Teil eines Wasserrades. (S. unter Wassermotoren.)

Schaufelkunst, soviel wie Schaufelwerk.

Schaufeln, die Geweihe des Elch- und Damwildes.

Schaufelwerk (Schaufelkunst), Vorrichtung zum Heben von Wasser in einer ansteigenden Rinne oder Röhre mittels Schaufeln, die an einer endlosen Kette befestigt sind. (Vgl. Paternosterwerk.)

Schaufelzähne, die breiten Vorderzähne der Wiederkäuer.

Schaufert (Hippolyt Aug.), deutscher Bühnendichter, geb. 5. März 1835 zu Winnweiler in der bayr. Rheinpfalz, studierte zu München die Rechte, war von 1856 bis 1859 Rechtspraktikant in Zweibrücken, dann Polizeikommissar in Waldmohr, 1866 in Dürkheim, später Landgerichtsassessor zu Germersheim. Im J. 1868 errang er mit seinem histor. Lustspiel «Schach dem König» den von der Intendanz des wiener Hofburgtheaters ausgesetzten Preis. Er starb 18. Mai 1872 zu Speier. Jenem Preislustspiel (Wien 1869) folgten: «Vater Brahm. Ein Trauerspiel aus dem vierten Stand» (Wien 1871), das Lustspiel «Ein Erbfolgekrieg» (Lpz. 1872) und die Novelle «Dorothea» (Regensb. 1873).

Schäuffelein, s. Scheufelein.

Schaufler, in der Jägersprache ein alter Elch- oder Damhirsch.

Schaukelbutterfaß (von Davis), s. unter Butter und Butterbereitung.

Schaukelringe sind ein beliebtes Turngerät, das aus 2, gewöhnlich mit Leder überzogenen und ungefähr 20 cm im Durchmesser haltenden Ringen besteht, die mit Seilen in Schulterbreite aufgehängt werden.

Schaumburg, eigentlich Schauenburg, eine ehemalige Grafschaft im Westfälischen Kreise, an der Weser, begrenzt vom Fürstentum Kalenberg, den Grafschaften Lippe und Ravensberg und dem Fürstentum Minden, hatte ihren Namen von dem Schlosse Schauenburg, zwischen Rinteln und Oldendorf, das der Ahnherr der alten Grafen von Schauenburg, Adolf I., 1033 in dem ihm vom Kaiser Konrad II. überlassenen Landstriche auf einer Vorhöhe des aussichtsreichen Paschenbergs erbaute. Sein Enkel Adolf III. wurde 1106 von Kaiser Lothar II. mit Stormarn und Holstein, Dithmarschen ausgenommen, als Grafschaft Holstein belehnt, und seine Nachkommen erwarben die Grafschaft Sternberg und die Herrschaft Gehmen. Den Grafen Ernst III. erhob Kaiser Ferdinand II. 1619 in den Reichsfürstenstand. Ihm folgte sein Bruder Jobst Hermann und dessen Vetter Otto, mit welchem letztern das fürstl. Haus 1640 erlosch. Seine Mutter Elisabeth, die Gemahlin des

Grafen Georg Hermann von Schaumburg-Gehmen, eine Tochter des Grafen Simon von der Lippe, setzte sich sofort in den Besitz der schaumburg. Länder und ernannte hierauf ihren Bruder, den Grafen Philipp von der Lippe, zu ihrem Erben und Nachfolger. Gleichzeitig aber hatte sich der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, zufolge eines Vertrags von 1565, als Lehnsherr eines Teils der schaumburg. Besitzungen bemächtigt (das spätere hannov. Amt Lauenau und ein Teil von Hameln), in welchem er auch 1647 durch Vertrag belassen wurde. Andere Stücke der Grafschaft wurden von dem Landgrafen von Hessen-Kassel als Lehnsherrn in Anspruch genommen. Der Streit glich sich aber dadurch aus, daß der Graf Philipp von der Lippe mit einer hess. Prinzessin sich vermählte und nun mit dem von Hessen beanspruchten Teile belehnt wurde. Als hierauf auch das Fürstentum Minden mehrere Teile sich zueignen wollte, bestand der Landgraf von Hessen auf einem neuen Vergleiche, der im Westfälischen Frieden so festgestellt ward, daß der Graf Philipp die Ämter Stadthagen, Bückeburg, Arensburg und Hagenburg nebst einem Teile von Sachsenhagen, der Landgraf von Hessen-Kassel aber die Ämter Schaumburg, Rodenberg und den andern Teil von Sachsenhagen erhielt. Beide bekamen dadurch Sitz und Stimme auf der westfäl. Reichsgrafenbank. Der lippesche Anteil von S. bildet das Fürstentum Schaumburg-Lippe (s. d.).

Der bis 1866 kurhess. und zur Provinz Niederhessen gerechnete, seitdem aber preuß. Anteil, Grafschaft Schaumburg genannt, von welcher 1831 der Gemahlin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, sowie den Kindern aus dieser morganatischen Ehe der gräfl. Titel verliehen wurde, bildet jetzt den Kreis Rinteln (s. d.) des Regierungsbezirks Kassel. Auch die jetzige Standesherrschaft Schaumburg im Herzogtum Nassau, dem jetzigen preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, war einst reichsunmittelbar, hatte aber nirgends eine Stimme. Sie gehörte früher dem Hause Limburg, kam 1279 an das Haus Westerburg und wurde 1656 von der Gräfin von Holzappel erkauft und auf deren Tochter Elisabeth Charlotte, Gemahlin des Fürsten Adolf von Nassau-Dillenburg, vererbt. Diese Linie Nassau-Schaumburg erlosch aber schon mit dem Stifter 1707, und es gingen nun die Grafschaften S. und Holzappel an die Erbtochter Charlotte über, welche mit dem Fürsten Lebrecht von Anhalt-Bernburg vermählt war. So entstand die anhalt. Nebenlinie Anhalt-Bernburg-Hoym-Schaumburg, die 24. Dez. 1812 mit dem Fürsten Friedrich Ludwig Adolf im Mannsstamm erlosch. Hoym und andere anhalt. Güter fielen nun wieder an Anhalt-Bernburg. Die Grafschaften S. und Holzappel wurden durch die Erbtochter Prinzessin Hermine von Anhalt ihrem Gemahl, dem Erzherzog Joseph von Österreich, Palatin von Ungarn, zugebracht und auf deren Sohn, den Erzherzog Stephan (gest. 19. Febr. 1867), vererbt, der danach den Titel Fürst von S. führte. Nach dessen Tode fielen die Grafschaften an den Herzog Georg von Oldenburg, dessen Großmutter, Prinzessin Ida von Anhalt, die jüngere Schwester der Prinzessin Hermine gewesen war. Die Grafschaft umfaßt etwa 70 qkm mit etwa 4000 E. Hauptort ist Holzappel (s. d.).

Das Schloß Schaumburg bei dem Dorfe Balduinstein an der Lahn und der Nassauer Eisenbahn, 6 km südwestlich von Diez auf einem bewaldeten Basaltkegel gelegen, wurde 1850 vom Erzherzog Stephan großartig neu aufgebaut und zum Glanzpunkte des Lahnthals umgewandelt. Über dem Dorfe (Eisenbahnstation) Laurenburg liegt die alte nassauische Stammburg Laurenburg, die jahrhundertelang dem Hause den Namen gab, ehe es den von Nassau annahm. Zwischen Laurenburg und Balduinstein liegt das standesherrliche Dorf Geilnau (s. d.).

Schaumburg heißt auch eine Grafschaft im Erzherzogtum Österreich ob der Enns, deren Stammburg an der Donau oberhalb Efferding, unweit vom Dorfe Pupping, auf einem hohen, bewaldeten Felsen in Trümmern liegt. Die reichsunmittelbaren Grafen von S. beherrschten das ganze Donauthal von Linz bis Passau. Sie starben 1559 aus; seit 1572 gehört ihr Besitztum den Grafen von Starhemberg.

Schaumburg, Gräfin von, s. Hanau (Fürstin von).

Schaumburg-Lippe, ein souveränes, zum Deutschen Reiche gehöriges Fürstentum von 339,7 qkm mit (1880) 35374 E., begreift den westl. Teil der ehemaligen Grafschaft Schaumburg, der von den preuß. Provinzen Hannover, Westfalen und dem preuß. Teile der Grafschaft Schaumburg umschlossen wird. Das Land liegt am nördlichsten Zweige des Wesergebirges, hat im N. das Steinhuder Meer mit der kleinen Festung Wilhelmsstein, im O. die Bückeberge und im W. den Schaumburger Wald zur Grenze und ist von Natur durch Fruchtbarkeit des Bodens, sowie durch Reichtum an Holz und Steinkohlen vorteilhaft ausgestattet. Auch hat es gute Gesundbrunnen, z. B. die starken Schwefelbäder in Eilsen und eine Stahlquelle in Stadthagen. (Vgl. die Karte: Hannover, Schleswig-Holstein und Nordwestdeutsche Staaten, Bd. VIII, S. 822.)

Mit Ausnahme von etwas über 1000 Reformierten, 521 Katholiken und 295 Juden bekennt sich die Bevölkerung zur luth. Konfession. Ackerbau, Garnspinnerei und Leinweberei, deren Artikel vielfach ausgeführt werden, sowie der mit Preußen gemeinschaftlich betriebene Steinkohlenbau sind die Haupterwerbsquellen. Die oberste Leitung der Landesangelegenheiten geschieht durch die Regierung, welche auch Lehnskammer ist. Die Rentkammer führt die Verwaltung der fürstl. Domänen, Finanzregalien, Bergwerke und Forsten. Das Konsistorium besorgt die luth. Kirchenangelegenheiten, wogegen die Reformierten unter der Oberaufsicht der Regierung zu dem Synodalverbande der Niedersächsischen Konföderation und die Katholiken zu der Nordischen Mission gehören, mit deren Provikariat zur Zeit der Bischof von Osnabrück beauftragt ist. Durch das Gesetz vom 31. Dez. 1877 ist die Organisation des Landes neu geordnet. Danach sind untere Verwaltungsbehörden die Magistrate der beiden Städte Bückeburg und Stadthagen und die Ämter in Bückeburg-Arensburg und Stadthagen-Hagenburg. An die Stelle der bisherigen Justizbehörden treten neben dem Reichsgericht ein mit Oldenburg gemeinschaftliches Oberlandesgericht zu Oldenburg, ein eigenes Landgericht für das Fürstentum mit dem Sitz zu Bückeburg, zwei Amtsgerichte in Bückeburg und Stadthagen. An Schulen bestehen 35 Volksschulen, drei höhere Bürgerschulen, eine höhere Töchterschule, ein Schullehrerseminar und das Gymnasium Adolfinum in Bückeburg.

Das Fürstentum trat 1837 dem Steuerverein und mit diesem 1854 dem Zollverein bei. Seit 1847 führt ein Teil der Linie Hannover-Minden der Preußischen Staatsbahnen durch das Land. Das fürstl. Haus bekennt sich zur reform. Konfession. Das Fürstentum stellt seine Mannschaft zu dem westfäl. Jägerbataillon Nr. 7 und den nächstbenachbarten Truppenteilen. Die Einnahmen und Ausgaben beliefen sich 1885—86 auf 639330 Mark, die Schuld besteht aus zwei amortisierbaren Anleihen von zusammen 510000 Mark, wozu die Quote des Papiergeldes mit 1116000 Mark noch kommt. Nach der Landesverfassung vom 17. Nov. 1868 besteht die Landesvertretung aus 15 Mitgliedern, von denen die Ritterschaft einen, die Städte drei und die Bauern sieben wählen; außerdem werden zwei Abgeordnete vom Fürsten ernannt, einer ist der Vertreter der Geistlichkeit und einer wird aus der Mitte der übrigen Studierten gewählt. Im Bundesrate ist S. durch einen Bevollmächtigten, im Reichstage durch einen Abgeordneten vertreten. Das Wappen ist quadriert und enthält die Zeichen von Lippe, Schwalenberg und Schaumburg (ein silbernes, in drei Teile zerschnittenes Nesselblatt in rotem Felde, an den Seiten eines dreieckigen Schildes mit drei Silbernägeln); der Schild wird von zwei weißgekleideten Engeln gehalten. Landesfarben sind Blau-Rot-Weiß. Gemeinsam mit Lippe hat S. das Lippesche Ehrenkreuz, gestiftet 25. Okt. 1869. Residenzstadt ist Bückeburg.

Geschichtliches. Die Linie **Schaumburg** oder auch **Bückeburg** des Hauses Lippe (s. d.) wurde von des Grafen Simon VI. jüngstem Sohne Philipp gestiftet, welcher als Apanage bei dem Tode des Vaters 1613 die Ämter Lipperode und Alverdissen erhielt und von seiner Schwester Elisabeth, der Gemahlin des letzten Grafen von Schaumburg, 1640 zum Erben der Grafschaft Schaumburg (s. d.) eingesetzt wurde, von der er aber nur die Ämter Stadthagen, Bückeburg, Arensburg und Hagenburg von Hessen-Kassel zu Lehn erhielt. Er führte 1668 das Erstgeburtsrecht in seinem Hause ein und starb 1681. Ihm folgte sein ältester Sohn Friedrich Christian, gest. 1728, während ein zweiter Sohn, Philipp Ernst, das Amt Alverdissen als Apanage erhielt und die Linie Alverdissen stiftete. Als 1709 die lippesche Linie Brake erlosch, bemächtigte sich der Graf von Lippe der Erbschaft, und erst Friedrich Christians Sohn und Nachfolger, Albrecht Wolfgang, gest. 1748, kam durch reichshofrätliche Erkenntnisse von 1734 und 1737 und durch den Vergleich von Stadthagen 1748 in den Besitz von Blomberg und Schieder. Mit dem Grafen Wilhelm, gest. 1777, der 1765 den Wilhelmsstein im Steinhuder Meere anlegte, portug. Generalissimus und hannov. Generalfeldzeugmeister war und sich als Feldherr rühmlich auszeichnete, erlosch die ältere Linie Bückeburg im Mannsstamm und der Besitz ging auf die Linie Alverdissen über. In dieser war dem Stifter 1723 dessen Sohn Friedrich Ernst gefolgt, der 1749 zu Gunsten seines Sohnes Philipp Ernst resignierte. Dieser, der sich seit dem Anfalle der bückeburg. Besitzungen Graf von Schaumburg-Lippe-Bückeburg nannte, starb 13. Febr. 1787, und ihm folgte sein Sohn Fürst Georg Wilhelm zu S., zunächst unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Prinzessin Juliane von Hessen-Philippsthal, bis er 8. Mai 1807 die Regierung selbst übernahm, nachdem er schon vorher zufolge des Vertrags zu Warschau vom 13. April 1807 dem Rheinbunde beigetreten war und sich unter schweigender Zustimmung Frankreichs den Titel Fürst (prince) beigelegt hatte.

Fürst Georg Wilhelm verlieh auf Grund des Art. 13 der Bundesakte dem Lande unter dem 15. Jan. 1816 eine Verfassung, die auf einer Landesvertretung durch die Ritterschaft, die Städte und die Bauern in einer Kammer mit geschlossenen Sitzungen beruhte. Wichtig ward der Landtag von 1818, auf welchem das Finanz- und Steuerwesen reguliert wurde. Der Fürst übernahm die auf der Landeskasse ruhenden Schulden im Betrage von 106000 Thlrn. und erhielt dagegen die etwa gleich viel betragenden Forderungen dieser Kasse überwiesen, sodaß das Land auf solche Weise schuldenfrei wurde. Nach dem Landtage von 1818 trat eine ruhige Entwickelung ein, und auch 1830 fanden keine öffentlichen Störungen statt. Im J. 1848 wurden verschiedene wesentliche Veränderungen der Verfassung mit dem Landtage vereinbart, doch wurde die damals verlangte Erklärung des Domaniums zu Staatsgut unter Zuweisung einer Civilliste an den Fürsten entschieden abgelehnt. In den deutschen Angelegenheiten schloß sich das Fürstentum dem Dreikönigsbündnis an, doch war die fürstl. Regierung eine der ersten, die auf die Einladung Österreichs die reaktivierte Bundesversammlung wieder beschickten. Georg Wilhelm starb 21. Nov. 1860, und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Fürst Adolf Georg (geb. 1. Aug. 1817), der seit 1844 mit der waldeckischen Prinzessin Hermine vermählt ist. In dem deutschen Konflikt von 1866 entschied sich die fürstl. Regierung mit der 16. Kurie beim Bundesbeschlusse vom 14. Juni für den österr. Mobilisierungsantrag und schickte ihr Truppenkontingent auf Bundesbefehl nach Mainz. Doch erklärte sie 29. Juni ihren Austritt aus dem Bunde und trat 18. Aug. dem Bündnisvertrage mit Preußen und somit dem Norddeutschen Bunde bei. Durch die polit. Veränderungen des J. 1866 war eine vollständige Umgestaltung der Landesverfassung geboten, und es wurde deshalb mit einem konstituierenden Landtage das Landesverfassungsgesetz vom 17. Nov. 1868 vereinbart.

Nach der Wiedererrichtung des Deutschen Kaisertums 1871 beschränkte sich die Landesgeschichte auf den Fortgang der innern Organisationsarbeit. In legislatorischer Beziehung ist die Einführung von Stempelmarken (1870), diejenige einer Immobiliar-Feuerversicherungsgesellschaft (1871), einer klassifizierten Einkommensteuer (1871), ferner ein Gesetz über den fürstl. Civilstandsdienst (1872), sowie ein solches über Vermessung und Katastrierung des Landes (1873) zu erwähnen. Durch Vertrag vom 16. Mai 1883 ging der zu dem schaumburgischen Kroneigentum gehörende, auf schaumburgischem Gebiete belegene Teil der Minden-Hannoverischen Eisenbahn käuflich auf Preußen über. Ein Gesetz vom 20. Aug. 1884 regelte den Grunderwerb und die dingliche Belastung der Grundstücke und endlich brachten drei Gesetze vom 20. Jan. 1885 dem Lande eine Gewerbesteuer, eine Eisenbahnsteuer, sowie eine Umgestaltung der seit 1871 bestehenden klassifizierten Einkommensteuer.

Schaumcikade (Aphrophora spumaria, Tafel: Insekten IV, Fig. 43, vergrößert) heißt eine auf unsern Wiesen sehr gemeine, 5—6 mm lange

Cikade von variabler, bald bräunlicher, bald grünlicher Färbung. Ihre Larven produzieren den sog. Kuckucksspeichel (s. d.).

Schaumkalk, im Zechstein, namentlich im Dolomit desselben, vorkommende zerreibliche Massen, welche aus reinem kohlensauren Kalk, und zwar aus Aragonit (nicht aus Kalkspat) bestehen, sich aber als ein Umwandlungsprodukt von schwefelsaurem Kalk (Gips) erweisen. Andererseits werden aber auch als S. eigentliche ursprüngliche Kalksteine bezeichnet, welche mit schmutzig-gelblichen oder rötlichen Farben in der untern Abteilung der Muschelkalkformation auftreten, und sich durch ihre feinporöse, unter der Lupe fast schwammartig erscheinende Struktur auszeichnen, wobei die runden, wie Nadelstiche aussehenden Poren jedoch schon dem bloßen Auge erkennbar sind und wohl von zerstörten Oolithkörnern herrühren. Wegen seiner Weichheit und Zähigkeit ist dieser letztere S. leicht zu bearbeiten; auch liefert er trefflichen Baustein.

Schaumkraut, Pflanze, s. Cardamine.

Schaumlöffel, Schaumkelle (frz. écumoir, engl. skimmer), ein Küchengerät; auch ein Werkzeug im Hüttenwesen und in der Zuckerfabrikation.

Schaumünze, s. Medaille.

Schaumweine, die nach Art des Champagners (s. d.) durch Unterbrechung der Gärung bereiteten moussierenden Weine.

Schauspiel ist im weitern Sinne der deutsche Ausdruck für Drama (s. d.) überhaupt, im engern Sinne aber für eine Mittelgattung des Dramas, die, ernste und tragische Stoffe versöhnlich abschließend, zwischen Tragödie und Komödie steht.

Schauspielhaus, s. Theater.

Schauspielkunst ist die notwendige Ergänzung und Vollendung der dramatischen Dichtung. Die Dichtung schließt sich in die Grenze der innern Vorstellung ein und arbeitet nur für die Phantasie, während der volle Umfang der Kunst und des künstlerischen Genusses verlangt, daß diese Grenze durchbrochen werde, daß die bloß innere Gegenwart und Wirklichkeit in die sinnlich sichtbare und hörbare Vergegenwärtigung und Verwirklichung übergehe, daß das Phantasiebild Körper gewinne durch Aktion und Deklamation. Dies ist das Wesen und die Aufgabe der S., d. h. der Kunst der theatralischen Darstellung. Es ist daher klar, daß die S. nicht bloß reproduktive, sondern produktive Kunst ist. Der echte Schauspieler hat dem dramatischen Dichter nicht bloß nachzutauchen in das Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften, sondern er bringt auch etwas wesentlich Neues, Erfüllendes, Ausführendes hervor. Das Darstellungsmaterial des Schauspielers ist seine eigene gegebene und zufällige Persönlichkeit. Diese kann er ausbilden, heben, ideal steigern und läutern, aber nicht überwinden, nicht dem Phantasiebilde des frei schaffenden Dichters in allen Stücken und Bedingungen völlig gemäß und entsprechend gestalten. Alle Kunst des Schauspielers besteht daher darin, die Unangemessenheit zwischen dem Darstellungsmaterial (seiner eigenen Persönlichkeit) und dem darzustellenden Ideal (der Gestalt des Dichters) möglichst vergessen zu machen, d. h. die Rolle trotz aller Hindernisse zu decken und in ihr schlechthin aufzugehen. Ziel der Auffassung und Darstellung ist, daß der Schauspieler sich seiner Rolle so ganz und gar anschmiege, daß der Zuschauer mit der Rolle den Träger derselben völlig eins und verwachsen glaube und er zu der Täuschung gezwungen werde, als sehe er nicht einen Darsteller, sondern die betreffende Gestalt der Dichtung selbst. Die Alten erleichterten dem Schauspieler diese Objektivität durch typische Masken, die Neuern mit ihren Forderungen nach schärferer Charakteristik und Individualisierung gestatten diese Masken nicht mehr und verlangen lebendige Mimik, d. h. lebendige Geberdensprache. Deklamation (s. d.) und Mimik (s. d.) sind daher die Grundbestandteile aller S. Vgl. Rötscher, «Die Kunst der dramatischen Darstellung» (Berl. 1841); Benedix, «Der mündliche Vortrag» (3. Aufl., Lpz. 1871).

Je inniger die S. mit der dramatischen Dichtung zusammenhängt, um so genauer spiegeln sich auch in ihr alle verschiedenen Stilrichtungen, welche wir in der Geschichte des Dramas verfolgen. Zum Teil geschieht dies sogar noch schärfer als im Drama selbst, weil voller und augenfälliger. Der Plastik des antiken Dramas gemäß war die S. der Alten durchaus plastisch; Maske, Kothurn, ja der ganze Schauspieler war eine lebendige Statue. Wie die gesamte moderne Kunst vom Plastischen zum Malerischen neigt, so ist auch in der S. alles individualisierter, porträtartiger, physiognomisch durchgebildeter. Allein auch innerhalb dieser Grenzen findet sich wieder derselbe Gegensatz zwischen den roman. und german. Völkern, wie in der Dichtung. Bei Italienern und Franzosen zeigt sich in der hohen Tragödie noch immer etwas Getragenes, Recitatives im Vortrage, einfach große Bewegung, plastische Gemessenheit im Spiel; in neuester Zeit freilich auch viel grelle Manieriertheit. Die englische S. zur Zeit Shakspeares ist offenbar ganz dem individualisierenden Zuge der Shakspeareschen Dramen ähnlich gewesen. Mit der franz. Dramatik und Dramaturgie war in Deutschland auch die franz. Schauspielweise eingedrungen. Ekhof stürzte sie mit seinem Dringen auf wärmere Naturwahrheit, während gleichzeitig Lessing dieselbe Revolution in der Dichtung vollzog. Der Höhepunkt der Schule war Schröder. Gegen den platten Naturalismus, der sich zum Teil schon in Iffland geltend machte, kämpfte die Weimarische Schule unter Goethe und Schiller, die sogar nicht von der Einseitigkeit freizusprechen ist, im Eifer der Opposition oft das Ideale auf Kosten der Individualisierung geltend gemacht zu haben, und daher besonders durch Tieck, der an der Schule Schröders und Flecks festhielt, bekämpft wurde. Jetzt herrscht, wie in aller modernen Kunst, in der S. viel stilloses Schwanken. Vgl. Eduard Devrient, «Geschichte der deutschen S.» (5 Bde., Lpz. 1848—74).

Schaustuffen heißen die beim Bergbau gewonnenen Mineralien, welche ihrer Seltenheit oder schönen Form wegen (Krystalle) der Verarbeitung entzogen und an Sammler verkauft werden.

Schawli (Szawle, deutsch Schaulen), eine Kreisstadt im russ. Gouvernement Kowno, an der Libau-Romno-Koschedary-Eisenbahn, mit 15901 E., darunter 10699 Juden, hat Getreide- und Flachshandel, Tabaksfabriken, Seifensiedereien, Mühlen und Brennereien.

Schazk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tambow, am Flüßchen Schatscha, mit 7261 E., hat bedeutenden Handel mit Hanf, Talg, Häuten, Honig, Wachs und auch mit Getreide.

Schb., bei naturhistor. Namen Abkürzung für Johann Christian Daniel von Schreber,

geb. 16. Jan. 1739 in Weissensee, gest. als Professor der Medizin in Erlangen 10. Dez. 1810.

Schebat (hebr.), im jüd. Kalender der fünfte Monat des bürgerlichen, der elfte des Kirchenjahres.

Schebecke ist ein nur im Mittelländischen Meer gebräuchliches Fahrzeug mit drei Masten, die etwas nach vorn geneigt stehen und Lateinsegel führen. Einige von ihnen haben auch noch ein Bugspriet mit Klüverbaum (s. d.), die meisten beschränken sich jedoch auf die drei Masten.

Schebest (Agnese), Sängerin, geb. 15. Febr. 1813 zu Wien, zeigte frühzeitig ein seltenes Talent für Gesang und Mimik, welches sie unter Leitung des Kammersängers Miksch zu Dresden ausbildete. Nachdem sie in Pest, Wien, Stuttgart, Karlsruhe, Breslau und auf verschiedenen andern Bühnen Deutschlands, teils in kurzem Engagement, teils als Gast, mit großem Beifall aufgetreten, vermählte sie sich 1840 mit David Friedrich Strauß (s. d.), doch war die Ehe nicht glücklich, sodaß sich die Gatten wieder trennten. Litterarisch machte sie sich durch «Rede und Geberde, Studien über den mündlichen Vortrag» (Lpz. 1862) und ihre Selbstbiographie «Aus dem Leben einer Künstlerin» (Stuttg. 1856) vorteilhaft bekannt. Sie starb zu Stuttgart 22. Dez. 1870.

Schechr-Zor, türk. Stadt, s. Kerkük.

Schedewitz, Dorf in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Zwickau, links an der Zwickauer Mulde, unweit südlich der Stadt Zwickau, Station der Linie Zwickau-Schwarzenberg der Sächsischen Staatsbahnen, zählt (1885) 5748 E. und hat Steinkohlenbergbau, eine Kammgarnspinnerei, eine mechan. Weberei halbwollener Futter- und Kleiderstoffe mit Färberei und eine Coksbereitungsanstalt.

Schédo-Ferroti, Pseudonym des Publizisten Theodor von Fircks (s. d.).

Schedone, Maler, s. Schidone (Bartolommeo).

Scheel, Mineral, soviel wie Wolfram.

Scheele (Karl Wilh.), berühmter Chemiker, geb. 9. Dez. 1742 zu Stralsund, war Apotheker, anfangs in Gothenburg, darauf als Gehilfe in Malmö, Stockholm, Upsala, erwarb dann in dem Städtchen Köping 1777 eine eigene Apotheke und starb daselbst 21. Mai 1786. S. entdeckte, unabhängig von Priestley und Lavoisier, den Sauerstoff, ferner die Flußsäure, den Baryt, das Mangan, die Arseniksäure, den Arsenwasserstoff, die Harnsäure, die Molybdänsäure, die Milchsäure, die Wolframsäure, die Blausäure, das Glyzerin, die Citronensäure, die Äpfelsäure, die Galläpfelsäure, die Weinsäure. Seine gesamten Werke sind herausgegeben von Hermbstädt (2 Bde., Berl. 1793), ferner in lat. Sprache von Hebenstreit (2 Bde., Lpz. 1788).

Scheelesches Grün, s. Kupfer (-Verbindungen 8).

Scheelesches Süß, gleichbedeutend mit Glyzerin.

Scheelisieren ist das Versüßen eines Weins durch Zusatz von Glyzerin.

Scheelit (Schwerstein, Tungstein), ein im tetragonalen System krystallisierendes und mit dessen pyramidaler Hemiëdrie versehenes, meist in verhältnismäßig spitzen Pyramidenformen ausgebildetes Mineral, gewöhnlich von grauen, gelben, braunen, auch roten Farben, fettglänzend, zum Teil etwas diamantglänzend, mit geringen Graden der Pellucidität, positiver Doppelbrechung, der Härte 4,5—5 und dem spezifischen Gewicht 5,9—6,2. Chemisch ist er im reinsten Zustande wolframsaurer Kalk $CaWO_4$ mit 19,4 Kalk und 80,6 Wolframsäure. In dem grauen Vorkommnis von Bispberg wurde durch Scheele (daher der Name) zuerst die Wolframsäure entdeckt. Vor dem Lötrohr schmilzt er nur schwierig, Salzsäure und Salpetersäure zersetzen ihn mit Hinterlassung von gelber, in Alkalien löslicher Wolframsäure. Er findet sich zum Teil auf Zinnsteinlagerstätten, wie zu Zinnwald, Ehrenfriedersdorf und Schlaggenwald im Erzgebirge und in Cornwall, auch anderswo wie bei Neudorf im Harz, zu Framont in den Vogesen, auf der Oesterstor-Grube in Wermland; ein ferneres Vorkommen von Traversella in Piemont ist ausgezeichnet durch die Größe der Krystalle, ein anderes in Connecticut durch seine Massenhaftigkeit.

Scheelium, s. Wolfram (Metall).

Scheer, Stadt im württemb. Donaukreis, Oberamt Saulgau, rechts an der Donau, Station der Linie Ulm-Sigmaringen (Untere Donaubahn) der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1097 kath. E. und hat ein Schloß in der gefürsteten Grafschaft Friedberg-S. des Fürsten von Thurn und Taxis, Weißstickerei und Holzstoffabrikation.

Scheeren sind den Kohlenflözen teils parallel eingelagerte, teils regellos dieselben durchsetzende und verunreinigende Bergmittel.

Scheeren und **Scheerenflotte**, s. Schären.

Scheerer (Theod.), Chemiker und Mineralog, geb. 28. Aug. 1813 in Berlin, studierte daselbst und in Freiberg, war 1833—39 Hüttenmeister in Modum (Norwegen), 1841—47 Lektor der Mineralogie in Kristiania, 1848 Professor der Chemie an der Bergakademie in Freiberg und siedelte 1872 nach Dresden über, wo er 18. Juli 1875 starb. Er lieferte eine große Zahl von chem. Untersuchungen der verschiedensten Mineralien, durch welche ihre Kenntnis und die Gesetze ihrer Bildungsweise wesentlich gefördert wurden. Von seinen selbständig herausgegebenen Schriften sind zu erwähnen: «Lehrbuch der Metallurgie» (2 Bde., Braunschw. 1846—53), «Der Paramorphismus» (Braunschw. 1854), «Lötrohrbuch» (2. Aufl., Braunschw. 1857).

Schefer (Leop.), deutscher Dichter, geb. 30. Juli 1784 zu Muskau in der Oberlausitz, besuchte das Gymnasium zu Bautzen und beschäftigte sich hierauf in der Heimat mit Mathematik, Philosophie und dem Studium der griech. und orient. Dichter. Inzwischen war er in ein freundschaftliches Verhältnis zu dem Fürsten Pückler-Muskau getreten, der ihn zu seinem Generalbevollmächtigten ernannte. Doch legte er dieses Amt nach sechs Jahren nieder, bereiste zunächst England und Deutschland und verweilte einige Jahre in Wien. Dann besuchte er Italien, Sicilien, Griechenland, die Türkei, die griech. Inseln und Kleinasien. Nach der Rückkehr 1820 ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder. Er starb daselbst 13. Febr. 1862.

S.s poetische und musikalische Erstlinge, die «Gedichte mit Kompositionen» (Berl. 1811), wurden von dem Grafen Pückler herausgegeben, welcher lange für deren Verfasser galt; auch eine zweite Sammlung erschien (1813) ohne des Verfassers Namen. Später neigte S. sich der Novelle zu. Die Geheimnisse der Motive menschlicher Handlung, das tiefere Seelenleben und Schilderungen weiblicher Naturen bilden meist den Kern seiner Erzählungen. S.s Novellen erschienen einzeln in Zeitschriften und Taschenbüchern, dann gesammelt unter dem Titel: «Novellen» (5 Bde., Lpz. 1825—29), «Neue Novellen» (4 Bde., Lpz. 1831—35),

«Lavabecher» (2 Bde., Stuttg. 1833), «Kleine Romane» (5 Bde., Bunzl. 1837—39). Hieran schlossen sich eine Reihe selbständiger Werke, wie «Die Göttliche Komödie in Rom» (Lpz. 1846), «Graf Promnitz» (Lpz. 1846), «Genevion von Toulouse» (Lpz. 1846) und die gegen das Missionswesen gerichtete pikante Novelle «Die Sibylle von Mantua» (Hamb. 1853). Treffliche Naturschilderungen, lebendige Charakterzeichnung, Gedankenfülle und Innigkeit der Empfindung, sowie eine humoristische Erhebung über die Wechselfälle des Lebens sind glänzende Vorzüge fast aller seiner Erzählungen. Dagegen hielt ihn die freiwillige Isolierung von fortentwickelnden Einflüssen allzu fest in gewisse Ideenkreise und kritisch nicht zu rechtfertigende Formen gebannt, welche die Bedeutung und den Genuß seiner Dichtungen sehr beeinträchtigen. Dies gilt besonders auch von seiner der Lebenspraxis zugewendeten Lyrik. Schon 1828 war von S. zu Frankfurt eine Sammlung «Kleine lyrische Werke», später seine «Gedichte» (3. Aufl., Berl. 1847) erschienen. Noch bedeutender ist sein «Laienbrevier» (2 Bde., Berl. 1834—35; 18. Aufl., Lpz. 1884), dem später «Der Weltpriester» (Nürnb. 1846) folgte. Es sind dies spruchartige Gedichte ethischen und religiösen Inhalts, welche zwar eine große Fülle poetischer Schönheit enthalten, aber nicht immer mit rechter Klarheit die Weltanschauung des Dichters aussprechen. Dem «Laienbrevier» reihten sich noch die «Hausreden» (Dessau 1854; 4. Aufl., Lpz. 1869) an. Eine gewissermaßen neue Richtung schlug S. in dem anonym erschienenen «Hafis in Hellas» (Hamb. 1853) ein, einer Dichtung, die von dem tiefsten, reinsten Gefühl und einer gesunden Sinnlichkeit erfüllt ist und gewissermaßen die Vorschule zu seinem «Koran der Liebe nebst kleiner Sunna» (Hamb. 1854) bildet. Vieles Fremdartige von S.s Schöpfungen erklärt sich aus seiner Vorliebe für den Orient und orient. Vorstellungen, die beinahe überall hervortritt und namentlich aus der Dichtung «Mahomets türk. Himmelsbriefe» (Berl. 1840) ersichtlich ist. S. selbst veranstaltete eine Auswahl seiner Werke (12 Bde., Berl. 1845; 2. Aufl. 1857). Aus seinem Nachlaß gab Gottschall heraus: «Für Haus und Herz. Letzte Klänge» (Lpz. 1867). Als Musiker lieferte S. Lieder, Symphonien strengen Stils, Ouverturen und Capriccios für das Pianoforte. Sein «Buch des Lebens und der Liebe» gab in 2. Auflage Moschkau (Lpz. 1877) heraus. Auf Grund seines Nachlasses veröffentlichte Brenning die Biographie «Leopold S.» (Brem. 1884).

Scheffel (eine schon im Althochdeutschen übliche Verkleinerungsform des Wortes scaf, scaph, welches aus dem lat. scaphum, scaphium entstanden ist und ursprünglich ein Schaff [wie noch im Oberdeutschen], einen Bottich, ein Gefäß für Flüssigkeiten bedeutet) war seit 1872 deutsches Reichsmaß von 50 l für schüttbare feste Körper (Getreide ꝛc.), das aber nur selten gebraucht und durch Gesetz vom 11. Juli 1884 abgeschafft wurde. Bis 1872 hatte der S. in verschiedenen deutschen Staaten, wo er in der erwähnten Eigenschaft diente, eine verschiedene Größe. Am wichtigsten waren der preußische S. von 54,962 l, der dresdener oder sächsische S. von 103,829 l und das bayr. Schäffel (das Schaff) von 222,358 l. In einigen Gegenden Norddeutschlands war bis 1872 der S. (nämlich der S. **Aussaat**) auch ein Feldmaß. — In Dänemark ist der S. = ⅛ Korntonne (⅛ Tönde) = 17,390 l. Der noch in Südafrika übliche alte amsterdamer S. enthält 27,814 l.

Scheffel (Jos. Victor von), deutscher Dichter, geb. 16. Febr. 1826 zu Karlsruhe, wo sein Vater als bad. Major und Baurat lebte, besuchte bis zum J. 1843 das Lyceum seiner Vaterstadt, studierte 1843—47 in München, Heidelberg und Berlin die Rechtswissenschaften und german. Philologie und Litteratur, war 1848—52 Referendar und Dienstverweser zu Säckingen, gab aber dann den Staatsdienst auf, unternahm 1852—53 eine längere Reise nach Italien und lebte später teils in Heidelberg, teils in München. Auch war er eine Zeit lang Vorstand der Bibliothek des Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen, wo er sich insbesondere mit der Katalogisierung von Handschriften und Ordnung der vom Fürsten erworbenen von Laßbergschen Bibliothek beschäftigte. In den J. 1859 und 1860 hielt er sich in Thüringen auf unter dem Schutze des Großherzogs Alexander von Weimar. Seit 1866 lebte S. wieder teils in Karlsruhe, teils auf seinem Landgut Seehalde-Mettnau bei Radolfzell am Untersee ohne öffentliches Amt. Er starb 9. April 1886 in Karlsruhe.

Sein erstes erfolgreiches größeres episches Gedicht: «Der Trompeter von Säkkingen», entstand 1853 in Sorrent und auf der Insel Capri, wo S. in freundschaftlichem Zusammensein mit Paul Heyse lebte. Die Dichtung, welche 1886 in 136. Auflage erschien (illustriert von A. von Werner, 2. Aufl., Stuttg. 1879), enthält frische deutsche und ital. Genrebilder und Kabinettsstücke eines an Hoffmanns «Kater Murr» anknüpfenden Humors. Der histor. Roman «Ekkehard» (Frankf. 1855; 86. Aufl., Stuttg. 1886; Illustrationen dazu von E. Kämpfer, Münch. 1884), sowie die Novelle «Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers» (Stuttg. 1866; illustriert von A. von Werner, 4. Aufl. 1883) gewähren ein treues Bild mittelalterlicher Zustände. Einen mehr an die altdeutschen Minnesänger erinnernden Ton hat die Gedichtsammlung «Frau Aventiure. Lieder aus Heinr. von Ofterdingens Zeit» (Stuttg. 1864; 13. Aufl. 1883; illustriert von A. von Werner), während «Gaudeamus, Lieder aus dem Engern und Weitern» (46. Aufl., Stuttg. 1886; illustriert von A. von Werner) durch einen kernigen Humor erfreut und echt volkstümliche Töne anschlägt. Weniger passen diese altertümlichen Initialen und Majuskeln der Poesie für schwunghafte Dichtungen, wie «Bergpsalmen» (Stuttg. 1870; illustriert von A. von Werner, 4. Aufl. 1883; mit Holzschnitten, 3. Aufl. 1883). Eine neue Dichtung «Waldeinsamkeit», 12 landschaftliche Stimmungsbilder nach Gemälden von Julius Marak, erschien 1877 zu Wien (4. Aufl., Stuttg. 1884); ferner «Hugideo» (4. Aufl., Stuttg. 1885), «Das Waltarilied, verdeutscht» (illustriert von Alb. Baur, Stuttg. 1875). S. ist ein origineller Dichter, nicht frei von Manier, aber von einem gesunden Sinne des Denkens und Empfindens. Im J. 1876 erhob ihn der Großherzog von Baden in den erblichen Adelsstand. Vgl. Klar, «Joseph Victor von S. und seine Stellung in der deutschen Litteratur» (Prag 1876).

Scheffer (Ary), berühmter franz. Maler, geb. 10. Febr. 1795 zu Dordrecht, empfing seinen ersten Unterricht in Amsterdam und begab sich dann nach Paris, wo er 1812 bei P. Guérin als Lehrling eintrat, jedoch von dem Einflusse des Meisters, der die akademische Manier der Davidschen Schule in ihrer

äußersten Spitze vertrat, ziemlich unberührt blieb. Statt der großen Bravourstücke der antiken Heldendarstellungen und der Staatsaktionen wählte er einfache Staffeleibilder gemütvollen Inhalts. Die Soldatenwitwe, die Matrosenkinder, der Brand auf dem Pachthofe, der zurückkehrende Rekrut, eine Invasionsscene u. s. w. fallen in diese früheste Zeit (1816—26). Das Bild: die suliotischen Frauen, in der Ausstellung 1827, gehörte ebenfalls dem Interesse und der Stimmung der Tagesgeschichte an und war hauptsächlich wirksam durch die Kraft des Ausdrucks und das Dramatische des Moments. Später wandte sich S. der Historienmalerei zu. Auch auf diesem Gebiete brach er mit der alten akademischen Tradition. Er nahm seine Stoffe aus Bürger, Schiller, Goethe. Leonore, Eberhardt der Greiner (Galerie Luxembourg), der König von Thule, Faust in seinem Studierzimmer, Gretchen am Spinnrade, Gretchen in der Kirche u. s. w. sind bekannte Bilder aus dieser Epoche (1827—35). Mit Unrecht verließ S. auf der Höhe seines Rufs die pastose, anmutige Manier, die seine Originalität ausmachte; doch blieb ihm der Beifall treu, weil man vor allem die seelischen Eigenschaften an seinen Werken schätzte (1834). Der tröstende Christus und der vergeltende Christus, Mignons Heimweh und Mignons Sehnsucht, der heil. Augustinus und seine Mutter, die heil. Monika, Dante und Beatrice tragen ein schwermütig ascetisches Wesen an sich, das oft ins formlos Schmachtende ausartet. Christus im Garten, der kreuztragende Heiland, die vom Grabe des Erlösers zurückkommenden heiligen Frauen, eine Mater dolorosa, ein Ecce homo, die Versuchung Christi, Ruth und Naemi, Jakob und Rebekka gehören ferner noch in diese dritte Phase seines Schaffens, in welcher seine Gebilde bei allem Adel der Empfindung mehr und mehr verblaßten und verweichlichten. Er starb zu Paris 5. Juni 1858. Vgl. Mrs. Grote, «A memoir of the life of Ary S.» (2. Aufl. 1860).

Scheffer (Henry), Maler, Bruder des vorigen, geb. im Haag 27. Sept. 1798, hatte fast denselben Entwickelungs- und Lehrgang wie sein Bruder, der auch in allem sein Vorbild blieb, das er aber nicht vollkommen erreichte. Ebenfalls aus der Schule Guérins hervorgegangen, teilte er sein Schaffen zwischen historischen und mehr genrehaften Arbeiten, wovon die letztern am besten gelangen; auch im Bildnis hat er Gutes geleistet. Dichterstoffe behandelte er mit großer poetischer Gestaltungskraft, so z. B. aus «Hermann und Dorothea», desgleichen mittelalterliche Themen der Romantik. Seine Geschichtsbilder schildern meist Stoffe und Begebenheiten aus der Vergangenheit Frankreichs, wie eine Protestantenversammlung bei der Zurücknahme des Edikts von Nantes (1838), die Verhaftung der Charlotte Corday, Jeanne d'Arcs Hinrichtung u. s. w. S. starb zu Paris 15. März 1862.

Scheffer-Boichorst (Paul), Historiker, geb. zu Elberfeld 25. Mai 1843, studierte in Innsbruck, Göttingen und Berlin, war darauf in München mit der Neubearbeitung von Böhmers «Regesta imperii inde ab 1125 usque ad 1198» beschäftigt, lebte seit 1871 als Mitarbeiter der «Monumenta Germaniae» in Berlin und wurde 1875 als außerord. Professor der Geschichte an die Universität Gießen und 1876 als ord. Professor nach Straßburg berufen. Er veröffentlichte an größern Schriften: «Kaiser Friedrichs I. letzter Streit mit der Kurie» (Berl. 1866), «Annales Patherbrunneses» (Innsbr. 1870), «Herr Bernhard zur Lippe» (Detm. 1872), «Florentiner Studien» (Lpz. 1874), «Die Chronik des Dino Compagni» (Lpz. 1875), «Die Neuordnung der Papstwahl durch Nikolaus II.» (Straßb. 1879), «Aus Dantes Verbannung» (Straßb. 1882).

Scheffler (Aug. Christian Wilh. Herm.), namhafter Civilingenieur und Physiker, geb. 10. Okt. 1820 zu Braunschweig, widmete sich dem Ingenieurfach. Nachdem er seit 1846 als Baukondukteur gewirkt, wurde er 1851 Finanzsekretär, 1853 Finanzassessor bei der herzogl. Eisenbahn- und Postdirektion zu Braunschweig und hierauf Mitglied dieser Behörde. Im J. 1854 erfolgte seine Ernennung zum Baurat, 1870 zum Oberbaurat. Unter den mathem. Arbeiten S.s sind hervorzuheben: «Über das Verhältnis der Arithmetik zur Geometrie» (Braunschw. 1846), «Der Situationskalkül» (Braunschw. 1851), «Die unbestimmte Analytik» (Hannov. 1854), «Die polydimensionalen Größen» (Braunschw. 1880), «Die magischen Figuren» (Lpz. 1882). Die Reihe seiner mechan.-technischen Werke eröffnete seine deutsche Bearbeitung Moseleys «Die mechan. Prinzipien der Ingenieurkunst» (2 Bde., Braunschw. 1845), welchen «Die Prinzipien der Hydrostatik und Hydraulik» (2 Bde., Braunschw. 1847) folgten. Später traten hinzu: «Die Theorie der Gewölbe, Futtermauern und eisernen Brücken» (Braunschw. 1857), «Die Theorie der Festigkeit gegen das Zerknicken» (Braunschw. 1858), «Über Gitter- und Bogenträger und über die Festigkeit der Gefäßwände» (Braunschw. 1862), «Die Ursachen der Dampfkesselexplosionen» (Berl. 1867) ꝛc. In dem Werke «Die physiol. Optik» (2 Bde., Braunschw. 1863—64) gab S. eine treffliche Darstellung der Gesetze des Auges. Diesem schlossen sich an «Die Gesetze des räumlichen Sehens» (Braunschw. 1866) und «Die Theorie der Augenfehler» (Braunschw. 1867). Hierauf folgte ein Werk über «Sterblichkeit und Versicherungswesen» (Braunschw. 1868), sodann unter dem Titel «Die Naturgesetze und ihr Zusammenhang mit den Prinzipien der abstrakten Wissenschaften» (Lpz. 1876 fg.), eine neue mathem.-philos. Theorie des Weltsystems, nebst einer eigenartigen mathem. Theorie der Naturkräfte, insbesondere der Wärme, der Elektricität und des Lichts, zuletzt das mathem.-philos. Werk «Die Welt nach menschlicher Auffassung» (Lpz. 1885).

Scheffler (Johs.), s. Angelus Silesius.

Scheherezade (Schehrezade, Scheherſad), s. Tausend und eine Nacht.

Schehr (türk.), Stadt.

Schehr-Zor, s. Kerkuk.

Scheibbs, Marktflecken in Niederösterreich an der Erlaph in einer schönen, zur Sommerfrische viel besuchten Gegend des niederösterr. Voralpenlandes, Station der Linie Pechlarn-Kienberg-Gaming der Österreichischen Staatsbahnen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 1028 E., die sich zumeist mit städtischen Gewerben, teilweise auch mit Feldwirtschaft befassen. S. gehört zu den ältesten Orten des Landes und dankt seine frühe Bedeutung seiner Lage an der sog. Eisenstraße, d. i. dem uralten Verkehrswege, auf welchem das Roheisen aus den Erzlagern der obern Steiermark zur Verarbeitung ins Donaugebiet geführt wurde. In der Umgebung bestehen noch bedeutende industrielle Werke zur

Bearbeitung dieses Metalls. S. gehörte dem Kartäuserkloster Gaming, das Herzog Albrecht II. im J. 1332 gestiftet hatte, und bewahrt noch in seiner im got. Stil gebauten Pfarrkirche einen interessanten Rest aus der Kartäuserzeit.

Scheibenberg, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Annaberg, am nordwestl. Abhange des 805 m hohen Basaltkegels Scheibenberg, 676 m über dem Meere, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2330 evang. E. und hat an der Südseite des Scheibenbergs einen Marmorbruch mit staatlichem Kalkwerk, Rindviehzucht, ferner Fabrikation von Nägeln, Cigarren, Korsetts, Spitzen und Posamenten.

Scheibendrehbank, Planscheiben-Drehbank, Plandrehbank, s. u. Drehbank.

Scheibenkolben, ein Kolben, der aus einer gegen die Cylinderwandung abgedichteten Scheibe besteht. (S. unter Kolben.)

Scheibenkunst, Vorrichtung zum Heben von Flüssigkeiten in einer ansteigenden Röhre mittels Scheiben, die an einer endlosen Kette befestigt sind. (Vgl. Paternosterwerk.)

Scheibenkuppelung, eine feste Wellenkuppelung, durch zwei Scheiben gebildet, deren jede auf einer der zusammenstoßenden Wellenenden verkeilt ist, worauf durch Verschrauben der Scheiben die Verbindung der Wellenstücke hergestellt wird. (S. unter Kuppelung.)

Scheibenpilze, s. Ascomyceten.

Scheich ul Islam, s. unter Mufti.

Scheide, s. Blatt.

Scheide (Vagina), s. Geschlechtsorgane.

Scheideck oder Scheidegg heißt im allgemeinen der Scheitel eines zwei Thäler scheidenden Bergjochs oder Kammes; als Eigenname kommt die Bezeichnung mehrern Höhen und Pässen der Schweizeralpen zu, von welchen die bekanntesten sind: die Rigi-S. (s. Rigi), die Susten-S. (s. Susten), die Große und die Kleine S. und die Reschen-S. Die Große oder Hasli-S., ein rasenbewachsener Sattel zwischen dem Wetterhorn und dem Schwarzhorn (2930 m) scheidet das Oberhasli vom Grindelwaldthal im Oberlande des schweiz. Kantons Bern. Der Saumweg über dieselbe führt von Meiringen südwestlich an den Reichenbachfällen vorbei über Rosenlaui zur Paßhöhe (1961 m) und senkt sich der Schwarzen Lütschine entlang nach Grindelwald, wo der Paßweg über die kleine oder Wengern-S. nach Lauterbrunnen anschließt. Südwestlich ansteigend erreicht derselbe über die Wergisthalalp die Paßhöhe (2069 m) zwischen den nördl. Ausläufern des Eiger und dem Lauberhorn (2475 m), zieht sich dann über die Wengernalp (1885) zur Bergterrasse des Dörfchens Wengen (1275 m) und fällt zuletzt steil nach Lauterbrunnen ab. Der Übergang erfordert bei beiden Pässen je 6—7 Stunden. Sowohl die Große wie die Kleine S. gehören ihrer großartigen Alpennatur wegen zu den lohnendsten und begangensten Pässen des Oberlandes; namentlich gewährt der Blick von der Wengernalp auf die Jungfrau eins der erhabensten Bilder der Alpen.

Die Reschen-Scheideck, ein breiter Sattel zwischen den Rhätischen und den Ötzthaler Alpen, liegt östlich vom Engadin in Tirol dicht an der Schweizergrenze und bildet die Wasserscheide zwischen Inn und Etsch. Die 80 km lange Poststraße des Passes zieht sich von Landeck (827 m) an der Arlbergbahn südwestlich durch das Oberinnthal nach Hochfinstermünz, wendet sich hier nach S. und erreicht durch das Querthal von Nauders die Paßhöhe (1494 m), von welcher sie sich, mit prächtigem Blick auf die Ortelergruppe, am Reschen-, Mitter- und Heidersee vorbei und über die Malserheide nach Mals (1060 m) hinabzieht, um endlich bei Spondinig (889 m) sich einerseits an die Straße des Stilfserjochs, andererseits an die Thalstraße des Vintschgau anzuschließen.

Scheideerze nennt man in der Metallurgie die durch mechanische Aufbereitung für die weitere Bearbeitung vorbereiteten Erze.

Scheidekunst, veraltete Bezeichnung d. Chemie.

Scheidemünze (frz. monnaie divisionnaire) nennt man im allgemeinen die kleinen Münzen, die Teilstücke der Hauptmünzen bilden und vorzugsweise zu den kleinen Zahlungen dienen, die mit den Hauptmünzen nicht ausgeführt werden können. Herkömmlicherweise aber erhält die S., deren geringste Sorten aus unedeln Metallen (Kupfer, Bronze, Nickellegierungen) geprägt werden, einen geringern innern Wert, als ihrem Nominalwert entspricht, und daraus hat sich die Notwendigkeit ergeben, ihre gesetzliche Zahlungskraft auf eine bestimmte mäßige Summe zu beschränken. Die S. bildet daher den Gegensatz zu den mit unbeschränkter Zahlungskraft ausgestatteten Courant- oder Währungsmünzen. So ist die deutsche silberne S. gesetzlich unterwertig im Verhältnis von 9 : 10, die französische im Verhältnis 835 : 900, die englische im Verhältnis von 60 : 64; andererseits aber ist die Zahlungskraft der erstern auf 20 Mark, die der zweiten auf 50 Francs und die der dritten auf 40 Schilling bestimmt. Die Entwertung des Silbers hat in der neuesten Zeit die faktische Unterwertigkeit der S. noch bedeutend vergrößert. Zur weitern Sicherung des Geldwesens gegen die früher häufigen Mißbräuche in der Ausgabe von S. ist in Deutschland die Emission der silbernen S. auf höchstens 10 Mark und die der Kupfer- und Nickelmünzen auf höchstens $2^1/_2$ Mark für den Kopf der Bevölkerung begrenzt. In den Staaten der lat. Union dürfen nur 6 Frs. in silberner S. auf den Kopf der Bevölkerung geprägt werden. In England ist eine ähnliche gesetzliche Vorschrift nicht vorhanden. In Deutschland und dem lat. Münzbunde hat der Staat die Verpflichtung übernommen, die S. in bestimmten Beträgen jederzeit bei gewissen Kassen gegen Courantgeld einzulösen. Auch müssen die öffentlichen Kassen die S. stets in jedem Betrage in Zahlung nehmen. Infolge der Unterwertigkeit der S. bezieht der Staat aus der Prägung derselben, die er sich vorbehalten hat, noch einen Schlagschatz; doch steht diesem Gewinn die erwähnte Einlösungspflicht gegenüber.

Scheidenflügler (Deckflügler oder Käfer), s. Coleopteren.

Scheidenhaut, s. unter Hoden.

Scheidetrichter, Utensil des chem. Laboratoriums, dessen man sich bedient, um zwei miteinander nicht mischbare Flüssigkeiten mechanisch zu trennen. Er besteht aus einem kugelförmigen, einerseits mit einem verschließbaren Tubulus, andererseits mit einem Hahnrohr versehenen Gefäß, in dem man die Flüssigkeiten nach ihrem spezif. Gewicht sich sondern läßt, um dann die schwerere durch den abwärts gerichteten Hahn auslaufen zu lassen.

Scheidewasser, s. Salpetersäure.

Scheidingen, s. unter Burgscheidungen.

Scheidung (metallurg.), s. u. Aufbereitung.

Scheidung (Defäkation), Operation der Zuckerfabrikation, die zur Reinigung des Saftes ausgeführt wird. Der Rübensaft wird dabei mit Kalkmilch oder Melassekalk in solchem Verhältnis versetzt, daß auf 100 Teile Rüben etwa 3 Teile gebrannter Kalk kommen. Der Kalk geht dabei in Kalksaccharat über und dieses setzt sich mit einer Reihe von im Safte gelösten Stoffen um, unter Bildung von unlöslichen Produkten. Sobald diese entstanden sind, wird der Überschuß von Kalk durch Saturation (s. d.) beseitigt. Auf der richtigen Ausführung der Scheidung beruht der wesentliche Erfolg der Fabrikation. Sie wird auf sehr verschiedene Weise vorgenommen. Meist arbeitet man jetzt in drei Operationen. Bei der ersten wird zwei Drittel der zu verwendenden Kalkmenge in den siedend heißen Saft getragen, nach gutem Vermischen wird saturiert, bis die Alkalinität des Saftes auf etwa 0,16 Proz. herabgegangen ist. Der entstandene Scheideschlamm wird in der Filterpresse abgesondert. Der klare Saft bekommt in der zweiten Operation den Rest des Kalks und wird unter vollem Kochen auf etwa 0,08 Proz. herabsaturiert. Nach einer zweiten Filtration wird der Saft siedend heiß einer dritten Saturation unterzogen, wobei man entweder wieder Kohlensäure oder schweflige Säure einströmen läßt, bis die Alkalinität auf 0,03 Proz. herabgebracht ist.

Scheidung der Ehe, s. Ehescheidung.

Scheidung durch die Quart, s. Goldscheidung.

Scheiern, s. Scheyern.

Scheinarkade, s. unter Arkade.

Scheinbild (optisches), s. unter Bild.

Scheinerscher Versuch (nach dem Jesuiten Scheiner benannt) besteht darin, daß man vor das Auge ein Kartenblatt hält, in welchem sich zwei kleine Öffnungen befinden, deren Abstand kleiner ist, als die Pupillenweite, und durch diese Öffnungen einen feinen Punkt betrachtet. Nur dann, wenn das Auge auf die Entfernung des Punktes eingestellt ist, erscheint der Punkt einfach; ist dagegen das Auge auf eine größere oder kleinere Entfernung eingestellt, so bilden sich auf der Netzhaut zwei gesonderte kleine Zerstreuungskreise und der Punkt erscheint doppelt.

Scheinfeld, Stadt und Hauptort eines Bezirksamts im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, im Steigerwald, links an der Scheine, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1009 meist kath. E. und hat bedeutende Viehmärkte. Nordöstlich von S. liegt das Schloß Schwarzenberg, Stammschloß der Fürsten Schwarzenberg.

Scheinfrucht, s. unter Frucht (botanisch).

Scheingefecht wird an einer Stelle der Schlachtlinie geführt, um den Gegner zu täuschen, während an einer andern Stelle der entscheidungsuchende Angriff erfolgt. Der Gegner soll durch ein solches S. auch an andern Punkten beschäftigt und dadurch verhindert werden, den Teilen seiner Stellung, auf denen der Hauptangriff erfolgt, Unterstützung zuzuführen. Das S. charakterisiert sich als ein hinhaltendes Gefecht, das den Gegner nur festzuhalten, seine Reserven an ihren Platz zu bannen sucht, jedem Nahekampf aber ausweicht, es wird daher ausschließlich durch ein Feuergefecht auf größere Entfernungen geführt.

Scheingeschäft. Von S. spricht man bei der Vornahme von Rechtsgeschäften zum Schein, d. h. bei der Anwendung einer einem bestimmten Rechtsgeschäft eigenen Form in der Absicht, nicht die eigentliche Wirkung dieses Geschäfts zur Geltung kommen zu lassen, sondern einen andern rechtsgeschäftlichen Effekt zu erzielen, welchem man nicht seinen wirklichen Namen geben will oder kann. Die S. gehören sonach zu den sog. simulierten, welche als solche keine Geltung haben, wenn die Parteien unter sich über die Simulation einig sind, während sie dritten gegenüber nicht immer als unwirkliche Geschäfte dargestellt werden können. In der Rechtsgeschichte spielt das S. aber eine besondere Rolle, da die alte Zeit nicht reich an rechtsgeschäftlichen Formen war und man deshalb eine und dieselbe Form für verschiedene Rechtsgeschäfte verwandte. Dies zeigt sich namentlich im röm. Recht, wo die Form eines Kaufs mit Zuwägung des Geldpreises, die sog. mancipatio, nicht bloß bestehen blieb, als man längst gemünztes Geld hatte und der Geldwage nicht mehr bedurfte, sondern wo man diese Form auch zum Zwecke unentgeltlicher Übertragung von Rechten auf einen andern anwenden mußte und sie zur Herbeiführung vermögensrechtlicher nicht nur, sondern auch familien- und erbrechtlicher Wirkungen (bei Adoption, Testamentserrichtung z. B.) beibehielt. Die Form dieser Rechtsgeschäfte war also die eines Scheinkaufs und ebenso ward z. B. die Form der Auflösung einer Schuldverpflichtung (solutio) gebraucht, um den Schulderlaß in sie einzukleiden (sog. imaginaria solutio). Jetzt würde der Scheinkauf nur insofern von Bedeutung sein, als derselbe zur Verhüllung eines andern Rechtsgeschäfts, z. B. einer Schenkung, dient, oder wenn er ohne solchen Zweck, z. B. zur Erzielung eines höhern Kaufpreises, von einem dritten eingegangen wird, und derselbe ist sodann wie die oben erwähnten simulierten Rechtsgeschäfte zu beurteilen, d. h. er ist als Kauf unter den Vertragschließenden selbst ungültig und wirkt unter ihnen höchstens als ein anderes Rechtsgeschäft (z. B. als Schenkung, als Besitzübergabe).

Scheingräser, s. Cyperaceen.

Scheinkauf, s. Scheingeschäft.

Scheintod (asphyxia, d. h. Pulslosigkeit) nennt man den Zustand eines organischen Wesens, in welchem die Erscheinungen des Lebens nicht mehr bemerkt werden und dennoch der Lebensprozeß selbst noch nicht aufgehört hat, namentlich Fäulnis noch nicht eintritt. Die Symptome des S. beim Menschen und den höhern Tieren sind: das Gehirn und das übrige Nervensystem, das Herz, die Lungen, das Gefäßsystem scheinen ihre Funktionen eingestellt zu haben, indem das Bewußtsein und die Empfänglichkeit der Sinne erloschen sind, die Muskeln keine Bewegungen mehr vollbringen, Atem, Herz- und Pulsschlag nicht mehr wahrnehmbar sind. Doch sind nach Bouchuts Untersuchungen stets noch die Herztöne, wenigstens der zweite, hörbar; erst wenn diese erlöschen, ist der Tod sicher. Das Hauptkennzeichen des S. bleibt jedoch das gänzliche Ausbleiben der Fäulnis, trotz vorhandener, dem Faulen günstiger Außenverhältnisse (Wärme, Luft, Feuchtigkeit), sowie das Fehlen der Totenstarre. (S. Tod.)

Die innere Ursache des S. ist zunächst Stillstand des Herzens, und dieser kann eintreten: bei scheintot Neugeborenen, nach Verblutungen, nach langem Hungern (Fasten) und heftigen Krampfanfällen, bei vom Blitz Getroffenen, bei Schlagflüssigen, Erfrorenen, Erdrosselten und Ertrunkenen; ferner beim Einatmen irrespirabler Gasarten.

Auch kann der S. ein somnambulistischer Zustand sein. Der wirkliche Tod kann vom S. nur durch die eintretende Fäulnis unterschieden werden. Vor eingetretener Fäulnis läßt sich jedoch oft durch Zusammenstellen aller andern Zeichen des Todes mit dem bekannten Verlauf der Krankheit (z. B. Schwindsucht) mit völliger Gewißheit aussprechen, daß kein Wiedererwachen möglich sei. Jetzt sucht man das Begraben der Scheinleichen durch gesetzliche Maßregeln zu verhüten, unter denen das Verbot der zu frühen Beerdigung, die sorgfältige Überwachung der Leichen, die obligatorische Leichenschau durch Sachverständige und die obligatorische Leichenöffnung die wirksamsten sind.

Die Behandlung des S. erfordert vor allem die möglichst frühzeitige Einleitung künstlicher Atmungsbewegungen, indem man den Scheintoten auf den Rücken, mit etwas erhöhtem Oberkörper, legt, die Zunge aus dem Munde hervorzieht und nun abwechselnd, etwa 10—15 mal in der Minute, beide Arme vom Brustkorb ab und langsam nach oben über den Kopf zieht, während ein Gehilfe unmittelbar darauf den Bauch komprimiert, wodurch eine rhythmische Erweiterung und Verengerung des Brustkorbes erfolgt (s. ausführlicher unter Ertrinken); daneben sind starke Riech- und Niesmittel, kräftige Hautreize (Besprengen mit kaltem Wasser, Reiben und Bürsten des ganzen Körpers, Einwickeln der Füße in Senfteige) und reizende Klystiere zu versuchen. Vgl. Hasselt, «Die Lehre vom Tod und S.» (Bd. 1, Braunschw. 1862); G. Le Bon, «De la mort apparente et des inhumations prématurées» (Par. 1866); Esmarch, «Die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen» (Lpz. 1882).

Scheitel (Vertex), der mittlere obere Teil des menschlichen Kopfes, von dessen höchster Stelle (Wirbel) die Haare sich nach verschiedenen Seiten teilen und dessen knöcherne Grundlage die beiden glatten, nach außen konvexen Scheitelbeine (ossa parietalia) bilden; dann überhaupt der obere Teil eines Gegenstandes, z. B. eines Berges. Scheitel einer Linie, die Endpunkte desselben; Scheitel einer Kurve, die Endpunkte des die Kurve in zwei (kongruente oder symmetrische) Teile teilenden Durchmessers; Scheitel eines Winkels, soviel wie Spitze desselben.

Scheitelkreis, s. Höhenkreis.

Scheitelpunkt, s. Zenith.

Scheitelwinkel, zwei Winkel, bei denen die Schenkel des einen die Rückverlängerung des andern sind; S. sind gleich.

Scheitelzelle nennt man in der Botanik eine durch Form und Funktion besonders charakterisierte Zelle, die an den fortwachsenden Organen sehr vieler Pflanzen sich vorfindet. Je nach der Gestalt dieser Organe ist auch die der S. verschieden. Bei den aus einer oder wenigen Zellreihen bestehenden Algenfäden ist in der Regel die S. in Form einer gewölbten Zelle vorhanden, die sich durch senkrecht zu der Achse des Fadens stehende Querwände teilt und so in gewissen Zeiträumen neue cylindrische Zellen den schon vorhandenen hinzufügt. Bei flächenartig ausgebreiteten Gebilden, bei vielen Algen, Lebermoosen, sowie bei zahlreichen Blättern ist die S. keilförmig gestaltet und nach innen zugespitzt, ihre Teilungen folgen in der Weise, daß abwechselnd nach rechts und nach links neue Zellen, sog. Segmente, abgeschieden werden, sodaß immer wieder die ursprünglich vorhandene keilförmige Gestalt erhalten bleibt. Man bezeichnet derartige S., wie sie z. B. bei den thallosen Lebermoosen am schönsten ausgebildet sind, als zweischneidige Scheitelzellen. Bei den Stämmchen der Moose, sowie bei den meisten fortwachsenden Organen der Gefäßkryptogamen haben die S. eine tetraëdrische Gestalt, sodaß sie in Form einer dreiseitigen Pyramide in das Gewebe des Vegetationsscheitels hineingeraten, während die vierte Fläche nach außen gekehrt und etwas vorgewölbt ist. Bei den Wurzeln werden nach jeder der vier Seiten des Tetraëders abwechselnd neue Segmente durch je eine der betreffenden Fläche parallel verlaufenden Wand gebildet, doch so, daß stets nach außen weniger Zellen entstehen, als an den drei in das Gewebe des Scheitels hineinragenden Seiten. Die erstern, deren Anzahl gering ist, werden als Kappenzellen bezeichnet und zur Bildung der Wurzelhaube verwendet. Bei den oberirdischen Organen werden nur an den drei nach innen gelegenen Seiten Segmente abgeschieden.

Bei einigen Phanerogamen finden sich gleichfalls derartige tetraëdrische oder dreischneidige Scheitelzellen. Bei der Mehrzahl derselben, wenigstens bei den Angiospermen, erfolgt das Scheitelwachstum wohl kaum mittels einer einzigen S., sondern es ist hier entweder eine Gruppe von mehrern S. oder eine in lebhafter Teilung begriffene Gewebeschicht vorhanden, die das Fortwachsen der Vegetationsspitzen bedingt. Da die Untersuchung des Scheitelwachstums der Phanerogamen mit mannigfachen Schwierigkeiten verknüpft ist, so lassen die bisher gewonnenen Resultate über das Vorhandensein oder Fehlen von S. an Sicherheit manches zu wünschen übrig.

Scheitern, s. unter Schiffbruch.

Schekí, türk. Gewicht, s. Cheky.

Scheksna, linker Nebenfluß der Wolga, in den russ. Gouvernements Nowgorod und Jaroslaw, der Abfluß des Bjeloje-Osero (Weißer See), ist 453 km lang, 4—5 m tief und für die Kanalverbindungen mit andern Flußsystemen von Wichtigkeit.

Schelde (frz. Escaut, bei den Alten Scaldis), einer der bedeutendsten Flüsse Belgiens und der Niederlande, entspringt in 90 m Höhe im franz. Depart. Aisne in der Picardie in der ehemaligen Abtei St.-Martin bei Catelet aus einem Teiche, 18,5 km im Nordnordosten von St.-Quentin. Wenige Kilometer unterhalb Catelet endet der Kanal von St.-Quentin, welcher die S. zu einer fahrbaren Wasserstraße macht. Sie fließt dann gegen Norden, wo sie bis Noyeltes von sanften Hügelreihen eingefaßt ist, durch das Norddepartement über Cambrai, Denain an der Mündung der Selle, Valenciennes an der Mündung der Rhonelle, Condé, wo sie durch die Haine (Henne) verstärkt wird, über Château-l'Abbaye, wo sie links die Scarpe aufnimmt. Bei St.-Antoing tritt der Fluß in die belg. Provinz Hennegau, berührt in dieser Antoing, Tournay, in Flandern Oudenarde und Gent, wo er links die schiffbare Lys (s. d.) aufnimmt und außerdem durch zwei große, die Verbindung zwischen Brügge, Gent und Sas vermittelnde Kanäle eine beträchtliche Erweiterung erhält. Von Gent wendet sich die S. ostwärts nach Dendermonde an der Mündung der Dender und dann gegen Nordosten nach Rupelmonde, wo sie die aus der Vereinigung der Dyle und der Großen und Kleinen Nethe entstehende Rupel aufnimmt.

Auf dem sodann wieder gegen Norden und weiter um das Waesland herum gerichteten Laufe erhält der Fluß bei Antwerpen durch das Heraufdringen des Meers während der Flut bis über die Stadt eine Breite von 520 m und eine Tiefe von 14,6 m. Weiter gegen die Nordseite hin gewinnt er mehr und mehr an Breite und Tiefe, sodaß er für Antwerpen zu einem geräumigen und sichern Seehafen wird, der die größten Seeschiffe aufnehmen kann. Etwa 26 km im Nordwesten von Antwerpen, in den Niederlanden, teilt er sich bei dem Fort Bath in die Westerschelde oder Hont im Süden und die Oosterschelde im Norden. Die erstere, der Hauptarm, fließt zwischen Staats- oder Holländisch-Flandern und den zeeländischen Inseln Süd-Beveland und Walcheren hindurch und mündet bei Vlissingen in die Nordsee, während die Oosterschelde, welche von Bergen-op-Zoom her die Zoom aufnimmt, sich zwischen den genannten und andern Inseln der Provinz Zeeland hindurchwindet. Beide Hauptarme stehen durch Nebenarme unter sich, sowie mit den Ausflüssen der Maas und des Rheins in Verbindung. Die Stromlänge der S. beträgt mit den zahlreichen Windungen 400 km, wovon 120 auf Frankreich, 221 auf Belgien und, nur den einen der beiden Mündungsarme gerechnet, 59 auf die Niederlande kommen. Die schiffbare Länge ist 333 km, wovon 63 km auf Frankreich entfallen. Historisch wichtig ist der Strom wegen des Rechts seiner Schließung, welches die Holländer 1648—1792 durchführten und nach der Trennung Belgiens wieder in Anspruch nahmen. Auf das Andringen der Großmächte wurde jedoch in dem Vertrage vom 19. April 1839 zwischen Belgien und Holland von letzterm die Freiheit der Scheldeschiffahrt vollständig anerkannt. Die Ablösung der Zölle, welche Belgien von der fremden Schiffahrt erhob, erfolgte durch den brüsseler Vertrag vom 16. Juli 1863.

Schele von Schelenburg (Eduard Friedr. August von), hannov. Staatsmann, geb. 23. Sept. 1805, studierte in Göttingen die Rechte und trat dann in den hannov. Staatsdienst. Seit 1835 in dem Ministerium des Auswärtigen beschäftigt, wurde S. 1838 Legationsrat, 1840 Staatsrat, 1841 Kabinettsrat. Im J. 1845 ernannte ihn der König zum Mitglied der Ersten Kammer. König Georg V. berief ihn im Nov. 1851 an die Spitze eines neuen Kabinetts. In dieser Stellung bekämpfte er jedoch die Prätensionen der Ritterschaften und suchte zwischen den Ständen und den Provinziallandschaften Versöhnung anzubahnen. Die ritterschaftlichen Umtriebe hatten 21. Nov. 1853 seine Entlassung zur Folge. S. übernahm hierauf die Generaldirektion der Thurn und Taxisschen Posten zu Frankfurt a. M., in welcher Stellung er bis 1866 verblieb. Er starb 14. Febr. 1875 in Frankfurt a. M.

Sein Vater Georg Victor Friedrich Dietrich, Freiherr von S., geb. 1771 zu Schelenburg, wurde 1824 zum hannov. Geheimrat und zum Präsidenten des Obersteuer- und Schatzkollegiums ernannt. Als Ernst August 1837 den hannov. Thron bestieg, erfolgte (29. Juni) die Ernennung S.s zum Staats- und Kabinettsminister, in welcher Stellung er sofort die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes von 1833 in Angriff nahm. Nachdem S. im Juni 1844 von dem Ministerposten abgetreten, starb er 5. Sept. 1844.

Scheler (Johann August Huldreich), Sprachforscher, geb. 6. April 1819 zu Ebnat (Schweiz), studierte in Erlangen, Bonn und München und ward 1839 von Leopold I. von Belgien zum Bibliothekar-Adjunkt, 1853 zum Bibliothekar ernannt. Mit dieser Stellung, die er seitdem sowohl bei Leopold II. als bei dessen Bruder, dem Grafen von Flandern, einnimmt, verband S. seit 1846 die eines Lehrers der deutschen Sprache bei den königl. Kindern, seit 1876 die eines außerord., seit 1879 eines ord. Professors der allgemeinen Sprachlehre und der Exegese altfranz. Texte an der Universität zu Brüssel. Die Belgische Akademie ernannte ihn 1868 zum außerordentlichen und 1884, nachdem S. vom Parlament für vom Staate geleistete Dienste das große Staatsbürgerrecht erhalten, zum ordentlichen Mitglied. S. veröffentlichte namentlich: «Dictionnaire d'étymologie française» (Brüss. 1861; 2. Aufl. 1873), «Kurzgefaßtes etymolog. Wörterbuch der franz. Sprache» (Lpz. 1865), «Glossaire roman-latin du XVe siècle» (Antw. 1865), «Exposé des lois qui régissent la transformation française des mots latins» (Brüss. 1875) und gab zahlreiche altfranz., und altprovençalische Werke heraus. S. schloß auch Grandgagnages «Dictionnaire étymologique de la langue wallone» (1880) ab und besorgte die 4. Aufl. von Diez' «Etymolog. Wörterbuch der roman. Sprachen» (Bonn 1878).

Schelfhout (Andries), ausgezeichneter Landschaftsmaler, geb. 16. Febr. 1787 im Haag, bildete sich durch das Studium der Natur und erhielt 1819 von der Akademie zu Antwerpen den Preis für eine Gegend bei Arnheim bei Sonnenuntergang. Auch in Gent, im Haag, in Brüssel, Brügge u. s. w. erhielt er Preise und Medaillen und wurde nacheinander Mitglied aller niederländ. Akademien. Er starb 22. April 1870 im Haag. Berühmt sind S.s Winterlandschaften; doch ist er fast noch bedeutender in der Darstellung der grünenden Natur, sowie in der Marinemalerei. Meist führte er seine sorgfältig gearbeiteten Stücke, welche Sicherheit in der Perspektive mit Treue der Darstellung und Wahrheit des Kolorits vereinen, in kleinern Dimensionen aus; doch lieferte er auch größere Gemälde.

Schelhorn (Joh. Georg), der Ältere, Theolog und Litterarhistoriker, geb. zu Memmingen 8. Dez. 1694, studierte zu Jena und Altdorf und wurde 1718 in seiner Vaterstadt Konrektor an der Stadtschule und Stadtbibliothekar. Im J. 1732 erhielt er die Predigerstelle zu Burach und Hardt unweit Memmingen und 1734 erfolgte seine Zurückberufung als Stadtpfarrer nach Memmingen, wo er 1754 Superintendent wurde und 31. März 1773 starb. Sein Hauptwerk: «Amoenitates litterariae» (14 Tle., Frankf. u. Lpz. 1725—34; 2. Aufl., Tl. 1—4, 1737—38), ist noch jetzt geschätzt und eine Fundgrube litterarhistor. Gelehrsamkeit. Außer vielen theol. Abhandlungen erschienen von ihm noch: «De antiquissima Latinorum bibliorum editione diatribe» (Ulm 1760) und «Acta historico-ecclesiastica. Saec. XV et XVI» (Ulm 1738). Auch gab er des Kardinals Quirini «Liber singularis de optimorum scriptorum editionibus quae Romae primum prodierunt» mit Anmerkungen heraus (Lindau 1761).

Johann Georg S., der Jüngere, zeichnete sich ebenfalls in der Theologie, Litteraturgeschichte und Bibliographie aus. In Memmingen 4. Dez. 1733 geboren, studierte er in Göttingen und Tübingen, wurde 1756 Pfarrer in Burach und Hardt, dann in Memmingen Prediger an der Martinskirche und

Stadtbibliothekar, 1793 Superintendent. Er starb daselbst 22. Nov. 1802. Er veröffentlichte: «Anleitung für Bibliothekare und Archivare» (2 Bde., Ulm 1788—91), «Beiträge zur Erläuterung der Geschichte» (4 Stücke, Stett. 1772—75) und «Kleine histor. Schriften» (2 Bde., Memming. 1788—89).

Scheliff (frz. Chéliff), der Chylemath der Alten, der größte Fluß Algeriens, entspringt in der Provinz Oran am Nordabhange des Dschebel Amur, hat in seinem Oberlauf (Wadi Bettin, im Altertum Chinalaph) nordöstl. Richtung, berührt Tedmena und El-Beïda, tritt oberhalb des Forts Taguin in die Provinz Algier, durchbricht östlich von Boghar das nördl. Randgebirge des algerischen Steppenhochlandes, berührt, westlich fließend, Orléansville und mündet nach einem Laufe von 650 km 12 km im NNO. von Mostaganem in das Mittelländische Meer.

Scheljabow (Andrej Jowanowitsch), russ. Revolutionär, s. Sheljabow.

Schelklingen, Stadt im württemb. Donaukreis, Oberamt Blaubeuren, unweit der Quelle der Ach, Station der Linie Ulm-Sigmaringen (Untere Donaubahn) der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1885) 1126 E. und hat eine Schloßruine, Zündhölzer- und Cementfabrikation. Zu S. gehört die 1127 gegründete, 1806 aufgehobene Benediktinerabtei Urspring, am Ursprung der Ach, gegenwärtig eine Baumwollweberei.

Schellack oder Gummilack ist ein Harz, das sich auf den jungen Zweigen verschiedener Sträucher und Bäume, wie Croton vacciferum, Ficus religiosa und indica, Rhamnus jujuba, Acacia cineraria u. s. w. bildet. Es geschieht dies infolge des Stichs der Weibchen der Lackschildlaus (Coccus laccae) in die Rinde, wonach ein Saft ausfließt, der die Brut des Insekts einhüllt und dann auf dem Zweige austrocknet. Diese Harzmasse, in welcher noch Reste der später ausgekrochenen karminhaltigen Insekten zurückbleiben, wird mit den Zweigen abgenommen und gibt den Stocklack (stick-lac). Entzieht man der Masse durch Kochen mit schwacher Sodalösung den roten Farbstoff, den sie enthält, so entsteht der gelblichbraune Körnerlack (seed-lac). Aus dem Körnerlack gewinnt man endlich durch Schmelzen und Auffangen der geschmolzenen Masse auf Pisangblättern den S. oder Tafellack (shell-lac), dünne, platte Stücke, die durchscheinend, glänzend, hart, von muscheligem Bruch und orange bis braunrot gefärbt sind. Im S. finden sich verschiedene Harze, besonders das Lackharz, nebenbei noch Farbstoffe, Fette und Wachs. Der S. schmilzt leicht, löst sich größtenteils in Weingeist und Äther und kann auch durch Chlor gebleicht werden, wodurch er für Herstellung von farblosen Firnissen besonders geeignet wird. Man gebraucht den S. namentlich zur Bereitung der Weingeistfirnisse, der Tischlerpolitur, des Siegellacks, verschiedener Kitte; auch bildet er die Hauptmasse des Marineleims und der Elektrophorkuchen. Auch bedient man sich seiner in Boraxlösung gelöst zum Steifen und Wasserdichtmachen der Filzhüte ꝛc.

Schellenbaum, Instrument der Militärmusik, s. Halbmondfahne.

Schellenberg, Stadt im Königreich Sachsen, s. unter Augustusburg.

Schellente (Fuligula s. Anas clangula) ist der Name einer nordischen, etwa 50 cm langen Ente, welche im Winter in zahlreichen Exemplaren Deutschland besucht. Männchen und Weibchen sind in der Färbung sehr verschieden: ersteres ist weiß mit schwarzen Schultern und Rücken und mit grün schillerndem weißgefleckten Kopf und Oberhals, letzteres hat ein dunkelaschgraues, am Kopf mit Braun gezeichnetes Gefieder.

Scheller (Immanuel Joh. Gerh.), Lexikograph, geb. 22. März 1735 zu Ihlow in der Provinz Brandenburg, studierte in Leipzig Theologie und Philologie, wurde 1761 Rektor zu Lübben in der Niederlausitz und 1772 am Gymnasium zu Brieg, dem er bis an seinen Tod (5. Juli 1803) vorstand. Unter seinen Schriften erlangte die weiteste Verbreitung sein «Ausführliches lat.-deutsches und deutsch-lat. Wörterbuch» (3 Bde., Lpz. 1783—84; 3. Aufl., 7 Bde., 1804—5) und noch mehr das «Lat.-deutsche und deutsch-lat. Handlexikon» (2 Bde., Lpz. 1792), das bis in die neueste Zeit durch Lünemann und Georges eine Reihe vielfach verbesserter Auflagen erlebt hat. Ferner erschien von ihm ein «Kleines lat. Wörterbuch mit etymolog. Ordnung» (Lpz. 1780; 7. Aufl. von Georges, 1840), «Ausführliche lat. Sprachlehre» (Lpz. 1779; 4. Aufl. 1803), «Kurzgefaßte lat. Sprachlehre» (Lpz. 1780; 4. Aufl., von Döring, 1814), «Praecepta stili bene Latini» (2 Bde., Lpz. 1779; 3. Aufl. 1797, woraus auch unter dem Titel «Compendium», Lpz. 1780; 3. Aufl. 1796, ein Auszug veranstaltet wurde); ferner: «Anleitung, die alten lat. Schriftsteller in den obern Klassen der Schulen philologisch und kritisch zu erklären» (2. Aufl., Halle 1783) und «Observationes in priscos scriptores quosdam» (Lpz. 1785).

Schellfische (Gadini) bilden unter den Kehlweichflossern eine ansehnliche Familie, deren Gattungen sich durch den Mangel einer Saugscheibe, einen langgestreckten, symmetrischen Körper mit sehr kleinen Schuppen und eine bis drei Rückenflossen und durch eine große Schwimmblase auszeichnen. Die meisten leben in den Meeren der kalten oder der gemäßigten Breiten und gehören zu den wichtigsten Seefischen. Sie liefern ein weißes, leicht in Lagen trennbares und in der Regel gesundes und sehr schmackhaftes Fleisch. Im engern Sinne versteht man unter dem S. oder gemeinen Schellfisch (Gadus aeglefinus, Tafel: Fische III, Fig. 9) eine zur Gattung Kabeljau (s. d.) gehörende Fischart, welche 45—60 cm lang und 1—1,5 kg und darüber schwer wird, am Rücken braun und am Bauche silberfarben ist, einen schwarzen Fleck hinter der Brustflosse, eine gerade Seitenlinie und eine ausgeschnittene Schwanzflosse hat. Er lebt in der Nordsee, besonders an den engl. und schott. Küsten, und ist so häufig, daß um Helgoland allein jährlich an 200000 Stück gefangen werden. Sein Fleisch ist weich, zart und schmackhaft, eignet sich aber nicht zur langen Aufbewahrung im Salze; er wird daher frisch gegessen. Bei angehender Zersetzung ist das Fleisch stark phosphoreszierend. Verwandt ist der Dorsch und der Kabeljau.

Schellhammer, eine Art stählerner Stempel, welche zur Herstellung von Nieten, resp. zum Vernieten dienen. (S. unter Niet.)

Schelling (Friedr. Wilh. Jos. von), hervorragender deutscher Philosoph, geb. 27. Jan. 1775 zu Leonberg in Württemberg, studierte in Tübingen, wo er im sog. Stift mit Hegel befreundet wurde, Theologie und Philosophie und benutzte darauf eine Erzieherstellung in Leipzig zu eingehenden Studien der Naturwissenschaften. Inzwischen hatte

er durch seine ersten philos. Schriften die Aufmerksamkeit derartig auf sich gezogen, daß er 1798 durch Vermittelung Fichtes und Goethes als Professor nach Jena berufen wurde. Hier entfaltete er, anfangs neben Fichte, später in enger Verbindung mit Hegel, eine glänzende akademische und gleichzeitig eine umfassende litterarische Thätigkeit, letztere nicht nur durch seine Schriften, sondern auch durch die Begründung mehrerer philos. Zeitschriften, wie der «Zeitschrift für spekulative Physik» (1801—2), der «Neuen Zeitschrift für spekulative Physik» (1802—3) und des «Kritischen Journal der Philosophie» (1802—3). Von größter Wichtigkeit für seine Entwickelung war der intime Verkehr, in welchen er mit den in Jena und Weimar vereinten Größen der Litteratur, namentlich aber mit dem sich eben bildenden Kreise der romantischen Dichterschule trat. In der Verbindung, welche um diese Zeit die deutsche Dichtung und die deutsche Philosophie eingingen, bildet S.s geniale Wirksamkeit das wichtigste Zwischenglied: bei keinem Manne jener Zeit ist die Vereinigung von künstlerischer und wissenschaftlicher Begabung glänzender als bei ihm, und keiner hat in den schnellen Entwickelungsprozeß der Ideen, der sich damals in Jena entfaltete, mehr bestimmend eingegriffen als er. Doch hatte die Rücksichtslosigkeit seines persönlichen Auftretens und seiner litterarischen Polemik die ihm bereiteten Konflikte so sehr verschärft, daß er gern einem Rufe nach Würzburg Folge leistete und dorthin 1803 übersiedelte, nachdem er sich mit Karoline von Schlegel, geb. Michaelis (s. Michaelis, Karoline), verheiratet hatte, die aber schon 1809 starb. Von Würzburg berief ihn 1806 die bayr. Regierung als Generalsekretär der Akademie der bildenden Künste nach München. In dieser freien Stellung benutzte er einen längern Urlaub 1810, um in Stuttgart einem gewählten Kreise Privatvorlesungen zu halten, und erhielt seit 1820 die Erlaubnis, in Erlangen zu leben, wo er einige Semester an der Universität Vorlesungen hielt. Im J. 1827 wurde er als ord. Professor der Philosophie mit dem Titel Geh. Hofrat an die neuerrichtete Universität München berufen und später zum Vorstand der Akademie der Wissenschaften und Konservator der wissenschaftlichen Sammlungen ernannt. Aus dieser Stellung berief ihn 1841 Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin, wo er als Mitglied der Akademie von dem Rechte, an der Universität zu lesen, bis 1846 in freier Weise Gebrauch machte. Er starb zu Ragaz 20. Aug. 1854 und ist dort bestattet. Vgl. «Aus S.s Leben. In Briefen» (herausg. von Plitt, 3 Bde., Lpz. 1869—70).

Der Grundzug in S.s Wesen war eine zündende Genialität. Er war durch die außerordentliche Vielseitigkeit seines Geistes und durch die konzentrierte Energie seines Denkens dazu berufen, die mannigfachen Elemente der deutschen Bildung in einen großen Zusammenhang miteinander zu bringen. Selbst künstlerisch angelegt, hatte er das reifste Verständnis für jene ästhetische Bewegung, welche, von Schiller und den beiden Schlegel angebahnt, die Dichtung und die Philosophie zu vereinen suchte. Das anschauliche Element seines Denkens, welches sich auch in der plastisch schönen Sprache einiger seiner Schriften zu erkennen gibt, bildete ein wohlthuendes Gegengewicht gegen die begriffliche Abstraktion seiner philos. Vorgänger, und einzelne seiner Werke, so vor allem die 1803 gedruckten «Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums» und seine 1807 in München gehaltene glänzende Rede über «Das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur», gehören zu dem Großartigsten, was in deutscher Sprache philosophisch geschrieben worden ist. Dabei war es durch die rastlose Thätigkeit seines philos. Triebes bedingt, daß S. sich während seines ganzen Lebens in einer fortwährenden Umgestaltung seiner Überzeugungen befand.

S.s Werke wurden nach seinem Tode von seinem Sohne gesammelt und in 2 Abteilungen (14 Bde., Stuttg. 1856—61) herausgegeben. Die ersten Schriften, welche S. veröffentlichte, zeigen ihn gänzlich auf dem Standpunkte der Lehre Fichtes. Die Schriften: «Über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt» (1794), «Vom Ich als Prinzip der Philosophie» (1794), die «Briefe über Dogmatismus und Kritizismus» (1795), «Neue Deduktion des Naturrechts» (1795), «Allgemeine Übersicht der neuesten philos. Litteratur», sowie die «Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre» (1796) reproduzieren Fichtes Ideen oft in der glücklichsten Fassung. Allein bald wuchs S. aus dieser Lehre heraus, und die Differenz, in welche er zu seinem Meister geriet, führte bald zum schroffen Bruche. Vgl. «Joh. Gottlieb Fichtes und S.s philosophischen Briefwechsel» (aus dem Nachlaß beider herausg. von J. H. Fichte und K. Fr. A. Schelling, Stuttg. 1856). Anfangs glaubte sich S. noch völlig auf dem Boden der Fichteschen Anschauung zu bewegen, wenn er dessen «Wissenschaftslehre» durch seine «Naturphilosophie» zu ergänzen gedachte. Wenn nämlich Fichte die Notwendigkeit aufzuzeigen gesucht hatte, mit der das «Ich», um seine sittliche Aufgabe zu erfüllen, die Natur aus seinem Wesen heraus «konstruieren» müsse, so wollte S. umgekehrt zeigen, daß das ganze Wesen der Natur auf den Gesetzen der Intelligenz beruhe und zur Entwickelung derselben angelegt sei. Die genauen Beziehungen, in welche er zu der gärenden Bewegung der damaligen Naturforschung stand, ließen ihn diese Aufgabe im großartigsten Maßstabe ergreifen. Der Zerstreuung der Spezialforschungen hielt er den großen Gedanken gegenüber, daß die Natur ein einheitliches System von Gestalten und Bewegungen sei, und dieser «Plan» der Natur schien ihm nur so begriffen zu werden, daß alle ihre Erscheinungen als ein Stufenreich von Bildungen erkannt werden müßten, das sein Ziel in der Entwickelung der bewußten Intelligenz habe. Für die Ausführung dieses Plans fehlten damals noch mehr als jetzt die empirischen Vorkenntnisse, und so griff S. zu einer apriorischen Konstruktion desselben, welche auf der einen Seite tiefe und ahnungsvolle Blicke in den Zusammenhang der Natur, z. B. in die Identität der magnetischen und elektrischen Kraft und in die Entwickelungsgesetze der Organismen warf, auf der andern Seite aber durch ihre phantastische Willkürlichkeit den Thatsachen Gewalt anthat. Immerhin jedoch war der Grundgedanke ein gewaltiger, und diese Gesamtauffassung des Naturlebens als eines großen Organismus, dessen Produkt das Bewußtsein sei, ergriff das Zeitalter mit großer Begeisterung. Die Neigung, welche Goethe dazu empfand und aussprach, bewies, welche Verwandtschaft diese Wendung der deutschen Philosophie mit der Dichtung hatte. Je selbständiger aber so die Naturphilosophie wurde, um so mehr sprengte sie den Rahmen der

Fichteschen Lehre. Bald stellte S. seine Naturphilosophie der Wissenschaftslehre als gleich ursprünglichen Teil des Systems zur Seite. Er hatte diese Lehren zuerst in den «Ideen zur Philosophie der Natur» (1797) nebst «Einleitung», in der Schrift «Von der Weltseele; eine Hypothese der höhern Physik» (1798), in dem «Ersten Entwurf eines Systems der Naturphilosophie» (1799) und der «Einleitung» dazu ausgesprochen; er gab dann in seiner erwähnten Zeitschrift eine «Allgemeine Deduktion des dynamischen Prozesses» (1801) und später in den «Jahrbüchern der Medizin als Wissenschaft» (1805—7) noch weitere Beiträge. Dadurch aber waren beide Teile der Philosophie so weit auseinander getreten, daß sie einer Versöhnung bedurften. Diese suchte S. zunächst in entschiedener Abhängigkeit von den ästhetischen Ideen Kants und Schillers und im Zusammenhange mit der romantischen Bewegung (vgl. Noack, «S. und die Philosophie und die Romantik», Berl. 1859, und Haym, «Die romantische Schule», Lpz. 1870) in dem Wesen der Kunst und des Genies. Wenn das Leben der Natur das unbewußte, dasjenige des Geistes das bewußte ist, so ist die Thätigkeit des künstlerischen Genies, welches nach Kants Ausspruch «wie eine Natur» wirkt, eine Vereinigung beider. Wie der Organismus das Produkt der natürlichen Welt und die Heimat der Intelligenz, so ist umgekehrt das Kunstwerk ein Produkt der Intelligenz und in seiner sinnlichen Gestalt ein Organismus. In der Kunst, meint daher S., löst sich das Welträtsel: sie ist die höchste und vollkommenste aller Gestalten. Diesen ästhetischen Idealismus verkündete er in der Schrift «Der transscendentale Idealismus» (1800) und in den erst nach seinem Tode gedruckten, aber damals in Jena und später in Würzburg gehaltenen «Vorlesungen über die Philosophie der Kunst».

Aber der Gedanke drängte ihn immer weiter. Der gemeinsame Grund des geistigen und des natürlichen Lebens mußte gesucht werden, und S. fand ihn in dem Begriff des Unendlichen oder des Absoluten, d. h. der Gottheit. Auf diesem Punkte seiner Entwickelung wurde die Lehre Spinozas für ihn bedeutend, und wie jener, so suchte er das Verhältnis der Dinge zur Gottheit nach mathem. Methode zu begreifen. Er nannte das Absolute die Identität oder Indifferenz des Realen und des Idealen, und suchte daraus die Reihe der endlichen Erscheinungen in der Weise abzuleiten, daß das Absolute zwar in allen Erscheinungen gleich gegenwärtig sei, aber doch in jeder einzelnen mit einem Übergewicht bald des realen, bald des idealen Faktors. So entwickelt er aus der Gottheit die beiden Reihen des Realen und des Idealen als verschiedener «Potenzen»; jene von der Materie anhebend und im menschlichen Organismus endend, diese vom Ich beginnend und in der künstlerischen Produktion sich vollendend. Auf diese Weise verwandelt sich der ästhetische in den **absoluten Idealismus** oder die **Identitätsphilosophie**. Er legte dieselbe nieder in der «Darstellung meines Systems der Philosophie» (1801) in dem Dialog «Bruno oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge» (1802), in dem «System der gesamten Philosophie und der Naturphilosophie insbesondere», welches nach seinen Vorlesungen posthum gedruckt ist, endlich in einer Reihe von meist polemischen Abhandlungen in seinen Journalen. Die Aufgabe, welche S. hier stellt, vom Begriffe des Absoluten aus das gesamte Universum in den beiden Reihen des Realen und des Idealen zu entwickeln, wurde später von seinem Freunde Hegel in einer das Zeitalter beherrschenden Weise durchgeführt. S. selbst kam davon ab und geriet auf diese Weise auch mit Hegel in den entschiedensten Gegensatz. Es vollzog sich in ihm allmählich eine Umbildung seiner Lehre, welche, durch die platonische Ideenlehre vermittelt, ihn immer mehr auf theosophische Bahnen brachte. Von nun an beschäftigten ihn wesentlich religiöse Probleme. Durch Eschenmayers Vorwurf des Pantheismus veranlaßt, gab S. 1804 die Schrift «Philosophie und Religion» heraus, und nachdem er sich auf Baaders Anregung mit Jakob Böhme beschäftigt hatte, erschienen 1809 seine «Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit». Diese sog. Freiheitslehre bewegt sich um das Problem der Sünde und der metaphysischen Selbständigkeit der endlichen Dinge, und sucht dieselben durch eine Art von theogonischem Prozeß der Selbstoffenbarung der Gottheit, durch die Scheidung der «Natur in Gott» von dem offenbaren Gott zu lösen. Diese Schrift erfuhr durch F. H. Jacobi einen heftigen Angriff, welcher von S. in seinem «Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung des Herrn F. H. Jacobi» (1812) in grober, aber vernichtender Weise beantwortet wurde. Außer einigen andern polemischen Aufsätzen und kleinen mythol. Arbeiten veröffentlichte dann S. jahrzehntelang nichts. Erst nach Hegels Tode lenkte sich auf S. wieder die öffentliche Aufmerksamkeit. Es verlautete nach seinen Vorlesungen, daß er ein System habe, welches den Hegelianismus widerlege, und dies zu verkünden, wurde er nach Berlin berufen. Seine berliner Vorlesungen wurden teils durch Frauenstädt («S.s Vorlesungen in Berlin», Berl. 1842), teils durch Paulus («Die endlich offenbar gewordene positive Philosophie der Offenbarung», Darmst. 1843) bekannt und bilden jetzt die vier Bände der zweiten Abteilung der gesammelten Werke. Diese neue Lehre, welche sich die positive Philosophie nannte, lief darauf hinaus, den theogonischen Prozeß der Selbstentwickelung des göttlichen Wesens in dem Prozeß der Mythologie und der Offenbarung wiederzuerkennen: der Grundgedanke war der, die Notwendigkeit der Geschichte der Religionen aus der Notwendigkeit der göttlichen Lebensentfaltung zu begreifen. Sie endet mit der Charakteristik der Entwickelungsperioden des Christentums, welche als die Petrinische des Katholizismus, die Paulinische der Reformation und die Johanneische der Zukunft bezeichnet werden. S.s Bedeutung für die Geschichte der deutschen Philosophie besteht somit nicht sowohl in der Aufstellung bleibender Grundlagen der wissenschaftlichen Forschung, als vielmehr in der lebendigen Anregung, welche er durch die großen Gesichtspunkte seiner Spekulation, den Reichtum seiner Ideen und die geniale Zusammenfassung scheinbar weit voneinander entlegener Gedanken auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat, und mit welcher er auch in der Zukunft weiter wirken wird.

Vgl. Rosenkranz, «S., Vorlesungen» (Danz. 1843); Kuno Fischer, «Friedrich Wilhelm Joseph S.» (Bd. 6 der «Geschichte der neuern Philosophie», Heidelb. 1872 u. 1877); Beckers, «S.s Geistesentwickelung in ihrem innern Zusammenhang» (Münch. 1875); Pfleiderer, «Friedrich Wilhelm Joseph S.»

(Münch. 1875); C. Frantz, «S.s positive Philosophie» (Köthen 1880).

Schelling (Hermann von), Staatssekretär des Deutschen Reichsjustizamts, geb. 19. April 1824 als jüngster Sohn des Philosophen S., besuchte das Neue Gymnasium zu München, bezog 15jährig die Universität, widmete sich zunächst philol. Studien und promovierte 1842 in Berlin mit der Abhandlung «De Solonis legibus apud oratores Atticos». Er ging sodann zum juristischen Studium über, trat 1844 in den preuß. Justizdienst und wurde, nachdem er 1861—64 die Stelle des ersten Staatsanwalts beim Stadtgericht zu Berlin bekleidet hatte, als Hilfsarbeiter ins Justizministerium berufen. Hier verfaßte er den «Entwurf einer Strafprozeßordnung für den preuß. Staat» (Berl. 1865), welcher demnächst unterm 25. Juni 1867 in den neuerworbenen Provinzen Geltung erhielt. Seit 1866 vortragender Rat, verblieb er im Justizministerium, auch nachdem er 1874 zum Präsidenten des Appellationsgerichts zu Halberstadt ernannt worden war, ging aber 1875 als Vicepräsident zum preuß. Obertribunal über, wo er den Vorsitz in einem Civilsenat führte. Im J. 1877 wurde er vom Minister Leonhardt als Unterstaatssekretär in das Justizministerium zurückberufen und leitete in dieser Stellung die Ausarbeitung der preuß. Ausführungsgesetze zu den Reichsjustizgesetzen. Am 18. Nov. 1879 wurde er zum Staatssekretär des Reichsjustizamts ernannt.

Schellkraut, s. unter Chelidonium.

Scheltopusik (Pseudopus Pallasii, Tafel: Reptilien I, Fig. 5), eine bis 1 m lang werdende fußlose Eidechse von strohgelber bis graubrauner Farbe, die Nordafrika, Westasien und das südöstl. Europa bis an die Karpaten heran bewohnt.

Schema (grch., d. i. Gestalt) ist im allgemeinen jede Form, die als Muster, Zeichen oder Leitfaden für die Anordnung, Untersuchung und Darstellung eines Gegenstandes benutzt wird.

Schema heißt im jüd. Ritual das aus 5 Mos. 6, 4—9 entnommene, nach dem Anfangsworte benannte Gebetstück, dem noch 5 Mos. 11, 13—21 und 4 Mos. 15, 37—41 angeschlossen zu werden pflegen. Vollhagen schrieb über dasselbe die «Dissertatio de Keriat Schema» (Lpz. 1703).

Schemacha oder Schamacha, auch Schemachi oder Schamachi genannt, Kreisstadt und volkreichster Ort des transkaukas. Gouvernements Baku (s. d.) in der russ. Statthalterschaft Kaukasien, wurde zweimal (12. Juni 1859 und 28. Jan. 1872) durch Erdbeben fast gänzlich zerstört, jedesmal aber an derselben Stelle neu aufgebaut. Die Stadt liegt 112 qkm westlich von Baku an der Hauptstraße nach Tiflis, am Steppenflusse Pirsagat in einer herrlichen Gebirgslandschaft, 680 m über dem Meere, zählt (1883) 25087 E. und hatte vor dem letzten Erdbeben die wichtigsten Seidenfabriken Transkaukasiens, auch bedeutende Baumwollmanufakturen und Gerbereien, sowie lebhaften Gartenbau und Handel. Sie wurde erst 1824 von den Russen ganz in der Nähe von Alt- oder Stara-Schemacha, der Hauptstadt des ehemaligen Chanats Schirwan, gegründet. Dieses alte S., die Residenz der sassanidischen Schirwan-Schahs, später eigener Chane, war schon unter den Kalifen ein wichtiger Handelsplatz, namentlich aber als Kultur- und Marktort der Seide von Schirwan hochberühmt. Seine reiche Kaufmannschaft stand selbst mit Venedig und Genua, sowie mit ind. Häusern in Verbindung. Noch 1561 veranlaßte die Wichtigkeit des Seidenhandels die Gründung engl. Faktoreien, und 1636 wurde, um die Vorteile des Marktes von Schirwan zu gewinnen, die geheimnisvolle Reise der holstein. Gesandtschaft durch die hamburger Kaufmannschaft unternommen, welche Olearius beschrieben und an welcher Paul Fleming teilgenommen hat. Die Stadt hatte jedoch viel durch Krieg zu leiden, und die Habsucht ihrer Beherrscher führte den Verfall der Seidenmanufaktur und des Handels herbei. Nadir-Schah, der die Stadt 1734 eroberte, siedelte die Einwohner in die 26 km südwestlicher am Steppenfluß Aksu oder Kalabagur neu gegründete und zum Sitz der pers. Statthalter Schirwans bestimmte Stadt über, die gegenwärtig den Namen Achsu oder Neu-Schemacha, russ. Nowaja-Schemacha, führt. Diese Stadt wurde 1761 durch Feth-Ali, Chan von Kuba, zerstört, während die Einwohner wieder nach der alten Stadt übersiedelten.

Schematismus, in der österr.-ungar. Armee die Bezeichnung für Rangliste (s. d.).

Schemnitz (ungar. Selmecz-Bánya, im Slawischen Stiawnica), königl. Frei- und Bergstadt in dem Komitat Honth des ungar. diesseitigen Donaukreises, die größte und wichtigste unter den ungar. Bergstädten, in einem tiefen, von kahlen Bergen umgebenen Thal gelegen, durch Zweigbahn nach Gran-Bresnitz mit der Ungarischen Staatsbahn verbunden, zählt mit dem ehemaligen Städtchen Dilln (magyar. Bélabánya) (1880) 15265 Civileinwohner, welche zumeist aus Bergknappen, dann aus Wald- oder Ringbürgern (Bürger, welche Bergbau treiben) und Handel und Handwerke treibenden Bürgern, sowie einem zahlreichen Bergbeamtenpersonal bestehen. Von Gebäuden sind bemerkenswert: das alte Schloß, jetzt beinahe Ruine, drei kath. Kirchen, das Kollegium der Piaristen, die evang. Kirche, das Rathaus, der Kammerhof, das neue Direktions- und das Bergakademiegebäude. Das sog. Neue Schloß oder Schlößl wird jetzt als Feuerwachtturm benutzt. S. ist Sitz der Bergdirektion für den niederungar. Montandistrikt und einer blühenden Berg- und Forstakademie. Letztere wurde 1760 von Maria Theresia gestiftet. Ferner bestehen in S. ein luth. und ein kath. Gymnasium, eine Bergschule und mehrere Thonpfeifenfabriken. Die Stadt und der Bergbau daselbst bestand schon im 8. Jahrh., also schon vor Einwanderung der Ungarn nach Europa; auch hat sie schon zur Zeit der ersten Könige Ungarns eine hervorragende Rolle gespielt; die ersten Spuren des privilegierten Weichbildes fallen auf die Zeit des Königs Béla IV. (1247—70), welch letzterer das in Ungarn älteste Stadt- und Bergrecht S. bestätigt hatte; im 12. Jahrh. wurde S. samt dem ganzen nordungar. Bergdistrikt von flandr. und niedersächs. Kolonisten bevölkert. Deutsche Bergwerks-Generalpächter, z. B. die augsburger Fugger unter den Königen Ludwig II., Ferdinand I. und später, beförderten die Germanisierung des ganzen Bergdistrikts, der sich auch der Reformation anschloß. Jedoch die Gegenreformation drängte das Deutschtum zurück, sodaß im 18. Jahrh. die Stadt mit dem Bergwerksdistrikt fast ganz slowakisiert wurde. Jetzt besteht die Bevölkerung aus Deutschen (10,8 Proz.), Magyaren (10,1 Proz.), Slowaken (79,1 Proz.). In neuerer Zeit lieferte S.

jährlich etwa 116 kg Gold und 6060 kg Silber. Die größte bergmännische Unternehmung zu S. ist der Kaiser Joseph II.-Erbstollen, 1782 begonnen und 21. Okt. 1878 eingeweiht, 16538 m lang. Die sehenswürdigsten Anlagen befinden sich bei der Vorstadt Windschacht, darunter auch eine Sicherheitszünder- und eine Drahtseilfabrik.

Schemyl, s. Schamyl.

Schendi, Hauptstadt der 1820—85 ägypt. Landschaft Dar-Schendi im südl. Nubien, rechts am Nil, gegenüber von El-Metämmeh, vor der Zerstörung durch die Ägypter (1822) einer der bedeutendsten Handelsplätze des östl. Sudan, woselbst auch heute noch nicht selten Karawanen aus Sennâr, Kordofan u. s. w. eintreffen, zählt 5—6000 E.

Schenectady, Hauptstadt des gleichnamigen County im nordamerik. Staate Neuyork, am rechten (südlichen) Ufer des Mohawk, auf beiden Seiten des Eriekanals, an der Neuyork-Central- und Hudson-River-, der Schenectady- und Saratoga-, der Schenectady- und Duanesburgh- und der Schenectady- und Troy-Eisenbahn, zählt (1880) 13655 E. und ist eine bedeutende Fabrikstadt, besonders für Besen, Lokomotiven, Dampfmaschinen, Kessel, Strickgarn, Strümpfe, Shawls u. s. w. S. hat 17 Kirchen, das 1795 gegründete Union-College mit einer Bibliothek von über 18000 Bänden, 2 Hoch- und mehrere öffentliche Schulen. Im J. 1690 wurden fast alle Einwohner von Indianern und Franzosen ermordet und 1748 wurden viele Bewohner von Franzosen umgebracht.

Schenk (Aug.), namhafter Botaniker, geb. 17. April 1815 zu Hallein, besuchte die Universität München 1833—37, promovierte daselbst 1837 und setzte sodann seine Studien an den Universitäten Erlangen, Berlin und Wien fort. Im Wintersemester 1841/42 habilitierte er sich für Botanik in München und wurde 1845 als außerord. Professor nach Würzburg berufen, wo er 1850 die ordentliche Professur für Botanik erhielt. Nachdem er 1866 einen Ruf nach Halle abgelehnt hatte, siedelte er 1868 als ord. Professor der Botanik und Direktor des botan. Gartens nach Leipzig über, welche Stellungen er seitdem bekleidet. In seinen Arbeiten wandte er sich vorzugsweise der Untersuchung der fossilen Pflanzen zu und zeichnete sich auf diesem Gebiete besonders dadurch aus, daß er unter steter Berücksichtigung der Pflanzengeographie und der neuern morphologischen sowie anatom. Forschungen einen klarern Überblick über Verteilung und Lebensweise der vorweltlichen Gewächse ermöglichte.

Von seinen Schriften sind außer zahlreichen kleinern Abhandlungen, die in verschiedenen botan. Zeitschriften erschienen, besonders folgende zu erwähnen: «Beiträge zur Flora des Keupers und der rhätischen Formation» (Bamb. 1861), «Fossile Flora der Grenzschichten des Keupers und Lias Frankens» (Wiesb. 1866—67), «Fossile Flora der nordwestdeutschen Wealdenformation» (Kassel 1871), «Pflanzen aus der Steinkohlenformation und jurassische Pflanzen aus China» (in Richthofen, «China», Bd. 4, 1882), «Bearbeitung der vom Grafen Szechenyi auf seiner Reise nach China gesammelten fossilen Pflanzen» (1883). Außerdem gibt S. das «Handbuch der Botanik» (Bd. 1—3, Lpz. 1879—86), sowie in Verbindung mit Luerssen «Mitteilungen aus dem Gesamtgebiete der Botanik» (Lpz. 1875 fg.) und in Verbindung mit Zittel das «Handbuch der Paläontologie» (Heft 1 u. 2, Münch. 1881—85) heraus, in welchem er die Phytopaläontologie bearbeitet.

Schenk (Eduard von), bayr. Staatsmann und Dichter, geb. zu Düsseldorf 10. Okt. 1788, studierte zu Landshut und trat 1817 von der prot. zur kath. Kirche über. Er wurde 1823 im bayr. Staatsdienst Generalsekretär des Justizministeriums, bald darauf geadelt, 1825 Ministerialrat und Vorstand der Schul- und Kirchensektion, 1828 Staatsrat und Minister des Innern. Im J. 1831 erließ er gegen den Beschluß des Staatsrats eine Censurverordnung, welche große Aufregung im Lande herbeiführte, und gleichzeitig eine Verfügung, durch welche mehrere freisinnige Abgeordnete in ihrer Eigenschaft als Staatsdiener oder als Pensionsempfänger vom Eintritt in die Kammer ausgeschlossen wurden. Die Censurverordnung mußte außer Wirkung gesetzt und S. seines Ministeriums enthoben werden; doch wurde er zum Präsidenten der Provinzialregierung zu Regensburg, nachher zum Reichsrat ernannt, und 1838 in den ordentlichen Dienst des Staatsrats nach München berufen, wo er 26. April 1841 starb. Als Dichter hat sich S. besonders durch sein Trauerspiel «Belisar» bekannt gemacht. Die Sammlung seiner «Schauspiele» umfaßt drei Bände (Stuttg. 1829—35). Auch schrieb er mehrere Festspiele und gab seit 1834 das Taschenbuch «Charitas» heraus. In seinen Dichtungen ist Innigkeit des Gefühls und tiefe Religiosität nicht zu verkennen. Die von ihm besorgte Ausgabe von Michael Beers «Sämtlichen Werken» (Lpz. 1835) begleitete er mit einer Biographie des Dichters.

Schenk (Joh.), deutscher Komponist, geb. 30. Nov. 1761 in Wiener-Neustadt bei Wien, wurde in der Musik von Wagenseil unterrichtet, komponierte mit Erfolg Kirchen- und Instrumentalstücke, that sich aber besonders hervor durch eine Reihe komischer Singspiele, von denen «Der Dorfbarbier» (1796) auf allen Theatern heimisch wurde. Er lebte in Wien ohne Anstellung, zuletzt unter dürftigen Umständen, und starb hier 29. Dez. 1836.

Schenk (Karl), hervorragender schweiz. Staatsmann, geb. 1823 in Bern, studierte in Bern Theologie, wurde Pfarrvikar in Schüpfen, begleitete 1847 als Feldprediger ein berner Bataillon in den Sonderbundskrieg, funktionierte hierauf bis 1850 als Pfarrer in Laufen und bis 1855 als Pfarrer in Schüpfen. Im J. 1855 vom berner Großen Rat in die Regierung gewählt, verblieb er in dieser Behörde bis 1863 und machte sich namentlich verdient um das berner Armengesetz von 1858. Er war dreimal Regierungspräsident und von 1857 an ununterbrochen Abgeordneter in dem Ständerat, welch letzterer ihm 1863 auf den Präsidentenstuhl erhob, worauf ihn noch in demselben Jahre die Bundesversammlung in den Bundesrat wählte. In dieser Stellung verblieb er seither ununterbrochen und bekleidete fünfmal, nämlich 1865, 1871, 1874, 1879 und 1884, die Würde des Bundespräsidenten. Als Bundesrat stand er meistens dem Departement des Innern vor. Politisch gehört er der freisinnigen Richtung an.

Schenkel nennt man die untern Gliedmaßen, mit Ausnahme des Fußes, welche aus zwei durch das Knie abgegrenzten Teilen, dem Oberschenkel (femur) und dem Unterschenkel (crus), bestehen. Der Oberschenkel wird von dem Oberschenkelknochen (os femoris), der Unterschenkel von dem Schienbein (tibia) und dem parallel daneben gelegenen,

dünnern Wadenbeine (fibula) gebildet, welche von einer bedeutenden Anzahl Muskeln, den dazugehörigen Nerven und Gefäßen und den allgemeinen Hautbedeckungen umgeben sind. Mit einem seitlich ansitzenden, halbkugelförmigen Gelenkkopf ist der Oberschenkelknochen in die Pfanne des Beckenknochens eingelenkt (s. unter Hüfte) und besitzt eine ziemlich große Beweglichkeit, während die Unterschenkelknochen untereinander, mit dem vorigen und dem Fußgelenk viel fester (durch ein Scharniergelenk) verbunden sind. Der Oberschenkelknochen ist der längste und stärkste Röhrenknochen des ganzen Skeletts und bildet insofern ein Unterscheidungszeichen zwischen dem Menschen und den Tieren, als er bei ersterm verhältnismäßig länger und weniger an den Unterleib angezogen ist als bei letztern, ein Umstand, ohne welchen der aufrechte Gang unmöglich wäre. Beim Manne konvergieren die Oberschenkel mit ihren untern Enden weniger als beim Weibe.

Verkrümmungen der S. sind sehr häufig, teils nach der Englischen Krankheit, teils nach Brüchen, denen diese Knochen sehr ausgesetzt sind; Oberschenkelbrüche (fracturae) heilen nur selten ohne Verkürzung des Beins. Bruch des Schenkelhalses (des Verbindungsstücks zwischen Oberschenkel und Gelenkkopf) kommt sehr leicht bei alten Leuten zu Stande und hinterläßt selbst im günstigsten Fall eine beträchtliche Verkürzung des Beins.

In der Geometrie heißen Schenkel die beiden geraden Linien, die einen Winkel bilden.

Schenkel (Daniel), namhafter prot. Theolog, geb. 21. Dez. 1813 zu Dägerlen im Kanton Zürich, erhielt seine Bildung auf dem Pädagogium und der Universität zu Basel und setzte nach kurzer kirchlicher Amtsthätigkeit in Schaffhausen (1835) seine Studien in Göttingen fort. Von 1838 bis 1841 wirkte er als Privatdocent und Gymnasiallehrer zu Basel und verfaßte mit Bezug auf die Straußschen Händel die Schrift «Wissenschaft und Kirche». Im J. 1841 kam er als erster Pfarrer am Münster nach Schaffhausen und trat bald darauf in den Kirchenrat und Kantonsschulrat ein. Noch in Schaffhausen begann er sein großes Werk «Das Wesen des Protestantismus» (3 Bde., Schaffh. 1846—51; 2. Aufl. 1861), welches im Geiste der sog. Vermittelungstheologie die Einheit der prot. Grundprinzipien und das Recht der evang. Union geschichtlich zu begründen versuchte. Im J. 1849 wurde er als Professor der Theologie und Mitglied des Kirchenrats nach Basel und 1851 als Professor der Theologie, Seminardirektor und erster Universitätsprediger nach Heidelberg berufen, wo er sich immer entschiedener der freiern kirchlichen Richtung zuwendete. Als litterarisches Organ der kirchlich-freisinnigen Richtung gründete S. 1859 die «Allgemeine kirchliche Zeitschrift». Seine «Gespräche über Protestantismus und Katholizismus» (Heidelb. 1852 fg.), sein «Unionsberuf des evang. Protestantismus» (Heidelb. 1855) und «Die Reformatoren und die Reformation» (Wiesb. 1856) gehören noch wesentlich der Vermittelungstheologie an, wogegen seine umfassend angelegte «Christl. Dogmatik» (2 Bde., Wiesb. 1858—59) bereits vielfach den Übergang zur freiern Theologie zeigt. In den J. 1852—59 redigierte er die «Allgemeine Kirchenzeitung». Aufsehen erregte seine Schrift «Das Charakterbild Jesu» (4. Aufl., Wiesb. 1873), in welcher er auf Grund der drei ersten Evangelien ein echt menschliches Bild Jesu zu entwerfen versuchte. Seit 1863 wirkte er namentlich auch zur Gründung des Deutschen Protestantenvereins mit, dessen Grundgedanken er in der Schrift «Christenthum und Kirche im Einklang mit der Kulturentwickelung» (Wiesb. 1867; neue Ausg. 1871) eingehend darlegte. Ferner veröffentlichte S. ein Lebens- und Charakterbild Friedr. Schleiermachers (Elberf. 1868) und kleinere Lebensbilder von E. M. Arndt und J. H. Pestalozzi. Im J. 1867 übernahm er die Redaction eines von den namhaftesten prot. Forschern bearbeiteten «Bibel-Lexikon» (5 Bde., Lpz. 1868—75). Außerdem sind zu nennen: «Luther in Worms und in Wittenberg» (Elberf. 1870), «Die Grundlehren des Christentums aus dem Bewußtsein des Glaubens im Zusammenhange dargestellt» (Lpz. 1877), «Das Christusbild der Apostel und der nachapostolischen Zeit» (Lpz. 1879). S. starb 19. Mai 1885, nachdem er schon im Jahre vorher von allen seinen Ämtern zurückgetreten war.

Schenkelbruch bedeutet in der Medizin entweder den Knochenbruch des Oberschenkels, Fractura ossis femoris (s. Knochenbrüche), oder einen Eingeweidebruch, das Hervortreten eines Darmstücks durch den Schenkelring, Hernia femoralis. (S. Bruch, Bd. III, S. 594[b].)

Schenkendorf (Gottlob Ferd. Maximilian von), deutscher Dichter, geb. 11. Dez. 1783 zu Tilsit (nicht auf dem erst 1790 von seinem Vater angekauften Gute Lenkonischken, wie oft angegeben wird) als der Sohn eines preuß. Offiziers. Der Verkehr mit einigen pietistischen Familien blieb nicht ohne Einfluß auf ihn. Einwirkungen der romantischen Dichterschule, besonders die Schriften von Novalis und Jung-Stilling, kamen hinzu. Nachdem er in Königsberg Kameralia studiert und 1805 einen praktischen Kursus derselben im Amt Waldau durchgemacht, trat er als Referendar in die Regierung zu Königsberg ein. Er nahm an dem Befreiungskriege teil, erhielt nach dem Frieden eine Anstellung als Regierungsrat zu Koblenz, starb aber bereits 11. Dez. 1817. Einen bedeutenden Namen erwarben ihm seine «Christl. Gedichte» (1814) und die «Gedichte» (Stuttg. 1815), welche, größtenteils während des Kriegs entstanden, schon vorher unter seinen Freunden und Waffengefährten weite Verbreitung gefunden hatten. S. steht unter den Dichtern der Befreiungskriege am meisten auf positiv-christl. Boden und weist in polit. Beziehung auf das Mittelalter zurück, wie er z. B. überall die Herstellung des deutschen Kaisertums fordert. Eine gerechtere Würdigung S.s wurde möglich, seit sein «Poetischer Nachlaß» (Berl. 1832) und seine «Sämtlichen Gedichte» (Berl. 1837; 4. Aufl., von Hagen mit einem Lebensabriß, Stuttg. 1871) erschienen. Vgl. Hagen, «Max von S.s Leben» (Berl. 1863).

Schenkung (donatio) ist Vermögensvermehrung auf der Seite des Beschenkten (donatarius) durch Vermögensverminderung aus Freigebigkeit auf der andern Seite (donator) unter Lebenden. Die S. läßt sich sowohl durch ein Versprechen, das der Schenknehmer acceptiert, als durch unmittelbare Dahingabe beweglicher oder unbeweglicher Gegenstände, durch Cession von Forderungen, die dem Schenker gegen Dritte, oder durch Verzicht auf Forderungsrechte, welche ihm gegen den Beschenkten zustehen, ferner mittels absichtlicher Leistung einer Nichtschuld, ingleichen durch unentgeltliche Gewährung von Diensten oder Gebrauchsrechten vollziehen. Mit der Absicht der unentgeltlichen

Zuwendung (animus liberalitatis) ist es nicht unvereinbar, daß dem Beschenkten ein bestimmter Gebrauch des Geschenks oder eine nicht gleichwertige Gegenleistung zu Gunsten Dritter oder selbst des Schenkers auferlegt wird (donatio sub modo). Nicht minder ist diejenige Verwilligung noch als S. aufzufassen, mittels welcher sich der Schenker für Gefälligkeitsleistungen oder freiwillige Dienste dankbar bezeigt (donatio remuneratoria). Dagegen nimmt die S. einen verschiedenen Charakter an, je nachdem sie noch bei Lebzeiten des Schenkers oder erst nach dessen Ableben volle Geltung erlangen und hiernach entweder S. unter Lebenden (donatio inter vivos) oder S. auf den Todesfall (donatio mortis causa) sein soll. Die letztere wird unter Umständen zugesagt oder übergeben, aus denen die Absicht des Schenkers zu folgern ist, sich bis zu seinem Tode den beliebigen Widerruf vorzubehalten. Sie soll nur von testierfähigen Personen ausgehen und bildet, obgleich der Schenker hierbei auch eine Annahmeerklärung abzugeben hat, im wesentlichen eine Abart der Vermächtnisse. Dagegen genügt es hinsichtlich der S. unter Lebenden, wenn der Schenker die allgemeine Dispositionsfähigkeit besitzt, und der Abschluß des Vertrags kann auch ohne besondere Förmlichkeiten erfolgen. Doch lassen sich S. über 500 röm. Solidi oder gemeinrechtlich über 500 Dukaten, d. h. 4666 Reichsmark 67 Pfennig, wenn sie vom Schenker nicht bei Gericht gemeldet (insinuiert) sind, bis zu jener Höhe widerrufen. Nicht minder unterliegen S. unter Lebenden dem Widerrufe, insofern der Beschenkte den auferlegten Modus nicht erfüllt oder sich einer groben Undankbarkeit gegen den Schenker, z. B. durch Bedrohung seines Lebens, willkürliche peinliche Anklage, schuldig macht. Auch Noterben des Schenkers können seine S. nachträglich anfechten, wenn sie pflichtwidrig ist (donatio inofficiosa), d. h. wenn dadurch das Vermögen des Schenkers sofort unter den Betrag herabgebracht wird, welcher den Noterben im Falle seines Ablebens vor der S. hätte als Pflichtteil (s. d.) verbleiben müssen. Aus einer nur mittels Versprechens gewährten S. jeder Art entspringt eine Klage auf Erfüllung der Zusage, dafern nicht die S. auf eine Verzichtleistung hinauskommt, wo dem Beschenkten nur eine Ausflucht gegen die nachträglich doch wieder hervorgesuchte Forderung erwächst. Für die natürlichen und rechtlichen Mängel der geschenkten Sache hat der Schenker meist nicht aufzukommen. In den neuern Gesetzgebungen sind übrigens die gemeinrechtlichen Grundsätze über S. manchen Abänderungen und namentlich S. an die Tote Hand (manus mortua) Beschränkungen unterworfen worden.

Schensi, die östlichste Provinz des chines. Kaiserreichs im engern Sinne, wird gegen O. fast in seiner ganzen Länge von dem Flusse Hoang-Ho, nördlich von der Chinesischen Mauer, westlich von der Tatarei und südlich von dem Flusse Han begrenzt. S. hat ein Areal von 210340 qkm mit einer Bevölkerung von (1879) 8432193 Seelen. S. umfaßt 7 Departements, 5 Arrondissements, 73 Kantone und 5 unter dem Gouvernement von Tschi-li stehende Arrondissements. Hauptort ist Si-ngan-fou mit 1 Mill. E. (34° 16′ 45″ nördl. Br. und 104° 11′ 45″ östl. L. von Greenwich). In S. ließen sich die Vorfahren der Chinesen bei ihrer ostwärts gerichteten Auswanderung von ihren frühern Wohnsitzen am See Kokonor und den Quellen des Hoang-Ho zuerst nieder und legten den Grund zu dem Reiche China.

Scheöl (hebr.), Unterwelt, s. unter Hölle.

Scheppenstedt, Stadt, s. Schöppenstedt.

Scherbengericht, s. Ostrazismus.

Scherbenkobalt, s. Arsen.

Scherbet, s. Sorbet.

Scherbro, Insel, s. unter Sierra Leone.

Scheremetjew, russische Adelsfamilie, als deren Stammvater der im 14. Jahrh. angeblich aus Preußen eingewanderte Andrej Kabyla oder Kambyla (s. Romanow) gilt; nach andern ist sie tatar. Ursprungs.

Iwan Wassiljewitsch S., Bojar, that sich zur Zeit des Zaren Iwan Wassiljewitsch des Schrecklichen in vielen Schlachten gegen die krimschen Tataren und bei der Einnahme von Kasan 1552 rühmlichst hervor. Trotzdem fiel er in Ungnade und wurde zuletzt Mönch; er starb 1578. — Sein Bruder, Iwan Wassiljewitsch S., der Jüngere, ebenfalls ein tapferer Feldherr, fiel 1577 bei der Belagerung von Reval. — Fedor Iwanowitsch S., Sohn des letztern, schloß mit Polen 1. Dez. 1618 in Deulin einen Waffenstillstand ab, und brachte den Poljanowsker Friedenstraktat zu Stande, kraft dessen Polen den Zaren Michael Feodorowitsch als russ. Herrscher anerkannte. Er starb 1650. — Wassilij Borissowitsch S., Wojwode und Bojar, bekannt durch seine Mißerfolge in Kleinrußland gegen die Polen 1660; er wurde von Lubomirski gefangen genommen, dem Chan der Krim ausgeliefert und von diesem 20 Jahre in Gefangenschaft gehalten; er starb 9. Jan. 1690.

Boris Petrowitsch, Graf von S., Generalfeldmarschall, ein berühmter Feldherr und der Kriegsgefährte Peters d. Gr., geb. 25. April 1652, schloß 1686 vereint mit dem Fürsten Galyzin den Frieden mit Polen und Bundestraktate mit dem König von Polen und dem deutschen Kaiser ab, besiegte den schwed. General Schlippenbach bei Dorpat und an der Embach. In der Schlacht bei Pultawa (1709) führte er das Centrum und trug hauptsächlich zum Siege der Russen bei. Nachdem er 1705 den Aufstand der Strelitzen in Astrachan niedergeschlagen, wurde er 1706 in den Grafenstand erhoben. Im J. 1710 eroberte er Riga und ganz Livland, war 1711—15 Generalgouverneur der Ukraine. Er starb 17. Febr. 1719. Vgl. G. F. Müller, «Lebensbeschreibung des Grafen Boris Petrowitsch S.», aus dem Russischen von Bacmeister (Riga 1789). — Michail Borissowitsch S., der älteste Sohn von Boris Petrowitsch, Generalmajor, geb. 1. Sept. 1678, unterzeichnete mit Schafirow die Traktate mit der Türkei am Pruth 12. Juli 1711 und in Adrianopel 13. Juli 1713. Er starb auf der Rückreise in Kiew 23. Okt. 1714. — Peter Borissowitsch, Graf S., Sohn des Feldmarschalls aus der zweiten Ehe, geb. 1713, gest. 1788, war Oberkammerherr der Kaiserin Katharina II. und sowohl wegen seines Reichtums als wegen seiner Gastfreundschaft und Kunstliebe bekannt. Um die russ. Geschichte machte er sich durch die Herausgabe der Korrespondenz seines Vaters mit Peter d. Gr. (5 Bde., Petersb. 1774—79) verdient. — Nikolaj Petrowitsch, Graf S., Sohn des vorigen, Oberkammerherr, geb. 1751, gründete in Moskau das nach ihm genannte berühmte Hospital als einen Zufluchtsort für Fremde und Hilfsbedürftige. Zur Unter-

haltung dieses 1803 mit kaiserl. Pracht aufgebauten Gebäudes bestimmte er eine jährliche Revenue von 75000 Rubeln. Er starb 2. Jan. 1809 in Moskau.

Scheren (frz. ciseaux, forces, cisailles; engl. scissors, shears), Werkzeuge oder Werkzeugmaschinen, deren wirksame Organe aus zwei scharfgeschliffenen, durch ein Scharnier, Schrauben, Federn, Niete u. s. w. verbundenen, sich dicht aneinander hinbewegenden und hierdurch den zwischen ihre Druckflächen gebrachten Stoff zerteilenden Stahlblättern bestehen. Der Bestimmung entsprechend sind die S. in Größe, Form und Benennung verschieden. So gibt es Schafscheren, Tuchscheren (s. unter Tuchfabrikation), Schneider-, Leinwand-, Papier-, Blechscheren (s. unter Blechbearbeitungsmaschinen), Drahtscheren, Gärtnerscheren (s. unter Gartengeräte), chirurgische Scheren u. s. w. Die Verfertigung der gewöhnlichen S. ist ein Zweig der Messerfabrikation und erfordert viel Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit. Kleine wohlfeile S. werden nicht geschmiedet, sondern aus Stahlblech geschnitten oder aus Eisen gegossen.

Je nachdem die beiden Blätter durch eine Drehung oder durch eine geradlinige Verschiebung zur Wirkung gelangen, unterscheidet man Hebelscheren und Parallelscheren, bei welch letztern das eine Blatt festliegt, während das andere (gewöhnlich das obere) sich auf und nieder bewegt. Zu der erstern Art gehören alle von der Hand bewegten Scheren. Die Metallscheren unterscheiden sich von den für weiche Stoffe gebräuchlichen S. hauptsächlich dadurch, daß ihre Blätter, den zu überwindenden größern Widerständen entsprechend, viel stärker sind. Die kleinsten derselben werden aus freier Hand geführt (Handscheren) und haben im allgemeinen die Form von Leinwandscheren, nur daß ihre Blätter im Verhältnis zu den Griffen sehr kurz sind, um die Anwendung großer Kraft zu gestatten, und daß die Griffe ohne Öhre, einfach einwärts gebogen sind, um bequemer mit der ganzen Hand umfaßt und zusammengedrückt zu werden. Größere S. dieser Art werden beim Gebrauch im Schraubstock befestigt oder sind in einem Holzklotz bleibend festgemacht (Stockscheren oder Bockscheren). Die größten Blechscheren werden durch Wasser- oder Dampfkraft in Bewegung gesetzt (Wasser- oder Dampfscheren).

Scheren (frz. tondre, ourdir; engl. shearing, warping), dasjenige Verfahren, durch welches die auf der Oberfläche der Zeuge aufrecht stehenden Fäserchen oder Härchen entfernt werden (s. unter Appretur und Tuchfabrikation).

In der Weberei bezeichnet man mit Scheren, Zetteln oder Schweifen das Ordnen der Kettenfäden nach Länge und Zahl, bevor dieselben auf den Webstuhl gebracht werden.

Scherenberg (Christian Friedr.), preuß. patriotischer Dichter, geb. 5. Mai 1798 zu Stettin, schrieb als Handlungsdiener sein erstes schwungvolles patriotisches Gedicht «Waterloo» (Berl. 1845; 4. Aufl. 1869) und erregte mit demselben die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm IV., der es sich von ihm vorlesen ließ. Im J. 1855 ward er Bibliothekar im Kriegsministerium und starb 9. Sept. 1881 auf dem «Asyl Schweizerhof» bei Zehlendorf. Er schrieb außer «Waterloo» noch: «Leuthen» (Berl. 1852; 3. Aufl. 1867), «Vermischte Gedichte» (Berl. 1845; 4. Aufl. 1869), «Ligny» (Berl. 1860; 4. Aufl. 1870), «Abukir» (Berl. 1856), «Hohenfriedberg» (1869). Vgl. Th. Fontane, «Christian Friedr. S. und das litterar. Berlin von 1840 bis 1860» (Berl. 1885).

Scherenberg (Ernst), deutscher Dichter der Gegenwart, Neffe des vorigen, geb. 21. Juli 1839 in Swinemünde auf Usedom, besuchte das Gymnasium, später die Gewerbeschule zu Stettin, und bezog 1858 die Akademie der Künste in Berlin, um sich als Maler auszubilden. Er trat 1862 in Verbindung mit der Zeitschrift «Victoria», redigierte 1865—70 das «Braunschweiger Tageblatt», 1870—83 die «Elberfelder Zeitung». Nebenbei war er seit 1877 als Sekretär der elberfelder Handelskammer, seit 1883 ausschließlich bei dieser beschäftigt. Von reichem Talent und von dichterischer Begeisterung zeugen seine Gedichtsammlungen «Aus tiefstem Herzen» (Berl. 1860; 2. Aufl. 1862), «Verbannt» (Berl. 1861; 2. Aufl. 1865), «Stürme des Frühlings» (Berl. 1865; 2. Aufl. 1870), «1866» (Berl. 1867), zusammengefaßt unter dem Titel: «Gedichte» (Lpz. 1874; 2. Aufl. 1879); ferner «Gegen Rom» (10. Aufl., Elberf. 1874), «Neue Gedichte» (2. Aufl., Lpz. 1882), «Fürst Bismarck» (Elberf. 1885), «Germania», dramatische Dichtung (Elberf. 1886).

Scherende Flechte, s. unter Haare, Bd. VIII, S. 676ᵃ.

Scherenkran, s. unter Hebeapparate, [Bd. VIII, S. 940.

Scherenschleifer (frz. gagne-petit, engl. knife-grinder), ein herumziehender Handwerker, welcher das Schärfen von Messern, Scheren mittels eines auf einem Karren montierten Schleifsteins ausführt.

Scherenschnabel (Rhynchops) oder Verkehrtschnabel ist der Name eines Geschlechts der langflügeligen Vögel, dessen Schnabel länger als der Kopf und seitlich so sehr zusammengedrückt ist, daß seine Ober- und Unterhälfte klingenartig sind, dabei ist der Oberschnabel um ein Drittel kürzer als der Unterschnabel. Die drei Arten bewohnen die Küsten der tropischen Meere der Alten und Neuen Welt, haben ein schwarz und weißes Gefieder und einen Gabelschwanz.

Schérer (Barthélemy Louis Joseph), franz. General, geb. 18. Dez. 1747 zu Delle bei Belfort, war der Sohn eines Fleischers. Er entwich dem väterlichen Hause, trat in die österr. Artillerie, entfloh aber aus Mantua und ging nach Paris. In der Revolution trat er als Offizier in die Artillerie und stieg 1791 zum Kapitän, 1794 zum Divisionsgeneral auf. Er kämpfte in der Sambre- und Maasarmee bei Fleurus, nahm die 1793 verloren gegangenen Festungen wieder ein und führte im September den rechten Flügel der Alpenarmee, dann der Armee unter Jourdan. Im Mai 1794 erhielt er an Perignons Stelle den Oberbefehl der Armee in den Ostpyrenäen, wo er 13. und 14. Juni über die Spanier einige Vorteile errang. Nach dem Frieden zu Basel trat er an die Spitze der Armee in Italien. Zwar siegte er 24. Nov. bei Loano; doch vermochte er weder den Erfolg zu benutzen, noch das elende Heer zu organisieren, weshalb er 23. Febr. 1796 das Kommando an Bonaparte abtreten mußte. Im Juli 1797 übertrug ihm das Direktorium das Ministerium des Kriegs, das man ihm aber 21. Febr. 1799 wieder abnahm, weil er Unterschleife duldete und für den Armeebedarf nachlässig sorgte. Er ging jetzt abermals als Oberbefehlshaber nach Italien, wo er jedoch von den Österreichern unter Kray im März und April hinter den Mincio und Oglio zurückgetrieben wurde. S. gab hierauf das Kommando an Moreau ab. Er

starb auf seinem Landgute Chauny im Depart. Aisne 19. Aug. 1804. Zu seiner Rechtfertigung veröffentlichte er einen «Compte rendu au directoire exécutif sur l'administration de la guerre etc.» (Par.) und einen «Précis des opérations militaires de l'armée d'Italie etc.» (Par. 1799).

Schérer (Edmond Henri Adolphe), franz. Theolog der kritischen Schule, geb. 8. April 1815, aus schweiz. Familie in Paris, studierte am Collége Bourbon, später in England, zuletzt in Straßburg Theologie, wurde 1845 Professor der Exegese an der evang. Akademie in Genf, trat dann, in seinen Überzeugungen teils durch Vinet, teils durch Hegel und Baur beeinflußt, 1850 freiwillig vom Amte zurück und siedelte nach Paris über, wo er eins der Häupter der freisinnigen Richtung in der franzöfischen prot. Kirche wurde und bis 1879 lebhaft am «Temps» mitarbeitete. Im J. 1871 zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt, gehörte er als einflußreiches Mitglied dem linken Centrum an, ebenso von 1875 an als Senator. Außer zahlreichen Aufsätzen in der von ihm lange Zeit mitredigierten «Bibliothèque universelle et revue suisse» und in Colanis «Revue» schrieb S.: «Prolegomènes à la dogmatique» (Straßb. 1843), «La critique et la foi» (Par. 1850), «A. Vinet, sa vie et ses écrits» (Par. 1853), «Lettre à mon curé» (Par. 1853; 2. Aufl. 1859), «Mélanges de critique religieuse» (Par. 1860), «Mélanges d'histoire religieuse» (Par. 1864; 2. Aufl. 1865), «Études critiques sur la littérature contemporaine», Par. 1863—74 (4 Tle; neue Folge 1876).

Scherer (Georg), deutscher Lyriker, wurde 16. März 1828 zu Dennenlohe bei Ansbach geboren und studierte in München Philosophie und Philologie. Er machte größere Reisen, ließ sich 1864 als Docent für Litteratur- und Kunstgeschichte am Polytechnikum zu Stuttgart nieder, ward Professor an der dortigen Kunstschule und lebt seit 1884 wieder in München. Unter seinen Werken sind hervorzuheben außer seinen gemütvollen «Gedichten» (Lpz. 1864; 3. Aufl. 1880) besonders seine Sammlungen deutscher Volkslieder («Die schönsten deutschen Volkslieder», mit Illustrationen, neue Ausg., Lpz. 1875; dasselbe mit Singweisen, 2. Aufl., Lpz. 1868; «Jungbrunnen», 3. Aufl., Berl. 1875, u. s. w.). Die von ihm herausgegebene lyrische Anthologie «Deutscher Dichterwald» erschien in achter Auflage (Stuttg. 1882), das «Deutsche Kinderbuch», illustriert (Bd. 1, 6. Aufl., Lpz. 1879; Bd. 2, 2. Aufl., Lpz. 1877).

Scherer (Wilh.), Litterarhistoriker und Sprachforscher, geb. zu Schönborn in Niederösterreich 26. April 1841, widmete sich seit 1858 zu Wien und Berlin dem Studium der deutschen und der klassischen Philologie, wie des Sanskrit. Im J. 1864 habilitierte er sich zu Wien für germanische Philologie, wurde 1868 zum ord. Professor für deutsche Sprache und Litteratur ernannt, und 1872 in gleicher Eigenschaft nach Straßburg, 1877 nach Berlin berufen; seit 1884 ist er Mitglied der preuß. Akademie der Wissenschaften. Von S.s wissenschaftlichen Arbeiten sind zu nennen: «Denkmäler deutscher Poesie und Prosa» (mit Müllenhoff, Berl. 1864; 2. Aufl. 1873), «Zur Geschichte der deutschen Sprache» (Berl. 1868; 2. Aufl. 1878), «Deutsche Studien» (3 Bde., Wien 1872—78), «Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit» (2 Bde., Straßb. 1874—75), «Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrh.» (Straßb. 1875), «Die Anfänge des deutschen Prosaromans und Jörg Wickram von Colmar» (Straßb. 1877), «Aus Goethes Frühzeit» (Straßb. 1879), «Geschichte der deutschen Litteratur» (Berl. 1883; 3. Aufl. 1886). Im Verein mit Lorenz veröffentlichte er eine «Geschichte des Elsasses» (Straßb. 1871; 3. Aufl. 1885). Seine Biographie: «Jak. Grimm» (2. Aufl., Berl. 1865) ist eine treffliche Würdigung des großen Germanisten. Seine in Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen vereinigte er in «Vorträge und Aufsätze» (Berl. 1874). Mit Heinzel publizierte er «Notkers Psalmen» (Straßb. 1876). Im Verein mit ten Brink und Martin ist er Herausgeber der «Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der german. Völker» (Straßb. 1874 fg.); auch ist er seit 1876 an der Redaction der «Zeitschrift für deutsches Altertum» beteiligt.

Scherf, Schärff, alte deutsche Scheidemünze von Silber, die in Ober- und Niedersachsen geprägt wurde und die Hälfte eines Pfennigs betrug; 24 machten einen Schilling (s. d.). Ihrem Werte nach nannte man sie auch Helbling oder Helbing.

Scherg, s. unter Stör.

Schergenbach, linker Zufluß des Inn, entspringt mit mehrern Quellbächen im Massiv des Piz Muttler (3299 m), durchfließt das zum Bezirk Inn (Unterengadin) des schweiz. Kantons Graubünden gehörende Hochthal Samnaun, das in fünf Weilern und mehrern zerstreuten Berghöfen 310 kath. E. deutscher Zunge zählt, und mündet durch eine tief eingeschnittene Felskluft bei dem Schergen- oder Schalklhof, 1 km unterhalb Alt-Finstermünz an der Grenze von Graubünden und Tirol.

Scheria, bei Homer eine große Insel nordwestlich von Ithaka, Wohnsitz der Phäaken, deren König Alkinoos den hierher verschlagenen Odysseus gastfreundlich aufnahm und nach Ithaka bringen ließ. S. ward schon von den Alten für Kerkyra, das heutige Korfu, gehalten.

Scheria, auch Scher'i (Gesetz, gewöhnlich mit dem Prädikat scherif, heilig), ist das dem Koran und dessen Kommentatoren entlehnte bürgerliche und religiöse Gesetz der Mohammedaner, welches als auf dogmatischen Postulaten beruhend keinerlei Einwendungen gestattet und sich durch despotische Härte auszeichnet. Dieses Recht gehört zu den Studien der Ulema; seine Doktoren sind die Mufti, nach ihm urteilen die Kadhi in der Mehkemeh, dem spezifisch islamitischen Gerichtshause.

Scheriat-el-Kebir, jetziger Name des Flusses Jordan (s. d.).

Scherif, im Arabischen soviel als erhaben, heilig, ist bei den Mohammedanern der Titel der Nachkommen Mohammeds, deren statist. Tabellen, durch besondere Würdenträger, die Nakyb-el-Eschraf, in jeder bedeutenden islamitischen Stadt geführt, alljährlich mit der Pilgerkarawane dem S. von Mekka, als Stammfürsten, zugesandt werden. Die Scherifwürde überträgt sich durch beide Geschlechter; sie ist mit keinen polit. Vorzügen verbunden.

Scherif Pascha, ägypt. Staatsmann, wurde nach der von der nationalen Partei 9. Sept. 1881 veranstalteten Soldatenemeute vom Chedive Tewfik zum Präsidenten des neuen Kabinetts ernannt. Da die Notabelnversammlung von 1882 ein förmliches Budgetrecht nach europäischem Muster verlangte und die engl. und franz. Finanzkontrolleure dagegen Einsprache thaten, so trat S., dem Konflikt ausweichend, 2. Febr. 1882 von seinem Posten

zurück und überließ die Besetzung des neuen Kabinetts der nationalen Partei. Als diese bis zur Auflehnung gegen den Chedive vorging und Arabi Bei eine militärische Diktatur übernahm, übertrug der von engl. Waffen beschützte Chedive 27. Aug. 1882 S. das Präsidium und das Auswärtige. Nach Niederwerfung des Aufstandes Arabis durch die Engländer beanspruchten letztere ein fast unumschränktes Protektorat, und der engl. Generalkonsul Baring, welcher die Zurückziehung aller ägypt. Truppen aus dem Sudan verlangte, beharrte darauf, daß das ägypt. Ministerium die Ratschläge und Forderungen Englands unbedingt auszuführen habe. Hierauf nahm S. im Jan. 1884 seine Entlassung und hatte Nubar Pascha zum Nachfolger.

Scherisebs (genauer Schehri-Sebz, d. h. Laubstadt), früher Kesch genannt, bis 1870 ein selbständiges Chanat in Turkestan, seitdem Bokhara einverleibt. Dasselbe liegt südlich von Samarkand und vom Thale des Serafschan, von diesem durch die in vielen Gipfeln die Schneegrenze übersteigende Gebirgskette des Sultan Khazret-Tag getrennt, auf dem Südabhange dieses Gebirgszugs. Die beiden nahe beieinander liegenden befestigten Hauptorte des ehemaligen Chanats heißen Kitab und Schaar (Sciaar), jeder an einem Arm des Ak-Darja gelegen. Die Bewohner sind meist Usbeken. Sie kämpften 1868 auf seiten des Emirs von Bokhara gegen die Russen und unterwarfen sich erst nach tapferm Widerstande, nachdem die Russen im Aug. 1870 unter General Abramow die Städte Kitab und Schaar besetzt hatten. Die Russen annektierten das Gebiet nicht, sondern lieferten es dem Emir von Bokhara aus, wodurch letzterer ganz besonders für Rußland gewonnen ward. (S. Bokhara.) Timur-Leng, der große Eroberer, stammte aus S. und genießt daher überall dort eine hohe Verehrung.

Schermaschine (frz. machine à tondre, tondeuse; engl. shearing-machine), bei der Appretur der Gewebe (s. unter Appretur und unter Tuchfabrikation) eine mechan. Vorrichtung zum gleichmäßigen Abschneiden (Scheren) der Faserenden namentlich an tuchartigen Stoffen; in der Weberei soviel wie Kettenschermaschine (s. d.). Über die S. bei der Filzhutfabrikation s. d., Bd. VI, S. 811[a], wo sich auch eine Abbildung befindet.

Schermaus, s. Reitmaus.

Schermesser, die schraubenförmig gewundenen Messer der Cylinderschermaschinen (s. unter Tuchfabrikation); auch soviel wie Rasiermesser.

Scherr (Johs.), namhafter deutscher Kultur- und Litterarhistoriker und Novellist, geb. 3. Okt. 1817 auf Hohenrechberg, erhielt seine Gymnasialbildung zu Gmünd, Ehingen an der Donau und Zürich und widmete sich dann philol., philos. und histor. Studien zu Tübingen. Nachdem er hierauf drei Jahre hindurch mit seinem Bruder eine Erziehungsanstalt in Winterthur geleitet, zog er nach Stuttgart, wo er mit seiner Schrift «Württemberg im J. 1844» in die polit. Bewegung eintrat. Im Mai 1848 wählte ihn der Bezirk Geißlingen in die württemb. Abgeordnetenkammer. Als einer der hervorragenden Führer der demokratischen Partei Süddeutschlands, war er Mitglied des Landesausschusses der württemb. Volksvereine und in dieser Stellung, wie als Mitglied der Kammer aufs eifrigste für die Reichsverfassung von 1849 thätig. Die Folge war, daß er nach Niederwerfung der Reichsverfassungspartei nach der Schweiz flüchten mußte und in contumaciam zu 16 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Er habilitierte sich an der Hochschule zu Zürich, siedelte 1852 wieder nach Winterthur über und ging 1860 abermals nach Zürich, wo er Professor der Geschichte am eidgenössischen Polytechnikum wurde. Seiner Überzeugung nach Republikaner, pflegt S. als Historiker mit besonderer Vorliebe die kulturhistor. Elemente, und überhaupt war er es, der in seiner «Deutschen Kultur- und Sittengeschichte» (8. Aufl., Lpz. 1882) die nationale Entwickelung nach dieser Seite hin zum ersten mal zusammenzufassen suchte. Von seinen kulturgeschichtlichen Arbeiten sind noch hervorzuheben: «Schiller und seine Zeit» (6. Aufl., Lpz. 1876), «Geschichte der deutschen Frauenwelt» (4. Aufl., 2 Bde., 1879), «Die Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch» (2. Aufl., 1874), «Geschichte der Religion» (3 Bde., 1855—57) und «Dämonen» (2. Aufl., 1878). Gleichzeitig entstanden S.s litterarhistor. Werke: «Allgemeine Geschichte der Litteratur» (6. Aufl., 2 Bde., 1881), «Bildersaal der Weltlitteratur» (3. Aufl., 3 Bde., 1884—85), «Geschichte der deutschen Litteratur» (2. Aufl. 1854), «Geschichte der engl. Litteratur» (3. Aufl. 1883), «Dichterkönige» (2. Aufl., 2 Bde., 1861), «Goethes Jugend» (1874). Von S.s eigentlich histor. Schriften sind hervorzuheben: «Blücher, seine Zeit und sein Leben» (3. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1882), «Drei Hofgeschichten» (3. Aufl. 1875), «Studien» (3 Bde., 1865—66), «Aus der Sündflutzeit» (1867), «Das Trauerspiel in Mexiko» (1868), «Farrago» (1870; mit dem Anhang «Tagebuch vom Berge»), «Größenwahn, vier Kapitel aus der Geschichte der menschlichen Narrheit» (1876), «1848, ein weltgeschichtliches Drama» (2. Aufl., 2 Bde., 1875). Teils geschichtlich, teils publizistisch ist der Inhalt der «Blätter im Winde» (1875), der «Hammerschläge und Historien» (3. Aufl., 2 Bde., 1878), des Skizzenbuchs «Vom Zürichberg (2. Aufl. 1882), ferner «Heidekraut» (Teschen 1883), «Neues Historienbuch» (2. Aufl., Lpz. 1884) und «Die Nihilisten» (3. Aufl., Lpz. 1885). Der humoristischen Publizistik gehört das «Sommertagebuch des weiland Dr. Jeremia Sauerampfer» (Zür. 1873) an. S.s geschichtliche und litterargeschichtliche Essays liegen gesammelt vor als «Menschliche Tragikomödie» (3. Aufl., 12 Bde., Lpz. 1885). Eine Auswahl seiner novellistischen Arbeiten enthält S.s «Novellenbuch» (10 Bde., 1873—77; die zwei ersten Bände bringen die kulturgeschichtliche Novelle «Schiller», 2. Aufl.; die zwei letzten den Roman «Michel, Geschichte eines Deutschen», 4. Aufl.). Das kulturhistor. Illustrationswerk «Germania» erschien in 5. Auflage (Stuttg. 1885 fg.).

Scherr (Thomas Ignaz), verdienter Schulmann, Bruder des vorigen, geb. 15. Dez. 1801 auf Hohenrechberg, wurde 1821 Taubstummenlehrer in Gmünd und folgte dann 1825 einem Rufe an das Blindeninstitut zu Zürich, wo er auch das Taubstummeninstitut gründete. Im J. 1831 in den Erziehungsrat gewählt, wurde er der hauptsächlichste Leiter und Beförderer der Volksschulreform, zumal er 1832 zum Direktor des Schullehrerseminars in Küßnacht ernannt worden war. Wegen seiner radikalen Ansichten, die er in dem von ihm redigierten «Pädagogischen Beobachter» verbreitete, wurde er 1839 entlassen. Seitdem

lebte er auf dem Sonnenberg bei Winterthur und seit 1843 auf seinem Landgute zur obern Hochstraße im Thurgau. Er starb 10. März 1870. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Elementarsprachbildungslehre» (Zür. 1831), «Der schweiz. Bildungsfreund» (Zür. 1835; neu bearbeitet von Keller, Zür. 1876), «Handbuch der Pädagogik» (Bd. 1—3, Zür. 1839—46) und «Meine Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale ꝛc.» (St. Gallen 1840). Vgl. Bönninger, «Der Schulreformator Thomas S.» (Zür. 1871).

Scherrahmen, Schweifrahmen oder Zettelrahmen (frz. ourdissoir; engl. warping-frame, warping-mill), großer Haspel, auf dem die zu einem Gewebe nötige Anzahl von Kettenfäden in der erforderlichen und gleichen Länge abgemessen und zweckmäßig aufgewickelt wird. (S. u. Weberei.)

Scherschel (frz. Cherchell), Hafenstadt der franz. Provinz Algier im nördl. Afrika, am Mittelmeere, 18 km westlich vom Vorgebirge Ras el Amûsch, zählt (1872) 3074 E. und hat Eisengruben, Baumwoll- und Cochenillenkultur. S. ist die altphöniz. Stadt Iöl, welche vom Könige Juba II. von Mauretanien zur Residenz erhoben, mit Prachtbauten geschmückt und dem Kaiser Augustus zu Ehren Caesarea umgenannt wurde. Von 42 bis 429 n. Chr. war Iol Caesarea Hauptstadt der röm. Provinz Mauretania Caesariensis. Ansehnliche Ruinen eines Amphitheaters nahe bei S. und noch gegenwärtig benutzte röm. Cisternen erinnern an jene Zeit.

Schertlin (Sebastian), auch Schärtlein, Herr zu Burtenbach, berühmter deutscher Feldhauptmann des 16. Jahrh., wurde 12. Febr. 1496 zu Schorndorf (in Württemberg) geboren und bezog 1512 die Universität Tübingen, wo er 1516 die Magisterwürde erlangte. Auch besuchte er die Universität zu Wien. Im J. 1518 machte er den Feldzug gegen Franz von Sickingen mit und widmete sich seitdem ganz dem Kriegshandwerk. Er diente unter anderm im Heere des Schwäbischen Bundes gegen den Herzog Ulrich von Württemberg (1519) und gegen die aufrührerischen Bauern (1525), desgleichen im kaiserl. Heere wiederholt gegen die Türken in Ungarn, wie auch gegen die Franzosen an der deutschen Grenze und in Italien. Nach der Schlacht bei Pavia 24. Febr. 1525 wurde er von dem Vizekönig von Neapel zum Ritter geschlagen. Nach dem Siege über die Türken beim Wiener Wald 19. Sept. 1532, wo er als «Obrister Leutinant» das ganze Reichsfußvolk befehligte, erwies ihm Kaiser Karl V. dieselbe Ehre. Seit 25. Juli 1530 war S. als Feldhauptmann in den Dienst der Reichsstadt Augsburg getreten. Im J. 1532 kaufte er die im Westen von Augsburg an dem Mindelfluß belegene Herrschaft Burtenbach mit dem Marktflecken gleichen Namens. Auch trat er nunmehr zur prot. Lehre über. Als augsburgischer Feldhauptmann nahm er unter den Kriegshäuptern des Schmalkaldischen Bundes eine hervorragende Stellung ein. Im J. 1542 wohnte er dem Feldzuge des Landgrafen gegen Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig-Wolfenbüttel bei und beteiligte sich mit Erlaubnis seiner Dienstherren auch an den Feldzügen des Kaisers gegen Frankreich 1536 und 1544. Im Schmalkaldischen Kriege befehligte S. die Soldtruppen der oberdeutschen Städte. Er nahm die Stadt Füssen und die Ehrenberger Klause 10. Juli 1546, mußte aber dann zu dem Hauptheer des Schmalkaldischen Bundes stoßen, das August bis September längs der Donau gegen Kaiser Karl V. operierte. Im Okt. 1546 ging S. nach Augsburg zurück, und bald darauf löste das schmalkaldische Heer sich auf. Gleich den übrigen Ständen Oberdeutschlands mußte nunmehr auch Augsburg sich dem Kaiser wieder unterwerfen; aber S. wurde von der Amnestie ausgeschlossen. Deshalb verließ er 29. Jan. 1547 Augsburg, nachdem er sein Gut Burtenbach durch einen Scheinkauf der Stadt überlassen hatte. Er flüchtete nach Konstanz und ging später nach Basel, von wo aus er um Begnadigung beim Kaiser vergebens nachsuchte. So trat S. 1. April 1548 in die Dienste des Königs Heinrich II. von Frankreich, worauf Karl V. ihn förmlich in die Reichsacht erklärte 3. Aug. 1548 und seine Güter einzog. Trotzdem blieb S. in Basel wohnen, bis er auf Verlangen der Eidgenossen ausgewiesen wurde, und begab sich dann im Frühjahr 1551 an den franz. Hof. Hier diente er als Unterhändler zwischen König Heinrich II. und Kurfürst Moritz von Sachsen und vermittelte den Bundesvertrag zwischen beiden, der auf dem Schloß Chambord 2. Febr. 1552 vollzogen und beschworen ward. Auch machte er den Feldzug Heinrichs II. in Lothringen und Elsaß 1552 mit. Im Jan. 1553 zog S. wieder nach Basel, verließ den franz. Dienst und erlangte vom Kaiser einen aus Brüssel 18. Juni 1553 datierten Begnadigungsbrief. So konnte er nach Augsburg zurückkehren, wo er bald wieder auf Lebenszeit als Feldhauptmann in den Dienst der Stadt trat. Seitdem lebte S. in friedlicher Zurückgezogenheit. Er starb zu Burtenbach 18. Nov. 1577 und wurde in der dortigen Kirche begraben. Seine Rüstung befindet sich in der Ambraser Sammlung, sein Bildnis stach Peter Aubry (Straßburg) in Kupfer. Vgl. Holzschuher und Hummel, «Lebensbeschreibung des berühmten Ritters Sebastian S. von Burtenbach» (2 Tle., Frankf. u. Nürnb. 1777—82); Herberger, «Sebastian S. von Burtenbach und seine an die Stadt Augsburg geschriebenen Briefe» (Augsb. 1852); Schönhuth, «Leben und Thaten des Sebastian S. von Burtenbach, durch ihn selbst deutsch beschrieben. Nach der eigenen Handschrift des Ritters» (Münst. 1858).

Scherweiler, Dorf im Kanton und Kreis Schlettstadt des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, liegt 4,5 km nördlich von Schlettstadt, an der Scher, Station der Linie Schlettstadt-Molsheim der Elsaß-Lothringer Eisenbahnen und zählt (1880) 2559 meist kath. E. In der Nähe von S. erlitten im Bauernkriege am 2. Mai 1525 die aufständischen Bauern durch den Herzog von Lothringen eine blutige Niederlage.

Scherz (Jos. Georg), deutscher Altertumsforscher, geb. 1678 zu Straßburg, studierte hier und in Halle, wo er 1702 Professor der praktischen Philosophie, 1711 Professor der Rechte wurde und 1754 starb. Er gab nach Schilters Tode dessen «Thesaurus antiquitatum Teutonicarum» (3 Bde., Ulm 1727) heraus und besorgte auch die neue Ausgabe von dessen «Codex juris feudalis Alemanniae» (Straßb. 1728). Das von ihm gesammelte «Glossarium Germanicum medii aevi, potissimum dialecti Suevicae» gab Oberlin (s. d.) vervollständigt heraus (2 Bde., Straßb. 1781—84).

Scherzando (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung, soviel wie scherzend.

Scherzer (Karl, Ritter von), österr. Schriftsteller und verdienter Forschungsreisender, geb. 1. Mai 1821 zu Wien, erhielt eine sorgfältige Erziehung und faßte schon frühzeitig den Entschluß, in seiner Vaterstadt ein litterarisch-artistisches Unternehmen zu begründen. Er beschäftigte sich zu diesem Zweck eifrig mit dem Studium fremder Sprachen und machte sich zuerst in der Staatsdruckerei, dann in der Straußschen Druckerei praktisch mit der Typographie bekannt. Zu seiner weitern Ausbildung arbeitete er im Winter 1839—40 in der Brockhausschen Offizin zu Leipzig, später auch einige Zeit in der Staatsdruckerei zu Paris. In den J. 1841—42 bereiste er Deutschland, Frankreich und Großbritannien und bemühte sich, nach seiner Rückkehr nach Wien eine Buchdruckerei nebst Verlagshandlung zu gründen, doch wurde ihm die Erlaubnis dazu von der Behörde aus polit. Gründen hartnäckig verweigert. In Meran lernte er den Naturforscher Moritz Wagner (s. d.) kennen, mit dem er den Plan zu einer wissenschaftlichen Reise durch Amerika entwarf, für welche er sich besonders die Erforschung der kulturhistor. und wirtschaftlichen Verhältnisse vorbehielt. Nach gründlicher Vorbereitung ging er Mai 1852 mit Wagner nach Neuyork. Zunächst bereiste er allein die Staaten der Union, dann gemeinschaftlich mit Wagner, der sich im März 1853 zu Neuorleans wieder mit ihm vereinigt hatte, die centralamerik. Staaten, den Isthmus von Panamá, Westindien und noch einmal Nordamerika, worauf sie mit reicher wissenschaftlicher und litterarischer Ausbeute im Sommer 1855 nach Europa zurückkehrten. Bereits im Spätherbst 1856 erhielt S. vom Erzherzog Ferdinand Max die Einladung zur Teilnahme in hervorragender Stellung an der Novara-Expedition, welche 30. April 1857 von Triest in See ging. Mit dieser besuchte er Brasilien, das Kapland, Indien, die Nikobaren, Singapore, Java, Manila, China, Australien, Neuseeland, Tahiti, mehrere Südsee-Inseln und die Westküste Südamerikas. Außer reichen Sammlungen aller Art brachte er auch ein vollständiges Tagebuch in die Heimat, welches die Grundlage zu dem «Beschreibenden Teile» der «Reise der österr. Fregatte Novara um die Erde in den J. 1857—59» (3 Bde., Wien 1861—62; 5. Aufl. 1876) bildete. Außerdem lieferte S. noch das Material für den linguistischen, ethnographischen, anthropometrischen und kraniologischen Teil der Novara-Publikationen.

Bald nach seiner Rückkehr von der Weltreise in den erblichen Ritterstand erhoben, wurde S. 1866 als Ministerialrat in das österr. Handelsministerium berufen, wo er das Departement für Handelsstatistik und volkswirtschaftliche Publizistik gründete. Als Leiter des handelspolit. und wissenschaftlichen Dienstes der ostasiat. Expedition trat er im Jan. 1869 seine dritte Weltreise an, die ihn über den Suezkanal nach Ostindien, Singapore, Siam, China, Japan und Amerika führte. Im Auftrage der Regierung gab er dann die «Fachmännischen Berichte über die österr.-ungar. Expedition nach Siam, China und Japan» (Stuttg. 1872) heraus. Seit 1872 wirkte S. als Generalkonsul in Smyrna, seit 1875 in gleicher Eigenschaft in London; im Mai 1878 wurde er zum österr.-ungar. Geschäftsträger für die thüring. Staaten und zum Generalkonsul für das Königreich Sachsen mit dem Sitz in Leipzig, im Sept. 1884 zum Generalkonsul in Genua ernannt. Außer den genannten Werken schrieb er noch «Aus dem Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika» (Lpz. 1864), den «Statist.-kommerziellen Teil» der Novara-Expedition (2 Bde., Wien 1864; 2. Aufl. unter dem Titel: «Statist.-kommerzielle Ergebnisse einer Reise um die Erde u. s. w.», Lpz. 1867); «Reisen in Nordamerika» (mit Wagner, Lpz. 1854), «Die Republik Costa-Rica» (ebenfalls mit Wagner, Lpz. 1854), «Wanderungen durch die mittelamerik. Freistaaten Nicaragua, Honduras und San Salvador» (Braunschw. 1857), «Smyrna» (Wien 1873), «Las historias del origen de los Indios de la provincia de Guatemala» (Wien 1857), «Weltindustrien. Studien während einer Fürstenreise durch die brit. Fabrikdistrikte» (Stuttg. 1880, enthaltend die Resultate einer Reise, welche S. im Frühjahr 1878 mit dem Kronprinzen Erzherzog Rudolf durch Großbritannien und Irland machte), «Das wirtschaftliche Leben der Völker» (Lpz. 1885). Mehrere dieser Werke erschienen gleichzeitig in engl. und franz. Sprache. Zahlreiche kleinere Arbeiten von ihm finden sich in den «Sitzungsberichten» der wiener Akademie der Wissenschaften.

Scherzo (ital.) heißt in der modernen Musik der scherzende oder humoristische Satz in Sonaten, Quartetten, Symphonien u. s. w. Das S. ist seit Beethoven an Stelle der früher gebräuchlichen Menuett getreten.

Scheßlitz, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Bamberg I, am Westabhang des Fränkischen Jura, an der Eller, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1330 kath. E. und hat ein reiches Hospital, Obst- und Hanfbau. Etwa 2 km südöstlich erhebt sich auf einem Bergvorsprung des Jura Schloß Giech; nahebei liegt die Wallfahrtskapelle Gügel.

Scheuer, s. Scheune.

Scheuerkraut, s. unter Equisetum.

Scheuermühle (Scheuertonne), Maschine zum Abschleifen der Drahtstifte, Nähnadeln ꝛc.

Scheufelein, auch Schäuffelein, Scheufelin (Hans Leonhard), einer der fruchtbarsten Maler und Zeichner aus Dürers Schule. Als Sohn eines Kaufmanns, der sich 1476 von Nördlingen nach Nürnberg gewandt hatte, wurde er in letzterer Stadt gegen 1490 geboren und früh in der Werkstätte seines Meisters ausgebildet, dessen Weise er sich so aneignete, daß lange Zeit eine Anzahl Holzschnitte, welche S. gezeichnet, für Arbeiten Dürers angesehen wurden. Im J. 1515 siedelte S. nach Nördlingen über, wo er sich verheiratete und das Bürgerrecht erhielt. Er entwickelte eine ungemeine Thätigkeit. Eine seiner vorzüglichsten Arbeiten ist der Altar in der Kirche der ehemaligen Abtei Ahausen bei Öttingen, auf welchem er sich selbst als Porträtfigur angebracht hat. Im Rathause seines Wohnortes befindet sich als Wandgemälde die Belagerung von Bethulia. In diesen wie in andern Werken erweist sich S. als tüchtiger Meister, kräftig und innig in der Auffassung, gewandt in der Darstellung, voll sprudelnder Phantasie. Wo ihn jedoch die Not zum Schaffen trieb, sinkt er auch zum Handwerksmäßigen hinab. Bedeutend ist seine Beteiligung am deutschen Holzschnitt, für den er auch selbst das Messer geführt zu haben scheint. Seine früheste Arbeit auf diesem Gebiete sind 35 Abbildungen zu einem lat. Heilsspiegel, welcher 1507 zu Nürnberg erschien. Wertvoll sind besonders einige

sehr umfangreiche biblische Darstellungen, eine Reihe von Tänzerpaaren u. a. Zu Kaiser Maximilians «Theuerdank» lieferte S. 118 Illustrationen. Er starb zu Nördlingen im März 1540.

Scheune oder Scheuer heißt ein landwirtschaftliches Gebäude, in welchem Getreide, Stroh, Hülsenfrüchte und Rauhfutter aufbewahrt, beziehungsweise gedroschen werden. Die S. besteht aus der Tenne (zum Dreschen) und dem Bansenraum (zur Aufbewahrung der Früchte und des Strohs). Neuerdings benutzt man auch in Deutschland die in England und Holland gebräuchlichen Feldscheunen, welche im Freien aufgebaut sind, aus hölzernen Säulen mit Stroh-, Schilf- oder Pappdach bestehen und zuweilen beweglich sind.

Scheunenkauz oder Steinkauz, s. u. Eule.

Scheuren (Joh. Kasp.), ausgezeichneter Landschaftsmaler der Düsseldorfer Schule, geb. 22. Aug. 1810 zu Aachen, bildete sein bedeutendes Talent an der düsseldorfer Akademie aus, wo besonders Schirmer und Lessing auf ihn Einfluß hatten. Er koloriert lebendig und hat eine freie Auffassung der Natur. Vorzüglich gelungen ist sein Laubwerk mit der lockern Zeichnung, und nicht minder trefflich behandelt er Luft und Wolken. Seine Stoffe entnimmt er meist der heimischen Natur, obwohl er auch die südl. Landschaft auf einer Reise in Oberitalien auffassen und darstellen lernte. Zu seinen ausgezeichnetsten Bildern gehören eine niederrhein. Landschaft (im Besitze Bendemanns), eine Gebirgslandschaft und eine Morgenlandschaft (im Museum zu Leipzig), der Pilger (im Besitz der Fürstin von Hohenzollern), holländ. Landschaft (Galerie Ravenée zu Berlin) u. s. w. Ein hoher Farbenreiz und ein eigentümlicher Zauber glänzender Tages- oder Morgenbeleuchtung liegt auf seinen Bildern, die meistens durch eine entsprechend gewählte Staffage noch lebendiger wirken. Zugleich ist S. als Aquarellist und Arabeskenzeichner, sowie als Radierer rühmenswert, wie ein von ihm herausgegebenes Heft Radierungen (Mannh. 1842) beweist. Unter seinen Aquarellen sind einige, in denen er in geistreicher Weise aus Dichtungen von Shakspeare, Goethe und Schiller geschöpft und verschiedene Balladenstoffe behandelt hat. Vor allem gehören dahin sein «Rheinwerk» in 27 Aquarellen (im Museum zu Köln) und «Chor aus der Braut von Messina» (7 Blätter, im Museum zu Berlin); zu den neuern Leistungen ferner sein zweites «Rheinwerk» mit 50 Blättern, die koblenzer Erinnerungsblätter für das Deutsche Kaiserpaar, die Chronik der Universität Straßburg u. a. S. ist Mitglied und seit 1856 Professor der düsseldorfer Akademie.

Scheurl (Christoph Gottlieb Adolf, Freiherr von), namhafter deutscher Romanist und Kirchenrechtslehrer, geb. 7. Jan. 1811 zu Nürnberg, studierte zu Erlangen und München, vorzugsweise unter Puchta, die Rechte. Nachdem er sich hierauf einige Jahre der Rechtspraxis gewidmet, habilitierte er sich 1836 zu Erlangen, erhielt 1840 daselbst eine außerord. Professur und wurde 1845 ord. Professor der Rechte. Im J. 1856 wurde er von der erlanger theol. Fakultät zum Doktor der Theologie ernannt. S.s wissenschaftliche Thätigkeit ist vorzugsweise dem röm. Recht, in neuerer Zeit auch dem Kirchenrecht zugewandt. Seine Hauptwerke auf ersterm Gebiete sind: «Lehrbuch der Institutionen» (7. Aufl., Erlangen 1878) und die «Beiträge zur Bearbeitung des röm. Rechts» (Bd. 1 u. 2, Erlangen 1852 fg.; die zweite Abteilung des 2. Bandes unter dem besondern Titel: «Zur Lehre von den Nebenbestimmungen bei Rechtsgeschäften», 1871), sowie «Weitere Beiträge zur Bearbeitung des röm. Rechts» (Heft 1 mit dem besondern Titel: «Teilbarkeit als Eigenschaft von Rechten», Erlangen 1884). Als Festschrift zu Savignys Doktorjubiläum erschien von ihm «De modis liberos in adoptionem dandi» (Erlangen 1850). Seit 1857 war er Mitherausgeber der «Zeitschrift für Protestantismus und Kirche». Sonst sind noch zu nennen: «Sammlung fliegender Blätter für kirchliche Fragen der Gegenwart» (1857), die Schriften «Zur Lehre vom Kirchenregiment» (Erlangen 1862), «Bekenntniskirche und Landeskirche» (Erlangen 1868), «Sammlung kirchenrechtlicher Abhandlungen» (Erlangen 1873), «Die Entwickelung des kirchlichen Eheschließungsrechts» (Erlangen 1877) und «Das gemeine deutsche Eherecht» (Erlangen 1882). In den J. 1845—49 war S. wiederholt Mitglied der bayr. Zweiten Kammer. Seine Teilnahme an den Beratungen des ständischen Gesetzgebungsausschusses bekunden seine «Erläuternden Anmerkungen zu der neuen Strafprozeßordnung für das Königreich Bayern» (Erlangen 1848). Im J. 1881 trat S. in den Ruhestand. Im J. 1884 wurde er vom König von Bayern in den Freiherrenstand erhoben.

Scheu vor dem Leeren (Horror vacui), s. unter Leere (physikalisch).

Scheveningen, Fischerdorf in der niederländ. Provinz Südholland, eins der besuchtesten Seebäder der Nordsee, 2 km nordwestlich vom Haag, wohin eine schöne, breite Allee und ein Kanal führt, dicht am Meere, in der ersten Reihe der Dünen gelegen, gehört zur Gemeinde Haag und zählt etwa 10000 E., die altertümliche Sitte und Tracht bewahrt haben und Fischerei treiben. In der Nähe der schönen alten Kirche wurde hier 1830 auf Kosten der städtischen Verwaltung vom Haag ein Badehotel erbaut; an dessen Stelle trat 1885 das großartige Kurhaus. Die Bäder wirken besonders kräftig infolge einer vorliegenden Bank, welche einen sehr starken Wellenschlag veranlaßt. Auf der Höhe von S. gewann die engl. Flotte unter Monk 8. Aug. 1653 einen Seesieg über die holländische unter Tromp, in welcher letzterer fiel.

Schewtschenko, auch Szewczenko geschrieben (Taras Grigorowitsch), kleinruss. Dichter und Maler, geb. 9. März (25. Febr.) 1814 im Dorfe Morinzy im Gouvernement Kiew als Sohn leibeigener Eltern. Auf Verwendung des Gutsherrn, eines Deutschen, Engelhardt, kam er nach Petersburg zu einem zünftigen Maler und absolvierte später durch die Gunst des Dichters Shukowskij und des Malers Brülow die dortige Kunstakademie. Im J. 1844 kehrte er in die Ukraine zurück, dichtete und malte. In einem Gedicht: «Der Kaukasus», besang er das traurige Schicksal eines Freundes, der wegen seiner Freisinnigkeit als gemeiner Soldat in den Kaukasus gesandt worden war und dort im Kampf mit den Tscherkessen umkam. Dies brachte ihm selbst ein gleiches Schicksal; er ward 1847 verhaftet und als gemeiner Soldat nach Orenburg, später nach Nowo-Petrowsk gesandt. Erst 1857 amnestiert, kehrte er nach Petersburg zurück, starb aber daselbst schon 10. März (26. Febr.) 1861, und ist unweit Tschigirin in der Ukraine begraben.

S. ist der bedeutendste ukrainische Dichter; er ist echt national, aber bei ihm verbindet sich die

nationale Idee mit der Idee der Humanität und Freiheit; auch gesamtslaw. Anklänge im Geiste Kollars finden sich bei ihm vor (das Gedicht «Johann Huß», «Die Botschaft an Schafarik»). Sein Hauptwerk ist der «Kobzar» (so hießen die ukrainischen Barden), eine Sammlung lyrisch-epischer Dichtungen über heimatliche Stoffe, die zuerst 1840, später oftmals vermehrt erschienen. Dem folgten «Die Hajdamaken», verschiedene einzelne Dichtungen, darunter auch ein Drama, eine «Denkschrift über Südrußland» (1857).

Neben verschiedenen russ. und poln. Arbeiten über S. vgl. im Deutschen: Obrist, «T. G. Szewczenko» (Czernowitz 1870), mit Übersetzungsproben.

Schewwal (arab.), der Name des zehnten Monats im mohammed. Mondjahr, hat 29 Tage.

Scheyern oder auch Scheiern, Pfarrdorf im Verwaltungsdistrikt und 4 km im Südwesten von Pfaffenhofen im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, hat 600 E., ein Benediktinerkloster mit einem Knabenseminar und eine isolierte Lateinschule. Der Ort ist der Stammsitz der berühmten Grafen von Scheyern, die 1108, wo sie ihre Burg in ein Kloster umwandelten, ihren Sitz nach Wittelsbach verlegten und sich nun nach der neuen Burg Grafen von Wittelsbach (s. d.) nannten. Arnulf von Scheyern, dem schon nach seines Bruders Eberhard Vertreibung und seines Oheims Berthold Tode 947 das Herzogtum Bayern hatte zufallen sollen, mußte Kaiser Ottos I. Bruder, Heinrich, weichen, legte sich aber den Titel eines Pfalzgrafen von Bayern bei. Erst sein Nachkomme Otto von Wittelsbach gelangte 1180 in den Besitz des Herzogtums Bayern und wurde der Stammvater des jetzigen Königshauses Bayern. Das Kloster wurde 1803 aufgehoben und verkauft, 1838 aber von Ludwig I. wieder angekauft, restauriert und zur Gruft des königl. Hauses bestimmt, welcher Plan jedoch nicht ausgeführt wurde. Benediktiner von Metten hielten hierauf 1. Nov. 1838 ihren Einzug. Vgl. Hundt, «Kloster S.» (Münch. 1862).

Scheyflin, s. Scheufelein.

Schi, chines. Buddhapriester, s. Fa-hien.

Schiaparelli (Giovanni Virginio), ital. Astronom, geb. 4. März 1835 zu Savigliano in Piemont, studierte in Turin Mathematik, ging darauf nach Berlin, wo er Ende als Lehrer in der Astronomie hatte, und dann einige Zeit nach Pulkowa, wo er unter der Leitung von W. Struve eifrigst astronom. Studien oblag. Im J. 1859 nach Italien zurückgekehrt, wurde er zum zweiten Astronomen der Sternwarte in Mailand und 1862 zum Direktor derselben ernannt. Als er 1866 die Bahnen der Sternschnuppenschwärme untersuchte, entdeckte er, daß zwischen Kometen und Sternschnuppen eine Beziehung stattfindet, indem nämlich die Bahnen einiger Sternschnuppenschwärme mit denen einiger Kometen gleich sind, woraus einige Astronomen die Sternschnuppen als Überbleibsel von Kometen, andere dagegen als Vorboten derselben bezeichnen. Über diesen Gegenstand veröffentlichte S. mehrere Abhandlungen, insbesondere aber ein größeres Werk «Note e reflessioni sulla teoria astronomica delle stelle cadenti» (deutsch von G. von Boguslawski: «Entwurf einer astron. Theorie der Sternschnuppen», Stettin 1871). Außer verschiedenen Arbeiten auf dem Gebiete der Meteorologie, über Geschichte der Astronomie und die Topographie des Mars erschienen von ihm «I precursori di Copernico nell' antichità» (Mail. 1876), deutsch von Curtze: «Die Vorläufer des Kopernikus im Altertum» (Lpz. 1876).

Schiavōne (Andrea), eigentlich Andrea Medula (Meldolla), ein ausgezeichneter Maler der venet. Schule, wurde angeblich 1522 zu Sebenico in Dalmatien geboren und entlehnte von seiner ursprünglich slawon. Abkunft seinen Beinamen. Seine ersten Studien machte er nach den Kupferstichen des Parmeggianino, studierte hierauf die Werke Giorgiones und Tizians und suchte die Grazie des erstern und das Kolorit des letztern zu vereinigen. Eigentümlich sind ihm die großen Massen von Helldunkel und ein weicher, saftiger Pinsel. Seine besten Werke verraten den Einfluß Tizians und Veroneses. Er starb zu Venedig 1582. Die meisten seiner Werke finden sich in Venedig, dann im übrigen Italien und in Frankreich; einige auch in deutschen Galerien, z. B. zu Dresden zwei Heilige Familien und ein Christus, gehalten von Joseph von Arimathia und dem Engel. Die kaiserl. Galerie zu Wien besitzt sein Selbstporträt und 12 andere Werke.

Schibbikenstrauch, soviel wie Sambucus nigra.

Schibbōleth (hebr.), eigentlich Kornähre, nennt man ein Wort oder eine Ausdrucksweise, wodurch jemand verrät, daß er nicht der Partei angehöre, welcher er sich zuzählt. Der Ausdruck schreibt sich zufolge der Erzählung im Buche der Richter aus den Zeiten der Richter her, wo die Ephraimiten, als sie von den Gileaditern geschlagen waren, durch Verleugnung ihrer ephraimitischen Abkunft dem Tode zu entgehen suchten. Die Gileaditer aber ließen jeden Verdächtigen das Wort S. aussprechen; dieses konnten die lispelnden Ephraimiter nicht; sie sprachen es Sibboleth aus, verrieten sich und wurden erschlagen.

Schibka-Paß, Sibka-Paß, s. Schipka-Paß.

Schicht, ursprünglich der vierte Teil des Grubeneigentums, d. h. 32 Kuxe von 128. Jetzt bedeutet S. die Arbeitszeit 6-, 8-, 10- oder 12stündige S. oder Nachtschicht.

Schicht (Joh. Gottfr.), musikalischer Theoretiker und Kirchenkomponist, geb. 29. Sept. 1753 zu Reichenau bei Zittau, der Sohn eines armen Leinwebers, besuchte das Gymnasium zu Zittau, wo er den Musikunterricht des Organisten Joh. Trier genoß, und bezog 1776 die Universität zu Leipzig, um die Rechte zu studieren, ging aber auf Hillers Anraten zur Musik über. Er besaß viel Fertigkeit und großen Umfang der Stimme und bildete sich nach und nach zum vorzüglichen Gesanglehrer aus. Im J. 1785 zum Musikdirektor bei dem Großen Konzert in Leipzig erwählt, vermählte er sich mit Demoiselle Valdesturla, die als Konzertsängerin daselbst angestellt war, und wurde 1810 Kantor an der Thomasschule und Musikdirektor an den beiden Hauptkirchen zu Leipzig. Von seinen Kompositionen wurden früher besonders geschätzt sein «Te Deum» nach Klopstocks Worten, sowie das von Rochlitz gedichtete Oratorium «Das Ende des Gerechten». Von seinen mehr als 40 Motetten sind besonders «Nach einer Prüfung kurzer Tage», «Jesus meine Zuversicht» und «Meine Lebenszeit verstreicht» weit verbreitet. Nicht minder bekannt ist sein «Allgemeines Choralbuch» (3 Bde., Lpz. 1820). S. starb 16. Febr. 1823 zu Leipzig.

Schichtlinien, s. Niveaulinien.

Schichtlohn ist das Normallohn, verschieden nach den Arbeiterklassen; der Gedinggewinn ergibt

den Mehrverdienst. S. machen heißt, die Arbeit beendigen, zuweilen auch, die Arbeit aufsagen.

Schichtmeister ist ein höherer Bergwerksbeamter; es gibt Rechnungs- und Betriebsschichtmeister.

Schichtstar (cataracta zonularis) nennt man eine angeborene oder in den ersten Lebensjahren erworbene Form des Grauen Stars, bei welcher der durchsichtige Linsenkern von einer mehr oder weniger dicken Schicht trüber Linsensubstanz umgeben ist, auf welche nach außen hin wieder durchsichtige Schichten folgen. Die durch den S. bedingte Sehstörung erfordert eine operative Behandlung und zwar bei kleinerm Durchmesser der trüben Schicht eine Pupillenbildung, bei größerm Durchmesser die Beseitigung der ganzen Linse.

Schichtung nennen die Geologen die Absonderung der Gesteine in unter sich parallele Platten (Schichten), falls sich voraussetzen läßt, daß diese Platten eine nach der andern, gewöhnlich durch Ablagerung aus Wasser, übereinander gebildet worden sind. Gesteine, welche auf diese Weise entstandene S. zeigen, pflegt man Schichtgesteine oder Sedimentärgesteine zu nennen. Es ist oft geologisch wichtig, die Lage der Schichtebenen zu bestimmen; dies geschieht durch Beobachtung und Messung des sog. Streichens und Fallens der Schichten. Man nennt nämlich bei nicht horizontalliegenden Schichten eine in ihrer Ebene gedachte Horizontallinie die Streichlinie oder das Streichen, und diejenige Linie, welche der stärksten Neigung der Schicht folgt, die Falllinie oder das Fallen. Beide durchschneiden sich notwendig unter rechtem Winkel. Die Schichten sind aber oft sehr gebogen und geknickt, und dann hat die Bestimmung ihres Streichens und Fallens wenig Wert. Wo mehrere Schichten ungestört übereinander liegen, da ist notwendig jede obere Schicht etwas neuerer Entstehung als irgend eine untere; man kann deshalb aus ihrer gegenseitigen Lage ihr relatives Alter bestimmen, worauf auch ursprünglich die Feststellung des relativen Alters aller sedimentären Formationen beruht.

Schichtwolke, s. u. Stratus und Wolken.

Schick (Gottlieb), bedeutender deutscher Historienmaler, geb. 15. Aug. 1779 in Stuttgart, wurde von Hetsch in der Malerei, im Modellieren von Dannecker unterrichtet. Im Alter von 19 J. ging er zu David nach Paris, um von dessen glänzender Technik zu lernen, ohne sich in seiner Individualität irre machen zu lassen. Als Frucht der pariser Studien erscheint sein erstes selbständiges Bild Eva (Museum zu Köln). Im J. 1802 ging S. nach Rom. Sein erstes größeres Bild in Rom, David vor dem erzürnten Saul (1803, stuttgarter Museum), erregte allgemeine Bewunderung. Sodann malte er Noahs Dankopfer (1805 vollendet), ein Werk, ausgezeichnet durch Natürlichkeit und ideale Wahrheit. In Rom wurde Carstens für seine Kunst das wichtige Vorbild. Ein lebensgroßes Porträt der Tochter W. von Humboldts, in dessen Hause zu Rom er heimisch geworden war, erinnert in der Vollkommenheit der Durchführung an die Bildnisse der großen Meister. Eine seiner gelungensten Arbeiten war (ebenfalls im stuttgarter Museum) sein Apoll unter den Hirten (1807 vollendet), ein Bild voll heiterster Schönheit (von Rist und von Funke gestochen, von C. Schmidt lithographiert, neuerdings durch Photographie verbreitet). Nach der Gemäldeausstellung von 1809 auf dem Kapitol überreichten ihm ital. und franz. Künstlerdeputationen den Preis und die Ehrenkrone. Im Herbst 1811 in die Heimat zurückgekehrt, starb er schon 11. April 1812 in seiner Vaterstadt. Das «Deutsche Kunstblatt» von 1858 veröffentlichte von ihm, nach einer Skizze gestochen, einen träumenden Jesus, ein Produkt aus S.s letzter Zeit. Sein Briefe sind abgedruckt in Haakhs «Beiträgen aus Württemberg zur neuern deutschen Kunstgeschichte» (Stuttg. 1863).

Schicksal bezeichnet den Lebenslauf sowohl einzelner Menschen als ganzer Völker, sofern derselbe ein Erzeugnis von Ursachen ist, welche nicht von der Macht des Menschen abhängen. In Beziehung auf den einzelnen sind die Eltern, von denen er stammt, die Umgebungen, in denen er aufwächst, sowie die in seiner Kindheit an ihn gelangenden Bildungselemente die Grundbedingungen, aus denen sein Lebenslauf sich entwickelt, und wenn er auch sogleich mit erwachendem Selbstbewußtsein auf seine Lebensschicksale selbstbestimmend einzuwirken beginnt, so hat diese freie Einwirkung doch immer ihre enggezogenen Grenzen an den angeborenen und anerzogenen Fähigkeiten, Neigungen und Temperamentseigenschaften. Was bei einzelnen Individuen stattfindet, wiederholt sich bei Völkern als Gruppen von Individuen in vergrößertem Maßstabe. Da die Ahnung eines Unterworfenseins unter solche Gesetze unentfliehbarer Notwendigkeit sich früher im menschlichen Geiste geltend machte als die deutliche Erkenntnis derselben, so entstand daraus die mythol. Vorstellung eines S. als der Vorherbestimmung einzelner Begebenheiten und Ereignisse, denen man nicht entfliehen könne, selbst wenn man sie voraussehe und zu vermeiden trachte, eine Vorstellung, welche mit dem wirklichen Causalzusammenhange der Dinge im Widerspruch steht. (S. Fatum.) Denn wie groß auch immer die Abhängigkeit unsers Lebens von den angegebenen Ursachen sein mag, so kommt doch der Mensch, insoweit er sich über die Außenwelt in den freien Gedanken zu erheben vermag, damit über dem S. zu stehen. Er tritt damit einerseits in den Bereich der psychischen Selbstbestimmung, andererseits in das Gebiet der höchsten moralischen Zwecke, und wird auf die Weise befähigt, in sein von Natur ihm bestimmtes S. verändernd und umgestaltend einzugreifen. Das Gesetz, wonach wir einer solchen Erhebung über das S. fähig sind, ist von Fichte das Gesetz der moralischen Weltordnung genannt worden. Die Aufklärung der Schicksalsidee ist ein Hauptmerkmal, worin sich die Bildung der Neuzeit von der des Altertums und Mittelalters unterscheidet.

Schicksalstragödie nennt man eine Tragödie, die das tragische Leid des Helden auf die Einwirkung einer höhern göttlichen Macht baut. In diesem Sinne ist die gesamte Tragik der Alten S., und die berühmteste S. ist der Sophokleische «Ödipus». (S. Tragödie.) Bei den Alten war die S. vollkommen berechtigt, da sie mit dem ganzen Schicksalsglauben der griech. Religion zusammenhing. Eine Verirrung dagegen ist es, wenn in neuerer Zeit einzelne Dichter es versucht haben, die tragischen Motive von einer äußern wunderthätigen Macht abzuleiten; denn unserm Glauben und Denken fehlt für Motive dieser Art aller Anhalt. Schiller hat in der «Braut von Messina» zu dieser Verirrung von mißverstandener Nachahmung der Antike den ersten Anstoß gegeben; Müllner, Grill-

parzer, Houwald haben die Schicksalsidee zur Karikatur verzerrt. Platen zog in der «Verhängnisvollen Gabel» glänzend dagegen zu Felde. Otto Ludwig hat im «Erbförster» sich derartigen Schicksalsmotiven wieder genähert.

Schidlitz, Vorstadt von Danzig (s. d.).

Schidlow (Szydlow), Flecken im russ. Gouvernement Kowno, im Kreise Rossieny, hat 521 E., ein schönes kath. Kloster und große Jahrmärkte.

Schidlówetz (Szydlöwiec), Stadt im russ.-poln. Gouvernement Radom, Kreis Konsk, mit 5123 E., besitzt große Gerbereien.

Schidone oder Schedone (Bartolommeo), ein Maler angeblich von Modena, wurde wahrscheinlich 1583 geboren und starb 1615 als Hofmaler des Herzogs Ranuzio zu Parma oder Modena. S. läßt in seinen frühern Werken ein entschiedenes Studium des Correggio erkennen, ging dann aber zu einem entschiedenern Realismus in Geist und Vortrag über. In seinen ersten unter dem erwähnten Einfluß gelieferten Werken blieb er an Weichheit und Zartheit hinter seinem Vorbild zurück, entfaltete aber doch Anmut und Reiz genug, um den Zeitgenossen des höchsten Ruhms wert zu erscheinen. Im Rathaus zu Modena malte er 1604 mehrere große Fresken, anderes für den genannten Herzog; 18 Bilder von ihm finden sich im Museum zu Neapel, andere in Kirchen zerstreut. Auch die Galerien von Petersburg, Paris, München, Wien (Christus in Emaus), Berlin und Dresden haben deren aufzuweisen. Am häufigsten malte er Madonnen im Kleinformat, mit oftmaliger Benutzung desselben Typus.

Schiebebühnen, s. u. Eisenbahnen, Bd. V, S. 862 und Tafel: Eisenbahnen I, Fig. 10.

Schieber (frz. tiroir; engl. slide-valve, slide), eine Absperrvorrichtung für Flüssigkeiten oder Gase, welche durch geradlinige Verschiebung geöffnet, resp. geschlossen wird. (S. unter Dampfmaschine, Bd. IV, S. 818 fg.)

Schieberspiegel (frz. plaque frottante du tiroir, engl. valve-face), die ebene Fläche, auf der ein Schieber dicht aufliegend hin und her gleitet.

Schiebersteuerung, ein Steuerungsmechanismus, bei welchem ein Schieber das Öffnen und Schließen der Zu- und Ableitungskanäle, z. B. eines Dampfcylinders, verrichtet. (S. u. Dampfmaschine, Bd. IV, S. 819.)

Schiebkarren, s. unter Karren.

Schiedam, Hafen und Fabrikstadt in der niederländ. Provinz Südholland, liegt 6 km westlich von Rotterdam, an der Mündung der Schie in die Maas und an der Eisenbahn von Rotterdam nach Amsterdam und zählt (1884) 24503 E. Der Ort hat zwei reform. und zwei kath. Kirchen, eine Jansenistenkirche, ein israel. Bethaus, ein Musis-Sacrum genanntes Gebäude (zugleich Konzert- und Schauspielhaus), eine Lateinschule, eine Zeichenschule und mehrere andere Schulen, sowie verschiedene wissenschaftliche und wohlthätige Anstalten. Der größte Teil der Bevölkerung lebt von Fabrikindustrie, namentlich von Geneverbereitung, und vom Getreidehandel. Die eigentlichen Brennereien bereiten nur den Malzwein (Kornbranntwein), der durch Destillation zu Genever (Wacholderbranntwein) verarbeitet wird. Auch in der Nachbarschaft der Stadt gibt es sehr zahlreiche Brennereien, sodaß S. den Hauptsitz und Mittelpunkt dieses Industriezweigs in ganz Holland bildet.

Schiedmayer (Lorenz), Pianofortebauer, geb. 2. Dez. 1786 zu Erlangen, gest. 1860 zu Stuttgart, begründete 1806 eine Pianofortefabrik zu Stuttgart, welche nach seinem Tode seine Söhne Adolf (geb. 1819) und Hermann (geb. 1820) übernahmen, während zwei andere, Julius (geb. 17. Febr. 1822, gest. 27. Jan. 1878) und Paul 1853 eine Harmoniumfabrik gründeten, womit sie 1865 auch eine Pianofortefabrik verbanden.

Schiedsämter, soviel wie Einigungsämter.

Schiedseid, soviel wie gewillkürter, zugeschobener Eid, s. unter Eid.

Schiedsmänner heißen Personen, die öffentlich dazu bestimmt sind, die gütliche Beilegung von Rechtsstreitigkeiten zu vermitteln. Ursprünglich eine bloß provinzielle, sind sie jetzt eine allgemeine preuß. Einrichtung. Ihre Thätigkeit liegt nicht bloß auf dem Gebiete vermögensrechtlicher Streitigkeiten, sondern erstreckt sich auch auf die Sühne von Beleidigungen und leichten Körperverletzungen (wie denn insbesondere vor sie der Sühneversuch gewiesen ist, welcher nach §. 420 des Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich der Privatklage wegen Beleidigung vorausgehen muß). Sie tritt auf Antrag eines Beteiligten ein; und zwar ist derjenige Schiedsmann zuständig, in dessen Bezirk der Gegner seinen Wohnsitz hat; die Parteien können sich aber auch über einen andern Schiedsmann einigen. Eine Partei, welche vor dem zuständigen Schiedsmann in dem anberaumten Termin nicht erscheinen will oder kann, muß (bei Strafe von 50 Pfennigen bis zu 1 Mark) spätestens am vorhergehenden Tage dies dem Schiedsmann anzeigen. Die Verhandlung ist mündlich und kann nur zwischen den Parteien persönlich stattfinden, eine Vertretung ist unzulässig. Kommt ein Vergleich zu Stande, so ist er zu protokollieren und findet daraus unmittelbar die Zwangsvollstreckung statt. Das Amt des Schiedsmannes ist ein unentgeltliches Ehrenamt; Voraussetzung ist Vollendung des 30. Lebensjahres, Unbescholtenheit, Wohnsitz im Bezirk; die Wahl des Schiedsmannes ist Sache der Gemeindevertretung (beziehungsweise Gemeindeversammlung, Kreisvertretung); er ist eidlich auf sein Amt zu verpflichten. Wer ohne einen der gesetzlichen Entschuldigungsgründe sich weigert, das Amt des Schiedsmannes zu übernehmen oder das übernommene Amt während der vorgeschriebenen regelmäßigen Amtsdauer zu versehen, kann für einen Zeitraum von 3 bis 6 Jahren der Ausübung seines Rechts auf Teilnahme an der Vertretung und Verwaltung seiner Gemeinde für verlustig erklärt und um ein Achtel bis ein Viertel stärker als die übrigen Gemeindeangehörigen zu Gemeindeabgaben herangezogen werden. Vgl. Preußische Schiedsmannsordnung vom 29. März 1879. Auch in einigen andern deutschen Staaten findet sich nach preuß. Vorbild die Einrichtung der S. (S. Friedensrichter und Sühne.)

Schiedsrichter und **Schiedsgericht.** Im Privatrecht ist Schiedsrichter eine Person, welche durch Privatwillen dazu bestellt ist, durch ihr Urteil, ihren Schiedsspruch, einen Rechtsstreit zu entscheiden. Die Vereinbarung, daß ein Rechtsstreit durch Schiedsspruch erledigt werden solle, heißt Schiedsvertrag. Das schiedsrichterliche Verfahren normiert die Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich in ihrem letzten (zehnten) Buche. Danach ist ein Schiedsvertrag insoweit zulässig, als über den Streitgegenstand die Parteien einen

Vergleich abzuschließen befugt sind; über künftige Rechtsstreitigkeiten ist ein Schiedsvertragsrecht wirksam nur, wenn er auf ein bestimmtes Rechtsverhältnis und die daraus entspringenden Rechtsstreitigkeiten sich bezieht; seine Form bestimmt sich nach Civilrecht; ist danach ein mündlich abgeschlossener Schiedsvertrag gültig, so kann doch jede Partei Errichtung einer schriftlichen Urkunde über den Vertrag verlangen. Wenn der Schiedsvertrag über die Ernennung der Schiedsrichter keine besondere Bestimmung enthält, so ernennt jede Partei einen. Steht beiden Parteien die Ernennung von Schiedsrichtern zu, so hat die betreibende Partei dem Gegner den Schiedsrichter schriftlich mit der Aufforderung zu bezeichnen, binnen einer einwöchigen Frist seinerseits ein Gleiches zu thun; nach fruchtlosem Ablauf der Frist ernennt auf ihre Klage den Schiedsrichter das zuständige Gericht. Aus den Gründen, welche zur Ablehnung eines Richters befugen, kann auch ein Schiedsrichter abgelehnt werden, außerdem auch, wenn er ungebührlich die Erfüllung seiner Pflichten verzögert; abgelehnt können ferner werden Frauen, Minderjährige, Taube, Stumme und Personen, welchen die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt sind. Ein Schiedsrichteramt zu übernehmen ist niemand verpflichtet. Das Verfahren, sofern es nicht etwa im Schiedsvertrag geregelt ist, bestimmt das freie Ermessen des Schiedsrichters; an die Regeln des Prozeßrechts ist er nicht gebunden, wie er auch bei der Beurteilung der Sache selbst die Billigkeit walten lassen kann. Nur hat er die Parteien zu hören, wenn nicht etwa der Schiedsvertrag auch davon entbindet. Er kann Zeugen und Sachverständige abhören, die freiwillig vor ihm aussagen, aber keinen Eid abnehmen. Eine vom Schiedsrichter für nötig erachtete und zulässige Handlung, zu der nicht die Schiedsrichter, sondern nur die Gerichte des Staats befugt sind, ist auf Parteiantrag vom zuständigen Gericht vorzunehmen. Sind mehrere Schiedsrichter bestellt, so entscheidet die absolute Majorität, wenn nicht der Schiedsvertrag etwas anderes bestimmt; wird solche nicht erzielt, so ist der Schiedsvertrag hinfällig. Der Schiedsspruch ist schriftlich abzufassen, von dem Schiedsrichter zu unterschreiben, in Ausfertigung den Parteien zuzustellen, das Original unter Beifügung der Beurkundung der Zustellung auf der Gerichtsschreiberei des zuständigen Gerichts niederzulegen; er ist mit Gründen zu versehen, wenn nicht der Schiedsvertrag etwas anderes statuiert. Der Schiedsspruch hat unter den Parteien die Wirkung eines rechtskräftigen gerichtlichen Urteils; aus gesetzlich (Civilprozeßordnung, §. 867) bestimmten Gründen nur kann seine Aufhebung beim zuständigen Gericht beantragt werden; eine Zwangsvollstreckung indessen kann aus ihm erst stattfinden, nachdem durch staatsgerichtliches Urteil ihre Zulässigkeit ausgesprochen ist. Wie durch Vertrag, so kann auch durch letztwillige Verfügung, Vereinsstatut u. s. w. ein Schiedsgericht angeordnet werden.

Schiedsrichter, die sich haben bestechen lassen, oder die sich einer Beugung des Rechts schuldig machen, werden nach §§. 334 und 336 des Reichsstrafgesetzbuchs mit Zuchthaus bestraft. Eine besondere Art der Schiedsgerichte sind die im Gewerbeverkehr vorkommenden Einigungsämter (s. d.) und Gewerbegerichte (s. d.); bezüglich der letztern enthält §. 108 der Deutschen Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 die nähern Bestimmungen.

Im Staatsrecht ist in allen Streitfällen, in denen es an einer richterlichen Gewalt fehlt, die Unterwerfung unter einen schiedsrichterlichen Spruch das natürlichste und einfachste und in den vielen Fällen einzige Mittel der Beilegung, wenn es nicht zum Kriege kommen soll, daher hat das Schiedsgericht in völkerrechtlichen und staatsrechtlichen Verhältnissen ein besonders wichtiges Anwendungsgebiet. Im Mittelalter diente dasselbe bei dem Verfall der Gerichtsgewalt des Kaisers zur Abwendung der Fehde; die Landfriedensgesetze machten es den Fürsten, Herren und Korporationen zur Pflicht, für eine bestimmte Zeit und innerhalb eines gewissen Gebietes auf alle Selbsthilfe zu verzichten und ihre Streitigkeiten vor Korrichtern oder Schiedsrichtern auszutragen. Die Zusammensetzung des Schiedsgerichts war öfters im Landfrieden bestimmt und man pflegte dann das Schiedsgericht selbst als den Landfrieden zu bezeichnen. Der ewige Landfrieden von 1495 machte die schiedsrichterliche Austragung den Reichsunmittelbaren zur verfassungsmäßigen Pflicht und schuf dadurch eine wirkliche Austrägalinstanz (s. Austrägalgericht) an Stelle von ordentlichen Reichsgerichten. Auch die Deutsche Bundesakte, welche jede gewaltthätige Selbsthilfe unter den deutschen Bundesstaaten verbot, verpflichtete dieselben, ihre staatsrechtlichen Streitigkeiten vor der sog. Bundesausträgalinstanz zu erledigen und ebenso sind im jetzigen Deutschen Reiche die Einzelstaaten verfassungsmäßig verpflichtet, ihre Streitigkeiten gütlich auszugleichen und sich nötigenfalls zu diesem Zweck an den Bundesrat zu wenden (Reichsverfassung, Art. 76, Absatz 1). Auch für Verfassungsstreitigkeiten zwischen der Regierung und den Landständen eines deutschen Staates wurde durch einen Bundesbeschluß von 1834 ein Bundesschiedsgericht eingeführt, von dieser Einrichtung wurde aber niemals ein praktischer Gebrauch gemacht. Gegenwärtig ist zur Ausgleichung solcher Streitigkeiten nach Reichsverfassung, Art. 76, Absatz 2, das Reich zuständig.

Von weit größerer Tragweite ist die Schlichtung völkerrechtlicher Differenzen durch Schiedsgerichte. Dieselbe setzt in jedem einzelnen Falle einen Vertrag unter den streitenden Staaten voraus, durch welchen sie sich einem solchen unterwerfen, die zu entscheidenden Streitpunkte feststellen und entweder den Schiedsrichter direkt wählen oder einen Modus vereinbaren, wie das Schiedsgericht gebildet werden soll. Wenn, was gewöhnlich der Fall ist, der Souverän eines unbeteiligten Staats gewählt wird, so ist dessen Zustimmung zur Übernahme des Amts erforderlich. Der Schiedsspruch ist nach Rechtsgrundsätzen zu fällen, was aber die Berücksichtigung der Billigkeit nicht ausschließt. Wohl zu unterscheiden von dem Schiedsspruch ist die Vermittelung (Mediation). Dieselbe kann nicht nur auf Grund eines Kompromisses und auf Anrufen beider Parteien, sondern auch auf den Antrag einer der beiden Staaten und selbst aus der eigenen Initiative des vermittelnden Staats erfolgen, und sie kann nach andern Rücksichten, als denen des materiellen Rechts sich bestimmen. Die Vermittelung ist eine Art der völkerrechtlichen Intervention, das Schiedsgericht nicht. Die Befugnis, den Schiedsspruch zu vollstrecken, hat der Schiedsrichter nicht. Eine Gesellschaft von

Gelehrten, welche sich Institut de droit international nennt, hat auf ihren Versammlungen von 1874 und 1875 ein Reglement für das internationale schiedsrichterliche Verfahren beschlossen.

Schiedsspruch, s. Schiedsrichter und Schiedsgericht.

Schiefblatt, s. unter Begonia.

Schiefe Ebene heißt in der Mechanik die einfache Maschine, welche die Überwindung eines Widerstandes durch Übertragung der Bewegung auf eine geneigte Fläche bezweckt. Liegt ein Körper unbefestigt auf einer geneigten Fläche, so wird dessen eigenes Gewicht, sowie jeder auf ihn ausgeübte Druck in zwei Teile zerlegt, wovon der eine als Druck senkrecht gegen die Fläche wirksam bleibt, der andere aber ein Hinabgleiten des Körpers längs der Fläche zu erzeugen strebt, welchem sich mehr oder weniger die Reibung entgegensetzt. Von der Größe des Winkels, welchen die schiefe Ebene mit der horizontalen einschließt, hängt die verhältnismäßige Größe der beiden erwähnten Kräfte ab. Für jeden einzelnen Fall gibt es einen bestimmten Neigungswinkel, bei welchem das Hinabgleiten des Körpers über die Ebene eintritt, indem die Reibung überwunden wird: dieser Winkel heißt der Reibungswinkel und ist desto kleiner, je glätter und je besser geschmiert die sich berührenden Oberflächen sind. In der praktischen Mechanik wird die schiefe Ebene vielfältig zur Hervorbringung von Bewegungen, sowie zur Ausübung von Druck angewendet; dies geschieht meist in der Weise, daß man sie als Keil (s. d.) oder als Schraube (s. d.) ausführt; denn diese beiden Maschinenelemente sind eben nur modifizierte Formen oder Benutzungsarten der schiefen Ebene.

Im Eisenbahnwesen bezeichnet man als schiefe Ebenen solche Bahnstrecken, deren Neigung groß genug ist, um das schnelle Hinabgehen eines Wagenzugs durch die Wirkung seines eigenen Gewichts zu erzeugen. Solche Bahnstrecken werden abwärts meist ohne alle Mithilfe einer Lokomotive befahren; im Gegenteil muß ein zu sehr beschleunigtes Herabfahren des Zugs durch angemessenes Hemmen (Bremsen) verhindert werden. Aufwärts werden die Züge über schiefe Ebenen auf verschiedene Arten transportiert: entweder mittels sehr kräftiger Lokomotiven, welche direkt vorgespannt werden, oder durch eine auf dem höchsten Punkte der Steigung feststehende (stationäre) Dampfmaschine, welche die Wagenreihe mittels eines starken Seils hinaufzieht (Seilebenen). Neuerdings wird die schiefe Ebene benutzt, um durch das Gewicht eines auf ihr hinuntergehenden Zugs einen andern, etwas leichtern Zug auf derselben mittels des Seils heraufzuziehen. Die schiefe Ebene ist auch für die Schiffahrt (z. B. beim Oberländischen Kanal in Ost- und Westpreußen, im nördl. Schweden) nutzbar gemacht, indem dieselbe zur Auf- und Abwärtsbeförderung eines Schiffs zwischen zwei Wasserspiegeln von erheblicher Niveaudifferenz dient. Das Schiff wird auf einen Transportwagen aufgefahren und dieser aus dem einen Kanal über die schiefe Ebene hinweg in den andern befördert.

Schiefelbein, Stadt, s. Schivelbein.

Schiefer heißt jedes in dünnen, ebenen Platten brechende Gestein. Man unterscheidet Glimmerschiefer, Quarzschiefer, Thonschiefer, Mergelschiefer, Kupferschiefer, Hornblendeschiefer u. s. w., welche verschiedene Arten zum Teil zum Dachdecken, zu Plattformen, Fußböden, Altanen u. s. w., sowie zu Schreibtafeln sich eignen. Zum Decken der Dächer eignen sich ganz besonders gewisse dunkle, ebenschieferige, leicht spaltbare, im Thüringerwalde, im Erzgebirge bei Lößnitz, am Harz, in den westfäl. Rheingegenden, in England u. s. w. vorkommende Varietäten des Thonschiefers, welche deswegen auch Dachschiefer heißen. Kalkschiefer wird namentlich in der Grafschaft Pappenheim und im franz. Depart. Aveyron bei Conflans, schieferiger Zechstein im Mansfeldischen, Sandsteinschiefer am Solling bei Holzminden, schieferigplattiger Phonolith im Velay und in der Auvergne, Glimmer- und Quarzschiefer in den Alpen, in Norwegen und Schweden zum Dachdecken angewendet. Ein guter Dachschiefer muß sich leicht in ebene, dünne und große Platten spalten lassen, darf das Wasser nicht zu stark einsaugen, muß frei von fremdartigen Einmengungen, die seine Verwitterung herbeiführen, und hinlänglich fest und spröde, auch feuerfest sein. In Deutschland finden sich ausgezeichnete Dachschieferbrüche bei Goslar und Hüttenrode am Harz, im Kalenbergischen, Saalfeldischen, Bayreuthischen und anderwärts. Der Dachschiefer wird erst in großen Blöcken und mächtigen Platten gebrochen, darauf in passende Stücke geteilt und mit breiten dünnen Meißeln in Dachsteine von erforderlicher Dicke gespalten, welche nachher auf scharfkantigen Amboßen viereckig geschlagen, von dem Schieferdecker aber gelocht werden. Zu Schieferstiften (s. d.) dient der Griffelschiefer. Zu Schiefertafeln (s. d.) werden sehr reine, harte und schwarze Abänderungen des Thonschiefers verarbeitet, und in dieser Hinsicht sind besonders die Brüche bei Lehesten, bei Probstzella im Saalfeldischen u. s. w. bekannt. Man spaltet zu diesem Behufe den S. in dünne Tafeln, schabt diese mit einem Schabeisen, schleift sie mit Sand und poliert sie mit Tripel oder Bimsstein und Kohlenstaub, worauf sie in Rahmen gefaßt werden.

Schiefer (Bituminöser), s. Bituminöser Schiefer.

Schieferformation oder Urschieferformation nennt man einen über 10000 m mächtigen Komplex von krystallinischen Schiefern und zwar vorzüglich Glimmerschiefern und Phyllit (Urthonschiefer) mit eingelagerten Gneisen, Kalksteinen, Quarziten, Hornblendeschiefern, welcher zu den Urformationen der Erdkruste gehört und deshalb von den ältern, versteinerungsführenden Schichten (dem Silur) überlagert wird. In Europa ist die S. namentlich im Erzgebirge, Bayrischen Wald, Fichtelgebirge und in den Centralalpen verbreitet.

Schiefergrün, soviel wie Auersbergergrün.

Schieferkohle, Steinkohle mit schieferigem Bruch.

Schieferletten sind milde, ziemlich weiche schieferige Gesteine, welche aus verhärtetem Thon bestehen und durch Eisenoxyde bunt, und zwar namentlich rot und braun gefärbt sind. Sie beteiligen sich vorzüglich am Aufbau des Buntsandsteins, des Keupers und des Rotliegenden.

Schieferöl, durch trockene Destillation von bituminösem Schiefer gewonnenes Mineralöl (s. d.).

Schieferpapier, künstliche Schiefertafeln, die aus dünner, glatter Pappe oder festem Schreibpapier durch beiderseitigen dreifachen Anstrich (erst schwarze Ölfarbe, die nach dem Trocknen mit Bimsstein geschliffen wird, dann Kienruß, in Leinölfirnis abgerieben und nach dem Trocknen gleichfalls

geschliffen, endlich die nämliche Ölfarbe, mit Terpentinöl verdünnt und mit Kienruß und Bimssteinpulver versetzt) hergestellt werden. Vor den eigentlichen Schiefertafeln hat das S. den Vorzug dunklerer Färbung, wodurch die Striche des Schieferstifts deutlicher sichtbar werden, sowie den der Biegsamkeit und größerer Leichtigkeit. Die Schrift läßt sich auf demselben ebenso gut wie auf dem Schiefer mit einem nassen Schwamme auslöschen.

Schieferstift oder Griffel (frz. crayon d'ardoise, engl. slate-pencil), in Stangen oder Stäbchenform geschnittener Schiefer zum Schreiben auf Schiefertafeln. (Vgl. Griffelschiefer.) Früher geschah die Herstellung der S. ausschließlich durch Handarbeit. Der bis zur Verarbeitung durch Aufbewahrung in Kellern feucht erhaltene Stein wurde zuerst gespalten, dann mit dem Schabmeißel geschabt und abgeschliffen, wobei man sich mit dem Abstumpfen der Kanten der prismatischen Stücke begnügte. In neuerer Zeit wird eine das Fünffache der Arbeit leistende Maschine benutzt, bei welcher die Stifte, nachdem die Kanten mittels des Schabmeißels bestoßen sind, mehrmals durch eine mit Löchern versehene Scheibe hindurchgetrieben werden und so eine vollkommene Abrundung und Glätte erhalten. Die besten S. kommen aus den südöstl. Gegenden des Thüringerwaldes.

Schiefertafeln (frz. ardoise, table en ardoise; engl. slate), Schreibtafeln, welche aus dem besonders im Harz, in Thüringen, Hessen-Nassau und bei Koblenz gebrochenen Thonschiefer, dessen grauschwarze Farbe von beigemengter Kohle herrührt, durch Spalten, Abschleifen und Einfassen mit einem Holzrahmen hergestellt werden.

Schiefertafeln (künstliche), s. Schieferpapier.

Schieferung, die Absonderung der Gesteine in dünne, parallele und ebenflächige Lagen, die entweder mit der Schichtung verlaufen, oder diese unter beliebigem Winkel durchschneiden (falsche oder transversale S.). Sie ist das Erzeugnis einer andauernden und intensiven Druckwirkung auf die Gesteine und steht deshalb mit dem Prozeß der Gebirgsbildung durch seitlichen Schub in inniger Beziehung. Manche Eruptivgesteine (z. B. Phonolith) nehmen bei ihrer Erstarrung eine Art S. an. (S. Schiefer.)

Schieferweiß, gleichbedeutend mit Bleiweiß.

Schiefheit, s. Schiefwerden.

Schiefner (Franz Ant.), ausgezeichneter Sprachforscher, geb. 6. (18.) Juli 1817 zu Reval, studierte zu Petersburg die Rechte, widmete sich dann in Berlin vorzugsweise philol. und, nach Petersburg zurückgekehrt, seit 1846 orient. Studien. Nachdem er eine Reihe von Jahren als Gymnasiallehrer in Petersburg gewirkt, wurde S. 1852 als Mitglied in die Akademie aufgenommen, an welcher er seit 1863 auch die Stelle eines Bibliothekars bekleidete, und 1865 zum Wirkl. Staatsrat befördert. Er starb 16. Nov. 1879 in Petersburg. S. war einer der gründlichsten Kenner der großen mongol., turk-tatar., uralisch-finn. Sprachfamilien, sowie der kaukas. und tibet. Sprachen. Außer zahlreichen Beiträgen zu den «Bulletins» der petersburger Akademie gehören hierher die Ausgabe von Târanâthas «Geschichte des Buddhismus in Indien» (Text, Petersb. 1868; deutsche Übersetzung 1869); ferner Ergänzungen und Berichtigungen zu Schmidts Ausgabe des «Dsanglun» (Petersb. 1852). Ein ganz neues Gebiet der Sprachforschung haben S.s Arbeiten über die kaukas. Sprachen eröffnet. Dahin gehören vor allem seine Bearbeitungen der Thuschsprache (Petersb. 1856), das Awarische (1862), das Udische (1863); ferner die ausführlichen Berichte über das Abchasische (1863), das Tschetschenzische (1864), das Kasikumükische (1866), das Hürkanische (1871), das Awarische (1872) und das Kürinische (1873). In den J. 1853—62 gab er im Auftrage der Akademie Castréns «Nordische Reisen und Forschungen» heraus, für welche er selbst die von Castrén gesammelten grammatischen und lexikalischen Materialien über das Ostjakische (1858), die samojedischen Sprachen (1854—55), das Tungusische (1856), das Burätische (1857), das Koibalische und Karagassische (1857), Jenissei-Ostjakische und Kottische (1858) bearbeitete. Von seinen übrigen Schriften sind noch eine deutsche Übersetzung des finn. Nationalepos «Kalevala» (Helsingf. 1852) und eine rhythmische Bearbeitung der «Heldensagen der minussinschen Tataren» (Petersb. 1859) hervorzuheben.

Schiefwerden, Schiefheit, nennt man im gewöhnlichen Leben die Rückgratsverkrümmungen, besonders die nach der Seite, welche von den Ärzten Schlangenkrümmungen oder Skoliosen genannt werden, weil sie stets in Form eines lat. S stattfinden, da der Ausbiegung nach rechts immer eine tiefer unten befindliche sog. Kompensationskrümmung nach links entspricht, und umgekehrt. Diese Wirbelsäulenkrümmungen, auch unter dem Namen hohe Schulter bekannt, entstehen teils aus wirklichen organischen Leiden der Wirbelknochen, so namentlich häufig im Jugendalter die winkelige Knickung der Wirbelsäule (meist nach vorn als sog. Kyphosis, Auswachsen, Buckel, Buckeligsein) im Gefolge von Entzündung, Vereiterung und Zerstörung der Wirbelkörper (die chronische Wirbelentzündung und Wirbeltuberkulose, auch als Spondylarthrocace oder Pottsche Wirbelkrankheit bekannt). In andern seltenern Fällen sind Krankheiten der Muskeln oder Bänder der Wirbelsäule schuld an dem Krummwerden, in noch andern eine Unmöglichkeit, das Gleichgewicht des Körpers anders als durch eine schiefe Rückenhaltung zu behaupten: z. B. wenn jemand immer eine schwere Last auf einem Arme trägt, wie manche Kindermädchen ihren Pflegling, oder wenn der eine Fuß zu kurz, verbogen, steif oder beim Auftreten schmerzhaft ist. In den allermeisten Fällen aber ist das S. (die Wirbelsäulenverkrümmung) eine Folge von schlechter Körperhaltung, von einer aus Bequemlichkeit oder Schwäche angenommenen falschen Richtung der Wirbelsäule. Diese sog. Gewohnheitsskoliose findet sich am häufigsten bei Kindern, die auf einem Beine (meist dem linken) zu stehen lieben, und bei jungen Mädchen, welche im Sitzen, beim Schreiben, Nähen, Sticken u. s. w. aus Ermüdung die linke Seite einsinken lassen und die rechte hinauskrümmen. Solche Kinder sind zugleich auch meistens muskelschwach, blutarm, bleichsüchtig und stubensiech. Je jünger die Kinder sind, um so ungünstiger wirken die angeführten Schädlichkeiten ein. Die Verhütung und (in den ersten Stadien) Heilung dieser Verkrümmungen ist weit mehr Sache der Erzieher und Eltern als der Ärzte. Vor allen Dingen muß das Kind täglich und stündlich zu Hause und in der Schule nicht nur erinnert werden, die richtige Körperhaltung einzunehmen, sondern mittels Drücken auf Schulterblatt, Rippen u. s. w. in die richtige Stellung gebracht werden. Von besonderer

Wichtigkeit für die Verhütung der Skoliosen ist die Beschaffung zweckmäßiger Schulbänke und Subsellien, durch welche eine richtige Haltung des sitzenden und schreibenden Kindes erstrebt wird. (S. Schulhygiene.) Bedeutendere, durch Zurechtebringen nicht mehr gerade zu richtende Wirbelsäulenkrümmungen sind den orthopädischen Heilanstalten (s. Orthopädie) zuzuweisen, oder erfordern das Tragen genau angepaßter künstlicher Stützapparate, unter denen der Geradehalter von Bouvier, der Bühringsche Apparat und die Nyropsche Maschine am wirksamsten sind. Auch die für unheilbar erkannten Fälle bedürfen noch jahrelang, eigentlich zeitlebens, einer ärztlichen und gymnastischen Behandlung und Aufsicht. Vgl. Schildbach, «Die Skoliose» (Lpz. 1872); Baginsky, «Handbuch der Schulhygieine» (Berl. 1876).

Schielbrille, s. unter Brille.

Schielen (strabismus) nennt man diejenige fehlerhafte Stellung der Augen, bei welcher nur eins derselben central fixierend auf das Gesichtsobjekt eingestellt ist, während das andere in irgend welcher Richtung, nach innen oder außen, nach oben oder unten an demselben vorbeisieht. Je nachdem in dem die Stellung und Bewegung der Augen regulierenden Muskelapparate oder in den denselben versorgenden Nerven die Ursache der fehlerhaften Stellung (und Bewegung) des Auges liegt, spricht man von einem myopathischen (muskulären, konkomitierenden) und von einem neuropathischen (paralytischen) Schielen. Das muskuläre Schielen entsteht ohne Störung des nervösen Apparats dadurch, daß sich in einem bestimmten Augenmuskel, am häufigsten dem innern oder äußern geraden, ein erhöhter Kontraktionszustand entwickelt, infolge dessen das Auge entweder zu stark nach der Nase (Einwärtsschielen, s. convergens) oder nach den Schläfen (Auswärtsschielen, s. divergens) gestellt wird. (S. nachstehende Fig. 1 und 2: a das fixierende, b das schielende Auge.) Die neuern Forschungen haben zur Evidenz

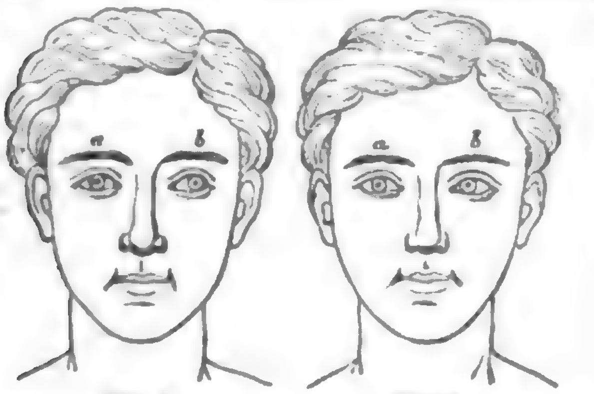


Fig. 1. Fig. 2.

ergeben, daß dem S. hauptsächlich Anomalien der Refraktion zu Grunde liegen, nämlich dem Einwärtsschielen die Hyperopie (s. d.), dem Auswärtsschielen die Myopie (s. d.), daß ferner alle Momente, welche das Zusammenwirken beider Augen dauernd oder vorübergehend stören, wie ungleiche Sehschärfe oder Refraktion der beiden Augen, Entzündungen und Residuen derselben, die Entwickelung des S. begünstigen. Durch den Gebrauch geeigneter Brillen und Erleichterung des binokulären Sehaktes ist daher in vielen Fällen das S. auf friedliche Weise zu beseitigen, um so mehr, als im Anfange seiner Entwickelung das S. meistens ein periodisches ist, d. h. nur bei gewissen Anstrengungen der Augen hervortritt, und erst allmählich durch eine gewisse Verkürzung des betreffenden Muskels konstant wird.

Bei alledem ist die operative Behandlung des S. noch immer unentbehrlich. Angeregt wurde dieselbe von L. Stromeyer, zum ersten mal 1839 von Dieffenbach ausgeführt, besonders kultiviert indessen von A. von Graefe, nachdem die ursprüngliche Methode Dieffenbachs und seiner Zeitgenossen zu vielen Mißerfolgen, namentlich einem monströsen Sekundärschielen Veranlassung gegeben hatte und die Schieloperation wieder zu diskreditieren drohte. Die Operation besteht darin, daß der Ansatz eines Muskels von dem Augapfel losgelöst wird und entweder weiter nach hinten, entfernter vom Hornhautrande (Rücklagerung) oder weiter nach vorn, näher an die Hornhaut (Vorlagerung) zum Anheilen gebracht wird.

Beim paralytischen Schielen besteht zunächst eine Lähmung eines Augenmuskels, die rheumatischen Ursprungs oder von einer Störung der Augenmuskelnerven oder ihrer Centralorgane bedingt sein kann. Anfangs tritt die falsche Stellung des Auges nur bei solchen Blickrichtungen ein, in denen die Thätigkeit des gelähmten Muskels in Anspruch genommen wird; allmählich aber entwickelt sich eine Kontraktion des Antagonisten und dann ist S. in allen Blickrichtungen, wenn auch in verschiedenem Grade, vorhanden. Hier ist auch durch eine Schieloperation nur ein teilweiser Erfolg zu erzielen.

Frisch entstandenes, daher namentlich das paralytische S., ist fast immer mit störendem Doppelsehen verknüpft. Wenn z. B. in beistehender Fig. 3 das linke Auge den Punkt A fixiert, das rechte nach einwärts schielt, so fällt im linken Auge das Bild von A auf g, den gelben Fleck, im rechten Auge dagegen auf f, nasenwärts vom gelben Fleck. Das Bild des linken Auges wird richtig nach A projiziert, das des rechten dagegen nach A[1] und es entstehen so zwei nebeneinander stehende Doppelbilder. Das Doppeltsehen verliert sich meistens im Laufe der Zeit, besonders beim muskulären S., durch Unterdrückung des schwächern Bildes, daher um so eher, wenn das schielende Auge eine verminderte Sehschärfe hat, sodaß sein Bild gegen das Bild des fixierenden Auges wesentlich zurücktritt.

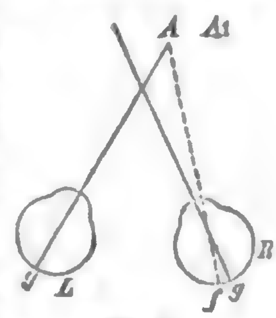


Fig. 3.

Sind die sämtlichen der Bewegung dienenden Muskeln eines Auges gelähmt (Ophthalmoplegie), so ist dasselbe völlig unbeweglich und starr (Luscitas). Ein ähnlicher Zustand, sowie Beschränkung der Beweglichkeit in einzelnen Richtungen, kann auch auf rein mechan. Wege, durch Geschwülste in der Augenhöhle, Narben- und Strangbildungen in den das Auge umgebenden Gewebsteilen zu Stande kommen.

Schienbein (tibia), der stärkste der beiden Unterschenkelknochen, dessen vorderer Rand sehr scharf ist und deshalb beim Stoßen an das S. der straff darübergespannten äußern Haut heftigen Schmerz bringt, liegt am innern Rande des Unterschenkels, in der Richtung der großen Zehe, und gibt den

benachbarten Muskeln, Gefäßen und Nerven ihre Namen (Schienbeinmuskeln, Schienbeinpulsadern, Schienbeinnerven). Auf seinem breiten obern Ende bewegt sich der Oberschenkelknochen, sein unteres umfaßt zur Hälfte (mit dem innern Knöchel) die Fußwurzel, während dieser auf der äußern Seite das untere Ende des Wadenbeins anliegt.

Schienen (engl. und frz. rails), bei den Eisenbahnen ebenso wie bei den Tram- (Pferde-, Kabel- u. s. w.) Bahnen diejenigen Teile der Fahrbahn, auf welchen die Räder der Fahrzeuge unmittelbar aufruhen und von welchen diese Räder bei der Bewegung der Fahrzeuge geführt werden. Über Form und Material der Schienen s. unter Eisenbahnen (Bd. V, S. 861) und Trambahnen. Bei der ersten Anlage einer Eisenbahn sind für 1 km Gleis etwa 65 t Schienen erforderlich, für die bei den deutschen Eisenbahnen Ende 1884 vorhandenen 66000 km Gleislänge (einschließlich der Bahnhofsnebengleise) sind also 4290000 t Schienen erforderlich gewesen. Bei dem jetzt (Ende 1885) bestehenden mittlern Preise von 135 Mark für die Tonne S. am Schienenfabrikationsorte repräsentieren die auf den deutschen Eisenbahnen liegenden S. einen Wert von über 579 Mill. Mark. Die Abnutzung der S. hängt besonders ab von der Menge und Schwere der darübergehenden Fahrzeuge und von den Krümmungs- und Neigungsverhältnissen der Bahnstrecken, in welchen die Schienen liegen. Auf horizontaler, wenig gekrümmter Bahn findet eine Höhenabnutzung der Stahlschienen von 1 mm durch eine über dieselben geführte Bruttolast von 10—12 Mill. Tonnen statt, bei stärkern Neigungen und Krümmungen ist diese Abnutzung eine wesentlich stärkere. Wird im Durchschnitt für die einzelnen S. eine Dauer von 16 Jahren angenommen, so sind für die Unterhaltung und Erneuerung der Gleise der deutschen Eisenbahnen in deren Ausdehnung Ende 1884 jährlich etwa 270000 t Schienen erforderlich, deren Kosten an den Fabrikationsorten etwa 36 Mill. Mark betragen. Die abgenutzten, aus den Gleisen zu entfernenden S. finden vielfach Verwendung zu Bauzwecken.

Schierke, Dorf im Harz (die Kirche 585 m über dem Meere), am Südostfuße des Brocken und links an der Kalten Bode, gehört zum Kreise (Grafschaft) Wernigerode des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg, ist Sitz einer gräflich Stolberg-Wernigerodischen Oberförsterei und zählt (1885) 363 E., welche sich fast ausschließlich durch Waldarbeit ernähren. Die Häuser bestehen zum Teil aus Holz und sind mit Schindeln gedeckt.

Schierling ist die Bezeichnung für drei einheimische Giftpflanzen aus der Familie der Umbelliferen, welche drei verschiedenen Gattungen dieser Familie angehören und sämtlich weiße Blüten besitzen. Am bekanntesten ist der gefleckte Schierling (Conium maculatum *L.*), auch Wut- und Stinkschierling, Tollkörbel, Vogeltod, Katzenpeterlein u. s. w. genannt, welcher an Wegen, Mauern, auf wüsten Plätzen, Schutthaufen, auch auf bebautem Boden in Europa, zum Teil in Asien und jetzt auch in Amerika wächst und sich durch einen harten, bläulich bereiften und öfters rotbraun gefleckten Stengel, durch dicke, stielrundliche, hohlröhrige Stiele der Wurzelblätter und durch drei bis vier kurze, einseitig gestellte und am Grunde zusammengewachsene Hüllblättchen unter jedem Döldchen unterscheidet. Die Früchte sind eiförmig, mit zehn welligen-gekerbten Rippen. (Vgl. Tafel: Giftpflanzen I, Fig. 2.) Die Blätter, welche beim Welken einen widerlichen Geruch verbreiten, sind als Heilmittel gebräuchlich. Sie enthalten ein sehr giftiges Alkaloid (Coniin oder Cicutin), gehören zu den heftig wirkenden, scharf narkotischen Mitteln und werden bei Krankheiten des lymphatischen Systems, bei Anschwellungen und Verhärtungen der Drüsen und bei bösartigen Geschwüren, äußerlich als schmerzstillendes Mittel angewendet. Auch wird aus ihnen ein Extrakt und ein Pflaster bereitet. Bei Schierlingsvergiftungen sind Brechmittel, künstliches Atmen, starker Wein und Kaffee, sowie reichlicher Genuß von Gerbsäurelösungen (Gallapfelabkochung) zu empfehlen. Am giftigsten ist jedoch der Wasserschierling (Cicuta virosa *L.*), welcher sich durch seine Größe, durch sehr stark gewölbte Dolden, einen fünfzähnigen Kelch und rundliche, zweiknotige Früchte mit zehn flachen Rippen auszeichnet. Diese fast durch ganz Europa und Nordasien verbreitete Pflanze wächst in Sümpfen, Teichen, Gräben und auf überschwemmten Plätzen, hat einen dicken, durch horizontale Scheidewände quer in Fächer geteilten Wurzelstock, dreifach gefiederte Blätter mit lineal-lanzettlichen, gleichmäßig spitz gesägten Blättchen, viele pfriemlich-fädliche Hüllblättchen unter jedem Döldchen und weiße Blumen. (Vgl. Tafel: Giftpflanzen I, Fig. 1.) Der Wasserschierling gehört zu den heftigsten scharf-narkotischen Giften, und die Verwechselung seines Wurzelstocks, welcher fast sellerieartig riecht und süßlich schmeckt, mit andern eßbaren Wurzeln hat oft genug den Tod von Menschen herbeigeführt. Schon in geringer Menge genossen, bewirkt er brennende Magenschmerzen, Würgen, Erbrechen, Schwindel, Verlust der Sprache, Schluchzen und unter Konvulsionen den Tod. Auch er ist früher in der Heilkunde angewendet worden. Diese Pflanze besitzt zugleich ein histor. Interesse, indem aus ihrem Wurzelstocke der berüchtigte Schierlingstrank der alten Griechen bereitet wurde, den zum Tode verurteilte Verbrecher trinken mußten (z. B. Sokrates). Die dritte unter dem Namen Gartenschierling bekannte Pflanze ist die sog. Hundspetersilie oder Gleiße (Aethusa Cynapium *L.*), s. Gleiße und Tafel: Giftpflanzen II, Fig. 5.

Schiermonnikoog, Insel, zur niederländ. Provinz Friesland gehörig, zwischen der Nordsee und den Wadden, im Norden und Westen durch eine mäßig hohe Dünenkette, im Süden durch einen mächtigen Damm gegen das Meer beschützt, hat eine Bevölkerung von 1000 Seelen, die hauptsächlich von der Kauffahrtei und dem Fischfang leben. Das einzige Dorf auf der Insel ist Oosterburen.

Schierstein, Pfarrdorf im preuß. Regierungsbezirk und Landkreise Wiesbaden, rechts am Rhein, Station der Linie Frankfurt a. M.-Niederlahnstein der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 2423 meist evang. E. und hat einen etwa 25 ha großen, 4—6 m tiefen Winterhafen (von 1858), Obst- und Weinbau (Höllberger), eine Schaumweinfabrik, zwei Cementfabriken, Konserven- und Cigarrenfabrikation und eine Dampfholzschneiderei.

Schiertuch, s. unter Segeltuch.

Schießbaumwolle, Schießwolle, Pyroxylin, Nitrocellulose (coton fulminant, fulmicoton, fulmi-cotone), ist ein durch Umwandlung gewöhnlicher Baumwolle mittels Einwirkung konzentrierter Salpetersäure, gewöhnlich unter An-

wesenheit von Schwefelsäure, sich bildender Explosivstoff, der in der Sprengtechnik eine Rolle spielt. Die Darstellung der S. wurde, nachdem schon vorher Braconnot, sowie Pelouze ähnliche Wirkungen der Salpetersäure auf Stärke, Papier u. s. w. beobachtet hatten, 1846 von Schönbein in Basel und gleichzeitig von Böttger in Frankfurt a. M. veröffentlicht. Die Entdeckung des neuen Explosivstoffs machte ungeheueres Aufsehen und wurde derselbe in verschiedenen Staaten einer Prüfung in Bezug auf militärtechnische Eigenschaften unterworfen, die aber zunächst nur in Österreich einen Erfolg hatte, um den sich besonders der Hauptmann von Lenk verdient gemacht. Österreich nahm um 1860 die S. als Treib- und Sprengmittel in sein Waffensystem auf, ließ dieselbe aber bald wieder fallen, nachdem mehrfache Fälle der Selbstexplosion in Magazinen vorgekommen waren. In neuerer Zeit ist es jedoch in England, insbesondere dem Chemiker Abel des engl. Kriegsdepartements gelungen, in der sog. **komprimierten** S. ein Produkt von hoher Vollkommenheit herzustellen. Die S. findet daher jetzt, und zwar als Verbindung feuchter mit trockener S., ausgedehnte Verwendung zu Sprengpatronen, zu den Sprengarbeiten der Genietruppen, sowie zum Laden von Seeminen und Torpedos. Auch unterliegt sie Versuchen zur Anwendung als Sprengladung von Hohlgeschossen.

Reine Baumwolle besteht als Cellulose aus Kohlen-, Wasser-, Sauerstoff ($C_6H_{10}O_5$); treten nun zu 2 Molekülen Cellulose 3 Moleküle konzentrierte Salpetersäure (N_2O_5), so geben erstere beiden je 3 Atome Wasserstoff ab, welche sich mit 3 Atomen Sauerstoff der Salpetersäure zu 3 Molekülen Wasser (H_2O) verbinden. Die Salpetersäure wird zu Untersalpetersäure (NO_2) und es entsteht S. oder Trinitrocellulose ($C_6H_7[NO_2]_3O_5$). Das ausscheidende Wasser wird von der bei der Präparierung der S. anwesenden Schwefelsäure begierig aufgesaugt und wird dadurch der Verdünnung der Salpetersäure, welche den Prozeß hemmen würde, vorgebeugt. Die Schwefelsäure wird späterhin durch Waschen entfernt. Durch das angegebene Verfahren gewinnt man die S. in Form von Flocken oder Strähnen. Sie hat als solche das Aussehen der Baumwolle, nur ist sie spezifisch schwer und knirscht beim Anfühlen. Sie ist unlöslich in Wasser, aber je nach der Konzentration der Säure, mit welcher sie bereitet wird, leichter oder schwerer löslich in einem Gemisch von Alkohol und Äther. Bei abnehmender Konzentration des Säuregemisches erhält man eine in Äther-Alkohol leicht lösliche, sog. Collodiumwolle oder Dinitrocellulose, welche bei der Entzündung nur schwach verpufft. (Vgl. **Collodium**, Bd. IV, S. 507.) Eigentliche S. ist in Äther-Alkohol unlöslich. In lockerm Zustand entzündet sie sich bei 120—170° C., auch durch Schlag und Stoß mit harten Körpern, und verbrennt ohne erheblichen Rückstand. Die Verbrennungsgase sind im luftleeren Raum Kohlenoxyd, Wassergas und Stickstoffgas; die Explosionsgase enthalten außerdem noch Kohlensäure. Nach Berthelot (franz. Chemiker) ergibt 1 kg S. bei der Explosion 801 l Gas; die Anzahl der Calorien oder Wärmeeinheiten (Grammcalorien) ist 590000. Als Anhalt für die relative Stärke der wichtigern Sprengstoffe errechnet Berthelot für S. 472000 gegen 137000 für Schießpulver und 937000 für Nitroglyzerin. Die S. zieht in gewöhnlichem Zustande aus der Luft Feuchtigkeit an und ist dann zu Selbstzersetzung geneigt, die zu Selbstentzündung werden kann. Nach dem Abelschen Verfahren erhält man die S. in stark komprimiertem Zustande. Die auf gewöhnlichem Wege gewonnene S. wird zu dem Ende zerkleinert und in einen Zustand feiner Verteilung gebracht und der stark mit Wasser versetzte Brei zuerst mit Hebelpressen und dann mit starken hydraulischen Pressen verdichtet, demnächst getrocknet; dieselbe kann auch in Körnerform übergeführt werden. Solche S. ist in feuchtem Zustande gegen Stoß oder Schlag unempfindlich; wenn angezündet, brennt sie ruhig ab. Getrocknet und in Verbindung mit feuchter S. ist sie zwar auch gegen Stoß oder Schlag unempfindlich, explodiert jedoch durch Zündhütchen; 100—150 g S. durchschlagen eine Eisenbahnschiene gänzlich. Der freiwilligen Zersetzung der S. wird durch Imprägnierung mit Wasserglas oder Soda vorgebeugt. Wenn es nun auch gelungen ist, der S. die nötige Haltbarkeit und einen geringern Grad der Gefährlichkeit als früher zu geben, so kann sie doch wegen ihrer raschen Verbrennung und damit verbundenen Brisanz nicht als Treibmittel in Betracht kommen, sondern bleibt auf die Anwendung in der Sprengtechnik beschränkt. (S. auch **Explosivstoffe**.) Vgl. Böckmann, «Die explosiven Stoffe» (Wien 1880).

Bezüglich der Herstellung von Celluloid aus S. s. **Celluloid**, Bd. IV, S. 105.

Schießbeere, s. unter Rhamnus.

Schießen ist das Forttreiben von Geschossen mit Hilfe einer bewegenden Kraft, als welche seit etwa 1400 das Schießpulver gebräuchlich ist. Die Bahn des Geschosses heißt Flugbahn (s. d., Bd. VI, S. 926). Die Flugbahnen, welche aus derselben Feuerwaffe unter gleichen Einwirkungen erzeugt werden, sind darum nicht zusammenfallend, da diese Gleichheit niemals eine absolute ist. Das hierdurch bedingte Auseinanderfallen der Flugbahnen wird die Streuung der Waffe genannt und nimmt naturgemäß mit der Schußweite zu. Die Größe der Streuung hängt ab: von den allgemeinen Konstruktionsverhältnissen der Waffe und ihrer Munition, von der speziellen Beschaffenheit der zu einem bestimmten S. herangezogenen Exemplare beider, von der Individualität desjenigen, der die Waffe beim Schießen handhabt (Geschützbedienung, beim Gewehr der Schütze), von den jedesmaligen Verhältnissen der Atmosphäre und des Terrains. Je größer die Streuung einer Feuerwaffe ist, um so geringer ist ihre Treffähigkeit oder Präcision, um so weniger Wahrscheinlichkeit hat man, ein Ziel von gegebener Begrenzung zu treffen. (S. **Treffwahrscheinlichkeit**.) Als Maßstab der Präcision dienen entweder die Abmessungen der Streuung auf den verschiedenen Entfernungen oder die Prozentzahl der Treffer, welche von der Gesamtzahl der Schüsse gegenüber einem bestimmten Ziele zu erwarten sind. Gegenüber aufrechten Zielen hat die Rasanz (s. d.) der Bahn einen gewissen Anteil an den Treffresultaten. Die Wirkung der Geschosse am Ziel s. unter **Geschoßwirkung**.

Um der Waffe die gehörige Richtung geben zu können, bedarf man einer ungefähren Kenntnis der Entfernung des Ziels. Eine direkte Messung der Schußdistanzen ist selbstredend in den meisten Fällen ausgeschlossen. Über die Instrumente zum Messen der Distanzen vom Standort des Schießenden aus s. **Distanzmesser**, Bd. V, S. 398. Im Feldkriege

wird man selten von solchen Gebrauch machen können; man ist meistenteils genötigt, die Distanz zu schätzen, wobei eine gute Karte unter Umständen mithelfen kann. Aber auch eine genaue Kenntnis der Distanzen ist zur Erlangung einer guten Schußleistung nicht ausreichend, es bedarf in jedem Falle eines auf die Beobachtung der abgegebenen Schüsse sich gründenden Einschießens, das beim Geschütz, der leichtern Beobachtung der Sprenggeschosse halber, geringere Schwierigkeiten verursacht, als beim Gewehr; bei letzterm wird die Beobachtung durch Salvenfeuer (s. Salve) erleichtert. Eine rasante Flugbahn sichert bis zu gewissem Grade Treffresultate, auch ohne daß man völlig eingeschossen zu sein braucht. Da die Leistungen der Feuerwaffen im heutigen Gefecht am Gesamterfolg einen hervorragenden Anteil haben, so legt man großen Wert auf eine gute Ausbildung der Truppen im S., zu welchem Zwecke ausgedehnte und rationelle Schießübungen dienen. Als Ziele dienen hier Scheiben oder besondere Bauten, welche die Verhältnisse der Wirklichkeit möglichst getreu wiedergeben. Die Infanterie hält vielfach Gefechts-Schießübungen im Gelände ab. Um gute Schießlehrer auszubilden und einen einheitlichen Betrieb des S. in einer Armee zu fördern, dienen Schießschulen. (S. Militärschießschulen, Bd. XI, S. 724.)

Schießplatz ist das zum Betrieb der Schießübungen eigens bestimmte und vorbereitete Terrain, für Gewehrschießen auch Schießstand, für Artillerieschießübungen Polygon genannt.

Scharfschießen ist das wirkliche Forttreiben von Geschossen; ein lediglich mit Pulver abgegebener Schuß heißt blind, der erzeugte Knall und Rauch markieren bei den Friedensübungen die Abgabe des Feuers.

Schießinstruktionen, bei der Artillerie auch Schießregeln genannt, enthalten die Grundsätze für den Betrieb des Schießens mit den verschiedenen Feuerwaffen.

Schießplatz, s. unter Schießen.

Schießpulver (vom lat. pulvis pyrius, daraus ital. polvere tonante, frz. poudre, deutsch Pulver, wofür indes bis ins späte Mittelalter das Wort »Kraut« üblich war) ist ein inniges Gemenge von Salpeter, Holzkohle und Schwefel nach bestimmtem Verhältnis. Dasselbe hat die Eigenschaft, bei der Entzündung der Kohle und des Schwefels sich aus dem festen Zustande sehr rasch in Gasarten umzusetzen, welche bei sehr bedeutender ursprünglicher Dichte und unter dem Einfluß einer stattfindenden bedeutenden Temperaturerhöhung ein sehr großes Ausdehnungsbestreben besitzen. Vermöge des letztern sind die Gase des S. fähig, Körper, welche ihnen im Wege stehen, fortzuschleudern und die festesten Materien auseinander zu sprengen. Das S. ist daher ein sehr geeignetes Mittel zum Forttreiben von Geschossen, zum Sprengen von Gestein, Erde, Mauerwerk u. s. w.; außerdem hat es eine gewisse zündende Kraft und ist durch den bei der Verbrennung sich entwickelnden Rauch und den entstehenden Knall als Signalmittel brauchbar. Das S. hat nicht bloß für Kriegs- und Schießzwecke Bedeutung, sondern spielt auch in der bürgerlichen Technik, beim Bergbau, bei der Anlage von Straßen, Eisenbahnen u. s. w. eine wichtige Rolle.

In Ostindien und China, wo der Hauptbestandteil des S., der Salpeter, in der Natur vorgebildet sich findet, sind nachweislich schon vor der christl. Zeitrechnung dem heutigen S. ähnliche Gemenge bekannt gewesen. Von dort hat sich ihre Kenntnis wohl durch die Araber nach Europa verpflanzt. Im 7. und 8. Jahrh. n. Chr. spielte das Griechische Feuer (s. d.) als Vorläufer des S. eine wichtige Rolle. Während wir auch in den folgenden Jahrhunderten die salpeterhaltigen Gemenge immer noch als Brandmittel im Gebrauch finden, die entweder mittels gewöhnlicher Wurfmaschinen fortgeschleudert werden oder in Form der Raketen (s. d.) als fliegende Feuer sich selber forttreiben, begegnen wir im 13. und 14. Jahrh. bereits dem S. als Mittel zum Forttreiben zerschmetternder Projektile. Damit steht die sog. Erfindung des S., welche die Engländer dem Roger Baco (1220), die Deutschen dem Franziskanermönch Berthold Schwarz (1290—1320) zuschreiben, in enger Verbindung. Das neue, durch die Intensität seiner Wirkung alle bisherigen weit übertreffende Mittel spielte zunächst eine Rolle im Belagerungskriege und zwar nicht bloß zum Forttreiben der Geschosse, sondern auch als Sprengmittel, bis es allmählich eine Umgestaltung des gesamten Kriegswesens zu Wege gebracht hat.

Die Bestandteile des S. wurden anfänglich mit der Hand zerkleinert und untereinander gemengt, später benutzte man Stampfmühlen zu diesem Zwecke. An Stelle der Mehlform, in welcher das S. ursprünglich zur Verwendung kam, gab man demselben späterhin die Gestalt kleiner Körner, in welcher sich das Mittel bedeutend wirkungsvoller und gegen nachteilige Einflüsse widerstandsfähiger erwies. Zur größern Dauerhaftigkeit verlieh man den Körnern einen matten Glanz. In Bezug auf Mengungsverhältnis und Reinheit der Bestandteile traten später Verbesserungen ein. Die Herstellung des S. ist in neuerer Zeit eine fabrikmäßige geworden, unter ausgedehnter Anwendung von Maschinen. Die besondern Anforderungen an das Treibmittel, welche sich aus der Natur der gezogenen Feuerwaffen ergeben, haben einige neue Formen des S. entstehen lassen, wie das Kieselpulver, prismatische S. u. s. w. Von den vielen Konkurrenten des S. (s. Explosivstoffe) hat bis jetzt kein einziger das S. als Treibmittel zu ersetzen vermocht, da deren zerstörender Einfluß auf die Feuerrohre eine solche Verwendung bis jetzt unmöglich gemacht hat, wogegen einzelne derselben als Sprengstoffe sich Geltung verschafft haben.

Wenn auch im fertigen S. nur ein bestimmtes Verhältnis der drei Bestandteile (und zwar dasjenige, welches die meisten Gase und die höchste Temperatur im Gefolge hat) als das richtige angesehen werden kann, so finden wir dennoch in dem ursprünglichen Mengungsverhältnis oder der Dosierung des S. in den verschiedenen Staaten nicht unwesentliche Differenzen, welche dadurch erklärlich sind, daß in der Art der verwendeten Holzkohle und im Fabrikationsverfahren erhebliche Unterschiede vorkommen. Das Mengungsverhältnis im deutschen S. ist z. B. 74 Teile Salpeter, 16 Kohle, 10 Schwefel, im österreichischen 75 Teile Salpeter, 13 Kohle, 12 Schwefel, im französischen 75 Teile Salpeter, $12\frac{1}{2}$ Kohle, $12\frac{1}{2}$ Schwefel. Nach dem ältern Fabrikationsverfahren wurden die Bestandteile des S. in Stampfmühlen zerkleinert und unter Zusatz von Wasser, welches die Gefährlichkeit der Arbeit vermindert, gemengt und zu Kuchen verdichtet. Nach dem neuern, aus der Zeit

der Französischen Revolution stammenden (sog. Revolutions-) Verfahren zerkleinert man die Bestandteile in rotierenden Trommeln unter Zusatz von Bronzeschrot jeden für sich und mengt sie dann in ebensolchen Vorrichtungen auf trockenem Wege untereinander. Dieses Verfahren führt in viel kürzerer Zeit zum Ziele als das frühere. Das Verdichten findet alsdann nach vorangegangenem Wasserzusatz auf Walzenpressen oder mittels hydraulischen Drucks statt. Auch kann zur innigern Vermengung dem Trommelverfahren noch eine Bearbeitung des Pulversatzes unter rotierenden Walzen, sog. Läufern, folgen, wodurch höhere Verdichtungsgrade des S. möglich werden. Der zu Kuchen verdichtete Pulversatz wird zerschlagen und in einem Siebeapparat, der durch eine Welle mit Krummzapfen in eine schüttelnde Bewegung versetzt wird, oder mittels einer Walzenkörnmaschine in die Form größerer oder kleinerer Körner gebracht, welche in der Poliertrommel noch geglättet werden. Nachdem durch Trocknen der größte Teil der aufgenommenen Feuchtigkeit aus dem S. entfernt worden ist, erfolgt das Ausstauben und sodann das Sortieren und Verpacken des fertigen Fabrikats. S. von besonderer Form, wie z. B. das prismatische, kubische u. s. w., wird aus gewöhnlichem Pulverkorn auf Pressen hergestellt.

Solange es sich nur um glatte Feuerwaffen handelte, gab man dem S. eine Körnergröße von höchstens 2 mm und sonderte dasselbe in feineres S. für Gewehre und Wurfgeschütze und gröberes für Kanonen. Das feinere S. würde in den großen Ladungen der letztern einen zu nachteiligen Einfluß auf die Rohre ausgeübt haben, da es die größere Verbrennungsgeschwindigkeit und heftigere Wirkung besitzt. Das gröbere S. würde sich dagegen in den erstgenannten Waffen als zu schwer entzündlich und zu wenig wirksam erwiesen haben. Mit der Einführung der Perkussionszündung bei Gewehren trat die Notwendigkeit ein, die Maximalgröße der Körner für Gewehrpulver so viel zu verringern, daß der Eintritt des S. in den engen Zündkanal des Gewehrs erfolgen konnte. Für Büchsen und Jagdgewehre kam ein noch feineres und kräftigeres S., das Pirsch-, beziehungsweise Jagdpulver vor. Mit der Annahme der Züge bei Geschützrohren, wodurch dem Geschoß bei seiner Bewegung im Rohr ein vergrößerter Widerstand erwächst, der sich bei der Hinterladung durch den Wegfall des Spielraums noch steigert, ließen sich unter Beibehalt des bisherigen Geschützpulvers nur geringe Ladungsverhältnisse und Geschoßgeschwindigkeiten erzielen, deren Steigerung indes durch die Aufgabe der Bewältigung von Panzerzielen bald als unabweisbares Bedürfnis sich herausstellte. Zu dem Ende mußte die Einleitung der Verbrennung des S. verlangsamt, die erste Einwirkung der Pulvergase auf das Geschoß zu einer mehr druckals stoßartigen umgestaltet werden. Das mit geringer Geschwindigkeit in die Züge eingeführte Geschoß mußte durch die nachhaltige Wirkung eines langsamer als bisher sich zersetzenden S. eine allmähliche Steigerung seiner Geschwindigkeit im Rohr erlangen, der Gasdruck, statt wie bei dem bisherigen rasch verbrennenden S. sich vorherrschend auf den hintern Teil des Rohrs zu konzentrieren, mußte sich mehr auf die ganze Länge des Rohrs verteilen. Hierdurch ließen sich die Pulverquantitäten erheblich steigern. Die Mittel lagen in der vermehrten Größe und Dichtigkeit des Korns und in der Zuhilfenahme einer von innen nach außen fortschreitenden Verzehrung des einzelnen Pulverkorns, mit welcher ein Zunehmen der Brennflächen verbunden war. Die Verdichtung der ganzen Ladung zu einem zusammenhängenden Körper (komprimierte Ladungen) erwies sich nicht als günstig.

Zu den verbesserten Pulversorten in Gestalt unregelmäßiger grober Körner gehören: das für große Ladungen schwerer Geschütze bestimmte engl. Kieselpulver (Pebble-Pulver) mit Körnern von 12,7 bis 15,9 mm Größe und 1,67 spezifischem Gewicht; das bei Feldgeschützen und überhaupt kleinen Kalibern mit großen Ladungsverhältnissen zur Anwendung kommende grobkörnige Schießpulver mit Körnern von 4—9 mm Größe und 1,66 spezifischem Gewicht. Körner von regelmäßiger Gestalt zeigen: das engl. Pellet-Pulver in Form von Cylindern, 18 mm stark, 10,5 mm hoch, mit einer Ausbohrung von 5,05 mm Weite und 7,575 mm Höhe; das zuerst von dem Nordamerikaner Rodman angegebene, jetzt bei großen Kalibern gezogener Hinterladungsgeschütze sehr verbreitete Prismatische Schießpulver, in Gestalt von sechsseitigen regulären Prismen von 40 mm Durchmesser über Eck und 24,66 mm Höhe mit 7, beziehungsweise 1 durchgehenden Kanal, vom spezifischen Gewicht 1,66, beziehungsweise 1,75. (Vgl. Tafel II: Geschütze, Fig. 4.) Bei beiden Sorten findet eine regelmäßige Lagerung der einzelnen Körner und infolge dessen eine sehr gleichmäßige Verbrennung der Ladung statt; durch die Kanäle ist ein gleichzeitiges Abbrennen von innen nach außen, also mit wachsender Brennfläche gesichert. Die vereinigten rheinisch-westfälischen Pulverfabriken und die Aktiengesellschaft Rottweil-Hamburg vertreiben zur Zeit ein sog. braunes Schießpulver (poudre chocolat), dessen Zusammensetzung noch unbekannt, das aber, als prismatisches S. bei schweren Geschützen verwendet, sehr günstige Eigenschaften zeigt, besonders Entwickelung erheblich größerer Kraft unter vermindertem Gasdruck auf das Rohr, sehr gleichmäßige Wirkung, größere Haltbarkeit, verminderte Gefährlichkeit. Seitens einer größern Zahl von Mächten sind umfangreiche Bestellungen auf dasselbe erfolgt. Für Hinterladungsgewehre ist ein gröberes S. als vordem zulässig, doch ist bei dem geringen Widerstande, welchen das leichte Geschoß leistet, eine rasche Zersetzung vorteilhaft. Man fördert diese durch Anwendung einer Kohle von geringerm Verkohlungsgrade. Bei dem kleinen Kaliber der heutigen Gewehre macht sich der Rückstand des S. in sehr nachteiliger Weise geltend. Man verringert diesen namentlich durch eine sehr innige Mengung der Pulverbestandteile, welche zugleich die Gleichmäßigkeit der Wirkung des S. erhöht. Zu den in Aussicht stehenden verringerten Kalibern von 8 und 9 mm (für Handfeuerwaffen) erscheint ein S. langsamer Zersetzung angezeigt. Ein neues, von der Pulverfabrik zu Rottweil (s. oben) fabriziertes Gewehrpulver soll erheblich vergrößerte Geschoßgeschwindigkeiten, geringere Verschmutzung und Erhitzung des Laufs, verminderte Rauchentwickelung gegenüber den bisherigen Sorten ergeben. Zu reinen Sprengzwecken wird entweder das gewöhnliche Geschützpulver benutzt, oder man fertigt ein besonderes Spreng- oder Minenpulver, mit großen, runden, stark polierten Körnern von vermehrtem Schwefelgehalt, wodurch dasselbe gegen

die Einwirkung der Feuchtigkeit widerstandsfähiger gemacht wird.

Von den drei Bestandteilen des S. ist der Salpeter ein zusammengesetzter Stoff, welcher aus einer Verbindung von Salpetersäure mit Kaliumoxyd (Kali) hervorgeht. Die Elemente des Salpeters sind demnach Sauerstoff, Stickstoff, Kalium. Die Holzkohle, der Hauptsache nach Kohlenstoff, enthält, von den Holzbestandteilen herrührend, einen bei kürzerer Verkohlungsdauer größern, bei längerer geringern Prozentsatz von Sauerstoff und Wasserstoff. Der Schwefel ist ein einfacher Stoff. Unter dem Einfluß einer auf etwa 300° C. erhöhten Temperatur verbindet sich der Sauerstoff des Salpeters mit dem Kohlenstoff der Kohle zu Kohlensäure. Zum vollständigen Freiwerden des Sauerstoffs aus dem Salpeter trägt die Anwesenheit des Schwefels bei, welcher sich mit dem Kalium zu dem den festen Rückstand des S. bildenden Schwefelkalium verbindet. Der Stickstoff des Salpeters wird für sich frei. Durch die Bildung der Kohlensäure im Wege der Verbrennung steigt die Temperatur auf mehrere Tausende von Graden (zwischen 3000 bis 5000° C.). Das Schwefelkalium wandelt sich durch Oxydation zum größten Teil in schwefelsaures Kali um, außerdem entsteht kohlensaures Kali; durch Verflüchtigung des schwefel- und kohlensauren Kalis und durch unverbrannt bleibende Kohle entsteht der Pulverrauch oder Pulverdampf. Die Bildung von Schwefelwasserstoff gibt letzterm den unangenehmen Geruch. Der Rückstand bildet gegen 60 Proz., die Gase nur gegen 40 Proz. der Verbrennungsprodukte des S. Von dem in einem Feuerrohre sich beim Schießen erzeugenden Rückstande wird der größte Teil durch die Gewalt der Gase aus dem Rohre geschleudert. Was zurückbleibt, wird bei feuchtem Wetter schleimig, bei trockenem erhärtet es und bildet die Pulverkruste. Der Rückstand erschwert das Laden und macht ein häufiges Reinigen des Rohrs nötig. Nach Berthelot (franz. Chemiker) ergibt 1 kg Kriegspulver bei der Explosion 216 l Gas und entwickelt 608000 Calorien oder Wärmeeinheiten (Grammcalorien). Als relative Stärke errechnet Berthelot 137000 für S. im Vergleich mit 472000 für Schießbaumwolle und 937000 für Nitroglyzerin. Bunsen hat die Gasspannung, welche bei der Verbrennung des S. im geschlossenen Raum erzeugt wird, zu 4373 Atmosphären errechnet, was einer Arbeit von 6740 Meterkilogramm entsprechen würde.

Die praktische Messung der Kraft des S. geschieht gewöhnlich durch die Ermittelung der einem Geschoß unter bestimmten Verhältnissen verliehenen Geschwindigkeit, zu deren Bestimmung man sich eines auf dem Elektromagnetismus beruhenden Apparats, des Chronographen von Leboulengé bedient. (S. u. Chronoskop.) Eine weniger genaue Ermittelung der Kraft des S. ergibt sich aus der dem Geschoß mitgeteilten Schußweite. Die Gefährlichkeit, welche dem S. als leicht entzündlichem Stoffe von bedeutender Kraftentwickelung innewohnt, der nachteilige Einfluß, welchen die Feuchtigkeit der Luft und die Erschütterungen beim Transport auf seine Beschaffenheit üben, veranlassen zu Vorsichtsmaßregeln bei der Aufbewahrung, der Verarbeitung und dem Transport des S. (S. Magazine.) Fabriken für Kriegspulver sind in der Regel Staatsinstitute; sie liegen nach Möglichkeit isoliert und sind so gebaut, daß die einzelnen Arbeitslokale räumlich getrennt sind, um der Fortpflanzung einer etwaigen Explosion möglichst vorzubeugen. Die dem S. ähnlichen, durch veränderte Wahl eines oder mehrerer Grundbestandteile abweichenden Gemenge s. unter Explosivstoffe. Vgl. unter andern Rutzky, »Theorie der Schießpräparate und innern Ballistik« (Wien 1870); Upmann und von Meyer, »Das S., die Explosivkörper und die Feuerwerkerei« (Braunschw. 1874); Böckmann, »Die explosiven Stoffe« (Wien 1880).

Schießregeln, s. u. Schießinstruktionen.

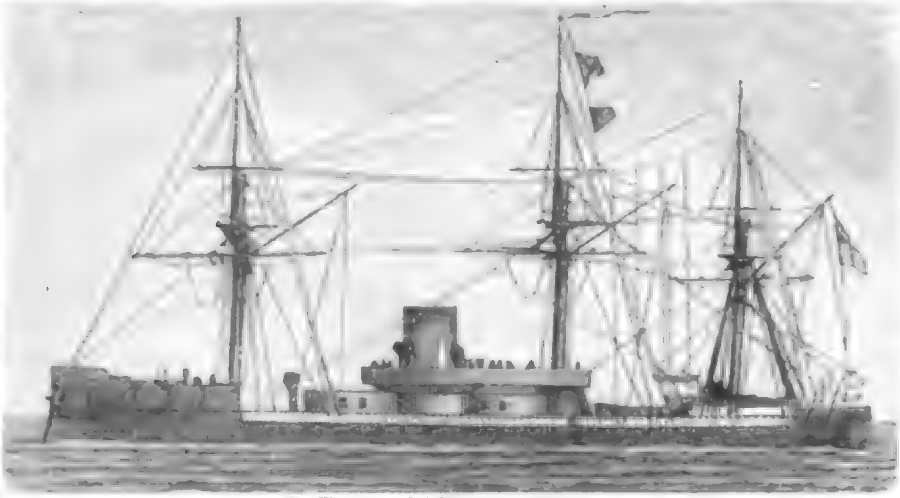
Schießscharten, auch bloß Scharten, nennt man die Einschnitte in einer Erdbrustwehr und die Öffnungen in einer Mauer, Holz- oder Eisenwand, welche für den Gebrauch der Feuerwaffen dienen und danach Geschütz-, beziehungsweise Gewehrscharten sein können. Bei der Aufstellung in gedeckten Räumen (Kasematten, Blockhäusern etc.) wird die S. zur Notwendigkeit, wenn anders man die Feuerwaffe gebrauchen will. Bei offenen Brustwehren gewährt das Feuer durch S. bessere Deckung als über jene hinweg und wird zur Notwendigkeit, sobald die Höhe der Brustwehr die Höhe der Feuerwaffe über ihrem Stande übertrifft und man nicht einen besonders erhöhten Stand anwenden will. S. schwächen die Brustwehren, beschränken das Gesichtsfeld und gewähren dem Gegner ein gutes Zielobjekt. In Erdbrustwehren kommen nur Geschützscharten vor; wo es aber angeht, vermeidet man sie durch große Lagerhöhe der Lafetten (s. d.) oder Anlage von Geschützbänken (s. d.). Wo S. in solchen aber nicht zu umgehen sind, sucht man die Einschnitte möglichst flach zu halten und so, daß sie sich auf der Brustwehrkrone verlaufen. Solche S. heißen flache. Tiefer eingeschnittene sog. tiefe S. kommen jetzt nur noch in Aufstellungen vor, welche kein Feuer von außen her zu erwarten haben, wie z. B. auf den Flanken der Bastionen. Die untere Fläche oder Sohle der S. ist bei den flachen S. nach außen ansteigend, bei den tiefen horizontal oder gesenkt. Die Wände oder Backen der S. werden möglichst steil gehalten, die Weite der S. ist in der innern Böschung der Erdbrustwehr am geringsten (Schartenenge) und nimmt des Gesichtsfeldes halber nach außen zu. Bei freistehenden Mauern kommen oben offene, sog. Zinnenscharten oder geschlossene S. vor. Die letztern können, wenn sie Gewehrscharten sind, horizontal oder vertikal sein. Die obere Wand der geschlossenen Mauerscharten ist gewölbt und heißt Kappe. Die Schartenenge liegt bei Mauern gewöhnlich in der Mitte. In Mauern von Gebäuden sind nur geschlossene S. möglich. In Holzwänden hat man nur Gewehrscharten, die je nachdem der Bau aus stehenden oder liegenden Hölzern besteht, vertikal oder horizontal sind. Die engste Stelle liegt außen. Die S. in Eisenpanzern müssen so klein gehalten werden, daß nur die Mündung des Geschützes darin Platz findet; sie heißen Minimalscharten. (S. auch Festungsbau, Küstenbefestigung, Lafette.) Über Sandsackscharten s. unter Sandsack.

Schießstand, s. unter Schießen.

Schießwolle, soviel wie Schießbaumwolle.

Schievelbein (Herm.), Bildhauer, geb. zu Berlin 18. Nov. 1817, lernte bei Wichmann, trat aber früh selbständig auf und ging nach Petersburg, wo er an den plastischen Arbeiten für den Winterpalast und die Isaakskirche beteiligt war. Im J. 1841

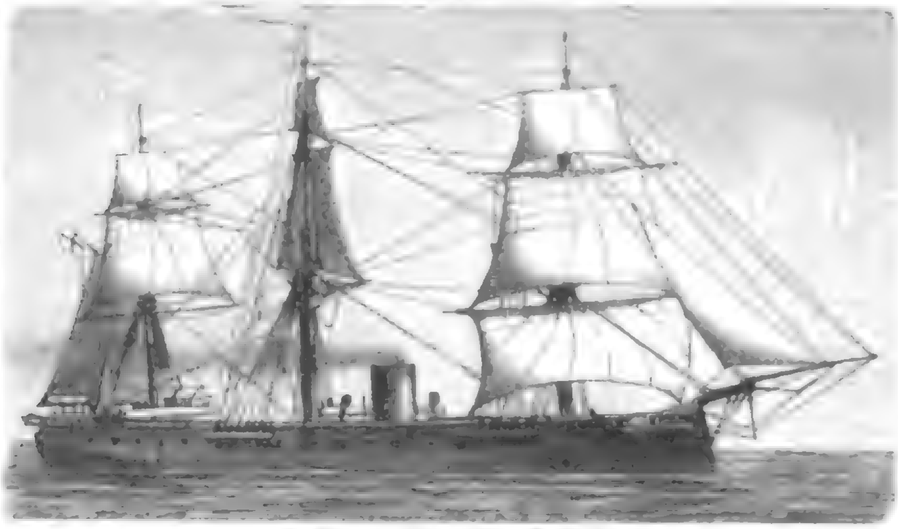
SCHIFFSTYPE



3. Turmschiff (Preufsen).



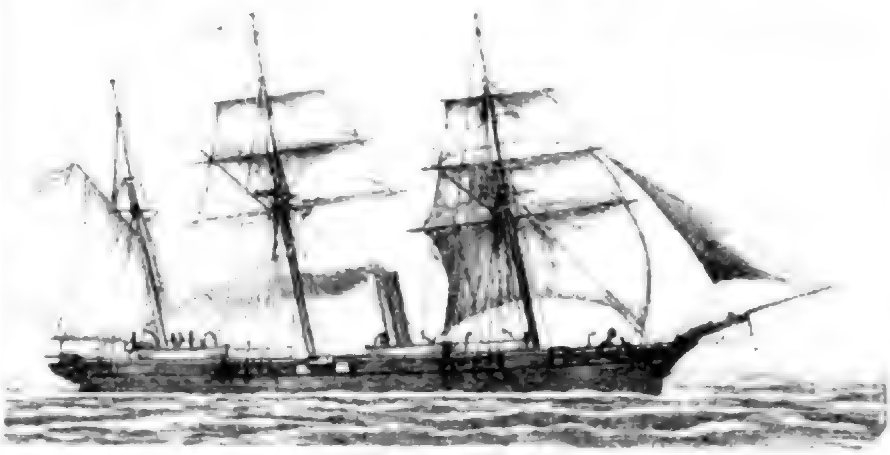
1. Breitseitensch



7. Kreuzerfregatte (Leipzig).



4. Ausfallkor



9. Kreuzer (Wolf).



5. Panzerkanone



12. Einfach-Central-Batterie-Kasemattschiff (Tegetthoff).

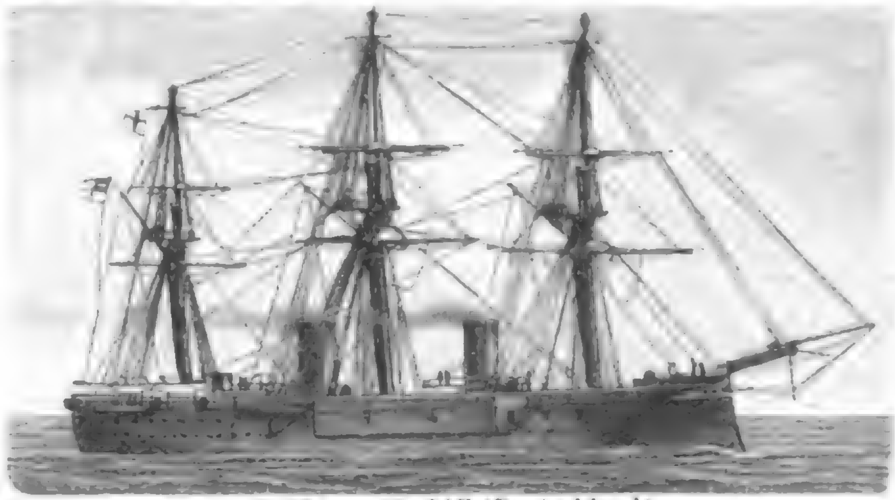


11. Doppel-Central-Batteri

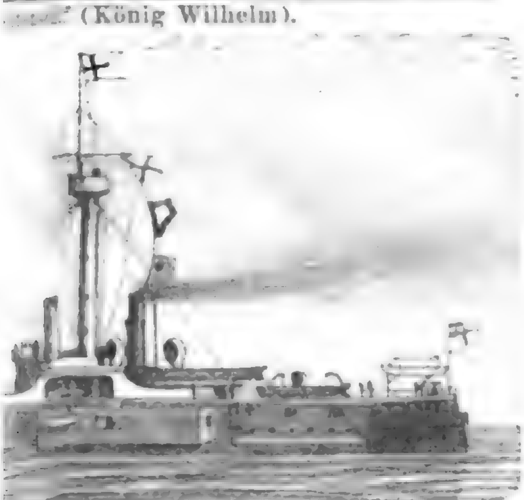
PEN. I: Kriegsschiffe.



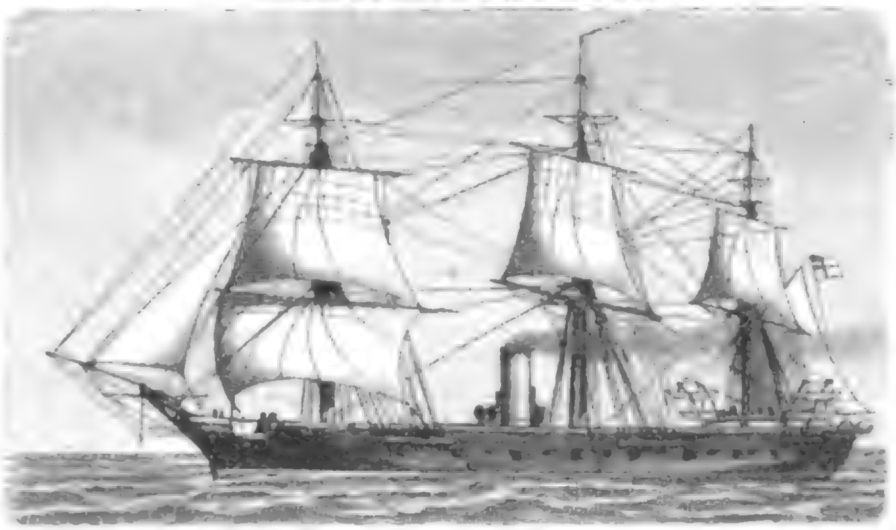
(König Wilhelm).



2. Kasemattschiff (Deutschland).



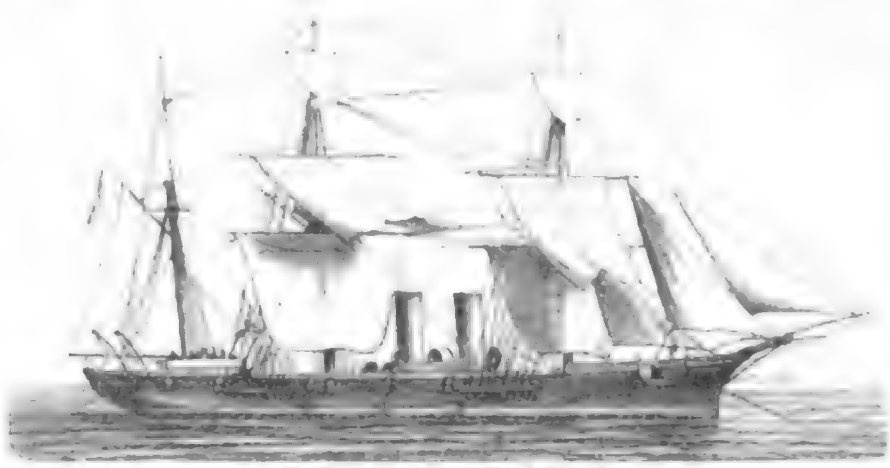
tte (Oldenburg).



6. Kreuzerfregatte (Bismarck).



boot (Brummer).



8. Kreuzerkorvette (Olga).



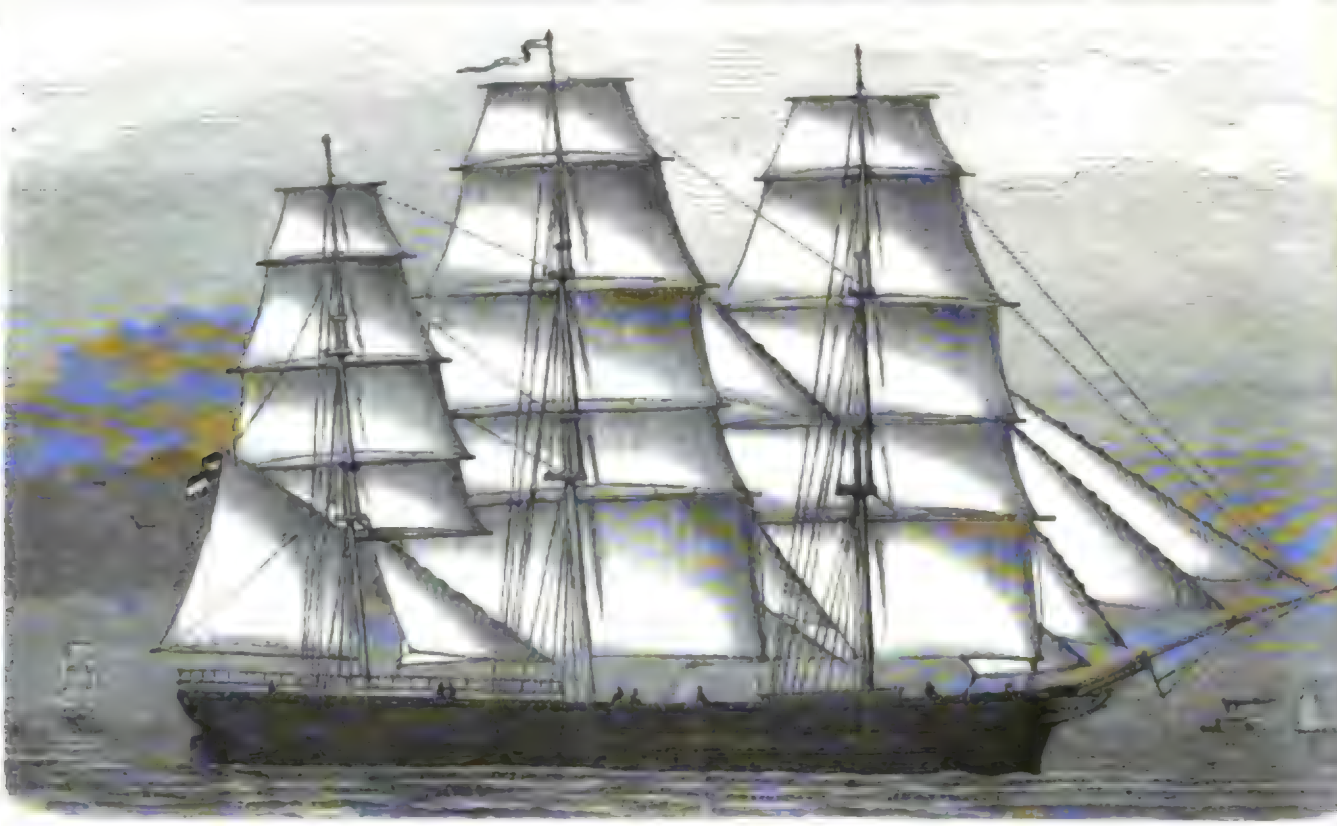
Kasemattschiff (Custozza).



10. Kaiserliche Jacht (Hohenzollern).

Zu Artikel: Schiff.

SCHIFFSTYPEN



1. Vollschiff.



6. Kutter.



5



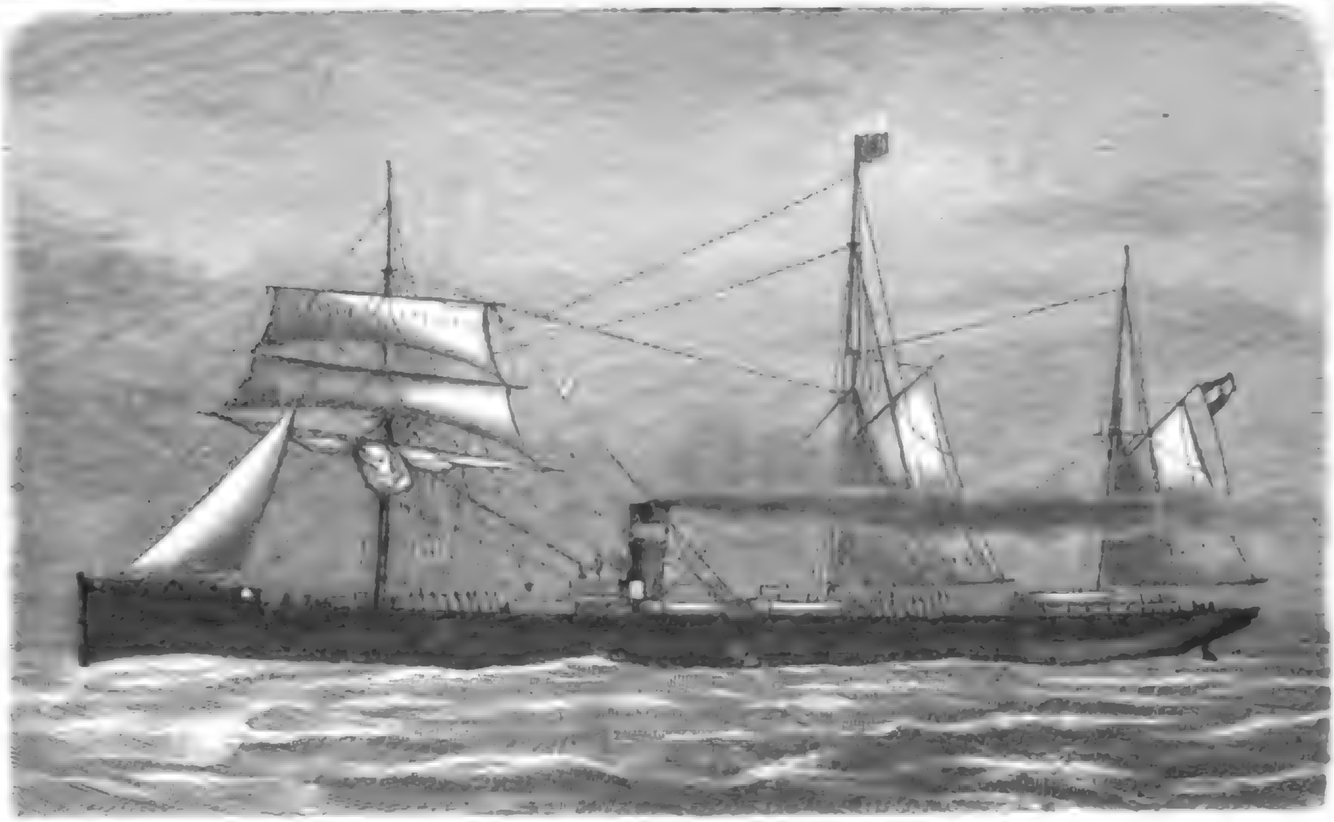
4. Schoner.



2. B

EX. II: Handelsschiffe.





8. Frachtdampfer (Schraubenschiff).



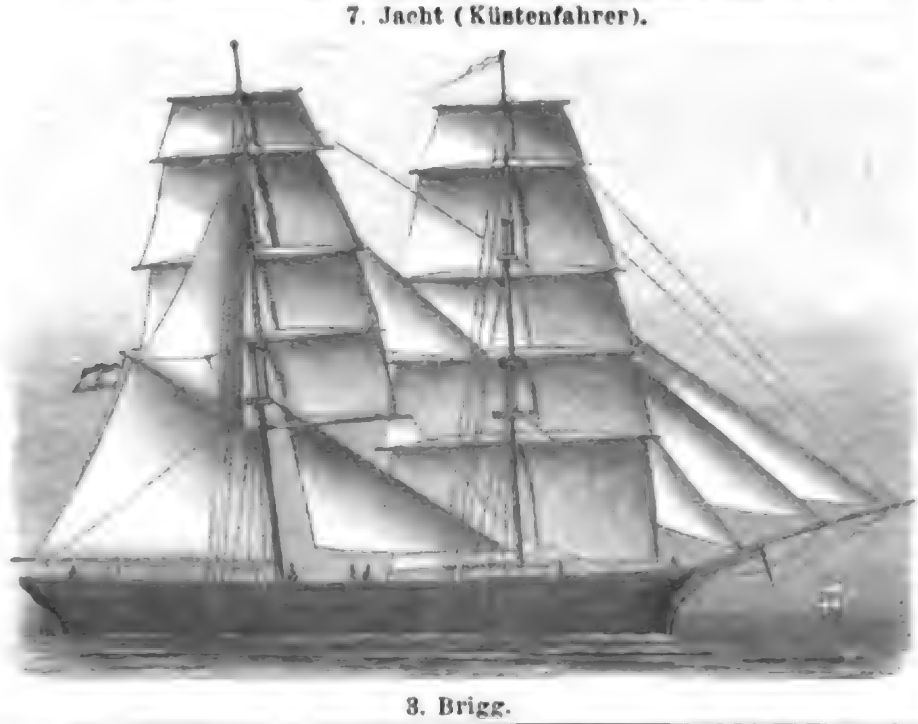
5 Kuff.



7. Jacht (Küstenfahrer).



; ark.



8. Brigg.

Zu Artikel: Schiff.

unterbrach er diese Beschäftigung, um in Berlin um den Preis für Rom zu konkurrieren, und bald darauf noch einmal, als es sich um die Ausführung einer der acht Gruppen für die Schloßbrücke handelte. In beiden Bewerbungen glücklich, konnte S. in Rom 1843 das Modell zu der Gruppe des Jünglings, den Pallas in den Waffen unterrichtet, ausführen, dessen Übertragung in Marmor 1853 in Berlin geschah. Das Werk gehört durch seine maßvolle und gesunde Schönheit zu den vortrefflichsten und anziehendsten Arbeiten der ganzen Reihe. Ferner fertigte er die kolossalen Apostelgestalten für die Kirche zu Helsingfors in Finland und den Reliefsfries für die Wände des griech. Hofs im berliner Neuen Museum, darstellend die Zerstörung von Herculanum und Pompeji, eine 66 m lange Komposition in fast lebensgroßen Gestalten, in Stuck an Ort und Stelle ausgeführt (das kleine Originalmodell in der berliner Nationalgalerie). Eine andere große Reliefkomposition, in gebranntem Thon, lieferte er 1855 für den einen der beiden Portaltürme der Dirschauer Weichselbrücke. Dieses Werk stellt in fast doppelter Lebensgröße der Figuren die Unterwerfung der letzten heidnischen Elemente des preuß. Ordenslandes durch den Hochmeister Heinrich von Kniprode dar. Zur Ausführung in gebranntem Thon wurden von S. auch die Gestalten Luthers und Melanchthons für das neue königsberger Universitätsgebäude, die Figuren der Monate für das Orangeriegebäude in Sanssouci und viele dekorative Arbeiten modelliert. Zu Anfang der sechziger Jahre übertrug man ihm das Monument des Freiherrn von Stein für Berlin. Das Denkmal, von S.s Schülern vollendet, wurde erst 1875 auf dem Dönhofsplatz aufgestellt. Er starb in Berlin 6. Mai 1867. Seit 1859 war S. Professor an der berliner Akademie.

Schiff nennt man im allgemeinen jedes auf einem Kiel erbaute Fahrzeug, welches befähigt ist, See zu halten. Im engern Sinne bezeichnet man jedoch mit diesem Namen gewöhnlich nur ein solches Fahrzeug, dessen Masten aus Stengen und Bramstengen zusammengesetzt sind, welche Raaen (s. d.) haben. Die übrigen kleinern Fahrzeuge nennt man kurzweg «Fahrzeuge». Es gibt Kriegsschiffe (s. Marine) und Kauffahrteischiffe (s. Handelsmarine). Erstere werden in gepanzerte und ungepanzerte geteilt, und je nachdem sie die Geschütze unter oder nur auf Deck tragen, bezeichnet man sie als Fregatten oder Korvetten, während man die kleinern (leichten Kanonenboote) Fahrzeuge erster und zweiter Klasse nach ihrer Größe nennt.

Tafel: Schiffstypen I: Kriegsschiffe, veranschaulicht die hauptsächlichsten Kriegsschiffstypen der deutschen Reichs-, sowie einzelne der österr. Marine. Fig. 1 ist ein Breitseitenschiff, bei dem die Geschütze auf fast die ganze Länge des Batteriedecks verteilt sind. Bei Fig. 2 sind weniger, aber schwerere Geschütze mittschiffs in einer besonders gepanzerten Kasematte, bei Fig. 3 in zwei drehbaren Panzertürmen (zu je zwei Kanonen) zusammengezogen. Fig. 4 ist der neueste Typus der deutschen Panzerkorvette. (Vgl. Tafel: Korvette und Artikel Panzerschiffe.) Fig. 5 stellt ein Panzerkanonenboot, nur mit einem sehr schweren (30½ cm) Geschütz bewaffnet, dar. Fig. 6 und 7 sind ungepanzerte, aber aus Eisen gebaute Kreuzerfregatten (eine Lage Geschütze unter Deck) neuern und ältern Modells; Fig. 8 ist eine Kreuzerkorvette (eine Lage Geschütze auf Deck); Fig. 9 ein Kreuzer (Kanonenboot 1. Klasse mit nur vier kleinen Geschützen auf Deck). Fig. 10 ist die besonders schnelle kaiserl. Jacht, welche in Kriegszeiten als Aviso (s. d.) verwendet wird. Fig. 11 und 12 stellen österr. Kasemattschiffe mit zwei und einer Lage Geschütze dar.

Ein S. mit drei Masten, an deren jedem sich Stengen, Bramstengen und Raaen befinden, heißt ein Vollschiff (s. Tafel: Schiffstypen II: Handelsschiffe, Fig. 1), und ein Mast mit Stengen, Bramstengen und Raaen ein Vollmast. S. mit zwei vollen und einem Mast, an dem sich keine Raaen, sondern nur Gaffelsegel befinden, nennt man Barken (Fig. 2), solche mit zwei vollen Masten Briggs (Fig. 3) und mit einem vollen und einem oder zwei Barkmasten Schoner (Fig. 4). Die Kuff (Fig. 5) ist ein zweimastiges, Kutter (Fig. 6) und Jacht (Fig. 7) sind einmastige S., welche nur Küstenfahrt treiben, und die man gewöhnlich mit dem Namen «Fahrzeuge» bezeichnet. Nach der Art ihrer Fortbewegung teilt man alle S. auch noch in Segel- und Dampfschiffe (s. d.) ein; letztere zerfallen wieder in Rad- und Schraubendampfer. Früher hatte man lediglich Raddampfer; jetzt wendet man dieselben nur für Flüsse oder kurze Seefahrten an, für längere Reisen jedoch vorzugsweise den Schraubendampfer (Tafel II, Fig. 8), da die den Wellenbewegungen weniger ausgesetzte Schraube sich besser bewährt.

Eine dritte Art der Fortbewegung ist die der hydraulischen Reaktion; jedoch sind bis jetzt nur wenige S. damit versehen. Hierbei besteht der Motor in einem mit großer Schnelligkeit aus dem S. strömenden Wasserstrahl, der durch mächtige Pumpen erzeugt, eine Reaktion gegen das Wasser außerbords ausübt und dadurch das S. vorwärts treibt. (S. unter Dampfschiffahrt, Bd. IV, S. 826ª und Hydromotor, Bd. IX, S. 496ª.)

In den Kriegsmarinen sind sämtliche für den Kampf bestimmte S. und Fahrzeuge ausschließlich Schraubendampfer, da Räder und ein Teil der bei Raddampfern notwendig über der Wasserlinie liegenden Maschine zu sehr durch Geschosse gefährdet werden. Die Kunst, den einzelnen Teilen eines S. die gehörige Gestalt und Verbindung zu einem zweckmäßigen Ganzen zu geben, nennt man Schiffbaukunst; dieselbe beruht auf der wissenschaftlichen, aus der Mechanik und Hydraulik abgeleiteten Untersuchung der Eigenschaften eines S., insofern diese Einfluß auf das Gleichgewicht und die Bewegung desselben haben. Der zum Schiffbau eingerichtete Platz heißt Schiffswerft, und der Platz, auf welchem ein einzelnes S. gebaut wird, eine Helling oder ein Dock. (S. Docks.) Eine Helling ist eine geneigte Fläche von Bohlen oder Mauerwerk, die über einem Balkenrostwerke lagern. Der Kiel des S. wird auf Klötze, welche Stapelklötze heißen, gelegt, und man nennt ein solches im Bau begriffenes S. auf Stapel stehend. Wenn das S. so weit fertig gebaut ist, daß es zu Wasser gebracht oder, technisch ausgedrückt, «vom Stapel laufen» kann, wird es auf eine schlittenartige Unterlage gekeilt, wodurch es von den Kielklötzen freikommt. Es werden dann die Balken, mit denen der Bau gestützt war, fortgenommen, und das dadurch frei gewordene S. gleitet auf der geneigten Helling in das Wasser. Zum Ausbessern der S. unter Wasser werden jetzt überall Docks benutzt,

wenn die Reparaturen nicht so geringfügiger Art sind, daß sie durch Taucher, deren sich auf jedem größern Kriegsschiffe mindestens einer befindet, ausgeführt werden können.

Während man in frühern Zeiten als Material zum Schiffbau ausschließlich Holz verwendete, benutzt man neuerdings immer mehr Eisen und Stahl dazu, das im Verhältnis zu seiner Stärke leichter als Holz ist, bei gleichen Dimensionen mehr Ladungsraum gibt, billiger ist und sich leichter reparieren läßt. Dagegen sinken die eisernen S. bei größern Verletzungen viel leichter als hölzerne, und die Lecke lassen sich provisorisch lange nicht so gut stopfen wie bei diesen. Um das Sinken bei Beschädigungen des Bodens zu verhindern oder so zu verlangsamen, daß möglicherweise die Besatzung gerettet werden kann, gibt man den eisernen Schiffen, namentlich den gepanzerten, einen doppelten Boden mit vielen kleinen wasserdichten Abteilungen, um das durch das Leck eindringende Wasser auf einen kleinen Raum zu beschränken, und durchzieht jene der Länge und Quere nach außerdem mit eisernen Wänden, den Längs- und Querschotten. Die Zahl der letztern beträgt bei Panzern gewöhnlich 8—9 und kann einer der dadurch gebildeten Räume voll Wasser laufen, ohne daß das Schiff sinkt. Während in frühern Zeiten gesunkene S. stets als gänzlich verloren betrachtet wurden, hat jetzt die vorgeschrittene Technik die Mittel gefunden, sie wieder zu heben, wenn die Lage nicht zu ungünstig und zu tief ist. Ein bestimmtes System wird dabei nicht verfolgt, sondern man richtet sich nach den Umständen; jedoch ist es am allgemeinsten, die Lecke vorher so gut wie möglich zu stopfen, die übrigen Öffnungen zu schließen, dann mit Hilfe mächtiger Pumpen das Wasser aus dem S. zu pumpen und es so aufschwimmen zu lassen. Oder man bringt durch Taucher Ketten, resp. Taue unter das S. und sucht es mit mächtigen Hebewerken zu heben.

Schiff heißt in der kirchlichen Baukunst der im Erdgeschoß befindliche, bei prot. Kirchen meist für die Frauenstühle bestimmte größere Teil des Kirchenraums, der sich von dem Eingange oder dem Turme bis an das Chor erstreckt und die Kanzel nebst Orgelbühne enthält. Je nachdem dieser Raum der Länge nach durch Säulen- oder Pfeilerreihen in mehrere Abteilungen geteilt ist oder nicht, unterscheidet man zwei-, drei- und mehrschiffige, beziehungsweise einschiffige Kirchen oder Mittel- und Seitenschiffe. Diese Langschiffe werden bei kreuzförmiger Gestaltung des Grundrisses wieder durch Quer- oder Kreuzschiffe unterbrochen. In der Durchschneidung der beiden Mittelschiffe bildet sich dann die sog. Vierung oder das Transsept aus, über dem sich nicht selten ein Turm (Dachreiter) oder eine Kuppel erhebt.

Schiffahrt ist entweder Binnenschiffahrt, wenn sie auf Landseen, Flüssen und Kanälen, oder Küstenschiffahrt (frz. cabotage), wenn sie zwischen benachbarten Seestädten eines und desselben Landes, oder Seeschiffahrt, wenn sie auf der offenen See betrieben wird. Durch die S. wird nicht allein der Handel befördert, sondern sie hat auch wesentlich beigetragen zur Bereicherung des menschlichen Wissens, und ihre Geschichte ist zugleich die Geschichte des Völkerverkehrs und der Ausbreitung der Civilisation. Die Phönizier werden für die ersten Meister der S. gehalten. Dieselben unternahmen weite Handels- und Entdeckungsreisen, hüllten sie aber stets in Geheimnis. Wahrscheinlich haben sie schon Afrika umschifft. Nächst ihnen waren die Inselgriechen, die kleinasiat. Jonier, vorzüglich aber die Karthager im Altertum wegen ihrer S. berühmt. Im Mittelalter zeichneten sich die Normannen durch ihre kühnen Fahrten zur See aus, die sogar bis Amerika gingen, späterhin besonders die ital. Seestaaten, Venedig, Genua, Pisa und das dalmatische Ragusa. Nach Erfindung der Magnetnadel und des Kompasses konnten sich die Seefahrer mit größerer Sicherheit auf den Ocean wagen. Wesentlich wurde später die S. gefördert durch die Erfindung des Oktanten und Sextanten durch Halley, die Vervollkommnung der See-Uhren durch Harrison und die von G. Mercator (s. d.) verbesserten Seekarten. Die Entdeckung beider Indien gab Anlaß, die S. mit größerm Eifer zu betreiben; Spanier, Portugiesen, Engländer und Holländer suchten sie von jener Zeit an zur höchsten Vollkommenheit zu bringen. Die mehr und mehr sich ausbildende Schiffbau- und Schiffahrtskunst verminderten die frühern Gefahren der S. um vieles, sodaß die Europäer die wichtigsten Entdeckungen und Eroberungen machen und den Handel besonders zu hohem Flor bringen konnten. (S. Handel.) Gegenwärtig sind die Engländer durch ihre vortrefflichen Häfen, durch ihre geogr. Lage, ihre reichen Kolonien und ihre gewaltige Seemacht in dem Besitz der größten und einträglichsten S. und der meisten Kauffahrtei- und Kriegsschiffe unter allen Nationen Europas. Dagegen sind Holland, Portugal und Spanien, die ehemals England den Rang streitig machten, von ihrer Höhe herabgesunken. Die Franzosen, deren S. in neuerer Zeit wieder bedeutend gestiegen, erwarben sich insbesondere das große Verdienst, die ersten Schulen zur Bildung von Seeoffizieren angelegt und die Schiffskunst zuerst auf wissenschaftliche Regeln gebracht zu haben. Besondere Beachtung verdient gegenwärtig auch die großartige Entwickelung der nordamerik. Marine; sie ist an Zahl der Schiffe und Tonnengehalt die zweitgrößte, während die deutsche Handelsschiffahrt den dritten Rang unter den seefahrenden Nationen einnimmt. Im allgemeinen erfuhr die S. die wesentlichste Umgestaltung und Erweiterung durch die Erfindung des Dampfschiffs (s. d.) und die Anwendung der Propellerschraube (s. d.). Vgl. Benedict, «Versuch einer Geschichte der S. und des Handels der Alten» (Lpz. 1806); Heeren, «Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der Alten Welt» (5. Aufl., 5 Bde., Gött. 1824—26); Lindsay, «History of merchant shipping» (4 Bde., Lond. 1874—75).

Schiffahrtsabgaben, die Abgaben, welche für die Benutzung der Schiffahrtsanstalten erhoben werden; die wichtigsten derselben sind die Hafengelder (s. d.). Auf allen natürlichen Wasserstraßen dürfen in Deutschland Abgaben nur für die Benutzung derartiger Anstalten erhoben werden, die zur Erleichterung des Verkehrs bestimmt sind; die Erhebung anderer Abgaben ist von Reichs wegen untersagt. (Reichsverfassung, Art. 54, Abs. 4.)

Schiffahrtsgesetze heißen die gesetzlichen Normen, welche den Betrieb des Schiffahrtsgewerbes eines Landes regulieren. Während aber die Binnenschiffahrt bisher wesentlich durch die Gesetze der einzelnen deutschen Staaten geregelt ist (obwohl der Flößereibetrieb und Schiffahrtsbetrieb auf den mehrern Staaten gemeinsamen Wasserstraßen von

Reichs wegen normiert werden kann; Reichsverfassung, Art. 4, Nr. 9), untersteht die Seeschiffahrt vollständig der Reichsgesetzgebung. (Reichsverfassung Art. 4, Nr. 7, Art. 54.) Das Reich hat danach das Verfahren zur Ermittelung der Ladungsfähigkeit der Seeschiffe zu bestimmen, die Schiffscertifikate zu regeln und die Bedingungen festzustellen, von welchen die Erlaubnis zur Führung eines Seeschiffs abhängig ist. Die wichtigsten Schiffahrtsgesetze, abgesehen von dem 5. Buche des Deutschen Handelsgesetzbuchs, sind: Gesetz vom 25. Okt. 1867, betreffend die Nationalität der Kauffahrteischiffe; Gewerbeordnung, §§. 31, 34, 40, 53; Seemannsordnung vom 27. Dez. 1872; Strandungsordnung vom 17. Mai 1874; Gesetz vom 27. Juli 1877, betreffend die Untersuchung von Seeunfällen; Not- und Lotsensignalordnung vom 14. Aug. 1876; Gesetz vom 22. Mai 1881, betreffend die Küstenschiffahrt; zwei kaiserl. Verordnungen vom 23. Dez. 1871 und 15. Aug. 1876, betreffend die Schiffskollisionen. Vgl. Stabenow, «Sammlung der Deutschen S.» (Lpz. 1875).

Schiffahrtskanäle sind künstliche, für Schiffahrtszwecke hergestellte Wasserläufe. Sie erhalten ein äußerst geringes oder gar kein Gefälle, sodaß das Wasser in ihnen nur eine unmerkliche Strömung hat oder ganz horizontal steht. Die Schiffe müssen nach beiden Richtungen gezogen werden. Die Kanäle folgen den Erhöhungen und Vertiefungen des Bodens, indem dieselben aus einzelnen verschieden hoch angelegten Strecken (Haltungen) mit ganz oder nahezu horizontaler Sohle bestehen, welche untereinander durch Schleusen oder schiefe Ebenen verbunden sind. Wird der Kanal im Flußgebiete parallel zum Flusse gelegt, so nennt man ihn Lateralkanal; verbindet er zwei oder mehrere Flußgebiete miteinander, indem er die zwischenliegenden Wasserscheiden übersetzt, wird er Kanal mit Scheitelstrecken genannt. Der Lateralkanal bietet gegenüber dem schiffbaren Flusse, derselbe mag kanalisiert sein oder nicht, mehrfache Vorteile, insbesondere: 1) Gleichgünstige Ausnutzung der aufzuwendenden Zugkraft für die Berg- und Thalfahrt. 2) Vollständig geregelte Ufer. Man kann an jedem Punkte mit dem Schiffe halten, dort eventuell ohne große Einrichtung laden und löschen, was insbesondere für den Verkehr landwirtschaftlicher Produkte von hohem Wert ist. 3) Vollständige Unabhängigkeit von den Wasserständen und Hochwassern im Flußgebiete. Der Kanal steht, die Zeit, in welcher er eingefroren ist, ausgenommen, das ganze Jahr der Schiffahrt offen. 4) Die Möglichkeit besserer Ausnutzung für Be- und Entwässerung des umliegenden Terrains, insbesondere, wenn man die Kanäle in die höher gelegenen Abdachungen der Thalsohle legt. 5) Billigere und einfachere Erhaltung der Wasserstraßen. Die angegebenen Vorteile lassen es erklärlich erscheinen, daß so häufig die Anlage eines Lateralkanal der Kanalisierung des Flusses selbst vorgezogen worden ist. Man findet parallel zur Marne, Aisne u. s. w. Lateralkanäle, obwohl die Flüsse selbst, wenn auch in ungenügender Weise und nur bei größern Wasserständen, zur Schiffahrt geeignet sind. 6) Endlich ist in vielen Fällen eine Kanalisierung des Flusses der großen Wehr- und Uferschutzbauten wegen meist bedeutend kostspieliger als die Anlage eines Lateralkanals.

Profil-Ausmaße. Die Ausmaße der Profile bestehender Kanäle weisen große Unterschiede auf und sind im Interesse des durchgehenden Verkehrs Übereinstimmungen erforderlich. Unter den Vertikaldimensionen ist insbesondere der normale Tiefgang der Schiffe, die Höhe der Unterkante der Brücken über dem Wasserspiegel, für die Horizontaldimensionen sind die lichte Weite der Schleusen und die nutzbare Länge derselben von Bedeutung. Die Höhe der Unterkante fester Brücken über dem Wasserspiegel wurde von dem Technikerkongreß mit 4,5 m Min. empfohlen. In Bezug auf die Feststellung der Normaltype für den Umbau bestehender und den Bau neuer Kanäle und künstlicher Wasserstraßen bestehen wohl nicht überall einheitliche Grundsätze. In Frankreich war es die Kommission für Eisenbahnen und Verkehrswege, welche 1874 von der Nationalversammlung zur Beratung der Maßregeln behufs Abhilfe der Transportkrisis eingesetzt wurde und die sich mit dieser Frage in eingehendster Weise beschäftigte; in Deutschland waren es die Technikerkongresse des Centralvereins für Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt, welche neuerdings Typen festsetzten. Stellt man nun die franz. Type der deutschen Type gegenüber, so erhält man die Abmessungen in Metern:

Dimensionen	französische Type	deutsche Type I. Kl.
Wassertiefe im Kanal	2,0	2,0
Drempeltiefe unter Wasserspiegel	2,0	2,5
Schleusenbreiten	5,2	7,0
Schleusen, nutzbare Länge	38,5	57,5
Leinpfade	überall	überall
Sohlenbreite im Kanal	—	16,0

Die Mittellinie eines Kanals pflegt sich, wie bei Straßen und Eisenbahnen, aus geraden Linien und Kreisbögen (Kurven) zusammenzusetzen. In Betreff der erstern gilt die leicht zu befolgende Regel, daß die Längen der einzelnen geraden Strecken nicht zu groß sein sollten, weil der Wellenschlag und das Auftreiben des Wassers durch Wind mit der Länge derselben zunimmt. Die Radien der Kurven richten sich nach der Länge der Schiffe. Bei einer Schifflänge von 34,50 m hat man auf dem Rhein-Marne-Kanal Radien von 100 m, aber auch größere (bis zu 1200 m) zur Anwendung gebracht. Bei ältern franz. Kanälen kommen nicht selten Radien von 30 bis 40 m vor. Um die Beweglichkeit der Schiffe in den Kanälen zu sichern, wird die Breite derselben vergrößert, je kleiner der Krümmungsradius ist, bei scharfen Biegungen kann nötigenfalls eine bassinartige Erweiterung angeordnet werden. Um den Übergang des Schiffs von einem Niveau zum andern zu vermitteln, bedient man sich verschiedener Vorrichtungen und zwar: 1) der Schleusen mit festen Kammern (Schiffahrtskammerschleusen), s. Schleusen; 2) hydraulischer Schleusen (s. Schleusen); 3) schiefer Ebenen (s. d.).

Das Prinzip der schiefen Ebenen besteht darin, daß zwischen den Endpunkten der zu verbindenden Haltungen eine Bahn angelegt wird, auf welcher eigens konstruierte Wagen rollen, welche entweder eine Kammer tragen, in der das Schiff schwimmt (1839 Monkland-Kanal), oder das Schiff direkt außer Wasser transportieren (1788 bei Ketley, sowie Coalsport, Stropshire, 1825 beim Moris-Kanal und in ganz vorzüglicher Weise seit 1845 auf dem Oberländischen Kanal in Preußen). Die Ebenen

setzen sich entweder mit konstantem Gefälle von dem Unterkanal bis zum Oberkanal fort, wobei sie nicht unmittelbar in den letztern, sondern in eine mit diesem verbundene Schleusenkammer eintreten, die abwechselnd mit Wasser gefüllt und geleert wird, oder es befindet sich zwischen beiden ein erhöhter Rücken, der von den Wagen mit den Schiffen überstiegen werden muß.

Die Wasserverluste einer bestehenden Wasserstraße lassen sich auf folgende Ursachen zurückzuführen: 1) Versickerung. Sie ist eine Funktion der Bodenbeschaffenheit und der Tiefe des Kanals und kann durch Dichtungsmittel vermindert werden. 2) Verdunstung. Sie tritt insbesondere in den Sommermonaten ein. Der Verlust ist im allgemeinen gering; holländ. Ingenieure schätzen den Verlust, welchen ein Kanal an den Oberflächen und an beiden Ufern erleidet, auf 90 cm Wasserhöhe. 3) Verlust an den Schleusen. Er ist wieder eine Funktion der Bauart der Schleuse. 4) Eine weitere Quelle des Wasserverlustes entspringt aus der Undichtheit der Thore; 5) Besondere Verluste treten endlich bei Neufüllung und Wiederfüllung der Kanalstrecke ein. Kanäle werden aus Sammelgebieten, Brunnen, Quellen, Bächen gespeist und ihre Versorgung bedingt dieselben Fragen betreffs Regenmenge, Bedarf, Ersatz, welche bei Wasserversorgungen zur Lösung gelangen. Graeff («Construction des canaux et de chemin de fer», S. 223) rechnet bei einem normalen täglichen Verlust von 0,4 bis 0,6 cbm für den laufenden Monat täglich kurz nach Einlassen des Wassers 1,2—1,5 cbm und während der ersten Monate des Kanalbetriebes 0,8 bis 1 cbm. Ein in normalem Zustande befindlicher Kanal ohne Zu- und Abfluß zeigt nach Minord immerhin eine tägliche Senkung des Wasserspiegels von 3 bis 4 cm.

Die ältesten S. finden sich seit vier Jahrtausenden in China, wo sie Abzweigungsgerinne der Flüsse bilden, die meist in Ausdämmungen die Landfläche überragend quer durch diese geführt sind. Der erst im 7. Jahrh. n. Chr. vollendete Kaiserkanal ist 250 Meilen lang, 60—300 m breit bis 3 m tief, verbindet den Weißen, Blauen und Gelben Fluß und ist die Hauptverkehrsader dieses Reichs. Zur Überwindung der Höhenunterschiede finden sich geneigte Ebenen von etwa 2 m Höhe, an welchen durch eine Schütze das Wasser der höher liegenden Wasserhaltung rückgestaut, durch Aufziehen der Schütze das Fahrwasser gehoben wird. Die Bewegung der Fahrzeuge an denselben erfolgt durch Aufziehen mittels Seilen, wozu 16—20 Mann verwendet werden.

Weitere Bauten findet man in Ägypten. Schon 1600 Jahre v. Chr. soll Sesostris die Idee zur Verbindung des Mittelmeers mit dem Arabischen Meere gegeben haben. (S. Suezkanal.) Im 13. Jahrh. v. Chr. gruben die Ägypter vom östl. Nilarm einen Kanal nach Osten, der später gegen das Rote Meer verlängert wurde. Herodot gibt fünf natürliche und zwei künstliche Kanäle des Nildeltas an, die er als Hauptwege bezeichnet.

An und neben den Hafenbauten der Römer finden sich Kanäle. Ein solcher verband den Hafen von Ostia (630 v. Chr. erbaut) später mit dem Tiber. Ein anderer verband die Donau zwischen Tschernawoda und Küstendsche mit dem Meere. Sie planten und begannen die Durchbrechung der Landenge von Suez. Marius (300 v. Chr.) setzte durch einen Kanal den Rhône mit dem Golf von Foz in Verbindung. Claudius Drusus (12 v. Chr.) ließ als Hilfsmittel zur Besiegung der Friesen am untern Rhein eine künstliche Wasserstraße in die westf. Yssel und eine solche zur Verbindung des Rheins mit der Nordsee ausführen. In Deutschland plante und begann Karl d. Gr. (768—814) die Verbindung der Donau mit dem Rhein. Großartiges leisteten später die ital. Republiken, die Holländer, ihnen folgten die Franzosen und Engländer. In Frankreich sind fast alle größern Flüsse durch Kanäle miteinander verbunden. Besonders zu nennen sind: der Kanal von Nivernais (zwischen Loire und Yonne) wegen der großartigen Arbeiten auf seiner Scheitelstrecke; der unter Ludwig Philipp erbaute Rhein-Rhônekanal, 315 km lang mit 172 Schleusen, der Kanal von Languedoc oder Canal du Midi, 244 km lang mit über 100 Schleusen zwischen dem Mittelmeer und Atlantischen Ocean, der Canal du Centre, von St.-Quentin, der Rhein-Marnekanal, 315 km lang mit 180 Schleusen u. a. Die franz. Kanäle sind großenteils in der Hand des Staats. Im J. 1873 besaß Frankreich 2736 km eigentliche S. und 536 km andere schiffbare Kanäle mit fließendem Wasser. Seit 1881 ist der Ostkanal zwischen Maas und Saône im Bau begriffen.

Da sich England dem Eisenbahnbau am frühesten zuwendete, findet man dort das Kanalnetz nicht so ausgebildet, wie man vielleicht bei seinem regen Industrie- und Handelsleben erwarten würde. Als Seeschiffahrtskanal zu erwähnen ist der Caledonische Kanal, der Schottland quer durchsetzt. Nach von Weber beträgt die Länge der Kanäle Englands 3000 km. Sie sind durchweg in den Händen von Privatgesellschaften.

Belgien und die Niederlande hatten 1878 2240 km Kanäle mit 220 Kammerschleusen, sodaß diese Länder von einem dichtern Kanalnetz überzogen sind als irgend ein anderes Land. Trotz der verhältnismäßig geringen Länge, 258 km, sind die Kanäle Schwedens von hervorragender Wichtigkeit wegen der bedeutenden Höhenunterschiede, die in ihnen vorkommen. Besonders zu nennen sind der Trolhätta- und der Götakanal. Unter den Kanälen Rußlands ist der 110 km lange Ladogakanal mit 82 Schleusen zu nennen, der die Wolga, beziehungsweise Wolchow mit Schlüsselburg und damit Ostsee und Kaspisches Meer verbindet. Eine großartige Kanalentwickelung findet sich auch in Amerika. Daselbst fanden sich 1870 81 Kanäle mit insgesamt 7580 km Länge.

In Deutschland ist Mittel- und Süddeutschland wegen der örtlichen Verhältnisse dem Kanalbau sehr ungünstig. In Norddeutschland sind zu nennen der aus dem 14. Jahrh. stammende Stecknitzkanal, aus dem 17. Jahrh. der 24 km lange Friedrich-Wilhelmskanal zwischen Spree und Oder und der Finowkanal zwischen Oder und Havel mit 45 km Länge und 15 Schleusen. Außer dem Bau des Plauenschen Kanals zwischen Havel und Elbe, wurden unter Friedrich d. Gr. Elbe, Oder und Weichsel miteinander verbunden. Im J. 1785 wurde der auch für kleinere Seeschiffe verwendbare Schleswig-Holsteinsche Kanal beendet. Diesem Jahrhundert gehören an, der Main-Donaukanal (Ludwigskanal), 141 km lang und 87 Schleusen; der Elbing-Oberländische Kanal, 175 km lang; der König-Wilhelmkanal, 51 km lang zwischen der Stadt Memel und dem Memelfluß, eine Reihe von Kanälen im Havel-

gebiet und endlich der 74 km lange Ems-Jadekanal zwischen Emden und Wilhelmshaven. Mit der Gewinnung von Elsaß-Lothringen fielen der Saarkohlenkanal, sowie auch Teile des Rhein-Marne- und Rhein-Rhônekanals an Deutschland.

Als großartigste unter die maritimen Schiffahrtskanäle gehörige Werke sind aus neuester Zeit zu nennen der Suezkanal (s. d.) und die allerdings noch nicht vollendeten Kanäle durch den Isthmus von Korinth und die Landenge von Panamá, sowie der projektierte und bereits vom Deutschen Reichstag bewilligte Nord-Ostseekanal.

Schiffahrtskunde oder Nautik heißt in der engern Bedeutung die Steuermannskunst (s. Steuermann), im weitern Sinne die Kenntnis dessen, was bei der Schiffahrt zu wissen nötig ist. Dahin gehören, außer den Hilfswissenschaften, wie Geographie, Astronomie, Mathematik, Physik, Chemie, Mechanik und Handelswissenschaften, nächst der Steuermannskunst im engern Sinne, die Schiffbaukunst, Maschinenkunde, Elektrotechnik, Kenntnis des Seerechts, des Seekriegs und insbesondere die Bekanntschaft mit den früher von andern zu Wasser gemachten Erfahrungen. Diejenigen Hilfswissenschaften, welche nicht mit der Steuermannskunst im engern Sinne zusammenhängen (von den obengenannten stehen zu dieser nur die drei erstern in Beziehung), werden nur von den Offizieren der Kriegsschiffe, nicht aber von den Steuerleuten, resp. Schiffern der Handelsmarine gefordert. Vgl. Freeden, «Handbuch der Nautik» (Oldenb. 1864); Werner, «Die Schule des Seewesens» (Lpz. 1866); Albrecht und Vierow, «Lehrbuch der Navigation und ihrer mathem. Hilfswissenschaften» (4. Aufl., Berl. 1873); «Handbuch der Navigation» (2. Aufl., Berl. 1881) und «Handbuch der nautischen Instrumente» (Berl. 1882), beide herausgegeben vom Hydrographischen Amt der kaiserl. Marine.

Schiffahrtsordnung nannte man früher die Schiffahrtsgesetze (s. d.) überhaupt; jetzt versteht man darunter meistens nur die Polizeiverordnungen, welche den Schiffsverkehr besonders innerhalb der Häfen regulieren.

Schiffahrtsschulen oder Navigationsschulen nennt man diejenigen Lehranstalten, auf denen die Seeleute den zur Navigierung eines Schiffs nötigen theoretischen Unterricht empfangen. Die Zöglinge lernen daselbst mit den nötigen Beobachtungsinstrumenten umgehen und die gemachten Beobachtungen und Messungen von Gestirnshöhen berechnen, zum Zwecke der Ortsbestimmung durch Länge und Breite. Diese Berechnungen gründen sich sämtlich auf die Mathematik, namentlich auf ebene und sphärische Trigonometrie. Deshalb soll die Mathematik auch den Hauptgegenstand des Unterrichts auf den S. bilden. Der Kursus dauert 18 Monate, wovon 12 Monate auf die Steuermanns- und 6 Monate auf die Schifferklasse kommen. Ehe die Schifferklasse von den Schülern besucht werden darf, müssen sie nach Absolvierung der Steuermannsklasse und abgelegtem Examen 18 Monate als Steuermann zur See gefahren haben. Die Aufnahme in die S. setzt eine praktische Vorbildung an Bord eines Kriegs- oder Handelsschiffs von 48 Monaten Seefahrtszeit voraus.

Schiffahrtsverträge sind eine Untergattung der Handelsverträge (s. d.) und erstrecken sich wesentlich auf die Begünstigungen, welche die sie abschließenden Staaten einander in ihrer Schiffahrt und den auf derselben lastenden Abgaben und Förmlichkeiten bewilligen. Sofern die betreffende Flagge den unter ihr eingehenden Gütern niedrigere Zölle herbeiführt, geben die bezüglichen Verträge den Anlaß zu Differentialzöllen (s. d.). Wie mit dem Eintritt der früher vermißten Sicherheit der Personen und ihres Verkehrs die ursprüngliche Veranlassung zu Handelsverträgen überhaupt fast überall hinwegfiel, trat auch das erste Motiv zu S. mehr und mehr in den Hintergrund, und gegenwärtig beruht dasselbe hauptsächlich in dem Prinzip der Differentialzölle. Bevorzugungen, welche der Schiffahrt der einen Nation gewährt werden, also Benachteiligungen dritter Nationen, rufen natürlich auf andern Seiten das Bestreben hervor, jene Vorteile auch der eigenen Nation zu gewinnen und daher Gegenerleichterungen zu gestatten, deren Verallgemeinerung endlich den Anlaß zu solchen Verträgen ganz aufheben muß. Das Deutsche Reich hat zahlreiche S., auch Schiffahrts- und Freundschaftsverträge genannt, mit andern Staaten abgeschlossen.

Schiffbau, s. unter Schiff.

Schiffbruch. Im allgemeinen versteht man unter S. jede schwerere, durch die Elemente herbeigeführte Beschädigung eines Schiffs, bei der das Leben der Besatzung in Gefahr kommt. Die häufigste Art des S. ist das Stranden, wobei das Fahrzeug durch die Gewalt des Sturms und der Wellen an die Küste geworfen und dort meist nach kurzer Zeit zertrümmert wird. Gleichbedeutend mit Stranden ist Scheitern, nur daß sich dieses mehr auf das Auflaufen auf Klippen bezieht. Eine besondere Art des S. ist das Kentern oder Umwerfen des Schiffs durch einen plötzlichen Windstoß. Es tritt ein, wenn der Schwerpunkt zu hoch liegt und die Segel nicht zeitig genug fortgenommen werden, oder wenn die Ladung aus leicht verschiebbaren Stoffen, wie Getreide, Salz u. s. w., besteht und nicht Vorkehrungen getroffen sind, um bei schiefer Lage des Schiffs das Übergehen der geladenen Gegenstände nach einer Seite zu verhindern. Jedoch sind nicht immer die Elemente schuld am S.; oft wird er auch durch Nachlässigkeit oder Unwissenheit herbeigeführt, wenn der Ort des Schiffs nicht genau ermittelt und ein falscher, auf die Küste oder auf Untiefen führender Kurs gesteuert wird. Die Zahl der Schiffbrüche ist sehr groß. In den engl. Gewässern allein kommen durchschnittlich jährlich über 1000 vor, und im ganzen kann man die Zahl auf 6—8000 jährlich veranschlagen. Oft vernichtet ein einziger Wirbelsturm in der Nordsee und dem Kanal einige hundert Fahrzeuge.

Schiffbrücken haben eine auf Schiffsgefäßen (gewöhnlich Pontons genannt) ruhende Fahrbahn, s. Brücke und Kriegsbrücken.

Schiffchen (botan.), s. Kiel.

Schiffchen, in der Weberei soviel wie Schütze; bei Nähmaschinen (s. d.) ein dem Weberschiffchen oder Schützen ähnlich geformter Teil.

Schiffchenmaschine, derjenige Konstruktionstypus der Nähmaschinen (s. d.) für Doppelsteppstich, bei welchem der auf eine Spule gewickelte Unterfaden in einem Schiffchen liegt.

Schiffer oder Schiffskapitän ist der verantwortliche Leiter eines Schiffs. Verantwortlich ist er nicht nur dem Reeder, welcher ihn anstellte und jederzeit abberufen kann, sondern auch den Ladungsinteressenten, den Mitgliedern der Besatzung und den Schiffsgläubigern für die Beobachtung der ihm

nach dem Gesetz obliegenden Verpflichtungen. Denn die Stellung des S. ist nicht die eines gewöhnlichen kaufmännischen Gehilfen, vielmehr kann er genötigt sein, auch gegen den Befehl und gegen das Interesse seines Prinzipals vorzugehen. Er ist verpflichtet, stets nach bestem Wissen mit der Sorgfalt eines ordentlichen S. zu handeln und muß insbesondere für den seetüchtigen Zustand des Schiffs, für die gehörige Ladung und Löschung desselben sorgen, er darf während der Reise nicht ohne Not und nicht ohne für gehörige Vertretung zu sorgen, das Schiff verlassen, muß die Führung des Schiffsjournals beaufsichtigen, eine etwa nötige Verklarung (s. d.) bewirken u. s. w. Auch ist er verpflichtet, dem Reeder allen Gewinn der Reise, auch den außergewöhnlichen (Primagen und Kaplaken) abzutreten und darf nicht für eigene Rechnung Güter im Schiffe verladen. Der S. ist Bevollmächtigter des Reeders; zwar kann er im Heimatshafen ohne Spezialvollmacht nur Heuerverträge (s. d.) abschließen, außerhalb dieses Hafens jedoch alle Rechtsgeschäfte, welche die Ausführung der Reise mit sich bringt; lediglich den persönlichen Kredit des Reeders zu engagieren, gilt er nicht als befugt. Auch als Bevollmächtigter der Ladungsinteressenten kann er während der Reise mit gleicher Beschränkung fungieren. Gegenüber der Schiffsbesatzung steht ihm eine ausgedehnte Disciplinargewalt zu, und an den Rat der Schiffsoffiziere sich zu halten, ist er niemals verbunden. Der S. hat Anspruch auf angemessene Naturalverpflegung, die vertragsmäßig bedungene Heuer und sonstige Emolumente. Zur Ausübung des Schiffereigewerbes ist die Absolvierung staatlicher Examina nach Ausführung größerer Seereisen erforderlich; diese Ausübung kann dem S. später durch ein Urteil des Seeamts untersagt werden (sog. Entziehung des Patents).

Schifferinseln (Navigatoren), polynesische Inselgruppe, s. Samoa-Inseln.

Schifferstadt, Pfarrdorf im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Speier, rechts am Rehbach, Station der Linien Neunkirchen-Worms und S.-Speier-Germersheim der Pfälzischen Ludwigsbahn, zählt (1885) 4867 meist kath. E. und hat Dampfmahlmühlen und starken Tabaksbau.

Schiffhobel (frz. rabot cintré, engl. compass-plane), ein Hobel, dessen Form an diejenige eines flachgebauten Schiffs erinnert. (S. unter Hobel.)

Schiffmühle (frz. moulin sur bateau, engl. ship-mill), ein in der günstigsten Strömung eines Flusses verankertes, außerdem durch Taue am Ufer befestigtes Fahrzeug, welches aus zwei prahmartig

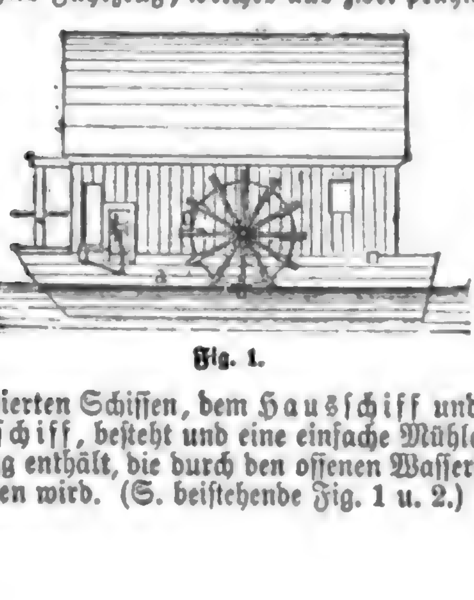


Fig. 1.

konstruierten Schiffen, dem Hausschiff und dem Wellschiff, besteht und eine einfache Mühleneinrichtung enthält, die durch den offenen Wasserstrom betrieben wird. (S. beistehende Fig. 1 u. 2.) Das die eigentliche Mühle tragende Hausschiff a bildet den einen, das mit diesem durch Balkenwerk fest verbundene Wellschiff b den andern Auflagerpunkt der Mühlradwelle d. Das Mühlrad, Schiffmühlenrad, das durch den Stoß des fließenden

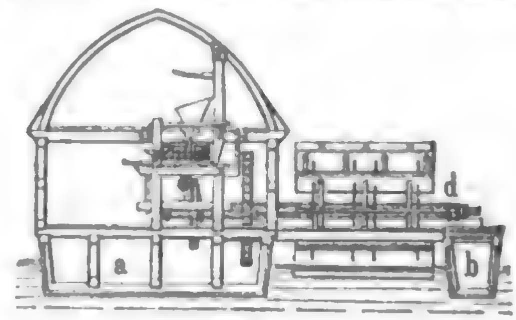


Fig. 2.

Wassers bewegt wird, ist ein unterschlächtiges Wasserrad (s. unter Wassermotoren) mit radial gestellten Schaufeln, deren jede an der Welle durch besondere Arme befestigt ist, welch letztere untereinander durch Zugstangen verstrebt sind.

Schiffpfund oder **Schiffspfund,** ein Handels- und Frachtgewicht in Nordeuropa, jetzt nur noch in Finland und Dänemark von gesetzlicher Geltung. In ersterm Lande hat das S., wie früher in Schweden, 20 Liespfund zu 20 Pfd., also 400 Pfd. = 170,030 kg; während das dänische S. in 20 Liespfund zu 16 Pfd., also 320 Pfd. = 160 kg eingeteilt wird. Auch in Norwegen, Livland, Hamburg, Lübeck und Preußen war früher das S. üblich, aber von verschiedener Schwere.

Schiffsartillerie, s. u. Artillerie, Bd. II, S. 25[b]; vgl. auch Marineartillerie.

Schiffsbesatzung heißt die Gesamtheit der auf einem Seeschiffe angestellten Personen. Dahin gehört 1) der Schiffer (s. d.); 2) die Steuermänner oder Offiziere, d. h. die zu höhern nautischen Diensten auf dem Schiffe angestellten Personen, welche ihre Befähigung hierzu durch staatliche Examina dargethan haben; 3) die Schiffsmannschaft, d. h. die zu niedern nautischen Diensten auf dem Schiffe angestellten Personen (Matrosen, Schiffsjungen); 4) die übrigen, aber zu nichtnautischen Diensten auf dem Schiffe angestellten Personen (Arzt, Zimmermann, Maschinist u. s. w.). Die unter 2—4 genannten Personen pflegt man auch als Schiffsmannschaft im weitern Sinne zu bezeichnen, indem man darunter alle Schiffsangestellten mit Ausnahme des Schiffers versteht, und die rechtlichen Verhältnisse dieser Personen sind sowohl in staatsrechtlicher wie in privatrechtlicher Beziehung geregelt durch die Deutsche Seemannsordnung vom 27. Dez. 1872. Zur Kontrolle derselben dienen die Seemannsämter (s. d.), welche die Musterrollen führen und eine Gerichtsbarkeit mit provisorischer Wirkung ausüben. Der von den Mitgliedern der S. mit dem Reeder geschlossene Vertrag heißt Heuervertrag (s. d.).

Schiffsbohrwurm, s. Bohrwurm.

Schiffsboot, s. Argonaute und Nautilus.

Schiffsdirektor, Schiffsdisponent oder Korrespondentreeder heißt der Bevollmächtigte und Geschäftsführer einer Reederei (s. d.).

Schiffseiche, s. unter Eichen.

Schiffsfreunde, die Mitglieder einer Reederei.

Schiffsgeschütze, zur Bewaffnung der Kriegsschiffe dienend, kommen im Seegefecht und bei

Küstenangriffen zur Verwendung. Sie kämpfen von schwimmenden beweglichen Aufstellungen aus, wie sie die Decks der Schiffe bieten. Die Manöver des eigenen Schiffs, wie derjenigen des Gegners bedingen fortdauernde Änderungen in der Lage der Kämpfenden zueinander und in den Entfernungen. Flache Flugbahnen versprechen den besten Erfolg, weshalb in der Bewaffnung der Kriegsschiffe fast nur die Kanonen und zwar mit großen Ladungen vertreten sind. Die Ziele sind meistens von bedeutender Widerstandsfähigkeit (Panzer), weshalb große Kaliber mit schweren Geschossen von großer Durchschlagskraft vorherrschen. Den Eigentümlichkeiten der verschiedenen Gattungen der Kriegsschiffe in Bezug auf Zweck, Tragfähigkeit und Raumverhältnisse Rechnung zu tragen, ist man nur durch eine große Zahl verschiedener Geschützkaliber und innerhalb der einzelnen Kaliber durch verschiedene Rohrlängen und Gewichtsklassen im Stande. Die beschränkten Raumverhältnisse, wie die eigentümlichen Bewegungen der Schiffe bedingen besondere Lafetteneinrichtungen. Ein Stellungswechsel der Geschütze ist so gut wie ausgeschlossen. Die Armierung größerer Boote erfolgt durch leichte Kanonen, die behufs Verwendung als Landungsgeschütze auch in eine Art von Feldlafette eingelegt werden. In neuester Zeit sind auf allen Flotten Revolverkanonen (s. Kartätschgeschütze), namentlich zur Abwehr von Torpedo-Angriffen, zur Einführung gelangt.

Die deutsche Marine hatte bis 1882 folgende Geschütze: 30,5, 28, 26, 24, 21, 17, 15, 12,5, 8,7 cm-Kanonen und 8 cm-Bootskanonen, darunter die 26 bis 15 cm als lange und kurze, erstere mit 22 bis 25, letztere mit 19 bis 20 Kaliber Rohrlänge. Seit 1882 ist ein neues System von Rohren mit Längen von 30 und 35 Kaliber mit Geschossen von 3,5 und 4 Kaliber Länge und Ladungsquotienten bis ein Drittel hinzugetreten, welches erhöhte Geschwindigkeit, günstigere Gestaltung der Geschosse zur Überwindung des Luftwiderstandes, wesentlich erhöhte Geschoßwirkung und Trefffähigkeit als entscheidende Vorzüge besitzt, die allerdings mit einem erhöhten Rohrgewicht (desselben Kalibers) erkauft werden. Hiervon existieren bis jetzt 28, 24, 21, 15 und 10,5 cm-Kanonen. Von den genannten Kalibern der Marine ist das 30,5 cm für die Panzerkanonenboote, das 26 cm für die Panzerschiffe bestimmt. Die ältern Panzerschiffe führen 24 und 21 cm-Kanonen. Auf der Kreuzerflotte kommen 15 cm- und kleinere Kaliber vor. Seit 1881 ist die 3,7 cm-Revolverkanone eingeführt.

Die österreichische Marine hat 12, 15, 21, 24, 26 und 28 cm-Kanonen, außerdem als Bootskanonen die Kaliber der Feldartillerie.

Die Lafetten der S. müssen eine gedrängte Konstruktion besitzen und eine Beschränkung des Rücklaufs gewähren. Zu letzterm Zweck dient entweder ein einfaches Hemmtau (Brooktau) oder eine Rücklaufsbremse. Man unterscheidet Schiffsradlafetten und Schiffsrahmlafetten; erstere sind bis etwa zum 15 cm-Kaliber aufwärts anwendbar, treten aber gegenüber den Rahmlafetten mehr und mehr zurück, die für größere Kaliber allein brauchbar sind. Die Rahmen der Rahmlafetten haben bei Aufstellung der Geschütze hinter Stückpforten ihren Drehpunkt unter der letztern, also Vorderpivotierung; beim Feuer über die Brustwehr aber liegt der Drehpunkt der Raumersparnis halber in der Mitte. Die Lafetten für S. in Drehtürmen haben einen fest eingebauten Rahmen; die Seitenrichtung des Geschützes wird durch Drehung des Turms genommen. In neuerer Zeit sind noch Drehscheiben- und Gelenklafetten, letztere ohne Rücklauf und nur für kleine Kaliber bestimmt, hinzugetreten. Die Lafetten der Bootskanonen sind gleichfalls Rahmlafetten, sofern sie nicht als Landungsgeschütze in Feldlafetten liegen.

Vgl. Galster, »Die Schiffs- und Küstengeschütze der deutschen Marine« (2. Aufl., Berl. 1885). (S. außerdem Artillerie und Geschütz.)

Schiffsgläubiger nennt man diejenigen Gläubiger eines Reeders, deren Forderungen durch ein privilegiertes gesetzliches oder vertragsmäßiges Pfandrecht am Schiffsvermögen geschützt sind. Dieselben werden im Art. 757 des Deutschen Handelsgesetzbuchs aufgezählt.

Schiffshalter oder Schildfisch (Echenëis), eine Fischgattung, welche sich durch eine flache, auf dem Kopfe liegende Saugscheibe auszeichnet. Diese aus einer Umgestaltung der vordern Rückenflosse hervorgegangene Saugscheibe besteht aus einer verschiedenen Zahl von quer gestellten, senkrecht aufrichtbaren, am Hinterrande mit einer Reihe von Hakenzähnen versehenen, gleichhohen, parallelen Platten, die durch eine unbewegliche, die Scheibe der Länge nach scheidende Leiste in zwei gleiche Teile zerlegt werden. Indem nun mittels eines die Scheibe umgebenden ovalen Ringmuskels der Scheibenrand angespannt, erhoben und an den Gegenstand angedrückt wird, so entsteht durch Aufrichtung der Platten ein luftleerer Raum, wodurch die Scheibe so fest anhaftet, daß es oft schwer ist, einen solchen Fisch mit der Hand allein von dem Gegenstande abzureißen, an welchem er sich festgesogen (angeschröpft) hat. Diese Fische heften sich an andere größere Fische, namentlich Haie, aber auch an Schiffe an. Die meisten Arten leben in den wärmern Meeren; ihr Fleisch ist nicht eßbar. Der große Schiffshalter (Echeneis Naucrates), der sich in allen Meeren findet, hat eine abgerundete Schwanzflosse und 22 Platten in der Saugscheibe und wird 1,5 m lang. Weit kleiner ist der kleine Schiffshalter (Echeneis Remora), der im Mittelmeere lebt und schon den alten Griechen und Römern bekannt war; er hat eine ausgeschnittene Schwanzflosse und 18 Platten in der Saugscheibe und wird 15—30 cm lang.

Schiffsjournal, s. unter Journal.

Schiffsjungen heißen die Lehrlinge auf Schiffen, welche Seeleute werden wollen. Ihre Lehrzeit dauert je nach der körperlichen Entwickelung und fachmännischen Auffassung 2—3 Jahre. Sie werden dann zu Leichtmatrosen oder Jungmännern befördert und können gewöhnlich nach vierjähriger Seefahrtzeit den Dienst eines Vollmatrosen versehen, um, wenn sie die nötige Vorbildung besitzen, nach Besuch der Navigationsschulen es zum Steuermann und Schiffer zu bringen. In den Kriegsmarinen hat man Schiffsjungeninstitute, in denen die S. drei Jahre bleiben und praktisch wie theoretisch so weit ausgebildet werden, um sie nach dreijähriger Matrosenzeit zu Unteroffizieren und später zu Deckoffizieren (Feldwebelsrang) befördern zu können. Für die staatsseitig erhaltene Ausbildung im Institut müssen die S. sich, außer ihrer dreijährigen Militärpflicht, zu sechsjährigem Bleiben in der Marine verpflichten, sodaß sie im ganzen

12 Jahre dienen und dann, wenn sie nicht weiter kapitulieren wollen, civilversorgungsberechtigt werden. Das Alter für Aufnahme in das Schiffsjungeninstitut der deutschen Reichsmarine ist zwischen 15—17 Jahren. Offizier können S. nicht werden, außer in den technischen Branchen wie bei der Armee, d. h. Feuerwerks- und Torpederlieutenant, resp. Hauptmann, Zeugoffizier oder Zahlmeister.

Schiffslast, s. unter Last. **Schiffsmäkler,** s. u. Mäkler. **Schiffsnoble,** s. u. Rosenoble. **Schiffspanzer,** s. unter Panzerplatten und Panzerschiffe.

Schiffspapiere sind die Urkunden, welche über Schiff und Ladung auf hoher See Auskunft geben. Vor allem gehört dazu das von der Heimatsbehörde ausgestellte Certifikat, welches zur Legitimierung der Nationalität des Schiffs dient, sodann aber auch das Journal, die Musterrolle, das Manifest u. dgl. Muß die Besatzung infolge eines Seeunfalls das Schiff verlassen, so hat der Schiffer nach geschehener Bergung der Menschen allemal zuerst die S. in Sicherheit zu bringen.

Schiffspart, Anteil des einzelnen Mitreeders bei der Reederei; er ist veräußerlich und vererblich.

Schiffsprokureur, soviel wie Schiffsmäkler.

Schiffsrolle, soviel wie Musterrolle. **Schiffsschraube,** s. Propellerschraube. **Schiffstyphus,** s. Flecktyphus. **Schiffstonne,** s. u. Tonne. **Schiffsvermessung,** s. Moorsomsche Vermessungsmethode.

Schiffsvermögen (fortune de mer) bedeutet im Gegensatz zum Landvermögen (fortune de terre) des Reeders je ein Seeschiff nebst Zubehör, sowie die auf je einer Reise von demselben verdienten Frachtgelder. (Handelsgesetzbuch, Art. 452, 454.) Der Begriff des S. bezieht sich also immer nur auf ein Schiff und auf eine Reise desselben, alles übrige Vermögen ist Landvermögen, und der Begriff ist aufgestellt mit Rücksicht auf gewisse Gläubiger des Reeders, den dieser oft nur beschränkt, nämlich nur mit dem S. haftet. Solche Gläubiger sind außerdem stets Schiffsgläubiger (s. d.).

Schiffswerft, s. Werft. **Schiffswerftkäfer,** s. unter Holzfresser.

Schiffswurm, s. Bohrwurm.

Schiffszwieback, wichtiger Proviantartikel bei Seereisen, das Brot der Schiffer; er wird in den Seehäfen in eigenen Fabriken nach Art der Cakesbäckerei dargestellt. (S. Biskuit.)

Schifftrüb, soviel wie Kühlgeläger.

Schiff und Geschirr bedeutet eigentlich den Wagen und seine Ausrüstung. Bei Kauf und Abtretung von Landgütern versteht man unter S. das Gutsinventar, besonders Zugvieh und Wagen.

Schiftung. Unter Schiften, Anschiften

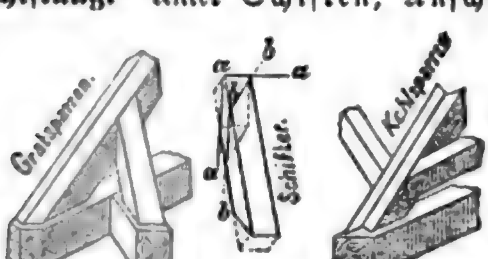


Fig. 1. Fig. 2.

oder Schmiegen versteht man das Befestigen zweier Hölzer ohne besondere Verbindung nur durch Nagelung und zwar meist in schräger Richtung. Meist kommt diese Befestigungsweise bei dem Anlegen der Schiftsparren an die Grat- oder Kehlsparren vor. Die Schiftsparren legen sich entweder nur mit ihrem obern Ende an Gratsparren (Anschiften, Fig. 1) oder mit ihrem untern Ende an Kehlsparren (Aufschiften, Reitersparren, Fig. 2) an oder sie befinden sich zwischen beiden (Zwischenschiften). Das Herrichten der Schiftfläche erfordert zwei Abschnitte an den betreffenden Hölzern und zwar zuerst den lotrechten Schnitt (Lotschmiege) a a und dann den schrägen Schnitt (Backenschmiege) b b.

Schigatse, s. Digartschi.

Schiiten, d. h. Anhänger der Schia (der Trennung), heißen im Gegensatz zu den Sunniten (s. d.) bei den Mohammedanern alle diejenigen, welche den vierten Kalifen Ali ben-Abi-Tâlib (s. d.), den Schwiegersohn Mohammeds, für den rechtmäßigen Nachfolger Mohammeds erklärten und deshalb die drei ersten Kalifen Abubekr, Omar und Osman, ingleichen die Dynastie der Omajjaden als usurpatorische Kalifen betrachten. Die S. legten dem Ali schon im 6. Jahrh. fast göttliche Eigenschaften bei und feiern als Hauptfest den Todestag des zweiten Sohnes des Ali, Husein, welcher in dem Treffen bei Kerbela 680 n. Chr. besiegt und erschlagen wurde. Die S. (der Name wird ihnen von den Sunniten beigelegt, welche sie als Abtrünnige ansehen) machten sich, obgleich die Spaltung schon sehr bald nach dem Tode Mohammeds eintrat, als eigentliche religiös-polit. Partei doch erst dann geltend, als die ersten Kalifen dieselben mit Waffengewalt zu unterdrücken suchten. In die Kämpfe zwischen den S. und den Sunniten, welche jahrhundertelang das Reich des Islam erschütterten, mischten sich verschiedene andere Beweggründe, welche mit dem Glaubensinhalt des Islam wenig oder gar nichts zu thun haben. Vorzüglich waren es die ethnogr. Unterschiede zwischen den Völkern, welche sich zum Islam bekannten, welche sich in diesen Kämpfen geltend machten, namentlich der Antagonismus der arischen Rassen (Perser und Inder) gegen die Semiten (Araber). Persien ist seit früher Zeit der eigentliche Sitz der S. geblieben, und seit 1512, seit der Begründung der Dynastie der Safiden (oder Sefiden) durch Schah-Ismail, ist der Schiitismus in Persien zur Alleinherrschaft gelangt. Die S. erkennen die Oberherrschaft des als Nachfolger der Kalifen geltenden türk. Sultans nicht an. (S. unter Islam.)

Schikaneder (Emanuel), österr. Lustspiel- und Operntextdichter, auch Theaterdirektor, insbesondere bekannt als Verfasser des Textes zur «Zauberflöte», wurde zu Regensburg 1751 geboren. Der theatralischen Laufbahn von Jugend auf sich widmend, gewann er auf den Bühnen mehrerer österr. Städte als Komiker vielen Beifall. Auch begann er bald Opern und Singspiele zu schreiben. Seinen Text zur «Zauberflöte», der durch Mozarts Musik berühmt wurde, hat man als Dichtung meist zu scharf beurteilt. Sie ist in der metrischen und dialogischen Ausführung fehlerhaft und unbeholfen, dagegen liegt doch eine echt poetische Idee zu Grunde. Im Schau-, Lust- und Trauerspiel versuchte sich S. ohne Erfolg, wie seine «Sämtlichen Werke» (2 Bde., Wien 1792) beweisen. S. hatte sich in Prag, wo er eine Zeit lang die Direktion des Theaters führte, und später in Wien, wo er dem Leopoldstädtischen Theater vorstand, einiges Vermögen erworben. Er unternahm damit in Wien die Errichtung eines

neuen großen Theaters in der Vorstadt Wieden (das sog. Theater an der Wien), das er 13. Juni 1801 mit der Oper »Alexander« von Teyber eröffnete. Er mußte jedoch die Direktion desselben niederlegen und starb 21. Sept. 1812 zu Wien.

Schikarpur, Kollektorat der Division Sind der Präsidentschaft Bombay des Britisch-Indischen Reichs, 26400 qkm groß mit (1871) 776227 meist mohammedan. E. Die 1617 gegründete Hauptstadt Schikarpur mit einer Bevölkerung von 38107 Seelen ist ein wichtiger Handelsort und liegt 28° nördl. Br., 68° 39′ östl. L. (von Greenwich).

Schi-king, d. i. das Buch der Lieder, s. unter Chinesische Sprache, Schrift und Litteratur, Bd. IV, S. 300ᵃ; vgl. Schu-king.

Schild, tragbares Schutzmittel gegen die Wirkung der Angriffswaffen, welches mit dem linken Arm geführt den Körper zum Teil oder auch in seiner ganzen Länge deckt, in einzelnen Konstruktionen vor dem Kämpfer auf die Erde gepflanzt wird, von viereckiger, runder oder ovaler Form, aus Holz, Flechtwerk, Leder oder Metall bestehend, war vor Erfindung des Schießpulvers allgemein im Gebrauch, kommt heute nur noch bei Naturvölkern vor. Die Griechen hatten den runden S. und zwar beim schwerbewaffneten Fußvolk als großen S. (ὅπλον, daher Hopliten), sonst als kleinern S. (πέλτη, daher Peltasten). S. aus Metall waren anfänglich eine Seltenheit und meist von kostbarer, ausgezeichneter Arbeit, wie z. B. in der Homerischen Sage der S. des Achilles, eine Arbeit des Vulkan. Bei den Römern unterschied man den runden und kleinen S. (clipeus, parma) von Metall, in der Mitte mit einem Knopf versehen, für Leichtbewaffnete und Reiter, und den großen viereckigen S. von Holz mit Fell überzogen und an den Ecken mit Metall beschlagen (scutum), für das schwerbewaffnete Fußvolk. Im Mittelalter kommen viereckige S. (Tartschen), ferner solche in Form eines langschenkeligen Dreiecks mit Spitze unten, sowie auch runde S. vor. Im spätern Mittelalter findet man die mannshohen, viereckigen Setztartschen mit Spitzen am untern Rande zum Aufpflanzen auf die Erde. S. an S. gereiht, bildete sich so eine feste Eisenwand, hinter der man kämpfte. Sehr häufig sind die S. nach den Trägern zu konkav gestaltet. Bei allen Völkern des Altertums gehörte der S. zu den Ehrenwaffen; es galt für die größte Schande, denselben wegzuwerfen. Auf dem S. ruhte der Krieger aus; auf den S. erhob man Personen zum Zeichen des Erwähltseins als Befehlshaber und Herrscher, wie dies mit Brennus, den Kaisern Julian, Anastasius u. a. geschah. Diese Gebräuche gingen auch in das Mittelalter über, und namentlich finden sie sich bei deutschen Völkerstämmen. Der S. wurde aber auch frühzeitig durch seine Form und Farbe zum Unterscheidungszeichen für ganze Völker und durch Ausschmückung für einzelne Familien und Personen. Aus den Schildbildern entstanden die Wappen (s. d.), die zwar schon im Altertum vorkommen, aber erst im Mittelalter allgemeiner wurden. Die Feuerwaffen verdrängten den S., der sich ihnen gegenüber als nutzlos erwies und den Gebrauch der eigenen Waffe behinderte.

Schild ist bei einer Kasematte (s. d.) die vordere Abschlußmauer, in der sich die Scharten befinden.

Panzerschild nennt man die vor einer Mauer angebrachte Bekleidung mit Panzerplatten.

Schilda wird häufig, aber unrichtig, die Stadt Schildau (s. d.) genannt.

Schildamsel, s. unter Amsel; vgl. Drossel.

Schildau (fälschlich auch Schilda), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Torgau, am östl. Abhange des Schildbergs, eines Ausläufers der Wurzener Berge, hat (1885) 1386 E., die Ackerbau und Gewerbe betreiben. Das freundlich und gesund gelegene Städtchen, sowie einige in der Nähe liegende Ortschaften sind als Sommerfrische beliebt. S. ist Geburtsort Gneisenaus (1760). Ähnlich wie den Bewohnern von Krähwinkel, Schöppenstedt, Polkwitz und andern Orten schrieb man früher denen von S. auch eine Menge lächerlicher und unbesonnener Streiche zu; doch sollen diese sog. Schildbürgerstreiche nicht hierher gehören, sondern nach Schildberg in Mähren, wie schon der dresdener Historiker Schöttgen (1747) nachzuweisen sich bemühte.

Schildberg (poln. Ostrzeszów), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis S., am Strugabach, Station der Linie Posen-Kreuzburg der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3057 meist kath. E. und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, eine Synagoge, eine Burgruine, Wassermühlen, Schweinehandel und in der Umgegend fünf Spiritusbrennereien. — Der Kreis Schildberg zählt auf 977 qkm (1885) 64592 E., davon 52000 Polen; das Landratsamt befindet sich zu Kempen.

Schilddrossel, Schildamsel, s. unter Amsel; vgl. Drossel.

Schilddrüse (glandula thyreoidea) ist ein äußerst gefäßreiches Organ des menschlichen Körpers, welches seine Lage vorn am Halse vor dem Kehlkopf und dem obern Ende der Luftröhre hat und uns hinsichtlich seiner Funktion noch ganz unbekannt ist. Es ist dieses Organ eine Drüse ohne Ausführungsgang und besteht aus einer Menge von Läppchen, welche aus runden Bindegewebsfasern und Drüsenbläschen zusammengesetzt sind und von zahlreichen Blut- und Lymphgefäßen durchzogen werden. Nach der Ansicht der einen Forscher ist die S. gleich den Lymphdrüsen, der Milz und dem Knochenmark eine Bildungsstätte der weißen Blutkörperchen (s. Blut), wogegen sie nach andern eine Art Blutdruckregulator für das Gehirn darstellt, indem sie bei übermäßig hohem Blutdruck anschwellend die Halspulsadern komprimieren und dadurch die Blutzufuhr zum Gehirn verringern soll. Ihre krankhafte Entartung bildet den Kropf (s. d.).

Schilderbent (von Schilter = Maler) hieß eine Vereinigung niederländ. Maler, deren Errichtung schon zu Rafaels Zeit stattgefunden haben soll, und die hauptsächlich im 17. Jahrh. zu Rom blühte. Diese Gesellschaft oder Malerbund hatte den Zweck, die Landsleute zu gegenseitiger Förderung im Studium und Leben zusammenzuhalten. Es war Sitte, den Mitgliedern einen Bentnamen beizulegen; dies geschah mit allerlei Taufceremonien bei der Aufnahme, die überhaupt mit mancherlei absonderlichen Gebräuchen verknüpft war. Später artete der Verein zu bacchantischen Gelagen aus. Die Geistlichen begannen dagegen zu eifern, und Papst Clemens XI. machte ihm 1720 ein Ende.

Schilderblau, s. Kastenblau.

Schilderung, s. unter Beschreibung.

Schildfarn, s. Aspidium.

Schildfisch, s. Schiffshalter.

Schildgroschen oder Landsberger sind alte sächs. Groschen, die im 15. Jahrh. von den Markgrafen von Meißen geprägt wurden und ihren Namen von dem Schilde mit dem meißnischen Löwen führen, welcher auf dem Revers nebst der Umschrift Gross. March. Misnensis geprägt war. Die von Kurfürst Friedrich dem Sanftmütigen von Sachsen seit dem J. 1436 geprägten haben im Avers den meißnischen Löwen mit dem Landsberger Schild. Sie sind von 8lötigem Silber und gingen 92 Stück auf die Mark.

Schildhuhn, soviel wie Birkhuhn.

Schildkäfer (Cassida) heißt ein über 200 Arten zählendes, kosmopolitisch verbreitetes Geschlecht kleinerer Blattkäfer von ziemlich hoher Form, mit verbreiterten, frei vorstehenden Seitenrändern der Flügeldecken und des Halsschildes. Eine unserer gemeinsten Arten, C. nebulosa (Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 13), ist 5—7 mm lang, oben rotbraun mit unbestimmten schwärzlichen Flecken und einem kupferigen Glanze. Der ausgebildete Käfer und namentlich seine flache, grüne Larve nährt sich von niedern Pflanzen und sind bisweilen den Runkelrüben sehr schädlich geworden.

Schildkiemer (Scutibranchia s. Aspidobranchia) heißt eine Unterordnung der Bauchfüßer (s. unter Mollusken), ausgezeichnet durch zwei kammförmige vorn, mitten, auf dem Rücken oder etwas nach links liegende, teilweise verwachsene Kiemen und eine flache schüsselförmige bis spiralig hohe Schale. Eine der bekanntesten Geschlechter heißt Seeohr (Haliotis), seine (gegen 80) Arten bewohnen ruhige Meere, besonders der wärmern Gegenden, haben eine ohrförmige Schale mit sehr flacher Endspirale, weiter Mündung und einer Reihe hintereinander gelegener Löcher oberhalb des linken Randes. Diese Schalen werden zu allerlei Nippsachen ꝛc., besonders von den Japanern verarbeitet.

Schildklee, s. Esparsette. **Schildknappe,** s. Knappe. **Schildknorpel,** s. u. Kehlkopf.

Schildkraut, s. Alyssum.

Schildkrot, die vorwiegend in Süddeutschland gebräuchliche Benennung für Schildpatt (s. d.).

Schildkröte (lat. testudo), ein Sturmdach auf Rädern, s. unter Kriegsmaschinen.

Schildkröten bilden eine Ordnung der Lurche und Reptilien und zeichnen sich durch den Knochenpanzer aus, welcher durch das Zusammenwachsen von Hautknochen mit den Knochen des innern Skeletts gebildet und in das Rückenschild und das Bauchschild unterschieden wird. An ersterm nehmen die Wirbel des Rückens und Beckens und die Rippen, an letzterm das Brustbein Anteil. Die Verknöcherung und Verschmelzung der bildenden Teile ist indessen sehr ungleich; am festesten schließt der Panzer bei den Landschildkröten zusammen. Äußerlich ist dieser Panzer meist mit Hornplatten überzogen, welche durch Hitze ablösbar sind und von manchen Arten das für viele technische Zwecke sehr geschätzte Schildpatt (s. d.) oder Schildkrot liefern; selten ist der Überzug lederig. Kopf und Füße können bei vielen ganz oder teilweise unter den Panzer zurückgezogen werden. Die Augen sind durch eine Nickhaut und zwei bewegliche Lider geschützt. Die Kiefern sind zahnlos, haben aber einen hornigen Überzug und sind auf den Kanten schneidend oder auch sägeförmig eingeschnitten. Vermöge der sehr kräftigen Kaumuskeln können die S. heftig beißen und manche durch ihre Bisse selbst den Menschen gefährlich werden. Zur Nahrung dienen den Landschildkröten hauptsächlich Pflanzen, aber auch allerhand Gewürme und Insektenlarven, den Flußschildkröten Fische, Wassermolche, Blutegel und Wasserinsekten und den Seeschildkröten Fische, Krabben und Schaltiere. Fast alle sind stumm und nur wenige, wie die Lederschildkröte, stoßen verwundet ein rauhes, weithin hörbares Geschrei aus. Sie haben ein sehr zähes Leben und können lange ohne Nahrung ausdauern. Die Eier, welche rund oder länglich oder fast cylindrisch sind, haben eine kalkige, zähe Schale und enthalten viel tierisches Öl, weshalb sie von den Schildkrötenjägern an den Fortpflanzungsorten eifrig eingesammelt werden. Die S. legen die Eier an Stellen, wo die Sonne sie ausbrüten kann, und verscharren sie gewöhnlich im Sande. Das Fleisch der meisten S. ist eßbar und von manchen sogar sehr schmackhaft.

Man teilt die S. in vier Familien: 1) Landschildkröten, äußerst schwerfällige, unbeholfene Tiere mit dicken, schwieligen Klumpfüßen und festem Panzer, unter den Kopf, Schwanz und Füße gänzlich zurückgezogen werden können, zu denen die in Südeuropa gemeine griechische Landschildkröte (Testudo Graeca) gehört, deren Fleisch gegessen und zu Schildkrötensuppe verwendet wird. 2) Flußschildkröten, mit Füßen, deren freie Zehen durch Schwimmhäute verbunden sind, von denen die gemeinste, die europäische Sumpfschildkröte (Cistudo lutaria, Tafel: Reptilien II, Fig. 1), im östl. Deutschland häufig gefunden wird; auch ihr Fleisch wird gegessen. Die Eier der Arrausumpfschildkröte (Emys Arrau), welche zu Millionen auf den Inseln des Orients abgelegt werden, liefern den dortigen Einwohnern Öl an die Speisen und in die Lampen. Die im Süden der Vereinigten Staaten Nordamerikas lebende amerikanische Schweifschildkröte (Chelydra serpentina, Fig. 2), wegen ihrer Bösartigkeit und wütenden Bisse sehr gefürchtet, und die gefranste Rüsselschildkröte (Chelys fimbriata, Fig. 3) oder Matamata in Südamerika, ein wunderlich und sehr widerlich gestaltetes Tier, dessen Fleisch aber für schmackhafter als das aller andern S. gilt, gehören hierher. 3) Dreiklauen (Trionychida) mit nur drei Klauen an den Zehen der großen, bis zum Ende mit Schwimmhäuten versehenen Ruderfüße und sehr unvollständigem Panzer, leben in süßem Wasser und sind sehr gefräßige Raubtiere, welche wütend um sich beißen und schwere Wunden hervorbringen; deshalb fürchtet man besonders die bissige Hautschildkröte (Trionyx ferox, Fig. 4) oder Lippenschildkröte, welche in den Flüssen Georgiens, Floridas u. s. w. lebt. 4) Meerschildkröten mit Flossen statt Füßen, zu denen die echte Carettschildkröte (Chelonia imbricata, Fig. 6), die Riesenschildkröte (Chelonia Midas) und die Lederschildkröte (Sphargis coriacea, Fig. 5) gehören. Die Platten des Rückenschildes der erstern geben das beste Schildkrot, welches man vom lebenden Thiere dadurch abtrennt, daß man seine gewölbte Seite den Strahlen eines starken Feuers aussetzt. Nach dieser grausamen Operation wirft man die S. wieder ins Meer. Die Carettseeschildkröte (Chelonia Caretta) gibt das Carett. Fleisch und Eier der Riesenschildkröte, die über 2 m lang und bis 400 kg schwer werden kann, bilden einen bedeutenden

Handelsartikel an fast allen tropischen Küsten; auch werden lebende Riesenseeschildkröten von Jamaika aus nach England verschifft.

Schildkröten-Inseln, s. Galapagos-Inseln.

Schildläuse (Coccina) bilden unter den Insekten eine in viele Gattungen und Arten zerfallende Familie Halbflügler; die Weibchen sind ungeflügelt und mit einem deutlichen Saugrüssel versehen, die Männchen mit zwei häutigen Flügeln versehen und meist ohne deutlichen Rüssel. Die rundlichen, halbkugeligen oder schildförmigen Weibchen gehen aus beweglichen Larven hervor, saugen sich mit dem Rüssel an Baumrinden und Blättern fest, legen die Eier in einen weichen Filz gehüllt unter sich und bleiben gewöhnlich unbeweglich darauf sitzen. Nach dem Tode des Weibchens kriechen dann die Jungen hervor und suchen sich auf der Pflanze einen bequemen Platz zum Ansaugen. Da sie Säfte der Pflanzen aussaugen und sich schnell vermehren, so sind sie den Gewächsen oft schädlich und den Gärtnern mit Recht verhaßt. Durch Abbürsten und Abwaschen mit einer Tabaksabkochung können sie vertilgt werden. In Treibhäusern sind die Orangenschildlaus (Coccus Hesperidum) und die Kaffeeschildlaus (C. Adonidum) oft eine große Plage. An den Pfirsichbaumzweigen findet sich die Pfirsichschildlaus (C. Persicae), und an den Astquirlen der Fichten bildet die Fichtenquirlschildlaus (C. racemosus) braune Blasen, sodaß die Zweige oft ein schwarzes Ansehen bekommen und absterben. Die rotgefärbte Gummilackschildlaus (C. Lacca) lebt in Ostindien auf dem ind. Feigenbaum (Ficus Indica), dem heiligen Feigenbaume (Ficus religiosa) u. s. w., aus denen durch ihren Stich der Milchsaft ausfließt, die Tierchen überzieht und erhärtet, der so als Gummilack oder Schellack (s. d.) in den Handel gebracht wird. Die Mannaschildlaus (C. manniparus) bewirkt durch Anstechen der Mannatamariske das Hervorquellen einer an der Luft bald erhärtenden Mannaart. Einige S. liefern Farbstoffe, wie die Cochenillschildlaus (Coccus cacti, Tafel: Insekten IV, Fig. 44) und die Kermesschildlaus. (S. Cochenille und Kermes.) Einen Übergang von den S. zu den Blattläusen bilden die Tannenläuse (Chermes) und Rebläuse (Phylloxera).

Schildpatt oder Schildkrot (frz. écaille de tortue, engl. tortoise-shell) nennt man das der Hornsubstanz (s. Horn) nahe verwandte Material, aus welchem die äußere Bedeckung der Rückenschale bei den Schildkröten, insbesondere bei der Caretschildkröte (s. d.), gebildet ist. Das Rückenschild der letztern liefert 13 Platten von 3 bis 6,5 mm Dicke, von denen die größten etwa 48 cm lang sind, von gelbroter oder gelber Farbe mit schwarzbraunen Flecken und Flammen. Je dicker und durchscheinender das S., je reiner seine Zeichnung ist und je feuriger seine Farben sind, desto mehr wird es geschätzt. Es läßt sich spalten und, durch Hitze erweicht, beliebig biegen, in Formen pressen und durch Druck noch leichter als Horn zu einem Stück vereinigen, worauf es ohne Abkühlung in kaltem Wasser schnell wieder fest wird. Die Bearbeitung desselben geschieht wie diejenige des Horns durch Zersägen, Raspeln und Schaben, das Polieren mit Bimssteinpulver und Tripel. Man verwendet das S. zu den verschiedensten Galanterie-, Gebrauchs- und Luxusgegenständen, namentlich zu Kämmen, Dosen, Brillengestellen, Messerschalen, Fächern, eingelegter Arbeit u. s. w. Das beste S. ist das ostindische, für welches Singapore ein Haupthandelsplatz ist. Des hohen Preises wegen wird S. vielfach künstlich nachgeahmt, oder es wird wenigstens mit solchem von minder schöner Zeichnung durch Beizen mittels alkalischer Bleilösungen schöner gezeichneten imitiert. Nachahmungen des S., welche indes den Kenner nicht täuschen, werden aus Horn, Leim- oder Gelatinefolien durch Anwendung chem. Mittel nach verschiedenen Verfahrungsweisen dargestellt. Das S. ist dichter und elastischer als Horn und blättert sich nicht wie dieses ab; auch ist es durchsichtiger und sehr politurfähig.

Schildpattinseln, soviel wie Togia-Inseln.

Schildviper, s. unter Brillenschlange.

Schildwache, Schildwacht, hieß im Mittelalter die die Schilde oder Waffen einer ruhenden Truppenabteilung bewachende Mannschaft. Der Ausdruck ging dann auf alle Wachtposten über, gleichviel ob sie als Ehrenposten oder zum Schutze bestimmter Objekte ausgestellt werden. Die S. ist auf ihrem Posten unverletzlich und jedes gegen sie begangene Verbrechen wird mit doppelter Strenge bestraft; sie wird in der Regel alle zwei Stunden abgelöst, darf ihre Waffe nicht aus der Hand geben, sich nicht setzen, weder rauchen, noch essen, noch trinken, nur dienstlich sprechen und sich nur eine bestimmte Strecke von dem normalen Standorte entfernen. (Vgl. auch Posten.)

Schildwanzen (Scutata s. Pentatomidae) ist der Name einer der zahlreichsten Wanzenfamilien, zu denen die größten und schönsten Arten besonders den Tropen gehören. Sie besitzen zwischen den Flügeldecken ein Mittelschildchen, das mindestens halb so lang wie diese ist. Als Nahrung dienen ihnen Pflanzensäfte, namentlich solche süßer Früchte, aber wohl mehr noch die anderer Insekten, daher sie eher nützlich als schädlich sein dürften. Eine der häufigsten deutschen Arten, die rotbeinige S. (Pentatoma rufipes, Tafel: Insekten IV, Fig. 37), ist 12—15 mm lang, oben braun mit grünem Scheine, unten rot; auch Beine und Fühler sind rot.

Schildwurf, südamerik. Säugetiere, s. unter Armadill.

Schildzapfen heißen bei einem Geschützrohr die seitlichen walzenförmigen Angüsse, welche dessen Drehachse bilden.

Schilf nennt man im gewöhnlichen Leben mehrere im Wasser oder an sumpfigen Stellen wachsende Pflanzen aus der Gruppe der Monokotyledonen. Es sind dies besonders Arten aus den Gattungen Arundo, Phragmites und Typha. (S. unter Arundo, Rohr und Typha.)

Schilferflechte, s. unter Hautkrankheiten (der Haustiere), Bd. VIII, S. 921[a].

Schilfglaserz oder Freieslebenit, ein seltenes, in schilfartig krummflächigen, stark vertikal gestreiften Säulen des monoklinen Systems krystallisierendes, auch derbes und eingesprengtes Erz von stahlgrauer bis schwärzlich bleigrauer Farbe, der Härte 2 bis 2,5 und dem spezifischen Gewicht 6,1 bis 6,35. Die chem. Analysen führen auf die Formel $(Pb,Ag_2)_5Sb_4S_{11}$, was sich deuten läßt als $5(Pb,Ag_2)S + Sb_2S_3$, entsprechend 22,9 Proz. Silber, 32,9 Blei, 25,5 Antimon und 18,7 Schwefel, sofern das Verhältnis des Bleies zum Silber wie 3 : 4. Als Fundpunkte sind bekannt Freiberg, Felsöbanya in Ungarn, Hiendalaencina in Spanien.

Bemerkenswert ist, daß die Substanz des S. auch in rhombischen Formen mit geringerm spezifischem Gewicht auftritt, also dimorph ist, in der letztern Modifikation als sog. Diaphorit, auf den Erzgängen von Przibram und bei Zancudo in Columbia (Südamerika).

Schilfmeer, in der Bibel der Golf von Suez.

Schilfsänger (Calamoherpinae) heißt eine Unterfamilie der Singvögel, deren 76 Arten die Alte Welt und besonders die nördl. Gegenden bewohnen, einen schlanken Körper, schmalen Kopf, pfriemenförmigen Schnabel und kräftige Beine haben. Die Farbe ist eine grauliche und gelbliche, ihrem Aufenthaltsorte, dem Rohrdickicht, in das sie auch ihre kunstreichen Nester anlegen, entsprechend. Der Gesang kann zwar nur bei wenig Arten als schön bezeichnet werden, hat aber immer etwas sehr Originelles.

Schilfweih (Circus aeruginosus), auch Rohrweih, heißt ein schöner, 55 cm langer, 136 cm klafternder europ. Raubvogel, dessen Gefieder nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit sehr verschieden ist; im ganzen ist die Farbe chokoladenbraun mit hellern Federrändern; die Beine und die Wachshaut sind gelbgrün. Der S. verläßt Europa im Oktober, wandert weit nach Afrika und erscheint im März wieder. Er brütet nur in Sumpfgegenden.

Schilka, Teil des Amur, s. unter Amur und Argun.

Schill, Fisch, s. Sander.

Schill (Ferdinand Baptiste von), bekannt als kühner Parteigänger, geb. 6. Jan. 1776 zu Wilmsdorf bei Dresden, wurde seit 1780 auf dem Gute seines Vaters in Sothof bei Pleß in Oberschlesien erzogen und trat 1788 in die preuß. Armee. Als Dragonerlieutenant bei Auerstädt 1806 verwundet und versprengt, schleppte er sich bis Kolberg in Pommern. Nach seiner Genesung entwarf er den Plan, ein Freikorps zu errichten, um die franz. Brandschatzungen in der Provinz zu verhindern und alles königl. Eigentum, Kassen u. s. w. nach Kolberg zu führen. Nicht ohne Mühe erhielt er von dem Kommandanten Loucadou zwei Dragoner seines Regiments, zu denen sich bald andere Freiwillige gesellten. Seine Entschlossenheit, sein Mut und seine Schlauheit machten ihn beim Feinde gefürchtet. Doch Loucadou verbot ihm endlich seine Unternehmungen, und S. suchte beim König selbst die Erlaubnis zur Errichtung eines Freikorps nach. Er erhielt sie, und in wenigen Wochen standen drei Schwadronen Husaren, eine reitende Jägerkompagnie und ein Bataillon Infanterie von 400 Mann, zusammen gegen 1000 Mann mit drei 3pfündigen Kanonen, ausgerüstet da. Seine Absicht ging dahin, am Ausflusse der Oder, auf der Insel Wollin, festen Fuß zu gewinnen und von hier im Rücken des franz. Heers zu operieren. Nachteilige Gefechte bei Stargard und Naugard nötigten S. jedoch, sich in ein befestigtes Hölzchen, die Maikuhle genannt, unter dem Schutze der Festung zurückzuziehen. Vier Monate half er die Außenwerke und den Hafen verteidigen, und seiner Mitwirkung war es nächst Gneisenau zu danken, daß Kolberg nicht fiel. S., inzwischen zum Rittmeister befördert, war in Schwedisch-Pommern beschäftigt, sich neue Hilfsquellen zu eröffnen, als der Friede von Tilsit seine Entwürfe unterbrach. Nach demselben wurde er Major und Kommandeur des aus seiner Kavallerie errichteten 2. brandenb. Husarenregiments, mit welchem er 1808 in Berlin einrückte und mit großem Jubel empfangen wurde.

Hierauf beschloß S., durch einen Einbruch in das Königreich Westfalen den Anstoß zur allgemeinen Erhebung Deutschlands zu geben. Als Österreich im April 1809 Napoleon den Krieg erklärte, marschierte S. mit seinem Husarenregiment aus Berlin, angeblich zu einer Felddienstübung. Erst beim ersten Halt eröffnete er den Offizieren seinen Plan. Alle erklärten ihm unbedingte Zustimmung, und so setzte er sich gegen die Elbe in Marsch, die er bei Wittenberg passierte. Er überfiel Köthen, nahm 3. Mai Halle und besetzte 4. Bernburg. Dort erhielt er die Nachricht, daß Napoleon die österr. Heeresmacht bereits niedergeworfen, sowie daß Dörnbergs Aufstand in Hessen unterdrückt worden. Er entschloß sich darum 5. Mai nach Mecklenburg und Pommern zu gehen, lieferte an demselben Tage bei Dodendorf einer von Magdeburg gegen ihn ausgerückten feindlichen Abteilung ein siegreiches Gefecht und wendete sich dann nach der Altmark. Hier bezog er Kantonnierungen, um sich zu verstärken, während in Hannover unter dem General Gratien ein holländ. und in Holstein unter dem General Ewald ein dän. Korps sich sammelte. Zu S. stieß am 12. ein Teil seines leichten Bataillons, das ihm von Berlin nachmarschiert war, er überrumpelte das kleine mecklenb. Fort Dömitz an der Elbe, um einen Stützpunkt zu finden, zog sich aber bei Annäherung der Feinde 21. Mai nach Wismar, dann nach Rostock und erzwang sich durch den Sieg bei Damgarten den Weg nach Stralsund. In Eile stellte er die verfallenen Festungswerke wieder her, aber schon 31. Mai griff ihn der Feind mit 5000 Mann an und drang ungeachtet der heldenmütigsten Verteidigung in die Stadt. Der Kampf dauerte in den Straßen fort, und S. fand hier, schon aus mehrern Wunden blutend, durch einen Flintenschuß den Tod. Etwa 150 Reiter unter Lieutenant von Brünnow samt einigen Jägern schlugen sich durch und erhielten freien Abzug nach Preußen, wo die Offiziere vor ein Kriegsgericht gestellt und mit Festung und Cassation bestraft werden mußten. Die in Stralsund gefangenen 11 Offiziere wurden von den Franzosen nach Wesel geführt und dort 16. Sept. 1809 erschossen. Ein 1835 von der preuß. Armee errichtetes Denkmal deckt ihre Asche. S.s Leichnam, nur mit Mühe erkannt, wurde in Stralsund begraben. Den Kopf trennte man zuvor davon, setzte denselben in Weingeist und schenkte ihn dem berühmten Brugmanns in Leiden, obschon der König Hieronymus 10000 Frs. darauf gesetzt hatte. Nach Brugmanns Tode kam er ins anatom. Museum der leidener Universität, die ihn 1837 an die Stadt Braunschweig auslieferte, wo er bei den Überresten einiger daselbst erschossener Offiziere seines Regiments beigesetzt wurde, denen man kurz vorher ein großartiges Monument errichtet hatte. Eine dabei erbaute Kapelle wurde 13. Sept. 1840 eingeweiht. In Stralsund wurde ihm an der Stelle, wo er gefallen, 31. Mai 1859 eine Gedenktafel und im April 1862 auf seinem Grabe ein Denkmal errichtet. Gottschall hat S.s Zug und Tod dramatisch behandelt. Vgl. die Schriften von Haken (2 Bde., Lpz. 1824), Döring (Barmen 1838) und Bärsch (Lpz. 1860; neue Aufl. 1870), außerdem «Ferdinand von S.» (Potsd. 1860).

Schiller (Joh. Christoph Friedr. von), der bedeutendste deutsche Dichter nächst Goethe, wurde 10. Nov. 1759 zu Marbach, einem württemb. Städtchen am Neckar, geboren, doch ward auf

Grund einer irrtümlichen Angabe des marbacher Kirchenbuchs (in welchem durch ein Mißverständnis Geburts- und Tauftag des in der Nacht vorher geborenen Kindes auf Ein Datum eingeschrieben worden waren) sein Geburtstag bis 1785 in der Familie und von ihm am 11. Nov., seitdem aber am 10. Nov. gefeiert. Sein Vater, Johann Kaspar S. (geb. 27. Okt. 1723 zu Bittenfeld, gest. 7. Sept. 1796), früher Militärchirurg, dann Hauptmann und später Inspektor der auf dem herzogl. Lustschlosse Solitude angelegten Baumschule, war ein biederer verständiger Mann. (Vgl. über ihn Keller, «Johann Kaspar S.s Jugend und militärische Dienstjahre», Freib. i. Br. 1885; Fielitz, «Kritische Beiträge zu S.s Jugendgeschichte», im «Archiv für Litteraturgeschichte», Bd. 4; sein eigenes «Curriculum vitae meum» in «S.s Beziehungen u. s. w.», Stuttg. 1859.) S.s Mutter, Elisabetha Dorothea, geborene Kodweis (geb. 1731, gest. 1802), die Tochter eines Bäckers aus Marbach, war eine treffliche, gemütvolle und religiöse Frau. Seinen ersten Unterricht erhielt S. von dem Pfarrer Moser zu Lorch; seit 1766, als seine Eltern nach Ludwigsburg gezogen waren, besuchte er die dortige Lateinschule. Schon in seinem 13. Jahre schrieb er ein Trauerspiel «Die Christen». Im J. 1773 wurde er vom Herzog Karl von Württemberg in die militärische Pflanzschule auf der Solitude aufgenommen, die 1775 als Militärakademie nach Stuttgart verlegt wurde. S. entschied sich für das jurist. Studium. Schwer wurde es ihm, die alle Freiheit des Geistes niederdrückende Erziehungsmethode, welche in jener Anstalt herrschte, zu ertragen; desto mehr gewöhnte er sich in einer Ideenwelt zu leben. In der Jurisprudenz machte er wenig Fortschritte und vertauschte sie 1775 mit der Medizin. Daneben trieb er Geschichte und Philosophie und las alte und neue Dichter. Von deutschen Dichtern zog damals ihn besonders Klopstock an. Gerstenbergs «Ugolino» weckte in ihm zuerst die Liebe zur tragischen Dichtkunst; Goethes «Götz von Berlichingen», Leisewitz' «Julius von Tarent», Lessings und Klingers dramatische Arbeiten und Shakspeare nährten und steigerten dieselbe. Seine ersten dramatischen Versuche, «Der Student von Nassau» und «Cosmos von Medici», übergab er in der Folge dem Feuer. Noch weniger gelangen seine gleichzeitigen lyrischen Versuche, da sie nicht aus einem in sich selbst klaren und beruhigten Gemüt hervorgingen, sondern meist getrübte Reminiscenzen aus andern Dichtern waren, die seine stürmische, leidenschaftlich bewegte Phantasie zu überbieten suchte. Hierher gehören z. B. seine feurigen Gedichte an «Laura», deren Urbild seine Hauswirtin, Frau Hauptmann Fischer in Stuttgart, war.

Von 1777 an schuf der 18jährige Jüngling «Die Räuber», ein Werk voll ungebändigter Kraft, welchem es zwar an künstlerischer Form und psychol. Wahrheit mangelt, das aber in seinen Fehlern selbst das großartigste Talent offenbart. Als S. seine akademischen Studien vollendet, gab er 1780 eine deutsche Probeschrift psychol.-physiol. Inhalts unter dem Titel «Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen» heraus. Noch 1780 wurde er Regimentsmedikus in Stuttgart. Im Sommer 1781 erschienen «Die Räuber», auf eigene Kosten gedruckt. Höchst erfreulich war ihm die Anerkennung dieses Werks außerhalb seines Vaterlandes, indem er von dem Direktor des mannheimer Theaters, dem Freiherrn von Dalberg, zu einer Umarbeitung desselben für die dortige Bühne aufgefordert wurde. (Vgl. «Friedrich S.s Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg in den J. 1781—85», Karlsr. 1819.) S. änderte einzelnes, und «Die Räuber» wurden in Mannheim 13. Jan. 1782 zum ersten mal aufgeführt. Bei den zwei ersten Aufführungen war S. ohne Urlaub anwesend und erhielt deshalb nach seiner zweiten Rückkehr 14tägigen Arrest. Sein originelles Werk erregte allgemeines Aufsehen; aber der Herzog Karl sah nur das Übertriebene darin und verbot dem Dichter, außer dem mediz. Fache etwas drucken zu lassen. S., der sich indessen mit Prof. Abel und Bibliothekar Petersen zur Herausgabe der Zeitschrift «Württemb. Repertorium» vereinigt und die «Anthologie auf das J. 1782» herausgegeben hatte, überdies mit seiner ganzen Lage in Stuttgart und als Arzt unzufrieden war und deshalb teils aus Stolz, teils aus Furcht vor harten Maßregeln sich dem Willen des Herzogs nicht fügen wollte, entfernte sich 22. Sept. 1782 heimlich aus Stuttgart. Laube hat diese Vorgänge freilich mit starker Abweichung vom Historischen zu seinem Schauspiel «Die Karlsschüler» benutzt. (Vgl. [A. Streicher,] «S.s Flucht aus Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim 1782—85», Stuttg. 1836.) Er ging zunächst nach Mannheim, wo jedoch Dalberg sein neues Trauerspiel «Fiesco» vorerst zurückwies. Hierauf lebte er vom Dezember bis Juli 1783 unter dem Namen Dr. Ritter zu Bauerbach bei Meiningen auf dem Gute der Geheimrätin von Wolzogen, mit deren Söhnen er sich auf der Karlsschule befreundet hatte, und dichtete hier sein Trauerspiel «Kabale und Liebe» (ursprünglich «Luise Millerin» genannt). Auch «Don Carlos» ward damals entworfen. Im Juli 1783 begab er sich auf Dalbergs Wunsch wieder nach Mannheim als Theaterdichter, welche Stellung ihn bei seiner hohen Auffassung der Schaubühne anfangs sehr befriedigte, und wo nun bald auch «Fiesco» und «Kabale und Liebe» aufgeführt wurden.

Mit diesen drei Tragödien schließt sich in S.s Dichterleben die erste Periode: die Zeit der mächtig, aber regellos aufstrebenden Kraft. Um diese Zeit ließ er sich in die Kurpfälzische Deutsche Gesellschaft als Mitglied aufnehmen, wobei er die berühmt gewordenen Abhandlungen las: «Was kann eine gute stehende Schaubühne wirken» (jetzt in den «Gesammelten Werken» unter dem Titel «Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet»). Auch unternahm er die Herausgabe der «Thalia» (1784), durch welche er auf die Verbesserung der Bühne zu wirken suchte. Endlich beschäftigte ihn fortwährend der «Don Carlos», von welchem er zuerst den ersten Akt in die «Thalia» einrücken ließ. Durch Vorlesung desselben an dem hessen-darmstädtischen Hofe wurde er dem Herzog Karl August von Weimar persönlich bekannt, der ihm den Titel eines herzogl. Rats erteilte. Mancherlei Unannehmlichkeiten und Streitigkeiten veranlaßten, daß S. im März 1785 seine Stelle in Mannheim aufgab und nach Leipzig ging, wo er mit Freunden, die ihm seine Werke gewonnen, namentlich mit Huber, teils in der Stadt, teils auf dem benachbarten Dorfe Gohlis lebte. Hier entstand das «Lied an die Freude». Ende des Sommers ging er zu Körner nach Dresden, wo er bis 1787 blieb und sich teils philos., teils histor. Studien hingab,

zugleich aber an «Don Carlos» fortarbeitete. Von seinen um diese Zeit betriebenen philos. Studien zeugen seine «Briefe des Julius und Rafael». Vollendet wurde «Don Carlos» in dem nahen Dorfe Loschwitz, auf einer Besitzung Körners. Der Hauptmangel dieser Tragödie liegt darin, daß sie, mit vielen Unterbrechungen gearbeitet, kein abgerundetes Ganzes bildet; auch hat die nach den höchsten Idealen strebende Phantasie hier den Boden nicht nur historischer, sondern auch poetischer Wahrheit vielfach verlassen. (Vgl. S.s «Briefe über Don Carlos».) Trotzdem beweist der mächtige Eindruck, den sie machte und namentlich auch auf die Jugend fortwährend macht, daß sie im einzelnen eine Fülle herrlicher Gedanken und im ganzen eine im höchsten Grade begeisternde Kraft besitzt. Zum Teil gehört noch in diese Periode seines Lebens der unvollendete Roman «Der Geisterseher» (Bd. 1, Lpz. 1789), den anziehende Charakterzeichnung, Lebendigkeit der Erzählung und Sprache auszeichnen.

Im J. 1787 ging S. nach Weimar, wo ihn Herder und Wieland freundlich aufnahmen und letzterer besonders sehr günstig auf ihn wirkte, auch suchte er ihn zur Mitarbeiterschaft an seinem «Merkur» heranzuziehen. Bei einem Besuche in Rudolstadt lernte er in demselben Jahre seine nachherige Gattin, Charlotte von Lengefeld (geb. 22. Nov. 1766 zu Rudolstadt), kennen; ebendaselbst traf er 9. Sept. 1788 mit Goethe zusammen. Zwar sprachen sich beide Männer nicht an; doch aber waren es Goethe und der Geheimrat von Voigt, auf deren Betrieb er im Sommer 1789 eine außerordentliche Professur in der philos. Fakultät zu Jena erhielt, welche er mit der Rede «Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?» antrat. Dem Studium der Geschichte und des Altertums widmete er sich jetzt voll Begeisterung, und die wenigen poetischen Erzeugnisse dieser Periode beziehen sich größtenteils darauf. Hierher gehören die «Götter Griechenlands», «Die Künstler» und der Plan zu einem epischen Gedichte aus der Geschichte Friedrichs d. Gr. Der Umgang mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Jena, namentlich mit Reinhold, durch welchen er insbesondere die Kantsche Philosophie genauer kennen lernte, regte ihn bedeutend an. Vorzüglich beschäftigte ihn 1792 die «Kritik der Urteilskraft». Dies veranlaßte mehrere philos. und ästhetische Abhandlungen, gesammelt in seinen «Kleinen prosaischen Schriften» (4 Bde., Lpz. 1792—1802), in welchen die Kantschen Grundprinzipien mit den geistreichen und eigentümlichen Ansichten S.s verschmolzen sind. S. lehrte mit Beifall Geschichte, in der Folge auch Ästhetik. In dieser Zeit begann er ferner die «Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs», die zuerst im «Taschenkalender für Damen» (1791—93) erschien, nachdem er schon 1788 mit der «Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande» als Geschichtschreiber mit Glück aufgetreten war. In und außerhalb Deutschlands wurden jetzt S.s große Verdienste anerkannt. Als er sich 1790 verheiratete, wurde er von dem Herzoge von Meiningen zum Hofrat ernannt. Die damalige franz. Republik erteilte ihm 1792 das Bürgerrecht. Anhaltendes nächtliches Studieren, wohl auch mancherlei Sorgen und Mühen hatten indes seine Gesundheit untergraben: nur langsam genas er 1791 von einer gefährlichen Brustkrankheit, ohne sich jedoch ganz wieder erholen zu können. Doch hemmte dies seine Thätigkeit nicht. Um ihn in eine sorgenfreiere Lage zu bringen, setzte ihm der damalige Erbprinz von Holstein-Augustenburg, vereint mit dem Grafen von Schimmelmann, einen Jahrgehalt von 1000 Thlrn. auf drei Jahre aus. Im Aug. 1793 reiste er in seine Heimat und lebte dort bis zum Mai des folgenden Jahres in dem Kreise seiner Eltern und Freunde abwechselnd in Heilbronn, Ludwigsburg und Stuttgart, ohne von dem Herzoge, an den er von Heilbronn aus schrieb, gestört zu werden. Von Heilbronn aus schrieb er auch seine «Briefe über ästhetische Erziehung» an den Herzog von Augustenburg. Als er nach Jena zurückgekehrt war, verwirklichte er den Plan, in Verbindung mit den besten Schriftstellern Deutschlands eine neue Zeitschrift, «Die Horen», zu eröffnen, da mit 1793 die «Thalia» geschlossen worden war.

Bis hierher reicht die zweite Periode von S.s Thätigkeit: an poetischen Leistungen ist sie die ärmste, und es neigen sich dieselben mehr oder weniger der didaktischen Reflexionspoesie zu. Um so größere Bedeutung hat dieser Zeitabschnitt dadurch, daß er, mit den ernstesten und gründlichsten Studien erfüllt, aller jugendlichen Unklarheit und Schwärmerei ein Ende machte und zugleich den festen Grund allseitiger, namentlich ästhetischer Durchbildung legte, auf welchem die dritte Periode von S.s Leben ruht. Wesentlich trug zu diesem Aufschwunge die Freundschaft mit Goethe (seit 1794) bei, deren Innigkeit und geistige Bedeutung aus dem Briefwechsel beider Männer zu erkennen ist.

Mit neuer Liebe kehrte S. in den folgenden Jahren zur Dichtkunst zurück und brachte, vorzüglich von 1795 an, die schönsten seiner lyrischen Gedichte hervor, die er in den «Horen» und in dem «Musenalmanach» (seit 1796) mitteilte, zuerst mehrere didaktischer Art, z. B. «Der Spaziergang» und «Die Glocke», 1796 in Verbindung mit Goethe die kritischen Xenien (s. d.) und 1797 seine ersten Balladen, wozu er durch einen Wetteifer mit Goethe veranlaßt wurde. Doch kehrte er bald zum Drama zurück. Aus seiner frühern Beschäftigung mit dem «Dreißigjährigen Kriege» ging zunächst der 1799 vollendete «Wallenstein» hervor. Den gewaltigen Fortschritt zeigt hier schon die Vollendung der im «Don Carlos» zuerst angewendeten metrischen Form; weit wichtiger ist die Vereinigung des ursprünglichen Dichtergenies, welches in der großartigen Auffassung des ganzen Stoffs und in der idealen Durchführung einzelner Charaktere hervortritt, mit der klar erkannten und bewußt festgehaltenen ästhetischen Theorie. Goethes Freundschaft und das Theater knüpften ihn hierauf immer fester an Weimar. Hier lebte er seit 1799 im Umgange der geistreichsten Freunde, glücklich als Gatte und Vater und von seinem Fürsten, auf dessen Wunsch er 1802 vom deutschen Kaiser in den Reichsadelstand erhoben wurde, geehrt, und gewann neue Kraft und Heiterkeit des Geistes. Dem «Wallenstein» folgten «Maria Stuart» (1800) und «Die Jungfrau von Orléans» (1801). Wenn sich jenes Drama durch echt tragische Motive und durch meisterhafte Anordnung auszeichnet, so strahlt dieses im reichsten Schmucke der damals wiedererweckten Wunderromantik, nicht weniger mit dem Zauber der Phantasie als mit dem äußern Prunke der Bühne ausgestattet. Nunmehr lebte S. ganz für das Drama und trug durch belehrenden Umgang mit den Schauspielern der weimarischen

Bühne und durch die Bearbeitung seiner und fremder Stücke wesentlich zur Vervollkommnung des deutschen Theaters bei. In seinem nächsten Drama, der «Braut von Messina» (1803), machte er den Versuch, den Chor der griech. Bühne wiederherzustellen, und ebenso suchte er in dem ganzen Gedicht antike und romantische Elemente zu verschmelzen. Im J. 1804 erschien sein letztes großes Werk, «Wilhelm Tell», welches in unnachahmlicher Anmut und Vollendung der Form die Grundidee von S.s Lebensansicht, den auf sittliche Kraft begründeten Sieg der Freiheit, so klar und rein darstellt, daß einzelne Bedenken gegen die dramatische Anordnung solcher Trefflichkeit gegenüber ganz verschwinden. Ein Werk, das ihn der Tod nicht vollenden ließ, war «Demetrius», den F. von Maltitz und später O. F. Gruppe, G. Kühne (1856) und H. Laube (1872) nach S.s Plane ausgeführt haben. Auch bearbeitete er noch Shakspeares «Macbeth» und Gozzis «Turandot» für die Bühne; auch schrieb er die «Huldigung der Künste» (1804) zur Vermählungsfeier des Erbprinzen von Weimar und bearbeitete Racines «Phädra» und die franz. Lustspiele «Der Neffe als Onkel» und «Der Parasit». Der sein ganzes Wesen durchdringende Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit konnte im Trauerspiel am reinsten sich aussprechen, und so findet man in allen seinen Dramen mit Vorliebe Charaktere gezeichnet, deren Streben über das dem Menschen Erreichbare hinausgeht. Eine ideale Erhabenheit ist fast allen seinen Gestalten, besonders den weiblichen, eigen, woher eine gewisse wiederkehrende Ähnlichkeit in ihren Grundzügen rührt. Die niedere Wirklichkeit war ihm im Leben so verhaßt, daß er ihr in der Poesie durchaus gar keinen Raum gestattete, daher er auch für das Komische nur wenig Sinn hatte. Kein deutscher Dichter kann mit mehr Recht als S. in seinen Dramen der Herold der Freiheit auf geistigem, sittlichem, religiösem und polit. Gebiete genannt werden, und darin liegt die hinreißende, sich stets gleichbleibende Gewalt derselben. Von S.s lyrischen Gedichten sind die der ersten Periode stürmisch und ungeregelt, aber voll Leben und Begeisterung wie die ersten Dramen; in denen der zweiten Periode herrscht die philos. Reflexion zu sehr vor; die dritte Periode brachte auch hier das Reifste in seinen Balladen und Romanzen, in einigen didaktischen und doch zugleich echt poetischen Gedichten, namentlich dem «Spaziergang» und der «Glocke», und in den epigrammatischen Sprüchen, welche eine Fülle von Lebensweisheit enthalten. Seine philos. Aufsätze, meist ästhetischen Inhalts, haben für die ästhetische Bildung in Deutschland außerordentlich reiche Frucht getragen, da sie Ernst und Gründlichkeit mit Anmut der Darstellung verbinden.

Im Mai 1804 besuchte S. Berlin, wo er den Aufführungen einiger seiner Dramen beiwohnte und ihm die ehrenvollsten Auszeichnungen zuteil wurden. Unterhandlungen wegen dauernder Übersiedelung nach Berlin, infolge deren der Herzog Karl August seinen Gehalt erhöhte, zerschlugen sich. S.s Gesundheit wurde immer hinfälliger, doch schien die letzte Krankheit, die ihn 1. Mai 1805 befiel, anfangs unbedenklich, bald aber nahm sie einen ernsten Charakter an, und um 6 Uhr abends des 9. Mai starb er. Wohl nie erregte der Tod eines deutschen Dichters eine tiefere und allgemeinere Trauer als S.s frühes Hinscheiden. Gleich selten wie seine Geistesgaben waren die Gaben seines Herzens. Haß gegen alles Falsche und Rechtswidrige war ein Hauptzug seines Charakters. Ein reicher Ernst und Eifer für das Wahre und Schöne und eine tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligen erfüllte sein Herz. Zutraulich und offen, redlich in Worten und Handlungen, gewann er schnell eines jeden Vertrauen. Kein Stolz, kein Geltendmachen einer Überlegenheit, keine vornehme Zurückhaltung entfernten von ihm. Seine lange Statur, sein hageres, bleiches Gesicht, das die Spuren der Kränklichkeit trug, mochten im ersten Augenblick gleichgültig lassen. Aber dem Forscher leuchtete in seinem blauen Auge ein geistvolles Feuer, die gewölbte freie Stirn verkündete den Dichter und Denker, und sobald sich die Lippen zur Rede öffneten, war über seinem Gesichte, dem in der Lebhaftigkeit des Gesprächs wohl eine leichte Röte anflog, eine unbeschreibliche Anmut verbreitet. Am treuesten hat sein Bild Dannecker in seiner Büste (auf der großherzogl. Bibliothek zu Weimar) gegeben. S.s Leiche wurde auf dem Jakobskirchhof in dem sog. Landschaftskassengewölbe bestattet, 16. Dez. 1827 aber wurden seine Gebeine in der Fürstengruft auf dem neuen Friedhof beigesetzt. Indessen wird die Echtheit der in der Fürstengruft befindlichen Gebeine S.s bestritten; vgl. Welcker, «S.s Schädel und Totenmaske» (Braunschw. 1883).

Er hinterließ eine Witwe mit zwei Söhnen und zwei Töchtern. Erstere starb fast erblindet 9. Juli 1826 zu Bonn. Vgl. die von S.s Tochter Emilie und von Urlichs herausgegebenen Werke «S. und Lotte» (Stuttg. 1856; 3. Aufl., von Fielitz, 1879) und «Charlotte von S. und ihre Freunde» (3 Bde., Stuttg. 1860—65) und die von Düntzer (Lpz. 1856) herausgegebenen «Briefe von S.s Gattin an einen vertrauten Freund» (Knebel); ferner Hennes, «Charlotte von S. Aus ihren Briefen und andern Aufzeichnungen» (Frankf. 1875). Der ältere Sohn, **Karl von S.** (geb. 14. Sept. 1793 zu Ludwigsburg), starb als württemb. Oberförster a. D. und weimarischer Kammerherr 21. Juni 1857 zu Stuttgart; dessen Sohn, **Friedrich Ludwig Ernst von S.** (geb. 28. Dez. 1826), starb als österr. Major a. D. als letzter männlicher Nachkomme S.s zu Stuttgart 8. Mai 1877; der Name S. wird jedoch in der Familie dadurch erhalten bleiben, daß stets ein männlicher Sproß der Familie Gleichen-Rußwurm auf den Namen S. getauft werden wird. Der jüngere Sohn S.s, **Ernst von S.** (geb. 11. Juli 1796 zu Jena), starb als preuß. Appellationsgerichtsrat 19. Mai 1841 in Vilich bei Bonn. Die jüngste Tochter war **Emilie**, seit 1828 vermählte Freifrau von Gleichen-Rußwurm (s. d.); sie hinterließ einen Sohn, **Heinrich Ludwig** (geb. 25. Okt. 1836), und einen Enkel, **Heinrich Alexander Schiller** (geb. 6. Nov. 1865).

Am 8. Mai 1839 wurde die Schiller-Statue von Thorwaldsen zu Stuttgart, 4. Sept. 1857 die Doppelstatue S.s und Goethes von Rietschel in Weimar enthüllt; 1855 erfolgte die erste Anregung, 1859 die Konstituierung der Schiller-Stiftung (s. d.). Der in ganz Deutschland und überall, wo Deutsche wohnen, mit Begeisterung gefeierte 100. Geburtstag S.s (10. Nov. 1859; vgl. darüber «Schiller-Denkmal», 2 Bde., Berl. 1860) gab Anregung zu Schiller-Denkmälern in Frankfurt a. M. (1864, von Dielmann), Mainz (1862, von Scholl dem Jüngern), Mannheim (1862, von Karl Cauer), Berlin

(1871, von Reinhold Begas), Hannover (von Engelhard) und am Mytenstein (Vierwaldstättersee). Außerdem finden sich Schiller-Statuen in München (1863, von Widnmann), Hamburg (1864, von Lippelt), Salzburg (von Meixner), Wien (1876, von Schilling), Marbach (1876, von Rau), Ludwigsburg (1883, von von Hofer).

Die erste Ausgabe von S.s «Sämtlichen Werken» wurde von seinem Freunde Christ. Gottf. Körner besorgt und erschien zu Stuttgart und Tübingen 1812—15 in 12 Bänden. Seitdem erschienen davon zahlreiche Auflagen. Als Ergänzungen kamen hinzu: Boas' «Nachträge zu S.s sämtlichen Werken» (3 Bde., Stuttg. 1839) und Hoffmeisters «Nachlese zu S.s Werken nebst Variantensammlung» (4 Bde., Stuttg. 1840—41; 2. Aufl. 1858). Um die Textkritik S.s machte sich der 23. Jan. 1865 verstorbene Prof. Joachim Meyer zu Nürnberg verdient (vgl. dessen «Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des S.schen Textes», Nürnb. 1858, und «Neue Beiträge», Nürnb. 1860). Vgl. auch Paul Trömel, «Schiller-Bibliothek. Verzeichnis derjenigen Drucke, welche die Grundlage des Textes der S.schen Werke bilden» (Lpz. 1865). Eine histor.-kritische Ausgabe von S.s «Sämtlichen Schriften» lieferte Goedeke (unter Mitwirkung von Ellissen, Köhler, Müldener, Sauppe, Österley und Vollmer) (15 Tle., Stuttg. 1867—76); außerdem ist die Ausgabe von Kurz (9 Bde., Hildburgh. 1862—69) zu erwähnen. In fast alle europ. Sprachen sind wenigstens einzelne Werke S.s, zum Teil mehrfach, übersetzt worden.

Unentbehrlich zur nähern Kenntnis S.s sind der «Briefwechsel zwischen S. und Goethe» (6 Bde., Stuttg. 1828; 2. vermehrte Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1856; 4. Aufl. 1881) nebst den Erläuterungen von Düntzer («S. und Goethe», Stuttg. 1859), «S.s Briefwechsel mit Körner» (4 Bde., Berl. 1847; 2. Aufl., von Goedeke, 2 Bde., Lpz. 1874), der «Briefwechsel zwischen S. und Wilh. von Humboldt» (Stuttg. 1830; 2. Aufl. 1876), «S.s Briefe. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen» (2 Bde., Berl. 1854—57), «S.s Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald» (herausg. von Maltzahn, Lpz. 1875), «Briefwechsel zwischen S. und Cotta» (herausg. von Vollmer, Stuttg. 1876), «S.s Geschäftsbriefe» (gesammelt, erläutert und herausg. von Goedeke, Lpz. 1875), «S.s Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg» (eingeleitet und herausg. von Max Müller, Berl. 1876), «Briefe an S.» (herausg. von Urlichs, Stuttg. 1877).

Von den zahlreichen Schriften über S.s Leben und Werke seien genannt: Carlyle, «The life of S. comprehending an examination of his works» (Lond. 1825; deutsch, mit Einleitung von Goethe, Frankf. 1830); «S.s Leben, verfaßt aus den Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner», von S.s Schwägerin, Frau von Wolzogen (2 Bde., Stuttg. 1830; 5. Aufl. 1876); Hoffmeister, «S.s Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang» (5 Bde., Stuttg. 1838—42; neu bearbeitet von Viehoff, 3 Tle., 1874—75); derselbe, «S.s Leben für den weitern Kreis seiner Leser» (ergänzt und herausg. von Viehoff, Stuttg. 1846; 2. Aufl. 1853); Schwab, «S.s Leben» (Stuttg. 1840; 4. Aufl. 1859); Boas, «S.s Jugendjahre» (2 Bde., Hannov. 1856); Palleske, «S.s Leben und Werke» (2 Bde., Berl. 1858—59; 11. Aufl., Stuttg. 1882); Goedeke, «Goethe und S.» (Hannov. 1859); Scherr, «S. und seine Zeit» (Lpz. 1859; neue Aufl. 1876); O. Hepp, «S.s Leben und Dichten» (Lpz. 1885); R. Weltrich, «Friedrich S.» (1. Lieferung, Stuttg. 1885). Aus der umfangreichen ästhetisch-kritischen Litteratur über S. sind zu nennen: Kuhn, «S.s geistiger Entwickelungsgang» (3. Aufl., Berl. 1868); Julian Schmidt, «S. und seine Zeitgenossen» (Lpz. 1859); Kuno Fischer, «S. Drei Vorträge» (Lpz. 1869); Hettner, «Goethe und S.» (3. Aufl., 2 Bde., Braunschw. 1876); die zwei Preisschriften von Tomaschek und Twesten, «S. in seinem Verhältnis zur Wissenschaft» (Wien 1862 u. Berl. 1863); Fr. Überweg, «S. als Historiker und Philosoph» (Lpz. 1884); J. Janssen, «S. als Historiker» (2. Aufl., Freib. i. Br. 1879); Fielitz, «Studien zu S.s Dramen» (Lpz. 1876); H. Düntzer, «S.s Leben» (Lpz. 1881); Braun, «S. und Goethe im Urteil ihrer Zeitgenossen» (1. Abteil., «Schiller», 3 Bde., Lpz. u. Berl. 1882). Außerdem haben «Erläuterungen» zu S.s Werken geliefert: Schlegel, Eckardt, Düntzer, Viehoff u. a. Eine zweckmäßige alphabetische Anthologie Schillerscher Gedanken bietet die «Schiller-Halle» (herausg. von Zille, Lpz. 1870). Die gesamte bisherige Bibliographie über S. faßte Unflad zusammen in seiner Schrift: «Die Schiller-Litteratur in Deutschland» (Münch. 1878). Die «Schiller-Galerie» ist eine Sammlung von Zeichnungen aus S.s Werken von Pecht und Ramberg (Text von Pecht). Vgl. noch A. von Schloßbergers «Archivalische Nachlese zur Schiller-Litteratur» (Stuttg. 1877).

Schillerfalter (Apatura) ist der Name eines Geschlechts schöner und ziemlich großer Tagvögel mit schwarz und weißer Zeichnung und namentlich im männlichen Geschlecht mit blauem oder gelbrotem Schiller, die hintern Flügel sind verlängert mit ausgezogener Spitze; die Raupen sind von sonderbarer, schneckenähnlicher Gestalt. In Europa gibt es drei oder vier Arten, von denen der in unsern Laubwäldern im Juni fliegende Blauschiller (A. Iris) die gemeinste ist.

Schillerfels ist ein Eruptivgestein, welches aus Anorthit (Kalkfeldspat), Enstatit (einem Augit) und den Umwandlungsprodukten des letztern, nämlich Schillerspat (Bastit), Serpentin und Eisenerzen zusammengesetzt ist. (Radauberg bei Harzburg, Schriesheim an der Bergstraße.)

Schillerhöhle (im Harz), s. Einhornhöhle.

Schillerspat oder Bastit ist ein in mehrern serpentinartigen Gesteinen (z. B. an der Baste und am Radauberge bei Harzburg im Harz, bei Todtmoos im Schwarzwald), sowie in Melaphyren (der Gegend von Ilfeld, solchen in Schlesien) vorkommendes, lauch- und olivengrünes Mineral mit metallartig schillerndem Perlmutterglanz auf seiner einen vollkommenen Spaltungsfläche; er bildet wenig harte Krystalle, welche bald breit lamellar und dann oft von Serpentinkörnchen durchwachsen, bald nadelförmig prismatisch sind; es hat sich ergeben, daß das Mineral ein wasserhaltiges Umwandlungsprodukt eines rhombischen Pyroxens, des Enstatits oder Bronzits, ist.

Schiller-Stiftung (Deutsche) ist der Name einer Stiftung, welche sich, im Andenken an den großen nationalen Dichter Schiller, die Aufgabe stellt, solchen hilfsbedürftigen Schriftstellern und

Schriftstellerinnen (sowie auch deren Hinterbliebenen), «welche für die Nationallitteratur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solchen, die sich dichterischer Formen bedient haben», Unterstützung zu gewähren. Die erste Anregung zu dieser Stiftung ging im April 1855 von dem Dichter Julius Hammer zu Dresden aus. Alsbald bildete sich daselbst ein Verein, welcher am 9. Mai desselben Jahres (dem 50. Jahrestage von Schillers Tode) einen darauf hin gerichteten Aufruf erließ, der allerorten warme Aufnahme fand. In den meisten größern Städten Deutschlands bildeten sich entweder Zweigstiftungen oder man sammelte für die dresdener S. Unter den Zweigstiftungen erlangte besonders die zu Weimar durch die Teilnahme des Großherzogs eine hervorragende Bedeutung. Die eigentliche Konstituierung der S. erfolgte durch die Generalversammlung vom 8. bis 10. Okt. 1859 zu Dresden, woselbst Weimar als Vorort für die fünf nächsten Jahre gewählt wurde. Im J. 1860 betrug das Gesamtvermögen der Stiftung bereits 70000 Thlr. Einen sehr bedeutenden Zuwachs erhielt dasselbe durch die 1859 vom Major Serre auf Maxen ins Leben gerufene und 1. Nov. 1860 zur Verlosung gelangte Nationallotterie («Schiller-Lotterie»), von deren Reinertrage (450000 Thlrn.) zwei Dritteile (300000 Thlr.) der S. überwiesen wurden, während ein Dritteil (150000 Thlr.) die Tiedge-Stiftung erhielt. Nach Serre nennt sich seitdem die dresdener Zweigstiftung: «Serrescher Zweig der Schiller-Stiftung». Vgl. Ziegler, «Zur Geschichte der Schiller-Lotterie» (8. Aufl., Dresd. 1864).

Die S. ist seitdem auf 24 Zweigstiftungen angewachsen: Baden (Mannheim, Karlsruhe, Heidelberg), Berlin, Breslau, Brünn, Danzig, Darmstadt, Dresden, Frankfurt a. M., Graz, Hamburg, Hannover (Geschäftsort Nienburg), Köln, Königsberg, Leipzig, Linz, Lübeck, Mainz, München, Offenbach, Prag, Salzburg, Stuttgart, Weimar und Wien. Nach den Satzungen wird von diesen Zweigstiftungen alle fünf Jahre eine zum Vorort erwählt. Den ersten bildete Weimar 1859—64, den zweiten Wien 1865—69, den dritten Weimar 1870—74, den vierten Dresden 1875—79, den fünften Weimar 1880—84, den sechsten München seit 1885. Die Leitung des Ganzen liegt in den Händen eines auf je fünf Jahre erwählten Verwaltungsrats von sieben Mitgliedern. Das Vermögen der Stiftung, welches durch Hinzufügung eines Teils der Zinsen, sowie durch mannigfache Zuwendungen und Vermächtnisse in beständigem Steigen begriffen ist, belief sich nach der Tabelle für 1886 auf 1376116 Mark 16 Pf. und 98283 Fl. 68 Kr. österr. Währung. An Jahresbeiträgen lieferten die Zweigstiftungen an die Centralkasse 39630 Mark und 3331 Fl. österr. Währung. Die Summe, welche die S. 1885 an Spenden verwendete, betrug 50199 Mark 25 Pf., darunter 9650 Mark für lebenslängliche Pensionen. Nachdem 1869 das Prinzip der Öffentlichkeit eingeführt worden ist, werden die Namen der Bedachten jährlich in drei Gruppen (lebenslängliche, transitierende und einmalige Unterstützungen) veröffentlicht.

Schilling heißt eine frühere deutsche Geldrechnungsstufe, welche zum Teil durch wirkliche Münzstücke vertreten war. Der Ursprung und Name wird mit großer Wahrscheinlichkeit von dem röm. Solidus (s. d.) abgeleitet, der sich mit andern Resten röm. Einrichtungen nach Deutschland verpflanzte. Solidus nannten die Römer die Münze, weil sie das Ganze im Gegensatz zu den Teilen war, nach Vorgang des alten As. Der Solidusschilling war auch in Deutschland die größere Münze im Gegensatz der Pfennige. Andere Ableitungen des Namens von «schellen», weil die S. einen hellern Klang hätten als die Pfennige, oder dem St. Kilian, dem Münzzeichen der würzburger Schillinge u. s. w., gehören der Fabel an. Der Solidus des Mittelalters wurde allmählich verringert und zur Rechnungsmünze, bis in neuerer Zeit eine Münze daraus entstand, die jedes Land, welches sie annahm, nach seinem Bedürfnis einrichtete. In England ist der S. ein Zwanzigstel des Pfundes Sterling und in Silber ausgeprägt.

Schilling (Friedr. Gustav), einer der fruchtbarsten deutschen erzählenden Schriftsteller, geb. zu Dresden 25. Nov. 1766, bezog 1779 die Fürstenschule zu Meißen und trat 1781 in das Artilleriekorps. Nach siebenjähriger Dienstzeit und vierjährigem Besuche der Artillerieschule zum Offizier vorgerückt, wohnte er als solcher den meisten Gefechten des sächs. Kontingents während des Feldzugs von 1793 bei. Nach der Schlacht bei Jena geriet er in kurze Gefangenschaft, nahm 1809 den Abschied und ließ sich dann in Freiberg nieder. Später wendete er sich nach Dresden, wo er 30. Juli 1839 starb. Bereits 1783 erschien von ihm das Drama «Elise Kolmar». Seine zahlreichen Romane zeichnen sich meist durch lebendige Darstellung aus. Seine «Sämtlichen Schriften» erschienen in zwei Sammlungen, jede von 50 Bänden (Dresd. 1810—30), eine Ausgabe letzter Hand in 80 Bänden (Dresd. 1828—39).

Schilling (Johs.), deutscher Bildhauer, geb. zu Mittweida in Sachsen 23. Juni 1828, besuchte seit 1842 die Kunstakademie in Dresden und wurde 1845 in das Atelier Rietschels aufgenommen, unter dessen Leitung er volle fünf Jahre blieb. Die nächsten zwei Jahre brachte S. in Berlin zu, wo er ein halbes Jahr bei Drake, dann selbständig arbeitete. Anfang 1853 nach Dresden zurückgekehrt, fand er zunächst in Hähnels Atelier Beschäftigung, vollendete daselbst aber auch eine eigene Arbeit, auf welche ihm ein Reisestipendium erteilt wurde. S. hielt sich nun bis Ostern 1856 in Rom auf und ließ sich dann dauernd in Dresden nieder, wo aus seinem Atelier mehrere vorzügliche Werke in die Öffentlichkeit traten, während sich zugleich zahlreiche Schüler um ihn scharten. Seit 1868 wurde er zum Mitglied des Akademischen Rats und zugleich zum Professor der Bildhauerkunst an der königl. Kunstakademie ernannt. Bereits im J. 1852 war in Berlin eine Gruppe aus Gips ausgestellt: Amor und Psyche, für Bronzeguß bestimmt, welche Zeugnis von außerordentlichem Talent gab. Sein idealer Schönheitssinn, der zu malerischer Behandlung der plastischen Motive neigt, offenbarte sich zuerst in großem Maßstabe an den (in Sandstein ausgeführten, 1861 bestellten und 1872 vollendeten) Gruppen der vier Tageszeiten für die Treppe der Brühlschen Terrasse in Dresden. Neben zahlreichen anmutvollen Reliefs und Porträts entstanden in schneller Folge eine Anzahl Monumentalwerke, welche 1873—78 ausgeführt worden sind: das Schiller-Denkmal für Wien und das Denkmal des Erzherzogs Ferdinand Max (Kaisers von Mexiko) für Triest, sowie das Rietschel-Denkmal für Dresden und das Krieger-

denkmal für Hamburg. Bei der plastischen Ausschmückung des neuen dresdener Hoftheaters beteiligte sich S. durch Ausführung der Bronzegruppe Bacchus und Ariadne auf dem Panthergespann, die den Vorbau krönt. Das 1883 enthüllte Nationaldenkmal auf dem Niederwald (s. d. nebst Tafel: Niederwalddenkmal) bei Rüdesheim ist von S. erfunden und modelliert.

Schillingsfürst, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Rothenburg a. T., auf der Frankenhöhe 545 m über dem Meere, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 943 E., hat eine kath. Pfarrkirche, ein Rettungshaus, ein Schloß des Fürsten von Hohenlohe-S., ein Pfründenhaus, ein höheres Mädcheninstitut, Seidenbandweberei und bedeutende Viehmärkte. Unmittelbar mit S. verbunden ist der Marktflecken Frankenheim mit einem Krankenhaus und 437 E.

Schilluchs, die Bewohner des westl. Atlas (s. d.).

Schilluk, einer von den vier Negerstämmen, welche das Gebiet des Weißen Nils vom 12. bis 4.° nördl. Br. bewohnen. Die S., zu denen auch die Djur oder Luoh, ein später ausgewanderter Stamm am Bahr-Djur im Süden der westl. Dinka gehören, sitzen am linken Ufer des Weißen Flusses vom 12. bis 9.°, d. i. vom Fluß Keïlak und Dschebel-Tekem bis gegen Mokadat-el-Kelb, wo ihre Ansiedelungen ein einziges Riesendorf zu bilden scheinen. Die S. stimmen in Typus und Lebensweise mit den Bari (s. d.) überein, doch sind sie nicht so schön wie diese und gedrungenern Wuchses. Der Sprache nach hängen sie mit den Dinka zusammen. Vgl. Kaufmann, «Schilderungen aus Centralafrika» (Brixen 1862); Heuglin, «Reisen in das Gebiet des Weißen Nils» (Lpz. 1869); Schweinfurth, «Im Herzen von Afrika» (Lpz. 1874).

Schiltach, Stadt im bad. Kreise Offenburg, Amt Wolfach, in dem tief eingeschnittenen Kinzigthale des Schwarzwaldes, an der Mündung der Schiltach in die Kinzig, 341 m über dem Meere, Station der Linie Freudenstadt-S. (Kinzigbahn) der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1458 evang. E. und hat Uhrenindustrie, Gerberei, eine Tuchfabrik, eine mechan. Zwirnerei, Holzflößerei und auf dem Schloßberge Ruinen der Burg S.

Schiltberger (Hans), aus München, kam 1395 als Kriegsgefangener ins Innere von Asien, nach Persien und Turkestan, und war nach seiner Rückkehr Kämmerer des Herzogs Albrecht von Bayern. Die Beschreibung seiner Reisen und Abenteuer (Ulm 1473; neue Ausgabe von Neumann, Münch. 1859) war lange Zeit ein beliebtes Volksbuch.

Schilter (Joh.), Rechtslehrer und deutscher Altertumsforscher, geb. 1632 zu Pegau, stand zuerst in sachsen-zeitzischen Diensten, wurde 1662 Amtmann in Suhl und später beim Konsistorium in Jena angestellt. In der Folge begab er sich nach Frankfurt a. M. und nachher nach Straßburg, wo er Ratsherr wurde und 14. Mai 1705 starb. Unter seinen Schriften sind die hauptsächlichsten: «Exercitationes ad quinquaginta libros pandectarum» (3 Bde., Jena 1698; 3. Aufl., Frankf. 1733), «Institutiones juris canonici» (Jena 1681), Institutiones juris publici Rom.-Germanicae» (2 Bde., Straßb. 1696), «Codex juris feudalis Alemannici» (Straßb. 1697). Seinen «Thesaurus antiquitatum Teutonicarum» gab Scherz (s. d.) heraus.

Schiltigheim, Kantonshauptort im Landkreise Straßburg des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, mit (1885) 7135 E., liegt 3 km nördlich von Straßburg, an einem Illarm, am Rhein-Marnekanal und an der Linie Straßburg-Deutsch-Avricourt der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, bildet mit den Ortschaften Bischheim und Hönheim eine 3 km lange Reihe von Häusern und ist mit Straßburg durch eine mit Dampf betriebene Straßenbahn verbunden. In S., welches Sitz eines Amtsgerichts ist, befinden sich verschiedene Fabriketablissements, insbesondere mehrere große Bierbrauereien und eine große Eisfabrik. S. war 1793 das Hauptquartier Pichegrus. Im J. 1815 zog sich Rapp nach dem Gefecht bei Vendenheim hierher zurück, 1870 bildete S. einen Hauptstützpunkt der Straßburg belagernden deutschen Truppen.

Der Kanton Schiltigheim umfaßt 18 Gemeinden mit (1880) 24 655 E. In demselben befinden sich mehrere der seit dem J. 1872 zum Schutze von Straßburg erbauten Außenforts und zwar bei Mundolsheim: Fort Podbielski und Fort Roon; bei Niederhausbergen: Fort Feste Kronprinz; bei Oberhausbergen: Fort Großherzog von Baden; bei Reichstatt: Fort Moltke; bei Wolfisheim: Fort Fürst Bismarck.

Schimmel nennt man im gewöhnlichen Leben weiße, graue oder grüne, seltener anders gefärbte flockige, faserige oder polsterähnliche Überzüge auf verschiedenen Speisen, Getränken oder auf andern organischen Körpern. Es wird diese Erscheinung stets durch gewisse Pilzformen hervorgerufen, die auf den betreffenden Substraten entweder saprophytisch oder parasitisch vegetieren und dabei in der Regel eine Zersetzung derselben herbeiführen. (Vgl. Schimmelpilze.)

Schimmel (Heinr. Joh.), niederländ. Dramatiker und Romandichter, geb. 30. Juni 1824 zu Graveland, erhielt 1849 eine Anstellung bei der Handelsmaatschappij in Amsterdam und wurde nachher Direktor des niederländ. Kreditvereins daselbst. Schon 1847 war er aufgetreten als Dichter eines fünfaktigen Dramas «Joan Woutersz», das großen Beifall erwarb. Es folgten die Dramen «Twee Tudors» (1847), «Gondebald» (1848), «Giovanni di Procida» (1849), «Napoleon Bonaparte» (1851), «Schuld en Boete» (1852); gesammelt herausgegeben in seiner «Dramatische Poezy» (2 Bde., Amsterd. 1856). Später erschienen noch «Het kind van Staat» (Amsterd. 1859) und «Struensee» (Amsterd. 1868). Wie seinen dramatischen Erzeugnissen gab S. auch seinen Romanen meistens eine histor. Grundlage; so in «De eerste dag eens nieuwen levens» (2 Bde., Amsterd. 1855), «Mary Hollis» (3 Bde., Amsterd. 1860), «Mylady Carlisle» (4 Bde., Arnh. 1864), «Het gozin van Caas van Ommeren» (2 Bde., Schiedam 1870), «Sinjeur Semeins» (3 Bde., Schiedam 1875).

Schimmelaffen, s. Klammeraffen.

Schimmelmann (Heinr. Karl, Graf von), geschickter Finanzmann in dän. Diensten, geb. zu Demmin in Pommern 13. Juli 1724, war der Sohn eines Kaufmanns daselbst und legte einen Materialhandel in Dresden an. Später wurde er einer der Pächter der Generalaccise in den kursächs. Ländern. Nachdem er durch verschiedene Unternehmungen ein großes Vermögen erworben, errichtete er in Hamburg ein Handelshaus, erkaufte zugleich das Gut Ahrensburg in Holstein, nahm die holstein.-plönische Münze in Pacht, trat in dän. Dienste und wurde 1761 dän. Kommerzintendant

und Gesandter beim Niedersächs. Kreise. Auch kaufte er das holstein. Gut Wandsbeck und die Baronie Lindenborg in Jütland und später eine Gewehrfabrik in Seeland. Im J. 1762 wurde er in den Freiherrenstand erhoben, zwei Jahre später königl. Schatzmeister und begleitete 1768 Christian VII. ins Ausland. Während des kurzen Ministeriums Struensees (1770—72) lebte er meist in Hamburg. Nach dem Falle Struensees trat er wieder in seine vorige Thätigkeit und übernahm zugleich die Leitung aller dän. Finanzoperationen. S. wurde 1779 in den Grafenstand erhoben. Bei seinem Tode 16. Febr. 1782 hinterließ er ein Vermögen von mehr als 8 Mill. Rthlr.

Sein Sohn, Graf Ernst Heinrich, geb. in Dresden 4. Dez. 1747, war seit 1784—1814 dän. Finanz- und Handelsminister, übernahm 1824 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und starb zu Kopenhagen 9. Febr. 1831.

Schimmelpenninck (Rütger Jan), niederländ. Staatsmann, geb. zu Deventer 30. Okt. 1765, studierte in Leiden die Rechte, wurde Advokat zu Amsterdam und gehörte bei den Unruhen 1785—87 zu denen, die eine Änderung in der Verwaltung wünschten und auf ein Repräsentativsystem drangen. Beim Ausbruche der Revolution, nach Pichegrus Einrücken, wurde er Mitglied der ersten amsterdamer Stadtmagistratur, dann der batavischen Nationalversammlung und 1798 Gesandter in Paris. Nach dem Frieden von Amiens, dessen Unterhandlungen er als Gesandter der Batavischen Republik beiwohnte, wurde er Gesandter am engl. Hofe. Bei dem Ausbruche des Kriegs von 1803 versuchte er die Neutralität Hollands zu behaupten und zog sich, als ihm dies der Erste Konsul nicht zugestehen wollte, ganz von den Staatsgeschäften zurück. Ein Schreiben Bonapartes und die Wünsche des Vaterlandes riefen ihn aber bald zu den öffentlichen Geschäften zurück. Er ging von neuem als Gesandter nach Paris und gewann hier Bonapartes Vertrauen, der ihn auch im März 1805 als Ratspensionär an die Spitze der Regierung stellte. Seine Stellung benutzte er zur Ausführung vieler guter Einrichtungen, besonders auf dem Gebiete der Finanzen. Da er aber 1806 fast ganz erblindete, schlug Napoleon I. seinen Bruder Ludwig als König vor. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich wurde S. von Napoleon zum Grafen und Senator ernannt. Nach des Kaisers Abdankung zog sich S. auf seine Güter zurück; doch wurde er bei der Bildung des Königreichs der Niederlande vom Könige zum Mitgliede der Ersten Kammer ernannt. Er starb zu Amsterdam 25. März 1825.

Schimmelpilze nennt man eine größere Anzahl von Pilzen, deren Conidienfruktifikation und Mycelien auf verschiedenen organischen Stoffen vegetieren und hier Erscheinungen hervorrufen, die man allgemein als Schimmel bezeichnet. Sie gehören besonders den Familien der Phycomyceten und Ascomyceten an und ihre Zahl ist eine sehr ansehnliche. Am häufigsten sind die Arten der Gattungen Mucor, Aspergillus und Penicillium (s. die speziellen Artikel). Der Ausdruck S. bezeichnet somit durchaus nicht etwa eine bestimmte Familie aus der Gruppe der Pilze, sondern es sind Vertreter von verschiedenen Familien, die äußerlich ähnliche Erscheinungen verursachen.

Schimon (Adolf), Klaviervirtuos, Komponist und Gesanglehrer, geb. 29. Febr. 1820 in Wien, erhielt seine Ausbildung auf dem pariser Konservatorium, war seit 1850 an der ital. Oper in London, seit 1852 an der zu Paris angestellt und ging 1867 nach Italien, wo er 1872 die geschätzte Konzertsängerin Anna Regan heiratete. Er wurde 1874 Gesanglehrer am Konservatorium zu Leipzig, 1877 an der königl. Musikschule zu München und ward 1886 nebst seiner Gattin als Professor ans Konservatorium zu Leipzig berufen. S. komponierte die komische Oper «List um List» (1858), ferner viele Gesangs- und Klavierstücke.

Schimp., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Wilhelm Philipp Schimper (s. d.).

Schimpanse oder Tschimpanse (Troglodytes niger, Tafel: Affen der Alten Welt I, Fig. 6), eine ungeschwänzte, dem Gorilla und Tschego nahe verwandte und oft mit ihnen verwechselte, zu den menschenähnlichen oder sog. Anthropomorphen gehörende Affenart, unterscheidet sich durch große Ohren, den ziemlich runden und glatten Schädel fast ohne Knochenleisten und die schwächere Ausbildung des Zahnsystems von den verwandten Anthropomorphen: vom Orang durch das Vaterland, den Mangel an überzähligen Handgelenkknochen und Backenschwielen, die kürzern Arme, die schwarze Färbung, vom Gorilla durch geringere Größe, schwächere Ausbildung der Zähne, Hände, Füße und Knochenleisten. Der S. lebt im westl. Afrika innerhalb des 10. bis 12. Grades zu beiden Seiten des Äquators und ist durch sein dem menschlichen sich näherndes Ansehen merkwürdig. Der S. ist ein am Boden lebendes, oft auch aufrecht gehendes Tier, das nur nach Früchten, von denen er die des Melonenbaums (Carica Papaya) besonders liebt, und, um sich umzusehen, auf Bäume steigt. Er wird 1,2 bis 1,5 m hoch, hat schwarzes, etwas grobes Haar, große, abstehende, kahle Ohren, lange, sehr bewegliche Lippen und muskulöse Arme, welche bis zum Knie oder noch darüber reichen. Die S. leben gesellig. Über die Intelligenz, die zutrauliche Art und die Beweglichkeit dieser Tiere, von welchen viele Junge lebend nach Europa gebracht und mehrere Jahre in Tiergärten gehalten wurden, gibt es viele interessante Erzählungen. Das nordeurop. Klima ertragen sie nicht; sie sterben hier bald an der Lungensucht. Vgl. Hartmann, «Beiträge zur zoologischen und zootomischen Kenntnis der sog. anthropomorphen Affen» (2 Hefte, Pest 1872).

Schimper (Wilh.), deutscher Reisender und Naturforscher, geb. 19. Aug. 1804 zu Mannheim, lernte anfangs als Kunstdrechsler, trat aber in seinem 17. Jahre in das bad. Militär und wurde alsbald bei der Militäradministration beschäftigt. Nachdem er hierauf zwei Jahre zu München Naturwissenschaften studiert, unternahm er 1829 eine Reise nach Südfrankreich und Algier, auf welcher er reiche botan. Sammlungen machte. Nach der Rückkehr verweilte er einige Zeit zu Neuchâtel, dann zu Offweiler im Elsaß, wo er seine «Reise nach Algier» (Stuttg. 1834) schrieb. Im J. 1834 ging S. im Auftrage des württemb. Reisevereins nach dem Orient. Er durchwanderte Oberägypten, die Sinaihalbinsel und Teile von Arabien und begab sich 1836 nach Abessinien, wo er sich das Wohlwollen des Fürsten Ubie von Adaua erwarb. S. ließ sich in Abessinien förmlich nieder, verheiratete sich mit einer Eingeborenen und erhielt von Ubie die Verwaltung des Distrikts Antitscho. Letztere Stellung

verlor er jedoch durch König Theodorus. Nach Auflösung des württemb. Reisevereins setzte S. seine Sammlungen im Auftrage des pariser Jardin des Plantes fort. Seit 1863 mußte er gezwungen in der Nähe des Königs Theodor verweilen und wurde 1868 auf die Festung Magdala gebracht, bis ihn die Engländer durch die Erstürmung derselben 13. April 1868 befreiten, worauf er sich in Adaua niederließ. Hier starb er im Okt. 1878.

Karl Friedrich S., älterer Bruder des vorigen, Botaniker, geb. 15. Febr. 1803, studierte zu Heidelberg und München, wo er mit Alex. Braun und Agassiz eine eigene philos.-botan. Schule begründete. Im Auftrage des Kronprinzen, nachmaligen Königs Max, untersuchte er 1842—43 die bayr. Alpen und die bayr. Pfalz geognostisch. S. gilt für den Entdecker der Blattstellungsgesetze und für einen der Hauptbegründer der neuen botan. Morphologie. S. gab auch zwei Sammlungen «Gedichte» (Erlangen 1840 und Mannh. 1847) heraus. Später lebte er zu Schwetzingen, wo ihm der Großherzog von Baden, der ihm auch einen Jahrgehalt zahlte, eine Wohnung im Schloß angewiesen hatte. Er starb daselbst 21. Dez. 1867.

Wilhelm Philipp S., Geolog und Paläontolog, Vetter der vorigen, geb. 12. Jan. 1808 zu Dosenheim bei Elsaß-Zabern, studierte zu Straßburg Theologie, war dann Hauslehrer und erhielt 1853 eine Stellung am naturhistor. Museum zu Straßburg, an welchem er 1838 zum Konservator, später zum Direktor aufrückte. Gleichzeitig lehrte er als Professor der Geologie und der Paläontologie an der Universität. Er starb 20. März 1880 in Straßburg. In der Wissenschaft hat sich S. besonders als Bryolog einen geachteten Namen erworben. Seine Hauptwerke sind: «Monographie du grès bigarré des Vosges» (Lpz. 1844), «Bryologia Europaea» (6 Bde., Stuttg. 1836—54, mit 640 Tafeln), im Verein mit Bruch begonnen, nebst den «Musci Europaei novi» (Stuttg. 1864 fg.), «Stirpes normales bryologiae Europaeae» (Straßb. 1844—54), «Recherches morphologiques et anatomiques sur les mousses» (mit 9 Tafeln in 4., Straßb. 1848), «Icones morphologicae» (Stuttg. 1860), «Mémoire pour servir à l'histoire naturelle des sphagnum» (Par. 1854, mit 24 Tafeln), welches Werk auch deutsch als «Versuch einer Entwickelungsgeschichte der Torfmoose» (Stuttg. 1857, mit 27 Taf.) erschien; «Palaeontologica Alsatica» (Straßb. 1854 fg.), «Synopsis muscorum Europaeorum» (Stuttg. 1860; 2. Aufl. 1876), «Le terrain de transition des Vosges» (mit Köchlin, Straßb. 1862, mit 30 Tafeln), «Traité de paléontologie végétale» (3 Bde., Par. 1867—69, mit 110 Tafeln).

Schindellegi, Dörfchen im Bezirk Höfe des schweiz. Kantons Schwyz, liegt 757 m über dem Meere, 6 km nordwestlich von Einsiedeln auf dem rechten Ufer der Sihl, über welche hier eine alte gedeckte Holzbrücke und eine neue Eisenbahngitterbrücke führen, besitzt als Knotenpunkt der Bergbahn Wädenschwyl-Einsiedeln und der Straße über den Sattel, die sich hier nach Richterswyl und Pfäffikon am Zürichersee verzweigt, lebhaften Verkehr und ist kriegsgeschichtlich als Flußübergang und Pforte von Innerschwyz durch mehrere Gefechte (1445, 1798) bekannt. (S. Sattel.)

Schinder, s. Abdecker.

Schinderhannes, der Anführer einer Räuberbande, die gegen das Ende des 18. Jahrh. am Rhein ihr Unwesen trieb, hieß eigentlich Johann Bückler, trat früh in die Dienste eines Scharfrichters, kam infolge von Diebstählen mehrere mal in Untersuchung, entsprang und gesellte sich zu Fink dem Rotbart, Anführer einer Diebesbande. Mehrmals ergriffen, entkam er wieder und kehrte zu seinen alten Gesellen zurück. Schließlich bildete er eine große Bande, die bald alles in Schrecken versetzte. Endlich wurde S. gefangen und mit seinen Kameraden vor das Spezialgericht zu Mainz gebracht. Hier zum Tode verurteilt, wurde er mit mehrern seiner Spießgesellen 21. Nov. 1803 enthauptet.

Schindler (Alexander Jul.), österr. Schriftsteller, bekannt unter dem Pseudonym Julius von der Traun, geb. 26. Sept. 1818 zu Wien, studierte daselbst Philosophie und später am Polytechnischen Institut Mathematik und Chemie, leitete zwei Jahre die Fabriken seines Vaters und trat dann als Chemiker in eine Kattunfabrik zu Steyr in Oberösterreich. Bald darauf jedoch ergriff er das Studium der Jurisprudenz, ward 1846 Justitiar des Fürsten Lamberg zu Steyr und trat 1850 in den Staatsdienst. Im J. 1854 durch die Reaktion beseitigt, wurde er 1856 Domänenverwalter des Grafen Hendel von Donnersmarck zu Wolfsberg in Kärnten, später Generalsekretär der privilegierten Staatsbahngesellschaft zu Wien. Im J. 1861 wurde er als Vertreter Wiens in den Reichsrat gewählt, wo er zu den Führern der Opposition gehörte. Seit 1870 lebte er teils auf seiner Besitzung Leopoldskron bei Salzburg, teils zu Wien, wo er 16. März 1885 starb. Von seinen Schriften sind zu nennen: die Novellen «Die Äbtissin von Buchau» (Berl. 1877), «Der Liebe Müh' umsonst» (3 Novellen, Teschen 1884), «Der Schelm von Bergen» (Wien 1879; 4. Aufl. 1885), der Roman «Goldschmiedkinder» (Wien 1880) und die Dichtungen: «Salomon, König von Ungarn» (2. Aufl., Stuttg. 1876), «Toledaner Klingen» (Wien 1876), «Gedichte» (2 Bde., Stuttg. 1871, 3. Aufl. 1876).

Schinghit, Stadt und wichtiger Handelsplatz in der von mohammed. Mauren bewohnten Oase Adrar im westlichsten Teile der Wüste Sahara, am Kreuzungspunkt von Karawanenstraßen nach Marokko, Senegambien und dem Sudan, hat 3000 E. und bedeutende Ausfuhr von Steinsalz.

Sching-King, chines. Provinz, s. Mukden.

Schink (Joh. Friedr.), deutscher Dichter und Dramaturg, geb. zu Magdeburg 1755, studierte seit 1773 zu Halle Theologie. Schon als Student erhielt er den in Hamburg ausgesetzten Preis von 20 Friedrichsdor für sein Trauerspiel «Gianetta Montaldi». S. privatisierte dann 1778 in Berlin, war 1779 Dichter bei dem hannov. Theater, ging 1780 nach Wien, wo er seine «Dramaturgischen Fragmente» (4 Bde., Wien 1781—84) und das «Theater zu Abdera» (2 Bde., Berl. 1787) schrieb, und wurde 1789 von Schröder in Hamburg als Dramaturg und Dichter angestellt. Hier schrieb er die «Dramaturgischen Monate» (4 Bde., Schwer. 1790) und das Wochenblatt «Laune, Spott und Ernst» (4 Bde., Altona 1793). Im J. 1797 ließ er sich in Ratzeburg nieder, wo er den «Johann Faust» (2 Bde., Berl. 1804) und die «Gesänge der Religion» (Berl. 1789; neue Aufl. 1823) herausgab. Von 1812 bis 1816 lebte er im Holsteinischen. Dann wandte er sich abermals nach Berlin, wo er unter anderm die didaktisch-dramatische Dichtung «Fügungen» (Berl. 1818) veröffentlichte. Im J. 1819 führte ihn Frau

von der Rede zu Löbichau ein, wo die Herzogin Dorothea von Kurland sich seiner annahm. Nach dem Tode der Herzogin berief ihn 1822 deren Tochter, die Herzogin von Sagan, als Bibliothekar zu sich. S. starb zu Sagan 10. Febr. 1835. Zu seinen letzten Arbeiten gehören die «Romantischen Darstellungen» (Altenb. 1822) und die «Darstellung des Lebens und des Charakters Lessings», in dem ersten Bande von dessen «Schriften» (1825; auch besonders abgedruckt, Berl. 1825).

Schinkel (Karl Friedr.), einer der größten und vielseitigsten Künstler der neuern Zeit, wurde 13. März 1781 zu Neuruppin geboren, wo sein Vater Superintendent war. Nach dem Tode desselben setzte er die auf dem Gymnasium begonnenen Studien in Berlin fort, wohin die Mutter 1795 mit ihm zog. Er genoß ein Jahr lang den Zeichenunterricht bei Oberbaurat Gilly und wurde hierauf der Schüler von dessen Sohne, dem Bauinspektor Friedrich Gilly. Als letzterer starb, vertraute man S. die Fortsetzung aller architektonischen Privatarbeiten des Verstorbenen an. Zugleich setzte er das theoretische Studium der Bauwissenschaft auf der Bauakademie fort und ging dann 1803 nach Italien. Im J. 1805 kehrte er über Frankreich nach Berlin zurück. Da die Kriegsperiode der Bauthätigkeit Einhalt gebot, griff er 1806 zur Landschaftsmalerei und wußte den klimatischen Charakter der Natur und den Zusammenhang der architektonischen Welt mit dieser auf überaus feine und charakteristische Weise wiederzugeben. Am bekanntesten ist das die Blüte Griechenlands benannte Bild, Geschenk der Stadt Berlin an die Prinzessin Friedrich der Niederlande (gestochen von Witthöft), worin er das Werden einer hellenischen Stadt am Meeresstrande veranschaulicht. Auch malte er von 1808—14 die berühmt gewordenen Dioramen für Gropius. Im Mai 1810 kam er als Assessor in die Baudeputation, und die Akademie der Künste nahm ihn 1811 unter ihre Mitglieder auf. Im Dez. 1820 wurde er Professor bei derselben. Im Mai 1815 erhielt er die Stelle eines Geh. Oberbaurats, und 1819 trat er in die technische Abteilung im Ministerium für Handel, Gewerbe und Bauwesen. Seinen Ruf begründete zunächst das Gebäude der neuen Königswache in Berlin, sodann das Kriegsdenkmal auf dem Kreuzberge, das neue Schauspielhaus, die neue Schloßbrücke, die Anlage des neuen Potsdamer Thores, der Neuen Wilhelmsstraße und der Ingenieur- und Artillerieschule in Berlin, das Casino in Potsdam, das Schlößchen Tegel, die Villa des Geheimrats Gräfe im Tiergarten bei Berlin, das Casino im Garten des Prinzen Karl zu Glienicke bei Potsdam, das Cavalierhaus auf der Pfaueninsel und mehrere andere Schlösser, Landhäuser, Kirchen und öffentliche Gebäude in den Provinzen. Das Neue Museum, die weitern Anlagen, welche daraus folgten, die Bauschule, die Nikolaikirche in Potsdam, das königl. Landhaus in Charlottenhof, die Werdersche Kirche in Berlin und andere Bauten vollendeten seinen Ruhm. Im J. 1839 wurde er zum Ober-Landesbaudirektor ernannt. Doch alsbald von einer Gehirnlähmung betroffen, starb er 9. Okt. 1841. Sein Denkmal (Bronzestatue von Max Wiese, gegossen von Gladenbeck) in Neuruppin wurde 28. Okt. 1883 enthüllt.

S. gehört zu den bahnbrechenden Geistern auf seinem Kunstgebiet. In seinen Bauten zeigt er sich höchst gewissenhaft in der Komposition. Er verstand es besonders, die Form eines Gebäudes aus seiner Bestimmung zu entwickeln, und vermied alle Willkür im einzelnen. Insbesondere geben seine nicht zur Ausführung gelangten Entwürfe eine Anschauung seines Wollens und Könnens: dahin gehören der beabsichtigte Umbau der Akropolis von Athen zu einem griech. Königspalast, die Pläne des Schlosses Orianda, des Palastes für den Prinzen von Preußen, des Denkmals Friedrichs d. Gr. und anderes. Vgl. seine «Sammlung architektonischer Entwürfe» (26 Hefte, Berl. 1820—37; 2. Aufl., Potsd. 1841—45; 3. Aufl. 1857—58); ferner seine «Werke der höhern Baukunst» (Abteil. 1 u. 2, Potsd. 1855—46; 2. Aufl. 1862, neue Ausg. 1873). S. hat auch hohe Begabung für die Historienmalerei im großen Stil an den Tag gelegt. Der bildliche Schmuck an der Vorderseite des berliner Alten Museums ist nach seinen Entwürfen ausgeführt. An dem Prachtwerke «Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker», sowie an vielen andern Werken war S. wesentlich beteiligt. Endlich verdanken ihm die königl. Theater nicht nur manche ihrer schönsten Dekorationen, sondern überhaupt eine neue Schule der Dekorationsmalerei. Seine zahlreichen Entwürfe, Zeichnungen und Gemälde sind in der Bauakademie zu Berlin zu einem eigenen Museum (Schinkel-Museum) vereinigt. Sein Standbild, von Drake, schmückt den Platz vor der Bauakademie und die Halle des Alten Museums. Vgl. von Wolzogen, «Aus S.s Nachlaß» (4 Bde., Berl. 1862—64); die biographischen Schriften über S. von Kugler, Bötticher, H. Grimm, Waagen u. a.

Schinsengwurzel, s. Ginsengwurzel.

Schinznach, Dorf und Bad im Bezirk Brugg des schweiz. Kantons Aargau. Das Dorf liegt 380 m über dem Meere, 10 km nordöstlich von Aarau, auf der linken Seite des Aarethals, besitzt eine Pfarrkirche mit dem Grabmal des Generals Joh. Ludwig von Erlach (s. Erlach) und zählt (1880) 1157 meist prot. E., deren Haupterwerbsquellen der Acker- und Weinbau und die Strohflechterei sind. Etwa 2 km nordöstlich, am rechten Ufer der Aare, 351 m über dem Meere, zwischen dem Fluß und der Nordostbahnlinie Aarau-Zürich, liegt von ausgedehnten Anlagen umgeben am Fuße des mit den Ruinen des Schlosses Habsburg gekrönten Wülpelsbergs (514 m) das berühmte Bad S., mit einem großen musterhaft eingerichteten Kurhause, einem Badehause, einer Kirche und mehrern Dependenzen. Die Quelle, eine salinisch-muriatische Schwefeltherme von durchschnittlich 31° C., wird besonders bei chronischen Hautkrankheiten gebraucht. Die 1558 entdeckte Therme lag auf dem linken Ufer des Flußbettes, wurde 1670 in demselben vergraben und brach 1692 auf einer Insel, die jetzt durch Anschwemmungen mit dem rechten Ufer verbunden ist, wieder hervor. Die Umgebung des Kurortes ist reich an schönen und historisch merkwürdigen Punkten. Vgl. Amsler, «Les bains de S.» (Aarau 1854; deutsch, 1852); Hemman, «Bad S.» (Aarau 1858); Gsell-Fels, «Kurorte der Schweiz» (Zür. 1880).

Schio, Stadt und Distriktshauptort in der ital. Provinz Vicenza, am Fuße der Monti Lessini, 192 m über dem Meere, Station der Eisenbahnen Vicenza-Thiene-S., S.-Arsiero (schmalspurig) und S.-Torre, an der Straße Vicenza-Rovereto, zählt (1881) 9785 (als Gemeinde 11162) E. und hat mehrere bedeutende Tuchfabriken, Streichgarnspinnerei, Färbereien, Seidenkultur, Porzellan-

manufaktur und Handel mit Wein und Getreide. Der Großindustrielle Alessandro Rossi hat hier eine Arbeiterstadt gegründet, welche der zu Mülhausen im Elsaß nachgebildet ist.

Schipka-Paß (Sibka-, Schibka-, bulgar. Čipka-Paß), der wichtigste Paß, welcher aus Bulgarien, von Gabrowa her, nach Kasanlik im Thale der Tundscha über den Großen (türk. Chodscha-) Balkan führt, mit fahrbarer, jedoch sehr schmaler Straße und teilweise sehr starken Steigungen, wurde denkwürdig durch die mit äußerster Hartnäckigkeit geführte, langwierige und verlustreiche Verteidigung der Paßhöhe im Russisch-Türkischen Kriege 1877 und die Kapitulation eines am südl. Ausgange des Passes eingeschlossenen türk. Heers im Jan. 1878. Die Straße folgt von Gabrowa zunächst dem linken Ufer des Jantraflusses, erreicht dann in mehrern Windungen die Hochfläche, welche 1308 m über dem Mittelmeere die Paßhöhe bildet, und senkt sich dann zum Tundschathale. Am südl. Ausgang des Passes liegt das Dorf Schipka (625 m), längs der Straße sind fünf befestigte Wachthäuser vorhanden, welche von den Türken besetzt, jedoch nach kurzem Widerstande geräumt wurden, nachdem der russ. General Gurko den Großen Balkan auf einem weiter östlich gelegenen Passe überschritten und Kezanlük sowie Schipka besetzt hatte. Die Russen richteten die Paßhöhe, insbesondere einen am nördl. Abhange des Plateau gelegenen Höhenzug (Nikolai-Stellung) demnächst zur Verteidigung ein und hielten dieselbe trotz wiederholter heftiger Sturmangriffe des türk. Heers Suleiman Paschas. (S. Russisch-Türkischer Krieg von 1877 und 1878.)

Schippe oder Schüppe, soviel wie Schaufel.

Schippenbeil, Stadt im ostpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Friedland, an der Mündung der Guber in die hier schiffbar werdende Alle, am rechten Ufer der letztern, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 3174 E. und hat ein Warendepot der Reichsbank, Öl-, Getreide- und Sägemühlen und Essigfabrikation. Die dasige Burg Schippen-Pil (d. h. Schiffenburg) wurde 1240 erbaut.

Schipper (Jakob), Philolog, geb. 19. Juli 1842 zu Friedrich Augusten-Groden, Kirchspiel Middoge, Großherzogtum Oldenburg, studierte in Heidelberg und Berlin Theologie und Philosophie und in Bonn neuere Sprachen. In den J. 1868—69 hielt er sich in Paris, Rom, Neapel und London auf. Die J. 1870—71 brachte er in Oxford als Mitarbeiter an der Neubearbeitung des angelsächs. Wörterbuchs von J. Bosworth zu. Im Herbst 1871 ging er als außerord. Professor der neuern Sprachen an die Universität Königsberg und wurde 1872 ord. Professor daselbst. Im Frühjahr 1877 folgte er einem Rufe als ord. Professor für engl. Philologie an der Universität Wien. Selbständige Werke S.s sind: «De versu Marlovii» (Bonn 1867); «Engl. Alexiuslegenden» (Straßb. 1877); «William Dunbar, sein Leben und seine Gedichte» (Berl. 1884); sein Hauptwerk ist: «Engl. Metrik» (Bd. 1: «Altengl. Metrik», Bonn 1881).

Schirach (Gottlob Benedikt von), deutscher Geschichtschreiber und Publizist, geb. 1743 zu Tiefenfurth in der Oberlausitz, studierte zu Leipzig klassische Sprachen, Geschichte und Litteratur. Im J. 1764 ging er nach Halle, wo er mit Semler und Klotz genauer bekannt wurde. Bei den gelehrten Fehden des letztern war S. auf dessen Seite. Er gehörte zu den ersten deutschen Schriftstellern, welche die Geschichte mit Kritik und philos. Geiste behandelten. Im J. 1769 wurde er außerord., 1770 ord. Professor in der philos. Fakultät zu Helmstedt. Wegen seiner «Biographie Kaiser Karls VI.» (Halle 1776) erhob ihn die Kaiserin Maria Theresia in den Adelsstand. Im J. 1780 folgte er als Legationsrat einem Rufe der dän. Regierung nach Altona, den zunächst seine Schrift «Über das königl. dän. Indigenatrecht» (Hamb. 1779) veranlaßt hatte. Im folgenden Jahre begann er das «Polit. Journal», dem er bis an seinen Tod (7. Dez. 1804) seine Thätigkeit widmete, und das dann sein ältester Sohn, Wilhelm von S., geb. 25. Sept. 1779, der Konferenzrat in Kiel war, bis 1812 fortsetzte, worauf es unter andern Redactionen noch bis 1839 erschien. In diesem Journal stellte er die Ereignisse der neuern Geschichte mit einer durch Beigabe der wichtigsten Urkunden belegten Treue dar, welche es zu einer Quelle für den Geschichtsforscher machen. Außerdem veröffentlichte er noch: «Biographien der Deutschen» (6 Bde., Halle 1771—74), «Ephemerides literariae Helmstadienses» (5 Bde., Helmst. 1770—73), «Magazin der deutschen Kritik» (4 Bde., Halle 1772—76), die Übersetzung der «Biographien» des Plutarch (8 Bde., Berl. 1776—80).

Schir-Ali, Emir von Afghanistan, ein jüngerer Sohn des 29. Mai 1863 verstorbenen Dost-Mohammed-Chan, wurde 1825 geboren, trat nach dem Tode des Vaters die Herrschaft an, hatte aber mit seinen zahlreichen Geschwistern und Verwandten harte Kämpfe zu bestehen und verlor gegen sie 5. Mai 1866 die Schlacht bei Schekabad und dadurch den Thron. Doch gelang es S., mit Hilfe seines Sohnes Yakub durch den Sieg bei Bamian (Dez. 1868) und bei Ghasne (Jan. 1869) sich des Throns wieder zu bemächtigen. Yakub, ein Gegner der Reformbestrebungen des Vaters, erregte zwar 1870 mit Hilfe der altnationalen Partei einen Aufstand, der indes mit der Eroberung Herats (8. Mai 1870) durch S. unterdrückt wurde. Später fand dann ein Ausgleich zwischen Vater und Sohn statt.

Im August 1878 wies S. eine indo-brit. Gesandtschaft des Vizekönigs Lord Lytton schon an der Grenze zurück, obgleich er kurz zuvor eine große militärische Gesandtschaft Rußlands in Kabul mit den höchsten Ehren empfangen hatte. Als Antwort auf diese Beleidigung drangen 20. Nov. die brit. Truppen in drei Kolonnen in Afghanistan (s. d.) ein und 13. Dez. verließ S. Kabul und begab sich nach dem russ. Turkestan, wo er 21. Febr. 1879 zu Mezarischeriff starb. Zu Kabul war inzwischen Yakub zum Emir ausgerufen worden.

Schiras (pers., d. h. Löwenbauch), die ehemals blühende, jetzt aber sehr herabgesunkene Hauptstadt der pers. Provinz Farsistân oder des Landes Fars, einst die Residenz der pers. Regenten, liegt in einem fruchtbaren, von schützenden Bergen umgebenen Thal auf einer der Stufen des südwestl. Randgebirges Persiens, am kleinen Flusse Roknabad, der sich etwa 25 km südöstlich in den See Mahluja ergießt, 1524 m über dem Meere, 352 km von Ispahan und 52 km im Südwesten von den Ruinen des alten Persepolis (s. d.). Die Stadt, von hohen Mauern und Bastionen umgeben, wurde durch Erdbeben 25. Juni 1824, wobei über 4000, und 1. Mai 1853, wobei angeblich 10000 Menschen umkamen, fast ganz zerstört. Sie hat etwa 32000 E., darunter treffliche Siegelstecher und Steinmetze, Fabriken in Baumwolle, Seide, Wolle, Leder,

Glas, Schmelz, in Feuerwaffen und Klingen aus ind. Stahl, in Pulver und besonders auch in Rosenöl. Auch ist die Stadt wegen ihrer schönen Frauen, der schönsten Persiens, und ihrer herrlichen Rosen- und Granatäpfelgärten im Orient hoch gepriesen. In den engen, schmutzigen Straßen stehen kleine Häuser; bedeutend ist nur der von Kerim-Chan gebaute, 0,4 km lange Bazar aus Ziegeln. In der Umgebung wächst ein Rotwein, den man für den besten im Morgenlande hält und der nebst Tabak, Rosenöl, Glas, Schmelz, Pfeifen, Töpferwaren, Seidenzeugen, Klingen weithin ausgeführt wurde. S. ward nach der Vertreibung der Sassaniden das Feld- und Hoflager der Kalifen in der Mitte des 7. Jahrh., erreichte seine größte Blüte unter dem Mongolenkaiser Hulagu im 13. Jahrh. bis auf Timur, der die Stadt 1387 und 1392 eroberte. Damals galt es auch als der Glanzpunkt der pers. Wissenschaft und Poesie. Hier wurden die Dichter Hafis und Saadi geboren, deren Gräber sich, wie das des preuß. Gesandten Minutoli (gest. 15. Nov. 1860), in der Nähe befinden.

Schiraz, soviel wie Schiras.

Schire, linksseitiger Nebenfluß des Zambesi im östl. Südafrika, entströmt bei Mosanka südlich dem großen Binnensee Njassa, bildet bald darauf das kleine Becken des Sees Pamalompe, später oberhalb Tschibisa die Murchison-Katarakte, wird nun schiffbar, durchfließt das Hochland der Mangandscha und mündet unterhalb Schamo nach einem südlich gerichteten Laufe von 600 km.

Schirre-churschid (pers., «Sonne und Löwe»), das pers. Wappen; Nischâne-schirre-churschid, der pers. Sonnen- und Löwenorden, gestiftet 1808 von Schah Feth-Ali-Chan.

Schirgiswalde, Stadt in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Bautzen, links an der obern Spree, Station der Linie Bischofswerda-Zittau der Sächsischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2805 meist kath. E. und hat Holzschleiferei, Strumpfwirkerei und Fabrikation von Buntpapier, und außer bedeutender Handweberei eine mechan. Weberei, das Rittergut S. mit schönem Park und Schloß gehört dem Domstifte St. Petri zu Bautzen. S. wurde nebst zwei Nachbarorten 1809 von Österreich an Sachsen abgetreten, von letzterm aber erst 1845 übernommen. Während dieses Interregnums hatte S. eine republikanische Verwaltung.

Schirlingstanne, s. unter Tanne.

Schirm, in der Botanik soviel wie Dolde.

Schirmbaum, s. unter Magnolia.

Schirmeck, Stadt im Kreise Molsheim des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, liegt 46 km südwestlich von Straßburg im Breuschthale, an der Breusch und an der Linie Straßburg-Rothau der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Hauptzollamts und einer Oberförsterei und zählt (1885) 1310 meist kath. E., welche bedeutenden Holzhandel treiben. In S. und dessen Umgegend, insbesondere in Rothau und Urbach, wird eine reiche Industrie, namentlich Baumwollspinnereien, betrieben.

Schirmer (Joh. Wilh.), berühmter Landschaftsmaler, geb. 5. Sept. 1807 zu Jülich, lernte bei seinem Vater die Buchbinderei und kam als Geselle 1825 nach Düsseldorf, wo er unter W. Schadow künstlerische Studien begann und durch Lessings Einfluß der Landschaftsmalerei zugeführt wurde. Im J. 1830 wurde er Hilfslehrer und 1839 Professor an der dortigen Akademie. Anfangs stellte er besonders die stille Poesie des Waldlebens dar. Infolge mehrerer Reisen durch die Schweiz, Frankreich und Italien begann er aber im idealen, großartigen Landschaftsstil zu arbeiten. Bei der Wahl der Motive ist er wesentlich der vaterländischen Natur treu geblieben, wenn auch der Aufenthalt in Italien 1839—40 von großer Bedeutung für seine Kunstrichtung wurde. Sein Baumschlag ist frei und doch gründlich, die Linienführung gefällig; die Bilder zeugen von einer völligen Herrschaft über Stoff und Kunstmittel. In der Bestimmtheit und Größe seiner Formen erinnert S. oft an Kaspar Poussin, und wie dieser liebt er in seinen Werken einen großen Maßstab. Er ist ein trefflicher Zeichner und gibt das Detail so charakteristisch, daß es selbst in seiner Unterordnung ein unerschöpfliches Interesse gewährt. S. wurde so der Gründer der düsseldorfer Landschaftsschule. Im J. 1853 als Direktor an die neugegründete Kunstschule zu Karlsruhe berufen, brachte er diese Anstalt bald empor. S. ist der wesentliche Neubegründer der sog. stilisierten oder histor. Landschaft. So schuf er, und zwar mit Kohle, 26 große Landschaftsbilder, unter der Bezeichnung «Biblische Landschaften» (photographiert von Allgeyer, mit Text vom Künstler selbst). Sechs davon, mit der Staffage aus dem Leben Abrahams, hat er in großer Dimension in Öl ausgeführt (Nationalmuseum in Berlin; herausg. von der Photographischen Gesellschaft, mit Text von M. Jordan). Ebenfalls in Öl gemalt ist eine Folge von vier biblischen Landschaften, welche die vier Tageszeiten veranschaulichen und als Staffage die Geschichte des barmherzigen Samariters haben. S. starb 11. Sept. 1863 zu Karlsruhe. Außer vielen Bildern hinterließ er auch zahlreiche Naturstudien, von denen Vollweiler drei Hefte (Karlsr. 1864—65) herausgegeben hat. S. war auch ein vorzüglicher Radierer, der seinen Blättern kräftige Haltung und poetische Stimmung zu geben wußte: «Acht landschaftliche Originalradierungen» (Düsseld. 1847).

Schirmer (Wilh.), ausgezeichneter Landschaftsmaler, geb. zu Berlin 6. Mai 1802, war Schüler Schadows, dem er aber nicht nach Düsseldorf folgte. Nachdem er die J. 1827—30 in Italien zugebracht, gründete er zu Berlin ein Atelier, in dem sich bald eine ansehnliche Zahl von Schülern sammelte. Im J. 1835 ward er ordentliches Mitglied der Akademie der Künste und 1839 Professor. Im J. 1845 nahm er einen zweiten einjährigen Aufenthalt in Italien. Eine dritte Reise dahin trat er 1865 an, starb aber unterwegs 8. Juni 1866 in Nyon am Genfersee. In seinen Bildern, deren Stoffe meist dem Süden entnommen sind und in denen architekton. Staffage vorherrscht, zeigt sich Reichtum und Weichheit der Formen und südl. Farbenglut. Diese Eigenschaften weiß S. auch auf das Wandbild zu übertragen, und unter den landschaftlichen Darstellungen, mit denen das Neue Museum in Berlin geschmückt ist, gehören seine ägypt. und griech. Ansichten zu den besten. Viele seiner Bilder befinden sich in königl. Privatbesitz zu Berlin, anderes in der Nationalgalerie.

Schirmpalme, s. unter Corypha.

Schirmschlagbetrieb, forsttechnischer Ausdruck für einen Femelschlagbetrieb (s. d.), bei dem die Begründung des jungen Bestandes nicht durch den von Mutterbäumen abfallenden Samen erwartet, sondern durch künstliche Untersaat oder Unterpflanzung

bewirkt wird. Man bezeichnet den S. auch richtig als künstlichen Vorverjüngungsbetrieb, während man den natürlichen Vorverjüngungsbetrieb Sonnenschlag- oder Dunkelschlagbetrieb nennen kann. Beide Betriebsarten bezwecken den Schutz des jungen Bestandes durch den gelichteten alten Bestand. Als Schutzhölzer eignen sich für den S. besonders lichtkronige Holzarten, wie Eichen, Kiefern, Lärchen, Birken. Anwendung findet er vorzüglich bei der Begründung von Buchen- und Tannenbeständen, weil diese Holzarten Schatten vertragen, aber in der Jugend sehr empfindlich gegen Frost und Dürre sind, für andere Holzarten nur dort, wo die gänzliche Entblößung des Bodens Nachteile befürchten läßt, oder wo der kahle Abtrieb der Bestände allgemeine Gefahren herbeiführen kann, wie in Schutzwaldungen am Meeresufer, an den Rändern großer Binnengewässer, im Hochgebirge.

Schirmvogt (advocatus ecclesiae), gleichbedeutend mit Kirchenvogt (s. d.).

Schirren (Karl Christian Gerhard), Historiker und Publizist, geb. 20. Dez. 1826 zu Riga, studierte Geschichte zu Dorpat, wo er auch, nach siebenjähriger Thätigkeit in Riga, 1856 Professor der Geschichte wurde. Gegen Samarins Angriff auf die Rechte des Landes war S.s «Livländische Antwort» (Lpz. 1869) gerichtet. Wegen dieser Schrift von der russ. Regierung abgesetzt, siedelte S. nach Deutschland über und widmete sich archivalischen Studien, bis er 1874 als Professor der Geschichte nach Kiel kam. Er veröffentlichte eine lat. Dissertation über Jordanes und Cassiodor (Dorpat 1858), «Beitrag zum Verständnis des Liber Census Doriae» (in den «Mémoires» der petersburger Akademie der Wissenschaften, 1859), «Quellen zur Geschichte des Untergangs livländ. Selbständigkeit» (11 Bde., Reval 1861—85), «Rezesse der livländ. Landtage 1681—1711» (Dorpat 1865), «Beiträge zur Kritik älterer holst. Geschichtsquellen» (Kiel 1876).

Schirting oder Shirting (vom engl. shirting, d. i. Hembenzeug), s. unter Nessel.

Schirwa, großer 1859 von Livingstone entdeckter Binnensee im östl. Südafrika, vom 15.° südl. Br. und 36.° östl. L. (von Greenwich) durchschnitten, im SSO. des Njassa und östlich von dessen Abfluß Schire, etwa 100 km lang (von N. nach S.) und bis zu 35 km breit, liegt 600 m über dem Meere auf einem Hochplateau und wird rings von Ketten und einzelnen Gebirgsknoten umgeben. Südlich erhebt sich der Milandsche (2400 m), westlich der Zombu (2100 m). Der See hat keinen Abfluß, seine Zuflüsse sind unbedeutend. An den Ufern gedeihen Getreide, Bataten, Citronen und Orangen; in dem leichtbrackigen Wasser des S. leben Nilpferde und Krokodile.

Schirwân hieß in früherer Zeit eine pers. Provinz in Transkaukasien zwischen dem Hauptkamme des südöstlichsten Flügels des Kaukasus, dem Kaspischen Meere, dem untern Kur und der Landschaft Scheki, berühmt durch ihre Fruchtbarkeit, ihren Reichtum an Früchten aller Art, sowie durch die seit alter Zeit einheimische Seidenkultur, als deren Mittelpunkt die Stadt Schemâcha (s. d.) noch jetzt anzusehen ist. In weiterm Sinne umfaßte S., außer seinem Haupthafen, auch Scheki (Nucha) im Westen und den südl. Teil von Daghestan (s. d.) bis Derbend und entsprach in dieser Ausdehnung der Albania der Alten. Der Name S. kommt erst seit der Mitte des 6. Jahrh. vor und wird von den orient. Schriftstellern auf den neupers. Sassanidenkönig Chosru Anuschirwân (531—579) zurückgeführt, der hier Grenzkolonien aus allerlei Völkern stationiert zu haben scheint, unter denen auch einheimische Schahs sich befanden, wahrscheinlich als Grenz- oder Markgrafen an der Spitze der im Solde der Sassanidenkönige stehenden Völkerschaften. Als später das Reich der Sassaniden zertrümmert wurde, lösten sich viele der kleinern Glieder als selbständige Reiche ab, darunter auch das Schirwânschas, die wiederum kleinere Dynasten unter sich hatten und mit ihren Nachfolgern, den Chanen von S., jahrhundertelang, bis auf die neuere Zeit, ihre Unabhängigkeit gegen die Kalifen, die Bagratiden von Armenien, die Mongolen, gegen Timur, die Türken, die Perser und Russen zu behaupten suchten, bis sie 1797 vorübergehend, 1805 aber für immer unter russ. Botmäßigkeit kamen. Als 1820 der letzte Fürst, Mustafa-Chan, sich der russ. Oberherrlichkeit durch seine Flucht nach Persien entzog, wurde das Land völlig dem Russischen Reiche einverleibt und mit den im Frieden von Gulistân 12. Okt. 1813 von Persien abgetretenen Gebieten im Süden des Kur zu einer Provinz vereinigt unter dem Namen «Land der muselmanischen Provinzen»; dies Gebiet umfaßt außer dem eigentlichen S. (Schemâcha) noch Scheki (Nucha) im W., Baku im O., Karabagh (Schucha) im SW. und Talysch (Lenkoran) im SO. Später wurde aus diesen Ländern und Daghestan die «Kaspische Provinz» und durch Ukas vom 26. Dez. 1846 aus erstern das Gouvernement Schemâcha gebildet, welches seit 1859 Gouvernement Baku (s. d.) heißt, und von dem das eigentliche S. den Hauptbestandteil des Kreises Schemâcha umfaßt.

Schirwindt, östlichste Stadt des Deutschen Reichs im ostpreuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Pillkallen, an der Einmündung der aus Polen kommenden Schirwindt in die Szeszuppe, der russ. Stadt Wladislawow gegenüber, mit der es seit 1882 eine Brücke verbindet, zählt (1885) 1298 E., welche Pferde- und Rinderzucht betreiben, ist Sitz einer Reichsbanknebenstelle und eines Nebenzollamts und hat eine auf Kosten Friedrich Wilhelms IV. 1856 erbaute zweitürmige Pfarrkirche, einen Ziegelrohbau got. Stils.

Schischkow (Alex. Ssemenowitsch), russ. Admiral, Staatsmann und Schriftsteller, wurde 1754 aus einem alten edeln Geschlecht geboren, im Marinekorps erzogen und trat dann in den Marinedienst ein. Seine litterarische Thätigkeit begann er mit Übersetzungen aus dem Deutschen und einem Drama. Dann schrieb er wissenschaftliche Werke: «Die Marinewissenschaft» (2 Bde., Petersb. 1795), «Engl.-franz.-russ. Marinewörterbuch» (2 Bde., Petersb. 1795), «Sammlung von Seejournalen» (2 Bde., Petersb. 1800) u. a. In seinem Buche «Über den alten und neuen Stil in der russ. Sprache» (Petersb. 1802; 3. Aufl. 1818) trat er heftig gegen Karamsin und dessen Reform der russ. Litteratursprache auf; er wollte Rußland unberührt wissen von fremden Einflüssen und die alte Kirchensprache als Litteratursprache beibehalten. Patriotischen Sinn bekunden auch die Manifeste, Aufrufe, Erlasse u. a., die er während der Napoleonischen Kriege als Reichssekretär, wozu er 1812 ernannt wurde, redigierte und dann gesammelt herausgab (Petersb. 1816). Schon 1816 war er Präsident der Akademie der russ. Sprache, 1824

—28 Unterrichtsminister. Er starb im April 1840. Seine gesammelten Werke erschienen in 17 Bänden in Petersburg 1826—39, eine Auswahl aus seinen Briefen in Petersburg 1841 und seine Memoiren, herausgegeben von J. Samarin, in Prag 1870.

Schisdra, Stadt, s. Shisdra.

Schisma (grch.), eigentlich Spaltung, bezeichnet nach dem ältern, schon im Neuen Testament sich findenden Gebrauche des Wortes kirchliche Parteiungen allerlei Art. Später wurde das Wort auf solche Differenzen bezogen, welche nicht sowohl die Lehre als die Verfassung der kath. Kirche betreffen. Schismatiker heißen daher im Unterschiede von Ketzern (s. d.) nach röm.-kath. Sprachgebrauche diejenigen, welche, obwohl in der Lehre rechtgläubig, sich doch von der kirchlichen Gemeinschaft getrennt halten, insbesondere die Kirchengewalt des Papstes nicht anerkennen. Dahin gehören namentlich die griech.-orient. (nichtunierten) Christen, aber nicht die Protestanten. Außerdem wird das Wort S. auch von den kirchlichen Spaltungen gebraucht, welche im Mittelalter mehreremal durch die Wahl mehrerer Päpste nebeneinander herbeigeführt wurden. Am bekanntesten in der Kirchengeschichte ist das sog. «große Schisma» von 1378—1417 geworden, während dessen die abendländische Kirche sich in die Anerkennung des Papsttums zu Rom und zu Avignon theilte. (S. unter Papst.)

Schistow, s. Sistowa.

Schitomir, die Hauptstadt des russ. Gouvernements Volhynien, gegründet von Schitomir, einem Günstlinge Askolds, gehörte zur Blütezeit des poln. Reichs zur Wojwodschaft Kiew, wo sie unter dem Namen Zytomierz die Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts war. Sie liegt 975 km von Moskau und 150 km westlich von Kiew, am Dnjeprzufluß Teterew, der hier die Kamenka aufnimmt, innerhalb felsiger Ufer fließt und manche romantische Partie gewährt. Die Stadt zählt 54224 E., ist Sitz eines Gouverneurs, eines griech. Erzbistums, sowie eines kath. Bischofs und hat 10 griech. und 2 kath. Kirchen, eine Synagoge, ein Seminar, ein Gymnasium, sowie mehrere andere Schulen. Die Bevölkerung unterhält Seifen-, Lichte- und Tabaksfabriken und treibt einen lebhaften Getreide- und Holzhandel mit der Türkei, Österreich und den innern Provinzen des Russischen Reichs. Unter den massiven Gebäuden zeichnen sich besonders das schöne Schauspielhaus und das Gebäude der Litterarischen Gesellschaft aus. Im Kreise von S. werden Eisenerze gewonnen.

Schivelbein (Schiefelbein), Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Köslin, links an der Rega, Station der Linie Berlin-Stargard-Danzig der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 5825 überwiegend evang. E., ist Sitz des Landratsamts, eines Amtsgerichts und eines Hauptsteueramts und hat ein Warendepot der Reichsbank, eine Landwirtschaftsschule, eine got. Pfarrkirche aus dem Anfang des 14. Jahrh., ein Ende des 13. Jahrh. erbautes, noch jetzt bewohntes Schloß, eine Dampfbrauerei und eine Damastweberei. Der 1296 gegründete Ort gehörte ehemals zur Neumark. — Der Kreis Schivelbein zählt auf 502 qkm (1885) 19009 E.

Schizäaceen (Schizaeaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Farne. Man kennt gegen 80 Arten, die fast alle in den Tropengegenden vorkommen. Es sind kleine Farne mit verschieden gestalteten Wedeln, einige Arten aus der Gattung Lygodium (s. d.) haben schlingende Blattspindeln. Die Sporangien haben einen aus wenigen Zellen bestehenden Ring auf dem Scheitel und springen mit einem Längsriß auf. (Vgl. Farn.)

Schizocarpium, Spaltfrucht, s. u. Frucht.

Schizomyceten, s. Spaltpilze.

Schizoneura, s. unter Equisetaceen.

Schizosporeen, s. unter Algen.

Schkeuditz, Stadt im preuß. Regierungsbezirk und Kreis Merseburg, rechts an der Weißen Elster, Station der Linie Magdeburg-Halle-Leipzig der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 4592 E. und hat eine Malzfabrik, Fabriken für Pelzboas, Pappe, Senf, Kunstbutter, landwirtschaftliche Geräte, Drahtseilbahnen, Destillierung von Steinkohlenteer und Verarbeitung der dadurch gewonnenen Produkte, sowie Röhrendampfkessel und Rauchwarenzurichterei. [(s. d.).

Schkiperia, der albanes. Name für Albanien

Schlabrendorf (Ernst Wilh.), preuß. Staatsmann, geb. 4. Febr. 1719, war seit 1755 dirigierender Minister in Schlesien und erwarb sich um diese neue Provinz Verdienste, wie auch Friedrich d. Gr. anerkannte. Er starb 14. Dez. 1769.

Schlabrendorf (Gust., Graf von), Sohn des vorigen, ein durch Geistesbildung und edle Gesinnung ausgezeichneter Sonderling, geb. zu Stettin 22. März 1750, studierte in Frankfurt a. O. und in Halle. Nach dem Tode seines Vaters frühzeitig in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt, benutzte er dasselbe, um Reisen zu machen. Nach Ausbruch der Revolution ließ er sich in Paris nieder und studierte hier Sprachen und Philosophie, interessierte sich aber auch für die polit. Erscheinungen und widmete allen wohlthätigen Unternehmungen seine thätige Hilfe. Während der Schreckenszeit kam er als Freund der Girondisten in Kerkerhaft, und nur durch Zufall entging er dem Schafott, bis ihm nach 18 Monaten Robespierres Sturz die Freiheit brachte. Napoleon I. ließ ihn unangefochten. In den letzten zehn Jahren, wo er sich die Erfindung einer Sprachmaschine zur Aufgabe gesetzt hatte, verließ er sein Zimmer nicht. Das Buch «Bonaparte und das franz. Volk unter seinem Konsulate» (1804), das sein Freund J. F. Reichardt herausgab, ist wesentlich sein Werk. S. starb zu Paris 22. Aug. 1824.

Schlacht ist der Kampf größerer Heeresmassen (Armeen) im Gegensatz zu Treffen und Gefecht, an welchen nur einzelne Heeresabteilungen beteiligt sind und deren Ergebnisse daher in der Regel nicht so unmittelbar auf die Entscheidung des Kriegs hinwirken. (Vgl. Gefecht.) Schlachtfeld ist das Terrain, auf welchem die Schlacht geschlagen wird. Haupt- oder Entscheidungsschlachten führen zur Entscheidung eines ganzen Feldzugs oder eines Abschnitts desselben. Man spricht von Offensiv- oder Defensivschlacht, je nachdem der Schlachtplan eines Heeres einen offensiven oder defensiven Grundgedanken hat. Offensive und defensive Momente wechseln aber während der S. und auch eine defensive S. kann zur kriegsentscheidenden zu Gunsten des betreffenden Teils werden, wie Waterloo für die Verbündeten.

Die Schlachtordnung ist die Anordnung der Streitkräfte für das Eingreifen in den Kampf; auf dieselbe haben Kampfweise, Bewaffnung und Heeresverfassung Einfluß und wird dieselbe fast in jedem einzelnen Falle modifiziert. Zu Friedrichs

d. Gr. Zeit war es üblich, die Armee in zwei Treffen in Linie, Infanterie in der Mitte, Kavallerie auf den Flügeln aufzustellen. Die großen Heere der Gegenwart kennen keine ausgesprochene Schlachtordnung, die Streitkräfte werden allmählich zum Kampfe angesetzt, Ordre de bataille (s. d.) und Truppeneinteilung bilden hierfür die Grundlagen, im übrigen machen sich die Entstehungsweise der S., die Gestaltung des Terrains u. s. w. geltend. Vgl. auch **Fechtart**, **Gefecht**.

Schlachten (frz. abattre, tuer; engl. slaughtering, butchering), das Töten der Zuchttiere für den Zweck der Verwendung ihres Fleisches zur menschlichen Nahrung. Das S. geschieht teils in Privat-, teils in öffentlichen Schlächtereien. Letztere sind namentlich in neuerer Zeit vielfach eingerichtet worden, weil die Einzelschlächtereien leicht belästigend für die Nachbarschaft werden können und schwierig unter genauer Kontrolle zu halten sind, aber auch weil das Fleisch in Einzelschlächtereien nicht so gut zu konservieren ist als in großen Kühlhäusern.

Der Schlachtraum einer **Centralschlächterei** ist eine mit Lüftungsvorrichtungen versehene Halle, deren Höhe mindestens $3^1/_2$ m beträgt; für die Ochsenschlachthallen ist mehr Höhe erforderlich als für Schweine- und Kleinvieh-Schlachthäuser. In diesen Räumen befinden sich, wenn dieselben zum S. von **Großvieh** dienen, im Boden befestigte Ringe, um an denselben die Schlachttiere niederzuziehen und ihnen alsdann den tödlichen Schlag zu versetzen. Hierzu bedient man sich des Schlachtbeils, der Schlachtaxt oder des Nickers; auch wird in neuerer Zeit sehr oft eine Schlachtmaske verwendet, welche dem zu tötenden Ochsen vor den Kopf geschnallt wird und die entweder einen starken Nagel enthält, der durch einen Schlag dem Tier ins Gehirn getrieben wird, oder eine Art Pistole trägt, welche, durch einen leichten Schlag entladen, ihm eine Kugel in den Kopf jagt und dadurch seinen plötzlichen Tod bewirkt. Neuerlich hat man auch Schlachttiere durch den elektrischen Funken getötet. Die Schweine werden an einem der Hinterbeine festgebunden und abgestochen, hierauf im Brühbottich einige Minuten mit heißem Wasser gebrüht und abgeborstet. Das Rindvieh wird, nachdem es getötet ist, aufgeschnitten, ausgeweidet und aufgehangen (das Großvieh auf Spreizen, das Kleinvieh auf Krummhölzern, welche in die Hinterfüße gesteckt werden), dann emporgewunden, wozu die nötigen Winden mit Hand- oder Maschinenbetrieb in der Schlachthalle angebracht sind. Größere Eingeweideteile, wie Herz, Lungen, Nieren, werden an besonders geformten Haken im Schlachthause aufgehängt und kommen dann in die **Kuttelei**. Das Abborsten der geschlachteten Schweine geschieht in kleinern Schlächtereien auf im Schlachthause stehenden Tischen, während in großen Schlächtereien die Borsten in besondern Öfen, welche die Schweine automatisch nacheinander passieren lassen, abgesengt werden. Das übrige Schlachtvieh wird sofort nach dem Töten gehäutet.

Vom Schlachthause gelangt das Fleisch in den Hängeraum; der Transport dahin erfolgt in größern Schlächtereien auf Rollen, die auf Schienen laufen und die Haken mit dem daranhängenden Fleisch tragen. Die Halle des Hängeraums wird durch Luft gekühlt, indem die Fenster mit verstellbaren Jalousien versehen sind, das Dach mit selbstthätigen Ventilatoren ausgerüstet ist. Der Fußboden ist, wie der im Schlachthause, asphaltiert oder mit Steinfliesen belegt und mit Rinnen für das Blutwasser versehen; ferner befinden sich in diesem Raum Rohrleitungen für warmes und kaltes Wasser und Tische zum Zerlegen der Fleischteile. Hier wird das Fleisch etwa bis auf die gewöhnliche Temperatur abgekühlt und in Stücke zerteilt. Das nun zum Verkauf fertige Fleisch gelangt in die Kühlräume, welche oft über dem Hängeraum liegen, bei großen Anlagen aber ein besonderes Gebäude mit vorzüglich starken Mauern und in der Regel mit Doppelfenstern bilden. Während in den meisten öffentlichen Schlächtereien die Schlachträume für die einzelnen Schlächter nicht abgesondert sind, wodurch einesteils die Arbeiter nicht beengt werden, anderntheils eine gegenseitige Kontrolle in Bezug auf die Schlachttiere ausgeübt wird, hat das Kühlhaus lauter Kammern, die einzeln vermietet werden und in denen das Fleisch aufgehängt wird, um es dauernd frisch erhalten zu können. Zu diesem Zweck wird die Temperatur der Kühlräume auf künstlichem Wege auf 3 bis 4° C. erniedrigt, was man entweder durch Eiskühlung, oder häufiger mittels Kälte-Erzeugungsmaschinen (s. unter **Eismaschinen**) bewirkt. Die direkte Eiskühlung hat den Übelstand, daß das Fleisch sich bald mit Schleim überzieht und sein frisches Aussehen, sowie seinen guten Geschmack verliert, wogegen es in kalter trockener Luft sich lange frisch erhält und auch den Transport weit besser verträgt. In den Kühlhäusern liegen meist zwei Systeme von durchlochten Röhren; durch das eine derselben wird warme Luft abgesaugt, während das andere mit der Kälte-Erzeugungsmaschine verbunden ist und kalte Luft ausströmen läßt. Diese Röhren sind so verlegt, daß das zu kühlende Fleisch von der bewegten Luft umspült wird.

Eine besondere Art von Schlächtereien sind die **Exportschlächtereien**, in denen es darauf ankommt, das Vieh schnell in großen Massen zu schlachten, das Fleisch schnell zu kühlen und in kühlen Räumen zu salzen, worauf es in Säcke eingenäht und verschickt wird. Die innere Einrichtung derartiger Etablissements entspricht im allgemeinen den beschriebenen. In denselben werden in ausgedehntester Weise mechan. Hilfsvorrichtungen angewendet. Nebengebäude der Schlachthäuser enthalten die **Kutteleien**, in welchen in großen Waschtrögen und Brühkesseln sämtliche Eingeweide der Schlachttiere gründlich gereinigt werden, ferner die Fettschmelze, in der namentlich das Schweinefett in eigens dazu gebauten Schmelzkesseln ausgelassen wird. Mit manchen Centralschlächtereien ist auch eine Albuminfabrik verbunden, wo dem Blut, soweit man dasselbe nicht zu Wurst verarbeitet, das Albumin entzogen wird, während die übrigbleibende Blutsubstanz, der sog. Blutkuchen, in besondern Trockenöfen gedörrt und als ausgezeichneter Düngstoff verkauft wird.

Schlachtenmalerei heißt die Gattung der Malerei, welche den Kampf großer Menschenmassen schildert. Auch die Landschaft hat dabei ihre ästhetische Geltung, und da der Künstler gern dabei wirkliche Porträts anbringt, so greift die S. auch in dies Gebiet hinüber. Beides, die Landschaft wie das Porträt, hat dabei natürlich sekundär zu bleiben. Zeigt das Schlachtenbild die Spitze der Entscheidung in einer Gruppe historisch bekannter Größen, so ist es ein echt geschichtliches zu nennen. Ein solches ist jenes bekannte griech. Mosaikbild

aus der Casa del Fauno in Pompeji, die sog. Alexanderschlacht; ferner die von Rafael komponierte Konstantinschlacht im Vatikan, welche großartige Darstellung bis auf die Amazonenschlacht von Rubens vielfach Vorbild geworden ist. Bei den Holländern und neuern Italienern gehören die Schlachtenbilder durchaus dem Genre an. Zu nennen von Künstlern dieser Richtung sind: Salvator Rosa, Antonio Tempesta, Hans Snellink, Esaias von der Velde, Pet. Snyders, Robert von Hoeck, Falcone, genannt Oracolo delle bataglie, Jacques Courtois, Anton Franz van der Meulen, Phil. Wouverman, Karl Breydel und Georg Phil. Rugendas. In neuerer Zeit hat sich das Schlachtenbild wieder mehr in die geschichtliche Sphäre hineingehoben. Es sind hier zu nennen: Peter Krafft, Jos. von Schnitzer, Peter Heß, von Heideck, Albr. Adam, Monten; in Frankreich: Gros, Horace Vernet, Steuben, Scheffer, Langlois. Die Gegenwart liebt es, kriegerische Ereignisse an Ort und Stelle möglichst historisch getreu aufnehmen zu lassen; die Künstler gehen mit den Heeren. So ist der Krimkrieg durch Vernet, A. Yvon, Pilz und Durand-Brager gemalt, die österr. Waffenthaten durch die beiden L'Allemand, Karl Blaas und Franz Adam, die preußischen durch Bleibtreu, Steffeck, Kretzschmar u. a., sowie durch die der Düsseldorfer Schule angehörigen Maler Camphausen, Hünten, Northen, Kolitz, Sell u. a.

Schlächterei (frz. tuerie, engl. butchery), s. Fleischwarenfabrikation und Schlachten.

Schlachtordnung, s. unter Schlacht.

Schlachtschitz (slachcic) hieß in Polen im Gegensatz gegen die Stadtbürger und Bauern jeder Edelmann. Die Adeligen bildeten ursprünglich die aus freien Landbesitzern hervorgegangene Heeresmacht; sie waren die wirklichen Staatsbürger Polens und erkannten keinen Unterschied unter sich an. Der König durfte keine Fürsten-, Grafen- oder Freiherrentitel verleihen, und diejenigen, welche solche von auswärtigen Regenten erhalten hatten, durften sie nicht gegen ihre Landsleute geltend machen. Nur wenige Familien, wie die Ostrog, Czartoryiski, Radziwill u. a., welche bei der Vereinigung von Litauen und Volhynien mit Polen bereits Fürsten u. s. w. waren, machten hierin eine Ausnahme. Die Adeligen waren im Besitze weitgehender Privilegien. Nur sie konnten Landgüter besitzen; aber auch nur der ein Stück Land wirklich Besitzende war gesetzlich im Genuß seiner Vorrechte, daher kam die bis ins Unendliche gehende progressive Zersplitterung der Familiengüter und die Armut eines großen Teils des Adels. Außer diesen gab es dann noch eine große Zahl besitzloser Adeliger, die als solche nur dann anerkannt wurden, wenn sie sich an einen Magnaten anschlossen, gleichsam von diesem adoptiert wurden, daher im 17. und 18. Jahrh. fast die Hälfte des Adels in den Hofhaltungen der Großen und in deren Gefolge auf den Reichs- und Landtagen zu finden war. Betreiben eines bürgerlichen Gewerbes zog den Verlust des Adels nach sich. Nur die Adeligen konnten die hohen kirchlichen Würden bekleiden, zu Senatoren, Kronbeamten und Richtern ernannt werden und als Landboten in den Reichstag gelangen. Sie waren frei von allen Abgaben, und erst in der letzten Zeit Polens zahlten sie ein Geringes. Jeder Adelige gab seine Stimme bei der Königswahl ab, war zugleich selbst Kandidat des poln. Throns. Dafür waren aber auch alle Adeligen zum Kriegsdienst verpflichtet. Das Recht, in den Adelstand zu erheben, kam bis 1578 dem Könige, von da an nur dem Reichstage zu, wurde aber sehr selten ausgeübt. Die russ. Regierung erkannte nach dem Aufstande von 1831 nur diejenigen als Adelige an, welche vor dem russ. Heroldsamte Adelsbriefe aufweisen konnten, wodurch die Zahl der Adeligen sehr beschränkt worden ist.

Schlachtsteuer, s. Mahl- und Schlachtsteuern; vgl. Steuern.

Schlacken nennt der Metallurg die bei den meisten Schmelzprozessen erfolgenden glas- oder porzellanartigen, nach dem Erkalten vorwaltend von Metalloxyden und Schwefelverbindungen verschiedenartig gefärbten Abfälle und Gemenge, welche sich im Sumpfe des Schmelzofens oder im Tiegel über den metallreichen Produkten ansammeln. Ihre Farbe ist hauptsächlich von ihrer Zusammensetzung abhängig, wechselt aber nach der Temperatur ihres Entstehens. Bei einigen Schmelzungen machen die den Erzen (s. d.) beigemengten Gesteinsarten das einzige Material zur Schlackenbildung aus, bei andern aber werden gewisse Stoffe, sog. Zuschläge, wie Kieselerde, Kalk, Flußspat u. a., den Erzen beigemengt (zugeschlagen), um das schlackengebende Material zu vermehren oder seine Eigenschaften zweckmäßig zu verändern. Die Zusammensetzung der S. ist für den Hüttenmann von großer Wichtigkeit, um danach in Qualität und Quantität der Zuschläge zweckmäßige Veränderungen vorzunehmen. Die S. sind häufig Verbindungen der Kieselsäure mit verschiedenen Basen, sowohl Erden als leichten reduzierbaren Oxyden, bald leichter, bald schwerer schmelzbar, zum Teil amorph (glasig, emailartig, steinig, erdig), zum Teil krystallinisch. In Bezug auf ihren relativen Gehalt an Kieselsäure unterscheidet man einfache, zweifache oder dreifache Silicate. S., welche aus dem geschmolzenen Zustande in den starren plötzlich übergehen, werden frisch, solche aber, bei denen sich die Erstarrung allmählich einstellt, saiger genannt. S., welche Metalle und Verbindungen derselben mechanisch eingeschlossen enthalten, werden durch mechan. Aufbereitung (Pochen, Waschen ꝛc.) davon befreit. Die S. werden oft wie Steinmaterial auf Chausseen und zum Häuserbau verwendet.

Schlackenwerth, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Karlsbad, an der Linie Prag-Eger der Buschtiehrader Eisenbahn, zählt (1880) 2274 E., welche Gewerbe und Ackerbau treiben, hat zwei Brauereien, eine Porzellanfabrik und bedeutende Lederindustrie; die gleichnamige Domäne gehört dem Großherzog von Toscana.

Schlackenwolle, ein feinfaseriges Material, das aus Hohofenschlacke (s. u. Eisenerzeugung) dadurch gewonnen wird, daß man gegen einen breiten, aber dünnen Schlackenstrom gespannten Wasserdampf oder einen starken Luftstrom blasen läßt, und das als schlechter Wärmeleiter zum Umhüllen von Dampfrohren, Dampfcylindern und Wasserrohren, zur Herstellung der Isolierschichten in Eiskellern, Eisschränken und Fußböden, beim Legen unterirdischer Telegraphenkabel, sowie zum Filtrieren verschiedener Flüssigkeiten benutzt wird.

Schladming, Markt in der Bezirkshauptmannschaft Gröbming im nordwestl. Teile der Steiermark nahe der salzburger Grenze, an der Enns und der Linie Bischofshofen-Selzthal der Österreichischen

Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 974 E. Seine frühere Bedeutung als Industrieort für Bergprodukte, um derentwillen S. von Kaiser Friedrich III. zur Stadt erhoben wurde, verlor der Ort in den Zeiten der Religionswirren.

Schlaf (somnus) heißt derjenige Zustand, in welchem die bewußten Thätigkeiten des Körpers aufhören und nur die unbewußten und unwillkürlichen Verrichtungen (Herzthätigkeit, Atmung, Verdauung) sich noch vollziehen. Über die Ursachen des S. und die Vorgänge bei demselben ist im allgemeinen noch wenig bekannt. Man weiß fast nur, daß durch den S. Körper und Geist gekräftigt werden und daß ihn die Ermüdung herbeiruft. Der S. scheint demnach durch Erschöpfung gewisser Organe, insbesondere der nervösen Centralorgane bedingt zu sein, und diese Erschöpfung scheint sich im S. wieder auszugleichen. Die Unterschiede, welche man über die Zustände des Körpers im Wachen und Schlafen kennt, reichen nicht aus, das Zustandekommen jener Ausgleichung zu erklären. Im S. wird das Gehirn außerordentlich spärlich mit Blut versorgt, und alle Verhältnisse, welche das Gehirn blutarm machen, wirken schlafmachend. Nach einer reichlichen Mahlzeit sammelt sich das Blut vorzugsweise in den Bauchorganen, während in das Gehirn weniger Blut strömt, und es tritt Neigung zum S. ein. Starke Blutverluste machen den ganzen Körper, somit auch das Gehirn anämisch und bewirken somit S.; ähnlich wirken starke Kälte, Verminderung oder einförmige Beschaffenheit der äußern Sinnesreize und der Genuß von Alkohol und andern narkotischen Giften. Umgekehrt wird der S. verscheucht, wenn das Gehirn reichlich mit Blut versorgt wird. Manche Leute schlafen nicht eher ein, als bis sich die kalten Füße erwärmt haben; übergroße geistige Anstrengung erschöpft zwar, läßt aber dennoch den S. nicht aufkommen. Gewisse Erfahrungen weisen ferner darauf hin, daß ein bestimmtes Ernährungsmaterial vorhanden sein muß, wenn der S. tief und kräftig sein soll. Man schläft schwer ein und schläft unruhig, wenn man hungerig ist, und es ist Thatsache, daß ein gutgenährter Körper weniger S. bedarf als ein schlecht genährter; d. h. mit wenig Material braucht der Körper mehr Zeit, die im Wachen eingetretene Abnutzung auszugleichen, als mit viel. Kinder bedürfen mehr S. als Erwachsene, ja der Neugeborene erwacht in den ersten Lebenswochen nur, um Nahrung zu sich zu nehmen und sofort wieder einzuschlafen. Im allgemeinen bedarf das sechs- bis siebenjährige Kind 9—10, der Erwachsene durchschnittlich 7 Stunden, der Greis noch weniger Schlaf.

Im S. ist der körperliche Stoffwechsel wesentlich herabgesetzt, namentlich die Wärmeproduktion beträchtlich vermindert, weshalb ein lebhaftes Bedürfnis nach Schutz gegen Abkühlung empfunden wird. Die Atmung erfolgt langsamer und oberflächlicher, die Pulsfrequenz ist herabgesetzt, die Harnstoffausscheidung fast um die Hälfte verringert. Reflexbewegungen (s. d.) werden oft sehr ausgeprägt im S. beobachtet; dagegen vermögen die psychischen Thätigkeiten sich nur in der verschwommenen und unvollkommenen Form des Traums (s. d.) zu äußern. Das dem S. in der Regel vorausgehende Gefühl von körperlicher und geistiger Abspannung und Mattigkeit wird als Schläfrigkeit bezeichnet. Die Unterbrechung des S., das Erwachen, erfolgt durch die Einwirkung der äußern Sinnesreize, namentlich durch Schall, grelles Licht und Erregungen der Hautnerven. Leichte Grade von S. nennt man Schlummer und Halbschlaf. Unter krankhaften Zuständen kommen ebensowohl Schlafsucht (s. d.) vor als Schlaflosigkeit (s. d.). Die Mittel, deren sich der Arzt bedient, um S. hervorzurufen, sind mannigfaltiger Art. Kühlen des Kopfes, Verdunkeln des Zimmers, Vermeidung von Sinneseindrücken kann den S. fördern; eigentliche schlaferzeugende Arzneien (Somnifera) sind namentlich der Mohn und seine Präparate (Opium, Morphium, Narceïn), Bromkalium, Paraldehyd, Chloroform und Chloralhydrat, sowie das neuerlich empfohlene Urethan.

Vgl. Preyer, «Über die Ursachen des S.» (Stuttg. 1877); Spitta, «Die Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele» (Tüb. 1878).

Schlafapfel oder **Bedeguar** nennt man die durch den Stich der Rosengallwespe (s. d.) erzeugten Gallen, die sich besonders an den Zweigen der wilden Rosen finden, oft eine ansehnliche Größe bis zu der einer Faust erreichen und auf der Oberfläche mit einem dichten Pelz langer, verästelter und gekräuselter Fasern besetzt sind, die erst grün sind, später aber gerötet werden. Der S. war früher offizinell als Spongia cynosbati (Hundsrosenschwamm) und wird vom Volke hin und wieder noch als schlafförderndes, auch als zahnschmerzstillendes Mittel angesehen und gebraucht.

Schlafdeiche, s. unter Deiche.

Schlaf der Pflanzen, s. unter Pflanzenbewegung.

Schläfe heißt die seitlich am Kopfe zwischen dem äußern Augenwinkel und dem Ohr, der Stirn und dem Jochbogen gelegene Gegend, der das Schläfenbein (os temporum) zu Grunde liegt. Letzteres ist ein paariger, schuppen- oder muschelförmiger, dünner Knochen, an welchem ein Stück des Jochbogens (Jochfortsatz, processus zygomaticus) liegt, unten und vorn die Gelenkgrube für den Unterkiefer, unten und hinten der unten hinter dem Ohre fühlbare Warzenfortsatz (processus mastoideus) und hinten in der Mitte das Felsenbein (pars petrosa) mit dem Gehörorgan befindlich ist. Außerdem besitzt das Schläfenbein noch eine Anzahl Löcher für Nerven und Blutgefäße (Gesichtsnerv, Kopfschlagader). Am Schläfenbein setzt sich ferner ein starker Kaumuskel (Schläfenmuskel, Musculus temporalis) an, und unmittelbar unter der Haut verläuft die Schläfenarterie (Arteria temporalis). Wegen der Dünnheit und Sprödigkeit des Schläfenbeins sind Stöße oder Schläge auf die Schläfengegend besonders gefährlich.

Schlafendes Auge, s. unter Knospe.

Schlaflosigkeit (agrypnia) kann durch Gemütsunruhe, ungewohnte Lebensart u. s. w. (mehr vorübergehend) erzeugt werden, ohne Zeichen eines krankhaften Zustandes zu sein. Sie ist ferner ein Symptom sehr vieler und besonders fieberhafter oder schmerzhafter Krankheiten und tritt öfters auch mit einer gewissen Selbständigkeit auf, ohne daß eine Störung der übrigen Thätigkeit des Organismus bemerkt wird; oft genug ist sie ein lästiges Sympton vorhandener Nervenschwäche (s. d.). Gewöhnlich besteht die von Patienten und Ärzten sogenannte S. mehr in zu kurzer Dauer und geringer Tiefe als in gänzlichem Mangel des Schlafs. Die Ursachen sind meist solche, welche das Gehirn zu sehr in Erregung erhalten (Überanstrengung,

Tabakrauchen, übermäßiger Genuß von Thee und Kaffee), oder dessen Ermüdung verhindern; Hunger, kalte Füße, zu große Wärme und juckende Hautausschläge hindern gleichfalls oft das Einschlafen. Sehr gewöhnlich ist karger Schlaf im höhern Alter. In jedem Falle wirkt die S. entkräftend und stört Appetit und Laune. Die Behandlung erfordert in allen Fällen strenge Vermeidung aller aufregenden Schädlichkeiten und ein zweckmäßiges diätetisches Verhalten hinsichtlich aller geistigen und körperlichen Funktionen. Jüngere und kräftige Personen müssen ihren Körper am Tage tüchtig ausarbeiten; das Schlafzimmer sei kühl, gut gelüftet, das Bett nicht zu warm. In vielen Fällen leisten vor dem Schlafengehen ableitende Fußbäder, kalte Klystiere, kalte Waschungen des Oberkörpers, ein Trunk kalten Wassers, ein Brausepulver treffliche Dienste; bei geschwächten und ältern Personen wirkt oft ein Glas guten Biers oder alten Weins schlafbringend. Von den mediz. Mitteln sind außer dem Morphium und seinen Präparaten namentlich das Chloralhydrat und Bromkalium zu empfehlen; doch sollten dieselben nur auf ausdrückliche ärztliche Anordnung angewendet werden.

Schlafsucht (hypnosis, sopor), der den festesten Willen überwindende Trieb zum Schlafen, kann schon bei Gesunden nach erschöpfenden Anstrengungen, beim Erfrieren u. s. w. eintreten, gesellt sich aber meist zu krankhaften Zuständen, namentlich wenn diese einen besondern Bezug zum Nervensystem haben, und zu den narkotischen Vergiftungen. In seltenen Fällen kommt die S. als selbständige, länger andauernde Krankheit vor. S. ist eigentlich stets ein Symptom einer Störung der Gehirnthätigkeit, wobei besonders die Sinnesfunktionen unterbrochen sind, und ist vom Schlagfluß hauptsächlich durch das Fehlen der Muskellähmungen, von Ohnmacht und Scheintod durch die unverminderte Energie der Herzthätigkeit unterschieden. Mittel gegen die S. können nur gegen die Ursache gerichtet sein, welche daher in jedem Falle zunächst zu ermitteln ist; am wirksamsten pflegen sich kalte Übergießungen des Kopfes und Nackens, starke Riechmittel und kräftige Hautreize zu erweisen. Die gerichtliche Medizin rechnet die schlafsüchtigen Menschen unter diejenigen, deren Zurechnungsfähigkeit bezweifelt werden muß. Eine ähnliche Beurteilung beansprucht die der S. ähnliche *Schlaftrunkenheit* (somnolentia), d. h. der dem völligen Einschlafen oder Erwachen unmittelbar vorhergehende halb oder ganz bewußtlose Zustand, in welchem oft Handlungen von gewaltsamer oder sonst strafbarer Art (sogar Mordthaten) vollbracht werden, und es ist in solchen Fällen oft eine schwierige Aufgabe des gerichtlichen Arztes, sowohl die Gegenwart als den Grad der Schlaftrunkenheit zu bestimmen. Das Gleiche gilt vom *Schlaf- oder Nachtwandeln*, jenem eigentümlichen, oft mit andern Nervenkrankheiten verbundenen Zustande, bei dem der Kranke während des Schlafs unbewußt zweckmäßige Handlungen, in einzelnen Fällen selbst Verbrechen ausführt. (S. *Somnambulismus*.)

Schlaftrunk, ein narkotisches Mittel, welches in der Absicht gereicht wird, einen tiefen Schlaf hervorzurufen. Am meisten werden hierzu das Opium, Morphium, sowie neuerdings das Chloralhydrat, letzteres besonders in der Form von Schlummerpunsch u. dgl., verwendet. Da die genannten Mittel bei häufigerm Gebrauch nachteilig und nervenzerrüttend, in stärkern Gaben selbst tödlich wirken, so sollten sie durchaus nur auf Anordnung des Arztes genommen werden.

Schlaftrunkenheit, s. *Schlafsucht*.

Schlafwandeln, s. *Nachtwandeln*.

Schlag, *Schlaganfall*, s. *Schlagfluß*.

Schlagadern, soviel wie Arterien.

Schlagdame, s. unter *Damenspiel*.

Schlägel, der Hammer des Bergmanns, s. *Fäustel*.

Schlägel und Eisen (⚒), ein mit einem Bergeisen (Spitzhammer) kreuzweis gelegter Fäustel, zunächst das Symbol des Bergbaues, dann der Montanindustrie überhaupt.

Schlägel- und Eisenarbeit, s. unter *Bergbau*, Bd. II, S. 803.

Schlagender Jammer, s. *Eklampsie*.

Schlagende Wetter oder *Feurigen Schwaden* nennt der Bergmann das Gemenge von atmosphärischer Luft mit Sumpfgas oder leichtem Kohlenwasserstoffgas; letzteres besteht aus 4 Volumen Wasserstoffgas und 1 Volumen Kohlenstoff (CH_4) und wird *Methan* genannt. Sie sind der größte Feind des Bergmanns, dem 1885 gegen 1000 Menschen zum Opfer fielen. Vorzüglich in Steinkohlengruben, seltener in Braunkohlengruben, Salzbergwerken und Bauen auf bituminösen Schiefern vorkommend, entstand CH_4 mit verwandten Gasen durch Entgasung der organischen Stoffe unter dem hohen Drucke der überlagernden Gesteine. Durch den Grubenbetrieb von seiner Spannung befreit, tritt es plötzlich als sog. Bläser in großer Menge auf oder entströmt mit knisterndem Geräusch, Krebsen genannt. Es ist geruch- und geschmacklos, vom spezifischen Gewicht 0,5589. Die Häufigkeit des Auftretens steigt mit der Vertiefung der Graubenbaue, auch das Sinken des Luftdrucks scheint von Einfluß zu sein. Für sich allein mit blauer Flamme ruhig brennend, explodiert Methan am heftigsten bei 12 bis 8 Volumen und weniger heftig bei geringerer Luftbeimengung. Vermehrt wird die Wirkung noch durch den fein verteilten Kohlenstaub. Als Mittel zur Verhinderung von Schlagwetterexplosionen dienen die von Davy erfundenen Sicherheitslampen, starke und gut geregelte Wettercirkulation, Naßmachen des Kohlenstaubes, Beschränkung oder Verbot der Schießarbeit. Seit 1877 wurden auf staatliche Anordnung in Frankreich, England, Belgien, Sachsen, Preußen und Österreich Schlagwetterkommissionen berufen, welche über Maßregeln zur Verhütung von Explosionen beraten.

Schlagfluß oder *Schlag* nennen die Laien und manche Ärzte jede plötzlich (wie durch einen Schlag) eintretende Lähmung eines Körperteils oder Organs und sprechen in diesem Sinne von Rückenmarks-, Herz-, Lungen-, Blasenschlag u. dgl. Im engern Sinne bezeichnet S. die plötzliche (mehr oder weniger vollständige) Unterbrechung der Gehirnfunktionen, also insbesondere der Sinneswahrnehmungen, des Bewußtseins und der willkürlichen Körperbewegung (*Hirnschlagfluß*, apoplexia cerebri), wobei jedoch Atmung und Herzschlag ihren Fortgang haben. Der so vom Schlage getroffene (Schlagflüssige) fällt gewöhnlich plötzlich bewußtlos um und vermag auch nach der Wiederkehr des Bewußtseins die Gliedmaßen der einen oder beiden Körperhälften nicht mehr willkürlich zu bewegen, wogegen sie auf galvanische und ähnliche Reflexreizungen noch sehr gut reagieren. Er sieht, hört und fühlt

auf der gelähmten Seite nicht mehr; dieselbe Gesichtshälfte ist glatt, schlaff und beim Sprechen unbeweglich. Oft sind erweiterte Pupille, Schiefvorstrecken der Zunge, schnarchendes Atmen, lallende Sprache, unwillkürlicher Stuhl- und Harnabgang damit verbunden. Ein derartiger Schlaganfall erfolgt entweder inmitten des vollsten Wohlbefindens oder nachdem längere Zeit schon gewisse Vorboten (häufiger Blutandrang nach dem Kopfe, Schwindel, Ohrensausen, heftige Kopfschmerzen, Gedächtnisschwäche) vorausgegangen sind.

Bei halbseitigen apoplektischen Lähmungen (Hemiplegien) ist der Sitz der Krankheit fast immer in der den gelähmten Gliedmaßen gegenüberliegenden Hälfte des Gehirns. Die Grundursache des Schlags, d. h. die demselben zu Grunde liegende Veränderung der Hirnsubstanz, ist in den allermeisten Fällen ein Bluterguß in dem Gehirn, veranlaßt durch Platzen einer durch Verknöcherung oder Verfettung brüchig gewordenen Arterie, seltener infolge anderer Umstände (z. B. äußerer Gewaltthätigkeiten oder skorbutischer Blutzersetzung). Diese Ursache des S., die Hirnblutung, ist so gemein, daß manche Anatomen den S. ganz mit ihr identifizieren, ja sogar andere Blutergießungen, wenn sie plötzlich ins Gewebe der Organe stattfinden, mit dem Namen Apoplexien (z. B. der Lunge) bezeichnen. Doch gibt es auch andere Ursachen einer solchen plötzlichen Hirnlähmung, z. B. rasche Verstopfung einer Hirnarterie durch ein eingeschwemmtes Blutgerinsel (s. Embolie), rasche Blutüberfüllung der feinsten Hirngefäße (die sog. vaskulären Apoplexien), periodischer oder plötzlicher Druck einer Hirngeschwulst, vielleicht sogar plötzliche Wasserergüsse innerhalb der Schädelhöhle (der sog. Wasserschlag, apoplexia serosa älterer Ärzte). Der Hirnschlagfluß kann plötzlich, binnen wenig Minuten töten, aber auch nach Wochen oder Monaten eine, wenigstens teilweise Herstellung gestatten. In letzterm Falle unterliegt das Gehirnmark und das darin ausgetretene Blut verschiedenen Umwandlungen, indem im günstigsten Fall das letztere allmählich resorbiert wird und an Stelle der zertrümmerten Hirnsubstanz eine glattwandige wasserhaltige Cyste oder eine kleine gelblich gefärbte Narbe zurückbleibt. Freilich bleibt in den meisten Fällen ein Teil der von dort auslaufenden Nervenfädchen für zeitlebens dem Willen oder der Empfindung entzogen, sodaß z. B. der einst von S. Getroffene den einen Arm oder das eine Bein nicht mehr willkürlich oder nur unvollkommen bewegen kann, an gewissen Hautstellen nicht mehr fühlt, einen schiefen Mund behält u. s. w. Die meisten halbseitigen Körperlähmungen sind Folgen von Schlagflüssen. Oft folgt auch ein allmählich um sich greifender Zerstörungsprozeß im Hirnmark, die sog. Gehirnerweichung (s. d.), encephalomalacia, und der sog. Gehirnabsceß, abscessus cerebri (s. unter Gehirnentzündung), und reibt den Kranken allmählich unter allerlei Schmerzen, Krämpfen, Fieberzufällen und Bewußtseinsstörungen auf. Der S. kann sich, oft binnen wenig Stunden oder Tagen, oft in langjährigen Pausen, bei einem Individuum öfters wiederholen, namentlich je nachdem eine Hirnarterie nach der andern wegen Brüchigkeit berstet. Der Blutschlagfluß trifft namentlich ältere Leute, besonders solche, welche auch sonst sehr rot im Gesicht aussehen (oft infolge von Herzkrankheiten oder Störungen des kleinen Kreislaufs), ferner Schwelger und Gichtische, oder tritt nach heftigen Gemütsaffekten, äußern Erhitzungen und Anstrengungen, starken Erkältungen, Nachtwachen ꝛc. plötzlich auf. Auch die direkte Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den Kopf kann durch plötzliche Blutüberfüllung des Hirns schwere schlagflußähnliche Symptome hervorrufen, die als sog. Hitzschlag den Soldaten auf anstrengenden Märschen gefährlich werden.

Man verhütet den Hirnschlag durch Vermeiden der eben genannten Schädlichkeiten, besonders des zum Verfetten und Verkalken der Arterien führenden schwelgerischen Lebenswandels, und dadurch, daß man besonders gealterte Personen (deren Adern stets starrwandig und brüchig sind) und Herzkranke zu großer Ruhe des Geistes und Körpers anhält. Bei der Behandlung der Schlagflüsse spielten sonst Aderlässe eine zu ausgedehnte Rolle, während sie jetzt, fast mehr als gut ist, geringgeschätzt werden. Vor allem bringe man den vom Schlag Getroffenen, nach Entfernung aller beengenden Kleider, an einen kühlen, ruhigen Ort, lege den Kopf und Rücken hoch, bedecke erstern mit kühlen Umschlägen, sorge durch Fußbäder, Senfteige, scharfe Klystiere u. dgl. für gehörige Ableitung nach unten und für rechtzeitige Minderung der unausbleiblichen Reaktion (Entzündung) im Gehirn. Während deren Verlauf wird das kühlende und ableitende Verfahren fortgesetzt und durch äußere Ruhe, Verfinsterung des Zimmers, Vermeidung von Geräusch, Gespräch ꝛc. noch längere Zeit (bis zur Ausheilung der kranken Stelle) jede Hirnreizung vermieden. Späterhin ist die Bekämpfung der zurückbleibenden Lähmungen durch Massage, vorsichtige gymnastische Übungen und Anwendung des galvanischen Stroms wichtig.

Herzschlag nennt man eine plötzliche Lähmung des Herzens, die zumeist auf fettiger Entartung der Herzmuskeln beruht. (S. unter Herzlähmung, Herzverfettung.) Über den sog. Lungenschlag s. Lungenödem.

Schlaggenwald, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Falkenau im nordwestl. Böhmen, zählt (1880) 4063 deutsche E., die neben den städtischen Gewerben sich zumeist mit Landwirtschaft befassen. Die dortige renommierte Porzellanfabrik besteht seit 1780. Die Bedeutung als Bergstadt, die S. im 16. und 17. Jahrh. durch seine Silber-, Blei- und Kupfergruben hatte, ist verloren gegangen, auch die dasigen Zinnhütten sind jetzt außer Betrieb gesetzt.

Schlaghammer (zum Zusammendrücken der zu bindenden Bücher), s. unter Buchbinderkunst.

Schlagholzbetrieb, s. u. Forstwirtschaft.

Schlaginstrumente, s. Krustische Instrumente.

Schlagintweit (Herm., Freiherr von), Naturforscher und Reisender, der älteste Sohn des als Augenarzt bekannten bayr. Wirklichen Rats Joseph S. (geb. 8. Dez. 1792 zu Regen in Bayern, gest. zu München 11. Aug. 1854), wurde 13. Mai 1826 zu München geboren. Mit seinem jüngern Bruder, Adolf von S. (geb. 9. Jan. 1829), erhielt er eine sehr sorgfältige Erziehung, und schon früh beschäftigten sich beide mit selbständigen physik. und geolog. Forschungen. Ihre Beobachtungen, die sie 1846—48 in den Alpen anstellten, veröffentlichten sie in den «Untersuchungen über die physik. Geographie der Alpen» (Lpz. 1850). Nach Vollendung dieses Werks, durch welches sie schon damals A. von Humboldts Gönnerschaft sich erworben hatten, besuchten sie England und Schottland

und hielten sich dann in Berlin auf, bis sie 1851 abermals nach den Alpen gingen. Hier bestiegen sie unter anderm 23. Aug. 1851, als die ersten, die höchste Spitze des Monte-Rosa. Während sich Adolf 1852 und 1853 mit der geolog. Aufnahme der Bayrischen Alpen beschäftigte und sich zugleich in München habilitierte, lebte Hermann in Berlin, wo er Meteorologie und physik. Geographie an der Universität vortrug. Die Resultate ihrer gemeinschaftlich fortgesetzten Forschungen legten sie nieder in «Neue Untersuchungen über die physik. Geographie und die Geologie der Alpen» (Lpz. 1854), welches Werk auch eine Arbeit des vierten Bruders, Robert von S. (geb. 27. Okt. 1833), über die Geologie des Kaisergebirges enthält. Außerdem konstruierten Hermann und Adolf zwei Reliefs: vom Monte-Rosa und von der Zugspitze, nach welchen auch «Photographische Karten» (Berl. 1854) im Buchhandel erschienen. Der Beifall, den die Arbeiten der beiden Brüder fanden, gab Veranlassung, daß sie durch Vermittelung A. von Humboldts vom König von Preußen und der Englisch-Ostindischen Kompagnie den Auftrag zu einer wissenschaftlichen Reise nach Indien erhielten, auf welcher sie ihr Bruder Robert begleitete. Die drei Brüder schifften sich 20. Sept. 1854 nach Ägypten ein und reisten zunächst von Bombay aus auf zwei verschiedenen Wegen durch das Dekhan bis Madras. Hierauf wandten sich im März 1855 Adolf und Robert nach den nordwestl. Provinzen und widmeten sich seit April 1855 der Erforschung der Gebirgswelt, der Hochpässe und Riesengletscher des westl. Himalaja. Am Ibi-Gamin, einem der höchsten Berge Tibets, erstiegen sie eine Höhe von 6785 m, die größte, die bis jetzt von einem wissenschaftlichen Reisenden erreicht worden ist. Nachdem beide den Winter von 1855 auf 1856 wieder mit Untersuchungen auf der Halbinsel verbracht, vereinigten sie sich im Mai 1856 zu Simla mit Hermann, der inzwischen im östl. Himalaja (Sikkim und Bhutan), in Assam und den Gebirgen zwischen Brahmaputra und Hinterindien thätig gewesen war.

Die drei Brüder wandten sich nun Hochasien zu, besuchten, teils einzeln, teils vereint, Kaschmir, Ladak und Balti, und Hermann, damals von Robert begleitet, drang über die Ketten des Karakorum und des Kuen-lün zum chines. Turkestan vor. Die wissenschaftliche Erforschung des früher gänzlich unbekannten Karakorum und des nur durch Aussagen von Eingeborenen bekannten Kuen-lün sind die Hauptresultate dieser Reise. Nach der Rückkehr trennten sie sich abermals 13. Dez. 1856 zu Rawlpindi im nördl. Pendschab. Robert durchzog das Indusland und schiffte sich im Frühjahr 1857 zu Bombay nach Ägypten ein. Hermann nahm seine Route durch Hindostan und Bengalen, besuchte Nepal und verließ Ende April 1857 Kalkutta zur See, um mit Robert in Ägypten zusammenzutreffen. Beide Brüder landeten 8. Juni 1857 zu Triest. Adolf von S., der seinen Aufenthalt in Asien noch um ein Jahr verlängern wollte, begab sich im Sommer 1857 aufs neue nach den Hochländern nördlich vom Himalaja, von wo aus auch er in das chines. Turkestan, dann nach dem russ. Asien zu gehen beabsichtigte. Doch wurde er 26. Aug. 1857 auf Befehl des Anführers der Aufständischen in Kaschgar ermordet. Hermann und Robert ließen sich nach ihrer Rückkehr ins Vaterland anfänglich in Berlin nieder, kauften sich aber später zu Jägersburg bei Forchheim an, wo auch ihre reichen Sammlungen sich befanden, bis sie im Mai 1877 auf Veranlassung König Ludwigs II. in die Burg zu Nürnberg übergeführt wurden. Die Ergebnisse ihrer Reisen und Forschungen wurden in «Results of a scientific mission to India and High-Asia» (Bd. 1—4 mit Atlas, Lpz. 1860—66) und in «Reisen in Indien und Hochasien» (4 Bde., Jena 1869—80) niedergelegt. Eine Sammlung von 275 Rassentypen wurde mehrfach galvanisch reproduziert und im Anschluß daran stellte Hermann aus dem Nachlasse seines Bruders Eduard auch 26 afrik. Rassentypen her. Die ausgezeichneten Verdienste, die sich die Brüder namentlich durch die Lösung wichtiger wissenschaftlicher Fragen, durch das Vordringen in neue Terrains, Hermann und Adolf auch durch künstlerische Leistungen in den fernen Landschaftsgebieten erworben, wurden von der pariser Geographischen Gesellschaft 1859 bereits durch Verleihung der großen goldenen Preismedaille anerkannt. Auch wurden sie vom König Maximilian II. von Bayern in den erblichen Adelsstand erhoben; außerdem erhielt Hermann im Aug. 1864 den Beinamen Sakünlünski als Ersteiger des Kuenlün (s. d.) und 4. April 1866 mit dem Kommandeurkreuz des merik. Guadeloupe-Ordens den Freiherrentitel. Hermann ließ sich später als Mitglied der Akademie in München nieder und starb daselbst 19. Jan. 1882. Robert wurde Professor der Geographie an der Universität in Gießen und bereiste 1868—69 die Vereinigten Staaten von Neuyork bis San-Francisco, überall Vorträge haltend. Die Ergebnisse dieser Reise publizierte er in «Die Pacific-Eisenbahn in Nordamerika» (Lpz. 1870), «Californien» (Lpz. 1871), «Die Prairien des amerik. Westens» (Lpz. 1876), «Die Mormonen» (Lpz. 1874, 2. Aufl. 1878), «Die amerik. Eisenbahneinrichtungen» (Köln 1881), «Die Santa-Fé- und Südpacificbahn in Nordamerika» (Köln 1884). Er starb 6. Juni 1885 in Gießen.

Der fünfte Bruder, Emil S., geb. 7. Juli 1835, widmete sich rechtswissenschaftlichen Studien, wandte sich aber zu Berlin (1855), durch die Erfolge seiner Brüder ebenfalls zu selbständigem Forschen angeregt, dem Orientalischen zu und fühlte sich besonders durch die von letztern nach Europa gebrachten tibetanischen Handschriften angezogen. Als die bedeutendsten Früchte seiner tibetanischen Forschungen erschienen: «Buddhism in Tibet by literary documents and objects of religious worship» (Lpz. 1863, mit Atlas) und «Die Könige von Tibet» (Münch. 1865); auch gab er heraus: «Indien in Wort und Bild» (2 Bde., Lpz. 1880—81).

Der dritte Bruder, Eduard S., geb. 8. März 1831, widmete sich der militärischen Laufbahn und trat 1849 als Junker in die bayr. Kavallerie, in der er 1850 zum Unter-, 1859 zum Oberlieutenant, 1866 zum Rittmeister avancierte und in den Generalstab berufen wurde. Er war seit 1857 Adjutant des Generals von Zoller, welche Stellung eine zeitweilige Unterbrechung erlitt, als ihm gestattet wurde, 1860 an dem span.-marokk. Feldzuge teilzunehmen, über den er in dem Werke «Der span.-marokk. Krieg» (Lpz. 1863) berichtet hat. Er fiel im Gefecht bei Kissingen 10. Juli 1866.

Schlaglicht (coup de jour) heißt in der Malerei ein lebhafter, wirksam angebrachter Lichtstrahl, durch welchen man einen Gegenstand vorzüglich hell und leuchtend hervortreten läßt.

Schlaglot, s. Hartlot und Löten.

Schlagmaschine oder Flackmaschine (frz. batteur, engl. beater), eine Maschine zum Auflockern und Reinigen der Baumwoll- und der Hedefasern. (S. unter Baumwollindustrie [Bd. II, S. 592; Abbildungen auf der zu diesem Artikel gehörigen Tafel, Fig. 5, 6 u. 7] und Flachsspinnerei [Bd. VI, S. 866; Abbildung auf der dazu gehörigen Tafel, Fig. 7].)

Schlagrädchen, s. Krausräder.

Schlagschatten, s. unter Schatten.

Schlagschatz, s. Münze und Münzwesen, Bd. XI, S. 941ᵃ.

Schlagsilber, s. unter Zinn.

Schlagweite (elektrische) heißt der größte Abstand zweier Körper, bei welchem sich ihre entgegengesetzten Elektricitäten, in Form eines elektrischen Funkens, ausgleichen. Je höher die elektrische Spannung oder die elektrische Potentialdifferenz zwischen den entgegengesetzten elektrischen Körpern ist, desto größer kann auch die S. sein. Die S. eines elektrischen Kondensationsglases (Leydener Glases), welches mit einer Vorrichtung zur Selbstentladung versehen ist (Lomesche elektrische Maßflasche), wächst proportional mit den am Glase angehäuften entgegengesetzten Elektricitäten. Die S. gestattet daher, auf die Stärke der elektrischen Ladung der sich entladenden elektrischen Körper zu schließen.

Schlagwerk (frz. machine à gouttine, sonnerie; engl. swage-tool, striking-work), eine ähnlich dem Fallwerk wirkende, aber noch einfachere Vorrichtung zum Stanzen, bei welcher die Patrize an einem vertikal geführten Teil fest ist, auf den Hammerschläge gegeben werden; bei Uhren diejenige Vorrichtung, welche die Stunden, auch halbe und Viertelstunden durch Glockenschläge anzeigt.

Schlagwirtschaft nennt man den landwirtschaftlichen Betrieb, bei welchem die Felder in bestimmte Schläge geteilt sind, welche abwechselnd in geordneter Fruchtfolge bestellt werden. (S. Betriebssysteme und Fruchtfolge.)

In der Forstwirtschaft bezeichnet Schlagwirtschaft die geregelte Aufzucht und Ernte des Holzes in geschlossenen Beständen von gleichem oder annähernd gleichem Alter, sie bildet den Gegensatz zum ungeregelten Femelbetrieb. Der Forst wird dabei in Abteilungen oder Schläge geteilt, deren Größe und Anzahl in einem gewissen Verhältnis zur Zahl der Umtriebsjahre steht. (S. Forstwirtschaft.)

Schlammbäder oder Moorbäder nennt man Eintauchungen des Körpers oder einzelner Körperteile in einen Brei, welcher aus gewissen mineralhaltigen Dammerden (Moorerden) und heißem Wasser (auch Mineralwasser) hergestellt wird. Der Kranke bleibt darin etwa ½ Stunde und taucht dann in ein laues Reinigungsbad. Die S. sind ein Mittel, um nicht nur die Wärme (weil dickflüssige, breiige Körper mehr Wärme binden), sondern auch gewisse Mineralstoffe und organische Säuren, namentlich Ameisensäure und Essigsäure, weit intensiver auf die Haut und den übrigen Körper einwirken zu lassen, als dies durch andere Bäder geschieht. Die Moorbäder dienen besonders gegen Lähmungen, Rheumatismen, chronische Hautkrankheiten und als Moorumschläge oder Moorteilbäder gegen verschiedene örtliche Krankheiten.

Schlämmen bezeichnet das Mittel, um spezifisch leichte Körper von schweren, feinere von gröbern in Flüssigkeiten (meist Wasser) zu scheiden. Das in der Technik gebräuchlichste Schlämmverfahren, besonders für Thon, Erze u. s. w., besteht in einem Aufrühren feingepochter oder gemahlener Massen in Wasser und Verteilen derselben unter fortwährender Wasserzuführung in einer Reihe untereinander verbundenen Kästen (Schlammkasten, Mehlführung), in welchen sich die festen Teile je nach Korngröße oder spezifischem Gewicht absetzen.

Schlämmerde, s. u. Erden u. Erdarten.

Schlämmkreide, durch Schlämmen (s. d.) von fremden Beimischungen, Feuerstein, Sand u. s. w. befreite erdige Kreide. Ihre Fabrikation findet im umfangreichsten Maßstabe auf der Insel Rügen statt. Sie dient als weiße Anstrichfarbe, zum Schreiben, zum Weißen von Lederzeug u. s. w.

Schlammpeitzker, s. unter Schmerle.

Schlammregen, eine namentlich an der Westküste des tropischen Afrika auftretende Erscheinung, welche ihren Grund darin hat, daß der niederfallende Regen eine Menge feinzerteilten Staubes von teils anorganischer, teils organischer Beschaffenheit mit sich führt, der auf irgend eine Weise in der Luft suspendiert war. Häufig sind wohl vulkanische Ausbrüche, die allerdings in großer Entfernung stattfinden können, wie der Ausbruch des Krakatao im J. 1883 gezeigt hat, die erste Ursache des S. Über die Erkenntnis der staubartigen Bestandteile sind die Untersuchungen von Ehrenberg bahnbrechend gewesen. Ähnliche Ursachen wie der S. haben auch die unter dem Namen Blut-, Aschen-, Lehm- und Tintenregen bekannten Niederschläge.

Schlammschnecken (Limnaeus) heißt ein Geschlecht von Süßwasserschnecken, die in 95 Arten Europa, Asien und Nordamerika bewohnen. Die S. haben ein verlängert eiförmiges bis bauchiges, dünnes Gehäuse von unscheinbarer graulichbräunlicher Farbe. Da sie nach der Beschaffenheit ihres Aufenthaltsorts sehr variieren, ist ihre Systematik eine unsichere und schwierige.

Schlammteufel, s. unter Aalmolche.

Schlammvulkane (Bollitori) oder Salsen, s. unter Vulkane.

Schlan (böhm. Slaný), königl. Stadt in Böhmen, 30 km nordwestlich von Prag, an der Prag-Duxer-Bahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Obergymnasium und eine Bürgerschule und zählt (1880) 8070 E., welche eine Baumwollspinnerei, Maschinenfabrik, Drahtseilspinnerei, Zuckerfabrik und zwei Dampfmühlen unterhalten und Steinkohlenbergbau treiben. In der Nähe liegt das Bad Sternberg.

Schlangen (Ophidia) bilden eine Ordnung der Reptilien oder Lurche und zeichnen sich durch einen langgestreckten, rundlichen Körper und den Mangel der Flossen oder Gliedmaßen, der Augenlider, des Brustbeins und des Trommelfells aus. Ihre Gestalt ist nur geringen Abänderungen unterworfen, die sich auf etwas bedeutendere Dicke, das Verhältnis des Schwanzes zum Körper und die Breite des Kopfes beschränken. Nur die Seeschlangen haben einen stark zusammengedrückten Körper und einen mit einem flossenartigen Hautsaume eingefaßten vertikalen Ruderschwanz, sodaß sie den Aalen sehr ähnlich sind. In der Größe ändern die S. bedeutend ab, sehr wenige und noch dazu selten werden bis 10 m lang, manche kaum spannenlang, die meisten messen nicht über 2 m und bleiben nicht unter 1 m lang. Am Skelett ist keine Spur von

Gliedern, also auch nicht von Schulterblatt und Becken vorhanden; nur wenige, wie die Riesenschlangen, besitzen zwei neben dem After vortretende, mit innern Knochen versehene Fußstummel, welche gewöhnlich als Aftersporen bezeichnet werden. Die in sehr großer Anzahl, bei den Riesenschlangen bis zu 400 vorhandenen Wirbel sind auf eine so eigentümliche Art miteinander verbunden, daß die freieste Bewegung des ganzen Körpers stattfinden kann. Die Einteilung des Körpers in die gewöhnlichen Regionen ist nur hinsichtlich des Schwanzes möglich, der ohne Rippen und hinter der Afteröffnung beginnt. Hals, Brust und Leib sind nicht zu unterscheiden, da schon der zweite Wirbel ein Rippenpaar trägt. Das Zwerchfell fehlt und die zahlreichen Rippen, von denen jede mit ihrer Spitze an das entsprechende Schild der Bauchhäute mittels Knorpel und einiger Muskeln befestigt ist, umgeben die ganze Körperhöhle gleichmäßig. Ein solcher Knochenbau wird der Anheftung zahlreicher und gleichartiger Muskeln sehr günstig, und daher erklärt sich die Schnelligkeit und Kraft aller Bewegungen. Die gewöhnlichste dieser Bewegungen ist ein eigentliches Kriechen, bei welchem die sich abwechselnd gerade stellenden Rippen Stützpunkte abgeben und daher die Füße ersetzen. Die schlängelnden Windungen geschehen übrigens, vielleicht zwei bis drei Arten ausgenommen, horizontal abwechselnd nach rechts und links, nicht vertikal in erhabenen Bogen, wie man sie gewöhnlich abbildet. Viele S. können die vordere Hälfte des Körpers senkrecht erheben, aber nur wenige vermögen in dieser Stellung lange zu verharren, wie die ägypt. Brillenschlange, welche deshalb den alten Ägyptern als Symbol der Wachsamkeit galt. In der Ruhe liegen sie meist spiralig zusammengerollt, und durch plötzliches Geradestrecken des zusammengerollten Körpers können viele eine Art von Sprung ausführen. Ihre gewaltige Muskelkraft beweist das Beispiel der **Riesenschlangen** oder **Abgottschlangen** (Boa constrictor, Tafel: **Reptilien II**, Fig. 8) und der Pythonschlangen, welche Antilopen und andere Tiere durch Umschnürung töten, indem sie ihnen die Rippen zerbrechen.

Das Gehirn ist im Vergleich zu der großen Masse des Rückenmarks sehr klein und daher sind auch die Sinnesthätigkeiten gering. Die fast immer seitlich gestellten Augen haben keine Lider und sind mit einem zur äußern Haut gehörenden, durchscheinenden, kreisrunden Schilde bedeckt. Der Geruch ist sehr schwach; das Ohr von der allgemeinen Haut überzogen und innen ohne Trommelfell, daher auch der Gehörsinn stumpf. Die Zunge ist sehr lang, schmal und zweispaltig, kann weit hervorgestreckt und mit auffallender Schnelligkeit vibrierend hin und her bewegt werden, ist Tastwerkzeug, aber zum Schmecken ungeeignet, noch viel weniger kann sie verwunden, wie die Volksmeinung geht. Der Fühlsinn muß stumpf sein, weil trockene, harte Schuppen und Schilder, welche je nach den Körperteilen anders gestaltet sind und daher verschiedene terminologische Namen erhalten, die ganze Oberfläche einhüllen. Unter ihnen liegt ein oft sehr lebhaft gefärbtes, bisweilen goldglänzendes oder regelmäßige Zeichnungen hervorbringendes Schleimnetz, niemals eine Fettlage, welche jedoch den Darmkanal umhüllt. Die Freßwerkzeuge sind nicht zur Zerkleinerung, sondern nur zum Verschlingen der unzerstückten Beute eingerichtet, und in ihrer Bildung weit mehr als in dem Fehlen der Füße, die auch manchen Eidechsen, wie z. B. unserer Blindschleiche, abgehen, liegt der unterscheidende Charakter der S. Die beiden Unterkieferhälften sind nämlich vorn ganz frei, nicht verbunden und außerdem wird noch ihre Anheftung an den Schädel durch zwei bewegliche Knochen, das Paukenbein und das Zitzenbein, vermittelt, wodurch ein zusammengesetztes Gelenk entsteht, das eine sehr weite Öffnung des Rachens sowohl in senkrechter als seitlicher Richtung erlaubt, während die hakenförmigen, am Gaumenknochen sowie auf den Kiefern aufgewachsenen Zähne nur dazu dienen, das Herausschlüpfen des Bissens zu verhindern, dessen gradweise Hinabwürgung mehrere Stunden dauert, wenn das ergriffene Tier groß ist.

Die Nahrung der S. besteht nur aus lebenden Tieren; niemals berühren S. tote Tierkörper. Die meisten stellen Säugetieren und Vögeln nach, wenige leben von Fröschen, Weichtieren, Insekten und kleinen Krustentieren, die Seeschlangen von Fischen. Die Verdauung geschieht ungemein langsam, aber sehr vollkommen, und das Bedürfnis der Nahrung kehrt daher nur in langen Zwischenräumen wieder. Aus der vollkommenen Fäulnis des sehr lange im Darmkanal weilenden Nahrungsstoffs glaubt man auch den sehr übel riechenden Atem aller größern, zumal der giftigen S. ableiten zu müssen. Bedürfnis zum Trinken ist selten vorhanden, und das Trinken erfolgt leckend, mithin in geringer Quantität auf einmal. Auch können S. die Entziehung des Wassers und aller Nahrung geraume Zeit, ja selbst monatelang ertragen. Saugen aber, wie oft behauptet worden ist, können S. nicht. Die Atmung erfolgt durch die Lungen, welche die Wirbelsäule entlang weit nach hinten reichen. Sie entbehren des Geselligkeitstriebes, leben einsam, und der Fortpflanzungstrieb veranlaßt nur eine vorübergehende Annäherung der Individuen, aber keinen Haushalt. Sie wohnen teils in Wäldern, teils in offenern Gegenden, einige selbst in der schattenlosen, glühenden Wüste; manche ziehen sich gelegentlich in das Wasser zurück; die Seeschlangen bewohnen das Meer der heißen Zone. Einige sind der Zähmung einigermaßen fähig und werden teils von Gauklern zu Kunststücken gebraucht, wie es schon in alten Zeiten von den Psyllen, einem lybischen Volksstamm, geschah, teils aus sonderbarer Liebhaberei in den Häusern gehalten, wie die Korallenschlange in Südamerika.

Die äußerlich nicht unterscheidbaren Weibchen legen schmutzigweiße Eier, welche zuweilen bündelweise durch zähe Fäden zusammenhängen und von einigen bebrütet, von den meisten aber der atmosphärischen Wärme überlassen bleiben. Viele Giftschlangen bringen lebendige Junge hervor. Die auskriechenden Jungen gleichen so ziemlich ihren Eltern, erhalten aber ihren vollen Glanz erst nach mehrmaligen, rasch aufeinander folgenden Häutungen. Lebensdauer und Lebenszähigkeit sind groß. Alle S. lieben die Wärme, scheuen meistens das Licht, verfallen im Winter oder in der heißesten, trockensten Zeit der Tropenländer in einen lethargischen Zustand und fürchten den Menschen, den sie gewöhnlich nur heimtückisch anfallen. Den Menschen sind sie von wenig Nutzen; nur rohe, unkultivierte Nationen genießen das Fleisch von mehrern S.

Man teilt die S. in giftlose (Innocua) und Giftschlangen (Venenosa), welche letztere durch das Vorhandensein der Giftzähne sich unterscheiden; allerdings gibt es aber auch zwischen beiden Mittelformen. Die eigentlichen Giftzähne stehen stets im Oberkiefer, meist paarweise, und dahinter einige junge Ersatzzähne. Sie sind mit einer Rinne versehen oder ganz hohl und an der Spitze mit einer Öffnung versehen, aus welcher das in den darunterliegenden Giftdrüsen abgesonderte Gift beim Bisse mit einiger Gewalt austritt. (S. Viper.) Das Gift ist eine geruch- und geschmacklose Flüssigkeit, welche Lackmuspapier rötet und durch Eintrocknen nach kurzer Zeit ihre tödliche Eigenschaft verliert. Sog. weißblütige Tiere, z. B. Krebse, sind gegen Schlangenbisse ganz unempfindlich. Die wärmern Gegenden der Alten und Neuen Welt beherbergen die meisten, die giftigsten und buntesten Schlangen. Zu den giftigsten gehört die ostindische fürchterliche Brillenschlange (s. d., Naja tripudians, Tafel: Reptilien II, Fig. 10) und die berüchtigte amerik. Klapperschlange (s. d., Crotalus durissus, Tafel II, Fig. 12); auffallend bunt sind namentlich gewisse südamerik. Formen, welche zusammen man als Korallenschlangen bezeichnet, obwohl sie verschiedenen Familien angehören, und zu denen die Korallenrollschlange (Tortrix scytale, Tafel II, Fig. 7) gehört. Deutschland besitzt nur sehr wenige und darunter nur zwei giftige Arten, von denen die häufigste die Kreuzotter oder Viper (s. d., Pelias berus, Tafel II, Fig. 11) genannt wird. Sehr häufig ist in Mitteleuropa auch die harmlose Ringelnatter (Tropidonotus natrix, Tafel II, Fig. 9).

Vgl. Lenz, «Schlangenkunde» (Gotha 1832; 2. Aufl. unter dem Titel: «S. und Schlangenfeinde», Gotha 1870); Duméril und Bibron, «Erpétologie générale» (Par. 1834 fg.); Jan, «Iconographie générale des Ophidiens» (Lief. 1—48, Par. 1860—77; seit 1866 fortges. von Sordelli).

Bei den Alten hatten die S. eine heilige Bedeutung. Schon in den frühesten Zeiten findet sich die Vorstellung der S. als eines bösen Wesens, und sie wurde daher bei vielen Völkern bald das Symbol des Bösen, Schädlichen, Zweideutigen, der verlockenden Wollust, der List, Klugheit und Wachsamkeit, aber auch der Fruchtbarkeit. Das erste findet in der biblischen Sage vom Sündenfall und in dem pers. Dualismus, wo Ahriman in Gestalt der S. den Stier des Ormuzd mörderisch anfällt. Als Symbol der Fruchtbarkeit erscheint sie in der ägypt. Mythologie und als Symbol schaffender Kraft in der phöniz. Kosmogonie. Den alten Ägyptern galt die Brillenschlange als Symbol des Kneph und wurde göttlich verehrt, und von den gnostischen Ophiten (s. d.) wurde die S. in ihren symbolischen Darstellungen christl. Dogmen gebraucht. Auch die Babylonier, die Griechen und Römer betrachteten die S. als Emblem des guten Wesens, des Agathodämon. So bedeutet das auf den Wandgemälden Pompejis häufig dargestellte, über einen Altar sich neigende Schlangenpaar die Götter des Hauses, die sorgenden Laren. Auch zauberische und heilende Kräfte schrieb man den S. zu, und so wurden sie ein Attribut des Äsculap (s. d.) und Symbol der Zauberei und Heilkunst. In der nordischen Mythologie dagegen hat die S. einen schlechten Ruf, und jetzt betrachtet man sie in allen Ländern, wo europ. Sitte herrscht, nur mit Schrecken und Abscheu. Vgl. Mähly, «Die S. im Mythus und Kultus der klass. Völker» (Bas. 1867).

Schlangenadler (Circaëtus gallicus) heißt ein 70 cm langer und 180 cm klafternder Raubvogel, der in Südeuropa häufiger als in Deutschland ist, doch auch hier an verschiedenen Orten brütend beobachtet wurde. Die Oberseite ist braun, Schwingen und Schwanz mit dunklern Querbinden, Kehle hellbraun, Unterbrust und Bauch weiß mit braunen Flecken, um die Augen ist das Gefieder weiß und wollig. Seine Nahrung besteht aus Gliedertieren und kleinern Wirbeltieren, besonders Reptilien.

Schlangenbad, Kurort im Kreis Untertaunus des preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden, 9 km westnordwestlich von Wiesbaden, 282 m über dem Meere in einem schönen Thale gelegen, hat seinen Namen von den vielen in der Umgegend lebenden unschädlichen Schlangen (Coluber flavescens) und besitzt acht Mineralquellen, welche sämtlich zu den erdig-alkalischen Mineralwässern gehören und eine Temperatur von 29 bis 32° C. haben. Das Wasser wirkt beruhigend und krampfstillend auf das Nervensystem, in ähnlicher Weise auf das Gefäßsystem, besonders aber belebend und erweichend auf die äußere Haut. Hauptsächlich wird es in der Form von Bädern bei chronischen Nerven- und Hautkrankheiten, Frauenkrankheiten, Lähmungen gichtischer und rheumatischer Natur und chronischen Entzündungen innerer Organe angewendet. S. wird auch seiner reinen Waldluft und der Molkenheilanstalt wegen oft von Brustleidenden und zur Sommerfrische besucht. Vgl. Baumann, «S. Fremdenführer», in deutscher und franz. Sprache, «Ärztliche Mittheilungen», in deutscher und engl. Sprache (Schlangenbad 1884), Bertrand, «S. et ses eaux thermales» (2. Aufl., Wiesb. 1874).

Schlangendienst, soviel wie Ophiolatrie, s. unter Ophiten.

Schlangengift, eine farblose, oder schwach gelbliche, klebrige, geruch- und geschmacklose Flüssigkeit, welche in den Speicheldrüsen der Giftschlangen (s. unter Schlangen) abgesondert wird und sehr bald nach dem Biß der Schlange bei dem verletzten Individuum heftige örtliche Symptome (intensive stechende Schmerzen, dunkelbläuliche Rötung und Anschwellung der wunden Stelle u. dgl.), sowie mehr oder minder schwere allgemeine Vergiftungserscheinungen, wie Schwindel, Frostgefühl, Atemnot, Muskelzittern und Krämpfe, Betäubung, selbst plötzlichen Tod zur Folge hat. Über die chem. Zusammensetzung des S. ist noch wenig bekannt; mit größter Wahrscheinlichkeit beruht es auf kleinsten organisierten Fermentorganismen, welche eine rasche Zersetzung des Blutes und damit den tödlichen Ausgang veranlassen. Es wirkt übrigens nur dann giftig, wenn es durch eine Verletzung mit dem Blutstrom in unmittelbare Berührung kommt; wogegen es, in den Magen verschluckt, sich vollkommen unschädlich erweist.

Bei der Behandlung von Schlangenbissen kommt es vor allem darauf an, den Eintritt des S. in den Blutstrom zu verhindern. Man umschnüre deshalb schleunigst das verletzte Glied oberhalb der Wunde mit einem elastischen Gurt oder mit einem Tuch oder Strick, welcher mit einem Knebel fest zusammengedreht wird, und suche dann erst das Gift aus der Wunde zu entfernen durch Aussaugen (vorausgesetzt, daß die Lippen nicht wund sind) oder durch Ausbrennen (vermittelst

einer glühenden Kohle, eines heißen Messers u. dgl.) oder durch Ausätzung (Ätzkali, Carbolsäure). Als örtliches Gegenmittel eignet sich auch vortrefflich der Salmiakgeist. Als wirksamstes Gegengift empfiehlt neuerdings Professor de Lacerda in Rio de Janeiro das übermangansaure Kali (als einprozentige filtrierte Lösung wiederholt in kurzen Zwischenräumen in der Umgebung der Bißwunde unter die Haut eingespritzt). Sind bereits allgemeine Vergiftungserscheinungen eingetreten, so ist durch den reichlichen Genuß von Spirituosen (heißem Grog, starkem Wein) der drohenden Herzschwäche möglichst entgegenzuwirken.

Schlangenhalsvogel (Plotus) nennt man ein Geschlecht scharbenartiger Vögel mit kleinem nacktwangigem Kopfe, spitzem geraden Schnabel, sehr langem und dünnem Halse, langem, zwölffederigem Schwanz. Die vier Arten bewohnen die süßen Gewässer der warmen Teile der Alten und Neuen Welt und tauchen sehr geschickt nach Fischen.

Schlangenindianer (Snakes) oder Schoschonies, ein Stamm des Gebiets der Rocky-Mountains, an den Quellen des Missouri und Columbia. Die S. sind sprachlich mit den Utahs und Comantschen nahe verwandt und bilden den nördlichsten Ausläufer des sonorischen Sprachstammes, zu welchem auch die Sprache der Azteken gehört.

Schlangeninsel, s. Anguilla.

Schlangenkraut, s. Calla. **Schlangenmoos**, s. Lycopodium.

Schlangenrohr (Blasinstrument), s. Serpent.

Schlangenrohr (technisch), ein schlangenförmig gewundenes Rohr, welches hauptsächlich in solchen Fällen zur Anwendung kommt, in denen es sich um die schnelle Erhitzung oder Abkühlung von Flüssigkeiten handelt.

Schlangensterne, s. unter Seesterne.

Schlangenwürmer, s. unter Anneliden.

Schlangenwurz, s. Calla und Polygonum.

Schlangenwurzel (virginische), s. unter Aristolochia.

Schlankaffen (Semnopithecidae) ist eine aus zwei Gattungen und 30 Arten bestehende Familie der altweltlichen Affen von schlanker Körperform, mit verhältnismäßig wenig vorspringender Schnauze, keinen oder nur gering entwickelten Backentaschen und Gesäßschwielen, mit einem zusammengesetzten Magen. Die 29 Arten der einen Gattung (Semnopithecus) bewohnen Java und Borneo und ganz Ostindien bis zum Hochlande von Tibet; sie haben wenn auch oft nur kurze, so doch deutliche Daumen an den Vorderhänden und oft merkwürdig entwickelte Kopfhaare, andere, wie der Kahau (s. d.) oder Nasenaffe und ein neuerdings im Hochland von Moupin entdeckter (S. roxellana) haben lange Nasen. Hierher gehört auch der Hum-man oder Hulman (s. d., Tafel: Affen der Alten Welt I, Fig. 3). Die zweite Gattung, die der Stummelaffen (Colobus), bewohnt in elf Arten das waldige tropische Afrika und ist besonders durch die fehlenden Daumen der Vorderhand ausgezeichnet. Die häufigste Art (C. verus, Fig. 1) bewohnt die Goldküste.

Schlanklori (Stenops gracilis, Tafel: Halbaffen, Fig. 6), ein 25 cm langer, sehr schmächtig gebauter Halbaffe Ceylons, der lange dünne Gliedmaßen, keinen äußerlich sichtbaren Schwanz, einen rotgrauen Pelz und als nächtliches Tier auffallend große Augen mit schlitzförmiger Pupille hat.

Schlaraffenland, s. Utopien.

Schlauch (frz. tuyau élastique, tuyau en cuir, tuyau en caoutchouc; engl. leather-pipe, hose, caoutchouc tube), biegsame Röhren aus Leder, Kautschuk, Guttapercha oder Hanf, die zu Wasser- und Gasleitungen, als wasserdichte Umhüllung von Zündschnüren, im Feuerlöschwesen u. s. w. Verwendung finden.

Schlauche, in der Schweiz, sov. w. Klamm (s. d.).

Schläucher nennt man bei einer Pumpe das unterste Saugstück, meist Guttapercharohre mit Drahtspirale.

Schlauchzelle, s. Ascus.

Schlawe, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Köslin, links an der Wipper, am Einfluß der Motze in dieselbe, mit Promenaden umgeben, Station der Linien Berlin-Stargard-Danzig und Zollbrück-Rügenwalde der Preußischen Staatsbahnen, Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1885) 5505 E. und hat ein Warendepot der Reichsbank, ein Progymnasium, zwei Eisengießereien mit Maschinenbau, Leinweberei, eine bedeutende Kornmühle mit Schneidemühle, Holzhandel und jährlich einen besuchten Leinwandmarkt. S. wurde im 11. Jahrh. erbaut. — Der Kreis Schlawe zählt auf 1584 qkm (1885) 75458 E.

Schlawenzütz, s. unter Ujest.

Schlechta-Wssehrd (czech. Šlechta-Všehrd; Ottokar Maria, Freiherr), Orientalist, geb. 20. Juli 1825 zu Wien, trat 1842 in die k. k. Orientalische Akademie daselbst und 1848 als Attaché der österr. Internuntiatur zu Konstantinopel in den öffentlichen Dienst. Im J. 1860 kehrte er aus Konstantinopel nach Wien zurück, wo er 1861 zum Wirkl. Legationsrat und Direktor der Orientalischen Akademie ernannt wurde. Eine von ihm zusammengebrachte wertvolle Sammlung orient. Manuskripte wurde der kaiserl. Bibliothek einverleibt. S. ist einer der vorzüglichsten Kenner der pers. und türk. Sprache. Er gab den «Frühlingsgarten» des pers. Dichters Dschami mit deutscher Übersetzung (Wien 1846), sowie Übertragungen von Saadis «Fruchtgarten» (Wien 1852) und Ibn-Jemins «Bruchstücken» (Wien 1852; 2. Aufl. 1881) heraus. Auch besorgte er die Korrektur und die Herausgabe von «Flügels Katalog» der orient. Handschriften der genannten kaiserl. Bibliothek und Rosenzweigs «Diwan des Hafyz». S. selbst verfaßte in türk. Sprache ein «Buch des Völkerrechts» (2 Bde., Wien 1847), wohl das einzige Werk, welches von einem Ausländer in diesem Idiom veröffentlicht wurde. Später veröffentlichte er ein «Manuel terminologique-français-ottoman» (Wien 1870), eine Sammlung diplomatischer, kommerzieller und finanzwissenschaftlicher Ausdrücke und Redensarten, eine Sammlung von Übersetzungen orient. Gedichte unter dem Titel «Neue Bruchstücke» (Wien 1881) und «Die Revolutionen zu Konstantinopel in den J. 1807 und 1808», eine Geschichte der türk. Reformbestrebungen (Wien 1883). Seit 1870 fungierte S. als Generalkonsul in Bukarest und als Hofrat im wiener Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Schlechtd., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Dietrich Franz Leonhard von Schlechtendal (s. d.).

Schlechte sind erzleere Gesteinsklüfte, welche die Gewinnung des Gesteins oder der Kohle erleichtern; sie werden Schmerschlechte genannt, wenn sie mit schlüpfrigem Letten erfüllt sind, **Querschlechte**, wenn sie quer übersetzen.

Schlechtendal (Dietrich Franz Leonhard von), Botaniker), geb. 27. Nov. 1794 zu Xanten a. Rh., besuchte von 1813 bis 1819, in welchem Jahre er promovierte, die Universität Berlin, worauf er als Custos an dem königl. Herbarium daselbst angestellt wurde. Im J. 1826 habilitierte er sich in Berlin und wurde 1827 zum außerord. Professor befördert; 1833 erhielt er die ord. Professur der Botanik und das Amt eines Direktors des botan. Gartens an der Universität Halle; diese Stelle bekleidete er bis zu seinem am 12. Okt. 1866 zu Halle erfolgten Tode. Seine wissenschaftlichen Arbeiten behandeln sämtlich systematische Themata; die meisten derselben sind kleinere Mitteilungen, die in Fachzeitschriften, besonders in der «Linnaea» und der «Botanischen Zeitung», welche letztere er lange Zeit in Verbindung mit Hugo von Mohl redigierte, erschienen. Von größern Schriften sind zu erwähnen: «Flora Berolinensis» (Berl. 1823 u. 1824), «Abbildung und Beschreibung aller in der Pharmacopoea Borussica aufgeführten Gewächse» (3 Bde., Berl. 1830—37) und die Bearbeitung der Eläagnaceen in De Candolles «Prodromus» (Bd. 14).

Schleg., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für **Hermann Schlegel**, geb. zu Altenburg 1804, Konservator des Museums zu Leiden.

Schlegel (Aug. Wilh. von), deutscher Dichter und ausgezeichnet als Übersetzer wie als Kritiker und Orientalist, der Sohn Johann Adolf Schlegels, wurde zu Hannover 8. Sept. 1767 geboren, von Hauslehrern und auf dem Gymnasium zu Hannover in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet, studierte auf der Universität Göttingen anfangs Theologie, dann Philologie, gewann Bürgers Freundschaft und war Mitglied des philol. Seminariums unter Heyne. Von Göttingen ging er als Hofmeister nach Amsterdam in das Haus des Bankiers Muilman und von da nach drei Jahren nach Jena, wo er Professor wurde und von Karl August den Titel eines Rats erhielt. Hier nahm er an Schillers «Horen», sowie später an dessen «Musenalmanach» lebhaften Anteil und war bis 1799 einer der fleißigsten Mitarbeiter an der «Allgemeinen Litteraturzeitung». In dieser Zeit begann er die Übersetzung des Shakspeare (zuerst 9 Bde., Berl. 1797—1810), deren Einfluß auf die deutsche Dichtkunst und auf die deutsche Bühne gleich groß wurde. Doch hat er selbst nur 17 Stücke übersetzt; die übrigen wurden unter L. Tiecks Aufsicht von dessen Tochter Dorothea und vom Grafen Baudissin übertragen (Berl. 1825—33). Eine neue, unter Ulricis Leitung sorgfältig revidierte und teilweise neu bearbeitete Ausgabe des Ganzen besorgte die Deutsche Shakspeare-Gesellschaft (12 Bde., Berl. 1867 fg.). Vgl. M. Bernays, «Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakspeare» (Lpz. 1872). S. hielt in Jena ästhetische Vorlesungen und gab mit seinem Bruder Friedrich das «Athenäum» (3 Bde., Berl. 1798—1800) heraus, welches bei aller kritischen Strenge manche Anregung zu poetischer Thätigkeit enthielt. Noch erschienen während seines Aufenthalts in Jena die erste Ausgabe seiner «Gedichte» (Tüb. 1800) und die satirische «Ehrenpforte für den Theaterpräsidenten von Kotzebue» (1800), veranlaßt durch den gegen S. gerichteten «Hyperboreischen Esel» Kotzebues. Letzterer, mit G. Merkel verbündet, führte diesen Kampf auf oft unwürdige Weise im «Freimütigen» fort, wobei namentlich die «Zeitung für die elegante Welt» auf seiten der sog. Romantischen Schule stand. Mit seinem Bruder Friedrich gab S. ferner «Charakteristiken und Kritiken» (2 Bde., Königsb. 1801) heraus. Nach der Trennung von seiner Gattin Karoline, einer Tochter des Professors Michaelis in Göttingen, welche später den Philosophen Schelling heiratete (s. Michaelis [Karoline]), wendete sich S. nach Berlin, wo er in den Wintern von 1801 und 1802 Vorlesungen über Litteratur, Kunst und Geist des Zeitalters hielt, die in seines Bruders «Europa» (Bd. 2) abgedruckt wurden (Neudruck, von J. Minor besorgt, in Seufferts «Deutschen Litteraturdenkmalen des 18. und 19. Jahrh.», Bd. 17—19, 3 Bde., Heilbr. 1884). Im J. 1803 erschien «Jon», ein antikes Trauerspiel ohne rechte Lebenskraft. Hierauf erschien sein «Span. Theater» (2 Bde., Berl. 1803—9; neue Aufl., Lpz. 1845), fünf Stücke Calderons in nach Form und Inhalt so meisterhafter Übersetzung enthaltend, daß jener Dichter durch dieselbe eigentlich zuerst in Deutschland eingeführt wurde. Gleiches leisteten für die Lyriker des Südens die «Blumensträuße der ital., span. und portug. Poesie» (Berl. 1804). Schon früher (1791—97) hatte er in Zeitschriften, besonders in den «Horen», zahlreiche und zum Teil umfängliche Bruchstücke aus Dantes «Göttlicher Komödie» in Terzinenform übersetzt.

S.s Leben gewann einen neuen Wendepunkt, als er 1804 mit Frau von Staël auf Reisen ging und abwechselnd in Coppet, Italien, Frankreich, Wien, Stockholm u. s. w. lebte. In franz. Sprache schrieb er 1807 eine «Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine», welche unter den pariser Schriftstellern ungewöhnliches Aufsehen machte. Im Frühling 1808 hielt er in Wien «Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur» (3 Bde., Heidelb. 1809—11; 2. Aufl. 1817), die fast in alle gebildeten Sprachen übersetzt wurden. Dieselben haben bei manchem Irrtum in den Grundideen und im Einzelnen sowohl die geschichtliche als die ästhetische Einsicht in das Wesen des Drama wesentlich gefördert. In der neuen Sammlung seiner «Poetischen Werke» (2 Bde., Heidelb. 1811; 2. Aufl. 1820) findet sich der größte Reichtum poetischer Formen und eine vollendete Kunst der Sprache und des Rhythmus; am höchsten darunter stehen die Sonette und die Elegie «Rom». Im J. 1813 begleitete er den Kronprinzen von Schweden, welchen er 1812 in Stockholm kennen gelernt hatte, als Sekretär und erhielt die Erneuerung seines Familienadels. Nach Napoleons I. Sturze kehrte er zu Frau von Staël zurück, nach deren Tode er 1818 als Professor an die Universität Bonn ging. Kurz vorher hatte er sich mit der Tochter des Kirchenrats Paulus zu Heidelberg verheiratet; doch auch diese Ehe mußte schon 1821 wieder getrennt werden. In seiner neuen Laufbahn trug er vorzüglich die Geschichte der Kunst und der Litteratur vor. Gleichzeitig wendete er sich dem Studium der orient. Litteratur, namentlich, einer der ersten in Deutschland, dem des Sanskrit zu. Demzufolge gab er die «Ind. Bibliothek» (3 Bde., Bonn 1823—30) heraus und richtete eine indische Druckerei ein. Als Probe seiner Bearbeitung sanskritischer Texte erschien 1823 «Bhagavad-Gita», eine Episode aus dem Epos «Mahâbhârata» mit lat. Übersetzung (2. Aufl., von Chr. Lassen besorgt, Bonn 1846); später ließ er den Anfang einer Ausgabe des epischen Gedichts «Râmâjana» (Bd. 1 u. 2, Bonn 1829—46) folgen. Seine orient. Studien führten ihn nach Frankreich

und 1823 nach England. Nach seiner Rückkehr übernahm er auch die Aufsicht über das Museum vaterländischer Altertümer. In Berlin hielt er 1827 «Vorlesungen über Theorie und Geschichte der bildenden Künste» (Berl. 1827). Diesen folgten seine «Kritischen Schriften» (2 Bde., Berl. 1828) und die an Mackintosh gerichteten «Réflexions sur l'étude des langues asiatiques» (Bonn u. Par. 1832). In der Broschüre «Berichtigung einiger Mißdeutungen» (Berl. 1828) verteidigte er sich gegen die ihm gemachte Beschuldigung des Kryptokatholizismus. S. starb zu Bonn 12. Mai 1845. Nach seinem Tode besorgte Böcking eine sorgfältig redigierte Ausgabe von S.s «Sämtlichen Werken» (12 Bde., Lpz. 1846—47), der sich die «Oeuvres, écrites en français» (3 Bde., Lpz. 1846) und die «Opuscula latina» (Lpz. 1848) anschlossen. Eine neue Auswahl seiner Gedichte erschien 1854 (Lpz.). Die interessanten Briefe seiner frühern Gattin Karoline (s. unter Michaelis) veröffentlichte Waitz (2 Bde., Lpz. 1871).

Schlegel (Karl Wilh. Friedr. von), berühmt als Ästhetiker und Litterarhistoriker, Bruder des vorigen, geb. zu Hannover 10. März 1772, ursprünglich zum Kaufmann bestimmt, widmete sich später in Göttingen, dann in Leipzig dem Studium der Philologie. Seine erste Schrift von größerm Umfange war: «Griechen und Römer» (Hamb. 1797). Als eine Fortsetzung derselben kann die «Geschichte der Poesie der Griechen und Römer» (Berl. 1798) gelten, die aber ebenfalls Bruchstück geblieben ist. Beide Arbeiten nebst einer Reihe anderer Jugendschriften sind am besten herausgegeben von J. Minor: «Friedrich S. 1794—1802. Seine prosaischen Jugendschriften» (Bd. 1: «Zur griech. Litteraturgeschichte»; Bd. 2: «Zur deutschen Litteratur und Philosophie», Wien 1882). Gediegene Aufsätze und fruchtbare Andeutungen in Fragmenten, Ideen u. s. w. lieferte er in dieser Zeit in das von ihm mit seinem Bruder herausgegebene «Athenäum». Sodann veröffentlichte er den vielbesprochenen Roman «Lucinde» (Bd. 1, Berl. 1799; 2. Aufl., besorgt von Christern, Hamb. 1842). Er selbst schien durch das Aufgeben der Fortsetzung desselben die Gerechtigkeit der Urteile anzuerkennen, die in diesem Werke nur eine Verherrlichung der Wollust sahen. Im J. 1800 ließ er sich als Privatdocent in Jena nieder, wo er mit nur geringem Beifall philos. Vorlesungen hielt. In dieser Periode trat er zuerst im «Athenäum» als Dichter auf, und er versuchte sich seitdem in den mannigfaltigsten Formen («Gedichte», Berl. 1809). In «Alarcos» (Berl. 1802), einem originellen Trauerspiel, welches antike und romantische Elemente seltsam vermischt, wendete er die Assonanz an. Im J. 1802 reiste er nach Paris, wo er Vorlesungen über Philosophie hielt, die Monatsschrift «Europa» (2 Bde., Frankf. 1803) herausgab und sich mit der Kunst und den roman. Sprachen, besonders aber mit der ind. Sprache und Litteratur beschäftigte. Die Früchte dieses Studiums legte er in der Schrift «Über die Sprache und Weisheit der Indier» (Heidelb. 1808) nieder. In Köln trat er 1803 mit seiner Gattin zur kath. Kirche über, ein Schritt, der auf seinen schriftstellerischen Charakter bedeutend wirkte, da er seitdem als entschiedener Gegner religiöser und polit. Freiheit auftrat. Im J. 1808 wendete sich S. nach Wien. Im Feldzuge von 1809 befand er sich als kaiserl. Hofsekretär im Hauptquartier des Erzherzogs Karl und wirkte durch kraftvolle Proklamationen auf den Geist der Nation. Später hielt er zu Wien Vorlesungen, die unter dem Titel «Über die neuere Geschichte» (Wien 1811) und «Geschichte der alten und neuen Litteratur» (2 Bde., Wien 1815; 2. Aufl. 1847) im Druck erschienen. In dem erstern Werke trat seine religiöse Befangenheit stark hervor; von weit größerm, bleibenderm Werte ist das zweite. Durch mehrere diplomatische Schriften erwarb er sich Metternichs Vertrauen, wurde Legationsrat der österr. Gesandtschaft bei dem Deutschen Bundestage, kehrte jedoch im Anfange 1818 nach Wien zurück, von wo er 1819 eine Reise nach Italien machte. In Wien unternahm er die Zeitschrift «Concordia» (Wien 1820—21) und besorgte eine unvollständige Ausgabe seiner «Sämtlichen Werke» (10 Bde., Wien 1822 fg.; vermehrte Aufl., 15 Bde., 1846). Im J. 1827 hielt er öffentliche Vorträge über «Philosophie des Lebens» (Wien 1828) und 1828 über «Philosophie der Geschichte» (2 Bde., Wien 1829). Gegen Ende 1828 unternahm er eine Reise nach Dresden und hielt daselbst ebenfalls eine Reihe Vorträge, die unter dem Titel «Philos. Vorlesungen, insbesondere über die Philosophie der Sprache und des Wortes» (Wien 1830) erschienen. S. starb in Dresden 11. Jan. 1829. Seine philos. Vorlesungen aus den J. 1804—6, nebst Fragmenten, vorzüglich philos.-theol. Inhalts» gab Windischmann aus dem Nachlasse heraus (2 Bde., Bonn 1836—37; 2. Aufl. 1846); sie bilden Band 1—4 der Supplementbände zu seinen «Sämtlichen Schriften».

S. und sein Bruder August Wilhelm sind als die doktrinären Begründer der sog. Romantischen Schule anzusehen, und was gegen die Richtung selbst einzuwenden, fällt auch im ganzen den beiden Häuptern zur Last. Dennoch kann man Tiefe und Fülle der Kenntnisse und eine gediegene Form der Darstellung den Brüdern nicht absprechen. Wichtiger aber als ihre poetischen Schöpfungen sind ihre kritischen Bestrebungen. Sie unterschieden die Grenzen der antiken und romantischen Kunst und die einzelnen Dichtungsformen genau, drangen mehr auf das Ideale und auf die Objektivität der Darstellung, als deren Meister sie Goethe hinstellten.

Schlegel (Karl Gust. Mor.), bekannt durch seine theol. Schriften, der älteste Bruder der beiden vorigen, geb. zu Hannover 26. Sept. 1756, studierte zu Göttingen, erhielt die Pfarrstelle zu Bothfeld und wurde 1790 als zweiter Prediger nach Harburg berufen. S. wirkte 1796—1816 als Superintendent und Prediger zu Göttingen. Dann folgte er dem Rufe als Generalsuperintendent und erster Prediger zu Harburg, wo er 29. Jan. 1826 starb. Sein Hauptwerk ist die «Kritische und systematische Darstellung der verbotenen Grade der Verwandtschaft und Schwägerschaft u. s. w.» (Hannov. 1802).

Johann Karl Fürchtegott S., der vierte der Brüder, ein verdienter Kirchenhistoriker, geb. zu Zerbst 2. Jan. 1758, besuchte ebenfalls die Schule zu Hannover und studierte zu Göttingen die Rechte. Seit 1782 bei dem Konsistorium zu Hannover angestellt, starb er als Konsistorialrat 13. Nov. 1831. Unter seinen gediegenen schriftstellerischen Arbeiten sind zu nennen: «Hannov. Kirchenrecht» (5 Bde., Hannov. 1801—6), «Über den Geist der Religiosität aller Zeiten und Völker» (2 Bde., Hannov. 1819), «Kirchengeschichte von Norddeutschland» (3 Bde., Hannov. 1828—32).

Schlegel (Dorothea von, eigentlich Veronika), die Gattin von Karl Wilh. Friedr. von S., Tochter

Moses Mendelssohns, geschiedene Veit, geb. in Berlin 24. Okt. 1763, gest. in Frankfurt a. M. 3. Aug. 1839, eine geistreiche, aber excentrische Frau, war die Verfasserin einiger von S. herausgegebenen Schriften, des unvollendeten Romans «Florentin» (Bd. 1, Lpz. 1801), des ersten Bandes der «Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters» (2 Bde., Lpz. 1804) und des «Lother und Maller» (Frankf. 1805). Aus ihrer ersten Ehe stammt der Maler Philipp Veit (s. d.). Vgl. Raich, «Dorothea von S. und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel» (2 Bde., Mainz 1881).

Schlegel (Joh. Adolf), deutscher Dichter und Kanzelredner, geb. zu Meißen 18. Sept. 1721, wo sein Vater Stiftssyndikus war, besuchte Schulpforta und die Universität zu Leipzig. Hier wurde er Mitbegründer der «Bremischen Beiträge». Nachdem er mehrere Jahre lang Hauslehrer gewesen, wurde er 1751 Diakonus und Schulkollege in Pforta, 1754 Prediger und Professor am Gymnasium zu Zerbst und 1759 Pastor an der Marktkirche zu Hannover, wo er als Konsistorialrat, Superintendent und Pastor an der neustädter Kirche 16. Sept. 1793 starb. Seine dichterischen Werke: «Fabeln und Erzählungen» (Lpz. 1769), «Geistliche Gesänge» (3 Sammlungen, Lpz. 1766—72) und «Vermischte Gedichte» (2 Bde., Hannov. 1787—89), gehörten ihrer Zeit zu den bessern Leistungen dieser Art. Sehr verdienstlich war seine Übersetzung von Batteux' «Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz», welche er mit verschiedenen eigenen sowohl erläuternden wie widerlegenden Abhandlungen begleitete (2 Bde., Lpz. 1751; 3. Aufl. 1770). Zahlreiche Predigtsammlungen, welche er 1754—86 herausgab, zeigen ihn als einen freisinnigen, rhetorisch begabten Kanzelredner.

Schlegel (Joh. Elias), deutscher Dichter aus den Zeiten des Aufschwungs der deutschen Litteratur, der ältere Bruder des vorigen, geb. 28. Jan. 1718 zu Meißen, verfaßte schon in Schulpforta die später umgearbeiteten Trauerspiele: «Die Trojanerinnen», «Orest und Pylades» und «Dido». In Leipzig, wo er seit 1739 die Rechte studierte, wurde er mit Gottsched bekannt, folgte 1743 als Privatsekretär dem sächs. Gesandten von Spener, seinem Verwandten, nach Kopenhagen, nahm später an den «Bremischen Beiträgen» thätigen Anteil und gab auch selbst in deutscher Sprache eine Wochenschrift: «Der Fremde», heraus. Für das dän. Theater arbeitete er einige Lustspiele aus, welche nach seiner Handschrift ins Dänische übersetzt wurden. Im J. 1748 wurde er außerord. Professor an der neuerrichteten Ritterakademie zu Soröe, wo er aber schon 13. Aug. 1749 starb. S. ist der erste nennenswerthe deutsche dramatische Schriftsteller des 18. Jahrh. Seine dramatischen Arbeiten, obwohl noch nicht frei von dem Einflusse der franz. Dramaturgie und der Gottschedschen Schule, sind doch schätzbare Denkmale des Aufblühens der dramatischen Litteratur. Für seine besten Trauerspiele gelten «Hermann» und «Kanut», in Alexandrinern geschrieben. Auch seine Lustspiele, der «Triumph der guten Frauen», in Prosa, und die in Alexandrinern geschriebene «Stumme Schönheit» fanden den Beifall Mendelssohns und Lessings. Von geringerm Interesse sind seine übrigen Gedichte, poetischen Episteln u. s. w. Seine Werke gab sein Bruder Johann Heinrich S. (5 Bde., Kopenh. u. Lpz. 1761—70) heraus.

Schlegel (Joh. Heinr.), dän. Geschichtschreiber, jüngerer Bruder der beiden vorigen, geb. zu Meißen 1726, studierte in Leipzig die Rechtswissenschaften und kam als Sekretär der dän. Kanzlei nach Kopenhagen, wo er dann Professor der Geschichte, königl. Historiograph und Justizrat wurde und 18. Okt. 1780 starb. Er hat mehrere Schauspiele von Thomson und andern engl. Dramatikern glücklich ins Deutsche übersetzt. Außer andern, die dän. Geschichte betreffenden Werken hat er auch eine «Geschichte der dän. Könige aus dem oldenb. Stamme» (2 Bde., Kopenh. u. Lpz. 1769—77) geschrieben und die Ausgabe der Werke seines Bruders Johann Elias S. besorgt.

Johann Friedrich Wilhelm S., Sohn des vorigen, geb. zu Kopenhagen 4. Okt. 1765, wurde daselbst 1800 ord. Professor der Rechte und zog sich 1834 auf seinen Landsitz Stötteröd bei Kopenhagen zurück, wo er 19. Juli 1836 starb. Von seinen Schriften, meist in dän. Sprache, sind zu erwähnen: «Naturrecht» (Kopenh. 1798; 2. Aufl. 1805), «Staatsrecht des Königreichs Dänemark und der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg» (deutsch, Schlesw. 1829) und die kritische Ausgabe der «Grågås» (Kopenh. 1830).

Schlegel (Luise), Opernsängerin, die Gattin von Hans Köster (s. d.).

Schleglerbund, s. unter Schwaben.

Schlehe, die Frucht des Schlehendorns (Schlehenstrauchs), s. unter Prunus.

Schlei oder Schley, eine 40 km lange, sehr schmale Ostseebucht, dringt in südwestl. Richtung fjordartig in das Herzogtum Schleswig ein, gleicht zwischen Kappel und Missunde nur einem breiten Flusse, erweitert sich aber jenseit Missunde seeartig zu der sog. Großen Breite, die westwärts bis zur Stadt Schleswig reicht. Einst bildete dieser Schleibusen einen berühmten Seehafen. Jetzt ist die S. nur kleinern Schiffen zugänglich und hauptsächlich wegen ihres Fischreichtums berühmt. Die Holsteiner verschütteten 1416 den Eingang, um die Schiffe der Dänen abzuhalten. Später wurde, um die Schiffahrt auf dem im übrigen tiefen Gewässer wieder in Gang zu bringen, 2 km südlich von der flachen mehrarmigen Mündung eine schmale Landenge durchstochen und so ein 2 m tiefer Kanal, die Schleimünde, hergestellt. Die S. begrenzt mit der Ostsee und der Eckernförder Bucht den Distrikt Schwansen, mit der Flensburger Föhrde die Landschaft Angeln.

Schleich (Eduard), Landschaftsmaler, geb. zu Harbach bei Landshut in Bayern 12. Okt. 1812, wurde 1823 Schüler der münchener Akademie, bildete sich aber mehr durch das Studium der alten Niederländer. Besonders van Goyen mit seinen Luft- und Wolkenpartien, auch Ruisdael, wirkte auf ihn entscheidend ein. Reisen durch Italien, die Niederlande und Frankreich vervollständigten seine Studien, auf denen er zahlreiche Landschaften der Gebirgs- und Flachgegenden schuf. S. starb als Professor in München 8. Jan. 1874.

Schleich (Martin), dramatischer Dichter, geb. 12. Febr. 1827 in München, studierte daselbst Philosophie, widmete sich aber bald ganz publizistischer Thätigkeit. Er gründete 1848 das humoristische Blatt «Münchener Punsch», das er bis Ende 1871 und wieder seit 1875 herausgab. Er wurde 1869 in die Kammer gewählt, wo er zu den entschiedensten Vorkämpfern des Partikularismus gehörte; doch sprach er sich 1870 nach der franz. Kriegs

erklärung für den Anschluß an Preußen aus. S. starb zu München 13. Okt. 1881. Von ihm erschienen: «Gesammelte Lustspiele und Volksstücke» (2 Bde., Münch. 1862; 2. Aufl. 1874), «Neue Lustspiele und Volksstücke» (Münch. 1874).

Schleiche, Eidechse, s. Blindschleiche.

Schleichenlurche, s. unter Amphibien.

Schleicher (Aug.), ausgezeichneter Sprachforscher, geb. in Meiningen 19. Febr. 1821, erhielt seine Gymnasialbildung in Coburg, studierte seit 1840 erst in Leipzig, dann in Tübingen Theologie, beschäftigte sich aber an letzterer Universität namentlich unter Ewalds Leitung mit Sanskrit und orient. Studien und studierte seit 1843 zu Bonn neben allgemeinerer Sprachwissenschaft wesentlich klassische Philologie unter Ritschls Leitung. In Bonn habilitierte er sich 1846 für vergleichende Sprachwissenschaft. Die Bewegungen der J. 1848 und 1849 führten ihn als Korrespondenten deutscher Zeitungen nach Österreich, wo er 1850 zum außerord. Professor der Philologie in Prag ernannt wurde. Dort begann er das eingehende Studium der slaw. Sprachen, die nebst dem Litauischen der Mittelpunkt seiner Thätigkeit wurden. Mit Unterstützung der wiener Akademie unternahm S. 1857 eine Reise nach dem preuß. Litauen, und konnte so zum ersten mal eine wissenschaftliche Darstellung dieser für die indogerman. Sprachwissenschaft höchst bedeutsamen Sprache geben. Ostern 1857 folgte S. einem Rufe als Honorarprofessor der Sprachwissenschaft und altdeutschen Philologie an die Universität Jena, wo er 6. Dez. 1868 starb.

Seinem ersten sprachwissenschaftlichen Buche «Zur vergleichenden Sprachengeschichte» (Bonn 1848) folgte als ein zweiter Teil eine vortreffliche systematische Übersicht über «Die Sprachen Europas» (Bonn 1850). Sein Hauptwerk ist das «Kompendium der vergleichenden Grammatik der indogerman. Sprachen» (Weim. 1862; 4. Aufl. 1876). Eine Ergänzung des «Kompendiums» bildet die von S. im Verein mit Ebel, J. Schmidt und Leskien herausgegebene «Indogerman. Chrestomathie» (Weim. 1869). Kleinere Schriften zur allgemeinern Sprachwissenschaft sind: «Zur Morphologie der Sprache» (Petersb. 1859), «Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft» (Weim. 1863; 3. Aufl. 1873), «Die Unterscheidung von Nomen und Verbum in der lautlichen Form» (Lpz. 1865). Das Gebiet des Slawischen und Litauischen behandeln: die «Formenlehre der kirchenslaw. Sprache, erklärend und vergleichend dargestellt» (Bonn 1853) und das «Handbuch der litauischen Sprache» (Bd. 1: «Litauische Grammatik», Prag 1856; Bd. 2: «Litauisches Lesebuch und Glossar», 1867). Auch erschienen eine ins Deutsche übertragene Sammlung «Litauische Märchen, Sprichworte, Rätsel und Lieder» (Weim. 1857) und eine Ausgabe von «Christian Donaleitis' litauischen Dichtungen» (mit Glossar, Petersb. 1865). Sein Werk «Die deutsche Sprache» (Stuttg. 1860; 3. Aufl. 1874) ist eine populäre Darstellung der Entwickelung des Deutschen mit vortrefflicher sprachwissenschaftlicher Einleitung; die genaue Darstellung eines Dialekts enthält «Volkstümliches aus Sonneberg» (Weim. 1858). Nach seinem Tode erschienen «Laut- und Formenlehre der polabischen Sprache» (Petersb. 1871). Vgl. «August S.» in «Unsere Zeit» (Jahrg. 1869, 1. Hälfte) und «Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung» (Bd. 6, Berl 1869). Lefmanns Biographie «August S.» (Lpz. 1870) enthält viele Unrichtigkeiten.

Schleichhandel oder Schmuggelhandel, Schmuggel (frz. contrebande), heißt der die Zoll- und Verbrauchsabgaben umgehende Warenverkehr. Der Anreiz zu einem solchen gesetzwidrigen Handel entsteht immer, wenn in einem Lande viel begehrte Waren mit hohen Schutz- oder Finanzzöllen belegt oder von der Einfuhr gesetzlich ganz ausgeschlossen sind. Der S. nach Frankreich und England z. B. war daher unter dem frühern Zollsystem dieser Länder förmlich organisiert. In manchen Grenzorten gab es reichliche Warenlager, welche die Versorgung des Nachbarstaats im Wege des S. bezweckten, ja es bildeten sich in der Nähe einiger Grenzen sogar förmliche geheime Assekuranzgesellschaften, welche die Versicherung von Schmuggelwaren gegen Prämien von 30 bis 40 Proz. des Wertes übernahmen und im Fall ihrer Konfiskation Entschädigung gewährten. So nahm der S. in manchen Gegenden und namentlich auch in den Küstenstrichen eine großartige Ausbreitung an. Oft vereinigten sich die eigentlichen Schmuggler oder Contrebandiers, d. h. diejenigen Personen, welche den Transport der Schmuggelgüter besorgen, zu förmlichen, sogar gutbewaffneten Banden. Schon oft hat der S. die Bevölkerung ganzer Bezirke tief entartet. Auch die Zollbeamten entgehen dabei der Demoralisation nicht. Diese sind, je höher die Zölle stehen, desto mehr den Bestechungen ausgesetzt, und wenn ihre Regierungen sie durch hohe Prämien für Beschlagnahmen von Schmugglerwaren zu größerm Eifer anzustacheln suchen, so wird damit, wie sich an der russ. Grenze gegen Preußen hin gezeigt hat, oft nichts anderes erreicht, als daß die Zollbeamten im Einverständnis mit den Schmugglern zu diesem Zwecke aufgesammelte, ganz unbrauchbare Waren mit Beschlag belegen. Die völlige Ausrottung des S. ist überall da unmöglich, wo die Ursache seines Entstehens fortdauert; sie kann erst mit der Herabsetzung der Zölle eintreten. Diese ist in den europ. Staaten mit Ausnahme Rußlands in der neuern Zeit bei den meisten Waren so weit erfolgt, daß der Reiz zum S. ziemlich verschwunden ist. Nur rücksichtlich derjenigen Waren, welche mit eigentlichen Finanzzöllen und mit innern Verbrauchssteuern belastet sind, bleibt er vielfach noch lohnend. Als Mittel zur Bekämpfung und Beschränkung des S. dienen gute Organisation der Grenzbewachung, Arrondierung des Zollgebietes bei zerrissenen Zollgrenzen, Einigung mit zollverbündeten Nachbarn, welche z. B. auch die jenseitigen Beamten zur Verhinderung des S. verpflichtet, Beaufsichtigung und Beschäftigung solcher Personen, die des Schmuggels verdächtig sind, genügende Besoldung der Zollwächter.

Schleichkatze (Viverridae) heißt eine aus zehn Gattungen und gegen 100 Arten bestehende Raubtierfamilie, welche hauptsächlich Afrika und Ostindien mit seinen Inseln bewohnt, im südlichsten Europa aber nur durch zwei Arten vertreten ist. Die S. haben einen schmächtigen gestreckten Körper, kurze Beine und fünf- oder vierzehige Füße. Die Krallen sind gar nicht oder doch nur halb zurückziehbar; in der Aftergegend finden sich meist stark entwickelte Riechdrüsen. Die Tiere erinnern durch gewisse Charaktere an die Katzen, durch andere an die Hunde und durch wieder andere an die Marder, sodaß es schwer ist, ihre wahre Verwandtschaft zu

bestimmen. Zu ihnen gehört die Ginsterkatze (s. u. Zibethtiere, Viverra genetta, Tafel: Kleinere Raubtiere, Fig. 1), der Palmmarder (Paradoxurus typus, Fig. 2), ein Bewohner Vorderindiens mit 50 cm langem Körper, 56 cm langem Schwanze und grauem schwarzgefleckten Pelze, und das Ichneumon (Herpestes Ichneumon, Fig. 3).

Schleichwirtschaft, soviel wie Femelbetrieb.

Schleiden, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Aachen, in der Eifel, an der Olef, 357 m über dem Meere, Station der Linie Kall-Hellenthal der Preußischen Staatsbahnen, Sitz des Landratsamts, zählt (1885) 490 E. und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, Bergbau auf Bleierz und Eisenstein, Kalksteinbrüche und eine Holzschneiderei. Von 1602 bis 1794 war S. Hauptort einer Grafschaft. — Der **Kreis Schleiden** zählt auf 824 qkm (1885) 44 905 meist kath. E.

Schleiden (Matthias Jakob), namhafter deutscher Naturforscher, geb. 5. April 1804 zu Hamburg, erhielt seine Vorbildung auf dem Johanneum daselbst und studierte 1824—27 Jurisprudenz zu Heidelberg. Im J. 1833 ging er nach Göttingen, um Medizin zu studieren, gab sich aber hier besonders durch Einfluß Bartlings wie hierauf zu Berlin unter Einwirkung Horkels ganz dem Studium der Naturwissenschaften, vorzugsweise der Physiologie und Botanik hin. Er hatte bereits eine Reihe physiologischer und phytotomischer Abhandlungen in Zeitschriften veröffentlicht, als er 1839 zum außerord. Professor in Jena ernannt wurde. Im Herbst 1862 siedelte er nach Dresden über, und 1863 folgte er einem Rufe als Professor für Pflanzenchemie und Anthropologie nach Dorpat, welche Stellung er jedoch schon im Herbst 1864 wieder aufgab. Er lebte dann wieder in Dresden, später in Wiesbaden und starb 23. Juni 1881 in Frankfurt a. M.

S.s Hauptwerk sind die «Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik» (2 Bde., Lpz. 1842—43; 4. Aufl. 1861), in welchen er die induktive Forschung scharf hervorkehrt und besonders gegen die damalige unklare philosophische Behandlung morphologischer Fragen ankämpft, zugleich aber auch in genialer Weise Ansichten über Pflanzenphysiologie aufstellt, die ihn nicht bloß mit den Philosophen, sondern auch mit andern Botanikern und Chemikern in Opposition stellten. Durch diese Konflikte wurden mehrfache Streitschriften mit Liebig, Hartig, Nees von Esenbeck u. s. w. hervorgerufen. Von hohem Interesse sind auch seine populären Vorträge über «Die Pflanze und ihr Leben» (6. Aufl., Lpz. 1864) und «Studien; populäre Vorträge» (2. Aufl., Lpz. 1857). Außerdem bearbeitete S. die Pflanzenphysiologie, Tierphysiologie und Theorie der Pflanzenkultur für den dritten Band der «Encyklopädie der theoretischen Naturwissenschaften» (Braunschw. 1850) und gab mit Schmid die «Geognostische Beschreibung des Saalthals bei Jena» (Lpz. 1846) heraus. Von seinen zahlreichen Aufsätzen für Journale und Gesellschaftsschriften stellte er eine Anzahl in «Beiträge zur Botanik» (Bd. 1, Lpz. 1844) zusammen. Mit Nägeli gab er die «Zeitschrift für wissenschaftliche Botanik» (Tl. 1—4, Zür. 1844—46) heraus. Von seinen spätern Schriften sind noch hervorzuheben: «Die Landenge von Suez» (Lpz. 1858), «Zur Theorie des Erkennens durch den Gesichtssinn» (Lpz. 1861), «Über den Materialismus der neuen deutschen Naturwissenschaft» (Lpz. 1863), «Für Baum und Wald» (Lpz. 1870), «Gedichte» (unter dem Pseudonym Ernst, Lpz. 1858; 2. Sammlung, Lpz. 1873), «Das Meer» (2. Aufl., Berl. 1874), «Die Rose» (Lpz. 1873), «Das Salz» (Lpz. 1875), «Die Bedeutung der Juden für die Erhaltung und Wiederbelebung der Wissenschaften im Mittelalter» (Lpz. 1877), «Die Romantik des Martyriums bei den Juden im Mittelalter» (Lpz. 1878).

Schleiden (Rudolf), Vetter des vorigen, geb. 22. Juli 1815 auf dem Gute Ascheberg in Holstein, studierte die Rechte und trat dann in den dänischen Staatsdienst. S. verließ 1848 Kopenhagen, stellte sich der Provisorischen Regierung zur Verfügung und wurde von dieser in außerordentlicher Mission an den Bundestag gesandt. In Frankfurt nahm er am Vorparlament teil. Vom Mai bis Dez. 1848 fungierte er als Bevollmächtigter der Provisorischen Regierung in Berlin, nahm dann an der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten der Herzogtümer teil und stand interimistisch den Departements des Innern und des Kultus vor. Mit dem Rücktritt der Statthalterschaft verließ er, von der dän. Amnestie ausgeschlossen, die Herzogtümer und lebte teils in Freiburg i. Br., teils auf Reisen, bis er 1853 für Bremen als Ministerresident nach den Vereinigten Staaten von Amerika ging. Im J. 1856 ging er für die drei Hansestädte, welche ihn demnächst zu ihrem gemeinschaftlichen Gesandten in Washington ernannten, zum Abschluß eines Handels- und Schiffahrtsvertrags nach Mexiko. Im Jan. 1865 wurde er als hanseatischer Ministerresident nach London versetzt, legte aber diese Stellung beim Ausbruch des Kriegs 1. Juli 1866 nieder und zog sich wieder nach Freiburg in Baden zurück. Doch nahm er als Abgeordneter von Altona, wo er auch zwei Jahre (1868—70) als rechtsgelehrter Senator fungierte, an dem konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes teil und wurde 1867 in demselben Wahlkreise für die erste Legislaturperiode des ordentlichen Reichstags, sowie im März 1871 für die erste Legislaturperiode des Deutschen Reichstags wiedergewählt; er gehörte hier der Liberalen Reichspartei an.

Von S.s Schriften sind zu nennen: «Zum Verständnis der deutschen Frage» (Stuttg. 1867), «Zur Frage der Besteuerung des Tabaks» (Lpz. 1878). Seine amerik. Erlebnisse veröffentlichte er in den «Reiseerinnerungen aus den Vereinigten Staaten von Amerika» (Neuyork 1873).

Schleier (botan.), s. Indusium und Farn.

Schleier ist ein Stück des weiblichen Putzes, gewöhnlich bestehend aus einem feinen, florartigen Gewebe und wesentlich dazu bestimmt, das Gesicht und nächst diesem den Kopf oder auch andere Körperteile zu verdecken oder zu verhüllen. Im Orient war sein Gebrauch seit ältesten Zeiten heimisch und gegenwärtig ist es daselbst für die mohammed. Frauen ein strenges Gebot der Sitte, sich sowohl auf der Straße als auch daheim in Gegenwart von Fremden nur mit einem großen, kleidartigen, das Gesicht wirklich verhüllenden S. zu zeigen. Die griech. und röm. Frauen behandelten den S. mehr als ein willkürliches Putzstück, welches auch vorteilhafte und besonders in der röm. Kaiserzeit gern benutzte Gelegenheit zu Koketterie bot. Bei den Vestalinnen war der S. (suffibulum) ein Stück der Opfertracht. Doch fällt es in den Nachrichten der alten Schriftsteller oft schwer, ja unmöglich, den S. von Kopfbinden oder Kopftüchern zu unterscheiden. Dasselbe gilt von den Nachrichten aus

altdeutscher Zeit, die schon von got. Frauen den Gebrauch langer, feiner, weißer S. berichten. Gegen Ende des Mittelalters sahen sich städtische Behörden mehrfach veranlaßt, Schleierordnungen, Luxusgesetze über den Gebrauch der S., zu erlassen. Seitdem folgten die S. dem wechselnden Gange der Mode. Aus der uralten Sitte, Bräute zu verschleiern, und zugleich aus dem Bemühen, weltlichen Sinn und weltliche Blicke abzuhalten, ist der S. der Nonnen (der Gottesbräute) hervorgegangen, welcher schmaler und länger als der im Mittelalter sonst gewöhnliche und in verschiedenen Farben getragen wurde. Daher bedeutet der Ausdruck «den S. nehmen» soviel als Nonne werden. Schon den Alten galt der S. als Symbol des Geheimnisvollen und Unergründlichen; deshalb wurden gewisse Götterbilder, wie das zu Sais in Ägypten, die Heiligtümer der Mysterien und andere Kultusgegenstände verschleiert.

Schleiereule (Strix flammea, Tafel: Raubvögel II, Fig. 7) heißt eine unserer häufigsten Eulen, die 32 cm lang ist, 90 cm klaftert und ein graues und rostgelbes, mit dunklern und hellern Binden und Flecken verziertes weiches Gefieder hat, das um die Augen herum zum sog. Schleier entwickelt ist. Die sehr intelligenten S. gehören zu den nützlichsten Vögeln, ein Individuum vertilgt oft in einer Nacht fünfzehn Mäuse und mehr.

Schleierlehn, s. u. Lehn und Lehnswesen.

Schleiermacher (Friedr. Ernst Dan.), der größte deutsche Theolog des 19. Jahrh., geb. 21. Nov. 1768 zu Breslau, wo sein Vater reform. Geistlicher war, wurde auf dem Pädagogium der Brüdergemeine in Niesky, dann im theol. Seminar zu Barby im strengsten Geiste herrnhutischer Frömmigkeit erzogen, rang unter harten Kämpfen von der Brüdergemeine und der orthodoxen Erlösungslehre sich los und bezog 1787 die Universität Halle, um die rationalistische Richtung kennen zu lernen. Nachdem er kurze Zeit Erzieher und Lehrer gewesen war, wurde er 1794 Hilfsprediger in Landsberg a. d. Warthe und 1796 Prediger am Charitéhause in Berlin. Während dieser ganzen Periode hatte er den Geist der neuern Zeit immer tiefer auf sich wirken lassen, trieb mit Vorliebe philos. Studien, fühlte sich aber auch, im Verkehr mit den beiden Schlegel, mit Henriette Herz u. a. von den romantischen Ideen mächtig angezogen. Als Romantiker charakterisieren ihn auch seine ersten selbständigen Schriften, die Reden «Über die Religion» (1799, herausg. mit Einleitung von Schwarz, Lpz. 1868; kritische Ausgabe von Pünjer, Braunschw. 1879), die «Vertrauten Briefe über F. Schlegels Lucinde» (1800) und die «Monologen» (herausg. mit Einleitung von Schwarz, Lpz. 1869), mit denen er den Morgen des neuen Jahrhunderts begrüßte. Auch einige Aufsätze im «Athenäum» und die ersten Arbeiten zur Übersetzung des Platon, die er anfangs mit Fr. Schlegel gemeinsam beabsichtigte, später aber allein zu Stande brachte (6 Bde., Berl. 1804—28), gehören in diese Zeit. Die «Reden über die Religion», um derentwillen er ein «spinozistischer Prediger» genannt wurde, können als der Anfangspunkt der gesamten neuern Theologie bezeichnet werden. Indem er darin ebenso gegen das dogmatische Kirchentum wie gegen die nüchternverständige Aufklärung Front machte, grub er zugleich die tiefste Wurzel der Religion im menschlichen Gemütsleben wieder auf und beschrieb sie als ein Innewerden und Empfinden des Ewigen und Unendlichen mitten in der Zeitlichkeit und dem endlichen Menschenleben, eine Grundanschauung, der er auch nachmals treu geblieben ist. Allerdings kehrte er sich mit zunehmender geistiger Reife von den Überschwenglichkeiten und Illusionen der Romantik ab und gewann für das geschichtliche Christentum ein tieferes Verständnis, namentlich als er nach kurzem Aufenthalt in Stolpe als Hofprediger (1802—4) durch seine Berufung als Professor nach Halle zum akademischen Lehramt überging. Nach der Auflösung der Universität (1807) kehrte er nach Berlin zurück, wo er durch Schrift und Wort den nationalen Geist im Volke lebendig zu erhalten bemüht war, 1809 Prediger an der Dreifaltigkeitskirche und 1810 an der wesentlich nach seinen Ratschlägen begründeten Universität Professor der Theologie wurde. Während er allsonntäglich predigte, verbreitete er sich in seinen Vorlesungen an der Universität allmählich über die meisten Gebiete der Theologie und Philosophie. Daneben entfaltete er als Mitglied und (seit 1814) Sekretär der Akademie der Wissenschaften eine rege litterarische und als Referent im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten zugleich eine ausgebreitete praktische Thätigkeit. Letzteres Amt legte er jedoch infolge der nach den Freiheitskriegen überhand nehmenden polit. Reaktion wieder nieder.

Um so eifriger diente er der Sache der evang. Union, die infolge Aufrufs Friedrich Wilhelms III. 31. Okt. 1817 begründet worden war, und verteidigte sie mit scharfer Feder gegen feindliche Angriffe. Er präsidierte der 1817 in Berlin zusammengetretenen Synode und war unermüdlich, wenn auch ohne Erfolg, für die Einführung einer freien Kirchenverfassung bemüht. Die neue, vom Könige eingeführte Agende fand an ihm einen entschiedenen Gegner, teils wegen ihres Ursprungs aus königl. Belieben statt aus freier Selbstbestimmung der Kirche, teils wegen ihres altertümelnden und kirchlich-reaktionären Inhalts. Überhaupt sah S. in den spätern Jahren seines Wirkens sich immer mehr in die Notwendigkeit versetzt, gegen eine neu aufkommende Orthodoxie, die auch seinen gefeierten Namen antastete, zu streiten und an den «ewigen Vertrag» zu erinnern, den Wissenschaft und Glaube miteinander geschlossen hätten. Seine schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich in seinen spätern Jahren (neben manchen Gelegenheitsschriften) auf zahlreiche Abhandlungen und Akademieschriften, teils dogmatischen und dogmenhistor., teils moralphilos. Inhalts, und auf Vorbereitungen zu zusammenfassenden größern Werken. Doch erschien von diesen nur sein lange vorbereitetes Hauptwerk «Der christl. Glaube, nach den Grundsätzen der evang. Kirche im Zusammenhange dargestellt» (2 Bde., Berl. 1821—22; 5. Aufl. 1861), das eigentliche Grundwerk der neuern evang. Theologie. S.s handschriftliche Anmerkungen zum ersten Teil der «Glaubenslehre» wurden aus seinem Nachlaß von Thönes (Berl. 1873) veröffentlicht. Seine «Christl. Sitte», sein «Leben Jesu», sowie seine Vorlesungen über «Dialektik», «Philos. Sittenlehre», «Psychologie» und «Ästhetik», ferner seine «Lehre vom Staat», seine «Erziehungslehre» und seine «Geschichte der Philosophie» wurden erst nach seinem Tode aus seinem Nachlasse und aus Kollegienheften herausgegeben. Er starb zu Berlin 12. Febr. 1834.

Die Größe S.s ruht nicht, wie jetzt viele urteilen, in seiner Wiederanknüpfung an die kirchliche Lehre oder auch nur an einzelne Lehrstücke derselben, wie das von der Erlösung, wodurch er freilich für eine ganze große theol. Richtung die Brücke von der freien prot. Wissenschaft zum alten Kirchendogma geschlagen hat, auch nicht in der speziellen Weise, die Religion auf das Gefühl zu begründen und die christl. Lehrsätze mit vermeintlicher Fernhaltung aller Philosophie aus dem frommen Selbstbewußtsein abzuleiten, sondern in der seltenen und großartigen Vereinigung der innigsten Frömmigkeit mit der schärfsten Dialektik, eines reichen religiösen Gemütslebens mit wissenschaftlicher Freiheit und mutiger Kritik. Dadurch hat er zuerst den Unterschied des religiösen Gehalts im Christentum von seiner dogmatischen und äußerlich geschichtlichen Hülle mit klarem Auge erkannt und Hand an die große Aufgabe der Gegenwart gelegt, das christl. Bewußtsein in die Bahnen der neuern Weltanschauung und Wissenschaft hineinzuleiten. Bereits S. hat einen gewaltigen Anfang gemacht, das theol. Denken der alten supranaturalistischen Form zu entkleiden und auf dem Boden der Immanenz Gottes in Natur, Vernunft und Geschichte neu zu begründen, und wenn er in manchen Stücken, z. B. in seiner «Christologie», eine einheitlich geschlossene Anschauung noch nicht zu gewinnen vermochte, so liegt der weitere Fortschritt der Entwickelung nicht in der konsequenten Restauration, sondern in der gründlichen Beseitigung der in der Schleiermacherschen Theologie noch aus der ältern dogmatischen Vorstellungsform übriggebliebenen Elemente. Das philos. System S.s, wie es namentlich in seiner «Dialektik» enthalten ist, gehört der Identitätsphilosophie an, versucht aber abweichend von Schelling und Hegel die wissenschaftliche Weltanschauung auf die fortschreitende Zusammenstimmung des spekulativen und des empirischen Erkennens zu begründen. Aber auch noch auf andern wissenschaftlichen Gebieten war S. thätig. Wie er zuerst die Platonischen Studien von neuem belebte, so hat er auch in der Religionsphilosophie, Ästhetik, Pädagogik, Politik und Psychologie sich einen Namen gemacht. In seinen mehr populär gehaltenen Arbeiten, besonders aber in seinen Streitschriften zeigte er sich als vortrefflicher Stilist und Meister in platonischer Dialektik. Seine zahlreichen Predigten, die viele Nachahmer fanden, sind frei von allen rhetorischen Künsten und suchen durch klare, scharfe, eindringende Zergliederung der religiösen Gedanken die Hörer zu fesseln. S.s «Sämtliche Werke» erschienen seit 1835 in drei Abteilungen; die erste unter dem speziellen Titel «Zur Theologie», die andere «Predigten», die dritte «Zur Philosophie». S.s Briefwechsel erschien unter dem Titel «Aus S.s Leben. In Briefen» (herausg. von Dilthey, 4 Bde., Berl. 1860—63). Hierzu kommt als besondere Sammlung noch «Friedrich S.s Briefwechsel mit J. Chr. Gaß» (herausg. von W. Gaß, Berl. 1852).

Zur Litteratur über S. vgl. Strauß, «Charakteristiken und Kritiken» (Lpz. 1839); Schmid, «Über S.s Glaubenslehre» (Lpz. 1835); Schaller, «Vorlesungen über S.» (Halle 1844); Weißenborn, «Vorlesungen über S.s Dialektik und Dogmatik» (2 Tle., Lpz. 1847—49); Schmidt, «Spinoza und S.» (Berl. 1868); Ritschl, «S.s Reden über die Religion» (Bonn 1874); Lipsius, «S.s Reden über die Religion» (in «Jahrbücher für prot. Theologie», 1875); Bender, «S.s Theologie» (2 Bde., Nördl. 1876—78); derselbe, «Friedrich S. und die Frage nach dem Wesen der Religion» (Bonn 1877); Schweizer, «S.s Wirksamkeit als Prediger» (Halle 1834); Lang, «Religiöse Charaktere» (Bd. 1, Winterth. 1862); Kittlitz, «S.s Bildungsgang» (Lpz. 1867); Schenkel, «Friedrich S.» (Elberf. 1868); Dilthey, «Leben S.s» (Bd. 1, Berl. 1870); Maier, «Lichtstrahlen aus S.s Briefen und Werken» (2. Aufl., Lpz. 1875).

Schleiertuch (frz. voile, engl. lawn), ein wenig oder gar nicht gestärkter, sehr locker gewebter, feiner leinwandartiger Baumwollstoff, ähnlich dem Linon.

Schleifbürsten oder Schleiffedern, bei den dynamoelektrischen Maschinen aus Kupferdraht gebildete Streifen oder Platten, welche in Verbindung mit dem Stromsammler zum Gleichrichten elektrischer Ströme dienen.

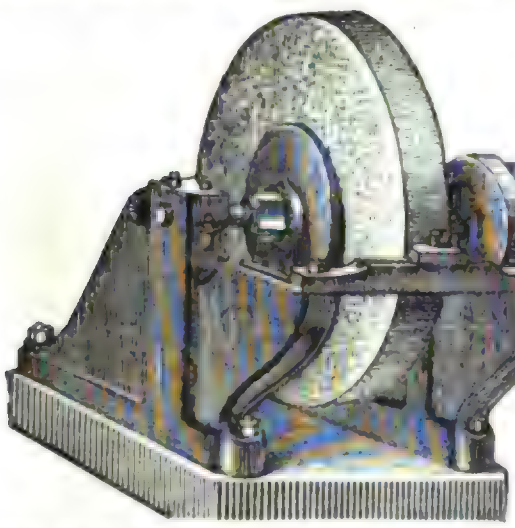
Schleife, zunächst die Bezeichnung für das, was schleift, d. h. dazu dient, etwas schleifend (schleppend) fortzuschaffen, also ein schlittenartiges Fuhrwerk, s. unter Schlitten; dann etwas, das geschleift (d. h. durcheinander geschlungen) ist, wie die Bandschleife u. dgl.

Schleifen (frz. rémoudre, aiguiser, frotter, doucir; engl. grinding, rubbing, cutting), das Wegnehmen gröberer oder feinerer Teilchen von der Oberfläche des Arbeitsstücks entweder zum Zweck der Formgebung, zur Ausbildung von Schneiden, oder zur Verschönerung des Gegenstandes. Man bedient sich hierzu verschiedener Materialien (Schleifmittel), die stets härter oder mindestens ebenso hart als die zu bearbeitenden Gegenstände sein müssen. Zu den Schleifmitteln gehören feinkörniger Sandstein, Sand, gepulverter Hammerschlag, pulverisierter und geschlämmter Schmirgel, Bimsstein, Tripel, Glas und Diamantpulver; bei Verwendung sehr feiner Schleifmittel geht das S. in das Polieren (s. d.) über, durch welches die Erzeugung einer nicht nur glatten, sondern auch glänzenden Oberfläche bezweckt wird. Beim S. ist es prinzipiell gleichgültig, ob das Schleifmittel über den zu bearbeitenden Gegenstand, oder dieser über das Schleifmittel hinbewegt wird; meist wird jedoch das Arbeitsstück festgehalten oder doch nur langsam bewegt und das das Schleifmittel tragende Organ in sehr schnelle Rotation versetzt.

Als Träger der Schleifmittel verwendet man Schleifsteine (zu runden Scheiben abgearbeitete feine Sandsteine), oder Schmirgelscheiben (mit Leder bekleidete hölzerne oder auch aus Gußeisen, Blei, Kork u. s. w. bestehende Scheiben, die auf ihrem Umfang mit Schmirgelpulver und Öl als Klebemittel überzogen sind), oder auch Scheiben, die aus gepulvertem und geschlämmtem Schmirgel mit Hilfe eines Bindemittels gepreßt werden. Mit Wasserglas als Bindemittel formt man auch aus mürbem Thonsandstein Schleifsteine; ferner werden solche aus feinem Quarzsand mit feuerfestem Thon durch Brennen hergestellt. Außer den Drehsteinen verwendet man zum Schleifen sog. Handsteine, Liegesteine oder Wetzsteine von parallelepipedischer Form. Statt der Scheiben mit glattem Umfang wendet man auch rotierende Bürsten an, die mit dem Schleifpulver bestreut sind, ferner endlose Riemen oder einen in einem Bogen wie ein Sägeblatt ausgespannten Draht, der durch das Schleifpulver «scharf» gemacht wird.

Auch wird das Schleifpulver auf horizontal liegende flache Platten gestreut, die dann wie Liegesteine benutzt werden. Häufig werden die Schleifpulver mittels eines Klebstoffs auf Papier oder Leinwand befestigt. Besonders gebräuchlich ist das S. mit Sand- und Glaspapier (s. d.), Schmirgelpapier und Schmirgelleinwand. Eine vorzüglich wirksame Anordnung gepulverter Schleifmittel gestattet das Sandstrahlgebläse (s. d.). Maschinenteile (Nähmaschinenteile) Handfeuerwaffen, Schlösser u. s. w. werden in amerik. Schleifwerken auf diese Weise mittels Schleifmaschinen, die den Drehbänken sehr ähnlich sind, bearbeitet. Sowohl das S. von Werkzeugen als das anderer Arbeitsstücke kann entweder trocken oder naß erfolgen. Auf Sandsteinschleifsteinen wird in der Regel naß geschliffen; das rohere S. geschieht mit Wasser (Wassersteine); beim feinen Nachschleifen, d. i. Wegnehmen des beim ersten S. entstandenen Grates auf dem Liege- oder Wetzstein, verwendet man meist Öl (Ölsteine).

Beim S. auf Schmirgelscheiben pflegt man trocken zu schleifen, wobei der gesundheitsschädliche Schleifstaub entsteht, der immer durch Saugventilatoren aus dem Arbeitsraum entfernt werden



sollte. Die vorstehende Figur zeigt eine Schmirgelmaschine (d. h. Schleifmaschine mit Schmirgelscheibe), die in neuerer Zeit vielfach an Stelle des gewöhnlichen Schleifsteins getreten ist. Auf einem sehr soliden gußeisernen Gestell ist die Achse der Schmirgelscheibe gelagert; auf derselben ist eine Stufenscheibe aufgekeilt, um verschiedene Geschwindigkeiten erzielen zu können. Die Schmirgelscheiben dieser Maschine werden aus feingepulvertem und geschlämmtem Naxosschmirgel in der Weise hergestellt, daß letzterer mit einem Bindemittel, dessen genaue Zusammensetzung geheim gehalten wird, das aber im wesentlichen aus Schellack besteht, erwärmt und unter hydraulischen Pressen zu kreisrunden Scheiben gepreßt wird. Die Herstellung muß äußerst sorgfältig geschehen, weil die Schmirgelscheiben sich mit großer Geschwindigkeit drehen; schließlich werden die gepreßten Scheiben für feinere Arbeiten mit einem Diamant abgedreht.

Über Glasschleifen s. u. Glas, Bd. VIII, S. 82b; über das S. von Edelsteinen s. Diamantschleifapparat und Edelsteinschleiferei; über das S. von Tischplatten, Parkettböden u. s. w. vgl. Sandschleifmaschine; über Holzschleiferei für die Zwecke der Papierfabrikation s. unter Holzstoff.

Schleifen von Festungswerken, soviel wie Abtragen derselben behufs Entfestigung oder auch Umbau von Plätzen.

Schleifenblume, s. Iberis.

Schleifer (musik.), eine Verzierung, die aus dem Vorschlag von zwei oder auch mehr Noten, meist von unten nach oben, besteht und in kleinen Noten vorgeschrieben wird.

Schleiffedern, soviel wie Schleifbürsten.

Schleifheim von Sulsfort (German), s. Grimmelshausen.

Schleifmittel, s. unter Schleifen.

Schleifmühlen, s. Schleifwerke.

Schleifstein (frz. pierre de rémouleur, pierre à doucir, pierre à aiguiser; engl. grinding-stone, rubber), s. unter Schleifen.

Schleifwerke oder Schleifmühlen nennt man sehr verschiedenartig konstruierte Maschinen oder maschinelle Anlagen, welche dazu dienen, Gegenstände aus verschiedenstem Material, besonders aus Metall, Glas, Stein, gebranntem Thon, durch Schleifen zu glätten oder in ihrer Form auszubilden. (S. unter Schleifen.)

Schleihe (Tinca), eine zur Familie der Karpfen gehörende Fischgattung, zeichnet sich durch sehr kleine Schuppen, zwei kurze Bartfäden und durch den Mangel der Knochenstrahlen in der Rückenflosse aus. Die gemeine Schleihe (Tinca vulgaris), welche oben braungrün, unten ins Gelbliche gefärbt ist, eine abgestutzte Schwanzflosse hat und 30—60 cm lang wird, gehört zu den verbreitetsten Fischen Deutschlands und kommt in allen Gewässern mit schlammigem Grunde vor. Die goldig gefärbten und schwarz gefleckten S. dieser Art werden Goldschleihe genannt; das Fleisch ist wenig schmackhaft, dagegen eignen sie sich für Aquarien.

Schleim (mucus) ist eine zähe, schlüpfrige, schwach klebende Flüssigkeit, von welcher zwei Arten zu unterscheiden sind, der stickstoffhaltige tierische und der stickstofflose pflanzliche S. Der tierische Schleim ist das Produkt der Schleimhäute (s. d.) und besteht aus einer dem Eiereiweiß ähnlichen klaren Flüssigkeit, in welcher in mehr oder minder großer Zahl kleine runde granulierte Zellen von dem Aussehen der weißen Blutkörperchen, die sog. Schleimkörperchen, enthalten sind, deren Hauptbestandteil von einem eigentümlichen stickstoffhaltigen Körper, dem Schleimstoff oder Mucin, gebildet wird. Der S. macht die Schleimhäute schlüpfrig, hält sie feucht und bietet gegen äußere Einwirkungen einen gewissen Schutz. Gewisse Schleimarten besitzen spezifische Eigenschaften, z. B. das Sekret der Magenschleimhaut (Magensaft) verdauende. Die flüssige Substanz des S. entsteht durch eine eigentümliche Umwandlung (Schleimmetamorphose), die die Zellen der Schleimdrüsen und die Epithelzellen der Schleimhäute erfahren.

Der Pflanzenschleim gehört zu den Gummiarten und wird entweder in den Pflanzen erzeugt und von diesen zum Teil abgesondert, oder er bildet sich auch unter dem Einflusse gewisser Gärungserreger aus Zucker oder Stärkemehl bei der sog. schleimigen Gärung. (S. Gärung.)

Schleimalgen, soviel wie Rostochineen.

Schleimbeutel (Bursae mucosae), verschieden große, mit einer hühnereiweißartigen Flüssigkeit (Synovia) angefüllte Hohlräume, welche entweder

zwischen einer Sehne und einem Knochen oder zwischen der äußern Haut und einem von ihr bedeckten Knochenvorsprung eingeschaltet sind, um die Reibung beweglicher Teile an ihrer knöchernen Unterlage zu verringern. Derartige S. finden sich namentlich in der Nähe des Handgelenks, des Kniegelenks und am Fuß. Bisweilen entzünden sie sich (Schleimbeutelentzündung, bursitis), was sich durch große Schmerzhaftigkeit, Schwellung, Rötung und Hitze der benachbarten Weichteile zu erkennen gibt. Die Behandlung besteht teils in zweckmäßiger Lagerung und absoluter Ruhe des erkrankten Gliedes, teils in kalten Umschlägen und der Anwendung von zerteilenden Salben.

Schleimfieber (febris mucosa) nannte man früher fieberhafte Krankheiten, in welchen die Kranken viel Schleim absonderten, oder von denen man glaubte, daß ihnen eine sog. Verschleimung, eine Anhäufung von Schleim, zu Grunde läge. Dahin gehörten z. B. die Brustkatarrhe (Tuberkulose), der Darmkatarrh, Typhus, gewisse Formen des Magenkatarrhs. Die neuere Medizin hat den Ausdruck S. ganz fallen lassen.

Schleimfisch oder Inger (Myxine glutinosa, Tafel: Fische 1, Fig. 2) heißt ein merkwürdiger Fisch aus der Gattung der Rundmäuler (s. d.) mit wurmartigem, flossenlosem Körper von 25 bis 30 cm Länge, von matt blaugrauer Farbe, mit enger Mundspalte, nur einer Kiemenöffnung unten an jeder Seite des Bauchs und rudimentären unter der Haut liegenden Augen. Er lebt in großen Tiefen an den nordeuropäischen Küsten und ernährt sich von animalischer Kost, besonders parasitisch von größern Fischen, denen er durch After, Maul oder Kiemenspalten in das Innere kriecht und dieses vollkommen ausfrißt. Zahlreiche Drüsen der Haut sondern einen klebrigen Schleim ab, der in einer dicken Lage das Tier einhüllt.

Schleimgewebe (Gallertgewebe), eine eigenartige durchscheinende Form des tierischen Bindegewebes (s. unter Gewebe, Bd. VII, S. 938[b]) von gallertartiger Beschaffenheit, welche sich in großer Ausbreitung beim Embryo als Vorläufer für das spätere Bindegewebe vorfindet und deshalb auch geradezu als embryonales Bindegewebe bezeichnet wird. Mikroskopisch besteht das S. aus bald spindelförmigen, bald sternförmig verästelten Zellen, welche in einer gallertartigen Grundsubstanz eingebettet sind. Beim erwachsenen Organismus kommt es nur im Glaskörper des Auges vor. Bei niedern Tieren trifft es sich in großer Verbreitung und bildet bei vielen, z. B. den Medusen, den größten Teil des Körpers. Krankhafterweise bilden sich manchmal am menschlichen Körper Geschwülste aus S., die sog. Gallertgeschwülste oder Myxome.

Schleimharze oder Weichharze sind Gemische von eigentlichem Harz und Gummi, welche von manchen Pflanzen abgesondert werden.

Schleimhäute (membranae mucosae), weiche, samtartige, schleimabsondernde Membranen, welche als Fortsetzung der äußern Haut die offenen Höhlen und Kanäle des Körpers, also den ganzen Darmkanal mit seinen Anhängen, die Nasenhöhle, die Luftwege bis in die Lungen, die Harnwege von den Nieren bis in die Harnröhre, sowie den weiblichen Genitalapparat auskleiden. In ihrem Bau stimmen die S. sehr nahe mit der äußern Haut (s. d.) überein und bestehen, wie diese, im wesentlichen aus zwei verschiedenen Schichten, aus der eigentlichen Schleimhaut, welche der Lederhaut entspricht und eine Bindegewebsschicht von wechselnder Dicke darstellt, und aus der obersten, an der freien Schleimhautfläche gelegenen Epithelialschicht, welche, der Oberhaut vergleichbar, aus plattenförmigen oder cylindrischen, stellenweise auch mit Wimpern besetzten Zellen besteht. In die S. finden sich zahlreiche einfache oder zusammengesetzte Schleimdrüsen (glandulae mucosae), sowie geschlossene Drüschen (Bälge, Follikel) eingebettet, und ihre Oberfläche wird von Zotten und Wärzchen überragt; auch sind sie reich an Blutgefäßen und Nerven.

Die S. haben eine schlüpfrige, stets feuchte und mit Schleim überzogene Oberfläche. Dieser Schleim ist das Produkt der Schleimdrüsen, die ihren Inhalt an der Oberfläche entleeren. Wegen dieser Beschaffenheit kann ein rauher Körper (Bissen) leicht über dieselben hinweggleiten und die Luft ohne große Reibung über sie streichen (im Kehlkopf beim Sprechen und Singen). Zugleich bietet die Schleimschicht einigermaßen Schutz gegen Verletzungen. Eine fernere wichtige Eigenschaft der stets durchfeuchteten Schleimhaut ist ihre Durchgängigkeit für Gase und Flüssigkeiten. Daher können die an der Nasenschleimhaut vorüberstreichenden riechenden Stoffe so leicht durch den Geruch wahrgenommen werden, und deshalb geht auch ein Austausch zwischen der Luft in der Lunge und den Gasen des Blutes so schnell von statten. Durch die Schleimhaut des Darmkanals hindurch erfolgt die Aufsaugung der Verdauungsprodukte und anderer löslicher, im Darmkanal enthaltener Substanzen. Manche S. sind noch mit besondern Organen für ihre Verrichtungen versehen. So enden in der Nasenschleimhaut die Geruchsnerven, in der Schleimhaut der Zunge und des Gaumens die Geschmacksnerven, und die Darmschleimhaut besitzt besondere Vorrichtungen für die Aufsaugung. Andere S. wieder liefern ein spezifisches Sekret, wie die Magenschleimhaut den Magensaft u. s. w. Eine wichtige Eigenschaft der S. ist endlich das Vermögen, allen Bewegungen der Organe, denen sie angehören (z. B. dem Darme), leicht und ohne Widerstand zu folgen.

Die häufigste Krankheit der S. ist der Katarrh (s. d.), die meist gutartige Entzündung derselben, wobei sie anschwellen, blutreich werden und viel veränderten Schleim absondern, auch zum Teil ihre Funktion verlieren (bei Schnupfen riecht man nicht, bei Magenkatarrh verdaut man schwer). Weit wichtiger, aber auch seltener sind zwei andere Erkrankungsformen der S., nämlich Krupp (s. d.) und Diphtheritis (s. d.). Außerdem nehmen die S. an vielen Erkrankungen des Körpers teil, so bei Scharlach, Masern, Syphilis, Tuberkulose, Krebskrankheit u. a. Über Bau und Verrichtung der Schleimdrüsen s. Drüsen.

Schleimnetz (Malpighisches), s. unter Haut, Bd. VIII, S. 917[a].

Schleimpapel, s. unter Feigwarzen.

Schleimpilze, s. Myxomyceten.

Schleimpolypen, polypöse Wucherungen der Schleimhäute, s. Polypen (Krankheit).

Schleimünde, s. unter Schlei.

Schleimzucker, s. Fruchtzucker.

Schleinitz (Alex. Gust. Adolf, Freiherr von), ehemaliger preuß. Staatsminister und Minister des königl. Hauses, geb. 29. Dez. 1807 zu Blankenburg am Harz als Sohn des spätern braunschw. Ministers Ferdinand von S. (gest. 12. Febr. 1837),

studierte in Göttingen und Berlin die Rechte, schlug später die diplomatische Laufbahn ein und wurde 1835 zunächst als Attaché und ein Jahr später als Sekretär der preuß. Gesandtschaft in Kopenhagen zugeteilt. In gleicher Eigenschaft 1838 nach Petersburg, 1840 nach London versetzt, erhielt er Ende 1841 das Amt eines vortragenden Rats in der polit. Abteilung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Am 20. Juni 1848 übernahm er an Heinrich von Arnims Stelle das Ministerium des Auswärtigen, legte jedoch schon nach einer Woche das Portefeuille nieder und wurde Vertreter Preußens in Hannover. Im Mai 1849 führte S. als preuß. Bevollmächtigter die Friedensverhandlungen mit Dänemark. Er trat sodann als Minister des Auswärtigen in das Ministerium Brandenburg ein, nahm lebhaften Anteil an der Revision der oktroyierten Verfassung, gab aber im Sept. 1850 wegen polit. Differenzen sein Ministerium an Radowitz ab. Erst in dem liberalen Ministerium Hohenzollern-Auerswald vom 6. Nov. 1858 übernahm er wieder das Portefeuille des Auswärtigen, legte dasselbe jedoch infolge des Konflikts der Regierung mit dem Abgeordnetenhause Okt. 1861 nieder und erhielt dafür das Ministerium des königl. Hauses, das er bis zu seinem Tode 19. Febr. 1885 verwaltete.

Schleißen (der Federn), s. u. Federn (tierische).

Schleißheim, ein königl. bayr. Lustschloß, an der Linie München-Landshut-Regensburg der Bayrischen Staatsbahn, 14 km von München gelegen, besteht aus einer ältern und einer neuern Anlage. Im ältern Schlosse, von Herzog Wilhelm V. herrührend, befindet sich jetzt die Verwaltung des Staatsgutes S. mit großem Remontedepôt, bedeutendem Torfstich und einiger Ökonomie, namentlich Viehzucht. Eine höhere landwirtschaftliche Lehranstalt, die vordem zu S. bestand, ist seit 1850 nach Weihenstephan bei Freising verlegt. Hinter jenem ältern Schlosse erhebt sich der Prachtbau des neuen Schlosses, das von Kurfürst Max Emanuel 1684—1700 nach den Plänen ital. Baumeister aufgeführt und 1726 vollendet wurde. Das Stiegenhaus, eins der prächtigsten in Europa, wurde von König Ludwig I. ergänzt. Die Gemäldegalerie zu S. hat zwar viele ihrer wertvollsten Bilder an die Pinakotheken zu München abgeben müssen, doch zählt sie immer noch an 1600 Gemälde, unter denen sich sehr viele kostbare aus der altdeutschen wie aus spätern Schulen befinden; auch sind daselbst die Originalmodelle vieler in München stehender Monumente bayr. Fürsten aufgestellt. Hinter dem Schlosse ist ein großartig angelegter Park.

Schleiz, Hauptstadt des frühern Fürstentums Reuß-Schleiz, seit Vereinigung der beiden Fürstentümer Reuß (s. d.) jüngere Linie zu Einem Staate die zweitgrößte Stadt und die zweite Residenz des Landes, am Flüßchen Wiesenthal, von fruchtbaren Auen umgeben, zieht sich an einem Berggelände hinan, auf dessen höchstem Punkte das Residenzschloß steht, und zählt (1885) 4969 E., welche starke Bierbrauerei, Lebkuchenbäckerei, Feldbau, Woll- und Baumwollweberei, sowie Strumpfwirkerei, Fabrikation von Metallwaren (Lampen), von Spielpferden, Bücherdecken u. s. w. betreiben. Nach den großen Bränden vom 3. Juli 1837 und 2. Aug. 1856 ist S. sehr schön wieder aufgebaut worden. Außer dem Residenzschloß (mit der Schloßkirche und Bibliothek) zeichnen sich die altertümliche Bergkirche und die Pfarrkirche zu St. Georg, sowie das Gerichtsgebäude aus. S. ist der Sitz eines Landratsamts und Amtsgerichts, sowie der fürstl. Kammer (Domänendirektion). Außerdem befinden sich daselbst ein Gymnasium, das Landes-Lehrerseminar, die Landes-Taubstummenanstalt, ein Bezirksarmen- und Arbeitshaus, eine Waisenversorgungsanstalt und ein Krankenhaus. Die Stadt selbst, welche bereits im 13. Jahrh. eine städtische Verfassung hatte und 1492 die ersten umfassenden Statuten erhielt, war ursprünglich ein slaw. Ort, vom 13. bis 16. Jahrh. der Sitz einer Niederlassung des Deutschen Ritterordens und zerfällt jetzt in drei Distrikte, die Altstadt, Neustadt und Heinrichsstadt, von denen letztere erst 1708 begründet wurde. In der Nähe liegen das Lustschloß Heinrichsruhe und der Lustort Eremitage, 7 km entfernt das alte Schloß **Burgk** an der Saale, mit Amtsgericht, einer großen Schneidemühle, in prächtiger Lage und mit schönen Aussichtspunkten und Spaziergängen. Bei S. fand 9. Okt. 1806 ein Gefecht zwischen Franzosen und Preußen unter Tauenzien statt. Vgl. Alberti, «Geschichte des deutschen Hauses zu S.» (Schleiz 1877).

Schlema, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg, an den Linien Zwickau-Schwarzenberg und Niederschlema-Schneeberg der Sächsischen Staatsbahnen, zerfällt in die Gemeinden Ober- und Niederschlema, mit (1880) 2431 E. und ist bekannt durch das in der Gemeinde Oberschlema gelegene königl. Blaufarbenwerk, das im Konsortialverbande mit dem Blaufarbenwerk Pfannenstiel (s. d.) aus schneeberger und fremden Kobaltnickellagern Kobalt und Nickelpräparate und Wismutmetall herstellt. In Niederschlema sind große Papierfabriken.

Schlempe heißt der nach dem Abdestillieren des Alkohols aus der vergorenen Flüssigkeit in der Blase bleibende Rückstand. (S. unter Spiritusfabrikation.) Als Material zur Gewinnung von Alkohol, zum Brennen, benutzt man Kartoffeln, Roggen, Mais und Melasse. Während die S. der letztern zur Herstellung von kohlensaurem Kali benutzt wird, bildet die S. der drei Früchte ein vortreffliches Futter für das Vieh, besonders für das Rindvieh. Dieselbe enthält noch fast alle Eiweißstoffe des Rohmaterials, während die Kohlenhydrate durch den Brennungsprozeß meist in Alkohol umgewandelt sind. Vgl. Märcker, «Handbuch der Spiritusfabrikation» (4. Aufl., Berl. 1885).

Schlenkerbohren ist eine vorteilhafte, besonders bei den ital. Gesteinsarbeitern beliebte Methode des Handbohrens, wobei mit einem schweren Fäustel auf den aufwärts gerichteten Bohrer geschlagen wird.

Schlepper werden beim Kohlenbergbau die Förderleute genannt.

Schleppnetz im allgemeinen heißt jedes Netz, welches in der Weise auf dem Grunde des Wassers entlang gezogen wird, daß der untere Rand seiner Öffnung hart über dem Boden hingeht oder, wenn dieser weich ist, in denselben eingreift. Es dient also zum Fange von unmittelbar am Boden lebenden Tieren. Das größte, bei der Hochseefischerei angewandte S. ist das engl. Baumschleppnetz oder Trawl (s. d.). S. im engern Sinne (Dredge) heißt das bei wissenschaftlichen Meeresuntersuchungen, namentlich Tiefseeforschungen, zum Fange der am Meeresboden lebenden Tiere und zum Heraufholen des Tiefseeschlammes gebräuchliche Netz. Es besteht aus einem länglichen, rechteckigen Metallrahmen,

dessen lange Seiten breite, schneidende Kanten haben, die in den Meeresgrund eingreifen. Der in dem Rahmen befestigte Netzbeutel besteht meistens aus einem sehr engmaschigen Netzzeuge, welches zum Schutze außen von einem weitmaschigen Netz umgeben ist. An den Enden des Netzes sind gewöhnlich Troddeln aus Hanf befestigt, an welche sich viele Tiefseetiere anklammern und verwickeln. Das S. muß für größere Tiefen stark beschwert sein; das Auswerfen und Einholen desselben ist eine sehr beschwerliche und lange dauernde Operation, welche stets mit Hilfe einer Dampfmaschine ausgeführt werden muß.

Schleppschiebersteuerung, s. unter Dampfmaschine, Bd. IV, S. 819.

Schleppschiffahrt, s. Kettenschleppschiffahrt.

Schlepptau oder Bugsiertau, mit dem ein Schiff ein anderes, das aus irgend einem Grunde nicht anderweitig bewegungsfähig ist, zieht. Gewöhnlich schleppen in Häfen, auf Strömen u. s. w. kleine Schleppdampfer. Die S. werden zur bessern Haltbarkeit gegenwärtig fast sämtlich aus Eisen- oder Stahldraht gefertigt.

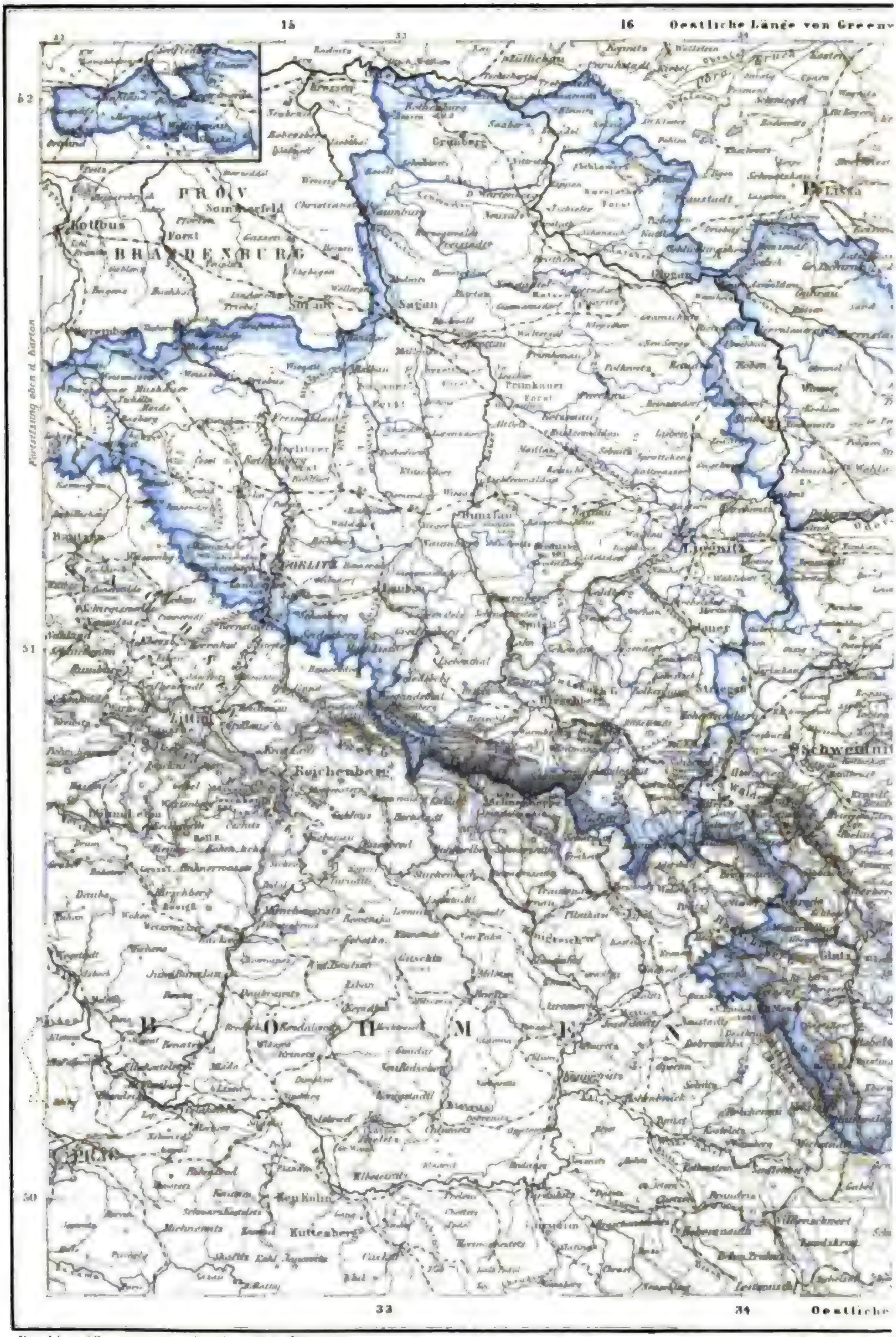
Schleppziehbank, besser Schleppzangenziehbank (frz. banc à tirer, engl. draw-bench), maschinelle Vorrichtung zum Ziehen des Drahts. (S. unter Draht.)

Schlesien, ein ehemals zur Krone Böhmen gehöriges Herzogtum, wird geographisch in Ober- und Niederschlesien, politisch aber in Preußisch-S. und Österreichisch-S. geteilt.

1. **Preußisch-Schlesien** bildet eine der acht ältern Provinzen des preuß. Staats und umfaßt den Territorialbestand des preuß. Herzogtums S., mit Ausschluß des 1815 dem Regierungsbezirk Frankfurt einverleibten Kreises Schwiebus, dagegen mit Einschluß der Grafschaft Glatz, einiger böhm. Enklaven, des 1815 von Sachsen an Preußen gekommenen Anteils der Oberlausitz und eines kleinen Teils des ehemals zum Kreise Krossen gehörigen Gebiets der Neumark, bestehend aus dem Städtchen Rothenburg a./O. und einigen Dörfern. Die Provinz grenzt im O. an Posen, Russisch-Polen und Galizien, im S. an Österreichisch-Schlesien, Mähren und Böhmen, im W. an Böhmen und Sachsen (Königreich und Provinz), im N. an Brandenburg und Posen. Als S. an Preußen kam, unterschied man aus alter Zeit her: 1) Niederschlesien oder die sog. neun alten Fürstentümer Glogau, Sagan, Jauer, Liegnitz, Wohlau, Schweidnitz, Breslau, Öls und Brieg nebst den Standesherrschaften Trachenberg, Beuthen-Carolath, Wartenberg, Militsch und Goschütz; 2) Oberschlesien oder die Fürstentümer Münsterberg, Neisse, Oppeln, Ratibor und Teile der Fürstentümer Bielitz, Teschen, Troppau und Jägerndorf, sowie die Standesherrschaften Pleß und Beuthen (ungefähr der jetzige Regierungsbezirk Oppeln); 3) die Grafschaft Glatz (s. d.). Die Provinz umfaßt 40300,2 qkm und zählte (1880) 4007925 E., darunter 1865290 Evangelische und Protestanten, 2082038 Römisch-Katholische (überwiegend in Oberschlesien und der Grafschaft Glatz), 5554 sonstige Christen (davon 2158 Herrnhuter und Mähr. Brüder, ungefähr die Hälfte aller im preuß. Staate) und 52682 Juden (davon 17543 in der Stadt Breslau und 24348 im Bezirk Oppeln, namentlich in den Grenzkreisen auf dem rechten Oderufer); nach den vorläufigen Ergebnissen der Volkszählung von 1885 betrug die Bevölkerung 4111399 Seelen. Von der Gesamtbevölkerung sind ungefähr 78 Proz. Deutsche und 22 Proz. Slawen. Die Polen, mit der sog. wasserpoln. Mundart, überwiegen im Regierungsbezirk Oppeln, woselbst sie im Osten der Oder etwa drei Viertel der Bevölkerung ausmachen. Im Westen der Oder nehmen sie nach und nach ab und verschwinden in der Höhe von Oberglogau und Leobschütz fast ganz, sodaß die Glatzer Neisse von ihnen nicht mehr erreicht wird. Auf der rechten Oderseite zieht sich das poln. Element auch in den Regierungsbezirk Breslau hinein, wo sie in den Kreisen Breslau und Wartenberg etwa die Hälfte der Bewohner bilden, im Kreise Brieg zum letzten mal die Oder berührend. Die Mähren wohnen im Süden der Zinna in den Kreisen Ratibor und Leobschütz. Die Böhmen, der evang. Kirche angehörend, sind erst durch Friedrich d. Gr. hereingezogen und wohnen in Kolonien in den Kreisen Glatz, Oppeln, Strehlen, Wartenberg und Großstrehlitz. Die Wenden leben in den Kreisen Rothenburg und Hoyerswerda.

S. besteht seiner physischen Beschaffenheit nach aus Bergland und Flachland. Das Bergland umfaßt die kleinere Hälfte der Provinz und wird durch eine flache Thalsenkung, das schlesische Längenthal, welches die Provinz in der ganzen Länge vom Ursprunge der Malapane im Osten bis zum Austritt der Schwarzen Elster im Westen durchzieht, in ein südwestliches und ein nordöstl. Bergsystem geschieden. Die nördl. Grenze des südwestlichen, sog. Schlesischen Berglandes bezeichnet etwa die Linie, welche Niesky mit Hainau, Kanth, Grottkau und der obern Malapane verbindet und in einer Meereshöhe von 155 bis 180 m liegt. Ein Busen des Tieflandes erstreckt sich hier zwischen der Glatzer Neisse und der Oder in das Bergland hinein, fast bis an die österr. Grenze. Von jener Grenzlinie erhebt sich das Land allmählich südwärts, bis es etwa 315 m Seehöhe erreicht. Sodann entwickelt sich nahe der Grenze das Schlesische Gebirge, das nur den mittlern, aber bedeutendsten Teil der Sudeten (s. d.) umfaßt und die höchsten Erhebungen Norddeutschlands, teilweise mit ausgebildetem Hochgebirgscharakter und reichen landschaftlichen Reizen, enthält, während die Provinz weder im Nordwesten noch im Südosten bis an den Gebirgszug dieses Systems selbst heranreicht. Im Nordwesten gehören davon der Provinz nur wenige isolierte, vom Lausitzer Gebirge abgerückte Berge (Landskrone, 429 m) und Berggruppen an. Ebenso ziehen im Südosten nur einzelne Ausläufer des Mährisch-Schlesischen Gebirges, welches Mähren von Österreichisch-S. scheidet, über die preuß. Grenze herüber. Es gehören zur Provinz das Isergebirge mit der Tafelfichte (1124 m) und seine nördl. Vorstufe, weiter das Riesengebirge (s. d.) mit der Schneekoppe (1601 m), das Katzbach- und das Waldenburger oder niederschles. Steinkohlengebirge mit den Porphyrmassen des 847 m hohen Hochwaldes und dem zerrissenen Neuroder Gebirge; das Glatzer Gebirgsland mit dem Eulen- (1014 m) und Reichensteiner Gebirge, dem Glatzer Schneegebirge (1421 m), dem Habelschwerdter-, dem Mense- (1085 m) oder Reinerzer- und Heuscheuergebirge (919 m); die Vorstufe des Eulengebirges mit dem Zobten (718 m) und die Vorstufe des Mährisch-Schlesischen Gebirges mit der Bischofskoppe (887 m) im Nordosten des Altvaters und dem Plateau von Leobschütz. Im Osten der Oder ist das Bergland nicht gebirgig und umfaßt nur ausgedehnte Plateau-

PREUSSISCHE PRO



Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl.

F.A. Brockhaus' Geog

PROVINZ SCHLESIEN.



Bibliograph. artist. Anstalt, Leipzig

Zu Artikel Schlesien

landschaften mit welliger oder hügeliger Oberfläche. Hier liegt zunächst im Süden der Malapane das Oberschlesische Steinkohlengebirge, das im Südosten an die Weichsel, im Osten an die Przemsa und Brinitze stößt und, nebst dem Polnischen Berglande, als Vorstufe der nördl. Vorkarpaten (Beskiden) zu betrachten ist. Es nähert sich dasselbe zweimal der Oder, bei Ratibor und im Annaberg (399 m) bei Krappitz. Zwischen beiden Vorsprüngen befindet sich eine von der Ruda, Birawka und Klodnitz durchflossene Thalsenkung, die sich kreisförmig im Osten bei Gleiwitz schließt, etwa 220 m hoch und wellig und reich an Eisenstein ist. Im Norden dieser Einsenkung werden die Vorsprünge zum Plateau von Tarnowitz verbunden, welches nicht ganz eine mittlere Höhe von 315 m erreicht und nordwärts zur Malapane abfällt. Von ähnlicher Beschaffenheit ist seine südöstl. Fortsetzung, das Plateau von Nikolai, das sich südostwärts zur Weichsel und deren Nebenflüssen abdacht. Weiter von der Oder abgerückt, aber ihrer Strombahn parallel zieht sich, vom Quellbezirk der Malapane an, längs der Grenze von Polen und Posen, das Oberschlesische Juragebirge, dessen bemerkenswerteste Punkte der Groyetzberg (350 m), der Zohlberg (345 m), der Labschauerberg (350 m) u. s. w. sind. Kaum in Verbindung mit diesem steht der Trebnitzer Landrücken, der als Wasserscheide zwischen Weida und Bartsch fast in gerader Linie von der Quelle der Weida bei Polnische Wartenberg westwärts bis Leubus zieht und bei Trebnitz im Weinberge 310 m Höhe erreicht. Durch das Thal der Oder von ihm getrennt, erstrecken sich von dieser bis zum Bober, das Tiefland Niederschlesiens durchlängend, die sog. Katzenberge, deren höchste Punkte nur noch 188—228 m erreichen und die sich in dem Märkischen Landrücken gegen Nordwesten fortsetzen. (Hierzu die Karte: Preußische Provinz Schlesien.)

Hydrographisch gehört der weitaus größte Teil der Provinz zum Gebiete der Oder, kleinere Teile zu dem der Weichsel (im Südosten) und der Elbe (Spree, Elster). Die Oder (s. d.), der Hauptfluß der Provinz, gehört derselben in der Länge von 507 km an, erst 30 km weit als Grenzscheide gegen Österreichisch-S., dann flößbar bis Ratibor 27,4 km, von dort abwärts 450 km schiffbar. Die Oder nimmt innerhalb der Provinz rechts die Olsa, Ruda, Bierawka, Klodnitz, Malapane (0,7 km weit schiffbar), Stober, Weida und Bartsch, links die Oppa, Zinna, Stradune, Hotzenplotz, Glatzer Neisse (11 km weit schiffbar) mit der Steinau, die Ohlau, Lohe, Weistritz, Katzbach mit der Wütenden Neisse und der Schnellen Deichsel, sowie außerhalb der Provinz den ihr größtenteils angehörigen und hier durch den Queiß verstärkten Bober und die Lausitzer Neisse auf. Die Weichsel, auf der Grenze fließend und 5 km schiffbar, empfängt links den Korzyniez und die Gostine, sowie die Przemsa, die von der Mündung der Brinitze bei Myslowitz abwärts 32 km schiffbar ist. Der einzige Schiffahrtskanal S.s ist der Klodnitzkanal im oberschles. Berg- und Hüttenrevier, der 11 km östlich von Gleiwitz unter der Erde anfängt, bei Zabrze zu Tage tritt und jetzt nur noch von Gleiwitz abwärts 45,5 km weit benutzt wird. Von Landseen ist der bedeutendste der fischreiche Schlawasee im Kreise Freistadt an der Grenze von Posen, der 11 km lang und 2,7 km breit ist; bemerkenswert ist ferner die Anhäufung von Seen größern und kleinern Umfangs in der Militsch-Trachenberger **Seengruppe. An Mineralquellen ist das Land sehr reich; von den 16 als Gesundbrunnen benutzten sind die besuchtesten Warmbrunn und Salzbrunn, nächstdem Charlottenbrunn, Flinsberg, Kudowa, Landeck, Langenau, Reinerz und Königsdorf-Jastrzemb. Das Klima ist je nach der Höhenlage verschieden, gemäßigt und ziemlich günstig in den ackerbautreibenden Thälern, rauh auf den Höhen, namentlich in Oberschlesien und in den Gebirgslandschaften; Breslau hat ein Jahrestemperaturmittel von nur 7,9° C.; drei Monate im Jahre liegt die mittlere Temperatur unter Null. Die Regenverhältnisse sind in der Ebene normal, im Gebirge aber außerordentlich wechselvoll.**

Die Bewohner beschäftigen sich in den landwirtschaftlich fruchtbaren und in den mineralarmen Gegenden ganz überwiegend mit Landwirtschaft, in andern großen Gebieten hinwieder fast ausschließlich mit Industrie. Im ganzen entfielen von den 1882 ermittelten 1819934 Erwerbsthätigen, denen 2178848 Angehörige ohne Hauptberuf gegenüberstanden, 42,86 Proz. auf Bodennutzung und Tierzucht, 31,58 Proz. auf Industrie und Gewerbe, 6,18 Proz. auf Handel und Verkehr, 8,74 Proz. auf persönliche Dienstleistungen, 4,20 Proz. auf Heer- und Verwaltungsdienst sowie freie Berufsarten. Dem gegenüber waren z. B. in den oberschles. Industriekreisen Kattowitz 65,38 und Beuthen sogar 68,63 Proz. aller Erwerbsthätigen in der Industrie beschäftigt. S.s Industrie ist eine der großartigsten in Deutschland; im J. 1882 zählte sie im ganzen 213253 Betriebe mit 539631 gewerbthätigen Personen. Die Urproduktion ist durch einen ausgedehnten Kohlen- und Erzbergbau vertreten, für welchen der große Reichtum der Provinz an Mineralien, namentlich an Eisen-, Zink- und Bleierzen, sowie Steinkohlen die Bedingungen bietet. Dementsprechend ist auch die Hüttenindustrie ungemein entwickelt. Das oberschles. Steinkohlenlager ist das reichste Deutschlands, und die oberschles. Steinkohle wetteifert mit der besten englischen. Der Regierungsbezirk Oppeln hat die meisten Eisenwerke unter allen Bezirken des Staats. Eisenerz wird in ungeheuern Mengen in den Kreisen Tarnowitz und Beuthen gewonnen und ebenda, sowie in den Kreisen Zabrze, Kattowitz und Gleiwitz verhüttet. Das Tarnowitzer Plateau hat ferner das reichste bekannte Zinklager, dessen Galmei auch das seltene Metall Cadmium einschließt; ebenso liefert es Bleierze mit Silber in bedeutenden Mengen. Zahllose Erz- und Kohlenbergwerke sowie Hütten- und Hohofenwerke finden sich auf dem verhältnismäßig engen Plateau zusammengedrängt. Auch die Vorstufen des Riesengebirges, namentlich die Gegend um Waldenburg, haben einen bedeutenden Kohlen- und Erzbergbau; hier werden namentlich Kupfererze und Kupferkies, Schwefelkies und Vitriolerze gewonnen. Auf dem Katzbachplateau und im Reichensteiner Gebirge sind die einzigen ergiebigern Fundgruben im Staate für Arseniкerze. Auch Braunkohlen finden sich in den Vorbergen des Berglandes. Dagegen ist die Torfgewinnung nicht umfänglich, wenngleich sich in den Flußthälern und in den Moorfeldern des Glatzer Gebirges mächtige Torfvorräte finden. Die Berg- und Hüttenindustrie beschäftigte 1882 im ganzen 70900 Personen. Die Industrie der Steine und Erden, welche in 3425 Betrieben 41395 Gewerbthätige zählte, stützt sich auf reiche Lager von nutzbaren Steinen und Erden;

die Gips- und Kalksteinbrüche Oberschlesiens, die Marmor- und Steinbrüche im Kreise Strehlen, Neisse, Striegau und Schweidnitz, die Cementfabrikation Oberschlesiens, die Töpferei von Bunzlau, Sagan und Rothenburg, die Porzellanfabrikation von Waldenburg und Schweidnitz, die Glasmacherei in den Kreisen Waldenburg, Glatz, Habelschwerdt, Sagan, Bunzlau, Hirschberg (Josephinenhütte), Görlitz u. s. w., ferner die Gewinnung von Bergkrystall, Serpentin (am Zobten), Chrysopras (bei Kosemitz und Tarnau, beinahe die einzigen Fundorte), Amethyst, Topase und andere Halbedelsteine und deren Verarbeitung liefern große Mengen von Produkten, deren Ruf sich teilweise weit über Deutschlands Grenzen verbreitet hat. Die Eisengießerei, Schwarz- und Weißblechfabrikation, die Kupferschmiederei und Blechwarenfabrikation und die sonstigen Gewerbe der Metallverarbeitung beschäftigten 1882 in 12275 Betrieben 33365 Personen. Der Herstellung von Maschinen, Geräten und Apparaten aller Art widmeten sich 24356 Gewerbsthätige in 7036 Betriebsstätten; die Kreise Breslau, Liegnitz, Grünberg, Görlitz, Sprottau, Glogau, Schweidnitz (großartige Uhrenindustrie), Oppeln, Ratibor, Neisse sind die Hauptsitze dieser Gewerbszweige. Die chemische Industrie, sowie die Gewerbe der Fette und Leuchtstoffe beschäftigen gegen 7000 Personen. Vor allen bedeutend ist die Textilindustrie mit 49601 Betrieben und 91326 Personen. Die Flachsspinnerei und Leinweberei S.s ist die großartigste im ganzen Staate; sie hat ihre Sitze am Fuße des Gebirges in den Kreisen Lauban, Hirschberg, Löwenberg, Landeshut, Waldenburg, Glatz, Habelschwerdt, ferner Leobschütz, Neisse und Neustadt in Oberschlesien. Die Baumwollspinnerei und -Weberei ist weit verbreitet auf dem platten Lande der Kreise Reichenbach, Neurode, Glatz, Schweidnitz und einigen der vorgenannten. Die Tuchfabrikation und Wollspinnerei ist vornehmlich in Görlitz, Sagan, Grünberg, Breslau, Frankenstein und Liegnitz konzentriert. Zahlreiche Hände beschäftigt auch die Stickerei und Spitzenklöppelei in den Kreisen Hirschberg, Liegnitz, Fraustadt, Breslau, Leobschütz, Ratibor u. a. Die Veredelung von Garnen und Geweben weist umfängliche Betriebe auf. Die Papierfabrikation in den Kreisen Hirschberg, Schönau, Waldenburg, die Dachpappen- und Luxuspapierfabrikation in und bei Breslau, die Gerberei in Brieg und Breslau sind ausgedehnte Gewerbszweige der Papier- und Lederindustrie, welche 1882 in 4735 Betrieben 14793 Personen beschäftigte. Die Industrie der Holz- und Schnitzstoffe hat ihre Hauptsitze in den Gegenden längs der Gebirge, ferner in Breslau, Liegnitz, Görlitz u. a. größern Plätzen; in den 20335 Betrieben dieser Gruppe fanden sich 1882: 35774 Gewerbthätige. In der Industrie der Nahrungs- und Genußmittel, welche durchschnittlich gegen 68000 Personen beschäftigt, zeichnet sich die Getreidemüllerei aus, ferner die Rübenzuckerfabrikation in den Kreisen Breslau, Brieg, Strehlen, Schweidnitz, Striegau, Kosel und Ratibor, die Stärke- und Stärkesirupfabrikation in vielen Gegenden vornehmlich des Regierungsbezirks Liegnitz, die Cichorienindustrie in und bei Breslau, die Brauerei und Brennerei vielerorten, die Liqueur-, Schaum- und Obstweinbereitung in Grünberg und Hirschberg, die Tabaksfabrikation in Breslau, Ohlau, Oppeln und Ratibor u. s. w. Aus der großen Gruppe der Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe, in welcher 1882: 83601 Betriebe mit 108580 Gewerbthätigen gezählt wurden, tritt Breslau besonders hervor, in der Hutmacherei auch Liegnitz, in der Schuhmacherei speziell der Kreis Neustadt in Oberschlesien, in der Handschuhmacherei die Kreise Schweidnitz, Habelschwerdt, Goldberg-Hainau, Liegnitz und Neisse. Auch in den Baugewerben zeichnet sich S. aus; sie beschäftigten 1882: 44134 Personen. Den vielseitigsten Gewerbebetrieb hat Breslau. Aber selbst auf dem platten Lande ist der Handwerksbetrieb vielfach noch sehr bedeutend und namentlich in den gewerbreichen Thälern und an den Vorbergen der Gebirge reiht sich häufig meilenweit Dorf an Dorf, eine Eigentümlichkeit gerade S.s.

Mit der ausgedehnten Industrie der Provinz steht der schon von alters her sehr entwickelte Handel in enger Verbindung; 95702 Personen lagen den Handels- und Verkehrsgewerben im J. 1882 ob. Begünstigt wird derselbe durch die natürlichen Wasserstraßen, namentlich die Oder, auf deren Regulierung große Summen verwendet werden. Ein vielverzweigtes gutes Kunststraßennetz von über 5000 km und ein sich fortwährend erweiterndes Eisenbahnnetz (Anfang 1885: 3010,2 km, d. i. 74,7 m auf dem Quadratkilometer) erleichtern ferner die Entwickelung von Handel und Verkehr. Haupthandelsplatz ist Breslau; Haupthandelsartikel sind Kohlen, Eisen, Stahl, Zink, Stein-, Glas- und Thonwaren, Wolle, Leinwand, Tuch, Baumwollwaren, Leder und Lederwaren, Spiritus, Holz, Getreide, Sämereien, Obst, Tabak, Mühlenfabrikate u. s. w.

Die Landwirtschaft, 1882 von 366616 Wirtschaften betrieben, beruht zum größten Teil auf dem mittlern und bäuerlichen Betriebe; doch ist auch der Großgrundbesitz in einzelnen Gegenden sehr ausgedehnt (keine Provinz Preußens zählt so viel mittelbare Fürstentümer, Standesherrschaften u. s. w., wie S.), und im ganzen entfällt ungefähr ein Drittel der Gesamtfläche auf den landwirtschaftlichen Großbetrieb. S. hat etwa zur Hälfte trefflichen Boden und ist fast durchweg gut angebaut. Besonders fruchtbar sind das Oderthal und die Vorstufen des Gebirges von Liegnitz bis Ratibor, ebenso die Thäler von Hirschberg und Landeshut, sowie die Grafschaft Glatz. Hier liegen die Hauptsitze des Ackerbaues und der Viehzucht, und die reichen Erträge dieser Landstriche haben seiner Zeit der Provinz die Bezeichnung als Kornkammer des preuß. Staats eingetragen. Unfruchtbar ist dagegen fast das ganze Gebiet auf der rechten Oderseite und der westl. Teil des schles. Längenthals etwa von den Sümpfen im Kreise Bunzlau an. Von der Gesamtfläche waren 1883: 55,8 Proz. Acker- und Gartenland, 8,6 Proz. Wiesen, 2,2 Proz. Weiden, Hutungen, Öd- und Unland, 28,8 Proz. Forsten und Holzungen und 4,6 Proz. weder land- noch forstwirtschaftlich benutzt. S. liefert nächst Sachsen den größten Ertrag von Weizen und Gerste im Staate, überragt im Haferertrage alle übrigen Provinzen und gewinnt auch an Roggen reichlichen Überschuß zur Ausfuhr. Buchweizen, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Rüben, Ölfrüchte, Flachs, Hopfen, Tabak und andere Handelsgewächse werden reichlich gewonnen. Der Obst- und Weinbau blüht bei Grünberg, Beuthen a. O. und Muskau, ferner bei Liegnitz, Öls u. s. w. S.s Waldreichtum ist bedeutend und liefert den größten Ertrag an Nutzholz; die Nadelholzbestände wiegen mit 86,40 Proz. der Waldfläche

vor, doch finden sich ausgedehnte prachtvolle Laubwaldungen namentlich im Oderthale, speziell im Regierungsbezirk Breslau. Die Viehzucht ist wohlentwickelt. Im J. 1883 wurden ermittelt: 275122 Pferde, 1397130 Haupt Rindvieh, 1309495 Schafe (gegen 1873 ein Rückgang um 38,9 Proz.), 518612 Schweine (gegen 1873: 36,1 Proz. mehr), 175283 Ziegen und 127903 Bienenstöcke.

In administrativer Beziehung ist S. in die drei Regierungsbezirke Breslau, Liegnitz und Oppeln mit bezw. 24, 21 und 19 landrätlichen Kreisen eingeteilt und zählt 148 Städte, 5398 Landgemeinden und 3585 Gutsbezirke. Provinzialhauptstadt ist Breslau, die zweitgrößte Stadt Preußens. In den Reichstag sendet die Provinz 35, in das Abgeordnetenhaus 65 Mitglieder, im Herrenhause ist sie durch 53 Mitglieder vertreten (davon 27 mit erblicher Berechtigung, 22 auf Präsentation berufen). Sitz des Oberpräsidenten und der durch die Provinzialordnung (s. d.) geregelten Provinzialverwaltung ist Breslau, diejenige der kommunalständischen Verwaltung der Oberlausitz, soweit dieselbe nicht unter die Provinzialordnung fällt, in Görlitz. Die kirchlichen Angelegenheiten der evang. Landeskirche verwaltet das Konsistorium in Breslau. Die kath. Kirche steht unter dem exemten Fürstbischof von Breslau, mit Ausnahme der Grafschaft Glatz, welche vom Erzbischof von Prag, und des Distrikts Katscher in Oberschlesien, welcher vom Erzbischof von Olmütz ressortiert; das Fürstbistum Breslau greift auch nach Österreich hinüber und umfaßt von Preußen noch Brandenburg und den größern Teil von Pommern. Die Auseinandersetzungs- und Gemeinheitsteilungssachen werden von der Generalkommission zu Breslau, die Angelegenheiten der höhern Lehranstalten und der Schullehrerseminare vom Provinzial-Schulkollegium ebenda bearbeitet. Die Rentenbank sitzt in Breslau. Für die indirekten Steuern und Zölle ist die Provinzial-Steuerdirektion zu Breslau zuständig. Die Bergwerksangelegenheiten ressortieren vom Oberbergamt zu Breslau; für die fiskalischen Bergwerke und Hütten bestehen drei Berginspektionen und drei Hüttenämter. Die Staatseisenbahnen gehören zu den Direktionsbezirken Breslau und Berlin; die Privateisenbahnen ressortieren vom königl. Eisenbahnkommissariat zu Berlin. Oberpostdirektionen bestehen zu Breslau, Liegnitz und Oppeln. Die Provinz bildet den Oberlandesgerichtsbezirk Breslau; zu ihm gehören die Landgerichte Beuthen mit 5, Breslau mit 5 Amtsgerichten und 2 Kammern für Handelssachen, Brieg mit 6, Glatz mit 11, Gleiwitz mit 6, Glogau mit 14, Görlitz mit 10, Hirschberg mit 12, Liegnitz mit 8, Neisse mit 8, Öls mit 10, Oppeln mit 9, Ratibor mit 9 und Schweidnitz mit 10 Amtsgerichten. Handelskammern befinden sich zu Breslau, Schweidnitz, Görlitz (Grünberg ruht), Hirschberg, Landeshut, Lauban, Liegnitz, Sagan und Oppeln. Militärisch bilden die Regierungsbezirke Breslau und Oppeln den Garnison- und Ersatzbezirk des 6. Armeekorps (Generalkommando zu Breslau, ebenda Kommando der 11. Division; Kommando der 12. Division zu Neisse), während der Regierungsbezirk Liegnitz dem 5. Armeekorps (Kommando der 9. Division zu Glogau) zugeteilt ist. An wissenschaftlichen und Schulanstalten besitzt S. die Universität zu Breslau (s. d.), 37 Gymnasien, 8 Realgymnasien, 3 Oberrealschulen, 2 Progymnasien, 3 Realprogymnasien, 5 höhere Bürgerschulen, 1 Pädagogium, 29 öffentliche Mittel- und höhere Mädchenschulen, 18 Schullehrerseminare, 7 königl. Präparandenanstalten, 4070 öffentliche Volksschulen, ferner 2 Landwirtschaftsschulen, 4 Ackerbauschulen, das pomologische Institut zu Proskau, 5 Garten- und Obstbauschulen, 1 Hufbeschlag-Lehrschmiede, 1 Kunstschule, 1 Baugewerksschule, 4 Handelsschulen, 2 Bergschulen, 1 Kadettenhaus, 2 Kriegsschulen, 2 Hebammenlehranstalten, 1 Blindenanstalt, 3 Taubstummeninstitute, 3 Spitzennähschulen und 5 Arbeitsschulen, außerdem eine Reihe von gewerblichen und ländlichen Fortbildungsschulen. Zu Breslau befindet sich ein Museum der bildenden Künste und das reiche schles. Provinzialmuseum. Außerdem bestehen zahlreiche Gesellschaften und Vereine für Wissenschaft und Landeskunde, Kunst, Acker- und Gartenbau, Gewerbe u. s. w. Das Wappen der Provinz zeigt in goldenem Felde einen schwarzen, goldbewehrten, rotgezüngten, mit einer Herzogskrone bedeckten Adler, auf dessen Brust ein silberner Halbmond liegt und zwischen dessen aufwärts gehenden Spitzen ein silbernes Kreuz hervorwächst. Die Farben der Provinz sind Weiß-Gelb.

Litteratur. Adamy, «S. dargestellt nach seinen physischen und statist. Verhältnissen» (4. Aufl., Bresl. 1873); Schwarz, «Ortsverzeichnis der Provinz S.» (Bresl. 1875); Letzner, «Riesengebirge und Grafschaft Glatz» (5. Aufl., Lpz. 1883); Schlockow, «Der oberschles. Industriebezirk» (Bresl. 1876); «S., ein Kulturbild der Provinz im Hinblick auf ihre Land- und Forstwirtschaft» (Bresl. 1869); die Veröffentlichungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländ. Kultur; die Veröffentlichungen des königlichen statistischen Bureaus; zahlreiche von den Landräten herausgegebene Kreisstatistiken.

II. Österreichisch-Schlesien, derjenige Teil S.s, welcher im Hubertusburger Frieden von 1763 dem Hause Österreich verblieb, umfaßt die Herzogtümer Troppau und Jägerndorf, die Minderherrschaften Freudenthal und Olbersdorf, die Herzogtümer Teschen und Bielitz und die Minderherrschaften Freistadt, Friedek, Oderberg, Deutsch-Leuthen, Reichenwaldau (Dombra) und Roy. Es sind dies sämtlich Gebiete des alten Oberschlesien. Das Land ist durch den schmalen Zipfel des mähr. Bezirks Mistek in zwei Teile zerlegt, welche früher zwei eigene Kreise, den Troppauer und Teschener, bildeten und 1783–1849 in administrativer Hinsicht mit Mähren unter dasselbe Gubernium gestellt waren. Nach der Reichsverfassung vom 4. März 1849 wurde Österreich-Schlesien zu einem eigenen Kronlande unter dem Titel Herzogtum Schlesien erhoben und 4. Aug. 1849, mit Wegfall der vorigen Kreiseinteilung, in 7 Bezirkshauptmannschaften eingeteilt, welche 22 Gerichtsbezirke und drei Stadtbezirke (Troppau, Bielitz und Friedek) enthalten. Das Kronland hat ein Areal von 5147,53 qkm und zählt in 492 Gemeinden, bestehend aus 721 Ortschaften (31. Dez. 1880) 565475 E. (268171 männliche, 297304 weibliche und 110 auf 1 qkm), worunter 269338 Deutsche, 126385 Böhmen, Mähren und Slowaken und 154887 Polen. Nach dem Religionsbekenntnis unterschied man 477730 Katholiken, 78915 Protestanten und 8580 Juden. Das Land wird im Südosten von den Karpaten, im Nordwesten von dem Mährischen Gesenke, einem Zweige der Sudeten (s. d.), durchzogen und trägt durch die allenthalben hinstreifenden

Gebirge, mit Ausnahme einzelner schöner Thäler und fruchtbarer Ebenen (Weidenau, Troppau, Skotschau), einen zwar gesunden, aber rauhen klimatischen Charakter. Als Quellenland der Oder und Weichsel ist es durch den obern Lauf beider Ströme und die Zuflüsse derselben, die Oppa, Mohra, Ostrawitza, Olsa, Bielau, Steina und Biala, reich bewässert. Auch hat es mehrere Gesundbrunnen. (Hierzu die Karte: Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien, Bd. III, S. 247.)

Von der gesamten Bodenfläche nehmen das Ackerland 47,1 Proz., das Gartenland und Wiesen 17,4, die Waldungen 30,7, das Weideland 1,6 und das unproduktive Land 3,2 Proz. ein. Der Ackerbau ist besonders im vormals Teschener Kreise wegen der steinigen Beschaffenheit des Bodens wenig ergiebig; doch zeigen sich die tiefern und ebenern Gegenden fruchtbar für Getreide, Runkelrüben, Gemüse und Obst und das Gebirge für Flachs. Die Waldwirtschaft befindet sich in wenig günstigen Verhältnissen. Die Viehzucht nimmt an Veredelung rasch zu. Auf dem Gebirge findet eine Art Alpenwirtschaft statt. Die Käsebereitung, die Gänse- und Taubenzucht, sowie Jagd und Fischerei sind von Bedeutung. Der Bergbau fördert große Mengen Steinkohlen vorzüglicher Art, viel Eisen, außerdem Kupfer, Blei, Zinkblende, Alaun und Vitriol. Marmor und Schiefer werden ebenfalls gewonnen. Sehr bedeutend ist der Industriebetrieb. Eisenwaren liefern besonders Baschka, Ustron, Karlshütte, Würbenthal und Klein-Mohrau, Kupferblech Endersdorf, Maschinen Freudenthal. Das wichtigste Erzeugnis der Textilindustrie sind die Tuche und andere Wollwaren von Bielitz, Troppau, Jägerndorf, Wagstadt u. s. w., die hauptsächlich nach Galizien, Pest, Wien und Triest gehen. Nächstdem sind zu nennen die Damast-, Leinwand- und Zwillichwaren von Freiwaldau, Zuckmantel, Würbenthal, Engelsberg, Freudenthal, Benisch, Wigstadtl u. s. w. Auch fabriziert man Baumwollwaren, besonders im teschener Bezirk Friedek; ferner Leder, Wagen in Troppau und Bielitz, Rübenzucker, Spiritus, Chemikalien, Steinzeug (gefärbtes Porzellan), sowie Matratzen aus Waldwolle, die stark ausgeführt werden. Überhaupt findet mit den Boden- und Fabrikerzeugnissen des Landes ein lebhafter Handel ins Ausland statt, der aber noch durch den vorteilhaften Kommissions- und Transithandel mit österr. und ungar. Weinen, russ. Juften, Talg, Leinsamen und Pelzwerk, in galiz. Steinsalz, moldauischem Schlachtvieh und wiener Modewaren übertroffen wird. Gute Straßen fördern den Verkehr, und durch die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn (Wien-Krakau) mit den Seitenbahnen Schönbrunn-Troppau-Oderberg-Preußische Grenze, Dziedit-Bielitz ist das Kronland mit Mähren, Galizien, Preußen und Polen in die nächste Verbindung getreten. An der Spitze der Landesverwaltung steht die k. k. Landesregierung in Brünn. Für die Gerichtspflege bestehen unter dem Ressort des Oberlandesgerichts zu Brünn das Landesgericht zu Troppau, das Kreisgericht zu Teschen und 24 Bezirksgerichte. Das Kronland gehört zur Finanzlandesdirektion zu Brünn, zum Sprengel der Berghauptmannschaft zu Olmütz und ist mit Mähren zu einem Generalat vereinigt, das vom Landesgeneralkommando zu Brünn ressortiert. In kirchlicher Beziehung stehen die Katholiken teils unter dem Erzstift zu Olmütz, teils unter dem Fürstbischof von Breslau, der für das österreichische S. einen Generalvikar zu Teschen ernennt, welcher jedoch der Bestätigung des Kaisers von Österreich bedarf. Die Protestanten stehen unter der Superintendentur zu Brünn. Deutsche Bildung ist durch das ganze Kronland verbreitet. Für den höhern Unterricht sorgen die Obergymnasien zu Troppau, Teschen, Bielitz und Weidenau, das Realgymnasium zu Freudenthal, die Oberrealschulen zu Troppau, Teschen, Bielitz und Jägerndorf, die Gewerbeschulen zu Bielitz, die Bildungsanstalten für Lehrer zu Troppau, Teschen und Bielitz und die Bildungsanstalten für Lehrerinnen zu Troppau. Der Landtag des Kronlandes besteht aus 31 Mitgliedern: dem Fürstbischof von Breslau, 9 aus den Großgrundbesitzern, 10 aus den Städten, Märkten und Industrialorten, 2 aus den Handels- und Gewerbekammern und 9 aus den ländlichen Gemeinden Gewählten. Den Reichstag beschickt das Kronland mit 6 Abgeordneten. Vgl. Schirmer, »Heimatskunde des Herzogtums S.« (Bielitz 1880); Peter, »Heimatskunde des Herzogtums S.« (Teschen 1880).

Geschichte. Im Altertum wurde S. von den Lygiern und Quaden bewohnt. Beim Weiterziehen der german. Stämme gegen Westen nahmen nachdrängende Slawen diese Wohnsitze ein, und nur in den Gebirgen blieben Deutsche zurück. Den Namen, der in der Form Zlezia oder Zlesane zuerst um das J. 1000 vorkommt, erhielt das Land nach einigen von Zle, d. i. böse, mit welchem Worte von den Polen die Quaden bezeichnet wurden, nach andern von dem Silenserberge, dem jetzigen Zobtenberge, nach andern endlich von dem Flüßchen Slenza, Sleca, dem Namen des Flüßchens Laue (Lohe). Vor der Zeit der slaw.-deutschen Kriege scheint S. erst zum großmähr. Reiche, nach dessen Zerstörung aber zu Böhmen gehört zu haben. Im Anfang des 10. Jahrh. kam es unter Polen und erhielt aus dem Stamme der Piasten eigene Herzöge. Mieczislaw I. führte 965 das Christentum in S. ein und stiftete das Bistum Schmoger, das später (1052) nach Breslau verlegt wurde. Infolge seiner Lage zwischen Polen und Böhmen konnte S. lange nicht zur Selbständigkeit gelangen. Erst durch den Vertrag von 1163, in welchem der poln. König Boleslaw IV. den drei Söhnen des 1159 in der Verbannung gestorbenen Herzogs Wladislaw II., Boleslaw, Mieczislaw und Konrad, das Land zurückgab, setzte der Statthalter Peter Wlast es durch, daß S. unabhängig von Polen wurde. Die drei Brüder, welche erst gemeinschaftlich regierten, dann aber sich in das Land teilten, wurden die Stammväter der schles. Herzöge aus dem Geschlecht der Piasten (s. d.). Um das verheerte Land wieder zu bevölkern, zogen diese Herzöge deutsche Ansiedler nach S., besonders nach Niederschlesien, und ihre Nachfolger, gewöhnlich mit deutschen Fürstentöchtern verheiratet, führten allmählich deutsches Recht und deutsche Sitte ein. Die zahlreichen Nachkommen jener drei Herzöge teilten sich wieder in ihre väterlichen Landesteile, sodaß eine ganze Reihe von Fürstentümern entstanden. Doch gab es, besonders in Oberschlesien, auch noch Fürsten böhm. Stammes, von einem natürlichen Sohne des Königs Ottokar II. (gest. 1278), namentlich die Herzöge zu Troppau, Jägerndorf und Ratibor. Unter den Fürsten aus der niederschles. Linie zeichnen sich aus Heinrich I. der Bärtige (gest. 1238), der Gemahl der heil. Hedwig, der mehrere blutige Kriege mit

Polen führte und zuletzt 1235 Regent von Polen wurde, sowie sein Sohn Heinrich II. der Fromme, der in der Schlacht bei Liegnitz 1241 gegen die Mongolen fiel. Aus der niederschles. Linie entstanden wieder die drei Herzogtümer Breslau, Liegnitz und Glogau, aus denen später die Linien Brieg, Schweidnitz, Jauer und Münsterberg, ferner Sagan und Öls sich ausschieden. Auch Oberschlesien zerfiel durch wiederholte Teilungen in mehrere Herzogtümer, von denen Teschen, Oppeln, Ratibor, Jägerndorf und Troppau die wichtigsten waren. Durch die Teilungen geschwächt (es bestanden zu Anfang des 14. Jahrh. in S. 17 regierende Fürstenhäuser), unter sich in stetem Kriege begriffen, suchten die schles. Fürsten, um nicht eine Beute Polens zu werden, Schutz bei Böhmen, indem sie sich unter dessen Lehnsherrlichkeit begaben. Namentlich gelang es dem König Johann von Böhmen, durch Geld und Einmischung die schles. Herzöge dahin zu bringen, daß sie von 1327 an allmählich alle, mit Ausnahme zweier, ihn als Lehnsherrn anerkannten. Aber sein Sohn und Nachfolger, Kaiser Karl IV., wußte durch seine Gemahlin Anna sich das Erbfolgerecht auch in den beiden noch übrigen Fürstentümern Jauer und Schweidnitz zu verschaffen und zog, nachdem die Könige von Polen 1335 und 1338 (wie nachher wieder 1356 und 1372) auf S. Verzicht geleistet, 1355 das Land zur Krone Böhmen, dessen Schicksale es nun teilte. Unter der böhm. Herrschaft breiteten sich Huß', Luthers, Calvins und Schwenkfelds Lehren hier aus, und deren Anhänger erhielten zum Teil Freiheit zur Ausübung ihres Gottesdienstes. Wie von den hussitischen Unruhen und Verwüstungen, so litt S. auch von den Kriegszügen Georg Podiebrads, des Königs Matthias von Ungarn und Wladislaws von Polen und den Schrecknissen des Dreißigjährigen Kriegs.

Die Reformation wurde von den schles. Herzögen begünstigt, von den Kaisern aber, welche durch einen Oberlandeshauptmann das Land regierten, in den an sie heimgefallenen Gebietsteilen auf alle Weise verhindert. Seit 1648 wurden die Jesuiten eingeführt, alle evang. Kirchen, mit Ausnahme einiger Friedenskirchen, geschlossen, die Protestanten gedrückt und dieses Verfahren auch, als 1675 mit Herzog Georg Wilhelm von Brieg und Liegnitz der letzte piastische Herzog starb, auf die nunmehr an den Kaiser gefallenen letzten Herzogtümer Liegnitz, Wohlau und Brieg übertragen. Einige Milderung erlangten die Protestanten erst unter Kaiser Joseph I. durch die von König Karl XII. von Schweden in der Altranstädter Konvention von 1707 ihnen ausbedungenen Begünstigungen, infolge deren den Protestanten außer Zusicherung der Wiederteilnahme an öffentlichen Ämtern, 121 Kirchen zurückgegeben und die Erbauung von 6 neuen Kirchen (Gnadenkirchen) gestattet wurde. Unter Karl VI. jedoch erneuerten sich die Bedrückungen wieder. Zugleich verloren die Fürsten- und Landtage ihr Ansehen völlig, und die Steuern wurden willkürlich erhoben. Diese Umstände waren es vorzüglich, welche Friedrich II., als er nach Maria Theresias Thronbesteigung, auf seine durch einen Erbvertrag von 1537 begründeten Erbrechte gestützt, 1740 S. ansprach, die Eroberung dieser Provinz vielfach erleichterten. (S. Schlesische Kriege.) S. ward zwar seit seiner Vereinigung mit Böhmen zu Deutschland gerechnet, stand aber nie in unmittelbarer Verbindung mit dem Deutschen Reiche und war nie ein Reichslehn. Frühzeitig germanisiert, nahm es aber, besonders Niederschlesien, an allen wissenschaftlichen Bestrebungen und materiellen Fortschritten Deutschlands stets lebhaft und selbstthätig teil und brachte eine Menge vorzüglicher deutscher Gelehrter hervor.

Vgl. Sommersberg, «Scriptores rerum Silesiacarum» (3 Bde., Lpz. 1729—32) und die «Berichtigungen und Ergänzungen» dazu von Sachs von Löwenheim, welche bis 1790 gehen; ferner Stenzel, «Scriptores rerum Silesiacarum» (Bd. 1—12, Bresl. 1835—83); «Codex diplomaticus Silesiae» (Bd. 1—11, Berl. 1859—82); Menzel, «Geschichte S.s» (3 Bde., Bresl. 1807—10); Morgenbesser, «Geschichte S.s» (2. Aufl., Bresl. 1833); Stenzel, «Geschichte von S.» (Bd. 1, unvollendet, Bresl. 1853); «Acta publica. Verhandlungen und Korrespondenzen der schles. Fürsten und Stände» (herausgeg. von Krebs, Bd. 1—6, Bresl. 1865—85); Grünhagen, «Regesten zur schles. Geschichte» (2. Aufl., Bresl. 1876 fg.); derselbe, «Geschichte S.s» (Gotha 1884 fg.); Luchs, «S.s Vorzeit in Bild und Schrift» (2 Bde., Bresl. 1868—75); Grotefend, «Stammtafeln der schles. Fürsten bis 1740» (Bresl. 1875); «Lehns- und Besitzurkunden S.s und seiner Fürstentümer im Mittelalter» (herausgeg. von Grünhagen und Markgraf, Bd. 1—2, Lpz. 1881—83).

Schlesinger (Ludw.), Historiker, geb. 13. Okt. 1838 zu Oberleutensdorf in Böhmen, war vier Jahre Professor an der ersten deutschen Staatsrealschule in Prag, dann sieben Jahre Direktor der Oberrealschule in Leitmeritz und ist seit 1876 Direktor des deutschen Mädchenlyceums in Prag. Als Historiker trat er der czechischen Auffassung der böhm. Geschichte entgegen und brachte den hervorragenden Anteil des deutschböhm. Stammes an der Geschichte und Kulturentwickelung Böhmens zur Geltung. Er schrieb: «Geschichte Böhmens» (2. Aufl., Lpz. 1870), «Stadtbuch von Brüx» (Prag 1875), «Die Historien des Magister Johannes Leonis» (Brüx 1877), «Die Chronik der Stadt Elbogen» (Prag 1879), «Simon Hüttels Chronik der Stadt Trautenau» (Prag 1881). Seit 1870 redigiert er die «Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen». S. ist Mitglied des böhm. Landtags und wurde 1885 in den Landesausschuß gewählt.

Schlesische Dichterschulen, zwei Dichtergruppen in der deutschen Litteraturgeschichte; Haupt der ersten war Opitz, die zweite schloß sich an Hofmann von Hofmannswaldau und Kaspar von Lohenstein an. (S. Deutsche Litteratur, Bd. V, S. 135b und 136a.)

Schlesische Kriege nennt man die von dem Könige Friedrich II. von Preußen mit Österreich über den Besitz Schlesiens geführten drei Kriege, von denen der dritte den besondern Namen des Siebenjährigen Kriegs (s. d.) führt. Friedrich II., jung, ruhmbegierig und kriegslustig, benutzte die gefährliche Lage, in welche Maria Theresia nach ihres Vaters Karl VI. Tode durch die von mehrern Staaten auf ihre österr. Erblande erhobenen Ansprüche geriet, um alte Rechte seines Hauses auf die vier schles. Fürstentümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf mit den Waffen geltend zu machen. Diese Rechte gründeten sich teils darauf, daß Kaiser Ferdinand II. dem Markgrafen Georg von Brandenburg, infolge seiner Teilnahme an der Sache des Böhmenkönigs Friedrich von der Pfalz, das Fürstentum Jägerndorf genommen und den österr. Ländern

einverleibt hatte, teils auf eine zwischen dem Kurfürsten Joachim II. und dem Herzog Friedrich II. von Liegnitz 1537 geschlossene gegenseitige Erbverbrüderung. Zwar hatte Kaiser Ferdinand I. als Oberlehnsherr diese letztere für ungültig erklärt; als aber nach dem Aussterben der Herzöge von Liegnitz, Brieg und Wohlau 1675 der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg seine Ansprüche erhob, hatte er zur Abfindung den Schwiebuser Kreis erhalten, den sein Sohn und Nachfolger Friedrich III. infolge anderweitiger Abmachungen dem Kaiser zurückgegeben hatte. Friedrich II. erneute deshalb die Ansprüche seines Hauses, das er außerdem in der jülich-bergischen Erbfolgesache verkürzt hielt, und begann den **Ersten Schlesischen Krieg** (1740–42). Ohne Kriegserklärung rückte er Ende Dez. 1740 mit einem Heere von 30000 Mann in Schlesien ein und verlangte, unter gleichzeitiger Anerbietung seines militärischen Beistandes zur Aufrechterhaltung der Pragmatischen Sanktion und eines Vorschusses von 2 Mill. Thlrn., von Maria Theresia die Abtretung der schles. Fürstentümer Sagan und Glogau. Als diese Forderung wie jene Anerbietungen von Maria Theresia zurückgewiesen wurden, setzte Friedrich seinen Kriegszug fort und eroberte bis Ende Januar das ganze schwach besetzte Land, mit Ausnahme von Glogau, Brieg, Glatz und Neisse. Hierauf schloß er mit Rußland ein Verteidigungsbündnis und erneuerte seine Unterhandlungen mit dem wiener Kabinett. Allein Maria Theresia wies auch jetzt Friedrichs Vorschläge zurück, sammelte ein Heer von 30000 Mann und ließ dasselbe unter Neipperg in Schlesien einrücken. Friedrich nahm nun 9. März Glogau mit Sturm und rückte mit 25000 Mann den Österreichern entgegen. Bei Mollwitz unweit Brieg kam es 10. April 1741 zur Schlacht, in welcher zwar die Kavallerie des preuß. rechten Flügels durch die Reiterei des österr. Generals Römer geschlagen, das Treffen aber durch die feste Haltung und die kraftvollen Angriffe der preuß. Infanterie (unter Schwerin) so völlig wiederhergestellt wurde, daß die Österreicher mit einem Verluste von 3000 Mann und 18 Kanonen nach Neisse abzogen. Die Preußen eroberten hierauf Brieg, belagerten Neisse und überrumpelten Breslau. Unterdessen war auch der bayr. Kurfürst Karl Albrecht mit einer franz. Armee in Oberösterreich eingedrungen, und August von Sachsen hatte ein Heer von 20000 Mann nach Böhmen gesendet. In dieser Bedrängnis schloß Maria Theresia unter Vermittelung des engl. Gesandten am preuß. Hofe, Lord Hyndford, 9. Okt. 1741 den geheimen Vertrag zu Kleinschnellendorf ab, kraft dessen die Feindseligkeiten aufhören und im künftigen Frieden ganz Niederschlesien nebst einem Teil von Oberschlesien an Preußen überlassen werden sollte. Als aber der Vertrag, um Bayern und Sachsen gegen Preußen mißtrauisch zu machen, veröffentlicht wurde, schloß Friedrich ein Schutz- und Trutzbündnis mit Karl Albrecht, ließ sich 7. Nov. 1741 von den Ständen Niederschlesiens zu Breslau huldigen, und griff, als der Sieg durch die kräftige Hilfe der Ungarn von den Bayern und Franzosen entschieden sich auf die Seite der Österreicher wendete, aufs neue zu den Waffen. Schwerin drang im Verein mit den Sachsen in Mähren ein, wo er 27. Dez. Olmütz eroberte, und Leopold von Dessau bemächtigte sich im Jan. 1742 der Grafschaft Glatz, die Friedrich schon früher dem bayr. Kurfürsten Karl Albert als König von Böhmen für 400000 Fl. abgekauft hatte. Inzwischen rückte der Prinz von Lothringen mit einem Heere heran, zwang Friedrich, von welchem sich die Sachsen trennten, zum Rückzuge nach Böhmen und griff ihn 17. Mai bei Chotusitz unweit Czaslau überraschend an, sodaß die Preußen sich kaum in Schlachtordnung stellen konnten. Aber Friedrich ließ rasch den rechten Flügel vorgehen, nahm die Österreicher in die Flanke und schlug sie mit einem Verlust von 7000 Mann und 18 Kanonen, während er selbst nur 3000 Mann einbüßte. Infolge dieses Siegs schloß nun Maria Theresia mit Friedrich II. am 11. Juni 1742 den **Frieden von Breslau**, durch welchen Nieder- und Oberschlesien nebst der Grafschaft Glatz, außer Troppau, Jägerndorf und dem jenseit der Oppa gelegenen Gebiet, an Preußen abgetreten wurden. Dieser Präliminarfriede wurde mit nähern Festsetzungen 28. Juli in Berlin als Definitivfriede vollzogen und vom König Georg II. von England garantiert. Vgl. Grünhagen, »Geschichte des ersten Schlesischen Kriegs« (2 Bde., Gotha 1881.)

Zweiter Schlesischer Krieg. Nicht ohne Besorgnis sah indes Friedrich die siegreichen Fortschritte, die nach diesem Frieden die Waffen Maria Theresias gegen ihre übrigen Feinde machten. Hierzu kam, daß zu Worms 23. Sept. 1743 zwischen Österreich, Großbritannien, den Generalstaaten und Sardinien ein förmliches Bündnis geschlossen wurde, in welchem Maria Theresia alle Länder, die sie vermöge der Pragmatischen Sanktion besitzen sollte, also auch Schlesien, gewährleistet wurden, und dem sich bald darauf auch Sachsen anschloß. Nachdem hierauf Friedrich sich mit dem Kaiser Karl VII. (Albrecht) 22. Mai 1744 zu einem neuen Bunde vereinigt, rückte er mit der Erklärung, daß er nur zum besten der deutschen Reichsfreiheit, zur Erhaltung des kaiserl. Ansehens und zur Erwirkung des Friedens in die Waffen trete, im August mit 80000 Mann in drei Kolonnen in Böhmen ein, eroberte 16. Sept. Prag, besetzte Tabor, Budweis und Frauenberg und bedrohte so das Erzherzogtum Österreich. Aber das Erscheinen der österr. Armee im nördl. Böhmen, sowie die abermalige Erhebung der Ungarn zum Schutze ihrer Königin, die feindselige Stimmung der Einwohner gegen die Preußen und das Auftreten einer sächs. Hilfsarmee brachten Friedrich in so unvorteilhafte Lage, daß er Prag und Böhmen räumen mußte. Die Österreicher rückten nun in Oberschlesien und in die Grafschaft Glatz ein, zogen sich aber bei der Annäherung des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und des Generals Nassau nach den unglücklichen Gefechten bei Ratibor und bei Habelschwerdt nach Mähren zurück. Mit verstärkter Macht drangen sie jedoch bald darauf wieder durch den Paß von Landeshut in Schlesien ein, wo Friedrich seine Armee versammelt hatte. Am 4. Juni kam es bei Hohenfriedberg zwischen Karl von Lothringen mit 96000 Mann und dem Könige mit nur 70000 Mann zur Schlacht. Die Sachsen, von den Österreichern ohne Unterstützung gelassen, wurden zuerst geschlagen. Hierauf griff Friedrich auch den Prinzen Karl selbst an und gewann einen vollständigen Sieg. Friedrich folgte den Österreichern nach Böhmen, um im feindlichen Lande sein Winterquartier zu halten, und bedrohte zugleich mit einem Heere von 12000 Mann unter dem Fürsten von Dessau von Magdeburg aus den Kurfürsten von Sachsen. Allein zur Fortsetzung

des Angriffs zu schwach und durch die Einfälle der Ungarn und die durch Verrat erfolgte Eroberung der Festung Kosel um Schlesien besorgt gemacht, suchte er den Rückweg, von dem dreimal stärkern Feinde gefolgt. Bei Sorr erreichte endlich Karl von Lothringen mit 40000 Mann 30. Sept. die nur 18000 Mann starke preuß. Armee, und Friedrich sah sich zur Schlacht genötigt, in welcher er jedoch, durch das Terrain begünstigt, mit einem Verluste von 3000 Mann siegte, während die Österreicher 4000 Tote, 2000 Gefangene, 22 Kanonen und 12 Fahnen verloren. Friedrich setzte hierauf den Rückzug nach Schlesien fort, übergab dann dem Fürsten von Anhalt den Oberbefehl und ging nach Berlin. Hier erfuhr er auf geheimem Wege den Plan des Prinzen von Lothringen, mit seinem Heere nach Sachsen zu rücken und von da aus vereint mit den Sachsen gegen Berlin vorzudringen. Sogleich eilte er, den General Hake mit 5000 Mann zur Deckung Berlins zurücklassend, nach Schlesien zurück, sammelte sein Heer, täuschte durch Scheinmärsche die Feinde, überfiel die Sachsen bei Hennersdorf in der Lausitz und schreckte dadurch den Prinzen von Lothringen so, daß dieser mit einem Verlust von 4000 Mann sich eilig nach Böhmen zurückzog. Unterdessen hatte Friedrich auch den Fürsten von Dessau mit 12000 Mann von Halle gegen Dresden vorrücken lassen und ihm später noch den General Lehwaldt mit 7000 Mann nach Meißen entgegengesendet. Mit diesen vereinten Truppen rückte der Fürst von Anhalt gegen die Sachsen vor, welche bei Kesselsdorf in wohlverschanztem Lager standen, während der Prinz von Lothringen mit seinem Korps in Dresden eingetroffen war. Nach dreimaligem Angriff eroberte er das Dorf Kesselsdorf, den Schlüssel der sächs. Stellung, nahm hierauf die Sachsen in die Flanke und schlug sie, während die Österreicher müßige Zuschauer abgaben, 15. Dez. mit einem Verlust von 3000 Toten und Verwundeten, 6700 Gefangenen und 48 Kanonen so völlig, daß der Fürst von Dessau einige Tage darauf Dresden ohne Widerstand besetzte. Nunmehr kam durch Vermittelung Georgs II. von England zwischen Sachsen, Österreich und Preußen der Friede zu Dresden 25. Dez. 1745 zu Stande, in welchem Friedrich II. den Besitz Schlesiens unter den Bedingungen des Breslauer Friedens bestätigt erhielt.

Schleswig, ehemaliges Herzogtum, bildet jetzt den nördlichsten Teil der preuß. Provinz Schleswig-Holstein (s. d.), den die Eider und der Eiderkanal vom ehemaligen Herzogtum Holstein trennt. S. zählte 1864 auf 9140,4 qkm 406486 E. Vgl. J. von Schröder, «Topographie des Herzogtums S.» (2. Aufl., Oldenb. i. H. 1864); Trap, «Statistisk-topographisk Beskrivelse af Hertugdømmet Slesvig» (Kopenh. 1864).

Geschichte bis zur Vereinigung S.s mit Holstein. Erst um 800 tritt S. in die Geschichte ein. Damals herrschte hier König Göttrik oder Gottfried (804—810), der gegen Kaiser Karl d. Gr. Krieg führte und zum Schutz des Landes einen Grenzwall, das sog. Danewerk (s. d.), zu erbauen anfing. Dagegen organisierte Karl d. Gr. zwischen Eider und Schlei die sog. dänische Mark. Nach Göttriks Tode stritten verschiedene Dynastien um die Herrschaft. Einer der Prätendenten, Harald, rief den Kaiser Ludwig den Frommen um Hilfe an und ließ sich 826 zu Mainz taufen. Unter seinem Schutz eröffnete Ansgar seine Missionsthätigkeit und erbaute um 850 die erste Kirche zu Schleswig. Im J. 934 stellte der deutsche König Heinrich I. die verfallene dän. Mark wieder her, und unter deutschem Einfluß ward um 948 ein Bistum in der Stadt Schleswig errichtet. Endlich überließ Kaiser Konrad II. die sog. dänische Mark 1026 dem dän. König Knut d. Gr. Seitdem bildete die Eider und die Levensau, in deren Bett gegenwärtig der Schleswig-Holsteinische Kanal fließt, die Grenze zwischen S. und Holstein.

Obwohl eine dän. Provinz, erlangte S. (das Land «südlich von der Au» oder Südjütland), welches durch die damals viel breitere Königs- oder Schottburgerau und den großen, jetzt fast ganz verschwundenen Grenzwald Farris von dem eigentlichen Jütland getrennt war, schon früh eine abgesonderte Stellung. Die Statthalterschaft daselbst wurde an Mitglieder des königl. Hauses übertragen, welche den herzogl. Titel führten. Einer von diesen, Knut Laward (angelsächs. hláford, Brotherr; engl. lord), seit 1115, breitete seine Herrschaft auch über die Wenden im östl. Holstein aus und ließ sich von dem deutschen Kaiser Lothar 1129 zum König oder Knäs der Abodriten krönen; aber schon 1131 wurde er von seinem Vetter Magnus ermordet. Dafür nahmen die Bürger und Gildebrüder der Stadt Schleswig Rache, indem sie den Vater des Magnus, König Niels von Dänemark, als er in ihre Stadt kam, 1134 erschlugen. Knut Lawards Sohn, Waldemar I. d. Gr., erhielt die herzogl. Gewalt in S. und gewann später die dän. Krone (gest. 1182). Auch dessen jüngerer Sohn, Waldemar II. der Sieger, regierte als Herzog in S., bis er den dän. Thron bestieg (gest. 1241). Waldemar II. übergab 1232 das Herzogtum seinem jüngern Sohn Abel, welcher sich mit Mechthild, Tochter des Grafen Adolf IV. von Holstein, vermählte. Abel hatte wiederholte Streitigkeiten mit seinem ältern Bruder, dem dän. König Erich Pflugpfenning. Als ihn derselbe in der Stadt Schleswig besuchte, ließ er ihn gefangen nehmen und bei Missunde 1250 ermorden. Darauf wurde Abel selbst König von Dänemark, fiel aber schon 1252 im Kampfe gegen die Nordfriesen. Nun kam die dän. Krone an eine andere Linie. Doch Abels Söhne behaupteten, mit Hilfe der verwandten holstein. Grafen, den Besitz des Herzogtums S. als ein dän. Fahnenlehn. Als König Erich Glipping von Dänemark und seine Mutter Margarete den Herzog Erich von S. mit Krieg überzogen, wurden sie auf der Loheide, südlich von der Stadt Schleswig, 1261 besiegt und gefangen. Seitdem ward die Erblichkeit des Herzogtums nicht weiter bestritten; doch blieb, außer dem Gebiete der Königsburg und Bischofsresidenz Ripen, auch das ganze Nordfriesland unter dän. Herrschaft. Später gab es langwierige Zwistigkeiten, namentlich um den Besitz der Inseln Alsen und Arröe. Die Folge war, daß Abels Nachkommen eine Stütze im Süden suchten. Wiederholte Familienverbindungen wurden mit dem holstein. Grafenhause angeknüpft, und die holstein. Grafen und Ritter erwarben in S. ausgedehnte Besitzungen und Pfandherrschaften. Als 1326 der unmündige Herzog Waldemar V. von S. durch seinen mächtigen Oheim und Vormund, den holstein. Grafen Gerhard d. Gr., zum König von Dänemark eingesetzt wurde, mußte er diesem das Herzogtum S. als erbliches Lehn übertragen. Aber Waldemar konnte die dän. Krone nicht behaupten

und dankte 1330 wieder ab. Nun gab Gerhard d. Gr. seinem Neffen das Herzogtum S. zurück, indem er sich und seinen Nachkommen die Anwartschaft auf S. vorbehielt für den Fall, daß Abels Geschlecht aussterben würde. Dieser Erbfall trat 1375 ein; die holstein. Grafen nahmen das erledigte Herzogtum in Besitz, und auch Nordfriesland unterwarf sich ihrer Herrschaft. Nach einigen Jahren wurde die vollzogene Thatsache von Dänemark förmlich anerkannt. Zu Nyborg auf Fünen, Aug. 1386, kam der Vertrag zu Stande, kraft dessen das Herzogtum S. (mit Nordfriesland) als ein erbliches dän. Fahnenlehn den holstein. Grafen von der Rendsburger Linie zur gesamten Hand überlassen wurde, und der älteste Enkel Gerhards d. Gr., Graf Gerhard VI., empfing die Belehnung als Herzog von S. So ward Schleswig-Holstein (s. d.) zuerst konstituiert.

Schleswig (d. h. Bucht der Schlei), Hauptstadt der preuß. Provinz Schleswig-Holstein und Kreisstadt des Kreises Schleswig, liegt in einer höchst anmutigen Gegend halbkreisförmig am westl. Ende der Schlei, Station der Linie Neumünster-Vamdrup der Preußischen Staatsbahnen und der Schleswig-Angeler Bahn. Die Stadt ist an 6 km lang und besteht aus drei Teilen: der Altstadt mit dem sog. Holm, dem Lollfuß (benannt nach einer vormals hierselbst verehrten Reliquie, dem Fuße des heil. Erzbischofs Lollus von Mainz) und dem Friedrichsberg. Letzterer stößt südlich an das Dorf Bustorf, in dessen Nähe die einzeln stehende Kirche von Haddebye belegen ist. Zwischen Lollfuß und Friedrichsberg liegt das Schloß Gottorp (s. d.). Die Stadt S. ist Sitz des Oberpräsidenten, des Provinzialschulkollegiums und der Regierung für Schleswig-Holstein, des Generalsuperintendenten für S., eines Landrats, eines Amtsgerichts und der Hardesvogteien für die beiden benachbarten Landdistrikte. S. hat drei (luth.) Kirchen, unter denen die nach dem Brande von 1440 im got. Stile wiedererbaute Domkirche (St. Peterskirche) in der Altstadt sich durch schöne Verhältnisse und sehenswerte Denkmäler auszeichnet. Als eins der hervorragendsten Meisterstücke der Holzskulptur gilt der aus Eichenholz geschnitzte Altarschrein mit 398 Figuren, welcher 1521 von dem Bildschnitzer Hans Brüggemann aus Husum vollendet ist. Derselbe stand ursprünglich in der Kirche zu Bordesholm bei Kiel und ward erst 1666 in die Domkirche von S. übertragen. Außerdem hat S. ein Gymnasium und Realprogymnasium (die sog. Domschule), die Irrenanstalt und die Taubstummenanstalt für die Provinz Schleswig-Holstein. Auf dem Holm liegt das St. Johanniskloster, ein adeliges Fräuleinstift. Die Stadt zählt (1885) 15187 E., welche nur wenig Handel, aber ziemlich lebhafte Industrie unterhalten. Die auf dem Holm wohnenden Fischer betreiben starke Fischerei in der Schlei. Im Süden von S. und Bustorf erstrecken sich die Reste zweier alten Grenzwälle, das Danewerk (s. d.) und der Kograben. Zwischen beiden, unweit von dem Dorfe Selk, liegt der Königsberg (König Sigurds Hügel) mit einem Denkmal für die daselbst Febr. 1864 gefallenen Österreicher.

Der Ursprung S.s reicht bis in die vorgeschichtliche Zeit zurück; es erscheint schon im 9. Jahrh. als Handelsplatz und hieß bei den Dänen Hätheby (Hedeby), d. h. die Heidestadt. S. vermittelte die Handelsbewegung zwischen Ost und West über die Cimbrische Halbinsel und war sogar den arab. Geographen im fernen Orient wohlbekannt. Die Waren, welche aus der Ostsee die Schlei aufwärts kamen, gingen der Sage nach auf dem Landwege bis zu dem jetzigen Dorfe Hollingstedt und von da die Treene abwärts in die Nordsee. Die erste christl. Kirche wurde in S. wahrscheinlich auf dem Holm durch Ansgar um 850 erbaut, und um 948 ward hier ein Bistum errichtet. Auch die dän. Statthalter und nachmaligen Herzöge residierten in S., und zwar seit 1268 auf dem früher bischöflichen Schloß Gottorp. Die Stadt erhielt von den Landesherren ausgedehnte Privilegien, und ein eigenes schlesw. Stadtrecht wurde gegen Ende des 12. Jahrh. aufgezeichnet. Dagegen verlor S. allmählich seine kommerzielle Bedeutung. Der Handel ward durch die zahlreichen Kriege im 12., 13. und 14. Jahrh. gestört, auch die Stadt wiederholt verwüstet und geplündert, während zugleich das aufblühende Lübeck eine lebhafte Konkurrenz machte und mit der Zeit S. ganz in Schatten stellte. Auch in dem langwierigen Kriege, welchen der dän. König Erich von Pommern gegen die schlesw.-holstein. Landesherren aus dem schauenburg. Hause führte, hatte S. 1416—18 und 1427 sehr viel zu leiden. Die verarmte Stadt hob sich erst wieder, seit nach der ersten Landesteilung im Oldenburger Hause 1490 Herzog Friedrich I. von Schleswig-Holstein, später auch König von Dänemark (gest. 1533) hier seine Residenz nahm. Der letzte kath. Bischof von S. starb 1541; doch bestand das Bistum als Pfründe für Prinzen des landesherrlichen Hauses bis 1624 und das Domkapitel zu ähnlichen Zwecken bis 1658 fort. Bei der zweiten Landesteilung 1544 fielen S. und Gottorp an Herzog Adolf (gest. 1586), den Stammvater der Gottorpschen Linie (s. Oldenburger Haus), und dessen Nachkommen residierten hier, bis sie 1713 von dem dän. Könige Friedrich IV. ganz aus S. vertrieben wurden. Von 1731—1846 war S. und Gottorp die Residenz der königl. dän. Statthalter von Schleswig-Holstein. Auch erhielten hier 1834 die schlesw.-holstein. Regierung sowie das Obergericht und die Provinzialständeversammlung für das Herzogtum Schleswig ihren Sitz. Nach dem Treffen bei Bau besetzten die dän. Truppen 10. April 1848 die Stadt S., wurden aber schon 23. April beim Danewerk von den Preußen und Schleswig-Holsteinern geschlagen und aus S. vertrieben. Die sog. Gemeinsame Regierung und die Statthalterschaft Schleswig-Holsteins hatten hier ihren Sitz; aber nach der Schlacht bei Idstedt fiel die Stadt 25. Juli 1850 wieder in die Hände der Dänen. Zur Strafe für ihre patriotische Haltung verlor sie jetzt den Rang der Landeshauptstadt, die Ständeversammlung und alle obersten Provinzialbehörden, die nach Flensburg verlegt wurden. Am 6. Febr. 1864 wurde S., nachdem die Dänen die Danewerkstellung geräumt, von den Österreichern besetzt. Zu Ende 1864 nahm die kaiserl. österr. und königl. preuß. Civilbehörde für Schleswig-Holstein und Lauenburg ihren Sitz in S., und vom Sept. 1865 bis Juni 1866 residierte daselbst der königl. preuß. Gouverneur des Herzogtums Schleswig. Vgl. Schröder, «Geschichte und Beschreibung der Stadt S.» (Schlesw. 1827); Sach, «Geschichte der Stadt S.» (Schlesw. 1875). — Der **Kreis Schleswig** zählt (1885) auf 1055 qkm 62407 E. — Der **Regierungsbezirk Schleswig** umfaßt die ganze Provinz Schleswig-Holstein (s. d.).

Schleswig-Holstein, preuß. Provinz, gebildet aus den bis 1864 zu Dänemark gehörigen Herzogtümern Schleswig (s. d.), Holstein (s. d.) und (seit 1876) Lauenburg (s. d.), grenzt im N. an Jütland, im O. an die Ostsee, Lübeck und Mecklenburg, im S. an Mecklenburg, Hamburg und die Provinz Hannover, und im W. an die Nordsee, hier Westsee genannt, und umfaßt 18841,86 qkm mit (1880) 1127149 E., überwiegend deutschen Stammes (Niedersachsen, Dithmarschen, Angeln und Friesen) und nur in den nördl. Kreisen Hadersleben, Apenrade und Sonderburg vorwiegend die dän. Sprache redend. Dem Bekenntnis nach ist die Bevölkerung zum weitaus größten Teile evangelisch-lutherisch; römisch-katholisch sind nur 8897, sonstige Christen 2095 (darunter 1193 Baptisten), Juden 3522. Nach dem vorläufigen Ergebnis der Volkszählung von 1885 betrug die Bevölkerung 1150233 E. Die Provinz besteht aus dem von Süden nach Norden schmaler werdenden Festland und vielen Inseln, wie Alsen, Femern, Aarö in der Ostsee, Röm, Sylt, Föhr, Amrum, Pellworm, Nordstrand und die Halligen (s. d.) in der Nordsee. Enklaven hat S. nur im Süden, von denen vier zu Hamburg, fünf zu Lübeck und drei zu Mecklenburg-Strelitz gehören. Seiner physischen Beschaffenheit nach gehört S. zum großen norddeutschen Tiefland. In Bezug auf die Bodenbeschaffenheit unterscheidet man drei Teile: das fruchtbare Hügelland im Osten, das Marschland (s. d.) im Westen und zwischen beiden eine Hochfläche, das unfruchtbare Heideland, eine Fortsetzung der Lüneburger Heide. Die höchsten Punkte des Landes sind der Bungsberg (159 m) im Kreise Oldenburg, der Pielsberg oder Hessenstein (127,5 m) nordwestlich von Lütjenburg, beide in einer an landschaftlichen Schönheiten überaus reichen Gegend belegen, und der Scheelsberg (108,6 m) bei Eckernförde. Die Marsch besteht aus Alluvionen des Meers und der Flüsse, das übrige Land gehört dem Diluvium an, das fruchtbare Hügelland dem Geschiebethon, das Heideland dem für den Ackerbau weniger günstigen, aber doch noch genügenden Geschiebesand und der unfruchtbaren Ahlformation oder der Geest (s. d.). Die Ostsee bespült S. auf eine Länge von 525, die Nordsee auf eine Länge von 330 km. Die Nordseeküste ist weniger entwickelt, als die Ostseeküste, welche zahlreiche kleinere und größere Buchten aufweist. Da die Wasserscheide beider Meere der Ostsee näher liegt, so sind die Zuflüsse derselben kürzer als die der Nordsee. Ebbe und Flut sind an der Ostseeküste kaum bemerklich, zeigen sich aber um so entschiedener an der Nordseeküste. Überschwemmungen bringen der Westküste besonders die Nordweststürme, der Ostküste die Nordoststürme. Die Elbe berührt die Provinz auf 104 km und nimmt hier die Bille, Alster, Pinnau, Krückau und Stör auf. In die Ostsee münden die Schwentine und Trave, in die Nordsee die Königsau, Widau und Eider (s. d.). Zahlreiche Landseen finden sich in der fruchtbaren Hügellandschaft des nordöstl. Holstein: der Plönersee (der größte der Provinz, 31 qkm groß) und der Selentersee (23 qkm); im Schleswigschen ist der Wittensee (10 qkm) der größte. Unter den Kanälen sind hervorzuheben: der Schleswig-Holsteinsche oder Eiderkanal, 32 km lang, 1777—84 angelegt, welcher die Eider (Nordsee) mit dem Kieler Hafen (Ostsee) verbindet; der Stecknitzkanal, 11,5 km, einschließlich der kanalisierten Stecknitz und Delvenau aber 72 km lang, welcher die Delvenau (Elbe) mit der Stecknitz (Trave) verbindet und einer der ältesten Kanäle Europas ist (1391—98); die Süderbootfahrt, 6,3 km lang, zwischen Garding und Katingsiel; der Kudenseerkanal (die kanalisierte Burger Au, 15 km) in Süderdithmarschen und der Tondernsche Kanal zwischen Tondern und Widau (2,5 km). Das Klima der Provinz ist durch die Einwirkung der Meere gemäßigt und gilt im ganzen für sehr gesund. Die Witterung ist zwar unbeständig, feucht und häufig nebelig, die Durchschnittstemperatur aber beträgt im nördl. Schleswig etwa 7½ bis 8° C., in den südlichen Kreisen über 9° C. und bleibt im vieljährigen Mittel selbst im Dezember und Januar über Null. Der Regenfall ist reichlich und erreicht 635—642 mm. (S. Karte: **Hannover, Schleswig-Holstein und Nordwestdeutsche Staaten**, Bd. VIII, S. 822.)

Die Bewohner beschäftigen sich vorzugsweise mit Landwirtschaft, Viehzucht, Fischerei und Schiffahrt; Fabrikindustrie wird nur an einzelnen Plätzen betrieben; der Seehandel ist dagegen sehr entwickelt. Nach der Berufszählung von 1882 waren unter 499621 Erwerbsthätigen, denen 624506 hauptberufslose Angehörige gegenüberstanden, 37,76 Proz. in der Bodennutzung und Tierzucht, 26,33 in Industrie und Gewerbe, 9,37 in Handel und Verkehr, 12,78 in persönlichen Dienstleistungen, 6,37 im Heer-, Marine- und Verwaltungsdienst sowie in freien Berufen beschäftigt. Abgesehen von der Kunst- und Handelsgärtnerei, die im Kreise Pinneberg von größerer Bedeutung ist, und von der Fischerei, die 1882 in 1889 Unternehmungen 2011 Personen beschäftigte, ist die gewerbliche Produktion hervorragend durch Torfgräberei im Kreise Rendsburg, durch Traßgräberei und Cementfabrikation in den Kreisen Steinburg, Norderdithmarschen und Pinneberg, durch Ziegelei an verschiedenen Orten, durch Glasfabrikation in Ottensen, durch Zinnwarenfabrikation und Zinkgießerei ebenda, durch Eisengießerei in Rendsburg, durch Blechwarenindustrie im Kreise Pinneberg, durch Maschinenfabrikation in Flensburg, Altona und Stormarn, durch Wagenbau in Kiel und Altona, durch sehr bedeutenden Schiffbau im Kreise Pinneberg an der Elbe, in Kiel, Flensburg, Apenrade und Plön, durch Explosivstoff- und Zündwarenfabrikation bei Flensburg und im Lauenburgischen, durch Wollweberei in Kiel, durch Leinweberei im Kreise Tondern, Hadersleben u. a., durch Gummi- und Haarflechterei und Seilerei in Altona, durch Spitzenklöppelei in Nordschleswig, durch Gerberei in den Kreisen Steinburg und Pinneberg, durch Holzindustrie und Geflechtmacherei in den Kreisen Altona und Pinneberg längs der Elbe, durch Korkschneiderei, Pinsel- und Kammfabrikation ebenda, durch Holzvergoldung und -Veredelung in Kiel und Altona, durch Getreidemüllerei, Fischsalzerei, Butter- und Milchkonservenfabrikation vieler Orten, durch Brauerei und Brennerei in Kiel, Stormarn und Altona, sowie durch Schuhmacherei in Pinneberg und Umgegend. Der Handel stützt sich auf ein allerdings nur mäßig dichtes, Anfang 1885 aber doch schon 999 km (53 m auf dem Quadratkilometer) umfassendes Eisenbahnnetz, auf ein Kunststraßennetz von über 2500 km, vor allem aber auf die Wasserstraßen, auf zahlreiche Häfen und eine Reederei, welche 1884 über 142 Seedampfer mit

55448 Registertons und 571 Segelschiffe mit 60153 Registertons verfügte; außerdem besaß S. noch 906 Schiffe mit 27120 t für den Fluß- und Küstenverkehr. Haupthäfen sind Altona, Flensburg und Kiel, welche lebhaften überseeischen Verkehr unterhalten; Kiel ist zugleich starker Kriegshafen; außerdem gibt es an der Ostseeküste noch 25 größere und kleinere Häfen, von denen Neustadt, Heiligenhafen, Neumühlen, Holtenau, Friedrichsort, Eckernförde (bedeutender Fischereiplatz), Kappeln, Ekensund, Sonderburg, Apenrade, Hadersleben die wichtigsten sind; von den Häfen der Nordseeküste sind Tondern, Husum, Wyk auf Föhr, Tönning, Katingsiel, Friedrichstadt und Glückstadt nach Altona die erwähnenswertesten. Haupthandelsartikel sind die Erzeugnisse der Landwirtschaft, Viehzucht und Fischerei, ferner ausländisches Bauholz, Kohlen, Salz und Kolonialwaren. Landwirtschaft und Viehzucht stehen auf einer hohen Stufe; dagegen ist S. die waldärmste Provinz Preußens; nur in Lauenburg ist die Forstwirtschaft von Bedeutung. Von der Gesamtfläche waren 1883: 58,2 Proz. Acker- und Gartenland, 10,8 Proz. Wiesen, 17,8 Proz. Hutungen, Weiden, auch Öd- und Unland, 6,4 Proz. Forsten und Holzungen und 6,8 Proz. weder land- noch forstwirtschaftlich benutzt. Die Pferdezucht ist sehr ansehnlich; die Rindviehzucht ist in keiner Provinz so hoch entwickelt wie in S. und liefert u. a. große Massen von Mastvieh nach England; auch die Imkerei ist hervorragend. Nach der Viehzählung von 1883 besaß die Provinz 156534 Pferde, 727505 Haupt Rindvieh, 320768 Schafe, 268061 Schweine, 42580 Ziegen und 114700 Bienenstöcke. Im Wattenmeere, hauptsächlich um Sylt herum, wird eine ausgedehnte Austernzucht betrieben; die Austernbänke sind Domäne, aber an Private verpachtet.

In administrativer Beziehung bildet die Provinz nur einen Regierungsbezirk Schleswig mit 21 landrätlichen Kreisen; sie hat 54 Städte, 1802 Landgemeinden und 348 Gutsbezirke. In den Reichstag sendet die Provinz 10, in das Abgeordnetenhaus 19 Abgeordnete; im Herrenhause ist sie durch 7 Mitglieder (davon 4 auf Präsentation berufen) vertreten. Der Sitz des Oberpräsidenten ist Schleswig. Das evang.-luth. Konsistorium, die oberste Behörde in evangelisch-kirchlichen Angelegenheiten, dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten unmittelbar untergeordnet, befindet sich in Kiel, das von ihm ressortierende Predigerseminar für Nordschleswig in Hadersleben. Die röm.-kath. Kirche gehört zum Kirchensprengel Osnabrück. Die Auseinandersetzungs- und Gemeinheitsteilungssachen werden von der Generalkommission in Hannover, die Angelegenheiten der höhern Lehranstalten, der Schullehrerseminare und Präparandenanstalten vom Provinzialschulkollegium in Schleswig bearbeitet. Die Provinz, einschließlich des Kreises Herzogtum Lauenburg, ist in den Ablösungssachen der Rentenbank zu Stettin zugeteilt. Für die indirekten Steuern und Zölle ist die Provinzialsteuerdirektion zu Altona zuständig. Das Medizinalkollegium hat seinen Sitz in Kiel. Die Deputation für das Heimatwesen befindet sich in Schleswig. Die Bergwerksangelegenheiten ressortieren vom Oberbergamt zu Clausthal, speziell von dem Bergrevierbeamten zu Hannover; die Geschäfte der frühern Berginspektion zu Segeberg bei Verwaltung des dortigen fiskalischen Gipswerkes sind auf die Berginspektion zu Lüneburg übergegangen. Die Staatseisenbahnen gehören zum Direktionsbezirk Altona; die Privateisenbahnen stehen unter Aufsicht des königl. Eisenbahnkommissariats zu Berlin. Die Provinz ist zum größern Teil der Oberpostdirektion zu Kiel, zum kleinern der Oberpostdirektion zu Hamburg zugeteilt. Sie bildet den Oberlandesgerichtsbezirk Kiel und hat drei Landgerichte: zu Altona mit 26 Amtsgerichten und einer Kammer für Handelssachen in Altona, zu Flensburg mit 22 und zu Kiel mit 22 Amtsgerichten. Militärisch gehört S. zum IX. Armeekorps (Generalkommando in Altona, Kommando der 18. Division in Flensburg); die Marinestation der Ostsee hat ihren Sitz in Kiel. Handelskammern bestehen zu Altona, Flensburg und Kiel. In der Provinz gilt die Provinzialordnung (s. d.) noch nicht; die Provinzialverfassung ist vielmehr noch die ständische in der zeitgemäß fortgebildeten Form, wie sie ihr am 22. Sept. 1867 verliehen ist; der Provinziallandtag zählt außer dem Besitzer der fürstl. Hessensteinschen Fideikommißgüter je 19 Vertreter der größern Grundbesitzer, der Städte und der Landgemeinden. Die provinzialständische Verwaltung (ständischer Verwaltungsausschuß und Landesdirektorat) hat ihren Sitz in Kiel. Der Kreis Herzogtum Lauenburg gehört nicht zum provinzialständischen Verbande der Provinz, bildet vielmehr einen eigenen Landeskommunalverband mit dem Verwaltungssitz in Ratzeburg.

An wissenschaftlichen und Schulanstalten besitzt die Provinz die Universität zu Kiel, die Marine-Akademie und Marineschule ebenda, 12 Gymnasien, 3 Realgymnasien, 1 Oberrealschule, 1 Progymnasium, 10 Realprogymnasien (zum Teil mit andern Lehranstalten verbunden), 3 Realschulen, 12 öffentliche Mittel- und höhere Mädchenschulen, 7 Schullehrerseminare, 2 königl. Präparandenanstalten, 1822 öffentliche Volksschulen, ferner 1 Landwirtschaftsschule, 2 Ackerbauschulen, 1 Baugewerksschule, 1 Handelsschule, 3 Navigations- und 4 Navigationsvorschulen, 1 Fachschule für Dampfschiffsmaschinisten, 1 Kadettenhaus, 1 Taubstummen- und 1 Blindenanstalt. Außerdem besteht zu Kiel das Thaulow-Museum für schlesw.-holstein. Holzschnitzwerke, Glas-, Thon-, Gewebe-, Metall- und Schmucksachen u. s. w.

Das Wappen der Provinz, ein durch eine aufsteigende Spitze in drei Felder geteiltes Schild, zeigt: a. im roten Felde ein von Silber und Rot quergeteiltes Schildlein, welches von den beiden obern Ecken und am untern Rande je von einem silbernen, mit der Spitze nach innen gekehrten Nagel, am obern Rande aber und an beiden Seiten von einem silbernen Nesselblatt begleitet ist (für Holstein); b. im goldenen Felde zwei übereinander gehende, blaue, rotgezüngte Löwen (für Schleswig); c. in der aufsteigenden Spitze im roten, von einer in Silber und Schwarz zu zwölf gestückten Einfassung umgebenen Felde einen silbernen Pferdekopf (für Lauenburg). Die Landesfarben sind Blau-Rot-Weiß.

Litteratur. Greve, «Geographie und Geschichte der Herzogtümer Schleswig und Holstein» (Kiel 1844); von Schröder, «Topographie des Herzogtums Schleswig» (2. Aufl., Oldenb. 1854); von Schröder und H. Biernatzki, «Topographie der Herzogtümer Holstein und Lauenburg ꝛc.» (2. Aufl., Oldenb. 1855—56); A. U. Hansen, «Charakterbilder

aus den Herzogtümern Schleswig, Holstein und Lauenburg» (Hamb. 1858); P. Chr. Hansen, «S., seine Wohlfahrtsbestrebungen und gemeinnützigen Einrichtungen» (Kiel 1882); Böger, «Topogr. Handbuch für die Provinz S. u. s. w.» (Kiel 1881); Manecke, «Topogr.-histor. Beschreibung der Städte, Ämter u. s. w. des Herzogtums Lauenburg» (Mölln u. Ratzeburg 1884); die Veröffentlichungen des königl. Statistischen Bureaus in Berlin. Außerdem ist zu verweisen auf die «Zeitschrift der Gesellschaft für schlesw.-holstein.-lauenburg. Geschichte» (Kiel 1871 fg.).

Geschichte. Die Rendsburger Linie des Schauenburgischen Hauses hatte 1386 das Herzogtum Schleswig (s. d.) und den größten Teil von Holstein (s. d.) unter ihrer Herrschaft vereinigt. Als aber bei einem Angriff auf Dithmarschen (s. d.) 4. Aug. 1404 Herzog Gerhard VI. erschlagen ward und nur unmündige Söhne hinterließ, benutzten die Beherrscher der unierten Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen, Königin Margareta und ihr Großneffe König Erich (von Pommern), diese Gelegenheit, um sich in den Streit über die Vormundschaft einzumischen. Wirklich gelang es ihnen, in Schleswig festen Fuß zu fassen. Nach Margaretas Tode ging Erich mit rücksichtsloser Gewalt vor und ließ durch ein Lehnsgericht zu Nyborg, Juli 1413, das Herzogtum Schleswig für ein verwirktes Lehn erklären. Darüber entbrannte ein 20jähriger wechselvoller Krieg, in dem anfangs S. allein den drei skandinav. Königreichen gegenüberstand. Sogar der röm.-deutsche Kaiser Sigismund bestätigte 1415 und nochmals 1424 den Spruch des dän. Lehnsgerichts. Die Söhne Gerhards VI. setzten jedoch den Kampf mutig fort, und als der älteste, Herzog Heinrich, vor Flensburg 1427 fiel, übernahm der zweite, Adolf VIII., das Herzogtum. Endlich nahm die deutsche Hansa für S. Partei und gab den Ausschlag. König Erich mußte 1432 Waffenstillstand und im Juli 1435 den Frieden zu Wordingborg auf Grundlage des thatsächlichen Besitzstandes abschließen. Der neugewählte dän. König Christoph (von Bayern) belehnte den Herzog Adolf zu Kolding 30. April 1440 mit dem Herzogtum Schleswig «zu einem rechten Erblehn». Nur die Enklaven Ripen und Mögeltondern, die Insel Amrum nebst Teilen von Röm, Sylt und Föhr blieben damals (und bis 1861) beim Königreich Dänemark. Auch der deutsche König Albrecht II. bestätigte 15. Aug. 1439 die Gerechtsame Adolfs auf Schleswig. So war die internationale Existenz S.s allseitig anerkannt.

Herzog Adolf VIII. starb kinderlos 4. Dez. 1459; mit ihm erlosch der Mannsstamm der Rendsburger Linie. Von zwei Seiten wurden jetzt Erbansprüche erhoben. Einerseits von der Schauenburgisch-Pinnebergischen Linie, welche in Holstein nächstberechtigt war, aber an der Gesamtbelehnung mit Schleswig niemals Anteil gehabt hatte. Andererseits von den Schwestersöhnen Adolfs VIII., den Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, von denen der älteste, König Christian I., seit 1448 auf dem dän. Throne saß und also Lehnsherr über Schleswig war. Auf einer Versammlung zu Ripen wußte dieser den sog. Landrat, welcher aus den höchsten Hof- und Landesbeamten, Geistlichen und Rittern bestand, für sich zu gewinnen, und so wählten sie ihn 5. März 1460 zum Landesherrn von S., wie es in der Urkunde heißt: «nicht als einen König zu Dänemark, sondern aus Gunst zu seiner Person». Auch blieb den Ständen für alle Zukunft das Recht vorbehalten, unter Christians Nachkommen und Erben einen Nachfolger zu wählen. Dagegen versprach der König-Herzog, «daß die Lande ewig zusammenbleiben sollten ungeteilt». Somit war eine Personalunion zwischen Dänemark und S. begründet, und im ganzen respektierte man diesen Vertrag während der beiden nächsten Jahrhunderte. Doch knüpfte sich das Verhältnis allmählich enger, namentlich durch die sog. Union von 1533, in der beide Teile sich zum friedlichen Austrag aller vorfallenden Streitigkeiten und zu gegenseitiger Kriegshilfe bei feindlichem Angriff verpflichteten. Diese Union wurde 1623 und abermals 1637 erneuert und erweitert, namentlich die Kriegshilfe auch auf rechtmäßige Offensivkriege ausgedehnt.

Die Nachkommenschaft Christians I. (s. Oldenburger Haus) herrschte in S. von 1460 bis 1863. Trotz der ausdrücklichen Bestimmung der Wahlkapitulation ließen nach Christians I. Tode (1481) die Stände sich bereden, dessen beide Söhne, den dän. König Hans und Herzog Friedrich I., als Landesherren zu erwählen. Diese teilten 1490, sodaß jeder eine Anzahl holstein. und schlesw. Ämter erhielt, Hans mit dem Hauptschloß Segeberg (Segebergischer Anteil), Friedrich mit dem Hauptschloß Gottorp (Gottorpischer Anteil). Als Hans 1513 starb, succedierte im Segebergischen Anteil sein Sohn, der dän. König Christian II., der 1523 vertrieben ward. Nunmehr vereinigte Friedrich I. wieder ganz S. unter seiner Herrschaft und wurde auch zum König von Dänemark und Norwegen erwählt. Unter Friedrich I. (gest. 1533) und seinem ältesten Sohn und Nachfolger Christian III. (gest. 1559) ward die Reformation in S. durchgeführt. Auch traten beide Fürsten in Verbindung mit dem Schmalkaldischen Bunde, ohne sich jedoch direkt in die deutschen Händel einzumischen. Desto größere Anstrengungen machte S. während der sog. Grafenfehde (s. Dänemark), um dem Herzog Christian auch zur dän.-norweg. Königskrone zu verhelfen. Im J. 1544 ward unter Zustimmung der Stände abermals eine Landesteilung vorgenommen. Der König-Herzog Christian III. erhielt die Hauptschlösser Sonderburg und Segeberg, während seine Brüder, Johann der Ältere das Schloß Hadersleben und Adolf das Schloß Gottorp, jedes mit den zugelegten schlesw. und holstein. Ämtern, nahmen. Unmittelbar nach Christians III. Tode vereinigte sich sein ältester Sohn, der König-Herzog Friedrich II., mit seinen beiden Oheimen Johann und Adolf zu einem Kriegszuge gegen Dithmarschen, 1559, das jetzt erobert und gleichfalls geteilt wurde. Bald darauf, 1564, teilte Friedrich II. wiederum mit seinem Bruder Johann (dem Jüngern), dem er das Schloß Sonderburg nebst mehrern Ämtern abtrat. Aber die Stände S.s weigerten sich, auch diesen als (vierten) Landesherrn anzunehmen. Die Folge war, daß Johann der Jüngere und seine Nachkommenschaft, die sog. Sonderburgische Linie, welche sich später in viele Zweige spaltete, niemals an der Landesregierung und Landeshoheit S.s teilnahmen, sondern die Regierungsrechte nur in den besondern Gebieten übten, die ihnen als Apanage überwiesen waren (abgeteilte Herren). Als 1580 Herzog Johann der Ältere von Hadersleben kinderlos starb, wurde sein Anteil zwischen den übrigen Linien geteilt. Seitdem gab es in S.

nur zwei regierende Landesherren. Friedrich II. und seine Nachkommen, welche auch die dän.-norweg. Krone trugen, beherrschten den sog. königlichen oder Segebergischen Anteil (später nach der neuen Hauptstadt Glückstadt benannt), und die Nachkommen des Herzogs Adolf beherrschten den Gottorpischen Anteil. In beiden Linien wurde durch Hausgesetze die Primogeniturordnung eingeführt, und nach längern Verhandlungen ließen die Stände 1616 das ihnen zustehende Wahlrecht fallen. In Holstein-Gottorp folgten auf den Herzog Adolf (1544—86) die Herzöge Friedrich II. (1586—87), Philipp (1587—90), Johann Adolf (1590—1616), Friedrich III. (1616—59), Christian Albrecht (1659—94), Friedrich IV. (1694—1702), Karl Friedrich 1702—39), Karl Peter Ulrich, der unter dem Namen Peter III. (s. d.) den russ. Kaiserthron bestieg (1739—62), endlich Großfürst Paul (1762—73), der nachmalige Kaiser Paul I. von Rußland. In Holstein-Glückstadt succedierten die König-Herzöge Friedrich II. (1559—88), Christian IV. (1588—1648), Friedrich III. (1648—70), Christian V. (1670—99), Friedrich IV. (1699—1730), Christian VI. (1730—46), Friedrich V. (1746—66) und Christian VII., welcher ganz S. wieder unter seinem Scepter vereinigte. Als das Schauenburgische Grafenhaus 1640 ausstarb, nahmen die beiden Mitregenten König Christian IV. und Herzog Friedrich III. die Herrschaft Pinneberg als einen «alten Teil und Zubehör» des Herzogtums Holstein in Besitz und teilten dieselbe unter sich, worauf Herzog Friedrich III. das ihm zufallende Amt Barmstedt 1649 an Christian von Rantzau überließ. Der deutsche Kaiser Ferdinand III. bestätigte diese Übertragung und erhob zugleich Rantzau in den deutschen Reichsgrafenstand, seinen neuen Besitz aber zu einer «unmittelbar freigehörigen» Reichsgrafschaft Rantzau, 16. und 20. Nov. 1650. Hier regierten die Reichsgrafen Christian (1650—63), Detlef (1663—97), Christian Detlef (1697—1721), und zuletzt Wilhelm Adolf (gest. 1734).

Der friedliche Wohlstand S.s wurde durch die unternehmungslustige, aber unglückliche Politik des Königs Christian IV. gestört. Die Einmischung desselben in den Dreißigjährigen Krieg veranlaßte erst eine Invasion der Kaiserlichen unter Tilly und Wallenstein (1626—29) und dann der Schweden unter Torstenson (1643—45), welche S. furchtbar verheerten. Schlimmer noch war es, daß das gute Einverständnis zwischen den beiden regierenden Linien aufhörte. Herzog Friedrich III. von Gottorp hatte 1654 seine Tochter mit dem König Karl X. Gustav von Schweden vermählt, der bald (1657—60) Dänemarks gefährlichster Feind wurde. In dem Kopenhagener Vertrage vom 2. (12.) Mai 1658 (bestätigt im Kopenhagener Frieden 1660) mußte der dän. König Friedrich III. dem Hause Gottorp die volle Souveränetät über den gottorpischen Anteil des Herzogtums Schleswig zugestehen. In einer zweiten Urkunde von demselben Tage, die aber noch über 100 Jahre lang ein dän. Staatsgeheimnis blieb, übertrug der König auch für den königl. Anteil von Schleswig die volle Souveränetät sich selbst und seinem Mannsstamme. Somit war die uralte dän. Lehnshoheit über das Herzogtum Schleswig aufgehoben.

Seitdem die königl. Linie Holstein-Glückstadt in Dänemark 1660 das unumschränkte Erbkönigtum erlangt hatte, war dieselbe unausgesetzt beflissen, die zerstückelten Bestandteile S.s unter ihrer Herrschaft wieder zu vereinigen. Ohne besondere Schwierigkeit gelang das allmählich mit den abgeteilten Herrschaften der Linie Sonderburg (1667—1779) und mit der Reichsgrafschaft Rantzau (1726). Dagegen die Herzöge von Holstein-Gottorp, welche mit Schweden und nachmals mit Rußland Familienverbindungen anknüpften, waren nicht so leicht zu verdrängen. Die langwierigen Händel zwischen den beiden regierenden Linien hatten zur Folge, daß die ständische Verfassung S.s außer Gebrauch kam. Schon 1675 mußte Herzog Christian Albrecht in Hamburg eine Zuflucht suchen, während die Dänen sein Gebiet occupierten, und erst durch den Altonaer Vergleich vom 20. (30.) Juni 1689 ward er in seine Besitzungen und Rechte wieder eingesetzt. Viel mehr noch hatte das Land während des großen Nordischen Kriegs zu leiden, wo die herzogl. Festung Tönningen mehrmals belagert und bombardiert, die königl. Stadt Altona 1713 niedergebrannt wurde. Abermals occupierten die Dänen das ganze gottorpische Gebiet. Allerdings wurde 1720, auf Geheiß des deutschen Kaisers, das gottorpische Holstein dem Herzog Karl Friedrich zurückgegeben, der nun in Kiel seine Residenz nahm (Holstein-Kiel). Aber König Friedrich IV. behielt den vormals gottorpischen Anteil von Schleswig und inkorporierte denselben seinem Reiche, 22. Aug. 1721. Die Verhandlungen über einen Ausgleich schleppten sich viele Jahre hin, ohne Resultat. Als Herzog Karl Peter Ulrich unter dem Namen Kaiser Peter III. 1762 den russ. Thron bestieg, traf er sofort Anstalten, um sein schlesw. Erbland wiederzuerobern; jedoch nach seiner Entthronung und Ermordung kam es zu einer Verständigung mit der russ. Kaiserin Katharina II., welche für ihren Sohn, den Großfürsten und Herzog Paul, die vormundschaftliche Regierung in Holstein-Kiel übernahm. Am 22. April 1767 ward ein provisorischer Traktat abgeschlossen, demgemäß das Haus Gottorp auf Schleswig verzichten und seinen Anteil von Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst austauschen sollte. Nachdem Großfürst Paul volljährig geworden, kam der Definitivtraktat vom 1. Juni 1773 zu Stande, worauf zu Kiel 16. Nov. 1773 die Übergabe des großfürstl. Anteils erfolgte.

Somit war S. zusammen mit den Königreichen Dänemark und Norwegen unter dem Scepter des Königs Christian VII. vereinigt. Von der ursprünglichen Personalunion war keine Rede mehr, sondern thatsächlich galt S. als eine Provinz der dän. Monarchie. Auch bestand seit 1776 ein gemeinsames Indigenat. Dagegen blieben Gesetzgebung, Gerichtswesen und Verwaltung in Dänemark und S. sehr verschieden. Auch behielten die Herzogtümer ihr eigenes Münzwesen und bildeten ein abgesondertes Zollgebiet; sie wurden im Kanzleistil als die «Deutschen Provinzen», die «Deutschen Lande» bezeichnet. Die oberste Gesetzgebung und Regierung ward von der sog. Deutschen Kanzlei in Kopenhagen (seit 1806 Schleswig-Holsteinische und seit 1815 Schleswig-Holstein-Lauenburgische Kanzlei genannt) ausgeübt. Ein königl. Statthalter für S., meist von fürstl. Geblüt, residierte 1731—1846 auf dem Schlosse Gottorp. Die königl. Gewalt wurde unumschränkt gehandhabt, aber mit Mäßigung. Das Land genoß seit dem großen Nordischen Kriege mehr als 80 Friedensjahre und konnte sich wieder zum Wohlstand erheben. Auch von den Revolutions-

kriegen ward S. nicht direkt berührt. Der Umsturz des Deutschen Reichs (1806) löste Holstein von der uralten Lehnsverbindung. Während der nächsten Jahre ward König Friedrich VI. in die Napoleonischen Kriege und das Kontinentalsystem verwickelt. Noch schlimmer ward es, als 1813 der partielle dän. Staatsbankrott eintrat und eine alliierte Armee unter dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden das Land feindlich überzog. Im Frieden zu Kiel, 14. Jan. 1814, fiel die schlesw. Insel Helgoland definitiv an England. Nach Errichtung des Deutschen Bundes mußte König Friedrich VI. diesem für das vormalige deutsche Reichsland Holstein beitreten (14. Juli 1815).

Der geistige und nationale Aufschwung, den die Befreiungskriege in Deutschland hervorgerufen hatten, ließ S. nicht unberührt. Man begann sich der alten Landesrechte von 1460 zu erinnern, während dänischerseits für ein «Dänemark bis zur Eider» agitiert wurde. Die Ritterschaft, als deren Sekretär damals Professor Dahlmann fungierte, wandte sich 1822 mit einer Eingabe an den Deutschen Bund und bat, derselbe möge die holstein. Verfassung in ihrer ganzen, namentlich auch auf die Verbindung mit Schleswig bezüglichen Ausdehnung in seinen Schutz nehmen. Es erfolgte 27. Nov. 1823 ein abschlägiger Bescheid, welcher darauf basiert war, daß die alte Verfassung nicht mehr in anerkannter Wirksamkeit bestehe. Friedrich VI. ließ nun auch den Plan fallen, für Holstein allein in Gemäßheit des Art. 13 der Bundesakte eine Verfassung zu geben. Erst unter dem Eindruck der franz. Julirevolution von 1830 brachte Uwe Jens Lornsen das Verfassungswerk wieder zur Sprache, wofür er hart büßen mußte. Doch erfolgten bald darauf die Gesetze vom 28. Mai 1831 und 15. Mai 1834, welche beratende Provinzialstände nach preuß. Vorbilde einführten; für Schleswig in der Stadt Schleswig, für Holstein in Itzehoe. Dagegen wurden gleichzeitig 1834 für beide Herzogtümer die sog. Schleswig-Holsteinische Regierung auf Gottorp und das Oberappellationsgericht zu Kiel eingesetzt. Somit hatten (wie die dän. Erklärung am Bundestage 7. Sept. 1846 lautete) «die beiden Herzogtümer S., bis auf Holsteins Eigenschaft als Bundesstaat und die abgesonderten Ständeversammlungen, neben dem Socialnexus der Ritterschaft, bei gemeinsamer oder gleichartiger Gesetzgebung und Verwaltung, alle öffentlichen Rechtsverhältnisse miteinander gemein».

König Christian VIII. sah es als seine Lebensaufgabe an, die Verbindung zwischen Dänemark und S. enger zu knüpfen und beide Teile zu einem wirklichen «dän. Gesamtstaate» zu verschmelzen. Besonders empfand man es in S. schwer, daß die Herzogtümer ihren mit Hamburg und Lübeck übereinstimmenden Münzfuß aufgeben und sich dem dän. Münzsystem anbequemen sollten. Ernstlich jedoch wurde man erst beunruhigt, als die Provinzialstände der dän. Inseln zu Roeskilde 1844 beantragten: der König möge die dän. Monarchie für ein unteilbares Ganzes erklären, das nach der agnatisch-kognatischen Erbfolgeordnung des dän. Königsgesetzes von 1665 vererbe. Nun setzte Christian VIII. eine Kommission nieder zur Untersuchung der Erbfolgefrage, und nachdem diese ihre Arbeit vollendet, erließ er den «Offenen Brief» vom 8. Juli 1846. Darin hieß es, «daß ebenso wie in Dänemark und Lauenburg auch in ganz Schleswig und einigen Teilen Holsteins die Erbfolge des Königsgesetzes gültig sei; rücksichtlich des übrigen Holstein walteten anderweitige Verhältnisse ob; doch werde der König unablässig bestrebt sein, die vollständige Anerkennung der Integrität des dän. Gesamtstaats zu Wege zu bringen». Dieser Offene Brief stieß allerseits auf energischen Widerstand. Die Agnaten von der Gottorpischen und der Sonderburgischen Linie, mit einziger Ausnahme des Prinzen Christian von Glücksburg, legten sowohl in Kopenhagen wie auch beim Deutschen Bundestage Protest ein. Die Bevölkerung protestierte in Volksversammlungen und Adressen. Auch die Provinzialstände protestierten, worauf ihre Auflösung verfügt ward. In ganz Deutschland zeigte sich die lebhafteste Sympathie für S. Die deutsche Bundesversammlung konstatierte in ihrem Beschluß vom 17. Sept., daß Dänemark beruhigende Erklärung gegeben, und sprach die Erwartung aus, daß der König bei endlicher Feststellung der Erbfolgefrage «die Rechte aller und jeder, insbesondere des Bundes, der erbberechtigten Agnaten und der holstein. Landesvertretung beachten werde». Nunmehr erließ Christian VIII. eine Bekanntmachung vom 18. Sept. 1846, daß es seine Absicht nicht gewesen, die Rechte der Herzogtümer zu kränken oder ihre Verbindung zu lösen. Zugleich aber deutete er darauf hin, daß die Verbindung und die Unteilbarkeit Holsteins durch die Anerkennung der Unzertrennlichkeit der dän. Monarchie bedingt sei. Darauf ließ der König den Entwurf zu einer Gesamtstaatsverfassung ausarbeiten, welche neben den Provinzialständen einen gemeinschaftlichen Landtag für die dän. Monarchie mit beschließender Kompetenz in Aussicht stellte. Indessen starb er 20. Jan. 1848. Erst sein Sohn Friedrich VII. veröffentlichte 28. Jan. die Entwürfe des Vaters und berief zur Prüfung derselben «erfahrene Männer» nach Kopenhagen. Diese Versammlung kam jedoch nicht zu Stande, indem unter dem Eindruck der franz. Februarrevolution die Volksbewegung einen gewaltsamern Charakter annahm. Am 18. März traten etwa 70 schlesw.-holstein. Ständemitglieder in Rendsburg zusammen und schickten eine Deputation nach Kopenhagen, um von dem König außer liberalen Zugeständnissen die Vereinigung der beiden Provinzialständeversammlungen zum Zwecke der Beratung einer schleswig-holstein. Verfassung und den Beitritt Schleswigs zum Deutschen Bunde zu erbitten. Inzwischen hatte eine Massendemonstration in Kopenhagen 21. März das eiderdänische sog. Casino-Ministerium ans Ruder gebracht. Am 24. März 1848 erhielt die Deputation die Antwort, «daß der König gesonnen sei, dem Herzogtum Holstein eine freie Verfassung zu gewähren und sich den Bestrebungen für ein deutsches Parlament offen anzuschließen; daß er aber weder das Recht, noch die Macht, noch den Willen habe, Schleswig dem Deutschen Bunde einzuverleiben, dagegen die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark durch eine gemeinsame freie Verfassung kräftigen wolle». So war die Verbindung S.s durch ein Machtwort zerrissen.

Auf die Kunde von den Vorgängen in Kopenhagen trat zu Kiel in der Nacht vom 23. bis 24. März 1848 eine Provisorische Regierung zusammen, bestehend aus Graf Friedrich Reventlow, Prinz Friedrich von Augustenburg-Noer, Advokat Beseler u. a. m. Am nächsten Morgen fuhr Prinz Friedrich mit dem

kieler Jägerbataillon und einigen Freiwilligen auf der Eisenbahn nach Rendsburg und drang unbemerkt durch ein Ausfallsthor in die Festung ein, wo der dän. General, vollständig überrascht, ohne Widerstand das Kommando abgab. Das ganze Land unterwarf sich der Provisorischen Regierung. Der deutsche Bundestag beschloß die Verbindung S.s zu beschützen, womit insbesondere Preußen beauftragt wurde. Der hieraus entstehende Krieg nahm einen für S. unheilvollen Verlauf. (S. **Deutsch-Dänischer Krieg von 1848 bis 1850.**) Am 2. Juli 1850 schloß Preußen für sich und den Deutschen Bund mit Dänemark den Frieden zu Berlin, indem beide Teile sich alle Rechte, die ihnen vor dem Kriege zustanden, reservierten. Die schlesw.-holstein. Armee widerstand noch einige Zeit der dänischen Übermacht; jedoch verlangte der restaurierte deutsche Bundestag, auf dem auch ein dän. Gesandter für Holstein-Lauenburg seinen Sitz einnehmen durfte, 25. Okt. 1850 die Einstellung der Feindseligkeiten, und zu diesem Zweck trafen zwei Bundeskommissare 6. Jan. 1851 in Kiel ein, welche im Falle der Weigerung mit einer Bundesexekution durch österr. und preuß. Truppen drohten. Beseler trat aus der Statthalterschaft aus und verließ das Land. Reventlow legte 1. Febr. seine Regierungsgewalt in die Hände der Bundeskommissare nieder, denen sich als landesherrlicher Kommissar Graf Heinrich von Reventlow-Criminil anschloß. Diese drei bestellten 2. Febr. 1851 für Holstein eine sog. Civilbehörde in Kiel. Die Festung Rendsburg erhielt eine österr.-preuß. Bundesgarnison; eine österr. Reserve blieb in Altona und Hamburg stehen. Jede Verbindung Schleswigs mit Holstein ward beseitigt, die Kompetenz des kieler Oberappellationsgerichts daselbst aufgehoben, auch im Dez. 1851 eine Zollgrenze an der Eider errichtet. Nichts aber empfand man schwerer, als daß durch die sog. Sprachreskripte vom Febr. und März 1851 in dem sog. gemischten Distrikt von 90000 E., anstatt der deutschen, ausschließlich dän. Schulsprache und der abwechselnde Gebrauch der dän. und deutschen Kirchensprache vorgeschrieben wurde. Nach längern Verhandlungen anerkannten Österreich und Preußen das Prinzip des dän. Gesamtstaats und willigten in die definitive Trennung Schleswigs von Holstein. Nur das ward ausbedungen, daß die Herzogtümer innerhalb des Gesamtstaats eine selbständige und mit dem Königreich Dänemark gleichberechtigte Stellung erhalten sollten. Auf Grundlage dieser Vereinbarungen erließ König Friedrich VII. die Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852, welche das neue Gesamtstaatsprogramm enthielt. Für S. beließ diese Urkunde einige gemeinschaftliche nichtpolit. Einrichtungen und Anstalten, nämlich die Universität Kiel, die Ritterschaft, den schlesw.-holstein. Eiderkanal, das Brandversicherungswesen, die Strafanstalten (zu Glückstadt), das Taubstummeninstitut und die Irrenanstalt (zu Schleswig). Am 18. Febr. 1852 übergaben die Bundeskommissare dem zum dän. Minister für Holstein ernannten Grafen Reventlow-Criminil die volle Regierungsgewalt, und die Bundestruppen räumten das Land. Der deutsche Bundestag genehmigte 29. Juli 1852 die österr.-preuß.-dän. Vereinbarungen.

Nach Wiederherstellung der dän. Herrschaft wurde S. von den gesamtstaatlichen Organisationen betroffen. Im Juli 1853 ward die dän. Zollgrenze von der Eider an die Elbe vorgeschoben; die schlesw. und holstein. Bataillone wurden nach Dänemark, nationaldän. Truppen nach den Herzogtümern verlegt. Das dän. Münzsystem sollte mit aller Strenge durchgeführt werden. Doch scheiterte der Plan wenigstens in Holstein an dem passiven Widerstand der Bevölkerung und an den Verkehrsbeziehungen mit Hamburg und Lübeck. Die den Herzogtümern versprochenen verfassungsmäßigen Rechte wurden ihnen nur in ganz ungenügender Weise gewährt, für Schleswig 15. Febr. und für Holstein 11. Juni 1854. Schleswig war in diesen Verfassungsurkunden als ein «unzertrennliches Zubehör der dän. Krone», dagegen Holstein als ein «selbständiger Teil der dän. Monarchie» bezeichnet. Bei der verfassungsmäßigen Einrichtung des Gesamtstaats wurden die schlesw. und holstein. Stände gar nicht gehört. Unter solchen Verhältnissen konnte S. zu keiner wirklichen Beruhigung gelangen. Nach den ersten Jahren der Abspannung und Erschöpfung begann allmählich eine deutsche Opposition fast gleichzeitig im Reichsrat und in den beiden Provinzialständeversammlungen. Da die dän. Regierung auf die Abmahnungen Österreichs und Preußens nicht hören wollte, so brachten diese Okt. 1857 die sog. Holstein-Lauenburgische Sache wieder vor den Deutschen Bund. Dieser veranlaßte zunächst Friedrich VII. zum Patent vom 6. Nov. 1858, welches die nicht mit den Ständen beratenen Abschnitte der holstein. Verfassung, sowie auch die Gesamtstaatsverfassung für Holstein (und Lauenburg) aufhob.

Unterdes war S. von dem Umschwung berührt worden, den der Regierungsantritt des Prinz-Regenten, nachmals Königs Wilhelm I., in Deutschland hervorrief. Es organisierte sich im Anschluß an den Deutschen Nationalverein unter dem Abgeordneten für Kiel, Theodor Lehmann, eine nationale Partei in S., deren Programm außer dem alten Landesrechte den «Anschluß der Herzogtümer an das unter Preußens Führung centralisierte Deutschland» verlangte. Aber gleichzeitig hatte auch in Dänemark die nationalliberale (eiderdän.) Partei sich zu größerer Energie aufgeschwungen, und die Regierung ließ sich willig vorwärts drängen. Große Fortifikationen bei Düppel und am Danewerk wurden in Angriff genommen. Als die holstein. Stände in einer Adresse vom 18. Febr. 1863 die Wiedervereinigung S.s als die einzig befriedigende Lösung betonten, verweigerte der Landtagskommissar die Annahme dieses Aktenstücks. Nunmehr wandte sich die Versammlung mit einem Gesuch um Schutz der Rechte und Interessen Holsteins (19. März) an den Deutschen Bund. Noch rücksichtsloser wurden die schlesw. Stände behandelt, sodaß die deutsche Majorität ihr Mandat niederlegte, und die Versammlung mußte (Juli 1863) aufgelöst werden. Die dän. Regierung war jetzt entschlossen, den äußersten Schritt zu thun. Bereits 12. Nov. 1862 hatte man für das Herzogtum Holstein eine sog. holsteinische Regierung angeordnet, die im nächsten Frühjahr nach Plön verlegt wurde. Dann folgte die königl. Bekanntmachung vom 30. März 1863, betreffend die Verfassungsverhältnisse Holsteins, welche die beschlossene «Aussonderung» thatsächlich vollzog. Das Herzogtum erhielt dadurch ein abgesondertes Bundeskontingent und Militärbudget. Im übrigen sollte es die Beiträge zu den Gesamtstaatsfinanzen unverändert fortbezahlen, ohne irgend

welchen Einfluß auf die Gesamtstaatsverwaltung zu haben. Endlich ward ein neues «Grundgesetz für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten Dänemarks und Schleswigs» 29. Sept. dem dän.-schlesw. Reichstag vorgelegt und 13. Nov. 1863 von demselben genehmigt, mit der Bestimmung, daß es 1. Jan. 1864 in Kraft trete. Somit hatte Dänemark vollends die Vereinbarungen von 1851 und 1852 zerrissen, ohne sich an den Bundesbeschluß vom 1. Okt. 1863 zu kehren, der nach langen Zögerungen das Exekutionsverfahren wegen Nichterfüllung bundesmäßiger Verpflichtungen bezüglich der Verfassungsverhältnisse Holsteins (und Lauenburgs) gegen den König-Herzog einleitete.

So war die Sachlage, als König Friedrich VII. auf seinem Schloß Glücksburg 15. Nov. 1863 starb. Mit ihm erlosch die königl. Linie des Oldenburger Hauses (Holstein-Glückstadt). Zunächst trat der durch den Londoner Traktat designierte Thronerbe, König Christian IX., auch in S. die Herrschaft an. Dem gegenüber erklärte durch Patent aus Dolzig 16. Nov. der Erbprinz Friedrich Christian August von Augustenburg, gestützt auf die agnatische Erbfolgeordnung des Oldenburger Hauses und auf das schlesw.-holstein. Staatsgrundgesetz von 1848, seinen Regierungsantritt als Herzog Friedrich VIII. von S. und dessen Lostrennung von Dänemark. Deutschgesinnte Männer ohne Unterschied der Partei vereinigten sich zur Unterstützung des Erbprinzen. In Deutschland hatte eine Volksbewegung begonnen, die auf einen deutschen Nationalkrieg zur Befreiung S.s hinarbeitete. Vorläufig blieb die Aktion dem Deutschen Bunde überlassen, der 28. Nov. die holstein. Stimme am Bundestag suspendierte und 7. Dez. die sofortige Exekution in Holstein (und Lauenburg) beschloß, unter Vorbehalt seiner kompetenzmäßigen Entscheidung über die Successionsfrage. Mit der Vollstreckung wurden in erster Reihe Sachsen und Hannover beauftragt. Während eine von Österreich und Preußen gestellte Reserve in Hamburg und Lübeck stehen blieb, überschritten die Sachsen und Hannoveraner 23. Dez. die Grenze Holsteins und besetzten bis zum 31. Dez. das ganze Herzogtum. Die Bundeskommissare, die ihren Sitz in Altona nahmen, erklärten die holstein. Regierung in Plön für aufgehoben und bestellten dafür eine sog. «Herzogliche Landesregierung» in Kiel. Die königl. dän. Insignien wurden allenthalben entfernt. Gleichzeitig benutzte die holstein. Bevölkerung ihre Freiheit zu lebhaften Demonstrationen für den Erbprinzen Friedrich, der an vielen Orten und namentlich auch auf einer von etwa 15000 Menschen besuchten «allgemeinen Landesversammlung» zu Elmshorn 27. Dez. als Herzog ausgerufen ward. Am 30. Dez. traf Erbprinz Friedrich in Glückstadt ein und ging weiter nach Kiel, indem er jedoch den Bundeskommissaren erklären ließ, daß er nur als «Privatmann» gekommen sei und dem Deutschen Bunde in keiner Weise vorgreifen wolle.

Unterdessen hatte fast die ganze dän. Armee an der Eider und dem Danewerk Stellung genommen, und Dänemark verweigerte hartnäckig die Wiederaufhebung des dän.-schlesw. Grundgesetzes. So verbündeten sich Österreich und Preußen durch die (geheime) Konvention vom 16. Jan. 1864 zu einer Occupation (Inpfandnahme) Schleswigs und eroberten bis zum Juli ganz Jütland (s. Deutsch-Dänischer Krieg von 1864); da bat Dänemark um Frieden. Am 18. Juli wurde zu Christiansfeld eine vorläufige Waffenruhe abgeschlossen, und 1. Aug. unterzeichnete man die Friedenspräliminarien zu Wien (s. unter Wiener Friedensschlüsse), wodurch König Christian IX. alle seine Rechte auf S. (und Lauenburg) an Österreich und Preußen abtrat. Dagegen bewilligten die deutschen Großmächte einen Waffenstillstand zunächst auf drei Monate, während dessen jedoch Jütland von den alliierten Truppen besetzt bleiben sollte.

Die internationale Seite der schlesw.-holstein. Frage war damit in der Hauptsache gelöst; aber desto größer wurden die anderweitigen Verwickelungen. Neben dem Erbprinzen von Augustenburg war als zweiter Prätendent der Großherzog Peter von Oldenburg aufgetreten, dem Kaiser Alexander II. von Rußland als Chef der Linie Holstein-Gottorp (zu Kissingen 19. Juni 1864) alle seine Erbansprüche auf S. cediert hatte. Der Deutsche Bund hatte unter dem Druck der beiden deutschen Großmächte auf eine selbständige Politik verzichten müssen. Auch in S. erlitt die Bundesautorität schwere Niederlagen. Tumultuarische Vorgänge zwischen preuß. und hannov. Soldaten in Rendsburg gaben die Veranlassung, daß die Preußen 21. Juli die Bundestruppen nötigten, diese Festung zu räumen. Inzwischen hatten die Friedensverhandlungen 25. Aug. begonnen, und auf Grundlage der Präliminarien kam der Friede zu Wien 30. Okt. zum Abschluß. Dieser Friedensvertrag enthielt zunächst eine durchgreifende Grenzregulierung; es wurden nämlich die dän. Enklave Mögeltondern (acht Kirchspiele) nebst der dän. Insel Amrum und den dän. Teilen der Inseln Föhr, Sylt und Röm mit S. vereinigt, wogegen die schlesw. Insel Arröe und zwölf Kirchspiele im äußersten Nordosten und Nordwesten des Landes (bei Kolding und Ripen) an Dänemark fielen. Weiter wurde stipuliert, daß S. (und Lauenburg) von der dän. Gesamtschuld 29 Mill. dän. Thaler und überdies die Rückerstattung der Kriegskosten an die deutschen Großmächte übernehmen sollte. Nunmehr forderte Preußen 29. Nov. die Regierungen von Sachsen und Hannover auf, ihre Truppen aus Holstein (und Lauenburg) zurückzuziehen, da die nur gegen die dän. Regierung verhängte Bundesexekution daselbst durch den Wiener Frieden gegenstandslos geworden sei. Hannover erklärte sich dazu bereit, während Sachsen an die Entscheidung des Bundes appellierte. Am 1. Dez. stellten Österreich und Preußen beim Bundestage den förmlichen Antrag auf Beendigung des Bundesexekutionsverfahrens und Zurückziehung der Exekutionstruppen. Am 5. Dez. ward dieser Antrag angenommen. Am 7. Dez. 1864 legten die Bundeskommissare ihr Amt nieder und übergaben die Verwaltung Holsteins (und Lauenburgs) an die österr.-preuß. Civilbehörde, die demnächst die Regierung in Kiel aufhob und 1. Febr. 1865 für S. wieder nach alter Weise eine «Schleswig-Holsteinische Landesregierung» auf Schloß Gottorp bei Schleswig einsetzte.

Immer deutlicher gaben sich jetzt die Ziele der preuß. Politik kund. Unterm 14. Dez. 1864 erhielt das preuß. Kronsyndikat den Auftrag, ein Rechtsgutachten über die vorliegenden sämtlichen Ansprüche auf S. (und Lauenburg) zu erstatten. Acht Tage später (22. Dez.) richtete Baron Karl von Scheel-Plessen nebst 16 Genossen eine Adresse an den wiener und berliner Hof, welche den «engsten Anschluß» S.s an die preuß. Monarchie als

wünschenswert bezeichnete. Diese sog. Siebzehner-Adresse veranlaßte eine Augustenburgische Gegendemonstration, die sog. Vierziger-Erklärung zu Kiel 15. Jan. 1865, welche die sofortige «Konstituierung des schlesw.-holstein. Staats unter Herzog Friedrich VIII.» forderte. Dem gegenüber vereinigte sich die nationale Partei (zu Rendsburg 12. Febr.) über ein polit. Programm, worin alles Gewicht auf die bundesstaatliche Unterordnung S.s unter die «Schutzmacht» Preußen gelegt war. Seit dieser offenen Spaltung entbrannte in S. ein lebhafter Parteikampf. Andererseits fing Österreich jetzt an, der preuß. Politik mit größerer Entschiedenheit entgegenzutreten, indem es namentlich die Verlegung der preuß. Marinestation von Danzig nach Kiel zu durchkreuzen versuchte. Endlich formulierte eine österr. Depesche vom 10. Juli das äußerste Maß der an Preußen in S. einzuräumenden Zugeständnisse. Ein offener Bruch schien unvermeidlich; doch fand die Diplomatie ein Auskunftsmittel. Durch die am 14. Aug. abgeschlossene Konvention von Gastein (s. d.) wurde, unbeschadet der Fortdauer der durch den Wiener Frieden gemeinsam erworbenen Rechte, stipuliert, daß Österreich diese Rechte in Holstein, Preußen in Schleswig ausüben, Lauenburg dagegen definitiv an Preußen übergehen solle. Bald darauf (11. Sept.) erstattete das preuß. Kronsyndikat das erforderte Rechtsgutachten. Dasselbe lief in der Hauptsache darauf hinaus, daß die auf dem Londoner Traktat von 1852 beruhende dän. Thronfolgeordnung auch in S. Rechtskraft erlangt habe, und daß Preußen und Österreich, als Rechtsnachfolger des Königs Christian IX., nicht verpflichtet seien, Erbansprüche anderer Mitglieder des Oldenburger Hauses anzuerkennen.

Am 15. Sept. 1865 trat die durch den Gasteiner Vertrag geschaffene neue Ordnung ins Leben. Im Herzogtum Schleswig ward der General Freiherr von Manteuffel zum königl. preuß. Militär- und Civilgouverneur ernannt. Unter ihm fungierte der bisherige Civilkommissar von Zedlitz als Regierungspräsident und eine «Schleswigsche Regierung» auf Schloß Gottorp. Im Herzogtum Holstein trat als kaiserl. österr. Statthalter der Feldmarschall-lieutenant Freiherr von Gablenz ein, der seine Residenz in Kiel nahm; ihm war als Civiladlatus der Ministerialrat von Hoffmann beigeordnet. Eine «Herzoglich Holsteinische Landesregierung» ward in Kiel errichtet. In der ersten Zeit bestand ein notdürftiges Einverständnis zwischen beiden Gouvernements. Seit Anfang 1866 trat indessen der Zwiespalt der beiden Mitbesitzer immer deutlicher hervor. Es handelte sich dabei nicht mehr allein um die Herzogtümer, sondern um die Oberherrschaft in Deutschland, und so mußten alle Vermittelungsversuche erfolglos bleiben. Nach einem gereizten Notenwechsel stellte Österreich 1. Juni die definitive Entscheidung der schlesw.-holstein. Frage dem Deutschen Bunde anheim und ließ durch den Statthalter die holstein. Provinzialstände nach Itzehoe berufen. Eine preuß. Depesche vom 3. Juni erklärte dies für einen Bruch der Gasteiner Konvention. Am 6. Juni notifizierte der Gouverneur Manteuffel dem Statthalter Gablenz, daß er beauftragt sei, zur Wahrung der Rechte Preußens wieder in Holstein einzurücken, worauf Gablenz 7. Juni sich nach Altona zurückzog und die österr. Truppen daselbst konzentrierte. Eine Proklamation Manteuffels (aus Rendsburg 10. Juni) verkündigte die Auflösung der sog. Herzoglich Holsteinischen Landesregierung und die Ernennung des Barons Karl von Scheel-Plessen zum königl. preuß. Oberpräsidenten für S. Am 11. und 12. Juni gingen die österr. Truppen über die Elbe nach Harburg, denen Erbprinz Friedrich folgte.

Der Deutsche Krieg von 1866 entschied über das Schicksal S.s, indem Österreich durch den Friedensvertrag zu Prag 23. Aug. 1866 (Art. V) seine im Wiener Frieden erworbenen Rechte an Preußen abtrat, mit der Maßgabe, daß die Bevölkerungen der nördl. Distrikte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollten. Doch blieben die deshalb 1867—68 geführten Verhandlungen zwischen der preuß. und der dän. Regierung ohne Resultat, und endlich ward Artikel V durch einen zu Wien 11. Okt. 1878 zwischen Preußen und Österreich abgeschlossenen Vertrag förmlich aufgehoben und außer Kraft gesetzt. Am 27. Sept. 1866 kam ein Vertrag zwischen Preußen und Oldenburg zu Stande, wodurch Großherzog Peter die Rechtsansprüche der Linie Holstein-Gottorp zu Gunsten des preuß. Königshauses aufgab. Dafür erhielt er, außer einer Summe von 1 Mill. Thlr., das holstein. Amt Ahrensböck und einige anstoßende kleine Distrikte, welche 19. Juni 1867 an das oldenb. Fürstentum Lübeck überliefert wurden. Schon vorher hatte (in Gemäßheit des Gesetzes vom 24. Dez. 1866 und des königl. Besitznahmepatents vom 12. Jan. 1867) die förmliche Einverleibung S.s in die preuß. Monarchie 24. Jan. 1867 stattgefunden. Nachträglich gewährte die preuß. Krone dem Hause Schleswig-Holstein-Glücksburg für die auf Art. XI des Wiener Friedens begründeten Ansprüche durch Gesetz vom 20. März 1882 eine Abfindungsrente von jährlich 54000 Mark. Auch das Herzoglich Schleswig-Holsteinische Haus (Augustenburg), welches den früher erhobenen Rechtsansprüchen auf S. zu Gunsten Preußens ausdrücklich entsagte und zugleich die während der Ereignisse von 1848 bis 1852 erlittenen Vermögensverluste geltend machte (18. Mai 1884), erhielt durch Gesetz vom 1. April 1885 eine Schadloshaltung, bestehend aus dem Schloß Augustenburg, den Rechten des Staats an dem Stadtschloß in Sonderburg, insbesondere an der dortigen Kapelle nebst Fürstengruft, und einer Jahresrente von 300000 Mark.

Litteratur. Außer den im Artikel «Holstein» angeführten Werken von Waitz und Handelmann vgl. Christiani, «Geschichte der Herzogtümer S.» (4 Bde., Flensb. 1776—79) und «Geschichte der Herzogtümer S. unter dem Oldenburgischen Hause» (Bd. 1 u. 2, Kiel 1781—84), fortgesetzt von Hegewisch (Bd. 3 u. 4, Kiel 1801—2) und von Kobbe (bis zum J. 1808; Altona 1834), die «Urkundensammlung» (1839 fg.), die «Quellensammlung» (1862 fg.), die «Regesten und Urkunden» (1885 fg.) und die periodischen Publikationen (seit 1833) der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte. Über die neuere Zeit vgl. Droysen und Samwer, «Die Herzogtümer S. und das Königreich Dänemark. Aktenmäßige Geschichte der dän. Politik seit dem Jahre 1806» (2. Aufl., Hamb. 1850); Lüders, «Denkwürdigkeiten zur neuesten schlesw.-holstein. Geschichte» (4 Bde., Stuttg. 1851—53); Fick, «Umriß der polit. Geschichte des dän.-deutschen Streits» (Berl. 1865); Handelmann, «Geschichte von S.» (Kiel 1874).

Schleswig-Holsteinischer Krieg, s. Deutsch-Dänischer Krieg von 1848 bis 1850, Bd. V, S. 106 fg.; von 1864, S. 108 fg.

Schlettau an der Saale, Pfarrdorf im preuß. Regierungsbezirk und Kreis Merseburg, unweit der Saale, Station der Linie Halle-Nordhausen-Münden der Preußischen Staatsbahnen, hat (1880) 562 E. und Braunkohlengruben.

Schlettau im Erzgebirge, Stadt mit sehr altem Schloß in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Annaberg, links an der Zschopau, 563 m über dem Meere, zählt (1885) 2683 E. und hat Fabrikation von Posamenten, Pappen, Kartonnagen, Schießpatronenkoffern, Eisenkurzwaren, landwirtschaftlichen und andern Maschinen, Pappladwaren, Sargverzierungen, Holzstoffen, Dampf-Knochenpräparaten, Leim, Knochenfetten, ferner Handel mit Spitzen und eine beträchtliche Landwirtschaft (etwa 1300 ha Flur). Auf dem südlich gelegenen Scheibenberg werden große Basalt- und Kiessandgruben betrieben, welche ein ausgezeichnetes Straßenbaumaterial liefern.

Schletterer (Hans Michel), musikal. Schriftsteller, geb. 29. Mai 1824 zu Ansbach, bildete sich in Kassel und Leipzig zum Musiker aus, wurde 1845 Musiklehrer zu Finstingen (Lothringen), 1847 Musikdirektor in Zweibrücken, 1854 Universitätsmusikdirektor in Heidelberg, 1858 Kapellmeister an prot. Kirchen in Augsburg. Hier begründete er 1866 den Oratorienverein, 1873 eine Musikschule. Er schrieb: «Das deutsche Singspiel» (Augsb. 1863), «Joh. Friedr. Reichardt» (Augsb. 1865), «Geschichte der geistlichen Dichtung und kirchlichen Tonkunst» (Bd. 1, Hannov. 1869), «Studien zur Geschichte der franz. Musik» (4 Bde., Berl. 1883 fg.) u. s. w. Als Komponist hat S. namentlich Gesangswerke veröffentlicht.

Schlettstadt, Kreisstadt im elsaß-lothring. Bezirk Unterelsaß, an der Ill, 45 km südlich von Straßburg, Station der Linien Straßburg-Basel, S.-Markirch und S.-Zabern der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, ist Sitz einer Kreisdirektion und eines Amtsgerichts, hat zwei Kirchen, ein Realgymnasium, ein Lehrerinnenseminar, eine städtische Bibliothek mit wertvollen Handschriften und zählt (1880) 8979 meist kath. E. In S. bestehen einige Metalldrahtfabriken, sonst wird vorzugsweise Handel mit landwirtschaftlichen Produkten getrieben. S. wird schon in einer Urkunde von 728 erwähnt, wurde durch den Hohenstaufen Friedrich II. 1216 mit Mauern versehen, dann freie Reichsstadt und schloß sich als solche dem Zehn-Städte-Bund an, dessen Archive sich in S. befanden, wurde 1632 von den Schweden, 1634 von den Franzosen eingenommen, welchen es durch den Westfälischen Frieden verblieb. Von Vauban 1676 befestigt, wurde S. 1814 von den Bayern, 1815 von den Österreichern bombardiert. Im Deutsch-Französischen Kriege kapitulierte die franz. Besatzung am 24. Okt. 1870 nach kurzer Beschießung. Deutscherseits wurde S. als Festung aufgegeben und sind die Festungswerke geschleift. Im 13. Jahrh. wurde zu S. das Glasieren thönerner Gefäße erfunden, im 15. Jahrh. errichtete hier Agricola (s. d.) eine Gelehrtenschule, welche über 900 Zöglinge zählte, darunter Erasmus von Rotterdam, Jakob Wimpheling, Martin Bucer, Jakob Spiegel, Beatus Rhenanus. Vgl. Dorlan, «Notices historiques sur S.» (Colmar 1843); Wolff, «Geschichte des Bombardements von S.» (Berl. 1874). — Der Kreis Schlettstadt zählt auf 635,48 qkm (1880) 73503 E.

Schleuder, im Altertum und im Mittelalter vorkommendes Hilfsmittel, um die Geschwindigkeit der mit der Hand zu werfenden Geschosse zu vermehren. Bei den Griechen hieß sie Sphendone (σφενδόνη) und wird schon von Homer erwähnt. Bei den Römern unterscheidet man zwei Arten von S.: die gewöhnliche, aus Riemen oder geflochtenem Haar bestehende, Funda genannt, die vor dem Wurfe über dem Kopfe geschwungen ward, und der Fustibalus (s. d.), eine Stockschleuder, bei welcher die Riemen mit einem Stabe verbunden waren, und die bloß geschnellt wurde. Aus beiden Arten wurden runde Kiesel (lapides missiles) oder auch eichelförmige, mit einem Stachel versehene Bleikugeln (glandes) mit einer solcher Heftigkeit geworfen, daß sie Helme und Schilder zerschlugen. Die Schleuderer gehörten bei den Alten zum leichten Fußvolk; die Griechen nannten sie Sphendoneten, die Römer Funditores. Berühmt als Schleuderer waren bei den erstern die Ätoler und Akarnaner, die Römer brauchten als solche namentlich die Bewohner der Balearischen Inseln.

Schleuderkasten, s. Hebekasten.

Schleudermaschine, soviel wie Centrifuge.

Schleudermühle, s. Desintegrator.

Schleuse, rechtsseitiger Zufluß der Werra auf der Südseite des Thüringerwaldes, bildet zuerst die Grenze zwischen Sachsen-Meiningen und dem preuß. Kreise Schleusingen, durchfließt dann den letztern und mündet oberhalb Themar; er ist für die Holzflößerei von Bedeutung.

Schleusen. Die einfache Schiffahrtskammerschleuse hat den Zweck, den Verkehr von Schiffen zwischen getrennten Wasserspiegeln zu vermitteln. Sie besteht aus einer hölzernen oder gemauerten Kammer, die im untern Teile ins Niveau des unterhalb gelegenen Wasserlaufs oder Kanals reicht. Die Kammer faßt ein oder mehrere Schiffe, ist mit dichten Stemmthoren versehen, um je nach Bedarf mittels des einen oder andern Thorpaares die Kammer gegen die obere oder untere Wasserhaltung abzuschließen. Die Stemmthore sind entweder mit Schützen versehen oder es befinden sich absperrbare Umläufe um die Thore, um eine Kommunikation des Wassers in die Schleusenkammer oder aus der Schleusenkammer zu ermöglichen. Soll ein Schiff aufwärts fahren, wird bei geschlossenen Oberthoren das allfällig in der S. vorhandene Wasser zuerst durch die Schütze im Unterthor entleert, bis das Niveau in der S. und in der untern Haltung dasselbe ist, nun werden die untern Thore geöffnet, das Schiff wird eingefahren, die untern Thore werden geschlossen und durch eine Schütze im Oberthor oder mittels eines Umlaufs Wasser in die S. fließen gelassen. Das Wasser hebt sich in derselben, bis es mit dem obern Niveau gleich hoch ist; nun können die Oberthore geöffnet werden und das Schiff ausfahren. Gewöhnlich werden die S. nur für ein Schiff gebaut, indes gibt es auch solche für zwei und mehr Schiffe (Doppel- oder Kesselschleusen), wobei nur die Kammer eine größere Breite erhält, die Häupter jedoch nur für ein Schiff konstruiert werden. Um hierbei das zuerst in die Kammer hineingefahrene Schiff auch wieder zuerst herausfahren lassen zu können, müssen die beiden Häupter nicht gegenüber, sondern schief versetzt angeordnet werden.

Die Teile des Baues, in welchem die Thore liegen, heißen die Häupter. Der Boden des Unterhauptes befindet sich in gleicher Höhe mit dem Boden der Kammer und bilden beide den Unterboden, während der Boden des Oberhauptes um das Gefälle der S. höher liegt und Oberboden heißt. Das Gefälle einer S. (Differenz der Ober- und Unterwasserhöhe) beträgt gewöhnlich 2 m. Es gibt jedoch auch Beispiele für ein Schleusengefälle von 6 m. Bei größern Gefällen wendet man gekuppelte, d. h. mehrere dicht hintereinander liegende S. an, bei welchen das Unterhaupt jeder obern S. zugleich Oberhaupt der folgenden untern S. ist. Um bei vorkommenden Reparaturen der Thore die Kammern wasserdicht abschließen zu können, befinden sich in den Mauern der Häupter vor und hinter den Thoren (in den sog. Vor- und Hinterböden) Dammfalze zum Einlegen der Dammbalken. Bei kleinen S., die nur eine sehr geringe Breite haben, werden die Thore auch einflügelig konstruiert. Das Unterhaupt der untersten S. eines schiffbaren Kanals, welche die Verbindung des Kanals mit einem Strom herstellt, muß offenbar die höchsten Wasserstände des letztern zurückhalten, wozu man das Unterhaupt mit einem zweiten Thorpaare, welches sich in entgegengesetzter Richtung, d. h. nach dem Strom zu öffnet, versieht. Diese Thore nennt man **Flutthore**. Etagenähnliche Erhöhungen der Oberthore bei Seeschleusen zur Abhaltung eines selten eintretenden hohen Wasserstandes heißen **Sturmthore**, für welche die gewöhnlichen Oberthore die Rolle der Schlagschwellen spielen. Natürlich muß hierbei auch die Mauerung des Oberthors eine entsprechend größere Höhe erhalten. Bei sehr großen S. hat man an Stelle der festen Thore bewegliche Verschlüsse, die sich als Sperrschiffe quer vor die Öffnung legen, zur Anwendung gebracht.

Die Erfindung der Kammerschleuse wird dem holländ. Ingenieur Simon Stevin im J. 1618 zugeschrieben. Nach Wiebeling soll bereits zur Zeit Wilhelms II. 1253 die Genehmigung zum Bau einer S. bei Spaardam erteilt und eine solche 1220 in Amsterdam erbaut worden sein. In einem Werke, das Leon Battista Alberti 1452 dem Papst Nikolaus V. überreichte, findet sich bereits die genaue Beschreibung einer Kammerschleuse. Nach Frisi soll die erste S. 1481 an der Brenta bei Padua erbaut worden sein. Mit Sicherheit läßt sich die S. erst Mitte des 15. Jahrh. nachweisen. In England wurde die erste S. erst bei der Schiffbarmachung des Calder und Aire (Gesetz vom 4. Mai 1699) in Anwendung gebracht. Wer auch der Erfinder der Kammerschleuse gewesen sein mag, sein Verdienst um die Wasserstraße ist das gleiche, wie das Stephensons um die Vervollkommnung des Landtransports.

Unter den hydraulischen S. versteht man Mechanismen, bei welchen das Schiff in einer beweglichen Kammer sich vertikal aufwärts bewegt, während eine zweite Kammer, die erstere balancierend, abwärts geht. Schon im vergangenen Jahrhundert wurde von James Andersen in Edinburgh eine Art der Darstellung des Gegengewichts für die bewegliche Schleusenkammer angegeben, die später Brownnill in Sheffield wiederholte, die aber um 1840 am Grand-Western-Kanal zur Ausführung gebracht ist. Es handelte sich darum, für ganz kleine Schiffe von 8 t Tragfähigkeit hölzerne Kästen zu benutzen, die mit Schützen geschlossen und an Ketten hängen, welche über Kettenscheiben geführt sind. Das Gefälle wird etwa 14 m betragen. Die Betriebskraft wird gewonnen, indem man den sinkenden Wasserspiegel in dem sinkenden Kasten um 5 cm überhöht; alsdann hebt ein Kasten den andern. Auf diese Art kann gleichzeitig ein Schiff gehoben und eins herabgelassen werden und die Gewichte derselben sind ohne Einfluß, da jedesmal eine denselben entsprechende Wassermenge aus der Kammer entweicht. Beide anschließende Kanalstrecken müssen in zwei Arme gespalten werden, von denen jeder mit einer Schleusenkammer in Verbindung gesetzt wird. In neuester Zeit hat diese S. ein großartiges Seitenstück an der hydraulischen S. zu Anderton am Weaverfluß und den Bauwerken in Frankreich und Belgien gefunden. Die hydraulische S. zu **Anderton am Weaverfluß**, welche von Sydingham Duer erbaut, 1875 dem Betriebe übergeben wurde, besteht aus zwei Kammern von 4,7 m Breite und 23 m Länge, welche auf je einem Preßkolben ruhen, mit Wasser gefüllt sind, und Schiffe von 2500 Ctr. aufzunehmen vermag. Die Preßcylinder stehen untereinander in Verbindung, beim Betriebe bekommt der obere Kasten um 15 cm mehr Wasserhöhe als der untere, erhält dadurch das Übergewicht und sinkt, den untern gleichzeitig hinausdrückend. Das Heben und Senken eines Schiffs erfordert etwa 8 m. Wenn ein beladenes Schiff abwärts und gleichzeitig ein leeres aufwärts transportiert wird, so drängt das beladene aus der Schleusenkammer so viel Wasser in das Oberwasser hinein, als seinem Gewicht entspricht, das leere Schiff entnimmt aus dem Oberwasser, wie seinem Gewicht zukommt. Ist nun die Tauchungstiefe des beladenen Schiffs bedeutend, so beträgt die hineingedrängte Wassermenge mehr als die Überhöhe von 15 cm und es findet geradezu eine Speisung der obern Strecke mit Wasser statt.

Schleusingen, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Erfurt, in schöner, gesunder Lage 397 m über dem Meere am südl. Abhange des Thüringerwaldes an dem Flüßchen Schleuse, in das hier die Erle und die Nahe münden, gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Landratsamts, hat ein altes, gut renoviertes Schloß, zwei Kirchen und ein Gymnasium und zählt (1885) 3613 E., welche Baumwollzeuge, Bleiweiß, Glas, Papier, physik. Instrumente, Porzellan und Holzspielwaren fabrizieren. In unmittelbarer Nähe liegt ein schön gebautes Kurhaus, in welchem Fichtennadel-, Mineral-, Moor- und Dampfbäder verabreicht werden. S. wird auch als klimatischer Kurort benutzt. Die Stadt gehörte, wie der ganze Kreis, der (seit 1866 mit Schmalkalden) eine Enklave am Thüringerwalde bildet, in früherer Zeit zu der Grafschaft Henneberg und kam nach dem Aussterben der Grafen von Henneberg 1583 an Kursachsen, 1815 aber an Preußen. Vgl. Geßner, «Geschichte der Stadt S.» (Schleus. 1861). — Im **Kreise Schleusingen**, der auf 457,9 qkm (1885) 41816 E. zählt, liegt auch die Stadt Suhl (s. d.). Vgl. Schotte, «Statistik des Kreises S.» (Schleus. 1882).

Schley, s. Schlei.

Schlich, Schlieg (Schlamm) nennt der Metallurg das Produkt der Aufbereitung (s. d.) auf nassem Wege, welches beim Aufschlämmen und

Verwaschen sein gepochter Erze vermittelst Wasser und Separieren der leichtern und schwerern (erzführenden) Teile entsteht. Je nach der Korngröße, nach welcher sich die S. im Schlämmgraben (Mehlführung) ansammeln, unterscheidet man rösche (grobkörnige) und zähe (feinkörnige) S., die nach Ablieferung an die Hütte entweder in rohem Zustande oder nach vorherigem Rösten auf ihren Metallinhalt weiter verarbeitet werden.

Schlichte (frz. parage, collage; engl. sizing, dressing), in der Weberei ein aus Stärke oder Mehl bereiteter Kleister, häufig mit Talg, Glyzerin, mit Schleim aus Leinmehl, Isländischem Moos etc. (vgl. Carragheen-Schlichte) vermischt, oder auch eine Lösung von Leim, Dextrin oder Gummi zum Bestreichen der Kettenfäden vor dem Weben, um die Festigkeit und Glätte derselben zu erhöhen und sie so gegen Reibung und Abnutzung zu schützen.

Schlichtegroll (Adolf Heinr. Friedr.), ausgezeichneter Numismatiker, der Begründer des »Nekrolog der Deutschen«, geb. 8. Dez. 1765 zu Waltershausen im Herzogtum Gotha, studierte zu Jena und Göttingen Theologie und Philosophie, wurde 1797 Professor am Gymnasium zu Gotha, 1801 zugleich Bibliothekar und Aufseher des Münzkabinetts. Seine Thätigkeit bekunden die »Annalen der Numismatik« (Bd. 1 u. 2, Gotha 1804) und die »Dactyliotheca Stoschiana« (2 Bde., Nürnb. 1805). Im J. 1807 wurde er Generalsekretär der königl. Akademie der Wissenschaften in München, später Direktor der Hofbibliothek und mit der Leitung der Akademie betraut. Mit dem Hofbibliothekar Scherer begründete er die Zeitschrift »Teutoburg« für die Fortbildung der deutschen Sprache, die aber keinen Bestand hatte. Dann gab er das »Turnierbuch des Herzogs Wilhelm IV. von Bayern« (4 Hefte, Münch. 1818—21) heraus. Einen weitverbreiteten Ruf erwarb ihm sein »Nekrolog der Deutschen« (28 Bde., Gotha 1791—1806). Er starb 4. Dez. 1822. Vgl. Weiller, »S.s Leben und Wirken« (Münch. 1823).

Schlichten (frz. parer, encoller, planer; engl. sizing, dressing, smoothing, planishing), in der Weberei die Kettenfäden mit einem klebrigen Stoff überziehen. (S. Schlichte und unter Weberei.)

Schlichten heißt auch das Ebnen und Glätten einer mit dem Hammer, dem Hobel, der Feile bearbeiteten Fläche, wonach die betreffenden Werkzeuge als Schlichthammer, Schlichthobel und Schlichtfeile bezeichnet werden.

Schlichtfeile (frz. lime douce, engl. smooth file), eine Feile mit feinem Hieb. (S. unter Feile.)

Schlichthammer (frz. marteau à planer, engl. planishing hammer), leichter Hammer mit runder, gewölbter Bahn zum Ausgleichen der Beulen und andern Unebenheiten bei Blecharbeiten.

Schlichthobel (frz. rabot à repasser, engl. smoothing-plane), ein Hobel, dessen Schneide für gröbere Arbeit in einem äußerst flachen Bogen gekrümmt, für feinere Arbeit völlig geradlinig ist.

Schlichtingsheim, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Fraustadt, 4 km rechts von der Oder, unweit links vom Landgraben, zählt (1880) 952 evang. E., hat viele Windmühlen, Gerberei und Mehlhandel und wurde 1645 von prot. Schlesiern angelegt.

Schlichtmaschine (frz. métier à encoller, machine à parer; engl. sizing machine, dressing-machine), in der Weberei eine Maschine, welche das Schlichten und meist auch zugleich das Aufbäumen der Kette besorgt.

Schlick, angeschwemmtes Land, s. Alluvion.

Schlieben, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Schweinitz, am Gremnitz- und Schliebenbach, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1858 E. und hat Hopfenbau und Weberei.

Schliech (grauer), angereicherter Goldsand, s. unter Gold, Bd. VIII, S. 155^{b}.

Schliefer, soviel wie Klippdachse (s. d.).

Schlieg, s. Schlich.

Schliemann (Heinr.), durch seine Ausgrabungen in Troja und Griechenland hochverdient um die Altertumsforschung, geb. 6. Jan. 1822 in Neu-Buckow in Mecklenburg-Schwerin als Sohn eines Geistlichen, besuchte 1834—36 die Realschule in Neustrelitz und trat dann in eine kleine Krämerhandlung in Fürstenberg als Lehrling ein, wo er über fünf Jahre blieb, bis er sich beim Aufheben eines zu schweren Fasses die Brust beschädigte und arbeitsunfähig wurde. Er ging hierauf nach Hamburg, wo er sich als Schiffsjunge an Bord eines nach La Guaira in Venezuela bestimmten Schiffs anwerben ließ, das jedoch 12. Dez. 1841 an der Küste der Insel Texel scheiterte. Völlig mittellos und krank wurde er in Amsterdam in ein Hospital gebracht und erhielt hierauf eine Stelle als Laufbursche im Handlungshause F. C. Quien. Durch eisernen Fleiß und unter großen Entbehrungen gelang es ihm, sich die Kenntnis der engl., franz., holländ., span., ital. und portug. Sprache anzueignen, und nach zwei Jahren erhielt er eine Stelle als Korrespondent und Buchführer der Firma B. H. Schröder u. Comp. in Amsterdam. Nachdem er noch die russ. Sprache erlernt, schickten ihn seine Prinzipale im Jan. 1846 als Agenten nach Petersburg, wo er in dieser Eigenschaft 11 Jahre lang thätig blieb und sich außerdem bereits 1847 als Großhändler in die Gilde einschreiben ließ. Nachdem er Anfang 1856 das Neugriechische erlernt hatte, begann er das Studium des Altgriechischen und bereiste 1858—59 Schweden, Dänemark, Deutschland, Italien, Ägypten, Syrien und Griechenland. Durch kaufmännische Thätigkeit in den Besitz eines großen Vermögens gelangt, zog er sich Ende 1863 vom Handel zurück, um ganz seinem Lieblingsstudium, der griech. Archäologie, zu leben.

Nachdem S. 1864—66 eine Reise um die Welt gemacht, besuchte er 1868 Korfu und Ithaka, durchzog Morea und wandte sich dann nach der Küste Kleinasiens. Schon von frühester Kindheit an begeistert für die Helden Homers, machte er sich nun die Erforschung des Schauplatzes ihrer Thaten und das Aufsuchen von Altertümern aus ihrer Zeit zur Lebensaufgabe. Auf eigene Kosten erforschte er, in Begleitung seiner Gattin, einer Griechin, seiner beständigen Mitarbeiterin, mit durchschnittlich 150 Arbeitern von 1870 bis 1882 die Baustelle von Ilion (Hissarlik), wo er die Trümmer von sechs Städten aufdeckte, die im Laufe der Zeiten aufeinander folgten, aber der griech. Kolonisation vorhergingen. Von diesen Städten erwies sich die zweite von unten, welche in einer furchtbaren Katastrophe unterging, als sehr goldreich. Diese verbrannte Stadt bezeichnete er als das homerische Troja. Die dort gesammelten reichen archäol. Schätze hat S. dem Deutschen Reiche geschenkt; dieselben sind im Museum für Völkerkunde zu Berlin als besondere Abteilung, die den Namen Schliemann-Museum trägt,

aufgestellt. Noch großartiger war der Erfolg seiner 1876 veranstalteten Ausgrabungen in der Akropolis von Mykenä, wo er die uralten Königsgräber aufdeckte, die dem Pausanias (II, 16) als die Ruhestätten des Agamemnon und seiner gleichzeitig mit ihm von Ägisthos und Klytämnestra getöteten Gefährten gezeigt wurden. Die in diesen Gräbern von S. gefundenen Gegenstände aus reinem Gold (wie z. B. Diademe, Halsketten, Ringe u. s. w.) übersteigen 100 Pfd. an Gewicht. Im Herbst 1881 und Frühjahr 1882 grub S. die Schatzkammer in Orchomenos aus und bereicherte die Wissenschaft auch dort durch Aufdeckung einer höchst kunstvoll skulptierten Zimmerdecke aus prähistor. Zeit. In den J. 1884 und 1885 grub S. Tiryns aus, wo es ihm glückte, den umfangreichen vorhistor. Palast der Könige von Tiryns ans Licht zu bringen. Im J. 1869 wurde S. von der Universität Rostock zum Doktor der Philosophie, 1883 von der Universität Oxford zum Doktor des Civilrechts, 1881 von der Stadt Berlin zum Ehrenbürger ernannt. Seit 1871 hat er seinen wesentlichen Aufenthalt in Athen. (Vgl. die Tafel: Ausgrabungen von Mykenä, Orchomenos, Tiryns und Troja.)

Seine Reisen und Ausgrabungen hat S. beschrieben in: «La Chine et le Japon» (Par. 1866), «Ithaka, der Peloponnes und Troja» (Lpz. 1869; franz., Par. 1869), «Trojanische Altertümer» (mit Atlas, deutsch und franz., Lpz. 1874), «Mykenä» (mit Vorwort von W. E. Gladstone, Lpz. 1878; engl., Lond. u. Neuyork 1878; franz., Par. 1879), «Ilios» (mit Vorwort von R. Virchow, Lpz. 1881; engl., Lond. u. Neuyork 1881; franz., Par. 1885), «Orchomenos» (Lpz. 1881; engl. im «Journal of Hellenic studies», 1881), «Reise in der Troas» (Lpz. 1881), «Troja» (mit Vorwort von A. H. Sayce, Lpz. 1883; engl., Lond. u. Neuyork 1883), «Tiryns» (mit Vorwort von F. Adler und Beiträgen von W. Dörpfeld, Lpz. 1886; engl., Lond. u. Neuyork 1886; franz., Par. 1886).

Schliengen, Marktflecken im bad. Kreise Lörrach, Amt Müllheim, 3 km rechts vom Rhein, 258 m über dem Meere, am Fuße des Schwarzwaldes, der weiter südlich vom Orte dicht an den Strom tritt, ist Station der Linie Heidelberg-Basel der Badischen Staatsbahnen, hat (1880) 1207 E., eine kath. Pfarrkirche, Viehzucht und Weinbau. Hier erlitt am 24. Okt. 1796 der franz. General Moreau durch Erzherzog Karl eine Niederlage, welche den Rückzug der Franzosen über den Rhein nach Hüningen zur Folge hatte.

Schlierbach, Dorf bei Heidelberg (s. d.).

Schlieren oder Streifen (frz. filets, filandres; engl. threads, wreaths), im Glas fadenförmige oder streifige Partien, welche nicht in der Farbe, sondern nur in der Dichtigkeit von der übrigen Glasmasse verschieden sind und daher nur durch die abweichende Brechung des Lichts sichtbar werden.

Schließapparat, s. unter Buchdruckerkunst.

Schließblech (frz. moraillon, auberonnière; engl. bolt-nab, staple-plate), bei Schlössern die durchbrochenen Blechplatten, in welche der Riegel beim Zuschließen eintritt.

Schließkopf, derjenige Kopf eines Nietes, welcher erst nach dem Einstecken desselben in die zu vernietenden Teile durch Hämmern oder Pressen gebildet wird und so die Verbindung schließt.

Schließmundschnecken (Clausilia) ist der Name eines sehr artenreichen, die Alte Welt, besonders Südosteuropa bewohnenden Geschlechts von Landschnecken von hoher Spindelform, die meist linksgewundene, fein längsgerippte Schalen besitzen, an deren Mündung zwischen zwei vorspringenden Falten und einen Umgang von der Mündung entfernt, ein an einem elastischen Stielchen festgewachsenes Kalkplättchen (das sog. Clausilium), das beim Zurückziehen des Tieres das Gehäuse abschließt, sich befindet. Von den 23 deutschen Arten ist Clausilia biplicata (Tafel: Mollusken, Fig. 10) eine der häufigsten; sie wird 15—20 mm lang und bewohnt wie ihre Verwandten moosige Felsen, Baumstrünke und alte Mauern.

Schließmuskeln (sphincteres), kräftige, ringförmig angeordnete Muskeln, welche die natürlichen Körperöffnungen (Mund, Augenlider, Harnblasenhals, Scheide, After) umgeben und durch ihre willkürliche Zusammenziehung die betreffende Öffnung verschließen. (S. Muskeln.) Ihre Lähmung bewirkt immer schwere Funktionsstörungen (Speichel- oder Thränenfluß, unwillkürlichen Stuhl- oder Harnabgang).

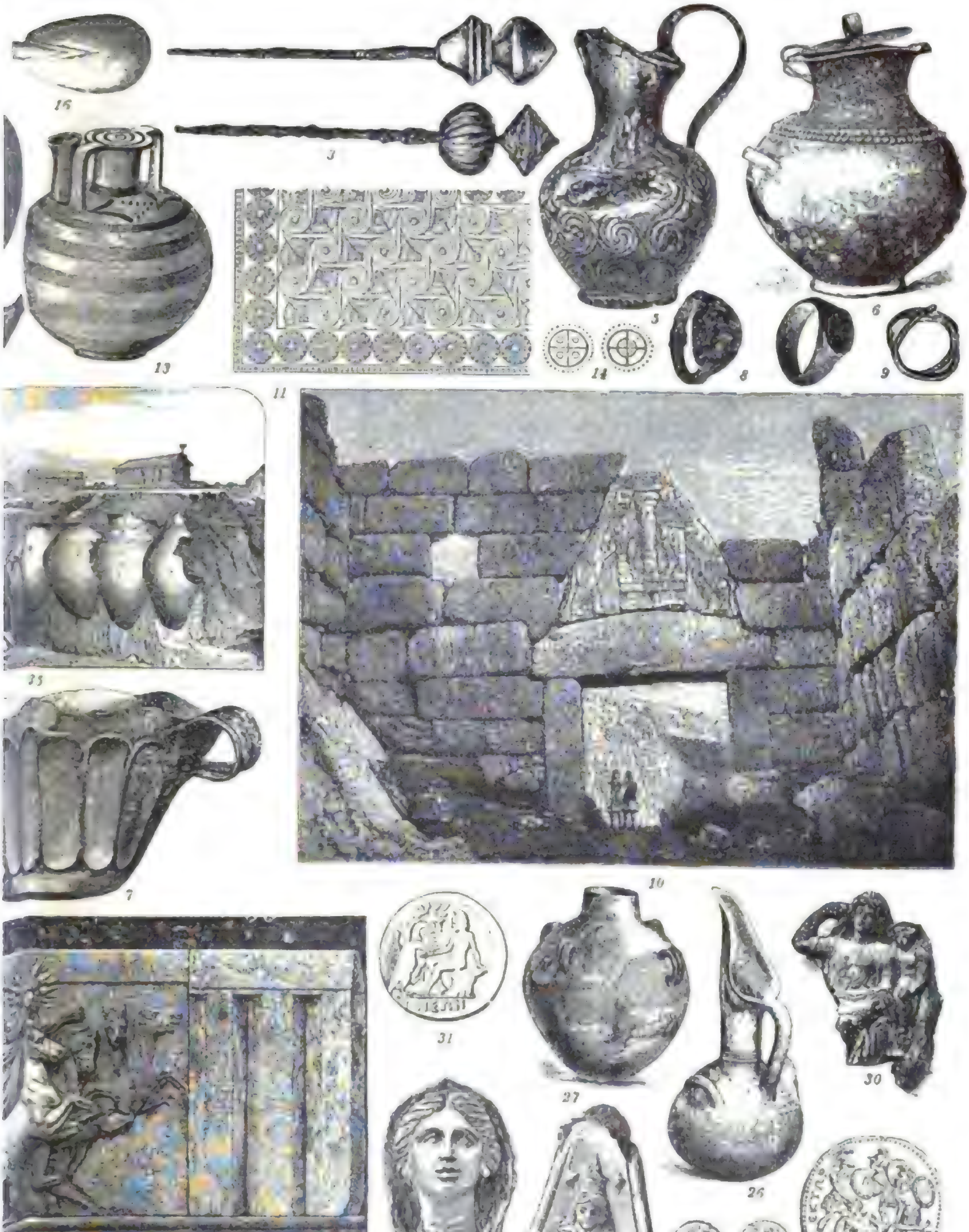
Schlik (Franz, Graf von S. zu Bassano und Weißkirchen), österr. General der Kavallerie, geb. 23. Mai 1789 zu Prag, studierte die Rechte, trat beim Ausbruch des Kriegs 1809 als Lieutenant in das Regiment Albrecht-Kürassiere, wurde Adjutant des Feldmarschallleutenants Graf von Bubna, nach der Schlacht von Aspern Oberlieutenant bei Schwarzenberg-Ulanen und noch im Laufe des Feldzugs Rittmeister bei Radetzky-Husaren. Als Österreich sich 1812 mit Frankreich verbündete, nahm er den Abschied und lebte auf seinen Gütern, bis die Kriegserklärung gegen Napoleon im Aug. 1813 ihn wieder zu den Waffen rief. Er wurde als Rittmeister bei Klenau-Chevaulégers angestellt und Ordonnanzoffizier des Kaisers Franz. An den Schlachten der Hauptarmee nahm er rühmlichen Anteil, zuletzt bei Wachau, wo er das rechte Auge verlor; doch nahm er an dem Feldzuge von 1814 teil. Im J. 1815 wurde er Major und stieg im Frieden bis zum Feldmarschallleutenant 1844. Nach der wiener Revolution von 1848 wurde er Kommandant von Krakau, Ende November aber zum Befehlshaber eines Korps von 8000 Mann ernannt, das bei Dukla in Galizien zum Einmarsch nach Oberungarn versammelt ward. Mit diesem schwachen Korps erkämpfte er gegen überlegene Streitkräfte der Ungarn Sieg auf Sieg, bis er, von mehr als dreifacher Überzahl umringt, von Kaschau einen meisterhaften Rückzug nahm. Jetzt erhielt er Befehl, sich mit der Hauptarmee des Fürsten Windischgrätz zu vereinigen, welchem er sodann die Schlacht von Kápolna gewinnen half; darauf befreite er den Banus bei Iszaszég. Nach der Unterwerfung Ungarns wurde S. General der Kavallerie, Kommandant des 2. Armeekorps und Höchstkommandierender in Mähren. Im März 1854 bei den Rüstungen Österreichs in der orient. Frage erhielt er den Oberbefehl über die Erste Armee, im Juni den über die Vierte Armee (in Galizien). Im ital. Kriege 1859 befehligte er zuerst im adriatischen Küstenlande; als aber nach dem Rückzuge der Österreicher hinter den Mincio die gesamten Streitkräfte in zwei Armeen geteilt wurden, trat S. an die Spitze der Zweiten, welche in der Schlacht bei Solferino den rechten Flügel bildete. Nach dem Frieden trat S. in den Ruhestand und starb 17. März 1862 zu Wien.

AUSGRABUNGEN VON MYKENÄ, C



Mykenä: 1. Goldene Knöpfe. 2. Goldene Brustnadel. 3. Scepter von vergoldetem Silber mit Griffen von Bei
von Bronze. 9. Zusammengedrehter Golddraht. 10. Das Löwenthor. **Orchomenos**: 11. Skulptierte Decke.
17. Pfeilspitze aus Elfenbein. 18. Streitaxt aus grünem Nephrit. 19. Streitaxt aus grauem Diorit. 20. Me
24. Pfeilspitze mit zwei Widerhaken. 25. Krummes Bronzemesser. 26. Önochoë mit drei Henkeln. 27.
Terracottafigur mit Kind. 31. Münze: Ganymed mit Adler. 32. Münze: Ganymed vom Adler entführt. 33.
Sonnenrossen; vom Tempel des Apollo. 35

ORCHOMENOS, TIRYNS UND TROJA.



…krystall. 4. Kanne von Terracotta. 5. Goldene Weinkanne. 6. Goldene Vase. 7. Goldener Becher. 8. Ringe … Tiryns: 12. Kanne. 13. Thongefäfs. 14. Rosetten. 15. Vase. Troja (Ilios): 16. Kleiner Löffel aus Elfenbein. …er aus Bronze. 21. Kupferner Nagel. 22. Vase mit Eulenkopf. 23. Ansicht der Überreste des Südostthores. … Ovale Vase mit vier Henkeln. 28. Weiblicher Kopf aus Terracotta. 29. Asiatische Göttin. 30. Sitzende … Münze: Kampf um den Leichnam des Patroklos. 34. Triglyphenblock mit Metope: Phöbus Apollo mit den vier … Das Weinmagazin unter dem Athenetempel.

Zu Artikel: Schliemann.

Schlingbaum, s. Schneeball.

Schlingen oder Hinabschlucken (deglutitio) heißt der Akt, mittels dessen feste oder flüssige Körper, besonders Nahrungsmittel aus dem Munde in den Magen gefördert werden. Das S. besteht in einer Reihenfolge von (anfangs willkürlichen, später unwillkürlichen) Muskelzusammenziehungen, welche den Bissen successiv nach hinten und unten fortschieben. Die dabei beteiligten Organe (Schlingwerkzeuge) sind: die Zunge, der weiche Gaumen, besonders die beiden Gaumenbögen, der Kehldeckel, der Schlundkopf (pharynx, s. Rachen) und endlich die Speiseröhre (s. d.). Das S. beginnt damit, daß die Zunge, indem sie sich erst vorn, dann allmählich weiter hinten an den Gaumen andrückt, den Bissen hinter die Zungenwurzel schiebt. Dort empfängt ihn der weiche Gaumen und zieht sich zusammen, während gleichzeitig der Kehlkopf in die Höhe steigt, der Kehldeckel rückwärts klappt und dadurch den Eingang in die Luftwege verschließt. Über ihn hinweg gleitet nun der Bissen in den trichterförmigen Schlundkopf und von da in die Speiseröhre, welche ihn durch wurmförmige Zusammenziehungen in den Magen hinabbefördert.

Das S. kann mannigfach krankhaft gestört sein, durch organische oder Nervenleiden der beteiligten Organe. (S. Dysphagie.) Bisweilen kommt der Bissen durch die Nase zurück (besonders bei Löchern im Gaumen oder Verschwellung des Schlundkopfes); in andern Fällen gelangen die Flüssigkeiten oder festen Bissen in die Luftwege (das sog. Verschlucken oder in die unrechte Kehle kommen), wenn entweder der Kehldeckel während des S. sich aufrichtet, wie beim Lachen und Einatmen, oder organische Zerstörungen und Verbildungen des Kehldeckels vorhanden sind. Mitunter, bei Lähmungen der Speiseröhre, stürzt das Getränk polternd in den Magen hinab. Bisweilen bleibt ein Bissen, dem Patienten fühlbar, an einer bestimmten Stelle im Halse oder in der Brust sitzen (Schlingunvermögen, dysphagia), was entweder auf Entzündung, Verengung, Krampf oder dgl. der Speiseröhre beruht. Endlich kommen auch die hinabgeschluckten Speisen nach kürzerer oder längerer Zeit, ohne bis in den Magen gelangt zu sein, wieder in den Mund heraufgestiegen (Wiederkäuen, ruminatio), was meist auf organischen Störungen (Erweiterung, Verengerung, Lähmung) der Speiseröhre beruht.

Schlingern heißt die Bewegung des Schiffs von einer Seite zur andern, im Gegensatze zum Stampfen, der Bewegung in der Längenachse. Ein jedes Schiff schlingert nach dem Zustande der See mehr oder weniger, und diese Bewegung nimmt zu, wenn der Wind von hinten kommt, da dann die Fläche der Segel und der Druck des Windes auf sie keine Stütze bietet. Liegt der Schwerpunkt tief, so werden die schlingernden Bewegungen schnell und heftig; liegt er hoch, so werden sie länger, aber desto tiefer, wie meistens bei den Panzerschiffen, bei denen sowohl der Panzer als die schweren Geschütze den Schwerpunkt erhöhen. In beiden Fällen wird das Schiff sehr angegriffen, und man muß daher sowohl bei der Stauung, als auch bei der Verteilung der Panzerlast sehr sorgsam verfahren.

Schlingnatter, s. unter Nattern.

Schlingpflanzen, s. Lianen.

Schlingwerkzeuge, s. unter Schlingen.

Schlippesches Salz, s. u. Antimon (=Verbindungen).

Schlitten (frz. traîneau, chariot, glissoir; engl. sledge, sleigh, slide, truck, sliding-carriage, sliding-block). In der ursprünglichen Form ist der S. oder die Schleife das älteste und einfachste Hilfsmittel zum Transport von Lasten. Dieses Fahrzeug besteht aus zwei meist hölzernen, parallelen, durch geeignete Querverbände miteinander vereinigten Bäumen, Läufer oder Kufen genannt, die an ihrer Unterseite gehörig geebnet, auch wohl mit Eisen beschlagen sind, um auf dem Erdboden mit möglichst wenig Reibung fortgleiten zu können. Den Räderfuhrwerken gegenüber haben die S. den Nachteil, daß sie nur auf glatten Flächen oder auf besonders hergestellten Spurbahnen mit Vorteil verwendet werden können. Aus diesem Grunde beschränkt sich heute der Gebrauch von S. auf die Fälle, wo man glatte Bahnen zur Verfügung hat, oder wo zu große Gefälle den Gebrauch des Wagens verbieten; so bedient man sich ihrer in Gebirgsgegenden zum Holztransport aus den Wäldern. Die ausgedehnteste Anwendung finden die S. im Winter, wenn durch Schneefall und Frost eine glatte Bahn zur Verfügung steht. Die verschiedenen Konstruktionen weichen im wesentlichen wenig voneinander ab, da eigentlich nur die Anordnung des dem Wagenkasten entprechenden Teils Modifikationen unterworfen ist, während das tragende Gestell, im eigentlichen Sinne S. oder Schleife genannt, sich gleich bleibt.

Neben den einfach aus einem Gestell bestehenden S., wie sie zum Transport von Holz dienen, sind die diesen ähnlichen Kinderschlitten, auch Käsehütschen genannt, zu erwähnen, ferner die in Norddeutschland vielbenutzten Peekschlitten, deren Gestell nur eben so groß ist, daß die Füße des Fahrenden auf demselben Platz finden, und bei denen die Fortbewegung mittels einer Peeke oder Pike (einer langen, unten mit einer eisernen Spitze versehenen Stange) erfolgt, die der auf dem S. Stehende mit beiden Händen erfaßt und in den Boden oder das Eis einstößt, wodurch er sich und das Fahrzeug vorwärts bewegt. Sehr gebräuchlich sind die Stuhlschlitten, die meist nur aus einem hohen Stuhl mit an den Füßen angebrachten Kufen bestehen. In Sportkreisen beliebt sind die Segelschlitten, bei denen ein die Kufen verbindender Querbalken einen Mast aufnimmt, an welchem ein großes Segel befestigt ist, und noch Raum für eine oder zwei Personen bietet.

Im Maschinenbau versteht man unter Schlitten im allgemeinen einen Konstruktionsteil, der sich, in Nuten geführt, in einer Horizontal- oder Vertikalebene bewegen kann; im besondern bei Hobelmaschinen den das Werkzeug oder auch das Arbeitsstück tragenden Teil, ferner den Support einer Drehbank, bei Flintenbohrmaschinen den eisernen Schieber, auf welchem der Gewehrlauf befestigt wird, um dem Bohrer entgegengeführt zu werden.

Schlittenschieber ist die lokale Bezeichnung für die zahlreiche Gilde der Schwindelfirmen, welche in London zum Schaden deutscher und österr. Fabrikanten ihr Wesen treiben, indem sie von diesen größere Mengen von Waren auf Kredit beziehen und verschleudern, ohne kreditwürdig oder zahlungsfähig zu sein. Das Treiben dieser Firmen ist um so gefährlicher, als gewöhnlich mehrere von ihnen systematisch zusammen arbeiten und sich gegenseitig den Dienst der Auskunftserteilung erweisen und durch Referenzen unterstützen.

Schlittschuhe oder auch, wie Klopstock schrieb, *Schrittschuhe*, sind eine sehr alte Erfindung. Ihrer oder doch der »Schneeschuhe« wird schon in der »Edda« in dem Bilde von dem Gott Uller, »den Schönheit, Pfeil und S. vor den übrigen auszeichnen«, gedacht. Der vielseitige und große Begehr hat in neuerer Zeit veranlaßt, daß durch zweckmäßige Erfindungen sich die Konstruktion der S. ungemein vervollkommnet hat; so ist die frühere Befestigungsweise durch Riemen jetzt durch leicht zu handhabende Schrauben und Hebel fast ganz verdrängt worden. Durch solche Vervollkommnungen hat sich wieder das Schlittschuhlaufen erst zur Kunst ausbilden können. Am meisten wird natürlich im Norden auf S. gelaufen, besonders in dem von Kanälen durchschnittenen Holland, von wo aus sich das Schlittschuhlaufen in Europa verbreitet hat. Ein leidenschaftlicher Schlittschuhläufer war Klopstock, der in mehrern Oden die Kunst besang; auch Schiller, Goethe, Herder, Cramer, Krummacher, Tollens u. a. liebten die »Kunst Tialfs«. Vgl. Swatek, »Das Schlittschuhlaufen« (Wien 1874); Brink, »Die Schlittschuhfahrkunst« (Plauen 1882). In neuerer Zeit hat sich auch in den größern Städten Deutschlands das Laufen auf *Rollschlittschuhen* eingebürgert; s. *Skating-Rink*.

Schlitz, Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Lauterbach, links an der Schlitz oberhalb deren Mündung in die Fulda, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2577 meist evang. E. und hat fünf Burgen, Damastweberei und große Bleichereien. Die Hallenburg ist Sitz des Grafen von Görtz zu S. S. ist Geburtsort des Freiherrn Georg Heinrich von Görtz, Minister Karls XII. von Schweden, und des preuß. Staatsmannes Johann Eustach von Schlitz, genannt von Görtz.

Schlitz, Adelsfamilie, s. *Görtz*.

Schlitzbrille (stenopäische), s. unter *Brille*.

Schlochau, Kreisstadt im westpreuß. Regierungsbezirk Marienwerder, am Amtssee, Station der Linie Ruhnow-Konitz der Preußischen Staatsbahnen, Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3260 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, eine Schloßruine, eine Taubstummenanstalt, eine landwirtschaftliche Winterschule, Getreide- und Wollhandel. — Der *Kreis Schlochau* zählt auf 2185 qkm (1885) 64830 E.

Schlömilch (Oskar), namhafter deutscher Mathematiker, geb. 13. April 1823 zu Weimar, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, machte seine Studien zu Jena, Berlin und Wien, habilitierte sich 1844 für Mathematik zu Jena, wurde daselbst 1846 außerord. Professor, 1849 Professor der höhern Mathematik am Polytechnikum in Dresden. Im J. 1874 wurde er als Geh. Schulrat und Referent für höhere Unterrichtsangelegenheiten in das sächs. Kultusministerium berufen. Im J. 1885 trat er mit dem Titel eines Geheimrats in den Ruhestand. S.s litterarischer Ruf wurde zunächst durch eine Reihe vorzüglicher mathem. Lehrbücher begründet, die auch im Auslande Anerkennung gefunden haben. Dahin gehören: »Handbuch der algebraischen Analysis« (6. Aufl., Jena 1881), »Grundzüge einer wissenschaftlichen Darstellung der Geometrie« (5. Aufl., Eisenach 1873), »Lehrbuch der analytischen Geometrie des Raumes« (5. Aufl., Lpz. 1885), »Kompendium der höhern Analysis« (4. Aufl., 1. Bd., Braunschw. 1874; 2. Bd. auch unter dem Titel »Vorlesungen über einzelne Teile der höhern Analysis«, 3. Aufl. 1878), »Übungsbuch zum Studium der höhern Analysis« (3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1878 u. 1882). Im J. 1856 begründete S. mit Witzschel die »Zeitschrift für Mathematik und Physik«, deren Redaction er seit des letztern Tode mit Kahl und Cantor leitet.

Schloppe, Stadt im westpreuß. Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Deutsch-Krone, am Salmbach, zählt (1885) 2170 E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche.

Schloß nennt man in der Architektur das Wohnhaus eines vornehmen Herrn, wenn dasselbe nicht in geschlossener Reihe mit andern Häusern einer Stadt, in welchem Falle es *Palast* heißt, sondern isoliert oder auf dem Lande gelegen ist, in neuerer Zeit wird wohl auch das Herrenhaus eines größern Ritterguts S. genannt. Weil diese Schlösser aus den ursprünglich stets befestigten Burgen des Mittelalters seit dem Beginn des 16. Jahrh. sich entwickelt haben, tragen sie noch häufig die Spuren der ehemaligen Befestigung, sind oft mit Mauer und Graben umgeben und mit Türmen, Zinnen u. s. w. versehen. Auch bei ganz modernen Bauten der Art werden diese ursprünglich rein praktischen Zwecken dienenden Bauformen nicht selten der Dekoration wegen angewendet. Zu den berühmtesten Schlössern älterer Zeit gehören in Frankreich das Louvre und die Tuilerien zu Paris; ferner die Schlösser zu Pierrefonds, Blois, Gaillon, Chantilly, Chenonceau, Chambord, Fontainebleau, Ecouen u. a.; in Deutschland die zu Heidelberg, Aschaffenburg, Mainz, Berlin und von ganz modernen Bauten das S. zu Schwerin.

Schloß (frz. serrure, engl. lock), eine Vorrichtung zum Verschluß von Thüren, sowie von Schubladen, Kasten und sonstigen Behältnissen durch entsprechende Verschiebung eines *Riegels* oder Einstellung einer *Klinke*. Nach der Art, wie der Riegel in seiner den Verschluß bewirkenden Stellung erhalten wird, teilt man die Schlösser in *deutsche*, *Bastard-* und *französische Schlösser*, von welchen die letztern gegenwärtig fast allein üblich sind. Der Riegel besteht immer aus einer an dem zu verschließenden Teil, z. B. der Thür, angebrachten Metallschiene, die an dieser hin- und hergeschoben werden kann, um hinter eine Krampe oder in einen Einschnitt des Thürrahmens zu treten. Handelt es sich darum, die Thür nur von einer Seite zu sperren, ohne sie von der andern öffnen zu können, so bedarf es keiner besondern Werkzeuge zum Bewegen des Riegels; derselbe wird alsdann einfach, wie der bei den meisten Schlössern angebrachte *Nachtriegel*, mit der Hand vor- und zurückgeschoben. Bei fast allen Schlössern, wenigstens bei solchen an viel benutzten Aus- und Eingangsthüren, findet man außer dem eigentlichen Riegelverschluß, der, um gegen unbefugtes Öffnen zu schützen, nur mittels eines bestimmten Werkzeugs, des passenden Schlüssels, bewegt werden kann, den *Fallenverschluß*, welcher seinerseits nur zum Festhalten der Thür in ihrem Futterrahmen an der festen Wand dient. Diesen Verschluß kann jeder, der aus- oder eintreten will, mittels der mit der *Falle* (gleichfalls einer Art Riegel) verbundenen Klinke oder des *Drückers*, auch bei einigen Anordnungen mittels der *Nuß* (eines Hebels mit Ansatz zur Aufnahme eines Steckschlüssels oder Drehgriffs) öffnen und schließen, indem ersteres durch

Heben und Senken der Falle, letzteres durch Vor- und Zurückschieben bewirkt wird.

Die Konstruktion aller gebräuchlichen Schlösser mit Riegel und Schlüssel wird am besten durch das in Fig. 1 dargestellte *Französische Schloß*, welches zwar nicht das einfachste, aber das verbreitetste ist, erläutert. Die Abbildung zeigt ein sog. *überbautes Schloß* mit Fallen- und Riegelverschluß, sowie mit Nachtriegel. Zum Schloßkasten verwendet man Eisen- oder Messingblech, ersteres meist bei den niedrigen in die Thür eingelassenen Schlössern, *Einsteckschlössern*, letzteres des guten Aussehens wegen meist bei angeschlagenen, *Kastenschlössern*, wie das in der Abbildung dargestellte. Bei dem abgebildeten S. ist d der Riegel, dessen Kopf (der aus dem S. heraustretende Teil) durch einen Ausschnitt der seitlichen Schloßwand, den *Stulp*, geführt wird; eine weitere Führung erhält derselbe durch einen an den Schloßboden an-

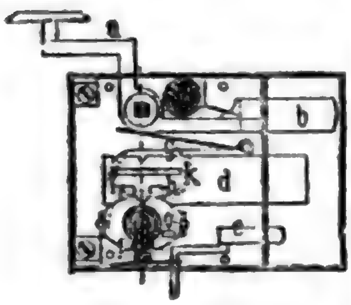


Fig. 1.

genieteten Stift, der in einem Schlitz des Riegels d gleitet. An einer Verschiebung ist der Riegel zunächst durch die *Zuhaltung* c gehindert, welche als ein um einen Drehpunkt sich bewegender einarmiger Hebel zu betrachten ist. Dieser Hebel greift mit einem Vorsprung, dem *Zuhaltungshaken*, in entsprechende Ausschnitte k des Riegels und wird in ihnen durch eine Feder festgehalten, die hier mit der Zuhaltung in einem Stück aus Stahl hergestellt ist. An der Zuhaltung befindet sich eine Fortsetzung, der *Zuhaltungslappen* (in der Figur punktiert), gegen den der Bart des Schlüssels stößt, um dadurch den Vorsprung aus dem Einschnitt des Riegels herauszuheben und letztern freizugeben, damit er durch weiteres Umdrehen des Schlüssels vorgeschoben werden kann. Das dargestellte S. ist ein **zweitouriges**, so genannt, weil zur vollständigen Verschiebung des Riegels zwei Umdrehungen des Schlüssels nötig sind. In der Abbildung ist das S. in halbgeschlossenem Zustand dargestellt. Der Schlüssel ist bereits einmal herumgedreht und dadurch der Zuhaltungshaken vom ersten in den zweiten Einschnitt des Riegels gefallen; wird der Schlüssel noch einmal gedreht, so ist das S. ganz gesperrt; der Zuhaltungshaken liegt alsdann im letzten Einschnitt. Bei diesem S. ist ferner eine Klinke oder Falle b mit Kröpfung für den Drücker und ein Nachtriegel e angebracht. Die Klinke wird durch eine Feder l heruntergedrückt, deren Spannung durch den Druck der Hand auf erstere überwunden werden muß. Ein vor dem Schlüsselloch angenietetes Rohr dient zur Führung des Schlüssels. Um das unbefugte Öffnen mittels des *Dietrichs* oder *Sperrhakens* (eines mit einem rechtwinkeligen Ansatz von der Länge des Schlüsselbartes versehenen Drahtes) zu verhindern, sind im S. rings um das Schlüsselloch kreisförmige Blechstreifen oder Reifen, *Eingerichte*, angebracht, welche der Drehung des Sperrhakens ein Hindernis entgegensetzen. Zwischen dem Boden und dem Deckel des Schloßkastens ist, wie aus der Figur ersichtlich, ein Plättchen, der *Mittelbruch*, genietet, auf welchem wiederum Reifen sich befinden; durch diese Anordnung wird eine ganz bestimmte Form des Schlüsselbartes bedingt.

Der zu dem besprochenen S. gehörende *Schlüssel* ist in Fig. 2 abgebildet; die gekreuzten Einschnitte gestatten demselben, die Reifbesatzung zu passieren, während der lange Einschnitt das Passieren der Mittelbruchbesatzung ermöglicht. Solche Reifbesatzungen sind leicht mittels eines T-förmig ausgeschnittenen *Hauptschlüssels*, die Mittelbruchbesatzungen mit Hilfe eines viereckig ausgeschnittenen Hauptschlüssels zu umgehen. Einige Sicherheit gegen die Anwendung sowohl von Dietrichen als


Fig. 2.

von Hauptschlüsseln (beide fälschlich *Nachschlüssel* genannt) erhält man nur durch die geeignete Kombination von Reif- und Mittelbruchbesatzungen.

Ein *Vorhängeschloß*, dessen eigentlicher Verschlußmechanismus dem des französischen S. gleich ist, zeigt Fig. 3; dasselbe ist *eintourig*, kann also durch einmaliges Umdrehen des Schlüssels vollständig geöffnet, resp. geschlossen werden. Die Zuhaltung b hat hier eine von Fig. 1 etwas abweichende Form, indem eine besondere Feder c vorhanden und der Riegel a entsprechend gestaltet ist, um in den

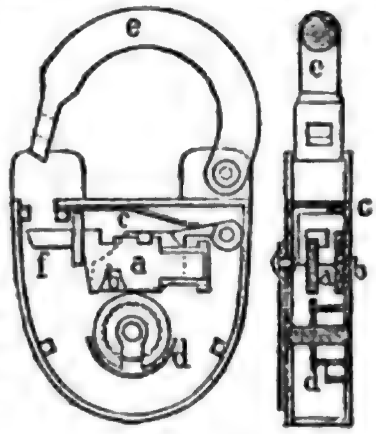


Fig. 3.

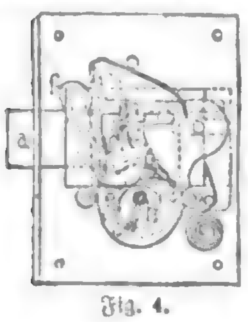
Schlitz des Schloßbügels e eingreifen zu können.

Wie aus der Beschreibung des französischen S. hervorgeht, hat man durch mannigfache Modifikationen der Schlüsselbärte und durch die Eingerichte einen Schutz gegen unbefugtes Öffnen erreichen wollen, doch ist der Erfolg auf diesem Wege ein zweifelhafter geblieben. Man hat deshalb eigentliche *Sicherheitsschlösser* konstruiert, die bei möglichster Wahrung der Einfachheit heute zu hoher Vollkommenheit ausgebildet sind und die durch geeignete Werkzeugmaschinen in Masse produziert werden können, ohne daß dadurch die Sicherheit des einzelnen S. beeinträchtigt wird. Früher spielten unter den Sicherheitsschlössern die *Vexierschlösser* eine große Rolle, bei denen z. B. das Schlüsselloch verborgen ist und erst durch Anwendung gewisser Kunstgriffe, die nur dem Eigentümer bekannt sind, zugänglich gemacht wird. Dieselben lassen indes keine allgemeine Anwendung zu und haben, abgesehen von ihrer Kostspieligkeit und unbequemen Handhabung, wenig praktischen Wert, weil ihre Lösung leicht verraten oder ausprobiert werden kann; außerdem kommen sie infolge ihrer komplizierten Konstruktion leicht in Unordnung.

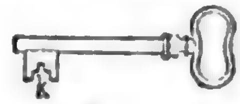
Das einzige Prinzip, welches einen höhern Grad der Sicherheit gewährt, ist das der *Kombinationsschlösser*. Das Wesentliche bei diesen ist eine Anzahl von Bestandteilen, welche, mehr oder weniger nach Art der Zuhaltungen wirkend, das Öffnen des S. verhindern und dasselbe erst dann gestatten, wenn sie in eine bestimmte, für jeden Teil

verschiedene Lage gebracht sind, wobei eine fast unbegrenzte Mannigfaltigkeit geboten ist. Zu den ältesten Kombinationsschlössern gehören die im 16. Jahrh. aufgekommenen **Ring-** oder **Buchstabenschlösser**, auch **Malschlösser** genannt, welche ohne Schlüssel, direkt mit den Fingern, geöffnet werden. Das Wesentliche derselben besteht in einem mit Längenschlitz versehenen Rohr, welches mit einem Winkelstück derartig fest verbunden ist, daß ein an einer Seite offenes Rechteck entsteht. Auf das Rohr sind eine Anzahl Ringe geschoben und auf ihm drehbar befestigt, die an ihrem innern Umfang Einschnitte haben. Sobald die Ringe so stehen, daß alle Einschnitte zusammenfallen, kann ein kammartig mit Vorsprüngen versehener Dorn in den entstandenen Schlitz eingeschoben werden, der mit seinem rechtwinkelig sitzenden Schenkel das Rechteck vervollständigt, sodaß das S. als Vorhängeschloß in eine Krampe einzuhängen ist. Werden nun die Ringe auf dem Rohr verdreht, sodaß die Ausschnitte nicht mehr mit den Vorsprüngen zusammenfallen, so kann man den Dorn nicht herausziehen, also das S. nicht öffnen. Um die Anfangsstellung der Ringe immer wiederfinden zu können, ist der äußere Umfang derselben mit Buchstaben versehen, welche bei der zum Öffnen nötigen Stellung der Ringe ein Wort bilden, das derjenige, der das S. öffnen will, kennen muß. Trotz der weitgehenden Verstellbarkeit der übrigens fast nur als Vorhängeschlösser verwendbaren Buchstabenschlösser ist ihre Sicherheit keineswegs eine sehr große. Wie bei den Vexierschlössern läßt sich das S. nicht im Dunkeln öffnen und das Geheimnis wird sofort verraten, wenn man das S. in Gegenwart eines andern öffnen muß, oder es kann durch Probieren die richtige Stellung ermittelt werden.

Als eins der vorzüglichsten Kombinationsschlösser muß das von dem Engländer Chubb zu Anfang des 19. Jahrh. erfundene, nach ihm benannte S. bezeichnet werden. In Fig. 4 ist ein **Chubbschloß** und in Fig. 5 der zugehörige Schlüssel dargestellt. Dasselbe hat die Eigentümlichkeit, daß mehrere ganz verschieden geformte Zuhaltungen, welche alle um einen Punkt drehbar sind, durch den Schlüsselbart auf ungleiche Höhe gehoben werden müssen, bevor er zum Angriff auf den Riegel gelangt.


Fig. 4.

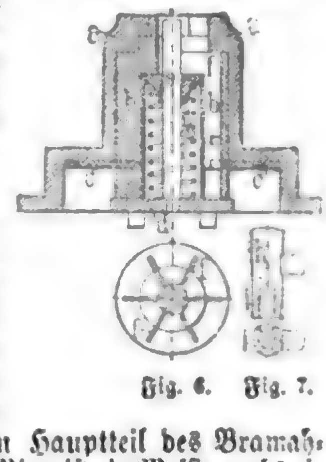
Die Zuhaltungen, deren nur eine von den drei vorhandenen, in der Figur mit b bezeichnet, sichtbar ist, sind sämtlich unten, wo sie vom Schlüsselbart gefaßt werden, verschieden begrenzt und, wie aus der Figur ersichtlich, mit den durch einen Schlitz verbundenen Aussparungen c c versehen. Die vermöge ihrer abweichenden Form mittels des Schlüsselbartes verschieden hoch gehobenen Zuhaltungen stellen sich derart, daß der Stift d des Riegels a und somit auch dieser selbst passieren kann. Ist der Schlüssel nicht der zum S. gehörende und auch nur eins der Kombinationsteile nicht auf die richtige Höhe gehoben, so ist die Öffnung für d nicht frei und der Riegel kann nicht mittels des Schlüssels weiter bewegt werden. Wie Fig. 5 zeigt, ist der **Bart** k des hohlen, auf einen Dorn zu steckenden Schlüssels **treppenartig** mit Absätzen versehen, von denen drei zum Heben der Zuhaltungen bestimmt sind, der vierte zur Bewegung des Riegels dient. Soll der Schlüssel von beiden Seiten der Thür das S. sperren und öffnen können, so muß der Bart desselben die dargestellte Form zeigen; dann wird das eine mal der äußerste linke Ansatz, das andere mal der rechte den Riegel bewegen.


Fig. 5.

Außerdem müssen die Zuhaltungen symmetrisch liegen, d. h. es müssen von der mittlern aus nach jeder Seite hin immer zwei gleichartige Kombinationsteile folgen. Die Zuhaltungen werden, nachdem sie durch den Schlüssel gehoben sind, ebenso wie beim gewöhnlichen S. durch Federn wieder heruntergedrückt. Die Sicherheit des Verschlusses kann indes sowohl durch die Verschiedenheit der Begrenzungsformen als durch die Anzahl der Zuhaltungen noch bedeutend vergrößert werden.

Bei dem abgebildeten Chubbschloß kann der Riegel bei der gezeichneten mittlern Stellung als Falle benutzt werden. Derselbe ist in dieser Stellung nur halb geöffnet; zum vollständigen Öffnen muß der Schlüssel noch weiter im Sinne der Zeigerbewegung einer Uhr herumgedreht werden. Der Bart stößt hierbei an einen an der Führungsplatte e befindlichen Stift und bringt bei fortgesetzter Drehung den Riegel a mit Hilfe der Führungsplatte in seine äußerste Rechtsstellung. Die Konstruktion des Chubbschlosses bietet ein Mittel, die Sicherheitsvorrichtung jederzeit leicht ändern zu können, falls der Besitzer den Verdacht hegt, daß sich ein Unberechtigter im Besitz eines Schlüssels befinde. Man hat in diesem Falle nur nötig, die Reihenfolge der Zuhaltungen zu verwechseln und die Absätze am Schlüsselbart dem entsprechend abzuändern. Der Erfinder hat später zur größern Sicherheit sein Schloß noch mit einem **Detektor** versehen. Demzufolge wird der Riegel bei einem Versuch, die Kombinationsteile mittels eines falschen Schlüssels oder mittels Sperrzeugs zu heben, arretiert; der Besitzer kann daher mit dem richtigen Schlüssel nicht öffnen, sondern muß erst diesen in der Richtung drehen, wie wenn er zuschließen wollte, um dadurch die Arretierung auszulösen, sodaß er auf den versuchten Einbruch aufmerksam gemacht wird.

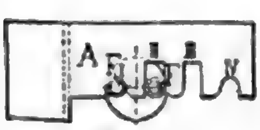
Eine zweite Gattung von Kombinationsschlössern hat als Vorbild das zu Ende des 18. Jahrh. (s. u. Bramah) erfundene **Bramahschloß**, welches in der Fig. 6 dargestellt ist.

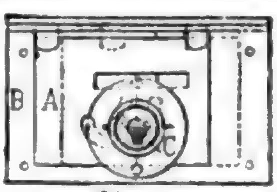

Fig. 6. Fig. 7.

Bei diesem S. wirkt der Schlüssel nicht unmittelbar auf den Riegel, sondern ermöglicht die Drehung eines mit dem S. kombinierten Cylinders, mit welchem entweder der Schlüsselbart oder statt dessen ein beständig im S. bleibender excentrischer Zapfen verbunden ist und der die Bewegung des Riegels bewirkt. Fig. 6 zeigt einen Vertikalschnitt durch den Hauptteil des Bramahschlosses, den Cylinder. Mit a ist ein Messinggehäuse bezeichnet, welches die Verschlußvorrichtung, die Eingerichte, enthält; dieser Teil wird gewöhnlich durch die Thür hindurchgesteckt. In dem Gehäuse a steht

ein hohler Cylinder b, der mittels eines besondern Schlüssels gedreht werden kann; in die Wandung desselben ist von außen eine ziemlich tiefe Nut eingedreht, in welche eine an a festgeschraubte zweiteilige Stahlplatte c eingreift, sodaß bei einer Drehung von b diese Platte als Führung dient. Der Cylinder b wird unten durch die aufgeschraubte eiserne Platte d geschlossen, in welche der Dorn e als Führungsachse für den hohlen Schlüssel fest eingenietet ist; der Deckel dieses Cylinders hat eine für den Schlüssel passende Öffnung. Im Innern des nämlichen Cylinders steckt über dem Dorn e das Kopfstück g, das durch eine Spiralfeder gegen den Deckel des Cylinders gedrückt wird. In die Wand des letztern sind ferner, von innen nach außen gehend, der ganzen Länge nach sechs radiale Nuten eingeschnitten, wie aus dem Grundriß Fig. 6 zu ersehen ist; dieselben reichen so weit nach dem äußern Umfang des Cylinders, daß sie die Platte c übergreifen, welche an den mit den Nuten korrespondierenden Stellen ebenfalls radial ausgeschnitten ist. In den sechs Nuten des Cylinders b stecken die eigentlichen Zuhaltungen, die ihrer äußern Form nach alle gleich, aber mit in verschiedenen Höhen liegenden Ausschnitten versehen sind. Befindet sich das S. in Ruhe (gleichviel ob der Riegel vor- oder zurückgeschoben ist), so ruhen die Köpfe der Zuhaltungen auf dem Kopfstück g.

Der zum Bramahschloß gehörige **Schlüssel** ist in Fig. 7 dargestellt; derselbe hat einen hohlen Schaft und ist mit ebenso vielen Einschnitten versehen, als Zuhaltungslamellen vorhanden sind. Die Tiefe dieser Einschnitte ist verschieden und entspricht der Lage der Einschnitte in den Zuhaltungen, sodaß durch Einstecken des Schlüssels, was mit einem gewissen Druck erfolgen muß, die Zuhaltungen alle so weit heruntergedrückt werden, bis ihre Ausschnitte in einer Kreislinie liegen. In dem Augenblick, in welchem der kleine, am Schlüssel befindliche Bart unter die Decke der Hülse a tritt, ist die richtige Stellung der Zuhaltungen erreicht; der Cylinder b kann alsdann gedreht werden. Sobald eine ganze Umdrehung des Cylinders vollendet ist und der Schlüssel mit seinem Bart wieder in den Einschnitt des Schlüssellochs eintritt, springt er, durch die Spiralfeder gehoben, in die Höhe; eine Drehung des Cylinders ist jetzt auch nicht mehr möglich, weil die Zuhaltungen mit ihren Fußenden in die radialen Einschnitte der Platte c fassen. An der Deckplatte d des Cylinders befinden sich ein


Fig. 8.


Fig. 9.

oder zwei Vorsprünge, welche in die Zähne oder Aussparungen des Riegels eingreifen und dadurch diesen bei der Umdrehung verschieben. Fig. 8 zeigt einen **Riegel** für das Bramahschloß. Der Kreis bedeutet den Cylinder, dessen Ansätze F und F dadurch den Schub bedingen, daß sie bei der Drehung in Ausschnitt III, resp. bei der zweiten Umdrehung in IV eingreifen. Fig. 9 gibt die Ansicht eines **kleinen Bramahschlosses**.

Ein S., das auf einem schon den alten Ägyptern bekannten Prinzip beruht, ist das in den fünfziger Jahren in Amerika aufgetauchte **Yalesche Stechschloß**, das mit Hilfe der Fig. 10 erläutert werden soll. Bei dem Yaleschloß und den vielen nach diesem Prinzip konstruierten Schlössern kann ein die Bewegung des Riegels bedingender Cylinder auch erst dann gedreht werden, wenn die Kombinationsteile durch den Schlüssel in eine bestimmte Lage gebracht sind. In Fig. 11 ist b der zu drehende Cy-

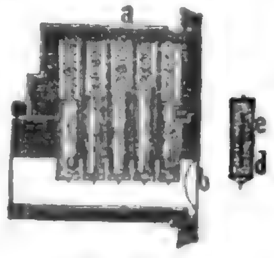
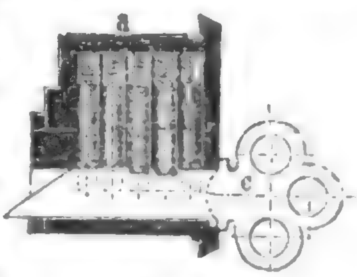

Fig. 10.


Fig. 11.

linder; die Kombinationsteile sind Stahlstifte e, e... und d d, welche ringsum mit feinen Riffeln versehen sind. Wird der **flache Schlüssel** c eingeschoben, so werden, wie Fig. 12 erkennen läßt, die Kombinationsteile gehoben und zwar derart, daß die obere Grenze der Teile d d.. und die untere Stirnfläche der Teile e e.. mit der Cylinderoberfläche zusammen fällt, wodurch der Drehung kein Hindernis mehr im Wege steht. Gewöhnlich


Fig. 12.

sind die Kombinationsteile durch kleine Spiralfedern von verschiedener Länge und Spannung heruntergedrückt. Der flache Schlüssel hat eigentümlich gezackte Ausschnitte, welche, wie aus Fig. 12 zu ersehen, der Höhenlage der einzelnen Kombinationsteile angepaßt sind. Die aus der Figur nicht ersichtliche Übertragung der Bewegung des Cylinders auf einen Riegel kann nach dem Prinzip des Bramahschlosses erfolgen.

Eine verbesserte Konstruktion des Yaleschlosses ist das **Protektorschloß** von Kromer. Bei demselben befinden sich die Zuhaltungen in dem als **Protektor** bezeichneten Gehäuse, in welchem sich ein Cylinder drehen kann. Dieselben werden hier nicht mittels Federn in die Ruhelage zurückgebracht, wenn sie durch den Schlüssel gehoben sind, sondern lediglich durch einen mit zwei Bärten versehenen Schlüssel bewegt. Die richtige Funktionierung des S., welche auch hier von der Drehung des Cylinders abhängt, ist insofern gesichert, als die bei dem Yaleschloß älterer Konstruktion unvermeidlichen Federbrüche ausgeschlossen sind. Endlich sind noch die **Permutationsschlösser** zu erwähnen, bei denen das S. jedesmal mit einem beliebig veränderten Schlüssel zugesperrt werden kann, indem man an letzterm die Reihenfolge der aus einzelnen Lamellen gebildeten Ansätze verwechselt, worauf das S. mit einem dem alten nachgebildeten Schlüssel nicht zu öffnen ist. Neuerlich hat man sog. **Kontrollschlösser** konstruiert. Ein Beispiel für derartige Konstruktionen ist das Hermannsche Kontrollschloß, welches als Vorhängeschloß für Magazine sehr geeignet ist. Dasselbe gestattet das Heraus-

ziehen des Schlüssels nur dann, wenn gehörig zugeschlossen wurde, sodaß man bei der Ablieferung des Schlüssels die volle Gewißheit hat, daß die Thür wirklich gesperrt ist.

Bei den Strickmaschinen heißt Schloß derjenige Teil, welcher die Nadeln nacheinander hebt, um sie gleich darauf wieder zu senken.

Bei Handfeuerwaffen, mitunter auch an Geschützen, heißt Schloß eine Vorrichtung, die behufs Herbeiführung der Entzündung der Pulverladung angebracht ist. (S. unter Handfeuerwaffen.)

Schlossar (Anton), österr. Kultur- und Litterarhistoriker, geb. 27. Juni 1849 zu Troppau, studierte in Graz, trat 1871 in den praktischen Justizdienst, gab denselben aber bald auf und wurde 1875 an der k. k. Universitätsbibliothek zu Graz angestellt, 1881 daselbst zum Skriptor und 1885 zum Custos befördert. Er veröffentlichte: «Innerösterr. Stadtleben vor hundert Jahren» (Wien 1877), «Erzherzog Johann von Österreich und sein Einfluß auf das Kulturleben der Steiermark» (Wien 1878), «Cornelia. Eine Herzensgeschichte in Versen» (Innsbr. 1878), «Österr. Kultur- und Litteraturbilder» (Wien 1879), «Steiermark im deutschen Liede» (Anthologie, 2 Bde., 1880), «Deutsche Volkslieder aus Steiermark» (Innsbr. 1881), «Steiermärkische Bäder und Luftkurorte» (Wien 1883), «Kultur- und Sittenbilder aus Steiermark» (Graz 1885), «Bibliotheca historico-geographica Stiriaca» (Graz 1886).

Schloßeck, Burgruine bei Dürkheim (s. d.) an der Hardt.

Schloßen, s. unter Hagel.

Schlosser (Friedr. Christoph), ausgezeichneter deutscher Geschichtschreiber, wurde 17. Nov. 1776 zu Jever geboren, auf dem Gymnasium daselbst vorgebildet und bezog 1793 die Universität Göttingen, wo er neben Theologie eifrig Geschichte und Philosophie, später die Litteratur der Italiener, Spanier und Engländer studierte. Im J. 1798 vikarierte er für einen Prediger auf dem Lande, wurde Hauslehrer in Othmarschen bei Altona und 1800 in Frankfurt a. M. In dieser Zeit veröffentlichte er die Schrift «Abälard und Dulcin» (Gotha 1807) und das «Leben Bezas und des Peter Martyr Vermili» (Heidelb. 1809). Inzwischen war S. 1808 Konrektor an der Schule zu Jever geworden, legte aber 1809 dieses Amt nieder und ging nach Frankfurt a. M. zurück, wo er seine «Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des Oströmischen Reichs» (Frankf. 1812) ausarbeitete. Der Fürst Primas ernannte ihn 1812 zum Professor am Lyceum zu Frankfurt, und als dieses 1814 einging, wurde er Stadtbibliothekar. Im J. 1817 folgte er dem Rufe als Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg, wo er 23. Sept. 1861 starb. Unter seinen größern Arbeiten erwarb ihm zuerst die «Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung» (4 Tle. in 9 Bdn., Frankf. 1817—24; 2. Aufl. 1839—41) den Ruf eines ernsten und scharfsichtigen Forschers. Diesem Werke folgte als Ergebnis seiner in Paris angestellten Forschungen die «Geschichte des 18. Jahrh.» (2 Bde., Heidelb. 1823; 5. Aufl. unter dem Titel «Geschichte des 18. und 19. Jahrh. bis zum Sturze des franz. Kaiserreichs», 8 Bde., Heidelb. 1866—68), die durch kritische Schärfe und eingehende Charakteristik der Personen und Richtungen allgemeinen Beifall erlangte. In der «Universalhistor. Übersicht der Geschichte der Alten Welt und ihrer Kultur» (3 Bde. in 9 Abteil., Frankf. 1826—34) legte er die Früchte vieljähriger Studien des Altertums nieder, wandte sich aber dann zur modernen Zeit zurück in der Schrift «Zur Beurteilung Napoleons und seiner neuesten Tadler und Lobredner» (3 Abteil., Frankf. 1832—35), welche zugleich als eine Vorarbeit zu der neuen Umarbeitung seiner «Geschichte des 18. Jahrh.» gelten konnte. Diese, bedeutend erweitert und besonders die Entwickelung der Litteratur und Kultur ausführlich darstellend, erwarb sich einen großen Leserkreis sowohl in Deutschland wie durch Übersetzung im Ausland und übte besonders in Deutschland selbst eine sehr eingreifende Wirkung. Das Werk erschien 1853—60 (8 Bde.) in vierter Auflage. Rücksichtslose Wahrheitsliebe und eine scharfe, sittenstrenge Beurteilung der Personen und Zeiten zeichnet S.s histor. Darstellung aus. Um die Ergebnisse seiner Forschungen in einem Gesamtbilde auch populären Kreisen zugänglich zu machen, veranstaltete er die Herausgabe einer «Weltgeschichte für das deutsche Volk» (19 Bde., Frankf. 1842—54), welche Kriegk in Frankfurt aus den Werken S.s über das Altertum, das Mittelalter und das 18. Jahrh. bearbeitete, und zu der S. selbst das 15., 16. und 17. Jahrh. beifügte; dieses Werk erscheint seit 1884 in 4. Aufl. neu bearbeitet und fortgesetzt von Jäger und Franz Wolff zu Berlin. Von seinen kleinern Schriften sind noch die Studien über Dante (Lpz. u. Heidelb. 1855) und die Beiträge zu dem von ihm mit Ernst herausgegebenen «Archiv für Geschichte und Litteratur» (5 Bde., Frankf. 1830—35) hervorzuheben. In Jever wurde ihm 2. Sept. 1878 ein Denkmal errichtet. Vgl. Gervinus, «Friedrich Christoph S.» (Lpz. 1861); Löbell (anonym), «Briefe über den Nekrolog S.s» (Chemnitz 1862); Weber, «Friedrich Christoph S., der Historiker» (Lpz. 1876; Festschrift); Erdmannsdörfer, «Gedächtnisreden zu der Feier von S.s 100jährigem Geburtstag» (Heidelb. 1876).

Schlosser (Joh. Georg), deutscher Prosaist, geb. 1739 zu Frankfurt a. M., Goethes Jugendfreund, studierte in Gießen und Altdorf die Rechtswissenschaften, trat in die Dienste des Prinzen Friedrich von Württemberg zu Mömpelgard, ging dann nach Karlsruhe, wurde 1773 Amtmann in Emmendingen und heiratete, nachdem seine erste Gattin, Goethes einzige Schwester Cornelia, 7. Juni 1776 im Wochenbett gestorben war, 1778 die Tante der Brüder Friedrich Heinrich und Georg Jacobi, Johanna Fahlmer (gest. 31. Okt. 1821), eine geistreiche, durch den Verkehr mit Goethe berühmt gewordene Frau. (Vgl. «Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer», herausg. von Urlichs, Lpz. 1875.) S. ward 1787 Geh. Hofrat in Karlsruhe und 1790 Geheimrat und Direktor des Hofgerichts. Im J. 1794 nahm er seine Entlassung und privatisierte erst in Ansbach, seit 1796 in Eutin. Im J. 1798 wählte ihn seine Vaterstadt Frankfurt zum Syndikus, wo er 17. Okt. 1799 starb. Sein «Seuthes, oder der Monarch» (Straßb. 1788) und andere Schriften über Gegenstände des Staats- und bürgerlichen Rechts zeugen von klarem Verstand und warmem Rechtsgefühl. Seine «Kleinen Schriften» erschienen in sechs Bänden (Bas. und Frankf. a. M. 1779—94). Vgl. die Biographie S.s von Nicolovius (Bonn 1844).

Schlosser (Joh. Friedr. Heinr.), bekannt als Konvertit und eifriger Verfechter ultramontaner Bestrebungen, geb. 30. Dez. 1780 zu Frankfurt,

Neffe des vorigen und Sohn Hieronymus Peter S.s (gest. 1797), ebenfalls eines Jugendfreundes von Goethe (auch als lat. Dichter bekannt), praktizierte seit 1803 als Advokat in seiner Vaterstadt und wurde 1806 vom Fürsten Primas zum Stadtgerichtsrat ernannt. Er legte aber diese Stelle bei Auflösung des Großherzogtums Frankfurt nieder, trat, wie schon vorher 1812 sein Bruder Christian S. (gest. 14. Febr. 1829) zu Rom gethan hatte, 21. Dez. 1814 zugleich mit seiner Gattin Sophie, einer geborenen du Fay, zur kath. Kirche über und lebte dann teils in Frankfurt, teils auf seinem Landgute bei Heidelberg, dem ehemaligen Stift Neuburg, teils auf Reisen. Er starb zu Frankfurt 22. Jan. 1852. Als Schriftsteller hat er sich bekannt gemacht durch «Die morgenländ. orthodoxe Kirche Rußlands und das europ. Abendland» (Heidelb. 1845) und «Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte» (2 Bde., Mainz 1852; 2. Aufl. 1863). Seine Gattin starb 24. Mai 1865 zu Stift Neuburg. Vgl. «Goethe-Briefe aus Fritz S.s Nachlaß» (herausg. von Frese, Stuttg. 1877).

Schlößer (Karl), Historien- und Genremaler, geb. zu Darmstadt 21. Juni 1836, bildete sich im Städelschen Institut in Frankfurt a. M., von wo er nach Paris ging; 1870 begab er sich nach Italien und dann nach London, wo er noch ansässig ist und sich eines bedeutenden Ansehens erfreut. Noch in Paris entstanden mehrere histor. Kompositionen, z. B. Ludwigs XVI. Gefangennehmung zu Varennes und der Tod Masaniellos, aber auch Genrestücke, wie die Konzertprobe, der Weihnachtsabend, die Singstunde. In England hat sich S. mehr dem letztern Fache zugewendet, Werke dieser Art sind: Rat in der Not (städt. Galerie in Liverpool), Scenen aus dem Leben berühmter Musiker, Mozart, Beethoven, Bilder aus Süditalien (Galerie Sir Rich. Wallace) u. s. w.

Schloßgarde heißen Gardetruppen, welche nicht zum Kampfe, sondern zum Wachtdienste innerhalb der Residenzschlösser und in den zugehörigen Parks bestimmt sind und in der Regel nur bei feierlichen Gelegenheiten in geschlossenen Abteilungen verwendet werden. Die S. ergänzen sich aus zuverlässigen halbinvaliden Unteroffizieren von langer Dienstzeit. In Preußen wurde 30. März 1829 eine Garde-Unteroffizierkompagnie von 70 Mann errichtet, welche ein Flügeladjutant führt und seit 3. Okt. 1861 Schloßgardekompagnie genannt wird. Die über 25 Jahre dienenden Mannschaften dieser S. tragen einen Degen mit Krone (Krongardisten) und die vormals kurhess. Garde-Unteroffizierkompagnie zu Kassel ist ihr zugeteilt worden. In Bayern besteht die Hartschieren-Leibgarde, in Württemberg die Schloßgardekompagnie und in Hessen die Garde-Unteroffizierkompagnie; in Österreich-Ungarn die k. k. erste Arcierengarde (1763 errichtet), die königl. ungar. Leibgarde (1760 errichtet, 1857 aufgelöst, 1867 wiedererrichtet), welche aus Offizieren ergänzt werden, die Trabanten-Leibgarde (von Ferdinand II. errichtet, 1748 aufgelöst, 1767 wiedererrichtet), die Hofburgwache (s. d.) und die ungar. Kronwache (im 18. Jahrh. errichtet, mehrmals aufgelöst, 1861 wiedererrichtet); in Rußland die Palastgarde; in England die Yeomen of Queen's Guard und die Gentlemen at Arms (nicht zur Armee gehörig); am päpstl. Hofe die Schweizergarde, die Nobelgarde und die S.; in Spanien die Monteros de Espinosa und die Hellebardiere. Auch die Centgardes (s. d.) und die früher an fast allen Höfen bestehenden Schweizer- und Trabantengarden waren S.

Schlotheim, Stadt in der Unterherrschaft von Schwarzburg-Rudolstadt, Landratsamt Frankenhausen, zählt (1885) 2112 E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat ein Schloß und Seilereien.

Schlotten, Pflanzenart, s. Jakobslauch.

Schlotten sind Höhlen oder Höhlensysteme, welche durch die Auflösungen unterirdischer Gipsstöcke entstanden sind. Sie finden sich deshalb namentlich im Gebiete der gipsreichen Zechsteinformation, so am südlichen und südwestl. Harzrande. Durch die Einstürze von S. entstehen Erdfälle (s. d.).

Schlotteräpfel, s. u. Apfel, Apfelbaum.

Schlottmann (Konstantin), evang. Theolog und Orientalist, geb. 1819 zu Minden, studierte in Berlin und auf dem wittenberger Predigerseminar Theologie, wandte sich dann besonders religionsgeschichtlichen und semitischen Studien zu. Im Frühjahr 1847 habilitierte er sich an der Universität Berlin für alttestamentliche Exegese, ging dann 1850 als Gesandtschaftsprediger nach Konstantinopel, von wo er nach mehrfachen Reisen in den Orient 1855 als Professor nach Zürich, 1859 nach Bonn und 1866 nach Halle berufen wurde. S. veröffentlichte eine Bearbeitung des Buchs Hiob (Berl. 1851), «De Philippo Melanchthone respublicae litterariae reformatore» (Bonn 1860), «De republicae litterariae originibus» (Bonn 1861), «Die Inschrift Eschmunazars» (Halle 1868), «Die Siegessäule Mesas» (Halle 1870), «Das Vergängliche und Unvergängliche in der menschlichen Seele nach Aristoteles» (Halle 1873), «Erasmus redivivus» (Halle 1883). Die Fortsetzung des letztern Werks, die bis jetzt nur in einigen Kapiteln in einem halleschen Universitätsprogramm veröffentlicht wurde, rief im preuß. Landtage 11. und 15. März 1883 heftige Angriffe Windthorsts und der ultramontanen Centrumspartei gegen S. und die theol. Fakultät in Halle hervor. Der besonders angegriffene, gegen das letzte Vatikanische Konzil gerichtete Abschnitt wurde darauf von Jakobi in deutscher Übersetzung («Der deutsche Gewissenskampf gegen den Vatikanismus», Halle 1882) herausgegeben. Als Vorsitzender der von der Eisenacher Konferenz deutscher Kirchenregimente eingesetzten Kommission zur Revision der deutschen Lutherbibel verfaßte er die Schrift: «Wider Kliefoth und Luthardt» (Halle 1885). Vgl. Jakobi, «Professor S., die hallesche Fakultät und die Centrumspartei» (2. Aufl., Halle 1882).

Schlözer (Aug. Ludw. von), ausgezeichneter deutscher Geschichtsforscher, geb. 5. Juli 1735 zu Gaggstedt in der Grafschaft Hohenlohe-Kirchberg, studierte in Wittenberg und Göttingen Theologie und orient. Sprachen und ging 1755 als Hauslehrer nach Stockholm, dann nach Upsala. In Schweden schrieb er den «Versuch einer Handelsgeschichte» (Stockh. 1758) in schwed. Sprache. Im J. 1759 kehrte er nach Göttingen zurück, wo er sich der Medizin widmete. Hierauf begab er sich mit dem russ. Reichshistoriographen Müller als Hauslehrer und litterarischer Gehilfe nach Petersburg. Hier bearbeitete er die mittlere russ. Geschichte aus den Chroniken und Nationalschriftstellern, wurde 1762 Adjunkt bei der Akademie und Lehrer an der Rasumowskischen Erziehungsanstalt und trennte sich nun von Müller völlig, der jetzt sein entschiedener Gegner wurde. Im J. 1767 kehrte er als Professor der Politik nach Göttingen zurück. Die

vorzüglichste Frucht seiner histor. Forschungen waren seine «Allgemeine nordische Geschichte» (2 Bde., Halle 1772) und die Übersetzung des russ. Chronisten Nestor bis zum J. 980 (5 Bde., Gött. 1802—9). Für eine geistvollere und lebendigere Behandlung der Universalgeschichte brach er durch seine «Weltgeschichte im Auszuge und Zusammenhange» (2 Bde., Gött. 1792—1801), sowie durch eine «Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder» (3. Aufl., Gött. 1790) die Bahn. Zugleich erwarb er sich besondere Verdienste um die Statistik dadurch, daß er deren Begriff und Umfang zuerst genauer bestimmte und eine vollständige Theorie derselben entwarf, wenn ihn auch hierbei eine einseitige Vorliebe für das Tabellenwesen beherrschte. Als polit. Schriftsteller wirkte er besonders durch seinen «Briefwechsel» (10 Bde., Gött. 1776—82) und seine «Staatsanzeigen» (18 Bde., Gött. 1782—93) ebenso furchtlos als einflußreich. Im J. 1805 zog sich S. von allen Geschäften zurück, wurde 1804 vom Kaiser von Rußland geadelt und starb 9. Sept. 1809. Vgl. Zermelo, «August Ludwig S.» (Berl. 1875), Wesendonk, «Die Begründung der neuern deutschen Geschichtschreibung durch Gatterer und S.» (Lpz. 1876).

Seine Tochter Dorothea, verehelichte Bürgermeister Rodde zu Lübeck, geb. 10. Aug. 1770, durch ihre gelehrten Kenntnisse berühmt, bearbeitete die russ. Münzgeschichte in den trockensten Reduktionen und Münzberechnungen und erhielt 1787 die Doktorwürde. Sie starb zu Avignon 12. Juli 1825.

Christian von S., Bruder der vorigen, geb. 1. Dez. 1774 zu Göttingen, früher Professor an den Universitäten Dorpat und Moskau, später außerord. Professor in der philos. Fakultät zu Bonn, machte sich besonders durch seine «Anfangsgründe der Staatswirtschaft» (russ. und deutsch, 2 Bde., Riga 1804—6) bekannt. Auch gab er seines Vaters «Öffentliches und Privatleben aus Originalurkunden» (2 Bde., Lpz. 1828) heraus. Er starb 1831.

Schlözer (Kurd von), deutscher Diplomat, Enkel Aug. Ludw. von S.s, geb. 5. Jan. 1822 zu Lübeck, wo sein Vater, Karl von S., russ. Generalkonsul war, besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich seit 1841 erst zu Göttingen, später zu Bonn und Berlin orient. und histor. Studien. Nachdem er eine Schrift über den ältern arab. Reisenden Abu-Dolef veröffentlicht (Berl. 1845), ging er nach Paris, um die dortigen Archive zu benutzen, worauf er wieder nach Berlin übersiedelte. Er wurde 1850 im Auswärtigen Amt in Berlin angestellt, war 1857—69 Legationssekretär in Petersburg, Kopenhagen, Rom, ging dann als Geschäftsträger nach Mexiko und wurde 1871 deutscher Gesandter in Washington. Seit 1882 ist er preuß. Gesandter beim päpstlichen Stuhl. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Choiseul und seine Zeit» (Berl. 1849), «Geschichte der deutschen Ostseeländer» (3 Bde., Berl. 1850—53), «Verfall und Untergang der Hansa» (Berl. 1853), «Chasot. Zur Geschichte Friedrichs d. Gr. und seiner Zeit» (1. und 2. Aufl., Berl. 1856), «Die Familie von Meyern» (Berl. 1855), «Friedrich d. Gr. und Katharina II.» (Berl. 1859).

Schlüchtern, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, an der Einmündung der Elm in die Kinzig, Station der Linie Berlin-Halle-Bebra-Frankfurt a. M. der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2634 meist evang. E. und hat ein evang. Schullehrerseminar. Hier bestand ehemals ein zur Zeit des Bonifacius gestiftetes Kloster. — **Der Kreis** Schlüchtern zählt auf 463 qkm (1885) 28990 E.

Schlucken, auch Schlucker oder Schlucksen (singultus), bezeichnet ein eigentümlich schallendes, unwillkürliches, krampfhaftes Einatmen, welches durch stoßweise erfolgende Zusammenziehungen des Zwerchfells hervorgebracht wird, infolge deren die Luft eigentümlich tönend durch die Stimmritze einströmt. Dieser Zwerchfellskrampf findet sich nach Überladung oder Erkältung des Magens, bei Entzündungen des Bauchfells, aber auch infolge von Reizung der Zwerchfellsnerven, welche z. B. vom Gehirn oder Rückenmark aus oder durch Reflex von entferntern Nervenpartien her bedingt sein kann. Gegen schwere Fälle werden starke Riechmittel, Senfteige auf die Magengegend, eiskalter Champagner, sowie die Anwendung der Elektricität und der narkotischen Mittel empfohlen. Das Schluchzen, welches sich zum heftigen Weinen gesellt, ist dem Schlucker nahe verwandt und beruht ebenfalls auf hastigen Zwerchfellskontraktionen.

Schluckenau, Stadt im nördl. Böhmen, Station der Linien Rumburg-Nixdorf der Böhmischen Nordbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 4623 deutsche E. und hat eine Bürgerschule, eine Webfachschule, eine landwirtschaftliche Winterschule, bedeutende Leinen-, Schafwoll-, Baumwollwaren-, Samt-, Knopf- und Holzpapparteriefabrikation, bedeutende Gerbereien, Kunstblumenerzeugung, eine Dampfbrettsäge und eine Steinschleiferei nebst großen Syenitsteinbrüchen in der Umgebung. S. wurde fünfmal durch Brand beinahe ganz zerstört und 1555 von der Pest schwer heimgesucht. Bei S. siegte 1642 der kaiserl. General Mattlohn über den schwed. General Slange.

Schlund (Pharynx), der zwischen dem Gaumensegel und der Speiseröhre befindliche Teil des Verdauungsapparats, welcher als ein trichterförmiger, von vorn nach hinten plattgedrückter, muskulöser, mit einer weichen Schleimhaut ausgekleideter Sack (Schlundkopf) unmittelbar vor den fünf obern Halswirbeln, dicht hinter der Nasen-, Mund- und Kehlkopfhöhle gelegen ist. Mit der Nasenhöhle steht er durch die Choanen (s. d.), mit der Mundhöhle durch den Racheneingang (s. Rachen) in offener Verbindung; sein unteres Ende geht in die Speiseröhre (s. d.) über. — Schlundkatarrh ist soviel wie Rachenkatarrh. (S. unter Rachen.)

Schlund (bot.), s. Faux.

Schlundstößer, s. Detrusorium.

Schlupfwespen (Ichneumonidae) heißt eine Familie der Hymenopteren, deren zahlreiche, über die ganze Welt verbreitete (von Gerstäcker auf 4000—5000 geschätzte) Arten sehr schwierig zu bestimmen sind. Der Körper ist meist sehr schlank, Fühler vielgliederig, borsten- oder fadenförmig und fast immer in unruhiger, zitternder Bewegung; die Flügel sind kräftig mit starken Adern. Die Weibchen haben einen Legbohrer von sehr verschiedener Länge, der bisweilen kaum hervorragt, bisweilen aber auch von dreifacher Körperlänge sein kann; sie legen ihre Eier hauptsächlich in Schmetterlingsraupen, von deren Fettkörpern sich die ausgekrochene Larve ernährt, aber weder Eier, noch Larven, noch Puppen, selbst ausgebildete Imagines anderer Gliedertiere werden verschont, ja man will sogar Nacktschnecken von ihnen angestochen gefunden haben. Die Tiere spielen demnach eine große Rolle

in der Natur und sind für den Menschen durch Vertilgung ungeheuerer, den Forsten, Gärten und Feldern schädlicher Raupenscharen äußerst nützlich. Zu den echten Schlupfwespen (Ichneumonidae genuinae) gehört Ichneumon persuasorius (Tafel: Insekten IV, Fig. 7), sehr schlank, 16—32 mm lang, mit einem Legbohr von der doppelten Länge des Hinterleibes, von glänzend schwarzer Farbe mit weißen Flecken, Beine rotbraun; fliegt vom Juli bis September in unsern Nadelwäldern und bohrt durch das Holz die Larven der großen Holzwespe an. Zu einer andern Gruppe der S., zu den Braconiden, gehört Microgaster nemorum (Tafel: Insekten IV, Fig. 6), gegen 3 mm lang, glänzend schwarz mit rötlichgelben Beinen; das Weibchen sticht im Herbst die Raupen großer Spinner, besonders des so schädlichen Kiefernspinners an, in der die Larven überwintern.

Schluß heißt in der Logik die Ableitung eines Urteils aus einem oder mehrern andern. Im ersten Falle entstehen die einfachen Schlüsse, Schlüsse ersten Grades oder sog. Folgerungen, im zweiten die zusammengesetzten Schlüsse, Schlüsse des zweiten Grades oder Schlüsse im engern Sinne des Wortes. Zu den einfachen Schlüssen gehören der S. von dem Allgemeinen auf das Besondere, resp. vom Besondern auf das Allgemeine (Unterordnungsschluß), der von der Gültigkeit oder Ungültigkeit eines Urteils auf die Ungültigkeit oder Gültigkeit des ihm entgegengesetzten (Entgegensetzungsschluß), sowie auch der auf das umgekehrte Urteil (Umkehrungsschluß). Die zusammengesetzten Schlüsse heißen Syllogismen (s. d.). In ihnen erfolgt die Verbindung des höhern und niedern Begriffs (terminus major und minor) im Schlußsatze (conclusio) vermöge eines zu Hilfe genommenen Mittelbegriffs (terminus medius). Man teilt sie gewöhnlich in kategorische, hypothetische und disjunktive Schlüsse ein. Der abgekürzte sprachliche Ausdruck eines S. heißt Enthymem. Durch Zusammensetzung zweier oder mehrerer Schlüsse entstehen die Schlußgewebe oder Epichereme, und die Schlußreihen oder Schlußketten. (S. Sorites.) Wenn der Mittelbegriff zur Verknüpfung des minor mit dem major nicht völlig zureicht, so entstehen die Wahrscheinlichkeitsschlüsse, wohin die der Analogie und der Induktion gehören. Mangelhafte, scheinbare und täuschende Schlüsse heißen Fehlschlüsse oder Trugschlüsse (s. d.). Die Lehre von den Schlüssen ist von Aristoteles zuerst bearbeitet und auch zugleich auf den Grad der Vollendung gebracht worden, der im ganzen noch jetzt feststeht, obgleich die tiefere Einsicht in die Gesetze der Begriffbildung, auf denen ihre Formen beruhen, erst der neuern Zeit angehört und noch mancherlei Bearbeitung bedürftig ist.

Schluß auf fest und offen wird ein Prämiengeschäft (s. d.) genannt. Der Käufer hat das Recht, einen bestimmten Teil der zu liefernden Waren nicht zu nehmen, muß aber den bezogenen Teil dafür höher bezahlen.

Schlußbrief, s. Engagementsbrief.

Schlüssel (frz. clef, engl. key), s. u. Schloß.

Schlüssel in der Musik, s. Notenschlüssel.

Schlüsselbein (clavicula) ist ein länglicher, flach Sförmig gekrümmter Knochen, welcher am untern Teile des Halses über der ersten Rippe liegt und das Brustbein mit dem Schulterblatte verbindet. Das S. hält wie ein Strebepfeiler das Schultergelenk in gehöriger Entfernung vom Brustkasten und schafft so dem Arme die nötige Freiheit und Festigkeit in seinen Bewegungen. Beim Schlüsselbeinbruch (fractura claviculae) sinkt der Arm nach innen herab und wird deshalb vom Kranken mit dem gesunden Arme in die Höhe gehalten. Der Bruch des S. erfolgt am häufigsten bei Kindern und heilt in der Regel leicht und ohne bleibende Funktionsstörungen. (S. Knochenbrüche.)

Schlüsselblume (Primula elatior), s. Primel.

Schlüsselburg, früher Nöteburg, Festung und Kreisstadt im russ. Gouvernement Petersburg, zählt 10376 E., welche außer Fischerei und Schiffahrt bedeutenden Handel treiben, für welchen die Stadt äußerst günstig liegt, nur 64 km von der Residenz entfernt, am Newastrom, da, wo derselbe aus dem Ladogasee tritt, und wo gleichzeitig der aus dem Wolchow und jenem See führende Ladogakanal seine Mündung hat, sodaß sämtliche Barken, welche den Weg von der Residenz nach den Wolgaländern nehmen, diesen Ort berühren müssen. Die Festung befindet sich auf der Katharineninsel, wurde 1323 vom Großfürsten Jurji III. Danilowitsch zum Schutze des nowgorodschen Gebietes gegen die Schweden erbaut und Orechowetz, d. i. Nüßchen, genannt, wie die Insel Orechow-Ostrow oder Nußinsel. Am 6. Aug. 1348 von dem Schwedenkönige Magnus erobert und Nöteburg (Nußburg) genannt, war sie fortan beständiger Zankapfel zwischen Schweden und Rußland. Peter d. Gr., welcher die Festung den Schweden 12. Okt. 1702 entriß, erkannte sehr richtig die ungemeine Wichtigkeit des Ortes. Er ließ den Kanal graben und die Festungswerke der Stadt verstärken, auch Kasernen, Hospital, Kirchen und Fabriken anlegen. Eine histor. Bedeutung hat S. noch dadurch gewonnen, daß hier der unglückliche Iwan III. (s. d.) 1756—64 in Kerkerhaft gehalten und endlich ermordet wurde.

Schlüsselgewalt (potestas clavium) heißt nach Matth. 16, 19 im kirchlichen Sprachgebrauche die Gewalt der Geistlichen, Sünden zu vergeben und zu behalten. (S. Absolution.) Nach der Lehre der röm.-kath. Kirche kommt dieselbe dem Petrus als Statthalter Gottes auf Erden und als Nachfolgern desselben den Päpsten zu, allen andern Bischöfen oder Priestern aber nur kraft der ihnen vom Papste übertragenen Vollmacht. Auf Grund dieser Vorstellung hat sich nicht nur in der kirchlichen Malerei die Sitte gebildet, den Petrus mit einem Schlüssel in der Hand, «dem Schlüssel des Himmelreichs», abzubilden, sondern die Päpste führen auch den «Schlüssel» in ihrem Wappen. Die kath. Lehre von der S. hat sich allmählich aus der Vermischung zweier ursprünglich ganz verschiedener Vorstellungen, der Versöhnung des Sünders mit Gott und der Notwendigkeit einer kirchlichen Disciplinargewalt zur Aufrechterhaltung einer geordneten kirchlichen Gemeinschaft, gebildet. Erst seit Innocenz III. wurde es herrschende Meinung, daß der Priester nicht blos von den Kirchenstrafen (potestas oder clavis jurisdictionis), sondern auch von der Schuld vor Gott an Gottes Stelle und in einer auch im Himmel gültigen Weise (potestas oder clavis ordinis) absolvieren könne. In letzterer Beziehung ist die kraft der S. erteilte Absolution ein unfehlbar wirksamer sakramentaler Akt. Da aber das Recht, Sünden zu vergeben, auch das Recht, Sünden zu behalten, einschließt, so hängt mit der priesterlichen S. auch der Kirchenbann oder die Exkommunikation und Anathema zusammen.

In der evang. Kirche wurde die Erteilung der Absolution anfangs nur als eine besondere Weise, das Evangelium zu verkünden, angesehen und von der kirchlichen Disciplinargewalt oder der Befugnis, wegen öffentlichen Ärgernisses von der kirchlichen Gemeinschaft auszuschließen, unterschieden. Letztere bezieht sich daher nicht auf das Verhältnis zum »Himmelreich«, sondern zur sichtbaren Kirche, und ist als ein menschliches Urteil gültig vor Gott nur soweit es gerecht ist. (S. Kirchenzucht.) Doch finden sich schon in Luthers eigenen Schriften wieder Stellen, in welchen die S. mit der Absolution aufs neue in Verbindung gebracht und auf das Vergeben oder Behalten der Sünden ohne weiteres bezogen wird. Die spätere luth. Dogmatik versteht unter S. in ähnlicher Weise die Gewalt, an Gottes Statt die Sünden zu vergeben oder zu behalten, ohne strenge Scheidung zwischen Absolution und kirchlicher Disciplin. Daher haben neuerdings die strengen Lutheraner vielfach dieselbe Gewalt für die Pastoren als Mandatare Gottes in Anspruch genommen. Die reform. Kirche hielt von Anfang an die Verkündigung der göttlichen Sündenvergebung und die kirchliche Disciplinargewalt streng auseinander und blieb, während sie letztere vielfach in gesetzlicher Schroffheit handhabte, hinsichtlich ersterer bei der deklarativen Form der Absolution stehen.

Schlüsselrecht oder Schlüsselgewalt heißt im deutschen ehelichen Güterrecht die Befugnis der Ehefrau, dem Gebiete der Hauswirtschaft angehörige Geschäfte selbständig und ohne Genehmigung des Mannes, die sonst zu ihrer Verpflichtung nötig ist, in rechtsverbindlicher Weise abzuschließen.

Schlußfiguren, s. unter Syllogismus.

Schlußnote, s. Schlußzettel.

Schlußsatz, s. unter Schluß.

Schlußtermin, s. Schlußverteilung.

Schlußverteilung heißt im Konkurs die Verteilung, welche erfolgt, wenn die Verwertung der Masse beendigt ist. Sie erfolgt auf Grund eines Schlußverzeichnisses; es muß ihr ein Schlußtermin vorausgehen, in welchem Einwendungen gegen das Verzeichnis vorzubringen sind und der Verwalter Schlußrechnung zu legen hat. Auf Grund des Schlußtermins verfügt das Gericht die Aufhebung des Konkurses. (S. Konkurs, Abschlagsverteilung, Nachtragsverteilungen.)

Schlußzettel, Schlußnote oder Schlußschein heißt die Urkunde, mittels deren ein Mäkler bezeugt, daß ein bestimmtes Handelsgeschäft durch seine Vermittelung zu Stande gekommen sei. Er gibt die Namen der Kontrahenten, die Zeit, den Gegenstand und die Bedingungen des Vertrags an, muß nach dem Deutschen Handelsgesetzbuche sofort nach dem Geschäftsabschlusse jedem Teile ausgehändigt werden und liefert in der Regel den vollen Beweis, wenn er von einem vereideten Mäkler ausgestellt ist. Bei den sofort zu erfüllenden Geschäften (den sog. Tageskäufen) vollzieht der Mäkler den S. allein, bei den sog. Lieferungsgeschäften dagegen hat er die Note den Parteien zur Unterschrift vorzulegen und das von jeder unterzeichnete Exemplar der Gegenpartei zu behändigen. Verweigerung der Annahme oder der Unterschrift der Note gilt als Rücktrittsversuch, und der Mäkler muß davon den andern Kontrahenten unverzüglich benachrichtigen. (S. Mäkler.) Das Deutsche Handelsgesetzbuch behandelt den S. in den Artikeln 73, 76—79, 82.

Schlüter (Andreas), berühmter deutscher Baumeister und Bildhauer, geb. 20. Mai 1664 in Hamburg als Sohn eines Bildhauers, verlebte seine Jugend in Danzig und nahm dann auf Reisen die niederländ., franz. und ital. Kunstbildung der damaligen Zeit in sich auf. Er wirkte als vielbeschäftigter Baumeister in Warschau, als er 1694 vom Kurfürsten Friedrich III. als Hofbildhauer nach Berlin gerufen wurde, zunächst für die Dekoration des Marmorsaales in Potsdam. Nachdem er 1695 Mitdirektor der Akademie geworden, baute er 1696 das Schloß Lietzenburg (jetzt Charlottenburg genannt), modellierte 1697 die Statue des Kurfürsten und leitete von 1698 an den von Nehring begonnenen Zeughausbau, der ihm besonders die dekorativen Schönheiten, vor allem die weltberühmten Masken der sterbenden Krieger verdankt (in Lichtdruck nach den Originalen herausg. von Dohme, Berl. 1877). Zum Schloßbaudirektor ernannt, baute er das Residenzschloß, einen durch großartige malerische Konzeption und kraftvolle Durchführung des Einzelnen höchst ausgezeichneten Bau. Im J. 1703 wurde sein plastisches Hauptwerk, das Edelste, was er geschaffen, die Reiterstatue des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke in Berlin, enthüllt. Dieses unübertroffene Erzbild vereint vollkommen individuelle Auffassung mit Adel der Gestalt und Haltung und dem Ausdrucke geistiger Macht. Ein Turm, den der König gegen den bessern Rat S.s auf unzureichendem Baugrunde neben dem Schlosse errichtet haben wollte, wurde das Mittel, wodurch es Eosander von Goethe gelang, S. aus seiner Stellung als Baumeister 1706 zu verdrängen. Doch blieb er Hofbildhauer und modellierte 1713 noch das Grabmal Friedrichs I., ging dann nach Rußland, wo er die Gunst des Kaisers Peter in hohem Grade genoß, aber schon 1714 starb. Vgl. Klöden, »Andreas S.« (Berl. 1855); Adler, »Andreas S.s Leben und Werke« (Berl. 1862); Dohme, »Kunst und Künstler«; derselbe, »Das königl. Schloß in Berlin« (Berl. 1877).

Schlüter (Karl), Bildhauer, geb. 24. Okt. 1816 zu Pinneberg, bezog 1865 die Akademie der bildenden Künste zu Dresden und trat 1868 in das Atelier des Professors Schilling. Nachdem er sich 1873—76 in Italien, namentlich in Rom, aufgehalten, ließ er sich in Dresden nieder, wo er 26. Okt. 1884 starb. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: der Hirtenknabe, die Porträtbüste seiner Gemahlin (beide in der berliner Nationalgalerie) und viele andere Büsten, worunter die der Frau Niemann-Seebach.

Schlutte, Pflanze, s. unter Physalis.

Schmack, Pulver zum Gerben, s. unter Rhus.

Schmack, veralteter Ausdruck für kleine holländ. Lastschiffe, die sehr unbeholfen gebaut sind und sehr flach gehen, um bei Flutzeit über die Watten der Nordseeströme fahren zu können. Ihr jetziger Name ist Tjalk. Sie unterscheiden sich von den ähnlich gebauten Kuffs nur dadurch, daß sie etwas kleiner sind und nur einen Mast haben, während jene deren zwei tragen. Die engl. einmastigen Hochsee-Fischerfahrzeuge, welche in Flotten zu Tausenden in der Nordsee fischen, werden ebenfalls S. genannt.

Schmackieren, s. Gallieren.

Schmähschrift, s. Pasquill.

Schmaler (eigentlich Smolek, Johann Ernst), Slawist, geb. 3. März 1816 zu Merzdorf (preuß. Oberlausitz), studierte in Breslau prot. Theologie, dann slaw. Philologie unter Czelakowsky. Hierauf redigierte er seit 1846, anfangs in Leipzig mit J.

P. Jordan, später in Bautzen, wo sich S. 1848 niederließ, die «Jahrbücher für slaw. Litteratur» (mit Unterbrechungen und veränderten Titeln bis 1868) und übersetzte einige Werke des russ. Gelehrten Hilferding ins Deutsche. Hauptsächlich aber widmete er sich der Wiederbelebung seines heimatlichen, wendischen Volkstums, sammelte und gab mit Leopold Haupt heraus «Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz» (2 Bde., Grimma 1842—43; mit Karte und reichem ethnogr. Material), regte die Gründung des litterarischen Vereins «Maćica Serbska» an, und übte besonders als Redacteur und Herausgeber der Wochenschrift «Serbske Nowiny» (seit 1848; gegründet unter dem Titel «Tydźenska Nowina» 1842) einen großen Einfluß auf seine Stammesgenossen aus. Daneben betrieb er zeitweilig den Buchhandel und errichtete 1875 eine eigene Buchdruckerei. Nach seinem Tode (13. Juni 1884) ging die letztere und die Redaction der «Serbske Nowiny» an seinen Sohn **Marko S.**, geb. 21. Dez. 1857, über. Von S.s Schriften sind noch zu erwähnen: «Kleine Grammatik der serb.-wend. Sprache» (3. Aufl., Bautzen 1861) und «Die slaw. Ortsnamen in der Oberlausitz» (Bautzen 1867).

Vgl. Parczewski, «Jan Ernest Smoler» (Warsch. 1883) und Boguslawskis Biographie S.s in «Biblioteka Warszawska» (Jahrg. 1885, 2. Heft).

Schmaljungfer, ein Insekt, soviel wie Schneider (Aeschna), s. unter Libellen.

Schmalkalden, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, am südwestl. Abhang des Thüringerwaldes in einem engen Thale, am Einfluß der Stille in die Schmalkalde, durch Zweigbahn nach Wernshausen mit der Werrabahn verbunden, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und eines Bergamts, hat ein Realprogymnasium und eine Töchterschule und zählt (1885) 6788 E. Auf einem Vorsprung des Questenbergs erhebt sich das im Renaissancestil erbaute Schloß Wilhelmsburg mit sehenswerter Kapelle. Am Altenmarkte steht die got. Hauptkirche (1413—1509 erbaut), die neuerbaute Post und das got. Rathaus, in welchem 1531 der Schmalkaldische Bund geschlossen und 1537 die Schmalkalder Artikel unterzeichnet wurden. Den Platz schmückt eine Germania zum Andenken an Karl Wilhelm, den in S. geborenen Komponisten der «Wacht am Rhein», und ein Brunnen mit der Büste Luthers. Am Lutherplatz steht das sog. Lutherhaus (F. Wilisch), in welchem der Reformator 1537 wohnte. Am westl. Ende der Stadt liegt das neu eingerichtete Solbad mit sehr wirksamer Quelle und Inhalationshalle. Den Haupterwerbszweig der Stadtbewohner sowie der Umgebung bildet die Eisen- und Stahlfabrikation, die Anfertigung der Schmalkalder Artikel, wie Ahlen, Bohrer, Zangen, Striegel, Löffel u. s. w. In der Nähe von S. wird ansehnlicher Bergbau auf Eisen betrieben. S., dessen schon in einem Dokument aus dem J. 874 Erwähnung geschieht, war früher die Hauptstadt der Herrschaft Schmalkalden, die 1360 durch Kauf von den Burggrafen von Nürnberg an Hessen und Henneberg kam, aber nach Aussterben der Grafen von Henneberg (1583) in den alleinigen Besitz von Hessen überging. Mit ganz Kurhessen kam 1866 auch die Herrschaft S. an Preußen und bildet seitdem den Kreis Schmalkalden, der auf 280 qkm (1885) 31108 E. zählt. Von dem Areal der Herrschaft S. ist über die Hälfte mit Wald bedeckt. Durch Vertrag vom 14. Sept. 1866 trat Preußen die schmalkaldischen Staatsforste an den Herzog Ernst von Coburg-Gotha ab. Diese Forste zerfielen 1867 in sechs Reviere. Vgl. Häfner, «Geschichte der Herrschaft S.» (Meining. 1818); Wagner, «Geschichte der Stadt und Herrschaft S.» (Marb. 1849); «S. und seine Solquellen» (Schmalk. 1878); Wilisch, «S. und seine Umgebungen» (Schmalk. 1884).

Schmalkaldische Artikel heißen die von Luther im Dez. 1536 zu Wittenberg aufgesetzten Artikel, welche die Grundlage der Verhandlung auf dem von Papst Paul III. nach Mantua ausgeschriebenen Konzil bilden sollten. Da die prot. Stände bei der vorläufigen Beratung zu Schmalkalden im Febr. 1537 dieses Konzil ablehnten, so wurden jene Artikel auch nur von den anwesenden Theologen unterschrieben und galten lange Zeit hindurch nur als Privatschrift Luthers, während der gleichzeitige Traktat Melanchthons über den Primat des Papstes und die Jurisdiktion der Bischöfe sofort symbolisches Ansehen erhielt. Erst lange nach Luthers Tode begann man seine Artikel, besonders um der scharfen Ausprägung willen, die darin der eigentümlichen luth. Abendmahlslehre gegeben war, im Streite wider die Schule Melanchthons wieder hervorzuziehen und in verschiedenen Kirchenordnungen auf dieselben zu verpflichten. Im J. 1580 wurden sie als symbolische Schrift in das Konkordienbuch aufgenommen und galten als eins der Hauptbekenntnisse des orthodoxen Luthertums. Das Manuskript der Schrift, die zuerst 1538 deutsch und 1541 in lat. Übersetzung erschien, befindet sich in der heidelberger Universitätsbibliothek und wurde zum Lutherjubiläum von Zangemeister in Faksimile herausgegeben. Vgl. Meurer, «Der Tag zu Schmalkalden und die Schmalkaldischen Artikel» (Lpz. 1837); Plitt, «De auctoritate articulorum Smalcaldicorum symbolica» (Erlangen 1862).

Schmalkaldischer Bund. Nachdem Kaiser Karl V. auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 einen feindseligen Abschied gegen die protestierenden Stände gegeben hatte, hielten Kurfürst Johann von Sachsen und dessen Sohn Johann Friedrich I., sowie Landgraf Philipp von Hessen mit andern prot. Reichsfürsten und Städten eine Versammlung zu Schmalkalden 22. bis 31. Dez. 1530 und beschlossen, wenn einer von ihnen in Sachen des Glaubens angegriffen würde, demselben gemeinschaftlichen Beistand zu leisten. Auf einer zweiten Versammlung ebendaselbst 29. März bis 4. April 1531 ward der Schmalkaldische Bund förmlich zunächst auf sechs Jahre abgeschlossen. Außer Kursachsen und Hessen traten bei Fürst Wolfgang von Anhalt, die Herzöge Philipp, Ernst und Franz von Braunschweig und Lüneburg, die Grafen von Mansfeld, die Städte Magdeburg, Bremen, Lübeck, Straßburg, Lindau, Konstanz, Memmingen, Biberach, Isny, Reutlingen und Ulm; bald folgten auch Eßlingen, Braunschweig, Göttingen, Einbeck und Goslar. Kurfürst Johann Friedrich und Landgraf Philipp wurden als Bundeshauptleute anerkannt, und die Bundesverfassung im Dez. 1531 zu Frankfurt a. M. vollends vereinbart. Somit hatte sich der deutsche Protestantismus als polit. Macht konsolidiert, und sein Einfluß machte sich bald fühlbar. Die Bundesgenossen versagten dem Kaiser die Kriegshilfe gegen die Türken und weigerten sich, die Wahl seines Bruders Ferdinand I. zum röm. Könige

anzuerkennen, worin sie von den streng kath. Herzögen von Bayern und dem Könige Franz I. von Frankreich unterstützt wurden. Auch schlossen sie 22. Jan. 1532 einen Bundesvertrag mit König Friedrich I. von Dänemark. Karl V. mußte sich daher zur Nachgiebigkeit verstehen, und unter Vermittelung der Kurfürsten von Mainz und Pfalz kam daher der Nürnberger Religionsfriede 23. Juli 1532 zu Stande. Seitdem gewann der Protestantismus immer mehr an Ausdehnung und Macht, während der Kaiser außerhalb Deutschlands beschäftigt war. Im Einverständnisse mit Frankreich und Bayern führte Landgraf Philipp 1534 mit Waffengewalt den vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg in sein Land zurück. Der röm. König Ferdinand I. sah sich genötigt, im Frieden zu Kadan 29. Jan. 1534 nicht nur die Wiedereinsetzung Ulrichs zu genehmigen, sondern auch in religiöser Hinsicht Konzessionen zu machen. Auf einer Versammlung zu Schmalkalden 24. Dez. 1535 wurde der Bund auf weitere 10 Jahre erneuert und beschlossen, alle, die darum nachsuchen und sich der Augsburgischen Konfession gemäß halten würden, aufzunehmen. Demzufolge traten im folgenden Jahre bei Herzog Ulrich von Württemberg, die Herzöge Barnim und Philipp von Pommern, drei Fürsten von Anhalt, die Städte Augsburg, Frankfurt a. M., Kempten, Hamburg, Hannover und Minden. Auch ein Bündnis mit König Christian III. von Dänemark wurde 5. Okt. 1536 vollzogen und erhielt durch einen zweiten Vertrag, zu Braunschweig 9. April 1538, noch weitere Ausdehnung. Auf der zahlreich besuchten Bundesversammlung zu Schmalkalden im Febr. 1537 lehnten die Bundesgenossen ab, das vom Papst zu berufende Konzil in Italien zu beschicken, und forderten ein wahrhaft freies Konzilium in deutschen Landen; auf derselben wurden auch die Schmalkaldischen Artikel (s. d.) abgefaßt.

Das Verhältnis zwischen beiden Religionsparteien gestaltete sich immer feindseliger, als die kath. Stände unter Führung Bayerns den Nürnberger Bund schlossen (10. Juni 1538). Doch gelang unter Vermittelung der Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz nochmals ein vorläufiger Vergleich (der sog. Anstand von Frankfurt 19. April 1539), wonach die Vorteile des Nürnberger Religionsfriedens von 1532 ausdrücklich auch allen später beigetretenen schmalkaldischen Bundesgenossen zugute kommen sollten. Gleichzeitig siegte der Protestantismus vollständig in Brandenburg und dem albertinischen Sachsen. Kaiser Karl V. wollte unter solchen Umständen und gegenüber den neuen türkisch-franz. Verwickelungen durch eine anscheinend versöhnliche Politik vorerst Zeit gewinnen. Nachdem mehrere von ihm veranstaltete Religionsgespräche fruchtlos verlaufen, gab er auf dem Reichstage zu Regensburg 1541 beruhigende Erklärungen, welche in einem Vertrage mit Landgraf Philipp noch eine besondere Gewähr zu erhalten schienen. Ja Karl duldete sogar, daß der streng kath. Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, der die bundesverwandten Städte Goslar und Braunschweig befehdet hatte, von den Bundesgenossen im Aug. 1542 aus seinem Lande verjagt wurde. Dagegen leisteten letztere dem Kaiser nicht nur Beistand gegen die Franzosen und Türken, sondern ließen ihm auch freie Hand gegen den mit Frankreich verbündeten Herzog Wilhelm von Kleve, obwohl derselbe sich offen der Reformation zuneigte. Kaum hatte jedoch Karl V. wieder Frieden mit Frankreich und Waffenstillstand mit den Türken geschlossen, so nahm er, durch die Kurie gedrängt, seine feindseligen Pläne gegen die Protestanten wieder auf, zumal als diese auf dem Reichstag zu Worms im Frühjahr 1545 jede Teilnahme an dem Tridentinischen Konzilium verweigerten. Zunächst ließ der Kaiser gegen den reformatorisch gesinnten Kurfürst-Erzbischof von Köln, Hermann von Wied, von der Kurie ein Prozeßverfahren einleiten, und ihn mit Absetzung bedrohen. Zwar siegten die Bundeshauptleute im Herbst 1545 über Herzog Heinrich den Jüngern, als derselbe sein Land wiederzuerobern versuchte, und nahmen ihn gefangen; auch beschloß die Bundesversammlung zu Frankfurt 21. Jan. 1546, dem Kurfürsten von Köln gegen jeden Angriff beizustehen: eine Gesandtschaft wurde an den Kaiser geschickt, um die Sistierung des Prozeßverfahrens zu erbitten, worauf dieser eine beruhigende Antwort erteilte. Aber zu einhelligen und energischen Rüstungen gegen die nur zu klar erkannte Gefahr vermochten sich die zwiespaltigen Schmalkaldener nicht zu entschließen, während Karl V. Rüstungen in Deutschland, Niederland und Italien begann und sich durch geheime Verträge den Beistand der kath. deutschen Fürsten, sowie auch des prot. Herzogs Moritz von Sachsen sicherte. Auf dem Reichstage zu Regensburg 1546 warf er endlich die Maske ab. Als die Protestanten anfragten, gegen wen die Rüstungen gerichtet seien, antwortete er 17. Juni 1546, daß er nur die kaiserl. Würde aufrecht erhalten wolle gegen die ungehorsamen Fürsten, die unter dem Vorwande des Evangeliums sich auflehnten. Offenbar waren besonders die beiden Bundeshauptleute Kurfürst Johann Friedrich und Landgraf Philipp gemeint, die bald in die Reichsacht erklärt wurden.

Obschon der ablaufende Bundesvertrag noch nicht förmlich erneuert worden war, hielten doch die überraschten Bundesverwandten treu zusammen, und es begann der **Schmalkaldische Krieg**. Der Feldhauptmann Schertlin nahm mit den Soldtruppen der oberdeutschen Städte schon 10. Juli 1546 die Ehrenberger Klause ein, wurde aber zurückberufen, worauf die Verbündeten, statt mit ihrer gewaltigen Übermacht sämtlich auf den kaum gerüsteten und isolierten Kaiser loszurücken, sich Anfang August zu Donauwörth vereinigten. Während so der Kaiser unbehelligt die ital. Hilfstruppen an sich ziehen konnte, wurden im prot. Lager durch den Eigensinn und Egoismus der Fürsten und Kriegsräte alle Operationen gelähmt. Beide feindlichen Heere manövrierten dann längs der Donau gegeneinander, und nachdem die Schmalkaldener vor dem kaiserl. Lager zu Ingolstadt durch den gegen den Rat des Landgrafen unterlassenen Angriff den Sieg aus den Händen gegeben hatten und nun im September auch die niederländ. Truppen zum Kaiser gestoßen, drängte dieser die Bundesgenossen nach Schwaben zurück, wo sie Mitte Oktober bei Giengen ein festes Lager bezogen. Ohne einen großen Schlag zu wagen, lagen hier die beiden Heere, in denen Geldnot, Kälte, Mangel und Krankheiten furchtbar aufräumten, einander gegenüber. Nachdem die Nachricht von dem Abfall des Herzogs Moritz ins Lager gekommen war, zogen die Schmalkaldener am 22. und 23. Nov. von dannen. Kurfürst Johann Friedrich eilte zurück, um sein Land wiederzugewinnen, und auch Landgraf Philipp kehrte heim. Die Bundesverwandten in Süddeutschland

verzagten jetzt völlig und baten um Frieden. Im Laufe Dez. 1546 und Jan. 1547 unterwarfen sich dem Kaiser alle Reichsstädte, ebenso der Herzog Ulrich von Württemberg. Sie mußten dem Schmalkaldischen Bunde entsagen und hohe Kriegskontributionen bezahlen. Dann wurde der Kurfürst Hermann von Köln gezwungen, zu resignieren (25. Febr.), und sein Nachfolger stellte den Katholizismus im Lande wieder her. Unterdeß hatte Kurfürst Johann Friedrich Kursachsen wiedergewonnen und sogar den Herzog Moritz aus seinen Erblanden verjagt. Die norddeutschen Bundesverwandten hielten treu zu ihm, und in Böhmen regte sich eine starke prot. Partei. Selbst Frankreich und England knüpften mit dem Kurfürsten Verbindungen an. Allein Karl V. zog nunmehr mit gesamter Macht heran und gewann 24. April 1547 die entscheidende Schlacht bei Mühlberg (s. d.), in welcher Johann Friedrich selbst gefangen wurde. Derselbe mußte durch die Wittenberger Kapitulation vom 19. Mai auf sein Land nebst der Kurwürde verzichten, welche Herzog Moritz erhielt. Landgraf Philipp, der jetzt ganz allein stand, schloß unter Vermittelung Moritz' und des Kurfürsten von Brandenburg eine Kapitulation und wurde, obschon er sich vor Karl V. zu Halle 19. Juni 1547 demütigte, in Haft genommen. Auch die norddeutschen Bundesverwandten, bis auf Magdeburg und Bremen, unterwarfen sich dem Kaiser, und damit war der Bund aufgelöst.

Vgl. Viglius van Zwichem, «Tagebuch des Schmalkaldischen Donaukriegs» (herausg. von Druffel, Münch. 1877); G. Voigt, «Die Geschichtschreibung über den Schmalkaldischen Krieg» (Lpz. 1874); derselbe, «Moritz von Sachsen 1541—47» (Lpz. 1876); M. Lenz, «Die Kriegführung der Schmalkaldener gegen Karl V. an der Donau» («Histor. Zeitschrift», 1883); derselbe, «Die Schlacht von Mühlberg» (Gotha 1879).

Schmalkaldischer Krieg, s. unter Schmalkaldischer Bund.

Schmallenberg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Meschede, an der Lenne, auf einem nördl. Ausläufer des Rothaargebirges, 413 m über dem Meere, zählt (1885) 1500 meist kath. E., hat eine Rektoratschule, zwei Fabriken zur Anfertigung von Äxten, Beilen, Schippen und Sensen u. s. w., drei Wollspinnereien und -Färbereien, und vier ausgedehnte mechan. Strumpf- und Jackenwirkereien.

Schmalnasen, die Affen der Alten Welt, s. unter Affe.

Schmaltier, ein weibliches Stück Edelwild vom letzten Tag des Geburtsjahres an, bis es zum ersten male gebrunftet hat.

Schmalwassergrund, s. unter Dietharz.

Schmalz bezeichnet im allgemeinen die in der Hauswirtschaft angewendeten animalischen Fette, deren Konsistenz weich ist, und zwar weicher als die des Talgs (Unschlitts), daher wird das Schweinefett häufig auch Schweineschmalz genannt. In Süddeutschland dagegen versteht man unter S. durch Schmelzen (Auslassen) gereinigte ungesalzene Butter und zwar vorzugsweise diejenige, die längere Zeit konserviert werden soll und in den Handel geht. Mit Schmalzöl oder Kunstschmalz bezeichnet man künstliche Butter oder Kunstbutter.

Schmalz (Theodor Ant. Heinr.), Staatsrechtslehrer und Publizist, geb. zu Hannover 17. Febr. 1760, studierte zu Göttingen erst Theologie, dann die Rechtswissenschaften, habilitierte sich 1785, wurde 1787 Professor der Rechte zu Rinteln, 1789 zu Königsberg und wurde dort 1798 zugleich Konsistorialrat und 1801 Kanzler und Direktor der Universität. Im J. 1803 folgte er einem Rufe als Direktor der Universität zu Halle. Als diese Stadt an das Königreich Westfalen fiel, privatisierte er in Berlin, bis er 1809 in den Oberappellationssenat des Kammergerichts gelangte. Bei der Gründung der Universität zu Berlin 1810 wurde er zum ersten Rektor und zum Ordinarius der Juristenfakultät ernannt. Er starb zu Berlin 20. Mai 1831.

Als Schriftsteller trat S. zuerst mit «Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe» (Hannov. 1783) auf. Durch die kleine polit. Schrift «Berichtigung einer Stelle in der Venturinischen Chronik für das J. 1808» (Berl. 1815) erregte er in ganz Deutschland großen Anstoß, indem er darin den Tugendbund (s. d.) als revolutionären Verein zu verdächtigen und überhaupt das Mißtrauen der Regierung gegen den liberalen Geist der Zeit zu steigern suchte. Niebuhr, Schleiermacher, Koppe, Fr. Förster, Krug, Fr. Rühs, Ludw. Wieland, Ludw. Lüders u. v. a. traten mit Schriften gegen ihn auf und es entbrannte eine sehr heftige Polemik. Von seinen spätern Schriften sind noch hervorzuheben: «Encyklopädie des gemeinen Rechts» (Königsb. 1790), «Handbuch des röm. Privatrechts» (Königsb. 1793), «Das Recht der Natur» (3 Bde., Königsb. 1795; neue Auflage, Lpz. 1823; neu bearbeitet unter dem Titel «Die Wissenschaft des natürlichen Rechts», herausg. von Jarcke, Lpz. 1831), «Encyklopädie der Kameralwissenschaften» (Königsb. 1797; 2. Aufl. 1819), «Handbuch des kanonischen Rechts» (Berl. 1815; 3. Aufl. 1834), «Das europ. Völkerrecht» (Berl. 1817), «Lehrbuch des deutschen Privatrechts» (Berl. 1818), «Staatswirtschaftslehre in Briefen an einen deutschen Erbprinzen» (2 Bde., Berl. 1818), «Ansicht der ständischen Verfassung in der preuß. Monarchie» (Berl. 1822), «Das deutsche Staatsrecht» (2 Bde., Berl. 1825).

Schmalzbirne, s. u. Birne u. Birnbaum.

Schmalzöl, s. Schmalz.

Schmand, s. Rahm.

Schmantlöffel (bergmänn.), s. u. Bergbohrer.

Schmarda (Ludw. Karl), Naturforscher und Reisender, geb. 23. Aug. 1819 zu Olmütz, studierte daselbst und in Wien Medizin und Naturwissenschaften, wurde dann Assistent bei der Lehrkanzel der speziellen Naturgeschichte an der Josephs-Akademie zu Wien, 1847 Lehrer an der landwirtschaftlichen Realschule zu Graz. Von 1850 bis 1852 war er ord. Professor an der Universität zu Graz und machte 1853—57 mit dem Ritter von Fridau eine Reise um die Welt, auf der er namentlich in Südamerika sich längere Zeit aufhielt. Die folgenden Jahre lebte er teils in Steiermark, teils in Paris und Berlin. Im Jan. 1862 wurde er als Professor der Zoologie nach Wien berufen, wo er seitdem wirkte. Von dem Marineministerium mit der Berichterstattung über den Zustand der Seefischerei an den österr. Küsten beauftragt, bereiste er diese wiederholt während der Sommermonate der J. 1863—65. Im Auftrag des Ackerbauministeriums ging er 1868 an die franz. Küsten, um über die Zuchtanstalten für Seetiere zu berichten. Er trat 1883 in den Ruhestand. Als Zoolog beschäftigte er sich vorzugsweise mit den wirbellosen Tieren. Unter seinen Schriften aus früherer Zeit sind zu

nennen: «Beiträge zur Naturgeschichte der Infusorien» (Wien 1846) und «Andeutungen aus dem Seelenleben der Tiere» (Wien 1846). Über seine Reisen berichtete er in der «Reise um die Erde in den J. 1853—57» (3 Bde., Braunschw. 1861). Von großer wissenschaftlicher Bedeutung ist S.s Werk «Die geogr. Verbreitung der Tiere» (Wien 1853). Ferner sind zu nennen: «Zur Naturgeschichte der Adria» (Wien 1852), «Zur Naturgeschichte Ägyptens» (Wien 1857), «Neue wirbellose Tiere» (Abteil. 1 u. 2, Lpz. 1859—61, mit 37 Tafeln). Als Lehrbuch für höhere Unterrichtsanstalten verfaßte er «Grundzüge der Zoologie» (Wien 1853) und «Zoologie» (2. Aufl., 2 Bde., Wien 1877—78).

S.s Bruder, **Karl Johann von S.**, geb. 13. Juli 1826 zu Olmütz, österr. Feldmarschallleutenant, seit 1866 Mitglied, seit 1872 Sektionschef und seit 1880 Präsident des Artilleriekomitee zu Wien, 1881 in den Ritterstand erhoben und 1885 pensioniert, ist durch mathem. und militärwissenschaftliche Arbeiten bekannt.

Schmarotzer und **Schmarotzergewächse**, s. Parasiten (botanisch und zoologisch).

Schmarotzerbienen, s. Kuckucksbienen.

Schmarotzerkrebse können eine ganze Anzahl von Krebsen aus verschiedenen Familien genannt werden, welche an und auf andern Tieren parasitisch hausen. Als Kommensalen (s. unter Parasiten, zoologisch) wohnen die Muschelwächter (s. d.) in Mollusken, die Schmarotzerflohkrebse (Hyperidae) in Medusen u. s. w., als wahre Parasiten zahlreiche Asseln (s. d.) auf der Haut, in der Mund- und Atemhöhle der Fische (Lausasseln, Cymothoidae), andere (Garneelasseln, Bopyridae), die wenigstens im weiblichen Geschlecht durch Parasitismus enorm degenerieren, in den Kiemenhöhlen höherer Krebse. Am häufigsten finden sich schmarotzende Formen (sog. Fischläuse) unter den Spaltfußkrebsen (s. d.), so die Barschlaus (Achtheres percarum, Tafel: Krustentiere, Fig. 5), auf dem Barsch, die blattförmige Fischlaus (Argulus foliaceus, Fig. 6) auf Karpfen, Stichlingen u. s. w., und die durch das Schmarotzertum gleichfalls sehr zurückgebildeten Wurmkrebse (s. d.) auf Seefischen, z. B. eine der häufigsten Arten (Lernea branchialis, Fig. 7) auf den Kiemen vom Dorsch, Flunder u. s. w. Auch unter den Rankenfüßern gibt es nicht wenige Schmarotzer, manche (Seepocken) setzen sich auf andern Tieren fest, wohl mehr um eine Wohnstätte zu finden, wie die sog. Walfischpocken, manche aber sind wahre, sich von den Säften ihrer Wirte ernährende Parasiten, wie die ganze Familie der Wurzelköpfer (Rhizocephalidae), welche im ausgebildeten Zustande auf dem Hinterleib von Krabben und Einsiedlerkrebsen schmarotzen und durch ihre Lebensweise so vollständig verändert sind, daß nur ihre Entwickelungsgeschichte ihre Gliedertiernatur verrät.

Schmaschen, s. Lämmerfelle.

Schmauß (Joh. Jak.), einst angesehener deutscher Staatsrechtslehrer, geb. zu Landau im Elsaß 10. März 1690, studierte zu Straßburg und Halle. Nachdem er auf der letztern Universität einige Zeit Vorlesungen gehalten, wurde er 1721 von dem Markgrafen zu Baden-Durlach zum Hofrat und 1728 zum Kammerrat ernannt. Im J. 1734 ging er als Professor des Natur- und Völkerrechts nach Göttingen, 1743 als Professor des Staatsrechts nach Halle und 1744 nach Göttingen zurück, wo er 8. April 1757 starb. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Corpus juris publici sacri Romani imperii academicum» (2 Bde., Lpz. 1745; neue Ausgabe mit Anmerkungen von Schumann, Lpz. 1774; von R. Hommel, Lpz. 1794), «Corpus juris gentium academicum» (2 Bde., Lpz. 1730), «Einleitung zu der Staatswissenschaft» (2 Bde., Lpz. 1742).

Schmechtener Methbrunnen, s. unter Driburg.

Schmeckbecher oder **Geschmacksknospen**, s. u. Geschmack.

Schmeele, Pflanzengattung, s. Aira.

Schmeerling (Boletus granulatus *L.*), eßbarer Pilz mit halbkugeligem, braun gefärbtem Hut, der einen Durchmesser von etwa 6 bis 10 cm hat und sich klebrig anfühlt. Der Stiel ist hellbraun oder gelb und 1—2 cm dick; später nimmt er eine braune Färbung an und zeigt auf seiner Oberfläche dunkle Punkte. Die Röhrenschicht ist hellgelb, das Fleisch fast weiß und ändert seine Farbe beim Auseinanderbrechen nicht; er kommt im Hochsommer oft in Nadelwäldern vor und ist als Speisepilz geschätzt.

Schmeißfliege (Musca vomitoria, Tafel: Insekten I, Fig. 34, vergrößert) oder **Brummfliege, Brumme**, ist der Name einer der bekanntesten Fliegen, die eine Länge von 9 bis 13 mm erreicht, blauschwarz, auf dem Rückenschilde mit grauer zarter Behaarung ist und ihre Eier, aus denen in kurzer Zeit sich die Maden entwickeln, auf Fleischwaren legt.

Schmeks (ungar. Tátra-Füred), Badeort im Komitat Zips in Oberungarn, in höchst romantischer Gegend, 1002 m über dem Meere an der 2478 m hohen Schlagendorfer Spitze der Tátra oder Centralkarpaten gelegen und 7 km von der Station Poprad der Kaschau-Oderberger Eisenbahn entfernt, hat mehrere alkalisch-eisenhaltige Säuerlinge, vortreffliches Süßwasser, die reinste, durch den Duft der Nadelholzwälder gewürzte Luft. Neben den warmen Wannenbädern besteht seit 1839 auch eine Kaltwasserheilanstalt. Für die Bequemlichkeit der Gäste ist hinreichend gesorgt, zumal da seit 1875 in der Nähe Neu-Schmeks entstand.

Schmele, Pflanzengattung, s. Aira.

Schmeller (Joh. Andr.), einer der ausgezeichnetsten deutschen Sprachforscher, geb. 6. Aug. 1785 zu Tirschenreuth in Oberfranken, besuchte das Lyceum zu München und ging 1804 nach der Schweiz, um dort unter Pestalozzi zu arbeiten. Hierauf begab er sich nach Spanien, wo er in Tarragona eine Schule nach Pestalozzischen Grundsätzen errichtete, kehrte aber 1808 in die Schweiz zurück und begründete mit Sam. Hopf eine Privatanstalt in Basel, die bis 1813 bestand. Dann kehrte er nach Bayern zurück, nahm als Freiwilliger 1814 und 1815 am Befreiungskriege teil und widmete sich dann in München linguistischen, insbesondere Dialektstudien. Seine Schrift «Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt» (Münch. 1821) und sein großes lexikalisches Werk «Bayr. Wörterbuch, mit urkundlichen Belegen» (4 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1827—36; 2. Ausg. von Frommann, 2 Bde., Münch. 1872—77), zugleich Idiotikon der lebenden Volkssprache, sowie Glossar der ältern Sprache des Landes, dürfen als Muster für gleichartige Arbeiten gelten. Im J. 1827 wurde er Professor am Kadettenhause in München, 1828 außerord. Professor für die ältere deutsche Sprache und Litteratur zu München. Daneben erhielt er 1829 die Stelle eines Custos, 1810 die eines Unterbibliothekars an der königl. Hof- und Staatsbibliothek und wurde 1846 zum ord.

Professor an der Universität zu München ernannt. Hier starb er 27. Juli 1852.

Von seinen Werken sind noch hervorzuheben: die Ausgabe der von ihm «Hêliand» betitelten altsächs. Evangelienharmonie (Stuttg. u. Tüb. 1830—40), ferner die Ausgabe der althochdeutschen Übersetzung der sonst dem Tatian, von ihm selbst dem Ammonius zugeschriebenen Evangelienharmonie (Wien 1841), die Ausgabe des «Muspilli» (Münch. 1832) und von «St. Ulrichs Leben» von Albertus (Münch. 1844). Mit Jak. Grimm gab er «Lat. Gedichte des 10. und 11. Jahrh.» (Gött. 1838) heraus. Für den stuttgarter Litterarischen Verein besorgte er die Ausgaben von «Des böhm. Herrn Leo von Rozmital Ritter-, Hof- und Pilgerfahrt durch die Abendlande» (Stuttg. 1844), der «Carmina burana» (Stuttg. 1847) und «Hadamars von Laber Jagd nebst drei andern Minnegedichten» (Stuttg. 1850). Besonderes Studium wandte S. den sog. Cimbern der Sette und Tredeci Communi zu und hinterließ ein Wörterbuch ihrer Sprache (herausg. von Bergmann, Wien 1855). Schon früher hatte er die Abhandlung «Über die sog. Cimbern der VII und XIII Communen auf den vened. Alpen und ihre Sprache» (Münch. 1838) veröffentlicht. Auch dichterisch war er thätig; ein antikes Trauerspiel «Die Ephesier» erschien aus seinem Nachlaß (Münch. 1885). Vgl. Föringer, «Lebensskizze S.s» (Münch. 1855); Nicklas, «S.s Leben und Wirken» (Münch. 1885).

Schmelz ist gewöhnlich gleichbedeutend mit Email (s. d.). Im besondern nennt man so das undurchsichtige weiße Email, womit Uhrzifferblätter u. s. w. überzogen werden, und die emailartige weiße Glasur auf Stubenöfen und gemeiner Fayence, in welchen beiden Zinnoxyd und Bleioxyd als wesentliche Bestandteile enthalten sind. Verschiedenfarbige Stückchen von feinen Glasröhrchen, welche wie Glasperlen zu Stickerei gebraucht werden, werden ebenfalls als Schmelz bezeichnet. In der Malerei spricht man von Schmelz, wenn Glanz und Farbe sich verbinden, die Farben wie durchsichtig, flüssig, wie «verschmolzen» erscheinen.

Schmelzen (frz. fondre, mettre en fusion; engl. fusing, smelting, melting), der durch Wärme bewirkte Übergang eines Körpers aus dem festen in den flüssigen Aggregatzustand. Die Temperatur, bei welcher derselbe in jedem einzelnen Fall eintritt, heißt der Schmelzpunkt eines Körpers. Bis unter den Schmelzpunkt abgekühlt, kehrt der Körper in den festen Zustand zurück, er erstarrt oder gefriert. Das S. tritt bei vielen Körpern plötzlich, bei andern nach und nach ein, indem ein allmähliches Erweichen vorausgeht, wie beim Schmiedeeisen und Stahl. Die meisten Körper erfahren beim S. eine Zunahme ihres Volumens, d. h. sie sind im flüssigen Zustand spezifisch leichter als im festen. Wasser und Wismut dagegen dehnen sich im Moment des Erstarrens aus; daher schwimmt Eis auf Wasser und Wassergefäße werden beim Gefrieren ihres Inhalts zersprengt. Die Temperatur eines schmelzenden Körpers bleibt konstant, bis dieser ganz geschmolzen ist; die während des S. zugeführte Wärme wird lediglich zur Überführung in den flüssigen Zustand verbraucht (s. Schmelzwärme), doch ändert sich der Schmelzpunkt mit dem Druck der Atmosphäre, und zwar wird der erstere im gleichen Verhältnis mit dem letztern erhöht, außer bei denjenigen Körpern, welche geschmolzen weniger Raum als im festen Zustand einnehmen. Leicht schmelzbar sind Eis, Talg, Paraffin, Wachs, Natrium, Kali, Schwefel; höherer Temperaturen bedürfen zum S. Zinn, Wismut, Antimon, Aluminium, Blei, Zink; einen sehr hohen Schmelzpunkt haben Gold, Eisen, Platin. Über die Schmelzbarkeit der Legierungen s. d.

Schmelzfarben oder Emailfarben sind durch Metalloxyde gefärbte Glasflüsse, mit welchen man auf Glas, Porzellan und weißem Emailgrunde malt, worauf das Gemälde der Glühhitze ausgesetzt wird, um durch Schmelzung sowohl Glanz zu erhalten, als sich mit dem Grunde zu verbinden.

Schmelzpunkt, s. unter Schmelzen.

Schmelzschupper, s. Ganoiden.

Schmelzstahl, s. unter Stahl.

Schmelztiegel (frz. creuset, engl. crucible), s. unter Tiegel.

Schmelzwärme heißt die zum Schmelzen der festen Körper verbrauchte Wärmemenge. Weil dieselbe zur Verflüssigungsarbeit oder Disgregationsarbeit der starren Körper verwendet wird, so bleibt sie sowohl für ein mit dem schmelzenden Körper in Berührung stehendes Thermometer, als auch für die Empfindung verborgen, weshalb dieselbe vor Aufstellung der mechan. Wärmetheorie als gebundene oder latente Wärme beim Schmelzen bezeichnet wurde. Da beim Erstarren der Flüssigkeiten die zum Schmelzen verbrauchte Arbeit wieder in Wärme umgesetzt wird, mithin eine Wärmemenge, d. i. die Erstarrungswärme erzeugt wird, welche an Größe der S. gleich ist, so dient in der Regel die calorimetrische Bestimmung der Erstarrungswärme, indem dieselbe sich leichter ausführen läßt, auch zur Messung der S. Die S. des Eises von 0° C. ist 79, d. h. man verbraucht 79 Calorien oder Wärmeeinheiten (s. unter Calorimeter), um 1 kg desselben in 1 kg Wasser von 0° C. zu verwandeln. Die S. des Zinks ist 28, des Zinns 14 und des Bleis 5; man sieht also, daß diese Metalle, obschon sie erst bei höherer Temperatur als das Eis schmelzen, dennoch dabei weniger Wärme verbrauchen als das schmelzende Eis.

Schmer, soviel wie Schweinetalg.

Schmerfluß, s. Seborrhöe.

Schmerlen oder Grundeln (Cobitis) heißen Süßwasserfische, die der Karpfenfamilie nahe stehen, aber sich durch die ganz oben auf dem schuppenlosen Kopfe stehenden Augen, enge Kiemenspalten und sehr kleine Schuppen unterscheiden. Der Mund ist mit wulstigen Lippen und Bartfäden besetzt. Sie halten sich am Grunde der Gewässer auf. Es gibt in Deutschland drei Arten: der Schlammpeitzker, Bißgurre oder die Meergrundel (Cobitis fossilis, Tafel: Fische II, Fig. 2), mit 10 Bartfäden, aalförmigem, 30 cm langem Körper, der häufig Luft zu wirklicher Atmung in den Darm schluckt; der Steinpitzger oder die Dorngrundel (C. taenia), ebenfalls mit aalförmigem, sehr schlüpfrigem, aber kleinerm Körper und sechs Bartfäden, beide in schlammigen Gewässern und ihres Fleisches wegen wenig geschätzt; und die eigentliche Bartgrundel oder Schmerle (C. barbatula), mit kurzem Körper und sechs Bartfäden, die bis 15 cm lang wird, klare Gewässer mit steinigem Grunde liebt und ihres zarten Fleisches wegen geschätzt ist.

Schmerling (Anton, Ritter von), österr. Staatsmann, geb. 23. Aug. 1805 zu Wien, machte seine jurist. Studien auf der wiener Universität und trat 1829, zunächst als Auskultant, bei dem Landgericht

in Wien in den Staatsdienst, wurde 1842 zum Rat ernannt und 1846 zum Appellationsgerichtsrat befördert. Als ein Gegner des Metternichschen Systems in den altständischen Versammlungen in die Bewegung der Märztage 1848 verflochten, wurde er von der österr. Regierung nach Frankfurt gesandt, um dort (seit 9. April 1848) als ihr Vertrauensmann den Berathungen über einen deutschen Verfassungsentwurf beizuwohnen. In dieser Stellung übte er auf die Ausarbeitung des Siebzehnerentwurfs einen nicht unbedeutenden Einfluß. Seine Richtung erschien damals rücksichtlich der Verfassungsangelegenheit unitarisch, wobei er auf Österreichs Hegemonie hinzielte. Nach Colloredos Rücktritt erhielt S. 19. Mai 1848 für die letzten Wochen das Präsidium des durch die Wahl des Reichsverwesers im Juni aufgelösten Bundestags. In die deutsche Nationalversammlung von der Stadt Tulln als Abgeordneter erwählt, nahm er auch hier eine einflußreiche Stellung ein. Er schloß sich den Verfechtern der konstitutionellen Monarchie an, beteiligte sich an mehrern Ausschüssen und nahm die Interessen Österreichs mit Umsicht wahr. Als Erzherzog Johann zum Reichsverweser erwählt worden, ernannte derselbe zuerst S. zum Reichsminister (15. Juli). In dieser Stellung vereinigte er anfangs Inneres und Äußeres, behielt jedoch nachher nur das erstere Departement. Der Malmöer Waffenstillstand und dessen Verwerfung in der Nationalversammlung veranlaßte mit den übrigen Ministern auch S. zum Rücktritt. Doch behielt er, als die Bildung eines neuen Ministeriums auf Schwierigkeiten stieß, die Geschäfte in den Händen und entwickelte beim Ausbruch der Unruhen 18. Sept. viel Energie. Am 24. Sept. von neuem definitiv zum Reichsminister ernannt, sah er sich nicht nur heftigen Angriffen von seiten der Linken ausgesetzt, sondern entzweite sich auch seit dem Beginn der Verfassungsberatung mit einem großen Teile seiner bisherigen Freunde, indem er der Richtung auf die preuß. Hegemonie immer offener entgegentrat. Er legte daher auch 15. Dez. 1848 sein Ministerium nieder und begab sich nach Olmütz und Wien, wo er bereits zum Abgeordneten in die österr. Reichsversammlung gewählt war. Die österr. Regierung übertrug ihm sodann die Stelle eines Bevollmächtigten bei der Centralgewalt, d. h. die Leitung der österr. Interessen in Frankfurt. Als Führer der Österreicher in der Nationalversammlung und einer der thätigsten Organisatoren der großdeutschen Partei arbeitete er nun eifrig dem preuß. Kaisertum entgegen. Nach der Erwählung König Friedrich Wilhelms IV. zum deutschen Kaiser kehrte er im April 1849 nach Wien zurück, wo er im Juli als Justizminister ins Kabinett Schwarzenberg trat. In dieser Stellung brachte er das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren zur Durchführung und leitete mancherlei Reformen ein, nahm aber schon im J. 1851 seinen Rücktritt, weil er sich mit der Restaurationspolitik Schwarzenbergs nicht im Einklang befand. S. erhielt hierauf das Amt eines Senatspräsidenten des obersten Gerichts- und Cassationshofs.

Nach Erlaß des Diploms vom 20. Okt. 1860 trat S. 13. Dez. als Staatsminister ins Kabinett, um den Übergang Österreichs zu einem konstitutionellen Staate fördern und leiten zu helfen. Das Staatsgrundgesetz vom 26. Febr. 1861 für die Reichs- und Landtagsvertretungen war vornehmlich sein Werk. Auch hatte er an dem Deutschen Fürstentage in Frankfurt a. M. (1863) wesentlichen Anteil. Doch war S. bei dem hartnäckigen Widerstande der auf den Dualismus hinarbeitenden ungar. Landesvertretung nicht im Stande, den einheitlichen Verfassungsstaat durchzuführen. Er reichte deshalb 27. Juli 1865 seine Entlassung ein und machte dem sog. Sistierungsministerium Belcredi Platz. An demselben Tage übernahm er das Amt eines ersten Präsidenten des Obersten Gerichtshofs. Von 1861 bis 1865 war S. Mitglied des böhm. Landtags; 1861—67 vertrat er auch die Stadt Wien im niederösterr. Landtage. Am 1. April 1867 ernannte ihn der Kaiser zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses. Hier, wo er auch längere Zeit den Präsidentenstuhl einnahm, spielt S. eine sehr hervorragende Rolle; er beteiligte sich an allen wichtigen Fragen, und war mit Freiherrn von Lichtenfels der Führer der Verfassungspartei in diesem Hause. Seit 1879 ist er der Führer der Opposition des Herrenhauses und einer der hervorragendsten Sprecher gegen das föderalistische System und die Regierung des Grafen Taaffe. S. ist außerdem Kurator der Theresianischen Ritterakademie und der mit ihr neuestens vereinigten Orientalischen Akademie, sowie Kurator-Stellvertreter der Akademie der Wissenschaften.

Sein Bruder, Joseph, Ritter von S. (geb. 1807), war lange Zeit Militärbevollmächtigter in Frankfurt a. M., dann im österr. Kriegsministerium, endlich als Landwehrkommandant-Stellvertreter thätig, seit 1868 auch Mitglied des Herrenhauses und der Delegation. Er stieg bis zum Feldzeugmeister auf, trat 1878 in den Ruhestand und starb 1884.

Rainer, Ritter von S., der jüngste der drei Brüder, ist Vorstand des wiener mediz. Doktoren-Kollegiums und Leibarzt des Erzherzogs Albrecht.

Schmerz (dolor) heißt jede unangenehme körperliche Empfindung, wenn sie einen gewissen Grad erreicht, deren eigentümliche Bestimmtheit aber nur durch die eigene Erfahrung des Befallenen erkannt wird. Die einzelnen Arten des Schmerzes, z. B. die Empfindung des Stechens, Schneidens, Brennens u. s. w., unterscheidet man dadurch, daß man schon bekannte S. als Vergleichungspunkte für die Bezeichnung anderer benutzt. Die Entstehung der körperlichen Schmerzgefühle, welche in jedem Organ oder Gewebe empfunden werden können, welches sensible Nerven besitzt, ist physiologisch und psychologisch ebenso dunkel wie die der körperlichen Lustgefühle. (S. Gemeingefühl.) Daß die Empfindungsnerven dabei die vermittelnden Organe sind und sich in einem Zustand abnorm erhöhter Thätigkeit befinden, ist gewiß; aber warum die verschiedene Art und der verschiedene Grad ihres Gereiztwerdens die Empfindung hier der Lust, dort des S. zur begleitenden Folge habe, ist noch sehr dunkel. Die Pathologie unterscheidet den organisch bedingten S. (d. h. den durch krankhafte Zustände anderer Gebilde, besonders durch Entzündungen hervorgerufenen) von dem Nervenschmerz. (S. Neuralgien.) Ihrer physiol. Bedeutung nach zerfallen die Schmerzempfindungen in lokale (peripherische), bei welchen der S. wirklich an der Stelle empfunden wird, wo die abnorme Erregung des Nerven erfolgt, excentrische, wo die Erregung im nervösen Centralorgan oder an irgend einer Stelle eines Nerven stattfindet, aber nur am peripherischen Ende des betreffenden Nerven als

S. empfunden wird, und endlich in **irradiierte** (**sympathische**), bei denen die Erregung eines sensiblen Nerven vermittelst des Gehirns oder Rückenmarks auf einen andern, oft weit entfernten Nerven übertragen wird; so entstehen oft durch **Irradiation** (Mitempfindung) heftige Knieschmerzen bei Hüftgelenkentzündung, Schulterschmerzen bei Unterleibsaffektionen. In Krankheiten steigert sich oft die Empfänglichkeit für körperliche Schmerzempfindungen auf eine unglaubliche Weise, während andererseits Geisteszerrüttung für körperlichen S. häufig unempfindlich macht.

Mehr in bildlicher Weise spricht man auch von rein geistigem (psychischem) S., dem **Seelenschmerz**, z. B. in der Reue, der Trauer, der Angst; doch läßt sich nicht leugnen, daß dieselben im Wesen wohl dem körperlichen S. nahe verwandt, auch oft durch körperliche (häufiger freilich durch gemütliche) Ursachen hervorgerufen werden. Vgl. Dumont «Vergnügen und S.» (deutsch, Lpz. 1876).

Schmerzensgeld, eine Geldentschädigung, welche früher nach manchen deutschen Gesetzgebungen der Urheber einer Körperverletzung dem Verletzten wegen der damit zugefügten Schmerzen zahlen mußte und die ganz unabhängig von der Strafe eintrat. Die Höhe des S. richtete sich nach der Schwere der Verletzung und den sonstigen Strafabmessungsgründen; der Betrag wurde in der Regel durch richterliches Ermessen bestimmt. Das Deutsche Strafgesetzbuch kennt ein besonderes S. nicht mehr; jedoch bestimmt es in §. 231, daß in allen Fällen der Körperverletzung auf Verlangen des Verletzten neben der Strafe auf eine an denselben zu erlegende Buße bis zum Betrage von 600 Mark erkannt werden kann, welche die Geltendmachung eines weitern Entschädigungsanspruchs ausschließt. Dagegen ist es bekannt dem preußischen, österreichischen und sächsischen Recht, ferner (in etwas anderer Form und gemindert) einzelnen Reichsgesetzen, wie z. B. dem Gesetz betreffend die Verbindlichkeit zu Schadenersatz für die bei dem Betriebe von Eisenbahnen, Bergwerken u. s. w. herbeigeführten Tötungen und Körperverletzungen vom 7. Juni 1871, dem Gesetz über das Postwesen vom 28. Okt. 1871. Vgl. Stobbe, «Deutsches Privatrecht» (2. Aufl., Bd. 3, Berl. 1886).

Schmerzstillende Mittel heißen insbesondere diejenigen, welche die Nerven und das Gehirn gegen Schmerz unempfindlich machen. (S. **Anodyna**, **Anästhesieren** und **Narkotische Mittel**.)

Schm. et Kze., bei naturhistor. Namen Abkürzung für J. K. **Schmidt**, geb. 1793 zu Bernstadt in der Oberlausitz, gest. 1850 als Konservator des Schuttleworthschen Herbariums in Bern, und für **Gustav Kunze** (s. d.).

Schmettau (Samuel, Reichsgraf von), preuß. Generalfeldmarschall, Grandmaître de l'Artillerie, geb. 26. März 1684 zu Berlin, diente zuerst in einem fürstl. ansbachischen Regiment und focht im Spanischen Erbfolgekriege bei Höchstädt und Malplaquet mit, wurde 1707 Generaladjutant des Erbprinzen von Hessen und trat 1714 in poln. Dienste, wo er während der Konföderationsunruhen dem König August II. wichtige Dienste leistete, der ihn dafür zum Obersten der Artillerie ernannte. Bald nachher ging er in österr. Dienste über, kämpfte 1717 gegen die Türken und dann gegen die Spanier auf Sicilien, wo er sich als Generalwachtmeister bei Villafranca auszeichnete. Im J. 1720 leitete er die Belagerung von Messina; 1731 ging er auf kaiserl. Befehl nach Genua, um den Aufruhr zu stillen, und als ihm dieses gelungen, 1733 als Feldmarschallleutenant unter dem Herzog von Braunschweig-Bevern gegen die Franzosen nach dem Rhein. Hierauf wohnte er dem Türkenkriege 1737 als Feldzeugmeister bei und verteidigte 1739 Belgrad. Im J. 1741 wurde er Generalfeldmarschall. Beim Ausbruch des Kriegs zwischen Österreich und Preußen berief ihn Friedrich II. als preuß. Unterthan zurück. Da S. aber nicht wünschte, gegen Österreich zu fechten, so verwendete ihn Friedrich als Gesandten, zuerst in München bei Kaiser Karl VII. und später in Paris; doch befehligte er in der Schlacht bei Chotusitz die Kavallerie des rechten Flügels. Er starb zu Berlin 18. Aug. 1751.

Sein Bruder, **Karl Christoph**, Reichsgraf von S., preuß. Generalleutenant, geb. zu Berlin 8. Juni 1696, stand zuerst in dän. und österr., seit 1741 in preuß. Diensten, verteidigte Dresden 1758 und starb zu Brandenburg 27. Okt. 1775.

Graf Friedrich Wilhelm von S., Neffe der vorigen, geb. 12. April 1740, diente schon im Siebenjährigen Kriege, zeichnete sich gegen die Franzosen in den Feldzügen am Rhein aus und fiel als General der Infanterie bei Auerstädt 14. Okt. 1806.

Schmetterlinge (Lepidoptĕra, Tafel: **Insekten II u. III**) bilden eine große, etwa 22000 bekannte Arten zählende, sehr natürliche Ordnung der Insekten, welche zugleich ihrer äußern Erscheinung nach die schönste ist und sich durch vier staubartig beschuppte Flügel von gleicher Substanz, einen spiralig einwärts gerollten Rüssel und die sehr vollkommene Verwandlung auszeichnet. Ihre Größe ist äußerst verschieden; einige Motten messen ausgebreitet nur wenige Millimeter, manche ausländische Tagschmetterlinge bis fast gegen 30 cm. Der Körper besteht aus den bei allen vollkommenern Insekten gewöhnlichen Abschnitten, Kopf, Brust und Bauch; nur sind die Brustringe eng untereinander verbunden. Von den drei Fußpaaren bleibt das erste bisweilen sehr klein. Die Flügel zeigen eine sehr große Abwechselung der Umrisse. Sie sind ganz oder mannigfach ausgeschnitten, bei den Federmotten fast bis zur Wurzel in mehrere Teile zerschnitten, bald geschwänzt, bald ungeschwänzt, bei allen mit feinen, staubartigen Schüppchen bedeckt, welche sehr verschieden gefärbt und gestaltet, breit oder lang, dick oder dünn, rund oder eckig, stumpf, spitzig oder gezähnt, gestielt oder stiellos u. s. w. sind. Nur bei wenigen sind die Flügel an einzelnen Stellen oder die Vorderflügel größtenteils schuppenlos und durchsichtig wie bei den Glasflüglern (Sesia). Bei sehr wenigen Weibchen sind die Flügel sehr kurz oder fehlen gar gänzlich, wie bei dem Frostschmetterling, dem Aprikosenspinner und dem Sackträger. Die Ernährungswerkzeuge kommen durch Zusammengesetztheit denjenigen der Käfer nicht gleich, bestehen aber hauptsächlich in dem Rüssel und haben auch nur die Bestimmung zum Aufsaugen flüssiger Stoffe, die überhaupt nicht in großer Menge aufgenommen werden; ja einige Arten von S. scheinen ihr kurzes Leben hindurch durchaus keiner Nahrung zu bedürfen, indem manchen Phalänen der Rüssel ganz fehlt. Die Oberlippe ist nur als Rudiment vorhanden, die Unterlippe aber groß, dreieckig, mit zwei großen, meist dreigliederigen Lippentastern, zwischen denen der aus zwei Hälften, den modifizierten Kiefern, bestehende Rüssel liegt,

an dessen Grunde die kleinen, ein- bis dreigliederigen Kiefertaster sitzen. Alle haben zwei große facettierte Augen, nur sehr wenige zugleich Nebenaugen.

Die Geschlechter sind äußerlich oft leicht erkennbar. Die Weibchen sind meistenteils größer, oft minder lebhaft gefärbt, haben einen dickern Hinterleib und oft dünnere Fühler. Die Weibchen legen Eier von verschiedener, oft sehr zierlicher Gestalt, aus welchen nach Ablauf einer gesetzmäßigen Zeit die Raupe (s. d.) hervorkommt, welche, zur Fortpflanzung unfähig, nur auf Anhäufung von Körpermasse durch Ernährung hingewiesen, also sehr gefräßig, daher häufig dem Landmanne und Gärtner sehr schädlich ist und alle dem Schmetterlinge zukommenden Organe, wenn auch in sehr unentwickeltem Zustande, in sich trägt. Nach mehrfacher Häutung spinnt sie sich ein oder heftet sich an und wird zur Puppe (s. d.). Nach Ablauf der letzten Periode der Metamorphose kriecht endlich der Schmetterling aus der Puppe hervor, trocknet und entfaltet seine Flügel, deren Gefäße durch kräftige Atmung mit Luft erfüllt, ausgedehnt und gespannt werden, und beginnt sein kurz dauerndes Leben als vollkommen entwickeltes Tier, dessen Hauptgeschäft nun die Fortpflanzung ist, von deren früherer oder späterer Vollziehung auch die kürzere oder längere Lebensdauer abhängt. Dem Menschen sind die S. nur insofern nützlich, als mehrere Arten von Spinnern, die Seidenraupen (s. d.), Seide liefern; viele sind dagegen als Raupen lästig oder verderblich. Ihre Verbreitung reicht zwar über die ganze Erde, denn einige leben selbst noch unter dem Polarkreise; doch übertreffen die tropischen Arten durch Zahl, Größe und Schönheit diejenigen milder Klimate. Über die Einteilung der S. und Tafelerklärung s. unter Insekten und den Spezialartikeln.

Die Litteratur über die S. ist sehr reich und schließt viele Prachtwerke ein. Die europäischen S. beschrieben Ochsenheimer und Treitschke in dem Werke «Die S. von Europa» (17 Bde., Lpz. 1807—18). Vgl. auch Heinemann, «Die S. Deutschlands und der Schweiz» (2 Bde., Braunschw. 1870—77); Staudinger und Wocke, «Katalog der Lepidopteren des europ. Faunagebietes» (Dresd. 1871); Speyer, «Die geogr. Verbreitung der S. Deutschlands und der Schweiz» (2 Bde., Lpz. 1858—62); Ramann, «Die S. Deutschlands und der angrenzenden Länder» (36 Hefte, Arnstadt 1872—75).

Der S. war schon im Altertum ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele (Psyche), und das Hervorgehen des S. aus der Puppe in seiner Vollkommenheit wurde auf die Befreiung der Seele von dem Körper im Tode bezogen. Daher erscheint Psyche auf Kunstwerken meist mit Schmetterlingsflügeln. Auch der Gott des Schlafs (Hypnos) wurde mit Schmetterlingsflügeln am Kopfe abgebildet, indem der Schlaf als eine periodische Befreiung der Seele von den irdischen Banden angesehen wurde.

Schmetterlingsblütler oder Papilionacēen (Papilionacēae) nennt man eine Abteilung aus der Familie der Leguminosen (s. d.).

Schmeykal (Franz), der polit. Führer der Deutschen in Böhmen, geb. 3. Dez. 1826 zu Böhmisch-Leipa, studierte in Prag die Rechte, kam 1861 als Abgeordneter seiner Vaterstadt in den böhm. Landtag, wurde sofort in den Landesausschuß gewählt und lebt seither als Landesadvokat in Prag. Seine glänzende Rednergabe brachte ihn bald an die Spitze der deutschböhm. Partei. S. ist Mitbegründer und langjähriger Obmann des Deutschen Casino in Prag.

Schmid (Christoph von), vorzüglicher Jugendschriftsteller, geb. 15. Aug. 1768 zu Dinkelsbühl, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Dillingen und war nach Vollendung seiner theol. Studien einige Jahre Pfarrgehilfe zu Nassenbeuren bei Mindelheim, dann zu Seeg im Allgau, worauf er vom Grafen von Stadion einen Ruf als Schulinspektor und Schulbenefiziat zu Tannhausen an der Mindel annahm. Hier schrieb er die «Biblische Geschichte für Kinder», die, sowie der «Erste Unterricht von Gott» und das «Lehr- und Lesebüchlein in hundert kurzen Erzählungen», in den Schulen Bayerns eingeführt wurden. Im J. 1816 erhielt er die Pfarrei Stadion im Königreich Württemberg und 1827 ernannte ihn König Ludwig von Bayern zum Domherrn in Augsburg. Er starb 3. Sept. 1854. Außer der «Biblischen Geschichte» machte sich S. durch viele ausgezeichnete, das jugendliche Gemüt erweckende, durch gemütlichen Ton und schöne Darstellung anziehende Schriften verdient, unter denen vorzüglich die «Ostereier» (Landsh. 1816), «Genofeva», «Der Weihnachtsabend», «Rosa von Tannenburg», «Das Blumenkörbchen», «Eustachius» und «Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde» (4 Bdchn., Landsh. 1823—29) großen Beifall fanden. Eine Ausgabe seiner «Gesammelten Schriften» (24 Bdchn., Augsb. 1841—46; 2. Aufl., 18 Bdchn., 1856—61) veranstaltete S. noch selbst. Seine Selbstbiographie: «Erinnerungen aus meinem Leben» (4 Bde., Augsb. 1853—57), wurde nach seinem Tode von Werfer («Briefe und Tagebuchblätter», Münch. 1871) vervollständigt.

Schmid (Herm. Theod. von), Volksschriftsteller, geb. 30. März 1815 zu Weizenkirchen in Oberösterreich, studierte die Rechte zu München, ward Rechtspraktikant und infolge der Aufführung seines Trauerspiels «Camoens» von König Ludwig I. 1843 zum Aktuar bei der Polizeidirektion in München ernannt, infolge seiner Beteiligung an der Bewegung des J. 1848 aber 1850 in den Ruhestand versetzt. Er veröffentlichte Erzählungen aus dem bayr. Volksleben in der «Gartenlaube», die seinen Namen schnell populär machten, ward Dramaturg und Direktor des münchener Volks- und Aktientheaters, auch Professor der Litteraturgeschichte am Konservatorium, 1871 in den persönlichen Adelsstand erhoben und starb 19. Okt. 1880 in München. Seine «Gesammelten Werke» erschienen in 50 Bänden (2. Aufl., Lpz. 1869—84), seine «Dramatischen Schriften» in 2 Bänden (Lpz. 1853), außerdem einzeln: «Columbus» (Gera 1874), «Die Auswanderer» (Stuttg. 1875), «Vineta» (Stuttg. 1875), «Rose und Distel» (Wien 1876), die erzählende Dichtung «Wieland oder die Fahrt nach dem Glück» (Stuttg. 1877), endlich die Volksstücke «Die Z'widerwurz'n» (Lpz. 1878), «Der Stein der Weisen» (Lpz. 1880) und «Der Loder» (Lpz. 1880).

Schmid (Karl Adolf), pädagogischer Schriftsteller, geb. in Ebingen 19. Jan. 1804, studierte in Tübingen Theologie und Philologie, wurde 1825 Präceptor in Besigheim, 1829 Diakonus und Präceptor in Göppingen, 1838 Rektor des Pädagogiums in Eßlingen, 1852 des Gymnasiums in Ulm, 1859 des Gymnasiums in Stuttgart. Im J. 1862 wurde er von der Universität Tübingen zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt; 1878 trat er in den Ruhestand. Sein Hauptwerk ist die «Encyklo-

pädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens (unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von S. in Verbindung mit von Palmer und Wildermuth, 11 Bde., Gotha 1858—78; 2. Aufl., Bd. 1—3, 1876—80). Ein Auszug daraus ist das «Pädagogische Handbuch» (2. Aufl., 2 Bde., 1883—84). Ferner erschien von S.: «Geschichte der Erziehung» (mit G. Baur, Bd. 1, Stuttg. 1884, auf vier Bände berechnet), «Griech. Chrestomathie» (4. Aufl., Stuttg. 1879), «Aus Schule und Zeit. Reden und Aufsätze» (Gotha 1875).

Schmid (Karl Christian Erhard), deutscher Philosoph, geb. zu Heilsberg im Weimarischen 24. Okt. 1761, studierte in Jena Theologie und Philosophie. Als Privatdocent daselbst, seit 1783, ließ er seine «Kritik der reinen Vernunft» (Jena 1786; 4. Aufl. 1798), welcher er ein «Wörterbuch zum Gebrauch der Kantschen Schriften» (Jena 1786; 3. Aufl. 1795) beigab, erscheinen. Sein «Versuch einer Moralphilosophie» (Jena 1790; 4. Aufl. 1820) zeichnete sich durch Klarheit aus, und durch seine «Empirische Psychologie» (2 Bde., Jena 1791; 2. Aufl. 1796) bahnte er der Behandlung der Psychologie nach Kantschen Grundsätzen den Weg. Er ging 1791 als ord. Professor der Philosophie nach Gießen, folgte aber, als er dort wegen der Herausgabe der Schrift «De tribus impostoribus etc.» zur Verantwortung gezogen wurde, 1793 dem Rufe nach Jena als Diakonus und ord. Professor der Philosophie und veröffentlichte seine «Physiologie, philosophisch bearbeitet» (3 Bde., Jena 1798—1801). Später leitete er ein von ihm errichtetes Erziehungsinstitut. Seine letzten Schriften waren die «Adiaphora» (Jena 1809) und die «Allgemeine Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften» (Gotha 1810). Er starb zu Jena 10. April 1812.

Schmid (Joh. Heinr. Theod.), deutscher Philosoph, Sohn des vorigen, geb. zu Jena 24. Juni 1799, widmete sich seit 1817 zu Jena philol. und philos., später theol. Studien und schrieb eine «Geschichte des Mysticismus des Mittelalters in seiner Entstehungsperiode» (Jena 1824). Im J. 1829 trat er in Jena als Docent auf und wurde 1830 außerord. Professor der Philosophie in Heidelberg. Hier starb er 29. Jan. 1836. In seinen philos. Prinzipien hatte sich S. an Fries angeschlossen. Die beiden Werke, in welchen er seine Ansichten entwickelte, sind: die «Metaphysik der innern Natur» (Lpz. 1834) und die nach seinem Tode herausgegebenen «Vorlesungen über das Wesen der Philosophie und ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben» (Stuttg. 1836). Vgl. Reichlin-Meldegg, «Das Leben Heinrich S.s in kurzem Umrisse dargestellt» (Heidelb. 1836).

Schmid (Reinhold), namhafter deutscher Rechtslehrer, Bruder des vorigen, geb. zu Jena 29. Nov. 1800, widmete sich zu Jena und Berlin dem Rechtsstudium, wurde aber, nachdem er nach Jena zurückgekehrt, in die burschenschaftlichen Verbindungen verwickelt, was eine Verurteilung zu mehrjährigem Festungsarrest zur Folge hatte. Diesen Arrest, der durch Begnadigung auf ein Jahr beschränkt wurde, verbüßte er mit seinem Bruder auf dem Jagdschloß Frauenprießnitz. Hierauf veröffentlichte er eine Ausgabe und Übersetzung der «Gesetze der Angelsachsen» (Lpz. 1832; 2. Aufl. 1858). Inzwischen hatte sich S. in Jena habilitiert, wo er 1832 zum außerord. Professor und zum Beisitzer des Spruchkollegiums ernannt wurde. Im J. 1836 folgte er einem Rufe nach Bern als Professor des röm. Rechts und schrieb die «Theorie und Methodik des bürgerlichen Rechts» (Jena 1848). In der Schrift «Die Herrschaft der Gesetze nach ihren räumlichen und zeitlichen Grenzen» (Jena 1863) unterwarf er die Lehren des internationalen bürgerlichen und peinlichen Rechts einer eingehenden Kritik. S. starb 21. April 1873 in Jena.

Schmid (Karl Ernst), Jurist, Neffe von Karl Christian Erhard S., geb. 24. Okt. 1774 zu Weimar, widmete sich zu Jena jurist. und philos. Studien und folgte 1797 einem Rufe nach Bayreuth zur Redaction der dortigen polit. Zeitung, die er bis 1804 führte. Auch trat er in preuß. Staatsdienst und wurde 1803 Kriminalrat, 1804 Stadtgerichtsrat. Im J. 1807 ging er als Regierungs- und Konsistorialrat nach Hildburghausen, 1809 als ord. Professor der Rechte nach Jena, 1810 als Mitglied des Geh. Rechtskollegiums wieder nach Hildburghausen, wo er 1811 Vizepräsident sämtlicher Landeskollegien und 1812 Geheimrat wurde. Im J. 1816 trat er in das Oberappellationsgericht zu Jena ein und wirkte außerdem als Lehrer an der Universität. Im J. 1826 wurde er Ordinarius der Juristenfakultät und damit Vorsitzender der Spruchkollegien. S. starb 28. Juni 1852. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Kritische Einleitung in das gesamte Recht des franz. Reichs» (2 Tle., Hildburgh. 1808—9), «Deutschlands Wiedergeburt» (Jena 1814), «Der Deutsche Bund», eine Zeitschrift (Bd. 1, Jena 1815), «Der Büchernachdruck» (Jena 1823). Sein Hauptwerk, «Lehrbuch des deutschen Staatsrechts» (Bd. 1, Jena 1821), blieb unvollendet.

Schmid (Leop.), namhafter kath. Theolog und philos. Schriftsteller, geb. 9. Juni 1808 zu Zürich, studierte zu Tübingen und München Theologie und Philosophie, siedelte 1831 nach Marburg über, wurde noch in demselben Jahre Lehrer an dem Priesterseminar in Limburg a. d. L., 1832 Subregens daselbst, 1834 Hauskaplan des Rates Schlosser zu Stift Neuburg bei Heidelberg, 1837 Pfarrer in Großholbach in Nassau, 1839 Professor der Dogmatik an der kath.-theol. Fakultät zu Gießen und 1843 zugleich noch Honorarprofessor der spekulativen Philosophie. Am 22. Febr. 1849 wählte ihn die Mehrheit des Domkapitels zum Nachfolger des Bischofs Kaiser in Mainz; aber die Minderheit wußte seine Anerkennung durch den Papst zu hintertreiben. Nachdem man vergeblich versucht hatte, S. zum freiwilligen Verzicht zu bewegen, erfolgte 7. Dez. 1849 die förmliche Verwerfung seiner Wahl durch ein päpstl. Breve und die Anordnung einer Neuwahl, ohne daß der kanonisch vorgeschriebene Informativprozeß eingeleitet worden wäre. An S.s Stelle wurde der Freiherr von Ketteler zum Bischof erwählt (Febr. 1850). S. legte darauf seine theol. Professur nieder und zog sich ganz in die philos. Fakultät zurück, welcher er bis zu seinem Tode (20. Dez. 1869) angehörte. Von Haus aus strenger Katholik, gewann S. durch seine philos. Studien allmählich einen freiern Standpunkt, suchte das kath. Dogma spekulativ zu erfassen und umzugestalten und den Katholizismus und «Evangelismus» zu vermitteln. Von seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Der Geist des Katholizismus oder Grundlegung der christl. Irenik» (4 Bücher, Gieß. 1848—50), ein Buch, dessen Weitherzigkeit die Ursache seiner Nichtbestätigung wurde; ferner «Ultramontan oder katholisch?

Die religiöse Frage Deutschlands und der Christenheit» (Gieß. 1867) und als Ergänzung dieser Schrift die «Mitteilungen aus der neuesten Geschichte der Diöcese Mainz» (Gieß. 1868), welche die Vorgänge bei der letzten Bischofswahl und bei der Auflösung der kath.-theol. Fakultät der Universität Gießen beleuchten. Als philos. Denker gehört S. zu der Gruppe der «über Hegel hinausgeschrittenen» Vertreter eines spekulativen Theismus; von seinem System gibt seine Schrift «Das Gesetz der Persönlichkeit» (Gieß. 1862) eine Darstellung. Vgl. «Leopold S.s Leben und Denken», herausgegeben von Schröder und Schwarz (Lpz. 1871). Aus S.s Nachlaß gab Lutterbeck «Über die religiöse Aufgabe der Deutschen» (Mannh. 1875) heraus.

Schmid (Matthias), Genremaler, geb. 14. Nov. 1835 zu See im Paznaunthal in Tirol, Sohn eines Landmanns, begab sich 1853 nach München, wo er sich zunächst dem Vergolderhandwerk widmete, dann aber sich auf der Akademie zum Maler ausbildete. Sein erstes Bild, Ruth auf dem Wege nach Bethlehem, wurde von dem damaligen Statthalter von Tirol, Erzherzog Karl Ludwig, angekauft. In der Folge wendete sich S. hauptsächlich der Genredarstellung aus dem Volksleben der Berge zu. Im J. 1867 ging S. nach Salzburg. Der bedeutende Erfolg seiner Herrgottsschnitzler in Berchtesgaden und Bilderhändler auf der Alm verschafften ihm den Auftrag, die Villa des Ritters von Tschavoll in Feldkirch mit Bildern aus der vorarlberger Volkssage zu schmücken. Im J. 1869 siedelte er wieder nach München über, trat 1871 bei Piloty ein und schuf nun eine Reihe bedeutender Kompositionen, darunter: die Bettelmönche, die Karrenzieher, Beichtzettelablieferung, der strenge Sittenrichter, die zillerthaler Protestanten, der Wurstliebhaber, vor der Sitzung, Verlassen u. s. w.

Schmidscher Motor, eine zur Ausnutzung der Druckkraft in Wasserleitungen dienende kleine doppeltwirkende Wassersäulenmaschine, welche in neuester Zeit für die Kleinindustrie von Bedeutung geworden ist. (S. unter Nähmaschinen und Wassermotoren.)

Schmidt (Eberh. Karl Klamer), deutscher Dichter, geb. in Halberstadt 29. Dez. 1746, lebte als Kriegssekretär und Domkommissar in seiner Vaterstadt und starb daselbst 8. Jan. 1824. Bekannt wurde er hauptsächlich durch seine innige Freundschaft mit Gleim. Seine Dichtungen, meist zur lyrischen Gattung gehörend, außerdem Fabeln und Idyllen, drücken die Milde, Friedlichkeit und sittliche Reinheit seines Charakters aus, haben aber keinen höhern poetischen Wert. S.s «Leben und auserlesene Werke» (3 Bde., Stuttg. 1826—28) gab sein Sohn in Gemeinschaft mit Lautsch heraus.

Schmidt (Eduard Oskar), namhafter Zoolog, geb. 21. Febr. 1823 zu Torgau, erhielt seine Gymnasialbildung zu Schulpforta, machte seine naturwissenschaftlichen Studien zu Halle und Berlin und habilitierte sich 1846 zu Jena für Zoologie. S. teilte seitdem seine wissenschaftliche Thätigkeit zwischen zahlreichen Reisen (durch fast ganz Europa vom Nordkap und den Färöern bis Sicilien und den Ionischen Inseln) und der Verarbeitung des auf denselben gesammelten und in der Heimat ergänzten Materials. Im J. 1849 erhielt er eine außerordentliche Professur in Jena und folgte 1855 einem Rufe nach Krakau, von wo er 1857 nach Graz versetzt wurde. Im J. 1872 ward S. an die neugegründete Universität Straßburg berufen. Er starb 17. Jan. 1886 zu Straßburg. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete S. mit dem «Handbuch der vergleichenden Anatomie» (Jena 1849; 8. Aufl., Lpz. 1882), welchem sich ein «Handatlas der vergleichenden Anatomie» (Jena 1854), sowie die Schrift über «Die Entwickelung der vergleichenden Anatomie» (Jena 1855) anschlossen. Das Gesamtgebiet der Zoologie behandelte er im «Lehrbuch der Zoologie» (Wien 1853) und dem für den höhern Schulunterricht bestimmten «Leitfaden der Zoologie» (Wien 1860; 4. Aufl. 1882). Eine Reihe von Abhandlungen, die teils selbständig, teils in Zeit- und Gesellschaftsschriften erschienen, betrifft die Strudelwürmer. Seit 1860 widmete er sich vorzugsweise der Untersuchung der Schwämme (spongiae) und veröffentlichte hierüber: «Die Spongien des Adriatischen Meers» (Lpz. 1862; mit drei Supplementen, Lpz. 1864—68), «Spongienfauna des atlantischen Gebietes» (Lpz. 1870), «Die Spongienfauna des Meerbusens von Mexiko» (Jena 1880). Eine praktische Verwertung dieser wissenschaftlichen Beobachtungen wurde durch die künstliche Schwammzucht in den dalmatin. Gewässern (wie namentlich bei der Insel Lesina) angebahnt. Sonst sind von S.s Schriften noch hervorzuheben: «Bilder aus dem Norden» (Jena 1851), «Goethes Verhältnis zu den organischen Naturwissenschaften» (Berlin 1853), «Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Philosophie des Unbewußten» (Lpz. 1876), «Descendenzlehre und Darwinismus» (3. Aufl., Lpz. 1884) ꝛc.

Schmidt (Erich), Litterarhistoriker, Sohn des vorigen, geb. zu Jena 20. Juni 1853, in Schulpforta vorgebildet, studierte slawische und deutsche Philologie in Graz, Jena und Straßburg, wurde 1875 Privatdocent in Würzburg, 1877 als Professor nach Straßburg, 1880 nach Wien berufen, von wo er 1885 als Direktor des Goethe-Archivs nach Weimar übersiedelte. Er schrieb: «Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge» (Straßb. 1875), «Richardson, Rousseau und Goethe» (Jena 1875), «Heinrich Leopold Wagner» (2. Aufl., Jena 1879), «Lenz und Klinger» (Berl. 1878), «Lessing. Geschichte seines Lebens ꝛc.» (Berl. 1884).

Schmidt (Ferd.), beliebter Volks- und Jugendschriftsteller, geb. zu Frankfurt a. O. 2. Okt. 1816, besuchte das Lehrerseminar zu Neuzelle und wurde Kommunalschullehrer in Berlin. Seit 1845 widmete er sich neben seinem Berufe der Volks- und Jugendschriftstellerei, in der er einen außerordentlichen Erfolg erzielte. Seine Schriften, welche volkstümliche Geschichtsbilder, Biographien hervorragender histor. Persönlichkeiten (Lessing, Schiller, Goethe, Gellert, Arndt, Humboldt, Mendelssohn, Pestalozzi, Fichte, Karl d. Gr., Friedrich d. Gr., Königin Luise, Washington, Franklin u. s. w.), ferner Darstellungen aus den Mythologien und der Heroengeschichte des klassischen und german. Altertums, endlich frei erfundene Märchen und Erzählungen umfassen, zeichnen sich ebensowohl durch das Edel-Menschliche und National-Sittliche ihres Inhalts, wie durch die Volkstümlichkeit und Frische ihrer Darstellungsart aus. Dieses gilt namentlich von seinen biographischen Jugendschriften, welchen dadurch, daß S. statt des lehrhaften Tons durch Vorführungen von interessanten Charakteren auf die Phantasie und das Gemüt der Jugend zu wirken sucht, ein hoher pädagogischer Wert beizumessen ist. Seine zahlreichen Arbeiten sind in verschiedenen

Sammlungen vereinigt, so in der «Jugendbibliothek» (73 Bde., Berl. 1855—85), in den «Volkserzählungen» (2. Aufl., 8 Bde., Berl. 1867) und in den «Volkserzählungen und Schilderungen aus dem berliner Volksleben» (4 Bde., Bresl. 1868—69). Ferner erschienen von ihm: «Weltgeschichte für Schule und Haus» (2. Aufl., 4 Bde., Berl. 1876), «Preußens Geschichte in Wort und Bild» (5 Bde., Berl. 1862—74; 3. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1879—83) und «Frauengestalten in der Sage und der Geschichte aller Zeiten und Völker» (Jena 1881). Von S. ging die Anregung zur Stiftung des «Vereins zum Wohle der arbeitenden Klassen» und des «Vereins zum Wohle der heranreifenden Jugend» aus.

Schmidt (Friedr.), berühmter Architekt, geb. 22. Okt. 1825 zu Frickenhofen im württemb. Jagstkreise, besuchte 1839—43 das Polytechnikum zu Stuttgart und wandte sich dann nach Köln, wo er als Steinmetz beim Dombau seine Laufbahn begann und 15 Jahre blieb. Nachdem er 1857 den ersten Preis für einen Plan zum neuen Rathaus in Berlin erhalten, folgte er 1858 einem Rufe als Professor an die Akademie der bildenden Künste nach Mailand. Infolge des Kriegs von 1859 ließ er sich in Wien nieder, wo er 1860 Professor an der Kunstakademie wurde und 1865 den Titel Oberbaurat erhielt. Auch ist er seit 1863 Dombaumeister von St. Stephan. Unter seinen wiener Bauten sind die Lazaristenkirche, die Pfarrkirchen zu Fünfhaus, unter den Weißgerbern und in der Brigittenau, das akademische Gymnasium und das neue Rathaus, sowie aus neuester Zeit das kaiserl. Stiftungshaus hervorzuheben.

Schmidt (Friedr. Wilh. Aug.), zum Unterschiede von Gleichnamigen meist Schmidt von Werneuchen genannt, war 23. März 1764 in Fahrland bei Potsdam geboren, wurde zuerst Prediger am Invalidenhause in Berlin, dann 1795 zu Werneuchen in der Mittelmark, wo er 26. April 1838 starb. Er versuchte sich vielfach als Dichter, wobei er ausschließlich die von Voß ausgebildete ländliche Idylle nachahmte. In dem Gedicht «Musen und Grazien in der Mark» parodierte Goethe seine Manier witzig. Er gab heraus den «Neuen Berlinischen Musenalmanach», mit C. C. Bindemann (5 Bde., Berl. 1793—97), «Kalender der Musen und Grazien» (2 Bde., 1796—97), auch einige andere Almanache und «Neueste Gedichte» (Berl. 1815).

Schmidt (Georg Friedr.), Zeichner und Kupferstecher, einer der ausgezeichnetsten Künstler des 18. Jahrh., wurde 24. Jan. 1712 in Berlin geboren und seit 1727 auf der Akademie der Künste ausgebildet. Im J. 1736 ging er nach Paris, wo er, durch den Maler Lancret, den Freund des preuß. Hofmalers Pesne, gut aufgenommen wurde und sich besonders an Wille und Preißler anschloß. Bald erwarb er durch die von ihm gestochenen Porträts des Grafen d'Evreux und des Erzbischofs von Cambrai nach Rigaud so viel Ruhm, daß er zum Mitglied der Französischen und der Berliner Akademie ernannt wurde. Im J. 1744 kehrte er nach Berlin zurück und wurde vom König und dem Hof mit großer Auszeichnung empfangen. Sodann ging er auf fünf Jahre an den Hof nach Petersburg, wo er das Bild der Kaiserin und mehrere andere Bilder stach, auch die Kupferstecherschule organisierte. Im J. 1762 kam er nach Berlin zurück und hier entfaltete er nun eine neue Thätigkeit. Man verdankt dieser seiner letzten Zeit namentlich treffliche, mit der Radiernadel gearbeitete Blätter im Geschmacke Rembrandts. S. starb in Berlin 25. Jan. 1775 als einer der bedeutendsten Meister auf dem Gebiete der Kupferstechkunst. Außerdem war er als geistreicher Zeichner nicht minder geschickt. Er arbeitete nicht allein in der strengsten Grabstichelmanier, namentlich die Porträts, unter denen die des Malers Latour, des Peter Mignard, der Grafen Rasumowskij und Esterházy, der Kaiserin Elisabeth von Rußland die vorzüglichsten sind, sondern wußte auch die Nadel in freiester, geistreichster Weise zu behandeln. In den radierten Blättern kommt er dem malerischen Reiz eines Rembrandt und Castiglione gleich, hauptsächlich ist es aber Corneliß Visscher, dessen Glanz er zu erreichen bestrebt war.

Schmidt (Georg Philipp), genannt Schmidt von Lübeck, deutscher Dichter, geb. 1. Jan. 1766 in Lübeck, besuchte das dortige Gymnasium und studierte 1786—90 in Jena und Göttingen die Rechte und Kameralwissenschaften. Nach Jena zurückgekehrt, wurde er mit Herder, Wieland, Schiller und Goethe bekannt, was seine frühere Neigung zur Poesie von neuem rege machte. Von Jena ging er 1795 nach Kopenhagen, promovierte 1797 in Kiel und bereiste sodann den größten Teil Deutschlands. Im J. 1799 folgte er einem Rufe des Grafen Ludwig Reventlow auf Trollaburg in Fünen und verlebte hier drei Jahre. Sodann erhielt er das dän. Indigenat und wurde Sekretär bei dem Finanzminister Grafen von Schimmelmann in Kopenhagen. Seit 1806 war er Bankdirektor in Altona, kam 1813 als erster Administrator an die neue Reichsbank zu Kiel und ging 1818 wieder nach Altona. Im J. 1829 legte er sein Amt nieder und starb in Altona 28. Okt. 1849. Seine in Zeitschriften und Taschenbüchern zerstreuten Gedichte, in denen die Reflexion zu sehr vorwaltet, wurden von Schumacher unter dem Titel «Lieder» (Altona 1821; 3. Ausg. 1847) gesammelt. Bekannt ist namentlich sein «Paul Gerhardt», und manche seiner Lieder sind in den Volksmund übergegangen. Auch gab er «Histor. Studien» (Altona 1827) heraus und schrieb «Über Kaspar Hauser» (2 Hefte, Altona 1831—32).

Schmidt (Heinr. Julian), namhafter Litterarhistoriker, geb. 7. März 1818 zu Marienwerder, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich 1836—40 zu Königsberg geschichtlichen und philol. Studien. Nachdem er seit Nov. 1842 als Lehrer an der Luisenstädtischen Realschule zu Berlin gewirkt, siedelte er im März 1847 nach Leipzig über, um sich an der Redaction der «Grenzboten», die damals unter Kurandas Leitung standen, zu beteiligen. Im Juli des folgenden Jahres wurde S. mit Gustav Freytag Eigentümer dieser Zeitschrift. Im Dez. 1861 wandte er sich wieder nach Berlin, wo er zwei Jahre hindurch die «Berliner Allgemeine Zeitung», das Organ der altliberalen Partei, redigierte. Er starb 27. März 1886.

S.s erste Arbeit von Bedeutung war die «Geschichte der Romantik im Zeitalter der Reformation und Revolution» (2 Bde., Lpz. 1850). Die zahlreichen kritischen und litterarhistor. Artikel, die er für die «Grenzboten» verfaßte, bildeten zum Teil die Grundlage für S.s «Geschichte der deutschen Nationallitteratur im 19. Jahrh.» (2 Bde., Lpz. 1853), sein eigentliches Hauptwerk, welches in vierter Auflage unter dem Titel «Geschichte der deutschen Litteratur seit Lessings Tod» (3 Bde., Lpz. 1858) erschien. Die scharfe Kritik dieser ersten Auflagen

trat in der vollständig umgearbeiteten fünften Auflage des Werks (3 Bde., Lpz. 1865—67) hinter die streng histor. Forschung zurück. Eine neue Auflage, in welche ein anderes Werk S.s, die «Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessings Tod» (zuerst 2 Bde., Lpz. 1860—64) hineingearbeitet ist, erschien kurz vor seinem Tode unter dem Titel: «Geschichte der deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1886; die drei übrigen Bände sind im Manuskript vorhanden). Von Bedeutung ist auch S.s «Geschichte der franz. Litteratur seit der Revolution 1789» (Lpz. 1858; 2. Aufl. 1873—74). Seine «Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit» (5 Bde., Lpz. 1870—78) sind eine Sammlung interessant und geistvoll geschriebener Essays litterar- und kulturhistor. Inhalts. Von S.s übrigen Schriften sind noch «Schiller und seine Zeitgenossen» (Lpz. 1859) und Übersicht der engl. Litteratur im 19. Jahrh.» (Sondersh. 1859), die Einleitungen zur deutschen Übertragung der Werke von Dickens und von Heinrich von Kleist (1859), sowie zu Herders «Cid» und «Ideen» (1868) hervorzuheben. Im März 1878 wurde ihm vom Kaiser Wilhelm ein jährlicher Ehrengehalt bewilligt.

Schmidt (Isaak Jak.), ausgezeichneter Kenner der Sprachen und Litteraturen der Mongolen und Tibetaner, geb. 1779 in Rostock, gest. 8. Sept. 1847 als russ. Staatsrat und Mitglied der Akademie zu Petersburg. Unter seinen vielen Schriften und zahlreichen Abhandlungen in den Schriften der petersburger Akademie verdienen besondere Erwähnung: die «Forschungen im Gebiete der Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens» (Petersb. 1824), sowie die «Philol.-kritische Zugabe zu den von Rémusat gemachten mongol. Originalbriefen» (Petersb. 1824). Wichtig ist ferner seine Ausgabe und Übersetzung der 1662 von dem mongol. Chan Ssanang-Ssetsen Chungtaidschi in mongol. Sprache verfaßten «Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses» (Petersb. 1829). Auch hat S. das Verdienst, zuerst eine «Grammatik der mongol. Sprache» (Petersb. 1831) und ein «Wörterbuch» (Petersb. 1835) bearbeitet zu haben. Später gab er ein mongol. Heldengedicht: «Die Thaten Gesser-Chans» (Petersb. 1836; deutsch, 1839), heraus. Vorzüglich auf Csoma de Körös' Arbeiten gestützt ist seine «Grammatik der tibetischen Sprache» (Petersb. 1839) und das «Wörterbuch der tibetischen Sprache» (Petersb. 1841). Eine für das Studium der tibetischen Sprache treffliche Arbeit ist auch «Der Weise und der Thor», Original nebst deutscher Übersetzung (2 Tle., Petersb. 1843), das erste in tibetischer Sprache in Europa gedruckte Buch; außerdem «Der Index des Kandjur» (Petersb. 1845).

Schmidt (Johs. Friedr. Heinr.), namhafter Sprachforscher, geb. zu Prenzlau 29. Juli 1843, besuchte das Mariengymnasium in Stettin, studierte in Bonn und Jena klassische Philologie und indogerman. Sprachwissenschaft und habilitierte sich für letzteres Gebiet 1868 zu Bonn. Im J. 1873 wurde er daselbst zum außerord. Professor ernannt und noch im Herbst desselben Jahres zum ord. Professor nach Graz berufen. Im Herbst 1876 folgte er einem Rufe an die Universität zu Berlin, woselbst er seitdem den Lehrstuhl für vergleichende Sprachwissenschaft innehat. Im J. 1884 wurde er zum Mitglied der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften ernannt. Von S.s sprachwissenschaftlichen Schriften sind zu erwähnen: «Zur Geschichte des indogerman. Vokalismus» (2 Bde., Weim. 1871—75) und «Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogerman. Sprachen» (Weim. 1872). Die wichtigsten Ergebnisse seiner weitern Arbeiten enthalten die zahlreichen Abhandlungen, welche er in der «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung», deren Redaction er seit 1875 angehört, veröffentlicht hat.

Schmidt (Joh. Friedr. Jul.), Astronom, geb. zu Eutin 26. Febr. 1825, ging 1845 von Hamburg, wo er sich nach Absolvierung des Gymnasiums mit astronom. Arbeiten beschäftigt hatte, als Benzenbergs Assistent auf des letztern Privatsternwarte nach Bilk bei Düsseldorf, im nächsten Jahre als Assistent zu Argelander nach Bonn, von hier 1853 als Direktor der Privatsternwarte des Barons von Unkrechtsberg nach Olmütz. Im J. 1858 wurde er Direktor der Sternwarte in Athen. Mit großer Ausdauer beobachtete er die Mondoberfläche und zeichnete eine Mondkarte von 2 m Durchmesser, welche 1878 von der preuß. Regierung herausgegeben wurde und für lange Zeit das vollkommenste Werk über den Mond darstellen wird. Nicht minder wertvoll sind seine Beobachtungen über veränderliche Sterne, die Sonnenflecke, seine Untersuchungen über die Rotationszeiten der großen Planeten, über Nebelflecke, Sternschnuppen, das Zodiakallicht, seine Ortsbestimmungen von Kometen und Planeten. Auch über die physische Geographie Griechenlands verfaßte er wertvolle Abhandlungen. Seine Arbeiten sind meist in den «Astronom. Nachrichten» und in den «Berichten der wiener Akademie» veröffentlicht. Er starb 7. Febr. 1884.

Schmidt (J. H. Heinrich), Hellenist, geb. 28. Jan. 1834 in Gadebusch, besuchte einige Zeit das Gymnasium in Schwerin, lebte 1854—56 in Nordamerika, war dann Hauslehrer und gründete hierauf in Goldberg in Mecklenburg eine Privatschule. Nachdem er 1866 das Abiturientenexamen in Rostock bestanden, studierte er daselbst noch ein Jahr die alten Sprachen und war dann nacheinander Lehrer am Wilhelmsgymnasium in Berlin, am Gymnasium in Husum, in Wismar, seit 1881 in Hagen. Er veröffentlichte: «Die Kunstformen der griech. Poesie» (4 Bde., Lpz. 1868—72), auf Westphals Grundsätzen beruhend; «Leitfaden in der Metrik und Rhythmik der klassischen Sprachen» (Lpz. 1869, auch in erweiterter engl. Übersetzung erschienen). Das von S. entwickelte metrische System ist einer großen Anzahl namentlich in England und Nordamerika erschienener Ausgaben von griech. Dichtern zu Grunde gelegt worden. Ferner erschien von S. «Griech. Synonymik» (Bd. 1—3, Lpz. 1876—79).

Schmidt (Karl), pädagogischer Schriftsteller, geb. 7. Juli 1819 zu Osternienburg in Anhalt, studierte in Halle und Berlin Theologie und Philosophie, wurde 1845 Gymnasiallehrer zu Köthen und 1856 Professor daselbst. Er wurde 1863 Seminardirektor, Schulrat und Landesschulinspektor in Gotha, starb aber schon 8. Nov. 1864 daselbst. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «Buch der Erziehung» (2. Aufl., Köthen 1873), «Geschichte der Pädagogik» (4 Bde., Köthen 1860—62; 3. Aufl., von W. Lange 1875—76), «Geschichte der Erziehung und des Unterrichts» (Köthen 1863; 3. Aufl. 1876).

Schmidt (Kaspar), s. Stirner (Max).

Schmidt (Leopold Valentin), Philolog, geb. 29. Mai 1824 zu Berlin, studierte in Leipzig, Bonn

und Berlin, habilitierte sich 1847 in Bonn, machte dann längere wissenschaftliche Reisen in Italien, wurde 1857 außerord. Professor in Bonn, 1863 ord. Professor der klassischen Philologie in Marburg. Sein Hauptwerk ist die «Ethik der alten Griechen» (2 Bde., Berl. 1882). Ferner erschienen von S. «Pindars Leben und Dichtung» (Bonn 1862), «De justa ratione interpretationis Pindaricae» (Marb. 1864), «De Atheniensis reipublicae indole democratica» (1865), «Das akademische Studium des künftigen Gymnasiallehrers» (Marb. 1883). Aus dem Nachlaß seines Vaters Friedrich Wilh. Valentin S. (gest. 12. Okt. 1831) gab er heraus: «Die Schauspiele Calderons» (Elberf. 1857).

Schmidt (Max, eigentlich Maximilian), Landschaftsmaler, geb. in Berlin 23. Aug. 1818, besuchte die Akademie daselbst, dann das Atelier des Professors Karl Begas, Schirmers u. a. Seine ersten Arbeiten hatten die Motive aus den Waldgegenden der Mark entnommen. Von 1843 bis 1845 bereiste S. mit dem Grafen Albert Pourtalès die Türkei, Kleinasien, Syrien, Palästina, Ägypten, welche Reise ihn für lange Zeit mit einem reichen Motivenvorrat versorgte. Er besuchte auch 1847 wieder den Süden Europas, Südfrankreich, Italien u. s. w., und kehrte 1853 zurück. Allmählich wendete er sich aber wieder der Darstellung der deutschen und nordischen Landschaft zu. Besonders gelangen ihm Bilder der Küsten der nordischen Meere, engl. Strandgegenden und des deutschen Waldes. Hierunter zählt das schöne Gemälde des Eichenwaldes (in der berliner Nationalgalerie), wofür S. 1868 die große goldene Medaille erhielt und Mitglied der Akademie wurde. Er ging in demselben Jahre als Professor nach Weimar, 1872 nach Königsberg. Im folgenden Jahre wurde ihm auf der wiener Weltausstellung für das Bild Wald und Berg die Kunstmedaille zuteil. Im sog. Griechischen Saal des Neuen Museums in Berlin malte S. mehrere althellenische Charakterlandschaften, im Regierungsgebäude zu Königsberg die Bilder: vom Fels zum Meer (Schloß Hohenzollern und Ostpreußische Küste). Verschiedenes befindet sich in den Galerien von Königsberg, Köln, Rostock, Kiel und Braunschweig.

Schmidt (Maximilian), belletristischer Schriftsteller, geb. 25. Febr. 1832 zu Eschlkamm im Bayrischen Walde, besuchte die Gewerbeschule zu Hof und 1848 die Polytechnische Schule zu München, trat 1850 in das bayr. Militär, und nahm 1874 als Hauptmann seinen Abschied. Er lebt seitdem mit dem Titel eines Hofrats als Schriftsteller in München. Sein Drama «Die Verlobung im Arrest» kam 1858 in München zur Aufführung. Ihm folgten die Schwänke «Der Knopf im Sacktuch» und «Rasch gefreit». Im J. 1863 eröffnete S. die Reihe seiner mit den lebensfrischesten Farben entworfenen Schilderungen des bayr. Volkslebens mit dem «Fräulein von Lichtenegg» und dem «Lat. Bauer». Es erschienen dann noch eine Anzahl Erzählungen, aber erst seit 1880 entwickelte S. eine größere Produktivität. Zu nennen sind: «Der Schutzgeist von Oberammergau», «Der Leonhardsritt», auch von S. und dem Schauspieler Hans Neuert gemeinsam dramatisiert unter dem Titel «Der Loder von Bayrisch-Zell»; «Altboarische G'schichtln und Gedichtln», «Die Knappenliesl vom Rauschenberg», «Der Georgsthaler», «Johannisnacht», ebenfalls mit Erfolg dramatisiert; «Die Fischerrosl von St. Heinrich», «Die Blinde vom Kunterweg», «Die Miesenbacher» u. s. w.

Schmidt (Mor.), namhafter Philolog, geb. zu Breslau 19. Nov. 1823, studierte in Breslau und Berlin Philologie und wurde 1847 Lehrer am Gymnasium zu Schweidnitz, 1849 an dem zu Öls. Im J. 1857 als außerord. Professor der klassischen Philologie nach Jena berufen, wurde er 1869 zum ord. Professor daselbst ernannt. Er veröffentlichte: «Clitarchi reliquiae» (Berl. 1842), «Didymi reliquiae» (Lpz. 1854), eine kritische Ausgabe des «Lexikon des Hesychius» (4 Bde., Jena 1858—68), eine kleinere Ausgabe desselben Werks (Jena 1863), eine kritische Ausgabe von Herodians «Catholica prosodia» (Jena 1860), «The Lycian inscriptions» (Jena 1868), «Neue lykische Studien» (Jena 1869), «Pindars Olympische Siegesgesänge» (Jena 1869), «Die Tafel von Idalion und das Kyprische Syllabar» (Jena 1874), «Sammlung kyprischer Inschriften» (Jena 1876) u. s. w. Auch gab S. eine deutsche Übersetzung der Schrift des Aristoteles von der Dichtkunst (Jena 1876) heraus.

Schmidt (Wilh. Adolf), namhafter deutscher Geschichtschreiber, geb. 26. Sept. 1812 zu Berlin, studierte daselbst Philologie und Geschichte. Nachdem er dann einige Jahre als Gymnasiallehrer gewirkt, habilitierte er sich Ende 1839 als Privatdocent der Geschichte zu Berlin. Von ihm erschienen zunächst «Forschungen auf dem Gebiete des Altertums» (Bd. 1, Berl. 1842), in denen er mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften die griech. Papyrusurkunden der königl. Bibliothek herausgab, mit daran sich knüpfenden Untersuchungen über This und Abydos, die Purpurfärberei und den Purpurhandel im Altertum, das System der ägypt. Körpermaße und die Geschichte der Tutel. Im J. 1844 begann er die «Zeitschrift für Geschichtswissenschaft», die bis Mitte 1848 erschien (9 Bde., Berl.). Inzwischen 1845 zum außerord. Professor ernannt, beteiligte sich S. an der Begründung der Germanistenversammlungen (1846), gab seine «Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im 1. Jahrh. der Kaiserherrschaft und des Christentums» (Berl. 1847) heraus und hielt zugleich stark besuchte öffentliche Vorlesungen über neueste Geschichte. Dies hatte zur Folge, daß er im Frühjahr 1848 für einen berliner Wahlbezirk in das frankfurter Parlament gewählt wurde, wo er der Fraktion des Württemberger Hofs angehörte. Zur Zeit des erfurter Parlaments veröffentlichte er die Schrift «Preußens deutsche Politik» (Berl. 1850; 3. Aufl. 1867) und gab unter Benutzung des Geheimen Staatsarchivs die «Geschichte der preuß.-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrichs d. Gr.» (Berl. 1851) heraus. Ostern 1851 folgte er einem Rufe als Professor der Geschichte an die Universität Zürich. S. begründete daselbst die züricher «Monatsschrift» (4 Bde., Zür. 1856—59) und ließ folgende Schriften erscheinen: «Der Aufstand in Konstantinopel unter Kaiser Justinian» (Zür. 1854), «Zeitgenössische Geschichten: I. Frankreich von 1815 bis 1830. II. Österreich von 1830 bis 1848» (Berl. 1859), und im Hinblick auf die Eventualität eines deutsch-franz. Kriegs «Elsaß und Lothringen» (Lpz. 1859; 3. Aufl. 1870), worin er im Fall eines solchen den Wiedererwerb dieser Provinzen als deutsches Ziel in Aussicht stellte. Ostern 1860 ging er als Professor der Geschichte an die Universität Jena, wo er seitdem mit vielem

Erfolge gewirkt hat. Von seinen weitern histor. Arbeiten sind hervorzuheben: «Tableaux de la révolution française publiés sur les papiers inédits du département et de la police secrète de Paris» (3 Bde. und Register, Lpz. 1867—71), «Epochen und Katastrophen» (Berl. 1874), «Pariser Zustände während der Revolutionszeit 1789—1800» (3 Bde., Jena 1874—76; franz. Übersetzung von Paul Viollet, 2 Bde., Par. 1880—85), «Das Perikleische Zeitalter. Darstellung und Forschungen» (Bd. 1 u. 2, Jena 1877—79). Damit in Verbindung stehen eingehende Arbeiten über die griech. Chronologie in den «Jahrbüchern für klassische Philologie» (1884 u. 1885). Auch wurde von ihm die achte Auflage der Beckerschen «Weltgeschichte» (18 Bde., Berl. 1860—63) herausgegeben. Von 1874 bis 1876 vertrat er als nationalliberales Mitglied den dritten weimarischen Wahlkreis (Jena) im Deutschen Reichstage.

Schmidt-Cabanis (Otto Richard), humoristischer Schriftsteller, geb. 22. Juni 1838 zu Berlin, besuchte die königl. Realschule und das Friedrich-Wilhelmsgymnasium daselbst, widmete sich dann dem Buchhandel, ging jedoch 1860, nachdem er ein Jahr den dramatischen Unterricht des Hofschauspielers Berndal genossen, zur Bühne und spielte in Köln, Rostock, Thorn, Meiningen u. s. w. Im J. 1867 entsagte er krankheitshalber der Bühne und war bis 1869 als Redacteur an der Damenzeitung «Victoria», bis 1884 an der Glaßbrennerschen «Montagszeitung» thätig. Er veröffentlichte u. a.: «Was die Spottdrossel pfiff!» (3. Aufl., Berl. 1868), «Allerlei Humore» (2. Aufl., 4 Bde., Berl. 1872—74), «Wenn Frauen lächeln» (2. Aufl., Hamb. 1875), «Veilchen und Meerrettich» (3. Aufl., Hamb. 1876), «Der große Struwwelpeter» (3. Aufl., Berl. 1878), «Zoolyrische Ergüsse» (Münch. 1877), «Wechselnde Lichter» (unpolit. Gedichte, Berl. 1881), «Brummstimmen der Zeit» (Berl. 1886) 2c.

Schmidt-Phiseldeck (Justus von), deutscher Staatsmann, geb. zu Wolfenbüttel 8. April 1769, studierte zu Helmstedt die Rechte, trat später in braunschw. Staatsdienst und wurde 1799 Konsistorial-, Grenz- und Lehnrat. Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig ernannte ihn 1806 zum Hofrate und Geh. Sekretär im Ministerium. Nach Organisation des Königreichs Westfalen wurde er 1808 Appellationsrichter in Kassel, 1809 Staatsrat und 1810 zugleich Generaldirektor der indirekten Steuern. Nach Wiederherstellung der rechtmäßigen Landesregierung in Braunschweig 1813 ernannte ihn der Herzog Friedrich Wilhelm zum Mitgliede der provisorisch angeordneten Regierungskommission und dann zum Mitgliede des 1814 organisierten Geheimratskollegiums und zum Geheimrate. Wegen Beleidigungen von seiten des Herzogs Karl entfernte er sich Ostern 1827 aus Braunschweig und trat als Geheimrat in hannov. Dienste. Er wurde Chef des Justizdepartements, 1832 Landdrost in Hildesheim, kehrte dann nach Braunschweig zurück und starb 23. Sept. 1851 zu Wolfenbüttel. Er schrieb: «Über meinen Austritt aus dem herzogl. braunschw. Staatsdienst» (Hannov. 1827).

Schmidt-Phiseldeck (Konrad Friedr. von), publizistischer Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 3. Juli 1770 zu Braunschweig, studierte zu Helmstedt Theologie, wurde dann Hauslehrer in Kopenhagen und später Privatsekretär des dän. Staatsministers Grafen von Schimmelmann, der ihn drei Jahre Kameralwissenschaften studieren ließ. Er trat dann in dän. Dienste, war im Kommerzkollegium thätig, wurde 1829 Konferenzrat und starb 15. Nov. 1832. Unter seinen Schriften ist hervorzuheben der «Versuch einer Darstellung des dän. Neutralitätssystems» (4 Hefte, Kopenh. 1801—4).

Schmidtmannshall ist der Name, welchen der gesamte Bergwerksbesitz der großen Salz- und Kaliwerke bei Aschersleben im Sommer 1883 erhielt. Durch Erschließung der Kalilagerstätten mittels der durch den Begründer des Werks, Herm. Schmidtmann, zuerst zu einer hohen technischen Ausbildung gelangten Diamantbohrmethode wurden von demselben im Verein mit Sir Lyon Playfair und andern engl. Notabilitäten 1876—83 13 Bergwerkskonzessionen erworben, welche eine zusammenhängende Fläche von etwa 30 Mill. Quadratmeter bilden. Die Kalisalzlagerstätte ist hier in einer durchschnittlichen Tiefe von 300 bis 400 m und in einer Abbaumächtigkeit von ungefähr 10 m konstatiert. Der Schacht, durch welchen die Lagerstätten abgebaut werden, hat eine Tiefe von 312 m und ist für eine tägliche Förderfähigkeit von 70000 Ctr. eingerichtet. Nach dem Auftreten von Wassern zu Anfang 1886 wurde zur Sicherstellung des Betriebes ein zweiter Schacht in 800 m Entfernung begonnen.

Schmiedbarer Guß, hämmerbarer Guß oder Temperguß (frz. fonte malléable, engl. malleable cast-iron). Über die Herstellung s. unter Eisenerzeugung, unter Adoucieren und unter Eisengießerei, über die Verwendung s. unter Eisengußwaren.

Schmiede, Käfer, s. Elateriden.

Schmiedeberg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, 15 km im SO. von der Kreisstadt Hirschberg, in dem hoch ansteigenden Thale der Eglitz, am Fuße der Schneekoppe, 455 m über dem Meere gelegen, Station der Linie S.-Hirschberg der Preußischen Staatsbahnen, dehnt sich 5 km lang aus und wird als klimatischer Kur- und Vergnügungsort im Sommer und Winter wegen der böhm. Grenzbaudenfahrten von Fremden viel besucht. Die Stadt ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine evang. und eine kath. Kirche, eine Präparandenanstalt, eine Privatirrenanstalt und zählt (1885) 4551 meist prot. E. Nahe der Stadt liegen, von Parkanlagen umgeben, die Schlösser Neuhof des Prinzen Reuß und Ruhberg des Fürsten Czartoryski. Der Ort wird urkundlich zuerst 1355 erwähnt, wurde 1513 durch Wladislaw von Böhmen zur Stadt, 1747 durch Friedrich d. Gr. zur freien Bergstadt erhoben. Früher war S. berühmt durch seine Eisen- und Leinenwaren. S. hat Teppichfabrikation, Seiden-, Plüsch-, Chenille-, Damast-, und Leinenweberei, Leinen- und Kattundruckerei, Kerzen-, Wachs- und Spielwarenfabrikation, Zinngießerei, Dampf- und Wassermangeln, Leinen- und Baumwollbleichen u. s. w. Die Ausbeutung der reichen Magneteisensteinlager oberhalb der Stadt wird auf den Gruben «Bergfreiheit» und «Vulkan» betrieben und liefert einen Ertrag von ½—1 Mill. Ctrn. Erz jährlich. — Das nahe im SW. an der Lomnitz gelegene Dorf Krumhübel (mit 570 E.) ist der Hauptsitz der Sammler von Apothekerkräutern des Hochgebirges.

Schmiedeberg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, 25 km südlich von der Kreisstadt Wittenberg, östlich von der Dübener Heide, ist Sitz

eines Amtsgerichts und zählt (1885) 2691 E., die sich von Ackerbau, Spinnerei, Weberei und Fabrikation künstlicher Blumen ernähren. In dem Stadtforst von etwa 750 ha Fläche sind stark eisenhaltige Moorlager, welche zu Kurzwecken benutzt werden.

Schmiedeberger Kamm, s. Forstkamm.

Schmiedeeisen (frz. fer de forge, engl. wrought iron), s. unter Eisen und Eisenerzeugung.

Schmiedeeisenröhren, s. unter Röhren.

Schmiedeesse, s. Schmiedefeuer.

Schmiedefeuer oder Schmiedeesse (frz. forge, chaufferie; engl. smith's forge, smith's hearth) heißen diejenigen Vorrichtungen, welche zum Erwärmen von Eisen (Schmiedeeisen) oder Stahl für leichtere Schmiedearbeiten dienen, im Gegensatz zu den Glühöfen und Schweißöfen, in denen solche Stücke auf Schmiedetemperatur gebracht werden, die unter mechan. Hämmern verarbeitet werden. Nachstehende Fig. 1 zeigt ein eisernes Schmiedefeuer, welches gegenüber den ältern gemauerten

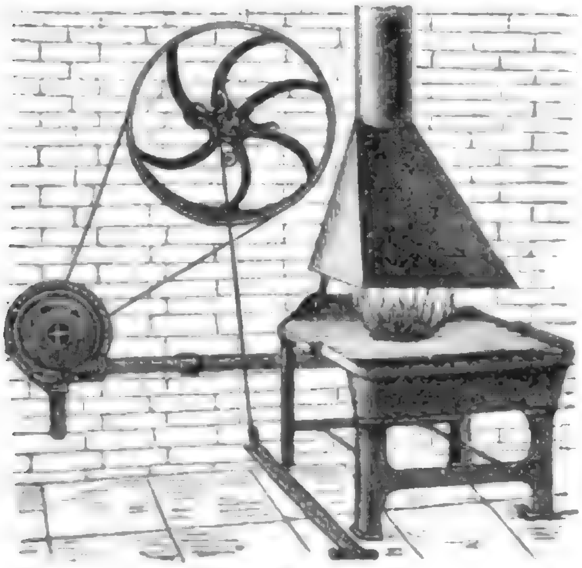


Fig. 1.

den Vorteil besitzt, daß es leichter aufzustellen ist und weniger Raum einnimmt. Das S., sei es ein eisernes oder ein gemauertes, hat an der der Esse zugekehrten Seite des Herdes eine Vertiefung, die Feuergrube, die das Heizmaterial, Coks, Steinkohle oder Holzkohle, aufnimmt. Das Feuer wird meist von der Schornsteinseite her durch einen starken Luftstrom angeblasen, der durch einen Ventilator oder ein Kapselgebläse erzeugt wird.

Der Zutritt der Luft zur Feuerung geschieht durch die Windform mit der Düse, welche meist eine kreisrunde Öffnung besitzt, die sich nach hinten zu konisch erweitert. Da unmittelbar vor der Düse die höchste Temperatur herrscht, wird dieselbe vielfach durch Wasser gekühlt, welches die Düsenröhre umspült. Indem das die oberste Schicht über der Feuergrube bildende Brennmaterial durch die einseitige Hitze zusammenbackt, wird die Wärme zusammengehalten und die Temperatur bleibt bei einigermaßen geschickter Wartung eine gleichmäßig hohe. An dem vordern Teil des Schmiedeherdes befindet sich der mit Wasser gefüllte Löschtrog, aus welchem die äußere backende Kohlenschicht von Zeit zu Zeit bespritzt wird, damit sie nicht zu rasch verbrenne. Über dem Feuer ist der fast immer aus Eisenblech hergestellte Rauchfang angebracht, der die Verbrennungsgase auffängt und in die Esse leitet. In großen Schmieden sind gewöhnlich mehrere S. um eine Esse herum angeordnet. In Fällen, wo die letztere hinderlich sein würde, wendet man Schmiedeherde mit Rundfeuer an. Es sind dies kreisrunde Herde, bei denen sich die Feuergrube in der Mitte befindet; die Gebläseluft tritt von unten durch die rostartige Öffnung ein. Für solche Feuer findet man oft die Anwendung von Hauben aus

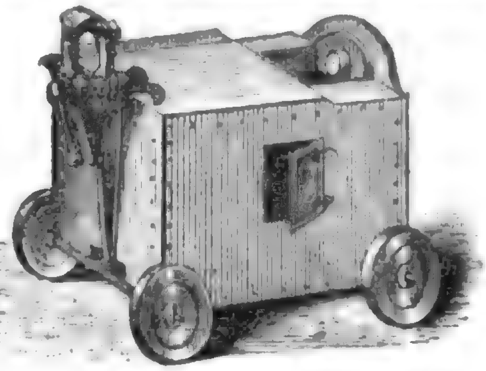


Fig. 2.

Chamottesteinen, welche beim Erhitzen des Eisens über das Feuer gedeckt werden. In Fabriken wird die Gebläseluft durch Ventilatoren mit Dampfbetrieb erzeugt, während in kleinen Werkstätten neben dem Ventilator der Roots' blower (s. unter Gebläse) oder auch der immer seltener werdende Blasebalg in Gebrauch ist, welche Winderzeuger, etwa wie in Fig. 1 angegeben, durch Menschenkraft betrieben werden. Besonders in der Bauschlosserei werden vielfach die transportablen Schmiedefeuer, Feldschmieden (s. d.), angewendet, die, wie vorstehende Fig. 2 zeigt, meist auf Rädern stehen.

Schmiedehammer, s. unter Hammer (mit Abbildung) und unter Schmieden.

Schmiedeherd (frz. âtre de forge, engl. smith's hearth), s. unter Herd und Schmiedefeuer.

Schmiedemaschine, s. unter Schmieden.

Schmieden (frz. forger, engl. forging), eine der ältesten Bearbeitungsmethoden zur Formgebung dehnbarer Metalle, besonders von Eisen (Schmiedeeisen) und Stahl, aber auch des Kupfers (s. Kupferschmiedearbeit), des Goldes (s. Goldschmiedekunst), des Silbers u. s. w. Dasselbe besteht im wesentlichen in der Anwendung des Hammers, durch dessen wohlangebrachte Schläge dem Metall fast jede beliebige Gestalt gegeben werden kann. Das Arbeitsstück liegt hierbei auf dem Amboß und wird meist mittels einer Zange in der erforderlichen Lage festgehalten; sehr große Schmiedestücke werden mit Hilfe von Kranen regiert. Außerdem braucht der Schmied zahlreiche Hilfswerkzeuge, um Löcher, Einschnitte, scharfgeformte Ansätze, Biegungen u. s. w. zu erzeugen; für künstlichere Formen bedient man sich der Gesenke (s. d.). Eisen und Stahl müssen beim S. glühend sein, weshalb das Schmiedefeuer ein wesentlicher Bestandteil jeder Schmiede ist. Zum eigentlichen S. wird fast regelmäßig helle Rotglühhitze angewendet, während zum Schweißen starke Weißglut, auf Stahl wenigstens die stärkste Rotglut erforderlich ist. Zum S. sehr großer Gegenstände bedient man sich statt der Handhämmer (s. Hammer) schwerer, durch Wasser- oder häufiger Dampfkraft getriebener Hämmer (s. Schwanzhammer und Dampfhammer), welche aber auch die Ausführung kleinerer

Schmiedearbeiten ungemein beschleunigen. Für letztere, z. B. zur Herstellung von Schraubenbolzen, benutzt man auch eine *Schmiedemaschine*, welche aus äußerst rasch durch Excenterbewegung aufgehobenen und niedergestoßenen Stempeln besteht. Für die fabrikmäßige Herstellung sehr großer Schmiedestücke, z. B. Lokomotivenbestandteile, ist eine modifizierte Form der hydraulischen Presse in Gebrauch gekommen.

Die wichtigsten Verfahrungsarten beim S. sind: 1) Das *Strecken* in Länge und Breite, durch welches das Metallstück zugleich dünner wird und welches hauptsächlich mit der *Pinne* des Hammers geschieht, während die *Bahn* zum Ebnen und Ausgleichen der durch die Pinne gemachten Eindrücke dient. 2) Das *Stauchen*, eine Behandlungsweise des Eisens, durch welche dasselbe in seiner Längenrichtung zusammengedrückt wird, wobei es entsprechend an Dicke zunimmt; zu diesem Zwecke schlägt man auf das Eisen in seiner Längenrichtung oder stößt dasselbe gegen den Amboß. 3) Das *Biegen*, das mit Benutzung des Amboßhorns (s. unter *Amboß*) oder eines in der Hand gehaltenen *Dorns* vorgenommen wird, indem man das Eisen mit Hammerschlägen umklopft. 4) Das *Ansetzen*, welches darin besteht, daß man einen Teil eines Schmiedestücks von einem andern vorspringen läßt, wozu man das Eisen einkerbt und das halb abgetrennte Stück nach der Seite hin ausschmiedet. 5) Das *Ausdornen* oder *Durchschlagen*, das mit einem *Dorn* oder *Durchschlag* und einem *Lochring* ausgeführt wird, indem man das Eisen auf letztern legt und den Dorn mit Hammerschlägen hindurchtreibt. 6) das *Abhauen* oder *Abschroten*, durch welches man Teile vom Eisen mittels meißelförmiger Werkzeuge hinwegnimmt, wobei man entweder dieselben in den Amboß steckt, auf sie das Eisen legt und auf dieses schlägt, oder das Werkzeug auf das Eisen setzt und jenes mit Hammerschlägen eintreibt. 7) Das S. in Gesenken, das den mit dem Hammer schon einigermaßen bearbeiteten Schmiedestücken eine vollendete Form gibt. (S. *Gesenk*.) 8) Das *Schweißen*, d. h. die Verbindung zweier oder mehrerer Eisen- oder Stahlstücke zu einem Ganzen. Die Gegenstände werden hierzu bis zur Weißglut erhitzt, wobei auf der Oberfläche durch das *Schweißpulver* (trockener Lehm, feiner Sand, Glas oder Borax) eine schützende Hülle gebildet wird, unter welcher eine reine, nicht oxydierte Metallfläche bleibt. Die *schweißwarmen* Stücke werden aus dem Feuer genommen, in geeigneter Weise aufeinandergelegt und durch schwache Hammerschläge vereinigt.

Schmiedepresse, auch *Preßhammer* oder *Hydraulischer Hammer*, nennt man insbesondere eine von Haswell erfundene Vorrichtung zum Schmieden in Gesenken, welche nicht durch die Schläge von Hämmern, sondern durch den Druck einer sehr starken hydraulischen Presse wirkt.

Schmiedezange, s. unter *Zange*.

Schmiege, *Schrägwinkel*, *Stellwinkel* oder *Schrägmaß* (frz. fausse équerre, équerre pliante, sauterelle; engl. sliding-square, angle-bevil, bevil-rule), ein Winkelmaß, dessen beide Schenkel durch ein Scharnier verbunden, folglich drehbar sind und durch eine Schraubenmutter in jedem beliebigen Winkel festgestellt werden können.

Schmiegel, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Kosten, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3881 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, drei Spiritusbrennereien, Schnupftabaksfabrikation, Färberei, viele Windmühlen und Leinwand- und Viehhandel. S. war im 16. Jahrh. Hauptsitz der Socinianer (Schmiegelisten).

Schmiele, Pflanzengattung, s. *Aira*.

Schmierapparate sind metallene oder gläserne Gefäße, welche, mit verschiedenartig angeordneten Reguliervorrichtungen ausgestattet, bestimmt sind, die Reibung und Abnutzung aneinander bewegter Maschinenteile durch Zuführung geeigneter Substanzen (s. *Schmiermittel*) zu vermindern. Je nach der Art und nach der Feinheit der betreffenden Maschine dienen Wasser, Öle oder feste Fette als *Schmiermittel*. Die Schmiergefäße können an dem zu ölenden Maschinenteil (Zapfenlager, Kreuzkopf u. s. w.) angegossen, resp. angeschmiedet sein (Schmierbecher, Schmierschalen), oder als besondere Teile aufgeschraubt werden (*Schmierapparate im engern Sinne*).

Zu letztern gehören die *Schmierhähne*. Ein solcher besteht aus einem zwischen zwei Hähnen eingeschalteten hohlkugelähnlichen Gefäß, das über dem obern Hahn einen Trichter trägt. In diesen wird das Öl gegossen; alsdann wird der obere Hahn geöffnet, während der untere geschlossen bleibt, sodaß das Öl bis in die Hohlkugel tritt, worauf der obere Hahn geschlossen, der untere geöffnet und dadurch dem Schmiermittel der Weg zu dem zu schmierenden Cylinder freigegeben wird. Mehr noch als diese Schmierhähne werden die in den verschiedensten Formen ausgeführten *Selbstöler* angewendet. Die verbreitetsten derselben sind die *Nadelöler* oder *Nadelschmierbüchsen*, Gefäße, in der Regel aus Glas, in deren mit dem zu schmierenden, rotierenden Maschinenteil kommunizierender Röhre ein Drahtstift steckt, an welchem das Öl bei der Bewegung des erstern durch die Erschütterung herabfließt, während im Ruhezustand kein Ausfließen erfolgt. Ähnlich sind die *aërodynamischen Schmierapparate* eingerichtet, bei welchen das Öl infolge der Bewegung des Zapfens durch Capillarröhrchen auf diesen herabgesaugt wird. Die Wirkungsweise der *Dochtschmiergefäße* ist gleichfalls auf dem Prinzip der Capillarität begründet. Es sind dies Metall- oder Glasgefäße, in denen eine Röhre bis fast an den Deckel und andererseits bis an die zu schmierende Welle reicht; in diese Röhre wird das eine Ende eines Dochtes eingeschoben, dessen anderes Ende in das Öl taucht, wodurch letzteres in die Röhre eingesaugt wird und dann auf die Welle herunterfließt. Ein Nachteil dieses Apparats besteht darin, daß die Schmierung fortwährend geschieht, also auch während des Stillstandes der Maschine Öl zufließt.

Eine andere Art von S. sind diejenigen, welche zum Schmieren der Dampfcylinder dienen, wobei der wechselnde Dampfdruck in Aktion tritt. Hierher gehören die *Öltropfapparate*, bei denen der Dampf zeitweilig über das Öl geleitet wird und dieses tropfenweise in den Cylinder treibt; ferner diejenigen, wo das Öl durch sein niedriges spezifisches Gewicht gehoben wird und in gleichem Maße abfließt, wie sich der in das Schmiergefäß einströmende Dampf kondensiert. Sehr zweckmäßig, namentlich für Lokomotiven, erweisen sich auch solche Cylinderschmierapparate, welche nur beim Leergang der Maschine Öl geben, während beim Betrieb der Zufluß durch ein Federventil abgeschlossen ist.

Zum Schmieren mit festen Fetten, Thran u. s. w. bedient man sich entweder solcher Apparate, die beim Schmelzen der untern Schicht automatisch das konsistente Fett nachschieben, wie bei dem Tovoteschen Schmiergefäß, oder solcher, bei denen der Deckel mit der Hand nach und nach heruntergeschraubt und so das Fett immer leicht an die Welle angedrückt wird, wie bei den Staufferschen Schmiergefäßen.

Schmierbrand, s. u. Brand des Getreides.

Schmiere, eine herumziehende Theatergesellschaft; in der Gaunersprache heißt Schmiere (oder Schmire, vom hebr.) Wache, Wächter, Wachtposten, Wachtgebäude; Schmiere stehen, Wache halten, aufpassen.

Schmierhahn (frz. robinet graisseur; engl. grease-cock, lubrication-cock), s. unter Schmierapparate.

Schmierkur (Inunktionskur, Friktionskur, frz. Grand remède), die Behandlung der Syphilis vermittelst method. Einreibung von grauer Quecksilbersalbe in die Haut. (S. Syphilis.)

Schmiermittel (frz. graisse, oing; engl. grease, smear, ungment), im allgemeinen ölige oder fettige Substanzen in dünnflüssigem, dickflüssigem oder festem Zustand, welche dazu dienen, den bei der Bewegung der Maschinen, auch der Wagen, Uhren u. s. w. durch die Reibung bedingten Kraftverlust zu verringern, sowie der durch dieselbe bewirkten Erhitzung und Zerstörung der bewegten Teile vorzubeugen. Diese Wirkung wird erreicht, indem man die S. zwischen die sich reibenden Flächen bringt, wo sie vermöge ihrer Eigenschaft, die Poren der Körper zu verstopfen, die kleinsten Unebenheiten ausgleichen. Als S. werden vegetabilische, animalische und mineralische Stoffe verwendet.

Von den erstern (s. Fette und Öl) ist besonders das Rüböl zu nennen, das im rohen Zustand eine bedeutende Schmierfähigkeit besitzt, ziemlich säurefrei, aber durch einen beträchtlichen Gehalt von Pflanzenschleim zum Verharzen geneigt ist. Dagegen ist raffiniertes Rüböl säurehaltig und greift daher die metallischen Flächen an. Olivenöl oder Baumöl besitzt zwar eine noch größere Schmierfähigkeit als Rüböl, ist jedoch unvermischt zu kostspielig. Raffiniertes Mandelöl ist ein vorzügliches S. für feine mechan. Instrumente, Uhren u. s. w. Unter den animalischen Ölen nimmt das aus frischen Knochen gewonnene Klauenfett (s. unter Knochen) als S. die erste Stelle ein; nur verbietet der hohe Preis die Anwendung desselben in reinem Zustand für größere Maschinen, während das aus alten Knochen gewonnene Knochenfett leicht verharzt und stark säurehaltig ist. Unter dem Namen Klauenfett ist auch eine gute Sorte Pferdefett in Gebrauch, deren Preis geringer ist. In Amerika wird vielfach ein ganz heller Fischthran verwendet. Zunehmende Verwendung findet schon jetzt das erst in neuester Zeit bekannt gewordene, aus Wollschweiß (s. Wolle) gewonnene, als S. vorzüglich geeignete Lanolin. Die größte Verbreitung haben neuerdings die mineralischen S. gefunden. Es sind dies schwere, zum Brennen nicht verwendbare Petroleumsorten, sowie Rückstände, die sich bei der Rektifikation des Petroleums und bei der Paraffinfabrikation (s. Petroleum und Paraffin) ergeben, unter denen das sog. Vulkanöl oder Phönixöl und, als das beste derartige S., das Vaselin (s. d.) am meisten bekannt sind. Häufig werden auch Fette animalischen und vegetabilischen Ursprungs, mit Mineralölen gemischt, als S. gebraucht.

Dickflüssige S. sind hauptsächlich da in Anwendung, wo die sich reibenden Flächen unter so hohem Druck stehen, daß dünnflüssige Öle gänzlich herausgepreßt werden würden; sie bestehen meist aus einem Gemisch von Talg mit verseiftem Baumöl oder Rüböl. Die gebräuchlichsten S. unter den festen Fetten sind Talg und Palmöl, von denen ersteres sowohl in rohem als in ausgelassenem Zustand Verwendung findet. Zum Schmieren von Wellen eignen sich diese Fette meist nicht, weil sie erst dann zur Wirkung gelangen, wenn die Welle sich so warm gelaufen hat, daß ein Schmelzen des festen Materials eintritt. Den fettigen Ölen gegenüber haben die Mineralöle, abgesehen von ihrer Wohlfeilheit, bei gleicher Schmierfähigkeit den Vorzug der Unveränderlichkeit. Dieselben verharzen nicht, und während die fettigen Öle schon bei einer dem Gefrierpunkt des Wassers nahe liegenden Temperatur erstarren, werden sie in der größten Winterkälte höchstens dickflüssig, wie sie andererseits auch bei hohen Temperaturen ohne Gefahr der Verdampfung zu verwenden sind, da sie erst bei etwa 250° C. Dampfbildung zeigen. Ein wichtiger Vorzug der mineralischen S. vor den animalischen und vegetabilischen besteht ferner darin, daß sie nicht die Bildung von Fettsäure zulassen, durch welche die metallischen Flächen angegriffen werden. Dabei sind die mineralischen S. von so verschiedener Konsistenz herstellbar, daß sie für alle Arten von Maschinen mit gleichem Vorteil verwendet werden können.

Über die Art, wie die S. den zu schmierenden Maschinenteilen zugeführt werden, s. Schmierapparate. Die Fabrikation von S., namentlich für den Eisenbahn- und Maschinenbetrieb, hat in neuerer Zeit großartige Verhältnisse angenommen. Für hohe Temperaturen verwendet man statt der eigentlichen S. auch leicht schmelzbare Legierungen oder Mischungen von Graphit mit Paraffin, Blei- und Zinkpulver u. s. w. (Vgl. Antifriktionsmetall, Karbonstifte, Metallin.)

Schminkbohne (Veits- oder Vietsbohne, Phaseolus vulgaris), s. Bohne und Arachis.

Schminke, ein Kollektivname für Mischungen, deren Anwendung in die Geheimnisse der Toilettenkünste eingreift. Meist bestehen diese pulverförmigen Mischungen aus Stärkemehl, besonders Reismehl (Poudre de riz), dem Mehl von geschälten und ausgepreßten Mandeln und Nüssen, Talk- oder Specksteinpulver, Wismutoxyd und Zinkoxyd, welche beim Gebrauch entweder vermittelst eines Hasenpfötchens aufgetragen oder mit einem Bausch von Schwanenpelz auf die Haut gebracht werden. Mit Karmin, Karthamin (dem Farbstoff des Saflors) oder gewissen Teerfarben, wie Eosin, versetzt, bilden diese Gemische die rote Schminke. Zur Erhöhung der Röte der Lippen dient eine verdünnte Lösung von Karmin in Salmiakgeist und Rosenwasser. Das rote Schminkpapier, ebenso auch die echte span. Schminkwolle enthalten durchgängig Karthamin (Rouge végétal, Rose végétale), unbedingt den der Haut am wenigsten nachteiligen Farbstoff. Das in neuerer Zeit von Erfurt aus in den Handel gebrachte rote Schminkmittel war ein aus Harnsäure dargestelltes Präparat, welches den Namen Schnouda führte. Die blaue Schminke für die Adern ist eine Mischung von

28*

Talkpulver mit feinstem Berlinerblau. Von den gewöhnlichen S. sind verschieden die Fettschminken (mit Mandelöl versetzte Schminkpulver), deren Anwendung sich nur auf das Theater beschränkt; sie werden nicht nur in festen Stangen, sondern auch als weichere Masse in Porzellandosen verkauft. Hamburg, Berlin und Leipzig liefern namentlich derartige kosmetische Präparate.

Schminkläppchen, s. unter Bezetten.

Schminkweiß, s. Blanc d'Espagne.

Schmirgel oder Smirgel (frz. émeri, engl. emery), ein Schleifmittel für Metalle, Glas, Stein. Der durch große Härte ausgezeichnete echte S. (Naxosschmirgel) besteht aus einer stark eisenhaltigen Varietät von Korund (s. d.), der gewöhnliche aus Eisenglanz, mit Quarz gemischt. Über die Verwendung s. unter Schleifen.

Schmirgel (Dotterblume), s. unter Caltha.

Schmirgelfeile (frz. polissoir, engl. emery-stick), ein hartes Holzstück, welches, mit Schmirgel und Öl bestrichen, zum Schleifen verschiedener Metallgegenstände dient.

Schmirgelkluppe, s. unter Kluppe.

Schmirgelleinwand oder Schmirgelkattun (frz. toile-émeri, engl. emery-cloth), **Schmirgelmaschine**, **Schmirgelpapier**, auch Rostpapier genannt (frz. papier à l'émeri, papier émerisé; engl. emery-paper), **Schmirgelscheibe**, s. unter Schleifen.

Schmitt (Aloys), Pianist, geb. 1789 zu Erlenbach in Bayern, wurde zuerst von seinem Vater, dem dortigen Kantor, dann von André in Offenbach unterrichtet und nahm seinen Aufenthalt in Frankfurt a. M., wo er 25. Juli 1866 starb. Er war als Klavierlehrer berühmt und sehr gesucht; seine Schulwerke für dieses Instrument werden noch lange brauchbar sein. — Sein Sohn und Schüler Georg Aloys S., geb. 2. Febr. 1827 in Hannover, lebt seit 1857 als Hofkapellmeister in Schwerin.

Schmitthenner (Friedr. Jak.), vielseitiger deutscher Gelehrter, geb. 17. März 1796 zu Oberdreis im Fürstentum Wied, bezog 1813 die Universität Marburg, wo er Philosophie, Geschichte und Theologie studierte, wurde 1815 Rektor zu Dierdorf, dann Pfarrer zu Dreifelt im Nassauischen, Lehrer an den Gymnasien zu Dillenburg und Wiesbaden, 1828 Seminardirektor in Idstein, und noch in demselben Jahre Professor der Geschichte in Gießen, wo ihm 1830 auch das Fach der Staatswissenschaften übertragen wurde. Im J. 1832 siedelte er als Mitglied des großherzogl. hess. Oberstudien- und Oberschulrats nach Darmstadt über, kehrte aber 1835 nach Gießen zurück, wo er 19. Juni 1850 starb. Die Beschäftigung mit dem Sanskrit führte ihn auf die Begründung eines neuen Systems der Sprachwissenschaft, das er in seiner «Ursprachlehre» (Frankf. 1826), in der «Teutonia, oder ausführliche deutsche Sprachlehre» (Frankf. 1828) und in der Einleitung zu dem «Kurzen deutschen Wörterbuche» (2. Aufl., Darmst. 1837; umgearbeitet von Weigand, 2 Bde., Gieß. 1853—62; 4. Aufl. 1873—76) darstellte. Von seinen staatswissenschaftlichen Arbeiten sind zu nennen: «Grundriß der polit. und histor. Wissenschaften» (3 Bde., Gieß. 1830—32) und «Zwölf Bücher vom Staate» (Bd. 1, 2. Aufl., Gieß. 1839; Bd. 3, Gieß. 1843—45).

Schmitzen, schwache Erz- oder Kohlentrümchen.

Schmoden oder Schmoren, Art des Hackwaldbetriebes (s. d.).

Schmolke oder Schmolck (Benjamin), geistlicher Liederdichter, geb. zu Brauchitschdorf bei Liegnitz 21. Dez. 1672 und auf der Schule zu Lauban und der Universität zu Leipzig gebildet, wo er Theologie studierte. Im J. 1702 wurde er Diakonus in Schweidnitz, wo er 1714 Oberprediger und Inspektor der Kirchen und Schulen wurde und 12. Febr. 1737 starb. Seine Schriften fallen meist durch die dem damaligen Zeitgeschmacke angemessenen Titel auf, z. B. «Geistlicher Weihrauch», «Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene Herz», «Klage und Reigen», «Freudenöl in Traurigkeit», «Schöne Kleider für einen betrübten Geist» u. s. w. Die größte Verbreitung fanden sein «Kommunionbuch» und sein «Morgen- und Abendsegen». Eine Auswahl seiner geistlichen Lieder hat Grote (2. Aufl., Lpz. 1860) veranstaltet.

Schmoller (Gust.), namhafter Nationalökonom, geb. zu Heilbronn 24. Juni 1838, absolvierte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte zu Tübingen 1857—61 Staatswissenschaften, Philosophie und Geschichte und war dann einige Zeit auf dem königl. württemb. Statistischen Bureau beschäftigt. Im J. 1864 wurde S. zum außerord. Professor der Staatswissenschaften an der Universität zu Halle, 1865 zum ord. Professor daselbst ernannt, worauf 1872 seine Berufung an die Universität zu Straßburg in gleicher Eigenschaft erfolgte. Von dort folgte er 1882 einem Rufe nach Berlin. S. gehört zu den Gründern des die sozialökonomischen Tendenzen der neuern deutschen Staatswissenschaften repräsentierenden «Vereins für Sozialpolitik». Sehr verdienstlich hat er auch als Lehrer für die Ausbreitung und Vertiefung der wirtschaftsgeschichtlichen Studien gewirkt. Von seinen größern Schriften sind zu nennen: «Der franz. Handelsvertrag und seine Gegner» (Frankf. 1862), «Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrh.» (Halle 1869), «Über einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft» (Jena 1875); diese Arbeit ist eine Entgegnung auf Treitschkes scharfe Polemik in seiner Schrift «Der Sozialismus und seine Gönner» (Berl. 1875). Außerdem veröffentlichte S. noch folgende histor. Arbeiten: «Straßburgs Blüte und die volkswirtschaftliche Revolution im 13. Jahrh.» (Straßb. 1875), «Straßburg zur Zeit der Zunftkämpfe» (Straßb. 1875) und mit Stieda «Die straßburger Tuchmacher- und Weberzunft» (Straßb. 1878). In der neuern Zeit haben sich seine Studien fast ausschließlich auf die preuß. Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte konzentriert, worüber er hauptsächlich in der Zeitschrift für preuß. Geschichte und Länderkunde und in dem von ihm seit 1881 herausgegebenen «Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich» veröffentlicht hat. Seit 1878 gibt er auch eine Sammlung größerer Monographien, zum Teil von seinen Schülern geliefert, unter dem Titel «Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen» (Lpz., bis 1885 24 Hefte) heraus.

Schmollis, angeblich von dem lat. sis mollis (sei [mir] freundlich), Trinkgruß bei Kommersen; Schmollistrinken, Brüderschaft trinken.

Schmölln, Stadt in Sachsen-Altenburg, Ostkreis, an der Sprotte, Station der Linie Glauchau-Gößnitz-Gera der Sächsischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 7104 E. und hat Fabriken für Wollwaren, Shawls, Steinnußknöpfe, Dosen, Cigarren, Maschinen, Handschuhe, Holz-

schuhe, Pantoffeln, Zahnbürsten, Borden, eine Wollgarnspinnerei, Wagenbau, Gerberei, eine Dampfsägemühle, Brauerei, Gasanstalt, Wasserleitung, Ziegeleien, Getreidehandel und Obstbau, namentlich von Kirschen.

Schmölnitz (ungar. Szomolnok), Bergstadt im ungar. Komitat Zips, in einem von Bergen umgebenen, engen und Überschwemmungen ausgesetzten Thal gelegen, hat (1880) 2706 E. ohne das nahe Schmölnitzhütte (1090 E.), meist Deutsche, welche den sog. gründner Dialekt sprechen und sich vom Bergbau nähren. S. ist Hauptort des oberungar. Bergdistrikts und Sitz einer königl. Berg-, Forst- und Tabaksfabriksdirektion. Der reiche Bergbau liefert Kupfer, Silber, Eisenstein und Antimon; auch gewinnt man Schwefel, Schwefelblumen und Kupfervitriol. Sehenswert sind die hydraulischen Maschinen, zumal die zur Heraufbringung des Cementwassers.

Schmoren oder Schmoden, Art des Hackwaldbetriebes (s. d.).

Schmuck bezeichnet in seinem weitesten Sinne jede Verzierung, sei sie an einem lebenden Wesen oder an einem von der Kunst und Industrie geschaffenen Gegenstande. In dem zweiten Fall wird der S. zum Ornament. Aber auch dieses verengert seine Bedeutung in der Anwendung auf den Menschen, zunächst jegliche an demselben angebrachte Verzierung bezeichnend, sodann noch enger gefaßt, jene Gegenstände der Verzierung bedeutend, welche die Kunst des Goldschmiedes und Juweliers dem Menschen liefert. (S. Ornament.) Der Mensch hat sich geschmückt auf allen Stufen der Kultur, der rohesten wie der feinsten, nur mit verschiedenem Material, in verschiedener Weise und in verschiedenem Grade, selbstverständlich auch im Zusammenhange mit den verschiedenen Kunststilen. Zum ersten und ältesten S. ist das Tätowieren (s. d.) zu rechnen, die Verzierung der menschlichen Haut durch Bemalung, durch eingeätzte und bleibend gefärbte Linien und Figuren, deren Ornamentik die gleiche ist wie die der Töpfe oder des sonstigen Geräts der Menschen. Die Civilisation hat diese Verzierung verschmäht; sie ist heute nur noch bei wilden Stämmen oder Völkerschaften vorhanden. Länger hat sich der Federschmuck erhalten, der S. mit dem bunten Gefieder der Vögel, mit dem die Indianer jetzt sich selbst an Kopf und Gürtel, sowie Waffen und Geräte verzieren. Der Federschmuck ist so alt wie die Geschichte, im alten Ägypten z. B. wohlbekannt. Weniger beliebt im klassischen Altertum und im frühen Mittelalter, lebte er besonders in der spätern Ritterzeit zu großer Pracht als Zierat an Helm, Hut, Haar und Hauben wieder auf. Die Landsknechte und später die Kriegsmänner des Dreißigjährigen Kriegs machten von den Federn als S. des Baretts und des Huts einen übermäßigen Gebrauch; gleichzeitig, doch minder grotesk, die Damen. Als Plumage blieb das Gefieder Hutschmuck unter Ludwig XIV. Während es nun aus der Herrenmode verschwand, blieb es den Damen als S. des Haares, insbesondere aber des Huts bis auf den heutigen Tag. Man begnügt sich nicht mit der natürlichen Farbe, färbt vielmehr die Federn, stellt sie künstlich zusammen und braucht auch ganze Vögel als S. Den bedeutendsten und kostbarsten S. boten zu allen Zeiten die Edelsteine und die edeln Metalle oder an ihrer Stelle ihr künstlicher Ersatz. Die Steine lernte man früh durch farbige oder bunte Glaskugeln und Glasstücke ersetzen. Schon im ägypt. Altertum kommt derartiger S. vor. Zu jenen Zeiten zog man sie auf Schnüre zu Halsketten, benutzte sie zu Anhängseln, Einsatz, Ringen u. s. w. Uncivilisierte Stämme nahmen statt der Steine und des Glases auch farbige, gebrannte Thonkugeln. Die Bearbeitung der Edelsteine für Schmuckgegenstände war im Altertum und noch im Mittelalter insofern eine unvollkommene, als sie meist in abgerundeter, halbkugeliger («mugeliger») Form verwendet wurden, und so nicht zur vollen Wirkung ihres Glanzes und ihrer Farben gelangen konnten. Der facettierte Schliff, der dieses bewirkt, wird in seiner vollen Kunst erst seit dem 15. und 16. Jahrh. angewendet. Die Alten benutzten die Steine statt dessen, Figuren in sie hineinzugravieren oder herauszuschleifen. (S. Steinschneidekunst und Gemme.)

Die Metalle, welche vorzugsweise zum S. angewendet werden, sind Gold und Silber und neben ihnen in erster Linie Bronze. Eisen ist nur fast ausnahmsweise verwendet worden, entweder in Ermangelung edeln Metalls oder mit Tauschierung von Gold und Silber, wie noch heute im Orient. Nur im 18. Jahrh. wurden Schmucksachen aus diamantiertem Stahl eine ausgedehnte Mode. Schmucksachen aus Blei und Zinn kommen auch vor, aber nur als Zeichen der Ärmlichkeit, so vielfach in Indien. Auch Silber kann in Anwendung auf Schmucksachen nur als ein billigerer Ersatz des Goldes betrachtet werden. Das Silber ist daher häufig ein Volksschmuck. Nur die feinen Filigranarbeiten machen vielleicht eine Ausnahme. Jetzt wird Silber auch vielfach zur Montierung des Diamantschmucks verwendet. Häufiger als Silber war in alten Zeiten der Gebrauch der Bronze auch für Schmucksachen. Zu jenen verschiedenen Perioden der Kultur, die man als die Bronzezeit zu bezeichnen pflegt, wurde dieses Metall in gar mannigfacher und höchst kunstvoller Weise zu allen möglichen Schmuckgegenständen: zu Ringen, Halsbändern, Armbändern, Nadeln, Fibeln, Spangen u. s. w., verwendet. Unzählige Gegenstände dieser Art, zum Teil mit schöner grüner Patina bedeckt, zum Teil auch emailliert, sind aus den Gräbern zu Tage gefördert worden. Ihr Gebrauch verschwand im Laufe oder gegen Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung vor der steigenden Kultur, hat sich jedoch hier und da im Volksschmuck erhalten. Gold allein hat sich als das eigentliche und wahre Material des S. (neben den Edelsteinen) zu allen Zeiten in gleicher Schätzung bewährt. Sein Gebrauch reicht in unvordenkliche Zeiten zurück, und die ältesten Gegenstände, die uns erhalten sind, wie z. B. der von Cesnola in Cypern gefundene Goldschmuck oder der etruskische und griechische S., zeigen in ihrer Herstellung die allerfeinste, heute in keiner Weise übertroffene, ja kaum erreichte Technik. (S. Goldschmiedekunst.) So wie Material und Form, so hat auch die Art der Anwendung des S. durch die Entwickelung der Kultur eine vielfache Veränderung erfahren. Wie die Tätowierung vor der Civilisation gefallen, so auch alle barbarische Art, welche auf Durchbohrung oder Verstümmelung von Körperteilen beruht. Selbst die Durchbohrung der Ohrläppchen hatte schon eine Zeit, in welcher sie von der vornehmen Gesellschaft als gemeine Sitte ganz verbannt war, nämlich im 12. und 13. Jahrh. von den ritterlichen

Damen. Von den Botokuden und ihresgleichen abgesehen, sind es die Indierinnen, welche in dieser Richtung am weitesten gehen. Sie tragen Ringe und Gehänge nicht bloß in den Ohren, sondern auch in den Flügeln der Nase oder in der Zwischenwand der Nasenlöcher. Überhaupt sind die Bewohner Indiens, die Männer wie die Frauen, von allen heutigen Erdbewohnern diejenigen, welche sich am meisten mit S. beladen, wie es im Altertum die Frauen der Etrusker waren. Wie damals die Etrusker, so sind auch heute die Indier in der feinen Arbeit des Goldschmucks unübertroffen. Die ind. Frauen tragen S. vom Kopf bis zu den Zehen: Zehenringe, Fußringe, Fingerringe, Reifen um Hand und Arm und um den Leib, Ketten um Hals, Brust, Hände und Stirn, Ringe, Ketten und vielen andern S. im Haar u. s. w. Bei uns ist jetzt der Gebrauch des S. verhältnismäßig sehr beschränkt. Überladung mit S. gilt für geschmacklos. Hohe Damen tragen reichen S. nur bei großen Festlichkeiten. Man kann im allgemeinen den modernen S. in Ringschmuck (Fingerringe, Armbänder, Diademe), Kettenschmuck (Ketten und Colliers) und Anhängschmuck (Broschen, Agraffen u. dgl.) einteilen; doch hat diese Einteilung etwas Willkürliches und erschöpft die Sache nicht.

Schmücke, Zweig des thüringischen Höhenzugs Finne (s. d.).

Schmücke, Gasthaus im Thüringerwalde, am Schneekopf (s. d.).

Schmuckfedern, s. unter Federn (tierische).

Schmucklilie, s. Agapanthus.

Schmuckvögel, s. Manakins.

Schmuggelhandel und **Schmuggler,** s. Schleichhandel.

Schmun, Flecken in Ägypten, s. Aschmunein.

Schmutzer (Jak. Matthias), ausgezeichneter Kupferstecher, Sohn des Kupferstechers Andreas S. (geb. um 1700, gest. 1740), geb. 5. April 1733 zu Wien, genoß an der Akademie daselbst unter Schuppen Unterricht. Matthäus Donner beschäftigte ihn hierauf in allerlei Metallgravierung, und endlich gelangte S. auf dem Umwege der Malerei zur Kupferstecherkunst, in der er nachher so Vortreffliches leistete. Der Fürst Kaunitz ließ ihn 1762 nach Paris reisen. Ein Bild des Fürsten Kaunitz, le gouté flamand nach Terbourg, der Geschirrflicker nach Kraus und die Savoyardin, welche ihren Sohn die Leier spielen lehrt, erwarben ihm hier Beifall und Auszeichnung. Nach seiner Rückkehr nach Wien 1766 ward er Hofkupferstecher, 1768 Direktor der neuen Akademie für Zeichnung und Kupferstechkunst und 1771 Oberdirektor aller erbländischen Normalzeichenschulen. Er starb 2. Dez. 1811 zu Wien. Unter der Menge seiner vortrefflichen Blätter zeichnen sich die Arbeiten nach Rubens aus. Beweise dafür geben sein Mucius Scävola (1775) und sein heil. Ambrosius, der dem Kaiser Theodosius den Zugang zur Kirche verwehrt, die Geburt der Venus (1790) und Neptun und Thetis (1792). Ebenso ausgezeichnet sind zwei andere große Blätter, eine Jagd von Luchsen auf Steinböcke, nach Ruthart (1804), und ein anderes, wo Adler Schlangen und einen Wolf erlegt haben, nach Snyders. Der Grabstichel ist hier meisterhaft geführt, der Reiz malerischer Auffassung mit einer gewissen Großartigkeit vereinigt. Auch mehrere Bildnisse der Kaiserin Maria Theresia, des Fürsten Kaunitz u. a. sind Prachtstücke. Das Verdienstliche seiner Schule erkennt man in den Arbeiten von Kohl, John u. a. wieder.

Schmutzflechte (Rhypia, Rupia), chronische Hautkrankheit, bei welcher die Haut mit dicken, festen, rot- oder schmutzigbraunen Borken und Krusten bedeckt ist, tritt am häufigsten im Verlaufe der konstitutionellen Syphilis (s. d.) oder anderer kachektischer Krankheiten auf. Behandlung: Abweichen der Borken mit Öl, Betupfen der unterliegenden Geschwüre mit Höllenstein, entsprechende Behandlung des Grundleidens.

Schmutzmauke, s. unter Mauke.

Schn., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Johann Gottlob Schneider (s. d.).

Schnaase (Karl), einer der Begründer des wissenschaftlichen Kunststudiums in Deutschland, geb. 7. Sept. 1798 zu Danzig, studierte seit 1816 die Rechte und hörte zu Heidelberg Hegel, dem er nach Berlin folgte. S. war 1819—25 in verschiedenen praktischen Stellungen zu Danzig und Königsberg thätig. Nach der Rückkehr von einer ital. Reise wurde er 1826 Assessor in Königsberg, 1829 Rat bei dem Oberlandesgerichte zu Marienwerder, dann Prokurator an dem Landgericht zu Düsseldorf und veröffentlichte «Niederländ. Briefe» (Stuttg. 1834), in denen sich ein gründliches Studium der Kunst mit histor. Sinne und philos. Anschauung vereinigt. Im J. 1840 trat er mit der trefflichen Einleitung zu Schwanthalers «Kreuzzug Friedrichs des Rotbarts» hervor. Dann folgte sein Hauptwerk: «Geschichte der bildenden Künste» (7 Bde., Düsseld. 1843—64; 2. Aufl. unter Mitwirkung von Lützow, Friedrichs, Lübke, Woltmann und Dobbert, 8 Bde., 1865—77), in der er sich hauptsächlich die kulturhistor. Begründung der verschiedenen Stile zur Aufgabe gestellt hat. Hinsichtlich der philos. Auffassung der bildenden Künste in ihrer geschichtlichen Entwickelung steht dieses Werk einzig da. Im J. 1848 ging S. als Obertribunalsrat nach Berlin, welche Stelle er 1857 niederlegte. Im Sommer 1867 siedelte er nach Wiesbaden über und starb dort 20. Mai 1875. Seine Büste (in Marmor gearbeitet von Kopf in Rom) wurde 1877 in der Säulenhalle des Neuen Museums in Berlin aufgestellt. Vgl. Lübke, «Karl S.» (Stuttg. 1879).

Schnabel (Joh. Gottlieb, nicht Ludwig), bekannt unter dem Pseudonym Gisander, deutscher Schriftsteller des 18. Jahrh., von dessen Leben nichts bekannt ist, schrieb eine der besten und gelesensten Robinsonaden (s. u. Robinson Crusoe): «Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii eines geborenen Sachsens, entworfen von Eberhard Julio» (4 Bde., Nordh. 1731—43), die von L. Tieck bearbeitet und herausgegeben wurde (6 Bde., Bresl. 1827).

Schnabeldelphin, s. unter Delphin.

Schnabelkerfe (Rhynchota), soviel wie Halbflügler (s. d., Hemiptera, Tafel: Insekten IV, Fig. 37—46 und Schädliche Insekten, Fig. 24). Man teilt sie in zwei große Gruppen: Heteroptera (Wanzen, s. d., und daselbst Erklärung von Fig. 37 bis 41) und Homoptera, bei denen die Flügelpaare, wenn solche vorhanden, in der Ruhe wie bei den Schmetterlingen dachförmig anliegen. Zu diesen gehören die Cicadina (Cikaden, s. d.) mit dem bekannten Laternenträger (s. d., Fulgora candelaria, Fig. 42), die gemeine Schaumcikade (s. d., Aphrophora spumaria, Fig. 43), weiter die Pflanzenläuse (Phytophthyres) mit den Blattläusen (s. d.), der Cochenilleschildlaus (Coccus cacti, Fig. 44, a Männchen, b Weibchen) und der Reblaus

(s. d., Phylloxera vastatrix, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 24). Eine besondere Untergruppe der S. bilden auch die Tierläuse (Parasita) mit der Kopflaus (Pediculus capitis, Fig. 46, s. unter Läuse) und dem Pfauenfederling (Philopterus falcicornis, Fig. 45).

Schnabeltier (Ornithorhynchus), eine zu den Kloakentieren (Monotremata) gehörende äußerst merkwürdige Säugetiergattung von der Gestalt der Fischotter, mit schnabelförmigen und mit einem einzigen aufgewachsenen Backenzahne versehenen Kiefern, geräumigen Backentaschen und kurzen, fünfzehigen Schwimmfüßen. Außer dem einem Entenschnabel ähnlichen Schnabel findet eine Annäherung an die Vögel und Reptilien noch dadurch statt, daß für die Ausleerungen und geschlechtlichen Thätigkeiten ein einziges Organ, die Kloake, und außerdem am Schultergelenk getrennte Rabenbeine (Coracoidea) vorhanden sind, welche bei allen übrigen Säugetieren mit dem Schulterblatte verwachsen. Man hat deshalb die Kloakentiere auch Gabeltiere genannt. Man kennt nur eine Art, das braune S., (O. paradoxus), welches nur in Australien einheimisch ist und in Europa gegen 1798 bekannt wurde, seitdem auch lebend nach Europa gebracht worden ist. Es wird ohne den 12 cm langen Schwanz 50 cm lang, ist mit einem dicken, wasserdichten, oberseits dunkelbraunen, an der Bauchseite gelblichweißen Pelze bedeckt und sein Schädel vorn plötzlich in einen Entenschnabel abgeplattet. Seinen Bau legt es in den überhängenden Ufern stehender Gewässer an, und es führt nahe am Wasserspiegel ein langer gewundener Gang in denselben. Die Nahrung besteht aus Wasserinsekten, sehr kleinen Muscheltieren, Würmern u. dgl., welche beim Durchsuchen des Schlammes gefunden werden. Nach den Entdeckungen von Caldwell und Liversedge legt das S. allerdings Eier, was man früher schon unbewiesen annahm, dann aber bis vor kurzem bezweifelte. Das Weibchen hat zwei Milchdrüsen, aber keine Zitzen, und man weiß noch nicht sicher, wie es seine Jungen ernährt. Daß der am Fersenbein des Männchens stehende große starke Sporn ein Giftorgan sei, gehört zu den Fabeln. Die Sinne des S. sind äußerst scharf; es ist sehr scheu, taucht und schwimmt vortrefflich.

Schnabelwal, s. unter Finnfische.

Schnaderhüpfel, im bayr. Dialekt Schnaderhüpfln, eine dem deutschen Alpenlande eigentümliche Art des Volksliedes, selten aus mehr als einer vierzeiligen Strophe bestehend, die vorzugsweise das Suchen, Meiden und Finden der Liebenden in den mannigfachsten Wendungen, bald trotzig und neckend, bald voll tiefer Empfindung, behandeln und häufig aus dem Stegreif gedichtet werden. Den Namen bezieht Schmeller auf die ehemals üblichen Schnittertänze, «Schnitterhupfe». Wesentlich dazu gehört die zwar stets gleichartige, aber doch mannigfaltige Sangesweise nach gewissen landläufigen Tanzmelodien, welche sich in eigentümlich weichen und getragenen Tönen fortbewegt und mit plötzlichem grellen Aufjauchzen oder dem sog. Jodeln abschließt.

Schnake, soviel wie Ringelnatter.

Schnaken oder Tipuliden, s. Mücken.

Schnalle (frz. boucle, engl. buckle), ein aus verschiedenen Metallen hergestelltes Werkzeug mit beweglichem Dorn, welches zur Befestigung von Kleidungsstücken dient.

Schnäpel, Fisch, s. unter Felchen.

Schnäpper, chir. Instrument, s. Schnepper.

Schnapphan, Snaphan, eine Silbermünze, welche seit dem J. 1500 am Niederrhein, in Geldern, Jülich, Kleve, Berg, Lüttich und Nimwegen geprägt wurde. Ihren Namen führt sie von einem auf dem Revers befindlichen Reiter (Raubritter, Schnapphahn). Das Silber ist achtlötig; 79 Stück gingen auf die Mark. Es gab auch doppelte, vierfache und achtfache von Thalergröße.

Schnapphahnschloß oder Schnappschloß, s. unter Handfeuerwaffen, Bd. VIII, S. 794[b].

Schnappschildkröte (Chelydra serpentina, Tafel: Reptilien II, Fig. 2) heißt eine bis 1,3 m lang und bis 25 kg schwer werdende Süßwasserschildkröte Nordamerikas, von dunkel schwarzbrauner, unterhalb olivengrüner Färbung. Der Kopf hat einen in eine Hakenspitze ausgezogenen, den Unterkiefer überragenden Oberkiefer, die Oberfläche des Rückenpanzers ist höckerig, der Schwanz verhältnismäßig lang und dick und oben mit einer knöchernen Armatur versehen. Die S. lebt von Fischen, Amphibien ꝛc. und ist wegen ihres bissigen Wesens und starken Schnabels gefährlich und sehr gefürchtet.

Schnarchen (stertor) nennt man ein geräuschvolles Atemholen, welches erzeugt wird, wenn bei offenem Munde und erschlafftem Gaumensegel geatmet wird, indem dann letzteres in Schwingungen gerät. Das S. ist vielen Personen im Schlafe eigen, besonders wenn sie mit offenem Munde schlafen oder geschwollene Mandeln haben. Es kann aber auch ein Symptom der Gaumenlähmung sein und begleitet als solches häufig den Hirnschlagfluß.

Schnarcheule, soviel wie Schleiereule.

Schnardewinsee, s. Spirdingsee.

Schnarre (Misteldrossel), s. u. Drossel.

Schnarrheuschrecken, Feldheuschrecken, oder Grashüpfer, s. unter Heuschrecken; zu ihnen gehört die sibir. Feldheuschrecke (Acridium sibiricum, Tafel: Insekten IV, Fig. 34), welche die nördl. Gegenden der Alten Welt und besonders die höhern Gebirge bewohnt, und die berüchtigte Wanderheuschrecke (Acridium migratorium, s. Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 22).

Schnarrposten heißt im deutschen Heere der zur unmittelbaren Deckung der Feldwache aufgestellte Posten vor dem Gewehr; derselbe erweist Vorgesetzten keine Ehrenbezeigung, ruft nicht heraus und steht bei der Kavallerie auch am Tage zu Fuß.

Schnarrventil oder Schnarchventil (frz. soupape reniflante, engl. snifting-valve), s. unter Ventile.

Schnarrwerk, auch Rohr- oder Zungenwerk, nannte man bei alten Orgelwerken das Rückpositiv, sobald dasselbe nur Zungenregister enthielt. Ferner versteht man unter S. auch ein Zungenregister. Dasselbe ist in der Konstruktion von Labialregistern sehr verschieden. Der Ton selbst wird im Mundstück erzeugt und erhält durch eine in demselben angebrachte Zunge von Messing sein spezifisches Klanggepräge. Mundstück und Zunge befinden sich im sog. Stiefel. Die eigentlichen Pfeifen der Zungenregister tragen zum spezifischen Klange nichts bei, sondern dienen nur als Aufsätze und Schallbecher, welche nur den Zweck haben, den Ton voller klingen zu lassen. Sobald der Wind unten in den Stiefel eindringt, wird die Zunge in eine zitternde Bewegung gesetzt, sodaß ein eigentümlich schnarrender Ton entsteht; daher

der Name S. Es gibt aufschlagende und durchschlagende Zungen. Auf der Zunge im Stiefel befindet sich ein stark gebogener Draht, Krücke genannt; durch denselben kann der vibrierende Teil der Zunge verlängert oder verkürzt werden, die Pfeife wird durch diese Krücke gestimmt. Die bekanntesten S. sind: Bombardon, Clarinette, Posaune, Fagott.

Schnecke (des Ohrlabyrinths), s. unter Gehör, Bd. VII, S. 674^a.

Schnecke, soviel wie Schraube; auch ein Bestandteil der Spindeluhren, s. unter Uhren.

Schnecken (Cochlĕae) heißen im weitern Sinne alle mit einem einschaligen gewundenen Kalkgehäuse versehenen Weichtiere oder Mollusken (s. d.). Im gemeinen Leben aber bezeichnet man mit diesem Namen drei verschiedene Gattungen der Landschnecken, nämlich die Waldschnecken (Arion) und die Wegschnecken (Limax), welche beide des kalkigen Gehäuses entbehren, langgestreckt, mit einer runzeligen, schleimigen Haut bekleidet und mit vier herausstreckbaren Fühlern versehen sind, und die Gartenschnecken oder Schnirkelschnecken (Helix), welche ein gewundenes Kalkgehäuse ohne Kielrand der Windungen und ebenfalls vier rundliche Fühler besitzen. Bei den Waldschnecken enthält das Rückenschild nur Kalkkörner und das Atmungsloch liegt vor der Mitte des Schildes. Sie leben an feuchten Orten, in Wäldern und Gärten, unter abgefallenem Laube, unter Steinen, Baumrinden und in Felsenspalten und nähren sich von Pflanzenstoffen. Bei den Wegschnecken deckt das Rückenschild eine äußerst dünne Kalkschale (z. B. von der Ackerschnecke, Tafel: Mollusken, Fig. 8 a) und das Atmungsloch liegt hinter der Mitte des Schildes. Die Arten dieser Gattung verheeren in nassen Jahren Gärten und Felder bedeutend, man ist deshalb sehr auf ihre Vertilgung bedacht. Das Hinstreuen von Sand, Asche und Sägespänen ist am meisten geeignet, diese Tiere abzuhalten. Am Tage verbergen sie sich in Erdlöchern und kommen erst des Nachts hervor. Besonders ist bei uns die weißlichgraue, 2,6 cm lange Ackerwegschnecke oder Ackerschnecke (L. agrestis, Fig. 8) in Gärten und Feldern schädlich. Durch ihre Größe zeichnet sich unter den einheimischen die lange Wegschnecke (L. antiquorum) aus, indem sie 13 cm lang wird. Die Gartenschnecken oder Schnirkelschnecken, welche eine äußerst artenreiche Gattung ausmachen, nähren sich ebenfalls hauptsächlich von Pflanzen, zuweilen auch von faulem Fleische. Sie zeichnen sich durch Lebenszähigkeit und das Vermögen, verloren gegangene Teile wieder zu ersetzen, aus und lieben Kühle und Feuchtigkeit, können aber auch anhaltende Dürre aushalten, indem sie die Schalenmündung durch einen schnell verhärtenden Schleim schließen. Manche schließen auch durch solche oft sehr feste Deckel ihre Gehäuse während der Überwinterung. Die Arten sind bald nur wenige Linien breit, bald 3,9 cm im Durchmesser, wie die gemeine Weinbergsschnecke (Helix pomatia), und öfters durch schöne Färbung des Gehäuses ausgezeichnet. Mannigfachen Abänderungen in der Färbung des Gehäuses sind besonders die Gartenschnirkelschnecke (H. hortensis) und die Hainschnirkelschnecke (H. nemoralis, Fig. 11) unterworfen. Einige Arten dienen als Fastenspeise, wie die südl. Weinbergsschnecke (H. adspersa) und in Süddeutschland die gemeine Weinbergsschnecke. Schon die Römer pflegten sie in besondern Vorrichtungen zu erziehen und zu mästen. Vgl. Pfeiffer, «Monographia heliceorum viventium» (8 Bde., Lpz. 1848—77).

Schneckenbohrer, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen, Bd. III, S. 262^b, woselbst sich auch Abbildung befindet.

Schneckenburger (Matthias), prot. Theolog, geb. 17. Jan. 1804 in Thalheim bei Tuttlingen (Württemberg), studierte in Tübingen und Berlin Theologie, wurde 1827 Repetent in Tübingen, 1831 Helfer in Herrenberg und 1834 ord. Professor der Theologie an der Universität zu Bern, wo er 13. Juni 1848 starb. S. hat sich besonders auf dem Gebiet der Symbolik durch seine feinen, scharfsinnigen Untersuchungen einen hervorragenden Namen erworben. Hierher gehören die beiden nach seinem Tode herausgegebenen Werke: «Vergleichende Darstellung des luth. und reform. Lehrbegriffs» (Bern 1855), «Kleinere prot. Kirchenparteien» (Heidelb. 1863). Ferner schrieb er: «Über den Zweck der Apostelgeschichte» (Bern 1841), «Stopferi christologiacum appendice» (Bern 1846), «Zur kirchlichen Christologie» (Pforzheim 1848).

Schneckenburger (Max), der Dichter des deutschen Liedes «Die Wacht am Rhein» (s. d.), geb. 17. Febr. 1819 zu Thalheim im württemb. Schwarzwaldkreis, war bis 1839 Gehilfe im Droguengeschäft von Rauter u. Blau in Bern und wurde dann Teilhaber einer unter der Firma Schnell u. Schneckenburger neu gegründeten Eisengießerei in Burgdorf (16 km nordöstlich von Bern), wo er 3. Mai 1849 starb. Die Entstehung des Liedes fällt in das Frühjahr 1840, als Thiers an der Spitze des franz. Kabinetts einen europ. Krieg zu provozieren suchte, welcher den Franzosen die 1814 und 1815 verlorene Rheingrenze wieder verschaffen sollte. Das Lied blieb lange ziemlich unbekannt und erlangte erst 1870 im Sommer beim Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs durch die Komposition von Karl Wilhelm seine Bedeutung. Nach dem Versailler Frieden von 1871 erhielten, gleich dem Komponisten, auch die Hinterlassenen des Dichters (Witwe und zwei Söhne) vom Reichskanzleramte eine Nationaldotation von jährlich 1000 Thlrn. zugesichert. Aus S.s Nachlasse erschienen «Deutsche Lieder» (Stuttg. 1870).

Schneckenfenster (des mittlern Ohrs), s. unter Gehör, Bd. VII, S. 673^b.

Schneckenklee, s. Luzerne.

Schneckenlinie, s. Spirale.

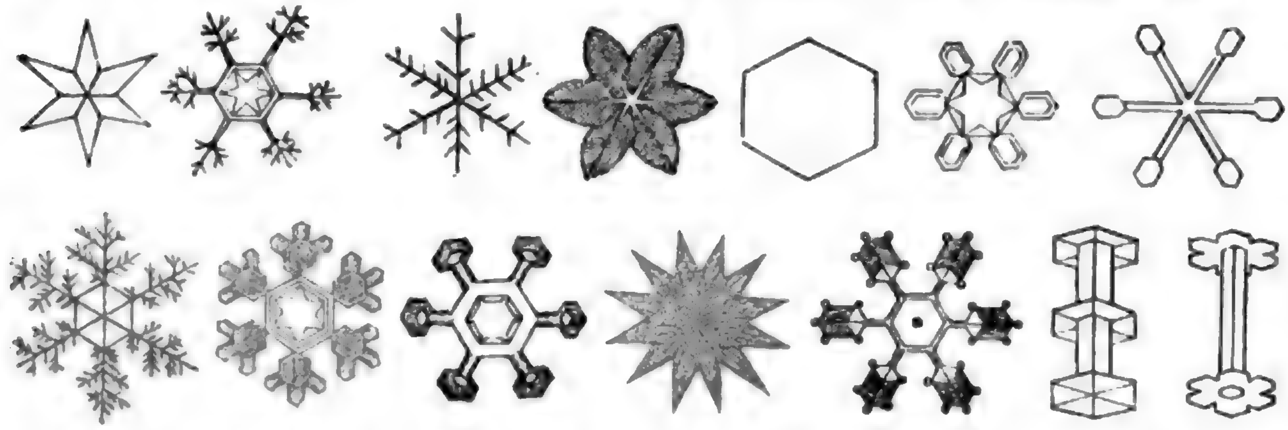
Schneckenmessung, s. Helikometrie.

Schneckenrad, eine Art Schöpfrad (s. d.); außerdem soviel wie Schraubenrad (s. d.).

Schnede, soviel wie Grenze (s. d.).

Schnee, eine aus feinen Eiskrystallen bestehende Form atmosphärischer Niederschläge. Wenn die Verdichtung der Wasserdämpfe bei einer unter dem Gefrierpunkt liegenden Temperatur vor sich geht, so nimmt der Niederschlag die Gestalt feinen Eises an und bildet gewöhnlich Figuren, welche aus feinen sechsseitigen Säulchen oder andern hexagonalen Krystallen zusammengesetzt sind und die sich dann wiederum zu Formen aus diesem System gruppieren. Fällt der Niederschlag zur Erde, so nennt man denselben S. Wenn der S. bei ruhiger Luft fällt, zeigen sich oft überraschend schöne Krystallformen, auf welche schon Kepler aufmerksam machte. Eine sehr mannigfaltige Zusammenstellung über die Form der Schneeflocken hat Scoresby infolge seiner Polarreisen in dem Werke «Reise auf den

Walfischfang« gegeben. Die regelmäßigsten Formen entstehen bei geringem Wasserdampfgehalt der Luft und bei Windstille. Dabei ist merkwürdig, daß sich die Gestalt der Flocken gewöhnlich bei kurzen Unterbrechungen des Schneefalls ändert. Einige charakteristische Formen der Schneekrystalle zeigen die nachstehenden Figuren.



Die Verteilung des S. auf der Erde steht natürlich in innigem Zusammenhang mit den Jahresisothermen, aber in der Weise, daß die stärksten Schneefälle nicht in der kältesten, sondern in der gemäßigten Zone vorkommen, da bei sehr niedrigen Temperaturen nur so wenig Wasserdampf in der Luft sein kann, daß häufiger und intensiver Schneefall nicht möglich ist, so hat man bei Temperaturen unter —25° C. wohl kaum noch Schnee niederfallen sehen. Ebenso wie an den Polen Schnee und Eis zu keiner Jahreszeit verschwinden, so gelangt man auch bei senkrechter Erhebung über den Meeresspiegel zu Regionen, welche eine so niedrige Temperatur besitzen, daß auch dort der Schnee nie ganz schmilzt, diese Regionen nennt man Schneeregionen und ihre Grenze nach unten zu die Schneegrenze. Die Höhe dieser Schneegrenze ist an verschiedenen Orten der Erde natürlich eine sehr verschiedene, während sie an den Polen fast zum Meeresspiegel herabgeht, steigt sie unter dem Äquator bis zu bedeutender Höhe. Nachstehende Zusammenstellung gibt darüber einen kurzen Überblick.

Ort	Geogr. Breite	Schneegrenze in Metern	Mittlere Jahrestemp.
Anden von Quito	0°	4800	+1° C.
Kilima Ndscharo	3° südl.	etwa 4800	
Gebirge in Abessinien	13° nördl.	4300	
Westl. Cordilleren von Bolivia	16—18° südl.	5500—6000	
Himalaja, ind. Seite	27—34° nördl.	4940	+0.5° C.
Himalaja, tibetan. Seite	27—34° nördl.	5670	—2.5° C.
Küstencordilleren von Chile	42° südl.	1833	
Karakorum	23—36° nördl.	5800	—3.9° C.
Kaukasus (Südabteilung), Westseite	42° nördl.	2900	
Kaukasus (Südabteilung), Mittlerer Teil	42° nördl.	3230	
Kaukasus (Südabteilung), Ostseite	42° nördl.	3720	
Mittel- u. Westalpen	46° nördl.	2700	—2.8° C.
Tiroler Alpen	47° nördl.	2820	—3.8° C.
Magellansstraße	53° nördl.	1100	
Südgeorgien	54° südl.	500	
Norwegen	60—63° nördl.	16—1700	— 4.3° C.
Nowaja Semlja	$73^1/_2$° nördl.	600	—11.0° C.
Spitzbergen	77° nördl.	460	—10.0° C.

Bis zum Meeresspiegel herab steigt die Schneegrenze in uns bekannten Gebieten nirgends; denn Nordenskiöld hat bei einer Jahrestemperatur von —16° noch Berge von über 400 m im Hochsommer schneefrei gesehen. Daß der oberhalb der Schneegrenze niederfallende S. aber nicht ewig dort liegen bleibt, wie man nach dem Sprachgebrauch vermuten könnte, geht schon daraus hervor, daß dessen Mächtigkeit gar nicht übermäßig groß ist. Der Sonnenschein bewirkt ein oberflächliches Tauen dieses S.; das Schmelzwasser durchdringt die darunterliegenden Schichten und bei dem nunmehrigen Zusammenfrieren entsteht eine Eismasse von eigentümlicher Struktur und Plasticität, das Gletschereis (s. Gletscher), welches sich dann in den Bergthälern herunterschiebt und am untern Ende beständig abschmilzt. Ein anderer Teil wird durch Lawinen (s. d.) zu Thale gefördert.

Auf die Vegetation hat der S. einen sehr wohlthätigen Einfluß, da eine gute Schneedecke vermöge ihres schlechten Wärmeleitungsvermögens einen vortrefflichen Schutz für die darunter keimenden und sprossenden Gewächse abgibt.

Schnee (roter), s. unter Blutregen.

Schneeammer (Plectrophanes nivalis, Tafel: Singvögel I, Fig. 2) ist der Name eines den hohen Norden der Alten und Neuen Welt bewohnenden Vogels aus dem Geschlechte der Ammern (s. d.) von 18 cm Länge mit einer nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit veränderlichen Färbung; Kopf und Wangen sind braun, die schwarzen Federn auf Schulter und Mantel sowie am Flügel und Schwanz teils weiß, teils hellbraun gesäumt, das übrige ist weiß und sehr alte Vögel scheinen bisweilen ganz weiß zu werden. In sehr harten, schneereichen Wintern wandert die S. in oft unermeßlichen Scharen bis nach Mitteldeutschland.

Schneebäder, s. unter Bad.

Schneeball nennt man die Gartenform eines in feuchtem Boden gemeinen, bis 4 m und darüber hohen Strauchs, Viburnum Opulus *L.*, des Wasserholders, mit dreilappigen, seitig gesägten, oben glatten, frischgrünen Blättern auf drüsigen Blattstielen und mit scheindoldigen, weißen Blüten, von denen die äußern geschlechtslos und größer sind. Die scharlachroten, herben und sauern Beeren werden von Drosseln (Drosselbeeren) und Haselhühnern gern gefressen. Die Gartenform (Var. sterile *DC.*) unterscheidet sich von der Grundspezies dadurch, daß alle Blüten geschlechtslos und infolge dessen um vieles größer sind, und daß sie rundliche, Schneeballen ähnliche Massen bilden. Das Laub dieses Strauchs wird oft durch eine ihm eigentümliche Blattlaus (Aphis Viburni), sowie durch Blattflöhe beschädigt.

Schneebeere, Strauchgattung, s. Chiococca.

Schneeberg, Berg des Fichtelgebirges zwischen dem Quelllauf des Mains und der Eger, 4 km im SSW. von Weißenstadt im bayr. Bezirksamt

Wunsiedel in Oberfranken, 1055 m hoch, hat auf dem Gipfel eine gegen 10 m hohe Granitfelsengruppe, das Backöfele, dessen mit einer Signalstange versehene Platte durch eine Holzleiter zugänglich gemacht ist und eine schöne Aussicht gewährt.

Schneeberg (**Großer**), 1424 m hoher Berg, auf dem die Grenzen der preuß. Grafschaft Glatz, Böhmens und Mährens zusammenstoßen und an dessen südl. Abhange die March entspringt.

Schneeberg (**Großer**), Berg des böhm.-sächs. Elbsandsteingebirges, nördlich von der böhm. Stadt Eulau, nahe der sächs. Grenze, 723 m hoch, trägt unweit seines Gipfelpunktes seit 1867 einen 30 m hohen Turm, von welchem man wohl die großartigste Aussicht der ganzen Sächsischen Schweiz genießt; dicht dabei liegt ein Gasthaus.

Schneeberg, Bergstadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, 4 km von der Mulde und an der Zweigbahn Niederschlema-S.-Neustädtel der Sächsischen Staatsbahn (Linie Zwickau-Schwarzenberg), ist Sitz eines Amtsgerichts, sowie einer Superintendentur und des Klöppelschulinspektors, und zählt (1885) 8018 E. Die Hauptkirche, eine der schönsten im Erzgebirge und eine der größten in Sachsen, bewahrt einige Gemälde von Lukas Cranach. S. besitzt ein Seminar, eine Realschule, eine königl. Zeichenschule, eine Handelsschule, eine Klöppelschule und eine Bildungsanstalt für Klöppelschullehrerinnen, ferner ein Hospital und ein Rettungshaus (Amalienstift) für Mädchen und Knaben. (Privatanstalt). Die wichtigste Erwerbsquelle für die Bewohner, welche früher der Bergbau bildete, ist gegenwärtig die Maschinenstickerei. Der weibliche Teil der Bevölkerung verfertigt Spitzen, Blonden, Stickereien und Weißnähereien. Hervorzuheben ist die Puppenfabrik von Nöckler u. Tittel, die Tüllfabrik von Gebrüder Lehm (erste und einzige in Deutschland), die Korsettfabrik von Heinrich Hoffmann, die Buntpapierfabrik von Wiliich und die Fabrik für Chemikalien und Farben, die von Geitner, dem Erfinder des Argentans, begründet wurde. Der Handel erstreckt sich vorzugsweise auf Spitzen-, Weiß- und Nähwaren. Der nahe Gleßberg (mit hölzernem Turm) gewährt eine schöne Rundsicht. Etwa 4 km von der Stadt liegt der Filzteich (s. d.). S. ist Sitz des Gesamtvorstandes vom Erzgebirgsverein, dessen Aufgabe die Hebung des Touristenverkehrs und wissenschaftliche Erforschung des Erzgebirges ist. Die Stadt verdankt ihr Dasein dem Bergbau. Die erste sichere Kunde ihrer Entstehung knüpft sich an den 6. Febr. 1471, an welchem Tage die Zeche St. Georg erschürft wurde, die in der ersten Zeit außerordentlich reiche Ausbeute gewährte. Silber, dann Kobalt, Wismut und Nickel, Eisen- und Braunstein sind die Haupterzeugnisse der Umgebungen. Die bedeutendsten Zechen befinden sich auf dem Gebiete des benachbarten Städtchens Neustädtel (s. d.); zwischen Aue und Lauter ist die Weiß-Erde-Zeche, woher die erste Porzellanerde nach Meißen kam, jetzt abgebaut. Der sog. Schneeberger Schnupftabak, aus aromatischen Kräutern bereitet, wird außerdem noch zu Bockau verfertigt. Als echte Sorte gilt der grüne Schnupftabak, welcher in der Apotheke zu S. selbst hergestellt und in kleinen Holzschachteln verkauft wird.

Schneeberger (**Helene**), Schauspielerin, s. Hartmann (Helene).

Schneeblindheit, s. Hemeralopie.

Schneedruck und **Schneebruch** nennt man die Beschädigung der Bäume durch die Schwere großer, bei ruhiger, milder Winterwitterung fallender, wässeriger Schneemassen, welche sich leicht an die Bäume anhängen. Bleibt die Witterung mild, so werden diese niedergedrückt, oft auch mit den Wurzeln aus dem nicht gefrorenen Boden gehoben und vollständig umgedrückt (Schneedruck); tritt Frost ein, so zerbrechen die Stämme leichter (Schneebruch). Am meisten sind durch Schneedruck die wintergrünen Bäume gefährdet, vorzugsweise die Kiefern im Gebirge, junge Fichtenbestände, namentlich wenn sie zu dicht erwachsen sind. Laubhölzer leiden im allgemeinen (mit Ausnahme der Robinien) weniger vom Schneedruck, doch kann ein ungünstiger Sommer, welcher die Belaubung nicht ausreifen und später als im Oktober abfallen läßt, bei zeitigem Schneefall große Gefahr bringen. Besonders gefährlich wird der Schnee, wenn gleichzeitig Duftanhang (Rauhreif) oder Eisanhang eintreten oder vorausgehen. Ersterer ist ein Anhang von Eisnadeln oder Eisschuppen, welche sich im Winter bei sinkender Temperatur an Bäumen, auch am Boden ansetzen. Eisanhang erfolgt bei Umschlag kalter Witterung zu höherer Temperatur; wenn nach längerer Kälte ein milder feuchter West- oder Südwind weht, schlägt sich auf allen kalten Gegenständen, so auch auf den Bäumen, eine Eiskruste nieder, diese kann besonders dann sehr dick und Gefahr bringend werden, wenn ein 0° oder unter 0° haltender Regen hinzutritt. Duft- und Eisbruch können auch allein, ohne Schnee sehr verderblich wirken. Vorzugsweise in den mitteleurop. Gebirgswaldungen hat der Schneebruch teils allein, teils in Verbindung mit Anhang oft schon großartige Verheerungen gebracht. Erziehung der Bestände in weiterm Verband, rechtzeitige und öftere Durchforstungen zu dichter Bestände sind forstliche Hilfsmittel, welche das Übel mildern, aber nicht ganz beseitigen können. Wie sehr auch Einzelbäume unter Schneebruch und Anhang leiden, sieht man an den ihrer Wipfel meist beraubten, knorrigen und krüppeligen Bäumen in jenen höhern Regionen unserer Gebirge, wo der Wald allmählich verschwindet.

Schnee-Eule (Nyctea nivea, Tafel: Raubvögel II, Fig. 4) heißt eine ansehnliche, den hohen Norden Europas, Asiens und Amerikas bewohnende Eule, die 70 cm lang ist und 160 cm klaftert, ein weißes, dunkler geflecktes Gefieder besitzt, das mit dem Alter immer weißer wird. Sie streicht im Winter häufig bis in das nordöstl. Deutschland und soll hier gelegentlich selbst gebrütet haben.

Schneegans (Anser hyperboreus), s. Gans.

Schneegans (Karl Aug.), namhafter elsäss. Publizist und Politiker, geb. zu Straßburg 9. März 1835, besuchte das Gymnasium und die Universität seiner Vaterstadt. Im J. 1857 unternahm er eine Reise nach den Donaufürstentümern, woselbst er als Sekretär der internationalen Kommission für Regulierung der Donaumündungen fungierte, und kehrte über den Orient und Italien zurück. Nachdem S. hierauf zu Paris als Sprachlehrer in verschiedenen Schulanstalten und auch von 1862 ab als Mitarbeiter am «Temps» gewirkt hatte, übernahm er 1863 die Redaction des «Courrier du Bas Rhin» zu Straßburg, wurde während der Belagerung 1870 zum Mitglied des Municipalrats und zum Beigeordneten des Maire erwählt, ging dann

nach der Schweiz, wo er das polit. Journal «Helvetia» gründete, wurde als Vertreter des Departements Niederrhein in die Nationalversammlung in Bordeaux gewählt und 1871 nach Lyon berufen, um die Redaction des gemäßigt liberalen «Journal de Lyon» zu übernehmen. Aus diesem Wirkungskreise jedoch durch klerikale Einflüsse verdrängt, kehrte er 1873 nach dem Elsaß zurück, wo er, als Direktor des «Elsässer Journal», eine sehr einflußreiche, publizistische und polit. Thätigkeit zwar im deutsch-nationalen Sinne, aber als Verfechter der Autonomie von Elsaß-Lothringen entwickelte. Im Deutschen Reichstage vertrat er von 1877 an zunächst den 11. elsaß-lothring. Wahlkreis (Zabern) und zeigte sich auch hier bei verschiedenen Gelegenheiten als Verfechter der Autonomie des Reichslandes. Im J. 1877 wurde er zum Mitglied des prot. Oberkonsistoriums von Elsaß-Lothringen gewählt. Im J. 1879 brachte er im Reichstage den Antrag zur Gewährung einer Konstitution für Elsaß-Lothringen mit Sitz der Regierung in Straßburg durch, und trat, nach Einsetzung der neuen Regierung, als Ministerialrat in die Verwaltung der Reichslande. Im J. 1880 in das Auswärtige Amt berufen, wurde S. zum deutschen Konsul in Messina ernannt. S. hat eine Reihe von novellistischen und publizistischen Arbeiten in deutscher, sowie auch in franz. Sprache veröffentlicht, wie «Contes» (Straßb. 1868), «Guerre en Alsace» (Straßb. 1871), «Aus dem Elsaß» (Straßb. 1875), «Die Elsässer Liga» (Straßb. 1876), «Über das höhere Schulwesen in Elsaß-Lothringen» (Straßb. 1877); von 1880 an vorwiegend Aufsätze über Sicilien in den größern deutschen Zeitschriften. Eine Sammlung Novellen von S. erschien unter dem Titel «Aus fernen Landen» (Bresl. 1886).

Schneeglöckchen, s. Galanthus.

Schneehuhn (Lagopus) heißen Hühnervögel mit bis zu den Zehenspitzen befiederten Füßen, großen schaufelförmigen Nägeln und kuppigem Schnabel, von der Größe großer Rebhühner, die im Norden und auf den hohen Gebirgen vorkommen und im Sommer gelb und braun gesprenkelt, im Winter dagegen in schneereichen Gegenden ganz weiß erscheinen. Sie leben besonders auf Heiden und in Büschen von Beeren, Knospen und Insekten, gesellig, aber in Monogamie und haben ein zartes und feinschmeckendes Fleisch, weshalb sie überall viel gejagt werden. Die in den Polargegenden (Lagopus albus, Tafel: Hühnervögel, Fig. 8), in Schottland und auf den Alpen lebenden Arten sind nur sehr wenig im Gefieder des Sommers, gar nicht in der Lebensweise verschieden. Das schottische S. (L. scoticus) wird im Winter nicht weiß.

Schneekönig, soviel wie Zaunkönig.

Schneekopf, der zweithöchste Gipfel des Thüringerwaldes (s. d.), im südlichsten Teile des Herzogtums Sachsen-Gotha, 978 m hoch; auf ihm befindet sich ein 1851 erbauter, 21 m hoher steinerner Turm mit weiter Umsicht, unweit davon südsüdöstlich, dicht an der nördl. Grenze des preuß. Kreises Schleusingen und am Rennsteig, das Gasthaus die Schmücke (911 m über dem Meere).

Schneekoppe (Riesenkoppe), der höchste Punkt des Riesengebirges (s. d.), 1611 m hoch, gewöhnlich von Schmiedeberg aus bestiegen, ist ein abgestumpfter Granitkegel, der sich etwa 290 m über den Riesenkamm unweit von dessen Ostende erhebt und, mit Gneis- und Glimmerschieferblöcken bedeckt, einem ungeheuern Steinhaufen gleicht. Ihr Gipfel selbst bildet ein kleines Plateau von 55 m Länge und 43 m Breite. Quer über die Gipfelfläche geht die schles.-böhm. Grenze. Nahe derselben, aber ganz auf schles. Gebiet, stand die 1668—81 erbaute und dem heil. Lorenz gewidmete Koppenkapelle, welche 1824 zu einer Herberge für Gebirgswanderer eingerichtet, 1850 aber wieder zum Gottesdienst hergestellt wurde, nachdem ein neues, sehr bequemes Wirtschaftsgebäude erbaut worden war. Dieses Koppenhotel (mit Post und Telegraph) wurde nach den Bränden 1852 und 1862 neu aufgebaut, ein zweites Gasthaus liegt auf der böhm. Seite der S. Die Aussicht von dieser Höhe teils in den südlich benachbarten, 650 m tiefen, schroffen Riesen- oder Aupagrund, sowie in den nördlichen ebenfalls steil eingeschnittenen Melzergrund, teils auf die weiten Fluren Schlesiens und Böhmens ist großartig und entzückend.

Schneelinie, Schneegrenze, s. u. Schnee.

Schneerose, soviel wie Rhododendron hirsutum; auch soviel wie Hellebörus niger.

Schneeschlagmaschine, ein Haushaltungsgerät, welches dazu dient, in kurzer Zeit Eiweiß zu Schnee zu schlagen. Der Apparat bildet einen emaillierten Eisenblechcylinder, der durch einen Deckel fest verschließbar ist. Durch letztern geht eine Stange, die an ihrem untern Ende eine durchlöcherte Scheibe von der Weite des Cylinders trägt; durch schnelles Auf- und Abbewegen dieses Siebstempels nach der Art des Butterstampfens erreicht man, daß das Eiweiß bald zu steifem Schnee wird.

Schneeschuhe, hölzerne schlittschuhähnliche Vorrichtungen von etwa 2 m Länge, deren man sich in Norwegen und andern Ländern bedient, um schnell über den hart gewordenen Schnee hinwegzukommen. Zur Unterstützung bedient man sich dabei eines langen Stocks, der, um nicht einzustechen, unten mit einer Scheibe versehen ist.

Schneetropfen, soviel wie Galanthus nivalis.

Schneewürmer, die weichen, samtschwarzen Larven gewisser Weichkäfer (s. d.), die unter Laub, Moos, zwischen Wurzeln u. s. w. überwintern und, durch plötzliches Tauwetter oder durch Sturm aus ihren Winterquartieren vertrieben, bisweilen in großen Massen auf dem Schnee erscheinen.

Schneidbacken (frz. coins à vis, engl. screw-dies), in einer Schrauben- oder Schneidkluppe (s. Kluppe) stählerne, gehärtete Backen (s. d.), welche eine halbrunde Rinne mit Schraubengewinde besitzen und je zu zweien oder dreien zum Schneiden der Gewinde an Schraubenbolzen verwendet werden. (S. unter Schraube.)

Schneidbohrer, s. Gewindebohrer.

Schneidelholzbetrieb, s. unter Forstwirtschaft, Bd. VII, S. 29ª.

Schneidelstreu, s. Waldstreu.

Schneidemühl (poln. Pila), Stadt im Kreise Kolmar des preuß. Regierungsbezirks Bromberg, an der Küddow, Knotenpunkt der Linien S.-Dirschau-Königsberg, S.-Thorn-Insterburg, S.-Posen, S.-Belgard-Kolberg und S.-Deutsch-Krone der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Land- und Amtsgerichts und einer Reichsbanknebenstelle, hat ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule und eine Provinzialtaubstummenanstalt und zählt (1885) 12259 E., welche eine Eisengießerei, Dachpappen-, Knochenmehlfabriken, Dampfmahl- und Dampfsägemühlen unterhalten. In der Nähe sind

Glashütten (Gertraudenhütte und Neu-Friedrichsthal). Zu S. bildete sich auf Anregung Czerskis (s. d.), damaligen Vikars an der kath. Stadtkirche, 19. Okt. 1844 die erste freireligiöse Gemeinde.

Schneidemühle, s. Sägemühle.

Schneider (Eugène Joseph), franz. Industrieller und Staatsmann, geb. zu Nancy 29. März 1805, widmete sich dem Handelsstande, erhielt 1830 die Direktion der Eisenwerke zu Bazeilles und 1836 die der Eisen-, Stahl- und Maschinenfabrik in Creusot (s. d.), welche er zur größten in Frankreich erhob. S. war 1845—48 Mitglied der Deputiertenkammer, 20. Jan. bis 10. April 1851 Minister des Ackerbaues und des Handels, 1852—67 Vizepräsident und 1867—70 Präsident des Gesetzgebenden Körpers. Er starb 27. Nov. 1875.

Schneider (Eulogius), fanatischer Anhänger der franz. Revolution, geb. 20. Okt. 1756 zu Wipfelt im Würzburgischen, trat in den Franziskanerorden und wurde 1786 Hofprediger des Herzogs von Württemberg, verlor aber seine Anstellung infolge einer freisinnigen Predigt über die Toleranz. Der Kurfürst von Köln, Erzherzog Maximilian Franz von Österreich, der ihn wegen seines poetischen Talents liebte, berief ihn hierauf als Professor der griech. Litteratur nach Bonn. In dieser Zeit lieferte er eine Übersetzung des Anakreon. Bei Ausbruch der Französischen Revolution begab er sich nach Straßburg, wurde 1791 Vikar des konstitutionellen Bischofs, 1792 Maire von Hagenau, dann Civilkommissar bei der Armee, endlich öffentlicher Ankläger bei dem Revolutionsgericht in Elsaß. Als solcher zog er mit der Guillotine umher und ließ zahlreiche Hinrichtungen vollziehen. Sein hochfahrendes Wesen gegen den Konventskommissar Saint-Just zog ihm endlich selbst den Untergang zu. Im Verein mit Lebas ließ ihn Saint-Just 21. Dez. 1793 verhaften und nach Paris schaffen, wo er 1. April 1794 guillotiniert wurde. Außer mehrern geistlichen Schriften hinterließ er «Gedichte» (Frankf. 1790 u. öfter) und eine Abhandlung: «Die ersten Grundsätze der schönen Künste» (Bonn 1790). Vgl. Heitz, «Notes sur la vie et les écrits d'Euloge S.» (Straßb. 1862).

Schneider (Joh. Christian Friedr.), bedeutender Oratorienkomponist, geb. 3. Jan. 1786 zu Alt-Waltersdorf bei Zittau, erbte den Sinn für Tonkunst von seinem Vater, einem Organisten, und kam 1798 auf das Gymnasium in Zittau, wo Kantor Schönfelder ihm Musikunterricht gab. Im J. 1805 bezog er die Universität Leipzig, wo er nun vorzugsweise der Musik und den Humanitätswissenschaften sich widmete und an A. E. Müller und Schicht Förderer fand. Er trat daselbst auch als Pianofortespieler öffentlich auf. Hierauf wurde er 1807 Organist an der Universitätskirche, 1810 Musikdirektor bei dem Theater unter Jos. von Seconda und 1813 Organist an der Thomaskirche. Für die durch Schicht gegründete Singakademie schrieb er unter anderm die treffliche Messe aus F-dur für bloße Singstimmen und, als er später die Leitung der Singakademie selbst übernommen hatte, noch vier andere Vokalmessen. Als Mitglied der 1815 gestifteten Liedertafel lieferte er eine Reihe trefflicher Gesellschaftslieder. Im J. 1817 übernahm er die Musikdirektorstelle bei dem Stadttheater, für welches er mehrere Ouverturen und Musikstücke schrieb. Am 1. März 1821 folgte er dem Rufe als Organist und herzogl. Kapellmeister nach Dessau, wo er 1825 den Titel Hofkapellmeister erhielt und 23. Nov. 1853 starb. Unter seinen Kompositionen sind insbesondere hervorzuheben: das Oratorium «Das Weltgericht» (1820); die Cantate von Niemeyer «Die Totenfeier», und die Oratorien «Die Sündflut» (1823), «Das verlorene Paradies» (1825), eins seiner gelungensten Werke, «Pharao» (1828), «Christus der Mittler» (1828), «Christus das Kind» (1829), «Gideon» (1829) und «Absalon» (1830), «Gethsemane und Golgatha» (1838). Diese Oratorien sind wirkungsvoll und verschafften ihm in seiner Zeit großen Ruf; um dieselben klassisch vollendet zu gestalten, fehlte dem Autor aber die für dieses Gebiet erforderliche allseitige Durchbildung. Gedruckt wurden von ihm 105 Werke, darunter auch mehrere theoretisch-didaktische, wie «Elementarübungen im Gesange», «Handbuch des Organisten» u. s. w. Er komponierte auch sieben Opern. Als Lehrer in der von ihm 1831 errichteten, 1846 aber aufgegebenen dessauer Musikschule hat S. mit großem Erfolg gewirkt.

Johann Gottlob S., Bruder des vorigen, geb. 28. Okt. 1789 zu Alt-Gersdorf bei Zittau, fungierte seit 1811 als Organist an der Universitätskirche zu Leipzig, ging dann als Organist 1812 nach Görlitz, wurde 1825 zum Hoforganisten in Dresden ernannt und starb daselbst 13. April 1864. S. hat sich als einer der vorzüglichsten Orgelspieler und Orgelkomponisten bekannt gemacht. — Ein Bruder des vorigen, Johann Gottlieb S. (geb. 19. Juli 1797, gest. 4. Aug. 1856), machte sich ebenfalls als Orgelkomponist einen Namen.

Schneider (Joh. Gottlob), ausgezeichneter Philolog und Kenner der Naturwissenschaften, geb. 18. Jan. 1750 zu Kollmen bei Wurzen in Sachsen, daher er sich auf seinen Schriften stets Saxo nannte, erhielt in Schulpforta und auf der Universität zu Leipzig seine gelehrte Bildung, wurde 1776 Professor der alten Sprachen und der Beredsamkeit an der Universität zu Frankfurt a. O. und 1811 bei deren Verlegung nach Breslau mit dorthin versetzt, wo er 12. Jan. 1822 starb. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: die Bearbeitung von Älians «De natura animalium» (2 Bde., Lpz. 1784), von Nikanders «Alexipharmaca» (Halle 1792), der «Scriptores rei rusticae» (4 Bde., Lpz. 1794—97), der Werke des Xenophon (4 Bde., Lpz. 1801 fg.; neue Ausgabe von Bornemann und Sauppe, 6 Bde., 1825—40), des Vitruvius (4 Bde., Lpz. 1808), von des Aristoteles «Politica» (2 Bde., Frankf. 1809), «Historia de animalibus» (4 Bde., Lpz. 1812) und «Oeconomica» (Lpz. 1815), der «Physica et meteorologica» des Epikurus (Lpz. 1813) und des Theophrastus (5 Bde., Lpz. 1818—21). Viel Verdienste erwarb er sich durch sein «Großes kritisches griech.-deutsches Wörterbuch» (2 Bde., Züllich. 1797—98; 3. Aufl., 2 Bde., nebst Supplementen, Lpz. 1819—21), woraus Passow (s. d.) später einen brauchbaren Auszug machte. Von seinen naturhistor. Untersuchungen verdienen Erwähnung die «Ichthyologiae veterum specimina» (Frankf. 1782), die «Litterarischen Beiträge zur Naturgeschichte aus den alten Schriftstellern u. s. w.» (1786), «Amphibiorum physiologia» (2 Hefte, Frankf. 1790—97), die «Historia amphybiorum naturalis et literaria» (2 Hefte, Jena 1798—1801) und außerdem die «Analecta ad historiam rei metallicae veterum» (Frankf. 1788). Vgl. Passow, «Memoria Schneideri» (Bresl. 1822).

Schneider (Louis), bekannt als Schauspieler und Schriftsteller, geb. 29. April 1805 zu Berlin, verlebte die J. 1813—15 in Reval, besuchte dann zu Berlin das Gymnasium und wandte sich 1820 dem Theater zu. Er spielte zunächst auf kleinern Bühnen und erhielt dann ein dauerndes Engagement als Schauspieler und Sänger in Berlin. Unter seinen dramatischen Arbeiten, die sämtlich in dem von ihm unter dem Pseudonym L. W. Both herausgegebenen «Bühnenrepertoire des Auslandes» erschienen, gefielen besonders: das Vaudeville «Fröhlich» (mit Wollheim bearbeitet), das Lustspiel «Der Heiratsantrag auf Helgoland», die Operette «Der Schauspieldirektor», das Drama «Die Quitzows», ferner «Der Kurmärker und die Picarde», «Künstlers Erdenwallen» u. s. w. Vieles hat er aus dem Englischen, Französischen, Spanischen und Russischen übersetzt und der deutschen Bühne angepaßt. Lange Zeit hindurch war S. Mitglied der berliner Hofbühne für Lustspiel, Posse, Vaudeville, komische Oper und selbst Ballett, und 1845 übertrug man ihm auch die Regie der Oper. Im J. 1848 trat er von der Bühne zurück und widmete sich seitdem zu Potsdam litterarischer Thätigkeit. Inzwischen hatte ihn Friedrich Wilhelm IV. zu seinem Vorleser und zum Hofrat ernannt. König Wilhelm bestätigte ihn in dem Amte und übertrug ihm auch die Aufsicht über seine Privatbibliothek. Im J. 1865 erfolgte seine Ernennung zum Geh. Hofrat. Bei Ausbruch des Deutschen Kriegs von 1866 wurde S. dem großen Hauptquartier attachiert, von wo aus er die offiziellen Berichte aus dem Hauptquartier für den «Staats-Anzeiger» schrieb. Dieselbe Thätigkeit entwickelte er während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871. Ferner schrieb er «Bellona. Militärische Novellen, Erzählungen u. s. w.» (Berl. 1838), «Schauspieler-Novellen» (2 Bde., Berl. 1838), «Der böse Blick» (4 Bde., Berl. 1838), ein histor. Roman u. s. w. Unter seinen histor. Schriften sind zu nennen: «Geschichte der berliner Oper» (Berl. 1847), «König Wilhelm. Eine militärische Biographie» (Berl. 1863), «König Wilhelm im J. 1866» (2. Aufl., Berl. 1867), «Geschichte aller brandenb.-preuß. Orden» (Berl. 1867 fg.), «Der Krieg der Triple-Allianz gegen den Diktator Lopez von Paraguay» (3 Bde., Berl. 1872). Er starb 16. Dez. 1878 in Potsdam. Nach seinem Tode erschien «Aus meinem Leben» (3 Bde., Berl. 1879—80).

Schneider (Otto Herm. Eduard), tüchtiger Philolog und Schulmann, geb. 25. April 1815 zu Stralsund, studierte in Greifswald und Berlin Philologie, wurde 1832 Lehrer an dem Pädagogium zu Charlottenburg, 1842 am Gymnasium in Gotha, wo er bis 1869 wirkte. Er starb 28. März 1880. Er veröffentlichte außer zahlreichen Abhandlungen zu Aristophanes und Programmen eine Ausgabe des Callimachus (Lpz. 1873 u. 1880) und «Nicandrea. Theriaca et Alexipharmaca etc.» (Lpz. 1856).

Schneidervogel (Orthotomus longicauda), ein kleiner Singvogel Ostindiens, ist durch die Art berühmt, auf welche er sein Nest verfertigt. Er verbindet nämlich durch eine Naht mittels feiner Pflanzenfasern, welche er durch Stiche zieht, die er mit dem Schnabel gemacht hat, die Ränder eines größern, am Ende eines schlanken Zweigs stehenden Blattes, sodaß eine Art Tasche entsteht. Wenn das Blatt nicht groß genug ist, näht er auf gleiche Weise noch ein zweites Blatt daran. Zuletzt füttert er das Innere mit Wolle, Federn u. s. w., um seine Jungen gegen die Baumschlangen zu schützen. Auch eine in Südeuropa einheimische Sylvie (Cisticola schoenicla) verbindet Schilfblätter auf gleiche Weise durch Nähte.

Schneideschlinge (galvanokaustische), s. unter Galvanokaustik.

Schneidewin (Friedr. Wilh.), Philolog, geb. 6. Juni 1810 zu Helmstedt, besuchte daselbst das Gymnasium, dann die Universität Göttingen, wurde 1833 Lehrer am Gymnasium zu Braunschweig und habilitierte sich 1836 an der Universität Göttingen, wo er 1837 außerord. und 1842 ord. Professor wurde. Er starb 10. Jan. 1856 in Göttingen. Von seinen Werken sind zu nennen: «Delectus poësis Graecorum» (3 Bde., Gött. 1838—39), «Conjectanea critica» (Gött. 1839), «Beiträge zur Kritik der Poëtae lyrici graeci» (Gött. 1844), die Ausgaben von Martials «Epigrammata» (2 Bde., Grimma 1842) und von Sophokles' Tragödien in der Weidmannschen Sammlung (Berl. 1851—53). Auch gab er seit 1846 die Zeitschrift «Philologus» heraus.

Schneidkluppe, s. Kluppe.

Schneidmodel (frz. trusquin à lame, engl. cutting-gauge), ein dem Parallelreißer ähnliches, aber messerartiges, d. h. statt der Spitze mit einer Schneide versehenes Werkzeug der Tischler, mittels dessen gerade Schnitte in Holz gemacht oder von dünnen Holzblättern gleich breite Stücke, z. B. zu eingelegter Arbeit, abgeschnitten werden.

Schneidscheibe, s. unter Edelsteinschleiferei, Bd. V, S. 753.

Schneidwalze zur Fabrikation von Canditen [(s. d.).

Schneidwerkzeuge (frz. instruments tranchants, engl. edge-tools), s. Messer u. Scheren.

Schneifel oder Schnee-Eifel, s. unter Eifel.

Schneisen (Schneußen) bedeuten in der Forstwirtschaft künstlich angelegte, holzleer zu erhaltende Streifen, mittels welcher der Forst dort, wo Wege und natürliche Trennungslinien (z. B. Gewässer, Felsenkämme) dazu nicht ausreichen, in Hiebszüge und Abteilungen zerlegt wird. Man unterscheidet Haupt- und Nebenschneisen. Erstere, auch Wirtschaftsstreifen genannt, verlaufen in der Richtung des Hiebes, meist von Ost nach West, und werden so weit angelegt, daß sich die sie begrenzenden Bestände an den freien Stand gewöhnen, sodaß sich «Randbäume» entwickeln, welche nachteiligen klimatischen Einwirkungen (Wind, Sonne) widerstehen, wenn auch der neben- oder vorliegende Bestand abgetrieben wird. Die schmälern Nebenschneisen verlaufen parallel den Schlaglinien, mehr oder weniger rechtwinkelig auf die Wirtschaftsstreifen, sie teilen die einzelnen «Hiebszüge» in der Richtung des Hiebes in Abteilungen. Sämtliche S. bilden das «Schneisennetz»; dieses dient als Schutzmittel zur Waldpflege, zwingt zur Ordnung bei Ernte und Anbau, erleichtert die Orientierung für wirtschaftliche und geometr. Arbeiten. (S. Forsteinrichtung.)

Schneller, in der Spinnerei soviel wie Strähn; bei Fuhrwerken der Schließhaken der Hemmkette; am Webstuhl soviel wie Treiber oder auch ein einarmiger Hebel, der zum Ausspannen der Kette dient, auch Schnellwage genannt.

Schneller (Christian), tiroler Dichter, Landes- und Sprachforscher, geb. 5. Nov. 1831 zu Holzgau im Lechthale, studierte in Innsbruck und Wien anfangs Medizin, dann Philosophie, wurde 1856

Gymnasiallehrer in Roveredo, 1868 in Innsbruck und 1869 Landesschulinspektor. Er veröffentlichte «Aus den Bergen. Gedichte» (Nürnb. 1857), «Am Alpsee. Dichtung» (Innsbr. 1860), «Jenseit des Brenners. Gedichte» (Innsbr. 1861), «Eldorado. Dichtung» (Gera 1871). Auf dem Gebiete der tiroler Landes- und Sprachkunde erschienen von ihm «Märchen und Sagen aus Welschtirol» (Innsbr. 1867), «Die roman. Volksmundarten in Südtirol» (Bd. 1, Gera 1870), «Landeskunde von Südtirol» (Innsbr. 1872), «Die Volksschule in Tirol vor hundert Jahren» (Innsbr. 1874), «Skizzen und Kulturbilder aus Tirol» (Innsbr. 1877).

Schneller (Jul. Franz Borgias), Geschichtsforscher und Geschichtschreiber, geb. zu Straßburg 1777, studierte Mathematik zu Freiburg, wo sein Vater Professor der Rechte war. Als Moreau über den Rhein zu gehen drohte, wirkte S. eifrig für das Aufgebot des Landsturms in Hauenstein. Er zog auch mit den Studierenden in Freiburg gegen den Feind und wohnte 1796 dem Gefecht bei Wagenstatt bei. Hierauf begab er sich nach Wien, erhielt später den Lehrstuhl der Geschichte zu Linz und 1806 den zu Graz. Hier schrieb er nun eine Reihe trefflicher Werke: die «Weltgeschichte» (4 Bde., Graz 1810—12), «Böhmens Schicksale und Thatkraft vor dem Verein mit Ungarn, Österreich und Steiermark» (Graz 1817), dem sich entsprechende Werke über Ungarn, Österreich und Steiermark anschlossen. Im J. 1823 wurde er Professor der Philosophie zu Freiburg. Er starb daselbst 15. Mai 1833. Unter seinen Schriften sind noch zu erwähnen ein didaktisches Gedicht: «Weiblichkeit, ein Sonettenkranz» (2. Aufl., Wien 1822), die Satire «Sündenbabel und Krähwinkel», die er unter dem Namen Julius Velox herausgab; «Geschichte der Menschheit» (Dresd. 1828), «Der Mensch und die Geschichte» (Dresd. 1828), «Österreichs Einfluß auf Deutschland und Europa» (2 Bde., Stuttg. 1828). Seine «Hinterlassenen Werke» gab E. Münch heraus (6 Bde., Lpz. u. Stuttg. 1834—42). Sein Stiefsohn war Graf Anton von Prokesch-Osten (s. d.).

Schnellfliegen, soviel wie Mordfliegen.

Schnellfluß (Beaumés), s. Fluß.

Schnellgalgen, s. unter Galgen.

Schnelligkeit, s. Geschwindigkeit.

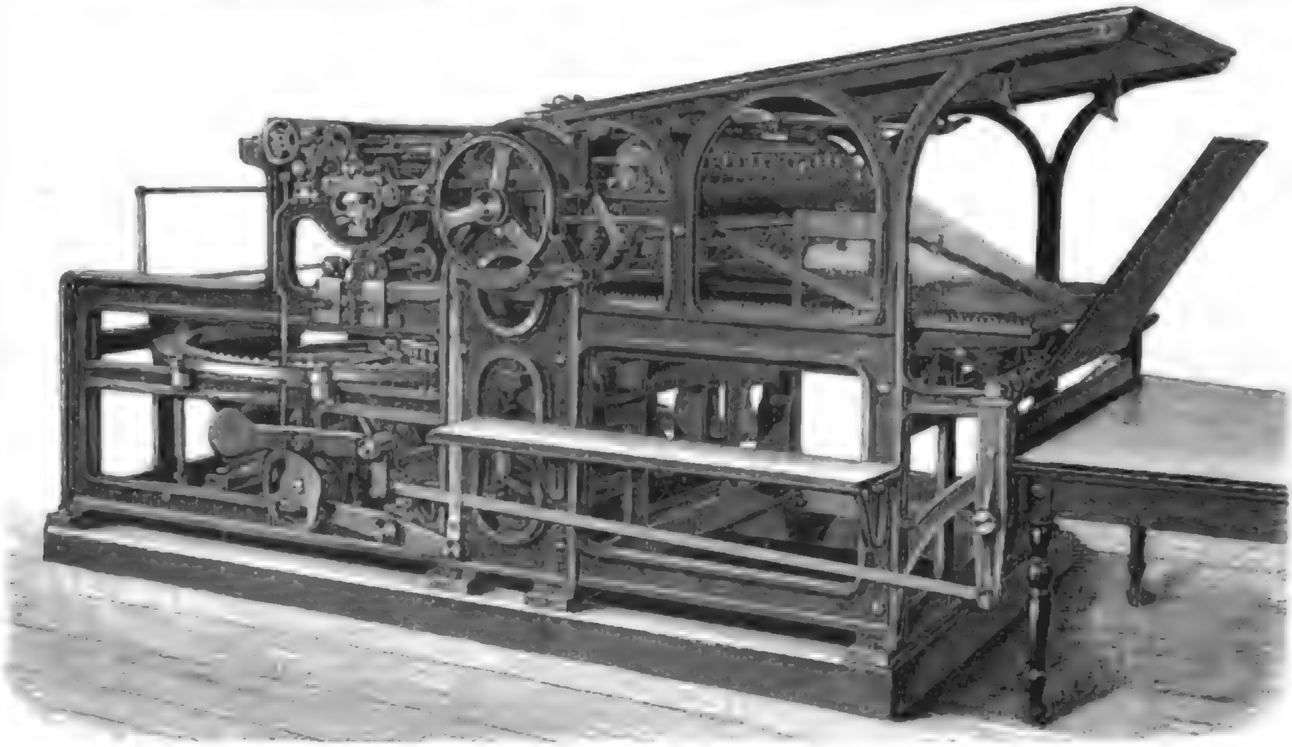
Schnellkäfer (Elateridae) nennt man eine sehr zahlreiche (in mehr als 3000 Arten) über die ganze Erde verbreitete Familie von Käfern, die eine schlanke, gestreckte Gestalt, etwas niedergedrückte Flügeldecken, ein gewölbtes großes Brustschild, ziemlich lange gesägte oder gewedelte Fühler und kurze Beine besitzen. Ihren deutschen sowie lat. Namen (Elater, der sich Aufschwingende) haben die S. von der Fähigkeit, sich, wenn sie auf den Rücken zu liegen gekommen sind, kräftig in die Höhe zu schnellen und so wieder auf die Beine niederzufallen. Der vordere freiere Brustabschnitt ist mit der dahinter befindlichen Mittelbrust sehr gelenkig verbunden und läuft auf der Unterseite in einen Stachel aus, der in einer Grube der Mittelbrust liegt. Wird nun ein solcher Käfer auf den Rücken gelegt, so stemmt er den hintern Teil seines Hinterleibes und den vordern seines Brustschildes derart gegen die Unterlage, daß er wie geknickt erscheint und den Boden nur an zwei Punkten berührt; dabei ist der Bruststachel aus seiner Grube heraus an den Rand der Mittelbrust getreten. Jetzt drückt der Käfer mit großer Muskelkraft denselben plötzlich wieder in die Grube zurück, dadurch erhält der Körper einen Stoß, Hinterleibsspitze und Brustschildvorderteil heben sich plötzlich von der Unterlage, die jetzt von dem Vorderrand der Flügeldecken und dem Hinterrand des Brustschildes mit so bedeutender Gewalt berührt wird, daß der Käfer durch den Rückstoß in die Höhe geworfen wird. Amputiert man den Bruststachel, so hört die Schnellfähigkeit auf. Eine der gemeinsten deutschen Arten ist der Saatschnellkäfer (s. d., Agriotis lineatus, Tafel: Insekten I, Fig. 14).

Schnellkraft, soviel wie Elasticität.

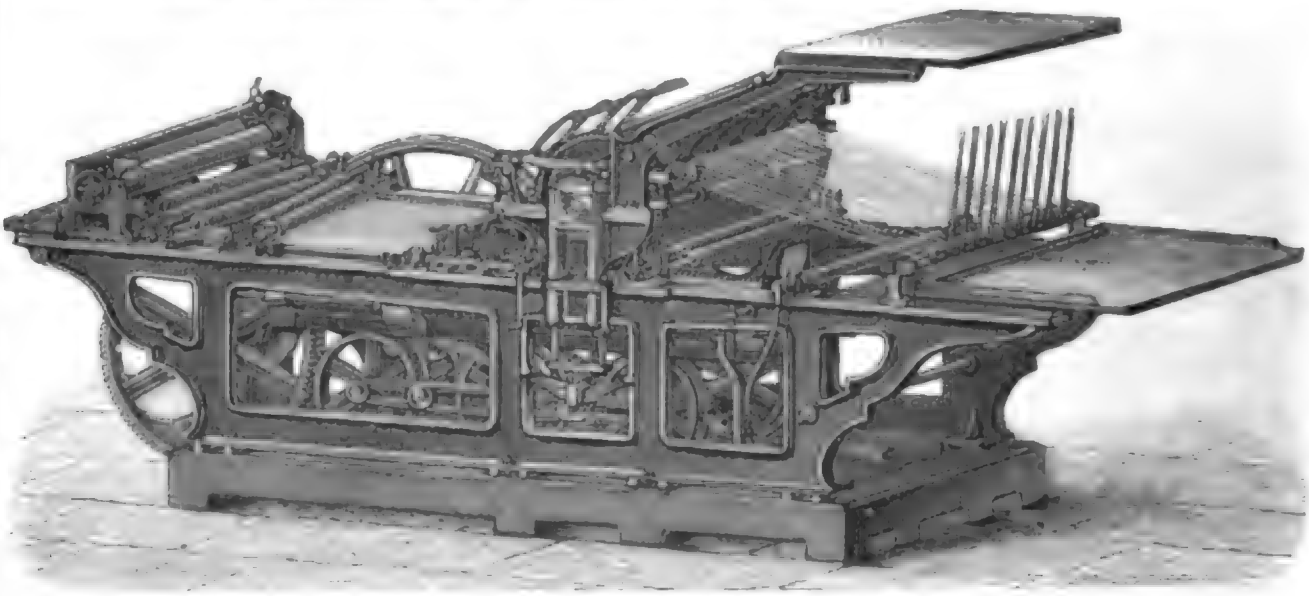
Schnellläufer, Käfer, s. Elateriden.

Schnelllot oder Weichlot (frz. soudure tendre, engl. soft solder), eine leicht schmelzende Legierung zum Löten (s. d.).

Schnellpresse nennt man eine Druckmaschine, welche im Gegensatz von den Handpressen durch eine mechan. Betriebskraft in Bewegung gesetzt wird, die Form selbstthätig färbt und den mit der Hand eingelegten Bogen bedruckt und auslegt. Schon 1790 nahm der Engländer Will. Nicholson das Patent auf eine S., brachte dieselbe aber nie zur Ausführung. Dies gelang erst dem deutschen Buchdrucker Friedrich König (s. d.), welcher im Verein mit Friedr. Andr. Bauer in London 29. März 1810 das erste Patent für eine Flachdruckpresse (mit Tiegeldruck) nahm, dann die erste einfache Cylinderdruckmaschine (patentiert 30. Okt. 1811) erfand, welcher bald darauf die doppelte Cylindermaschine (1814), sowie der Fortschritt zum Druck auf beiden Seiten folgte. Als weitere Verbesserungen gingen hieraus die Schön- und Wiederdruckmaschine, die verbesserte einfache Druckmaschine und die verbesserte Doppelmaschine hervor. Die Fabrik von König und Bauer wurde 1817 nach Oberzell bei Würzburg verlegt; andere Fabriken in Deutschland errichteten Helbig und Müller in Wien, Schuhmacher in Hamburg, Sigl in Berlin, Reichenbach in Augsburg (Augsburger Maschinenfabrik), Klein, Forst und Bohn Nachfolger in Johannisberg am Rhein. Die einfache S. führt, einmal zugerichtet, unter Bedienung von einem Burschen oder Mädchen, die Arbeiten von zwei geübten Druckern mit mehr als fünffacher Schnelligkeit aus. Die Maschine scheidet sich in drei Hauptteile: in das Fundament, den Druckcylinder und das Farbewerk. Auf dem Fundament, einer vollkommen ebenen eisernen Platte, welche durch den Mechanismus der Maschine eine regelmäßig wagerecht hin- und hergehende Bewegung erhält, liegt die Form, d. h. die zu einer Seite des Druckbogens gehörigen, fest aneinander gefügten Lettern. Über dieser Form, auf der Mitte ihres Weges, befindet sich der Druckcylinder, eine große eiserne, mit Papier und Stoff überzogene Walze, welche, durch Eingreifen in eine am Fundament befestigte Zahnstange, eine mit der Bewegungsgeschwindigkeit der Form genau Schritt haltende drehende Bewegung erhält, die aber nur so lange andauert, als die Form sich in hingehender Bewegung unter dem Druckcylinder befindet, während letzterer für den Rückgang festgestellt wird. Über diesen Cylinder und einige hölzerne Nebenwalzen gehen Leitbänder, dazu bestimmt, den zu bedruckenden Bogen auf den Cylinder und nach erfolgtem Druck wieder abzuführen. Vor dem Cylinder steht der Schwärzapparat. Derselbe besteht aus einer eisernen Farbewalze, welche von einem Farbebehälter bei jedem Spiel der Maschine etwas Farbe an mehrere Verteilungswalzen abgibt. Durch

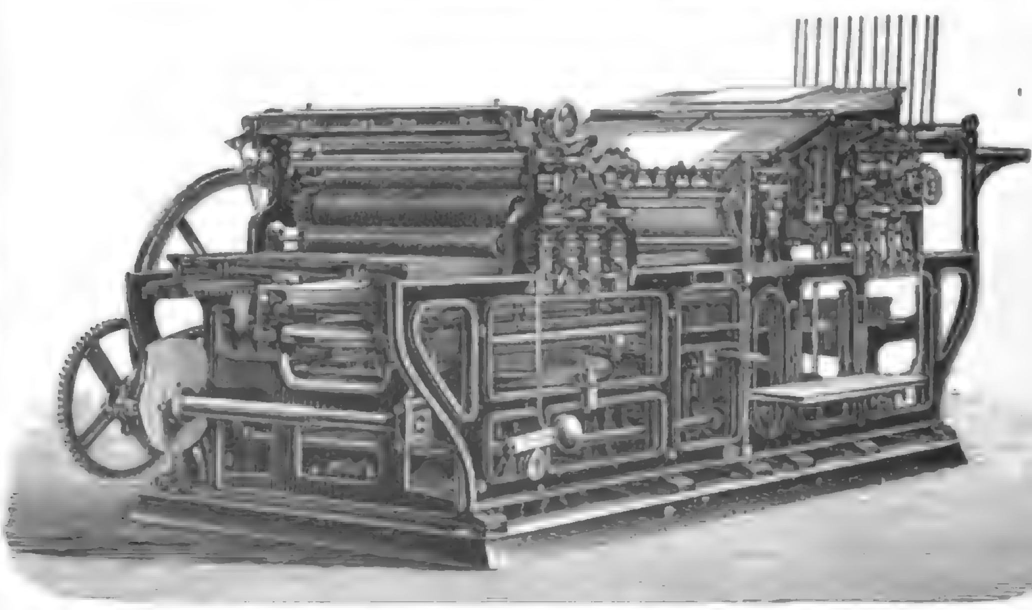


1. Schnellpresse mit Kreisbewegung und verstärktem cylindrischen Farbwerke (Koenig u. Bauer).

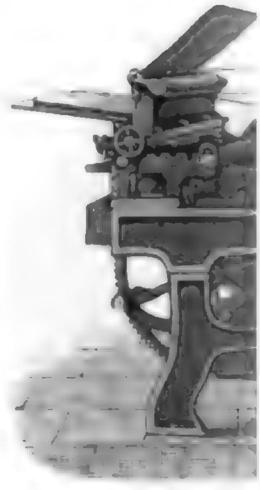


6. Steindruckschnellpresse (Schmiers, Werner u. Stein).

2. W

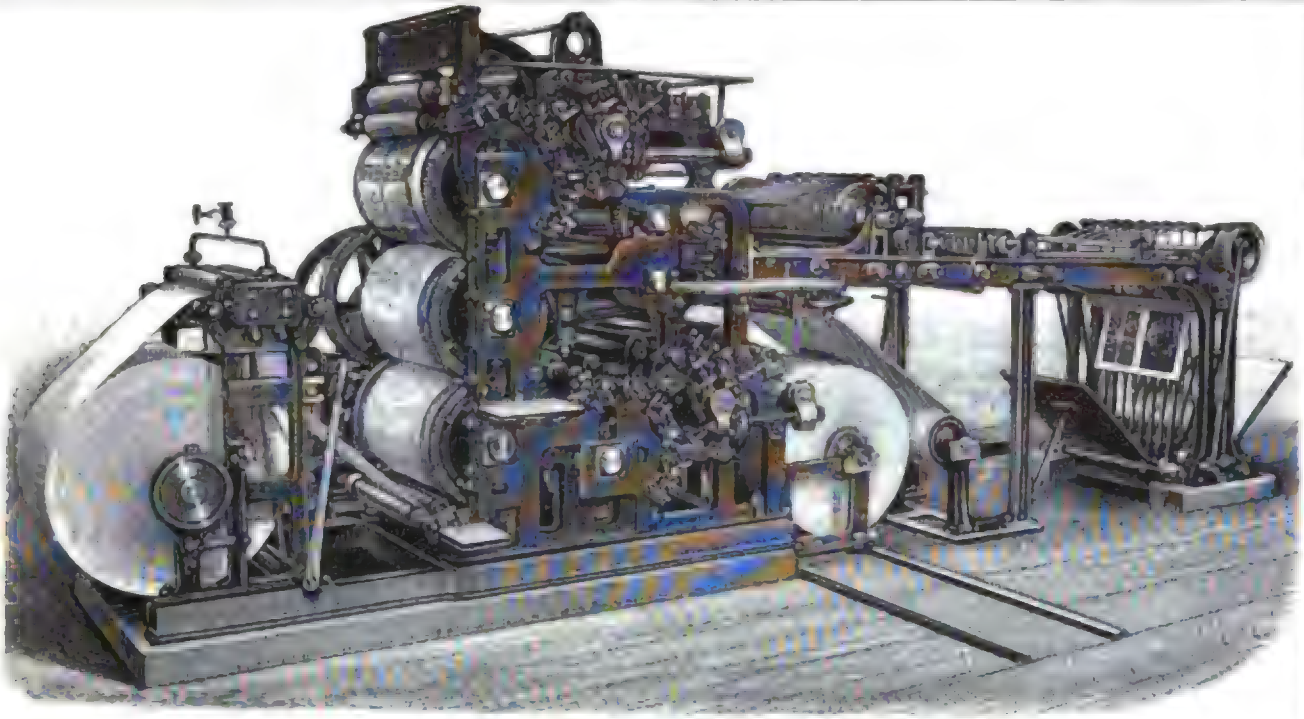


4. Zweifarbendruckschnellpresse (Koenig u. Bauer).

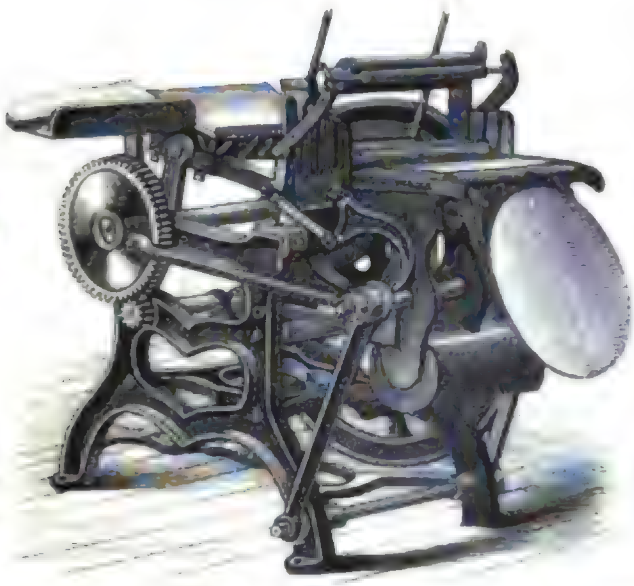


3. Tretschnellpre
englischem Systen

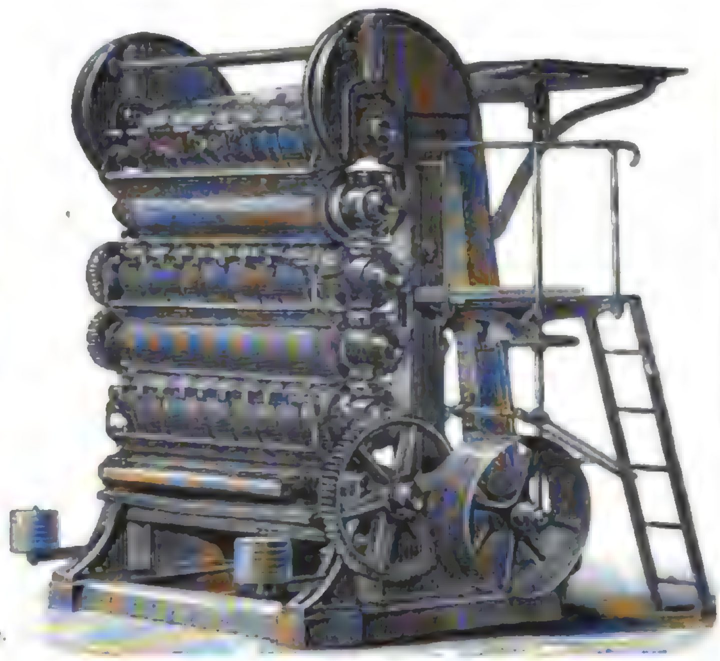
LLPRESSEN.



5. Rotationsschnellpresse für Illustrationsdruck (Maschinenfabrik Augsburg).



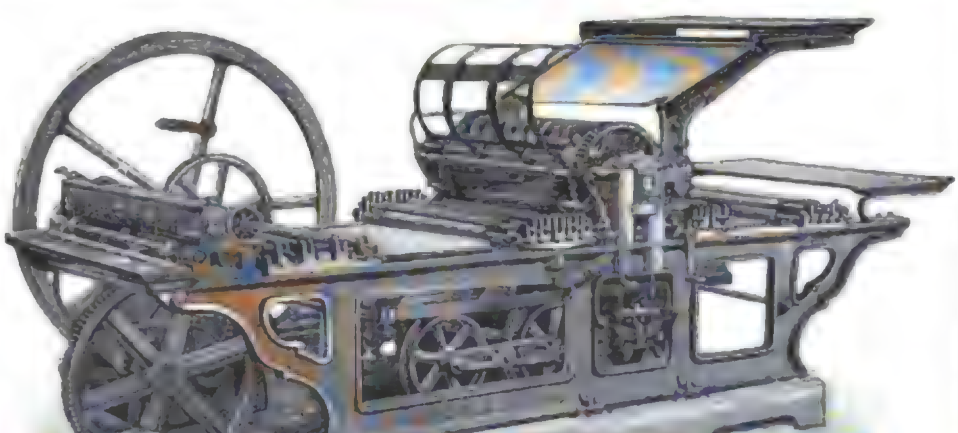
...iers „Liberty“ Tiegeldruckschnellpresse (A. Waldow).



8. Sechswalziger Satinierkalander (W. F. Heim).



...se mit Cylinderdruck nach
... (Maschinenfabrik Worms).



7. Lichtdruckschnellpresse (Schmiers, Werner u. Stein).

Zu Artikel: Schnellpressen.

die umdrehende Bewegung der sämtlichen Walzen, welche bei einigen mit einer seitlich hin- und hergehenden Bewegung verbunden ist, verteilt sich, da alle Walzen unter sich und mit der Hauptwalze in Berührung stehen, die Farbe nach und nach immer gleichmäßiger, bis sie endlich als eine ganz gleichmäßige Schicht auf zwei mit elastischer Komposition überzogene Holzwalzen und von da auf die Letternform übertragen wird.

Wenn der Druck eines Bogens vor sich gehen soll, so steht die Form am Anfange ihrer Bahn. Während sich die Maschine in Bewegung setzt, legt ein Bursche oder ein Mädchen an bestimmte Marken auf den Druckcylinder einen Bogen Papier an, welcher durch die Greifer des Druckcylinders erfaßt und von diesem der Form zugeführt wird. Unterdes ist die Form unter dem Schwärzapparat durchgegangen, hat dort von den Schwärzwalzen die nötige Farbe gleichmäßig verteilt empfangen und langt unter dem Druckcylinder gleichzeitig mit dem zu druckenden Bogen an. Letzterer empfängt nun während des Durchgangs zwischen Cylinder und Form den Abdruck und wird, nach vollendetem Druck und während die Form noch weiter über den Druckcylinder hinausgeht, durch Leitbänder zu einer Tafel am Ende der Maschine geführt, wo ihn eine zweite Person abnimmt und zur Seite legt. Das Ablegen der bedruckten Bogen kann durch einen mechan. Auslegeapparat auch von der Maschine selbstthätig bewirkt werden. Die Form beginnt hierauf ihren Rückgang. Der Druckcylinder läßt dieselbe während seines Stillstandes unter sich durchgehen, und sie gelangt so wieder an den Ausgangspunkt, um dasselbe Spiel zu wiederholen. Eine solche einfach wirkende Maschine liefert 1000—1400 Abdrücke in der Stunde und bedruckt den Bogen nur auf einer Seite. Sehr bald kam man aber auf den Gedanken, Doppelschnellpressen zu konstruieren. Die jetzt gebräuchlichsten bedrucken mit zwei Druckcylindern von einer Form etwa 2400 Bogen pro Stunde; dabei sind außer dem Maschinenmeister nur zwei Anleger erforderlich. Außerdem brachte man es auch dahin, sog. vollständige oder *Komplettmaschinen* herzustellen, welche den Bogen umschlagen, auf beiden Seiten bedrucken und so 900—1000 Bogen in der Stunde auf beiden Seiten bedruckt liefern. Bei dieser Einrichtung leidet jedoch die Schönheit des Abdrucks durch das unvermeidliche Abschwärzen des Wiederdrucks. Man hat, um dies zu verhindern, die weitere Einrichtung getroffen, daß gleichzeitig mit jedem weißen Bogen ein Makulaturbogen mit durch die Maschine geleitet wird, welcher sich beim Wiederdruck auf den Druckcylinder unter den noch feuchten ersten Abdruck legt und hierdurch das Abschwärzen für den folgenden Bogen verhütet. Der Mechanismus und Betrieb der Maschine wird jedoch durch jene Einrichtung sehr zusammengesetzt und kostspielig, daher die Komplettmaschinen weniger in Gebrauch gekommen sind, als sich anfangs erwarten ließ.

Außer der beschriebenen sog. Cylinderfärbung, also der Verreibung der Farbe mittels Cylindern, benutzt man noch die *Tischfärbung*. Diese besonders in Frankreich, England und Amerika beliebte Verreibungsweise erfolgt derart, daß eine Kompositionswalze die Farbe vom Farbekasten und dessen Metallcylinder aus entnimmt, sie auf eine am Fundament angebrachte eiserne Tischplatte überträgt und im Verein mit einer Anzahl Reibwalzen verreibt. Der mit dem Fundament hin- und herbewegte Tisch überträgt dann die bestens verriebene Farbe auf die Auftragwalzen und diese sie auf die Druckform.

In der Neuzeit haben die Schnellpressenfabriken ihr Augenmerk hauptsächlich darauf richten müssen, die Verreibung und Auftragung der Farbe zu einer höhern Vollkommenheit zu bringen, damit man auf den Maschinen auch Illustrationen in Holzschnitt, Kupfer oder Zinkätzung wie auch Farbendruck ohne Schwierigkeit ausführen kann. Diese Anforderungen führten zur Herstellung der sog. übersetzten, neuerdings sogar zu einer Doppelfärbung, denn die Maschinen erhalten zwei kombinierte Farbenwerke, die dann auch ein vorzügliches Drucken von Illustrationen und buntfarbigen Formen ermöglichen. Fig. 1 der Tafel: *Schnellpressen* zeigt eine *Maschine mit Kreisbewegung* und solcher Doppelfärbung, die oft auch noch durch zwei weitere Auftragwalzen (also insgesamt vier) vervollständigt und so zu höchster Leistungsfähigkeit gebracht wird. In gleicher Weise mußte den Anforderungen an schnelle, einfache und billige Herstellung der sog. Accidenzen, das sind kleinere Formulare für den kaufmännischen, gewerblichen und behördlichen Gebrauch (Rechnungen, Cirkulare, Adreßkarten, Tabellen u. s. w.) Rechnung getragen werden, denn das Drucken solcher Arbeiten auf den großen Schnellpressen zeigte sich als nicht rentabel. Dieses führte zunächst zur Einführung der höchst einfachen, billigen, dabei sehr leistungsfähigen *amerikanischen Tiegeldruckschnellpressen* und zwar war es die auf der Tafel als Fig. 2 abgedruckte *Weilersche Presse*, welche zuerst Eingang und weite Verbreitung fand. Sie druckt, durch Treten von einem Knaben oder einem Mädchen bewegt und bedient, je nach ihrer Größe und Übung des Anlegers 800 bis zu 1200 Exemplare und ist ebenso gut für einfachen Schwarzdruck wie für Farbendruck geeignet.

Während diese Weilersche Maschine eine sog. Tischfärbungsmaschine ist, weil die Farbenverreibung auf einer runden flachen Eisenplatte vor sich geht, wurden neuerdings auch solche Tiegelpressen aus Amerika eingeführt und nachgebaut, welche eine ähnliche Cylinderverreibung haben, wie die in Deutschland gebräuchlichen, vorstehend beschriebenen großen Schnellpressen. Diese Konstruktion bedingt jedoch die Bettung der Druckform in senkrechter, unbequemer Lage, während sie bei der Weiler-Maschine bequem wagerecht, also leicht zugänglich, gebettet wird. Auch große, jedoch äußerst komplizierte und wenig leistungsfähige Tiegeldruckschnellpressen sind vereinzelt in Gebrauch gekommen und zwar besonders für Banknotendruck. Eine vorzügliche Maschine für den Druck größerer Accidenzen ist auch die *Cylindertretschnellpresse*, in Form der großen Schnellpressen. Der das Einlegen der Bogen Besorgende steht zur Seite der Maschine und bewegt sie gleichzeitig mittels des dort angebrachten Tritthebels. Die als Fig. 3 abgebildete *Cylindertretschnellpresse* ist eine solche nach englischem System. Hier wird der Bogen von hinten gegen den Cylinder gelegt, die Maschine auch durch einen hinten angebrachten Tritthebel bewegt. Eine große Förderung und Erleichterung fand der Farbendruck durch die Konstruktion der sog. *Zweifarbendruckschnellpresse* (Fig. 4); diese druckt von zwei ineinander passenden,

auf zwei Fundamenten gebetteten Formen, die durch zwei Farbenwerke gespeist werden, einen Bogen in zwei verschiedenen Farben gleichzeitig. Der Bogen wird auf einem an der Maschine enthaltenen Druckcylinder angelegt und auf diesem über beide Formen geführt, so den Druck beider Farben in exaktester Weise ineinander, eventuell auch aufeinander herbeiführend.

Da bei der gewöhnlichen S. jeder Bogen von einer Person mit Genauigkeit einzeln angelegt werden muß, so kam man, nachdem man vier- und achtfache, höchst komplizierte und viele Arbeitskräfte erfordernde S. konstruiert und lange Zeit benutzt hatte, auf den allerdings nicht neuen Gedanken, die Maschine selbstthätig durch Zuführung von endlosem Papier zu speisen, wobei dann jeder einzelne Bogen in der Maschine selbst nach erfolgtem Bedrucken auf beiden Seiten durch einen besondern Schneideapparat in das bestimmte Format zerschnitten, gefalzt oder ungefalzt ausgelegt, und so eine außerordentlich große Leistungsfähigkeit (bis zu 20000 Exemplaren in einer Stunde) erreicht wird. Auf mehrern Maschinen dieser Art (Rotationsschnellpressen) wurde zuerst im J. 1865 die «Times» in London gedruckt; seit 1873 auch die wiener «Presse» und eine große Anzahl anderer Zeitungen von starker Auflage. Neuerdings ist die Benutzung der Rotationsmaschine durch praktische, einfache Konstruktion und billigern Preis eine noch größere geworden, denn alle Zeitungen und Werke mit großen Auflagen — auch das vorliegende Conversations-Lexikon — werden auf solchen Maschinen gedruckt. Man benutzt dieses System auch, um mehrfarbigen Druck und Illustrationsdruck auszuführen. Eine Ansicht dieser Maschinen und zwar einer Rotationsschnellpresse für Illustrationsdruck gibt Fig. 5.

Mit günstigem Erfolge hat man in neuester Zeit das System des Cylinderdrucks auch für den Steindruck angewendet. Während bei der gewöhnlichen Steindruckpresse die Pressung durch einen über den Stein hinstreichenden Holzreiber hervorgebracht ward, erfolgt der Druck bei der Steindruckschnellpresse durch einen auf Federn elastisch gelagerten Druckcylinder. Der zum Abdruck bestimmte, auf dem Fundament gelagerte Stein kann durch einen Schraubenmechanismus höher oder tiefer gestellt werden, da die Stärke der Pressung je nach der Dicke des Steins reguliert werden muß. Die Farbe wird in ähnlicher Weise wie bei der gewöhnlichen S. durch fünf bis sechs mit Leder überzogene Walzen aufgetragen. Doch kommt hier noch eine weitere Operation in Betracht, indem die Oberfläche des Steins durch einen sog. Wischapparat stets mit Wasser angefeuchtet werden muß, um ein vollständiges Haften der Farbe an der Steinzeichnung zu ermöglichen. Die erste lithographische S. wurde von Sigl in Berlin erbaut. Später haben die Mechaniker Voirin und Dupuy zu Paris, in Deutschland aber König und Bauer in Oberzell, Klein, Forst und Bohn Nachf. in Johannisberg am Rhein, Sigl in Berlin, Schmiers, Werner und Stein in Leipzig, Faber und Schleicher in Offenbach u. a. diese Maschine noch wesentlich vervollkommnet. Eine Ansicht derselben gibt Fig. 6. Auch der Lichtdruck wird jetzt auf S. ausgeführt, die jenen für Steindruck ganz ähnlich sind, nur daß sie einige besondere, dem Zwecke entsprechende Einrichtungen haben. Fig. 7 zeigt eine solche Lichtdruckschnellpresse. Schließlich sei noch auf den jetzt in Anwendung kommenden Satinierkalander hingewiesen. Während man früher das zu verdruckende Papier in einzelnen Bogen zwischen Zinkplatten legte und es zwischen den zwei Eisenwalzen einer einfachen Satiniermaschine durchdrehte, um so eine glatte Oberfläche zu erzielen, läßt man es gegenwärtig auf den Doppelsatiniermaschinen oder Kalandern (Fig. 8) in einzelnen Bogen die Hartguß- und Papierwalzen dieser Kalander passieren, so eine schöne, gleichmäßige Glätte auf beiden Seiten erzielend.

Vgl. Wittig und Fischer, «Die S.» (Lpz. 1861; 3. Aufl. 1878); Bachmann, «Leitfaden für Maschinenmeister an S.» (2. Aufl., Braunschw. 1873); Waldow, «Die Buchdruckerkunst» (Bd. 2, «Vom Druck», Lpz. 1877); Künzel, «Die S.» (Lpz. 1872); derselbe, «Zurichtung und Druck von Illustrationen» (2. Aufl., Lpz. 1879); Waldow, «Hilfsbuch für Maschinenmeister an S.» (Lpz. 1886).

Schnellschütze (frz. navette volante, engl. fly-shuttle), am Webstuhl die Einrichtung, vermöge deren die Schütze oder das Schiffchen infolge eines mechan. Anstoßes mit großer Schnelligkeit durch die Kette hindurchgetrieben wird. (S. unter Schütze und Weberei.)

Schnellwage oder römische Wage (frz. balance romaine, engl. Roman balance), eine Wage, bei welcher das Gewicht eines Körpers durch ein konstantes, längs eines Hebelarms verschiebbares Gewicht gemessen wird. (S. unter Brückenwage, vgl. auch Schneller.)

Schnellzüge, s. unter Personenzüge.

Schnepfe ist die Bezeichnung einer in mehrere Unterabteilungen zerfallenden Familie (Scolopaciden) von Sumpf- oder Watvögeln (Grallatores), die charakterisiert ist durch einen zusammengedrückten Kopf, große weit nach hinten liegende Augen, einen ziemlich langen Schnabel, der vor den schmal ritzenförmigen, im letzten Stirnwinkel desselben gelegenen Nasenlöchern linear ausgezogen und um die Nasenlöcher weder verengt noch eingedrückt ist, eine dicht über dem Kieferrande verlaufende Riefe als Verlängerung der Nasengrube, meist abgerundete Flügel und Watfüße mit vier freistehenden Zehen. Die zu dieser Familie gehörenden Vögel haben ein mehr oder weniger braunes, teils licht, teils dunkel gefärbtes, geflecktes oder gebändertes Gefieder, sie sind teils Zug-, teils Strichvögel. Ihre Nahrung besteht aus Insekten, Mollusken, Würmern, die sie aus sumpfigem und schlammigem Boden hervorholen. Die S. sind meist nächtliche Tiere, leben paarweise, sind Bodennister und legen gelblich oder grünlichweiße braungefleckte Eier.

Die hauptsächlichsten in Deutschland vorkommenden Gattungen dieser Familie sind: 1) Waldschnepfe (Scolopax rusticola). Der schmutzig fleischfarbene Oberschnabel ist etwas länger als der grünlichgelbe untere, biegsam, vorn kolbenartig erweitert, nervenreich und daher sehr empfindlich. Der Oberrücken ist rotbraun, teilweis fein punktiert mit feinen schwarzen Querbinden, der Bauch gelblichweiß, dunkelbraun, leicht durchwellt. Diese S. wird 28—32 cm lang, zieht im Frühjahr aus dem Süden (Schnepfenstrich) nach Nordeuropa, wo sie brütet, und kehrt im Herbst (Schnepfenzug) wieder in die wärmern Länder, vorzüglich nach Nordafrika zurück. Sie ziehen meistens nur nachts, vorzüglich bei Mondenschein, und halten sich tags

über in feuchten lichten Waldungen, jungen Birkenbeständen u. dgl. auf. Da das Wildbret der S. sehr fein und wohlschmeckend ist, so wird ihnen eifrig sowohl mit Flinten, als Fangen mit Schlingen und Netzen nachgestellt. Obgleich die Gedärme der S. in der Regel eine große Menge von Eingeweidewürmern enthalten, so werden sie doch zusammengehackt, mit Gewürzen versetzt auf Brotschnitten gebacken, als Lederbissen genossen. 2) Sumpfschnepfen oder Becassinen (s. d.). 3) Pfuhlschnepfen (Limosa), von denen in Deutschland drei Arten vorkommen. Die größte, Limosa aegocephala, ist besonders im Sommer häufig in Holland zu finden, wo ihre Eier als Lederbissen gelten. Nach Deutschland kommt sie im Herbst in geringzähligen Flügen. Zur Familie der S. gehören auch: die Avocette (Recurvirostra), die Strandreuter (Himantopus), die Wasserläufer (Totanus), die artenreiche Gattung Strandläufer (Tringa), die Kampfhahne (Machetes), die alle in Deutschland vorkommen, u. a. m.

Schnepfenstrauß, soviel wie Apteryx.

Schnepfenthal, die von Christian Gotthilf Salzmann (s. d.) begründete Erziehungsanstalt, liegt 12 km südwestlich von Gotha am Fuße des Thüringerwaldes, unweit Reinhardsbrunn und Waltershausen. Die Zahl der Zöglinge beschränkt sich auf 60 Knaben im Alter von 9 bis 16 Jahren, die für die Untersekunda eines Gymnasiums, einer Real-, Kadetten- oder Handelsschule vorbereitet werden. Zu dem Zwecke wirken außer dem Direktor 12 Lehrer an der Anstalt. Die Leitung der letztern übernahm nach dem Tode des Begründers (1811) dessen Sohn Hofrat Karl Salzmann. Seit 1848 war die Anstalt im Besitz und unter der Leitung des Schulrats Wilhelm Ausfeld, eines Enkels des Stifters; nach dem Tode desselben (1880) übernahm sie sein ältester Sohn Schulrat Wilh. Ausfeld, unter dessen Direktorat das 100jährige Bestehen der Anstalt 4. Juni 1884 unter Beteiligung einer großen Anzahl früherer Schüler, die sich im Inland und Ausland zum Teil in hervorragenden Stellungen befinden, in glänzender Weise gefeiert wurde. (Vgl. «Festschrift zur 100jährigen Jubelfeier der Erziehungsanstalt S.», Schnepfenth. 1884.) Das eigenartige Salzmannsche System der gleichmäßig geistigen und körperlichen Erziehung und Ausbildung der Knaben, das sich seit einem Jahrhundert bewährt hat, wird auch jetzt noch, wenn auch von Generation zu Generation den veränderten Anforderungen der Gegenwart angepaßt, befolgt und sichert S. eine der ersten Stellen unter den Erziehungsanstalten Deutschlands.

Schnepff (Erhard), schwäb. Reformator, geb. 1. Nov. 1493 zu Heilbronn, studierte in Erfurt und Heidelberg zuerst Jurisprudenz, dann Theologie, wurde 1520 evang. Prediger in Weinsberg, 1524 in Wimpfen und unterschrieb 1525 das von Brenz verfaßte Syngramma Suevicum, wobei er sich mit 13 andern süddeutschen Predigern in dem Abendmahlsstreit gegen Zwingli auf die Seite Luthers stellte. Im J. 1526 half er dem Grafen Philipp von Nassau bei der Reformation von Weilburg, nahm dann 1528 einen Ruf als Professor und Prediger nach Marburg an und war dem Landgrafen Philipp von Hessen ein geschätzter Ratgeber, begleitete ihn auch an die Reichstage nach Speier und Augsburg. S. kehrte 1534 nach Württemberg zurück, wo ihm und A. Blaurer von dem Herzog Ulrich die Reformation Württembergs übertragen wurde, so zwar, daß S. von Stuttgart aus als Prediger der Hospitalkirche das Land «unter der Steig» reformierte. Im J. 1544 wurde S. Professor in Tübingen, mußte aber 1548 als Vertreter der streng luth. Richtung sein Amt quittieren und wurde 1549 Professor, Prediger und Superintendent in Jena. Er starb 28. Nov. 1558. Vgl. J. Hartmann, «S., der Reformator in Schwaben» (Tüb. 1870).

Schnepper oder Schnäpper, ein chirurgisches Instrument, dessen wesentliche Einrichtung darin besteht, daß mittels einer Stahlfeder eine oder mehrere meist kreuzweise gestellte, vorher in einer Kapsel verborgene, scharfe Klingen hervorgeschnellt werden. Die beiden Hauptarten dieses Instruments sind der Aderlaßschnepper (phlebotomus), an welchem nur eine Klinge befindlich ist, und der Schröpfschnepper (scarificatorium), mit welchem man mehrere, aber seichte Einschnitte in die Haut auf einmal macht. Hierher gehören auch mehrere der sog. künstlichen Blutegel (s. d.), von denen der Heurteloupsche der bekannteste ist.

Schnepper, Armbrust mit stählernem Bügel, aber kleiner als die Rüstung. (S. u. Armbrust.)

Schnepperer, s. Rosenblut (Hans).

Schnetz (Jean Victor), franz. Historienmaler, geb. in Versailles 15. Mai 1787, gehörte zur Schule der Klassizisten, deren Hauptvertreter, David, ihn unterrichtete. Zuerst schuf er Kirchenbilder wie den barmherzigen Samariter für Valence (1819), ging dann nach Italien und widmete sich fortan der religiösen, histor. und Genremalerei. Beifall erhielten seine Bilder im Palast des Staatsrats zu Paris, das in der Präfektur, darstellend eine Kampfscene aus der Julirevolution, Jeanne d'Arc (1835), die Schlacht von St.-Denis, eine heil. Elisabeth in Notre Dame des bonnes nouvelles. Auch in Schilderungen des Alltagslebens hatte er Glück. S. wurde in Rom 1840 Direktor der Akademie der franz. Künstler, welche Stelle er 18 Jahre behielt. Er starb in Paris 17. März 1870.

Schneußen, s. Schneisen.

Schnezler (Aug.), Dichter, geb. 4. Aug. 1809 zu Freiburg im Breisgau, studierte in Heidelberg und München Philologie und Philosophie, redigierte 1842—44 die Zeitschrift «Gutenberg» in Darmstadt und lebte dann als Privatgelehrter in Karlsruhe, später in München, wo er 11. April 1853 starb. Er schrieb «Gedichte» (2. Aufl., Karlsr. 1846), «Badisches Sagenbuch» (2 Bde., Karlsr. 1846).

Schnierlach (La Poutroye), Dorf im Kreise Rappoltsweiler des elsaß.-lothring. Bezirks Oberelsaß, an der Bechine, Endpunkt der Straßenbahn Colmar-Kaysersberg-S., ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Obergrenzkontrolleurs, hat eine Baumwollspinnerei und zählt (1880) 2408 meist kath. E.

Schnin, Stadt, s. Znin.

Schnippschnapp, soviel wie Bastardschloß (s. d.).

Schnirkelschnecken, s. Helicidae.

Schnittlauch (Allium Schoenopraesum), ein Küchenkraut, s. Lauch.

Schnittling, soviel wie Stecling.

Schnitzbank oder Schneidebank, eine einfache Vorrichtung der Böttcher, Stellmacher und anderer Holzarbeiter zum Festhalten der Arbeitsstücke, bestehend aus einem Bock, auf welchem der Arbeiter reitet und durch den Druck seiner Füße gegen einen Hebel das Holz festklemmt, sodaß er es

in Brusthöhe vor sich hat und beide Hände zur Führung des Schnitzmessers gebrauchen kann.

Schnitzerei (frz. sculpture, taille; engl. carving), s. Bildschnitzerei und Holzschnitzerei.

Schnitzergrün, grüne Farbe, besteht aus Chromoxyd.

Schnitzler (Johann), Mediziner, geb. 10. April 1835 zu Groß-Kanizsa in Ungarn, widmete sich zu Budapest und Wien dem Studium der Medizin, war 1863—67 klinischer Assistent von Oppolzer, habilitierte sich während dieser Zeit als Privatdocent und wurde 1878 zum außerord. Professor an der wiener Universität, 1883 zum k. k. Regierungsrat ernannt. S. hat sich namentlich um die Lehre von den Krankheiten der Atmungs- und Kreislaufsorgane, insbesondere um die Technik der Laryngoskopie und Rhinoskopie, große Verdienste erworben, und seine Vorlesungen an der von ihm 1872 mit andern Docenten begründeten Allgemeinen Poliklinik gehören zu den besuchtesten Kursen der wiener Universität. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Die pneumatische Behandlung der Lungen- und Herzkrankheiten» (Wien 1875), «Zur Diagnose und Therapie der Laryngo- und Tracheostenosen» (Wien 1877), «Über Laryngoskopie und Rhinoskopie» (Wien 1878), «Die Lungensyphilis und ihr Verhältnis zur Lungenschwindsucht» (Wien 1880). Außerdem gibt er seit 1860 die «Wiener mediz. Presse» heraus.

Schnitzler (Joh. Heinr.), Geschichtschreiber und Statistiker, geb. 1. Juni 1802 zu Straßburg, studierte daselbst, lebte 1823—28 als Hauslehrer in Rußland, wo er reiches Material zur Kunde Rußlands sammelte. Hierauf übernahm er in Paris 1829 die Leitung der «Encyclopédie des gens du monde», die ihn bis 1845 beschäftigte. In den J. 1840—44 war S. auch Lehrer der deutschen Sprache für die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses Orléans. Im J. 1847 erhielt er das Amt eines Inspektors der Primärschulen der Stadt Straßburg und 1856 die Professur der allgemeinen Litteratur am prot. Seminar daselbst. Im Sommer 1864 machte er eine zweite Reise nach Rußland. S. starb zu Straßburg 19. Nov. 1871. Seinen litterarischen Ruf begründete er mit dem «Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie» (Par. 1829) und «La Russie, la Pologne et la Finlande, tableau statistique, géographique et historique» (Par. u. Petersb. 1835). Diesen folgten «De la création de la richesse» (2 Bde., Par. 1842) und die vom Französischen Institut gekrönte «Statistique générale, méthodique et complète de la France» (4 Bde., Par. 1846). Schätzbare Beiträge zur Kunde der Geschichte, Geographie und Statistik des Russischen Reichs bot S. seitdem noch in «Histoire intime de la Russie sous les empereurs Alexandre et Nicolas» (2 Bde., Par. 1847), «La Russie ancienne et moderne, histoire, description, mœurs» (2. Aufl., Par. 1854) und «Description de la Crimée» (Par. 1855), vor allem aber in seinem Hauptwerke «L'empire des Tsars au point actuel de la science» (3 Bde., Par. u. Petersb. 1856—66). Ferner sind hervorzuheben: «La mission de l'empereur Alexandre II et le général Rostoftsof» (Par. 1860), die Biographien des Fürsten Rasumowski und des Kaisers Paul I. im «Histor. Taschenbuch» (Jahrg. 1863 u. 1867), «Rostoptchine et Koutousof, ou la Russie en 1812» (Par. 1863) und «Atlas historique et pittoresque, ou histoire universelle disposée en tableaux synoptiques» (von Bagnol begonnen, 3 Bde., Straßb. 1859).

Schnitzmesser oder Schnitzer (frz. couteau, débordoir; engl. draw-knife, whittle), ein einfaches Messer der Tischler, Böttcher, Korbmacher u. s. w. mit gerader oder auswärts leichtgebogener Schneide; auch ein großes, mit in zwei Griffen befestigten, rechtwinkelig umgebogenen Angeln versehenes Messer der Böttcher zum Bearbeiten des Holzes auf der Schnitzbank (s. d.).

Schnitzwerk (frz. sculpture, découpure; engl. sculpture, carved work), s. unter Bildschnitzerei und Holzschnitzerei.

Schnorr von Carolsfeld (Veit Hans), Maler und Zeichner, geb. zu Schneeberg im sächs. Erzgebirge 11. Mai 1764, studierte in Leipzig die Rechte und war Notar geworden, widmete sich aber später in Leipzig unter der Leitung Osers der Kunst. Er wollte Seume 1801 auf dessen Reise nach Italien begleiten, kam aber nur bis Wien und besuchte hierauf Paris. Im J. 1816 wurde er zum Professor und Direktor an der leipziger Akademie ernannt, der er bis an seinen Tod 30. April 1841 vorstand. Bekannt ist sein «Unterricht in der Zeichenkunst» (Lpz. 1810, mit 61 Tafeln). Die Stoffe zu der Mehrzahl seiner Gemälde sind den romantischen Dichtungen der damaligen Zeit, z. B. Kosegartens «Jukunde» u. a., entnommen und offenbaren gemütvolle Auffassung bei ziemlich philiströser Vortragsweise.

Schnorr von Carolsfeld (Jul.), ausgezeichneter deutscher Maler, Sohn des vorigen, geb. 26. März 1794 zu Leipzig, erhielt durch den Vater den ersten Unterricht und ging dann 1811 nach Wien. Während der ersten Jahre seines Aufenthalts daselbst besuchte er die Akademie der Künste. Da ihm aber die antikisierende Richtung nicht zusagte, wandte er sich mit einigen Gleichgesinnten der Richtung zu, welche in der altdeutschen Schule und deren Kunstanschauungen ihr Vorbild sah. Dieser Zeit gehören die Ölgemälde Sechskampf nach Ariost (Privatbesitz, Dresden), Besuch der Eltern des Johannes bei den Eltern Christi (Galerie zu Dresden) und Almosenspende des heil. Rochus (Museum zu Leipzig) an. Im Herbst 1817 wandte sich S. nach Italien. Hier hielt er sich in Florenz längere Zeit auf, wo die Werke der alten Meister ihn fesselten. Anfang 1818 kam er nach Rom, wo damals die Führer der neudeutschen Schule, Cornelius, Overbeck und Veit, in voller Thätigkeit waren, denen sich S. aus tiefster Überzeugung anschloß. Außer diesen wurden ihm die altital. Meister des Quattrocento besonders vertraut. Nach Vollendung einer größern Komposition: Hochzeit zu Kana (Privatbesitz, in England) in Öl, erhielt er den Auftrag zur Ausschmückung eines Zimmers in der Villa des Marchese Massimi. S. hatte Ariosts «Orlando furioso» in einem größern Cyklus von Darstellungen zu behandeln. Er löste die Aufgabe in den Jahren bis 1826 so glänzend, daß er durch König Ludwig I. von Bayern nach München berufen wurde. Gleichzeitig beschäftigten ihn landschaftliche Studien, welche ebenso wie die figürlichen sein erstaunliches Zeichnertalent an den Tag legen (eine Auswahl Landschaften ist 1878 in Lichtdruck durch M. Jordan herausgegeben worden). Nachdem er in Rom noch mehrere Staffeleibilder (Jakob und Rahel, Ruth und Boas, eine Madonna, die Flucht nach Ägypten, Christus und die Kinder, Verkündigung Marias,

letztere für das Stift zu Wurzen) ausgeführt, trat er 1827 die Professur der Historienmalerei an der münchener Akademie an. Alsbald nach seiner Übersiedelung beauftragte ihn der König, im Erdgeschoß der neuen Residenz fünf Prunkgemächer mit Darstellungen aus dem Nibelungenliede auszuschmücken. Die Ausführung dieser Fresken wurde jedoch auf einige Jahre unterbrochen, da ihm unterdessen die Ausmalung von drei großen Sälen des Festsaalbaues mit kolossalen Darstellungen aus der Geschichte Karls d. Gr., Barbarossas und Rudolfs von Habsburg übertragen worden war. Außerdem hatte S. in München, wo er auch mehrere Ölbilder für Privatpersonen ausführte, noch einen Fries im Residenzschlosse mit Darstellungen aus den Homerischen Hymnen entworfen.

Im J. 1846 folgte er sodann dem Rufe als Direktor der Gemäldegalerie und Professor an der Akademie der bildenden Künste nach Dresden, von wo er jedoch in den nächsten Jahren zeitweise nach München zurückkehrte, um die Nibelungenfresken zu vollenden. Während eines durch diese Arbeit veranlaßten Aufenthaltes daselbst erblindete er durch einen plötzlichen Krankheitszufall auf einem Auge. Unter den münchener Freskomalern ist S. derjenige, welcher mit der idealen Komposition am meisten individuelles Leben verbindet. (Der gesamte Nibelungen-Cyklus S.s ist in Photographie nach den Originalgemälden publiziert, mehrere Einzelkompositionen sind gestochen worden. Die Kartons sind zerstreut, zum Teil im Besitz der Nationalgalerie in Berlin und des Museums zu Leipzig, zum Teil Eigentum der Witwe des Künstlers. Die Kartons zu den Kaisersälen in München besitzt fast sämtlich das Museum Johanneum in Dresden. Auch aus diesem Cyklus wurden mehrere Bilder durch den Stich vervielfältigt.) In Dresden brachte er, auf die Sehkraft eines Auges beschränkt, sein großes Illustrationswerk, die schon in Rom begonnene und in München nach Möglichkeit weiter geführte «Bibel in Bildern» (240 Tafeln in Holzschnitt mit Text, Lpz. 1852—60) zu Stande, ein Werk, das S.s Namen auch in weiten Kreisen populär gemacht hat. Schon vorher hatte er in Gemeinschaft mit Neureuther die Illustrationen zu der ersten Cottaschen Prachtausgabe des Nibelungenliedes geliefert, welcher später eine zweite nachfolgte. Überdies gehören der dresdener Periode seines Wirkens noch an: das für München bestimmte große Ölbild Luther auf dem Reichstage zu Worms und die Kompositionen zu den Glasmalereien für die Paulskirche in London. Das dem Apostel Paulus gewidmete Hauptfenster war 1867 bereits am Orte seiner Bestimmung aufgestellt. S. leitete die Überführung der dresdener Galerie in das neuerbaute Museum, trat 1871 von seinem Amte zurück und starb 24. Mai 1872.

S.s zweiter Sohn, **Ludwig S.**, geb. 2. Juli 1836 zu München, hat sich als Opernsänger einen geachteten Namen erworben. Er trat zuerst beim Hoftheater in Karlsruhe auf und erhielt Ostern 1860 ein Engagement am Hoftheater zu Dresden, wo er bis zu seinem 21. Juli 1865 erfolgten Tode wirkte. In seinen Leistungen als Heldentenor wandte er neben dem musikalischen Teil seiner Aufgabe dem Spiel und der Darstellung besondern Fleiß zu. S.s Lieblingsaufgaben bildeten die Helden in den Opern Richard Wagners. Kurz vor seinem Tode wirkte er im Juni und Juli 1865 zu München bei der ersten Aufführung von Wagners «Tristan und Isolde» mit, wobei er die schwierige Rolle des Tristan übernahm, während seine Gattin, **Malvina S.**, geb. Garrigues, die der Isolde vertrat. Im J. 1867 gab seine Witwe einige Lieder S., zusammen mit eigenen, heraus.

S.s vierter Sohn, **Franz S.**, geb. 11. April 1842 zu München, ist Bibliothekar an der königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden und Herausgeber der Zeitschrift «Archiv für Litteraturgeschichte». Außer einer Dissertation über die Homerische Wortstellung (Berl. 1864) veröffentlichte er: «Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs» (Berl. 1872).

Schnorr von Carolsfeld (Ludw. Ferd.), deutscher Maler, Bruder von Julius S., geb. 11. Okt. 1789 zu Königsberg i. Pr., erhielt seine erste künstlerische Anleitung im väterlichen Hause und ging 1804 nach Wien, wo er die Akademie besuchte. Seine ersten Gemälde, wie des ritterlichen Jägers Liebeslauschen, Erlkönig, Loreley, gehörten der romantischen Richtung an, die er auch in seiner Freundschaft mit F. von Schlegel und durch seinen Übertritt zur kath. Kirche bethätigte. Ruf erwarb ihm sein großes Ölgemälde Faust, das sich seit 1821 in der Galerie des Belvedere zu Wien befindet. Von seinen neuern Werken sind zu erwähnen: die Jungfrau mit dem Kinde und dem kleinen Johannes (1828) in der Galerie des Belvedere; die Vereinigung der Tiroler durch Andr. Hofer (1830) im Ferdinandeum zu Innsbruck; das Porträt des Herzogs von Reichstadt (1832); eine zweite Darstellung aus Goethes «Faust», als Gegenstück zu der erwähnten, in der Galerie des Belvedere; Christus am Ölberge und die Speisung des Volks (6 m lang und 5 m hoch) bei den Mechitaristen in Wien, ein Altarbild für das Stift Lilienfeld. Er starb als erster Custos an der Galerie des Belvedere zu Wien 13. April 1853.

Schnupfen (coryza) heißt die Entzündung, der Katarrh (s. d.) der Nasenschleimhaut. Diese ist dabei entweder trocken, aber verschwollen (**Stockschnupfen**), oder sondert sogleich einen dünnen, scharfen Schleim ab (**Fließschnupfen**), welcher nach längerer oder kürzerer Zeit, meist nach zwei bis drei Tagen, dicker und milder wird. Damit verbinden sich öfters: Niesen, Gefühle von Spannung oder Prickeln in der Nase, Nasenbluten, Kopfschmerzen, Thränen der Augen, Störung des Geruchs- und Geschmackssinns, veränderte Sprache, bei schwächlichen Personen auch mehr oder minder heftige Fiebererscheinungen (**Schnupfenfieber, Katarrhalfieber**). Der S. entsteht meist durch plötzlichen Temperaturwechsel, bei schnellem Übergang von kalt zu warm oder umgekehrt, und herrscht deshalb im Winter und Frühjahr; aber auch durch scharfe, in die Nase gelangte Einatmungen oder Flüssigkeiten u. s. w. Er tritt auch als Teilerscheinung gewisser Infektionskrankheiten (Masern, Grippe) auf. Der gewöhnliche S. ist eine leicht heilbare Krankheit. Man muß dabei den schnellen Wechsel der Temperatur, besonders Zugluft vermeiden, die Füße warm halten und eine regelmäßige Diät beobachten. Mitunter gelingt es, einen ausbrechenden S. durch ein russ. Dampfbad oder durch wiederholte Einatmung des Hager-Brandschen Schnupfenmittels (bestehend aus Carbolsäure, Spiritus und Salmiakgeist) zu coupieren; neuerdings werden zu diesem Zwecke auch Schnupfpulver aus Menthol oder Cocaïn dringend empfohlen. Bei

Säuglingen gehört ein S. schon zu den bedeutendern Krankheiten und, wenn er monatelang dauert, sogar zu den Zeichen angeborener Lustseuche. Stockschnupfen kann auch durch Verstopfen der Nasengänge durch Schleimhautwucherungen (sog. Polypen) entstehen und erfordert dann eine zweckmäßige chirurgische Behandlung, namentlich häufige Ausspülungen der Nasenhöhle vermittelst der Nasendouche, die Anwendung abstringierender Schnupfpulver und zeitweiliges Touchieren der gewulsteten Nasenschleimhaut mit Höllenstein oder dem galvanokaustischen Brenner.

Schnupftabak (frz. tabac à priser, engl. snuff), s. unter Tabak.

Schnur (frz. cordon, corde; engl. cord, string), ein aus mehr oder weniger zahlreichen gedrehten Fäden bestehendes Geflecht (s. unter Klöppeln, Klöppelmaschine und Seilerei), auch eine bestimmte Anzahl an eine S. gereihter Dinge, z. B. Perlen. Über die für technische Zwecke verwendeten S. s. Baumwollschnüre, über S. ohne Ende (Treibschnuren) s. unter Transmissionen und Triebwerke.

Schnurasseln, s. unter Tausendfüße.

Schnürband, s. Schnürsenkel.

Schnürchenmusselin, s. unter Musselin.

Schnürchenperkal, ein dem Perkal ähnlicher Stoff, in dessen Kette in bestimmten Abständen voneinander stärkere oder mehrfache, gewöhnlich nicht gezwirnte Fäden eingewebt sind.

Schnüren nennt man im allgemeinen das Umgeben einzelner Körperteile mit schnur- oder bandartigen Gegenständen, die fest anliegen und mittels Zusammenziehen einen Druck, namentlich auf die Blutgefäße, ausüben. Ein solches Verfahren wird von der Heilkunde in manchen Fällen, z. B. bei Krampfadern, mit Vorteil benutzt. Andererseits hat das S. durch die Gewalt der Mode eine große Ausdehnung im gewöhnlichen Leben, namentlich beim weiblichen Geschlecht, zur Verschönerung der Form des Oberkörpers gefunden. Zu starkes S. führt aber der Gesundheit nachteilige Veränderungen des Körpers herbei, insofern als die Leber gequetscht, die Baucheingeweide herabgedrängt und die Blutbewegung im Unterleibe erschwert werden, namentlich aber da, wo ein starkes Blankscheit im Schnürleibchen (Korsett) befindlich ist. Über die sog. Schnürleber s. u. Leberentzündung.

Schnürleber, s. unter Leberentzündung 1.

Schnurscheibe, eine am Umfang mit einer Rinne versehene Scheibe, um welche eine endlose Schnur (Treibschnur) gelegt wird, die in gleicher Weise um eine zweite S. herumgeführt ist und so die Übertragung einer Bewegung von der einen auf die andere Scheibe gestattet. (S. unter Transmissionen und Triebwerke.)

Schnürsenkel oder Schnürband (frz. lacet, engl. lace), eine Art baumwollener Litzen zum Zuschnüren von Korsetts, Schuhen oder Stiefeln u. s. w. Über die Herstellung derselben s. unter Klöppelmaschine.

Schnurspalier, s. Kordon (pomolog).

Schnyder von Wartensee (Xaver), Tonkünstler, geb. 18. April 1786 in Luzern, erhielt von Kienlen in Wien Musikunterricht und lebte von 1817 bis zu seinem Tode, 30. Aug. 1868, in Frankfurt a. M. als angesehener Musiklehrer. Von seinen mannigfachen Kompositionen sind es besonders die Chorlieder, welche ihm in den Kreisen der Männergesangvereine Ruf verschafft haben.

Schoa, ein unabhängiges christl. Königreich, welches die Dynasten von S. (ursprünglich eine kleine Provinz im Quellgebiet des Djammaflusses) nach dem Zerfall des abessin. Reichs aus den südöstl. Teilen desselben (zwischen dem Abâi- und Hawâschstrom) herausgebildet und seither (mit einer kurzen Unterbrechung unter dem abessin. Kaiser Theodor) siegreich behauptet und vergrößert haben. Es umfaßt die Landschaften Gesche, Mans, Gedem, Tegulet, S., Jfat, Bulga, Mentschar, Mugar, Liben, Gasch, Gurague zum Teil, seit neuester Zeit auch Enarea und angeblich Kaffa. Hauptorte sind Ankobar, Angolala, Dabra Libanos und Dabra Berhân. Seiner Naturbeschaffenheit nach teilt es die Eigentümlichkeiten des übrigen Abessinien, ist sehr fruchtbar und dichter bevölkert als die durch fortwährende Bürgerkriege verheerten nördl. Länder. Die herrschende Sprache ist das Amhara; die Bewohner (gegen 2 Millionen) sind Amhara und teils christianisierte, teils mohammed. oder heidnische Galla. Die Karawanenstraße zum Meer geht durch das Adalland nach Tadjurra. Der jetzige König Menilek (der neunte seines Stammes) ist ein besonnener und energischer Fürst, lebt mit dem abessin. Kaiser Johann in Frieden, erkennt sogar nominell dessen Oberhoheit an.

Schober, s. Feime.

Schock, eine namentlich in Mittel- und Norddeutschland übliche Bezeichnung für eine Anzahl von 60 Stück oder 4 Mandeln. Ehe die Rechnung nach Gulden und Thalern eingeführt war, rechnete man in einem Teile Deutschlands nach S. oder Schockgroschen, d. i. 60 Groschen, die aber je nach dem Gehalte der Groschen einen sehr verschiedenen Wert hatten. Das sog. alte sächsische Schock wird zu 60 Schockgroschen oder 20 guten Groschen (2 Mark 40 Pf.), dagegen das neue oder schwere Schock zu 60 guten Groschen (7 Mark 20 Pf.) berechnet. In Böhmen und einem Teile von Schlesien rechnete man nach böhmischen Schock, d. i. 60 Kaisergroschen oder 180 Kreuzern (5 Mark 10 Pf.), oder auch nach kleinen Schock zu 40 Kaisergroschen oder 120 Kreuzern. — Schockgroschen nannte man in Sachsen auch eine im 16. Jahrh. eingeführte Art Grundsteuer, wobei der Wert der Grundstücke nach Schockgroschen berechnet und die Schockgroschen zunächst mit 5 Pf. Abgabe belegt wurde.

Schoddy (vom engl. shoddy), soviel wie Kunstwolle. Seidenschoddy heißt ein durch Zerfasern seidener Lumpen gewonnener Stoff.

Schoedler (Friedr. Karl Ludw.), verdienter naturwissenschaftlicher Schriftsteller, geb. 25. Febr. 1813 zu Dieburg, widmete sich anfänglich zu Darmstadt der Pharmacie, wandte sich aber auf der Universität zu Gießen dem Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie zu und war 1835—38 Assistent bei Liebig. Nachdem er zu seiner weitern Ausbildung Reisen durch Deutschland, die Schweiz, England und Frankreich gemacht, ging er 1842 als Lehrer der Naturwissenschaften an das Gymnasium zu Worms. Seit 1854 wirkte er als Direktor der Realschule zu Mainz, wo er 27. April 1884 starb. S.s Ruf gründet sich hauptsächlich auf «Das Buch der Natur» (Braunschw. 1846; 22. Aufl. 1884), eine gedrängte Darstellung des Gesamtgebietes der Naturwissenschaft. Vielen Beifall fanden auch seine Schriften «Die Chemie der Gegenwart» (3. Aufl., Lpz. 1857), sowie die von ihm bearbeitete Ausgabe von Brehms

«Illustriertem Tierleben für Schule und Haus» (3 Bde., Hildburgh. 1867—69) und der Text zum «Atlas der chem. Technik» (Lpz. 1873). Ferner verfaßte er den naturwissenschaftlichen Teil in Wagners «Handbuch der Naturkunde, Erdbeschreibung ꝛc.» (23. Aufl., Stuttg. 1873). Auch hat sich S. als Novellist und Dichter versucht.

Schöffen, s. Schöppen.

Schöffenbarfreie, soviel wie Mittelfreie.

Schöffengericht. Verschieden von den german. Schöppengerichten (s. Schöppen), wennschon nicht ohne einigen Zusammenhang mit den letzten Überresten derselben, ist das neudeutsche Institut des S. Wie im Schwurgericht, so sind auch im S. Laien berufen, in Gemeinschaft mit rechtsgelehrten Elementen gewisse Streitfälle abzuurteilen. Spuren der altgerman. Schöffen, als urteilende Personen, hatten sich in einzelnen Landschaften Deutschlands, lange Zeit hindurch unbeachtet und wegen der Geringfügigkeit ihrer Wirksamkeit auch unbeanstandet, besonders in Württemberg, bis auf die neuere Zeit fortgepflanzt. Daran anknüpfend, übertrugen einzelne neuere Strafprozeßordnungen (Hannover und Kurhessen) nach dem J. 1848 sogenannten S. die Aburteilung der niedersten Straffälle, die regelmäßig entweder den Polizeibehörden oder den Einzelrichtern überwiesen gewesen waren. Eine solche Gestaltung der Dinge, wonach zwei Schöffen von dem Einzelrichter beizuziehen waren, fand sich auch vor Einführung der neuen Justizgesetze in Oldenburg, Bremen, Baden und in den 1866 von Preußen erworbenen Landesteilen. Insbesondere waren es die Gegner der Schwurgerichte, die den S. Beifall schenkten und sogar dafür eintraten, die schwersten Straffälle durch ein erweitertes und vergrößertes S. aburteilen zu lassen. Eine bemerkenswerte Erweiterung des der Kompetenz der S. zugewiesenen Gebietes hatte 1868 die württemb. Strafprozeßordnung geschaffen, als sie auch für die mittelschweren sog. Vergehensfälle, über welche gelehrte Richterkollegien regelmäßig nach franz. Muster zu urteilen pflegen, vergrößerte S. hergestellt hatte, die entweder als Oberamtsgerichte aus zwei Juristen neben drei Schöffen oder als Strafkammern der Kreisgerichtshöfe aus drei Richtern und zwei Schöffen oder aber aus vier Richtern und drei Schöffen bestanden. Auf das Endurteil waren die S. beschränkt in Oldenburg. In Sachsen faßten dieselben (nach Gesetz vom 1. Okt. 1868, vier Schöffen neben drei Richtern) das Endurteil nur zu einem Teile mit, indem die Straffrage allein den beamteten Richtern oblag.

Diese S., die in sachverständiger jurist. Litteratur eifrige Fürsprecher (ganz besonders an dem sächs. Generalstaatsanwalt von Schwarze) fanden, waren anfangs bestimmt, das Schwurgericht in der Deutschen Gerichtsverfassung zu ersetzen. Doch mußte dieser Plan vom preuß. Justizministerium, das 1873 zu Gunsten der S. eine Denkschrift hatte ausarbeiten lassen, angesichts des dagegen geäußerten Widerspruchs aufgegeben werden. Das S. erlangte in dem Deutschen Gerichtsverfassungsgesetz nur denjenigen Wirkungskreis, der ihm außerhalb Württembergs und Sachsens durch einzelne deutsche Strafprozeßordnungen übertragen worden war, d. h. die Aburteilung der Polizeiübertretungen und einzelner geringer Vergehensfälle. Die neuen deutschen S., die 1879 allgemein in Wirksamkeit traten, werden am Sitze der Amtsgerichte gebildet, haben den Amtsrichter zum Vorsitzenden und zwei Schöffen zu Beisitzern, deren Funktion als Ehrenamt nur von einem Deutschen versehen werden kann, dem weder die Befähigung dazu ausdrücklich durch gesetzliche Bestimmung (z. B. wegen strafgerichtlicher Verurteilung, Unfähigkeit zur Verfügung über sein Vermögen) entzogen, noch auch ein gesetzlicher Befreiungs- oder Ablehnungsgrund gegeben ist. Eine sog. Urliste, alljährlich erneuert, enthält die Namen der aus jeder Gemeinde verpflichteten und befähigten Personen, gelangt durch die Gemeindevorsteher an den Amtsrichter, wird von diesem geprüft und zusammengestellt, alsdann einem vom Amtsrichter geleiteten Ausschuß (aus Vertrauensmännern und einem Staatsverwaltungsbeamten bestehend) zur Herstellung einer Jahresliste für jedes Geschäftsjahr unterbreitet, nachdem die Zahl der für jedes Amtsgericht erforderlichen Schöffen durch die Landesjustizverwaltung festgesetzt worden ist. Die Tage der ordentlichen Sitzungen des S. werden für das ganze Jahr im voraus normiert, die Einberufungen zu diesen Sitzungstagen durch das Los bestimmt. Die Schöffen werden gleich den Geschworenen vor der Übernahme des Richteramts beeidigt und erhalten Vergütung ihrer Reisekosten. Die nähern Bestimmungen über die S. enthält das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877 in seinen §§. 25—57. Die wesentlichen Unterschiede zwischen S. und Geschworenengericht zeigen sich darin: 1) im S. bilden Richter und Schöffen ein Kollegium und zwar so, daß der einzelne Schöffengerichtsprozeß das S. fertig vorfindet, während bei einem Schwurgerichtsprozeß die Geschworenenbank erst gebildet werden muß; 2) die Trennung der That- und Rechtsfrage, folglich auch die Fragstellung kommt in Fortfall; 3) die Urteile der S. sind durch das Rechtsmittel der Berufung angreifbar, was bei allen andern Kriminalurteilen unzulässig ist.

Vgl. für das S.: Schwarze, «Geschworenengericht und S.» (Erlangen 1864); derselbe, «Das S.» (Lpz. 1873); Zachariä, «Das moderne S.» (Berl. 1873); H. Meyer, «Die Frage des S.» (Erlangen 1873); gegen das S.: Mittermaier, «Das Volksgericht und Gestaltung der Schwurgerichte und S.» (Berl. 1866); Glaser, «Zur Juryfrage» (Berl. 1864); John, «Über Geschworenengericht und S.» (Berl. 1872); Binding, «Grundriß des Deutschen Strafprozeßrechts» (2. Aufl., Lpz. 1886). Vgl. außerdem Voitus, «Handbuch für Schöffen» (Berl. 1879); Koch, «Der Schöffe im Deutschen Reiche» (2. Aufl., Berl. 1879); H. Seuffert, «Erörterung über die Besetzung der Schöffengerichte und Schwurgerichte» (Bresl. 1879).

Schöffer (Peter), einer der ersten Buchdrucker, war zu Germersheim geboren, wurde von Gutenberg als Gehilfe, wahrscheinlich zum Schriftschneiden, aufgenommen und muß sich als technisch sehr verwendbar erwiesen haben, denn nach der Trennung des Fust von Gutenberg assoziierte sich ersterer mit S., um das Geschäft fortsetzen zu können, und gab S. auch seine Tochter zur Frau. Nach Fusts Tode (1466) führte S. die Buchdruckerei schwungvoll weiter bis zu seinem um 1502 erfolgten Tode. S. mag manches an der Technik verbessert haben, doch ist es unwahrscheinlich, daß er, wie man behauptet, das Typengießen erfunden habe, da die beiden mainzer Ablaßbriefe von 1454 einander an Schönheit nicht nachstehen. Sein ältester Sohn

Peter führte das väterliche Geschäft fort; die Familie starb im 18. Jahrh. aus.

Schoitasch (magyarisch sujtás, frz. soutache) nennt man die namentlich bei der Bekleidung der Husaren angewendeten Besätze aus Plattschnur, sowie die Plattschnur selbst. Daher nennt man Schoitaschhosen das Galabeinkleid der Husaren, auf dem diese Verzierung in besonders reichem Maße und in mannigfachen Verschlingungen angebracht ist.

Scholarchāt (grch., d. h. Schulvorstand) hieß in einigen Ländern die Behörde, welche die Oberaufsicht über die höhern Lehranstalten führte und gewöhnlich aus den ersten Geistlichen und Magistratspersonen bestand; ein einzelnes Mitglied hieß Scholarch. [Schullehrerin.

Scholastica, lehrende Nonne, klösterliche

Scholastica, s. unter Achensee.

Scholasticus, derjenige Kapitelsgeistliche, welcher mit der Aufsicht über die Stiftsschule betraut war.

Scholastik und Scholastiker. Scholastiker hießen bei den Römern die an den kaiserl. Schulen angestellten Lehrer der Beredsamkeit. In der Regel bezeichnet man aber damit die Philosophen des Mittelalters. Letzteres hat seinen histor. Ursprung daher, daß die nach der Barbarei des 6. bis 8. Jahrh. seit Karl d. Gr. in den Klöstern, bischöfl. und erzbischöfl. Sitzen gestifteten Schulen (scholae) der Sitz einer erneuerten wissenschaftlichen Kultur und dadurch mittelbar philos. Bestrebungen wurden, die dann später ihren Mittelpunkt in den Universitäten, besonders in Paris und Oxford, fanden. Der wesentliche Grundcharakter dieser mittelalterlichen Philosophie ist Beschränkung der philos. Untersuchung auf die Theologie. Man kann die Zeit vom 9. bis zu Anfang des 11. Jahrh. als die vorbereitende Periode dieser Richtung betrachten. In sie fallen, nächst Johannes Scotus Erigena und Gerbert, einem Mönche zu Aurillac, der später als Papst Sylvester II. hieß, Berengar von Tours, Lanfranc, Anselm von Canterbury. Ein starkes Ferment für die Ausbildung der Philosophie wurde die gegen die Mitte des 12. Jahrh. durch Joh. Roscellinus angeregte Frage über die Bedeutung der allgemeinen Begriffe, sowie die über denselben Gegenstand zwischen Wilhelm von Champeaux (gest. 1120) und Abälard geführten nominalistischen Streitigkeiten. (S. Nominalismus.) Sie wurde zu Gunsten des Realismus (s. d.) entschieden, und von dieser Zeit an blieb der Realismus die ganze Blütezeit der Scholastik im 12. und 13. Jahrh. hindurch die herrschende Denkart. Die Theologie, als deren Quelle unabhängig von der Philosophie der Glaube an die Offenbarung betrachtet ward, wurde immer mehr nicht nur das Objekt, sondern auch die Norm und Regel der Philosophie, und zwar ausdrücklich in der Form, in welcher sie sich durch die Kirchenväter, die Konzilienbeschlüsse und die Entscheidungen der Päpste als Dogma ausgebildet hatte. Die Philosophie hatte also kein Recht, den Inhalt der kirchlichen Glaubenslehre anzutasten, sondern sie hatte denselben nur in die Form eines Systems zu bringen, und daher der Ausdruck: die Philosophie ist die Magd der Theologie (philosophia theologiae ancilla). Was nicht unmittelbar mit dem Dogma zusammenhing, wurde entweder vernachlässigt oder nach Begriffen behandelt, die aus dem Altertum überliefert waren. Vorzugsweise bezogen sich daher die Bemühungen der Scholastiker auf solche Probleme, die in den Dogmen der Kirche entweder wirklich lagen oder in sie hineingetragen wurden, und dadurch verwickelte sich die Scholastik in viele teils notwendige, teils gemachte Subtilitäten und Distinktionen. Mit dem größten Fleiße wurde zugleich alles behandelt, was sich auf den Formalismus der Logik und Dialektik bezog, die man aus den logischen Schriften des Aristoteles kannte. Man betrachtete sie nicht bloß als ein methodisches Hilfsmittel, sondern als das materiale Organon der Philosophie und gab ihr im Laufe der Zeit eine fast monströse Ausdehnung. Die Anwendung des dialektischen Verfahrens auf das Dogma war anfangs nur fragmentarisch. So bei den meisten Vertretern der Scholastik im 12. Jahrh., z. B. bei Gilbert de la Porrée, Alanus ab Insulis, Petrus Lombardus. Während des 12. Jahrh. hatte aber die vermehrte Berührung mit Arabern und Griechen auch zur Bekanntschaft mit den physischen und metaphys. Schriften des Aristoteles, wenn auch zunächst nur durch das Medium unvollkommener Übersetzungen, geführt, und sowie sich der Gesichtskreis der Scholastiker dadurch erweiterte, so gewannen auch ihre Gedanken festere Haltepunkte. Die unbedingte Herrschaft des Aristoteles fällt demnach erst mit der eigentlichen Blütezeit der Scholastik zusammen, und es treten nun allmählich die großen durchgeführten Systeme der christl. Theologie hervor.

Nächst Alexander von Hales waren die drei Hauptvertreter der Scholastik Albert der Große, Thomas von Aquino und Duns Scotus, um welche sich eine große Anzahl mehr oder weniger selbständiger Schüler und Anhänger gruppiert. Der Ruhm und der Einfluß, den solche Männer hatten, war in jenen Jahrhunderten um so größer, je mehr der Mangel des Buchdrucks die Lernenden an die Person des Lehrers band und die vielen öffentlichen und feierlichen Disputationen der dialektischen Schlagfertigkeit mannigfaltige Gelegenheit gaben, das Staunen der Zuhörer zu erregen. Die Verehrung, welche man ausgezeichneten Lehrern zollte, zeigte sich darin, daß man ihnen ehrende Beinamen beilegte, unter welchen sie häufig citiert werden. So hieß Alanus von Ryssel Doctor universalis, Alexander von Hales Doctor irrefragabilis, Duns Scotus Doctor subtilissimus, Thomas von Aquino Doctor angelicus, Wilhelm Durand aus St.-Pourçain Doctor resolutissimus u. s. w. Mit Thomas von Aquino und Duns Scotus hatte die Scholastik ihren Höhepunkt erreicht, und verschiedenartige Gründe wirkten zu ihrem allmählichen Verfall zusammen. Die Mystik, eine gläubige Gefühlstheologie, hatte fortwährend einen Gegensatz zu der scholastischen Verstandestheologie gebildet. Im 12. Jahrh. vertraten diese Richtung hauptsächlich das Kloster zu St. Victor in Paris und der heil. Bernhard von Clairvaux, im 13. Jahrh. Bonaventura, bis der Mystizismus im 14. Jahrh. bei Eckhart, Joh. Tauler, im 15. bei Johann von Gerson, Nikolaus von Clemanges, Thomas von Kempen u. a. auch durch seine ethische und praktische Tendenz in entschiedener Feindseligkeit gegen die Scholastik auftrat. Innerhalb der Scholastik selbst hatten die dialektischen Gedankenwendungen namentlich in der niemals ganz überwundenen Richtung des Nominalismus häufig auf Folgerungen geführt, die sich mit dem Dogma nicht wohl vereinigen ließen, und es gewann allmählich die Unterscheidung zwischen philos. und theol. Wahrheit, also der Satz:

es könne etwas philosophisch wahr und theologisch falsch sein, und umgekehrt, eine für die Scholastik selbst bedenkliche Geltung. (Vgl. M. Maywald, «Die Lehre von der zweifachen Wahrheit», Berl. 1871.) Dazu kamen die abweichenden Meinungen, welche sich unter den Scholastikern selbst auch über nichttheol. Fragen gebildet hatten, und außerdem pflanzten sich die Meinungsverschiedenheiten zwischen Thomas von Aquino und Duns Scotus auf die mächtigen Orden der Dominikaner und Franziskaner fort. Endlich erhob der Nominalismus in Wilh. von Occam sein Haupt wieder energisch und entzog der Scholastik durch die Bestreitung der Voraussetzungen ihres unkritischen Realismus ihre Hauptstütze. Der Nominalismus war aber seiner Natur nach ebenfalls unfähig, einen Fortschritt in der Richtung hervorzubringen, in welcher sich die bisherige Art zu philosophieren bewegt hatte, und so erfolgte nun mit seinem Wiedererstehen zugleich immer mehr der innere Verfall der Scholastik, während der Nominalismus selbst noch im 15. Jahrh. an Buridan, Peter d'Ailly u. a. berühmte und glänzende Verteidiger aufzuweisen hatte, auch die alte scholastische Lehrart sich noch bis ins 17. Jahrh. hinein auf den Universitäten erhielt. Je mehr sie zuletzt in die abgeschmacktesten Wortstreitigkeiten sich verlor, desto entschiedener wurde in allen vorwärts strebenden Köpfen die Abneigung gegen sie. Männer wie Lorenz Valla, Ludw. Vives, Erasmus, Rudolf Agricola, Petrus Ramus, Giordano Bruno u. a. bekämpften ihre Geschmacklosigkeit, die Illiberalität der Denkungsart, die Armut an wirklichen Kenntnissen, die sklavische Bewunderung des Aristoteles mit allen Waffen des Ernstes und des Spottes. Gleichwohl mußten so durchgreifende Ereignisse wie die Wiedererweckung der klassischen Litteratur, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die ersten großen Entdeckungen eines Galilei und Torricelli, Kopernikus und Kepler in den Naturwissenschaften und die Reformation zusammenwirken, um diese Fessel des Geistes allmählich zu brechen. Die scholastische Lehrart verlor sich selbst in Deutschland und Frankreich nur sehr langsam; in den katholisch gebliebenen Ländern fand sie namentlich in den jesuitischen Schulen eine einflußreiche Stütze und ist selbst jetzt noch nicht ganz verschwunden. Die Beurteilung der Scholastik hat sich in neuerer Zeit in dem Maße wieder günstiger gestaltet, als ihre übeln Nachwirkungen als überwunden angesehen werden dürfen. Man hat nicht nur den Fleiß, den Scharfsinn und relativen Tiefsinn gerechter würdigen gelernt, den ihre Lehrer in der Behandlung dogmatischer Probleme zeigten, sondern auch den großen Nutzen erkannt, der der christl. Kirche durch eine Religionsphilosophie erwuchs, welche zum ersten mal die Nationen des ganzen christl. Europa in den aufgeklärten Begriffen der bedeutendsten Philosophen des klassischen Altertums denken lehrte.

Vgl. Hauréau, «De la philosophie scolastique» (2 Bde., Par. 1850; neue Aufl., Bd. 1, Par. 1873); Kaulich, «Geschichte der scholastischen Philosophie» (Tl. 1, Prag 1853); Stöckl, «Geschichte der Philosophie des Mittelalters» (3 Bde., Mainz 1864—66); Prantl, «Geschichte der Logik im Abendlande» (Bd. 2—4, Lpz. 1861—70). Unter den Kompendien der Geschichte der Philosophie (s. d.) behandelt namentlich dasjenige von Erdmann (Bd. 1, 3. Aufl. 1878) die Scholastik eingehend.

Schoelcher (Victor), franz. Schriftsteller und Politiker, geb. 21. Juli 1804 zu Paris, machte 1829 eine Reise nach Nordamerika und trat hierauf für die Emancipation der Sklaven in mehrern Schriften ein. Zunächst erschien «De l'esclavage des noirs et de la législation coloniale» (1833), dann «L'abolition de l'esclavage» (1840). Darauf unternahm er eine Reise nach den Antillen, infolge welcher er «Les colonies françaises» (1842), «Les colonies étrangères et Haiti» (1843) veröffentlichte, dann besuchte er Ägypten, Griechenland, die Türkei und schrieb «L'Égypte en 1845», (1846) und «Histoire de l'esclavage pendant les deux dernières années» (2 Bde., 1847). Nach Ausbruch der Februarrevolution 1848 von dem neuen Marineminister François Arago 3. März zum Unterstaatssekretär ernannt, betrieb er aufs eifrigste die Einsetzung einer Kommission für die Vorbereitung eines die unmittelbare Freilassung der Negersklaven betreffenden Gesetzes, und am nächstfolgenden 27. April erschienen die auf Abschaffung der Sklaverei lautenden Dekrete. Hierfür wählte ihn die Insel Guadeloupe zu ihrem Repräsentanten in der Konstituante und erneuerte sein Mandat für die Legislative. In beiden Versammlungen hielt er sich zur Gruppe der «Männer vom Berge» und wurde ihr Vizepräsident. Am 2. Dez. 1851, als er gegen den Staatsstreich in seiner Eigenschaft als Volksvertreter protestieren wollte, wurde er von einem Bajonettstich verwundet, flüchtete nach England und kam erst bei der Nachricht von dem Sturze des zweiten Kaiserreichs wieder nach Paris, wo die Regierung der Nationalverteidigung ihn zum Stabsobersten der Nationalgarde ernannte. Während der Belagerung von Paris kommandierte er die Artillerielegion der Nationalgarde. Am 8. Febr. 1871 wählte ihn die Kolonie Martinique zu ihrem Abgeordneten in der Nationalversammlung, wo er der Fraktion der «Union républicaine» beitrat, die ihn zu ihrem Präsidenten ernannte. Im Dez. 1875 wurde er als lebenslängliches Mitglied in den Senat gewählt, wo er sich der äußersten Linken anschloß. Von ihm sind noch zu erwähnen: «The Life of Haendel» (1857), «The Sunday rest» (1870), «Le crime de décembre en province» (1875), «La grande conspiration du pillage et du meurtre à la Martinique» (1875), «Le vrai Saint-Paul, sa vie, sa morale» (1879).

Scholiasten, s. unter Scholien.

Scholien (grch.), die von Grammatikern des Altertums verfaßten, bald sprachlichen, bald sachlichen Erläuterungen zu griech. und röm. Schriftstellern. Die Verfasser von S. heißen **Scholiasten**. Im weitern Sinne versteht man unter S. überhaupt erklärende Anmerkungen zu einem Schriftsteller.

Scholl (Aurélien), franz. Schriftsteller, geb. zu Bordeaux 14. Juli 1833, widmete sich in Paris der journalistischen Thätigkeit und begründete nacheinander «Satan», «La silhouette», «Le Nain jaune», «Le club», «Le jockey», «Le lorgnon». Unter der Republik schrieb er namentlich für den «Evénement» und den «Voltaire». Von ihm sind Romane und Theaterstücke, wie «La question d'amour» (1864), «Les chaînes de fleurs» (1866), «Le repentir» (1876), «Le nid des autres» (1878) u. s. w. zu erwähnen. Sein glänzender Witz, und besonders seine Polemiken, Duelle und Prozesse haben häufig die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihn gelenkt;

er ist eine der bekanntesten und hervorstechendsten Persönlichkeiten des heutigen Paris.

Schöll (Adolf), verdienter Archäolog und Kunstschriftsteller, geb. 2. Sept. 1805 zu Brünn, widmete sich zu Tübingen und Göttingen mytholog. und archäolog. Studien, habilitierte sich 1832 in Berlin und erhielt hier 1835 die Lektorstelle der Kunstmythologie an der Akademie der Künste. Im J. 1842 wurde er Professor der Archäologie zu Halle, 1843 Direktor der Kunstanstalten in Weimar, wo er 1860 Oberbibliothekar wurde und 26. Mai 1882 starb. Außer vielen Beiträgen zu Zeitschriften, sowie einer Übersetzung des Herodot (2 Bde., Stuttg. 1832; 2. Aufl. 1855) veröffentlichte er: «Beiträge zur Kenntnis der tragischen Poesie der Griechen» (Berl. 1839), «Archäolog. Mitteilungen aus Griechenland» (Frankf. 1843), «Sophokles, sein Leben und Wirken» (Frankf. 1842), «Gründlicher Unterricht über die Tetralogie des attischen Theaters» (Lpz. 1859). Hieran reihten sich Übertragungen von des Sophokles «Ajas» (Berl. 1842 u. Stuttg. 1860), «König Ödipus» (Stuttg. 1856; 3. Aufl. 1877), «Ödipus auf Kolonos» (Stuttg. 1857), «Antigone» (Stuttg. 1857; 2. Aufl. 1866), «Philoktet» (Stuttg. 1865), «Elektra» (Stuttg. 1868) und «Trachinerinnen» (Stuttg. 1870), sowie von des Euripides «Cyklop» (Braunschw. 1851). Schätzbare Beiträge zur Goethe-Litteratur veröffentlichte er in «Briefe und Aufsätze von Goethe aus den J. 1766—86» (Weim. 1846), «Goethes Briefe an Frau von Stein» (3 Bde., 1848—51) und «Karl-August-Büchlein» (Weim. 1857). Auch verfaßte er: «Weimars Denkwürdigkeiten einst und jetzt» (Weim. 1847). Gehaltreiche Abhandlungen zur Litteraturgeschichte sind gesammelt in den Werken «Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens» (Berl. 1882) und «Aufsätze zur klassischen Litteratur alter und neuerer Zeit» (Berl. 1884).

Rudolf S., Sohn des vorigen, geb. zu Weimar 1. Sept. 1844, studierte zu Göttingen und Bonn Philologie, wurde nach kurzer Lehrthätigkeit in Berlin durch Mommsen 1867 mit der Aufnahme einiger oberitalischer Inschriften betraut, besuchte 1870 von Rom aus Athen und kehrte 1871 nach Berlin zurück, wo er sich an der Universität habilitierte. Er wurde 1872 Professor in Greifswald, 1874 in Jena, 1876 in Straßburg, 1885 in München. S. schrieb: «Legis duodecim tabularum reliquiae» (Lpz. 1866), «Quaestiones fiscales juris attici ex Lysiae orationibus illustratae» (Berl. 1873), «De synegoris atticis commentatio» (Jena 1876). Außerdem besorgte er Textrecensionen des Q. Asconius (mit A. Kießling, Berl. 1875) und der Novellen Justinians (Berl. seit 1880).

Friedrich S., jüngster Sohn Adolf S.s, geb. 8. Febr. 1850, studierte in Göttingen und Leipzig Philologie, war 1875—77 Ritschls Assistent am Russisch-Philologischen Seminar in Leipzig und wurde 1877 Professor in Heidelberg. Er veröffentlichte: «De locis nonnullis ad Aeschyli vitam et ad historiam tragoediae graecae pertinentibus» (Jena 1876), «Divinationes in Plauti Truculentum» (in «Analecta Plautina», Lpz. 1877) und eine kritische Ausgabe des Truculentus (Lpz. 1881).

Schöll (Maximilian Samson Friedr.), Diplomat und Schriftsteller, geb. 8. Mai 1766 zu Harskirchen in Nassau-Saarbrücken, bezog, 15 J. alt, die Universität zu Straßburg und wurde nach beendeten jurist. Studien Hauslehrer in einer livländ. Familie, mit der er 1788 und 1789 Italien und Frankreich bereiste. Sein Enthusiasmus für die Französische Revolution führte ihn 1790 nach Straßburg zurück, wo er sich der jurist. Laufbahn widmete. Im J. 1794 folgte er einer Einladung nach Weimar, und von da wandte er sich nach Berlin. Dann übernahm er von dem berliner Buchdrucker Decker eine diesem gehörige Buchhandlung mit Druckerei in Basel. Später erhielt er eine Anstellung bei der preuß. Gesandtschaft in Paris. Der Staatskanzler Hardenberg berief ihn nach Wien, wo er bis zur Beendigung des Kongresses blieb. Sodann war er wieder bis zum Kongreß in Aachen als Legationsrat der preuß. Gesandtschaft in Paris zugeteilt. Im J. 1819 wurde er in Berlin als vortragender Rat beim Staatskanzler angestellt, den er auch zu den Kongressen in Teplitz, Troppau und Laibach, 1822 nach Verona begleitete. Er starb in Paris 6. Aug. 1833. Von seinen litterarhistor. Schriften sind zu nennen: die «Histoire abrégée de la littérature grecque» (2 Bde., Par. 1813; 2. Aufl., 8 Bde., 1824; deutsch von Schwarze und Pinder, 3 Bde., Berl. 1828—31) und «Histoire de la littérature romaine» (4 Bde., Par. 1815). Von seinen publizistischen Arbeiten sind zu nennen: «Recueil des pièces officielles destinées à détromper les Français sur les événements qui se sont passés depuis quelques années» (9 Bde., Par. 1814—16), «Recueil des pièces relatives au congrès de Vienne» (6 Bde., Par. 1816—18), seine Fortsetzung von Kochs «Histoire abrégée des traités de paix, etc.» (15 Bde., Par. 1817—18), «Archives politiques ou diplomatiques» (3 Bde., Par. 1818—19), «Tableau des révolutions de l'Europe» (3 Bde., Par. 1823), und vor allem sein «Cours d'histoire des états européens depuis la chute de l'empire romain jusqu'en 1789» (46 Bde., Par. 1830—36).

Scholle oder **Plattfisch** (Pleuronectes) heißt eine durch die ganz eigentümliche, unsymmetrische Form des Körpers von allen andern Fischen leicht zu unterscheidende Familie der Knochenfische. Der Körper ist nämlich von den Seiten her platt zusammengedrückt, aber auf der einen Seite dunkler, auf der andern heller, und der Kopf so sonderbar verdreht, daß beide Augen auf die dunklere Seite zu stehen kommen und das Maul schief ist. Den Rücken bildet eine scharfe Kante, welche mit einer auf dem Schädel beginnenden und bis zur Schwanzflosse fortlaufenden Flosse (Rückenflosse) besetzt ist, und der Bauch ist der entgegengesetzte Rand, welcher von der Afterflosse ganz eingefaßt wird. Brust- und Bauchflosse stehen an ihrer richtigen Stelle auf verschiedenen Seiten. Die S. besitzen keine Schwimmblase und verbringen die meiste Zeit auf dem Schlamme oder Sande des Bodens liegend, wobei sie die dunklere, augentragende Seite nach oben richten und so auf ihre Beute lauern. Nur wenn die S. aufgestört wird, richtet sie ihren Körper vertikal und schießt eine Strecke pfeilschnell fort, geht dann in langsame, wellenförmige Bewegung über und senkt sich endlich wieder auf den Boden nieder. Der Rumpf besteht wesentlich aus dem Schwanze, da die Eingeweidehöhle unmittelbar hinter dem Kopfe nur einen kleinen Raum einnimmt und der After unter der Kehle liegt. Alle Fische dieser Familie leben im Meere; doch kommen einige auch in das Wasser großer Flußmündungen, und der Flunder steigt die Flüsse so weit hinauf, daß er

schon bei Trier in der Mosel, bei Mainz im Rhein und bei Klingenberg in Franken im Main gefangen wurde. Sie halten sich meist in Gesellschaften zusammen, haben ein sehr zähes Leben und ein meist sehr wohlschmeckendes Fleisch, das eine gesunde und angenehme Nahrung abgibt. Einige gehören sogar zu den leckersten Seefischen. Die größte Zahl der Arten findet sich in den gemäßigten Breiten. Nach den Flossen und Zähnen zerfallen die S. in mehrere Gattungen. Die eigentliche Gattung S. (Platessa) hat einen ovalen oder fast rautenförmigen Körper, Rücken- und Afterflosse reichen nicht ganz bis zur Schwanzflosse, die Augen stehen meist auf der rechten Seite und die Zähne sind stumpf-schneidend.

Zu ihr gehört der Flunder (Pleuronectes Flesus, Tafel: Fische, Fig. 10), welcher an den Küsten der Nordsee und eines Teils der Ostsee außerordentlich zahlreich, 81—72 cm lang und auf grünlichgelbem Grunde schwarz gefleckt ist. Da er ein zähes Leben hat, so kann er ziemlich weit landeinwärts transportiert werden. Er wird nicht allein frisch, sondern auch geräuchert genossen; doch ist sein Fleisch minder schmackhaft als das mancher andern Plattfische. Ihm ähnlich ist der im Nordischen Meere wohnende Platteis oder die gemeine Scholle (P. platessa, Fig. 9), welche auf braunem Grunde rot gefleckt ist und 4—7 Höcker hinter den Augen und ein zarteres, wohlschmeckenderes Fleisch besitzt. Sie wird gesalzen und getrocknet. Die in der Nord- und Ostsee lebende Kliesche (P. Limanda, Fig. 11) ist wie eine Feile rauh, 21—26 cm lang und nur hier und da durch Wohlgeschmack und Zartheit des Fleisches ausgezeichnet, aber seltener. Die Pole (P. cynoglossa) an den westafrik. Küsten zeichnet sich durch ansehnliche Größe und verwaschene Marmorierung auf gelbbraunem Grunde aus.

Die Gattung Butt (Rhombus) ist von der vorigen durch hechelförmige, spitzige Zähne und die meistens auf der linken Seite stehenden Augen verschieden. Der in der Nord- und Ostsee, aber auch im Mittelmeer lebende, durch einzelne rauhe Schuppenbuckel leicht kenntliche Steinbutt oder Turbot (Rhombus maximus) war schon bei den alten Griechen und Römern bekannt und ist stets geschätzt worden. Gewöhnlich wiegt er 2,5 bis 5 kg; doch sind auch schon Exemplare von 75, ja selbst von 80 kg gefangen worden. Noch größer, als die vorige Art gewöhnlich, ist der in großen Tiefen der Nordsee vorkommende Heiligbutt (R. hippoglossus), der 2—2,5 m, ja selbst bis 4 m lang werden soll. Er ist sehr fett und wird eingepökelt den Heringen vorgezogen. Der Glattbutt (R. vulgaris) ist noch gemeiner als der Steinbutt, aber bei weitem nicht von gleichem Wohlgeschmack. Er ist völlig glatt und seine dunklere Seite braun und gelb marmoriert. Die Gattung Sohle (Solea) hat eine längliche, zungenförmige Gestalt, und die Rücken- und Afterflosse reichen völlig bis zur Schwanzflosse. Zu ihr gehört die an den meisten Küsten Europas lebende gemeine Zunge (S. vulgaris), welche treffliches Fleisch hat.

Schöllenen, wilde Felsschlucht im schweiz. Kanton Uri, auf der Nordseite des St. Gotthard, von der Reuß durchflossen, beginnt beim Dorfe Göschenen und endet bei der Teufelsbrücke.

Schöllkraut, Pflanzenart, s. Chelidonium.

Scholten (Joh. Heinr.), Hauptvertreter der neuern prot. Theologie in den Niederlanden, geb. 17. Aug. 1811 zu Vleuten bei Utrecht, bezog 1828 die Universität Utrecht, wurde 1838 Landprediger zu Meerkerk bei Utrecht, 1840 Professor der Theologie am Athenäum zu Franeker, 1843 außerord., 1845 ord. Professor zu Leiden, ferner hervorragendes Mitglied der niederländ. reformierten Synode, trat 1881 von seinem Lehramt zurück und starb 10. April 1885 in Leiden. Schon bei seiner Antrittsrede in Franeker trat er der sog. Gröninger Schule entgegen, indem er den Satz verteidigte, daß das Christentum keines Autoritätsglaubens an äußere Thatsachen bedürfe. In dem Streite zwischen Oosterzee und Opzoomer über den Sitz der Religion und über das Wesen des Christentums trat S. für die Notwendigkeit philos. Begründung der religiösen Wahrheiten in die Schranken, und zugleich machte er seine freien philos. Grundsätze in den mit größtem Beifall aufgenommenen Vorlesungen über Geschichte der Religion und Philosophie geltend. Aus diesen ging die Schrift hervor: «Geschiedenis van Godsdienst en wysbegeerte» (Leid. 1853; 3. Aufl. 1863; deutsch von Redepenning, Elberf. 1863). Epochemachend wirkte sein Werk: «De leer der hervormde kerk in hare grondbeginselen» (2 Tle., Leid. 1848—50; 4. Aufl. 1861—62). Ähnlich wie Schweizer hatte S. als Grundprinzip der reform. Kirchenlehre den ethischen Determinismus bezeichnet, wofür er von allen Seiten Angriffe erfuhr, die ihn nur um so mehr veranlaßten, den deterministischen Standpunkt auch philosophisch zu rechtfertigen. Zur Verteidigung gegen den bedeutendsten seiner Gegner, Hoekstra, verfaßte er seine berühmte Schrift über den freien Willen («De vrije wil. Kritisch onderzoek», Leid. 1859; deutsch von Manchot, Berl. 1874). Auch andere Arbeiten S.s auf religionsphilos. Gebiet wurden durch Streitfragen des Tags veranlaßt. Zwei Hauptschriften S.s, welche ganz auf dem Boden der neuern Kritik stehen, sind: «Het Evangelie naar Johannes» (Leid. 1864; deutsch von Lang, Berl. 1867), und «De oudste getuigenissen aangaande de schriften des Nieuwe Testaments» (Leid. 1866; deutsch von Manchot, Brem. 1867). Hieran schlossen sich die Schriften: «Het oudste Evangelie» (Leid. 1868; deutsch von Redepenning, Elberf. 1869), «De doops formule» (Leid. 1869; deutsch von Gubalke, Gotha 1885), «Het Paulinisch Evangelie» (Leid. 1870; deutsch von Redepenning, Elberf. 1881) und «Is de derde Evangelist de Schrijver van het boek der Handelingen» (Leid. 1873). Vgl. A. Kuenen, «Levensbericht van S.» (Amsterd. 1885).

Scholtz (Jul.), Historienmaler, geb. 12. Febr. 1825 in Breslau, studierte auf der dresdener Akademie und zeichnete sich zuerst durch das vom Verein für histor. Kunst bestellte Gemälde: Gastmahl der Wallensteiner, aus. Die anziehende Verbindung geschichtstreuer Charakteristik mit dem Element des Sittenbildes, die hierin hervortritt, bildet auch den Reiz seiner spätern Gemälde, unter denen die Musterung der ersten Freiwilligen von König Friedrich Wilhelm III. in Breslau (einmal für den Kunstverein zu Breslau, ein zweites mal 1872 für die Nationalgalerie in Berlin gemalt) besonders hervorzuheben ist. S. wurde 1874 Professor an der dresdener Akademie und beteiligte sich an der Ausschmückung der Albrechtsburg in Meißen.

Scholz (Adolf Heinr. Wilh. von), preuß. Finanzminister, geb. 1. Nov. 1833 zu Schweidnitz, Sohn eines Arztes, besuchte 1844—51 das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte 1851—54 in Berlin und

Bonn die Rechte, arbeitete dann ein Jahr lang als Auskultator am Kreisgericht zu Schweidnitz, kehrte hierauf nach Berlin zurück und trat 1859 nach einer kurzen Thätigkeit als Assessor am berliner Stadtgericht in die Verwaltungslaufbahn über. In dieser war er bei den Regierungen zu Danzig, Oppeln und Breslau und dem Oberpräsidium zu Breslau beschäftigt und wurde 1864 als Hilfsarbeiter in das Kultusministerium berufen, später zum Regierungsrat ernannt, 1871 in das Finanzministerium übernommen und hier 1872 zum Geh. Finanzrat, 1875 zum Geh. Oberfinanzrat befördert. Als solcher hatte er bis 1876 hauptsächlich die Etats des Kultusministeriums und später den preuß. Gesamtetat und die Etats der Reichsverwaltungen zu bearbeiten. Am 16. Juli 1879 als Unterstaatssekretär an die Spitze des neubegründeten Reichsschatzamts berufen, erhielt er drei Monate später seine Ernennung zum preuß. Bevollmächtigten im Bundesrat und im Juni 1880 zum Staatssekretär des Reichsschatzamts mit dem Charakter als Wirklicher Geheimrat. Nach dem Rücktritt Bitters wurde S. 28. Juni 1882 als Finanzminister in den preuß. Landesdienst zurückberufen. In den J. 1870—73 war S. konservatives Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses als Vertreter des Wahlkreises Schweidnitz. Seit 14. Mai 1883, wo sein Vater anläßlich des 60jährigen Doktorjubiläums in den erblichen Adelsstand erhoben wurde, führt S. auch seinerseits das Adelsprädikat und seit 8. Febr. 1885 den Titel eines Doktors der Rechte, den ihm die Universität Bonn ehrenhalber verliehen hat.

Scholz (Wenzel), berühmter Komiker, geb. 28. März 1787 zu Brixen in Tirol, betrat 1811 bei der von seiner Mutter geleiteten Gesellschaft zuerst die Bühne und gehörte der Truppe bis 1815 an, in welchem Jahre er auf dem wiener Burgtheater debütierte. Im September gastierte er auf dem Leopoldstädtischen Theater, wandte sich darauf nach Steiermark und Kärnten, spielte 1819—26 in Graz und erschien im April des letztern Jahres zum ersten mal auf der Bühne des Josephstädter Theaters in Wien. Doch erst 1827 gelang es ihm, durchschlagenden Erfolg als Komiker zu erzielen, der ihm dann stets treu blieb. S. starb 5. Okt. 1857 zu Wien. Vielseitigkeit, unerschöpflicher Humor, hinreißend wirkende Mimik, scharfe Charakteristik waren die vortretenden Eigenschaften seines Spiels.

Schömann (Georg Friedr.), ausgezeichneter Philolog und Altertumsforscher, geb. 28. Juni 1793 zu Stralsund, studierte Philologie zu Greifswald und zu Jena. Schon 1813 erhielt er das Konrektorat in Anklam; im folgenden Jahre kam er in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Greifswald, rückte 1817 in die Stelle des Prorektors auf und wurde 1826 zum außerord., bald darauf zum ord. Professor der altklassischen Litteratur und Eloquenz an der Universität daselbst, später auch zum Bibliothekar, 1853 zum Geh. Regierungsrat ernannt. Er starb 25. März 1879. S.s akademische und schriftstellerische, durch Gründlichkeit und Klarheit ausgezeichnete Thätigkeit erstreckte sich anfangs vorzugsweise auf die Kenntnis des attischen Gerichtswesens und auf die nächsten Quellen desselben, die attischen Redner. Dahin gehören seine Schriften «De comitiis Atheniensium» (Greifsw. 1819), «Der attische Prozeß» (Halle 1824), den er gemeinschaftlich mit M. H. E. Meier bearbeitete; die «Antiquitates juris publici Graecorum» (Greifsw. 1838) und die mit einem reichhaltigen Kommentar ausgestattete Ausgabe der Reden des «Isäus» (Greifsw. 1831). Einen gleichen Reichtum an sprachlichen und sachlichen Bemerkungen bietet die Ausgabe von Plutarchs «Agis et Cleomenes» (Greifsw. 1839). Außerdem förderte S. namentlich die Kritik und Erklärung des Äschylos (unter anderm durch die Ausgaben des «Gefesselten Prometheus», Greifsw. 1844, und der «Eumeniden», Greifsw. 1845) und der Hesiodischen Werke, insbesondere der Theogonie, der er eine Ausgabe mit ausführlichem Kommentar (Berl. 1868), eine Textausgabe (Berl. 1869) und zahlreiche akademische Gelegenheitsschriften gewidmet hat. Ein Hauptwerk S.s sind die «Griech. Altertümer» (2 Bde., Berl. 1850—59; 3. Aufl. 1871—73). Von seinen übrigen Arbeiten sind noch zu nennen eine Ausgabe von Ciceros Werk «De natura deorum» (Lpz. 1850; 4. Aufl. 1876) und eine Reihe grammatischer Untersuchungen, wie unter anderm «Die Lehre von den Redeteilen nach den Alten» (Berl. 1863). Eine Auswahl seiner kleinern Arbeiten zur griech. Geschichte, Mythologie und Altertumskunde hat er in den «Opuscula academica» (4 Bde., Berl. 1856—71) zusammengestellt.

Schomb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Robert Hermann Schomburgk (s. d.).

Schomberg (Friedr. von), berühmter Feldherr, aus dem Geschlecht der rhein. Schonburge, von der Schonburg oder Schönburg bei Oberwesel stammend, geboren zu Heidelberg im Dezember 1615, diente zuerst im Heere des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, dann unter dessen Sohn, Wilhelm II. Bereits rühmlich bekannt trat er 1650 in franz. Dienste. Im J. 1661 ging er im Auftrag Ludwigs XIV. nach Portugal und befehligte dort so glücklich, daß Spanien 1668 zum Frieden und zur Anerkennung des Hauses Braganza genötigt wurde. In demselben Jahre kehrte S. nach Frankreich zurück und wurde daselbst naturalisiert. Er trat 1673 vorübergehend in engl. Dienste, machte 1674 den Feldzug in Roussillon und Catalonien mit und erhielt endlich 1675, obgleich Protestant, den franz. Herzogstitel und den Marschallsstab. Beim Feldzug in den Niederlanden entsetzte er 1676 Maastricht. Als das Edikt von Nantes 1685 aufgehoben wurde, verließ S. Frankreich und ging nach Portugal; dann folgte er einem Ruf des Großen Kurfürsten von Brandenburg und traf 1687 in Berlin ein, wo er General-en-Chef aller brandenburgischen Truppen, Geh. Staats- und Kriegsrat, auch Statthalter des Herzogtums Preußen wurde. Auf Wunsch des Prinzen Wilhelm von Oranien verließ S. die brandenburgischen Dienste und begleitete den Prinzen auf seinem Zug nach England. Er landete mit demselben in Torbay 5. Nov. 1688 und war beständig in der Umgebung Wilhelms III., bis er am 1. Juli 1690 in Irland in der Boyne-Schlacht fiel. S. war zweimal vermählt, erst mit seiner Base, Johanna Elisabeth von Schonburg, dann mit einer franz. Dame, Susanne d'Aumale de Haucourt. Mit seinem 1719 verstorbenen Sohn, Meinhard, Herzog von Schonburg und Leinster, erlosch das Geschlecht. Vgl. Kazner, «Friedrich von S.» (Mannh. 1789).

Schömberg in Schlesien, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Landeshut, unweit der böhm. Grenze, an der Zieder und am Westfuß des Streitberges, 532 m über dem Meere, Sitz

eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2141 meist kath. E. und hat einen Sandsteinbruch, Ziegelei, berühmte Wurstfabrikation, zwei Appreturanstalten und mehrere Färbereien.

Schömberg in Württemberg, Stadt im württemberg. Schwarzwaldkreise, Oberamt Rottweil, links an der Schlichem, westlich vom Plettenberg, hat (1885) 1506 meist kath. E., Getreide-, Säge-, Öl- und Gipsmühlen.

Schomburgk (Sir Rob. Herm.), berühmter Reisender, geb. 5. Juni 1804 zu Freiburg an der Unstrut, erlernte die Handlung in Naumburg, ging 1829 nach den Vereinigten Staaten und von da 1830 nach Westindien, wo er sich längere Zeit auf Anegada aufhielt. Veranlaßt durch die ihm eigene Wißbegier und aufgemuntert durch den engl. Gouverneur, erforschte er diese kleine Insel in allen Beziehungen, trug namentlich zur genauern Kenntnis der für die Schiffahrt gefährlichen Untiefen bei und legte seine Arbeit der londoner Geographischen Gesellschaft vor. Im J. 1834 wurde eine wissenschaftliche Expedition nach dem brit. Guaiana beschlossen, wozu ihn die Geographische Gesellschaft und einige Freunde der Botanik mit den nötigen Mitteln ausrüsteten. Durch den Schutz der Kolonialregierung ward es ihm möglich gemacht, große Entdeckungsreisen in das Innere jenes früher sehr wenig bekannten Landes zu unternehmen, und nach vierjähriger ergebnisreicher Thätigkeit kehrte er im Juni 1839 nach Georgetown und von dort nach Europa zurück. Die Resultate seiner Forschungen legte er in der «Description of British Guiana, geographical and statistical» (Lond. 1840; deutsch von Otto Schomburgk, Magdeb. 1841), in dem Prachtwerke «Views in the interior of Guiana» (Lond. 1840) und in Berichten an die Geographische Gesellschaft in London nieder, die von seinem Bruder Otto unter dem Titel «Reisen in Guiana und am Orinoco 1835—39» (Lpz. 1841) mit einem Vorwort A. von Humboldts deutsch herausgegeben wurden. Fast alle Zweige der Naturkunde sind dadurch bereichert worden. Die von ihm gemachten zoolog. und botan. Sammlungen, welche er dem Britischen Museum übersandte, boten eine außerordentlich große Anzahl neuer Formen dar; zu letztern gehörten die Victoria und Elisabetha regia. Den Hauptzweck des Unternehmens, die astron. Verbindung des Litorale des brit. Guaiana mit den östlichsten, von Humboldt bestimmten Punkten des Oberorinoco löste S. zu so allgemeiner Zufriedenheit, daß er 1840 von der brit. Regierung an die Spitze einer Kommission gestellt ward, welche die Grenzen zwischen Guaiana und Brasilien vermessen und zugleich noch fernere geogr. und ethnogr. Untersuchungen vornehmen sollte. Nach einem kurzen Ausfluge in seine Heimat schiffte er sich 19. Dez. 1840 abermals nach Südamerika ein und landete 22. Jan. 1841 in Georgetown. Über drei Jahre brachte er mit der höchst mühsamen Grenzregulation zu, bereiste hierbei von neuem das ganze Land von den Mündungen des Orinoco und Essequibo bis in die Gebirge des Innern und traf im Juni 1844 wieder in England ein. Als Anerkennung seiner Verdienste ward er von der Königin zum Ritter geschlagen und erhielt eine Anstellung im Staatsdienst; die londoner Geographische Gesellschaft hatte ihm ihre große goldene Medaille verliehen. Nachdem er noch auf Grund früher gesammelter Materialien eine «History of Barbadoes» (Lond. 1847) veröffentlicht und für die Hakluyt-Society das Werk «The discovery of the empire of Guiana by Sir W. Raleigh» (Lond. 1848) herausgegeben, ward er im Aug. 1848 zum brit. Konsul und Geschäftsträger bei der Republik Santo-Domingo ernannt, wo er im Mai 1850 einen für England vorteilhaften Handelsvertrag zu Stande brachte und den Frieden mit dem Kaiser Soulouque vermittelte. Im J. 1857 als Generalkonsul für Siam nach Bangkok versetzt, unternahm er dort mehrere Reisen, infolge deren er über Santo-Domingo wie über Siam im «Journal of the R. Geographical Society» interessante Berichte veröffentlichte. Er kehrte im April 1864 krank nach Europa zurück und starb 11. März 1865 in Schöneberg bei Berlin.

Otto S., Bruder des vorigen, geb. 28. Aug. 1810 zu Voigtstädt, studierte in Halle Theologie, wandte sich dann den Naturwissenschaften zu, mußte aber wegen Teilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen eine mehrjährige Haft in der Festung Magdeburg erleiden. Er hatte sich unterdessen mit der Bearbeitung der Werke seines Bruders für das deutsche Publikum beschäftigt und gab hierauf seit 1846 mit Froriep die Zeitschrift «Fortschritte der Geographie und Naturwissenschaft» heraus. Nach der Märzrevolution entschloß er sich, bei den veränderten polit. Umständen 1849 nach Australien auszuwandern, von wo er 1853 an die londoner Geographische Gesellschaft interessante, im Journal derselben veröffentlichte meteorolog. Beobachtungen über Australien einsandte; er starb 16. Aug. 1857 als Geistlicher und Friedensrichter zu Buchsfelde in Südaustralien.

Moritz Richard S., der dritte Bruder, geb. 5. Okt. 1811 zu Freiburg an der Unstrut, unternahm als Botaniker 1840 in Begleitung Roberts auf Kosten des Königs von Preußen die Reise nach Guaiana, deren Beschreibung («Reisen in Britisch-Guiana in den J. 1840—44», 3 Bde., Lpz. 1847—48) wertvolle Mitteilungen über Fauna, Flora und Bewohner dieses Landes enthält. Von seinen reichhaltigen naturhistor. Sammlungen gelang es ihm jedoch nur einen kleinen Teil glücklich nach Europa zu bringen. Im J. 1849 ging er nach Australien, wohin auch der vierte Bruder, Julius, später folgte. Seit 1865 ist Richard S. Direktor des botan. Gartens zu Adelaide.

Schön ist für die theoretische Kunstbetrachtung einer der wichtigsten Begriffe: man bezeichnet gewöhnlich das Wesen der Kunst als die Darstellung des Schönen. Nichtsdestoweniger ist die nähere Erklärung des Schönen äußerst schwierig. Der Sprachgebrauch nennt in Natur und Kunst bereits jede Linienschwingung schön, die das Auge reizt; die Ästhetik (s. d.) bezeichnet diese sinnliche Gefälligkeit nur mit dem Ausdruck des Reizenden und Angenehmen. Die Ästhetik als Wissenschaft vom Schönen beschränkt den Begriff des Schönen nur auf solche Gegenstände, bei welchen einerseits das Wohlgefallen nicht durch ein persönliches Bedürfnis bedingt ist und in denen andererseits die sinnliche Form und Erscheinungsweise durch und durch bestimmt ist durch die geistige Idee, die ihr zu Grunde liegt, in denen Form und Inhalt ganz und gar ineinander aufgehen und im innigsten Gleichgewicht sind. Das Schöne ist das verwirklichte Ideal. Diese Begriffsbestimmung ist besonders von der

Schellingschen und Hegelschen Philosophie ausgegangen. Danach bestimmen sich auch die verwandten Begriffe des Erhabenen, Komischen und Häßlichen. Schön ist das harmonische Gleichgewicht und die innige Durchdringung des Geistigen und Sinnlichen. Im Erhabenen ragt das Geistige über das Sinnliche hinaus; im Komischen ragt umgekehrt das Sinnliche über das Geistige; das Häßliche ist die rohe, geistverlassene Sinnlichkeit. Die vollständigste Analyse des Begriffs des Schönen gibt Vischer (s. d.) in seinem Buche «Über das Erhabene und Komische» (Stuttg. 1837) und im ersten Teil seiner «Ästhetik». Die Ästhetik zeigt das Schöne nach seiner allgemeinen Wesenheit, die Kunstgeschichte in seiner besondern, durch Zeit und Ort bedingten Erscheinung und Entwickelung. Auch in der Beurteilung des Naturschönen stellt man, wenn auch zum Teil unbewußt, dieselbe Forderung der ideellen Durchgeistigung. So nennt man auch die menschliche Gestalt nur schön, wenn sie durchgeistigt ist; selbst die normalste äußere Gestaltung, wenn man ihr die Geistlosigkeit und Gemütsroheit ansieht, wirkt unschön. Die Durchgeistigung der Körpergestalt stellt auch die german. Kunst, ja sie stellt sie tiefer und innerlicher als die Kunst der Griechen und Italiener dar; aber nur die griech. Kunst und die ital. Renaissancekunst verbindet mit ihrer Durchgeistigung zugleich jene allgemeingültige Norm der Menschengestaltung, die, weil sie nicht bloß Natur, sondern ideale Natur ist, das ewig maßgebende unabänderliche Muster höchster Kunstschönheit ist. In diesem Sinne faßten die Griechen auch das höchste sittliche Ideal als Kalokagathie, d. h. als Einheit des Guten und Schönen, als das Gleichgewicht und die Harmonie des Geistigen und Körperlichen; es ist der einzig mögliche und einzig richtige Begriff der sog. Kosmetik (s. d.), der Lehre von der Erhaltung und Förderung der körperlichen Schönheit, Bildung des Geistes, Kräftigung des Körpers.

Schöne Künste sind diejenigen, welche sich wesentlich mit der Darstellung des Schönen beschäftigen, während die übrigen, die sog. technischen Künste, praktische Nützlichkeit verfolgen.

Schöne Wissenschaften (Belles-lettres) wurden früher Dichtkunst und Redekunst genannt, weil sie mehr als die andern Künste in das Gebiet wissenschaftlichen Denkens hinüberragen.

Als Schöne Seele bezeichnet man, besonders nach Rousseaus «Belle âme» in der «Neuen Heloise» und nach Goethes «Bekenntnissen einer schönen Seele» in «Wilhelm Meisters Lehrjahren», ein moralisch wie ästhetisch feinfühlendes und darum in seiner innern Harmonie von den Berührungen mit der Wirklichkeit leicht verletzbares Gemüt. (Vgl. auch Klettenberg.)

Schöngeist, frz. Bel-esprit, s. **Esprit.**

Schön (Heinr. Theodor von), ausgezeichneter preuß. Staatsmann, besonders verdient als Oberpräsident der Provinz Preußen, geb. 20. Jan. 1773 zu Löbegallen in Litauen, trat 1792 in den preuß. Staatsdienst und wurde 1806 Geh. Finanzrat für das ost- und westpreuß. Departement, 1809 Etatsrat und Regierungspräsident zu Gumbinnen. Seine Thätigkeit erwarb ihm das Vertrauen der Minister Stein und Hardenberg und verschaffte ihm großen Einfluß bei der Reorganisation des Staats. Sein Werk waren namentlich die Gesetze, welche den Grundbesitz erleichterten, sowie die Städteordnung von 1808. Auch wurde das unter dem Namen «Polit. Testament» bekannte Glaubensbekenntnis, welches Stein bei seinem Austritt aus dem preuß. Staatsdienst hinterließ, von ihm verfaßt. Als die Russen bei ihrem Einrücken 1813 Miene machten, von dem östl. Preußen Besitz zu ergreifen, trat S. diesen Absichten mit großer Energie entgegen und bewirkte, daß Stein seine Pläne aufgab und der russ. General Paulucci abberufen wurde. Im J. 1824 wurde S. zum Oberpräsidenten der Provinzen Ost- und Westpreußen ernannt, wo er zur Hebung der Industrie und Landwirtschaft viel beitrug, die Freiheit der Presse und die Entwickelung der ständischen Verhältnisse beförderte. Nicht ohne seine Mitwirkung geschah es, daß nach dem Thronwechsel von 1840 die preuß. Stände auf Verleihung einer reichsständischen Verfassung antrugen; auch verfaßte er in diesem Sinne seine Denkschrift «Woher und wohin?» Bei der Huldigung in Königsberg ward S. unter Beibehaltung des Oberpräsidentenpostens zum Staatsminister ernannt und mehrfach nach Berlin berufen. Indessen stimmten seine Ansichten zu wenig mit der maßgebenden Politik überein, sodaß er 1842 aus dem Staatsdienst ausschied. Ein Verein ostpreuß. Männer verehrte ihm bei dieser Gelegenheit einen wertvollen Grundbesitz als Eigentum, während ihm der König den Titel eines Burggrafen von Marienburg verlieh. S. lebte seitdem auf seinem Gute Arnau bei Königsberg, wo er 22. Juli 1856 starb. Seine Denkwürdigkeiten und Briefe veröffentlichte sein Sohn unter dem Titel «Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von S.» (5 Bde., Halle u. Berl. 1875—81). Die darin enthaltenen Urteile über Stein und andere Zeitgenossen riefen gegen und für ihn zahlreiche Streitschriften hervor. Dahin gehören namentlich: M. Lehmann, «Knesebeck und S.» (Lpz. 1875) und «Stein, Scharnhorst und S.» (Lpz. 1877), ferner «Zu Schutz und Trutz am Grabe S.s» (Berl. 1876—77).

Schön (Martin), Maler, s. Schongauer.

Schönaich (Fabian von), s. unter Carolath-Beuthen.

Schönaich (Christoph Otto, Freiherr von), deutscher Dichter, geb. 12. Juni 1725 zu Amtitz in der Niederlausitz, trat 1745 in kursächs. Kriegsdienste, nahm aber schon 1747 als Kürassierlieutenant seinen Abschied und lebte seitdem in Amtitz. Gottsched gab sein poesieloses Epos «Hermann oder das befreite Deutschland» (Lpz. 1751; 4. Aufl. 1805) mit einer anpreisenden Vorrede heraus und suchte ihn im Gegensatz gegen Klopstock und dessen Freunde zum Muster der deutschen Dichtkunst zu erheben, weshalb er ihn auch 1752 von der philos. Fakultät zu Leipzig zum Dichter krönen ließ. S. schrieb noch ein anderes, ebenso schwaches Heldengedicht, «Heinrich der Vogler» (Berl. 1757), mehrere Trauerspiele, Oden u. dgl., und eine anonyme, nicht ganz witzlose Satire gegen die neuern Dichter, besonders gegen Bodmer und Klopstock: «Die ganze Ästhetik in einer Nuß, oder neologisches Wörterbuch» (1794). Er starb, seit mehr als 30 Jahren erblindet, in Amtitz 15. Nov. 1807.

Schönau in Schlesien, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, rechts an der Katzbach, 240 m über dem Meere, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1529 E. und hat eine evang. und zwei kath. Pfarrkirchen. Südöstlich von S. liegt Dorf Alt-Schönau mit 926 E.,

Schloß und Rittergut. — Der Kreis Schönau zählt auf 349 qkm (1885) 24 924 E.

Schönau bei Chemnitz, Dorf mit Rittergut in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Chemnitz, im WSW. von Chemnitz, zählt (1885) 2837 E. und hat Fabrikation von Strumpfwaren und Handschuhen, für Seife, Mühlenbau und Mineralwasser und zwei Färbereien.

Schönau bei Heidelberg, Stadt im bad. Kreise und Amt Heidelberg, im Odenwald, an der Steinach, zählt (1885) 1985 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, Fabriken für Tuch, Papier und Leder, eine Ziegelei, eine Holzsägemühle und eine Bürstenfabrik. Das 1136 hier gegründete Cistercienserkloster wurde vom Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz 1560 franz. Flüchtlingen überlassen, welche den Ort erbauten.

Schönau im Wiesenthal, Bezirksamtsstadt im bad. Kreise Lörrach, rechts an der Wiese, im Schwarzwald, am südöstl. Fuß des Belchen, 542 m über dem Meere, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1301 kath. E. und hat Baumwollspinnereien und -Webereien, sowie eine Bürstenholzfabrik. Die Häuser des Ortes weisen Holzkonstruktion und Schindel- oder Strohdächer auf.

Schönau, Kurort, s. unter Teplitz.

Schönau, Fabrikdorf in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Schluckenau, hat Baumwollspinnerei, Posamentier-, Bandwaren- und Kaffeesurrogatfabrikation und zählt (1880) 2750, als Gemeinde 3978 E.

Schönauge, Pflanzengattung, s. Calliopsis.

Schönbach, alte Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Eger im nordwestl. Böhmen, liegt nahe der sächs. Grenze am gleichnamigen Bache, der südlich zur Eger geht, und zählt (1880) 2967 deutsche E., welche sich meist mit Erzeugung von Saiteninstrumenten (namentlich Geigen) beschäftigen.

Schönbart, Gesichtsmaske mit Bart, entstellt aus dem ältern schembart, vom althochdeutschen scema, mittelhochd. schem, Larve. Im 15. Jahrh. und später war in süddeutschen Städten, namentlich in Nürnberg, sehr beliebt das Schönbartlaufen, große Maskenaufzüge, die sich in Tirol bis ins 19. Jahrh. erhalten haben. Auch Schönbartspiele, d. h. Fastnachtsspiele, die von Masken aufgeführt wurden, findet man öfter erwähnt; noch Goethe bedient sich des Ausdrucks.

Schönbein (Christian Friedr.), hervorragender Chemiker, geb. 18. Okt. 1799 zu Metzingen bei Reutlingen in Württemberg, beschäftigte sich nach vollendeter Schulzeit einige Jahre praktisch in Böhlingen und später in Augsburg mit Färben, widmete sich hierauf auf den Universitäten zu Tübingen und Erlangen dem Studium der Naturwissenschaften und erteilte dann 1824—25 chem.-physik. Unterricht zu Keilhau bei Rudolstadt. Behufs seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung ging er 1826 erst nach Epsom, wo er an einem Institut Chemieunterricht gab, dann ein Jahr nach London und endlich nach Paris, bis er 1828 einen Ruf an die Universität Basel durch Peter Merians Vermittelung erhielt. Neben seinem Lehrberufe wirkte S. in dieser Stadt, die ihm das Ehrenbürgerrecht erteilte, seit einer Reihe von Jahren als Mitglied des Großen Rats, sowie einiger städtischen Behörden. S. verdankt die Chemie mehrere sehr bedeutende Entdeckungen. Seine erste Arbeit betraf die Passivität des Eisens, welche zu einer Reihe voltaischer und elektrochem. Untersuchungen führte. S. entdeckte 1839 das Ozon, im März 1844 die Thatsache, daß auch der Phosphor das Vermögen besitzt, den mit ihm in Berührung gesetzten Sauerstoff in den ozonisierten Zustand überzuführen. Die Untersuchungen des Ozons und eigentümliche hypothetische Ansichten über die chem. Beziehungen dieses Körpers zu den Monohydraten der Salpetersäure und Schwefelsäure leiteten S. im Nov. 1845 zur Entdeckung des Nitrosaccharin, des Nitroamylum, dann, was seinen Namen auch in den weitesten Kreisen bekannt machte, des Nitrofibrin oder der Schießbaumwolle (s. d.). Noch gegen Ende 1845 stellte S. das Collodium (s. d.) dar, das er alsbald zur chirurgischen Anwendung empfahl. Später beschäftigte er sich fast ausschließlich mit Ermittelung der Umstände, unter welchen der Sauerstoff zur chem. Wirksamkeit bestimmt wird, und gelangte infolge dieser Untersuchungen zur Ermittelung der allgemeinen Thatsache, daß bei der in feuchtem Sauerstoff oder atmosphärischer Luft erfolgenden langsamen Oxydation unorganischer und organischer Materien Wasserstoffsuperoxyd erzeugt wird. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen legte er meist in Zeitschriften und Sammelwerken nieder. Er starb 29. Aug. 1868 zu Baden-Baden.

Von seinen Schriften sind besonders zu nennen: «Das Verhalten des Eisens zum Sauerstoff» (Bas. 1837), «Beiträge zur physik. Chemie» (Bas. 1844), «Über die Erzeugung des Ozons» (Bas. 1844), «Über die langsame und rasche Verbrennung der Körper in atmosphärischer Luft» (Bas. 1845). Vgl. Hagenbach, «Christian Friedrich S.» (Bas. 1868).

Schönberg (Kreis Karthaus), Pfarrdorf im westpreuß. Regierungsbezirk Danzig, Kreis Karthaus, zählt (1880) 360 evang. E. Östlich erhebt sich der Thurmberg (331 m), der höchste Punkt des uralisch-balt. Landrückens.

Schönberg in Holstein, Pfarrdorf im preuß. Regierungsbezirk Schleswig, Kreis Plön, 4 km von der Küste der Kieler Bucht, ist Hauptort des Ländchens Propstei (s. d.), Sitz eines Amtsgerichts und hat (1885) 1489 E. und bedeutende Ausfuhr von Propsteier Saatgetreide. An der Küste liegt Neu-Schönberg und Schönberger Strand mit 92 E. und Seebad.

Schönberg in Mecklenburg, Hauptstadt des Mecklenburg-Strelitz gehörigen Fürstentums Ratzeburg, links an der schiffbaren Maurine, Station der Linie Lübeck-Strasburg der Mecklenburgischen Friedrich-Franzbahn, ist Sitz der Behörden des Fürstentums und eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2960 E. und hat eine Realschule und eine höhere Töchterschule. S. war ehemals Residenz des Bischofs von Ratzeburg.

Schönberg, Stadt im nordwestl. Mähren, in einer weiten, durch eine schöne landschaftliche Umgebung bezeichneten Thalmulde an der Südseite des mährisch-schles. Gesenkes, Station der Linien Hohenstadt-Zöptau und Sternberg-Grulich der Österreichischen Staatsbahnen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 8562 deutsche E., die bedeutende Leinenindustrie treiben. Die Stadt hat ein Realgymnasium, eine Webeschule, eine Krankenanstalt und lebhafte Seidenindustrie.

Schönberg (Gust. Friedr.), deutscher Nationalökonom, geb. 21. Juli 1839 zu Stettin, studierte in Bern und Berlin Rechts- und Staatswissen-

schaften, wurde 1865 Gerichtsassessor in Stettin und nachdem er sich in dem von Engel in Berlin geleiteten statistischen Seminar für die wissenschaftliche Laufbahn weiter vorbereitet hatte, 1867 Lehrer der Nationalökonomie und des Landwirtschaftsrechts an der landwirtschaftlichen Akademie Proskau. Im J. 1868 wurde er als ord. Professor der Nationalökonomie nach Basel, 1870 nach Freiburg i. Br., 1872 nach Tübingen berufen. S. hat sich stets als Anhänger einer positiven Sozialpolitik erwiesen. Als selbständig erschienene Schriften sind von ihm zu nennen: »Die wirtschaftliche Bedeutung des Zunftwesens im Mittelalter« (Berl. 1868), »Die Landwirtschaft der Gegenwart und das Genossenschaftsprinzip« (Berl. 1869), »Arbeitsämter« (Berl. 1871), »Die Frauenfrage« (Bas. 1872), »Die Volkswirtschaftslehre« (Berl. 1873), »Die Deutsche Freihandelsschule und die Partei der Eisenacher Versammlung« (Tüb. 1873), »Finanzverhältnisse der Stadt Basel im 14. und 15. Jahrh.« (Tüb. 1879). In Verbindung mit mehrern andern Gelehrten gab er 1882 ein aus Monographien zusammengesetztes »Handbuch der polit. Ökonomie« (2. Aufl., 3 Bde., Tüb. 1885—86) heraus.

Schönblatt, soviel wie Calophyllum.

Schönborn, ein altes rheinländ. Geschlecht, welches urkundlich schon im 12. Jahrh. zur unmittelbaren Reichsritterschaft gehörte. Johann Philipp von S., geb. zu Eschbach im Westerwald 1605, wurde 1642 Fürstbischof zu Würzburg und 1647 Erzbischof und Kurfürst von Mainz. Bei der Krönung des Kaisers Leopold I. 1658 erneuerte er den schon bei der Krönung Ferdinands III. ausgebrochenen Streit mit dem Erzbischof von Köln wegen des Vorrechts der Salbung des neuen Kaisers. Die Stadt Erfurt, die sich bei dem Streite zwischen dem Erzstift Mainz und Kursachsen über die Oberherrlichkeit in derselben ganz frei machen wollte, wurde von ihm unter Beihilfe franz. und lothring. Truppen 1664 durch Kapitulation genommen. Er starb 1673. — Seinen Bruder Philipp Erwin von S. belehnte er mit dem Erbschenkenamt Mainz und dem Erbtruchsessenamt Würzburg; auch überließ er ihm die Reichsherrschaft Reichelsberg. Vom Kaiser wurde derselbe 1663 in den Reichsfreiherrenstand erhoben und auf ihn 1671 die Stimme der erloschenen Familie von Reichelsberg im fränk. Grafenkollegium übertragen. — Des vorigen Sohn, Lothar Franz Freiherr von S., geb. 1655, wurde 1693 Fürstbischof von Würzburg, 1694 Koadjutor und 1695 Erzbischof von Mainz. Er starb 1729. Vgl. Müller, »Die sieben letzten Kurfürsten von Mainz« (Mainz 1846). — Im J. 1697 erhob Kaiser Leopold I. die gesamten Mitglieder in den Freiherren- und 1701 in den Reichsgrafenstand. — Friedrich Karl von S., Bischof von Bamberg und von Würzburg, 1729—46, wurde der deutsche Fleury genannt. Er stellte ein starkes Reichskontingent gegen Frankreich und gegen die Türken, blieb aber neutral im Österreichischen Erbfolgekriege. — Im J. 1717 teilte sich das Haus durch die Grafen Rudolf und Anselm in die Rudolfinische und Anselmische Linie. Ersterer erwarb durch Verheiratung mit einer Gräfin Hatzfeld die Herrschaft Wiesentheid in Franken. Die Anselmische Linie starb 1801 aus. Hierauf überließ 1802 der Graf Hugo Damian von der Rudolfinischen Linie seine Besitzungen seinen beiden ältesten Söhnen, und so entstanden die beiden Linien S.-Wiesentheid und S.-Buchheim. Als später der dritte Sohn aus dem geistlichen in den weltlichen Stand zurücktrat, gab ihm der Vater, mit Einwilligung der ältern Brüder, die böhm. Güter, und so entstand ein jüngster oder böhmischer Ast. Standesherr von S.-Wiesentheid ist der Graf Arthur, geb. 30. Jan. 1846. An der Spitze der Linie S.-Buchheim steht der Graf Erwin, geb. 7. Nov. 1842, Erbobergespan des Beregher Komitats und Oberst-Erblandtruchseß des Erzherzogtums Österreich. Das Haupt des böhm. Astes ist Graf Karl, geb. 10. April 1840, erblicher österr. Reichsrat.

Schönbrunn, berühmtes kaiserl. Lustschloß in Niederösterreich, südwestlich bei Wien, am Wienflüßchen, zwischen den Dörfern Hietzing und Meidling, war schon unter Kaiser Maximilian II. ein fürstl. Jagdschloß, von diesem Herrscher auf einem ehemals klosterneuburgischen Grunde errichtet und mit einem Tiergarten versehen. In seiner jetzigen Gestalt ist es erst unter Kaiser Leopold I., der das Schloß für seinen Sohn Joseph I. herstellen ließ, nach dem Plan des berühmten Architekten Fischer von Erlach begonnen und unter Maria Theresia 1744 mit einzelnen Veränderungen des ursprünglichen Plans durch Pacassi vom Baumeister Valmagini völlig ausgebaut worden, von großartigen Parkanlagen umgeben und dient seitdem dem Hofe teilweise zum Sommeraufenthalt. Die größte Länge des Gartens beträgt 1480, die größte Breite 1190 m. Mit Einschluß sämtlicher Nebengebäude, welche viele Wohnungen und Abteilungen, sowie ein hübsches Schloßtheater enthalten, wird die Zahl aller Zimmer und Gemächer des Schlosses auf 1441 angegeben: darunter das Blaue Kabinett, ein Lieblingsaufenthalt der Kaiserin Maria Theresia, das Zimmer, in welchem Napoleon I. 1809 wohnte und sein Sohn, der Herzog von Reichstadt, 1832 starb. Sehenswert sind die schöne Schloßkapelle, der große herrliche Saal mit den Spiegelwänden und dem kunstvollen Plafondgemälde, die drei Landschaftszimmer, das Zimmer mit den Hamiltonschen Gemälden und der Ceremoniensaal. Zunächst am Schlosse befindet sich die große Orangerie und andere geschlossene Gartenanlagen. Das schöne Parterre ist mit 32 Marmorstatuen und Marmorgruppen geziert. Der Park enthält herrliche Alleen, mehrere Bassins, den Kaiser- oder Schönen Brunnen, welcher der ganzen Anlage den Namen gegeben hat, Fasanerien, eine Menagerie, einen botan. Garten, auf der Höhe des Schönbrunnerbergs das sog. Gloriett, ein 95 m langes, 19 m hohes, 1775 aufgeführtes Prachtgebäude mit einer herrlichen Kolonnade, Waldpartien u. s. w. In S. wurde 26. Dez. 1805 der zu Preßburg (s. d.) geschlossene Frieden bestätigt, 27. Dez. von Napoleon I. die Proklamation gegen die Dynastie Bourbon in Neapel, 15. Mai 1809 dessen Aufruf an die Ungarn erlassen, 14. Okt. 1809 der Wiener Friede abgeschlossen. Vgl. Lertner, »Monographie des kaiserl. Lustschlosses S.« (Wien 1875).

Schönbuch, flache Berglandschaft auf der Grenze des württemb. Neckar- und des Schwarzwaldkreises, zwischen dem Neckar und dessen beiden linksseitigen Zuflüssen Ammer und Aich, steigt im Westen bei Herrenberg bis zu 565 m Höhe auf.

Schönburg, Burgruine, s. unter Oberwesel.

Schönburg, ein jetzt fürstl. und gräfl. Haus im Königreich Sachsen mit Besitzungen im niedern

Erzgebirge im Umfange von 582 qkm und einer Bevölkerung von etwa 190000 E. Die Besitzungen sind teils Standes- oder Rezeßherrschaften, teils Lehnherrschaften. Die fünf Rezeßherrschaften (362 qkm mit etwa 140000 E.) sind Glauchau, Waldenburg, Lichtenstein, die niedere Grafschaft Hartenstein und die Herrschaft Stein. Zu den Lehnherrschaften (220 qkm mit etwa 50000 E.), hinsichtlich deren die Besitzer zu Sachsen ganz in dem gewöhnlichen Vasallenverhältnis stehen, gehören Penig, Rochsburg, Wechselburg, Remse oder Remissau, Ziegelheim, Lößnitz und Lungwitz. Obschon das Haus S. seine Stammgüter bereits im 12. Jahrh. besaß und alle dem alten hohen Adel Deutschlands zuständigen Rechte genoß, aus welchen sich später die Landeshoheit anderer deutscher Dynastien entwickelte, so hat es sich doch zu dieser nicht zu erheben vermocht, da das meißnisch-sächs. Fürstenhaus die herzogl. Befugnisse gegen seine Landesherren besser zu behaupten wußte. Oft im Streite mit den meißnischen Fürsten, übergaben sie, um der Landsässigkeit zu entgehen, der Krone Böhmen, zu welcher sie wegen zahlreicher Besitzungen ohnehin schon im Lehnsverhältnis standen, auch ihre Stammgüter zu Lehn. Da sie aber einzelne Rechte der ältern Landeshoheit durch Herkommen erlangt und außer den böhm. Lehen viele altmeißnischen Rittergüter erworben hatten, so entstanden daraus bei der völligen Ausbildung der Landeshoheit der meißnischen Fürsten verwickelte Verhältnisse, die durch die Reichsstandschaft der Herren von S. nur noch schwieriger wurden. Sehr heftig wurden die Streitigkeiten, als das Haus 1700 die reichsgräfl. Würde erhielt. Endlich kam der doppelte Rezeß vom 4. Mai 1740 zu Stande, in welchem Sachsen die Reichsstandschaft des gräfl. Hauses S. und dieses die sächs. Landeshoheit anerkannte. Übrigens wurden den Grafen von S. mehrere hoheitliche Rechte und wichtige Vorrechte von Sachsen gewährt. Neue Streitigkeiten entstanden 1772 und führten durch die von seiten Österreichs dem Hause S. gewährte Unterstützung 1776 sogar zu feindlichen Schritten gegen Sachsen. Im Teschener Frieden überließ Böhmen seine lehnsherrlichen Rechte über die drei schönburgischen Herrschaften an den Kurfürsten von Pfalzbayern, der sie nun an Sachsen abtrat. Die ältere Linie des Hauses S. erhielt 1790 die Reichsfürstenwürde, die auch von Sachsen anerkannt wurde. Als nach Auflösung des Deutschen Reichs die Reichsstandschaft des Hauses S. erlosch, ließ König Friedrich August I. den in seinen Grundbeziehungen erledigten Rezeß von 1740 nichtsdestoweniger fortbestehen, und nachdem der Wiener Kongreß die Regelung des Verhältnisses ausdrücklich vorbehalten hatte, bestimmte ein Bundestagsbeschluß von 1828, daß dem Hause S., unbeschadet der aus dem Rezeß von 1740 hervorgehenden Rechte, diejenigen Vorteile und Rechte eingeräumt werden sollten, welche von 1806 mittelbar gewordenen reichsständischen Familien im Bunde zugesichert seien. Die Fürsten und Grafen von S. gehören demnach zum hohen Adel und haben das Recht der Ebenbürtigkeit. Die Häupter der fürstl. Linie führen den Titel Durchlaucht, die der gräfl. Erlaucht. Wegen der Staatsreformen, welche in Sachsen seit 1831 vor sich gingen, änderte sich im Interesse der Staatseinheit auch manches in den Verhältnissen zu dem Hause S., sodaß 9. Okt. 1835 ein «Erläuterungsrezeß» zu Stande kam. Weitere Veränderungen, besonders hinsichtlich der dem Hause vorbehaltenen Teilnahme an der Justizhoheit, machte die Reorganisation der Gerichte erforderlich, welche zu dem Vertrage vom 22. Aug. 1862 führte. Das Deutsche Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877 nötigte indessen die königl. sächs. Regierung, mit dem Gesamthause S. wegen Ablösung der demselben zustehenden Justizhoheit in Verhandlungen zu treten. Dieselben führten zu dem definitiven Vertrage vom 29. Okt. 1878, durch welchen das Haus S. die nutzbaren Rechte seiner Gerichtsbarkeit gegen eine Entschädigung von $1\frac{1}{2}$ Mill. Mark an den sächs. Staat übertrug. Mit dem 15. Nov. 1878 trat dieser Vertrag in Kraft und damit fiel in Deutschland der letzte Rest einer nichtstaatlichen Justizhoheit. Vgl. Michaelis, «Die staatsrechtlichen Verhältnisse der Fürsten und Grafen von S.» (Gießen 1861); Bischof, «Denkschrift, betreffend das fürstl. und gräfl. Gesamthaus S. und dessen Anrecht auf Einräumung von Sitz und Stimme im hohen Bundesrate des Norddeutschen Bundes» (Graz 1871).

Als der erste Herr von S. kommt Hermann 1182 urkundlich vor. Seine Nachkommen zerfielen in mehrere Linien, bis Ernst 1529 Erbe sämtlicher Herrschaften und somit der nächste Stammvater des Gesamthauses S. wurde. Ernsts Söhne stifteten 1556 die glauchauische, die waldenburger und die peniger Linie. Nachdem die zuerst genannte 1620 erloschen, nannte sich die zweite die obere oder ältere und die peniger die untere oder jüngere Linie, auch wurde jene S.-Waldenburg, diese wegen des nunmehrigen Besitzes von Glauchau S.-Glauchau genannt. Die obere oder waldenburger Linie, gestiftet von Hugo, dem Sohne Ernsts, wurde 1790 in der Person des Grafen Otto Karl Friedrich in den Reichsfürstenstand erhoben. Durch des letztern Söhne bildeten sich die Linien S.-Waldenburg, S.-Hartenstein und der böhm. Ast. An der Spitze der Linie S.-Waldenburg, gestiftet von Otto Victor (geb. 1785), steht seit 16. Febr. 1859 dessen Sohn, Fürst Otto (geb. 22. Okt. 1819). Die Linie S.-Hartenstein wurde von Otto Karl Friedrichs zweitem Sohne, Fürst Alfred, gestiftet, der 1840 ohne Leibeserben starb, worauf seine Besitzungen an seinen ältern Bruder, den Fürsten Otto Victor, und an die jüngern Brüder, Fürst Eduard, der bisher den böhm. Ast gebildet hatte, und Fürst Hermann, genannt S.-Tempelhof, übergingen, welcher letztere 1846 starb. Fürst Eduard (geb. 1787, gest. 16. Nov. 1872) wurde 1844 von seiten Sachsens und Österreichs als Chef der Linie S.-Hartenstein anerkannt; jetziger Chef dieser Linie ist dessen Sohn, Fürst Alexander (geb. 5. März 1826). Die jüngere oder peniger Linie stammt von Ernsts jüngerm Sohne, dem Grafen Wolfgang, dessen Söhne, Wolfgang Ernst, gest. 1612, und Wolfgang Heinrich, gest. 1657, die beiden Linien a) S.-Rochsburg-Hinterglauchau und b) S.-Penig-Vorderglauchau-Wechselburg stifteten. Die ältere Linie teilte sich in zwei Äste: 1) S.-Rochsburg und 2) S.-Hinterglauchau. Die erste erlosch 1825 im Mannsstamm mit dem durch seine musterhafte Wirtschaftsführung ausgezeichneten Grafen Heinrich Ernst (geb. 1760). Seine Besitzungen fielen an die überlebenden Brüder von S.-Hinterglauchau, von welchen der ältere, Graf Albert, geb. 1761, die

Lehnsherrschaft Rochsburg übernahm und an seinen Bruder, den Grafen Ludwig, geb. 1762, die Rezeßherrschaft Hinterglauchau verkaufte. Graf Albert starb 1817 ohne Leibeserben, und seine Besitzungen fielen an seinen Bruder Ludwig. Dieser starb 1842 und es folgte ihm in Hinterglauchau sein Sohn, Graf Heinrich (geb. 14. Sept. 1794, gest. 12. März 1881), dessen Sohn Graf Clemens, geb. 19. Nov. 1829, die Herrschaft Rochsburg besitzt. Die Linie Penig-Vorderglauchau-Wechselburg teilte sich mit den Söhnen des Stifters 1657 in die Äste a) S.-Wechselburg und b) S.-Penig. Der letztere erlosch 1763; seine Besitzungen erbte der ältere Ast. Jetziger Standesherr ist seit dem Tode des Grafen Alban (geb. 1804, gest. 1864) dessen Sohn, Graf Karl (geb. 13. Mai 1832). Vgl. Tobias, «Regesten des Hauses S.» (Zittau 1865).

Schöndruck, in der Buchdruckerkunst das Bedrucken der einen Seite des noch unbedruckten Bogens, im Gegensatz zu Widerdruck, dem darauffolgenden Bedrucken der andern Seite.

Schöne (Alfred Kurt Immanuel), klassischer Philolog und Litterarhistoriker, geb. zu Dresden 16. Okt. 1836, studierte in Leipzig klassische Philologie, war zwei Jahre lang Gymnasiallehrer in Dresden, habilitierte sich 1864 in Leipzig, wurde 1867 daselbst außerord. und war 1869—74 ord. Professor in Erlangen. Später war er in Paris wissenschaftlich beschäftigt, bis er 1884 zum Bibliothekar an der göttinger Universitätsbibliothek ernannt wurde. Er veröffentlichte: «Quaestionum Hieronymianarum capita selecta» (Berl. 1864), «Untersuchungen über das Leben der Sappho» (1867), «Eusebi Chronicorum libri duo» (2 Bde., Berl. 1866—75), «Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau» (Lpz. 1870; 2. Aufl. 1885), «M. Hauptmanns Briefe an F. Hauser» (2 Bde., Lpz. 1871), «Thucydidis libri I et II» (Berl. 1874), «Analecta philologica historica» (Lpz. 1870), «Der blaue Schleier» (Novelle, 1880).

Schöne (Richard), Bruder des vorigen, verdienter Archäolog, geb. 5. Febr. 1810 in Dresden, studierte in Leipzig Philologie, arbeitete 1861—64 im Atelier des Landschaftsmalers Preller in Weimar, machte 1864—68 Reisen in Italien und Griechenland, habilitierte sich 1868 in Berlin und wurde 1869 außerord. Professor der Archäologie an der Universität Halle. Im J. 1872 in das Kultusministerium nach Berlin als Referent für die Kunstangelegenheiten berufen, wurde er 1873 zum vortragenden Rat, 1880 zum Generaldirektor der Kunstmuseen in Berlin ernannt. Er schrieb: «Über Platons Protagoras» (Lpz. 1862), «Die antiken Bildwerke des Lateranensischen Museums» (mit Benndorf, Lpz. 1867), «Quaestionum Pompeianarum specimen» (Lpz. 1868), «Griech. Reliefs aus athenischen Sammlungen» (Lpz. 1872), «Le antichità del Museo Bocchi di Adria» (Rom 1878).

Schönebeck, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Kalbe, 15 km im Südwesten von Magdeburg am linken Elbufer, Station der Linien Magdeburg-Leipzig und S.-Staßfurt der Preußischen Staatsbahnen, zeichnet sich durch Betriebsamkeit und Lebhaftigkeit aus, ist regelmäßig gebaut, Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Realprogymnasium und eine höhere Töchterschule und zählt (1885) 13316 E. Außer der großartigen königl. Saline, mit einer jährlichen Produktion von $1\frac{1}{2}$ Mill. Centner Salz, die bedeutendste des europ. Kontinents, sind von industriellen Etablissements noch besonders hervorzuheben: die großartige Hermannsche chem. Fabrik, welche mit etwa 300 Arbeitern die verschiedenartigsten chem. Präparate, namentlich Soda, Chlorkalk, Glaubersalz und Säuren produziert; ferner die Bleiweiß- und Sagofabrik, die Zündhütchenfabrik (vormals Sellier und Bellot, jetzt Aktiengesellschaft), zwei Knopffabriken, die Allendorffsche Bierbrauerei, die Lecksteinfabrik, zwei chem. Fabriken, drei Maschinenfabriken, mehrere Ziegeleien, Branntweinbrennereien, Lackfabriken u. s. w. Der Handel erstreckt sich vorzüglich auf Landesprodukte, Holz und Kohlen. Ende Febr. 1876 wurden von den 700 Häusern, welche die Stadt damals besaß, von der Hochflut der Elbe 600 fast vollständig unter Wasser gesetzt und viele gänzlich zerstört. Seit den Zeiten Friedrichs d. Gr. ist S. mit Großsalze und Frohse durch Kolonistenstraßen zu einem Dreieck verbunden.

Schöneberg bei Berlin, Pfarrdorf und südwestl. Vorort Berlins, im Kreise Teltow des preuß. Regierungsbezirks Potsdam, Station der Berliner Ringbahn, zählt (1880) 11180 E. und hat die Kaserne des Eisenbahnregiments, eine Privat-Sternwarte, eine Heilanstalt (Maison de santé), das Elisabeth-Krankenhaus, die Kinderbewahranstalt Zionshilfe, Fabrikation von Papierwäsche, Emaillewaren, Chemikalien, eine Eisenbahnwagen-Bauanstalt, eine Bierbrauerei, Gartenbau mit Samenhandel und eine Filiale der engl. Gasanstalt zu Berlin. Hier lebte 1819—38 Adalbert von Chamisso.

Schöneck in Westpreußen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Danzig, Kreis Berent, links an der Fietze, Station der Linie Hohenstein-Sobbowitz-Berent der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2926 E., darunter 550 Polen, und hat eine Eisengießerei, drei Handelsmühlen und Pferdemärkte.

Schöneck in Sachsen, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Ölsnitz, im Erzgebirge, um den Schieferfelsen Friedrich-Auguststein, 707 m über dem Meere, Station der Linie Chemnitz-Aue-Adorf der Sächsischen Staatsbahnen, zählt (1885) 3281 E. und hat Cigarrenfabriken, eine Korsettfabrik, Gardinenweberei, Weißstickerei, Instrumentenfabrikation und bedeutende Ziegelfabrikation.

Schönefeld, Pfarrdorf in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Leipzig, links an der Parthe, 1,5 km nordöstlich von Leipzig, zählt (1880) 3625 E. und hat ein Rittergut mit Schloß und Park, Landhäuser leipziger Familien, zwei Ziegeleien, Kunst- und Handelsgärtnereien, eine Dampfsägemühle, eine Wachstuch-, eine Teerfabrik, Glasschleiferei und eine Chemikalienfabrik. Während der Völkerschlacht bei Leipzig verteidigte am 18. Okt. 1813 der franz. Marschall Marmont den Ort auf das heldenmütigste gegen die den ganzen Nachmittag ununterbrochen erneuten Stürme der Russen unter Langeron und St.-Priest, während eine westlich von S. auf der Höhe aufgefahrene Batterie Blüchers das Dorf an mehrern Stellen in Brand schoß, wobei das Herrenhaus und die Kirche zerstört wurden; erst gegen 6 Uhr abends verloren die Franzosen diesen wichtigen Stützpunkt ihres linken Flügels.

Schönemann (Anna Elisabeth), als Lili berühmt durch Goethe, geb. 23. Juni 1758 zu Frankfurt a. M. als die Tochter eines reichen Kaufmanns, verlobte sich im Frühjahr 1775 mit Goethe;

doch wurde diese Verlobung bald wieder aufgehoben. Im Aug. 1778 vermählte sie sich mit dem damaligen Maire von Straßburg, Bernhard Friedrich, Freiherrn von Türckheim (geb. 3. Nov. 1752 zu Straßburg, gest. 10. Juli 1831 als Präsident des evang.-luth. Konsistoriums zu Straßburg), mußte mit diesem 1793 flüchten, lebte dann einige Zeit in Erlangen, kehrte nach der Schreckenszeit wieder mit ihrem Gatten nach Straßburg zurück und starb 6. Mai 1817. Vgl. E. Graf von Dürckheim, «Lillis Bild geschichtlich entworfen» (Nördlingen 1879).

Schönemann (Joh. Friedr.), Schauspieldirektor, geb. 21. Okt. 1704 in Crossen, gest. 16. März 1782 in Schwerin, betrat 1724 in Hannover die Bühne, kam 1730 zur Neuberschen Truppe, begründete 1739 eine eigene Gesellschaft, die 1740 ihre Vorstellungen in Lüneburg eröffnete und in der Folge in Leipzig, Hamburg, Breslau, Berlin, Hannover, Halle, Braunschweig und andern Städten Vorstellungen gab. S. wirkte 1750—56 als Hofkomödiendirektor in Schwerin, spielte dann noch kurze Zeit in Hamburg und zog sich 1757 vom Theater zurück. Er war selbst ein ausgezeichneter Darsteller in komischen Rollen. Größer noch sind die Verdienste, welche er sich um Herstellung eines geordneten und klassischen Repertoire, sowie um die äußere Ordnung des Bühnenwesens und der Schauspielergesellschaften erwarb.

Schonen (schwed. Skåne), die südlichste, mildeste, fruchtbarste und bevölkertste Landschaft Schwedens, umfaßt 11307 qkm mit (1884) 581275 E. und verteilt sich auf die zwei Län Malmöhus im Südwesten (4795 qkm mit 354042 E.) und Kristianstad im Nordosten (6512 qkm mit 227233 E.). Das Land bildet ein fast regelmäßiges Parallelogramm, dessen nördl. Seite an die Landschaften Blekinge, Småland und Halland grenzt, während es im Osten und Süden von der Ostsee und im Westen vom Öresund und Kattegat bespült wird. S. ist eine Ebene, wird aber von Westen nach Osten von zwei Landrücken durchstrichen, von denen der südliche eine von sandigen Heiden unterbrochene Waldgegend ist. Der nördl. Rücken zerfällt durch den in der Mitte gelegenen Ringsee in zwei Teile, in den westlichen oder Söderåsen und in den östlichen oder Linderödsåsen. Durch diese beiden Landrücken wird S. in drei Gürtel geteilt. Der nördl. Gürtel ist, mit Ausnahme einiger Gegenden in der Mitte und im Osten, ein bewaldetes Hochland, dessen Boden im allgemeinen aus Fruchterde besteht und sich nach zwei Seiten senkt, gegen Westen nach dem Kattegat (bewässert von der Rönne-A, dem Abflusse des Ringsees) und gegen Osten nach der Ostsee. Dieser Teil umfaßt das untere Gebiet der Helge-A und das Becken des Ifösees. Der mittlere Gürtel, gegen Osten an Breite abnehmend, wird fast in seiner ganzen Richtung von der in das Öresund fallenden Keslinge-A durchflossen. Der südliche oder Küstengürtel bildet mit dem mittlern eine wellenförmige fruchtbare Ebene. Das Mineralreich liefert hier Alaunschiefer (bei Andrarum) und Steinkohlen, welche letztern bei Höganäs, Wallåkra und Wram gewonnen werden. Die Hauptnahrungsquelle der Bevölkerung ist der Ackerbau, und Getreide und Branntwein bilden die Hauptausfuhrartikel. Ein großer Teil des Bodens ist in den Händen des reichen Adels, der seine Güter sehr verbessert hat. S. war lange ein Streitobjekt zwischen Schweden und Dänemark und gehörte gewöhnlich zu letzterm, wurde aber 1658 in dem Roeskilder Frieden nebst Blekinge, Halland und Bohuslän an Schweden abgetreten. Noch jetzt unterscheiden sich die Bewohner durch ihre Mundart und ihre Sitte von den übrigen Schweden. Die Zahl der Städte beträgt 11, mit zusammen 107472 E., nämlich Malmö, Lund, Landskrona, Helsingborg, Ystad, Trelleborg, Skanör und Falsterbo in Malmöhuslän und Kristianstad, Engelholm und Simrishamn in Kristianstadslän. Bei Malmö beginnend, durchschneidet von Süden nach Norden die südl. Stammeisenbahn die Landschaft und verbindet dieselbe mit den übrigen Teilen des südl. Schweden. Außerdem hat S. noch eine große Anzahl Privatbahnen.

Schönen, techn. Operation, welche bezweckt, einem Gegenstande ein verbessertes Aussehen zu geben. Der Wein wird durch Zusatz von Hausenblase, span. Erde, geschönt, indem diese Stoffe eine Abscheidung trübender Teile bewirken. Gefärbte oder gebleichte Seide wird durch Seifenbäder geschönt oder aviviert.

Schoner, Schooner oder Schuner heißt ein gewöhnlich lang und schmal gebautes Schiff bis zu 500 t Größe, das meistens nur zwei Masten hat. Der vordere Mast hat dann gewöhnlich Raaen, der hintere nur Gaffelsegel. Man findet unter dieser Klasse häufig sehr gute Segler; namentlich liegen sie nahe am Winde. Auch bedarf man zu ihrer Handhabung verhältnismäßig geringer Mannschaft, und sie sind deshalb für die Küstenfahrt sehr beliebt. In neuerer Zeit baut man auch dreimastige, bei denen dann die beiden hintern, öfter aber auch alle drei Masten Gaffelsegel führen. (S. Schiff.)

Schönerer (Georg, Ritter von), österr. Politiker, geb. 17. Juli 1842, bildete sich als Landwirt aus und bewirtschaftet sein Gut Rosenau bei Zwettl in Niederösterreich. Seit 1873 gehört er dem österr. Abgeordnetenhause an, in welchem er als Deutschnationaler und gleichzeitig Führer einer antisemitischen Partei viel genannt wird.

Schöne Seele, s. unter Schön, S. 460[b]; vgl. auch Klettenberg (Susanne Katharina von).

Schöne Wissenschaften, s. u. Schön, S. 460[b].

Schönfeld (Eduard), Astronom, geb. 22. Dez. 1828 zu Hildburghausen, wurde nach Beendigung seiner Studien Observator an der unter Argelanders Leitung stehenden Sternwarte zu Bonn, wo er hervorragenden Anteil an der 10 Jahre dauernden Durchmusterung des nördl. Himmels nahm. Im J. 1859 wurde S. Direktor der mannheimer Sternwarte und lieferte in dieser Stellung wertvolle Positionsbestimmungen von Nebelflecken, welche im 1. und 2. Bande der «Mannheimer Beobachtungen» publiziert sind, namentlich aber zahlreiche Beobachtungen und Untersuchungen über die veränderlichen Sterne. Er wurde 1875 als Argelanders Nachfolger nach Bonn berufen und ist mit der Fortsetzung der Durchmusterung des nördl. Himmels südlich vom Äquator beschäftigt.

Schönfließ in der Neumark, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt a. O., Kreis Königsberg in der Neumark, an der Rörike und am Rörikesee, zählt (1880) 3149 E. und hat Stärkefabriken, Brauerei, Handel mit Getreide und Wolle und jährlich zwei bedeutende Pferdemärkte.

Schongau, Stadt und Hauptort eines Bezirksamts (562 qkm mit [1880] 17781 E.) im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, links am Lech, 660 m

über dem Meere, Sitz eines Amtsgerichts, hat 1814 E., ein Kloster und Gerberei.

Schongauer (Martin, auch Martin Schön, Hübsch Martin, von den Italienern Bel Martino genannt), der wichtigste Maler der oberdeutschen Schule des 15. Jahrh., ist nach seinen Lebensumständen nur wenig, desto mehr aber nach seinen Werken bekannt; als seine Geburtsstätte gibt man Ulm, Augsburg, auch Colmar an. Als sein Lehrer wird Lupert Rust genannt; wichtiger aber war wohl die Einwirkung der altflandr. Schule auf ihn, welche er nach neuerer Annahme unter Rogier von der Weyden dem ältern an Ort und Stelle kennen lernte. In Colmar seit der Mitte des 15. Jahrh. angesessen, wurde er durch seine Gemälde und Kupferstiche weit und breit berühmt, gründete eine zahlreiche Schule, zu der seine Brüder und Verwandten gehörten, und starb in Colmar 1488. Seine Arbeiten gingen viel über die Alpen und nach Spanien, sind aber nur spärlich als echt nachzuweisen. Pietro Perugino soll mit ihm in freundschaftlicher Verbindung gestanden haben; Michel Angelo kopierte in seiner Jugend den von S. verfertigten Kupferstich: Sankt Antons Versuchung. Zwar hat er den Realismus, wie ihn zuerst die van Eycks ausgebildet, schon ganz in sich aufgenommen, doch geht er nicht so sehr auf das Einzelnste ein und bezeichnet z. B. die Stoffe nicht, deutet die landschaftlichen Hintergründe nur an, faltet die Gewänder manierierter und verfährt auch im Kolorit minder energisch. Sein vorzüglichstes Werk ist die Muttergottes im Rosenhag (jetzt im Querschiff des Münsters zu Colmar und sehr übermalt), fast mehr als lebensgroß, eins der vorzüglichsten Werke der alten deutschen Kunst. Als Kupferstecher nimmt S. einen sehr hohen Rang ein. Hier besonders hat er oft in großen, figurenreichen Kompositionen eine hohe Begabung als Historienmaler an den Tag gelegt, wie z. B. in der Jakobsschlacht, der Kreuztragung und der Passion. Die Technik des Stichs ist bei aller Zartheit doch frei und kräftig. Nicht zu verwechseln ist S. mit dem niederrhein. Meister «E. S.». Vgl. von Wurzbach, «Martin S.» (Wien 1880).

Schöngrün, gleichbedeutend mit grünem Zinnober, Mischung von Chromgelb und Berlinerblau.

Schönhals (Karl, Ritter von), österr. Feldzeugmeister, geb. 15. Nov. 1788 zu Braunfels bei Wetzlar, trat 1807 in das österr. 64. Infanterieregiment, wurde bald zum Offizier befördert und wohnte den Feldzügen gegen Frankreich 1809 und 1813 bei, wo er bei Aspern und Dresden schwer verwundet wurde. Bis 1846 zum Feldmarschallleutenant befördert, erwarb er sich in den ital. Feldzügen von 1848 und 1849 große Verdienste um die Siege der österr. Waffen. Als 1849 die provisorische Bundes-Centralgewalt in Frankfurt aufgehoben und durch Bevollmächtigte von Österreich und Preußen ersetzt wurde, vertrat S. neben Kübeck Österreich bis zur Auflösung der Kommission und der Wiedereinsetzung des Bundestags. Anfang 1851 nahm er den Abschied, erhielt den Charakter als Feldzeugmeister und lebte zu Graz, wo er 16. Febr. 1857 starb. Sein Werk «Erinnerungen eines österr. Veteranen aus den ital. Kriegen in den J. 1848 und 1849» (2 Bde., Stuttg. 1852 u. öfter) gibt eine reiche Fülle von interessanten Aufschlüssen zur Geschichte jener Kämpfe. Außerdem hat er noch Biographien des Feldzeugmeisters Haynau (2. Aufl., Graz 1853) und des Generals Frimont geschrieben.

Schönhausen, Pfarrdorf in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Jerichow II, 2,5 km rechts von der Elbe, Station der Linie Berlin-Lehrte der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1705 E., hat zwei dem hier geborenen Fürsten von Bismarck gehörige Rittergüter, drei Ziegeleien, eine Dampfmahlmühle und eine Brauerei. Von den beiden Gütern wurde das Stammgut des Fürsten demselben durch die Bismarckspende an seinem 70. Geburtstage, 1. April 1885, als Nationalgeschenk zurückgegeben.

Die vom Reichskanzler mit der aus Anlaß seines 70. Geburtstages gesammelten und ihm zur freien Verfügung gestellten Summe gegründete Schönhauser Stiftung wurde auf Grund des Statuts vom 21. Mai 1885 unter Verleihung der Rechte einer jurist. Person durch königl. Kabinettsordre vom 8. Aug. 1885 genehmigt. Zweck der Stiftung ist, deutschen jungen Männern, welche sich dem höhern Lehrfache an deutschen höhern Lehranstalten widmen, vor ihrer besoldeten Anstellung Unterstützungen zu gewähren, auch im Inlande wohnenden Witwen von Lehrern des höhern Lehrfachs Beihilfe für ihren Lebensunterhalt und für die Erziehung ihrer Kinder zu leisten. Sitz der Stiftung ist S.; das Stiftungskapital besteht aus etwa 1200000 Mark; die Stiftung wird vom Reichskanzler als ihrem Vorsteher verwaltet; nach seinem Tode geht diese Vorstandschaft auf dasjenige Mitglied seiner Familie über, welches zum Besitz des Stammgutes S. gelangt, beziehungsweise berechtigt ist. Die staatliche Aufsicht über die Stiftung führt der jeweilige erste Präsident des preuß. Herrenhauses. Die Verleihung des Bezugs der Unterstützung findet alljährlich am 1. Okt. statt; Meldungen zum Bezug der Unterstützungen sind in der Regel nur zu berücksichtigen, wenn sie spätestens bis zu dem 1. Juli, welcher dem Zuweisungstage vorausgeht, an den Stiftungssekretär in S. gelangt sind.

Schönheide in Sachsen, Marktflecken in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg, aus dem Thale der Zwickauer Mulde aufsteigend, Station der Linie Chemnitz-Aue-Adorf der Sächsischen Staatsbahnen, zählt (1885) 5957 E., hat Hand- und Maschinenstickerei, mehrere Spitzenhandlungen, Fabrikation von Weiß- und Konfektionswaren, eine größere Wollweberei mit Druckerei und Färberei, Handschuhnäherei, eine Papierfabrik, mehrere Holzschleifereien und ist Hauptsitz der deutschen Bürsten- und Pinselfabrikation, die in Fabriken mit Dampfbetrieb und in der Hausindustrie an 1400 Personen beschäftigt. In dem unmittelbar angrenzenden Dorfe Schönheiderhammer mit (1885) 719 E. ist ein bedeutendes Emaillierwerk mit Maschinenfabrik und Eisengießerei, in welchem der schmiedbare Guß zuerst hergestellt wurde.

Schönheitsmittel, s. Kosmetik.

Schönhoff (Elise), Schauspielerin, Gattin von Friedrich Haase (s. d.).

Schöning (Hans Adam von), brandenb. Generalfeldmarschall, geb. zu Tamsel bei Küstrin 1. Okt. 1641, trat 1669 in brandenb. Kriegsdienste, zeichnete sich im Kriege gegen Schweden 1675—79 mehrfach aus und stieg rasch empor. Im J. 1688 übernahm S. als Generallieutenant den Befehl

über das 8000 Mann starke Hilfskorps, welches Brandenburg dem Kaiser gegen die Türken stellte, und that sich wiederholt vor Ofen, namentlich in der Schlacht gegen das Entsatzheer und bei der Erstürmung der Festung rühmlich hervor. Im folgenden Jahre befehligte er die brandenb. Truppen am Rhein, wobei er in Streit mit dem Generalleutnant von Barfuß geriet, weshalb er 1691 in kursächs. Dienste als Feldmarschall übertrat. Beim Kaiser der Begünstigung der franz. Interessen am sächs. Hofe verdächtigt, wurde er 1692 im Bade Teplitz verhaftet. Nach zweijähriger Gefangenschaft entlassen, starb S. zu Dresden 28. Aug. 1696. Er war der erste ausschließlich in brandenb. Diensten herangebildete General. Vgl. K. W. von Schöning, «Des Generalfeldmarschalls von S. Leben» (Berl. 1837).

Schöningen, Stadt im braunschweig. Kreise Helmstedt, am südöstl. Fuße des Elm, Station der Linie Magdeburg-S. und Jerxheim-Helmstedt der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 7015 E. und hat zwei Kirchen, St. Vincenz (1693) und St. Lorenz (letztere ehemals dem Cistercienserorden gehörig), eine dem Staate gehörende Saline mit 600 m tief erbohrtem Steinsalzlager, zwei Ziegelbrennereien, zwei Eisengießereien, zwei landwirtschaftliche und eine andere Maschinenfabrik, eine große chem. Fabrik und großen Viehhandel. In der Umgegend sind bedeutende Kohlenbergwerke und Zuckerfabriken.

Schönit heißt das Salz von der chem. Formel $K_2O,MgO,2SO_3+6H_2O$, welches in der Gegend von Staßfurt den dortigen, auf den Salzlagerstätten vorkommenden Kainit überkrustet und aus dem letztern durch Abgabe des darin enthaltenen Chlormagnesiums entstanden ist.

Schönlanke, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Czarnikau, Station der Linie Berlin-Königsberg-Eydtkuhnen der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3973 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, eine Realschule, Wollspinnerei und Schuhmacherei. Das westlich anstoßende Dorf S. hat 1240 E.

Schönlein (Joh. Lukas), ausgezeichneter Arzt und klinischer Lehrer, geb. 30. Nov. 1793 zu Bamberg, besuchte seit 1803 das Gymnasium daselbst, seit 1811 die Universität zu Landshut und seit 1813 die zu Würzburg, wo er sich 1816 die mediz. Doktorwürde erwarb. Im J. 1819 trat er zu Würzburg als Privatdocent auf und wurde hier 1820 außerord., 1824 ord. Professor der Therapie und Klinik und dirigierender Arzt am Juliushospital. In dieser Stellung begründete er seinen großen Ruf als Arzt und Lehrer. Jedoch mit der bayr. Regierung in Disharmonie, ging er 1833 als Professor der Klinik nach Zürich. S. folgte indessen 1839 einem Rufe nach Berlin. Er begann hier im Mai 1840 als Professor der Pathologie und Therapie und Direktor der mediz. Klinik der Universität seine Wirksamkeit und wurde zum preuß. Geh. Obermedizinalrat, vortragenden Rat im Ministerium des Unterrichts, der geistlichen und Medizinalangelegenheiten, sowie zum Leibarzt des Königs Friedrich Wilhelm IV. ernannt. Als solcher stand er dem Könige anfangs auch in dessen letzter Krankheit zur Seite, entzweite sich aber mit den andern Leibärzten über Wesen und Behandlungsweise des Leidens und legte deshalb 1859 alle seine Ämter nieder. Er zog sich nach Bamberg zurück, wo er 23. Jan. 1864 starb. Am 30. Nov. 1874 wurde sein Denkmal (Kolossalbüste von Zumbusch in Wien) in Bamberg enthüllt.

Am Krankenbett war S. durch tiefen Blick und geniale Auffassung des einzelnen Falls ausgezeichnet; im Hörsaale fesselte er durch eine großartige Anschauungsweise der Heilkunde im allgemeinen. Außerdem ist er als der Schöpfer eines die Krankheiten nach Art der Naturgeschichte in Klassen, Familien, Gruppen und Arten einteilenden nosologischen Systems zu betrachten. Einige seiner Zuhörer veröffentlichten seine «Allgemeine und spezielle Pathologie und Therapie» (nach Vorlesungen bearbeitet, 4 Bde., Würzb. 1832; 4. Aufl. 1839), «Krankheitsfamilie der Typhen» (Zür. 1840) und «Klinische Vorträge im Charitékrankenhause zu Berlin» (2 Hefte, Berl. 1842; 3. Aufl. 1844). Vgl. Virchow, «Gedächtnisrede auf S.» (Berl. 1865); Rothlauf, «Johann Lukas S. in seinem Leben und Wirken geschildert» (Bamb. 1874).

Schönlinde, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Rumburg, an der Linie Bakov-Ebersbach der Böhmischen Nordbahn, hat eine schöne Kirche und eine höhere Bürgerschule, eine Fachschule für Wirkerei und zählt (1880) 6597 E., welche Leinen- und Baumwollzwirne, sowie Wirkwaren fabrizieren und Bleichereien, Färbereien, mechan. und Handwebereien unterhalten.

Schoenocaulon *A. Gray*, Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen. Man kennt nur wenige Arten, die sämtlich in Centralamerika vorkommen. Die wichtigste ist die Sabadillpflanze S. officinale *A. Gray* (Sabadilla officinarum *Brandt*); sie liefert die Kapuzinersamen oder Läusesamen (Semina Sabadillae), die als Mittel gegen Ungeziefer, auch zur Bereitung einer zu diesem Zwecke dienenden Salbe benutzt werden. Dieselben sind geruchlos, haben aber einen sehr scharfen Geschmack und enthalten einen eigentümlichen Körper (Veratrin), das auch in den nahe verwandten Germerarten (s. Veratrum) vorkommt.

Schönschreibekunst, s. Schreibekunst.

Schönsee in Westpreußen, Marktflecken im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Thorn, Station der Linie Schneidemühl-Thorn-Insterburg der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 1646 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, Reste einer Ordensburg und eine Zuckerfabrik. S. war bis 1833 Stadt.

Schönsee in Bayern, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Neunburg, im Oberpfälzerwalde, an der Ascha, zählt (1885) 1665 E. und hat Flachsbau und Glasschleiferei.

Schönthal in Württemberg, Dorf im württemb. Jagstkreis, Oberamt Künzelsau, an der Jagst, hat (1885) 270 E., eine evang. und eine kath. Pfarrkirche und ein niederes evangelisches theol. Seminar, in einem ehemaligen, um 1150 gegründeten, 1525 durch die aufständischen Bauern des Odenwaldes und des Rotenburgischen verwüsteten, später umgebauten Cistercienserkloster.

Schönthan (Franz von), Bühnendichter, geb. 20. Juni 1849 zu Wien, trat mit 17 Jahren als Kadett in die österr. Marine, verließ aber nach vier Jahren den Dienst und ging zur Bühne. Von seinen Bühnenstücken erzielten zuerst «Das Mädchen aus der Fremde» (1879) und der vieraktige Schwank «Sodom und Gomorrha» (1879) Erfolg.

Hierauf erschienen in rascher Folge neben vielen Übersetzungen und Bearbeitungen eine Reihe selbständiger dramatischer Werke, die über alle Bühnen gingen und zum Teil Repertoirestücke wurden: «Unsere Frauen» (1880), «Krieg im Frieden» (1881, mit G. von Moser), «Der Schwabenstreich» (1882), «Roderich Heller» (1883), «Der Raub der Sabinerinnen» und «Frau Direktor Striese» (1885, mit Paul von Schönthan). Im J. 1884 wurde S. Oberregisseur am Wiener Stadttheater; nach dem Brand dieses Theaters siedelte er nach Berlin über.

Sein Bruder **Paul von S.**, geb. 19. März 1853 in Wien, war für die militärische Laufbahn bestimmt, verließ aber nach einigen Jahren diese Carrière und widmete sich dem journalistischen Beruf; er lebt als Feuilletonist in Berlin. In Gemeinschaft mit seinem Bruder Franz war er auch dramatisch thätig, als Mitarbeiter an den possenartigen Lustspielen «Der Raub der Sabinerinnen» und «Frau Direktor Striese»; auch selbständig verfaßte er einige einaktige Lustspiele.

Schonung bedeutet einen jungen Holzbestand, welcher dem Maule des Weideviehes noch nicht entwachsen ist, in welchem deshalb noch nicht geweidet werden darf. Die meisten Gesetze belegen das Weiden von Vieh in den S. mit besonders strengen Strafen, die S. müssen aber durch Tafeln oder Strohwische als solche bezeichnet sein. Der Ausdruck S. hat sich zur Bezeichnung der jüngsten Bestände in manchen Waldgegenden noch erhalten, wo die Viehweide als unverträglich mit einer rationellen Forstwirtschaft schon längst abgeschafft ist.

Schönwald in Baden, Pfarrdorf im bad. Kreis Villingen, Amt Triberg, im Schwarzwald, 985 m über dem Meere, sehr besuchter Luftkurort, hat (1880) 340 kath. E., Viehzucht, Uhrmacherei, Holzschnitzerei und Strohflechterei.

Schonzeit oder **Hegezeit** ist die Bezeichnung für gewisse in den meisten europ. Staaten gesetzlich bestimmte Monate, in welchen das nützliche Wild behufs der Fortpflanzung und der Aufzucht der Jungen nicht abgeschossen werden darf. Diese Monate entsprechen bei jeder Wildart deren naturgeschichtlichen Verhältnissen. Die S. stimmt aber nicht in allen Staaten genau überein; in einigen ist sie länger, in andern kürzer, in manchen ist das Abschießen gewisser weiblicher Tiere gänzlich untersagt, z. B. in Bayern und einigen kleinen deutschen Staaten das der Rehgaisen, Wildkälber, Gems- und Rehkitzen, Auer- und Birkhennen, in Österreich ebenfalls das der Auer- und Birkhennen. Um eine internationale S. für die der Landwirtschaft nützlichen Vögel ins Leben zu rufen, sind vielfache, aber immer noch erfolglose Versuche durch Vogelschutzvereine gemacht worden.

Schoo, japan. Hohlmaß, ist der hundertste Teil des Kolu (s. d.), also 1,81 l.

Schoolcraft (Henry Rowe), nordamerik. Reisender und Ethnograph, geb. 28. März 1793 in Watervliet (jetzt Guilderland), im Albany-County des nordamerik. Staats Neuyork, studierte im Union-College, bereiste den Westen, wurde 1820 zum Geologen einer Erforschungsexpedition nach dem Obern See ernannt und ging 1823 als Indianeragent nach Michigan. Hier heiratete er die Enkelin eines Indianerhäuptlings, wurde 1839 zum Hauptagenten der Indianer des nördl. Departements ernannt und zog 1847 nach Washington, wo er 10. Dez. 1864 starb. Sein Hauptwerk ist die infolge einer Kongreßakte (1847) unternommene und auf Kosten der Regierung herausgegebene «Historical and statistical information respecting the history, condition, and prospects of the Indian tribes of the United States» (6 Bde., mit 336 Kupfern, Philad. 1851—57). Andere bedeutende Werke sind: «Travels in the central portions of the Mississippi valley» (1825), «Narrative of an expedition to Itasca Lake, the actual source of the Mississippi» (1834, erweitert 1853), «Algic researches» (2 Bde., Neuyork 1839), «The myth of Hiawatha and other oral legends» (Philad. 1839), «Oneota, or characteristics of the red race of America» (Neuyork 1844), «Notes on the Iroquois» (Albany 1848), «Personal memoirs of a residence of thirty years with the Indian tribes» (Philad. 1851), «Scenes and adventures in the semi-alpine regions of the Ozark Mountains» (Philad. 1853).

Schooner, s. Schoner.

Schoonhoven, Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, am rechten Ufer des Lek, mit Salmfischereien und einer ansehnlichen Silber- und Kupferwarenindustrie, hat (1879) 3890 E. Von den vier Kirchen verschiedener Konfessionen, welche der Ort besitzt, ist die bedeutendste die große Bartholomäikirche, mit dem Grabdenkmal des Weltumseglers Olivier van Noort. Nicht weit von S., an der Goejanverwellensluis, ward Juni 1787 die Gemahlin des Statthalters Wilhelm V., Schwester des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, von der revolutionären Partei der sog. «Patrioten» angehalten, was die Veranlassung wurde zum Einrücken der preuß. Truppen in Holland und der Demütigung der Patrioten.

Schopenhauer (Arthur), hervorragender und einflußreicher deutscher Philosoph, geb. 22. Febr. 1788 in Danzig, Sohn eines angesehenen Kaufmanns und der als Schriftstellerin bekannten Johanna Schopenhauer (s. d.), hielt sich in seiner Jugend mit den Eltern längere Zeit in Frankreich und England auf und erlangte so eine ausgezeichnete Bekanntschaft mit der Sprache und Litteratur beider Länder. Im J. 1809 bezog er die Universität Göttingen, auf der er sich zuerst den Naturwissenschaften und der Geschichte widmete, aber durch Gottlob Ernst Schulze (s. d.) der Philosophie zugeführt und namentlich auf Plato und Kant hingewiesen wurde. Im J. 1811 siedelte er nach Berlin über, um Fichte zu hören, fand sich jedoch in seinen Erwartungen getäuscht. Im J. 1813 promovierte er in Jena mit der Abhandlung «Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde» (Rudolst. 1813; 4. Aufl., Lpz. 1875). Darauf brachte er den Winter in Weimar zu, wo er Goethes nähern Umgang genoß und durch den Orientalisten Fr. Majer in das ind. Altertum eingeführt wurde. In den J. 1814—18 privatisierte er in Dresden. Während dieser Zeit entstand sein philos. System, welches er in seinem Hauptwerke «Die Welt als Wille und Vorstellung» (Lpz. 1819; 5. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1879) darlegte. Vorher noch veröffentlichte er die optische Abhandlung «Über das Sehn und die Farben» (Lpz. 1816; 3. Aufl. 1870; in lat. Bearbeitung in Radius' «Scriptores ophthalmologici minores», Tl. 3, Lpz. 1830), in welcher er zu den «Data» der Goetheschen Farbenlehre die erklärende «Theorie» liefern wollte. Im Herbst 1818 reiste S. nach Rom und Neapel. Nach der Rückkehr habilitierte er sich 1820 an der

Universität zu Berlin, hielt aber nur ein Semester hindurch Vorlesungen. Im Frühjahr 1822 wandte er sich wieder nach Italien, kehrte 1825 nach Berlin zurück und siedelte 1831 nach Frankfurt a. M. über, wo er seitdem lebte und 21. Sept. 1860 starb. An seinem 100jährigen Geburtstage soll ihm dort ein Denkmal errichtet werden.

In günstiger äußerer Lage und ohne Amt, konnte S. seine Zeit ganz der Ausbildung seines Systems widmen. Nach einem vieljährigen Schweigen der Indignation über die Nichtbeachtung seines Hauptwerks und die weite Verbreitung der Hegelschen Philosophie, der er gänzlich abgeneigt war, veröffentlichte er erst 1836 wieder eine kleine Schrift: «Über den Willen in der Natur» (4. Aufl., Lpz. 1878), welche die Bestätigung seiner Metaphysik durch die empirischen Wissenschaften erörtert und zugleich den Hauptpunkt derselben so deutlich und gründlich darlegt, wie sonst nirgends. Die königl. norweg. Societät der Wissenschaften zu Drontheim krönte 1839 eine von ihm eingelieferte Preisabhandlung «Über die Freiheit des menschlichen Willens» und ernannte ihn zu ihrem Mitgliede. Diese Abhandlnng gab er, zusammen mit der Schrift «Über das Fundament der Moral», unter dem Titel heraus: «Die beiden Grundprobleme der Ethik» (Frankf. a. M. 1841; 3. Aufl., Lpz. 1881). Zu der 1844 erschienenen zweiten Auflage seines Hauptwerks «Die Welt als Wille und Vorstellung» lieferte er einen ganzen Band «Ergänzungen». Sein letztes Werk «Parerga und Paralipomena» (Berl. 1851; 4. Aufl., Lpz. 1878) enthält eine Sammlung seiner kleinern philos. Schriften, die wegen ihrer populären Form besonders dazu beitrugen, seine Lehre auch in weitern Kreisen bekannt zu machen. Aus dem Spanischen übersetzte er «Balthazar Gracians Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit» (Lpz. 1862; 3. Aufl. 1877). Seine gesammelten Werke sind von Frauenstädt herausgegeben worden (6 Bde., Lpz. 1873—74; 2. Aufl. 1877). In Separatausgaben mit Einleitungen von W. Gwinner versehen, erschienen: «Aphorismen zur Lebensweisheit» (aus «Parerga und Paralipomena», 2 Bdchn., Lpz. 1886) und «Über den Tod und sein Verhältnis zur Unzerstörbarkeit unsers Wesens an sich. Leben der Gattung. Erblichkeit der Eigenschaften» (aus «Die Welt als Wille und Vorstellung», Lpz. 1886).

Die Grundgedanken der **Schopenhauerschen Philosophie** fassen sich in Folgendem zusammen: Das Wesen und der Kern aller Dinge, das «Ding an sich», ist dasselbe, was in unserm eigenen Innern sich als Wille kundgibt. Dieser Wille erscheint in der Welt auf verschiedenen Stufen der Objektivation (Wahrnehmbarkeit). Derselbe ist kein Resultat der Erkenntnis, sondern von dieser, die ganz sekundär, grundverschieden und völlig unabhängig. Erst auf der Stufe des Tierreichs versieht sich der Wille mit einem Intellekt, gleichsam einer Laterne zur Lenkung seiner Schritte, und nun allererst steht auch die Welt als eine objektive, d. h. vorgestellte, dem erkennenden Subjekt gegenüber. In der gesamten Natur, von der tierischen abwärts, wirkt der Wille erkenntnislos. Im Unorganischen werden seine Äußerungen in Bewegung gesetzt durch bloße Ursachen; im vegetativen Leben der Pflanze und des Tieres durch Reize; erst bei animalischen, d. h. erkennenden Wesen, durch Motive, und zwar bei den Tieren durch anschauliche, beim Menschen überdem durch begriffliche (abstrakte) Motive. Doch dieser Unterschied betrifft bloß die Erscheinung des Willens; an sich ist derselbe auf allen Stufen, von der niedrigsten bis zur höchsten, Einer, ist Wille zum Leben. An diese Grundanschauungen knüpfte S. eine eigentümliche Ästhetik und Ethik, jene auf Platonischer Grundlage, diese vermöge ihres pessimistischen Charakters mit dem Brahmanismus und Buddhismus verwandt. Im Gegensatz zu andern nachkantischen Systemen, welche die Welt a priori konstruieren, bemüht sich S., die gegebene Welt zu entziffern, ihren Sinn und ihre Bedeutung zu ergreifen. Daher beruhen seine Sätze nicht auf langen Schlußketten, sondern sind unmittelbar aus der anschaulichen Welt selbst, aus der äußern und innern Erfahrung, geschöpft. Nächst dem reichen Inhalt seiner Werke ist auch die Form seiner sprachlichen Darstellung eine höchst anziehende, sodaß er zu den besten deutschen Autoren gezählt werden darf. Trotzdem fand S. erst in den letzten Lebensjahren die verdiente Beachtung, wozu wesentlich die Bemühungen seines Freundes und Schülers Frauenstädt (s. d.) beitrugen. Derselbe veröffentlichte unter anderm «Briefe über die Schopenhauersche Philosophie» (Lpz. 1854), «Schopenhauer-Lexikon» (2 Bde., Lpz. 1871), «Neue Briefe über die Schopenhauersche Philosophie» (Lpz. 1876), besorgte nach S.s Tode die Wiederausgabe mehrerer seiner Werke und ließ auch «Lichtstrahlen» (Lpz. 1861; 4. Aufl., Lpz. 1881) aus diesen erscheinen, sowie die Schriften «Arthur S. Von ihm, über ihn u. s. w.» (in Gemeinschaft mit O. Lindner, Berl. 1863) und «Aus Arthur S.s handschriftlichem Nachlaß» (Lpz. 1864). Außerdem vgl. Asher, «Offenes Sendschreiben an S.» (Lpz. 1855); Cornill, «Arthur S., als Übergangsformation von einer idealistischen in eine realistische Weltanschauung» (Heidelb. 1856); Bähr, «Die Schopenhauersche Philosophie in ihren Grundzügen» (Dresd. 1857); Seydel, «S.s philosophisches System» (Lpz. 1857); Suhle, «S. und die Philosophie der Gegenwart» (Berl. 1862); Gwinner, «S. aus persönlichem Umgange dargestellt» (Lpz. 1862) in neuer, gänzlich umgearbeiteter Auflage unter dem Titel: «S.s Leben» (Lpz. 1878), und «S. und seine Freunde» (Lpz. 1863); Foucher de Careil, «Hegel et S.» (Par. 1862); Haym, «Arthur S.» (Berl. 1864); Victor Kiy, «Der Pessimismus und die Ethik S.s» (Berl. 1866); Asher, «Arthur S. Neues von ihm und über ihn» (Berl. 1871); J. B. Mayer, «Arthur S. als Mensch und Denker» (Berl. 1872); E. von Hartmann, «Über die notwendige Umbildung der Schopenhauerschen Philosophie aus ihrem Grundprinzip heraus» in dessen «Gesammelten Abhandlungen zur Philosophie des Unbewußten» (Berl. 1872); M. Venetianer, «S. als Scholastiker» (Berl. 1873); G. Jellinek, «Die Weltanschauungen Leibniz' und S.s» (Wien 1872); Th. Ribot, «La philosophie de S.» (Par. 1874); «Briefwechsel zwischen S. und J. A. Becker» (Lpz. 1883). Eine ausführliche chronolog. Bibliographie der Schriften über S. enthält Laban, «Die Schopenhauer-Litteratur» (Lpz. 1880).

Schopenhauer (Johanna Henriette), deutsche Schriftstellerin, geb. im Juli 1770 in Danzig, wo ihr Vater, Heinr. Trosina, Senator war, erhielt eine sorgfältige Erziehung und verheiratete sich mit dem Bankier Heinr. Floris S. Seit 1793 lebte sie mit ihrem Gatten in Hamburg, und 1803 traten

beide eine größere Reise durch Holland, Frankreich, England und Deutschland an. Im J. 1806 nahm sie nach dem Tode ihres Gatten ihren Wohnsitz in Weimar; 1832—37 lebte sie in Bonn, dann in Jena bis an ihren Tod (18. April 1838). Die Beschreibung der von Kügelgen gemalten Bildnisse Goethes, Wielands, Herders und Schillers war das erste, was von ihr im Druck erschien. Auf Cottas Wunsch schrieb sie Fernows Leben (Tüb. 1810). Es folgten sodann die «Reisen durch England und Schottland» (Rudolst. 1813; 3. Aufl., Lpz. 1826), ein Band «Novellen, fremd und eigen» (Rudolst. 1816), die «Reise durch das südl. Frankreich bis Chamouny» (2 Bde., Rudolst. 1817; 2. Aufl., Lpz. 1824) und die «Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen» (Lpz. 1818). Feine Beobachtungen, verbunden mit einer leichten und anziehenden Darstellung, erwarben ihren Schriften Beifall. Dann erschien der Roman «Gabriele» (3 Bde., Lpz. 1819—21; 3. Aufl., 1830), ein meisterhaftes Charaktergemälde, ein Werk über «Joh. van Eyck und seine Nachfolger» (2 Bde., Frankf. 1822); die Romane «Die Tante» (2 Bde., Frankf. 1823), «Sidonia» (3 Bde., Frankf. 1828) und viele, in acht Bänden (Frankf. 1825—28), dann in noch drei Bänden (Frankf. 1832) gesammelte Erzählungen und Novellen. Eine ihrer letzten Schriften war der «Ausflug an den Niederrhein und Belgien» (Lpz. 1831). Ihren «Sämtlichen Schriften» (24 Bde., Lpz. 1830—31) schließt sich ihr litterarischer «Nachlaß» (2 Bde., Braunschw. 1839) an.

Ihre Tochter Luise Adelaide S., geb. zu Hamburg 12. Juni 1797, bewies sich in «Haus-, Wald- und Feldmärchen» (2 Bde., Lpz. 1844) und im Roman «Anna» (2 Bde., Lpz. 1845) als gewandte Erzählerin. Sie starb 25. Aug. 1849 in Bonn.

Schöpf (Peter), Bildhauer, geb. 1804 zu München, wo er sich als Schüler der Akademie heranbildete. Schon seine Jugendarbeiten verrieten ein strenges Eingehen auf die Formgesetze der antiken Plastik, denen seine ernste Kunstweise sowohl in Schöpfungen der Mythologie als des Genre gerecht zu werden verstand. Er schuf in dieser Richtung zunächst einen Hirtenknaben mit einer Ziege, Dädalus und Ikarus, sowie mehrere religiöse Statuen. Völlig im Geiste seiner Vorbilder entfaltete sich sein Talent seit 1832 unter Führung Thorwaldsens in Rom, dessen begeistertster Nachfolger S. zeitlebens geblieben ist. Es entstanden eine Reihe hervorragender Marmorgebilde, ein zweiter Hirtenknabe, Ödipus und die Sphinx, Sappho, eine Venus, Büsten für die Walhalla und die Ruhmeshalle bei Kelheim, das Frontispice der Glyptothek in München, Relief eines Amor, Merkur u. a. Nach den Modellen Martin Wagners führte S. Reliefs für die Walhalla aus, die Konradin-Statue Thorwaldsens für Neapel hat er vollendet. Er starb in Rom 13. Sept. 1875.

Schöpfbütte oder Bütte, in der Papierfabrikation ein Gefäß mit Papiermasse, aus welchem mit Hilfe von Formen die Bogen geschöpft werden.

Schopfheim, Amtsstadt im bad. Kreis Lörrach, links an der Wiese, im Schwarzwalde, 375 m über dem Meere, Station der Linie Basel-Zell der Badischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2690 E., davon 652 Katholiken, und hat eine höhere Bürgerschule, eine Gewerbeschule, eine Baumwollspinnerei, Fabriken für Papier, Seidenband, Thonwaren, Öfen, Leder, Holzschuhe, Bleichereien, Färbereien, Mühlenwerke, eine Gasanstalt und Holzhandel. Nahebei die Hebelshöhe mit Bronzebüste des alamann. Dichters.

Schöpfkelle, s. unter Kelle.

Schöpflin (Joh. Dan.), Geschichts- und Altertumsforscher, geb. 7. Sept. 1694 zu Sulzburg im Breisgau, studierte auf den Universitäten Basel und Straßburg prot. Theologie, Geschichte und Altertumskunde und erhielt an der letztern Universität 1720 die Professur der Geschichte und Beredsamkeit. Im J. 1726 bereiste er Frankreich, Italien und England. Nach seiner Rückkehr erhielt er ein Kanonikat zu St. Thomas; auch wurde er 1740 durch Ludwig XV. zum königl. Geschichtschreiber (Historiographe du Roi) ernannt. Besonders beschäftigte ihn die Geschichte des Elsasses, für die er Materialien in den Niederlanden, Deutschland und der Schweiz sammelte. Die Frucht dieser Arbeiten war seine «Alsatia illustrata» (das «Erläuterte Elsaß», 2 Bde., Colmar, 1751—61). Als er den ersten Band dieses Werks dem König von Frankreich überreichte, benutzte er die Gelegenheit, für die Privilegien der prot. Universität zu Straßburg zu sprechen, und bewirkte deren Bestätigung. Als Nachtrag zu dem genannten Werke erschienen nach seinem Tode die «Alsatia diplomatica» (das «Urkundliche Elsaß») und «Alsaticarum rerum scriptores», deren Herausgabe der Publizist Koch besorgte. Von diesem wurde auch die «Historia Zaringo-Badensis» (7 Bde., Karlsr. 1763—66) fortgesetzt, von der S. den ersten Band geliefert hatte. Von S.s übrigen Werken sind zu erwähnen die «Vindiciae Celticae» (Straßb. 1754) und die «Vindiciae typographicae» (Straßb. 1760). S. ist der Begründer der kurpfälz. Akademie der Wissenschaften von Mannheim und der Akademie von Brüssel. Auch war er Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften. Er starb zu Straßburg 7. Aug. 1771. Seine Bibliothek (130000 Bände nebst vielen Handschriften) und sein Museum vermachte er der Stadt Straßburg; letzteres beschrieb Oberlin als «Museum Schöpflinianum». Beim Bombardement Straßburgs 27. Aug. 1870 gingen auch S.s Bibliothek und Sammlungen, die der Stadtbibliothek einverleibt waren, zu Grunde. In der Thomaskirche zu Straßburg ist ihm ein Denkmal errichtet worden.

Schöpfrad, eine Wasserhebemaschine, bestehend aus einem sich um eine horizontale Achse drehenden Rad, welches auf einem Teil seines Umfangs mit kleinen Gefäßen besetzt ist, die ins Wasser tauchen, sich mit Wasser füllen und dasselbe in eine Rinne ausgießen, sobald sie ihren höchsten Stand erreicht haben. Die Gefäße können beweglich sein; sie hängen dann in Scharnieren und kippen um, wenn sie mittels eines seitlich an ihnen angebrachten Bügels an die Rinne streifen. Sind dieselben fest, so müssen sie derart angeordnet sein, daß sie in der höchsten Stellung das Wasser von selbst ausfließen lassen. Ein Zellenrad ist ein S., dessen Radkranz durch Scheidewände in Zellen geteilt ist, welche auf ihrem Umfang oder seitlich die zum Schöpfen und Ausgießen notwendigen Öffnungen haben. Eine besondere Art der Zellenräder bildet das Trommelrad oder Tympanum, eine durch radiale Scheidewände abgeteilte Trommel, die um eine horizontale, als Ausgußrinne dienende hohle Achse rotiert. Eine andere Abart der Zellenräder ist das Schneckenrad, dessen Zellen spiralförmig

gewunden sind und ihren Inhalt gleichfalls in eine hohle Achse entleeren. Die Schöpfräder, deren Erfindung den Chinesen zugeschrieben wird, waren früher besonders bei Bewässerungen und Entwässerungen in Gebrauch und finden für diese Zwecke noch jetzt in außereurop. Ländern Verwendung, während sie in Europa nur in einzelnen Fällen, z. B. in der Papierfabrikation als Regulatoren bei den Papiermaschinen, sowie zur Beseitigung des schmutzigen Wassers aus den Siebtrommeln der Waschholländer zur Anwendung kommen.

Schöpfung. Nach der biblischen Vorstellung ist die Welt nach Stoff und Form ein Erzeugnis des göttlichen Machtwillens. Die alte biblische Darstellung (1 Mos. 1, 1 bis 2, 3) läßt Gott in sechs Tagewerken Himmel und Erde erschaffen, wobei die Erzeugung des untergeordneten Stoffs den Anfang, die S. des Menschen den Schluß bildet. Abweichend hiervon läßt die zweite Erzählung (1 Mos. 2, 4 fg.), welche des Siebentagewerks nicht gedenkt, die Tiere erst nach dem Menschen erschaffen werden. Beiden Darstellungen liegt die antike Anschauung zu Grunde, welcher die Erde als Mittelpunkt der Welt, der Himmel als ein über ihr ausgespanntes Gewölbe, Sonne, Mond und Sterne als am Himmel befestigte Lichter galten. Von den Kosmogonien anderer morgenländ. Völker unterscheidet sich die hebr. Schöpfungssage teils durch ihre schlichtere, alles Abenteuerliche und Ungeheuerliche ausschließende Form, teils durch ihren reinern religiösen Gehalt, indem sie, jede Vermischung Gottes und der Welt fern haltend, letztere durchaus nur als Werk des freien göttlichen Schöpferwillens betrachtet. Gegenüber der im Orient, aber auch bei den griech. Philosophen und später bei den Gnostikern verbreiteten Theorie einer ewigen Materie bildeten sich die kirchlichen Vorstellungen von einer S. aus nichts und einer S. in der Zeit, doch wurde letzterer schon seit Origenes von tiefer denkenden Kirchenlehrern die Annahme einer sog. ewigen, richtiger anfangslosen S. gegenübergestellt, weil es weder anging, Gott erst in der Zeit anfangen zu lassen Schöpfer zu werden, noch der wirklichen, durch Wechsel und Geschehen erfüllten Zeit eine ewige, inhaltsleere Zeit vorauszuschicken. Neuerdings ist jedoch der ganze Schöpfungsbegriff noch von einer andern Seite in Anspruch genommen worden. Während nämlich die kirchliche Vorstellung Gott als vorweltliches und außerweltliches Einzelwesen betrachtet, das den Entschluß, eine Welt zu schaffen, erst gefaßt, dann ausgeführt habe, denkt sich die neuere Religionsphilosophie Gott vielmehr als den ewigen, der Welt innewohnenden, schlechthin geistigen Urgrund derselben, der sich zur wirklichen Welt wie das absolute, Zeit und Raum mit allem zeiträumlichen Dasein in schlechthin überzeitlicher und überräumlicher Weise begründende Ursein zu der durch sein ewiges Wirken gesetzten Offenbarung verhält. Gott und Welt sind auch nach diesem Begriff schlechthin unterschieden, die Geistigkeit Gottes nur strenger und konsequenter als nach der gewöhnlichen Vorstellung gefaßt. Das Recht der religiösen Betrachtung, welche als Zielpunkt des gesamten Weltprozesses den Menschen und die Gemeinschaft Gottes mit ihm in der Liebe erkennt und von hier aus zurückblickend die Welt überhaupt als Offenbarung der ewigen Liebe betrachtet, ist hierdurch keineswegs ausgeschlossen. Die neuere Orthodoxie hat indes nicht bloß den kirchlichen Schöpfungsbegriff rehabilitiert, sondern auch die Geschichtlichkeit der biblischen Schöpfungssage mit größtem Eifer verteidigt, wobei sie freilich die Schöpfungstage zu «Schöpfungsperioden» umdeuten mußte.

Die neuere Naturwissenschaft nimmt dagegen an, daß die Erde nebst den übrigen zum Sonnensystem gehörigen Planeten aus von der Sonnenatmosphäre losgelösten Massen sich gebildet habe, und es hat diese zuerst von Laplace aufgestellte Theorie in neuester Zeit durch die Ergebnisse der Spektralanalyse (s. d.) eine wesentliche Stütze erhalten, indem sämtliche auf der Sonne bis jetzt nachgewiesenen Elemente auch der Erde angehören. Anfangs war die Erde ohne lebende Bewohner; erst, nachdem die obern Schichten der Erde sich hinlänglich abgekühlt und Wasser und Festland sich geschieden hatten, entstanden, unter Durchlaufung höchst umfänglicher geolog. Epochen, allmählich pflanzliche und tierische Organismen. (Vgl. Darwinismus, Bd. IV, S. 895.)

Unter den Begriff einer Neuschöpfung fällt, im Gegensatze zur Fortpflanzung durch Samen, Eier oder durch Teilung (generatio homogenea), die elternlose oder Urzeugung (generatio heterogenea).

Schopfwachtel (Lophortyx), eine aus zwei Arten bestehende Gattung der Hühnervögel im südwestlichen Nordamerika. Die 24 cm lange Californische Schopfwachtel (L. californicus, Tafel: Hühnervögel, Fig. 5) ist ein hübscher Vogel, in dessen Färbung das Grau vorherrscht; die Kehle ist schwarz mit weißer Einfassung und auf dem Kopfe erheben sich 4—6 sichelförmige Federchen. Man hat versucht, den Vogel, der ein sehr schmackhaftes Wildbret liefert, in Europa auch im Freien einzubürgern, bisher allerdings ohne Erfolg.

Schophar ist der hebr. Name eines helltönenden Instruments im Alten Testament: Horn, Trompete, Luther übersetzt gewöhnlich «Posaune». Es war ein wirkliches Horn von Rind oder Widder, wurde aber in den spätern Zeiten des Judentums wohl auch hornförmig aus Metall oder anderm Material hergestellt, wie unser Waldhorn, und diente zum Signalgeben im Kriege, in der Hand des Wächters zur Ankündigung drohender Gefahr, in der des Priesters zur Ankündigung von Festen und überhaupt bei freudigen Festlichkeiten.

Schoppe (Amalia, eigentlich Emma Sophie), Verfasserin vieler Romane und Jugendschriften, geb. 9. Okt. 1791 auf der Insel Femern an der Küste von Holstein, war die Tochter des Arztes Weise und verheiratete sich 1811 mit dem Doktor der Rechte S. in Hamburg, welche Ehe der Tod des Gatten 1829 löste. Mehrere ihrer Novellen erschienen unter dem Titel «Gesammelte Erzählungen und Novellen» (8 Bde., Lpz. 1827—36). Beifälliger wurden ihre Schriften für die Jugend aufgenommen, der sie in späterer Zeit ihre litterarische Thätigkeit hauptsächlich widmete. Eine ihrer interessantesten Schriften sind die «Erinnerungen aus meinem Leben» (2 Bde., Altona 1838). Sie wandte sich 1851 nach Nordamerika, wo sie 25. Sept. 1858 in Shenektady unweit Albany im Staate Neuyork starb.

Schoppen war seit langer Zeit im südl. Deutschland und in der Schweiz die Bezeichnung eines Flüssigkeitsmaßes von verschiedener Größe, welches ungefähr der halben Weinflasche entsprach und gewöhnlich ein Viertel des den Namen «Maß»

tragenden Flüssigkeitsmaßes bildete. Nach der deutschen Maß- und Gewichtsordnung vom 17. Aug. 1868 enthielt der S. ein halbes Liter; das Gesetz vom 11. Juli 1884 entfernte dieses Maß, welches übrigens nur in Süddeutschland üblich geworden war, wieder aus den gesetzlichen Bestimmungen.

Schöppen oder Schöffen, auch Scabinen (lat. scabinus), heißen die Beisitzer in den Gerichten. In alter Zeit, wo die Gerichtsvorstände nur mit der vollziehenden Gewalt bekleidet waren, hatten die Schöffen für die Gerichtsgemeinde, aus welcher sie hervorgingen, das Urteil zu finden und auf Befragen ein allgemeines Zeugnis über das Herkommen abzulegen (das Recht zu weisen). Die letztere Befugnis verschaffte weiterhin den Schöffen solcher Orte, deren Recht auf neugegründete Städte übertragen war, auch auswärts ein bedeutendes Ansehen, indem die Tochterstädte entstandene Zweifel einem solchen Oberhofe vorlegten und sich über die Fortschritte in der dortigen Spruchpraxis sonstige Mitteilungen erbaten. Auf diesem Wege konnten z. B. die magdeburger Schöffen ihre örtlichen Satzungen und die neuen Ansichten, welche sich seit dem 13. Jahrh. an den Versuchen einer schriftlichen Zusammenfassung der deutschen Rechte (s. Sachsenspiegel) heranbildeten, über Mittel- und Norddeutschland, ja selbst bis nach Polen, Preußen und Livland verbreiten. Nach dem Eindringen des röm. und kanonischen Rechts vermochten ungelehrte Schöffen und Ratmannen zwar keine Rechtsbelehrung weiter zu erteilen; da aber nunmehr die Stadträte vielfach Doktoren der Rechte in ihre Mitte aufnahmen, so ließ sich der bisherige Brauch der Aktenversendung und des Einkommens um Gutachten mit der Abänderung beibehalten, daß man sich an jene rechtsgelehrten Mitglieder wendete, die unter Zuziehung von noch andern Sachverständigen ein anerkanntes Spruchkollegium unter dem Namen Schöppenstuhl bildeten. Ein derartiges Dikasterium (s. d.), welches für die Gerichte des In- und Auslandes gleich einer Juristenfakultät auf Ersuchen Urteile verfaßte, bestand z. B. in Leipzig 1420—1835. Die S. im alten Sinne des Wortes sanken dagegen allmählich zu bloßen gerichtlichen Beisitzern und Urkundspersonen herab. Sie werden gewöhnlich aus den untern Gerichtsbeamten, auf dem Lande aus der Gemeinde erwählt und mittels Eides in Pflicht genommen. In einigem Zusammenhang mit den Resten der alten Schöppengerichtseinrichtungen steht das neudeutsche Institut der Schöffengerichte (s. d.), von denen das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877 in den §§. 25—57 handelt.

Schöppenstedt oder Scheppenstedt, Städtchen im Kreise Wolfenbüttel des Herzogtums Braunschweig, am Okerzuflüßchen Altenau, 18 km östlich von Wolfenbüttel gelegen, Station der Linie Oschersleben-Vechelde der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Bürgerschule und zählt (1885) 3377 E., die sich mit Landwirtschaft und Zuckerrübenbau beschäftigen, auch zwei Zuckerfabriken, zwei Spiritusfabriken und drei Dampfziegeleien unterhalten. Den Marktplatz ziert ein 1878 vollendetes Kriegerdenkmal. Der Ort S. ist sehr alt und war einst der Sitz eines Schöppenstuhls. Vormals standen die Einwohner, wie die Bürger von Schilda in Obersachsen und Polkwitz in Schlesien, im Rufe der Einfalt und Geistesbeschränktheit. Nur 4 km im Norden liegt das Dorf Kneitlingen, nach der Volkssage Geburtsort des Till Eulenspiegel (s. d.).

Schoppinitz, Dorf und Rittergut im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Kattowitz, am Zalenzer Wasser, 2 km von der Brinitza und der russ. Grenze, Station der Linien Breslau-Dziedit und Kosel-Kandrzin-Oswiecim der Preußischen Staatsbahnen, mit Abzweigung bis zur Landesgrenze nach Sosnowice in Rußland zum Anschluß an die Warschau-Wiener Bahn, zählt (1885) 5504 meist kath. E. und hat Steinkohlengruben, eine Zinkhütte (Wilhelminenhütte), eine Fabrik für Maschinenöl und Wagenfett.

Schöps oder Hammel, castriertes männliches [Schaf.

Schoreel oder Schorel (Jan van), trefflicher niederländ. Maler, geb. 1. Aug. 1495, erhielt seinen Namen von seinem Geburtsorte Schoorl bei Alkmar und wurde im Malen von Willem Cornelis in Harlem vorgebildet. In seinem 18. Jahre kam S. nach Amsterdam in die Werkstätte des Jak. Cornelis, eines der berühmtesten Maler und Holzschneider jener Zeit. Das wüste Leben seines spätern Meisters Mabuse vertrug sich indessen nicht mit dem frommen Sinne des jungen S., und so wanderte er nach und nach in mehrere große Städte, wo Maler einen Ruf hatten, nach Köln und Speier, wo er Baukunst und Perspektive studierte, auch nach Nürnberg zu Dürer, der ihn sehr freundlich aufnahm. Später gelangte S., 22 J. alt, nach Kärnten, wo er den herrlichen Altar in der Kirche von Obervillach malte. Er zog 1520 nach Venedig und nahm an einer Wallfahrt nach Palästina teil. Drei Jahre blieb er in Jerusalem, und vielleicht ist von ihm das große Gemälde in der Kirche daselbst an der Stätte, wo Christus geboren worden sein soll. Dann kehrte er über Rom in die Heimat zurück und fand an dem Dechanten Lodhorst in Utrecht einen Gönner und Freund, in dessen Hause er lebte und für den er manches treffliche Stück, z. B. den Einzug Christi in Jerusalem, malte. Als nach einigen Jahren in Utrecht Unruhen ausbrachen, ging S. nach Harlem, wo er sich eine Werkstätte einrichtete. Für die Marienkirche in Utrecht malte er ein großes, auf vier Flügelthüren ausgeführtes Altargemälde, welches Philipp II. 1549 der Kirche abkaufte und mit nach Spanien nahm. S. starb 6. Dez. 1569. Die Geschichte S.s ist vielfach von Sagen und Anekdoten verdunkelt, auch werden zahlreiche der ihm zugeschriebenen Werke jetzt als Arbeiten des sog. Meisters vom Tode der Maria betrachtet.

Schoren, s. Watten.

Schorf, s. Grind.

Schoristen, s. unter Pennalismus.

Schörl, Mineral, s. Turmalin.

Schorlemer-Alst (Burghard, Freiherr von), bekannter ultramontaner Abgeordneter, geb. 21. Okt. 1825 auf Schloß Herringshausen bei Lippstadt, wurde durch Privatunterricht vorgebildet, besuchte dann die Militärbildungsanstalt in Dresden, machte hierauf Reisen durch Österreich, die Schweiz und Italien, trat 1845 in das 8. Ulanenregiment ein, aus dem er 1857 als Premierlieutenant ausschied, und widmete sich dann der landwirtschaftlichen Thätigkeit. Da S. sich auf diesem Gebiete sowohl durch praktische Reformen als auch schriftstellerisch vorteilhaft bekannt machte, wurde er 1863 Mitglied des preuß. Landesökonomiekollegiums. Auch fungiert er als Ehrendirektor des Landwirtschaftlichen Provinzialvereins von Westfalen, sowie als

Direktor des Landwirtschaftlichen Hauptvereins zu Münster, des Kreisvereins Burg-Steinfurt und als Vorsitzender des Westfälischen Bauernvereins. Seit 1870 ist S. Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses für den Wahlkreis Münster-Koesfeld und seit 1873 für den zweiten Wahlkreis des Regierungsbezirks Münster, Steinfurt-Ahaus. Im Deutschen Reichstag vertrat er seit 1870 den Wahlkreis Tecklenburg-Steinfurt-Ahaus, legte jedoch 1885 infolge von Meinungsverschiedenheiten mit seinen Parteigenossen über wirtschaftliche Fragen sein Mandat nieder. Als Parlamentarier gehört er zu den schlagfertigsten Rednern der Centrumspartei. Für seine rege Thätigkeit im Interesse des Ultramontanismus wurde er vom Papst Pius IX. zum päpstl. Geheimkämmerer ernannt. Auch ist S. Mitglied des preuß. Staatsrats.

Schorn (Joh. Karl Ludw. von), Ästhetiker und Kunsthistoriker, geb. 9. Juni 1793 zu Kastell in Franken, studierte Theologie, widmete sich aber bald ausschließlich der Malerei und Kunstgeschichte. Er ging 1816 nach München, wo er sein erstes Werk: «Über die Studien der griech. Künstler» (Heidelb. 1818), schrieb. Im J. 1819 wendete er sich nach Dresden und bald darauf nach Stuttgart, wo er seit 1820 das «Kunstblatt» redigierte, das bis in die neuere Zeit, trotz mancher Einseitigkeit, ein wichtiges Fachorgan geblieben ist. In den J. 1822 und 1823 besuchte er Italien und Frankreich und wurde 1826 Professor der Kunstgeschichte und Ästhetik an der Akademie und Universität München, welches Amt er nach einer Kunstreise nach England und den Niederlanden antrat. Im J. 1830 erschien seine «Beschreibung der Glyptothek» und zwei Jahre später begann er die durch ihre berichtigenden Anmerkungen wichtige Übersetzung von Vasaris «Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister», die nach seinem Tode von E. Förster fortgesetzt wurde (6 Bde., Stuttg. 1832—49). Im J. 1833 wurde er nach Weimar berufen, wo er zur Reorganisation der Kunstschule auf das thätigste mitwirkte und eine neue Aufstellung der großherzogl. Kunstsammlungen vornahm. Von seinen Werken aus dieser letzten Periode ist der «Umriß einer Theorie der bildenden Künste» (Stuttg. 1835) und eine Abhandlung «über altdeutsche Skulptur» (Erf. 1839) hervorzuheben. S. wurde 1839 vom Großherzog von Sachsen-Weimar in den Adelsstand erhoben und starb zu Weimar 17. Febr. 1842.

Schorn (Karl), Geschichtsmaler, Neffe des vorigen, geb. 1803 zu Düsseldorf, erhielt seine Kunstbildung in Berlin in der Schule Wachs. Charaktervolle Auffassung und Sinn für Farbe waren die Grundzüge seines Talents, welches bald durch seine Bilder Maria Stuart und Rizzio, Karl V. zu St.-Just, Cromwell vor der Schlacht bei Dunbar u. a. m. zur Anerkennung gelangte. S. wurde 1826 Schüler von Cornelius in München, nachdem er sich 1824—27 in Paris nach Gros und Ingres gebildet hatte. Neben vielen Arbeiten aus der Mythe, Geschichte und Legende, nahm er teil an der Ausführung der Fresken in den Arkaden des Hofgartens und zeichnete die Kartons zu den Seitenfenstern des Doms von Regensburg. Eine Reise nach Italien gab Stoff zu einer andern Folge von Gemälden, unter denen auch launige Genrebilder. Sein größtes Werk ist das 1843—45 im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ausgeführte Gemälde: Die gefangenen Wiedertäufer vor dem Bischof Franz zu Münster 1536, welches auf der berliner Ausstellung von 1846 das größte Aufsehen erregte. Die berliner Nationalgalerie besitzt von ihm die beiden Gemälde: Papst Paul III. vor dem Bilde Luthers und Die Kneipgesellschaft. Im J. 1845 erhielt S. vom König Ludwig I. von Bayern den Auftrag, eine seiner Zeichnungen, die Sintflut darstellend, in kolossaler Dimension für die Neue Pinakothek zu malen. Seit 1847 Professor an der münchener Akademie, starb er daselbst 7. Okt. 1850.

Schorndorf, Oberamtsstadt im württemb. Jagstkreise, an der Rems und der Linie Cannstatt-Nördlingen der Württembergischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat Reste ehemaliger Befestigungen, eine schöne got. Kirche mit prächtigem Portal und eine Lateinschule, Tabak-, Cigarren-, Eisenmöbel- und Knopffabriken, Obst- und Weinbau und zählt (1885) 4502 E. Die Stadt war früher Festung und wurde 1688 durch die Frauen unter Führung der Bürgermeisterin Künkelin gegen Mélac gerettet.

Schornstein (Schlot) oder Esse heißt der röhrenförmige, vertikal aufsteigende Teil einer Feuerungsanlage, welcher den Zweck hat, die gasförmigen Verbrennungsprodukte (den Rauch) mit einer gewissen Geschwindigkeit ins Freie abzuführen und dadurch den zur Verbrennung des Brennmaterials erforderlichen Zug zu erzeugen oder die Zuführung des hierzu nötigen Quantums Luft zu bewirken. Bei manchen Feuerungsanlagen wird der letztere Zweck durch besondere Einrichtungen, wie Gebläse, Ventilatoren u. s. w. erreicht. Die Ofenheizungen der Gebäude, die Dampfkesselanlagen der Fabriken, die Lokomotiven, die Dampfschiffe und alle sonstigen Feuerungsanlagen haben S., teils als gemauerte Röhren in den Gebäudewänden, teils als freistehende röhrenförmige Kanäle von Stein oder Eisenblech. Unter russischen Essen in den Wohngebäuden versteht man die engen, vom Dache aus durch schwere Kugelbürsten zu reinigenden Röhren, im Gegensatz zu den weitern besteigbaren Schornsteinen, welche durch den von unten einsteigenden Schornsteinfeger vom Ruß gereinigt werden. Die freistehenden S. sind im Querschnitt entweder quadratisch, achteckig, sechseckig oder rund, die gemauerten insbesondere entweder ein- oder seltener doppelwandig. Der für den Rauchabzug und für die Stabilität günstigste Querschnitt ist der runde.

Schornsteinfegerkrebs, s. unter Hoden.

Schoschonen, s. Schlangenindianer.

Schoßfallrecht, die Befugnis der Eltern, ihre ohne Nachkommen versterbenden Kinder mit Ausschluß deren Geschwister zu beerben. Es gilt partikularrechtlich in vielen Teilen Deutschlands, z. B. in Preußen zufolge des Allgemeinen Landrechts.

Schößlinge oder Ausläufer nennt man Nebenachsen einer Pflanze, die aus dem Wurzelstocke oder auch wohl aus dem untersten Stengelgliede entspringen, über oder unter der Oberfläche des Bodens hinkriechen und an der Spitze oder an den Knoten Wurzeln und über denselben Knospen bilden, welche zu neuen Pflanzen derselben Art auswachsen. In der Gärtnerei benutzt man sie zur Vermehrung der betreffenden Gewächse.

Schote (siliqua) nennt man in der Botanik eine aus einem oberständigen, von zwei Carpellarblättern gebildeten Fruchtknoten entstandene Frucht.

deren Innenraum durch eine senkrechte, an ihren Rändern die Samen tragende Scheidewand in zwei Längsfächer geteilt ist. Bei der Reife trennen sich die beiden Klappen (Carpellarblätter) von der Scheidewand in der Richtung von unten nach oben und bleiben noch eine Zeit lang an der Spitze der letztern stehen, bevor sie abfallen. Ist die Frucht kurz und breit, so nennt man sie Schötchen (silicula). Diese Fruchtform ist charakteristisch für die Pflanzen aus der Familie der Cruciferen (s. d.).

Im gewöhnlichen Leben pflegt man mit Schote die unreifen Früchte der Erbsen und diese selbst zu bezeichnen. Ihre Frucht ist aber eine Hülse (s. d.).

Schotel (Johs. Christian), einer der berühmtesten holländ. Seemaler, geb. 11. Nov. 1787 zu Dordrecht, widmete sich von 1810 an, zuerst unter Meulemans, dann unter M. Schoumans der Malerei. Mit Schoumans malte er den Rückzug der Franzosen von Dordrecht 1814 und die Beschießung von Algier durch die Engländer 1816. Seit 1818 fing er an selbständig in Öl zu malen. Von Dordrecht wendete sich S. später nach dem Haag, wo er 22. Dez. 1838 starb. In seinem Nachlaß fand man, außer 9 Skizzenbüchern, 400 Entwürfe zu ausgeführten Bildern. Als Seemaler übertraf er nicht nur alle seine Zeitgenossen, sondern er kann mit Recht den ersten Meistern in diesem Fache gleichgestellt werden. Seine vorzüglichsten Bilder finden sich in dem Museum im Haag, in den Sammlungen des Kaisers von Rußland und in Privatsammlungen im Haag, Amsterdam, Dordrecht und Brüssel. Im Dom seiner Vaterstadt wurde ihm 1840 ein Monument gesetzt. Vgl. seines Sohnes G. D. J. Schotel «Leven van den Zeeschilder Johannes Christianus S.» (Dordrecht 1840).

Ein zweiter Sohn, Peter Johannes S., geb. 17. Aug. 1808 zu Dordrecht, ebenfalls ein ausgezeichneter Seemaler, machte seine Studien unter Leitung des Vaters und begleitete 1843 den Prinzen Heinrich der Niederlande nach dem Mittelmeer. Diese und andere Reisen gaben seinem fruchtbaren Pinsel die Motive zu naturwahren und anziehenden Marinebildern. Eine Zeit lang bekleidete er die Stelle eines Professors an der Navigationsschule zu Medemblyck an der Zuydersee, ließ sich aber später in Düsseldorf nieder und starb auf einer Reise in Dresden 22. Juli 1865.

Schotenklee, s. Lotus.

Schott, Sbakh (Singular Sebcha), Salzsümpfe im westl. Nordafrika, s. u. Algerien, Bd. I, S. 404ᵃ, und Sahara, Bd. XIV, S. 106ᵇ.

Schott, bei naturhistor. Namen Heinrich Wilhelm Schott, geb. 1794 in Brünn, Direktor der kaiserl. Gärten in Schönbrunn, gest. 1865 daselbst.

Schott (Christian Friedr. Albert), württemb. Abgeordneter, geb. 30. April 1782 zu Sindelfingen, studierte zu Tübingen die Rechte, ging, zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, 1804 nach Paris, ließ sich aber bald als Rechtsanwalt in Stuttgart nieder. Auf der konstituierenden Versammlung von 1819, sowie auf den Landtagen 1820—31, besonders aber 1833 zeichnete er sich durch Freimütigkeit und feste Haltung aus. Er wohnte 1848 dem Vorparlament bei und wurde als Mitglied des Fünfziger-Ausschusses gewählt, in welchem er, wie später als württemb. Abgeordneter zur Nationalversammlung, der linken Seite angehörte. Der Nationalversammlung blieb er bis zu deren Sprengung treu. Er starb zu Stuttgart 6. Juni 1861.

Albert Lucian Constans S., geb. 27. Mai 1809 zu Stuttgart, Sohn des vorigen, studierte in Tübingen und Berlin Theologie und german. Philologie, wurde 1834 Oberlehrer an der Kantonsschule in Zürich und lebte seit 1840 in Stuttgart, wo er 1842 Professor am Gymnasium wurde. Er starb 21. Nov. 1847. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Die deutschen Kolonien in Piemont, ihre Mundart und Herkunft» (Stuttg. 1842), «Walach. Märchen» (mit seinem Bruder Arthur, Stuttg. 1845), «Wanderungen durch das mittlere und nördl. Deutschland» (Stuttg. 1846), «Die Erklärung zu den Kaiserbildern» (Frankf. 1850). Besonders verdient machte er sich aber durch Studien über Württemberg und vorzüglich als einer der Gründer und Hauptmitarbeiter des württemb. Altertumsvereins.

Arthur S., Bruder des vorigen, geb. zu Stuttgart 1814, studierte die Landwirtschaft zu Hohenheim und verweilte dann mehrere Jahre im Hause des Grafen Alexander von Württemberg in Eßlingen. Nach dessen Tode lebte er 10 Jahre hindurch als Wirtschaftsadministrator im südl. Ungarn. Außer mehrern Liederkompositionen, in denen er sich als begabter Musiker bekundete, und den «Walach. Märchen», die er mit seinem Bruder herausgab, veröffentlichte er auch einen Band «Gedichte» (Stuttg. 1850), die schöne Natur- und Völkerschilderungen enthalten. S. reiste 1850 nach Amerika, wo er als Mitglied einer Grenzkommission teils zu Georgetown bei Washington, teils in den Wildnissen an der mexik. Grenze lebte, und machte 1865 im Auftrage der mexik. Regierung eine wissenschaftliche Reise durch Yucatan. Er starb zu Washington im Juli 1875.

Sigmund S., Bruder der vorigen, geb. 5. Jan. 1818 zu Stuttgart, studierte in Heidelberg und Tübingen die Rechte und ließ sich 1840 als Advokat in Stuttgart nieder. Er veröffentlichte ein fleißig gearbeitetes histor. Werk: «Max Emanuel, Prinz von Württemberg, und sein Freund Karl XII. von Schweden» (Stuttg. 1839), ferner ein Bändchen «Gedichte» (Stuttg. 1857), sowie die beiden populär-philos. Studien «Sterben und Unsterblichkeit» (Stuttg. 1861) und «Von menschlichen Sprüchen» (Bresl. 1865). In den J. 1850—70 war S. Mitglied der württemb. Abgeordnetenkammer, 1881 wurde er in den Reichstag gewählt, wo er der demokratischen Partei angehört.

Schott (Wilh.), deutscher Orientalist, besonders verdient um die Kenntnis der Sprachen und Kulturzustände des östl. und nördl. Asien, geb. 3. Sept. 1802 zu Mainz, studierte in Gießen und Halle Theologie. Im J. 1830 wandte er sich nach Berlin, wo die Schätze der königl. Bibliothek seine Aufmerksamkeit auf das ostasiat. Sprachgebiet lenkten. Im J. 1838 erhielt S. eine außerordentliche Professur an der Universität und ward 1841 Mitglied der berliner Akademie. Die Reihe seiner linguistischen Untersuchungen, die er größtenteils in Ermans «Archiv zur wissenschaftlichen Kunde von Rußland» und in Sitzungsberichten und Denkschriften der berliner Akademie der Wissenschaften veröffentlichte, beginnt mit einem «Versuch über die tatar. Sprachen» (Berl. 1836). Es folgten ein beurteilendes «Verzeichnis» chines. Werke der berliner Bibliothek (1840), eine Abhandlung «Über das altaische oder finnisch-tatar. Sprachengeschlecht» (Berl. 1847), eine dergleichen: «Das Zahlwort in

der tschudischen Sprachenklasse» (Berl. 1852) u. s. w. In den «Altaischen Studien» (Heft 1—5, Berl. 1860—72) legte er seine Forschungen über das Gesamtgebiet dieser Sprachen nieder. Hinterindiens Idiomen sind unter andern die Denkschriften «Zur Beurteilung der Annamitischen Sprache und Schrift» (Berl. 1855), «über die sog. Indochines. Sprachen, insonderheit das Siamesische» (Berl. 1856), und «Die Kassia-Sprache» (Berl. 1859) gewidmet. Mit seiner «Chines. Sprachlehre» (Berl. 1857) eröffnete er für die grammatische Behandlung der sog. einsilbigen Sprachen überhaupt eine neue Bahn. Von seinen spätern linguistischen Arbeiten verdienen besonders «Zur japan. Dicht- und Verskunst» (Berl. 1878) und «über die Sprache des Volkes Rong auf Sikkim» (Berl. 1882) Hervorhebung. Untersuchungen anderer Art betreffen Volkspoesie, Mythe, Geschichte und Kultur der finn. und hochasiat. Völker. Dahin gehören namentlich «Die finn. Sage von Kullerwo» (Berl. 1852), «über die estnische Sage von Kalewi-poeg» (Berl. 1863), «über die (hochasiatische) von Gesser-Chan» (Berl. 1851), «über den Buddhismus in Hochasien und in China» (Berl. 1844), «Zur Litteratur des chines. Buddhismus» (Berl. 1873), «Älteste Nachrichten von Mongolen und Tataren» (Berl. 1845), «Das Reich Karachatai oder Si Liao» (Berl. 1849), «über die echten Kirgisen» (Berl. 1865), «Zur Uigurenfrage» (2 Tle., Berl. 1874—75). In dem schon 1854 ans Licht getretenen «Entwurf einer Beschreibung der chines. Litteratur» gab S. die erste Übersicht ihres unermeßlichen Reichtums.

Schotten, soviel wie Molken.

Schotten, Kreisstadt in der hess. Provinz Oberhessen, am Vogelsberg und an der Nidda, ist Sitz des Kreisamtes und eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1978 evang. E. und hat eine interessante Kirche aus dem 14. Jahrh., ein altes Schloß, Fabrikation von Tuch und Cigarren, Strumpf- und Leinweberei und bedeutenden Handel mit Würsten und Fleischwaren. — Der Kreis Schotten hat auf 460 qkm 27 725 E.

Schottenklöster, die von schott. und irländ. Mönchen, welche im 6. und 7. Jahrh. als Missionare nach dem Kontinent herüberkamen, namentlich in Süddeutschland gegründeten Benediktinerklöster. Dieselben behaupteten ihren Namen auch nachdem längst keine wirklichen Schotten mehr in ihnen wohnten, und haben ihn, wie in Wien und Regensburg, bis zur Gegenwart behalten.

Schottisch oder Ecossaisenwalzer, s. unter Ecossaise.

Schottische Dichter. Während in dem nördl. Schottland noch bis jetzt eine kelt. Mundart gesprochen wird, hatte sich in dem südl. Teile des Landes schon seit dem 11. Jahrh. das Angelsächsische eingebürgert, welches sich durch die zahlreichen Einwanderer aus England immer mehr verbreitete. Die Sprache, die in der größern und bevölkertern Hälfte Schottlands geredet ward, zeichnete sich zwar durch manche dialektische Eigentümlichkeiten aus, war aber in ihren Hauptzügen englisch, wie ihre ältesten Denkmäler, die aus dem 13. bis 14. Jahrh. stammen, beweisen. Von den Gedichten des Thomas von Ercildoune, genannt der Reimer, der gegen das J. 1300 lebte, haben sich allerdings nur einige Verse von höchst zweifelhafter Echtheit erhalten; dagegen hinterließ John Barbour (s. d.), Archidiakonus von Aberdeen (1357), zwei größere Gedichte in schott. Mundart, wovon das zweite, welches die Heldenthaten Robert Bruces besingt, vollständig überliefert ist. Von ähnlichem Charakter ist die um 1420 von dem Geistlichen Andrew Wyntoun geschriebene «Orygynale Cronykil of Scotland», herausg. von David Macpherson (2 Bde., Lond. 1795). Große Popularität erwarb sich ein Volksepos von ganz nationalem Charakter über den Helden Wallace, dessen Ursprung in das J. 1460 fällt, und dessen nur unter dem Namen des blinden Harry bekannter Verfasser ein wandernder Minstrel oder Bänkelsänger war. Sein Gedicht ist in einer von W. Hamilton besorgten Bearbeitung noch heute ein Lieblingsbuch des schott. Landvolks.

Eine glänzende, wenngleich kurze Epoche beginnt für die schott. Dichtkunst zu Anfang des 16. Jahrh. mit William Dunbar (s. d.). Seine Werke bestehen hauptsächlich in allegorischen und moralischen Gedichten, die sich teils durch lebhafte Schilderungen und kräftigen Ausdruck empfehlen, teils durch tiefes Gefühl und einen an Schwermut grenzenden Ernst bezeichnet sind. Seine poetischen Erzählungen sind in der Art des Boccaccio gehalten und nicht frei von Sittenlosigkeit. (Vgl. Schipper, «William Dunbar, sein Leben und seine Gedichte», Berl. 1884.) Gleichzeitig mit Dunbar glänzte als Dichter Gavin Douglas, Bischof von Dunkeld (gest. 1522), der sich vornehmlich durch die Übersetzung der Aneide in schott. Verse verdient machte, dessen Stil aber durch Latinismen entstellt wird. Robert Henryson, Schulmeister zu Dunfermline, schrieb «The testament of Cresseid», als Fortsetzung von Chaucers romantischem Gedicht «Troylus and Cresseid», und eine Reihe von Fabeln, in welchen sich glücklicher Humor mit einer reinen Moral verbindet. Alexander Scots Liebesgedichte erwarben ihm den Beinamen des schott. Anakreon. Sir David Lyndsay (gest. 1555) schrieb satirische Gedichte, die meist gegen den kath. Klerus gerichtet waren, wie «Kittie's confession» (1541); ja in dem satirischen Drama «The three estates», welches 1535 öffentlich aufgeführt wurde, wagte er sogar, König, Adel und Geistlichkeit gleichmäßig zu verspotten. (Seine «Poetical works» wurden herausg. von George Chalmers, 3 Bde., Lond. 1806.) Während der ganzen zweiten Hälfte des 16. Jahrh. war das Land von innern Fehden zerrissen, die alle Poesie verscheuchten, und der starre Geist des Calvinismus, der sich mit der Reformation festsetzte, ließ das Drama nicht aufkommen, auf welchem Gebiete die engl. Dichter so große Erfolge errangen. Sir Richard Maitland (gest. 1586) und Alexander Hume (gest. 1609) schrieben nur religiöse und moralische Gedichte. Von Alexander Montgomerie hat man eine ziemlich schwache Allegorie «The cherrie and the slae» (1597), die sich indes durch Glätte der Diktion und ansprechenden Versbau empfiehlt; Jakobs VI. «Essayes of a prentice in the divine art of poesie» (1584) sind nur dadurch merkwürdig, daß sie von einem König geschrieben wurden. Nachdem dieser Fürst den engl. Thron bestiegen und den Hof nach London übersiedelte, hörte die gebildete Welt, die stets das Lateinische vorgezogen hatte, ganz auf, sich der heimatlichen Mundart zu ihren schriftstellerischen Produkten zu bedienen. Auch jetzt schrieben Arthur Johnstone und einige andere nach Buchanans (s. d.) Beispiel lat. Verse; aber Sir Robert Ayton (gest. 1638), William Drummond (gest. 1649) und alle übrigen Schotten, die sich im 17. Jahrh.

durch poetisches Talent auszeichneten, schlossen sich der gleichzeitigen engl. Dichterschule an. Während daher die engl. Sprache immer sorgfältiger bearbeitet wurde, sank das Schottische zu einer lingua rustica herab, der man in der Litteratur keinen Platz mehr gönnte.

Fast ein Jahrhundert lang hatte die schott. Muse geschwiegen oder sich nur schwach vernehmen lassen, als der Genius Allan Ramsays (s. d.), gest. 1758, sie von neuem belebte; der originelle Humor Ramsays, seine malerischen Skizzen, in welchen sich die Sitten und Gebräuche seiner Landsleute abspiegelten, brachten eine mächtige Wirkung hervor. Dabei zeigte Ramsay durch seinen «Gentle shepherd», daß die schott. Volkssprache mit dem ihr eigenen Charakter der Naivetät und Herzlichkeit auch eines zartern und edlern Ausdrucks fähig sei. Dem Englischen gegenüber, welches unterdessen allgemeine Büchersprache geworden, konnte zwar das Schottische nur auf eine bescheidene Stelle Anspruch machen. Aber der Anstoß war gegeben, und es fanden sich bald Nachahmer, welche die von Ramsay und seinem Freunde Robert Crawford (gest. 1733) eröffnete Bahn verfolgten. Robert Fergusson (gest. 1774) schrieb Satiren und poetische Schilderungen, die nur von Burns übertroffen wurden, Alexander Roß (gest. 1784) eine Idylle «The fortunate shepherd». Eine mächtige Wirkung brachte die Veröffentlichung der berühmten Sammlung altengl. Volkslieder durch Bischof Percy 1765 hervor, die ein allgemeines, tiefgehendes Interesse auch an den reichen Schätzen schott. Volkspoesie erweckten. David Herd veröffentlichte schon 1769 eine ziemlich vollständige Sammlung «Scottish songs and ballads». Im J. 1771 erschien die herrliche Ballade «Auld Robin Gray», eins der zartesten und rührendsten Bilder schott. Volkslebens, dessen Verfasserin erst ein halbes Jahrhundert später in Lady Anne Barnard, Tochter des Grafen Balcarres (gest. 1825), bekannt wurde. Außerdem versuchten sich mit Glück als Liederdichter John Love (gest. 1798), John Skinner, Verfasser des «Tullochorum» (gest. 1807), Jane Elliot, Susanna Blamire (gest. 1794) und Alicia Cockburn (gest. 1794). Endlich veröffentlichte Robert Burns (s. d.) 1786 seine ersten Dichtungen, die nicht nur in Schottland, sondern auch in England mit Begeisterung aufgenommen wurden. Als Dichter gehört Burns allen Zeiten und allen Nationen an; in seiner Redeweise, seinen Empfindungen und selbst in seinen Vorurteilen aber ist er echter Schotte. Nur durch ihn ward es möglich, daß Walter Scott den schott. Dialekt in seinen Waverley-Romanen anwenden konnte.

Auf seine Landsleute übte Burns den belebendsten Einfluß aus, und viele eiferten ihm nach, wenn auch keiner ihn erreichte. Am nächsten kamen ihm vielleicht Alexander Wilson (gest. 1813) in dem «Watty and Meg» und John Mayne (gest. 1836) in dem «Siller Gun», das sich durch eine glückliche Mischung von Laune und Pathos empfiehlt, während der derbe Humor Sir Alexander Boswells oft in Roheit ausartet. Von den Liedern Robert Tannahills (gest. 1810) sind namentlich «The flower o' Dumblane» und «The Braes o' Balquhither» Eigentum des Volks geworden, und Hector Macneill (gest. 1818) stellte in «Scotland's skaith, or the history o' Will and Jean» das Nationallaster der Unmäßigkeit und seine traurigen Folgen in ergreifenden Zügen dar. Unter allen schott. Dichtern entwickelte James Hogg (s. d.) die glänzendste, wenn auch ungezügelte Phantasie. Allan Cunningham (s. d.) und William Motherwell (gest. 1835) bearbeiteten nach dem Vorgange Scotts («The minstrelsy of the Scottish border», 3 Bde., 1802) die alten Volkssagen, James Hislop (gest. 1827) feierte die Märtyrer des Covenant und Robert Nicoll (gest. 1837) schrieb didaktische Gedichte. Neuerdings erwarben sich große Popularität die Dichtungen Robert Gilfillans, John Wilsons und William Edmonstone Aytouns (s. d.), dessen «Lays of the Scottish cavaliers» namentlich ein kräftiges Nationalgefühl atmen. Neben Aytoun ist am bekanntesten geworden Alexander Smith (s. d.). Vgl. Bonar, «The poets and poetry of Scotland» (Lond. 1864); Murray, «The ballads and songs of Scotland in view of their influence on the character of the people» (Lond. 1874).

Schottische Kirche. In Schottland wurde die Reformation durch Adel und Parlament im heftigen Kampfe gegen die streng kath. Königin Maria Stuart eingeführt und die Ausübung des kath. Gottesdienstes mit dem Tode bedroht (1550). Der Reformator der Schotten, John Knox, der in Genf zu den Füßen Calvins gesessen, gab der religiösen Bewegung seines Heimatlandes die Richtung auf schroffste Ausprägung des Gegensatzes zu Rom in Lehre, Kultus, Verfassung und Sitte. Puritanischer Eifer und polit. Opposition gegen Klerus und Königtum reichten sich die Hand zum Bunde, um das kirchliche Reformationswerk im strengsten calvinistischen Geiste zu vollenden. Das edinburgher Parlament und die erste kirchliche Generalversammlung führten 1560 das von Knox entworfene Glaubensbekenntnis (die «Schottische Konfession»), 1561 die schott. Kirchenordnung (Book of discipline) ein, welche die Kirche unter ihrem alleinigen Haupte Christus streng presbyterianisch erfaßte. Die Wahl der Prediger, unter denen jede Rangordnung abgeschafft, wurde den Gemeinden, die kirchliche Gerichtsbarkeit und Gesetzgebung den Kirchensitzungen (kirk-sessions) der Prediger und Ältesten, den Provinzialsynoden und der Generalversammlung (general assembly) übergeben, der Gottesdienst mit Beseitigung aller röm. Ceremonien nach genfer Muster in strengster Einfachheit hergestellt. Die Versuche Maria Stuarts zur Gegenreformation endeten mit der Vertreibung der Königin 1567 und der wiederholten Bestätigung und allgemeinen Durchführung der Presbyterialverfassung (1592). Während in England unter Karl I. zwischen Königtum und Parlament ein heftiger Kampf über die Kirchenordnung entbrannte, befestigte sich der Presbyterianismus in Schottland durch die nur hier vollständig angeeigneten Beschlüsse der Westminstersynode (1643 fg.) und überdauerte alle revolutionären und contrerevolutionären Stürme, von denen die Kirche von England heimgesucht wurde. Nur das Patronatsrecht, welches das Grundgesetz von 1690 (revolution settlement) abgeschafft hatte, wurde durch königl. Gewalt wiederhergestellt (1711). Der kirchliche Unabhängigkeitssinn des Volks machte in erfolglosen Protestationen sich Luft, bis endlich zeitweise die Gemäßigten (moderates) die Oberhand behielten. Erst der neu erwachte puritanische Eifer des 19. Jahrh. regte die Forderung unbedingt freier kirchlicher Wahlen abermals auf. Die Generalversammlung von 1834 forderte den Wahlen

der Patrone gegenüber für die Gemeinden ein Veto. Als auch dieses nicht eingeräumt ward, kam es zuerst zu heftigem Widerstande der *Non-Intrusionisten*, welche von den aufgedrängten Geistlichen nichts wissen wollten, und seit 1843 zur förmlichen Kirchenspaltung und zur Begründung der *Schottischen Freikirche* (Free Church), welche ihre volle Unabhängigkeit vom Staate und den Grundherren durch den Verzicht auf alles Kirchengut der Staatskirche und durch unglaubliche freiwillige Opfer zur Begründung eines neuen Kirchenwesens erkaufte. Seit 1874 hat auch die Staatskirche das Recht der Patrone abgeschafft. Die Freikirche hat sich inzwischen immer mehr als Beschützerin des orthodoxen Fanatismus erwiesen, wie neuerdings namentlich in dem Prozeß gegen den Professor W. R. Smith zu Tage trat. Vgl. Sack, «Die Kirche von Schottland» (2 Bde., Heidelb. 1844—45); Köstlin, «Die Schottische Kirche» (Hamb. 1852); Cook, «History of the reformation in Scotland» (2. Aufl., 3 Bde., 1819); Cunningham, «Church history of Scotland» (1863).

Schottische Leinwand, soviel wie Gingham.

Schottische Philosophie oder *Schottische Schule* nennt man die Lehre einer Anzahl in Schottland geborener und lehrender Philosophen, die sich besonders mit Moral und Psychologie beschäftigt haben. In der ersten Beziehung bildeten hauptsächlich Francis Hutcheson (s. d.) und Adam Ferguson (s. d.) einen wichtigen Gegensatz gegen die den individuellen Egoismus zu Grunde legende Moral der franz. Schule des 18. Jahrh., indem sie Wohlwollen und Sympathie als die Grundlage der Moral und den Unterschied zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Tugend und Glückseligkeit auseinandersetzten und geltend machten. Andererseits bezeichnet man als schott. Schule im besondern die Vertreter der Lehre, welche im Gegensatz zu dem Skeptizismus von David Hume (s. d.) als die Theorie des gesunden Menschenverstandes (common sense) von Thomas Reid (s. d.), James Beattie, James Oswald, Dugald Stewart und in weiterm Sinne auch von Thomas Brown aufgestellt und verteidigt wurde. Diese Männer suchten jenen Skeptizismus dadurch zu überwinden, daß sie gewisse, im Gemeingefühl gelegene und die Erfahrungsthatsachen ergänzende Grundsätze alles Erkennens annahmen, welche für eine Erkenntnislehre auf dem Wege einer psychol. Analyse sicherzustellen seien. Zu solchen gehören nach Thomas Reid unter andern die Voraussetzungen, daß jede Empfindung ein empfundenes Objekt anzeige, daß die Dinge in Wirklichkeit so seien, wie wir sie wahrnehmen, daß die Naturgesetze unveränderlich seien, und daß jedes Entstehen eine Ursache habe. Die schott. Philosophie erwarb sich in Deutschland im 18. Jahrh. auf die vor Kant herrschende Popularphilosophie einen großen Einfluß, welchen sie durch Kant einbüßte. In Frankreich waren es im 19. Jahrh. vorzüglich die sog. Spiritualisten, an ihrer Spitze Maine de Biran, Royer-Collard und Jouffroy, welche aufs neue an sie anknüpften. In England bildet die schott. Philosophie noch heute die Grundlage, auf welcher die meisten Neuern, wie James Mackintosh, William Hamilton und John Stuart Mill, freilich mit entschiedener Überwindung ihrer Einseitigkeiten, unausgesetzt fortgearbeitet haben.

Schottische Teppiche sind bunt gemusterte Fußdeckenzeuge, welche aus drei aufeinanderliegenden und durch das Weben miteinander verbundenen Schichten leinwandartigen Stoffs bestehen, worin Kette und Einschuß Wollgarn sind.

Schottische Zeuge heißen solche Gewebe, welche bunte und lebhafte Farben in Streifen, vorzüglich aber in gewürfelten (*schottisch carrierten*) und gegitterten Mustern darbieten. Derartige Stoffe gehören bei den Einwohnern Schottlands zur Nationaltracht, und es unterscheiden sich dort die Angehörigen der verschiedenen Stämme (Clans) durch hergebrachte feststehende Farbenzusammenstellungen.

Schottland (engl. Scotland), früher ein selbständiges Königreich, seit 1707 die nördl. Hälfte des Vereinigten Königreichs Großbritannien (s. d.), hängt im S. und SO. mit England durch einen 110 km breiten Isthmus zusammen, auf dem die Landesgrenze vom Solwaybusen und der Mündung des Esk nordostwärts über die Cheviotberge zur Mündung des Tweed hinzieht, und wird im O. von der Nordsee, im N. und W. von dem Atlantischen Meer, im S. von der Irischen See bespült, im SW. durch den Nordkanal von Irland getrennt, der an der engsten Stelle, bei der Halbinsel Cantire, zwischen dem schott. Kap Mull of Cantire und dem irischen Vorgebirge Benmore oder Fair Head, nur 22 km breit ist. Das Areal des Landes umfaßt mit den dazugehörigen 787 Inseln, nämlich den Hebriden (s. d.) im W., den Orkadischen Inseln (s. d.) und den Shetlandsinseln (s. d.) im N., 78895 qkm. Die Umrisse S.s sind sehr unregelmäßig. Auf allen Seiten dringen fjordartige Seearme und Buchten (Firths und Lochs) in das Land, im O. der Forth-, Tay-, Murray- oder Moray- und der Dornochbusen, im W., außer dem Solwaybusen mit der Wigtownbai, der Clyde-, Linnhe- und viele andere Busen, Baien und Sunde, sodaß der Küstensaum 4072 km beträgt und schon auf 20 qkm 1 km Küste kommt. Gleichwohl hat nur die Westküste gute und natürliche Häfen, während auf der Ostseite nur der Cromarty-Firth, ein Seitenzweig des Moraybusens, einen solchen bildet. Nach Gesittung, Abstammung und Sprache der Bewohner, wie diese namentlich um die Mitte des 18. Jahrh. sich zeigte, zerfällt das Land in zwei große Teile: die Niederlande (Lowlands) und die Hochlande (Highlands), deren Grenze durch das breite Thal des Clyde und Forth bestimmt wird. Die Niederlande, das südliche S., haben ziemlich die Boden- und Produktionsbeschaffenheit Englands; nur ist das Klima etwas rauher, aber auch heiterer. Die Hochlande, das nördliche S., sind dagegen ein ödes, wenig bevölkertes Land, von rauhem, jedoch mehr feuchtem, nebeligem und stürmischem als kaltem Klima, auf dessen Gebirgen fast nichts als Heidekraut wächst. (Hierzu Karte: *Großbritannien und Irland*, Bd. VIII, S. 446.)

Eine klarere Übersicht der Landesnatur überhaupt gewährt indes die durch zwei Einsenkungen und Einschnürungen bewirkte Einteilung in Süd-, Mittel- und Nordschottland. *Südschottland* ist ein Berg- und Hügelland, von den Cheviot-Hills und ihren zahlreichen Verzweigungen eingenommen. Die eigentlichen Cheviot-Hills, auf der Grenze gegen die engl. Grafschaft Northumberland, erreichen ihren Kulminationspunkt in dem 763 m hohen Cheviot, haben teilweise konische, felsige und kahle Gipfel, steile, durch tiefe Schluchten und Thäler getrennte Abhänge und bieten zahlreichen

Schafherden treffliche Weiden. Westlich schließen sich die Lowther Hills an, mit dem Hart-Fell (755 m) und dem Broadlaw (784 m) im O., dem Tinto-Hill (622 m) im N., dem Queensberry-Hill (646 m) im S. und den eigentlichen Lowther-Hills (721 m) im W., über dem Bergwerksorte Leadhills (376 m), einem der höchsten bewohnten Orte der brit. Inseln. Auch noch weiter im W. und SW. breitet sich eine hohe Gegend bis zur Irischen See aus, mit unregelmäßiger Oberfläche, ohne Kettenbildung, aber mit zahlreichen einzelnen Höhen, z. B. Black-Larg (558 m), Cairns Muir of Deugh (740 m), Merrick-Mount (791 m) und in der Ebene am Solway-Firth der isolierte Criffel (534 m). Von dem östl. Hauptteile des ganzen Berglandes durch eine thalähnliche Einsenkung getrennt, liegen im N. des Tweed die Lammermuir-, Moorfoot- und Pentland-Hills (bezüglich 500, 656 und 526 m). Grüne Ebenen wechseln in Südschottland mit sanft aufsteigenden Hügeln, ergiebigen Kulturthälern, Fruchtfeldern, mit Wald und Weide, während schroffe Felsen, unfruchtbare Moore und Heiden die reizende Mannigfaltigkeit des Landes noch erhöhen. **Mittelschottland**, im S. von dem Forthbusen und der Einsenkung des Forth- und Clydethals, im N. vom Moraybusen und dem vom Caledoniakanal durchzogenen Thale von Glenmore begrenzt, ist zu mehr als drei Viertel Gebirgsland, das großenteils über 300 m Seehöhe hat und die höchsten Gipfel Großbritanniens enthält. Die Hauptmasse ist die breite Region des Grampiangebirges (s. d.), welches in drei Gebirgszüge zerfällt. Die Centralen Grampians ziehen von der 1332 m hohen Masse des **Ben-Nevis** am Linnhe-Loch, dem höchsten Berge der brit. Inseln, ostwärts bis südlich von Aberdeen. Die bedeutendsten Höhen östlich vom Ben-Nevis sind der Ben-Alder (1044 m), der Cairn-Celar und Ben-Dearg (958 und 1015 m), der Ben-More und Cairn-Gowars (1031 und 1065 m), der Glash-Meal und sein nördl. Nachbar (1001 und 1087 m). Von dem 989 m hohen Knotenpunkte Scarsoch, unweit des Cairn-Celar, ziehen gegen NO. die Nördlichen Grampians, auch Cairn-Gorm-Range genannt, und gegen SW. von dem berühmten Paß von Killiecrankie, über welchen die Hauptstraße und Eisenbahn über das Gebirge ins Thal des Spey führt, bis zum Clydebusen die hohen Massen der Südlichen Grampians. Die Berggegend im S. und SO. der Grampians erreicht nicht die Küste, sondern endet an der über 126 km langen, 1,5 bis 26 km breiten Ebene Strathmore, die sich von Stonehaven gegen SW. bis Stirling am Forth hinzieht und die größte zusammenhängende Strecke Kulturlandes in ganz S., den Hauptbestandteil der eigentlichen Lowlands bildet, trefflich bebaut und ergiebig an Gerste und Kartoffeln. Im SO. von dieser Ebene finden sich wieder zwei Hauptketten: die Sidlaw-Hills, die von Perth gegen NO. ziehen, im Kings-Seat 330 m sich erheben, steil aus der Ebene aufsteigen und in Terrassen ostwärts zum Meere, südwärts zu der 3,7 km breiten Ebene längs des Tay, dem Carse of Gowrie, einer der schönsten und fruchtbaren Striche S.s, abfallen, und die Ochill-Hills, die, etwas südlicher, von Perth gegen SW. streifen und in Craig-Rossie 675 m, im Ben-Cleugh 717 m, in einer östl. Verzweigung, den Lochmond-Hills, noch 522 m Höhe erreichen. **Nordschottland**, der unwirtlichste und am geringsten bevölkerte Teil Großbritanniens, besteht aus einer kahlen, häufig von Torfmooren und Sümpfen eingenommenen Hochebene von 150—425 m Meereshöhe, auf welcher zahlreiche Gipfel von beträchtlicher Höhe emporsteigen, wie der Mainsuil (1107 m), der Ben-Wywis (1043 m), der Ben-Derag (1115 m), der Nördliche Ben-More (938 m). Diese Höhen bilden eine durcheinander geworfene Masse, grausiger und wilder als in Mittelschottland, eine kahle, steile Bergwildnis. Kaum ein Zwanzigstel des Landes ist eben, hauptsächlich an der Ostküste, wo die welligen Ebenen von Caithneß und von Cromarty einiger Kultur Raum geben.

Der wunderbare Wechsel von mächtigen Bergen, von mäßigen Höhen, oft mit Burgen gekrönt, von tiefen, schmalen Felsschluchten (Glens), von offenen Thälern (Straths oder Carses), besonders an der Ostseite, von malerischen Felsenküsten, von Seen, Flüssen und Wasserfällen verleihen dem gesamten S. die Reize höchster Romantik. Fast alle Flüsse des Landes entspringen im Gebirge, haben einen viel raschern Lauf als die Englands, steigen oft plötzlich an und sind viel weniger zur Schiffahrt geeignet. Die bedeutendsten sind im Osten der Tweed (155 km lang mit einem Gebiet von 4845 qkm); der Forth (s. d.), der bedeutendste von allen; der Tay (149 km lang, mit einem Gebiet von 5837 qkm und größerm Wasserreichtum als die Themse), der Dee von Aberdeen, der Don, der Spey, der schönste von allen (144 km lang, mit einem Gebiet von 3083 qkm), der Neß, Findhorn und Shin; im Westen der Clyde (s. d.) und der Lochy mit dem Spean. Die zahlreichen Landseen (Lochs) sind teils Süßwasserseen, teils tief in das Land eindringende Seearme, durch großen Umfang oder reizende Umgebung, fast alle durch außerordentlichen Fischreichtum ausgezeichnet. Die bedeutendsten der Süßwasserseen sind der Loch-Lomond (40,7 km lang, bis 11,1 km breit, 115,6 qkm groß, mit mehr als 30 Inseln), der Loch-Awe (37 km lang, 1,8 bis über 3,7 km breit und 40,7 qkm groß), der Loch-Neß (40,7 km lang, 2,47 km breit und 50 qkm groß), der Loch-Shin, Loch-Maree, Loch-Tay, Arlaig, Shiel, Lochy-Laggon und Moror. Der einzige bedeutendere See im Tieflande ist der historisch berühmte Loch-Leven in Kinroß. Der Loch-Neß, Oich und Lochy im Thale Glenmore sind durch den Caledonischen Kanal (s. d.) verbunden; außer diesem sind wichtige Kanäle: der Große oder Forth-Clydekanal (61,2 km lang), der von demselben bei Falkirk abgehende Edinburgh-Glasgow-Unionkanal (51,8 km), der Aberdeenkanal, der nach Inverary führt (29,6 km). Diese und alle andern Kanäle haben zusammen 240,5 km Länge.

Von der Bodenfläche S.s kommen auf das Ackerland unter Pflug 26,8 Proz., auf Wiesen 20,7, Grünland 13,1, Kleeland 25, Holzungen 13,8. Die Landwirtschaft hat zwar in dem größten Teil des Landes mit Schwierigkeiten zu kämpfen, steht jedoch in Südschottland gegenwärtig auf einer fast höhern Stufe als in England. Hafer ist die Stapelware des Ackerbauers und die Brotfrucht des Landmanns; Gerste wird meistens zum Branntweinbrennen benutzt. Auch die Schafzucht, welche im ganzen der englischen nachsteht, hat sich bedeutend gehoben und sogar in die Hochlande verbreitet. Die Wollproduktion beläuft sich jährlich auf etwa 13 Mill. Pfd. Übrigens wird auch in S., wie in England, bei der Schafzucht weniger auf Erzeugung von guter Wolle als von gutem Fleisch gesehen.

Von Rindern unterscheidet man verschiedene Stämme. Die Gallowayrinder, ohne Hörner, meist schwarz oder gefleckt, liefern vorzügliches Fleisch, weniger gute Butter. Die Rinder von Aberdeen, Fife, Ayrshire, Argyle und den Highlands haben Hörner von mittlerer Länge und liefern teilweise vorzügliches Fleisch und reichliche Milch. Clydesdale hat kleine, aber ausdauernde Ackerpferde, das Hochland Ponies, die jedoch hauptsächlich auf den Shetlandsinseln vorkommen. Auch Hochwild und niederes Wild sind vorhanden, sowie Wasser- und Seevögel in Menge, Eidergänse vorzüglich auf den Inseln. Die Fischerei ist bei der großen Küstenausdehnung sehr bedeutend. Der Heringsfang bildet, seit die Holländer aus dem Alleinbesitz desselben verdrängt wurden, eine Hauptbeschäftigung der Küstenbewohner, besonders im Westen und auf den Orkney- und den Shetlandsinseln; der größte Teil des Ertrags geht nach Deutschland. Der Walfischfang an der Küste von Grönland und in der Davisstraße wird von S. aus eifrig betrieben, doch bei weitem nicht mehr in dem Umfang wie früher. Lachs, der sich häufig in den Flüssen und Seen findet, bringt man nach London; das jährliche Erträgnis der Lachsfischerei in S. wird auf 126000 Stück angegeben. Die ausgedehntesten Waldungen liegen in Perth, Aberdeen, Roß und Inverneß. In Mittelschottland haben die Wälder an Ausdehnung abgenommen, sind aber noch immer von großer Wichtigkeit und nehmen durch neue Anpflanzungen wieder zu. Ziemlich reich ist das Land an Mineralien, namentlich die Gebirge Mittelschottlands. Blei mit Silber gemengt findet sich auf dem Scheiderücken zwischen den Grafschaften Dumfries und Lanark; Leadhills in Lanark ist der Hauptsitz des Bergbaues auf Blei. Minder wichtig sind die Bleigruben auf den Hebriden. Ansehnliche Eisenbergwerke besitzen die Grafschaften Lanark, Ayr, Clackmannan und Stirling. Kupfer wird am Loch-Tay gewonnen, andere Erze nur in geringer Menge an verschiedenen Punkten. Reiche Lager von Steinkohlen, obschon den bessern englischen an Güte nicht gleich, finden sich zwischen einer Linie von der Taymündung nach dem Nordende der Insel Arran und einer Linie von St.-Abbs-Head nach Girvan in Ayrshire. Das wertvollste Lager erstreckt sich längs des Forth bis zu einer Breite von 18,5 km. Das Lager im Süden und Osten von Edinburgh nimmt 203,7 qkm ein. Von Bathgate erstreckt sich die Kohle nach Glasgow und Paisley. Gegen 27 Proz. der Steinkohlenfelder Großbritanniens kommen auf S. Kochsalz wird als Mineral nicht gefunden, sondern aus Meerwasser eingesotten.

In der Industrie steht S. hinter England zurück. Die Hauptsitze der schott. Baumwollfabrikation sind Lanark und Renfrew. Glasgow und Paisley liefern treffliche Seiden- und Baumwollwaren. Besonders ausgezeichnet sind die Musseline von Paisley, und in der Kattundruckerei, namentlich der Shawls, hat man es in S. weiter gebracht als in England. Einen uralten Stapelartikel bilden die Leinwand und andere Fabrikate aus Flachs. Diese Industrie ist über das ganze Land verbreitet, zum Teil als Nebenbeschäftigung. Fabrikmäßig betrieben wird sie vornehmlich in Dundee, nächstdem in Forfar, Dumfries, Perth, Aberdeen und Inverary. Seit der Mitbewerbung Irlands und dem vermehrten Gebrauch wollener Stoffe beschränkt sich jedoch S. vorzugsweise auf gröbere Gewebe, zu denen Rußland den Hanf, die Niederlande und Deutschland den Flachs liefern. In der Erzeugung von Plaids, Tartans und Tweeds steht S. unübertroffen da. Hauptsitz der Jute-Industrie sind die Distrikte von Dundee, Glasgow und Arbroath; dundeer Fabrikanten haben in Ostindien wegen der billigern und ungestörtern Arbeiterverhältnisse Etablissements angelegt. Auch der Maschinenbau ist ansehnlich. Ein Hauptsitz der Sodaindustrie ist Glasgow; chem.-pharmaceutische Präparate erzeugt Edinburgh. Die Jodfabriken von Glasgow versorgen fast alle Länder. Die Knopffabrikation blüht besonders zu Aberdeen. Raffinerien für Kolonialzucker bestehen namentlich in Edinburgh; Seife produziert Glasgow. Ferner bestehen in S. 20 Porzellanfabriken, ebenso viele Glashütten und über 50 Papiermühlen. Bedeutend ist der Schiffbau, besonders am Clyde. Der Binnen- und Küstenhandel ist sehr wichtig. Außer den Kanälen dienen die Eisenbahnen und gute Kunststraßen zur Förderung des Verkehrs. Im J. 1884 waren 4826 km Eisenbahnen im Betrieb mit einem Anlagekapital von 100655000 Pfd. St. und einer Nettoeinnahme von 3687000 Pfd. St. Vor der Vereinigung mit England unbedeutend, hat der Handel seit der Mitte des 18. Jahrh. mit der Manufakturindustrie einen immer höhern Schwung genommen. Der Clyde ist der Sammelplatz der meisten schott. Handelsschiffe, und Glasgow der Hauptsitz dieses Verkehrs. Nächstdem sind wichtige Häfen Greenock und Leith (bei Edinburgh), Dundee und Perth, Aberdeen, Grangemouth, Montrose, Dumfries. Zur Beförderung des Verkehrs bestehen sehr viele öffentliche Banken, von denen zwölf das Recht der Notenausgabe besitzen.

Für die Volkserziehung ist durch Schulen ausreichend und weit besser als in England gesorgt. Schon seit 1696 erhielt jedes Kirchspiel eine Schule, und die Gesellschaft zur Verbreitung des christl. Unterrichts stiftete später auf ihre Kosten allein in dem Hochlande über 320 Schulen. Unter den vier Hochschulen zu Edinburgh, Glasgow, Aberdeen und St.-Andrews, die zusammen 100 Professoren und etwa 3000 Studenten zählen, ist die erstere die bedeutendste, besonders für das Studium der Arzneiwissenschaft. Die schott. Universitäten haben nichts von der mönchischen Disciplin der beiden alten englischen und nähern sich in ihrer Einrichtung mehr den deutschen. Mit der allgemeinen Belebung des Volks, um die Mitte des 18. Jahrh., erhob sich auch die Litteratur, welche während der innern Unruhen im 17. Jahrh. in tiefen Verfall geraten war, und aus S. gingen mehrere der ausgezeichnetsten Geister hervor, welche den Ruhm der engl. Litteratur erhöhten. (S. **Schottische Dichter**.)

Der administrativen Einteilung nach zerfällt S. in 32 Grafschaften (30 Counties und 2 Stewartries), von welchen Orkney und Shetland (Stewartry), Caithneß, Sutherland, Roß und Cromarty (vereinigt), sowie Inverneß zu Nordschottland; Argyle, Bute (Stewartry), Nairn, Elgin oder Moray, Banff, Aberdeen, Kincardine oder Mearns, Angus oder Forfar, Perth, Fife, Kinroß, Clackmannan, Stirling, Dumbarton zu Mittelschottland; Linlithgow oder Westlothian, Edinburgh oder Midlothian, Haddington oder Ostlothian, Berwick, Renfrew, Ayr, Wigtown, Lanark, Peebles, Selkirk, Roxburgh, Dumfries und Kirkcudbright zu

Südschottland gerechnet werden. Die Gebietsgröße dieser Grafschaften ist sehr ungleich. Die Bevölkerungszahl hat sich seit Mitte des 18. Jahrh. trotz der Auswanderungen mehr als verdoppelt. Um das J. 1700 belief sie sich auf etwa 1050000 Seelen, 1750 auf 1265380. Von 1801 bis 1841 stieg sie von 1559068 auf 2620184, im J. 1851 auf 2888742, 1861 auf 3062294, 1871 auf 3360018, 1881 auf 3735573 Seelen und Mitte 1885 wurde sie auf 3907736 berechnet. Der Schotte ist nachdenkend und besonnen, aber fröhlicher gestimmt als der Engländer, dabei kühn, ehrgeizig und ausdauernd in allen seinen Unternehmungen. Von Liebe zum Erwerb getrieben, wandert er gern aus nach England oder den überseeischen Besitzungen, wird aber in der Fremde nicht leicht heimisch und kehrt später gewöhnlich zurück. In den J. 1853—84 zählte man 547423 Auswanderer, davon kamen auf 1884 21953. Die Schotten, besonders die Hochländer oder Bergschotten, sind tapfer, gastfrei, wohlwollend, dabei stolz auf ihren Stamm (Clan) und ebenso haushälterisch wie die Engländer, aber unmäßiger im Genuß geistiger Getränke. Die Stammverschiedenheit der Hochländer und der Niederländer tritt noch in Sitten und Charakter hervor, und der gegenseitige Haß, der zwischen beiden seit alter Zeit bestand, wird durch die harten Bedrückungen, welche jene als Pächter von diesen oft erleiden müssen, forterhalten. Die hochländische Sprache oder das Ersische ist ein Zweig des Gaelischen und mit dem Irischen verwandt. Das Niederschottische ist keineswegs bloß ein Dialekt des Englischen, sondern eine eigene Sprache, die sich neben der englischen gebildet hat.

Die polit. Verfassung S.s hat seit der Union (12. Mai 1707), besonders in neuern Zeiten, mehrere Verbesserungen erhalten. Die Repräsentation im Parlament, die früher sehr mangelhaft war, wurde durch die Reformbill vom 7. Juni 1832 verbessert. Zufolge derselben besitzt jetzt das Stimmrecht bei der Wahl der Abgeordneten der Grafschaften jeder wirkliche Besitzer eines Guts, das jährlich 10 Pfd. St. Ertrag liefert, und in den Städten jeder Bürger, der von einem Grundstück als Eigentümer oder Pachter einen jährlichen Reinertrag von wenigstens 10 Pfd. St. zieht. In das Oberhaus sendet S. 16 Peers, die für jede Parlamentssitzung aus dem gesamten hohen Adel S.s gewählt werden, jedoch wegen seiner presbyterianischen Verfassung keinen Geistlichen, und in das Unterhaus aus den 32 Grafschaften 38 und aus den Städten und Flecken 31, von den Universitäten 2, zusammen 71 Abgeordnete. Die Lokalverwaltung ist in S. der englischen sehr ähnlich. Die Lordlieutenants der Counties und die Sheriffs werden von der Krone ernannt; letztere sind jedoch bezahlte Beamte. Die Friedensrichter haben mit ihren engl. Amtsbrüdern ziemlich gleiche Befugnisse. Von den 225 Städten (cities und towns) haben 83 als Burghs eine Municipalverfassung. Der Stadtrat besteht aus Räten (Councillors, Baillies) und einem Bürgermeister (Provost). Für die Justizpflege ist in S. der Court of Sessions das oberste Gericht in Civilsachen und verbindet die Funktionen des engl. Kanzleigerichts mit denen der Common-Law-Courts. Von seinen 13 Richtern bilden 5 den Court of Justiciary, den höchsten Kriminalgerichtshof des Landes. Wie in England halten die Richter in den Hauptstädten des Landes Assisen ab. Verbrecher werden durch den Lord-Advokaten oder seine Stellvertreter in Anklagestand versetzt und auf öffentliche Kosten verfolgt. Sollte dieser sich weigern einzuschreiten, so kann jeder Privatmann auf eigene Verantwortung dies thun. Die niedern Gerichte in den Grafschaften werden von den Sheriffs und Friedensrichtern, in den Städten von den Baillies abgehalten; ihre Wirksamkeit ist jedoch eine beschränkte. Von den schott. Gerichten appelliert man an das Haus der Lords.

Die allgemeine Landeskirche oder Church of Scotland (s. Schottische Kirche) ist die der Presbyterianer (s. d.). Sie bezieht den Zehnten, aber gegenwärtig gehört ihr die Majorität des Volks nicht mehr an. Im J. 1875 wirkten in den 1023 Kirchspielen etwa 1050 Geistliche; 6—34 Kirchspiele bilden ein Presbyterium, 2 oder mehrere Presbyterien 1 Synode. Die oberste kirchliche Behörde ist die General-Assembly (386 Mitglieder), die jährlich im Mai zusammentritt und aus Geistlichen und Laien besteht, die von den Presbyterien und Universitäten gewählt werden. Ein Lord-High-Commissioner wohnt ihr als Repräsentant der Krone bei. Schon früher hatten sich zahlreiche Gemeinden von der Landeskirche getrennt. So 1706 die reform. Presbyterianer-Synode, gewöhnlich Cameronians genannt, welche jetzt 42 Gemeinden bildet; 1732 die Seceders, 1752 die Relief, die sich 1847 zur United-Presbyterian-Church vereinigten, mit 505 Gemeinden und 155000 Mitgliedern. Alle diese Sekten sind Calvinisten und Presbyterianer und unterscheiden sich nur in Sachen der Disciplin. Vereinigt würden sie die große Masse des Volks bilden. Hierzu kommen noch: die Schottisch-Bischöfliche Kirche mit 7 Bischöfen und 199 Geistlichen, die getrennt von der Anglikanischen Kirche besteht; die Römisch-Katholischen mit 3 Bischöfen (zu Glasgow, St.-Andrews und Edinburgh) und 227 Geistlichen (1845 hatten sie erst 66 Kirchen und 89 Geistliche); Englische Independenten mit 101 Kirchen; Wesleyaner Methodisten mit 27 Kirchen und 3500 Mitgliedern; Taufgesinnte mit 100 Kirchen; Anglikaner mit 8 Kirchen u. s. w. Von der Gesamtbevölkerung des Landes gehören etwa 46 Proz. der Schottischen Kirche an, 23 Proz. der Schottischen Freikirche, 14 Proz. den vereinigten Presbyterianern, 1½ Proz. der Schottisch-Bischöflichen Kirche, 4 Proz. den prot. Dissidenten und 9 Proz. den Römisch-Katholischen.

Litteratur. Vgl. Sinclair, »Statistical view of Scotland« (21 Bde., Edinb. 1794—96; im Auszuge 2 Bde., Edinb. 1823; deutsch von Schmidt, Stuttg. 1823); Playfair, »Geographical and statistical description of Scotland« (Edinb. 1819); Johanna Schopenhauer, »Reise durch S.« (Lpz. 1825); Kohl, »Reisen in S.« (Lpz. 1844); Carus, »England und S. im J. 1844« (Berl. 1845); Fontane, »Jenseit des Tweed« (Berl. 1860); Andree, »Vom Tweed zur Pentlandföhrde« (Jena 1866); Logan, »The Scottish Gael« (Inverneß 1877), und die Reisehandbücher von Black (24. Aufl., Lond. 1881, billige Ausg. 1885) und Murray (5. Aufl., Lond. 1884).

Geschichte. Die ältesten Bewohner von S. gehörten nach Sprache, Religion und Sitte zum großen Völkerstamme der Kelten (s. d.). Die Römer, die sich seit 43 n. Chr. im südl. Teile der großen brit. Insel festsetzten, nannten jedoch die Völkerschaften, welche über den Tweedfluß hinaus wohnten, Caledonier. Erst im J. 80 drang der

röm. Statthalter Agricola aus dem röm. Britannien in das Land der Caledonier vor. Das Land wurde nur bis an die Grampianberge unterworfen, hinter welchen die Caledonier dem Feinde trotzten. Um die Einfälle der Barbaren ins röm. Gebiet abzuhalten, errichteten die Römer befestigte Wälle, einen zwischen den Flüssen Forth und Clyde, einen andern (Hadrians-Wall) zwischen Solway und Tyne. Im Anfang des 4. Jahrh. werden von den röm. Schriftstellern die Bewohner jenseit der Wälle Picten genannt. Etwas später traten auch die Scoten auf, ein wilder Keltenstamm, der wahrscheinlich aus Irland herüberkam. Als die Römer 426 die brit. Insel aufgaben, fielen die Picten und Scoten verwüstend in das civilisierte Britannien ein. Die Briten riefen die Sachsen und Angeln zu Hilfe, welche zwar 449 die Barbaren hinter die Wälle trieben, sich selbst aber in Südbritannien festsetzten. Um das J. 600 nahmen die Scoten unter einem Fürsten Fergus feste Wohnsitze an der westl. Küste und auf den Inseln, während die Picten den Osten und Norden bewohnten und im Süden noch zwei weitere Königreiche bestanden, das der Briten von Alclyde und das der Angeln von Bernicia. Gegen die Mitte des 6. Jahrh. verbreitete der Glaubensprediger Columban unter den Picten und Scoten das Christentum. Derselbe gründete auch auf der Insel Jona ein Kloster, dessen Abt das Oberhaupt der irisch-christl. Kirche war. Aber der Pictenkönig Nectan sagte sich von dieser Kirche im 8. Jahrh. los und unterwarf sich dem Oberhaupt der kath. Kirche zu Rom. Nachdem der Stamm der Pictenfürsten erloschen, gelang es 844 dem Scotenkönig Kenneth, beide Länderteile zu einem Reiche zu vereinigen, welches seit dem Anfang des 10. Jahrh. das Königreich Alban hieß. König Edmund von England belehnte 945 den König Malcolm von Alban mit dem Reich der Briten von Alclyde unter der Bedingung, daß ihm derselbe gegen die eindringenden Dänen beistände. Das so vereinigte Reich hieß seit dem Anfang des 11. Jahrh. S. Eine Folge dieser Verbindung S.s mit England war, daß die Dänen nun S. ebenso wie England verwüsteten. Um das J. 1040 wurde der schott. König Duncan von seinem Feldherrn Macbeth aus Privatrache ermordet; aber der älteste Sohn Duncans, Malcolm Canmore, schlug später, von Siward, Grafen von Northumberland, unterstützt, Macbeth ins Hochland zurück, wo derselbe im Kampfe fiel. Die Thronerhebung Malcolms III. Canmore war für S. von größtem Einfluß. Derselbe hatte am Hofe Eduards des Bekenners gelebt und brachte engl. Bildung in die Heimat zurück. Als die Normannen 1066 England eroberten, begünstigte er den rechtmäßigen engl. Thronerben, Edgar Atheling, und nahm Tausende von flüchtigen Angelsachsen auf. Zwar gelang es ihm nicht, Wilhelm den Eroberer aus England zu vertreiben, aber er brachte von einem Kriegszuge nach Nordengland zahlreiche Gefangene mit, durch welche er sein Reich bevölkerte und civilisierte. Seitdem wurden engl. Sprache und Sitte in Niederschottland einheimisch, während im Hochlande altkelt. Eigentümlichkeit und Wildheit fortdauerten. Nachdem Malcolm III. 1093 im Kriege gegen England gefallen, entstanden Thronstreitigkeiten, aus welchen 1124 der jüngste Sohn, David I., als allgemein anerkannter König hervorging. Derselbe erwarb mehrere nordengl. Besitzungen, die jedoch schon sein Enkel, Malcolm IV., der 1153 den Thron bestieg, nicht behaupten konnte. Nach Malcolms Tode erhielt 1165 dessen Bruder, Wilhelm der Löwe, den schott. Thron. Weil ihm Heinrich II. von England die Verleihung der von David gewonnenen nordengl. Provinzen verweigerte, fiel er 1173 in England ein, wurde aber gefangen und auf das Schloß Falaise in der Normandie gebracht. Zwar erhielt er 1175 die Krone zurück, mußte sie aber als engl. Lehn annehmen.

Als König Johann von England mit Papst und Adel zerfiel, schloß sich Wilhelms Nachfolger auf dem schott. Throne, Alexander II., der engl. Volkspartei an, drang 1216 im Verein mit dem franz. Kronprinzen in Südengland ein, wurde aber 1217 durch den engl. Reichsverweser Pembroke zum Frieden genötigt und schwur dem König Heinrich III. von England den Lehnseid. Die Vermählung Alexanders mit der Schwester Heinrichs III. sollte den Frieden befestigen. Nach Alexanders II. Tode fiel 1249 die schott. Krone dessen minderjährigem Sohne, Alexander III., zu, dem man Heinrichs III. von England Tochter zur Gemahlin gab. Dieser besiegte den König Hako von Norwegen und erwarb für S. gegen jährlichen Zins sämtliche Hebriden und die Insel Man. Alexander III. starb 1286 und hinterließ als Thronerbin ein Kind seiner mit Hakos Sohne vermählten Tochter, die achtjährige Prinzessin Margarete von Norwegen. Als diese früh starb, traten in S. zwölf Kronprätendenten auf. Die nächsten Ansprüche hatten die Abkömmlinge der Töchter des Grafen Huntingdon, des Bruders Wilhelms des Löwen, nämlich: der Enkel der ältesten Tochter, John Baliol; der Sohn der zweiten Tochter, Robert Bruce, und der Sohn der jüngsten, John Hastings. Das schott. Parlament übertrug Eduard I. von England das Schiedsrichteramt, der 1291 dem meistberechtigten Baliol die schott. Krone zusprach und sich von demselben als Oberlehnsherrn von S. huldigen ließ. Da Baliol von Eduard zu sehr als Vasall behandelt wurde, verband er sich, um seine Unabhängigkeit zu erzwingen, 1295 mit Frankreich und eröffnete gegen Eduard den Krieg, erlitt aber 1296 bei Dunbar eine entscheidende Niederlage und wurde als Gefangener nach London geschickt. S. erhielt einen engl. Statthalter und engl. Beamte; alle Urkunden, welche die Selbständigkeit des Reichs bezeugten, wurden vernichtet. In dieser Lage erhob William Wallace 1297 die Fahne des Freiheitskampfes, siegte zwar bei Stirling, fand aber bei den uneinigen Großen wenig Unterstützung und wurde 1305 gefangen genommen und hingerichtet. Schon glaubte Eduard S. für immer unterworfen, als 1306 Robert Bruce, der Sohn des frühern Prätendenten, an der Spitze des patriotischen Adels sein Thronrecht mit den Waffen geltend machte, die Engländer aus dem Lande trieb und als Robert I. sich die schott. Krone aufsetzen ließ. Als Eduard II. 1314 in S. einfiel, wurde er bei Bannockburn gänzlich geschlagen. Dieser große Sieg befestigte die Dynastie und hob die Zuversicht der Schotten. Ein Parlament ordnete hierauf die Erbfolge und bestimmte, daß nach dem Aussterben von Bruces Mannsstamme die Nachkommenschaft von dessen Tochter Marjoria den schott. Thron erben sollte. Bruce vermählte seine Tochter dem Reichshofmeister Walter, in dessen reicher und mächtiger Familie diese Reichswürde erblich geworden war und die davon den Namen

Stewart oder Stuart empfangen hatte. Im Nov. 1327 kam zwischen England und S. der Friede von Newcastle zu Stande, in welchem England sämtlichen Ansprüchen auf S. entsagte.

Robert Bruce suchte nun, soweit es die geringe Gewalt der Krone zuließ, Ordnung in die Verwaltung seines Reichs zu bringen. Er zügelte zuerst die Häuptlinge des Hochlandes, die vermöge der alten Stamm- oder Clanverfassung fast unabhängig waren. Um seine Macht im Parlament zu stärken, berief er 1326 auch 15 Abgeordnete der größern Städte in dasselbe, welche jedoch dem Adel und der Geistlichkeit gegenüber nicht viel vermochten. Mit Bruces Tode, dem 1329 sein fünfjähriger Sohn, David II., folgte, ging das Reich neuen Unruhen entgegen. Bruce hatte die während der Usurpation Eduards I. zahlreich eingedrungenen Engländer aus ihren Gütern vertrieben, und diese boten bei der Schwäche des Reichsverwesers Grafen von Mar dem Eduard Baliol, einem Sohne des vormaligen Königs Baliol, die schott. Krone an. Von dem engl. Hofe reichlich unterstützt, landete der junge Baliol im Aug. 1332 in der Grafschaft Fife, schlug den Reichsverweser und ließ sich von seiner Partei zu Scone krönen. Baliol suchte sich zu befestigen, indem er die engl. Oberherrlichkeit anerkannte, Eduard III. die Huldigung leistete und Schloß und Stadt Berwick an England abtrat. Hierüber erbittert, ergriff ein Teil der Großen unter Andr. Murray, Davids Oheim, die Waffen gegen Baliol und gegen England, unterlag aber. Man schaffte den jungen König nach Frankreich, wo ihn Philipp VI. gut aufnahm und fortan seine Sache unterstützte. David II. kehrte 1342 nach S. zurück, wurde aber bei Durham geschlagen und gefangen. Trotzdem konnte Baliol den Thron nicht mehr behaupten und legte 1356 die Krone nieder. Darauf gab Eduard III. 1357 dem König David II. Freiheit und Krone unter der Bedingung zurück, daß er, für den Fall kinderlosen Todes, die engl. Dynastie zum Erben des schott. Throns einsetzte. Als David II. 1370 starb, erklärten sich jedoch die schott. Stände gegen die Annahme jener Bestimmung und setzten, gemäß dem unter Rob. Bruce verfaßten Erbfolgestatut, das Haus Stuart in der Person Roberts II., des Sohnes Marjorias, auf den Thron.

Mit Erhebung der Stuarts begann in S. der lange Kampf der Krone gegen den übermächtigen Adel, der bei der häufigen Minderjährigkeit der Könige immer wieder Gelegenheit zu Aufständen fand. Robert II. führte, von Frankreich gedrängt, fast ununterbrochen Krieg mit England. Ihm folgte 1390 sein Sohn Robert III., der die Regierung dem jüngern Bruder, dem nachherigen Herzog von Albany, überließ. Unter den Häuptlingen des Hochlandes entstanden blutige Fehden, wodurch manche Clans ganz ausgerottet wurden. Da Albany den Kronprinzen, den Herzog von Rotsay, unter dem Vorwande, ihn zu bessern, eingesperrt und ihn wahrscheinlich umgebracht hatte, so schickte der König seinen jüngern Sohn, Jakob, zur Sicherheit nach Frankreich; aber der Prinz fiel den Engländern in die Hände und wurde von Heinrich IV. zurückgehalten. Robert III. starb bald darauf. Das Parlament erklärte zwar den gefangenen Jakob I. zum Könige, doch unternahm der Reichsverweser Albany nichts für dessen Befreiung. Heinrich V. hielt, um bei den Unternehmungen gegen Frankreich gesichert zu sein, den schott. Thronerben zurück und begünstigte die Anschläge Albanys. Nach Albanys Tode übernahm dessen schwacher Sohn, Murdoch, die Verwaltung und wirkte 1424 die Rückkehr des Königs aus. Jakob I. stärkte die Königsgewalt durch Einziehung der an die Großen verschleuderten Krongüter, ordnete nach engl. Muster die Verwaltung, ohne an der Feudalverfassung zu rühren, suchte Industrie und Bildung zu fördern und pflegte besonders die 1410 gestiftete Hochschule Aberdeen. Im J. 1437 fiel er Verschworenen, die er durch Gütereinziehungen beleidigt hatte, zum Opfer. Für den siebenjährigen Sohn, Jakob II., der ihm auf dem Thron folgte, bemächtigten sich die Räte Crichton und Livingston des Staatsruders. Dieselben bekämpften sich zuerst untereinander und verbanden sich dann zum Sturze des mächtigen Hauses Douglas, das die Stuarts vom Throne zu drängen suchte. Jakob II. starb 1460 bei der Belagerung des Schlosses Roxburgh. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Jakobs III., war das Reich abermals der Schauplatz wüster Zerwürfnisse. Der König heiratete 1470 die dän. Prinzessin Margarete und erhielt als Mitgift die Orkaden und die Shetlandinseln; gegen den Adel argwöhnisch, lebte er zu Stirling nur mit Gelehrten und Künstlern, welche Zurücksetzung des Adels zu einer Verschwörung der königl. Brüder, des Grafen von Mar und des Herzogs von Albany, führte. Im Kampfe mit den Aufrührern wurde Jakob III. 1488 bei Stirling geschlagen und auf der Flucht ermordet.

Der junge König, Jakob IV., liebte ritterlichen Glanz und zog den Adel an den Hof. Durch die Aufnahme des engl. Prätendenten Perkin Warbeck verwickelte er sich mit Heinrich VII. von England in einen Krieg, dem 1502 ein neuer Friede und die Vermählung Jakobs mit Heinrichs Tochter Margareta folgte. Nach der Thronbesteigung Heinrichs VIII. von England, der die alten Ansprüche auf S. zu erheben gedachte, schloß sich Jakob dem König Ludwig XII. von Frankreich an, schickte demselben ein Hilfsheer und fiel 1513 selbst in England ein, wo er 9. Sept. am Berge Flodden mit der Blüte seines Adels erschlagen wurde. Für den zweijährigen Jakob V. übernahm nun die Königin-Witwe, Margareta, die Regierung. Ein Jahr später heiratete sie den Grafen Angus und übergab demselben die Regierungsgewalt. Der eifersüchtige Adel erhob 1515 den Herzog von Albany, einen Neffen Jakobs III., zum Regenten; als dieser 1524 gestürzt wurde, traten neue Unruhen ein, bis Jakob V. 1528 selbst die Regierung übernahm und die Macht des Hauses Angus brach. Jakob heiratete zuerst eine Tochter des Königs Franz I. von Frankreich und nach deren Tode die Prinzessin Marie von Guise. Ein Krieg, in welchen Jakob mit Heinrich VIII. von England geriet, nahm einen für Jakob schimpflichen Ausgang. In tiefe Schwermut verfallen, starb er 1542. Er hinterließ das nach außen von England, im Innern von kirchlichen Wirren bedrohte Reich seiner minderjährigen Tochter Maria Stuart (s. d.).

Der schott. Klerus war stets vom röm. Stuhl ziemlich unabhängig gewesen. Eine Nationalsynode leitete die kirchlichen Angelegenheiten, bis 1468 nach heftigem Widerstande das Erzbistum St.-Andrews gegründet wurde. Die Könige betrachteten die von ihnen unabhängige Kirche, dem übermächtigen Adel gegenüber, als Verbündete und

ergriffen darum jede Gelegenheit, das Ansehen und den Reichtum derselben zu stärken. Zu Anfang des 16. Jahrh. besaß die schott. Geistlichkeit fast die Hälfte des ganzen Grundeigentums, was die Furcht und die Eifersucht des Adels und den Unwillen des gedrückten Bürgertums erregte. Doch befand sich in S. das alte Kirchentum in tiefem Verfall. Die Priester waren ohne Bildung und erhielten das gemeine Volk im rohesten Aberglauben. Daher fand die Reformation einen fruchtbaren Boden in S., wo sie von Patrik Hamilton, einem Schüler Luthers und Melanchthons (1516), und von dem eifrigen John Knox, einem Schüler Calvins, verbreitet wurde. Wiewohl der Kardinal Beaton die neue Lehre eifrig verfolgte, schlug doch die Reformation unter dem Schutze des Adels feste Wurzel.

Nach dem Tode des Königs Jakob V. eignete sich mit Hilfe der Großen Jak. Hamilton, Graf von Arran, das Amt des Reichsverwesers an und verlobte, um den franz. Einfluß zu lähmen, die junge Königin Maria Stuart mit dem Sohne Heinrichs VIII. von England. Die Anschläge Heinrichs auf die Unabhängigkeit S.s führten jedoch schon 1543 einen Bruch herbei; Arran trat zum Katholizismus zurück und verband sich mit der franz. Partei und der Königin-Mutter, Marie von Guise. Nach Heinrichs VIII. Tode versuchte der engl. Reichsverweser Somerset nochmals, die Hand der jungen schott. Königin für den jungen Eduard VI. von England zu erwerben, und fing deshalb Krieg an, in welchem die Schotten 1547 bei Pinkey geschlagen wurden. Diese Niederlage brachte S. gänzlich auf die Seite Frankreichs. Die schott. Thronerbin wurde nach Frankreich gebracht und dort mit dem ältesten Sohne Heinrichs II., dem nachherigen Franz II., verlobt. Während sich die Gebrüder Guise, die eifrigsten Träger des Katholizismus, zu Vormündern der jungen Maria Stuart aufwarfen, übernahm die Königin-Mutter 1554 an Arrans Stelle die Regentschaft. Noch mehr befestigte sich die Macht der Regentin und der Einfluß Frankreichs, als Maria Stuart 1558 mit dem franz. Kronprinzen vermählt wurde. Auf Anstiften ihrer Oheime, der Guisen, unterzeichnete hierbei Maria Stuart eine Urkunde, nach welcher im Falle ihres kinderlosen Todes die Krone von S. dem franz. Königshause zufallen sollte. In Rücksicht ihrer Erbansprüche auf den engl. Thron nahm sie mit ihrem Gemahl zugleich den engl. Königstitel an. Mit Hilfe des Grafen Arran und dessen Bruders, des Erzbischofs von St.-Andrews, stellte die Regentin die strengen Ketzergesetze her und errichtete ein Glaubensgericht zur Bestrafung der abgefallenen Geistlichen. Ein Aufruhr, den 1559 die Verurteilung eines Predigers zu Perth veranlaßte, rief endlich den prot. Adel unter die Waffen. Die Regentin wurde durch franz. Hilfstruppen unterstützt; die Kongregation der schott. Protestanten wandte sich um Hilfe nach England. Im Jan. 1560 erschien eine engl. Flotte an den schott. Küsten, worauf die franz. Truppen sich nach Leith zurückziehen mußten. In diesen Wirren starb die Regentin Marie von Guise 11. Juni 1560. Die engl. und franz. Bevollmächtigten und die schott. Stände schlossen endlich 30. Juli 1560 den Edinburgher Vertrag, wonach die franz. Truppen aus S. abziehen, Franz und Maria die Wappen von England und Irland nicht mehr führen, in Abwesenheit der Königin ein ständischer Ausschuß das Land verwalten und künftig nur mit Beirat der Stände über Krieg und Frieden entschieden werden sollte. Darauf trat das Parlament zusammen, beschloß die Durchführung der calvinischen Lehre und Einrichtungen und schaffte die bischöfl. Jurisdiktion ab. Der Sieg des Protestantismus war hiermit entschieden; nur im Hochlande bewahrte der alte Glaube noch eine starke Partei. Unter dem Einflusse Knox' wurde die Presbyterialkirche eingeführt. Die Hälfte der Kirchengüter fiel in die Hände des prot. Adels.

Franz und Maria aber ratifizierten diesen Vertrag nicht und gaben das Wappen von England und Irland nicht auf. Schon hofften die Katholiken auf Frankreichs Einschreiten, als der Tod Franz' II. die Königin Maria Stuart 1561 auf ihren angestammten Thron zurückführte. Sie gab die Zusicherung, daß sie den Zustand der schott. Kirche, wie sie ihn bei der Ankunft gefunden, nicht stören werde. Auch sah sie sich genötigt, die Leitung des Staats den Protestanten zu überlassen. Ihr Halbbruder, Jak. Stuart, den sie zum Grafen von Murray erhob, stand an der Spitze der Verwaltung. Erst die Vermählung der Königin mit Darnley, dem Sohne des Grafen Lennox, störte ernstlich das friedliche Verhältnis. Darnley verdrängte Murray und dessen Freunde von der Staatsverwaltung und begünstigte dagegen bei Hofe die Katholiken, die einer kath. Restauration zutrieben. Dagegen erhob sich Murray und seine Anhänger. Aber ihre Truppen wurden von dem Heere der Königin zerstreut und die Häupter des Aufstandes zur Flucht nach England gezwungen. Dieser Sieg und die Aufmunterungen aus Frankreich ließen Maria Stuart die frühere Mäßigung gänzlich vergessen; sie traf offen Anstalten, um das Land dem Katholizismus mit Gewalt zu unterwerfen. Ihre persönlichen Verhältnisse, die Ermordung Rizzios, ihr Liebeshandel mit dem Grafen Bothwell, 1567 die geheimnisvolle Ermordung König Darnleys, die Vermählung Marias mit dem allgemein als Darnleys Mörder bezeichneten Bothwell, gaben jedoch ihrem eigenen Schicksal und dem ihres Landes eine neue Wendung. Diese Heirat verletzte alle Stände des Volks aufs tiefste. Um der Tyrannei Bothwells zu entgehen, zog der Adel ein Heer zusammen, das im Juni 1567 zu Carberry auf die Truppen der Königin stieß. Maria mußte sich den Verbündeten ergeben und wurde auf dem Schlosse Lochleven verwahrt. Die Sieger bemächtigten sich nun der öffentlichen Gewalt, zwangen die Königin zur Thronentsagung und erhoben für den minderjährigen Jakob VI. den Grafen Murray zum Reichsverweser, der die Regierung mit starker Hand führte. Das Haus Hamilton, dessen Haupt der frühere Reichsverweser Arran war, verhalf der Königin zur Flucht und brachte ein königl. Heer zusammen; dasselbe wurde jedoch von Murray im Mai 1568 bei Langside geschlagen. Nun suchte Maria Schutz bei Elisabeth von England, die sich zur Schiedsrichterin in den schott. Wirren aufwarf und Murray bewog, als der Verfolger seiner Halbschwester aufzutreten. Im J. 1570 wurde Murray durch einen Hamilton ermordet, wodurch S. in neue Zerrüttung gestürzt wurde. Durch Elisabeths Einfluß wurde der Graf Lennox, der Todfeind Marias, zum Reichsverweser ernannt, fiel aber alsbald bei einem Angriff der Gegenpartei auf Stirling durch Mörderhand. Darauf trat der gemäßigte Graf Mar an die Spitze der Regierung. Derselbe starb jedoch schon 1572

und erhielt den strengen Morton zum Nachfolger. Morton vernichtete die Partei Marias für immer, beschränkte aber auch den Presbyterianismus, wirkte für die Einführung des Episkopats und erbitterte den Adel außerdem durch Härte und Habsucht. Eine Art Palastrevolution stürzte ihn 1578, worauf der zwölfjährige König selbst die Regierung übernahm und zur Unterstützung einen Staatsrat von zwölf Großen erhielt. Hofintriguen, bei denen die engl. Königin mitwirkte, und eine Günstlingswirtschaft, die den jungen König verdarb und das Reich wiederholt erschütterte, waren die Folge der übereilten Veränderung. Elisabeth, von den kath. Mächten bedroht, schloß 1586 mit Jakob VI. ein Bündnis zur Verteidigung des prot. Glaubens und wußte denselben durch ein Jahrgeld und das Versprechen, ihn zum Erben der engl. Krone einzusetzen, so für sich einzunehmen, daß er sogar zur Hinrichtung seiner Mutter (Febr. 1587) schwieg. Die geheime Begünstigung der Katholiken von seiten des Hofs und das offene Streben des Königs, die Freiheit der Presbyterialkirche durch die Einführung des Episkopats zu untergraben, erhielten im Innern fortwährend den Aufruhr und unheilvolle Spaltungen. Um die seit der Reformation noch vergrößerte Macht des hohen Adels im Parlament zu brechen, erneuerte der König die von Jakob I. angeordnete, aber nicht ausgeführte Maßregel, nach welcher auch die Abgeordneten des niedern Adels ins Parlament aufgenommen wurden. Durch diese wichtige Veränderung kamen mehrere wesentliche Beschränkungen der Kirche zu Stande, wie das Verbot, Kirchenversammlungen ohne Einwilligung des Königs zu halten, und die Ernennung der Prediger in den Hauptstädten durch die Krone. Der Tod Elisabeths (1603), die ihren nächsten Verwandten, den König von S., zum Thronerben eingesetzt hatte, hemmte für den Augenblick die kirchliche Reaktion. Die Vereinigung beider Kronen, für welche 300 Jahre vergeblich gekämpft worden war, war übrigens zunächst nur eine Personalunion.

Jakob I., wie sich der schott. König nun nannte, verließ sein Stammland im tiefsten Verfall. Er schlug 1604 die völlige Vereinigung beider Reiche vor, was die Schotten ablehnten, da das engl. Parlament Gleichheit der Gesetze zur Bedingung machte. Beide Länder behielten ihre eigene Verfassung und Verwaltung. Karl I. verfolgte seit 1625 die Politik seines Vaters, welcher die presbyterianische Kirchenverfassung in S. zu stürzen und die Episkopalkirche einzuführen suchte. Auf Anstiften des engl. Bischofs Laud, der als heimlicher Katholik galt, wollte der König eine neue katholisierende Liturgie in S. einführen. Ein 1637 dadurch hervorgerufener Aufruhr hatte die Beschwörung des Glaubensbundes von 1581, des sog. Covenant, zur Folge. Nach langen Unterhandlungen zog 1640, unter Anführung Leslies und Montroses, ein schott. Glaubensheer über die Grenze, das die königl. Truppen zerstreute und sich zu Newcastle festsetzte. Erst 1641 verließen die Schotten das Land. Karl mußte in die Herstellung der reinen Presbyterialkirche willigen und die Verpflichtung eingehen, das Parlament, das die Könige bisher nach Willkür beriefen, alle drei Jahre zu versammeln und diesem einen maßgebenden Einfluß auf die Verwaltung zu gestatten. Der völlige Ausbruch der Revolution in England riß auch die Schotten zu weitern Schritten fort. Im J. 1643 kam zwischen den Schotten und dem engl. Parlament ein Bündnis zu Stande. Von Leslie geführt, vereinigte sich 1644 das schott. Heer mit den engl. Parlamentstruppen und half die Königlichen zu Marston-Moore schlagen. Während dieser Vorgänge erhob Montrose an der Spitze der Hochländer in S. die königl. Fahne mit Glück, bis ihn Leslie im Sept. 1645 bei Philiphaugh vernichtete. König Karl I. sah nun keinen andern Ausweg, als sich nach der Niederlage bei Naseby dem schott. Heere zu übergeben, das ihn 1647 an das engl. Parlament auslieferte. Der Gang der Revolution brachte indessen die Schotten bald mit den engl. Machthabern, den Independenten, in Zwiespalt. Die Schotten wollten wohl die Beschränkung, aber nicht die Vernichtung der königl. Gewalt. Das schott. Parlament trat deshalb mit dem gefangenen König in Unterhandlung und schickte, nachdem Karl die Bestätigung des Covenants versprochen, den Herzog von Hamilton mit einem Heere nach England, das aber von Cromwell bei Preston geschlagen wurde. Nach Karls I. Hinrichtung boten die Schotten dessen Sohn, Karl II., ihre Krone unter der Bedingung an, daß er den Covenant beschwöre. Dieser zögerte; ein royalistischer Aufstand unter Montrose mißlang, und nun erst kam Karl nach S. und unterschrieb den Covenant. Cromwell erschien jedoch mit einem engl. Heere, schlug 3. Sept. 1650 Leslie bei Dunbar und 3. Sept. 1651 Karl bei Worcester. Monk vollendete hierauf die Unterwerfung S.s, das nun sieben Jahre hindurch unter dem eisernen Regiment Cromwells sich ruhig verhalten mußte.

Nach dem Tode des Protektors Cromwell unterstützten die Schotten das Unternehmen Monks zu Gunsten Karls II. und ließen 1660 die Restauration des Königtums ohne allen Vorbehalt vor sich gehen. Doch nahm gerade in S. die polit. und kirchliche Reaktion, welche der Hof begann, eine sehr schlimme Wendung. Der Statthalter Middleton und der Graf Clarendon führten trotz des Widerstandes den Episkopat ein und trieben die presbyterianischen Prediger, welche sich demselben widersetzten, aus den Ämtern. Endlich setzte sogar der Erzbischof Sharp ein Glaubensgericht ein und ließ die Widerspenstigen, die nicht die bischöfl. Kirchen besuchten, auspeitschen. Seit 1666 erfolgten mehrere Aufstände der Presbyterianer, die mit Feuer und Schwert unterdrückt wurden. Sharp wurde 1679 ermordet; aber der Herzog von Monmouth schlug im nämlichen Jahre die Covenanter bei der Bothwellbrücke. Noch schlimmer wurden für S. die Aussichten, als der kath. Jakob II. 1685 den Thron bestieg. Derselbe verweigerte den schott. Krönungseid als seinem Gewissen zuwider, arbeitete am Umsturz der Verfassung, führte die Jesuiten ein und gab eine Toleranzakte, welche die Wiederherstellung des Papsttums bezweckte. Nach der Entthronung Jakobs sprach das Parlament Wilhelm III. und dessen Gemahlin die schott. Krone und der Prinzessin Anna das Erbfolgerecht zu. Wilhelm III. bestätigte, wiewohl mit Widerstreben, die Presbyterialverfassung und verletzte dadurch die Bischöflichen, die nun mit den Katholiken des Hochlandes zur Herstellung der Stuarts gemeinschaftliche Sache machten. Lord Dundee sammelte im Hochlande ein beträchtliches Heer, schlug 1689 die Truppen Wilhelms III. bei Gillicranky, verlor aber in einem zweiten Treffen 1690 Sieg und Leben. Die Aufstände der jakobitischen Clans wurden aufs

härteste unterdrückt. Wilhelm III. konnte seinen Plan, die völlige Vereinigung beider Reiche herzustellen, nicht durchführen; er starb 1702 und hinterließ diese Angelegenheit seiner Nachfolgerin Anna. Im J. 1704 verwarf jedoch das schott. Parlament das engl. Erbfolgestatut, nach welchem die Krone an das prot. Haus Braunschweig (Hannover) gelangen sollte. Hingegen kam das sog. Sicherheitsgesetz zu Stande, in welchem sich die Schotten vorbehielten, nach dem Tode der Königin die Thronfolge von der Wahl Englands unabhängig zu ordnen. Die Zusammensetzung des schott. Parlaments, in dem seit Jakobs I. Anordnung der arme Adel immer mehr das Übergewicht erlangte, gab der engl. Regierung Gelegenheit, die Union der beiden Reiche durch Bestechung der schott. Abgeordneten durchzusetzen. Das engl. und das schott. Parlament ernannten 1706 zu gleichen Teilen eine Kommission von 32 Personen, die vom 29. April bis 2. Aug. eine Unionsakte entwarf. Diese Akte wurde 27. Jan. 1707 vom schott., am 16. März vom engl. Parlament angenommen, und schon 12. Mai trat die Union gesetzlich ins Leben. S. und England wurden hiernach zu einem Reiche unter dem Namen Großbritannien vereinigt. Die Thronfolge sollte auf dem Hause Braunschweig beruhen, und jeder Katholik sollte ausgeschlossen sein. Alle Unterthanen des vereinigten Reichs genossen fortan gleiche Rechte und Privilegien, besonders rücksichtlich des Handels und der Zölle. Zu den Staatslasten sollte S. den 40. Teil beitragen. Die Schotten durften ihre Gerichtsverfassung behalten. Das vereinigte Reich sollte durch ein Parlament repräsentiert werden; 16 schott. Peers sollten im Oberhause, 45 Abgeordnete der Grafschaften, Städte und Flecken im Unterhause sitzen. Mit dieser Vereinigung begann das schott. Volk ein neues, kräftiges Dasein zu entfalten. Nun erst konnte unter einer Gesetzgebung, die nicht vorzugsweise den Adel und die Krone begünstigte, das Bürgertum und die allgemeine Wohlfahrt gedeihen. Trotzdem hielt das Volk die Union noch lange für ein Übel, und wie zahlreich und mächtig die Jakobiten (s. d.), die Anhänger des gestürzten Königsgeschlechts (s. Jakob III. und Eduard), blieben, bewiesen die Aufstände von 1715 und 1745. (S. Großbritannien.)

Litteratur. Die Geschichtswerke von Buchanan (Edinb. 1582), Hume (Lond. 1657), Guthrie (10 Bde., Lond. 1767), Dalrymple (2 Bde., Edinb. 1776—79), Robertson (2 Bde., Lond. 1758), Pinkerton (2 Bde., Lond. 1797), Heron (6 Bde., Perth 1794—99), Laing (4 Bde., Lond. 1804; neue Aufl. 1819), Chalmers (2 Bde., Edinb. 1807—10), Mackintosh (2. Aufl., Lond. 1822); ferner Tytler, «History of Scotland from the accession of Alexander II. to the union of the crowns» (8 Bde., Edinb. 1826—34; 3. Aufl. 1845); Lindau, «Geschichte S.s» (4 Bde., Dresd. 1827); Scott, «History of Scotland» (2 Bde., Lond. 1830; deutsch von Bärmann, 7 Bde., Zwick. 1830); endlich als die besten neuern Werke: Chambers, «Domestic annals of Scotland from the reformation to the revolution» (3 Bde., Edinb. 1859—61); Burton, «History of Scotland» (7 Bde., Lond. 1867—70; 2. Aufl., 8 Bde., Lond. und Edinb. 1873—74); Mackenzie, «History of Scotland» (Edinb. 1867); Burns, «Scotish war of independents. Its antecedents and effects» (2 Bde., Glasgow 1874); Bellesheim, «Geschichte der kath. Kirche in S. von der Einführung des Christentums bis auf die Gegenwart» (2 Bde., Mainz 1883). Die älteste Geschichte S.s behandeln: Leslie, «The early races of Scotland» (2 Bde., Edinb. 1866), und Skene, «Celtic Scotland. History of ancient Alban» (2 Bde., Edinb. 1876—77).

Schout (spr. Schaut) oder Wasserschout ist in Bremen und Hamburg die Benennung des Beamten, der die An- und Abmusterung der Schiffsmannschaften beaufsichtigt und dem auch gewisse polizeiliche Befugnisse mit Bezug auf die Seeleute der Handelsmarine eingeräumt sind. Das Wort S. ist holländ. Ursprungs und heißt eigentlich Wache, Vorposten. Der Kontreadmiral heißt im Holländischen Schout bij nacht (Aufpasser bei Nacht).

Schouw (Joachim Friedr.), ausgezeichneter dän. Naturforscher und hervorragender Politiker, geb. 7. Febr. 1789 zu Kopenhagen, widmete sich seit 1808 auf der dortigen Universität dem Studium der Jurisprudenz, beschäftigte sich aber daneben eifrig mit Naturwissenschaften, besonders der Botanik. Er trat 1813 als Kanzlist in den dänischen Staatsdienst. Nach der Rückkehr von einer mehrjährigen wissenschaftlichen Reise in Deutschland, Frankreich und Italien habilitierte er sich 1820 an der Universität zu Kopenhagen und wurde 1821 außerord., später ord. Professor der Botanik und 1841 Direktor des botan. Gartens. Er starb 28. April 1852. Unter seinen Schriften sind von besonderer Wichtigkeit: «Grundträk til en almindelig Plantegeographie» (Kopenh. 1822; deutsch, Berl. 1823), «Stildring af Veirligets Tilstand i Danmark» (Kopenh. 1826), «Beiträge zur vergleichenden Klimatologie» (Kopenh. 1827), «Europa. Physisch-geogr. Schilderung» (deutsch, Kopenh. 1833; dänisch, 1832; 2. Aufl. 1835), «Tableau du climat et de la végétation d'Italie» (Bd. 1, Kopenh. 1839, mit Atlas), «Natur-Skildringer» (2 Tle., Kopenh. 1839—45; deutsch von Zeise, Lpz. 1851), «Pröver paa en Jordbeskrivelse» (Kopenh. 1851; deutsch von Seebald, Berl. 1851). Im J. 1835 wurde er als Vertreter der Universität zum Mitgliede der dän. Ständeversammlungen zu Roeskilde und Viborg ernannt, denen er 1836, 1838 und 1840 präsidierte, auch in der grundgesetzgebenden Versammlung von 1848 bis 1849 war er Vorsitzender. Auch wirkte er in liberaler Tendenz in der von ihm herausgegebenen «Dansk-Ugeskrift» (8 Bde., Kopenh. 1831—36; Fortsetzungen, 8 Bde., Kopenh. 1842—46) und «Dansk Tidskrift» (Kopenh. 1847—51). Seine eherne Büste, von Bissen modelliert, wurde auf dem Fruekirke-Platz in Kopenhagen 1857 errichtet.

Schouwen, Insel in der niederländ. Provinz Zeeland, bildet mit Duiveland den nördl. Teil der Provinz. Seit Jahrhunderten hat S., das nur an der Westseite in den Dünen eine natürliche Wasserwehre besitzt, viel von gewaltigen Überschwemmungen zu leiden gehabt; so 1288, 1530, 1532, 1553, 1570, 1682, 1720, 1808, 1825. Die bedeutendste Stadt auf der Insel ist Zieritzee (7200 E.); Hafenstadt ist Brouwershaven (s. d.). Der Kanal de Keete, der die östl. Grenze der Insel bildet, ist in der Landesgeschichte berühmt durch den kühnen und erfolgreichen Zug der Spanier unter Requesens 1575, die unter dem Feuer der Niederländer eine Stunde weit den Kanal durchwateten.

Schrad., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hermann Adolf Schrader, geb. 1. Jan. 1761 zu Alfeld bei Hildesheim, Direktor

des botanischen Gartens in Göttingen, gest. daselbst 21. Okt. 1836.

Schrader (Eberhard), namhafter Bibelforscher und Orientalist, besonders verdient um die Erklärung der Keilinschriften, geb. 5. Jan. 1836 zu Braunschweig, besuchte das dortige Collegium Carolinum, studierte in Göttingen Theologie und orient. Sprachen, habilitierte sich 1862 in Zürich, wurde hier 1863 zum ord. Professor ernannt, ging 1870 in gleicher Eigenschaft nach Gießen, 1873 nach Jena, 1875 nach Berlin. Er veröffentlichte «Studien zur Kritik und Erklärung der biblischen Urgeschichte» (Zür. 1863), die achte Auflage von De Wettes «Lehrbuch der histor.-krit. Einleitung in die Bibel» (1. Tl., Berl. 1869), «Die assyr.-babyl. Keilinschriften» (Lpz. 1872), «Die Keilinschriften und das Alte Testament» (Gieß. 1872; 2. Aufl. 1883), «Die Höllenfahrt der Istar, ein altbabyl. Epos» (Gieß. 1874), «Keilinschriften und Geschichtsforschung» (Gieß. 1878) und zahlreiche Abhandlungen in Zeitschriften und akademischen Sammelwerken.

Schrader (Jul. Antonio), hervorragender Historien- und Porträtmaler, geb. 16. Juni 1815 zu Berlin, kam im 14. Jahre auf die dortige Akademie und ging 1837 nach Düsseldorf, wo er sich unter die Leitung von Th. Hildebrandt und später unter die von W. Schadow stellte. Seine Hauptarbeiten während dieser Zeit waren: Kaiser Friedrich II. und Peter de Vineis» (vom düsseldorfer Kunstverein angekauft) und Papst Gregor VII. und Cenci. Auf der Ausstellung von 1844 in Berlin erhielt er den großen Preis für Geschichtsmalerei und ein dreijähriges Reisestipendium nach Rom, wohin er sich 1845 begab. Die Hauptleistung während seines dortigen Aufenthalts war das große Ölgemälde «Die Übergabe von Calais», vollendet 1847 (in der Nationalgalerie zu Berlin), ein Bild, das S. die Mitgliedschaft der Akademie zu Berlin eintrug. Es folgte: Friedrich d. Gr. nach der Schlacht bei Kollin (im Museum zu Leipzig), die Tochter Jephthas (in der Galerie zu Königsberg), Wallenstein und Seni. Den höchsten Ruhm erwarb er sich durch die Komposition: der Tod Lionardos (1851). S. wurde hierauf zum Professor und Mitglied des akademischen Senats in Berlin ernannt. Wie vollkommen er auch die Technik der Freskomalerei beherrscht, zeigte er durch seine Arbeiten in der königl. Schloßkapelle und in dem großen Wandgemälde im Neuen Museum: die Einweihung der Sophienkirche in Konstantinopel durch Kaiser Justinian (1853). Auch S.s spätere Staffeleibilder: Karls I. Abschied von seiner Familie (1855), Esther vor Ahasver (1856; beide in der Nationalgalerie zu Berlin), die nachtwandelnde Lady Macbeth (1860), Cromwell am Sterbebett seiner Tochter (1864; im Museum zu Köln), Philippine Welser vor Ferdinand I. (1864) haben große Aufmerksamkeit erregt. Desgleichen ist er als Maler von Bildnissen sehr geschätzt. Besonders gelungen sind seine Porträts von A. von Humboldt, Cornelius und Ranke. S. war der erste berliner Maler, welcher sich der Richtung der belg. Koloristen mit Erfolg anschloß und einen breitern Stil des Geschichtsbildes anstrebte, worin ihn die Bravour seines Vortrags unterstützte. Zu seinen neuern Arbeiten gehören: Philippine Welser vor Ferdinand II., der Abschied Oldenbarneveldts und die für die Nationalgalerie in Berlin 1874 vollendete Huldigung Berlins vor Kurfürst Friedrich I., Königin Elisabeth unterschreibt das Todesurteil der Maria Stuart, Maria Stuart nimmt vor ihrer Hinrichtung die vom Papst geweihte Hostie, Cromwell entsagt der Krone Karls I., Cromwell vor dem Bilde Karls I., die Anbetung der drei Weisen aus dem Morgenlande.

Schraffierung (vom ital. sgraffiare, kratzen) ist die Bezeichnung des Schattens in Zeichnungen und Kupferstichen durch nebeneinandergesetzte oder sich durchkreuzende Striche, wobei die Striche vom Dunkelsten gegen das Helle zu immer feiner werden. In der Heraldik bezeichnet man mit S. die Art und Weise der Andeutung der Wappenfarben, welche an die Stelle der früher üblich gewesenen Planetenzeichen getreten ist. Die Erfindung der S. gehört jedenfalls Frankreich an; sie kam im 17. Jahrh. in allgemeine Aufnahme. Der eigentliche Erfinder ist unbekannt, obgleich sich Lacalombière in dem «Recueil de plusieurs pièces et figures d'armoiries» (Par. 1639) als solchen nennt, auch angibt, daß er seine Manier dem Jesuiten Sylvester de Petra Santa mitgeteilt habe, der sie auch in den «Tesserae gentilitiae», die bereits 1638 erschienen, angewendet habe. So viel ist gewiß, daß die Idee der S. bereits in der «Pompa funebris Alberti Pii Austriaci» (Brüss. 1623) vorkommt. Was die S. selbst betrifft, so besteht sie in einzelnen Zeichen, Linien u. s. w. für die verschiedenen Farben. Lacalombière, der sieben Farben angenommen hatte, bezeichnet Gold mit Punkten, Silber ohne Zeichen, Blau durch Horizontallinien, Grün durch schrägrechte Linien, Purpur durch schräglinke Linien, Rot durch Vertikallinien, Schwarz durch sich kreuzende Horizontal- und Vertikallinien. Die spätern, aber seltenern S. zur Bezeichnung der Wappenfarben sind teils die Erfindung des Prof. Rink in Altdorf, teils durch die Engländer eingeführt.

Schrägzeilen oder Parastichen (von Hochblättern), s. unter Blattstellung.

Schram ist der horizontale oder wenig geneigte schmale Einschnitt in das zu gewinnende Gestein, ausgeführt mit Keilhaue, Schrämspieß oder Schrämmaschinen als Vorarbeit für das Hereintreiben. (S. unter Bergbau, Bd. II, S. 802).

Schramberg, Stadt im württemb. Schwarzwaldkreise, Oberamt Oberndorf, an der Schiltach, 424 m über dem Meere, in einem schönen Schwarzwaldthal, zählt (1885) 5302 meist kath. E., hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, ein Schloß mit schönem Garten, sehr bedeutende Industrie, namentlich Fabrikation von Porzellan-, Steingut- und Majolikawaren, mehrere große Uhrenfabriken, Uhrenbestandteilfabriken, eine Uhrenzugfedern- und Korsettschließenfabrik, zwei Strohhutfabriken, zwei Emaillefabriken u. s. w. Nahebei liegen die Burgruinen Nippenburg und Schiltach und das romantische Bernecthal, auch das schöne Lauterbachthal.

Schramm (Anna), Soubrette, geb. 8. April 1840 zu Reichenberg in Böhmen, kam in jugendlichem Alter zur Bühne und nach mehrjährigem Wirken in der Provinz 1861 nach Berlin ans Wallner-Theater. Mit Neumann, Reusche und Helmerding führte sie eine der glänzendsten Perioden in der Geschichte der berliner Posse herbei. Von 1867 bis 1870 gehörte sie dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater an, gastierte dann und heiratete 1876 den Fabrikanten Konrad Bügler in Lößnitz bei Dresden. Sie entsagte damals der Bühne, kehrte aber 1880 zu ihr zurück. Sie ist eine

vortreffliche Soubrette, ausgerüstet mit glücklichem Auffassungsvermögen, scharfer Beobachtungsgabe, ungewöhnlicher Frische.

Schrammsteine und **Schrammthor,** Felsgruppen der Sächsischen Schweiz, rechts über der Elbe, oberhalb Schandau, 380 m über dem Meere.

Schranne, in Süddeutschland ein Platz, auf dem verkauft wird, namentlich soviel wie Getreidemarkt; auch Bank für Verkauf von Brot und Fleisch; endlich Platz, auf welchem etwas verhandelt wird (Gerichtsschranne).

Schraplau, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Seekreis Mansfeld, links an der in den Salzigen See gehenden Weida, Station der Linie Oberröblingen-Querfurt der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) mit dem Rittergut Schaffee 1919 E. und hat Braunkohlengruben, zahlreiche Kalkbrennereien und eine große Dampfmühle.

Schrattenkalk, s. Hippuritenkalke.

Schraube (Schiffsschraube), s. Propellerschraube.

Schraubel, s. unter Blütenstand.

Schrauben (frz. vis, engl. screw) sind Maschinenelemente, welche zur Herstellung lösbarer Verbindungen (Befestigungs- oder Verbindungsschrauben, Schraubenbolzen), zur Erzeugung von Druck (Druckschrauben, Preßschrauben), zum genauen Einstellen von Maschinenteilen (Stellschrauben), zur Übertragung einer Bewegung (Bewegungsschrauben) Anwendung finden. Eine S. entsteht dadurch, daß in einem Vollcylinder, die Schraubenspindel, ein Profil nach einer Schraubenlinie bis zu einer gewissen Tiefe (bis auf den Kern) eingeschnitten wird, und daß die so entstandenen rippenartigen Erhöhungen, das Schraubengewinde, in die entsprechenden Vertiefungen im Innern eines Hohlkörpers, des Muttergewindes, z. B. der Schraubenmutter, eingreifen, wie umgekehrt die Erhöhungen des Schraubengewindes in die Vertiefungen der Schraubenspindel.

Ist das Profil ein Dreieck, so erhält man eine scharfgängige Schraube, wie sie in nachstehender Fig. 1 abgebildet ist; hat es dagegen quadratischen Querschnitt, so ist das erzeugte Gewinde ein flachgängiges (s. Fig. 2); trapezförmige (halbierte) und runde Gewinde kommen selten vor. Die Entfernung, um welche das Gewinde einer S. auf einem vollen Umgang (Gang) längs der S. fortrückt, wird die Steigung, Steighöhe oder Ganghöhe genannt. Ist die S. nur mit

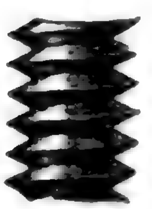


Fig. 1.

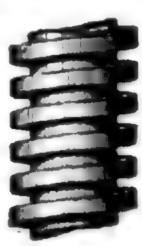


Fig. 2.

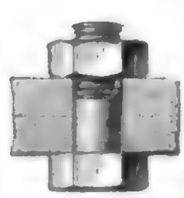


Fig. 3.

einem fortlaufenden Gewinde versehen, so heißt sie eingängig oder einfach; mehrgängig oder mehrfach heißt eine S., wenn sie mehrere parallel nebeneinander liegende, fortlaufende Gewinde besitzt. Der Unterschied des Halbmessers von Schraubenkern und Schraubenspindel ist die Gewindetiefe oder Gangtiefe. Je nachdem das Gewinde, von vorn gesehen, nach rechts oder nach links aufsteigt, ist die S. rechtsgängig oder linksgängig; in der Regel werden rechtsgängige S. angewendet. Als Feinheit einer S. bezeichnet man das Verhältnis der Höhe oder Breite ihrer Gänge zu einer bestimmten Länge der S. Die Wirkung der Befestigungsschrauben oder S. im engern Sinne (s. Fig. 3), welche aus Schmiedeeisen oder Stahl, selten aus andern Metallen oder aus Holz hergestellt werden, beruht auf dem Gesetz der Reibung. Der Bolzen der S. trägt an seinem obern Ende den Schraubenkopf, der ebenso wie die an der Gewindeseite aufgeschraubte Mutter meist sechseckige Grundrißform hat; seltener ist derselbe viereckig, nur zuweilen kreisförmig oder achteckig. In besondern Fällen wird der Kopf der S. durch einen Keil oder auf andere Weise ersetzt; zuweilen wird der Bolzen eingeschraubt und der Kopf fällt ganz weg (Stiftschrauben). Die Schraubenmutter wird, nachdem der Bolzen durch die zu verbindenden Metallkörper hindurchgeschoben ist, auf denselben aufgeschraubt und dann festgezogen. Schraubenkopf und Schraubenmutter von demselben Gewinde haben gewöhnlich gleiche Grundrißform; doch findet man auch sechseckige Muttern auf S. mit viereckigem Kopf. Wird das Hohlgewinde statt in die Mutter in einen der beiden zu verbindenden Metallkörper geschnitten, so nennt man die S. eine Kopfschraube, während die gewöhnliche in Fig. 3 gezeigte Form den Namen Mutterschraube führt.

Das Festziehen und Lösen von S. und Mutter geschieht mit Hilfe der Schraubenschlüssel. Dieselben werden meist als Doppelschlüssel (Fig. 4 und 5) ausgeführt und erhalten dann an beiden Enden zangenförmige Mäuler b von verschiedener Weite, entsprechend zwei verschiedenen Schraubengrößen. Außer diesen sind auch einfache, sowie verstellbare Schraubenschlüssel, Universalschlüssel, auch Franzosen genannt, in Gebrauch.



Fig. 4. u. Fig. 5.

Um bei der vielseitigen Verwendung der S. für verschiedene Größen derselben einheitliche Verhältnisse zu bewahren, hat man sie nach bestimmten Regeln ausgeführt, wodurch verschiedene Schraubensysteme entstanden sind. In Europa ist das System von Whitworth allgemein verbreitet. Dasselbe nimmt für die scharfgängige S. einen Kantenwinkel von 55° an und teilt die Gewindestärken nach engl. Zollen ein. Das in Amerika gebräuchliche System ist das von Sellers, welches gleichfalls das engl. Maß, aber einen Kantenwinkel von 60° hat. Die neuerlich in Deutschland gemachten Versuche, ein Schraubensystem mit Metermaß einzuführen, sind bis jetzt noch nicht erfolgreich gewesen. Die Uhrmacherschrauben besitzen ihre eigenen Systeme, und zwar ist das schweiz. Lastard-Gewinde das am meisten verbreitete.

Zur Befestigung in Holz verwendet man fast nur Kopfschrauben, wie die in Fig. 6 abgebildete. (Vgl. Holzschrauben.) Das Einschrauben derselben geschieht mit dem Schraubenzieher, einem lanzettenförmigen Instrument, das vorn eine schmale, stumpfe Schneide hat, mit welcher es in

den Schlitz des Schraubenkopfs eingesetzt wird, während es mit seinem hintern Teil meist in einem hölzernen Heft steckt. Zur Verhütung der Lösung und des Zurückdrehens der Befestigungsschrauben werden verschiedenartige **Sicherungen** angewendet. Vielfach wird dicht über der fest angezogenen Mutter ein Loch in den Schraubenbolzen gebohrt, welcher dann einen kleinen konischen **Vorsteckstift**, **Splint** oder **Spließstift**, aufnimmt. Letzterer ist ein zusammengebogenes Stück Eisendraht, welches an der einen Seite eine Öse bildet, während die beiden freien Enden dicht aneinander liegen und erst, wenn sie durch das Loch in der S. gesteckt sind, auseinander gebogen werden, sodaß der Splint nicht mehr herausfallen kann. Namentlich bei sehr starken S. zieht man der Splintsicherung diejenige mittels **Keils** vor. Sehr gebräuchlich ist auch die Anwendung einer **Kontremutter**, **Gegenmutter**, **Doppel-** oder **Stellmutter**, d. i. einer zweiten Mutter, die man auf demselben Bolzen fest an die erste Mutter anschraubt, wodurch eine Lockerung derselben verhindert wird. Die **Stellschrauben**, welche zum Fixieren einer bestimmten Stellung einer Fläche oder eines Körpers zu einem andern dienen, müssen in den meisten Fällen leicht lösbar sein. Wo sie von Hand befestigt werden, wendet man vielfach **Flügelschrauben** an, nämlich solche S., deren Kopf meist ein flaches, auf der Kante stehendes Oval bildet, sodaß sie von Hand leicht drehbar sind. Für ähnliche Zwecke sind auch **Flügelmuttern** in Gebrauch; diese haben konische Form und sind seitlich mit zwei flügelartigen Lappen versehen.

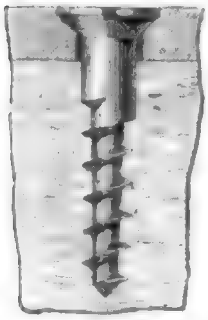


Fig. 6.

Während die Befestigungsschrauben mit wenigen Ausnahmen scharfgängig geschnitten werden, gibt man den **Bewegungsschrauben** in der Regel flaches, bei Messing oder Rotgußmetall rundes Gewinde. Auch kommen hier oft mehrgängige S. zur Anwendung, was bei Befestigungsschrauben im allgemeinen nicht statthaft ist, da die mehrgängigen S. **rückgängig** sind, d. h. die Reibung bei denselben so gering ist, daß sie sich bei genügender Belastung selbständig zurückdrehen können, während die gewöhnlichen eingängigen S. **selbstsperrend** sind, sich daher unter keinen Umständen durch Belastung oder Druck in der Achsenrichtung drehen. Bei vielen Arbeitsmaschinen, namentlich bei den Werkzeugmaschinen, den Drehbänken, Hobelbänken, Bohrmaschinen, werden Bewegungsschrauben verwendet; sie dienen dann als **Führungsschraube** oder **Leitspindel**, wobei der zu bewegende Support die Mutter bildet. Abarten der Bewegungsschrauben sind die **Schiffsschraube** (s. **Propellerschraube**), bei welcher das Wasser die Mutter bildet, in die sich die S. hineindreht; ferner die **Transportschraube** oder **Transportschnecke** (s. **Mehlschraube** unter **Mehlfabrikation**), die sich in dem fortzubewegenden Material gewissermaßen ihre Mutter selbst formt; die **Mikrometerschraube** (s. d.), eine S. mit besonders feinem Gewinde, und die **Schraube ohne Ende**, deren Mutter ein Zahnrad, das Schneckenrad oder Schraubenrad (s. d.), bildet. Die **Druck-** oder **Preßschrauben**, die namentlich für Winden und andere Hebeapparate, sowie für Pressen Verwendung finden, ermöglichen die Ausübung eines hohen Drucks bei geringem Kraftaufwand, allerdings mit um so mehr Aufwand an Zeit und Weg. Die gebräuchlichste Art der Kopierpressen (s. **Briefkopierpresse**) ist ein einfaches Beispiel für die Anwendung einer solchen S.

Die S. werden entweder von Hand oder mit Hilfe von Maschinen hergestellt, und zwar werden S. und Mutter meist geschnitten, in seltenen Fällen gegossen, geschmiedet oder gefeilt. Das Schneiden der Metallschrauben geschieht entweder mittels Schneideisen, mittels Kluppen, auf der Drehbank, oder auf besondern Maschinen, **Schraubenschneidmaschinen**. Das **Schraubenschneideisen** oder **Schraubenblech** ist eine mit seitlicher Handhabe versehene gehärtete Stahlplatte, in der sich eine Anzahl Löcher von verschieden großem Durchmesser und verschiedenem Muttergewinde befinden. In dieselben werden die anzuschneidenden Bolzen von entsprechender Stärke eingeführt, worauf entweder der Bolzen gegen das Schneideisen oder dieses gegen den Bolzen gedreht wird. Hierdurch wird das Gewinde mehr eingewürgt als eingeschnitten, weshalb dieses Verfahren nur für kleine S. zu verwenden ist.

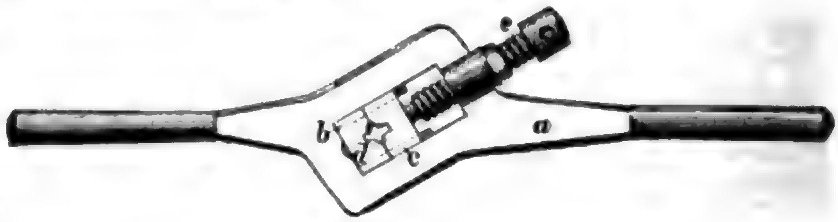


Fig. 7.

Die **Schraubenkluppe** oder **Schneidkluppe** (vgl. **Kluppe**) besteht in ihrer gebräuchlichsten Form (Fig. 7) aus dem Rahmen a, welcher zwei Handgriffe besitzt und in seinem rechteckigen Ausschnitt die beiden **Schneidbacken** oder **Schraubenbacken** b und c aufnimmt, die auf zwei Linealen geführt werden. Jeder der gehärteten Backen enthält einen Bogenausschnitt, der ein Stück Schraubenmutter bildet, dessen Gewinde mit dem **Originalgewindebohrer**, **Backenbohrer** oder **Schraubenbohrer** geschnitten ist. Auf den abgedrehten Schraubenbolzen wird die Kluppe mit der so entstandenen Öffnung d, welche die Schneide bildet, aufgesetzt und die Backen werden durch die Stellschraube e fest gegen den Bolzen gedrückt, worauf die Kluppe an ihren Handgriffen herumgedreht werden muß, bis durch das mehrfache Nachstellen der Stellschraube und öfteres Auf- und Abschneiden das gewünschte Gewinde vollendet ist. Man verwendet auch Kluppen mit mehr als zwei Backen. Fig. 8 zeigt eine solche Kluppe von J. E. Reinecker in Chemnitz mit drei Schneidbacken, welche sich besonders für Gasrohrgewinde eignet und das Gewinde mit **einem Schnitt** fertigstellt. Ferner ermöglicht die

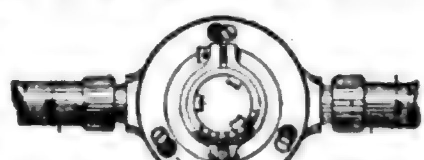


Fig. 8.

Konstruktion der Backen bei dieser Kluppe das Schneiden verschieden starker Rohre, die gleiche Gewindesteigung erhalten, ohne daß es nötig ist, die Backen auszuwechseln.

Den Schneideisen und Kluppen entsprechen für die Herstellung der Muttern die Gewindebohrer (s. d.), auch Mutterbohrer, Schneid- oder Schraubenbohrer genannt (Fig. 9), schwach konische stählerne Schraubenspindeln, welche durch Anbringen von Längsschlitzen mit schneidenden Zahnreihen ausgestattet sind und deren unten abgeflachtes Gewinde erst nach oben zu vollständig wird. In die glatt ausgebohrte Mutter, welche auf irgendeine Weise festgespannt ist, wird der Gewindebohrer eingesteckt und in dieselbe hineingeschraubt, wobei man sich des Wendeeisens, einer mit zwei Handgriffen versehenen Eisenplatte, die ein dem Vierkant des Schneidbohrers entsprechendes Loch hat, bedient. Bei stärkerm Gewinde werden meist ein oder auch mehrere Vorbohrer verwendet, weil man dasselbe von Hand nicht auf einen Schnitt vollständig herstellen kann. Größere Preßschrauben, Leitspindeln und Führungsschrauben werden stets auf der Drehbank hergestellt, wo sie mit geeigneten Drehstählen geschnitten werden, welchen durch die entsprechende Regulierung der Supportbewegung die erforderliche Geschwindigkeit erteilt wird, um die gewünschte Steigung der S. zu erhalten; dasselbe gilt für die Muttern dieser Art von S. Aber auch kleinere Befestigungsschrauben können auf der Drehbank hergestellt werden. Man bedient sich hierzu der Schraubstähle oder Gewindesträhler, die eine Anzahl scharfer Zacken haben, welche dem Gewinde der S. entsprechen, und zwar hat man für die S. gerade, für die Muttern umgebogene, sog. inwendige Schraubstähle.

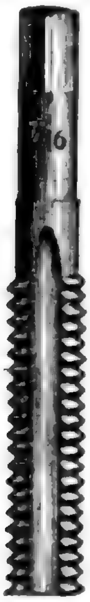


Fig. 9.

Bei der Patronendrehbank (vgl. Holzschrauben) ist die Spindel in ihren Lagern verschiebbar und trägt an ihrem hintern Ende eine S., welche dieselbe Steigung wie die zu verfertigende S. hat. Diese S., die Patrone, liegt in einer mit Muttergewinde versehenen Messinghülse, dem Register, und wird daher, wenn sich die Drehbankspindel dreht, mit derselben gleichzeitig weiter geschraubt. Zur Massenfabrikation der Befestigungsschrauben werden die Schraubenschneidmaschinen angewendet, die in der Regel ebenso wohl zum Schneiden von Bolzen wie von Muttern eingerichtet sind. Im Prinzip ahmen diese Maschinen die Handarbeit nach. Die in der Abbildung (Fig. 10) dargestellte Schraubenschneidmaschine von Weise u. Monski in Halle a. S., welche durch eine Stufenscheibe angetrieben wird, die ihrerseits ihre Bewegung mittels Zahnradübersetzung der Hauptwelle mitteilt, trägt an dieser eine Scheibe, welche den Spannkopf für den Schraubenbolzen bildet. Die Kluppe, in welche Schneidbacken von den verschiedensten Größen eingesetzt werden können, befindet sich im Support und wird der rotierenden Welle genähert. Sobald dieselbe den Bolzen erfaßt, zieht sie ihn an dem eben gebildeten Gewinde zu sich hin, indem sie gleichzeitig weiter schneidet, bis die Maschine zum Stillstand gebracht oder die Drehungsrichtung umgesteuert wird. Beim Schneiden von Muttern werden letztere an Stelle der Schneidbacken eingespannt, während der Gewindebohrer in der Spannscheibe befestigt wird. Man findet auch Schraubenschneidmaschinen, wo der Bolzen feststeht und die Kluppe rotiert; der Effekt

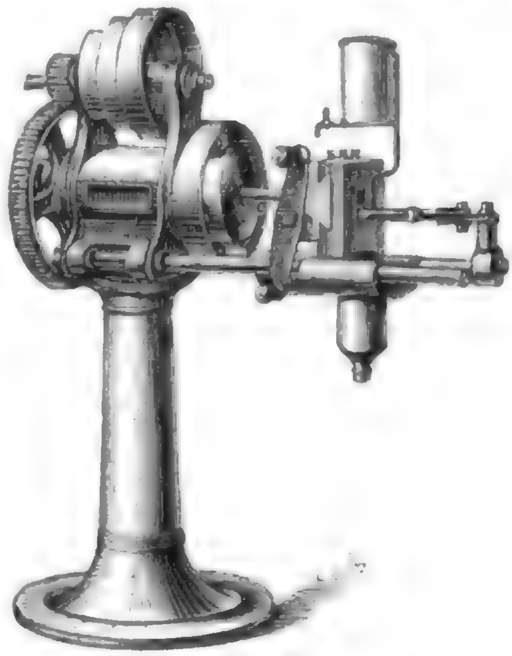


Fig. 10.

ist jedoch derselbe. Die Schraubenköpfe und Muttern werden meist an beiden Seiten abgedreht; die Flächen werden gehobelt, gefeilt, wohl auch geschlichtet oder gefräst. Hölzerne S. werden, wenn sie nicht von Hand mittels Stemmeisen ausgehauen werden, mit einer Art Kluppe oder mit dem Geißfuß, einem Schneideisen, auf der Drehbank hergestellt. Die hölzernen Muttern werden durch entsprechende Schneidbohrer mit Gewinde versehen.

Schraubenbacken, soviel wie Schneidbacken, s. d., unter Kluppe und unter Schrauben.

Schraubenbohrer, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen, Bd. III, S. 263ᵃ, Gewindebohrer und unter Schrauben.

Schraubenbolzen (frz. boulon à vis, boulon taraudé; engl. screw-bolt), s. unter Bolzen und unter Schrauben. [Bd. IV, S. 825.

Schraubendampfer, s. unter Dampfschiff,

Schraubendock, s. unter Docks.

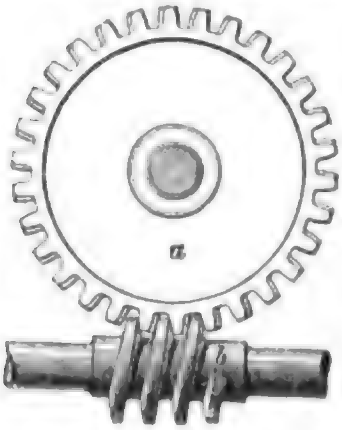
Schraubenfedern, s. u. Federn (metallische).

Schraubengang, Gewindegang oder Gang (frz. pas, engl. thread), s. unter Schrauben.

Schraubengebläse oder Spiralgebläse, auch Cagniardelle genannt, s. u. Gebläse. — **Schraubengewinde** (frz. filet, engl. worm), s. unter Schrauben. — **Schraubenkluppe** oder Schneidkluppe, s. Kluppe und u. Schrauben. — **Schraubenlehre**, s. unter Lehre. — **Schraubenmutter**, soviel wie Mutter (s. d.) und unter Schrauben. — **Schraubenpresse** (frz. presse à vis, engl. screw-press), s. unter Pressen.

Schraubenräder, Schneckenräder oder Wurmräder (frz. roue hélice; engl. screw-wheel, worm-wheel), eine Art Zahnräder mit auf der Peripherie schräg stehenden Zähnen, in welche statt eines zweiten Zahnrads eine Schraube ohne Ende, auch Schnecke oder Wurm genannt, eingreift. Das Schraubenrad a wird, wie aus der umstehenden Abbildung ersichtlich, durch die Schraube b,

deren Welle gegen seitliche Verschiebung gesichert ist, nach der Art einer Mutter weiter bewegt und dreht sich, dem Druck der Schraube nachgebend, um seine Welle, indem es diese gleichfalls in Rotation versetzt. Die Schnecke nennt man wohl Schraube ohne Ende, weil es bei der Rotation den Anschein hat, als erzeuge sie sich fortwährend von neuem; vielfach bezeichnet man aber auch den ganzen Mechanismus mit diesem Namen.



Die Schnecke b hat, wie die Abbildung zeigt, nur wenige Windungen und ihre Achse liegt meist rechtwinkelig zu derjenigen des Schraubenrades a. Der Mechanismus ermöglicht eine große Übersetzung vom schnellen in den langsamen Gang, doch hat derselbe den großen Übelstand, daß die Zahnreibung sehr bedeutend und daher der Nutzeffekt nur gering ist.

Schraubenschiff, s. Dampfschiff und Propellerschraube.

Schraubenschlüssel (frz. clef à vis, clef à écrou; engl. screw-key, screw-wrench, screw-spanner), ein Werkzeug zum Anziehen, resp. Lösen von Schrauben und Schraubenmuttern, welches dadurch zur Wirkung kommt, daß es mit einem entsprechenden Einschnitt oder Loch auf den Schraubenkopf oder die Mutter geschoben und dann als Hebel benutzt wird. (S. unter Schrauben.)

Schraubenschneideisen oder Schraubenblech (frz. filière, engl. screw-plate), s. unter Schrauben.

Schraubenschneidmaschine (frz. machine à tarauder, machine à fileter; engl. screw-cutting-engine), eine Maschine zum Schneiden von Gewinden in Schraubenbolzen. (S. unter Schrauben.)

Schraubensicherungen heißen Vorrichtungen, welche Schrauben oder deren Muttern vor dem Zurückgehen schützen sollen. (S. u. Schrauben.)

Schraubenspindel, s. unter Schrauben.

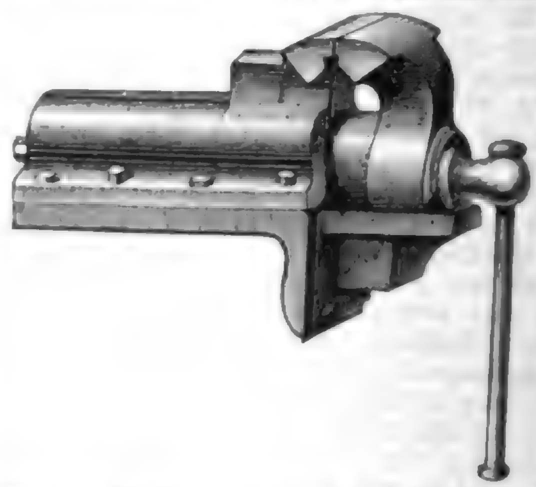
Schraubenwinde, s. unter Hebeapparate, Bd. VIII, S. 938.

Schraubenzieher (frz. tourne-vis, engl. turnscrew), ein Werkzeug zum Fest- und Losdrehen von Schrauben, das aus einem stumpfen Meißel besteht und dadurch zur Wirkung kommt, daß es in einen Einschnitt des Schraubenkopfs gesteckt und gedreht wird. (S. unter Schrauben.)

Schraubstock (frz. étau, engl. vice) ist ein Apparat zum Erfassen und Festhalten meist metallener Gegenstände während der Bearbeitung. In der gewöhnlichen ältern Form, als Flaschenschraubstock, besteht derselbe aus zwei Hauptteilen, welche durch ein Scharnier miteinander verbunden sind und von denen das eine am Werktisch oder an der Werkbank befestigt wird, während das andere beweglich ist und durch eine Schraube, die durch beide Teile hindurchgeht und im festen Teil ihre Mutter hat, diesem genähert oder von ihm entfernt werden kann. Die letztere Bewegung wird meist noch durch eine zwischen beiden Teilen befindliche Feder unterstützt. Zwei Platten umschließen, die sog. Flasche bildend, an ihrer untern Seite die beiden Hauptstücke, die nach oben zu zangenartig gegeneinander gebogen und an ihren Enden zu Backen ausgebildet sind. Dieselben sind gewöhnlich gerifselt, um die eingespannten Stücke fester zu halten. Die zwischen den Backen gebildete Öffnung heißt das Maul des S. Kleinere Schraubstöcke werden bisweilen durch eine Schraubzwinge am Tisch befestigt; meist geschieht aber die Befestigung durch starke eiserne Bänder, welche um den feststehenden, nach unten in eine Eisenstange endigenden Teil gelegt und an der Werkbank verschraubt werden.

Eine Art kleiner Flaschenschraubstock ist der Feilkloben oder Handkloben (wenn er mit einem Stiel versehen ist, auch Stielkloben genannt). Derselbe ist analog dem S. gebaut, doch haben beide Backenteile ganz gleiche Form. Die Schließschraube wird hier nicht wie bei jenem mittels eines Hebels angezogen, sondern der Schraubenbolzen geht durch beide Teile und wird mittels einer Flügelmutter oder mittels einer Sechskantmutter durch den Schraubenschlüssel festgestellt. Man hat Feilkloben mit schmalem und solche mit breitem Maul. Das genannte Werkzeug wird gewöhnlich mit der linken Hand gehalten, wobei man das eingespannte Stück leicht nach allen Richtungen bearbeiten kann.

Flaschenschraubstock und Feilkloben haben den Nachteil, daß die Backen beim Einspannen größerer Stücke nicht einander parallel bleiben, folglich das Arbeitsstück nicht mehr mit der ganzen Backenbreite gefaßt wird. Diesem Übel hilft der Parallelschraubstock ab, welcher, statt der Bogenbewegung, nur eine Parallelverschiebung der Backen gestattet. Diese Schraubstöcke werden in verschiedenen Anordnungen ausgeführt; eine der gebräuchlichsten ist die in obenstehender Abbildung dargestellte mit langer Schraube zur Bewegung des verschiebbaren Backens.



Dieser Parallelschraubstock wird mittels Schrauben, die durch die Grundplatte gezogen werden, an der Werkbank befestigt. Hinter dem festen Backen ist, wie bei den Flaschenschraubstöcken, ein kleiner Amboß angeordnet, auf welchem kleinere Eisenteile gerichtet werden. Während die Flaschenschraubstöcke ganz aus Schmiedeeisen hergestellt werden, sind die Parallelschraubstöcke meist gegossen; öfters sind dann schmiedeeiserne Backen eingesetzt. Beim Einspannen polierter oder feiner Arbeitsstücke werden, wenn die Backen gerifselt sind, Überbacken aus Eisen-, Messingblech oder Blei über die Backen der Schraubstöcke gesteckt, wohl auch hölzerne Backen zwischen dieselben eingelegt, damit solche Stücke

beim Einspannen ihre Politur nicht verlieren oder überhaupt eine weichere Unterlage erhalten.

Schraubzwinge, Schraubenzwinge, Leimzwinge (frz. presse à main, serre-joints; engl. hold-fast, screw-clamp), ein Werkzeug der Tischler, hauptsächlich zum Zusammenhalten hölzerner Arbeitsstücke beim Leimen, bestehend aus drei rechtwinkelig verbundenen Holzstücken oder einem aus dem Ganzen hufeisenförmig gebogenen Metall- oder Holzstück mit einer durch einen Arm gehenden Schraube, welche, angezogen, das Arbeitsstück kräftig festhält. (Vgl. Zwinge.) Große S. werden als Schraub- oder Leimknechte bezeichnet.

Schraudolph (Joh.), Historienmaler, geb. zu Oberstdorf im Algäu 13. Juni 1808, lernte in seiner Jugend das Schreinerhandwerk, bezog aber 1825 die Kunstakademie zu München. Unter Schlotthauers Leitung bildete er sich weiter aus, übte sich unter Cornelius in der Glyptothek in der Freskomalerei und half dem Maler H. Heß bei den Fresken in der Allerheiligenhofkapelle und der Bonifacius-Basilika zu München. In der letztern gab er bereits einige eigene Kompositionen. Neben Fischer und Rödel lieferte er dann die Kartons zu den Glasgemälden der Pfarrkirche in der Auvorstadt und für den Dom zu Regensburg. König Ludwig I. betraute ihn 1844 mit der großartigen Aufgabe, den Dom zu Speier vollständig auszumalen. Der Künstler begab sich zunächst nach Italien, kehrte im folgenden Jahre mit den Entwürfen zurück und machte sich an die Arbeit dieser Ausmalung, welche 1853 vollendet wurde. Es sind Reihen von Scenen aus dem Alten und Neuen Testament, die durch viele architektonische Abschnitte in Gruppen und Felder eingeteilt werden, wobei sich S. verständnisvoll an die Architektur des Domes angeschlossen hat. Die Steinigung des Stephanus aus diesem Cyklus hat Burger gestochen, die photographische Aufnahme des Ganzen nach den in Speier aufbewahrten Kartons hat Albert in München unternommen. Tiefe und Zartheit der religiösen Empfindung, Einfachheit und Ernst der Behandlung bildet auch den Charakter von S.s Ölgemälden, deren er viele für Hochaltäre gemalt hat. In der Neuen Pinakothek zu München sieht man von ihm die Himmelfahrt Christi in großem Maßstabe; ebenso die Geburt Christi im Maximilianeum daselbst. Ferner sind zu nennen: Erweckung der Tochter des Jairus, ein Freskobild in den münchener Friedhofarkaden, die Himmelfahrt Marias für eine syr. Kirche, Esther vor Ahasver und Fischfang am See Tiberias in der Neuen Pinakothek. S. starb 31. Mai 1879 in München.

Claudius S., Bruder des vorigen, geb. zu Oberstdorf 1813, bildete sich bei Heß zu München, sowie in Italien, half dann bei den Freskomalereien in der Allerheiligenkirche und der Basilika in München, arbeitete 1840—43 an der Ausschmückung der Residenz in Athen und war später ein Jahr seinem Bruder bei der Ausmalung des Doms zu Speier behilflich. In Oberstdorf malte er in der Wallfahrtskapelle Loreto ein Deckengemälde, die Himmelfahrt Mariä, und in der Josephskapelle eine heilige Familie.

Schrauf (Albr.), namhafter Mineralog, geb. 14. Dez. 1837 zu Wien, studierte daselbst Naturwissenschaften, wurde 1861 Beamter bei dem Hof-Mineralienkabinett und blieb, 1868 zum ersten Custos ernannt, an demselben bis 1874. An der wiener Universität habilitierte er sich 1863 als Docent und wurde daselbst 1874 ord. Professor der Mineralogie und Vorstand des Mineralogischen Museums. S.s litterarische Thätigkeit bewegt sich auf dem Gebiete der Mineralogie und physik. Krystallographie. Außer zahlreichen Aufsätzen und Abhandlungen, insbesondere krystallographischer Art, z. B. über Columbit, Roselith, Uranothallit, Kieselzink, Labradorit, Tellurerze, Lanarkit, Brookit, Kupferlasur, Gismondin, veröffentlichte er an größern selbständigen Werken: «Lehrbuch der physik. Mineralogie» (2 Bde., Wien 1866—68), sein eigentliches Hauptwerk; ferner «Atlas der Krystallformen des Mineralreichs» (5 Hefte, Wien 1865—77), «Physik. Studien über die Beziehungen zwischen Materie und Licht» (Wien 1867), «Handbuch der Edelsteinkunde» (Wien 1869).

Schreber (Daniel Gottlieb Moritz), verdienter Arzt, geb. 15. Okt. 1808 in Leipzig, ließ sich nach vollendetem Studium in seiner Vaterstadt als Arzt nieder und dirigierte daselbst 1843—59 die orthopädische Heilanstalt. Er starb 10. Nov. 1861. Nach seinem Tode wurde die orthopädische Heilanstalt von Dr. Schildbach fortgeführt. S. hat sich durch seine zahlreichen Schriften um die Reform des Erziehungswesens, insbesondere der physischen Erziehung, sowie um die Einführung der Heilgymnastik (s. d.) große Verdienste erworben. Außer vielen kleinern Aufsätzen veröffentlichte er: «Das Buch der Gesundheit» (Lpz. 1839; 2. Aufl. 1861), «Kallipädie oder Erziehung zur Schönheit» (Lpz. 1858), «Kinesiatrik oder die gymnastische Heilmethode» (Lpz. 1852), «Die schädlichen Körperhaltungen und Gewohnheiten der Kinder» (Lpz. 1853), «Anthropos, der Wunderbau des menschlichen Organismus» (Lpz. 1859), «Pangymnastikon» (Lpz. 1863; 2. Aufl. 1875), «Ärztliche Zimmergymnastik» (16. Aufl., Lpz. 1879).

Schreck (pavor) heißt eine herabstimmende, lähmende Einwirkung, welche der Geist durch plötzliche Wahrnehmung gefahrdrohender Dinge oder Zustände erfährt. Die Wirkung des S. auf den Organismus ist bald geistig-körperlich lähmend (z. B. das Herz), starr und unthätig machend, bald führt sie zu Reflexbewegungen (Krampf), bald zu einer mehr oder weniger unwillkürlichen Anstrengung zum Fliehen. Die durch das Erschrecken entstandenen Krampfformen (Epilepsie, Veitstanz, Asthma u. s. w.) haben das Eigentümliche, daß sie regelmäßig wiederkehren können, zu Gewohnheitskrämpfen werden und dann unheilbar bleiben. Das Aufschrecken der Kinder im Schlafe (pavor nocturnus) ist eine meist ganz bedeutungslose Erscheinung; man lasse solche Kinder nicht im dunkeln Zimmer schlafen, damit nicht ihre Phantasie in den halb sichtbaren Gegenständen die Umrisse grauenhafter Schreckbilder sieht, und suche sie durch besonnenes Zureden zu beruhigen, da Schelten und Strafen meist fruchtlos und schädlich sind. Bei gesunden Erwachsenen kommt Aufschrecken während des Einschlafens vor nach Überanstrengung, nach Überladen des Magens, vorzüglich aber nach Rauchen zu starken Tabaks vor dem Niederlegen.

Schrecken, s. Heuschrecken. Zu den ansehnlichsten europ. Arten gehört die gemeine Werre oder Maulwurfsgrille (Grillotalpa vulgaris, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 2 und 3) und die Wanderheuschrecke (Acridium migratorium, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 22), welche in Deutsch-

land nur gelegentlich erscheint, während die sibir. Feldheuschrecke (Acridium sibiricum, Tafel: Insekten IV, Fig. 3 und 4) auch die höhern Gebirge Deutschlands bewohnt.

Schreckenberger, Silbermünze, s. Engelgroschen.

Schreckensherrschaft, s. u. Terrorismus.

Schreckfarben heißen die lebhaften bunten Farben der Tiere dann, wenn sie weder auf Mimicry (s. d.) beruhen, noch das Resultat geschlechtlicher Zuchtwahl (s. d.) sind, vielmehr giftigen, oder für andere Tiere ungenießbaren Geschöpfen zukommen, diese von vornherein als solche gewissermaßen kennzeichnen und vor Nachstellungen und Beschädigungen bewahren. So ausgezeichnete Tiere sind meist langsam in ihren Bewegungen, da sie sich etwaigen Gegnern nicht durch die Flucht zu entziehen brauchen: in Deutschland gehören zu ihnen die von allen insektenfressenden Tieren gemiedenen Maiwürmer, die Marienkäferchen, die Widderchen (Zygaena), zahlreiche Wanzen u. v. a.

Schreckhorn oder Groß Schreckhorn, einer der höchsten Gipfel der Berner Alpen in der Schweiz, erhebt sich südöstlich von Grindelwald, nördlich vom Finsteraarhorn als schroffe, finstere Felspyramide zu 4080 m über dem Meere und ist der Kulminationspunkt des etwa 12 km langen, zackigen Gneiskammes, der sich, westlich vom Strahleggfirn, dem Obern Eismeer und dem Untern Grindelwaldgletscher, östlich vom Lauteraarfirn und dem Obern Grindelwaldgletscher begrenzt, vom Finsteraargletscher nordwestlich bis zum Grindelwaldthal hinzieht. Vom Abschwung (3485 m) im Südosten bis zu der etwa 3900 m hohen Lücke zwischen dem Großen Lauteraarhorn (4043 m) und dem S. heißen die Felszacken des Kammes die Lauteraarhörner, von der Lücke nordwestlich bis zu der steil gegen das Grindelwaldthal abfallenden Pyramide des Mettenbergs (3107 m) werden sie als Schreckhörner (Kleines S. 3497 m) bezeichnet. Alle Gipfel sind steile Felshörner oder scharf geschnittene Gräte, von deren Flanken steile Gletscher und Firne herniederhangen. Mit Ausnahme des Mettenbergs, an dessen Nordabsturz Verrucano und Juralalk zu Tage treten, besteht der ganze Kamm aus Gneis. Die Besteigung des S., zuerst 16. Aug. 1861 ausgeführt, ist eine der schwierigsten in den Berner Alpen. Der Gipfel bildet ein nach Norden schwach geneigtes Schneefeld von 15—16 m Länge und 6—8 m Breite und erscheint, von Norden gesehen, als der obere der beiden Schneeflecke, welche unter dem Namen der «verdammten Seelen» oder der «Täubchen» die Zinne des dunkeln Felskolosses schmücken.

Schreckhörner, s. Dinoceraten.

Schreibekrampf oder Mogigraphie (Cheirospasmus) besteht in krampfhaften schnellenden Bewegungen der Finger oder der Hand, welche nur dann eintreten, wenn die Hand die Stellung wie beim Schreiben einnimmt, also beim Erfassen der Feder. Ähnliche Zustände sind beobachtet worden bei manchen andern Beschäftigungen (bei der Schuhmacherarbeit, beim Melken, beim Klavier- und Violinspielen). Der S. beruht auf einer krankhaften Erregung der zu den Muskeln der Finger tretenden Nervenfasern, kommt viel häufiger bei Männern als bei Frauen vor, namentlich bei solchen, welche viel schreiben (Schreiber, Beamte, Lehrer, Kaufleute) und macht in hartnäckigen Fällen das Schreiben ganz unmöglich. Die Ursachen sind nicht näher bekannt. Doch ist die Krankheit erst seit der Einführung der Stahlfedern beobachtet worden, und man vermutet, daß der Gebrauch zu harter Federn Anlaß der Erscheinung sein könnte. Der S. ist ein äußerst lästiges, in vielen Fällen schwer zu beseitigendes Übel. In frischen Fällen vermögen zeitweiliges völliges Aufgeben des Schreibens, der Gebrauch von guten weichen Federn, von passenden dicken Federhaltern, eine geeignete Verbesserung der Schreibmethode die Krankheit zu beseitigen, während bei längerm Bestehen nur von der konsequenten, monatelangen Anwendung der Massage und des galvanischen Stroms Erleichterung zu erwarten ist. Vgl. Nußbaum, «Einfache und erfolgreiche Behandlung des S.» (Münch. 1882).

Schreiber (Aloys Wilh.), deutscher Geschichtschreiber und Dichter, geb. 12. Okt. 1763 zu Kappel unter Windeck in Baden, besuchte die Universität zu Freiburg, wurde 1784 Professor der Ästhetik an dem Gymnasium zu Baden, ging 1788 als Hauslehrer nach Mainz, lebte später in Rastatt und kam 1799 wieder als Lehrer an das inzwischen in ein Lyceum umgewandelte Gymnasium in Baden. Er wurde 1805 Professor der Ästhetik an der Universität zu Heidelberg. Der Unfug, der damals mit Poesie und Mystik getrieben wurde, gab S. die Veranlassung zu seiner «Comödie Divina», die viel Aufsehen erregte und konfisziert wurde. In große Unannehmlichkeiten sah sich S. durch die «Lebensbeschreibung des Großherzogs Karl Friedrich von Baden» (Heidelb. 1811) verwickelt, in der er die Universität gehöhnt haben sollte. Er nahm deshalb 1812 die Stelle eines bad. Historiographen an. Als solcher schrieb er eine «Geschichte des Großherzogtums Baden für Schulen» (Karlsr. 1815). Nach einem 13jährigen Aufenthalt in Karlsruhe wurde er pensioniert und lebte nun in Baden, wo er 21. Okt. 1841 starb. Von seinen Schriften sind noch anzuführen: «Geschichte und Beschreibung Heidelbergs und seiner Umgebungen» (Heidelb. 1811), «Der Rhein, ein Handbuch für Reisende» (Heidelb. 1812; 5. Aufl. 1851), «Poetische Werke» (3 Bde., Tüb. 1817—18), «Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes» (2. Aufl., Heidelb. 1829). Das von ihm 1815 gegründete Taschenbuch für deutsche Frauen, «Cornelia», setzte er bis 1841 fort.

Schreiberhau, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Hirschberg, im Zackenthal, am Berührungspunkt von Iser- und Riesengebirge, höchstgelegene Ortschaft Schlesiens (545 m), hat (1885) 1500 (Gemeinde 3496) meist prot. E., eine evang. und eine alte und eine neue kath. Kirche, ein mit Idiotenanstalt verbundenes Rettungshaus für verwahrloste Kinder, 16 Glasschleifmühlen, sowie Fabrikation von Holzstoff und Pappe. Zur Gemeinde S. gehört, außer dem Anteil des westl. Riesengebirges mit der Neuen Schlesischen und der Schneegrubenbaude, die im Sommer viel besuchte Kolonie Marienthal (1064 E.) und die dem Grafen Schaffgotsch gehörige Josephinenhütte (659 m über dem Meere) mit Schlesiens größter und bester, durch ihre Rubingläser berühmter Glashütte, welche 1841 angelegt wurde und ihre Erzeugnisse meist nach England und Amerika absetzt, und einer Anstalt für künstliche Fischzucht. Auf Gemeindegebiet befinden sich ferner von der Josephinenhütte südsüdwestlich der 25 m hohe Zackelfall, einer der sehenswertesten Wasserfälle des Riesengebirges, östlich der 12 m hohe Kochelfall, beide von kleinen Zuflüssen (Zackerle, Kochel) des

Zacken gebildet; nordwestlich der Josephinenhütte erhebt sich der Hochstein (1080 m), mit einer Baude und trefflicher Aussicht.

Schreibersit nannte Haidinger stahlgraue, biegsame, stark magnetische Blättchen von der Härte 6,5, dem spezifischen Gewicht 7,01 bis 7,22, welche von Berzelius in dem Meteoreisen von Bohumilitz gefunden und als eine Verbindung von Eisen, Nickel und Phosphor erkannt worden waren. Patera beobachtete im Meteoreisen von Arva dieselbe Verbindung und befand sie zusammengesetzt aus 87,20 Proz. Eisen, 4,24 Nickel und 7,26 Phosphor. Nach Lawrence Smith kommt S. in nordamerik. Meteoriten nicht selten vor; doch lieferten drei verschiedene Analysen hier abweichend 56 bis 57,2 Eisen, 25,8 bis 28,0 Nickel und 13,9 bis 14,8 Phosphor nebst ein wenig Kobalt, sodaß die Zusammensetzung durch die Formel Ni_2Fe_4P dargestellt werden kann, was auch durch eine Analyse von Stanislas Meunier bestätigt wird. Andere Varietäten dieses Phosphornickeleisens ergeben aber wieder andere Werte, sodaß dasselbe in seiner Zusammensetzung sehr schwankend und die Aufstellung einer bestimmten Formel nicht möglich ist. In seiner Gegenwart ist übrigens der geringe Phosphorgehalt begründet, den die meisten Meteoreisen zeigen.

Schreibfedern waren früher ausschließlich die angespitzten Spulen der Federn von Gänsen und anderm Geflügel, während seit Ende des dritten Decenniums des 19. Jahrh. die aus dünnem Stahlblech angefertigten Stahlfedern in Gebrauch gekommen sind und jetzt allgemein benutzt werden.

Die Fabrikation derselben geschieht wie folgt: Aus dünnem Stahlblech werden unter einer Presse flache Plättchen in Form der Federn ausgestoßen, dann dieselben mit den Seitenspalten, sowie mit dem Loche versehen, in welches der Schlitz der Feder endigt. Um das bis dahin noch naturharte Material für die weitere Bearbeitung genügend weich zu machen, werden die Plättchen in Eisenkübeln ausgeglüht. Danach wird unter einem Fallwerke die Inschrift in die Feder gestampft, und dann das Plättchen unter demselben Werkzeuge zwischen einem vertieften und einem erhabenen Stempel mittels eines Schlags in die fertige Form geprägt. Die Federn werden jetzt gehärtet, indem man sie in geschlossenen eisernen Gefäßen in backofenähnlichen Öfen rotglühend macht und zur Abkühlung in Öl schüttet. In einer um ihre Achse rotierenden und teilweise mit Sägespänen angefüllten Trommel entfernt man das anhaftende Öl von den Federn, scheuert sie auf gleiche Weise zwischen zerstoßenem Schiefer, Kies und ähnlichem Material, bis sie blank sind, und versieht dann an einer rotierenden Schmirgelscheibe die Oberfläche der Spitze mit einem Querschliff, der früher die Spitze dünner und elastischer machen sollte, jetzt nur noch ein Zierat ist. Die jetzt glasharten Federn werden durch Erhitzen in einer rotierenden Trommel blau oder gelb abgelassen, d. h. ihre Härte wird vermindert. Viele Federn kommen in diesen Farben in den Handel, die grauen unterliegen einem nochmaligen Scheuerprozeß. Zuletzt wird der Spalt angebracht. Zwischen zwei senkrecht aneinander abfallenden Stempeln wird die Spitze der Feder so auf den untersten Stempel gelegt, daß sie der Länge nach halb übersteht. In schneller Abwärtsbewegung des Oberstempels wird die überstehende Hälfte von der andern getrennt und springt infolge schnellen Rückgangs des Oberstempels und vermöge der Elasticität wieder in ihre gerade Stellung zurück. Zum Schutze gegen Rost werden die Federn meist mit einem Lack, auch wohl mit einem galvanischen Metallüberzuge versehen. Goldfedern mit harter Iridiumspitze haben den Vorzug, daß sie von der Tinte nicht angegriffen werden. Man unterscheidet Stahlfedern mit elastischer Spitze, welche bei Grundstrichen der Druckanwendung bedürfen, und S. mit abgestumpfter Spitze, bei welchen die Grundstriche ohne Druckanwendung entstehen. Letztere sind seit neuester Zeit durch F. Soennecken in Deutschland zur allgemeinen Anwendung gekommen. Schreibfedern aus Metall wurden schon im 16. Jahrh. in Nürnberg gefertigt, hatten aber, wie alle spätern Versuche, keinen Erfolg, bis man gegen Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrh. die Herstellung in England fabrikmäßig betrieb. Seitdem liefert England den Hauptbedarf für den Weltmarkt. Gegenwärtig finden sich auch Fabriken in Deutschland, Frankreich und Nordamerika.

Schreibkrücke, eine verschieden konstruierte Vorrichtung, um beim Schreiben eine normale Körperhaltung zu ermöglichen.

Schreibkunst, im eigentlichen Sinne die Fertigkeit, Gedanken durch sichtbare Zeichen dauernden Ausdruck zu geben, hat ihren Ursprung in der sagenhaften Vorzeit. Die ältesten bekannten Schriften reichen bis einige Jahrtausende v. Chr. und zeigen die S. schon in hoher Entwickelung. Früher ein Privilegium der Priester und besonders Bevorzugter der Großen, behielt sie lange ihre Übung und Pflege hauptsächlich in Klöstern, bis mit Beginn der Buchdruckerkunst die S. begann, ein Bedürfnis fürs praktische Leben zu werden, und aufhörte, als Kunst zu gelten. In ältester Zeit schrieb man auf Stein, Holz, Metall, Leder, später auf Papyrus, Wachstafeln, Thon, dann auf Pergament, seit Anfang des 14. Jahrh. meist auf Papier, welches seit zwei Jahrhunderten ausschließlich im Gebrauch ist. Je nach dem Material wurden die Schriftzeichen mit scharfen Instrumenten eingehauen oder eingeritzt, mit Formen eingeprägt, oder mit Pinseln und Schreibrohr farbig aufgetragen. In den letzten Jahrhunderten bildeten Federkiele das Hauptschreibwerkzeug, sind aber im 19. Jahrh. durch Schreibfedern aus Stahl verdrängt worden. Einen höhern Grad der S. bildet die Schönschreibkunst oder Kalligraphie. Sie bedient sich meist der Zierschriften, bei denen es hauptsächlich auf ästhetischen Effekt ankommt, und erfordert besondere Geschicklichkeit. Hierher gehört auch die Schriftmalerei, die Ausschmückung einzelner Buchstaben mit Ornamenten und Bildern. Letztere, Miniaturen genannt, waren besonders im 12. Jahrh. üblich und bildeten einen besondern Zweig der Malerei. Die Darstellung ganz kleiner, mit bloßem Auge kaum lesbarer Schrift, aus der man allerhand Figuren, selbst Porträts bildete, sind als Spielerei und Verirrung zu bezeichnen, ebenso die bis zur Unkenntlichkeit getriebene Überladung der Großbuchstaben mit Schnörkeln, die im 16. und 17. Jahrh. von den Neudörffern in Nürnberg besonders gepflegt wurde. Die Stenographie (s. d.) bedient sich sehr kurzer Zeichen und die Geheimschrift besteht aus der Anwendung besonders verabredeter (geheimer) Zeichen. (S. Chiffrier- und Dechiffrierkunst.) Die gewöhnliche Schreibschrift besteht aus den bekannten 24—26 Buchstaben des

Alphabets, und zwar zum kleinen Teil aus Großbuchstaben zur Hervorhebung von Wörtern und Satzanfängen, meist aber aus Kleinbuchstaben, welche aus einer Verkürzung der Form der Großbuchstaben entstanden sind.

Die S. fand seit dem 15. Jahrh. in den westeurop. Ländern die sorgfältigste Pflege. Obenan steht Italien, es überlieferte die reinen lat. Antiquaformen und das Vorbild, diese Formen in geläufigen Zügen nachzuschreiben. Spanien, Frankreich, England und Holland folgten dem Beispiel Italiens, indem sie vor und nach an Stelle der aus der geläufigen Darstellung der eckigen got. Buchschrift entstandenen spitzen Buchstabenformen zum Gebrauche der rundlichen lat. Schrift übergingen, in gleicher Weise, wie sie die eckige Druckschrift mit der einfachern und deutlichern lat. Druckschrift vertauschten. Auf Deutschland blieben die Fortschritte des Auslandes ohne Einfluß, weil seinen Schreibmeistern, welche zu sehr der Kleinschreiberei und dem Schnörkelwesen zugethan waren, das richtige Verständnis dafür fehlte. An einzelnen guten Versuchen hat es zwar nicht gefehlt, doch sind sie nicht durchgedrungen, und gegenwärtig noch besteht die deutsche Schreibschrift aus Formen, welche mit den dafür vorgeschriebenen spitzen Federn nicht nachgeschrieben werden können. Der Schreibunterricht wie die Schrift selbst stehen in Deutschland mit dem allgemeinen Entwickelungsgange der Schrift außer Zusammenhang. Die von den Brüdern Grimm u. a. angeregten, in neuester Zeit von Soennecken eingehend begründeten Bestrebungen, den früher versäumten Anschluß an die naturgemäße Weiterentwickelung der Schrift durch allgemeine Einführung der lat. Schrift anzubahnen, finden Widersacher bei denen, welche in falschem Patriotismus die spitze Schreibschrift und die eckige Druckschrift für etwas eigentümlich Deutsches halten, während beides nur von andern Nationen früher schon abgelegte Mißbildungen sind. Vgl. Bauernfeind, «Vollkommene Wiederherstellung der Schreibkunst» (Nürnb. 1716); Wattenbach, «Das Schriftwesen im Mittelalter» (Lpz. 1875); Soennecken, «Das deutsche Schriftwesen» (Bonn u. Lpz. 1881).

Schreibmalerei, die Verzierung der Bücher durch den Schreiber selbst, im Gegensatz zur Miniaturmalerei, übrigens häufig mit dieser Kunst selbst zusammenfallend. Sie geht früh bis in das Mittelalter zurück, ohne daß man ihren Ursprung genau anzugeben vermöchte. Doch weist alles darauf, daß sie im Norden entstanden. Es gibt irische Grab- und german. Runeninschriften, von verzierenden Linien umgeben, welche beide als Ausgang der spätern Schreiberzüge angesehen werden können. Seit der karolingischen Zeit sind sie in Büchern allgemein üblich, stets im Anschluß an die jeweilige, die ganze Kunst beherrschende Stilart und unter vermehrter Hinneigung zur obengenannten Malerei, welche sie im 15. Jahrh. ziemlich absorbiert hatte, freilich nur, um die S. im 16. und 17. Jahrh. mit den eigentlichen Schreibemeistern und sog. Modisten als selbständige Kunst (Kalligraphie) von neuem hervorgehen zu lassen. Zu den berühmtesten derselben gehörte Joh. Neudörffer, der um 1550 zu Nürnberg blühte und jene in verschiedenen Werken systematisch behandelt hat. Schon vor ihm war sie indes von der Buchdruckerkunst aufgenommen. Das 18. Jahrh. brachte sie mehr und mehr außer Gebrauch. Verwandt damit ist die Kleinschreiberei (Mikrographie), welche weit später entstand, aber länger sich hielt und Schriften lieferte, die zum Teil nur unter dem Vergrößerungsglas lesbar werden. Man führte das Vaterunser, einzelne Psalmen, wie den 128., u. dgl. auf so engem Raume aus, daß sie in Ringe gefaßt werden konnten. Man ging, die Spielerei übertreibend, so weit, daß man Bildnisse, selbst ganze Reiterporträts zeichnete, deren Umrisse samt den Beigaben geschrieben waren und die Geschichte oder das Lob der dargestellten Person, Bibelstellen u. s. w. enthielten.

Schreibmaschine, auch nach dem engl. typewriter als Typenschreiber bezeichnet, eine mechan. Vorrichtung, mittels deren mit geringerm Aufwand von Zeit und Mühe gleichmäßigere und deutlichere Schrift als mit der Feder erzeugt werden soll. Die erste S. wurde 1855 von Foucault ausgeführt; doch sind seitdem die verschiedensten Konstruktionen aufgetaucht, unter welchen die durch die wiener Weltausstellung von 1873 bekannt gewordene, ursprünglich für Blinde bestimmte Malling-Hansensche Schreibkugel, sowie die Typenschreiber der Amerikaner Sholes und Remington, in neuester Zeit die S. «Original Hammonia» und «Westphalia», beides deutsche Erfindungen, die größte Aufmerksamkeit erregt und praktische Anwendung gefunden haben.

Die Malling-Hansensche Schreibkugel besteht aus einer Halbkugel, in welcher ebenso viele Stempel als Buchstaben und Zahlen vorhanden, radial verschiebbar angeordnet sind, sodaß sie sämtlich mit den an ihren Enden angebrachten Typen auf den Kugelmittelpunkt und zwar gegen ein mit Farbe getränktes Band stoßen, wodurch sich das Zeichen auf dem untergelegten Papier abdrückt, welch letzteres mittels eines Sperrwerks nach jedem Schlag um die Breite einer Type vorrückt.

Bei dem im Prinzip analogen Typenschreiber von Sholes, der etwa die Größe einer Nähmaschine hat, befindet sich eine mit den Buchstaben, Ziffern und Interpunktionszeichen versehene Tastatur neben einer höher liegenden Platte mit runder Öffnung, unter und in welcher der Mechanismus liegt. Derselbe besteht aus kreisförmig angeordneten Hebeln, welche an ihrem obern Ende die Typen tragen und sich um kleine Bolzen drehen. Jeder Hebel steht mittels eines Drahts mit derjenigen Taste in Verbindung, die mit der entsprechenden Type bezeichnet ist. Wird diese Taste niedergedrückt, so schlägt der Hebel nach oben. Da alle Hebel gleich dem Halbmesser der kreisrunden Öffnung sind, schlagen alle Typen gegen den Mittelpunkt dieses Kreises. Damit dies mit voller Sicherheit geschieht, sind die Hebel noch in aufgebogenen Drahtcoulissen geführt, die zugleich den Hub begrenzen. Außerdem liegen die Drehbolzen in kleinen Schlitten, welche die genaue Einstellung der Type ermöglichen. Über der Öffnung befindet sich auf der Platte das mit Farbe imprägnierte Band, dessen beide Enden auf unter der Platte angebrachten Rollen befestigt sind, sodaß dasselbe, indem es sich allmählich auf- und abwickelt, immer neue Stellen vorschiebt. Das zu beschreibende Papier wird von einem aufgebogenen Blech zwischen die mit Kautschuk überzogene Druckwalze und eine hölzerne Walze geleitet und an seinen Rändern durch zwei endlose Kautschukbänder, die um die hölzerne Walze und um die das Band tragenden Rollen geschlungen sind, gefaßt, um sich dicht an die

Walze anzulegen. Bei schmalem Papier wird der eine Rand, statt von einem der Kautschukbänder, von einer verstellbaren Stahlzunge gegen die Druckwalze gehalten. Die nach Abdruck einer Type erforderliche Verschiebung des Papiers geschieht selbstthätig auf folgende Weise: Die Druckwalze ist in einem von Laufrollen getragenen, mit einer Federtrommel verbundenen, daher mit dem Papier in der Zeilenrichtung verschiebbaren Rahmen oder Wagen gelagert. In eine an dem Rahmen angebrachte Zahnstange greift ein Sperrhaken ein, wodurch die Bewegung des erstern verhindert wird. Unter den Tasten hin geht ein Stab, der von jeder angeschlagenen Taste getroffen wird und dann den Sperrhaken einen Augenblick ausrückt, worauf eine Schnur den Rahmen und das Papier um die durch die Zahnstange abgemessene Entfernung, also für einen neuen Buchstaben vorzieht. Zur Herstellung größerer Zwischenräume dient ein vor der Tastatur befindliches Brettchen, welches nach je einem Worte niedergedrückt wird und den gleichen Vorschub, aber ohne ein Anschlagen von Typen bewirkt. Ist eine Zeile nahezu beendet, so stößt ein nach der Zeilenlänge eingestellter Anschlag gegen einen Hammer, der eine Glocke zum Ertönen bringt und dadurch das Signal für den Abschluß der Zeile gibt. Hierauf wird der Rahmen in die frühere Stellung zurückgebracht und zwar mittels einer Schnur, die von einem seitlich angebrachten Hebel angezogen wird und die zugleich die Zahnstange von dem Sperrhaken abhebt. Von dem nämlichen Hebel aus geschieht beim Beginn einer neuen Zeile das Vordrehen der Druckwalze und des Papiers um den erforderlichen Abstand, indem derselbe bei seiner Bewegung, die durch das Anstoßen eines lose in der Zahnstange liegenden Stifts gegen einen Anschlag veranlaßt wird, einen Sperrhaken mit den Zähnen eines Sperrrads in Eingriff bringt und, da dieses an der Druckwalze sitzt, die letztere um die erforderliche Größe dreht. Auf dem vordern Rand der Platte ist eine Skala mit Zeiger angebracht, der die Länge, sowie Stelle der Zeile auf dem Papier angibt. Sämtliche Bewegungen der Maschine sind mit der Hand und unabhängig voneinander ausführbar. Mit dieser Maschine kann man bei einiger Übung 50—60 Buchstaben in der Minute zum Abdruck bringen. Außerdem lassen sich mehrere (bis zu 12) Abdrücke auf einmal herstellen, indem man ebenso viele Papierblätter mit zwischengelegtem Öl- oder Kohlenpapier unter die Druckwalze bringt und die Tasten kräftig anschlägt.

Der Sholesschen Maschine sehr ähnlich ist der in den Details mannigfach vervollkommnete, daher noch leistungsfähigere Typenschreiber, **Patent Remington**, welcher gleich jener besonders in kaufmännischen Geschäften zur Herstellung nur in geringer Anzahl nötiger Schriftstücke, z. B. Börsen-Preiscourante, benutzt wird. Noch wesentlich einfacher und infolge dessen bei weitem wohlfeiler ist die neue Typenschreibmaschine »Original Hammonia« von Guhl u. Harbeck in Hamburg. Bei derselben werden (ähnlich wie man beim Durchzeichnen von Stickmustern u. s. w. die Zeichnung auf einen blau oder schwarz gefärbten Bogen und unter diesen ein weißes Blatt legt, auf welchem durch Umfahren der Konturen mit einem Stift die Kopie hervorgebracht wird) die Schriftzeichen durch bloßes Herunterdrücken der Typen auf das Papier markiert. Das Wesentliche des Mechanismus besteht hier in einem Schlitten, welcher in der Längenrichtung beiderseitig von einer gezahnten Stange eingefaßt ist. Zwischen diesen Zahnstangenrahmen befinden sich in schwarzer Schrift auf weißem Grund das Alphabet, die Zahlen, gebräuchliche Satzzeichen und Abkürzungen. Unter dem Schlitten ist eine Kapsel angebracht, welche einen gefärbten Papierstreifen enthält, der sich beim Schreiben zwischen dem Papier und der Typenstange verschiebt.

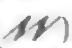
Vor den beschriebenen Konstruktionen hat die Buchdruck-Schreibmaschine »Westphalia« von C. W. Brackelsberg in Hagen den Vorzug, daß der Raum zwischen den einzelnen Buchstaben ganz gleichmäßig ist und daß der Schreibende ohne Mühe sehen kann, was er geschrieben hat. Die Typen werden auch hier nicht eingeschwärzt, sondern gegen ein abfärbendes Papierblatt gepreßt, das man auf den zu beschreibenden Bogen ꝛc. legt.

Schreibmaterialien nennt man das, womit und worauf man schreibt und was beim Schreiben dienlich ist; also Papier, Federn, Bleistifte u. s. w.

Schreibschrift (Kurrentschrift) sind diejenigen Buchstabenformen, die durch das Bestreben, die Druckbuchstaben in einem Zuge zusammenhängend nachzuschreiben, entstanden sind. Entsprechend den Hauptschriftarten Antiqua und Fraktur entscheidet man lateinische (rundliche) und sog. deutsche (spitze) S. Erstere wird gewöhnlich mit spitzen Federn (s. nachstehende Fig. 1) geschrieben, vielfach auch mit abgestumpften Federn (s. Fig. 2) und wird dann Rundschrift (s. d.).


Fig. 1.


Fig. 2.

Die spitze S. () entstand durch Anwendung abgestumpfter Federn und ist nur mit diesen Federn schreibbar. Seit Anfang des 19. Jahrh. besteht die jetzt gebräuchliche spitze S. infolge der zuerst von Heinrigs in Nachahmung engl. Schreibweise hergestellten Schreibvorlagen aus Formen, welche teils nur mit abgestumpften, teils nur mit spitzen Federn geschrieben werden können und der einheitlichen Anpassung an eine dieser Federarten oder des Ersatzes durch die lateinische S. harren. Vgl. Soennecken, »Das deutsche Schriftwesen« (Bonn u. Lpz. 1881).

Schreibtafeln (frz. tablettes, engl. tablets) werden aus Pergament, aus Schiefer (s. Schiefertafeln) oder auch aus unglasiertem, feingeschliffenem Frittenporzellan hergestellt.

Schreivögel (Clamatores) nannte die ältere Systematik eine ziemlich bunt zusammengewürfelte Vogelgruppe, in der Kuckucksvögel und Singvögel nebeneinander standen. Gegenwärtig bezeichnet man mit S. die erste Unterabteilung der sperlingsartigen Vögel, denen die eigentlichen Singvögel (s. d., Oscines) gegenüberstehen, und charakterisiert sie hauptsächlich nach der Beschaffenheit des untern Kehlkopfes, der niemals solche Komplikationen aufweist, wie bei den Oscines, vielmehr einfach aus der Luftröhre gebildet wird oder höchstens ein paar seitliche Muskelchen besitzt.

Schrenck (Karl, Freiherr von), bayr. Staatsmann, geb. 17. Aug. 1806 zu Wetterfeld bei Cham, der Sohn des bayr. Justizministers Sebastian von S., studierte die Rechte, wurde 1834 Landgerichts-

assessor in Landshut und 1838 Regierungsrat im Ministerium des Innern. Im J. 1845 wurde er zum Regierungspräsidenten der Pfalz, 1846, an Stelle seines pensionierten Vaters, zum Justiz- und Kultusminister ernannt. Im Febr. 1847 unterzeichnete er das bekannte Memorandum des Ministeriums an den König Ludwig wegen der Lola Montez, erhielt darauf seine Entlassung, wurde zunächst zum Regierungspräsidenten der Oberpfalz ernannt, aber schon nach sechs Wochen in den Ruhestand versetzt. In einem bayr. Wahlkreise wurde er 1848 in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er sich nicht bemerklich machte. König Maximilian ernannte ihn 1849 zum Präsidenten der Regierung von Niederbayern und 1850 wurde er als Gesandter an den reaktivierten Bundestag geschickt, in welcher Stellung er die Politik des Ministeriums Pfordten vertrat. Als der König 1859 von der Pfordten entließ, um «Frieden mit seinem Volke zu haben», erhielt S. den Auftrag, das neue Ministerium zu bilden; er übernahm in demselben die Departements des Äußern und des Handels. Während dieses Ministerium in den innern Angelegenheiten günstige Resultate erzielte, hatte die Politik S.s nach außen hin nur sehr zweifelhafte Erfolge. Bei dem immer schärfer hervortretenden Gegensatze zwischen Österreich und Preußen stellte er sich auf des erstern Seite. In der seit 1862 schwebenden Frage des franz.-deutschen Handelsvertrags hielt er, obwohl nach und nach immer mehr isoliert, so lange an der Opposition fest, bis er, durch ein preuß. Ultimatum gezwungen, Sept. 1864 nachgeben und zugleich auch abtreten mußte. Er ging wieder als Gesandter an den Bundestag, den er 1866 nach Augsburg begleitete, und dessen letzten Sitzungen er nach Abreise des österr. Gesandten präsidierte. Seitdem war er Staatsrat und lebenslängliches Mitglied des Reichsrats; 1868 wurde er von einem oberpfälz. Wahlbezirk zum Abgeordneten des Zollparlaments gewählt. Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 war S. Gesandter in Wien und seit 1872 Präsident der Kammer der Reichsräte. Er starb 10. Sept. 1884 zu Wetterfeld.

Schrengen nennt man bei der Herstellung von Rubin-Imitationen das Ausgießen der geschmolzenen Glasmasse in kaltes Wasser. (S. u. Edelsteinimitationen, Bd. V, S. 749[b].)

Schrenzpapier, dünnes, ungeleimtes oder halbgeleimtes, in kleinen Formaten hergestelltes Packpapier aus ungebleichten, groben, meist leinenen oder baumwollenen Lumpen. Die bessern Sorten desselben werden auch für ganz geringe Buchdruckarbeiten gebraucht.

Schreyvogel (Jos.), als Schriftsteller unter dem Namen West (Thomas oder Karl August) bekannt, geb. zu Wien 27. März 1768, studierte daselbst und wohnte dann mehrere Jahre in Jena, wo er an verschiedenen Zeitschriften teilnahm, bis er 1802 an Kotzebues Stelle kaiserl. Hoftheatersekretär in Wien wurde. Im J. 1804 errichtete er ein Kunst- und Industriecomptoir. Nachdem er dasselbe 1814 abgegeben, trat er in die fast bis an seinen Tod bekleideten Ämter als Theatersekretär und Dramaturg ein und erwarb sich große Verdienste um die Blüte und den Ruhm des Burgtheaters. Namentlich stellte er das Repertoire mit Umsicht her, bereicherte es auch durch musterhafte Bearbeitung span. Dramen, unter denen «Don Gutierre» und «Das Leben ein Traum» nach Calderon und «Donna Diana» nach Moreto am bekanntesten wurden. Seine eigenen Dichtungen sind, wie seine prosaischen Darstellungen, korrekt und elegant, aber ohne höhern Wert. Seine «Gesammelten Schriften» erschienen in vier Bänden (Braunschw. 1829; neue Aufl. 1836). Er starb 28. Juli 1832 in Wien an der Cholera.

Schriesheim, Marktflecken im bad. Kreise und Amt Mannheim, an der Bergstraße, zählt (1880) 2838 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, Wein-, Obst-, Tabak-, Spargel- und Hopfenbau, ein Schwerspatbergwerk, einen Porphyrbruch, eine Essig- und Hefenfabrik, eine Malzfabrik, sowie viele Mahlmühlen. Oberhalb des Orts auf dem Ölberg liegt die Ruine des von Kurfürst Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz 1470 zerstörten Schlosses Strahlenburg.

Schrift nennt man die sichtbaren Zeichen, welche ganzen Worten oder einzelnen Lauten bestimmter Sprachen zu entsprechen und diese für das Auge zu fixieren bestimmt sind. Die Schrift ist eine uralte Erfindung der Menschen; ist sie auch nicht, wie die Sprache, bei allen Stämmen vorhanden, so findet man die Kunst des Zeichnens doch bei den niedrigsten Völkern, wie bei Australiern und Buschmännern, und in den fernsten Zeiten, in der Steinzeit, wo noch das Renntier im Süden Frankreichs zahlreich auftrat. Was der Nachbildungstrieb schuf, wurde bald von der Phantasie zu Symbolen und religiösen Zwecken verwendet, wie auch die mit dem Schreiben eng verwandte Kunst des Knotenknüpfens zu Zaubereien verwendet wurde. Mit dem Schreiben und Knotenknüpfen entstand die Kunst des Rechnens und auch die Sprache erfuhr durch die S. eine Förderung, wenn sie nicht schon mit dem Zeichnen in ursächlichem Zusammenhang stand.

Den primitivsten Stand der S. zeigt die indian. Zauberschrift (Kekinowin, s. Tafel I, 1; hier ist Bogen und Pfeil Symbol des Kriegs, ein Viereck bedeutet Güter, Hand: Tod, Feuer: ein Lager, Wölbung: Himmel). Die Mexikaner hatten in der Malerei große Fertigkeit, sie malten Reisen u. a., aber um die Eigennamen zu bezeichnen, mußten sie Figuren als Lautworte annehmen, so (Tafel I, 2) a, Wasser; ez, Blut; kwe, Acker; o, Weg; tsa, kul, Wohnung; ne, Puppe, Götzenbild. In Yucatan haben die Schriftzeichen jede konkrete Form eingebüßt; in flüchtigen Umrissen hingeworfen, lassen die Lautzeichen nicht mehr erkennen, was sie ursprünglich vorstellten. In gleicher Weise entwickelte sich die S. bei allen Völkern, welche eine historische S. besitzen; daneben treten auch willkürlich erfundene S. auf und es ist fast unmöglich, bei den einzelnen S. festzustellen, ob sie aus einer Bilderform entwickelt oder willkürliche Bildungen sind.

Die chinesische S. war ursprünglich eine Bilderschrift, heutzutage ist von ihr keine Bilderform mehr zu bemerken. Die alten Zeichen (Tafel I, 3, erste Reihe) stehen der Bilderform noch nahe. Die Zeile von oben nach abwärts gelesen, lautet: saü ku kye šen, d. h. «Im hohen Altertum knüpfte man Schnüre»; das erste Zeichen bedeutet hoch, das zweite Altertum, das dritte und vierte knüpfen und Knoten, die rechts stehenden Zeichen geben die Lautwerte der beiden gleichen Figuren an. Die zweite Reihe enthält denselben Text in gebrochenen Strichen, wie sie noch gegenwärtig zu Büchertiteln verwendet werden, die dritte ist die Lischrift aus dem 3. Jahrh. v. Chr., die vierte die Bücherschrift Kyai, die fünfte

Tafel III.

Capital I. Jh.	Uncial III. Jh.	Cursiv V. Jh.	Irisch VIII. Jh.	Buchschrift IX. Jh.	Missal XV. Jh.	Bastard XV. Jh.	Schwabacher XVI. Jh.	Mediaeval XVI. Jh.	Theuerdank XVI. Jh.	Schreibschrift XVII. Jh.	Schreibschrift XVIII. Jh.
A	A	a	A a	A a	A a	A a	A a	A a	A a	A a	A
B	B	b b	b b	B b	B b	B b	B b	B b	B b	B b	B
C	c	c c	C c	C c	C c	C c	C c	C c	C c	C c	C
D	d	d d	D d	D d	D d	D d	D d	D d	D d	D d	D
E	e	e e	E e	E e	E e	E e	E e	E e	E e	E e	E
F	F	f	F f	F f	F f	F f	F f	F f	F f	F f	F
G	G	g g	G g	G g	G g	G g	G g	G g	G g	G g	G
H	h	h h	h h	h h	H h	H h	H h	H h	H h	H h	H
I	I	i	I i j	I i	I i j	I i	I i	I i	I i	I i j	I
	K			K k	K k	K k	K k		K k	K k	K
L	L	l l	l l	L l	L l	L l	L l	L l	L l	L l	L
M	M	m	M m	M m	M m	M m	M m	M m	M m	M m	M
N	N	n	N n	N n	N n	N n	N n	N n	N n	N n	N
O	o	o	O o	O o	O o	O o	O o	O o	O o	O o	O
P	p	p p	p p	P p	P p	P p	P p	P p	P p	P p	P
Q	q	q q		Q q	Q q	Q q	Q q	Q q	Q q	Q q	Q
R	R	r r	R r	R r	R r	R r	R r	R r	R r	R r	R
S	S	s s	S s s	S s	S s s	S s s	S s s	S s s	S s s	S s s	S
T	T	t	T t	T t	T t	T t	T t	T t	T t	T t	T
	U	u	U u	U u	U u	U u	u	u	U u	U u	U
V			V v	V v	V v	V v	V v	V v	V v	V v	V
				W w	W w	W w	W w		W w	W w	W
X		x		X x	x	x	x	X x	x	X x	X
		y		Y y	y	y	y	y	Y y	Y y	Y
				Z z	Z z	Z z	Z z	Z z	Z z	Z z	Z

Zu Artikel: Schrift.

eine kursivere Form derselben, die sechste die sog. Pflanzenschrift, eine Art Schnellschrift. Die Japaner fingen im 3. Jahrh. an, sich mit chines. Litteratur zu beschäftigen, zu welchem Behufe sie die chinesische S. lernen mußten. Im 7. Jahrh. wurde aus chines. vereinfachten Schriftzeichen ein Syllabar für die japanes. Sprache gebildet; diese S., welche Katakanna heißt, wird oft chines. Texten beigeschrieben, wie Tafel I, 4 neben den vier ersten Worten des Vaterunsers die japanes. Lesart: tsai tsiü thien tse. Gebräuchlicher als diese ist die Firakanna, eine Schriftform in der Art der chines. Pflanzenschrift und auch viel mit chines. Wörtern gemischt (dritte Reihe: Ko-re ten-ni go-tsi-a-ku-za-mo, d. h. «O, im Himmel wohnender», mit den Schriftzeichen für Himmel). Die Koreaner hatten eine einfache Lautschrift von neun Konsonanten und einigen Vokalen, sie haben sich jetzt gewöhnt, dieselben in chines. Art zu Vierecken zusammenzusetzen, wie dies die Umschrift zu einem chines. Texte (Tafel I, 5) zeigt, welche lautet: Soā tsām kun o.

Die Tataren ritzten in Stäbe und hatten ein einfaches Alphabet von 16 Zeichen. Man behauptet zwar, die tatarische S. sei von den Syrern entlehnt, aber das ist nicht wahrscheinlich, denn dann hätte sie mehr Zeichen gehabt. Die tatarische S. wird ebenfalls in Reihen geschrieben, wie die auf Tafel I, 6 gegebenen Proben eines uigurischen, eines kalmückischen und eines Mandschutextes zeigen.

Der Keilschrift liegt eine Bilderschrift zu Grunde, aber dadurch, daß die Striche in Thon geritzt wurden, ging die Bildform noch mehr verloren, als bei der chinesischen S. Die älteste Keilschrift, die akkadische, war Wortschrift; nach der Eroberung durch die Assyrer wurde für diese eine Silbenschrift aus akkadischen Zeichen angefertigt, welche später vereinfacht wurde. Tafel I, 7 gibt die ältere, die zweite Zeile die jüngere Form des assyr. Textes: «Nebukadnezar, der König von Babylon, der Erbauer der Pyramiden». Die Keilschrift wurde später auch der medischen und pers. Sprache angepaßt, bei letzterer auch mehr eine Pfeilform als eine Keilform gewählt (s. 8, baga vazraka auramazdaa hya, «Der große Gott Ahuromazda, welcher»). Hier sind auch die Worte durch Querkeile getrennt.

Die ägyptische S. besteht aus Wortzeichen, Silbenzeichen und Lautzeichen, hat jedoch kein einheitliches Alphabet, sondern eine Mannigfaltigkeit von Lautzeichen, deren Wahl dem freien Ermessen überlassen blieb, wie dies namentlich die Namen palästinensischer Städte zeigen. Um gleichlautende Wörter zu unterscheiden, wurden dem Wortlaut noch Begriffszeichen (Determinativa) beigefügt. Die Griechen nannten die ägypt. Schriftzeichen (I, 9 [1]) «Hieroglyphen», d. h. heilige Eingrabungen, eine kursivere Form derselben (9 [2]) «hieratische», d. i. priesterliche Zeichen, zum Unterschiede von der noch einfachern «demotischen», d. i. Volksschrift (9 [3]). Es wird behauptet, daß die phönizische S. von der hieratischen S. stamme; wie haltlos diese Behauptung ist, zeigt die Vergleichung der ägypt. mit den phönizischen Zeichen (10): a b g d h f z ch t i k l m n ss ɔ p ts q r š th, welche sehr wenig Ähnlichkeit erkennen läßt, trotzdem man den Adler statt des Grashalms, den Vogel statt des Fußes (welche gebräuchlicher sind) in die Vergleichung einsetzte.

Die Kethiter auf Cypern besaßen eine Silbenschrift, welche weder mit der ägypt. noch mit der phöniz. oder griechischen S. verwandt ist.

Die phönizische S. ist die Erfindung eines in Palästina wohnenden oder eingewanderten Volks, man findet sie auch in Assyrien neben der Keilschrift vorkommend, doch kann sie nicht von den Juden hierher gebracht sein, die diese ihre S. ausdrücklich assyrische, also von den Assyrern entlehnte, nennen. Vgl. Tafel I, 10 [1]) das phöniz. Alphabet, [2]) das samaritanische (der in Palästina zurückgebliebenen Juden), [3]) das aramäische (in Assyrien gebrauchte), [4]) die aus diesem gebildete hebr. Quadratschrift, [5]) die Estrangelo, d. i. die syrische S., in welcher die Evangelien geschrieben waren, [6]) die Peschito oder syr. Volksschrift.

Die arabische S. stammt aus Hira und Kufa, Städten im ehemaligen Babylonien. Man nimmt an, daß sie syr. Ursprungs ist, doch decken sich die Buchstaben nicht, auch zeigen schon syr. Buchstaben wesentliche Abweichungen von der phönizischen S., welche vermuten lassen, daß ein auswärtiger Einfluß vorherrschte, welcher auch an Stelle der isolierten Buchstaben der phönizischen S. die Verbindung einführte, die selbst an der hebräischen Quadratschrift Spuren zurückgelassen hat. Dieser Einfluß kann nur der tatarische gewesen sein. Vgl. 10 [7]) die kufische S., [8]) die arabische (jüngere) Neshi, [9]) das uigurische Alphabet. Das letztere scheint auch bei der Bildung der Pehlewischrift (10 [10]) mitgewirkt zu haben, namentlich scheint die Punktuierung der Zeichen tatar. Ursprungs gewesen zu sein (vgl. arab. n).

Die phöniz., hebr., syr., arab. und Pehlewischrift wurden von rechts nach links geschrieben, es sind jedoch Anzeichen vorhanden, daß die syrische wie die uigurische von oben nach abwärts geschrieben wurde. Eine genaue Vokalbezeichnung wurde von den Juden, Syrern und Arabern erst später angewendet, die Araber nahmen dazu ihre Halbvokale, die Syrer griech. Vokale, die Juden willkürliche Zeichen. Vgl. Tafel I, 11, hebräisch: breschith bara elohim eth haschamajim u eth-haarez, d. h. «Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde»; 12, syrisch: brischith itoche hao meltho, vhu meltho itoche heo loth alohe, d. h. «Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott»; 13 ist ein arab. Text: «Das Leben des Mannes in der Ehre ist wie sein Leben»; 14 ist derselbe Text in der flüchtigen pers. Taalik; 15 in der türk. Kanzleischrift Diwani und 16 in der verschlungenen Dscheri; 17 ist ein Zendavestatext.

Die älteste bekannte indische S. ist eine Inschrift zu Magadha (Tafel II, 1) aus dem 3. Jahrh. v. Chr. Hier stehen die Buchstaben noch einzeln, die Vokale sind durch kleine Striche an den Konsonanten bezeichnet. Dieser S. nahe ist die Guzurateschrift, Tafel II, 2; die heilige S. der Inder ist die Devanagari (Tafel II, 3), welche sich von der Nr. 2 dadurch unterscheidet, daß die Buchstaben oben durch einen Querstrich verbunden sind, der, wenn kein anderes Vokalzeichen steht, a lautet, kommen mehrere Konsonanten nacheinander, so werden sie untereinander gesetzt. Tafel II, 4 ist ein tibetanischer Text, 5 ein bengalischer, 6 orissisch, 7 singalesisch, 8 malabarisch, 9 birmanisch in Palisprache, 10 javanisch. Diese S. zeigen, wie Verschiedenheit des Schreibmaterials und sonstige Umstände die Züge zu verändern vermögen.

Die betreffenden Texte lauten: 1) Piyadasa ladžā māgadhā sāghā abhiwade(mā)nā āhū apabādhatā tša pisu wihālatā tša widitowa bhāte šwatako,

d. i. «Pigardarsi, der König, an die ehrwürdige Synode zu Magadha, die er grüßt, wünscht ihr wenig Sorgen und ein angenehmes Leben u. s. w.» 2) Are swargmā, rehawāwālā amārā bāp tārū nām pawitr thāē, d. i. «O Himmel in wohnender unser Vater, euer Name heilig sei». 3) O namo nārāyaṇāya, ō yas parasmaraṇamātre na džanmasāsār abandhanāt, d. i. «Om! Verehrung dem Narayana, welcher durch das bloße Denken über das Höchste aus der Fessel des Kreislaufes der Geburt erlöst wird». 4) Ne-num-khyi yap nam-khei loṅ tu žu-bei, khye-khyi tzen thanc-tše no saṅ-kye-bar (Vater unser). 5) He āmārder swargastha pitā tomār nām pabitra mānya haūk (dasselbe). 6) He āmbhamānāṅkar swargastha pitā tumbhar nām pawitr mānga heu (dasselbe). 7) Swargagehi waeḍasitina apagē piyānanwahansa ebawahamsēgē nāmaya (dasselbe). 8) Ṅaṅeḷute swarggasthanāya pitāwē ninte namā parišuddhamākkappeṭename. 9) Saggatha nō pitā tawa nāmō pawittō hōtu (dasselbe). 10) Rama kahula hikā wonten 'I swarga, wasta sampeyan dadossa sutši (dasselbe).

Die armenische (Tafel II, 11) und die georgische S. (12) sind im 5. Jahrh. erfunden worden. Die beiden Texte lauten: 11) Isgzpane er pann-yew paun ér arr asduadz. Yew asduadz er pann. Na er isgzpane arr asduadz (Joh. 1, 1—3). 12) Mamao tšweno romeli χar tsatha šina. Tsmida-iqawn saχeli šeni (Vaterunser).

Die griechische S. stammt von der phönizischen (s. Griechische Schrift); 13 zeigt den Anfang des Vaterunsers in Druckschrift, 14 in neugriech. Schreibschrift, 15 denselben in gotischer S., welche aus der griechischen gebildet wurde. Der glagolitischen S. der Westslawen (16) liegt eine den Slawen eigentümliche Runenschrift zu Grunde, dagegen ist die cyrillische S. der Ostslawen (17) aus der griechischen S. gebildet; 18 liefert eine Probe der russ. Druckschrift, 19 der russ. Schreibschrift; der Text lautet: Otše naš suštšii na nebesaχ! Da swyatitsya imya Twoye (Vaterunser).

Die Entwickelung der lateinischen S. bis zur jetzigen Form zeigt Tafel III; hieran schließen sich die Proben: Tafel II, 20 der Anfang des Vaterunsers vom Mönch Otfried (9. Jahrh.), 21 die S. im 13. Jahrh., 22 Gutenbergs Bibelschrift, 23 die deutsche Schreibschrift im 17. Jahrh., 24 die franz. Ronde des 17. Jahrh., 25 die lat. Schreibschrift des 18. Jahrh.

Tafel III enthält 1) die röm. Kapitalschrift der Kaiserzeit, 2) die gerundete Uncial im 3. Jahrh., 3) die Diplomschrift der Merovinger, 4) die S. der irischen Mönche (Alkuins Schule), 5) die Minuskel im 9. Jahrh., 6) Gutenbergs Bibelschrift, zugleich die S. der Missalbücher, aus welcher die neugotische S. entstand, 7) eine gerundete Bücherschrift des 15. Jahrh., welche französisch Batarde (Bastardschrift aus der Bücher- und Briefschrift) heißt, 8) die sog. Schwabacherschrift, 9) die lateinische S. (Antiqua) der Bücher im 16. Jahrh., Mediaeval genannt, 10) die Theuerdankschrift, aus welcher die deutsche Fraktur entstand, 11) die deutsche Schreibschrift des 17. Jahrh., 12) die Schreibschriftversalien im 18. Jahrh.

Vgl. Amelang, «Von dem Altertum der S. in der Welt» (Lpz. 1800); Hug, «Erfindung der Buchstabenschrift» (Ulm 1801); Brugsch, «Über Bildung und Entwickelung der S.» (Berl. 1869); Wuttke, «Geschichte der S. und des Schrifttums» (Bd. 1, Lpz. 1872; Abbildungen hierzu Lpz. 1873); Faulmann, «Buch der S.» (2. Aufl., Wien 1880); derselbe, «Illustrierte Geschichte der S.» (Wien 1880); Taylor, «The Alphabet» (Lond. 1883).

Schriftarten im weitesten Sinne sind die eine Verschiedenheit des Stammes oder der Sonderbildung zeigenden Schriften der verschiedenen Völker. Im engern Sinne bezeichnet man damit die Nebenarten einer Schrift, als Druckschrift (s. d.) und Schreibschrift (s. d.), auch die verschiedenen Stile einer Schrift nennt man S. und unterscheidet bei der Antiqua (s. d.) Mediäval- oder Renaissance-Antiqua und gewöhnliche Antiqua nebst den dazu gehörigen *kursiven* (laufenden, nach rechts geneigten) *Formen* und den Interpunktionen und Ziffern. Nebenarten der Fraktur sind die Schwabacher-Schrift, eine aus dem 15. Jahrh. stammende Form, und die reine gotische Schrift. Typographisch unterscheidet man die S. (Schriften, Lettern, Typen) nicht nur nach Form, sondern auch nach Größe der Schriftbilder der Alphabete und nach Dicke der einzelnen Striche der Buchstaben. Die im Buchdruck gebräuchlichsten Schriftarten sind außer den bereits genannten Arten:

Steinschrift, Egyptienne, Fette Ren.

Fette Antiqua, Verzierte Antiqua,

Schreibschrift, Rundschrift

u. v. a., die je nach dem Schnitt, d. h. der Dicke der Striche oder dem Verhältnis der Höhe zur Breite der Buchstaben mager, **halbfett** oder **fett**, schmal oder breit genannt werden. Die Verschiedenheiten der Höhe der Schrift, d. h. der Dicke des sog. Kegels, auf dessen Kopfe sich das Buchstabenbild befindet, sind durch den Gebrauch stillschweigend geregelt und man benannte die verschiedenen Größen früher mit den folgenden Namen, jetzt vielfach, wie in Frankreich, nach Punkten. Die Namen sind bis «Text» in der Schriftgröße gesetzt, welche sie bezeichnen:

Fraktur	Antiqua		
Diamant	Diamant	4	Punkte
Perl	Perl	5	"
Nonpareille	Nonpareille	6	"
Colonel	Colonel	7	"
Petit	Petit	8	"
Bourgeois	Bourgeois	9	"
Corpus (Garmond)	Corpus	10	"
Cicero	Cicero	12	"
Mittel	Mittel	14	"
Tertia	Tertia	16	"
Text	Text	20	"

ferner Doppelcicero (24), Doppelmittel (28), kleine Kanon (32), grobe Kanon (40), kleine Missal (52), grobe Missal (64), kleine Sabon (76), grobe Sabon (84), Real (96) und Imperial (108 Punkte). Vgl. auch Buchdruckerkunst, Bd. III, S. 655 fg.

Schriftauslegung, s. unter Exegese.

Schriften oder Lettern, auch Typen, nennt man in der Buchdruckerei die verschiedenen Schriftsorten, die nach der Größe, sowie nach dem Schnitt der Buchstaben unterschieden werden, während die Sprache dabei keinen Unterschied macht. (S. Schriftarten.) Im technischen Sinne gehören zu

den S. auch die Ziffern und Interpunktionszeichen, sowie die Spatien, Quadrate, Halbquadrate 2c.

Schrifterz oder Sylvanit (Aurum graphicum), ein zugleich auf Silber und auf Gold benutztes Erz, welches dem monoklinen System angehört und meist sehr kleine und komplizierte Krystalle bildet, die kurznadelförmig und stark längsgestreift, auch lamellar gestaltet, gewöhnlich in einer Ebene reihenförmig und schriftähnlich gruppiert sind, wobei sie sich durch Zwillingsbildung unter spitzen Winkeln durchkreuzen. Das Mineral hat eine sehr vollkommene Spaltbarkeit, ist weich und mild, doch in dünnen Blättchen zerbrechlich, von zinnweißer, silberweißer, meist licht stahlgrauer Farbe. Chemisch ist es eine Verbindung sowohl von Gold als von Silber mit Tellur, nach der allgemeinen Formel $(Au.Ag)Te_2$. In Salpetersäure löst es sich unter Abscheidung von Gold, in Salpetersalzsäure unter Abscheidung von Chlorsilber. Seit alter Zeit kennt man es von Offenbánya und Nagyag in Siebenbürgen, neuerdings kommt es auch im Calaverasgebiet in Californien und auf der Red-Cloud-Grube in Colorado vor.

Schriftflechten, s. Graphideen.

Schriftgießerei. Der Erfindung der Buchdruckerkunst folgte bald die der S., denn sobald man geschnittene Holzplatten zu einzelnen Buchstaben zerteilte und diese als bewegliche Typen zum Satze verwendete, mußte man darauf denken, viele und gleichmäßige Typen auf vorteilhaftere Weise anzufertigen. Schon Peter Schöffer wendete 1452 ein Gußverfahren an. So wie die Erfindung der Buchdruckerei eine deutsche ist, so brachten auch Deutsche die S. zuerst auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit, denn Arn. Pannartz und Konr. Sweynheym erfanden 1467, während man bis dahin nur deutsche (gotische) Lettern verwendet hatte, in Rom die jetzt noch gebräuchliche lateinische, die Antiquaschrift. Das erste Erfordernis zu einer Schrift sind die Stempel, mittels deren die Formen zum Gusse der Lettern oder Schriften (s. d.) erzeugt werden. Die ersten Stempelschneider waren in Nürnberg, und man ließ sich die Abschläge der Schriftstempel von dort kommen. In Leipzig wurde die erste S. 1656 von Hahn gegründet, welche nachher an Janson überging, und aus der die Eberhardsche entstand; diese hatte Stempel von Nürnberg. Erst Müller legte sich auf die Stempelschneiderei, und nach seinem Tode kamen seine Stempel und seine Gießerei durch Heirat seiner Witwe 1719 an Bernh. Christoph Breitkopf, dessen Sohn, Johann Gottlob Immanuel Breitkopf (s. d.), der eigentliche Schöpfer der leipziger Typographie wurde. Die ausgezeichnetsten Stempelschneider der neuern Zeit sind die von Bodoni, Elzevier und Stephanus, Baskerville, Didot, Zink, Schmidt u. May. Gegenwärtig genießen die Schriften der Gießereien von Breitkopf u. Härtel, Brockhaus in Leipzig, Klinkhardt, Schelter u. Giesecke in Leipzig und Wien, Flinsch, Krebs Nachfolger und Bauer in Frankfurt a. M., Gronau, Wöllmer und Theinhardt in Berlin, Bauer u. Comp. in Stuttgart u. a., sowie der Staatsdruckereien in Berlin und Wien eines hohen Rufs.

Was die Technik der S. betrifft, so geschieht der Guß in den sog. Gießinstrumenten, welche man für die verschiedenen Lettern einer und derselben Schriftart weiter und enger, je nach der Breite der Lettern, machen und für die Schriftformen, die Matrizen, verändern kann. Die letztern bestehen aus einem Stückchen Kupfer, in welchem mittels eines stählernen, gehärteten Stempels (Patrize) die Form der Letter vertieft abgeprägt ist, und welche dann genau justiert werden. Die Matrize wird nun in das Instrument gesetzt und dessen einzelne Teile dann nach der Schrifthöhe und der Breite des Buchstabenkörpers (Kegel) durch Schrauben festgestellt. In die auf solche Weise vorbereitete Form gießt nun der Arbeiter das geschmolzene Schriftzeug, eine Mischung von Blei und Antimon, welcher oft auch Zinn und Kupfer zugesetzt wird, worauf er die Form öffnet, die Letter auswirft und das Instrument wieder zum Guß schließt. Von dem gegossenen Buchstaben wird nun der Anguß abgebrochen, der an den Kanten vorstehende Grad durch Reiben auf einem Sandstein oder auf einer Schleifmaschine zwischen Stahlplatten mit Feilenhieb abgeschliffen und eine ganze Reihe solcher Buchstaben in dem Bestoßinstrument genau abgeglichen, welches mittels eines genau stellbaren Hobels geschieht, sodaß alle Buchstaben gleiche Höhe erhalten; dann werden sie vollends bestoßen und in Pakete zur Ablieferung gesetzt. Die großen Buchstaben zu Plakaten und Anzeigen wurden ehemals in Sand, später in Gips geformt und gegossen. Psnorr in Darmstadt hat dazu eigens konstruierte Fallwerke, sog. Clichiermaschinen (s. Clichieren) erfunden, wo das Metall in die Formen getrieben wird. Auch auf dem Wege der Galvanoplastik lassen sich sehr gute Matrizen für die S. erzeugen, welche sehr scharfe Lettern geben. Da das Gießen der einzelnen Lettern sehr zeitraubend war, kam man auf den Gedanken, Maschinen zu bauen, welche diese Arbeit schneller und in derselben Güte machen sollten. Applegath in London und andere konstruierten dergleichen Maschinen, die aber sämtlich ihrem Zweck nicht entsprachen. Endlich wurde in Amerika auf eine solche Maschine ein Patent genommen, nach welcher E. Hänel in Berlin Maschinen baute. Dies Modell war es, welches in der Mechanischen Werkstätte von F. A. Brockhaus in Leipzig so wesentlich umgewandelt wurde, daß die jetzt vielfach verbesserten Schriftgießmaschinen verschiedener Konstruktion daraus entstanden, mittels derer ein Arbeiter in der Stunde 1500—2000 Buchstaben gießen kann. Die Lettern werden sehr scharf und gewähren noch nebenbei den Vorteil, daß sie bedeutend leichter sind. Die Maschine besteht in einem kleinen Kessel, der über einem Ofen steht, und in welchem sich eine kräftige Druckpumpe befindet, welche durch eine Kurbel an der Maschine dergestalt in Betrieb gesetzt wird, daß sie in gewissen Zwischenräumen einen Strahl des in dem Kessel befindlichen geschmolzenen Metalls ausspritzt. Im Augenblick des Ausspritzens führt die Maschine durch Umdrehung der Kurbel das an einem Hebel befindliche Gießinstrument vor die Ausgußöffnung und drückt es dort fest an. Die Zeit zwischen zwei Ausspritzungen des Metalls wendet die Maschine dazu an, das Instrument von dem Kessel zu entfernen, zu öffnen, den fertigen Buchstaben auszuwerfen, das Instrument wieder zu schließen und gegen den Kessel anzudrücken. Alle diese Arbeiten werden durch die Bewegung einer Kurbel von einem Arbeiter verrichtet, der außerdem die Ausgußöffnung und die Form stets rein zu halten hat. Für jeden Buchstaben wird das Instrument besonders vorgerichtet. Neuerdings sind sog. Komplettmaschinen erfunden und in Gebrauch genommen worden, welche alle Manipulationen des Gusses und

des Fertigmachens der Lettern bewirken und einen sehr schönen und sich billig stellenden Guß liefern.

Vgl. Bachmann, «Die S.» (Lpz. 1867); Waldow, «Encyklopädie der graphischen Künste» (Lpz. 1884); Smalian, «Praktisches Handbuch für Buchdrucker im Verkehr mit S.» (Lpz. 1877).

Schriftgießermetall, Schriftzeug oder Letternmetall, s. unter Bleilegierungen und Schriftgießerei.

Schriftgranit, s. Granit.

Schriftgut oder Schriftzeug, s. unter Schriftgießerei. [druckerkunst, Bd. III, S. 660.

Schriftkasten (des Setzers), s. unter Buch-

Schriftkegel, s. Kegel.

Schriftlichkeit des Verfahrens bedeutet den Prozeßgrundsatz, daß der gesamte Prozeßstoff (Parteierklärungen, Ergebnisse der Beweisaufnahme), die gesamte Urteilsgrundlage schriftlich fixiert sein müsse, der Richter nur dasjenige seiner Entscheidung zu Grunde legen dürfe, was schriftlich in den Akten niedergelegt sei. Verschafft die S. die an sich sehr wünschenswerte vollständigste und sicherste Beurkundung des Prozeßinhalts, so lähmt sie andererseits den Gang des Verfahrens und beeinträchtigt die Beweiswürdigung. Der frühere gemeine Prozeß hatte sich allmählich zu einem durchaus schriftlichen Verfahren entwickelt; die geltenden deutschen Prozeßordnungen legen das Prinzip der Mündlichkeit und Unmittelbarkeit zu Grunde, verwerten dabei die Schrift zum Zwecke der Vorbereitung der mündlichen Verhandlung, der Beurkundung (Protokoll, Thatbestand des Urteils), auch als wesentliche Form einzelner wichtiger Prozeßakte (so der Klage, der Rechtsmittel, des Urteils).

Schriftlichkeit der Willenserklärung. Wo dieselbe bei Rechtsgeschäften vorgeschrieben ist, sind diese nicht eher fertig (perfekt), als bis die schriftliche Vollziehung erfolgte, es müßte sich denn um bloße Vorverhandlungen (Punktationen) handeln, welche aber selbst erst ein künftiges Rechtsgeschäft vorbereiten. Die S. gehört häufig zur Form der Rechtsgeschäfte, im Prozeß spielt sie eine Rolle in den Schriftsätzen der Parteien, bei den Akten der freiwilligen Gerichtsbarkeit in den üblichen Protokollen, welche über gerichtliche Willenserklärungen aufgenommen werden. In dem bisherigen gemeinen Privatrecht war die S. als Form für Rechtsgeschäfte selten vorgeschrieben und, wo sie es war, z. B. beim Testament, war sie in der Regel nicht die einzige Form, in welcher das Rechtsgeschäft vorgenommen werden konnte. Dies kam daher, weil im röm. Recht das Prinzip der Mündlichkeit rechtsgeschäftlicher Willensäußerungen das ursprüngliche war und die S. daher dort niemals Boden gewann. Dagegen die neuern Rechte, den Interessen der Zeit nachgebend, verlangen die S. häufiger, so bei dem internationalen Institut des Wechsels; nach Preußischem Landrecht hängt die Klagbarkeit eines Vertrags, dessen Gegenstand mehr als 50 Thlr. wert ist, von S. desselben ab. Verträge über Grundeigentum erfordern nach dem österr. wie sächs. Gesetzbuch zu ihrer Gültigkeit S., und die neuen Grundbuchordnungen setzen für die dinglichen Rechtsverhältnisse von Immobilien selbst das Prinzip der S. fest.

Schriftmalerei, s. Schreibkunst.

Schriftmetall, soviel wie Schriftzeug, s. unter Schriftgießerei.

Schriftsässigkeit (neulat. schriftsassiatus). Den Fürsten, Grafen und Herren, sowie den Stiftern und Städten, welche im Deutschen Reiche unmittelbar unter dem Kaiser standen und neben dem Gerichtsstande vor den höchsten Justizstellen auch die Reichstagsfähigkeit (Reichsstandschaft) besaßen, entsprachen aus den nur landsässigen Freien die Prälaten, die Mitglieder der Ritterschaft und diejenigen Städte, welche zum Erscheinen bei den Land- und Hoftagen des Territorialherrn von alters her berechtigt waren. Sie erhielten den Namen Schriftsassen, weil ihnen das Einberufungsschreiben zu den Landtagen (die Missive) von dem Landmarschallamte unmittelbar zugesendet wurde. Weiterhin erlangten zwar auch noch andere große Grundbesitzer die Landtagsfähigkeit, empfingen aber die Missive nur durch Vermittelung der Vogtgerichte, denen sie in ihren Rechtsangelegenheiten untergeben blieben, und hießen deshalb Amtsassen. Nachdem im Laufe der Zeit auch allen höhern Hof- und Staatsdienern der Gerichtsstand vor dem Hof- oder Oberhofgericht oder dem Regierungskollegium bestätigt worden war, bezeichnete die S. nur das Privilegium, gleich in der ersten Instanz vor den höchsten Gerichten des Landes Recht zu nehmen, und man unterschied einen dinglichen und persönlichen Schriftsassiat. Jener kam den Besitzern schriftsässiger Güter, dieser den in solcher Weise ausgezeichneten Stiftern und Städten, sowie gesellschaftlich höher stehenden Personen zu. Mit der neuern Justizorganisation ist das betreffende, oft beschwerliche Vorzugsrecht fast überall beseitigt.

Schriftsetzer, s. unter Buchdruckerkunst, Bd. III, S. 660[b].

Schriftvergleichung (prozessualisch) heißt die Vergleichung einer Urkunde, deren Echtheit oder Unechtheit bewiesen werden soll, mit einer unzweifelhaft echten Urkunde, einer Handschrift, welche unzweifelhaft von dem angeblichen Aussteller der fraglichen Urkunde herrührt. Die S. ist erfahrungsgemäß eine nicht sehr sichere Art der Beweisführung; die frühere gemeinrechtliche Theorie nahm daher an, daß sie nie vollen, nur «halben» Beweis liefere. Das geltende deutsche Prozeßrecht läßt auch hier die freie richterliche Überzeugung walten: über das Ergebnis der S. hat das Gericht nach freier Überzeugung geeignetenfalls nach Anhörung von Sachverständigen (Schreibverständigen) zu entscheiden. (Vgl. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 406, 407; Strafprozeßordnung, §. 93.)

Schriftzeug, s. unter Schriftgießerei.

Schrimm, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, an der Warthe, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat zwei kath. und eine evang. Kirche, eine Synagoge, eine höhere Mädchenschule und ein Gymnasium und zählt (1885) 6376 meist kath. E., welche bedeutenden Getreidehandel treiben. — Der Kreis Schrimm zählt (1885) auf 1025 qkm 59303 E.

Schritt, als Gangart des Pferdes, s. Reiten.

Schritt heißt die beim Gehen (s. d.) durch jedes Weitersetzen eines Fußes gewonnene Raumdurchmessung. Je nach der Körperbeschaffenheit (namentlich der der Beine) und der Charaktereigentümlichkeit des einzelnen ist der S. von verschiedener Länge und Zeitdauer. Für militärische Verhältnisse in Deutschland gilt jetzt als Regel, daß der S. 0,80 cm groß zu sein hat und daß beim gewöhnlichen Marsch 112 S., beim beschleunigten Marsch 120 S. in der Minute zurückzulegen sind. Von den verschiedenen hieraus entstehenden Schrittarten legt daher der Laufschritt der Infanterie 1 km

in etwa 7 Minuten (nur für ganz kurze Wegstrecken), der Geschwindschritt (der gewöhnliche Marschschritt der Infanterie) 1 km in 11 Minuten, der Touristenschritt 1 km in 12 Minuten (also 5 km in 1 Stunde, daher 5 km = Wegstunde), der bequemere Spazierschritt 1 km in 15 Minuten (also 4 km in 1 Stunde) zurück. Zur Einübung des militärischen Ganges dient ein besonders langsamer S. Durch Zusammenstellung von halben und ganzen S., durch Hinzufügung von Hüpfen, Hopsen und Drehungen haben sich eine Anzahl künstlicher Schrittarten herausgebildet, die im neuern Schul-, namentlich Mädchenturnen ihre eingehende Pflege finden. Auch basieren die jetzigen Rundtänze auf derartigen künstlichen Schrittweisen. — Zum Messen von Entfernungen galt sonst neben dem Fuße auch der S. als natürlicher Maßstab, wonach auf die deutsche Meile (7,5 km) gewöhnlich 10000 S. gerechnet wurden.

Schrittschuhe, s. Schlittschuhe.

Schrittzähler, s. unter Wegmesser.

Schrk., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Franz de Paula Schrank, geb. zu Varnbach am Inn (Bayern) 21. Aug. 1747, Vorstand des botan. Gartens in München, gest. daselbst 23. Dez. 1835.

Schrobenhausen, Stadt und Hauptort eines Bezirksamts im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, 432 m über dem Meere, an der Einmündung der Weilach in die Paar, Station der Linie Regensburg-Ingolstadt-Augsburg der Bayrischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2909 meist kath. E. und hat eine spätgot. Pfarrkirche, Ziegelbau aus dem 15. Jahrh., Papierfabrik, Gerbereien, Devotionalienfabrik und Kunstmühle.

Schrobenhauser Moos, s. Donaumoos.

Schröckh (Joh. Matthias), Kirchenhistoriker, geb. zu Wien 26. Juli 1733, studierte in Göttingen, trat 1756 als akademischer Docent zu Leipzig auf, erhielt 1761 eine außerordentliche Professur, wurde dann 1767 Professor der Poesie und 1775 der Geschichte zu Wittenberg. Er starb 2. Aug. 1808.

Von seinen Schriften sind zu nennen: die «Weltgeschichte für Kinder» (6 Bde., Lpz. 1779—84 u. öfter), die histor. Kompendien, darunter die «Historia religionis et ecclesiae christianae» (7. Aufl. von Marheineke, Berl. 1829), die «Allgemeine Biographie» (8 Bde., Berl. 1767—91) und die «Lebensbeschreibungen berühmter Männer» (2 Bde., Lpz. 1789—91). Für Guthries und Grays «Allgemeine Weltgeschichte» bearbeitete S. die ital., franz., niederländ. und engl. Geschichte (1770—76). Sein Hauptwerk ist jedoch die «Christl. Kirchengeschichte» (35 Bde., Lpz. 1768—1803; Bd. 1—14, 2. Aufl. von Tzschirner, 1772—1825), woran sich die «Kirchengeschichte seit der Reformation» (10 Bde., Lpz. 1804—12) schließt, die vom neunten Bande an von Tzschirner fortgesetzt wurde. Dem sog. Supernaturalismus angehörend, suchte S. in diesem großartigen Werke nicht nur mit riesigem Fleiße das gesamte Material sorgfältig zu sammeln und gewissenhaft darzustellen, sondern auch dem objektiven Gang der Geschichte nachzuforschen, und nimmt dadurch in der Geschichte der Kirchengeschichtschreibung eine hervorragende Stelle ein. Vgl. Tzschirner, «Über S.s Leben, Charakter und Schriften» (Lpz. 1812); Baur, «Epochen der Geschichtschreibung» (Tüb. 1852).

Schroda, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Station (3 km vom Orte) der Linie Posen-Kreuzburg der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 4865 E., darunter 2900 Polen, ist Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche. S. war 1848 ein Mittelpunkt des poln. Aufstandes.

Der Kreis Schroda hat auf 1015 qkm (1885) 52980 E., darunter 42000 Polen.

Schröder (Friedr. Ludw.), berühmter deutscher Schauspieler und Dramaturg, wurde 3. Nov. 1744 zu Schwerin geboren. Nachdem sich seine Mutter, nach dem frühen Tode seines Vaters, in Moskau 1749 mit Konrad Ernst Ackermann (s. d.) wieder verheiratet hatte, durchzog er mit seinen Eltern Kurland, Preußen und Polen und trat mehrfach in Kinderrollen auf. Später kam er auf das Friedrichskollegium zu Königsberg, wo ihn die Eltern, als sie sich vor den Russen flüchteten, in hilfloser Lage zurückließen. Endlich ließen ihn 1759 seine Eltern nach der Schweiz nachkommen, wo er sich in Solothurn als Schauspieler und Tänzer ausbildete. Dann durchzog er die Schweiz und die Rheingegenden. In Hamburg, wohin die Ackermannsche Gesellschaft 1764 zurückgekehrt war, zeichnete sich S. anfangs als Ballettmeister und im Lustspiel aus. Später ging er ins tragische Fach über und erwarb sich in diesem den Ruhm des ersten Künstlers seiner Zeit. Nach dem Tode seines Stiefvaters übernahm er 1771 mit seiner Mutter gemeinschaftlich die Direktion der Bühne. Auch trat er jetzt mit einem eigenen Lustspiel, «Der Arglistige», auf, dem bald mehrere folgten, die eine lange Reihe von Jahren Glück machten. Seine Gattin, geborene Hart aus Petersburg, welche er 1773 heiratete, bildete sich gleichfalls als bedeutende Schauspielerin aus. Was S. als Vorsteher der Bühne in Hamburg, die durch ihn ihren Ruf und feste Begründung erhielt, wirkte, gehört der Geschichte des deutschen Theaters an. Sein Streben nach Herstellung eines tüchtigen Repertoire und Ensemble der Darstellung, sein strenges Halten auf Sittlichkeit und Ordnung und vor allem sein eigenes Beispiel hoben die Bühne zu einer seltenen Höhe. Durch die fleißigen und umsichtigen Bearbeitungen der Shakspeareschen Trauerspiele trug er zuerst mit dazu bei, diesen Dichter auch auf den deutschen Bühnen heimisch zu machen. Seine glänzendste Periode begann, als er 1780 mit seiner Gattin eine Kunstreise durch die Hauptstädte Deutschlands und nach Paris machte. Im nächsten Jahre folgte er einem Rufe an das wiener Hoftheater. Bald aber übernahm er von neuem die Leitung des hamburger Theaters, die er bis 1798 führte, wo er sich auf sein Landgut Rellingen zurückzog. Nachdem er jedoch 1811 die Verwaltung der Bühne nochmals übernommen hatte, starb er 3. Sept. 1816. Als dramatischer Schriftsteller hatte er mehr die Anforderungen der Bühne als die der Dichtkunst im Auge. Viele seiner Stücke sind nur freie Bearbeitungen englischer. Bülow gab «S.s dramatische Werke» mit einer Einleitung von Tieck (4 Bde., Berl. 1831) heraus. S.s Witwe starb 25. Mai 1829. Vgl. das treffliche biographische Werk von F. L. W. Meyer, «Friedrich Ludwig S., Beitrag zur Kunde des Menschen und Künstlers» (2 Bde., Hamb. 1819; 2. Aufl. 1822); Brunier, «Friedrich Ludwig S., ein Künstler- und Lebensbild» (Lpz. 1864).

Schröder (Karl), hervorragender Gynäkolog und Geburtshelfer, geb. 11. Sept. 1838 in Neustrelitz, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte seit 1858 in Würzburg und Rostock Medizin und ging Ostern 1864 mit Veit als dessen Assistent nach Bonn, woselbst er sich 1866 als Privatdocent habilitierte. Im Herbst 1868 wurde er als ord. Professor der Geburtshilfe und Direktor der Entbindungsanstalt nach Erlangen berufen und siedelte Ostern 1876 in gleicher Stellung nach Berlin über. S. ist ein überaus genialer und glücklicher Operateur, der die operative Technik mit zahlreichen neuen Methoden bereichert hat; zu seinen hervorragenden Verdiensten zählt die Einbürgerung der Ovariotomie (s. d.) in Deutschland. Außer vielen Aufsätzen in Fachzeitschriften veröffentlichte er: «Kritische Untersuchungen über die Diagnose der Haematometra retrouterina» (Bonn 1866), «Lehrbuch der Geburtshilfe» (Bonn 1870; 8. Aufl. 1884), «Handbuch der Krankheiten des weiblichen Geschlechts» (Lpz. 1874; 6. Aufl. 1884).

Schröder (Antoinette Sophie), geborene Bürger, eine der ausgezeichnetsten deutschen tragischen Schauspielerinnen, die Mutter der berühmten dramatischen Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient, geb. 23. Febr. 1781 in Paderborn, war die Tochter des Schauspielers Bürger, dessen Witwe sich nachher mit dem rühmlich bekannten Schauspieler Keilholz verheiratete. Als ihre Mutter 1793 bei der Tyllischen Gesellschaft in Petersburg engagiert worden, begann dort Sophie in der Dittersdorfschen Oper «Das rote Käppchen» als Lina ihre theatralische Laufbahn. In Reval heiratete sie 1795 den Direktor der dortigen deutschen Bühne, Stollmers (eigentlich Smets), mit dem sie 1798 auf Kotzebues Empfehlung an das wiener Hoftheater kam. Sie spielte damals noch ausschließend naive Rollen. Schon nach einem Jahre ging sie nach Breslau, wo sie vorzugsweise für die Oper engagiert wurde. Ihre Ehe mit Stollmers, welcher die Bühne verließ und wieder in die früher von ihm verlassene juridisch-diplomatische Laufbahn zurücktrat, ward hier getrennt. Unter vorteilhaften Bedingungen 1801 nach Hamburg berufen, betrat hier Sophie die Bahn, auf welcher sie bald als ein Stern erster Größe glänzte, indem sie das naive Rollenfach mit dem tragischen wechselte. Sie heiratete 1804 den Tenoristen Friedr. Schröder und lebte in Hamburg, bis sie 1813 die Kriegsereignisse bestimmten, diese Stadt heimlich zu verlassen, da der Marschall Davoust sie in das Innere Frankreichs bringen lassen wollte, wegen der patriotischen Gesinnung, welche sie bei Hamburgs Besetzung durch den General Tettenborn auf der Bühne hatte laut werden lassen. Sie machte eine glänzende Kunstreise, spielte dann anderthalb Jahre in Prag und folgte 1815 einem Rufe an das wiener Hoftheater. Nach dem Tode ihres zweiten Gatten (Schröder) 1818 heiratete sie 1825 den Schauspieler Kunst, von dem sie sich aber bald wieder trennte. Im J. 1829 schied sie vom wiener Hoftheater aus und machte Kunstreisen, bis sie 1831 Mitglied des münchener Hoftheaters wurde. Im Frühjahr 1836 folgte sie abermals einem Rufe an das wiener Hoftheater. Nachdem sie 1840 in Wien pensioniert geworden, lebte sie seitdem meist in Augsburg. Sie starb zu München 25. Febr. 1868. Ihre bedeutendsten Rollen waren Phädra, Medea, Lady Macbeth, Merope, Sappho, Johanna von Montfaucon und Isabella in der «Braut von Messina». Sie besaß ein gewaltiges und doch wohlklingendes Organ, ein wirksames Auge und ein durch Übung zu großer Sicherheit entwickeltes Talent. Vgl. (P. Schmidt,) «Sophie S.» (Wien 1870). Im Nov. 1869 wurde ein von Zumbusch gefertigtes Denkmal auf ihrem Grabe enthüllt.

Schröder-Devrient (Wilhelmine), berühmte dramatische Sängerin, Tochter der vorigen, wurde zu Hamburg 6. Okt. 1805 geboren, betrat schon in ihrem fünften Jahre zu Hamburg die Bühne als tanzende Amorine, und im zehnten wurde sie Mitglied des Hörscheltschen Kinderballetts in Wien. Die erste Rolle, welche sie in ihrem 15. Jahre auf dem Burgtheater zu Wien spielte, war die der Aricia in Racines «Phädra». Am 20. Jan. 1821 trat sie als Pamina in der «Zauberflöte» auf und entwickelte ihre Gabe des Gesangs. Nachdem sie in der Rolle der Leonore im «Fidelio» den Sieg über alle ihre Vorgängerinnen davongetragen, stieg ihr Ruf rasch immer höher, und sie begann nun größere Reisen zu unternehmen. In Berlin, wo sie großes Aufsehen erregte, verheiratete sie sich 1823 mit Karl Devrient (s. d.). Mit ihrem Gatten gemeinschaftlich nahm sie ein Engagement bei dem Hoftheater in Dresden an; doch wurde die Ehe 1828 gelöst. Von Dresden aus unternahm sie häufige Kunstreisen. Im J. 1830 ging sie zum ersten mal nach Paris, wo sie hoch gefeiert wurde, und nach der Rückkehr trat sie wieder in Berlin und andern großen Städten auf. Im nächsten Jahre war sie bei der ital. Oper in Paris engagiert und 1832 trat sie in London auf, wohin man sie auch 1833 und 1837 wieder berief. Auch unternahm sie 1835 eine Kunstreise nach Rußland, Österreich und durch Deutschland. Diese Zeit war der Kulminationspunkt ihres künstlerischen Wirkens. Ihre meisterhaftesten Leistungen waren Fidelio, Euryanthe, Donna Anna, die Vestalin, Desdemona, Emmeline, Romeo, die Nachtwandlerin, Norma und Valentine. Ihre Stimme war wohllautend und zugleich stark und umfangreich, obwohl sie des eigentlichen Metalls entbehrte. Zugleich entwickelte sie eine hinreißende Intensität des Ausdrucks. Unerreicht war sie in ihrem plastischen Spiel und im mimischen Ausdruck. Am 1. Juni 1847 wurde auf ihren Wunsch ihr Kontrakt mit der dresdener Theaterintendanz aufgehoben. Sie ging hierauf eine Ehe mit einem Herrn von Döring ein, die sehr unglücklich ausfiel und schon Ende 1848 unter Aufopferung ihres Vermögens getrennt wurde. Inzwischen hatte sie eine Gastspielreise durch Deutschland nach Kopenhagen, von da nach Rußland unternommen, wo sie 29. Dez. 1847 in Riga als Romeo zum letzten mal die Bühne betrat. Den Winter von 1849 auf 1850 brachte sie in Paris zu, wo sie Herrn von Bock, einen livländ. Edelmann, kennen lernte, dem sie, nachdem sie sich im März 1850 zu Gotha mit ihm vermählt, nach Livland folgte. Im folgenden Jahre nach Deutschland zurückgekehrt, sah sie sich bei ihrer Ankunft in Dresden in eine Untersuchung wegen ihres Verhaltens beim Maiaufstande von 1819 verwickelt, die zwar niedergeschlagen wurde, aber nachträglich ihre Verweisung aus Rußland zur Folge hatte. Erst einige Jahre später durfte sie nach Livland zurückkehren. Im J. 1856 kam sie nach Berlin, wo sie in Konzerten und gesellschaftlichen Kreisen als lyrische Sängerin auftrat. Wie hier, so fand sie auch 1858 in Dresden, Leipzig

u. s. w. als Konzertsängerin Beifall. Sie starb 26. Jan. 1860 zu Coburg. Vgl. Claire von Glümer, »Erinnerungen an Wilhelmine S.« (Lpz. 1862); Wolzogen, »Wilhelmine S.« (Lpz. 1863).

Schröder (Marie), Opernsängerin, s. Hanfstängl (Marie).

Schrödter (Adolf), ausgezeichneter Maler im humoristischen Genre, geb. zu Schwedt in der Ukermark 28. Juni 1805, lernte in Berlin seit 1820 die Kupferstechkunst, bis er 1829 nach Düsseldorf ging, wo er sich der Malerei zuwandte und seit 1837 mit Ölgemälden vor die Öffentlichkeit trat. Er wählte die Verherrlichung des Rheins und seines Weinsegens oft zum Gegenstand reicher, von frischer Erfindung sprudelnder Kompositionen und kennzeichnete seine Sinnesart durch Anwendung eines Pfropfenziehers (Weinschröters) als Monogramm. Schon seine Weinprobe (1832) und das schöne fröhliche Bild: rhein. Wirtshausleben (1833), beide ehemals in der Wagnerschen Sammlung, jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin, jenes lithographiert von Jentzen, dieses von Fischer und Tempelten, verschafften ihm Ruf. Am vollkommensten aber entwickelte sich sein Humor in den verschiedenen Scenen zu Don Quixote, den Falstaffiaden, Eulenspiegel und Münchhausen, welche er bald in Öl, bald mit der Radiernadel, bald für den Holzschnitt ausführte. Nicht minder ausgezeichnet ist S. als Komponist von Arabesken und launigen Bildglossen. In Düsseldorf gewann er mit der Komposition eines Frieses als Zimmerverzierung den vom Rheinischen Kunstverein ausgesetzten Preis. Kirchweihfestgruppen bilden den Inhalt dieser Arbeit, welche er nachher in Farben auf vergoldete Zinkplatten ausgeführt hat. Im J. 1847 malte er seinen Auerbachs Keller, eins seiner bedeutendsten Ölbilder (gestochen von Lüderitz). In Frankfurt a. M., wohin er 1848 ging, gab er im Verein mit dem Abgeordneten Detmold ein Heft Karikaturen gegen das Parlamentsphilistertum (die Piepmeierei) heraus, und malte seinen Zug des Königs Rheinwein, ein Friesbild voll Laune und Lust (1867 in Farbendruck bei Albert in München erschienen). Seinen Sinn für Ornamentik bethätigte er auch durch ein Musterbuch für Schnurstickerei, welches häufig benutzt wird. Als Schriftsteller ist S. mit einem Heft über »Das Zeichnen als ästhetisches Bildungsmittel, vorzugsweise für die Erziehung des weiblichen Geschlechts« (Frankf. 1853) aufgetreten. Im J. 1852 entstanden vier zusammenhängende Aquarellbilder, welche den Rheinwein, den Maitrank, den Punsch und den Champagner illustrieren. S. kehrte 1854 wieder nach Düsseldorf zurück, wo er unter anderm die Jahreszeiten in vier höchst gelungenen Aquarellen (in der Galerie in Karlsruhe) darstellte und als Ölbild den Falstaff in der Parade. Seit 1859 wirkte er als Professor des Freihandzeichnens an der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe. Als Proben seiner spätern künstlerischen Thätigkeit sind zu nennen: die Illustrationen zu Uhlands Werken, zwei Mönche im Klosterkeller (1863), Hans Sachs, und Falstaff mit seinem Pagen (1867). Als einer der trefflichsten Radierer hat S. viele seiner Kompositionen, namentlich Arabeskenbilder, selbst auf die Kupferplatte übertragen, worunter sich der Geist der Flasche den größten Beifall erworben hat. Seit 1835 war S. Mitglied der Akademie zu Berlin. Er starb zu Karlsruhe 9. Dez. 1875.

Schröer (Tobias Gottfried), als Schriftsteller bekannt unter dem Anagramm Chr. Oeser, geb. zu Preßburg 14. Juni 1791, studierte daselbst und in Halle, wurde 1817 Lehrer am evang. Lyceum in Preßburg und starb 2. Mai 1850. S. veröffentlichte außer Schulbüchern, Novellen, Lustspielen u. s. w. namentlich das Aufsehen erregende Drama »Leben und Thaten Emerich Tökölys« (Lpz. 1839) und »Briefe über die Hauptgegenstände der Ästhetik« (Lpz. 1838; 22. Aufl. 1880, seit S.s Tode von A. W. Grube herausgegeben).

Schröer (Karl Jul.), Sohn des vorigen, Litterarhistoriker, geb. 11. Jan. 1825 zu Preßburg, studierte in Leipzig, Halle und Berlin, war dann Lehrer am evang. Seminar in Preßburg, wurde 1850 supplierender Professor der deutschen Litteraturgeschichte in Pest, 1851 Lehrer an der Oberrealschule in Preßburg, 1860 Direktor der evang. Schulen in Wien, 1866 Docent der deutschen Litteratur an der technischen Hochschule daselbst, 1867 außerord. Professor. Seine Hauptschriften sind: »Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn« (Wien 1858), ein Wörterbuch der Mundart von Gottschee (in den Sitzungsberichten der wiener Akademie 1868 und 1870), »Die deutsche Dichtung des 19. Jahrh. in ihren bedeutendern Erscheinungen« (Lpz. 1875), Kommentare zu Goethes »Faust« (2 Tle., Heilbr. 1881; 2. Aufl., Tl. 1, 1886) und zu Goethes Dramen (Stuttg. 1883).

Schröpfen (scarificatio) nennt man eine örtliche Blutentziehung vermittelst kleiner Einschnitte in die Haut, aus denen das Blut mittels Sauginstrumente herausgezogen wird. Zur Hervorbringung jener Einschnittchen wendet man gewöhnlich den Schnepper (s. d.) an, von dem es mehrere Arten gibt. Zum Aussaugen dienten früher die Schröpfköpfe (cucurbitulae), gewöhnlich kleine Glocken aus Glas. Man hielt dieselben über einer Flamme, um darin durch die Hitze die Luft zu verdünnen, und stülpte sie dann rasch auf die Haut, wo sie sich beim Erkalten durch den Druck der äußern Atmosphäre fest ansaugten, die Haut in die Höhe zogen und Flüssigkeiten aus derselben zum Heraustreten brachten. Statt dieser ganz aus Glas verfertigten Schröpfköpfe wendet man jetzt kurze Glascylinder an, welche auf der einen Seite mit einer dicken Kautschukhaut verschlossen sind. Beim Aufsetzen des Cylinders drückt man den Kautschuk mit dem Finger ein und läßt diesen dann los, wenn der Cylinder gut sitzt. Der Kautschuk spannt sich wieder aus und verdünnt so die Luft in der kleinen von ihm gebildeten Höhle. Das S. ersetzt die Blutegel in vielen Fällen und dient teils bei Hautleiden, um in der Haut stockendes Blut zu entleeren, teils bei Krankheiten innerer Organe (Brust- und Brustfellentzündung, Bauchfellentzündung) als ableitende Blutentziehung. Oft wirkt es vielleicht nur durch die damit verbundene Reizung und Blutanhäufung in der Haut und Entfernung des Blutes in den darunter liegenden Organen (z. B. beim Auge). Daher gibt es Fälle, wo man mit Nutzen ohne Blutentziehung, also ohne vorherige Einschnitte schröpft: die sog. trockenen Schröpfköpfe.

Schrot, auch Hagel, nennt man das in kleine kugelige Körner geformte Blei, welches, aus Schrotflinten geschossen, hauptsächlich zur niedern Jagd dient und das Erzeugnis der Schrotgießerei ist. Die feinsten Sorten (sog. Vogeldunst) haben $^2/_3$ bis 1 mm im Durchmesser; das gröbste S., auch Rehposten

genannt, mißt nicht viel weniger als 6 mm. Die Fabrikation des S. gründet sich auf die Eigenschaft jeder Flüssigkeit, wenn sie tropfenweise frei fällt, vermöge der Anziehung ihrer Teilchen zueinander die sphärische Form anzunehmen. Es gilt nun die Tropfen des geschmolzenen Bleis zum Erstarren zu bringen, bevor sie mit einem harten Körper in Berührung kommen. Das Blei für S. wird, um es tropfbarer zu machen, mit ½ Proz. Arsenik versetzt. Die ältere Fabrikationsweise bediente sich eines Siebes mit kreisrunden Löchern, durch welche das geschmolzene Blei in Tropfen in einen untergesetzten Bottich mit Wasser fällt. Dabei entsteht aber viel Ausschuß, da die Tropfen während ihres kurzen Verweilens in der Luft nicht Zeit haben, sich vollkommen rund zu bilden. Nach der neuern Art werden die sog. Patentschrote dadurch erzeugt, daß man den Schmelzapparat auf der Höhe eines eigens dazu erbauten Turms oder über einem abgelegten Bergwerksschacht anbringt und die Tropfen von dieser Höhe, welche 40 m und darüber beträgt, hinabfallen läßt, wodurch sie, da man im Turme einen beständigen Zugwind unterhält, schon unterwegs ganz erstarren. Unten fallen sie in einen Bottich mit Wasser, auf welchem eine mehrere Millimeter dicke Schicht von Öl oder geschmolzenem Talg steht. Die so gegossenen S. werden später von den unvollkommenen und unrunden Körnern befreit und die vollkommen runden in Sortiersieben nach der Größe voneinander geschieden. Um die fertigen S. vor dem Oxydieren zu schützen, werden sie mit etwas Reißblei in eine Tonne geschüttet, welche man schnell um ihre Achse dreht, wodurch die S. nicht allein poliert, sondern auch mit einer dünnen Schicht Reißblei überzogen werden. Die verschiedenen Größen des S. bezeichnet man durch Nummern, welche von 00, 0, 1—12 oder 16 gehen, sodaß die höchsten Nummern die feinsten S. bezeichnen. Die Nummern 0—3 finden auf große Raubvögel, wilde Gänse und Füchse, 4 und 5 auf Hasen, 6—8 auf Enten, 8 und 9 auf Hühner, 9 und 10 auf Schnepfen, 10—12 auf Becassinen, die Nummern von 13 ab als Dunst auf kleineres Gevögel Anwendung; Rehposten (00) gegen mittleres Wild.

Schrot nennt man grobkörnig gemahlenes Getreide, das teils als Viehfutter, teils zu Bier- und Branntweinmaische verwendet wird.

Schrotbüchse, s. Kartätsche.

Schröter, soviel wie Hirschkäfer.

Schröter (Corona Elisabeth Wilhelmine), berühmte weimarische Sängerin, Freundin Goethes, geb. 14. Jan. 1751 zu Guben als Tochter des Musikus Joh. Friedr. Schröter, wurde zuerst von ihrem Vater im Gesang unterrichtet, der 1763 mit seiner Familie nach Leipzig übersiedelte, um seine Kinder von Joh. Adam Hiller ausbilden zu lassen. Hier sang Corona in den großen Konzerten, bis sie durch Goethes Vermittelung, der schon als leipziger Student für sie begeistert war, als Kammersängerin der verwitweten Herzogin Amalie nach Weimar berufen ward, wo sie mit ihrer Freundin Wilhelmine Probst im Nov. 1776 eintraf. Hier hatte sie Gelegenheit, nicht bloß bei den Konzerten und den Liebhaberaufführungen des Hofs in Gesangrollen zu glänzen, sondern auch ihr bedeutendes Talent für das Drama im hohen Stil, welches sie auf einer öffentlichen Bühne nicht zur Schau stellen mochte, in gebildeten Privatzirkeln zu zeigen. So glänzte sie 1779 als Iphigenie in der Titelrolle des Goetheschen Stücks. Später zog sie sich ihrer Gesundheit wegen nach Ilmenau zurück, wo sie 23. Aug. 1802 starb. Vgl. Keil, «Vor hundert Jahren, Mitteilungen über Weimar, Goethe und Corona S.» (2 Bde., Lpz. 1875); Düntzer, «Charlotte von Stein und Corona S.» (Stuttg. 1876).

Schröter (Joh. Hieronymus), berühmter Astronom, geb. 30. Aug. 1745 zu Erfurt, studierte die Rechtswissenschaften in Göttingen, wo ihn Kästner der Astronomie zuführte. Er wurde 1778 in der hannov. Regierung angestellt und starb als Justizrat und Oberamtmann zu Lilienthal, einem Dorfe im Herzogtum Bremen, 29. Aug. 1816. S. machte wichtige Beobachtungen in allen Regionen des Himmels, hauptsächlich in Bezug auf den Mond, von dem er einen sehr genauen Atlas lieferte. In Lilienthal hatte er sich eine Sternwarte errichtet und dieselbe nach und nach mit den besten, zum Teil selbst verfertigten Instrumenten ausgestattet. Harding und Bessel waren längere Zeit seine Gehilfen. Als seine Hauptwerke sind zu nennen: «Beiträge zu den neuesten astron. Entdeckungen» (Berl. 1788), «Selenotopographische Fragmente» (2 Bde., Lilienth. 1791 u. Gött. 1802), «Aphroditographische Fragmente zur genauern Kenntnis der Venus» (Gött. 1796), «Neueste Beiträge zur Erweiterung der Sternkunst» (Gött. 1800), «Kronographische Fragmente zur Kenntnis des Saturn» (Gött. 1808), «Hermographische Fragmente zur Kenntnis des Merkur» (Gött. 1816) und «Areographische Beiträge zur genauern Kenntnis und Beurteilung des Planeten Mars» (herausg. von Valhuyzen, Leiden 1881).

Schrotgang, s. unter Schrotmühle.

Schrotgießerei, s. unter Metallguß.

Schrothobel, auch Schropp-, Schrupp-, Schurf- oder Schürfhobel, s. unter Hobel.

Schrotmeißel (frz. ciseau à chaud, ébauchoir; engl. hot-chisel, dressing-chisel, turning-gauge), ein Werkzeug der Drechsler, Schlosser, Schmiede und Zimmerleute, besonders ein großer Meißel mit oder ohne Stiel zum Abhauen des Eisens in glühendem Zustand. (S. unter Meißel.)

Schrotmetall, s. unter Bleilegierungen.

Schrotmühle (frz. moulin à égruger, engl. mill for rough grinding), eine Maschine oder maschinelle Anlage zum groben Zerkleinern von Getreide und andern Körnerfrüchten. Man kann Schrot, jenes Mahlprodukt, welches Mehl und Gries, gemischt mit den zerrissenen Hülsen der Körner, enthält, auf einem gewöhnlichen Mahlgang (vgl. Mehlfabrikation) herstellen, indem man die Steine desselben weit auseinander stellt, sodaß kein vollständiges Zerreiben, sondern lediglich ein Zerreißen und Zerschneiden der Körner stattfindet. Der in dieser Weise funktionierende Mahlgang heißt Schrotgang. Die eigentlichen S. sind kleinere, für Göpel- oder Handbetrieb eingerichtete Mahlgänge von verschiedener Konstruktion.

Man unterscheidet 1) S. mit eisernen oder stählernen Scheiben statt der Mühlsteine, wobei die Hauschläge der letztern durch scharfe, feilenartig gehauene Riefen ersetzt sind; 2) S. mit zwei parallel zueinander und horizontal nebeneinander gelagerten, an der Oberfläche entweder glatten oder scharf kannelierten Walzen, die sich in entgegengesetzter Richtung entweder mit gleicher oder mit verschiedener Geschwindigkeit drehen und über welchen sich

der viereckige Trichter, **Rumpf**, zur Aufnahme des zu schrotenden Korns befindet; 3) S. mit **Kegeln**, meist aus Hartguß, die in entsprechenden, gleichfalls geriffelten Hohlkegeln arbeiten, wobei sich durch tieferes oder weniger tiefes Einstellen des Kegels die Feinheit des Schrots gut regulieren läßt; 4) S. mit einer **Walze** und festem **Widerlager**, wobei die erstere entweder mit ihrer Cylinderfläche gegen ein Cylindersegment oder mit ihrer ebenen Fläche gegen eine schiefstehende Platte arbeitet.

Schrotsäge, s. unter Säge.

Schrotschuß bei einem Geschütz ist soviel wie Kartätschschuß. (S. Kartätsche.)

Schrötter, Ritter von Kristelli (Ant.), berühmter Chemiker, geb. zu Olmütz 26. Nov. 1802, studierte in Wien Medizin und Chemie und wurde 1830 Supplent, 1834 Professor der Chemie und Physik am Johanneum zu Graz. Im J. 1843 erhielt er die Professur der technischen Chemie am Polytechnikum in Wien, welche er 1845 mit der der allgemeinen Chemie vertauschte. Mit dem Prädikat «von Kristelli» 1868 in den Ritterstand erhoben, wurde er in demselben Jahre Direktor des k. k. Hauptmünzamts. S. starb zu Wien 15. April 1875. Von seinen Entdeckungen ist die wichtigste die des amorphen Phosphors (1847), über welche er in der Abhandlung «Über einen neuen allotropischen Zustand des Phosphors» (Wien 1848) berichtete. Außerdem veröffentlichte er noch: «Die Chemie nach ihrem gegenwärtigen Zustande» (2 Bde., Wien 1847—49).

Schrotturm (frz. tour à fondre la dragée; engl. shot-tower), ein hohes Gebäude, von dessen Plateau man flüssiges Blei zur Schrotfabrikation in ein Gefäß mit Wasser herabfallen läßt. (Vgl. Metallguß.)

Schrot und Korn sind die ältern Ausdrücke zur Bestimmung des innern Werts einer Münze. Das Schrot (frz. taille) ist das absolute Gewicht der aus mehr oder weniger stark legiertem Gold oder Silber bestehenden Münze (Rauhgewicht), und das Korn (frz. titre, aloi) gibt an, wie viel reines Edelmetall in der Gewichtseinheit des verwendeten Münzmetalls enthalten ist. Als Münzgewicht diente früher fast allgemein die Mark (besonders die kölnische) und das Schrot einer Münze wurde ausgedrückt durch Angabe der Zahl der Stücke, die aus einer legierten (rauhen) Mark zu prägen waren, das Korn aber durch die Anzahl der Lot Feinsilber oder der Karat Feingold, die in der rauhen Mark enthalten waren (1 Mark = 16 Lot oder 24 Karat). So bestimmte man z. B. den innern Wert des alten Reichsspeziesthalers durch die Regeln, er «halte am Schrot 8 Stück und am Korn 14 Lot 4 Grän». Häufig wird übrigens unter Korn auch das Gewicht des in der einzelnen Münze enthaltenen Feinmetalls verstanden.

Schrotzberg (Franz), Porträtmaler, geb. 1811 zu Wien, trat 1825 in die dortige Akademie und malte zuerst mytholog. Gestalten, wandte sich aber später mit mehr Erfolg der Porträtmalerei zu. Hervorzuheben sind: Kaiserin Karoline Auguste (1843), Kaiserin Elisabeth, Kaiser Max von Mexiko und viele andere Mitglieder der kaiserl. Familie.

Schrubbhobel oder Schrupphobel, soviel wie Schrothobel, s. unter Hobel.

Schrumpfnieren, s. unter Cirrhose.

Schruns, Dorf in der Bezirkshauptmannschaft Bludenz in Vorarlberg, Hauptort des Montafoner Thals, am Einfluß der Litz in die Ill, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat Wollspinnerei und wichtige Viehmärkte und zählt (1880) 1330 E.

Schtiplje, türk. Stadt, s. Istib.

Schtschebrscheschin (poln. Szczebrzeszyn), Flecken im russ.-poln. Gouvernement Lublin am Weprsh, mit 4258 E., darunter 1914 Juden, Gymnasium und den Ruinen eines 1583 verbrannten Schlosses der Zamojski.

Schtschekozinz (poln. Szczekociny), Flecken im russ.-poln. Gouvernement Radom an der Piliza, mit 2864 E., meist Juden, wurde im 17. Jahrh. zweimal von den Schweden verbrannt; 6. Juni 1794 ward hier Kosciuszko geschlagen.

Schtschi, eine Suppe aus gehackten Krautköpfen (Brassica) oder anderm Grünzeug mit Rindfleisch oder Fisch, bildet nebst der Kascha, einem Brei aus Grütze, das Hauptgericht des russ. Bauern.

Schtschigri, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kursk, 50 km nordöstlich von Kursk, mit (1882) 4946 E., welche Töpferei treiben, Gürtel und grobes Tuch weben und Handel mit Wolle, Borsten, Wachs und Honig treiben.

Schtschütschin (Szczuczin), Kreisstadt im Gouvernement Lomsa in Russisch-Polen, mit (1882) 4457 E., in der Nähe der preuß. Grenze, ist sehr sauber gebaut und hat bedeutenden Holzhandel.

Schub nennt man eine polizeiliche Maßregel, mittels welcher solche Personen, von denen zu erwarten steht, daß sie einer einfachen Weisung, einem Zwangspasse u. dgl. nicht Folge leisten würden, an einen bestimmten Ort dirigiert werden. Solche Personen erhalten einen Polizeibeamten oder einen nur zu diesem Zwecke angenommenen Hilfsbeamten (Transporteur) zur Begleitung und werden von diesem zu Wagen oder zu Fuß an den Ort ihrer Bestimmung geschafft und daselbst an die Polizei- oder Gerichtsbehörde abgeliefert. Man bedient sich des S. besonders gegen fremde Bettler und Landstreicher, sowie gegen flüchtig gewordene Verbrecher.

Schubart (Christian Friedr. Daniel), deutscher Dichter, geb. zu Obersontheim in der schwäb. Grafschaft Limburg 26. März 1739, besuchte das Lyceum zu Nördlingen, dann die Schule in Nürnberg und studierte seit 1758 zu Erlangen Theologie. Ein zügelloses Leben stürzte ihn in Schulden, und mit zerrütteter Gesundheit wandte er sich nach Hause. Nachdem er kurze Zeit Hauslehrer gewesen, suchte er in Aalen, wo sein Vater Diakonus war, und in der Umgegend seinen Lebensunterhalt durch Predigen für dortige Geistliche zu verdienen. Nachher wurde er Präceptor in Geißlingen. Musikalisch hochbegabt, wurde er 1768 Musikdirektor und Organist in Ludwigsburg, überließ sich aber immer größern Ausschweifungen, weshalb er eine Zeit lang ins Gefängnis kam. Wegen eines satirischen Liedes auf einen Höfling und wegen einer Parodie der Litanei wurde er endlich seines Amtes für verlustig erklärt und des Landes verwiesen. Er begab sich zunächst nach Heilbronn, dann nach Heidelberg, Mannheim, München und Augsburg, wo er seine «Deutsche Chronik» (1774—78) schrieb. Er gab Unterricht in der Musik und in den Wissenschaften, schrieb und dichtete und hielt Lesekonzerte, in denen er die neuesten Stücke der deutschen Dichter mit dem größten Beifall deklamierte. Wegen seiner Ausschweifungen und seiner Angriffe auf die Geistlichkeit auch aus Augsburg ausgewiesen, ging er nach Ulm und setzte dort seine «Chronik» fort,

wurde aber zu Blaubeuren 22. Jan. 1777 auf landesherrlichen Befehl verhaftet und auf die Festung Hohenasperg gebracht. Der Festungskommandant Rieger teilte ihm Bücher mystischen und theosophischen Inhalts mit, und der durch Ausschweifungen entnervte, von Leiden niedergedrückte, zur Hypochondrie geneigte und mit einer glühenden Phantasie begabte S. wurde für das Mystische gestimmt. Zwar erleichterte man 1778 seine Gefangenschaft etwas; allein erst nachdem er zehn Jahre ohne Verhör im Kerker gesessen, kam er auf die Fürbitte des Königs von Preußen 1787 wieder auf freien Fuß und wurde zum Direktor der herzogl. Hofmusik und des Theaters zu Stuttgart ernannt. Noch im Gefängnis hatte er seine «Sämtlichen Gedichte» (2 Bde., Stuttg. 1785—86; neueste Ausg. 1842; histor.-kritische Ausg. von G. Hauff, 1884, in Reclams «Universal-Bibliothek») herausgegeben. In Stuttgart setzte er seine «Deutsche Chronik» unter dem Titel «Vaterlandschronik» fort; auch gab er hier seine musikalischen Arbeiten und seine Lebensbeschreibung (2 Bde., Stuttg. 1791—93) heraus. Noch vor Beendigung der letztern starb er 10. Okt. 1791. Seine Gedichte können durchaus nicht als klassisch gelten, da in den meisten viel Formloses, Schwülstiges, selbst Rohes vorkommt; einzelne treffen jedoch den Volkston in hohem Grade. Einige seiner religiösen Gedichte und die erhabenen Dichtungen «Die Fürstengruft» und «Hymnus auf Friedrich d. Gr.» verdienen große Anerkennung. Weit mehr hat S. durch die Anregungen, die von ihm ausgingen, gewirkt. Seine «Deutsche Chronik» fand viel Anklang wegen ihres stets gleichmäßigen Humors und ihrer reichen Abwechselung, Einfachheit der Darstellung und schonungslosen Freimütigkeit. In den frühesten Gedichten Schillers, von welchem S. während seiner Kerkerhaft besucht worden war, erinnert vieles an den Gefangenen vom Hohenasperg. Seine «Gesammelten Schriften und Schicksale» erschienen in acht Bänden (Stuttg. 1839—40). Vgl. Strauß, «S.s Leben in seinen Briefen» (2 Bde., Berl. 1849).

Sein Sohn, Ludwig S., geb. zu Geißlingen 1766, war eine Zeit lang preuß. Legationssekretär und starb 1811. Er übersetzte Thomsons «Jahreszeiten» (Berl. 1789; 3. Aufl. 1805) und bearbeitete nach Shakspeare das Trauerspiel «Othello» (Lpz. 1802) und nach Macpherson «Ossians Gedichte» (2 Bde., Wien 1808), schrieb ein Buch über seines Vaters «Charakter» (Erlangen 1798) und gab dessen «Ideen zur Ästhetik der Tonkunst» (Wien 1806) und «Vermischte Schriften» (2 Bde., Zür. 1812) heraus.

Schubart (Joh. Christian), **Edler von Kleefeld**, ein um die Verbesserung der Landwirtschaft durch Einführung des Kleebaues sehr verdienter Mann, geb. zu Zeitz 24. Febr. 1734, wurde um 1760 Kriegs- und Marschkommissar bei der engl. Hilfsarmee in Berlin, nachdem er eine sehr bewegte Jugend hinter sich hatte, zuerst Leinweber gewesen war und dann verschiedene Stellungen als Kopist und Sekretär innegehabt hatte. In letzterer Eigenschaft machte S. einen Teil des Siebenjährigen Kriegs unter General Werner mit. Für den Freimaurerbund bereiste er dann bis 1767 England, Rußland, Schweden, Dänemark, Holland, die Schweiz, Italien und Deutschland. Im J. 1769 kaufte er das Rittergut Würchwitz bei Zeitz und 1774 noch die beiden Güter Pobles und Kreischa. Hier führte er den Klee-, Krapp- und Tabaksbau, sowie das Gipsen ein. Seinen litterarischen Ruf begründete er durch eine von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift über den Futterkräuterbau, die er unter dem Titel «Zuruf an alle Bauern, welche Futtermangel leiden» unentgeltlich verteilte. Durch seine energische Propagation ist der Anbau des Klees (Rotklees) in den Betrieb der mitteleurop. Landwirtschaft eingeführt worden, welche dadurch eine vollkommene Umwälzung erlitt. Seine «Ökonomisch-kameralistischen Schriften» sammelte er in sechs Bänden (Lpz. 1783—84), denen sich sein «Ökonomischer Briefwechsel» (4 Hefte, Lpz. 1786) anschloß. Besonders schnell fanden ihre Lehren in Österreich Verbreitung und Anklang, weshalb er 1784 unter Beilegung des Namens «Edler von Kleefeld» vom Kaiser in den Adelsstand erhoben wurde. Er starb 23. April 1787. Vgl. «Johann Christian S., Edler von Kleefeld» (2. Aufl., Dresd. 1846).

Schubert (Franz Peter), einer der hervorragendsten deutschen Tonsetzer, besonders ausgezeichnet als Liederkomponist, geb. zu Wien 31. Jan. 1797 als der Sohn eines Schullehrers, erhielt den ersten Musikunterricht durch den Chorregent Michael Holzer und wurde 1808 wegen seiner schönen Stimme Hofkapellknabe. Während seines fünfjährigen Aufenthalts im kaiserl. Konvikte erlernte er das Klavierspiel und die Bogeninstrumente mit so schnellem Erfolg, daß er in kurzer Zeit die Orchesterübungen an der ersten Violine leiten konnte. Im Generalbaß war Hoforganist Ruziczka, in der Komposition Salieri sein Lehrer und Führer. Ende Okt. 1813 verließ er die Anstalt, lebte teils im elterlichen Hause als Schulgehilfe des Vaters, teils für sich, gab Unterrichtsstunden, weihte aber vorzugsweise seine Muße dem Selbstschaffen, wobei ihn eine unglaubliche Leichtigkeit der Produktion unterstützte. Bis 1817, wo er das Schulgehilfenamt verließ, lieferte er bereits eine große Anzahl von Kompositionen verschiedenster Art, Messen und andere Kirchensachen, sechs Opern und Singspiele, Symphonien und andere Instrumentalstücke und viele Lieder. Unter den Liedern befinden sich bereits später berühmt gewordene, z. B. der «Erlkönig» und der «Wanderer» (beide 1816). Einen Teil des J. 1818 brachte S. als Musiklehrer des Grafen Esterházy auf dessen Landgute Zelész in Ungarn zu, und in den Sommer 1819 fällt ein Aufenthalt in Oberösterreich. Aus diesen beiden Jahren sind hervorzuheben: das Lied «Die Forelle», die vierhändigen Variationen Op. 10 und das sog. Forellen-Quintett. Auch schrieb er 1819 schon seine sechste Symphonie (in C). Vor das große Publikum Wiens trat S. zuerst, doch ohne nachhaltigen Erfolg, mit der einaktigen Posse «Die Zwillinge» und mit der Musik zu dem Spektakel- und Ausstattungsstück «Die Zauberharfe». Außerdem fallen ins J. 1820 das Oratorium «Lazarus», der achtstimmige Männerchor mit Orchester «Gesang der Geister über den Wassern», der 23. Psalm für vier Frauenstimmen, die Klavierphantasie Op. 15. Die J. 1821 und 1822, wo zuerst einige seiner Sachen («Erlkönig» und «Gretchen am Spinnrad») im Druck erschienen, brachten die Oper «Alfonso und Estrella» und eins von S.s bedeutendsten Kirchentonwerken, die Messe in As, sowie die zwei Sätze einer unvollendeten Symphonie in H-moll. Die berühmten «Müllerlieder» entstanden 1823, welches

Jahr auch durch die Musik zum Drama «Rosamunde», die Oper «Fierrabras» und die Operette «Der häusliche Krieg oder die Verschworenen» bezeichnet ist. Einen Teil des J. 1824 verlebte S. wieder auf dem Esterházyschen Gute Zelész, und die Sommermonate von 1825 waren einem Aufenthalt in Oberösterreich gewidmet. Aus der massenhaften Produktion dieser Jahre sind hervorzuheben: das Instrumentaloktett Op. 166, das Klavierduo Op. 140, die Lieder aus W. Scotts «Fräulein vom See» und die Märsche Op. 55 und Op. 66. Den Kompositionen des J. 1826 gehören unter anderm an das große D-moll-Streichquartett, der erste Teil der Liedersammlung «Winterreise», die «Nachthelle» (für Männerchor), das Rondo brillant Op. 70 für Klavier und Violine, das Klaviertrio in B. In das J. 1827 fallen von bedeutendern Sachen: das Klaviertrio in Es, der zweite Teil der «Winterreise», der Chor «Nachtgesang im Walde», die Klavierimpromptus Op. 142. In seinem letzten, bereits durch Kränklichkeit getrübten Lebensjahre, 1828, lieferte er unter andern Kompositionen noch sein bedeutendstes Instrumentalwerk, die erst nach seinem Tode aufgeführte und jetzt in allen Orchestern verbreitete große C-dur-Symphonie (Nr. 7), das Streichquartett in C, die Messe in Es und die Liedersammlung «Schwanengesang». S. starb zu Wien im 32. Lebensjahre, 19. Nov. 1828.

Kein anderer Komponist hat in einem so kurzen Leben eine gleiche Fruchtbarkeit offenbart. Opern, Symphonien, Chöre, Ouverturen, oratorische Kantaten, Psalmen, Messen, Offertorien, Sonaten, Trios, Variationen, Phantasien, Rondos, Tänze, Märsche, Vokal- und Streichquartette u. s. w. liegen zum Teil in Massen vor. In allen Gattungen hat S. sich versucht, doch ohne Glück in der Oper und ohne Nachdruck in dem großen Oratorium, für welches seine Vorbildung ungenügend war. Seine eigentliche Meisterschaft und volle, zum Teil überragende Größe bekundet er in den Liedern oder Gesängen mit Pianofortebegleitung. Hier bildete er genial weiter, was von Mozart, Reichardt, Beethoven, Weber und vielen andern vor ihm in verschiedenen Formen versucht war, schloß das frühere einfache Lied ab und leitete über zu dem breitern durchkomponierten Liede, welches durch ihn das herrschende geworden ist. Was S. im Liede geleistet, hat ihm die Anerkennung der ganzen Welt verschafft und auf die fernere Entwickelung der Gesangsmusik im allgemeinen einen außerordentlichen Einfluß ausgeübt. Die größte Zahl seiner Kompositionen (unter denen sich etwa 700 Lieder befinden) gelangte zum Teil erst in der neuern Zeit zur Veröffentlichung und allgemeinen Verbreitung. Die erste Gesamtausgabe seiner Werke veranstaltet die Musikhandlung Breitkopf u. Härtel in Leipzig. Vgl. Kreißle von Hellborn, «Franz S.» (Wien 1864); Friedländer, «Franz S.» (in Gumbrecht, «Musikalische Lebens- und Charakterbilder», Bd. 1, Lpz. 1883).

Schubert (Friedr. Karl), Dramatiker, geb. 6. Nov. 1832 zu München, diente 20 Jahre in der bayr. Artillerie und widmete sich, nachdem er als Hauptmann seinen Abschied genommen, philos. Studien und der Beschäftigung mit der schönen Litteratur. Besonders nennenswert sind seine Dramen: «Moritz von Sachsen» (Augsb. 1864), «Der deutsche Bauernkrieg» (1883 unter dem Titel «Florian Geyer» mit bedeutendem Erfolg in München aufgeführt), «Napoleon I.», dramatisches Charakterbild (Münch. 1882), «Drei Küsse», vaterländisches Schauspiel (1880), «Vom Regen in die Traufe», Lustspiel nach Calderon (1873); die Romane: «Und sie bewegt sich doch» (1870), «Die Jagd nach dem Glücke» (1873), «Wlasta» (1875). Viele Novellen erschienen in der «Wiener Presse», dem «Sammler» u. a., seine «Gedichte» in Augsburg 1866.

Schubert (Fr. Theodor von), russ. General, geb. in Deutschland 1789 als Sohn eines bedeutenden Astronomen, der später in Petersburg lebte, trat in russ. Militärdienst, begleitete 1805 die russ. Gesandtschaft nach China und nahm 1815—18 das Land zwischen Maas und Schelde auf. Als 1822 in Petersburg ein Topographenkorps errichtet wurde, berief man S. an die Spitze desselben. Unter seiner Leitung entstanden die bekannte «Spezialkarte des westl. Teils des russ. Reichs» (1826—40, 59 Blatt) und die «Paßkarte des europ. Teils des russ. Kaiserreichs und der Kaukasusländer», sowie die Spezialaufnahmen der Gouvernements Petersburg, Pskow und Witebsk. Im J. 1833 stellte er auf Grund umfassender Chronometerbeobachtungen die erste gute Karte der Ostsee her. S. schrieb noch «Exposé des travaux astronomiques et géodésiques exécutés en Russie dans un but géographique jusqu'à l'année 1855» (Petersb. 1855) und in den «Mémoires» der petersburger Akademie der Wissenschaften «Essai d'une détermination de la véritable figure de la terre». Er starb zu Stuttgart 17. Nov. 1865.

Schubert (Friedr. Wilh.), Statistiker und Geschichtschreiber, geb. 20. Mai 1799 zu Königsberg, schloß sich 1815 den freiwilligen Jägern an, mit denen er nach Paris ging. Er studierte dann in Königsberg und habilitierte sich 1820, worauf er 1823 eine außerordentliche Professur und 1826 die ordentliche Professur der Geschichte, Geographie und Staatskunde erhielt. Er wurde 1848 in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er sich der sog. Casinofraktion anschloß; im Dez. 1864 wurde er zum lebenslänglichen Mitgliede des preuß. Herrenhauses ernannt. S. starb in Königsberg 21. Juli 1868. S.s Hauptwerk bildet das «Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa» (Bd. 1, Tl. 1—4; Bd. 2, Tl. 1—3, Königsb. 1835—48). Als praktischer Kommentar für den staatsrechtlichen Teil des Werks ist seine «Sammlung der Verfassungsurkunden und Grundgesetze der Staaten Europas und der nordamerik. Freistaaten» (2 Bde., Königsb. 1840—50) zu betrachten. Außerdem besorgte S. mit Rosenkranz die vollständige Ausgabe der «Sämtlichen Werke Kants» (12 Bde., Lpz. 1838—42), in deren elftem Bande er die erste ausführliche Biographie Kants zum Teil nach handschriftlichen Quellen lieferte.

Schubert (Gotthilf Heinr. von), deutscher Naturforscher und Naturphilosoph, geb. 26. April 1780 zu Hohenstein im Schönburgischen, studierte in Leipzig Theologie, dann in Jena Medizin. Nachdem er hierauf zu Altenburg zwei Jahre als Arzt praktiziert, wandte er sich nach Freiberg und 1807 nach Dresden. Aus den hier gehaltenen Vorlesungen entstanden die «Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften» (Dresd. 1808; 4. Aufl. 1840). Schon vorher hatte er die «Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens» (3 Bde., Lpz. 1806—20) begonnen. In den J. 1809 bis 1816 wirkte er als Direktor des Realinstituts zu

Nürnberg, worauf er als Lehrer der Kinder des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin nach Ludwigslust ging. Nach drei Jahren folgte er einem Rufe als Professor der Naturwissenschaften nach Erlangen, von wo er 1827 nach München in gleicher Eigenschaft übersiedelte. Hier wurde er zum Geheimrat ernannt, in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und in den Adelsstand erhoben. Er starb 1. Juli 1860 zu Laufzorn bei Grünwald in Oberbayern. S.s wissenschaftliche Bildung wurde zunächst durch die Schellingsche Naturphilosophie bestimmt. Seine philos. Forschungen führten ihn jedoch in das religiöse Gebiet, wo er sich dem Mystizismus zuwandte. Zu seinen wissenschaftlichen Werken gehören, außer den bereits genannten: «Die Urwelt und die Fixsterne» (Dresd. 1822; 2. Aufl. 1839), «Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf der Erde» (Erlangen 1852), «Symbolik des Traums» (Bamb. 1814; 4. Aufl., Lpz. 1862) und die «Geschichte der Seele» (2 Bde., Stuttg. 1830; 5. Aufl. 1878); einen Nachtrag dazu bilden «Die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele» (Stuttg. 1845). Aus seiner mystischen Schwärmerei stammen die Schriften: «Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde» (5 Bde., Lpz. u. Erlangen 1817—44); Züge aus dem Leben des Pfarrers Joh. Friedr. Oberlin» (4. Aufl., Münch. 1832), «Beschreibung von Claudii de Martelli Errettung in und aus der türk. Gefangenschaft» (Erlangen 1825), die «Mitteilungen aus dem Reiche» in der «Evang. Kirchenzeitung». Außerdem sind zu erwähnen: «Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten durch Salzburg, Tirol und die Lombardei» (Erlangen 1823; 2. Aufl. 1834), «Reise durch das südl. Frankreich und Italien» (2 Bde., Erlangen 1827—31) und vorzüglich «Reise in das Morgenland in den J. 1836 und 1837» (3 Bde., Erlangen 1838—39). Seine Selbstbiographie gab S. heraus unter dem Titel «Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben» (3 Bde., Erlangen 1853—66). Vgl. Schneider, «Gotthilf Heinrich von S.» (Bielefeld 1863).

Schubin, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Bromberg, links an der Gonsawka, Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3142 meist kath. E. und hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, eine Dampfmahl- und eine Dampfschneidemühle, eine Wassermühle und eine Bierbrauerei. Der **Kreis Schubin** zählt auf 1162 qkm (1885) 57075 E., darunter etwa 33000 Polen.

Schubin (Ossip, d. i. Joseph), Pseudonym der deutschen Schriftstellerin Luise, genannt Lula, Kirschner. Sie ward 17. Juni 1854 in Prag geboren, auf dem Gute Lochow ihrer Eltern erzogen, machte dann mit ihrer Mutter und ihrer Schwester (Marie Kirschner, eine Schülerin von Jules Dupré und Alfred Stevens) vielfache Reisen und brachte Winter und Frühling zumeist abwechselnd in Brüssel, Paris und Rom zu. Ihre Romane und Novellen spielen daher auch in der internationalen großen Welt und schildern deren Leben und Treiben mit realistischer Wahrheit nach dem Vorbilde Turgenjews, dessen Roman «Helena» S. auch das Pseudonym «Schubin» entnahm. Es erschienen von ihr die Romane «Ehre» (Dresd. 1883 u. öfter), «Bravo rechts» (Jena 1885), «Gloria victis!» (3 Bde., Berl. 1885), «Unter uns» (Berl. 1885), und die Novellen «Mal' occhio und andere Novellen» (Berl. 1884), «Die Geschichte eines Genies. Die Galbrizzi» (1884), «Ein Frühlingstraum» (1884).

Schubkarre oder Schiebkarre (frz. brouette, engl. wheel-barrow), s. unter Karren.

Schuebl., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Gustav Schübler, geb. 1787 in Heilbronn, gest. als Professor der Naturgeschichte zu Tübingen 1834.

Schubladenstück (pièce à tiroir) oder Verkleidungsstück, kleines dramatisches Stück, seinem Wesen nach dem derbern Lustspiel angehörend, mit dem Zweck, mehrere Charaktere in schneller Aufeinanderfolge durch einen und denselben Darsteller zu veranschaulichen. Die bekanntesten Stücke dieser Gattung sind «Garrick in Bristol», «Die Leibrente», «Das Landhaus an der Heerstraße», «Die Zwillingsbrüder», «Die Proberollen» u. s. w.

Schublehre oder Schieblehre (frz. calibre coulant, engl. slide-gauge), ein dem Stangenzirkel ähnliches Meßwerkzeug. (S. unter Lehre.)

Schubstuhl oder Bandmacherstuhl, ein Webstuhl für die Bandweberei. (S. unter Bandfabrikation.)

Schuch-Proska (Clementine), geborene Procházka, beliebte Koloratursängerin, geb. 12. Febr. 1853 zu Wien, wurde auf dem wiener Konservatorium ausgebildet und 1873 am Hoftheater zu Dresden engagiert, wo sie sich mit dem Hofkapellmeister Ernst Schuch vermählte und noch jetzt wirkt.

Schücking (Christoph Bernh. Levin), deutscher Romanschriftsteller, geb. 6. Sept. 1814 zu Clemenswerth, einem Jagdschlosse im Norden des ehemaligen Bistums Münster, studierte in München, Heidelberg und Göttingen die Rechte, wandte sich aber, in Münster lebend, der schriftstellerischen Laufbahn zu, die er mit «Das malerische und romantische Westfalen» (Lpz. 1842) und «Der Dom zu Köln und seine Vollendung» (Köln 1842) eröffnete. Nachdem er einen Winter auf der Meersburg am Bodensee, beschäftigt in der Bibliothek des Freiherrn von Laßberg, zugebracht, übernahm er 1843 die Leitung der Erziehung zweier Söhne des bayr. Fürsten Wrede, welcher Beruf einen längern Aufenthalt in Österreich veranlaßte. Seit 1844 lebte er in Augsburg, dann in Köln, dort an der Redaktion der «Allgemeinen Zeitung», hier an der «Kölnischen Zeitung» beteiligt. Nach mehrern Reisen durch Frankreich und Italien ließ er sich im Herbst 1852 auf einem Gute zu Sassenberg bei Münster, einem alten Besitztum seiner Familie, nieder. Hier ließ er nun auf seine ersten Romane: «Ein Schloß am Meer» (2 Bde., Lpz. 1843), «Die Ritterbürtigen» (3 Bde., Lpz. 1846), «Ein Sohn des Volks» (2 Bde., Lpz. 1849), «Der Bauernfürst» (2 Bde., Lpz. 1851), «Die Königin der Nacht» (Lpz. 1852), eine Reihe weiterer folgen: «Ein Staatsgeheimnis» (3 Bde., Lpz. 1854), «Der Held der Zukunft» (Prag 1856; 2. Aufl. 1859), «Aus den Tagen der großen Kaiserin» (2 Bde., Wien 1858; 2. Aufl., Prag 1859), «Die Geschworenen und ihre Richter» (3 Bde., Hannov. 1861), «Frauen und Rätsel» (2 Bde., Lpz. 1865), und mit wachsender Vertiefung und künstlerischer Behandlung seiner Stoffe: «Verschlungene Wege» (3 Bde., Hannov. 1867), «Schloß Dornegge» (4 Bde., Lpz. 1868), «Die Malerin aus dem Louvre» (4 Bde., Hannov. 1869), «Luther in Rom» (3 Bde., Hannov 1870), «Die Heiligen und die Ritter»

(4 Bde., Hann. 1872), «Die Herberge der Gerechtigkeit» (2 Bde., Lpz. 1878) u. s. w. Wenn auch nicht gleich an Wert, gehören diese Romandichtungen doch zu den besten der Gegenwart. Vor allem sind sie erfüllt von einem gesunden Realismus, sowie von einem kräftigen Patriotismus, der auf dem geschichtlichen Boden seiner heimischen Gegend beruht. Auch weiß S. einen frischen Humor an rechter Stelle und mit weisem Maße geltend zu machen und seinen Stoff durch einen philos. oder psychol. Grundgedanken zu vertiefen. Die sprachliche Form ist einfach und gediegen. Außerdem schrieb S. eine große Anzahl von Novellen und schilderte in «Annette von Droste» (Lpz. 1862), dem Lebensbilde seiner Freundin, den Einfluß, den diese auf seine geistige Entwickelung gehabt. Er starb 31. Aug. 1883 zu Pyrmont. Nach seinem Tode erschienen: «Lebenserinnerungen» (2 Bde., Bresl. 1886).

Seine Gattin Luise, Tochter des darmstädtischen Generals und Kammerherrn Freiherrn von Gall, geb. 19. Sept. 1815, vermählt 1844, gest. 16. Mai 1855, machte sich als Luise von Gall durch «Frauennovellen» (2 Bde., Darmst. 1845) und die Romane «Gegen den Strom» (2 Bde., Brem. 1851), «Der neue Kreuzritter» (Berl. 1853) bekannt. Ihr Lustspiel «Ein schlechtes Gewissen» wurde mehrfach mit Erfolg aufgeführt. Nach ihrem Tode gab ihr Gatte «Frauenleben» (2 Bde., Lpz. 1856), eine Sammlung Novellen, heraus.

Schuckmann (Friedr., Freiherr von), preuß. Staatsmann, geb. 26. Dez. 1755 zu Mölln im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, studierte in Halle und trat hierauf in den preuß. Staatsdienst. Im J. 1790 wurde er Münzrichter in Breslau und 1795 Präsident der Kammer in Bayreuth und 1796 auch in Ansbach. Während der Kriegsereignisse von 1806 und 1807 wurde er den Franzosen verdächtig und in der Nacht des 10. Mai 1807 nach Mainz abgeführt und später zu Heidelberg interniert. Beim Friedensschluß vergessen, erhielt er erst 1808 seine Freiheit zurück. S. wurde 1810 zum Geh. Staatsrat und Chef der Abteilungen für den Handel und die Gewerbe sowie für Kultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern ernannt. Unter seiner Leitung erfolgte die Herstellung der Universität zu Berlin, sowie die Organisation der Universität Breslau. Auch erwarb er sich hohe Verdienste um die Entwickelung des preuß. Handels- und Gewerbswesens und wurde 1814 zum Minister des Innern mit Beibehaltung der Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten ernannt. Im J. 1817 wurde ihm das geistliche und Unterrichtsdepartement abgenommen und statt dessen die Direktion des Berg- und Hüttenwesens überwiesen, dagegen 1819 zu dem allgemeinen Polizeidepartement, dessen Leitung er schon 1812 führte, noch die sog. höhere Sicherheitspolizei ihm übergeben. Im J. 1819 erhielt er auch noch die Handels- und Gewerbsangelegenheiten zugeteilt. Dagegen wurden ihm die allgemeinen innern Angelegenheiten abgenommen und dem Minister Wilhelm von Humboldt überwiesen, aber nach dessen Abgang S. abermals übergeben. Nachdem er bereits 1830 die Polizeiangelegenheiten abgegeben hatte, trat er Anfang 1834 gänzlich zurück und wurde vom König in den Freiherrenstand erhoben; er starb 17. Sept. 1834 zu Berlin. Er schrieb: «Praktische Ideen über Finanzverbesserung» (Tüb. 1808) und «Bemerkungen gegen von Raumers Schrift: über Einkommensteuer» (Berl. 1810).

Schuderoff (Georg Jonathan), prot. Theolog, geb. zu Gotha 24. Okt. 1766, studierte in Jena, wurde 1790 Substitut zu Drakendorf bei Jena, rückte 1792 in das Pfarramt selbst ein, wurde 1797 Subdiakonus in Altenburg, 1805 Archidiakonus, 1806 Oberpfarrer und Superintendent in Ronneburg und 1824 Konsistorialrat. Im J. 1836 trat er in den Ruhestand und starb 31. Okt. 1843. S. gehört zu den namhaftesten Vertretern des Rationalismus. Im J. 1802 begann er das «Journal zur Veredlung des Prediger- und Schullehrerstandes, des öffentlichen Religionskultus und des Schulwesens», welches er bis 1832 fortsetzte. Mit Röhr und Schleiermacher gab er ein «Neues Magazin von Fest-, Gelegenheits- und andern Predigten» (Magdeb. 1823 fg.) heraus. An seine Schrift «Über Kirchenzucht, mit besonderer Hinsicht auf die prot. Kirche» (Altenb. 1809) schlossen sich: «Briefe über das prot. Kirchenwesen» (Lpz. 1815), «Grundzüge zur evang.-christl. Kirchenverfassung und zum evang. Kirchenrecht» (Lpz. 1817) und «Über die Konsistorialverfassung» (Lpz. 1831). Die anonymen Schriften «Die Märtyrer der Liebe, von J. S.» (Berl. 1805) und «Richard und Auguste, ein Roman in Briefen» (Schneeb. 1805) sind ebenfalls von ihm. Auch ließ er eine Sammlung seiner «Kleinern Schriften kirchenrechtlichen und religiös-philos. Inhalts» (Lüneb. 1837) erscheinen.

Schuh (frz. soulier, engl. shoe), mit fester Sohle versehene Fußbekleidung aus Leder, Filz, verschiedenen Geweben, Holz, Kautschuk u. s. w. Über die Herstellung derselben s. Schuhwarenfabrikation. (Vgl. Gummiwarenfabrikation, Bd. VIII, S. 623ᵃ, und Holzbearbeitungsmaschinen, Bd. IX, S. 352ᵇ.)

Schuh, Längenmaß, s. Fuß.

Schuh (Franz), hervorragender Chirurg, geb. zu Ybbs 17. Okt. 1804, ein Schüler Wattmanns, wurde 1836 Professor der Chirurgie in Salzburg, siedelte aber schon 1837 nach Wien über, wo er zunächst als Primärarzt im Allgemeinen Krankenhause, von 1842 jedoch als Professor und Vorstand der chirurgischen Klinik fungierte, bis er 22. Dez. 1865 starb. Er schrieb zahlreiche wissenschaftliche Aufsätze (deren bekannteste «Über die Paracenthese der Brust und des Herzbeutels», «Über die Kontrakturen und Ankylosen des Kniegelenks», «Über Einklemmung der Unterleibsbrüche», «Über Nervenresektionen» handeln), sowie eine «Pathologie und Therapie der Pseudoplasmen» (Wien 1854).

Schuhleisten, Leisten oder Stiefelholz (frz. embauchoir; engl. last, boot-tree); die früher durch Schnitzen, jetzt meist auf der Kopierdrehbank (s. u. Holzbearbeitungsmaschinen, Bd. IX, S. 352ᵇ) erzeugte hölzerne Form, über und nach welcher Schuhe und Stiefeln hergestellt werden. (S. unter Schuhwarenfabrikation.)

Schuhmacherei, s. Schuhwarenfabrikation.

Schuhnägel oder Schuhstifte (frz. béquet, clou à soulier; engl. shoe-nail), eiserne oder hölzerne Nägel von sehr verschiedener Form und Größe zum Gebrauch der Schuhmacher, insbesondere eine eigene Gattung kurzer Nägel mit großen Köpfen. Über die Herstellung derselben s. unter Drahtstifte, Drahtstiftmaschine, Holzstifte und Nägelfabrikation. Die S. mit kleinen, dicken und flachen Köpfen werden Schuhzwecken genannt.

Schuhwarenfabrikation oder Schuhfabrikation heißt im Gegensatz zu der rein handwerksmäßig, fast ausschließlich durch Handarbeit betriebenen Schuhmacherei die fabrikmäßige, auf der Benutzung von Spezialmaschinen beruhende Ausübung desjenigen Gewerbes, welches sich mit der Anfertigung der Fußbekleidung befaßt. Unter den von dieser Industrie verarbeiteten Materialien ist das weitaus wichtigste das Leder, welches zur Herstellung von dauerhaftem, derbem, sowie von feinem Schuhwerk Verwendung findet. Zum Oberteile des Schuhs oder Stiefels wird das Fahlleder oder Oberleder (s. unter Lederfabrikation) verwendet, wenn nicht Luxusleder, wie Lackleder, Saffian, Maroquin, Corduan, Chevreauxleder, vorgezogen werden. Die einzelnen Bestandteile des Oberteils werden bei Luxusleder fast ausnahmslos nach Schablonen mit dem Messer ausgeschnitten, während man bei der Massenfabrikation, namentlich wenn die Oberteile aus gewebten oder verfilzten Stoffen bestehen, die Formen durch Façonmesser ausstanzt, wozu besondere Stanzmaschinen im Gebrauch sind. Bevor die gestanzten Stücke aneinander gefügt werden, sind sie je nach Art und Qualität des Materials zu präparieren.

Vor allem ist bei den Schäften die Operation des Walkens nötig, wodurch dem Oberleder der Winkel gegeben wird, den die Vorderseite des Beins mit dem Fuß bildet. Ehe man zum Zusammensetzen der Oberteile schreitet, wobei häufig die Kanten umgebeugt werden, sind letztere bei starkem Leder abzuschärfen, wozu das Abschärfmesser dient. Für das nun erfolgende Montieren und Zusammenkleben der Schaftteile, welches zuerst provisorisch mit Kleber- oder Schusterpappe (s. d.) geschieht, gibt es mechan. Vorrichtungen, Pappmaschinen, obwohl auch noch sehr viel mit dem Handpappstempel gearbeitet wird, mittels dessen die geklebten Teile aufeinander festgedrückt werden. Die aneinander geklebten oder gehefteten Teile werden auf Nähmaschinen zusammengesteppt, die nach dem Prinzip der von den Schneidern benutzten Nähmaschinen gebaut sind, nur daß die Unterlagsfläche anders geformt ist. Das Werkstück wird auf eine Säule oder einen Arm gesteckt, welcher mit dem Maschinengestell derart verbunden ist, daß man leicht mit jeder hohlen Form unter die Nadel gelangen kann und nicht genötigt ist, die Schäfte umzukrempeln oder breit zu drücken. Sind die Oberteile zusammengenäht, so müssen die Nähte aufgerieben werden, was von Hand oder mittels besonderer maschineller Vorrichtungen ausgeführt wird. Die Knopflöcher werden bei Knopfstiefeln umnäht, Ösen oder Knöpfe befestigt und so die Schäfte fertig gestellt. Die Sohle oder der Boden des Schuhwerks ist meist aus lohgarem Brandsohlen-, Vache- oder Sohlleder hergestellt, von denen sich das letztere durch besondere Festigkeit und Dichtigkeit auszeichnet. Es ist derbes Rindsleder, ohne Verwendung von Kalk gegerbt, während das Vacheleder (so genannt, weil anfänglich nur Kuhleder derartig gegerbt wurde) aus den feinsten einheimischen Häuten mit besonders reiner Narbe hergestellt wird. Nachdem die einzelnen Teile ausgestanzt sind, müssen die Sohlen mit dem Riß versehen werden, der die Naht aufnehmen soll; auch sind die Kappen und Brandsohlen abzuschärfen, ehe zum Montieren oder Aufzwicken des Schuhwerks übergegangen werden kann, worauf im Großbetrieb die Sohle derart gewalkt oder gepreßt wird, daß sie ohne Klopfen oder sonstige Manipulationen genau mit dem Oberleder verbunden und im Gelenk die genügende Wölbung zur Aufnahme der Gelenkeinlage erzielt werden kann.

Für diese Arbeit wird eine Presse, die Sohlenformmaschine, angewendet. Die so weit fertigen Teile werden auf den Leisten gezwickt. Derselbe ist ein aus Holz oder Eisen bestehendes Modell des Fußes, das jetzt meist zweiteilig als sog. Keilleisten ausgeführt wird. Der Keil, d. i. das obere Stück des Leistens, welches schräg auf das untere aufgeschoben wird, paßt genau auf letzteres und bestimmt durch seine Form, ob der Schuh eine hohe Spanne erhält oder nicht.

Das Aufzwicken oder Montieren des Schuhwerks, welches eine Hauptoperation der S. ist, besteht darin, daß man das Oberteil oder den Schaft, in welchem die Kappe befestigt ist, über den Leisten steckt, hierauf letztern auf den Leistenhalter schiebt und dann mit kleinen, flachköpfigen Eisennägeln die Brandsohle aufheftet. Zu der Arbeit des Aufzwickens, welche übrigens auch mit der Maschine ausführbar ist, wird die Aufzwickzange verwendet, mittels deren die Stifte gefaßt und eingeschlagen werden. Dieselben dringen an denjenigen Stellen des Leistens ein, wo derselbe mit Blei ausgegossene Löcher besitzt. Ist die Brandsohle aufgeheftet, so zieht man das Oberteil fest über den Leisten und nagelt Ferse und Oberteil an der Brandsohle fest, während sich die Spitzen der Nägel an den Eisenteilen des Leistens umlegen. Hierbei ist das Leder im Gelenk noch besonders kräftig mittels der Gelenkzwickzange zu ziehen. Die früher in die Form gepreßte Sohle wird, nachdem die Bodenfläche mit Kleber bestrichen ist, aufgepreßt und genau aufgearbeitet, sodaß zwischen Sohle und Unterlage kein Hohlraum entsteht; dann wird mit dem Rißöffner der Riß frei gelegt und die Sohle durch einige Zwecken aufgeheftet.

Nach dieser Vorbereitung kann das Schuhwerk genäht werden. Geschieht dies von Hand, so bedient man sich zweier gepichter und gewichster Fäden, für welche Stich um Stich mit der Ahle, resp. dem Pfriemen oder Ort vorgebohrt wird; darauf werden die Fäden von den beiden gegenüberstehenden Seiten eingesteckt und durchgezogen, die Naht wird also durch eine doppelte Verschlingung des Fadens hergestellt. Bei der Maschinennäherei wird am meisten der Kettenstich angewendet, da bei diesem ein Aufgehen der Naht nicht zu befürchten ist. Die erste Sohlennähmaschine wurde 1851 in London von James Drew ausgestellt; die jetzt zum nämlichen Zweck zur Verwendung kommenden Maschinen sind derselben im Prinzip gleich geblieben. Wesentliche Verbesserungen zeigen die Maschinen von Lyman Reed Blake und Gordon Mckay. Diese beiden Maschinen nähen durch Sohle, Oberzeug und Brandsohle, stellen daher die durchgenähte Arbeit her, welche rationell und einfach, bei guter Ausführung elastisch, haltbar und wasserdicht ist. Eine zweite Art von Schuhwerk ist das genietete. Die vorbereitenden Arbeiten hierfür sind dieselben wie für durchgenähtes Schuhwerk. Nachdem die Schäfte angefertigt, die einzelnen Teile für die Bodenarbeit ausgestanzt und vorgerichtet sind, wird der Schuh wie für die durchgenähte Arbeit auf einen eisernen Leisten aufgezwickt und, wenn die Zwischenräume ausgelegt sind und das Gelenkstück aufgesetzt ist, die Sohle mit eisernen oder messingenen Nägeln, die sich auf dem eisernen Leisten

unnieten, aufgenagelt. Das nach dieser Methode angefertigte Schuhwerk hat den Nachteil, daß es schwer ist und steife Sohlen gibt, ein Übelstand, den auch das geschraubte Schuhwerk zeigt, welchem eine dritte Fabrikationsweise zu Grunde liegt. Die zur Herstellung derartiger Schuhwaren dienende Vorrichtung schneidet das Gewinde in den Draht, schraubt denselben in die Sohle und durchschneidet ihn schließlich dicht an der letztern.

Eine vierte Methode zur Verbindung von Schuhsohlleder und Oberleder ist diejenige durch Holzstifte (s. d.), die in den vierziger Jahren aufkam und lange Zeit nur in Amerika heimisch war. In Verbindung mit derselben trat die Forderung auf, Maschinen zur Herstellung von Schuhstiften zu konstruieren. Um 1860 etwa wurde in Amerika die erste Schuhpflockmaschine (shoe-pegging machine) erfunden. Dieselbe war für Handbetrieb eingerichtet, lochte die Sohle, fabrizierte die Holzstifte selbstthätig, schlug dieselben in die Löcher fest ein und rückte automatisch um ein Loch weiter. Unter den neuerlich eingeführten Verbesserungen dieser Maschine ist namentlich die in Deutschland erfundene Kühlmannsche Konstruktion zu erwähnen.

Den Maschinen für durchgenähte Arbeit ähnlicher sind diejenigen für umgewendete und Rahmenarbeit. Unter diesen ist die wichtigste die Umwende- und Rahmeneinstechmaschine von Goodyear. Zu den auf der Maschine hergestellten Umwendeschuhen, einer Neuerung in der S., gehören im allgemeinen die leichtern Schuharten, wie Tanzstiefel, Turnstiefel, Sommerstiefel.

Spezielle Zweige der S. sind die Pantoffelfabrikation, die Fabrikation der Filzschuhe, diejenige der Holzpantoffeln, welche eine Sohle aus Holz haben und nur vorn über dem Fuße mit Leder besetzt sind. Die eigentlichen Holzschuhe werden niemals vom Schuhmacher, sondern vom Holzschnitzer, in neuerer Zeit auf Kopierdrehbänken (s. unter Holzbearbeitungsmaschinen, Bd. IX, S. 352 b) hergestellt. Über die Herstellung der Gummischuhe s. unter Gummiwarenfabrikation, Bd. VIII, S. 623 a.

Schuhzwecken, s. Schuhnägel.

Schuhzweckenleber, s. unter Cirrhose, Granulation und Leberentzündung.

Schuja, Kreisstadt im russ.-europ. Gouvernement Wladimir, an der Tesa und an der Eisenbahn S.-Kineschma, 108 km von Wladimir entfernt, zählt 13733 E. und bildet mit seinem Kreise, darin die Stadt Iwanow-Wossnessensk und die Dorfschaften Teikowo, Leshnowo und Dunilowo, das Centrum der Baumwollindustrie in Rußland. Die Baumwollfabrikate, die sich durch ihre große Billigkeit auszeichnen, sind vorzugsweise auf die Bedürfnisse des gemeinen Volks berechnet, haben aber auch einen großen Absatz in Asien.

Schujskij, Schujskój, ehemaliges russisches Fürstengeschlecht aus dem susdalschen Zweige des Hauses Rurik.

Iwan Wassiljewitsch S., Bojar und Wojwode, nahm an den Kämpfen gegen Livland und Litauen teil und machte sich zum Oberhaupt der Bojaren durch Ermordung des Fürsten Bjelskij und Vertreibung des Metropoliten Joseph. Er starb 1546.

Andrej Wassiljewitsch S. suchte die Großfürstin Helene zu stürzen, war dann unter Iwan dem Schrecklichen Statthalter von Pskow, fiel aber in Ungnade und erlitt 1543 einen grausamen Tod.

Peter Iwanowitsch S., brachte 1548 die Fürsten Glinskij und Pronskij aus Litauen nach Moskau, nahm 1558—60 an den Kämpfen in Livland teil, eroberte unter anderm Dorpat, wurde aber 1564 von den Litauern bei Orscha geschlagen und fiel im Kampfe.

Dimitrij Iwanowitsch S., einer der Urheber des moskauer Aufstandes im J. 1584, nahm dann Anteil am Sturz des falschen Demetrius, ward Wojwode, kämpfte aber unglücklich gegen den zweiten falschen Demetrius und ward 1610 von den Polen bei Kluschin geschlagen. Er starb in polnischer Gefangenschaft 1613.

Wassilij Iwanowitsch S., Bruder des vorigen, ward nach dem Sturze des falschen Demetrius Zar von Moskau unter dem Namen Wassilij III., Iwanowitsch. (S. Wassilij.)

Michail Wassiljewitsch S.-Skopin, Fürst und Wojwode, Neffe des vorigen, säuberte zuerst mit schwed. Hilfe die nördl. Gebiete des Reichs, besiegte die Polen bei Koljasin, befreite das Kloster Troizk, erregte aber durch solche Erfolge den Neid seines Rivalen Dimitrij S. und starb plötzlich auf einem Gastmahl bei demselben 3. Mai 1610. Sein Andenken erhielt sich lange in den Volksliedern.

Schu-king, d. i. das Buch der Annalen, und Schi-king, d. i. das Buch der Lieder, die beiden wichtigsten Denkmäler der ältesten chines. Geistesthätigkeit. (S. unter Chinesische Sprache, Schrift und Litteratur, Bd. IV, S. 300 a.) Über beide Werke vgl. Schotts akademische Abhandlung »Entwurf einer Beschreibung der chines. Litteratur« (Berl. 1854).

Schulbank, s. Schulhygiene.

Schuld heißt in juridischem Sinne das, was einer einem andern rechtlich, z. B. durch Kontrakt, zu leisten verbunden ist (debitum); ferner die Nachlässigkeit oder der Mangel an Sorgfalt, um derentwillen man rechtlich in Anspruch genommen werden kann (culpa, im Gegensatz von dolus, d. i. der bösen Absicht), ingleichen die verantwortliche Urheberschaft hinsichtlich einer strafbaren Übertretung des Gesetzes. (S. Culpa und Dolus.)

In moralischer Bedeutung versteht man unter Schuld die Urheberschaft des sittlich Bösen, welches in dem freien Wesen des Menschen aus der Nichtachtung oder der bewußten Leugnung des Sittengesetzes entspringt. Zur S. wie zu dem ihr entgegengesetzten Verhalten gehört daher die Freiheit des Entschlusses und der Handlung. Die Größe der S. bemißt sich nach dem Grade des Bewußtseins einer Unsittlichkeit im Verhältnis zu der Widerstandsfähigkeit der Willenskraft.

Schuldbrief, soviel wie Schuldschein.

Schulden nennt man das, was jemand (der Schuldner) einem oder mehrern andern (den Gläubigern) zu leisten, insbesondere an Geld zu zahlen hat. Man unterscheidet Kapital- und hypothekarische S. (s. Hypothek), Wechselschulden (s. Wechsel), Buchschulden, die sich wenigstens aus den Handlungsbüchern (s. d.) erweisen, aber nicht nach Wechselrecht beitreiben lassen u. s. w. Erst an der Möglichkeit, säumige oder böswillige Schuldner mittels gerichtlichen Zwangs zur Tilgung ihrer Verpflichtungen anzuhalten, kann sich der bürgerliche Verkehr in weiterm Umfange entwickeln, und eine gute Rechtspflege in allen Schuldsachen erhöht den Kredit eines Staats. Die Vorzeit neigte hierbei zur äußersten Strenge. Im alten Rom trug

auch noch der Umstand, daß die Wohlhabendern bei der Leitung des Staats das Übergewicht behaupteten und das geringe Volk in immer größere Abhängigkeit zu bringen suchten, zur Verschärfung der Schuldgesetze bei. Nach dem Rechte der Zwölf Tafeln durfte der Gläubiger seine verurteilten Schuldner (addicti, nexi) in Haft nehmen, mit Ketten belasten und, wenn dieselben binnen 60 Tagen nicht zahlten, als Sklaven verkaufen. Schuldner, die mehrern Gläubigern zugleich zugesprochen waren, konnten nach dem Buchstaben des Gesetzes zerstückt werden (sectio in partes), um jedem Gläubiger das Recht an ihrer Person wenigstens symbolisch zu wahren. Doch scheint von dieser harten Befugnis in der Praxis niemals Gebrauch gemacht worden zu sein. Beseitigt wurde übrigens die ursprüngliche Strenge schon durch die lex Papiria Poetelia (326 v. Chr.), aber der Schuldarrest dauerte fort. Erst seit den bürgerlichen Kriegen bildete sich allmählich der Grundsatz aus, daß die Gläubiger sich nicht an die Person, sondern an das Vermögen des Schuldners zu halten hätten. Den Deutschen war die Schuldknechtschaft ebenfalls nicht fremd, und obschon bereits im Mittelalter gegen schlechte Schuldner regelmäßig mit Pfändung verfahren wurde, so erhielt sich doch die Schuldhaft bei dem Gläubiger, später im öffentlichen Schuldgefängnis (Schuldturm) noch gegen Unvermögende als solche, die sich von vornherein bei diesem Zwangsmittel verpflichtet (zu Hand und Halfter gegeben) hatten. Für den Großverkehr auf Messen empfahl sich das gleiche Verfahren, um Fremde zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten anzuhalten oder bei Handhabung des Gastrechts gegen Übervorteilungen schleunig zu sichern, und der hieraus hervorgegangene Wechselarrest hat sich bis in die Neuzeit herein behauptet. (S. Schuldhaft.)

Schuldhaft. Gegen die S., welche sich bis in die neueste Zeit erhalten hatte, wurde namentlich geltend gemacht, daß die persönliche Freiheit als etwas Unschätzbares kein Äquivalent für Vermögensrechte abgeben könne, und daß die S., da sie keine Zahlungsfähigkeit zu erzeugen im Stande sei, gewöhnlich nur zur Befriedigung privater Rachegelüste oder zur Ausübung eines Drucks auf wohlhabende Freunde und Angehörige des Schuldners gemißbraucht werde. Diejenigen, welche nur bei dem Wucher gegen Einsetzung ihrer Freiheit Kredit erlangten, seien des Kredits eben nicht würdig, und die Gewißheit, daß man durch Verpfändung seiner Person kein größeres Vertrauen gewinne, müsse die Geneigtheit des Worthaltens allgemein steigern und dadurch dem Verkehr eine gesundere Grundlage bereiten. In Frankreich wurde durch das Gesetz vom 22. Juli 1867 die S. aufgehoben, später auch in Österreich. An den Norddeutschen Reichstag gelangte 9. Mai 1868 ein Entwurf, welcher unterm 29. Mai 1868 als Gesetz, die Aufhebung der S. betreffend, durch das Bundesgesetzblatt veröffentlicht wurde. Dasselbe umfaßt fünf Paragraphen. Hiernach ist der Personalarrest als Exekutionsmittel in bürgerlichen Rechtssachen insoweit nicht mehr statthaft, als dadurch die Zahlung einer Geldsumme oder die Leistung einer Quantität vertretbarer Sachen oder Wertpapiere erzwungen werden soll (§. 1). Ferner wird (in §. 2) bestimmt, daß die gesetzlichen Vorschriften, welche den Personalarrest gestatten, um die Einleitung oder Fortsetzung des Prozeßverfahrens oder die gefährdete Exekution in das Vermögen des Schuldners zu sichern (Sicherungsarrest), unberührt bleiben sollten. Nach §. 3 findet die Bestimmung des §. 1 auch auf die vor Erlassung dieses Gesetzes entstandenen Verbindlichkeiten Anwendung, selbst wenn auf Personalarrest rechtskräftig erkannt oder mit dessen Vollstreckung begonnen war. Alle diesem Gesetz entgegenstehenden Vorschriften treten (nach §. 4) außer Kraft; §. 5 verordnet, daß das Gesetz mit dem Tage seiner Verkündigung durch das Bundesgesetzblatt in Wirksamkeit trete. Art. 80 der spätern Verfassung des Deutschen Bundes erklärte das Gesetz zum Gesetz des Deutschen Bundes (später Reichsgesetz). Über die Zulässigkeit des Personalarrestes als Sicherungsmittel (§. 2) s. Arrest.

Schuldisciplin, s. unter Schulen.

Schuldopfer, s. unter Opfer.

Schuldschein oder Schuldverschreibung nennt man das schriftliche Bekenntnis einer Schuld, welche sowohl eine eigene, als eine fremde, zur eigenen Vertretung übernommene sein kann. Die Schuldverschreibung bezieht sich entweder auf ein früheres Geschäft, indem sie eine schon bestehende Schuld anerkennt, oder sie ist bei der Entstehung der Forderung selbst ausgestellt. Diese Entstehungsursache muß darin ausgedrückt sein, z. B. daß dem Schuldner die Summe als Darlehn vorgeschossen, daß er sie für gekaufte Waaren, geleistete Dienste schuldig geworden sei. Die Verschreibung muß aber auch die Person des Schuldners, des Gläubigers, die Schuld selbst, die Münzsorte, die Zeit und den Ort der Bezahlung, das Datum der Ausstellung angeben und mit der Unterschrift des Schuldners schließen. Dagegen ist die Beweiskraft eines S. an den Ablauf einer bestimmten Zeitfrist nach §. 17 des Einführungsgesetzes zur Deutschen Civilprozeßordnung nicht mehr gebunden. Ein Anspruch, welcher die Zahlung einer bestimmten Geldsumme oder die Leistung einer bestimmten Quantität anderer vertretbarer Sachen oder Wertpapiere zum Gegenstand hat, kann im sog. Urkundenprozeß (s. d.) geltend gemacht werden, wenn die sämtlichen zur Begründung des Anspruchs erforderlichen Thatsachen durch Urkunden bewiesen werden können. Wechsel und Inhaberpapiere (s. Au porteur) sind von den hier besprochenen einfachen S. wohl zu unterscheiden.

Schulen sind Anstalten für gemeinsamen Unterricht. Nach ihrem Zwecke kann man die S. einteilen in solche, die eine allgemein menschliche Bildung, und in solche, die eine bestimmte Berufs- oder Fachbildung zum Ziel haben. Jene nehmen auf den zukünftigen Stand und Beruf der Schüler nur insofern Rücksicht, als dieser ein niederer oder höherer, d. h. eine größere wissenschaftliche Bildung voraussetzender ist. Sie scheiden sich daher in niedere, Elementar- oder Volksschulen, und in höhere Schulen oder, wie man in Süddeutschland mit Rücksicht auf die Hochschule oder Universität sagt, in Mittelschulen. Die Volksschule entläßt ihre Schüler in der Regel mit dem 14. Lebensjahre; sie beschränkt sich daher auf die allernotwendigste Bildung und sucht diese zu einem gewissen Abschluß zu bringen. Zu den Volksschulen gehören die Land- und Dorfschulen, die Armen- oder Freischulen, die Gemeinde- oder Bezirksschulen und die gewöhnlichen Bürgerschulen der Städte. Zu den höhern S. gehören die Gymnasien, die Realgymnasien, die Realschulen, die höhern Bürgerschulen,

Zu den Berufs- oder Fachschulen gehören die speziellen Gewerb- und Gewerkschulen, alle technischen Bildungsanstalten, die polytechnischen S., die Bau-, Forst-, Bergakademien, die Kunstakademien, die landwirtschaftlichen Lehranstalten, die Militär- und Marineschulen, die Handelsschulen, die Handwerkerschulen, die Kunstschulen (Konservatorien für Musik, Theaterschule u. s. w.), aber auch die theol. und Lehrerseminare, ja die Fakultäten der Universitäten.

In Betreff ihrer Gründung und Unterhaltung teilt man die S. ein in Staats-, Gemeinde- und Privatschulen. Staats- und Gemeindeschulen nennt man auch öffentliche Schulen, d. h. aus öffentlichen Mitteln gegründete und erhaltene. Schulgeld ist dabei nicht ausgeschlossen. Die Privatschulen sind in Deutschland in gewissem Sinne auch öffentliche S., bedürfen der staatlichen Genehmigung und stehen unter der staatlichen Aufsicht; nur in Betreff ihrer Unterhaltungsmittel sind sie ganz auf sich, d. h. auf das Schulgeld, angewiesen. Die Volksschulen sind in Deutschland in der Regel Gemeindeschulen, aus Mitteln der Gemeinde unterhaltene. Nur den kleinern Gemeinden gewährt der Staat einen in der Regel unbedeutenden Zuschuß. In der Schweiz sind die Volksschulen der Aufsicht des Staates unterstellt, die dieser entweder durch besondere sachmännische Inspektoren, Schulräte, Kreisinspektoren übt oder den Ortsgeistlichen überträgt. Staatsschulen sind auch in Deutschland viele höhere S.; denn da diese in der Regel einer Provinz oder einem ganzen Lande zugute kommen, so kann keine einzelne Gemeinde zu ihrer Unterhaltung verpflichtet sein. Trotzdem sind in größern Städten viele höhere S., namentlich Gymnasien und Realschulen, Gemeindeschulen, deren innere Angelegenheiten jedoch meist unter unmittelbarer Leitung der Staatsschulbehörde stehen. Privatschulen finden sich, soweit sie nicht vollständige Erziehungsinstitute mit Pensionat sind, meist nur in größern Städten.

Hinsichtlich des religiösen Verhältnisses gibt es konfessionelle Schulen, d. h. solche, in welchen fast alle Kinder ein und demselben Bekenntnis angehören und darin unterrichtet werden; ferner konfessionslose Schulen, d. h. solche, welche die Konfession ihrer Zöglinge nicht berücksichtigen und den Religionsunterricht der Geistlichkeit überlassen; endlich Simultanschulen, welche versuchen, den verschiedenen Konfessionen gleichzeitig gerecht zu werden.

Die Schulzucht hat nicht bloß die Verhütung und Bestrafung von Fehlern und Vergehungen, sondern überhaupt die Gewöhnung an alles, was gut, recht und löblich ist, namentlich also an Ordnung, Regelmäßigkeit, Aufmerksamkeit, Fleiß und gesittetes Betragen und vor allem an ein Leben in der Gemeinschaft zum Zwecke. Die Schuldisciplin regelt das äußere Schulleben und beruht auf der Schulordnung, deren Bestimmungen kurz, einfach und deutlich sein müssen. Das sicherste Mittel der Schulzucht und Schuldisciplin liegt in der rechten Methode des Unterrichts und der Art und Weise des organisierten Schullebens. Wichtig ist in dieser Beziehung und namentlich für den Unterricht auch die Zahl der Schüler, welche ein Lehrer gleichzeitig zu unterrichten hat und welche von der Schulart und von den über das Maximum der Schülerzahl in verschiedenen Ländern getroffenen verschiedenen Bestimmungen abhängig ist. Es ist klar, daß das Wirken des Lehrers bei einer kleinen Schülerzahl leichter und einflußreicher ist, als bei einer übergroßen. Unter der Schulinspektion begreift man diejenigen Einrichtungen, welche dafür sorgen, daß alle Hindernisse der Schulerziehung möglichst beseitigt werden und daß in und außer der S. alles geschieht, was zur Erreichung des Schulzwecks erforderlich ist. Die Schulinspektion ist nur ein Teil der Schulverwaltung, unter welcher man die Leitung und Verwaltung sämtlicher S. eines Ortes, eines Bezirks oder eines ganzen Landes durch bestimmte Behörden versteht. Die Schulbehörden, welche teils nur für einen einzelnen Ort, Bezirk oder Kreis, teils für eine ganze Provinz oder für ein ganzes Land bestimmt sind, haben im allgemeinen für Anlegung, Einrichtung und Unterhaltung der S., für die allgemeine Anordnung des Unterrichts, der Zucht und des Schullebens überhaupt, für Bildung, Anstellung und Beaufsichtigung der Lehrer Sorge zu tragen. Die oberste Stellung in der Schulverwaltung nimmt das Ministerium des öffentlichen Unterrichts ein, welches oft mit dem des Kultus vereinigt ist. In neuester Zeit hat man auch in gesundheitlicher Hinsicht besondere Anforderungen an die S. gestellt. Man hält auf lichte, freundliche Räume und auf zweckmäßige Bänke, die ein unschädliches Sitzen möglich machen. Auch für gute Luft wird durch Ventilation gesorgt, und damit die Jugend nach den Lehrstunden sich frei ergehen könne, legt man geräumige Höfe oder Schulgärten an, die außerdem noch den naturwissenschaftlichen Unterrichtszwecken dienen. Es entstand eine besondere Schulgesundheitslehre. (S. Schulhygiene.) Beim Abschluß der Jahreskurse hält die S. öffentliche Prüfungen; doch haben sich in neuerer Zeit viele Gegner derselben erhoben, und sowohl Volksschulen als höhere S. sehen bereits hier und da von solchen Prüfungen ab.

Geschichte des Schulwesens. Das gegenwärtige Schulwesen Europas ist erst aus dem Christentum erwachsen. In gewisser Hinsicht kann man Karl d. Gr. als den ersten Gründer unsers Schulwesens ansehen. Er verfolgte zuerst den großartigen Plan, Bildungsanstalten für alle Stände in seinem großen Reich einzurichten, und suchte die hohe und niedrige Geistlichkeit dafür zu gewinnen. Die Verhältnisse der Zeit verhinderten aber die Ausführung, und die polit. Stürme und Kämpfe unter seinen Nachfolgern, sowie der Zustand der Kirche hemmten nicht nur den Fortschritt, sondern veranlaßten auch den Verfall der meisten von den zahlreichen S., die unter Karls d. Gr. Regierung in allen Teilen des großen Frankenreichs, besonders auch in Deutschland waren gegründet worden. Nur für die Bildung der Geistlichen und der vornehmern Stände war in den Klosterschulen (s. d.) durch Unterricht im Lesen, Schreiben, Singen, Latein, mitunter auch in einigen andern Wissenschaften notdürftig gesorgt. Für die Bildung der Jugend des Volks wurde nichts gethan. Dieser Zustand blieb bis zum 12. und 13. Jahrh., wo die Städte polit. Wichtigkeit erhielten und Handel und Gewerbfleiß aufblühten, sodaß das Bedürfnis der Bildung auch im Bürgerstande erwachte. In den Städten wurden nun S. begründet, welche neben den kirchlichen Bildungsanstalten emporwuchsen, aber freilich meist nur das Lesen und Schreiben, höchstens die lat. Sprache in ihren Unterricht

aufnahmen. Die niederdeutschen Schreibschulen (dudeschen Scrifscolen), die aus dem Bedürfnis der Kaufleute hervorgingen und als rein bürgerliche Institute frei von kirchlichem Einfluß waren, können als die ersten Anfänge der deutschen Bürgerschulen betrachtet werden. Im 14. Jahrh. gingen durch Geert Groote und die geistliche Brüderschaft des gemeinsamen Lebens von Holland mächtige Anregungen aus zur Bildung des Volks durch S., während in Italien durch die sog. Wiederherstellung der Wissenschaften die höhern Studien eine neue Grundlage erhielten und eine neue Gestaltung des höhern Schulwesens vorbereitet wurde. Von jetzt an entstanden bis zum Anfang des 16. Jahrh. viele neue S., in welchen der Geist des klassischen Altertums sich geltend machte. Sie waren aber entweder nur Privatunternehmungen einzelner Männer, oder ihre Wirksamkeit beruhte doch ganz allein auf persönlicher Tüchtigkeit. Das Schulwesen war noch kein Gegenstand der staatlichen Fürsorge. Auch die niedern S. mehrten sich, blieben aber nach den Verhältnissen der Zeit nur auf die notdürftigste Bildung beschränkt. Ihre Lehrer waren größtenteils unwissend, zogen von einem Orte zum andern, genossen wenig Achtung und wurden schlecht bezahlt. Wie in dem Gewerbswesen bildete sich unter den Lehrern eine Abstufung nach Meistern und Gesellen im Sinne des Zunftwesens und ein Zunftgeist aus, und wie die Lehrer, so zogen auch Schüler (Fahrende Schüler oder Bacchanten) von einer S. zur andern, wobei sie nicht nur unwissend blieben, sondern auch zu sittlicher Roheit herabsanken.

Da trat mit der Reformation ein Wendepunkt im Schulwesen ein. Die neue Kirche mußte ihrem ganzen Wesen nach in der verbesserten Jugendbildung eine Stütze suchen. Daher sprachen die Reformatoren, namentlich Melanchthon, den schon seine Zeit den Praeceptor Germaniae nannte, für Verbesserung vorhandener und Anlegung neuer S. Die frühern Anfänge eines Volksschulwesens erhielten nun Befestigung und weitere Ausbildung. Auch die Schulbildung des weiblichen Geschlechts wurde ins Auge gefaßt. Die neuen Kirchenordnungen, die überall eingeführt wurden, empfahlen die S. der allgemeinen Fürsorge, und nach dem Muster der von Melanchthon in dem «Unterricht der Visitatoren» für die Einrichtung der S. gegebenen Vorschriften wurde der Unterricht fast in allen prot. Ländern angeordnet. Während die höhern S. bald einen Aufschwung nahmen, ging es freilich mit dem Volksschulwesen nur sehr langsam vorwärts. Unter den Protestanten haben sich um das Schulwesen der damaligen Zeit, außer Melanchthon, große Verdienste erworben: Johannes Sturm, Val. Friedland, gewöhnlich Trotzendorf genannt, Michael Neander, Sebald Heyden, Ratich, Comenius u. s. w. Die kath. Christenheit blieb in dem Eifer für die Verbesserung des Schulunterrichts nicht zurück, und die Jesuitenschulen (s. d.) erlangten Berühmtheit.

Neue Hindernisse erwuchsen freilich der Entwickelung des Schulwesens durch die im Gefolge der Reformation gehenden Religionsunruhen, namentlich durch den Dreißigjährigen Krieg, der aber auch die neuen Begriffe von Staat und Staatsverwaltung und somit wieder indirekt die Fortbildung des Schulwesens im allgemeinen zur Folge hatte. Die Volksschule nach jetzigen Begriffen, die sich der Erziehung und Bildung eines jeden einzelnen Kindes annimmt, war dem ganzen Mittelalter, sogar der Reformationszeit noch fremd. Sie ist durchaus ein Produkt des 18. und 19. Jahrh. Gegen das Ende des 17. Jahrh. und im 18. bildete sich nach und nach die Ansicht aus, daß die Sorge für die S. eine Verpflichtung der weltlichen Regierung sei. Die Begründung von Schullehrerseminarien, seit der Mitte des 18. Jahrh., mußte besonders dem Volksschulwesen den größten Vorschub leisten. Die schulreformatorischen Bestrebungen Basedows (s. d.) und seiner Anhänger riefen endlich eine allgemeine und für die Fortbildung der S. höchst einflußreiche geistige Bewegung hervor (s. Philanthropie), und die wiedererwachte Philosophie verbreitete gleichfalls über den Unterricht bessere Ansichten. Mit dem Anfang des 19. Jahrh. wurden allmählich aus frühern Zeiten bestehende lateinische S. in deutsche Bürgerschulen umgewandelt. Auf die Hebung des Volksschulunterrichts und dessen Methode hatten die Bestrebungen Pestalozzis (s. d.) wesentlichen Einfluß.

Unter allen Ländern Europas steht in Deutschland das Schulwesen am meisten in Blüte. Für die Bildungsbedürfnisse aller Stände und Klassen ist durch zahlreiche S. jeder Art gesorgt. Der Schulbesuch ist in allen deutschen Ländern obligatorisch (Schulzwang); daher müssen alle Kinder vom 6. bis 14. Lebensjahre, wenn sie nicht anderweit den entsprechenden Unterricht erhalten, die Volksschule besuchen, wo sie in der Religion, im Lesen und Schreiben, im Rechnen, in den Elementen der Raumlehre, den wichtigsten Realien (Geschichte, Geographie, Naturkunde) und im Singen unterrichtet werden. Seit 1816 trat Preußen an die Spitze der Schulreform, und seine Schulverfassung wurde vielfältig nachgeahmt. Lange Zeit war auch Preußen in der That auf allen Gebieten der Schule den übrigen Staaten voraus. Aber die im J. 1854 erlassenen Regulative für das preuß. Volksschulwesen fanden zahlreiche und heftige Gegner, obwohl die ihnen zu Grunde liegenden Prinzipien auch anderwärts Eingang fanden. Die Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Okt. 1872 sind jetzt an ihre Stelle getreten. Auch in Sachsen sind durch das Schulgesetz vom 26. April 1873 die zweckmäßigsten Änderungen eingeführt worden. In Beziehung auf das höhere Schulwesen sind die preuß. Einrichtungen seit Entstehung des Deutschen Reichs für alle demselben zugehörigen Staaten mehr und mehr maßgebend geworden.

Schulgesetze haben nur einzelne deutsche Staaten; auch Preußen sieht einem solchen noch entgegen. Das österr. Volksschulgesetz datiert vom 14. Mai 1869. In den Staaten, deren Bildung wesentlich auf deutschem Geiste und deutscher Grundlage beruht, wie die Schweiz, Holland, Dänemark, Schweden, ist ebenfalls viel zur Herstellung eines geregelten Schulwesens geschehen. Frankreich hat durch die neueste Gesetzgebung die Entwickelung seines Schulwesens wesentlich gefördert. Belgien hatte durch das Schulgesetz von 1879 die Schule von ihrer Unterordnung unter die Geistlichkeit befreit; 1884 wurde aber das liberale belg. Schulgesetz in ein klerikales umgewandelt. Ein Streben nach Emancipation der Schule von der Kirche zeigt sich auch in England. Rußland erfreut sich jetzt der unter dem Minister Graf Tolstoi getroffenen Schuleinrichtungen. In Italien, wo seither alle Volksbildung in den Händen der Kirche war und in vielen

Gegenden ganz daniederlag, hat die Regierung die Schulsache für Staatssache erklärt und Anstrengungen gemacht, um ein allgemeines Volksschulwesen herzustellen. Griechenland steht in Bezug auf das Schulwesen noch im Anfange, organisiert es aber auf Grund eines Unterrichtsgesetzes von 1874. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Organisation in den einzelnen Staaten, je nach der allgemeinen Lage und Bildungsstufe, sehr verschieden. Zur Litteratur über S. s. *Erziehung* und *Unterrichtswesen*.

Schulenburg (von der), ein altes berühmtes Adelsgeschlecht der Mark Brandenburg, seit 1187 in Urkunden genannt, dessen nachweisliche Stammreihe mit dem Ritter Werner II. (1280—1304) beginnt. Die Söhne desselben, Dietrich und Werner, stifteten die beiden noch jetzt blühenden Hauptlinien des Geschlechts, nämlich ersterer die Schwarze, letzterer die Weiße. — Die *Schwarze Linie* besteht aus dem seit 17. Jan. 1816 gräfl. Hause Lieberosa und dem adeligen Hause Priemern. Die *Weiße Linie* teilt sich in zwei Hauptlinien. Die ältere Weiße Linie wurde 7. Dez. 1728 in den Reichsgrafenstand erhoben und zerfällt in die Häuser Hehlen, Wolfsburg und Beetzendorf. Auch die seit 1853 erloschene Linie Klosterroda gehörte hierher. Die jüngere Weiße Linie zerfällt in die Häuser Trampe (seit 1786 gräflich), Altendorf (seit 1713 freiherrlich), Emden, Altenhausen und Bodendorf, sämtlich seit 1798 gräflich, Burg-Scheidungen (seit 1786 gräflich) und Angern, welches 1753 die gräfl. Würde erhielt. Auch die im 19. Jahrh. erloschenen gräfl. Häuser Kehner und Jahmen gehörten zu dieser Linie. Die großen Besitzungen der Familie liegen in den preuß. Provinzen Brandenburg, Sachsen und Hannover, in Mecklenburg und Braunschweig.

Unter den zahlreichen berühmten Generalen und Staatsmännern, welche aus dem Geschlecht hervorgingen, sind namentlich folgende anzuführen: *Johann Matthias, Graf von der S.*, Erbherr auf Emden, Feldmarschall in Diensten der Republik Venedig, wurde zu Emden im Magdeburgischen 8. Aug. 1661 geboren. Als Generallieutenant in sächs. Diensten befehligte er 1702—6 ein Korps in Polen gegen Karl XII. Von diesem 12. Okt. 1704 bei Puniz angegriffen, hielt er zwar den Angriff aus, machte aber noch in der Nacht, unter den schwierigsten Umständen, fast ganz ohne Reiterei und immer gegen einen kühnen und raschen Feind kämpfend, den berühmten Rückzug von Puniz nach Schlesien. Im J. 1706 verlor er die Schlacht bei Fraustadt. Hierauf focht er als Anführer eines Korps von 9000 Mann, welches Sachsen in niederländ. Dienste gab, unter Marlborough und Eugen gegen die Franzosen. Der Kaiser Karl VI. erhob ihn in den Reichsgrafenstand. Als aber 1711 der Graf Flemming das Kommando der sächs. Armee erhielt, forderte S. seine Entlassung und ging 1713 nach dem Haag, dann nach England, um die Ansprüche des Hauses Hannover auf den engl. Thron zu verteidigen, und wurde 1715 Feldmarschall der Republik Venedig. Seine Verdienste bei der Verteidigung von Korfu 1716 ehrte die Republik, indem sie seine Bildsäule in Korfu aufstellen ließ. Bei den Kriegen der Österreicher in Italien, 1733—35 und 1742—47, hielt er die Neutralität Venedigs aufrecht. Er starb zu Verona 14. März 1747. Auch in diplomatischen Verhandlungen leistete er oft treffliche Dienste. Vgl. Fr. Albr. von der Schulenburg, «Leben und Denkwürdigkeiten des Johann Matthias von der S.» (2 Bde., Lpz. 1834).

Adolf Friedrich, Graf von der S., geb. zu Wolfenbüttel 1685, stand 1705—13 in hannov. Diensten und focht als Major in den Schlachten von Oudenaarde und Malplaquet. Dann trat er in preuß. Dienste, wo er dem pommerschen Feldzuge und dem am Rheine von 1734 beiwohnte. Unter Friedrich II. focht er als Generallieutenant der Kavallerie 1741 bei Mollwitz; eine Wunde, die er hier empfing, brachte ihm den Tod. — *Levin Rudolf von der S.*, preuß. Generallieutenant und Staatskriegsminister, geb. 1727, befand sich während des Siebenjährigen Kriegs stets in dem Gefolge Friedrichs II. und starb 1788. — *Karl Friedrich Gebhard, Graf von der S.*, aus dem Hause Wolfsburg, früher im preuß. Staatsdienste, trat dann in die Dienste des Königs von Westfalen, wo er sich hohe Achtung erwarb. Als der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig bei Quatre-Bras 1815 fiel, stellte der Prinz-Regent von England, als Vormund des unmündigen Nachfolgers, den Grafen an die Spitze der Landesverwaltung in Braunschweig. Er starb 25. Dez. 1818. — *Friedrich Albrecht, Graf von der S.*, aus dem Hause Klosterroda, der Verfasser der oben erwähnten Biographie seines Ahnherrn, geb. 18. Juni 1772 zu Dresden, studierte zu Leipzig und Wittenberg, widmete sich dann der diplomatischen Laufbahn und war 1794—97 bei den Gesandtschaften zu Wien, Regensburg und bei dem Friedenskongreß zu Rastatt. Er wurde 1799 Gesandter am dänischen, 1801 am russ. Hofe, war dann bis 1810 ohne diplomatische Stelle und hierauf bis 1812 Gesandter am wiener Hofe. Dem Wiener Kongreß wohnte er als Vertreter des Königs von Sachsen bei. Nach der Rückkehr des Königs zum Wirkl. Geheimrat ernannt, erhielt er wieder den Gesandtschaftsposten in Wien, von welchem er 1830 abberufen wurde. Mit dem Titel eines Konferenzministers in den Ruhestand versetzt, lebte er seitdem in Klosterroda, wo er 12. Sept. 1853 starb. — Das gegenwärtige Haupt der Schwarzen Linie (Haus Lieberosa), *Graf Dietrich von der S.* (geb. 15. Aug. 1849), ist erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Aus der Weißen Linie sind *Graf Werner von der S.-Nimptsch* auf Beetzendorf (geb. 1. April 1829), *Graf Günther von der S.* auf Wolfsburg (geb. 18. Dez. 1819) und *Graf Edo von der S.* auf Angern (geb. 27. April 1816) lebenslängliche Mitglieder dieser Körperschaft. Vgl. Danneil, «Das Geschlecht der von der S.» (2 Bde., Salzwedel 1847).

Schülerbataillone, s. u. *Jugendwehren*.

Schuler Loch, s. unter *Riedenburg*.

Schulferien sind die mehrere Tage oder Wochen umfassenden Zeiten, in welchen der Schulunterricht ausfällt. In ihnen sollen sich Lehrer und Schüler erholen, ausschließlich sich ihren Familien widmen, ihre Zeit freier benutzen und sich für die neue Arbeit wieder Lust und Kraft sammeln. Ihre jährliche Gesamtdauer ist gewöhnlich eine etwa zehnwöchentliche. Sie lehnen sich teils an kirchliche Feste an (Oster-, Pfingst- und Weihnachtsferien), teils an davon unabhängige Abschnitte des Schullebens (Michaelisferien); teils sind sie durch die Hitze der Jahreszeit bedingt, wie die Hundstags- oder Sommerferien, teils durch die das Familienleben beeinflussenden Arbeiten der Landbewohner, wie die

Ernteferien. In Norddeutschland hat man öftere, aber kürzere Ferien als in Süddeutschland, wo die Hauptferien zwischen zwei Schuljahre fallen. Um ihren Zweck vollständiger zu erreichen, sind neuerdings die sonst üblichen Ferienarbeiten verboten oder wenigstens beschränkt worden. Dem gleichen Zwecke dienen die sog. Ferienkolonien für arme kränkliche Schulkinder, deren Anregung von dem Pfarrer Bion in Zürich ausgegangen ist. Derselbe sandte zuerst im Juli 1876 34 Knaben und 30 Mädchen unter 5 Lehrern und einer Anzahl Lehrerinnen für 14 Tage nach den appenzeller Matten in der Umgegend von Trogen. Man ahmte ihm in Frankfurt a. M., Dresden, Leipzig, Stuttgart, Wien, Berlin und andern Städten nach. Eine amtliche Übersicht zählt 19 Orte allein aus Preußen auf, aus denen schon 1883 von Privaten solche Kolonien entsandt wurden. Seit neuester Zeit wird auch jüngern Gymnasiasten Gelegenheit geboten, während der Ferien in dem Hospiz des Klosters Loccum auf der ostfries. Insel Langeoog Aufnahme und zweckmäßige Beaufsichtigung zu finden.

Schulhoff (Jul.), ausgezeichneter Klaviervirtuos, geb. zu Prag 2. Aug. 1825, von israel. Abstammung, erhielt seinen ersten Unterricht im Klavierspielen durch Kisch, unter dessen Führung er bereits im Alter von neun Jahren öffentlich auftrat. Zu weiterer Ausbildung wurde er sodann der Leitung Tedescos anvertraut. Unterweisung in der Theorie der Tonsetzkunst gab ihm Tomaschek. S. verließ 1841 Prag und wandte sich nach Paris, unterwegs in Dresden, Weimar und andern Orten mit Erfolg Konzerte gebend. In Paris wurde er durch Chopin zum öffentlichen Auftreten veranlaßt und fand allgemeinen Beifall, der ihn auch auf seinen Kunstreisen in Südfrankreich, Spanien, England, Deutschland und Rußland begleitete. S. lebte später abwechselnd in Dresden und Paris und ließ sich dann in ersterer Stadt dauernd nieder, wo er eine erfolgreiche Lehrthätigkeit ausübt. Sein Spiel ist ausgezeichnet durch technische Vollendung sowohl, wie durch Feinheit und Eleganz. Diese Eigenschaften besitzen auch seine Kompositionen, die in Salon- und Charakterstücken, Etuden, Phantasien u. s. w. bestehen, und von denen viele sehr beliebt und verbreitet sind.

Schulhygiene, derjenige Teil der öffentlichen Gesundheitspflege (s. d.), welcher sich mit der Verhütung und Beseitigung der aus dem Schulunterricht entspringenden Schädlichkeiten und Gesundheitsstörungen beschäftigt. Der Schulbesuch kann durch mangelhafte Anlage und Konstruktion des Schulgebäudes, durch mangelhafte Methoden des Unterrichts, durch die gedrängte Zusammenhäufung der Kinder und andere schädliche Einflüsse zu einer Quelle von körperlichen Übeln werden, welche durch eine sorgsame hygienische Überwachung der Schule zum größten Teil sicher verhütet werden können. Zu den Krankheiten, welche durch unzweckmäßige Schulverhältnisse hervorgerufen werden können (Schulkrankheiten), zählen Blutarmut, Bleichsucht und allgemeine Nervosität, habitueller Kopfschmerz, Veitstanz, Lungenkrankheiten, Störungen des Blutkreislaufs, Vergrößerungen der Schilddrüse (Schulkropf), vor allem aber Verkrümmungen der Wirbelsäule (s. Schiefwerden) und die Kurzsichtigkeit (s. d.), welche beide letztern neuerdings in erschreckender Weise überhand genommen haben; auch kann der Schulbesuch zur Verbreitung epidemischer Krankheiten, besonders der Diphtheritis, Masern, des Scharlachs, Keuchhustens, sowie der parasitären Hautkrankheiten, viel beitragen.

Die hauptsächlichsten Forderungen, welche die Hygiene im allgemeinen Interesse an die Schule stellen muß, lassen sich in Kürze im Folgenden zusammenfassen. Das Schulgebäude muß auf trockenem Fundament, fern von Malariaboden auf einem freien, Licht und Luft zugänglichen Platze erbaut sein; es soll ein tadelloses Heizsystem (s. Heizung) und künstliches Ventilationssystem besitzen, welches pro Kopf und Stunde 60 cbm Luft zu fördern vermag. Weiterhin soll das Schulhaus eine verdeckte Halle, eine Turnhalle, einen geräumigen Spielplatz und einen Brunnen mit gutem, reinem Trinkwasser erhalten. Die Aborte dürfen durchaus nicht im Schulgebäude selbst angebracht sein, müssen aber so liegen, daß sie vom Schulhause aus beobachtet werden können, und bedürfen jederzeit sorgfältiger Desinfektion. Die einzelnen Schulzimmer sollen eine Höhe von 4—4,5 m und einen Flächenraum von mindestens 0,35, in den höhern Klassen von 0,5 qm pro Schüler besitzen und mit großen breiten, am besten nach Osten gelegenen Fenstern versehen sein, die so angelegt sind, daß das Licht den Schulkindern von der linken Seite zugeht; künstliche Beleuchtung ist womöglich ganz zu vermeiden. Ganz besondere Sorgfalt ist auf die Konstruktion der Schulbänke oder Subsellien zu verwenden, weil erfahrungsgemäß mangelhafte Subsellien der Entwickelung der Skoliose und Kurzsichtigkeit außerordentlichen Vorschub leisten. Die Schulbänke müssen durchaus der Größe der Kinder entsprechen und halbjährlich neu angepaßt werden, und zwar soll die Höhe der Bank zwei Siebentel der Körperlänge des Kindes, ihre Tiefe ein Fünftel der Körperlänge, die Differenz von Bank- und Tischhöhe ein Achtel der Körperlänge des Kindes mit einem Zuschlag von 2,2 bis 4 cm bei Knaben, von 1 bis 1,4 cm bei Mädchen betragen. Sehr empfehlenswert sind Subsellien mit verschiebbarer Minusdistanz nach Kunzes oder Kaisers System.

Hinsichtlich des Unterrichts ist zu betonen, daß der regelmäßige Schulbesuch nicht vor Ende des 7. Lebensjahres erfolgen sollte. In den untersten Klassen soll der Unterricht nicht mehr als 18, in den obersten nicht mehr als 32 Stunden wöchentlich betragen; zwischen je zwei Stunden sind Unterrichtspausen von 5 bis 15 Minuten einzuschalten, auch soll eine längere Frühstückspause bestehen und die Mittagspause 2—3 Stunden betragen. Der Stundenplan soll derartig abgefaßt sein, daß nicht mehrere Stunden, in welchen viel geschrieben wird oder schwierige Unterrichtsfächer gelehrt werden, unmittelbar aufeinander folgen. Der Turnunterricht ist obligatorisch, soll aber nur durch einen physiologisch geschulten Lehrer erteilt werden. Die häuslichen Arbeiten dürfen in den untersten Klassen nicht mehr als eine halbe bis eine Stunde, in den obersten Klassen nicht mehr als höchstens drei Stunden täglich in Anspruch nehmen. Die Schulferien sollen jährlich mindestens 10 Wochen betragen und so verteilt sein, daß auf die heiße Sommerzeit (Juli, August) mindestens vier Wochen fallen.

Litteratur. Lorinser, «Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen» (Berl. 1836, wieder abgedruckt 1861); Schreber, «Ein ärztlicher Blick in das Schulwesen» (Lpz. 1858); Freygang, «Die Schule und die leiblichen Übel der Schuljugend»

(Lpz. 1863); Falk, «Die sanitätspolizeiliche Überwachung höherer und niederer Schulen» (Lpz. 1868; 2. Aufl. 1872); Schildbach, «Die Schulbankfrage und die Kunzesche Schulbank» (Lpz. 1869); Baginsky, «Handbuch der S.» (Berl. 1876); Zehender, «Über den Einfluß des Schulunterrichts auf die Entstehung der Kurzsichtigkeit» (Stuttg. 1880).

Schulitz (poln. Solec), Stadt im preuß. Regierungsbezirk und Landkreise Bromberg, links an der Weichsel, Station der Linie Schneidemühl-Bromberg-Thorn-Insterburg der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 1858 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, eine Holzimprägnieranstalt, zwei Dachpappfabriken, Schiffahrt, Flößerei, Dampfsägemühlen und Holzhandel. S. wurde 1325 gegründet.

Schulkrankheiten, s. Schulhygiene.

Schulmeister von Eßlingen, mittelhochdeutscher Liederdichter, s. Eßlingen (der Schulmeister von).

Schulordnung, s. unter Schulen.

Schulpforte, s. Pforta.

Schulrat, eine Unterrichtsbehörde (der Oberschulrat in Baden und in Elsaß-Lothringen, der Oberste Schulrat in Bayern) oder der Titel ihrer technischen Räte, die auch Oberschulräte, Geheime Schulräte, Geheime Oberschulräte heißen, oder neben Oberschulrat ein Titel von einzelnen Gymnasialdirektoren namentlich in kleinern Staaten; neuerdings haben auch einige preuß. Seminardirektoren den Titel eines Schulrats erhalten.

Schulreiten und **Schulreiterei**, s. u. Reiten.

Schuls, Badeort, s. Tarasp.

Schulschiffe heißen in der Marine solche Schiffe, welche zur ersten praktisch seemännischen Ausbildung von Schiffsjungen und Kadetten dienen. Für das erste Jahr sind es Segelschiffe, welche nur während des Sommers kurze Reisen in Ost- und Nordsee machen, später nimmt man Dampffregatten oder Korvetten dazu, sendet sie auf längere Zeit in südl. Gewässer und die Kadetten machen mit ihnen regelmäßig eine zweijährige Fahrt um die Erde. Die S. sind für ihre Zwecke besonders eingerichtet und haben ein eigens ausgesuchtes Lehrerpersonal. Außerdem gibt es für besondere Ausbildung der Matrosen zu Geschützführern auch Artillerieschulschiffe und ebenso Maschinistenschulschiffe für Maschinenpersonal.

Schulsparkassen, s. unter Sparkassen.

Schulte (Joh. Friedr. von), namhafter kath. Kirchenrechtslehrer, geb. 23. April 1827 zu Winterberg in Westfalen, studierte zu Berlin Philologie und Jurisprudenz, promovierte 1851 zum Doktor der Rechte, war dann als Auskultator beim berliner Kreisgericht, danach als Referendar bei den Appellationsgerichten zu Arnsberg und Bonn beschäftigt und habilitierte sich an dem letztern Orte als Privatdocent an der Universität. Im J. 1854 nach Prag als außerord. Professor der Rechte berufen, wurde er schon 1855 ord. Professor des deutschen und Kirchenrechts und das Jahr darauf fürsterzbischöfl. Konsistorialrat und Rat am Ehegericht aller drei Instanzen. Im J. 1863 wurde er zum auswärtigen Mitgliede des österr. Unterrichtsrats ernannt, dem er bis zur Auflösung dieser Behörde (1867) angehörte, und 1869 als Ritter der Eisernen Krone in den erblichen Ritterstand erhoben. Als der Streit um die päpstl. Unfehlbarkeit begann, trat S. offen auf die Seite der Opposition und schloß sich nach Verkündigung des neuen Dogmas der altkath. Bewegung an, zu deren Leitern er gehört. Ostern 1873 folgte er einem Rufe an die Universität Bonn und erhielt den Charakter als Geh. Justizrat. Im J. 1874—79 gehörte S. als Abgeordneter des Wahlkreises Duisburg dem Deutschen Reichstage an, wo er sich der nationalliberalen Partei anschloß. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Handbuch des kath. Eherechts» (Gieß. 1855), «System des kath. Kirchenrechts» (1856), «Die Lehre von den Quellen des kath. Kirchenrechts» (1860), «Eheprozeß» (1858), «Lehrbuch des kath. Kirchenrechts» (1863; 4. Aufl. 1886), «Erwerbs- und Besitzfähigkeit der deutschen Bistümer» (Prag 1860), «Lehrbuch der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte» (Stuttg. 1861; 5. Aufl. 1881), «Die Rechtsfrage des Einflusses der Regierungen bei den Bischofswahlen» (Gieß. 1869), «Die Stifte der alten Orden in Österreich» (1869), «Die jurist. Persönlichkeit der kath. Kirche» (1869), «Die Geschichte der Quellen und Litteratur des kanonischen Rechts» (3 Bde. in 4 Abteil., Stuttg. 1875—80). Dem Streite über die vatikanischen Dekrete verdanken unter andern folgende Schriften ihre Entstehung: «Die Macht der röm. Päpste» (Prag 1871), «Denkschrift über die Stellung des Staats zu den Sätzen der päpstl. Konstitution vom 18. Juli 1870» (1871), «Die Stellung der Konzilien, Päpste und Bischöfe» (1871). Ferner veröffentlichte er: «Die neuern kath. Orden und Kongregationen» (Berl. 1872) und «Der Cölibatszwang» (Bonn 1876). Außerdem erschien von ihm eine Ausgabe der «Kanones und Dekrete des Tridentinischen Konzils» (gemeinsam mit Richter, Lpz. 1853).

Schultens (Albrecht), berühmter Orientalist, geb. 1686 zu Gröningen, studierte hier, zu Leiden und zu Utrecht nächst der Theologie besonders die arab. Sprache, wurde 1711 Prediger zu Wassenaer bei Leiden, 1713 Professor der orient. Sprachen und 1717 Universitätsprediger zu Franeker und starb daselbst 26. Jan. 1750. Er brach in der Behandlung des orient. Sprachschatzes eine neue Bahn, indem er die mit der hebräischen verwandten morgenländ. Sprachen, vorzüglich die arabische, kritischer benutzte und eine bessere, das Studium dieser Sprache sehr erleichternde Methode erfand. Vorzüglich geschah dies durch seine «Origines Hebraicae» (2 Bde., Franeker 1724; Leid. 1733), noch mehr aber durch die «Institutiones ad fundamenta linguae Hebraicae» (Leid. 1737). Um die arab. Sprache erwarb sich S. Verdienste durch die Bearbeitung der Grammatik von Erpenius (Leid. 1730 u. öfter), sowie durch die Herausgabe und Übersetzung des Lebens Saladins (Leid. 1733) und die «Monumenta vetustiora Arabiae» (Leid. 1740).

Schulterherein, s. unter Reiten.

Schultern (humĕri) nennt man die obern Grenzen des Rumpfes zu beiden Seiten des Halses, welche von den Schlüsselbeinen, den Schulterblättern und den dazugehörigen Muskeln gebildet werden. Die Schlüsselbeine sind leichtgekrümmte Röhrenknochen, die, vorn am obern Teile des Brustbeins seitlich befestigt, nach außen verlaufen und sich mit den Schulterblättern (scapulae) verbinden. Letztere gehören zu den breiten Knochen, sind sehr dünn, dreieckig und so auf dem Rücken zu beiden Seiten der Wirbelsäule gelegen, daß ihre schmalste Seite nach oben gekehrt ist. Auf der hintern Fläche haben sie ziemlich in der Mitte eine

stark hervorspringende, dünne, horizontal verlaufende und nach oben etwas gekrümmte Leiste, die **Schultergräte**, deren äußerer Teil in einen nach vorn und außen gerichteten, durch straffe Bänder mit dem Schlüsselbein verbundenen Fortsatz, die **Schulterhöhe** (acromion), übergeht. Eine bedeutende Anzahl Muskeln, deren Anheftungspunkte sich an den Schulterblättern befinden, dient teils zur Befestigung dieser Knochen an die umliegenden festen Teile (Wirbelsäule, Schädel und Rippen), teils zur Bewegung der Schulterblätter sowohl wie der Arme, deren obere Knochen mit den äußern Winkeln der Schulterblätter durch das **Schultergelenk** (articulatio humeri) verbunden sind. Letzteres ist das freieste und beweglichste Gelenk des Körpers und daher am meisten der Gefahr einer Verrenkung ausgesetzt. Wegen der etwas bedeutendern Krümmung der Schlüsselbeine ist beim Weibe der Übergang des Halses zur Schulter sanfter als beim Manne, dessen Schulter breiter erscheint.

Nicht selten findet man, daß die eine Schulter höher steht als die andere, wodurch die Symmetrie des Körpers gestört wird. Diese Regelwidrigkeit, die sog. **Hohe Schulter**, kann entweder von einer Verkrümmung der Wirbelsäule, welche die Rippen der einen Seite und somit auch die darauf liegenden Schulterknochen erhöht, oder durch Verkürzung der Halsmuskeln der einen Seite bewirkt werden und findet in den allgemeinen orthopädischen Mitteln, Turnen, Streckbetten u. s. w., nach Befinden auch Sehnendurchschneidung, ihre geeignetste Behandlung. (S. **Schiefwerden**.)

Schulterpunkt oder **Schulterwinkel**, s. unter **Bastion**.

Schulterstücke, s. **Epauletten**; vgl. auch **Achselklappen** und **Feldachselstücke**.

Schulterwehr, s. **Epaulement**.

Schultheiß (Sculdarius oder Scultetus), s. **Schulze**.

Schultheiß (Albr. Fürchtegott), Kupferstecher, geb. 7. März 1823 in Nürnberg, besuchte daselbst die Kunstschule und das Atelier von B. C. Geißler, kam 1843 nach Leipzig zum Kupferstecher Sichling und zeichnete auf der Akademie unter Direktor Neher, 1847—48 in Berlin bei Witthöft und lebt seit 1850 in München. Zu seinen Stichen gehören: Brautwerber und Aufforderung zum Tanz (nach Defregger), Frühläuten (nach Piloty), Maitag und zum Großvater (nach Böttcher), Abendglocke (nach Schütz), Sonntagsjäger (nach Grützner), Kurrentschüler (nach Lindenschmitt), Maria Theresia (nach Liezenmaier), sieben Stiche in Pechts «Goethe-Galerie», Stiche nach Tizian (Zinsgroschen), Rembrandt (Saskia, Rembrandt und seine Frau), Netscher (der Briefschreiber), eine Anzahl Porträts ꝛc.

Schults (Adolf), Dichter, geb. zu Elberfeld 5. Juni 1820, widmete sich dem Kaufmannsstande und war in verschiedenen Handelshäusern angestellt. Er starb 2. April 1858. Außer seinen «Gedichten» (1843; 4. Aufl., Elberf. 1868), denen sich die Sammlung «Haus und Welt» (Iserl. 1851) anschloß, und den «Märzgesängen» (Iserl. 1848), den lyrischen Cyklen «Der Harfner am Herd» (Weim. 1858) und «Zu Hause» (Iserl. 1851), sind noch zu nennen die «Lieder aus Wisconsin» (Iserl. 1848), der episch-lyrische Cyklus «Martin Luther» (Lpz. 1853) und das histor. Gedicht «Ludwig Capet».

Schultz (Ernst Andreas Heinr. Herm.), prot. Theolog, geb. 30. Dez. 1836 zu Lüchow in der Landdrostei Lüneburg, studierte in Göttingen und Erlangen, war 1856—58 Lehrer an einer hamburger Privatschule, wurde 1859 Repetent bei der theol. Fakultät in Göttingen, 1861 Privatdocent, 1864 ord. Professor der Theologie in Basel, 1872 in Straßburg, 1874 in Heidelberg, 1876 in Göttingen, wo er jetzt mit dem Range eines Konsistorialrats Vorlesungen über systematische Theologie und Teile der alttestamentlichen Wissenschaft hält und auch als erster Universitätsprediger fungiert. Seine theol. Richtung ist eine gemäßigt-freisinnige, mit schonender Anlehnung an überlieferte Formen. Er schrieb namentlich: «Voraussetzungen der christl. Lehre von der Unsterblichkeit» (Gött. 1861), «Alttestamentliche Theologie. Die Offenbarungsreligion auf ihrer vorchristl. Entwickelungsstufe» (1869; 2. Aufl., Frankf. a. M. 1878), «Die Stellung des christl. Glaubens zur Heiligen Schrift» (Braunschw. 1872; 2. Aufl. 1877), «Die Lehre von der Gottheit Christi, Communicatio idiomatum» (Gotha 1881), «Predigten» (Gotha 1882), «Zur Lehre vom Heiligen Abendmahl» (Gotha 1886).

Schultze (Karl Aug. Julius Fritz), Philosoph, geb. 7. Mai 1846 zu Celle, studierte in Jena, Göttingen und München, ward 1871 Privatdocent und 1875 außerord. Professor der Philosophie in Jena, 1876 ord. Professor der Philosophie an der technischen Hochschule zu Dresden. Er gehörte seiner Richtung nach dem Neukantianismus an. S. schrieb: «Die Tierseele» (Lpz. 1868), «Der Fetischismus» (Lpz. 1871), «Der Religionsunterricht» (Jena 1872), «Geschichte der Philosophie der Renaissance» (Bd. 1: «Georgios Gemistos Plethon und seine reformatorischen Bestrebungen», Jena 1874), «Kant und Darwin» (Jena 1875), «Über Bedeutung und Aufgabe einer Philosophie der Naturwissenschaft» (Jena 1877), «Die Sprache des Kindes» (Lpz. 1880), «Die Grundgedanken des Materialismus und die Kritik derselben» (Lpz. 1881), «Philosophie der Naturwissenschaft» (2 Bde., Lpz. 1881—82), «Die Grundgedanken des Spiritismus und die Kritik derselben» (Lpz. 1883).

Schultze (Max Joh. Sigismund), namhafter Anatom, Sohn des Anatomen **Karl August Sigmund S.** (geb. 1. Okt. 1795 zu Halle, gest. 28. Mai 1877 zu Jena), geb. 25. März 1825 zu Freiburg i. Br., widmete sich seit 1845 in Greifswald und Berlin dem Studium der Medizin, habilitierte sich 1850 als Privatdocent in Greifswald und unternahm 1853 behufs zoolog. Forschungen eine Reise nach Italien, als deren Frucht er die berühmte Abhandlung «Über den Organismus der Polythalamien» (Lpz. 1854) veröffentlichte. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1854 einen Ruf als außerord. Professor nach Halle, siedelte 1859 als Professor der Anatomie und Direktor des anatom. Instituts nach Bonn über, wo unter seiner Leitung ein neues mustergültiges Anatomiegebäude errichtet wurde, und starb daselbst 16. Jan. 1874.

Es gibt fast kein Kapitel der mikroskopischen Anatomie, welches S. nicht mit epochemachenden Entdeckungen bereicherte; insbesondere lieferte er wichtige Arbeiten über die pseudoelektrischen Organe der Rochen und die elektrischen Organe der Fische, über die Nervenendigungen in den verschiedenen Sinnesorganen, über den Bau der Netzhaut, der Nasenschleimhaut, über die Bewegungen des Protoplasmas, über die Organisation der Turbellarien und Polythalamien und beschenkte die

mikroskopische Technik mit zahlreichen neuen Hilfsmitteln. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Beiträge zur Naturgeschichte der Turbellarien» (Greifsw. 1851), «Die Entwickelungsgeschichte von Petromyzon Planeri» (1856), «Beiträge zur Kenntnis der Landplanarien» (Halle 1857), «Zur Kenntnis der elektrischen Organe der Fische» (Halle 1858), «Die Hyalonemen» (Bonn 1860), «Das Protoplasma der Rhizopoden und der Pflanzenzellen» (Lpz. 1863), «De ovorum ranarum segmentatione» (Bonn 1863), «Zur Anatomie und Physiologie der Retina» (Bonn 1866), «Untersuchungen über die zusammengesetzten Augen der Krebse und Insekten» (Bonn 1868), «Observationes de structura cellularum fibrarumque nervearum» (Bonn 1868). Auch begründete er 1865 das «Archiv für mikroskopische Anatomie», das sich schnell zu einer der angesehensten anatom. Zeitschriften entwickelte.

Sein Bruder **Bernhard**, bekannt als Gynäkolog, geb. 29. Dez. 1827 in Freiburg i. Br., studierte 1847—51 in Greifswald und Berlin Medizin, habilitierte sich 1852 in Greifswald, ging 1854 als Assistent der geburtshilflichen Klinik nach Berlin, woselbst er sich als Privatdocent für Geburtshilfe habilitierte, und wurde 1858 als Nachfolger Martins nach Jena als Professor der Geburtshilfe und Gynäkologie, sowie als Direktor des Entbindungsinstituts berufen. S. hat sich um die gynäkologischen Untersuchungsmethoden, um die Wiederbelebung scheintot geborener Kinder, um die mechan. Behandlung der Gebärmutterkrankheiten, sowie um das Hebammenwesen hervorragende Verdienste erworben. Außer zahlreichen Journalaufsätzen veröffentlichte er: «Lehrbuch der Hebammenkunst» (Lpz. 1860; 7. Aufl. 1884), «Wandtafeln der Schwangerschafts- und Geburtskunde» (Weim. 1865), «Über den Scheintod der Neugeborenen» (Jena 1871), «Pathologie und Therapie der Lageveränderungen der Gebärmutter» (Berl. 1881), «Unser Hebammenwesen und das Kindbettfieber» (Lpz. 1884).

Ein jüngerer Bruder, **August Sigmund S.**, geb. 28. April 1833 in Greifswald, ist Professor der Jurisprudenz an der Universität Straßburg; von seinen Schriften sind zu nennen: «Die Verleitung zum falschen Eide» (Berl. 1870), «Die Nebenintervention im Civilprozeß» (Berl. 1880), «Das deutsche Konkursrecht in seinen jurist. Grundlagen» (Berl. 1880), «Privatrecht und Prozeß in ihrer Wechselbeziehung» (Bd. 1, Tüb. u. Freiburg 1883).

Schulverein (Deutscher), ein 13. Mai 1880 in Wien gegründeter Verein mit dem Zweck, in den Ländern Österreichs mit sprachlich gemischter Bevölkerung, an den deutschen Sprachgrenzen und auf den deutschen Sprachinseln, besonders dort, wo die Errichtung einer deutschen Schule auf öffentliche Kosten nicht erreicht werden kann, die Bestrebungen der Bevölkerung zur Erlangung und Erhaltung deutscher Schulen zu fördern. Die Mitglieder zahlen einen Gulden jährlich oder mindestens 20 Gulden auf einmal. Am 1. Sept. 1885 bestanden 1052 Ortsgruppen des Vereins, die Zahl der gewöhnlichen Mitglieder betrug im J. 1884: 98503, die der lebenslänglichen 3926. Berichte über seine Thätigkeit bringen die «Mitteilungen des Deutschen S.» (jährlich vier Nummern, Wien).

Am 15. Aug. 1881 wurde die in Berlin bestehende Ortsgruppe des wiener Vereins in den «Allgemeinen Deutschen Schulverein in Deutschland zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande» verwandelt, der den Zweck hat, die Deutschen außerhalb des Reichs dem Deutschtum zu erhalten und sie nach Kräften in ihren Bestrebungen, Deutsche zu bleiben oder wieder zu werden, zu unterstützen. Dieser Verein gliedert sich (1886) in 8 Provinzial- oder Landesverbände und 160 Ortsgruppen; angeschlossen haben sich 2 bayr. und ein schweizer Verein mit ähnlichem Zweck, und korporativ beigetreten sind etwa 40 andere Vereine. Die Mitglieder zahlen jährlich mindestens 3 Mark oder einmal mindestens 60 Mark. Über ein Drittel der Einnahmen verfügen die Ortsgruppen, über das zweite der Verband, über das dritte die Centralleitung. Bei dieser betrug 1884 die Einnahme 17712,77 Mark, die Ausgabe 16224,44 Mark bei einem eisernen Fonds von 5800 Mark. Vgl. «Bericht des Deutschen S. in Berlin» (1881) und «Korrespondenzblatt des Allgemeinen Deutschen S. in Deutschland» (1882, in sechs, seitdem in je vier Nummern jährlich).

Im Sommer 1885 ist endlich auch noch ein «nationaler deutsch-amerik. S.» entstanden, mit dem Sitz in Chicago und einem Jahresbeitrag von 1 Doll., zu dem Zweck, deutsches Wesen und deutsche Sprache unter den Deutschen in Amerika, deren Nachkommen und, soweit thunlich, auch unter den andern in außerdeutschen Ländern lebenden Stammgenossen zu erhalten. Auch er gibt ein «Korrespondenzblatt» in vier Nummern jährlich heraus.

Schulwesen, s. unter **Schulen**; vgl. **Unterrichtswesen**.

Schulz (Albert), pseudonym **San-Marte**, bekannt durch seine Arbeiten über die Litteratur des Mittelalters, geb. 18. Mai 1802 zu Schwedt, studierte zu Berlin und Heidelberg die Rechte und trat dann in den preuß. Justizdienst. Wegen eines Schriftchens «Über den Wert der Provinzialgesetze» bei dem Ministerium verdächtigt, wurde er von Magdeburg 1837 als Domänenrat an die Regierung zu Bromberg versetzt. Doch schon 1843 erhielt er wieder einen Ruf nach Magdeburg als Verwaltungsrat in das Provinzial-Schulkollegium. Seine Mußestunden wandte S. dem Studium der ältern deutschen Litteratur zu. Nachdem er den «Parcival» des Wolfram von Eschenbach im Auszuge mitgeteilt (Magdeb. 1832), veröffentlichte er «Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach» (2 Bde., Magdeb. 1836—41), dessen erster Teil die erste neuhochdeutsche Übertragung des «Parcival» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1858) enthielt. Daran schlossen sich die «Parcivalstudien» (3 Hefte, Halle 1860—62). Außer den Bearbeitungen der «Gudrun» (Berl. 1839) und des «Walter von Aquitanien» (Magdeb. 1853) sind von seinen Schriften zu nennen: «Die Arthursage und die Märchen des roten Buchs von Hergest» (Quedlinb. 1842), «Nennius und Gildas» (Berl. 1844), «Beiträge zur bretonischen und kelt.-german. Heldensage» (Quedlinb. 1847), «Die Sagen von Merlin» (Halle 1853), «Gottfrieds von Monmouth Historia regum Britanniae» (Halle 1854), die deutsche Bearbeitung von Stephens' «Geschichte der welschen Litteratur» (Halle 1864) u. s. w. Während seines Aufenthalts in Bromberg wurde S. auch auf das Studium der poln. Nationalsagen geführt, als dessen Früchte «Großpolens Nationalsagen, Märchen und Legenden» (Bromb. 1842; 2. Aufl., unter dem Titel «Polens Vorzeit in Dichtung und Sage», Bromb. 1859) und «Die poln. Königssage» (Berl. 1848)

erschienen. Ferner veröffentlichte er ein «Reimregister» zu Wolfram von Eschenbach (Quedlinb. 1867), «Über Wolframs von Eschenbach Rittergedicht Wilhelm von Orange und sein Verhältnis zu den altfranz. Dichtungen gleichen Inhalts» (Quedlinb. 1871), «Rückblicke auf Dichtungen und Sagen des deutschen Mittelalters» (Quedlinb. 1872) und «Wilhelm von Orange. Heldengedicht von Wolfram von Eschenbach. Zum ersten mal aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt» (Halle 1873).

Schulz (Friedr.), Romanschriftsteller, geb. zu Magdeburg 1762, studierte zu Halle, ging 1780 nach Dresden und widmete sich hier der Romanschriftstellerei. Später lebte er teils in Wien und Berlin, teils auf Reisen, am längsten zu Weimar. In dieser Zeit schrieb er die beiden Kinderromane «Moritz» (Dessau u. Lpz. 1785 u. öfter) und «Leopoldine» (Lpz. 1790 u. öfter), welche allgemeinen Beifall erhielten. Im J. 1789 ging er nach Paris. Die Frucht seines dortigen Aufenthalts war die «Geschichte der großen Revolution in Frankreich» (Berl. 1789; neue Aufl. 1790), welche man damals für das wahrhafteste Gemälde derselben erklärte, sowie ein Werk «Über Paris und die Pariser» (Berl. 1791). Von Paris kehrte er 1790 nach Berlin zurück, wo er einen Ruf als Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium zu Mitau erhielt. Hier wurde er Abgeordneter des Bürgerstandes beim Reichstage zu Warschau 1791, wo er eine hervorragende Rolle spielte. In seiner «Reise eines Livländers durch Polen» (Berl. 1797) legte er die hier gemachten Beobachtungen nieder. Im J. 1793 unternahm er eine Reise nach Italien, von wo er kränkelnd 1794 zurückkehrte. In Mitau verfiel er in Wahnsinn und starb daselbst im Nov. 1798.

Schulz (Joh. Abraham Peter), musikalischer Theoretiker und Komponist, geb. zu Lüneburg 30. März 1747, erhielt Unterricht im Klavier- und Orgelspiel von dem dortigen Organisten Schmügel, worauf er 1765 nach Berlin ging und Kirnbergers Schüler wurde. Später half er Kirnberger an dessen «Kunst des reinen Satzes» und schrieb die Abhandlung «Die wahren Grundsätze zum Gebrauch der Harmonie». Er wurde 1776 Musikdirektor am Französischen Theater in Berlin, das aber schon zwei Jahre später aufgelöst wurde, und ging 1780 als Kapellmeister des Prinzen Heinrich von Preußen nach Rheinsberg. In dieser Stellung komponierte er Operetten, die Chöre zu Racines «Athalia», viele Lieder und Gesänge, Instrumentalsachen u. s. w. S. folgte 1787 einem Rufe als königl. Kapellmeister nach Kopenhagen, in welchem Amte er acht Jahre wirkte. Während dieser Zeit komponierte er verschiedene Oratorien (z. B. «Johannes und Maria», «Christi Tod»), Opern und Singspiele (z. B. «Das Erntefest», «Aline, Königin von Golconda») u. s. w. Anfang 1795 nahm er wegen Kränklichkeit seine Entlassung, kehrte nach Preußen zurück und starb in Schwedt 10. Juni 1800. Sein Ruf und seine Bedeutung beruhen in seinen «Liedern im Volkston», die er mit feinem Sinne gestaltet hat und deren viele im Munde des Volks fortleben; so z. B. «Blühe, liebes Veilchen», «Seht den Himmel wie heiter», «Gesund und frohen Mutes», «Warum sind der Thränen», «Am Rhein, am Rhein», «Des Jahres letzte Stunde» u. s. w.

Schulz (Moritz), Bildhauer, geb. 4. Nov. 1825 zu Leobschütz, lernte an der Gewerbeschule in Posen Modellieren und Zeichnen, begab sich dann an die Akademie in Berlin, worauf ihn Drake in sein Atelier aufnahm. Hier war er an den Marmorarbeiten für das Monument Friedrich Wilhelms III. beschäftigt, gewann 1854 den großen Preis und dadurch die Möglichkeit, eine Studienreise nach Italien zu unternehmen. Er blieb bis 1870 in Rom. Während seines röm. Aufenthalts entstanden eine Anzahl Figuren und Gruppen von Marmor, so der Raub des Ganymed, die Nacht als Charitas, Bacchus als Kind mit dem Panther, der Genius Preußens mit dem Adler (für das königl. Schloß in Berlin), Charitas (für die Nationalgalerie), Statuette des Papstes Pius IX. Seit der Rückkehr nach Berlin vollendete S. eine Kolossalgruppe am Eingang der Nationalgalerie, darstellend den ersten Kunstunterricht, einen Fries daselbst, die Künstler seit Karl d. Gr. bis Friedrich Wilhelm IV., eine Statue Friedrichs d. Gr. für Thorn, den Gedenkschild auf den siegreichen Zug über den Rhein gegen Frankreich mit den Porträts der hervorragendsten Anführer des deutschen Heeres.

Schulze, Schulz oder Schultheiß, eigentlich Schuldheis (Sculdarius oder Scultetus), hieß ursprünglich der Beamte, welcher die Mitglieder der Gemeinde zu Leistung und Entrichtung ihrer Schuldigkeit gegen den König oder Fürsten anzuhalten hatte. Der Name kommt von «Schuld» und «heischen», d. h. fordern. Der S. war der Vorsteher der Gemeinde, wie der Graf Vorsteher des Gaues. Schon im Mittelalter erscheint der S. aber auch als Stellvertreter des eigentlichen Richters, des Grafen. In den Städten kommt er dann bei deren weiterer und kräftigerer Entwickelung häufig neben dem Vogte vor; doch war seine Stellung und Bedeutung nach der Verfassung der einzelnen Städte verschieden. Gegenwärtig heißt noch sehr häufig S. der Vorsteher der Dorfgemeinde, der von der Gemeinde erwählt oder von der Gutsherrschaft oder der Regierung ernannt und eingesetzt wird. Zuweilen ruht das Schulzenamt auf einem Gute, und dann heißt der S. Erbschulze, Erbscholtiseibesitzer und, wenn er das Gut zu Lehn hat, Lehnschulze. Besitzer von Schulzengütern, welche das Amt nicht versehen können oder wollen, müssen auf ihre Kosten geeignete Stellvertreter bestellen. Der sog. Dorfschulze, in einigen Gegenden Deutschlands auch Richter genannt, hat es lediglich mit Polizei- und Verwaltungssachen des Ortes zu thun.

Schulze (Ernst Konrad Friedr.), talentvoller deutscher Dichter der nachklassischen Periode, geb. 22. März 1789 zu Celle, besuchte das Gymnasium daselbst und ging im Herbst 1806 zum Studium der Theologie nach Göttingen. In Bouterweks «Neuer Vesta» (Lpz. 1808 u. 1810) erschien sein «Amor und Psyche, Fragment aus einem griech. Märchen», ein Gedicht, welches durch reiche Erfindung und geschmackvolle Darstellung, namentlich durch zierliche Ausmalung des Einzelnen sich vor andern Nachahmungen Wielands auszeichnet, jedoch der tiefern poetischen Bedeutung entbehrte. Seine Liebe zu Cäcilie Tychsen feierte er in «Cäcilie, ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen» (2 Bde.; neue Aufl., Lpz. 1822; Miniaturausg., Lpz. 1849 u. öfter), zu welchem der Sieg des Christentums über die nordischen Völker ihm den Stoff an die Hand gab. Nach Cäciliens frühem Tode übertrug S. seine Liebe auf deren Schwester Adelheid. In dieser Zeit verfaßte er eine Menge kleiner Gedichte, poetische Episteln, Elegien, nach Inhalt

und Form die bedeutendsten unter seinen Dichtungen, welche er selbst gesammelt herausgab (Gött. 1813), während noch manches andere ebenso wie die «Cäcilie», erst nach seinem Tode als «Poetisches Tagebuch» herauskam. Seine theol. Studien hatte S. bald aufgegeben und sich der Philologie zugewandt. Er promovierte und habilitierte sich 1812 mit einer exegetischen Arbeit über das «Pervigilium Veneris». Als akademischer Lehrer hatte er jedoch kein Glück. Dazu trug er den Keim einer Krankheit in sich, welche die Ursache seines frühen Todes werden sollte. Die patriotische Bewegung der J. 1813 und 1814 schien zwar noch einmal seine Kraft zu beleben, und er machte im Beaulieuschen Jägerkorps den Feldzug an der Niederelbe mit. Aber sein Gesundheitszustand wurde nach seiner Rückkehr nur bedenklicher. Im Herbst 1816 unternahm er noch eine Fußwanderung am Rhein und Main. Seine letzte Dichtung ist die formvollendete «Bezauberte Rose» (in verschiedenen Ausgaben; 13. Aufl., Lpz. 1877; illustrierte Prachtausg. mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Baumgarten, Lpz. 1862), ein poetisches Märchen, in welchem er die ganze Fülle seines eigenen Wesens aussprach. Das Gedicht gewann den von F. A. Brockhaus für die «Urania» ausgesetzten Preis und wurde in derselben (1818) zum ersten mal gedruckt. Inzwischen war S. im Frühjahr 1817 in das elterliche Haus zurückgekehrt. Hier starb er 29. Juni 1817. Sein Grab in Celle wurde 1855 durch ein Monument geschmückt, welches die Verlagshandlung seiner Werke, F. A. Brockhaus, ihm errichten ließ.

S. ist nur in beschränktem Sinne den Romantikern zuzuzählen. Er erklärte sich selbst für einen entschiedenen Gegner der «falschen Romantiker». Indem er, von Wieland ausgehend, den epischen Inhalt einer idealen Ritter- und Feenwelt sich aneignete, hielt er sich doch von den Formlosigkeiten und Verirrungen der romantischen Schule fern. Eine Ausgabe seiner «Sämtlichen poetischen Werke» nebst einer Biographie des Dichters gab sein Freund und Lehrer Bouterwek (4 Bde.; neue Aufl., Lpz. 1822) heraus. Unter seinen «Vermischten Gedichten» (3. Aufl., Lpz. 1852) befinden sich viele der zartesten Blüten deutscher Lyrik. Eine neue Gesamtausgabe der Werke S.s, mit einer aus seinem Tagebuch- und Briefnachlaß geschöpften vollständigen Biographie des Dichters von H. Marggraff, erschien in fünf Bänden (Lpz. 1855).

Schulze (Friedr. Aug.), als Romanschriftsteller unter dem Namen Friedrich Laun bekannt, geb. 1. Juni 1770 zu Dresden, bekleidete erst eine Stelle in der Kanzlei des Geheimen Finanzkollegiums daselbst und studierte 1797—1800 in Leipzig, worauf er nach Dresden zurückkehrte. Im folgenden Jahre erschien sein Roman «Der Mann auf Freiersfüßen» (Freiberg 1801), der viel Beifall gewann. S. wurde 1807 Sekretär bei der Landes-Ökonomie-Manufaktur- und Kommerziendeputation, und 1820 erhielt er das Prädikat eines königl. Kommissionsrats. Er starb zu Dresden 4. Sept. 1849, nachdem er kurz vorher seine «Memoiren» (3 Tle., Bunzlau 1837) veröffentlicht hatte.

Außer vielen Erzählungen und Romanen gab er mit A. Apel das «Gespensterbuch» (4 Bde., Lpz. 1810—14), ferner «Lustspiele» (Dresd. 1807) und «Gedichte» (Lpz. 1824; neue Aufl. 1828) heraus. Seine «Gesammelten Schriften» erschienen mit Prolog von L. Tieck (6 Bde., Stuttg. 1843). Ohne auf höhere Bedeutung Ansprüche machen zu können, gehört S. zu den bessern Belletristen, namentlich in der komischen und naiven Gattung.

Schulze (Friedr. Gottlob), deutscher Nationalökonom und Lehrer der Landwirtschaft, geb. 28. Jan. 1795 auf dem väterlichen Gute Gävernitz bei Meißen, studierte zu Leipzig und Jena und widmete sich dann auf den Gütern seines Vaters der praktischen Landwirtschaft. Er wurde 1817 zum Oberverwalter der weimar. Kammergüter Tiefurt, Oberweimar und Lützendorf berufen und habilitierte sich später zu Jena, wo er 1821 eine außerord., in der Folge eine ord. Professur erhielt. Zur Ausbildung angehender Landwirte und Kameralisten gründete er 1826 ein Institut, das auf die Entwickelung der Landwirtschaft in Deutschland lange Zeit sehr einflußreich wirkte. Während Thaer die Landwirtschaft wesentlich nur von der naturwissenschaftlichen Seite aufgefaßt hatte, strebte S. auch deren Begründung durch die Nationalökonomie an und stellte neben die speziellen Lehren des Ackerbaues und der Tierzucht einen auf nationalökonomischen Grundsätzen beruhenden allgemeinen Teil. Die Grundgedanken seiner Anschauung entwickelte er in der Schrift «Über Wesen und Studium der Wirtschafts- und Kameralwissenschaften» (Jena 1826). S. war der erste, welcher eine landwirtschaftliche Lehranstalt organisch mit einer Universität in Verbindung setzte. Nachdem S. 1834 die landwirtschaftliche Akademie Eldena bei Greifswald eingerichtet hatte, kehrte er 1839 nach Jena zurück, wo er für die Zwecke des praktischen Unterrichts 1842 die großherzogl. Kammergüter Zwätzen und Lehesten pachtete. Die als Musteranstalt zur Ausbildung von Bauersöhnen geltende Ackerbauschule in Zwätzen bei Jena verdankt S. ihre Entstehung. S. starb 3. Juli 1860 in Jena. Im J. 1867 wurde S. zu Jena ein von Drake modelliertes Denkmal gesetzt.

Unter S.s Schriften sind hervorzuheben: «Lehrbuch der Nationalökonomie, besonders für Land-, Forst- und Staatswirte» (Jena 1856) und «Lehrbuch der allgemeinen Landwirtschaft» (herausg. von Emminghaus und Graf Armin zur Lippe, Jena 1863). Eine Reihe wertvoller Aufsätze enthalten auch die von ihm 1841—53 herausgegebenen «Deutschen Blätter für Landwirtschaft». Vgl. Birnbaum, «Friedrich Gottlob S. als Reformator der Landwirtschaftslehre» (Frankf. 1860).

Schulze (Gottlob Ernst), skeptischer Philosoph, geb. 23. Aug. 1761 zu Heldrungen in Thüringen, wurde, nachdem er in Wittenberg seine Studien vollendet, Diakonus an der Schloß- und Universitätskirche daselbst und Adjunkt der philos. Fakultät, 1788 ord. Professor der Philosophie in Helmstedt und nach Aufhebung der dortigen Universität 1810 in Göttingen, wo er 14. Jan. 1833 starb.

In seinen frühern Lebensjahren beschäftigte er sich vorzugsweise mit histor.-philos. Forschungen. In dem anonym herausgegebenen Werke «Aenesidemus, oder über die Fundamente der von Reinhold gelieferten Elementarphilosophie, nebst einer Verteidigung des Skeptizismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik» (Helmst. 1792) erklärte er sich entschieden gegen die kritische Philosophie. In demselben Sinne sind auch geschrieben: «Einige Bemerkungen über Kants philos. Religionslehre» (Kiel 1795), «Kritik der theoretischen Philosophie» (2 Bde., Hamb. 1801), sein bedeutendstes und noch heute wertvolles Werk; «Die Haupt-

momente der skeptischen Denkart über die menschliche Erkenntnis» in Bouterweks «Neuem Museum der Philosophie» (Bd. 3, Heft 2, 1805), wo er auch (Bd. 1, Heft 2) in den «Aphorismen über das Absolute» eine ironische Schilderung der Identitätslehre gab. S. suchte zu zeigen, daß es keine wissenschaftliche Theorie von den obersten Ursachen alles Bedingten oder Wirklichen gebe, weil der Ursprung menschlicher Erkenntnis außerhalb des Bereichs unserer Erkenntnis liege, und man müsse sich beschränken auf die Erforschung und Unterscheidung der Bestandteile der menschlichen Erkenntnis und der Gesetze, von welchen die Verbindung unserer Überzeugung mit den Erkenntnisarten abhänge. In seinen spätern Schriften hat er seinen Skeptizismus beschränkt und sich mehr der Glaubens- und Gefühlsphilosophie von Jacobi und Fries genähert. Seine allgemeine Anschauung ist in seiner «Encyklopädie der philos. Wissenschaften» (Gött. 1814; 3. Aufl. 1824) übersichtlich dargelegt. Außerdem veröffentlichte er: «Grundsätze der allgemeinen Logik» (Helmst. 1810; 5. Aufl. 1831), «Leitfaden der Entwickelung der philos. Prinzipien des bürgerlichen und peinlichen Rechts» (Gött. 1813), «Psychische Anthropologie» (Gött. 1816; 3. Aufl. 1826), «Über die menschliche Erkenntnis» (Gött. 1832).

Schulze (Herm. Joh. Friedr.), deutscher Staatsrechtslehrer, Sohn von Friedr. Gottlob Schulze (s. d.), geb. 23. Sept. 1824 zu Jena, studierte in Jena und Leipzig, habilitierte sich 1848 in Jena, wurde hier 1850 außerord. Professor, und 1857 ord. Professor der Rechte in Breslau. Im J. 1869 wurde er zum lebenslänglichen Mitgliede des preuß. Herrenhauses und zum Kronsyndikus ernannt, ihm auch das Prädikat eines königl. Geh. Justizrats verliehen. Im J. 1878 folgte er einem Rufe als ord. Professor des Staatsrechts nach Heidelberg, unter gleichzeitiger Ernennung zum großherzogl. bad. Geheimrat. S.s akademische wie litterarische Thätigkeit ist vorzugsweise dem öffentlichen Rechte gewidmet. Seine wichtigsten Schriften sind: «Das Recht der Erstgeburt in deutschen Fürstenhäusern» (Jena 1851), «Die staatsrechtliche Stellung des Fürstentums Neuenburg» (3. Aufl., Berl. 1857), «Die Hausgesetze der regierenden deutschen Fürstenhäuser» (Bd. 1—3, Jena 1862—82), «System des deutschen Staatsrechts» (Bd. 1: «Einleitung in das deutsche Staatsrecht», Lpz. 1865), «Die Friedensbestimmungen von Prag in ihrem Verhältnis zur Neugestaltung Deutschlands» (Lpz. 1867), «Einleitung in das deutsche Staatsrecht nach den Friedensbestimmungen von 1866» (Lpz. 1867), «Die Krisis des deutschen Staatsrechts im J. 1866» (Lpz. 1867), «Das preuß. Staatsrecht auf Grundlage des deutschen Staatsrechts» (2 Bde., Lpz. 1870—77), «Das Erb- und Familienrecht der deutschen Dynastien des Mittelalters» (Halle 1871), «Aus der Praxis des deutschen Staats- und Privatrechts» (Lpz. 1876), worin der Verfasser eine Auswahl der wichtigsten Gutachten gegeben hat, die er als vielbeschäftigter Konsulent in den wichtigsten Rechtsfragen der Gegenwart verfaßt hat; «Lehrbuch des deutschen Staatsrechts» (Bd. 1: «Landesstaatsrecht»; Bd. 2: «Reichsstaatsrecht», Lpz. 1886). Außerdem erschienen von ihm «Nationalökonomische Bilder aus Englands Volksleben» (Jena 1853).

Schulze-Delitzsch (Hermann), Begründer der deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, geb. 29. Aug. 1808 zu Delitzsch, wo sein Vater Bürgermeister war, erhielt seine Gymnasialbildung zu Leipzig und widmete sich dann auf dortiger Universität der Jurisprudenz. Nachdem er die akademischen Studien in Halle beendet, trat er 1830 bei dem Oberlandesgericht zu Naumburg als Auskultator ein. Im J. 1838 erfolgte seine Versetzung als Assessor an das Kammergericht in Berlin, doch kehrte er 1841 als Patrimonialrichter nach seiner Vaterstadt zurück. Im J. 1848 vertrat S. den Wahlkreis Delitzsch in der Nationalversammlung zu Berlin, wo er zum Vorsitzenden des Ausschusses zur Untersuchung des Notstandes der arbeitenden Klassen ernannt wurde. Die Begutachtung von mehr als 1600 einschlagenden Bittschriften brachte ihn zu der Überzeugung, daß die Hebung der durch die Konkurrenz der Großindustrie hart bedrängten Kleingewerbe nur durch die Beschaffung von Kapital und andern Mitteln des Großbetriebes im Wege der Association zu vollziehen sei. S. bestimmte zunächst die Schuhmacher seiner Vaterstadt zur Bildung einer Genossenschaft, welche die bei ihr im Handwerk nötigen Rohstoffe für gemeinschaftliche Rechnung einkaufte und an die Teilnehmer nach Bedarf zu Großhandelspreisen abließ. Obgleich das Ergebnis den Erwartungen entsprach, so ward doch S. vorderhand an der Weiterverfolgung dieser wichtigen Angelegenheit durch die Annahme eines Mandats für die nach der oktroyierten Verfassung von 1849 berufene Zweite Kammer verhindert. Außerdem sah er sich nach Auflösung der Kammer von einer Anklage wegen Aufruhrs betroffen, welche das Ministerium auch gegen ihn aus Anlaß der Teilnahme an dem Steuerverweigerungsbeschlusse von 1848 erheben ließ. Doch wurde er im Febr. 1850 auf seine glänzende Verteidigung freigesprochen. Mit der Patrimonialgerichtsbarkeit war auch sein bisheriges Amt eingezogen worden, und er mußte sich deshalb an das Kreisgericht zu Wreschen (Provinz Posen) versetzen lassen. Doch nahm er bald seine Entlassung und kehrte nach Delitzsch zurück, wo er nun die Weiterentwickelung des Gedankens einer Hebung der arbeitenden Klassen auf der Basis wirtschaftlicher Selbsthilfe wieder aufnahm. Unter seinem Einfluß entstanden zunächst in Delitzsch, Eilenburg, Halle, Bitterfeld und im Königreich Sachsen Genossenschaften zur billigern Beschaffung von Rohstoffen und Halbfabrikaten, Lebens- und Genußmitteln, ferner sog. Volksbanken, die aus kleinen Einzahlungen und fortgesetzten Spareinlagen der Teilhaber, sowie aus empfangenen Darlehnen Geldvorschüsse gegen etwas höhere Zinsen gewährten und den Nutzen dieses Betriebes dem Guthaben der Mitglieder zuwachsen ließen. Dadurch sowohl, daß alle Teilnehmer sich zum solidarischen Einstehen für die Verbindlichkeiten ihres Vereins verpflichten mußten, als durch die feste Haltung, welche die Genossenschaften unter selbst schwierigen Umständen bewahrten, stieg ihr Kredit in so hohem Grade, daß ihnen bald auch aus weitern Kreisen Betriebsmittel zur Verfügung gestellt wurden. (S. Genossenschaften.)

Durch zahlreiche populäre Schriften wirkte S. zugleich für die Ausbreitung seines wirtschaftlichen Prinzips und trat namentlich der stürmischen Propaganda Lassalles für Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe entgegen. Auf dem ersten Vereinstage deutscher Vorschußvereine, welcher vom 14. bis 16. Juni 1859 in Weimar abgehalten

wurde, übertrug man S. nach seinem Vorschlage die Leitung eines Centralbureau, das die Verbindung unter den einzelnen Vereinen und den Austausch der Ansichten und Erfahrungen vermitteln sollte. Diese Stellung eines besoldeten «Anwalts» des Genossenschaftswesens bekleidete er bis zu seinem Tode, lehnte dagegen ein Ehrengeschenk von mehr als 150000 Mark, welches von Freunden und Parteigenossen als Anerkennung für sein gemeinnütziges Wirken zusammengebracht war, ab und bestimmte dasselbe für eine bleibende Stiftung zur Förderung und Fortbildung seiner Schöpfung. Seit 1859 beteiligte sich S. auch wieder an polit. Angelegenheiten; er wirkte mit an der Stiftung des Nationalvereins und nahm 1861 ein Mandat für Berlin zum preuß. Abgeordnetenhause an, wo er, ebenso wie im Reichstage (1867—74 für Berlin, seit 1874 für Wiesbaden), der Fortschrittspartei angehörte. Er starb 29. April 1883 zu Potsdam. Vgl. Bernstein «S. Leben und Wirken» (Berl. 1879).

Schulzenlehn, s. unter Lehn und Lehnswesen.

Schulzucht und **Schulzwang**, s. u. Schulen.

Schum., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Christian Friedrich Schumacher, geb. 1757 in Glückstadt, gest. 1830 als Professor in Kopenhagen.

Schumacher (Heinr. Christian), berühmter Astronom, geb. 3. Sept. 1780 zu Bramstedt in Holstein, studierte in Kiel, Jena, Kopenhagen und Göttingen erst Jura, dann Mathematik und Astronomie, habilitierte sich 1805 als Jurist in Dorpat, kehrte aber bald in seine Heimat zurück, lebte 1807—10 in Altona und wurde 1810 außerord. Professor der Astronomie in Kopenhagen, 1813 Direktor der mannheimer Sternwarte und 1815 ord. Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte in Kopenhagen. Der König von Dänemark übertrug ihm 1817 eine Gradmessung, welche die Breitengrade von Lauenburg nach Skagen, die Längengrade von Kopenhagen bis zur Westküste von Jütland umfaßte und von Gauß durch Hannover fortgesetzt wurde. Von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen erhielt er 1821 die Direktion der Aufnahme und Mappierung von Holstein und Lauenburg. Seitdem lebte er in Altona, wo der König ihm 1823 eine kleine, aber trefflich eingerichtete Sternwarte erbauen ließ. In Gemeinschaft mit dem engl. Board of longitude setzte er 1824 die engl. Messungen mit den dänischen durch Bestimmung des Längenunterschiedes zwischen der altonaer und greenwicher Sternwarte in Verbindung. Auf dem Schlosse Güldenstein machte er 1830 die Beobachtungen über die Länge des einfachen Sekundenpendels, welche dem dän. Maßsystem zur Grundlage dienen. Besondere Erwähnung verdienen die von ihm herausgegebenen «Astron. Nachrichten» (1821 fg.; fortgesetzt von Peters und Krüger), sowie das «Astron. Jahrbuch», welches er im Verein mit ausgezeichneten Astronomen 1836—44 (Stuttg.) publizierte. S. starb 28. Dez. 1850 zu Altona.

Schumacher (Peder, Graf von Griffenfeld), dän. Staatsmann, geb. als Sohn eines kopenhagener Weinschenken 3. Sept. 1635, widmete sich den staatswissenschaftlichen Studien und bildete sich durch Reisen im Auslande. Nach seiner Rückkehr 1660 gewann er bald die Gunst des Königs Friedrich III., ward zum Vorstand des Geheimarchivs, sowie auch der neuerrichteten königl. Bibliothek ernannt und nahm eifrig teil an der Einführung des Absolutismus. Im J. 1671 ward er in den Adelsstand erhoben und erhielt zugleich Sitz im Geheimrat; 1673 ward er zum Reichskanzler und dän. Grafen ernannt, 1674 zum deutschen Reichsgrafen, Justitiarius des Höchsten Gerichts und Patron der Universität. Bald fiel er aber als Opfer neidischer Feinde, denen seine skandinav. Politik ein Dorn im Auge war. Er ward 21. März 1676 als Hochverräter vor Gericht gezogen. Das Todesurteil ward auf dem Richtplatze in lebenslängliche Haft verwandelt, die er erst auf dem Kastell von Kopenhagen, dann auf der Festung Munkholmen bei Drontheim verbüßte. In seinem letzten Lebensjahr erhielt er die Freiheit. Er starb zu Drontheim 22. März 1699.

Schumann (Rob.), ausgezeichneter Tonsetzer und musikalischer Schriftsteller, geb. 8. Juli 1810 zu Zwickau als Sohn eines Buchhändlers, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1828 als Student der Rechte die Universität Leipzig, 1829 die zu Heidelberg, machte aber stets die Musik zu seiner Hauptbeschäftigung. Nach seiner Rückkehr nach Leipzig 1830 widmete er sich ausschließend der Kunst und suchte sich im Umgange mit dem als Lehrer des Pianofortespiels geschätzten Friedr. Wieck zum Virtuosen auszubilden, während ihm der Kapellmeister H. Dorn theoretischen Unterricht gab. Eine Fingerlähmung nötigte ihn indes, die Ausbildung als Klaviervirtuos aufzugeben und sich noch ausschließlicher als bisher der Komposition zu widmen. Zugleich gründete er im Verein mit Gleichgesinnten ein musikalisches Journal, welches der neuen Kunstrichtung in der Musik Bahn brechen sollte, die «Neue Zeitschrift für Musik» (seit April 1834), deren Redaction er bis 1844 vorstand. Unter seine Kompositionen aus den J. 1836—39 gehören die Davidsbündlertänze, die Kreisleriana, die Novelletten, die Kindersymphonien und Phantasiestücke. Indessen fanden diese Klavierkompositionen anfangs nur geringe Anerkennung. Nachdem er sich 1840 mit Klara Wieck, der Tochter seines Lehrers, vermählt hatte, wandte er sich als Komponist zum ersten mal dem Gesange zu und schuf 1840 noch 138 Gesangskompositionen, meistenteils Lieder, in welchen er seine innigsten Gefühle ausströmte. Außerdem studierte er eifrig die klassischen Meister, von den neuern besonders die Werke Felix Mendelssohns. Die so gewonnene Einsicht in die großen Formen der Instrumentalmusik und deren Technik trug reiche Früchte in der B-dur-Symphonie und in «Ouverture, Scherzo und Finale». Überdies fällt in das J. 1841 noch die Entstehung der D-moll-Symphonie, die später, neu überarbeitet, veröffentlicht wurde. Es folgten 1842—44 die drei Streichquartette, das berühmte Es-dur-Quintett für Klavier und Streichinstrumente, das diesem verwandte Es-dur-Quartett, die Variationen für zwei Klaviere, endlich die Musik zu Moores «Paradies und die Peri». S. wurde 1843 als Lehrer des Klavierpartiturspiels und der Komposition an dem Konservatorium zu Leipzig angestellt, welche Thätigkeit indes wenig seiner Natur entsprach, sodaß er sie bald wieder aufgab. Mit seiner Gattin unternahm er 1844 eine längere Kunstreise durch Rußland, und nach seiner Rückkehr siedelte er von Leipzig nach Dresden über. Im J. 1845 komponierte er unter andern die C-dur-Symphonie und das

Klavierkonzert Op. 54. Im folgenden Jahre vollendete er seine Oper «Genoveva», welche aber die erregten Hoffnungen nicht vollständig erfüllte. Hieran schloß sich die Komposition der Musik zu Byrons «Manfred». Zum höchsten Umfang steigerte sich seine Produktivität im J. 1849, in welchem allein 30, teils größere, teils kleinere Werke entstanden und auch die schon 1844 begonnene Faust-Musik (mit Ausnahme der später komponierten Ouverture) zum Abschluß kam. Im Herbst 1850 wandte sich S. mit seiner Familie nach Düsseldorf, wo er die früher von Hiller bekleidete städtische Musikdirektorstelle übernahm. S. vermochte indes als wenig gewandter Orchesterdirigent, überdies von den schon 1833 und 1845 aufgetretenen, auf ein Gehirnleiden deutenden krankhaften Zuständen gestört, seiner Stellung nicht zu genügen, und nach langem Zögern sah man sich im Herbst 1853 genötigt, ihn seiner Thätigkeit zu entheben. Er fuhr dann fort zu schaffen bis zur völligen Umdüsterung seines Geistes, die sich mehr und mehr auch in seinen Werken geltend macht. Von seinen Kompositionen dieser Periode sind zu nennen die Es-dur-Symphonie (1850) und «Der Rose Pilgerfahrt» (1851), Ouverturen zu «Julius Cäsar», zu «Hermann und Dorothea» und zur «Braut von Messina», große Balladen für Soli, Chor und Orchester (z. B. «Der Königssohn», «Des Sängers Fluch», «Das Glück von Edenhall») u. s. w., welche zum Teil erst später im Druck erschienen. Zuletzt beschäftigte er sich mit der Zusammenstellung seiner Aufsätze und gab dieselben unter dem Titel «Gesammelte Schriften über Musik und Musiker» (4 Bde., Lpz. 1854; 3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1875) heraus. Seine Leiden steigerten sich endlich so sehr, daß er 7. Febr. 1854 sich in den Rhein stürzte. Er ward gerettet und man brachte ihn in die Heilanstalt zu Endenich bei Bonn, wo er 29. Juli 1856 starb.

Als Komponist schließt sich S. an Franz Schubert an und ist derjenige, welcher die von Beethoven begründete, im engern Sinne des Wortes romantisch genannte Richtung der Tonkunst vorzugsweise weiter geführt hat. Die schönsten Blüten seines Talents entfalteten sich auf dem rein lyrischen Gebiet. Wenn bei manchen seiner größern Leistungen das Gestaltungsvermögen des Künstlers dem Umfange der Aufgabe nicht gewachsen erscheint, wird man doch durch eine Fülle genialer Züge zum Teil für den Mangel der letzten Vollendung entschädigt. Ihm wurde in den städtischen Anlagen zu Leipzig ein Denkmal errichtet. Eine Gesamtausgabe seiner Werke, redigiert von seiner Gattin, erscheint bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig. Vgl. die Biographien S.s von Wasielewski (Dresd. 1858; 2. Aufl. 1869) und Spitta (Lpz. 1883), «S.s Jugendbriefe», herausgegeben von Klara S. (Lpz. 1886).

Schumann (Klara), Gattin des vorigen, Tochter des Musiklehrers Friedr. **Wieck**, eine der ausgezeichnetsten Pianofortespielerinnen unserer Zeit, geb. 13. Sept. 1819 zu Leipzig, genoß, wie später ihre Schwester Marie, im Pianofortespiel den Unterricht ihres Vaters. Schon im frühen Alter unternahm sie Kunstreisen und erlangte einen großen Ruf. Nach ihrer Verheiratung (1840) waren es vorzugsweise die Werke ihres Gatten, welche sie neben denen Beethovens, Chopins und Mendelssohn-Bartholdys öffentlich vortrug. War früher ihr Spiel das virtuosenmäßige, elegante, fein abgemessene und berechnete der ältern Schule, so zeichnete sie sich später namentlich durch das Geist- und Seelenvolle ihres Vortrags aus. Besondere Verdienste hat sie sich dadurch erworben, daß sie in Deutschland zuerst Chopins Werke öffentlich spielte. Nach dem Tode ihres Gatten brachte sie noch einige Jahre in Düsseldorf zu, lebte abwechselnd in Baden-Baden und in Berlin und wurde 1878 an das Hochsche Konservatorium nach Frankfurt a. M. berufen. Auf vielfachen Kunstreisen mit Joachim, Stockhausen u. a. bewährte sie stets ihre Meisterschaft. Als Komponistin ist sie mit verschiedenen Klaviersachen, darunter ein Konzert, ein Trio, Präludien und Fugen, und mit Liedern aufgetreten.

Schumava, Teil des Böhmerwaldes (s. d.).

Schumla (türk.), Schumna oder Sumen (bulgar.), Stadt im Fürstentum Bulgarien, 90 km westlich von Varna und ebenso weit nördlich vom Paß von Karnabad, der beim Dorfe Dobrol, den Hauptkamm des Balkan übersteigend, nach Adrianopel führt, ist im innern Winkel einer hufeisenförmigen, 250 m über die Ebene sich erhebenden Berggruppe, an einem Zufluß des Kamtschik gelegen, ist Station der Linie Varna-Rustschuk der Bulgarischen Staatsbahnen und Hauptort eines Distrikts und macht mit seinen Kasernen, Magazinen und andern Militärbauten, obwohl selbst keine Festung, den Kernpunkt des auf jene Höhen sich stützenden und durch dieselben in Flanken und Rücken gedeckten, wesentlich nur von der Frontseite aus zugänglichen, befestigten Lagers gleichen Namens aus. Die Lagerbefestigung wird durch zwei Linien selbständiger, ihre Hauptfront gegen Nordosten wendender Werke gebildet, von denen die in erster Linie gelegenen aus der Regierungszeit Sultan Mahmuds II. herrühren und in den dreißiger Jahren des 19. Jahrh. erbaut wurden, die der zweiten Linie aber zum Teil während des Krimkriegs und danach in den J. 1871—76 angelegt wurden. S. hatte vor Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs von 1877 und 1878 eine Einwohnerzahl von gegen 35000 Seelen, von denen die Muselmanen den obern, südl. Stadtteil, die Bulgaren, Armenier und Juden den untern, nördlichen bewohnen. Nach dem Frieden von San-Stefano sind gegen 8000 Muselmanen ausgewandert, weshalb die Bewohnerzahl (1881) nur noch 23093 war, von denen die Bekenner des Islam nur noch eine unbedeutende Minorität ausmachen. Der Ort kommt schon im 9. Jahrh. unter dem bulgar. Namen Schumen (von schuma, Wald), bei den Byzantinern unter dem Namen Sitz des Krummus (eines Bulgaren-Chans) oder Simeonshügel vor, wurde 811 vom Kaiser Nicephorus verbrannt und 1087 von Kaiser Alexius bekämpft, 1387 von den Türken unter dem Großvezier Ali Pascha durch Kapitulation eingenommen, 1649 erweitert und verstärkt, ebenso durch den 1768 abgesetzten Großvezier Hassan Pascha aus Algier, dessen Grabmal sich hier befindet. In allen folgenden russ.-türk. Kriegen war S. das Hauptquartier der Großveziere; 1854 bildete es das Hauptquartier Omer Paschas und den Versammlungsort der türk. Armee. Dreimal wurden die russ. Heere von diesem Bollwerk des türk. Reichs aufgehalten: unter Rumjanzow 1774, unter Kaminskoi 1810 und unter Wittgenstein 1828, wo es Hussein Pascha verteidigte; daher umging es Diebitsch 1829. Die Schlacht, in welcher Diebitsch 11. Juni 1829 den Großvezier Reschid besiegte, wurde 15 km östlich von S., bei dem Dorfe Kulewtscha, geliefert, jenseit

der Pässe von Madara und Koparewa. Nach dem Russisch-Türkischen Krieg von 1877 und 1878 wurde S. 23. Juli 1878 von russ. Truppen besetzt und neuerdings dient es der bulgarischen Armee als Übungslager und insbesondere als Schießplatz für die gesamte Artillerie.

Schuner, s. Schoner.

Schunter, rechtsseitiger Nebenfluß der Oder im Hauptteile des Herzogtums Braunschweig, entspringt auf dem Nordostabhang des Elm und berührt streckenweise die südl. Grenzstriche des preuß. Regierungsbezirks Lüneburg der Provinz Hannover.

Schupflehn, s. Fallgut.

Schupp, s. Waschbär.

Schuppen nennt man die in ihrer Struktur sehr verschiedenen Hautbildungen, welche wesentlich bei Fischen und Reptilien vorkommen. Die S. der Fische stecken in Taschen der Haut, sind meist von hornartiger, seltener von Knochen- oder selbst von Zahnsubstanz gebildet und zeigen meist Strahlen, welche fächerförmig von einem Mittelpunkte gegen das Ende der S. verlaufen. Der hintere Rand ist oft gezähnt, in andern Fällen glatt. Die S. selbst sind farblos. Die Farben werden durch Pigmente in der Haut, der Perlenglanz durch mikroskopische Plättchen bedingt, die auch in innern Häuten (Schwimmblase, Bauchhaut) vorkommen und zur Fabrikation der falschen Perlen verwandt werden. Agassiz hat, freilich nicht mit Glück, die Struktur der S. zur Klassifikation der Fische verwendet und danach unterschieden: Kammschupper (Ctenoiden), wozu der Barsch, Glattschupper (Cykloiden), wozu Karpfen und Lachse, Schmelzschupper (Ganoiden), wozu die mit Knochentafeln, die mit Schmelz überzogen sind, bedeckten Knochenhechte und die meisten fossilen Fische der ältern Schichten bis zum Jura, und Plattenschupper (Placoiden), wozu Rochen und Haie gehören. Die S. der Reptilien sind bald Knochentafeln, wie bei Krokodilen und Schildkröten, bald einfache Verdickungen oder verdickte Falten der Oberhaut, wie bei Schlangen und Eidechsen. Die S. der Gliedertiere (Schmetterlinge, Käfer, Silberfischchen, einige Spinnen u. s. w.) sind chitinöse Cuticularbildungen, d. h. jede Schuppe besteht aus einem an der Luft erstarrten Abscheidungsprodukt einer daruntergelegenen Zelle. Diese S. haben sehr verschiedene Gestalten und Färbungen, welch letztere entweder auf Pigment beruhen, oder, wenn sie metallisch oder perlmutterartig schillern, auf besondern Brechungserscheinungen der auffallenden Lichtstrahlen, hervorgebracht durch eigentümliche Skulpturen der Oberfläche der S.

Schuppenfelle sind die Felle des Waschbären oder Schupp, der sich in Nordamerika, besonders in den Vereinigten Staaten und Canada findet und in Fallen oder von eigens dazu abgerichteten Hunden gefangen wird. Die Felle sind dichtwollig und weich, von dunklerer oder hellerer graubrauner Färbung mit hübschen Schattierungen und bilden einen wichtigen Artikel des Rauchwarenhandels. Über Leipzig gehen alljährlich 600000 S. zumeist nach Rußland, wo sie zu Pelzen für die Mittelklasse verwendet werden. Schwarz oder braun gefärbt bilden sie seit einigen Jahren auch einen vielverbrauchten Modeartikel.

Schuppenflechte, s. Psoriasis.

Schuppenflosser, s. Squamipennes.

Schuppenkrankheit nennt man mehrere Hautkrankheiten, welche mit der Bildung von Schuppen verbunden sind. (S. Flechte und Haut.) Als eigentliche S., bei welcher diese die Hauptsache ausmacht, sind indes nur die sog. Pityriasis (s. d.), sowie die Ichthyosis oder Fischschuppenkrankheit zu nennen. Über Abschuppen des Haarbodens (Kopfschuppen) s. Seborrhöe.

Schuppenmolche, soviel wie Lungenfische (Dipnoi), s. unter Fische.

Schuppentiere (Manis), s. Ameisenfresser.

Schuppius (oder Schupp, Joh. Balthasar), deutscher Schriftsteller, geb. 1610 zu Gießen, studierte zu Marburg und Königsberg, unternahm Reisen, wurde später aus seinem Lehramt zu Marburg durch die Pest vertrieben, ging nach Holland, wurde 1635 in Marburg Professor der Geschichte und 1649 Pastor zu St. Jakob in Hamburg, wo er 26. Okt. 1661 starb. Außer seiner berufsmäßigen geistlichen Schriftstellerei verfaßte er lebendige, mit drolligen Schwänken gewürzte Satiren. Von seinen «Schriften» (Hanau 1663; 6. Aufl., Frankf. 1719) ist «Der Freund in der Not», die Unterweisung eines Vaters an seinen das Vaterhaus verlassenden Sohn ([Hamb.] 1657), durch einen von W. Braune besorgten Neudruck (Halle 1878) wieder zugänglich geworden.

Schüreisen, soviel wie Feuerhaken.

Schürfen ist das jedermann zustehende Recht, nach Einholung eines Schurfscheins nach noch nicht verliehenen Mineralien oder im nicht verliehenen Felde nach solchen suchen zu dürfen; dies geschieht auf dem Schurffelde (s. Muten), durch Schurfgräben, Schurfschächte oder Stollen und durch Tiefbohrungen (s. Bergbohrer). Auf fremdem Grund und Boden setzt das S. Einwilligung des Grundbesitzers voraus. Wird sie verweigert, so setzt die Bergbehörde das Schürfrecht durch einen Beschluß fest.

Schurgast, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Falkenberg, rechts an der Glatzer Neisse, zählt (1880) 713 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche. — Schloß Schurgast, Dorf mit Rittergut ebenda, hat 380 E.

Schurmann (Anna Maria von), Schwärmerin, s. Labadie (Jean de).

Schurwald, ein dem Schwäbischen Jura vorgelagertes Plateau zwischen dem Neckar und dessen rechtsseitigen Nebenflüssen Fils und Rems, auf der Grenze der württemb. Kreise Neckar-, Jagst- und Donaukreis.

Schurz (Karl), nordamerik. Staatsmann, geb. 2. März 1829 in Liblar bei Köln am Rhein, besuchte bis 1847 das kath. Gymnasium daselbst und ging dann auf die Universität Bonn, um Philologie und Geschichte zu studieren. Hier trat er in Beziehungen zu Kinkel, beteiligte sich im Frühjahr 1849 an dem siegburger Zeughaussturme und flüchtete infolge dessen nach der Pfalz und Baden, wo er in die Reihe der Aufständischen eintrat. Nach der Niederlage in Rastatt gefangen genommen, entkam er durch eine abenteuerliche Flucht in die Schweiz, von wo er im Sommer 1850 unter falschem Namen als Student der Medizin nach Berlin ging, um mit Hilfe von gleichgesinnten und reichen Freunden, namentlich der Baronin von Brüningk, die Flucht Kinkels aus Spandau vorzubereiten, welche ihm auch im Nov. 1850 glänzend gelang. S. wandte sich dann über Paris nach London, wo er sich 1852 verheiratete und im August nach Amerika einschiffte. Anfangs in Philadelphia

wohnhaft, siedelte er 1855 nach Watertown im Staate Wisconsin über. Von hier aus griff er hauptsächlich als Volksredner in die polit. Bewegung der Zeit ein und bewährte sich nicht allein als einer der begabtesten, sondern auch einflußreichsten Führer der jungen republikanischen Partei, zu deren Siege 1860 er wesentlich mit beitrug. Im J. 1859 ließ er sich als Advokat in Milwaukee nieder, wurde 1861 vom Präsidenten Lincoln zum Gesandten in Spanien ernannt, resignierte aber noch in demselben Jahre, um gegen die Secession zu kämpfen. Im J. 1862 wurde er Brigadegeneral, 1863 Majorgeneral, kommandierte eine Division in der zweiten Schlacht bei Bull-Run und bei Chancellorsville, und nahm an den Schlachten bei Gettysburg, Chattanooga u. s. w. teil. Nach dem Kriege wurde er vom Präsidenten Johnson zum Spezialkommissar ernannt, um die südl. Staaten zu besuchen. Im J. 1869 wurde er vom Staate Missouri zum Bundessenator gewählt und that sich in dieser Stellung bei den verschiedensten Gelegenheiten vorteilhaft hervor. Im J. 1872 beteiligte er sich warm zu Gunsten von Greely, 1876 von Hayes und 1884 gegen Blaine an der Präsidentenwahl, wurde 1877 unter Hayes Minister des Innern und zeichnete sich auch in dieser Stellung durch seinen Eifer für Verbesserung des öffentlichen Wohls aus. Wiederholt war er als Journalist thätig. Von 1865 bis 1866 war er Korrespondent der «New-York Tribune», 1866 gab er in Detroit (Michigan) die «Detroit Post» heraus, 1867 wurde er Miteigentümer und Redacteur der «Westl. Post» in St.-Louis (Missouri), 1883 Redacteur der «Evening Post» in Neuyork und 1885 Redacteur der «Boston Post» in Boston. Von seinen zahlreichen Reden sind 12 («Speeches of Carl S.») in Philadelphia (1865), eine («Honest money and labor») in Neuyork (1879) erschienen.

Schürze, in der Papierfabrikation ein Streifen aus Leder oder Kautschuk, welcher beim Auflaufen der Papiermasse auf die Form zur Führung dient.

Schus, s. Susa.

Schúscha, Kreisstadt im russ. Gouvernement Jelisawetpol in Transkaukasien mit (1882) 24552 E., ist eine gegen Persien gerichtete Bergfestung und ein bedeutender Handelsplatz.

Schuschter, bei Plinius Sostra, im arab. Mittelalter Tuster, Stadt in der pers. Provinz Chusistan oder Arabistan, am Kurun, da wo derselbe sich in die beiden Arme Gerger und Schuteit teilt, hat 27000 E., im nördlichen höher gelegenen Stadtteil die Burg Salâsil und Wollweberei, sowie etwas Handel. Die Masdsched (Moschee) i Dschumaa hat eine prächtige Halle, deren Dach von 60 je 13 m hohen Säulen getragen wird. S. weist alle Zeichen zunehmenden Verfalls auf.

Schuselka (Franz), polit. Schriftsteller, geb. 15. Aug. 1811 zu Budweis in Böhmen, studierte zu Wien die Rechte, trat dann als Praktikant beim Kriminalgericht ein, gab jedoch diese Stellung bald wieder auf und wirkte fünf Jahre zu Wien, Salzburg und Prag als Lehrer und Erzieher. Seit 1839 wandte er sich der schriftstellerischen Laufbahn zu und veröffentlichte zunächst einen Roman, «Karl Gutherz» (Wien 1845; 2. Aufl. 1846). Infolge eines Konflikts mit der Censur ging er 1842 nach Weimar, dann nach Jena, wo er die Flugschrift «Ist Österreich deutsch?» (Lpz. 1843) veröffentlichte. Nach der Rückkehr nach Österreich sah er sich wegen der Schrift «Die orient. Frage, d. i. russische Frage» (Hamb. 1843) in Untersuchung verwickelt. S. ging hierauf wieder nach Jena, wo er unter anderm «Der Jesuitenkrieg gegen Österreich und Deutschland» (Lpz. 1845) und «Die neue Kirche und die alte Politik» (2. Aufl., Lpz. 1846) erscheinen ließ, welche Schriften ihm die Ausweisung aus dem Weimarischen zuzogen. Er wandte sich nach Hamburg, wo er 1846 die deutschkath. Gemeinde mit gründete. S.s Schrift «Österreich. Vor- und Rückschritte», welche 1847 bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschien, hatte von seiten Österreichs das Verbot des ganzen Verlags dieser Firma zur Folge. Die Märzbewegung von 1848 rief auch S. nach Wien zurück. Von der Aula ins Vorparlament und zu Frankfurt in den Funfziger-Ausschuß gewählt, trat er sodann in die Deutsche Nationalversammlung, wo er sich zur äußersten Linken hielt. Im Juni 1848 ward er in den österr. Reichstag gewählt, und hier zählte er zur gemäßigten Linken. Später ging er nach Kremsier und widmete sich dann in Wien aufs neue litterarischer Thätigkeit. Infolge des Einrückens der Russen in Ungarn veröffentlichte er die Broschüre «Deutsch oder Russisch», die viel Aufmerksamkeit gewann. Im J. 1850 wurde S. aus Wien auf sein Landhaus nach Gainfarn verwiesen, wo er zur evang. Kirche übertrat. Nach zwei Jahren wandte er sich nach Dresden, wo er die Schrift «Das türk. Verhängnis und die Großmächte» (Lpz. 1853) verfaßte. Im J. 1854 kehrte er nach Österreich zurück, 1861 wurde er vom 9. Bezirk Wiens in den niederösterr. Landtag gewählt, in welchem er sich, sowie auch in der Broschüre «Österreich und Ungarn», für eine dualistische Organisierung Österreichs aussprach. Er gründete 1862 die polit. Zeitschrift «Reform», in welcher er die Opposition gegen den Centralismus fortsetzte. Später schwenkte er in das föderalistische Lager über, was seine völlige Isolierung zur Folge hatte, sodaß er seit 1867 nicht mehr in den Reichstag gewählt wurde. Von S.s Schriften sind noch die lange für echt gehaltenen «Briefe Josephs II.» (3. Aufl., Lpz. 1846) und «Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein» (Lpz. 1847) zu nennen.

Seine Gattin Ida S., geborene Wohlbrück, verwitwete Brüning, hat sich als Schauspielerin einen geachteten Namen erworben. Zu Königsberg 1817 geboren, war sie nacheinander an den Theatern zu Petersburg, Hamburg und Hannover thätig, ging Ende 1842 nach Wien, wo sie an verschiedenen Bühnen als Soubrette gefeiert wurde. Nachdem sie sich 1849 in zweiter Ehe mit S. verheiratet hatte, gastierte sie an mehrern Theatern, führte auch von 1855 bis 1857 die Direktion des Theaters in Linz, 1863—64 die eines deutschen Theaters in Paris. S. hat sich auch als dramatische Schriftstellerin, Vorleserin und Lehrerin versucht.

Schüsselflechte, s. Lecanora.

Schussen, 56 km langer Zufluß des Bodensees im württemb. Donaukreise, berührt auf seinem Laufe Ravensburg.

Schussenried, Dorf im württemb. Donaukreise, Oberamt Waldsee, nahe der Schussenquelle, Station der Hauptlinie Bretten-Friedrichshafen der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1732 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, ein Schloß (ehemals 1183 gestiftete Prämonstratenserabtei) mit Staatsirrenanstalt und das königl. Eisenschmelzwerk Wilhelmshütte.

Schußfaden, soviel wie Einschlag.

Schußspule (frz. cannette, sépoule, volue; engl. pirn), in der Weberei (s. d.) eine kleine Spule, auf welcher das zum Einschlag oder Einschuß benutzte Garn, Schußgarn, gewickelt und welche in den Schützen eingelegt wird.

Schußspulmaschine (frz. machine à cannettes, trameuse; engl. weft-winding-machine), s. Spulmaschine unter Weberei.

Schußwasser, s. Arkebusade.

Schußwunden (Vulnera sclopetaria), Wunden, welche vermittelst der Feuerwaffen (s. d.) hervorgebracht werden. Die S. haben im allgemeinen die Bedeutung der gequetschten und gerissenen Wunden. Das harte, meist metallene Projektil oder Geschoß (s. d.) trennt nicht bloß die Gewebsteile, wie z. B. ein Schnitt mit einem Messer oder ein Hieb mit einem scharfen Säbel, sondern es zermalmt die Teile und zerrt sie auseinander. Die quetschende und reißende Wirkung des Geschosses beschränkt sich aber wegen der Schnelligkeit desselben in den weichen Teilen meist auf die nächste Umgebung des Wundkanals; nur an den Knochen bewirkt das Geschoß meist ausgedehnte Zersplitterung (sog. Schußfraktur). Die Schwere der S. richtet sich nach dem verletzten Organ. S., welche wichtige Körperteile (das Gehirn, Rückenmark, große Blutgefäße, Brust- oder Baucheingeweide) getroffen haben, sind meist schnell tödlich, weshalb verhältnismäßig wenig Verletzte der Art in den Lazaretten zur Beobachtung kommen. Schußverletzungen größerer Blutgefäße verraten sich nicht immer sogleich durch starke Blutung; denn die Häute der zerschossenen Gefäße sind oft so unregelmäßig getrennt, daß sie sich nach innen einrollen und das Gefäß verstopfen. Nach einigen Tagen pflegt dann eine Nachblutung einzutreten. Ist der Schuß sehr schräg gegen die Körperoberfläche gerichtet, so reißt das Geschoß eine grabenförmige Wunde auf (Streifschuß); trifft das Geschoß mehr senkrecht auf die Körperoberfläche, so macht es einen Wundkanal, der blind oder durchgehend (Haarseilschuß) sein kann. In blinden Schußkanälen steckt in der Regel noch das Geschoß, letzteres kann jedoch wieder herausgefallen oder durch die von ihm eingestülpten Kleidungsstücke wieder herausgezogen sein. Auch in durchgehenden Schußkanälen kann noch ein Geschoß sich finden, wenn die Ausgangsöffnung von einem Stück des Geschosses, oder einem Eisengeschoß, oder einem Knochensplitter u. dgl. entstanden war. Am durchgehenden Schuß unterscheidet man Ein- und Ausgangsöffnung; erstere sieht mehr wie eine gequetschte, letztere mehr wie eine gerissene Wunde aus. Bei Schüssen aus nächster Nähe findet man die Umgebung der Eingangsöffnung von eingedrungenen Pulverkörnern geschwärzt. Matte Geschosse dringen oft nicht durch die Haut ein, sondern machen nur eine Quetschung (Prellschuß), deren Spuren häufig an der zähen und elastischen Haut kaum zu entdecken sind, während unter der unversehrten Haut erhebliche Verletzungen (einfache Knochenbrüche, Muskel- und Eingeweidezerreißungen) sich finden. Früher glaubte man, in solchen Fällen habe das Geschoß den Körper gar nicht getroffen, und nannte sie Luftstreifschüsse.

Die Wirkung eines Schusses ist übrigens sehr verschieden. Man unterscheidet zunächst direkte und indirekte Geschosse; erstere kommen aus dem Lauf der Feuerwaffen, letztere sind von erstern in Bewegung gesetzt. Zu den direkten Geschossen gehören die Kanonenkugeln, die ganze Körperteile wegreißen können, die Granaten, deren Sprengstücke oft die schlimmsten Zermalmungen anrichten, die Flintenkugeln, die konischen Geschosse der Büchsen, die Schroten. Die alten Flintenkugeln wurden durch Widerstände, namentlich Knochen, leicht von ihrer Bahn abgelenkt, umzogen dann wohl im Bogen den betreffenden Körperteil, z. B. den Brustkasten (Contourschüsse). Bei den konischen Geschossen der Büchsen hat man dies weit seltener beobachtet; diese durchdringen meist in gerader Richtung den betreffenden Körperteil. Alle bleiernen Flintengeschosse können sich, wenn sie matt sind, am Knochen abplatten und an einer Knochenkante teilen. Die Schrotschußwunden sind von verhältnismäßig geringer Bedeutung, da die Schroten meist nicht tief eindringen können. Indirekte Geschosse sind die von den Geschossen fortgeschleuderten Steine, Holzsplitter, Glasstückchen u. dgl., ferner Knöpfe, Münzen, Ringe und andere Gegenstände, welche die Verletzten an sich getragen haben, sowie auch Fetzen der Kleidungsstücke, endlich von dem Geschoß losgelöste und fortgeschleuderte Knochensplitter. Indirekte Geschosse können wegen ihrer unregelmäßigen Gestalt recht schlimme Zerreißungen anrichten. Metallene Geschosse von regelmäßiger Form heilen bisweilen in den Körper ein, besonders leicht Schrotkörner. Mit und außer dem Geschoß eingedrungene Zeug- und Holzstückchen veranlassen in der Regel sehr bedeutende Eiterungen.

Die Behandlung der S. ist im allgemeinen die der Quetschwunden und wird nur durch die speziellen Umstände modifiziert. Für den ersten Notverband, bis zum Eintreffen ärztlicher Hilfe, genügt meist das Bedecken der Wunde mit Jodoform, Salicylwatte, Sublimatholzwolle oder einem andern antiseptischen Verbandstoff, welcher vermittelst einer Mullbinde oder eines saubern Tuchs in geeigneter Weise befestigt wird. Das Geschoß, Kleiderfetzen u. dgl. entfernt man möglichst bald nach der Verletzung; in der spätern Zeit, wenn schon eine beträchtliche Schwellung und Entzündung der Wundränder eingetreten ist, hat sich die Entfernung des Geschosses als meist unzweckmäßig erwiesen. Wird aber durch die Gegenwart des fremden Körpers die Heilung beeinträchtigt, so muß er natürlich herausgenommen werden. Die Behandlung der Komplikationen der S., z. B. Knochenbrüche, erfolgt nach allgemein chirurg. Regeln. Bei Schußfrakturen erfordert der Transport des Verletzten besondere Vorsichtsmaßregeln. (S. Knochenbrüche.)

Vgl. Richter, «Chirurgie der Schußverletzungen im Kriege» (Bresl. 1875); Fischer, «Handbuch der Kriegschirurgie» (Stuttg. 1882).

Schuster, Stadt in Persien, soviel wie Schuschter.

Schuster (Ignaz), Schauspieler und Sänger, geb. 20. Juli 1770 zu Wien, kam 1801 als Vertreter komischer Opernpartien ans Leopoldstädtische Theater daselbst und erwarb sich den Ruf eines vortrefflichen Komikers, gern gesehen besonders in den für ihn geschriebenen «Staberliaden»; 1821 wurde er Opernregisseur der genannten Bühne. Seit 1828 widmete er sich gänzlich Gastspielen. Er starb 6. Nov. 1835. Wahrheit und Maßhalten zeichneten S.s Leistungen vorteilhaft aus.

Schusterfleck, ein musikalischer Scherzname für eine bis zur Monotonie gesteigerte Wiederholung eines Motivs; s. unter Rosalie.

Schusterpappe oder Kleberpappe, ein wohlfeiles Klebmittel, das aus zerflossenem und teilweise gefaultem Kleber gewonnen wird.

Schusterpech, s. unter Holzteer.

Schustervogel, soviel wie Säbelschnäbler.

Schusterzwecken oder Schuhzwecken, s. Schuhnägel.

Schütt ist der Name zweier Inseln, welche die Donau in der oberungar. Tiefebene zwischen Preßburg und Komorn durch Ablagerung ihres Schuttes und fruchtbaren Schlamms gebildet hat. Die Große Schütt (ungar. Csalló-Köz, d. h. die Trügerische, wegen des veränderlichen Flußbettes, genannt), von der Neuhäusler Donau oder dem Schwarzwasser und der mittlern oder Großen Donau (Oereg-Duna) umströmt, ist 90 km lang und 15—30 km breit, vollkommen eben und besteht mit geringer Ausnahme aus ungemein fruchtbarer Gartenerde, weshalb sie auch der Goldene Garten (Arany-Kert) Ungarns genannt wird. Sie ist reich an Getreide, Obst und Gartenfrüchten aller Art, sowie an Wassergeflügel und Singvögeln, besonders Sprossern. Neben dem Feld- und Gartenbau treiben die Bewohner auch Viehzucht und Fischerei. Die Insel gehört zum größern Teile zum Preßburger Komitat, zum kleinern zum Komitat von Komorn, zum kleinsten zu denen von Raab und Wieselburg und enthält an 200 Ortschaften mit magyar. Bevölkerung. An der äußersten Südostspitze liegt Komorn (s. d.), zu dessen Komitat die Marktflecken Gutta mit 6097 und Nagy-Megyer mit 2832 magyar. E. (1880) gehören. Im Preßburger Komitat liegen die Marktflecken Sommerein oder Somorja, im 15. Jahrh. eine königl. Freistadt, mit 2709 E. und starkem Handel, besonders mit Getreide; der Marktflecken Böös, mit 2228 E., bekannt durch ein siegreiches Gefecht des Generals Reischach gegen die ungar. Insurgenten 16. Juni 1849; die Marktflecken Szerdahely, mit 1190 E. und großen Viehmärkten, und Bischofsdorf (Bischdorf oder Püspöki) mit 1719 E., wo im Dez. 1704 die Österreicher die Rákóczyschen Insurgenten schlugen. Die Kleine Schütt (ungar. Sziget-Köz), zwischen der Großen und der Kleinen Donau (Kis-Duna) oder Wieselburger Donau, der mittlern Großen S. südwestlich gegenüber gelegen, ist weit schmaler und nur 45 km lang. Sie gehört zu den Komitaten Wieselburg und Raab. In letzterm liegt der Marktflecken Hédervár (984 E.), mit einem schönen gräfl. Viczayschen Schlosse nebst Bibliothek, Waffensammlung, botan. Garten und Fasanenwaldung.

Schütt (Otto), Ingenieur und Afrikareisender, geb. 6. Jan. 1843 zu Husum, erhielt seine erste Ausbildung in Görlitz, besuchte das Polytechnikum zu Berlin und war dann in der Türkei für Eisenbahntracierungen angestellt, welche er besonders im nördl. Syrien und in Mesopotamien ausführte. Im Herbst 1877 ging er im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland nach der portug. Besitzung Angola in Niederguinea, woselbst er eine schöne, genaue Karte des untern Quanza aufnahm, welche in der «Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde» zu Berlin 1878 veröffentlicht wurde. Auf einer am 4. Juli 1878 von Malanshe aus angetretenen Forschungsreise, welche ebenda am 12. Mai 1879 ihren Abschluß fand, erschloß S. das bis dahin fast unbekannte Gebiet zwischen dem 7. und 10.° südl. Br. östlich bis zum 22.° östl. L. (von Greenwich), namentlich die Länder der Bangala und Schinge am Quango und das Gebiet der Kalunda, welches vom Luaschimo, Kicapa und andern linksseitigen Zuflüssen des Cassai und Congo durchströmt wird. Genaue Terrainaufnahmen des durchforschten Landes und reiche naturwissenschaftliche Sammlungen waren die Ausbeute dieser Expedition. Im Herbst 1879 nach Deutschland zurückgekehrt, ging S. 1880 nach Japan und trat dort an die Spitze einer topogr. Kommission. Vgl. «Reisen im südwestl. Becken des Congo von Otto H. S. Nach den Tagebüchern und Aufzeichnungen des Reisenden bearbeitet und herausg. von Lindenberg» (Berl. 1881).

Schütte (der Kiefern), Baumkrankheit, s. unter Baum, Bd. II, S. 582b.

Schüttellähmung, s. unter Lähmung.

Schüttenhofen (czech. Sušice, lat. Sicca), Stadt im ehemaligen Piseker Kreise von Böhmen, an der Otava und am Fuße des Berges Swatobor anmutig gelegen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 6047 E., welche altberühmte Malzereien, deren Produkte früher größtenteils nach Bayern gingen, und eine der größten Zündhölzchenfabriken Österreichs unterhalten und die 1865 eröffneten großen Graphitgruben in der Nähe bebauen. S. verdankt seinen Ursprung wahrscheinlich der Goldwäscherei am Otavaflusse. Zu Ende des 12. Jahrh. gehörte der Ort zu Bayern, kam aber 1273 an Böhmen zurück. Vgl. Gabriel, «Die königl. Stadt S. und ihre Umgebung» (böhm., Prag 1868).

Schutter, linker Zufluß der Kinzig im bad. Kreise Offenburg, entspringt im Schwarzwald, östlich vom Hünersedel, im Kreise Freiburg, berührt Seelbach, tritt unterhalb Lahr in die Oberrheinische Tiefebene und mündet nahe oberhalb Kehl. — Schutter heißt auch ein kleiner linksseitiger Zufluß der Donau bei Ingolstadt.

Schuttery, holländ. Landwehr, in welcher sämtliche Holländer vom 25. bis 35. Jahre dienstpflichtig sind. Die S. besteht nach der Organisation von 1815 aus 3 Aufgeboten. Zum 1. gehören die Ledigen, die kinderlosen Verheirateten und kinderlosen Witwer, zum 2. die übrigen Verheirateten und Witwer, welche abkömmlich sind, zum 3. die Unabkömmlichen. Die S. ist zur Aufrechthaltung der Ordnung im Innern bestimmt, ihre Organisation ist durch Gesetz vom 11. April 1827 endgültig festgestellt worden. Die Dauer der aktiven Dienstzeit beträgt nur 5 Jahre, und nur in den Gemeinden von mindestens 2500 E. sind überhaupt aktive Abteilungen organisiert worden, insgesamt 220 Kompagnien von je 110 bis 150 Mann, welche 22 Bataillone und 105 selbständige Kompagnien Infanterie und 26 Kompagnien Festungsartillerie bilden, und zusammen (1885) 37198 Mann zählen. Zur Ausbildung der Mannschaft dienen jährlich 50 Übungsstunden. Bei allgemeiner Mobilmachung sollen 18500 Mann der aktiven S. (32 Bataillone) zur Feldarmee treten. Die inaktive S. thut im Frieden keinen Dienst, ist (1885) 77103 Mann stark und bildet 89 Bataillone. Zum Kampfe gegen einen äußern Feind ist die ruhende S. nicht bestimmt.

Schüttgelb, gelbe Anstreichfarbe, ist mit gelben Farbstoffen versetzte Kreide.

Schüttorf, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Osnabrück, Kreis Grafschaft Bentheim, links an der Vechte, Station der Linie Arnheim-Hengelo-

Salzbergen der Niederländischen Staatsbahnen, zählt (1885) 2653 E. und hat das alte Schloß Altena (eine fürstl. Bentheimische Burg), eine Baumwollspinnerei, drei Baumwollwebereien, drei Dampffärbereien, eine Saffianlederfabrik u. s. w.

Schutz, in der kaufmännischen Sprache soviel wie Honorierung, z. B. Annahme, Zahlung eines Wechsels u. s. w.

Schütz (Christian Gottfr.), verdienter Philolog, geb. 19. Mai 1747 zu Dederstedt (im Mansfeldischen), besuchte die Lateinschule und die Universität zu Halle, kam 1768 als Lehrer der Mathematik an die Ritterakademie zu Brandenburg, war aber kaum ein Jahr von Halle abwesend, als ihm das Inspektorat des theol. Seminars daselbst übertragen wurde. Nachdem er 1773 eine außerord. und 1777 eine ord. Professur zu Halle erhalten, ging er 1779 als Professor der Poesie und Beredsamkeit nach Jena, wo er besonders über Litteraturgeschichte mit größtem Beifall las und mit Wieland, der sich aber bald wieder lossagte, und Bertuch 1785 die «Allgemeine Litteraturzeitung» gründete. Im J. 1804 ging er wieder nach Halle, wo er 1807 die Direktion des philol. Seminars übernahm und mit Ersch die «Hallesche Litteraturzeitung» fortsetzte, deren oberste Redaction er bis an seinen Tod, 7. Mai 1832, beibehielt. S. hat teils durch seine Schriften, teils durch seine anregenden Vorträge einer geistvollern Behandlung der Altertumswissenschaft vorgearbeitet. Er schrieb: «Über Lessings Genie und Schriften» (Halle 1782) und gab den Äschylus, Cicero und Aristophanes heraus. Das grammatische Studium suchte er durch den verbesserten Auszug aus Hoogeveens «Doctrina particularum Graecarum» (Deff. u. Lpz. 1782; 2. Aufl., Lpz. 1806) und durch ein eigenes, aber unbeendigtes Werk «Doctrina particularum Latinae linguae» (Deff. u. Lpz. 1784) zu fördern. Seine Programme und Abhandlungen erschienen gesammelt als «Opuscula philologica et philosophica» (Halle 1830). Das von seinem Sohne herausgegebene Werk «Christian Gottfried S., Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes» (2 Bde., Halle 1834) enthält nur den Briefwechsel.

Friedrich Karl Julius S., Sohn des vorigen, geb. zu Halle 31. Mai 1779, studierte zu Jena, habilitierte sich 1801 in Halle, wurde hier 1804 außerord. Professor der Philosophie und behielt diese Stellung bis zur Aufhebung der Universität, 1806. Im J. 1811 verheiratete er sich mit der Schauspielerin Händel, die sich nachher Händel-Schütz (s. d.) nannte, machte mit dieser große Kunstreisen und trat auch selbst auf, wendete sich jedoch 1818 mit seiner Gattin wieder nach Halle, wo er von neuem als Professor der Philosophie angestellt wurde. Später legte er seine Professur nieder, ging nach Hamburg und ließ sich von seiner Gattin scheiden. Dann lebte er eine Zeit lang in Leipzig, wo er 4. Sept. 1844 starb. Er schrieb einige geschichtliche Werke und «Goethes Philosophie» (7 Bde., Hamb. 1825—27).

Schütz (Heinr.), gewöhnlich Sagittarius genannt, der größte deutsche Tonmeister des 17. Jahrh., geb. zu Köstritz im Vogtlande 5. Okt. 1585, kam 1591 mit seinen Eltern nach Weißenfels, von wo aus er mit 13 Jahren seiner schönen Sopranstimme wegen als Sängerknabe in die Kapelle des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel gelangte. Neben der musikalischen war hier für seine weitere Bildung gut gesorgt, sodaß er 1607 zum Studium der Jurisprudenz die Universität Marburg beziehen konnte; doch ging er auf Veranlassung des Landgrafen Moritz 1609 nach Venedig, wo er Gabrielis Unterweisung in der Musik bis zu dessen Tode 1612 genoß. Darauf kehrte er nach Kassel zurück und erhielt in der dortigen Kapelle eine Anstellung als Organist. Im J. 1614 ward er zur Taufe des Herzogs August, nachherigen Administrators des Erzstifts Magdeburg, nach Dresden gerufen, um bei dieser Feier musikalisch thätig zu sein, und dies entschied seine weitere Laufbahn. Der Kurfürst von Sachsen, von seiner Leistung sehr befriedigt, ernannte ihn zu seinem Kapelldirektor. S. reformierte die dresdener Kapelle vollständig und hob sie zu einer damals bewunderten Höhe. Die Unterbrechungen seiner Wirksamkeit, welche der Dreißigjährige Krieg veranlaßte, benutzte er zu Reisen nach Italien, Kopenhagen und Braunschweig; die braunschweigische Hofmusik leitete er von Dresden aus. S. starb zu Dresden 6. Nov. 1672. Seine Kompositionen wurden allgemein bewundert. Gedruckt sind davon: Madrigale, Psalmen, Motetten, geistliche Lieder (unter dem Titel «Symphoniae sacrae»), das Oratorium «Die Auferstehung des Herrn» u. s. w. Ungedruckt blieb unter anderm die Oper «Dafne», die nach Rinuccinis gleichnamigem Gedicht von Opitz bearbeitet und 1627 zu Torgau bei der Vermählung des Landgrafen von Hessen mit der Schwester des Kurfürsten von Sachsen aufgeführt wurde und überhaupt als die erste in Deutschland zur Aufführung gebrachte Oper zu betrachten ist. Ebenso blieben ungedruckt seine Passionen nach den vier Evangelien. In S. erreichte die prot. Musik des 17. Jahrh. ihren Kulminationspunkt. Die erste Gesamtausgabe seiner Werke veranstaltet seit 1885 Ph. Spitta bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig. Die vier Passionen (das letzte Werk von S. und eins seiner bedeutendsten) sind davon bereits erschienen.

Schütz (Henriette), s. Händel-Schütz.

Schutzbegleitung, soviel wie Convoi.

Schutzbrief ist die vom Staatsoberhaupt urkundlich erteilte Zusicherung eines besondern Schutzes. Solche S. erhielten früher z. B. Angeklagte, wenn sie sich aus Furcht vor der Rache des Verletzten oder seiner Angehörigen dem Gericht nicht stellen wollten, sowie Zahlungsunfähige, welche die Rechtswohlthat der Güterabtretung erlangt hatten, um ohne Behelligung durch Wechselgläubiger bei der Ordnung ihres Kreditwesens mitzuwirken. Auch ganzen Klassen der Bevölkerung, welche nicht volle Berechtigung genossen, wie die Juden oder in der Türkei alle Nichtmohammedaner, wurden S. ausgestellt. (Vgl. Geleit und Sauvegarde.)

In neuester Zeit erhielten kaiserl. Schutzbriefe die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft (27. Febr. 1885, s. u. Lufidschi) und die Neuguinea-Kompagnie (17. Mai 1885, s. u. Neuguinea). Durch diese S. wurden die in denselben bezeichneten Gebiete unter die Oberhoheit des Deutschen Reichs gestellt.

Schutzbrille, s. unter Brille.

Schutzbürger, s. Pfahlbürger.

Schütze (Toxotes jaculator, Tafel: Fische IV, Fig. 9) heißt ein zu den Schuppenflossern (s. unter Squamipennes) gehöriger, ziemlich hoher, seitlich zusammengedrückter Fisch von etwa 20 cm Länge, von silberiger Farbe mit fünf undeutlichen braunen Rückenbinden. Er findet sich vom Golf von Bengalen bis nach Nordaustralien im Meere in der

Nähe des Ufers und spritzt auf Insekten, die auf Pflanzen unmittelbar am Wasser sitzen, einige Tropfen Wasser, wodurch dieselben herabfallen und von ihm gefressen werden.

Schütze, das 9. Zeichen des Tierkreises von 240 bis 270° Rektascension; es hat das Zeichen ♐.

Schütze, südl. Sternbild, von 264 bis 302° Rektascension und 12 bis 37° südl. Deklination, enthält nach Heis 90 dem bloßen Auge sichtbare Sterne, unter ihnen einen vierfachen und einen dreifachen, drei Veränderliche, von denen der eine, U, eine nahe siebentägige Periode besitzt. Bemerkenswert sind mehrere glänzende Sternhaufen und ein merkwürdiger vielfacher Nebel, in 268° 30′ Rektascension und —23° 2′ Deklination.

Schütze (militär.), s. Tirailleur.

Schütze oder Schiffchen (frz. navette, engl. shuttle), in der Weberei ein schiffähnlich geformter Bestandteil des Webstuhls, der eine mit Schußgarn gefüllte Spule enthält und durch das Fach der Kette geworfen oder gestoßen wird, um so das Einziehen der Kettenfäden zu bewirken.

Schütze (Joh. Stephan), Schriftsteller, geb. 1. Nov. 1771 zu Olvenstädt bei Magdeburg, studierte seit 1794 in Erlangen und Halle Theologie und schrieb den «Versuch einer Theorie des Reims» (Magdeb. 1802). Nachdem er einige Zeit Hauslehrer gewesen, ging er 1804 nach Dresden und von da nach Weimar, wo er Hofrat wurde und 19. März 1839 starb. In Weimar schrieb er das Lustspiel «Der Dichter und sein Vaterland, als Vorschlag zu einer Totenfeier für alle Dichter, die gestorben sind und noch sterben werden» (Lpz. 1807). Ein größeres Publikum verschaffte er sich durch seine Erzählungen, deren er eine große Menge im «Taschenbuch der Liebe und Freundschaft», welches er 1814—41 redigierte, und in andern Sammlungen lieferte. Außerdem sind noch zu nennen: «Abenteuerliche Wanderungen von Weimar nach Karlsbad» (Lpz. 1810; 2. Aufl. 1825), «Der unsichtbare Prinz» (3 Bde., Lpz. 1812—13), «Das Land der Wunder» (Hamb. 1812), «Humoristische Reise durch Mecklenburg, Holstein, Dänemark u. s. w.» (Hamb. 1812). Seine kleinern Aufsätze, zum Teil durch die Herausgabe des «Journal für Litteratur, Kunst, Luxus und Mode» veranlaßt, das er zuerst mit Peucer, dann allein herausgab, ließ er größtenteils in den «Gedanken und Einfällen über Leben und Kunst» (Lpz. 1810) und in den «Muntern Unterhaltungen» (Lpz. 1829) wieder abdrucken. Seine «Gedichte» erschienen Lpz. 1810 und Berl. 1830. Nicht ohne Wert ist sein «Versuch einer Theorie des Komischen» (Lpz. 1808; neue Aufl. 1817). Einen Teil seines Lebens schilderte er in seiner «Lebensgeschichte» (2 Bde., Neuhaldensleben 1834).

Schütze (Theod. Reinhold), Strafrechtslehrer, geb. 12. Jan. 1827 zu Ütersen in Holstein, studierte die Rechtswissenschaft, nahm 1848—51 am Schleswig-Holsteinischen Kriege teil und habilitierte sich 1853 in Kiel. Von 1858 bis 1866 war er Professor für röm. und schleswigsches Recht in Kopenhagen. Sodann war er in verschiedenen teils akademischen, teils praktischen Stellungen thätig, bis er 1876 einem Rufe als Professor des Strafrechts, Völkerrechts und der Rechtsphilosophie nach Graz folgte. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Sammlung der das schleswigsche Strafrecht betreffenden Gesetze» (Kopenh. 1856), «Die notwendige Teilnahme am Verbrechen» (Lpz. 1869), «Lehrbuch des deutschen Strafrechts» (2. Aufl., Lpz. 1874), «Laien in den Strafgerichten» (Lpz. 1873), «Das staatsbürgerliche Anklagerecht in Strafsachen» (Graz 1876). Außerdem hat S. zahlreiche kleinere Schriften über Civilprozeß, röm. Recht, Strafrecht und Strafprozeß, sowie Kritiken neuerer Gesetzbücher und Gesetzesentwürfe in Fachzeitschriften veröffentlicht.

Schützen, Beiname der jüngern fahrenden Schüler, s. unter Bacchanten.

Schützenabzeichen werden in mehrern Armeen bei der großen Wichtigkeit, welche ein gutes Schießen für den Ernstkampf hat, den besten Schützen verliehen, um durch eine solche Auszeichnung den Wetteifer der Mannschaften bei dem Schießdienst anzuregen. Sie werden meist durch wollene, silberne oder goldene auf den Ärmeln angebrachte Borten oder Signalhörner gebildet.

Schützenchaine, s. unter Chaine.

Schützenfest, s. u. Schützengesellschaften.

Schützengesellschaften sind der letzte Rest jener einst dem deutschen Bürger zustehenden allgemeinen Waffenfähigkeit, die mit der hohen Blüte- und Machtentwickelung der Städte aufs engste zusammenhing. Als häufige Ein- und Übergriffe des Adels und der Fürsten die Städte zu beständiger Kampfbereitschaft nötigten, ordnete sich auch ihr Kriegswesen. Die patricischen Geschlechter nahmen Waffen und Rüstung der Ritter an, die übrigen Bürger aber, nach Zünften oder Stadtvierteln geordnet, rüsteten sich mit verschiedenen Waffen, meist mit der Armbrust. Weil aber erfolgreiche Führung der Armbrust eine nur durch lange Übung zu gewinnende Fertigkeit voraussetzte, bildeten sich bald Schützenvereine in der damals allgemein üblichen Form von Gilden, als deren Schutzheiliger gewöhnlich der durch Pfeilschüsse gemarterte St. Sebastian galt. Schützenhäuser, Schießbahnen auf freien Plätzen oder in den Zwingern, eine durch Beiträge und Vermächtnisse bereicherte Vereinskasse und jährliche Schützenfeste waren die notwendige Folge, und die städtischen Behörden begünstigten solche Einrichtungen natürlich aufs kräftigste. Namentlich gediehen die Schützenfeste, welche den Bürgern dasselbe wurden, was den Rittern die Turniere gewesen waren, zu großer Ausdehnung und hoher, selbst polit. Bedeutung. Mit besonderm Glanze wurden sie im 15. und 16., ja bis ins 17. Jahrh. hinein gefeiert und Einladungen ergingen an Fürsten, Adel und Städte. Die Teilnahme anderer Städte diente zur Förderung und Befestigung mächtiger Bündnisse, wovon das durch Fischart im «Glückhaften Schiff» gefeierte Schützenfest der Stadt Straßburg (1576) ein Beispiel bietet. Wie Wappendichter den Turnieren nachgezogen waren, so fanden sich bei den Schützenfesten Pritschenmeister ein, die mit mäßigem bürgerlichen Humor eine Beschreibung des Festes in Reime brachten und mit zierlich ausgemalten Wappen der Festgeber und vornehmsten Teilnehmer ausputzten. Von solchen Dichtern ist Lienhard Flexel, Bürger und Pritschenmeister zu Augsburg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., durch Uhlands Abhandlung «Zur Geschichte der Freischießen», vor Hallings Ausgabe von Fischarts «Glückhaftem Schiff» (Tüb. 1828), am bekanntesten geworden. Auch das Feuergewehr lernten die Bürger sehr bald mit Eifer handhaben, und so bildeten sich auch schon frühzeitig S. für Wallbüchse und Standrohr, neben welchen die ältern Vereine fortbestanden, die ihr jährliches Festschießen nach

einem auf einer Stange aufgesteckten Vogel oder Stern (Vogelschießen, Stern-, Nagel-, Stabschießen) fortsetzten. Durch veränderte Kriegführung und Einbuße städtischer Freiheit verloren die S. allmählich ihre frühere Bedeutung und sanken zu Vergnügungsgesellschaften herab, die nur in besondern Notfällen zum Zwecke des Gemeinwohls herangezogen wurden. Erst mit dem nationalen Aufschwunge der neuern Zeit erhoben sie sich wieder zu hoherer patriotischer Bedeutung. In Nachahmung der großen schweiz. Schützenfeste, die alljährlich den Ort wechseln, hielten die deutschen Schützen 1861 in Gotha ein allgemeines deutsches Schützen- und Turnfest und gründeten einen **Deutschen Schützenbund**, der sein zweites Bundesschießen 1863 zu Frankfurt a. M., dann solche 1865 zu Bremen, 1872 zu Hannover, 1875 zu Stuttgart, 1878 zu Düsseldorf, 1881 in München und 1884 in Leipzig abhielt; derselbe verfolgt das Ziel: Verbrüderung aller deutschen Schützen, Vervollkommnung in der Kunst des Büchsenschießens und Hebung der Wehrfähigkeit des deutschen Volks. In der Schweiz haben die modernen S. die beste Organisation. Vgl. Förster, »Die Schützengilden« (Berl. 1856).

Schützengräben sind Deckungen aus Erde zur gesicherten Abgabe des Infanteriefeuers, welche aus einem Graben mit feindwärts angeschütteter Brustwehr bestehen. S. unter Feldbefestigung, Bd. VI, S. 648b.

Schützenwächter, an mechan. Webstühlen eine Vorrichtung, um das Herausfliegen des Schützen und somit Verwundungen der Arbeiter zu verhindern.

Schutzfrist nennt man den Zeitraum, innerhalb dessen ein Geistesprodukt gegen unberechtigte Vervielfältigung geschützt ist. (S. Urheberrecht.)

Schutzgebiet ist die offizielle Bezeichnung für einige deutsche Kolonien, namentlich solche, welche durch Schutzbriefe (s. d.) unter deutsche Oberhoheit gestellt sind. Die Rechtsverhältnisse der deutschen S. sind durch das Gesetz vom 17. April 1886 geregelt.

Schutzgeister, s. Genien.

Schutzgenossen, s. Schutzverwandte.

Schutzgerechtigkeit oder Vogtei bezeichnet ein Abhängigkeits- und Herrschaftsverhältnis des deutschen Mittelalters, welches in mehrfachen Anwendungen vorkam. Es bestand namentlich gegenüber der freien, aber besitzlosen bäuerlichen Bevölkerung, die den Militärdienst gegenüber ihrem Grafen oder Landesherrn durch eine Steuer abkaufte. Indem diese Steuer zum Gegenstand eines Lehns gemacht wurde, übergab sie der Inhaber der öffentlichen Gewalt in Verbindung mit der niedern Gerichtsbarkeit zu Lehn. So erscheint die S. im wesentlichen als eine niedere Gerichtsbarkeit. Die Güter der Vogtsleute sind mit vogteilichen Lasten beschwert. (S. Schutzverwandte, Bürger.)

Schutzheilige, s. unter Heilig.

Schutzmann ist die in neuerer Zeit an Stelle des Ausdrucks Polizeidiener, Sicherheitsdiener u. s. w. gebräuchlich gewordene Bezeichnung des untersten Exekutivbeamten der Sicherheitspolizei. Der S. trägt eine ihn dem Publikum kenntlich machende Uniform und ist meistens auch zu seiner Verteidigung mit einem Seitengewehr bewaffnet; seine Aufgabe besteht vorzüglich darin, in Straßen und auf Plätzen auf Ruhe und Ordnung zu sehen, Störungen zu beseitigen, die Urheber von solchen zu verhaften. Die Schutzmannschaften sind in der Regel militärisch organisiert, in ähnlicher Weise wie die Gendarmerie und die Landjägerkorps, und sie rekrutieren sich meistens aus ausgedienten Unteroffizieren. Die Schutzleute gehören zwar nicht zum aktiven Heere und den Militärpersonen im Sinne des Reichsmilitärgesetzes; jedoch erwerben ehemalige Unteroffiziere, welche in militärisch organisierte Schutzmannschaften eingetreten sind, den Anspruch auf den Civilversorgungsschein. (Beschluß des Bundesrats vom 21. März 1882.) Die S. gehören zu den Beamten des Polizei- und Sicherheitsdienstes, welche nach §. 153 der Strafprozeßordnung Hilfsbeamte der Staatsanwaltschaft und in dieser Eigenschaft verpflichtet sind, den Anordnungen der Staatsanwälte bei dem Landgericht ihres Bezirks und der diesen vorgesetzten Beamten Folge zu leisten.

Schutzpapp (frz. Réservage), s. u. Enlevage.

Schutzverwandte oder Schutzgenossen, Beisassen, können zunächst alle die Einzelnen genannt werden, die mit einer polit. Gemeinschaft in Verbindung stehen und, ohne eigentliche Mitglieder zu sein, deren Schutz genießen. In den ursprünglichen Gesellschaften, die jeden Ungenossen als Feind behandeln, tritt der Fremde, welcher die Gastfreundschaft eines Gemeindemitgliedes erlangt, in dessen Schutz. Auf weiter entwickelter Stufe übernimmt dagegen die Gesamtheit oder deren Oberhaupt um bestimmte Gegenleistungen die Gewähr für den Anhanglosen, ohne daß demselben daraus eigentliche polit. Rechte erwachsen. So konnten Ausländer als freie Metöken in Athen sich aufhalten und selbst Gewerbe treiben, wenn sie sich einen Patron (Prostates) aus den Bürgern wählten und ein jährliches Schutzgeld zahlten, und im Verhältnis zum röm. Staate waren alle Provinzialen bloße S. Unter den Deutschen nahmen Laten, Pfleghafte und sonstige Vogtleute in der Abhängigkeit von einem siegreichen Volksstamme oder unter dem Schutze (Vogtei) geistlicher und weltlicher Grundherren eine Mittelstellung zwischen Freien und Hörigen ein, und die Juden genossen als zinsende Kammerknechte den Frieden des Königs oder seiner mit dem Judenschutz beliehenen Würdenträger. Gegen den Druck mächtiger Herren, welche die kleinern Freien auf dem Lande in ein Hörigkeitsverhältnis zu bringen suchten, gewährten die Städte Schutz, indem sie die Bedrängten trotz mehrfacher, besonders im 13. Jahrh. ergangener Verbote zu freien Aus- oder Pfahlbürgern annahmen. In denjenigen Stadt- und Landgemeinden, welche sich um den Besitz einer Mark oder eines sonstigen, von den Mitgliedern benutzten, genossenschaftlichen Vermögens gebildet hatten, waren die Inhaber von später begründeten Stellen jener Nutzungsrechte der Altgemeinde nicht teilhaftig. Noch jetzt bilden nach einigen deutschen Gemeindeordnungen die S. eine besondere Einwohnerklasse, welche die Rechte des Indigenats (s. d.) besitzt, aber an der Gemeindeverwaltung keinen Anteil nimmt. Neuere Gesetze haben jedoch auch den Unterschied zwischen S. und Bürgern beseitigt.

Schutzwaffen dienten im Altertum und Mittelalter zum Schutz des Körpers gegen die Wirkung der Angriffswaffen; hierher gehören besonders der Helm (s. d.), der Harnisch (s. d.), der Schild (s. d.). Mit der allgemeinen Anwendung der Feuerwaffen, gegen die sie sich unzureichend erwiesen, kamen sie allmählich in Abnahme und sind jetzt nur noch in spärlichen Resten vertreten, wie Stahlhelm und Küraß der Kürassiere, Epauletten der Ulanen.

Schutzwaldung, s. unter Forstpolizei.

Schutzzollsystem oder Protektionssystem nennt man dasjenige handelspolitische System, welches durch mehr oder weniger hohe Zölle auf die Einfuhr gewisser Waren die inländischen Produzenten dieser Waren gegen die auswärtige Konkurrenz schützen und die Entwickelung der betreffenden Produktionszweige im Lande befördern will. Es erscheint daher als eine Milderung des Prohibitivsystems (s. d.), das die fremde Konkurrenz auf vielen Gebieten gänzlich ausschloß. Ursprünglich ging das S. hauptsächlich von dem Gesichtspunkte des Merkantilismus aus, indem es vor allem eine günstige Handelsbilanz und die reichliche Herbeiziehung von Edelmetall erstrebte. In der neuern Zeit dagegen wurde zu Gunsten desselben namentlich von Friedr. List und dem Amerikaner Carey vorzugsweise das Bedürfnis der industriellen Erziehung und der Belebung und nachhaltig besten Verwendung der einheimischen Produktivkräfte in den jungen oder aus irgend einem Grunde zurückgebliebenen Ländern geltend gemacht. Die ältere und die Listsche Theorie stimmten jedoch darin überein, daß der Schutz nur den Fabrikaten, nicht aber auch der landwirtschaftlichen Produktion von Lebensmitteln und Rohstoffen zukommen solle; vielmehr schien es im Interesse der Industrie wünschenswert, daß die Einfuhr der letztern Produkte möglichst erleichtert werde. In der Praxis gestaltete sich das S. jedoch anders. In England erhielten die Grundbesitzer schon seit dem Ende des 17. Jahrh. wesentlichen Anteil an dem S., und in Frankreich gelang es ihnen seit 1816, nach und nach hohe Zölle auf Lebensmittel und Rohstoffe durchzusetzen. Die engl. Freihandelsbewegung (s. Anti-Corn-Law-League) war in erster Linie gegen die landwirtschaftlichen Schutzzölle gerichtet und deren allmähliche Beseitigung bildete auch in Frankreich die Vorbereitung der 1860 beginnenden relativ freihändlerischen Handelspolitik. Im Deutschen Zollverein sind solche Zölle früher nur in geringfügigem Maße vorhanden gewesen. In der neuesten Zeit aber ist nicht nur die freihändlerische Bewegung ins Stocken und das S. in fast allen Ländern, außer England, wieder in größerm Umfange zur Anwendung gekommen, sondern es ist auch theoretisch der früher festgehaltene Unterschied zwischen industriellen und landwirtschaftlichen Schutzzöllen aufgegeben worden. Es ist in der That unter den heutigen Verhältnissen kein stichhaltiger Grund vorhanden, den Schutz, den man der Industrie gewähren will, der Landwirtschaft zu versagen, da der Betrieb der letztern, zumal wenn er intensiv mit größerer Kapitalverwendung stattfindet, einen durchaus industriellen Charakter erhalten hat. Die etwaige Erschwerung der Ausfuhr von Fabrikaten infolge der landwirtschaftlichen Schutzzölle wäre in einem konsequenten S. durch besondere Mittel, wie Ausfuhrvergütungen, auszugleichen. Ob aber überhaupt das S. berechtigt ist, läßt sich nicht im allgemeinen, sondern nur für besondere Fälle beantworten. Selbst A. Smith (s. d.) will für einzelne Fälle, namentlich im Interesse der militärischen Selbständigkeit des Landes und zum Zwecke einer Erfolg versprechenden Retorsion, Schutzzölle zulassen. Die Listsche Erziehungstheorie ist dagegen für ein Land, wie das heutige Deutschland, nicht mehr haltbar. Die industrielle Entwickelung Deutschlands ist bereits so großartig, daß die künstliche Züchtung irgend eines neuen Industriezweiges, der für sich nicht lebensfähig wäre, eine Verschwendung von wirtschaftlicher Kraft bilden würde, die den Haupteinwand, den die Freihändler gegen das S. erheben, rechtfertigen würde: nämlich den, daß das S. die inländischen Kapital- und Arbeitskräfte von den naturgemäßen Verwendungen ablenke und in künstliche, unnatürliche Bahnen überführe. Gerechtfertigt erscheint der Schutzzoll unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur dann, wenn bereits in großer Ausdehnung bestehende, viele Personen beschäftigende Produktionszweige durch eine neue Gestaltung der internationalen Konkurrenz in ihrer Existenz ernstlich gefährdet werden. Es handelt sich dann um eine Notstandsmaßregel, durch die eine für die Gesamtheit nachteilige Verschiebung der Vermögensverhältnisse verhindert werden soll, die aber zur rechten Zeit auch wieder aufzuheben ist, wie auch List für seine Erziehungszölle nicht einen dauernden, sondern nur einen zeitweiligen Bestand verlangte. Vgl. Lehr, «Schutzzoll und Freihandel» (Berl. 1878). S. auch Freihandel und Freihandelspartei.

Schuver (Juan Maria), Afrikareisender, geb. 26. Febr. 1852 zu Amsterdam, erforschte 1881—82 das Gebiet des Tumat und Jabos, zweier linksseitigen Nebenflüsse des Bahr-el-Asrak (Blauen Nils), sowie die Wasserscheide derselben gegen den Bahr-el-Abiad (Weißen Nil) und die westlichen Grenzstriche Abessiniens am Flusse Bolassa, der rechts zum Blauen Nil geht. Von einer Forschungsreise in das Gebiet des Bahr-el-Gasal kehrte S. nicht wieder; wahrscheinlich ist er am 23. Aug. 1883 auf dem Wege nach Djur Ghattas von den aufrührerischen Denka ermordet worden.

Schuwalow, gräfl. Familie in Rußland, deren Adel bis zum Anfange des 17. Jahrh. zurückgeht. Alexander und Peter S., Söhne von Iwan S., der unter Peter d. Gr. Kommandant von Wiborg war, wurden 17. Sept. 1746 in den russ. Grafenstand und beide von Peter III. später zu Reichsfeldmarschällen erhoben. Der Graf Peter war zugleich Generalfeldzeugmeister und Kriegsminister und führte als solcher wichtige Verbesserungen im Artilleriewesen ein. Er starb 15. Jan. 1762.

Ein Vetter der vorigen war Iwan Iwanowitsch S., geb. 12. Nov. 1727, einer der eifrigsten Beförderer der Wissenschaften und Künste in Rußland während der Regierungen der Kaiserinnen Elisabeth und Katharina II. Er veranlaßte 1755 die Gründung der moskauischen Universität mit zwei zu ihr gehörigen Gymnasien, 1758 die Gründung der Akademie der Künste zu Petersburg und starb dort 25. Nov. 1798.

Ein Seitenverwandter dieser Linie war der Graf Paul Andrejewitsch S., geb. 31. Mai 1776, der unter Suworow in Polen und Italien focht. Bereits im 25. Jahre wurde er Generalmajor. Er zeichnete sich in dem Feldzuge von 1807, mehr aber noch im finländ. Kriege 1809 aus, wo er der erste Russe war, der über Torneå in Schweden eindrang und durch einen kühnen Marsch über das Eis Schelefta einnahm, 8000 Schweden zu Gefangenen machte und 121 Kanonen erbeutete, für welche Thaten er zum Generallieutenant und Generaladjutanten des Kaisers erhoben wurde. An der Seite des Kaisers wohnte er 1813 allen Schlachten bei und schloß 26. Juli 1813 den Waffenstillstand von Neumark. Nach dem Einmarsch in Paris erhielt er den Auftrag, die Kaiserin Marie Luise nach

Österreich zu geleiten und Napoleon I. nach Fréjus zu führen. Er starb zu Petersburg 13. Dez. 1823.

Sein Sohn, Graf Andreas S., starb 1876 als Mitglied des Reichsrats und Oberhofmarschall; dessen Sohn Peter, geb. 15. Juli 1827 zu Petersburg, trat in die kaiserl. Garde, war 1864—66 Generalgouverneur von Livland und Kurland und wurde 1866 zum Chef der polit. Polizei ernannt. Im J. 1873 mit einer außerordentlichen Mission nach London beauftragt, vermittelte er die Heirat der einzigen Tochter des Kaisers, Großfürstin Maria, mit dem Herzog von Edinburgh, sowie die Beilegung der wegen der russ. Fortschritte in Turkestan zwischen den Höfen von Petersburg und von London ausgebrochenen Mißhelligkeiten, und wurde Okt. 1874 an Brunnows Stelle Botschafter in London. Als im Frühjahr 1878 der Ausbruch eines russ.-engl. Kriegs unvermeidlich erschien, ging S. nach Petersburg, wo es ihm gelang, den Kaiser für Erhaltung des Friedens und zum Verzicht auf die volle Aufrechterhaltung des Vertrags von San Stefano zu bestimmen. Nachdem er 30. Mai mit Salisbury ein Memorandum vereinbart hatte, ging er im Juni als russ. Bevollmächtigter zum Kongreß nach Berlin, dessen Erfolg wesentlich S.s versöhnlicher und umsichtiger Haltung zu danken war. Als Anhänger der Bismarckschen Politik wurde S. aber vom Reichskanzler Gortschakow im Nov. 1879 von seinem londoner Botschafterposten abberufen.

Dessen Bruder, Graf Paul S., geb. 1830, trat in den Militärdienst und wurde 1873 Generallieutenant. Als interimistischer Kommandeur der 2. Gardeinfanteriedivision trug er 15. bis 17. Jan. 1878 viel zur Zersprengung von Suleimans Korps bei Philippopel bei. Im J. 1885 wurde er zum russ. Botschafter in Berlin ernannt.

Schuylkill (spr. Skuhlkil), Fluß im nordamerik. Staate Pennsylvania, entspringt im südöstl. Teile des Staates, fließt südöstlich und mündet in den Delawarefluß bei Philadelphia. Er ist 192 km lang und für Boote bis Port Carbon, 5 km oberhalb Pottsville, schiffbar. Die Indianer nannten ihn Manayunk.

Schw., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Aug. Friedr. Schweigger (s. d.).

Schwaan, Stadt in Mecklenburg-Schwerin, links an der Warnow, Station der Linie Bützow-Rostock der Mecklenburgischen Friedrich-Franzbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3696 E. und hat Thon- und Torflager, Cigarrenfabrikation und Handel mit Vieh, Pferden und Getreide.

Schwab (Gust. Benjamin), deutscher Dichter, geb. zu Stuttgart 19. Juni 1792, war der jüngste Sohn Johann Christoph S.s (geb. 10. Dez. 1743), der, als ein eifriger Anhänger der Leibniz-Wolffschen Philosophie, gegen Kant auftrat und als Geh. Hofrat und Oberstudienrat in Stuttgart 15. April 1821 starb. Der Sohn besuchte das Gymnasium seiner Geburtsstadt und studierte 1809—14 in Tübingen Philosophie und Theologie. Im Sommer 1815 bereiste er Norddeutschland, wo er namentlich in Berlin durch Fouqué, Franz Horn u. a. für die Poesie angeregt wurde. Uhland und andere gleichgestimmte Freunde hatten zuerst seinen Drang zum Dichten geleitet; Goethe, Novalis, Tieck und A. W. Schlegel übten den meisten Einfluß auf seine poetische Bildung. Nach seiner Rückkehr wurde er Repetent am theol. Seminar zu Tübingen, 1817 Professor der alten Litteratur an dem obern Gymnasium zu Stuttgart, 1837 Pfarrer zu Gomaringen bei Stuttgart, 1841 Pfarrer an der St. Leonhardskirche in Stuttgart, 1845 Oberstudienrat und Rat beim evang. Konsistorium. Er starb 4. Nov. 1850. Unter S.s zahlreichen poetischen Arbeiten stehen obenan seine Romanzen und Balladen, in denen er unter allen schwäb. Dichtern Uhland am nächsten kommt. Die gelungensten sind diejenigen, in welchen der schwäb. Patriotismus mit Gefühlswärme hervortritt. Seine teils in Zeitschriften und Almanachen, teils in einzelnen Sammlungen, z. B. «Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christophs» (Stuttg. 1819) und «Legende von den heiligen drei Königen» (Stuttg. 1822), erschienenen Gedichte wurden von ihm in einer Sammlung vereinigt (2 Bde., Stuttg. 1828—29), die später als «Neue Auswahl» (Stuttg. 1838; 4. Aufl. 1851) mit einigen Auslassungen wieder erschien, zuletzt als «Gesichtete und neuvermehrte Ausgabe» (Gütersl. 1882). Unter seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: «Die schwäb. Alb» (Stuttg. 1823), die in Horazischen Metren ins Lateinische übersetzten Gedichte Uhlands «De constituenda republica» (Stuttg. 1823); ferner «Der Bodensee, ein Handbuch für Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie» (Stuttg. 1827; 2. Aufl. 1840), «Buch der schönsten Geschichten und Sagen» (2 Bde., Stuttg. 1836—37; 4. Aufl. 1858), «Die schönsten Sagen des klassischen Altertums» (3 Bde., Stuttg. 1838—40; 9. Aufl., Gütersl. 1873) und «Schillers Leben» (3 Abteil., Stuttg. 1840; 2. Aufl. 1841). Auch nahm S. seit 1827 teil an der Redaction des «Morgenblatt». Mit Chamisso gab er längere Zeit den «Deutschen Musenalmanach» heraus. Gute Mustersammlungen sind die «Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte» (Lpz. 1835; 5. Aufl. 1871) und die «Deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage» (2 Bde., Stuttg. 1843; 2. Aufl., 3 Bde., 1860). Ferner erschien von S. ein «Wegweiser durch die Litteratur der Deutschen» (Stuttg. 1842; 4. Aufl., Lpz. 1870). Sehr verbreitet sind auch seine «Deutschen Volksbücher» (7. Aufl., 2 Bde., Gütersl. 1872). Seine «Kleinern prosaischen Schriften» wurden neu herausgegeben von K. Klüpfel (Freiburg i. Br. 1882). Vgl. von demselben: «Gustav S. als Dichter und Schriftsteller» (Stuttg. 1884).

Sein Sohn, Christoph Theodor S., geb. 1821 zu Stuttgart, studierte zu Tübingen Theologie und Philosophie, lebte 1845—51 als Hofmeister des Freiherrn von Prokesch-Osten in Wien, Griechenland und Berlin und wurde 1852 Professor am Katharinenstift zu Stuttgart. Er besorgte die Ausgabe von Hölderlins «Sämtlichen Werken» (2 Bde., Stuttg. 1846), veröffentlichte die Monographie «Arkadien» (Stuttg. 1852) und schrieb das Leben seines Vaters (Freiburg i. Br. 1883). Er starb 17. Okt. 1883 in Stuttgart.

Der ältere Bruder Gustav S.s, Karl Heinrich von S., geb. zu Stuttgart 20. März 1781, studierte die Rechte, trat 1806 in den württemb. Staatsdienst, wurde 1817 Obertribunalrat, 1823 zugleich außerordentliches Mitglied des Geheimen Rats, 1829 Staatsrat, 1830 Vorstand des Obertribunals, 1831 Chef des Justizministeriums und ord. Mitglied des Geheimen Rats, jedoch 1842 der erstern Funktion überhoben. Er starb 23. Jan. 1847.

Schwabach, unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, 15 km südlich von Nürnberg, an der Schwabach, Station der Linie

Nürnberg-München der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat vier Kirchen, worunter die 1469—95 erbaute Hauptkirche mit altdeutschen Gemälden, ein Schullehrerseminar, eine Präparandenschule, eine Lateinschule, ein Reichswaisenhaus, einen schönen monumentalen Brunnen, sowie ausgedehnte städtische Anlagen und zählt (1885) 7681 E., darunter die Abkömmlinge der hier 1686 angesiedelten franz. Kolonie, welcher die Stadt die Begründung ihres Fabrikwesens verdankt. Die Einwohner unterhalten Fabriken für die sog. Schwabacher Nadeln, Nähnadeln mit großen Öhren, wie man sie zur Goldstickerei gebraucht, ganz besonders aber auch für Nähnadeln feinster Qualitäten; außerdem hat S. eine große Seifenfabrik, Drahtfabriken, Goldspinnerei, Gold-, Silber- und Metallschlägerei und zwei Kunstmühlen, Hopfen- und Tabaksbau. Am 14. Juni 1528 wurden hier von dem Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach mit den Nürnbergern die Schwabacher Artikel als Grundlage der Reformation in seinem Lande festgesetzt, und im Okt. 1529 legte Sachsen auf dem Konvent zu S. die von Luther besonders verfaßten 17 Artikel den schweiz. Theologen und Abgeordneten als Bundesbedingungen vor: die erste Grundlage der Augsburgischen Konfession. Vgl. Petzoldt, »Chronik der Stadt S.« (Schwab. 1854).

Schwabacher Artikel, s. unter Schwabach.

Schwabacher Schrift, s. u. Schriftarten.

Schwabe (Insektengattung), s. Schabe.

Schwabe (Heinr. Samuel), Astronom, geb. 25. Okt. 1789 zu Dessau, gest. daselbst 11. April 1875, war längere Zeit Apotheker und widmete sich erst später der Astronomie. Ihm gelang die wichtige Entdeckung der Periodicität der Sonnenflecke.

Schwaben, das alte deutsche Herzogtum, hat seinen Namen von den Sueven (s. d.), zu welchen auch die vom Nordosten eingewanderten Alamannen gehörten. Nach diesen wurde zunächst das Land von seinen röm. und roman. Nachbarn Alamannien genannt. Doch seit dem 8. Jahrh. wurde das einheimische Wort S. (Suevia) allgemeiner, als nach Abschaffung der alamann. Herzogswürde Elsaß und Rhätien von Alamannien getrennt wurden und den übrigen Teil des Herzogtums statt der Herzoge nun Grafen und Kammerboten (Nuntii camerae) für die fränk. und seit 843 deutschen Könige verwalteten. Diese Beamten wurden bei der Schwäche der letzten Karolinger immer mächtiger und unabhängiger. Zwar wurden die aufständischen Kammerboten Erchanger und Berthold, von welchen der erstere sich als Herzog ausrufen ließ, 917 von König Konrad I. als ungehorsame Vasallen enthauptet, aber gleich darauf setzte ein Graf Burchard seine Anerkennung als Herzog von S. durch, worauf das schwäb. Herzogtum sich länger als drei Jahrhunderte hielt. Die Kaiser und Könige aus dem sächs. und fränk. Hause verliehen das Herzogtum S. wiederholt an Mitglieder ihrer Familie. So gab Agnes, die Mutter und Vormünderin Kaiser Heinrichs IV., das Herzogtum S. 1058 ihrem Eidam, dem Grafen Rudolf von Rheinfelden, ohne alle Rücksicht darauf, daß Heinrich III. schon einem andern schwäb. Dynastenhause, den Zähringern, die Anwartschaft auf dasselbe gegeben hatte. Dieser Rudolf von Schwaben warf sich 1076 zum Gegenkönig auf, unterlag aber 1080. Das Herzogtum S. verlieh Heinrich IV. darauf seinem Schwiegersohn, dem Grafen Friedrich von Hohenstaufen, dem Stammvater der Könige und Kaiser aus dem schwäb. Hause. Doch konnte Friedrich erst 1096 zu dem ruhigen Besitz des Herzogtums S. gelangen, nachdem er den Breisgau nebst der Reichsvogtei über Zürich an Berthold von Zähringen abgetreten. Unter Friedrichs Nachkommen waren die Schwaben von allen Deutschen der reichste, gebildetste und geachtetste Stamm. Als aber der Kampf mit den Päpsten die Macht der Hohenstaufen schwächte, nach König Konrads IV. Tode dieses Haus die deutsche Krone verlor und mit Konradins Tode 1268 die herzogl. Würde erlosch, gelangten Städte, Prälaten, Ritter und Grafen zur Reichsunmittelbarkeit. Viele schwäb. Städte traten zu dem 1254 gestifteten Rheinischen Bund. Was vom Reichsgute oder den Besitzungen der Hohenstaufen noch übrig war, fiel meist an Bayern, Baden und Württemberg. Ein langer Kampf zwischen den großen und kleinen Reichsvasallen verheerte nun das blühende Land, bis Kaiser Rudolf I., nach Unterwerfung des Grafen Eberhard von Württemberg, 1287 die Ruhe wiederherstellte und dem kaiserl. Hofgericht zu Rottweil, sowie dem Landgericht in Ober- und Niederschwaben die Ausübung des kaiserl. oberstrichterlichen Amtes verlieh. Der dadurch bewirkte Landfriede von 1290 hatte jedoch keine Dauer. Österreich suchte inzwischen in S. seine Hausmacht zu erweitern, auch Württemberg griff immer mehr um sich; mehrmals wurden württemb. Grafen mit der Landvogtei Niederschwaben belehnt.

Die kleinern schwäb. reichsunmittelbaren Herren stifteten daher gegen Württemberg den sog. Schleglerbund, welcher seit 1367 ganz S. in einen blutigen Krieg verwickelte. Auch die Städte traten 1376 wieder in einen Bund, den Schwäbischen Bund, zusammen, welcher bald über die Rheinlande, Bayern und Franken sich ausdehnte und durch den Zutritt von Fürsten und Rittern 1384 zu Heidelberg zur Großen Einung sich umbildete. In den gleichzeitigen Kriegen des Hauses Österreich mit der Schweiz hielt es gewöhnlich der schwäb. Adel mit Österreich, die Städte waren auf seiten der Schweiz. Auch dies vermehrte die innern Wirren in S. Die Bündnisse wechselten häufig; alle befehdeten einander; jeder Teil klagte den andern des Landfriedensbruchs an. Als König Wenzel 1400 abgesetzt wurde, blieben die schwäb. Städte diesem treu und erlangten dadurch viele Befreiungen und Vorrechte. Da sie in ihren neuerworbenen Rechten von dem Gegenkönig Ruprecht verletzt wurden, schlossen Württemberg, Baden und 17 schwäb. Städte 1405 den Marbacher Bund. Bündnisse waren, nach dem Vorgange der schweiz. Eidgenossen, damals das einzige Schutzmittel gegen die Gewalt der Mächtigern. Kaiser Sigismund, von den Hussiten gedrängt, verlieh und verpfändete für Geld den schwäb. Vasallen wichtige Rechte. Das Unwesen der Befehdungen untereinander hörte auch unter Albrecht II. und Friedrich III. nicht auf. Die Städte schlossen deshalb 1440 ein neues Bündnis. Dasselbe thaten die Fürsten, worauf jene zu Ulm 1449 einen immerwährenden Kriegsrat und ein stehendes Heer errichteten. Endlich vereinigten sich alle schwäb. Stände, der langen Wirren und Befehdungen müde, zu Eßlingen 1488, um den Landfrieden gemeinschaftlich zu behaupten. So entstand der Große Schwäbische Bund, der sich eine förmliche Verfassung gab, eine richterliche

Gewalt anordnete und eine vollziehende Macht einrichtete. Dadurch ward der ewige Landfriede vorbereitet, den der Kaiser Maximilian I. 1495 zu Stande brachte. In demselben Jahre wurde die Grafschaft Württemberg (s. d.) zu einem Herzogtum erhoben und trat damit gewissermaßen an die Stelle des schwäb. Herzogtums. Bei der Kreiseinteilung Deutschlands 1512 wurde S. als Schwäbischer Kreis (s. d.) bezeichnet. Der Große Schwäbische Bund nahm infolge der durch die Reformation herbeigeführten religiösen Spaltung 1533 ein Ende.

Vgl. Schöpflin, «Historia Zaringo-Badensis» (7 Bde., Karlsr. 1763—66); Pfister, «Pragmatische Geschichte von S.» (5 Bde., Heilbr. 1802—27); Jäger, «Geschichte der Stadt Heilbronn» (2 Bde., Heilbr. 1828); Ch. Fr. Stälin, «Württemb. Geschichte» (4 Bde., Stuttg. 1841—73); P. Fr. Stälin, «Geschichte Württembergs» (Bd. I, Gotha 1882); Vischer, «Geschichte des Schwäbischen Städtebundes 1376—89» («Forschungen zur deutschen Geschichte», Bd. 2 u. 3); Klüpfel, «Urkunden zur Geschichte des Schwäbischen Bundes 1488—1533» (2 Bde., Stuttg. 1846—53); Schweizer, «Vorgeschichte und Gründung des Schwäbischen Bundes» (Zür. 1876); Klüpfel, «Der Schwäbische Bund» («Histor. Taschenbuch», VI. Folge, Bd. 2, 1883).

Schwabenberg, s. Bussen.

Schwabenspiegel wird, im Gegensatze zum Sachsenspiegel, nach Goldasts Vorschlage seit dem Anfange des 17. Jahrh. das große süddeutsche Land- und Lehnrechtsbuch genannt. Diese Bezeichnung ist insofern unpassend, als der Verfasser zwar die Privilegien der schwäb. Nation besonders hervorhebt, aber doch nicht eine Sammlung ihres eigentümlichen Gewohnheitsrechts beabsichtigt, sondern eine über das Landrecht hinausreichende Zusammenstellung des Rechts, wie es nach seinen Begriffen insgemein gelten sollte. Für diesen Zweck entnahm er seiner Hauptquelle, dem Sachsenspiegel, in der zum Teil mißverständlichen Verarbeitung, welche der Spiegel deutscher Leute (s. Sachsenspiegel) vorführt, alles dasjenige, was ihm von allgemeiner Gültigkeit schien, bildete es nach süddeutscher Auffassungsweise um und ergänzte es aus den bayr. und alamann. Volksrechten, den fränk. Kapitularien, dem röm. und kanonischen Recht, den Reichsgesetzen bis auf Rudolf I., sowie dem augsburger und freiburger Stadtrecht. Auch die Bibel, die Predigten des Franziskaners Berthold und Chroniken finden sich benutzt. Das letzte Stück vom 312. Kapitel an scheint später hinzugefügt zu sein. Über den Verfasser und die Entstehungszeit fehlt es an bestimmten Nachrichten; vermutlich gehörte der Verfasser dem geistlichen Stande an. Weil in den Handschriften, welche die erste weitläufigere Form des Werks wiedergeben, Bayern die vierte Kurstimme führt, während sie in den jüngern Redactionen Böhmen zugesprochen wird, so muß, da Bayerns vorübergehende Gelangung zur Kurwürde zwischen 1273 und 1290 fällt, das Rechtsbuch auch nach 1273 geschrieben sein, womit die Benutzung von Konstitutionen Rudolfs I. stimmt.

Die weitern Schicksale des S. sind denen des Sachsenspiegels sehr ähnlich. Der Text des Landrechtsbuchs ward durch kleinere Zusätze und Umstellungen, hauptsächlich aber weiterhin durch Kürzungen, endlich aber mittels einer durchgreifenden, nach besserer Ordnung strebenden Redaction abgeändert, während das Lehnrechtsbuch mehr die frühere Gestalt behielt. Eine Glosse erhielt der S. nicht, wohl aber ward er in zahlreichen Handschriften, deren jetzt noch über 200 bekannt sind, durch ganz Deutschland verbreitet und in das Niederdeutsche, Lateinische, Böhmische und Französische übersetzt. Gerichtliches Ansehen erlangte er vorzüglich in Schwaben, dem Elsaß, der Schweiz, Bayern, Franken und Österreich; auch ist seine Einwirkung auf die nordfranz. Landesgewohnheiten nachgewiesen. Drucke des S. finden sich schon früh (zuerst ohne Angabe des Ortes und Jahres, wahrscheinlich zu Augsburg; erste datierte Ausgabe 1480); sie weichen aber untereinander sehr ab, da sie fast sämtlich andere Handschriften wiedergeben. Auch die neuern Ausgaben von Laßberg (Tüb. 1840) und die nur das Landrecht enthaltende von Wackernagel (Zür. 1840) genügen strengern kritischen Anforderungen nicht. Eine Taschenausgabe besorgte Gengler (Erlangen 1853; 2. Aufl. 1875). Eine den Ansprüchen der Wissenschaft entsprechende Ausgabe bereitet auf Veranlassung der wiener Akademie L. Rockinger vor. Vgl. Rockinger, «Berichte über die Untersuchung von Handschriften» (I—VI, Wien 1873—75). Spätere Handschriften und ältere Ausgaben benennen den S. auch Kaiserland- und Lehnrecht oder kurzweg Kaiserrecht. Davon ist aber wohl zu unterscheiden das im S. wurzelnde, dem Anfange des 14. Jahrh. angehörende «Kleine Kaiserrecht» (herausg. von Endemann, Kassel 1846), dessen Ursprung ebenso unbekannt ist als seine nächste Bestimmung. Mit dem S. hängen noch zusammen: «Das Land- und Stadtrechtsbuch Ruprechts von Freysing», angeblich aus dem J. 1328 (herausg. von Maurer, Stuttg. u. Tüb. 1839); das österr. Landrecht aus dem 14. Jahrh.; das Rechtsbuch Ludwigs des Bayern, das dessen Sohne 1345 bekannt machten, und das «Kleinste Kaiserrecht», das Zöpfl 1860 aus einer heidelberger Handschrift veröffentlichte. Vgl. Ficker, «Über die Entstehungszeit des S.» (Wien 1874).

Schwaben und Neuburg (früher Oberdonaukreis), bayr. Regierungsbezirk, nördlich vom Regierungsbezirk Mittelfranken, westlich von Württemberg, südlich vom Bodensee, Vorarlberg und Tirol und östlich von Oberbayern umgrenzt, bildet mit letzterm den südl. Teil des Königreichs. Er besteht aus dem alten Augest-, Fahlen-, Iller-, Nibel-, All-, Burg-, Oches- und Alpgau, dem Kaltenstein, Ries und Brenz, nach späterer Ordnung aus den vormaligen Reichsstädten Donauwörth, Kaufbeuren, Kempten, Memmingen, Nördlingen, Lindau und Augsburg, Teilen des ulmer Gebiets und des Herzogtums Neuburg (der jungen Pfalz), dem Fürstentum Mindelheim, der Markgrafschaft Burgau, dem Hochstift Augsburg und zahlreichen Kloster- und Rittergebieten (Ottobeuren, Roggenburg, Ursberg, Kaisheim u. s. w.) und umfaßt in 10 unmittelbaren Städten und 19 Bezirksämtern mit 34 Amtsgerichten auf 9812 qkm (1880) 634530 E., wovon 540469 Katholiken, 89321 Protestanten und 4436 Israeliten sind. Von der erwerbthätigen Bevölkerung widmen sich fast 56 Proz. der Forst- und Landwirtschaft, nahezu 29 Proz. der Industrie nebst Handel und Verkehr. Nach dem vorläufigen Ergebnis der Volkszählung von 1885 belief sich die Bevölkerung auf 649450 E. Von der Bodenfläche sind $37\frac{1}{2}$ Proz. Acker und Garten, $24\frac{1}{2}$ Proz. Wald, $23\frac{1}{2}$ Proz. Wiese und

11 Proz. Weide. Der nördl. Teil des Regierungsbezirks ist meist fruchtbare Ebene und welliges Hügelland, jedoch unterbrochen von sumpfigen Mooren (Donaumoos) und schattenlosen Oedungen (Lechfeld), denen nur der größte Fleiß magern Ertrag abzugewinnen vermochte; der südl. Teil bildet das waldreiche Allgäuer Alpengebiet mit trefflicher Viehzucht und Käseproduktion. In den meisten Städten blüht neben Kleingewerbe eine mannigfaltige Fabrikthätigkeit auf. Der Hauptfluß des Regierungsbezirks ist die Donau, die den nördl. Teil von Ulm bis vor Ingolstadt quer durchströmt, von ihren Nebenflüssen bildet die Iller die West- und der Lech die Ostgrenze. Hauptstadt ist Augsburg.

Schwabing, Pfarrdorf im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt München I, Vorort von München, 2 km nördlich vom Centrum der Stadt, zählt (1885) 8460 E. und hat ein schönes Kranken- und Pfründehaus, viele Villen und Fabriken, worunter eine große Maschinenfabrik. Nahebei liegt das königl. Lustschloß Biederstein.

Schwäbische Alp, s. Alp.

Schwäbischer Bund, s. Schwaben.

Schwäbische Dichter nannte man sonst vorzugsweise die Minnesänger des 13. Jahrh., weil man ihre Sprache irrtümlich ohne Unterschied für schwäbisch hielt und ihre Kunst in Schwaben, namentlich an dem Hofe des hohenstaufischen Geschlechts, eine Pflege fand, welche Dichter aus allen Teilen Deutschlands dorthin zog. Während auch in den spätern Jahrhunderten fortwährend einzelne reichbegabte Dichternaturen, vor allen Wieland und Schiller, aus Schwaben hervorgingen, sich aber auch aus mancherlei Ursachen ihrer vielfach zersplitterten Heimat wenigstens räumlich meist entfremdeten, beginnt ungefähr gleichzeitig mit den Freiheitskriegen eine neue schwäb. Dichterschule, deren Altmeister Uhland war. Ihm reihten sich an Schwab, Kerner, K. Mayer, G. Pfizer, Knapp, Mörike, Hauff u. a. Bei aller Verschiedenheit im einzelnen ist der Grundzug eine innige Hingabe an die Natur, ein kräftiges schwäb. Nationalgefühl, Treue und Reinheit der Gesinnung.

Schwäbischer Jura, s. Alp (Gebirge).

Schwäbische Kaiser hießen die aus dem Hause Hohenstaufen (s. d.) stammenden deutschen Kaiser, weil sie früher das Herzogtum Schwaben besaßen.

Schwäbischer Kreis, einer der zehn Kreise Deutschlands nach der Einteilung unter Kaiser Maximilian I., begriff den südwestl. Teil Deutschlands, das alte Schwaben (s. d.), nur daß dieses seine Grenzen noch weiter erstreckt hatte. Den Kreis begrenzten Frankreich, die Schweiz, Österreich, Franken und die beiden rhein. Kreise. Durchströmt von der Donau, durchzogen von der Alp und den Algauer Alpen, im ganzen mehr bergig als eben, sehr ergiebig an Getreide, Wein und Obst, gehörte der Schwäbische Kreis zu den schönsten und fruchtbarsten Landschaften Deutschlands. Sein Flächeninhalt betrug etwa 34 680 qkm, die Einwohnerzahl gegen 2 200 000. Die zu Ulm 1563 begründete Kreisverfassung bestand mit wenigen Abänderungen bis zur Auflösung des Deutschen Reichs, nur daß die Stadt Donauwörth an Bayern und die am linken Rheinufer gelegenen Kreislande an die Republik Frankreich abgetreten werden mußten. Kreistage wurden jährlich zwei und zwar meist zu Ulm gehalten. Die kreisausschreibenden Fürsten waren der Herzog von Württemberg, der Bischof von Augsburg, der Markgraf von Baden und der Bischof von Konstanz, vertreten durch Österreich. Das Direktorium führte Württemberg. Die Stände teilten sich in fünf Bänke: die der geistlichen, die der weltlichen Fürsten, die der Prälaten, die der Grafen und Herren und die der Städte. Die Bestandteile dieses unter allen deutschen Kreisen am meisten zerstückelten Kreises waren die Hochstifte Konstanz und Augsburg; die fürstl. Abteien Kempten und Ellwangen; das Herzogtum Württemberg; die Markgrafschaft Baden; die Fürstentümer Hohenzollern; die gefürsteten Abteien Lindau und Buchau; die gefürstete Grafschaft Thengen; die Lande des fürstl. und landgräfl. Hauses Öttingen; die gefürstete Landgrafschaft Klettgau; das fürstl. Haus Liechtenstein; die Abteien Salmansweiler, Weingarten, Ochsenhausen, Elchingen, Irsee, Ursperg, Kaisersheim, Roggenburg, Roth, Weißenau, Schussenried, Marchthal, Petershausen, Wettenhausen, Zwiefalten, Gengenbach, Heggbach, Gutenzell, Rothmünster, Baindt und Neresheim; die Komturei des Deutschen Ordens Alschhausen; die Fürstenbergischen Landgrafschaften Stühlingen und Baar; die Herrschaft Wiesensteig; die Fürstenbergischen Herrschaften Hausen und Möskirch; die gräfl. Montfortsche Herrschaft Tettnang und Argen; die Graf- und Herrschaften der Reichserbtruchsesse von Waldburg; die Grafschaft Königsegg; die Herrschaften von Mindelheim und Schwabeck; die Fürstenbergische Herrschaft Gundelfingen; die Grafschaft Eberstein, die Lande der Grafen Fugger; die Grafschaft Hohenems; die Herrschaft Justingen; die Grafschaft Bondorf; die Herrschaft Egloff; die Herrschaft Thannhausen; die Grafschaft Hohengeroldseck; die Herrschaft Eglingen; die 31 freien Städte: Augsburg, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Nördlingen, Schwäbisch-Hall, Überlingen, Rottweil, Heilbronn, Gmünd, Memmingen, Lindau, Dünkelsbühl, Biberach, Ravensburg, Kempten, Kaufbeuren, Weil, Wangen, Isni, Leutkirch, Wimpfen, Giengen, Pfullendorf, Buchhorn, Aalen, Bopfingen, Buchau, Offenburg, Gengenbach und Zell am Harmersbach. Nachdem die Säkularisation von 1801 und 1803 die geistlichen Fürsten und die Mediatisation alle die kleinen weltlichen Besitzungen und sämtliche freien Städte beseitigt hatte, wurden von allen schwäb. Fürsten bei der Errichtung des Rheinbundes nur Württemberg, Baden, Bayern, Hohenzollern, Liechtenstein und von der Leyen souverän, welches letztere Haus aber 1815 die Souveränetät wieder verlor.

Schwäbisches Meer, soviel wie Bodensee.

Schwäbisch-Gmünd, s. Gmünd.

Schwäbisch-Hall, offiziell kurzweg Hall, Stadt im württemb. Jagstkreise und Hauptort eines Oberamts und Landgerichts, Station der Linie Heilbronn-Krailsheim der Württembergischen Staatsbahnen, 75 km im Nordosten von Stuttgart, sehr schön in dem tiefen Thale des Kocher, an beiden Seiten des überbrückten Flusses, auf ziemlich unebenem Terrain gelegen, hat (1885) 9126 E. und eine Saline, für welche die Sole seit 1824 aus dem 8 km südlicher gelegenen königl. Steinsalzwerk Wilhelmsglück hierher geleitet wird. Die Stadt ist altertümlich und meist eng gebaut, hat ein stattliches Rathaus vom J. 1735, fünf Kirchen, darunter die auf einer Terrasse über einer breiten Freitreppe von 53 Stufen imponierend hervorragende Haupt- oder Michaeliskirche aus den J. 1425—

1527, mit vielen Grabdenkmälern, Holzschnitzwerken etc. und eine 1885 erbaute kath. Kirche. Es besteht zu S. ein Gymnasium, eine höhere Realschule, eine höhere Töchterschule, ein reiches Hospital und ein Solbad in einem 1878 neugebauten Badehause. Auch befindet sich hier ein Zuchtpolizeihaus. Die Bevölkerung betreibt Viehzucht, Fabriken, Handel und Kleingewerbe. Oberhalb der Vorstadt Unter-Limburg liegt die Stammburg der Grafen von Limpurg als Ruine. Das schwäb. Hall ist, wie das sächs. Halle, durch seine angeblich schon von den Römern benutzten Salzquellen groß geworden. Es wird urkundlich 887 erwähnt, gehörte im 11. Jahrh. zum Bistum Regensburg, wurde dann eine hohenstaufische Municipalstadt und machte sich zur Zeit des Interregnums unabhängig. Es blieb freie Reichsstadt mit demokratischer Verfassung, bis es 1802 mit seinem Gebiete (330 qkm mit 20875 E.), zu welchem auch die im fränk. Kreise gelegenen Ämter Ilshofen und Vellberg, sowie die jetzt zum Oberamt Krailsheim gerechneten Gemeinden Hohnhardt, Gründelhardt und Oberspeltach gehörten, an Württemberg kam. Die Reformation wurde bereits 1522 durch Berufung von Johann Brenz eingeführt. Am 11. Febr. 1610 wurde hier die 1608 zu Ahausen (s. d.) geschlossene prot. Union erneuert. Vom Münzrecht der Stadt zeugen die hier zuerst geschlagenen Heller. Ungefähr 2 km südlich liegt der Marktflecken Steinbach, ein ehemals wohlbefestigter Ort, und dabei das vormalige Ritterstift Komburg (s. d.).

Schwabmünchen, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Augsburg, auf dem Lechfelde, an der Sinkel (Singold), einem rechtsseitigen Zufluß der Wertach, Station der Linie Pleinfeld-Gunzenhausen-Donauwörth-Augsburg-Buchloe der Bayrischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3003 überwiegend kath. E. und hat eine gewerbliche Fortbildungs- und eine Mädchenindustrieschule, ein schönes Kriegerdenkmal, Strumpf- und Baumwollwarenfabrikation, Bierbrauerei, Käserei, Ziegelbrennerei, Kunstmühle, Malzfabrik und bedeutenden Getreidemarkt. Die got. Marienkirche hat eine flache Holzdecke, welche zu den schönsten Arbeiten der deutschen Tischlerei des Mittelalters gehört. Etwa 5 km östlich von S. liegt das Dorf Unter-Meitingen mit Schloß und dem als Wallfahrtsort stark besuchten Franziskanerkloster Lechfeld.

Schwäche und **Schwächezustände**. Die neuern Untersuchungen über den Ursprung der Muskelkraft haben erwiesen, daß diese ihre Quelle in der Verbrennung der stickstofflosen Nahrungsbestandteile (Fett und Zucker) hat, und daß die dabei gebildete Wärme in ähnlicher Weise innerhalb der Muskeln in mechan. Arbeit umgewandelt wird, wie die Wärme in der Dampfmaschine. Von der Dampfmaschine unterscheidet sich aber der Tierkörper wesentlich dadurch, daß dieser eine besondere Vorrichtung für die Zufuhr des zur Verbrennung nötigen Sauerstoffs besitzt, nämlich vor allem die aus einer Eiweißsubstanz bestehenden, in den Lungen immer wieder von neuem mit Sauerstoff gesättigten Blutkörperchen, während die Dampfmaschine dieser Vorrichtung nicht bedarf. Die Erzeugung der Kraft im Tierkörper hängt also ab von der Zufuhr stickstoffloser Nahrungsbestandteile, ferner aber von dem Vorrat an Blutkörperchen, welchen das Tier besitzt, und endlich von dem Zustande der Muskulatur. Es erklärt sich hieraus, wie eine anhaltend schlechte Ernährung, Krankheit, Blutverlust, Hunger u. dgl. einen allgemeinen Schwächezustand herbeiführen können. Die Schwäche einzelner Körperteile gegenüber andern kann aber auch abhängen von dem mangelhaften Zustande der Muskeln derselben (Muskelschwund) oder der Nerven, welche die Muskeln zur Thätigkeit anregen, oder der Knochenteile. So kann eine schlecht geheilte Verrenkung einen Arm kraftlos machen, Hirnschlag, welcher eine Gehirnhälfte gelähmt hat, Lähmung einer ganzen Körperhälfte herbeiführen. Auch gibt es Ernährungszustände der Empfindungsnerven und der Muskelnerven, welche diese in ihrer Thätigkeit beeinträchtigen. Dahin gehört unter anderm die leichte Reizbarkeit, welche gewisse sog. nervenschwache Personen zeigen, das leichte Ohnmächtigwerden bei einer unangenehmen Vorstellung, auf Schreck u. dgl. (s. Nervenschwäche); ferner die Schwächezustände bei gewissen chronischen Vergiftungen (mit Tabak, Alkohol, Blei u. s. w.). Die Schwäche der Intelligenz kann entweder angeboren und so in einer mangelhaften Ausbildung des Gehirns begründet, oder sie kann auch durch Überanstrengung, Erschöpfung des ganzen Körpers oder vorzugsweise des Gehirns durch Ausschweifung erst erworben sein. (S. Blödsinn.) Eine allgemeine Kräftigung des Körpers kann man herbeiführen durch gute Kost, verbunden mit zweckmäßiger Übung, Abhärtung und möglichst ausgedehntem Aufenthalt in guter reiner Luft. Beruht die Schwäche einzelner Körperteile auf Ernährungsstörungen und Schwund der Muskulatur, so ist von öftern gymnastischen Übungen, sowie von methodischer Anwendung der Massage (s. d.) und des galvanischen Stroms Besserung zu erwarten.

Schwachsichtigkeit oder Amblyopie, s. Sehschwäche.

Schwachsinn, s. unter Blödsinn.

Schwaden (Polnische), s. Glyceria.

Schwaden nennt der Bergmann die durch Ausströmen von Kohlensäure verdorbene Grubenluft; feurige Schwaden heißen die schlagenden Wetter (s. unter Bergbau, Bd. II, S. 808[a]), Nachschwaden die nach der Explosion derselben auftretenden tödlich wirkenden Zersetzungsprodukte, meist Kohlensäure und Stickstoff.

Schwadron, s. Eskadron.

Schwägerschaft oder Affinität heißt das Verhältnis zwischen dem einen Ehegatten und den Blutsverwandten des andern. Verschwägert sind also z. B. die Stief- und Schwiegerältern mit den Stiefkindern, Schwiegersöhnen und Schwiegertöchtern, ferner die vorzugsweise so genannten Schwäger und Schwägerinnen. Eine weitere Affinität besteht aber auch zwischen dem einen Gatten und den Verschwägerten des andern, z. B. zwischen dem Manne der Stieftochter und dem Stiefschwiegervater, resp. der Stiefschwiegermutter (sog. affinitas secundi generis). Die Blutsverwandten beider Teile, wie z. B. zugebrachte Kinder aus frühern Ehen, treten dagegen um dieser Verheiratung willen zueinander in keine nähere Beziehung. Die S. hat dieselben Grade der Nähe und Entfernung wie die Blutsverwandtschaft. Sie ist aber nur als Ehehindernis von Wichtigkeit (s. Ehe) und verleiht weder sonstige Familienrechte noch ein gesetzliches Erbrecht. In Großbritannien ist die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Gattin verboten; die

«Deceased wife's sister bill», welche dieses Verbot beseitigt, wurde bereits mehrfach im Parlament eingebracht, 1883 auch vom Unterhause angenommen, aber vom Oberhause bei der dritten Lesung verworfen. (S. unter Großbritannien, Bd. VIII, S. 531[b].)

Schwaigern, Stadt im württemb. Neckarkreise, Oberamt Brackenheim, links an der Lein, einem Zufluß des Neckar, 202 m über dem Meere, Station der Linie Heilbronn-Eppingen (Kraichgaubahn) der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1885) 2131 meist evang. E., und hat eine interessante spätgot. Kirche, ein gräfl. Neippergsches Schloß mit Garten und Weinbau.

Schwal, Fisch, s. unter Plötze.

Schwalbach, s. Langenschwalbach.

Schwalbe (Hirundo), eine Gattung von Singvögeln, mit breitem, kurzem Schnabel, weiter Rachenöffnung, langen, schmalen und spitzigen Flügeln, meist gabelförmigem Schwanz und kurzen, schwachen, vierzehigen Gangfüßen, deren äußere Zehe zuweilen eine Wendezehe ist. Das Gefieder ist gewöhnlich schwarz oder braun, an einzelnen Teilen weiß, aber gewöhnlich durch metallischen Schimmer ausgezeichnet und dicht anliegend. Die Arten sind zahlreich und mit Ausnahme der kältesten Zone über die ganze Erde verbreitet. Sie fliegen reißend schnell, nähren sich von Insekten, welche im Fluge erhascht werden, leben in Monogamie, zeigen im Nesterbau viel Kunsttrieb und sind Zugvögel. Alle sind sehr gesellig, durch Vertilgung einer großen Menge von Insekten nützlich, lieben meist die Nähe der Menschen, die ihnen gewöhnlich auch zugethan sind und ihre Ansiedelungen gern, zum Teil auch aus Aberglauben befördern.

In Deutschland überall häufig ist die Hausschwalbe (H. urbica), mit weißem Bürzel, die größere Rauchschwalbe (H. rustica, s. Tafel: Singvögel II, Fig. 12), mit braunrotem Vorderkopf und Gurgel und sehr tief gabelförmigem Schwanze, und die Uferschwalbe (H. riparia), die kleinste unter den in Deutschland vorkommenden Arten, mit oberseits braungrauem, an Kehle und Brust weißem Gefieder. Die beiden erstern, welche als Boten des wiederkehrenden Frühlings bei uns überall gern gesehen sind, bauen ihre Nester an Häuser aus Schlamm oder nasser Erde, welche mit dem klebrigen Speichel fest zusammengeklebt wird. Die Uferschwalbe dagegen gräbt in sandige Uferwände, schroffe, lehmige Abhänge oder Hügel ziemlich lange Kanäle, die sie am Ende zum Neste erweitert. Sie ist im Herbste sehr fett und wird in Valencia oft zu Markte gebracht. Im Süden Europas, bis in die Schweiz und Tirol, gesellt sich zu den genannten Arten die Felsenschwalbe (H. rupestris), deren oben offenes Nest an Felsen angeklebt wird. In Nordamerika ist es die Purpurschwalbe (H. purpurea), welche dort eine gleich freundliche Aufnahme bei den Menschen findet wie die Haus- und Rauchschwalbe in Europa. Sehr verschieden von den eigentlichen S. sind die zu den Langhändern gehörenden Mauerschwalben oder Segler (Cypselus) und die Verfertiger der eßbaren Schwalbennester, die Salanganen. Die Ziegenmelker oder Nachtschwalben bilden den nächtlichen Typus dieser Gruppe.

Schwalbenfisch (Exocoetus volitans, Abbildung auf Tafel: Fische IV, Fig. 11), s. unter Fliegende Fische.

Schwalbennester heißen in der deutschen Armee die Abzeichen der Musiker, Trompeter und Spielleute, die an dem obern Teile der Naht, welche den Ärmel mit dem Hauptteile des Waffenrocks verbindet, befestigt werden. Ihre Grundfarbe ist die des Kragens des Waffenrocks, darauf sind bei den Musikern und Trompetern je nach der Farbe der Rockknöpfe mehrere Reihen goldener oder silberner Tressen aufgesetzt, bei den Musikern der Fußtruppen senkrecht, bei den Trompetern der Kavallerie schräg von oben nach unten gehend; die S. der Spielleute der Fußtruppen haben weißen, bei denjenigen Truppen, welche gelbe Kragenlitzen tragen, gelben Bandbesatz. Die Musikmeister, Stabstrompeter, Bataillonstambours haben S., die am untern Rande mit langen, goldenen oder silbernen Kandillenfransen versehen sind.

Schwalbenschwanz (Papilio Machaon, s. Tafel: Insekten II, Fig. 2) heißt einer unserer schönsten, aber häufigsten Tagschmetterlinge, der bis gegen 86 mm klaftert, schwefelgelbe, mit schwarz, blau und rot gezeichnete Flügel besitzt, und dessen Hinterflügel hinten seitlich zu einem Schwänzchen ausgezogen sind. Die grüne, schwarz und rot verzierte Raupe des S. lebt auf Fenchel, Dill und Möhren und hat hinter dem Kopf einen verstülpbaren Drüsenapparat, der ein nach Fenchel riechendes, an der Luft leicht verfliegendes Sekret entwickelt.

Schwalbenschwanz, im Maschinenbau eine trapezförmige Verbindung zweier Maschinenteile, meist als Führung des einen Teils auf den andern angewendet. Die für die Schwalbenschwanzführung typische Form, welche man z. B. bei den Supporten der Drehbänke, den Werkzeughaltern der Stoßmaschinen u. s. w. findet, entspricht der in der Abbildung veranschaulichten, wobei a den feststehenden schwalbenschwanzförmigen Führungskörper, b den bewegten Körper und c zwei im letztern verschraubte Führungsleisten bezeichnet.



In vielen Fällen, wie bei den Kreuzkopfführungen kleinerer Dampfmaschinen (s. Kreuzkopf und unter Geradführungen), wird die umgekehrte Anordnung gebraucht; a entspräche dann dem Schuh des Kreuzkopfes, während b den Führungsrame mit den beiden Führungsleisten c bildete. Im allgemeinen sind im Maschinenbau und Bauwesen die Bezeichnungen schwalbenschwanzförmig und trapezförmig identisch, wenn es sich um die feste oder bewegliche Verbindung zweier Teile handelt. Über S. als Holzverbindung s. u. Holzverband.

Schwalbenwurz, Pflanze, s. Cynanchum.

Schwalheim, s. unter Nauheim.

Schwall, s. Hohle See.

Schwalm, rechtsseitiger Nebenfluß der Eder in der hess. Provinz Oberhessen und im preuß. Regierungsbezirk Kassel, entspringt nördlich auf dem Vogelsberg, berührt Alsfeld, Ziegenhain und Treysa und mündet oberhalb Felsberg.

Schwalme (Podargidae) heißt eine aus 20 Arten bestehende, Südasien, die Molukken, die Papuainseln und Australien bewohnende Familie der Kuckucksvögel, die infolge einer gleichen Lebensweise den Nachtschwalben (s. d.) sehr ähnlich geworden sind, ohne indessen im mindesten mit ihnen verwandt zu sein. Ihr Schnabel ist sehr groß, platt und hinten

ansehnlich verbreitert, dabei bis unter die Augen gespalten, hart, hornig und mit einer hakig übergebogenen Spitze. Die Beine sind kräftig entwickelt mit einer nach hinten und drei nach vorn gerichteten Zehen. Das Gefieder des S. hat Nachtvogelcharakter: es ist sehr weich und düster gefärbt.

Schwamm (Fungus), in der Medizin ältere Bezeichnung für den Krebs (s. d.); nur der Gliedschwamm beruht auf einer chronischen eiterigen Entzündung. (S. Gelenkentzündung, Bd. VII, S. 718ª; Gliedschwamm.)

Als schwammförmige (spongiöse oder kavernöse) Körper (Schwellkörper, corpora cavernosa) bezeichnet die Anatomie eine eigentümliche Klasse von Geweben, welche einen weitmaschigen Zellenbau (wie der Badeschwamm) zeigen und zugleich auf eine so eigentümliche Art von zahlreichen Blutgefäßen durchwebt sind, daß sie rasch eine Menge Blut aufnehmen und in sich zurückhalten und dadurch steif werden können (sich erigieren, daher erektile Gewebe). Die bekanntesten dieser schwammartigen Körper sind die den Penis, die Harnröhre und Eichel bildenden beim männlichen Geschlecht. Ähnliche finden sich beim weiblichen Geschlecht im Innern neben der Mutterscheide und in der Klitoris, sowie in den Brustwarzen.

Schwämmchen nennt man zwei verschiedene Erkrankungen der Mundhöhle, nämlich katarrhalische Geschwüre oder Aphthen und Pilzwucherungen oder Soor. Die Aphthen sind kleine, bis linsengroße, runde, schmerzhafte Geschwüre auf der Mundschleimhaut, welche Brennen und Schmerzen im Munde erregen und so die Nahrungsaufnahme erschweren, aber bei zweckmäßiger Behandlung (durch Mundwässer aus chlorsaurem Kali, Bepinseln mit verdünnter Salzsäure, Kalkwasser, Myrrhentinktur, Höllensteinlösung u. s. w.) schnell heilen. Der Soor, welcher, wie die Aphthen, Kinder und Erwachsene (namentlich herabgekommene Kranke) befällt, wird durch die Wucherung des Soorpilzes (Oidium albicans) hervorgebracht und bildet auf der Mundschleimhaut entweder weißliche, rahmige, leicht abzuwischende Pünktchen oder einen zarten, reifähnlichen Beschlag, selbst käsige, schmierige Massen; derselbe kann sich bis in die Speiseröhre fortsetzen und dadurch das Schlingen erschweren. Dabei besteht Brennen im Munde, und den Kindern ist das Saugen schmerzhaft; oft haben die Kinder dabei auch Diarrhöen und kommen bald in der Ernährung herunter. Die S. entstehen beim Säugling fast nur infolge von mangelhafter Reinlichkeit, besonders von ungenügender Säuberung der Brustwarzen, der Saugflaschen, der Mundhöhle ꝛc. Die Behandlung erfordert deshalb vor allem sorgfältigste Reinlichkeit, namentlich häufiges Ausspülen und Auswaschen der Mundhöhle mit desinfizierenden und alkalischen Wässern, Boraxlösung ꝛc.

Schwämme (Spongiae oder Porifera) ist der Name einer merkwürdigen Tierordnung, welche man früher meist zu den Pflanzen, dann, woran einige Forscher noch festhalten, zu den Urtieren oder Protozoën zählte, die aber jetzt ziemlich allgemein als höhere Tiere aufgefaßt werden, wenn auch die einen in ihnen eine besondere Klasse, andere nur aberrante Hohltiere (Cölenteraten) sehen wollen. Meist entwickeln sich die S. aus Eiern, die im mittelsten Keimblatt des mütterlichen Körpers entstehen, bisweilen auch aus Keimkörpern, z. B. beim Süßwasserschwamm (s. d.) und einigen andern. Aus dem Ei entwickelt sich nach den Arten unter recht verschiedenen Vorgängen eine Flimmerlarve, welche, nachdem sie einige Zeit herumschwamm, sich festsetzt, eine centrale Höhlung (Magenraum) bekommt, die an einer Stelle durchbricht und so einen Mund (osculum) erhält. Darauf entwickeln sich in der Wand zwischen dem centralen Hohlraum und der Oberfläche Kanäle, die wie jener vom innersten Keimblatt (s. unter Keim) ausgekleidet sind, nach außen mittels der Poren münden, und, indem einzelne ihrer Zellen eine Geißel erhalten und meist nesterweise als «Geißelkammern» zusammenstehen, durch diese Poren Wasser mit Nahrung und Sauerstoff aufnehmen, in den Magenraum führen und das ausgenützte Wasser mit den Abgangsstoffen des Körpers, zur Zeit der Geschlechtsreife auch mit den Genitalprodukten durch die Mundöffnung nach außen werfen. Nur wenig Schwämme bleiben als Personen im Zustande der Vereinzelung, meist bilden sie durch Sprossung, Teilung und spätere stellenweise Verwachsung sehr komplizierte Stöcke oder Kormen. Dabei zeigt das mittelste Keimblatt, wohl infolge der uralten Gewohnheit des Festsetzens der S., eine so große Wachstumsenergie, daß Magenraum und Mundöffnung vollständig verschwinden können und es oft sehr schwer wird, zu bestimmen, ob ein Schwamm ein einzelnes Individuum oder ein Stock sei. Im mittelsten Keimblatt bilden sich auch die meist massig vorhandenen Skelettelemente, nach deren Beschaffenheit die Schwämme eingeteilt werden. Die Gestalt der S., die Zwitter oder getrennten Geschlechts sind und nur in wenig Formen (Spongilla) das süße Wasser bewohnen, ist sehr verschieden und ganz ohne systematischen Wert; viele bilden Krusten und derbe Massen, andere zierliche Bäumchen, wieder andere, namentlich Einzelindividuen, Becher und Schalen.

Man teilte die S. ein in 1) Kalkschwämme (s. d., Calcispongiae) mit kalkigen Skelettelementen; 2) Kieselschwämme (s. d., Silicispongiae) mit Kieselkörpern, die bei den prachtvollen Tiefseeschwämmen Euplectella und Hyalonema sechsstrahlig, allerdings in den verschiedensten Modifikationen, bei den Tetraktinelliden meist vierstrahlig und bei den Monaktinelliden, zu denen der Süßwasserschwamm (s. d.) gehört, einfach spindelförmig sind; 3) Hornschwämme (s. d., Ceratospongiae) mit einem zusammenhängenden Skelett aus Hornfasern; zu ihnen gehört der Badeschwamm (s. d.); 4) Fleischschwämme (Halisarcinae) ohne besondere Skelettelemente. In der neuesten Zeit sind die früher vernachlässigten S. ein beliebter Gegenstand der Forscher geworden und sind, neben Lieberkühns Untersuchungen über Spongilla, Häckels «Monographie der Kalkschwämme» (Berl. 1872) und Oskar Schmidts Arbeiten über «S. im allgemeinen und die des Adriatischen Meeres» (Lpz. 1862—68) im besondern vorzüglich aber die zahlreichen und glänzenden Abhandlungen F. E. Schulzes in der «Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie» (von 1875 an) hervorzuheben.

Im gewöhnlichen Leben werden oft die eßbaren und giftigen Fleischpilze mit dem Namen «Schwämme» belegt. (S. Pilze.) Hauptsächlich aber wird der aus dem in Scheiben zerschnittenen Zunderlöcherpilz (Polyporus fomentarius *L.*), welcher vorzüglich an alten Buchenstämmen wächst, und dem an Obstbäumen so häufig vorkommenden Feuerlöcherpilz (Polyporus ignarius *L.*)

zubereitete Feuer- oder Wundschwamm als Schwamm bezeichnet.

Schwammförmige Körper, s. u. Schwamm.

Schwammspinner (Liparis dispar, s. Tafel: Insekten III, Fig. 13) nennt man einen unserer häufigsten Spinner, der im männlichen Geschlecht etwa 40 mm spannt, von dunkelgrauer Farbe ist und gekämmte Fühlhörner besitzt, im weiblichen hingegen 80 mm klaftert, weit heller und mit ungekämmten Fühlhörnern versehen ist. Aus den mit einem vom mütterlichen Körper herrührenden wolligen Überzug versehenen, in einem großen Klumpen beisammen gelegten Eiern entwickeln sich im Frühjahr die Raupen, welche grau, braun gestreift und mit blauen und roten, behaarten Wärzchen versehen sind, den Laub-, besonders den Obstbäumen oft schädlich werden, sich Anfang des Sommers verpuppen und im Juli oder August die Schmetterlinge liefern. Am besten vertilgt man den S., indem man die Eihaufen (sog. Schwämme) abkratzt.

Schwan (Cygnus), eine den Schwimmvögeln und zwar der Ordnung der Zahnschnäbler angehörende Gattung, welche sich durch einen durchaus gleich breiten, mit scharfen Zahnleisten besetzten Schnabel, der an der Wurzel höher als breit und an der Spitze platt gedrückt ist, durch eiförmige Nasenlöcher, einen sehr langen, dünnen, schlanken Hals und weit nach hinten gestellte Beine auszeichnet. Die Schwäne sind sämtlich große, schwerfällige Vögel, welche in Monogamie leben, mit Grazie, aber auch mit Kraft und Schnelligkeit schwimmen und auf ihren Wanderungen in bedeutender Höhe mit ausdauernder Geschwindigkeit fliegen. Die Arten der nördl. Erdhälfte sind weiß, der südamerikanische (C. nigricollis) am Kopf und Halse samtschwarz, der australische (C. atratus) fast durchaus kohlschwarz mit rotem Schnabel. Alle Arten sind jetzt in den zoolog. Gärten eingebürgert. Unter den weißen, sämtlich im hohen Norden nistenden Arten zeichnet sich der Höckerschwan (C. olor, s. Tafel: Schwimmvögel II, Fig. 12) durch den orangeroten, an der Wurzel mit einem schwarzen Höcker besetzten Schnabel aus. Da er unter allen Schwänen die graziöseste Haltung hat, so wird er häufig auf Teichen gehalten. Seine dem Tone einer schlechten Trompete ähnliche Stimme läßt er im Fluge niemals, im Schwimmen selten, am ehesten noch im Kampfe mit Nebenbuhlern vernehmen, sodaß man ihn auch den stummen S. genannt hat. Er ist übrigens stolz, tyrannisch, hämisch und zeigt niemals Zutraulichkeit und Anhänglichkeit an den Menschen. Der Singschwan oder gelbnasige S. (C. musicus) hat einen schwarzen, an der Wurzel mit gelber Wachshaut bekleideten Schnabel ohne Höcker und eine in der Ferne angenehme, glockenähnlich tönende Stimme. Ihm sehr ähnlich ist der Bewicks-Schwan oder schwarznasige S. (C. Bewickii), der um ein Drittel kleiner ist und nur 18 Steuerfedern hat. Beide letzte Arten zeichnen sich durch eine eigentümliche, zwischen den Platten des Brustbeins herabsteigende starke Krümmung der Luftröhre aus, welche sie zu einer ungemein starken Stimme befähigt, die sie während ihrer Wanderungen ertönen lassen. Was man aber von den schmerzlichen Melodien des S. bei dem Vorgefühl des Todes (dem sog. Schwanengesang) erzählt hat, ist völlig grundlos.

Bei den Alten galten die Schwäne für geeignet zur Wahrsagung, wurden daher zu Augurien gebraucht und als dem Apollo geheiligt geachtet. Auch im german. Heidentum hatten sie mytholog. Bedeutung. (S. Schwanjungfrauen und Schwanritter.) Wo die Schwäne gemein sind, wie im Norden Europas, wird die Jagd derselben als einträglich betrieben; denn die Dunen, sowohl ausgerupft und zum Ausstopfen verwendet, als auch auf der abgestreiften Haut sitzend und als Pelzwerk gebraucht, sind hochgeschätzt. Die Schwingfedern dienen zum Schreiben. Das Fleisch der erwachsenen Schwäne ist zum Genusse nicht geeignet.

Schwan, ausgedehntes Sternbild des nördl. Himmels, von 287 bis 330° Rektascension und von 27 bis 60° nördl. Deklination, enthält nach Heis 197 dem bloßen Auge sichtbare Sterne, unter welchen 6 der 2. und 3. Größe. Mehrere Sterne sind interessante Doppelsterne, bemerkenswert ist auch der Veränderliche χ, dessen Lichtschwankungen bereits von Kirch 1686 erkannt wurden und von der 4. bis zur 13. Größe vor sich gehen; die Periode beträgt 406 Tage. Außerdem kennt man in diesem Sternbild zwei neue Sterne, der eine im J. 1600 von Janson und etwas später von Kepler beobachtet; er verschwand 1621, erschien 1655 und nach abermaligem Verschwinden 1665 wieder, jetzt ist er 6. Größe. Der zweite wurde von Schmidt in Athen 1876 als Stern 3. Größe gefunden, die Lichtabnahme erfolgte hier sehr rasch. Die Milchstraße ist im Sternbilde des S. von außerordentlichem Glanz.

Schwan (Christian Friedr.), verdienter Buchhändler, geb. 12. Dez. 1733 zu Prenzlau in der Ukermark, studierte in Halle und Jena Theologie, ward dann Hauslehrer und ging 1758 nach Petersburg, wo die Akademie ihn zum Korrektor wählte. Nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth verließ er Rußland, ging nach Preußen und dann nach Holland, wo er in Form von Briefen seine «Anecdotes russes, ou lettres d'un officier allemand» (Haag 1764; deutsch mit Noten, Frankf. 1765) erscheinen ließ, welche sehr großes Aufsehen erregten. S. wandte sich 1764 nach Frankfurt a. M., wo er die Wochenschrift «Der Unsichtbare» und das litterarische Wochenblatt «Neue Auszüge aus den besten ausländischen Wochen- und Monatsschriften» begründete. Im J. 1765 heiratete er seines Verlegers Eßlinger Tochter und übernahm die Buchhandlung Eßlingers in Mannheim. Hier gab er die Zeitschrift «Die Schreibtafel» (1774—78) heraus und arbeitete mit Eifer an der Umwandlung des franz. Theaters in Mannheim in ein deutsches. S. gehörte unter die ersten Mitglieder der 1775 zu Mannheim gestifteten Deutschen gelehrten Gesellschaft und wurde 1778 kurpfälz. Hofkammerrat. Durch ihn wurde Schiller mit dem Freiherrn von Dalberg bekannt, und in seinem Verlag erschienen Schillers «Fiesco» und «Kabale und Liebe». Nächst seinem Hauptwerke, dem «Dictionnaire de la langue allemande-française et française-allemande» (6 Bde., nebst einem Supplementband, Mannh. 1782—98), sind noch zu erwähnen die von ihm herausgegebenen «Abbildungen der vornehmsten geistlichen und weltlichen Orden». Nachdem er schon früher seine Handlung an seinen Zögling Götz abgetreten hatte, ging er 1794 wegen der Kriegsunruhen nach Heilbronn und dann nach Stuttgart, wo er den bei Cotta erschienenen Auszug aus seinem Wörterbuche ausarbeitete (4 Bde., Tüb. 1807). Er starb 29. Juni 1815 in Heidelberg. Vgl. Götz, «Geliebte Schatten» (Mannh. 1858).

Schwanau, kleine Insel im Lowerzersee im Schweizerkanton Schwyz mit Ruinen einer Burg.

Schwanberg, Markt im Gerichtsbezirk Deutsch-Landsberg in Steiermark, Station der Linie Lieboch-Wies der Graz-Köflacher Bahn, mit einem Schloß des Fürsten von Liechtenstein, liegt in dem an landschaftlichen Schönheiten reichen Sulmthale, an der östl. Abdachung des Koralpe, die von hier aus am bequemsten zu besteigen ist, zählt (1880) 1104 deutsche E. und hat eine bedeutende Holzstofffabrik und in der Nähe Kohlengruben.

Schwandorf, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Burglengenfeld, an der Naab, 356 m über dem Meere, Station der Linien München-Regensburg-Hof und Krailsheim-Ansbach-Nürnberg-Furth der Bayrischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 4139 meist kath. E. und hat eine Wallfahrtskirche (Kreuzberg), Fabrik für Thonwaren und Schwefelsäuregruben.

Schwanebeck, Stadt und Rittergut im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Oschersleben, zählt (1885) 3207 E. und hat Gips- und Kalksteinbrüche, Gips- und Kalkbrennereien, Dampfziegeleien, Zuckerfabrik, Brauerei und Brennerei.

Schwanenblume, s. unter Butomus.

Schwanenfluß, Swan-River, ein Fluß an der südl. Westküste Australiens, hat der 1829 gegründeten engl. Kolonie den Namen Schwanenflußkolonie gegeben, die, seitdem erweitert, jetzt Westaustralien (s. d.) genannt wird. Der Fluß entsteht aus zwei Armen, dem von Norden kommenden Salzfluß und dem von Südosten kommenden Avon, die sich bei Northam vereinigen. Derselbe durchbricht dann die Darlingkette, geht bei Perth, der Hauptstadt von Westaustralien, vorüber und mündet bei Freemantle in den Indischen Ocean. Ein Dampfer verkehrt von Perth bis zur Mündung, die durch eine Barre verschlossen ist; sonst ist der S. nicht schiffbar.

Schwanengesang, s. unter Schwan.

Schwanenhals, Instrument, s. unter Drainierung.

Schwanenorden, der älteste Orden des preuß. Hauses, wurde in Anknüpfung an die Sage vom Schwanritter (s. Schwanjungfrauen) am Michaelistage 1440 von dem Markgrafen Friedrich II. von Brandenburg gestiftet und erhielt 15. Aug. 1443 seine Statuten. Der Orden hatte den Zweck, gegen die Entsittlichung des Adels in der Mark und anderwärts zu wirken, dessen Rauf- und Fehdelust zu zügeln und ihn wieder an Gottesfurcht und Ehrbarkeit zu gewöhnen. Seine Tendenz war hiernach eine spezifisch religiöse. Die Mitglieder mußten versprechen, sich jeder Unzüchtigkeit zu enthalten, ein frommes Leben zu führen und durch Gebete und Opferspenden zu bethätigen. Außerdem stand der Orden in enger Beziehung mit dem Frauenkultus des Mittelalters, indem das Ordensstatut den Frauen die Mitgliedschaft erlaubte, um durch den Umgang mit denselben die Gesittung des Rittertums zu veredeln. Daher lag auch in dem Mariendienst der Schwerpunkt der religiösen Handlungen, welche den Mitgliedern vorgeschrieben waren, und dies wieder gab Veranlassung zu dem Namen «Orden Unserer lieben Frauen zum Schwan». Hauptsitz des sich rasch über Nord- und Süddeutschland verbreitenden Ordens war das Gotteshaus auf dem Harlunger Berge bei Altbrandenburg. Als Ordensabzeichen galt das Bild der Gottesmutter an goldener Kette, darunter der Schwan als Symbol der Reinheit des Herzens, umgeben von einer weißen Schärpe, die unten verschlungen, in zwei Fransen herabhing. Im J. 1459 bestimmte ein Gesetz die Einteilung des Ordens in zwei Provinzen, ober- und unterhalb des Thüringerwaldes. Mit der Reformation verlor der Orden seine Bedeutung und erlosch in sich selbst. Angeregt durch den religiösen und sittlichen Grundgedanken des Ordens, faßte König Friedrich Wilhelm IV. den Plan seiner Wiederbelebung. Ein Dekret vom 24. Dez. 1843 gab dem Orden eine mehr praktische Richtung auf die werkthätige Liebe des Christentums. Jedoch gelangte dieses Dekret nicht zur Ausführung. Vgl. Stillfried-Rattonitz, «Der S., sein Ursprung und Zweck, seine Geschichte und seine Altertümer» (Halle 1845); Hänle, «Urkunden und Nachweise zur Geschichte des S.» (Ansbach 1876); Stillfried u. Hänle, «Das Buch vom Schwanenorden» (Berl. 1881).

Schwanenstadt, Stadt in Oberösterreich, Bezirkshauptmannschaft Vöcklabruck, nahe der Ager, die zur Traun geht, Station der Linie Wien-Salzburg der Österreichischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine Papierfabrik und bedeutenden Hopfenbau und zählt (1880) 1619 E.

Schwangerschaft (graviditas), derjenige Zustand des geschlechtsreifen Weibes, welcher mit der Empfängnis oder der Befruchtung (s. d.) beginnt und mit der Ausstoßung der ausgebildeten Frucht durch die Geburt (s. d.) endet. Bei jeder Menstruation des Weibes wird bekanntlich aus einem der Eierstöcke ein Eichen (selten mehr als eins) ausgestoßen, das durch die Muttertrompeten in die Gebärmutterhöhle gelangt, auf deren bis zur Blutung aufgelockerten Schleimhaut es mehrere Tage bis Wochen haften bleibt. Trifft es hier oder schon innerhalb der Muttertrompeten mit männlichem Samen (s. d.) zusammen, so findet die Befruchtung statt, das Eichen wächst in der Schleimhaut fest und entwickelt sich nun allmählich weiter; es beginnt die S. Da sich der Tag der fruchtbaren Empfängnis nur in den seltensten Fällen bestimmen läßt, so wird der Beginn der S. in der Regel von der letzten Menstruation ab gerechnet. Da aber bei der Empfängnis ein Eichen schon in der Gebärmutterhöhle vorhanden sein kann oder erst bei der nächsten Menstruation in dieselbe gelangt, so ist ersichtlich, daß man sich bei der Feststellung des Beginns der S. um 4 Wochen verrechnen kann. Bei richtiger Berechnung dauert die S. in runden Zahlen 280 Tage oder 10 Mondmonate oder 9 Sonnenmonate. Daß ein Kind länger getragen wird, ist sehr zweifelhaft, und derartige Behauptungen haben meist ihren Grund in falscher Berechnung; wohl aber wird nicht selten das Kind vor vollendeter Entwickelung geboren, man spricht dann von einer Fehlgeburt (s. Abortus) oder einer Frühgeburt (s. d.). Die Juristen nehmen daher die Dauer der S. zu 180 (oder 210) bis 300 Tagen an.

Mit der Befruchtung des Eichens treten nicht bloß im Fruchthalter, sondern im ganzen mütterlichen Organismus wesentliche Veränderungen ein. Die Gebärmutter schließt sich und wächst, der Entwickelung der Frucht entsprechend. Bald hat sie nicht mehr im kleinen Becken, in welchem sie in unbefruchtetem Zustande liegt, Platz und steigt nun in das große Becken empor; im vierten Monat ist

sie als härtliche Kugel über dem Schambein zu fühlen, im siebenten reicht sie bis über den Nabel, im neunten bis an die Herzgrube heran. Über die allmähliche Entwickelung der Frucht s. Embryo. Gleichzeitig mit der Empfängnis hört die Neubildung der Eichen und mit ihr die Menstruation auf, und nur in seltenen Fallen finden noch in der ersten Zeit der S. Blutungen aus der Gebärmutter statt. Bei manchen Frauen stellen sich mannigfache Beschwerden ein. Der Appetit verliert sich oder richtet sich auf außergewöhnliche Speisen (Gelüste der Schwangern). Manchmal treten Übelkeit und Erbrechen, in andern Fällen Zahnschmerzen auf; die Haut (namentlich des Gesichts) wird fleckig; die Füße schwellen an und nicht selten bilden sich Krampfadern aus. Meist stellen sich diese Beschwerden indes nur, wenn sie überhaupt zum Vorschein kommen, im Beginn der S. ein und verlieren sich zum Teil in den spätern Monaten wieder. Auch im psychischen Leben der Frau machen sich mancherlei Veränderungen geltend. Häufig wird die Gemütsstimmung eine andere, in seltenen Fällen selbst krankhaft gestört; alte Neigungen machen neuen, ungewohnten Platz; einzelne Frauen verfallen selbst periodisch in schwere Gemütskrankheit.

Alle diese Erscheinungen, welche man als Schwangerschaftszeichen zusammenfaßt, geben jedoch keine Sicherheit für die Annahme der S., selbst das Anschwellen der Brüste und der Anfang der Milchsekretion, welche schon in den letzten Monaten der S. beginnt, gibt keine Gewähr. Den einzig sichern Anhalt gewährt nur das Wahrnehmen der Lebenszeichen der Frucht und von diesem wieder allein sicher die Herztöne, welche man vom sechsten Monat an beim Auflegen des Ohrs auf die Gebärmuttergegend deutlich wahrnimmt. Den Tag der Niederkunft, zu dessen schnellerer Berechnung sog. Schwangerschaftskalender aufgestellt worden sind, findet man annähernd, wenn man vom Tage des Eintritts der letzten Menstruation drei ganze Kalendermonate zurückrechnet und dann sieben Tage hinzuzählt; ist der Termin der letzten Menstruation nicht bekannt, so nimmt man den Zeitpunkt der ersten Kindsbewegungen, deren erstes Auftreten meist in die 18. bis 20. Woche fällt, zu Hilfe und rechnet von ihm ab noch 20—22 Wochen bis zur Niederkunft. Das Verhalten der Schwangern muß sich auf eine genügende Ernährung und Abhaltung von Schädlichkeiten richten; die Kost soll daher gutnährend und leichtverdaulich sein; von Schädlichkeiten sind namentlich enge Kleidung, anstrengende körperliche und geistige Arbeiten, sowie weite Reisen zu vermeiden. Tägliche, aber mäßige Leibesbewegung im Freien ist jeder hoffenden Frau dringend anzuempfehlen; dagegen müssen alle stärkern und heftigern Bewegungen des Körpers, wie Springen, Tanzen, Reiten, Fahren auf holperigen Wegen, das Heben schwerer Gegenstände u. dgl. unterbleiben, weil sie gar leicht Anlaß zur vorzeitigen Unterbrechung der S. geben. Erhitzende, stark gewürzte und schwerverdauliche Speisen und Getränke sind durchaus zu vermeiden; der Stuhlgang muß durch Klystiere oder milde Abführmittel (Magnesia, Ricinusöl, Kurellasches Brustpulver) gehörig reguliert werden. Wöchentlich ein- bis zweimal ein mäßig warmes Bad (von +24 bis 26° R.) zu nehmen, ist einer gesunden Schwangern zu empfehlen; dagegen wirken heiße Voll- und Fußbäder unbedingt schädlich. Eine besondere Aufmerksamkeit erheischt die Pflege der Brüste und besonders der Brustwarzen. (S. unter Brüste.)

Als eine Eigentümlichkeit der Schwangern gilt die leichte Empfänglichkeit derselben für gewisse Erkrankungen, z. B. für die sog. akuten Hautausschläge. Fieberhafte und andere schwere Krankheiten werden von den Schwangern nicht so leicht überstanden als von andern Personen, und in vielen Fällen tritt dabei die Geburt ein. Dagegen ist bemerkenswert, daß die Tuberkulose während der S. nur geringfügige Symptome macht, dagegen alsbald nach der Geburt mit aller Heftigkeit aufzutreten pflegt. Als eine besondere Form der S. ist zunächst die mit mehr als einer Frucht zu erwähnen. Zwillingsschwangerschaften sind nicht eben häufig, noch seltener Drillingsschwangerschaften; auch kommen Geburten von mehr als drei Kindern vor. Die Zahl der Früchte ist abhängig von der Zahl der befruchteten Eichen, und eine Zwillingsschwangerschaft kann so zu Stande kommen, daß entweder zwei Eichen auf einmal in die Gebärmutter gelangen, oder daß, von dem Beischlaf ab gerechnet, das Ei von der vorigen und das der nächsten Menstruation befruchtet wird. Auch kann das Eichen außerhalb der Gebärmutter (im Eileiter, im Eierstock, in der Leibeshöhle) befruchtet werden und sich entwickeln (extra-uterine Schwangerschaft, Bauchschwangerschaft). In solchen Fällen kann keine natürliche Geburt stattfinden; wenn die Frau nicht vorher schon stirbt, macht sich der Kaiserschnitt nötig, oder im günstigsten Falle stirbt die Frucht ab, wird zum Teil zurückgebildet und ihre Reste bleiben als Steinfrucht (Lithopädion) in der Leibeshöhle liegen. (S. Bauchschwangerschaft.) Entartet die Frucht in der Gebärmutter krankhaft, so entwickelt sich kein Kind, sondern eine Mole (s. d.). Über Mißbildungen während der S. und das sog. «Versehen» der Schwangern s. Mißbildung.

Vgl. von Ammon, «Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege» (27. Aufl. von Winkel, Lpz. 1885); Burckhardt, «Das Buch der jungen Frau» (Lpz. 1884); Baginsky, «Das Leben des Weibes» (Stuttg. 1885).

Schwängerungsklage ist die Klage aus außerehelicher Schwängerung, welche der Geschwängerten gegen den Schwängerer, sowie die Klage aus der außerehelichen Zeugung, welche dem außerehelich Erzeugten gegen den Erzeuger zusteht. Die erstere richtet sich alternativ auf Geldentschädigung (Dotation, Kranzgeld), oder auf Ehelichung nach Wahl der Klägerin (jedoch giebt es eine Zwangstrauung nicht); die zweite geht auf Alimentation bis zur Pubertät (14, bei Mädchen 12 Jahre). Außerdem hat die uneheliche Mutter noch einen Anspruch auf die Kosten der Entbindung, der Taufe und sechswöchentlicher Verpflegung. Der Vorwurf des Geschlechtsverkehrs mit andern Männern, welchen der Schwängerer gegen die Geschwängerte erheben könnte (exceptio plurium concumbentium), befreit ihn bloß gegenüber der S. der Geschwängerten selbst, nicht gegenüber den Kindern. Den Anspruch der Kinder kann übrigens auch die Mutter für das Kind, in der Regel gemeinsam mit einem Vertreter des Kindes, geltend machen. Diese Rechtsgrundsätze beruhen meist auf der Praxis oder auf sonstigem Gewohnheitsrecht, das kanonische Recht aber hat sie zuerst angebahnt in Würdigung des Prinzips der Menschlichkeit. Moderne Codifikationen

modifizieren dieselben zum Teil, z. B. das sächs. Gesetzbuch, indem es die S. auch der nicht Geschwängerten, sondern bloß Stuprierten zuerkennt; vor allem das franz. Recht, indem es außer dem Falle der Notzucht und Entführung weder der Geschwängerten noch den Kindern Rechte verleiht.

Schwanjungfrauen und **Schwanritter.** Der Schwan stand in der german. Mythologie in engster Beziehung zu den in Luft und Wasser waltenden Lichtgottheiten und galt als ein weissagender Vogel; daher die noch jetzt zur Bezeichnung einer Vorahnung üblichen Ausdrücke «es schwant mir», oder «mir wachsen Schwansfedern». Gewisse göttliche Wesen liebten Schwansgestalt anzunehmen, wie namentlich die Walkyrien oder die Schlacht- und Schicksalsjungfrauen und die Wald- und Wasserfrauen, welche dann Schwanjungfrauen genannt wurden und die Gabe der Weissagung besaßen. Aber auch mytholog. Wesen männlichen Geschlechts erscheinen in Schwanengestalt. Mehrern deutschen Stämmen gemeinsam war eine uralte Volkssage von einem Knaben, der aus dem Meere oder einem Binnengewässer ans Land getrieben und darauf der Stammvater ihres ältesten Herrschergeschlechts geworden sei. Bei den Franken am Niederrhein hatte diese Sage besonders sich ausgebildet und war bereits zu Ende des 12. Jahrh. mehrfach poetisch bearbeitet in franz. und vielleicht auch in niederländ. Gedichten, wurde aber schon damals willkürlich geändert und an die Zeitgeschichte, namentlich an die Schicksale Gottfrieds von Bouillon geknüpft, wie in dem «Roman du chevalier au cygne ou de Godefroi de Bouillon» (herausg. von Reiffenberg, 2 Bde., Brüss. 1846—48). In Deutschland übertrug Wolfram von Eschenbach am Schlusse des «Parzival» die Sage vom Schwanritter auf Loherangrin, den Sohn des Gralkönigs Parzival, doch ohne sie weiter auszuführen. Dies that dann vor 1290 ein ungenannter Verfasser in einem langen strophischen Gedichte «Lohengrin» (s. d.), während kurz zuvor Konrad von Würzburg in einer gefälligern Dichtung «Der Schwanenritter» die Sage nach Nimwegen und unter Karl d. Gr. versetzt hatte. Auch als Prosaroman erscheint die Sage gegen Ende des 15. Jahrh. in franz. und niederländ. Sprache, und das niederländ. Volksbuch ist noch jetzt beliebt. Eine mytholog. Erklärung der Sage hat W. Müller in Pfeiffers «Germania» (Jahrg. 1) versucht. Vgl. noch von der Hagen, «Die Schwanensage» (Berl. 1848).

Schwank, scherzhafter Einfall und dessen Ausführung; dann eine im Mittelalter und im Reformationszeitalter ausgebildete Art der launigen Erzählung; auch ein an die Posse streifendes, meist kurzes Lustspiel.

Schwann (Theod.), namhafter Naturforscher, Begründer der Zellentheorie, geb. 7. Dez. 1810 zu Neuß am Rhein, widmete sich seit 1829 zu Bonn, Würzburg und Berlin dem Studium der Philosophie und Medizin und war 1834—39 Assistent von Johannes Müller. In dieser Stellung entdeckte er das im Magensaft wirksame Ferment, das Pepsin, und veröffentlichte zahlreiche wichtige Untersuchungen über künstliche Verdauung, über die doppelsinnige Leitung der Nerven, über das Gesetz der Muskelzusammenziehung, über die Existenz besonderer Wandungen in den Capillargefäßen, über Urzeugung, über die Fäulnis- und Gärungserscheinungen u. a. Geradezu epochemachend waren seine «Mikroskopischen Untersuchungen über die Übereinstimmung in der Struktur und dem Wachstum der Tiere und der Pflanzen» (Berl. 1839), in welcher er den Nachweis führte und wissenschaftlich begründete, daß Tiere wie Pflanzen aus denselben Elementarorganismen, den Zellen (s. d.), bestehen und daß die Zellenbildung das gemeinsame Entwickelungsprinzip für Entstehung und Wachstum der Tiere und Pflanzen sei. Mit diesem Nachweis war die bis dahin bestehende Schranke zwischen Tier und Pflanze hinweggeräumt und ein mächtiger Anstoß für die weitere Entwickelung der mikroskopischen Forschung wie der modernen Naturforschung überhaupt gegeben. Im J. 1838 wurde S. als ord. Professor der allgemeinen und beschreibenden Anatomie nach Löwen, 1848 in gleicher Stellung nach Lüttich berufen, woselbst er 1858 auch noch den Lehrstuhl der Physiologie übernahm. Er starb 14. Jan. 1882 zu Köln a. Rh. Außer verschiedenen Journalaufsätzen veröffentlichte er noch: «Traité d'anatomie du corps humain» (2 Bde., in der brüsseler «Encyclopédie populaire»).

Schwanpelz, das bis auf die Daunen gerupfte Gefieder des Schwans. (S. unter Pelzwerk.)

Schwansen, fruchtbare, eine Halbinsel bildende Landschaft an der südl. Ostküste Schleswigs, zwischen der Schlei und der Eckernförder Bucht, gehört zu dem Kreise Eckernförde der preuß. Provinz Schleswig-Holstein.

Schwanthaler (Ludw. Michael), ausgezeichneter deutscher Bildhauer, wurde 26. Aug. 1802 zu München geboren, verließ 1818 das Gymnasium und arbeitete nun in der Werkstätte seines Vaters, des Bildhauers Franz S., auch besuchte er nebenbei die Akademie. Nach dem Tode seines Vaters (1821) übernahm er dessen Geschäft. Im J. 1823 erhielt er einige bedeutendere Bestellungen, unter anderm den Auftrag vom König Maximilian, einen silbernen Tafelaufsatz mit Reliefs zu umrahmen. Nach kurzem Aufenthalt in Rom 1826 richtete er in München sein eigenes Atelier ein. Zunächst fertigte er für die Glyptothek zwei lange Reliefriese, Achilles im Skamander kämpfend und den Kampf bei den Schiffen, sodann die Statue Shakspeares für die Theaterhalle und den Bacchusfries für den Speisesaal im Palais des Herzogs Maximilian in München. Hierauf reiste er 1832 wieder nach Rom, um dort einige Modelle des ihm übertragenen südl. Walhallagiebels zu modellieren. Er blieb zwei Jahre daselbst und bereitete hier eine Menge Entwürfe für Bildhauer und Maler vor. In München begann er dann die Reliefs für die Siegeshymnen des Pindar. Ein Relieffries mit Darstellungen aus dem Mythus der Aphrodite, im obern Stockwerk des Königsbaues, gehörte ebenfalls in diesen Kreis. Er wurde 1835 Professor der Akademie, doch später in seiner Wirksamkeit durch heftige Gichtleiden auf einige Jahre gehindert. Inzwischen vollendete er die 24 kleinen Malerstatuetten als Vorbilder für die Statuen auf die Attika der Pinakothek, zu deren Ausführung in Kalkstein die Aufträge unter den münchener Bildhauern verteilt wurden. Wie diese Statuen, so wurden nach seinen Skizzen auch die Victorien und die Reliefs in der offenen Halle über dem Balkon des Saalbaues von Schülern der Akademie ausgeführt. An diese Arbeiten reihte sich der für den Barbarossasaal bestimmte, über 60 m lange Fries. Zu seinen größern, seitdem vollendeten Werken gehören die

Modelle zu den 12 Ahnenbildern des Hauses Wittelsbach, von Stiglmayer ausgeführt; die 15 kolossalen Statuen für das vordere Giebelfeld der Walhalla, wozu früher Rauch eine Skizze entworfen; die Modelle der 15 Statuen der Hermannsschlacht für den nördl. Giebel der Walhalla; die Giebelgruppe des Kunstausstellungsgebäudes und das Modell der Kolossalstatue der Bavaria (s. d.). Der letzten Zeit gehören folgende zum Teil sehr bedeutende Werke aus dem Gebiete der monumentalen Plastik an: die Gipsmodelle zu dem Denkmal des Donau-Main-Kanals, die Marmorstatue Kaiser Rudolfs für den Dom zu Speier, das Modell zur Statue Jean Pauls und des kurbayr. Staatskanzlers von Kreitmayer und der Schild des Hercules nach Hesiods Dichtung, dessen Ausführung seine Schüler Balbach und Puille vorbereiteten, während der Erfinder selbst die letzte Hand anlegte. Auch sind die Zeichnungen zu großen Wandgemälden aus der Odyssee im neuen Saalbau zu erwähnen. Auf auswärtige Bestellungen entstanden ferner: die acht Götterstatuen in Sandstein und zwei Tänzerinnen in Marmor, im neuen Schloß zu Wiesbaden; das Denkmal für Frauenlob im Dome zu Mainz; die Modelle zu den kolossalen Bronzemonumenten für die Großherzöge Ludwig von Hessen und Karl Friedrich von Baden; die Statue Mozarts für Salzburg; eine anmutige Marmorgruppe Ceres und Proserpina für Berlin; der Brunnen auf der Freiung in Wien und das Kolossalmodell zum Denkmal Goethes für Frankfurt a. M. Außerdem besitzt man von S. eine Menge von Zeichnungen und Kartons. Er selbst hatte von dergleichen, sowie von Modellen aller Art eine reiche Sammlung angelegt, die er bei seinem 15. Nov. 1848 erfolgten Tode dem Staate vermachte (Schwanthaler-Museum). Unterstützt wurde S. vielfach von seinem Vetter Franz Xaver S. (geb. 1798, gest. 23. Sept. 1854 als Professor an der Polytechnischen Schule zu München). Vgl. Trautmann, «S.s Reliquien» (Münch. 1858).

Schwanzdukaten, s. unter Zopf.

Schwanzhammer (frz. marteau à queue, marteau à bascule, maca; engl. tail-hammer, tilt-hammer), ein mit seinem Stiel drehbar gelagerter großer Hammer, welcher an dem über den Drehpunkt hinaus gelegenen Teil des Stiels, dem Schwanz, von den Daumen einer Wasserradwelle, zuweilen auch von einer oszillierenden Dampfmaschine, in die Höhe geworfen wird, um darauf durch sein eigenes Gewicht herabzufallen.

Schwanzlurche, s. Molche.

Schwanzmenschen. Sehr alt und verbreitet sind die Angaben, daß es geschwänzte Menschen, geschwänzte und auch hierin den Affen nahe verwandte Völker gebe. Ragt, wie dies bei den meisten Säugetieren der Fall ist, abwärts oder hinter den durch die Anheftung des Beckengürtels in ein Kreuzbein umgewandelten Wirbeln ein Rest der Wirbelsäule und dessen Umkleidung frei aus dem Körperumriß vor, so wird dieser Abschnitt Schwanz genannt. Der sehr wechselnde Gebrauch oder Nichtgebrauch dieses Körperabschnitts, der bald als Stütz- oder Greiforgan, als Ruder, Kelle (Biber), als Waffe, Balancierstange benutzt wird, ist für diesen Begriff ohne Bedeutung. Das erwähnte Herausragen einer Reihe postsakraler Wirbel aus dem Körperumriß ist bei dem menschlichen Embryo frühester Monate eine ganz regelmäßige, längst bekannte Thatsache, und dem menschlichen Embryo würde insofern der Besitz eines Schwanzes oder eines schwanzähnlichen Anhangs nicht abzusprechen sein. Die Frage, ob auch einzelnen Erwachsenen, ja Völkern ein Schwanz zuzuerkennen ist, hängt großenteils von der Definition dieses Wortes ab, und es wurde diese Frage neuerdings sehr verschieden und zum Teil in tendenziöser Weise beantwortet. Man wird echte, komplette Schwänze und imperfekte Schwänze, sowie bloße schwanzähnliche Anhänge sehr verschiedener Art zu unterscheiden haben. Bei vielen als geschwänzt bezeichneten Völkern erwiesen sich die als Schwänze gedeuteten Anhänge als Kostümschwänze (angebundene Zieraten u. dgl.). Schwanzähnliche Hautanhänge, die keine der Wirbelsäule zugehörigen Elemente einschließen, haben, so schwanzähnlich die in mehrern anatom. Sammlungen aufbewahrten Exemplare ihrem äußern Umriß nach sind, mit einem wirklichen Schwanze nichts zu schaffen. Aber es sind bei erwachsenen Menschen verschiedener Rassen freie, zapfenförmige Hervorragungen des untern Endes der Wirbelsäule, die beim Sitzen Unbequemlichkeiten, zum Reiterdienst untauglich machen, wiederholt und mit Bestimmtheit beobachtet worden, und es ist Sache der Konvenienz, ob man diese Bildungen als Schwanz oder als schwanzähnliche Hervorragung bezeichnen will. Es ist denkbar, ja wahrscheinlich, daß solche Bildungen bei einzelnen Völkern häufiger vorkommen. Aber die genauesten Forscher geben zu, daß ein derartiger Anhang, der eine vermehrte Anzahl von Wirbelelementen einschließt und somit als atavistische Bildung aufzufassen wäre, bis jetzt bei keinem erwachsenen Menschen mit Sicherheit nachgewiesen ist.

Schwär oder Blutschwär, s. Furunkel.

Schwärmattacke wird von der Kavallerie ausgeführt, einesteils gegen feindliche Kavallerie, die sich in etwas aufgelöster Ordnung zurückzieht, andererseits gegen sich bewegende Artillerie oder gegen feuernde Batterien, denen man nur in der Front beikommen kann. Geschlossenheit, die sonst bei Attacken als Grundbedingung gilt, ist bei der S. ausgeschlossen, denn auf das betreffende Kommando stürzt sich die ausführende Abteilung in raschester Gangart auf den Feind, während jeder Reiter sich sein mit blanker Waffe anzugreifendes Ziel wählt.

Schwärmer, in der Feuerwerkerei vorkommend und zu den Funkenfeuern gehörig. (S. Feuerwerk, Bd. VI, S. 770^{b}.)

Schwärmer (Sphingidae), Dämmerungs- oder Abendfalter, heißt eine aus etwa 1300 Arten bestehende, ziemlich die ganze Erde bewohnende, indes nicht weit nach Norden gehende und in Südamerika am stärksten entwickelte Familie der Großschmetterlinge, die einen bolzenförmigen, kräftigen Körper und sehr kräftige Flügel, besonders lange, aber schmale Vorderflügel besitzen, die mit den weit kleineren Hinterflügeln durch einen Hakenapparat an der Unterseite verbunden sind. Die Flügel liegen in der Ruhe dem Körper horizontal auf; die Fühler sind ziemlich ansehnlich, an beiden Enden verdünnt und etwas kantig. Die Raupen sind oft schöne, sechzehnbeinige Tiere, die meist oben auf dem letzten Körperringe über dem After ein aufrechtes Horn haben. Die S. sind vortrefflich, meist in der Dämmerung, in einzelnen Formen auch im heißen Sonnenschein fliegende Tiere, die bisweilen (z. B. der Oleanderschwärmer, der große

Weinvogel u. a. m.) in heißen Sommern weite Wanderungen von Süden nach Norden unternehmen. Zu den S. gehört der Fichtenschwärmer (Sphinx pinastri, s. Tafel: Insekten III, Fig. 2), der Totenkopf (Acherontia atropos, Fig. 3) und der Lindenschwärmer (Smerinthus tiliae, Fig. 4).

Schwärmsporen, s. Zoosporen.

Schwartz (Marie Espérance von), Schriftstellerin, bekannt unter dem gräcisierten Namen Elpis Melēna, geb. 8. Nov. 1821 zu Southgate in Hertfordshire als Tochter des hamburger Bankiers Brandt, erhielt ihre Bildung in Frankfurt a. M., Genf und Rom und vermählte sich nach dem frühen Tode ihres ersten Gemahls, eines Verwandten väterlicherseits, mit dem hamburger Bankier von Schwartz, mit dem sie eine Reise nach Afrika machte. Nachdem sie sich von ihrem zweiten Gatten getrennt, nahm sie ihren Aufenthalt zu Rom. Bekannt wurde sie namentlich durch ihre aufopfernde Freundschaft für Garibaldi, dem sie zweimal in höchster Gefahr zur Seite stand und den sie in der Gefangenschaft pflegte. Im Sept. 1865 ließ sie sich auf Candia nieder, wo sie in dem Dorfe Khalepa ihren Wohnsitz nahm. Mit besonderer Wärme vertritt sie hier die Bestrebungen des Tierschutzes. Als Schriftstellerin liegt ihre Hauptbedeutung auf dem Gebiete der ethnogr. Schilderungen. Sie schrieb: «Blätter aus dem afrik. Reisetagebuche einer Dame» (2 Bde., Braunschw. 1849), «Memoiren eines span. Piasters» (2 Bde., Braunschw. 1857), «Hundert und ein Tag auf meinem Pferde und ein Ausflug nach der Insel Maddalena» (Hamb. 1860), «Garibaldis Denkwürdigkeiten» (2 Bde., Hamb. 1861), «Blick auf Calabrien und die Liparischen Inseln» (Hamb. 1861), «Garibaldi in Varignano und auf Caprera» (Lpz. 1864), «Der junge Stelzentänzer» (Jena 1865), «Die Insel Kreta unter der ottomanischen Verwaltung» (Wien 1867), «Von Rom nach Kreta» (Jena 1870), «Kreta-Biene oder kretische Volkslieder, Sagen, Liebes-, Denk- und Sittensprüche» (Münch. 1874), «Gemma» (Münch. 1877), «Garibaldi. Mitteilungen aus seinem Leben ꝛc.» (2 Bde., Hannov. 1884; franz., Par. 1885).

Schwartz (Marie Sophie), schwed. Romanschriftstellerin, geb. 4. Juli 1819 zu Borås, wo ihr Vater, Karl Birath, Kaufmann war, erhielt, frühzeitig Waise, im Hause von Verwandten eine sorgfältige Erziehung und vermählte sich 1840 mit dem als Phrenolog bekannten Professor Gustav Magnus Schwartz. Derselbe war aller künstlerischen Thätigkeit abgeneigt und gestattete seiner Gattin erst spät als Schriftstellerin öffentlich aufzutreten. Es geschah dies mit der Novelle «Förtalet» (Stockh. 1851), die unter der Chiffre M. S. S. erschien. Nach ihres Gatten Tode (1858) wandte sie sich sodann ganz litterarischer Beschäftigung zu und entwickelte seitdem eine außerordentliche Produktivität. Schon mit ihren ersten Erzählungen, die feine Beobachtung und bedeutendes Darstellungstalent bekunden, gewann sie nicht bloß in ihrem Vaterlande, sondern auch auswärts, namentlich in Deutschland, einen weiten Leserkreis. Ihre Arbeiten sind in mehrern deutschen Übertragungen erschienen. Hervorzuheben ist die Kretzschmarsche Übersetzung ihrer «Gesammelten Romane» (44 Bde., Lpz. 1865—74). Die wichtigsten derselben sind: «Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke», «Schuld und Unschuld», «Zwei Familienmütter», «Blätter aus dem Frauenleben», «Die Kinder der Arbeit», «Wilhelm Stjernkrona», «Die Frau eines eiteln Mannes» u. a.

Schwartz (Wilh.), Forscher auf dem Gebiete der Mythologie, geb. 4. Sept. 1821 zu Berlin, war erst Lehrer am Werderschen Gymnasium, dann von 1864 bis 1872 Direktor des Gymnasiums zu Neuruppin, 1872—82 des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Posen und seitdem Direktor des Luisen-Gymnasiums zu Berlin. Mit A. Kuhn veröffentlichte er «Norddeutsche Sagen» (Lpz. 1849). Sein mythologisches, auf volkstümlichen Grundlagen beruhendes System baute er aus in den Schriften: «Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum mit Bezug auf Norddeutschland» (Berl. 1850; 2. Aufl. 1862), «Der Ursprung der Mythologie, dargelegt an griech. und deutscher Sage» (Berl. 1860), «Die poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie der Urzeit» (Bd. 1: «Sonne, Mond und Sterne», Berl. 1864; Bd. 2: «Wolken und Wind, Blitz und Donner», 1879), «Der Ursprung der Stamm- und Gründungssage Roms unter dem Reflex indogerman. Mythen» (Jena 1878), «Prähistor.-anthropolog. Studien» (Berl. 1884), «Indogerman. Volksglaube» (Berl. 1884). Ferner erschien von S.: «Materialien zur prähistor. Kartographie der Provinz Posen» (Posen 1875; mit vier Nachträgen 1879—82), «Der Organismus der Gymnasien in seiner praktischen Gestaltung» (Berl. 1876), «Leitfaden für den deutschen Unterricht» (11. Aufl., Berl. 1886) u. s. w.

Schwartzkoppen (Emil von), preuß. General der Infanterie, geb. zu Obereimer bei Arnsberg in Westfalen 15. Jan. 1810, trat 1826 in das preuß. 30. Infanterieregiment, wurde 1829 Offizier und nahm als Hauptmann im 2. (Königs-) Regiment am Feldzuge in Schleswig-Holstein teil und wurde bei Schleswig verwundet. S. wurde 1852 Major, 1860 Oberst und Kommandeur des 55. Infanterieregiments, 1864 Brigadekommandeur und Generalmajor. Im Feldzuge 1866 führte er seine (27. Infanterie-)Brigade im Verbande der Elbarmee mit Auszeichnung bei Münchengrätz und Königgrätz (Erstürmung von Problus), wurde im Dez. Generallieutenant und Kommandeur der 18. Division in Flensburg und im Aug. 1867 der 19. Division in Hannover, und führte diese Division 1870 bei Vionville und bei der Einschließung von Metz. S. wurde im Aug. 1871 als Kommandant nach Berlin berufen, dort 1873 General der Infanterie und 24. Dez. als kommandierender General des 13. (königl. württemb.) Armeekorps nach Stuttgart gesendet. Er starb zu Stuttgart 5. Jan. 1878.

Schwarz ist im Sinne der Physik nicht eine eigentümliche Farbe, sondern vielmehr die Abwesenheit alles Lichts und aller Farben. Es erscheinen demnach schwarz diejenigen Körper, welche alle darauffallenden Lichtstrahlen einsaugen und keinen Teil des Lichts zurückwerfen.

Schwarz (Berthold), ein deutscher Franziskanermönch, geboren zu Anfang des 14. Jahrh. zu Freiburg i. Br. (nach andern in Dortmund), welcher sich viel mit Chemie beschäftigte, soll, nach der Sage, als er wegen angeblicher Zauberei ins Gefängnis kam, durch fortgesetzte chemische Arbeiten auf die Erfindung des Schießpulvers (s. d.) geleitet worden sein. Er soll eigentlich Konstantin Ancklitzen geheißen haben, den Klosternamen Berthold geführt und den Namen S. wegen seiner

Beschäftigung mit chem. Arbeiten erhalten haben. Auch halten ihn einige für einen mainzer, andere für einen nürnberger Franziskaner; andere lassen ihn seine Erfindung zu Köln, wieder andere zu Goslar gemacht haben. Die Zeit seiner Erfindung setzt man um 1330; einige setzen sie früher, andere später. Inzwischen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Mischung des Schießpulvers schon vor Bertholds Zeit bekannt war. In Freiburg i. Br. wurde ihm 1853 ein Denkmal errichtet.

Schwarz (Bianca), Opernsängerin, s. **Bianchi**.

Schwarz (Karl Heinr. Wilh.), namhafter prot. Theolog, geb. 19. Nov. 1812 zu Wiek auf Rügen, der Sohn des dortigen Predigers Theodor S., der sich als theol. Schriftsteller und auf dem Gebiet der schönen Litteratur (unter dem Pseudonym Theodor Melas) einen Namen gemacht hat, studierte in Halle, Bonn, Berlin, Greifswald. Auf seine theol. Entwickelung übte namentlich Schleiermacher den größten Einfluß. Als Mitglied der Burschenschaft in Halle erhielt er ein halbes Jahr Festungshaft, die er in Wittenberg verbüßte (1837). Er habilitierte sich 1842 zu Halle, war 1848 als Vertreter der Kreise Torgau und Liebenwerda Mitglied des frankfurter Parlaments und gehörte hier dem rechten Centrum an. Im J. 1849 wurde er zum außerord. Professor der Theologie ernannt. Im Sommer 1856 wurde er als Hofprediger und Oberkonsistorialrat nach Gotha berufen, 1858 dort zum Oberhofprediger und Mitglied des Ministeriums und 1877 zum Generalsuperintendenten ernannt. Er starb 25. März 1885 in Gotha; seine Leiche wurde dort 28. März durch Feuer bestattet.

S. gehört zu den hervorragendsten Vertretern der freiern Theologie. Von dem ältern Rationalismus unterscheidet er sich durch seine gründliche philos. Durchbildung, welche schon seine erste bedeutendere Schrift «Das Wesen der Religion» (Halle 1847) bekundet. Mit der Schrift «Gotthold Ephraim Lessing als Theolog» (Halle 1854) betrat S. das Gebiet der histor. Forschung. Noch größeres Aufsehen erregte seine Schrift «Zur Geschichte der neuesten Theologie» (Lpz. 1856; 4. Aufl. 1869). Von seinen «Predigten aus der Gegenwart» (Lpz. 1859—83) erschienen acht Sammlungen, die sechs ersten in mehrern Auflagen. Seit 1864 stand er mit an der Spitze des Deutschen Protestantenvereins, 1881 beteiligte er sich eifrig an der Neubildung des (liberalen) Thüringer Kirchentags.

Schwarz (Marie Espérance), Schriftstellerin, bekannt unter dem gräcisierten Namen Elpis Melēna, s. Schwartz (Marie Espérance).

Schwarza, Flüßchen im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt, Oberherrschaft, entspringt im Thüringerwalde, östlich vom Fabrikort Scheibe, 717 m hoch, nördlich vom Rennsteig, nimmt rechts bei Unterweißbach die Lichte, links bei Blankenburg die Rinne, außerdem noch 55 Bäche auf und mündet bei dem Flecken Schwarza (s. d.) links in die Saale. Die S. hat auf ihrem 45 km langen Laufe 357 m Fall, birgt vortreffliche Forellen und führt goldhaltigen Sand, für den früher von dem Flecken Schwarza aufwärts bis Blankenburg Goldwaschanstalten bestanden, die aber wegen des gar zu spärlichen Ertrags immer wieder eingingen. Das Schwarzathal ist eins der schönsten in ganz Thüringen. Die namentlich romantische Partie ist die Strecke von Blankenburg aufwärts bis zum Dorf und Schloß Schwarzburg (s. d.). In vielen Krümmungen zieht es sich 10 km lang eng zwischen hohen Schieferfelsen hin, während der Fluß über mächtige Steinblöcke rauscht, wie über das Steinerne Wehr, welches ihn ganz durchsetzt. Eine gute Kunststraße führt durch das Thal.

Schwarza an der Saale, Marktflecken im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt, Landratsamt Rudolstadt, an der Mündung der Schwarza in die Saale, Station der Linie Großheringen-Saalfeld der Saaleeisenbahn, welche hier nach Blankenburg abzweigt, zählt (1885) 912 E. und hat Gemüsebau, Sägemühlen, Gerbereien, eine Cigarrenfabrik und Holzhandel. Beim Bahnhof liegt der Aussichtspunkt Schwedenschanze. S. ist der gewöhnliche Ausgangspunkt für Besucher des Schwarzathals.

Schwarzbach, Dorf und Badeort im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Lauban, am Fuße der Tafelfichte (1152 m) des Isergebirges, in einem Waldthal, 500 m über dem Meere, hat (1880) 370 E. und Stahlwasser mit Kohlensäuregehalt.

Schwarzbach, Dorf im Böhmerwalde, in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Krumau, mit (1880) 456 E. deutscher Zunge; dabei liegen die für den Fürsten von Schwarzenberg betriebenen Graphitgruben, deren Ausbeute 1883 über 35000 Metercentner im Werte von 220426 Fl. betrug.

Schwarzblech (frz. tôle, fer noir; engl. black sheet-iron, black iron-plate), s. unter **Blech**.

Schwarzbubenland heißt im Volksmund der nördlich vom Paßwang im Flußgebiet der Birs gelegene Teil des schweiz. Kantons Solothurn.

Schwarzburg, Dorf in Schwarzburg-Rudolstadt, Landratsamt Königsee, im tief eingeschnittenen Thal der Schwarza, 330 m über dem Meere, mit (1880) 683 E. Hoch über dem Orte, auf einem isolierten Bergkegel, inmitten eines weiten waldbedeckten Bergkessels des Thüringerwaldes, erhebt sich Schloß Schwarzburg, Sommerresidenz des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt und Stammburg des fürstl. Hauses, 402 m über dem Meere, 78 m über dem Flusse. Die Burg, nach einem Brande 1726 neu erbaut, mit dem fürstl. Rudolstädtischen Erbbegräbnis, besitzt eine Rüstkammer mit sehenswerter Gewehrsammlung; der von der alten Burg stammende Kaisersaal weist Wandgemälde von R. Oppenheim, welche die Geschichte des fürstl. Hauses zum Gegenstande haben, sowie wertvolle Majoliken auf. S. ist mit seiner Umgebung die Glanzpartie des östl. Thüringerwaldes; etwa 4 km nördlich vom Schloß steigt der Trippstein (467 m) im Walde auf, mit einer Birkenhütte auf seinem Gipfel, von welcher man eine schöne Aussicht auf Schloß und Schwarzathal genießt; 2 km westlich vom Trippstein befindet sich das von einem Park umgebene Jagdschloß Fasanerie.

Schwarzburg, das souveräne Fürstenhaus, gehört unter die ältesten und edelsten deutschen Geschlechter. Erst gegen die Mitte des 12. Jahrh. jedoch erhält seine Abstammung Zusammenhang und Zuverlässigkeit und es beginnen die Nachrichten aus jener Zeit mit Sizzo, Grafen von S. und von Käfernburg (gest. 1160). Der älteste Sohn desselben, Heinrich, folgte dem Vater als Graf von S., der jüngere, Günther, als Graf von Käfernburg. Als aber Heinrich auf dem Reichstage zu Erfurt 1184 durch den Einsturz einer Decke den Tod fand, erbte Günther, da jener kinderlos war, auch S. Von des letztern beiden Söhnen wurde Günther der

Stammvater des 1385 erloschenen Hauses der Grafen von Käfernburg, während Heinrich die Stammlinie des gräfl. Hauses S. fortsetzte. Heinrichs XII. jüngerer Sohn, Günther (s. d.), wurde 1349 zum deutschen König erwählt, starb jedoch noch in demselben Jahre. Sein Bruder Heinrich, gest. 1337, pflanzte den Stamm des Hauses fort. Ein Nachkomme desselben in der siebenten Generation, Graf Günther XL. von S. und Arnstadt, gest. 1552, der wegen seines Reichtums den Beinamen «Der Reiche» oder «Mit dem fetten Maule» erhielt, ist der nächste gemeinschaftliche Stammvater der beiden noch blühenden Linien des Hauses. Seine vier Söhne, Günther XLI., Johann Günther, Albert VII. und Wilhelm, errichteten 1571 einen Teilungsrezeß. Nach dem Tode Graf Günthers XLI. kam 1584 zwischen dessen Brüdern ein anderweiter Teilungsrezeß zu Stande, und nachdem auch Graf Wilhelm 1598 verstorben war, wurde über dessen Verlassenheit 1599 der Ilmsche Hauptrezeß abgeschlossen. So wurde Johann Günther Stifter der Linie zu Schwarzburg-Sondershausen (s. d.), welche anfangs die Linie zu Arnstadt hieß, und Albert VII. der Ahnherr der Linie zu Schwarzburg-Rudolstadt (s. d.). Zu Anfang des 14. Jahrh. bestanden die Stammlande des Hauses aus den Reichslehen S., Blankenburg und Königssee. Die meisten Erwerbungen, teils durch Erbvertrag, teils durch Kauf, machte es seit der Zeit des Königs Günther. Es war von Kaiser Karl IV. mit Rudolstadt als böhm. Lehn, von Kurmainz mit Sondershausen, von Kursachsen mit Frankenhausen, von Sachsen-Weimar mit Arnstadt und Käfernburg (seit 1446), von Sachsen-Gotha mit Ilm und Paulinzelle belehnt; andere Lehen hatte es von Fulda und Hessen-Kassel. Das ganze Besitztum zerfiel in die Obere und in die Untere Herrschaft S. Nur auf ersterer ruhte die Reichsstandschaft der Grafen von S., weshalb bei Teilungen jede Linie in beiden Herrschaften Besitzungen erhalten mußte. Vgl. Hellbach, «Archiv von und für S.» (Hildburgh. 1787); derselbe, «Grundriß der Genealogie des Hauses S.» (Rudolst. 1820); Junghans, «Geschichte der schwarzb. Regenten» (Lpz. 1824); Apfelstedt, «Geschichte des schwarzb. Hauses» (Sondersh. 1856); Leo, «Territorien des Deutschen Reichs» (Bd. 2, Halle 1867).

Schwarzburg-Rudolstadt, ein deutsches souveränes Fürstentum, in Thüringen gelegen, umfaßt den größern Teil der schwarzb. Oberherrschaft (735 qkm) und den kleinern (östlichen) der Unterherrschaft (207 qkm), von denen der erstere wiederum aus zwei, der letztere aus drei getrenntliegenden Stücken Landes besteht. Das Gesamtareal beträgt 940,4 qkm. Die wichtigsten Orte sind Rudolstadt (s. d.), die Residenz, in der Oberherrschaft, und Frankenhausen (s. d.) in der Unterherrschaft. Das Land hat mehrere durch Naturschönheit ausgezeichnete Punkte, besonders in der am Nordabfalle des Thüringerwaldes gelegenen Oberherrschaft. Außer dem romantischen Thale der Schwarza (s. d.) werden die Klosterruinen Paulinzelle (s. d.) und (in der Unterherrschaft) die Trümmer der alten Kaiserburg auf dem Kyffhäuser (s. d.) häufig besucht. Die Einwohnerzahl betrug (1880) 80296, wovon 62936 auf die obere und 17360 auf die untere Herrschaft entfielen. In ersterer kamen auf die städtische Bevölkerung 18186, in letzterer 6891 Köpfe. Die Gesamtheit bekennt sich zur evang.-luth. Kirche; man zählte (1880) nur 398 Katholiken und 45 Israeliten. Das Fürstentum hat 8 Städte und 159 Dörfer. Nach dem vorläufigen Ergebnis der Volkszählung vom 1. Dez. 1885 belief sich die Gesamtheit auf 83939 E. (Hierzu eine Karte: Königreich Sachsen, preußische Provinz Sachsen und Thüringische Staaten, S. 63.)

Das Land ist in beiden Teilen gebirgig und namentlich im obern reich an Wald. In der Oberherrschaft, welche mit ihrem südl. Teile im Thüringerwalde liegt, ist der höchste Punkt der Wurzelberg und zwar dessen höchste Spitze, der Farmdenkopf (872 m); in der Unterherrschaft der Kyffhäuser (466 m). Das Waldareal beträgt 43 Proz. (41240 ha) der Gesamtfläche, nur etwa 42 Proz. des gesamten Areals liegen unter dem Pfluge. In der Oberherrschaft ist der Hauptfluß die Saale, welche die Loquitz, Schwarza, den Schaalbach und Wüstenbach aufnimmt. Den unterherrschaftlichen Teil durchfließt die Wipper. Frankenhausen und Blankenburg sind besuchte Badeorte. Die Forstkultur ist besonders im Thüringerwalde von Wichtigkeit, wo sie für manche Ortschaften Hauptquelle des Erwerbs bildet. Die herrschaftlichen Forsten allein enthalten 19691 ha Waldareal. Vorherrschend ist Nadelholz. Der Bergbau liefert in der Oberherrschaft Eisen-, Kupfer-, und Alaunerze, Marmor und Schiefer. Im J. 1880 wurden gefördert 220362 Ctr. Eisenerz, darunter 5230 Ctr. zu Bereitung von Farben und 616 Ctr. Vitriolschiefer. Der unterherrschaftliche Bergbau ist auf Braunkohlen beschränkt. Im J. 1880 wurden 836480 Ctr. im Werte von 143397 Mark gefördert. Die Saline in Frankenhausen lieferte in demselben Jahre 18858 Ctr. Kochsalz. Die Viehzucht ist nicht ohne Bedeutung. Man zählte 1883 im Fürstentum 2813 Pferde, 19831 Stück Rindvieh, 39024 Schafe, 19544 Schweine, 14420 Ziegen und 4121 Bienenstöcke, darunter 1530 mit beweglichen Waben. Nach der Gewerbezählung vom 5. Juni 1882 beschäftigten sich 12777 Personen mit Land- und Forstwirtschaft, 227 mit Bergbau, Hütten- und Salinenwesen, 3347 mit Industrie der Steine und Erden, 536 mit Eisenverarbeitung, 38 mit Verarbeitung anderer Metalle, 9671 mit Gewerben, 926 mit Handelsgewerben. An Fabriken sind zu nennen: Woll- und Tuchwarenfabriken, Spinnereien, Porzellanfabriken mit Porzellanmalereien, Tabaks- und Cigarrenfabriken, Glashütten, Eisengießereien, Maschinenfabriken, Farben-, Bleiweiß- und chem. Fabriken, Mühlen, Papiermühlen, Brauereien und Gerbereien. Außerdem sind zu erwähnen: Holzdrahtweberei, Holzschnitzerei, Perlmutterknopfdreherei, Buch- und Steindruckereien, Tuchfabrikation hauptsächlich in Stadtilm, Seilerei in Schlotheim. Die Gesamtlänge der Chausseen in der Oberherrschaft beträgt 260,4, in der Unterherrschaft 40,8 km. Die obere Herrschaft (Leutenberger Bezirk) wird von der Gera-Eichichter Bahn und der Saalbahn mit Zweigbahn Schwarza-Blankenburg berührt. Dem Deutschen Zollverein gehört das Land seit 1834 an.

Als Glied des Deutschen Reichs sendet S. zum Bundesrat wie zum Reichstag je einen Abgeordneten. Durch das Gesetz vom 7. Febr. 1868 wurde die Staatsverwaltung neu organisiert; die Landeskollegien der Regierung, des Finanzkollegiums und des Konsistoriums wurden aufgehoben und die Geschäfte desselben auf das Ministerium als oberste Regierungsbehörde für alle Zweige der Staatsverwaltung übertragen. Für die rein geistlichen

und kirchlichen Angelegenheiten wurde im J. 1881 im Ministerium ein besonderes Kollegium mit der Bezeichnung Kirchenrat eingesetzt. Seit dem 1. April 1868 bestehen 3 Landratsämter (Rudolstadt, Königsee, Frankenhausen), 7 Amtsgerichte, 6 Rent- und Steuerämter, 3 Forstämter. Das Land erhielt 1816 eine ständische Verfassung, die durch die Verfassungsgesetze vom 21. März 1854 und 16. Nov. 1870 umgestaltet wurde. Der Landtag besteht aus 16 Abgeordneten, von denen 4 von den Höchstbesteuerten gewählt werden und 12 aus allgemeiner, direkter Wahl hervorgehen. Mit dem Eintritt der Reichsgerichtsverfassung (1. Okt. 1879) wurde in Rudolstadt ein gemeinschaftliches Landgericht für das Fürstentum, den meininger Kreis Saalfeld und den preuß. Kreis Ziegenrück eingesetzt; dasselbe gehört zum thüring. gemeinschaftlichen Oberlandesgericht Jena. Zufolge einer mit Preußen geschlossenen Konvention werden seit 1868 die zu Zuchthausstrafen verurteilten männlichen Personen in Halle, die weiblichen in Delitzsch untergebracht. Die Geisteskranken werden vermöge einer mit Sachsen-Meiningen 1869 getroffenen Vereinbarung der zu Hildburghausen bestehenden Anstalt zur Heilung übergeben. Unter den Lehranstalten sind hervorzuheben: ein Gymnasium und ein Schullehrerseminar in Rudolstadt und in dem nahen Keilhau eine berühmte Privaterziehungsanstalt. In Rudolstadt befindet sich die fürstl. öffentliche Landesbibliothek mit 64000 Bänden und ein sehenswertes Naturalienkabinett. Im Gesamtbudget für die dreijährige Finanzperiode 1885—87 beträgt die Einnahme und Ausgabe 2024200 Mark; die Staatsschuld 4607000, die Aktiva 2620500 Mark. An Truppen stellt das Fürstentum das 3. (Füsilier-) Bataillon des zur 8. Division des 4. Armeekorps gehörigen 7. thüring. Infanterieregiments Nr. 96, dessen 1. und 2. Bataillon von Sachsen-Altenburg und den beiden Reuß gestellt werden. Das kleine Wappen zeigt den deutschen Reichsadler in Gold, das größere enthält die Zeichen der Landesteile, das kleine Wappen und einen goldenen Löwen in Blau und wird von sechs gekrönten Helmen bedeckt und von einem wilden Mann und einem wilden Weib gehalten. Landesfarben sind weiß und blau. Gemeinsam mit Schwarzburg-Sondershausen ist das 20. Mai 1853 gestiftete Schwarzburgische Ehrenkreuz.

Geschichtliches. Dem Grafen Albert VII., Stifter der rudolstädtischen Linie (s. u. Schwarzburg), folgten 1605 seine Söhne Karl Günther (gest. 1630) und Ludwig Günther I. (gest. 1646), der seinen einzigen Sohn Albert Anton (gest. 1710) zum Nachfolger hatte. Dessen Sohn, Ludwig Friedrich I. (gest. 1718) veröffentlichte die dem Vater kurz vor seinem Tode erteilte Fürstenwürde, von welcher dieser keinen Gebrauch gemacht hatte, im J. 1711, nicht ohne heftigen Widerspruch Kursachsens. Erst unter Ludwig Friedrichs Sohn und Nachfolger Friedrich Anton wurden diese Streitigkeiten durch den Rezeß von 1719 beigelegt, desgleichen 1738 die Irrungen mit Kurbraunschweig, sodaß endlich 30. Mai 1754 der Fürst Johann Friedrich seinen Sitz im Fürstenkollegium zu Regensburg nehmen konnte. Als letzterer 1767 kinderlos starb, ging die Regierung auf dessen Vatersbruder, den hochbejahrten Ludwig Günther II. über, dem 1790 der Sohn Friedrich Karl und diesem 1793 der Sohn Ludwig Friedrich II. folgte. Letzterer, ein aufgeklärter Fürst, war rastlos bemüht, das Wohl und die Bildung seines Ländchens zu fördern, sah aber seine Bestrebungen durch die Zeitverhältnisse, namentlich durch die Kriegswirren von 1806 gehemmt. Er starb, nachdem er noch dem Rheinbunde zugetreten, 28. April 1807 und hinterließ das Land seinem unmündigen Sohne Friedrich Günther (s. d.), für den die Mutter, Karoline Luise, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg (gest. 20. Juni 1854), als Obervormünderin die Regierung führte. Nachdem der junge Fürst 1814 die Regierung selbst übernommen und Mitglied des Deutschen Bundes geworden, wurden 1816 die Lehnsverhältnisse mit Preußen, an das alle Rechte der Krone Sachsen gegen das schwarzburgische Haus durch Beschluß des Wiener Kongresses übergegangen waren, dann 1823 mit Sachsen-Gotha, 1825 mit Sachsen-Coburg durch Abtretungen und Austauschungen von Gebietsteilen geordnet und aufgehoben. Außerdem verlieh der Fürst 2. Jan. 1816 dem Lande eine Verfassung, wonach eine aus 18 Mitgliedern bestehende, in gleicher Zahl aus dem Adel, dem Bürger- und Bauernstande durch Wahl hervorgehende Versammlung von sechs zu sechs Jahren das Wohl des Landes beraten sollte. Doch verzögerte sich die wirkliche Berufung bis zum J. 1821. Unter Mitwirkung dieser Stände kam im Laufe der Jahre eine Reihe fördernder Gesetze und Einrichtungen zu Stande. Dennoch ward auch S. in die Bewegung des J. 1818 heftig hineingerissen, welche ein neues erweitertes Wahlgesetz, desgleichen eine mit den übrigen thüring. Staaten getroffene Vereinbarung bezüglich einer Gemeindeordnung, einer Gerichtsorganisation (mit Geschworenengericht) zur Folge hatte. Die neue Verfassung kam jedoch erst 1854 zu Stande und wurde am 21. März vom Fürsten vollzogen. Durch Gesetz vom 8. April 1864 erhielt das Land eine auf dem Prinzip der Gewerbefreiheit beruhende Gewerbeordnung, und ein Gesetz vom 1. Okt. desselben Jahres führte das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch ein. Nachdem die fürstl. Regierung bei dem Bundesbeschlusse vom 14. Juni 1866 mit der 15. Kurie gegen den österr. Antrag auf Mobilmachung gestimmt, trat sie 29. Juni aus dem Deutschen Bunde und erklärte sich für Preußen und den von diesem in Aussicht genommenen Norddeutschen Bund. Fürst Günther starb 28. Juni 1867, und es folgte ihm in der Regierung sein Bruder Fürst Albert (geb. 30. April 1798). Wenige Tage darauf (1. Juli 1867) trat die Norddeutsche Bundesverfassung ins Leben, welche mehrfache Umgestaltungen der innern und polit. Verhältnisse des Fürstentums mit sich führte. Schon 26. Nov. 1869 starb Fürst Albert und ihm folgte sein einziger Sohn Georg Albert (geb. 23. Nov. 1838) in der Regierung.

Vgl. Hellbach, «Archiv von und für Schwarzburg» (Hildburgh. 1787); Junghans, «Geschichte der schwarzburgischen Regenten» (Lpz. 1821); Sigismund, «Landeskunde des Fürstentums S.» (2 Bde., Rudolst. 1862—63); Leo, «Territorien des Deutschen Reichs» (Bd. 2, Halle 1867).

Schwarzburg-Sondershausen, ein deutsches souveränes Fürstentum in Thüringen, besteht, wie Schwarzburg-Rudolstadt, aus zwei getrennt liegenden Teilen, der größern Unterherrschaft (519,8 qkm) mit der Residenz Sondershausen (s. d.) und der Oberherrschaft (342,8 qkm) mit Arnstadt (s. d.), der bedeutendsten Stadt des Landes.

Das Gesamtareal beträgt 862,1 qkm; 1885 zählte man 73613 E., wovon 37934 auf die Unter-, 35679 auf die Oberherrschaft entfielen. Die Bevölkerung gehört der evang. Kirche an, mit Ausnahme von wenigen Katholiken und Juden. (Hierzu eine Karte: Königreich Sachsen, preußische Provinz Sachsen und Thüringische Staaten, S. 63.)

Von den Bewohnern beschäftigten sich nach der Berufszählung vom 5. Juni 1882: 11764 mit Landwirtschaft, Tierzucht und Gärtnerei, 517 mit Forstwirtschaft und Jagd, 142 mit Bergbau, Salinen- und Hüttenwesen, 1338 mit der Industrie der Steine und Erden, 629 mit Verarbeitung von Metall, 332 mit Verfertigung von Maschinen, Werkzeugen u. s. w., 178 mit der chem. Industrie, 760 mit der Textilindustrie, 490 mit der Papier- und Lederindustrie, 897 mit der Industrie der Holz- und Schnitzstoffe, 981 mit der Industrie der Nahrungs- und Genußmittel, 2839 mit der Bekleidung und Reinigung, 2147 mit dem Baugewerbe, 103 mit dem polygraphischen Gewerbe, 940 mit dem Handelsgewerbe, 466 mit dem Landverkehr, 1 mit dem Wasserverkehr, 380 mit Beherbergung und Erquickung; außerdem waren vorhanden 21 Künstler, 394 Lohnarbeiter mit wechselnder Beschäftigung, 1549 Staats-, Gemeinde- und Kirchenbeamte, 1627 ohne Beruf, sowie 1601 Hausdienstboten. An Wohnplätzen zählt das Fürstentum 9 Städte und 81 Landorte. In der Unterherrschaft überwiegt das Ackerland, in der Oberherrschaft die Forst- und Wiesenkultur. In jener sind 36290 ha Acker- und Gartenland, 1122 ha Wiesen und Viehweiden und 11754 ha Forsten vorhanden, während sich in der Oberherrschaft diese Ziffern auf 14424, 4870 und 13860 stellen. In der Unterherrschaft bildet der Ackerbau die Haupterwerbsquelle der Bevölkerung, in der Oberherrschaft ist auch die industrielle Thätigkeit beachtenswert. Der Viehstand betrug 1883 in der Unterherrschaft 3218 Pferde, 14038 Rinder, 43370 Schafe, 16217 Schweine, 6334 Ziegen, 2556 Bienenstöcke; in der Oberherrschaft 1015 Pferde, 7167 Rinder, 10906 Schafe, 6667 Schweine, 5038 Ziegen, 1184 Bienenstöcke. Vom Gesamtareal der Waldungen (25614 ha) gehören der Landesherrschaft 17517 ha. Obst- und Gartenbau wird besonders um Arnstadt betrieben. Die Bergbauproduktion ist unbedeutend; man findet Braunkohlen bei Bendeleben, doch nur wenig; in der Oberherrschaft Eisenerz (5000 Ctr. jährlich), Manganerze (4600 Ctr.), Flußspat (1100 Ctr.), Schwerspat (3500 Ctr.). Die 1849 von einer Aktiengesellschaft begründete, jetzt der Firma M. und H. Fläschenträger gehörende Saline Arnshalle bei Arnstadt liefert im Durchschnitt jährlich 6—8000 Ctr. Salz. Von dem Gewerbebetriebe sind hervorzuheben Lein- und Baumwollweberei (vorzüglich auf Handstühlen), Häkelfabriken für Wollwaren (in Sondershausen und Gehren), 1 Eisengießerei (Bezirk Gehren), 2 Blei- und Zinnwarenfabriken (Großbreitenbach), Maschinenfabriken (vorzugsweise in Arnstadt), 1 Nadel- und Drahtwarenfabrik (in Sondershausen), 3 Glasfabriken (Bezirk Gehren), 9 Porzellanfabriken (Gehren, Großbreitenbach und Plaue), 4 Farbenfabriken (vorzüglich in Arnstadt und Olze), Kisten-, Schachtel- und Holzwarenfabriken im Bezirk Gehren, 2 Dampfsägemühlen im Bezirk Gehren, 22 Ziegeleien, Thermometerfabriken (Bezirk Gehren). Wichtig sind ferner in Arnstadt: die Schuh- und Handschuhfabriken, zahlreiche Gerbereien, eine Konditoreiwaren-, viele Fleischwaren- (Wurst-) Fabriken und die Zündholzfabrik im Bezirk Gehren. Von den 22 Bierbrauereien sind die bedeutendsten in Plaue, Arnstadt, Greußen, Sondershausen und Ebeleben. Von den 125 Mahlmühlen treiben mehrere (besonders in Arnstadt und Sondershausen) einen ansehnlichen Mehlhandel; im Bezirk Gehren gibt es viele Schneidemühlen und mehrere sog. Massenmühlen, welche die Porzellanerde bearbeiten. Rübenzuckerfabriken sind bei Greußen und Ebeleben. Erwähnenswert sind die Grottensteinbrüche bei Greußen. Die Steine derselben sind von großer Schönheit und werden roh und zu kunstvollen Formen zusammengestellt weit versandt. Das Land besitzt zahlreiche und gute Chausseen und Vicinalwege. Die Oberherrschaft wird durch die Privateisenbahn Großbreitenbach-Ilmenau und die königl. preuß. Eisenbahnen Ilmenau-Plaue und Ritschenhausen-Neudietendorf mit der Thüringischen Eisenbahn verbunden. Die Privateisenbahn Arnstadt-Ichtershausen wird später eine direkte Verbindung der Oberherrschaft mit Erfurt ermöglichen. Die Unterherrschaft wird von der Nordhausen-Erfurter Eisenbahn, die an Sondershausen und Greußen vorbeiführt, und der Eisenbahn Ebeleben-Hohenebra durchschnitten. Beide Eisenbahnen sind in Privathänden. Die Bahnen sind besonders für den Getreide- und Holzhandel wichtig geworden, sowie durch die Zufuhr von Braun- und Steinkohlen. Den Handel und Verkehr unterstützen die Schwarzburgische Landesbank in Sondershausen mit einer Filiale in Arnstadt, die Bank in Arnstadt und gut fundierte Spar- und Vorschußkassen in den größern Orten. Die 1856 gegründete Thüringer Bank befindet sich seit 1878 in Liquidation; vier Sparkassen (Sondershausen, Arnstadt, Gehren und Greußen) ermöglichen die Anlegung von Beträgen von 1 Mark an.

Seit 1871 ist das Fürstentum ein Glied des Deutschen Reichs. In den Bundesrat sendet das Fürstentum einen Bevollmächtigten, in den Reichstag einen Abgeordneten. Der Matrikularbeitrag für 1885/86 betrug 162639 Mark. Nach dem Landesgrundgesetze vom 8. Juli 1857 besteht der Landtag aus 15 Vertretern: aus 5 lebenslänglich vom Fürsten ernannten Mitgliedern, 5 Abgeordneten der Höchstbesteuerten und 5 Abgeordneten aus allgemeinen Wahlen. Die Wahl erfolgt auf eine Finanzperiode von vier Jahren. Der Präsident des Landtags und zwei von dem letztern gewählte Mitglieder bilden den stehenden Landtagsausschuß. Zur Herstellung, Aufhebung oder Veränderung eines Gesetzes ist die Übereinstimmung des Landtags und des Fürsten nötig. Der Landtag hat das Recht der Steuerbewilligung; zur Kontrahierung von Anlehen oder Veräußerung von Domänen ist seine Zustimmung erforderlich. Demselben steht auch das Recht zu, die Verwendung der Staatseinkünfte zu kontrollieren, sowie Anklage gegen die verantwortlichen Mitglieder des Ministeriums zu erheben. Die oberste Leitung der Regierungsgeschäfte hat das Ministerium, welches in fünf Abteilungen zerfällt: 1) für die Angelegenheiten des fürstl. Hauses und auswärtige Beziehungen; 2) für innere Verwaltung; 3) für Finanzen; 4) für Kirchen- und Schulsachen; 5) für die Justiz. Unter dem Ministerium stehen die Landräte in den

drei Bezirken Sondershausen, Arnstadt und Gehren. Bei Einführung der neuen Gerichtsorganisation hat sich das Fürstentum an Preußen angeschlossen. Seit 1. Okt. 1879 ist daher das Oberlandesgericht in Naumburg a. d. Saale und das Landgericht in Erfurt für dasselbe mitbestellt. Eine detachierte Strafkammer befindet sich in Sondershausen, die fünf Amtsgerichte in Sondershausen, Ebeleben, Greußen, Arnstadt und Gehren. Unterrichtsanstalten sind im Fürstentum außer den Volks- und Fortbildungsschulen vorhanden: zwei Gymnasien und zwei Realschulen in Sondershausen und Arnstadt, zwei höhere Töchterschulen in Sondershausen und Arnstadt, ein Schullehrerseminar, ein Lehrerinnenseminar, ein Konservatorium für Musik in Sondershausen. Für die Finanzperiode von 1884—87 beträgt die jährliche Einnahme 2249508 Mark. Die jährliche Ausgabe beläuft sich auf 2228973 Mark. Die Staatsschuld betrug im Jan. 1886 1709868 Mark. Am 1. Okt. 1867 übernahm Preußen vertragsmäßig die Militärverwaltung des Landes. Das Fürstentum stellt seine Mannschaft zum 3. thüring. Infanterieregiment Nr. 71, dessen 1. Bataillon in Sondershausen garnisoniert, wo auch der Sitz des Kommandos des 2. Bataillons des 3. thüring. Landwehrregiments Nr. 71 ist. Bezüglich des Zoll- und Steuerwesens gehört das Fürstentum mit der Oberherrschaft zum Bezirk der Generalinspektion des thüring. Zoll- und Handelsvereins in Erfurt, mit der Unterherrschaft zur Provinzialsteuerdirektion zu Magdeburg. Die Postgerechtsame sind seit 1867 durch Vertrag an Preußen übergegangen; sie stehen jetzt dem Reiche zu. Wappen, Landesfarben und Ehrenzeichen sind dieselben wie in Schwarzburg-Rudolstadt, doch besitzt S. außerdem noch eine Verdienstmedaille in zwei Klassen, welche für Kunst, Wissenschaften und gewerbliches Verdienst verliehen wird. Vgl. Apfelstedt, »Heimatskunde für die Bewohner des Fürstentums S.« (3 Hefte, Sondersh. 1854—57).

Geschichtliches. Dem Begründer der sondershäusischen Linie (s. unter Schwarzburg) Joh. Günther, folgten 1586 in der Regierung (zunächst unter Vormundschaft ihrer Oheime mütterlicherseits, der Grafen Johann und Anton von Oldenburg) seine vier minderjährigen Söhne: Günther XLII., Anton Heinrich, Johann Günther II. und Christian Günther I. Die drei ersten hinterließen keine männlichen Erben, und so kamen nach dem 1643 erfolgten Tode Günthers XLII. Christian Günthers I. drei Söhne: Christian Günther II. zu Arnstadt, Anton Günther I. zu Sondershausen und Ludwig Günther zu Ebeleben zur Regierung. Anton Günther I. und Christian Günther II. starben 1666; ersterer hinterließ zwei unmündige Söhne: Christian Wilhelm I. und Anton Günther II., letzterer einen unmündigen Sohn: Johann Günther IV. Infolge hiervon übernahm der Oheim Ludwig Günther die Vormundschaft und verlegte seine Residenz von Ebeleben nach Arnstadt. Der eine Neffe Johann Günther IV. starb minderjährig 1669, und mit den beiden andern regierte der Graf Ludwig Günther gemeinschaftlich bis zu seinem Tode 1681. Da er keine männlichen Erben hatte, so erhielten Christian Wilhelm I. und Anton Günther II. die ganze Grafschaft, die sie in der Weise teilten, daß Christian Wilhelm die Unterherrschaft, mit Ausnahme der Ämter Schernberg und Keula, Anton Günther die Oberherrschaft und die genannten zwei unterherrschaftlichen Ämter erhielt. Beide Grafen wurden 1697 vom Kaiser Leopold I. in den Reichsfürstenstand erhoben. Christian Wilhelm und Anton Günther II. errichteten 1713 einen Successionsvertrag, kraft dessen nur der Erstgeborene in gerader Linie die Regierung erhalten, die andern Prinzen aber standesgemäß ausgestattet werden sollten; der Vertrag wurde 1719 von Kaiser Karl VI. bestätigt. Anton Günther II. war schon 1716 kinderlos gestorben. Fürst Christian Wilhelm starb 1721; bereits 1720 hatte er seinem erstgeborenen Sohn Günther I. die Regierung abgetreten. Da dieser 1740 kinderlos starb, folgte ihm sein Bruder Heinrich. Bei seinem Tode folgte 1758 in der Regierung der älteste Sohn seines 1750 verstorbenen jüngern Bruders August I., Christian Günther III. Dieser starb 1794; sein ältester Sohn Günther Friedrich Karl I. (geb. 1760) war sein Nachfolger. Unter ihm hatte das Land nach der Schlacht bei Jena schwer zu leiden; als der König Friedrich Wilhelm III. auf der Flucht nach Sondershausen kam, förderte der Fürst sein Weiterkommen, sodaß er den ihn verfolgenden Franzosen entging. Der Fürst trat 1807 dem Rhein-, 1815 dem Deutschen Bunde bei. Durch einen Vertrag mit Preußen erhielt er 1816 die volle Souveränetät über alle Landesteile. Die Unterherrschaft schloß sich 1819 dem preuß. Zollverein an. Die dem Lande unter dem 28. Dez. 1830 gegebene Verfassung trat nicht ins Leben wegen vielfacher dagegen erhobener Proteste; die Verhandlungen darüber zogen sich erfolglos bis 1841 hin. Die Gesetzgebung war auf manchen Gebieten, besonders bezüglich der Jagd, hinter den Forderungen der Zeit zurückgeblieben, und die Kammerverwaltung gab zu Klagen vielfachen Anlaß. Der Fürst entsagte 19. Aug. 1835 der Regierung zu Gunsten seines Sohnes und starb 22. April 1837.

Sein Sohn Günther Friedrich Karl II. begann nun eine Reihe wesentlicher Reformen auf allen Gebieten des staatlichen Lebens. Unter dem 24. Sept. 1841 erschien das erste Verfassungsgesetz, nach welchem 7. Sept. 1843 die Eröffnung des ersten Landtags erfolgte. Bald folgten Umgestaltungen auf dem Gebiete der Verwaltung und Justiz und wesentliche Verbesserungen der Schulen. Die Verwaltung der Kammergüter wurde durch das Gesetz vom 18. März 1850 dem Staate übertragen, während der Fürst eine jährliche Civilliste von 120000 Thlrn., später vom Jahre 1859 ab von 150000 Thlrn. bezog. Im J. 1850 wurde ein dem königlich sächsischen fast gleiches Strafgesetzbuch und eine Strafprozeßordnung eingeführt, die das Bedürfnis nach öffentlichem und mündlichem Verfahren befriedigte, während zugleich der mit Sachsen-Weimar und Schwarzburg-Rudolstadt, welche gleiches Strafrecht hatten, abgeschlossene Staatsvertrag über die Bildung eines gemeinschaftlichen Appellationsgerichts und zweier gemeinschaftlichen Kreisgerichte die Einführung der Geschworenengerichte ermöglichte. Im J. 1855 erschien das neue Wahlgesetz, ihm folgte 1857 das neue Landesgrundgesetz, eine neue Städte- und Landgemeindeordnung, eine neue Bezirksordnung, die Wiederherstellung der Todesstrafe und des christl. Eides, die Erklärung der luth. Kirche zur Landeskirche, ein Gesetz über die Klassifikation der Staatsdiener, eine neue Gestaltung

des Kirchen- und Schulwesens, welche die Schule der Kirche unterstellte, und die Wiederherstellung mancher früherer Jagdgesetze. Von Wichtigkeit waren die Einführung des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs und die freisinnige Gewerbeordnung vom 14. Nov. 1865.

Bei der Abstimmung am Bundestage 14. Juni 1866 erklärte sich die Regierung mit der 15. Kurie gegen den österr. Mobilisierungsantrag, trat hierauf 25. Juni aus dem Deutschen Bunde und schloß sich dem Bündnisse mit Preußen und infolge dessen dem Norddeutschen Bunde an. Auf dem Gebiete der Gesetzgebung trat durch die Bundes-, beziehungsweise Reichsgesetzgebung eine wesentliche Vereinfachung ein. Besonders zu erwähnen sind noch die Gesetze über die anderweite Regelung der Grundsteuer und Einführung einer allgemeinen Gebäudesteuer, vom 8. Juli 1868, und die neue Gemeindeordnung vom 15. Jan. 1876, das Fischereigesetz vom 20. Sept. 1876, sowie der Vertrag mit Weimar, Meiningen, Altenburg, Coburg-Gotha und Reuß j. L. über die Errichtung gemeinsamer Strafanstalten.

Der Fürst Günther Friedrich Karl, durch ein Augenleiden bewogen, legte 17. Juli 1880 die Regierung zu Gunsten seines Sohnes, des jetzigen Fürsten Karl Günther I., nieder. Durch Gesetz vom 14. Juni 1881 wurden die Verhältnisse des Kammergutes des fürstl. Hauses neu geordnet, des Fürsten Domänenrente auf jährlich 500000 Mark vorläufig festgestellt, die eventuelle Selbstverwaltung durch den Fürsten gewährleistet, außerdem aber unter dem Namen «Karl-Günther-Stiftung» eine Anstalt gegründet, welche die Bestimmung hat, ihre Einkünfte zur Unterhaltung der höhern Schulen in Sondershausen und Arnstadt, sowie für die Volksschulen, für kirchliche und andere öffentliche Zwecke innerhalb des jetzigen Gebiets des Fürstentums zu verwenden. Auf dem Kammergut ruht die hypothekarische Verpflichtung, nach dem Aussterben der jetzt in Sondershausen regierenden Linie des Schwarzburgischen Gesamthauses anstatt eines Beitrags zu den Kosten der Landesverwaltung an die Stiftung eine Jahresrente von 300000 Mark zu entrichten. Für die Hinterbliebenen der Beamten wurde durch das Gesetz vom 6. Juni 1883 mehr als früher gesorgt. Die Gesetze über die Organisation der Feuerwehren, Baupolizeiordnung, die Landeskreditkasse, die Organisation der höhern Gemeindeschulen, die Regelung des Stelleneinkommens der Geistlichen und Lehrer, den Betrieb des Hufbeschlagsgewerbes beweisen, daß kein Teil der öffentlichen Wohlfahrt vernachlässigt wird.

Schwarzdorn (*Prunus spinosa*), s. Prunus.

Schwarzdrossel, s. Amsel.

Schwarze (Friedr. Oskar von), namhafter deutscher Kriminalist und Abgeordneter, geb. 30. Sept. 1816 zu Löbau in Sachsen, erhielt seine Gymnasialbildung zu Dresden und studierte in Leipzig die Rechte. Hierauf trat er zu Dresden in den Justizdienst und wurde 1848 zum Appellationsrat und gleichzeitig zum Hilfsarbeiter im Oberappellationsgericht ernannt. Im J. 1854 wurde er zum Oberappellationsrat, 1856 zum Oberstaatsanwalt und 1858 zum Generalstaatsanwalt befördert. Er nahm auch an der Begutachtung auswärtiger Gesetzentwürfe vielfachen Anteil und wurde 1875 vom Kaiser von Österreich in den erblichen Adelsstand erhoben. S. ist einer der Gründer des Deutschen Juristentags, an dessen Arbeiten er fortwährend lebhaften Anteil nahm. In den J. 1867—84 vertrat S. den vierten sächs. Wahlkreis (Stadt Dresden rechts der Elbe) im Reichstage; er war Mitglied und Vizepräsident der Bundeskommission zur Beratung des Entwurfs des Strafgesetzbuchs, Mitglied und Vorsitzender der Reichstagskommission zu gleicher Beratung, Mitglied und stellvertretender Vorsitzender der Kommission für die großen Justizgesetze (hierbei Referent für die Strafprozeßordnung). Im sächs. Landtage vertrat S. 1854 und die folgenden Jahre die Regierung bei Verhandlungen über Gerichtsorganisation, Strafrecht und Strafprozeß. Von ihm verfaßt sind insbesondere: die sächs. Strafprozeßordnung mit ihren Nebengesetzen, die Gesetze über die Wahl der Geschworenen, über das Verfahren bei Geschworenengerichten und über die (sog. großen) Schöffengerichte, sowie die Revision des Strafgesetzbuchs. Auch die litterarische Thätigkeit S.s war eine sehr bedeutende: er redigierte bis 1856 die «Jahrbücher für sächs. Strafrecht» und seitdem die an deren Stelle getretene «Allgemeine Gerichtszeitung für das Königreich Sachsen» und war Chefredacteur des «Gerichtssaal». Unter seinen selbständigen Schriften sind hervorzuheben: «Untersuchung praktisch wichtiger Materien» (Lpz. 1841; 2. Aufl. 1844), «Kommentar zur Strafprozeßordnung für das Königreich Sachsen» (2 Bde., Lpz. 1856), «Grundsätze des sächs. Strafprozeßrechts» (Lpz. 1856), «Die Lehre von dem sog. fortgesetzten Verbrechen» (Erlangen 1857), «Die zweite Instanz im mündlichen Strafverfahren» (Wien 1862), «Das Verbrechen des ausgezeichneten Diebstahls» (Erlangen 1863), «Das deutsche Schwurgericht und dessen Reform» (Erlangen 1866), «Bemerkungen zur Lehre von der Verjährung im Strafrecht» (Erlangen 1867), «Kommentar zum Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich» (Lpz. 1871; 5. Aufl. 1884), «Kommentar zur Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich» (Lpz. 1878) und «Zum Reichspreßgesetz» (2. Aufl., Erlangen 1885). Ein schweres Kehlkopfleiden nötigte ihn 1885, sein Amt niederzulegen. Bei seinem Scheiden aus dem Staatsdienste wurde er zum Wirkl. Geheimrat ernannt. Er starb 17. Jan. 1886 in Dresden.

Schwärze, Pflanzenkrankheit, soviel wie Rußtau.

Schwarze Berge, Teil der Appalachen (s. d.).

Schwarzes Brett heißt die auf deutschen Universitäten in irgend einem öffentlichen Gebäude befestigte Tafel, wo alle die Studierenden betreffenden Bekanntmachungen über Vorlesungen, Promotionen, Examina, Stipendien, Relegationen u. s. w. angeheftet werden.

Schwarze Brustbeeren, s. unter Cordia.

Schwarzer Degen, s. Birkenteer.

Schwarzer Erdkobalt, s. unter Erdkobalt.

Schwarze Farben, welche in der Aquarell- und Ölmalerei, im Buch- und Kunstdruck verwandt werden, bestehen fast ohne Ausnahme aus fein verteiltem Kohlenstoff, Ruß oder verkohlten vegetabilischen oder animalischen Substanzen. Chinesische Tusche ist zu Stangen geformter Lampenruß, Beinschwarz besteht aus gebrannten Knochen, Rebschwarz aus verkohlten Weinreben, Hefe u. dgl., ferner findet Verwendung Kienruß, namentlich zur Druckerschwärze. Glas und Email werden schwarz gefärbt, indem man sie so weit mit andern dunkeln Glasflüssen übersetzt, bis sie alles Licht absorbieren.

Dazu dienen Mischungen von Braunstein, Eisenoxyd, Kobaltoxyd, oder Eisenoxyd mit Chromoxyd.

Schwarze Flaggen (Pavillons noirs), Bezeichnung für die kriegerischen Bewohner des obern Teils des Roten Flusses in Tongking (s. d.). Es sind dies die Reste der aufständischen Taiping (s. d.), welche sich dort, nachdem sie aus China vertrieben wurden, niederließen und ein selbständiges Staatswesen mit der Hauptstadt Lao-kai begründeten. Die Schwarzen Flaggen verstärkten sich beständig durch Zuzug chines. Flüchtlinge, namentlich Verbrecher und fahnenflüchtige Soldaten, sowie von europ. und amerik. Matrosen, machten sich im Delta des Roten Flusses als Seeräuber gefürchtet und dienten nach Art der Landsknechte als Söldnertruppen den Herrschern von China und Annam. Von allen Handelsfahrzeugen erhoben sie auf dem Roten Flusse einen drückenden Zoll. Sie wurden namhaft durch den hartnäckigen Widerstand, den sie den Franzosen bei der Eroberung von Tongking entgegensetzten. Auch nach dem Friedensschluß zwischen Frankreich und China 1885 setzten die Schwarzen Flaggen den Kampf noch fort, und erst im April 1886 gelang es den Franzosen auf Grund längerer Verhandlungen, die Hauptstadt Lao-kai zu besetzen.

Schwarzes Kabinett (Cabinet noir), s. Briefgeheimnis.

Schwarze Kreide ist ein durch bituminöse Stoffe schwarz gefärbter erdiger Thonschiefer, der sich bei Nürnberg und andern Orten findet.

Schwarze Kunst, s. Magie.

Schwarzes Meer, bei den Alten Pontus Euxinus (engl. Black Sea, frz. Mer Noire, bei den Neugriechen Mavri Thalassa, bei den Russen Tschernoje More, bei den Türken Kara Deniz), ein Binnenmeer, welches zwischen Europa und Asien liegt, im W. an die europ. Türkei, im N. an Südrußland, im O. an die russ. Statthalterschaft des Kaukasus, im S. an die türk. Provinz Natolien (Kleinasien) grenzt, steht im SW. durch den Bosporus (s. d.), weiterhin durch das Marmarameer (s. d.) oder die Propontis und die Straße der Dardanellen (s. d.) oder den Hellespontus mit dem Mittelländischen, und zwar zunächst mit dem Ägäischen Meere in Verbindung. Im NO. ist es durch die Straße von Kertsch mit dem Asowschen Meere (Palus Maeotis) verbunden. Die Größe des Schwarzen Meers, das nicht als Teil des Mittelmeers angesehen werden kann, beträgt, ohne das Asowsche Meer (s. d.) 423 993,5 qkm. Die größte Länge von Westen gegen Osten ist 1154 km, die größte Breite 610 km, die geringste (zwischen der Südspitze der Krim und dem Kap Karembe) 229 km. Das Meer ist durchweg tief und klippenfrei; die Tiefe nimmt vom Ufer ab regelmäßig zu und beträgt 70—1440, ja bis 1900 m; an vielen Stellen erreicht das Senkblei den Grund nicht. Wegen seines geringen Umfangs und der ihm zugehenden großen Ströme (Donau, Dnjestr, Dnjepr und Don), sowie der vielen kleinern, aber immerhin wasserreichen Flüsse (einschließlich des 37 388 qkm großen Asowschen Meers), die ihm zusammen den atmosphärischen Niederschlag von 2 202 500 qkm (Europa 1 927 200, Asien 275 300) zuführen, ist sein Wasser süßer als das des Mittelmeers. Ebbe und Flut sind nicht bemerkbar. Seine Gefahren für die Schiffahrt teilt das Schwarze Meer mit allen eingeschlossenen Meeren; einige besondere, durch die geogr. Lage bedingte Schwierigkeiten sind für Dampfschiffe nicht unübersteiglich.

Die Hauptströmung wälzt sich gegen den Bosporus, bringt durch die Dardanellenstraße und vermischt ihre Gewässer mit denen des Ägäischen Meers, in welchem sie, nachdem sie ihren Lauf noch ungefähr 67 km fortgesetzt, gänzlich verschwindet. Diese Strömung, deren Geschwindigkeit am Eingange des 32 km langen, 1,2 bis 3,6 km breiten und 50—70 m tiefen Bosporus bei ruhigem Wetter 1½ Knoten beträgt, nimmt bei starken Brisen eine Schnelle von 3½—4 Knoten an und erfordert beim Einlaufen in jene Meerenge besondere Aufmerksamkeit. Auf demselben Wege bringt aber auch eine submarine Strömung aus dem Mittelmeer ein, wodurch es sich erklärt, daß das Schwarze Meer, trotz der Masse des ihm zugeführten Süßwassers, überhaupt noch Salzgehalt hat, der noch nicht die Hälfte von dem des gewöhnlichen Seewassers ist. Die mittlere Jahrestemperatur des Schwarzen Meers ist 13,7° C. (die des Mittelmeers 19,6). Die Sommer-Isotherme von 19,6° C. läuft nördlich herum, die von 21° C. längs der Südküste hin. Doch zeigt sich an seinen Gestaden das Klima nicht überall so mild, wie es seine südl. Lage zwischen 41 und 46½° der Breite erwarten läßt, und es gehört zu den vielen Eigentümlichkeiten desselben auch das Gefrieren, wovon zwei Beispiele (401 und 762) bekannt sind. Die Häfen von Kaffa und Sewastopol bleiben stets offen, obwohl der nördl. Teil des Meers im Winter mit Eis bedeckt ist. Im Sommer herrscht Nordostwind, in andern Jahreszeiten Süd- oder Südostwind. Nebel sind sehr häufig, auch plötzliche heftige Stürme. Die Südküste der Halbinsel Krim (s. d.), die kleinasiat. und kaukas. Gestade sind von hohen Bergen begrenzt und gewähren, wie zum Teil auch Bulgarien und Rumelien, gute Ankerplätze. Das Donaudelta und das ganze Küstengebiet zwischen demselben und dem nördl. Teile der Krim haben eine nur geringe Höhe. Die umgebenden Gebirge rufen auf dem Schwarzen Meere zahlreiche und wechselvolle Luftströmungen hervor, welche nicht selten heftige Stürme veranlassen, die aber gewöhnlich nicht über 12 Stunden anhalten. Ihre Furchtbarkeit, sowie die Strenge des Klimas ist indes früher sehr übertrieben worden. Zu den Stürmen gesellen sich namentlich im Winter gefährliche Nebel, die den Horizont bei Tage in Dunkel hüllen und dem Meere die Bezeichnung des «schwarzen» verschafft haben, welche schon 1225 bei den Mongolen und Tataren, seit dem 13. Jahrh. bei den Venetianern und Genuesen vorkommt.

Im frühen Altertum hieß das Meer infolge der Schilderungen des Argonautenzugs Pontos axenos, d. i. ungastliches Meer. Nachdem sich aber die Griechen durch Handelsfahrten und zahlreiche Kolonien die Gestade derselben erschlossen, wurde der Name in Pontos euxeinos, d. i. gastliches Meer, verwandelt. Infolge der Eroberung Konstantinopels durch die Türken (seit 1453) sahen sich die europ. Nationen von dem Schwarzen Meere wieder ausgeschlossen. Erst gegen Ende des 18. Jahrh. wurde das Meer dem Handel aufs neue geöffnet, während Verträge den Kriegsschiffen den Eingang versagten. Da die Handelsschiffe ausschließlich die Nordseite (Odessa), die ungesundeste und gefährlichste besuchten, so verfiel das Meer wieder in seinen alten schlimmen Ruf. Die Anwesenheit der engl. und franz. Flotten im Orientkrieg gestatteten erst, genauere Forschungen anzustellen, deren

Resultate die frühern Übertreibungen widerlegten. Zugleich eröffnete der Ausgang dieses Kriegs den beinahe zum russ. Binnenmeer gewordenen Pontus den Flaggen aller Nationen. Die wichtigsten Küstenpunkte sind außer Konstantinopel: Burgas, Warna, Baltschik, Küstendsche, Sulina, Akjerman, Odessa, Nikolajew, Cherson, Eupatoria, Sewastopol, Balaklawa, Kaffa oder Feodosia und Kertsch; an der kaukas. Küste Anapa, Suchumkalé, Poti und Batum; in Kleinasien Trapezunt, Samsun (Amisus), Sinub oder Sinope, Bender-Eregli (Herakleа der Alten). Die einzige Insel des Meers ist die kleine Schlangeninsel (türk. Ilan Adassi, neugriech. Phidonisi, bei den Alten Insel des Achilles oder Leuke, d. i. die Weiße), 48 km östlich von der Sulina-Mündung der Donau, 1831 von den Russen mit einem Leuchtturm versehen; sie wurde 1856 an die Türkei abgetreten und kam durch den Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 an Rumänien. Vgl. Dureau de la Malle, »Géographie physique de la Mer Noire« (Paris 1807); Preller, »Über die Bedeutung des Schwarzen Meers für Handel und Verkehr der Alten Welt« (Dorpat 1842); Taibout de Marigny, »Hydrographie de la Mer Noire« (Triest 1856). [Wales].

Schwarzer Prinz, s. Eduard (Prinz von Wales).

Schwarze Reiter, unter Kaiser Maximilian II. eine mit Feuergewehr und Schwert bewaffnete schwere Reiterei.

Schwarze Schwestern, s. unter Serviten.

Schwarzer Senf, s. unter Brassica.

Schwarzer Star, s. u. Star (Krankheit).

Schwarzer Tod hießen im Mittelalter verschiedene Krankheiten, bei welchen der Körper oder einzelne Teile desselben eine schwärzliche Farbe annahmen, so z. B. die Schwarzen Blattern, vor allen aber die orient. Pest. Von dem Schwarzen Tode, welcher 1348—50 Asien, Nordafrika und Europa verheerte und in diesen drei Jahren in Europa allein 25 Mill. Menschen hinwegraffte, ist mit Sicherheit erwiesen, daß er nichts anderes war als die Pest mit vorzugsweiser Entwickelung der vereiternden Pestbeulen und einer schweren, meist brandig werdenden Lungenentzündung. (S. Pest.) Die mörderische Seuche führte auf der einen Seite zu einer maßlosen Verwilderung der Sitten, auf der andern zu den strengsten Bußübungen, den abenteuerlichen Umzügen der Flagellanten und den grausamsten Judenverfolgungen. Die besten zeitgenössischen Schilderungen rühren von Guy von Chauliac, Dionysius Colle, Simon von Covino und Boccaccio her. Vgl. Hecker, »Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters« (Berl. 1865).

Schwarze Woche, s. Karwoche.

Schwarzenau (poln. Czerniejewo), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Gnesen, rechts an der Wreschnia, Station der Linie Öls-Gnesen der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 1480 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, eine Synagoge und große Torflager.

Schwarzenbach an der Saale, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Hof, an der obern Saale, im Norden des Fichtelgebirges, 504 m über dem Meere, Station der Linie München-Ingolstadt-Bamberg-Hof der Bayrischen Staatsbahnen, zählt (1885) 3815 überwiegend evang. E., hat ein Rettungshaus, Schloß mit Park, Granitschleiferei, zwei Baumwollwebereien, eine Porzellan- und eine Preßhefenfabrik.

Schwarzenbach am Wald, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Naila, auf dem Frankenwalde, unweit nordwestlich vom Döbraberge (799 m), dem höchsten Gipfel des Frankenwaldes, zählt (1880) 1695 E. und hat eine evang. Pfarrkirche, Marmor-, Serpentin- und Thonschieferbrüche, Baumwollweberei und eine Malzfabrik.

Schwarzenberg, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, am Schwarzwasser, Station der Linien Zwickau-S. und S.-Johann-Georgenstadt der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Amtsgerichts und einer Oberforstmeisterei, hat ein altes Schloß, eine schöne Kirche, eine Bürgerschule, eine Fachschule für weibliche Handarbeiten und ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder (Prinz-Albert-Stift), und zählt (1885) 3520 E. In der Umgegend sind große Eisenwerke, Holzschleifereien und Brettmühlen und das schöngelegene Bad Ottenstein, eine vielbesuchte Sommerfrische.

Schwarzenberg, ein altes fränk., jetzt fürstl. Geschlecht, das reichste und begütertste in Österreich, das mit den heutigen Grafen von Seinsheim einerlei Stammes ist. Erkinger von Seinsheim, 1417 vom Kaiser Sigismund in den Freiherrenstand erhoben, kaufte 1420 die Herrschaft Schwarzenberg in Franken, nach der er sich nannte. Auf Grund derselben erhielt er 1429 Sitz und Stimme in dem fränk. Grafenkollegium. Er starb 1437, und seine beiden Söhne teilten das Haus in die bayrische und die fränkische Linie. Jene, welcher der Freiherr Johann zu Schwarzenberg (s. d.) angehörte, erlosch 1646 und ihre Besitzungen fielen an die fränk. Linie. — Zu letzterer gehörte Adolf Freiherr von S., welcher wegen seiner im Türkenkriege als kaiserl. General bewiesenen Tapferkeit 1599 vom Kaiser Rudolf II. die reichsgräfl. Würde erhielt, aber schon 1600 blieb. — Sein Sohn war Graf Adam von Schwarzenberg (s. d.). — Des letztern Sohn, Johann Adolf von S., wurde vom Kaiser Leopold I. 1670 für sich und den jedesmaligen Senior des Hauses in den Reichsfürstenstand und seine Grafschaft S. zur gefürsteten Reichsgrafschaft erhoben, worauf er 1674 Sitz und eine Virilstimme im Fürstenkollegium erhielt.

Der Enkel des letztern, Adam Franz von S., ererbte von seiner Mutter, einer geborenen Gräfin von Sulz, die 1688 gefürstete Landgrafschaft Klettgau in Schwaben und wurde 1723 Herzog von Krumau in Böhmen, welchen Titel seitdem der jedesmalige regierende Älteste führt. Auch war er zugleich gefürsteter Graf von Klettgau in Schwaben. Von Kaiser Karl VI. wurde er 1732 auf der Jagd aus Versehen erschossen. Kaiser Franz I. erstreckte 1746 den Reichsfürstenstand auf alle Mitglieder des Hauses. Durch die Rheinbundsakte wurden Schwarzenberg und die Landgrafschaft Klettgau mediatisiert, welche letztere der Fürst von S. 1813 an Baden verkaufte. Seit 1703 ist das Haus in zwei Majorate geteilt. Zu dem erstern Majorat gehören die Standesherrschaften Schwarzenberg und Hohenlandsberg (230 qkm) und die Herrschaften Wilhelmsdorf und Marktbreit (zusammen 110 qkm) unter bayr. Oberhoheit; ferner in Österreich außer dem Herzogtum Krumau (mit der inkorporierten Herrschaft Goldenkron und mehrern Gütern 1190 qkm) zahlreiche andere Besitzungen, besonders in Böhmen und Steiermark. Standesherr ist Fürst Johann Adolf S., geb. 22. Mai

1799, erbliches Mitglied des Herrenhauses, Besitzer und Organisator der berühmtesten Musterwirtschaften. Er folgte seinem 19. Dez. 1833 verstorbenen Vater Joseph, Fürst von S., dessen Gemahlin Pauline, eine Tochter des Herzogs von Aremberg, bei dem Brande des Ballsaals an dem Feste, das ihr Schwager, der Fürst Karl von S., in Paris zur Feier der Verbindung Napoleons I. mit der Erzherzogin Marie Luise gab, ihr Leben einbüßte. Sein nächstfolgender Bruder war der Fürst Felix von Schwarzenberg (s. d.). Der jüngste der Brüder war Fürst Friedrich von S., geb. 6. April 1809, welcher am 1. Febr. 1836 zum Fürst-Erzbischof von Salzburg, 24. Jan. 1842 zum Kardinalpriester und 13. Dez. 1849 zum Fürst-Erzbischof von Prag ernannt wurde, Mitglied des österr. Herrenhauses war und sich als eifriger Vertreter der kirchlichen Interessen bekannt machte. Er starb 27. März 1885 in Wien. Die Leiche wurde nach Prag gebracht und dort im Dom beigesetzt.

Das zweite von dem Fürsten Joseph von S. 1803 auf die Herrschaft Worlick und Klingenberg in Böhmen übertragene und seinem Bruder, dem Feldmarschall Karl Philipp, Fürsten von Schwarzenberg (s. d.), abgetretene Majorat begreift außerdem noch einige Herrschaften, darunter Mariathal, die nebst vier Gütern in Ungarn dem Feldmarschall 1814 vom Kaiser von Österreich als Belohnung geschenkt wurden. Der jetzige Majoratsherr ist Fürst Karl von S., geb. 5. Juli 1824, welcher 1880 zum ersten Präsidenten des böhm. Landeskulturrats ernannt wurde. Vgl. «Beiträge zur Geschichte und Statistik des fürstl. Hauses S.» (Wien 1873).

Schwarzenberg (Adam, Graf zu), kurbrandenb. Geheimrat, die rechte Hand des Kurfürsten Georg Wilhelm, geb. 1587 aus der fränk. Linie, war früher in kaiserl. Kriegsdiensten und wurde dann Rat bei dem letzten Herzog von Jülich, Johann Wilhelm (gest. 1609). Als solcher ward er vom Kaiser Rudolf II. in die Acht erklärt, weil er bei der Besitznahme von Jülich und Kleve durch Pfalz-Neuburg und Brandenburg den Einspruch des Kaisers nicht geachtet hatte, dagegen von Brandenburg 1610 zum Geheimrat ernannt. Von Kleve brachte ihn Georg Wilhelm, der als Kurprinz dort Statthalter gewesen war, bei seinem Regierungsantritt 1619 nach Brandenburg, wo S. fortan auf den schwachen Kurfürsten den größten Einfluß übte. Er schloß mit Pfalz-Neuburg 1624 den Teilungsvertrag über jene Lande ab; 1628 ging er nach Wien, wo er für Brandenburg günstige Zugeständnisse erhielt. Nachdem Gustav Adolf 1630 ein Bündnis des Kurfürsten mit Schweden erzwungen, wurde S. nach Kleve entfernt. Gustav Adolf hatte sich schon früher sehr hart über ihn ausgesprochen; jetzt ließ er des Grafen Privatbesitzungen mit Beschlag belegen. Erst nach der Niederlage der Schweden bei Nördlingen 1634 kam S. wieder nach Berlin und wurde Statthalter von Brandenburg. Er riet zu dem Bündnisse mit Österreich, wodurch die schrecklichsten Kriegsdrangsale über Brandenburg kamen. Dieser diplomatische Fehlgriff und seine früher schon bewiesene Hinneigung zu Österreich haben ihm von seiten mehrerer Historiker, darunter Friedrich II., die Beschuldigung zugezogen, daß er das Vertrauen des schwachen Kurfürsten zum Nachteile Brandenburgs für des Kaisers Absichten gemißbraucht habe. Zwar hat Cosmar in seinen «Beiträgen zur Untersuchung der gegen den kurbrandenb. Geheimrat Grafen Adam von S. erhobenen Beschuldigungen, aus archivalischen Quellen» (Berl. 1828) diese Ansicht nicht ohne Erfolg widerlegt, aber Habsucht und eigennützige Verbindungen mit der kaiserl. Diplomatie und Heerführung kann ihm nicht abgesprochen werden. Kaum war Friedrich Wilhelm im Besitz der Regierung, so entsetzte er S. seiner Stellung und ließ ihn verhaften. Sein bald nachher an einem Schlagflusse zu Spandau erfolgter Tod (17. März 1641) entzog ihn einer weitern Untersuchung. Die Sage, daß der Kurfürst ihn habe enthaupten lassen, ist durch die auf Befehl Friedrichs II. 1777 veranstaltete Untersuchung des in der Garnisonkirche zu Spandau beerdigten Leichnams widerlegt worden.

Schwarzenberg (Fürst Felix Ludw. Joh. Friedr.), österr. Staatsmann, geb. 2. Okt. 1800 auf der Herrschaft Krumau in Böhmen, zweiter Sohn des 1833 verstorbenen Fürsten Joseph S., trat 1818 als Kadett in ein Kürassierregiment, avancierte bis zum Rittmeister und ging dann 1824 als Gesandtschaftsattaché nach Petersburg. Zwei Jahre später wurde er mit Aufträgen nach London geschickt und schloß sich dort der außerordentlichen Mission nach Brasilien an (1827), an deren Spitze Baron Neumann stand. Nach seiner Rückkehr nach Europa war er bei verschiedenen österr. Gesandtschaften, namentlich in Paris und Berlin, und rückte zum Legationsrat und dann Geschäftsträger auf. Er erhielt 1838 bei den Höfen von Turin und Parma einen eigenen Gesandtschaftsposten, welche Stellung er 1846 mit der gleichen Funktion beim neapolit. Hofe vertauschte. Als bei einem Volksauflaufe 26. März 1848 sein Palast insultiert ward, verließ er Neapel und übernahm als Generalmajor eine Brigade unter Nugent in Oberitalien, zeichnete sich in den Schlachten bei Curtatone und Goito aus und ward noch vor dem Entscheidungskampfe bei Custozza zum Feldmarschallleutenant ernannt. Nach Bewältigung des wiener Oktoberaufstandes von 1848 ward S. 22. November an die Spitze des neuen Ministeriums berufen. Der Kampf gegen den in Frankfurt projektierten deutschen Bundesstaat, dann gegen die preuß.-deutsche Union, das Bündnis mit Rußland zur Unterdrückung des ungar. Aufstandes, die Umgestaltung Österreichs in einen Einheitsstaat, die Herstellung des österr. Einflusses bei den deutschen Mittelstaaten, die Wiederberufung des Bundestags, die Bregenzer Alliance, die Exekution in Hessen und Holstein und die Nötigung Preußens, alle seine Positionen aufzugeben, das waren die bezeichnenden Momente der Schwarzenbergischen Politik. Doch gelang es ihm nicht, auf den Dresdener Konferenzen eine Umgestaltung der Deutschen Bundesakte im österr. Interesse und den Eintritt von Gesamtösterreich («70-Millionen-Reich») in den Bund durchzusetzen. Dagegen verfolgte er mit Geschick den Plan einer nähern Zollverbindung Österreichs mit Deutschland. Die Schritte gegen Preußen in dieser Angelegenheit, wie die Berufung der Wiener Zollkonferenz u. s. w. waren seine letzten Erfolge. Ein Schlaganfall machte 5. April 1852 seinem Leben ein Ende. Vgl. Berger, «Leben des Fürsten Felix zu S.» (Lpz. 1853).

Schwarzenberg (Joh., Freiherr zu), ausgezeichnet durch die Förderung deutscher Bildung im 16. Jahrh., aus der sog. Bayrischen Linie seines

Hauses, geb. 1463, wohnte den Heereszügen Maximilians I. bei und wurde dann Hofmeister der Bischöfe von Bamberg. Am bekanntesten hat er sich gemacht als Verfasser der »Bamberger Halsgerichtsordnung« von 1507, welche die Grundlage der »Carolina« bildet. Gleichgroße Verdienste erwarb er sich durch seine sonstige schriftstellerische Thätigkeit, die der Verbreitung der Sittlichkeit und der klassischen Schätze des Altertums unter das Volk gewidmet war. So brachte er z. B. eine deutsche Bearbeitung von Ciceros »De officiis« zu Stande. Wesentliche Dienste leistete er endlich der Verbreitung der Reformation. Er war Mitglied des unter Karl V. eingesetzten Reichsregiments, trug aber dann besonders als Rat Kasimirs und Georgs von Brandenburg zur Durchführung der Reformation in deren Landen bei. S. starb zu Nürnberg 1528. Vgl. Herrmann, »Johann, Freiherr zu S.« (Lpz. 1841).

Schwarzenberg (Karl Philipp, Fürst von), Herzog von Krumau, österr. Generalfeldmarschall, geb. 15. April 1771 zu Wien, trat 1788 als Offizier in das österr. Heer ein und zeichnete sich beim Sturm auf Schabacz, 1789 in dem Türkenkriege unter Lacy, dann 1792 als Major im Kriege gegen Frankreich aus. In dem Feldzuge von 1793 kommandierte er einen Teil der Vorhut des Prinzen von Coburg und wurde Oberst. In der Schlacht von Château-Cambrésis 1794 warf er unter General Otto an der Spitze seines Reiterregiments, gefolgt von zwölf brit. Schwadronen, den Feind, dessen Infanterie vollständig aufgerollt wurde. Nach dem Siege bei Würzburg wurde er 1796 Generalmajor, 1799 Feldmarschallleutenant. In der Schlacht von Hohenlinden 1800 rettete er sein Korps von der Gefangenschaft. In dem Kriege von 1805 befehligte S. eine Division unter dem General Mack. Bei Ulm befehligte er den österr. rechten Flügel. Nachdem alles verloren, schlug er sich unter dem Erzherzog Ferdinand mit einigen Reiterregimentern durch und entkam glücklich nach Eger in Böhmen. Die Schlacht von Austerlitz wurde gegen seinen Rat vor der Ankunft der Verstärkungen geliefert. Im J. 1808 erhielt er die österr. Botschaft in Petersburg, verließ aber 1809 Petersburg, nahm an der Schlacht bei Wagram teil und wurde General der Kavallerie. Nach dem Wiener Frieden leitete er als österr. Botschafter in Paris die Unterhandlungen über die Vermählung Napoleons I. mit der Erzherzogin Marie Luise und erwarb sich, besonders nach dem gräßlichen Brande des Ballsaals bei dem Feste, das er zur Feier der Verbindung mit der Erzherzogin gab, Napoleons I. Vertrauen im höchsten Grade; er erhielt auf dessen Wunsch in dem russ. Feldzuge 1812 den Befehl über das österr. Hilfskorps. Dieses 30000 Mann starke Korps ging in den ersten Tagen des Juli 1812 über den Bug und besetzte am 11. Pinsk. Im August erhielt S. von Napoleon I. den Oberbefehl auch über das siebente, aus Sachsen bestehende Korps und operierte auf dem rechten Flügel der gegen Moskau vordringenden Hauptarmee. Er erreichte gegen Tormassow einige Vorteile, mußte sich jedoch vor der verstärkten russ. Armee unter Tschitschakow und Tormassow im Oktober ins Großherzogtum Warschau zurückziehen, wo er sich, wahrscheinlich zufolge geheimer Instruktionen, bis zum Febr. 1813 in der Stellung von Pultusk unthätig verhielt. In diesem Feldzuge hatte S. vom Kaiser Franz auf Napoleons I. Wunsch den Marschallsstab erhalten. Im April 1813 war S. in Paris, wo er vergeblich den Frieden zwischen Frankreich und Rußland zu vermitteln versuchte. Nach seiner Rückkehr erhielt er den Oberbefehl über das sich in Böhmen versammelnde Heer, welches im August, nach der Kriegserklärung Österreichs, durch einen Teil der preuß. und russ. Heere verstärkt wurde. S. wurde zum Generalissimus der gesamten gegen Frankreich bestimmten Armeen ernannt. Seine erste Unternehmung gegen Dresden war nicht glücklich, die siegreiche Schlacht bei Kulm gegen Vandamme stellte aber das Vertrauen in seine Tüchtigkeit wieder her. S. schlug sodann Napoleon I. bei Leipzig und führte 1814 die verbündete Armee nach Frankreich, wo der Feldzug glücklich beendigt wurde. Nach der Rückkehr Napoleons I. von Elba erhielt S. den Oberbefehl über die verbündete Armee am Oberrhein; die Schlacht bei Waterloo ließ dieselbe aber nicht zu erheblicher Thätigkeit kommen. Nach Beendigung des Kriegs wurde er 1815 Präsident des Hofkriegsrats und mit mehrern Gütern in Ungarn beschenkt. Am 13. Jan. 1817 lähmte ihm ein Schlagfluß die rechte Seite; er starb auf einer Reise zur Kur 15. Okt. 1820 in Leipzig. Das Feldherrntalent S.s ist häufig in Zweifel gezogen, namentlich sein Feldzug von 1814 scharf verurteilt worden. Doch darf man nicht übersehen, wie sehr er durch polit. und persönliche Einflüsse in der Kriegführung gehemmt war. Seine Familie ließ ihm 18. Okt. 1838 ein Denkmal auf dem leipziger Schlachtfelde (bei Meusdorf) setzen; in Wien wurde ihm 20. Okt. 1867 ein von Hähnel gefertigtes Reiterstandbild errichtet. Vgl. Prokesch-Osten, »Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten S.« (2. Aufl., Wien 1872).

Schwarzerz, s. Fahlerz.

Schwarzfärben. Da es eine eigentlich schwarze Farbe nicht gibt, so kann Gespinstfasern und Geweben nur durch Erzeugung von höchst intensiv dunkeln Farben oder Farbenmischungen ein schwarzes Aussehen erteilt werden. Die meisten schwarz gefärbten Stoffe erweisen sich bei genauer Betrachtung als blauschwarz, braunschwarz und je mehr es dem Färber gelingt, diese eigentlichen Farbentöne durch geschickte Behandlung zum Verschwinden zu bringen, um so geschätzter ist die Ware. Einzelne haben hierin große Fertigkeit erlangt, so die geraer Färbereien für Wollstoffe, die krefelder für Seidenwaren. Diese hüllen aber auch die Details ihres Verfahrens, dessen allgemeine Prinzipien bekannt sind, in geheimnisvolles Dunkel. Die Grundlage des Schwarz auf Wolle und Baumwolle ist immer eine Verbindung von Blauholzextrakt mit Eisenoxyd, Kupferoxyd oder Chromoxyd; auf Seide Gerbsäure und Eisenoxyd. Die Seide nimmt bei geeigneter Behandlung mehr als das Doppelte ihres Gewichts der färbenden Substanzen auf und wird daher beim Färben bedeutend beschwert. Beide Methoden werden auch miteinander kombiniert. So wird namentlich Baumwolle mit Gerbsäure enthaltendem Material (Gallapfel, Sumach u. dgl.) galliert, schmackiert oder tanniert, dann in Eisenoxydsalzen grau gefärbt und endlich im Blauholzbade schwarz gemacht. Tuche werden häufig tief indigoblau gefärbt und dann mit einer der obigen Beizen und Blauholzextrakt überfärbt. Beim Zeugdruck wird fast ausschließlich Anilinschwarz

verwandt. Eine mit etwas Schwefelkupfer oder einer Spur von Vanadinsäure versetzte und mit dem nötigen Verdickungsmittel versehene Lösung von chlorsaurem Anilin wird auf das Zeug gedruckt, worauf sich beim Dämpfen ein intensives Schwarz entwickelt.

Schwarzflaggen, s. Schwarze Flaggen.

Schwarzfüße, Indianerstamm, s. Blackfeet.

Schwarzgalligkeit, soviel wie Melancholie.

Schwarzgültigerz, soviel wie Sprödglanzerz, s. unter Silber (-Erze).

Schwarzhoff (Jul. von Groß, genannt von), s. Groß (Jul. von).

Schwarzkiefer, s. u. Kiefer, Bd. X, S. 262ᵃ.

Schwarzkümmel, Pflanze, s. Nigella.

Schwarzkunst (Schabkunst), s. u. Kupferstechkunst, Bd. X, S. 688ᵇ.

Schwarzkünstler, s. unter Magie.

Schwarzkupfer und **Schwarzkupferarbeit**, s. unter Kupfer, Bd. X, S. 676ᵃ.

Schwarzkupfererz ist Kupferfahlerz, s. Fahlerz.

Schwarzmanganerz, soviel wie Hausmannit.

Schwarzort, Kirchdorf und Seebad im ostpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Memel, auf der Ostseite der hier etwa 2 km breiten Kurischen Nehrung und an der westl. Küste des Kurischen Haffs, durch eine 6 km lange und 1 km breite dichte Kiefernwaldung gegen den im N. und S. sich ausbreitenden, hohe Dünen (der Grikinn im N. 54 m hoch) bildenden Flugsand geschützt, zählt (1880) 1091 zur Hälfte deutsch, zur Hälfte litauisch und kurisch sprechende E. und hat eine evang. Pfarrkirche (mit Gottesdienst in deutscher und litauischer Sprache), ein sehr besuchtes Seebad und Fischerei in der Ostsee und im Kurischen Haff. Der Boden des Haffs birgt ein überaus reiches Bernsteinlager, welches seit 1862 von dem Memeler Handlungshause Stantien u. Becker durch Baggerung (mittels 16—18 Baggermaschinen-Dampfbooten) ausgebeutet wird; zwei große in das Haff hinausgebaute Dämme schützen das Etablissement. S. ist Station der regelmäßigen Dampferlinien Memel-S.-Cranz, Memel-S.-Ruß-Tilsit und Memel-S.-Labiau-Königsberg.

Schwarzreutel, soviel wie Saibling.

Schwarzsee (frz. Lac Domène), Bergsee des schweiz. Kantons Freiburg, liegt 1060 m über dem Meere, 18 km südöstlich von Freiburg an der Grenze der Bezirke Greyerz und Sense, ist 1⅓ km lang, bis 600 m breit und 12 m tief und wird links von den Weide- und Waldhängen der Schweinsberge, rechts von der Kalkkette des Kaisereggschlosses (2186 m), am obern Ende von den Vorbergen der Jaunflühe umschlossen. Der größte Zufluß des stillen, dunkeln, sehr fischreichen Sees ist der Rüschelsbach von der gleichnamigen Alp (1580 m), über welche ein Fußweg in das Jaunthal führt; der Abfluß heißt die Warme Sense. Auf dem westl. Seeufer liegt am Fuße der Schweinsberge das vielbesuchte Schwarzseebad, dessen Quelle, ein kaltes gipshaltiges Schwefelwasser, 1783 entdeckt wurde und seither namentlich bei rheumatischen, katarrhalischen und skrofulösen Affektionen mit Erfolg benutzt wird. Mit Freiburg ist das Bad durch eine 25 km lange Poststraße verbunden.

Schwarzspecht (Picus martius) heißt ein in Deutschland selten gewordener, die großen Nadelwaldungen Europas und des nördlichen Asien bewohnender Specht (s. d.) von etwa 50 cm Länge und 75 cm Klafterbreite, mit fast ganz schwarzem Gefieder, das nur auf dem Oberkopf eine karminrote Färbung annimmt.

Schwarzspießglanzerz, s. Bournonit.

Schwarzsucht, s. Melanose.

Schwarzwald (bei den Römern Abnoba, seit dem 3. Jahrh. Silva Marciana; mittellat. Silva nigra), ein Gebirge des südwestl. Deutschland, das sich von Waldshut bis Basel steil aus der Rheinfurche erhebt und nach Norden parallel dem westlich vom Rhein ziehenden Wasgenwald, durch Baden und Württemberg bis Durlach und Pforzheim streicht. An seinem Westfuße, wo das Gebirge, 7—25 km vom Rhein entfernt, rasch und steil in die vorgelagerte, reich gesegnete oberrhein. Tiefebene abfällt, liegen die Städte Freiburg, Lahr, Offenburg, Rastatt und Durlach, welche von jeher für Handel und Gewerbe die Vororte des Hinterlandes bildeten. Gleichen Steilabfall gegen die Rheinebene bewahrt auch das nördlich vorgelagerte flache Hügelland der bad. Rheinpfalz, das bis zum Odenwald reicht und oft, aber mit Unrecht, als Fortsetzung des S. unter dem Namen Neckargebirge aufgeführt wird. Die Ostgrenze des S. folgt von Pforzheim an dem Lauf der Nagold aufwärts bis zur Stadt Nagold, dann dem Lauf des Neckars von Horb über Sulz und Rottweil bis zu seiner Quelle und zuletzt der gegen Süden fließenden Wutach. Auf dieser ganzen Strecke ist der Abfall sanft. Im Südosten hängt der S. so innig mit dem deutschen Jura zusammen, daß die Grenzlinie beider nur nach der verschiedenen geognost. Beschaffenheit derselben gezogen werden kann. Die Länge des S. beträgt etwa 150 km, die Breite im Süden 75 km, in der Mitte 35 km, im Norden 22 km und sein Flächeninhalt 4955 qkm, wovon ein Drittel auf Württemberg kommt. Wie die Breite, so nimmt auch die senkrechte Höhe von Süden nach Norden ab; die Gesamterhebung beträgt im Süden 1000 m, im Norden 700 m; die Höhe der höchsten Gipfel, welche sämtlich gegen Westen liegen, sinkt von 1495 m (Feldberg) im Süden auf 1166 m (Hornisgrinde) im Norden; die Senkung von Westen nach Osten beträgt im Süden wie im Norden durchschnittlich 200 m.

Den Kern des S. bildet der Feldberg (1495 m), um den sich mehrere 12—1300 m hohe Berge lagern; gegen Süden liegt das Herzogenhorn (1417 m), der Blößling (1254 m) und der Hochkopf (1232 m), gegen Westen die Bärhalde (1321 m), gegen Norden der Tote Mann und Rotheck (1148 m), gegen Nordwesten der Hirschkopf, Farnwinde und der Erzkasten (1286 m), gegen Westen der Belchen (1415 m) und der Blauen (1165 m). Auf dem Osthange der Gruppe liegen mehrere Seen (Feldsee, Titisee, Schluchsee u. s. w.); überdies wird sie durch tief einschneidende Zuflüsse des Rheins, wie die Wutach, die Alb, die Wehra, die Wiese, der Neumagen und die Dreisam, gegliedert, welche die Masse in vier Hauptketten zerlegen. Von Freiburg, dem westlich der isolierte Kaiserstuhl vorliegt, gelangt man in nordöstl. Richtung über den Kandelberg (1243 m) zu den Donauquellen Brege und Brigach, mittels welcher das Donaugebiet einen einspringenden Winkel in den S. macht, der sonst ganz dem Rheingebiet angehört. Die Schiltach, welche in der Nähe der Brigachquelle entspringt, eilt der Kinzig zu, deren tief eingeschnittenes Thal den obern, südlichen S. vom untern oder nördlichen trennt. Jenseit dieser Kinzigspalte verliert der S. mehr und mehr den Charakter eines

kammlosen, aus einzelnen Berghöhen mit abgerundeten Kuppen bestehenden Gebirges und wird allmählich, namentlich im Osten, zu einer Hochfläche. Den Kern des untern S. bildet die Hornisgrinde (1166 m) mit den südlich anstoßenden Kniebishöhen (972 m), von welchen die Kinzig und die Murg unmittelbar dem Rhein, die Glatt und Enz mit Nagold aber dem Neckar zueilen. Auch hier ist der Osthang, wie beim Feldberg, mit Seen bedeckt, von welchen der abgeschiedene, sagenreiche Mummelsee an der Hornisgrinde und der Wilde See die bekanntesten sind. Schöne Wasserfälle sind die des Lierbachs (Gründenbachs) bei Allerheiligen (Büttenschrofner oder Büttensteiner Fälle) und diejenigen der Gutach bei Triberg, welche letztern auch Fallbach genannt werden. Das Gestein des S. ist vorzugsweise der geschichtete Gneis und der eruptive Granit, von Porphyren durchschwärmt, und im Norden und Osten (also vorzugsweise im württemb. Anteil) vom roten oder bunten Sandstein bedeckt, dem sich stellenweise Thonstein, Kohlensandstein, Totliegendes und Muschelkalk zugesellen. Doch haben die Kinzig, die Murg und die Enz ihre Thäler durch den bunten Sandstein bis zum Granit eingeschnitten. Lehmschichten, die das Wasser nicht durchsickern lassen, erzeugen jene schwarzen, schwammigen Moorgründe, die auf den Hochebenen nicht selten sind, und begünstigen auch bei dem reichlichen atmosphärischen Niederschlag die Bildung der Hoch- und der Kesselseen, die das Gebirge in so großer Zahl zeigt. An Metallen ist das Gebirge arm; die Silber- und Kobaltgruben des Urgebirges, die Kupfergruben des Sandsteins sind fast ganz ausgebeutet und der Eisenreichtum des bunten Sandsteins und des Muschelkalks wird immer weniger benutzt; auf der Westseite des S. sind senkrecht aufgerichtete Kohlenflöze. Sowohl das Urgebirge als auch der bunte Sandstein sind reich an Mineralquellen (Baden-Baden, die Rench- und Kniebisbäder und Badenweiler in Baden; Wildbad, Teinach und Liebenzell in Württemberg), von denen viele einen wohlverdienten Ruf genießen und wozu noch Kaltwasserheilanstalten, Fichtennadelbäder und Luftkurorte kommen.

Das Klima des S. ist sehr gesund, aber meist rauh. Auf den Hochflächen, in den dem dunkeln Nadelwald abgerungenen Lichtungen, ist die Roggen- oder Dinkelernte meist 8—14 Tage später als in den Thälern; die Felder liefern meist einen vier- bis sechsfachen Ertrag; der Mangel an Dünger gestattet aber nicht, den magern Boden alljährlich anzubauen. Bei 1000 m Höhe hört mit dem Hafer der spärliche Getreidebau auf; noch zeigen sich in dieser Höhe die finstern Fichtenwälder, die dem Gebirge den Namen gegeben haben, aber in 1300 m Meereshöhe hört aller Holzwuchs auf; weiter oben weht schon eine so rauhe Luft, daß die Gipfel meist nur zwei Monate schneefrei sind und die moorbedeckten Hochebenen nur einige elende Gräser und Sträucher, höchstens verkrüppelte Legforchen tragen. Dagegen sind die untern Thäler mit üppigen Laubwäldern (bis 750 m) und Obstgärten geschmückt, und einige in die Rheinebene mündende untere Thäler sind so mild, daß in ihnen sogar Wein, Mandeln und Edelkastanien zur Reife gelangen. Ausgezeichnete Weine liefern die Markgrafschaft zwischen Basel und Freiburg, der Kaiserstuhl, das Kinzig- und das Renchthal, Baden-Baden und das Murgthal. Aus den Heidelbeeren und Preißelbeeren gewinnt man den Heidelbeer- und Preißelbeergeist, das Hauptgetränk im Gebirge. Etwas lohnender als der Ackerbau ist die Viehzucht. Das Vieh wird im Sommer auf die Höhen getrieben, woselbst dann eine Art Alpenwirtschaft stattfindet. Bedeutender ist die Schweinezucht, und es wird auch die Bienenzucht mit Vorliebe betrieben, da der schwarzwälder Honig sehr gewürzhaft ist. Außer Wölfen und Wildschweinen, die sich nur von Zeit zu Zeit im S. blicken lassen, finden sich daselbst Hirsche, Rehe, Hasen, Luchse, Füchse; die großen Waldhühner Auerhahn, Birkhahn und Haselhuhn sind seltener geworden; die Gebirgsbäche liefern Aale, Forellen und Äschen. Hier und da findet sich noch die giftige schwarze Otter. Die engen Thalspalten, die hohen Kammeinschnitte des S. bieten der Kommunikation so bedeutende Schwierigkeiten, daß die Straßen, namentlich auf der Westseite, an die Flußthäler und Gebirgseinsattelungen gebunden sind. Die wichtigsten Übergänge sind: die Renchstraße, welche mittels des Kniebispasses mühsam den Roßbühl übersteigt und über Freudenstadt nach Rottweil, Nagold und Stuttgart führt (s. **Kniebis**); die Kinzigstraße über den Sattel von Mooswalde und über Schramberg nach Rottweil; die Dreisam- oder Höllthalstraße über die Steig und durch das Wutachthal nach Donaueschingen, Schaffhausen oder Waldshut, bekannt durch Moreaus Rückzug 1796.

Den Rand des Gebirges umzieht die Eisenbahn von Pforzheim über Durlach, Karlsruhe, Rastatt, Offenburg, Freiburg, Müllheim, Basel, Laufenburg, Waldshut, Schaffhausen, Singen, Immendingen, Tuttlingen, Spaichingen, Rottweil, Sulz, Horb, Nagold, Calw wieder nach Pforzheim. Querbahnen sind die Bahn von Offenburg im Kinzig-, Gutach- und Bregethal über Gengenbach, Haslach, Hausach nach Hornberg, Triberg und Villingen und von da über Donaueschingen nach Immendingen, beziehungsweise über Schwenningen nach Rottweil und die noch unvollendete von Hausach nach Freudenstadt. Kleinere Lokalbahnen führen von Pforzheim nach Wildbad, von Rastatt nach Gernsbach (Murgthalbahn), von Oos nach Baden, von Appenweier nach Oppenau (Renchthalbahn), von Dinglingen nach Lahr, von Denzlingen nach Waldkirch (Elzthalbahn), von Basel nach Zell (Wiesenthalbahn) und von Oberlauchringen nach Weizen (durch das Wutachthal). Den Schwarzwälder beschäftigt der Holzreichtum seiner Heimat als Köhler, Harzreißer, Kienrußbrenner, Holzhauer, Pottasche- und Sauerkleesalzsieder und Verfertiger von Löffeln, Tellern und Schachteln; Bäche und Flüsse (besonders die Kinzig, Murg, Nagold, Enz, Neckar) begünstigen die Flößerei und das Holzsägen; die Fabrikthätigkeit liefert Thon-, Glas- und Strohwaren, Baumwollgewebe, Uhrbestandteile, Musikwerke und die weltbekannten **Schwarzwälder Uhren**, die besonders von Lenzkirch, Neustadt, Triberg, Furtwangen, St. Georgen und Vöhrenbach aus in die fernsten Gegenden versendet werden.

Vgl. Trenkle, «Geschichte der schwarzwälder Industrie von ihrer frühesten Zeit bis auf unsere Tage» (Karlsr. 1874); Seydlitz, «Neuer Wegweiser durch den S. nebst Odenwald u. s. w.» (4. Aufl., Freiburg 1876); Schnars, «Neuester Schwarzwaldführer» (7. Aufl., Heidelb. 1885); derselbe, «Die Badische Schwarzwaldbahn» (3. Aufl., Heidelb. 1883); derselbe, «Neuester kleiner Führer durch den S.» (4. Aufl., Heidelb. 1885).

Schwarzwälder Uhr, s. unter Uhren.

Schwarzwaldkreis, Kreis (Regierungsbezirk) des Königreichs Württemberg, zählt (1880) auf 4773,3 qkm 472758 (1885: 475113) E., darunter 350499 Evangelische, 119746 Katholiken und 1505 Juden. Er zerfällt in 17 Oberämter, hat 37 Städte, 474 Flecken und Dörfer; der Sitz seiner Regierung und Verwaltung ist Reutlingen.

Schwarzwasser, linksseitiger Nebenfluß der Weichsel in der preuß. Provinz Westpreußen, entspringt aus dem Schielewitzersee auf der Grenze zwischen den preuß. Regierungsbezirken Köslin und Danzig, durchfließt den inselreichen Wdzydze-See und die Tucheler Heide und mündet nach einem Laufe von 195 km, von denen 96 flößbar sind, unterhalb Schwetz im Regierungsbezirk Marienwerder.

Schwarzwasser, rechtsseitiger Nebenfluß der Zwickauer Mulde im Sächsischen Erzgebirge, entspringt auf dem westl. Abhange des Fichtelbergs nördlich von der böhm. Stadt Gottesgab, erreicht in der Nähe von Johanngeorgenstadt das Königreich Sachsen, berührt Schwarzenberg und mündet bei Aue. Auf sächs. Gebiet führt durch das Thal des S. die Linie Aue-Johanngeorgenstadt der Sächsischen Staatsbahnen.

Schwarzwild ist die gebräuchliche Jagdbezeichnung für das Wildschwein (s. Schwein) im Gegensatz zu Rotwild (Hirschen und Rehen).

Schwarzwurzel (*Scorzonera hispanica L.*), eine zur Familie der Kompositen und zur Abteilung der Cichoriengewächse gehörige ausdauernde, milchende Pflanze, deren schwarzhäutige Wurzel ein köstliches, gesundes Wintergemüse gibt. Am vorteilhaftesten ist es, sie wie Möhren einjährig zu kultivieren, sie im Spätherbst auszusäen und die Wurzeln im nächsten Herbst zu ernten und gleich den Möhren einzuwintern. Die Bedingungen ihres Gedeihens sind ein vorher reich gedüngter, lockerer, tiefgründiger Boden, vollkommen ausgereifter frischer Same, den man selbst nachziehen muß, und fleißiges Behacken bis Juli. Sehr zu empfehlen ist Reihensaat. Die Reihen zieht man 12—15 cm voneinander und die Pflanzen in denselben bringt man durch Ausziehen der zu dicht stehenden auf einen Abstand von 10 cm. Im Oktober gräbt man die Wurzeln vorsichtig aus, weil jede Verletzung Fäulnis zur Folge hat, weshalb sie auch beim Einwintern nicht angeschnitten werden dürfen. Ihr Geschmack hat etwas von dem des Spargels und des Blumenkohls. Im zweiten Jahre erntet man Samen.

Schwaz, Marktflecken im gleichnamigen Bezirk Tirols, am rechten Ufer des Inn, Station der Österreichischen Südbahn (Linie Kufstein-Ala), ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Arbeitsanstalt für weibliche Sträflinge, ein großes Franziskanerkloster und zählt (1880) 5124 E., welche Tabaks- und Steingutfabriken und eine Drahtwarenfabrik unterhalten, hauptsächlich aber Strumpfstrickerei treiben. In der Nähe steht das Benediktinerstift Fiecht (s. d.); über S. erhebt sich die alte Frundsburg. Der Segen des im Mittelalter schwunghaft betriebenen Bergbaues, der Quelle des Reichtums der augsburger Fugger, ist längst versiegt. In den Kämpfen von 1809 wurde S. unter General Wrede von den Bayern verwüstet und konnte sich seitdem nicht wieder erholen.

Schwebebaum, ein beim Schul- und Militärturnen zu Schwebe- (Balancier-) und Springübungen benutzter, auf zwei Ständern ruhender, mäßig starker Baumstamm.

Schwebend bezeichnet im Bergbau: weniger als 15° fallend; schwebende Strecke, ein Überhauen im Flöz, zu Bremsbergen und Rollen verwendbar.

Schwebende Schuld, s. Flottierende Schuld.

Schwebestange, ein beim Mädchenturnen zur Ausbildung des Gehens und Stehens auf schwanker Fläche dienendes Turngerät, aus einer ziemlich starken Stange bestehend, die an ihren Enden auf etwa 40 cm hohen Kreuzböden befestigt ist.

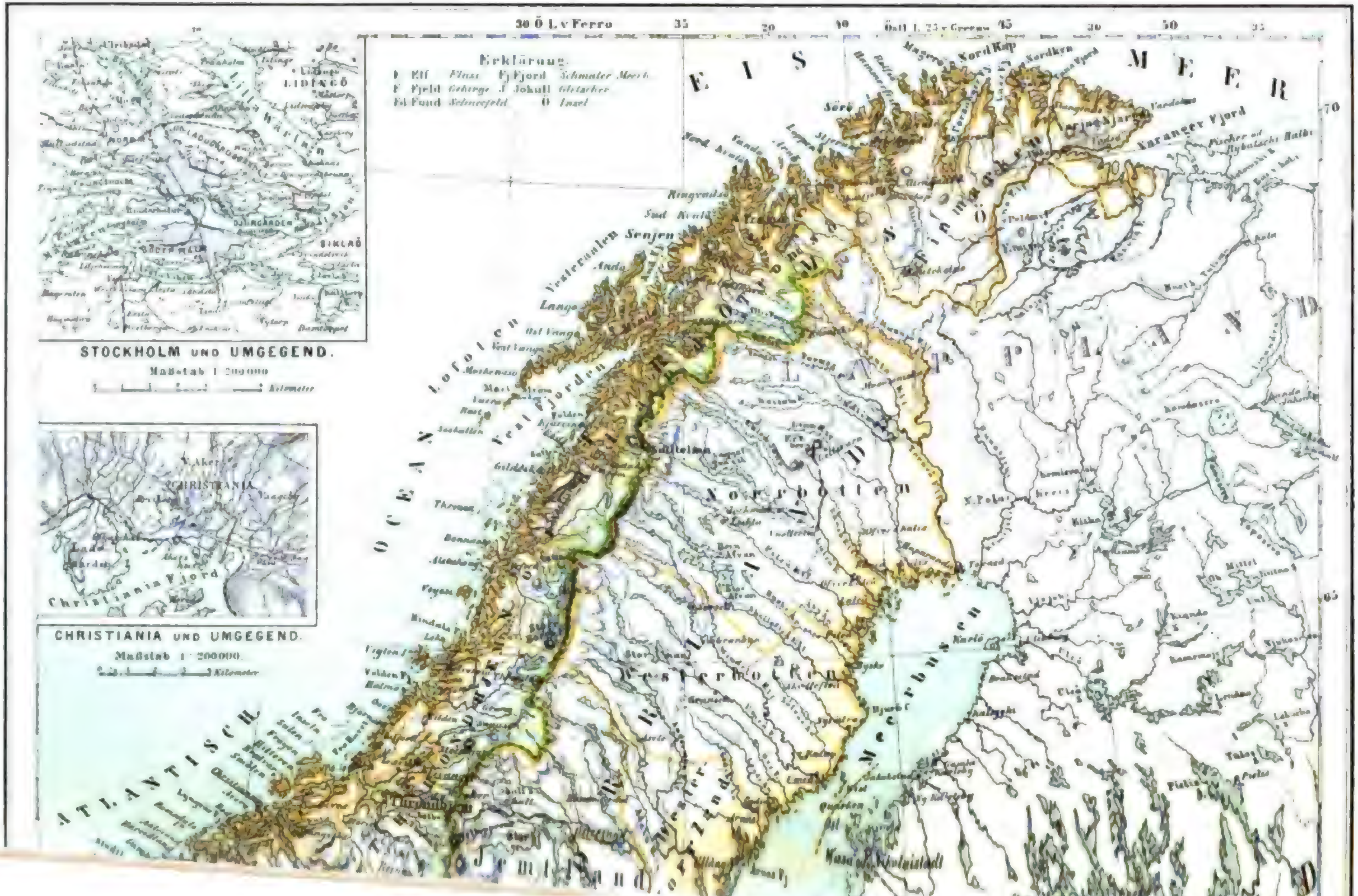
Schwebfliege (*Syrphus*) ist der Name eines zahlreichen (allein in Europa gegen 100 Arten) Geschlechts ziemlich ansehnlicher, bienenähnlicher Fliegen, die im Sonnenschein, ähnlich wie Falken, an einer Stelle längere Zeit schwebend sich zu halten vermögen. Die Larven sind blutegelähnlich von Gestalt, meist grünlich oder bräunlich und nähren sich von Blattläusen, wodurch sie sehr nützlich werden. Eine der häufigsten Arten (*S. festivus*, Tafel: Insekten I, Fig. 36) ist schwarz und gelb und treibt sich im Frühjahr auf Wiesen herum.

Schwebungen, Schweben der Töne nennt man in der Akustik ein allmähliches und regelmäßiges Stärker- und Schwächerwerden des Zusammenklangs zweier Töne, die sich nur um wenige Schwingungen in ihrer Höhe voneinander unterscheiden. Die größte Tonstärke dieser S. heißt Stoß oder Schlag. Denn so viele Doppelschwingungen zwei Töne in einer Sekunde differieren, ebenso viele Stöße hört man in dieser Zeiteinheit. Diese akust. Stöße lassen sich anwenden zum genauen Stimmen der Instrumente; sie sind Ursache der Dissonanzen, wobei die Obertöne der dissonierenden Klänge miteinander störende Stöße bilden, welche den Zusammenklang rauh und daher unangenehm machen.

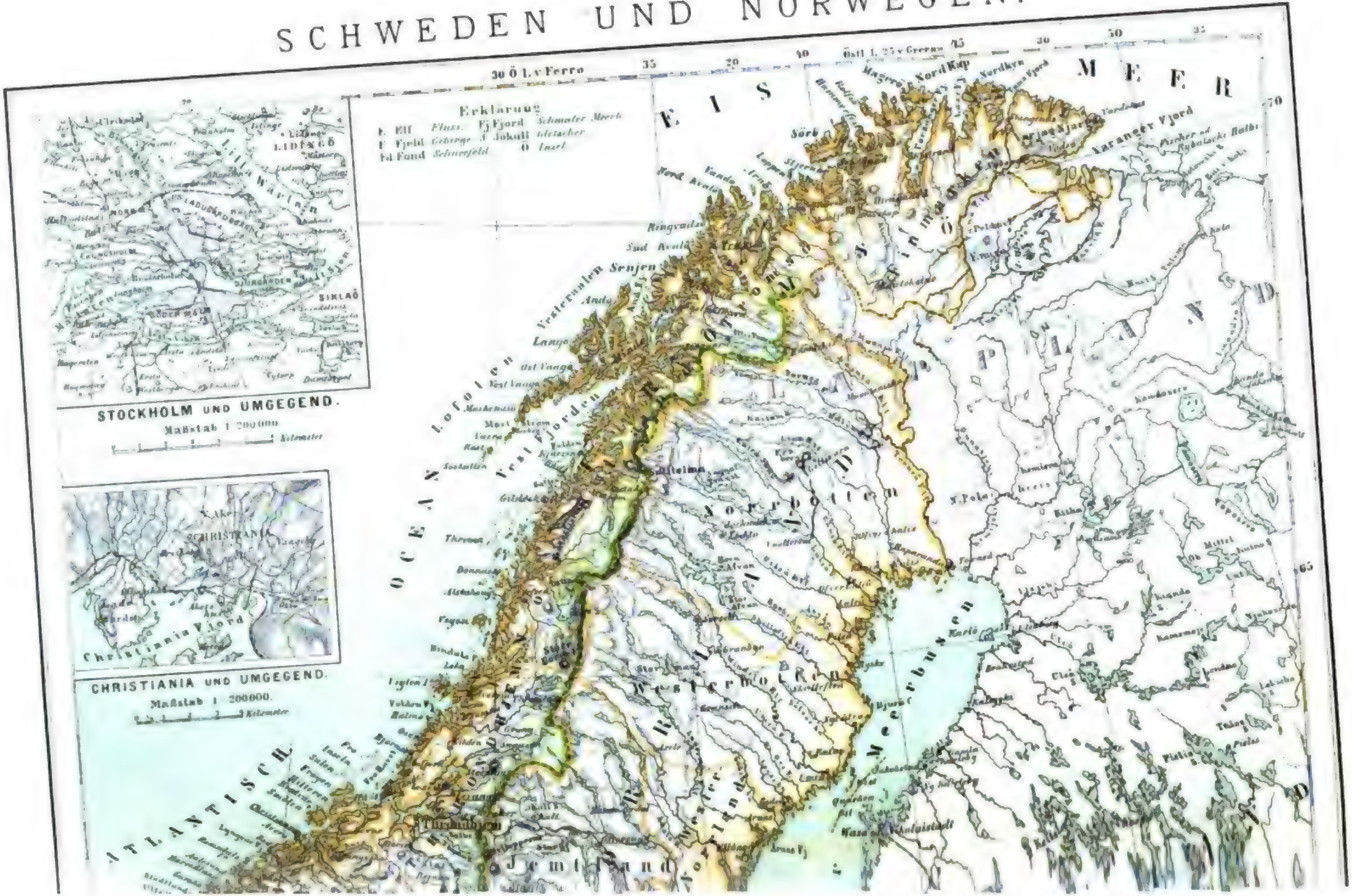
Schwechat (Kleinschwechat), ein schon zur Römerzeit unter dem Namen Villa Gai gekannter Ort, Marktflecken am gleichnamigen Flusse, in Niederösterreich, Bezirkshauptmannschaft Bruck, unweit Wien, Station der Linie Penzing-Nußdorf der Österreichischen Staatsbahnen und der Bahn Wien-S., zählt (1880) 4632 E., ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat große Mühlen, Hohöfen und Walzwerke und ist besonders bekannt durch seine Bierbrauereien (Dreher). Ein Obelisk unweit S. erinnert an die Zusammenkunft des Kaisers Leopold I. mit dem Polenkönig Sobieski nach der Befreiung Wiens 1683. Im Okt. 1848 wurden hier die ungar. Insurgenten von den kaiserl. Truppen besiegt.

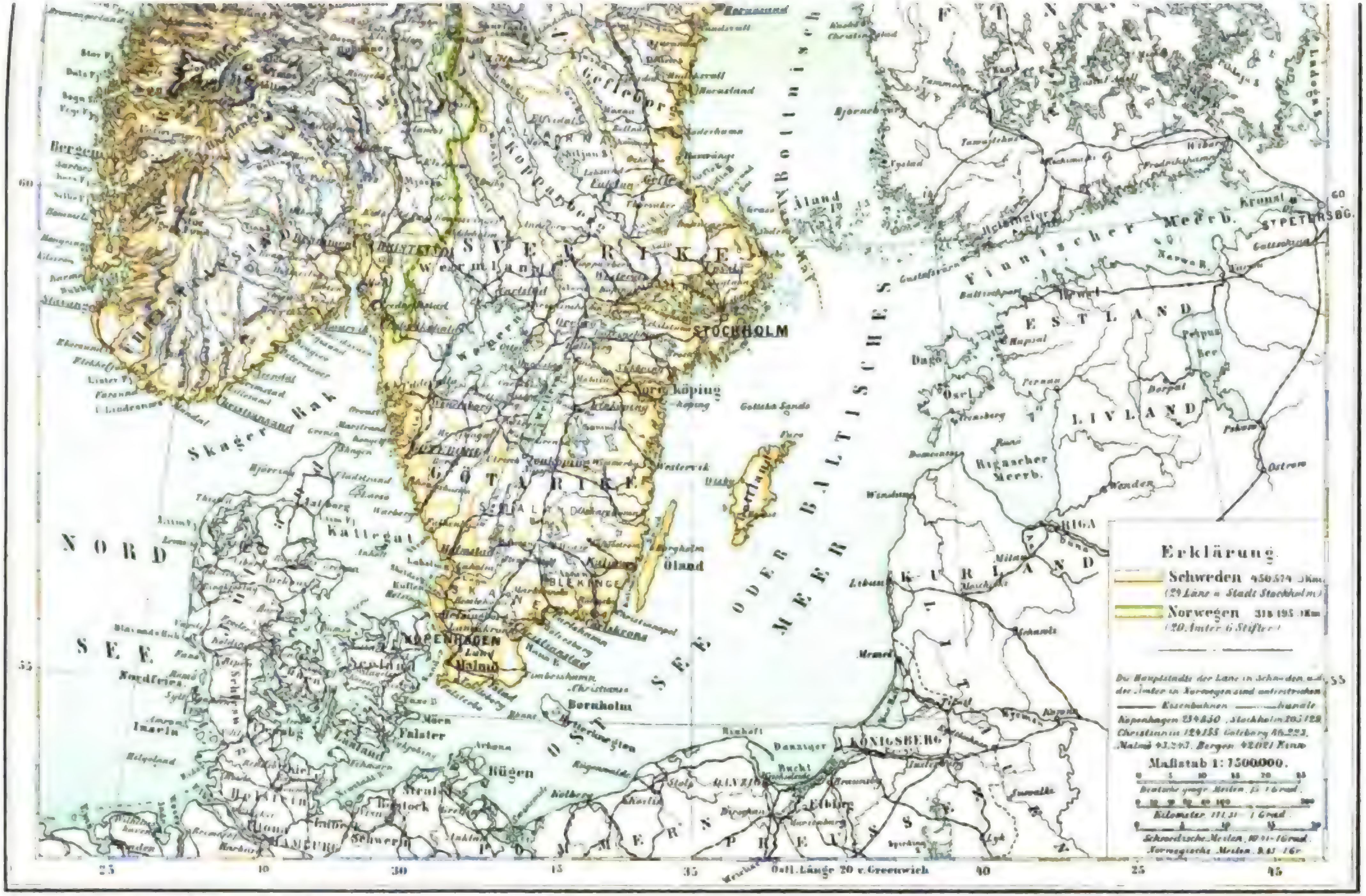
Schweden (schwed. Sverige), ein Königreich, das von der skandinav. Halbinsel die südöstliche, größere (58 Proz.), mildere und fruchtbarere, auch mehr bevölkertere Seite einnimmt, wird im NW. und N. von Norwegen, im O. von Finland (wo die Muonio- und Torneå-Elf die Grenze bilden), dem Bottnischen Meerbusen und der Ostsee, im S. und SW. von der Ostsee, dem Öresund, dem Kattegat und dem Skagerrak begrenzt und erstreckt sich von 55° 20′ 18″ bis 69° 3′ 21″ nördl. Br. und von 28° 49′ bis 41° 49′ östl. L. Es bildet einen parallel mit Norwegen von NNO. nach SSW. sich erstreckenden Streifen, der bei einer Länge von 1500 und einer Breite von 300 bis 400 km 450574,3 qkm und eine Seegrenze, alle Busen und Fjorde mit inbegriffen, von 7600 km hat. Von diesem Flächeninhalt liegen 33 Proz. unter 90 m absoluter Höhe, 29 Proz. zwischen 90 und 240 m, 30 Proz. zwischen

SCHWEDEN UND NORWEGEN.



SCHWEDEN UND NORWEGEN.





Brockhaus Conversations-Lexikon. 13. Aufl.

F. A. Brockhaus Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig

Zu den Artikeln: Schweden und Norwegen.

240 und 600 m, 8 Proz. über 600 m. Der Boden S.s ist zu einem großen Teile gar keiner Kultur fähig. Es werden 36185,2 qkm (also 8,03 Proz. des Ganzen) von Seen eingenommen. Der übrige Teil der Oberfläche besteht meist aus gebröckeltem und verwittertem Gneis und Granit, der nur mit einer dünnen Schicht von Fruchterde bedeckt ist, und selbst wo diese eine bedeutende Tiefe hat, liegen oft Felsentrümmer darauf zerstreut. Dagegen ist das Land auch durch seinen Fluß- und Seereichtum begünstigt. Die Flüsse des nördlichen S. sind sämtlich Bergströme, reißend und wegen Klippen, Stromschnellen und Wasserfällen zur Schiffahrt nur streckenweise, dagegen vielfach zum Flößen brauchbar. Die Flüsse im S. des Landes sind meist zu seicht, als daß sie der Schiffahrt dienen könnten. (S. **Skandinavien.** Hierzu eine Karte: **Schweden und Norwegen.**)

Die **Bevölkerung** gehört, mit geringer Ausnahme, dem german.-skandinav. Volksstamme an, aus dem sie sich im Laufe der Zeit zu besonderer schwed. Nationalität herausgebildet hat. Fremden Stammes sind die Lappen, an Zahl 6404 (im J. 1880) in den Lappmarken, die Finnen, an Zahl 16976, größtenteils in Norbotten. Außerdem gibt es in S. 2993 Juden und eine Zahl von in den Städten wohnhaften Fremden. Der german. Schwede ist im allgemeinen schlank, aber kräftig gebaut, gewöhnlich blauäugig, blond und von edler Gesichtsbildung und Haltung, gottesfürchtig, sittlich, Vaterland, Freiheit und Selbständigkeit liebend, gastfrei und höflich, verständig, ernst und arbeitsam, sowie geschickt in mechan. Arbeiten. Doch aber zeigt er sich auch rang- und titelsüchtig, neidisch, mißtrauisch, nach dem Ausländischen haschend, starken Getränken ergeben. Die Bevölkerung wuchs bis zum J. 1810 sehr langsam, machte aber seitdem raschere Fortschritte. Sie betrug 1751: 1785727, 1810: 2377851, 1840: 3138887, 1855: 3641011, 1870: 4168525, 1880: 4565668 und 1884: 4644448 (2215243 männliche und 2350425 weibliche). Auf dem Lande wohnten Ende 1883 3853708 (1889305 männliche und 1964403 weibliche) und in den 92 Städten 749887 (341477 männliche und 408410 weibliche). Ungeachtet des rauhen Klimas, der teilweise spärlichen Nahrung, der schweren Arbeit, des oft übermäßigen Branntweingenusses stellt sich in S. die Lebensdauer nicht ungünstig. Von 1871 bis 1880 war die Mortalität nur 1,82 Proz., während die Nativität 3,05 betrug. Gleich der Ergiebigkeit des Bodens nimmt nach Norden zu auch die relative Bevölkerung ab. Im Län Malmöhus in Schonen leben 75 Individuen auf dem Quadratkilometer, während in Norbotten kaum 1 auf den Quadratkilometer kommt. Die größten Städte (Einwohnerzahl von 1884) waren: Stockholm 205129, Gothenburg 86223, Malmö 43243, Norrköping 28114, Gefle 20175 E.

Der **Ackerbau** bildet trotz der nicht sehr günstigen Bodenverhältnisse die Hauptbeschäftigung von mehr als der Hälfte der Bevölkerung. Derselbe hat im 19. Jahrh. solche Fortschritte gemacht, daß man seit 1820 der Getreidezufuhr aus dem Auslande in der Regel entbehren konnte. Doch ist sicher, daß die Kulturfläche noch um das Doppelte vermehrt, der Ertrag der Landwirtschaft also in demselben Maße gesteigert werden kann. Nach offiziellen Angaben beträgt (1883) das Ackerland in S. 2983000, die natürliche Wiesenfläche 1952000, Gärten 33000, also das gesamte Kulturland 4968000 ha, d. i. 12,2 Proz. der ganzen Landfläche. Die südl. Gegenden zeigen aber ganz andere Verhältnisse, so ist z. B. das Kulturland in Skaraborgs Län 43 Proz. und in Malmöhus Län 75 Proz. der Bodenfläche. Am verbreitetsten ist der Anbau der Gerste, die an geschützten Stellen selbst im höchsten Norden gedeiht, während der Haferbau nicht über 64° nördl. Br. reicht. Roggen, das Brotkorn des Volks, wird überall gebaut, bis über den 66.° nördl. Br. hinaus. Weizenkultur besteht ziemlich stark in den fruchtbarern Län von Götaland und Svealand. Auch baut man dort Erbsen, Bohnen und Wicken. Die Flachs- und Hanfkultur deckt die Bedürfnisse des Landes bei weitem nicht. Der Kartoffelbau reicht bis in den höchsten Norden hinauf, und seiner Entwickelung haben die Bewohner der innern nördl. Landesteile zu danken, daß sie in Mißjahren nicht mehr, wie früher geschah, ihre Zuflucht zu dem Notbrot von Fichtenrinde zu nehmen brauchen. In der südl. Hälfte des Landes baut man außerdem Runkelrüben, Rüben und andere Wurzelgewächse, und besonders in der Nähe der Städte und auf größern Gütern wird auch Garten- und Obstbau (namentlich Äpfel) betrieben. Die **Viehzucht**, obschon von bedeutenden Wiesen und Weiden unterstützt, hat sich bisher in vernachlässigtem Zustande befunden. Nach offizieller Angabe besaß S. 1883: 473000 Pferde, 337000 Ochsen und Stiere, 1457000 Kühe, 494000 Stück Jungvieh, 1515000 Schafe und Ziegen und 455000 Schweine, außerdem an 200000 Renntiere (in Lappland). Diese große Menge von Haustieren ist jedoch nicht im Stande, die Bedürfnisse des Landes zu decken, und es findet daher eine bedeutende Einfuhr von Tierprodukten statt; 1883 wurden eingeführt: Speck und Fleisch 11,5 Mill. Kilogramm, Talg 1,4 Mill., Butter 2,9 Mill., Käse 398572 kg, Rohhäute 2,5 Mill., Wolle 1,8 Mill. Seit 1864 findet indes auch eine bedeutende Ausfuhr von Schlachtvieh, hauptsächlich nach England statt; 1883 wurden ausgeführt: 46192 Stück Rindvieh, 31325 Schafe und 28084 Schweine. Auch von Butter wird eine nicht unbedeutende Menge exportiert, 1883: 8163344 kg. Die einheimischen Rinder und Pferde sind zwar kräftig, aber unansehnlich und werden teilweise ohne große Sorgfalt gezogen. Indessen hat man schon seit längerer Zeit Anstalten zur Veredlung der Rassen getroffen. Viel Aufmerksamkeit wird in neuester Zeit der Entwickelung der Milchwirtschaft gewidmet, besonders der Bereitung von Butter. Die Mehrzahl der Schafe gehört der einheimischen Rasse mit grober Wolle an, da die Ungunst des Klimas der Edelzucht große Schwierigkeiten entgegenstellt. Die Entwickelung des rationellen Landbaues fördern die landwirtschaftliche Akademie zu Stockholm, zwei höhere Institute (zu Ultuna bei Upsala und Alnarp in Schonen), 28 Ackerbauschulen und die Haushaltungsgesellschaften in allen Län. Die Zahl der Hufen belief sich 1880 auf 67659, wovon 900 auf die zu den Städten gehörenden Ländereien kommen, die der ländlichen Besitzungen (1883) auf 306706, die der Käthnerstellen mit Landbesitz 178418; der Wert des sämtlichen Landbesitzes betrug 1884: 2241073922 Kronen, der alles übrigen versteuerten liegenden Besitzes 1137111452 Kronen, wozu noch die steuerfreien Besitzungen des Staats, der Kommunen, Stiftungen ꝛc. mit 291421523 Kronen (1883) kommen.

Neben dem Ackerbau und der Viehzucht bildet die **Waldnutzung** eine Hauptquelle des Nationaleinkommens, da mindestens 17,6 Mill. Hektar der Bodenfläche mit Wald bedeckt ist. Der größte Teil davon besteht aus Nadelhölzern, namentlich Fichten und Tannen, die vorzügliches Nutzholz geben. Unter den Laubhölzern ist am wichtigsten die Birke, die bis in den höchsten Norden hinauf wächst. Von geringerm Belang sind Eichen, Buchen, Linden und Ulmen, von denen die Eichen nördlich bis Sundsvall, die Buchen nur bis Kalmar hinauf gehen. An den Holzreichtum des Landes sind bedeutende Gewerbe geknüpft, wie Fällen und Flößen der Bäume, Kohlenbrennerei, Teerbereitung, Schiffbau und vor allem Häuserbau. Die Holzausfuhr betrug 1883: Planken, Bretter und Abfall davon 3694869 cbm; Masten, Balken und Sparren 630687 cbm; Latten und Leisten 2552210 Stück; Tonnendauben, meistens eichene und buchene, 40185043 Stück und außerdem 107708 kg Pech und 6570253 kg Teer. Da zu dieser bedeutenden Ausfuhr der noch bei weitem größere innere Verbrauch hinzukommt, welcher besonders veranlaßt wird durch die in ganz S. (mit Ausnahme der größern Städte) übliche Bauart von Holz, durch die Einfriedigung der Ländereien in mehrern Provinzen mit aufeinander gelegtem gespaltenen Holz, das nach wenigen Jahren verfault ist, durch die vielen Berg- und Hüttenwerke, durch die Holzverschwendung bei der Heizung, welche wegen der Kälte des Klimas und der langen Dauer des Winters ohnehin viel Feuerungsmaterial erfordert, so kommt es, daß die Wälder jährlich wenigstens 31500000 cbm hergeben müssen und bereits in manchen Gegenden nicht mehr für den eigenen Bedarf ausreichen, ja sogar in früher waldreichen Distrikten schon Holzmangel eingetreten ist. Die Steinkohleneinfuhr, die in beständiger Zunahme begriffen ist, belief sich 1884 auf 13,5 Mill. Hektoliter. In Schonen hat man zwar schon längst bei Höganäs unweit Helsingborg ein Steinkohlenbergwerk bearbeitet, aber diese Steinkohlen gehören einer jüngern Formation an und brennen daher nicht gut. Dagegen hat man seit 1872 an verschiedenen Stellen in Schonen, wie besonders in der Gegend von Helsingborg, ferner bei Engelholm, auf der Insel Hven, bei Ystad u. a. m., Bohrversuche angestellt und bei Raus in einer Tiefe von 200 m an mächtige Steinkohlen von vorzüglicher Güte gefunden. Die ganze Steinkohlenproduktion S.s betrug 1883 nur 191367 cbm. Auch die vorhandenen großen, bisjetzt nur an wenigen Stellen benutzten Torfmoore hat man auszubeuten begonnen, und es haben sich unter anderm mehrere Interessentschaften zur Anlage großer Kugeltorffabriken gebildet.

Die Kronforsten stehen unter einer Forstverwaltung; das ganze Land zerfällt in 9 Distrikte und 85 Reviere. In einem Forstinstitut und neun Forstschulen werden die Forstbeamten ausgebildet. Die **Jagd**, durch keine Gesetze beschränkt als durch das Recht des Grundbesitzes, war früher weit wichtiger, weil die Menge des Wildes sehr abgenommen hat. Doch liefern die waldreichen Gegenden in Norrland noch viel Hasen, Auer-, Birk-, Hasel- und Schneehühner. Hirsche, Rehe sowie Elentiere finden sich selten; das Renntier trifft man in S. nicht wild, sondern es wird von den Lappen als Haustier gezogen. An den Küsten werden Seevögel und Robben gejagt. Die Pelztiere, Bären, Wölfe, Füchse, Luchse, Marder, Hermeline u. s. w., sind bedeutend in Abnahme begriffen. Wichtiger als die Jagd ist die **Fischerei**, welche für die Küstenbewohner am Kattegat und Skagerrak ein Hauptgewerbe bildet und sich auf Dorsche, Schellfische, Makrelen, Hummer, Krabben und Austern richtet. Die Fischerei in den Flüssen und Landseen liefert außer andern Fischen namentlich Lachse. Die Ostseefischerei deckt indes keineswegs den Bedarf des Landes und es werden große Massen von Fischen jeder Art besonders aus Norwegen eingeführt. In neuester Zeit scheint der früher blühende Heringsfang sich wieder zu heben.

Einer der wichtigsten Erwerbszweige für S. ist auch der **Bergbau**, der vorzugsweise auf Eisen, weniger auf Kupfer, Silber und andere Mineralprodukte betrieben wird. Die ergiebigsten Bergwerke liegen in dem Gürtel, welcher im Süden von den Seen Wener, Wetter, Hjelmar und Mälar, im Norden durch die Ljusna-Elf begrenzt wird, und hier besonders in den Län Kopparberg, Örebro, Wermland, Westmanland und Upsala. In S. wurden 1883 aus 596 Gruben gegen 20750000 Ctr. Eisenerz gefördert, das durch Betrieb von 191 Hohöfen 9735433 Ctr. Roheisen und 206948 Ctr. Gußgüter, außerdem durch 63 eigentliche Gießereien 378754 Ctr. Gußgüter lieferte. Ferner bereitete man 6105818 Ctr. Stabeisen. Die Produktion von Stahl, Platten, Nägeln, Werkzeugen u. s. w. betrug 1035318 Ctr. Das schwed. Eisen gehört zu dem besten, und berühmt sind besonders die Gruben von Dannemora. Da jedoch die Holzkohlen, bisher das einzige Brennmaterial bei der Fabrikation, in hohem Preise stehen, kann S. in dieser Hinsicht namentlich mit England nicht konkurrieren. Doch nicht bloß innerhalb des erwähnten Gürtels findet sich Eisen, sondern dieses Metall ist, mit Ausnahme Schonens, über das ganze Land verbreitet. So besteht der Taberg bei Jönköping aus Eisenerz, desgleichen mehrere Berge in Lappland, namentlich der Gellivara (s. d.). Nächst dem Eisen ist das Kupfer wichtig, welches im Norden häufig vorkommt, dort aber bisher noch nicht der Ausbeute unterlag; 1883 wurden 17606 Ctr. Garkupfer gewonnen, und bei 6 Kupferhämmern und Walzwerken betrug die Produktion 6255 Ctr. Auch Silber gewinnt man, wenn auch nicht mehr in solcher Menge wie früher. Im J. 1883 betrug die Ausbeute an Silber nur noch 4032 Pfd. Außerdem lieferte der Bergbau 88,16 Pfd. Gold, 593 Ctr. Nickelkupfer, 2132 Ctr. Blei, 1066806 Ctr. Zinkerz, 5731 Ctr. Schwefel u. s. w. Die Zahl der beim Bergbau beschäftigten Arbeiter betrug 29842.

Die eigentliche **Industrie** S.s befriedigt zwar noch immer nicht den einheimischen Bedarf, hat aber doch seit 1830 einen kräftigen Aufschwung genommen. Der Wert sämtlicher Fabrikate betrug 1870 mehr als 92¼ und 1883 mehr als 191 Mill. Kronen (à 1 Mark 12,5 Pf.). Die Zahl der Fabriken war 1830: 1857; 1883 aber 2938. Die Zahl der Pferdekräfte betrug 36424; 69193 Arbeiter (davon 18136 weibliche) waren in diesen Fabriken beschäftigt. Die wichtigsten der Fabriken, geordnet nach dem Wert ihrer Produktion, waren: 233 Gießereien und mechan. Werkstätten (13857 Arbeiter, 33,3 Mill. Kronen); 10 Zuckerraffinerien (1361 Arbeiter, 22,2 Mill. Kronen); 28 Baumwollspinnereien (4094 Arbeiter, 12⅘ Mill. Kronen); 27 Baumwollwebereien (3786 Arbeiter, 11835000

Kronen); 45 Tuchfabriken (3197 Arbeiter, 11,2 Mill. Kronen); 112 Tabaksfabriken (3407 Arbeiter, 10995000 Kronen); 129 Bier- und Porterbrauereien (2271 Arbeiter, 8375000 Kronen); 35 Zündholzfabriken (4690 Arbeiter, 7956000 Kronen); 45 Papierfabriken (2923 Arbeiter, 7,94 Mill. Kronen); 663 Lederfabriken (1651 Arbeiter, 5¼ Mill. Kronen) u. s. w. Die bedeutendste Fabrikation fand statt in der Stadt Stockholm (17,3 Proz. der gesamten Fabrikation), in Göteborgs und Bohus Län (18,3 Proz.), Malmöhus Län (13,8 Proz.) und in Östergötlands Län (13,6 Proz.). Die Fabrikation von Branntwein ist nunmehr im Sinken begriffen. Die Hausindustrie ist in manchen Teilen S.s bedeutend. In der Gegend von Borås wurden 1883 gegen 10 Mill. Meter baumwollene, leinene und wollene Gewebe, in Gefleborgs Län (1882) 250000 m und in Hallands Län 120000 m leinene Gewebe angefertigt. Auch liefern die Landleute Tischler-, Drechsler-, Böttcher- und andere Arbeiten in die Städte. Der Handwerksbetrieb ist in S. von jedem Zunftzwange befreit.

Der **Handel** und die **Schiffahrt** S.s, ehedem im Norden Europas von größter Bedeutung, haben zwar durch das Emporkommen anderer Völker, namentlich Englands und Rußlands, ihren hohen Rang verloren, sind aber noch immer ansehnlich und haben sich in neuester Zeit wieder gehoben, wozu unter anderm die maritime Lage des Landes mit seiner bedeutenden Anzahl guter Häfen und Landungsplätze, zweckmäßige Schiffahrtseinrichtungen, das natürliche und künstliche Wassersystem, gute Landstraßen und die Eisenbahnen beitrugen. Von dem künstlichen Wassersystem ist zunächst zu erwähnen der Götakanal (s. d.), welcher einen Wasserweg von 190 km Länge bildet. Diesem Werke schließen sich an die Kanalarbeiten an der aus dem Wenersee abfließenden Göta-Elf, welche an vier Stellen Wasserfälle bildet (darunter die 33 m hohen fünf Trollhättafälle), die durch kurze, mit Schleusen versehene Kanäle umgangen werden. Hierdurch wird eine 420 km lange Wasserstraße zwischen der Ostsee und dem Kattegat hergestellt. Im Zusammenhange steht damit 1) das Philipstadsche Wassersystem, welches eine Reihe von Landseen im östl. Teile von Wermlands Län untereinander durch schiffbare Kanäle in Verbindung setzt; 2) die 75 km langen drei Seen Fryken, die von ihrem Südende bei Frykstad durch eine Eisenbahn mit dem Eisenbahnnetze in Verbindung stehen. Ein weiteres Glied ist 3) der Sefflekanal an der By-Elf, durch welche eine Reihe von Landseen im westl. Wermland (Hare-, Björnö-, Glafs- und Elgå-Fjord) mit dem Wener in Verbindung gesetzt werden. Hierzu kommen 4) der Dalslandskanal, durch welchen die im Westen des Wener terrassenförmig hintereinander gelegenen langen und schmalen Seen Åtlången, Råvarpen, Laxsjö, Lelången, Silen und Stora-Lee untereinander und mit dem Wener verknüpft sind. Der letztgenannte See Stora-Lee erstreckt sich bis über die norweg. Grenze und kommt dem dortigen Ödemarksee sehr nahe, der dem bereits kanalisierten Frederikshaldschen Wassersysteme (s. **Norwegen**) angehört; 5) der Kindakanal in Östergötland, durch welchen die durch die Stång-Å verbundenen Landseen Åsunden, Jernlunden, Rengen u. a. in schiffbare Verbindung mit dem Roxen (Götakanal) gesetzt sind. Von den andern Kanälen sind anzuführen: der Söderteljekanal zur leichtern Verbindung des Mälar mit der Ostsee und zur Herstellung einer bequemern Schiffahrt von Süden nach Stockholm; der Hjelmarkanal zur Verbindung des Hjelmar mit dem Mälar; der Strömsholmskanal zur Verbindung des Mälar mit dem See Barken im westl. Dalarna, welcher wiederum durch eine Eisenbahn mit dem Weßman verbunden ist; der Eskilstunakanal zur Umgehung eines Wasserfalls in der Eskilstuna-Å bei Torshälla; der Väddökanal, wodurch die Halbinsel Väddö an der Ostküste zwischen Stockholm und Gefle in eine Insel verwandelt ist. Die Landstraßen sind im allgemeinen gut und chausseeartig angelegt. Ihre Länge beträgt (1880) 56721 km; davon war etwa die Hälfte für Reisende eingerichtet und es lagen an denselben 1488 Stationshöfe (Gästgifvaregårdar).

Die **erste Eisenbahn** in S. wurde 1856 eröffnet. Am 1. Dez. 1866 waren aber bereits 1778 km dem Betriebe übergeben, und Ende 1884 war die Länge bis auf 6599 km gestiegen, wovon 2312 km Staatsbahnen und 4287 km Privatbahnen. Die Staatsbahnen, die sich Anfang 1885 im Betriebe befanden, waren 1) die westl. Bahn von Stockholm nach Göteborg (456 km); 2) die südl. Bahn, von der vorigen sich bei Falköping abzweigend und über Jönköping nach Malmö führend (380 km); 3) die nordwestl. Bahn, von der westl. Bahn bei Laxå zur norweg. Grenze abzweigend (210 km); 4) die östl. Bahn zwischen Katrineholm und Nässjö, die westl. und die südl. Bahn verbindend (216 km); 5) die nördl. Bahn von Stockholm bis Ånge (484 km), wo diese Bahn von der in westl. Richtung über Östersund nach der norweg. Grenze gezogenen Querbahn von Torpshammar (306 km) gekreuzt wird; 6) von der nördl. Fortsetzung der Nordbahn, Bräcke-Sollefteå, bisjetzt nur 80 km eröffnet; 7) Zweig- und Verbindungsbahnen (180 km). Von Privatbahnen sind zu erwähnen: 1) Bergslagernas Eisenbahn von Falun nach Göteborg (486 km); 2) Stockholm-Vesterås-Bergslagens Eisenbahn, mit zwei Zweigbahnen (242 km); 3) Oxelösund-Flen-Westmanland, von Oxelösund in der Nähe von Nyköping über Flen (an der westl. Staatsbahn) nach Walskog und Kolbäck in Westmanland (156 km); 4) Nässjö-Oskarshamn (149 km), von Oskarshamn nach Nässjö (an der südl. Staatsbahn); 5) Upsala-Gefle (132 km); 6) Halmstad-Nässjö (196 km); 7) Nora-Karlskoga (115 km), von Nora nach Karlskoga (an der nordwestl. Staatsbahn); 8) Karlskrona-Wexjö (114 km), durch die Bahn Wexjö-Alfvestad (18 km) mit der südl. Staatsbahn in Verbindung; 9) Norsholm-Westervik-Hultsfred (184 km). Die Länge der Linien der Staatstelegraphen belief sich Ende 1884 auf 8562 km, die Länge der Drähte auf 20871 km, die Zahl der Stationen auf 182 (außer 218 Eisenbahnstationen).

Die Zahl der handeltreibenden Personen (männliche und weibliche) belief sich 1883 auf 20312 mit 17574 Gehilfen. Der auswärtige Handel S.s erstreckt sich auf fast alle Länder der Erde. Die Zahl der Handelsschiffe betrug (1883) 4182 mit einer Tragfähigkeit von 551926 t, davon waren 845 Dampfschiffe von 100720 t. In schwed. Häfen kamen vom Auslande an mit Ladung 11190 Fahrzeuge, 2008069 t, davon 51,5 Proz. schwedisch, und es gingen dorthin mit solcher ab 19729 Fahrzeuge, 3498279 t, wovon 39,3 Proz. schwedisch. Der Wert der Einfuhr wird berechnet zu 334 Mill. Kronen (davon 5,9 Mill. Gold und Silber); der Wert

der Ausfuhr zu 256,5 Mill.; der ganze Umsatz betrug also etwas mehr als 590 Mill. Kronen. Am bedeutendsten war die Einfuhr von Großbritannien und Irland (85,9 Mill. Kronen; Steinkohlen, Eisenbahnschienen, Maschinen, Gewebe und Kolonialwaren); von Dänemark (56,7 Mill.; Getreide, Wolle u. s. w.); Lübeck, Hamburg und Bremen (62,6 Mill.; Gewebe, Garn, Maschinen, Werkzeuge, Kaffee, Zucker, Tabak u. s. w.); Norwegen (20,8 Mill. Fische); Rußland und Finland (32,7 Mill.; Getreide, Flachs, Hanf); Frankreich (7,6 Mill.; Wein); Niederlanden (9,3 Mill.; Kolonialwaren). Die Ausfuhr war am bedeutendsten nach Großbritannien und Irland (128,6 Mill. Kronen; Holz, Eisen, Getreide, Butter); Frankreich (31,3 Mill.; Holz, Eisen, Hafer); Dänemark (32,2 Mill.; Holz, Schlachtvieh, Butter, Eisen); Niederlanden (9,9 Mill.; Holz und Eisen). Die Zolleinnahme in ganz S. (1884) betrug 33838000 Kronen. Die wichtigsten Zollartikel waren Zucker 30 Proz., Gewebe aller Art und Garn 20 Proz., Kaffee 10 Proz., Tabak 9 Proz. Der Zolleinnahme nach war Stockholm mit etwa 40 Proz. die erste Handelsstadt, Göteborg mit 30 Proz. die zweite, Malmö mit 10 Proz. die dritte.

Der *historischen Einteilung* nach zerfällt S. in: 1) Götaland oder Göta-Rike (Gotisches Reich), der südlichste und volkreichste Teil mit den 10 Landschaften Östergötland, Småland, Öland (Insel), Gotland (Insel), Blekinge, Skåne (deutsch Schonen), Halland, Westergötland, Bohuslän und Dalsland; 2) Svealand oder Svea-Rike (das eigentliche S.), der mittlere und kleinste, aber älteste Teil des Staats mit den sechs Landschaften Södermanland, Upland, Westmanland, Nerike, Wermland und Dalarna (deutsch Dalekarlien); 3) Norrland, die größere nördl. Hälfte, jedoch der volksärmste Teil des Staats, mit den acht Landschaften Gestrikland, Helsingland, Medelpad, Angermanland, Herjeådalen, Jemtland, Westerbotten und Lappland oder den Lappmarken. In *administrativer Hinsicht* wird S. eingeteilt in eine Oberstatthalterschaft, welche die Hauptstadt Stockholm umfaßt, und in 24 Län oder Landshöfdingdömen (Landshauptmannschaften). Diese sind: a) in Götaland: 1) Malmöhus (Malmö), 2) Kristianstad, 3) Blekinge (Karlskrona), 4) Kronoberg (Weriö), 5) Jönköping, 6) Kalmar, 7) Östergötland (Linköping), 8) Gotland (Wisby), 9) Halland (Halmstad), 10) Göteborg und Bohus (Göteborg), 11) Elfsborg (Wenersborg), 12) Skaraborg (Mariestad); b) in Svealand: 13) Södermanland (Nyköping), 14) Stockholm (jedoch ohne die Stadt), 15) Upsala, 16) Westmanland (Westerås), 17) Örebro, 18) Wermland (Karlstad), 19) (Stora) Kopparberg (Falun); c) in Norrland: 20) Gefleborg (Gefle), 21) Wester-Norrland (Hernösand), 22) Jemtland (Östersund), 23) Westerbotten (Umeå), 24) Norrbotten (Luleå). Die Län, deren Größe und Bevölkerung sehr verschieden, zerfallen in 117 Fögderier (Vogteien) und in 317 Härader, die an einigen Orten Skeppslag, Bergslag oder Tingslag heißen. In *gerichtlicher Hinsicht* ist S. unter drei Hofgerichte von sehr ungleicher Größe verteilt, indem Svea-Hofrätt in Stockholm ganz Svealand und Norrland nebst der Insel Gotland, Göta-Hofrätt in Jönköping den größten Teil von Götaland und das Hofgericht für Schonen und Blekinge in Kristianstad nur diese beiden Landschaften umfaßt. Unter den Hofgerichten stehen die 116 Domsagor (Gerichtssprengel), von denen jeder mehrere Tingslag (Gerichtsbezirke, Gerichtsstellen), im ganzen 295, begreift, in welchen der Richter (Häradshöfding) der Domsaga Gericht hält. In *kirchlicher Hinsicht* zerfällt das Land in 12 Stifter oder Bistümer, von denen Upsala, mit einem Erzbischof an der Spitze, das erste ist. Die übrigen sind: Linköping, Skara, Strengnäs, Westerås, Weriö, Lund, Göteborg, Kalmar, Karlstad, Hernösand und Wisby. In jedem Stifte besteht ein Konsistorium. Außerdem bestehen in Stockholm noch ein Hof- und ein Stadtkonsistorium, die aber dem Erzbischof untergeordnet. Es gibt ferner 181 Propsteien, 1360 Pastorate, zu denen im ganzen 2569 Gemeinden gehören. Diese Einteilung in Pastorate und Gemeinden fällt in der Regel mit der *kommunalen* zusammen.

Die evang.-luth. *Kirche* nach der unveränderten Augsburgischen Konfession ist in S. Staatsreligion; doch ist jetzt jedem die freie Ausübung seiner Religion gestattet. Die fremden Religionsverwandten bestanden 1880 aus 7964 Baptisten, 1591 Methodisten, 2993 Juden, 810 Katholiken, 245 Reformierten und 17 Griechen u. s. w. Das schwed. Volk ist ausgezeichnet sowohl durch wissenschaftliche wie allgemeine Bildung und rege Teilnahme an geistigen Interessen. Kaum in den entlegensten Gegenden des Landes wird sich jemand finden, der nicht wenigstens lesen könnte und mit Katechismus und biblischer Geschichte vertraut wäre. Bei der Zerstreutheit der Bevölkerung und ihrer Wohnstätten bestehen noch viele Wanderschulen, und in ganz entlegenen Strichen ist der häusliche Unterricht die Hauptsache. Die Zahl der *Volksschulen* in S. betrug Ende 1883 13 höhere und 4156 eigentliche, von denen 862 Wanderschulen, sowie 5625 Kleinschulen, von denen 2484 Wanderschulen, Summa 9794. Die Zahl der Kinder in dem schulpflichtigen Alter betrug 716025, und von diesen waren nur 15161 ohne Unterricht. Für den höhern Unterricht sorgen die hier sog. »Allmänna Läroverk«, die in höhere und untere zerfallen. Die höhern, eigentlich kombinierte Gymnasien und Realschulen, stehen den deutschen Gymnasien ziemlich gleich. Die untern gleichen den Bürgerschulen in Deutschland. Vollständige höhere Lehranstalten sind in den Provinzstädten 35 vorhanden. An untern Lehranstalten bestehen 43, sowie 18 Pädagogien. Neben den beiden Landesuniversitäten zu Upsala (s. d.) und Lund (s. d.) besteht noch für höhere mediz. Bildung das Karolinische Institut zu Stockholm. Außer den landwirtschaftlichen Anstalten und den Militärschulen sind noch als Spezialschulen zu nennen: die technische Hochschule, die Gewerbeschule, das Forstinstitut in Stockholm, die Bergwerkschule in Philipstad, die Kunst- und Musikschulen in Stockholm, neun Schiffahrtsschulen an verschiedenen Orten und technische sowie Gewerbeschulen in den meisten größern Städten. Auch besitzt S. verschiedene öffentliche Bibliotheken, Kunstsammlungen und besonders gelehrte Gesellschaften. Unter den Sammlungen sind besonders die des Nationalmuseums und der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm hervorzuheben. Unter den Gesellschaften sind zu nennen: die wissenschaftliche Societät zu Upsala (seit 1710), die Akademie der Wissenschaften, jetzt besonders den Naturwissenschaften gewidmet (seit 1739), die Akademie für schöne Litteratur, Geschichte und Altertümer (seit 1753), die 1786 gestiftete Schwedische Akademie mit 18 Mitgliedern, welche

die Ausbildung der Sprache und Beförderung der schönen Litteratur bezweckt. Wie der geistige, so ist auch der sittliche Zustand des Volks zu rühmen.

Die Staatsverfassung S.s ist gegenwärtig durch folgende Grundgesetze bestimmt: 1) die Regierungsform vom 6. Juni 1809; 2) die Reichstagsordnung vom 22. Juni 1866, welche die auf das Gesetz vom 10. Febr. 1810 gegründete Repräsentation durch vier Reichsstände (Adelige, Geistliche, Bürger und Bauern) aufhob; 3) die Erbfolgeordnung vom 26. Sept. 1810, wonach den männlichen Descendenten Karl XIV. Johanns nach dem Rechte der Erstgeburt die Thronfolge zusteht; 4) die Preßfreiheitsordnung vom 16. Juli 1812. Hierzu kommt noch der Reichsakt von 1815, worin die Bedingungen der Union mit Norwegen (s. d.) festgesetzt sind, der in Norwegen vom Storthing als Grundgesetz 31. Juli, in S. vom Reichstag am 6. Aug. angenommen wurde, hier aber nicht als Grundgesetz gilt. Infolge dieser Grundgesetze ist S. eine mit Norwegen unter einem und demselben Oberhaupt stehende, durch den Reichstag beschränkte Erbmonarchie mit einem Könige an der Spitze, der sich zur evang.-luth. Kirche bekennen muß, höchster Befehlshaber der Land- und Seemacht, Teilhaber und Vollstrecker aller Staatsgewalten ist und allein die Regierung führt. Doch muß er den Rat seiner Staatsräte einholen, mit Ausnahme der Kriegsangelegenheiten, in welchen er auf den Vortrag der bezüglichen Minister, die dafür verantwortlich, unmittelbar entscheidet. Auswärtige Angelegenheiten entscheidet der König auf den Vortrag des bezüglichen Ministers in Gegenwart zweier Staatsräte; der Staatsminister soll immer dabei sein. Der Staatsrat wird vom Könige ernannt und zählt zehn Mitglieder: einen Minister für das Auswärtige, sechs Staatsräte für die Justiz, das Innere, die Finanzen, den Krieg, die Marine und den Kultus, und drei konsultative Staatsräte ohne Portefeuille. Einer von den zehn Staatsräten wird vom König zum Staatsminister ernannt. Dem Staatsrate steht nur eine beratende Stimme zu, und der König kann, nachdem er ihn angehört, seinen Beschluß fassen, wie er will. Wenn ein Mitglied des Staatsrats einen solchen Beschluß des Königs für ungerecht oder mit den Grundgesetzen und dem Wohle des Staats für unvereinbar erachtet, muß er einen motivierten Protest dagegen zu Protokoll geben und, ist er der Chef eines Ministerialdepartements, seine Gegenzeichnung des königl. Beschlusses (ohne welche kein königl. Erlaß Gültigkeit hat) verweigern. Er tritt dann ab mit Beibehaltung seines Gehalts. Thut er das nicht, so ist er der Nation ebenso verantwortlich, als ob er den Beschluß angeraten hätte, und er kann vor das Reichsgericht gezogen werden. Doch wird durch solchen Protest der königl. Beschluß keineswegs nichtig, sondern er gelangt nur zur Ausführung mit der Unterschrift eines andern Gegenzeichners, wenn sich ein solcher findet. Doch kommt dann der königl. Beschluß zur Entscheidung des nächsten Reichstags, welcher bestimmt, ob der betreffende Staatsrat recht gehabt hat oder nicht, und dieser nimmt in ersterm Falle sein Amt von neuem ein. So gibt es in S. verantwortliche Ratgeber, nicht aber verantwortliche Minister der Krone. Die gesetzgebende Gewalt des Königs wird vom Reichstag beschränkt, welcher über die Besteuerung, sowie über die Reichsbank und das Staatsschuldenwesen allein, in den übrigen Zweigen der Gesetzgebung aber im Verein mit dem König zu entscheiden hat.

Nach der neuen Reichstagsordnung vom 22. Juni 1866 besteht der Reichstag aus den von dem ganzen Volke gewählten Abgeordneten und zerfällt in zwei Kammern, die in allen Fragen gleiche Machtvollkommenheit besitzen. Der ordentliche Reichstag tritt jährlich 15. Jan. zusammen und dauert vier Monate, falls nicht etwa der König ihn früher auflöst und neue Wahlen anordnet. Der Abgeordnete zur Ersten Kammer muß 35 J. alt sein und wenigstens 3 Jahre Grundstücke besessen haben, deren Taxwert 80000 Kronen beträgt, oder er muß ebenso lange für ein jährliches Einkommen von 4000 Kronen an den Staat Steuern entrichtet haben. Derselbe wird von den Landstingen und den Bevollmächtigten (einer für 30000 Seelen) der größern Städte auf 9 Jahre, also indirekt gewählt und erhält keine Diäten. Die Erste Kammer soll das aristokratische Element repräsentieren und mäßigend einwirken; sie besteht gegenwärtig aus 138 Mitgliedern. Zur Zweiten Kammer wird für jeden Gerichtssprengel (Domsaga) ein Abgeordneter gewählt. Hat dieser Sprengel über 40000 E., so wird derselbe in zwei Teile geteilt, die je einen Abgeordneten wählen. Ebenso wählt jede Stadt, die 10000 Bewohner oder darüber hat, für jede vollen 10000 einen Abgeordneten. Die übrigen Städte bilden, womöglich länsweise, besondere Wahlkreise von 6—12000 E. Aktives Wahlrecht kommt in der Kommune jedem in den Gemeindeangelegenheiten stimmberechtigten Manne zu, der entweder Grundstücke zu dem Taxwert von 1000 Kronen besitzt oder wenigstens auf 5 Jahre ein Grundstück pachtet, dessen Taxwert nicht unter 6000 Kronen steht, oder für ein jährliches Einkommen von wenigstens 800 Kronen an den Staat Steuern entrichtet. Die Wahlen zur Zweiten Kammer, die vor Ende September jedes dritte Jahr vollständig erneuert werden müssen, geschehen auf dem Lande durch Elektoren, falls nicht die Stimmenmehrheit der Wählenden die unmittelbare Wahlart beschließt. In den Städten aber, die einen Bevollmächtigten oder mehrere zur Zweiten Kammer wählen, geschieht die Wahl unmittelbar durch die absolute Stimmenmehrheit der Wahlberechtigten. Wählbar ist jeder unbescholtene Mann, der wenigstens ein Jahr in der Kommune, die ihn wählt, Stimmrecht besessen hat und das Alter von 25 J. besitzt. Jedes Mitglied der Zweiten Kammer erhält aus der Staatskasse für jeden Reichstag, wenn derselbe auch länger als vier Monate dauern sollte, 1200 Kronen Diäten. Die Zahl der Abgeordneten für die Zweite Kammer beträgt 214, davon 145 vom platten Lande und 69 von den Städten (Stockholm allein 19) gewählt werden. Der König eröffnet und schließt den Reichstag auf dem Schlosse zu Stockholm, ernennt die Sprecher und Vizesprecher und läßt bei der Eröffnung den Entwurf zu dem Budget des nächsten Jahres aushändigen.

Was beide Kammern mit Stimmenmehrheit beschließen, gilt als Reichstagsbeschluß, welcher durch die Sanktion des Königs Gesetzeskraft erhält. Gehen die Beschlüsse der Kammern auseinander, so fällt die Sache mit Ausnahme solcher Angelegenheiten, die nicht aufgeschoben werden können, wie Staatsausgaben, Bewilligungen, Angelegenheiten der Bank und des Reichsschuldencomptoirs. Über solche Angelegenheiten wird noch einmal in jeder Kammer

abgestimmt, und diejenige Ansicht, welche in beiden Kammern die absolute Stimmenmehrheit erhält, gilt dann als Beschluß. Der König kann ohne die Bewilligung des Reichstags keine Abgabe erhöhen, keine Staatsanleihe machen, kein Kronbenefizium veräußern, keinen Gebietsteil abtreten. Gemeinschaftlich mit dem König kann der Reichstag Gesetze geben, verändern, aufheben und erklären. Doch darf keine Veränderung in den Grundgesetzen von dem bestehenden Reichstage angenommen (wohl aber verworfen) werden, sondern diese muß so lange ruhen, bis neue Mitglieder zu der Zweiten Kammer gewählt worden sind, wo dann die Zustimmung beider Kammern und die Sanktion des Königs erforderlich ist. Der Reichstag verwaltet allein die Reichsbank und das Reichsschuldencomptoir, bestimmt die Abgaben und Steuern, ernennt in jedem dritten Jahre einen eigenen Ausschuß von 48 Mitgliedern, welcher prüft, ob alle Mitglieder des höchsten Tribunals ihre Pflicht erfüllt haben. Der Reichstag kann nicht nur die Ratgeber des Königs zur Verantwortung ziehen, sondern ernennt auch einen Justizsachwalter (Justitie-Ombudsman), der in der Zeit, wo der Reichstag nicht versammelt, die Freiheit des Einzelnen schützt und die Beamten und Richter des Staats überwacht, auch an der Spitze eines Komitee von 6 Personen zum Schutze der Preßfreiheit steht. In jeder Stadt und auf dem Lande in jeder Kommune besteht eine Kommunalregierung. Außerdem gibt es für jedes Län seit 1862 ein Landsting, dessen Mitglieder sich in der Länshauptstadt alljährlich im September versammeln, um über die besondern Angelegenheiten des Läns zu beraten und zu beschließen. Die Rechtspflege wird von unabsetzbaren Richtern ausgeübt. Die höchste Instanz bildet das höchste Tribunal des Königs (Konungens högsta Domstol). Appellationsgerichte oder oberste Gerichtshöfe in bürgerlichen Streitsachen bilden die Hofgerichte zu Stockholm, Jönköping und Kristianstad. Unter diesen stehen als unterste Instanzen in den Städten die Rathaus- und auf dem Lande die Häradsgerichte. Für die letztern ist in jedem Gerichtssprengel (Domsaga) ein Richter (Häradshöfding) angestellt, welcher zu bestimmten Zeiten in den Orten (Tingställen) seines Sprengels Gericht (Ting) hält, dem 12 von den Einwohnern des Sprengels gewählte Abgeordnete (Nämndemän) beiwohnen. Verwerfen diese Beigeordneten einstimmig das Urteil des Richters, so gilt ihre Bestimmung als Urteil, ist aber nur einer derselben auf der Seite des Richters, so gilt die richterliche Entscheidung. Außerdem bestehen für Geistlichkeit und Militär eigene Gerichte.

Die *Finanzen* des Staats sind in höchst günstigem Zustande. Das Vermögen des Staats betrug (Ende 1883) 538½ Mill. Kronen (Fonds 107,2 Mill., Staatseisenbahnen 228 Mill., Staatsdomänen 160,6 Mill., Forsten 42,7 Mill.); die Gesamtsumme der Staatsschulden, alle für Eisenbahnen, betrug 227,9 Mill., also ein Überschuß von 310,6 Mill. Das Budget für 1886 enthält folgende Posten: Einnahmen. Überschüsse 6989000, ordentliche Einnahme 20546000, außerordentliche 53395000 (Zölle 29 Mill., Branntweinsteuer 12 Mill., die Vermögenssteuer 3250000), Anteil an dem Gewinn der Reichsbank 1,2 Mill., Summa der Einnahmen 82354500 Kronen. Ausgaben: Civilliste 1,4 Mill., Justiz 4 Mill., Auswärtiges 0,6 Mill., Landesverteidigung 20,2 Mill., Marine 7,9 Mill., Inneres 6,7 Mill., Finanzen 14,1 Mill., Kultus und Unterricht 11,9 Mill., Pensionen 3,5 Mill., Reichstag 0,6 Mill., Staatsschuld u. a. 11,2 Mill. Die Münzeneinheit ist die Krone (à 100 Öre); 1 Krone = 1 Mark 12½ Pf. Nach der königl. Verfügung vom 3. Febr. 1855 war die schwed. Münzeneinheit eine Silbermünze, Reichsthaler Reichsmünze; am 18. Dez. 1872 wurde dagegen eine Konvention zwischen Schweden, Norwegen und Dänemark abgeschlossen über ein gemeinsames, auf Gold begründetes Münzsystem, dessen Einheit dem vorigen Reichsthaler ziemlich gleich ist; eine Goldmünze von 10 Kronen soll 4,4803 g wiegen. Für Maße und Gewichte ist das Metrische System seit Jan. 1883 obligatorisch.

Das *Heerwesen* S.s wurde seit 1680 mittels des sog. Einteilungswerks Karls XI. auf eigentümliche Weise geordnet. Die Nation verpflichtete sich damals, beständig eine gewisse Anzahl Reiter (Rusthåll), Soldaten (Rothåll) und Bootsleute (Båtsmanshåll) zu unterhalten. Zu diesem Zwecke wurde das Land in kleine Distrikte (Rotar) geteilt, deren Grundbesitzer einen Mann stellen und diesen mit einem «Torp» (kleinen Grundstück) ausstatten, bewaffnen und bekleiden. Der Mann wird im Frieden als Arbeiter benutzt, außer der Zeit seiner jährlichen (vier Wochen) Übungszeit und den Fällen, wo er öffentliche Arbeiten (Festungsbau, Kanal-, Eisenbahnbauten u. dgl.) verrichtet. Außerdem nehmen alle Indeltatruppen abwechselnd an den 1873 eingeführten Herbstübungen teil. Ziehen diese «eingeteilten» (indelta) Truppen in den Krieg, so erhalten sie Sold, während außerdem der Distrikt, Gutsbesitzer, Bauer, dem er angehört, seinen Torp bestellen und, wenn er im Kriege fällt, für seine Familie sorgen muß. Die Offiziere und Unteroffiziere der eingeteilten Truppen erhalten seit 1875 statt der frühern Bezüge festen Sold. Diese Truppen, der Kern der schwed. Armee, bilden keine vom Volk abgesonderte Kaste, haben sich aber bei guter Führung stets tüchtig erwiesen. Die Indeltatruppen bilden 2 Leibgrenadierregimenter, 2 Leibgrenadierbataillone, 17 Infanterieregimenter, 3 Jägerbataillone, 3 Husarenregimenter, 2 Regimenter Dragoner und ein Jägerkorps zu Pferde. Das eigentliche stehende Heer ist gebildet aus gewöhnlich auf sechs Jahre geworbenen (värfvade) Mannschaften (2 Leibgarde-Infanterieregimenter, 1 Jägerbataillon, 1 Leibgarderegiment zu Pferde, 1 Husarenregiment, 3 Artillerieregimenter, 1 Pontonier-, 1 Sappeur- und 1 Trainbataillon); die Artillerie besteht aus 30 Batterien, darunter 6 reitende und 6 Festungsbatterien, sowie 3 Batterien für Gotland. Seit 1812 ist auch durch das Konskriptionssystem die allgemeine Wehrpflicht, d. h. die Organisation einer Landwehr (Beväring) eingeführt, bei welcher laut Beschluß von 1885 jeder Schwede vom 21. bis zum 32. Jahre dienstpflichtig ist. Von diesen Jahren dient er die sechs ersten im Beväring, die übrigen im Landsturm. Außerdem hat die Insel Gotland noch ihre eigene Miliz (21 Kompagnien), die nicht außerhalb der Insel verwendet werden darf. Dazu kommen noch die seit 1861 bestehenden Schützenvereine, deren Befehlshaber vom Könige ernannt werden. Die Gesamtstärke des Heers, mit Offizieren und Spielleuten, beträgt 1885 1) Infanterie: 26584 Mann; 2) Kavallerie: 5029 Mann; 3) Artillerie: 4593 Mann, 258 Geschütze; 4) Genie: 990 Mann; im

ganzen 37 249 Mann, davon 35 079 Unteroffiziere und Mannschaften (7886 geworbene und 27 193 eingeteilte). Hierzu kommen: a) die Miliz von Gotland, 7061 Mann, b) die Landwehr, 134 108 Mann, und c) die freiwilligen Schützenkorps, 13 537 Mann. Die wichtigsten Festungen S.s sind: Karlsborg (noch nicht vollendet), die Centralfestung des Landes, die starken Befestigungen bei Karlskrona, die Befestigungen bei Waxholm und Oskar-Fredriksborg, in der Nähe von Stockholm, die Felsenbefestigung bei Marstrand, unweit Göteborg. Regimentsschulen bestehen im besoldeten Heere bei allen Korps. Höhere Militärunterrichtsanstalten sind die Kriegsakademie im Schlosse Karlberg bei Stockholm, eine höhere Kriegsschule in Stockholm für Generalstabsoffiziere und die Anstalt zu Marieberg bei Stockholm zur Ausbildung von Artillerieoffizieren und Ingenieuren. Die **Kriegsflotte** hat (1884) folgenden Bestand: 1) Dampfer: 4 Monitors, jeder zu 2 Kanonen, 10 Panzerboote mit zusammen 10 Kanonen, 1 Schulschiff von 800 Pferdekraft und 16 Kanonen, 1 Schraubenfregatte von 1400 Pferdekraft mit 16 Kanonen, 5 Korvetten von zusammen 7610 Pferdekraft und 33 Kanonen, 18 Kanonenschaluppen mit 27 Kanonen, 4 Torpedoboote mit 2 Kanonen, 2 Avisos mit 5 Kanonen und 1 Transportdampfer, zusammen 46 Dampfer mit 22 990 Pferdekraft und 117 Kanonen; 2) Segelschiffe: 5 Korvetten, 5 Briggs mit zusammen 105 Kanonen; 3) Ruderflotille (Schärenflotille): 34 Kanonenschaluppen, 5 Mörserboote und 48 Kanonenjollen mit zusammen 113 Kanonen. Das Personal der Flotte umfaßt: 1) die königl. Flotte, 5190 Mann mit 435 Offizieren und Unteroffizieren; 2) die Seewehr (Beväring), 86 Offiziere und etwa 50 000 Mann.

Das **Wappen** ist durch ein goldenes Schächerkreuz in drei Felder geschieden, in dessen oberm drei goldene Kronen in Blau (Schweden), im untern rechten ein goldener Löwe mit Hellebarden in Rot (Norwegen), im untern linken ein roter gekrönter Löwe in blauem, von drei goldenen Schrägbalken durchzogenem Felde (Gotland). Auf dem Kreuze liegt ein ovaler gespaltener Mittelschild, auf dessen vorderer blauen und roten Hälfte eine goldene Garbe auf silbernen Schrägbalken liegt (Wappen des Hauses Wasa). Die hintere geteilte Hälfte zeigt oben im Blauen einen goldenen gekrönten Adler und unten im Blauen eine silberne Brücke mit zwei silbernen Türmen über einem silbernen Strom (Wappen von Pontecorvo). Das Wappen umgibt die Kette und das Kreuz des Seraphinenordens und wird von zwei gekrönten Löwen gehalten. Landesfarben sind blau und gelb. Die Flagge ist blau, durch ein stehendes gelbes Kreuz in Vierecke geteilt; auf dem obern innern Quadrat befindet sich als Zeichen der Vereinigung mit Norwegen das Unionskreuz, ein rechtwinkeliges Kreuz, dessen senkrechter Strich blau mit weißen Rändern, der horizontale gelb ist; die durch das Kreuz gebildeten Felder werden durch diagonale Linien in acht abwechselnd blaue und rote Dreiecke geteilt. An Ritterorden bestehen: der Seraphinenorden (das blaue Band), gestiftet 1285, erneuert 23. Febr. 1748; der Schwertorden (das gelbe Band), gestiftet 23. Febr. 1748; der Nordsternorden (das schwarze Band), gestiftet 23. Febr. 1748; der Wasa-Orden (das grüne Band), gestiftet 29. Mai 1772, und der Orden Karls XIII., gestiftet 27. Mai 1811.

Gute Karten von S. lieferten Hermelin, Hagelstam, Forsell, Klint (Seeatlas), Hahr, Selander und das Topographische Korps; gute geogr. und statist. Arbeiten Tuneld (8. Aufl., 5 Bde., Stockh. 1827—33), Sköldberg (Stockh. 1846), Forsell («Statistik S.s», 4. Aufl., Stockh. 1844), Agardh und Ljungberg (4 Bde., Stockh. 1852—63), Thomée (Stockh. 1861), Sidenbladh, «S. Statist. Mitteilungen» (Stockh. 1873), «Sweden. Statistics» (Philad. 1876) und «Royaume de Suède. Exposé statistique» (Stockh. 1878), Frisch, «Geographie und Statistik S.s», in Steins und Hörschelmanns geogr.-statist. «Handbuch» (7. Aufl., Bd. 3, 1862), Höjer, «Konungariket Sverige» (Stockh. 1872—84), Rosenberg, «Geografiskt-statistiskt haudlexikon öfer Sverige» (Stockh. 1881 fg.), «Sveriges officiela Stastistik» (Stockh. 1881 fg.). Vgl. noch Jonas, «S. und seine Entwickelung in volkswirtschaftlicher und geistiger Beziehung» (Berl. 1875); derselbe, «Illustriertes Reise- und Skizzenbuch für S.» (2. Aufl., Berl. 1876); Murray, «Handbook for travellers in Sweden» (5. Aufl., Lond. 1877); Nielsen, «Wegweiser durch S.» (Hamb. 1877); Zöller, «S., Land und Volk» (Lindau 1881); Baedeker, «S. und Norwegen. Handbuch für Reisende» (3. Aufl., Lpz. 1885).

Geschichte. Die Urgeschichte S.s bildet ein Ganzes mit der des gesamten Skandinavien (s. d.) und ist durchaus sagenhaft. Wie in den übrigen skandinav. Reichen gab es ursprünglich viele Stämme, die ungeachtet ihrer großen Verwandtschaft doch politisch getrennt waren. Zwei Hauptmassen sind unverkennbar, Goten im Süden und Schweden im Norden. Aber gemeinschaftlich war das Nationalheiligtum, der Tempel zu Upsala, und hierin schon lag der Grund zu einer nähern Vereinigung. Die Upsala-Könige schwangen sich über die kleinen Häuptlinge, die Härads- und Fylkes- (d. i. Provinz-) Könige empor, welche allmählich ausgerottet wurden. Der letzte König aus dem alten, von Oden oder dessen Enkel Yngve Frey seinen Ursprung herleitenden Königsgeschlechte der Ynglinger, Ingiald Illräda, der eine Alleinherrschaft zu gründen suchte, fand in diesem Bestreben seinen Tod. Auf die Ynglinger folgte in Upland die mit Ivar Widfamne beginnende Dynastie der Sköldunger, die von Sköld, Odens Sohne, ihre Abkunft herleiteten. Erich Edmundsson, mit dem Beinamen Wäderhatt, aus dieser Dynastie soll um das Ende des 9. Jahrh. die Alleinherrschaft über S. gewonnen haben. Schon während dieser sagenhaften Zeit waren die Schweden mit ihren Nachbarn, den Norwegern und Dänen, häufig in Kriege verwickelt, während die östl. Küsten der Ostsee schon damals der Schauplatz für ihre Seeunternehmungen wurden, wo sie Staaten gründeten, wie die übrigen Normannen in England und Frankreich. Mit Einführung des Christentums fängt die Geschichte S.s an klarer zu werden. Schon der heil. Ansgar hatte 829 einen Versuch gemacht, das Christentum in S. einzuführen, aber noch Jahrhunderte dauerte es, ehe es siegte. Olof Schooßkönig ließ sich zwar (1008) taufen; doch der Kampf des Heidentums gegen das Christentum dauerte fort, bis der Sieg des Christentums durch das Verbrennen des Upsala-Tempels unter Inge dem Ältern (Ende des 11. Jahrh.) entschieden wurde. Von da an bildete sich allmählich die kath. Hierarchie aus. Doch erst auf der Kirchenversammlung zu Linköping (1152) wurde das

Cölibat eingeführt, und das Land machte sich verbindlich, eine jährliche Steuer an den Papst zu zahlen. Während dieser Zeit standen Goten und Schweden wie zwei Nationen feindselig einander gegenüber und wählten jederseits eigene Könige. Außerdem wurde jede Provinz beinahe wie ein besonderes Reich betrachtet und hatte eigene Gesetze. Die schwed. Stämme blieben länger dem Heidentum treu.

Als endlich 1250 das Geschlecht der Folkunger den Thron bestieg, erfolgte die Verschmelzung der beiden Völkerstämme. Doch verblieben manche der provinziellen Ungleichheiten bis auf den heutigen Tag. Unter dem ersten dieses Geschlechts, Waldemar, wurde Stockholm angelegt von Birger Jarl, dem Vater und Vormund des Königs, um 1260, der zuvor schon Tawastland in Finland erobert hatte. Sein Bruder Magnus (gest. 1290), ein Gönner ausländischer Pracht und Sitte, legte den Grund zum eigentlichen Adel, schützte aber auch den gemeinen Mann durch weise Gesetze vor der Willkür der Großen und war ein Freund der Geistlichkeit. Ihm folgte sein Sohn Birger. Der treffliche Vormund desselben, Torkel Knutson, eroberte Savolax und Karelen in Finland; als aber sein Herr mündig wurde, ließ dieser, von seinen ehrgeizigen Brüdern mißleitet, ihn enthaupten. Nicht minder trefflich regierte der Vormund seines Neffen und Nachfolgers, Matts Kettilsmundson, der, Dänemarks damalige Ohnmacht benutzend, 1332 Schonen, Halland und Blekinge erwarb, welche Provinzen aber der schwache König, nachdem er mündig geworden, zurückgab. Während dieser Zeit war S.s innere Geschichte ein Wechsel von Greuelthaten und innern Zwistigkeiten. Die Könige hatten sowohl mit der Priesterschaft als mit der Aristokratie, die immer mächtiger wurde, harte Kämpfe zu bestehen, in denen sie oft unterlagen. So wurde der letztgenannte Magnus nebst seinen beiden Söhnen entsetzt, nachdem die Aristokratie seinen Schwestersohn, Albrecht von Mecklenburg, zum Thron berufen hatte (1363), den er zwei Jahre später, nach der Besiegung und Gefangennehmung des Magnus, unbestritten einnahm. Seine Regierung war kraftlos; der reiche Reichsdrost Bo Jonson Grip, der ein Dritteil des ganzen Reichs besaß, vermochte mehr als der König selbst. Albrecht unterlag 1389 in einem Treffen bei Falköping gegen die Dänen, bei welchen seine Unterthanen Hilfe gegen ihn gesucht hatten, und es vereinigte nun die Königin Margarete (s. d.) von Dänemark und Norwegen mit diesen beiden Reichen durch die Kalmarische Union (s. d.) vom 20. Juli 1397 auch das schwedische. Die Union konnte indes im Volke keine Wurzel schlagen, da sie auf die Unterdrückung der schwed. Unabhängigkeit gebaut war. Entwaffnung des Volks, drückende Steuern und grausame Züchtigung der widerstrebenden Bevölkerung waren die Thaten, wodurch sich Margaretes Regierung wie die ihres Schwestertochtersohns, Erichs XIII. von Pommern (seit 1412), charakterisierten.

Endlich erhob sich 1434 das Volk unter dem edeln Bergmann Engelbrecht, der einen großen Teil des Reichs von dem ausländischen Joche befreite. Zwar fiel schon 1436 der treffliche Mann durch Meuchelmord, aber der König wurde doch abgesetzt und mußte, auf Gotland lebend, zur Seeräuberei seine Zuflucht nehmen. Der Reichsmarschall Karl Knutsson (Bonde) wurde 1436 zum Reichsvorsteher gewählt, mußte aber 1441 sein Amt niederlegen. Den Thron bestieg sodann Christoph von Bayern, Erichs XIII. Neffe, der schon als Ausländer die Liebe des Volks nicht gewinnen konnte, obgleich er unter allen Unionskönigen noch der beste war. Unter seiner Regierung wurde (1442) ein allgemeines Landesgesetz angenommen, das bis 1734 Rechtskraft hatte. Nach Christophs Tode, 1448, wählten die Schweden, indem sie sich von der Union trennten, den ehemaligen Reichsvorsteher Karl Knutsson unter dem Namen Karl VIII. zu ihrem Könige. Doch traten diesem die weltlichen und geistlichen Herren entgegen, namentlich der mächtige Erzbischof Jöns Bengtsson (Oxenstjerna), und auf ihren Betrieb wurde schon 1450 die Kalmarische Union erneuert und festgesetzt, daß derjenige König, der den andern überleben würde, alle drei Kronen erhalten sollte. Im Kampfe gegen den verräterischen Erzbischof geschlagen, floh Karl VIII. 1457 nach Danzig, und es wurde nun der König der Dänen, Christian I., auf den schwed. Thron berufen, der wegen seiner Raubgier von dem gemeinen Manne »die bodenlose Tasche« genannt wurde. Infolge eines Aufstandes mußte er 1464 den schwed. Thron aufgeben, den der vertriebene Karl VIII. wiedererhielt, welcher aber schon 1465 demselben abermals entsagen mußte. Doch nicht Christian erhielt die Krone zurück. Die eine Partei erwählte zum Reichsverweser den Bischof Kettil (Wasa) und dessen Oheim, Jöns Bengtsson, zum Reichsvorsteher; die andere Partei, an deren Spitze die Geschlechter Sture und Tott standen, bewirkte die Zurückberufung Karls VIII. (1467), der, also zum dritten mal Regent, sich nun auch bis zu seinem Tode 1470 behauptete. Er hatte auf den Fall seines Ablebens seinen Neffen Sten Sture (s. d.) zum Reichsvorsteher ernannt, der mit königl. Gewalt regierte. Diesem folgte in derselben Würde Svante Nilsson Sture, 1504—12, und dessen Sohn, Sten Sture, der Jüngere, 1512—20, worauf der König von Dänemark, Christian II., als König von S. anerkannt wurde. Doch kaum hatte dieser den Thron bestiegen, so ließ er in dem sog. Stockholmer Blutbad (8. bis 10. Nov. 1520) die Edelsten und Angesehensten der Nation grausam aus dem Wege räumen, um auf den Trümmern der Aristokratie seine absolute Macht aufzurichten.

Durch diesen Frevel gereizt, erhoben sich die Schweden gegen den tyrannischen Christian II. unter Anführung Gustav Wasas, der 1521 zum Reichsvorsteher und 1523 zum König erwählt wurde. Damit hörte die Kalmarische Union für immer auf. Gustav I. brach die Macht des kath. Klerus und führte die Reformation allmählich und mit großer Klugheit ein. Die Klöster und geistlichen Güter, bei deren Einziehung er nicht ohne Härte verfuhr, bereicherten den Staat bedeutend. Dies aber, besonders die Wegnahme der Kirchenglocken, erbitterte die Dalekarlier, die dreimal sich empörten. Auch hatte er gegen den Adel in Westgotland und gegen das von Dacke mißgeleitete Volk in Småland, endlich gegen die Lübecker, die auf übertriebene Handelsfreiheit pochten, zu kämpfen. Aber stark und fest, wußte Gustav alle Hindernisse niederzuschlagen, die Ruhe zurückzuführen und den Thron in seinem Geschlecht erblich zu machen. Auch folgte ihm nach seinem Tode ohne Widerrede der älteste Sohn Erik oder Erich XIV., 1560—68, der halb wahnsinnig durch seine Brüder vom Throne gestoßen wurde. Den Thron nahm hierauf Johann III. ein, unter welchem, wie unter seinem

Vorgänger die Aristokratie, so jetzt das Papsttum von neuem das Haupt erhob. Im Stettiner Frieden von 1570 mußte er Gotland und die alten Ansprüche auf Schonen, Halland und Blekinge an Dänemark überlassen. Eine allgemeine Empörung drohte gegen ihn auszubrechen, als er 1592 starb und ihm sein kath. Sohn Sigismund folgte, der 1587 zum König der Polen erwählt worden war. Da das Volk ihn wegen seines Eifers für die kath. Kirche haßte, so gelang es seinem ehrgeizigen Oheim Karl, einem eifrigen Protestanten, leicht genug, Sigismund 1600 zu entthronen und 1604 unter dem Namen Karl IX. den schwed. Thron zu besteigen. Dieser befestigte die luth. Kirche, unterdrückte die Aristokratie, begründete den Bergbau und machte viele treffliche Einrichtungen. In seinen Fehden mit Rußland, Polen und Dänemark hatte er anfangs kein Glück; zuletzt aber war er sogar nahe daran, seinen jüngern Sohn zum Zaren von Rußland zu erheben. Diese Kriege endete nach seinem Tode, 1611, glücklich sein großer Sohn Gustav II. Adolf. Mit der Sicherheit des Reichs suchte dieser die Beschützung der prot. Lehre zu verbinden. Auf die Bekämpfung Polens und Rußlands, mit denen der Friede beinahe immer schwankte, verwendete er die ersten 19 Jahre seiner Regierung. Nachdem er sich gegen Polen, Russen und auch gegen die feindlichen Dänen siegreich behauptet und Schweden zur ersten nordischen Macht erhoben, begann er im prot. Interesse, mit dem die Existenz des schwed. Königthums eng verwachsen war, einen Kampf mit der habsburgischen Macht, welcher der europ. Geschichte angehört. (S. Dreißigjähriger Krieg.) Sein Siegeslauf, der ihm die leitende Macht in Deutschland in die Hand zu legen versprach, endete durch seinen Tod, den er 6. Nov. 1632 zu Lützen fand. Auch in den innern Verhältnissen des Reichs war seine Thätigkeit von anhaltender Wirkung. Gustav Adolf errichtete Kollegien, Gymnasien, die Universität zu Dorpat, schenkte der zu Upsala alle seine Familiengüter, belebte den Bergbau und den Handel u. s. w. Die Aristokratie bildete sich durch die im Kriege erlangte Stellung, sowie durch die in Deutschland gewonnenen Reichtümer zu einer überwiegenden Macht im Staate aus. Noch mehr geschah dies, als die minderjährige Königin Christine ihrem Vater auf dem Throne folgte, unter einer vormundschaftlichen Regierung, an deren Spitze Axel Oxenstjerna stand. Als Christine 1644 den Thron selbst bestieg, umgab sie sich mit einem glänzenden Hofstaat und leistete dem Adel durch Schenkungen der Domänen u. s. w. noch weitern Vorschub. Torstensons Siege hatten 1645 den Frieden zu Brömsebro zur Folge, in welchem Dänemark an S. Jemtland und Herjedalen nebst den Inseln Gotland und Ösel, Halland aber auf 30 Jahre überließ und die Befreiung der schwed. Schiffe vom Sundzoll bewilligte. Durch den Westfälischen Frieden erwarb S. die deutschen Herzogtümer Bremen, Verden, Vorpommern, einen Teil Hinterpommerns und Wismar nebst der deutschen Reichsstandschaft.

Allgemeine Unzufriedenheit unter dem Volke, besonders aber ihr wankelmütiger und launenhafter Charakter bewog die Königin Christine 1654, die Regierung an ihren Vetter, den Pfalzgrafen von Zweibrücken, abzutreten, der unter dem Namen Karl X. Gustav (s. d.) den Thron bestieg. Seine kühnen Unternehmungen gegen Polen, Rußland und Dänemark setzten die Welt in Erstaunen, und seine Eroberungen von letzterm Reiche sind die einzigen, die S. noch geblieben sind. Er starb 1660 und ihm folgte sein unmündiger Sohn Karl XI. (s. d.). Die Regierung übernahmen die verwitwete Königin Hedwig Eleonore, der Kanzler de la Gardie und vier andere Reichsräte. Karl Gustav hatte im Roeskilder Frieden mit Dänemark (1658) Drontheim und Bornholm, Blekinge, Schonen, Halland und Bohuslän erworben. Die vormundschaftliche Regierung schloß 1660 mit Polen den Frieden zu Oliva, wodurch ganz Livland bis zur Düna an S. kam, mit Dänemark den zu Kopenhagen, in welchem sie Drontheim und Bornholm zurückgab, und 1661 auf der Grundlage des Stolbower Friedens einen Vergleich mit Rußland. Durch Bestechung ließen sich die Vormünder zu einem sehr nachteiligen Bündnis mit Frankreich gegen Dänemark und Brandenburg verleiten. Doch verlor S. im Frieden von St.-Germain und Lund 1679 nichts weiter, als was es in Pommern jenseit der Oder besessen hatte. Die Finanzen des Staats waren durch die Schuld der vormundschaftlichen Regierung in eine sehr schlechte Lage geraten; die Einkünfte reichten nicht mehr hin zur Bestreitung der Ausgaben. Darum fand jetzt endlich das Verlangen des Volks nach einer Zurücknahme (Reduktion) der der Krone entrissenen Güter Gehör, die aber durch die Art, wie man sie ausführte, ungerecht und verhaßt wurde. Durch Gustav Wasas Reduktion waren ungefähr 20000 Hufen, welche die Geistlichen sich zu verschaffen gewußt, wieder an das Reich gekommen, durch die, welche Karl XI. 1680 vornahm, gewann der Staat 10 Grafschaften, 70 Baronien und eine große Menge adeliger Güter und Kronhufen, welche der Adel seit Erich XIV., besonders aber in der letzten Zeit teils als Geschenke, teils angeblich käuflich an sich gebracht hatte. Die Reduktion zog allerdings den Untergang vieler ausgezeichneter Familien nach sich. S. war seit Gustavs I. Tode, 119 Jahre, in beinahe unaufhörliche Kriege verwickelt gewesen und hatte darin oft Ehre und Ansehen geerntet. Jetzt bedurfte und erhielt es Ruhe, die Karl XI. zur bessern Entwickelung der innern Verhältnisse benutzte. Unter seinem Sohne und Nachfolger Karl XII. (s. d.), 1697—1718, der trotz seiner Herrschsucht und Halsstarrigkeit von den Schweden hochgehalten wird, begann der Nordische Krieg (s. d.), welcher die Nation so schwächte, daß sie nach Verlauf von 100 Jahren sich kaum wieder erholen konnte.

Vom Tode Karls XII. 1718 bis zur Regierungsveränderung 1772 war S., besonders seit 1739, ein Tummelplatz der Parteistreitigkeiten, die sich auf den Reichstagen unter franz., russ. oder engl. Einfluß entwickelten. Dem König Karl XII. folgte auf dem Throne seine jüngere Schwester Ulrike Eleonore, doch nicht sowohl durch Erbrecht, als durch freie Wahl der Stände, welche die alte Regierungsform unter noch größerer Beschränkung der königl. Macht wiederherstellten. Ihr Gemahl war Friedrich von Hessen-Kassel, der mit Bewilligung der Stände 1720 die Regierung übernahm und sie bis 1751 führte. Als ein schwacher Fürst wurde er von den Parteien des Adels beherrscht, und der Adel machte sich unabhängig. Auch diese Epoche war von dauernden Kriegen und unglücklichen Friedensschlüssen erfüllt. Im Frieden zu Stockholm mußte S. 1719 Bremen und Verden

an Hannover und 1720 Stettin und Vorpommern bis an die Peene an Preußen, im Nystader Frieden (1721) Livland, Estland, Ingermanland und einen Teil von Wiborgslän an Rußland abtreten, dann im Frieden mit Dänemark zu Frederiksborg (1720) auf die Befreiung vom Sundzoll verzichten. Auf Anstiften einiger erhitzter Köpfe aus der sog. Partei der Hüte begann man 1741, um die an Rußland abgetretenen Provinzen wiederzuerlangen, abermals einen Krieg, den 1743 der für S. schimpfliche Friede zu Åbo endete, in welchem ein Teil Finlands bis an den Kymenefluß verloren ging und die Thronfolge in S., da die Königin kinderlos war, dem Herzog Adolf Friedrich von Holstein, Bischof von Lübeck, einem nahen Verwandten der russ. Kaiserin, zugesichert ward.

Unter des letztern Regierung, 1751—71, nahm S. 1757 einen schwachen und erfolglosen Anteil am Siebenjährigen Kriege. Im Innern zerrütteten die unter dem Namen der Hüte und Mützen bekannten Parteien das Reich, und die königliche Gewalt sank zum Schattenbilde herab. Als Gustav III. (s. d.) 1771 seinem Vater in der Regierung gefolgt, ließ er es 1772 sein erstes Geschäft sein, die Fesseln der gewaltigen Aristokratie zu brechen. Er unternahm auch gegen Rußland einen zwar erfolglosen, aber nicht ruhmlosen Krieg, erweiterte 1789 die königl. Macht, wurde jedoch deswegen 1792 das Opfer einer Verschwörung. Ihm folgte unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Karl von Södermanland, sein Sohn Gustav IV. Adolf (s. d.), der durch die unblutige Revolution von 1809 den Thron verlor, welchen der Herzog von Södermanland unter dem Namen Karl XIII. (s. d.) bestieg. Diese Revolution beendete für S. den Streit zwischen Monarchie und aristokratischer Vielherrschaft, und während man die königl. Macht hinlänglich zu kräftigen, dabei aber eine Garantie gegen die Eingriffe in die Rechte und Freiheiten des Volks festzusetzen suchte, glaubte man eine allen Forderungen genügende Verfassung aufgestellt zu haben. Als der Stamm der Wasa nach einer 300jährigen Regierung erlosch und eine neue Königswahl notwendig wurde, wählte man den Prinzen Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der den Namen Karl August annahm, zu des Königs künftigem Nachfolger. Mit Rußland schloß man den Frieden zu Fredrikshamn 17. Sept. 1809, in welchem ganz Finland und Westerbotten bis zum Torneå- und Muniofluſſe nebst den Ålandsinseln abgetreten wurde, mit Dänemark den zu Jönköping 10. Dez. 1809 und mit Frankreich den zu Paris 6. Jan. 1810, in dem S. dem Kontinentalsystem beitrat. Inzwischen starb aber der Kronprinz Karl August eines plötzlichen Todes, und der Reichstag zu Örebro wählte nun im Aug. 1810 den franz. Marschall Bernadotte zum Thronfolger, der unter dem Namen Karl Johann von Karl XIII. adoptiert ward. Auf Andringen Napoleons mußte S. England den Krieg erklären. Doch das Drückende dieses Kriegszustandes, sowie die immer steigenden Anmaßungen Frankreichs führten 1812 dahin, daß sich S. den gegen Napoleon verbündeten Mächten anschloß. Durch den Frieden mit Dänemark zu Kiel 14. Jan. 1814 sollte S. zu dem Besitz Norwegens gelangen; dagegen trat es seinen Anteil an Pommern und die Insel Rügen ab.

Karl XIV. Johann (s. d.), der nach dem Tode Karls XIII. 1818 den Thron bestieg, war vor allem bemüht, den materiellen Zustand des Landes zu heben. Doch gelang es ihm nicht, im Lande ganz heimisch zu werden; Preßprozesse riefen (namentlich im Sommer 1838) tumultuarische Scenen in der Hauptstadt hervor, welche den reaktionären Einflüssen, unter denen der König stand, neuen Anlaß gaben, ihn mit Mißtrauen gegen das Volk zu erfüllen. Am 8. März 1844 starb Karl Johann, und es folgte ihm sein Sohn Oskar I. (s. d.), von dem man namentlich die Erledigung der Verfassungsreform erwartete. Als der Reichstag im Juli zusammenkam, ward der von dem Konstitutionsausschuß 1840 vorgelegte Reformentwurf zur Verhandlung gebracht. Derselbe fand bei dem Bürger- und Bauernstande eine große Majorität, wurde jedoch vom Adel und Klerus abgelehnt. Dagegen setzte der König (1845) eine Reform der Kriminalgesetzgebung und eine Veränderung der Erbgesetze ins Werk, welche für alle Stände und Geschlechter gleiches Erbrecht bestimmte. Im nächsten Jahre ergriff dann die Regierung selbst die Initiative in den Verfassungssachen und veranlaßte die Bildung einer Kommission, um die Repräsentationsfrage zu prüfen. Materielle Reformen, wie die Abschaffung des Zunftzwangs, die größere Förderung von Handel und Gewerbe, die Vorbereitung von Eisenbahnanlagen, wurden zu gleicher Zeit durchgeführt. Im Sommer 1847 war die bestellte Kommission mit ihrem Entwurf fertig, und 15. Nov. trat der Reichstag zusammen. In seine Beratungen fiel die polit. Bewegung vom Febr. 1848, welche auch S. nicht gänzlich unberührt ließ. Das nächste Ergebnis war (April) ein Wechsel im Ministerium zu Gunsten des Liberalismus und die Zusage einer baldigen Entscheidung der Verfassungsangelegenheit. Schon 1. Mai ward hierauf den Ständen der Entwurf der neuen Nationalrepräsentation übergeben, wonach nur noch zwei Kammern bestehen sollten, beide gewählt, die erste aus 120 Mitgliedern, deren Mandat auf neun Jahre lautete, die zweite aus 150, die man für jeden Reichstag zu wählen hatte. Dazu kamen dreijährige Periodicität des Reichstags und ein freisinnig ausgedehntes Wahlrecht. Dieser Entwurf ward von dem Verfassungsausschuß angenommen, aber die definitive Entscheidung, der Verfassung gemäß, erst dem nächsten Reichstage vorbehalten.

Inzwischen brach der Streit zwischen Dänemark und Deutschland aus, in welchem S. nicht unbeteiligt bleiben zu können glaubte. Schon seit Jahren hatte sich in der Nation, namentlich unter der Jugend, eine skandinav. Einheitstendenz geltend gemacht, die den alten Haß zwischen Schweden und Dänen milderte, und die nun dazu beitrug, die dän. Sache in S. populär zu machen. Aber auch die Regierung, sonst der skandinav. Bewegung nicht hold, verfolgte diese Richtung, zumal als der Reichstag 3 Mill. zu dem Zwecke bewilligte. Es kam ein enges Bündnis zwischen S. und Dänemark zu Stande, infolge dessen schwed. Truppen nach Fünen abgingen und die schwed. Politik eine aktive Teilnahme am Kampfe gegen Deutschland in Aussicht stellte. Unter schwed. Vermittelung wurde 26. Aug. 1848 der Waffenstillstand zu Malmö abgeschlossen. Aber bald erkaltete in S. selbst die Teilnahme für die dän. Sache, sodaß Dänemark 1849 vergeblich versuchte, die Schweden zu einer thätigen Mitwirkung zu bringen. S. blieb neutral, und es ward ihm deshalb bei dem Waffen-

stillstand vom 10. Juli 1849 die Besetzung Nordschleswigs übertragen. Als im Nov. 1850 der Reichstag zusammentrat, fand der Verfassungsentwurf von 1848 nur beim Bürgerstande die Mehrheit, alle andern Kurien verwarfen ihn. Die Folge war eine Modifikation des Ministeriums und abermalige Verschiebung der Sache. Bei Beginn des Krimkriegs suchte die Regierung durch einen Neutralitätsvertrag mit Dänemark sich gegen die unfreiwillige Verflechtung in den Krieg zu schützen, traf jedoch zugleich Rüstungen. Der Reichstag zeigte sich hierin einverstanden und bewilligte die zur Durchführung der bewaffneten Neutralität begehrten Mittel. Einverständnis herrschte auch zwischen Regierung und Reichstag in Betreff der Beschränkung des Branntweingenusses mittels der Verteuerung des Branntweins durch eine hohe Steuer, die überdies dem Staatseinkommen sehr förderlich wurde. Ferner beschloß dieser Reichstag, der 5. Dez. 1854 aufgelöst wurde, ein neues Kriminalgesetz, eine Steuerreform, Einführung des Decimalsystems in Münze, Maß und Gewicht, Verbesserung der Administration, Bewilligung von Mitteln zu wissenschaftlichen, nationalökonomischen und wohlthätigen Zwecken. In der äußern Politik wurde 21. Nov. 1855 zwischen S.-Norwegen und den Westmächten (Frankreich und England) ein Schutzbündnis abgeschlossen, veranlaßt durch russ. Übergriffe bei der Fischerei und der Jagd im Norden infolge der unsichern Grenzen. S.-Norwegen verpflichtete sich, keine Gebietsteile an Rußland abzutreten, wogegen es bei etwaigen Angriffen Rußlands die Hilfe der Verbündeten zugesichert erhielt. Im Pariser Frieden von 1856 ging Rußland bereitwillig auf die deshalb gestellten Bedingungen ein, verpflichtete sich auch, die Alandsinseln ferner nicht zu befestigen.

Der Reichstag von 1856—58 erweiterte die Handelsfreiheit und bewilligte zum Eisenbahnbau bedeutende Summen. Da der König schwer erkrankt war, so wurde dem Kronprinzen Karl 25. Sept. 1857 die Regentschaft übertragen, welche er bis zu dem 8. Juli 1859 erfolgten Tode seines Vaters fortführte. Karl XV. (s. d.) schlug eine ganz volkstümliche Politik ein, sodaß die Opposition, die sich in den letzten Regierungsjahren seines Großvaters entwickelt, unter seinem Vater aber bereits abgenommen hatte, nun vollends erlosch. Der erste Reichstag unter seiner Regierung trat 15. Okt. 1859 zusammen. Obschon mehrere zeitgemäße Veränderungen an dem Widerspruch des einen oder andern Reichsstandes scheiterten, auch eine Kollision des Reichstags mit dem norweg. Storthing über die unionellen Verhältnisse eintrat, sodaß nur der König dem gänzlichen Bruche vorbeugen konnte, fanden doch viele wichtige innere Angelegenheiten ihre Erledigung. Das Kommunalwesen auf dem Lande wie in den Städten wurde reformiert, die Religionsfreiheit erweitert, den Israeliten im ganzen Lande die Erwerbung von Grundbesitz bewilligt, der Paßzwang aufgehoben, ein neues Konkursgesetz hergestellt, die Errichtung einer allgemeinen Hypothekenbank beschlossen und zur Fortsetzung der Eisenbahnbauten bedeutende Mittel bewilligt. Nachdem 15. Okt. 1862 der Reichstag wieder zusammengetreten, legte ihm die Regierung den Entwurf einer neuen Reichstagsordnung (datiert 5. Jan. 1863) vor, der günstig aufgenommen wurde. Doch mußte, dem Grundgesetz gemäß, die Entscheidung der wichtigen Angelegenheit bis zum nächsten Reichstage ruhen. Es kam eine gesetzliche Bestimmung zu Stande, wonach in Abwesenheit oder bei Krankheit des Königs der dem Throne am nächsten stehende volljährige königl. Prinz die Regierung führen soll. Hieran schlossen sich neue Straf-, See- und Jagdgesetze, ein Gesetz über kirchliche Repräsentation, über Gestattung bürgerlicher Heiraten zwischen Christen und Israeliten und die Herstellung vollständiger Gewerbefreiheit. In dem deutsch-dän. Konflikt waren die Sympathien sowohl der Regierung, als auch des Volks auf der Seite der Dänen, und das schwed. Kabinett bemühte sich eifrig, die Existenz der dän. Monarchie im Fall des Ausscheidens von Holstein und Lauenburg zu sichern. Als jedoch mit dem Tode König Friedrichs VII. (15. Nov. 1863) die Lage der Dinge sich so gestaltete, daß der Bruch zwischen Dänemark und Deutschland als unvermeidlich erschien, ließ die schwed. Regierung von dem bereits verhandelten Bündnis mit Dänemark ab, obgleich die Stände 3 Mill. zur Vervollständigung der Rüstungen bewilligten. Am 15. Okt. 1865 trat der Reichstag zusammen, welchem die Abstimmung über die in der vorigen Session von der Regierung vorgelegte Reichstagsordnung zukam. Der Entwurf wurde von allen vier Ständen (4., 7. und 8. Dez. 1865) angenommen und erhielt 22. Juni 1866 durch die Unterschrift des Königs die gesetzliche Kraft. Die dem Bedürfnis längst nicht mehr entsprechende Ständevertretung war hiermit abgethan und dafür ein Zweikammersystem mit entsprechender Wahlordnung eingeführt. Im Sommer 1866 veranstaltete man in Stockholm die erste skandinav. Industrie- und Kunstausstellung, zu welcher auch Finland Beiträge lieferte. Diese Ausstellung gab einen erfreulichen Beweis von der Entwickelung der schwed. Industrie, zog aber infolge des preuß.-österr. Kriegs die Aufmerksamkeit des Auslandes weniger auf sich.

Am 15. Jan. 1867 trat der erste Reichstag nach der neuen Ordnung zusammen. Derselbe bewilligte zunächst bezüglich der Eisenbahnen die Mittel für die Fortführung der Bahn nach Christiania, kam aber bezüglich der Frage der Heeresreorganisation zu keiner Entscheidung. Die Vermählung der einzigen Tochter des Königs, Luise, geb. 31. Okt. 1851, mit dem Kronprinzen von Dänemark, Christian Friedrich Wilhelm Karl, 28. Juli 1869, zu welcher die dän. Königsfamilie in Stockholm war, fand sowohl in S. als auch in Dänemark großen Beifall. Am 18. Sept. 1872 starb König Karl XV. zu Malmö. Da er keine männlichen Erben hinterließ, so folgte ihm sein ältester Bruder Oskar Friedrich, seither Herzog von Ostgotland (geb. 21. Jan. 1829), als Oskar II. (s. d.) auf dem Throne der vereinigten Königreiche. Dieser Thronwechsel hatte auch einen Wechsel der auswärtigen Politik zur Folge, da König Oskar II. nicht, wie sein Bruder, für Frankreich, sondern für Deutschland Sympathien hegte. Die Jahre 1872—83 kennzeichnen sich durch fortgesetzte, aber resultatlose Versuche einer Reorganisation des Heerwesens, durch eine lebhafte Entwickelung auf allen industriellen und kommerziellen Gebieten, sowie durch ein fortwährend gutes Verhältnis zu sämtlichen auswärtigen Mächten. Die Grundbesitzer, die in der Zweiten Kammer überwiegend sind, wollen nicht die Lasten einer neuen Armeeorganisation übernehmen, wenigstens nicht eher, bis die auf den Gütern lastenden Abgaben abgeschafft werden, die einen jährlichen Wert von

etwa 10 Mill. Kronen haben. Endlich kam es 1885 zu einer partiellen Lösung der beiden Fragen; 30 Proz. der Grundlasten wurden abgeschafft und eine verhältnismäßige Erhöhung der Wehrpflicht bewilligt. Die von S., Norwegen und Dänemark 19. Dez. 1872 unterzeichnete, den Übergang zur Goldwährung anbahnende Münzkonvention wurde vom Reichstag 1873 genehmigt. Durch den Vertrag vom 10. Aug. 1877 trat S. seine einzige Kolonie, die westind. Insel St.-Barthélemy, gegen eine Entschädigung von 80000 Frs. an Frankreich ab. Die Vermählung des Kronprinzen Gustav, Herzogs von Wermland, geb. 16. Juni 1858, mit der Tochter des Großherzogs von Baden, Prinzessin Victoria, geb. 7. Aug. 1862, fand 20. Sept. 1881 in Karlsruhe statt. In dem zwischen der Kammer und dem norweg. Storthing entstandenen Verfassungsstreit stellte sich das schwed. Ministerium auf die Seite des Königs und erklärte 6. März 1884, daß ohne dessen Zustimmung und Genehmigung weder im norweg., noch im schwed. Grundgesetz eine Änderung vorgenommen werden dürfe. Die Thronrede bei der Eröffnung des Reichstags 18. Jan. 1886 kündigte Vorlagen über Umbildung des Rechtswesens und des Bankwesens an und beanspruchte die zur Fortsetzung der nördl. Stammeisenbahn erforderlichen Mittel. Der von der Regierung vorgeschlagene Einfuhrzoll für Getreide wurde von der Ersten Kammer am 4. März abgelehnt, von der Zweiten Kammer am 6. März genehmigt, von letzterer aber die für den zweiten Sohn des Königs, den Prinzen Oskar, verlangte Apanage von 26000 Kronen abgelehnt.

Litteratur. Vgl. über die schwed. Geschichte die Quellensammlungen von Fant, Geijer und Schröder («Scriptores rerum Suecicarum medii aevi», 3 Bde., Upsala 1818—76); ferner «Handlingar rörande Skandinaviens historia» (Stockh. 1830 fg.); das von Liljegren begonnene, von Hildebrand fortgesetzte «Diplomatarium Suecanum» (Stockh. 1827 fg.) u. a. Von den ältern Geschichtschreibern sind zu nennen: Dalin, «Geschichte von S.» (deutsch, 4 Bde., Greifsw. 1756—64); Lagerbring, «Svea Rikes Historia» (4 Bde., Lund 1763—83, herabreichend bis 1457); dessen kürzeres Werk «Abriß der schwed. Reichshistorie» (Rost. 1776); Rühs, «Geschichte S.s» (5 Bde., Halle 1804—14). Die Hauptwerke lieferten jedoch Geijer (s. d.), Carlson (s. d.), Fryxell (s. d.), Strinnholm (s. d.) und C. H. Malmström. Um die Kirchengeschichte machten sich Reuterdahl (s. d.) und Anjou verdient.

Schwedenschanzen, s. Heidenschanzen.

Schwedisches Grün, soviel wie Arsenigsaures Kupferoxyd, s. unter Kupfer (-Verbindungen, 8).

Schwedische Heilgymnastik, s. unter Heilgymnastik.

Schwedische Litteratur und Kunst. Den eigentlichen Beginn der schwed. Litteratur hat man in den Folkvisor zu suchen, jenen nordischen Romanzen, die durch ihren Anschluß an mythische Überlieferungen in die vorchristl. Zeit hinaufreichen, jedoch zum größten Teile während des 14. und 15. Jahrh. entstanden, seitdem unter mannigfachen Umwandlungen, in ihrem Bestande bald gemindert, bald durch neue, umgedichtete, nachgebildete Lieder vermehrt, Jahrhunderte hindurch sich im Gedächtnisse des Volks erhalten haben. Die Folkvisa, in ihrer frühesten Gestalt als Kämpavisa, entwickelte sich im Verlaufe des 12. und 13. Jahrh. aus den isländ. Rimur; wie diese vorzugsweise zum Gesange bestimmt und in strophischer Form mit meist alternierenden Schlußreimen, erzählt sie von den Thaten ausgezeichneter Vorfahren. Während sie einen oft an das Ungeheuerliche, ja Rohe streifenden Charakter trägt, atmet aus der unter dem Einflusse der Kirche mit ihren Heiligen und des Rittertums hervorgegangenen spätern Form der Riddarvisa ein viel milderer Geist. Dem auch hier noch vorherrschend Epischen tritt ein lyrisches Element zur Seite, das sich teils in der ganzen Stimmung, teils noch in eigentümlicher Weise im Kehrreim geltend macht; das jedoch sie alle beseelende ist die stets miterfundene, untrennbare Melodie des Gesangs. Sammlungen veranstalteten Geijer und Afzelius («Svenska Folkvisor», 3 Bde., Stockh. 1814—16; neue Aufl. 1880), Atterbom («Nordmannaharpan», Upf. 1816), Arwidsson («Svenska Fornsånger», 3 Bde., Stockh. 1834—48), Afzelius («Afsked af Svenska Folkharpan», Stockh. 1849), Cavallius und Stephens («Sveriges historiska och politiska Visor», Bd. 1, Örebro 1853). Was von schriftlichen Denkmälern aus der Zeit vor der Reformation erhalten ist, reicht nicht über das 12. Jahrh. hinauf. Es besteht neben den Provinzgesetzen in Chroniken und Übersetzungen teils biblischer und theol. Schriften, teils ausländischer Romane. Unter den Gesetzen gehören das «Vestgötalag» und das «Upplandslag» zu den ältesten; schon in die erste Hälfte des 14. Jahrh. fallen das «Östgötalag», «Södermannalag», «Dalalag», «Helsingalag», «Vestmannalag», «Gotlandslag», «Bjärköa-rätten» u. a. Um ihre Herausgabe hat sich besonders Schlyter verdient gemacht (Bd. 1—13, 1827—77). Der Zeit und teilweise dem Inhalte nach sind auch hier zu erwähnen das Buch «Um Styrilse Kununga ok Höfdinga», eine Art altschwed. Königsspiegel (herausg. von Bure, Stockh. 1634; von Scheffer, Stockh. 1669), und die «Offenbarungen der heil. Brigitta» (beste Ausg. die von Klemming, Bd. 1—4, 1857 fg.), geschrieben von ihrem Beichtvater Matthias, dem man zugleich die älteste schwed. Bibelübersetzung verdankt. Von den Chroniken verdienen durch Umfang wie Gehalt genannt zu werden: die prosaische, 1615 von Messenius herausgegeben; ferner die kleine und die große Reichschronik (gedruckt in den «Scriptores rerum Svecicarum», Bd. 1, sowie in «Svenska medeltidens rimkrönikor», herausg. von Klemming, Bd. 1—3, 1865—69), beide aus dem 15. Jahrh. In großer Anzahl sind die teils gereimten, teils prosaischen Nachbildungen und Übersetzungen fremder Romane und Volksbücher vorhanden, die man zum Teil, obwohl nicht ganz richtig, unter dem Namen von «Drottning Eufemias Visor» begreift. Mehrere von ihnen (z. B. «Flores och Blanzeflor», «Iwan och Gawian», «Namnlös och Valentin», «Vilkina Sagan» u. a.) sind nebst andern hierher gehörigen Schriften in den «Samlingar» der Svenska Fornskrift-Sälskap veröffentlicht worden; die einer etwas spätern Zeit angehörigen Volksbücher hat Bäckström (2 Bde., Stockh. 1850—52) herausgegeben.

Die Stiftung der Universität zu Upsala 1477 trug anfangs wenig zur Belebung der höhern Gelehrsamkeit bei, weil sie damals wenig mehr als eine Kapitelschule war, und in den Zeiten Johanns III. lag sie sogar ganz danieder. Die Apostel der Reformation, die Brüder Olaus und

Laurentius Petri, Melanchthons Schüler, vertreten beinahe die ganze Litteratur ihres Zeitalters, weil sie zugleich Bibelübersetzer, Chronikschreiber und Dichter waren. Die Bibelübersetzung, hauptsächlich ein Werk des Laur. Petri, in einer kräftigen, körnigen Sprache geschrieben, übrigens nicht frei von Mißverständnissen und auch nicht von Germanismen, hatte vielen Einfluß auf die Ausbildung der schwed. Prosa; weniger gelang das Gesangbuch, das beim Kirchengebrauch eingeführt wurde. Die in der Landessprache abgefaßte Reichsgeschichte des Olaus Petri ist in stilistischer und kritischer Hinsicht nicht ohne Verdienst. Gleichzeitig schrieben die ausgetriebenen katholischen, in Rom lebenden Brüder Johannes Magni, vormals Erzbischof zu Upsala, gest. 1541, und Olaus Magni, gest. 1558, jeder eine abenteuerliche Historie der nordischen Völkerschaften, aber lateinisch. Gustav I. selbst sprach und schrieb einfach schön, rein und kräftig, nicht selten derb; sein ältester Sohn, Erich XIV., war Dichter und Psalmist; sein jüngster, Karl IX., Chronist und Theolog; der mittlere, Johann III., zwar nicht Schriftsteller, aber gelehrt. Dennoch erlaubten seine übrigen Sorgen Gustav I. nicht, etwas Namhaftes für die öffentliche Erziehung zu thun; ebenso wenig war dies der Fall während der folgenden unruhigen Zeiten, wiewohl sich Karl IX. bemühte, die Universität zu Upsala wieder zu heben. So stand denn die allgemeine wissenschaftliche Bildung bei Gustav II. Adolfs Regierungsantritt auf keiner hohen Stufe. Die Litteratur war sehr dürftig, indem sie aus wenig mehr als einigen neuen Königs- und Bischofschroniken, einem Haushaltungsbuche vom Grafen Per Brahe dem Ältern (1581) und einem von Aberglauben erfüllten Arzneibuche bestand. Jetzt traten in Upsala zwei gelehrte Professoren auf, die miteinander um die Gunst der Jugend so heftig wetteiferten, daß der König, um der Unruhe ein Ende zu machen, beide abberufen mußte. Der erste, Joh. Messenius (gest. 1637), schrieb Geschichtskomödien, die er von Studenten aufführen ließ; später verfaßte er während seiner 20jährigen harten Gefangenschaft zu Cajaneborg in 20 Bänden ein großes histor. Werk «Scondia illustrata», das, wiewohl sehr unkritisch, doch für die spätern Zeiten von Wichtigkeit ist. Sein Nebenbuhler, Joh. Rudbeckius, erhielt den Bischofsstuhl zu Westerås und organisierte die Schulen, das Gymnasium und die theol. Studien in seinem Stifte auf eine Art, die seitdem zum Vorbilde gedient hat. Gustav II. Adolf begründete viele Schulen und die ersten Gymnasien und legte jeder Familie eine Abgabe auf, die zur Unterstützung armer Bauersöhne auf den Schulen bestimmt war. Die Universität zu Upsala dotierte er in außerordentlich reicher Weise und ermunterte durch sein Beispiel vermögende Privatleute, durch Stipendien und andere Stiftungen ebenfalls zum Flor der Lehranstalten beizutragen. Von dieser Zeit an war Gelehrsamkeit eine Bedingung für Beförderung zu höhern Stellen sowohl in der Kirche wie in der Administration; mehrere Staatsmänner, besonders Diplomaten, zeichneten sich als Gelehrte aus, andere waren zugleich Mäcene. So unter andern Axel Oxenstjerna, der, selbst ein gelehrter Theolog, zeitlebens auch ein Gönner der Wissenschaften blieb. Unter seiner Mitwirkung wurden die Universitäten zu Åbo und Dorpat und viele neue Gymnasien und Schulen errichtet; die Universität zu Lund wurde erst 1668 gestiftet kurz nach der Vereinigung Schonens mit Schweden. Die Königin Christine wollte ihren Hof und die Universität zu Upsala zum Mittelpunkt der ganzen europ. Gelehrsamkeit machen und rief daher aus Deutschland, Holland und Frankreich zahlreiche berühmte Gelehrte herbei; aber diese übten, weil sie dem Volksleben zu fern standen, einen sehr geringen Einfluß auf die einheimische Bildung und verschwanden meist nach kurzer Zeit.

Unter allen Wissenschaften genoß die Theologie das größte Ansehen, diese aber war noch scholastisch, streng dogmatisch und überall Ketzerei witternd. Männer, wie Joh. Matthiä, Christinens Lehrer, später Bischof zu Strengnäs, Joh. Terserus und Joh. Gezelius, Vater und Sohn (deren vortreffliches Bibelwerk zu den besten exegetischen Schriften gehört), die sich mit freiern Ansichten hervorwagten, wurden verfolgt und zum Teil abgesetzt. Nächst der Theologie war die Philosophie der Schauplatz der heftigsten Kämpfe. Descartes, den die Königin Christine an ihren Hof berief und der in Stockholm starb, hatte in Schweden viele Anhänger gefunden; seine Philosophie drang in die Universität ein und kam in den heftigsten Konflikt mit dem alten Aristotelischen Schulsystem, das die Ältern festhalten wollten. Dabei wollten auch die meisten der damaligen Gelehrten alle Wissenschaften umfassen und als Polyhistoren in allen Fächern glänzen. So Georg Stjernhjelm (gest. 1672) und Olof Rudbeck der Ältere (gest. 1702), beide in der That mit den glänzendsten Gaben ausgestattet. Die Schriften des erstern sind jetzt längst vergessen, aber sein Lehrgedicht «Hercules», in einer kräftigen, kernigen Sprache und in hexametrischer Form gedichtet, hat ihm den Namen des Vaters der schwed. Dichtkunst erworben. Olof Rudbeck war beinahe in allen Fächern des menschlichen Wissens bewandert und erwarb sich um mehrere derselben ausgezeichnete Verdienste. Später aber gab er sich ganz Einem Lieblingsstudium hin, der nordischen Altertumsforschung, welcher sich schon vorher Bureus, Messenius u. a. gewidmet hatten. Er trat 1675 mit dem ersten Teile seiner «Atlantica» auf, welches Werk inner- und außerhalb Schwedens ein ungewöhnliches Aufsehen erregte.

Was nun die einzelnen Fächer anlangt, so gingen die Theologen in ihrer Intoleranz nicht nur so weit, daß sie die Einführung einer strengen Censur bewirkten, sondern auch alle philos. Untersuchungen zu verbannen suchten. Die Orthodoxen selbst verketzerten einander gegenseitig, und deswegen scheute man vor jeder theol. Schriftstellerei zurück, mit Ausnahme der Predigten und der ascetischen Schriften. Ausgezeichnet in diesem Fache waren neben den beiden obenerwähnten Gezelius der Erzbischof Spegel (gest. 1714) als Prediger und erster Bearbeiter der allgemeinen schwed. Kirchengeschichte, sowie als Dichter und Verfasser des neuen Gesangbuchs, das bis 1819 galt; ferner der Erzbischof Svebilius (gest. 1700), Verfasser eines verbesserten Katechismus, der erst 1812 außer Gebrauch gesetzt wurde; der Professor Isr. Kolmodin u. a. Die Rechtsgelehrsamkeit wurde dadurch befördert, daß Stjernhjelm, Hadorph, Joh. Loccenius, Wexionius (später Gyldenstolpe), Lundius, Abrahamsson und Stjernhök teils die alten schwed. Gesetze herausgaben, teils dieselben und die noch geltenden Gesetze auslegten. Das meiste verdankt diese Wissenschaft

dem trefflichen Stjernhök (gest. 1675), dessen klassisches Werk «De jure Sveonum et Gothorum vetusto» ein Meisterstück für alle Zeiten verbleibt. Die mediz. Studien, mit welchen noch die Naturwissenschaften verbunden waren, fingen an durch Hoffvenius und Olof Rudbeck sich emporzuheben, gingen jedoch bald zurück. Der berühmteste Mediziner war damals Urban Hjärne (geb. 1641, gest. 1724), zwar der Kabbala ergeben, aber nichtsdestoweniger in der Chemie ausgezeichnet. Die Philosophie teilte sich in zwei Hauptrichtungen, die mittelalterlich scholastische, welche die zahlreichsten Anhänger fand, und die mystische, der Stjernhjelm, Hjärne u. a. anhingen. Am Ende des Jahrhunderts siegte der Cartesianismus. Die Philologie, besonders die vaterländische, wurde von vielen, z. B. Tjällman, den Bischöfen Svedberg und Spegel, bearbeitet; die isländische von Verelius, dem Isländer Rugman, Hadorph, Peringskiöld, M. Celsius, überhaupt hier früher als in Dänemark. Professor Aurius war der erste Lehrer in Upsala, der die griech. Studien mit Ernst betrieb. Nach ihm ist Professor Norrmann (gest. 1703) zu erwähnen, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit. Die lat. Sprache gehörte noch zur allgemeinen Bildung, und deswegen schrieben, sprachen oder dichteten in ihr noch sehr viele. Am glänzendsten in ihrem Gebrauch war Professor Upmark, dessen Orationen auch Kern und Inhalt besitzen.

In Bezug auf die Geschichtschreibung ist mit verdientem Ruhm nur Sam. Pufendorf zu nennen, der auf Antrag des Königs Karl Gustav dessen Thaten in lat. Sprache beschrieb. Vorher hatten Girs (gest. 1639), Tegel (gest. 1636) und endlich Werwing (gest. 1697) das vorangehende Zeitalter von Gustav I. bis Karl IX. beleuchtet. Die vorzüglichsten Dichter dieser Periode waren der unglückliche Lucidor, eigentlich Lars Johansson (erstochen 1674), und Runius (gest. 1713), beide nachlässige und regellose Gelegenheitsdichter, aber voll Mutterwitzes; Frese (gest. 1728), ein wahrhafter Genius; der Erzbischof Spegel, dessen großes geistliches Epos «Guds Werk och Hvila» («Gottes Werk und Ruhe») erhabener Schilderungen voll ist; endlich die Frau Brenner (gest. 1730), welche, wiewohl trocken und pedantisch, doch von den Zeitgenossen als die zehnte Muse gepriesen wurde. Was die übrigen schönen Künste betrifft, so wurde die Architektur durch Nikod. Tessin aus Stralsund (gest. 1728) auf einen hohen Standpunkt gehoben, der einen edeln, reinen und schönen Stil einführte und sich durch Aufführung mehrerer königl. Schlösser, unter andern des von Stockholm, und anderer Gebäude berühmt machte. Ehrenstrahl schmückte die Paläste und andere Lustschlösser mit herrlichen Gemälden, besonders Schlachtstücken. Der Kapellmeister Anders Düben war der beste schwed. Tonsetzer dieser Zeit.

Im Anfange dieses Zeitraums wurde in der Theologie von der Geistlichkeit und der Regierung ängstlich auf Orthodoxie gehalten, sodaß für freie Forschung kein Raum übrigblieb. Ungern duldete man den Theosophen Swedenborg (s. d.), der allerdings lateinisch schrieb und seine Schriften meistens in England drucken ließ. Als ein noch unübertroffener Prediger ragt der streng dogmatische Rohrborg hervor, aber die flachen Zeitgenossen Gustavs III. zogen den Schönredner Lehnberg vor. Gustav III., der Sohn der geistreichen Königin Luise Ulrike, Friedrichs II. von Preußen Schwester, welche 1753 zur Förderung der Kunst, Geschichte und schönen Litteratur eine neue Akademie stiftete, war leidenschaftlich begeistert für Musik und Dichtkunst, besonders die dramatische, sowie für die Beredsamkeit, weniger für die Wissenschaften. Unter diesem Könige konnte übrigens die Theologie freier atmen; der Gewinn war aber gering, denn einerseits brach die franz. Freidenkerei, andererseits die deutsche Aufklärerei in die Kirche hinein. In der Philosophie führte der Professor A. Rydelius in Lund (gest. 1738) den Cartesianismus und N. Wallerius in Upsala den Wolfianismus ein; doch war der erste zugleich ein selbständiger Denker. In der Rechtskunde zeichneten sich Nehrmann (nach seiner Erhebung in den Adelsstand Ehrenstråle genannt), Rabenius, Wilde und Calonius in Åbo, in der Kameralistik Berch und Botin aus. Die Arzneikunde wurde durch Rosén von Rosenstein (gest. 1773) von neuem belebt; seitdem erwarben sich Schulzenheim, Bäck, af Acrel, Murray, der Chirurg Bjerkén großen Ruhm. Als Mathematiker leuchteten A. Celsius, Klingenstjerna, Melanderhjelm und Wargentin hervor; als Mechaniker der große Polhem, Schwedens Archimedes, dem man die Anlage des Trollhättakanals und der Docks zu Karlskrona verdankt. In den Naturwissenschaften, besonders in der Botanik, machte Linné seinen Namen weltberühmt. Seine Schüler besuchten beinahe alle Weltteile und verbreiteten über die Floren verschiedener Zonen neues Licht; so Hasselquist über Palästinas und Ägyptens, Löfling über Spaniens und Amerikas, Thunberg über Japans Flora, Sparrman über die des Kaplandes und der Südsee-Inseln, Ad. Afzelius über die Guineas und Osbeck über die von China. Übrigens waren A. J. Retzius, Liljeblad und Acharius für die Erweiterung der Botanik thätig, der Freiherr de Geer, später Paykull, Gyllenhaal, Schönherr für die Entomologie, und in die Ichthyologie wurde von Artedi noch vor Linné Licht gebracht. Die Mineralogie, die Bergkunde und die Chemie hatten schon durch Scheffer, J. G. Wallerius, Cronstedt, von Svab und Tilas große Fortschritte gemacht, als Bergman auftrat, welcher, von Scheele und Gahn unterstützt, der Physik, der Chemie und der Geologie eine neue Gestalt gab. Die hebr. und besonders die rabbin. Litteratur fand in Karl Aurivillius, später in Hallenberg gelehrte Bearbeiter; vorzüglichen Ruhm erwarben sich Olof Celsius und Odmann. Die klassische Philologie wurde weniger gepflegt, aber die altnord. und die got. Sprache mit desto größerm Erfolg von Ihre, der den Ulfilas und sein noch immer geschätztes «Glossarium Sveo-Gothicum» herausgab. Die vaterländische Geschichte fand auch in diesem Zeitraum viele und eifrige Bearbeiter, die mit weit gesünderer Kritik und nüchternerm Urteile ans Werk gingen; nur Björner war dem alten Aberglauben ergeben. Die Bahn zu einer gesamten Reichsgeschichte brach Dalin; diesem folgte Lagerbring; endlich schrieb Botin im pragmatischen Geiste einen Entwurf zu einer Geschichte des schwed. Volks. Übrigens verdienen folgende Historiker rühmliche Erwähnung: Nordberg, wegen seiner Geschichte Karls XII., dessen Beichtvater er war; der Erzbischof Erich Benzelius und seine Söhne, als unermüdliche Forscher; der Bischof Rhyzelius, Verfasser einer «Episcoposcopia» und einer «Monasteriologia», der Bischof

Celsius der Jüngere (gest. 1794), der die Geschichte Gustavs I. und Erichs XIV., sowie eine Kirchengeschichte schrieb; der Kanzleirat Stiernman, als Herausgeber vieler histor. Dokumente; ferner Loenbom, M. von Celse, E. M. Fant, Porthan in Åbo (gest. 1804), dem die finn. Mythologie und Geschichte viel verdankt, der unermüdliche Giörvell u. a. Mit der schärfsten Kritik verfuhr Warmholtz (gest. 1785) in seiner musterhaften «Bibliotheca Sveo-Gothica». Der vielseitigste Historiker war der Reichshistoriograph Hallenberg (gest. 1834); sein Meisterwerk ist die Geschichte Gustav II. Adolfs, ganz nach archivalischen Quellen bearbeitet.

Als der eigentliche Reformator der schönen Litteratur Schwedens ist Dalin zu betrachten. Zuerst trat er als Herausgeber einer im Geiste des engl. «Spectator» redigierten Zeitschrift «Argus» auf. Größeres Verdienst haben seine Gedichte, meistens Gelegenheitsgedichte, obwohl sie jetzt veraltet sind, während die Prosa in seiner Reichsgeschichte noch durch ihre Reinheit und edle Würde anspricht. Neben ihm stand Frau Nordenflycht; in ihren Liedern atmet ein tiefes Gefühl, dem es jedoch selten gelang, den rechten Ausdruck zu finden. Um diese Frau versammelte sich ein Dichterkreis, der sich «Utile dulci» benannte. Aus diesem gingen hervor der ernste Gyllenborg (gest. 1808), der Fabeln, Oden und das epische Gedicht «Tåget öfver Bält» schrieb, und sein Freund Creutz (gest. 1785), der durch die Idylle «Atis und Camilla» die Nation hinriß. Noch mehr wurde die Sprache ausgebildet durch Kellgren, der, nicht nur durch seine leichte, reine und melodische Diktion, sondern auch durch tiefes Gemüt und hohen poetischen Schwung ausgezeichnet, als lyrischer Dichter und Satiriker den ersten Rang gewann. Mit ihm wetteiferte Leopold (gest. 1829), der jedoch wie Pope, sein Vorbild, mehr rhetorisch als poetisch war. Hochgeschätzt wurde auch Oxenstjerna (gest. 1818) wegen seiner epischen Gedichte «Skördarna» und «Årstiderna», worin er mit einem glänzenden, aber auch elegischen Farbenschmelz den vaterländischen Himmel und das vaterländische Volks- und Landleben schildert. Weit unter diesen standen Gustav III., der zwar nicht Verse machen konnte, aber mehrere Schauspiele entwarf, die Kellgren mit poetischem Gewand bekleidete, übrigens aber als Redner ausgezeichnet war; G. A. Silfverstolpe, Adlerbeth, Stenhammar, Blom u. a. Alle die bisher Genannten gehörten der sog. klassischen, nach franz. Muster gebildeten Schule an. An sie schloß sich die naive Frau Lenngren an. Eigene Bahnen aber verfolgten der weichherzige, sentimentale, melodische Lidner und der geniale Bellmann (s. d.). Nicht weniger originell innerhalb seiner Sphäre war Graf Karl Aug. Ehrensvärd (gest. 1800). Er schrieb 1784 eine Reise nach Italien und eine Philosophie des Schönen, worin er fast dieselbe Richtung verfolgt, wie der ihm sonst unbekannte Winckelmann. Sein Geistesverwandter Thorild geriet, die ganze Oberflächlichkeit der Zeit ebenso geistreich als schonungslos aufdeckend, in hitzigen Streit mit den Koryphäen des herrschenden Geschmacks, Kellgren und Leopold; nachher zerfiel er mit der Regierung und wurde in den neunziger Jahren des 18. Jahrh. als Professor nach Greifswald versetzt. Einige Jahre danach fingen der Philosoph B. Höijer und G. Silfverstolpe an, in ihren beiden Journalen für vaterländische und ausländische Litteratur eine tiefere Kritik einzuführen und auf die wichtigsten Erscheinungen des Auslandes, namentlich Deutschlands, die Aufmerksamkeit zu lenken. Im Bereich der schönen Kunst hörte mit Nikol. Tessin das goldene Zeitalter der Architektur auf; Hårleman und Adelcrantz konnten sich mit ihm nicht messen. Dagegen blühte die Skulptur in Sergel (s. d.) auf. In der Malerei zeichneten sich Pilo, von Kraft, Lundberg, Pasch, Hillerström aus; weniger gedieh die Musik, und nur einige unbedeutende Komponisten erzeugte Schweden in dieser Zeit.

Mit dem Anfange des 19. Jahrh. beginnt die neueste Epoche der schwed. Litteratur. Erst seit der Revolution von 1809 datiert der Beginn einer schwed. Nationallitteratur im eigentlichen Sinne des Wortes. Außer dem schon erwähnten Thorild, der die Befreiung vom geisttötenden Formalismus ernstlich anstrebte und fremde Muster empfahl, waren es die Lyriker Franzén und Wallin, der Kanzelredner und Psalmist, die «Davidsharfe des Nordens», die, zwar noch zum Teil der alten Richtung angehörig, den neuen Tag verkündeten. Neben ihnen gehören Choräus, als geistlicher Liederdichter, Kullberg und Valerius, als Verfasser von Lehrgedichten, Stiernstolpe, der Übersetzer von Wieland und Blumauer, die Dramatiker Lindegren und Nordforß der Übergangsperiode an. Infolge des zu Anfang des 19. Jahrh. besonders durch den Philosophen Höijer in Upsala angeregten neuen Lebens bildete sich, zum Teil noch aus Studierenden, eine Gesellschaft der Freunde der schönen Wissenschaften, aus der 1807 der «Aurorabund» hervorging. Das argwöhnische Regiment Gustav IV. Adolfs hemmte diese Bestrebungen durch Verbote und harte Censur und stellte den neuen Ideen in der von Wallmark redigierten «Allmänna journalen för litteratur och theatern» ein Organ entgegen, welches auf einige Zeit der eifrigste Vorkämpfer der Akademie und der alten klassischen Schule blieb. Als nach der Revolution von 1809 Buchhandel und Presse frei geworden waren, folgte der polit. Bewegung die litterarische schnell nach. Der Kampf gegen die veraltete Akademie wurde gleichzeitig in zwei sich fast parallel entwickelnden Richtungen geführt, je nach den zwei Hauptelementen, dem idealistischen einerseits, dem vaterländischen andererseits, die überall in der neuern Romantik, in Schweden jedoch bis zum Extrem hervortraten. Die erstere Richtung verschaffte sich anfangs seit 1809 durch die beiden Zeitschriften «Polyphem» (herausgeg. in Stockholm von Aikelöf), und «Phosphoros» (1810—14), der in Upsala von Atterbom redigiert wurde, ihren Ideen Geltung. Bald darauf begann Atterbom auch die Herausgabe eines «Musenalmanach» (1813—22); nachdem der «Phosphoros», nach welchem die Vertreter dieser Richtung den Namen Phosphoristen erhielten, eingegangen, trat an dessen Stelle die «Svensk litteraturtidning» (1814—24). Die Häupter der Bewegung waren Atterbom, Elgström, Hedborn und Dahlgren als Dichter, Hammerskjöld, Palmblad, Graf Schwerin und Livijn als Prosaisten. Die Poesie Atterboms (s. d.) ist einerseits südländisch, üppig und phantasiereich, andererseits auf deutsche Weise gedankenreich, sinnig und reflektierend, zuweilen im Übermaße. Elgström, früh verstorben, hinterließ schöne Elegien. Der Naturdichter Hedborn zeichnete sich besonders durch geistliche Lieder aus. Dahlgren war eine Reihe von Jahren

wegen seiner Heiterkeit und seines leichtspielenden Witzes, wegen seiner Lebendigkeit und Lebensfrische ein Liebling des größern Publikums. Hammarsköld war ein sehr kenntnisreicher, aber im Lobe wie im Tadel übertreibender Kritiker. Palmblad (s. d.) stand ihm in dem Berufe als Kritiker bei, nahm thätigen Anteil am «Phosphoros» und andern Zeitschriften, besorgte den Nachdruck der besten deutschen Klassiker, schrieb eine Reihe Novellen, die sehr gefielen, und gab später die Romane «Familjen Falkensvärd» und «Aurora Königsmark» heraus. Livijn zog sich früh in das praktische Leben zurück; von seinen Romanen, die großartige Züge eines wilden Humors enthalten, ist die «Pique-Dame» den Deutschen durch Fouqués Übersetzung bekannt. Der Kampf zwischen Romantik und Klassizismus wurde lange Zeit mit großer Bitterkeit geführt. Doch drangen die neuern Ansichten allmählich selbst in die Akademie ein, und als Leopold, noch der einzige bedeutende Vertreter des Klassizismus, gestorben war (1829), ward Atterbom sogar selbst in die Akademie aufgenommen.

Die zweite Hauptrichtung, die sich in der Bewegung der schwed. Nationallitteratur geltend machte, aber auf neutralem Grunde stand, ohne an dem Kampfe teilzunehmen, waren die sog. «Goten». Im Anfange repräsentierte sie der «Gotenbund», welcher die Zeitschrift «Iduna» zu seinem Organe hatte. Wie die Phosphoristen, einem körperlosen Idealismus nachstrebend, allem wirklichen Boden sich zu entheben, ihren Stoff überall her, ihre Form aus jeder südländischen antiken und modernen Litteratur sich anzueignen suchten, so war das Streben der Goten ein in Sprache und Inhalt echt nationales, rein nordisches, auf nordischem Boden erwachsenes und durch ihn genährtes. Charakteristisch ist in dieser Beziehung Geijers Gedicht «Manhem». Hauptvertreter dieser Richtung waren Geijer und Tegnér, neben ihnen besonders Ling, der Begründer der schwed. Gymnastik, nebst Afzelius, dem jüngern Adlerbeth u. a. Anfangs war es im «Gotischen Bunde» Ling, der am meisten diejenigen in der damaligen Sturm- und Drangperiode anzog, die, alle ausländischen Tendenzen verwerfend, sogar die altnord. Mythologie wieder zu beleben sich bestrebten. Seine Genossen, wiewohl auch patriotische Dichter, hielten sich von dieser Gotomanie gänzlich entfernt. Vielmehr kann man von Tegnérs weltberühmter «Frithjofsaga» behaupten, daß der Ton eher zu weich, modern und sentimental sei. Übrigens erwarb sich dieser Dichter durch die Üppigkeit seiner Phantasie, den Glanz seiner Bilder und seine originelle, antithesenreiche Diktion große Bewunderung. Weniger glänzend, aber tiefer an Gemüt, gediegen und männlich-kräftig, verstand Geijer das Herz zu treffen und zugleich patriotische Gesinnungen zu erregen. Arvid August Afzelius hat wenig gedichtet, aber seine Sammlung von Volksliedern hat bleibenden Wert.

Der frühern Epoche der neuern schwed. Litteratur gehört noch eine ganze Reihe von Dichtern an, die sich keiner bestimmten Schule anschließen lassen. Eine hohe Stelle unter denselben gebührt Stagnelius, der, wiewohl sehr jung vom Tode dahingerafft, erstaunlich viel und zwar in allen Gattungen der Poesie hervorgebracht hat. Seine Phantasie ist glühend, seine Sprache prachtvoll, sein Versbau klangvoll und harmonisch. Doch wendete er seine Muse gern abstrakten Stoffen zu. Ihm geistig verwandt war Erik Sjöberg, der sich Vitalis nannte. Sein Freund Nicander war nicht weniger originell, aber harmonischer durch Anmut, Wohlklang und stille Schönheit. Dramatiker ist Bernhard von Beskow, dessen «Torkel Knutsson» für das beste von allen bühnengerechten Schauspielen der schwed. Litteratur gilt. Auch die Tragödien von Börjesson («Erik XIV.» u. a.) und die dramatischen Produkte von Blanche, Jolin, Hedberg, Alfhild Agrell, Molander u. a. erfreuen sich bleibenden Beifalls. Durch ganz Schweden bekannt sind die Wortspiele und Parodien von Fahlcrantz, einem ebenso witzigen als tiefsinnigen Dichter. Wohl der beweglichste und vielseitigste der schwed. Dichter ist der originelle Almquist, der zwar manches Gute geleistet hat, sich aber zu sehr in Sonderbarkeiten gefiel. Unter der spätern Generation von schwed. Dichtern ist es besonders der Finländer Runeberg, welcher sich der allgemeinsten Beliebtheit erfreut hat. Nächst ihm sind noch zu erwähnen der scherzhafte, witzige, ungezwungene Wilhelm von Braun und Böttiger, sowie ferner Sätherberg, Malmström, Nybom, Olof Fryxell, Sturzenbecher (pseudonym Orvar Odd), Ridderstad, Strandberg (pseudonym Talis Qualis, Übersetzer Byrons), Sehlstedt, Kjellman-Göranson, Adlersparre, der Finne Topelius, Herman Bjursten (welcher unter anderm Schillers Gedichte vortrefflich ins Schwedische übersetzt hat), Nyblom, Wennerberg, Björck, Östergren, Öman, Wirsén, Snoilsky, Bäckström, Bååth, Strindberg u. a. Auch König Karl XV. und sein Bruder Oskar II. veröffentlichten Gedichte; letzterer übersetzte unter anderm Herders «Cid».

Der Roman war in Schweden bis auf neuere Zeit herab ein fast unbebautes Feld. Der histor. Roman wurde durch Nachahmung Walter Scotts auch in Schweden hervorgerufen. Dem Versuche des Pfarrers Gumälius («Thord Bonde») folgte ein Unbekannter mit «Der Freibeuter» und «Der letzte Abend im Ostwalde». Histor. Studium und gute Erfindung, beeinträchtigt durch die etwas breite Ausführung, entfalteten sich in des Grafen Sparre «Der letzte Freisegler» und «Adolf Findling». Die Romane Crusenstolpes bieten eine sonderbare Mischung von Wahrheit und Dichtung. Mehr Kunst besitzt Kullberg, z. B. in seinem «Hof Gustavs III.» Letzterer versuchte sich auch in Paul de Kocks Manier. Die Romane Almquists tragen mit wenigen Ausnahmen den Stempel einer unechten Genialität und des Kommunismus an sich. Überhaupt hatte der eigentliche histor. Roman nur eine kurze Blütezeit und mußte bald der Sittenschilderung aus der Gegenwart weichen. Hervorzuheben ist hier besonders Wetterbergh, der als Schriftsteller den Namen Onkel Adam führt und Genrebilder aus dem Mittelstand wählte. Sehr beliebt sind die Novellen Mellins. Schon genannt wurden die Novellen und Romane Palmblads, von denen besonders die letztern zu dem Besten dieser Gattung in der schwed. Litteratur zählen. Andere Romanschriftsteller sind Ridderstad, Kjellmann-Göranson, Adlersparre (pseudonym Albano), von Zeipel, Bjursten, Topelius, Rydberg, Strindberg, af Geyerstam und Levertin. Das größte Interesse jedoch haben drei romanschreibende Damen für sich zu erregen gewußt. Voran steht Friederike Bremer, deren Romane durch Sinnigkeit, feine Beobachtungsgabe, frische Naivetät und schöne Weiblichkeit ansprechen; weniger originell

sind die Frau Flygare Carlén und die Freiin Knorring, jene in der Komposition und Ausmalung häuslicher Verhältnisse geschickt, aber ohne Poesie; diese eine Meisterin in der Darstellung des Landes und der Thorheiten der großen Welt. Außerdem sind noch die Novellen der Wilhelmine (Stålberg) zu nennen, und später zogen die Tochter und Schwägerin der Emilie Carlén, die Frauen Marie Sophie Schwartz, Helene Nyblom, Josephine Wettergrund (Lea) und Ann. Charlotte Edgren, sowie Mathilde Roos die Aufmerksamkeit auf sich. Talentvolle Feuilletonisten, doch auch Novellen- und Romanverfasser, oft in etwas burschikoser Manier, aber mit sprudelndem Witze, sind Sturzenbecher (Orvar Odd) und Blanche.

Weniger bemerkbar blieb der Einfluß der Bewegung von 1809 auf das wissenschaftliche Leben Schwedens. Die Theologie konnte sich zwar nach Aufhebung der Censur freier bewegen, doch blieb sie als Wissenschaft an originellen Gedanken arm und folgte den Bewegungen der deutschen Theologie nach. Als Exeget ist Ödmann (gest. 1829) zu nennen; unter den Kanzelrednern sind Wallin und Rogberg, dann Franzén, Hagberg, Schartau, Thomander, Lindblad, Graffström die namhaftesten. Die Philosophie erhob sich durch Höijer (gest. 1812) zur Selbständigkeit; ihm zunächst stand Biberg (gest. 1827), seiner Richtung nach mit Schleiermacher verwandt. Sonst sind noch die Arbeiten von Geijer, Atterbom, Grubbe, Boström, Schröder, Ribbing, Klasson u. a. zu nennen. Um den histor. Teil der Rechtsgelehrsamkeit machte sich vor allen Schlyter (auch Collin) durch die Herausgabe der alten schwed. Landschaftsgesetze verdient; ferner Järta und Nordström durch rechtsgeschichtliche Arbeiten und Schrevelius und Olivecrona durch die Bearbeitung des Civilrechts. In der Medizin sind Huß und Retzius (Vater und Sohn), Key berühmte Namen. Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften behauptet Schweden noch immer seinen alten Ruhm. Vor allen ist hier der berühmte Chemiker Berzelius zu nennen, welcher in Mosander, Berlin u. a. würdige Schüler hinterlassen hat. In der Physik haben sich außer Berzelius ausgezeichnet: Rudberg, Wrede, Edlund, Angström, Nordenskiöld; in der Astronomie Selander, Svanberg, Lindhagen, Gyldén; in der Mathematik Svanberg, Hill, Malmsten; in der Zoologie Nilsson, Lovén, Zetterstedt, Sundevall, Malmgren, Liljeborg, Thorell. Die klassische Philologie hat in Schweden nie recht Boden gewinnen können; doch sind wertvolle Arbeiten vorhanden, z. B. das schwed.-lat. Wörterbuch von Lindfors. Mehr geschah für die orient. Studien, wo außer Ödmann und Norberg, Agrell und Tullberg für das Syrische, Tornberg für das Arabische, Tullberg für das Sanskrit thätig gewesen sind. Über die Landessprache hat Rydquist das erste Werk geliefert, das den Anforderungen der modernen Sprachwissenschaft entspricht; um die Runen haben sich Liljegren, Dieterich und Dybeck, um die Altertumskunde Nilsson, Hildebrand (Vater und Sohn), Montelius, Stolpe, um die Münzkunde Schröder und Hildebrand verdient gemacht. Sehr sorgfältig ist die schwed. Geschichte bearbeitet worden; auch hat man begonnen, die bisher meistens vernachlässigten reichen Schätze des Reichsarchivs zu benutzen und umfassende Sammlungen herauszugeben. Die drei bedeutendsten Geschichtschreiber der neuesten Zeit sind Geijer, Fryxell und Strinnholm, denen sich Cronholm, Wieselgren, Carlsson, Malmström, Tengberg, Montelius, Hildebrand, Styffe, Odhner, Annerstedt, Rogberg, Hellstenius, Weibull, Alin u. a. anschließen. Als Kirchenhistoriker sind Reuterdahl und Anjou, als Kunsthistoriker Brunius hervorzuheben. Ein sehr verdienstvolles Werk ist das von Palmblad redigierte «Svenskt biographiskt Lexikon» (23 Bde., Ups. 1835–57; Fortsetzung, redigiert von Wieselgren u. a., Bd. 1–9, Örebro u. Stockh. 1857–83). Die Geographie ist von Palmblad wissenschaftlich bearbeitet, Schwedens spezielle Geographie von Tuneld, Tamm u. a., die Statistik von Forsell, Agardh, Ljungberg, Thomée, Berg, Svedelius, Sidenbladh, Hellstenius u. a.

Beachtenswertes hat Schweden in neuerer Zeit auf dem Gebiete der schönen Künste geleistet. Um die Baukunst machten sich neben den Architekten Blom und Nyström besonders Professor Brunius zu Lund als Wiederbeleber des got. Stils, Hauptmann Cronstrand, Scholander und Zetterwall verdient. In der Skulptur bewahrten nach Sergels Tode dessen begabte Schüler Byström und Fogelberg Schwedens Ruhm. Letztern schließen sich Qvarnström und Molin würdig an. Weit größer ist die Zahl der Maler. Hervorzuheben sind: die Porträtmaler C. von Breda, Westin, Södermark (Vater und Sohn), Staaf, Troili, von Rosen, Perseus, Sandberg, welcher letztere auch Geschichtsmaler. Als Genremaler und Geschichtsmaler sind bekannt: Lauräus, Hjalmar Mörner (Karikaturen in Hogarths Manier), Widenberg (Winterlandschaften), Böklund, Höckert, Nordenberg, Wallander, Egron Lundberg (Aquarell), Malmström, Winge, von Rosen, Cederström, Kronberg, Salmson, Hagborg, Birger, Larsson und Amalia Lindegren; als Landschaftsmaler Fahlcrantz, Palm, Billing, Stäck, Bergh, Wahlberg, Törnå und M. Larsson, welcher letztere sich auch (außer Berger und Plagemann) als origineller Marinemaler berühmt gemacht hat; als Tiermaler: Kjörboe, Wahlbom, Andersson, Wright und Brandelius: als Zeichner Fräulein Röhl (Porträts), Andarsvärd, Billmark, Scholander und von Rosen; als Graveurs: Forsell, Graffmann, Andarsvärd und Mandelgren; als Medailleurs: Frumerie, Mellgren, Lundgren und Lea Ahlborn. An der Spitze der neuern schwed. Musiker stand Häffner (gest. 1833), ein Deutscher, der sich als Wiederhersteller der Choral- und der alten Volksmelodien großes Verdienst erworben hat. Beliebte Tonsetzer sind Crusell, Nordblom, Randel, Dannström, Ahlström, Berwald, Josephson, Hallström, Norman, Söderman, Wennerberg und Geijer, der Geschichtschreiber und Dichter. Sehr hoch steht Lindblad, dessen Gesänge in aller Munde sind und dessen größere Kompositionen auch im Auslande Anerkennung gefunden haben. Weltbekannt sind die Sängerinnen Jenny Lind und Kristine Nilsson. König Oskar I. hat auch eine von Brendler begonnene Oper nebst vielen andern kleinen Sachen komponiert, und sein Sohn, der früh verstorbene Prinz Gustav, war ein leidenschaftlicher Bewunderer der Tonkunst.

Die Hauptwerke über schwed. Litteraturgeschichte sind: Hammarsköld, «Svenska vitterheten» (neue Ausg. von Sondén, Stockh. 1833); Lenström, «Svenska poesiens historia» (2 Bde., Stockh. 1839); derselbe, «Sveriges literatur- och konsthistoria» (Ups. 1841); Wieselgren, «Sveriges

sköna literatur» (5 Bde., Stockh. 1846—49); Atterbom, «Svenska Siare och Skalder» (Bd. 1—6, Stockh. 1841—51); Malmström, «Grunddragen af svenska vitterhetens historia» (Bd. 1—5, Örebro 1866—68); Ljunggren, «Svenska Vitterhetens Häfder» (Bd. 1—3, Lund 1873—81); Sturzenbecher, «Die neuere schwed. Litteratur» (deutsch, Lpz. 1850). Als bibliogr. Hilfsmittel sind besonders «Svenskt Boklexikon» (herausg. von Hj. Linnström), «Svensk bokkatalog» (1866—75), der «Svensk bokhandelskatalog» und die «Svensk bibliographie» zu nennen.

Schwedische Sprache. Die schwed. Sprache gehört, wie die dänische, zu den ostgerm. Sprachen, unter diesen zu den nordischen, von denen sie wiederum den westnord. Dialekten Norwegens gegenüber eine besondere, obwohl nur mundartlich verschiedene Sprache bildet. (S. Nordische Sprachen und Litteraturen.) Die ältesten Denkmäler der schwed. Sprache, die in einer überaus reichen Anzahl von Runeninschriften (darunter die umfangreichere des Röksteins, herausgeg. von S. Bugge in «Antiq. Tidsk f. Sverige», V, 1—215) aus dem 10. bis ins 14. Jahrh. erhalten sind, lassen bei der höchst einfachen Lautbezeichnung wenig Eigentümliches erkennen, um aus ihnen ein charakteristisches Bild ihrer Sprache zu gewinnen. Ein solches bietet erst die umfängliche Litteratur, die in vielen Provinzgesetzen, Prosa- und Reimchroniken, Legenden, Übersetzungen des 13., 14. und 15. Jahrh. überliefert ist. Das Altschwedische, wie man die Sprache dieses Zeitraums im Gegensatz zu dem seit der Reformation sich entwickelnden Neuschwedischen nennen darf, zeigt im Vergleich zum Altnorwegisch-Isländischen anfangs zwar in lautlicher, grammatischer, lexikalischer Beziehung nur wenig Verschiedenheit, außer daß dem erstern sowohl ein geringerer Umfang des Umlauts als auch ein Vorherrschen langer Vokale statt der im Altnorwegischen gebliebenen Diphthonge eigentümlich ist. Bald jedoch machen sich äußere Einflüsse geltend, welche die Sprache von ihrer ursprünglichen Gestalt immer mehr entfernen. War bereits durch die Annahme des Christentums (nach 1050) und die dadurch herbeigeführte Kenntnis der lat. Sprache, deren Schrift statt der bisher, hauptsächlich für Steininschriften benutzten Runen nicht ohne wesentlichen Belang für die Lautbezeichnung sein konnte, der Wortschatz nach Form und Inhalt erweitert, so mußte dies, freilich auf Kosten der Reinheit, noch in bei weitem höherm Grade geschehen, als seit der Mitte des 13. Jahrh. das Deutsche durch den regen Verkehr mit den deutschen Ostseeküsten, seit Ende des 14. Jahrh. das Dänische während und infolge der Kalmarunion viele neue Bestandteile zuführten. Versetzt mit einer Menge so verschiedener und fremdartiger Wörter und Redeweisen, in ihren Flexionsendungen abgeschwächt und durch die willkürlichste Orthographie entstellt, war sie allmählich in einen Zustand der Verwilderung geraten, der seinen Höhepunkt in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. erreichte. Es war die Übergangszeit zur neuschwed. Sprache. Auf ihre Gestaltung übten zwar neben der neu hinzutretenden franz. Sprache die deutsche und die dänische, erstere namentlich durch die Reformation und den Dreißigjährigen Krieg, sowie durch ununterbrochene Anerkennung deutscher Litteratur und Wissenschaft, sehr bedeutenden Einfluß. Dagegen wirkten die sprachreinigenden Bemühungen verdienstvoller Männer, wie Andreäs und der Gebrüder Petri durch ihre Bibelübersetzungen, wie ferner Stjernhjelms u. a., ja der Könige des Landes selbst von Gustav I. Wasa bis auf Gustav II. Adolf, endlich das Aufblühen einer namentlich durch den Gotenbund gehobenen Nationallitteratur und die grammatische Behandlung der Sprache intensiv und anhaltend genug, um die Entwickelung der Sprache wieder in eine ihrer ursprünglichen Natur entsprechende Bahn einzulenken, auf der sie dann seit dem Beginn des 18. Jahrh. zu einem hohen Grade von innerer Kraft und Reife gediehen ist.

Die schwed. Sprache, wie sie jetzt in einer reichen Litteratur ausgeprägt vorliegt und außer dem Königreich Schweden und seinen Inseln auch in einigen Teilen Finlands, an der Küste Estlands und auf Runö gesprochen wird, ist unter den neuern Sprachen Europas eine der wohlklingendsten. Unter den ungefähr zwanzig Dialekten, in denen das Schwedische gesprochen wird, und von denen einige bereits im 13. Jahrh. zur Abfassung von Provinzgesetzen dienten, verdienen neben dem sörmländischen (der Provinz Södermanland), aus dem die heutige Schrift- und Redesprache gebildet ist, vorzugsweise die in der Provinz Dalarne und auf der Insel Gotland üblichen eine Auszeichnung: beide tragen ein besonders altertümliches Gepräge. Die Grammatik der schwed. Sprache, die seit Gabr. Wallenius (1682) in Tjällman (1696), Ljungberg (1756), Sahlstedt (1769 und 1798), von Botin (1777 und 1792), Fryxell (1824; 13. Aufl. 1865), Enberg, dem anonymen Verfasser der von der Schwedischen Akademie herausgegebenen Grammatik (1836), Sjöborg (6. Aufl., Stralf. 1848), Dietrich (2. Aufl., Stockh. 1848), Swedbom (1830; 2. Aufl. 1845), Schram (7. Aufl. 1864) und Lyth (1848) die namhaftesten frühern Bearbeiter gefunden, erhielt die erste, der heutigen Sprachwissenschaft entsprechende Behandlung durch Rydquist («Svenska Språkets Lagar», Bd. 1—5, Stockh. 1850—74), Södervall («Hufvudepokerna of Svenska Språkets utbildning», Lund 1870), Dalin («Svenska Språkets Synonymen», Stockh. 1870) und Sundén («Svensk Språklära», Stockh. 1875). Die Geschichte der schwed. Sprache bis ins 17. Jahrh. hat Petersen in «Det Danske, Norske og Svenske Sprog Historie» (2 Bde., Kopenh. 1830) gegeben, eine besondere Darstellung des Altschwedischen Munch (Stockh. 1849). Neuerdings hat sich ein Verein gebildet, der sich besonders mit der Erforschung der Dialekte beschäftigt und in seinen exakten «Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen ock svenskt folklif» seine Forschungen niederlegt. Unter den Wörterbüchern ist hervorzuheben das «Glossarium Suio-Gothicum» (Upf. 1769) von Ihre und das «Svensk Dialektlexikon» von Rietz (Lund 1867). Ein großes nach Grimms Vorbilde bereitet die Schwedische Akademie vor. Das beste Lexikon für den praktischen Gebrauch ist das von Helms (Lpz. 1883).

Schwedisch-Polnisch-Dänisch-Brandenburgischer Krieg von 1655 bis 1660, s. Polnisch-Schwedisch-Dänisch-Brandenburgischer Krieg von 1655 bis 1660.

Schwedisch-Pommern wurde der westl. Teil des Herzogtums Pommern genannt, welchen das Deutsche Reich im Westfälischen Frieden von 1648 als Reichslehn, mit Sitz und Stimme im Fürstenkollegium auf dem Reichstage, zur Entschädigung

an die Krone Schweden abtreten mußte. Es begriff damals ganz Vorpommern nebst der Insel Rügen und einem schmalen Streifen Hinterpommerns, sodaß Schweden in den vollen Besitz der Odermündungen kam. Dem Hause Brandenburg, welchem Pommern in Gemäßheit einer Erbverbrüderung nach dem Tode des letzten wendischen Herzogs von Pommern, Bogislaws XIV., 1637 zugefallen war, verblieb demnach nur der größte Teil von Hinterpommern nebst dem säkularisierten Bistum Kamin. Im J. 1679 trat Schweden von seinem Besitz in Hinterpommern einige Distrikte mit den Städten Kamin und Greifenhagen an Kurbrandenburg ab. Im Frieden zu Stockholm von 1720 mußte Schweden Vorpommern zwischen Oder und Peene, die Inseln Usedom und Wollin, sowie die Städte Gollnow und Damm an Preußen abtreten, und S. bestand nun bloß aus Vorpommern nördlich von der Peene nebst Rügen. Im Frieden zu Kiel von 1814 trat diesen Rest Schweden gegen Norwegen an Dänemark ab, von dem Preußen Neu-Vorpommern gegen das ihm auf dem Wiener Kongreß 1815 zugesprochene Herzogtum Sachsen-Lauenburg eintauschte. (S. **Pommern**.) Jetzt bildet das 1815 erworbene Neu-Vorpommern den Regierungsbezirk Stralsund der preuß. Provinz Pommern.

Schwedler, Bergstadt im Zipser Komitat in Ungarn, mit 1893 deutschen und slowakischen E., welche Bergbau auf Kupfer betreiben.

Schwedler (Joh. Wilh.), Baumeister, geb. 23. Juni 1823 in Berlin, war seit 1858 Eisenbahnbaumeister im preuß. Ministerium für öffentliche Arbeiten, seit 1864 Mitglied der Kommission der Prüfungskommission für Staatsbaubeamte, 1866—76 Lehrer an der Bauakademie zu Berlin und wurde 1873 zum Geh. Oberbaurat im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, 1880 zum Mitglied der Akademie des Bauwesens ernannt. Er lieferte die Projekte einer Reihe eiserner Brücken, wie zu der Brahebrücke bei Bromberg, Weichselbrücke bei Thorn, Memelbrücke bei Tilsit, zu den Oderbrücken in Breslau und bei Stettin, den Elbbrücken bei Meißen und Hämerten u. s. w., ferner eiserne Kuppeldächer über Gasbehältergebäude und verschiedene eiserne Dachkonstruktionen und wirkte bei den Eisenbahnhallen der Berliner Stadtbahnhöfe, dem Bahnhof Frankfurt a. M. und andern mit.

Schwedt, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, am linken Ufer der Oder, 22 km im Ostnordosten von der Kreisstadt Angermünde gelegen, Station der Linie Angermünde-S. der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, einer Reichsbanknebenstelle und einer Mobiliar-, Feuer-, und Hagelschäden-Versicherungsgesellschaft (seit 1826), ist gut gebaut, mit breiten, geraden Straßen, die mit Bäumen besetzt sind, hat ein sehenswertes königl. Schloß, das 1580 erbaut, 1723 als Residenz eines Seitenzweigs der Markgrafen von Brandenburg vergrößert und verschönert wurde und zu welchem ein engl. Garten und das große Gebäude der 1867 nach Hannover verlegten königl. Reitschule gehört. Die Stadt besitzt drei evang. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein städtisches Gymnasium und (1885) 9744 meist prot. E. Die Einwohner beschäftigen sich vorwiegend mit Tabaksbau und Fabrikation (1500 Arbeiter, jährliche Produktion 100000 Ctr.), außerdem mit Kleingewerbe, Handel, Schiffahrt und Fischerei. S. hat Dampfschiffahrtsverbindung mit Breslau, Frankfurt a. O. und Küstrin-S.-Stettin, täglich Personen-Dampfschiffsverbindung zwischen S.-Stettin. Unweit nordwestlich liegt das durch eine Allee mit der Stadt in Verbindung stehende, 1778 erbaute Lustschloß Monplaisir mit einem Park.

S. war 955 Sitz der heidnischen Wendenfürsten Nakko und Stoinef, erhielt 1265 Stadtrecht, sank aber nachmals so herab, daß ihm 1515 aufs neue das Stadtrecht verliehen werden mußte. Die Herrschaft S., seit 1478 ein Besitztum der Grafen von Hohenstein, kam, als der Graf Martin von Hohenstein-Vierraden 1609 ohne männliche Erben starb, unter der Regierung des Kurfürsten Johann Sigismund an Brandenburg und wurde der Ukermark einverleibt. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm verlieh dieselbe seinem ältesten Sohne aus zweiter Ehe, Philipp Wilhelm, der als Markgraf von S. der Gründer einer Seitenlinie wurde (**Markgrafen von Brandenburg-S.**), die aber mit dem jüngern Sohne Philipp Wilhelms, Heinrich Friedrich, 1788 ausstarb, worauf S. wieder an das Kurhaus zurückfiel. Die Stadt befindet sich als Kronfideikommiß im Privatbesitz des Königs von Preußen. Vgl. Thomä, «Geschichte der Stadt und Herrschaft S.» (Berl. 1873).

Schwefel (lat. Sulfur; frz. soufre; engl. sulphur, brimstone; chem. Zeichen S, Atomgewicht = 32), ein nichtmetallisches Element, findet sich in der Natur sehr verbreitet. In freiem Zustande (**gediegener Schwefel**) findet er sich gediegen als Produkt vulkanischer Thätigkeit in Kalk- und Gipslagern und in den damit in Verbindung stehenden Thon- und Mergellagern, ferner auf und in Braunkohlen- und Steinkohlenflözen, so auf Sicilien und in der Romagna, auf den Jonischen Inseln, in Ägypten an den Küsten des Roten Meeres, im Staate Nevada, in Mexiko, im Schwefeldistrikt von Krisuvik auf Island u. s. w. Der S. kommt ferner in Form von Schwefelmetallen (Schwefelkies oder Pyrit, Kupferkies, Bleiglanz, Zinkblende) und schwefelsauren Salzen (**Sulfaten**) im Anhydrit, Gips, Kieserit, Schwerspat, Cölestin u. s. w. vor. Von Wichtigkeit ist auch das Vorkommen des S. in der Steinkohle, welche bis zu 1,0 Proz. in Form von Schwefelkies davon enthält. Der S. findet sich als Bestandteil der Pflanzenkörper in organischen Verbindungen, so in dem Senf, den Zwiebeln, dem Löffelkraut, dem Meerrettich, der Asa foetida, sowie in gewissen Bestandteilen des Tier- und Menschenkörpers (z. B. Eiweiß, Caseïn, Horn, Haut, Muskeln, Galle). Der S. wird meist durch Ausschmelzen, einzeln auch durch Extraktion mit Schwefelkohlenstoff aus den schwefelhaltigen Kalken, Gipsen, Mergeln gewonnen und kommt raffiniert entweder als **Stangenschwefel** oder in Form eines feinen gelben Pulvers (**Schwefelblumen, Schwefelblüte**, flores sulfures, sulfur depuratum) in den Handel. Außerdem wird zu pharmaceutischen Zwecken noch ein anderes Präparat, die **Schwefelmilch** (sulfur praecipitatum, lac sulfuris), als weißgelbes Pulver dargestellt, indem man ein Polysulfuret des Calciums mittels Salzsäure zersetzt. Der S. kommt in zweierlei Form (rhombisch und monoklinoëdrisch) und amorph vor. Er ist von schöngelber Farbe, von 1,9 bis 2,2 spezifischem Gewicht, schwachem Geruch und Geschmack, wird durch Reiben elektrisch, leitet aber selbst die Elektricität nicht, löst sich nicht in Wasser,

wenig in Alkohol und Äther, leicht in Terpentinöl, Benzol, fetten und ätherischen Ölen, am leichtesten in Schwefelkohlenstoff. Er schmilzt bei 111° C. zu einer ölartigen Flüssigkeit, die bei stärkerm Erhitzen erst dicklich, dann zähe, endlich wieder dünn wird, bei 448° siedet und sich in dunkelbraunrote Dämpfe verwandelt, die beim Verdichten entweder festen S. oder Schwefelblumen bilden. An der Luft erhitzt, entzündet sich der S. bei 260° C. und verbrennt mit blauer Flamme zu schwefliger Säure. In chem. Hinsicht verhält sich der S. dem Sauerstoff analog; mit vielen Elementen verbindet er sich unter Licht- und Wärmeentwickelung und bildet Verbindungen, die sich als Basen (Sulfobasen) und Säuren (Sulfosäuren) verhalten und sich miteinander zu Sulfosalzen vereinigen. Man benutzt den S. in der Medizin als innerliches und äußerliches Mittel, zur Bereitung vieler pharmaceutischer Präparate (Schwefelsalbe, Schwefelbalsam, Schwefelkalium) und chem. Verbindungen (z. B. Zinnober, Schwefelkohlenstoff, schwefliger Säure, Schwefelsäure und Glaubersalz, Ultramarin u. s. w.); außerdem dient er in großer Menge zur Bereitung des Schieß- und Sprengpulvers, der Zündrequisiten und Schwefelfäden, zum Schwefeln der Körbe und der Strohgeflechte, des Weins und Biers, zum Überpudern des Weinstocks bei der Traubenkrankheit u. s. w.

Von den Verbindungen des Schwefels sind zu erwähnen:

1) Schwefel und Wasserstoff. S. und Wasserstoff vereinigen sich in zwei Verhältnissen: a) Schwefelwasserstoff, Hydrothionsäure H_2S, s. Schwefelwasserstoff. b) Wasserstoffsupersulfid H_2S_2, ölige Flüssigkeit, welche beim Eingießen einer Lösung von Schwefelnatrium in Salzsäure entsteht. Zersetzt sich nach kurzer Zeit in Schwefelwasserstoff und Schwefel.

2) Schwefel und Sauerstoff. Es existiert eine ganze Reihe hierher gehörender Verbindungen, die sämtlich Säuren sind. Diese bilden zum Teil Anhydride, zum Teil sind sie auch nur in Salzen bekannt. Es genüge hier, dieselben zu erwähnen, da die wichtigern in eigenen Artikeln behandelt worden. a) Schwefligsäureanhydrid SO_2, Schwefeldioxyd (s. Schweflige Säure). b) Schwefligsäurehydrat $SO(OH)_2$, nur in Salzen bekannt. c) Schwefelsäureanhydrid SO_3, Schwefeltrioxyd (s. Schwefelsäure). d) Schwefelsäurehydrat $SO_2(OH)_2$ (s. Schwefelsäure). e) Unterschweflige Säure $SO_2(SH)(OH)$, Thioschwefelsäure. f) Unterschwefelsäure $S_2O_4(OH)_2$. g) Dischwefelsäure $S_2O_5(OH)_2$, Pyroschwefelsäure (s. Schwefelsäure). h) Hydroschweflige Säure $HSO(OH)$. i) Trithionsäure $S_3O_4(OH)_2$. k) Tethrationsäure $S_4O_4(OH)_2$.

3) Schwefel und Kohlenstoff. S. vereint sich direkt mit Kohlenstoff und bildet die der Kohlensäure entsprechende Verbindung CS_2 oder Schwefelkohlenstoff (s. d.).

4) Schwefel und Chlor. a) Halbchlorschwefel S_2Cl_2 entsteht, wenn Chlorgas bei gewöhnlicher Temperatur über Schwefel geleitet wird. Dunkelgelbe Flüssigkeit von 1,7 spezifischem Gewicht, siedet bei 138°. b) Zweifach Chlorschwefel SCl_2 entsteht, wenn Halbchlorschwefel bei gewöhnlicher Temperatur mit Chlor gesättigt wird. Braunrotes Öl, sehr leicht zersetzbar. c) Vierfach Chlorschwefel SCl_4 entsteht, wenn eins der vorigen bei —22° mit Chlor gesättigt wird. Gelbbraune Flüssigkeit, die sich schon unter dem Gefrierpunkt in Chlor und zweifach Chlorschwefel zersetzt.

Außer diesen existieren noch verschiedene Oxychloride des Schwefels, von denen nur eins erwähnt sein mag, da es technische Bedeutung erlangt hat. Es ist die Chlorsulfonsäure, Schwefelsäuremonochlorhydrin $SO_2Cl(OH)$, wird erhalten, indem trockenes Salzsäuregas von krystallisierter Schwefelsäure absorbiert wird. Wasserhelle, bei 150° siedende Flüssigkeit, die in der Fabrikation des Alizarins Verwendung findet.

5) Schwefel und Brom. Es ist nur eine Verbindung, der zweifach Bromschwefel SBr_2, bekannt. Rotbraune Flüssigkeit, welche bei 210° C. siedet.

6) Schwefel und Jod. Halbjodschwefel S_2I_2 und sechsfach Jodschwefel SI_6. Vgl. auch Jodschwefel.

7) Schwefel und Cyan, s. Rhodan.

8) Schwefel und Arsen, s. Arsen.

9) Schwefel und Antimon, s. Antimon.

10) Schwefel und Metalle. S. vereint sich mit allen Metallen zu Verbindungen, die im allgemeinen den Oxyden entsprechen. Ebenso wie es verschiedene Oxydationsstufen gibt, so existieren auch verschiedene Schwefelungsstufen, die man als Sulfüre und Sulfide oder als Sulfurete bezeichnet. Soweit dieselben von allgemeinerm Interesse sind, sind dieselben bei den einzelnen Metallen erwähnt.

Schwefelalkohol, s. Mercaptan u. Schwefelkohlenstoff. — **Schwefelaluminium,** s. Aluminiumsulfür. — **Schwefelantimon,** s. unter Antimon (=Verbindungen). — **Schwefeläther,** s. Äther. — **Schwefelätherweingeist,** s. Hoffmanns Tropfen. — **Schwefelbäder,** s. unter Bad.

Schwefelbalsam (Balsamum sulfuris, Oleum Lini sulfuratum), Lösung von 1 Teil Schwefel in 6 Teilen Leinöl; Harlemer Balsam (Balsamum sulfuris terebinthinatum, Oleum Terebinthinae sulfuratum), Mischung von 1 Teil S. mit 3 Teilen Terpentinöl. Beide sind seit 1882 in Deutschland nicht mehr offizinell.

Schwefelbaryum, s. unter Baryum (=Verbindungen). — **Schwefelblei,** s. u. Blei (=Verbindungen 6). — **Schwefelblüte,** s. u. Schwefel. — **Schwefelcadmium,** s. u. Cadmium (=Verbindungen 3). — **Schwefelchlorür,** s. Schwefel (=Verbindungen 4). — **Schwefelcyan,** s. Rhodan. — **Schwefeldioxyd,** soviel wie Schweflige Säure. — **Schwefeleisen,** s. u. Eisen und Eisenindustrie, Bd. V, S. 847. — **Schwefelhölzchen,** s. unter Zündhölzchen. — **Schwefelkalium,** s. unter Kalium (=Verbindungen 2). — **Schwefelkies,** s. Eisenkies.

Schwefelkohlenstoff oder Schwefelalkohol (Carboneum sulfuratum, Alcohol sulfuris, CS_2), eine farblose, das Licht stark brechende, sehr bewegliche, eigentümlich riechende Flüssigkeit von 1,271 spezifischem Gewicht, welche sich kaum in Wasser, leicht in Alkohol, Äther und Ölen löst, bei 46° C. siedet und angezündet mit blauer Flamme zu Kohlensäure und schwefliger Säure verbrennt. Der S. wurde 1796 von Lampadius in Freiberg entdeckt, aber erst 1838 von Anton Schrötter in Wien in größerer Menge dargestellt, bis es Mitte der fünfziger Jahre gelang, ihn in die Reihen der Produkte der chem. Großindustrie einzuführen. Man stellt

ihn dar, indem man Schwefeldampf durch in eisernen Gefäßen enthaltene glühende Kohlen leitet und den so gewonnenen rohen S. von beigemengtem Schwefel und andern Verunreinigungen durch Destillation reinigt. Im unreinen Zustande hat der S. einen höchst widerwärtigen Geruch, gereinigt ist sein Geruch dem des Chloroform ähnlich. Man verwendet den S. in kleiner Menge in der Heilkunde, in großer dagegen in der Technik, wo er zur Extraktion der Fette und Öle aus Ölsamen (chem. Ölgewinnung), Oliven, Mandeln, öl- und fetthaltiger Wolle, den Ölen der Knochen u. s. w. dient; da der S. von der Lösung des Öls und Fettes mit Leichtigkeit abdestilliert und wieder gewonnen werden kann, so ist diese Anwendung eine wirtschaftlich wichtige geworden, sie ist aber neuerdings durch die des Benzins und Petroleumäthers mehr und mehr verdrängt. Man verwendet den S. ferner zur Bereitung des Phönizischen Feuers (liquid fenian fire), einer Lösung von Phosphor in S., womit Brandgeschosse gefüllt werden. Mit Stickoxydgas verbrannt, gibt der S. ein überaus intensives weißes Licht, das in einer besondern, von E. Sell in Berlin konstruierten Lampe gefahrlos erzeugt und für photographische Zwecke angewendet wird. Die beim Verbrennen des S. in der Schwefellampe gebildete schweflige Säure wird zum Schwefeln des Weins verwendet. Die Verbindungen des S. mit den Alkalimetallen (die Sulfocarbonate) sind mit Erfolg gegen die Reblaus (Phylloxera) angewendet worden, ebenso auch die Salze der Xanthogensäure (die Xanthogenate), deren Kaliverbindung man erhält, indem man S. zu einer Lösung von Kali in Alkohol setzt; letztere Verbindung ist auch von Ph. Zöller in Wien mit Erfolg zum Konservieren von Fleisch, Most u. dgl. in Vorschlag gebracht worden. Vgl. O. Braun, «Die Schwefelkohlenstoffindustrie», in A. W. Hofmanns Berichten über die chem. Produkte auf der wiener Weltausstellung von 1873 (Braunschw. 1875).

Schwefelkopf (Agaricus fascicularis *Huds.*), giftiger Pilz, dessen Hut 2—5 cm und darüber breit wird, lebhaft gelbe Färbung zeigt und in der Mitte eine Erhöhung besitzt. Der Stiel ist ziemlich hoch, aber dünn, die Lamellen sind anfangs ebenfalls gelb, später braun gefärbt, das Fleisch ist grünlichgelb und besitzt einen angenehmen Geruch. (Vgl. Tafel: Giftige Pilze, Fig. 8.) Der S. kommt gesellig an alten Baumstämmen vor und ist bei oberflächlicher Betrachtung leicht mit dem sog. Stockschwamm, einem eßbaren Pilze, zu verwechseln; der letztere kommt in derselben Weise vor, besitzt aber an seinem Stiel einen Ring und ist auch durch einen andern Geruch charakterisiert.

Schwefelleber nennt man die in Wasser löslichen Schwefelverbindungen der Alkali- und Erdmetalle, s. unter Kalium (-Verbindungen 2); vgl. Leber (chem.) und Hepar.

Schwefelmännchen, s. Bergbau, Bd. II, S. 803. — **Schwefelmetalle,** Verbindungen von Metallen mit Schwefel, s. unter Schwefel (-Verbindungen 10). — **Schwefelmilch,** s. u. Schwefel. — **Schwefelnaphtha,** s. Äther (chemisch: Äthyläther). — **Schwefelquecksilber,** s. unter Quecksilber (-Verbindungen 2). — **Schwefelquellen,** natürliche Mineralwässer mit Schwefelwasserstoffgehalt (s. unter Schwefelwässer).

Schwefelregen, irrtümliche Bezeichnung für einen bisweilen im Frühjahr oder Sommer fallenden Regen, dessen einzelne Tropfen eine milchig-gelbe Färbung haben und ein feines gelbes schwefelähnliches Pulver absetzen, das im Volksglauben als Schwefel gilt; es ist indes nichts anderes, als ein vom Winde fortgeführter und vom Regen niedergeschlagener Blütenstaub und zwar im April meist der von Erlen und Haselnußsträuchern, im Mai und Juni von Birken und Nadelhölzern, im August und September von Bärlapp und Teichkolben.

Schwefelsalbe war nach der Deutschen Pharmakopöe von 1872 offiziell als Einfache Schwefelsalbe (Unguentum sulfuratum simplex), bestehend aus 1 Teil gereinigtem Schwefel und 2 Teilen Schweinefett und als Zusammengesetzte Schwefelsalbe (Unguentum sulfuratum compositum), bestehend aus 1 Teil gereinigtem Schwefel, 1 Teil gepulvertem schwefelsauren Zinkoxyd und 8 Teilen Schweinefett. Die 2. Auflage der Pharmakopöe (1882) hat keine von beiden Vorschriften aufgenommen, kennt also die S. nicht mehr.

Schwefelsalze oder Sulfosalze, s. u. Salze.

Schwefelsäure (lat. acidum sulfuricum, frz. acide sulfurique, engl. sulfuric acide) ist die höchste Oxydationsstufe des Schwefels und führt in wasserfreiem Zustande den Namen Schwefeltrioxyd oder Schwefelsäureanhydrid; sie kommt in der Natur nur sehr selten als vulkanisches Produkt in Wässern vor, dagegen bildet sie in Form von Salzen zahlreiche Mineralien, so den Gips (schwefelsauren Kalk), Kieserit (schwefelsaure Magnesia), Kainit (schwefelsaures Kali und schwefelsaure Magnesia), Schwerspat (schwefelsauren Baryt), Cölestin (schwefelsauren Strontian) und Vitriolbleierz (schwefelsaures Bleioxyd). Man erhält sie als Anhydrid SO_3, indem man ein Gemenge von schwefliger Säure und Sauerstoff über erhitzten platinierten Asbest leitet, wobei beide Gase sich miteinander zu S. vereinigen, oder auch durch gelindes Erhitzen von rauchender S.; sie bildet eine aus verfilzten, seideglänzenden, weißen Nadeln bestehende Masse, die gegenwärtig in großer Menge in der Teerfarbendarstellung Anwendung findet. Von den Verbindungen der S. mit Wasser sind die beiden wichtigsten die rauchende Schwefelsäure (Nordhäuser S., Vitriolöl, acidum sulfuricum fumans) und die gewöhnliche oder englische Schwefelsäure (acidum sulfuricum concentratum). Die rauchende S. ist eine Auflösung von wasserfreier S. in englischer S., aus welcher schon bei gewöhnlicher Temperatur die erstere, weiße Nebel bildend, abdunstet. Sie wurde früher in Goslar und jetzt in Böhmen durch Destillation von schwefelsaurem Eisenoxyd dargestellt; sie ist eine ölähnliche Flüssigkeit von $1{,}86$ bis $1{,}89$ spezifischem Gewicht, aus welcher sich in der Kälte weiße Krystalle von sog. Pyroschwefelsäure, krystallisierte Schwefelsäure des Handels, $S_2O_5(OH)_2$, abscheiden. Man verwendet sie zum Auflösen von Indigo und in der Fabrikation der Benzol-, Anthracen- und Resorcinfarben.

Die englische S., in ihrer höchsten Konzentration das Schwefelsäurehydrat $SO_2(OH)_2$ bildend, wird im großartigsten Maßstabe nach einem um die Mitte des 18. Jahrh. zuerst in England aufgekommenen Verfahren durch Oxydation von schwefliger Säure mittels Salpetersäure bei Gegenwart von Wasserdämpfen dargestellt. Diese Methode wird dadurch technologisch verwertbar, daß die zunächst in Reaktion gebrachte Salpetersäure zu Stickoxyd reduziert

wird und letzteres, mit Luft zusammengebracht, sich in salpetrige Säure verwandelt, welche beim Zusammentreffen mit schwefliger Säure und Wasserdämpfen abermals S. und Stickstoffoxyd liefern. Letztere Oxydationswirkung kann mit Hilfe derselben beschränkten Menge von Stickoxyd beliebig oft wiederholt werden, wenn nur dafür gesorgt wird, daß stets schweflige Säure, Wasserdämpfe und atmosphärischer Sauerstoff im richtigen Verhältnisse vorhanden sind. Als Apparat für den fabrikmäßigen Betrieb dienen große Bleikammern; die sich am Boden dieser Kammern ansammelnde verdünnte S. (Kammersäure) wird entweder, wie zu den Zwecken der Sodabereitung, direkt verwendet oder konzentriert. Bis zu 1,75 (60° Baumé) wird sie durch Erhitzen in flachen Bleipfannen oder im Gloverturm (s. d.), bis zur Konzentration von 1,84 (= 66° B.) in Glasretorten oder Platinapparaten konzentriert. Die im Handel sich findende S. ist selten reines Hydrat, sondern enthält noch 4—6 Proz. Wasser. Sie ist eine farblose Flüssigkeit von Ölkonsistenz und eine der stärksten Säuren und treibt deshalb fast alle andern Säuren aus ihren Verbindungen aus. Eine bräunliche Färbung, welche die Säure des Handels oft zeigt, ist auf Berührung mit organischer Substanz zurückzuführen. Sie zeichnet sich durch große Verwandtschaft zum Wasser aus, womit sie unter heftiger Wärmeentwickelung verschiedene chem. Verbindungen eingeht. Man benutzt sie deshalb zum Trocknen von Gasen und festen und flüssigen Körpern (Exsiccatoren der chem. Laboratorien). In der Rotglühhitze zersetzt sich die S. in schweflige Säure und in Sauerstoff. Der mächtige Aufschwung, welchen die chem. Industrie seit 25 Jahren genommen, ist eine Folge der Vervollkommnung der Schwefelsäurefabrikation, denn es gibt keinen Zweig der Großindustrie, woran nicht die S. direkt oder indirekt Anteil hat. Sie findet unter anderm Anwendung zur Darstellung der meisten Säuren (Salpetersäure, Salzsäure, schweflige Säure, Kohlensäure, Citronensäure, Weinsäure, Phosphorsäure, Stearinsäure), zum Aufschließen der Phosphate zu Düngerpräparaten, zur Bereitung des Phosphors, des Glaubersalzes und der Soda, der Pottasche, des Alauns und der Vitriole, zur Scheidung des Goldes vom Silber in den Affinerien, zur Entsilberung des Schwarzkupfers und des Kupfersteins, zum Raffinieren des Rüböls, Petroleums und Paraffins, in der Stärkezuckerfabrikation, zur Herstellung des Pergamentpapiers, bei der Bereitung vieler Teerfarben, zum Verseifen der Fette und Öle und neben Salpetersäure in der Fabrikation der sog. Nitroverbindungen, wie Schießbaumwolle, Nitroglyzerin und Dynamit, Nitrobenzol, Pikrinsäure u. s. w. Der Fabrikation der S. hat der Umstand Vorschub geleistet, daß man gegenwärtig die schweflige Säure der Hüttenwerke, die früher die Luft verunreinigte und die Vegetation beschädigte, in S. überführt.

Die S. verbindet sich mit den Basen zu den schwefelsauren Salzen oder Sulfaten, die neutralen Salze sind sämtlich in Wasser löslich, mit Ausnahme des schwefelsauren Baryts, Strontians, Kalks und Bleioxyds, von denen sich das erste gar nicht, die andern drei nur schwierig lösen. Sie bildet als zweibasische Säure neutrale und saure Salze. Die medizinisch und technologisch wichtigsten Sulfate sind das schwefelsaure Kali (Kalium sulfuricum), das schwefelsaure Natron oder Glaubersalz (Natrium sulfuricum), die schwefelsaure Magnesia oder das Bittersalz (Magnesia sulfurica), das schwefelsaure Eisenoxydul oder der Eisenvitriol (Ferrum sulfuricum), das schwefelsaure Kupferoxyd oder der Kupfervitriol (Cuprum sulfuricum), das schwefelsaure Zinkoxyd oder der Zinkvitriol (Zincum sulfuricum), der schwefelsaure Baryt, der den als Mineral vorkommenden Schwerspat und das künstlich erhaltene Barytweiß bildet, der schwefelsaure Kalk (Gips, Anhydrit) ꝛc.

Schwefelsaures Natron, s. Glaubersalz.

Schwefeltrioxyd oder Schwefelsäureanhydrid, s. unter Schwefelsäure.

Schwefelwässer nennt man diejenigen natürlichen oder künstlichen Mineralwässer, welche sich teils durch ihren Gehalt an Schwefelwasserstoff vor andern auszeichnen, teils auf den tierischen Organismus nach Art der Schwefelmittel einwirken. Der durchweg in der Form von Schwefelwasserstoffgas in ihnen enthaltene Schwefel gibt ihnen einen mehr oder weniger starken Geruch und Geschmack nach diesem Gase und häufig infolge von ausgeschiedenem Schwefel ein schwach opalisierendes Ansehen. Das Gas entweicht sehr leicht oder zersetzt sich, wobei eine feine, schillernde Haut auf der Oberfläche des Wassers sich bildet. Aus einigen heißen Schwefelquellen, z. B. der von Aachen, sublimiert Schwefel in Form zarter, locker zusammengehäufter Krystallnadeln, welche die Wände und Gewölbe, wodurch die Quellen eingeschlossen sind, bekleidet. Modifiziert werden die Wirkungen der S. durch die den einzelnen Quellen eigentümliche Beimischung anderer Stoffe, und man unterscheidet sonach 1) alkalisch-muriatische, in denen vor den übrigen Bestandteilen Kochsalz und kohlensaures Natron vorwaltet, z. B. zu Aachen; 2) alkalisch-salinische, in denen sich neben den angeführten Stoffen noch schwefelsaures Natron (Glaubersalz) in bedeutenderer Quantität vorfindet, z. B. zu Warmbrunn und zu Landeck; 3) erdig-salinische, in denen schwefelsaure Salze, namentlich erdige, die ersten Nebenbestandteile bilden, z. B. zu Baden in Österreich, Nenndorf, Eilsen, Kreuth u. s. w. In den meisten Fällen ist das Schwefelwasserstoffgas der Begleiter solcher Quellen, die reich an schwefelsauren Salzen sind, und erklärt sich dann sein Entstehen aus diesen durch die reduzierende Einwirkung von einer in den Quellen sich regelmäßig findenden Alge Beggiatoa alba. Alle haben das gemeinschaftlich, daß sie die Ab- und Aussonderungen der äußern und der Schleimhaut befördern und den Blutumlauf beschleunigen, weichen jedoch in ihrer Wirkung durch die vorwaltenden Nebenbestandteile, sowie durch ihren verschiedenen Temperaturgrad noch verschiedentlich voneinander ab. Im allgemeinen wendet man sie gegen Dyskrasien verschiedener Art, chronische Krankheiten der äußern Haut, die in unterdrückter Thätigkeit oder regelwidriger Absonderung derselben bestehen, Krankheiten der Schleimhäute infolge örtlicher Schwäche und Stockungen des Blutkreislaufs in den Unterleibsorganen, namentlich Hämorrhoidalbeschwerden an. Vorzugsweise benutzt man sie als Bad in allen Formen, weniger auch als Getränk. Außerhalb Deutschlands sind besonders die Herculesbäder bei Mehadia und Trentsin in Ungarn, Abano und Acqui in Italien, Baden und Schinznach in der Schweiz, Aix, Barrèges, St.-Sauveur, Cauterets und Bagnères

d'Abour in Frankreich und Harrowgate in England als heilkräftige S. berühmt.

Schwefelwasserstoff, Hydrothionsäure H_2S, nennt man eine gasförmige Verbindung des Schwefels mit dem Wasserstoff, welche in der Natur in den Schwefelwässern (s. d.) vorkommt und sich durch Fäulnis in Morästen und in großer Menge in Kloaken erzeugt. Diese Verbindung macht sich da, wo sie vorhanden ist, sogleich durch ihren Geruch bemerklich, der identisch mit dem der faulen Eier ist. Es wirkt erstickend und im höchsten Grade giftig; jedoch haben geringe Mengen desselben, wenn es z. B. als Schwefelwasser angewendet wird, eine entschieden wohlthätige Wirkung, besonders auf das Respirationssystem. S. unterhält das Verbrennen nicht, ist aber selbst brennbar und verbrennt mit blauer Flamme zu schwefliger Säure und Wasser. Der S. wird bereitet durch Übergießen von Schwefelmetallen, namentlich Schwefeleisen, mit verdünnter Schwefelsäure, wobei das Gas entweicht. Er ist ein wertvolles Mittel, das in der analytischen Chemie zur Trennung der Metalle Anwendung findet. Eine Auflösung des Gases in Wasser ist das Schwefelwasserstoffwasser (Aqua hydrosulfurata), welches als Reagens benutzt wird.

Schwefelwasserstoff-Ammoniak, s. unter Ammonium.

Schweflige Säure oder Schwefeldioxyd SO_2, ist ein farbloses, stechend riechendes, säuerlich schmeckendes, durch Druck und Kälte leicht verdichtbares, in Wasser lösliches Gas, das auf Pflanzenfarben bleichend einwirkt und durch Verbrennen des Schwefels, durch Rösten von Schwefelkies (Pyrit), Kupferkies und Zinkblende, durch Kochen von Schwefelsäure mit Kohle, Schwefel oder Kupfer dargestellt wird. Man wendet sie entweder als Gas in Wasser aufgelöst oder in Form schwefligsaurer Salze (Sulfite), mit Kali oder Natron verbunden, an und benutzt sie vorzugsweise zum Bleichen tierischer Substanzen, wie der Seide, Wolle, der Schwämme, der Federn u. s. w., welche Körper durch das gewöhnliche Bleichmittel, durch Chlor, nicht entfärbt, sondern gelb gefärbt werden. Sie dient ferner zum Bleichen der Stroh- und Korbgeflechte, zum Entfernen von Obst- und Weinflecken aus Wäsche, sowie behufs der Konservierung zum Schwefeln des Hopfens, der eingemachten Früchte, des Weins, des Biers, bei der Saturation der Zuckersäfte u. s. w. Auch als Desinfektionsmittel wird die schweflige Säure mit großem Erfolge angewendet. Die schweflige Säure hat große Neigung, Sauerstoff aufzunehmen und in Schwefelsäure (s. d.) überzugehen, und ist daher das hauptsächlichste Material bei der Fabrikation der engl. Schwefelsäure. Die schweflige Säure findet auch Verwendung als Feuerlöschmittel, um brennende Schornsteine zu löschen, indem man auf dem Herde Schwefel verbrennt. Zweifachschwefligsaures Natron (bisulfite de soude) benutzt man in der Papierfabrikation unter dem Namen Antichlor zur Entfernung des überschüssigen Chlorgases, zum Waschen und Bleichen der Wolle und als Konservationsmittel. Eine Lösung von zweifachschwefligsaurem Kalk dient als Desinfektionsmittel und namentlich zur Darstellung von Cellulose für die Papierfabrikation (Mitscherlichs Verfahren). Bäder von schwefligsaurem Gase werden zuweilen bei Hautkrankheiten verordnet. Die schwefligsauren Salze entsprechen einem Säurehydrat $SO(OH)_2$, welches in freier Form nicht abscheidbar ist, da es sofort in Anhydrid SO_2 und Wasser zerfällt.

Schwegler (Albert), deutscher Geschichtsforscher, geb. 10. Febr. 1819 zu Michelbach im Württembergischen, ward auf der Universität Tübingen durch Baur auf das Studium der histor. Theologie hingeleitet, als dessen erste Frucht der «Montanismus» (Tüb. 1841) erschien. Diese Schrift wie mehrere andere in Zellers «Theol. Jahrbüchern» veröffentlichte Abhandlungen zogen S. die Ungunst der württemb. Kirchenbehörden zu, weshalb er die theol. Laufbahn verließ. Er gründete im Sommer 1843 die «Jahrbücher der Gegenwart», die bis Mitte 1848 erschienen, und habilitierte sich im Herbst 1843 als Privatdocent der Philosophie und klassischen Philologie an der tübinger Universität, wo er 1848 eine außerord. Professur der klassischen Philologie, später die ord. Professur der Geschichte erhielt und 5. Jan. 1857 starb. Die Ergebnisse seiner theol. Forschungen hat S. in der Schrift «Das nachapostolische Zeitalter» (2 Bde., Tüb. 1846) niedergelegt, worin er die Entwickelung des Christentums aus dem Judentum und die Entstehung der kath. Kirche als einen rein histor. Prozeß nachzuweisen sucht. Von seinen übrigen kirchengeschichtlichen Werken sind noch zu erwähnen die Ausgaben der Clementinischen Homilien (Stuttg. 1847) und der «Kirchengeschichte» des Eusebius (2 Bde., Stuttg. 1852). Sehr verdienstlich sind S.s Arbeiten über Geschichte der Philosophie. Dahin gehören die Ausgabe der «Metaphysik» des Aristoteles (mit Übersetzung und Kommentar, 4 Bde., Tüb. 1847—48), der treffliche Abriß der «Geschichte der Philosophie» (Stuttg. 1848; 9. Aufl. 1876) und die nach seinem Tode von Köstlin veröffentlichte «Geschichte der griech. Philosophie» (Tüb. 1859). Wertvoll ist auch seine «Röm. Geschichte» (Bd. 1—3, Tüb. 1853—58; 2. Aufl. 1867—72; fortgesetzt von Clason, Bd. 4 u. 5, Berl. u. Halle 1873—76).

Schweich, Flecken im preuß. Regierungsbezirk und Landkreise Trier, unweit links der Mosel, Station der Linie Koblenz-Perl der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 2814 E. und hat eine kath. Pfarrkirche, Wein- und Obstbau und Roteisensteingruben. Nahebei der 778 m lange Meulenwaldtunnel der Moselbahn.

Schweichel (Georg Julius Robert), Schriftsteller, geb. 12. Juli 1821 zu Königsberg i. Pr., trat erst in das väterliche Geschäft, studierte aber dann seit 1844 in Königsberg Rechts- und Kameralwissenschaften. Im J. 1848 gab er mit W. Sommerfeld die «Dorfzeitung für Preußen» heraus und schrieb für liberale Blätter, bis ihn der Druck der Reaktion zwang, nach Lausanne überzusiedeln. Land und Leute der franz. Kantone der Schweiz und Savoyens schilderte er in den Novellensammlungen: «In Gebirg und Thal» (Berl. 1864), «Jura und Genfersee» (Berl. 1865), «Im Hochland» (Berl. 1868), «Aus den Alpen» (2 Bde., Berl. 1870) und in den Erzählungen: «Der Wunderdoktor» (3. Aufl., Berl. 1882), «Der Krämer von Illiez» (3. Aufl., Berl. 1882). Im Herbst 1861 ging S. nach Berlin, lebte dann in Hannover und Leipzig und kehrte schließlich nach Berlin zurück, um die Redaction der «Deutschen Romanzeitung» zu übernehmen, die er von 1869 bis 1883 führte. Für dieses Journal schrieb er den Roman aus den preuß. Hinterwäldern «Der Axtschwinger» (3. Aufl., Berl. 1880), den Roman «Der Bildschnitzer vom

Achensee» (3. Aufl., 3 Bde., Berl. 1876) und «Die Falkner von St. Vigil» (3 Bde., Berl. 1881). Die Frucht einer Reise durch Italien waren die «Italienischen Blätter» (Berl. 1877) und «Camilla», eine röm. Novelle (Berl. 1886). S. hat seinen Wohnsitz in Berlin.

Schweidnitz, Kreisstadt im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien, früher Hauptstadt des gleichnamigen Fürstentums, am Fuße des Eulengebirges, an der Weistritz und an der Linie Camenz-Raudten der Preußischen Staatsbahnen gelegen, ist Sitz eines Landratsamts, Landgerichts und Amtsgerichts, sowie eines Schwurgerichtshofs und zählt (1885) 23667 E. Unter den vier Kirchen sind die kath. Pfarrkirche wegen ihres 103 m hohen Turms, des höchsten in ganz Schlesien, aus Quadern, mit herrlicher Fernsicht, und die evang. Pfarrkirche zur Dreieinigkeit in der Vorstadt als eine der drei Friedenskirchen, welche Ferdinand III. nach dem Westfälischen Frieden erlaubte, merkwürdig. S. hat ein evang. Gymnasium, eine höhere Töchterschule, ein Korrektions- und Landarmenhaus, ein Stadtarmenhaus, ein Bürgerhospital und ein Waisenhaus, Fabriken in Wolle, Leder, Holzstiften, landwirtschaftlichen Geräten, Maschinen, Nadeln, Handschuhen u. s. w. Das schweidnitzer Bier ist seit langer Zeit (unter dem Namen Schöps) weithin berühmt und wurde im 16. Jahrh. selbst nach Italien ausgeführt. Die Getreide-, Vieh- und Garnmärkte sind sehr besucht. Die Stadt war bis 1867 eine Festung, die während des Siebenjährigen Kriegs vier Belagerungen, zwei durch die Österreicher und zwei durch die Preußen, zu bestehen hatte, unter denen die von 1762 durch die Preußen wegen des Minenkriegs die denkwürdigste war. Die Festungswerke der Stadt sind jetzt in schöne Promenaden verwandelt. Vgl. F. J. Schmidt, «Geschichte der Stadt S.» (2 Bde., Schweidn. 1846—48).

Das ehemalige unmittelbare Fürstentum Schweidnitz war mit dem breslauer Fürstentum eng verbunden. Erst nach dem Tode des Herzogs Heinrich IV. (1290) erhielt es eigene Landesherren. Der erste derselben war Bolko I., dessen Linie in unmittelbarer männlicher Erbfolge bis 1368 regierte. Infolge des mit König Karl I. von Böhmen (Kaiser Karl IV.) 1353 abgeschlossenen Vertrags gehörte das Fürstentum nun zur Krone Böhmen, bis es 1741 an Preußen abgetreten wurde. Dasselbe umfaßt ein Areal von etwa 2420 qkm, das gegenwärtig teils dem Regierungsbezirk Breslau (die Kreise S., Reichenbach, Striegau und Waldenburg), teils dem Regierungsbezirk Liegnitz (Kreise Bolkenhain und Landshut) angehört.

Der Kreis Schweidnitz zählt (1885) auf 590 qkm 94976 E.

Schweidnitzer Gebirge, s. unter Sudeten.

Schweidnitzer Wasser, s. Weistritz.

Schweifaffen oder Sakis (Pithecia) heißt eine Gattung südamerik. Affen von ziemlich plumpem Bau mit starker, dunkler Behaarung und einem buschigen Schwanze. Die häufigste der sieben Arten ist der Satansaffe (Pithecia Satanas, Tafel: Affen der Neuen Welt, Fig. 4), mit 40 cm langem Körper und 35 cm langem Schwanz, einer dichten Behaarung des Oberkopfes und einem starken das Antlitz umrahmenden Backenbart; er ist ein Bewohner des äquatorialen Südamerika.

Schweifbiber, s. unter Biber.

Schweifen, in der Bleicherei die Zeuge in Wasser spülen; in der Weberei soviel wie Scheren; in der Metallbearbeitung die Mündung von Hohlkörpern, z. B. eines Blechgefäßes, durch Hämmern vasenartig erweitern; in der Tischlerei die Hölzer bogenartig ausschneiden.

Schweifrahmen, soviel wie Scherrahmen.

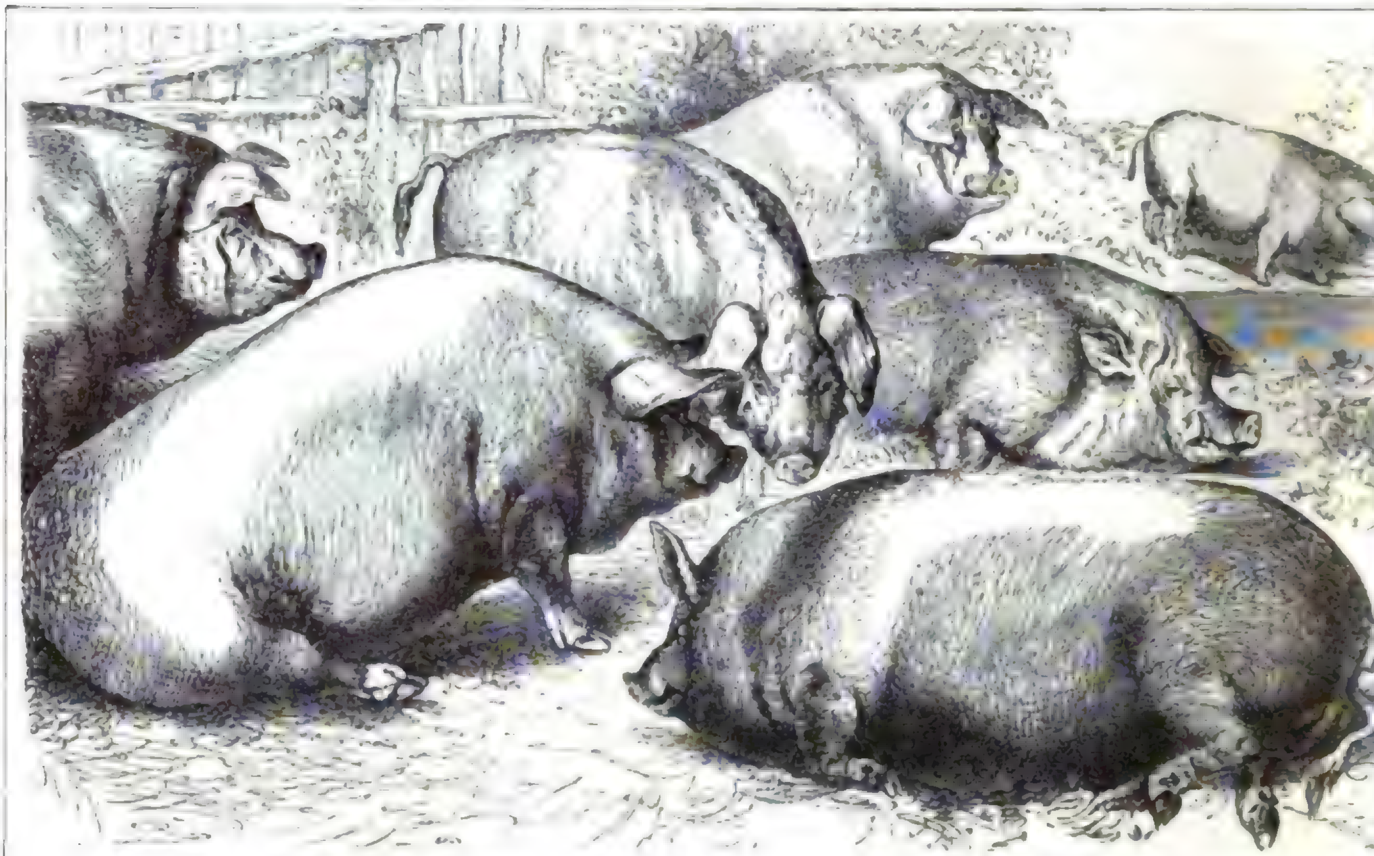
Schweifsäge, s. Frettsäge.

Schweigaard (Anton Martin), ausgezeichneter norweg. Jurist und Nationalökonom, geb. 11. April 1808 in Kragerö, studierte in Kristiania die Rechte, unternahm seit 1833 mit Unterstützung des Staats eine Reise durch Schweden, Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Dänemark und machte sich allenthalben mit dem Bank- und Geldwesen vertraut. Im J. 1835 wurde er Lektor der Jurisprudenz an der Universität Kristiania und 1840 Professor der Statistik und Staatswissenschaften. Seit 1842 wurde S. jedesmal als Repräsentant Kristianias in den Storthing gewählt, welches ihn 1845 zum Bankadministrator ernannte. In diesen Stellungen übte er großen Einfluß auf die Gesetzgebung, das höhere Unterrichtswesen, auf Handel, Zollwesen, Eisenbahnen und die unionellen Angelegenheiten Norwegens. S. starb zu Kristiania 1. Febr. 1870. Von 1836 bis 1846 war er Mitredacteur des Tageblatts «Den Constitutionelle». Außerdem schrieb er: «Om Norges Bank- og Pengevæsen» (Krist. 1836), «Norges Statistik» (Krist. 1840), «Den norske Handelsret» (Krist. 1841), «Den norske Proceß» (Krist. 1849—58; 3. Aufl. 1862), «Commentar over den norske Criminallov» (2 Tle., Krist. 1844—46; 2. Aufl. 1860). In Kristiania wurde ihm 27. Sept. 1883 ein Denkmal gesetzt.

Schweiger-Lerchenfeld (Amand von), Reiseschriftsteller, geb. 17. Mai 1846 in Wien, besuchte die Militärakademie zu Wiener-Neustadt, trat 1865 als Offizier in die Armee, machte den Feldzug 1866 in Italien, speziell die Schlacht von Custozza mit und nahm 1871 seinen Abschied. Hierauf unternahm er mehrere weit ausgedehnte Studienreisen, die er in einer Reihe von Werken beschrieb. Hervorzuheben sind: «Unter dem Halbmond» (Jena 1876), «Armenien» (Jena 1878), «Bosnien» (Wien 1878; 2. Aufl. 1879), «Zwischen Pontus und Adria» (Wien 1879), «Serail und Hohe Pforte» (anonym, Wien 1879), «Arabische Landschaften» (Wien 1879), «Das Frauenleben der Erde» (Wien 1881), «Der Orient» (Wien 1882), «Griechenland in Wort und Bild» (Prachtwerk, Lpz. 1882), «Die Adria» (Wien 1883), «Abbazia, Idylle von der Adria» (Wien 1883), «Das eiserne Jahrhundert» (Wien 1884), «Von Ocean zu Ocean» (Wien 1885), «Im Kreislauf der Zeit» (Wien 1885), «Afrika» (Wien 1886), «Aus unsern Sommerfrischen» (Bd. 1, Wien 1886), «Zwischen Donau und Kaukasus» (Wien 1886).

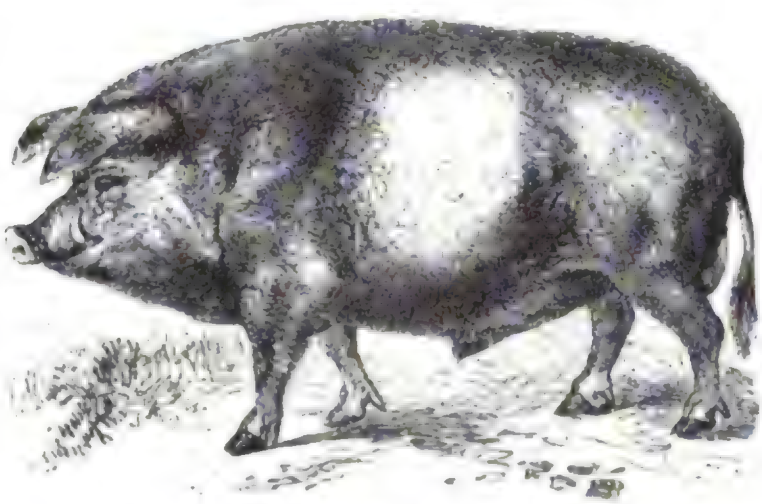
Schweigger (Aug. Friedr.), Naturforscher, geb. 8. Sept. 1783 zu Erlangen, studierte daselbst Medizin, Botanik und Zoologie, ging 1804 nach Berlin und 1806 nach Paris. Er suchte und fand ärztliche Praxis, setzte aber dabei seine zoolog. Studien so erfolgreich fort, daß seine Monographie der Schildkröten ihm die Achtung der ausgezeichnetsten franz. Zoologen verschaffte. Kurz nach seiner Rückkehr nach Preußen, 1809, wurde er als Professor der Botanik und Medizin in Königsberg angestellt. Seitdem unternahm er mehrere wissenschaftliche Reisen durch England, Frankreich und Italien, ward aber im Juni 1821 in Sicilien,

SCHWEINE UND S



7. Yorkshire-Rasse.

8. Suffolk-Rasse.



6. Szalonta-Rasse.



5. Maskenschwein (Sus plicic

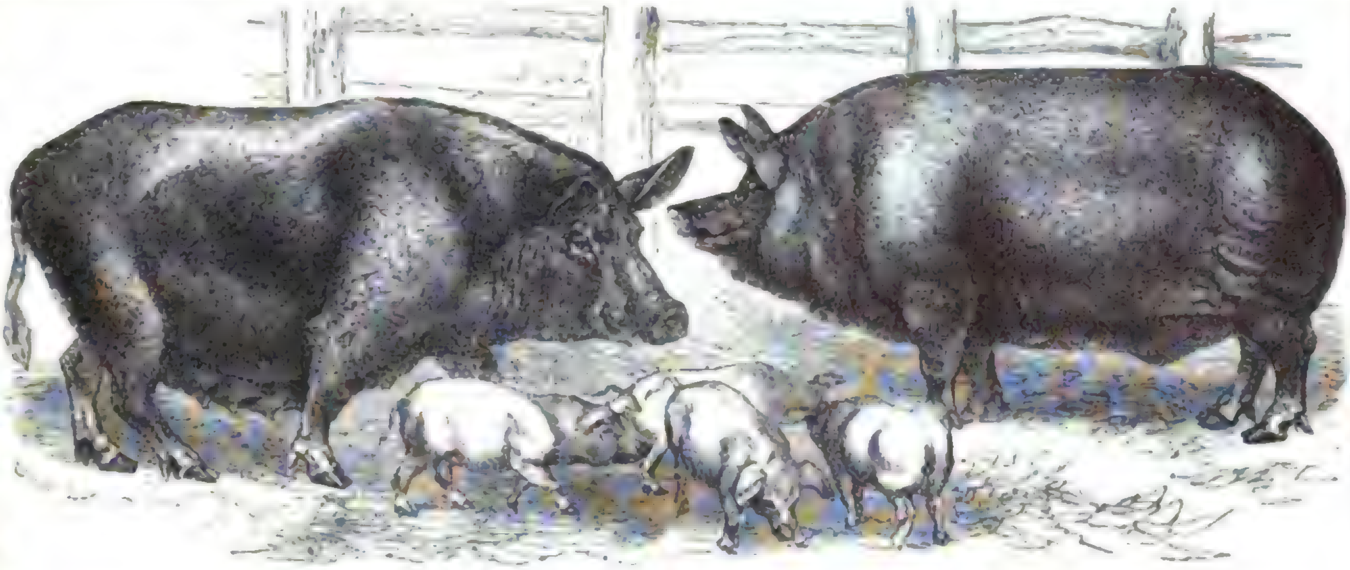


4. Afrikanisches Warzenschwein (Phacochoerus aethiopicus).



2. Hirsc

CHWEINERASSEN.



10. Berkshire-Sau. 9. Essex-Eber.





1. Wildschwein (Sus scrofa).

ps).



eber (Porcus Babirussa).



8. Halsbandschwein (Dicotyles torquatus).

Zu Artikel: Schweine.

unsern Camerata, bei der Einsiedelei von Quisquina durch seinen Vetturino ermordet. Durch Anlegung eines botan. Gartens in Königsberg und eine ihm zur Hälfte gehörende «Flora Erlangensis» (2 Bde., Erlangen 1811) erwarb sich S. um die Pflanzenkunde Verdienste. Hervorzuheben sind noch sein «Handbuch der Naturgeschichte der skelettlosen ungegliederten Tiere» (Lpz. 1820), die «Beobachtungen auf naturhistor. Reisen» (Königsb. 1820) und seine Schrift «Über Kranken- und Armenanstalten zu Paris» (Bayr. 1809).

Schweigger (Joh. Salomo Christoph), deutscher Physiker und Chemiker, der Bruder des vorigen, wurde 8. April 1779 zu Erlangen geboren, wo er auch seine Studien vollendete und 1800 als Privatdocent auftrat. Im Okt. 1802 wurde er Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium in Bayreuth und 1811 in Nürnberg an der Polytechnischen Anstalt. Im J. 1816 reiste er nach England, lebte dann ein Jahr in München als Mitglied der königl. Akademie, wurde hierauf Professor der Physik und Chemie in Erlangen, 1819 in Halle. Hier starb er 6. Sept. 1857. S.s physikalische Arbeiten bewegen sich vorzüglich auf dem Gebiete der Elektricität und des Galvanismus. Er hatte schon 1808 einen Elektrometer zur Messung der elektrischen Kraft durch magnetische konstruiert; unmittelbar nach Ørsteds großartiger Entdeckung erfand er den elektromagnetischen Multiplikator, der seinen Namen führt. Seit 1811 hatte er die Herausgabe von Gehlens «Journal» übernommen. Sein als Fortsetzung desselben gegründetes «Jahrbuch für Chemie und Physik» überließ er später dem Adoptivsohn seines Bruders, dem Professor der Medizin *Franz Wilhelm Schweigger-Seidel* (geb. 16. Okt. 1795 zu Weißenfels), welcher es 1834 mit Erdmanns «Journal für praktische Chemie» verband, aber schon 5. Juni 1838 starb. S. veröffentlichte noch «Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft» (Halle 1816), «Über das Elektron der Alten» (Greifsw. 1848), «Über die stöchiometr. Reihen» (Halle 1853).

Schweigger (Karl Ernst Theod.), berühmter Augenarzt, Sohn des vorigen, geb. zu Halle 29. Okt. 1830, studierte in Erlangen und Halle Medizin und widmete sich seit 1858 in Berlin ausschließlich dem Studium der Augenheilkunde unter Albr. von Graefes Leitung, dessen Assistent er bis 1865 war. Nach einem kurzen Aufenthalt in Neuyork übernahm er 1868 die Professur der Augenheilkunde und die Leitung der Augenklinik zu Göttingen und wurde 1871 Graefes Nachfolger als Professor der Augenheilkunde in Berlin und Direktor der Universitätsklinik für Augenkranke. Außer zahlreichen Abhandlungen in Graefes «Archiv für Ophthalmologie» und im «Archiv für Augenheilkunde» von Knapp und Schweigger schrieb er: «Vorlesungen über den Gebrauch des Augenspiegels» (Berl. 1864), «Klinische Untersuchungen über das Schielen» (Berl. 1881), «Handbuch der speziellen Augenheilkunde» (Berl. 1871; 5. Aufl. 1885).

Schweighofer (Felix), Komiker, geb. 1842 zu Brünn, lernte als Kaufmann, nahm später eine Stellung an der Staatsbahn an und kam erst in den sechziger Jahren zur Bühne, zunächst als Opernsänger. Durch seine Begabung für Komik veranlaßt, ging S. zur Posse über, spielte in Krems, Czernowitz, Bukarest, Salzburg ꝛc., bis er 1870 nach Graz, 1871 nach Wien kam, wo er erst am Strampfertheater, dann am Theater an der Wien engagiert war und gegenwärtig zu den beliebtesten Mitgliedern des Carl-Theaters gehört.

Schweigsystem (*Auburnsches System*), s. unter *Auburn* und *Gefängniswesen*.

Schweine gehören zu der Säugetierordnung der Paarzeher (Artiodactyla) und zwar zur Unterordnung der Nichtwiederkäuenden (A. non ruminantia). Sie sind mit Ausnahme Australiens über alle Weltteile verbreitet, im allgemeinen zum Fettwerden geneigt und omnivor, lieben die Feuchtigkeit und wälzen sich gern im Schlamme, um sich abzukühlen und ihre mit Borsten bekleidete Haut gegen Insekten zu schützen. Der Rüssel ist kurz; von den vier Zehen (Klauen) sind die zwei Seitenzehen höher gestellt und nach hinten gerichtet (Afterklauen).

Die eigentliche Gattung *Schwein* (Sus) zeichnet sich durch lauter vierzehige Füße, dreikantige vorragende Eckzähne, einen mittellangen Schwanz und den Mangel der Rückendrüse aus. Zu ihr gehört das *Wildschwein* (Sus scrofa, s. Tafel: *Schweine und Schweinerassen*, Fig. 1), das braunschwarz ist, sonst in ganz Europa gemein war, jetzt aber wegen des Schadens, den es in Kulturen anrichtet, in vielen Gegenden ausgerottet ist. Es ist reizbar, rachsüchtig, grimmig, furchtlos und stürzt sich wütend auf seinen Gegner. Man jagte es früher mit großen Hunden (Saurüden) und fing es mit dem Jagdmesser oder mit dem Spieße (Saufeder) ab; jetzt schießt man es mit der Büchse nach vorgängiger Hetze oder Einkreisung. Die Jagdbezeichnung für dasselbe ist *Schwarzwild*, im Gegensatz zu Rotwild (Hirsche und Rehe); das Männchen heißt *Eber* oder *Keuler*, das Weibchen *Bache* und die Jungen *Frischlinge*. Von ihm, sowie wahrscheinlich von in Asien einheimischen Arten stammt das *Hausschwein* (S. domesticus) ab, dessen Knochen schon in den Pfahlbauresten gefunden werden, und das als ein verhältnismäßig wohlfeil zu erhaltendes und einträgliches, besonders aber durch seine große Fruchtbarkeit wichtiges Haustier geschätzt, jedoch bei vielen orient. Völkern, wie Juden, Mohammedanern u. a., auch verabscheut ist. Außer den genannten gehören zu der Dickhäutergruppe der S. oder Borstenträger (Suinae s. Setigera) folgende Arten: das *asiatische Wildschwein* (S. indicus, identisch mit dem Torfschwein der Pfahlbauten), das *Pinselschwein* (Potamochoerus porcus) im Indischen Archipel, das *Larvenschwein* (P. africanus) in Mittelafrika; der *Hirscheber* oder *Babirussa* (Porcus Babirussa, Fig. 2); das *Halsbandschwein* (Dicotyles torquatus, Fig. 3) in Südamerika; das *Stummelschwanzschwein* (Porculus indicus) auf Neuguinea; das *afrikanische Warzenschwein* oder *Emgallo* (Phacochoerus aethiopicus, Fig. 4). Die häufig als besondere Arten aufgeführten: chinesisches S. (Sus chinensis), *japanisches Maskenschwein* (S. pliciceps, Fig. 5), ind. Mähnenschwein (S. cristatus), javan. Bartschwein (S. barbatus), Andamanenschwein (S. andamanensis), Weißbartschwein (S. leucomystax) auf Formosa; Pustelschwein (S. verrucosus) und Bindenschwein (S. vittatus) im Indischen Archipel; Timorschwein (S. timorensis), Sennaarschwein (S. sennarensis) in Nordafrika, sind meist wahrscheinlich nur Spielarten oder Rassen von S. indicus und S. scrofa.

Die *Schweinezucht*, d. i. die Aufzucht und Verwertung des *Hausschweins*, bildet einen wichtigen

Zweig der landwirtschaftlichen Tierproduktion. Die für den mitteleuropäischen Zuchtbetrieb nutzbaren Schweinerassen lassen sich klassifizieren in:

I. Alte europäische Landrasse (direkt vom Wildschwein abstammend): a. schwere langohrige und b. mittelschwere kurzohrige Landschläge.

II. Europäische Schläge asiatischen Ursprungs (von Sus indicus): a. kraushaarige 1) Mongolicza (in Serbien), 2) Bakonyi (in Ungarn), 3) Szalonta (Ungarn, Siebenbürgen, Galizien, Fig. 6); b. romanische, 4) graubündener, 5) neapolitaner.

III. Neuere englische Schweineschläge: 1) Große weiße (Yorkshire, Fig. 7 und Suffolk, Fig. 8), 2) kleine weiße (Lancaster), 3) kleine schwarze (Essex, Fig. 9), 4) Berkshire (Fig. 10), 5) Mittelschläge. Die engl., künstlich erzüchteten Schweineschläge verdrängen nach und nach in allen Ländern der Hochkultur die einheimischen Landrassen.

Die Zucht der S. wird als eine halbwilde bezeichnet, wenn die Tiere das ganze Jahr hindurch im Freien auf der Weide bleiben und auf eine bestimmte Mast angewiesen sind, nach welcher sie verwertet werden; so z. B. auf die Eichelmast im Bakonyer Walde (Ungarn). Diese Zucht kommt aber nur in südl. und uncivilisierten Ländern vor. Da, wo die Landwirtschaft eine höhere Stufe erreicht hat, wird der Schweinezucht dieselbe Aufmerksamkeit gewidmet wie andern Zweigen der Viehzucht. Dies schließt einen geregelten Weidegang nicht aus. Bekanntlich vergüten die S. den Schaden, welchen sie durch Wühlen thun, in der massenhaften Vertilgung von Ungeziefer, und nebenbei ist die Waldmast mittels Eicheln und Bucheckern eine sehr vorteilhafte. Bei der reinen Stallfütterung erhalten die S., außer Trockenfutter, fast alle vorkommenden Futtermittel und Abgänge. Vorzüglich aber mästen sie sich mit den Überbleibseln der Molkerei, mit Kartoffeln und Getreideschrot, im Süden mit Mais, Kürbissen, Melonen; kein Tier verwertet das Futter besser und rascher als das S. Es ist ein Irrtum, daß ältere S. sich vorzüglicher mästen als jüngere; im Gegenteil liegt der besondere Vorzug der engl. Schweinerassen gerade in ihrer Frühreife, welche schon bis zu einem Jahre ausgemästete Tiere von vorzüglicher Produktion liefern. Die Stallung der S. soll reinlich, warm, solid gebaut, vor allem hinreichend trocken sein. Es ist ein schädlicher Wahn, wenn man diesem Tiere Reinlichkeit für nicht zuträglich hält, die vielmehr den Fettansatz und das Wohlsein ungemein fördert. Neben den Stallungen soll womöglich ein besonderer Schweinehof, im günstigen Falle mit einer Schwemme, angebracht sein.

Das junge S. heißt Ferkel. Im Alter von 1—1½ J. wird es zur Zucht verwandt, und es heißt alsdann das männliche Tier Eber, Bär, Hackch, Hauer, Kämpe, Baier, Keiler, Faselschwein; das weibliche S. heißt Sau, Mutterschwein, Zuchtsau, Ferkelsau, Kosel, Docke, Bache. Verschnittene männliche Tiere nennt man Bark, weibliche Nonne. Solange die Ferkel saugen, heißen sie Milchschwein oder Spanferkel (Spansau), dann bis zur Paarung Läuferschwein. Das Hausschwein leidet an verschiedenen Krankheiten, von welchen zwei dem Menschen gefährlich werden: die Finnen, unentwickelte Formen des Bandwurms (s. d.), und die Trichinen (s. d.). Die Produkte des S.: Fett, Schmalz und Schmalzöl, Fleisch, Borsten, Haut u. s. w., treten in den Welthandel. Es gibt besondere Mittelpunkte für den Schinkenhandel, in Europa z. B. Westfalen, Bayonne, Neapel; in Nordamerika St.-Louis, Chicago und Cincinnati. In Frankreich und Savoyen werden S. zum Aufsuchen der Trüffeln (s. d.) verwendet.

Vgl. Baumeister, «Anleitung zur Schweinezucht und Schweinehaltung» (4. Aufl., Stuttg. 1871); G. May, «Die Schweinezucht» (Berl. 1880); Rohde, «Die Schweinezucht» (3. Aufl., Berl. 1883).

Schweineseuche, amerikanische (Swine-Plague, Swine-Fever), gleichbedeutend mit dem auch in Europa oft vorkommenden Typhus der Schweine.

Schweinfurt, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, am Main, Station der Linien Bamberg-Würzburg, S.-Meiningen und S.-Gemünden der Bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Land- und Handelsgerichts, eines Amtsgerichts, Rentamts, Post- und Hauptzollamts und zählt (1885) 12501 meist evang. E. Sehenswert ist das Rathaus am geräumigen Marktplatze, das 1570—72 im Renaissancestil aufgeführt ward und eine Sammlung von Altertümern, sowie eine Bibliothek enthält; ferner die got. Johanneskirche, die 1717—19 erbaute Salvatorkirche und die kath. Kirche zum Heiligen Geist. Über den Main führen zwei Brücken, eine eiserne und eine steinerne; über den sog. Sennfeldersee, einem Altwasser des Mains, eine eiserne Brücke. S. hat ein Gymnasium (ursprünglich 1631 von König Gustav Adolf von Schweden gestiftet, 1830 durch König Ludwig I. von Bayern wieder errichtet), eine Real- und eine höhere Töchterschule, ein Waisen- und Krankenhaus, eine Armenversorgungs- und eine Rettungsanstalt, sowie eine Kinderbewahranstalt. Die Industrie liefert besonders Bier, Bleiweiß und andere Farben (darunter auch das bekannte Schweinfurter Grün); außerdem bestehen eine Baumwollspinnerei, Kunstmahlmühlen, Lohmühlen, Schneidemühlen, Schuhfabriken, Dampfmühlen, Zucker-, Maschinen-, Seife-, Tabaks- und viele andere Fabriken. Auf den Rebenhügeln der Umgegend wird ein guter Wein gebaut. Der Strom treibt bedeutende Mahlmühlen; Schiff- und Floßfahrt sind nicht unbedeutend. Die Stadt hat eine Flußwasserleitung mit Hochreservoir. Die Ausflugsorte: Wasserleitungshochreservoir, Peterstirne mit Kriegerdenkmal, Mainberger Schloß, Wilhelmsruhe sind herrliche Aussichtspunkte; die Anlagen an der Pfinz und in den drei Wehrwäldchen längs des Mains bieten gesunde und angenehme Spaziergänge und Ruheplätze. Die Vieh-, Schaf- und Pferdemärkte sind sehr besucht (Viehmärkte mit 33—35000, Schafmärkte mit 40—50000 Stück im Jahre). S. ist der Geburtsort Rückerts, dessen Geburtshaus am Markte seit Mai 1867 eine Gedenktafel mit dem Reliefbild des Dichters trägt. — Die erste urkundliche Erwähnung der Stadt fällt ins J. 790. Im 12. Jahrh. wurde sie zur freien Reichsstadt (1130), und sie behauptete ihre Reichsunmittelbarkeit, bis sie infolge des Luneviller Friedens 1801 an die Krone Bayern fiel; 1810 ging die Stadt gemäß den Traktaten mit Frankreich an das neugebildete Großherzogtum Würzburg über, mit welchem sie infolge des Pariser Friedens vom 3. Juni 1814 wieder an Bayern zurückgelangte. Das Gebiet der Stadt umfaßte etwa 55 qkm. Zu S. wurde 1652 die Leopoldinische Akademie der Naturforscher gestiftet. Vgl. Beck, «Chronik der Stadt S.» (2 Bde., Schweinf. 1836—41); Bundschuh, «Beschreibung der Reichsstadt S.» (Ulm 1862); Enderlein, «Die

Reichsstadt S.» (2 Bde., Schweinf. 1862—63); Stein, «Geschichte der Stadt S.» (Schweinf. 1873); derselbe, «Monumenta Suinfurtensia historica» (Schweinf. 1875); Wörl, «Führer durch S. und Umgebung» (Würzb. 1885).

Schweinfurter Grün, auch Kaiser- oder Kasseler Grün genannt, eine der schönsten, aber auch eine der gefährlichsten grünen Mineralfarben, insbesondere wenn sie zu Tapeten, Rouleaux oder zu Ballkleidern (Tarlatanen) benutzt wird; sie besteht aus einer Verbindung von arsenigsaurem und essigsaurem Kupferoxyd.

Schweinfurth (Georg Aug.), namhafter Naturforscher, Geograph und Afrikareisender, geb. 29. Dez. 1836 zu Riga, besuchte das Gymnasium daselbst, wohin sein Vater aus Wiesloch bei Heidelberg 1803 übergesiedelt war. S. studierte in Heidelberg, München und Berlin (1857—62) und unternahm Reisen durch Österreich, Rußland und durch die Insel Sardinien. Hierauf bewerkstelligte er 1864—66 eine Erforschungsreise der Flora des Nilgebietes. Zwei Jahre verbrachte er dann zu Berlin mit der Bearbeitung der Ergebnisse und trat hierauf 1868, unterstützt durch die Humboldt-Stiftung in Berlin, eine zweite, der Erforschung der Länder an der westl. Nilwasserscheide geltenden Reise an. In Chartum gelang es ihm, mit dem kopt. Großhändler Ghattas einen vorteilhaften Vertrag abzuschließen, durch welchen es dem Reisenden gestattet wurde, sich einer zu Anfang 1869 abgehenden Expedition nach dem Gazellenflusse anzuschließen. Er durchstreifte die Gebiete der Dinka, Djur und Bongo und unternahm dann eine Rundtour durch das von zahlreichen Flüssen bewässerte Gebiet zwischen dem Djur und Bahr-el-Gebel. Jan. 1870 betrat er das Gebiet der Niam-Niam, durchzog deren Land und besuchte dann das Gebiet der Monbuttu, wo er längere Zeit verweilte und mit den benachbarten Negerstämmen und dem sonderbaren Zwergvolk der Akka bekannt wurde. Auch entdeckte er hier und auf der Reise durch das Land der Monbuttu den mächtigen Uëllefluß, den S. als den Oberlauf des in den Tsadsee mündenden Schari auffaßte, während neuere Forschungen die Frage wegen seiner Zugehörigkeit zum Congo noch offen lassen. Auf der Rückreise hatte er im Dez. 1870 das Unglück, seine Tagebücher und einen Teil der reichen Sammlungen durch eine Feuersbrunst zu verlieren. Nach einem gefahrvollen Rückwege durch meist noch unbekannte Länder traf er Juli 1871 in Chartum ein. Im Juli 1872 kehrte er nach Berlin zurück, wo er sich mit der Abfassung eines großen Reiseberichts beschäftigte. Unter dem Titel «Im Herzen von Afrika» (2 Bde., Lpz. 1874; neue, umgearbeitete Ausg. in 1 Bd., Lpz. 1878) erschien dieses in sieben Sprachen übersetzte Werk. S.s Sammlungen bereicherten in erheblichem Maße die berliner Museen, namentlich das botanische, das anatomische, ethnologische und mineralogische. Im Winter 1873 bis Frühjahr 1874 war S. mit der topogr. und botan. Erforschung der großen Oase (el-Chargeh) in der Libyschen Wüste beschäftigt. Im Winter 1874—75 folgte S. einem vom Chedive Ägyptens an ihn ergangenen Rufe nach Kairo, wo er eine Geographische Gesellschaft gründete. Seit dieser Zeit nahm S. seinen dauernden Aufenthalt in Kairo. Außer der Bearbeitung seiner reichen botan. Sammlungen aus Centralafrika beschäftigt ihn daselbst vor allem die Aufhellung der noch so gut wie unerforscht gebliebenen östl. Wüste, zwischen Nil und Rotem Meer, durch welches Gebiet er 1876—86 zwölf Streifzüge ausgeführt hat, die in ihren reichen Sammlungsergebnissen lediglich dem königl. mineralogischen Museum in Berlin zugute kamen. Während der Beschießung Alexandrias durch die Engländer am 11. Juli 1882 wäre S. beinahe ein Opfer der Volksrache geworden, entkam aber glücklich aus der von einer Pöbelrotte bedrängten Wohnung. Von S.s Schriften, in zahlreichen Fachzeitschriften zerstreut, sind als selbständige, außer dem großen Reisewerke, zu nennen: «Plantae quaedam niloticae» (Berl. 1862), «Beitrag zur Flora Äthiopiens» (Berl. 1867), «Reliquiae Kotschyanae» (Berl. 1868), «Artes Africanae» (Lpz. 1875).

Schweinichen (Hans von), ein schles. Ritter, bekannt durch sein mit großer Sorgfalt geführtes Tagebuch, welches einen wichtigen Beitrag zur Sittengeschichte des 16. Jahrh. enthält. Er wurde 25. Juni 1552 auf dem fürstl. Schlosse Grödizberg geboren und trat 1567 in die Dienste des Herzogs Heinrich XI. von Liegnitz. Mit demselben machte er verschiedene Züge durch Polen und Deutschland, trat später aus dessen Dienst und trieb Landwirtschaft. Endlich wurde er Marschall des Herzogs Friedrich von Liegnitz, des Bruders des Herzogs Heinrich. Er begleitete diesen ebenfalls auf mehreren Reisen und starb 23. Aug. 1616. Sein Tagebuch geht bis 1602 und wurde von Büsching unter dem Titel: «Leben und Abenteuer des schles. Ritters Hans von S.» (3 Bde., Lpz. 1823), von Österley (Bresl. 1878), von Diezmann (Lpz. 1868) und von E. von Wolzogen (Lpz. 1881) herausgegeben.

Schweinitz, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Schweinitz, rechts an der Schwarzen Elster, an der Einmündung des Fließes in dieselbe, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1314 E. und hat eine Domäne, Wein- und Obstbau, sowie Bienenzucht. In dem angeblich von Albrecht dem Bären erbauten, durch Kurfürst Ernst von Sachsen 1470 neu errichteten, jetzt verfallenen Schloß starb 16. Aug. 1532 Kurfürst Johann der Beständige.

Der Kreis Schweinitz zählt auf 1000 qkm (1885) 42162 E. Der Sitz des Landratsamts befindet sich zu Herzberg an der Schwarzen Elster.

Schweinitz, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Budweis, Sitz eines Bezirksgerichts, hat bedeutende Viehmärkte und zählt (1880) 3466 E. In der Nähe ist eine stark besuchte Wallfahrtskirche.

Schweinitz (Hans Lothar von), General, deutscher Botschafter in Petersburg, geb. 30. Dez. 1822 zu Kleinkirchen bei Lüben (Schlesien), besuchte das Maria-Magdalenengymnasium zu Breslau und trat Nov. 1840 in das Erste Garderegiment zu Fuß in Potsdam ein. Von 1851 bis 1852 unternahm er Studienreisen nach England, Frankreich, Spanien und Italien. Durch zwei Schriften: «Die Armeen des westl. Europa» und «Die Geschichte des Ordens vom Goldenen Vlies» lenkte er die Aufmerksamkeit des Generaladjutanten von Gerlach auf sich und kam 1854 als Adjutant zu dem Oberkommando der Deutschen Bundestruppen nach Frankfurt a. M. Im J. 1857 wurde S., inzwischen zum Hauptmann befördert, Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, 1861 Major im Generalstab und zum militärischen Attaché in Wien ernannt. Im J. 1863 kehrte er an den kronprinzlichen Hof zurück und nahm 1864 an dem Dänischen Feldzug teil.

Im J. 1865 zum Flügeladjutanten des Königs und Militärbevollmächtigten in Petersburg ernannt, übernahm er einige diplomatische Missionen, die den Ausbruch des Deutschen Kriegs von 1866 verhindern sollten, und machte dann den böhm. Feldzug mit. Nach der Schlacht bei Königgrätz kehrte er auf seinen Posten nach Petersburg zurück und wurde bald darauf zum Oberst, 1869 aber zum Gesandten des Norddeutschen Bundes in Wien ernannt. In demselben Jahre wurde er zum Generalmajor befördert. Während des Deutsch-Französischen Kriegs fiel ihm in Wien die Aufgabe zu, die Bemühungen, Österreich für das franz. Interesse zu gewinnen, zu vereiteln. Im J. 1871 wurde S. zum Botschafter in Wien und Generallieutenant ernannt. Auf den Wunsch des Kaisers Alexander II. vertauschte S., der sich inzwischen mit der Tochter des amerik. Gesandten Hay verheiratet und eine Reise nach Amerika gemacht hatte, 1876 seinen Posten in Wien mit dem entsprechenden in Petersburg. Bei Gelegenheit der Dreikaiserbegegnung in Skierniewice 1884 erhielt S. den höchsten russ. Orden (St. Andreas) und wurde in demselben Jahre zum General der Infanterie ernannt.

Schweinsberg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Kirchhain, rechts an der Ohm, liegt im Halbkreise um einen Basaltkegel, auf welchem sich die um 1230 erbaute Stammburg des Geschlechts Schenk zu Schweinsberg erhebt, zählt (1880) 866 E. und hat zwei Schenksche Rittergüter mit Schlössern, ergiebige Torfgruben und Viehzucht. Stadt und Burg wurden 1635 von den Kaiserlichen erstürmt und eingeäschert.

Schweinschädel, kleines Dorf von 261 E. im nordöstl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Neustadt, 4 km westsüdwestlich von Skalitz, geschichtlich namhaft durch das 29. Juni 1866 gelieferte Gefecht bei Schweinschädel zwischen Österreichern und Preußen, das dritte des linken Flügels der Zweiten preuß. Armee (Kronprinz) innerhalb drei Tagen, in dem die Preußen unter General Steinmetz siegten. Vgl. Kühne, «Wanderungen über die Gefechtsfelder der preuß. Armeen in Böhmen 1866» (2. Heft: «Die Gefechte bei Skalitz und S.», Berl. 1871); «Österr. militär. Zeitschrift» (Wien 1872).

Schweinslaus, s. unter Läuse.

Schweiß (sudor), die tropfbarflüssige Hautausdünstung, welche von eigens dazu bestimmten Organen abgesondert wird. Es sind dies die in außerordentlich großer Anzahl vorhandenen zierlichen knäuelförmigen Schweißdrüsen (glandulae sudoriparae), welche in der Lederhaut liegen und durch einen die obern Hautschichten durchbohrenden Ausführungsgang, den Schweißkanal, ihr Produkt nach der Oberfläche der Haut leiten, wo es durch die Schweißporen hervortritt. (S. Haut.) In gewöhnlichem, ruhigem Zustande des Körpers und des Geistes und bei mittlerer Temperatur wird nur so viel Feuchtigkeit abgesondert, als in derselben Zeit wieder verdunstet (die sog. unmerkliche Perspiration); aber bei reichlicherm Säftezudrang nach den Schweißdrüschen oder bei behinderter Verdunstung auf der Hautoberfläche (z. B. unter Wachstaft, oder in sehr feuchter Luft, im Dampfbad) erscheint der tropfbare S. Die chem. Bestandteile des S. sind Wasser (über 99 Proz.), einige sog. flüchtige Fettsäuren (Ameisensäure, Buttersäure, Essigsäure), denen der frische S. seinen sauern Geruch verdankt, Fette, Cholesterin, Spuren eines Farbstoffs, Harnstoff und einige Mineralsalze, besonders Kochsalz. In der Schweißabsonderung kommt also der Haut eine ähnliche Thätigkeit zu wie etwa den Nieren. Man schätzt die tägliche Schweißabsonderung des Erwachsenen unter normalen Verhältnissen auf durchschnittlich 5—800 g; bei reichlicher Wasseraufnahme, hoher Außentemperatur, anhaltender Muskelanstrengung u. dgl. kann die Schweißbildung beträchtlich, bis zu 1600 g und noch mehr in einer Stunde, gesteigert werden.

Die durch den S. feucht gehaltenen Abschilferungen der Haut geraten leicht in Fäulnis und bedingen so den übelriechenden Schweiß. Häufige Waschungen, Einstreuen von feingepulverter Wein- oder Salicylsäure in die Strümpfe lassen eine solche Fäulnis des Fußschweißes nicht aufkommen, ohne daß dadurch die Schweißabsonderung unterdrückt wird, was gesundheitsschädlich ist. Unterdrückung des S. überhaupt ist eine der ersten Folgen der Erkältung und wird daher als übles Zeichen angesehen, während man den Ausbruch des S. als günstig betrachtet. Da durch die Haut auch in nicht tropfbarflüssiger Form viel Wasser, sowie auch Kohlensäure vom Körper abgegeben wird, so ist begreiflich, wie eine Unterdrückung dieser respiratorischen Hautthätigkeit unter Umständen gefährliche Folgen haben kann. In fieberhaften Krankheiten (z. B. Wechselfieber) fängt der Körper zu einer Zeit zu schwitzen an, wenn die Fiebertemperatur bereits wieder sinkt und das Befinden des Kranken ein besseres wird. Die ältern Ärzte, welche von dem Zusammenhange dieser Erscheinungen nichts wußten, sahen daher den Ausbruch von S. in einer Krankheit ganz allgemein als ein gutes Vorzeichen an (kritischer S.). Bei gewissen Krankheiten (z. B. Tuberkulose) muß man aber die S. als nachteilig betrachten, weil sie meist das Fortdauern des erschöpfenden Fiebers anzeigen (kolliquativer Schweiß). Als Begleiter des Fiebers treten sie daher auch meist in der Nacht, gegen Morgen ein, auf welche Zeit meist die Temperaturabnahme fällt. Das künstliche Hervorrufen von S. als Heilmittel hat daher nur für solche Fälle Bedeutung, wo die Herstellung der daniederliegenden Hautthätigkeit Vorteil bringen kann, also z. B. nach Erkältungen; dagegen ist es durchaus zu widerraten, jeden Kranken schwitzen zu lassen. Fieberkranken wird das lästige Gefühl der Hitze dadurch nur gesteigert und Anlaß zu Erkältungen gegeben. Die Mittel, S. hervorzubringen (schweißtreibende Mittel, Diaphoretica), sind sehr mannigfaltig. Das einfachste ist Einhüllung in dichte Decken mit gleichzeitigem Genuß von viel warmem Wasser oder Fliederthee. Unter den medikamentösen Mitteln bewirkt das in den Blättern der brasil. Jaborandipflanze enthaltene Pilokarpin (s. d.) eine intensive und anhaltende Schweißabsonderung.

Schweißbläschen (Schweißfriesel, Sudamina, Hydroa), Hautausschlag, bestehend in mohn- bis hirsekorngroßen durchscheinenden Bläschen, die mit einer wasserhellen, später trübe werdenden Flüssigkeit erfüllt sind, entsteht infolge starken Schwitzens, sowie im Verlaufe mancher Krankheiten, wie des Typhus, Gelenkrheumatismus u. a. Behandlung: leichte Körperbedeckung, trocknende Streupulver.

Schweißeisen, s. unter Eisen und unter Eisenerzeugung.

Schweißen (frz. souder, corroyer; engl. welding), die Vereinigung zweier Stücke Schmiede-

eisen oder Stahl oder auch Stahl mit Schmiedeeisen bei lebhafter Weißglühhitze durch Hammerschläge. (S. unter Schmieden.)

Schweißfieber, s. Englischer Schweiß.

Schweißfriesel, s. Schweißbläschen.

Schweißstahl oder Gärbstahl, s. unter Gärben, unter Eisen und Eisenerzeugung.

Schweißtreibende Mittel, s. Diaphoretische Mittel.

Schweißtuch hieß bei den Juden das Tuch, in welches man den Kopf eines Leichnams oder auch diesen selbst hüllte. Die röm. Kirche hat einige heilige Schweißtücher, die sie als kostbare Reliquien verehrt. Hierher gehört z. B. das Schweißtuch der Maria, besonders aber das der heiligen Veronika, welches fünfmal vorhanden sein soll. Die Legende sagt, daß die Veronika Jesus bei seinem letzten Gange in Schweiß und Blut gesehen und ihm ein Tuch gereicht habe, um sich abzutrocknen. In das Tuch, das dreifach zusammengelegt gewesen sei, habe Jesus sein Gesicht gedrückt, und der dadurch erhaltene dreifache Abdruck seines Gesichts sei nach Jerusalem, Rom und nach Spanien, nach andern aber nach Turin, Toulouse, Besançon, Compiègne und Sorlat gekommen. Als einer Wunder wirkenden Reliquie widmeten ihr Johann VII. und Gregor XIII. eine besondere Verehrung. In Besançon entstand selbst ein Orden, der sich die Brüderschaft des heiligen Schweißtuchs nannte und jährlich 3. Mai eine feierliche Prozession der Reliquie widmete, weil sie (1544) die Stadt von einer pestartigen Seuche befreit haben sollte.

Schweitzer (Jean Baptista von), sozialdemokratischer Agitator und dramatischer Dichter, geb. zu Frankfurt a. M. 12. Juli 1834, besuchte das Jesuitenlyceum zu Aschaffenburg, dann das dortige Gymnasium, studierte hierauf zu Berlin und Heidelberg die Rechte und ließ sich in Frankfurt a. M. als Advokat nieder. Doch wandte er sich bald der Politik und der publizistischen Thätigkeit zu, trat 1862 der von Lassalle ins Leben gerufenen Arbeiterbewegung bei, siedelte 1863 nach Berlin über und wurde 1864 nach Lassalles Tode Präsident des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins und des Verbandes deutscher Gewerk- und Arbeiterschaften. In dieser Stellung begründete er das Agitationsorgan «Der Sozialdemokrat», in welchem er mit rücksichtslosester Schärfe für die sozialdemokratischen Prinzipien Propaganda machte. Im J. 1867 vom Wahlkreis Elberfeld-Barmen in den Norddeutschen Reichstag gewählt, gehörte er auch für diesen Wahlkreis dem Deutschen Zollparlament an. Beziehungen, die er mit offiziellen Kreisen der preuß. Regierung unterhielt, erschütterten das Vertrauen der Arbeiter auf die Integrität seines polit. Charakters so sehr, daß er bei den Wahlen zum Deutschen Reichstage 1871 unterlag, worauf er das Präsidium des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins niederlegte und sich ganz vom polit. Leben zurückzog. Hierauf wandte er sich der dramatischen Schriftstellerei zu und verfaßte eine Anzahl Dramen und Lustspiele, von denen besonders die letztern eine zwar derbe, ins Possenhafte übergehende Komik, aber geschickte Technik zeigen, sodaß einige, namentlich «Epidemisch», sich auf dem Repertoire erhielten. Von seinen übrigen dramatischen Produktionen sind noch zu nennen: «Alcibiades» (Frankf. a. M. 1858), «Friedrich Barbarossa» (Frankfurt a. M. 1858), «Canossa» (Berl. 1871). Seiner agitator. Zeit gehört der sozial-polit. Roman an: «Lucinde oder Kapital und Arbeit» (3 Bde., Frankf. a. M. 1864). S. starb 28. Juli 1875 in der Villa Gießbach am Brienzer See.

Schweiz. Die S. erstreckt sich von 5° 57′ bis 10° 29′ östl. L. (von Greenwich) und von 45° 49′ bis 47° 49′ nördl. Br. Im N. wird sie von Deutschland, im O. von Österreich und Liechtenstein, im S. von Italien und Frankreich, im W. von Frankreich begrenzt. Die Grenzlinie, von welcher ein Fünftel durch Gewässer, fast drei Fünftel durch Gebirge bezeichnet werden, ist 1680 km lang. Die Gestalt des Landes ist ein unregelmäßiges Oval; der Längendurchmesser, von Westen nach Osten, mißt vom Nant de Vosogne (Genf) bis zum Piz Ciavalatsch (Graubünden, Münsterthal) 340 km, der Querdurchmesser von Norden nach Süden, von Obarbargen (Schaffhausen) bis Pedrinate (Tessin, Bezirk Mendrisio) 220,5 km. Der vertikale Abstand zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Punkte (Dufourspitze am Monte-Rosa 4638 m und Spiegel des Lago-Maggiore 197 m) beträgt 4441 m. Das Areal umfaßt 41390 qkm. Die S., deren mittlere Erhebung über das Meer 1300 m beträgt, ist das höchste Land Europas. Die Hauptgebirge sind die Alpen (s. d.) und der Jura (s. d.). Die Alpen nehmen den Süden, Südosten und Osten, etwa 68 Proz. des Landes ein und gliedern sich in mehrere große, durch Flußthäler und Einsattelungen abgegrenzte Gruppen und Ketten (s. Alpen 7—10, 12 und 17—23), die unter dem Namen Schweizeralpen zusammengefaßt werden und ihren Knotenpunkt am St. Gotthard (s. d.) haben. Ihre Gipfel erreichen im Voralpenland 1200—2500 m, in den Hochalpen bis über 4500 m Höhe. Die Schneegrenze liegt durchschnittlich 2700 m hoch. Weit tiefer hinab (bis 1080 m, unterer Grindelwaldgletscher) steigen aber die Gletscher (s. d.), deren die S. ungefähr 600 mit einem Areal von 1839 qkm (4,4 Proz. der Gesamtoberfläche) zählt. Der Jura nimmt den Westen, Nordwesten und Norden, etwa 12 Proz. der S. ein; seine gleichförmigen mauerartigen Ketten, an welche sich nach Nordwesten flache Tafelländer anschließen, erreichen 1000—1500, selten über 1600 m Höhe. Zwischen den Alpen und dem Jura erstreckt sich vom Genfer- bis zum Bodensee, an die Voralpen ohne scharfe Abgrenzung sich anlehnend, das Berg- und Hügelland der Schweizerischen Hochebene, das sich gegen den Jura hin allmählich zu einer durchschnittlich 440 m hohen Ebene abflacht. Die breiten Rücken und Bergplatten dieses Landstrichs, der ungefähr 20 Proz. des Landes ausmacht, übersteigen selten 1000 m. Tiefland von weniger als 300 m Höhe über dem Meere findet sich nur an den Rheinufern unterhalb der Aarmündung, am Ticino unterhalb Giornico und in den Ufergeländen des Luganersees. Die Gewässer der S. fließen der Nordsee, dem Mittel- und dem Schwarzen Meere zu und gehören fünf Stromgebieten an. Das Gebiet des Rheins, 67,3 Proz. des Flächenraums, umfaßt die nördl. Abdachung; die größten schweiz. Nebenflüsse desselben sind die Thur und die Aare mit der Limmat und der Reuß. Das Gebiet des Rhône (18,4 Proz.) liegt im Westen; dasjenige des Po (9,7 Proz.), welchem der Ticino zufließt, im Süden. Zum Gebiet der Donau gehört das Engadin (4,1 Proz.), zum Etschgebiet das Münsterthal (0,5 Proz.), beide im Südosten des Kantons Graubünden gelegen. Die meisten größern Flüsse entspringen aus Gletschern, haben ein starkes Gefälle

und bilden im Oberlaufe Wasserfälle und Stromschnellen. Mit Ausnahme des Rheins (Stein–Schaffhausen) und der Broye (Murten–Neuenburgersee) sind auch die größten, ihres reißenden Laufs und ihrer zahlreichen Kiesbänke wegen, nur für Kähne und Flöße teilweise schiffbar. Dagegen bieten die zahlreichen Seen gute Wasserstraßen. Große Seen von mehr als 500 qkm Oberfläche sind der Genfer- und der Bodensee, mittlere von mehr als 100 qkm der Lago Maggiore, der Neuenburger- und der Vierwaldstättersee; kleinere von mehr als 20 qkm sind im Rheingebiet der Brienzer- und der Thunersee, der Bieler- und der Murtensee, der Zugersee, der Walen- und der Züricherfee, im Gebiet des Po der Luganersee. Außerdem zählt die S. noch 14 Seen von 1 bis 20 qkm Fläche und zahllose kleinere Wasserspiegel. Die nicht sehr zahlreichen Kanäle dienen meist zur Regulierung der Flußläufe und zur Entsumpfung; die wichtigsten sind der Linthkanal zwischen dem Walen- und dem Zürichersee, der Aarekanal, welcher die Aare in den Bielersee leitet, und die Korrektionskanäle des Rhône und des Rheins. (Hierzu Karte: **Die Schweiz.**)

Klima. Die S. besitzt die gesamten klimatischen Stufen von der wärmern gemäßigten bis zur kalten Zone; oft finden sich die schroffsten Gegensätze dicht neben- und übereinander. Die wärmsten Gegenden sind die Niederungen der ital. Schweiz (Jahresmittel 11—13° C.), das Unterwallis und der Ufersaum des obern Genfersees (Jahresmittel 10—10,5°). In der Hochebene stellt sich die Jahrestemperatur auf 7—10°; in den Alpen sinkt sie bei etwa 2000 m Höhe über dem Meere auf 0°. Die Regenmenge, welche in der Hochebene 0,8 bis 1,1 m beträgt, steigt in den Alpen stellenweise bis auf 1,7 m. Das Klima des Jura ist etwas rauher, als das der Alpengegenden gleicher Höhe. Die herrschenden Winde sind der Südwest, der Föhn (s. d.) und die Bise (Nordost). Die Zahl der Regentage beträgt jährlich 130—160. Im allgemeinen ist die S. ein gesundes Land; nur wenige Sumpfgegenden und enge, tiefe Thäler mit feuchtwarmem Klima machen eine Ausnahme.

Bevölkerung. Die S. zählte 1. Dez. 1880 2846102 E., worunter 211035 Ausländer (95253 Deutsche, 53653 Franzosen, 41530 Italiener, 13048 Österreicher und Ungarn, 7551 Briten, Russen u. s. w.), denen 234015 Schweizer im Auslande (107780 in Amerika, 66281 in Frankreich, 28211 in Deutschland, 12104 in Italien, 19639 in andern Ländern) gegenüberstanden. Bei 71,3 Proz. der Bevölkerung ist die Muttersprache deutsch (meist in alamann. Mundart), bei 21,4 Proz. französisch (in franco-provençalischer Mundart), bei 5,6 Proz. italienisch, bei 1,4 Proz. romanisch. Der Rest, 0,4 Proz., fällt auf andere Sprachen. Das deutsche Sprachgebiet umfaßt die Mitte, den Norden und Osten der S.: die vier Waldstätte, Solothurn, Aargau, Basel, Zürich, Thurgau, Schaffhausen, St. Gallen, Appenzell, Glarus, fünf Sechstel von Bern, den östl. Grenzstrich von Freiburg, den Nordosten von Graubünden und mehrere Sprachinseln im roman. und ital. Gebiet. Zum franz. Sprachgebiet gehört der Westen der S.: Neuenburg, Waadt, Genf, das Unterwallis, der größte Teil des Kantons Freiburg und des Berner Jura. Italienisch sind Tessin und die zum Pogebiet gehörenden Thäler Graubündens; das Romanische ist auf Graubünden beschränkt.

Der **Abstammung** nach sind die deutschen Schweizer Alamannen, vielleicht mit geringer Beimischung von Burgundionen, die ital. und franz. Keltoromanen, jene mit Longobarden, diese mit Burgundionen vermischt. Die Romanen und Ladiner Graubündens gelten als Nachkommen der alten Rhätier. Der Verschiedenheit der Abstammung und der Lebensbedingungen entspricht die Verschiedenheit im Volkstypus. Schlanker Wuchs, dunkle Augen, schwarzes Haar, ins Bräunliche spielende Hautfarbe und größere Lebhaftigkeit und Beweglichkeit unterscheiden im allgemeinen trotz vielfacher Vermischung immer noch den welschen Schweizer von seinem blondhaarigen, helläugigen, breiter und stärker gebauten Volksgenossen alamann. Blutes. Im ganzen sind die Schweizer ein gesunder und kräftiger Menschenschlag, wenn auch in manchen Gegenden sich der ungünstige Einfluß der Fabrikthätigkeit und der Branntweinpest fühlbar macht. Durch breiten, gedrungenen Wuchs zeichnet sich besonders die Landbevölkerung der Gegenden mit vorherrschendem Ackerbau aus. Die Hirten der Alpen sind zwar im allgemeinen nicht weniger kräftig, jedoch schlanker gebaut. Die mittlere Lebensdauer beträgt 40,6 Jahre; 49 Proz. der Bevölkerung sind männlichen, 51 Proz. weiblichen Geschlechts. Die Zahl der Geburten betrug 1883 mit Ausschluß der Totgeburten 81974 oder 29 Promille, die der Todesfälle 58733 oder 21 Promille der Bevölkerung; der jährliche Zuwachs betrug jedoch, infolge der ziemlich starken Auswanderung, von 1870 bis 1880 durchschnittlich nur 6,4 Promille.

Die Bevölkerung ist in einzelnen Berghütten und Bauerhöfen, Weilern, Dörfern, Flecken, Städtchen und Städten sehr ungleich über das Land verteilt. Auf 1 qkm treffen durchschnittlich 69, in Basel-Stadt 1818, in Graubünden 13 Bewohner. Am stärksten bevölkert ist die Hochebene, am schwächsten die Hochalpen, in denen die obersten Winterdörfer bis zu 2100 m ansteigen (Juf im Avers 2133 m) und das Hospiz des Großen St. Bernhard (2472 m), sowie die meteorolog. Station des Säntis (2500 m) die letzten Winterwohnungen sind. Die Städte zeigen oft noch mittelalterlichen Charakter; die Dörfer sind in der Hochebene meist behäbig und stattlich, weitläufig angelegt, in den Alpen gewöhnlich eng zusammengedrängte Häuserklumpen. In den Voralpen verteilt sich die Bevölkerung oft nach german. Sitte auf vereinzelte Gehöfte und bildet weit zerstreute Gemeinden, deren Mittelpunkt durch keinen größern Wohnplatz, sondern nur durch die Kirche bezeichnet wird. Großstädte besitzt die S. nicht; 292 Gemeinden zählen mehr als 2000 E., darunter 32 von 5000 bis 10000, 10 von 10000 bis 20000, 7 über 20000: Basel (61399 E.), Genf (50043, mit den Vorstädten 68302 E.), Bern (44087 E.), Lausanne (30179 E.), Zürich (25102, mit den Vorstädten 75956 E.), Chaux de Fonds (22456 E.), St. Gallen (21438 E.).

Urproduktion. 28,4 Proz. des Bodens sind unproduktiv (4,4 Proz. Gletscher, 3,4 Proz. Seen, 0,4 Proz. Wohnplätze, 20,2 Proz. Felsen, Schutthalden, Flüsse, Bäche, Straßen u. s. w.); 18,7 Proz. entfallen auf Waldungen, 0,7 Proz. auf Rebland, 52,2 Proz. auf Acker- und Gartenland, Wiesen und Weiden. Auf 1 qkm des produktiven Bodens kommen 96 E. Nach der Höhe und der durch diese bedingten Kulturfähigkeit des Landes lassen sich in der S. fünf Stufen unterscheiden: 1) Hügelregion, 200

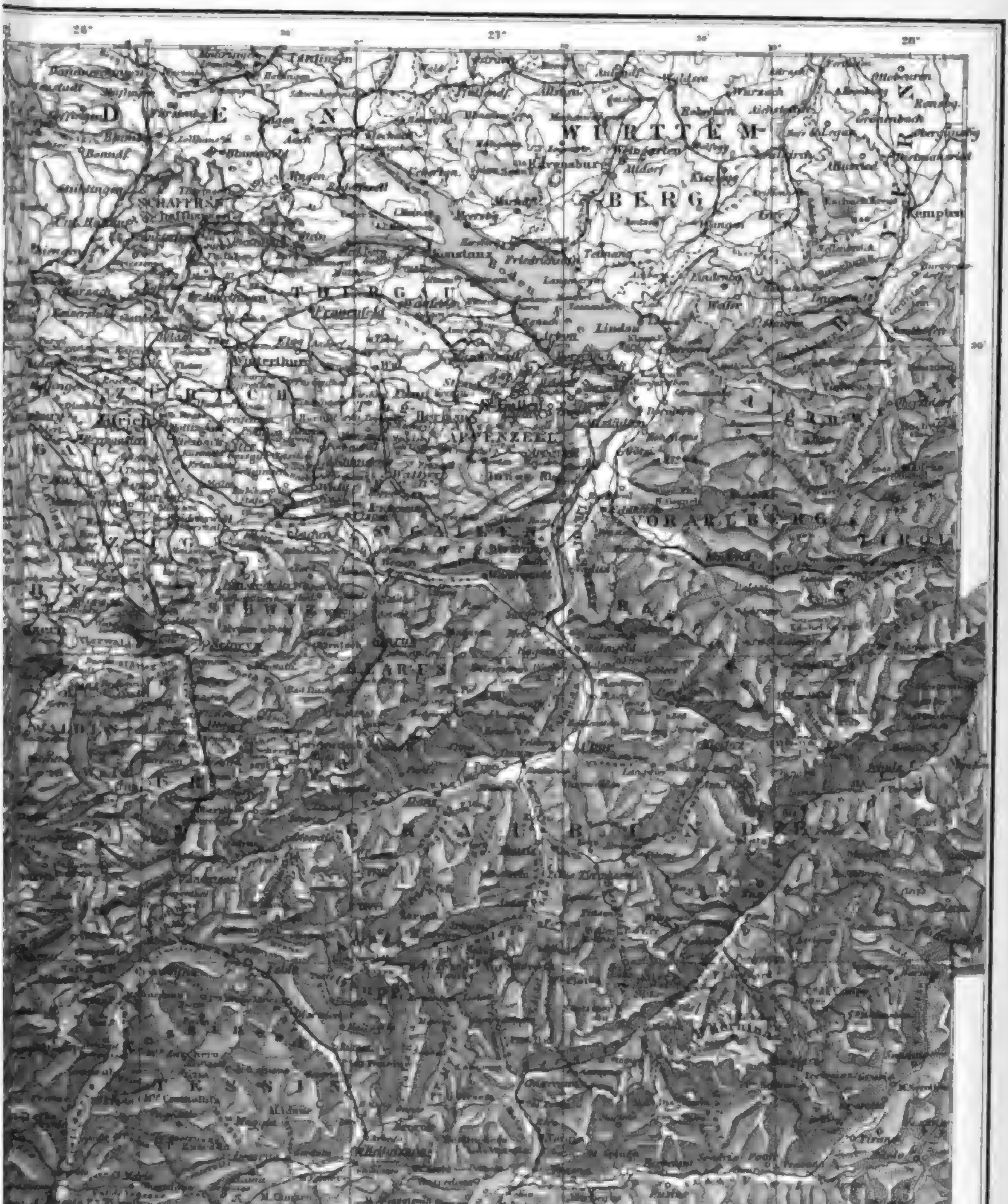
DIE SC



Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl.

F.A. Brockhaus

SCHWEIZ.



…-artist. Anstalt, Leipzig.

Zu Artikel: Schweiz

—800 m; hierher gehören die Niederungen am Rhein und Tessin, der größte Teil der Hochebene, die Thäler des nördl. Jura und die untersten Stufen der großen Alpenthäler. 2) Bergregion, 800—1200 m; dieselbe umfaßt die Hochthäler und Plateaus des Jura, die Bergrücken und Kuppen der Hochebene und die mittlern Stufen der Alpenthäler. 3) Untere Alpenregion, 1200—1800 m; zu dieser gehören die höchsten Kämme des Jura, die Voralpen und die großen Hochthäler der Alpen. 4) Obere Alpenregion, 1800 m bis zur Schneegrenze, 5) Schneeregion, oberhalb der Schneegrenze. Die Hügelregion ist die Höhenstufe des Acker-, Obst- und Weinbaues und des Laubwaldes, der in den obern Lagen sich mit Nadelwald zu mischen beginnt. Die Bergregion hat noch Acker- und Obstbau, aber, mit Ausnahme des Wallis, wo die Rebe bis zu 900 m ansteigt, keinen Weinbau; der größte Teil des Bodens wird, wie in der untern Alpenregion, die nur selten noch etwas Feldbau aufweist, von Weiden und Nadelwaldungen eingenommen. Die obere Alpenregion besitzt nur in Graubünden und Wallis noch geschlossene Waldbestände, sonst Alpweiden mit vereinzelten Wettertannen und Arven, Buschwerk von Legföhren, Wacholder, Alpenerlen, Heidekräutern und Alpenrosen, neben kahlen Schutthalden, Lawinenzügen und Runsen, die gegen die Schneegrenze hin die Weide mehr und mehr verdrängen. In der Schneeregion beschränkt sich die Vegetation auf Flechten, Schneealgen (roter Schnee) und wenige Blütenpflanzen, an schneefreien Stellen bis zu den höchsten Gipfeln hinauf. Der Ackerbau ergibt infolge starker Zunahme der Wiesenkultur auf Kosten der Getreidekultur in gewöhnlichen Jahren nur noch 42,5 Proz. des Bedarfs an Brotfrucht. Nur die Kantone Schaffhausen, Solothurn und Luzern erzeugen regelmäßig Getreide über den eigenen Bedarf. Die wichtigsten Feldpflanzen sind Weizen, Spelz, in den wärmern Gegenden auch Mais, Hafer, Roggen, dessen Anbau in Wallis stellenweise bis zu 2100 m ansteigt, Gerste, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Hanf und Flachs, Tabak. Besondere Sorgfalt wird dem Anbau von Futterpflanzen gewidmet. Das Rebland der S. ergibt einen durchschnittlichen Ertrag von 1375000 hl jährlich mit einem Werte von 55 Mill. Frs. Die besten Weine liefern Wallis, Waadt und Neuenburg, in der Ostschweiz Schaffhausen, Thurgau, das Weinland des Kantons Zürich, das St. Gallische und das graubündische Rheinthal. Obst wird in der Hochebene überall, am meisten in Thurgau, Schwyz, Zug, Luzern und den untern Rheingegenden gewonnen; Südfrüchte und Kastanien liefern die wärmsten Teile von Wallis, Waadt, Tessin und Zug.

In der Hügelregion mit der Landwirtschaft verbunden, verdrängt die Viehzucht in der Bergregion allmählich die erstere und wird in der Alpenregion selbständig als Alpwirtschaft betrieben. Nach der Viehzählung vom 21. April 1876 zählte die S. 100935 Pferde, 3145 Maulesel und Maultiere, 2113 Esel, 1035930 Rinder, 334515 Schweine, 367549 Schafe, 396055 Ziegen und 177825 Bienenkörbe. Die Pferdezucht, lange vernachlässigt, hat sich in neuerer Zeit wieder etwas gehoben. Die besten einheimischen Pferde liefern Einsiedeln (Schwyz), Erlenbach und die Freiberge (Bern); die meisten Maultiere besitzt Wallis. Das Rindvieh zerfällt, abgesehen von dem aus Ungarn, Italien, Süddeutschland u. s. w. eingeführten Schlachtvieh, in zwei Hauptrassen: in der Westschweiz wird vorzüglich das schwergebaute, rot- oder schwarzscheckige Fleckvieh (Simmenthaler- und Freiburgerschlag) gezogen, für Milchproduktion und Mästung gleich gut geeignet; in der Ostschweiz herrscht das kleinere, leichter gebaute, graue bis braune Braunvieh (Schwyzerschlag) vor, welches sich durch Milchergiebigkeit auszeichnet. Im Flachlande kommen beide Rassen nebeneinander und vermischt mit dem eingeführten Vieh vor. Schweine werden überall, verhältnismäßig am meisten in Luzern gehalten, Ziegen besonders in Uri und Tessin, Schafe in den Hochalpengegenden von Wallis, Bern, Uri und Graubünden, dessen Alpenweiden zum Teil an ital. Schäfer verpachtet und im Hochsommer von großen Herden sog. Bergamaskerschafe befahren werden. Obwohl die Viehzucht einer der Haupterwerbszweige der S. ist, so übertrifft doch die Vieheinfuhr die Ausfuhr bedeutend; 1882 wurden 116852 Stück Großrindvieh ein- und nur 76274 Stück ausgeführt. Groß- und Kleinvieh werden besonders als Schlachtvieh importiert, während das schweiz. Großvieh reiner Rasse hauptsächlich zur Nachzucht exportiert wird. Hauptzweck der schweiz. Viehzucht ist die Milchproduktion; während die Butterbereitung von der Käserei mehr und mehr verdrängt wird und dem eigenen Bedarf nicht mehr genügt, liefert diese mit ihren vorzüglichen Produkten einen der wichtigsten Ausfuhrartikel. Die geschätztesten Käsesorten sind die Emmenthaler-, Saanen-, Greyerzer-, Urseren- und Cristallinakäse; Glarus liefert Schabzieger. Auch die Fabrikation von kondensierter Milch und von Milchzucker sind nicht unwichtig. Der Gesamtwert des Viehstandes wird auf 480 Mill. Frs. geschätzt. Die Geflügelzucht ist für den eigenen Bedarf bei weitem nicht ausreichend, ebenso wenig die Bienenzucht, deren geschätztestes Produkt der weiße Honig des Tavetsch (Graubünden) ist. Die Seidenzucht ist nur im südl. Tessin von Belang. Die Jagd ist unbedeutend; im Flachlande sind der Hase, hier und da das Reh und das Wildschwein, die Wildente, die Schnepfe und das Rebhuhn die einzigen jagdbaren Tiere; in den Alpen ist der Steinbock ausgerottet, dagegen kommen Gemsen und Murmeltiere, Ur-, Birk-, Hasel-, Stein- und Schneehühner noch häufig vor. Von Raubtieren findet sich der Fuchs überall, der Wolf selten im Jura und den Alpen, der Bär im Engadin und seinen Seitenthälern, der Luchs hier und da im Wallis; von Raubvögeln sind der Lämmergeier und der Steinadler der Alpen zu erwähnen. Der frühere Fischreichtum der schweiz. Gewässer hat sich erheblich vermindert und erst in letzter Zeit durch künstliche Fischzucht und bessere Aufsicht über die Fischerei wieder etwas gehoben. Die wichtigsten Fische sind die Forellen der Bergbäche und Seen, die Blaufelchen des Bodensees, die Weißfelchen des Genfersees und die Lachse (Salmen) des Rheins. Seit 1876 stehen sowohl die Fischerei wie die Jagd in den Hochalpen unter der Aufsicht der Eidgenossenschaft.

Das Waldareal der S. umfaßt 7714 qkm. Am reichsten an Waldungen sind der Jura und die höhern Teile der Hochebene, am ärmsten die Hochalpenkantone und Genf. Der Laubwald (Buchen und Eichen) steigt am Nordrand der Alpen bis zu 1350 m, im Süden (Kastanien) bis zu 900 m hinauf; der Nadelwald (Fichten, Weißtannen, Kiefern, Lärchen, Arven) erreicht seine obere Grenze bei 1800 m,

in Wallis und Graubünden bei 2100 m. Der Gesamtertrag der Forste beträgt etwa 40 Mill. Frs. jährlich. Durch das 1876 erlassene Gesetz über die Forstpolizei im Hochgebirge wurden die Alpenwaldungen unter Schutz und Aufsicht des Bundes gestellt und einzelne Kantone gezwungen, an der Stelle der bisherigen Waldverwüstung eine geordnete Forstwirtschaft einzuführen und durch Wiederaufforstung der Quellgebiete den zunehmenden Verheerungen durch Hoch- und Wildwasser Einhalt zu thun.

Der Bergbau ist unbedeutend. Von verwendbaren Steinarten finden sich vorzügliche Molassesandsteine an vielen Orten der Hochebene, Kalksteine (Solothurner Marmor) und Gips im Jura, Dach- und Tafelschiefer in den Alpen (Glarus, St. Gallen, Bern), Marmor am Splügen (s. d.), bei Walenstadt (St. Gallen), St. Triphon (Waadt), Saillon (Wallis), ferner in Freiburg, Bern, Unterwalden, Tessin; Asbest und Serpentin in Graubünden. Von Metallen kommt nur das Eisen in Betracht, das sich sowohl in den Alpen (Eisenglimmer und Roteisenstein) als im Jura (Bohnerz) findet, jetzt aber nur bei Delémont (Berner Jura) noch ausgebeutet wird. Die Gesamtproduktion von Roheisen beträgt jährlich ungefähr 70000 metrische Ctr. Von andern Erzen finden sich Nickelerze und silberhaltiger Bleiglanz in Wallis, silber- und kupferhaltige Fahlerze in Wallis und Graubünden, aber selten in bauwürdiger Menge. Von den zahlreichen einstigen Bergwerken der Alpen steht keins mehr in regelmäßigem Betriebe. Von Mineralkohlen finden sich Anthracit, Braun- und Schieferkohlen und Asphalt. Die Anthracitgruben des Wallis liefern jährlich etwa 40000 metrische Ctr., die Braun- und Schieferkohlengruben der Hochebene (Käpfnach im Kanton Zürich, Uznach im Kanton St. Gallen u. s. w.) sind fast ganz ausgebeutet und ergeben nur noch 60000 Ctr. jährlich. Die Asphaltgruben des Val de Travers (Neuenburg) ergeben jährlich 140000 Ctr. Torf findet sich überall. Kochsalz liefern die Salinen von Bex (Waadt), Rheinfelden, Ryburg und Kaiseraugst (Aargau) und Schweizerhall (Basel) jährlich etwa 400000 metrische Ctr., drei Viertel des Bedarfs. Von Mineralquellen sind zu erwähnen die Eisen- und Natronsäuerlinge von St. Moriz, Schuls-Tarasp, Fideris (Graubünden), die Gipsthermen von Leuk (Wallis) und Weißenburg (Bern), die Schwefelthermen von Baden und Schinznach (Aargau), die indifferente Therme von Pfäfers-Ragaz und die Schwefelquellen von Alveneu und Serneus (Graubünden), Gurnigel, Heustrich und Lenk (Bern).

Während nur 1 Proz. der Bewohner von der Urproduktion in Bergbau, Forstwirtschaft u. s. w. lebt, ernährt die land- und alpwirtschaftliche Urproduktion 40 Proz. und deckt den Lebensmittelbedarf von 71 Proz. der Bevölkerung. Die S. verbraucht jährlich Lebensmittel an Wert von etwa 700 Mill. Frs., von denen 500 Mill. durch den Ertrag der Urproduktion aufgebracht werden und 200 Mill. auf die Einfuhr fallen. Cerealien werden namentlich aus Süddeutschland, Ungarn, Rußland, Nordamerika eingeführt, Bier und Sprit aus Deutschland, Schlachtvieh aus Deutschland, Ungarn und Italien. Bei Käse und kondensierter Milch übersteigt die Ausfuhr die Einfuhr. Im J. 1882 wurden 260257 Metercentner Käse und 116215 Ctr. kondensierter Milch ausgeführt und nur 12052, resp. 11 Ctr. eingeführt.

Industrie. Die industrielle Bevölkerung der S. beträgt 37,2 Proz. der Gesamtzahl. Abgesehen von der mit der Urproduktion verbundenen Fabrikation von Käse, Milchzucker und kondensierter Milch, sind namentlich drei Industriezweige von allgemeiner Bedeutung: die Baumwollindustrie (Spinnerei, Zwirnerei, Weberei, Bleicherei, Färberei u. s. w.) hat ihren Hauptsitz in den Kantonen Zürich, Glarus, St. Gallen, Appenzell, Thurgau und Aargau und beschäftigt (1880) 42000 Arbeiter. Eng mit ihr verbunden ist die Stickerei von Appenzell, Thurgau und St. Gallen, in welcher 37000 Arbeiter thätig sind. Die Seidenindustrie beschäftigt 63000 Arbeiter; die meisten Spinnereien besitzt Tessin, die meisten Webereien Basel (Bänder) und Zürich (Kleidungsstoffe). Die Uhrenindustrie hat ihren Hauptsitz in Genf und den Hochthälern des Neuenburger, Waadtländer und Berner Jura, ist teilweise mit Bijouterie und der Fabrikation von Spielwerken verbunden und beschäftigt 43000 Arbeiter. Von andern Industriezweigen sind zu nennen: die Woll- und Linnenfabrikation Berns (Emmenthal), die Strohflechterei von Aargau und Freiburg, die Papierfabrikation, die Töpferei und Cementfabrikation, die Maschinenfabrikation, die Verfertigung mathem. und physik. Instrumente, die Holzschnitzerei, Parketterie und Zündhölzchenfabrikation. Durch das eidgenössische Fabrikgesetz von 1877 wurde das Maximum der täglichen Arbeitszeit in den schweiz. Fabriken auf 11 Stunden festgesetzt, die Sonntagsarbeit untersagt, die Frauen- und Kinderarbeit wesentlich beschränkt und das Fabrikwesen der Aufsicht eidgenössischer Inspektoren unterstellt. Eine Ergänzung zu diesem Fabrikgesetz bildet das 1881 erlassene Gesetz über die Haftpflicht bei Unglücksfällen u. s. w.

Handel und Verkehr mit Einschluß der sog. Hôtelindustrie ernähren 11,2 Proz. der Bevölkerung. Wie die S. trotz ihres Mangels an Rohprodukten für die Industrie und ihrer selbstauferlegten Beschränkung des Fabrikbetriebs doch eins der gewerbfleißigsten Länder Europas ist, so wird sie auch im Handel, obwohl sie keine Meeresküste und wenige Wasserstraßen besitzt und rings von einer strengen Zolllinie eingeschlossen wird, im Verhältnis zu ihrer Volkszahl kaum von England und den Niederlanden übertroffen. Als Handelsplätze stehen obenan die Grenzstädte Basel und Genf, dann folgen Zürich und St. Gallen. Der Warenumsatz an der Landesgrenze, abgesehen vom Transit- und Veredlungsverkehr, beträgt jährlich an 1600 Mill. Frs. oder 563 Frs. auf den Kopf der Bevölkerung. Eingeführt werden hauptsächlich Cerealien, Wein, Bier und Sprit, Schlachtvieh, Salz, Steinkohlen, Rohprodukte und Halbfabrikate für die Industrie; ausgeführt Seiden- und Baumwollwaren, Spitzen und Stickereien, Strohgeflechte, Uhren, Maschinen, Käse und kondensierte Milch. Die Ausfuhrartikel haben großenteils überseeischen Absatz in Amerika, dem Orient, Ostindien, China, Japan u. s. w., wo überall schweiz. Firmen angesiedelt sind. Der Wert der Ausfuhr wurde für 1883 auf 794 Mill. Frs. berechnet, derjenige der Einfuhr von 869 Mill. Frs. Der hiernach sich ergebende Ausfall von 75 Mill. Frs. wird teilweise von der Hôtelindustrie gedeckt, auf deren Rechnung auch ein großer Teil der Mehreinfuhr an Lebensmitteln u. dgl. zu setzen ist. Die Zahl der dem Touristenverkehr dienenden Gasthöfe, Pensionen u. s. w. betrug 1880 1002,

mit einem Bruttoertrag von 52800000 Frs. und einem Nettoertrag von 16 Mill. Frs., gleich 5 Proz. des im Hotelwesen angelegten Kapitals. Am lebhaftesten ist der Fremdenverkehr am Vierwaldstättersee (Luzern), im Berner Oberland (Interlaken), am Genfersee und in einigen Hochthälern von Wallis und Graubünden (Zermatt, Davos, Engadin). Die große Entwickelung ihres Handels- und Verkehrswesens verdankt die S. neben dem Gewerbfleiß ihrer Bewohner hauptsächlich ihrem System des Freihandels und ihrem trotz großer natürlicher Schwierigkeiten sehr ausgedehnten Netz von Verkehrswegen. Obwohl die gedrückte Lage der schweiz. Landwirtschaft und einzelner Industriezweige mancherlei Gelüste nach Schutz- und Kampfzöllen wachgerufen haben, sind doch die schweiz. Zölle mit Ausnahme derjenigen auf Tabak, Geheimmittel u. dgl. und fertige Konfektionsartikel immer noch geringe Finanzzölle. Durchfuhr und Ausfuhr sind nur unbedeutenden Kontrollgebühren unterworfen. Mit den meisten Staaten bestehen Handels- und Niederlassungsverträge. Alle Weg- und Brückengelder, sowie Binnenzölle sind seit 1848 aufgehoben mit Ausnahme der Octrois von Genf und Carouge und einiger kantonaler Ohmgelder, d. h. Einfuhrzölle auf geistige Getränke und Sprit, die erst 1890 wegfallen. Die S. ist in 6 Zollgebiete geteilt und zählt 58 Haupt- und 192 Nebenzollstätten, sowie 12 Lagerhäuser.

Abgesehen von 57½ km ausländischer Bahnen auf Schweizergebiet betrug 1884 die Bahnlänge der schweiz. Bahnen mit Lokomotivbetrieb 2758 km (Betriebslänge 2890 km), wovon 2267,4 km auf Normalbahnen, 90,6 km auf Spezialbahnen (schmalspurige und Bergbahnen) fallen. Die S. besitzt auf je 15 qkm Areal und 1032 E. 1 km Eisenbahn. Das gesamte in den Bahnen steckende Kapital beträgt im Jahresdurchschnitt 1069177000 Frs. mit einem Durchschnittsertrag von nur 2,78 Proz. Der Bahnverkehr folgt hauptsächlich der großen Thallinie vom Genfersee zum Bodensee und der senkrecht dazu stehenden Querlinie Basel-Luzern-Italien. Die Hauptknotenpunkte im Innern des Landes sind Winterthur, Zürich, Brugg, Olten, Luzern, Bern, Burgdorf, Biel, Solothurn, Payerne, Lausanne und Neuchâtel. Bei Genf, Jougne, Verriers, Col des Roches und Delle schließt sich das schweiz. Bahnnetz an das franz. Bahnsystem an, bei Basel, Koblenz, Schaffhausen, Singen, Konstanz an das deutsche, bei St. Margarethen und Buchs (Arlbergbahn) an das österreichische, bei Pino und Chiasso an das italienische. Die wichtigsten Bahnsysteme sind die Suisse occidentale (Westbahn), die Jura-Bern-Luzernbahn, die Centralbahn, die St. Gotthardbahn, die Nordostbahn und die Vereinigten Schweizerbahnen. Kleinere Normalbahnen mit selbständigem Betrieb sind der Jura-Neuchâtelois, die Emmenthalbahn, die Tößthalbahn &c. Von den Spezialbahnen sind die drei Bahnen des Rigi (s. d.) die merkwürdigsten. Auch besitzt die S. 4 km Drahtseilbahnen (Ouchy-Lausanne, Gießbach &c.) und 25 km Tramways.

Mit Ausnahme des stürmischen Walensees werden alle Seen von mehr als 20 qkm Fläche von Dampfbooten befahren, von den Flüssen nur der Rhein vom Untersee bis Schaffhausen, die Broye zwischen dem Murten- und dem Neuenburgersee und der Doubs im sog. Lac de Brenets. Das schweiz. **Straßennetz** ist nicht nur in der Hochebene und im Jura, sondern auch in den Alpen reich entwickelt. Außer zahlreichen Straßen im Voralpenlande sind seit 1800 in den Hochalpen Poststraßen über Simplon, Pillon, Bruchberg, Brünig, Furca, St. Gotthard, Oberalp, Lukmanier, Lenzerheide, Luziensteig, Bernhardin, Splügen, Julier, Albula, Flüela, Ofenpaß, Bernina, Maloja, ferner die Axen- und Schynstraße erbaut worden. Der Handel wird durch ein trefflich organisiertes **Post- und Telegraphenwesen** begünstigt; beide stehen unter der Leitung des Bundes. Die S. zerfällt in 11 Postkreise mit (1884) 809 Postbureaus und 2109 Ablagen. Die Länge der Kursstrecken betrug 5332 km, die Zahl der beförderten Reisenden 734897, die der Briefe und Drucksachen 114035266, also 40 pro Kopf der Bevölkerung. Im J. 1875 trat die S. der internationalen Postunion bei, deren Centralbureau wie das des internationalen Telegraphenwesens sich in Bern befindet. Die Zahl der Telegraphenbureaus betrug 1884 in sechs Telegraphenkreisen 1214, die der Depeschen 2942727, die Linienlänge 6874 km, die Drahtlänge 16618; ebenfalls unter Leitung des Bundes steht das rasch sich entwickelnde Telephonwesen.

Münze, Maß und Gewicht. Um dem frühern Wirrwarr verschiedener kantonaler und ausländischer Münzsysteme ein Ende zu machen, führte die S. 1850 den franz. Münzfuß ein, und 1865 trat sie der Lateinischen Münzkonvention bei. Eigene Goldmünzen (20-Francsstücke) prägt sie erst seit 1883. Staatspapiergeld gibt es nicht; dagegen werden von 33 Kantonal- und Privatbanken, unter durch Bundesgesetz von 1881 festgestellten Bedingungen und unter Aufsicht des Bundes, Banknoten emittiert. Die Notencirkulation betrug Ende 1884 134273000 Frs., also 47 Frs. pro Kopf. Ein einheitliches, auf dem metrischen beruhendes Maß- und Gewichtssystem wurde 1851 eingeführt und 1877 durch das eigentliche Metersystem ersetzt.

Geistige Kultur. Die intellektuelle Entwickelung der S. hielt mit der wirtschaftlichen gleichen Schritt. Obwohl schon seit 1460 in Basel eine Hochschule und namentlich seit der Reformation in verschiedenen Städten Gelehrtenschulen bestanden, wurde doch in den meisten Kantonen bis in das 19. Jahrh. von Staats wegen für das Schulwesen und besonders für die Volksschule wenig gethan, und die Bemühungen der Salis von Marschlins, Planta von Reichenau, Fellenberg von Hofwyl und namentlich des berühmten Pädagogen Pestalozzi blieben lange Zeit vereinzelte Erscheinungen. Nach den Staatsumwälzungen aber, die unter dem Eindruck der franz. Julirevolution in manchen Kantonen von 1830 bis 1833 stattfanden, nahm das Unterrichtswesen in den sog. regenerierten, meist protestantischen und paritätischen Kantonen einen raschen Aufschwung. Die Volksschule ist jetzt in der ganzen S. obligatorisch, unentgeltlich und konfessionslos und steht unter der Oberaufsicht des Bundes, der alljährlich durch Rekrutenprüfungen die Resultate des Unterrichts kontrolliert. Im J. 1885 ergaben dieselben folgende Rangordnung der Kantone: 1) Basel-Stadt, 2) Genf, 3) Thurgau, 4) Zürich, 5) Schaffhausen, 6) Waadt, 7) Glarus, 8) Appenzell-Außerrhoden, 9) Solothurn, 10) Neuenburg, 11) Obwalden, 12) Basel-Land, 13) St. Gallen, 14) Aargau, 15) Zug, 16) Graubünden, 17) Nidwalden, 18) Schwyz, 19) Bern, 20) Luzern, 21) Freiburg, 22) Tessin, 23) Appenzell-Inner-

rhoden, 24) Wallis, 25) Uri. Im allgemeinen stehen im Schulwesen die vorherrschend agrikolen Kantone hinter den industriellen, die Gebirgsgegenden hinter den Ländern des Jura und der Hochebene zurück. Im Anschluß an die Volksschule sind in den letzten Jahren zahlreiche Fortbildungsschulen und Handfertigkeitsschulen errichtet worden. Am 31. März 1882 zählte die S. 485790 schulpflichtige Kinder im Alter von 6 bis 16 Jahren, von denen 474878 (97,8 Proz.) die Schule besuchten, und zwar 434080 Primärschulen, 20131 Sekundärschulen, 12103 Privatschulen und 8564 Mittelschulen (Kantonsschulen, Gymnasien, Industrieschulen u. dgl.). An den Primärschulen wirkten an demselben Zeitpunkt 8365, an den 413 Sekundärschulen 1448 Lehrkräfte. Staatliche und private Seminarien für Lehrer und Lehrerinnen bestanden 33. Die höchsten Lehranstalten sind das eidgenössische Polytechnikum in Zürich, die Universitäten Basel, Zürich, Bern und Genf und die Akademien von Lausanne und Neuchâtel mit zusammen etwa 2500 Studierenden und 500 Lehrkräften. Die Gründung einer röm.-kath. Hochschule in Freiburg ist projektiert. Außerdem bestehen eine röm.-katholische theol. Fakultät in Luzern und drei Priesterseminarien, ein Technikum in Winterthur, Tierarzneischulen in Zürich und Bern und mehrere landwirtschaftliche Schulen.

Auf derselben Stufe wie das Erziehungs- und Unterrichtswesen steht die Kultur überhaupt. **Kunst und Wissenschaft** werden mit Eifer und Erfolg gepflegt. Zwar geschieht vom Staat aus bis jetzt wenig, um so mehr aber auf dem Wege der Association. Die meisten größern Städte besitzen Kunstmuseen; außerdem macht alljährlich die allgemeine schweiz. Kunstausstellung die Runde durch die Hauptstädte und die Gründung eines schweiz. Kunstsalons mit Bundessubvention ist geplant. Die meisten Künstler zählen die roman. Kantone, namentlich Tessin, dessen Maler, Bildhauer und Architekten besonders im 18. Jahrh. in ganz Europa geschätzt waren. Von neuern Künstlern sind zu erwähnen die Maler Anker, Barzaghi, Böcklin, Burnand, Buchser, Calame, Castan, Diday, Gleyre, Girardet, Giron, Grob, Koller, von Meuron, van Muyden, Leopold Robert und L. P. Robert, Ritz, Stauffer, Stückelberger, Zelger, Zünd u. s. w.; die Bildhauer Christen, Dorer, Imhof, Kisling, Lanz, Marcello, Schlöth, Vela; die Kupferstecher Weber, Huber, Girardet, die Graveurs Bovy, Durussel, Boßhardt. Die Musik zählt verhältnismäßig die meisten und eifrigsten Freunde, Sänger- und Musikvereine finden sich fast in allen größern Ortschaften. Stehende Theater gibt es nicht, doch haben Basel, Bern, Lausanne, Genf, Zürich, St. Gallen, Luzern, Chur u. a. Schauspielhäuser, in welchen während des Winters gespielt wird. Unter den Wissenschaften sind die Mathematik und die Naturwissenschaften von jeher mit Vorliebe gepflegt worden. Zu den altberühmten Namen Konrad und Joh. Geßner, Theophrastus Paracelsus, Benedikt Aretius, Jost Bürgi, Bauhin, J. J. Scheuchzer, Jak., Joh. und Nik. Bernouilli, Euler, Merian, A. von Haller, Tissot, de Saussure, Bonnet, De Candolle reihen sich aus der neuern Zeit die Namen B. Studer, A. Escher von der Linth, Desor, F. von Tschudi, Rütimeyer, Oswald Heer, Heim, Forel, Pictet u. a. Von den schweiz. Historikern sind Johannes von Müller, Meyer von Knonau, A. von Tillier, Vögelin, Daguet, Jakob Burckhardt die bekanntesten. Als Dichter haben sich außer den ältern (A. von Haller, Sal. Geßner, Salis, Usteri u. s. w.) in neuerer Zeit besonders A. Bitzius (Jeremias Gotthelf), Gottfried Keller, Konrad F. Meyer, Ferdinand Schmidt (Dranmor), J. und U. Ollivier, Marc-Monnier, E. Rambert, V. Cherbuliez u. a. m. einen Namen gemacht. Als Philosophen, Philologen u. s. w. sind bekannt J. J. Rousseau, Bodmer und Breitinger, Lavater, Pestalozzi, Zimmermann u. a. Die schweiz. Litteratur muß sich, um in weitern Kreisen Eingang zu finden, an die deutsche, französische und italienische anschließen; eine selbständige, freilich sehr kleine Litteratur haben nur die Rhätoromanen Graubündens. Sehr zahlreich ist die periodisch-polit. Presse. Im J. 1885 erschienen in der S. 647 Zeitschriften und Journale, Amtsblätter u. dgl., von denen jedoch, abgesehen von den Publikationen der wissenschaftlichen Vereine und den großen polit. Blättern, wie «Neue Züricher Zeitung» und «Züricherpost», «Baseler Nachrichten», «Schweiz. Grenzpost» und «Allgemeine Schweizerzeitung» (Basel), «Vaterland» (Luzern), «Bund» (Bern), «Gazette de Lausanne» und «Journal de Genève», die meisten nur lokale Bedeutung haben. Öffentliche Bibliotheken bestehen in der S. etwa 2100 mit 2500000 Bänden. Die wichtigsten sind die Stadtbibliotheken von Zürich, Basel, Bern, Luzern und Genf, die Kantonsbibliotheken von Waadt, Aargau, die Stiftsbibliotheken von St. Gallen und Einsiedeln. Das Vereinswesen ist sehr blühend; viele Vereine erstrecken sich über die ganze S. und wechseln alle Jahre ihren Versammlungsort. Obenan stehen die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft, die Naturforschende Gesellschaft, der Kunstverein, der Schweizerische Musikverein, der Schweizer Alpenklub, ferner die schweiz. Schützen-, Turner- und Sängervereine, der Grütliverein u. s. w.

Kirchenwesen. Die Verfassung der reform. Kirche in der S., ebenso wie Wahlakt und Besoldungsverhältnisse der Geistlichen sind in den einzelnen Kantonen verschieden. Die röm. Katholiken stehen unter den Bischöfen von Sion (Sitten), Lausanne, Basel, Chur und St. Gallen. Der Bischof von Lausanne residiert in Freiburg; derjenige von Basel in Solothurn. Die fünf Bistümer stehen unmittelbar unter dem Papste und gehören keinem Erzbistum an. Der päpstl. Nuntius, der in Luzern residierte und teilweise erzbischöfl. Rechte besaß, wurde 1873 vom Bundesrate seiner Funktionen enthoben und des Landes verwiesen. Der Kanton Tessin gehört formell jetzt noch zu den ital. Bistümern Como und Mailand, wird aber seit 1885 durch einen besondern apostolischen Vikar verwaltet. Die alt- oder christlich-kath. Kirche, für welche 1874 an der Universität Bern eine besondere theol. Fakultät gestiftet wurde, hat 1876 durch ihren Synodalrat einen Nationalbischof erwählt, der in Bern residiert. Die Zahl der Klöster, die schon bei der Reformation und seither mehrmals durch Säkularisation bedeutend verringert wurde, betrug 1877 noch 85, worunter 32 Mannsklöster mit 438 Konventualen und 53 Frauenklöster mit 2132 Konventualen. Die bekanntesten sind die Benediktinerabteien Einsiedeln, Engelberg und Disentis, und das Augustinerstift von St. Maurice, zu welchem auch das Hospiz auf dem Großen St. Bernhard gehört.

Staatsrechtliches. Der Territorialbestand der für neutral erklärten und in ihrer Neutralität völkerrechtlich gewährleisteten S. wurde auf dem Wiener Kongreß nach Aufnahme der drei neuen Kantone Genf, Neuenburg und Wallis festgestellt und später durch den Vertrag vom 16. März 1816 in Bezug auf die Grenzen gegen Sardinien berichtigt. Eine innere Veränderung trat ein durch Trennung des Kantons Basel in zwei souveräne Halbkantone, wonach für Basel ein ähnliches bundesrechtliches Verhältnis eintrat, wie es schon seit Jahrhunderten für Unterwalden und Appenzell besteht. Außerdem wurde 1848 das Fürstentum Neuenburg in eine Republik verwandelt. Die äußern Grenzen der die Eidgenossenschaft bildenden 22 Kantone oder Stände blieben jedoch, abgesehen von einigen kleinen Grenzberichtigungen gegen Frankreich und Italien, ungeändert. Durch die Bundesverfassung vom 12. Sept. 1848, wodurch der Bundesvertrag vom 7. Aug. 1815 seine Kraft verlor, noch mehr durch die revidierte Verfassung von 1874 hat der frühere eidgenössische Staatenbund den Übergang zum Bundesstaate vollendet. Die wichtigsten Bestimmungen der neuen Bundesverfassung sind folgende: Zweck des Bundes: Behauptung der Unabhängigkeit des Vaterlandes nach außen, Handhabung von Ruhe und Ordnung im Innern, Schutz der Freiheit und der Rechte der Eidgenossen und Beförderung ihrer gemeinsamen Wohlfahrt. Die Kantone sind souverän, soweit ihre Souveränetät nicht durch die Bundesverfassung beschränkt ist. Alle Schweizer sind vor dem Gesetze gleich. Es gibt in der S. keine Unterthanenverhältnisse, keine Vorrechte des Ortes, der Geburt, der Familien oder Personen. Besondere polit. Bündnisse zwischen den Kantonen sind untersagt. Dem Bunde allein steht das Recht zu, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und Staatsverträge mit dem Auslande einzugehen. Jeder Schweizer ist wehrpflichtig. Die Gesetzgebung über das Heerwesen ist Sache des Bundes. Der gesamte Militärunterricht und ebenso die Bewaffnung ist Sache des Bundes. Dem Bunde steht das Recht zu, im Interesse der Eidgenossenschaft oder eines großen Teils derselben auf Kosten der Eidgenossenschaft öffentliche Werke zu errichten. Der Bund hat das Recht der Oberaufsicht über die Wasserbau- und Forstpolizei im Hochgebirge. Die Gesetzgebung über Bau und Betrieb der Eisenbahnen ist Bundessache. Der Bund ist befugt, außer der bestehenden Polytechnischen Schule eine Universität und andere höhere Unterrichtsanstalten zu errichten oder solche Anstalten zu unterstützen. Jeder Kantonsbürger ist Schweizerbürger. Jeder Schweizer hat das Recht, sich innerhalb des schweiz. Gebietes an jedem Orte niederzulassen. Die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist unverletzlich. Die Errichtung von Bistümern auf schweiz. Gebiet unterliegt der Genehmigung des Bundes. Der Orden der Jesuiten und die ihm affiliierten Gesellschaften dürfen in keinem Teile der S. Aufnahme finden. Die Errichtung neuer und die Wiederherstellung aufgehobener Klöster oder religiöser Orden ist unzulässig. Die Feststellung und Beurkundung des Civilstandes ist Sache der bürgerlichen Behörden. Das Recht der Ehe steht unter dem Schutze des Bundes. Die Preßfreiheit, das Vereinsrecht und das Petitionsrecht sind gewährleistet. Niemand darf seinem verfassungsmäßigen Richter entzogen werden. Die geistliche Gerichtsbarkeit ist abgeschafft. Die oberste Gewalt des Bundes wird durch die Bundesversammlung ausgeübt, welche aus dem Nationalrat und dem Ständerat besteht. Der Nationalrat wird aus Abgeordneten des schweiz. Volks, je ein Mitglied auf 20000 Seelen, in direkter Wahl (in 49 Wahlkreisen gegenwärtig 145) gebildet. Amtsdauer drei Jahre. Der Ständerat besteht aus 44 Abgeordneten der Kantone, je zwei aus jedem Kanton und je einer aus jedem Halbkanton. Beide Räte versammeln sich jährlich einmal zur ordentlichen Sitzung. Für Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse ist die Zustimmung beider Räte erforderlich. Bundesgesetze, sowie allgemein verbindliche Bundesbeschlüsse, die nicht dringlicher Natur sind, sollen überdies dem Volke zur Annahme, resp. Verwerfung vorgelegt werden, wenn es von 30000 stimmberechtigten Schweizerbürgern, resp. 8 Kantonen verlangt wird. Die Sitzungen beider Räte sind in der Regel öffentlich. Die oberste vollziehende und leitende Behörde ist der Bundesrat, aus sieben Mitgliedern bestehend, mit dreijähriger Amtsdauer. Die Ausübung der Rechtspflege, soweit sie Bundessache ist, handhabt ein Bundesgericht. Das Bundesgericht urteilt mit Zuziehung von Geschworenen in Straffällen, über Hochverrat, Aufruhr, Verbrechen gegen das Völkerrecht u. s. w. Sitz des Bundesrats und der Bundesversammlung ist Bern, des Bundesgerichts Lausanne. Die diplomatische Vertretung im Auslande wird durch 5 Gesandtschaften in Berlin, Wien, Rom, Paris und Washington und durch 80 Konsulate besorgt. Das Wappen der S. ist ein schwebendes silbernes Kreuz im roten Felde; die Landesfarben sind Rot und Weiß. Alle **Kantonsverfassungen** sind demokratisch; überall gilt das Prinzip der Volkssouveränetät. Vgl. die einzelnen Kantone und **Referendum**.

Justizwesen. Im schweiz. Recht hat sich noch viel Altgermanisches erhalten, und das röm. Recht hat sich mit Ausnahme einiger Grenzkantone nirgends durchgreifenden Eingang verschaffen können. Civil- und Strafrecht sind in den einzelnen Kantonen sehr verschieden; während in der Verwaltung der Justiz und Polizei die wichtigsten Kantone den andern civilisierten Staaten nicht nachstehen, herrschen in einzelnen kath. Kantonen noch primitive, zum Teil mittelalterliche Rechtszustände. Sehr verschieden sind die Prozeßformen, welchen in der Regel entweder die Einrichtungen des deutschen oder des franz. Gerichtsverfahrens zu Grunde liegen. Manche Kantone haben für Kriminal-, teilweise auch für Zuchtpolizeifälle das Institut der Geschworenen eingeführt. Die Herstellung einer einheitlichen Civil- und Strafgesetzgebung für die ganze S. war bis jetzt unmöglich; doch wurde 1883, um wenigstens dem Bedürfnis des Handels zu entsprechen, ein eidgenössisches Obligationenrecht eingeführt.

Der **Finanzstand** der Eidgenossenschaft ist ein günstiger. Die eidgenössische Staatsrechnung von 1884 weist bei 47605079 Frs. Einnahmen 46190092 Frs. Ausgaben auf. Zu den Einnahmen trugen bei das Finanz- und Zolldepartement 24600186 Frs., das Post- und Telegraphendepartement 17948146 Frs. u. s. w. Unter den Ausgaben sind die wichtigsten Posten das Militärdepartement mit 17138595 Frs. und das Post- und Telegraphendepartement mit 14202284 Frs. Das Bruttovermögen des Bundes betrug 47285935 Frs.,

die Staatsschuld 35510342 Frs. Weniger günstig ist die finanzielle Lage mancher Kantone, die sich durch übermäßige Eisenbahnsubventionen eine bedeutende Schuldenlast aufgeladen haben. Auch einige früher blühende Gemeinden krankten an demselben Übel; überhaupt befindet sich die S. gegenwärtig infolge Stockung einiger Industriezweige und Überschuldung des landwirtschaftlichen Grundbesitzes wirtschaftlich in ziemlich gedrückter Lage, was sich am deutlichsten in der starken Auswanderung (1884 9608 Personen) fühlbar macht.

Heerwesen. Nach der Bundesverfassung ist jeder Schweizer wehrpflichtig vom 20. bis 44. Jahre. Wer durch körperliche oder geistige Gebrechen, Landesabwesenheit oder Amtspflicht an der aktiven Dienstleistung verhindert wird, unterliegt während des militärpflichtigen Alters der Militärpflichtersatzsteuer. Das Bundesheer zerfällt in Auszug und Landwehr; jener umfaßt das 20. bis 32. Altersjahr, diese das 33. bis 44. Die Nominalstärke des Auszugs beträgt 77878 Mann Infanterie (96 Bataillone) und Schützen (8 Bataillone), 3412 Mann Dragoner (24 Schwadronen) und Guiden (12 Kompagnien); 14486 Mann Artillerie (48 Feld-, 2 Gebirgs-, 10 Positionsbatterien), Park (16 Kolonnen, 2 Feuerwerkskompagnien) und Train (8 Bataillone); 4864 Mann Genietruppen (8 Bataillone); 54 Mann Generalstab, 44 Justizoffiziere, 4484 Mann Sanitäts- (8 Feldlazarette) und 618 Mann Verwaltungstruppen (8 Kompagnien): insgesamt 103840 Mann; die der Landwehr beträgt 75785 Mann Infanterie und Schützen, 3396 Mann Kavallerie, 7970 Mann Artillerie, 4848 Mann Genie, 2938 Mann Sanitäts- und 527 Verwaltungstruppen: insgesamt 95464 Mann. Die Zahl der taktischen Einheiten ist bei der Landwehr dieselbe wie bei dem Auszuge; doch besitzt die Landwehrartillerie nur 8 Feld-, dagegen 15 Positionsbatterien und nur 8 Parkkolonnen, auch stellt die Landwehr an Sanitätstruppen 5 Reservetransportkolonnen und die nötige Zahl von Ambulancen, aber keine Feldlazarette auf. Die wirkliche Stärke betrug auf 1. Jan. 1885 im Auszug 114928 Mann, in der Landwehr 85626 Mann. Die Bewaffnung mit Repetiergewehren (Vetterli) ist beim Auszuge vollständig durchgeführt. Stehende Truppen gibt es außer den militärisch organisierten Gendarmeriekorps der Kantone und den Grenzjägern nicht. Die Milizarmee gliedert sich in 8 Divisionen zu je 2 Brigaden Infanterie mit den nötigen Spezialwaffen. Die 1. Division rekrutiert sich in Genf, Waadt, Wallis; die 2. in Waadt, Freiburg, Neuenburg, Bern; die 3. in Bern; die 4. in Bern, Luzern, Unterwalden, Aargau; die 5. in Aargau, Basel, Solothurn, Bern; die 6. in Aargau, Schaffhausen, Zürich, Schwyz; die 7. in Zürich, Thurgau, St. Gallen und Appenzell; die 8. in Tessin, Graubünden, Wallis, Uri, Schwyz, Glarus. Im Fall der Mobilisierung wählt die Bundesversammlung aus der Zahl der Obersten den General (gegenwärtig H. Herzog von Aarau). Festungswerke besitzt die S. an der Luziensteig, bei St. Moritz, bei Gondo (Simplon) und bei Bellinzona; dieselben sind, bis auf die Paßsperre Luziensteig, verfallen und ohne ständige Besatzung, auch gegen Ende des 18. Jahrh. erbaut. Im J. 1885 beschloß die Bundesversammlung, auch den St. Gotthard zu befestigen. Die neuen Werke, deren Kosten auf 2⅔ Mill. Frs. veranschlagt werden, sollen bis 1891 vollendet sein und werden aus zwei Befestigungsgruppen bestehen. Zur Deckung des südl. Tunnelausgangs wird westlich von Airolo ein Blockhaus gebaut. Die Alpenstraße wird durch ein stärkeres Werk nordöstlich von Andermatt und drei Blockhäuser (an der Furka, der Gotthard- und der Oberalpstraße) gesperrt. Zur Armierung dieser Werke ist das neubeschaffte Material der Positionsartillerie bestimmt.

Litteratur. Franscini, «Neue Statistik der S.» (2 Bde., Bern 1848—49, und «Nachtrag», 1851); «Gemälde der S.» (19 Bde., St. Gallen 1834—49); «Schweizer Bundesblatt» (Bern 1849—85); J. Meyer, «Land, Volk und Staat der schweiz. Eidgenossenschaft» (2 Bde., Zür. 1861); Berlepsch, «Schweiz. Kunde» (Braunschw. 1866); Snell, «Handbuch des schweiz. Staatsrechts» (2 Bde., Zür. 1839—44); M. Wirth, «Beschreibung und Statistik der S.» (3 Bde., Zür. 1871—75); «Schweiz. statist. Zeitschrift» (Bern 1865 fg.); Gerster, «Atlas der Heimatkunde» (1872); Kaden, «Das Schweizerland» (Stuttg. 1877); Gsell-Fels, «Die S.» (Münch. 1877); Egli, «Neue Schweizerkunde» (St. Gallen 1877); Egli, «Taschenbuch für schweiz. Geographie &c.» (Zür. 1878); Dubs, «Das öffentliche Recht der schweiz. Eidgenossenschaft» (Zür. 1877); Harfin, «Statist. Tafel der S.» (Zür. 1878); «Berichte des schweiz. Bundesrats über seine Geschäftsführung» (Bern 1848—85); Curti, «Geschichte der schweiz. Volksgesetzgebung» (2. Aufl., Lpz. u. Zür. 1885); Furrer, «Volkswirtschaftliches Lexikon der S.» (Bern 1885); «Schweiz. Volkszählung 1880» (herausg. von dem Statistischen Bureau, Bd. 1—3, Bern 1881—84); die Schweizerführer von Baedeker, Berlepsch, Tschudi. Die besten Karten der S. sind die 1865 unter Leitung des Generals Dufour (s. d.) vollendete Generalstabskarte in 25 Blättern (1:100000) und der Atlas im Maßstab der Originalaufnahmen (Siegfried-Atlas, 1:25000 für Hochebene und Jura, 1:50000 für die Alpen) in 546 Blättern, von dem bis Ende 1885 28 Lieferungen zu 12 Blättern erschienen sind. Außerdem sind zu erwähnen die, wie die beiden ersten, vom topogr. Bureau herausgegebene Generalkarte in vier Blättern (1:250000) und die trefflichen Schweizerkarten Zieglers und Leuzingers.

Ältere Geschichte. Obwohl das jetzige Gebiet der S., wie die Höhlenfunde von Thäingen (Schaffhausen) und die seit 1853 in vielen Schweizerseen entdeckten Pfahlbauten beweisen, schon sehr früh besiedelt war, beginnt doch die eigentliche Geschichte des Landes erst mit der Zeit, in der die Helvetier (s. d.), die in vier Stämme oder Gaue geteilt, im 2. und 1. Jahrh. v. Chr. zwischen Jura und Alpen, Leman- und Bodensee saßen, mit den Römern in Berührung kamen und von diesen 58 v. Chr. durch den Sieg Julius Cäsars bei Bibracte unterworfen wurden. Nach dieser Unterwerfung, der im J. 57 diejenige der kleinen kelt. Stämme des Wallis, 15 die der Rhätier folgte, gehörte der größte Teil der jetzigen S. zu Gallien, der östliche zu Rhätien. Mittelpunkt des Landes, das rasch röm. Kultur annahm, war die Stadt Aventicum (s. Avenches). Mit der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. begannen die Einfälle der Alamannen (s. d.), die 264 n. Chr. Aventicum zerstörten und von 406 an nach Vernichtung sowohl der röm. Kultur, wie der röm. Herrschaft sich bleibend im Lande östlich der Aare ansiedelten. Ihnen folgten die Burgunder, die sich seit 443 von Gallien aus über die Westschweiz

verbreiteten und mit den röm. Helvetiern allmählich zu einem Volke verschmolzen. Die Alamannen wurden 496, die Burgunder 532 von den Franken unterworfen, denen 536 auch Rhätien zufiel; dagegen kamen die ital. Thäler der S., in denen sich nach 569 Longobarden angesiedelt hatten, erst 774 an das Fränkische Reich. Unter der Herrschaft der Franken blühte das oft verheerte Land wieder empor. Neue Städte wurden gegründet, andere, wie Zürich und Lausanne, aus ihren Trümmern neu erbaut. Unter den Burgundern entwickelte sich ein mächtiges Kirchentum mit drei Bistümern und zahlreichen Klöstern, welche, wie die Stiftungen der christl. Glaubensboten unter den Alamannen, Fridolin, Sigisbert, St. Gallus u. a., als Kern neuer Ansiedelungen dienten. Unter den schwachen Nachfolgern Karls d. Gr. zerfiel jedoch, wie das Fränkische Reich überhaupt, so auch das fränk. Helvetien wieder in seine Teile. Während Rhätien und der alte Thurgau, d. h. die Ost- und Mittelschweiz, bei dem Herzogtum Alamannien verblieben, machte 888 der Graf und Abt Rudolf von St. Maurice die burgund. S. zu dem selbständigen Königreich Hochburgund, das später seine Grenzen östlich bis an die Reuß vorschob, 933 mit dem Niederburgundischen Reiche vereinigt und erst 1032 von Konrad II. durch Waffengewalt wieder an das Reich gebracht wurde. Von 1032 an war das Schicksal der S. mit dem des Deutschen Reichs verknüpft und blieb es bis zu der Zeit, wo die Krone desselben erblich zu werden anfing. Von 1097 an stand das Land unter den Herzögen von Zähringen, die als Rektoren von Burgund Ordnung im Lande herstellten, den Übergriffen des burgund. Adels wehrten, die Städte begünstigten und mehrere neue, wie Freiburg im Üchtland (1178) und Bern (1191), gründeten. Nach ihrem Erlöschen (1218) verfiel jedoch das Land wieder der alten Unordnung. Zahlreiche größere und kleinere Herren, wie die Grafen von Savoyen, Neuenburg, Kyburg, Lenzburg, Habsburg, Rapperswyl, Toggenburg, Werdenberg, die Äbte von St. Gallen, Disentis u. s. w., die Bischöfe von Lausanne, Basel, Chur teilten sich in das Land. Die kleinern Freien, Klöster und Landstädte wurden unterdrückt oder mußten den Schutz mächtigerer Städte, zumal der Reichsstädte Basel, Zürich, Bern, nachsuchen, die sich zu ihrer Sicherung wieder untereinander oder mit benachbarten Landschaften, Dynasten und Stiften verbanden.

Vom Ende des 13. Jahrh. an erhielt die S. allmählich eine andere Gestalt. In der Westschweiz hatte das Haus Savoyen durch die Eroberung des Waadt und des Unterwallis die Vorherrschaft erlangt; in der Mittel- und Ostschweiz gewann nach dem Erlöschen der alten Grafen von Lenzburg, Kyburg und Rapperswyl das Haus Habsburg überwiegenden Einfluß und suchte denselben besonders nach der Erhebung Rudolfs von Habsburg zum deutschen König (1273) durch Erwerbung der Schirmherrschaft über die freien Lande und Städte zu verstärken. Doch Zürich und Bern widerstanden mit Erfolg und die Bergländer Uri und Schwyz, deren Reichsfreiheit 1231 und 1240 von Friedrich II. anerkannt und bestätigt worden war, schlossen in Erneuerung eines ältern Bündnisses nach Rudolfs Tod 1291, der Sage nach erst 1307 auf dem Grütli (s. d.), unter sich und mit dem benachbarten Unterwalden einen ewigen Bund zur Behauptung ihrer Rechte und Freiheiten. Rudolfs Sohn, Albrecht I., setzte die Politik seines Vaters fort und bestätigte die Freibriefe der Waldstätte nicht; seinen Plänen zu ihrer Unterdrückung machte jedoch seine Ermordung 1308 ein jähes Ende. Albrechts Nachfolger auf dem Königsstuhl, Heinrich VII., sowie spätere Kaiser, bestätigten den Waldstätten ihre Freiheiten. Das Haus Habsburg aber wollte die einmal gefaßten Pläne nicht aufgeben und daraus entstand ein 200jähriger Kampf, der mit Losreißung der S. vom Reiche und für Österreich mit dem Verlust seiner Erblande zwischen Alpen und Rhein und seines Stammschlosses Habsburg endigte. Der 1291 geschlossene Bund wurde im Nov. 1315, nachdem die Waldstätte am Morgarten (s. d.) ihren ersten Sieg über Österreich erfochten, zu Brunnen erneuert. Wie die Waldstätte hatten auch andere Länder und Städte sich der Angriffe der Habsburger zu erwehren; so Bern, welches 1298 am Donnerbühl, 1339 bei Laupen den österr. und burgund. Adel schlug, Zürich, das 1350 Burg und Stadt der Grafen von Rapperswyl eroberte, Glarus, welches 1352 auf dem Rautifelde die Österreicher besiegte. Um sich gegen die Macht der Habsburger besser zu wahren, traten bis 1353 Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern dem Bunde der Waldstätte bei. Die junge Eidgenossenschaft dieser acht Orte, die bis 1481 die einzigen vollberechtigten Bundesglieder blieben und deshalb später, im Gegensatz zu den fünf 1481—1513 aufgenommenen Kantonen, die acht alten Orte genannt wurden, verstärkte sich bald durch Bündnisse einzelner Orte mit benachbarten Städten und Landschaften. Die Waldstätte nahmen verschiedene Thäler und Gemeinden als freie Gemeinden auf. Bern erwarb manche Herrschaft durch Kauf von den stets geldbedürftigen Dynasten. Luzern nahm österr. Ortschaften in sein Bürgerrecht auf. Auf der andern Seite aber suchte auch Österreich seine Besitzungen zu erweitern und der Ausbreitung der Eidgenossenschaft entgegenzuwirken; aber ohne Erfolg, denn im Kyburger Kriege (1382—84) wurden die mit Österreich eng verknüpften Grafen von Habsburg-Kyburg gezwungen, ihre meisten Besitzungen an Bern und Solothurn zu verkaufen; durch die Schlacht von Sempach 1386 sicherten die Waldstätte, durch die bei Näfels 1388 die Glarner ihre Unabhängigkeit. Durch diese Erfolge ward die Macht Österreichs in der S. gebrochen und in dem 1389 geschlossenen Frieden mußte dasselbe die Eidgenossenschaft anerkennen. Während der nun folgenden Friedensjahre blühten die acht Orte kräftig auf und erweiterten auf friedliche Weise ihr Gebiet, wobei aber die erkauften Herrschaften nicht frei, sondern wie die spätern Eroberungen Unterthanenländer wurden. Bald aber gingen die Eidgenossen aus der Stellung der Angegriffenen in die der Angreifenden über. Trotz des 1412 mit Österreich geschlossenen 50jährigen Friedens eroberten sie 1415 im Auftrag Kaiser Sigmunds den Aargau, 1460 den Thurgau; von 1403 an trugen sie ihre Waffen nach Italien und erwarben trotz der Niederlage bei Arbedo 1425 in vielen Kriegszügen den jetzigen Kanton Tessin.

Während aber so die Macht nach außen wuchs, ward die Eidgenossenschaft im Innern geschwächt durch den Zwist um das Erbe des Grafen von Toggenburg, durch welchen Zürich 1440 mit den übrigen Orten verfeindet und zum Bündnis mit

Österreich gebracht wurde. Der dadurch verursachte Krieg endigte 1450 damit, daß Zürich der Eidgenossenschaft wieder beitrat. Da Schwyz damals die Seele des Bundes war, so nahmen die andern Eidgenossen die Farben (weiß und rot) und das Kreuz des Schwyzerwappens als Feldzeichen an und erhielten deshalb den Parteinamen Schwyzer, der seitdem Benennung des ganzen Volks geblieben ist. Die letzten Kämpfe, welche die alte Eidgenossenschaft für ihre Selbständigkeit zu bestehen hatte, waren der Burgunderkrieg 1474—77, in welchem sie mit Hilfe ihrer Verbündeten aus Lothringen, Elsaß und Vorderösterreich die Macht Karls des Kühnen (s. d.) durch die Schlachten von Granson, Murten und Nancy brach, und der Schwabenkrieg 1498/99, durch welchen sie ihre faktische Unabhängigkeit und Trennung vom Deutschen Reiche erfocht, deren völkerrechtliche Bestätigung allerdings erst 1648 im Westfälischen Frieden erfolgte. Damit war die Eidgenossenschaft auf dem Gipfel ihrer Macht angelangt. Die Höfe von Frankreich, Mailand und selbst Österreich wetteiferten um ihre Freundschaft und Hilfe. Der ausländische Kriegsdienst, der schon 1450 begonnen hatte, nahm bedeutend zu. Ganze eidgenössische Heere wurden bald Frankreich, bald Mailand, dann wieder dem Papst und der Republik Venedig zugeführt. Im J. 1512 eroberten die Schweizer für Maximilian Sforza die ganze Lombardei, schlugen 1513 bei Novara die Franzosen, erhielten, obwohl 1515 bei Marignano geschlagen, durch den Ewigen Frieden mit Frankreich 1516 das Tessin und für die verbündeten Graubündener das Veltlin und nahmen im franz. Solde auch in der Folge an den ital. Kriegen teil, bis ihnen die Niederlagen von Bicocca 1522 und Pavia 1525 die Einmischung in die großen Welthändel verleideten. Von da an hörte der Gebrauch auf, mit ganzen schweiz. Heeren für andere Mächte ins Feld zu ziehen. Man begnügte sich, Kapitulationen für einzelne Regimenter oder Fahnen kriegslustiger Freiwilliger abzuschließen, die sich für einen oder mehrere Kriege verdingten. Nach dem Dreißigjährigen Kriege endlich wurden aus diesen Freiwilligen stehende Truppen, die durch die Hauptleute durch Werbung vollzählig erhalten wurden, bis endlich 1859 durch ein Bundesgesetz der Fremdendienst in besondern Schweizerregimentern verboten wurde. (S. unter Mietstruppen.)

So stark nach außen die Eidgenossenschaft am Anfang des 16. Jahrh. erschien, nachdem sie sich durch die Aufnahme von Freiburg und Solothurn (1481), Basel und Schaffhausen (1501) und Appenzell (1513) zum Bunde der 13 Orte erweitert hatte, so uneinig und zerrüttet war sie im Innern. Die Üppigkeit und Korruption, welche durch das Reislaufen, d. h. den fremden Kriegsdienst, und das damit verbundene Unwesen der ausländischen Pensionen und Jahrgelder immer mehr einriß, die Eifersucht zwischen Städten und Ländern, zwischen Herrschenden und Unterthanen waren ebenso viele Keime innern Zwistes. Die größte Spaltung aber bewirkte die Reformation, die in Zürich durch Ulrich Zwingli, in Basel durch Ökolampadius, in Bern durch Haller, in der Französischen Schweiz durch Calvin, Farel, Viret u. a. gepredigt wurde (s. Reformierte Kirche) und in den meisten städtischen Kantonen und den Unterthanenländern derselben Eingang fand, während die fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, sowie nach einigem Schwanken Freiburg und Solothurn starr am alten Glauben festhielten. Diese Glaubenstrennung führte mehrmals zu Religionskriegen und Sonderbündnissen. Zwingli selbst büßte in der Schlacht bei Kappel (s. d.), wo die Katholiken über die Reformierten den Sieg davontrugen, sein Leben ein, und einen zweiten Sieg erfochten die Katholiken 1655 in der ersten Schlacht bei Vilmerdingen; dagegen siegte die Reformation in der Westschweiz, wo 1530 Neuenburg, 1535 Genf und 1536 Bern in der Waadt die neue Lehre einführten. Dem christl. Bürgerrecht, welches die reformierten Städte 1528—30 untereinander und mit Konstanz und Straßburg schlossen, setzten die Katholiken 1529 den Ferdinandischen Bund mit König Ferdinand von Ungarn entgegen, und 1586 besiegelten sie auf Antrieb des Kardinal-Erzbischofs von Mailand, Karl Borromäus, die konfessionelle Spaltung der S. durch den Borromäischen oder Goldenen Bund. Wie sehr dieser Zwiespalt, der von den fremden Mächten absichtlich genährt wurde, die Kraft und das Ansehen der Eidgenossenschaft schädigte, zeigte sich besonders im Dreißigjährigen Kriege, wo das zugewandte Graubünden und seine Unterthanenländer Veltlin und Cleven der Spielball zwischen Frankreich und seinen Gegnern, Österreich und Spanien, war, und nur durch die gegenseitige Eifersucht dieser Mächte in seinem Gebiet ungeschmälert blieb. Doch gelang es den reform. Ständen Zürich und Bern, von denen letzteres seit der Eroberung des Waadt (1536) der mächtigste Ort der Eidgenossenschaft war, durch Klugheit und Energie die Neutralität der eigentlichen Eidgenossenschaft während dieses Kriegs zu behaupten und von 1640 an durch ein gut geordnetes «Defensionale» die Grenzen der S. sicherzustellen, sodaß deren Neutralität, die von nun an die Grundlage der schweiz. Politik war, bis 1798 nicht mehr verletzt wurde.

Nicht minder gefährlich als die konfessionelle Spaltung war für die Macht und Einigkeit der S. die Scheidung der Eidgenossen in Herrschende und Unterthanen. Wie oben erwähnt, wurden die eroberten oder erkauften Gebiete nicht vollberechtigte Teile der Eidgenossenschaft, sondern Unterthanenländer, die durch Vögte teils einzelner, teils mehrerer Orte regiert wurden, und in den herrschenden Orten selbst verwandelte sich die frühere Demokratie allmählich in eine Aristokratie der Stadtbürgerschaften, in Bern, Freiburg, Solothurn und Luzern sogar in eine Oligarchie. Nur die Länder Uri, Schwyz, Ober- und Niederwalden, Zug und Appenzell behielten die althergebrachte Landesgemeinde bei, fühlten sich aber ihren Unterthanen gegenüber nicht weniger als Herren, wie die Junker und Bürger der Städte. Dieses Unterthanenverhältnis führte zu zahlreichen Unruhen und Aufstandsversuchen, deren wichtigster, der Bauernkrieg von 1653, sich über die Gebiete von Zürich, Bern, Luzern, Basel und die Freien Ämter des Aargau erstreckte und nur nach hartnäckigem Kampfe zu Gunsten der Städte entschieden wurde.

Ein drittes Moment der Schwäche der S. war der lockere Zusammenhang zwischen den Orten der Eidgenossenschaft. Wie früher die acht alten Orte, so hingen von 1513 an auch die dreizehn Orte der erweiterten Eidgenossenschaft durch kein gemeinsames Band und keinen allgemeinen Vertrag, sondern nur durch eine Menge einzelner abweichender «Verkommnisse» miteinander zusammen. Nur bei

den großen, die Existenz der Eidgenossenschaft bedrohenden Kriegen und den darauffolgenden Friedensschlüssen handelte die Eidgenossenschaft als Ganzes. Vom Abschluß des Bundes der acht Orte 1353 bis zur Aufnahme Appenzells als letztes Glied der dreizehn Orte sind nur vier gemeinsame Maßregeln zur Regelung der eidgenössischen innern Angelegenheiten zu verzeichnen: der Pfaffenbrief von 1370, durch den zuerst ein eidgenössisches Staatsrecht statuiert und die Stellung des Staates zum Klerus geregelt wurde, der Sempacher Brief von 1393, der das eidgenössische Kriegsrecht feststellte, die Stanser Verkommnis von 1481, durch welche die staatsrechtlichen Verhältnisse von neuem geregelt wurden, und der Pensionenbrief von 1503, der das tief eingefressene Übel der ausländischen Pensionen und Jahrgelder beseitigen sollte. Im übrigen sorgte jeder Ort für sich selbst.

Zürich war der leitende Kanton (Vorort), d. h. es hatte, mit wenigen Vollmachten versehen, die geringern äußern Geschäfte zu führen und die schweiz. Tagsatzungen auszuschreiben, die meist in Luzern, Zürich, Baden, Bremgarten, Aarau und Frauenfeld gehalten wurden. Jeder Stand schickte seine Gesandten, die aber wenig mehr als mit der Verwaltung der gemeinsamen Vogteien zu thun fanden. Die einzelnen Kantone, besonders die acht ältern Orte, betrachteten sich als souveräne Staaten und sorgten eifrig, daß keine Bundesgewalt aufkam. Die andern Bundesgenossen, Stadt und Stift St. Gallen, Biel, Graubünden, Wallis, Neuenburg, Genf, Rottweil, Mülhausen, besaßen als zugewandte Orte geringere Rechte, ebenso die schirmverwandten Orte Gersau, Stift Engelberg, Rapperswyl u. s. w. Gar keine polit. Selbständigkeit besaßen die Unterthanenländer im Aar- und Thurgau, im Rheinthal, Tessin u. s. w. Bei der Buntschedigkeit der Eidgenossenschaft war ein einheitliches Wehrwesen für dieselbe ebenso unmöglich, wie für das damalige Deutsche Reich. Es war ein Glück für die S., daß Zürich und Bern den Oberbefehl hatten und mit ihren besser organisierten Truppen bei jedem Kriege der Nachbarn die Grenzen besetzt hielten. Diese beiden Kantone waren es auch allein, die den steigenden Anmaßungen der franz. Großbotschafter einigermaßen Schranken zu setzen wußten.

Neuere Geschichte. In diesem Zustand befand sich die S. beim Ausbruch der Französischen Revolution. Es gerieten alsbald einige Gegenden in Bewegung, wie Genf, das untere Wallis, das Bistum Basel, St. Gallen, Waadtland und das Seeufer von Zürich. Doch diese einzelnen Aufstände wurden gedämpft. Bedenklicher gestaltete sich die Lage, als Frankreich immer größere Fortschritte machte und mehrere alte Republiken, wie Holland, Venedig und Genua, gänzlich umgestaltete. Die Regierungen der S. thaten alles Mögliche, um die übermütigen Sieger nicht zu reizen. Sie bewahrten streng ihre Neutralität, deckten dadurch in den für Frankreich entscheidungsvollen Momenten dessen verwundbarste Grenze, vertrieben die Emigrierten u. s. w. Aber alles war umsonst. Die franz. Machthaber wollten eine abhängige Nachbarrepublik gegründet wissen, zugleich die wichtigen Alpenpässe und den großen Schatz in Bern in ihrer Gewalt haben und ließen darum unter nichtigem Vorwand 1798 Truppen ins Waadtland einrücken. Nachdem man Bern mit Unterhandlungen hingehalten, marschierten die Franzosen auf Bern selbst los, das, von seinen Bundesgenossen verlassen, sich bei Neueneck und im Grauholz heldenmütig verteidigte, aber 5. März 1798 in franz. Gewalt geriet. Als die Franzosen durch Plünderung des berner Schatzes und des Zeughauses, sowie durch Auflegung schwerer Brandschatzung ihren Zweck erreicht, brachten sie eine zu Paris verfertigte Konstitution zum Vorschein, wonach das zu einem einzigen Staat umgeschaffene Helvetien in 18 an Größe und Bevölkerung ungefähr gleiche Kantone oder Verwaltungsbezirke geteilt wurde, zu welchen sich 1799 Graubünden (Rhätien) als 19. gesellte. Jeder Kanton hatte eine gleiche Zahl Deputierte in zwei gesetzgebende Kammern (Senat und Großen Rat) zu wählen, und an der Spitze sollte ein Vollziehungsdirektorium von fünf Männern stehen. Genf, Mülhausen, Biel, das Bistum Basel, wie schon früher Veltlin, wurden von der S. losgerissen und mit Frankreich oder der Cisalpinischen Republik vereinigt. Ein Gleiches sollte mit Tessin versucht werden. Da jedoch die, übrigens von der S. am meisten bedrückten Tessiner einstimmig erklärten, Schweizer bleiben zu wollen, so wurde ihnen nachgegeben.

Während Berns Kampf hatten die Unterthanen aller Kantone die Gelegenheit benutzt, sich frei zu erklären, und nach dem Falle Berns nahmen fast alle Kantone die neue helvet. Konstitution an. Die kleinen Demokratien mußten ihren anfänglichen Widerstand hart büßen. Die Abhängigkeit der neuen Regierungen, die neuen Abgaben, die kostspielige Unterhaltung der Centralregierung, zahlreicher Beamten und eines stehenden Heeres, der neue teuere Rechtsgang, besonders aber die Aushebung von Truppen: das alles wirkte zusammen, um die neue Konstitution keine Wurzel im Volke fassen zu lassen. Von vielen wurden daher 1799 die verbündeten Österreicher und Russen, die den vorigen Zustand herzustellen versprachen, freudig empfangen. Da aber die Franzosen, nachdem die S. fast ein Jahr lang der Kampfplatz fremder Heere gewesen, wieder das Übergewicht erhielten, so mußten die Landleute ihr Auftreten für die alte Ordnung schwer büßen, und es war fortan kein Widerstand mehr gegen Frankreich zu erwarten. Desto mehr wurde derselbe gegen die helvet. Regierung selbst fortgesetzt. Diese war in sich entzweit, ohne andere Stütze als die der Franzosen, änderte mehrmals die oberste Behörde, schlug eine neue Einheitsverfassung nach der andern vor, aber keine konnte sich auf die Dauer allgemeinen Beifall erwerben. Aloys Reding, Anführer der Schwyzer im Kriege von 1798, benutzte diese Stimmung, um im östl. Teile der S. 1802 einen Bund zum Sturze der Centralregierung zu schließen. Bonaparte, damals Erster Konsul der franz. Republik, war der helvet. Regierung gleichfalls nicht gewogen. Als auf seinen Befehl die franz. Truppen die S. verlassen, brach fast in allen Kantonen der Aufstand gegen die helvet. Regierung in Bern aus, und nachdem der Landsturm dieselbe nach Lausanne vertrieben, berief Reding zum 27. Sept. 1802 eine allgemeine Tagsatzung nach Schwyz, um die Einleitungen zu einem neuen Bund zu beraten. Das Staatshaupt Frankreichs, Bonaparte, gebot jedoch plötzlich durch den General Rapp die Herstellung aller Dinge in den vorigen Stand und die Abordnung von Bevollmächtigten aus allen Kantonen nach Paris, um mit diesen den Plan zu einer neuen

Verfassung auszuarbeiten. Alle Kantone fügten sich, nur die Urkantone nicht, und dies gab den Vorwand, 12000 Mann in die S. einrücken und eine allgemeine Entwaffnung vornehmen zu lassen. Die Abgeordneten versammelten sich im Dezember in Paris. Am 19. Febr. 1803 ließ ihnen Bonaparte eine sog. Mediationsakte zufertigen, wodurch das Kantonalsystem hergestellt wurde, aber das schon in der helvet. Konstitution beseitigte Unterthanenverhältnis aufgehoben blieb. Zu den alten 13 Kantonen, die außer Bern meist ihre frühern Grenzen behielten, kamen 6 neue, nämlich die vorher zugewandten Orte: St. Gallen, Graubünden (doch ohne Veltlin, das bei Italien blieb), und die ehemaligen Unterthanenlande: Aargau, Thurgau, Tessin und Waadt. Wallis wurde eine eigene Republik, aber später (1807) mit dem franz. Reich verbunden. Neuenburg, seit 1707 unter preuß. Hoheit, blieb von der S. getrennt und wurde 1807 dem Fürsten Berthier als franz. Lehn zuteil. An der Spitze des Schweizerbundes stand nun wieder eine nach Instruktionen stimmende Tagsatzung aller Kantone; den sechs größern Kantonen wurden zwei Stimmen zugeteilt. Der Tagsatzung präsidierte ein Landammann der S., der fast alle Rechte des ehemaligen Vorortes erhielt. Sechs der alten Kantone: Zürich, Bern, Luzern, Basel, Freiburg und Solothurn, waren abwechselnd zu Direktorialkantonen bestimmt. In den demokratischen Kantonen wurden die Landesgemeinden hergestellt, in den andern die Großen und Kleinen Räte, doch erstere unmittelbar durch das Volk nach Maßgabe der Bevölkerung, letztere durch den Großen Rat gewählt. Diese neue Verfassung, die bei vielen Fehlern doch das Gepräge eines großen Staatsmannes trug, wurde ohne Schwierigkeit eingeführt. Die S. genoß nun, trotz vielfacher Reibungen zwischen den Anhängern der alten und der neuen Ordnung, eines zehnjährigen innern und äußern Friedens. Die Kantone stellten ihr Gemeinwesen wieder her und das ganze Land begann eine erfreuliche Entwickelung. Drückend waren aber die von Napoleon I. gestellten Forderungen zur Vollzähligmachung von 12000 Schweizern in seinem Solde und die lästige Kontinentalsperre, die eine mehrjährige Besetzung Tessins zur Folge hatte.

Nach der Schlacht bei Leipzig erfolgte 21. Dez. 1813 der Einmarsch der Verbündeten in die S., und sofort benutzten viele Mitglieder der alten Regierungen die Wandlung, um sich wieder in den Besitz ihrer Vorrechte zu setzen. In Bern und andern ehemals aristokratischen Städten wurde die Mediationsregierung gestürzt und die alte wieder eingeführt. Bern forderte Aargau und Waadt, die kleinern Kantone begehrten ihre Unterthanenlande zurück. Allein diese widerstanden, und die Gesandten von zehn Ständen trafen 29. Dez. 1813 eine vorläufige Abrede, wonach zwar die Mediationsverfassung abgeschafft und der alte Bundesverband unter dem Vorort Zürich hergestellt, aber die Unterthanenverhältnisse aufgehoben blieben und jedem Kanton sein Gebiet gewährleistet werden sollte. Dieser Beschluß, der bis zum 9. Jan. 1814 die Ratifikation von 15 Ständen erhielt, bewahrte die S. vor völliger Auflösung. Er bestimmte auch die verbündeten Mächte, denselben als Grundlage der schweiz. Verhältnisse anzuerkennen und nach der ersten Besiegung Frankreichs der S. die verlorenen Teile Genf, Wallis, Neuenburg und das Bistum Basel wieder einzuverleiben. Nur Österreich behielt das Veltlin für sich. Inzwischen verfloß ein Jahr unter Zwistigkeiten, Reaktionen und Gegenrevolutionen. Endlich erklärte sich der Wiener Kongreß als Vermittler für die Übereinkunft vom 29. Dez. 1813, entschädigte Bern mit dem Bistum Basel und die Urkantone mit Geld von den neuen Kantonen. Da sich die Schweizer 1815 dazu verstanden, gegen Frankreich zu marschieren, so erhielten sie dafür Entschädigung aus den Kontributionsgeldern, einige kleine Gebietserweiterungen und 20. Nov. 1815 von den Großmächten Europas die Zusicherung der immerwährenden Neutralität.

Auf den Grundlagen der Vereinigung vom Dez. 1813 kam in der vom April 1814 bis Aug. 1815 außerordentlich versammelten Tagsatzung die 7. Aug. 1815 angenommene Bundesurkunde zu Stande, welche den 22 Kantonen ihre Verfassungen und ihr Gebiet gewährleistete und Zürich, Bern und Luzern als abwechselnde Vororte bezeichnete. Dieselbe befriedigte keine der Parteien und ließ in manchen Bestimmungen, wie im Art. 12 über Garantie der Klöster, fremden Einfluß nicht verkennen. Auf Einladung Kaiser Alexanders von Rußland mußte die S. 1817 der Heiligen Allianz beitreten, auch sich 1823 zur Beschränkung der Preßfreiheit, des Asylrechts u. s. w. verstehen. Im Geiste der Restauration waren schon vor dem Abschluß des Bundesvertrags die meisten Kantonalverfassungen dahin abgeändert worden, daß die ehemals regierenden Städte auch jetzt wieder ein Übergewicht in der Vertretung erhielten. Ein noch größerer Mißstand war es, daß die unmittelbaren Volkswahlen in die Großen Räte mehr oder weniger abgeschafft wurden, und daß fortan diese Behörden großenteils sich selbst ergänzten. Überall erhoben sich Oligarchien durch Verbindung der neuen Gewalthaber mit den alten Aristokraten, denen sich in den kath. Kantonen der Klerus zugesellte. Die Mißbräuche der Gewalt riefen indes eine wachsende Opposition hervor, welche durch die franz. Julirevolution von 1830 den Impuls zum Handeln erhielt.

Binnen wenigen Monaten änderten 12 Kantone ihre Verfassungen, zum Teil erst nach bewaffneter Demonstration des Landvolks. Im Jan. 1831 fügte sich die Aristokratie in Bern. Länger dauerten die Spaltungen in Schwyz, wo es zu einer zeitweisen Trennung kam und erst nach einer eidgenössischen Occupation 1833 die Wiedervereinigung und eine neue Verfassung durchgesetzt wurde. Bei der Trennung in zwei Halbkantone blieb es dagegen in Basel, wo die Verweigerung der vom Volke in Anspruch genommenen Rechtsgleichheit einen Bürgerkrieg erzeugt hatte, der 1833 mit der Niederlage der Städter endigte. Völlig unbeweglich blieben nur Uri, Unterwalden und Wallis. Die meisten sog. konservativen Kantone, Uri, Schwyz, Unterwalden, Wallis, Neuenburg und Basel-Stadt vereinigten sich im Nov. 1832 zu dem reaktionären Sarnerbunde, der jedoch 12. Aug. 1833 von der Tagsatzung aufgelöst wurde. Im ganzen umfaßte die Regeneration im liberalen Sinne etwa zwei Dritteile der gesamten Bevölkerung der S.

Der Kampf der liberalen Partei war nach den Juliereignissen vorerst auf Herstellung konstitutioneller Formen gerichtet; als das zunächst Liegende erreicht, dachte man auch an eine Reform der Bundesverfassung. Die helvetische Konstitution, trotz aller Mängel und trotz ihres flüchtigen Bestandes,

hatte gleichwohl eine neue Epoche für die S. eingeleitet. Der sichtbare Verfall der eidgenössischen Konföderation in den letzten zwei Jahrhunderten hatte die Haltlosigkeit des losen Föderalismus erkennen lassen und das Bedürfnis der engern polit. Einigung wurde in weitem Kreise geweckt. Von diesem Standpunkte aus mußte die Bundesverfassung von 1815 als Rückschritt erscheinen, und es war natürlich, daß nach der Revision der Kantonalverfassungen auch die der Bundesakte zur Sprache kam. Der Volksstimme nachgebend, beschloß die Tagsatzung 17. Juli 1832 die Revision der Bundesverfassung. Der hiernach 15. Dez. 1832 zu Stande gebrachte Entwurf einer neuen Bundesakte entsprach jedoch weder den Zielpunkten der sog. radikalen, noch derjenigen der konservativen und der ultramontanen Partei und wurde deshalb durch eine Koalition der äußersten Parteifraktionen in der Volksabstimmung von 1833 verworfen.

Eine Reihe von Verwickelungen mit dem Auslande stellte die Schwäche der Eidgenossenschaft deutlich heraus und trug dazu bei, die Reformfrage in den Hintergrund zu rücken. Nach den Ereignissen von 1830 war die S. das Asyl zahlreicher polit. Flüchtlinge, die von da aus auf ihre Heimatländer einzuwirken suchten. Nach dem sog. Savoyerzug kam endlich auf die dringenden Noten des Auslandes 24. Juni 1834 ein Tagsatzungsbeschluß gegen die ihr Asylrecht mißbrauchenden Flüchtlinge zu Stande, aber ungeachtet der Ausweisung vieler Flüchtlinge aus der S. dauerten doch die diplomatischen Reibungen fort und führten 1836 sogar zu einer Grenzsperre Frankreichs gegen die S. Kaum war dieser Zwist beendet, als nach dem straßburger Attentat die Rückkehr Ludwig Bonapartes (Napoleon III.) nach dem Thurgau, wo er seit 1832 das Bürgerrecht besaß, zu neuem Zwiespalt führte. Frankreich, von den andern Mächten unterstützt, forderte dessen Ausweisung, und es wäre, da die Tagsatzung sich nicht ohne weiteres fügen wollte, zum Kriege gekommen, wenn nicht 14. Okt. 1838 Ludwig Bonaparte, um den Konflikt zu vermeiden, die S. verlassen hätte, worauf Frankreich sich befriedigt erklärte.

Gleichzeitig mit diesen Verwickelungen nach außen fanden in den J. 1833—39 zahlreiche kirchliche Bewegungen statt. Während der Restauration hatte die Römische Kurie die schweiz. Länder des Bistums Konstanz von diesem abgelöst und gegen den Willen der beteiligten Stände mit Graubünden zu dem Doppelbistum Chur-St. Gallen vereinigt, die Bistümer Lausanne und Basel umgestaltet und den Kantonen ungünstige Konkordate aufgedrängt. Die kleinen schweiz. Bistümer, die keinem Metropolitanverbande mehr angehörten, wurden unmittelbar dem päpstl. Nuntius unterstellt. In Freiburg und Wallis kehrten die Jesuiten zurück; die Klöster bevölkerten sich wieder. Um sich der Übergriffe der Hierarchie zu erwehren, lösten 1833 die Kantone Graubünden und St. Gallen das Doppelbistum auf, und 20. Jan. 1834 vereinigten sich in Baden Gesandte von Bern, Luzern, Solothurn, Basel-Land, Aargau, Thurgau und St. Gallen zu einer Konferenz, welche die Rechte des schweiz. Episkopats dem Nuntius gegenüber wahren und ein gemeinsames Staatskirchenrecht begründen sollte. Der Papst verdammte die Reformartikel der badener Konferenz in einer heftigen Bulle (17. Mai 1835), was den Klerus ermutigte, den Regierungen zu trotzen und das kath. Volk gegen die Neuerungen aufzuwiegeln. Im Aargau 1835 und dem Bernischen Jura 1836 kam es zu Tumulten, die zwar durch militärische Demonstrationen leicht gedämpft wurden, jedoch mußten die Regierungen unter dem Drucke Frankreichs und Österreichs nachgeben und den Reformplan der badener Konferenz fallen lassen. Weitere Unterstützung fand die Reaktion im reform. Kanton Zürich durch die Umwälzung vom 6. Sept. 1839 infolge der Berufung von Dav. Friedr. Strauß (s. d.) auf den Lehrstuhl der Dogmatik an der Hochschule Zürich. Unter dem Vorwande der Religionsgefahr gelang es der konservativen Partei mit Hilfe fanatischer Bauern, die Hauptstadt zu überrumpeln und die Regierung zu stürzen.

An diese kirchlichen Bewegungen reihen sich Verfassungswirren und revolutionäre Versuche bald von liberaler, bald von klerikaler Seite. In Schwyz kam es 1838 zum förmlichen Kampf zwischen den «Hörnern» und den «Klauen», im Tessin wurde 1839 die konservative Regierung durch einen Handstreich gestürzt. In Wallis siegten 1840 die liberalen Unterwalliser, 1844 in dem Gefecht am Trient die trienter klerikalen Oberwalliser. Der wichtigste dieser «Putsche» oder Umsturzversuche aber war der namentlich von den Klöstern geschürte Aufstand der aargauischen Freiämter, der jedoch am 13. Jan. 1841 durch den Sieg der Regierungstruppen bei Vilmergen unterdrückt wurde, worauf der Große Rat des Kantons die Aufhebung sämtlicher Klöster beschloß und abgesehen von der spätern Wiederherstellung einiger Nonnenklöster auch durchführte (aargauischer Klosterstreit, s. Aargau). Inzwischen hatte im Kanton Luzern die klerikale Partei mit Hilfe der Bauern eine revidierte Verfassung durchgesetzt, die 21. Mai 1841 vom Volke angenommen und durch welche der Staat der Kirche gegenüber aller Hoheitsrechte entkleidet wurde. Damit ging der kath. Vorort vollständig auf die ultramontane Seite über und besiegelte diese Wandlung, nachdem der durch zahlreiche Volkspetitionen unterstützte Antrag des Standes Aargau auf Ausweisung der Jesuiten aus der ganzen S. 19. Aug. 1844 von der Tagsatzung abgelehnt worden, am 24. Okt. desselben Jahres durch förmliche Berufung dieses Ordens an die höhern Lehranstalten des Kantons. Die Jesuitenfeinde suchten der Berufung durch Gewalt zu begegnen, aber ihr planloses Unternehmen, der erste Freischarenzug, scheiterte am 8. Dez. Die Härte, womit nun die luzerner Regierung ihren Sieg ausnutzte, steigerte die Aufregung gegen die Jesuiten, und da die Bundesbehörde sich lau und lässig zeigte, so nahm das Volk die Lösung der Jesuitenfrage selbst in die Hand. Zwar mißlang auch der zweite, besser organisierte Freischarenzug gegen Luzern (März 1845) durch die Niederlage, welche die Freischaren am 31. März und 1. April bei Malters erlitten, aber die Grausamkeit der Sieger steigerte die Erbitterung gegen Luzern auf das äußerste und machte der Unentschlossenheit ein Ende. In der Waadt war schon im Febr. 1845 die unschlüssige Regierung gestürzt und durch eine entschieden liberale ersetzt worden; im April fand derselbe Umschwung in Zürich und im Febr. 1846 in Bern statt, das nun als zeitweiliger Vorort an die Spitze der liberalen Partei trat.

Diese Wendung der Dinge erweckte in den ultramontanen Kantonen große Besorgnisse. Schon im

Herbste 1843 waren Luzern, Freiburg, Zug und die Urkantone zu einem Sonderbunde zusammengetreten. Im Sept. 1845 trat auch Wallis bei. Obwohl die Bestimmungen dieses Sondervertrags mit dem eidgenössischen Bundesvertrag im Widerspruch standen, fand doch der Vorschlag Zürichs auf Auflösung des Sonderbundes, da ihm auf der Tagsatzung im Sept. 1846 nur $10^2/_2$ Stimmen zufielen, nicht die zum Beschlusse erforderliche Mehrheit. Zur Verhinderung des Beschlusses hatte die in Genf herrschende Partei wesentlich beigetragen, und es kam deshalb im Okt. 1846 in Genf zu einem Aufstande und einer Regierungsveränderung. Noch vorher hatte sich aber auch St. Gallen auf die Seite der Gegner des Sonderbundes gestellt. Infolge dessen kam nun am 20. Juli 1847 ein gültiger Tagsatzungsbeschluß zu Stande, der mit einer Mehrheit von $12^2/_2$ gegen $8^2/_2$ Stimmen die Auflösung des Sonderbundes aussprach. An den Beschluß vom 20. Juli 1847 knüpfte sich dann im September ein weiterer Beschluß für Ausweisung der Jesuiten.

Nachdem eine Proklamation an das Volk der Sonderbundskantone und die Absendung von Kommissaren dahin erfolglos geblieben, versammelte die Tagsatzung eine Armee von 50000 Mann, die bald auf nahe 100000 erhöht wurde, unter dem Oberbefehl Dufours (s. d.) und beschloß 4. Nov. die Vollziehung ihres Dekrets vom 20. Juli durch Waffengewalt. Ihr gegenüber hatten die sieben Sonderbundskantone 36000 Mann aufgestellt, welche durch einen Landsturm von 47000 Mann unterstützt werden sollten. Im ganzen traten in der S. gegen 200000 Mann unter die Waffen. Durch Überschreitung der Grenzen des Kantons Tessin und einige erfolglose Einfälle in die kath. Freiämter des Aargaues wurden die Feindseligkeiten von den Truppen des Sonderbundes eröffnet. Der Angriff von seiten der Tagsatzung erfolgte durch das Einrücken eines Teils der eidgenössischen Truppen in den Kanton Freiburg. Nach einem kurzen Gefechte in der Nähe der Stadt kapitulierte dieselbe. Die freiburger Milizen und Landstürmler wurden entlassen, die Jesuiten flohen, die Regierung zerstreute sich und eine neue ward gebildet. Jetzt wandte sich die Hauptmacht der Eidgenossen gegen Luzern. Zug unterwarf sich ohne weiteres. Am 23. Nov. kam es an der Grenze von Luzern, bei Gislikon, Honau und Meierskappel, zum entscheidenden Gefecht. Nach ziemlich hartnäckiger Gegenwehr ergriffen die Sonderbundstruppen die Flucht und auf die Nachricht von dieser Niederlage auch der in Luzern tagende Kriegsrat des Sonderbundes, die Regierung von Luzern und die Jesuiten. Bald darauf unterwarfen sich Unterwalden, Uri, Schwyz und Wallis. Im Verlauf dieser Kämpfe, die ihre Ausgangspunkte in der Aufhebung der aargauer Klöster, in den Umgriffen des Jesuitismus und hauptsächlich in der Gründung des Sonderbundes hatten, beteiligte sich fortwährend die Politik der Großmächte, mit Ausnahme Großbritanniens, in den innern Angelegenheiten der S. auf eine die Selbständigkeit der Eidgenossenschaft gefährdende Weise. Schon 1846, unter dem Einflusse der Umwälzung in Genf, kam es zwischen Österreich und Frankreich zu Verhandlungen über eine eventuelle Intervention. Während Metternich 1847 auf ein rasches Einschreiten drang, erließ Guizot 2. Juli 1847 einen offenen Brief, der die Wirkung einer Drohung hatte, ohne doch einschüchtern zu können. Da Frankreich nur mit England gemeinschaftlich handeln wollte, so benutzte Palmerston die Gelegenheit, die Entscheidung der Sache so lange zu verzögern, bis es keinen Sonderbund mehr gab und die Vermittelung von selbst wegfiel. Doch erließen Österreich, Frankreich und Preußen noch nach Auflösung des Sonderbundes an die S. eine Note vom 22. Jan. 1848 mit der Zumutung, die kaum erst besetzten Sonderbundskantone zu räumen und Veränderungen in der Bundesakte von 1815 nur mit Einwilligung aller den Bund bildenden Kantone vorzunehmen. Der Eintritt der franz. Februarrevolution von 1848 und hiermit der großen europ. Bewegung beseitigte jedoch mit einem Schlage alle Gefahren von außen, sodaß die S. das Werk ihrer polit. Neugestaltung ungestört vollenden konnte. Schon 17. Febr. 1848 begann eine von der Tagsatzung ernannte Bundesrevisionskommission ihre Arbeiten. Am 15. April konnte der Entwurf der neuen Bundesverfassung veröffentlicht und nach seiner Durchberatung durch die Tagsatzung 27. Juni zur Abstimmung vorgelegt werden. Die Mehrheit der Kantone wie die große Mehrheit der Bevölkerung erklärte sich zur Annahme, und schon 12. Sept. konnte die feierliche Verkündigung erfolgen. Auch für einzelne Kantone, namentlich für die früher zum Sonderbund gehörenden, gaben die Ereignisse den Anstoß zu Reformen in Verfassung und Gesetzgebung. Das bedeutendste Ereignis dieser Art war die Verwandlung des Fürstentums Neuenburg (s. d.) in eine Republik.

Der Sieg über die europ. Revolution 1849 führte abermals Tausende polit. Flüchtlinge, besonders Deutsche, Italiener und bald auch Franzosen, auf den Boden der S. Ihre Anwesenheit gab indessen einigen Nachbarstaaten Anlaß zu Beschwerden. Am ernstlichsten ward der Konflikt mit Österreich, das 1853 seinen Geschäftsträger bei der Eidgenossenschaft abberief, eine Grenzsperre gegen den Kanton Tessin anordnete und alle im Lombardisch-Venetianischen Königreiche wohnenden Tessiner, über 6000, aus dem Kaiserstaate auswies. Der Zwist nahm einen drohenden Charakter an; der Ausbruch der orient. Wirren stimmte indes Österreich zu friedlichem Austrag, indem im Juni 1854 die strenge Grenzsperre gegen Tessin aufgehoben wurde. Eine neue, bei weitem gefährlichere Verwickelung erstand der S., als 3. Sept. 1856 im Kanton Neuenburg die Royalistenpartei durch einen Aufstandsversuch sich in den Besitz der Regierung zu setzen versuchte, um das frühere Verhältnis zur Krone Preußen wiederherzustellen. Das Unternehmen wurde zwar sofort durch die eidgenössisch Gesinnten mit Waffengewalt unterdrückt, aber Preußen, in Hinsicht auf seine alten Rechte, verlangte von der Bundesregierung die Sistierung des Prozesses gegen die Gefangenen und deren unbedingte Freilassung. Da die Bundesregierung auf diese Forderung nicht eingehen wollte, so stand Krieg in Aussicht, jedoch wurde die Gefahr unter Vermittelung der Mächte durch den Londoner Vergleich vom 26. Mai 1857, wonach die schweiz. Regierung den Royalistenprozeß niederschlug und allgemeine Amnestie gewährte, während der König von Preußen seine Souveränetätsrechte auf Neuenburg und Valangin aufgab (s. Neuenburg), beseitigt.

Im ital. Kriege von 1859 hatte die S. zur Wahrung ihrer Neutralität an ihren Südgrenzen

Truppenaufstellungen vorzunehmen. Als sodann 1860 Frankreich Savoyen annektierte, fand sich die S. insofern in Mitleidenschaft gezogen, als hierdurch die durch den Wiener Kongreß und den zweiten Pariser Frieden garantierte Neutralität Nordsavoyens verletzt wurde. Während Napoleon III. erklärte, daß er die durch die Verträge festgesetzten Verbindlichkeiten in derselben Weise übernehmen wolle, wie früher Sardinien, verlangte die öffentliche Stimme in der S. selbst die Einverleibung des Neutralitätsgebiets in die Eidgenossenschaft. Proteste, welche die Bundesregierung gegen die franz. Annexion erhob und durch außerordentliche Gesandtschaften (namentlich in London, Berlin und Petersburg) bei den sog. Kongreßmächten unterstützen ließ, hatten keine thatsächlichen Erfolge. Da die Frage durch keinen allgemein anerkannten internationalen Vertrag geregelt war, so blieb dieselbe im Grunde ungelöst und ist es noch jetzt. Der Krieg in Italien 1866 machte wieder eine Truppenaufstellung im Süden nötig und bewies durch die außerordentlichen Erfolge des preuß. Zündnadelgewehrs die Notwendigkeit einer neuen Bewaffnung des eidgenössischen Milizheers, welche sogleich energisch in die Hand genommen wurde; zugleich veranlaßte die Neugestaltung Deutschlands die S., wie bis dahin bei Frankreich, Österreich und Italien auch beim Norddeutschen Bunde und den süddeutschen Staaten einen ordentlichen Gesandten zu akkreditieren. Die Jahre 1860—70 waren für die S. im ganzen eine Zeit der ruhigen Entwickelung in materieller wie in polit. Hinsicht. Handel und Industrie blühten wieder auf, begünstigt durch die 1864 mit Frankreich, 1868 mit Österreich und Italien, 1869 mit dem Deutschen Zollverein u. s. w. abgeschlossenen Post- und Handelsverträge. Große Arbeiten zur Förderung des nationalen Wohlstandes, wie die Korrektionen des Rhône, des Rheins, der Juragewässer wurden mit den vereinten Kräften des Bundes und der dabei beteiligten Kantone und Gemeinden in Angriff genommen, das schweiz. Eisenbahnnetz erweitert, besonders in Hinsicht auf die St. Gotthardbahn. Die feste Gestaltung, welche seit dem Kriege von 1866 sowohl Deutschland als Italien gewonnen hatten, rief auch in der S. den Wunsch nach festerer Organisation hervor. Die Bundesrevision trat wieder in den Vordergrund, und ihre Notwendigkeit wurde, mit Ausnahme der ultramontanen Kantone, in der ganzen S. anerkannt. Über Art und Umfang der Revision aber gingen die Ansichten weit auseinander.

In den meisten größern Kantonen der deutschen S. wurden die eidgenössischen Revisionsbestrebungen durch kantonale Verfassungsrevisionen eingeleitet. Dem Beispiel Basel-Lands, das schon 1863 durch Einführung des Referendums (s. d.) seine Verfassung in demokratischem Sinne umgestaltet hatte, folgten 1868—69 Zürich, Bern, Aargau, Thurgau, Solothurn u. s. w. Während auf diese Weise in den größern Kantonen der deutschen S. der Bundesrevision die Wege gebahnt wurden, machten sich bald in der West- und in der Urschweiz zwei Gegenströmungen bemerkbar. Ohne die Notwendigkeit mancher Reformen zu leugnen, stellten sich die Kantone der französischen S. auf den Boden der Kantonalsouveränetät, wiesen jede Einmischung des Bundes von der Hand und wollten von der Bundesrevision nur das annehmen, was speziell ihren Interessen entsprach. In der ultramontanen Urschweiz, ebenso in Freiburg und Wallis, wollte man vom Bedürfnis einer Revision prinzipiell nichts wissen. Die ultramontane Partei, vor allem die schweiz. Bischöfe, befürchteten von einer revidierten Bundesverfassung die Verschärfung der Gesetze gegen die Übergriffe der Kirche und strengere Handhabung des Jesuitenverbots, und in dem nahe gerückten Kampfe zwischen Staat und Kurie wollte sie es lieber mit schwachen Kantonsregierungen als mit einer starken Centralgewalt zu thun haben. Trotzdem wurde von der Bundesversammlung am 21. Dez. 1869 die Bundesrevision im Prinzip beschlossen.

Das J. 1870 mit seinen Kriegsstürmen war der ruhigen Diskussion von Verfassungsfragen wenig günstig. Mitten in die Debatte der Gotthardfrage war die Nachricht von der franz. Kriegserklärung gefallen; die erste Aufgabe der Räte war deshalb die Wahrung der schweiz. Neutralität, die denn auch von der eidgenössischen Armee unter dem Kommando des Generals Herzog (s. d.) strikt aufrecht erhalten wurde, namentlich auch am 1. Febr. 1871, an dem die 85000 Mann starke franz. Armee auf Schweizergebiet hinübergedrängt und hier entwaffnet und interniert wurde.

Die Bundesrevisionsfrage, welche durch die Kriegsereignisse der J. 1870 und 1871 für einige Zeit in den Hintergrund gedrängt worden war, wurde nach geschlossenem Frieden mit neuem Eifer wieder in die Hand genommen, und schon 5. März 1872 beschloß die Bundesversammlung, den Entwurf der revidierten Bundesverfassung dem Volke zur Genehmigung oder Verwerfung vorzulegen. Der neue Verfassungsentwurf hielt, wie die Verfassung des J. 1848, an der Organisation der S. als Bundesstaat fest, suchte aber die Kompetenzen des Bundes gegenüber den Kantonen zu erweitern und zu kräftigen, und namentlich alle gemeinsamen Angelegenheiten dem hemmenden Einflusse der oft widersprechenden Ansichten und Interessen der Kantone zu entziehen. Seine beiden Hauptpunkte waren die Centralisation des Heerwesens und die Unifikation des Rechts. Dieses Verfassungsprojekt wurde 12. Mai 1872 dem Volke vorgelegt und von demselben in geheimer Abstimmung mit 261096 gegen 255585 Stimmen verworfen. 13 Kantone: Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Appenzell, Graubünden, Wallis, Genf, Freiburg, Waadt, Neuenburg und Tessin stimmten dagegen; 9 Kantone dafür: Bern, Zürich, Glarus, St. Gallen, Aargau, Schaffhausen, Basel, Solothurn und Thurgau. Während also die größern und aufgeklärtern Kantone der nördlichern S. für die Revision eintraten, standen die ultramontan-kath. und die franz.-schweiz. Kantone auf seiten der Gegner. Durch die Abstimmung vom 14. Mai 1872 wurde das Revisionsprogramm vom 5. März formell beseitigt, aber nicht zu Grabe getragen. Die unnatürliche Allianz zwischen den Radikalen der französischen S. und den Ultramontanen konnte nicht von langer Dauer sein. Schon 1873 wurde ein neues Programm entworfen; obwohl dasselbe infolge einiger Konzessionen an die auf ihre Kantonalsouveränetät hinweisenden welschen Kantone weniger grundsätzlich und durchgreifend war, als das Programm von 1872, so enthielt es doch, abgesehen von der Unifikation des Rechts, welche erst 1883 durch das Bundesgesetz über das Obligationenrecht teilweise eingeführt wurde, im wesentlichen

dieselben Fortschritte wie dieses. Am 19. April 1874 wurde das Projekt der Volksabstimmung unterbreitet und mit einer Mehrheit von $14\frac{1}{2}$ gegen $7\frac{1}{2}$ Ständen, 340199 gegen 190813 Stimmen angenommen. Die verwerfenden Kantone waren die 7 Sonderbundskantone samt Appenzell-Innerrhoden.

Seit 1874 hat sich die S. im allgemeinen ruhig fortentwickelt. Sogar in dem ewigen Streite zwischen dem Staate und der röm. Kirche ist durch beiderseitiges Entgegenkommen Waffenstillstand eingetreten. Das 1873 durch den Beschluß der Diöcesankonferenz teilweise aufgelöste Bistum Basel wurde 1885 wiederhergestellt, der widerspenstige Bischof Lachat durch den milden Gelehrten, Dompropst Fiala ersetzt, Lachat dagegen als apostolischer Vikar mit der Administration des Tessin betraut. Dem im Febr. 1873 wegen Anmaßung bischöfl. Rechte aus der S. verbannten Mermillod (s. d.) wurde 1883, nachdem ihn der Papst zum Bischof von Lausanne ernannt, die Rückkehr gestattet. Dagegen wurde die 1873 nach beinahe dreihundertjährigem Bestehen aufgehobene Nuntiatur nicht wieder hergestellt. Auch in politischen Dingen ist die Leidenschaftlichkeit geringer geworden. Zum bewaffneten Kampfe der Parteien, wie er von 1831 bis 1848 häufig war, kam es seit 1874 nur einmal, 22. Okt. 1876 zu Stabio (s. d.) im Tessin. Zu einem ernstlichen Zerwürfnis schien es 1878 kommen zu wollen, als die Finanzrekonstruktion des Gotthardunternehmens eine Nachsubvention der S. im Betrag von 8 Mill. Frs. notwendig machte, für welche der Bundesrat $6\frac{1}{2}$ Mill. Frs. aus Bundesmitteln zusagen wollte. Gegen diesen Beschluß erhoben sich sowohl die Westschweiz, der eine Simplonbahn mehr Vorteile geboten hätte als die Gotthardlinie, als auch die Ostschweiz, welche ihre Projekte für Lukmanier oder Splügen noch nicht vergessen hatte. Nach langen und heftigen Debatten einigte sich endlich im Aug. 1878 die Bundesversammlung dahin, es sei den am Gotthard beteiligten Kantonen von der Eidgenossenschaft eine Subvention von $4\frac{1}{2}$ Mill. Frs., dem Kanton Tessin eine solche von 2 Mill. Frs. für die Vollendung der Monte-Cenerelinie zu bewilligen und zugleich Subventionen von je $4\frac{1}{2}$ Mill. Frs. für je eine Alpenbahn im Osten und Westen der S. denjenigen Kantonen zuzusichern, die sich an einer solchen finanziell beteiligen würden. Dieser Beschluß wurde durch die Referendumsabstimmung vom 19. Jan. 1879, die von allen Kantonen, Waadt, Graubünden und Appenzell-Innerrhoden ausgenommen, ratifiziert.

Wie in der Frage der Gotthardsubvention nicht sowohl politische, wie kantonale und finanzielle Interessen ins Spiel kamen, so sind überhaupt, seitdem sowohl im Bunde, wie in den meisten Kantonen durch Einführung des Referendums oder des Veto dem Volke Gelegenheit geboten ist, seinen Willen direkt zur Geltung zu bringen, die finanziellen und volkswirtschaftlichen Fragen gegenüber den politischen mehr und mehr in den Vordergrund getreten. Von den volkswirtschaftlichen Gesetzen, die seit der Einführung der neuen Bundesverfassung teils unter Mitwirkung aller Parteien, teils unter gänzlicher Verschiebung der Parteistandpunkte zu Stande gekommen sind, verdienen namentlich die Gesetze über die Forstpolizei (1876) und die Wasserpolizei (1877) im Hochgebirge, das Fabrikgesetz (1878), das Haftpflichtgesetz (1881), das Gesetz über das schweiz. Obligationen- und Handelsrecht (1882) und die sog. Alkoholvorlage (1885) Erwähnung. In politischen Dingen haben mancherlei Parteiverschiebungen stattgefunden. Von der konservativ-ultramontanen Partei, welche in sämtlichen ehemaligen Sonderbundskantonen, Tessin und Innerrhoden die herrschende ist, beginnt sich eine ebenfalls katholische und konservative, aber antiklerikale Richtung abzuspalten, ebenso von der radikalen Partei eine jung-demokratische, welche den sozialen Fragen besonderes Interesse widmet und der Verquickung politischer mit konfessionellen Fragen entgegentritt. Das Centrum der Bundesversammlung besteht hauptsächlich aus den liberalen oder liberal-konservativen Vertretern der Nord- und Ostschweiz. Eine selbständige sozialistische Partei gibt es in den Bundesbehörden nicht, obwohl die sozialistische Richtung auch in der S. zahlreiche Anhänger zählt, noch weniger eine anarchistische. Die Anarchisten der S. sind, wenige Ausnahmen abgerechnet, Ausländer, namentlich Deutsche, Österreicher, Russen und Franzosen. Der Mißbrauch, den dieselben mit dem schweiz. Asylrecht treiben, veranlaßte den Bundesrat 1885 zu einer eingehenden Untersuchung, die zwar ein angebliches anarchistisches Komplott zur Zerstörung des Bundesrathauses als eine Mystifikation herausstellte, zugleich aber eine anarchistische Organisation bloßlegte, die zu zahlreichen Ausweisungen Grund bot.

Während in den eidgenössischen Räten die kompakte radikal-liberale Partei infolge der Wahlkreiseinteilung die Majorität besitzt, ist die Mehrheit im Volke schwankend. Deshalb gelingt es nicht selten den konservativen Parteien, mißliebige Gesetze und Beschlüsse durch das Referendum zu Fall zu bringen, wobei allerdings der Ärger über das einseitige radikale Regiment die Gegner dann und wann veranlaßt, in kleinlicher Weise auch gegen nützliche und manchmal sehr unwichtige Beschlüsse den Referendumssturm heraufzubeschwören. Als Symptome dieser Unterströmung sind zu betrachten die Wiedergestattung der durch Art. 65 der neuen Verfassung verbotenen Todesstrafe (1879), die Verwerfung der Bundesbeschlüsse über Ausführung des eidgenössischen Schulartikels (1882) und über Erweiterung des Bundesstrafrechts (1884). Abgesehen von drei Vorschlägen zur Abänderung der Verfassung, die dem Volke zur Entscheidung vorgelegt werden mußten, sind seit 1874 96 dem Referendum unterstellbare Gesetze und Dekrete erlassen worden, von denen 80 unbeanstandet Gesetzeskraft erlangten, während gegen 16 das Referendum verlangt wurde und zwölfmal zur Verwerfung führte.

Litteratur. Johannes von Müller, «Geschichte der Eidgenossenschaft» (Bd. 1—5, Abt. 1, Lpz. 1800—8; Bd. 5, Abt. 2, von Glutz-Blozheim, Zür. 1816; Bd. 6 u. 7, von Hottinger, Zür. 1825—29; Bd. 8—10, von Vulliemin, 1842—45; Bd. 11—13, von Monnard, 1846—51); Meyer von Knonau, «Handbuch der Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft» (2 Bde., Zür. 1826—29); Zschokke, «Geschichte des Schweizerlandes» (Zür. 1822 u. öfter); «Darstellung von Helvetien unter den Römern» (2 Bde., Bern 1818); Balthasar, «Helvetia, oder Denkwürdigkeiten für die 22 Freistaaten» (8 Bde., Zür. 1823); Müller Friedberg, «Schweiz. Annalen» (Zür. 1831); Gelzer, «Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte» (Aarau u. Thun 1838); Tillier, «Geschichte der Eidgenossenschaft während

der Herrschaft der Vermittelungsakte» (2 Bde., Zür. 1845—46); derselbe, «Geschichte der helvet. Republik» (3 Bde., Bern 1843); Vögelin, «Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft» (4 Bde., Zür. 1861); Daguet, «Histoire de la confédération suisse» (6. Aufl., Neuchâtel 1867; deutsch, Aarau 1867); Feddersen, «Geschichte der schweiz. Regeneration von 1830—48» (Zür. 1867); Baumgartner, «Die S. in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—50» (4 Bde., Zür. 1853—66); Rilliet, «Der Ursprung der schweiz. Eidgenossenschaft. Geschichte und Sage» (deutsch von Brunner, 2. Aufl., Aarau 1873); Strickler, «Lehrbuch der Schweizergeschichte» (2. Aufl., Zür. 1874); Bluntschli, «Geschichte des schweiz. Bundesrechts» (2. Aufl., Bd. 1, Stuttg. 1875); Dändliker, «Geschichte der S.» (3 Bde., Zür. 1884 fg.); Curti, «Geschichte der schweiz. Volksgesetzgebung» (2. Aufl., Zür. u. Lpz. 1885); die «Mitteilungen» der Antiquar. Gesellschaft zu Zürich (Zür. 1841 fg.); das «Jahrbuch für schweiz. Geschichte» (herausg. von der Allgemeinen schweiz. Geschichtsforschenden Gesellschaft, Zür. 1876 fg., Fortsetzung des «Archivs für Schweizergeschichte») und «Quellen zur Schweizergeschichte» (herausg. von derselben, Basel 1877 fg.).

Schweizer, Schweizertruppen, s. unter Mietstruppen.

Schweizer (Alexander), bedeutender reform. Theolog, geb. 14. März 1808 zu Murten, wo sein auch als Schriftsteller bekannter Vater Johann Jakob S. (gest. 1843 als Pfarrer zu Trub) damals Diakonus war, studierte in Zürich und Berlin, wurde 1833 Hilfsprediger an der reform. Gemeinde zu Leipzig und habilitierte sich 1834 in Zürich, wo er 1835 die Professur der praktischen Theologie erhielt. Er wurde 1840 Ordinarius und im Febr. 1844 Pfarrer der Münstergemeinde. Sein Pfarramt legte er 1871 nieder. In seinen theol. Anschauungen besonders durch Schleiermacher angeregt, wandte er seine Forschungen zunächst einer gründlichen Durchforschung des ältern reform. Lehrbegriffs zu. So entstanden die beiden großen Werke: die «Glaubenslehre der reform. Kirche» (2 Bde., Zür. 1844—47) und «Die prot. Centraldogmen innerhalb der reform. Kirche» (2 Bde., Zür. 1854—56). An diese Arbeiten knüpften sich eine Reihe von Artikeln in den «Theol. Jahrbüchern». Alsdann erschien «Die christl. Glaubenslehre nach prot. Grundsätzen dargestellt» (3 Bde., Lpz. 1863—72; 2. Aufl., 2 Bde., 1877). Dieses Werk gilt für den klassischen Ausdruck der neuern freien prot. Theologie. Auch um die wissenschaftliche Konstruktion der praktischen Theologie hat sich S. namhafte Verdienste erworben. Dahin gehören unter anderm die Schriften: «Über Begriff und Einteilung der praktischen Theologie» (Lpz. 1836), die mit philos. Geiste bearbeitete «Homiletik» (Lpz. 1848) und die «Pastoraltheorie» (Lpz. 1875). Ferner sind zu nennen: «Darstellung der Wirksamkeit Schleiermachers als Prediger» (Halle 1834), «Das Bindende der liturgischen Formulare» (Zür. 1836), «Das Evangelium des Johannes» (Lpz. 1841), «Hinabgefahren zur Hölle als Mythus» (Zür. 1866), «Die Zukunft der Religion» (Lpz. 1878), «Zwinglis Bedeutung neben Luther» (Zür. 1884). Auch gab S. Predigtsammlungen (Bd. 1—5, Lpz. u. Zür. 1834—62), sowie eine Auswahl seiner zahlreichen, meist in der «Prot. Kirchenzeitung» erschienenen Abhandlungen unter dem Titel «Nach rechts und nach links» (Lpz. 1876) heraus. Ein Verzeichnis der litterarischen Publikationen, sowie einige Beiträge zur Würdigung S.s finden sich in der «Schweizerischen theol. Zeitschrift» (1884, Heft 4; 1885, Heft 2).

Schweizerdegen, ein Buchdruckergehilfe, der sowohl setzen wie drucken kann, während meist jede dieser Branchen ihre besondern Vertreter hat.

Schweizerhalle, Saline und Solbad im Bezirk Liestal des schweiz. Kantons Basel-Land, liegt 272 m über dem Meere, 6 km südöstlich von Basel auf dem linken Ufer des Rheins und ist durch eine $1^1/_2$ km lange Zweiglinie mit der Station Pratteln der Schweizerischen Centralbahn verbunden. Das Salzlager, 1836 in einer Tiefe von 126 m im Muschelkalk erbohrt, wird durch vier Bohrlöcher ausgebeutet und liefert jährlich 110000 metrische Ctr. Koch-, Fabrik- und Viehsalz. Ein Teil der Sole, die 24,4 Proz. feste Bestandteile enthält, wird direkt durch Röhren den Badewannen des Solbades zugeleitet, das dicht bei der Saline 276 m über dem Meere auf einer Terrasse über dem Rhein liegt und aus einer großen wohleingerichteten Kuranstalt mit einem Nebengebäude besteht.

Schweizerklee, s. Esparsette.

Schweizerpillen (von Brandt in Zürich), s. unter Geheimmittel.

Schweizerthor heißt eine thorartige 2170 m über dem Meere, 6 km östlich von der Scesaplana zwischen den Kirchlispitzen und der Drusenfluh gelegene Scharte des Rhätikon, über welche ein rauher, wenig begangener Paß in 8—9 Stunden von Schiers im Prättigau (Graubünden) nach Schruns im Montavon (Vorarlberg) führt.

Schwelchmalz, s. Luftmalz.

Schwelen heißt technisch einen Körper der trockenen Destillation unterwerfen; Schwelen (Rasenbrennen) nennt man auch die Brandwirtschaft, s. Betriebssysteme.

Schwelkohle, die für die Fabrikation des Solaröls und Paraffins geeignete Varietät der Braunkohle. (S. unter Mineralöl und Paraffin.)

Schwelle, bei steinernen Thüren der untere horizontal liegende, mit seiner Oberfläche über den Fußboden etwas hervortretende Teil des Thürgerüstes, an dessen Vorsprung sich die Thürflügel anlegen; bei hölzernen Thüren das auf den Fußboden oder die Dielung genagelte Brett (Schwellbrett); bei Fachwänden das unterste auf Mauerwerk oder auf Balken ruhende horizontale Holzstück, in welches die Säulen oder Ständer eingezapft werden. Man unterscheidet insbesondere hierbei: Grundschwellen, die S. der untersten auf Mauer stehenden Wand, und Saumschwellen oder diejenigen der obern Fachwände, welche sonach auf Balken ruhen. Bei Substruktionen heißen S. (Schwellrost) die auf dem Grundboden direkt aufliegenden, rechtwinkelig übereinander gelegten Hölzer (Quer- und Langschwellen), welche zur Aufnahme der Bohlung und des Mauerwerks dienen; bei Dachstühlen die zur Verteilung des Drucks dienenden Hölzer, die rechtwinkelig über den Dachbalken liegen und in welche die Stuhlsäulen eingezapft werden (Stuhlschwellen).

Schwellkörper, s. unter Schwamm.

Schwelm, Stadt im Kreise Hagen des preuß. Regierungsbezirks Arnsberg, Station der Linien Neuß-S. und S.-Soest der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Reichsbanknebenstelle, hat ein Realprogymnasium und eine höhere Töchterschule, zählt (1885) 13014 meist

prot. E. und hat Fabrikation von Leinen, Damast, Bändern, Litzen, Draht, Maschinen, Holzschrauben und Schläuchen, Eisengießereien, Emailliierwerk und eine große Pianofortefabrik. In der Nähe befindet sich das Harkortsche Bergwerk (Eisenstein und Schwefelkies), sowie ein Gesundbrunnen (eisenhaltige Quelle). S. wird 1085 zuerst urkundlich erwähnt, gelangte 1392 durch Verpfändung in den Besitz der Grafen von der Mark, wurde 1590 zur Stadt erhoben und kam 1624 an Brandenburg.

Schwemmsysteme, s. unter Abort.

Schwengel, bei einer Glocke soviel wie Klöppel, der im Innern derselben aufgehängte Metallstab, welcher beim Läuten gegen den Kranz schlägt; sonst der Hebel, mittels dessen man einen Brunnen oder eine Pumpe in Bewegung setzt; auch ein Hebel, den man am Kopf einer Preßschraube (s. unter Schrauben) anbringt; beim Jacquardwebstuhl (s. unter Weberei) der zweiarmige Hebel, dessen eines Ende durch ein Seil mit dem Tritt verbunden ist, während das andere den Messerkasten trägt, sodaß letzterer durch Niederdrücken des Tritts gehoben wird; bei Fuhrwerken soviel wie Ortscheit.

Schweninger (Ernst), vielgenannter Mediziner, geb. 15. Juni 1850 zu Freistadt in der Oberpfalz, besuchte die Gymnasien zu Amberg und Regensburg und widmete sich seit 1866 zu München dem Studium der Medizin; 1870 wurde er Assistent des berühmten pathol. Anatomen und Diagnostiker-Professor von Buhl und blieb in dieser Stellung bis 1879, nachdem er sich 1875 als Docent für pathol. Anatomie an der Universität zu München habilitiert hatte. Erst 1879 trat er mehr in die ärztliche praktische Thätigkeit ein und wurde zunächst bekannt durch die erfolgreiche Behandlung des Grafen Wilhelm Bismarck, welchen er von einer hartnäckigen schmerzhaften Gicht befreite. Der ungewöhnliche Erfolg dieser Kur war die Veranlassung, daß sich auch der Reichskanzler Fürst Bismarck seiner Behandlung anvertraute, an dessen Wiederherstellung die bewährtesten und tüchtigsten Ärzte gezweifelt hatten. Infolge der allgemeines Aufsehen erregenden völligen Heilung des Reichskanzlers wurde S. 1884 zum Professor an der berliner Universität, zum außerordentlichen Mitglied des kaiserl. Gesundheitsamts, sowie zum Direktor der Abteilung für Hautkrankheiten an der Charité ernannt. Seine Abhandlungen pathologisch-anatomischen, diagnostischen und therapeutischen Inhalts sind unter dem Titel «Gesammelte Arbeiten» (Berl. 1886) erschienen.

Schwenkfeld (Kasp.), der Begründer der nach ihm benannten Sekte der Schwenkfeldianer, geb. 1490, ein schles. Edelmann aus dem alten Geschlechte von Ossig, stand zur Zeit der Reformation als Rat in den Diensten Friedrichs II., Herzogs von Liegnitz. Ohne gelehrte theol. Bildung, aber, wie viele seiner Zeitgenossen, von mystischen Ideen berührt, suchte er die reformatorischen Gedanken, denen er anfangs mit Begeisterung sich angeschlossen, in einer Weise weiter zu bilden, welche den Reformatoren als Schwärmerei erschien. Wie viele andere «Schwarmgeister» seiner Zeit verlangte er Aufrichtung einer Kirchengemeinschaft, in welcher nur wahrhaft «Heilige» Zutritt fänden, verachtete alles äußere Schrift- und Kirchentum und berief sich auf die unmittelbar innere Erleuchtung der Seele, auf das Menschwerden Christi in uns, als die einzige Norm des Glaubens und Lebens. Seine Lehren sprach er aus in dem «Bekanndtnus und Rechenschaft von den Hauptpunkten des christl. Glaubens» (1547). Schon 1528 aus seinem Vaterlande verbannt, wanderte er unter mancherlei Verfolgungen in Schwaben und am Rhein umher. Nach seinem in Ulm 10. Dez. 1561 erfolgten Tode bildeten sich zuerst in Schlesien besondere Gemeinden, die seinen Ansichten folgten und strengere Kirchenzucht unter sich einführten. Nach harten Verfolgungen fanden sie 1733 eine Zuflucht in Nordamerika, wo sie selbst noch jetzt geschlossene Gemeinden mit eigenen Geistlichen und Bethäusern bilden. Vgl. Kadelbach, «Ausführliche Geschichte Kaspar von S.s u. s. w.» (Lauban 1861).

Schwenkguß, ein Gießverfahren zur Herstellung hohler Gegenstände, wobei nur wenig Metall in die Form gegossen und in derselben bis zum Erkalten herumgeschwenkt wird, sodaß es sich als Kruste rings an der Form ansetzt. Auch die auf solche Art gegossenen Gegenstände werden als S. zusammengefaßt. (Vgl. Metallguß.)

Schwenkung heißt diejenige Evolution einer Truppe, durch welche sie, ohne ihre Fronte zu brechen, eine andere Richtung gewinnt, indem sie sich um einen Drehpunkt (Pivot), den ihr rechter oder linker Flügel bildet, im Bogen bewegt (Rechts- oder Linksschwenkung). Die S. auf die Mitte (Achsschwenkung), bei der das Pivot in der Mitte liegt, die eine Hälfte Kehrt macht und rückwärts, die andere vorwärts in die neue Linie schwenkt und jene, dort angekommen, die Fronte herstellt, ist jetzt als unbrauchbar für die neuern Gefechtsverhältnisse in den meisten Armeen abgeschafft. Die S. kann eine Achtel-, Viertel- oder halbe S. sein, je nach dem Kreisbogen, den der äußere Flügel beschreibt. Im 18. Jahrh. wurden S. von 10 bis 12 Bataillonen, 10 bis 20 Eskadrons in ungebrochener Linie zusammen (en barrière) ausgeführt; gegenwärtig kommt dies nicht mehr vor, auch geschehen die meisten S. in Kolonne.

Schwenningen, Pfarrdorf im württemberg. Schwarzwaldkreise, Oberamt Rottweil, unweit der Neckarquelle, Station der Linie Plochingen-Rottweil-Villingen (Obere Neckarbahn) der Württembergischen Staatsbahnen, zählt (1885) 5195 meist evang. E. und hat Viehzucht, Zündhölzerfabrik, bedeutende Uhren- und Schuhwarenindustrie.

Schweppermann (Seyfried), ein durch seine Kriegserfahrung berühmter Ritter, stammte aus einem Patriciergeschlechte zu Nürnberg. An der Spitze der fränk. Hilfstruppen zog er 1315 mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg dem 20. Okt. 1314 zum deutschen König erwählten Herzog von Bayern, Ludwig IV., gegen den gleichfalls 19. Okt. zum König ernannten Herzog von Österreich, Friedrich III., zu Hilfe. Sieben Jahre wurde mit abwechselndem Glücke, meist in kleinern Gefechten, um den Besitz der deutschen Königskrone gekämpft, und endlich 28. Sept. 1322 durch die Schlacht bei Mühldorf (s. d.) der Sieg zu Gunsten Ludwigs entschieden, welcher nun in den Alleinbesitz der Königskrone trat. Nach einer vielfach verbreiteten Sage sollte S., als der Sieg bereits geschwankt und sich auf die Seite Friedrichs III. geneigt, den Oberbefehl über die gesamten Truppen Ludwigs übernommen, die flüchtigen Bayern wieder zum Stehen gebracht und den Sieg für Ludwig entschieden haben. Als am Abend nach dem Siege für die königl. Tafel nichts als ein Korb voll Eier aufgefunden wurde, sollte Ludwig diese mit den Worten verteilt haben: «Jedem ein

Ei, dem frommen Schweppermann zwei!» Diese Worte fanden sich in der That auch als Grabschrift S.s, welche im Kloster Castell (im jetzigen bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz zwischen Neumarkt und Amberg) zu Anfang des 18. Jahrh. noch sichtbar war. Dessenungeachtet haben neuere histor. Forschungen ergeben, daß der Sieg bei Mühldorf keineswegs durch S. entschieden wurde, und daß der Ausspruch Ludwigs entweder apokryph ist oder doch nicht von jenem Abend datiert. Die Entscheidung des Siegs wurde vielmehr durch den kaiserl. Feldhauptmann Graf Konrad von Schlüsselburg herbeigeführt; die Urkunden erwähnen nicht einmal die Anwesenheit S.s in der Schlacht bei Mühldorf, und auch die Grabschrift enthielt nichts von seiner Teilnahme an dieser Schlacht. Dagegen enthalten die Urkunden die Mitteilung, daß S. 1318 den Sieg bei Guntersdorf oder Gammelsdorf (im jetzigen Regierungsbezirk Oberbayern) entschied und für den in diesem Gefecht erlittenen Schaden von Ludwig die Burg zu Grunsberg für 300 Pfund Denare verpfändet erhielt.

Schweran, russ. Blasinstrument, s. Duda.

Schweratmigkeit, s. Dyspnoë.

Schwerbleierz oder Plattnerit, s. unter Blei (-Verbindungen).

Schwere (Schwerkraft) bezeichnet in seiner allgemeinsten Bedeutung die zwischen allen Körpern im Weltraume vorhandene Anziehung, auch allgemeine Schwere oder Gravitation (s. d.) genannt, während es in einem engern Sinne sich nur auf die Anziehung zwischen der Erde und den auf ihr befindlichen Körpern erstreckt. Die S., wie sie zwischen den Weltkörpern wirkt, steht im geraden Verhältnisse ihrer Massen und im umgekehrten der Quadrate ihrer Entfernung. Wenn die Erde eine Kugel von überall gleicher Dichtigkeit wäre, so würde die aus der S. aller ihrer materiellen Teilchen resultierende Kraft genau durch ihren Mittelpunkt gehen und an allen Punkten ihrer Oberfläche gleichgroß sein. Man kann sich unter dieser Voraussetzung die ganze Masse der Erde, wenn es sich um ihre Anziehung auf einen außerhalb der Oberfläche liegenden Punkt handelt, in ihrem Mittelpunkte vereinigt denken, und die anziehende Kraft der S. (der Erde) auf einen außerhalb der Erde befindlichen Körper steht dann im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernung dieses Körpers vom Mittelpunkt der Erde. Anders muß es sich aber natürlich mit der Anziehung auf einen in dem Innern der Erde, also in ihrer Masse selbst gelegenen Punkt verhalten, indem hier die von diesem Punkte nach auswärts liegenden Teile der Erde gerade nach entgegengesetzter Richtung anziehend wirken als die übrigen. Hieraus folgt, daß die S. innerhalb der Erde in geradem Verhältnisse mit den einfachen Entfernungen vom Mittelpunkte derselben zunimmt. Für die Erklärung sehr vieler Erscheinungen genügt die obige Annahme der Kugelgestalt unserer Erde. Da jedoch unsere Erde ein Umdrehungsellipsoid ist, dessen Polardurchmesser kleiner als der Äquatorialdurchmesser, so wird schon aus diesem Grunde die Schwerkraft nicht an allen Punkten der Oberfläche gleichgroß sein können: sie wird unter dem Äquator kleiner sein müssen als unter den Polen. Dazu kommt noch, daß die infolge der Umdrehung der Erde entstehende Centrifugalkraft der Schwerkraft unter dem Äquator gerade entgegenwirkt, während dieser Einfluß nach den Polen zu geringer wird; es wird daher die Schwerkraft unter dem Äquator um so mehr kleiner sein müssen als unter größern Breiten oder unter den Polen.

Die Größe der S. (oder Schwerkraft) wird gemessen durch die Geschwindigkeit, welche sie einem freifallenden Körper während des Falls von einer Sekunde am Ende der letztern mitteilt. Mit großer Genauigkeit erhält man diese Endgeschwindigkeit der ersten Sekunde durch die Beobachtung der Schwingungsdauer eines Pendels von gemessener Länge, indem die Schwingung des Pendels einen fortwährenden Fall auf schiefen Ebenen von veränderlicher Neigung darstellt. Nach Bessels Versuchen beträgt dieselbe für Berlin 9,8125 m. Die Schwingungsdauer eines und desselben Pendels wird, wegen der Verschiedenheit in der Größe der Schwerkraft, unter dem Äquator länger, an den Polen kürzer sein. In sehr bedeutenden Höhen nimmt die Schwerkraft an Stärke ab; die Bestimmung der Schwingungsdauer eines und desselben Pendels am Meeresufer und auf sehr hohen Bergen liefert dafür die Bestätigung. Die Richtung, in der die Erde einen Körper auf ihrer Oberfläche anzieht, wird durch einen Faden bestimmt, der mittels eines am untern Ende hängenden Gewichts gespannt wird (Bleilot); diese Richtung der Schwerkraft heißt Lotrechte oder Vertikale. Man bestimmt sie auch durch die Horizontale, d. i. eine etwas ausgedehnte freie Oberfläche einer Flüssigkeit, indem jene auf letzterer senkrecht steht. Spezifische Schwere wird oft, aber unrichtig, für spezifisches Gewicht (s. d.) gebraucht. Über die verschiedenen Ansichten bezüglich der Ursache der S. vgl. Isenkrahe, «Die Rätsel der Schwerkraft» (Braunschw. 1879).

Schwererde, s. Baryum.

Schwerhörigkeit (d. i. eine Abschwächung der Gehörsempfindungen) ist ein Symptom verschiedener Affektionen des Gehörorgans. Sie kann in einer Alteration des schallzuleitenden oder des schallempfindenden Apparats des Ohres oder in beiden zugleich ihre Ursachen haben. Zu den S. bedingenden Störungen des schallzuleitenden Apparats gehören: Verengerungen oder Verschließungen des äußern Gehörgangs, Fremdkörper und Ohrenschmalzpfröpfe in demselben, Entzündungen, Verdickungen und Durchlöcherung des Trommelfells, Katarrh der Schleimhaut des Mittelohrs, Flüssigkeitsansammlungen verschiedener Art in der Paukenhöhle, Schwerbeweglichkeit der Kette der Gehörknöchelchen u. s. w.; zu denen des schallempfindenden Apparats dagegen: Ergüsse verschiedener Art in das die Endausbreitungen des Hörnerven bergende Labyrinth, Neubildungen daselbst, Affektionen des Hörnervenstammes, sowie der Ursprungsstellen des Hörnerven im Gehirn. Je nach der Ursache ist die Behandlung der die S. bedingenden Affektion und die Möglichkeit der Beseitigung der S. eine verschiedene. (S. Ohrenkrankheiten.)

Schwerin, Fürstentum, gegenwärtig ein Bestandteil des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin (s. d.), mit welchem es so wenig als mit der ebenfalls zu letzterm gehörigen ehemaligen Grafschaft, dem nunmehrigen Herzogtum S., zu verwechseln ist, war früher eins der drei von Heinrich dem Löwen gestifteten Bistümer, welches im Westfälischen Frieden aufgehoben und als weltliches Reichsfürstentum dem Herzog von Mecklenburg als Entschädigung für die damals an Schweden abgetretene Herrschaft Wismar übergeben wurde. Es

hat ein Areal von 752 qkm. Haupt- und Residenzstadt des Bistums war Bützow.

Schwerin, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, liegt in 53° 38′ der Breite und 29° 5′ der Länge 98 m hoch in angenehmer Umgebung an dem 22 km langen und 6 km breiten, fischreichen Schwerinersee und ist durch Zweigbahn (Kleinen-Hagenow) mit der Mecklenburgischen Friedrich-Franz-Bahn verbunden. Die Stadt ist Sitz der sämtlichen obern Landesbehörden, eines Landgerichts und Amtsgerichts, zählt (1885) 32 031 E. und zerfällt in die Altstadt, die Neustadt, die Vorstadt und die Paulstadt. Besonders in den drei letztern neuern Stadtteilen ist sie schön und modern gebaut. Das neue großherzogl. Residenzschloß, 1845—57 in großartigen Verhältnissen aufgeführt, liegt auf einer Insel des Sees, wo sich schon in grauer Vorzeit eine befestigte Burg der Wendenfürsten erhob. Die angrenzenden schönen Anlagen dienen zu Spaziergängen. Sonst sind von neuern Bauwerken noch hervorzuheben das 1844 erbaute Arsenal, der neue Marstall, das Kollegien- oder Regierungsgebäude (seit dem Brande von 1865 neu aufgeführt), das Schauspielhaus (1884—86 von Daniel erbaut, nachdem das von Demmler erbaute 16. April 1882 abgebrannt war), das Realgymnasium (1883—84 von Daniel erbaut), die St. Paulskirche (von Krüger erbaut), das Gymnasium, das Museum (1882 vollendet) von Willebrand, die Artilleriekaserne und das Militärlazarett. Vor dem Museum steht das eherne Standbild des Großherzogs Paul Friedrich (von Rauch), gegenüber das Denkmal für die im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 gebliebenen Mecklenburger. Der im Anfang des 15. Jahrh. vollendete, neuerdings vollständig restaurierte Dom (99 m lang, 42,5 m breit, 31,5 m hoch) gehört zu den schönsten Denkmälern des den baltischen Ländern eigentümlichen ernsten got. Stils. Außerdem hat S. noch drei andere prot., eine kath. Kirche und eine Synagoge. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium (das Fridericianum, die ehemalige Domschule), ein Realgymnasium und eine Gewerbeschule. Unter den Sammlungen für Wissenschaft und Kunst sind besonders die großherzogl. Gemäldegalerie (1200 Bilder, besonders sehr viele und ausgezeichnete Niederländer) mit Kupferstichkabinett, das trefflich geordnete Antiquarium (Sammlung des Vereins für mecklenb. Geschichte und Altertumskunde), die Sammlung der Gipsabgüsse und Werke der Kleinkunst, sämtlich im Museum vereinigt, die Regierungs- und die Gymnasialbibliothek hervorzuheben. Ein öffentliches Bibliothekgebäude ist (1886) im Bau. Handel und Industrie sind von keiner hervorragenden Bedeutung. Am stärksten betrieben wird die Tabaksfabrikation. Außerdem bestehen eine Eisengießerei, Bier- und Essigbrauereien, Branntweinbrennereien, sowie Fabriken für Seife, Strohhüte, Wagen, Spiegel, Cement, Parfumerien, Lack, Leim, Chokolade, Konditorwaren, Korkwaren, Watte, Spielkarten, Strumpfwaren u. s. w. Auch hat S. eine Lebensversicherungs- und Sparbank, eine Hypothekenwechselbank, die Mecklenburgische Bank (1878 mit der Bodenkreditanstalt vereinigt) und eine Vorschußvereinsbank. — S. ist ein uralter Ort und wurde 1161 von Heinrich dem Löwen erobert und 1166 zur Stadt erhoben. Vgl. «Beschreibung von S.» (Wism. 1857); Fromm, «Chronik der Haupt- und Residenzstadt S.» (Schwer. 1863); «Führer durch S. und Umgebung» (Schwer. 1875).

Schwerin, eins der ältesten und vornehmsten, an Gliedern und Besitz reichsten Adelsgeschlechter Pommerns, wo es jedoch erst in der Mitte des 13. Jahrh. auftritt, während es bis dahin schon über ein halbes Jahrhundert im Mecklenburgischen geblüht hatte. Die alte mecklenb. Linie starb im Anfange des 16. Jahrh. aus, dagegen besteht die pommersche noch heute. Von Pommern aus, wo auch die Stammgüter Spantekow, Altwigshagen und Cummerow, das jetzige Schwerinsburg, liegen, verbreitete sie sich nach Mecklenburg, der Mark, Preußen, Polen, Schweden, Kurland und Bayern und gelangte überall zu großem Ansehen. Gegenwärtig blühen zwölf verschiedene Linien: vier gräfliche in Preußen, zwei gräfliche und eine (seit 1778) freiherrliche in Schweden, eine (seit 1813) freiherrliche in Bayern und vier Linien mit einfachem Adel, darunter die Linie Rehberg; soweit indessen die Mitglieder der letztgenannten Linie Besitzer des gräfl. Zieten-Schwerinschen Fideikommisses sind, haben sie seit dem 14. Sept. 1859 den Namen «Grafen von Zieten-Schwerin». Als gemeinsamer Ahnherr der vier in Deutschland bestehenden gräfl. Häuser ist Hans von S. (gest. gegen 1556) anzusehen. Dessen Urenkel, Otto von S., geb. 8. März 1616, zeichnete sich in kurbrandenb. Staatsdiensten aus, wurde 1648 in den Reichsfreiherrenstand erhoben, 1654 mit dem Erbkämmereramt der Kurmark Brandenburg beliehen und stand seit 1658 als Oberpräsident an der Spitze der gesamten Verwaltung des brandenb.-preuß. Staats und Hofs. Er starb 14. Nov. 1679 in Berlin und hinterließ 14 Kinder. Von letztern wurde Freiherr Otto von S., geb. 21. April 1645, gest. 8. Mai 1705, als kurbrandenburgischer Geh. Staatsminister, vom Kaiser Leopold I. am 11. Sept. 1700 zum Reichsgrafen erhoben. Seine beiden Söhne waren die Stifter zweier noch blühenden Linien. 1) Die Linie Walsleben und Wildenhoff stiftete Graf Friedrich Wilhelm von S., geb. 28. Juli 1678, gest. 6. Aug. 1727 als Geh. Staatsrat und Oberhofmeister der Königin von Preußen. Gegenwärtiges Haupt derselben ist Graf Otto von S., geb. 19. Febr. 1855, Majoratsherr der Herrschaften Walsleben im Kreise Ruppin und Wildenhoff (etwa 9500 ha) im Kreise Preußisch-Eylau. 2) Die Linie zu Wolfshagen in der Mark und Mecklenburg begründete Graf Otto von S., geb. 5. Juni 1684, gest. 2. Jan. 1755. An der Spitze derselben steht jetzt Graf Otto, geb. 26. Aug. 1822. 3) Die Linie zu Schwerinsburg in Pommern wurde von Hans Bogislaw von S., einem Nachkommen Christophs, des ältesten Sohns des obenerwähnten Hans von S., gestiftet. Hans Bogislaw von S., geb. 10. Juni 1683, gest. 23. Aug. 1747, Geh. Oberfinanzrat, Oberforstmeister der Kurmark und Landjägermeister, sowie der berühmte Feldmarschall Kurt Christoph von Schwerin (s. d.) wurden 31. Juli 1740 von Friedrich II. in den Grafenstand erhoben und ihnen 1741 die Erbküchenmeisterwürde von Altvorpommern, welche seit 1853 mit dem Besitz von Schwerinsburg verknüpft ist, renoviert und bestätigt. Ein Urenkel Hans Bogislaws war Graf Maximilian von Schwerin (s. d.), Besitzer von Boldekow, Bornmühl, Glien, Putzar u. s. w. Des letztern Sohn, Graf Heinrich von S., geb.

18. März 1836, ist gegenwärtig das Haupt dieser Linie. Der Großoheim Graf Maximilians, Graf Wilhelm Friedrich Karl von S., geb. 11. Dez. 1739, wurde als Adjutant des Königs in der Schlacht bei Zorndorf von den Russen gefangen und nach Petersburg geführt, wo er später bei der Thronbesteigung Peters III. über den Frieden unterhandelte. Er führte 1795 als Generallieutenant die preuß. Truppen gegen Polen, wurde aber überall geschlagen, sodaß er sich kriegsgerichtlich zum Verlust seines Regiments und einjähriger Gefangenschaft verurteilt sah. Als Friedrich Wilhelm III. zur Regierung gelangte, suchte er vergeblich um Revision des Prozesses nach und starb 17. Aug. 1802 zu Hamburg. 4) Die heutige Linie zu Wendisch-Wilmersdorf (eine ältere, von Preußen 1762 gegrafte, war bereits 1789 wieder erloschen) wurde durch Henning Bernd, einen Nachkommen von Henning, dem zweiten Sohne des obenerwähnten Ahnherrn Hans, gestiftet. Des Henning Bernd Sohn, **Friedrich Bogislaw von S.**, geb. 30. Aug. 1674, gest. 1. Okt. 1747, war preuß. Geh. Staatsminister, dessen Enkel, der nachmalige preuß. Generalmajor Friedrich August Karl Leopold von S., geb. 11. Dez. 1750, gest. 16. Sept. 1836, unter dem 6. Jan. 1787 den preuß. Grafenstand erlangte. Das Haupt dieser Linie ist jetzt Friedrich Graf von S. (geb. 16. Mai 1856), Erbherr von Wendisch-Wilmersdorf im Kreise Teltow, Regierungsbezirk Potsdam. Einem jüngern Zweige dieser Linie steht das Fideikommiß Bohrau in Schlesien zu. Von den in Schweden ansässigen Linien des Hauses wurden die zu Husby 1766 und die zu Stegeberg 1776 in den Grafenstand erhoben.

Schwerin (Alexandrine Franziska, Gräfin von), Dichterin, geb. 22. Nov. 1843 zu Tilsit, siedelte nach dem Tode der Eltern mit ihren beiden Schwestern Agnes und Josephine, die gleichfalls als Dichterinnen aufgetreten sind, 1861 nach Königsberg über, wo sie 16. Okt. 1883 starb. Sie verfaßte die Dichtungen: «Das Alphabet des Lebens» (4. Aufl., Bresl. 1870), «Der Stunden Gottesgruß» (Lpz. 1859), «Dein Sinai. Laienkatechisation» (Danzig 1863), «Des Geistes Pilgerfahrt» (Lpz. 1874), und die Romane: «Josephine» (Lpz. 1851), «Das Testament des Juden» (3 Bde., Berl. 1852), «Geachtet und geächtet» (2 Bde., Berl. 1855), «Woher? wohin?» (2 Bde., Lpz. 1870).

Schwerin (Kurt Christoph, Graf von), preuß. Generalfeldmarschall, geb. 26. Okt. 1684 zu Wusecken im pomm. Kreise Anklam, trat, nachdem er zu Leiden, Greifswald und Rostock studiert, 1700 als Fähnrich in holländ. Dienste, focht in den Schlachten von Ramillies und Malplaquet und wurde 1705 Hauptmann. Er trat 1706 in mecklenb. Dienste, stieg 1708 zum Obersten auf und wurde 1711 mit geheimen Aufträgen an Karl XII. nach Bender geschickt, wo er sich ein volles Jahr aufhielt. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn der Herzog zum Brigadier und 1718 zum Generalmajor. Als solcher schlug er 1719 das kaiserl. Kommissionsheer (13000 Hannoveraner), welches die Streitigkeiten zwischen dem Herzog und seinen Landständen beilegen sollte. Als aber ein Teil von Vorpommern, wo S.s Güter lagen, an Preußen fiel, trat er 1720 in preuß. Dienste. Friedrich Wilhelm I. schickte ihn als Gesandten nach Warschau, wo er die Unruhen in Thorn zum Besten der Evangelischen beilegen mußte, ernannte ihn 1730 zum Gouverneur von Peiz und 1731 zum Generallieutenant und schenkte ihm, zumal seitdem ihm 1733 der Auftrag, die hannov. Truppen abermals aus Mecklenburg zu vertreiben, vollständig glückte, sein besonderes Vertrauen bei Beratung aller militärischen Angelegenheiten, machte ihn zu seinem Begleiter auf Reisen und ernannte ihn 1739 zum General der Infanterie. Bei der Thronbesteigung Friedrichs II. zum Feldmarschall und in den Grafenstand erhoben, führte er im ersten Schlesischen Kriege nach dem Einzuge in Breslau den rechten Flügel des preuß. Heeres bis Neisse, drängte den österr. General Browne zurück und drang bis tief in Mähren ein. Durch kräftigen Angriff gewann er noch die fast verlorene Schlacht bei Mollwitz (10. April 1741). Nach dem Frieden ernannte ihn Friedrich zum Gouverneur der Festungen Brieg und Neisse. Beim Ausbruch des zweiten Schlesischen Kriegs rückte er durch die Grafschaft Glatz in Böhmen ein und vereinigte sich vor Prag mit dem Könige, worauf die Belagerung der Stadt begann, die 16. Sept. mit ihrer Kapitulation schloß. Als später die Preußen aus Böhmen sich zurückziehen mußten, führte S. diesen schwierigen Rückzug mit großem Geschick aus, begab sich aber dann, um seine Gesundheit herzustellen, auf seine Güter. Erst beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs rückte er wieder ins Feld. An die Spitze des preuß. Korps gestellt, das von Schlesien aus die Österreicher beobachten sollte, drang er nach der Lowositzer Schlacht in Böhmen ein und verhinderte die Vereinigung Piccolominis und Brownes. Den Feldzug des nächsten Jahres eröffnete er an der Spitze eines Korps, mit welchem er in Böhmen einrückte und die Österreicher an allen Orten zurückdrängte, worauf er mit dem Könige und dem Fürsten Moritz von Anhalt, welche von Sachsen aus auf Prag gerückt waren, sich vereinigte. Auf den Höhen bei Prag stand der Herzog von Lothringen mit dem österr. Heere in einem stark verschanzten Lager. Am 6. Mai 1757 wurde der Angriff beschlossen, der nur auf dem feindlichen rechten Flügel, aber auch hier nur mit der äußersten Gefahr geschehen konnte. Schon begann, nachdem mehrere Angriffe mißlungen, die preuß. Schlachtordnung auf dem linken Flügel zu wanken, als der greise S. die Fahne ergriff und seine Krieger aufs neue gegen die Verschanzungen führte. Doch kaum zwölf Schritte vorgerückt, wurde er von vier Kartätschenkugeln entseelt niedergestreckt und erlebte den Sieg des Königs nicht mehr. Der König ließ sein Bild aus Marmor auf dem Wilhelmsplatz in Berlin aufstellen. Mit Heldenmut und Feldherrntalent verband er Menschlichkeit, Milde gegen Untergebene und religiösen Sinn, auch besaß er umfassende Kenntnisse. Er schrieb selbst eine Kriegskunst und mehrere religiöse Lieder. Eine treffliche Biographie lieferte Varnhagen von Ense in seinen «Ausgewählten Schriften» (3. Aufl., Bd. 6, Lpz. 1873).

Schwerin (Maximilian, Graf von), preuß. Staatsmann, geb. 30. Dez. 1804 zu Boldekow in Pommern, studierte die Rechte zu Berlin und Heidelberg, trat dann in den Staatsdienst, verließ denselben jedoch bald, um einige seiner väterlichen Güter zu verwalten. Hier wurde er Landrat des Kreises Anklam und 1842 Direktor des vorpommerschen Landschaftsdepartements. Im J. 1846 war er Mitglied der Generalsynode, ebenso 1847 des Vereinigten Landtags. Am 19. März 1848 in das

Ministerium Arnim berufen, übernahm er das Portefeuille des Kultus. Als aber infolge des Wachsmuth-Waldeckschen Antrags, den Verfassungsentwurf betreffend, im Ministerium Meinungsverschiedenheit entstand, trat auch S. 13. Juni zurück. Von dem Kreise Schlawe in Hinterpommern zum Abgeordneten in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, zählte S. zu der kleinen Partei, welche die Feststellung einer deutschen Verfassung nur auf dem Wege der Vereinbarung mit den deutschen Fürsten für möglich erachtete. Er trat daher im Mai 1849 aus der Versammlung, als diese sich für kompetent erklärte, das Verfassungswerk auf eigene Hand zu Ende zu führen. Seit der Begründung der preuß. Verfassung war S. ununterbrochen Mitglied der Zweiten Kammer und in den beiden Sitzungsperioden 1849—55 Präsident derselben. Der Umschwung in den Wahlen von 1858 gab ihm zunächst die Präsidentenwürde zurück, die er behielt, bis er an Flottwells Stelle 3. Juli 1859 als Minister des Innern in das liberale Ministerium eintrat. Bei Beginn des über die Militär- und Budgetfrage hereinbrechenden Konflikts, den er in verfassungsmäßigem Sinne gelöst haben wollte, reichte er mit den andern liberalen Mitgliedern des Ministeriums Auerswald 18. März 1862 seine Entlassung ein. In der Folge kämpfte S. für die konstitutionellen Rechte in den Reihen der altliberalen Partei, zu deren Häuptern er gehörte. Nach den Ereignissen von 1866 war er einer der ersten Liberalen, die für die von der Regierung nachgesuchte Indemnität und für eine kräftige Unterstützung der auswärtigen Politik des Ministeriums Bismarck ihre Stimme erhoben. In den beiden Norddeutschen Reichstagen, wo er den pommerschen Wahlkreis Demmin-Anklam vertrat, gehörte er der nationalliberalen Partei an. S. war seit 1834 mit Hildegard Schleiermacher, der jüngsten Tochter des berühmten Theologen, vermählt. Er starb zu Potsdam 3. Mai 1872.

Schwerinersee, Binnensee im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, 22 km lang (von N. nach S.), bis zu 6 km breit und 64 qkm groß, liegt 43 m über dem Meere, ist rings, namentlich im SW. bei Schwerin, von kleinen Seen umgeben und fließt südlich durch die Stör zur Elde ab. Er hat schöne Uferlandschaften mit bewaldeten Anhöhen und mehrere Inseln; unter letztern werden Kaninchenwerder und Schelfwerder von Schwerin aus viel besucht, ebenso am südl. Ufer des von Dampfschiffen befahrenen S. die Orte Zippendorf, Fähre, sowie Rabensteinfeld mit großherzogl. Sommervilla und schönen Waldpartien am Seeufer.

Schwerinstag, im deutschen parlamentarischen Sprachgebrauch ein zur Erledigung von Anträgen aus der Mitte der Versammlung und von den zur Erörterung im Plenum gelangenden Petitionen bestimmter Sitzungstag (im Deutschen Reichstag nach §. 35 der Geschäftsordnung gewöhnlich Mittwoch), so genannt, weil diese aus dem preuß. Abgeordnetenhause (§. 36 der Geschäftsordnung) in den Deutschen Reichstag übergegangene Bestimmung auf der Annahme eines vom Grafen Maximilian von Schwerin im preuß. Abgeordnetenhause gestellten Antrags beruht.

Schwerkraft, s. Schwere.

Schwermut, s. Melancholie.

Schwerpunkt nennt man denjenigen Punkt in jedem festen Körper, welcher allein unterstützt zu sein braucht, wenn der Körper nicht fallen soll, und in welchem also die ganze Kraft, mit welcher der Körper zur Erde gezogen wird, vereinigt gedacht werden kann. Die Unterlage oder Stütze, welche diesen Punkt zu fallen hindert, trägt mithin das Gewicht des ganzen Körpers, dessen übrige Teile sich nach dem Gesetz des Hebels das Gleichgewicht halten. Ist die Dichtigkeit eines Körpers in allen Teilen desselben gleich, so fällt der S. mit dem Mittelpunkt, falls die Gestalt einen solchen hat, zusammen, wie z. B. bei Kugeln von gleicher Dichtigkeit. Die Lehre vom S. ist eine der wichtigsten in der Mechanik und findet im gemeinen Leben beim Lasttragen, Balancieren, Seiltanzen, Schlittschuhlaufen u. s. w., ja selbst beim Gehen, unaufhörliche, wenngleich unbewußte Anwendung. Behufs Feststellung des S. eines Körpers hängt man den letztern an zwei verschiedenen Punkten, welche einander nicht direkt gegenüberliegen, nacheinander mittels eines Fadens auf. Die verlängerte Richtung des Fadens geht jedesmal durch den S. des Körpers. Der S. des Körpers muß also da liegen, wo die beiden verlängerten Richtungen des Fadens bei den aufeinanderfolgenden Aufhängungen sich schneiden. (S. Gleichgewicht.) Bei flüssigen Körpern kann im allgemeinen von einem S. nicht die Rede sein, oder wenigstens nur unter der Voraussetzung, daß sie eine gewisse Gestalt beibehalten.

Schwerspat oder Baryt, ein weitverbreitetes Mineral, welches dem rhombischen Krystallsystem angehört; die verbreitetste Gestalt ist diejenige einer rhombischen Tafel mit den Winkeln von 101° 40′ und 78° 20′; diese Form (niedriges Prisma und ausgedehnte Basis) kann auch leicht durch Spaltung erhalten werden; andere Krystalle sind mehr rektangulär-tafelartig, prismatisch gestreckt oder von sargähnlichen Formen; häufig finden sich Drusen und mancherlei Gruppen, schalige, stengelige, faserige und körnige, auch dichte Aggregate. Die Härte beträgt 3 bis 3,5, das spezif. Gewicht 4,3 bis 4,7. Das Mineral ist bisweilen wasserhell, meist blaßrötlich oder blaßgelblich, auch bläulich und grün, glas- oder fettglänzend. Chemisch besteht es aus Baryumsulfat $BaSO_4$ mit 65,68 Baryt und 34,32 Schwefelsäure, analog zusammengesetzt dem Cölestin und Anglesit, womit der S. auch isomorph ist; manche Varietäten führen einen kleinen Strontiumgehalt. Vor dem Lötrohr zerknistert er heftig und schmilzt sehr schwer, von Salzsäure wird er nicht angegriffen. Er findet sich sowohl auf vielen Erzgängen als in Hohlräumen sedimentärer Gebirge, den Eruptivgesteinen ist er fast ganz fremd. Bekannte Fundpunkte schöner Krystalle sind: Freiberg und Marienberg in Sachsen, Clausthal, Przibram und Svarov in Böhmen, Felsöbanya in Ungarn, Kapnik in Siebenbürgen, Courtade in der Auvergne, Dufton bei Bristol. Bei Vanz in Württemberg sind Ammoniten des Lias, bei Nontron Belemniten des Jura in S. umgewandelt. Zu Chaudefontaine bei Lüttich kommen schöne faserige Varietäten vor, zu welchen auch der kugelige, im Dunkeln phosphoreszierende sog. Bologneserschwerspat aus den Mergeln des Monte-Paterno bei Bologna gehört. Bei Meggen in Westfalen finden sich mächtige Lager von dichtem S. von mehr als tausend Meter Erstreckung. Der weiße derbe S. wird pulverisiert zur Verfälschung des Bleiweißes mißbraucht; außerdem dient das Mineral besonders zur Darstellung der Baryterde und mancher ihrer Präparate.

Schwert ist die Benennung einer Handwaffe früherer Zeiten, welche eine doppelschneidige, breite, gerade Klinge mit einfachem Griff ohne Bügel hatte. Schon im frühen Altertum wurde im Nahkampf das S. geführt; bei den Römern, welche stets den Einbruch in den Feind zum Schwertkampf suchten, entschied es die Schlachten. Damals war die Waffe sehr kurz und mehr zum Stich als zum Hieb eingerichtet; besondere Fechtmeister (armaturae doctores) lehrten sie handhaben. Im Mittelalter, als die Reiterei Hauptwaffengattung wurde, hatten die S. eine bedeutende Länge und Schwere und waren fast nur zum Hauen bestimmt. Es gab solche, die nur mit zwei Händen geführt werden konnten. Von diesen hatten die Flammberge oft eine leicht geschlängelte Klinge. Zu Festlichkeiten wurden zierliche, kunstreich gearbeitete S. getragen, deren Griffe oft reich mit Edelsteinen besetzt waren. Richtschwerter dienen zur Vollstreckung von Todesurteilen; die Klinge derselben ist meistens kurz und breit und häufig mit einem Spruch versehen.

Schwertbrüder, die Mitglieder des Schwertordens (s. d.) in Livland.

Schwerte, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, Landkreis Dortmund, rechts an der Ruhr, am Südfuße des Ardei, Station der Linien S.-Warburg-Kassel und Schwelm-Hagen-S.-Holzwickede-Soest der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 6497 meist prot. E. Die evang. Pfarrkirche besitzt einen Hochaltar mit prachtvollem Schnitzwerk von 1523 und Glasgemälde aus dem 14. und 15. Jahrh. Ferner hat die Stadt eine kath. Pfarrkirche, eine Rektoratschule, eine höhere Töchterschule, ein Puddlings- und Drahtwalzwerk, ein Blechwalzwerk, Fabriken für Maschinen, Eisen- und Stahlwaren und eine Nickelhütte. Oberhalb von S., am linken Ufer der Ruhr, liegt das stattliche Haus Villigst, dem Freiherrn von Elverfeld gehörig, schon im Mittelalter eine bedeutende Burg.

Schwertel, Pflanzengattung, s. Gladiolus.

Schwertfisch (Xiphias) ist eine zur Familie der Makrelen (s. d.) gehörende Fischgattung, welche sich durch den sehr langen schwertförmig verlängerten Oberkiefer auszeichnet. Der Rumpf ist mit sehr kleinen Schuppen bekleidet, die Bauchflossen fehlen und eine nur vorn erhöhte, sonst sehr niedere Rückenflosse läuft auf dem Rücken hin. Der gemeine S. (Xiphias gladius, Tafel: Fische III, Fig. 5), welcher besonders im Mittelländischen Meere, aber auch im Atlantischen Ocean bis in die Nord- und Ostsee sich findet, wird etwa 5 m lang und über 200 kg schwer; oberseits ist er schwärzlichblau, unterseits silberweiß und besitzt eine große halbmondförmige Schwanzflosse und sichelförmige Brustflossen. Das Schwert beträgt ungefähr ein Drittel der Körperlänge. Zur Nahrung dienen dem S. Fische, Krustentiere und besonders Calmare. Er schwimmt sehr schnell und besitzt eine gewaltige Muskelstärke, welche er nicht gar selten dazu benutzt, um mit gewaltigem Stoße gegen Boote und Schiffe anzurennen, sodaß sein Schwert tief in das Holzwerk eindringt und abbricht; doch scheint sein Zusammentreffen mit Schiffen nur ein zufälliges zu sein, da er friedlich lebt und mehr furchtsam als vorsichtig ist. Das Fleisch der jüngern ist schmackhaft, weiß und zart, weshalb dieser Fisch besonders um Calabrien und Sicilien mittels Harpunen gejagt wird. Man verkauft das Fleisch frisch oder salzt es auch ein. Die S. der südl. Meere zeichnen sich durch eine sehr große, im Halbkreise ausgespannte Rückenflosse aus und werden deshalb als besondere Gattung (Histiophorus) aufgestellt.

Schwertlilie (Iris *L.*), an Arten reiche Gattung der monokotylen Pflanzenfamilie der Irideen, perennierende Kräuter mit gegliedertem Wurzelstock, mit Knollen oder Zwiebeln und mit schwertförmigen oder linealen Blättern, wegen ihrer großen, oft prächtig gefärbten Blumen für die Gärten von Bedeutung. Durch den eigenartigen Baustil derselben unterscheiden sich diese Gewächse von allen ihren Verwandten. Vor allem charakteristisch ist die blattartige Ausbreitung der drei Griffel, welche oben mit einer zweiteiligen Narbe besetzt sind und die Staubgefäße, oft sogar die äußern Blumenblätter bedecken. Letztere drei, die größern, sind zurückgeschlagen, während die drei innern, anders gebildeten aufrecht stehen. Die zahlreichen Arten dieser Gattung hat man nach besondern Merkmalen in Gruppen gebracht. Bei denen der größern Gruppe sind die äußern Blumenblätter in der Mittellinie ihrer obern Fluch mit goldgelben, kammartigen Fransen, einem sog. Barte, besetzt (Pogoniris). Die Blumen sind anfangs von trockenhäutigen Scheiden umgeben und bilden bei vielen Arten eine endständige Ähre. Bei den Arten mit schwertförmigen Stockblättern sind letztere unten am Rande geschlitzt und steckt ein Blatt im andern.

Die S. sind meist in der gemäßigten Zone der nördl. Halbkugel, vorzugsweise in den Mittelmeerländern und in Mittelasien zu Hause. Die in Mitteleuropa gemeinste Art ist I. Pseudacorus *L.*, die Wasser-Schwertlilie, mit ungebarteten, gelben, purpurn geaderten Blumen, eine höchst angenehme Erscheinung zwischen dem Schilf und den Binsen der Teichränder. In vielen Gegenden Deutschlands einheimisch ist I. germanica *L.*, die Deutsche Schwertlilie, ausgezeichnet durch den Farbenwechsel der ursprünglich auf den äußern Blütenteilen dunkelvioletten, auf den innern violetten, auf den Narbenplatten lilafarbigen, weißlich gestreiften Blumen; ihre zahlreichen Varietäten (zum Teil wohl Blendlinge) eignen sich zur Gruppierung in den Gärten für sich vortrefflich. I. sambucina *L.*, die Holder-Schwertlilie, unterscheidet sich von der vorigen Art durch erhaben gestreifte, weniger bereifte Blätter und den Hollunderduft der bunten, mit vielem Gelb, mit Violett und Purpurbraun ausgestatteten Blumen. Dem südl. Europa gehören an: I. pallida *Lam.*, die Blaß-Schwertlilie, mit blaßblauen, gebarteten, orangenduftigen Blumen. Gleichfalls wohlriechend sind die weißen, auf den äußern Abschnitten gelb gebarteten Blumen der I. florentina *L.* und in noch höherm Grade ihr früher offizinell gewesener Wurzelstock (Veilchenwurzel). I. pumila *L.*, Zwerg-Schwertlilie, ursprünglich mit einer oder mit zwei dunkelvioletten Blumen auf einem nur 20—25 cm hohen Stengel. Diese schon im April und Mai blühende Art ist ebenfalls in zahlreiche Varietäten ausgegangen. In neuester Zeit hat sich aus dieser Art eine besondere Rasse mit einer ganzen Reihe von Farbenvarietäten entwickelt.

Von asiatischen Arten verdienen wegen der düstern Schönheit ihrer Blumen Erwähnung: I. Susiana *L.*, gewöhnlich Dame in Trauer genannt. Die sehr großen Blumen sind auf leingrauem Grunde dunkelpurpurn und schwarzviolett marmoriert und

netzaderig gezeichnet. Einen ähnlichen Farbencharakter besitzt die in der Kultur weniger schwierige I. iberica *Hoffm.*, eine kaukasische Art, auf kaum spannenhohen Stengeln mit je einer großen Blume, bei der die äußern Blütenteile rötlich-braun, die innern grünlich grundiert, jene düster purpurn, diese dunkler geadert sind. Von den knollentragenden Arten (Hermodactylus *Tourn.*) zeigt die südeuropäische I. tuberosa *L.* eine eigentümliche Bildung. Nach Art der Orchideen zeigt sie zwei fleischige, wurzelnde, weiße Knollen mit Ausläufern und auf einem 30 cm hohen Stengel eine bräunlichblaue, gelb gestreifte Blume. Von den Arten, welche durch eine Zwiebel ausdauern, verdienen wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit Erwähnung: I. Xiphium *L.*, die spanische, und I. xiphioides *L.*, die sog. englische S., in allen Teilen zarter geartet, beide mit vielen, aus Samen hervorgegangenen Farbenvarietäten, und I. reticulata *Bieb.*, eine nur 10—12 cm hohe Art mit einer von einer Netzhaut überzogenen Zwiebel.

Schwertmagen, s. Agnaten.

Schwertorden heißt ein nach dem Muster des Templerordens von Bischof Albert 1202 zu Riga unter dem Namen «Brüder der Ritterschaft Christi in Livland» gegründeter Orden nach der Tracht der Brüder (weißer Mantel, auf der Brust zwei rote, gekreuzte Schwerter). Papst Innocenz III. bestätigte den S. und verpflichtete dessen Meister zum Gehorsam gegen den Bischof. Der erste Meister war Vinno von Rohrbach in der Ordensburg zu Wenden. Der S. eroberte schnell ganz Livland und Estland, machte sich bald vom Bischof ziemlich unabhängig, ließ sich 1207 den dritten Teil alles eroberten Landes abtreten und erwarb 1210 vom Papst noch weiter gehende Rechte. Später verlor der Orden durch unglückliche Kämpfe an Macht und Ansehen und vereinigte sich 1237 nach einer schweren Niederlage mit dem Deutschen Orden, der zu Riga einen Landmeister (später Heermeister) als Gebieter der Schwertbrüder einsetzte. In Anerkennung der dem Hochmeister Albrecht von Brandenburg gegen Polen geleisteten Dienste wurde der S. zu Beginn des 16. Jahrh. mit größerer Selbständigkeit begabt und unter demselben Landmeister Walter von Plettenberg infolge der Umwandlung Preußens in ein weltliches Herzogtum völlig unabhängig. Der S. trat dem Schmalkaldischen Bunde bei, verlor jedoch durch die Kirchenreformation die Grundlage seines Bestehens und löste sich nach dreijährigem (1558—61) tapfern Widerstande des Heermeisters Gotthard Ketteler gegen die von Narwa und Dorpat vordringenden Russen auf. Ketteler übergab das Ordensgebiet im Herbst 1561 zu Wilna an König Sigismund II. von Polen und wurde dafür mit dem Herzogtum Kurland belehnt. Vgl. Runge, «Orden der Schwertbrüder» (Lpz. 1875).

Schwertorden, schwed. Orden, von König Gustav I. Wasa 1552 als modernere Erneuerung des alten Ordens der Schwertbrüder (s. d.) gestiftet, aber wieder in Vergessenheit geraten und von König Friedrich I. von Schweden 1748 neu belebt, ist jetzt der schwed. Militärverdienstorden, wird in fünf Klassen verliehen und verfügt über gewisse Einkünfte, welche zu Pensionen an Ordensritter verwendet werden. Das Ordenszeichen besteht in einem weiß emaillierten achtspitzigen schräggestellten, in den vier Winkeln mit goldenen Kronen besetzten Kreuz. Über jedem Winkel liegen kreuzweis zwei, durch ein Wehrgehenk verbundene Schwerter. Auf dem runden blauen Mittelschilde zeigt sich ein von drei goldenen Kronen begleitetes aufgerichtetes goldenes Schwert. Das an goldener Krone hängende Kreuz wird an gelbem Bande mit hellblauer Einfassung getragen.

Schwertschwänze, s. Molukkenkrebse.

Schwertseite nennt man in der Genealogie bei Ahnenproben die väterlichen Ahnen des Probanten, während man die Gesamtheit der mütterlichen Vorfahren kurz mit «Spindel- oder Spillseite» bezeichnet. (S. Agnaten und Kognaten.)

Schwertthaler, s. Kronenthaler.

Schwestern vom roten Kreuz, s. unter Diakonissinnen.

Schwetschke (Karl Gust.), Buchhändler und geistvoller Schriftsteller, geb. 5. April 1804 zu Halle, Sohn des Buchhändlers C. A. Schwetschke, widmete sich zu Heidelberg und Halle philol. Studien, wurde aber wegen Teilnahme an der Burschenschaft von letzterer Universität relegiert. Er wandte sich hierauf dem väterlichen Geschäft zu, redigierte längere Zeit die «Hallische Zeitung» und beteiligte sich lebhaft an den Bestrebungen der Protestantischen Freunde. Er wurde 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt, wo er der Kaiserpartei angehörte. Um jene Zeit veröffentlichte er: «Novae epistolae obscurorum virorum» (Frankf. 1849; Jubiläumsausg., Halle 1874), in denen er mit Witz und Satire die frankfurter Demokratie bekämpfte. Wie er schon vorher der kirchlichen Reaktion in Preußen entgegengetreten war, so richtete er seine Angriffe gegen die Führer der polit. Reaktion in Berlin, wie unter anderm seine «Novae epistolae clarorum virorum» (Brem. 1855) bekunden. Eine Sammlung der im 19. Jahrh. in Deutschland erschienenen «Epistolae obscurorum virorum» gab er später heraus (2. Aufl., Lpz. 1860). Von S.s übrigen Schriften sind neben den poetischen die bibliographischen sowie die kulturhistorischen hervorzuheben. Dahin gehören: «De Donati Minoris fragmento Halis nuper reperto» (Halle 1839), «Vorakademische Buchdruckergeschichte von Halle» (Halle 1840), «Codex nundinarius oder Meßjahrbücher des deutschen Buchhandels von 1564—1764» (Halle 1850) und Fortsetzung dieses Werks bis 1846 (Halle 1877), «Paläographischer Nachweis der Unechtheit der Kölner Freimaurerurkunde» (Halle 1843), «Geschichte des L'Hombre» (Halle 1862), «Zur Geschichte des Gaudeamus igitur» (Halle 1877) u. s. w. Als Dichter ist S. sowohl in deutscher, wie auch in lat. Sprache aufgetreten. Außer poetischen Übersetzungen aus Spenser, Scarron u. s. w. sind zu nennen: «Gedichte eines Protestantischen Freundes» (Lpz. 1847), «Der Oberon von Sanssouci» (Halle 1847), «Ännchen von Tharau» (Halle 1852), das Lied «Recta via ex taberna», die Dichtung «In Dantem sexcentenarium» (Halle 1865) und das didaktische Epos «Bismardias» (6. Aufl., Halle 1870) und «Varzinias» (1870). Eine ausgewählte Sammlung seiner deutschen und lat. Schriften gab er 1864 selbst heraus (vermehrte Ausg., Halle 1866), sowie als Fortsetzung derselben «Gustav S.s neue ausgewählte Schriften» (Halle 1878). S. starb 4. Okt. 1881 in Halle.

Schwetz, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder, am Einfluß des Schwarzwassers in die Weichsel, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine evang., zwei kath. Kirchen, eine Synagoge, ein

Progymnasium, eine höhere Mädchenschule, ein Gefängnis für jugendliche Verbrecher und eine Provinzialirrenanstalt und zählt (1885) 6386 E., welche fast zu gleichen Hälften evangelisch und katholisch sind und sich von Ackerbau nähren, eine Zuckerfabrik, Schuhwarenfabriken und Korbflechtereien unterhalten. — Der Kreis Schwetz zählt (1885) auf 1668 qkm 76172 E.

Schwetzingen, Stadt im Kreise Mannheim des Großherzogtums Baden, 13 km südöstlich von Mannheim und 10 km südwestlich von Heidelberg entfernt, am Leimbach, Station der Linien Mannheim-Karlsruhe und Heidelberg-Speier der Badischen Staatsbahnen, sowie der Linie Friedrichsfeld-S. der Main-Neckarbahn, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat eine Gewerbeschule, eine höhere Bürgerschule und zählt (1885) 5011 E., welche namentlich Hopfen, Tabak und Spargel bauen, Fabriken für Cigarren, Hefen und Tapeten unterhalten. Der Ort ist besonders berühmt durch sein Schloß und den Schloßgarten, beides Schöpfungen aus der Mitte des 18. Jahrh., wo der Ort Lieblingsresidenz der pfälz. Kurfürsten war. Die Anlagen tragen sehr das Gepräge des Geschmacks jener Zeit. Gleichwohl ist der 67 ha große Park, welcher verschiedene Bauwerke (darunter eine Moschee), Skulpturen, Wasserkünste, eine Orangerie u. s. w. enthält, immer noch durch Schönheit und sorgsame Pflege ausgezeichnet.

Schwicker (Joh. Heinr.), deutsch-ungar. Historiker, geb. 28. April 1839 zu Neu-Beschenowa im Temeser Komitat (Ungarn), wirkte seit 1856 im öffentlichen Lehramt zu Csákova und Groß-Becskerek, wurde 1869 Direktor des Central-Lehrerseminars in Ofen, 1871 Professor am Obergymnasium in Pest und 1873 am Josephs-Polytechnikum daselbst. Er schrieb: «Geschichte des Temeser Banats» (Pest 1861; 2. Ausg. 1872), «Die letzten Regierungsjahre der Kaiserin-Königin Maria Theresia» (2 Tle., Wien 1871—72), «Die Katholiken-Autonomie in Ungarn» (Pest 1870), «Statistik des Königreichs Ungarn» (Stuttg. 1877), «Die ungar. Gymnasien: Geschichte, System, Statistik» (Pest 1881), «Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen» (Teschen 1881), «Polit. Geschichte der Serben in Ungarn» (Pest 1880), «Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen» (Teschen 1882), «Geschichte der österr. Militärgrenze» (Teschen 1883), «Ungar. Hochlandbilder» (1884).

Schwiebus, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, zum Kreise Züllichau-S. gehörig, liegt 20 km nördlich der Kreisstadt Züllichau in einer von der Schwemme durchflossenen Thalsenkung in fruchtbarer Gegend, an der Linie Frankfurt-Posen der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Reichsbanknebenstelle, hat ein Schloß, eine kath. und eine prot. Kirche und zählt (1885) 8353 E. Der Ort ist ein Hauptplatz für Tuchindustrie, die sich auch auf die Umgebungen ausdehnt, hat Weinbau, große Dampfziegeleien und in der Umgegend viele ergiebige Braunkohlenbergwerke. Das ehemalige Land Schwiebus gehörte seit 1335 zum Fürstentum Glogau. Als 16. Nov. 1675 die piastischen Fürsten von Liegnitz, Brieg und Wohlau mit dem Herzog Georg Wilhelm ausstarben, sollten kraft einer 1537 mit Kurbrandenburg abgeschlossenen Erbverbrüderung jene Fürstentümer an den Großen Kurfürsten übergehen, wurden jedoch von Kaiser Leopold I. als der böhm. Krone anheimgefallene Lehen eingezogen. Endlich kam der Vergleich vom 7. Mai 1686 zu Stande, in welchem dem Kurfürsten das Land S. gegen Entsagung seiner Ansprüche auf die drei Fürstentümer abgetreten wurde. Durch einen neuen Vergleich vom 20. Dez. 1694 gab Kurfürst Friedrich III. das Land wieder zurück, wogegen er vom Kaiser 250000 Fl. und die Anerkennung der herzogl. Souveränetät in Preußen erhielt. Durch den Frieden von 1742 erlangte endlich Friedrich d. Gr. mit fast ganz Schlesien auch das Land S. wieder, welches seitdem als Schwiebuser Kreis zum Glogauschen Kammerdepartement gehörte. Das Gebiet S. wurde jedoch 1817 zum brandenb. Regierungsbezirk Frankfurt geschlagen und mit dem Lande Züllichau (s. d.) zu einem Kreise vereinigt.

Schwieger (Jak.), deutscher Dichter des 17. Jahrh., geb. zu Altona um 1630, studierte in Wittenberg und ging dann nach Hamburg, wo er mit Philipp von Zesen bekannt wurde, welcher ihn unter dem Namen «der Flüchtige» in die Deutschgesinnte Genossenschaft aufnahm. In Rists Elbschwanenorden trat er als «Filidor, der Dorferer» ein. Eine Zeit lang wohnte er auch in Stade, nahm dann 1657 dän. Kriegsdienste und machte den Feldzug gegen Schweden in Polen mit. Nach seiner Rückkehr lebte er in Gottorf und Glückstadt, seit 1665 am schwarzb.-rudolstädt. Hofe. Er starb nach 1667. Als Lyriker schließt sich S. der Richtung Flemings an, und ihm gebührt als Liebesdichter der Platz unmittelbar neben diesem, namentlich da, wo er sich von dem konventionellen Stil der Schule, dem Schäferwesen mit der Beigabe mytholog. Schmucks, freihält. Freilich sind viele seiner Gedichte nicht frei von Derbheiten, ja selbst Obscönitäten. S. gab dieselben als «Geharnischte Venus von Filidor dem Dorferer» heraus (Hamb. 1660). Von den übrigen Sammlungen sind zu erwähnen: «Liebesgrillen. Das ist Lust- und Liebes-Scherz- und Ehrenlieder u. s. w.» (Hamb. 1654; 1656; 2 Tle., 1656) und «Überschriften und Gedichte» (Stade 1654.) Seine in Rudolstadt verfaßten Gelegenheitsschauspiele, bei denen er novellistische Stoffe nach ital., span. und franz. Quellen benutzte, erschienen gesammelt als «Filidors erster Teil der Trauer-, Lust- und Mischspiele» (Jena 1665).

Schwiele (Hautschwiele), s. Callus.

Schwielugsee (Schwielochsee), von der Spree durchflossener See auf der Grenze der Regierungsbezirke Frankfurt a. O. und Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, 12 km lang, bis 4 km breit, südlich von Beeskow.

Schwientochlowitz, Dorf und Gut im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Beuthen, 281 m über dem Meere, Station der Linien Kosel-Kandrzin-Oswiecim und Gleiwitz-Beuthen-S. der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 5446 E., überwiegend Polen, und hat bedeutenden Steinkohlenbergbau, sowie das große Eisenhüttenwerk Bethlen-Falvahütte. Westlich, beziehungsweise südwestlich von S., und mit diesem durch Zweigbahn verbunden, liegen das Eisenhüttenwerk Eintrachtshütte nebst Gießerei und Maschinenbauanstalt, sowie die Zinkhüttenwerke Clarahütte und Thurzohütte.

Schwimmen beruht auf dem Archimedischen Prinzip, daß jeder in eine Flüssigkeit getauchte Körper von seinem Gewicht so viel verliert, als er Flüssigkeit verdrängt. Es ist dies eine Folge des von der Flüssigkeit geübten Drucks nach allen

Seiten, also auch nach aufwärts. Vermöge dieses Auftriebes sinkt ein Körper, der dichter als die Flüssigkeit, in welcher er sich befindet, ist, unter; er schwimmt oder schwebt in derselben bei Gleichgewicht der Dichte beider. Ein Körper, dessen spezifisches Gewicht oder dessen Dichte geringer ist als das spezifische Gewicht einer Flüssigkeit, wird, sobald man ihn auf diese legt, von der Flüssigkeit getragen: er schwimmt auf der Flüssigkeit. Man unterscheidet das ebenerwähnte passive S., das bloße Getragenwerden von der Flüssigkeit, von dem aktiven S., der Fortbewegung in einer Flüssigkeit nach beliebiger Richtung, wozu natürlich nur lebende Wesen befähigt sind. Da kein Körper gewichtlos ist, so wird beim S. desselben stets eine gewisse Eintauchung, d. h. Verdrängung der Flüssigkeit stattfinden, und zwar wird der Körper stets so tief eintauchen, daß die von ihm verdrängte Flüssigkeit genau so viel wiegt wie er selbst. Ein Kubikdecimeter Holz, der nicht mehr wiegt als ein halber Kubikdecimeter Wasser, wird also auch nur einen halben Kubikdecimeter ins Wasser sinken und zur Hälfte über dasselbe hervorragen. Man kann einen spezifisch schwerern Körper als die Flüssigkeit dadurch zum S. bringen, daß man ihn mit einem leichtern in Verbindung bringt, sodaß beide Körper zusammen weniger wiegen als das Wasser, welches von ihnen bei völligem Untertauchen verdrängt würde. So schwimmt eine verschlossene Blechbüchse auf dem Wasser, weil das Blech, obgleich spezifisch schwerer als Wasser, mit der darin enthaltenen Luft gleichsam einen Körper bildet, der spezifisch leichter ist als Wasser. Auch die Anwendung der sog. Schwimmblasen, Schwimmgürtel ꝛc., die, mit Luft gefüllt, an einem schweren Körper befestigt werden, beruht darauf. Ebenso bilden Schiffe mit der in ihrem Raume befindlichen Luft zusammen einen spezifisch leichtern Körper, als das Wasser ist, und schwimmen, selbst wenn sie von Eisen sind.

Beim aktiven S. kommt das spezifische Gewicht gleichfalls wesentlich in Betracht, weil das S. dadurch erleichtert oder erschwert oder gar unmöglich gemacht wird. Die Fische, deren Bestimmung es ist, nicht auf, sondern in dem Wasser zu schwimmen, gehören wohl mit zu den spezifisch schwersten Tieren. Die Scholle, die keine Luftblasen hat, ist, wie die Muschel, an den Boden gebannt. Die meisten Fische haben jedoch zwei Luftblasen, durch deren Zusammendrückung sie spezifisch schwerer und durch deren Ausdehnung sie spezifisch leichter werden. Am spezifisch leichtesten sind wohl die Schwimmvögel: sie machen nur einen geringen Eindruck ins Wasser und können, so geschickt sie sich auf demselben bewegen, doch nicht ohne Anstrengung untertauchen. Die Landtiere sind im gewöhnlichen Zustande durchgängig leichter als das Wasser und können fast alle auf demselben schwimmen. Was den Menschen betrifft, so ist sein spezifisches Gewicht, wie bei allen atmenden Tieren, ein verschiedenes, je nachdem die Lunge leergehaucht oder mit Luft oder Wasser gefüllt erscheint, welches letztere beim Ertrinken stets der Fall ist. Die Lunge voll Luft geatmet, ist der Mensch spezifisch etwas leichter als Wasser. Es kostet dem geübtesten Schwimmer Anstrengung mit luftgefüllter Lunge sich auf einige Tiefe hinunterzuarbeiten, weshalb er auch gewöhnlich beim Tauchen einen Sprung ins Wasser zu Hilfe nimmt. Einmal in der Tiefe, wird es ihm aber ein Leichtes, so lange die Atemnot ihn nicht drängt, unten zu weilen. Das über ihm befindliche Wasser drückt nämlich seinen Leib ein, verdichtet dadurch die Luft in seinem Innern und macht ihn in demselben Grade spezifisch schwerer, als sein Umfang abnimmt. Arbeitet man sich aber nicht absichtlich hinab, so bleibt bei luftgefüllter Lunge ein kleiner Teil des Körpers über Wasser, selbst ohne alle mechan. Beihilfe. Mit ausgehauchter Lunge ist der Mensch nur ein weniges schwerer als das Wasser. Man sollte es hiernach nur für schwer möglich halten, daß ein Mensch ertrinken könnte, und in der That würde sich auch der des S. Unkundige vor dem Sinken bewahren, wenn er die Geistesgegenwart hätte, mit der Luft in seinen Lungen zu ökonomisieren und keine seinem Halten über dem Wasser entgegenwirkende Bewegungen zu machen. Bei der Fortbewegung im Wasser übt der Schwimmer mittels der Hände und Füße einen Stoß oder Druck in der Weise auf das Wasser aus, daß er durch denselben gleichzeitig gehoben und je nach seinem Belieben vorwärts oder rückwärts bewegt wird. Die Flächen der Hände oder Füße müssen dergestalt gehalten werden, daß sie beim Stoß oder Druck der Flüssigkeit eine möglichst große, dagegen beim Anziehen (um sie nachher zu einem neuen Stoß oder Druck anzuwenden) eine möglichst kleine Fläche entgegensetzen. Rücksichtlich der Methoden beim Schwimmunterricht hat sich die des preuß. Generals von Pfuel als vorzüglich bewährt. Schwimmschulen, auch für das weibliche Geschlecht, befinden sich jetzt in allen größern Städten.

Vgl. Pettigrew, «Die Ortsbewegung der Tiere» (Lpz. 1875); Müllenhoff, «Die Ortsbewegung der Tiere» (Berl. 1885); Thümen, «Instruktion für den Schwimmunterricht nach der Pfuelschen Methode» (Berl. 1862); Kluge, «Lehrbuch der Schwimmkunst» (Berl. 1870); Auerbach, «Das S. leicht und schnell zu erlernen» (2. Aufl., Berl. 1873); d'Argy, «Instruktion für den Schwimmunterricht in der franz. Armee» (deutsch, 4. Aufl., Berl. 1877); Schwägerl, «Katechismus der Schwimmkunst» (Lpz. 1880).

Schwimmende Batterien sind flach gehende, nur wenig über die Wasserlinie emporragende, stark mit Geschützen armierte Fahrzeuge, welche beim Angriff auf Seefestungen diese von der Seeseite her mit größerm Nachdruck und minderer eigener Gefährdung beschießen sollen, als es von Hochbordschiffen möglich ist, denen wegen ihres größern Tiefgangs keine so große Annäherung an die Küste möglich ist und die außerdem ein günstigeres Zielobjekt für das Feuer der Küstenbefestigungen bieten. Man stellte die schwimmenden Batterien früherhin aus Flößen oder aneinander gekoppelten Schiffsgefäßen her, wie in dem niederländ. Befreiungskampfe, oder benutzte, wie die Franzosen und Spanier 1782 vor Gibraltar (s. d.), den Rumpf alter Schiffe dazu. Die Geschütze wurden durch Blendungen von Wollsäcken, Faschinen und Holz gedeckt. Vor Gibraltar kamen zehn schwimmende Batterien nach der Idee des franz. Ingenieurgenerals d'Arçon mit im ganzen 150 Geschützen zur Anwendung. Am 13. Sept. 1782 griffen diese schwimmenden Batterien, in Verbindung mit der kombinierten Flotte, die Festung an, wurden aber größtenteils durch die glühenden Kugeln der engl. Geschütze in Brand gesteckt. Im 19. Jahrh. traten an Stelle der schwimmenden Batterien die flach gehenden Kanonenboote und seit 1855 Panzerfahrzeuge verschiedener Konstruktion.



9. Albatros (Diomedea exulans).



10 12

10. Tropikvogel (Phaëton aethereus). 11. Fregattvogel (Tachype



3. Lund, Seepapagei (Alca arctica).
2. Krabbentaucher (Uria troile).



7. Heringsmöve (Larus fuscus).



6. Haubensteifsfuſs (Podiceps cristatus).

VÖGEL. I.



11 12

a aquila). 12. Brauner Pelikan (Pelecanus fuscus).



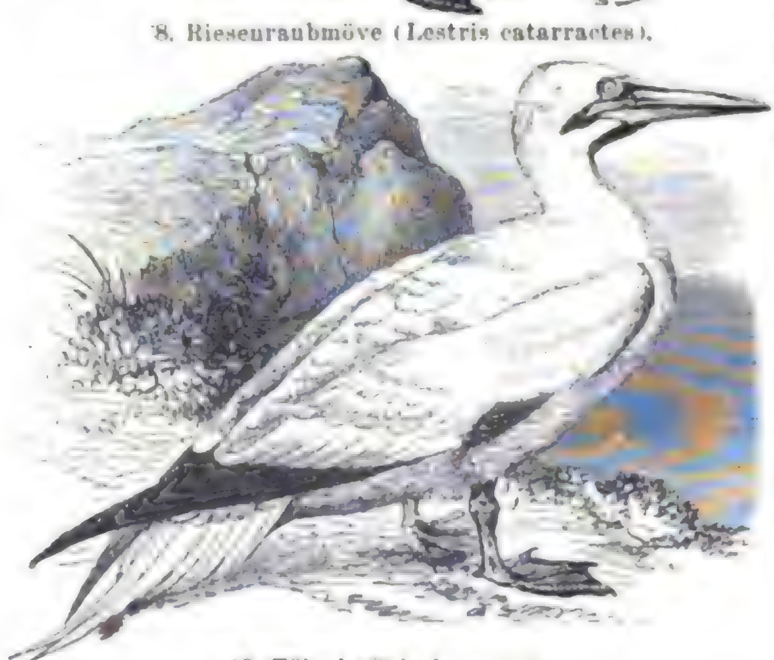
1. Riesenpinguin (Aptenodytes patagonica).



8. Riesenraubmöve (Lestris catarractes).



4. Tordalk (Alca torda). 5. Riesen- oder Brillenalk (Alca impennis).



13. Tölpel (Sula bassana).

Schwimmende Docks, s. unter Docks.

Schwimmender Kopf, s. Klumpfisch und Mondfisch.

Schwimmer (frz. flotteur, niveau à flotteur; engl. float-gauge), ein Körper, resp. Apparat, der, auf einer Flüssigkeit schwimmend, den Stand derselben, z. B. den Wasserstand eines Dampfkessels, anzeigt.

Schwimmkäfer (Dytiscidae), eine aus mehr wie 900 Arten bestehende, über die ganze Erde verbreitete, in den gemäßigten Gegenden aber stärker entwickelte Familie der Käfer, die den Laufkäfern (s. d.) so nahe verwandt sind, daß man sie geradezu als deren Wasser- oder Schwimmformen bezeichnen kann. Ihre Freßwerkzeuge sind ganz wie bei diesen beschaffen, aber der Körper ist oval, verbreitert, die Hinterbeine sind flachgedrückte Schwimm- oder Ruderbeine und in ihrem obersten Abschnitte fest mit dem Körper verbunden. Die S. können meist vortrefflich fliegen, was sie in der Regel des Nachts thun, und sind wie ihre Larven kühne Räuber, die sich von andern Wasserinsekten, Mollusken, gelegentlich auch von Aas ernähren. Die Männchen haben meist die drei ersten Glieder der Tarsen an den Vorderbeinen zu einem kompliziert gebauten, scheibenförmigen Haftapparat verbreitert. Einer der gemeinsten Arten (Dytiscus marginalis, s. Tafel: Insekten I, Fig. 3) findet sich in stehenden Gewässern ganz Europas, wird bis 30 mm lang, ist oben dunkelolivengrün, unten braungelb und mit einem braungelben Rand an der Außenseite der Flügeldecken und um das Halsschild herum. Die Weibchen haben meist längsgefurchte Flügeldecken.

Schwimmsand (Kurzawka in Oberschlesien, Fließ in Westfalen genannt) ist eine aus wasserreichem, lockerm Sande bestehende Gebirgsschicht der jüngern Formationen, häufig Braun- und Steinkohlen überlagernd und dem Bergbau große Schwierigkeiten bereitend.

Schwimmschnecken werden mehrere Mollusken genannt: nämlich die Arten des Geschlechts Nerita unter den Schildkiemern und Pterotrachea unter den Kielfüßlern. Erstere bewohnen in zahlreichen Arten das Meer und das süße Wasser, namentlich schnellfließende Flüsse, letztere, von denen Pt. coronata (s. Tafel: Mollusken, Fig. 7) eine rosenrote Art des Mittelmeers ist, nur das Meer.

Schwimmvögel (Palmipedes oder Natatores) ist der gemeinsame Name für verschiedene Ordnungen der Vögel, welche sich durch Schwimmfüße oder Ruderfüße auszeichnen, je nachdem nur die drei Vorderzehen, wie bei Gänsen, Enten, Möven, oder auch noch die vierte hintere Zehe, wie bei Pelikan und Scharbe, durch Schwimmhäute untereinander verbunden sind. Sehr selten sind Lappenfüße vorhanden, indem die Zehen nur mit einem gelappten Hautsaume eingefaßt sind, wie bei dem Lappentaucher (Podiceps). Die Beine sind meist kürzer als der Rumpf, nur bei den Flamingos lang, wie bei den Stelzvögeln, außerhalb der Körpermitte nach hinten gerückt und fast bis ans Hackengelenk gefiedert; das Schienbein ist zwischen den Federn des Rumpfes versteckt, der Hals länger als die Beine, der Steiß mit einer großen Fettdrüse besetzt und der Schnabel meist mit Wachshaut versehen. Auf ihre Bestimmung zum Leben auf dem Wasser deutet schon ihre äußere Gestalt. Die Unterseite des Rumpfes ist abgerundet, damit der Körper weniger tief im Wasser einsinkt; die Brust tritt gewölbt weit vor, um das Wasser leichter durchschneiden zu können; um den Körper durch Rudern kräftig fortzubewegen, sind die Beine außerhalb des Mittelpunktes des Körpers eingefügt, die an Bauch und Brust sehr dicht stehenden Federn sind an der Fläche so gewölbt, daß unter ihnen eine sehr dichte, Luft einschließende Flaumschicht stehen kann, wodurch die spezifische Leichtigkeit des Körpers befördert wird. Außerdem ist das ganze Gefieder so von Öl durchdrungen, daß das Wasser nicht eindringen kann. Viele dieser Vögel können auch sehr gewandt, wie die Möven und Seeschwalben, oder sehr ausdauernd fliegen, wie die Tropikvögel, die Sturmvögel und Albatros. Manche dagegen fliegen schwerfällig; nur wenige können gar nicht fliegen, wie der große Alk und die Fettgänse (Pinguine).

Die meisten S. nähren sich von Wassertieren, wenige von Pflanzen. Im Verhältnis zu der Art des Futters ist auch die Form des Schnabels sehr verschieden. Bei den Scharben und Raubmöven gleicht er mehr dem der Raubvögel, bei den Tauchern, welche ihre Beute im Stoße erhaschen, ist er lang und sehr spitzig, bei den Enten breit, löffelförmig und innen mit Reihen feiner Hornplättchen versehen, welche etwa einen gleichen Dienst verrichten wie die Barten beim Walfisch. Wegen der leichten und reichlichen Ernährung und der raschen und kräftigen Verdauung werden die S. meistens sehr fett; doch ist das Fett oft mit dem Geruch der zum Futter dienenden Fische durchdrungen und macht das Fleisch dann ungenießbar, wie bei vielen Seeschwimmvögeln. Die Stimme äußert sich in Schreien, Krächzen und Schnattern. Gewöhnlich sind die S. fruchtbar; doch legen manche auch nur ein Ei. Meistenteils leben sie monogamisch und bauen stets kunstlose Nester, welche sie öfters mit den Federn und Dunen des eigenen Körpers ausfüttern. Seeschwimmvögel bilden gewöhnlich große Vereine, wo Tausende von Nestern nebeneinander stehen. Die Jungen vermögen meist wenige Stunden nach dem Auskriechen aus dem Ei zu schwimmen und entwickeln sich schnell. Prachtfarben besitzen die S. zwar nicht; doch haben viele eine hübsche Zeichnung, spiegelndes Gefieder und manche sogar an einzelnen Stellen lebhafte glänzende Farben, besonders die Enten. Im ganzen gehören sie zu den größern und zum Teil zu den größten Vögeln; nur wenige haben eine geringe Körpergröße.

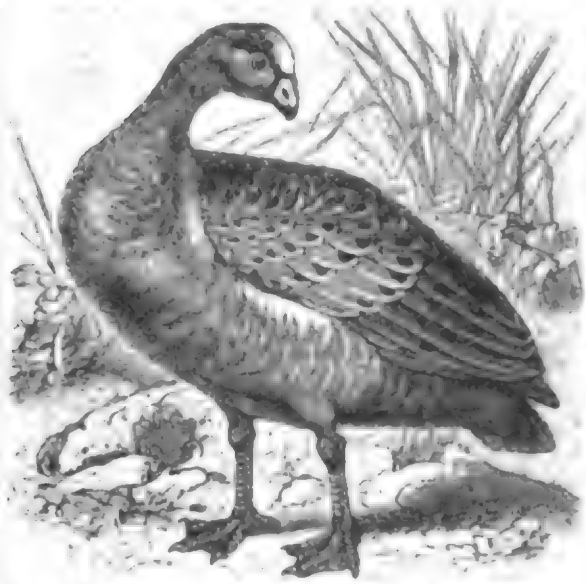
Die Ordnungen der S. sind: 1) Die Taucher (s. d., Urinatores), zu denen die Pinguine mit dem Riesenpinguin (Aptenodytes patagonica, Tafel: Schwimmvögel I, Fig. 1), die Alke (s. d.) mit dem Krabbentaucher oder Lumme (s. d., Uria troile, Fig. 2), dem Lund (Alca arctica, Fig. 3), dem Tordalk (Alca torda, Fig. 4), dem ausgestorbenen Riesen- oder Brillenalk (Alca impennis, Fig. 5), die Seetaucher (Colymbus) und die Steißfüße (s. d.) mit dem Haubensteißfuß (Podiceps cristatus, Fig. 6) gehören. 2) Die Langflügler (Longipennes), ausgezeichnet durch lange, spitze Flügel und brillanten Flug. Zu ihnen gehören die Möven (s. d.) mit der Heringsmöve (Larus fuscus, Fig. 7) und der Riesenraubmöve (Lestris catarractes, Fig. 8), der Albatros (s. d., Diomedea exulans, Fig. 9). 3) Die Ruderfüßler (Steganopodes, s. d.) mit dem Tropikvogel (s. d., Phaëton aethereus, Fig. 10), dem Fregattvogel (s. d., Tachypetes aquila, Fig. 11), den Pelikanen (s. d.), zu welchen der braune Pelikan (Pelecanus

fuscus, Fig. 12) gehört, mit dem Tölpel (Sula bassana, Fig. 13) und endlich mit den Scharben, deren häufigste Art der Cormoran (s. d., Phalacrocorax carbo, Tafel: Schwimmvögel II, Fig. 1) ist. 4) Die Siebschnäbler (s. d., Lamellirostres) mit den Untergruppen der Säger (Mergus, z. B. der Gänsesäger, Mergus meganser, Fig. 2); der Enten (s. d.) mit zahlreichen Arten, wie die Eiderente (Somateria mollissima, Fig. 3), die Schellente (Fuligula clangula, Fig. 4), die Mandarinente (Anas galericulata, Fig. 5), die Brautente (Anas sponsa, Fig. 6), die Wildente (Anas boschas, Fig. 7); der Gänse (s. Gans), zu denen die Brandgans (Vulpanser tadorna, Fig. 8), die Hühnergans (Cereopsis Novae Hollandiae, Fig. 9), die Ringelgans (Bernicla torquata, Fig. 10) und die Graugans (Anser cinereus, Fig. 11) zu zählen sind; der Schwäne (s. d.) mit dem Höckerschwan (Cygnus olor, Fig. 12). Zu den Siebschnäblern gehören auch die Flamingos (s. d.), deren häufigste Art der rosenrote (Phoenicopterus roseus, Fig. 13) ist. Die gemeine Gans und einige Entenarten sind Haus- und Luxusvögel. (S. Tafel: Geflügel, Fig. 1—10.)

Schwind (Mor. von), ausgezeichneter deutscher Maler, geb. zu Wien 21. Jan. 1804, besuchte einige Zeit die Universität und erhielt Zeichenunterricht bei Ludwig Schnorr, kam 1828 zu Cornelius nach München, wo er an den malerischen Aufgaben in den entstehenden Prachtbauten teilnahm und unter anderm in der Residenz Darstellungen zu Tiecks Märchen malte. Sodann entstand 1838 das Ölgemälde Ritter Kurts Brautfahrt (Kunsthalle zu Karlsruhe), welches das Goethesche Gedicht meisterhaft illustriert. Zuvor hatte er Entwürfe zur Ausschmückung des Schlosses Hohenschwangau geliefert. Er wurde 1839 nach Karlsruhe gerufen, um die neuerbaute Kunsthalle auszumalen. Neben manchen trefflichen Arbeiten, die er hier begann, schmückte er auch den Sitzungssaal der Ersten Kammer in Karlsruhe. Zugleich entstanden Ölbilder und Kartons allegorischer Art, darunter eine große Komposition, die den Rhein mit seinen Nebenflüssen darstellt. S. hat dieses Bild später für den Grafen Raczynski in Berlin in Öl ausgeführt. Von Staffeleibildern sind ferner zu nennen: die Sage vom Ritter Kuno von Falkenstein; der Hochzeitsmorgen oder die Rose (Nationalgalerie in Berlin), gemalt 1847, ein originelles phantasievolles Gedicht; der Sängerkampf, den er für das Städelsche Institut in Frankfurt an Ort und Stelle (1845) malte. Schon 1817 wurde er als Professor an der Akademie nach München zurückberufen. Von 1853 ab beschäftigte ihn die malerische Ausschmückung der Wartburg, wo er im Korridor eine Folge von Bildern aus dem Leben der heil. Elisabeth, im Sängersaale den Sängerkrieg und in einem andern Zimmer Darstellungen aus dem Leben des Landgrafen Ludwig schuf. Auf Bestellung des Vereins für histor. Kunst malte er Kaiser Rudolfs Todesritt nach Speier (1857), jetzt in der Kunsthalle zu Kiel. Seine hervorragendsten und populärsten Werke sind aber die verschiedenen cyklischen Kompositionen zu deutschen Volksmärchen, besonders die zu «Aschenbrödel» (im Besitz des Barons Falkenstein) und zu den «Sieben Raben» (im Museum zu Weimar). In ihnen ist das eigentümliche Wesen von S.s Kunst am reinsten und glücklichsten zur Anschauung gekommen. Dasselbe besteht in einer hochpoetischen, von schwungvollem Schönheitssinn getragenen Verbindung des Romantischen und Humoristischen.

S. bediente sich bei Ausführung seiner derartigen Kompositionen mit Vorliebe einer leichten, oft nur andeutend verfahrenden Aquarellbehandlung, welche dem phantastischen Reiz der Gegenstände entspricht. Sein letztes und größtes Werk dieser Gattung, das Märchen von der schönen Melusine (in der Belvederegalerie zu Wien), kurz vor seinem Tode vollendet, erlangte ebenso wie S.s sieben Raben in ganz Deutschland die größte Bewunderung. Verwandt in seiner Eigenschaft als Bildergedicht ist die früher entstandene Symphonie (Zeichnung im Museum zu Leipzig), eine geistreich-graziöse Liebesgeschichte mit beziehungsreichem Ornamentschmuck. S. lieferte noch Kartons zu Glasmalereien für das Münster zu Glasgow, die Bilder für den Hauptaltar der münchener Frauenkirche (1860), die Fresken in der Pfarrkirche zu Reichenhall (1863), später die Kartons für die neue Michaelskirche in London und begann 1866 die Ausschmückung des neuen wiener Opernhauses, in der Loggia: ein Freskencyklus aus der «Zauberflöte», im Foyer: 16 Temperabilder. Außerdem sind von ihm vorhanden viele kleinere Ölbilder, Zeichnungen zu Werken plastischer Kleinkunst (unter anderm ein Schild für den Grafen O'Donnell, Gerätschaften für die nürnberger Kunstschule), Holzschnitte (z. B. für die «Münchener Bilderbogen und für die «Fliegenden Blätter») und Radierungen (unter anderm 42 Epigramme mit Text von Feuchtersleben), zahllose sinnige und humoristische Entwürfe aller Art, die seine zeitweiligen Stimmungen künstlerisch zum Ausdruck bringen und in denen, wie auch in den Werken großen Stils, ein musikalisches Element vorklingt, welches von Jugend auf die schöpferische Triebkraft seines Talents gewesen war. Der stets poetische Inhalt und die Grazie der Formgebung lassen die Mängel koloristischer Technik, welche S.s Ölgemälden anhaften, zurücktreten; sein eigentliches Ausdrucksmittel ist neben Feder und Bleistift die leicht behandelte Wasserfarbe, mittels welcher er Wirkungen erzielt, die an das Fresko erinnern. Er starb als der edelste und begabteste Vertreter echt deutscher Romantik 8. Febr. 1871 in München. Vgl. von Führig, «Moritz von S.» (Lpz. 1871); H. Holland, «Moritz von S.» (Stuttg. 1873).

Schwindel (vertigo) nennt man ein krankhaftes Gefühl, zufolge dessen dem Schwindeligen seine Glieder oder die Außenwelt schwankend und bewegt scheinen. Bei der gewöhnlichsten Art des S. scheint sich die Außenwelt horizontal im Kreise herumzudrehen, während in andern Fällen die Gegenstände sich scheinbar von oben nach unten oder umgekehrt drehen. Die Ursachen der den S. bedingenden Gefühlsnervenstörung sind sehr mannigfach: am häufigsten betreffen sie das Gehirn selbst (Kopfschwindel), daher der S. häufig rein psychisch bedingt ist (Angstschwindel, Hallucinationsschwindel), oder von wirklicher Hirnkrankheit abhängt (z. B. von narkotischen Vergiftungen, Blutanhäufung, Blutarmut, Schlagfluß, Typhus), oder mit Störungen der Sinnesorgane zusammenhängt (z. B. Augenschwindel von Bewegtsehen oder Augenflimmern, Ohrenschwindel von Ohrenbrausen, innerer Ohrentzündung). Bisweilen wird S. auch reflektorisch durch Krankheiten des Magens und Darmkanals erregt (sog. Magenschwindel). Höhere Grade des S. führen zu Zittern und Schwanken des



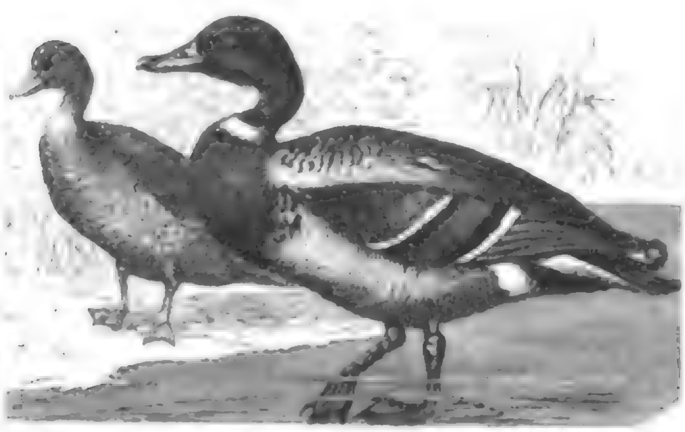
9. Hühnergans (Cereopsis Novae Hollandiae).



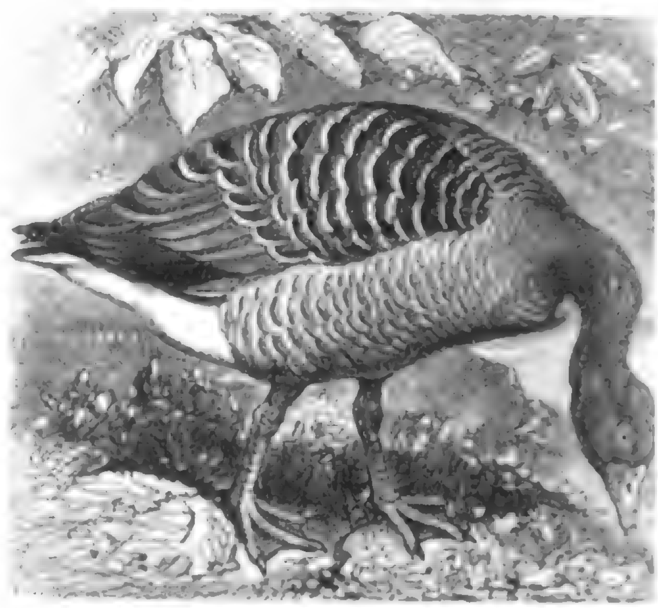
4. Schellente (Fuligula clangula).



5. Manda



7. Gemeine Wildente, Stockente (Anas boschas).



11. Graugans (Anser cinereus).



13. Flamingo (Phoenicopterus roseus).



12. Höckerschwan (Cygnus olor).

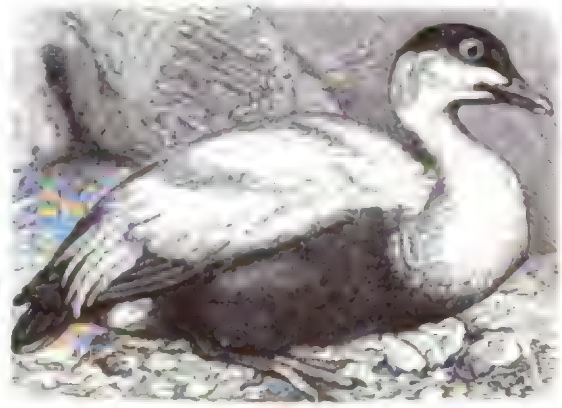
VÖGEL. II.



mente (Anas galericulata).



6. Brautente (Anas sponsa).



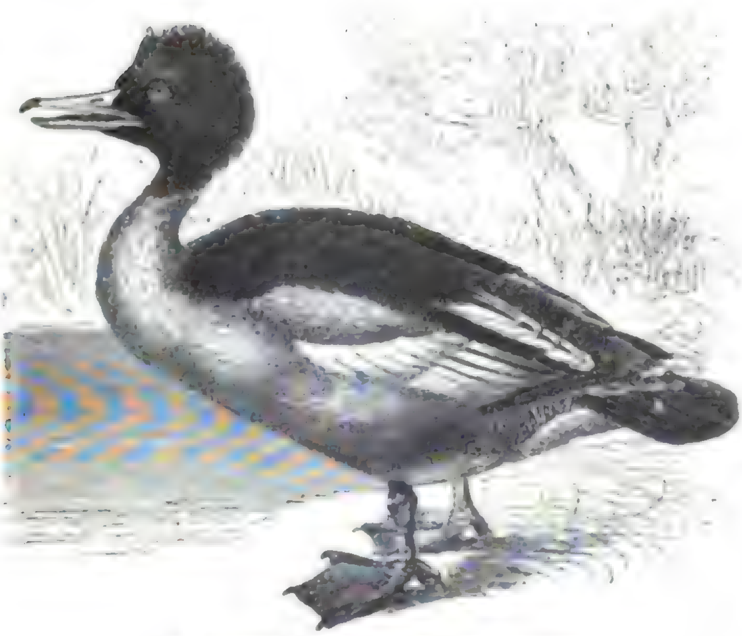
3. Eiderente (Somateria mollissima).



10. Ringelgans (Bernicla torquata).



8. Brandgans (Vulpanser tadorna).



2. Gänsesäger (Mergus merganser).



1. Cormoran (Phalacrocorax carbo).

Zu Artikel: Schwimmvögel.

Körpers und wirklichem Hinfallen, auch wohl zu Gesichtsverdunkelung, Erbrechen, Ohnmacht, Bewußtlosigkeit ꝛc. Da die Ursachen sehr verschieden sind, so ist auch die Behandlung verschieden; immer muß sie durch einen kräftigen Willen, die Herrschaft über das Muskelsystem zu behaupten, gehörig unterstützt werden, um das Ausarten der Schwindelanfälle in die höhern Grade (Hinfallen u. dgl.) oder in eine Gewohnheitskrankheit zu verhüten.

Schwindelkorn, soviel wie Taumellolch, s. unter Lolch.

Schwindelkraut, s. unter Aronicum.

Schwindflechte (Schwindknötchen, Lichen), Hautkrankheit, bestehend in kleinen soliden weißlichen oder rötlichen Knötchen, die entweder vereinzelt oder in Gruppen beieinander stehen, mehr oder minder heftiges Jucken veranlassen und schließlich unter kleienförmiger Abschuppung verschwinden. Die Ursachen der S. bestehen entweder in örtlichen Hautreizen (Unreinlichkeit, Ungeziefer, grobe Wäsche, Einwirkung der Hitze u. s. w.) oder in allgemeinen Ernährungsstörungen (Blutarmut, Skrofulose u. a.). Behandlung: Bäder, Einreibungen von Schwefel- und Teersalben, Schmierseife, innere Anwendung des Arseniks.

Schwindler, drehkranke Schafe, s. unter Drehkrankheit.

Schwindmaß (frz. mesure de retraite, engl. shrinking), das bestimmte Maß, um welches man, entsprechend der Eigenschaft der Metalle, beim Erkalten einen kleinern Raum als in heißem Zustand einzunehmen, die Gußform größer machen muß, als die Gußstücke werden sollen; auch das Maß, in welchem das Holz beim Austrocknen zusammenschrumpft, wird als S. bezeichnet.

Schwindsucht im allgemeinen (tabes, tabescentia) nennt man alle langwierigen Krankheiten, bei welchen die Kranken allmählich, aber unaufhaltsam an Fleisch und Kräften abnehmen. Die ältere Medizin unterschied als zwei Hauptklassen die Darrsucht (s. d.) oder trockene S., Abzehrung (marasmus), von der eigentlichen S. oder Auszehrung (phthisis), bei welcher letztern reichliche Stoffverluste und krankhafte Entzündungs- oder Eiterungsprozesse als Ursachen des allmählichen Abzehrens vorlagen und meist hektisches Fieber (s. Hektik) vorhanden war. Von den Laien wird unter S. fast ausschließlich die Lungenschwindsucht (s. d.) verstanden. Die Behandlung der S. richtet sich nach den Ursachen, ist aber meist eine stoffersetzende, gutnährende: daher Milch, Eier, Fleisch, fette und mehlreiche Stoffe neben dem Aufenthalt in reiner, milder Luft die Hauptsache dabei sind.

Schwingel, Gräsergattung, s. Festuca.

Schwingen heißt in der deutschen Schweiz eine manchen Berggegenden eigentümliche Form des Ringens, bei der sich beide Teile gegenseitig mit der Faust und ausgestrecktem Arme am Wulst ihrer bis zum Oberschenkel zurückgerollten Beinkleider oder an besonders dazu bestimmten Schwinghosen fassen (daher der Trivialname Hosenlupf), um einander in die Höhe zu heben und durch einen kräftigen Schwung zu Boden zu werfen. Dieses Kampfspiel, das sowohl in den Beinen, wie in den Armen große Kraft und Gewandtheit erfordert, hat seine genau bestimmten althergebrachten Regeln, und Sieger ist, wer den Gegner auf den Rücken wirft. Die Schwinger benachbarter Thäler, oft auch diejenigen mehrerer Kantone, versammeln sich öfters an bestimmten Tagen und Punkten zum Wettkampf oder «Schwinget», so auf der Großen Scheideck, auf den Alpen zwischen Obwalden und Oberhasli, Emmenthal und Entlebuch u. s. w.; seltener bei Interlaken, Bern, Burgdorf u. s. w., wo die Schwingfeste größere Dimensionen annehmen, zugleich aber ein gutes Teil ihrer Ursprünglichkeit und Volkstümlichkeit einbüßen. Die vom Kampfrichter ausgeteilten Preise bestehen in Kränzen, Geld, Uhren, Schafen u. s. w. Wer an mehrern aufeinander folgenden Schwingfesten Sieger geblieben, ist der Schwingerkönig. Als die besten Schwinger gelten die Emmenthaler und Oberhasler (Bern), die Entlebucher (Luzern) und die Obwaldner. Vgl. Schärer, «Anleitung zum Ringen und S.» (2. Aufl., Bern 1883).

Schwingen (frz. espader, engl. swingling), diejenige Behandlungsweise des Flachses und Hanfs, bei welcher die holzigen Teile durch kräftiges Ausschütteln oder Abstreifen entfernt werden. (S. unter Flachsspinnerei.)

Schwingfaden, soviel wie Oscillarineen, s. unter Algen.

Schwingkölbchen, s. Halteren.

Schwingkran, ein Kran, welcher mit Hilfe einer Bremsvorrichtung die Last langsam senkt, worauf er in leerem Zustande durch die Wirkung eines Gegengewichts wieder aufgerichtet wird; auch soviel wie Drops. (S. unter Hebeapparate.)

Schwingmaschine, mechan. Vorrichtung zum Schwingen des gebrochenen Flachses oder Hanfs. (S. unter Flachsspinnerei.)

Schwingung, Vibration oder Oscillation nennt man jede Bewegung, welche einen Körper zwischen bestimmten Grenzen in gleichbleibenden Zeiträumen wiederholt, nach bestimmten Gesetzen hin- und wieder zurückführt; so die Bewegungen des Pendels (s. d.), des Wagebalkens, der Glocken, der gespannten Saiten, der Luft beim Tönen der Pfeifen und der Fortpflanzung des Schalls (s. d.) u. s. w. Die S. sind entweder stehende, wie z. B. bei einer Saite, wo alle Teilchen gleichzeitig die Bewegung beginnen und gleichzeitig die Ruhelage passiren, oder sie sind, wie bei den Wasser- und Schallwellen, fortschreitend, d. h. die weiter vom Anfangspunkte der Bewegung liegenden Teilchen beginnen später zu schwingen. Die stehenden S. sind entweder transversal oder longitudinal, je nachdem die Teilchen des Körpers senkrecht oder parallel zur Längenrichtung des Körpers schwingen. Die Erreger des Schalls machen stets stehende S. und zwar bei den festen Tonerregern vorherrschend transversale, bei den luftförmigen (Pfeifen) longitudinale. Die fortschreitenden S. der Luft sind longitudinal und sie dienen zur Verbreitung des Schalls in der Luft. Man kennt auch noch drehende oder Torsionsschwingungen, bei welchen die Teilchen in Kurven schwingen. Läßt man einen schwingenden Körper seine S. auf berußtes Glas oder berußtes Papier einradieren, so erhält man einen Vibrograph oder, wenn der schwingende Körper tönt, einen Phonograph. Die Vibrographie wurde von Wilh. Weber (1830) begründet und durch Duhamel, Wertheim, Scott, König u. a. ausgebildet. Die Lehre von den S. bildet die Grundlage der modernen Physik. Vgl. E. und W. Weber, «Wellenlehre» (1825); Melde, «Die Lehre von den Schwingungskurven» (Lpz. 1864), und für Vibrographie: Pisko, «Neuere Apparate der Akustik» (Wien 1865).

Schwingungsknoten, s. unter Knoten.

Schwingungstheorie (des Lichts), s. u. Licht.

Schwirrvögel, soviel wie Kolibris.

Schwitzbad, s. unter Dampfbad.

Schwollen, Ort bei Birkenfeld (s. d.).

Schwören, s. unter Eid.

Schwund, s. Atrophie.

Schwungkraft, s. Centrifugalkraft.

Schwungkugelregulator, auch Centrifugalregulator oder konisches Pendel genannt, s. unter Regulatoren.

Schwungmaschine oder Centrifugalmaschine, s. unter Centrifugalkraft.

Schwungrad (frz. volant, engl. fly-wheel), ein um eine Achse bewegliches Rad mit schwerem Kranz, meist von Gußeisen, welches infolge seines Beharrungsvermögens eine Zeit lang ohne neuen Antrieb die einmal angenommene Umdrehungsgeschwindigkeit beibehält und so zur Ausgleichung der kleinen Unregelmäßigkeiten dient, welche im Gang einer Maschine durch Schwankungen in der Größe des zu überwindenden Widerstandes oder der bewegenden Kraft veranlaßt werden.

Schwungradwelle, bei Dampf-, Gaskraft-, Heißluftmaschinen u. s. w. diejenige Welle, welche zunächst die Arbeit der Maschine aufnimmt und zur Ausgleichung der Unregelmäßigkeiten im Gang derselben mit einem Schwungrad versehen ist.

Schwur, s. Eid.

Schwurgericht, auch Geschworenengericht oder Jury (im mittelalterlichen Latein jurata patriae), ist die allgemeine Bezeichnung für eine Gruppe von eidlich in Pflicht genommenen, regelmäßig rechtsunkundigen Vertrauensmännern aus dem Volke (Geschworene, engl. jurymen, frz. jurés), welche in allen bedeutendern, einer gerichtlichen Behandlung unterbreiteten Fällen durch ihren Wahrspruch (Verdikt, veredictum) den Sachverhalt festzustellen haben und damit die Anwendung des einschlagenden Gesetzes durch die rechtsgelehrten Richter vorbereiten.

In England, der Heimat des Instituts, dessen älteste Überlieferungen auf das normann. Recht zurückweisen, werden Geschworene sowohl bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten (Civiljury), als in solchen Strafsachen einberufen, welche vor die Quartalsitzungen der Friedensgerichte (s. d.) oder vor die Assisen (s. d.) gehören. Auf die Strafrechtspflege bezieht sich dort der Unterschied zwischen Großer und Kleiner Jury (grand, petty jury). Die Große oder Anklagejury (s. d.) entscheidet, ob die Verdachtsgründe zur Erhebung einer Anklage hinreichend sind oder nicht (true bill oder not found, not a true bill). In ähnlicher Weise kann die dem Coroner (s. d.) zur Seite stehende «Totenschau-Jury» schon auf die Voruntersuchung Einfluß üben, wenn sich ihre Überzeugung dahin ausspricht, daß ein unnatürlicher Todesfall vorliege, der auf ein Verbrechen als Ursache zurückweise. Die Verhandlungen über förmliche Anklagen erfolgen in Gegenwart der aus 12 (in Schottland 15) Mitgliedern bestehenden Kleinen oder Urteilsjury, welche nach Vollendung der Beweisaufnahme in strenger Abgeschlossenheit ihren einhelligen, auf schuldig oder nichtschuldig (guilty, not guilty, in Schottland auch not proven) lautenden Wahrspruch zu finden hat. Sie ist hierbei an gewisse, allgemein bekannte Grundsätze gebunden, welche die Bedingungen der Annahme eines hinreichenden Beweises (evidence) festzusetzen suchen, und kann über diese Regeln und über das in Frage kommende Strafgesetz von dem Vorsitzenden des Gerichtshofs Belehrung verlangen. Das Verdikt, für welches die Geschworenen keine Gründe anzugeben brauchen, verschafft den Richtern volle rechtliche Gewißheit, sodaß sich letztere im Falle einer Verurteilung nur noch mit der Bemessung der Strafe zu beschäftigen haben. Zuweilen gibt jedoch die Jury nur ein Spezialverdikt, indem sie bloß besondere Thatumstände als erwiesen annimmt und die Entscheidung der Frage, ob damit der Thatbestand des schuldgegebenen Verbrechens, z. B. einer Fälschung, begründet sei, ebenfalls dem Gerichtshof überweist. Obschon dem vorsitzenden Richter das Recht zusteht, die Protokollierung des erteilten Wahrspruchs zu beanstanden und wegen Irrtümer oder vorgefallener Unregelmäßigkeiten eine nochmalige Beratung der Jury zu veranlassen, auch bei Verdacht, daß der Spruch auf unerlaubte Weise entstanden sei, das Verfahren auszusetzen, so hält doch das engl. Recht im allgemeinen die Fiktion fest, daß ein S. nicht irren könne, und es läßt sich deshalb das Urteil nicht durch den Nachweis der Wahrheitswidrigkeit, sondern nur wegen mehr formeller Mängel anfechten, zu welchen jedoch die Nichtbeobachtung der Beweisregeln mit gehört. Das hauptsächlichste Rechtsmittel einer motion for a new trial zur Erwirkung eines writ of venire facias de novo, d. h. zur Verweisung der Sache vor ein anderes S., ist aber bei Anklagen wegen Felony meistens unzulässig, vielmehr kann hier nur durch Begnadigung geholfen werden.

Zur Teilnahme am S. wurden bis zu dem Gesetz vom 9. Aug. 1870 in England unbescholtene Männer im Alter von 21 bis 60 Jahren berufen, die aus ihnen eigentümlichen Ländereien wenigstens 10, oder aus Erbpachtgütern wenigstens 20 Pfd. St. Jahreseinkommen beziehen und nicht dem abhängigen Soldatenstande oder der Beamten- und Hofdienerklasse angehören; durch jenes Gesetz wurde dieser Census etwas erhöht. Den Pairs, Geistlichen, Ärzten, Advokaten, Apothekern und andern namhaft gemachten Personen steht ein gesetzlicher Befreiungsgrund zur Seite. Das Verzeichnis der zum Schwurgerichtsdienst verpflichteten Personen wird im ganzen Lande alljährlich zusammengestellt und zur Entgegennahme etwaiger Reklamationen eine bestimmte Zeit hindurch öffentlich ausgehängt. Nach diesen Verzeichnissen fertigt der Gerichtsschreiber bei den Quartalsitzungen die alphabetarische Urliste der Grafschaftsgeschworenen, aus welcher der Sheriff (s. d.) für jede bevorstehende Sitzungsperiode wenigstens 48 und höchstens 72 auf die diesmalige Dienstliste setzt und einberuft. Dem Angeklagten steht frei, die ihm nicht Zusagenden, und zwar bei den ersten 20 ohne Angabe von Gründen zu verwerfen. Indessen erlischt diese Ablehnungsbefugnis für den Fall, daß nur noch 12 Namen übrig sind. Unter Umständen kann sogar die vom Sheriff eingereichte Dienstliste in ihrer Gesamtheit wegen Verdachts der Parteilichkeit abgelehnt werden. Wenn sich nur eine Minderzahl der geladenen Schwurgerichtsmitglieder einstellt, so wird die Liste durch Einberufung von Ersatzgeschworenen aus der Nähe (tales de circumstantibus) ergänzt. Eigentümlich ist, daß in England neben den Geschworenen nur Ein rechtsgelehrter Richter, nicht ein Kollegium fungiert. Auf Antrag der Krone oder infolge

eines Kompromisses zwischen dem Ankläger und dem Angeklagten ist ausnahmsweise mit Bildung einer «Spezial-Jury» zu verfahren. Es werden dazu Esquires, Bankiers und Kaufleute höhern Ranges einberufen, wobei indes auch dem Ankläger Ablehnungsrechte zustehen.

Auf den Kontinent wurde das S. zuerst durch die franz. Nationalversammlung verpflanzt. Das Gesetz vom 29. Sept. 1791 führte die Anklage- und Urteilsjury ein, und weitere Gesetze vom 5. Fructidor des Jahres III, vom 3. Brumaire IV, vom 19. Fructidor V und vom 7. Pluviose IX ergingen sich in den verschiedenartigsten Organisationsversuchen. Die hierbei gemachten Erfahrungen waren jedoch keineswegs befriedigend, und nach der Wiederherstellung eines befestigten Zustandes erklärten sich viele Stimmen gegen die Jury. Indessen entschied sich Napoleons Code d'instruction criminelle für Beibehaltung wenigstens der Urteilsjury bei Anklagen wegen Verbrechen (crimes), wennschon unter Abänderungen. Die Befähigung zum Amte eines Geschworenen wurde den gebildetern Bevölkerungsklassen ohne Rücksicht auf einen Census zuerkannt, die Abhängigkeit von der obersten Gewalt als Ausschließungsgrund meistens beseitigt, der Regierung ein weitgehender Einfluß auf die Bildung der Ur- und Dienstlisten vorbehalten, die Jury soviel als möglich auf die Beurteilung der Thatfrage eingeschränkt, das Erfordernis der Einstimmigkeit des Wahrspruchs, sowie die Beachtung fester Beweisregeln aufgehoben und dem Assisenhofe ein Einwirkungsrecht zur Verbesserung von irrtümlichen Aussprüchen der Geschworenen zuerkannt. Neuere Gesetze haben hieran vieles geändert. Besondere Erwähnung verdient das Gesetz vom 28. April 1832, welches die Geschworenen zur Annahme «mildernder Umstände» (circonstances atténuantes) ermächtigte. Die Zusammensetzung der Jury ist jetzt geregelt durch Gesetze vom 21. Nov. 1872 und 21. April 1873. Das früher übliche Résumé des Präsidenten wurde durch Gesetz vom 19. Juni 1881 beseitigt.

Nach dem Vorgange Frankreichs kamen die S. auch in andern Ländern, wie Belgien, Italien, der Schweiz, Rußland, Österreich, Griechenland, zur Geltung. In Deutschland verteidigte besonders die Bevölkerung der vordem mit Frankreich verbundenen Rheinprovinzen ihr öffentlich-mündliches Strafverfahren mit Geschworenen. Nach der in Deutschland herrschenden Anschauung vermittelt die Jury die Einführung eines volkstümlichen Elements in die an sich den rechtsverständigen Richtern vorbehaltene Rechtspflege. Ihre Anteilnahme soll aber nicht etwa einem Mißtrauen gegen die Unabhängigkeit, die Einsichten und Erfahrungen der Richter zum fortgesetzten Ausdruck verhelfen, sondern eine ganz andere Anforderung des german. Rechtsgefühls befriedigen. Vorbedingung eines Strafurteils ist, daß das Verbrechen erwiesen sei und in der Schuld einer bestimmten Person seinen Grund habe. Wie sich an dem Verbrechen zwei Seiten, eine äußere und eine innere, aufzeigen lassen, so muß auch das Beweisverfahren eine Doppelrichtung nehmen. Hierbei tritt nun ein wesentlicher Unterschied zwischen der römischen und germanischen, teilweise in den skandinav. Ländern, am entschiedensten und erfolgreichsten aber in England zur Ausbildung gelangten Rechtsansicht hervor. Jene legt nämlich den verschiedenen Beweismitteln und Beweisgründen (Geständnis, Augenschein, Zeugnis, Urkunden, Anzeichen) gleiche Wichtigkeit bei und räumt namentlich dem Geständnis keinen Vorzug ein. Dagegen war das deutsche Recht von jeher bestrebt, das Innere des Vergehens, die Schuld, zu ermitteln. Weil aber der Schluß von rein äußerlichen Beweisen auf eine Thatsache des subjektiven Bewußtseins keine abschließende Gewißheit zu liefern geeignet ist, so verlangt unser Recht, daß zu dem auf jenem Wege Ermittelten noch etwas Weiteres, das Gewissen des Richters Beruhigendes komme, wie der Eid des Anklägers und seiner Genossen (Eideshelfer), oder der Ausspruch der Gottheit (Gottesurteil). Nur bei dem Geständnisse wurde ein solches Weiteres nicht gefordert, sowie dann, wenn die richtende Gemeinde die That selbst sah oder hörte. Diese Richtung trat anfangs im deutschen Rechte so einseitig hervor, daß es auf die Beweismittel für die äußere Seite der That fast gar kein Gewicht zu legen schien. Hierin offenbarte sich freilich ein Mangel, der in Deutschland und Frankreich zu einem gänzlichen Abbrechen des nationalen Entwickelungsgangs und zur Annahme des röm.-kanonischen Beweisrechts führte.

Dagegen hielt England an den heimischen Anforderungen hinsichtlich des Beweises fest, und das Ende der sehr komplizierten, mancherlei Phasen durchlaufenden Entwickelung des dortigen Rechts war die Anerkennung der Notwendigkeit, daß allerdings auch die äußere Seite der That zu erweisen sei, und dies eben durch den Wahrspruch der Geschworenen geschehe, die auf der Grundlage der angelsächs. alten Gemeindeverfassung ein Kollektivzeugnis ablegen. Das englische S. beruht somit auf einer eigentümlichen Entwickelung des Zeugenbeweises und dessen allmählicher Umformung zu einem Beweisurteil, womit dann auch geschichtlich die Trennung der Thatfrage von der sog. Rechtsfrage gegeben war. Erstere bezeichnet die Kompetenz der Geschworenen, letztere diejenige des rechtsgelehrten Richters. Was aber grundsätzlich zur That-, was zur Rechtsfrage bei der Beurteilung eines Straffalls zu rechnen sei, ist nicht nur in England während des Ausbildungsprozesses des S., sondern auch auf dem Kontinent von jeher streitig gewesen. Die Schwierigkeiten, die sich dabei herausstellen, sind auf dem Wege der Rechtswissenschaft unlöslich. Die Gesetzgebung hat diese Schwierigkeit durch die Vorschriften über Fragestellung zu lösen gesucht. Als Grundregel gilt demgemäß der Satz, daß die Geschworenen ungefragt überhaupt nichts zu erklären haben, wo sie nicht, wie in Frankreich, die Befugnis üben, aus eigener Machtvollkommenheit das Vorhandensein mildernder Umstände erklären zu dürfen. Die an die Geschworenen gerichteten Fragen müssen entweder mit Ja oder mit Nein beantwortet werden. Jede dem Angeklagten nachteilige Entscheidung ist nur dann gültig, wenn sie mit mehr als sieben Stimmen, die Verneinung mildernder Umstände, wenn sie mit mehr als sechs Stimmen gefaßt ist (Strafprozeßordnung, §. 307). Der Vorsitzende belehrt, ohne in eine Würdigung der Beweise einzugehen, die Geschworenen über die rechtlichen Gesichtspunkte, welche sie in Betracht zu ziehen haben (§. 303). In England dagegen werden die Geschworenen befragt, ob der Angeklagte im Sinne der Anklage schuldig ist des Mordes (oder der

Fälschung u. s. w.), während auf dem Kontinent der Rechtsbegriff des Mordes in die einzelnen wesentlichen Bestandteile und Merkmale aufzulösen ist (Mord also definiert als vorsätzliche, mit Überlegung ausgeführte Tötung eines Menschen). Die Schwierigkeiten richtiger Fragestellung sind ein Grund mancher fehlerhaften Verdikte und darauf gegründeter Nichtigkeitsbeschwerden.

Als die Vorbereitungen zur Herstellung einer einheitlichen deutschen Strafprozeßordnung getroffen wurden, kam die Abschaffung oder Beibehaltung der S. ernsthaft in Frage. Der erste preuß. Entwurf wollte das S. durch Schöffengerichte (s. d.) ersetzen; dieser Plan mußte indessen angesichts der dem S. überwiegend günstigen Meinung der Nichtjuristen aufgegeben werden. Die nähern Bestimmungen über das S. gibt das am 1. Okt. 1879 in Wirksamkeit getretene Gerichtsverfassungsgesetz für Deutschland (§§. 79—99). Danach sind die S. kompetent für die Mehrzahl der im Deutschen Strafgesetzbuch sog. Verbrechen, ausgenommen die dem Reichsgericht vorbehaltenen schwersten Staatsverbrechen. Die polit. Vergehen und die Preßdelikte, die in Belgien verfassungsmäßig den Geschworenen zugewiesen sind, bleiben ihnen in Deutschland entzogen. Doch besteht eine Verschiedenheit auch fernerhin insoweit, als es in denjenigen deutschen Ländern, in denen (wie in Bayern) die Geschworenen über Preßvergehen zu urteilen hatten, an dem bisherigen Rechtszustande von Reichs wegen nichts geändert worden ist. Die in vielen deutschen Staaten seit 1848 angenommenen Strafprozeßordnungen gingen zwar in den meisten Beziehungen auf das franz. Vorbild zurück, indessen gelangte hier die Einsicht zu immer allgemeinerer Geltung, daß das engl. Recht dem Begriff der Jury weit vollständiger Rechnung trage. Dasselbe ist auch, wenigstens der Hauptsache nach, in das nordamerik. Kriminalrecht übergegangen und in Portugal und Brasilien bei der einschlagenden Gesetzgebung benutzt worden.

Vgl. Mittermaier, «Das Strafverfahren in seiner Fortbildung» (Erlangen 1856); Gneist, «Die Bildung der Geschworenengerichte in Deutschland» (Berl. 1849); Köstlin, «Die Geschworenengerichte für Nichtjuristen dargestellt» (Lpz. 1851); Biener, «Das engl. Geschworenengericht» (3 Bde., Lpz. 1852—53); Meyer, «That- und Rechtsfrage im Geschworenengericht» (Berl. 1860); von Hye, «Über das S.» (Wien 1864); Heinze, «Ein deutsches Geschworenengericht» (2. Aufl., Lpz. 1865); Glaser, «Zur Juryfrage» (Wien 1864); von Bar, «Recht und Beweis im Geschworenengericht» (Hannov. 1861); Schwarze, «Das deutsche S.» (Erlangen 1866); Brunner, «Die Entstehung der S.» (Berl. 1872); Glaser, Schwurgerichtliche Erörterungen» (Wien 1875); Binding, «Die drei Grundfragen der Organisation des Strafgerichts» (Lpz. 1876); «Die Rechtsfindung im Geschworenengericht» (Anlage 5 zu den Motiven des Entwurfs einer Deutschen Strafprozeßordnung, Berl. 1873).

Schwyz, der 5. Kanton der Schweiz, wird im N. von Zug, Zürich, dem Zürichersee und St. Gallen, im O. von Glarus, im S. von Uri und dem Vierwaldstättersee, im W. von Luzern begrenzt und umfaßt ein Areal von 908,5 qkm, von welchem 13,5 Proz. auf Waldungen, 0,3 Proz. auf Rebland, 58,9 Proz. auf Ackerland, Wiesen und Weiden und 27,3 Proz. auf unproduktiven Boden fallen. Der Norden des Kantons, von der Sihl und der Wäggithaler Aa bewässert, gehört zum Gebiet der Limmat; der Westen stößt an den Zugersee, der Süden an den Vierwaldstättersee, der die Muota mit dem Abflusse des Lowerzersees aufnimmt. Das Land wird von den Schwyzeralpen (s. Alpen 22) durchzogen, welche im Süden den Charakter rauher, felsiger Mittelgebirge mit ausgedehnten Karrenfeldern aufweisen, nach Norden dagegen allmählich in bewachsenes und bewaldetes Voralpenland übergehen. Der Kanton zählt (1880) 51 253 E. meist kath. Konfession (954 Protestanten, 7 Israeliten) und deutscher Zunge (1377 Italiener), deren Haupterwerbsquelle die Viehzucht und Alpwirtschaft ist. Nach der Viehzählung von 1876 zählte der Kanton 1171 Pferde, 25 922 Rinder, 5099 Schweine, 6478 Schafe, 7844 Ziegen, 2015 Bienenkörbe. Besondere Erwähnung verdienen die Pferdezucht von Einsiedeln und die Rinderzucht, welche den besten Schlag der Ostschweiz (Braunvieh) liefert. Der Getreidebau, auf wenige Thalgründe angewiesen, vermag den Bedarf nicht zu decken; der Weinbau ist auf die Ufergelände des Zürichersees beschränkt, der Obstbau am stärksten in der March und an den Ufern des Vierwaldstättersees. Der Bergbau liefert Sandsteine, Wetzsteine, Kalk und Gips, der Thalgrund von Einsiedeln besitzt ausgedehnte Torfmoore. Von Mineralquellen sind zu erwähnen die Stahlwasser von Seewen und Nuolen. Die Industrie ernährt 39 Proz. der Bevölkerung; ihre wichtigsten Zweige sind die Baumwollspinnerei und Weberei der Bezirke March und Höfe, die Seidenspinnerei und Weberei von Gersau u. s. w. und die eigentümliche Industrie Einsiedelns (s. d.), welches wie einer der berühmtesten Wallfahrtsorte der kath. Christenheit so auch der erste Fabrikationsort für Wallfahrtsartikel aller Art, wie Gebetbücher, Heiligenbilder, Rosenkränze, Wachswaren u. s. w. ist, und seine Artikel nach allen kath. Ländern Europas und Amerikas ausführt. Dem Handel und dem lebhaften Touristenverkehr dienen außer mehrern Poststraßen die Dampfschiffahrt auf dem Züricher-, Zuger- und Vierwaldstättersee, die Bergbahnen Wädensweil-Einsiedeln und Arth-Rigi, die Nordostbahnlinie Zürich-Richtersweil-Glarus, welche den Norden des Kantons durchschneiden, und die Strecke Immensee-Flüelen der Gotthardbahn. Die wichtigsten Wohnplätze sind neben dem Hauptort S. Einsiedeln, Arth, Brunnen und Gersau. Die Verfassung ist demokratisch. Der Kantonsrat, je ein Mitglied auf 600 E., ist gesetzgebende, der Regierungsrat, 7 Mitglieder, deren Präsident den Titel Landammann führt, vollziehende Behörde. Das Referendum ist für Gesetze und Ausgaben über 50 000 Frs. obligatorisch; zur Initiative sind 2000 stimmfähige Bürger erforderlich. Der Kanton zählt 29 Gemeinden und zerfällt in administrativer Hinsicht in sechs Bezirke. Jede Gemeinde hat ein Vermittleramt, jeder Bezirk ein Bezirksgericht; höchste Instanz ist das Kantonsgericht. Die Staatsausgaben betrugen 1884 365 868, die Einnahmen 364 138, die Passiven der Staatskasse 1 380 409 Frs. Vor der Reformation dem Bistum Konstanz zugehörig, steht nun der Kanton, welcher noch sieben Klöster zählt, unter dem Bischof von Chur. Für den Unterricht sorgen neben den obligatorischen Primärschulen die Lyceen und Gymnasien von S. und Einsiedeln und das Lehrerseminar von Rickenbach. In militärischer Beziehung gehört die nördl. Hälfte

des Kantons (Einsiedeln, Höfe, March) zum Stammbezirk der 6., die südliche (Gersau, Küßnacht, S.) zu dem der 8. Division. Das Wappen ist im roten Felde ein kleines weißes Kreuz.

Die Schwyzer sind alamann. Stammes und kamen mit den übrigen Alamannen Helvetiens zu Anfang des 6. Jahrh. unter fränk. Herrschaft. Nach der alten Gaueinteilung gehörte das Land zum Zürich- oder Thurgau. Urkundlich schon 1114 bei Anlaß eines Grenzstreites mit dem Stift Einsiedeln als die »freien Männer von S.« bezeichnet, erhielten die Schwyzer 1240 von Friedrich II. die förmliche Zusicherung der Reichsunmittelbarkeit. Schon seit alter Zeit mit Uri und Unterwalden verbündet, erneuerten sie 1291, der Sage nach 1307 auf dem Grütli (s. d.) das Bündnis, welches 1315, nachdem durch die Schlacht am Morgarten die Freiheit der Waldstätte gesichert worden, zu Brunnen urkundlich festgestellt wurde. Von da an nahm S. an der Entwickelung der schweiz. Eidgenossenschaft und namentlich an den Kriegen derselben so hervorragenden Anteil, daß sein Name auf die ganze Eidgenossenschaft übertragen wurde. Im 15. Jahrh. dehnte es seine Herrschaft über das Stift Einsiedeln, die Höfe und die March aus. Mit Uri und Unterwalden teilte es sich den Besitz der tessinischen Vogteien Bollenz (Val Blegno), Riviera und Bellinzona, mit Glarus besaß es Uznach und Gaster, mit den übrigen Kantonen die gemeinen Herrschaften in Thurgau, St. Gallen und Tessin. Die Reformation fand in S. wenig Boden; in den Religionskriegen von 1531, 1656 und 1712 standen die Schwyzer an der Spitze der Katholiken; die kleine prot. Gemeinde von Arth wurde 1655 aus dem Lande vertrieben. Beim Einbruch der Franzosen 1798 verteidigte sich S. unter Aloys Reding tapfer, mußte aber, durch Übermacht gezwungen, die Helvetische Konstitution annehmen, welche die Unterthanenländer frei machte und das eigentliche Gebiet des Kantons den Kantonen Waldstätten und Linth zuwies. Durch die Mediationsakte 1803 erhielt S. sein Gebiet bis an den Zürichersee zurück und erwarb die kleine Republik Gersau (s. d.); die Unterthanenländer dagegen blieben verloren und die Abhängigkeit der sog. äußern Bezirke von Alt- oder Innerschwyz wurde nicht wiederhergestellt; indes wußte in der Folge der Bezirk S. thatsächlich die Herrschaft wieder an sich zu bringen und ließ dieselbe, dem Bundesvertrag von 1815 zuwider, 1828 durch die Landsgemeinde förmlich sanktionieren, was in den äußern Bezirken eine solche Gärung hervorrief, daß sich dieselben 1832 von Innerschwyz lossagten. Der Versuch der Altschwyzer, die abgetrennten Landesteile durch Waffengewalt wieder zu unterwerfen (Juli 1833), scheiterte an der Besetzung des Kantons durch eidgenössische Truppen (Aug. 1833), und am 13. Okt. desselben Jahres nahm die Landsgemeinde eine neue Verfassung an, welche unter Beseitigung der Vorrechte des Bezirks S. Außerschwyz wieder mit Innerschwyz vereinigte. Doch behielten die Altschwyzer das Übergewicht. S. hielt sich entschieden zu den konservativ-ultramontanen Kantonen und war 1845 eins der eifrigsten Glieder des Sonderbundes. Erst die nach Auflösung desselben angenommene Verfassung von 1848 brachte durch Beseitigung der Landsgemeinde und Einführung der repräsentativen Demokratie den äußern Bezirken die thatsächliche Gleichstellung mit Innerschwyz. Bei den Abstimmungen von 1872 und 1874 über die Revision der Bundesverfassung stand S. beidemal mit großer Majorität auf der Seite der Verwerfenden. Durch die Verfassung von 1876 wurde mit der Einführung des obligatorischen Referendums und der Initiative die reine Demokratie in anderer Form und ohne Rückkehr zu den frühern Vorrechten des Bezirks S. wiederhergestellt. Vgl. Meyer von Knonau, »Der Kanton S.« (St. Gallen 1835); Faßbind, »Geschichte des Kantons S.« (4 Bde., Schwyz 1832–33).

Schwyz, Hauptort des gleichnamigen schweiz. Kantons, liegt 514 m über dem Meere, 1½ km östlich von der Station S.-Seewen der Gotthardbahn am Fuße der Mythen und zählt (1880) 6543 meist kath. E., deren Haupterwerbsquellen, neben Ackerbau, Obstbau und Viehzucht, die Baumwollindustrie und der Touristenverkehr sind. Der weitläufig gebaute malerisch gelegene Flecken besitzt ein sehenswertes Rathaus, eine schöne 1769–74 erbaute Pfarrkirche, zwei Klöster, ein Gymnasium, früher Jesuitenkollegium und mehrere alte Herrenhäuser.

Schymbergbad, Kurort im Entlebuch (s. d.).

Schyn heißt die spaltenartige unterste Thalstufe der Albula (s. d.) im schweiz. Kanton Graubünden. Die 14,5 km lange, 1868–69 erbaute Schynstraße durch den Engpaß zweigt bei Thusis (746 m) von der Splügenstraße östlich ab, überschreitet bei der Nollamündung den Hinterrhein, tritt unweit Sils in die tief zwischen schwarzen Schieferwänden eingeschnittene Spalte des S., dessen schwierigste Stelle, der Paßmal, mehrere Tunnel, bedeutende Felssprengungen und gemauerte Galerien erforderlich machte, gelangt über die kühne Solisbrücke, die mit einem Bogen von 24 m Weite den 77 m tiefer liegenden Fluß überspannt, auf die rechte Seite der Schlucht und mündet unweit Tiefenkastel (889 m) in die Julierstraße. Als Verbindungsglied zwischen der Splügen- und Bernhardinstraße einerseits, der Julier-, Albula-, Landwasser- und Lenzerheide andererseits, ist die Schynstraße eine der wichtigsten Poststraßen Graubündens. An Kühnheit der Anlage und Großartigkeit der Scenerie wird sie nur von der Via mala übertroffen.

Sciacca, Hafenstadt in der Provinz Girgenti, an der südwestl. Küste Siciliens, Hauptort eines Bezirks, 6 km im Nordosten vom Cap San-Marco, an und auf einer steilen Höhe (80 m) am Meere gelegen und durch diese Lage, sowie durch ihre zahlreichen Türme und alten Ringmauern von weitem imponierend, aber im ganzen schlecht gebaut, hat einen von Julia, der Tochter König Rogers I., gegründeten Dom mit merkwürdigem Echo, eine Menge anderer Kirchen und Klöster und verschiedene, wegen ihrer mittelalterlichen Architektur interessante Gebäude. Sie war im Mittelalter eine königl. (keinem Baron gehörende) Stadt (mittellat. Jatium, Caxa). Doch wohnten hier wichtige Dynasten, deren Burgen noch jetzt in Trümmern (namentlich an der Ostseite der Stadtmauer) vorhanden sind. Hier erheben sich die Kastelle der Familien Luna und Perollo, deren Kämpfe die Stadt während eines Jahrhunderts (1410–1529) in Aufregung setzten. Der Hafen ist klein. Die Stadt zählt (Ende 1881) 22184 E., die Töpfereien, namentlich für kühlende Gefäße aus poröser Erde, desgleichen mancherlei andere Manufakturen unterhalten und starken Sardellenfang, sowie Handel treiben. Man bemerkt in der Umgegend überall vulkanische Thätigkeit. Bei S. waren die warmen

Bäder von Selinus (Thermae Selinuntiae). Etwa eine Stunde im Osten liegen jedoch auf dem isolierten Bergkessel Monte-San-Calogero (350 m hoch; im Altertum Mons Cronius) die merkwürdigen Dampfbäder (le stufe), deren Dampfwärme zwischen 34 und 40° C. schwankt. Ihre Anlage wurde im Altertum dem Dädalus, die Entdeckung ihrer Heilkraft im Mittelalter dem San-Calogero zugeschrieben. Merkwürdig sind die teilweise künstlichen Höhlen des Berges. In dem Thale zwischen dem Berge und der Stadt befinden sich heiße Schwefelquellen (45°) und heiße Salzquellen (56°), die im Sommer von vielen Kranken besucht werden. S. ist Geburtsort des Historikers Tommaso Fazello.

Sciara (lat.), Trauermücke, s. unter Mücken.

Scicli, Stadt in der ital. Provinz Syrakus, Bezirk Modica, links am Küstenfluß Scicli, zählt (1881) 12082 E. und hat sechs Kirchen, reinliche, gut gepflasterte Straßen, einen Hafen (Sampieri) an der nahen Südküste Siciliens, Tuchmacherei, Gerberei und Handel.

Sciffarin, s. Holzcement.

Sciffarin- oder **Scifarinwaren**, s. Bois durci, Holz (künstliches) und Holzcement.

Sciffi (Clara), Stifterin des Ordens der Clarissinnen (s. d.).

Scigliano, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Cosenza, links vom Savuto, hat (1881) 3293 E., Woll- und Seidenindustrie.

Sciglio, s. Scilla (Stadt).

Scilicet (lat.), nämlich, in der Bedeutung: „zu ergänzen ist“ (worauf das zu ergänzende Wort folgt).

Scilla *L.*, Blaustern, eine zur Familie der Liliaceen gehörige Gattung von Zwiebelgewächsen, mit bodenständigen, linealen, rinnigen oder oval-lanzettlichen, an der Basis scheidenartigen Blättern und traubig geordneten, meistens blauen, auch weißen, selten roten oder rosenroten Blumen auf nacktem Schachte. Letztere sind sechsteilig, sternförmig, glockig oder ausgebreitet-radförmig. Mehrere der zahlreichen Arten begleiten mit Crocus und Schneeglöckchen den einziehenden jungen Frühling und gehören zu den lieblichsten Blumen ihres Geschlechts. Es gilt dies hauptsächlich von S. sibirica *Andrz.*, dem sibir. Blaustern, gekennzeichnet durch zwei längliche, seitig-lanzettförmige Blätter und auf den nur fingerlangen, rundlichen Schäften mit je zwei blauen, sternförmigen Blumen, und der verwandten S. amoena *L.*, mit längern Blättern und 4—8 Blumen auf kantigem Stengel. Mehr oder weniger glockenförmige, oft nickende oder hängende Blumen in reicherer Traube haben S. bifolia *L.*, campanulata *Ait.*, nutans *Sm.*, patula *Red.* u. a., welche auch etwas später zur Blüte gelangen. Diese Gewächse müssen im Spätherbst dicht gepflanzt und während strenger Fröste etwas bedeckt werden. Auch lassen sie sich gut treiben. Zu diesem Behuf pflanzt man sie im August etwa zu 4—5 in 10 cm weite Töpfe, hält diese an einem halbschattigen Orte im Freien mäßig feucht und nimmt sie im Dezember in einen nur mäßig erwärmten Raum, wo sich die Blumen in kurzer Zeit entwickeln.

Scilla (früher auch Sciglio, im Altertum Scyllaeum), Stadt in der ital. Provinz Reggio di Calabria, 16 km im NNO. von Reggio und 5,5 km von der Nordostspitze Siciliens (Punta del Faro) entfernt, zählt (1881) 5942 (Gemeinde 7506) E., wird von einem Schlosse auf schmalem Vorgebirge überragt und ist durch seinen Wein- und Seidenbau, sowie durch seinen Thun- und Schwertfischfang berühmt. Am Morgen des 5. Febr. 1783 zerstörte ein Erdbeben fast den ganzen Ort, während die Bewohner an das Meer geflüchtet waren. Gegen Abend spaltete ein zweiter Erdstoß das Vorgebirge und trieb die Wellen der Meerenge von Messina mit solcher Gewalt gegen den Strand, daß an 1500 Menschen weggespült und die Trümmer der Stadt unter Wasser gesetzt wurden. Das Schloß, einst Besitz der Fürsten von Scilla, eines Zweigs der Familie Ruso, wurde nach der Schlacht bei Maida (4. Juli 1806) von den Engländern besetzt und 18 Monate lang gegen die Franzosen behauptet.

Scilla maritima, Meerzwiebel, s. Urginea.

Scilly-Inseln (frz. Sorlingues), 145 in einer 20 km langen und halb so breiten Gruppe 49 km vom Kap Landsend, der äußersten Südwestspitze von Cornwall, liegende kleine, zusammen nur 2254 ha (die größte, St.-Marys, hat 913 ha) einnehmende Eilande; sie sind von vielen Klippen und Riffen umgeben, felsig, baumlos, von überaus mildem und gesundem Klima begünstigt, aber stets von den Wogen des Meeres gepeitscht und nicht selten verheerenden Orkanen ausgesetzt, sodaß in ihrer für die Schiffahrt höchst gefährlichen Nähe öfters Schiffbrüche stattfinden. Nur sechs sind bewohnt und tragen Weizen, Gerste, Hafer und Kartoffeln, während die unbewohnten nur Gras, Moos und Seetang erzeugen, welcher zu Kelp verbrannt oder zum Viehfutter benutzt wird. Pferde und Rinder sind klein. Die Schafwolle, wegen ihrer Feinheit von Wert, wird zu Tuch und Strümpfen verarbeitet. Kaninchen und wildes Geflügel sind in Menge vorhanden. Die Einwohner, 2315 an der Zahl (1881), nähren sich von Ackerbau, Schafzucht, Fischerei und Lotsendienst, in welchem sie ausgezeichnet sind. Sie sind abgabenfrei und stehen mit Cornwall, wozu sie gerechnet werden, in keiner polit. Verbindung. Erst in neuerer Zeit sind Schulen und Kapellen angelegt worden. Zwölf der Einwohner bilden die Verwaltungsbehörde. In kirchlicher Beziehung stehen die S. seit 1838 unter dem Bischof von Exeter. Die größern Inseln sind: St.-Marys, mit 1386 E. und dem Städtchen Heughtown oder Newton, dem Hauptort der Eilandsgruppe, einem Hafen und einem Fort auf dem 33,5 m hohen Hugh-Hill; Tresco oder Trescaw mit 266 E. und dem Flecken Dolphintown; St.-Martins, mit 158 E. und einem Signalturm; Bryher, mit 104 E., und St.-Agnes, mit 179 E., Kirche und Leuchtturm. Ein zweiter Leuchtturm steht im äußersten Südwesten auf Bishop's-Rock. Die S. sind Sitz eines deutschen Vizekonsuls. Das Hauptgestein der Inseln ist Granit. Von Zinn oder Zinngruben enthalten sie keine Spur; daß in den S., den Silurum Insulae der Römer, die Cassiterides Insulae oder Zinninseln der Alten zu finden sind, ist indes eine gewöhnliche Angabe. Wahrscheinlich ist aber, daß die Phönizier, die nach ziemlich einstimmiger Überlieferung Britannien entdeckt, mit jenem Namen nicht sowohl die S., als vielmehr die dahinterliegende, zerspaltene Küste von Cornwall und Devon, noch jetzt die Hauptfundstätten des brit. Zinns, oder überhaupt die brit. Inseln bezeichnet haben. Andere nehmen an, daß in ältester Zeit die Eilande mit Cornwall zusammengehangen haben und erst später von demselben losgerissen worden seien.

Scinde, s. Sind.

Scindia, Maharattendynastie, s. Gwalior.

Scintillation (der Fixsterne), s. u. Funkeln.

Scioppius (Kasp.), eigentlich Schoppe, Gelehrter des 16. Jahrh., geb. 27. Mai 1576 zu Neumark in der Pfalz, suchte sich, nachdem er zu Heidelberg, Altdorf und Ingolstadt seine Studien vollendet, durch den Übertritt zur kath. Kirche einen Weg für seine ehrgeizigen Absichten zu bahnen und erhielt auch später eine Menge glänzender Titel, indem man ihn in Spanien zum Geheimrat und Grafen von Clara-Valle erhob. Der Beifall, mit dem seine ersten philol. und kritischen Schriften aufgenommen wurden, steigerte seine Anmaßung und Prahlsucht bis zu dem Grade, daß er selbst den Cicero der Barbarismen beschuldigte. Im J. 1614 zog er sich nach Padua zurück. Hier starb er 19. Nov. 1649. In seinen philol. Schriften bekämpfte er die damalige planlose und geisttötende Erklärung der alten Klassiker, besonders das verwilderte Notenlatein. Hierher gehören die «Verisimilium libri IV» (Nürnb. 1596), die «Suspectarum lectionum libri V» (Nürnb. 1597 u. Amsterd. 1664), die «Commentatio de arte critica» (Nürnb. 1597 u. Amsterd. 1661) und die «Grammatica philosophica» (Mail. 1628; zuletzt Augsb. 1712); viele andere Schriften, die noch mehr den Charakter des Pasquills an sich tragen, wie «Infamia Famiani» u. s. w., veröffentlichte er unter den Namen von Nikodemus Macer, Oporinus Grubinus, Aspasius Grosippus, Isaak Casaubonus, Philoxenus Melander u. s. w.

Scipio ist der Name einer der patricischen röm. Familien, die zu der Gens Cornelia gehörten. Sie erscheint in der Geschichte zuerst mit dem Publius Cornelius S., den die Fasti unter den konsularischen Kriegstribunen des J. 395 (und 394) v. Chr. anführen. — Ein anderer Publius Cornelius S. war 366 v. Chr. der eine von den beiden ersten curulischen Ädilen. — Zum Konsulat schwang sich aus der Familie der Scipionen zuerst Lucius Cornelius S. 350 empor.

Lucius Cornelius S. Barbatus bekleidete das Konsulat 298 v. Chr., dann die Censur und zeichnete sich in dem Kriege wider die Etrusker, Samniter und Lucaner aus. Seine Grabschrift und die seines Sohnes Lucius Cornelius S., der 259 v. Chr. als Konsul die Karthager aus Corsica vertrieb, die Stadt Aleria einnahm und die Insel für die Römer eroberte und 258 Censor war, sind, in saturnischem Versmaß abgefaßt, die ältesten unter den Inschriften, die in dem 1780 vor der Porta Capena bei Rom entdeckten Familienbegräbnisse der Scipionen gefunden wurden.

Söhne des letztgenannten Lucius waren Publius und Gnäus Cornelius S., von denen der erstere als Konsul 218 v. Chr., dem ersten Jahre des zweiten Punischen Kriegs, Hannibal vergeblich am Übergang über den Rhône zu hindern suchte und dann von diesem in Italien am Ticinus im Reitergefecht und darauf an der Trebia mit seinem Amtsgenossen Tiberius Sempronius Gracchus geschlagen wurde. Er folgte 217 seinem Bruder Gnäus nach Spanien, wo derselbe, der als Konsul 222 mit Marcellus im Gallischen Kriege ruhmvoll gekämpft hatte, schon 218 als Legat gegangen war. Gnäus hatte den Karthagern das Land zwischen Ebro und Pyrenäen und dann auch die Herrschaft über die Küste entrissen. Beide Brüder besiegten die Karthager wiederholt in den nächsten Jahren, fanden aber, nachdem sie ihre Heere geteilt hatten, kurz nacheinander auch beide 212 ihren Untergang. Die Reste des Heers von Gnäus rettete der Ritter Gajus Marcius.

Den Tod seines Vaters Publius und seines Oheims rächte bald nachher der große Publius Cornelius S. Africanus der Ältere (major). Dieser, geb. 235 v. Chr., wurde 212 vom Volke zum curulischen Ädilen gewählt. Als man 211 nach Spanien, wo der Proprätor Gajus Claudius Nero wenig ausgerichtet hatte, einen Prokonsul schicken wollte, trat, wie erzählt wird, S. als einziger Bewerber um das gefährliche Amt auf. Das Volk, auf welches seine Persönlichkeit, sowie seine geheimnisvolle Religiosität einen zauberhaften Reiz ausübten, wählte ihn, obwohl er bis dahin kein höheres Kriegsamt bekleidet hatte. Schon im Frühjahr 210 eroberte er mit seinem Freunde Gajus Lälius, der seine Flotte führte, Neukarthago, den wichtigsten Handels- und Waffenplatz der Punier in Spanien. Durch Großmut und Milde gewann er die span. Völker, die ihn, nachdem er den Bruder des Hannibal, Hasdrubal, 209 bei Bäcula geschlagen, ohne jedoch seinen Abzug nach Italien verhindern zu können, zum König ausrufen wollten. Im J. 208 wurden Hanno und Mago geschlagen und Hasdrubal, Gisgos Sohn, genötigt, sich in die festen Plätze zurückzuziehen. Als der letztere 207, mit Mago vereint, bei Bäcula wieder dem S. die Spitze bot, siegte dieser und schloß darauf ein Bündnis mit dem Numidier Syphax, den er selbst in Afrika aufsuchte. Nachdem er durch die Einnahme von Gades die Unterwerfung des karthag. Spanien vollendet, kehrte er nach Rom zurück, wo er für das J. 205 zum Konsul gewählt wurde. Seinem Plane aber, den Krieg sogleich nach Afrika zu versetzen, widersprach der Senat, besonders der alte Fabius Cunctator. Endlich wurde ihm Sicilien zur Provinz und die Erlaubnis gegeben, nach Afrika zu gehen. Im J. 204 erschien er mit etwa 20000 Mann als Prokonsul in der Nähe von Utica. Der Widerstand, den diese Stadt leistete, nötigte ihn im verschanzten Lager zu überwintern. Hasdrubal, Gisgos Sohn, und Syphax, der sich mit den Karthagern verbündet hatte, griffen ihn an, wurden aber zweimal 203 besiegt und der letztere selbst gefangen. Im Herbste 203 kehrte Hannibal nach Afrika zurück und wurde nach vergeblichen Friedensunterhandlungen von S. 19. Okt. 202 in der Schlacht bei Zama (s. d.) entscheidend geschlagen. Hierauf kehrte S., nachdem er den Frieden, der Karthagos Macht brach, vermittelt, im Triumph nach Rom zurück, wo er den ruhmvollen Beinamen Africanus annahm. Im J. 199 wurde er zum Censor, 194 zum zweiten mal zum Konsul erwählt, und seit 198 war er Princeps Senatus. Im J. 193 wurde er als Schiedsrichter zwischen den Karthagern und Masinissa nach Afrika geschickt. In dem Kriege gegen Antiochus III. begleitete er 190 seinen Bruder Lucius als Legat. Aufgereizt von der den Scipionen feindlichen Partei, an deren Spitze Cato stand, klagten ihn Volkstribunen vor dem Volke an, daß er sich von Antiochus habe bestechen lassen. Da erinnerte S. in einer Vorverhandlung das Volk, heute sei der Tag, an dem er einst den Hannibal besiegt, und fügte nach einigen Berichterstattern hinzu, sie sollten ihm auf das Kapitol folgen und den Göttern danken, was denn auch geschah. Doch

war die Sache damit nicht erledigt; S. sah sich vielmehr veranlaßt, vor dem Tage der entscheidenden Abstimmung die Stadt zu verlassen, worauf man hernach den Prozeß fallen ließ. Seine polit. Thätigkeit war aber zu Ende und er starb in völliger Zurückgezogenheit auf seinem Landgute bei Liternum in Campanien 183, nach andern 185 oder 184. Vgl. Gerlach, «Publius Cornelius S. Africanus der Ältere und seine Zeit» (Bas. 1868); Mommsen, «Die Scipionenprozesse» im «Hermes» (Bd. 1) und «Röm. Forschungen» (Bd. 2, Berl. 1879).

Von seiner Gattin Ämilia, der Tochter des Ämilius Paullus, der bei Cannä fiel, hinterließ er zwei Söhne: Publius, ausgezeichnet durch Begabung und Bildung, aber durch Körperschwäche an öffentlicher Wirksamkeit verhindert, und Lucius, den Antiochus gefangen nahm, aber freigab, und der, als ausgeartet, von den Censoren 174, wo er die Prätur erlangte, aus dem Senat gestoßen wurde. Die eine der Töchter war Cornelia (s. d.), die Mutter der Gracchen, die andere an Publius Cornel. Scipio Nasica mit dem Beinamen Corculum verheiratet.

Der jüngere Bruder des großen Africanus war Lucius Cornelius S., der mit jenem in Spanien war, 193 die Prätur bekleidete und 190 als Konsul den Auftrag zur Führung des Kriegs gegen Antiochus III. von Syrien erhielt. Nach der Beendigung des Kriegs durch den Sieg bei Magnesia feierte er einen prächtigen Triumph und legte sich den Namen Asiagenus bei, woraus später Asiaticus gemacht wurde. Er wurde angeklagt, daß er von den vom Antiochus erhaltenen Geldern unterschlagen habe, und zu einer Geldstrafe verurteilt.

Ein Abkömmling von ihm war Lucius Cornelius S., der 83 v. Chr. als Konsul von seinem Heere verlassen wurde, da Sulla gegen dasselbe zog.

Publius Cornelius S. Ämilianus, der jüngere Africanus, der leibliche Sohn des Lucius Ämilius Paullus, kämpfte, kaum 17 J. alt, 168 unter diesem und wurde von des ältern Africanus Sohn, Publius, adoptiert. Ohne der strengen altröm. Sitte sich zu entfremden, suchte er mit ihr die griech. Bildung, in der ihn der Umgang mit Polybius und dem Stoiker Panätius förderte, zu vereinen, und seine Reden, die er gleich Cato aufzeichnete, galten als Musterstücke. Im J. 151 übernahm er freiwillig die Stelle eines Kriegstribunen bei dem Heere in Spanien. Es wird erzählt, daß er bei der Belagerung von Intercatia im Zweikampf einen span. Häuptling erlegte und bei einem übrigens schließlich abgeschlagenen Sturm zuerst die Mauer erstieg. Als der Oberbefehlshaber L. Licinius Lucullus mit der Stadt in Verhandlungen sich einzulassen gezwungen sah, ließ sich dieselbe, da Lucullus kurz vorher eine schmähliche Treulosigkeit begangen hatte, erst dann auf einen Vertrag ein, als S. für dessen Erfüllung sein Wort verpfändete. Auch in dem ersten Jahre des dritten Punischen Kriegs, 149 v. Chr., diente er nur als Tribun, aber seine Tapferkeit, Rechtlichkeit und Kriegskunde erwarben ihm allgemeine Bewunderung. Er wurde darum in Rom, wo er sich um die Ädilität bewarb, vom Volke 147 außerordentlicherweise zum Konsul erwählt und mit der Beendigung des Kriegs gegen Karthago beauftragt. Er stellte in Afrika die Kriegszucht wieder her und beschränkte die Karthager auf die Stadt, die sich mit verzweifeltem Mute verteidigten und die erst 146 erobert wurde. (S. Karthago.) Auf den Trümmern soll S. ihr Geschick beklagt und in der Ahnung, daß auch Rom einst fallen werde, die Homerischen Worte ausgerufen haben: «Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt.» S. kehrte nach Rom im Triumph zurück und besaß seitdem den Namen Africanus nicht bloß als ererbten. Die Censur verwaltete er 142 mit Mummius streng und gewissenhaft. Für das Jahr 134 wurde ihm zur Beendigung des Kriegs gegen Numantia das Konsulat zum zweiten mal übertragen. Auch hier stellte er die Mannszucht beim Heere wieder her; aber erst nach langwieriger Belagerung wurde er 133 der heldenmütigen Stadt Meister und seitdem auch Numantinus genannt. Als er 129 die weitere Ausführung des Ackergesetzes dadurch aufhielt, daß er durch einen Volksbeschluß den zur Verteilung bestimmten Triumvirn die Entscheidung über die in der Sache entstehenden Streitigkeiten entziehen ließ, wurde er am Morgen nach der Volksversammlung, in der er kraftvoll gegen die Volksführer gesprochen, in seinem Schlafgemach tot gefunden. Nach einigen war er eines natürlichen Todes gestorben, andere gaben, fast ohne Zweifel mit Recht, seinen Gegnern die Schuld. Vgl. Gerlach, «Der Tod des Publius Cornelius S. Ämilianus» und «Publius Cornelius S. Ämilianus und seine Zeit» in den «Histor. Studien» (2 Bde., Hamb. u. Gotha 1841 u. Bas. 1847), und Person, «De Publio Cornelio Scipione Aemiliano» (St.-Cloud 1877).

Von Gnäus S., dem erwähnten Oheim des ältern Africanus, stammte die Linie der Scipionen, die den Beinamen Nasica führte. Zuerst erhielt ihn jenes Sohn, Publius Cornelius S. Nasica, der 194 und 193 als Prätor und Proprätor in Spanien, als Konsul 191 im Cisalpinischen Gallien gegen die Bojer siegreich war. Sein gleichnamiger Sohn, mit einer Tochter des ältern Africanus vermählt, erhielt wegen seiner Tüchtigkeit und Einsicht den Zunamen Corculum. Derselbe war zweimal Konsul, 162 und 155, Censor 159. Pontifex Maximus wurde er 150. — Sein Sohn gleichen Namens, von einem Tribunen im Spott mit dem Sklavennamen Serapio zubenannt, Konsul 138, streng, hart und ein eifriger Optimat, leitete 133 v. Chr. den Angriff auf den ältern Gracchus und machte sich dadurch beim Volke so verhaßt, daß ihn der Senat durch eine Sendung nach Asien entfernte, wo er in Pergamon starb. Ob er schon 133 v. Chr. Pontifex Maximus war oder erst kurz vor seinem Tode abwesend dazu gewählt wurde, ist streitig. — Sein Sohn gleichen Namens, in der Jugurthinischen Zeit durch Unbestechlichkeit und strenge Rechtlichkeit, als Redner durch Witz und Laune ausgezeichnet, starb als Konsul 111. — Dessen Enkel war der von Metellus adoptierte Quintus Cäcilius Metellus Pius S., ein heftiger Gegner Cäsars. (S. Meteller.)

Sciren, s. Skyren.

Scirocco oder Sirocco heißt in einem Teil der nördl. Mittelmeerländer ein feuchter, schwüler, wolkenführender und regenbringender Wind, wie er überhaupt an der Ostseite eines barometrischen Minimums aufzutreten pflegt. Er unterscheidet sich deshalb von den Südost-, Süd- und Südwest-

winden Deutschlands, wenn sie mit höherer Wärme auftreten nur dem Namen nach, höchstens durch die höhere Feuchtigkeit und die drückendere Schwüle. Der S. ist der charakteristische Wind der Regenzeit des Mittelmeergebietes, also des Winterhalbjahres. Im Adriatischen Meere tritt er als Südostwind auf, was seinen Grund in der Hauptausdehnung dieses Meeresteils hat. Sicilien und zum Teil auch Süditalien haben noch einen andern, von dem oben charakterisierten sehr verschiedenen S. Es ist dies ein heißer, sehr trockener, heftiger und staubführender Wind. Er ist von sehr hohen Temperaturen (bis 35° C. noch um Mitternacht) begleitet, die Luft ist dunstig, der Himmel gelblich bis bleifarben, die Sonne kaum fähig, die Dunstschichten zu durchdringen. Menschen und Tiere leiden unter Mattigkeit, Beklemmung und Unlust zu jeglicher Thätigkeit. Von gleicher Schädlichkeit ist er für die Vegetation; tritt er zur Blütezeit der Olive oder des Weins auf, so kann die ganze Ernte zerstört werden. Am häufigsten tritt dieser S. im Frühjahr auf, doch ist kein Monat ganz frei von ihm. Seine Richtung ist meist aus Südost oder Südwest, er ist selten regenbringend, aber häufig schlägt sich aus ihm ein feiner rötlicher Staub nieder, dessen Ursprung man in vielen Fällen in der Sahara zu suchen haben dürfte.

Scirpus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Cyperaceen. Man kennt gegen 250 Arten, die über die ganze Erde verbreitet sind und besonders an feuchten, sumpfigen Orten oder im Wasser wachsen. Es sind krautartige Gewächse von sehr verschiedenem Habitus, mit binsenartigem cylindrischen oder dreikantigen, meist unverzweigtem Halme, der einen Büschel von Blättern oder auch nur wenige scheidenartige Blattorgane trägt. Die Blüten stehen entweder in einer einzigen endständigen Ähre oder es sind mehrere zu Büscheln vereinigte Ährchen vorhanden. Die Ährchen sind mehrblütig und zwitterig. Von einigen größern Arten, wie von S. lacustris *L.*, deren Halme im Wasser wachsen und bis zu 2½ m hoch werden, sowie von den dreikantigen Stengeln von S. silvativus *L.* werden Matten, Decken u. dgl. geflochten. Die kleinern Arten, von denen in Deutschland gegen 20 einheimisch sind, werden sowohl im frischen, als im getrockneten Zustande vom Vieh nicht gern gefressen und die sumpfigen Wiesen, auf denen sie häufig vorkommen, liefern deshalb ein schlechtes Futter.

Scirrhus (grch.), Verhärtung, krebsartige Geschwulst, bösartige Neubildung; **scirrhös**, verhärtet, geschwollen.

Scitamineen (Scitamineae) oder **Gewürzlilien**, Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen. Man kennt gegen 450 Arten, die größtenteils in den Tropengegenden vorkommen, hier aber eine weite Verbreitung besitzen. Es sind krautartige Gewächse, zum Teil von bedeutender Größe, meist mit cylindrischem oder knollenartigem Rhizom. Die großen unzerteilten breiten Blätter haben Scheiden, welche den Stengel meist ganz umhüllen oder selbst ein cylindrisches stengelartiges Gebilde darstellen. Die Blüten sind zwitterig und unregelmäßig gebaut; sie bestehen aus einem Perianthium, von dem die drei äußern Blätter als Kelch, die drei innern als Blumenkrone ausgebildet sind, ferner haben bei den meisten der hierher gehörigen Gattungen die Mehrzahl der Staubgefäße eine Umbildung in Kronblätter erfahren und gewöhnlich ist nur ein normales Staubgefäß vorhanden. Der unterständige Fruchtknoten ist dreifächerig und trägt auf seinem Scheitel einen unzerteilten Griffel, der in einigen Fällen mit dem einzigen vorhandenen Staubgefäße seitlich verwachsen ist. Die Frucht ist meist dreifächerig und mit fleischigem Perikarpium versehen. Zu den S. gehören zahlreiche wichtige Industrie-, Arznei- und Gewürzpflanzen, wie der Ingwer, Curcuma, die Banane u. a. Die Familien der Zingiberaceen, Musaceen und Marantaceen, die früher besonders aufgezählt wurden, rechnet man jetzt meist zu den S.

Sciuridae oder **Hörnchen** ist der Name einer aus 5 Familien, 11 Gattungen und gegen 220 Arten bestehenden Unterordnung der Nagetiere, die mit Ausnahme von Australien, den westind. Inseln und der Südhälfte von Südamerika über die ganze Erde verbreitet sind. Sie besitzen in jeder Unterkieferhälfte immer und in jedem Oberkiefer meist vier Backzähne, sind in letzterm fünf vorhanden, so fällt doch der hinterste leicht und zeitig aus; alle Arten haben ein wohlentwickeltes Schlüsselbein und daher eine bedeutende und mannigfache Leistungsfähigkeit der vordern Extremitäten. Zu den S. gehören 1) die eigentlichen **Eichhörnchen** (s. d., Sciurina), 4 Gattungen mit etwa 146 Arten, darunter das gemeine Eichhörnchen (Tafel: **Nagetiere** I, Fig. 1) und das fliegende (Taf. I, Fig. 2); 2) die **Murmeltiere** (s. d., Arctomyina) mit 4 Gattungen und 41 Arten, darunter der Ziesel (s. d., Taf. I, Fig. 3) und das Alpenmurmeltier (Taf. I, Fig. 4); 3) die **Schläfer** (s. d., Myoxina), 1 Gattung mit 12 Arten, darunter der Siebenschläfer (Taf. I, Fig. 5); 4) die **Showtl** (Haplodontina), 1 Gattung mit 2 Arten, 5) die **Biber** (s. d., Castorina), 1 Gattung mit 2 Lokalrassen, dem europäischen Biber (Taf. I, Fig. 6) und dem amerikanischen.

Sciurus (lat.), das Eichhörnchen.

Sclaparang, Sunda-Insel, s. **Lombok**.

Sclater (Philipp Lutley), geb. 1829, studierte zu Oxford Jurisprudenz, war seit 1855 praktisch an Lincoln's Inn, dann im westl. England thätig, wurde 1855 Sekretär der Zoological Society of London und 1860 Ehrendoktor der Philosophie von seiten der Universität Bonn. Er ist einer der ausgezeichnetsten Kenner der Systematik und geogr. Verbreitung der Wirbeltiere, besonders der Vögel, und hat eine große Anzahl Abhandlungen besonders in den «Transactions and proceedings of Zoological Society», sowie in der Zeitschrift «Ibis», deren erste Serie er redigierte, veröffentlicht.

Sclero... (vom grch. σκληρός), trocken, hart, fest, rauh (s. auch **Sklero...** ꝛc.).

Scleroderma *Pers.*, Pilzgattung aus der Familie der Gasteromyceten. Man kennt nur wenige Arten, die in Nordamerika und Europa vorkommen. Sie haben etwa hühnereigroße kugelige Fruchtkörper, die fast ganz unterirdisch wachsen und ein den Trüffeln ähnliches Aussehen besitzen; im Innern zeigen sie eine blaugraue Färbung und sind ziemlich hart. Die in Deutschland am häufigsten vorkommende Art S. vulgare *Tr.* wird häufig als echte Trüffel verkauft, doch ist sie leicht von dieser durch den Geruch und durch das Fehlen der netzartigen Zeichnung auf den Schnittflächen zu erkennen. Bei reichlicherm Genuß dieses Pilzes treten Vergiftungserscheinungen auf.

Sclerotica, soviel wie Lederhaut (s. unter **Auge**, Bd. II, S. 197ᵃ).

Sclopis de Salerano (Graf Federico), ital. Staatsmann und Gelehrter, geb. 10. Jan. 1798 zu Turin, widmete sich daselbst jurist. Studien, arbeitete hierauf im Ministerium des Innern, dann im Justizdepartement, in welchem er bis zum Amte des Generalprokurators beim turiner Appellhof stieg. Am 16. März 1848 übernahm S. das Ministerium der Justiz und der kirchlichen Angelegenheiten, legte aber im Juli 1848 sein Portefeuille nieder. S. war hierauf Mitglied der Deputiertenkammer, trat 1849 in den Senat und wurde zum Vizepräsidenten, später zum Präsidenten desselben erwählt. Nach Abschluß der Septemberkonvention von 1864 entsagte er aber der Präsidentschaft. Im J. 1872 präsidierte er zu Genf dem Schiedsgericht über die Alabama-Frage. Er starb zu Turin 8. März 1878. Er schrieb: «Histoire de l'ancienne législation de Piémont» (Tur. 1833), «Histoire de la législation italienne» (3 Bde., Tur. 1840—57) ꝛc.

Scodra (Skodra), im Altertum Skutari (s. d.).

Scogli de' Ciclopi, s. Faraglioni.

Scolopax (lat.), die Schnepfe.

Scomber (lat.), die Makrele.

Scone, s. unter Perth.

Scontrieren oder Riscontrieren (ital. scontrare und riscontrare), d. h. Schuld und Forderung gegeneinander ausgleichen, ist ein kaufmännisches Verfahren, durch das die gleichzeitige Berichtigung einer Menge von Geldforderungen, welche verschiedenen Anwesenden gegeneinander zustehen, mittels Abtretung und Anrechnung erfolgt, um damit die zeitraubende vielmalige Aufzählung größerer Summen zu ersparen. Man nennt deshalb diese Berichtigungsweise auch Zahlung mit geschlossenem Beutel. Wenn z. B. A an C und B an D je 500, D wieder an A, C an B den gleichen Betrag zu fordern hat, so erfolgt die Tilgung, indem A den C an B abtritt und D wieder durch Cession den B befriedigt, welchem aber B nicht zahlt, sondern seine Gegenforderung anrechnet. Stellt sich die Forderung des einen etwas höher, so empfängt er nur den überschießenden Betrag in barem Gelde. Schon im Mittelalter glichen so die Wechsler der verschiedenen Handelsplätze auf jährlichen Zusammenkünften in Brie und Troyes die Forderungen aus, welche sie durch gegenseitige Honorierung von Anweisungen erworben hatten, und noch jetzt bedienen sich die Großhändler und Bankiers auf bedeutendern Plätzen an bestimmten Zahltagen, ebenso die deutschen Verleger auf der leipziger Buchhändlermesse des nämlichen Verfahrens, das in Frankreich Virment des parties, in England Clearing heißt. Ein besonders großartiges Geschäft dieser Art vollzieht sich regelmäßig auf dem londoner Clearing-House (s. d.). Unter Scontro wird teils die Zahlung im Wege des S., teils die Zeit, zu welcher dies geschieht, der Scontrotag, verstanden. Auch nennt man oft Scontro das Buch, in das die täglich vorkommenden Geschäftsvorfälle gewisser Art eingetragen werden (daher unterscheidet man Warenscontro = Warenlagerbuch, Wechselscontro u. s. w.).

Scontro, s. unter Scontrieren.

Scop., bei naturhistor. Namen Abkürzung für Joh. Ant. Scopoli, geb. 1723 zu Cavalese in Tirol, gest. 1788 in Pavia als Professor.

Scoranze (serb. Ukljeva), kleine sardellenartige Fische, die dem Skutarisee und den in denselben mündenden montenegrinischen Flüssen eigentümlich sind. Bei Annäherung des Winters ziehen die S. massenhaft in die Nordwestecke des Skutarisees, wo die Montenegriner nach Abhaltung feierlicher Ceremonien zwei bis drei Wochen lang Massenfischerei betreiben, welche jährlich über 50000 Fl. einbringt, da die Fische getrocknet und gesalzen nach Italien und der Levante verhandelt werden.

Scordia, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Catania, mit (1881) 7748 E., bringt die köstlichsten Orangen Siciliens hervor.

Scoresby (William), ausgezeichneter engl. Seemann, geb. 5. Okt. 1789 zu Cropton in der Grafschaft York, begann seine Laufbahn als Seemann unter der Leitung seines Vaters, eines Kapitäns bei der nordischen Walfischerei. Auf dem Schiffe seines Vaters, der Resolution, drang er bis zu 81° 30′ nördl. Br. vor, eine Polhöhe, die im offenen arktischen Meere nur durch Parry (82° 45′) übertroffen wurde. Die Resultate einer 17jährigen Erfahrung in den nördl. Meeren legte er in dem berühmten «Account of the arctic regions» (2 Bde., Lond. 1820) nieder. Er untersuchte 1822 zum ersten mal die Ostküste Grönlands zwischen 70 und 75° nördl. Br. und entwarf die erste genaue Karte dieser Küste in einer Länge von 1300 km. Einen Bericht über diese Reise gab er in seinem «Journal of a voyage to the northern whalefishery» (Edinb. 1823; deutsch von Kries, Hamb. 1825). Er trat darin der Ansicht von einer beständig offenen Polarsee entgegen. Auch machte er zuerst sorgfältige Beobachtungen über die Elektricität der Luft in jenen hohen Breiten. Seit 1823 studierte er in Cambridge Theologie und erwarb 1834 den Grad eines Baccalaureus, worauf er als Kaplan für Seeleute in den Dienst der engl. Kirche trat. Später schrieb er noch mehrere naturwissenschaftliche Abhandlungen, von denen namentlich seine Beobachtungen über magnetische Erscheinungen aus den J. 1839—48 hervorzuheben sind. Besonders richtete er sein Augenmerk auf den Einfluß, den das Eisen an den Schiffen auf den Kompaß ausübt. Er starb 31. März 1857 zu Torquay.

Scorodosma, s. Ferula.

Scorzonĕra, s. Schwarzwurzel.

Scoten, s. unter Picten und Schottland.

Scots Greys, Benennung des engl., durchweg mit Schimmeln berittenen 2. (Royal North British) Regiment of Dragoons, welches seine Abstammung von Claverhouses Reitern herleitet und zur schweren Kavallerie zählt.

Scott (Fort), s. Fort Scott.

Scott (George Gilbert), engl. Architekt, geb. 1811 zu Gawcott bei Buckingham. Sein erstes bedeutendes Werk war das Märtyrerdenkmal in Oxford (1841), dem die Kirche zu Camberwell (einer Vorstadt vor London) folgte. Hierauf entwarf er 1842 einen Plan zum Neubau der Nikolaikirche in Hamburg, womit er den ersten Preis errang; auch wurde ihm 1855 vom Senat zu Hamburg der Bau des neuen Rathauses und des Senatsgebäudes übertragen. In England stellte er eine Reihe der bedeutendsten Domkirchen stilgerecht her, wie die von Ely, Lichfield, Hereford, Ripon, Glocester, Chester, Salisbury, Exeter, Peterborough, Worcester, Rochester und Oxford. Die Westminster-Abtei in London verdankt ihm neben vielen kleinern Arbeiten die Wiederaufrichtung des Kapitelhauses. Von seinen übrigen Bauten sind besonders hervorzuheben: der Eisenbahnhof von St.-Pancras

(London), die neuen Regierungsgebäude in Whitehall und das Albert-Denkmal in Kensington-Garden. Auch als Fachschriftsteller ist S. aufgetreten; am bekanntesten ist sein «Conversation of ancient architectural monuments» (Lond. 1864). S. starb 28. März 1878 in London.

Scott (Sir Walter), berühmter schott. Dichter, geb. 15. Aug. 1771 zu Edinburgh als Sohn eines Sachwalters. Seine schwache Gesundheit, hauptsächlich durch Lähmung des rechten Fußes veranlaßt, bewirkte, daß er früh zu seinem Großvater nach Sandy-Knowe, in der Nähe von Kelso, aufs Land gebracht wurde. Später kam er nach Kelso selbst, wo er sich mit Percys «Reliques» und den zahlreichen alten Sagen der Grenzlande vertraut machte. Er besuchte darauf die High-School zu Edinburgh. Dann studierte er die Rechte auf der Universität zu Edinburgh und wurde im 21. Jahre Advokat. Seine Gesundheit hatte sich gekräftigt; er war bei der Errichtung freiwilliger Kavallerieregimenter, als man eine Landung der Franzosen in Schottland befürchtete, einer der Eifrigsten. Um diese Zeit versuchte er sich zuerst als Dichter, anfangs in Übersetzungen aus dem Deutschen: Bürgers «Lenore» und «Wilder Jäger» wurden 1796 übersetzt; 1799 erschien seine Übersetzung des «Götz von Berlichingen». Dazwischen hatte er sich 1797 mit Miß Carpenter verheiratet und eine Cottage in Laßwade zu seiner Wohnung gewählt. Im J. 1799 wurde er zum Sheriff von Selkirkshire mit einem Einkommen von 300 Pfd. St. ernannt. Im J. 1802 erschien seine Sammlung der volkstümlichen schott. Balladen des Grenzlandes: «Minstrelsy of the Scottish border» (3 Bde.), mit trefflichen geschichtlichen Erläuterungen, die großen Beifall fand. Im J. 1804 gab er den altengl. Roman «Sir Tristrem» gleichfalls mit Anmerkungen heraus; 1805 trat er mit seinem ersten größern Gedicht «The lay of the last minstrel» hervor, das den glänzendsten Erfolg hatte. Dies bewog ihn, die Praxis völlig aufzugeben, was er um so eher thun konnte, als er 1806 eine der ersten Clerkstellen am edinburgher Gerichtshofe mit einem Einkommen von 1300 Pfd. St. erhielt. Im J. 1808 erschien «Marmion, a tale of Floddenfield», die großartigste seiner ritterlichen Erzählungen in Versen, und in demselben Jahre seine Ausgabe des Dryden in 18 Bänden. Im folgenden Jahre gab er Ralph Sadlers Staatsschriften (3 Bde.) heraus; auch arbeitete er fleißig mit an der auf seinen Antrieb begründeten «Quarterly Review» als Organ der Tories, welche der zur Whigpartei gehörigen «Edinburgh Review» entgegentrat. Im J. 1810 erschien «The lady of the lake», das herrliche Schilderungen der Hochlandsnatur enthält und des Dichters Ruhm auf den Gipfelpunkt brachte. Da seine folgenden Gedichte «The vision of Don Roderick» (1811), «Rokeby» (1813), «The Lord of the isles» (1814), «The field of Waterloo» (1815), «The bridal of Triermain» und «Harold the dauntless» (1817) immer weniger Beifall fanden, so wandte er sich der Prosadichtung zu. Außer diesen Dichtungen hatte er übrigens in dieser Zeit noch die Werke von Swift mit einer trefflichen Lebensbeschreibung herausgegeben (19 Bde., 1814), den Text zu den «Border antiquities» (2 Bde., 1814) geliefert und, durch einen Ausflug nach dem Kontinent veranlaßt, «Paul's letters to his kinsfolk» (1815) geschrieben.

Der große Ertrag seiner Dichtungen setzte S. 1811 in den Stand, am Ufer des Tweed nahe bei Melrose das Gütchen Cartley-Hole zu kaufen, dem er den Namen Abbotsford gab. Er vergrößerte es in der Folgezeit durch wiederholte Ankäufe und verschönerte es durch neue Gebäude und Anlagen. Bereits 1805 hatte er den Roman «Waverley» begonnen, aber liegen lassen; er nahm ihn jetzt wieder auf, vollendete ihn und gab ihn 1814 ohne seinen Namen heraus. Im J. 1815 erschien von dem Verfasser des «Waverley»: «Guy Mannering», mit noch allgemeinerm Beifall aufgenommen; 1816 «The antiquary»; 1817 als erste Reihe der «Tales of my landlord»: «The black dwarf» und «Old mortality» (deutsch: «Die Schwärmer»); 1817 «Rob Roy» und 1818 in der zweiten Reihe der «Tales of my landlord»: «The heart of Mid-Lothian»; 1819 die dritte Reihe der «Tales»: «The bride of Lammermoor» und «Legends of Montrose» sowie «Ivanhoe»; 1820 «The monastery» und «The abbot»; 1821 «Kenilworth» und «The pirate»; 1822 «The fortunes of Nigel»; 1823 «Peveril of the peak», «Quentin Durward» und «St. Ronan's well»; 1824 «Redgauntlet»; 1825 «Tales of the crusaders», enthaltend «The betrothed» und «The talisman»; 1826 «Woodstock»; 1827 und 1828 «Chronicles of the Canongate»; 1829 «Anne of Geierstein»; endlich 1831 die vierte Reihe der «Tales of my landlord», enthaltend «Count Robert of Paris» und «Castle dangerous». In den meisten dieser Romane erläutert S. die Geschichte seines Vaterlandes. «Ivanhoe», «Kenilworth», «Woodstock» und «Nigel» spielen in England. Die in andere Gegenden versetzten stehen diesen mit Ausnahme von «Quentin Durward» bedeutend nach. Seine Romane haben die Vorzüge der trefflichen Charakterschilderung und der bis in die kleinsten Details bestimmten und wahren Zeichnung, der klaren und lebendigen Anschauung und Darstellung vergangener Zeiten, der anmutigsten Schilderungen landschaftlicher Schönheiten und der reichen Quelle von Humor, die sich mit dem größten sittlichen Ernste und zahlreichen Stellen voll der tiefsten Rührung paart.

Außerdem hatte sich der 1820 zum Baronet ernannte Dichter auch im Schauspiel versucht, aber mit geringem Erfolge. Treffliche biographische und litterarische Einleitungen hatte er der neuen Ausgabe der ältern engl. Romanschreiber vorangeschickt, welche 1825 in drei Bänden gesammelt erschienen. Im J. 1826 fallierten die Häuser Ballantyne und Constable, deren Geschäftsteilhaber S. war, und hierdurch sah er sich mit einem mal mit einer Schuldenlast von 117000 Pfd. St. belastet. Diese Verhältnisse zwangen ihn, um des materiellen Gewinns willen schneller und deshalb auch flüchtiger zu arbeiten. Sein «Leben Napoleons» (9 Bde., 1827) war eine flüchtige und unkritische Arbeit und that dem Ruhme des Dichters bedeutenden Eintrag, obgleich es auch reich an einzelnen schönen Stellen ist. Im J. 1829 besorgte er eine neue Ausgabe seiner dichterischen Werke, mit neuen Einleitungen vermehrt. Auch schrieb er in diesen Jahren für seine Enkel die in drei Reihen erschienenen «Tales of a grandfather» (1828—30), für Lardners «Cyclopaedia» die «History of Scotland» (2 Bde., 1830) und für Murrays «Family Library» die «Letters on demonology». Durch diese und seine obengenannten spätern Romane erwarb er so viel

Geld, daß bereits 1830 die Schuldenlast auf 40000 Pfd. St. zusammengeschmolzen war, und wenige Jahre der Gesundheit würden hingereicht haben, um sie völlig zu tilgen; diese waren ihm indessen nicht vergönnt. Im Winter 1830 zeigten sich Spuren einer mehr und mehr zunehmenden Lähmung. Im Herbste 1831 reiste er nach Italien, verweilte bis April 1832 in Neapel, ging dann nach Rom und kehrte, da sich sein Zustand nur verschlimmerte, nach England zurück. Fast bewußtlos infolge eines zweiten Schlagflusses wurde er nach Abbotsford gebracht, wo er 21. Sept. 1832 starb. In Dryburgh-Abbey wurde er begraben. Das dankbare Schottland eröffnete nicht nur eine Sammlung, um seiner Familie Abbotsford zu erhalten, sondern errichtete ihm auch in Edinburgh ein prachtvolles Denkmal. Selten aber hat auch ein Dichter schon bei seinen Lebzeiten solchen Ruhm und solche Verbreitung gefunden wie S. Seine Werke wurden nicht nur in alle gebildeten Sprachen übersetzt, sondern auch vielfach nachgedruckt. Seine Romane waren in Deutschland so beliebt, daß man Romane in seiner Manier schrieb und für seine Arbeiten ausgab; den gelungensten Versuch der Art machte Wilibald Alexis mit «Walladmor». Die besten Ausgaben seiner Romane sind die edinburgher. Sein Leben wurde am ausführlichsten beschrieben von seinem Schwiegersohne Lockhart (7 Bde., 1838 u. öfter); deutsche Biographien verfaßten Eberty (2 Bde., Lpz. 1860) und Elze (2 Bde., Dresd. 1864).

Sein ältester Sohn, Sir Walter S., geb. 28. Okt. 1801, Oberstlieutenant in der brit. Armee, starb 8. Febr. 1847 auf der Rückreise von Indien nach England. Mit ihm erlosch der Baronetstitel, da er keine Kinder hinterließ und sein jüngerer Bruder Charles schon vor ihm gestorben war.

Scott (Winfield), amerik. General, geb. 13. Juni 1786 bei Petersburg in Virginien, war erst Sachwalter, wurde aber 1808 Artilleriekapitän. Nach dem Ausbruche des Kriegs mit England 1812 wurde er als Oberstlieutenant nach der canad. Grenze beordert, geriet aber in der Schlacht von Queenstown in Gefangenschaft. Nach einigen Monaten ausgewechselt, eroberte er 27. Mai 1813 Fort George, schlug die Angriffe des Feindes auf diesen Platz ab und ward im Alter von 28 Jahren Brigadegeneral. Am 5. Juli 1814 schlug er den brit. General Riall bei Chippewa und focht dann mit großer Tapferkeit in der Schlacht von Niagara, wo er schwer verwundet wurde. Später kämpfte er mehrfach glücklich gegen Indianerstämme und wurde 1841 Oberbefehlshaber der amerik. Armee. Im merik. Kriege erschien er März 1847 vor Veracruz, das sich ihm nach einer kurzen Belagerung ergab. Hierauf rückte er gegen Jalapa vor, brachte 18. April dem General Santa-Anna bei Cerro-Gordo eine Niederlage bei, schlug denselben 19. und 20. Aug. abermals bei Contreras und Churubusco und erstürmte 14. Sept. die Hauptstadt Meriko. Diese Siege führten zum Frieden von Guadalupe-Hidalgo, den er 2. Febr. 1848 abschloß und der dem Gebiet der Vereinigten Staaten einen Länderzuwachs von 1650000 qkm brachte. Seine Bewerbungen um die Präsidentenwürde blieben ohne Erfolg. Im J. 1853 wurde S. zum Generallieutenant ernannt. Beim Ausbruche des Bürgerkriegs stand S. fest zur Sache des Bundes, war aber zu alt, um noch ins Feld zu rücken, und nahm deshalb, nachdem McClellan ihm im Oberbefehle gefolgt war, 1. Nov. 1861 den Abschied. Er starb zu Westpoint 29. Mai 1866. Er selbst gab seine «Memoirs» (2 Bde., Neuyork 1864) heraus. S.s Biographien schrieben Mansfield (1846), Headley (1852) und Victor (1861). Vgl. noch Semmes, «Campaign of General S. in the valley of Mexico» (Boston 1852).

Scotus und **Scotisten**, s. Duns Scotus.

Scotus Erigena, s. Erigena.

Scramasax, s. unter Dolch.

Scranton, die drittgrößte Stadt des nordamerik. Staates Pennsylvania, liegt im County Luzerne, im Lackawannathale, 240 km westlich von Neuyork und an verschiedenen Eisenbahnlinien. Die Stadt verdankt ihren raschen Aufschwung den zahlreichen Kohlenzechen und den großen Walz-, Schmelz- und Eisenwerken. Sie wurde 1840 inkorporiert, hatte 1860 nahezu 10000, 1870 über 35000 und 1880 schon 45850 E., worunter 3153 Deutsche, 142 Farbige und 2 Chinesen. Hauptprodukte der Industrie sind Nägel, Lokomotiven, Maschinen, Öfen, Feilen, Wagen, Leder, Messingwaren, Kessel u. s. w. Die Stadt hat 2 tägliche und 6 wöchentliche Zeitungen, 12 Banken, 33 Kirchen, 30 öffentliche Schulen, 1 Nonnenkloster, 1 Opernhaus, 2 Wohlthätigkeitsanstalten, 2 Wasserwerke, 1 öffentliche Bibliothek, 1 Park und die größte jetzt existierende Sammlung von indianischen Altertümern. Vgl. «History of Luzerne County» (Neuyork 1880).

Scribe (Augustin Eugène), berühmter franz. Theaterdichter, geb. 24. Dez. 1791 zu Paris, studierte anfangs die Rechte, entschied sich aber bald für die Laufbahn eines dramatischen Dichters. Im J. 1811 erlitt er mit seinem ersten Stück «Les Dervis», eine Niederlage, die ihn jedoch nicht entmutigte, obschon mehrere andere darauf folgten. Endlich erreichte er einen vollständigen Erfolg mit dem Stück «Une nuit de la garde nationale» (1816), welches er in Gemeinschaft mit Delestre-Poirson verfaßt hatte. Gleichen Erfolg hatten «Flore et Zéphire», «Le comte Ory» (1816), «Le nouveau Pourceaugnac», «Le solliciteur» (1817), kleine Singlustspiele (Comédies-Vaudevilles), die auf dem Vaudevilletheater und den Variétés aufgeführt wurden. Die Gründung des Gymnase (Théâtre de Madame, 1820) verschaffte S. einen neuen Markt. Delestre-Poirson, welcher dieses Theaterprivilegium erlangt hatte, schloß mit S. einen lange dauernden Kontrakt und sicherte sich seinen Namen und seine Feder. S. lieferte für das Gymnase etwa 150 Stücke, die unter dem Titel «Répertoire du Théâtre de Madame» eine eigene Sammlung bilden. Um einen solchen Verbrauch zu bestreiten, hatte S. eine förmliche Werkstatt anlegen müssen, wo eine Menge ständiger und außerordentlicher Mitarbeiter thätig waren, indem dieser den Grundgedanken, jener den Plan, der eine den Dialog, der andere die Couplets lieferte. An ihrer Spitze standen Germain Delavigne, S.s ehemaliger Schulfreund, und Mélesville. Zu diesen kamen H. Dupin, Brazier, Varner, Legouvé, Bayard, Carmouche, Xavier u. s. w. Mit großer Leichtigkeit und Beharrlichkeit zum Arbeiten begabt, leitete S. alles, lieferte bald den ersten Entwurf, bald überlas und bearbeitete er das Werk und arbeitete es nötigenfalls um.

Die Revolution von 1830 störte diese blühende litterarische Thätigkeit. S. war schon früher auf

dem Théâtre Français mit kleinbürgerlichen Sittenkomödien aufgetreten, wie «Valerie» (1822) und «Le mariage d'argent» (1827). Jetzt versuchte er es auf dieser Bühne mit der polit.-satirischen Komödie und versetzte der neuen Regierung seine Nadelstiche in «Bertrand et Raton» (1833). Sodann folgten auf demselben Theater mehrere seiner berühmtesten Stücke: «La camaraderie» und «Une chaine», «Le verre d'eau» (1842), «Adrienne Lecouvreur» (1849), «Les contes de la reine de Navarre» (1851), «Rêves d'amour» (1859) u. s. w. In einem andern Genre erzielte S. ebenfalls große Erfolge, nämlich im Opernlibretto. Mit seinen verschiedenen Mitarbeitern bediente er 30 Jahre lang alle pariser Operntheater und hatte seinen Anteil an den namhaftesten Hervorbringungen der gleichzeitigen Musik. Er lieferte die Texte für «La neige» (1823), «La Dame blanche» (1825), «La Muette» (1828), «Fra Diavolo» (1830), «Robert le Diable» (1831), «La Juive» (1835), «Les Huguenots» (1836), «Le domino noir» (1841), «Le prophète» (1849), «L'étoile du Nord» (1854) und mehr als 50 andere Opern. Auch hat man von ihm mehrere Novellen und Romane: «Carlo Broschi», «Le roi de Carreau», «Piquillo alliaga», «Le filleul d'Amadis», «Fleurette la bouquetière» (1860) u. s. w. S. wurde 1834 Mitglied der Französischen Akademie. Er starb zu Paris 20. Febr. 1861.

S. hatte zwar vielen, aber keinen eigentlich poetischen Geist, ferner besaß er weder Begeisterung noch Schwung; aber sowohl der Meister wie seine Schüler waren außerordentlich geschickt in der Anlage und dem Aufbau eines Bühnenstücks. S.s Werke sind ohne feinere oder tiefere Charakterschilderung, ohne Originalität im Dialog; dagegen verstand niemand besser als er ein Ereignis durch eine Reihe von Verwickelungen hindurchzuführen, die er mit bewundernswürdiger Kunstfertigkeit auflöste, nachdem er eine oder zwei Stunden hindurch die Aufmerksamkeit der Zuschauer in gespannter Erwartung gelassen. Alle Stücke S.s und seiner Mitarbeiter, selbst die am wenigsten guten, zeichnen sich durch die Sicherheit ihrer Entwickelung aus. Hieraus erklärt sich, daß S.s Werke viele Jahre lang Europa befriedigten und noch jetzt beliebt sind. Man schätzt die Zahl der von ihm allein oder mit andern gearbeiteten Bühnenstücke auf etwa 350; fast alle sind besonders oder gesammelt in verschiedenen Ausgaben des «Théâtre de S.» (10 Bde., Par. 1856—59 u. öfter) abgedruckt. Eine neue vollständige Gesamtausgabe seiner Schriften erschien 1874 fg. Vgl. Legouvé, «Eugène S.» (Par. 1874).

Scribonius, Name der Mitglieder eines röm. plebejischen Geschlechts, dessen bedeutendste Familien sich durch den Beinamen Libo oder Curio unterschieden. Die bekanntesten Träger dieses Namens sind:

Gajus S. Curio, Volkstribun 90 v. Chr., war im ersten Mithridatischen Kriege, einer der Unterbefehlshaber Sullas, der ihn 84 v. Chr. nach seiner Rückkehr nach Italien mit der Wiedereinsetzung der Könige von Bithynien und Kappadocien beauftragte. S. leistete als Konsul 76 v. Chr. dem Versuch, die Macht des von Sulla möglichst beschränkten Tribunats wiederherzustellen, energischen Widerstand, stand 63 Cicero bei der Unterdrückung der Catilinarier, sowie später auch gegen Clodius bei, und erwies sich als entschiedener Gegner Cäsars, starb aber schon 53 v. Chr. Als Statthalter von Macedonien 75—73 v. Chr. kämpfte er mit Erfolg gegen die Dardaner im heutigen Serbien. Bekannter ist sein gleichnamiger Sohn, der sich von Cäsar gewinnen ließ. (S. Curio.)

Lucius S. Libo, ein Anhänger des Pompejus, dessen Sohn Sextus eine Tochter des S. heiratete, besiegte im Bürgerkriege als Flottenführer zusammen mit M. Octavius den Dolabella und nahm mit jenem den Unterbefehlshaber Cäsars Gajus Antonius gefangen. Im J. 39 v. Chr. vermittelte er zwischen M. Antonius und Octavian und Sextus Pompejus; 36 war er Konsul.

Seine Schwester Scribonia war in dritter Ehe Gemahlin des Octavian (s. Augustus), dem sie die Julia (s. d.) gebar. Octavian vermählte sich mit ihr 40 v. Chr., ließ sich aber schon 39 v. Chr. wieder von ihr scheiden.

Scriptores historiae augustae werden sechs spätere röm. Geschichtschreiber genannt, welche eine Reihe von Biographien der röm. Kaiser von Hadrian bis zu Carus und dessen Söhnen Numerianus und Carinus oder vom Anfang des 2. Jahrh. bis gegen das Ende des 3. Jahrh. (117—284 n. Chr.) verfaßten und gewissermaßen eine Fortsetzung des Suetonius darstellen. Die einzelnen Verfasser sind Älius Spartianus, Vulcatius Gallicanus, Trebellius Pollio, die unter Diocletian Ende des 3. und Anfang des 4. Jahrh., Flavius Vopiscus aus Syrakus, Älius Lampridius und Julius Capitolinus, welche unter Constantius und Konstantin d. Gr. im ersten Drittel des 4. Jahrh. schrieben. Obgleich diese Sammlung nicht ganz vollständig auf uns gekommen ist und auch ihrem Inhalt nach mehr das Gepräge einer bloßen, zum Teil außerordentlich mangelhaften Kompilation als eigener Forschung und Kritik an sich trägt, so ist sie doch bei dem sonstigen Mangel an Quellen für die Geschichte jener Zeit nicht ohne Bedeutung. Neuere Ausgaben besorgten Jordan und Eyssenhardt (2 Bde., Berl. 1864) und Peter (2 Bde., Lpz. 1865).

Scriver (Christian), ascetischer Schriftsteller, geb. zu Rendsburg 2. Jan. 1629, studierte zu Rostock und erhielt 1653 das Diakonat zu Stendal. Im J. 1667 kam er als Pastor an St. Jakobi nach Magdeburg, wo er später Senior, Konsistorialassessor und Inspektor wurde, und 1690 als Konsistorialrat und Oberhofprediger nach Quedlinburg, wo er 5. April 1693 starb. Gegenüber der Veräußerlichung christl. Wesens in der damaligen luth. Kirche, betonte er die Innerlichkeit des wahren religiösen Lebens und arbeitete dadurch dem Pietismus vor. Unter seinen Schriften (Gesamtausgabe von Stier und Heinrich, 7 Bde., Brem. 1847 fg.), die heute noch eine vielgelesene Erbauungslektüre sind, stehen voran: «Gottholds zufällige Andachten», eine Sammlung von 400 Parabeln (1667; neue Ausg., Berl. 1867), «Gottholds Siech- und Siegesbette» (1671; neue Ausgabe, Stuttg. 1870) und besonders «Der Seelenschatz» (5 Tle., 1675—92; neue Auflage, Berl. 1852 fg.). Vgl. Krieg, «Christian S., ein Lebensbild aus dem 17. Jahrh.» (Dresd. ohne Jahr).

Scrivia, die Olubria der Römer, rechtsseitiger Nebenfluß des Po in Piemont, entspringt in der ital. Provinz Genua, im Ligurischen Apennin, erreicht in der Provinz Alessandria unterhalb Serravalle die Po-Ebene, berührt Tortona und Castelnuovo und mündet bei Alzano.

Scrophulária *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Scrophularineen. Man kennt gegen

100 Arten, die größtenteils in der nördl. gemäßigten Zone der Alten Welt vorkommen. Es sind krautartige Gewächse oder Halbsträucher mit opponiert stehenden, meist unzerteilten Blättern und kleinen rötlichen oder gelben Blüten, die aus einem fünfspaltigen Kelch einer lippenförmigen fünflappigen Blumenkrone, didynamischen Staubgefäßen und einem ovalen Fruchtknoten bestehen. Die Frucht ist eine mehrsamige Kapsel. Das ganze Kraut besitzt bei den meisten Arten einen unangenehmen Geruch. Die in Deutschland am häufigsten vorkommenden Arten sind S. nodosa *L.* und S. aquatica *L.*, von beiden war früher das Kraut und die Wurzeln offizinell und wurde gegen Geschwülste u. dgl. angewandt.

Scrophulariacēen (Scrophulariacēae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt fast 2000 Arten, die über die ganze Erde verbreitet sind, besonders häufig aber in den gemäßigten Zonen und in gebirgigen Gegenden vorkommen. Es sind meist krautartige Gewächse, seltener Sträucher oder kleine Bäume, mit meist opponiert stehenden, nur in wenigen Gattungen alternierenden Blättern von verschiedener Form. Die Blüten sind stets zwitterig und in der Mehrzahl der Fälle unregelmäßig gebaut; sie bestehen aus einem röhren- oder glockenförmigen, oft auch sehr kleinen Kelch mit fünf Zähnen, einer vier- bis fünflappigen, meist lippenförmig ausgebildeten Blumenkrone, vier didynamischen Staubgefäßen und einem zweifächerigen Fruchtknoten mit einfachem Griffel, der an seiner Spitze gewöhnlich zwei Narben trägt. Die Frucht ist in der Regel eine Kapsel, bei einigen Arten jedoch eine Beere, mit zahlreichen Samen. Die früher oft als eigene Familien betrachteten Antirrhineen und Rhinanthaceen werden jetzt allgemein zu den S. gerechnet.

Scrotum, der Hodensack, s. unter Hoden.

Scrubber (vom engl. scrub, d. i. eigentlich scheuern), in den Gasfabriken ein Reinigungsapparat, s. unter Gasbeleuchtung. Außerdem ist Scrubber oder Schrubber ein stumpfer Besen zum feuchten Abwischen der Fußböden.

Scrupŭlo, portug. Gewicht, s. Escrupulo.

Scrutinium (von lat. scrutari, d. h. ausforschen oder gründlich untersuchen) bezeichnet im Kirchenrechte die der Übertragung eines geistlichen Amts vorausgehende Untersuchung, ob der zum Amt Berufene zur Annahme desselben fähig sei oder nicht; in der kath. Kirche die mittels versiegelter Stimmzettel vorgenommene Wahl eines Bischofs und daher dann im allgemeinen jede Wahl mittels Stimmzettel oder Kugelung.

Scudéry (Georges de), franz. Dichter, geb. 1601 zu Havre-de-Grâce, ursprünglich Militär und Gouverneur von Notre-Dame de la Garde auf einem isolierten Felsen bei Marseille, siedelte 1630 nach Paris über, führte bis 1643 12 in stofflicher Beziehung meist unselbständige, den Einheitsregeln widersprechende Tragikomödien, zwei Tragödien und zwei Komödien zum Teil mit großem Erfolg auf, und erlangte 1636 mit «L'amour tyrannique» einen Sieg selbst über den gleichzeitigen «Cid» Corneilles, dessen Mängel S. in einer von der Französischen Akademie teilweise gebilligten Schrift darzulegen wagen konnte. Seinem eine Zeit lang gleichfalls bewunderten Epos «Alaric» (Par. 1654) drückte Boileau den Stempel des Lächerlichen für immer auf. S. war berüchtigt durch seine Eitelkeit und Großsprecherei, im übrigen ehrenhaft und sittenstreng, und starb, seit 1650 Mitglied der Akademie, zu Paris 14. Mai 1667.

Seine nicht weniger berühmte, 1607 zu Havre geborene Schwester, Madeleine de S., begründete und kultivierte neben La Calprenède mit größtem Erfolg im In- und Auslande den romantisch-histor. Roman und verfaßte «Ibrahim, ou l'illustre Bassa» (4 Bde., Par. 1641), «Artamène, ou le grand Cyrus» (10 Bde., Par. 1649—53), «Clélie» (10 Bde., Par. 1656; neue Aufl. 1731), «Almahide» (8 Bde., Par. 1660), Werke, die durch Anspielungen auf Zeitgenossen der höchsten Kreise und Kopierung derselben einen besonders pikanten Reiz erhielten. Sie schrieb außerdem zehn Bücher moralischer «Conversations et entretiens», Novellen, Reden auf berühmte Frauen und Fabeln. Sie bezog Pensionen von Mazarin, Ludwig XIV. und der Königin Christine von Schweden und bildete den Mittelpunkt eines ausgedehnten litterarischen Zirkels in Paris. Sie starb 2. Juni 1701. Ihren «Discours de la gloire», das erste Werk, welches 1671 einen von Balzac gestifteten Preis der Französischen Akademie davontrug, findet man nebst Auszügen aus ihren andern Werken in dem «Esprit de Mademoiselle de S.» (Par. 1766 u. öfter). Vgl. Rathery und Boutron, «Mademoiselle de S., sa vie et sa correspondance» (mit einer Auswahl ihrer Dichtungen, Par. 1873).

Scudo, eine frühere ital. Silbermünze, die ihre Benennung von dem Gepräge, den Wappenschildern, hatte und bei den einzelnen ehemaligen ital. Staaten von verschiedenem (etwa zwischen $3^1/_2$ und 5 deutschen Reichsmark schwankend) Werte war. Im ehemaligen Königreich beider Sicilien war der S. oder die Pezza eine bloße Rechnungseinheit von $1^1/_5$ Ducato.

Sculps., auf Kupferstichen Abkürzung von sculpsit (lat., «hat es gestochen»).

Scultetus (Andr.), deutscher Dichter des 17. Jahrh., geboren zu Bunzlau als der Sohn eines Schuhmachers, kam 25. Aug. 1639 auf das Elisabethanum zu Breslau, als dessen Schüler er seine Poesien verfaßt zu haben scheint. Keins seiner Gedichte trägt ein späteres Datum als 1642. Lessing fand auf der Universitätsbibliothek zu Wittenberg ein Gedicht von ihm: «Andreae Sculteti Boleslavii Österliche Triumphposaune» (Bresl. 1842). Er entdeckte in Schlesien noch mehrere Gedichte von S., darunter den «Blutschwitzenden und todesringenden Jesus». Beide mit vier Gelegenheitsgedichten zusammen gab er als «Gedichte von Andreas S.» (Braunschw. 1771; Werke von Lachmann, Bd. 8, und in der Hempelschen Ausg., Bd. 11) heraus. Nachträge dazu erschienen: von Jachmann («Nachlese», Bresl. 1774), von Scholtz («Zweite Nachlese», Bresl. 1783), von Klose u. s. w.

Scultore (Sculptore), Kupferstecher, s. Ghisi.

Scupi, türk. Stadt, soviel wie Üsküb.

Scurra (lat.), Witzbold, Possenreißer, Hofnarr; scurril, soviel wie possenhaft.

Scutum (lat.), der Schild.

Scylla (grch. Skylla) heißt in der Odyssee das in einer Felsenhöhle gegenüber der Charybdis hausende Ungeheuer, das, mit sechs gräßlichen Köpfen, Tiere und Menschen, die in seinen Bereich kommen, verschlingt. In der spätern Poesie und Kunst dachte man sich S. mit dem Oberkörper einer

Frau, Hunde- oder Wolfsköpfen und einem oder mehrern Fischschwänzen. (S. Charybdis.)

Den Felsen, in dem die S. hausen sollte, fand man in einer steilen Klippe an der Meerenge von Messina, welche den Namen Scylla (Scyllaeum promunturium) führte, im übrigen aber schon für die Schiffahrt der spätern Zeit des Altertums nicht mehr gefährlich war.

Scylla (Oppidum Scyllaeum) hieß auch eine Stadt im Altertum, an deren Stelle heute das Städtchen Scilla (s. d.) liegt.

Scylla, der 155. Asteroid, s. u. Planeten.

Scyphati, Schifati, Scifati, Squifati, mittelalterliche byzant. Gold- und Silbermünzen von hohler, napfförmiger Gestalt und von verschiedener Größe und ungleichem Gewicht.

Scythen, s. Skythen.

Sdoba, der untere Lauf des Isonzo (s. d.).

Se, chem. Zeichen oder Symbol für Selen.

Seafield (Grafen von), s. Findlater und Seafield.

Seaham, offiziell Dawdon, Stadt an der Nordseeküste in der engl. Grafschaft Durham, Station der Eisenbahn Haswell-Ryhope, zählt (1881) 7638 E. und hat einen Hafen mit Leuchtturm, Glas- und Eisenhütten und chem. Fabriken.

Sealsfield (Charles), geistvoller Romanschriftsteller, hieß eigentlich Karl Postl und ward 3. März 1793 zu Poppitz bei Znaim geboren, trat, nachdem er das Gymnasium zu Znaim besucht, in das Ordenshaus der Kreuzherren zu Prag, verließ aber im Herbst 1822 das Kloster und wandte sich nach Amerika, wo er den Namen «Charles Sealsfield» annahm. Im J. 1826 besuchte er Deutschland und veröffentlichte ein Buch in deutscher Sprache über die Vereinigten Staaten. Bald darauf begab er sich nach England und ließ anonym «Austria as it is» (Lond. 1828) erscheinen, welche Schrift allgemeines Aufsehen erregte. Im Sommer 1827 kehrte S. nach der Neuen Welt zurück, wo er eine Reise durch die südwestl. Staaten der Union und Texas unternahm. Unter den Eindrücken derselben schrieb er seinen ersten Roman «Tokeah, or The white rose» (2 Bde., Philad. 1828). Nachdem S. 1829—30 an der Redaction des in Neuyork erscheinenden «Courrier des États-Unis» teilgenommen, welcher nach der Julirevolution von dem Exkönig Joseph Bonaparte angekauft wurde, ging er als Korrespondent des «Morning Courier and Enquirer» nach Paris. Er lebte jetzt abwechselnd in Paris und London, wo er zugleich mit der Monatsschrift «The Englishman» in Verbindung trat. Im J. 1832 gab er seine Korrespondenzen auf und zog sich nach der Schweiz zurück. Hier machte er sich in weitern Kreisen bekannt durch den Roman «Der Legitime und die Republikaner» (3 Bde., Zür. 1833), eine Übersetzung und Umarbeitung des «Tokeah». Hierauf führte er dem deutschen Publikum das Leben Amerikas in einer Reihe von Skizzen und Gemälden vor, die, obwohl nur lose verbunden, ein Ganzes bilden sollten. So erschienen zunächst die «Transatlantischen Reiseskizzen» (2 Bde., Zür. 1834), dann der Roman «Der Virey und die Aristokraten» (2 Bde., Zür. 1835), vielleicht das beste seiner Werke, und die «Lebensbilder aus beiden Hemisphären» (6 Bde., Zür. 1835—37), die in der zweiten Auflage den Titel «Morton, oder die große Tour» (Stuttg. 1846) erhielten. Letztern schlossen sich an «Ralph Dougbys Brautfahrt», «Pflanzerleben und die Farbigen» und «Nathan, der Squatter-Regulator», welche nebst den «Reiseskizzen» Teile seiner «Lebensbilder aus der westl. Hemisphäre» (5 Bde., Stuttg. 1846) bilden. S. unterbrach seine litterarische Thätigkeit auf kurze Zeit durch eine neue Reise nach den Vereinigten Staaten und langte 1838 wieder in der Schweiz an, wo er nun «Deutsch-amerik. Wahlverwandtschaften» (5 Bde., Zür. 1839—40), «Das Kajütenbuch» (2 Bde., Zür. 1840) und «Süden und Norden» (3 Bde., Zür. 1842—43) veröffentlichte. Gesamtausgaben seiner Werke erschienen in 18 (Stuttg. 1843—46) und in 15 Bänden (Stuttg. 1845—46). Später besuchte er noch zweimal (1850 und 1859) Amerika. In der Schweiz lebte S. zuerst in Zürich, später in einem einfachen Bauerhause in der Nähe von Solothurn, in welchem er auch 26. Mai 1864 starb. Sein Denkmal in Znaim wurde 23. Okt. 1881 enthüllt. Die Hauptvorzüge der Romane S.s sind gründliche Kenntnis der menschlichen Natur, geschickte Charakterzeichnung, ein geistvoller und dramatischer Dialog und seltenes Beschreibungstalent. Als Mängel erscheinen eine gewisse Nachlässigkeit in der Durchführung des Stoffs und im Stil. Aus seinem Nachlaß veröffentlichte Meißner den Roman «Die Grabesschuld» (Lpz. 1873). Vgl. Kertbeny, «Erinnerungen an S.» (Lpz. 1864); Gottschall, «Charles S.» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1865); Smolle, «Charles S. Biographisch-litterarisches Charakterbild» (Wien 1875); W. Hamburger, «S.-Postl. Bisher unveröffentlichte Briefe und Mitteilungen zu seiner Biographie» (Wien 1879).

Seapoys oder Sepoys, s. Sipoys.

Seattle, Hauptort des King County im nordamerik. Territorium Washington, am Puget Sound, Endpunkt der Northern-Pacificbahn, Sitz der Territorial-University, zählt (1880) 3533 E.

Seb oder richtiger wohl Keb, ist der ägypt. Name des Erdgottes, den man sich als einen liegenden Mann, dessen Rücken die Erde bildet, dachte. Er war der Gemahl der Himmelsgöttin Nut und Vater des Osiris und der Isis.

Sebak (genauer wohl Sobk), ein ägypt. Gott, dem das Krokodil heilig war, daher er auch meistens krokodilmäßig auf den Denkmälern abgebildet wird. Er wurde besonders in Oberägypten viel verehrt und erscheint hier nicht selten auch unter die Götter der ersten Götterdynastie als letzter aufgenommen. In Ombos hatte er mit Harueris einen Doppeltempel. Auch im Fayum wurde er eifrig verehrt.

Sebaldus, einer der Schutzpatrone (neben dem heil. Lorenz) Nürnbergs, der 1425 vom Papst Martin V. kanonisiert wurde, soll nach einigen der Sohn eines dän. Königs, nach andern der Sohn eines Landmanns gewesen sein. Wie die Legende erzählt, studierte er in Paris, vermählte sich dort mit der Tochter des Königs Dagobert III., trennte sich aber schon am folgenden Tage von ihr, um sich einem beschaulichen Leben zu widmen, und pilgerte nach Rom. Nachher soll er auch nach Deutschland gekommen sein und zuletzt in einem Walde bei Nürnberg als Einsiedler gelebt haben. Er starb 801 (nach andern 901 oder 1070) und hatte befohlen, seinen Leichnam auf einen mit Ochsen bespannten Wagen zu legen und ihn da zu begraben, wo diese freiwillig stehen bleiben würden. Dies geschah an der Peterskapelle zu Nürnberg, welche, hierauf erweitert, Sebalduskirche genannt wurde; in derselben befindet sich das prächtige Grabdenkmal

des S., welches Peter Vischer und dessen Söhne 1508—19 fertigten. Sein kirchlicher Gedächtnistag ist der 19. Aug.

Sebastian, Heiliger und Märtyrer der kath. Kirche, geb. zu Narbonne in Gallien, war der Legende nach unter Diocletian Hauptmann in der Prätorianergarde. S. erhielt vom Hofe die Aufforderung, seinen christl. Glauben zu verlassen, und als er standhaft blieb, ward er den mauritanischen Bogenschützen übergeben, die ihn an einen Baum banden und mit angeblich 1000 Pfeilschüssen durchbohrten. Eine Christin, Irene, die den Körper des Nachts aufsuchte, um ihn zu bestatten, fand, daß S. noch lebe, und rettete ihn. Bald ward jedoch S. wieder ergriffen, 287 oder 288 zu Tode gestäupt und sein Körper in eine Kloake gestürzt. Eine fromme Christin, Lucina, zog ihn hervor und begrub ihn zu den Füßen der Apostel Petrus und Paulus. Papst Damasus errichtete dem Heiligen eine Kirche. Seine Reliquien wurden in alle Länder verteilt, als gegen die Pest wirksam, und der 20. Jan. ihm als Gedächtnistag geweiht. Auch gilt S. als Schutzpatron der Schützengesellschaften.

Sebastian, König von Portugal 1557—78, der nachgeborene Sohn des Infanten Johann und Johannas, einer Tochter Kaiser Karls V., geb. 1554, ward 1557 Nachfolger seines Großvaters Johann III. Die Regierung führte bis zu seiner Volljährigkeit sein Großoheim, der Kardinal Heinrich. Von Jesuiten erzogen, erfüllte er sich mit romantischem Kriegseifer gegen die islamischen Feinde des Kreuzes. Schon 1574 unternahm er eine kleine Expedition nach Tanger, von wo aus er dann eine Zeit lang ohne besondern Erfolg gegen die Mauren kämpfte. Kurz darauf brach ein Thronstreit in Marokko aus, und der flüchtige Mulei-Mehemmed, der von seinem Oheim, dem regierenden Scherif Mulei-Malek, aus dem Lande verjagt ward, rief die Hilfe S.s an, worauf S. 24. Juni 1578 nach Tanger absegelte. Sein Heer bestand aus Portugiesen, Spaniern, deutschen und ital. Söldnern. Von Tanger rückte S. zu Lande gegen Süden vor; bei der Stadt Kassr-el-Kebir stieß er auf die weit überlegene Heeresmacht des Scherifs von Marokko. Hier kam es 4. Aug. 1578 zur Entscheidungsschlacht, in der sein Heer gänzlich geschlagen wurde und S. selbst fiel, ohne daß man seinen Leichnam auffand. Die Blüte des portug. Adels war durch diese Unternehmung vernichtet, die Kassen erschöpft, und das Reich war ohne unmittelbaren Thronerben. Zunächst führte Kardinal Heinrich, den S. zum Reichsverweser bestellt hatte, die Regierung und ward nach einiger Zeit zum König ausgerufen; aber er starb schon 31. Jan. 1580, und mit ihm erlosch die alte portug. Dynastie. Von verschiedenen Seiten wurden nun Erbansprüche erhoben; aber Philipp II. von Spanien, dessen Mutter Isabella eine Schwester von S.s Großvater Johann III. gewesen war, bemächtigte sich mit Waffengewalt der Herrschaft über Portugal. Vgl. Machado, «Memorias para a historia de Portugal que comprehendem o governo del rey Don S.» (4 Bde., Lissab. 1736—51). Die Folge der Ungewißheit über den Tod des Königs S. war, daß später vier Abenteurer auftraten, die sich für S. ausgaben. Eine namhafte Rolle unter diesen Pseudo-Sebastianen spielte der vierte. Derselbe erschien 20 Jahre nach der Katastrophe zuerst in Venedig und gab vor, daß er auf dem Schlachtfelde unter den Toten und Verwundeten sich verborgen habe und, um Portugals Ruhe nicht zu stören, zunächst in der Berberei geblieben sei, dann in Sicilien als Einsiedler gelebt habe. Der Senat in Venedig verwies ihn, und da er wieder zurückkehrte, wurde er eingekerkert, später ausgewiesen. In Florenz wurde er wieder gefangen genommen und an den span. Vizekönig von Neapel ausgeliefert, wo er, auf seiner Aussage beharrend, als Galerensklave behandelt wurde. Zuletzt soll er nach Castilien geschafft und daselbst im Gefängnis hingerichtet sein. Vgl. d'Antas, «Les faux Don Sébastien» (Par. 1865).

Sebastiani (François Horace Bastien, Graf) franz. Marschall, aus einer angesehenen Familie der Insel Corsica, wurde 10. Nov. 1772 zu Porta d'Ampugnano geboren, trat 1789 in die franz. Kavallerie, schwang sich in den Feldzügen der Revolution rasch empor und erwarb sich als Oberst eines Dragonerregiments am 18. Brumaire die Gunst Bonapartes. Im Feldzuge von 1800 kämpfte er bei Marengo. Nach dem Frieden von Amiens schickte ihn Bonaparte nach Konstantinopel, Ägypten, Syrien und den Ionischen Inseln, wo er als Diplomat ausgezeichnete Dienste leistete. Beim Wiederausbruch des Kriegs mit England erhielt er den Grad des Brigadegenerals. Im J. 1804 beobachtete er in Deutschland die Bewegungen der österr. Armee, und seine Berichte trugen viel zur Eröffnung des Kriegs von 1805 bei. Im Vortrabe Murats befehligend, rückte er mit den ersten franz. Truppen in Wien ein. In der Schlacht bei Austerlitz wurde er schwer verwundet, Napoleon I. erhob ihn hierauf zum Divisionsgeneral und schickte ihn im Mai 1806 als Gesandten nach Konstantinopel. Hier wußte er Selim III. für Frankreich zu gewinnen, setzte die Kriegserklärung gegen Rußland durch und vermochte die Pforte zum Widerstand, als der brit. Admiral Duckworth im Febr. 1807 durch die Dardanellen drang. Kurze Zeit nach Selims Sturze erhielt S. den Befehl über ein Armeekorps in Spanien, wo er bis 1811 ruhmvoll kämpfte. Dann kehrte er nach Frankreich zurück. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1812 führte S. eine leichte Division im 2. Kavalleriekorps unter Montbrun, nach dessen Tode in der Schlacht bei Borodino er den Befehl des Korps übernahm. Auf dem Rückzuge befehligte er eine Schwadron der aus Offizieren gebildeten Légion sacrée, im Frühjahr 1813 eine Division an der untern Elbe, nach dem Waffenstillstande wiederum das neuformirte 2. Kavalleriekorps, mit welchem er an der Katzbach unglücklich, dann bei Leipzig und Hanau kämpfte; 1814 befehligte S. die Gardekavallerie. Während der Hundert Tage organisierte er auf Napoleons Befehl die Nationalgarde zu Amiens und wurde auch vom Depart. Aisne zum Mitglied der Kammer gewählt. Weil sein Name nicht auf der Proskriptionsliste stand, kehrte er 1816 nach Frankreich zurück und gehörte in der Kammer der Opposition an. Nach der Julirevolution von 1830 übernahm er 11. Aug. das Ministerium der Marine, 17. Nov. das des Auswärtigen. In dieser Stellung wurde er von vielen Seiten angegriffen und erlitt 1834 in der Entschädigungsfrage der Vereinigten Staaten eine gewaltige Niederlage, sodaß er 1. April seine Entlassung nahm. S. war sodann Gesandter in Neapel, hierauf 1835—40 in London und erhielt nach seiner Rückkehr den Marschallsstab. Seine Wirksamkeit

beschränkte sich seitdem auf die Kammer, in welcher er seit 1835 gewöhnlich die Stadt Ajaccio vertrat. Nachdem er noch das traurige Schicksal seiner einzigen Tochter, der Herzogin von Praslin (s. d.), erlebt, starb er 21. Juli 1851 zu Paris.

Sebastiansberg (im Volksmunde Basberg und Bastelberg), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Komotau im nordwestl. Böhmen, Station der Linie Krima-Neudorf-Reitzenhain der Buschtiehrader Eisenbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2050 deutsche E. Die Stadt liegt am Kamme des Erzgebirges in kahler Umgebung mit rauhem Klima; der Ackerbau ist unbedeutend, dagegen wird Gänse- und Schweinezucht und Spitzenklöppelei erfolgreich betrieben. Von dem ehemaligen Bergbau auf Silber und Zinn sind noch Halden, Bingen und Reste eines Pochwerks übrig.

Sebastiansweiler, Schwefelbad mit (1880) 54 E., im württemb. Schwarzwaldkreis, Oberamt Rottenburg, zu Mössingen gehörig, am Nordfuß der Rauhen Alp gelegen.

Sebastopol, s. Sewastopol.

Sebastopolis, s. Dioskurias.

Sebenico, Stadt in Dalmatien am gleichnamigen Meerbusen, mit einem geräumigen, gegen die Unbilden des Wetters geschützten Hafen, Endstation der Dalmatinischen Staatsbahn Perkovic-S., ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und eines Bischofs. Die Stadt hat nur zwei ebene Gassen, die andern, eng und steil ansteigend, sind mit diesen durch Treppen verbunden. Die bischöfl. Kathedralkirche, zwischen 1443—1536 erbaut, gilt als die schönste im Spitzbogenstil im Lande. S. zählt (1881) 6838, als Gemeinde 18104 E., welche lebhaften Handel treiben. Die Stadt kam 1105 in Besitz des Königs Koloman von Ungarn und war später abwechselnd im Besitz Venedigs und Ungarns; in den J. 1538, 1647 und 1648 ward sie von den Türken genommen und geplündert.

Sebesch, Kreisstadt im russ. Gouvernement Witebsk, am gleichnamigen See, auf einer Halbinsel, die nur durch einen schmalen Isthmus mit dem Festlande verbunden ist, mit (1884) 4051 E. Bei S. nahm Graf Wittgenstein 1812 eine feste Stellung gegen die Franzosen.

Sebestenenbaum, s. unter Cordia.

Sebnitz, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Pirna, in einer der schönsten Gegenden der Sächsischen Schweiz, im Thale des Sebnitzbachs und am Abhange des Buchbergs, Station der Linie Schandau-Bautzen der Sächsischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine alte Kirche mit schönen Holzschnitzereien und eine Bürgerschule und zählt (1885) 7104 E., welche Leinweberei, Blumen-, Papier-, Lampen- und mechan. Webfabriken unterhalten.

Seborrhöe (grch.), Schmeerfluß oder Gneis ist der Name einer häufigen Hautkrankheit, welche auf einer krankhaft vermehrten Absonderung von Hauttalg beruht und zur Bildung zahlreicher Schuppen und Borken führt. Die S. kommt am häufigsten am behaarten Kopf bei Kindern und Erwachsenen vor, wo sie trockene, dünne, kleienförmig sich absetzende Schuppen bildet, ist bisweilen von Haarschwund begleitet und wird am zweckmäßigsten mit täglichen Waschungen der Kopfhaut mit flüssiger Glyzerinseife und mit milden Salben behandelt.

Sebû, im Altertum Subur, Fluß im nördl. Marokko, entspringt auf der Nordwestseite der zum Hohen Atlas gehörenden Bergkette El-Dschibbelain, fließt 6 km östlich von der Hauptstadt Fez, nimmt weiter unterhalb rechts den Asfar, der wasserreicher als der S. ist, und den Wergha auf und mündet nach einem teilweise reißenden und nicht schiffbaren Laufe von 335 km bei Ma'amûra (Mehedia) in den Atlantischen Ocean.

Sebulon, ein tapferer israel. Stamm, der im Norden Palästinas, vom See Gennezareth bis zum Karmel und zum Meeresstrande seinen Sitz hatte, Seehandel trieb und mit Kanaanitern und Phöniziern gemischt wohnte. Die hebr. Überlieferung leitet, ungeschichtlicherweise, den Namen S. vom gleichnamigen Sohne Jakobs und der Lea ab.

Sebuse (frz. Seybouse), bei den Römern Ubus, Fluß in der alger. Provinz Konstantine, entsteht aus zwei Quellarmen im SO. des Numidischen Gebirges und mündet nach einem Laufe von 178 km bei Bona in das Mittelländische Meer.

Secale, s. Roggen.

Secchi (Pater Angelo), ausgezeichneter ital. Astronom, Jesuit, geb. 29. Juli 1818 zu Reggio-Emilia, trat im Alter von 15 J. in den Jesuitenorden, bildete sich im Collegio Romano in Rom, im Collegio Illirico-Lauretano bei Loreto, im Collegio zu Stonyhurst in England und im Georgetown-College bei Washington zum Mathematiker und Astronomen aus, bekleidete darauf einige Zeit die Professur der Physik und Mathematik am Georgetown-College, kehrte aber dann nach Italien zurück und erhielt nach de Vicos Tode die Professur der Physik am Collegio Romano zu Rom. Als 1848 die Jesuiten aus dem Collegio Romano vertrieben wurden, unternahm S. eine Reise durch Frankreich, England und Amerika, trat nach der Restauration des Papstes seine Professur wieder an und gründete am Platze der zum Collegio Romano in Rom gehörigen Kirche Sant' Ignazio eine neue Sternwarte, welche unter seiner Direktion bald bedeutenden Ruf erhielt. Im J. 1867 hatte er auf der pariser Ausstellung seinen trefflichen meteorolog. Registrierapparat ausgestellt; 1870 wurde S. vom Papst Pius IX. als Abgeordneter zur Internationalen Maß- und Gewichtskommission (Commission internationale du mètre) nach Paris entsendet, ebenso auch im Sept. 1872. Er starb 26. Febr. 1878 zu Rom.

Die litterarische Thätigkeit S.s erstreckte sich über meteorologische und magnetische, namentlich aber über spektralanalytische Untersuchungen der Sonne und der Fixsterne, auch auf Doppelsternmessungen und Nebelflecke. Außer zahlreichen Abhandlungen, welche er im «Memorie dell' Osservatorio dell' Università Gregoriana del Collegio Romano» (3 Bde., Rom 1851—56) und andern fachwissenschaftlichen Sammelwerken und Zeitschriften veröffentlichte, sind von seinen selbständigen Werken hervorzuheben: «Researches on electrical rheometry» (Separatabdruck aus den «Smithsonian Contributions», Bd. 8, Washington 1852), «La Misura della Base trigonometrica eseguita sulla Via Appia nel 1854—55», «Quadro fisico del sistema solare secondo le più recenti osservatione» (Rom 1859). Sein Hauptwerk ist «Le soleil» (Par. 1870; autorisierte deutsche Ausgabe: «Die Sonne», herausg. von Schellen, Braunschw. 1872). Vorher erschien «L' unita delle forze fisiche» (Mail. 1869; 2. Aufl. 1874; deutsch von Schulze, 2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1884—85). Sein letztes Werk war «Le stelle» («Die Sterne», Bd. 34 der «Internatio-

nalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1878). Vgl. Pohle, «Angelo S.» (Köln 1883).

Secchia (im Altertum Secia), rechtsseitiger Nebenfluß des Po im Compartimento Emilia, entspringt in der ital. Provinz Reggio, bildet eine Strecke weit die Grenze zwischen den Provinzen Reggio und Modena und mündet nach einem Laufe von 140 km in der Provinz Mantua, wenig unterhalb dem Mincio gegenüber. Westlich von Modena wird der Fluß schiffbar; sein Unterlauf ist mit dem Po di Volano durch einen Kanal verbunden.

Seccomalerei, Malerei al secco, im Gegensatz zur Freskomalerei die Wandmalerei auf trockenem Grund.

Seceders nennen die Anhänger der schott. Staatskirche die von der letztern «abgesonderte» Kirchengemeinschaft der «Vereinigten presbyterianischen Kirche». Mehrere presbyterianische Prediger, an ihrer Spitze Erskine, unzufrieden mit der 1712 erfolgten Wiederherstellung der Patronatsrechte, trennten sich seit 1733 förmlich von der Staatskirche und bildeten eine eigene Kirchenpartei, die sich bald durch den Hinzutritt vieler Gemeinden verstärkte. Rücksichtlich des Lehrbegriffs blieben die S. ganz der Presbyterialkirche treu, dagegen bildeten sie eine völlig demokratische Verfassung aus. Ihre Prediger werden von allen Gliedern der Gemeinde gewählt; dieselben stehen unter keiner Oberbehörde und regieren sich auf ihren Synoden selbst. Wegen des vor Mitgliedern der herrschenden Kirche zu leistenden Bürgereides zerfielen die S. bereits 1747 in Burghers, unter Erskine (gest. 1755), die ihn leisteten, und in die minder zahlreichen Antiburghers, unter Gibb (gest. 1788), die ihn nicht leisteten. Letztere verstanden sich jedoch später zu einem Eide der Treue und des Gehorsams in rein bürgerlichen Dingen. Im J. 1820 vereinigten sich beide Parteien wieder. Verwandte Motive riefen seit 1843 eine ähnliche Bewegung hervor, welche zur Stiftung der schott. Freikirche (Free church of Scotland) führte.

Secessio (lat.), Absonderung, Trennung, besonders der Auszug der röm. Plebs aus Rom. Die erste S. (S. in montem sacrum, «auf den heiligen Berg») fand angeblich 494 v. Chr. statt, die zweite auf den Aventinus 449 v. Chr.

Secessionisten, s. Sezessionisten.

Sechellen, Seychelles oder Mahé-Inseln heißt eine Gruppe von 29 Eilanden, die im westl. Teile des Indischen Oceans (zwischen 3° 33′ und 5° 35′ südl. Br., 52 und 54° östl. L. von Greenwich) nordöstlich von Madagaskar liegen und unter den Gouverneur der brit. Insel Mauritius gestellt sind. Ihr Areal beträgt nur 264 qkm. Die sämtlichen Inseln bilden die Gipfel einer 340 km langen und halb so breiten untermeeischen Korallenbank. Mit Ausnahme von zweien sind sie hoch, bergig, pittoresk und gut bewässert. Das Klima ist ungeachtet der äquatorialen Lage mild. Auch reichen Cyklone oder Drehstürme, welche die südlichern Inseln des Indischen Oceans schwer heimsuchen, nicht bis zu den S. Die Temperatur zeigt sich sehr gleichmäßig und hält sich zwischen 26½ und 27° C. Vom Mai bis Oktober weht der Südost-Monsun, vom November bis April der Südwest-Monsun, welcher Regen, Hitze und Gewitter bringt. Die größte Insel ist Mahé (171 qkm). Dieselbe steigt bis zu 280 m auf und besitzt an der Ostseite einen guten Hafen, Port Victoria, an welchem die gleichnamige Hauptstadt liegt. Nur vier Inseln sind bewohnt. Die Zahl der Einwohner, hauptsächlich aus Negern und nur wenigen Engländern und Franzosen bestehend, beträgt (1871) 11082. Erzeugnisse der Inseln sind vortreffliche Nutz- und Farbehölzer, Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak, Reis, Mais, Maniok, Kaffee, Kakao, Gewürznelken, Bananen, Geflügel, Austern und vorzügliche grüne Schildkröten. Außerdem sind noch zu erwähnen die eigentümlichen Früchte einer 20—50 m hohen Palmenart, der Lodoicea Sechellarum (Coco do mar), welche indessen nur auf den Inseln Praslin, Curieuse und Ronde wächst. Diesen eigentümlich gestalteten, unter dem Namen Salomonsnüsse in den Handel gebrachten Früchten, deren Vaterland lange Zeit unbekannt war, da man sie hauptsächlich auf dem Meere umhertreiben sah, schrieb man große, geheime Heilkräfte zu und bezahlte sie deshalb in frühern Jahrhunderten sehr teuer. Kaiser Rudolf II. bot vergebens 4000 Fl. für eine derselben. Die S. waren schon den Arabern bekannt, wurden aber erst 1506 von dem Portugiesen Suarez entdeckt, der sie die «Sieben Brüder» nannte. Der franz. Kapitän Picault gab ihnen 1742 den Namen Labourdonnaye-Inseln, nach dem Gouverneur der franz. Besitzungen in Indien. Damals erhielten sie auch die ersten franz. Ansiedler, später, nach dem Marineminister Hérault de Séchelles, ihren gegenwärtigen Namen. Sie wurden 1794 von einem engl. Geschwader in Besitz genommen, aber erst 1814 förmlich an England abgetreten.

Sechellennüsse, s. unter Lodoicea Sechellarum.

Séchelles (Hérault de), s. Hérault de Séchelles.

Sechseck, s. Hexagon.

Sechshaus, einer der westl. Vororte von Wien, reicht im Süden bis an das linke Ufer der Wien und ist im Norden durch die nach Schönbrunn führende Hauptstraße von den Vororten Fünfhaus und Rudolfsheim geschieden. Sechshaus zählt (1880) 11650 E. und hat in neuester Zeit, sowie die westl. Vororte überhaupt, rapid zugenommen; es ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein großes Krankenhaus, eine Staatsoberrealschule, eine sechsklassige Volksschule für Knaben und eine solche für Mädchen und viele Fabriken.

Sechsstädte hießen die Städte Bautzen, Kamenz, Löbau, Zittau, Görlitz und Lauban, welche 1346 ein Trutzbündnis gegen die Raubritter schlossen und Grundbesitz sowie verschiedene Rechte erlangten. Sie kamen 1635 mit der Oberlausitz an Sachsen, und als dieses 1815 geteilt wurde, fielen Görlitz und Lauban an Preußen, während die übrigen unter dem Namen Vierstädte noch bis zur Gegenwart in einem eigentümlichen, durch die sächs. Verfassung 1831 modifizierten Verhältnis zueinander stehen.

Sechsundsechzig, Kartenspiel zwischen zwei Personen, von denen jede sechs Blätter erhält; der Rest wird verdeckt auf den Tisch gelegt, bis auf eine Karte, welche Trumpf bildet. Nach jedem Stich nehmen die Spielenden eine neue Karte, bis diese zu Ende sind; doch kann auch vorher «gedeckt» werden, d. h. derjenige, welcher aus seiner Karte die Wahrscheinlichkeit des Gewinnens berechnen kann, hat das Recht, durch Umlegen der Trumpfkarte das Weiternehmen zu sistieren. Die Stiche werden nach dem Werte der Figuren gezählt; wer zuerst 66 hat, ist der Gewinner. König und Dame (Ober) in einer Hand (Mariage) zählen beim Ausspielen 20, im Trumpf 40.

Sechswertige Elemente, s. unter *Chemie*, Bd. IV, S. 227.

Sechter (Simon), angesehener Musiklehrer, geb. 11. Okt. 1788 zu Friedberg in Böhmen, gest. 10. Sept. 1867 in Wien, dem Orte seiner eigentlichen Wirksamkeit, wo er seit 1811 Musiklehrer und später auch Hoforganist war. Seine theoretischen Grundsätze hat er ausführlich dargelegt in dem Werke «Die Grundsätze der musikalischen Komposition» (3 Bde., Lpz. 1853—54).

Seckau, Marktflecken in der Bezirkshauptmannschaft Judenburg in Steiermark, liegt am Fuße der Seckaueralpen in hügeliger Umgebung und zählt (1880) 382 deutsche E., die sich meist mit Landbau befassen. Das 1782 aufgehobene Chorherrenstift in S. war eine der ältesten Klosterstiftungen in der Steiermark und bis 1786 Sitz eines Bischofs von S., welcher jetzt in Graz residiert. Die ehemalige Kathedralkirche in got. Stile hat ein vom Erzherzog Karl II. (dem Vater Kaiser Ferdinands II.) erbautes Mausoleum und bis in die älteste Zeit des Chorherrenstiftes reichende Grabsteine.

Seckenburger Kanal, s. unter *Friedrichsgraben*.

Seckendorff, ein altes, jetzt in ganz Deutschland, Österreich und Ungarn verbreitetes Adelsgeschlecht, zur vormaligen reichsunmittelbaren Ritterschaft in Franken gehörig, dessen Geschichte mit der des Hauses Hohenzollern von dessen ersten Anfängen an auf das engste verknüpft ist und eine stattliche Reihe schon bei den Burggrafen von Nürnberg und Markgrafen von Brandenburg hoch angesehener Würdenträger aufzuweisen hat. (Schon im 14. Jahrh. waren die S. Erbtruchsessen und Erbschenken der Burggrafen von Nürnberg. Ehrenfried von S. kaufte die Markgrafschaft Brandenburg für die Hohenzollern.) Seinen Namen führt es nach dem zwischen Cadolzburg und Langenzenn gelegenen Burghofe, jetzt Dorfe Seckendorf. (Vgl. auch Schönhuth, «Das Wappen der S. in Vorzeit und Gegenwart», Bd. 1, Stuttg. 1861.) Den vollständigen Stammbaum leitet jedoch die Familie erst von Ludwig von S. ab, welcher in einer bamberger Stiftungsurkunde von 1262 genannt ist. Unter König Adolf von Nassau blühten bereits elf verschiedene Linien, deren ausgebreitetes Besitztum sich namentlich über die Ritterkantone Steigerwald, Rhön, Werra, Altmühl, Gebürg und Odenwald, den Zenn- und Aischgrund erstreckte. Drei Enkel Ludwigs von S., Aberdar II., Gaudentius und Friedrich, gründeten die drei noch bestehenden Hauptlinien. Die *Aberdarische Hauptlinie*, in Franken, Württemberg und Preußen angesessen, wurde 1706 von Kaiser Joseph I. in den Reichsfreiherrenstand erhoben und besteht zur Zeit aus den Häusern Aberdar-Sugenheim-Weingartsgreuth, Sugenheim-Wohnfurth, Unternzenn-Ebneth und Gröningen-Erkenbrechtshausen, sowie dem Hause Obernzenn, welches seit 1810 im Württembergischen Grafenstande blüht.

Die *Gudenter* (neuere Schreibweise: *Gutender*) *Hauptlinie* teilte sich durch die Brüder Friedrich Heinrich von S., welcher als kaiserl. Generalfeldmarschall nach seiner Rückkehr aus Sicilien 1719 von Kaiser Karl VI. den Reichsgrafenstand erhielt, jedoch 1763 ohne Nachkommen starb, in eine gräfliche und durch Ernst Ludwig in eine freiherrl. Linie. Des Ernst Ludwig drei Söhne begründeten die drei Linien Meuselwitz-Linderode, Obernzenn und Kölzen. Aus letzterer stammt *Adolf Franz Karl von S.* auf Kölzen (geb. 30. Okt. 1742, gest. 9. Nov. 1818), sächs. Geheimrat und Direktor der Stände des Stifts Merseburg, welcher 17. Jan. 1816 von König Friedrich Wilhelm III. in den Grafenstand erhoben wurde. Seine Gemahlin war die jüngste Schwester des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg, er selbst vordem Kammerherr der unglücklichen Königin Karoline Mathilde von Dänemark während ihrer Verbannung in Celle gewesen. Ein Sohn des letztern, Graf *Theodor Franz Christian*, geb. 1801, war preuß. Gesandter in Hannover, Brüssel, Stuttgart u. s. w., zuletzt am Hofe zu München, wo er 17. Sept. 1858 starb. — Der *Rinhofer*, von Friedrich abstammenden *Hauptlinie*, die zur Zeit noch in Preußen, Hessen und Bayern blüht, gehörte *Kaspar von S.* an, welcher 1590—95 Fürstbischof von Eichstätt war. — *Joachim Ludwig von S.*, der Gudenter Linie Obernzenn angehörig und vermählt mit einer Urenkelin Sebastian Schertlins von Burtenbach, war fürstbischöfl. bambergischer Landeshauptmann und erhielt 1632 von Herzog Ernst dem Frommen den Oberbefehl über die sächs. Hilfstruppen beim schwed. Heere. Er ließ sich auf Betrieb Erzherzog Leopolds wegen seines Übertritts zur kaiserl. Armee in dem nahenden Friedenswerke auf vorgreifende Unterhandlungen mit Piccolomini ein und wurde, verraten, von den Schweden 1642 in Salzwedel kriegsrechtlich enthauptet. Schiller gedenkt S.s im «Wallenstein».

Seckendorff (Christian Adolf, Freiherr von), Kameralist und dramatischer Dichter, geb. 4. Okt. 1767 zu Meuselwitz, stand 1786—94 in mecklenb. und kursächs. Militärdiensten und zog sich dann auf sein Rittergut Zingst an der Unstrut zurück. Hier entfaltete er bald auf kameralistischem und belletristischem Gebiet eine lebhafte schriftstellerische Thätigkeit. Unter anderm veröffentlichte er «Forstrügen» (10 Bde., Lpz. 1799—1804), «Briefe an einen Prinzen von seinem Begleiter auf Reisen» (Lpz. 1805), «Gedichte» (Lpz. 1808), «Dramatische Arbeiten» (3 Bde., Lpz. 1822—24) und «Almanach dramatischer Spiele» (Lpz. 1825). Auch ließ er seine «Sämtlichen Schriften» (7 Bde., Lpz. 1816—23) erscheinen. Mit seinem Gutsnachbar in Fehde geraten, entzog er sich einem ihm drohenden Festungsarrest, indem er 1828 nach Straßburg und von da nach Luzern ging, wo er 29. Aug. 1833 starb. — Sein Sohn *Wilhelm Adolf von S.*, geb. 1801, der erste preuß. Kommandant der Burg Hohenzollern, starb als Generalmajor im Ruhestande zu Halle 19. Okt. 1866, nachdem er im Kriege von 1866 als stellvertretender Kommandeur der 14. Infanteriebrigade freiwillig wieder in Dienst getreten.

Seckendorff (Ant. Gust., Freiherr von), bekannt unter dem Namen *Patrik Peale*, geb. 20. Nov. 1775 zu Meuselwitz, des vorigen Bruder, studierte 1791 in Leipzig, später in Freiberg und Wittenberg und unternahm 1796—98 eine Reise nach den Vereinigten Staaten. Er trat dann in kursächs. Staatsdienst, wo er zum Assessor bei der Landes-Ökonomiemanufaktur und Kommerziendeputation, sowie zum Kammerjunker und Amtshauptmann zu Torgau befördert wurde, und ward 1807 zum Kammerdirektor in Hildburghausen ernannt, gab jedoch schon im folgenden Jahre dieses Amt auf. S. hielt nun mehrere Jahre hindurch unter dem Namen Patrik Peale an verschiedenen Orten ästhetische Vorlesungen und suchte durch plastisch-mimische

Musterdarstellungen auf die Hebung der deutschen Schauspielkunst einzuwirken. Im Frühjahr 1812 habilitierte er sich als Doktor der Philosophie an der Universität Göttingen, übernahm aber 1814 eine Professur am Carolinum in Braunschweig. Im J. 1821 ging er abermals nach Amerika, wo er 1823 zu Alexandria im Staate Louisiana starb.

Von seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Scenen des höchsten Schmerzes» (Lpz. 1801), die Trauerspiele «Otto III.» (Lpz. 1805) und «Orsina» (Braunschw. 1814), eine Fortsetzung von Lessings «Emilia Galotti»; ferner «Die Grundform der Toga» (Gött. 1812), «Kritik der Kunst» (Gött. 1812), «Aphorismen» (Berl. 1812), «Beiträge zur Philosophie des Herzens» (Berl. 1814). Hieran schlossen sich «Vorlesungen über die bildende Kunst u. s. w.» (Aarau 1814), «Adelheid von Bergau, eine Romanze» (Lpz. 1815), «Vorlesungen über Deklamation und Mimik» (2 Bde., Braunschw. 1816), «Grundzüge der philos. Politik» (Lpz. 1817), «Gedichte» (Braunschw. 1820) u. s. w.

Derselben Linie gehört an Alfred, Freiherr von S. (geb. 14. Sept. 1796 zu Meuselwitz, gest. 28. März 1876 ebendaselbst), herzogl. altenburg. Regierungspräsident und Wirkl. Geheimrat, der 1826 seinem Vater, dem sächs. Kammerherrn Veit Ludwig (III.), einem Bruder Gustav Anton von S.s, im Majorat folgte und unter dem Namen Alpin Novellen, Gedichte, dramaturgische Kritiken und Reiseberichte veröffentlichte.

Seckendorff (Leo, eigentlich Franz Karl Leopold, Freiherr von), ein talentvoller Dichter, aus der Hauptlinie Aberdar, geb. zu Wonfurt bei Haßfurth 1773. Sein Vater war zuletzt bevollmächtigter Minister des Großherzogs von Baden am Hofe des Fürst-Primas. S. studierte in Jena und Göttingen und kam 1798 als Regierungsassessor nach Weimar, wo er mit Wieland, Goethe, Herder und Schiller in enge Verbindung trat. Zuerst erschienen von ihm «Blüten griech. Dichter» (Weim. 1800), die aber wegen der deutschen Sprachformen manchen Tadel erfuhren; dann das «Neujahrstaschenbuch von Weimar für 1801». Im J. 1802 verließ er Weimar und wurde bald nachher württemb. Regierungsrat in Stuttgart. Wegen eines angeblichen Majestätsverbrechens in eine Untersuchung verwickelt, kam er als Staatsgefangener auf das Schloß Solitude und dann nach Hohenasperg. Erst beim Ausbruch des Kriegs von 1805 wurde er freigelassen. Hierauf hielt er sich in Franken bei Verwandten auf. Früchte seiner dichterischen Beschäftigungen waren die beiden «Musenalmanache» (Regensb. 1806 u. 1807). In der Folge lebte er in Wien und verband sich 1808 mit Jos. Ludw. Stoll zur Herausgabe des Journals «Prometheus», durch das er zugleich eine litterarische Annäherung zwischen Süd- und Norddeutschland bezweckte. Als der Krieg von 1809 ausbrach, ging er als Hauptmann bei der wiener Landwehr zum Heere, folgte dann der Hillerschen Heeresabteilung und starb bei Ebelsburg an der Traun, indem er, schwer verwundet, in einer Scheuer 6. Mai 1809 verbrannte.

Karl Sigmund von S., bekannt als Dichter und Übersetzer, ebenfalls aus der Hauptlinie Aberdar, geb. 26. Nov. 1744 als Sohn des markgräfl. bayreuthischen Ministers von S., war 1784 preuß. Gesandter im Fränkischen Kreise und starb 26. April 1785 in Ansbach. Er übersetzte den ersten Gesang der «Lusiaden» von Camões (in Bertuchs «Magazin der span. und portug. Litteratur») und schrieb «Das Rad des Schicksals oder Geschichte Tchoangsees» (Dessau 1783), «Superba» (ein Singspiel), und setzte drei Sammlungen Volks- und anderer Lieder (Weim. 1779—82) in Musik. Vgl. Varnhagen von Ense, «Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften» (Bd. 4, Lpz. 1843), und Kurt Graf von Seckendorff, «Karl Siegmund Freiherr von S. am weimar. Hofe» (Lpz. 1885, als Manuskript gedruckt).

Seckendorff (Veit Ludw. von), berühmter Staatsmann und Gelehrter, Sohn des von den Schweden 1642 enthaupteten Joachim Ludwig von S., wurde zu Herzogenaurach in Oberfranken 20. Dez. 1626 geboren, besuchte die Schulen zu Coburg, Mühlhausen und Erfurt und studierte in Straßburg Jurisprudenz und Geschichte. Hierauf trat er in Ernsts des Frommen Dienst, der ihn unter Ernennung zum Hof- und Kammerjunker mit der Aufsicht über seine Bibliothek betraute. Nachdem er 1651 Hof- und Justitienrat geworden, wurde er mit verschiedenen Gesandtschaftsreisen beauftragt, 1656 Geh. Hof- und Kammerrat, 1657 auch Hofrichter zu Jena, 1663 Wirkl. Geheimrat und Kanzler. In diesen Ämtern nahm er fast an allen wichtigen Reformen des Herzogs im Staats-, Kirchen- und Schulwesen hervorragenden Anteil. Durch ihn wurden unter anderm die langen Streitigkeiten über das Hennebergische Erbe geschlichtet; ebenso brachte er die Zerwürfnisse zwischen dem Kurfürsten von Mainz und der Stadt Erfurt zu vorläufigem Ende. Im J. 1664 trat S. in die Dienste des Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz, von dem er wieder als Geheimrat, Kanzler und Konsistorialpräsident angestellt wurde. Kurfürst Johann Georg II., dem S. 1655 als Kurprinzen seinen «Fürstenstaat» gewidmet hatte, verlieh ihm 1669 die Würde eines kurfürstl. sächs. Geheimrats und einen ansehnlichen Jahrgehalt. Im J. 1681 gab S. seine Ämter in Zeitz auf und zog sich auf sein 1677 erkauftes Rittergut Meuselwitz im Altenburgischen zurück, wo er das Schloß baute und die Stelle eines Obersteuer- und Landschaftsdirektors des Fürstentums Altenburg fortbekleidete. Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg berief ihn 1691 zum Vorsitzenden der Kommission, die zu Halle die Streitigkeiten der Pietisten (Spener) und Orthodoxen schlichten sollte, und übertrug ihm auch das Kanzleramt an der neugegründeten Universität Halle, welche fortan als eine Pflanzschule des im ganzen deutschen Vaterlande neuerweckten religiösen Sinnes angesehen wurde. S.s Berufung bezeichnet die Wendung, welche sich um jene Zeit in den Sympathien und Antipathien der Gebildeten Deutschlands zu Gunsten des hohenzollernschen Staats vollzog. Sachsen, der bisherige Hort des Protestantismus, wurde aufgegeben, die Hoffnung und das Zutrauen der strebsamen Geister aus den übrigen Stämmen wandten sich Brandenburg zu. S. starb 18. Dez. 1692 kinderlos.

Von S.s Schriften sind zu nennen: der «Deutsche Fürstenstaat» (Gotha 1655 u. öfter), das «Compendium historiae ecclesiasticae» (von Artopäus und andern 1723 beendet, Lpz. 1660—64), der «Christenstaat» (Lpz. 1685), das «Jus publicum Romanorum» (Frankf. 1686). Sein berühmtestes, durch Maimbourgs jesuitische «Histoire de Lutheranisme» veranlaßtes Werk ist jedoch der «Commentarius histor. et apologet. de Lutheranismo» (3 Bde., Lpz. 1692). Vgl. Schreber, «Historia vitae

ac meritorum Viti Lud. a. S.» (Lpz. 1733); Nasemann, «Veit Ludwig von S.», in den «Preußischen Jahrbüchern» (Bd. 12); W. Roscher, «Zwei sächs. Staatswirte im 16. und 17. Jahrh.» (in Webers «Archiv für die sächs. Geschichte», Bd. 1, Lpz. 1862).

Seckendorff (Friedr. Heinr., Reichsgraf von), österr. Feldmarschall, als Diplomat wie als Feldherr berühmt, ein Neffe des vorigen, geb. 5. Juli 1673 zu Königsberg in Franken, studierte 1688—93 zu Jena, Leipzig und Leiden die Rechte und trat 1693 in das engl.-holländ., später aber in das kaiserl. Heer, indem er unter Ludwig von Baden am Rhein und 1698 als Hauptmann unter Prinz Eugen gegen die Türken kämpfte. Im Spanischen Erbfolgekriege führte er in Deutschland das ansbacher Dragonerregiment, wohnte vielen Belagerungen bei und eroberte 1704 bei Höchstädt 16 Fahnen. Zum Oberst ernannt, focht er in den Schlachten bei Ramillies 1705 und Oudenaarde 1708, war bei der Belagerung von Ryssel sehr thätig, trat dann als Generalmajor in kursächs. Dienste und führte 1710 und 1711 die sächs. Hilfstruppen in Flandern. Als poln. Gesandter im Haag nahm er an den Verhandlungen des Utrechter Friedens teil. Nachdem er die Unruhen in Warschau gestillt, wirkte er 1715 zum Falle Stralsunds mit und trat 1716 als Feldmarschalllieutenant in österr. Dienste. An der Spitze zweier ansbacher Regimenter focht er unter Eugen bei Belgrad und 1718 in Sicilien gegen die Spanier, welche er 1720 zu dem Evacuationsvertrage zwang. S. wurde 1719 Reichsgraf, 1721 Feldzeugmeister und übernahm die Stelle eines Gouverneurs von Leipzig, die er bis 1726 bekleidete. Hierauf ging er als k. k. Botschafter nach Berlin, brachte den Vertrag von Wusterhausen (1726) und später den geheimen Vertrag zwischen Preußen und Österreich zu Stande und bewirkte im Interesse des österr. Kabinetts die Verlobung des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel. Später bereiste er die Höfe von Dresden, Kassel, Braunschweig, Ansbach und Gotha, um dieselben zur Anerkennung der Pragmatischen Sanktion zu bewegen. Wie bei den meisten dieser Höfe, gelang ihm diese Absicht 1732 auch in Dänemark und Holland. Das Mißtrauen, welches um diese Zeit Österreich bei Preußen erregt hatte, wußte er durch eine Zusammenkunft des Kaisers und des Königs zu Kladrup in Böhmen zu beruhigen, den letztern trotz seiner Abgeneigtheit beim Ausbruch des Polnischen Erbfolgekriegs zur Stellung von 10000 Mann Hilfstruppen zu vermögen und auch Bayern, die Pfalz und Köln für den Kaiser zu gewinnen, sodaß 1734 ein Reichsheer am Rhein sich sammelte. Er selbst wurde zum Reichsgeneral der Kavallerie ernannt, überstieg mit 30000 Mann den Hundsrück und schlug 20. Okt. 1735 die Franzosen bei Klauzen. Auf Empfehlung des sterbenden Prinzen Eugen erhielt er, der erste Protestant in solcher Stellung, als Feldmarschall den Oberbefehl über das österr. Heer, welches bei Belgrad stand. Der Anfang des Feldzugs von 1737 war glücklich; doch bald mußte S. sich hinter die Save zurückziehen. Er wurde auf Betrieb der Jesuiten zurückberufen, angeklagt, seiner Würden enthoben und zu Graz gefangen gesetzt. Bei Maria Theresias Thronbesteigung wurde S. rehabilitiert, trat aber bald in die Dienste Karls VII. von Bayern, erhielt den Oberbefehl des bayr. Heeres, befreite München und drängte die Österreicher nach Böhmen zurück. Von den Franzosen im Stich gelassen, mußte er die gewonnenen Vorteile wieder aufgeben; doch drang er, nach Abschluß der von ihm zwischen Bayern und Preußen bewirkten Union zu Frankfurt 1744, noch einmal siegreich vor, befreite ganz Bayern und führte den Kaiser nach München zurück. Nachdem er den Oberbefehl niedergelegt hatte, wirkte er nach des Kaisers Tode noch für dessen Sohn die Versöhnung Österreichs in dem Frieden zu Füssen (22. April 1745) aus. Von Kaiser Franz I. in allen seinen Ehrenstellen bestätigt, lebte S. auf seinem Gute Meuselwitz bei Altenburg bis 1758, wo ihn Friedrich II. wegen eines für Preußen nachteiligen Briefwechsels mit Österreich im Dezember verhaften und nach Magdeburg abführen ließ. Nach einem halben Jahre gegen Zahlung von 10000 Thalern wieder befreit, ging er nach Franken, kehrte aber 1760 nach Meuselwitz zurück und starb daselbst 23. Nov. 1763. Vgl. Theresius von Seckendorff, «Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls von S.» (4 Bde., Lpz. 1792—94); Seeländer, «Graf S. und die Publizistik zum Frieden von Füssen» (Gotha 1883). Das Seniorat, das sein Oheim, Veit Ludwig von S., zu Meuselwitz gestiftet, verwandelte er in ein Majorat (Primogenitur) und vererbte es, da er selbst kinderlos war, auf seines Bruders, des preuß. Staatsministers Ernst Ludwig von S. (geb. 1672, gest. 1741) Enkel, den Obersten Friedrich Karl von S.

Seckendorff (Aug. Heinr. Eduard Friedr., Freiherr von), Jurist, aus der Rinhofer Hauptlinie, geb. 13. Febr. 1807, wurde, nachdem er vorher verschiedene Stellungen in der Staatsanwaltschaft bekleidet hatte, 1856 Mitglied des Obertribunals zu Berlin und 1871 Generalprokurator beim Appellationsgerichtshof zu Köln. Seit Eröffnung des Deutschen Reichsgerichts zu Leipzig (1. Okt. 1879) war S. als Oberreichsanwalt mit dem Charakter als Wirkl. Geheimer Rat an diesem Gerichtshof thätig. Er starb 30. Dez. 1885 zu Leipzig.

Seckenheim, Dorf im bad. Kreise Mannheim, Amt Schwetzingen, links am Neckar, Station der Linie Mannheim-Heidelberg der Badischen Staatsbahnen, zählt (1885) 3805 E., hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, Tabaksbau, zwei Cigarrenfabriken, eine Cementfabrik und eine chem. Fabrik, welche namentlich Soda produziert. Bei S., und zwar da, wo 1684 franz. Calvinisten die Kolonie Friedrichsfeld gründeten, brachte 30. Juni 1462 Kurfürst Friedrich I. der Siegreiche von der Pfalz dem Markgrafen Karl I. von Baden, dessen Bruder Bischof Georg von Metz und dem Grafen Ulrich von Württemberg eine völlige Niederlage bei und nahm diese Fürsten gefangen. Zur Erinnerung an diese Schlacht wurde ein teilweise noch erhaltenes Monument errichtet.

Das ebenfalls im Amt Schwetzingen belegene Dorf Friedrichsfeld, Station der Linie Mannheim-Heidelberg der Badischen Staatsbahnen und der Linien Frankfurt a. M.-Heidelberg und Friedrichsfeld-Schwetzingen der Main-Neckarbahn, hat 875 E. und Tabaksbau.

Seclin, Stadt im franz. Depart. du Nord, Arrondissement Lille, Station der Linie Arras-Douai-Lille-Mouscron der Nordbahn, zählt (1881) 5379 E. und hat Flachs- und Baumwollspinnerei, Öl- und Zuckerfabrikation.

Seco, eine Art Malagawein.

Second, Seconde etc., s. Sekond etc.

Second (Albéric), franz. Schriftsteller, geb. 17. Juni 1817 zu Angoulême, war Generalsekretär im Depart. Charente und Unterpräfekt zu Castellane im Depart. der Untern Alpen (1848—50), später kaiserl. Kommissar am Odéontheater in Paris. Von seinen Theaterstücken sind hervorzuheben: «Un dragon de vertu» (1839), «Un neveu s'il vous plaît» (1839), «Le droit d'aînesse» (1842), «English spoken» (1855), «La comédie à Ferney» (1857), «Un baiser anonyme» (1868), «La fontaine de Berny» (1869), «Un maître en service» (1872). Zu seinen Romanen gehören: «Misères d'un prix de Rome» (1868), «La semaine des quatre jeudis» (1872), «La vicomtesse Alice» (1873), «Les demoiselles du Ronçay» (1874, von der Französischen Akademie gekrönt), «Le roman de deux bourgeois» (1879).

Sectio aurea (lat.), Goldener Schnitt (s. d.).

Sectio caesarea (lat.), der Kaiserschnitt.

Secundra, Dorf mit prachtvollem Grabgebäude, nordwestlich von Agra (s. d.).

Sedaine (Michel Jean), beliebter franz. Lustspiel- und Operndichter, geb. zu Paris 4. Juli 1719, lernte anfangs das Maurerhandwerk. Einige poetische Versuche erwarben ihm die Gunst von Lecomte, welcher ihm die Mittel verschaffte, sich seit 1752 gänzlich der litterarischen Beschäftigung zu widmen. Am bedeutendsten ist das, was S. im Genre der komischen Oper geleistet hat. Das erste Stück, welches er für die Bühne schrieb, war «Le diable à quatre» (1756), dessen Musik Philidor komponierte. Seine ansprechendste komische Oper ist «Rose et Colas» (1764). Auch haben sich einige andere, z. B. «Aline, reine de Golconde», «Amphytrion», «Le magnifique», «Aucassin et Nicolette», «Richard Cœur-de-Lion» (1784) und «Guillaume Tell» (1791), von denen mehrere von Grétry und Monsigny komponiert wurden, teilweise lange auf dem Repertoire erhalten. Unter seinen Lustspielen, welche im ganzen etwas nüchtern gehalten, verdient «Le philosophe sans le savoir» (1765) den Preis, daneben «La gageure imprévue» (1768). Eine Art von Fortsetzung des erstgenannten Lustspiels gab George Sand in ihrer «Mariage de Victorine» (1851). Die Chansons und satirischen Episteln, welche er in großer Anzahl dichtete, waren ihrer Zeit sehr beliebt, auch das Lehrgedicht «Le vaudeville» (Par. 1756) bietet ansprechende Züge. S. wurde 1768 Mitglied der Akademie und starb 17. Mai 1797. Seine «Oeuvres dramatiques» erschienen zu Paris 1760 und 1776 (4 Bde.); eine Auswahl besorgte Auger mit biograph. Notizen in den «Oeuvres choisies» (3 Bde., Par. 1813).

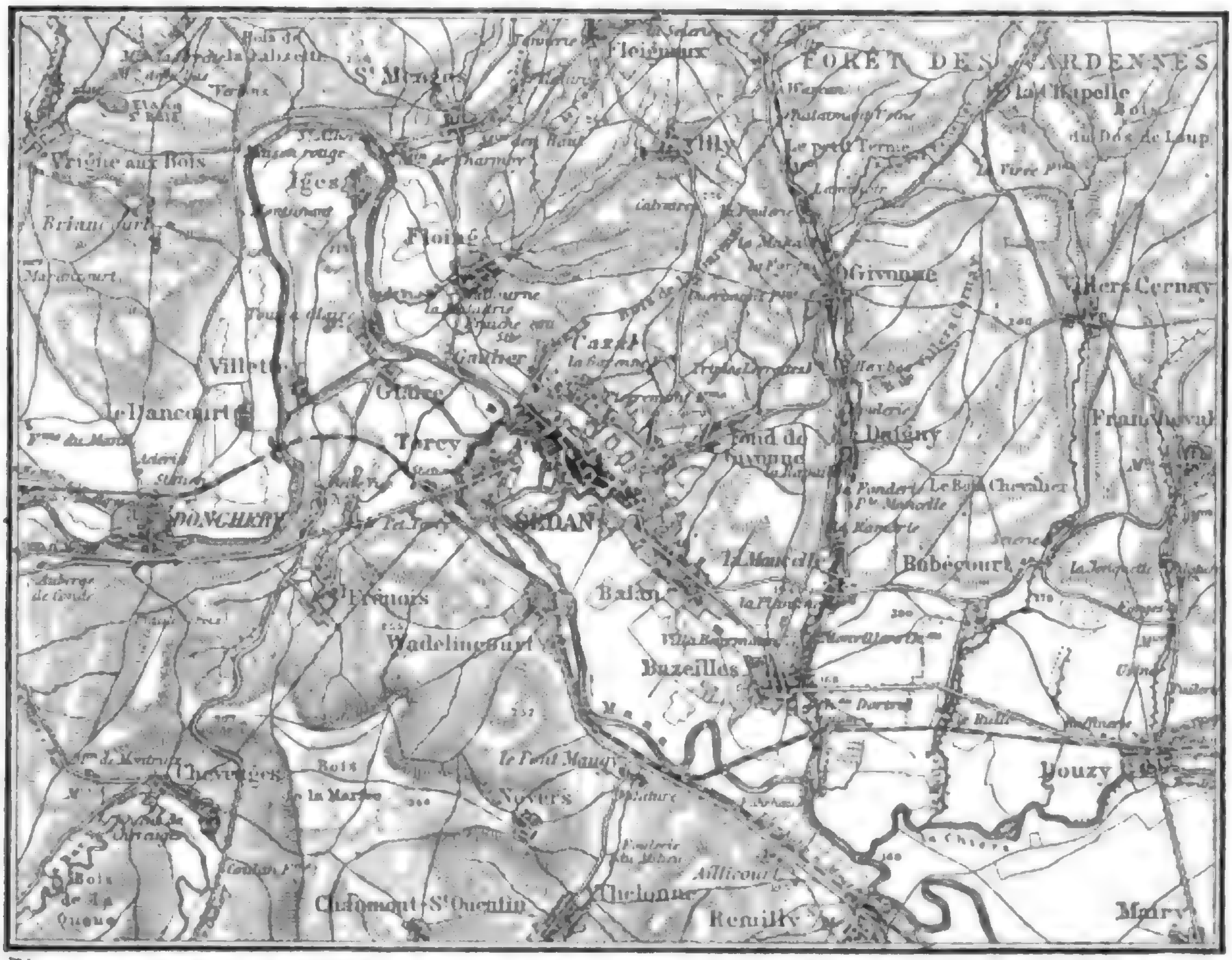
Sedalia, Hauptstadt von Pettis County im nordamerik. Staate Missouri, liegt an der Missouri-Pacific- und der Missouri-Kansas- und Texas-Eisenbahn. S. wurde 1860 gegründet, zählte 1870 bereits 4560 und 1880 schon 9561 E., und hat ein schönes Gerichtsgebäude, ein Opernhaus, eine öffentliche Bibliothek, drei Mühlen, einen Getreide-Elevator, eine Eisengießerei, mehrere Fabriken und Maschinenwerkstätten, Straßeneisenbahnen u. s. w.

Sedan, franz. Kreisstadt im Depart. Ardennen, Handels- und Fabrikstadt, bis 1875 Festung zweiter Klasse, 22 km südöstlich von Mézières und 10 km von der belg. Grenze entfernt an der von Bouillon aus Belgien kommenden Straße, an beiden Ufern der Maas und an der Ostbahn (Linie Diedenhofen-Mézières), die hier nach Lerouville abzweigt, zählt (1881) 19556 E. und ist mit großartigen Militärmagazinen, Arsenal, Schloß, schönen Plätzen und Springbrunnen, sowie einem Denkmal Turennes, welcher 1611 daselbst geboren wurde, ausgestattet. In gewerblicher Beziehung ist S. namentlich durch seine Tuchfabrikation bekannt, die gegen 10000 Arbeiter beschäftigt und jährlich 52000 Stück Tuche im Werte von 35 Mill. Frs. herstellt. S. wird urkundlich zuerst 1259 erwähnt, wurde 1400 zum Fürstentum erhoben, kam 1588 an Heinrich von Latour d'Auvergne, den Vater des Marschalls Turenne, und 1642 in den Besitz der Krone. Bis zur Vertreibung der Protestanten hatte S. eine berühmte Hochschule. Die Festung wurde 25. Juni 1815 von den Hessen bombardiert und kapitulierte am folgenden Tage, nur die Citadelle hielt sich bis 15. Sept. Von Okt. 1815 bis Nov. 1816 war der Platz von preuß. Truppen besetzt. Durch Gesetz vom 23. Aug. 1875 wurde S. als Festung aufgehoben.

In der neuern Kriegsgeschichte hat S. eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt durch die **Schlacht bei Sedan** am 1. Sept. 1870 und die derselben folgende **Kapitulation** des franz. Heeres und Gefangennahme des Kaisers Napoleon III. am 2. Sept. S. liegt an einem der schönsten Punkte des Maasthals zwischen terrassenförmig aufsteigenden, von Laubwald bekränzten Höhenzügen, rings umgeben von einer großen Zahl von Ortschaften, Donchéry, Iges, Villette, Glaire, Daigny, Bazeilles u. s. w., die sämtlich in der Schlacht bei S. eine Rolle spielten. Längs der Maas läuft, am linken Ufer, die Hauptstraße von Donchéry über Frénois, um bei der Vorstadt Torcy den Fluß zu überschreiten und in S. einzutreten. Steil ansteigende Obst- und Weingärten, enge, von Steinmauern eingeschlossene schluchtengleiche Straßen, die Hauptwege von Waldungen überhöht, deren Ausgänge teilweise jäh abfallen, das sind die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Schlachtfeldes von S. Der Schlacht gingen in den letzten Augusttagen die Kämpfe bei Buzancy, Nouart und Beaumont (s. d.) voraus. (S. **Deutsch-Französischer Krieg von 1870 und 1871.**) Deutscherseits wollte man wegen der den Truppen in den letzten Tagen zugemuteten außerordentlichen Anstrengungen erst 2. Sept. schlagen, gab diese Absicht jedoch im Kriegsrate zu Chéméry 31. Aug. abends auf. Damals stand die Armee des Kronprinzen von Sachsen auf dem rechten Flügel, die bayr. Korps standen in der Mitte und die übrigen Korps der Armee des Kronprinzen von Preußen auf dem linken Flügel. Rechts stand das 12. Korps in der Vorhut, dahinter das 4. preuß. Korps, die preuß. Garden und die 4. Kavalleriedivision mit dem Rücken gegen Rémilly; hieran schloß sich das 1. und dann das 2. bayr. Korps bei Bazeilles, worauf das 11. und das 5. Korps und bei Dom-le-Mesnil die Württemberger folgten; das preuß. 6. Korps hielt zwischen Attigny und Le Chêne in Reserve. Die franz. Armee von Châlons, bei welcher sich der Kaiser Napoleon III. befand, stand unter Befehl des Marschalls Mac-Mahon in Stärke von 135000 Mann zwischen Bazeilles, S., Floing und Givonne.

Deutscherseits galt es, den Feind einzuschließen und am Überschreiten der belg. Grenze zu verhindern. Die Schlacht bei S. entwickelte sich folgendermaßen: Um 6 Uhr morgens eröffneten die Bayern bei Bazeilles den Kampf, noch ehe die Sachsen hatten herankommen können; dann griffen diese La Moncelle an und nahmen die vorgeschobenen

Posten der Franzosen. Um 10 Uhr war Bazeilles von den Bayern gestürmt, das Gardekorps auf Givonne und Daigny herangerückt und der Flankenmarsch des 5. und 11. Korps, welche bei Donchéry die Maas überschritten und die von S. nach Mézières führende Straße abschnitten, ausgeführt. In der franz. Oberleitung war durch die Verwundung Mac-Mahons ein Wechsel eingetreten; General Ducrot übernahm sie zuerst, dann General Wimpffen, welcher die Hochfläche zwischen Illy und Flaigneux zum Stützpunkt einer verzweifelten Gegenwehr wählte. Nach zweistündigem Geschützkampfe (11—1 Uhr) erstürmte die Infanterie des 5. Korps, doch wurden diese Versuche mit großem Verlust abgewiesen. Das franz. Heer war von den Höhen nach dem Thalkessel von S. zurückgetrieben und dem Feuer von 500 deutschen Geschützen wehrlos preisgegeben. Gegen 4 Uhr wälzte das geschlagene Heer sich auf die eingeschlossene Festung los, während bereits etwas Ruhe auf der langen Schlachtenlinie eingetreten war. Nach halbstündiger Pause begann das Artilleriefeuer auf die Stadt, aus deren Häusern bald die ersten Flammen aufschlugen. Ein deutscher und ein franz. Parlamentär, welche die Festung zur Übergabe auffordern, beziehungsweise deren Ergebung anzeigen



Maßstab 1: 116000. Kilometer. Höhen in Metern.

Topographische Lage von Sedan.

11. Korps Floing, wobei der kommandierende General von Gersdorff fiel, und das 5. Korps drang auf dem linken Flügel über St.-Menges vor. Die Sachsen hatten schon um 11 Uhr Daigny, die Garden Givonne genommen. Das Gardekorps drang von Givonne aus in nordwestl. Richtung weiter vor, trat in Verbindung mit dem 5. Korps und damit war der Ring geschlossen. Zwischen 12 und 1 Uhr bereits begann eine ungeheuere Flucht, ein Drängen nach S. hinein, das nicht Raum für so viele Flüchtlinge zu bieten vermochte. Die franz. Korps waren aufgerollt, von den Sachsen und den Garden allein mehr als 11000 Gefangene gemacht, Bazeilles infolge längern Häuserkampfs niedergebrannt. General Wimpffen versuchte zwar noch, an der Spitze von 8000 Mann in der Richtung auf Bazeilles vorzustoßen, und die franz. Kavallerie unternahm gegen $3\frac{1}{2}$ Uhr einen verzweifelten Angriff gegen die vordringenden Kolonnen des wollten, begegneten sich. Der deutsche Offizier wurde in das Präfekturgebäude zu S. und zu seinem Erstaunen vor den Kaiser Napoleon III. geführt, über dessen Anwesenheit bei der Armee man deutscherseits nicht unterrichtet war. Der Kaiser gab dem deutschen Parlamentär den franz. General Reille und durch diesen einen Brief mit, in welchem er dem König von Preußen mit seinem Degen sich selbst übergab. Auf einer Anhöhe zwischen Frénois und Donchéry, wo König Wilhelm während der Schlacht gehalten hatte, wurde General Reille empfangen, das Anerbieten seines Kaisers wie dessen Degen angenommen und vom König an Napoleon III. eine kurze Rückantwort abgeschickt. Nachdem Graf Bismarck und General Moltke mit den nötigen Vollmachten zum Abschluß der Kapitulationsverhandlungen mit dem General Wimpffen versehen waren, begab König Wilhelm sich nach seinem Hauptquartier Vendresse.

Bei den in der Nacht vom 1. zum 2. Sept. geführten Unterhandlungen wurden deutscherseits Niederlegung der Waffen, Übergabe der Stadt und des Materials, Gefangennahme des Heeres als Bedingungen und für dieselbe die Stunde 9 Uhr morgens bestimmt. Französischerseits wurden anfangs diese Forderungen als zu hart bezeichnet; doch erklärte sich ein deshalb zusammentretender Kriegsrat sehr bald fast einstimmig für Annahme derselben, da jeder weitere Aufschub die Lage nur erschweren konnte und die Wiederaufnahme des Kampfes zur Vernichtung des ganzen Heeres führen mußte. Am 2. Sept. wurde die Kapitulation in Frénois vollzogen. Zwischen 11 und 11½ Uhr überbrachte General Moltke die unterzeichnete Kapitulation dem König, der sich darauf zur Begegnung mit dem Kaiser Napoleon III. nach dem nahegelegenen Schlosse Bellevue begab, dann aber einen fünfstündigen Ritt längs der deutschen Stellungen unternahm. Das deutsche Heer hatte in der Schlacht bei S. 465 Offiziere und 8459 Mann an Toten und Verwundeten verloren. Französischerseits betrug der Verlust in der Schlacht 17000 Mann an Toten und Verwundeten und 21000 Gefangene; infolge der Kapitulation wurden kriegsgefangen 83000 Mann, außerdem in Belgien entwaffnet 3000 Mann; 1 Adler, 2 Fahnen, 419 Feld-, 139 Festungsgeschütze, 1072 Fahrzeuge, 60000 Gewehre und viele Pferde fielen mit der Festung in deutsche Hand. Frankreich hatte über keine Feldarmee mehr zu verfügen, während den Deutschen die Dritte und Vierte Armee zu fernern Operationen verfügbar blieb und der Weg nach Paris offen stand. Die Festung S. wurde noch am Abend des 2. Sept. von deutschen Truppen besetzt. Mit dem Ausgang der Schlacht bei S., der Gefangennahme des Kaisers Napoleon III., der seinen Aufenthalt in Wilhelmshöhe bei Kassel angewiesen erhielt, war der Fall des Kaisertums so gut wie vollzogen; schon 2. Sept. war Paris in Gärung, 4. Sept. aber Frankreich zur Republik erklärt. (S. **Frankreich**, Geschichte.) In Deutschland wird seitdem regelmäßig alljährlich der **Sedantag** (2. Sept.) als Nationalfesttag gefeiert, da kein anderes Ereignis des großen Kriegs so allgemeinen Jubel hervorrief, wie die Kunde von der Gefangennahme Napoleons III.

Vgl. «Der Deutsch-Französische Krieg von 1870 und 1871» (bearbeitet vom preuß. Großen Generalstabe, Tl. 1, Bd. 2, Berl. 1875); «Enquête parlementaire sur les actes du gouvernement de la défense nationale» (Par. 1873); Helmuth, «Sedan» (Berl. 1874); «Des causes qui ont amené la capitulation de S. Par un officier attaché à l'État-Major-Général» (Brüss. 1870; von Napoleon III. auf Wilhelmshöhe diktiert); Wimpffen, «Sedan» (Par. 1871); Ducrot, «La journée de S.» (Par. 1871); «Réponse au général Ducrot par un officier supérieur» (General Wimpffen, Par. 1871); Hassel, «Von der Dritten Armee» (Lpz. 1872); Rud. Lindau, «Die preuß. Garde im Feldzuge 1870—71» (Berl. 1872).

Sedativa (lat.), s. **Beruhigende Mittel** und **Niederschlagende Mittel**.

Sedativsalz, soviel wie Borsäure.

Sedbergh, Stadt in der engl. Grafschaft York, Westriding, hat (1881) 2268 E. und Fabrikation von Baumwoll- und Eisenwaren.

Sedes (lat.) heißt der Sitz oder Residenzort eines Bischofs, vornehmlich der des Papstes, welcher die sedes apostolica oder der apostolische Stuhl genannt wird. Nach dem Tode eines Bischofs tritt **Sedisvakanz** (sede vacante) ein, die nach kanonischem Recht nur eine bestimmte Zeit dauern darf. Ist diese verstrichen, ohne daß das Kapitel einen neuen Bischof erwählt hat, so geht das Wahlrecht auf den Papst über.

Sedez, Buchformat, bei welchem der Bogen 16 Blätter oder 32 Seiten hat.

Sedgemoor, Marschebene in der engl. Grafschaft Somerset, südöstlich von Bridgewater. Hier unterlag 6. Juli 1685 der gegen König Jakob II. aufgetretene Prätendent Herzog von Monmouth den königl. Truppen unter Lord Feversham; der Sieg des letztern wurde namentlich durch das thatkräftige Eingreifen des Bischofs Peter Mew von Winchester herbeigeführt.

Sedgley, Stadt in der engl. Grafschaft Stafford, bei Wolverhampton, zählt (1881) 36575 E. und hat Steinkohlen- und Eisensteingruben, sowie Fabrikation von Eisenwaren, besonders von Nägeln, Schlössern, Ketten und eisernen Kisten.

Sedgwick (Catharina Maria), amerik. Romandichterin, geb. 28. Dez. 1789 zu Stockbridge in Massachusetts, veröffentlichte 1822 «The New England tale», welche großes Aufsehen erregte. Ihr folgendes Werk «Redwood» (1824) fand auch in England die günstigste Aufnahme und wurde ins Französische, Italienische, Deutsche und Schwedische übertragen und, besonders in Frankreich, den Romanen Coopers zur Seite gestellt. Im J. 1827 erschien «Hope Leslie, or early times in Massachusetts», die für ihre beste Erzählung gilt, wie «Clarence» (1830) für die schwächste; ferner «Le bossu» (1832) und «The Linwoods» (1835). Im J. 1835 unternahm sie eine Reise durch England, Deutschland, die Schweiz und Italien, deren anziehende Beschreibung «Letters from abroad to kindred at home» (2 Bde., Lond. 1841) in Amerika das größte Interesse erregte. Nicht geringes Verdienst erwarb sie sich durch ihre Jugendschriften, wovon «The poor rich man and the rich poor man» (1836), «Live and let live» (1837), «Morals of manners» (1846) und «The boy of mount Rhigi» (1848) besonders zu erwähnen sind. Außerdem hat sie die Gedichte der früh verstorbenen Lucretia Davidson herausgegeben und mit einer Lebensbeschreibung der Dichterin (deutsch, Lpz. 1848) begleitet. In allen ihren Werken ist die Tendenz entschieden religiös, der Gedankengang klar und lichtvoll, die Sprache einfach, aber anmutig. Amerik. Scenen, Sitten und Traditionen weiß sie meisterhaft zu schildern. Sie starb 31. Juli 1867. In deutscher Übersetzung erschienen ihre Erzählungen und Novellen mit einer Einleitung von L. Rellstab (6 Bde., Lpz. 1836—37).

Sedgwick (John), amerik. General, geb. 13. Sept. 1813 zu Cornwall in Connecticut, wurde auf der Militärschule zu Westpoint erzogen und war Oberst des 4. Kavallerieregiments, als der amerik. Bürgerkrieg ausbrach. S. nahm Fredericksburg 3. Mai 1863, räumte die Stadt am folgenden Tage, befehligte 1864 das 4. Korps der Potomac-Armee und fiel am Rapidan 6. Mai 1864.

Sedillot (Louis Pierre Amélie), franz. Orientalist, geb. 23. Juni 1808 zu Paris, studierte daselbst orient. Sprachen und Mathematik und wurde 1831 Professor an einem Lyceum in Paris, später Sekretär am Collège de France und an der Schule der

orient. Sprachen. Er starb 2. Dez. 1875 zu Paris. Seine Hauptwerke sind: «Matériaux pour servir à l'histoire comparée des sciences mathématiques chez les Grecs et les Orientaux» (2 Bde., 1845—50) und «Histoire des Arabes» (1854).

Sedimentärformationen, s. Flözgebirge.

Sedimente (lat.), Sedimentärgebilde oder Ablagerungen nennt man Gesteine, die durch Absatz aus dem Wasser gebildet worden sind, und zwar entweder durch krystallinischen Niederschlag aus wässeriger Lösung oder durch Ablagerung von bis dahin mechanisch von den Wassern fortgeführten mineralischen Massen. Erstgenanntem Vorgange verdanken z. B. Gips, Steinsalz, Dolomit und manche Kalksteine ihren Ursprung, während Sand, Kies, Thon und die aus deren Verfestigungen hervorgehenden Sandsteine, Conglomerate und Thonschiefer auf dem zweiten Wege entstanden sind. (Vgl. Geognosie, Gesteinsbildung, Schichtung, Gebirgsarten.)

Sedisvakanz, s. unter Sedes.

Sedisvakanzmünzen, Kapitelmünzen, nennt man die Münzen der geistlichen Staaten, welche seit dem Anfang des 16. Jahrh. bei Erledigung des päpstl. Stuhls von dem Kardinalskollegium, bei Erledigung der Erzbistümer und Bistümer ausgeprägt wurden. Man hat Sedisvakanzthaler, Gulden, Groschen und Pfennige, auch Dukaten und Goldgulden. (S. Zepernick, «Die Kapitel- und Sedisvakanzmünzen und Medaillen», Halle 1822; Nachträge 1825 und 1834.)

Sedlitz, s. unter Seidschütz.

Sedulius (Cölius), christl. Presbyter im 5. Jahrh., unter Honorius und Theodosius, schrieb mehrere Gedichte religiösen Inhalts in elegantem Latein. Das erste und bedeutendste derselben: «Mirabilium divinorum sive operis paschalis libri quinque», enthält in Hexametern die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu bis zur Himmelfahrt. Von den übrigen Gedichten ist am bekanntesten ein Hymnus auf Christus, genannt «Hymnus abecedarius», weil die Anfangsbuchstaben der 23 Strophen die Reihenfolge des Alphabets angeben. Einzelne Teile dieses Hymnus wurden frühe zu Kirchenliedern benutzt, teils auch von Luther verdeutscht. Beste Ausgabe von Huemer (Wien 1885). Vgl. Huemer, «De S. poetae vita et scriptis» (Wien 1878); Leimbach, «Über den christl. Dichter S. und dessen Carmen paschale» (Goslar 1879).

Sĕdum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Crassulaceen, die sich durch fleischig-saftige, ausdauernde Blätter und in trugdoldig gruppierte Wickelähren gestellte Blüten auszeichnet. Ihre zahlreichen Arten, gegen 120, teils ausdauernde Kräuter, teils Halbsträucher, sind vorzüglich in Europa, den Mittelmeerländern und Asien einheimisch, doch auch in Nordamerika verbreitet. Die Blätter stehen abwechselnd in Spiralen, sind meist ganzrandig und ohne Nebenblätter. Die Blüten besitzen einen vier- bis siebenblätterigen fleischigen Kelch, ebenso viele flache oder konkave Blumenblätter, meist zehn Staubgefäße und fünf Stempel, aus denen mehrsamige Balgkapseln hervorgehen.

Unter den einheimischen Arten sind besonders bemerkenswert: S. acre *L.*, der gemeine Mauerpfeffer, und S. Telephium *L.*, die Fetthenne. Erstgenannte, an steinigen, felsigen Orten, trockenen Rainen und Hügeln, auf Mauern und Dächern häufig wachsende Pflanze hat kleine, längliche, fast stielrunde, dicht stehende Blätter von beißend scharfem Geschmack und goldgelbe Blüten. Sie kann nebst andern Arten (dem ebenfalls gelbblühenden, in allen Teilen größern S. reflexum *L.*, welches auch häufig an felsigen Orten vorkommt, dem weißblühenden, sehr niedlichen, in wärmern Gegenden an Felsen, auf Steingerölle und Mauern wachsenden S. album *L.* und andere) sehr vorteilhaft zur Dekoration von künstlichen Felsgruppen in Gärten benutzt werden. Die zweite, durch hohen Wuchs, große, breite, längliche, gezähnte Blätter und gelblichweiße Blüten ausgezeichnete Art wächst teils auch an felsigen, trockenen, sonnigen Orten, teils auf Äckern. Ihre Wurzeln und Blätter wurden früher als Radix und Herba Telephii s. Crassulae majoris als kühlendes Mittel in der Heilkunde angewendet. Die Blätter können, wie diejenigen der auch zu dieser Gattung gehörenden Tripmadam (S. Anacampseros *L.*), einer weiß- oder rotblühenden, in den Alpen wachsenden und häufig in Küchengärten angebauten Art, mit verkehrt-eiförmigen, ganzrandigen Blättern, als Suppenkraut benutzt werden. Die Wurzel einer verwandten Art, des in höhern Gebirgen vorkommenden, durch grünlichgelbe Blüten ausgezeichneten S. Rhodiŏla *L.*, besitzt einen angenehmen Rosengeruch, wird deshalb Rosenwurz genannt und gilt ebenfalls für ein kühlendes und schmerzstillendes Mittel. Das von Siebold aus Japan eingeführte S. japonicum *Sieb.* mit rundlichen, blaugrünen, rotgesäumten Blättern und hellrosenroten Blüten wird jetzt allgemein als Topf-, namentlich als Ampelpflanze kultiviert, auch zu Einfassungen von Gartenbeeten und Gräbern verwendet. Zum letztern Zweck dienen auch verschiedene breitblätterige, teils rot-, teils gelbblühende Arten aus Sibirien und dem Kaukasus, wie S. hybridum, roseum, spurium, kamtschaticum u. a.

See. Die See ist gleichbedeutend mit Meer (s. d.) und in der Sprache des deutschen Seemanns mit den vom Winde erzeugten Wellen (daher z. B. «Sturzsee»). Der See bezeichnet eine größere oder kleinere Wassersammlung, die in einem natürlichen Becken eingeschlossen ist, und deren Verbindung mit dem Meere, wenn eine solche stattfindet, durch einen Fluß (Abfluß) vermittelt wird, in welchem Falle der S. dann auch Strömung hat und sich von dem Stillwasser unterscheidet. Übrigens zeigt der Sprachgebrauch viel Schwankendes. Es gibt auch S., welche Meere genannt werden, ohne gerade durch ihre besondere Größe auf diese Auszeichnung Anspruch zu haben; so z. B. nicht nur das Kaspische Meer, der größte aller S. (439418 qkm), sondern auch das Tote Meer in Palästina (1283 qkm), das Bayrische Meer (der 193 km große Chiemsee) und das Steinhuder Meer (31 qkm). Mißbräuchlich nennt man S. oft auch Teiche (s. d.) und Weiher, d. i. kleine Wasser, deren Ansammlung und Aufstauung künstlich bewirkt wird oder befördert ist durch Abdämmung und Eindeichung, um darin Fische zu ziehen, oder, wie dies in Ostindien bei den Dschils und Tanks der Fall, zur Bewässerung des Landes. Die S., auch Landseen oder Binnengewässer genannt, werden mit bloßer Rücksicht auf die Wasserfläche eingeteilt in Quellseen ohne sichtbaren Zufluß und mit Abfluß, in Flußseen mit Zufluß und Abfluß und in Steppenseen, die teils Zufluß, aber keinen Abfluß haben und alsdann Binnenseen genannt werden, teils ohne Ab- und Zufluß sind. Die Steppenseen sind in der Regel

Salzseen. Nach der chem. Beschaffenheit des Wassers teilt man die S. nämlich in Süßwasserseen und Salzseen. Mit Rücksicht auf die Höhenlage, die natürliche Bildung und Beschaffenheit des Beckens, worin das Wasser angesammelt ist, unterscheidet man Gebirgsseen, wie der 118 km lange Pangongsee im Indusgebiet, in 4246 m Höhe, der Tscholamusee im Himalaja, nördlich vom Donkiapasse, in 5181 m Höhe, vielleicht der höchstgelegene der Erde, sowie die lombardischen Seen, und Thalseen, die gewöhnlich Flußseen sind; Krater- oder Trichterseen, d. i. wassererfüllte Krater; Plateauseen auf Hochebenen, die meistenteils Steppen- und Salzseen sind; Eisseen, welche durch das Vorschieben eines herabgleitenden Gletschers vor den Bach eines Nebenthals gebildet werden und wegen ihres gelegentlichen Durchbruchs gefährlich sind; Tieflandseen, welche die tiefsten Gründe der Tiefebenen und die Spalten ebener Felsplatten erfüllen. Hat das Gebirge alpinen Charakter, so nennt man seine Wassersammlungen Alpenseen, während diejenigen der Mittel- und niedrigen Gebirge Bergseen heißen.

Der größte Alpensee der Erde ist der Baikal; Bergseen sind z. B. die sog. Hochseen des obern Schwarzwaldes. Die Kraterseen haben kreisrunde Gestalt, geringen oder doch mäßigen Umfang, oft unergründliche Tiefe, selten Inseln, noch seltener Abfluß. Zu ihnen gehören z. B. mehrere S. der Apenninischen Halbinsel und die sog. Maare der Eifel. Die Plateauseen haben meist länglichrunde Gestalt, gewöhnlich mittlere Größe, wie z. B. der Lopnoor in Ostturkestan, zum Teil aber auch bedeutenden Umfang, wie der Great-Salt-Lake in Utah, der Titicacasee in Bolivia, der Nyanza oder Ukerewe, Nyassa und Tanganyika in Südafrika; auch haben sie in der Regel flache Ufer, wenige oder gar keine Inseln. Die Niederungsseen haben sehr unregelmäßige Gestalt und bald buchtenreiche, flache und sumpfige, bald steile Ufer. Ihre Tiefe ist im Verhältnis der Größe meist gering, zuweilen aber auch sehr bedeutend; die meisten haben viele Inseln, sowie Zu- und Abfluß. Als bloße Mündungsseen sind sie den sandigen, trockenen Steppen Asiens, als Flußseen Europa und dem nördl. Amerika eigen. Die größten Niederungsseen sind der Kaspische und der Aralsee, der Balkasch, der Tsad in Sudan, der Ladoga, Onega, Saima, die fünf S. des St. Lorenzgebiets in Canada, von denen der Obere-, Michigan- und Huronsee eigentlich einen bilden, der Große Sklaven-, der Große Winnipegsee u. s. w. Eine besondere Merkwürdigkeit haben das Kaspische und das Tote Meer, indem jenes 25,6 m, dieses 391 m unter dem allgemeinen Meeresniveau liegt, ersteres bei einer Tiefe bis zu 900 m, letzteres von 398 m. Die höchstgelegenen S. sind, außer dem Tscholamu im Himalaja (5181 m), der Tengri-Noor in Tibet (4632 m), der Große Kara-Kul auf der Pamir (4023 m), die heiligen Manasarowareseen in Tibet (4615 m), mehrere andere von über 4550 m Höhe in demselben Lande, der Titicacasee (3824 m). Der tiefste S. ist der Ontario (1104 m). Ihrer Entstehung nach zerfallen die S. in die zwei Hauptklassen der Rest- oder Reliktenseen, welche ehemals Teile des Meeres waren und meist noch marine Tiere bergen (Reliktenfauna), und die ursprünglichen Landseen (auch orographische genannt), die durch Veränderung im Relief der trockenen Erdoberfläche entstanden sind, mögen diese in Verwerfungen beruhen (Einsturzseen), oder in Abdämmungen der Flußthäler durch Erdstürze (Dammseen), oder im Hochgebirge durch Gletscher (Eisseen), oder durch Aufwühlen weicher Gesteine während der Eiszeit, oder durch vulkanische Eruptionsthätigkeit (Kraterseen und Maare). Als temporäre oder intermittierende Seen sind besonders berühmt der Czirknitzersee und der Kopaïs. Der Neusiedlersee in Ungarn war in den J. 1693, 1738 und 1868 ganz ausgetrocknet, füllte sich aber jedesmal wieder.

Seeadler, s. unter Adler.

Seealpen (Alpes Maritimes), franz. Departement, s. unter Alpen, Bd. I, 473.

Seeamsel, soviel wie Ringdrossel.

Seeämter heißen im Unterschied von den Seemannsämtern (Konsulaten) die durch das Deutsche Reichsgesetz vom 27. Juli 1877 eingesetzten Behörden, welche Seeunfälle deutscher Kauffahrteischiffe, sowie in deutschen Gewässern vorgekommene oder vom Reichskanzler zur Kenntnisnahme gebrachte Unfälle fremder Kauffahrteischiffe zu untersuchen haben. Die Untersuchung soll die Ursachen des Seeunfalls und alle damit zusammenhängenden Thatsachen feststellen, insbesondere ob Handlungen oder Unterlassungen des Schiffers oder des Steuermanns oder (nach dem Gesetze vom 11. Juni 1878) des Maschinisten die Schuld tragen, oder ob letztere in Mängeln des Schiffs, des Fahrwassers oder der Hilfseinrichtungen für die Schiffahrt, beziehungsweise in Handlungen oder Unterlassungen des Seepolizeipersonals liegt, sodann ob die zur Verhütung des Zusammenstoßens und über das Verhalten nach solchem erlassenen Vorschriften befolgt sind. Das Seeamt muß sich der Untersuchung unterziehen, wenn Menschenleben verloren gegangen sind, wenn ein Schiff gesunken oder aufgegeben ist und wenn der Reichskanzler dieselbe befiehlt; in andern Fällen bleibt dem Seeamt das Einschreiten überlassen. Diese Behörden werden von den Landesregierungen errichtet und vom Reiche beaufsichtigt, dessen Kanzler auch einen Kommissar ernennt, welcher staatsanwaltliche Befugnisse hat. Das Seeamt besteht aus einem ständigen Vorsitzenden mit Befähigung zum Richteramt und vier von demselben für jeden einzelnen Fall nach einer im voraus aufgestellten Liste geeigneter Personen bestimmten Beisitzern. Das Verfahren ist öffentlich und mündlich, und außer dem mit Gründen versehenen Spruche über die Ursache des Unfalls kann auf Antrag des Kommissars gegen den Schiffer u. s. w. auf Entziehung der Befugnis zum Gewerbebetriebe erkannt werden. Bezüglich dieses Erkenntnisses steht sowohl dem Verurteilten, wie im Falle der Nichtverurteilung dem Kommissar das Recht der Beschwerde an das Oberseeamt in Berlin zu. Letzteres wird aus einem rechtsgelehrten Vorsitzenden und sechs Beisitzern gebildet, von denen der Kaiser einen ernennt, die andern fünf aber vom Vorsitzenden für jeden Beschwerdefall einberufen werden; hierzu dient ihm eine Liste sachkundiger Personen, von denen jeder Bundesseestaat drei auf drei Jahre in Vorschlag gebracht hat. Eine Geschäftsinstruktion vom 3. Mai 1878 regelt das Verfahren bei dieser Behörde.

See-Anemonen, s. Aktinien.

See-Artillerie, s. Küstenartillerie.

See-Assekuranz, s. Seeversicherung.

Seebach, Dorf und ehemaliges Kloster bei Dürkheim (s. d.) an der Hardt.

Seebach (Karl von), verdienter Geolog und Paläontolog, geb. 13. Aug. 1839 in Weimar, studierte 1859—62 in Breslau, Göttingen und Berlin und wurde noch 1862 zum außerord. Professor für Geologie und Paläontologie an der Universität Göttingen designiert. Im J. 1864 bereiste er die Vulkangebiete von Centralamerika und beobachtete 1866 die Eruption von Santorin; 1870 wurde er zum ord. Professor ernannt. Er starb 21. Jan. 1878. Neben zahlreichen kleinern Abhandlungen und Aufsätzen über centralamerik. Vulkane, Santorin, Bornholm und paläontolog. Gegenstände sind von größern Werken S.s hervorzuheben: «Der hannov. Jura» (Berl. 1864), «Das mitteldeutsche Erdbeben vom 6. März 1872» (Lpz. 1873).

Seebach (Marie), Schauspielerin, geb. 24. Febr. 1834 zu Riga, bildete sich in Köln zur Sängerin aus und spielte als Soubrette in Nürnberg, Lübeck, Danzig und Kassel. Sie wandte sich 1852 nach Hamburg, wo sie zum höhern Drama überging und als Gretchen mit solchem Erfolg auftrat, daß sie sofort auf zwei Jahre engagiert wurde. Nach Ablauf ihres Kontrakts folgte sie im Herbst 1854 einer Einladung Laubes nach Wien und ward hier alsbald bei dem Burgtheater angestellt. Inzwischen hatte sie bei den Mustervorstellungen 1854 in München besonders als Gretchen ungewöhnliche Erfolge erzielt. Im J. 1856 folgte sie einem Rufe an das Hoftheater nach Hannover; 1859 vermählte sie sich mit dem ebenfalls in Hannover engagierten Heldentenor Albert Niemann (s. d.) und trat seitdem unter dem Namen Niemann-Seebach auf. Im J. 1866 siedelte sie mit ihrem Gatten nach Berlin über und beschränkte seitdem ihre künstlerische Thätigkeit auf Gastspiele, deren sie schon früher zahlreiche gegeben hatte. Ihre vorzüglichsten Rollen waren damals Klärchen, Gretchen, Marie (in «Clavigo»), Julia, Ophelia, Luise (in «Kabale und Liebe») und Jane Eyre. Nachdem 1868 ihre Ehe getrennt worden war, betrat S. die Bühne unter ihrem frühern Namen, gab namentlich auch Gastspiele in Petersburg, den Niederlanden und (1871) in den Vereinigten Staaten von Amerika und nahm nach der Rückkehr von dort ihren dauernden Wohnsitz in Dresden. Ihre bedeutendsten Rollen aus späterer Zeit sind Maria Stuart, Lady Macbeth und Kriemhild.

Seebäder waren zwar schon im Altertum gebraucht, wurden aber bis auf die neuere Zeit wenig als Heilmittel angewendet. Im 18. Jahrh. wurden sie zuerst in England üblich, später auch in Deutschland, nachdem Lichtenberg und Janus auf ihren Nutzen aufmerksam gemacht hatten. Das älteste deutsche Seebad ist Doberan (1793). Die Wirkung des Seebades beruht weniger auf dem Salzgehalt des Wassers, als vielmehr auf der Einwirkung des Wellenschlags, dem Einatmen der (salzhaltigen) Seeluft, dem Aufenthalt an der Küste (unter höherm Luftdruck) und der durchaus veränderten Lebensweise. Je nach der Stärke des Wellenschlags, der Temperatur, der geschützten Lage des Ortes sind die S. in ihrem Werte verschieden. Die Heilwirkungen, welche man durch S. zu erzielen sucht, sind teils eine reizende und stärkende auf das Muskel- und Nervensystem, sowie auf die äußere Haut, teils eine sog. zerteilende, auflösende für das Lymph- und Drüsensystem. Namentlich wirkt das Seebad außerordentlich kräftigend und abhärtend auf die Haut, leitet von innern Organen ab, vermehrt den Appetit und befördert dadurch nicht wenig die gesamte Ernährung. Es wird daher vorzugsweise bei chronischen Nervenkrankheiten, bei Drüsenkrankheiten, skrofulösen Geschwülsten und Verhärtungen, chronischen Hautausschlägen, besonders skrofulöser Art, Erschlaffung der Haut und Neigung zu gichtischen und rheumatischen Übeln angewendet. Schädlich jedoch sind die S. bei Vollblütigkeit, chronischen Magen- und Leberkrankheiten, chronischem Lungenkatarrh und Lungenschwindsucht. Bäder von erwärmtem Seewasser verdienen in manchen Fällen den Vorzug. Die passendste Zeit zu einer Seebadekur ist von Mitte Juli bis Mitte September. In den meisten S. ist die Einrichtung des Bades folgende. Man läßt sich in einem bedeckten Karren, der nach der Seeseite eine Thüre mit einer kleinen Treppe hat, in die See schieben, entkleidet sich darin und steigt dann in die See hinab, in welcher man 5, höchstens 10 Minuten verweilt. Nach dem Bade ist ein Spaziergang am Strande von der Dauer einer halben bis ganzen Stunde nötig; dann muß Ruhe und Erfrischung folgen. Die beste Zeit zum Baden ist in den Morgenstunden bei noch nüchternem Magen oder nach einem sehr leichten Frühstück. Mehrmals an einem Tage zu baden, ist schädlich; gewöhnlich reichen 30 Bäder hin, um die erwünschte Wirkung hervorzubringen.

Als die vorzüglichsten S. sind zu nennen: 1) an der Ostsee Cranz, Zoppot, Rügenwalde, Kolberg, Prerow, Putbus und Saßnitz auf Rügen, Warnemünde, Swinemünde, Ahlbeck, Heringsdorf, Dievenow und Misdroy, Doberan, Travemünde, Düsternbrook bei Kiel und Marienlyst auf Seeland; 2) an der Nordsee (deren Salzgehalt und Wellenschlag bedeutender ist, die außerdem auch Ebbe und Flut hat): Wyk auf Föhr, Westerland auf Sylt, Helgoland, Cuxhaven, Wangeroog, Spiekeroog, Norderney, Borkum, Ramsgate, Margate, Harwich, Yarmouth, Scheveningen, Blankenberghe und Ostende; 3) am Kanal (wo die Fluthöhe bedeutender): Dover, Brighton, Southampton, Portsmouth, Wight, Dieppe, Boulogne und Havre-de-Grâce; 4) im Mittelländischen und Adriatischen Meere (wo das Meerwasser wärmer und keine Flut ist): Marseille, Messina, Neapel, Nizza, Genua, Livorno, Venedig, Triest. Vgl. außer der Litteratur zur Balneographie: Fromm, «Über die Bedeutung und den Gebrauch der S.» (2. Aufl., Norden 1883).

Seebär, s. unter Seehund.

Seebarben, s. Meerbarben.

Seebarsch, s. unter Barsch.

Seebenstein, Dorf bei Pitten (s. d.).

Seeberg, eine Anhöhe ganz nahe bei Gotha, auf welcher Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha mit Mitteln aus seiner Privatkasse eine Sternwarte (1789—91) anlegen ließ. Nachdem dieselbe durch die trefflichen Astronomen, die an ihr thätig waren, zuerst Freiherr von Zach (1787—1808), welcher die Einrichtung der Sternwarte leitete, dann B. A. von Lindenau, Nikolai, Encke und Hansen, einen sehr hohen Ruf erlangt hatte, wurde 1859 auf Veranlassung des letztgenannten in der südl. Vorstadt Gothas in unmittelbarer Nähe des Parkes eine neue Sternwarte erbaut (50° 56′ 37,5″ nördl. Br., 10° 42′ 41″ östl. L. von Greenwich), welche gegenwärtig unter der Direktion des Professors Ernst Becker steht.

Seebeute heißen die feindlichen Kauffahrteischiffe oder feindlichen Güter, welche im Seekriege durch eine der kriegführenden Mächte aufgebracht

und für gute Prise erklärt werden. **Seebeuterecht** ist die Befugnis, S. zu machen, und im objektiven Sinne versteht man darunter die Regeln des Völkerrechts, nach denen sich diese Befugnis bestimmt. Neutrale Schiffe und neutrales Gut in feindlichem Schiffe, auch wohl feindliches Gut im neutralen Schiffe gelten jetzt nicht mehr als S.

Seeblase, s. unter Akalephen.

Seebrassen, s. Meerbrassen.

Seeburg, Stadt im ostpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Rössel, an der Simser, in hügeliger, wald- und seenreicher fruchtbarer Gegend, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2862 meist kath. E. und hat ein Schloß, in welchem das Amtsgericht und die städtischen Behörden ihren Sitz haben und das wie die kath. Pfarrkirche 1345 vom Bischof Johann I. von Ermland erbaut wurde, eine evang. Pfarrkirche und eine Ziegelei.

Seedattel (Lithodomus) heißt ein Geschlecht der miesmuschelartigen Muscheltiere, die mit ihrem langen, schlanken, mit braunem, glänzendem Cutikularüberzug versehenen Schalenpaar aussehen wie eingetrocknete Datteln. Sie bohren sich, ähnlich wie die Bohrmuscheln, in Kalkstein auf eine noch nicht bekannte Art und Weise ein. Eine Art (L. dactylus) des Mittelmeers ist häufig und wird gern gegessen. Sie sind es, welche die drei stehenden Säulen des Serapistempels bei Puzzuoli angebohrt hatten, als dieselben durch Senkung des Landes unter die Oberfläche des Mittelmeeres geraten waren; später hat sich das Land mit den Säulen wieder gehoben, sodaß die alten Bohrlöcher der Muscheln sich jetzt in einem meterbreiten Ringe gegen 3 m über dem Meeresspiegel befinden.

Seed-Baptists, s. unter Baptisten.

Seedeiche, s. unter Deiche.

See-Elefant, s. unter Seehund.

See-Elster, soviel wie Austernfischer.

Seefahrtsbuch ist eine obrigkeitliche Beurkundung zur Legitimation eines Schiffsmanns, welche vom Seemannsamte ausgestellt wird; es entspricht etwa dem Gesindebuch der Dienstboten.

Seefedern (Pennatulidae) heißen federförmige Polypenkolonien, deren Schaft lose im Sande oder Schlamme steckt und meist eine biegsame Hornachse hat. Die eigentlichen Polyptiere sitzen seitlich am obern Teile des Stammes sehr regelmäßig blattartig zu zwei Reihen miteinander verschmolzen. Die S. sind meist lebhaft gefärbt und besitzen ein hochgradiges Leuchtvermögen. Sie wurden besonders von Kölliker untersucht.

Seefestungen, s. unter Küstenbefestigung, Bd. X, S. 707[b].

Seefischerei, s. unter Fischerei.

Seeforelle, s. u. Forellen. [S. 707[b].

Seeforts, s. unter Küstenbefestigung, Bd. X,

Seefrachtgeschäft, s. Frachtgeschäft.

Seegebiet, auch Litoral oder Küstengebiet, nennt man im völkerrechtlichen Sinne denjenigen Teil des Meers oder eines andern Küstengewässers, welcher der Küste zunächst liegend zu dem angrenzenden Lande gerechnet wird und über welchen dieses daher gewisse Hoheitsrechte ausübt, als ob Grund und Boden unter dem Wasser und die See selbst bis auf eine gewisse Strecke hinaus noch zum Gebiete des angrenzenden Staats gehöre. Innerhalb dieses Teils darf daher der betreffende Staat, falls er nicht durch entgegenstehende Verträge gebunden ist, eine eigene Küstenbewachung und Küstenpolizei einrichten. Jeder Fremde, der in den Bereich dieser Seegrenze kommt, ist verpflichtet, sich den vom Uferstaate getroffenen Einrichtungen unterzuordnen, er mag absichtlich oder durch Zufall dorthin gelangt sein. Zu den Befugnissen gehört hierbei auf seiten des Küstenstaats: das Recht über den Zweck jeder Annäherung Auskunft zu verlangen und geeignete Maßregeln gegen Gefahren zu ergreifen; das Recht, innerhalb dieses Gewässergebiets Friedensstörungen zu verhüten und dagegen faktisch zu intervenieren; das Recht, die Benutzung der Küstengewässer, z. B. in Betreff der verschiedenen Arten der Fischerei zu regulieren oder dieselbe allein auszuüben; das Recht des Embargo und die Aufstellung von Kreuzern gegen den Schleichhandel; die Ausübung der Gerichtsbarkeit. Früher nahm man für die Breite des S. 3 Seemeilen (60 auf 1 Äquatorgrad) oder 2 Lieues (25 auf 1 Äquatorgrad) an, sodaß dieselbe also zwischen 6 und 9 km schwankte; jetzt gilt ziemlich allgemein die Kanonenschußweite, d. h. das ganze Küstengewässer gehört so weit, als Kanonen von der Küste aus vorübersegelnde Schiffe erreichen können, zum S. des angrenzenden Staats (terrae dominium finitur, ubi finitur armorum vis oder quousque mari e terra imperari potest).

Seegefahr bedeutet den Zustand, in welchem sich Schiffe, Personen oder Güter befinden, wenn sie der Möglichkeit des Untergangs oder der Beschädigung während einer Seereise ausgesetzt sind. Als S. bezeichnet man dann auch die drohenden Ereignisse selbst, z. B. Schiffbruch, Sturm, Feuer, Piraterie, und im Seeversicherungsrecht haftet der Versicherer im Zweifel für die Schäden, welche durch irgend eine dieser S. verursacht worden sind; doch werden häufig einzelne ausgenommen. (S. Gefahr und Nur für Seegefahr.)

Seegefecht, s. unter Seetaktik.

Seegras oder Wasserriemen, **Wier** (Zostera *L.*) heißt eine Gattung der Wasserpflanzen aus der Familie der Najadeen. Die Blätter sind schmal-grasartig und die einhäusigen Blüten bestehen bloß aus hüllenlosen Staubgefäßen und Stengeln, welche einem auf dem Mittelnerv der obern Seite eines am Grunde gespaltenen Blattes entspringenden Kolben eingefügt sind. Zu ihr gehört das gemeine Seegras (Z. marina), welches auf dem sandigen Grunde fast aller Meere Wiesen bildet, ausdauernd ist und im August blüht. Die Stengel sind schlaff, 0,6 bis 1 m lang, am Grunde kriechend und die Blätter der unfruchtbaren Äste bandförmig, 0,3 bis 0,6 m und darüber lang und dreinervig. Da diese Pflanze größere Mengen von Kali und Phosphorsäure enthält, so benutzt man sie in den Küstengegenden als Dünger; getrocknet wird sie unter dem Namen S. in den Handel gebracht und zum Polstern u. s. w. verwendet. Zuweilen dient sie auch ihres Jodgehalts wegen als Material zur Darstellung des Jod. Die borstenförmigen Überbleibsel alter Blätter werden von den Meereswellen abgerissen und zu leichten, braungelben, oft faustgroßen Kugeln zusammengeballt, welche sonst unter dem Namen Meerbälle in den Apotheken aufbewahrt und gegen Kröpfe und Hautkrankheiten als Heilmittel gebraucht wurden. S. wird in Deutschland auch ein in Wäldern auf undurchlassendem Boden häufig wachsendes Riedgras (Carex brizoides *L.*) genannt, das man in Württemberg, Baden und im Elsaß sammelt und ebenfalls als Polstermaterial benutzt.

Seegrün, soviel wie Beerengrün.

Seegruppe (der Alpen), s. unter Alpen, Bd. I, S. 461.

Seegurken, s. Holothurien.

Seehandel, überseeischer Handel, ist derjenige, welcher die Versendung seiner Gegenstände zur See bedingt, der Handel mit überseeischen Ländern. Solange sich die Schiffahrt auf Fahrten längs der Küsten beschränkte, blieb der Landhandel der wichtigere Zweig des gesamten Handels, während mit der Beschiffung des weiten Oceans der S. allmählich zum Welthandel wurde und diesen letztern, die Allgemeinheit des Völkerverkehrs, vorzugsweise repräsentiert. Seit dem Aufblühen des S. war und ist ein ungemein erweiterter Landhandel dessen natürliche Folge, und überhaupt sind beide Kategorien nicht schroff zu trennen, namentlich in der Gegenwart. Während des Altertums und Mittelalters war der Landhandel der vorherrschende. Demnächst entfaltete sich ein Seeverkehr auf dem Mittelländischen Meere, der aber zu keiner Bedeutung gelangen konnte, da beinahe nur die an jenem Meere gelegenen ital. und span. Hafenplätze ihn betrieben. Zu einer weltgeschichtlichen Wichtigkeit erhob sich der S. erst seit dem Anfange des 16. Jahrh., in welchem infolge der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und der Auffindung Amerikas der Ocean die Haupthandelsstraße wurde, die westl. und südl. Staaten Europas, zuerst Portugal und Spanien, dann Holland und England, als Handelsmächte an die Stelle der kleinern Handelsstaaten traten und sich mit großem Eifer und bei ihren Mitteln auch mit größerm Erfolge dem S. zuwendeten. Eine Folge der unmittelbaren Handelsverbindungen der Europäer mit Ostindien und Amerika war die Anlegung von Kolonien, die in Verbindung mit dem S. eine der wichtigsten Quellen des Wohlstandes der Mutterstaaten und damit eine Haupttriebfeder der europ. Politik wurden. An der Spitze der Seehandelsstaaten stehen jetzt England, die Vereinigten Staaten, Deutschland und Frankreich. (S. Handel und Handelsmarine.) Vgl. Lindsay, «History of merchant shipping» (4 Bde., Lond. 1874–75); Wagner, «Handbuch des Seerechts» (Lpz. 1884).

Seehandlung. Das preuß. Institut der S. wurde 1772 zu Berlin gegründet, um den Handel mit dem Auslande zu beleben, den Absatz der Leinenfabrikate zu erweitern und sich des Zwischenhandels nach Polen zu bemächtigen, den die damals freie Reichsstadt Danzig vermittelte. Die Gesellschaft erhielt das ausschließliche Recht, Salz aus Spanien, Frankreich und England einzuführen; ebenso mußte das Wachs, welches die Weichsel abwärts verführt wurde oder innerhalb des preuß. Staats zu beiden Seiten dieses Flusses sich vorfand, der S. zunächst zum Kauf, hauptsächlich für Spanien, angeboten werden. Überdies war sie bestimmt, Reederei und Handel aller Art zu treiben. Das Betriebskapital bestand aus 1200000 Thlrn. in 2400 Aktien, von denen nur 300 mit 10 Proz. verbürgtem Zins ins Publikum kamen. Die Minister von der Horst und von Görne waren der Leitung nicht gewachsen, besser des letztern Nachfolger, Graf von der Schulenburg-Kehnert. Die Anstalt erhielt 1791 eine eigene Generaldirektion; 1794 wurde die Zinsgarantie für das um 300000 Thlr. vermehrte Aktienkapital auf 5 Proz. ermäßigt und das Wachsmonopol aufgehoben, dagegen der S. gestattet, allenthalben Comptoire zu errichten, Schiffbau und Reederei zu treiben und alle kaufmännischen und Wechselgeschäfte auszuführen. Laut einer Erklärung vom 15. Juli 1795 standen ihr fortan in Handelssachen mit Ausnahme des Salzhandels keine Vorrechte zu. Die Ereignisse des J. 1806 hatten für die S. die unglücklichsten Folgen; die $17\frac{1}{3}$ Mill. Thlr., welche sie dem Staate vorgeschossen, wurden nicht zurückgezahlt, daher sie auch ihre Gläubiger nicht befriedigen konnte und ihre Obligationen im Sommer 1808 auf $30\frac{1}{3}$ Proz. sanken. Ihre Obligationen und Aktien wurden 1810 in Staatsschuldscheine umgeschrieben; als besondere Abteilung des Finanzministeriums wickelte sie ihre kaufmännischen Geschäfte ab, betrieb den Salzhandel nur noch auftragsweise und besorgte gegen Ersatz der Auslagen und $\frac{1}{3}$ Proz. Provision alle Geld- und Wechselgeschäfte für den Staat, wodurch sie nach und nach zu einem bedeutenden Kapitalstock gelangte und in Stand gesetzt wurde, später ganz erhebliche Zuschüsse zu den Staatsausgaben zu leisten. Am 17. Jan. 1820 wurde sie als unabhängiges Geld- und Handelsinstitut des Staats mit unumschränkter Vollmacht und persönlicher Verantwortlichkeit des Generaldirektors (damals des Ministers Rother) erklärt, unter Bürgschaft des Staats. Die hauptsächlichste Thätigkeit der S. blieb ungeachtet einer ziemlich ausgedehnten Förderung der Gewerbsamkeit auch ferner auf finanziellem Gebiete: sie brachte bedeutende Anleihen unter, baute Straßen, konvertierte Staats- und provinzielle Schulden, nutzte überhaupt ihre Doppelstellung zwischen der Staatsregierung und den privaten Bankiers auf das vorteilhafteste aus, auch seit 1848, wo sie wieder dem Finanzministerium unterstellt wurde. Erregte sie in dieser Hinsicht, zumal unter Camphausens Leitung 1854–69, konstitutionelle Bedenken bei den liberalen Parteien, so wurden dieselben ihrem Geschäftsbetriebe doch nicht gefährlich, da sie der Staatskasse jährlich 3–4 Mill. Mark Einnahmen zuführt. Hingegen mußte die S., seit 1844 stark angegriffen von den Großindustriellen wegen ihrer zahlreichen und zum Teil großartig ausgestatteten gewerblichen Unternehmungen, die letztern nach und nach aufgeben, sodaß sie gegenwärtig fast ausschließlich auf eigentliche Bankgeschäfte sich beschränkt. Ihr Kapitalconto beträgt über 35 Mill. Mark. Über die frühern Perioden des Instituts geben Aufschluß Rother, «Die Verhältnisse des königl. Seehandelsinstituts» (Berl. 1845); Julius, «Die S. und das bürgerliche Gewerbevorrecht» (Berl. 1845) und der zweite Jahrgang des «Jahrbuchs für die amtliche Statistik des preuß. Staats» (Berl. 1867).

Seehase (Cyclopterus) ist der Name eines Geschlechts der scheibenbäuchigen Fische (Discoboli), deren Bauchflossen zu einem runden, von einem Hautsaum umgebenen Haftapparat verwachsen sind; ihre Haut ist weich und nackt bis auf einige wenige Reihen von eingelagerten Knochenkörperchen und ihr Skelett verknöchert nicht vollständig. Der gemeine Seehase (C. lumpus, s. Tafel: Fische III, Fig. 7) wird bisweilen meterlang, ist meist oben schwarzgrau, unterhalb heller; er findet sich häufig an den deutschen Küsten, auch der Ostsee, hat aber ein wenig geschätztes, schleimiges Fleisch.

Seehausen in der Altmark, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Osterburg, am Aland, welcher mit der Biese westlich die fruchtbare Wische begrenzt, die sich östlich bis zu der Elbe

ausdehnt, Station der Linie Magdeburg-Wittenberge der Preuß. Staatsbahnen, zählt (1885) 3853 E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, eine Fabrik landwirtschaftl. Maschinen, Getreide- und Pferdemärkte.

Seehausen bei Magdeburg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Wanzleben, Station der Linie Blumenberg-Eilsleben der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 3173 E. und hat Steinbrüche, Ziegeleien und Kalkbrennereien, eine Zuckerfabrik und eine Brauerei.

Seehof, s. unter Achensee.

Seehöhe eines Ortes ist die Höhe desselben über dem Meeresspiegel.

Seehunde, Robben, Phoken oder Flossenfüßer (Pinnipedia) heißen meerbewohnende Säugetiere mit zu Flossen umgestalteten vier Extremitäten. Die Ordnung zerfällt in zwei durch ihre Bezahnung sehr verschiedene Gruppen, die Walrosse (s. d., z. B. Trichechus rosmarus, Tafel: Seesäugetiere, Fig. 1, und Schädel, Fig. 2) und die eigentlichen Seehunde (Phocina). Der Körper der letztern ist gestreckt, nach hinten verdünnt, fischförmig, meist mit kurzen und anliegenden Haaren bedeckt und gewöhnlich grau, seltener schwarz, braun oder rotgelb, zuweilen scheckig. Das vordere Fußpaar ist kurz, einem Schaufelruder ähnlich, und nur die eigentliche Pfote steht frei vom Körper ab, während der übrige Teil des Vorderfußes von der Körperhaut umschlossen wird. Das hintere Fußpaar ist ebenfalls sehr kurz, nach hinten gerichtet und bis zur Fußwurzel von der Körperhaut vereinigt und eingehüllt und stellt ein breites Ruder dar. Zwischen ihm liegt der sehr kurze Schwanz. Die Zehen, welche Krallen tragen, sind sämtlich durch Schwimmhäute verbunden. Der Kopf ist meist rundlich. Die kurzen Kiefer sind mit kleinen scharfen Schneidezähnen, wenig vorragenden Eckzähnen und einförmigen Backzähnen mit spitzkegeligen oder lappigen Kronen bewaffnet. Die Nasenlöcher lassen sich durch eine Art von Klappen willkürlich schließen, und der Gehörgang ist gleichfalls durch eine Hautfalte wie mit einer Klappe beim Untertauchen verschließbar. Die mit einer Nickhaut versehenen, meist großen Augen haben einen ungemein klugen, menschenähnlichen Ausdruck. Besondere Einrichtungen der Blutcirkulationsorgane erleichtern das längere Verweilen unter Wasser und die Unterbrechung der Atmung. Hauptsächlich nähren sich die S. von Fischen, zum Teil auch von Weichtieren und Krebsen, können außer dem Wasser sich nur langsam und schwerfällig bewegen, schwimmen sehr schnell und geschickt, tauchen vortrefflich und gefallen sich, auf Felsen und Eisschollen Luft und Licht zu genießen. Untereinander leben sie in Geselligkeit und Einigkeit; nur die Männchen liefern sich zur Zeit der Fortpflanzung wütende Gefechte. Die Weibchen haben am Unterleibe vier Zitzen und werfen in der Regel ein Junges. Sie zeigen viel Intelligenz und erweisen sich in der Gefangenschaft sehr zähmbar, gelehrig und dankbar. Mancherlei Fabeln sind früher über sie in Umlauf gekommen; so z. B. haben sie Veranlassung zur Aufstellung der Sirenen und Tritonen der klassischen Vorzeit und der Seemönche und der Seejungfrauen des Mittelalters gegeben. Den armen arktischen Eingeborenen liefern sie das wesentlichste Nahrungsmittel, sowie Kleidung und Bedachung ihrer Wohnung. Den Europäern nützen sie durch ihre Häute (s. Robbenfelle), das Wollenhaar der Jungen und durch den Thran (Seehundsthran), der den Eskimos ein angenehmes Getränk ist. Deshalb wird auch der Seehundsfang in den nördl. und südl. Polarmeeren durch zahlreiche, meist nordische Schiffe betrieben. Die S. besitzen zwar viel Lebenszähigkeit; doch tötet sie ein starker Schlag auf die Nase sofort.

Die Verbreitung der S. reicht fast über den ganzen Erdkreis; nur Afrika besitzt keine eigentümliche Art. Andere und zahlreichere Arten bewohnen die Meere der nördl. Halbkugel als diejenigen der südlichen. Hauptsächlich unterscheidet man die Seehunde (Phocida), welche keine äußere Ohrmuschel besitzen, und die Ohrenrobben (Otarida), die sich durch das Vorhandensein einer äußern Ohrmuschel auszeichnen; letztere kommen nur südlich von dem Äquator vor. In allen Meeren der nördl. Halbkugel, von den deutschen Küsten bis Spitzbergen und weiter lebt der gemeine Seehund, oder die gemeine Robbe, oder das Meerkalb (Phoca vitulina, Fig. 3 und Schädel, Fig. 4) häufig. Er wird höchstens 1,5 m lang, ist auf dem Rücken dunkel graulichgrün, unregelmäßig schwarz gefleckt und am Bauche gelblichweiß. In der Gefangenschaft ist er abrichtbarer und zutraulicher gegen seinen Wärter als alle andern Tiere, vielleicht einige Affen ausgenommen. Sein Gehörsinn kann sogar von musikalischen Tönen angenehm berührt werden, was bei weiter keinem andern Säugetiere gefunden wird. Die größte unter den in den europ. Meeren vorkommenden Arten ist der graue Seehund oder die graue Robbe (Ph. Grypus), der an den Küsten Schottlands und Irlands lebt, gegen 4 m lang wird und stark und ungemein wild ist. Für die Grönländer ist der grönländische Seehund (Ph. Groenlandica) oder die grönländische Robbe von großer Wichtigkeit. Fleisch und Thran dieses 2 m langen Tiers machen einen Hauptteil der Nahrung dieses Volks aus, und die thranigen Reste dienen im langen Winter zur Unterhaltung der Feuerung und des Lichts, die Felle zu wasserdichten Kleidern, Zeltdecken und Überzügen der Kähne, die Sehnen zu Zwirn, die Gedärme zu Segeln und Fenstern, und die Knochen liefern allerlei nützliche Werkzeuge. Nicht selten in Grönland ist auch die Mützenrobbe (Cystophora cristata), deren Männchen sich durch den sonderbaren, einer Kapuze ähnlichen Hautlappen des Vorderkopfs auszeichnen. Die Rüsselrobbe (C. proboscidea, Fig. 5), auch See-Elefant und Löwenrobbe genannt, welche den Australocean der östl. und westl. Halbkugel von 35—55° südl. Breite bewohnt, erreicht eine Länge vor 8 m und liefert eine erstaunliche Menge von Thran (bisweilen an 24 Ctr.), der sehr klar ist und hauptsächlich den sog. Südseethran darstellt. Zur Gattung Ohrenrobbe (Otarida) gehört die Bärenrobbe oder der Seebär (O. ursina), deren dickwolliger Pelz den Kamtschadalen und benachbarten Völkern Winterkleider liefert, und die gemähnte Ohrenrobbe oder der Seelöwe (O. jubata), welche Magellansland, die Falklandsinseln und vielleicht auch die südlicher gelegenen Archipele bewohnt und kurze, rotgelbe Haare hat.

Seeigel (Echinoidea), eine Ordnung aus der Klasse der Stachelhäuter von kugeliger, herzförmiger oder platter Scheibengestalt. Die Kalktafeln, welche die äußere Umhüllung bilden, sind zu einer

unbeweglichen Schale verbunden, welche Öffnungen für den Mund, den After, die Geschlechtsteile, die Augen und die Saugfüßchen besitzen. Der Mund befindet sich stets auf der untern Fläche, meistens central und ist bald mit bedeutendem Zahnapparat versehen (die Laterne des Aristoteles benannt), bald unbewaffnet. Der After steht häufig central auf der obern Fläche, oft aber auch hinten und selbst unten. Auf den Kalktafeln des Körpers stehen außen Stacheln, meist auf runden Knöpfchen nach allen Seiten beweglich, die zuweilen eine bedeutende Größe erreichen, sodaß die Tiere wie auf Stelzen darauf kriechen, zuweilen nur haarförmig sind. Die Punktöffnungen, durch welche die zahlreichen Saugfüßchen nach außen treten, bilden bald fünf einfache oder geschlängelte, vom Gipfel nach dem Munde laufende Linien, bald eine fünfblätterige Rosette. Die S. können mittels dieser Füßchen, die sich ansaugen, selbst an senkrechten Glaswänden hinaufklettern. Man unterscheidet mehrere Familien, worunter besonders die kugeligen eigentlichen S. (Echinus, z. B. E. saxatilis, s. Tafel: Aquarium, Fig. 15) und die herzförmigen symmetrischen Herzigel (Spatangus) bemerkenswert sind. Zur Laichzeit im Frühjahr ißt man die eine fünfblätterige Traube bildenden, meist orangegelb oder hochrot gefärbten Geschlechtsteile, die von manchen den Austern vorgezogen werden.

Seejungfer, soviel wie Dugong.

Seejungfer, soviel wie Wasserjungfer.

Seekadett, s. unter Kadett.

Seekalb oder Meerkalb, die gemeine Robbe, s. unter Seehund.

Seekarten heißen die kartographischen Darstellungen der Oceane oder eines Teils derselben. Nautische Verhältnisse finden auf ihnen besondere Berücksichtigung; von angrenzendem Lande werden die Küstenlinien genau eingetragen, außerdem nur Rettungs-, Signal- und Lotsenstationen, sowie nahe der See gelegene, für den Schiffer zur Orientierung dienende Objekte, als Baaken, ausgezeichnete Bäume, Schlösser, Windmühlen, Leuchttürme (mit Angabe ihrer Höhe, Feuerart und Sichtweite), Kirchtürme u. dgl., mitunter auch Teile des Unterlaufs schiffbarer Ströme. Von solchen Landmarken, auch von charakteristischen ganzen Küstenstrecken gibt man oft noch skizzenhafte Abbildungen bei. Bei Häfen und Flußmündungen wird die Hafenzeit eingetragen. Die Zeichnung der See enthält die Felsen und Sandbänke, Tiefenangaben nach Faden, in neuerer Zeit nach Metern (besonders zahlreich an den Küsten, wo gewöhnlich Isobathen, Linien gleicher Tiefe, ausgezogen sind), Richtung des Ebbe- und Flutstroms, andere Strömungen und Driften, nahe den Ankerplätzen oft Angaben über Beschaffenheit des Ankergrundes, endlich alle Seezeichen (Feuerschiffe, Bojen u. a.) und zahlreiche Windrosen. Nach Art der Konstruktion unterscheidet man Plan- oder platte Karten, und Mercator-Karten, Karten mit wachsenden Breiten; erstere nur bei Gebieten von kleiner Breitenausdehnung anwendbar. Beide können rechtweisende oder mißweisende sein; auf erstern ist die wahre Nord- und Südlinie des Kompasses parallel der Breitenskala gezogen und die Variation nur in Graden angegeben, während in letztern der magnetische Norden geradezu niedergelegt ist und von ihm abhängig alle übrigen Kompaßstriche gezogen sind. (S. Landkarten und Projektion.) Nach Größe des Maßstabes unterscheidet man Generalkarten, in 1 : 800000 oder in kleinerm Maßstab; Navigations- oder Segelkarten, in 1 : 600000 bis 1 : 350000; Küstenkarten in 1 : 200000 bis 1 : 100000; Hafen- und sonstige Spezialkarten in größerm Maßstab, als 1 : 100000. An Vollständigkeit übertreffen die von der brit. Admiralität herausgegebenen S. alle übrigen, ihre Zahl beträgt mehrere tausend. Ihnen zunächst stehen die des franz. Dépôt de la Marine und die nordamerikanischen. Vgl. «Admiralty Catalogue of charts, plans etc.» (Lond. 1883); «Catalogue des cartes, plans, vues des côtes etc. qui composent l'hydrographie française» (Par. 1883).

Seekatz (Joh. Konr.), Maler, geb. zu Grünstadt in der Pfalz 1719, hatte seinen Vater, Johann Martin S., und seinen ältern Bruder, Martin S., gest. 1765, zu Worms als Lehrer, arbeitete dann einige Zeit unter Brinkmanns Leitung in Darmstadt und wurde 1753 kurfürstl. Hofmaler. Er war auf das innigste mit Goethes Vater in Frankfurt befreundet und starb zu Darmstadt 1768. S. besaß namentlich eine große Meisterschaft, die holländ. Kleinmeister wiederzugeben. Bei religiösen Darstellungen hielt er sich nicht selten an die Art Rembrandts, bei Allegorien an Vanloo. Am gelungensten aber sind seine Bauernscenen.

Seekatze, s. unter Holocephali und unter Knorpelfische.

Seekohl, s. unter Crambe.

Seekokos, Fruchtkern von Lodoicea Sechellarum.

Seekrankheit (nausea, engl. sea-sickness, frz. mal de mer) nennt man das eigentümliche Unwohlsein, welches Seereisende infolge der schwankenden Schiffsbewegungen auch bei übrigens vollständiger Gesundheit zu befallen pflegt. Es beginnt mit Übelkeit, Schwindel und Störung der Gesichtswahrnehmungen und steigert sich bis zu wiederholtem Erbrechen, worauf endlich Unempfindlichkeit gegen andere Einflüsse und gänzlicher Lebensüberdruß bei meist ungetrübtem Bewußtsein folgen. Die S. ist ein zwar im höchsten Grade lästiges, jedoch nur bei sehr schwachen Individuen oder bei dem Vorhandensein anderer krankhafter Zustände, welche durch Störungen im Blutkreislaufe und Erbrechen verschlimmert werden, gefährliches Übel. Über die Ursache davon sind die Meinungen noch sehr geteilt; doch kann man den Grund am wahrscheinlichsten als eine Cirkulationsstörung (ungleiche Blutfüllung) des Gehirns (entsprechend derjenigen, die vom Schaukeln, Wagenfahren, Schwindel entsteht) annehmen. Dafür spricht auch die Natur ihrer entferntern Ursachen: das fortwährende Schwanken, die Unsicherheit des Blicks, der mit dem Schiffsleben unzertrennlich verbundene üble Geruch, leerer Magen, die Furcht vor der Krankheit selbst u. s. w. Die gegen die S. empfohlenen Spezifica (Opiate, Chloralhydrat, Cocaïn, alkoholische Getränke u. dgl.) haben sich sämtlich als nutzlos erwiesen; dagegen erleichtern ein fester entschiedener Wille, die Vermeidung heftiger und schneller Körperbewegungen, die Anwendung fester, nur angefeuchteter Nahrung am frühen Morgen statt der gebräuchlichen Flüssigkeitsmengen und einer milden leicht verdaulichen Kost während der ganzen Fahrt wesentlich die Anpassung an die schwankenden Schiffsbewegungen. Gewohnheit übt auch hier ihre große Gewalt, indem sie bei den meisten Menschen die Empfänglichkeit für die Krankheit abstumpft. Beim Landen oder beim Einlaufen des Schiffs in eine

Flußmündung pflegt das Übel sofort zu verschwinden, oder wird doch geringer; bisweilen aber dauern gewisse Empfindungen, namentlich der Schwindel, auch noch längere Zeit auf dem Lande fort.

Seekrebse, Krebse, welche im Meere leben, besonders Hummer.

Seekreide, ein weißer, kreideartiger, also kalkiger Schlamm, der sich auf dem Grunde mancher Seen ablagert und wesentlich aus Fragmenten von Muschel- und Schneckenschalen besteht.

Seekrieg ist der auf dem Meere geführte Kampf zwischen feindlichen Staaten. Er bedingt eine Seemacht, worunter im weitern Sinne die armierte Kriegsflotte mit ihrer Bemannung und den Marinetruppen, sowie auch die Arsenale mit allem Seematerial, die Schiffswerften, Docks, Kriegshäfen, kurz alles gehört, was aus den Hilfsmitteln des Staats für Beschaffung, Erhaltung und Ergänzung der Marine geschaffen wird. Der S. dient gewöhnlich zur Unterstützung des Landkriegs, trägt aber einen ganz eigentümlichen Charakter. Sein Zweck ist der eines jeden Kriegs: Vernichtung des Feindes. Dazu führt hier der Sieg über die feindliche Flotte und die Benutzung desselben durch Besitznahme oder Zerstörung der feindlichen Hilfsquellen, d. h. der Häfen und Arsenale, wichtigen Küstenplätze, Vernichtung des feindlichen Handels, auch wohl der überseeischen Besitzungen und Kolonien. Aber die Art der Kriegführung wird natürlich durch ganz andere Verhältnisse bestimmt als der Landkrieg. Der Operationsplan richtet sich nach der zu bekämpfenden Macht und den Meeren, welche das Kriegstheater bilden; hier sind die Hindernisse freier Schiffahrt, Untiefen, Klippen, Riffe u. s. w., die klimatischen und Naturverhältnisse der Jahreszeiten, die periodisch waltenden Stürme, Strömungen u. s. w., ferner die Ufer mit ihren Landungsplätzen, Häfen und Verteidigungsmitteln, also die strategisch wichtigen Punkte zu berücksichtigen. Die genaue Kenntnis des Kriegsschauplatzes wird durch Seekarten (s. d.) und Rekognoszierungen, zu welchen einzelne Fahrzeuge ausgeschickt werden, vervollständigt. Dann wird die disponible Flotte vom Oberbefehlshaber (Admiral), um zu den bestimmten Operationen verwendet zu werden, eingeteilt, gewöhnlich in Geschwader, deren eins als Avantgarde der Hauptflotte vorausschifft, während bisweilen ein drittes zur Reserve dient. Ob die ersten Unternehmungen offensiver oder defensiver (hier zuwartender) Natur sind, ob sie gegen die feindliche Flotte oder gegen einen wichtigen Küstenplatz zu richten, und im letztern Falle, ob Landungstruppen an Bord zu nehmen, um unter dem Feuer der Flotte zum direkten Angriff verwendet zu werden, hängt von den Verhältnissen ab. (S. Seetaktik.) Auch zur See gibt es gewisse, auf völkerrechtliches Übereinkommen beruhende Kriegsgebräuche, welche das Seerecht (s. d.) bilden. Dazu gehört unter anderm die Kaperei. (S. Kaper.)

Seekriegsspiel heißt eine militärisch nautische Vorübung für den wirklichen Seekrieg. Es werden dafür ganze Flotten, Schiffsabteilungen, resp. einzelne Schiffe durch entsprechende kleine Modelle dargestellt und unter Berücksichtigung wirklich möglicher Bewegungen gegeneinander geführt unter Befehl verschiedener Offiziere, ohne daß jedoch die feindlichen Parteien von den gegenseitigen Plänen Kenntnis haben. Da aber die Einführung des Dampfes die früher durch den Wind eingeschränkten Bewegungen der Kriegsschiffe ungemein erweitert hat und sie eigentlich unberechenbar sind, hat das Seekriegsspiel für die praktische Kriegführung nur einen sehr bedingten Wert und richtige Schlüsse für die Seetaktik (s. d.) sind daraus kaum zu ziehen.

Seekuh, soviel wie Lamantin.

Seekuh, Stellersche, s. Borkentier.

Seel (Adolf), Architektur- und Genremaler, geb. zu Wiesbaden 1. März 1829, war 1844—50 Schüler der Akademie in Düsseldorf, wo Professor Karl Sohn besondern Einfluß auf ihn hatte. In Paris setzte S. seine Studien fort, wo er ein Jahr verweilte. Am wichtigsten wurden für seinen Entwickelungsgang einige längere Reisen, so nach Italien (1864—65), nach Spanien (1870—71), Ägypten, Palästina und Konstantinopel (1873—74). Seitdem lebt er in Düsseldorf. Der Orient liefert ihm die meisten Stoffe, die er mit Geschmack zu behandeln weiß. Werke seiner Hand, welche sowohl als Ölgemälde wie als Aquarelle geschaffen wurden, besitzen die berliner Nationalgalerie, diejenige von Düsseldorf, die Sammlungen in Braunschweig, Wiesbaden, Hannover. Bei Beschickung der wiener Weltausstellung 1873 erhielt S. die große, in Berlin die kleine goldene Medaille. Ein schönes Aquarell, einen arab. Hof darstellend, befand sich auf der ersten Internationalen Ausstellung in Wien 1882.

Seeland (dän. Själland), die größte und wichtigste Insel des Königreichs Dänemark, zwischen dem Kattegat und der Ostsee gelegen, durch den Sund von Schweden und durch den Großen Belt von Fünen getrennt, von Norden gegen Süden 131 km lang, 108 km breit, zählt auf 7114 qkm (mit Einschluß von 13 umherliegenden Eilanden, die zusammen nur 165 qkm umfassen) nach dem Census von 1880 eine Bevölkerung von 721 703 E., wovon 234 850 auf die Hauptstadt Kopenhagen und 58 665 auf die übrigen 18 Städte entfallen. Die Insel hat durch mehr oder weniger tief eindringende Buchten und Fjorde eine bedeutende Gliederung. Es treten vier bis fünf größere Halbinseln hervor, drei im Norden durch den großen Isefjord, den Roeskildefjord und den Sund gebildet, eine im Süden, gegenüber von Möen, und ein Ansatz im Osten mit der Landspitze Stevnsklint zwischen der Prästö- und der Kiögebucht. Der höchste Teil der Insel ist der Thybjergsprengel, wo der Overdrevsbakken bei Vesteregede 125 m, Dysted-Banke 121 m und Veierhöien 120 m Höhe erreichen. Von da senkt sich das Land nach Süden, aber es behält doch bei Vordingborg im Kulsbjerget eine Höhe von 113 m. Nach Osten geht es in die große flache Ebene von Stevn (Stevn-Hed) über, in deren westl. Teil der isolierte Farökalkhügel 77 m aufragt. Stevnsklint, des hohen Ufers erhabenster Punkt, ist 38 m hoch, eine Landmarke der Seefahrer. Die thybjerger Hochebene setzt sich auch gegen Nordwesten fort. Dort ist der Hashöi bei Slotsbergby 94 m hoch; der südlichste Punkt ist der Klöveshöi, 101 m; die nördlichsten sind der Mörkemosebjerg, 107 m, und der Knösen, 97 m. Auch der nordöstl., durch eine flache Heide abgetrennte Teil der Insel ist sehr hügelig. Es erhebt sich hier der Schanzbakken bei Frederiksborg 78 m, und der Maglehoi bei Frederiksvärk 69 m hoch. Im Nordwesten, wo der Odssprengel abgeht, liegt ein Höhenzug, der sich in der Wetterhöhe 122 m erhebt. Eine wirkliche Ebene ist die sog. Heide, die im Norden von Roeskilde beginnt und bis Kopenhagen und Kjöge

nach Kallebod-Strand und Amager zieht, eine platte, waldlose Fläche, aber sehr fruchtbar. Ihr ähnlich ist die Ebene im Stevnssprengel. Als Grundlage der Insel ist ein Kreide- und Kalklager zu betrachten, das an verschiedenen Punkten, namentlich an der Ostküste im Stevnsklint zu Tage tritt. Im Nordwesten findet sich die Braunkohlenformation, der Geschiebethon fast überall vor. Seine Strecken, größtenteils aus wellenförmigen Hügeln bestehend, sind ungemein reich an Naturschönheiten, und an Fruchtbarkeit stehen sie nur den Marschen nach. Fast überall tragen sie zerstreut liegende Holzungen, in denen besonders die Buche herrlich gedeiht und neben dieser auch die Eiche. Im ganzen ist S. ein fruchtbares Kornland und hat treffliche Rindvieh- und Pferdezucht. Von den Flüssen ist die 82 km lange Suus-Aa im Südwesten der größte, teils schiffbar für Prahmen und Boote, teils kanalisiert. Unter den zahlreichen Seen sind zu nennen: der Tiissee (21 qkm), im Nordosten der Furesee (14 qkm), der Arresee (41 qkm) und der Esromsee (18 qkm). Alle Gewässer sind fischreich. Um die Suus-Aa durch den gegen 3 m hoch liegenden Bavelsesee zu vertiefen, wurde 1812 der Danneskjöldkanal (22 km) angelegt, der hauptsächlich dazu dient, Kopenhagen aus waldreichen Gegenden Brennholz zuzuführen. Der 1805 angelegte Esromkanal geht von dem Esromsee aus. Der Frederiksvärkkanal, 1716 zur Verhütung der Überschwemmungen des Arresees angelegt, treibt die wichtigen Fabriken von Frederiksvärk. Eine Eisenbahn durchzieht die ganze Insel von Helsingör über Kopenhagen und Roeskilde nach Korsör, woran sich die Bahnen Kopenhagen-Klampenborg, Roeskilde-Masnesund, Roeskilde-Kallundborg u. a. anschließen.

Das dän. Inselstift Seeland umfaßt außer der Insel S. und deren Eilande auch die Inseln Möen und Bornholm, zählt auf 7927 qkm (1880) 757067 E. und zerfällt in die sechs Ämter Kopenhagen, Frederiksborg, Holbäk, Sorö, Prästö und Bornholm. Es gehören zu diesem Stift, dessen Bischof Primas des Reichs ist, außerdem die Färöer und Grönland.

Seeland ist auch der deutsche Name der niederländ. Provinz Zeeland (s. d.).

Bernisches Seeland heißt die im nordwestl. Teile des schweiz. Kantons Bern, zwischen dem Neuenburgersee und dem Kanton Solothurn gelegene Landschaft, welche die Bezirke Erlach, Aarberg, Nidau und Büren umfaßt.

Seele bezeichnet ursprünglich die organische Lebenskraft (s. d.). Da die Organismen, den übrigen Körpern gegenüber, ihr Wachstum und ihre Bewegung scheinbar ohne äußere Nötigung vollziehen, so entstand die Vorstellung eines in ihnen selbst thätigen Prinzips, und der Gegensatz des Lebendigen und des Leichnams, durch den diese Vorstellung verstärkt wurde, führte außerdem zu der weitern Annahme, daß diese Lebenskraft von ihrem Organismus trennbar sei und eine selbständige Existenz führen könne. Das sinnliche Denken der alten Völker suchte sich nun von dieser Lebenskraft eine anschauliche Vorstellung zu machen, und man meinte die S. als einen feinen, feuer- oder luftartigen Körper denken zu müssen, eine Analogie, vermöge deren eine große Anzahl der Bezeichnungen des Seelischen, wie anima, spiritus, πνεῦμα, ψυχή u. s. w. entstanden sind. Da nun der Mensch nur im Zustande der Lebendigkeit die Funktionen des Denkens, Fühlens und Wollens ausführen kann, so übertrug man anfangs ganz naiv auf jene Lebenskraft des Organismus auch diese Thätigkeiten, wobei man sich nicht verbergen konnte, daß dieselben andern Organismen teils überhaupt nicht, teils nur in sehr veränderter Form zukommen. Erst ganz allmählich brach die Erkenntnis durch, daß diese letztern Funktionen wesentlich andersartig und auch von der organischen Lebensthätigkeit durchaus zu unterscheiden sind. In der Geschichte der Philosophie tritt diese Besinnung durch Sokrates und Plato ein, welche die Immaterialität dieser Funktionen begriffen und aussprachen. Damit aber wurde ihnen die S. selbst zu etwas Immateriellem, zu einem unkörperlichen Wesen, welches sie nun gleichwohl als die bewegende Kraft des physischen Organismus betrachteten. So hatte man eigentlich zwei Seelenbegriffe: den einen gleichbedeutend mit Lebenskraft, den andern als das Substrat der immateriellen Thätigkeiten des Denkens, Fühlens und Wollens. Die Folge war bei Plato und Aristoteles die Vorstellung verschiedener Teile der S., von denen der eine, der unsterbliche, der Sitz jener immateriellen Thätigkeit sei, die andern den Ursprung der organischen, teils animalischen, teils vegetativen Funktionen bilden, und ihre psychol. und ethischen Untersuchungen bewegten sich hauptsächlich um die Frage nach dem Verhältnis dieser Teile zueinander. Diese Begriffsbestimmungen wurden in dem von religiösen Motiven beherrschten Denken des Mittelalters noch schärfer ausgebildet: man statuierte unter verschiedenen Namen (z. B. Lebensgeister u. dgl.) jene organische Lebenskraft, suchte aber von ihr vollständig die unsterbliche «Seele» zu unterscheiden, welche göttlichen Ursprungs, wie immaterieller Natur sei. Diese Scheidung, von der neuern Philosophie anfänglich aufgenommen, wurde dadurch noch verschärft, daß man durch die Einsicht in den mechan. Charakter der organischen Thätigkeiten allmählich mehr und mehr dazu gedrängt wurde, den Begriff der Lebenskraft als eine unnütze und nichts erklärende Hypothese aufzugeben. So ist es gekommen, daß für den Inhalt des Seelenbegriffs nur jene immateriellen Funktionen übriggeblieben sind.

In der jetzigen Denk- und Sprachweise bedeutet S. die Substanz oder die Kraft, welche sich in den Thätigkeiten des Denkens, Fühlens und Wollens äußert. Seitdem man zu dieser schärfern Formulierung des Begriffs S. gelangt ist, wurde es zur brennenden Frage, ob die Annahme einer solchen immateriellen Substanz nötig sei und in welchem Verhältnis dieselbe zum Körper stehe. Vier Grundansichten scheinen darüber möglich und sind in der neuern Philosophie vielfach vertreten: 1) der Dualismus, der an der gesonderten Existenz materieller und immaterieller Substanzen festhält und in der Erklärung der Einwirkungen, welche sie aufeinander ausüben, seine größten Schwierigkeiten findet; 2) der Materialismus, welcher die Seelensubstanz leugnet und die seelischen Thätigkeiten nur für besonders feine und bisher unbegriffene Arten der körperlichen Funktion hält; 3) der Spiritualismus, welcher umgekehrt nur S. als Substanzen anerkennt und die materielle Welt lediglich als den Vorstellungsinhalt derselben betrachtet wissen will; 4) der monistische Phänomenalismus, der die metaphysische Realität für ein an sich Unbekanntes erklärt, welches sich zugleich in der äußern Erfahrung als

Körper und in der innern Erfahrung als S. zu erkennen gibt. Die Entscheidung zwischen diesen verschiedenen Auffassungen ist, wenn überhaupt, so nur von der zukünftigen Ausbildung der Psychologie zu erwarten, derjenigen Wissenschaft, welche die Erkenntnis der S. und der Gesetze ihres Lebens zur Aufgabe hat. In einer etwas engern Bedeutung wird das Wort S. in neuerer Zeit häufig für eine besondere Art oder Region der psychischen Thätigkeiten angewendet und dabei meistens dem «Geist» gegenübergestellt. In diesem Falle versteht man darunter die gesamte, von Gefühlen durchwebte Ausgestaltung unsers innern Lebens, während man das speziell Geistige in der unbedingten Herrschaft klarer, objektiv in sich durchgebildeter Vorstellungen sieht. So sagt man z. B. das Weib habe mehr S., der Mann mehr Geist. Doch werden, wie es leider überhaupt mit den psychol. Bezeichnungen der Fall ist, die beiden Ausdrücke S. und Geist sowohl in der gewöhnlichen Sprache als auch in der Wissenschaft in willkürlicher Weise bald einander entgegengesetzt, bald als völlig gleichwertig gebraucht. Geschieht letzteres, so kann mit beiden nur der allgemeinere Sinn des gesamten innern, d. h. immateriellen Lebens gemeint werden. Vgl. Kuhn, «Die Vorstellungen von S. und Geist in der Geschichte der Kulturvölker» (Berl. 1873); Flügel, «Die Seelenfrage» (Köthen 1878). (S. Psychologie.)

Seele, die innere Ausbohrung des Laufs der Feuerwaffen, s. u. Geschütz, Bd. VII, S. 883ª; auch die Durchbohrung des Treibsatzes der Raketen (s. d.).

Seelenblindheit nennt man einen durch Zerstörung gewisser Gehirnpartien hervorgerufenen Zustand, bei welchem der Patient die Gesichtsvorstellungen, d. h. die Erinnerungsbilder der frühern Gesichtswahrnehmungen verloren hat, sodaß er das, was er sieht, nicht kennt und erkennt.

Seelenfall, s. unter Erbsünde.

Seelenheilkunde, s. Psychiatrie.

Seelenlehre, s. Psychologie.

Seelenmesse, s. unter Messe.

Seelenstörung, soviel wie Psychose (s. d.).

Seelenverkäufer oder Zettelverkäufer hießen die berüchtigten, in Holland und besonders in Amsterdam ihr Wesen treibenden Mäkler, welche Matrosen oder Soldaten zum Dienste in den Kolonien und namentlich für die Ostindische Kompagnie anwarben, sie bis zur Ablieferung unterhielten und dabei für jedes Individuum einen auf 150 Fl. lautenden Schuldzettel erhielten, die ihnen, wenn der Verkaufte am Leben blieb, ausgezahlt wurden, nachdem man sie diesem an seinem Lohne abgezogen hatte. Die S. aber verhandelten diese sog. Transportzettel an Kapitalisten, und so wurde sowohl mit diesen Zetteln wie mit den sog. Monatszetteln, in denen die Verkauften ihren Hinterlassenen in Europa von ihrem Lohne jährlich einige Gulden auszahlen zu lassen sich anheischig machten, schmählicher Wucher getrieben. — Auch kleine leicht umschlagende Boote werden S. genannt.

Seelenwanderung heißt die vermeintliche Wanderung der menschlichen Seele durch verschiedene tierische Körper. Der Grund für diese uralte Ansicht beruht auf dem religiösen Glauben an Wechselwirkung und Verwandtschaft aller lebendigen Wesen und an eine allmähliche Reinigung und Rückkehr der geistigen Individuen zu dem gemeinschaftlichen Urquell. Damit hängt auch der Glaube an ein Dasein der Seele vor der Geburt auf Erden (Präexistenz) zusammen. Denn das irdische Leben ist nach dieser Ansicht nur ein Punkt in der Kette von Zuständen, welche die von Gott ausgegangene Seele zu durchlaufen hat, um endlich in seinen Schoß zurückzukommen. Die Brahmanenlehre der alten Indier und die Geheimlehre der ägypt. Priester stellt die Wanderungen der Seele nach dem Tode durch bösartige und gutartige Tiere als Büßungen und Mittel der Läuterung dar, womit auch die Schonung der Tiere bei den Indiern zusammenhängt. Wahrscheinlich von den Ägyptern empfingen die Griechen den Glauben an die S., welche sie Metempsychosis, d. i. Seelenwechsel, und Metensomatosis, d. i. Körperwechsel, nannten. Als die ersten Männer, welche sie bei den Griechen annahmen, werden Pythagoras (s. d.) und sein angeblicher Lehrer Pherecydes namhaft gemacht. Empedokles nahm eine Wanderung der Seele selbst in Pflanzenkörpern an. Die griech. Mysterien kleideten die S. in Mythen ein, welche den Dionysos oder Bacchus als Herrn und Führer der Seelen darstellen, und auch hier war die Annahme einer Präexistenz merklich. Die griech. Dichter und Philosophen haben diese Mythen mannigfaltig ausgeprägt. Pindar, Orphischen Lehren sich anschließend, läßt die Seele nach einem dreimaligen tadellosen Lebenswandel in den Inseln der Seligen anlangen. Plato dehnt den Zeitraum bis zur völligen Rückkehr der Seelen in den Schoß der Gottheit auf 10000 Jahre aus, in denen sie Menschen- und Tierkörper zu durchwandern hätten. Er trägt dies auf mythische Weise vor; die Neuplatoniker aber scheinen es eigentlich genommen zu haben. Plotin unterscheidet eine Verpflanzung der Seelen aus unsichtbaren, ätherischen Körpern in irdische und eine Wanderung aus irdischen wieder in irdische. Aristoteles verwarf die S., weil sie voraussetzt, daß die Seele sich zu bestimmten Körpern gleichgültig verhalte. Unter den Römern haben Cicero und Virgil sich auf diese Lehre bezogen. Die Rabbinen malten die Lehre von der S. in einer ihnen eigenen Manier aus, indem sie annahmen, Gott habe nur eine bestimmte Anzahl Judenseelen geschaffen, die daher immer wiederkämen, solange es Juden gäbe, bisweilen auch zur Bußübung in Tierkörper versetzt, am Auferstehungstage aber alle geläutert sein und in den Leibern der Gerechten auf dem Boden des Gelobten Landes aufleben würden. Die christl. Sekte der Manichäer betrachtete die S. ebenfalls als Bußmittel; aber die christl. Kirche hat sie stets bestritten. Auch die alten Italiener, die kelt. Druiden, die Skythen und Hyperboreer hatten diesen Glauben, und die heidnischen Nationen des östl. Asien, die kaukas. Völkerschaften, wilde Amerikaner und afrik. Neger haben ihn noch, obschon mit mancherlei Änderungen. Eine Folge desselben war bei vielen Völkern die Verehrung gewisser Tiere und die Scheu vor dem Genusse ihres Fleisches.

Seelilien, s. Encriniten.

Seelow, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt a. O., südwestlich vom Oderbruch, Station der Linie Angermünde-Frankfurt a. O. der Preußischen Staatsbahnen, Sitz des Landratsamts für den Kreis Lebus und eines Amtsgerichts und zählt (1885) 3234 E.

Seelöwen, s. unter Seehunde.

Seelowitz (slaw. Židlochovice), Marktflecken in der Bezirkshauptmannschaft Auspitz, im südl. Mähren, an der Schwarzawa, einem Seitenbach

der Thaya, Station der Linie Lundenburg-Brünn der Kaiser Ferdinands-Nordbahn, Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 2651 zumeist slaw. E. und hat eine Zuckerfabrik (die größte des Landes), eine Spiritusfabrik, eine Färberei und Baumwollwarenfabrik. Das Schloß und Gut ist Eigentum des Erzherzogs Albrecht.

Seemächte oder Seestaaten heißen diejenigen Staaten, welche in ihren befestigten Häfen zum Schutz ihres Handels und ihrer überseeischen Besitzungen eine Kriegsflotte aufbieten können, oder auch solche Staaten, deren maritime und koloniale Macht ihre Bedeutung auf dem Festlande überragt. In diesem Sinne waren früher Venedig, Genua und Holland S. zu nennen; jetzt nimmt Großbritannien den ersten Rang als Seemacht ein. Durch seine Insellage, seine Kolonialmacht und seine Kriegsflotte, wozu eine tüchtige seemännische Tradition und ein trefflicher Stoff an guten Matrosen kommt, hat es diesen Vorrang erlangt. Als Seemacht ersten Ranges steht der britischen durch die Lage des Landes, den Reichtum der Hilfsmittel und den kühnen Unternehmungsgeist nur die der Vereinigten Staaten von Amerika nahe, deren Kriegsmarine in Friedenszeiten aber nur gering ist. Von den europ. Staaten reihen sich die Mächte Frankreich und Rußland zunächst an die britische an. Nur ist Frankreich, obwohl vortrefflich gerüstet, zugleich zu sehr Landmacht und zu wenig Kolonialstaat, um mit England auf gleicher Linie zu stehen, wenngleich es in neuerer Zeit die größten Anstrengungen gemacht hat, um mit ihm auf gleichen Fuß zu kommen, und dies ihm auch nahezu gelungen ist. Rußland hat eine zahlreiche Ausrüstung, aber die Beschaffenheit der Meere, die es umgeben, sowohl der nordischen (Ostsee) als der südlichen (Schwarzes Meer), beschränkt seine maritime Bedeutung ebenso sehr wie der mangelhafte Stoff der Bemannung. Als S. zweiten Ranges sind das Deutsche Reich, Italien, Österreich, Spanien, die Niederlande, Schweden und Norwegen und die Türkei zu betrachten. Deutschland, das eine sehr große Handelsmarine besitzt, war lange Zeit ohne Kriegsflotte. Im J. 1848 machte es einen schwachen Anfang zur Bildung einer solchen, der aber infolge der innern Wirren unter den Bundesstaaten kläglich endete. Erst der Norddeutsche Bund unter Führung Preußens und in höherm Grade das Deutsche Reich schuf eine deutsche Kriegsflotte, die noch im Wachstum begriffen ist.

Seemalerei, s. Seestücke.

Seemann (Berthold), Reisender und Naturforscher, geb. 28. Febr. 1825 zu Hannover, besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt und widmete sich schon frühzeitig dem Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Botanik und Anthropologie. Bereits 1846 wurde er von der brit. Admiralität als Naturforscher der Expedition des Herald beigegeben, welcher mit Aufnahmen im Großen Ocean beschäftigt war. Im August desselben Jahres schiffte sich S. in England ein, besuchte Madeira und Westindien und ging dann von Chagres über den Isthmus nach Panama. Hier durchforschte er das Isthmusgebiet, sammelte viele neue Pflanzen und Tiere und fand merkwürdige Altertümer in Veraguas auf. Seit Anfang 1848 besuchte er vom Herald aus zuerst die Anden von Peru und Ecuador, dann mehrere Staaten des westl. Mexiko. Während der folgenden Jahre machte er mit dem Herald drei Expeditionen durch die Beringsstraße nach den arktischen Meeren und sammelte während derselben das Material zu einer vollständigen Flora des äußersten Nordwesten von Amerika, sowie für die Ethnographie der Eskimos. Im J. 1850 kehrte S. mit dem Expeditionsschiff über die Sandwichinseln, Hongkong, Singapore, Kapstadt, St. Helena und Ascension nach Europa zurück und traf im Juni 1851 wieder in London ein. Er berichtete zunächst über seine Reisen in dem Werke «Narrative of the voyage of H. M. S. Herald and three cruises to the arctic regions in search of Sir John Franklin» (Lond. 1852; deutsch, 2 Bde., Hannov. 1853; 2. Aufl. 1858), und bearbeitete dann die botan. Ergebnisse in einem Prachtwerke (Lond. 1852—57). Inzwischen hatte er 1853 die botan. Zeitschrift «Bonplandia» gegründet, die erst in Hannover, 1864—71 aber in London als «Journal of British and foreign Botany» (8 Bde.) erschien. Im Febr. 1860 ging S. über Ägypten und Mauritius abermals nach der Südsee, besuchte zunächst Sydney und Melbourne, wandte sich aber dann nach den Fidschi-Inseln, die er im Auftrage der engl. Regierung nach allen Seiten hin durchforschte. Nach der Rückkehr veröffentlichte er zunächst das interessante Werk «Viti, an account of a government mission to the Vitian or Fijian Islands» (Lond. 1862), welchem dann die «Flora Vitiensis» (Lond. 1862 fg., mit 100 Tafeln) folgte. Nachdem S. 1864 im Auftrage einiger franz. und holländ. Kapitalisten einen Teil von Venezuela bereist, wandte er sich 1865 wiederum nach Centralamerika, wo er namentlich Nicaragua durchforschte und die Javali, die reichste Gold- und Silbermine des centralen Amerika, ankaufte. Im Sommer 1866 kehrte S. zwar nach Europa zurück, doch ging er im Spätherbst desselben Jahres abermals nach Nicaragua, um daselbst die erwähnte Mine in Besitz zu nehmen und dieselbe auf sechs Monate als provisorischer Direktor zu verwalten. Nach seiner Ankunft in England (Juni 1867) gab er das Werk «Dottings of the roadside» (Lond. 1868) heraus, eine Erweiterung der brieflichen Berichte, die er über seine Reisen an das «Athenaeum» gerichtet hatte. Im Herbst 1867 reiste er wieder nach Centralamerika, kam 1869 nach London zurück und begab sich im Mai 1870 abermals nach Nicaragua, wo er 10. Okt. 1871 zu Javali starb. Von S.s übrigen Schriften sind noch zu nennen: «Die in Europa eingeführten Akazien» (Hannov. 1852), «Popular history of the palms» (Lond. 1856; deutsch von Bolle, Lpz. 1857; 2. Aufl. 1863), die Erläuterungen zu Hartinger's «Paradisus Vindobonensis» (Wien 1847 fg.), «The popular nomenclature of the American flora» (Hannov. 1851), «The history of the Isthums of Panama» (2. Aufl., Panama 1867).

Seemannsämter sind staatliche Behörden zur Kontrolle und Beaufsichtigung der Schiffsmannschaft. Ihre Funktionen werden im Inlande von den sog. Musterungsbehörden, im Auslande von den Konsulaten wahrgenommen und bestehen in der An- und Abmusterung, der Ausstellung der Seefahrtsbücher und einer provisorischen Gerichtsbarkeit zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Schiffsmann und Schiffer. (Seemannsordnung vom 27. Dez. 1872, §§. 1—16, §. 22, §§. 104—106.)

Seemannschaft begreift alles dasjenige, hauptsächlich praktische Wissen in sich, das auf Grund von langen Erfahrungen zur See gesammelt, das Individuum befähigt, ein Schiff und seine Teile

richtig und auf das beste zu handhaben, um in dem Kampfe mit den Elementen den Sieg davonzutragen, ersteres vor Gefahren zu bewahren, oder es aus solchen auf die schnellste Weise zu befreien.

Seemannshaus ist die Bezeichnung für die fast in jedem Hafenorte befindlichen Lokalitäten, in denen die an Land befindlichen Seeleute für die Dauer ihres Aufenthalts für einen verhältnismäßig billigen Preis Wohnung und Kost bekommen können. Diese Einrichtung bezweckt namentlich den Matrosen und Steuerleuten ein geordneteres Leben zu ermöglichen, als es sonst der Fall sein würde. Die Kosten des S. werden gewöhnlich, soweit sie sich nicht selbst decken, durch Stiftungen oder durch Staatssubventionen bestritten. Eins der größten S., zugleich mit Hospital verbunden, ist dasjenige in Hamburg, herrlich gelegen, direkt am Hafen.

Seemäuse, s. unter Haifische. — **Seemeile**, s. unter Meile. — **Seeminen** (defensive Torpedos), s. unter Mine, Bd. XI, S. 742.

Seenadeln (Syngnathus) nennt man zu den Büschelkiemern gehörende, mit ineinander gelenkten Knochenplatten gepanzerte Fische von sehr verlängerter Gestalt. Der Kopf ist lang ausgezogen, das kleine, an der Spitze gebogene Maul nach oben geöffnet; die Bauchflossen fehlen, die Schwanzflosse ist pinselförmig; sie schwimmen durch Wellenbewegungen der Rückenflossen. Die Männchen brüten die Eier in einer zweiklappigen, unter dem Schwanze gelegenen Rinne oder auch in dort angebrachten offenen Gruben aus.

Seenelke, soviel wie Armeria vulgaris.

Seenesseln oder Medusen, s. Akalephen.

Seenot heißt große, dringende Seegefahr. Sie ist die Voraussetzung dafür, daß eine Bergung oder eine Hilfsleistung im Sinne des Seewesens vorliege; fehlt sie, so ist die gewährte Rettung oder Hilfe lediglich als Bugsierung u. dgl. zu behandeln. (Handelsgesetzbuch, Art. 742.) (S. Hilfsleistung in Seenot.)

Seeohren, s. unter Schildkiemer.

Seeotter (Enhydris) bildet unter den Raubtieren eine eigene Gattung und den Übergang von der Fischotter, welcher der Schädel und die Bezahnung gleicht, zu den Robben, welchen der lange runde Körper und die nach hinten gerichtete Stellung der Schwimmfüße ähnelt. Die S. unterscheidet sich ferner durch die kleinen Vorderfüße mit kurzen, verwachsenen Zehen, einen ziemlich kurzen Schwanz, stumpfe Schnauze und oben vier, unten fünf höckerige Backenzähne. Man kennt nur eine Art, die edle Seeotter (E. marina), welche einen cylindrischen Körper, runden Kopf, tutenförmig eingerollte Ohren hat und ohne den 30 cm langen Schwanz 1—1,3 m lang wird. Sie bewohnt das Meer hauptsächlich an der Nordküste Amerikas von Californien bis zum Beringsmeer, nährt sich hauptsächlich von Muschel- und Krustentieren, weniger von Fischen, und wird wegen ihres kostbaren Pelzes gejagt, der ungemein fein, schwarzbraun (selten gelb) und sehr teuer ist. Der Preis eines Stücks schwankt zwischen 300—1500 Mark. Die Felle gehen meist nach China. Jedoch ist jetzt der Fang der S. unergiebig, da das Tier beinahe ausgerottet ist. Das Weibchen wirft nur ein Junges.

Seepferdchen, s. Hippocampina.

Seepocken, s. unter Cirrhipeden.

Seeprotest oder Verklarung nennt man die Aussage über ein während der Seereise eingetretenes schädigendes Ereignis, insbesondere über eine Haverei (s. d.), welche nach der Ankunft am Bestimmungsplatze der Schiffsführer geben und samt seiner Mannschaft eidlich erhärten muß. Der S. bezweckt, das Verfahren des Schiffers zu rechtfertigen und zugleich den Beweis gegenüber dem Reeder und den an der Ladung Beteiligten zu sichern. Wenn Schiffer unterwegs in einen Nothafen laufen, müssen sie schon hier eine Aussage leisten, welche bisweilen auch S. genannt wird.

Seerabe, s. unter Cormoran.

Seeraub oder Piraterie unterscheidet sich von der Kaperei (s. Kaper) dadurch, daß ersterer von Freibeutern, Korsaren und Piraten unter willkürlicher Flagge aus eigener Macht gegen jedermann ausgeübt, letztere dagegen den Privaten und Reedern von einer kriegführenden Macht gegen die ihr feindliche durch ein Patent erlaubt wird. Der S., häufig ein Erzeugnis langwieriger Seekriege oder innerer Unordnung in Seestaaten, hat seinen Sitz meist in inselreichen Meeren und an buchtenreichen Küsten. Eine Art von Berühmtheit als Seeräuber erlangten im Altertum die cilicischen und andere Seeräuber im Mittelländischen Meer, welche Pompejus 67 v. Chr. unterdrückte; dann die normann. Seeräuber vom 8. bis 11. Jahrh.; die nordafrik. Seeräuber bis in die neuere Zeit; die Flibustier (s. d.) in Westindien; die griech. Seeräuber im Meere um Griechenland, die bis 1828 ihren Hauptschlupfwinkel zu Karabusa auf Kreta hatten; die westind. und südamerik. Seeräuber, die durch den Krieg des span. Amerika gegen das Mutterland erzeugt wurden; die persischen und die indischen im Persischen Meerbusen, die dem ind. Handel vielen Abbruch thaten; die malaiischen Freibeuter im Ostindischen Archipelagus, die jetzt fast noch die einzigen, systematisch in eigenen Raubstaaten ihr Gewerbe treibenden und dabei höchst gefährlicher Art sind; endlich die chinesischen, die namentlich in neuester Zeit seit den Bürgerkriegen in China ihr Gewerbe mit besonderer Frechheit treiben, und deren Unterdrückung den Kriegsschiffen der civilisierten Seemächte bis jetzt nicht gelungen ist. (S. Schwarze Flaggen.) S. wird meist auf der Stelle mit dem Tode bestraft. Jedes Kriegsschiff eines civilisierten Staats gilt als ermächtigt, Seeräuber zu verfolgen, und jeder Staat, sie zu bestrafen.

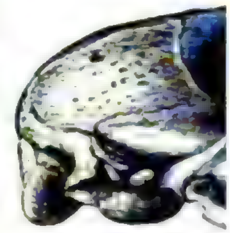
Seeraupen (Aphroditidae) heißt eine Familie der freischwimmenden Borstenwürmer (s. unter Anneliden) von kurzem, nur wenig Ringe zählendem Körper; die obere Reihe der Fußstummel haben nach innen dem Rücken aufliegende Schuppen (Elytren), außerdem finden sich Borsten, welche sich bisweilen oberhalb der Schuppen zu einem dichten Filz verweben. Am Kopf finden sich Fühler und Augen und sind die S. in gewissem Sinne die am höchsten stehenden Anneliden.

Seerecht nennt man die Gesamtheit der Rechtsnormen, welche sich auf die Seeschiffahrt beziehen, in einem engern Sinne aber nur diejenigen, welche sich auf das Seeschiffahrtsgewerbe beziehen, also mit Ausnahme der auf die Kriegsmarinen bezüglichen Rechtsnormen. Dieses S. ist teils Seevölkerrecht, teils Seestaatsrecht, teils Seeprivatrecht.

Das Seevölkerrecht reguliert die Verhältnisse der Seestaaten untereinander; wichtige Bestimmungen sind unter den meisten europ. Staaten im J. 1856 durch die sog. Pariser Deklaration vereinbart worden.



1. Junges Walroſs (Trichechus rosmarus).



4. Schädel



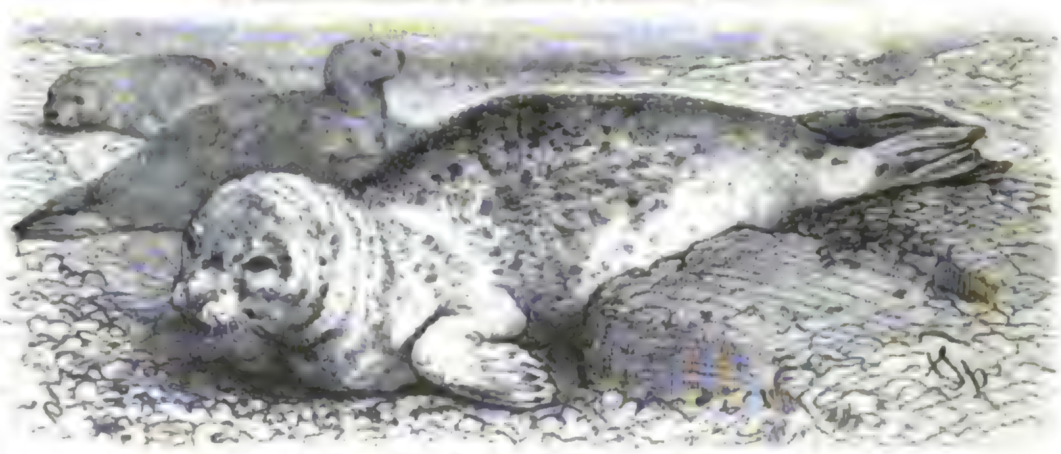
7. Schädel eine
(Halicore cetac



6. Südamerikanischer Manati (Manatus americanus).



2. Schädel d



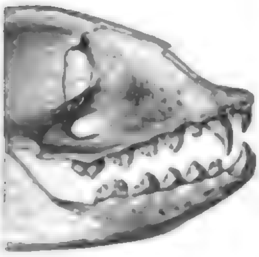
3. Gemeiner Seehund (Phoca vitulina).



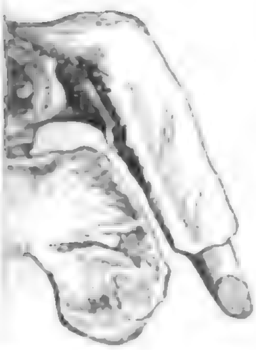


10. Nordischer Finnwal (Balaenoptera boops).

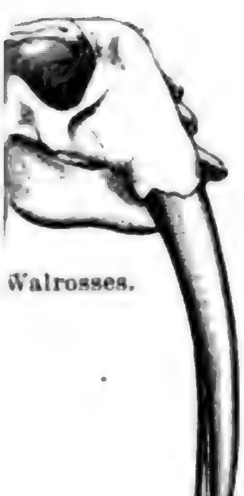
GETIERE.



s Seehundes.



ännlichen Dugong
nebst Zungenbein.



Walrosses.



5. Rüsselrobbe oder See-Elefant (Cystophora proboscidea).



8. Gemeiner Delphin (Delphinus delphis).



9. Gemeiner Walfisch (Balaena mysticetus).

Zu Artikel: Seesäugetiere.

Das **Seestaatsrecht** regelt die sog. Registerbehörden und die Nationalität der Kauffahrteischiffe, die Vermessung der Seeschiffe, die Beaufsichtigung der Schiffsmannschaft, die Prüfung, Konzessionierung und Patententziehung der Schiffer und Steuerleute; es setzt Normen fest zur Verhütung von Seeunglück, für das Lotsen- und Signalwesen, für die Untersuchung von Seeunfällen, für die Bergung und Hilfsleistung in Seenot (Strandungsordnung); es reguliert die Hafenleuchttürme und Bakenverhältnisse u. s. w. In Deutschland sind alle diese Verhältnisse durch Reichsgesetz geregelt.

Das **Seeprivatrecht** endlich oder S. im engsten Sinne normiert die privaten Rechtsverhältnisse der am Seeschiffahrtsgewerbe beteiligten Personen. Es ist für Deutschland codifiziert durch das 5. Buch des Deutschen Handelsgesetzbuchs; auch fast sämtliche auswärtige Staaten haben ein codifiziertes S., welches größtenteils auf den franz. Code de commerce beruht, der seinerseits wieder auf die großen Ordonnanzen des 17. Jahrh. zurückzuführen ist; das englische S. ist jedoch noch in zahllosen Einzelgesetzen zerstreut. Den Inhalt des Seeprivatrechts bildet das Recht des Reeders am Schiff, die Mitreederei, das Rechtsverhältnis der Schiffsmannschaft zu Schiffer und Reeder, des Schiffers zum Reeder, des Reeders zu seinen Gläubigern; ferner das Seefrachtgeschäft, Haverei, Bodmerei, Bergung und Hilfsleistung (soweit sich privatrechtliche Ansprüche daraus ergeben), Schiffskollisionen, endlich die Seeversicherung. Darstellungen des S. sind in Deutschland spärlich. Zu nennen ist Lewis, «Das deutsche S.» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1883—84); Wagner, «Handbuch des S.» (Bd. 1, Lpz. 1884); Perels, «Handbuch des allgemeinen öffentlichen S.s im Deutschen Reiche» (Berl. 1884).

Seerose, s. Aktinien. Eine besonders schöne Art ist die grüne **Wachsseerose** (Anthea cereus, s. Tafel: **Aquarium**, Fig. 3), braun mit grünen schlanken Tentakeln, während eine andere Art (Actinia effoeta, Fig. 6) grünlichbraun mit gelben Längsstreifen ist, und die auch in der Ostsee vorkommende **dickarmige Seerose** (Tealia crassicornis, Fig. 17) eine rötliche Färbung des Körpers und weiße Tentakeln hat. Bei den **Seenelken** ist der Leib hoch und die kurzen breiten Tentakeln sind am Ende gefranst wie bei den verschiedenfarbig vorkommenden Actinoloba dianthus (Fig. 5).

Seerose, Pflanzenart, s. **Nymphaea**.

Seerücken ist der Gesamtname des langgestreckten Molasserückens, der sich im schweiz. Kanton Thurgau dem Boden- und Untersee entlang zieht und sich 5 km südwestlich von Ermatingen mit dem Buchbühl zu 717 m über dem Meere erhebt.

Sées, früher Séez, im Altertum Saji, mittellat. Sagii oder Sagium, Stadt im franz. Depart. Orne, Arrondissement Alençon, am Quelllauf der Orne, Station der Linie Le Mans-Mézidon der Westbahn, ist Bischofssitz, zählt (1881) 2891 (Gemeinde 4687) E. und hat eine Kathedrale aus dem 13. und 14. Jahrh., eine Bronzestatue des zu St.-Cenery bei S. geborenen Malers Nicolas Jacques Conté und Woll- und Baumwollweberei.

Seesalz ist das durch Verdunsten von Meerwasser gewonnene Kochsalz. Das S. wurde früher vielfach zu mediz. Bädern verwandt, weil man ihm eine besondere heilkräftige Wirkung zuschrieb.

Seesäugetiere kann man die Seehunde (s. d.) und Waltiere (s. d.) nach dem Aufenthaltsorte gemeinsam benennen, obwohl beide Säugetierordnungen nicht entfernt miteinander verwandt sind. Die Seehunde, zu denen das **Walroß** (Trichechus rosmarus, Tafel: **Seesäugetiere**, Fig. 1 u. 2), der **gemeine Seehund** (Phoca vitulina, Fig. 3 u. 4) und die **Rüsselrobbe** (Cystophora proboscidea, Fig. 5) gehören, dürften von landbewohnenden Raubtieren abstammen, während der Ursprung der gegenwärtigen Waltiere vielleicht auf zwei Wurzeln zurückzuführen ist. Die einen von ihnen, die pflanzenfressenden Sirenen (s. d.), zu denen der **südamerikanische Manati** (Manatus americanus, Fig. 6) und der **Dugong** (Halicore cetacea, Fig. 7) zu rechnen sind, scheinen in verwandtschaftlicher Beziehung zu nicht wiederkäuenden Paarzehern, vielleicht flußpferdartigen Geschöpfen zu stehen, während die echten, von animalischer Kost lebenden Waltiere (Cete), die man in bezahnte Formen (Denticete), unter andern mit dem **gemeinen Delphin** (Delphinus delphis, Fig. 8), und unbezahnte (Mysticete), wie den **gemeinen Walfisch** (Balaena mysticetus, Fig. 9) und den **nordischen Finnwal** (Balaenoptera boops, Fig. 10) einteilt, vorläufig noch ganz unklaren Ursprungs sind, aber wohl sehr alte Formen sein dürften.

Seescheiden, s. Ascidien.

Seeschildkröten oder **Meerschildkröten**, s. unter **Schildkröten**.

Seeschlacht, s. unter **Seetaktik**.

Seeschlangen (Hydrophidae) heißen giftige, in den ind. Meeren vorkommende Schlangen, die sich von allen übrigen Schlangen durch einen seitlich zusammengedrückten Ruderschwanz unterscheiden. Die Giftzähne sind kurz, gefurcht und von mehrern Zähnen ohne Giftfurche im Oberkiefer gefolgt. Es gibt mehrere Gattungen und Arten, von welchen eine (Hydrophis) über 2 m lang wird. Ihr Biß ist auch für Menschen oft tödlich. Am Lande sterben sie bald. Außer diesen geht aber eine vielfach von Augenzeugen eidlich verbürgte Sage über ein fürchterliches Schlangenungetüm vom Umfange einer Tonne, über 100 m Länge, Augen wie Teller und einer am Kopf anfangenden mähnenartigen Flosse, das an den Küsten Norwegens und im Ocean, besonders häufig aber im Moldefjord gesehen worden sein soll. Da noch nie ein Tier dieser Art gefangen oder getötet oder auch nur Teile eines solchen gefunden wurden, so sind die Zeugenaussagen entweder auf hintereinander schwimmende Delphine oder auf große Fische zu beziehen, namentlich den sog. Heringskönig, welcher aber nur eine Länge von 2 m erreicht.

Seeschmetterling (Blennius ocellarius, s. Tafel: **Fische III**, Fig. 8) heißt ein Fisch aus der Familie der Blenniidae von 9 bis 14 cm Länge, mit einer in ihrem vordern Abschnitt sehr stark entwickelten, durch einen schwarzen, weiß gesäumten Augenfleck ausgezeichneten Rückenflosse und mit einem ziemlich langen, am Ende gefransten tentakelartigen Fortsatz über jedem Auge. Der S. bewohnt das Mittelmeer und den Atlantischen Ocean entlang Europas Küste bis England.

Seeschule, s. **Lakisten**.

Seeschwalbe (Sterna) ist der Name eines Geschlechts der Langflügler (s. unter **Schwimmvögel**) mit ziemlich langem, geradem, an der Spitze nicht hakig übergebogenem Schnabel, mit langen, spitzen Flügeln und langem, meist gabeligem Schwanze; das Gefieder ist meist weiß und aschgrau

mit Schwarz an den Flügelfedern und oben auf der Kopfplatte; einige Arten sind fast ganz rauchschwarz. Von den etwa 36 Arten, die sich über die ganze Erde verbreiten, ist bei uns am Meer, aber auch an Binnengewässern die häufigste die gemeine Seeschwalbe (Sterna hirundo), mit roten Beinen und rotem, an der Spitze schwarzem Schnabel, mit grauem und weißem Gefieder.

Seesen, Stadt im braunschweig. Kreise Gandersheim, in einem Thale zwischen dem Westfuße des Harzes und dem Heberberg, 206 m über dem Meere, Station der Linien Holzminden-Schöningen und S.-Herzberg der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 4100 E. und hat eine 1801 gestiftete Realschule (Jacobsonschule), ein 1852 vom Gutsbesitzer Jacobson für Juden und Christen gestiftetes und mit einem Fonds von 216000 Mark dotiertes Waisenhaus, eine Zuckerfabrik und mehrere Cigarrenfabriken. Das Wilhelmsbad hat Fichtennadel-, Schwefel- und russ. Dampfbäder. S. ist einer der ältesten Orte am Harzrande und wurde 974 von Kaiser Otto II. dem Kloster Gandersheim geschenkt.

Seesker Höhe, plateauartige Erhebung auf dem uralisch-baltischen Landrücken im ostpreuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, nördlich in einem Halbkreise von der Jarke und Goldap umflossen, erstreckt sich südlich von der Kreisstadt Goldap etwa 23 km weit und erreicht westlich von Kowahlen eine Höhe von 310 m über dem Meere.

Seeskorpion (Cottus) heißt ein zahlreiches Geschlecht der Knochenfische, das zu der Familie der Panzerwangen (s. d.) gehört, von einigen Forschern indes nebst einigen nahe verwandten Geschlechtern zum Range einer eigenen Familie (Cottidae) erhoben wird. Die Seeskorpione erreichen keine bedeutende Größe, haben eine meist nackte, bei einigen aber durch zerstreut eingelagerte Verknöcherungen rauhe Haut, eine am großen Kopf und vordern Rumpfteile verdickte, in der hintern Körperhälfte seitlich stark zusammengedrückte Gestalt. Die Arten leben als echte Seeskorpione größtenteils im Meere, wie der gemeine S. (Cottus bubalis, s. Tafel: Fische IV, Fig. 2), ein auch in der Ostsee vorkommender, gegen 60 cm lang werdender sehr gefräßiger Raubfisch, der als Nahrungsmittel meist verschmäht wird. Die S. können mit der Stachelbewaffnung ihres Kopfes und Vorderdeckels, wenn man sie unvorsichtig anfaßt, schmerzhafte und sehr schwer heilende Verletzungen veranlassen. Die Arten des süßen Wassers heißen Groppen, von denen eine, auch Kaulquappe und Rotzkolbe genannt (Cottus gobio), bis 14 cm lang wird, sich in ganz Europa, aber mehr in klaren, rasch fließenden Gewässern mit steinigem Boden aufhält und durch ihre Gefräßigkeit, mit der sie dem Laich der Forellen, Lachse und anderer Edelfische nachstellt, der Fischerei sehr schädlich wird.

Seesoldaten dienen auf Kriegsschiffen nicht nur als Musketiere, um das Kleingewehrfeuer in der Schlacht zu unterhalten, die Sicherheits- und Ehrenposten zu besetzen und bei Landungen als Infanterie zu dienen, sondern sie haben auch die Geschütze mit zu bedienen und bei der Regierung der Segel da zu helfen, wo nicht seemännische Geschicklichkeit, sondern nur physische Kraft nötig ist. Die S. sind in Bataillone und Regimenter formiert, stehen an Bord aber unter dem Befehl des Schiffskommandanten. Die Offiziere der S. bedürfen keiner nautischen Ausbildung. Auf der russ. und franz. Marine gibt es keine S.; ihre Dienste werden von Matrosen versehen. In der deutschen Marine bilden die S. nur auf den großen Panzerschiffen einen Teil (etwa ein Siebentel) der Besatzung, auf den übrigen Schiffen werden sie nur selten und in kleinern Abteilungen eingeschifft.

Seespecht, soviel wie Eisvogel.

Seespinnen (Pycnogonidae oder Pantopoda), auch Asselspinnen, nennt man eine der merkwürdigsten Familien der Spinnentiere (s. d.), die, wie früher allgemein, so auch jetzt noch von einigen wenigen Forschern zu den Krustentieren gerechnet werden. Bei den S. ist der Hinterleib verkümmert, das Kopfbruststück vierringelig, die Freßwerkzeuge sind zu einer Art Saugrohr umgestaltet, die Beine sind vielgliederig und bergen in sich schlauchförmige, lange Anhangstaschen des sehr engen Magens, sowie auch in ihrem obern Abschnitte die Geschlechtsorgane. Atmungswerkzeuge scheinen den Tieren zu fehlen. Die S. leben, sich langsam bewegend, im Meere, meist in der Nähe der Küsten unter Steinen, zwischen Tang, gelegentlich wohl auch an andere Tiere festgeklammert; meist sind sie unscheinbar und klein, jedoch hat man neuerdings einige ansehnlichere Formen des tiefern arktischen und antarktischen Meeres kennen gelernt.

Seestaaten, s. Seemächte.

Seesterne (Asteroidea) machen eine Ordnung der Stachelhäuter oder Echinodermen aus, bewohnen nur das Meer und besitzen einen platten, fünfeckigen oder am häufigsten in 5—20 Strahlen mehr oder minder tief sternförmig geteilten Körper. Die Haut ist ziemlich dick und enthält meist warzige und stachelige Kalkplatten. Auf der Bauchseite steht in der Mitte der meist fünfeckige Mund, von welchem aus Kiemen in die Arme ausstrahlen, welche dicht mit Saugfüßchen (Ambulacren) besetzt sind. Der Mund führt in einen weiten Magensack, der Blindsäcke in die Arme sendet. Selten nur findet sich ein After auf der Rückenseite. Die Beute, wie Weichtiere, Kruster und selbst kleine Fische, wird von Hunderten von Saugfüßen umstrickt und festgehalten und die harten Schalen derselben werden durch den Mund wieder ausgestoßen. Die eigentlichen S. kriechen meist sehr langsam mittels Ansaugen der Saugfüßchen, sodaß sie selbst an den senkrechten Wänden von Glasgefäßen hinaufklettern können. Die Fortpflanzung erfolgt durch Eier. Sie finden sich über alle Meere verbreitet, bringen aber dem Menschen keinen Nutzen; einige kommen versteinert vor. Man unterscheidet drei Hauptgruppen: die eigentlichen Seesterne (Asteriae), bei welchen die Arme Fortsetzungen der Körperscheibe mit Furchen und Saugfüßchen auf der Unterseite bilden. Die zahlreichen Arten werden an allen europ. Seeküsten sehr häufig gefunden und wie der rote Seestern (Asterias rubens, s. Tafel: Aquarium, Fig. 9) an manchen Orten in solcher Menge, daß sie zur Düngung der Felder benutzt werden. Ferner die Schlangensterne (Ophiurae); sie haben gegliederte, einfache Arme ohne Saugfüßchen, welche sie nach allen Seiten bewegen und krümmen können. Werden sie angefaßt, so werfen sie einen oder mehrere Arme freiwillig ab, die aber bald wieder reproduziert werden. Ihre Arten sind besonders in den nordischen Meeren häufig. Bei den Medusensternen (Euryalae) sind die Arme mehrmals gabelig, ja bei einigen

Arten des Indischen Oceans geht die Zerteilung sogar bis zu 80000 Gliedern.

Seestraßenrecht bildet den Hauptteil des Seevölkerrechts. (S. Völkerrecht.)

Seestücke nennt man Gemälde, welche das Meer oder das Seeleben zum Gegenstande haben. Die See- oder Marinemalerei bildet einen Zweig der Landschaftsmalerei und läßt gleich dieser die verschiedensten Arten der Auffassung zu, indem man zunächst das Meer an und für sich in seinem elementaren Walten, sei es in ruhiger Windstille, sei es im Stürmen der aufgeregten Wogen, ins Auge faßt. Sodann aber wird die See in ihrer Verbindung mit dem Menschen, den sie trägt, gegen den sie sich empört, der gegen sie oder auf ihr gegen seinesgleichen kämpft, dargestellt. Als im 17. Jahrh. die Landschaftsmalerei in den meisten Malerschulen hervortrat, bildete sich bei den Holländern die Marinemalerei in vorzüglichem Maße aus. Joh. van de Capelle, Bonaventura Peters, van Goyen, Willem van de Velde sind die ersten vorzüglichen Künstler dieses Gebietes. Der letztere kultivierte die Marinemalerei in ihrem weitesten Umfange und malte auch Seeschlachten. Bekannter ist Ludolf Backhuysen, der sowohl die leichtbewegte heitere See als auch die Seestürme in hochpoetischer Auffassung zu geben wußte. Auch der große Jakob Ruisdael hat diesen Zweig der landschaftlichen Kunst mit Erfolg behandelt. Meer und Flüsse mit dem lebendigen Getümmel des Hafentreibens schilderten Joh. Lingelbach, Abr. Stock u. a. Unter den Neuern sind zu nennen bei den Holländern: die beiden Linnig, Hulk, (Water-)Koekkoek, A. Schelfhout, die beiden Schotel, Louis Meyer, Jacobs u. a.; bei den Deutschen: Krause, Weiß, L. Hermann, Schmidt, Weber, Eschke in Berlin, A. Achenbach, Hünten in Düsseldorf, K. Baade in München, Malbye in Hamburg; bei den Franzosen: Gudin, Le Poittevin, Barry, Mayer; bei den Engländern: Stanfield, Calcott, E. W. Cooke, Duncan; bei den Skandinaviern: E. F. Sörensen, Larsen; bei den Russen: Aiwazowski.

Seetaktik heißt die Verwendung der Schiffe zum Kriegszwecke. Dieselbe gibt für einzelne Schiffe an, wie sie auf feindliche Fahrzeuge Jagd machen, diesen ausweichen oder sie bekämpfen sollen; sie ordnet die Aufstellung von Abteilungen oder ganzen Flotten an und bestimmt die Bewegung derselben, Evolutionen. Außerdem lehrt sie den Waffengebrauch, das Seegefecht, welches fast ausschließlich Feuergefecht durch Geschütze ist. Zum Kampfe mit der blanken Waffe kommt es nur beim Entern, das jedoch gegenwärtig, bei der großen Vervollkommnung der Feuerwaffen und der großen Schnelligkeit der unter Dampf kämpfenden Schiffe, sehr selten zur Anwendung gelangt. Das Feuer der Geschütze wird hauptsächlich auf den Rumpf der Schiffe in und unter der Wasserlinie gerichtet, um die bewegende Kraft (Dampfmaschine) zu zerstören und den Feind zum Sinken zu bringen. Bei Enterungen werden auch wohl Kartätschen angewandt, und es beginnt das Kleingewehrfeuer der hinter Deckungen aufgestellten Mannschaften, welches durch Schützen in den Marsen unterstützt wird, die auf Offiziere und die Leute am Steuerruder schießen. Muß ein Schiff sich ergeben, so holt es seine Flagge nieder; es wird sofort in Besitz genommen. Seit Einführung der Panzerschiffe und der Torpedos sucht man den Feind nicht allein durch Geschützfeuer, sondern auch durch Anrennen mit einem am Bug unter Wasser befindlichen und sehr stark gebauten eisernen Sporn, sowie durch Abschießen von selbstthätigen Torpedos (s. d.) zu versenken oder in die Luft zu sprengen.

Die Seeschlacht ist der Kampf von Flottenabteilungen oder ganzen Flotten gegeneinander. Die Aufstellung dazu wird gewöhnlich in zwei Treffen genommen, von denen das erstere die Schlacht eröffnet, das zweite zur Unterstützung dient, jedoch ist dies fast bei allen Nationen verschieden. Signale (s. d.) durch Flaggen vom Admiralschiff aus leiten den Kampf. Signale sind nur in wichtigen Momenten notwendig. Denn mehr oder minder kämpft jedes einzelne Schiff in taktischer Selbständigkeit und hat nur die augenblicklichen Vorteile, die sich ihm bieten, und die Gelegenheit, mit den nächsten Schiffen gemeinschaftlich zu handeln, wahrzunehmen. Überflügelungen, Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie, Anrennen oder in die Luft sprengen feindlicher Schiffe, geschicktes Manövrieren und überlegene Artillerie führen zum Siege. Dieser muß durch Verfolgung benutzt werden, um so viele feindliche Fahrzeuge wie möglich zu nehmen oder in den Grund zu bohren.

Seetang, s. Tange.

Seetaucher, Eistaucher (Colymbus) heißen große, schlank gebaute Vögel aus der Taucherfamilie unter den Schwimmvögeln, welche durch den geraden, langen, harten und spitzen Schnabel mit ritzenförmigen Nasenlöchern, die ganz nach hinten gestellten Schwimmfüße, deren drei nach vorn gestellte Zehen durch ganze Schwimmhäute verbunden und mit krallenförmigen Nägeln versehen sind, während die ganz kleine Hinterzehe den Boden nicht erreicht, und die lebhafte Färbung sich von den übrigen Tauchern unterscheiden. Sie brüten im Norden, meist am Ufer von Binnenseen, halten stets paarweise zusammen, fliegen sehr gut, wobei sie mit heulender Stimme schauerlich klagende Trompetentöne ausstoßen, nähren sich nur von Fischen und kommen in harten Wintern bis auf die Seen Deutschlands und Italiens. Das Fleisch schmeckt thranig, der Balg riecht jahrelang nach Thran. Die größte Art, die im höchsten Norden lebt, erreicht die Größe einer Gans und ein Gewicht von 8 kg (C. glacialis); eine kleinere, schon in Norwegen nistende Art, die sich durch einen braunen Gurgelstreif auszeichnet (C. septentrionalis), kommt häufiger nach Deutschland.

Seetaufe, soviel wie Meertaufe.

Seeteufel (Lophius) ist der Name einer Gattung der Armflosser, von denen einer (L. piscatorius, s. Tafel: Fische III, Fig. 1) auch in der Ostsee vorkommt. (S. unter Armflosser.)

Seetraube, Pflanzengattung, s. Coccoloba.

Seetrauben, die Eier des Tintenfisches oder der gemeinen Sepia (s. d.).

Seetriftige Gegenstände nennt man Schiffsteile oder Güter, welche scheinbar herrenlos (besitzlos) im Meere treiben. Wer dieselben birgt, hat Anspruch auf Bergelohn. (S. unter Bergen.) Über das Verfahren zur Ermittelung des Eigentümers vgl. §§. 20 fg. der Deutschen Strandungsordnung vom 17. Mai 1874.

Seetruppen heißen die auf Schiffen und zum kolonialen Dienst verwendeten Soldaten. Bisweilen versteht man darunter auch die gesamten zur Kriegsmarine gehörigen Mannschaften.

Seetüchtig ist ein Schiff dann, wenn es so beschaffen und so ausgerüstet ist, wie es nach seemännischer Auffassung erforderlich ist, um die beabsichtigte Reise auszuführen; dahin gehört also auch Verproviantierung, Bemannung u. s. w. Für die Seetüchtigkeit des Schiffs zu sorgen ist Pflicht des Schiffers; er sowohl wie der Reeder haftet den Ladungsinteressenten und der Mannschaft, wenn sie es hieran fehlen lassen. Der Versicherer eines Schiffs haftet nicht auf Ersatz, wenn der Schaden in Seeuntüchtigkeit des Schiffs begründet ist, während der Versicherer der Waren auch in diesem Falle regelmäßig ersatzpflichtig bleibt. (Handelsgesetzbuch, Art. 560, 825.) Ein seeuntüchtiges Schiff in dem Sinne, daß es überhaupt zu einer Seereise unfähig ist, also «nicht die See halten kann», muß, wenn es reparaturunfähig oder reparaturunwürdig ist, eventuell kondemniert werden. (Handelsgesetzbuch, Art. 444.)

Seetzen (Ulr. Jaspar), Reisender und Naturforscher, geb. 30. Jan. 1767 zu Sophiengroden in der Herrschaft Jever, studierte 1785—88 zu Göttingen Medizin und Naturwissenschaften und unternahm dann Reisen durch Deutschland und Holland. Am 13. Juni 1802 ging er nach dem Orient, besuchte zunächst Syrien und Palästina, 1805 den Libanon und Antilibanon und 1806 die Gegenden an der Ostseite des Hermon, Jordan und Toten Meers, wo er wichtige Entdeckungen machte. Sodann wandte er sich 1807 nach Kairo, wo er eine kostbare Sammlung von 1574 Handschriften, Altertümern und naturhistor. Seltenheiten zusammenbrachte, die sich jetzt in Gotha befindet. Ein von Mokka aus unterm 17. Nov. 1810 an Bernh. Aug. von Lindenau in Gotha geschriebener Brief ist die letzte durch ihn selbst nach Europa gelangte Nachricht. S. starb im Okt. 1811 in der Nähe von Taes. Das Tagebuch seiner morgenländ. Reisen wurde von Kruse in Dorpat unter dem Titel «S.s Reisen durch Syrien, Palästina ꝛc.» (4 Bde., Berl. 1854—59) herausgegeben.

Seeuhr, soviel wie Chronometer.

Seeversicherung, See-Assekuranz ist die Versicherung von Seeschiffen (Cascoversicherung) oder deren Ladung gegen die Gefahren der Fahrt, beziehungsweise des Transports zur See, mittels Vertrags zwischen dem Eigentümer und einem Assureur oder einer Assekuranzgesellschaft, gewöhnlich auf Aktien gegründet. Zu gegenseitiger Versicherung von Schiffskörpern auf Küstenfahrten bestehen zahlreiche Vereine, so in Ostfriesland, Schleswig wie an der deutschen Ostseeküste, Kompakten genannt. Die S. ist die älteste Form des Schutzes durch die Assekuranz überhaupt, sie genießt in allen seefahrenden Ländern, namentlich in Frankreich, England, Nordamerika und Deutschland, Skandinavien, Holland und Italien, wo die Seeversicherungspraxis jetzt am meisten ausgebildet ist, staatlicher Fürsorge unter dem Schutze von Gesetzen, die genau regeln, was von den dem Seetransport drohenden Gefahren und Verlusten dem Versicherer zur Last fällt und was er nicht zu tragen hat, ferner wo und wann die Versicherung beginnt und endet ꝛc. Das deutsche Seeversicherungsrecht ist im 5. Buche des Handelsgesetzbuchs ausführlich codifiziert, doch werden die meisten Verträge nach den Allgemeinen Bedingungen geschlossen, über welche sich die meisten Assekuradeure geeinigt haben; daneben haben die bremer Gesellschaften besondere Bedingungen. Über die S. finden sich bereits im 14. Jahrh. in Italien gesetzliche Bestimmungen; die ältesten bekannten S. hafteten nur für Verlust durch Stürme. Die Prämie richtete sich nach der mutmaßlichen Dauer der Reise, wenn nicht bestimmter Anfangs- und Endtermin für die Gültigkeit des Vertrags verabredet ist (Zeitversicherung), der speziellen Gefahr der zu wählenden Route, der Jahreszeit und dem Grade der Seetüchtigkeit des Schiffs. Um letztern zu kennen, sind alle Fahrzeuge nach ihrer Güte in Lloydregister klassifiziert und werden regelmäßig besichtigt. Solche Register machen das Bureau Veritas zu Paris und der Germanische Lloyd in Hamburg bekannt. Der Sicherheitsgrad wird in Bruchform ausgedrückt (R, rien, ist nicht versicherbar; M, moitié oder ½ confiance, ist bedenklich). Die meisten Seeversicherungsgeschäfte werden abgeschlossen an den Börsen der Hafenplätze mit Hilfe von Assekuranzmaklern, z. B. bei Lloyds in London. Das bedeutendste Seeversicherungsgeschäft Deutschlands befindet sich in Hamburg.

Gegenstand der Versicherung kann jedes nach Geldeswert schätzbare Interesse sein, auch das eines Dritten, also außer Schiff und Ladung die Fracht für das Gut, Passagiergelder, Reiseeffekten der Passagiere, Vorschüsse und andere Lasten, Bodmerei- und Havereigelder, möglicher Gewinn vom Verkauf der Waren am Bestimmungsort (gewöhnlich 10 Proz. des Ladewerts), Proviant, Kosten der Schiffsausrüstung, sogar die Assekuranzprämie. Dagegen können gemeinhin Sklaven, Kriegscontrebande, Lohn der Mannschaft nicht Gegenstand der Versicherung sein. Bedungen wird für die Gültigkeit des Vertrags, daß etwaiger Verlust weder durch den Versicherer noch dessen Untergebenen verschuldet wird, und vorausgesetzt wird, daß die Kontrahenten, wenn das Schiff schon in See, über dessen Schicksal nicht unterrichtet sind. Kein Schiff darf über seinen wahren Wert und kein abzuschätzendes Interesse über die gesetzlich normierte Höhe hinaus versichert sein. Besondere Klauseln in der Police beschränken zuweilen die Haftpflicht des Versicherers, z. B. «frei von Beschädigung», «frei von Kriegsgefahr», «nur für Totalverlust», u. s. w. Wenn ein Versicherter für einen Teil des Risikos auf eigene Rechnung haften soll, tritt die sog. Selbstversicherung ein, entweder bis zu einer gewissen Schadengrenze oder von dieser ab, oder pro rata des Ganzen für einen bestimmten Prozentsatz. Jeder Versicherer kann für das ganze Risiko oder einen Teil Rückversicherung nehmen. Denn auch bei der S. wie bei andern Assekuranzbranchen ist möglichste räumliche Verteilung der Versicherungsobjekte, mithin der Gefahr, ein Gebot der Vorsicht. Daher zieht jeder Versicherer für seine eigene Rechnung eine Durchschnittsgrenze, Maximum. Die Maximalziffer schwankt je nach der guten oder schlechten Jahreszeit und dem Aufenthalt des versicherten Fahrzeugs in den verschiedenen Gewässern und ist getrennt für Schiff und Ladung. Wer Rückversicherung nimmt, was im allgemeinen für vorteilhafter gilt als sie zu geben, muß dem Rückversicherer seine Eigenschaft als direkter Versicherer mitteilen, widrigenfalls die Versicherung unverbindlich ist. Durch die Rückversicherung entstehen zwischen dem Rückversicherer und dem ursprünglich Versicherten keinerlei Beziehungen. Wird eine Rückversicherung ganz oder teilweise weiter rückversichert, so entsteht Retrocession.

Ristorno ist der Verzicht auf eine schon abgeschlossene Versicherung gegen Rückgabe der Prämie

unter Kürzung eines Teils der letztern (Stornogebühr). Wenn nämlich die Reise oder Verschiffung, worauf die Versicherung sich bezieht, aufgegeben wird, ehe die Gefahr einen Anfang genommen hat, oder wenn nach Beginn der Gefahr, jedoch ehe das Schiff in See gegangen ist, die Reise, auf welche die Versicherung sich bezieht, aufgegeben oder das versicherte Gut aus dem Schiff zurückgenommen und kein Schadenersatz gefordert wird, so wird die entsprechende Prämie zurückgezahlt, auch in allen Fällen, wo die Versicherung gesetzlich ungültig, resp. nicht verbindlich erklärt ist und wo der Versicherer die Verbindlichkeit abgelehnt hat, vorausgesetzt, daß der Versicherte in guter Treue, worauf hier alles ankommt, verfahren hat. Bei eintretendem Schaden bilden die Grundlagen des Ersatzes (Regulierung) der Seeprotest (s. d.) oder die Verklarung und die Dispache, d. i. die spezielle Schadensaufmachung für jeden einzelnen Interessenten. Der Wille des Versicherten zu abandonnieren (s. Abandon) wird dem Versicherer schriftlich durch Vermittelung des Maklers oder eines Notars angezeigt. Abandon kann ohne Zustimmung des Versicherers nicht widerrufen werden; er tritt außer in einigen besondern gesetzlich vorgesehenen Fällen ein, wenn von einem versicherten Schiffe innerhalb gewisser Fristen keine Nachricht einläuft, wegen Verschollenheit.

Seewalzen, s. Holothurien.

Seewarte (Deutsche), eine Anstalt, welche die Aufgabe hat, die Kenntnis der Naturverhältnisse des Meeres, soweit diese für die Schiffahrt von Interesse sind, sowie die Kenntnis der Witterungserscheinungen an den deutschen Küsten zu fördern und zur Sicherung und Erleichterung des Schiffahrtsverkehrs zu verwerten. Sie wurde als »Norddeutsche S.« von W. von Freeden 1868 gegründet und bis 1874 geleitet, durch Reichsgesetz vom 9. Jan. 1875 aber in ein Reichsinstitut verwandelt, ihr Geschäftskreis bedeutend erweitert und ihre Einrichtung und Verwaltung durch Verordnung vom 26. Dez. 1875 geregelt. Der Sitz dieses Reichsinstituts, welches in seiner gegenwärtigen Thätigkeitssphäre kaum ein Analogon in einem andern modernen seefahrenden Staate hat, ist Hamburg, sein erster Direktor der Geh. Admiralitätsrat Dr. G. Neumayer. Entsprechend den verschiedenen, von der Deutschen S. zu lösenden Aufgaben, zerfällt dieselbe in vier Abteilungen, welche sich in ihren resp. Arbeiten gegenseitig unterstützen und ergänzen, und durch die Direktion in einem für ein erfolgreiches Wirken unerläßlichen innern organischen Zusammenhange erhalten werden. Der ersten dieser Abteilungen liegt die Bearbeitung der Aufgaben der maritimen Meteorologie ob. In erster Linie also hat dieselbe die Arbeit meteorolog. Beobachtungen auf der See zu organisieren, d. h. die Instrumente und die Journale, nebst entsprechender Instruktion zu deren Führung, an die Kapitäne der deutschen Handelsmarine zu geben, sodann hat sie die von denselben gemachten Beobachtungen einzufordern, zu reduzieren, zu ordnen und die für die Schiffahrt wichtigen Resultate daraus abzuleiten, welche in der Bearbeitung und Herausgabe von Segelhandbüchern über alle Meere der Erde gipfeln. Die Zahl der Mitarbeiter aus den Reihen der Kapitäne deutscher Kauffahrteischiffe übersteigt jetzt schon 390. Die zweite Abteilung hat sich mit der Untersuchung der in der praktischen Nautik verwendeten Instrumente, als: Sextanten, Kompasse, Logapparate, Barometer, Thermometer, Aräometer u. s. w. zu befassen. Außerdem liegt derselben die Bearbeitung der Frage der Abweichung (Deviation) der Kompasse an Bord eiserner Schiffe ob, sowie die Pflege der wissenschaftlichen Nautik überhaupt. Die dritte Abteilung befaßt sich mit der ausübenden Witterungskunde für das Gebiet des Deutschen Reichs, insbesondere der deutschen Küste, und es ist dieselbe die Centralstelle für die Witterungsmitteilungen und Sturmwarnungen. In ihr werden alle telegraphischen Witterungsberichte von Europa gesammelt und von ihr geben solche Berichte wieder aus an die Zweigorgane der S. an der Küste, an die Tagespresse und die Schifferinstitute in Europa. Es steht zu erwarten, daß die S. später auch als Centralstelle für den meteorolog. Dienst im Interesse der Landwirtschaft für Deutschland funktionieren wird. Die vierte Abteilung ist ausschließlich der Prüfung der Schiffschronometer gewidmet; alljährlich werden in ihr zahlreiche Instrumente dieser Art mit Rücksicht auf den Einfluß der Temperatur u. s. w. untersucht; auch wird von ihr eine Konkurrenzprüfung deutscher Chronometerfabrikate abgehalten. Seit April 1882 ist mit der S. ein Lehrkursus für Navigationsschul-Aspiranten errichtet, der alljährlich von April bis September abgehalten wird. Diese nützliche Einrichtung wird auch von ältern Navigationslehrern benutzt.

Die Instrumenten- und Modellsammlung des Instituts umfaßt Instrumente und Apparate aus dem ganzen Gebiete der Nautik und Meteorologie, sowie auch eine Anzahl von Apparaten, welche speziell zu wissenschaftlichen Untersuchungen bestimmt sind. Dahin gehören Anemometer, magnetische Instrumente zu praktischen und streng wissenschaftlichen Zwecken, geodätische Apparate u. s. w. Observatorien und Beobachtungsräume, mit selbstregistrierenden Apparaten verschiedenster Art und zu verschiedenen Zwecken versehen, dienen zur Durchführung der systematischen Beobachtungen, welche zu dem Forschungskreise des Instituts gehören. Die Bibliothek umfaßt 12—14000 Bände und zwar Werke, welche vorzugsweise Gegenstände der Nautik, praktischen Navigation, Meteorologie und Physik, sowie die allgemeine Geographie und Naturkunde behandeln. Den größten Teil dieser Werke bildet ein Teil der Bibliothek Doves, welche vom Reich für die S. erworben und den litterarischen Sammlungen, wozu auch eine über 1000 Exemplare zählende Seekartensammlung gehört, einverleibt wurde. Ein namentlich für Seeleute in den Tagesstunden stets geöffnetes Lesezimmer gestattet die Benutzung der wertvollen Sammlungen in nahezu unbeschränkter Weise. Das Personal besteht aus 30—32 teils Gelehrten, teils praktischen Seeleuten und Verwaltungsbeamten. Das Institut befindet sich seit September 1881 in einem eigenen, für die Zwecke desselben besonders berechneten Gebäude. Das Gebäude liegt auf dem Stintfang (Elbhöhe); von den Türmen genießt man eine prachtvolle Aussicht über den Hafen und die Inseln zwischen den Armen der Elbe. Unmittelbar unter der Verwaltung der Deutschen S. als Centralstelle stehen 16—18 Agenturen in den vorzüglichsten deutschen Hafenplätzen, welche eine mehr oder minder vollständige Ausstattung an Instrumenten, Karten, Büchern u. s. w. haben und

dazu berufen sind, auch an andern Orten im Sinne des Centralinstituts zu wirken, ferner acht Normalbeobachtungsstationen (Memel, Neufahrwasser, Swinemünde, Wustrow, Kiel, Keitum, Wilhelmshaven, Borkum), welche mit einer Serie von meteorolog. Registrierapparaten und andern meteorolog. Instrumenten versehen sind und die Aufgabe haben, die Witterungsphänomene in strengster Weise zu verfolgen und Mitteilungen telegraphisch, wie auch in Journalen an die Centralstelle gelangen zu lassen. Endlich gehören zum Ressort der Deutschen S. die Signalstellen, welche Witterungsberichte und Warnungen von der Centralstelle telegraphisch empfangen und wieder zur Kenntnis des nautischen Publikums teils durch Signale (Signalmaste), teils durch Anschlag u. s. w. bringen. Solcher Signalstellen sind von Memel bis Borkum längs der deutschen Küste 45, in ziemlich gleichmäßiger Weise verteilt, eingerichtet und seit 1876 in Thätigkeit.

Litteratur. Das Organ der Deutschen S. sind die «Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie» (herausg. von der kaiserl. Admiralität, Berl. 1873 fg.), von denen die ersten drei Jahrgänge als «Hydrographische Mitteilungen» erschienen. Außerdem erscheinen an fortlaufenden Veröffentlichungen des Instituts: «Die täglichen Wetterkarten und Bulletins» (10 Jahrgänge), «Der Pilote», ein Handbuch für Segelschiffe (4 Bde.), «Die monatliche Übersicht der Witterung» (10 Jahrgänge), «Aus dem Archiv der Deutschen Seewarte» (7 Jahrgänge), «Meteorologische Beobachtungen in Deutschland» (6 Jahrgänge), «Tägliche synoptische Wetterkarten für den Nordatlantischen Ocean» (2 Jahrgänge, mit dem Dänischen meteorologischen Institut gemeinsam), «Die Quadrate des Atlantischen Oceans» (bis 1886 6 Bde.). Von Segelhandbüchern ist das für den Atlantischen Ocean erschienen (mit einem Atlas). Alljährlich veröffentlicht die Direktion einen Jahresbericht, von welchem bis jetzt der siebente (1884) erschienen ist; aus diesen Berichten ergibt sich der Fortgang in den Arbeiten und das Gedeihen des Instituts.

Seewechsel, soviel wie Bodmereibrief, s. unter Bodmerei.

Seewehr heißt, analog der Landwehr, derjenige Truppenteil, dem Matrosen und Seesoldaten nach Ableistung ihrer aktiven Dienstpflicht und Vollendung ihres Reserveverhältnisses für die letzten Jahre ihrer Militärpflichtigkeit angehören.

Seewen, Dorf und Kurort im schweiz. Kanton und Bezirk Schwyz, liegt 461 m über dem Meere, 2 km nordwestlich von Schwyz, mit dem es eine Gemeinde bildet, unweit des Ausflusses der Seewern aus dem Lowerzersee, an der Gotthardbahn, und besitzt eine 1644 erbaute Filialkirche, sowie zwei Kurhäuser, deren erdige Eisenquellen namentlich gegen Frauenkrankheiten empfohlen werden.

Seewiesen, ausgedehnte Felder von festsitzenden Tangen im Grunde des Meers oder von schwimmenden auf der Oberfläche des Meers.

Seewinde. An den Küsten pflegt die Windrichtung eine tägliche Periode zu haben, indem zu einer gewissen Zeit des Tags die Luft vom Lande nach der See zu strömt und zu einer andern Tageszeit der Wind die umgekehrte Richtung hat. Die Winde der letztern Art nennt man S., während die erstern Landwinde heißen. Dieser periodische Wechsel tritt namentlich in niedern Breiten regelmäßig auf, da dort andere Einflüsse seltener störend einwirken. Der Grund dieser Erscheinung ist die ungleiche Erwärmung des Festlandes und der See. Sobald am Vormittage das Land stärker erwärmt wird als die Oberfläche des Meeres, erhebt sich der S. von den kältern Punkten mit ihrer dichtern Luft nach den wärmern hin, wo der aufsteigende Luftstrom am stärksten ist. Die Umdrehung der Erde bewirkt, daß diese S. auf unserer Halbkugel sich nach rechts hin drehen und also schief gegen die Küste blasen. Bei einem nach Süden gerichteten Gestade wird daher seine Richtung meist eine südwestliche sein. Der S. beginnt meist erst spät am Vormittag, wird am Nachmittag, nachdem die Erwärmung des Landes am stärksten geworden ist, gleichfalls kräftiger und legt sich dann gegen Abend wieder mehr und mehr. Das Umgekehrte findet am Abend beim Landwinde statt.

Seewis, zwei Dörfer im schweiz. Kanton Graubünden. Seewis im Prättigau, ein beliebter Luftkurort im Bezirk Unterlandquart, liegt 932 m über dem Meere auf der rechten Seite des Hauptthals, mit dem es durch die 2⅓ km lange Fahrstraße S.-Pardisla verbunden ist, an sonniger, aussichtsreicher Berghalde, über dem vom Prättigau zur Scesaplana ansteigenden Tobel des Taschinesbaches und zählt (1880) 883 meist deutsche und reform. E. Das Dorf, 1803 durch eine Feuersbrunst fast ganz zerstört, ist seither regelmäßig mit geraden Straßen wieder aufgebaut worden. Auf dem Friedhof befindet sich das Grab des Dichters Joh. Gaudenz von Salis-Sewis, dessen Stammhaus jetzt als Schul-, Pfarr- und Rathaus dient. — Seewis im Oberland (roman. Sauvein), Bergdörfchen mit (1880) 163 meist kath. und roman. E., 865 m über dem Meere, 1½ km südöstlich von Ilanz im Bezirk Glenner. Vgl. Goll, «S., Luft- und Molkenkurort» (4. Aufl., Chur 1879).

Seewissenschaften oder Nautische Wissenschaften nennt man im engern Sinne die Schiffsbaukunst, Schiffsmaschinenbaukunst, Seekriegswissenschaft, die Seetaktik, welche zugleich die Signalkunst umfaßt, die Seefortifikation, das Seerecht und die Schiffahrtskunde. In neuester Zeit ist mit der Entwickelung des Torpedowesens (s. Torpedo) auch noch die Elektrotechnik hinzugetreten.

Seewolf (Anarrhichas) heißt ein Geschlecht der Knochenfische aus der Familie der Blenniidae, dessen Arten ziemlich groß werden, langgestreckt sind, einen nackten, abgerundeten, seitlich zusammengedrückten Kopf, einen weitgespaltenen, mit furchtbaren Zähnen bewehrten Rachen und eine lange Rückenflosse haben; die Schuppen sind sehr klein, liegen in der sehr schleimigen Haut verborgen, die Bauchflossen fehlen. Der gemeine Seewolf (A. lupus) ist ein äußerst gefräßiger, über meterlang werdender Fisch, der sich träge auf dem Boden bewegt, sich mehr im nördlichen Atlantischen Ocean aufhält, aber auch in den westl. Teilen der Ostsee vorkommt und seines ekelhaften Geruchs halber nur selten genossen wird.

Seewurf wird das Überbordwerfen eines Teils der Schiffsladung genannt, wenn solches zur Erleichterung des Schiffs notwendig ist. Wird das Schiff dadurch wirklich gerettet, so muß der Schade von Schiff und Ladung gemeinschaftlich getragen und in diesem Verhältnis dem Eigentümer der geworfenen Güter ersetzt werden. Der S. ist eine Hauptart der großen Haverei (s. d.).

Séez, s. Sées.

Seezeichen heißen alle Merkzeichen, welche dazu bestimmt sind, zur Sicherung der Schiffahrt gegen Gefahren beizutragen, die ihnen aus Klippen, Untiefen u. s. w. erwachsen können. Die Konstruktion der S. ist eine außerordentlich verschiedene, doch kann man sie in zwei Hauptklassen teilen, in solche, die sich dem Auge, und solche, die sich dem Ohre bemerkbar machen. Zu den erstern zählen Feuertürme, Feuerschiffe, Baken (s. d.) und Bojen (s. d.), zu den letztern, die hauptsächlich im Nebel zur Anwendung kommen, Dampfpfeifen, Glocken, Nebelhörner (Sirenen) und Kanonenschüsse. Baaken und Bojen sind lediglich Tagseezeichen, Feuertürme und Feuerschiffe vorzugsweise Nachtseezeichen, dienen aber ebenfalls für den Tag. Die Form der Baaken, welche am Lande oder in flachem Wasser, wo sie durch den Wellenschlag nicht zu sehr leiden können, als Holz- oder Eisengerüste errichtet werden, ist ungemein verschieden. Die Bojen sind tonnenähnliche Gefäße von spitzerer oder stumpferer Form und verschiedener Farbe. Als letztere wählt man im allgemeinen schwarz, weiß und soviel wie möglich rot, weil rot im Wasser am weitesten sichtbar ist. Die Bojen liegen an schweren Steinen verankert. Sie kennzeichnen in Strömen das tiefe Fahrwasser und in der Nähe der Küste Untiefen, welche die Schiffe zu vermeiden haben. Feuertürme werden fast stets an vorspringenden Küstenpunkten errichtet. Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, unterscheiden sie sich wesentlich durch ihre Größe, ihren Anstrich, die Zahl, Farbe und Art ihrer Feuer (ob fest, intermittierend, blitzartig). Feuerschiffe legt man in die Nähe von gefährlichen Untiefen. Sie sind fast stets rot gestrichen und unterscheiden sich durch die Zahl ihrer Masten, resp. der an diesen geführten Lichter und deren Farbe und Art. Als Nebelseezeichen sind in neuester Zeit vielfach Sirenen in Aufnahme gekommen, riesige Nebelhörner, die durch einen Dampfstrahl geblasen werden und deren Ton die Schiffe über 15 km weit hören. Die erste Sirene an der deutschen Küste wurde 1875 bei Bülk am Ausgange der Kieler Bucht aufgestellt. (S. Signal.)

Seezunge oder Sohle, s. unter Scholle.

Sefer-Thora, s. unter Thora.

Seffurijeh, Dorf an der Stelle des alten Dio Cäsarea (s. d.).

Ségalas, Kalkhochebenen im mittlern Frankreich, s. Causses.

Ségalas (Anaïs Ménard, Frau), franz. Dichterin und Schriftstellerin, geb. 24. Sept. 1814 zu Paris, verfaßte Gedichte: «Les Algériennes» (1831), «Les oiseaux de passage» (1836), «Poésies» (1844), «Enfantines poésies à ma fille» (1844), «La femme» (1847), «Nos bons Parisiens» (1865); Romane: «Les mystères de la maison» (1865), «Les magiciennes d'aujourdhui» (1869), «La vie de feu» (1875), «Les mariages dangereux» (1878); Novellen und litterarische Artikel: «Contes du nouveau palais de cristal» (1855) und «Semaine de la marquise» (1865); Theaterstücke: «Le trembleur» (1849), «Les deux amoureux de la grand' mère» (1850), «Les absents ont raison» (1852), «Les inconvénients de la sympathie» (1854), «La loge de l'Opéra» (1847).

Segeberg, Kreisstadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, zwischen der Trave, dem großen Segeberger See und dem Kalkberge, an der Linie Neumünster-Oldesloe der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Landratsamts, hat eine Realschule, ein Schullehrerseminar und eine höhere Töchterschule und zählt (1885) 4700 E., welche außer zahlreichen Handwerken und Gewerben auch Ackerbau und Viehzucht treiben, Lohgerbereien, eine Seifensiederei und eine Maschinenbauanstalt unterhalten. Auf dem Kalkberge, sowie bei dem nahen Dorfe Stipsdorf wurden 1869 Steinsalzlager erbohrt und infolge davon 1884 in der Nähe der Stadt eine großartige Solbadeanstalt eingerichtet. — Der Kreis Segeberg zählt (1885) auf 1168 qkm 39953 E.

Segel heißen große, aus mehrern Breiten oder Kleidern zusammengenähte Tücher von starker Leinwand, welche, an den Raaen und Stagen der Schiffe ausgespannt, zur Fortbewegung derselben mittels des Windes dienen. Man hat rechteckige, dreieckige und trapezoidisch gestaltete S., die sämtlich mit einem ihrer Größe angemessenen starken Taue, dem Liek, eingefaßt sind, um so den Saum zu sichern. Die Raasegel haben alle die Gestalt eines Rechtecks oder Trapezes; ihnen zur Vergrößerung dienen die an den Leesegelspieren (Verlängerung der Raaen) befestigten Leesegel. Die Stagsegel sind dreieckig, und es fällt ihre Richtung bei Windstille in die Ebene des Kiels. Die Rutensegel hängen unter einem in sehr schräger Richtung am Maste befestigten und nach beiden Borden beweglichen Baume; sie sind ebenfalls gewöhnlich dreieckig und auf Galeren, Schebeden, Tartanen, Feluken u. s. w. unter dem Namen der lateinischen Segel gebräuchlich. Die Gaffelsegel hängen unter einem Baume (Gaffel), der sich mit einer ausgeschnittenen Klaue um den Mast bewegt. Stag-, Ruten- und Gaffelsegel bezeichnet man mit dem gemeinsamen Namen Schratsegel. Sprietsegel werden meist auf Booten gebraucht und durch eine in der Diagonale angebrachte Stange ausgespannt. Unter Vor- und Hintersegeln eines Schiffs versteht man die vor und hinter dem großen Mast befindlichen, deren Wirkung auf das Schiff untereinander im Gleichgewicht stehen muß. Die Segel werden teils mit besondern Namen, teils nach der Stelle, die sie an jedem Mast einnehmen, benannt. So heißen die untersten Segel an Fock-, Groß- und Besan- oder Kreuzmast Fock, Großsegel und Besan; die darauf folgenden Vormars-, Großmars- und Kreuzmarssegel. Alsdann kommen Vor-, Groß- und Kreuzbramsegel und endlich Vor-, Groß- und Kreuzoberbramsegel. In gleicher Weise unterscheidet man Vor-Großgaffelsegel und Besan, über welchem letztern sich auf Barken (s. d.) noch das Gaffeltopsegel befindet. Die Stagsegel am Bugspriet und Klüverbaum (s. d.) werden von innen nach außen genannt: Stagfock, Vorstengestagsegel, Klüver und Außenklüver. Unter Segel gehen heißt die S. ausspannen, um abzugehen; auf etwas Segel machen, auf einen Gegenstand zusegeln; Segel mindern oder bergen, beim Sturm oder Einsegeln in einen Hafen nach und nach die S. einnehmen. Oft nennt man S. auch die Schiffe selbst. Vgl. Heinds, «Berechnung und Schnitt der S.» (Brem. 1877).

Segelanweisungen sind Vorschriften, welche Wege die Schiffe nach bestimmten Küstenpunkten zu nehmen haben, um kurze und vor Gefahr möglichst gesicherte Reisen zu machen.

Segelfalter (Papilio Podalirius) heißt ein dem Schwalbenschwanze (s. d.) nahe verwandter und ähnlich gezeichneter Schmetterling Deutschlands, dessen schöne, grüne, rot- und gelbgestreifte und

punktierte Raupe im Juli und August auf Schlehen und Obstbäumen gefunden wird.

Segelfertig ist ein Schiff dann, wenn es im Stande ist, die Reise anzutreten. Ein solches ist von jedem Arrest frei, außer für Forderungen, welche der Reeder behufs der anzutretenden Reise eingegangen ist. (Handelsgesetzbuch, Art. 446.)

Segelmanöver heißen sowohl alle Veränderungen, welche man mit den Segeln selbst vornimmt, wie Los- und Festmachen, Reffen u. s. w., als auch die Evolutionen von unter Segel befindlichen Schiffen, wie Wenden, Schwenken u. s. w.

Segelordre ist der einer Flotte oder einem Kriegsschiff erteilte Befehl, wohin es zu steuern hat, und deckt sich mit der Marschordre eines Truppenteils.

Segelsport, das Betreiben einer Schiffahrt, meistens auf Flüssen, aus Liebhaberei, im Gegensatz zum Beruf. Dem S. dienen hauptsächlich Boote, wenigstens in Deutschland, wo er noch neu ist und es nicht so viel vermögende Leute gibt, wie z. B. in England, wo der S. in großartiger Weise mit oft sehr kostbaren und kostspielig zu unterhaltenden Jachten betrieben wird, welche so gebaut sind, daß sie alle Meere befahren können. In den letzten Jahren hat der S. in Deutschland einen größern Aufschwung genommen, sodaß er schon durch eine eigene vielgelesene Zeitschrift, den in Berlin erscheinenden «Wassersport», vertreten wird.

Segeltuch oder Segelleinwand (frz. toile à voiles; engl. sail-cloth, canvas), eine grobe Art der Leinwand (s. d.).

Segen heißt die Anwünschung der göttlichen Gnade unter Anrufung Gottes. Im Judentum gab es einen häuslichen und öffentlichen S.; jenen sprach der sterbende Vater über seinen Erstgeborenen, diesen der Priester über das Volk beim Gottesdienst. Im christl. Gottesdienst erhielt sich namentlich die sog. mosaische oder aaronitische Segensformel (4 Mos. 6, 24—26) im Gebrauch, welche auch bei allen gottesdienstlichen Handlungen, Taufen, Trauungen, Begräbnissen u. s. w. angewendet zu werden pflegt. Von dem mosaischen unterscheidet man den apostolischen Segen (2 Kor. 13, 13), welcher häufig in der evang. Kirche die Predigt beschließt. Die Gemeinde empfängt den S. gewöhnlich stehend. Die feierliche Weihe mancher Personen unter Segenssprüchen, z. B. bei der Konfirmation oder bei dem Antritt eines Amts, heißt die Einsegnung, bei Wöchnerinnen die Aussegnung. Bei der Erteilung des S. an einzelne Personen findet die Handauflegung statt. Über die Einsegnung von Brot und Wein beim Abendmahl s. Konsekration. In der kath. Kirche heißt die Segenserteilung Benediktion (s. d.).

Segers oder Seghers (Daniel), ein ausgezeichneter niederländ. Blumen- und Fruchtmaler, geb. zu Antwerpen 5. Dez. 1590, lernte bei Joh. Breughel, dem sog. Samt-Breughel, trat 1614 in den Jesuitenorden und zierte mehrere Kirchen desselben mit Landschaften und Staffage aus dem Leben der Heiligen seines Ordens. Nachmals bekam er die Erlaubnis, nach Rom zu reisen, wo er sich eifrig der Kunst widmete. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland erwarb er sich bald bedeutenden Ruf. Die Blumen in seinem Garten mit ihren Insekten waren die Modelle seiner in manchen Beziehungen nicht übertroffenen Kunstschöpfungen. Rubens, van Dyck, Quellinus, Corn. Schut u. a. Historienmaler seines Vaterlandes veranlaßten ihn sehr oft, ihre heiligen Bilder mit Guirlandeneinfassungen, Blumenbouquets u. s. w. zu schmücken. Er starb zu Antwerpen 2. Nov. 1661. Unter seinen Schülern war Ottmar Elliger der ausgezeichnetste. Gemälde von ihm finden sich in den Museen seines Vaterlandes, im Belvedere zu Wien, im berliner Museum, in der Pinakothek zu München und in der Galerie zu Dresden.

Sein Bruder, Geraart S., dessen Hauptfach die geistlich-histor. Malerei war, wurde zu Antwerpen 1591 geboren und lernte bei Heinr. van Baalen und Abr. Janssens. Auch er ging jung nach Rom (1610) und ahmte die Manier des Michel Angelo da Caravaggio, Manfredis und Cigolis in ihren dunkel gehaltenen Bildern mit Lichteffekten nach. Von da ging er nach Spanien, wo er am Hofe arbeitete. Nach seiner Rückkehr nach Antwerpen lebte er mit Rubens und van Dyck in freundschaftlichem Verhältnis, dessen Manier er mit seiner bisherigen Manier geschickt zu verschmelzen wußte. Später hielt er sich auch einige Zeit in England auf. Er starb zu Antwerpen 18. März 1651. Gemälde von ihm finden sich auch außerhalb seines Vaterlandes in der Galerie des Belvedere zu Wien und im Museum des Louvre in Paris; selten sind Zeichnungen von ihm und noch seltener die von ihm selbst auf Kupfer geätzten Blätter, wie Diogenes, die heil. Katharina und das Porträt des moskowitischen Fürsten Godefridus Chodkiewicz. Gestochen nach ihm haben P. Pontius, die Vorsterman, die Bolswert, Lauwers u. a.

Segesta, alte Stadt in Illyrien, s. Siffel.

Segesta (bei den Griechen Egesta oder Aigesta), alte Stadt im westl. Teile Siciliens, 11 km im SSW. von ihrem Hafen (Emporium Egestae), dem jetzigen Castellamare (s. d.), und 6 km im NNW. von Calatafimi (s. d.), war nach der Sage ebenso wie die im NW. gelegene Stadt Eryx von flüchtigen Troern, die mit den eingeborenen Sikanern zu dem Volke der Elymer verschmolzen, auf einem steilen Berge, dem jetzigen Monte-Barbaro, an den warmen Quellen des Skamandros (jetzt Fiume Gàggera) erbaut. Jedenfalls war sie eine der ältesten Städte der Insel und nicht griech. Ursprungs. Daher die ewigen Kämpfe der Segestaner mit den Hellenen, trotzdem daß die Stadt im Laufe der Jahrhunderte ihrer ganzen Bildung nach eine hellenische geworden war. S. hat furchtbare Schicksale gehabt. Von den Selinuntiern bedrängt, riefen die Segestaner die Athener nach Sicilien. Nach deren Niederlage vor Syrakus 413 v. Chr. schlossen sie sich den Karthagern noch enger an. Diese zerstörten 409 Selinus. Später verbündeten sich die Segestaner mit Agathokles von Syrakus, der aber die Einwohner der Stadt, um sich ihrer Schätze zu bemächtigen, teils verjagte, teils am Skamander hinschlachtete. Unter seiner Herrschaft hieß sie Dikaiopolis. Im ersten Punischen Kriege ergab sich die Stadt den Römern, welche dieselbe wegen der trojanischen Abstammung als eine verwandte betrachteten und ihr manche Vorrechte gewährten. Die Ruinen der Stadt, die gewöhnlich von Calatafimi aus besucht werden, liegen auf dem Gipfel des Monte-Barbaro in formlosen Steinhaufen durcheinander. Neuerdings sind Häuserfragmente mit Mosaikboden bloßgelegt worden. Ziemlich gut erhalten ist nur das teilweise in den Felsen gehauene Theater griech. Ursprungs, aber in röm. Zeit umgeändert. Der Stadt gegenüber,

auf einem Hügel, liegt der berühmte, nie vollendete griech. Tempel, ein dor. Herastylos Peripteros. Vgl. Hittorff, «Architecture antique de la Sicile. Recueil des monuments de Ségeste et de Sélinonte» (nebst 89 Karten, Par. 1870).

Segestes, Fürst der Cherusker, Nebenbuhler und Feind des Hermann, der die Tochter des S., Thusnelda, entführt hatte, war ein Freund der Römer und warnte Varus vor dem Zuge durch den Teutoburgerwald. Nach dem Untergang des Varus setzte er den Kampf gegen seine Landsleute fort, mußte aber 16 n. Chr. zu Germanicus flüchten, der ihm in Gallien einen sichern Aufenthaltsort anwies. Bei diesem Anlaß kam auch Thusnelda in röm. Gefangenschaft.

Segge oder Riedgras, s. Carex.

Seghers, s. Segers.

Segler, drehkranke Schafe, s. unter Drehkrankheit.

Segler (Cypselidae) heißt eine aus 7 Gattungen und einigen 50 Arten bestehende Familie der Langhänder (s. d.), welche zwar über die ganze Erde verbreitet, unter den Tropen jedoch am stärksten entwickelt ist. Die S. zeichnen sich durch einen kurzen, am Grunde breiten, von oben nach unten zusammengedrückten Schnabel, sehr lange säbelförmige Schwingen, kurzen Schwanz und sehr kurze Beine aus; meist sind sie matt gefärbt. Zu ihnen gehören die bekannten Salanganen (s. d., Collacalia nidifica, Tafel: Langhänder, Fig. 2), und als europ. Arten der mehr auf den Süden beschränkte Alpen- oder Felsensegler (Cypselus melba, Fig. 6) und unsere gewöhnliche Mauerschwalbe (s. d., Cypselus apus, Fig. 4).

Segment, s. Abschnitt und Kreis.

Segneri (Paolo), ital. Kanzelredner und ascetischer Schriftsteller, geb. 1624 zu Nettuno in der röm. Campagna, wurde von den Jesuiten erzogen, trat 1637 in deren Orden, bereiste seit 1665 als Volksprediger die Städte Italiens, ward 1692 Prediger am Vatikan, hierauf päpstlicher Palast-Theolog und starb zu Rom 9. Dez. 1694. Seinen Ruf verdankt er vorzüglich seinen Predigten («Quaresimale», Flor. 1679; 3 Bde., Pad. 1826 u. öfters; «Prediche dette nel Palazzo apostolico», Rom 1694; «Panegirici sacri», Flor. 1684), rhetorische Prunkstücke im Geiste der Zeit, viel Gelehrsamkeit zur Schau tragend, aber arm an Gedanken und ohne religiöse oder sittliche Tiefe. Von seinen ascetischen Schriften sind die bedeutendsten: «Il Cristiano istruito» (3 Bde., Flor. 1686); «La manna dell' anima» (13 Bde., Parma 1822), «Il parroco istruito» (Flor. 1692), «L'incredulo senza scusa» (Flor. 1690), «Esposizione del miserere» (Flor. 1692). Gesamtausgaben seiner Werke erschienen zu Parma (2 Bde., 1700—1), Venedig (4 Bde., 1712, 1728, 1758) und Mailand (4 Bde., 1837—38).

Segners Wasserrad, soviel wie Reaktionsrad, s. unter Wassermotoren.

Segnespaß, Paß der Glarner Alpen (s. Alpen 21), verbindet das Sernf- oder Kleinthal im schweiz. Kanton Glarus mit dem Vorderrheinthal des Kantons Graubünden. Der Übergang über den S., dessen Pfad rascher und beschwerlicher ist als derjenige des etwas westlicher gelegenen Panixerpasses, erfordert von Elm nach Flims acht Stunden; ⅓ km südwestlich der Paßhöhe (2625 m) durchbricht der natürliche Tunnel des Martinslochs die Felsmauer der Tschingelhörner oder Mannen; 1½ km nordöstlich von derselben erhebt sich der vergletscherte Piz Segnes (3102 m), der höchste Gipfel der Sardona (s. d.).

Segni, das Signia der Römer, mittellat. auch Segnia, Stadt in der ital. Provinz Rom, Bezirk Velletri, Station (5 km vom Orte) der Eisenbahn Rom-Neapel, an einem nördl. Bergabhang der Monti Lepini (Volskerberge), ist Bischofssitz, zählt (1881) 5789 E. und hat ein Seminar. Das heutige S. nimmt nur den untern Teil der alten Latinerstadt ein; von letzterer sind außer den antiken Substruktionen der Kirche San-Pietro und einer großen Cisterne der Römerzeit die uralten aus kolossalen unregelmäßigen Kalkblöcken bestehenden Mauern und Thore (hervorzuheben die Porta Saracinesca) vorhanden. S. soll von Tarquinius Superbus kolonisiert sein und war in den ältern Zeiten der röm. Republik wichtig wegen des Schutzes der Verbindung Roms und Alt-Latiums mit den Hernikerstädten, da es das Thal des Tolerus (Sacco) und die Via Latina beherrschte. Die Feste wurde oft von den Volskern belagert, doch niemals von ihnen erobert.

Segno (ital.), Zeichen, s. Al segno.

Sego, s. Segu.

Segonzac, Stadt im franz. Depart. Charente, Arrondissement Cognac, hat (1881) 2570 E., Weinbau, Hohöfen und Papierfabrikation.

Segorbe, im Altertum Segobriga, Stadt (Ciudad) und Bezirkshauptort in der span. Provinz Castellon de la Plana, gut gebaut, von vielen Türmen überragt und von alten Mauern umgeben, liegt zwischen zwei Kastellen auf einem isolierten Hügel am Fluß Palancia, ist seit der Gotenzeit Bischofssitz und zählt (1877) 8095 E. S. ist landschaftlich einer der Glanzpunkte des Königreichs Valencia und Hauptort des Thales des Palancia, welches, von Felsgebirgen (Sierra de Espadan, Sierra de Espina, Sierra de Javalambre u. a.) umschlossen, in 43 Ortschaften mehr als 50000 E. zählt; die Hänge dieses Flußthals sind weit hinauf terrassiert und mit Feigen- und Maulbeerbäumen, mit Weingärten, Oliven- und Johannisbrotplantagen bedeckt. S. gehörte in röm. Zeit zum Conventus Tarraconensis und war eine Stadt der Edetaner; unter den Westgoten hieß sie mittellat. Segobrica oder Segobria, unter den Arabern Sobrob in der Landschaft Murbather und führte seit dem 13. Jahrh. den Titel eines Herzogtums.

Segóvia, Segóbia, Hauptstadt einer altcastil. Provinz (7027,7 qkm mit [1877] 150052 E.) in Spanien, 47 km im NNW. von Madrid, jenseit der Sierra de Guadarrama, liegt höchst malerisch am linken Ufer der ein tief eingefurchtes Thal durchströmenden Eresma, auf und an den Abhängen eines mit seinem Alcázar 960 m über das Meer emporragenden Felshügels. Die Stadt, Station der Eisenbahn Medina-S., ist mit alten Mauern umgeben, hat zwar sehr unregelmäßige, teilweise steil ansteigende Gassen, aber stattliche Häuser von altcastil. Bauart, 24 Kirchen, ein Priesterseminar, ein Instituto, eine Artillerieschule und andere Unterrichtsanstalten, ein Armenhaus, mehrere Hospitäler, eine Münze zur Prägung von Kupfermünzen und eine Kaserne. Die Ciudade, ursprünglich ein Ort der kelt. Arevaci, unter den Römern eine bedeutende Stadt (Segovia) im Conventus Cluniensis, im 5. Jahrh. abwechselnd im Besitz der Alanen, Weströmer, Sueven und der Westgoten, später

wiederholt Residenz der Könige von Leon und Castilien, ist seit der Westgotenherrschaft Sitz eines Bischofs, zählt (1877) 11318 E. und liefert aus ihren Wollwäschereien die schöne Segoviawolle. Die Tuchfabrikation ist aber nicht mehr von so großer Bedeutung wie früher, namentlich wie zur Zeit der Mauren, wo dieser Industriezweig 60000 Arbeiter beschäftigt haben soll. S. ist reich an architektonisch interessanten Kirchenbauten. Die 1522 begonnene Kathedrale ist ein stolzer spätgotischer Bau von 113 m Länge mit drei prachtvollen, durch schlanke Rundpfeiler geschiedenen, mit Netzgewölben bedeckten Schiffen, einem siebenseitig geschlossenen Chor (mit Umgang und sieben polygonen Kapellen) und einem 105 m hohen, in einer Kuppel endigenden Turme. In einer der Chorkapellen befindet sich eine 1571 von Juan de Juni aus Valladolid gemalte Pietà. Die 1459 begonnene spätgot. Kirche El-Parral hat ein breites, kurzes Schiff und Netzgewölbe. Im roman. Stil, zum Teil mit offenen Säulen an den Außenseiten, sind San-Millan, San-Esteban, San-Martin und sechs kleinere Kirchen gebaut. Merkwürdig ist auch die 1208 geweihte kleine zwölfeckige Templerkirche, welche aus zwei Geschossen besteht und von einem Umgang mit spitzbogigem Tonnengewölbe umgeben ist. Der 1862 durch Brand größtenteils zerstörte, doch wieder aufgebaute Alcázar oder das königl. Schloß ist ein stark befestigter, im mittelalterlichen Burgstil aufgeführter, hochgetürmter und höchst pittoresker Bau auf schwindelnder Felshöhe über der Eresma, im Innern teils im maurischen, teils im Renaissancestil reich ausgeschmückt. Es befindet sich hier die königl. Artillerieschule mit sehenswerten Sammlungen. In der Bibliothek wird das Original der astron. Tabellen König Alfons' X. von Castilien aufbewahrt, welcher dieselben hier ausarbeitete. Weltberühmt ist der über die Stadt hinweggehende röm. Aquädukt, der noch jetzt seine Bestimmung erfüllt, indem er das Wasser des Rio-Frio von der 20 km entfernten Sierra de Fonfria herbeiführt. Der Bau besteht aus 159 Doppelbogen, ist 1407 m lang, in der Mitte über 65 m hoch und ohne Mörtel aus aneinandergelegten Granitquadern erbaut. Außerdem hat S. auch noch wohlerhaltene Überreste eines röm. Amphitheaters.

Segóvia, Departement der mittelamerik. Republik Nicaragua, der nordwestl. Teil des Binnenhochlandes, hat großen Erzreichtum edler Metalle, treffliche Weiden, liefert Nutz-, Zier- und Farbehölzer und weist in den tiefern Lagen seiner reich bewässerten Thäler Plantagen von Bananen, Zuckerrohr und Kaffee, in den höhern Anbau europ. Getreidearten auf. Das Klima ist sehr gesund. Die 40000 E. sind fast ausschließlich indian. Abstammung. Hauptstadt ist Ocotal (Nueva Segovia), links am obern Coco, 625 m über dem Meere, mit Gold- und Silberminen in der Umgegend.

Segre (im Altertum Sicoris), linksseitiger Nebenfluß des untern Ebro in Spanien, überwiegend in der Provinz Lérida Cataloniens, entspringt in den Pyrenäen am Nordabhange des Puigmal, durchströmt zunächst die Cerdaña, wobei er das franz. Depart. Pyrénées-Orientales und die span. Provinzen Gerona und Lérida berührt, empfängt auf seiner rechten Seite seine bedeutendern Zuflüsse Balira (bei Seo de Urgel, aus Andorra), Noguera Pallaresa (gegenüber Camarasa), Noguera Ribagorzana (größtenteils Grenze zwischen den span. Provinzen Huesca in Aragonien und Lérida) und Cinca (bei La Granja de Escarp), links die unbedeutendern Llobregos (bei Pons), Sió (oberhalb Balaguer) und Cervera (oberhalb Lérida), und mündet nach einem vorwiegend südwestlich gerichteten Laufe von über 210 km bei Mequinenza. Von Lérida ab ist der S. für flache Fahrzeuge schiffbar. Links von seinem untern Laufe dehnen sich die Llanos de Urgel aus, welche in einem Halbkreise vom Canal de Urgel durchschnitten werden, der den S. oberhalb Artesa verläßt und bei Torres de Segre wieder in denselben Fluß einmündet, nachdem er vorher in die Richtung auf Balaguer zwei Seitenarme zum S. gesendet hat. Durch den S. und seine Nebenflüsse werden dem Ebro sämtliche auf dem Südabhange der Pyrenäen zwischen dem Pic de Vignemale westlich und dem Col de la Perche östlich entspringenden Gewässer zugeführt. Die Ufer des S. bei Lérida (Ilerda) waren im Juni und Juli 49 v. Chr. der Schauplatz der Kämpfe Cäsars gegen Pompejus' Legaten Afranius und Petrejus.

Segré, Stadt und Hauptort eines Arrondissements, im franz. Departement Maine-et-Loire, an der Einmündung der Verzée in den Oudon, Station der Linien Sablé-Châteaubriant, S.-Angers und S.-St.-Mars la Jaille-Nantes der Westbahn, zählt (1881) 3160 E. und hat Leinweberei, Branntweinbrennerei, Färberei, Gerberei und Viehhandel.

Segregieren (lat.), absondern, ausscheiden; Segregation, Ausscheidung; Segregat, das Ausgeschiedene; Segregatorium, Scheidetrichter.

Segu, auch Sego, Negerstaat auf beiden Seiten des obern Niger (hier Djoliba) im westl. Sudan, bewohnt von den heidnischen Bambára, einem sehr kriegerischen Volke, mit guter Reiterei. Der franz. Kapitän Gallieni schloß im März 1881 zu Nango mit König Ahmadu von S. einen Vertrag, dessen Hauptbestimmungen folgende sind: die Franzosen sollen das Recht haben, mit Ausschluß aller andern europ. Nationen, im ganzen Reiche S. sich niederzulassen und Comptoirs zu gründen; sie dürfen die Straßen verbessern und Handelswege nach dem obern Niger eröffnen; der Niger wird unter das ausschließliche Protektorat Frankreichs gestellt von seinen Quellen bis Timbuktu; die Franzosen allein sollen berechtigt sein, auf dem Niger Schiffahrt zu treiben und Etablissements zu errichten; nach Bezahlung der ersten Jahresrente an Ahmadu kann Frankreich zu S. einen Residenten als Vertreter des franz. Protektorats über den Niger unterhalten; Frankreich gibt an Ahmadu eine Jahresrente von 25000 Frs.

Segu Sikoro, Hauptstadt des Reichs, am obern Niger, ist von gegen 5 m hohen crenelierten Mauern umgeben, zählt 30000 E. und hat einen umfangreichen Palast des Königs, lebhafte Schiffahrt und Handel.

Seguidilla, Name eines Tanzes in dreiteiliger Taktart und einer span. Strophe von vier, gewöhnlich sieben- und fünfsilbigen assonierenden Zeilen, meist verbunden mit einem Anhang, Estribillo genannt, von drei Versen, von welchen der erste und letzte Vers sich reimen.

Ségur, eine berühmte franz. Adelsfamilie, die früher in zehn, jetzt meist ausgestorbene Linien zerfiel. Dieselbe stammt aus Guyenne, war dem Protestantismus zugewendet und erlitt in den Religionskriegen große Drangsale.

Philippe Henri, Marquis von S., der Linie S.-Ponchat angehörig, wurde 1724 geboren, in den Kriegen Ludwigs XV. General und erhielt später das Kommando in der Franche-Comté. Ludwig XVI. ernannte ihn 1780 zum Kriegsminister. In dieser Stellung errichtete er die leichte Artillerie, schuf einen Generalstab und sorgte für bessere Ausbildung der Offiziere. Nach dem Frieden von 1783 erhielt er den Marschallsstab. Noch vor dem Ausbruch der Revolution nahm er als Minister seine Entlassung, weil er die Politik des Hofs mißbilligte. In der Revolution wurde er ins Gefängnis geworfen, entging aber der Guillotine. Er starb 3. Okt. 1801.

Joseph Alexandre, Vicomte de S., Lustspiel- und Operndichter, der zweite Sohn des vorigen, geb. zu Paris 1756, erhielt 1788 den Grad eines Maréchal-de-Camp. Von seinen ersten litterarischen Arbeiten sind zu nennen die «Correspondance secrète de Ninon de l'Enclos» (Par. 1790), eine täuschende Nachahmung, und der Roman «La femme jalouse» (Par. 1791). Er verlor während der Schreckenszeit ebenfalls Freiheit und Vermögen und starb zu Bagnères 27. Juli 1805. S. schrieb zahlreiche Lustspiele, darunter «Le retour du mari». Von seinen vielen Liedern gilt «L'amour et le temps» als das beste. Sein letztes Werk: «Les femmes, leur condition et leur influence dans l'ordre sociale, etc.» (3 Bde., 1803), wurde oft aufgelegt. Seine «Oeuvres diverses» erschienen 1819.

Ségur d'Aguesseau (Louis Philippe, Graf von), Dichter und Geschichtschreiber, der älteste Sohn des Marschalls und Bruder Joseph Alexandres, geb. zu Paris 10. Dez. 1753, heiratete Antoinette Marie Elisabeth (gest. 5. März 1818), die Tochter des Kanzlers d'Aguesseau. Als Oberst machte er den Krieg in Amerika mit und ward der Freund seines Verwandten Lafayette sowie Washingtons. Im J. 1783 kam er als Gesandter nach Petersburg, wo er sich die Gunst der Kaiserin Katharina II., die er auf ihrer Reise nach der Krim begleitete, erwarb, dem brit. Einfluß entgegenarbeitete und 1787 einen vorteilhaften Handelsvertrag zwischen Frankreich und Rußland zu Stande brachte. Beim Ausbruch der Revolution zurückberufen, trat er in die Nationalversammlung und erhielt den Grad eines Maréchal-de-Camp. Nach des Königs Tode trat er aus dem Staatsdienst und in der Schreckenszeit verlor er sein großes Vermögen. Er zog sich nach Châtenay bei Sceaux zurück, wo er den Unterhalt für seine Familie durch Schriftstellerei erwarb. Zuerst veröffentlichte er das «Théâtre de l'hermitage» (2 Bde., Par. 1798), eine Sammlung geistreicher Lustspiele, die er für das Privattheater der russ. Kaiserin geschrieben hatte. Hierauf erschien sein «Tableau historique et politique de l'Europe de 1786—96, contenant l'histoire de Frédéric-Guillaume II» (3 Bde., Par. 1800), dem anmutige «Contes, fables, chansons et vers» (Par. 1801) folgten. In den spätern Jahren beschäftigte sich S. viel mit histor. Studien. Aus dieser Periode sind zu erwähnen: «Histoire universelle ancienne et moderne» (44 Bde., Par. 1817; 10 Bde., 1821 u. öfter), «Galerie morale et politique» (Par. 1817), das Gedicht «Les quatre âges de la vie» (Par. 1819), die «Romances et chansons» (Par. 1819), endlich sein Hauptwerk, die ausgezeichneten «Mémoires ou souvenirs et anecdotes» (3 Bde., Par. 1825—26). Unter dem Konsulat war S. Mitglied des Gesetzgebenden Körpers, des Staatsrats und 1803 des Instituts geworden. Bei Errichtung des Kaiserthrons ernannte ihn Napoleon I. zum Grafen, zum Oberceremonienmeister und 1813 zum Senator. Nach der ersten Restauration erhob ihn Ludwig XVIII. zum Pair; doch verlor er diese Würde, weil er während der Hundert Tage in die Dienste des Kaisers getreten war. Erst 1818 erhielt er seinen Sitz in der Pairskammer zurück. Er starb 27. Aug. 1830. Seine «Oeuvres complètes» erschienen in 34 Bänden (Par. 1824—30).

Ségur (Philippe Paul, Graf von), franz. General und Militärschriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 4. Nov. 1780, trat nach der Revolution vom 18. Brumaire in das Heer und wohnte dem Feldzug Moreaus in Bayern, sowie dem Macdonalds in Graubünden bei, den er auch unter dem Titel «Campagne du général Macdonald dans les Grisons» (Par. 1802) beschrieb. Der Erste Konsul nahm ihn 1802 in seinen Generalstab auf und ernannte ihn zum Palastadjutanten, als Kaiser 1804 zum Pagengouverneur. S. unterhandelte 1805 mit Mack die Kapitulation zu Ulm. Im poln. Feldzug von 1807 Napoleons Adjutant, fiel er in die Hände der Russen, die ihn nach dem Frieden von Tilsit auslieferten. Hierauf befehligte er ein Husarenregiment in Spanien und nahm teil an der Erstürmung der Höhen von Somo-Sierra, wofür ihn der Kaiser zum Oberst erhob. Im Feldzug von 1812 befand er sich als Brigadegeneral im Gefolge des Kaisers, und 1814 mußte er das 5. Regiment der Garden organisieren, an dessen Spitze er besonders bei Reims mit Auszeichnung kämpfte. Nach dem Sturze des Kaisers gab ihm Ludwig XVIII. den Befehl über die aus der Alten Garde gebildete Kavallerie. Während der Hundert Tage wendete sich S. jedoch Napoleon zu und diente als Generalstabschef bei dem Armeekorps, welches den Rhein decken sollte. Nach der zweiten Restauration zog er sich deshalb zurück und schrieb seine berühmte «Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année 1812» (2 Bde., Par. 1824 u. öfter; deutsch von Kottenkamp, Mannh. 1835 u. öfter). Dieses durch epische Darstellung und philos. Anschauungsweise ausgezeichnete Werk, als Kriegsgeschichte allerdings unzuverlässig, fand an dem General Gourgaud einen heftigen Gegner, der aus militärischem Gesichtspunkte ein «Examen critique» (Par. 1825) über dasselbe veröffentlichte. S.s «Histoire de Russie et de Pierre-le-Grand» (2 Bde., Par. 1829; deutsch, Lpz. 1837) zeichnet sich mehr durch gefällige Form als durch tiefe Forschung aus. Die Französische Akademie wählte ihn 1830 zum Mitglied. Nach der Julirevolution von 1830 trat er wieder in den aktiven Dienst und erhielt 1831 den Grad eines Generallieutenants, sowie die Pairswürde. Mit Hilfe der Papiere seines Vaters veröffentlichte er eine «Histoire de Charles VIII» (2 Bde., Par. 1835). Er starb 25. Febr. 1873 zu Paris, als der letzte franz. General, der am russ. Kriege von 1812 teilgenommen. Aus seiner Hinterlassenschaft wurde noch veröffentlicht: «Histoire, mémoires, période de 1789 à 1848» (8 Bde., Par. 1873). Vgl. Taillandier, «Le général Philippe de S.» (Par. 1875).

Segura, im Altertum Tader, in maurischer Zeit Nahr-el-Abiad, Fluß im südöstl. Spanien, entspringt in seinem nördl. Quellfluß auf dem

Ostabhang der Sierra de Segura im östlichsten Teil der Provinz Jaen, in seinem längern und wasserreichern südl. Quellfluß am Nordabhang der bewaldeten Sierra Seca in der Nordostecke der Provinz Granada; beide vereinigen sich im SW. der Provinz Albacete unfern des Ortes La Graya. Die S. durchfließt nun die öden Heiden der Despoblados de Murcia in östl. Richtung, nimmt bei Minas links den von der Sierra de Alcaraz herabkommenden wasserreichen Mundo, in der Provinz Murcia kurz nacheinander Caravaca und Quipar auf, durchbricht unterhalb der Einmündung des Juá bei Cieza die dicht herantretenden Gebirge und durchströmt nun in südöstl. Richtung eine wohl angebaute und sehr volkreiche schmale fruchtbare Thalebene, bei Alcantarilla wendet die S. sich wieder östlich, tritt in die üppige Huerta de Murcia ein, durchfließt die Stadt Murcia, nimmt darauf rechts ihren längsten Nebenfluß, die von der Sierra de Maria herabkommende Sangonera, auf, erreicht oberhalb Orihuela die Provinz Alicante und die prächtige Huerta de Orihuela und mündet nach einem Laufe von 240 km unterhalb Guardamar in das Mittelländische Meer. Die Mündung der S. ist selbst Seeschiffen zugänglich, doch ist der übrige Unterlauf kaum für kleine Kähne fahrbar, da in den Huertas zahlreiche Bewässerungskanäle aus dem Fluß gespeist werden. Das Stromgebiet der S. hat einen Flächeninhalt von 16000 qkm. Die bevölkerten und fruchtbaren Ebenen der untern S. sind 1651, 1733, 1826 und im Juni 1877 von verheerenden Überschwemmungen heimgesucht worden.

Segura de Leon, Stadt in der span. Provinz Badajoz, nördlich von der Sierra Morena, zählt (1877) 3401 E. und hat ein Fort.

Segura de la Sierra, Stadt und Bezirkshauptort im östlichsten Teil der span. Provinz Jaen in Andalusien, mit (1877) 2775 E. und Holzhandel, liegt an dem westl. Fuße des Cerro de Yelmo (1807 m), des höchsten Gipfels der mit Nadelholz bewaldeten Sierra de Segura, bei den Römern Orospēda Mons, einer vielkuppigen aus Kalk der Jura- und Triasperiode bestehenden Gebirgskette, welche nördlich mit der Sierra de Alcaraz in der Provinz Albacete, südlich mit der Sagra in der Provinz Granada zusammenhängt. S. hieß in maurischer Zeit Schakura (auch Hiṣn Schakura) und gehörte damals zur Landschaft Todmir, später zum castilian. Königreich Murcia.

Segusio, s. Susa (in Italien).

Sehe, soviel wie Pupille.

Sehen. Am S. sind beteiligt 1) die in der Netzhaut ausgebreiteten letzten Endigungen des Sehnerven (Stäbchen- und Zapfenschicht), welche auf die Einwirkung von Lichtstrahlen durch eine bestimmte Erregung reagieren; 2) die Sehnerven, deren Fasern die Erregung nach denjenigen Gehirnteilen leiten, in welchen sie wurzeln; 3) diese Gehirnteile selbst, in denen die Erregung in Lichtempfindung umgesetzt wird. Während die Erregung durch Lichtstrahlen keinem andern Nerven, sondern ausschließlich der erwähnten Netzhautschicht zukommt, ruft jede andersartige (mechan., elektrische, thermische, chem.) Reizung der beim S. beteiligten Substanzen immer nur dieselbe Erregungsform, nämlich die Lichtempfindung, hervor. Bei den vollkommenern Tieren bilden nun die Querschnitte der Stäbchen und Zapfen ein sehr feines Mosaik und wird das von einem jeden Punkte eines leuchtenden Objekts ausgehende Licht auf ein Feldchen dieses Mosaiks konzentriert, und die dadurch hervorgerufene Erregung gesondert zum Gehirn geleitet, das demnach ebenso viele Einzeleindrücke erhält, als Feldchen des Mosaiks vom Licht getroffen werden. Das auf der Netzhaut entworfene Mosaikbild eines Objekts, das desto mehr einem kontinuierlichen Bilde gleichen muß, je feiner und zahlreicher die Feldchen sind, kommt in dieser Weise zur Anschauung. Über die Weise, in welcher die Wirkung der Lichtstrahlen in Lichtempfindung umgesetzt wird, wissen wir nur, daß eine chem. Einwirkung auf das von Boll und Kühne entdeckte Sehrot (Sehpurpur), d. i. eine die Netzhaut durchdringende blaßrote, durch Einwirkung des Lichts erblassende Substanz, eine Hauptrolle spielt. Wenigstens läßt sich an einem unter besondern Cautelen herausgenommenen Auge die Form derjenigen Objekte, die sich unmittelbar vorher auf der Netzhaut abbildeten, in einem blassen Bilde erkennen (Photogramm). Die Lösung der rein physik. Aufgabe, auf der Netzhaut Bilder der Sehobjekte zu entwerfen, vollzieht sich in der Schöpfung in einem dreifachen Typus. Bei dem ersten, den musivisch zusammengesetzten Augen der Krebse und Insekten (s. beistehende Fig. 1), endet die Netzhaut mit einem halbkugeligen Körper g, auf dessen Oberfläche feine cylindrische, radienartig angeordnete Röhrchen r sitzen, an deren Boden die feinen Sehnervenfasern enden und die durch für Licht unempfindliche Scheidewände getrennt sind. Die Sonderung der Lichteindrücke und die Entstehung eines Mosaikbildes ist nun dadurch gegeben, daß nur

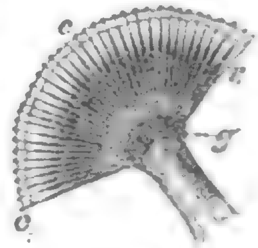


Fig. 1.

solche Punkte der Außenwelt die Nervenfaser eines Röhrchens erregen können, die in der geradlinigen Fortsetzung desselben liegen. Neben den eben geschilderten einfach musivischen Augen sehen wir auch dioptrisch musivische, in denen die einzelnen Röhrchen mit kleinen, das Licht sammelnden, linsenähnlichen Körpern (c der Figur) kombiniert sind, und eine gewisse Accommodation dadurch ermöglicht wird, daß durch die Wirkung von Muskelfasern die Distanz der Endnervenfaser von diesem Körper veränderlich ist. Der zweite nach Leukart nur im Auge eines Cephalopoden vorkommende Typus

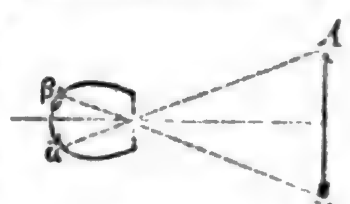


Fig. 2.

beruht auf dem Prinzip des kleinsten Loches (s. Fig. 2). Im vordern Abschnitt des Auges findet sich eine kleine Öffnung, durch welche die Lichtstrahlen A α und B β auf die dunkle Hinterwand des Auges fallen und dort ein Bild des Objekts entwerfen α β. Der dritte Typus, die dioptrisch kollektiven Augen, basieren auf dem Prinzip der Camera obscura. Sie finden sich bei den Wirbeltieren und als ihr Prototyp kann das menschliche Auge (s. d.) (Fig. 3) gelten. Hier machen es die Anordnung der brechenden Medien und ihre Beziehungen zur Pupille möglich, daß nicht nur die in der Richtungslinie o o des Auges liegenden Objekte, sondern auch ein Teil der daneben liegenden auf der in

Form einer Kugelschale ausgebreiteten Netzhaut sich abbilden, so Punkt A in α, Punkt B in β (c ist der Kreuzungspunkt der Richtungsstrahlen). Die Gesamtheit dieser Eindrücke konstituiert das Gesichtsfeld des Auges. Da jedoch der gelbe Fleck, der am hintern Ende der Augenachse (Blicklinie) liegt, ein wesentlich feineres Unterscheidungsvermögen besitzt, als die excentrischen Netzhautteile, so richtet das Auge seine Achse stets auf denjenigen Objektpunkt, welcher scharf gesehen werden soll, und schneiden sich beim binokularen S. die beiden Blicklinien in diesem Punkte. Die Bilder, welche die beiden gelben Flecke erhalten, verschmelzen dann zu einem einzigen, d. h. der fixierte Punkt wird einfach gesehen, wie alle Punkte, die sich auf gleichwertigen und identischen Stellen der beiden Netzhäute abbilden. (S. Horopter.) Der Eindruck des Körperlichen, der Tiefendimension, entsteht nun dadurch, daß beide Augen von einem körperlichen Gegenstande nicht ganz gleiche, sondern etwas verschiedene Bilder erhalten, und es läßt sich, wenn man die letztern als Flächenbilder den betreffenden Augen im Stereoskop vorführt, künstlich die Täuschung des Körperlichsehens hervorrufen. Beim binokularen S. unterrichtet uns das Muskelgefühl über den Grad der Konvergenz der Augenachsen und damit über die Entfernung des gesehenen Punktes, und aus dieser Entfernung und der Größe des erhaltenen Netzhautbildes bilden wir uns ein Urteil über die Größe eines gesehenen Objekts.

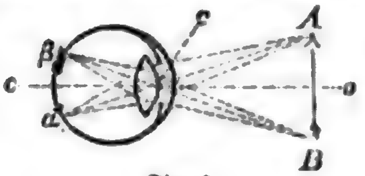


Fig. 2.

Bei den niedersten Tieren beschränkt sich das S. größtenteils auf die Unterscheidung von Hell und Dunkel. Die oft in großer Anzahl vorhandenen und häufig an beweglichen Körperteilen angebrachten Augen bestehen nur aus einem Pigmentflecke oder einem zapfenartigen Gebilde, dem bei manchen Arten linsenförmige Körper von starkem Lichtbrechungsvermögen eingelagert sind.

Sehhügel (des Gehirns), s. unter Gehirn, Bd. VII, S. 662[a]. — **Sehkreis** (Horopter), s. u. Auge, Bd. II, S. 200. — **Sehleistung**, s. Sehschärfe. — **Sehlinie**, s. u. Auge, Bd. II, S. 198.

Sehnen oder Flechsen heißen in der Anatomie die aus festem, faserigem, nicht fleischigem Gewebe zusammengesetzten Endstücke der Muskeln, von rundlicher oder hautartig breiter Form und gewöhnlich an einem Knochen angeheftet. (S. unter Muskeln.)

In der Geometrie ist Sehne oder Chorde die Bezeichnung für eine gerade Linie, welche zwei Punkte einer krummen Linie verbindet, ohne die letztere zu schneiden. Besonders wird dieser Ausdruck bei dem Kreise gebraucht.

Sehnendurchschneidung, s. Tenotomie.

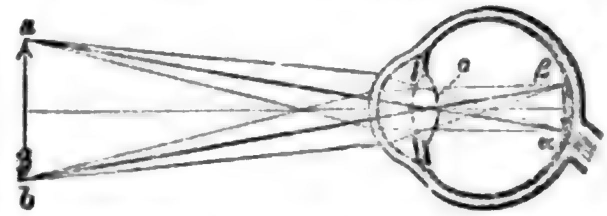
Sehnenhüpfen (subsultus tendinum), unwillkürliche Muskelzuckungen, die sich bisweilen bei Typhus und andern schweren Infektionskrankheiten, sowie in der Agonie kurz vor dem Tode einstellen.

Sehnenreflex oder Sehnenphänomen, ein reflektorischer Vorgang, welcher darin besteht, daß beim Beklopfen gewisser Sehnen (Achillessehne, Kniescheibenband u. a.) eine plötzliche Zusammenziehung (Zuckung) des betreffenden Muskels erfolgt. Die Untersuchung der S. ist ein wertvolles diagnostisches Hilfsmittel für die Erkennung gewisser Nervenkrankheiten.

Sehnenscheiden (vaginae tendinum), in der Anatomie röhren- oder kanalförmige, mit einem feinen Epithel überzogene und durch eine eiweißartige Flüssigkeit schlüpfrig erhaltene Hohlräume, innerhalb deren die Sehnen (s. d.) bei ihren Bewegungen hin- und hergleiten. Durch übermäßige Muskelanstrengungen können sich die S. entzünden, was sich durch Anschwellung und mehr oder minder große Schmerzhaftigkeit des betreffenden Gliedes, sowie durch ein eigentümlich knirschendes oder knarrendes Geräusch bei Bewegungen zu erkennen gibt. Die Behandlung einer derartigen Sehnenscheidenentzündung (Tendovaginitis) besteht in kalten Umschlägen, absoluter Ruhe und Schonung der erkrankten Extremität und Jodeinpinselungen.

Sehnerven, Sehnervenkreuzung, s. unter Gehirn, Bd. VII, S. 661[b]. **Sehpurpur, Sehrot**, s. Sehen.

Sehschärfe nennt man die Fähigkeit des Auges, feine Objekte zu erkennen, und bestimmt sie durch das Minimum des Distinktionswinkels, d. h. des kleinsten Gesichtswinkels ($\angle aob = \angle \alpha o \beta$, vgl. αoβ der beistehenden Figur), unter welchem ein auf der Netzhaut sich scharf abbildendes Objekt eben noch erkannt wird. Dieser Winkel beträgt



unter besonders günstigen Bedingungen in Bezug auf Beleuchtung, Kontrast u. s. w. etwa eine Minute. In der augenärztlichen Praxis bedient man sich zur Bestimmung der S. nach dem Vorgange von Snellen fettgedruckter quadratischer Buchstaben (oder Zahlen), von denen eine Anzahl von allmählich abnehmender Größe zu sog. Schriftproben zusammengestellt sind, und hat als normale (volle) S. für diese Buchstaben einen Distinktionswinkel von fünf Minuten acceptiert. Eine Nummer, mit welcher jede Schriftprobe bezeichnet ist, gibt die Distanz in Metern an, in welcher die Probe unter diesem Winkel sich abbildet, also Nr. 6 in 6 m, Nr. 36 in 36 m u. s. w. Wird Nr. 6 in 6 m erkannt, so besteht volle S. 1 = 6/6. Ist dagegen die kleinste in 6 m Abstand erkennbare Probe die 6 mal so große Nr. 36, so ist der Distinktionswinkel 6 mal so groß, und die S. nur der sechste Teil der normalen = 6/36. Es ist üblich, diese Sehprüfungen in etwas größerer Distanz, gewöhnlich in 6 m, vorzunehmen, und muß jedesmal, damit die Netzhaut scharfe Bilder erhält, das Auge für diese Entfernung eingestellt, eventuell durch Gläser korrigiert werden. Für manche Zwecke (beim Militär, im Seedienst u. s. w.) ist es wichtig, auch die S. des nicht korrigierten Auges beim Fernsehen zu wissen, die man als Sehleistung bezeichnet.

Sehschwäche, Schwachsichtigkeit, heißt im allgemeinen jede Herabsetzung der Sehschärfe (s. d.) und kann bedingt sein durch Trübungen der brechenden Medien (Hornhaut, Kammerwasser, Linse, Glaskörper), oder durch Erkrankungen der Netzhaut oder Aderhaut, oder des Sehnerven, oder der

Gehirnteile, aus denen die Sehnervenfasern stammen. Im speziellen bezeichnet man in der Augenheilkunde als Amblyopie oder S. solche Fälle, in denen der Verminderung der Sehschärfe keine sichtbare anatom. Veränderung zu Grunde liegt.

Sehstreifen, s. u. Gehirn, Bd. VII, S. 662a.

Sehwinkel oder Gesichtswinkel heißt der Winkel, welchen die Randstrahlen des gesehenen Gegenstandes miteinander einschließen und dessen Scheitel im Auge nahe der hintern Grenzfläche der Linse liegt. Je kleiner der Gegenstand ist oder je weiter er vom Auge absteht, desto kleiner wird der S. Dieser bestimmt also nur die scheinbare Größe der Gegenstände, während zur Angabe ihrer wahren Größe auch ihre Entfernung vom Auge erforderlich ist. Die hell leuchtenden Fixsterne werden noch unter unmeßbar kleinen S. wahrgenommen, wogegen für mäßig leuchtende Objekte zur Wahrnehmung ein S. von etwa 30 Bogensekunden notwendig ist.

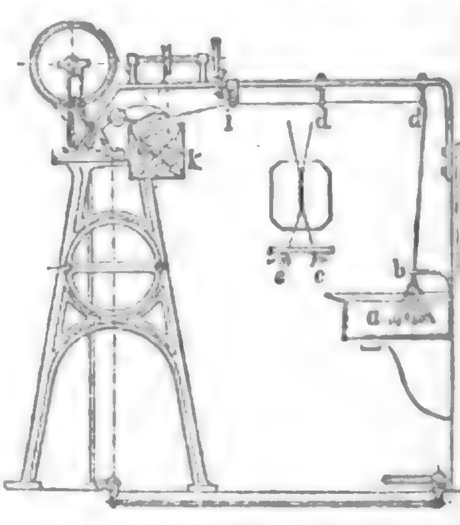
Seibertz (Engelbert), Maler, geb. 21. April 1813 zu Brilon in Westfalen, besuchte die Akademien zu Düsseldorf und München und nahm seit 1852 seinen beständigen Wohnsitz in München. Seine Hauptwerke sind die Zeichnungen für die Cottasche Ausgabe von Goethes «Faust» und die großen Wandmalereien im Maximilianeum (Versammlung von Diplomaten und die Gründung des Maximiliansordens); außerdem sind seine Fresken in den Arkaden des neuen Friedhofs in München hervorzuheben.

Seiches oder Seyches, die Ebbe und Flut des Genfersees (s. d.).

Seïd, eigentlich Sejjid (arab., Herr), ist in mohammed. Ländern der Titel des schriftkundigen selbständigen Mannes und zwar vorzugsweise sofern er auf Abstammung vom Propheten Anspruch macht. Aus S. ist das Cid der span. Romanzen entstanden; ebenso im Neuarabischen die Anrede Sidi, mein Herr.

Seide (frz. soie, engl. silk) ist der glänzende, feine und weiche, dabei außerordentlich feste Faden, welchen die Raupe des Seidenspinners (s. unter Seidenraupe und Seidenzucht) erzeugt, indem sie sich zur Verpuppung einspinnt. Nach vollendetem Wachstum treibt die Raupe durch zwei unterhalb ihres Mundes befindliche Öffnungen einen klebrigen Saft in Gestalt zweier zarter Fäden aus, die sich miteinander verbinden und an der Luft schnell erhärten. Aus dem so entstandenen Faden bildet sie eine dichte, eiförmige, zuweilen mehr walzenförmige Hülle, Cocon oder Galette. Die Gesamtlänge des Fadens, aus welchem dieses Gespinst zusammengesetzt ist, beträgt etwa 3700 m; die hiervon für die Verarbeitung zu gewinnende Fadenlänge macht jedoch nur 3—600, in seltenen Fällen bis zu 900 m aus, da weder das äußere Fadengewirr, noch der innerste pergamentartige Teil zur Herstellung guter Seide verwendbar ist. Nachdem die Puppen in den Cocons getötet sind, wird das Sortieren der letztern für die nachfolgende Verarbeitung vorgenommen. Die festesten, seidenreichsten der zum Abhaspeln tauglichen Cocons liefern das stärkste und schönste Material, die Organsin- oder Orsoyseide, aus welcher meist die Kette der seidenen Gewebe hergestellt wird; aus den von mittlerer Güte wird die Trama- oder Einschlagseide, aus den geringsten die Pelseide gewonnen. Die sog. Doppelcocons, in denen zwei Raupen sich gemeinschaftlich eingesponnen haben, deren Fäden durcheinander gewirrt liegen, ferner die Cocons, welche infolge der Fäulnis der in ihnen gestorbenen Puppe braune Flecken zeigen, diejenigen, welche bei der Aufbewahrung schimmelig geworden, von Insekten angefressen oder sonst schadhaft sind, sowie die von dem ausgeschlüpften Schmetterling durchbohrten (fälschlich durchbissenen) Cocons sind für bessere Fabrikate nicht zu verwenden. Der einfache Coconfaden von 0,013 bis 0,028 mm Dicke und von weißer bis hochgelber Farbe, von welchem 2570—3650 m ein Gramm wiegen, ist infolge seiner Zusammensetzung aus zwei runden Fäden nicht cylindrisch, sondern merklich abgeplattet; derselbe läßt sich, angespannt, um 15—20 Proz. seiner natürlichen Länge ausdehnen. Um die die Fadenwindungen des Cocons verklebende leimartige Substanz aufzuweichen, legt man dieselben in heißes Wasser, worauf man sie mittels Reisigbesen umrührt und schlägt, sodaß die lockern äußern Windungen mit dem Fadenanfang an den Besen hängen bleiben; statt der letztern werden nach dem neuern Verfahren mechanisch bewegte Bürsten angewendet. Die hängengebliebene Fadenmasse bildet die Flockseide, auch Bassinat oder Frison genannt, die mit den übrigen Abfällen zu Florettgarnen verarbeitet wird. Die Cocons, deren Fadenanfang gefunden ist, bringt man in einen am Haspel befindlichen, mit warmem Wasser gefüllten Trog, in welchem sie während des Abwickelns schwimmen.

Die Arbeit des Haspelns (öfters, obwohl unrichtig, Spinnen genannt) ist in der nachstehenden Abbildung veranschaulicht. Durch das Glasauge



b geführt, vereinigen sich die Coconfäden a (nach der Art der herzustellenden S. je 3—20) zu den Fäden c c, die sich kreuzen, worauf sie, durch die Glasaugen d geleitet, zu dem Laufstock i gelangen, dessen traversierende Bewegung die spiralförmige Aufwickelung des Fadens auf den Haspel k bewirkt; der letztere erhält seinen Antrieb von einer Riemenscheibe und ist zur Regulierung der Umdrehungsgeschwindigkeit mit Ausrückung und Bremse versehen. Die Umfangsgeschwindigkeit des abgebildeten Haspels beträgt für feine Seide 4,5 m, für grobe 7,5 m in der Sekunde.

Die von den Cocons abgehaspelte, noch nicht weiter verarbeitete S. führt den Namen Rohseide oder nach dem ital. grezza, Grezseide. Für die meisten Verwendungsarten, wie die Weberei, Strumpfwirkerei, Spitzenfabrikation, Posamentierarbeit, zum Stricken, Sticken, Häkeln u. s. w., muß

die S. gezwirnt, d. h. es müssen zwei oder mehr Fäden durch Zusammendrehen vereinigt werden; aber auch in solchen Fällen, wo einfache Rohseidenfäden zur Verwendung kommen, erhalten diese eine mehr oder minder starke Drehung, wodurch sie an Rundung, Zusammenhang und Dichtigkeit gewinnen. Da nämlich in der Rohseide die Coconfäden gerade ausgestreckt nebeneinander liegen, nur zusammengehalten durch ihren natürlichen Klebstoff, welcher bei dem später stattfindenden Kochen oder Entschälen der S. aufgelöst und entfernt wird, so würde alsdann ohne vorgängige Drehung der Faden sich in lauter lose Fädchen spalten und somit unbrauchbar werden. Für manche Zwecke werden zwei oder mehr gezwirnte Fäden durch eine zweite Zwirnung vereinigt, deren Richtung derjenigen der ersten Zwirnung entgegengesetzt ist.

Das Zwirnen, Filieren oder Moulinieren der S. zerfällt in die Operationen des Spulens, Drehens, Doublierens und Zwirnens im eigentlichen Sinne. Die erste derselben, das Abwinden der Rohseidensträhne auf hölzerne Spulen, geschieht nach der ältesten Methode derart, daß die Spule auf einem senkrechten Draht hängt und durch Streichen mit der flachen Hand umgedreht wird, während die andere Hand den Faden von dem auf einer Garnwinde befindlichen Strähn zuleitet. Eine Vervollkommnung dieses primitiven Verfahrens war die Anwendung des Spulrads; in neuerer Zeit haben in europ. und amerikan. Moulinieranstalten fast allgemein Spulmaschinen von einfacher Konstruktion Eingang gefunden. Zum Drehen der einzelnen Fäden dient die nämliche Maschine, welche zum eigentlichen Zwirnen angewendet wird. Das Doublieren, d. h. Zusammenlegen und gemeinsame Aufspulen zweier oder mehrerer gedrehter oder ungedrehter Rohseidenfäden als Vorbereitung zum Zwirnen geschieht entweder durch bloße Handarbeit, oder mittels des Spulrads, oder besser mittels der Doubliermaschine, deren Einrichtung nur wenig von derjenigen der Spulmaschine abweicht.

Für das eigentliche Zwirnen kommt eine Maschine zur Anwendung, welche auf jeder Seite 2—3 Etagen mit je 60 Spindeln enthält, die mit einer Geschwindigkeit von 2000 bis 2500 Touren in der Minute umlaufen. In den letzten Jahrzehnten ist man mit Erfolg bestrebt gewesen, den Arbeitsprozeß dadurch zu vereinfachen, daß man mehrere Operationen, z. B. das Drehen und das Doublieren der Rohseidenfäden oder das Zwirnen derselben und das Haspeln der fertigen S., wodurch diese für den Handel in Strähne von bestimmter Größe und bestimmter Fadenzahl gebracht wird, einer Maschine überträgt. Man ist sogar so weit gegangen, alle Arbeiten, vom Abhaspeln der Cocons bis zum Drehen oder Zwirnen der Rohseidenfäden von einer Maschine in ununterbrochener Reihenfolge verrichten lassen zu wollen, doch haben diese weitgehenden Kombinationen bisher keine günstigen Resultate ergeben.

Die gezwirnte S. kommt in ungemein verschiedener Beschaffenheit vor, je nachdem zu derselben bessere oder geringere, feinere oder gröbere Rohseide verwendet und diese mit oder ohne vorläufige Drehung aus mehr oder weniger Fäden ein- oder zweimal stärker oder schwächer gezwirnt wird. Die Zwirnung ist in allen Fällen um so schärfer, je feiner die Fäden sind. Die zu Organsin verwendete Rohseide wird von 3 bis 8 Cocons abgehaspelt; sie erhält vor dem Zwirnen eine starke Rechtsdrehung und wird aus zwei, seltener aus drei Fäden (wonach man zwei- und dreifädige Organsin unterscheidet) links gezwirnt. Die Trama besteht aus 3—12 Coconfäden und wird als ein-, zwei- und dreifädige unterschieden. Die einfädige ist ein einfacher, für sich mäßig stark links gedrehter Rohseidenfaden; die zweifädige ist aus zwei, die dreifädige aus drei Rohseidenfäden ohne vorläufige Drehung links gezwirnt. Infolge der schwächern Zwirnung ist Trama weicher und flacher als Organsin, wodurch der Stoff dichter erscheint. Eine Mittelgattung zwischen Organsin und Trama, die öfters statt der erstern zur Kette seidener Gewebe verwendet wird, entsteht dadurch, daß man zwei Rohseidenfäden stark zusammenzwirnt, ohne sie vorher zu drehen. Die Maraboutseide wird meist aus drei Fäden blendendweißer Rohseide nach Art der Trama ohne Drehung der einzelnen Fäden gezwirnt, dann ohne vorausgehendes Kochen gefärbt, endlich nochmals und zwar sehr scharf gezwirnt. Die Steifigkeit, welche der beim Färben fast unverändert bleibende leimartige Überzug dem Faden verleiht, verbunden mit der scharfen Zwirnung, gibt dieser Gattung der S. die für dieselbe charakteristische peitschenschnurähnliche Härte.

Die Pelseide ist ein grober, gedrehter Rohseidenfaden. Nähseide wird aus Rohseide von 3 bis 24 Cocons hergestellt, entweder indem man zwei starke Rohseidenfäden einzeln rechts dreht und dann links zusammenzwirnt; oder indem man zwei ungedrehte Rohseidenfäden rechts zusammenzwirnt und dann zwei so gebildete Fäden durch eine zweite Zwirnung nach links vereinigt; oder indem man bei letzterer Methode vor der ersten Zwirnung den Seidenfäden eine Drehung erteilt. Die der Nähseide ähnliche Strickseide oder Häkelseide erhält, weil sie gröber ist und für ihren Zweck weich sein muß, schwächere Zwirnung. Die kordonnierte S. ist aus zahlreichen feinen Rohseidenfäden zusammengesetzt, die erst einzeln gedreht, dann zu vier, fünf, sechs oder acht links zusammengezwirnt werden, worauf man drei solcher Fäden durch Zwirnung nach rechts vereinigt. Bei der Stick- oder Plattseide liegen infolge der sehr schwachen Zwirnung nach dem Kochen und Färben die Coconfäden sichtbar voneinander getrennt.

Der Umfang des Haspels zum Aufwinden der fertigen S. und die Fadenzahl der Strähne waren früher in den einzelnen Industrieländern sehr verschieden; erst in neuerer Zeit ist durch Regelung derselben eine genaue Kontrolle des Fabrikationsbetriebes, sowie die richtige Bestimmung des Feinheitsgrades, das Titrieren der S., möglich geworden. Nach den Beschlüssen des in Wien 1873 und des in Brüssel 1877 abgehaltenen internationalen Kongresses zur Herbeiführung einer einheitlichen Garnnumerierung soll die Feinheit der Seidengarne ausgedrückt werden durch das Zehnfache der Zahl, welche das absolute Gewicht eines Fadenstücks von 1000 m Länge in Grammen angibt. Das Titrieren erfolgt gewöhnlich mit Hilfe von Zeigerwagen von sehr exakter Ausführung; doch bedient man sich, wo es sich um die Titrierung großer Massen handelt, auch besonders hierfür konstruierter, selbstthätig arbeitender Maschinen. Den Namen Titrierung hat diese Art der Klassifizierung, welche ebenso wohl mit der Rohseide als mit der filierten S. (in

ungefärbtem Zustande) vorgenommen wird, davon erhalten, daß in Frankreich die als Ausdruck für den Feinheitsgrad dienende Zahl titre heißt.

Die S. ist ein so hygroskopischer Körper, daß sie bis zu 30 Proz. Feuchtigkeit aus der Luft aufnehmen kann, ohne eigentliche Nässe zu zeigen. Sie wird daher, ehe sie in den Handel kommt, in besondern Anstalten bis zu einem bestimmten Grade getrocknet, wodurch sich alsdann ihr wirkliches Gewicht und somit ihr Wert bestimmen läßt. (S. *Konditionierung*.) Die rohe wie die filierte S. wird mit dem ihr von Natur eigenen leimartigen Überzug, der den Faden hart, steif und fast glanzlos macht, nur für manche Zwecke verarbeitet, für welche gerade diese Eigenschaften erwünscht sind, wie zur Herstellung von Beuteltuch, Kleidergaze, Krepp und Blonden. In den meisten Fällen ist die Beseitigung des Seidenleims durch Behandlung mit heißer Seifenlauge, das *Kochen* oder *Entschälen*, erforderlich, durch welche bei der von Natur gelben S. zugleich der harzige Farbstoff entfernt wird. Öfters wird die S., namentlich wenn sie in dunkeln Farben gefärbt werden soll, durch Anwendung schwächerer Lauge oder durch kürzeres Belassen in derselben absichtlich nur unvollkommen entschält, doch macht dies den Stoff leicht brüchig. Die S., welche weiß bleiben, oder in den zartesten Farben gefärbt werden soll, wird nach dem Kochen geschwefelt.

Während bei der Verarbeitung der gehaspelten S. ein wirklicher Spinnprozeß nicht stattfindet, da der Rohseidenfaden aus einer Anzahl langer, parallel nebeneinander liegender Fäden besteht, sind die unter dem Namen *Florett-* oder *Galettseide* zusammengefaßten Materialien als Gespinste im eigentlichsten Sinne zu bezeichnen, da jeder Faden aus vielen einzelnen kurzen Fasern durch Zusammendrehen derselben gebildet wird, weshalb unter *Seidenspinnerei* nur die Verarbeitung der Florettseide zu Garnen zu verstehen ist. In den für diesen Zweck eingerichteten Fabriken, den *Florettspinnereien*, wird zunächst die Auflösung des Klebstoffs entweder durch einen Fäulnisprozeß, oder durch Kochen in Kali-, resp. Natronlauge bewirkt, worauf man die durch Auswaschen und Stampfen weiterhin zubereitete Masse trocknet und die Fasern durch Klopfen voneinander isoliert. Die nachfolgenden Operationen sind, der Beschaffenheit des Materials entsprechend, d. h. je nachdem dasselbe eine kleinfaserige mehr oder weniger dichte Masse, oder ziemlich lange, nur lose zusammenhängende Fäden darstellt, entweder der Kammgarn-, resp. der Wergspinnerei oder der Baumwollspinnerei entnommen, indem als Vorarbeit des Spinnens in dem einen Fall ein *Kämmen* oder *Hecheln*, im andern ein *Krempeln* stattfindet. Obwohl die schönsten Florettgarne an Feinheit, Glätte und Glanz niemals den bessern Sorten der gehaspelten und filierten S. gleichkommen, finden dieselben ihrer Wohlfeilheit wegen ausgedehnte Verwendung. Man benutzt sie in der Weberei als Einschlag mit einer Kette von filierter S. oder auch als Kette halbseidener Stoffe, deren Einschlag aus Wolle besteht, außerdem zur Herstellung geringerer Bänder, Fransen und Schnüre, gestrickter und gewirkter Strümpfe, sowie von Näh-, Strick- und Stickseide, für welch letztere Zwecke sie eine Appretur durch *Sengen*, *Leimen* und *Glänzen* erhalten und unter verschiedenen Namen, wie Crescentin, Chappe, in den Handel kommen.

Das Spinnen der Florettseide geschieht teils auf Spinnrädern, teils auf Maschinen. Im erstern Fall bedient man sich des früher auch für die Wollspinnerei gebräuchlichen Handrades, wenn die Fasern kurz sind, während die langen Fasern auf dem Trittrade versponnen werden. Ebenso sind bei der Maschinenspinnerei für kurzes und für langes Material verschiedene Methoden in Anwendung. Das erstere wird ganz wie Baumwolle behandelt, indem man die von der *Krempelmaschine* gelieferten Bänder auf der *Streckmaschine* doubliert und auszieht, dann auf eine *Vorspinnmaschine* bringt und das erhaltene Vorgespinst auf einer *Mulemaschine* dem Feinspinnprozeß unterwirft. Dagegen sind für lange Florettseide die in der Kammgarn- und Flachsspinnerei üblichen Maschinensysteme in Gebrauch.

Die beim Kämmen der Florettseide sich ergebenden Abfälle bilden das Material einer weitern, nicht unbedeutenden Industrie, der *Bourrettspinnerei*, welche im wesentlichen nach dem Verfahren der Kammgarnspinnerei arbeitet. Die Abgänge derselben werden nicht versponnen, sondern als Watte, die geringsten als Polster- oder Packmaterial oder als schlechte Wärmeleiter zur Umhüllung von Dampfleitungen u. s. w. verwendet.

Die *Geschichte der Seidenindustrie* reicht bis in die frühesten Zeiten der Kulturentwickelung im Orient zurück. Schon um 2000 v. Chr. war die S. den Chinesen bekannt. Eine chines. Kaisertochter soll um 150 v. Chr. den Seidenbau nach Japan verpflanzt haben, von wo er sich weiter unter den asiat. Völkern verbreitete. Die Griechen scheinen die S. durch den Eroberungszug Alexanders d. Gr. nach Indien kennen gelernt zu haben; durch sie kam die Kenntnis derselben später nach Italien. Unter den prachtliebenden röm. Kaisern trieb man außerordentlichen Luxus mit seidenen Geweben, die aus Indien und Persien kamen; erst im 3. Jahrh. n. Chr. fing man in Italien an, aus importierter Rohseide Gewebe zu verfertigen. Unter dem Kaiser Justinian brachten griech. Mönche aus dem Morgenlande die Kenntnis des Seidenbaues und in ihren hohlen Pilgerstäben die ersten Seidenraupeneier nach Konstantinopel. Durch die Araber gelangte zwei Jahrhunderte später die Seidenzucht nach Spanien und durch die Kreuzzüge breitete sich dieselbe in Italien aus; Venedig und Genua trieben im 15. und 16. Jahrh. den wichtigsten Seidenhandel. In Frankreich wurde diese Industrie namentlich unter Ludwig XI. und seinen Nachfolgern gepflegt; unter Franz I. entstanden die Fabriken von Lyon, die an Heinrich IV. und an Colbert, dem Minister Ludwigs XIV., kräftige Förderer fanden. Im 17. Jahrh. nahm die franz. Seidenfabrikation bereits in ganz Europa die hervorragendste Stellung ein; nach der Aufhebung des Edikts von Nantes brachten jedoch die franz. Auswanderer ihre Kunst nach Deutschland, der Schweiz, Holland, England, ja selbst nach Dänemark, Schweden und Rußland.

In Deutschland waren schon am Ausgang des Mittelalters Mainz, Augsburg, Nürnberg der Sitz einer lebhaften Seidenindustrie. Die erste von Erfolg begleitete Anregung zur Einführung des Seidenbaues gab Friedrich d. Gr. durch Aussetzung von Prämien. Von der Mark Brandenburg aus verbreitete sich dieser Betrieb in den übrigen preuß. Provinzen. Im J. 1786 wurde die jährliche Produktion an Rohseide im preuß. Staat auf 14000 Pfd.

geschätzt, doch ist diese Ziffer nie wieder erreicht worden. Überhaupt ist kaum irgend ein Teil Deutschlands, in welchem nicht früher oder später Versuche zur Einführung des Seidenbaues gemacht worden wären, doch hat der Betrieb fast nirgends größern Umfang gewonnen, was sich außer durch die klimatische Beschaffenheit durch die Arbeiterverhältnisse der betreffenden Gegenden erklärt. Österreich, das, solange es im Besitz der Lombardei und des venet. Gebiets war, eine blühende Pflanzstätte der Seidenindustrie besaß, hat mit derartigen Bemühungen nur in den am günstigsten gelegenen Landesteilen, Tirol, dem Ilirischen Küstenlande, Dalmatien, dem südl. Ungarn, dauernden Erfolg gehabt. Die Schweiz hat hauptsächlich in dem südlichsten ihrer Kantone, in Tessin, Seidenkultur.

Im Europäischen Rußland hat man gleichfalls infolge der ungünstigen Erfahrungen den Seidenbau auf die hierfür am besten geeigneten Gegenden beschränkt, und ebenso wenig hat in England und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo sich die Seidenfabrikation gedeihlich entwickelt hat, die Gewinnung der S. einige Bedeutung erlangen können. Einen empfindlichen Stoß erlitt die Seidenzucht und die von ihr abhängige Industrie durch die Französische Revolution, indem nicht nur die ungeordneten Zustände an sich störend wirkten, sondern auch der Luxus, dem ja die S. fast ausschließlich dient, eingeschränkt wurde, sodaß seine baumwollene Gewebe vielfach an die Stelle der seidenen traten. Erst nach der Herstellung des europ. Friedens nahmen diese Industriezweige einen neuen Aufschwung. In neuerer Zeit haben wiederholt epidemische **Krankheiten** unter den Seidenraupen große Verheerungen angerichtet. (S. unter Seidenraupe und Seidenzucht.)

Für die Rohseide wie für die verarbeitete S. sind noch jetzt in Asien China und Indien, in Europa Italien und Frankreich die wichtigsten Produktionsgebiete. In Frankreich sind die Hauptfabrikationsorte Lyon, St.-Etienne, Nimes, Avignon, Paris; in Großbritannien Macclesfield, Manchester, Glasgow, Dublin; in der Schweiz Basel und Zürich; in Deutschland Krefeld, Elberfeld, Köln, Berlin. Der Hauptsitz der Florettspinnerei ist gegenwärtig die Schweiz, doch wird auch in Südfrankreich, im Elsaß, in Baden, sowie in England und Nordamerika viel Florettseide produziert. Zahlreiche Verbesserungen sind an dem Seidenhaspel, sowie an den Spul- und Zwirnmaschinen und den Hilfsvorrichtungen angebracht worden; die günstigsten Resultate sind aber in der Verwertung der Abfälle dadurch erreicht worden, daß man die Prinzipien der für die Baumwoll- und Wollspinnerei ausgebildeten Maschinen auf die Seidenfabrikation übertragen hat.

Seide, eigentlich Zaid, ein Sklave Mohammeds, war einer der ersten, die ihn als Propheten erkannten, wofür er zunächst freigelassen, von Mohammed als Sohn angenommen und mit Zeinab, der Tochter einer Tante des Propheten, vermählt wurde. Bald aber mußte er sie dem Propheten abtreten, der durch einige Verse im Koran (Sure 33, 4. 5) vorher das öffentliche Ärgernis abgewendet hatte.

Seidel, auch Seitel, ein früheres Flüssigkeitsmaß in Österreich und Bayern. In Österreich (bis Ende 1875) war es ¼ Maß = 0,354 l (ein Gemäß von 1¼ S. hieß hier Großseitel); in Bayern (bis Ende 1871) war es ½ Maßkanne = 0,535 l. Der bis Ende April 1854 gesetzlich gültig gewesene ungarische S. (Meszelij) war ½ ungar. Halbe = 0,423 l. In einigen Gegenden Deutschlands bezeichnet man mit S. den Schoppen von ½ Liter, welcher durch Gesetz vom 11. Juli 1884 aus den gesetzlichen Maßgrößen entfernt wurde.

Seidelbast, Pflanzenart, s. Daphne.

Seidenabfälle, s. unter Seide.

Seidenäffchen, soviel wie Korallenaffe, s. unter Affe.

Seidenbarège, ein gazeartiges Seidengewebe, [s. unter Barège.

Seidenberg in der Oberlausitz, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Lauban, dicht an der böhm. und nahe der sächs. Grenze, Station (3 km vom Orte) der Linie Nikrisch-S. der Preußischen Staatsbahnen und der Linie Pardubitz-Reichenberg-S. der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2023 meist evang. E. und hat Töpferei, Ziegeleien, Ofen-, Tuch- und Schirmstofffabriken. Dicht dabei das Dorf Alt-Seidenberg, der Geburtsort des Theosophen Jakob Böhme.

Seidendarm, der durch Einlegen der Seidenraupen in Essig und Zerreißen derselben gewonnene, dann zu Fäden ausgezogene Inhalt ihrer Spinndrüsen, der zu Angelschnüren verwendet wird.

Seidengaze, s. unter Gaze.

Seidenhase, s. unter Kaninchen.

Seidenhaspel, ein Haspel zum Aufwinden der sich von den Cocons abwickelnden Seidenfäden. (S. Haspel und unter Seide.)

Seidenholz, s. Atlasholz.

Seidenhut (frz. chapeau de soie, engl. silk hat), ein aus Plüsch oder Felbel hergestellter Hut. (Vgl. Hutfabrikation.)

Seidenindustrie, s. unter Seide.

Seidenkamelot, s. unter Kamelot.

Seidenleim, s. unter Degommieren.

Seidenpapier (frz. papier de soie, papier joseph à soie; engl. silk paper, tissue-paper), ein seidenartig weiches, feines und dabei haltbares Papier, das aus Abfällen der Flachsspinnerei, sowie aus ungebleichten Leinenhadern erzeugt wird.

Seidenpflanze, s. Asclepias.

Seidenraupe und **Seidenzucht.** Die Seidenraupe oder der Seidenwurm ist die Raupe eines ursprünglich nur in China einheimischen Nachtschmetterlings, des Seidenspinners oder Maulbeerspinners (Bombyx Mori, Tafel: Insekten III, Fig. 10, das Weibchen), der mit ausgebreiteten Flügeln etwa 4,5 cm in der Breite und 2 cm in der Länge mißt, schmutzigweiße Flügel mit zwei bis drei dunklern Querstreifen und mit einem undeutlichen bräunlichen Halbmond bezeichnete Vorderflügel hat. Das Männchen stirbt bald nach der Begattung; das Weibchen klebt seine 200—300 graugelben Eier an Baumstämme an. Die im Frühjahr auskriechenden Raupen fressen hauptsächlich Maulbeerblätter, wachsen sehr schnell häuten sich viermal während ihres sechs bis sieben Wochen dauernden Lebens und spinnen sich dann ein. Die Raupen sind glatt, weißlich-glänzend, mit verschiedenen graulichen und rötlichen Flecken und mit einem Horne auf dem letzten Ringe. Sie besitzen, wie viele andere Spinner, an der Unterlippe ein Spinnorgan und haspeln durch eigentümliche Bewegungen den nur 0,01 mm im Durchmesser haltenden, aber elastischen und zähen, bisweilen an 1000 m langen Faden hervor, welchen sie mit den Vorderfüßen in anfangs unregel-

mäßigen, dann aber sehr regelmäßigen Achtertouren umher wickeln und so eine ovale, innen glatte Hülse (Cocon) bilden, in der sie sich verpuppen und aus welcher nach drei Wochen der Schmetterling ausschlüpft, der mittels eines scharfen Saftes den Cocon durchbricht und so den Zusammenhang des ihn bildenden Fadens vielfach zerreißt. Es gibt nur eine Art, aber verschiedene Rassen der Seidenraupe, welche sich in zwei Gruppen: Weißspinner und Gelbspinner, je nach der Farbe des Seidenfadens, verteilen.

Die Seidenzucht wurde schon in den ältesten Zeiten in China getrieben und verbreitete sich einerseits nach Japan, andererseits nach Innerasien. Unter Justinian sollen zwei Mönche die ersten Eier in hohlen Stöcken im J. 533 nach Konstantinopel gebracht haben, worauf sich die Seidenzucht weiter von Griechenland aus nach Spanien, Portugal, Sicilien, Italien und in jüngerer Zeit auch nordwärts verbreitete. Jetzt sind außer China und Japan die wesentlichsten Produktionsländer die Umgebungen des Mittelmeers; nördlich der Alpen wird nur noch wenig produziert. Bei der Seidenzucht selbst kommen zwei Gesichtspunkte in Betracht: Erzielung vieler Seide und gesunde Nachkommenschaft. Hütung vor Nässe, Erhalten in möglichst gleicher Temperatur, sorgfältige Beseitigung der erkrankten Raupen, Darreichung trockener, gesunder Blätter, Verhütung vor Überfüllung der Räume sind wesentliche Bedingungen. Man betreibt die Zucht entweder als Nebenindustrie in den Häusern oder in großen Zuchtanstalten (Magnaneries); letztere sind Krankheiten und Epidemien mehr ausgesetzt. Die mohnkorngroßen Eier (graines) werden nach Unzen verkauft; die Unze liefert gegen 32000 Raupen, die an Futter etwa 16 Ctr. weißer Maulbeerblätter bis zur endlichen Verpuppung bedürfen. Man hält die Eier in kühlen Räumen, bis die Maulbeerblätter entwickelt sind und läßt sie dann in höherer Temperatur ausschlüpfen. So lassen sich zwei bis drei Zuchten im Jahre (Sommer) in südl. Gegenden ermöglichen (Bivoltini, Trivoltini). Die Raupe braucht 30 Tage bis zum Einspinnen. Zehn Tage nach dem Einspinnen tötet man diejenigen Cocons, welche Seide (s. d.) liefern sollen, durch Wärme (über 60°), die schönsten aber behält man zur Nachzucht. Die Krankheiten, welche unter den Raupen oft entsetzliche Verheerungen anrichten, haben sich durch stete Inzucht bei der Kultur so vermehrt, daß sie eine bedeutende Einbuße der Produktion, namentlich in Europa, veranlassen und zur steten Einfuhr frischen Seidensamens (Eier oder Grains, auf Kartons abgelegt) aus Japan nötigen.

Die hauptsächlichsten Seidenraupenkrankheiten sind: Gelbsucht (Jaunisse), Fettsucht (Grasserie), Starrsucht (Muscardine), Verkalkung (Calcino), Schlafsucht (Atrophie) und Körperchenkrankheit (Gattina, Distrophie). Letztere, auch Pilzsucht genannt, ist die gefährlichste und verbreitetste; sie entsteht durch Pilzwucherung im Körper der Raupe, tritt seuchenartig auf und ist erblich. Zuerst von Cornalia ergründet, hat Pasteur und nach ihm Haberlandt gelehrt, sie durch Zellengrainierung, d. i. abgesonderte Begattung untersuchter gesunder Schmetterlinge, zu beschränken.

In Ostasien gibt es noch zahlreiche Seidenspinner, deren Cocons einen verwendbaren Faden liefern. Aus ihnen wurden seit 1850 besonders drei Arten in Europa eingeführt und versuchsweise gezüchtet: 1) Bombyx Cynthia, der Ailanthusspinner, auf dem Götterbaum und Ricinus lebend, 1857 durch den Missionar Fantoni aus China nach Europa gebracht, seit 1858 durch Guérin-Méneville in Frankreich kultiviert; 2) Antherea Perniji und 3) A. Yama-Mai, beide in Ostasien auf Eichen lebend. Letztere, die wertvollere Art, gelangte 1863 durch Pompe van Meerdervorst nach Frankreich. In Japan lebt sie auf Quercus alba, dentata, serrata, in Europa gedeiht sie am besten auf der Stieleiche, dann der Trauben- und Zerreiche. Die Raupe des Yama-Maï-Seidenspinners ist viel größer als die des B. mori, sie spinnt nur Doppelfäden, viel stärker als diejenigen des letztern, wie denn auch ihre braunen Cocons noch einmal so groß sind. Verschiedentlich wurde sie im Freien in südeurop. Eichenwäldern gezüchtet, so im großen von Baron Bretton in Retfalu bei Essegg in Kroatien. Leider geben die Cocons eine geringe Ausbeute an Seide und sind schwer abzuhaspeln, daher ohne Nachfrage; die weitere Zucht wurde daher aufgegeben.

Vgl. Haberlandt, «Der Seidenspinner» (Wien 1871); Weißweiler, «Zucht des Maulbeerbaums und der Seidenraupe» (Berl. 1875); Pasteur, «Études sur les maladies des vers à soie» (Par. 1871); Bolle, «Die Krankheiten der Seidenraupe» (Görz 1874).

Seidenschwanz (Bombycilla) heißen sehr schön gefärbte, beerenfressende Singvögel von gedrungenem Bau, mit kurzem, breitem, gekerbtem, an der Spitze schwach gekrümmtem Schnabel, ovalen, unter steifen Borsten versteckten Nasenlöchern und kurzem Schwanze und Flügeln, deren erste Schwinge verkümmert ist. Bekannt ist der oben rotgraue, am Bauche silbergraue europäische Seidenschwanz (B. garrula, Tafel: Singvögel I, Fig. 19), mit samtschwarzer Kehle und Stirn, hohem Schopfe, schwarzen, weißgebänderten und rotgetupften Flügeln und citronengelb geränderten Schwanzfedern. Er nistet im hohen Norden auf niedrigen Ästen der Fichten, kommt oft in Scharen nach Deutschland und ist dumm, gefräßig und schmutzig.

Seidenspinner, s. unter Seidenraupe und Seidenzucht.

Seidenwurm, soviel wie Seidenraupe.

Seidenzucht, s. unter Seidenraupe und Seidenzucht.

Seidenzwirnmühle, s. Filatorium.

Seidl (Joh. Gabriel), österr. Dichter, geb. 21. Juni 1804 in Wien, wurde 1829 Gymnasialprofessor zu Cilli in Steiermark, von wo er 1840 zum Custos am Münz- und Antikenkabinett zu Wien berufen ward. Seit 1847 war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst. S. wurde 1856 zum k. k. Hofschatzmeister ernannt und erhielt 1867 den Titel und Charakter eines k. k. Regierungsrats. Er starb zu Wien 18. Juli 1875. Unter seinen Dichtungen stehen die lyrischen, namentlich seine Balladen und Romanzen, obenan; auch seine mundartlichen Dichtungen: «Gedichte in niederösterr. Mundart» (Wien 1844), haben viele Verbreitung gefunden. Hervorzuheben sind besonders: «Dichtungen» (3 Bde., Wien 1826—29), «Bifolien» (Wien 1836; 5. Aufl., Wien 1855), «Liedertafel» (Wien 1840), «Lieder der Nacht» (2. Aufl., Wien 1851), «Natur und Herz» (3. Aufl., Stuttg. 1859). Alle seine Gedichte sprechen durch tiefes und warmes Gefühl, Reinheit des Sinnes und Geschmacks

und Wohllaut an. Weniger bedeutend sind S.s Erzählungen, z. B. «Pentameron» (Wien 1843). Auch seine Dramen, z. B. «Das erste Veilchen», «Die Unzertrennlichen» und mehreres nach fremden Vorbildern Gearbeitete, erregten weniger Aufmerksamkeit, bis er mit den Lokalstücken «'s letzte Fensterln» und «Drei Jahre nach'm letzten Fensterln» hervortrat, welche großen Beifall fanden. Seine «Gesammelten Schriften» erschienen in sechs Bänden (Wien 1877—81). An seine heimatlichen Studien schließen sich an «Wanderungen durch Tirol und Steiermark» (Lpz. 1840), «Sagen und Geschichten aus Steiermark» (Graz 1881) und akademische Arbeiten, wie «Chronik der archäol. Funde in der niederösterr. Monarchie», «Über den Dolichenuskult» u. s. w., sowie mehreres Epigraphische. Sein neuer Text zu Haydns «Gott erhalte u. s. w.» wurde 1854 offiziell als österr. Volkshymne anerkannt. Vgl. Hartel, «Johann Gabriel S. Nekrolog» (Wien 1875).

Seidlitz oder Sedlitz, s. unter Seidschütz.

Seidlitzer Salz ist schwefelsaure Magnesia (s. Bittersalz).

Seidlitzpulver, s. unter Brausepulver.

Seidschütz (oder Saidschütz) und Sedlitz, zwei Dörfer im Bezirke Brüx im nördl. Böhmen, das erste mit 144, das andere mit 170 deutschen E. (1880), Stationen der Linien Prag-Brüx der Prag-Duxer Eisenbahn, haben ihre Bedeutung durch das Bitterwasser, welches dort aufquillt und zu Heilzwecken weit versendet wird.

Seierö, zum dän. Stift Seeland gehörige Insel vor der westl. Nordküste der Insel Seeland, zwischen dem Samsö-Belt westlich und der Seierö-Bucht östlich, 9 km lang, 1 km breit, hat zwei Dörfer, Seieröby mit Kirche und Kongstrup, an der Nordspitze einen Leuchtturm und etwa 700 E.

Seife in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes ist das Produkt der Einwirkung von ätzenden Alkalien (Kali, Natron) auf Fette (die im wesentlichen Glyzerinäther der drei fetten Säuren Palmitinsäure, Stearinsäure und Ölsäure sind) und besteht aus den Kali- oder Natronsalzen der genannten Fettsäuren. Den Prozeß ihrer Bildung nennt man die Verseifung oder Saponifikation. In wirtschaftlicher Hinsicht bildet die Seifenfabrikation eins der wichtigsten Glieder in der gesamten chem. Großindustrie. Je nach den verschiedenen Ländern verwendet man als Fettstoffe zur Bereitung der S. Talg, Palmöl, Kokosnußöl, Schweinefett, Olivenöl, Leinöl, Hanföl, Rapsöl, Thran u. s. w., an welche sich die bei der Stearinkerzenfabrikation abfallende Ölsäure und das Kolophonium anschließen. Als Alkali dient Kali, wenn man weiche oder Schmierseife, dagegen Natron, wenn man harte S. darstellen will. Bei der Bereitung der gewöhnlichen harten S. entsteht neben der S. als Hauptprodukt eine Lauge, welche das bei der Verseifung aus den Fettsubstanzen frei gewordene Glyzerin (s. d.) enthält und zur fabrikmäßigen Darstellung dieses Körpers verwendet wird. Man teilt die S. ein je nach der Konsistenz in weiche (Kaliseife) und in harte (Natronseife).

Die weichen Seifen werden aus Thran, Lein- oder Hanföl mit Kalilauge gesotten und haben das Eigentümliche, daß sie immer weich (daher Schmierseife) bleiben und das Glyzerin enthalten. Die harten Seifen unterscheidet man als Kernseifen und als gefüllte Seifen. Erstere, die vorzüglichere Sorte, hat davon ihren Namen, daß die aus Fettsubstanz (Talg, Palmöl oder Olivenöl) und Natron- oder Kalilauge fertig gekochte Seifenlösung mit Kochsalz versetzt wird (das Aussalzen der S.), wodurch die S. sich von der Lauge trennt und, falls Kalilauge zum Verseifen angewendet wurde (was jedoch jetzt nur ganz ausnahmsweise noch geschieht), in Natronseife übergeführt wird; hierauf wird die S. «zum Kern» gesotten, d. h. zu einer gleichförmig geschmolzenen blasenfreien Masse vereinigt. Von dieser Kernseife geben 10 Ctr. Talg etwa 16⅔ Ctr. Seife, die an der Luft noch um 10 Proz. eintrocknet. Solche echte S. enthält in 100 Teilen gegen 62 Teile fette Säuren und ist je nach dem Fettmaterial, das zur Herstellung der S. angewendet wurde, ein Gemenge von Natronsalzen verschiedener Fettsäuren. Die Thatsache, daß der mit Natronlauge und Kokosnußölzusatz bereiteten Seifenmasse eine große Menge Wasser einverleibt werden kann, ohne das Aussehen der S. zu schädigen, sowie das Bestreben des S. konsumierenden Publikums, den Seifebedarf so wohlfeil wie möglich sich zu verschaffen, hat die Veranlassung zur Fabrikation der gefüllten Seifen gegeben, die nicht ausgesalzen werden, weshalb die Unterlauge von der Seifenmasse sich nicht trennt. Trotz ihres Wasserreichtums erscheint diese S. trocken und hart. Es geben 10 Ctr. Fett bis zu 30 Ctr. gefüllte S. In neuerer Zeit fabriziert man S., der man Wasserglas zusetzt und unter dem Namen Wasserglaskomposition in den Handel bringt. Einen besondern Zweig der Seifefabrikation bildet die mit der Parfumerie verbundene Herstellung der Toiletteseifen, die namentlich sorgfältig bereitete und neutrale S. sind, die mit Riech- und zuweilen auch mit Farbstoffen versetzt werden. Die transparenten Seifen, die man früher durch Schmelzen von feiner S. in Alkohol in der Wärme und Formen der erstarrten Masse darstellte, werden gegenwärtig durch Lösen von S. in Glyzerin (Glyzerinseife) hergestellt. Alle mit Kali und Natron bereiteten S. sind in Wasser löslich, die mit alkalischen Erden und Metalloxyden hergestellten dagegen unlöslich. Mehrere dieser unlöslichen Seifen sind für die Technik und Pharmacie wichtig, so die Kalkseife in der Fabrikation der Stearinkerzen (s. d.), die Bleiseife als Bleipflaster.

Seifen heißen Trümmerlagerstätten von diluvialer und jüngerer Bildungszeit, entstanden durch Abwitterung der Gebirge und Anhäufung des Materials an den Abhängen und in den Thälern, besonders in den Thalzwieseln. Die in Lagern oder Gängen in dem verwitterten Gebirge enthalten gewesenen Erze oder Edelsteine erfahren dabei eine Art natürlicher Aufbereitung, d. h. Trennung von den tauben Massen und Anhäufung in zum Teil wertvollen Lagerstätten. Man unterscheidet Metall-, Erz- und Edelsteinseifen. Gold findet sich in der Isar, Edder, im Inn, Rhein in kleinen Mengen, in großen dagegen im Ural, Altai, Californien, Australien, Brasilien, Spanien und Ungarn; Platin im Ural, Altai, Südamerika, Borneo und Nordcarolina; Kupfer in Brasilien und China; Zinnstein im Erzgebirge, Malakka, Banka, Australien, Cornwall, Bretagne und Böhmen; Eisenerz auf Elba; Edelsteine in Brasilien, Ostindien, Ceylon. Die Gewinnung in den Seifenwerken ist entweder einfache Gräberei oder Ausdeckarbeit; das

unhaltige Gestein wird durch einen Wasserstrom weggespült und so das schwerere Gut konzentriert; in großartigem Maßstabe hat man dies in Californien ausgeführt durch den Bau umfangreicher Wasserzuführungen mit starkem Druck, womit ganze Berge weggeschwemmt wurden.

Seifenbaum (gemeiner), s. unter Sapindus.

Seifenkraut, Pflanze, s. Saponaria.

Seifenrinde, die Rinde von Quillaia Saponaria.

Seifensiederfluß, s. Fluß.

Seifenstein, s. Saponit.

Seifenwerk, s. u. Seifen.

Seifenwurzel, die Wurzel von Gypsophila Struthium.

Seifhennersdorf, großes Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Zittau, an der Linie Zittau-Wilthen der Sächsischen Staatseisenbahn, zählt (1880) 6689 E. und hat eine Maschinenfabrik und Eisengießerei, Fabrikation von baumwollenen und halbwollenen Waren, Orleans- und Samtweberei.

Seignettesalz (Sal polychrestum Seignetti, Tartarus natronatus) ist krystallisiertes Kalium-Natrium-Tartrat, s. unter Weinsäure.

Seigneur (vom lat. senior, d. i. der Ältere), nachmals auch gekürzt in Sieur, hieß ehedem in Frankreich derjenige, welcher als Lehn oder freies Allod ein erbliches Territorium oder wenigstens darüber die hohe oder niedere Gerichtsbarkeit (Seigneur justicier) besaß. Ein solches Territorium nannte man Seigneurie, den Inbegriff der Rechte aber, die an demselben haften, Seigneuriage. Später jedoch wurde unter dem letztern Worte besonders das königl. Münzrecht verstanden. Gegenwärtig bedient man sich des Titels S. nur gegen souveräne Fürsten; Prinzen, Herzöge, Erzbischöfe werden mit Monseigneur tituliert. Auch »Herr Gott« wird im franz. Kirchenstile mit S. ausgedrückt. Die Verkürzung von S. ist Sire, soviel als gnädiger Herr, welches Wort bei Anreden an Monarchen gebraucht wird. Grandseigneur heißt im gesellschaftlichen Leben derjenige, dessen Sitten und Lebensart den Mann von vornehmer Abkunft und großem Vermögen verraten.

Seikhs, s. Sikhs.

Seiland, große norweg. Insel, südl. von Hammerfest (s. d.), an der nördl. Mündung des Altenfjords, zählt auf 593 qkm (1875) nur 281 E.

Seilaufzug, mechan. Vorrichtung zum Heben von Gegenständen oder Personen mittels eines sich aufwickelnden Seils und einer an diesem hängenden, an Führungsschienen aufsteigenden Plattform. (S. unter Hebeapparate.)

Seilbahnen, soviel wie Drahtseilbahnen.

Seile (frz. corde, engl. rope), Stricke oder Bänder, welche stärker als eine Schnur oder Leine, aber schwächer als ein Tau sind, s. unter Seilerei und Seilerwaren. Über baumwollene S. s. Baumwollschnüre; über Seile als Betriebsmittel für Maschinen s. unter Hebeapparate und unter Transmissionen und Triebwerke; über Drahtseile (s. d.).

Seiler (frz. cordier, engl. rope-maker), ein Handwerker, welcher Seile, Stricke, Bindfaden oder Schnüre aus Hanf oder ähnlichen Materialien durch Zusammendrehen mit der Hand oder auf einer Maschine verfertigt. (S. Seilerei und Seilerwaren.)

Seilerbahn, Reepbahn, Spinnbahn oder Drehbahn (frz. corderie; engl. rope-walk, rope-yard), eine 50—500 m lange, offene oder überdeckte Bahn, an deren einem Ende ein Seilerrad aufgestellt ist und die vom Seiler beim Spinnen eines Fadens durchlaufen wird. (S. unter Seilerei.)

Seilerei oder Seilfabrikation, die handwerksmäßige oder fabrikmäßige Verfertigung von Seilen aus Faserstoffen. (S. Seilerwaren.) Die Werkstätten für die Verfertigung der Seile, speziell der Taue, heißen Reepschlägereien. Oft bestehen dieselben bloß aus einem freien Raume, der Seiler- oder Reepbahn; manchmal sind sie wenigstens gegen Wind und Regen geschützt. Das Drehen der Fäden geschieht auf dem Seilerrade. Dasselbe besteht aus einem festen Gestell, in welchem ein Rad gelagert ist, das entweder mittels einer Kurbel durch einen Hilfsarbeiter, oder mittels einer um Rollen geschlungenen Schnur durch den Spinner selbst in Bewegung versetzt wird. An den obern Enden der Ständer befinden sich zwei in der Höhe verstellbare Brettchen, in welchen vier oder mehr Spindeln gelagert sind; an jeder der letztern sind Häkchen zur Aufnahme der Fäden angebracht. Die Spindeln werden vom Rade aus durch eine Schnur ohne Ende, durch Zahnräder oder durch einen andern Mechanismus in Umlauf versetzt. Bei der Arbeit zieht der Spinner, welcher den Hanf um den Leib gebunden hat oder das Werg in einer Schürze trägt, einen Faserbüschel von entsprechender Größe heraus, hängt diesen mittels einer Öse in einen der Haken des Rades und schreitet nun rückwärts fort, wobei sich neue Fasern herausziehen, die mit den frühern zusammengedreht werden. Mit der rechten Hand hält er den Spinnlappen, mittels dessen er den gesponnenen Faden glättet. In Abständen von 20—25 m ist der letztere durch Böcke oder Rechen unterstützt, damit er nicht durch Schleifen auf dem Erdboden beschmutzt wird. In neuerer Zeit wird das Garn vielfach nicht in den Seilerwerkstätten, sondern auf Maschinen hergestellt, die den in der Flachsspinnerei gebräuchlichen ähnlich, nur größer und stärker gebaut sind.

Das Zusammendrehen der Fäden zu Litzen mit der Hand kann auf zweierlei Art vorgenommen werden. Nach der ältern Methode, die man noch jetzt zur Herstellung ordinärer Seilerwaren, auch dünnen Tauwerks anwendet, werden so viele Garnfäden, als zu einer Litze nötig sind, nebeneinander in der erforderlichen Länge ausgespannt, dann mit einem Ende an dem Haken einer Spindel befestigt und durch Umdrehung derselben in derjenigen Richtung, die dem Draht des Garns entgegengesetzt ist, zusammengezwirnt. Um der Verkürzung, welche dadurch entsteht, daß die Fäden sich in Schraubenlinien umeinander herumlegen, nachgeben zu können, werden dieselben am andern Ende, wo sie gleichfalls auf einem Haken vereinigt sind, entweder durch ein angehängtes Gewicht ausgespannt, oder an einem Gestell befestigt, das in der Richtung der Fäden beweglich ist und sich somit der Spindel nähern kann. Nach der zu Anfang dieses Jahrhunderts von dem engl. Kapitän Hubbart erfundenen Methode, dem sog. Patentschlag, welche namentlich bei stärkern, fadenreichern Litzen, also beim Zusammendrehen von Tauen, ein viel gleichmäßigeres Produkt ergibt, wird das Garn vor dem Zusammendrehen auf Spulen gewunden, die auf horizontale Stäbe eines Rahmens drehbar aufgesteckt werden. Jeder Faden wird alsdann durch eins der in konzentrischen Kreisen angeordneten

Löcher einer Platte, *Registerplatte*, geleitet, worauf alle Fäden gemeinsam durch eine Röhre gehen, deren schwach konisch geformte Öffnung an ihrer engsten Stelle nur ebenso weit ist, daß dieselben mühsam hindurchgezogen werden können, folglich einen starken Druck erfahren.

Beim Austritt aus der Röhre werden sie an dem *Ausziehwagen* befestigt, der in seiner einfachsten Gestalt aus einem auf vier Rädern ruhenden Brett besteht, an dessen Ecken vier durch Querriegel zusammengehaltene Ständer angebracht sind. Auf der der Registerplatte zugewendeten Seite ist an den Ständern ein Querbrett befestigt, in dessen Löchern je ein Dreheisen (Spindel mit Haken und Kurbel) steckt. An einem der Haken wird das Garnbündel, an dem Querriegel der hintern Ständer ein über die ganze Bahn sich erstreckendes Tau, *Grundtau*, befestigt, dessen anderes Ende am Umfang einer Trommel festgemacht wird, die ihre Bewegung durch Räderübersetzung erhält. Bei der hierdurch erfolgenden Aufwickelung des Taues wird der Ausziehwagen von den Spulen und der Registerplatte entfernt. Währenddessen dreht ein auf dem Wagen stehender Arbeiter den Haken in der dem Draht des Garns entgegengesetzten Richtung, sodaß das Garnbündel in dem Maße, wie es aus der Röhre tritt, zusammengedreht wird. Außer der vermöge der Einrichtung der Registerplatte bewirkten zweckmäßigen Verteilung der Fäden hat der Patentschlag den wichtigen Vorzug, daß sämtliche Fäden mit nahezu der gleichen Spannung in der Litze zu liegen kommen, indem sie genau in derjenigen Länge von den Spulen abgewunden werden, welche für jede der die Litze bildenden konzentrischen Schichten die geeignete ist, wodurch das Seil eine an allen Stellen gleichmäßige Tragfähigkeit erhält und überdies an Garn gespart wird.

Die beim Zusammendrehen der Litzen zu Seilen und Tauen gebrauchten Vorrichtungen sind denjenigen zum «Schlagen» der Litzen nach dem ältern Verfahren ähnlich. Vor dem Beginn der Drehung wird ein abgestumpfter Holzkegel, *Lehre*, der hier die Stelle der Registerplatte vertritt und mit ebenso vielen Längsfurchen versehen ist, als Litzen vorhanden sind, zwischen die letztern gesteckt und von einem Arbeiter der Zusammendrehung des Seils entsprechend fortbewegt. Bei der Herstellung sehr starker Taue verfährt man in der Weise, daß man erst aus den Litzen schwächere Taue verfertigt, die nachher ähnlich wie zuvor die Litzen vereinigt werden. Man hat auch Maschinen konstruiert, die in ununterbrochener Aufeinanderfolge das Garn zu Litzen und diese zu Tauen zusammendrehen. Den durch Handarbeit hergestellten Seilen gegenüber hat die Maschinenarbeit den Nachteil, daß es bis jetzt noch nicht gelungen ist, mittels derselben Stücke von bestimmter Länge zu liefern, deren eines Ende mit einer durch richtiges Verflechten der Fäden und Litzen gebildeten Schlinge versehen ist, während das andere durch Einflechten derart abgerundet ist, daß es sich nicht ausfransen kann. Die Schlußarbeit der S. bildet das Glätten der Seile, das im Reiben der Oberfläche mit rauhen Körpern besteht, wodurch äußerlich vortretende Schäbeteilchen beseitigt und emporstehende Härchen niedergelegt werden.

Seilerwaren. Das zu S. am meisten verwendete Material ist Hanf, der sich durch die große Länge und Festigkeit seiner Fasern vorzüglich für diesen Zweck eignet; Hanfwerg wird zu geringern Schnüren und zu Sackband verarbeitet. Für ganz feine Bindfäden und zum Weben von *Gurten* (s. d.) kommt Flachs zur Verwendung; Flachswerg benutzt man zu Stricken oder zu groben Gurten. Neuseeländischer Flachs liefert Bindfaden, Schnüre und Seile von größerer Haltbarkeit, als solche von gewöhnlichem Flachs. Manilahanf wird in den weißen Sorten zu Glockenschnüren, in den übrigen Sorten zu Tauen verarbeitet, welche ebenso wie die Taue aus Aloehanf und Domingohanf infolge ihrer Wetterbeständigkeit nicht geteert zu werden brauchen. Aus Lindenbast, aus Kokosnußbast, sowie aus Pferde- und Kuhhaaren werden Bindestricke, Brunnenseile und Trockenschnüre für Papierfabriken verfertigt. Baumwollene Seile (s. *Baumwollschnüre*) finden in neuerer Zeit als Transmissionsseile ausgedehnte Verwendung. Die dem Hanf oder Flachs ähnlichen Pflanzenfasern kommen, in derselben Weise wie diese (s. unter *Flachsspinnerei*) vorbereitet, in die Werkstätte des Seilers.

Unmittelbar aus Fäden zusammengesetzt werden die meist aus zwei rechts gedrehten Hanffäden nach links zusammengedrehten (zweischäftigen) *Bindfäden*; *Sackband* mit stärkerm Draht als Bindfaden; *Stricke* aus drei bis vier sehr groben Fäden bestehend, welche mit rechter Drehung sehr drall gesponnen, dann durch linke, gleichfalls starke Drehung vereinigt sind, und einzelne Sorten *hanfener Schnüre*, die aus drei links gesponnenen, durch Rechtsdrehen vereinigten Fäden bestehen. Zu den aus *Litzen* (schwach gedrehten Schnüren) zusammengesetzten Waren gehören die hanfenen *Stränge* (Zugstränge), welche gleich den Stricken von einem Ende zum andern dünner zulaufend hergestellt und am dicken Ende mit einer Schlinge versehen werden; dieselben sind aus vier Litzen, deren jede drei bis vier Fäden enthält, zusammengedreht. Die Drehung ist beim *Spinnen* rechts, beim *Abschnüren* (Vereinigen der Fäden zu Litzen) links, beim *Seilen* (Bildung des Strangs aus den Litzen) wiederum rechts. Die aus Litzen zusammengesetzten Schnüre haben ein feineres und schöneres Aussehen, als die direkt aus Fäden zusammengedrehten. Man bildet die Schnur regelmäßig aus drei Litzen, gibt jeder Litze entweder wenige grobe, auf dem *Seilerrade* (s. unter *Seilerei*) gesponnene Fäden oder mehr derselben und feinere, die wie gewöhnliches Garn auf dem Trittrade gesponnen sind.

Dickere Sorten von Schnüren nennt man *Leinen*; von diesen sind die dicksten die Fangleinen zum Gebrauch auf Schiffen. Die stärksten Gattungen aller Seilerwaren bilden die *Seile* und *Taue*, deren Stärke man durch Messen ihres Umfangs anzugeben pflegt. Die zum allgemeinen Gebrauch bestimmten Seile sind gewöhnlich vierschäftig, d. h. sie bestehen aus vier Litzen, mit einem geraden dünnen Seil (Seele) in der Mitte. Die Fäden sind links gesponnen, die Litzen rechts gedreht und die Drehung im Seil ist wiederum links. Die *Schiffstaue* sind aus groben Fäden mit rechter Drehung gesponnen. Ein Tau besteht meist aus drei oder vier Litzen und hat im letztern Falle eine Seele, um den Zwischenraum in der Mitte auszufüllen. Für die allerstärksten Taue ist jedoch diese Zusammensetzung nicht anwendbar, weil hierbei eine gar zu große Anzahl Fäden auf jede Litze kommen würde. Man bildet alsdann das Tau aus Litzen mit geringerer Fadenzahl, deren je drei zu einem Seil zusammengedreht sind, indem man es

aus drei bis vier solchen Seilen und einer Seele herstellt. Die Schiffstaue sind mit wenigen Ausnahmen geteert, und zwar wird entweder das Teeren mit der fertigen Ware vorgenommen, oder schon geteertes Garn verarbeitet.

Seilfahren (bergmännisch), s. unter Bergbau, Bd. II, S. 807.

Seilfähren, s. unter Fähren.

Seille, rechtsseitiger Nebenfluß der Mosel in Deutsch-Lothringen, ist oberhalb Marsal durch einen Kanal mit der Saar verbunden, bildet streckenweise die Grenze gegen das franz. Depart. Meurthe-et-Moselle, das sie 20 km weit durchfließt, und mündet nach 130 km Lauflänge bei Metz.

Seille, linksseitiger Nebenfluß der Saône, entspringt im Depart. Jura, wird bei Louhans im Depart. Saône-et-Loire, wo links der Sevron einmündet, auf 41 km schiffbar und mündet nach einem Laufe von 116 km auf der Grenze der Departements Ain und Saône-et-Loire.

Seilscheibe, eine am Umfang mit einer oder mehrern Rillen versehene Scheibe, um welche, von einer zweiten solchen Scheibe kommend, ein endloses Seil geschlungen ist, sodaß von einer auf die andere Scheibe mittels des Seils Kraft übertragen werden kann. (S. unter Transmissionen und Triebwerke.)

Seilschiffahrt oder Drahtseilschleppschiffahrt, soviel wie Kettenschleppschiffahrt.

Seilspinnmaschine, s. unter Seilerei.

Seiltänzer, auch Akrobaten (grch.), nennt man gymnastische Künstler, welche auf einem mehr oder minder hoch über dem Boden horizontal oder auch schräg ausgespannten Seile nicht bloß in allen Gangarten einherschreiten und tanzen, sondern auch die verschiedenartigsten Körperbewegungen, Sprünge, gymnastische und andere Künste ausführen. Die eigentliche Kunst des Seiltanzes besteht bei der Schmalheit der Bahn und dem stetigen Schwanken des Seils in der geschicktesten Wahrnehmung des Gleichgewichts (daher die franz. Benennung Equilibristen), zu dessen Unterstützung sich die S., wenigstens bei gewissen Kunststücken, einer Balancierstange bedienen. (S. Balancieren.) Die Kunst des Seiltanzes findet sich bei allen Kulturvölkern alter und neuer Zeit, des Abendlandes wie des Morgenlandes. Die Griechen und Römer leisteten, wie überhaupt in den Gauklerkünsten, auch in diesem Fache Außerordentliches. Schon im Altertum zogen Gesellschaften von S. (grch. σχοινοβάται, lat. funambuli) beiderlei Geschlechts von Ort zu Ort. Doch wurden sie auch, namentlich bei den Römern zur Kaiserzeit, zur Verherrlichung öffentlicher und privater Festlichkeiten herangezogen. Einzelne vornehme Römer hielten unter ihren Sklaven Gaukler und Equilibristen jeder Art. Viele merkwürdige Seiltänzerkünste finden sich teils von den Alten erwähnt, teils auf Vasen und Wandgemälden abgebildet. Vielfach scheinen die S. ihre Künste im Kostüm von Sirenen, Faunen und andern mytholog. Gestalten produziert zu haben. Die Besteigung des sog. Turmseils wurde schon im Altertum ausgeführt. Nach den Berichten des Plinius und Sueton soll man selbst Elefanten zu diesem schwierigen Kunststücke abgerichtet haben. Einen besondern Ruf in der Kunst der Akrobatie hatte die Stadt Cyzikus, auf deren Münzen bisweilen das Besteigen des Turmseils abgebildet ist. Auch im Mittelalter erscheinen S. auf Messen und Märkten. Einzelne hervorragende Künstler dieser Art werden zu den Zeiten Karls VI. von Valois und Ludwigs XII. ausdrücklich genannt. Der Akrobat Arcangelo Tuccaro, der seine Künste im 16. Jahrh. an den Höfen Deutschlands, Frankreichs und Englands zeigte, verfaßte auch eine Schrift über dieselben (Par. 1599, mit Holzschnitten). In neuerer Zeit haben besonders die Italiener als S. Vorzügliches geleistet, wie z. B. die Chiarini und die Frau Saqui. In Deutschland erlangte im zweiten Viertel des 19. Jahrh. besonders die Familie Kolter Popularität. In neuester Zeit erregt namentlich der Amerikaner Blondin, der unter anderm den Niagarafall auf einem gespannten Seile überschritt, allgemeine Aufmerksamkeit.

Seiltrieb (aus Drahtseilen zusammengesetzter), s. unter Drahtseil.

Seiltrommel, eine cylindrische oder konische Trommel, auf welche sich ein Seil in Spirallinien aufwickelt. (S. unter Hebeapparate.)

Sein ist der allgemeinste, aber deshalb auch inhaltsloseste der Begriffe. Seine Erörterung ist Gegenstand der Ontologie als eines Teils der Metaphysik (s. d.). Man findet in ihm zu unterscheiden, daß etwas ist (die Existenz oder das Gesetztsein), und dasjenige, was es ist (die Essenz oder das Wesen). Von beiden unterscheidet sich wieder das S. in der Bedeutung der Identität als der bloßen Form des Gesetztseins, wie dieselbe in der grammatikalischen Copula hervortritt. Da der Begriff des S. den zeitlichen Wechsel ausschließt, so kann ein sich in der Zeit entwickelndes Ding, welches fortwährend zum Teil nicht mehr und zum Teil noch nicht ist, nicht ein Seiendes im strengen oder metaphysischen Sinne des Wortes genannt werden. Der Gegenstand, auf welchen der Begriff des S. in seiner strengsten Bedeutung passen würde, ist unter dem Namen des absoluten Wesens (ὄντως ὄν) von jeher das Ziel der metaphysischen Forschungen gewesen, in denen es hauptsächlich drei Richtungen zu unterscheiden gibt. Entweder hält man dogmatisch den Seinsbegriff für einen schlechthin einfachen und nimmt infolge davon schlechthin einfache Grundwesen an, wie Leibniz und Herbart thaten und wie es schon im Altertum bei den Eleaten und Atomisten vorkam. Oder man reflektiert dialektisch auf die oben bezeichneten, aus dem Seinsbegriff entwickelbaren Unterschiede und hält ihnen entsprechend auch das absolute Wesen für ein in sich Mannigfaltiges, wie in den Systemen Hegels, Schellings und schon im Altertum bei Plato geschah, wo die am Seinsbegriff entdeckten dialektischen Entwickelungen auf das absolute Wesen übertragen wurden. Der dritte Weg ist der kritische, den Begriff des S. überhaupt nicht als Zeichen für irgendeinen wirklichen Gegenstand, sondern für ein bloßes subjektives Werkzeug der Auffassung anzusehen. Diese Denkweise ist von Kant zu ihrer höchsten Ausbildung gebracht worden, während sich im Altertum kaum vereinzelte Spuren derselben finden.

Sein, Insel westlich vor der Pointe du Raz, einem der nordwestlichsten Vorgebirge Frankreichs, zum Arrondissement Quimper des Depart. Finistère gehörig; sie ist 3 km lang, 1 km breit, von Sandbänken umgeben, trägt einen Leuchtturm und zählt etwa 650 breton. E., welche vorzugsweise Fischerei betreiben. S. hieß im Altertum Sena und besaß ein berühmtes Orakel.

Seine (Sequăna bei den Alten), einer der größten und fischreichsten Flüsse Frankreichs, entspringt aus drei Quellen 471 m hoch im Depart. Côte-d'Or am südwestl. Ende des Plateau von Langres, in dem waldigen Thale Combe de la Douix, im Walde von Chanceaux und durchströmt in nordwestl. Hauptrichtung Burgund, Champagne, Isle de France und die Normandie (Depart. Côte-d'Or, Aube, Marne, Seine-et-Marne, Seine-et-Oise, Seine, Eure und Niederseine). Auf ihrem Laufe berührt sie Chatillon, Mussy, Bar, Troyes, Méry, Nogent, Montereau, Melun, Corbeil und durchschneidet 8,6 km weit Paris. Dann fließt sie vorüber an St.-Denis, Argenteuil, St.-Germain, Poissy, Mantes, Vernon, Les-Andelys, Pont de l'Arche, Elbeuf, Rouen, Duclair und Caudebec, bildet von unterhalb Quillebeuf an ein 30 km langes, zwischen Harfleur und Honfleur 10 km breites Ästuar und ergießt sich südlich von Cap de la Hève, nahe unterhalb Havre, in 407 km direkter Entfernung von der Quelle, nach einem sehr gekrümmten Laufe von 776 km in den Kanal (La Manche). Unterhalb Troyes, bei Marcilly, von der Aubemündung an, wird die S. (656 km) schiffbar. Innerhalb Paris wechselt sie beträchtlich in der Breite, von 49 m (unter dem Pont St.-Michel) bis 166,3 und 265 m (unter dem Pont-Neuf und Pont d'Austerlitz). Von da an hat sie viele Inseln und einen langsamern Lauf, sowie auffallend viele Windungen. Unterhalb Rouen wird sie 680—780 m, bei Quillebeuf 2,5 km, gegenüber von Honfleur 10 km breit. Von der Quelle bis Paris sind ihre Ufer im allgemeinen monoton, desto malerischer und romantischer von Paris bis zum Meere. An der Mündung ist sie zur Flutzeit majestätisch; zur Ebbezeit gewahrt man nur Wasserstreifen zwischen schlammigem Sand. Zur Zeit der Äquinoktien, sowie bei Neu- und Vollmond steigt die Barre mit Getöse aufwärts, selbst bis Rouen bemerkbar, nicht selten die besten Deiche zerstörend. Bis Rouen, 126 km vom Meere, steigen mit der Flut Segelschiffe von 300 bis 500 t, Dampfer von 600 bis 800 t Last hinauf, sodaß diese Stadt, sowie La Bouille, Duclair, Caudebec, Quillebeuf als Seehäfen betrachtet werden. Die S. hat ein Gebiet von 78000 qkm und nimmt 25 Nebenflüsse (darunter 8 schiffbare) auf, von denen rechts die Aube, Marne mit Ornain und Ourcq, die Oise mit der Aisne, die Epte und Andelle, links die Yonne mit dem Armançon, der Loing, die Essonne, Eure und Rille die namhaftesten sind. In Verbindung steht sie durch das treffliche Kanalsystem Frankreichs auch mit der Somme, Schelde, Maas, Loire, Saône und dem Rhône, sowie durch den neuen Marne-Rheinkanal mit dem Rhein. Sie ist der wichtigste und verkehrreichste Fluß Frankreichs, indem sie die Hauptstadt des Reichs direkt mit dem brit. Kanal und durch künstliche Wasserstraßen den Ocean mit dem Mittelmeere in Verbindung setzt. Nach der S. sind vier Departements benannt.

Das **Departement Seine**, ein Teil der alten Provinz Isle-de-France, fast kreisrund, ganz umschlossen vom Depart. Seine-Oise, ist das kleinste, aber durch die darin liegende Hauptstadt Paris das volkreichste und volksdichteste Departement Frankreichs. Es hat ein Areal von 478,7 qkm, wovon die Hauptstadt Paris (s. d.) allein 78 einnimmt, und eine Bevölkerung, die 1800—21 von 630585 auf 822100 (um 30,18 Proz.), bis 1831 auf 935108 (um 13 Proz.), bis 1841 auf 1194603 (um 27,5 Proz.), bis 1851 auf 1422065 (um 19 Proz.), bis 1861 auf 1953660 (um 37,38 Proz.), bis 1872 auf 2220060 (um 13,63 Proz.), bis 1876 auf 2410849 (um 8,6 Proz.) und bis 1881 auf 2799329 sich steigerte. Das Land ist meist eben, und der Chaumont, Montmartre, Mont-Valérien, die Höhe bei Plessis-Piquet und der kleine Bicêtre sind bei 101, 105, 161, 167 und 169 m Seehöhe die einzigen Erhebungen, welche den mittlern Teil, das Thal der Seine, beherrschen. Die Seine nimmt bei Charenton die Marne, in Paris die von Süden kommende Bièvre (Rivière des Gobelins), sowie die Kanäle de l'Ourcq, St.-Denis und St.-Martin auf. Der Boden des Departements, aus Kalkstein, Gips und Mergel bestehend, ist leicht und dürr, aber durch eifrigen Anbau ertragreich, namentlich in den gutbewässerten Gärten, welche jährlich bis sechs Ernten geben. Bemerkenswert sind die vielen Gips- und Steinbrüche, sowie die kalten Mineralquellen von Passy und Auteuil. Produkte sind Getreide, viel, aber mittelmäßiger Wein, Hülsenfrüchte, Rüben, vortreffliche andere Gemüse. Alles dies reicht jedoch für die ungeheure Bevölkerung nicht hin, weshalb auf den Flüssen und Kanälen unermeßliche Provisionen aller Art, Lebensmittel, Bau- und Brennmaterialien herbeigeführt werden müssen. Den Verkehr befördern außerdem gute Chausseen und die von Paris ausgehenden Eisenbahnen. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Paris, St.-Denis und Sceaux und zählt 28 Kantone und 72 Gemeinden.

Das **Departement Niederseine** (Seine-Inférieure), aus Teilen der Normandie (den Landschaften Caux und Bray) und Teilen von Roumois und Vexin gebildet, zählt (1881) auf 6035,5 qkm 814068 E., zerfällt in die fünf Arrondissements Rouen, Havre, Dieppe, Yvetot und Neufchâtel, die zusammen 51 Kantone und 759 Gemeinden enthalten, und hat zur Hauptstadt Rouen (s. d.). Die Küste hat außer dem Ästuar der Seine keine Buchten. Das Land ist teils ganz flach, teils von bewaldeten Hügeln durchzogen, welche fruchtbare Thäler einschließen. Außer der Seine im Süden, die viele Bäche aufnimmt, ergießen sich nur kleine Küstenflüsse ins Meer, wie bei Dieppe die Béthune, an der Ostgrenze die Bresle bei Tréport, von wo ein Kanal nach Eu führt. Die schiffbaren Flüsse haben 157, die 170 nicht schiffbaren 462 km Länge. Das Klima ist mild. Das Departement gehört zu den bevölkertsten (mit 135 E. auf 1 qkm), reichsten und gewerbthätigsten Teilen Frankreichs. Landbau und Industrie stehen hier auf der höchsten Stufe. Rouen ist eine der bedeutendsten Fabrikstädte des Reichs und Havre dessen zweiter Handelshafen. Der wohlbewässerte, im allgemeinen fruchtbare Boden gewährt reiche Ernten von Getreide, doch kaum hinreichend für die dichte Bevölkerung; ferner Kartoffeln, Gemüse, Äpfel, Ölgewächse, Hopfen, Lein, Futter und Runkelrüben im Überfluß. Die guten Weiden im Innern unterstützen die Viehzucht. Die Holzungen nehmen zusammen 716 qkm ein, und Torf findet sich in Menge in den Flußthälern. An der Küste bereitet man aus Varech (Seetang) Aschensalz und Dünger. Von Erzen findet sich nur etwas Eisen, dagegen sind vielerlei Steinarten, wie Marmor, Bau- und Pflastersteine, auch Kreide, Thon und Mergel vorhanden, desgleichen zahlreiche Mineralquellen, wie die von

Rouen, Forges, Aumale und Gournay, wozu noch die Seebäder von Dieppe, Etretat am Cap d'Antifer kommen. Neben der Landwirtschaft besteht eine großartige und vielseitige Industrie, an welcher sich fast zwei Drittel der Bevölkerung beteiligen. Wichtig ist auch die Seefischerei, welche Paris versorgt. Von großter Bedeutung ist aber der Handel, der durch die Häfen Rouen, La-Bouille, Duclair, Caudebec, Quillebeuf und Harfleur an der Seine, den großen Seehafen Havre und die kleinern Seeplätze Etretat, Fécamp, St.-Pierre-en-Port, St.-Valery-en-Caux, Dieppe, Treport und Eu gefördert wird.

Das Departement Seine-et-Marne, aus Teilen von Isle de France und Champagne, namentlich Brie-Française und Gâtinais-Français, Stücken von Valois und Brie-Champenois gebildet, zählt (1881) auf 5736,35 qkm 348991 E., zerfällt in die fünf Arrondissements Melun, Fontainebleau, Coulommiers, Provins und Meaux, zusammen mit 530 Gemeinden in 29 Kantonen, und hat zur Hauptstadt Melun (s. d.). Das Land ist eine Ebene mit sanften Höhen (Kalksteinhügeln), im höchsten Punkt kaum 175 m über dem Meere gelegen, durchflossen von der Seine mit der Yonne, dem Loing und dem Yères, von der Marne mit dem Kleinen und Großen Morin, vom Ourcq u. s. w. Der Ourcqkanal, die Kanäle von Cornillon und Chelles haben zusammen 118,4 km, die schiffbaren Flüsse 242,3 km und die 229 unschiffbaren Flüßchen und Bäche 1037,5 km Länge. Auch an kleinen Seen und Teichen fehlt es nicht. Mineralquellen hat Provins. Das Klima ist gemäßigt und gesund. Der Boden, nur im Süden und Osten kalkig, sonst thonig und kiesig, ist gut bebaut oder mit ausgezeichneten Wiesen und schönen Wäldern bedeckt, darunter der berühmte Wald von Fontainebleau. Man gewinnt Weizen, Obst, die sehr geschätzten Spaliertrauben von Thomery (bei Fontainebleau), sehr vielen, aber nur mittelmäßigen Wein, zieht Rindvieh, welches den Käse von Brie liefert, sowie Merinoschafe. Von Wichtigkeit sind die Steinbrüche; auch Industrie und Handel sind bedeutend.

Das Departement Seine-et-Oise, auch aus Teilen von Isle de France (Hurepoix, Mantais, Parisis, Vexin und Brie-Française) gebildet, das Depart. Seine umschließend, zählt (1881) auf 5603,61 qkm 577798 E., zerfällt in die sechs Arrondissements Versailles, Mantes, Pontoise, Rambouillet, Corbeil und Etampes, zusammen mit 686 Gemeinden in 37 Kantonen, und hat zur Hauptstadt Versailles (s. d.). Das Land ist fast ganz eben, hier und da von Hügeln überhöht. Reichliche Bewässerung geben die Seine mit der Essonne, Orge, Maudre und Vaucouleurs links und der Marne, dem Ourcqkanal, der Oise und der Epte rechts, sowie zahlreiche Teiche. Die schiffbaren Flüsse haben 148 km, die Kanäle 57,7 km und die 160 nicht schiffbaren Flüßchen und Bäche 1205 km Länge. Mineralquellen hat Forges-les-Bains. Das Klima ist mild und gesund, doch veränderlich, zuweilen feucht und nebelig, besonders in den Flußthälern. Der Boden, zum Teil sandig, aber im ganzen fruchtbar, liefert Kreide, Gips, Bausteine und Torf. Man produziert Getreide weit über den Bedarf, Kartoffeln, Wein und viel Obst. Die Waldungen nehmen fast ein Fünftel des Areals ein. Natürliche und künstliche Wiesen unterstützen die Viehzucht. Man zieht Pferde und Schafe, die durch die große Schäferei zu Rambouillet (s. d.) sehr verbessert worden sind. Obgleich das Departement vorwiegend ein ackerbautreibendes ist, unterhält die Bevölkerung doch auch 3—400 industrielle Etablissements mit etwa 12000 Arbeitern, namentlich Spinnereien, Fabriken für Strumpf- und Posamentierwaren, Destillationen, Papiermühlen u. s. w. Auch beutet man sehr viele Steinbrüche aus und treibt lebhaften Handel.

Seingalt (Giovanni Jacopo de), s. **Casanova**.

Seïr, Mission bei Urmiâ (s. d.).

Seisachthie (grch., Lastenabschüttelung), die in Athen von Solon (s. d.) durch Herabsetzung des Münzfußes herbeigeführte Erleichterung der Schuldenlast.

S-Eisen, s. unter Walzeisen.

Seismograph, s. Sismometer.

Seismométer, s. Sismométer.

Seisseralp, ein Hochplateau der südtiroler Dolomitalpen, zwischen dem Thale des Eisak und dem Fassathale im Gerichtsbezirk Kastelruth der tiroler Bezirkshauptmannschaft Bozen gelegen, vom Dorfe Seiß (431 E.) benannt, lehnt sich südlich an die Schlernkette an und fällt nördlich steil zum Grödenerthale ab, dem der Hauptbach der Alp durch die wilde Saltariaschlucht zufließt. Die S. bildet einen weiten, von Südosten nach Nordwesten gerichteten Kessel von etwa 60 km Umfang, in der Mitte etwa 1400 m, an den Rändern über 2000 m hoch. Im Süden wird die hügelige, von vielen Schluchten und Gräben durchschnittene Hochfläche von den Dolomitwänden und Zacken des Schlern (2561 m) und der Roßzähne, im Nordosten vom Langkofel (3179 m), im Nordwesten vom Pufflatsch (2174 m) überragt. Geologisch merkwürdig ist sie durch den Petrefaktenreichtum ihrer Mergelschiefer und Thonmergel, welche den St. Cassianschichten der Trias angehören, und durch die Augitporphyrkuppen, welche den nördl. und nordwestl. Rand bilden; dem Botaniker gewährt der grasreiche, stellenweise sumpfige Boden besonders im Juni und Juli eine reiche Ausbeute von Sumpf- und Alpenpflanzen. Die S., größtenteils Eigentum der an ihrem Nordwestfuße gelegenen Gemeinde Kastelruth (1058 m, 3208 E.), ist die größte Alp Tirols und vielleicht der Alpen, zählt 400 Heustadel und etwa 100 zerstreut liegende Sennhütten, von welchen die «beim Mahlknecht», 2 km westlich vom gleichnamigen Joche, die bekannteste ist, und bietet Sömmerung für 1200—1300 Stück Rindvieh. Über dieselbe führt ein vielbegangener, aussichtsreicher Weg von Campitello im Fassathale nach der Station Atzwang der Brennerbahn, 13 km oberhalb Bozen. Derselbe ist 40 km lang und steigt von Campitello nordwestlich durch das Duronthal an, gewinnt über das Mahlknechtjoch (2196 m, ital. Molignon) die Höhe der S. und senkt sich von derselben westlich durch das schluchtartige Thal des Tschappitbachs zum Eisak hinab.

Seïstân, arab. Segestân (Sedschistân), Landschaft in der Mitte des Hochlandes Irân, am untern Lauf des Hilmend und am Salzsumpf Hâmûn (Zare), im S. von Wüste begrenzt, meist ebene Steppe, doch am Hilmend und den aus diesem abgeleiteten Bewässerungskanälen sehr fruchtbar, liegt durchschnittlich 400 m über dem Meere und hat ein heißes Klima. Seit 1862 gehört der Westen von S. zu Persien und bildet einen Bezirk der Provinz Chorasan, der Osten verblieb Afghanistan. Die Bevölkerungsziffer des pers. Bezirks wird zu

150000 E. angenommen. S., zur Zeit der Achämeniden der Hauptteil von Drangiane, welches von den Zarangae (altpers. Zaranka oder Daranka) bewohnt wurde, fiel um 130 v. Chr. von Baktrien her vordringenden sakischen Eroberern in die Hände und hieß seitdem bei den hellenistischen Völkern des Westens Sakastāne, d. h. Sakenland, welchen es seitdem, wenig verändert, bei Iraniern und Arabern behielt.

Seitendeckung wird die Truppe genannt, welche mit der Sicherung der Flanke einer marschierenden oder ruhenden Abteilung beauftragt ist. Sie soll verhüten, daß z. B. eine marschierende Kolonne an einem seitwärts stehenden Feinde vorübergeht, ohne ihn zu bemerken, den Angriffen desselben nötigenfalls entgegentreten und auch verhindern, daß kleinere feindliche Abteilungen die Kolonne von der Flanke aus beobachten.

Seitendetachement heißt eine Seitendeckung marschierender Truppen von größerer Stärke, die oft aus allen Waffengattungen zusammengesetzt ist und die Aufgabe hat, wichtige in der Flanke gelegene Terrainpunkte zu besetzen und möglichst so lange festzuhalten, bis die marschierende Kolonne dieselben passiert hat.

Seitengänge, s. unter Reiten.

Seitenkräfte (Komponenten), s. u. Kraft.

Seitenstechen, Seitenstich (pleurodynia, pleuralgia), d. h. stechende Schmerzen in der Rippengegend, meist auf einer Seite, ist ein Symptom, welches von sehr verschiedenen Zuständen abhängen kann: so z. B. von Nervenkrankheit (Neuralgie, Spinalirritation), von Erkrankung oder Verletzung der Muskeln und Sehnen (z. B. nach gewaltiger Anstrengung oder von Rheumatismen), von Rippenknochenbrüchen, aber auch von Entzündung des Brustfells und von Erkrankung der Lunge selbst, wenigstens ihres serösen Überzugs (Lungenfells). Die Bedeutung und Behandlung dieses Zufalls ist demnach sehr verschieden. Bisweilen beruht das S. auch auf einer vorübergehenden Blutüberfüllung der Milz. (S. Milzstechen.)

Seitenstetten, Marktflecken in der Bezirkshauptmannschaft Amstetten im westl. Teile von Niederösterreich, liegt im Hügellande der Voralpen, am Treffingbache, der zur Url geht, zählt (1880) 819 E., welche sich unter ziemlich günstigen Bodenverhältnissen meist mit Ackerbau und Viehzucht befassen. Die Benediktinerabtei zu S., die 1112 gegründet, zur wirtschaftlichen Entwickelung der Gegend das meiste geleistet hat, hat jetzt ein Obergymnasium mit einem Konvikt für die Studierenden. Im Orte besteht das St. Pöltner bischöfliche Knabenseminar und eine Filialanstalt der Barmherzigen Schwestern, die neben dem Spitaldienste eine Arbeitsschule für Mädchen besorgen.

Seitentrum (bergmännisch), s. u. Erzlagerstätten, Bd. VI, S. 341[b].

Seitentrupp wird eine kleine Abteilung genannt, welche eine marschierende Avantgarde nach der Flanke zur Sicherung vor Flankenangriffen des Feindes entsendet.

Seitenventrikel (des Gehirns), s. u. Gehirn, Bd. VII, S. 662[a].

Seitlinge, drehkranke Schafe, s. unter Drehkrankheit.

Seitz (Anton), Genremaler, geb. zu Roth am Sand bei Nürnberg, 23. Jan. 1829, als Sohn eines Kaufmanns, besuchte die Kunstschule daselbst und begab sich dann zu dem Maler Gisbert Flüggen nach München. Er begann seit 1860 auf Ausstellungen mit seinen Werken hervorzutreten, erzielte besondere Erfolge aber erst seit 1863, wo er anfing, eine feine Klein- und Detailmalerei zu kultivieren. Hierin zählt heute S. zu den vollendetsten Technikern und geschmackvollsten Arrangeuren. Er malt meist Intérieurs, besonders gern im Stilcharakter vergangener Zeiten, mit sorgfältiger Behandlung des Kostüms und in einem warmen, oft von Helldunkel beherrschten Kolorit. S. ist Professor und Ehrenmitglied der münchener Akademie.

Seix, Stadt im franz. Depart. Ariége, Arrondissement St.-Girons, am Salat, in einem Pyrenäenthale, zählt (1881) 1187 (Gemeinde 3068) E. und hat eine Badeanstalt, Marmorbrüche, Silber- und Kupferbergbau, sowie über dem Orte Ruinen des Schlosses Mirabal.

Seja, Nebenfluß des Amur, s. Dseja.

Sejānus (Lucius Älius), Günstling des röm. Kaisers Tiberius, war der Sohn des Ritters Sejus Strabo aus der etrur. Stadt Volsinii, aber von einem Älius (vermutlich dem unter Augustus als Präfekt Ägyptens bekannten Älius Gallus) adoptiert. Der Vater war schon unter Augustus Befehlshaber der Prätorianergarde. S. selbst befand sich im Gefolge des jungen kaiserl. (schon im J. 4 n. Chr. verstorbenen) Prinzen Gajus Cäsar. Der Kaiser Tiberius machte ihn bald nach seinem Regierungsantritt zum Genossen seines Vaters im Kommando der Garde, und als einige Jahre später der Vater Statthalter in Ägypten wurde, erhob Tiberius den S. zum alleinigen Präfekten der Prätorianer. In dieser Stellung bestimmte er den Kaiser zu einer Maßregel, die für die spätern Kaiser sehr verhängnisvoll wurde, indem er der bessern Disciplin der Soldaten und der bessern Sicherung des Kaisers halber nicht bloß die gesamte Garde, die unter Augustus zum Teil außerhalb Roms auf einzelne Plätze verteilt war, in Rom zusammenzog, sondern auch 23 n. Chr. für diese Truppe am Viminalischen Thore ein stark verschanztes Lager errichtete. Da es ihm gelungen war, die Gunst und das Vertrauen des Kaisers im höchsten Grade zu erwerben, so gewann S. immer mehr Macht. In seiner Herrschsucht räumte er alles aus dem Wege, was ihm entgegenstand. Selbst den Kronprinzen Drusus, der ihn schwer beleidigt hatte, beseitigte er mit Hilfe von dessen, ihm in ehebrecherischer Liebe ergebenen, eigenen Gemahlin, der Prinzessin Livia (oder Livilla), 23 durch Gift. Bereits mit dem Plan sich tragend, als Tiberius' Nachfolger künftig selbst die röm. Krone zu gewinnen, wußte er mit Arglist auch die Verhältnisse zwischen Tiberius und dessen Nichte Agrippina (des Prinzen Germanicus Witwe) und ihren Söhnen zum Bruch zu treiben und den völligen Sturz dieser Angehörigen des Kaisers (mit alleiniger Ausnahme des nachmaligen Kaisers Gajus Caligula) herbeizuführen. Als es ihm dann gelungen war, den Tiberius zu bestimmen, 26 Rom für immer zu verlassen und seinen dauernden Aufenthalt auf der Insel Capri zu nehmen, konnte S. als der Stellvertreter des Kaisers und als künftiger Mitregent wenigstens des Nachfolgers des Tiberius angesehen werden. Doch begann im J. 31 Tiberius, gewarnt von Antonia, der Witwe seines Bruders Drusus, den Günstling zu durchschauen und ihm seine Gunst zu entziehen, während S. sich zu einem großen Schlage gegen Tiberius rüstete. Der Kaiser wußte ihn aber durch

diplomatische List zu umspinnen und zu besiegen. S. ließ sich so überrumpeln, daß er 18. Okt. 31 durch Tiberius' Agenten im Senat zu Rom verhaftet werden konnte. Der Senat ließ ihn sofort hinrichten. Vgl. Jülg, »Vita Lucii Aeli Seiani Tiberio imperante praefecti praetorio« (Innsbr. 1882).

Sejm, der frühere Reichstag in Polen; Sejmik, der Landtag daselbst.

Sekante (lat.) heißt in der Geometrie eine gerade Linie, welche eine krumme Linie überschreitet, schneidet. In der Trigonometrie versteht man unter S. eines Bogens oder Centriwinkels die aus dem Mittelpunkte des Kreises durch den einen Endpunkt des Bogens bis an dessen Tangente gezogene gerade Linie, welche gleich dem Quadrat des Halbmessers, dividiert durch den Cosinus, ist.

Sekel (siclus) war der Name eines bei den Hebräern gebräuchlichen Gewichts, wonach Schwere und Wert wägbarer Dinge, besonders des Metalls bestimmt wurde. Bei Zahlungen wurde Silber nach dem Sekelgewicht zugewogen, solange man noch kein gemünztes Geld hatte. Der S. galt sonach als eine Art Rechnungsmünze für Berechnung der Preise, Steuern u. s. w.; 3000 S. machten ein hebr. Talent aus. Der genaue Wert des althebräischen S. ist schwer zu bestimmen. Als Münze wurden ganze, halbe und Viertelsekel erst von dem jüd. Fürsten Simon seit 142 v. Chr. ausgeprägt, und wenn dieser gemünzte S., wie wahrscheinlich ist, dem alten gleichkam, so entsprach er ungefähr der äginetischen Doppeldrachme, welche 174 par. Grän wog, d. i. etwa der Wert von $2^1/_4$ deutschen Mark. Der öfters erwähnte »S. des Heiligtums« bezeichnet vermutlich nur den vollwichtigen S., ebenso der S. »nach königl. Gewicht«. Die Silberlinge des Neuen Testaments sind ebenfalls Silbersekel.

Sekond, Sekondhieb, Sekondstoß, s. unter Fechtkunst, Bd. VI, S. 628.

Sekondelieutenant ist die Bezeichnung der niedrigsten Offiziercharge in der deutschen Armee, in welcher wie in den meisten andern Armeen die Lieutenantscharge in zwei Unterabteilungen: Premier- und Sekondelieutenants, in andern Heeren Ober- und Unterlieutenants genannt, zerfällt. Gewöhnlich wird das Wort wie vorstehend angegeben geschrieben; doch hat sich die richtigere Schreibart Sekondlieutenant bereits vielfach eingebürgert.

Sekretär (Gypogeranus serpentarius, Tafel: Raubvögel I, Fig. 1) ist der Name eines merkwürdigen Raubvogels, auf den man eine eigene Familie (Gypogeranidae) gegründet hat. Der Körper ist schlank, Hals und Beine sehr verlängert, die Zehen sind kurz mit stumpfen Krallen, der Schwanz ist lang, ebenso die Schwungfedern, und finden sich am Handgelenk stumpfe Sporen. Der in dürren Gegenden Südafrikas hauptsächlich von Schlangen lebende Vogel kann die Bodenform der Raubvögel genannt werden, als solcher läuft er ausgezeichnet, fliegt aber nur im Notfalle.

Sekrete (lat.) nennt man diejenigen Flüssigkeiten, welche von mit Ausführungsgängen versehenen Drüsen bereitet werden und bestimmten physiol. Zwecken dienen; so ist die Galle das S. der Leber, der Harn das S. der Nieren, der Hauttalg das S. der Hautsalbendrüsen. Im Gegensatz zu den S. bezeichnet man als Exkrete diejenigen Drüsenprodukte, welche im Körper selbst keine weitere Verwendung finden, sondern als wahre Auswurfsstoffe aus dem Körper entfernt werden; so der Harn, der Schweiß. Die Verschiedenheit der S. hängt zunächst ab von dem anatom. Bau und der chem. Beschaffenheit der Drüse; ferner von der chem. Beschaffenheit des dieselbe durchfließenden Blutes; vom Druck, unter welchem das Blut steht; endlich von der Thätigkeit der die Drüse versorgenden Nerven. (S. Absonderung.)

Sekretion, die Ausscheidung, Absonderung.

Sekretionen sind vollständige oder teilweise Ausfüllungen von Hohlräumen innerhalb der Gesteine infolge der Infiltration von Mineralsolutionen, aus welchen sich Mineralabsätze von der Wandung des Hohlraums aus nach dessen Innerm fortschreitend vollzogen. Nach der Gestalt des ursprünglichen Hohlraums unterscheidet man: Mandeln (kugel-, birn- oder mandelförmige S. in den Blasen von Eruptivgesteinen), sowie Trümer, Adern und Mineralgänge (S. in Spalten und Klüften). Vgl. Amygdaloide, Erzlagerstätten, Gang, Mandelstein.

Sekt (span. Vino seco, d. i. trockener Wein, Trockenbeerwein) ist der Name starker süßer Weine, besonders solcher, die aus fast trockenen (gewelkten) Beeren mit Zusatz von konzentriertem Most gekeltert werden. Die bekanntesten Arten sind: Canariensekt von den Canarien, insbesondere Palmsekt von der Insel Palma, Madeirasekt und Malagasekt u. s. w. Auch wird der Name S. irrtümlich für Champagner gebraucht.

Sekten nannte man ursprünglich die philos. Schulen, welche durch Verschiedenheit ihrer Prinzipien und Methoden gegeneinander sich abschlossen. Im kirchlichen Sprachgebrauch wurde das Wort auf die kleinern religiösen Parteien übertragen, die wegen Verschiedenheit in Lehre, Kultus und Sitte von den großen Kirchengemeinden sich absonderten. Nicht nur das Christentum, sondern alle ausgebildeten Religionen haben S. aufzuweisen. Die Anhänger einer S. heißen Sektierer.

Sektion oder Leichenöffnung, s. u. Leiche, Bd. X, S. 916ª.

Sektion (lat., d. i. Abteilung) heißt bei der deutschen Infanterie die kleinste Unterabteilung der Kompagnie, 4—6 Rotten stark. Die Sektionskolonne ist die normale Marschformation für die deutsche Infanterie.

Sektion wird auch jedes Blatt der Spezialkarte eines Landes genannt, das dann als nähere Bezeichnung den Namen der größten in seinem Bereiche liegenden Stadt führt, z. B. Sektion Dresden.

Zur Zeit der Französischen Revolution war Paris in 48 Sektionen oder Stadtviertel geteilt, die regelmäßig zu besondern, zuweilen auch zu Generalversammlungen zusammentraten, in welchen die öffentlichen Angelegenheiten beraten, oft aber auch Demonstrationen und Aufstände vorbereitet wurden. Die Sektionsversammlungen galten neben den eigentlichen Klubs als die Herde von Emeuten.

Sektor, s. Ausschnitt.

Sekundant (vom lat. secundare) ist der Begleiter, Gehilfe im Kampfe, namentlich im Zweikampfe (Duell). Er ist Vertrauensmann seines Clienten und hat von demselben alles abzuhalten, was von dem Gegner gegen die vereinbarten oder hergebrachten Regeln des Zweikampfs geschieht, weswegen er gleichfalls bewaffnet ist, um thätig eingreifen zu können. In früherer Zeit war der S. Mitduellant. Die Gesetzgebung begünstigt den

mit Sekundanten ausgefochtenen Zweikampf, indem z. B. das Reichsstrafgesetzbuch, §. 208, dem Richter gestattet, die verwirkte Strafe bis um die Hälfte, jedoch nicht über 15 Jahre, zu erhöhen, wenn der Zweikampf ohne Sekundanten stattfand. Die Sekundanten sind straflos, falls sie nicht zugleich Kartellträger gewesen. (S. unter Kartell.) Vgl. von Bolgár, «Die Regeln des Duells» (2. Aufl., Wien 1884); Berner, «Lehrbuch des deutschen Strafrechts» (14. Aufl., Lpz. 1886).

Sekundär, in zweiter Reihe, in zweiter Linie stehend oder auftretend, im Gegensatz zu primär (s. d.), die zweite Stelle einnehmend; nachfolgend, untergeordnet; infolge einer andern Krankheit oder nicht am ursprünglichen Sitze der Krankheit erscheinend.

Sekundärbahnen (Eisenbahnen von untergeordneter Bedeutung), s. unter Eisenbahnen, Bd. V, S. 866.

Sekundärschulen, s. unter Primärschulen.

Sekunde (vom lat. secundus, der Zweite) nennt man in der Zeit- und Gradmessung den 60. Teil einer Minute (s. d.).

In der Musik heißt Sekunde der Intervall der zweiten Notenstufe der Tonleiter, und beim Generalbaß der über dem Grundbasse liegende nächsthöhere Ton. Sekundenaccord nennt man den Septimenaccord, in welchem die Septime zum Grundton geworden ist, oder die dritte Verwechselung des wesentlichen Septimenaccords.

Sekunden-Meterkilogramm, soviel wie Kilogrammometer.

Sekundenzeiger, s. unter Uhren.

Sekundiz (lat.) nennt man in der kath. Kirche die Feier des 50jährigen Messelesens eines Priesters, im Gegensatz zur Primiz, der ersten Messe des jungen Priesters.

Sekundogenitur. Im Privatfürstenrechte, sowie auch im Familienrechte des hohen Adels kommt neben der Erbfolgeordnung nach dem Rechte der Erstgeburt oder der Primogenitur (s. d.) auch die Bestimmung vor, daß der Zweitgeborene (secundogenitus) gewisse Vermögens- oder Herrschaftsteile, welche eine Substanz des Gesamthausvermögens bilden, zu besonderm Besitz und Genuß für sich und seine Nachkommen erhalten soll. Dies bezeichnet man im Gegensatz zur Primogenitur als S. Auch die Tertiogenitur kommt vor. Im Hause Habsburg z. B. gründete sich das Recht der in Toscana bis 1859 regierenden Familie auf die S., während die kaiserl. Familie in Österreich-Ungarn den Thron infolge der Primogenitur innehat.

Sela, ein in den Psalmen und im Habakuk vorkommendes Wort, bezeichnet ein Finale im musikal. Vortrage; daher s. v. w. Abgemacht! Punktum!

Selachier, s. Knorpelfische.

Seladon (eigentlich Céladon), eine Figur in dem 1619 erschienenen Roman «Astrée» von d'Urfé; sprichwörtlich gebraucht für einen schmachtenden Liebhaber.

Seladonit, s. Grünerde.

Selagineen (Selagineae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 140 Arten, die zum größten Teil in den gemäßigten Zonen der Alten Welt vorkommen. Es sind kraut- oder strauchartige Gewächse mit unzerteilten, oft sehr schmalen Blättern und kleinen weißen oder blauen, seltener gelben Blüten, die vier didynamische Staubgefäße, eine fünflappige oder lippenförmig ausgebildete Blumenkrone und einen fünfspaltigen Kelch besitzen. Der Fruchtknoten ist zweifächerig und die Frucht eine vom Kelch umschlossene Schließfrucht. Einige Arten werden ihrer wohlriechenden und schön gefärbten Blüten halber als Zierpflanzen kultiviert.

Selaginella *Spr.*, Pflanzengattung aus der Familie der Lycopodiaceen. Man kennt gegen 200 Arten, die über die ganze Erde verbreitet sind und nur in den kalten Zonen fehlen. Es sind moosähnliche Gewächse, die in Rasen auf dem Boden oder an Felsen wachsen. Die Stengel sind häufig dichotom verzweigt und die kleinen Blättchen liegen dem Stengel meist dicht an. Die endständigen Sporangienähren enthalten Makro- und Mikrosporangien. (S. Lycopodiaceen.) In Deutschland sind nur zwei Arten einheimisch und zwar auf hohen Gebirgen, wie Alpen, Riesengebirge, Harz; es sind dies S. helvetica *Link.* und S. spinulosa *A. Br.* In den Gewächshäusern werden mehrere Arten kultiviert, da sie sich ihres polsterähnlichen Wuchses halber sehr gut zur Verzierung von Beeten oder Felspartien u. dgl. eignen, es sind dies besonders die in Südeuropa einheimische S. hortensis *Mett.*, ferner die amerik. Arten S. apus *Spr.*, S. erythropus *Spr.* und S. Martensis *Spr.*, sowie die bei auffallendem Lichte stahlblau aussehende S. laevigata *Spr.* Eine im mittlern Amerika, Mexiko, Californien wachsende Art S. lepidophylla *Spr.* wird neuerdings vielfach wegen ihrer hygroskopischen Eigenschaften kultiviert; im trockenen Zustande rollen sich die einzelnen Stengel zusammen und die ganze Pflanze bildet einen kugeligen, graugrün gefärbten Klumpen; bringt man sie in Wasser, so breiten sich die Stengel wieder aus und erhalten eine schöne saftgrüne Farbe. Diese Veränderungen kann man beliebig oft hervorrufen.

Selâm, ein in alle islamitischen Sprachen aufgenommenes arab. Wort, bedeutet den göttlichen Frieden im Gegensatz zu dem bürgerlichen, politischen (sulh), dann aber auch Heil und Gruß. S. aleik, «Friede über dir» (wovon das franz. Salamalek), ist die vom Islam vorgeschriebene ausschließliche Begrüßung der Mohammedaner unter sich; der Gegengruß lautet: «Aleik es-S.», «über dir sei Friede!» S., Gruß, nennt man in Konstantinopel auch die eigentümliche Haremsymbolik, nach welcher ein übersendeter oder überreichter Gegenstand, eine Blume, eine Frucht oder dergleichen durch einen bekannten, darauf gereimten Spruch eine besondere Bedeutung gewinnt, wie wenn man im Deutschen sagen würde: Rose — komm und kose; Pflaume — ich sah dich im Traume. (S. Blumensprache.)

Selamlik, Begrüßungs- oder Besuchszimmer, nennt man in einem türk. Herrenhause (Konak) die von dem Harem streng geschiedenen Gemächer, in denen der Hausherr Besuch von Fremden empfängt und dieselben bewirtet, auch gelegentlich Gäste über Nacht beherbergt.

Selanik, der türk. Name für Salonichi (s. d.).

Selb, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Rehau, im nordöstl. Fichtelgebirge, an der links zur Eger fließenden Selb, 534 m über dem Meere, Station (4 km vom Orte) der Linie Oberkotzau-Eger der Bayrischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 5098 meist evang. E. und hat Torfstiche (Häuselohe), Flachsbau, Fabriken von Baumwollwaren,

landwirtschaftlichen Maschinen, Papier und Porzellan, Bierbrauerei und eine Dampfsägemühle.

Selbitz, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Naila, an der zur Saale gehenden Selbitz, am östl. Fuße des Frankenwaldes, zählt (1880) 1584 E. und hat eine evang. Pfarrkirche, zwei Schlösser und Baumwollweberei.

Selbstablehnung (des Richters), s. unter Ablehnung des Richters.

Selbstausleger, an den Schnellpressen ein Apparat zum Auslegen und Sammeln der bedruckten Bogen auf einem oder mehrern zu diesem Zwecke bestimmten Tischen. (S. unter Schnellpresse.)

Selbstbefleckung, s. Onanie.

Selbstbewußtsein, s. Bewußtsein.

Selbstentzündung findet bei gewissen Stoffen oder Gegenständen, welche leicht verbrennlich sind und mit Begierde Gase oder Dämpfe aufsaugen, unter besondern Umständen statt. Mit jener Absorption ist eine Verdichtung der Gase u. s. w. und damit eine Wärmeentwickelung verbunden, die zur Entzündung führen kann. Besonders zeigt sich diese Erscheinung bei der Holzkohle, wenn sie frisch bereitet und fein gepulvert in größern Mengen aufgeschichtet wird. Nicht gehörig entsäuerte Schießbaumwolle unterliegt gleichfalls der S. Phosphor und verschiedene chem. Präparate, wie das in der Kriegsfeuerwerkerei angewendete Gemenge von chlorsaurem Kali mit Schwefelantimon, entzünden sich außer durch Reibung auch oft freiwillig durch bloßen Zutritt von Luft oder Feuchtigkeit. Aus einer angefeuchteten und dann leicht mit Erde bedeckten Mischung von Eisenfeilspänen und Schwefel entsteht nach einigen Stunden ein künstlicher Vulkan, während Haufen von dicht zusammengeschichtetem Heu, Getreide, Sägespänen mancher (namentlich harzreicher) Holzarten, Wolle, fett- und ölhaltige Tuchabfälle, Wischlappen u. s. w. längerer oder kürzerer Zeit bedürfen, um in Flammen auszubrechen. Die in neuerer Zeit aufgetauchten Artikel aus Celluloid (im wesentlichen ein Gemenge von Schießbaumwolle und Kampfer), wie Billardbälle u. s. w., sollen beim Anprallen auch schon S. bewirkt haben. Die S. der Steinkohle in Schiffen, die schon zu großen Unglücksfällen Veranlassung gegeben hat, ist eine Folge von Absorption atmosphärischen Sauerstoffs und der Entwickelung brennbarer Gase aus den Kohlenlagern; alle Mittel, die man dagegen angewendet, namentlich die Ventilation im Innern der Kohlenladungen, haben sich als unwirksam erwiesen. Nicht selten mag wohl auch von einer S. gesprochen werden, wo thatsächlich eine Verwahrlosung vorliegt.

Selbstherrscher, s. Autokratie.

Selbsthilfe heißt in der Jurisprudenz jedwedes Verfahren, durch welches jemand mittels Eigenmacht sich Genugthuung wegen einer wirklichen oder vermeintlichen Rechtsverletzung oder den Genuß und die Ausübung einer ihm bestrittenen Befugnis verschafft. Da von Beschwerdeführenden weder ein leidenschaftsloses Urteil, ob die Bedingungen einer Rechtsverfolgung im Falle vorliegen, noch die Selbstbeschränkung auf das Zukömmliche und auf die zu dessen Erlangung schon hinreichenden geringen Zwangsmittel zu erwarten ist, so behält das Gesetz der öffentlichen Autorität die Wiederherstellung des gestörten Rechtszustandes ausschließend vor, indem es jede private Eigenmacht für die Regel bei Strafe untersagt. Bei den Römern ward die einfache S. ohne besondern Kraftaufwand, z. B. durch Wegnahme der streitigen Sache aus dem Gewahrsam des abwesenden Besitzers, nach einem Erlaß des Marcus Aurelius (Edictum Divi Marci) mit Verlust des wirklichen Rechts oder mit der Verpflichtung zu doppeltem Ersatz bei nur vermeintlichem Rechte geahndet, wofür die neuern Gesetzgebungen meistens geringe Freiheits- oder Geldstrafe eintreten lassen. Mit Gewaltthätigkeit wider Personen verbundene oder selbst in Aufruhr (s. d.) ausgehende S. war dagegen ein dem eigentlichen Strafgericht überwiesenes, nach der Lex Julia de vi zu behandelndes Verbrechen. (S. Gewalt.) In Deutschland, wo die S. mit gewaffneter Hand jahrhundertelang als Rechtsmittel gestattet war (s. Fehde und Faustrecht), stellte erst der Ewige Landfriede von 1495 mit dem Verbote jedweder S. die bürgerliche Ordnung her. Bei Zuwiderhandlungen wendete das gemeine Kriminalrecht die röm. Strafverfügungen an, insoweit nicht die Carolina (s. d.) über gewisse Formen der strafbaren Eigenmacht, wie den Landzwang und Landfriedensbruch, eigene Bestimmungen enthielt. In den neuern Landesgesetzen treten sowohl diese als andere schwere Fälle der S. als besondere Verbrechen auf. Das Reichsstrafgesetzbuch überläßt es dem Richter, die Strafbestimmungen derjenigen Delikte zur Anwendung zu bringen, deren Merkmale etwa die S. enthält. Ausnahmsweise ist jedoch, im Falle der Notwehr (s. d.), die S. als Ersatz für die mangelnde Staatshilfe oder zur Sicherung derselben gestattet, desgleichen um Verbrecher auf frischer That oder auf der Flucht von der That festzuhalten, ferner bei Ausübung des Pfändungs- oder Retentionsrechts. Ebenso macht der Staat bei der Verhängung von Retorsion und Repressalien oder bei der Kriegserklärung von seiner durch das Völkerrecht anerkannten Machtvollkommenheit Gebrauch.

In einem andern Sinne ist Selbsthilfe das Prinzip der deutschen wirtschaftl. Vereine (s. Association, Genossenschaften und Schulze-Delitzsch), welche die Hebung der untern Klassen durch Ersparnisse zu erzielen suchen und die Unterstützung aus Staatsmitteln oder durch sonstige wohlthätige Beihilfen ablehnen.

Selbstinteresse, s. Eigennutz.

Selbstlauter, soviel wie Vokal.

Selbstmord (suicidium) ist diejenige Todesart, welche jemand in bewußter Absicht und auf gewaltsamem Wege an sich vollzieht. Die Erhaltung des eigenen Lebens ist nicht nur natürlicher Trieb, sondern auch sittliche Pflicht; denn das irdische Dasein des Menschen ist als Bedingung seines Vernunftlebens geheiligt. Jede verschuldete Lebensverkürzung ist daher unsittlich. Die gemeinrechtliche Praxis bestrafte vollendeten S. mit schimpflichem oder wenigstens stillem Begräbnis, den versuchten S. arbiträr mit Gefängnis, Verweisungs- und andern Strafen. Das moderne Recht kennt, abgesehen von England und Amerika, solche Strafen nicht und bestraft meist auch die Beihilfe nicht (anders z. B. Ungarn). Vgl. Stäudlin, «Geschichte der Vorstellungen und Lehren von S.» (Gött. 1824); Hoffbauer, «Über die Ursachen der in neuester Zeit so sehr überhand nehmenden S. und deren Verhütung» (Neuwied 1859); Emminghaus, «Die Behandlung des S. in der Lebensversicherung» (Lpz. 1875); Morselli, «Der Selbstmord» (Lpz.

1881); **Masaryk**, »Der Selbstmord als soziale Massenerscheinung der Civilisation« (Wien 1881); **Richter**, »Die Zunahme des Selbstmordes in Sachsen« (Lpz. 1882); **Ferri**, »L'omicidio-suicidio« (2. Aufl., Turin 1884).

Selbstöler (frz. lubrifacteur, engl. self-oilfeeder), s. unter Schmierapparate.

Selbstschuß, ein Schießgewehr von solcher Einrichtung, daß es bei Berührung einer gewissen Stelle sich selbst entladet; wird meist gegen wilde Tiere verwendet, aber auch zur Sicherung frei gelegener Orte gegen Diebe. Letzteres darf jedoch, gleich dem Legen von Fußangeln (s. d.), nur mit obrigkeitlicher Erlaubnis und entsprechender Bekanntmachung durch Warnungstafeln rc. geschehen.

Selbstsucht, s. Egoismus.

Selbstverbrennung (combustio spontanea). Früher wußte man öfters zu berichten, daß Personen, namentlich dem Trunk ergebene, sich von selbst oder durch Annähern eines brennenden Gegenstandes an die ausgeatmete Luft entzündet und zu einem Häuflein Asche verbrannt worden seien. Diese Schreckgeschichten gehören sicher in das Reich der Fabeln. Die Selbstentzündung eines Menschen oder ein Brennen desselben in der Art eines brennbaren Körpers ist, selbst wenn sein Körper im höchsten Grade mit Alkohol gesättigt wäre, schon darum nicht möglich, weil der Körper immer noch so viel Wasser enthält, daß eine solche Verbrennung nicht stattfinden kann. Die Gründe gegen die Annahme einer S. wurden zuerst namentlich von Liebig entwickelt, und zwar in dem berühmten, im Frühjahr 1850 vor den Assisen in Darmstadt nach mehr als zweijähriger Voruntersuchung zur Verhandlung gekommenen Görlitzschen Prozeß, nachdem mehrfach auf die Möglichkeit einer S. der am 13. Juni 1847 ermordeten Gräfin von Görlitz hingewiesen worden war. Vgl. Liebig, »Zur Beurteilung der S. des menschlichen Körpers« (2. Aufl., Heidelb. 1850); Graff, »Über die Todesart der Gräfin Görlitz, nebst Gegenbeweis von Bischoff« (beide in Henkes »Zeitschrift«, 1850, und Separatabdruck), auch Gorup-Besanez in Schmidts »Jahrbüchern« (Bd. 68, 1850).

Selbstverlag ist der buchhändlerische Vertrieb eines litterarischen Produkts durch den Verfasser selbst. Eine besondere Art des S. ist der Kommissionsverlag, der auf den Namen eines andern, aber für Rechnung des Verfassers erfolgt; der Kommissionär erhält hierbei nur eine Provision.

Selbstversicherung nennt man in der Regel anderweiten Schutz für denjenigen Teil des Wertes eines Versicherungsobjekts, für welchen der Versicherer (die Versicherungsgesellschaft) die Gefahr, mithin auch den etwaigen Schadenersatz nicht übernimmt, vielmehr dem Versicherten selbst zu tragen überläßt, sodaß dieser für jenen Teil sozusagen sein eigener Versicherer (Selbstversicherer) bleibt (Selbstversicherung im engern, assekuranztechnischen Sinne), wie denn S. überall entsteht, wo jemand, statt durch Zahlung einer Prämie eine Gefahr einem andern zu übertragen, diese Gefahr selber trägt und eintretenden Schaden aus eigenen Mitteln, die vorher zu diesem Zwecke angespart werden müssen, deckt (S. im weitern Sinne). Hier ist der Selbstversicherte alleiniger, bei der S. im engern Sinne ist er Zeitversicherer. S. im assekuranztechnischen Sinne tritt ein, wenn in der Versicherungspolice ein höherer Wert der betreffenden Objekte und eine geringere Versicherungssumme dafür deklariert, beziehungsweise der Wert gar nicht angegeben, in Wirklichkeit aber höher als die Versicherungssumme ist, oder aber, wenn ein unbestimmtes Quantum versichert ist und die zur Zeit des Schadenfalls vorhandenen versicherten Gegenstände der betreffenden Kategorie einen ihre Versicherungssumme übersteigenden Wert haben. Es werden daher unterschieden: die allgemeine oder gewöhnliche, auch natürliche, fakultative Selbstversicherung, welche zufällig entsteht oder vom Versicherten absichtlich herbeigeführt wird, vielleicht um Prämie zu sparen, indem er die zu versichernden Objekte unter ihrem Werte deklariert, und die besondere oder stipulierte, auch notwendige, obligatorische Selbstversicherung, welche der Versicherer dem Versicherten policenmäßig als Bedingung auferlegt. Bei gegen Feuerschaden versicherten Modellen und Zeichnungen, ferner Reihenscheunen, Getreide- und Strohdiemen, Risiken unter weicher Dachung u. s. w. hat z. B. der Versicherte in der Regel für eine bestimmte Quote des etwaigen Schadens als Selbstversicherer zu haften. Der Versicherer stellt diese Bedingung, wenn er wegen der Gefährlichkeit des Risikos den Versicherten zwingen will, zur Abwendung des ihm sonst unter allen Umständen drohenden Schadenanteils aufs sorgfältigste mit Licht und Feuer umzugehen u. s. w. (Zuweilen werden Modelle und ähnliche Objekte zweifelhaften Wertes vom Versicherer voll gedeckt, aber »im Schadenfalle nur behufs und nach ihrer Wiederherstellung ersetzt«.)

Fakultative S. stellt sich erst im Schadenfalle heraus; dann ist der ermittelte Betrag des Ersatzes nur im Verhältnis des höhern Wertes der versicherten Objekte zur Versicherungssumme zu leisten. Dieses Selbstversicherungsverhältnis kommt nur bei Partialschäden zum Ausdruck, da bei Totalschäden die Versicherungssumme selber die Ziffer des Ersatzes bezeichnet. Wer z. B. von mit 2000 Mark versicherten Waren, deren Wert 4000 beträgt, die Hälfte durch Feuerschaden verliert, bekommt statt 2000 nur 1000 Mark, da er für 50 Proz. Selbstversicherer war. Die natürliche Haftung des Versicherten als Selbstversicherer kann gegen Zahlung höherer Prämien in gewissen Fällen policenmäßig ausgeschlossen werden. Dann haftet der Versicherer, wenn der Wert des am Schadenstage Vorhandenen die versicherte Summe übersteigt, auch bei einem Partialschaden für dessen vollen Ersatz bis zur Höhe der Versicherungssumme. Dieses Risiko nennt man »erstes« oder premier risque. Zuweilen treffen fakultative und obligatorische S. zusammen, was die Ermittelung der Ersatzziffer beim Schaden kompliziert macht. Das eigentümliche Wesen der S. hat den allgemein anerkannten Rechtsgrundsatz entwickelt, daß bei Assekuranzen auf Wertgegenstände gegen namentlich Transport- und Feuersgefahr der Versicherer immer nur im Verhältnis der von ihm gezeichneten Versicherungssumme zum wirklichen gesamten Werte des versicherten und verlorenen oder beschädigten Gegenstandes haftet, also einen nachgewiesenen Schaden infolge von Brand, Havarie u. s. w. auch nur in diesem Verhältnis zu vergüten schuldig ist; es sei denn, er habe premier risque-Prämie erhalten für seinen Verzicht auf das Recht, eine Selbstversicherungsrate in Anrechnung zu bringen.

Selbstverstümmelung, s. Verstümmelung.

Selbstverwaltung (Selfgovernment), s. Autonomie.

Selbstzersetzung, freiwillige Zersetzung, nannte man, namentlich früher, in der Chemie solche Veränderungen von chem. Verbindungen, die ohne äußeres Zuthun erfolgen. Durch neuere Forschungen ist für die meisten S. das Ursächliche teils auf Licht- und Wärmewirkungen, teils auf Erschütterungen, die z. B. schon durch Fortpflanzung des Schalls eintreten können, teils, so in Lösungen organischer Substanzen, auf Fermentationsvorgänge zurückgeführt worden.

Selbstzünder, soviel wie Pyrophor.

Selby, Stadt in der engl. Grafschaft York, Westriding, rechts an der hier schiffbaren Ouse, Station der Linien Doncaster-York-Berwick, Leeds-Hull-Withernsea und S.-Market-Weighton-Beverley der North-Easternbahn, zählt (1881) 6033 E. und hat eine 1873 teilweise wieder hergestellte Abteikirche aus der Zeit Wilhelms I., eine schöne kath. Kirche, Eisengießerei, Schiffbau, Fabrikation von Segeltuch, Gerbereien und Spinnereien. S., angelsächs. Salebeia, ist Geburtsort König Heinrichs I.

Selchwaren, in Süddeutschland soviel wie Geräucherte Fleischwaren.

Sel d'or, Goldsalz der Photographen, ist ein Doppelsalz von Natrium-Gold-Thiosulfat und entsteht, indem eine völlig neutrale Goldchloridlösung in eine konzentrierte Lösung von unterschwefligsaurem Natron unter starkem Umschwenken tropfenweise eingegossen und die farblos bleibende Lösung durch Zusatz von Alkohol, worin das Salz unlöslich ist, gefällt wird.

Seldschuken, türkisches, von Seldschuk, Sohn des Dekak, abstammendes Geschlecht aus der Bucharei, das im 11. und 12. Jahrh. mehrere Dynastien in Mesopotamien, Persien, Syrien und Kleinasien stiftete. Man unterscheidet folgende Dynastien:

1) Die iranische oder bagdadische Dynastie, welche zu Bagdad und Ispahan herrschte. Sie war die mächtigste, und aus ihr gingen die berühmtesten seldschukischen Fürsten hervor. Ihr Stifter war der kriegerische Fürst Togril-Beg, der Enkel des Seldschuk, welcher zuerst im Dienste des Fürsten der Kirgisen stand, dann mit seinen Anhängern nach Buchara auswanderte, sich zum Islam bekehrte und mehrere Stämme seines Volks dem Islam zuführte und so enger mit sich verband. Togril-Beg eroberte Chorasân und das nördl. Persien, kämpfte mit Erfolg gegen die Byzantiner in Armenien, fiel in Irak ein, besetzte Bagdad, machte der Herrschaft der Bujiden ein Ende, erhielt vom Kalifen den Titel «König des Ostens und des Westens», verlobte sich mit der Tochter des Kalifen, starb aber (1063) vor der Vermählung in einem Alter von 70 J. Von seinen Nachfolgern sind Alp-Arslân, 1063—73, der den griech. Kaiser Romanus bekriegte und gefangen nahm; Melik-Schâh, 1073—92, der den um die wissenschaftlichen Studien hochverdienten Minister Nisâm-el-Mulk in seinem Dienste hatte; Barkijârok, 1092—1104, der fortwährend gegen Brüder und andere Verwandte zu kämpfen hatte; Mohammed-Schah, 1105—18, dessen Feldherr Maudûd gegen die Kreuzfahrer glückliche Kriege führte, und Sindschâr zu erwähnen, der 1118—57 regierte und einer der bedeutendsten mohammed. Fürsten war. Die Dynastie endete mit Togril-Schâh 1194, den der chârismische Sultan Tekesch überwältigte.

2) Die kermanische Dynastie, welche in der pers. Provinz Kermân herrschte und von geringerm Einflusse war. Sie wurde gestiftet durch Togril-Begs Neffen Kâwerd, welchem Togril-Beg 1039 die Verwaltung der genannten Provinz übergab, und bestand bis 1091.

3) Die syrische Dynastie, die mit der Unterwerfung von Haleb 1071 und von Damascus (1075) durch Tutusch, einen Bruder Melik-Schahs, begann. Nach Tutuschs Tode (1095) fiel Syrien in die Gewalt seiner Söhne Dekak und Ridhwân, deren Nachkommen sich bis gegen die Mitte des 12. Jahrh. in einzelnen syr. Städten behaupteten.

4) Die ikonische oder kleinasiatische Dynastie, welche zu Ikonium oder Konieh in Kleinasien ihren Sitz aufschlug. Sie wurde gegründet durch Soliman-ben-Kutulmisch, einen Urenkel Seldschuks, welchem der Sultan Melik-Schâh 1075 ein Gebiet in Kleinasien einräumte, und erhielt sich am längsten. Unter Keikobâd, einem der letzten Fürsten dieser Dynastie, zeichnete sich der Türke Ertogrul, der Vater Osmâns, als Heerführer aus, und letzterer gründete die Osmanische Dynastie in Kleinasien, in dem Gebiete, das bisher die S. beherrscht hatten. Vgl. Mirchond, «Geschichte der S.» (aus dem Persischen von Vullers, Gieß. 1838).

Sele, im Altertum Silarus (Siler), Fluß in der unterital. Provinz Salerno, nimmt links den Tanagro (Tanager) und Calore (Calor) auf und mündet nach einem zuerst südlich, dann südwestlich gerichteten Laufe in den Golf von Salerno. Zur Römerzeit bildete der untere S. die Grenze zwischen Campanien und Lucanien. Unweit dieses Flusses erlitt im J. 72 v. Chr. der röm. Prätor Marinius mit zwei Legionen durch Spartacus, den Anführer der aufständischen Sklavenscharen, eine Niederlage.

Selektionstheorie, s. Darwinismus.

Selĕn (chem. Zeichen Se; Atomgewicht = 79), ein von Berzelius 1817 entdecktes Element, das in seinen chem. Eigenschaften dem Schwefel, dem Tellur und Arsen sehr nahe steht, ist bis jetzt nur selten als Selenblei, Selenquecksilber, Selensilber, Selensilberblei u. s. w. in den Eisensteingruben zu Tillerode, Zorge und Lorbach am Harz und in dem Schlamme gefunden worden, der sich in den Bleikammern ansammelt, die zur Darstellung der Schwefelsäure dienen, falls man zur Erzeugung der schwefligen Säure Schwefelkies (Pyrit) anwendet. Seinen Namen (von σελήνη, der Mond) hat es erhalten, um seine Zugehörigkeit zu dem schon früher entdeckten Tellur (von tellus, die Erde), mit welchem es große Ähnlichkeit hat, anzudeuten. Es ist ein dunkelbrauner, glasglänzender Körper, der muscheligen Bruch hat, bei 217° schmilzt und gegen 700° siedet. Sein spezifisches Gewicht = 4,28. In dieser Form ist das S. in Schwefelkohlenstoff löslich. Erwärmt man es auf 97°, so steigert sich seine Temperatur plötzlich auf 220° und es verwandelt sich das S. in eine andere krystallinische Modifikation von 4,8 spezifischem Gewicht. In dieser Modifikation ist es in Schwefelkohlenstoff unlöslich. In einer dritten Modifikation erhält man es, wenn es durch reduzierende Agentien aus seinen Verbindungen abgeschieden wird. Es bildet dann ein amorphes rotes Pulver, welches in Schwefelkohlenstoff löslich ist und aus dieser Lösung in roten Krystallen gewonnen werden kann. Es verbrennt an der Luft noch unter dem Kochpunkte mit blauer Flamme unter Verbreitung eines höchst widrigen

Geruchs nach faulem Rettich. In konzentrierter Schwefelsäure löst sich das S. mit grüner Farbe. Bezüglich seiner chem. Verbindungen zeigt das S. große Ähnlichkeit mit dem Schwefel; dem Schwefelwasserstoff entspricht der Selenwasserstoff, der schwefligen Säure die selenige Säure, der Schwefelsäure die Selensäure.

Selenblei, ein bleigraues mildes Erz, aus $PbSe$ mit 72,4 Proz. Blei und 27,6 Selen bestehend, welches dem regulären System angehört, wie aus der hexaedrischen Spaltbarkeit der Individuen in den klein- und feinkörnigen Aggregaten, sowie aus der chem. Analogie mit dem Bleiglanz geschlossen wird; deutliche Krystalle finden sich nicht. Bisweilen wird ein Teil des Bleies durch Silber, selbst bis zu fast 12 Proz. vertreten. Auf der Kohle dampft es, gibt Selengeruch, färbt die Flamme blau und beschlägt die Kohle grau, rot, zuletzt auch gelb; es schmilzt nicht, sondern verflüchtigt sich allmählich bis auf einen ganz kleinen Rückstand; mit Soda auf Kohle im Reduktionsfeuer geschmolzen, gibt es metallisches Blei; in Salpetersäure ist es löslich und zwar unter Abscheidung von Selen, wenn die Säure erwärmt wird. Man kennt das S. von verschiedenen Orten des Harzes (Tilkerode, Zorge, Lerbach, Clausthal), auch von Mendoza in der Argentinischen Konföderation.

Selene, die Mondgöttin, bei den Römern Luna, war die Tochter des Hyperion und der Theia und die Schwester des Helios (weshalb sie auch Phöbe genannt wurde) und der Eos. Sie gebar dem Zeus die Pandia, dem Endymion (s. d.) 50 Töchter. Ihr waren die Tage des Vollmonds heilig, vor allem der zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche. Es wird ihr, wie ihrem Bruder, ein Wagen beigelegt, in hellenistischer Zeit regelmäßig ein Zweigespann. Namentlich in der großen Zeit der Kunst wurde sie aber öfter auf einem Pferd oder Maultier reitend dargestellt. In der Poesie erscheint sie auch geflügelt, in der bildenden Kunst ist sie es nicht. Später wurde sie zuweilen mit der Artemis (Diana) identifiziert.

Selenitmörtel, soviel wie Gipsmörtel. Unter dem engl. Namen Selenite mortar ist von Scott ein Mörtel empfohlen, den man erhält, indem im Löschen begriffenem Kalk Gipsbrei zugesetzt wird. Derselbe soll hydraulische Eigenschaften haben.

Selenka (Emil), Zoolog, geb. 27. Febr. 1842 in Braunschweig, studierte 1863–66 in Göttingen Naturwissenschaften und wurde im Sept. 1868 als ord. Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie nach Leiden berufen. Im April 1874 folgte er einem Ruf für die gleichen Fächer nach Erlangen. Von seinen Schriften sind die über Entwickelungsgeschichte, namentlich der Echinodermen und Wirbeltiere, hervorzuheben.

Selenkupfer, ein sehr seltenes Erz von Skrikerum in Småland (Schweden) und Lerbach am Harz, welches nur dünne dendritische Anflüge auf Klüften von Kalkspat bildet, weich und geschmeidig, silberweiß, aber bald schwarz anlaufend; die chem. Analyse ergab die Formel Cu_2Se, was 61,6 Proz. Kupfer und 38,4 Selen erfordern würde.

Selenographie (grch.), Mondbeschreibung, wissenschaftliche Darstellung der physik. Verhältnisse des Mondes.

Selensilber, von Tilkerode am Harz, ein eisenschwarzes, stark glänzendes Erz, derb und in dünnen Platten von körniger Zusammensetzung; die Körner zeigen hexaedrische Spaltbarkeit, ausgebildete Krystalle haben sich nicht gefunden. Das spezifische Gewicht ist 8. Nach der Analyse besteht es wahrscheinlich aus Ag_2Se (entsprechend dem Silberglanz zusammengesetzt), was eigentlich 73,2 Proz. Silber und 26,8 Selen erfordern würde, doch waren auch 5 Proz. Blei vorhanden.

Seleucia, Name mehrerer von Seleucus (s. d.) gegründeter Städte in Asien. Die wichtigste, eine der größten Städte des Altertums, war S. am Tigris, Adlersfittichen gleich am Ufer des Stroms ausgebreitet, 45 km südlich von Bagdad. Zum Teil aus dem Baumaterial des verlassenen Babylon gebaut, erhob sich die Stadt durch ihre Lage am Tigris, der hier mit dem Euphrat durch einen Kanal verbunden war, rasch zu einer ungeahnten Größe, da fast ganz Babylon sich hier ansiedelte. Seit 140 v. Chr. im Besitz der Parther, wurde die Stadt bei dem Feldzuge Trajans geplündert, und 162 durch Lucius Verus zerstört. Eine Pest, die das ganze Römerreich bis Gallien bald darauf verheerte, wurde vom Volke als eine Rache der Götter für diese Zerstörung gedeutet. Ihr gegenüber lag Ktesiphon (s. d.). S. soll 600000 E. gezählt haben; obgleich fast ganz verödet, ward sie noch später der Mittelpunkt des christl. Glaubens in Mesopotamien. — Noch kennt man S. in Syrien, auch Pieria genannt, nördlich von der Mündung des Orontes, unweit des heutigen Sueidich. Die Stadt war sehr bedeutend, stark befestigt, sodaß man sie für uneinnehmbar hielt, und mit einem guten Hafen versehen. — Auch gab es ein S. am Taurus in Pisidien, und ein anderes in Cilicien, auch S.-Trachea genannt, heute Selevkeh (in deren Nähe Trajan und Friedrich Barbarossa starben). Ferner gab es ein S. am Belusflusse, eins am Hedyphon, eins in Pamphilien, endlich ein anderes in Margiana, wohin die unter Crassus fechtenden, von den Parthern gefangenen Römer versetzt wurden.

Seleuciden nennt man die von ihrem Ahnherrn, Seleucus I. Nikator (s. d.), genannte Herrscherfamilie des Syrischen Reichs, das unter derselben 248 Jahre (312–64) bestand. Der große fast das ganze asiat. Reich Alexanders umfassende Länderbesitz, den Seleucus I. bei seinem Tode 280 hinterlassen hatte, wurde schon unter seinem Sohne und Nachfolger Antiochus I. (s. d.) Soter (280–260), namentlich aber unter Antiochus II. Theos (260–247) verringert, da sich die Parther 256 losrissen und sich auch im fernen Osten unabhängige Königreiche bildeten, namentlich das baktrische und das indische. Die Bruderkriege zwischen Seleucus II. Callinicus (247–225) und Antiochus Hierax, sowie die kurze Regierung Seleucus' III. Ceraunus (225–223) hätten das Reich bald ins Verderben gebracht, wenn nicht die zum Teil erfolgreiche Wirksamkeit Antiochus' III. (s. d.) d. Gr. (223–187) dem syr. Einfluß neue Kraft verliehen hätte. Seleucus IV. Philopator (187–174), der Usurpator Heliodor 174, vor allen die Unternehmungen Antiochus' IV. (s. d.) Epiphanes (174–164) brachten eine Periode der Zerrüttung hervor, die gleich nach dem Tode des jungen Antiochus V. Eupator (164–162) ihren Anfang nahm. Von nun an begann während 40 Jahre ein Kampf zwischen den Kronprätendenten Demetrius I. Soter (162–149), Alexander Balas (150–144), Demetrius II. Nikator (149–143), Antiochus VI. Dionysos (143–140), nochmals Demetrius II. (140–139), Tryphon

oder Diodotus (140—130), und zum dritten mal Demetrius II. (130—125), welchem dann mehr oder weniger lange Zeit Antiochus VII. Sidetes (bis 121), Alexander Zebinas und Demetrius' Sohn, Seleucus V., folgten. Von hier ab beherrschte niemals wieder ein S. allein Syrien. Antiochus VIII. Grypus (124—97) mußte seine Herrschaft mit Antiochus IX. Cyzicenus (114—94) teilen. Ersterm folgte Seleucus VI. Epiphanes (97—93) und Antiochus' VIII. Söhne, Philipp (bis 80), Antiochus XI., Demetrius III. und Antiochus XII. (bis 85), letzterm Antiochus X. der Fromme (94—80), dessen Witwe Selene (80). Tigranes, König von Armenien, eroberte das Reich 83 und herrschte 80—69 fast ganz unumschränkt, bis er durch Lucullus besiegt wurde. Dieser setzte als Scheinkönig Antiochus XIII. Asiaticus, Antiochus' des Frommen Sohn, ein, welcher 69—64 regierte; Pompejus eroberte 64 Syrien, welches zur röm. Provinz gemacht wurde.

Seleucus ist der Name von sechs Königen des nach Alexander gebildeten Syrischen Reichs, das sich zur Zeit seiner Blüte weit über die Grenzen des heutigen Syrien (s. d.) erstreckte. Der einzige bedeutende dieser sechs Könige ist der Gründer des Reichs, S. I., genannt Nikator. Geboren 358 v. Chr., Sohn des Antiochus, war er zur Zeit von Alexanders Tode 323 Statthalter von Medien und Babylonien und Reiterbefehlshaber. Nachdem er den Prätendenten Antigonus gegen Perdikkas, Polysperchon und Eumenes unterstützt, verfeindete er sich mit demselben und floh geächtet nach Ägypten, verbündete sich mit dem dortigen Statthalter Ptolemäus, schlug mit ägypt. Hilfstruppen seinen Feind bei Gaza und nahm 312 Babylon ein, das Demetrius Poliorketes, Antigonus' Sohn, ohne Glück verteidigt hatte. Dieses Ereignis wurde als so gewichtig angesehen, daß von diesem Ereignis die Ära der Seleuciden (1. Okt. 312) datiert. S. erweiterte seine Herrschaft nach Osten bis an den Indus, und nahm, des Antigonus Beispiel folgend, 307 den Königstitel an, wie alle seine Nebenbuhler. Nach manchen Wechselfällen schlug und tötete er, im Verbande mit Ptolemäus, Cassander und Lysimachus, den 84jährigen Antigonus bei Ipsus (301), nahm dessen kleinasiat. Provinzen in Besitz, verbündete sich darauf mit dem Sohne seines erschlagenen Feindes, Demetrius Poliorketes, dessen Tochter Stratonike er heiratete, gegen Ptolemäus und Lysimachus, hielt aber nachher seinen widerspenstig gewordenen Schwiegervater bis zu dessen Tod 283 gefangen. Hierauf schlug er Lysimachus bei Coropedion (281). So hatte der gewaltige greise Herrscher während sieben Monaten fast die ganze Monarchie Alexanders (Macedonien inbegriffen, doch Ägypten ausgenommen) unter seinem Scepter vereinigt, als er 280, 78 J. alt, von dem ruchlosen Ptolemäus Ceraunus, Ptolemäus' I. Sohn, den er gastfrei bei sich aufgenommen, ermordet wurde. Ihm folgte sein Sohn Antiochus I. Soter. S. wird als mild und weise geschildert. Er ehrte die Künste und Wissenschaften und gründete viele Städte. (S. Seleucia.) Über die andern Könige dieses Namens s. Seleuciden. — Auch verschiedene Grammatiker und Gelehrte führten diesen Namen, namentlich ein Mathematiker und Astronom, der, nach Aristarch von Samos, die Bewegung der Erde um die Sonne gelehrt und bewiesen haben soll.

Selfactor, vom engl. self-actor, d. i. selbstthätige (selbstspinnende) Maschine, eine Mulemaschine (s. d. und unter Baumwollindustrie), bei welcher sämtliche Bewegungen durch die Maschine selbst hervorgebracht werden.

Selfgovernment (engl., d. i. Selbstverwaltung), s. Autonomie.

Self-made man (engl.), ein Mann, welcher durch eigene Kraft und Anstrengung von unten aufgestiegen ist.

Selig., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Seliger, gest. 1812 als Pfarrer zu Wölfelsdorf in der Grafschaft Glatz (Bryolog).

Seligenstadt in Hessen, Stadt in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach, links am Main, Station der Linie Hanau-Eberbach der Hessischen Ludwigsbahn, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3741 meist kath. E. und hat ein Progymnasium, Braunkohlenlager, Torfgruben, Stärkemehl-, Sago- und Cigarrenfabriken, Bunt- und Perlenstickerei, sowie Handel mit Vieh und Mehl. Die modernisierte kath. Pfarrkirche gehört in den wesentlichen Teilen des Mittelschiffs noch der Karolingerzeit an. Von einer Kaiserpfalz (Palatium) sind noch Ruinen vorhanden. Die erst 1802 säkularisierte Benediktinerabtei wurde bald nach 825 von Einhard, dem Biographen Karls d. Gr., gestiftet. Der Ort, ursprünglich Mulinheim (Mühlheim) genannt, gehörte von 1063 bis 1802 zu Kurmainz. Ein unter dem Vorsitz des Erzbischofs Aribo von Mainz 1022 hier tagendes Provinzialkonzil faßte am 13. Aug. mehrere Beschlüsse hinsichtlich der Disciplin.

Seligersee, russ. Seligér-Osero, auch wohl See von Ostáschkow genannt, ein früher sehr fischreicher, vielbefahrener Landsee in den russ. Gouvernements Nowgorod und Twer, größernteils zu dem letztern gehörig, liegt auf dem Waldaiplateau in einer Meereshöhe von 252 m. Die größte Länge des Sees beträgt von seiner nördlichsten Spitze bis zur Mündung des Flüßchens Selisharowka 94, die größte Breite 60 km. Er besteht eigentlich aus drei durch Engen verbundenen Bassins, bedeckt eine Fläche von 217 qkm, hat eine Tiefe von 2 bis 10 m, fließt durch die 37 km lange Selisharowka in die obere Wolga ab und umschließt 160 zum Teil bewohnte Inseln, darunter die größten Chotschin und Stolbenskij mit dem sehr berühmten Nilkloster (Nilowskaja Pustünj), das wegen seines Gnadenbildes stark bewallfahrtet wird. Nur 7 km südlich von demselben liegt malerisch auf einer Halbinsel an dem Seegestade die Kreisstadt Ostáschkow (s. d.).

Seligkeit bezeichnet im allgemeinen den Zustand höchster Lebensförderung und innerer Befriedigung, welcher durch die harmonische Vollendung des geistigen Lebens gewonnen wird, im Unterschiede von der Glückseligkeit, welche auch das äußere Wohl umfaßt. Der kirchliche Sprachgebrauch bezieht das Wort auf das Wohlergehen der Frommen, läßt also die S. durch das rechte religiöse Verhältnis zu Gott, also vor allem durch seinen Frieden oder seine Versöhnung mit Gott bedingt sein. Der ältere Hebraismus setzte die S. in den ungetrübten Besitz einer Fülle äußerer Güter, welche dem Frommen im gegenwärtigen Leben als Lohn für seinen gottesfürchtigen Wandel zuteil werden sollten. Erst das nachexilische Judentum bildete im Zusammenhange mit der Auferstehungslehre die Vorstellung einer

S. nach dem Tode aus, ohne im übrigen die Anschauung höchsten irdischen Glücks zu verlassen. In diesem Sinne verstand auch das älteste Christentum die S. des Messiasreichs, welches wohl vom Himmel her offenbar werden, aber seinen Sitz auf der Erde haben sollte. Es war indessen nur eine Konsequenz dieser Anschauung, wenn die christl. Theologie das zeitliche Jenseits immer entschiedener auch als ein räumliches bestimmte und den Seligen als Aufenthaltsort nach dem Tode den «Himmel» anwies. Hinter dieser Vorstellungsform verhüllte sich in der christl. Kirche von Anfang an ein geistiger Gehalt, die innere S., deren die Frommen schon gegenwärtig in ihrer Gemeinschaft mit Gott und dem Erlöser genießen, und schon das Johannes-Evangelium läßt in diesem Sinne «das ewige Leben» auf Erden beginnen.

Seligmacher (Heer der), s. Heilsarmee.

Seligsprechung oder Beatifikation heißt in der kath. Kirche der feierliche Akt, durch welchen ein verstorbener Frommer nach Untersuchung seines Wandels und seiner Verdienste vom Papste der himmlischen Seligkeit für teilhaftig erklärt wird. Die kirchenrechtlichen Wirkungen dieses Akts sind der Anspruch auf Privatverehrung in einem bestimmten Teile der Kirche und die Anwartschaft auf die künftige Heiligsprechung oder Kanonisation (s. d.), durch welche letztere eine öffentliche Verehrung in der gesamten Kirche begründet wird. Die S. kam erst im 12. Jahrh. auf.

Selim I., mit dem Beinamen Jauz, «der Brave und Grausame», einer der gewaltigsten türk. Sultane, geb. 1467, regierte vom April 1512 bis Sept. 1520. Fanatischer als seine Vorgänger, trug S. sich mit dem Gedanken, gewaltsam die religiöse Einheit in seinem Reiche herzustellen; auch wurden gegen 40000 in der Türkei lebende Schiiten auf sein Geheiß ausgerottet. Dadurch mit der schiitischen Großmacht im Islam, d. h. Persien, in Krieg verwickelt, offenbarte er große militärische Tüchtigkeit und nötigte den Schah nach einem 1514 bei Tschadyran erfochtenen glänzenden Siege, den Frieden mittels Abtretung eines Teils von Aserbeidschan und anderer polit. Zugeständnisse zu erkaufen. Nachdem er dann auch einen Teil von Kurdistan und Mesopotamien unterworfen, wandte er sich gegen den Mamlukenstaat von Ägypten, zu welchem damals ganz Syrien gehörte. Bei Aleppo kam es 24. Aug. 1516 zu einer großen Schlacht, in welcher die Mamluken unterlagen und ihr Sultan, Kansu Gawri, das Leben verlor. Durch diesen Sieg gewann S. Syrien und Palästina, von wo aus er im folgenden Jahre in Ägypten einfiel und, nachdem er bei Ridhania den Widerstand der Mamluken gebrochen, auch dieses Land seiner Herrschaft einverleibte. Als Beschützer der heil. Städte Mekka und Medina, welche freiwillig seine Oberherrschaft anerkannten, fügte er sodann den Titeln seines Hauses denjenigen eines Kalifen (Nachfolgers des Propheten) bei. Nach Konstantinopel zurückgekehrt, bereitete er einen abermaligen Krieg gegen Persien vor, starb aber 22. Sept. 1520 auf dem Wege von Konstantinopel nach Adrianopel nach nur achtjähriger Regierung. Obwohl er durch einen Aufstand der Janitscharen gegen seinen Vater Bajazid II. auf den Thron gehoben war, so stellte er doch die gelockerte Disciplin dieser Truppe mit Strenge wieder her. Die Macht des Reichs förderte er auch durch Begründung einer Seemacht, indem er an der Nordseite des Goldenen Horns von Konstantinopel ein großartiges Arsenal (Tersaneh) anlegte. Ihm folgte sein einziger Sohn, Soliman II.

Selim II., mit dem Beinamen Mest, der Säufer, Sultan der Osmanen, ein Enkel des vorigen, geb. 1524, bestieg den Thron, nachdem sein Vater Soliman II. 6. Sept. 1566 im Heerlager vor Szigeth gestorben. S., ein schwacher, dem Weingenuß ergebener Fürst, schenkte seinem ausgezeichneten Großvezier Sokolly volles Vertrauen, und diesem ist es beizumessen, daß der 8. Okt. 1571 von den vereinten christl. Mittelmeermächten unter Don Juan d'Austria über die Pforte gewonnene große Seesieg von Lepanto politisch ohne Folgen blieb. Sowohl gegen Ungarn wie auch gegen Persien und Venedig waren unter S. die türk. Waffen siegreich, und unter seiner Regierung wurde die Insel Cypern gewonnen. S. starb 12. Dez. 1574 und hatte seinen Sohn Murad III. zum Nachfolger.

Selim III., Sultan der Osmanen, geb. als Sohn Mustaphas III. 24. Dez. 1761, folgte 1789 dem Abd ul-Hamid I., seines Vaters jüngerm Bruder, in der Regierung. Überzeugt, daß umfassende Reformen nötig seien, suchte er zunächst den verderblichen Krieg mit den beiden nordischen Kaiserhöfen, den S. als Verlassenschaft der Regierung seines Vorgängers überkommen hatte, zu Ende zu bringen, was auch hauptsächlich durch preuß. Vermittelung gegen Österreich ohne Schädigung der Pforteninteressen durch den Frieden von Sistowa 1791 und wenige Monate später gegen Rußland durch den Frieden von Jassy, allerdings hier durch Verzichtleistung auf die Krim und Abtretung des Kubangebietes, sowie des linken Ufers von Bug und Dnjestr, gelang. Durch den Einfall Bonapartes in Ägypten wurde S. wider seine Neigung in das russ.-engl. Bündnis gegen Frankreich hineingezogen, welches Reich er als den eigentlichen Sitz der Weltcivilisation betrachtete und dessen Rat ihm, nachdem er 1802 Frieden geschlossen, sofort wieder maßgebend wurde. S. stellte an die Spitze eines neugebildeten Staatsrats den Minister des Äußern mit dem Titel Reis-Efendi, Regierungspräsident, als wichtigsten Beamten, gründete eine eigene Kriegskasse, legte eine Militärschule und Stückgießerei nach franz. Muster an und ließ die großartige Kaserne Selimijih auf dem anatolischen Ufer der Hauptstadt bauen. Im J. 1805 wurde die türk. Jugend in ein neues Heer berufen, welches nach den Regeln der europ. Taktik einexerziert werden und auch zur Aufrechterhaltung der Autorität des Sultans gegenüber den meuterischen Janitscharen dienen sollte. Angesichts abermaliger Verwickelungen mit Rußland, welche Ende 1806 zum Kriege führten, sowie des 1804 ausgebrochenen serb. Aufstandes überstürzte S. sein Werk, indem er für dieses Heer, welches den Namen Nizami Dschedid, neue Ordnung, führte, an die Stelle der ursprünglichen freien Werbung Zwangsaushebung treten ließ. Die in ihren Privilegien bedrohten Janitscharen und die Ulema schürten den Groll gegen den Neuerer; die Katastrophe wurde nur dadurch verzögert, daß England eine Flotte durch die Dardanellen bis angesichts Konstantinopels vordringen ließ, um S. mit Gewalt den Bahnen der engl.-russ. Politik zuzuführen. Am 29. Mai 1807 brach die Empörung aus und es gelang den Janitscharen, sich der Hauptstadt zu bemächtigen. Von allen Seiten umstellt, suchte S. sich umsonst durch

Auflösung der Nizam den Thron zu retten. Ein Fetwa des Großmufti entkleidete ihn 31. Mai seiner Würde und berief seinen Vetter Mustapha IV., den ältesten Sohn Abd-ul-Hamids I., zur Regierung. Der Exsultan wurde in die Prinzenhaft gebracht, woselbst er sich mit seines Nachfolgers jüngerm Bruder, dem spätern Sultan Mahmud II., zusammenfand, den er in seine Reformideen eingeweiht haben soll. Als aber im folgenden Jahre ein begeisterter Anhänger S.s, Mustapha Bairaktar, sich für ihn erhob und von Rustschuk mit einer Armee nach der Hauptstadt vorgerückt war, ließ Mustapha IV. (8. Mai 1808) ihn erdrosseln. Bairaktar rächte seinen Tod, indem er nunmehr, ohne Fetwa, auch Mustapha IV. absetzte und Mahmud II. als Sultan proklamierte (Juli 1808).

Selinus (jetzt ital. Selinunte), die westlichste griech. Kolonie in Sicilien, wurde von den Doriern des sicil. Megara 628 v. Chr. gegründet, östlich von der Mündung eines Flüßchens, das nach dem dort wachsenden Eppich (griech. Selinon) gleich der Stadt den Namen S. erhielt, jetzt Madiuni heißt und 22 km im OSO. von Mazara, westlich vom Flusse Hypsas (jetzt Bellici) mündet. Die Stadt wurde bald reich und mächtig und blühte, bis die Einwohner von Segesta (s. d.), durch S. und Syrakus bedrängt, die Karthager gegen sie zu Hilfe riefen. Diese sendeten ein starkes Heer unter Hannibal Gisgon, der 409—408 v. Chr. S. eroberte und mit Mord und Brand furchtbar heimsuchte. Im ersten Punischen Kriege um 249 v. Chr. verpflanzten die Karthager die Bewohner der heruntergekommenen Stadt von S. nach Lilybäum und gaben den Platz auf. Seitdem versank S. in Trümmer, die in Hinsicht ihrer architektonischen Kunst von großer Wichtigkeit sind. Es finden sich hier (in der Nähe von Castelvetrano) die Ruinen von sieben Tempeln, worunter sechs große, drei in der auf dem östl. Hügel gelegenen Vorstadt und drei auf der sog. Akropolis, dem westl. Hügel. Der nördl. Tempel des Osthügels (113 m lang, 54 m breit), nach einer dort gefundenen alten griech. Inschrift dem Apollo gewidmet, war 409 v. Chr. noch nicht vollendet. Seine Säulen sind auch später niemals fertig geworden, da ihnen die Kannelierung fehlt. Ein anderer Tempel desselben Osthügels war, wie eine 1865 entdeckte Inschrift darthut, der Hera geweiht. Der mittlere Tempel der sog. Akropolis ist der älteste von allen. Dieser sowie die beiden südl. Tempel des Osthügels enthielten die für die Geschichte der griech. Plastik so merkwürdigen, jetzt im Museum von Palermo befindlichen Metopen aus dem letzten Viertel des 7. Jahrh. v. Chr. Über die letztern vgl. Duca di Serradifalco, «Le antichità della Sicilia» (5 Bde., Palermo 1834—42); Benndorf, «Metopen von Selinunt» (Berl. 1873).

Selke, ein kleiner Fluß des Unterharzes, welcher aus dem günthersberger Teiche im anhalt. Kreise Ballenstedt seinen Ursprung nimmt, eine Menge Mühlen, Pochwerke und Eisenhüttenwerke treibt, nachdem er das Gebirge verlassen, gegen Nordosten nach Ermsleben, dann gegen Nordnordwesten bei Hoym vorüberfließt und 11 km im NNO. von Quedlinburg, oberhalb Rodersdorf, rechts in die Bode fällt. Die S. bildet in ihrem obern Laufe von Günthersberge bis zu dem Dorfe Meisdorf das 22 km lange, liebliche Selkethal, das von waldbekränzten Bergen und pittoresken Felsenmassen eingeschlossen, herrliche Ansichten bietet. Die Hauptpunkte des Selkethals sind die Burgen Falkenstein und Anhalt, das Jagdhaus Meiseberg, der Mägdesprung und Alexisbad.

Selkirk, eine Grafschaft im südl. Schottland, zwischen Edinburgh, Berwick, Roxburgh, Dumfries und Peebles, zählt auf 673,9 qkm (1881) 25562 E. in 3 Flecken und 12 Kirchspielen. Die Grafschaft ist ein pittoreskes Gebirgsland. Das Cheviotgebirge, das hier im Windlestraw-Law 659, in den Blackhouse-Heights 738, im Ettrick-Pen 688 m aufsteigt, bildet eine Menge schmaler Thäler. Der Tweed, verstärkt durch den Ettrick mit dem Yarrow, folgt der Hauptabdachung gegen Osten zur Nordsee. Das Klima ist rauh, der Boden, von dem nur 8 Proz. dem Pflug unterworfen sind, wenig fruchtbar, der Ackerbau auf Hafer und Kartoffeln beschränkt, die Industrie unbedeutend. Die ehemals ausgedehnten Wälder sind längst verschwunden und zahlreiche Herden von Kühen, Pferden und besonders von Schafen weiden auf den wellenförmigen Plateauflächen und Bergabhängen. Die Schafe der Selkirk- und Cheviotrasse sind berühmt durch ihre feine, lange Wolle, und diese nebst den Lämmern und Hammeln bildet den Hauptausfuhrgegenstand des Ländchens. Der Hauptort ist die Marktstadt Selkirk, rechts am Ettrick und 4 km von dessen Mündung in den Tweed, Station der Linie Galashiels-S. der Nordbritischen Bahn, mit sechs Kirchen, einem schönen Stadthause und 6090 E., hat Wollindustrie und Gerberei.

Selkirk (Alex.), s. Robinson Crusoe.

Sell (Christian), Schlachtenmaler, geb. 14. Aug. 1831 in Altona, besuchte die Akademie in Düsseldorf. Sein Fach war anfangs die Historienmalerei, wobei ihm vorzugsweise Motive aus der deutschen Vorzeit zum Stoffe dienten. Seit dem Kriege von 1866 wandte er sich aber der Schlachtenmalerei zu und folgte dem Beispiele Camphausens, dessen Richtung er neben Bleibtreu, Northen und Hunten vorzüglich vertrat. Bei den Feldzügen von 1866 und 1870—71 persönlich anwesend, lieferte er viele Schlachtenbilder, sowie Darstellungen genrehafter Art aus dem Soldatenleben, welche durch große Treue, Lebendigkeit und korrekte Zeichnung hervorragen. Auch in Illustrationen und Aquarellen war er bedeutend. S. starb 21. April 1883 in Düsseldorf.

Sella (Quintino), ital. Staatsmann, geb. 7. Juli 1827 zu Mosso Valle Superiore bei Biella, studierte Mathematik und Ingenieurwissenschaft in Turin, dann an der École des mines in Paris und später in Freiberg und wurde dann Professor an der turiner Ingenieurschule, in welcher Stellung er viele Abhandlungen über Mineralogie in den Denkschriften der turiner Akademie erscheinen ließ. Nachdem er 1860 in die Kammer gewählt worden war, wurde er bereits 1861 unter Cavour Generalsekretär im Ministerium des öffentlichen Unterrichts, und im Ministerium Rattazzi 1862, sowie unter La Marmora 1864 Finanzminister. Zum dritten mal übernahm er im Kabinett Lanza 1869 das Finanzministerium und war mit Erfolg bemüht, die jährlichen Defizits zu vermindern. Auch war er es hauptsächlich, der 1870 ein Bündnis Italiens mit Frankreich verhinderte und im Einverständnis mit der Linken auf die Besitzergreifung Roms drang. Als 23. Juni 1873 die Zweite Kammer gegen seine Steuervorlagen stimmte, nahm S. mit dem ganzen Kabinett Lanza seine Entlassung; Minghetti, der zwei Kollegen S.s beibehielt, setzte hierauf im

wesentlichen die Finanzpolitik seines Vorgängers fort. Von 1876 bis 1878 war er das Haupt der Opposition der gemäßigten Partei in der ital. Kammer; später erschien er mehrere Jahre lang nur bei wichtigen Gelegenheiten im Parlament. Ein 1881 von ihm unternommener Versuch, mit minder gewichtigen Elementen der Linken ein Ministerium zu bilden, mißlang aus Mangel genügender Vorbereitung. Als Präsident der von ihm reorganisierten röm. Akademie der Luchsäugigen leitete er die Übersiedelung derselben in ihre neue Amtswohnung im Palazzo Corsini. Er starb 14. März 1884 in seiner Heimat. Auf Staatskosten wird ihm vor dem Finanzministerium in Rom ein Denkmal errichtet werden.

Sella curūlis, eine aus Etrurien nach Rom eingeführte Art von Stühlen, die man auf- und zuklappen konnte, um sie leicht auf Reisen mitnehmen zu können. Ursprünglich nur für den Gebrauch der Könige bestimmt, dienten sie später zur Auszeichnung für die Konsuln, Prätoren und curulischen Ädilen der Republik. Sie waren in frühern Zeiten mit Skulpturen oder eingelegter Arbeit von Elfenbein, später mit goldenem Zierat geschmückt.

Sellasia, s. unter Sparta.

Selle oder Célé, rechter Nebenfluß des Lot im franz. Depart. Lot, entspringt im Depart. Cantal, berührt Figeac und mündet nach 100 km Lauflänge zwischen St.-Cirq la Popie und St.-Géry.

Selleny (Joseph), Landschaftsmaler, geb. zu Mödling bei Wien 2. Febr. 1824, besuchte die kaiserl. Akademie, wo er sich an den Landschafter Thomas Ender anschloß, und erhielt ein Stipendium zum Besuche Roms und Süditaliens. Mit zahlreichen Studien und Skizzen bereichert kehrte er zurück, erhielt den Kaiserpreis und andere Auszeichnungen. Die prachtvolle Koloristik seiner Ölgemälde und Aquarelle machte seinen Namen rasch berühmt. S. nahm an der Weltumsegelung der österr. Fregatte Novara als Zeichner teil und lieferte für die Beschreibung dieser Weltreise die besten Zeichnungen und Lithographien. Die bedeutendsten Früchte der Expedition waren S.s großartiges Gemälde des Koralleneilandes Sankt Paul (in der Sammlung des Herzogs August von Sachsen-Coburg), ferner der Felsentempel von Mahamalaipur, Urwald in Australien, Kap der Guten Hoffnung ꝛc. Noch eine zweite große Reise machte S. im Gefolge Erzherzog Maximilians nach Nordafrika, den Inseln des Atlantischen Oceans und Brasilien. Die kaiserl. Gemäldegalerie in Wien besitzt das Ölgemälde eines verödeten Kirchhofs. S. starb 22. Mai 1875 in der Irrenanstalt zu Inzersdorf bei Wien. Der 1881 versteigerte Nachlaß enthielt noch über 200 Gemälde und Aquarelle, welche Veduten, Marinen, Architekturen, Kostüm- und Pflanzenstudien aus allen Teilen der Welt umfaßten.

Sellerie, Pflanzenart, s. Apium.

Sellersches Lager, eine neuere, von dem Amerikaner Sellers erfundene Art Lager für Transmissionswellen mit gußeisernen, in Kugelgelenken drehbaren Lagerschalen. (S. u. Transmissionen und Triebwerke.)

Selles-sur-Cher, Stadt im franz. Depart. Loir-et-Cher, Arrondissement Romorantin, am Cher, nahe dem Canal du Berry, welcher unterhalb S. die Grande Sauldre aufnimmt, Station der Linie Tours-Vierzon der Orléansbahn, zählt (1881) 3152 E. (Gemeinde 4643) und hat Schiffahrt, Holzflößerei, Weinbau, Wollweberei und Töpferei.

Selma, Hauptstadt von Dallas County im nordamerik. Staate Alabama, liegt am rechten (nördl.) Ufer des Alabamaflusses, an sechs verschiedenen Eisenbahnlinien und zählt (1880) 7529 E., worunter 4184 Farbige. S. hat eine Baumwollfabrik, eine Ölmühle, Eisenwerke, eine Dampfhobelmühle, Wagenradfabriken, Maschinenwerkstätte, sechs große Baumwoll-Lagerhäuser ꝛc. Nahezu 80000 Ballen Baumwolle werden jährlich von hier aus verschifft. Am 2. April 1865 wurde das von Konföderierten stark befestigte S. von dem Majorgeneral der Unionsarmee J. H. Wilson genommen.

Selo, Sseló (russ.), eigentlich Ansiedelung, ein Dorf mit einer Kirche, während Derewnja ein Dorf ohne Kirche ist; vielfach in Ortsnamen angewendet, z. B. Zárskoje Seló, wörtlich Kaiserdorf, jetzt Stadt.

Selongey, Stadt im franz. Depart. Côte-d'Or, Arrondissement Dijon, am südöstl. Fuße des Plateau von Langres, an der Venelle, einem linken Zufluß der Tille, Station der Linie Chalindrey-Is-sur-Tille der Ostbahn, zählt (1881) 1356 E. und hat Zucht von Merinoschafen, Wein- und Gemüsebau, Wollindustrie, Gerberei und Hutmacherei.

Selsea, auch Selsey, Dorf in der engl. Grafschaft Sussex, an der Küste des Kanals, nordöstlich vom Vorgebirge Selsea Bill (angelsächs. Cymenes ora), mit 937 E., hieß in angelsächs. Zeit Seolsige, Sealesea, mittellat. Scolasegia und war bis 1075 Bischofssitz (damals nach Chichester verlegt).

Selterser Wasser, bisweilen auch, aber mit Unrecht, Selzerwasser genannt (s. Selzerbrunnen), hat seinen Namen von dem im Untertaunuskreise des preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden, an der Linie Höchst-Limburg der Hessischen Ludwigsbahn, 16 km südöstlich von Limburg an der Lahn gelegenen Dorfe Niederselters (1880 mit 1554 E.), wo dieses Mineralwasser hell und klar, perlend und schäumend aus vier in einen Brunnen gefaßten Quellen emporsteigt, welche in der Stunde 150 cbm = 150000 l Wasser liefern. Wegen seines hervorstechenden Gehaltes an freier Kohlensäure (1184 ccm in 1 l), Kochsalz und kohlensaurem Natron wird dasselbe zu den beliebtesten alkalisch-salinischen Säuerlingen gerechnet. Es wirkt gelind reizend auf die Schleimhäute des Mundes, Schlundes, Magens und des obern Teils der Atmungswerkzeuge, fördert daselbst die Absonderung des Schleims und geht endlich reichlich durch den Urin fort. Das Selterser Wasser wird bei chronischen Krankheiten der Schleimhäute der Respirationsorgane, Leiden der Harnwerkzeuge, Stockungen in den Unterleibsorganen, auch in manchen entzündlichen und fieberhaften Krankheiten, wenn die Gefäßaufregung vorüber ist, mit günstigem Erfolge angewendet. Brustkranke trinken es häufig mit warmer Milch vermischt. Als diätetisches Mittel, allein oder mit Zucker versüßt oder mit leichtem Weißwein vermischt, wird es namentlich an der Leber Leidenden und in heißen Klimaten und Jahreszeiten empfohlen. Diese berühmte Quelle, von welcher jetzt jährlich über 3 Mill. Krüge nach allen Gegenden der Erde versendet werden, wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. entdeckt, im Dreißigjährigen Kriege wieder verschüttet und nach ihrer erneuerten Auffindung so wenig geachtet, daß sie noch in der Mitte des 18. Jahrh. für eine geringe Summe verpachtet war. An der Quelle wird das Wasser nur sehr wenig getrunken. Von 1803 bis 1866 gehörte die Quelle dem herzogl. nassauischen

Kammergute, jetzt aber dem preuß. Fiskus. Unweit Niederselters liegt das Dorf Oberselters (585 E.), wo sich eine ähnliche Quelle befindet, die in neuerer Zeit von einer Privatgesellschaft gefaßt worden ist und zum Versenden verwandt wird.

In neuerer Zeit werden in manchen Anstalten und Mineralwasserfabriken auch künstliche Wasser bereitet; ferner werden andere geringhaltige Mineralwasser durch Ausscheiden von Eisen u. s. w. und Zusatz von Kochsalz und künstlicher oder natürlicher Kohlensäure aufgebessert. Diese künstlichen und aufgebesserten Wasser werden nicht selten mit der Bezeichnung Selters Water, Selters Wasser, Selser, Selzer, Selter u. s. w. in den Handel gebracht, teilweise unter Benutzung der mit den fiskalischen Brunnenzeichen versehenen Brunnenzeichen und unter Nachahmung der zum Verschluß der Krüge und Flaschen in Niederselters benutzten Staniolkapseln. Als Erfrischungsmittel werden solche Wasser durch ihren überreichen Gehalt an Kohlensäure an vielen Orten stark begehrt; ihr mediz. Wert ist aber jedenfalls zweifelhaft.

Selvretta, s. Silvretta.

Selz, Stadt im Kreise Weißenburg im elsaß-lothring. Bezirk Unterelsaß, am Einfluß der Sauer und des Selzbachs in den Rhein, über welchen bei S. eine Schiffbrücke nach Plittersdorf und Rastatt zu führt, 48 km nordöstlich Straßburgs, an der Linie Straßburg-Lauterburg der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, zählt (1885) 1776 meist kath. E. — S., das röm. Saletio oder Saliso, wurde 968 von Kaiser Otto d. Gr. seiner Gemahlin Adelheid geschenkt, welche hier 987 eine Abtei gründete, wurde 1358 freie Reichsstadt, jedoch schon von 1409 ab und bis 1789 pfälzisch. Die Abtei wurde 1575 durch Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz in eine Akademie für reform. junge Adelige verwandelt, gelangte dann in die Hände der Jesuiten und schließlich bis 1789 an das straßburger bischöfl. Seminar.

Selzerbrunnen (Olarber Mineralbrunnen oder Ludwigsbrunnen), ein alkalisch-salinischer Sauerbrunnen, entspringt etwa 2 km nördlich vom Dorfe Großkarben (mit 1000 E.) in der hess. Provinz Oberhessen, an der Linie Frankfurt a. M.-Kassel der Preußischen Staatsbahnen, zwischen Friedberg und Vilbel, dessen Wasser (Selzerwasser) sowohl an der Quelle als versendet getrunken wird, und nicht mit dem Selterser Wasser (s. d.) zu verwechseln ist, welchem es an Gehalt ähnlich ist. Der Brunnen ist seit 1872 im Besitz des freiherrlich von Leonhardischen Fideikommisses und wird daher auch Leonhardiquelle genannt. Er gehört zu den sehr kohlensäurereichen Säuerlingen und enthält fast gar kein Eisen.

Sem, Ham und **Japhet** sind nach der hebr. Überlieferung die Namen der drei Söhne des Noah, von denen sämtliche Völker der Erde abstammen sollen. Sem, hebr. schêm, d. i. der Rote, der älteste der drei Brüder, wurde der Stammvater der Völker des südwestl. Asien, der Assyrer, Syrer, Hebräer und Araber. Man nennt in Bezug hierauf diese Völker die Semiten und ihre Sprachen die Semitischen Sprachen (s. d.). Von Ham, hebr. châm, d. i. der Schwarze, stammen die Völker des Südlandes, die Ägypter, Äthiopier u. s. w.; von Japhet, hebr. jefet, d. i. der Weiße, die im Osten, Norden und Nordwesten von Palästina zerstreut lebenden Völker, Kimmerier, Skythen, Meder, Armenier, kleinasiatischen und Mittelmeervölker.

Semang nennen die Malaien die im Innern, namentlich in den Gebirgsgegenden der Halbinsel Malakka herumschweifenden Stämme, welche, wie ihre Leibesbeschaffenheit lehrt, mit den Negritos oder Aëtas der Philippinen, den Kalangs auf Java und andern mit den Papuas verwandten Aborigines-Stämmen der Sunda-Inseln zusammenhängen. Sie zeichnen sich durch eine dunkelbraune, beinahe schwarze Hautfarbe aus, haben wollartiges oder zottiges Haar, platte Nase, dicke Lippen und nach hinten abfallende Stirn. Ihre Wohnungen bestehen in Hütten aus Baumästen, ihre mangelhafte Kleidung aus Stoffen, welche sie aus den Fasern des Brotbaums selbst verfertigen. Ihre Sprache ist noch ganz unbekannt.

Semaphor (grch., d. i. Zeichenträger) war zunächst die Bezeichnung für die 1862 auf hochgelegenen Punkten der franz. Küsten errichteten optischen Telegraphen, welche dazu dienen, die Ankunft und Bewegung aller von der hohen See kommenden Fahrzeuge zu melden, ihnen amtliche Mitteilungen zukommen zu lassen oder von ihnen Mitteilungen zur raschen Weiterbeförderung zu erhalten. Seit 1864 wurden die S. auch dem allgemeinen öffentlichen Verkehr zugänglich gemacht und mit dem Telegraphennetz in Verbindung gebracht. Andere Staaten, insbesondere Großbritannien, die Vereinigten Staaten, Dänemark, Schweden und Norwegen, Italien, Österreich, Spanien und Portugal, folgten bald nach und 1873 wurden diese Apparate auch im Deutschen Reiche eingeführt; sie dienen zugleich als meteorolog. Stationen und geben die Sturmwarnungssignale. An zahlreichen Küstenplätzen sind eigene Semaphorstationen errichtet, für welche eine internationale Zeichensprache besteht, über die die amtlichen Signalbücher (z. B. «Signalbuch für Kauffahrteischiffe aller Nationen», herausg. vom Bundeskanzleramt, Berl. 1870) Auskunft geben. Ferner sind an vielen Leuchttürmen Vorrichtungen angebracht, durch welche vorübergehenden Schiffen Signale gegeben werden. Auf einzelnen Kriegsflotten, wie z. B. auf der englischen, sind sie zur schnellen Kommunikation der Schiffe untereinander eingeführt. — Auch die optischen Telegraphen der Eisenbahnen werden häufig als S. bezeichnet.

Sembrich (eigentlich Kochanska, Marcella), Sängerin, geb. 15. Febr. 1858 zu Wisniatowsky in Galizien, gab, nachdem sie früh Klavier- und Violinspielen gelernt hatte, schon mit 12 Jahren in Lemberg Musikunterricht, vervollkommnete sich dann als Virtuosin unter Liszt in Wien und erhielt endlich ihre Ausbildung zur Sängerin in Mailand bei Professor Lamperti. Zum ersten mal betrat sie in Athen als Lucia die Bühne, sang dann in Mailand und ging von hier nach Dresden (1879). Sie sang seitdem in den größten europ. Städten, vor allem in London außerordentlich gefeiert.

Semecarpus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Terebinthaceen oder Anacardiaceen. Man kennt gegen 20 Arten, die vorzugsweise in Ostindien vorkommen. Es sind Bäume mit einfachen, nebenblattlosen Blättern und rispig angeordneten polygamischen Blüten, welche aus einem mit dem Fruchtknoten halb verwachsenen, fünfzähnigen Kelch und einer fünfblätterigen Blumenkrone bestehen und Nüsse hervorbringen, die in den fleischig gewordenen, obstartigen Blütenboden eingeschlossen sind. Zu dieser Gattung gehört der sogenannte ostind. Tintenbaum (S. Anacardium),

dessen Frucht als **indische Herzfrucht** bekannt ist und dessen Nüsse als ostind. **Elefantenläuse** (s. unter **Anacardium**) in den Handel kommen. Es ist ein großer Baum mit langgestielten Blättern, deren längliche, am Grunde herzförmige Scheiben bis 50 cm Länge und bis 24 cm Breite erreichen, und mit grünlichgelben, in eine lange Rispe gestellten Blüten. Außer den Nüssen werden auch andere Teile des Baums benutzt.

Semele, die Tochter des Kadmos und der Harmonia, aus Theben, wurde nach der griech. Mythologie von Zeus geliebt und von der eifersüchtigen Hera, die sich der S. in der Gestalt ihrer Amme Beroe nahte, dazu überredet, den Zeus zu bitten, daß er sich ihr in dem ganzen Glanze seiner Herrlichkeit zeigen möge. Der Gott, der ihr versprochen, jede Bitte, die sie thun werde, zu erfüllen, kam nun als Donnerer, und die Geliebte wurde von der Glut seiner Blitze verzehrt. Den Dionysos, welchen sie vom Gott unter ihrem Herzen trug, rettete Zeus. Durch ihren Sohn wurde sie später aus der Unterwelt als Thyone auf den Olymp versetzt.

Semele ist auch der Name des 86. Asteroiden, s. unter **Planeten.**

Semen (lat., Plural Semina), Samen.

Semendria, serb. Smederewo (das röm. Aureus mons), Festung und Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im Königreich Serbien, an der Donau und der Jesava, dem westl. Mündungsarme der Morawa, 45 km südöstlich von Belgrad, durch Zweigbahn nach Velikaplana mit der Serbischen Eisenbahn verbunden, mit romantischer, weinreicher Umgebung, hat (1885) 7256 E., welche starken Weinbau und lebhaften Handel treiben, war einst die Residenz der serb. Regenten (Despoten) und auch (1805—7) Sitz des serb. Senats. Die Festung ist 1430 vom Despoten Georg Brankowitsch erbaut, wurde 1439, 1459 und 1690 von den Türken erobert, 1717 diesen vom Prinz Eugen entrissen, 1738 aber von den Türken, 1789 wieder von den Österreichern eingenommen. Die Türken erschlugen hier 1805 den Wojwoden Gjuscha Wulitschewitsch, worauf die Festung von den Serben erobert ward. Doch nahmen die Türken 1813 abermals S. und blieben in dessen Besitz bis zum April 1867, wo die Festung an die Serben endgültig übergeben wurde.

Semen Glycyrrhizae sylvestris, s. unter **Astragalus.**

Semennûd, Stadt in Unterägypten, Provinz (Mudirije) Gharbije, links am Bukolischen oder Phatnitischen Nilarm (dem heutigen Damiettearm), von dem während des Altertums hier der Sebennytische Arm abzweigte, Station der Eisenbahn Damiette-Tanta, hat 4000 E. und bedeutenden Handel. Hier lag das antike **Sebennytus** (altägypt. Teb-en-nuter, in den Keilschriften Zabnuti, koptisch Sjemnuti und Sebennetu), Residenz der 30. einheimischen Dynastie, der Sebennyten, die von 378 bis 345 v. Chr. regierte und zu welcher die Könige Necht-hor-heb (Nectanebus I.), Tachos oder Teos und Necht-nebf (Nectanebus II.) gehören. S. war die Hauptstadt des Nomus Sebennytes superior, in welchem Manetho geboren worden sein soll. Die noch vorhandenen Trümmer des alten Sebennytus sind nur unbedeutend.

Semenow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Nishnij-Nowgorod, am Flusse Sanachta und an dem Postwege nach Wjatka, mit (1882) 3699 E. und sehr lebhafter Industrie; namentlich werden hier eigentümliche Holzlöffel und andere Holzgeräte verfertigt, ferner Sicheln, Sensen und ähnliche Eisenwaren. Außerdem ist S. der einzige Ort in Rußland, in welchem Rosenkränze der Altgläubigen fabriziert werden, die nicht nur im ganzen Reiche Verbreitung finden, sondern auch nach Österreich und in die Türkei exportiert werden. Bemerkenswert ist ferner der Handel S.s mit Haselhühnern, welche in den Wäldern der Umgebung in ungeheuerer Menge vorkommen.

Semenow (Peter Petrowitsch), russischer Geograph, Statistiker und Reisender, geb. in Petersburg, wo er auch Naturwissenschaften studierte und sich dann bei dem Unternehmen der russ. Geographischen Gesellschaft beteiligte, Karl Ritters «Asien» ins Russische zu übersetzen. Im Interesse dieser Arbeit begab sich S. auf einige Jahre nach Berlin, wo er mit Ritter in regen persönlichen Beziehungen stand. Im J. 1855 kehrte er nach Petersburg zurück und unternahm 1856 eine Expedition in den südl. Altai und zum See Issyk-kul, in damals noch gänzlich unbekannte Gegenden. Es gelang S., in die innersten Teile des Tian-Schan-Gebirges, das bisher noch von keinem europ. Reisenden besucht worden war, vorzudringen. Die Resultate dieser Reise hat S. in der Übersetzung von Ritters «Asien» bearbeitet und auch in den Nachrichten der russ. Geographischen Gesellschaft veröffentlicht. Außerdem gab S. das «Geographisch-statistische Wörterbuch des russ. Reichs» («Geografičesko-statističeskij slovaŕ Rossijskoj imperii» (5 Bde., 1863—85) heraus. S. war lange Zeit Präses des Central-statistischen Komitees, dessen umfangreiche Arbeiten unter seiner Leitung herausgegeben sind, und ist Vorsitzender des beschlußfassenden Rats des centralstatistischen Komitees, sowie Ehren-Vizepräsident der kaiserl. russ. Geographischen Gesellschaft.

Semenowskisches Regiment, benannt nach dem Dorfe Semenow bei Moskau, ist das zweite Leibgarderegiment, welches Peter d. Gr. nach Errichtung des Regiments Preobraschensk (s. d.) 1687 aus seinen Spielgenossen (potěšnyje) organisierte. Es gehört wie letzteres zur 1. Garde-Infanteriedivision und steht ebenfalls in Petersburg.

Semering, Bergsattel, s. **Semmering.**

Semgallen, der südöstlichste Teil des ehemaligen Herzogtums Kurland (s. d.).

Semi (lat.), halb (in Zusammensetzungen).

Semiarianer, s. unter **Arianer** und **Arianischer Streit.**

Semibrevis (lat.), s. unter **Brevis.**

Semicha (hebr.), s. **Auflegung der Hände.**

Semien, Landschaft, soviel wie Simen (s. d.).

Semik, Ssemik (russ., von semj, sieben), der siebente Donnerstag nach dem Osterfest, fällt auf den letzten Donnerstag vor Pfingsten. Es ist dies in Rußland ein Volksfesttag, der mit Tanz und andern Unterhaltungen gefeiert wird, und worin sich der Überrest eines Hauptfestes zu Ehren des Frühlings aus heidnischer Zeit erhalten hat..

Semikolon, s. unter **Kolon.**

Semil, Stadt im nordöstl. Böhmen, am Einflusse des Woleschlabaches in die Iser, Station der Linie Pardubitz-Seidenberg der Südnorddeutschen Verbindungsbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 2688 E. czech. Zunge, die im Ackerbau und in der Fabrikarbeit ihren Haupterwerb finden. Im Iserthale besteht eine Baumwollspinnerei und -Weberei, die

an 1500 Arbeiter beschäftigt. S. ist Geburtsort des Physikers Franz Petřina und des Czechenführers Franz Ladislaus Rieger.

Semilargent, Semilor, s. Similargent und Similor.

Seminar (vom lat. seminarium, d. h. Pflanzschule) nennt man besonders in Deutschland Anstalten zur Bildung von Lehrern und Geistlichen. Dahin gehören auch die Predigerseminare der kath. und prot. Länder, sowie die Schullehrerseminare. Auch bestehen an den Universitäten homilet., theol., jurist., statist., philolog., histor., romanisch-engl., mathem. und andere Seminare, welche ihren Mitgliedern zu eigenen Arbeiten und Übungen Gelegenheit geben. Besondere pädagogische Seminare für Lehrer an höhern Schulen gibt es in Berlin, Breslau, Göttingen, Königsberg i. Pr., Magdeburg, Stettin, Leipzig, Gießen. Für die Volksbildung sind die Schullehrerseminare am wichtigsten. Ihre eigentliche Entstehung fällt in die zweite Hälfte des 18. Jahrh. Julius Hecker hatte schon 1748 eine Privatlehrer-Bildungsanstalt in Berlin; 1751 wurde ein S. in Hannover errichtet und nun wuchs die Anzahl derselben sehr schnell. Die Bildung, welche diese S. geben, zerfällt in eine schulwissenschaftliche und in eine pädagogische Bildung nach Theorie und Praxis. Man unterscheidet Lehrer- und Lehrerinnenseminare; die Gründung der letztern, welche großenteils Privatanstalten sind, gehört der neuesten Zeit an. Zu erwähnen sind noch die niedern evangelisch-theologisch-philologischen S. (ehemalige Klosterschulen) in Württemberg, die Vorbereitungsanstalten für die theol. Fakultät in Tübingen sind.

Seminara, Stadt in der ital. Provinz Reggio di Calabria, Bezirk Palmi, 4 km südöstlich von Palmi, zählt (1881) 3481 E. (Gemeinde 4908), produziert sehr gutes Öl und hat Seidenindustrie. Durch das Erdbeben von 1783 wurde der Ort fast ganz zerstört. Im J. 1495 erlitt hier König Ferdinand II. von Neapel durch die Franzosen unter d'Aubigny eine Niederlage, doch wurde letzterer am 21. April 1503 hier vom span. Feldherrn de Andrada in die Flucht geschlagen und gefangen.

Seminolen, eins der sog. Floridavölker in Nordamerika (s. Indianer), ein Zweig des Choctaw-Muskogheestamms, hatten ihre Wohnsitze am Chattahoocheeflusse in Georgia und gehörten zu der Konföderation der Creeks (s. d.). Infolge Streitigkeiten trennten sich die S. vom Hauptstamme und ließen sich von 1750 an in Florida nieder. Die letzten Überreste der in Georgia Zurückgebliebenen folgten 1808 nach. Die Oberherrschaft der Vereinigten Staaten von Amerika erkannten sie nur widerwillig 1823 an. Im J. 1832 sollten sie in das Indianergebiet westlich vom Mississippi verpflanzt werden, widersetzten sich aber und führten unter Osceola einen grausamen Grenzkrieg, welcher von 1835 bis 1842 dauerte. Die S. unterlagen schließlich und wurden von 1839 an ins Indianergebiet geschafft. In Florida blieben nur wenige Hunderte, welche aber 1858 auch über den Mississippi geführt wurden. Die ihnen dort eingeräumte Reservation traten sie 1865 der Bundesregierung ab und erhielten neue Wohnsitze westlich von den Creeks. Nächst diesen, den Choctaws und Cherokesen sind sie zur Zeit die verhältnismäßig civilisiertesten Indianer. Auf Grund der mit ihnen abgeschlossenen Verträge (zuletzt 21. März 1866) erhalten sie ein Jahrgeld von 25000 Doll., 2500 Doll. für ihre Schulen und 1000 Doll. für ihre Regierung. Im J. 1874 zählten sie 2438 Seelen.

Semiotik (grch.) oder Semiologie, die ärztliche Zeichenlehre, beschäftigt sich mit der Beobachtung aller am menschlichen Organismus wahrnehmbaren Erscheinungen und mit den Schlüssen, welche aus diesen auf den jeweiligen gesunden oder krankhaften Zustand des Menschen gemacht werden können. Man hat sonach physiologische Zeichen, welche dem Leben in seinem regelmäßigen Gange eigentümlich sind und welche also auf die gesunde Beschaffenheit des betreffenden Organs schließen lassen, und pathologische Zeichen oder Symptome (s. d.), welche bei totaler oder partieller Erkrankung des Organismus hervortreten. Die Bedeutung dieser Zeichen kann teils auf die vergangene Zeit hinweisen (anamnestische Zeichen), teils auf den gegenwärtigen Zustand (diagnostische), teils auf den zu erwartenden Verlauf (prognostische Zeichen), teils auf das, was der Arzt zu thun und zu lassen hat (Indikationen). Die S. bietet ein sehr großes Feld für Beobachtung und Forschung, welches in der neuesten Zeit noch besonders durch die Ausbildung der pathol. Anatomie, sowie durch Erfindung der Auskultation und Perkussion und anderer physik. Untersuchungsmethoden sehr erweitert wurde. Vgl. Bock, «Lehrbuch der Diagnostik» (4. Aufl., Lpz. 1861); Guttmann, «Lehrbuch der klinischen Untersuchungsmethoden» (5. Aufl., Berl. 1884).

Semipalatinsk, Distrikt und Stadt im russ. Centralasien. Der Distrikt Semipalatinsk (487673 qkm mit [1883] 604517 E.) zwischen dem Irtysch und Issik-kul (etwa 51° und 43° nördl. Br.) gelegen, gehört zu den wärmsten Gebieten der russ. Besitzungen in Asien. Teils Steppenland, von der großen Orda der Kirgisen bewohnt, teils Hügel- und Bergland, durch die Ausläufer des Altaisystems und Mustagh gebildet, ist der Boden besonders für Viehzucht geeignet. Das Land ist gut bewässert und unter den Flüssen ist der Irtysch der bedeutendste. Im Sommer herrscht sehr große Hitze, während im Winter die Kälte oft —40° C. beträgt. Der Distrikt zerfällt in die vier Bezirke: S., Kokbelty, Karkalinsk und Pawlodar.

Die Stadt Semipalatinsk, am rechten Ufer des Irtysch, ist befestigt, hat mehrere Schulen, ein Militärhospital und (1881) 17817 E., und bildet eine wichtige Station für den centralasiat. Handelsverkehr. Bereits 1754 errichteten die Russen hier eine Grenzmauthstation. Seit 1855 werden zwei Messen in der Stadt abgehalten, vom 15. Mai bis 15. Juni und vom 15. Dez. bis 1. Jan. Während des Winters wird der Haupthandel betrieben. Der auswärtige Handel der russ. und tatar. Kaufleute von S. benutzt die Karawanenwege nach Tschugutschak, nach Kuldscha und Kaschgar, und nach Khokand. Ausgeführt werden schwarzes und rotes Leder, grobe Baumwoll- und Wollstoffe, Samt, Brokat, Tuch-, Guß- und Schmiedeeisen, Tabak und Getreide. Dagegen werden zurückgebracht dünne Filze, Schaffelle und Schlachtvieh aus den Steppen. Taschkend liefert feine Baumwollstoffe, seidene Kaftane, wollene Teppiche, rohe und gespulte Baumwolle und Obst, während von Kuldscha und Tschugutschak Thee, Porzellan, Silberbarren, Seide, Pelzwerk und Kämme bezogen werden, Artikel, welche meist nach den russ. Messen in Irbit und Tjumen, ja selbst bis Kasan und Moskau wandern.

Semipelagianer, eine erst im Mittelalter aufgekommene Bezeichnung für eine theol. Richtung des 5. Jahrh., die zwischen dem strengen Augustin (s. d.) und dem Pelagianismus zu vermitteln suchte. Schon zu den Lebzeiten Augustins regte sich unter den Mönchen in Afrika und namentlich in Gallien eine Opposition gegen dessen Ansichten, daß der menschliche Wille völlig verdorben und zum Guten ganz unfähig sei. Diese Opposition, die ebenso sehr die Notwendigkeit der göttlichen Gnade als die Freiheit des menschlichen Willens betonte, und deren Haupt Joh. Cassianus, Klostervorsteher zu Massilia war, setzte schließlich auf den Synoden zu Arelate (472) und Lugdunum (475) die Verdammung des Presbyters Lucidus, eines eifrigen Anhängers Augustins, durch und nahm ein vom Bischof Faustus von Reji verfaßtes semipelagianisches Glaubensbekenntnis an. In Afrika und Italien dagegen hielt man am augustinischen Lehrbegriff fest und auch in Gallien kam er in gemilderter Form auf der Synode zu Arausio (529) wieder zum Durchbruch. Aber der Sieg Augustins war doch nur ein äußerlicher; in That und Wahrheit wurde in der kath. Kirche der Semipelagianismus immer mehr herrschend. Vgl. Geffken, «Historia Semipelagianismi antiquissima» (Gött. 1826); Wiggers, «Geschichte des Semipelagianismus» (Hamb. 1835).

Semiramis, Königin von Assyrien, einer der berühmtesten Frauennamen der Weltgeschichte, ist trotzdem für die Geschichtsforschung ein schwieriges Problem. Nach der durch die Perser und mittelbar durch die Griechen und Römer überlieferten Legende war sie die Gemahlin des Onnes, eines Feldherrn des assyr. Königs Ninus (s. d.). S. soll, nach der pers. Quelle, die uns durch Diodor von Sicilien überliefert ist, bei der Belagerung von Baktra dem Ninus den Weg angegeben haben, wie er in die Stadt eindringen könne. Ihr erfolgreicher Rat gewann ihr nach dem Selbstmorde ihres Gemahls die Hand des Königs. Nach Ninus' Tode übernahm sie die Regierung für ihren Sohn Ninyas und soll unter dieser Regentschaft oder Herrschaft Afrika bekriegt, Indien mit einem ungeheuern Heere überzogen haben, welches aber gänzlich vernichtet wurde; ferner soll sie Babylon und eine Menge anderer Städte erbaut und überall die großartigsten Werke, Kunststraßen und Kanäle angelegt haben. So legte man ihr im allgemeinen alle bedeutenden Bauunternehmungen Asiens bei, unter anderm auch die ihr nicht gehörenden Mauern und die schwebenden Gärten Babylons, die zu den sieben Weltwundern zählten. Sie soll nach 42jähriger Regierung von ihrem Sohne Ninyas, mit dem sie, nach einer Sage, blutschänderischen Umgang hatte, ermordet, nach andern nur vom Throne entfernt worden sein. Diese Legende setzt sie gegen 2000 v. Chr. Daneben wird aber von dem glaubwürdigen Herodot eine andere historische S. genannt, die fünf Geschlechter vor Nitokris in Babylon herrschte, also gegen 800 v. Chr. Wirklich kennen zu dieser Zeit die Keilinschriften eine Königin Sammuramat; man hat aber nur den Namen, und da die Regierung ihres Gemahls Bennirar (gegen 850) Jahr für Jahr bekannt ist, ist es sehr fraglich, ob die erwähnte Frau mit der S. Herodots identisch ist. Berosus setzte sie 1356—1314; dieses Datum muß wohl als Epoche der historischen S. festgehalten werden. Angeblich bedeutet ihr Name Taube; diese griech. Etymologie ist aber sehr zweifelhaft. Späterer Forschung muß überlassen bleiben, festzustellen, ob und inwiefern die S. des Herodot und der Keilschriften den Anlaß zu der alten, berühmten Frauengestalt gegeben hat; mit ihrer Geschichte ist jedenfalls der Mythus der Derketo, wie der Astarte oder Ister verschmolzen. Vgl. Lenormant, «La légende de S.» (Par. 1877).

Semirjetschensk, ein Gebiet im nordöstl. Teile des russ.-asiat. Generalgouvernements Turkestan an der chines. Grenze, erstreckt sich von dem Hauptkamme des Tian-Schan-Gebirges bis an den Balchaschsee, im W. wird es durch den Fluß Tschu vom Syr-Darja-Bezirk und durch einen sehr hohen Bergzug vom Ferghanathale getrennt, während im O. das chines. Iligebiet die Grenze bildet. Das Gebiet S., welches einen Flächenraum von 402 203 qkm einnimmt, stellt in der südl. Hälfte eine ungemein gebirgige Landschaft dar, indem sich durch dasselbe der Tian-Schan mit seinen mächtigen Nebenketten hinzieht, unter welchen der transilenische Alatau und der Terskij Alatau besonders hervorzuheben sind, zwischen denen auf einem Plateau der große Gebirgssee Issyk-kul gelagert ist. Die nördlichsten Ketten des Tian-Schan fallen nach Norden zu ziemlich plötzlich in ein Tiefland ab, das sich zunächst bis an den Balchasch erstreckt und welches von dem aus dem chines. Gebiete kommenden Ili-Fluß bewässert wird. Bald nachdem der Ili das Berg- und Hügelland verlassen hat, bildet er ein großes Delta, indem er sich durch viele Arme in den Balchasch ergießt; nach den sieben Hauptarmen heißt das Delta «das Land der sieben Ströme». Während die Gebirge im ganzen ziemlich gut bewaldet sind, meist mit Nadelholz, herrscht in der Ebene Waldlosigkeit; an die Stelle der Wälder tritt die Steppe, welche im Lande der sieben Ströme auf weite Strecken hin in eine vollständige Wüste übergeht. Der Winter ist kalt und von kurzer Dauer, der Sommer lang und heiß, das Klima gilt aber für gesund. Der Boden dagegen ist nicht ergiebig, obgleich die Hälfte des Areals kulturfähig ist, etwa nur 2½ Proz. des Bodens sind angebaut. Die (1883) 639 078 Bewohner des Gebiets von S. bestehen hauptsächlich aus Kirgisen, Sarten, Dunganen, Tarnetschen und Russen, welche letztern den größten Teil der Städtebevölkerung ausmachen. Die einheimische Bevölkerung treibt zum Teil Landbau, meist aber Viehzucht, Pferde, Kamele, Schafe sind die wesentlichsten Haustiere. Die Hauptstadt des Gebiets ist Wernyi, am Nordfuße des transilenischen Alatau gelegen, mit 17 544 E., Sitz des Gouverneurs und der Verwaltung des Landes. Über Wernyi wird zum Teil der Handel von Turkestan nach China vermittelt, indem von hier die Handelsstraße an den Ili geht, dessen Thal einen natürlichen Verkehrsweg nach Hochasien bildet.

Semissis, ursprünglich röm. Kupfermünze, welche die Hälfte des As (s. d.) gleich sechs Unzen betrug, später, seit Kaiser Konstantin (330), die Hälfte des Goldsolidus. (S. Solidus.)

Semiten, Kollektivbezeichnung der Völker des südwestl. Asien, s. Sem und Semitismus.

Semitische Epigraphik (Inschriftenkunde), zu welcher in gewissem Sinne auch die längst gepflegte Münzenkunde (Numismatik) gerechnet werden kann, ist in neuerer Zeit zu einem wichtigen Zweig der semit. Philologie herangewachsen. Die sorgsame Durchforschung der alten Kulturstätten, beziehungsweise die Nachgrabung an den Ruinenörtern hat auch im Bereich der Semitenvölker ein reiches

Material von Altertümern und Inschriften zu Tage gefördert, dessen Fülle mit jedem Jahr durch neue Funde sich mehrt. Nicht bloß von den durch ihre Litteraturen bekanntern Völkern (Juden, Samaritanern, besonders islamischen Arabern in allen Ländern ihres weiten Gebietes) kommen fortwährend neue inschriftliche Funde zu Tage, sondern auch bezüglich ihrer Sprache und Schrift bisher nicht näher bekannte Völker und Stämme sind vermittelst der Inschriften in den Bereich der sprachlichen Forschung getreten. Obenan steht hier die schon massenhaft angeschwollene babylonisch-assyrische Keilschriftlitteratur (s. Keilschrift); sehr zahlreich sind auch die gefundenen Inschriften der Phönizier aus fast allen Ländern des Mittelmeerbeckens (s. Phönizien), sowie die karthagischen (große Sammlung des E. de Sainte-Marie) und neupunischen; ferner die sabäischen oder himjarischen (s. Himjariten), die palmyrenischen (s. Palmyra), nabatäischen (s. Nabatäer) nicht bloß aus dem Hauran, Petra u. a. (M. de Vogüé, «Syrie centrale», Par. 1868—77), sondern jetzt auch aus dem nördl. Arabien (Ch. Doughty, Ch. Huber; J. Euting, «Nabatäische Inschriften aus Arabien», Berl. 1885). Dazu kommen viele aramäische Inschriften, auf Gewichten, Siegeln, Gemmen, Papyri in Assyrien und Ägypten gefunden (vom 8. Jahrh. v. Chr. an), jetzt auch aus Teima in Arabien (Huber, Euting), die moabitische des Königs Mesa aus dem 9. Jahrh., die sinaitischen von Arabern (durch Beer und Tuch entziffert), die (von Wetzstein und de Vogüé veröffentlichten) Graffiti bei Harra, Safâ im Hauran und die thamuditischen (Huber) in Arabien, beide mit eigentümlichen, der himjarischen verwandten Schriftarten (enträtselt von Halévy). Die hieroglyphenähnlichen Reliefinschriften von Hamath und Aleppo (vgl. Burton und Drake, «Unexplored Syria», Lond. 1872), welche vielleicht auf die alten Cheta zurückgehen, sind noch immer ein ungelöstes Rätsel. Außer der Sprach- und Altertumskunde ist namentlich die Geschichte der semit. Schrift durch diese Urkunden sehr bedeutend gefördert worden. Abgesehen von der Keilschriftforschung haben sich um die Bearbeitung dieses inschriftlichen Materials (nach Gesenius, Tuch, Ewald, Rödiger) verdient gemacht unter den Deutschen besonders M. A. Levy, Prätorius, D. Müller, Nöldeke, Sachau, Euting, in Frankreich der Duc de Luynes und der Comte M. de Vogüé, Renan, J. Derenbourg, Berger, Halévy, in England W. Wright. Ein «Corpus Inscriptionum Semiticarum» hat die pariser Académie des Inscriptions herauszugeben angefangen (Bd. 1, Heft 1 u. 2, Par. 1881—83).

Semitische Sprachen heißen die Sprachen desjenigen Sprachstammes, welcher ursprünglich die Gebiete vom Tigris bis an die Küsten des Mittelmeers und Arabien umfaßte, von Südarabien aus auch nach Abessinien vordrang und durch die Kolonien der Phönizier und die Eroberungszüge der Araber nach Westen wie nach Osten hin weiter verbreitet wurde. Der Name ist von J. G. Eichhorn eingeführt mit Beziehung auf 1 Mos. 10, 21 fg., wo die meisten der diese Sprachen sprechenden Völker auf Sem zurückgeführt werden. Charakteristische Merkmale dieser Sprachen sind im Lautsystem mehrere eigentümliche Gutturale und emphatische Stumm- und Zischlaute, lexikalisch das Vorherrschen dreikonsonantiger Wurzeln, in der Wortbildung die Starrheit des konsonantischen und die Wandelbarkeit des vokalischen Elements, sowie der Mangel der Kompositionsfähigkeit im Nomen und im Verbum und die Beschränkung auf zwei Geschlechter und zwei Tempusformen, geringere Casus- und reichere Konjugationsentwickelung, syntaktisch größere Einfachheit des Satzbaues; im Schriftsystem die Unvollkommenheit, daß ursprünglich und gewöhnlich nur die Konsonanten geschrieben, die Vokale aber fast durchaus weggelassen werden. Mit den indogermanischen und namentlich mit den hamitischen Sprachen (s. d.) haben sie wohl einzelne grammatische und lexikalische Berührungspunkte, aber nicht genügend, um ein ursprüngliches Verwandtschaftsverhältnis zu erhärten. Die vier Hauptzweige, in welche sich der semit. Sprachstamm teilt, sind: 1) das Ostsemitische oder die Sprache der assyr.-babylon. Keilschriftmonumente; 2) das Nordsemitische oder Aramäische, welches im Altertum in Syrien und Mesopotamien gesprochen und noch im pers. Reiche die Verkehrssprache Vorderasiens war und litterarisch a) im Jüdisch-Aramäischen (des Alten Testaments, der Targums ꝛc.), Samaritanischen, den palmyrenischen und nabatäischen Inschriften, b) im Syrischen (der christlich syr. Litteratur), Mandäischen, auch Babylon.-Talmudischen erhalten ist; 3) das Mittelsemitische oder Kanaanäische, nämlich a) das Hebräische des Alten Testaments mit dem daraus abgeleiteten Neuhebräischen (der Mischna) und Rabbinischen, b) das Phönizische und Punische; 4) die südsemit. Sprachen, nämlich a) das Arabische des nördl. Arabien, welches durch den Islam die herrschende Sprache der mohammed. Reiche wurde und woraus sich verschiedene Dialekte bildeten, wie der syrische, ägyptische und die vielfach verderbten Dialekte in den Barbareskenstaaten, in Marokko und auf der Insel Malta, b) die südarab. Dialekte, wie sie teils auf den sabäischen Inschriften, teils in noch lebenden Volkssprachen (wie Ekhili) erhalten sind, c) in Abessinien die sog. äthiopische oder Geez-Sprache, das Amharische, das Tigray, Tigriña, Harari u. a. Die meisten Forscher stimmen darin überein, daß in den arab. Sprachen der Typus des Semitischen am reinsten und vollständigsten ausgebildet vorliegt. Vgl. Renan, «Histoire générale des langues Sémitiques» (4. Aufl., Par. 1863).

Semitismus ist die in neuerer Zeit üblich gewordene Bezeichnung für das ausschließlich vom ethnolog. Standpunkte ohne Rücksicht auf religiöse Beziehungen betrachtete Judentum. Der S. begreift daher nur die Judenschaft als Volksstamm, aber nicht auch zugleich als Glaubensgenossenschaft, wie dies bei der Bezeichnung Judentum der Fall ist, während Mosaismus sich vorzugsweise auf die religiösen und religiös-polit. Verhältnisse bezieht.

Semler (Joh. Salomo), einer der bedeutendsten Begründer der neuern kritischen Theologie, geb. 18. Dez. 1725 zu Saalfeld, bezog 1743 die Universität Halle, ging 1750 als Redacteur der «Coburger Staats- und Gelehrtenzeitung» und Gymnasialprofessor nach Coburg, wurde 1751 Professor der Geschichte in Altdorf und 1752 Professor der Theologie in Halle. Hier schloß er sich anfangs eng an seinen Lehrer Baumgarten an, reifte jedoch bald zur Selbständigkeit heran. Von S.s 171 Schriften sind wenige durchgearbeitet und abgerundet; er war eben mehr Kritiker und rastloser Sammler als Systematiker. Betreffs des Alten Testaments versuchte S. zuerst eine Feststellung des Textes durch rationelle Klassifikation der Handschriften, und forderte eine

histor.-kritische Beurteilung des Kanon. Betreffs des Neuen Testaments sprach S. den später von der Tübinger Schule ausgeführten Gedanken aus, daß die Entstehung der neutestamentlichen Schriften aus dem Wechselverhältnis der verschiedenen urchristl. Parteien zu erklären sei, und forderte die histor. Auslegung derselben. In der Dogmengeschichte sammelte S. eine Fülle von einzelnem Material und wies hin auf die Unterscheidung des überall gleichen, ewig bleibenden religiösen Gehalts und der wechselnden lokalen Einkleidung. Im J. 1777 gründete S. auf Wunsch des Ministers von Zedlitz eine philanthropische Erziehungsanstalt, deren Direktorium ihm jedoch bereits 1779 entzogen wurde. Er starb 14. März 1791.

Unter seinen Schriften sind anzuführen: «Abhandlung von der Untersuchung des Kanons» (4 Bde., Halle 1771—75), «De daemoniacis» (Halle 1760; 4. Aufl. 1779), «Umständliche Untersuchung der dämonischen Leute» (Halle 1762) und «Versuch einer biblischen Dämonologie» (Halle 1776), «Selecta capita historiae ecclesiasticae» (3 Bde., Halle 1767—69), die unvollendeten «Commentationes historicae de antiquo christianorum statu» (2 Bde., Halle 1771—72), «Versuch christl. Jahrbücher oder ausführliche Tabellen über die Kirchengeschichte bis aufs J. 1500» (2 Bde., Halle 1783—86), «Observationes novae, quibus historia christianorum usque ad Constantinum magnum illustratur» (Halle 1784). Vgl. «S.s Lebensbeschreibung von ihm selbst verfaßt» (2 Bde., Halle 1781—82); Schmid, «Die Theologie S.s» (Nördl. 1858).

Semlin (ungar. Zimony, serb. Zemun), Stadt in Kroatien-Slawonien, im Distrikte Peterwardein des frühern kroat.-slawon. Grenzgebietes, nahe der Mündung der Save in die Donau auf der Landspitze zwischen diesen beiden Flüssen, Belgrad, von dem es nur durch die Save getrennt ist, gegenüber, an den Abhängen eines Hügels, welcher die Ruinen der Burg Joh. Hunyads trägt. Die Stadt ist Endstation der Linie Pest-S. der Ungarischen Staatsbahnen, mit sehenswerter fester Brücke über die Save nach Belgrad zum Anschluß an die Linie Belgrad-Nisch der Serbischen Eisenbahnen, Sitz eines Bezirksrichteramtes, eines Hauptzoll-, eines Post- und eines Kontumazamtes, besteht aus der innern Stadt und der Vorstadt Franzensthal und zählt (1880) 11836 E. Sie besitzt eine Real- und eine Hauptschule, sieben Kirchen, ein deutsches Theater und viele Altertümer aus der Römerzeit. Die Einwohner sind meist Serben und die serb. Sprache ist die vorherrschende; nach ihr ist die deutsche am meisten verbreitet. Die Stadt hat als der Hauptübergangspunkt auf die Balkanhalbinsel bedeutenden Verkehr mit derselben und steht mit Belgrad in regelmäßiger Verbindung. Der Transitohandel hat sich seit Einführung der Dampfschiffahrt und des Eisenbahnverkehrs sehr gehoben. Hauptgegenstände des Verkehrs sind Baumwolle, Garn, Safran, Honig, Hasenbälge, Lämmerfelle und Pfeifenköpfe; Ausfuhrartikel sind Tücher, Porzellan, Glas u. s. w.

Semmelpilz, s. unter Polyporus.

Semmering, richtiger Semering, ein Bergsattel in derjenigen Kette der östl. Voralpen, die zwischen den Quellbächen der Mur und der Leitha von der Schneealm zur Rax und weiter an der Grenze von Niederösterreich und Steiermark über den Trasikogel, Dürkogel, Umschuß und Wechsel gegen das ungar. Flachland hinzieht. Die Übergangspunkte dieses schon im hohen Altertum zur Kommunikation benutzten Bergjochs sind Gloggnitz in Niederösterreich (439 m) und Mürzzuschlag in Steiermark (681 m über dem Meere). Die Höhe des Sattels selbst beträgt 900 m, die Höhe des Tunnels der Südbahn, die ihn übersteigt, 898 m. Der Name ist slawisch und kommt von dem altslaw. Wortstamme smrk, der im allgemeinen Nadelholz bezeichnet. Die steirische Seite des Bergjochs kommt zu derselben Zeit, wo dieses Semernik in Urkunden heißt, unter dem deutschen Namen Cerewalt vor, was wieder Nadelwald heißt. Am Cerewald ließ Markgraf Otakar von Steier zwischen 1156—60 eine Herberge für Pilger errichten, aus welcher dann das Dorf Spital an der Südseite des S. entstand. Ein Saumweg über das Joch bestand mindestens bereits seit Beginn des 13. Jahrh. Eine ordentliche Fahrstraße ließ indes erst Kaiser Karl VI. ausführen, die 1728 vollendet wurde. Sie trägt auf dem Scheitelpunkte eine Denksäule mit der bezeichnenden Inschrift «Aditus ad maris Adriatici litora». Es ist dies die alte Semmeringstraße, welche durch die 1840 vollendete, wegen ihrer vielen Windungen zwar längere, aber mit Bequemlichkeit fahrbare neue Semmeringstraße ersetzt wurde. Nachdem jedoch im Mai 1842 die Wien-Gloggnitzer Eisenbahn in Betrieb gesetzt worden, ging man alsbald an die Ausführung einer Eisenbahn über den S., die, anfangs mit geringern Mitteln und mit Unterbrechungen aufgenommen, erst mit dem Frühjahre 1850 einen raschern Fortgang hatte, sodaß ungeachtet der größten Schwierigkeiten 1854 die Semmeringbahn dem allgemeinen Verkehr übergeben werden konnte. Letztere ist eine der kühnsten und großartigsten Eisenbahnbauten in Europa, inmitten großartiger, höchst romantischer Umgebung; 15 Tunnels und ebenso viele kolossale Viadukte wechseln mit den außergewöhnlichsten Ansteigungen des Terrains. Die Anlage der Bahn kostete 15 Mill. Fl. Die Bahn führt in einer Länge von 57 km von Gloggnitz nach Mürzzuschlag und setzt als ein integrierender Teil der Österreichischen Südbahn Wien mit Triest in Verbindung. Seit 1882 besteht in der Nähe des Stationsplatzes ein von der Südbahndirektion erbautes Hotel mit prachtvoller Gebirgsaussicht, das auch zu längerm Aufenthalte als Sommerfrische benutzt wird.

Semnonen, ein großes altgerman. Volk, ursprünglich das angesehenste im Bunde der Sueven (s. d.), zu dessen religiöser Feier sich Abgesandte der einzelnen suevischen Stämme im heiligen Haine der S. vereinten, den man bei Mittenwalde sucht. Sie wohnten zwischen der mittlern Elbe und Oder, zu beiden Seiten der Spree, durch die Elbe von den Hermunduren, durch die Oder von den Burgundionen geschieden, und begrenzten sich südlich mit den silingischen Vandalen, nordwestlich mit den Langobarden. Auch sie standen unter der Oberhoheit Marbods, von dem sie sich aber 17 n. Chr. bei seinem Kriege mit Armin trennten, während sie sich letzterm anschlossen. Seit Ausgang des 2. Jahrh. n. Chr. schwindet ihr Name; man glaubt jetzt, die S. seien seitdem nach Süddeutschland gezogen und unter den (mit den Alamannen verbundenen) Juthungen zu suchen.

Semolei, Maler, s. Franco (Giovanbattista).

Semo Sancus, altital. Gottheit, s. u. Fidius.

Semoy, rechtsseitiger Nebenfluß der Maas in den Ardennen, entspringt in der belg. Provinz

Luxemburg bei Arlon, berührt Chiny, Florenville und Bouillon, durchfließt die südöstliche Ecke der belg. Provinz Namur, tritt oberhalb Hautes-Rivières in das franz. Depart. Ardennes und mündet bei Montherme nach einem Laufe von 165 km, von denen die letzten 18 km schiffbar sind.

Sempach, Städtchen im Bezirk Sursee des schweiz. Kantons Luzern, liegt 519 m über dem Meere, 2 km nördlich von der gleichnamigen Station der Bahnlinie Olten-Luzern, auf dem rechten Ufer des Sempachersees und zählt (1880) 1183 meist kath. E. Jetzt ein unbedeutendes Landstädtchen mit zerfallenen Türmen und Ringmauern, ist S. historisch wichtig durch die Schlacht bei S. 9. Juli 1386, in welcher die Eidgenossen, nach der Überlieferung durch die Selbstaufopferung Arnold Winkelrieds, einen vollständigen Sieg über den vorderösterr. Adel unter Herzog Leopold errangen, der dabei mit 1400 Edeln den Tod fand. Eine Kapelle und ein Denkstein 2 km nordöstlich von S. bezeichnen das Schlachtfeld, auf dem jetzt noch alljährlich zur Erinnerung an den Sieg eine Feier abgehalten wird. Vgl. Liebenau, «Die Schlacht bei S.» (Luzern 1886).

Der Sempachersee, ein stiller schilfreicher Wasserspiegel von schönen Hügeln umgeben, liegt 507 m über dem Meere, 12 km nordwestlich von Luzern, ist 7,5 km lang, 2,5 km breit, 14,3 qkm groß und sendet seinen Abfluß, die Suhr, zur Aare.

Semper (Gottfr.), ausgezeichneter deutscher Baumeister, geb. 29. Nov. 1803 in Hamburg, erhielt seine erste Bildung zu Altona, besuchte hierauf das Johanneum seiner Vaterstadt und widmete sich dann zu Göttingen mathem., besonders aber militärwissenschaftlichen Studien. Seit 1825 studierte er in München und arbeitete einige Zeit in Regensburg bei Herausgabe des Domwerks, mußte aber infolge eines Duells die Stadt verlassen und wandte sich nun nach Paris, um seine Studien unter Gau zu vollenden. Nach dreijährigem Aufenthalt begab er sich 1830 auf eine längere Studienreise nach dem Süden, besuchte Italien, Sicilien und Griechenland, und gewann hier die eigentümlichen Ansichten über die bei den Griechen übliche Polychromie (s. d.), über welche er mehrere geistreiche Schriften verfaßte. Nach S.s Überzeugung hat eine durchgängige Bemalung der antiken Tempel stattgefunden, wogegen andere eine nur teilweise Polychromie zugeben, wie insbesondere Kugler. Bei der Rückkehr 1832 war er zunächst nach Berlin zu Schinkel gegangen und hatte bei diesem sympathische Aufnahme gefunden. Hierauf wurde er 1834 zum Professor der Architektur an die dresdener Akademie berufen. Durchdrungen von der Überzeugung, daß das bauliche Kunstwerk nur aus der organischen Gestaltung des Zwecks erwachsen könne, schuf S. hier auf der Grundlage der Antike mit freier Kraft im Sinne der ital. Renaissance. Nachdem er sich beim Bau der neuen Synagoge zweckentsprechend an den byzant.-orient. Centralbau gehalten und namentlich das Farbensystem der Dekoration meisterhaft durchgebildet, gab er in dem Hoftheater (seit 1839) das glänzendste Zeugnis seiner Genialität. Seiner Anregung verdankte auch die zum Schmuck des Hauses berufene Plastik neuen Aufschwung, um so mehr, da namentlich Rietschel und Hähnel seinen Intentionen kongenial entgegenkamen. Neben verschiedenen charakteristischen Bauten anderer Art (Kaserne in Bautzen, Villa Rosa in Neustadt-Dresden, dem Palais Oppenheim an der Elbe in Altstadt, einem ernsten venet. Prachthause, und einem zweiten Renaissancebau für denselben Bauherrn) beschäftigte ihn als Hauptwerk seit 1846 der Neubau des dresdener Museums, welches S. als Abschluß der noch unverbundenen Hauptanlagen des Zwingers errichtete. Die Möglichkeit eigener Vollendung dieses Monumentalwerks verscherzte sich S. durch seine Beteiligung an dem Maiaufstande 1849. Er rettete sich durch die Flucht nach Straßburg und war im Begriff, nach Amerika zu reisen, als ihm in England bei der Akademie zu Marlboroughhouse ein Wirkungskreis angeboten wurde.

Sein Rat war wesentlich mitbestimmend bei der seit 1851 in England beginnenden Reform der höhern Gewerbe und besonders bei der Anlage des Kensington-Museums. Damals entstand seine Schrift «Über die vier Elemente der Baukunst» (Braunschw. 1851) und verschiedene andere kunstgewerbliche Abhandlungen, die ihre systematische Weiterführung in dem epochemachenden Buche «Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten» (2 Bde., Münch. 1860—63; 2. Aufl. 1878—79) erhielten, welches als eine praktische Ästhetik der technischen und tektonischen Künste geradezu der litterarische Kanon für alle die folgenreichen Bestrebungen der neuesten Zeit auf dem Gebiete der Kunstgewerbepflege geworden ist. Schon 1853 war der Ruf an das neuerrichtete Polytechnikum in Zürich an S. ergangen und er folgte demselben, um nun den großartig schlichten Bau für diese Anstalt, zugleich aber auch die Leitung der in demselben zu lehrenden Disciplinen in die Hand zu nehmen. Der große Plan der Errichtung eines zunächst für Richard Wagners Operndramen bestimmten Theaters in München zerschlug sich zwar, jedoch wurde S. bald danach die Gelegenheit geboten, an Stelle seines am 21. Sept. 1869 abgebrannten Theaters in Dresden ein neues und größeres zu bauen, welches 1877 zum Abschluß kam; den Bau führte sein Sohn, Manfred S., ein in der Schule des Vaters gebildeter tüchtiger Architekt. Im J. 1869 wurde S. als Hauptleiter der neuen Hof- und Musealbauten nach Wien berufen, wohin er 1871 übersiedelte. Hier hat S. zunächst in den Kunstmuseen, welche unter Beteiligung Hasenauers in Angriff genommen wurden, seine geniale Gestaltungskraft in neuer Frische bewährt. Die letzten Jahre seines Lebens verlebte er in Italien und starb in Rom 15. Mai 1879.

Von S.s Schriften sind noch zu erwähnen: «Über die formelle Gesetzmäßigkeit des Schmucks und dessen Bedeutung als Kunstsymbol» (Zür. 1856), «Wissenschaft, Industrie und Kunst» (Braunschw. 1852), «Über die bleiernen Schleudergeschosse der Alten» (Frankf. 1859). Vgl. Hans Semper, «Gottfried S. Ein Bild seines Lebens und Wirkens» (Berl. 1880); Lipsius, «Gottfried S. in seiner Bedeutung als Architekt» (Berl. 1880).

Semper (Karl), namhafter deutscher Naturforscher und Reisender, Neffe von Gottfried Semper, geb. 6. Juli 1832 zu Altona, besuchte das Gymnasium daselbst, die Seekadettenschule zu Kiel und die Polytechnische Schule zu Hannover und bezog dann die Universität Würzburg, wo er Naturwissenschaften, speziell Zoologie studierte. Von 1859 bis 1861 bereiste er den größten Teil der Philippinen, 1862 die Palau-Inseln. Nachdem er 1864 noch eine Reise nach Mindanao unternommen hatte, kehrte

er nach Europa zurück, habilitierte sich 1866 an der Universität Würzburg als Docent für Zoologie und wurde 1868 zum außerord., 1869 zum ord. Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie daselbst ernannt. Im J. 1872 erhielt er das Direktorium des neugegründeten zoolog.-zootomischen Instituts. Im J. 1877 begab er sich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, um in Boston eine Reihe wissenschaftlicher Vorträge zu halten, und bereiste dann Nordamerika bis zum Stillen Ocean. Von S.s größern Schriften sind zu nennen: «Entwickelungsgeschichte der Ampullaria polita Deshayes, nebst Mitteilungen über die Entwickelungsgeschichte einiger andern Gastropoden aus den Tropen» (Utr. 1862), «Reisen im Archipel der Philippinen» (Bd. 1: «Holothurien», Lpz. 1867—69; Bd. 2: «Malakologische Untersuchungen», Wiesb. 1870—72; Bd. 3: «Landmollusken», Wiesb. 1872), «Die Philippinen und ihre Bewohner» (Würzb. 1869), «Die Palau-Inseln im Stillen Ocean» (Lpz. 1873), «Reisen im Archipel der Philippinen» (Bd. 1—5, Wiesb. 1867—86), «Die natürlichen Existenzbedingungen der Tiere» (Lpz. 1880), «Die Verwandtschaftsbeziehungen der gegliederten Tiere» (Würzb. 1875). Die unter seiner Leitung im zoolog.-zootomischen Institut zu Würzburg angestellten Untersuchungen haben seit 1872 die Herausgabe eines wissenschaftlichen Journals: «Arbeiten aus dem zoolog.-zootomischen Institut», möglich gemacht, von welchem bis 1886 7 Bände erschienen sind.

Semper aliquid haeret (lat.), s. u. Audax.

Semperfreie, eigentlich «sendbar Freie» (sentbere Brimannen, homines synodales), sind im Mittelalter die Vollfreien, die dem alten Grafengericht unterstehen und im Sendgericht des Bischofs erscheinen. Da jedoch nach der Ausbreitung des Lehnswesens und dem Aufkommen neuer Ständeunterschiede die Beziehung zum Volksgerichte nicht mehr als entscheidendes Merkmal einer höhern Stellung gelten konnte, so begreift der Schwabenspiegel unter S. nicht sämtliche Reichsunmittelbaren, sondern nur die Fürsten und freien Herren. Diese willkürliche Deutung erlangte allmählich das Übergewicht, sodaß bis in neuere Zeit adelige Geschlechter, wie die Herren von Limburg und die Grafen Schaffgotsch, den Titel S. führten und damit ihre erbliche Reichsfreiheit hervorhoben. Vgl. Ficker, «Vom Heerschild» (Innsbr. 1862).

Sempervirens (lat.), immergrün.

Sempervīvum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Crassulaceen. Man kennt gegen 40 Arten, die größtenteils in Europa, Nordafrika und Kleinasien vorkommen. Es sind kraut- oder strauchartige Gewächse mit dickfleischigen, meist in Rosetten stehenden Blättern und verschieden gefärbten, zu cymösen Infloreszenzen vereinigten Blüten, die in der Regel aus einem sechsspaltigen Kelche, sechs Blumenblättern, 12 oder mehr Staubgefäßen und 6 Fruchtblättern bestehen. Zu dieser Gattung gehört die gewöhnliche Hauswurz (S. tectorum *L.*), auch Donnerbart, Jupitersbart (Barba Jovis) genannt, die häufig auf die Dächer und Mauern gepflanzt wird, weil sie nach einem alten Aberglauben den Blitz von den Wohnungen abhalten soll. Der ausgepreßte Saft, sowie die zerdrückten Blätter werden als Hausmittel gegen Bienenstiche, Brandwunden u. dgl. angewendet.

Sempronier ist der Name eines röm. Geschlechts, das eine patricische Familie und mehrere plebejische in sich schloß. Die erstere, die den Namen Atratinus trägt, erscheint in den Magistratsfasten zuerst mit Aulus Sempronius Atratinus, der 497 und 491 v. Chr. Konsul war. Ihr gehörte auch Aulus Sempronius Atratinus an, der 444 unter den ersten konsularischen Kriegstribunen sich findet, und Lucius Sempronius Atratinus, der 443 mit Lucius Papirius Mugillanus zuerst das neubegründete Censoramt verwaltete.

Unter den plebejischen Familien ist die berühmteste die den Namen Gracchus führende, die mit Tiberius Sempronius Gracchus, der 238 v. Chr. Konsul war, in den Fasten erscheint. Sein gleichnamiger Urenkel war der Gemahl der Cornelia, der Tochter des ältern Scipio Africanus, und der Vater der Sempronia, die sich mit dem jüngern Scipio Africanus verheiratete, und des Tiberius und Gajus Gracchus, der berühmtesten aus dem ganzen Geschlecht, deren Gesetze eben auch nach ihrem Geschlechtsnamen Leges Semproniae heißen. (S. Gracchus.)

Andern plebejischen Familien des Geschlechts gehörten folgende an: Gajus Sempronius Bläsus, der als Konsul im ersten Punischen Kriege 253 v. Chr. mit seinem Kollegen eine Landung in Afrika machte und auf der Rückkehr Schiffbruch erlitt; Tiberius Sempronius Longus, der im ersten Jahre des zweiten Punischen Kriegs, 218, als Konsul nach Afrika übersetzen sollte, aber von Sicilien zurückgerufen wurde, als Hannibal in Italien erschien, und gegen diesen mit seinem Amtsgenossen Publius Cornelius Scipio die Schlacht an der Trebia verlor; Publius Sempronius Sophus, der als Konsul 304 die Äquer, und Publius Sempronius Sophus, der als Konsul mit Appius Claudius Crassus Picenum 268 unterwarf; Marcus Sempronius Tuditanus, unter dessen Konsulat 240 Livius Andronicus zuerst regelmäßige Dramen auf die röm. Bühne brachte; Publius Sempronius Tuditanus, der als Konsul 204 bei Croton über Hannibal, nachdem er erst von ihm geschlagen worden war, siegte; und Gajus Sempronius Tuditanus, Konsul 129 v. Chr., der durch ein Geschichtswerk, das bis auf geringe Reste verloren ging, sich einen Platz unter den vorzüglichern röm. Annalisten erworben und außerdem ein Werk über die röm. Magistrate verfaßt hat. Nicht lange nach ihm verfaßte Sempronius Asellio eine ebenfalls bis auf einige Fragmente verlorene Geschichte seiner Zeit, in der er eine pragmatische Darstellung zu geben versuchte. Die Fragmente der Werke von beiden gab Peter in «Veterum historicorum Romanorum relliquiae» (Lpz. 1870) und in «Historicorum Romanorum fragmenta» (Lpz. 1883) gesammelt heraus. Vgl. Stellers, «Der röm. Geschichtschreiber Sempronius Asellio» (Krefeld 1867), und Eggert, «Sempronius Asellio» (Rost. 1869).

Semstwo (russ.), die Landschaft, d. i. die Bewohner einer Landschaft, denen die Selbstverwaltung übertragen ist, insbesondere heißen so die aus Wahlen hervorgehenden Kreis- und Gouvernementsvertretungen, welche in den eigentlich russ. Gouvernements Rußlands durch den Ukas vom 21. Jan. 1864 eingeführt wurden und sich vorzugsweise mit den ökonom. Interessen und Bedürfnissen ihres Bezirks zu befassen haben. Über ihre Zusammensetzung und ihre Organe (semskija uczrezdenija) s. Rußland (geogr.-statistisch), Bd. XIV, S. 14[a]. Das

Wort S., im Russischen Neutrum (also das S.), wird von den Deutschen in Rußland, besonders in den Ostseeprovinzen, gewöhnlich als Femininum (die S., wahrscheinlich nach Analogie von »die Landschaft«) gebraucht. Vgl. »Russische S. und baltische Selbstverwaltung« (Lpz. 1878).

Semur, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Côte-d'Or, auf einem vom Armançon umflossenen Felsen, Station der Linie Cravant-les Laumes der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 4307 E. und hat eine schöne dreitürmige Kirche got. Stils, den Donjon eines festen Schlosses, eine öffentliche Bibliothek, ein kleines geolog. Museum, Wollindustrie, Gerberei und Handel mit Getreide, Flachs und Wolle.

Sen, japan. Münze, s. Mon.

Sen., Abkürzung von Senior (s. d.).

Senâga, Hauptort der Oase Figig (s. d.).

Senar (lat. senarius, d. i. Sechsfüßler) heißt bei den Römern der iambische Trimeter. (S. Jambus und Trimeter.)

Senarmontit, ein in ziemlich großen farblosen Oktaëdern krystallisiertes Mineral, welches chemisch aus Antimonoxyd Sb_2O_3 besteht und sich bei Mimine unweit Sansa in Algier, auch zu Pernek bei Bösing in Ungarn, sowie bei Southham in Ostcanada findet. Da das Antimonoxyd auch rhombisch als Weißspießglanzerz oder Valentinit krystallisiert, so tritt diese Substanz in der Natur dimorph auf.

Senat (senatus) hieß bei den Römern die Versammlung, welche (seit Vertreibung der Könige) mit der unter der Leitung von Magistraten zusammentretenden und abstimmenden Volksgemeinde und den Magistraten die Oberleitung des Staatswesens handhabte. Ursprünglich bezeichnet S. die Versammlung der Alten (senes) und entspricht so der spartan. Gerusia, der Versammlung der Geronten.

Der römische S. war in der Königszeit ein Ausschuß der bejahrten Bürger des patricischen Populus, welche Senatores und Patres hießen (s. Patricier) und bestimmt waren, dem Rex (s. d.) als Staatsrat (consilium) zur Seite zu stehen, nach seinem Tode aber die Regierung so lange zu führen, bis ein aus ihrer Mitte hervorgegangener Interrex die Wahl des neuen Königs durch die Komitien des Volks zu Stande gebracht hatte. Die Zahl der Senatoren entsprach zunächst vielleicht der der Gentes, indem zuerst je 100 Senatoren die Geschlechter der drei Stämme, der Tribus der Ramnes, Tities und der Luceres, vertraten. Gleich nach der Gründung der Republik wurde von den ersten Konsuln 509 v. Chr. der sehr geschwächte S. wieder zur Zahl von 300 durch Aufnahme von Männern, unter denen sich gewiß auch Plebejer befanden, ergänzt. Die Neuaufgenommenen hießen neben den alten Mitgliedern Conscripti; in späterer Zeit aber, wo man die ursprüngliche Scheidung nicht mehr beachtete, wurde der Ausdruck Patres (et) Conscripti, die gewöhnliche Anrede der versammelten Senatoren, auch so aufgefaßt, als sollten damit sämtliche Senatoren als Patres conscripti bezeichnet werden. Um 312 wurde durch einen Volksschluß festgesetzt, daß die Bekleidung eines zu den curulischen gehörigen Magistratus (s. d.) ein Anrecht auf die Berufung in den S. geben solle. Hierdurch wuchs, da die curulischen Ämter den Patriciern nicht mehr allein zugänglich waren, die Zahl der plebejischen Mitglieder, aus denen damals zusammen mit den patricischen ein neuer Adel, der der Nobilität (s. Nobiles), entstanden war. Die Bekleidung eines nicht curulischen Magistrats gab wenigstens eine Art Anwartschaft auf Berufung in den Senat. Ob ein oder zwei Jahrhunderte später die Tribunen oder Ädilen ein gleiches Anrecht erhielten, wie die curulischen Magistrate, steht nicht fest. Durch Sulla erhielten die Quästoren dieses Anrecht. Auch ist in der spätern Zeit der Republik die Bürgerschaft in drei Stände geschieden: das Personal des S. (ordo senatorius), den Stand der Ritter (ordo equester) und der bloßen Plebejer (ordo plebeius). Übrigens wurden bis Sulla die gewesenen Magistrate erst dann wirkliche Senatoren, wenn sie von den Censoren bei der nächsten Musterung des Volks in den S. berufen wurden (lecti). Fehlte es an Befähigten aus dem Kreise der zurückgetretenen Magistratspersonen, so konnten die Censoren auch aus den übrigen freigeborenen, untadeligen Bürgern unter nächster Berücksichtigung der Ritter die Liste (album senatorium) ergänzen. Daß in der frühesten Zeit nur seniores, d. i. Männer, die das 45. Jahr zurückgelegt hatten, in den S. Zutritt hatten, ist mit Recht bestritten; später genügte das regelmäßig zur Quästur erforderliche Alter von 27, noch später 30 J.; Augustus setzte das 25. J. fest. Ein Vermögen von bestimmter Höhe, senatorischer Census, der den ritterlichen überstieg, war in der ältern Zeit nicht Erfordernis; erst Augustus setzte einen Census, anfangs vielleicht von 800000 Sestertien, hernach von 1 Mill. Sestertien fest. Die Zahl von 300 Senatoren mehrte sich mit den von Sulla eingeführten Bestimmungen. Zu Ciceros Zeit waren mehr als 400 Senatoren; Cäsar und dann Antonius nahmen viele, der letztere namentlich auch Freigelassene in den S. auf. Augustus brachte die Zahl durch Ausstoßung der Unwürdigen (senatu moti) auf 600 zurück. Der von den Censoren bei Verlesung der Senatorenliste zuerst Genannte, meist ein gewesener Censor, hieß Princeps Senatus; unter den übrigen bildeten sich nach den Ämtern, die sie bekleidet hatten, Klassen der censorischen, konsularischen und anderer Männer. Wie die Wahl, so kam auch die Ausschließung aus dem S. den Censoren bei der Musterung zu; Betreibung von Handelsgeschäften wurde den Senatoren 218 durch eine Lex Claudia verboten.

Das Recht, den S. zu berufen (cogere senatum), wurde nicht etwa von einem eigenen Präsidenten ausgeübt, den es überhaupt nicht gab, sondern dasselbe kam nur den höchsten Magistraten zu, also regelmäßig den Konsuln, und nächst ihnen den Prätoren, doch ward es von diesen außer in Abwesenheit der Konsuln nur ausnahmsweise geübt, und zwar dann zunächst von dem Prätor Urbanus, die andern höhern Magistrate hatten wenigstens das Recht, im S. zu sprechen. Die Volkstribunen erlangten nicht nur frühzeitig den Zutritt zu den Verhandlungen, sondern bald auch, vielleicht um 287 v. Chr., das Recht der Berufung des S. Die Berufung geschah durch Präconen (viatores), oder auch mittels Edikts. Regelmäßige Versammlungstage an den Kalenden und Idus jedes Monats richtete erst Augustus ein. Der Ort der Versammlung war gewöhnlich die von König Tullius Hostilius zu diesem Zweck am Comitium gebaute Curia Hostilia, an deren Stelle, nachdem sie 52 abgebrannt, später die Curia Julia trat; häufig aber fanden auch die Versammlungen in Göttertempeln statt, und stets mußte der Ort ein Templum im

röm. Sinne, d. h. ein inaugurierter sein. Die Abstimmung geschah (nachdem die Senatoren, welche curulische Magistrate gewesen waren und das Recht hatten, mündlich ihre Stimme in bestimmter Reihenfolge, eventuell mit mehr oder weniger ausführlicher Begründung abgegeben hatten) durch Auseinandertreten in Gruppen (discessio [itio] in partes). Deshalb hießen die andern Senatoren, welche jenes Recht nicht hatten, auch Pedarii, weil sie ihre Willensmeinung mittels der Füße zu erkennen gaben. Damit ein Beschluß gültig wurde, war die Anwesenheit einer, jedoch nicht immer gleichen Anzahl von Senatoren in der Sitzung (frequens senatus) erforderlich.

Die Willenserklärung des S. überhaupt hieß auctoritas; trat kein Hindernis, wie z. B. die Interzession der Tribunen, ein, so erlangte sie die Kraft eines förmlichen Beschlusses oder Senatus consultum (s. d.). Die Senatskonsulte waren jedoch keine Gesetze (s. Lex), denn die Einwirkung des S. auf die Gesetzgebung beruhte, von den Rechten des patricischen Bestandteils des S. abgesehen (s. Patricier), nicht sowohl auf einem gesetzlichen Rechte, das vom Gesamtsenat nur für die Tributversammlungen der Plebs ausgeübt und auch für diese schon um 287 v. Chr. aufgehoben worden zu sein scheint, als auf dem Herkommen, daß über alle Gesetzesvorschläge, ehe sie an die Comitien gelangten, im S. beraten und ein Vorbeschluß gefaßt wurde. Die eigentliche Thätigkeit des S. ging mehr auf die Verwaltung. So kam ihm eine Oberaufsicht zu über die Staatsreligion und ihre Ausübung, über das Ärarium (den Staatsschatz), die Finanzen und deren Verwaltung, die Leitung der Beziehungen zu den Unterthanen und Bundesgenossen, sowie zum Auslande und daher die Absendung und Annahme von Gesandtschaften. Die Magistrate waren ihm nicht unterthänig, hingen aber mannigfach von ihm ab, da ihm die Verteilung der Geschäfte, besonders der Kriegsämter, der Provinzen, die Verfügung über die nötigen Mittel zur Führung des Amts und eine Aufsicht über dieselbe, sowie das Recht der Instruktion zustand. Bei dringender Gefahr war der S. auch berechtigt, in die Leitung des Staats überhaupt einzugreifen, wie das namentlich durch das bekannte, in seiner Rechtsgültigkeit von der Demokratie freilich stets bestrittene Senatus consultum ultimum geschah, «die Konsuln möchten zusehen, daß der Staat nicht Schaden leide». Einflußreich war der S. auch noch dadurch, daß bis auf Gajus Sempronius Gracchus die Geschworenengerichte ausschließlich mit Senatoren besetzt wurden.

Unter den Kaisern stand das Recht, den S., dessen Princeps seit Augustus der Kaiser selbst war, zu berufen, noch den republikanischen Magistraten, aber auch dem Princeps zu, der aus der ihm gegebenen tribunicischen Gewalt das Recht ableiten konnte und es außerdem speziell zu erhalten pflegte, in jeder Sitzung entweder persönlich oder durch seine Quästoren einen Gegenstand zum Vortrag und zur Abstimmung zu bringen, auch wenn er nicht als Konsul, bei dem regelmäßig der Vorsitz blieb, präsidierte. Für die Verhandlungen, über welche gewiß schon in der Republik und nicht erst seit Cäsar Protokolle (acta) geführt wurden, die Umfrage und die Abstimmung blieben im ganzen die alten Formen. Seiner Thätigkeit nach erscheint der S. nun vorzüglich als ein Reichsrat der Kaiser, die ihn über Staatsgeschäfte befragten, namentlich auch in Hinsicht auf Gesetzgebung, für welche bei dem Schwinden der Leges die Senatskonsulte eine wichtige Quelle wurden. Ein Teil der Provinzen war durch Augustus dem S. überlassen; die Magistrate, welche sie verwalteten, standen zunächst unter diesem Kollegium, und die Einkünfte aus ihnen flossen in das seiner Verwaltung überwiesene Ärarium (s. d.), von dem nun der Fiskus unterschieden wurde. Hierzu kamen seit Tiberius die Wahlen der altrepublikanischen Magistrate, nachdem bereits Augustus dem S. eine regelmäßige Kriminalgerichtsbarkeit, namentlich wegen gesetzwidriger Verwaltung der Provinzen und wegen Kapitalverbrechen seiner Mitglieder überwiesen hatte. Seinen Einfluß auf die Wahl des Kaisers, dem er auch seine einzelnen Gewalten dekretierte, worauf dann noch ein bestätigender Volksbeschluß erfolgte, teilte er mit den Soldaten, namentlich den Prätorianern, wie denn überhaupt sein Ansehen unter den despotischen Kaisern immer mehr sank. Die Provinzen wurden ihm schon im 3. Jahrh. entzogen, das Ärarium ward eine städtische Kasse; auch andere Rechte schwanden dahin. Seit Diocletian und Konstantin, der in Konstantinopel ebenfalls einen S. einrichtete, wirkte der S. nur noch zum Schein bei der Gesetzgebung und der Strafrechtspflege mit. Als städtische Behörde sah er sich durch den Stadtpräfekten sehr beschränkt. Seine Mitglieder, die jetzt ihre Würde vererbten, wurden mit eiteln Ehren ausgestattet, zugleich aber auch mit Steuern reichlich belastet. Die ostgot. Könige zogen den römischen S. wieder bei Staatsgeschäften zu Rate und steigerten seinen Anteil an den städtischen Angelegenheiten, wie er denn auch an der Papstwahl teilnahm. Nach den ostgot. Königen aber verschwindet er zu Ende des 6. Jahrh. gänzlich, und erst 1143 erhielt die Stadt Rom wieder einen S. (S. Römische Altertümer.)

Nach dem Beispiel Roms nannte man seit dem Mittelalter die Magistratskollegien bedeutender Städte, namentlich der Reichsstädte, S., desgleichen auch andere hohe Kollegien von obrigkeitlichem Charakter (Universitätssenat), sowie Abteilungen einer größern kollegialisch organisierten Gerichtsbehörde (wie des Reichsgerichts und der Oberlandesgerichte) zur Aburteilung einer gewissen Gattung von Rechtssachen, daher Civilsenat, Strafsenat, als Abteilung für Civil-, resp. Strafsachen. Konstitutionelle Staatsverfassungen belegen zuweilen den aristokratischen Staatskörper, der durch das Lebensalter, die Amtswürde, die bürgerliche Stellung und die Auswahl seiner Mitglieder ein konservatives Gegengewicht zu der den Bewegungen und Leidenschaften des Tages mehr zugänglichen Volks- oder Wahlkammer bilden soll, mit dem Namen des S. Ein solcher S. nimmt im allgemeinen die Stellung ein, welche dem brit. Oberhause zukommt, und welche sonst im konstitutionellen Frankreich die Pairskammer behaupten sollte. In dieser Weise gab es einen S. im poln. Reichstage, der die Prälaten, Wojwoden, Kastellane und Minister umfaßte. Einen gleichen Charakter seiner Bestimmung hat der S. in den gegenwärtigen Verfassungen Spaniens, Italiens, Frankreichs u. s. w., auch der S. der Vereinigten Staaten von Amerika. In Rußland ist der S. eine überwachende Sicherheitsbehörde. (S. unter Rußland, S. 12.)

Senator (lat.), Mitglied des Senats.

Senatskonsult (frz. Sénatus-consulte), ein Beschluß des franz. Senats.

Senatus consultum (abbreviert S. C.), ein förmlicher Beschluß des röm. Senats (s. d.). Diese Beschlüsse spielten bis in die spätere Kaiserzeit hinein, wo der Senat zu einem beratenden Konzilium der Princeps herabsank, in der Geschichte der röm. Gesetzgebung eine wichtige Rolle. Zur Zeit der Republik, als die Volksversammlung noch den legislativen Faktor des Staates repräsentierte, wird es kaum ein Gesetz gegeben haben, welches dem Senat nicht vor Einholung der Stimmen des Volks zur Beratung vorgelegt worden wäre. Eine eigentliche Legislative aber erhielt der Senat doch erst unter den Kaisern und erst seit dieser Zeit sind die Senatus consulta den «leges» vollkommen gleichgestellt worden. Die noch vorhandenen Senatsbeschlüsse betreffen nur zum geringern Teil privatrechtliche Verhältnisse, die berühmtesten hier sind das Senatus consultum Macedonianum in Betreff des Darlehns an Haussöhne und das Senatus consultum Velleanum hinsichtlich der Frauenbürgschaften; die meisten dagegen behandeln öffentlich-rechtliche Verhältnisse.

Senatus Populusque Romanus, abgekürzt S. P. Q. R., der röm. Senat und das (röm.) Volk, d. h. der ganze röm. Staat.

Senckenberg, s. Senkenberg.

Send, heilige Send oder Sendgericht (synodus), nicht zu verwechseln mit dem Centgericht (s. Cent), hieß eine Art geistlicher Gerichte, welche der Bischof für die Angesehenern und hinsichtlich schwerer Fälle, für geringe Leute der Erzpriester oder Dompropst periodisch in den zum bischöfl. Sprengel gehörigen Städten und Dörfern öffentlich abhielt oder durch dazu verordnete Sendrichter abhalten ließ, um alle Vergehungen wider die Sonntagsfeier und die Zehn Gebote, Kirchenraub, Ketzerei, Simonie, Wucher, Fried- und Eidesbruch festzustellen und zu rügen. Sämtliche in den Bezirk gehörige Personen mußten bei Vermeidung des Bannes vor dem S. erscheinen, und den deshalb vereideten Sendschöffen lag es ob, die dahin gehörigen Übertretungen, von denen sie Kenntnis erlangt, zur Anzeige zu bringen. Später traten an die Stelle der Sendgerichte in den roman. Ländern vielfach die Inquisitionstribunale. (S. Inquisition.) Vgl. Dove in «Zeitschrift für Kirchenrecht», IV, 1, 157; V, 1.

Sendal, s. Cendal.

Sendgericht, s. Send.

Sendgrafen, lat. missi, waren in der Verfassung des karolingischen Reichs Beamte, welche vom Könige mit besondern Aufträgen in die Provinzen entsendet wurden. (S. Graf.) Seit 802 wurde daraus eine regelmäßige Einrichtung, indem je ein geistlicher und ein weltlicher Herr zur Kontrolle der Grafen eines größern Bezirks bestellt zu werden pflegte. Wie aber bei dem Verfalle der Reichsverfassung die Grafen sich in mehr oder minder selbständige Herren ihrer Grafschaften verwandelten, so ist es vielfach auch bei den S. geschehen, welche gelegentlich in ihrem größern Amtsbezirk sich herzogliche Stellung errangen. Seit dem Ende des 9. Jahrh. n. Chr. hören die S. überhaupt auf.

Sendling (Untersendling), ehemals Landgemeinde von (1875) 5816 E. im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, mit Eisengießerei, Maschinen- und Konservenfabriken, unmittelbar südwestlich von München gelegen, seit 1877 mit der Stadt vereinigt. Hier erlitten am 25. Dez. 1705 die aufständischen Bayern eine Niederlage durch die Österreicher.

Sendomir, Stadt in Polen, s. Sandomir.

Sendrichter, Sendschöffen, s. unter Send.

Sendt., bei naturhistor. Namen Abkürzung für Otto Sendtner, geb. 1814 in München, gest. 1859 als Professor der Botanik in München.

Senebier (Jean), Naturforscher und Bibliograph, geb. 6. Mai 1742 zu Genf, studierte Theologie und wurde 1765 Pastor an einer der genfer Kirchen. Er gab zuerst «Contes moraux» in Marmontels Geschmack heraus, die keinen Beifall fanden. Infolge einer von der harlemer Akademie gestellten Preisfrage veröffentlichte er die klassische Schrift «Essai sur l'art d'observer et de faire des expériences» (2 Bde., Genf 1775; 2. Aufl., 3 Bde., Genf 1802). Ferner arbeitete er für die «Encyclopédie méthodique» die Pflanzenphysiologie aus. Nachdem er einige Jahre Prediger zu Chancy gewesen, wurde er 1773 Oberbibliothekar der Stadt Genf. Während der genfer Unruhen wanderte er aus, kehrte aber 1799 aus dem Waadtlande in seine Vaterstadt zurück, wo er 22. Juli 1809 starb. Die verdienstlichen Leistungen S.s bestanden in der Anwendung physik. und chem. Gesetze zur Erklärung der Lebenserscheinungen der Tiere und besonders der Pflanzen, z. B. des Sonnenlichts («Mémoires sur l'influence de la lumière solaire etc.», 3 Bde., Genf 1782), der atmosphärischen Luft («Rapport de l'air atmosphérique avec les êtres organisés», 3 Bde., Genf 1807): Lehren, die er in seiner «Physiologie végétale» (3 Bde., Genf 1800) teils angedeutet, teils ausgeführt hatte.

Seneca ist der Name einer span.-röm. Familie, aus welcher zwei Mitglieder in der ersten röm. Kaiserzeit als Schriftsteller sich bekannt gemacht haben. Annäus S., der Ältere, gewöhnlich der Rhetor benannt, war um das J. 54 v. Chr. in Corduba (Cordova) in Spanien geboren, und kam als Knabe nach Rom, wo er sich besonders unter der Leitung des Rhetors Marillus rhetorischen Studien widmete. In seine Heimat zurückgekehrt, verheiratete er sich mit der Helvia, die ihm drei Söhne gebar: den Novatus, den Lucius S. und den Mela, den Vater des Dichters Lucan. Um das J. 3 n. Chr. kam er wieder nach Rom, wo er wahrscheinlich bis zu seinem im J. 38 oder 39 n. Chr. erfolgten Tode lebte. In hohem Alter verfaßte er auf Bitten seiner Söhne eine Sammlung von Sentenzen und glänzenden Stellen aus den Deklamationen (Übungsreden) einer großen Anzahl von Rhetoren, die er selbst gehört hatte. Das Werk trägt nach den Handschriften den Titel «Oratorum et rhetorum sententiae, divisiones, colores» und zerfällt in zwei Hauptteile von sehr verschiedenem Umfang: zehn Bücher «Controversiae», von denen das erste, zweite, siebente, neunte und zehnte vollständig, die übrigen im Auszug erhalten sind, und ein Buch «Suasoriae», dem jetzt der Anfang und der Schluß fehlt. Die erste kritische Ausgabe dieses Werks besorgte Bursian (Lpz. 1857), eine neue Kießling (Lpz. 1872). Außerdem hatte er verschiedene verloren gegangene Schriften, darunter ein Geschichtswerk (Historiae) vom Anfang der Bürgerkriege bis auf die letzten Tage seines Lebens herab, verfaßt. Vgl. Koerber, «Über den Rhetor S. und die röm. Rhetorik seiner Zeit» (Kassel 1864).

Sein zweiter Sohn, Lucius Annäus S., der Philosoph zubenannt, war um 4 v. Chr. in Corduba geboren, erhielt in Rom unter Leitung seines Vaters, der ihn zum Redner bilden wollte, eine sorgfältige Erziehung, wandte sich aber später von der Redekunst ab der Philosophie zu, in welcher er sich zu den Ansichten der Stoischen Schule, wenn auch nicht ohne einen gewissen Eklektizismus, bekannte. Er wurde 41 n. Chr. vom Kaiser Claudius wegen seines vertrauten Verhältnisses zu der Nichte desselben, Julia, auf Betrieb der Messalina nach Corsica verbannt; nach acht Jahren aber durch den Einfluß der Agrippina zurückberufen, bekleidete er die Prätur und wurde zum Erzieher des spätern Kaisers Nero ernannt. Nach dessen Thronbesteigung (54 n. Chr.) wurde er einer seiner vertrautesten Ratgeber. Doch ward dem Kaiser, der seinen Lüsten immer ungescheuter sich hingab, sein philos. Ratgeber, so gut derselbe auch sich in die Rolle eines Hofmanns zu finden wußte, allmählich unbequem. Um der drohenden Gefahr zuvorzukommen, zog S. sich freiwillig vom Hofe zurück. Dennoch wurde er beschuldigt, an der Verschwörung des Piso teilgenommen zu haben, und deshalb zum Tode verurteilt; als besondere Vergünstigung gestattete ihm der Kaiser, sich selbst den Tod zu geben. S. ließ sich in Gegenwart einiger Freunde die Adern öffnen, und da dies nicht schnell genug wirkte, in einem heißen Bade ersticken. Mit ihm gab sich seine Gattin Pompeja Paulina freiwillig den Tod (65 n. Chr.).

S. war ein Mann von hoher Begabung, aber kein reiner Charakter; das Leben S.s, der seine Stellung auch zur Erwerbung eines kolossalen Vermögens benutzt hat, steht mit den strengen Grundsätzen der Moral, die er lehrt, vielfach im Widerspruch. Von ihm sind eine bedeutende Anzahl philos. Abhandlungen erhalten: die zehn in 12 Büchern «Dialogi» zusammengefaßten, ferner die Abhandlung «De clementia» in 2, früher 3 Büchern, die Schrift «De beneficiis» in 7 Büchern, die umfangreichste derselben, und die nur teilweise erhaltene Abhandlung «De remediis fortuitorum», dazu 7 (oder vielmehr 8) Bücher «Quaestiones naturales», 124 Briefe philos. Inhalts, an seinen Freund Lucilius gerichtet, und eine beißende Satire auf den Tod des Kaisers Claudius unter dem Titel «Apocolocyntosis» (d. i. «Verkürbisung», spöttisch für «Vergötterung»). Der Stil aller dieser Schriften ist ein sehr gekünstelter, besonders durch zahlreiche zugespitzte Antithesen und sentenziös-prägnante Wendungen; doch fand er unter seinen Zeitgenossen viele Bewunderer und Nachahmer. Unter den Gesamtausgaben seiner Schriften sind die von Fickert (3 Bde., Lpz. 1842—45) und von Haase (3 Bde., Lpz. 1852 fg.) hervorzuheben. Eine neue kritische Bearbeitung der «Dialogi» von Koch hat Vahlen (Jena 1879) herausgegeben. Eine vollständige deutsche Übersetzung haben Moser und Pauly geliefert (17 Bdchn., Stuttg. 1828—55). Vgl. Holzherr, «Der Philosoph Lucius Annäus S.» (2 Tle., Rost. 1858 fg.); Siedler, «Die religiös-sittliche Weltanschauung des S.» (Frankf. 1863). Noch sind unter S.s Namen, außer den «Phoenissae», zwei in Wirklichkeit kaum zusammengehörige Scenen aus dem thebanischen Sagenkreise, neun Tragödien vollständig erhalten. Von diesen werden sieben («Hercules [furens]», «Thyestes», «Phaedra», «Oedipus», «Troades», «Medea» und «Agamemnon») jetzt allgemein S. zugeschrieben; eine («Hercules Octaeus») wird wenigstens in ihrem zweiten Teile ihm abgesprochen; die neunte, «Octavia», ist sicher erst nach Neros Tode verfaßt, über die Zeit ihrer Abfassung gehen aber die Ansichten im übrigen weit auseinander. Sie behandelt das Ende der Gemahlin Neros, die diesen Namen trägt. Die echten Tragödien stimmen in dem Reichtum an Phrasen, Figuren und Sentenzen mit den prosaischen Schriften überein und überbieten dieselben in rhetorischem Wortschwall. Eine kritische Ausgabe der Tragödien gaben Peiper und Richter (Lpz. 1867), eine neue Leo (2 Bde., Berl. 1878 fg.); eine vollständige deutsche Übersetzung lieferte Swoboda (3 Bde., Wien 1828 fg.), während von der von Sommer nur sechs Lieferungen erschienen sind.

Seneca Falls, Dorf im Seneca County im nordamerik. Staate Neuyork, liegt am Ausfluß des Senecasees, an der Neuyork-Centraleisenbahn, zählt (1880) 5880 E., hat eine gute Wasserkraft und mehrere Mühlen und Fabriken.

Seneca-Indianer, Zweig der Irokesen (s. d.).

Senecasee, See im westl. Teile des nordamerik. Staats Neuyork, 59 km lang, 3—6 km breit, fließt durch den Seneca- und Oswegofluß in den Ontariosee und ist durch Kanäle mit dem Eriekanal verbunden. Seine Tiefe beträgt 192 m; er friert äußerst selten zu und wird von Dampfschiffen befahren.

Senecio *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen. Man kennt gegen 400 Arten, die fast über die ganze Erde verbreitet sind, besonders aber in den gemäßigten Zonen und gebirgigen Gegenden vorkommen. Es sind kraut- oder strauchartige Gewächse, meist mit gelappten fiederteiligen Blättern. Ihre Blütenkörbchen haben eine walzige, aus einer Reihe von Schuppenblättern bestehende, am Grunde mit kleinen Schüppchen umgebene Korbhülle, deren Schuppenblätter an der Spitze schwarzbraun zu sein pflegen; die Strahl- und die Scheibenblüten sind meist gelb (erstere selten rot oder weiß), der Kelch (Pappus) besteht aus mehrern Reihen einfacher Haare.

Zu den verbreitetsten einheimischen Arten gehören das gemeine Kreuzkraut (S. vulgaris *L.*), auch Baldgreis, eins der gewöhnlichsten Unkräuter des bebauten Bodens, durch den Mangel des Strahls von den meisten übrigen Arten unterschieden; das Jakobskraut (S. Jacobaea *L.*), eine schöne Pflanze mit goldgelben, strahlenden Blütenkörbchen und fiederteiligen Blättern, welche häufig an Ackerrainen und felsigen Orten wächst; die Waldkreuzkräuter (S. silvaticus *L.*, viscosus *L.*, nemorensis *L.*), in Wäldern häufig, wo ersteres oft ganze Blößen und Schlagflächen überzieht, u. a. m. Unter den ausländischen Arten ist namentlich S. elegans *L.* aus Afrika zu erwähnen, eine beliebte Sommerzierpflanze, deren Strahlblume bald weiß, bald rosen-, bald purpurrot gefärbt und deren Scheibenblüten oft in ebenso gefärbte Zungenblüten umgewandelt erscheinen (volle Blütenkörbchen). Es ist eine einjährige Pflanze, welche ohne besondere Pflege gedeiht.

Senefelder (Aloys), der Erfinder des Steindrucks (s. d.), geb. 6. Nov. 1771 zu Prag, kam mit seinem Vater, einem angesehenen Schauspieler, in früher Jugend nach München, ging hier zum Theater, verließ aber dasselbe schon nach einigen Jahren. Es gelang ihm, zunächst die vertiefte, dann die erhöhte Manier des Steindrucks zu erfinden, worauf er eine chem. Steindruckerei errichtete. Er zog seine

beiden Brüder, **Theobald** und **Georg S.**, in sein Geschäft, welchem er in Verbindung mit dem Hofmusikus Gleißner eine größere Ausdehnung gab; zugleich erhielt er 1799 vom Kurfürsten von Bayern ein Privilegium auf 15 Jahre. Bald nachher traten beide mit dem Musikverleger André in Offenbach in Verbindung, der ihnen 2000 Thlr. für die Erfindung zahlte, und ließen sich nun in Offenbach nieder. S. veruneinigte sich jedoch mit André und ging 1800 mit seinen Brüdern nach Wien, wo er mit Gleißner wieder den Notendruck betrieb. Da aber der Ertrag nicht die Kosten deckte, so überließ S. das ihm erteilte Privilegium an Steiner in Wien, setzte seine Hoffnung auf die Kattundruckerei und schloß mit den Gebrüdern Faber, die in St. Pölten eine Kattundruckerei besaßen, einen vorteilhaften Vertrag ab. Im J. 1806 kam er auf den Wunsch des Freiherrn Christoph von Aretin nebst Gleißner nach München, wo er die Steindruckerei bald in Aufnahme brachte. Im J. 1809 erhielt er die Aufsicht über die inzwischen unter der Direktion Utzschneiders für Landkarten bei der königl. Kommission des Steuerkatasters eingerichtete Steindruckerei mit einem lebenslänglichen Jahrgehalt für sich und für Gleißner, ferner den Titel eines königl. Inspektors der Lithographie und die Erlaubnis, auch seine eigene Druckerei in Verbindung mit Aretin besorgen zu dürfen. Im J. 1826 machte er die Erfindung, farbige Blätter zu drucken (Mosaikdruck), welche den Ölgemälden gleichen; 1833 gelang es ihm, solche auf Stein aufgetragene Ölgemälde auf Leinwand aufzutragen. Auch schrieb er ein gutes «Lehrbuch der Lithographie» (Münch. 1819). Er starb zu München 26. Febr. 1834. Sein Denkmal in München wurde 6. Nov. 1877 enthüllt. Vgl. Nagler, «Aloys S. und der geistliche Rat Simon Schmidt» (Münch. 1862); Pfeilschmidt, «Aloys S.» (Dresd. 1877).

Seneffe, Dorf im Bezirk Charleroi der belg. Provinz Hennegau, an der Linie Manage-Wavre der Belgischen Staatsbahnen, mit schönen Landhäusern und 3349 E. Hier fand 11. Aug. 1674 eine Schlacht zwischen dem Prinzen Condé und dem Prinzen von Oranien (nachmaligem König Wilhelm von England) statt, die ohne Entscheidung blieb. Am 2. Juli 1794 wurden hier die Österreicher von den Franzosen unter Marceau geschlagen.

Senegal, einer der großen Ströme des nordwestl. Afrika, 1580 km lang, entsteht aus zahlreichen Quellflüssen, die einen 300 km in westöstl. Richtung breiten Bezirk einnehmen. Die bedeutendsten sind der Bafing und der Bakhoy (Bachoy). Der Bafing oder Baleo, d. h. der Schwarze Fluß, der als der Hauptquellfluß des S. gilt, hat seine Quelle nördlich vom Berge Sere, 80 km südlich von der Quelle des Gambia. Unterhalb des Vereinigungspunktes von Bafing und Bakhoy bildet der Strom die großen Wasserfälle von Guina und 54 km weiterhin, bei Médine, die Felu-Katarakte. Unterhalb der Katarakte tritt der S. in das Tiefland Senegambiens und nimmt oberhalb des Fort Bakel seinen größten Nebenfluß, den von Süden kommenden wasserreichen Falémé, auf. Von Bakel an wird der S. endlich zu einem schönen, klaren und ruhigen Strome, der gegen NW. in einem Sand- und Kiesbett dahinflutet und in der Regenzeit von Juli bis November bis zu den Felu-Katarakten für größere Schiffe und Dampfer fahrbar ist, während er in der trockenen Jahreszeit nur bis Mafu, 380 km von der Mündung, sich schiffbar erweist. Unterhalb Bakel krümmt sich der S. in unzählige Windungen und bildet große, äußerst fruchtbare Inseln, darunter die Elfenbeininsel oder **Morfil**. Etwa 266 km oberhalb seiner Mündung, wo der Strom eine Breite von über 300 m bei einer Tiefe von fast 8 m hat, zerteilt sich der S. in mehrere Arme, die ein weites Delta bilden. Fürchterliche Brandungen und eine in der trockenen Jahreszeit nur gegen 3 m tiefe Barre erschweren ganz ungemein, monatelang, das Einlaufen in den Strom. An der Mündung liegen mehrere Inseln, darunter St.-Louis mit einer Hauptniederlassung der Franzosen. Die periodischen Überschwemmungen machen das anstoßende Tiefland durch den zurückgelassenen Schlamm sehr fruchtbar, aber auch ungesund. Der Strom ist der an Krokodilen und Nilpferden reiche Chretes oder Chremetes des Karthagers Hanno und wird von spätern Autoren auch Stachir und Bambotus (d. i. phöniz. nahal-behemôth, Fluß der Nilpferde) genannt. Der S. wurde 1447 von dem Portugiesen Lancerota wieder entdeckt und nach den Senega-Berbern an seiner Mündung benannt.

Unter **Senegal** versteht man auch, wenn von Kolonialbesitzungen die Rede ist, das Land Senegambien (s. d.).

Senegalgummi, s. **Gummi, arabisches**.

Senegali (kleiner), Art der Prachtfinken (s. d.).

Senegambien, auch **Westnigritien** oder **Senegal**, nennt man die Landschaft des westl. Afrika, die sich am Atlantischen Ocean vom Kap Verga bis zur Portendicbai, d. i. von 10 bis 18° nördl. Br. in einer Länge von 930 km, im Innern nordwärts bis zum Rande der Sahara in einer durchschnittlichen Breite von 630 km, ostwärts bis zu den Ebenen des Nigerlandes in einer Länge von 1850 km erstreckt und etwa 990000 qkm umfaßt. Das Land hat seinen Namen von den beiden Hauptströmen Senegal (s. d.) und Gambia (s. d.). Zwischen beiden hat es nur einen Fluß, den Salum, südwärts eine größere Anzahl Küstenflüsse, so Casamance, Geba, Rio Grande u. a. Das Innere des Landes bildet den westl. und nördl. Abfall des Kong-Hochlandes und ist zum Teil noch unbekannt. Der Boden besteht seiner Erhebung nach aus zwei Teilen: dem Küstenlande, das, teils völlig flacher, angeschwemmter Boden, teils Hügelland, von Süden nach Norden immer breiter wird und an der Nordgrenze unmittelbar in die Wüste Sahara übergeht, und dem Hochlande im Innern, das sich von der Ebene aus in den Bergketten zu dem Plateau des Konggebirges erhebt, die nicht über 1000 m hoch sind und durch welche steile Gebirgspässe führen. In **Obersenegambien**, welches das Land nördlich vom Senegal begreift, wohnen Araber und Berber, die sich zum Islam bekennen. Sie treiben starken Gummihandel mit den Europäern, besonders mit Franzosen und Engländern. **Mittelsenegambien** begreift die am Senegal liegenden Länder von der Küste an aufwärts und mißt von Norden nach Süden ungefähr 370 km. Es ist von Negern bewohnt, die sich in viele Völkerschaften teilen, von denen die Dscholoffen (Djolof) und Mandingos die merkwürdigsten sind. Von S. sind auch die Fellata oder Fulbe (d. h. die Roten) erobernd nach dem Niger vorgedrungen. Das Klima ist eins der heißesten auf der Erde und in den sumpfigen Gegenden ungesund. Der Boden ist im westl. Teile eben, fast durchgehends sehr fruchtbar und bringt die gewöhnlichen Produkte der heißen Zone Afrikas hervor.

Niedersenegambien umfaßt die Länder an dem Gambia und von diesem südwärts.

Die Europäer besitzen in S. verschiedene Gebiete, Forts und Handelsposten. So die Franzosen das Gouvernement am Senegal. Dasselbe zerfällt in die drei Arrondissements St.-Louis, Gorée und Bakel. Die ganze Kolonie zählt (1882) auf etwa 220000 qkm 197644 E. Der Wert der Einfuhr belief sich 1883 auf 17500000, der der Ausfuhr (Gummi, Erdnüsse, Hirse, Gold, Häute, Elfenbein u. s. w.) auf 21900000 Frs. Im J. 1882 liefen ein 946 Schiffe, aus 960 Schiffe. Das Budget bezifferte sich 1884 auf 2508000, die Kommunalausgaben auf 364000, die Ausgaben des Mutterlandes für die Kolonie auf 6250000 Frs. Von Eisenbahnen steht in Betrieb die Linie von St.-Louis nach Dakar (263 km); im Bau ist die Linie des obern Senegal von Kayes nach Bafoulabé (134 km). Im J. 1883 bestanden 34 Postbureaus, sowie 24 Telegraphenbureaus mit 2457 km Telegraphenlinien. Die Farbigen haben in diesen franz. Besitzungen stets gleiche Rechte mit den Weißen und bekleiden, wie letztere, administrative und Municipalstellen, selbst richterliche Posten. Saint-Louis auf der gleichnamigen Insel, mit (1879) 15496 E., ist der Hauptort, Sitz des Gouverneurs und eines Gerichtshofs, ein blühender, noch immer wachsender, aber sehr ungesunder Handelsplatz. Die franz. Kolonien am Senegal gehören zu den ältesten Frankreichs, da sie schon 1626 gegründet wurden. Durch den Nimweger Frieden 1679 kamen die früher holländ. Niederlassungen Gorée, Rufisque, Joal und Portudal hinzu. Seit 1819 wurden die Kolonien durch Verträge mit den Eingeborenen und durch Kriege beständig erweitert. Einen besondern Aufschwung nahm die franz. Kolonie unter der Leitung des Generals Faidherbe (s. d.). Gegenwärtig erstreckt sich die Herrschaft Frankreichs nördlich von der Mündung des Senegal über die ganze Küste bis zur Lévrier-Bai, östlich auf dem linken Ufer des Niger bis über Sansanding hinaus, südlich über das Kap Verga hinaus bis zur Mündung des Mallecory. Weniger bedeutend ist das engl. Gouvernement Gambia (s. d.). Auch die Portugiesen besitzen unter dem Namen Portugiesisches Guinea eine Provinz im südl. Teile S.s (69 qkm mit [1873] 9282 E.), mit der Hauptstadt Bolama und den befestigten Orten Bissão, Cacheo u. s. w.

Vgl. Raffenel, «Voyage dans l'Afrique occidentale» (Par. 1846, nebst Atlas); Mavidal, «Le Sénégal» (Par. 1863); Ricard, «Le Sénégal» (Par. 1866).

Senegawurzel, die Wurzel von Polygala Senega, s. Polygala.

Senegin, s. Saponin.

Seneschall oder Seneschalk, d. i. ältester Diener (vom lat. senes und althochdeutschen scalc), war in Frankreich seit der Zeit der merovingischen Könige der Titel eines der vornehmsten Hofbeamten, der das Innere des königl. Hauswesens zu besorgen und, wie in England der High-Steward, auch richterliche Funktionen hatte. Im ehemaligen Deutschen Reiche vertrat der Truchseß die Stelle des französischen S. Auch die alten Lehnsfürsten, die Herzöge von Normandie, Bretagne, Guyenne, Burgund, die Grafen von Flandern, Champagne, Toulouse u. s. w., hatten ihre S. mit richterlichen Funktionen. Als diese Besitzungen an die Krone fielen, blieben doch diese Gerichtsbezirke (sénéchaussées), die nun durch königl. Beamte, die ebenfalls S. hießen, verwaltet wurden. Der S. des königl. Hofs hieß Grand Sénéchal.

Senestrey (Ignaz von), Bischof von Regensburg, geb. 13. Juli 1818 zu Bärnau in der Oberpfalz, studierte in Bamberg und im Jesuitenkollegium zu Rom und ward 1858 zum Bischof von Regensburg ernannt. S. unterdrückte jede freiere Regung im Klerus mit äußerster Strenge. Zu Gunsten der Jesuiten vertrieb er die schott. Benediktinermönche aus ihrem Kloster in Regensburg und übergab dasselbe der Gesellschaft Jesu. Gegen das Gesetz, welches Jesuitenniederlassungen in Bayern verbot, veröffentlichte er 1867 eine umfangreiche Denkschrift. Auch nachmals erwies sich S. beständig als einer der Führer des bayr. Ultramontanismus und als unversöhnlicher Gegner der deutschen Reichsregierung. Auf dem Vatikanischen Konzil gehörte S. zu den ersten Unterzeichnern der Petition an den Papst um Verkündigung seiner Unfehlbarkeit.

Senez, Stadt im franz. Depart. Basses-Alpes, Arrondissement Castellane, am Quelllauf der Asse, eines linken Nebenflusses der Durance, vom 5. Jahrh. bis 1790 Bischofssitz, zählt (1881) 575 E. und hat eine alte Kathedrale und Seidenspinnerei. S. hieß mittellat. Sanitium, Senetium oder Senacium.

Senf oder Mostrich wird ein aus dem sehr fein gepulverten Samen von Brassica nigra *K.* und Sinapis alba *L.* durch Vermischung mit Essig, sauerm Wein oder auch Wasser und Zucker hergestelltes Gewürz genannt. Über die beiden Senfpflanzen vgl. Brassica und Sinapis.

Senfkörner, schwarze, sind die Samen von Brassica nigra *K.*, weiße die von Sinapis alba *L.*

Senföl (Oleum Sinapis), ein ätherisches Öl, welches aus dem schwarzen Senf (s. d.) dargestellt wird, aber nicht darin fertig gebildet enthalten ist, sondern durch die Zersetzung des Kalisalzes der Myronsäure bei Gegenwart von Wasser und Synaptase sich bildet. Es wird mit Wasserdämpfen überdestilliert. Es ist eine farblose oder schwach gelblich gefärbte Flüssigkeit von äußerst heftigem Geruch, in Wasser wenig löslich und auf der Haut schnell Blasen ziehend. Sein spezifisches Gewicht = 1,036, sein Siedepunkt bei 150° C. Eine Lösung von 1 Teil S. in 49 Teilen Spiritus ist der offizinelle Senfspiritus (Spiritus Sinapis). Das S., C_3H_5CSN, ist dem Schwefelcyanallyl isomer, aber nicht mit demselben identisch, und wird gegenwärtig häufig künstliches Senföl aus Jod- oder Bromallyl und Schwefelcyankalium durch Destillation dargestellt, wobei das zuerst entstehende Schwefelcyanallyl sich in S. umsetzt.

Senfpapier (Charta sinapisata) ist Papier mit fein gepulvertem Senf bestreut, welcher vorher vom fetten Öl befreit wurde.

Senfpflaster, s. Senfteig.

Senft (Karl Friedr. Ferdinand), Mineralog und Geognost, geb. 28. Febr. 1810 in dem meiningischen Dorfe Möhra, studierte zu Göttingen und Jena Theologie und Naturwissenschaften, wurde 1834 Lehrer der Naturwissenschaften an der Forstlehranstalt zu Eisenach, bei welcher er über 50 Jahre thätig ist, 27 Jahre lang wirkte er nebenbei als Lehrer an dem Realgymnasium, welches er 1843 mitbegründet hatte. Im Verlauf erhielt er die Prädikate Professor und Hofrat. Insbesondere suchte er die unter dem Einfluß der Atmosphärilien, sowie der Verwesungs- und Vertorfungsflüssigkeiten

abgestorbener Organismen stattfindenden Zersetzungs- und Umwandlungsweisen der Mineralien und Felsarten, namentlich in Beziehung auf ihre Erdbodenbildungen zu erforschen. Er verfaßte als selbständige Werke: «Klassifikation und Beschreibung der Felsarten» (Bresl. 1857), «Die Humus-, Torf-, Marsch- und Limonitbildungen als Erzeugungsmittel neuer Erdrindelagen» (Lpz. 1862), «Felsschutt und Erdboden», in der 1878 erschienenen 2. Aufl. unter dem Titel: «Lehrbuch der Gesteins- und Bodenkunde», «Die krystallinischen Felsgemengteile nach ihren Eigenschaften, Umwandlungen und Associationen» (Berl. 1868), «Synopsis der Mineralogie und Geognosie» (3 Bde., Hannov. 1875—79, die 3. Abteilung der Leunis'schen Synopsis bildend), «Geognostische Beschreibung der Umgegend von Eisenach» (Eisenach 1858).

Senfteig oder Senfpflaster (Sinapismus) ist ein als Hautreizmittel vielfach angewendetes Medikament. Es besteht aus einem mit Wasser angerührten Brei von Senfmehl.

Senftenberg, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt a. O., Kreis Kalau, rechts an der Schwarzen Elster, Station der Linien Lübbenau-Kamenz und Frankfurt a. O.-Großenhain der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2608 E. und hat einen Granitbruch, Braunkohlenlager, Weinbau, Ziegeleien, eine Glashütte und eine Dampfmahlmühle. Dabei liegt Schloßgut S. mit 60 E.

Senftenberg (slaw. Žamberk), Stadt im nordöstl. Böhmen, in anmutiger Umgebung an der wilden Adler, Station der Linie Chlumetz-Mittelwalde der Nordwestbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 3664 czechische E., und hat eine Papierfabrik und bedeutende Woll- und Leinwebereien. Eine Sehenswürdigkeit ist das große Schloß des Freiherrn von Parish mit bedeutenden Gartenanlagen und einer Sternwarte.

Seng, Volksstamm, s. unter Kwei-tschou.

Sengen (frz. grillage, engl. singeing), dasjenige Appreturverfahren (s. unter Appretur), bei welchem Garne oder gewebte Stoffe dadurch eine glatte Oberfläche erhalten, daß man sie durch eine Gasflamme hindurch- oder an einer glühenden Metallplatte vorbeizieht.

Sengilei, Kreisstadt im russ. Gouvernement Simbirsk, am rechten Ufer der Wolga, mit (1882) 3501 E. und bedeutendem Handel mit Getreide und Mehl; in S. und in der Umgebung befinden sich zahlreiche Mühlen.

Seni (Giovanni Baptista), Astrolog zu Padua, ward 1629 von Wallenstein berufen, um diesem die Nativität zu stellen, und blieb bei ihm bis zu dessen Ermordung.

Senigallia, s. Sinigaglia.

Senio, im Altertum Sinnius, rechtsseitiger Nebenfluß des Po di Primaro in der ital. Provinz Ravenna, entspringt in der Provinz Florenz auf der Nordseite des Etruskischen Apennin und mündet nach einem nordöstlichen Laufe von 90 km.

Senior (lat., abgekürzt sen.), älter, der Ältere, Älteste, häufig als Ehrentitel, Vorsteher eines Korps (Studentenverbindung) u. s. w.

Seniorät, s. Majorat.

Senioratserbfolgegesetz (böhmisches), s. u. Brzetislaw I.

Seniorenkonvent, eine aus dem studentischen Leben herübergenommene Bezeichnung für den aus den Delegirten der Fraktionen des Deutschen Reichstags und preuß. Abgeordnetenhauses gebildeten Ausschuß, welcher die Zahl der Vertreter jeder Fraktion in den Kommissionen, Fragen der Geschäftsordnung u. s. w. vereinbart.

Senjen, nächst Hindö die größte der norweg. Lofotinseln, südwestlich von Tromsö gelegen. S. ist rauh, felsig und von öden Mooren angefüllt, zählt auf 1666 qkm nur 3339 E. An der Westküste ist ein Nickelwerk.

Senkblei, s. Lot.

Senkbrunnen, s. unter Grundbau, Bd. VIII, S. 557[b].

Senkenberg (Heinr. Christoph, Freiherr von), deutscher Jurist, geb. zu Frankfurt a. M. 1704, wurde 1735 Professor der Rechte in Göttingen und 1738 Regierungsrat in Gießen. Im J. 1749 ging er als nassau-oranischer Geh. Justizrat nach Frankfurt und 1750 nach Wien, wo er geadelt und Reichshofrat wurde und 1768 starb. Unter seinen Werken sind zu erwähnen: «Selecta juris et historiarum tum anecdota tum jam edita et rariora» (6 Bde., Frankf. 1734—42), «Corpus juris feudalis Germanici» (Gieß. 1740), «Corpus juris Germanici publici» (2 Bde., Frankf. 1760—65), «De jure primarum precum regum Germaniae» (Frankf. 1789).

Sein Sohn, Renatus Karl, Freiherr von S., geb. zu Wien 1751, studierte zu Tübingen, Göttingen und Straßburg, ging um 1773 nach Rom, wurde daselbst Mitglied der Gesellschaft der Akademie und nach seiner Rückkehr zum Regierungsrat in Gießen ernannt. Wegen einer während des Bayrischen Erbfolgekriegs an Bayern ausgehändigten abschriftlichen Urkunde aus dem Nachlaß seines Vaters wurde er bei seiner Anwesenheit in Wien verhaftet und dann aus den österr. Staaten verwiesen. Im J. 1784 trat er aus dem Staatsdienst und lebte nun der Litteratur und Schriftstellerei. Unter anderm lieferte er die Fortsetzung von Häberlins «Deutscher Reichsgeschichte» (Bd. 21—27, Frankf. 1798—99). Er starb 1800 und vermachte der Universitätsbibliothek zu Gießen seine aus 15000 Bänden bestehende Bibliothek, ein schönes Haus und 10000 Fl.

Johann Christian S., der Bruder von Heinrich Christoph S., geb. zu Frankfurt 1717, lebte als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt und hat sich um dieselbe ein bleibendes Verdienst erworben durch die Begründung des nach ihm benannten Stifts, eines Bürgerhospitals mit anatom. Theater, chem. Laboratorium, botan. Garten und einer Bibliothek. Er starb noch vor Vollendung dieses Baues 1772 infolge eines Falles. Im J. 1817 wurde S. zu Ehren zu Frankfurt die Senkenbergsche naturforschende Gesellschaft gestiftet und mit dem Senkenbergschen Stift vereinigt, die im Besitz eines ausgezeichneten naturhistor. Museums ist, welches besonders durch Rüppell bereichert wurde. Vgl. Kriegk, «Die Brüder S. Eine biographische Darstellung» (Frankf. 1869).

Senkowskij (Ossip Iwanowitsch), Orientalist und russ. Schriftsteller, geb. 31. März 1800 unweit Wilna, bereiste 1819—21 die Türkei, Kleinasien, Ägypten und Nubien und diente bei der russ. Mission in Konstantinopel. Nachdem er 1821 dem Asiatischen Departement in Petersburg zugeteilt worden, wurde er 1822 zum Professor der orient. Sprachen an der Universität Wilna ernannt und in demselben Jahre in gleicher Eigenschaft an der Universität zu Petersburg angestellt. Im J. 1847 trat er in den Ruhe-

stand. Seine litterarische Thätigkeit begann S. mit den »Collectanea« (2 Bde., Warsch. 1824—25), enthaltend Auszüge aus türk. Historikern zur Geschichte Polens. Diesen folgten unter anderm das »Supplément à l'histoire des Huns, des Turks et des Mongols« (Petersb. 1824) und die gegen Hammer-Purgstall gerichtete »Lettre de Tutundju-Oglu-Mustafa-Aga« (Petersb. 1828). Darauf trat er unter dem Pseudonym Baron Brambäus mit seinen »Phantastischen Reisen«, einer Sammlung von Novellen und satirischen Skizzen, hervor (neue Aufl., 3 Bde., Petersb. 1840), welche vielen Beifall fanden. Zugleich beteiligte er sich an dem »Russischen encyklopäd. Lexikon«, dessen Herausgabe er seit 1838 besorgte. Im J. 1834 übernahm er die Redaction der von dem Buchhändler Smirdin verlegten »Lesebibliothek«, in der er seine Romane: »Der Fall des Reiches Schirwan« (1842) und »Die vollkommenste Frau« (1845) veröffentlichte. Auch übersetzte er Moriers »Hajji Bab« ins Russische (2. Aufl., 4 Bde., Petersb. 1845). Er starb 16. März 1858 zu Petersburg. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien in 9 Bänden (Petersb. 1859).

Senkrecht, s. Perpendikel.

Senkungen, s. Hebungen und Senkungen.

Senkungsabscesse, s. Kongestionsabscesse.

Senkwage, s. Aräometer.

Senlis, Stadt im franz. Depart. Oise, Station der Linie Chantilly-Crépy-en-Valois der Nordbahn, 54 km nordnordöstlich von Paris, von Wäldern umgeben, in anmutiger Lage an den Flüßchen Nonette und Aunette, in 75 m Höhe, ist der Hauptort eines Arrondissements, Sitz eines Tribunals erster Instanz, einer Ackerbaukammer und Ackerbaugesellschaft und zählt (1881) 5647 (Gemeinde 6888) E. Die Stadt hat alte Mauern, eine sehenswerte Kathedrale aus dem 12. bis 16. Jahrh., in got. Stile erbaut, mit zwei Türmen, von denen der eine 78 m hohe eine äußerst zierliche Spitze trägt, und einem Portal, welches mit Reliefs und Standbildern reich geschmückt ist, ferner Reste eines Schlosses aus den Zeiten Ludwigs des Heiligen, ein Theater, die Kirche (von 1130) der ehemaligen Abtei St.-Vincent, sowie ein Zellengefängnis. Die Bevölkerung unterhält Baumwollspinnereien, Zeugdruckereien, Fabrikation von Leinwand, Spitzen, Cichorienkaffee, Mehl, Leder und Uhrfedern, sowie Destillation und Kalkbrennerei. Berühmt sind auch die Pfefferkuchen (pains d'épice) von S. Von Wichtigkeit ist ferner die Kultur von Gartenkresse. Hauptgegenstände des lebhaften Handelsbetriebs sind Wolle, Mehl, Bauholz, auch Getreide, Wein und Leinwand. — S., das Augustomagus der belg. Silvanectes, weist noch Reste röm. Befestigung auf und war unter den Karolingern eine Pfalz, seit dem 5. Jahrh. Bischofssitz der reimser Erzdiöcese, der erst in der Revolution einging. Zu S., mittellat. Silvanectis, Silvanectae oder Silletum, wurden acht Konzile gehalten. Am 27. Juni 1815 hatten hier die Preußen (der Vortrab Bülows) ein Gefecht gegen die Franzosen unter Kellermann.

Senna (Villa de Senna), Stadt im östl. Südafrika, Hauptort der Comarcas dos Rios de Senna der portug. Capitania geral de Moçambique, rechts am untern Sambesi, 200 km oberhalb von dessen Mündung in den Indischen Ocean, im 16. Jahrh. gegründet, zählt 3000 E. und ist im Verfall.

Sennâr, auch Djesirat (Insel) Sennâr, ist im engern Sinn das zwischen dem Weißen und Blauen Nil von Chartum bis Fazogl sich erstreckende Land, in weiterm Sinn aber als Dâr Sennâr eine von einem Mudir verwaltete Provinz des bis zum Aufstand des Mahdi ägypt. Sudan, südlich bis zum Fluß Sobat reichend. Meist Savannenebene, wie Kordofan, zeigt es, vom 14° nördl. Br. südwärts, vereinzelte Granitberge, und wird weiter nach SO. bergiger, zu einer Art Vorstufe des abess. Alpenlandes. In derselben Weise geht der sporadische Gras- und Staudenwuchs des Nordens südwärts allmählich in üppigere, von dichtem Gras und Gebüsch besetzte Steppen und schließlich im SO. in Hochwald, durchbrochen von blühenden Thallandschaften, über. In der Bodenbeschaffenheit kommt das Land fast ganz mit Kordofan (s. d.) überein. Die Ebene besteht aus einem an Geschieben reichen, eisenhaltigen Schwemmlande, welches von den abessin. Alpen bis zum Weißen Nil Gold führt. Goldwäschereien betreibt man an vielen Stellen. Das Gold (Tibr) gelangt, in Ringe umgeschmolzen, nach Chartum. Raseneisenstein vom Djebel-Tabi, südlich von Roseres, liefert vortreffliches Roheisen. Im Pflanzenreiche zeichnen sich die Adansonien aus, die ersten, die man, von Norden kommend, am Nil trifft; ferner Mimosenarten, Tamarinden, baumartige Euphorbien, südlich von 12° nördl. Br. am Blauen Nil die stolze Delebpalme u. s. w. Im Tierreich finden sich Meerkatzen, Stachelmäuse, Springhasen, Viverren, Ichneumonen, Stinktiere, Löwen, Geparden, riesenhafte Affen, Gazellen, Büffel, Giraffen, Flußpferde und Elefanten, sowie eine Menge der interessantesten Sumpf- und Wasservögel. Der Blaue und Weiße Nil sind sehr fischreich, namentlich an Welsarten. Am Weißen Nil leben ganze Stämme fast ausschließlich vom Fischfange. Die Bewohner zerfallen in hellerfarbige (Schukurieh, Hasanieh u. a.) und dunklere. Zu den letztern gehören namentlich die Fundj (Funghi), ein Negerstamm, welcher nach dem Jahre 1500 von SW. her vordrang, die Steppennomaden unterwarf und das Reich S. gründete, dessen Selbständigkeit im J. 1820 der Pascha von Ägypten ein Ende machte. Die alte Hauptstadt Sennâr, mit etwa 10000 E., ist seit dem Aufblühen Chartums gesunken; etwas größer sind Wold Medina und Mesalamia. Der Religion nach sind die Einwohner Mohammedaner. Die Ausfuhrartikel von S. sind Elfenbein, Gummi, Tamarinden, Straußfedern und Häute. Eingeführt werden hauptsächlich europ. und ägypt. Manufakturen.

Senne oder Sennerheide, ein unfruchtbarer, wenig bebauter Landstrich Westfalens am Fuße und westl. Abfall des Lippeschen oder sog. Teutoburger Waldes, beginnt unweit Paderborn und Lippspringe, im Quellgebiet der Lippe und Ems, und erstreckt sich gegen Nordwesten bis gegen Bielefeld hin, während sich derselbe Boden noch weiter, aber mehr bebaut und nicht mehr S. genannt, fortsetzt. Die S. steigt bei Bevergeren bis 49, bei Lobshorn bis 253 m auf das Gebirge hinauf. Sie tritt in zwei Teilen auf: der eine erstreckt sich von Lippstadt, Warendorf (Ems) und der Mündung der münsterschen Aa bis zum Teutoburgerwalde; der andere ist zwischen Koesfeld, Haltern und Borken ausgebreitet. Südwärts zieht sich von Paderborn bis gegen die Höhen von Brilon hin das Sindfeld oder Sintfeld, ein der Kreideformation angehöriges fruchtbares Plateau, welches als Sinotfeld schon in Karls d. Gr. Sachsenkriege vorkommt. Im lippeschen Anteil

befindet sich das mit dem fürstl. Marstall in Verbindung stehende Land- und Sennergestüt; deshalb ist die S. durch ihre Pferdezucht berühmt.

Senne, Fluß in Belgien, entspringt in der Provinz Hennegau, 6 km südöstlich von Soignies, bei Naast, tritt unterhalb Steenkerque in die Provinz Brabant, berührt Hal, Brüssel und Vilvoorden, erreicht unterhalb Sempst die Provinz Antwerpen und mündet nach einem nordnordöstl. Laufe von 103 km 5 km nordwestlich von Mecheln links in die Dyle, kurz bevor sich diese mit der Nethe zur Rupel vereinigt. Von oberhalb Hal bis Vilvoorden wird die S. von dem Kanal begleitet, welcher Charleroi mit Brüssel und Antwerpen verbindet.

Sennecey-le-Grand, Gemeinde im franz. Depart. Saône-et-Loire, Arrondissement Châlon-sur-Saône, Station der Hauptlinie der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, 6 km westlich von der Saône, hat (1881) 2614 E., Hohöfen, Eisengießereien, eine Dampfmaschinenfabrik und Handel mit Eisen, Getreide, Wein und Vieh.

Sennerei ist die Gewinnung der Milchprodukte in der Alpenwirtschaft (s. d.). Die Sennhütten oder Senten (in Skandinavien Säter), in denen die Verarbeitung der Milch stattfindet, stehen bald einzeln, bald zu Weilern vereinigt an geschützten Stellen der Alpweiden und enthalten den Raum für die Käsebereitung, den Schlafraum für die Sennen (Küher, Käser), die in Tirol und Oberbayern oft durch Sennerinnen ersetzt werden, und meist auch Stallungen zum Schutz des Viehes bei schlechter Witterung. Die S., welche mit der gesamten Alpenwirtschaft sich neuerdings durch das Genossenschaftswesen (Sennereigenossenschaften, Gesellschafts- und Gemeindekäsereien) sehr gehoben hat, wird namentlich in den Alpen der Schweiz, Tirols, Oberbayerns, Salzburgs, Kärntens u. s. w., ferner im Jura und im Norden in Schweden, Norwegen, Island betrieben. Sennen heißt das Beziehen und Bewirtschaften der Alpweiden, Senntum das zur Alp gehörende Vieh, Sennzeit der Zeitraum zwischen Austrieb und Abfahrt. Statt S. wird in Deutschland auch oft das Wort Meierei (s. Milchwirtschaft) gebraucht.

Sennerpferde (Senner) heißen die auf der Senne, einer westfäl. Heide, westlich vom Teutoburgerwalde und nördlich von Lippspringe, in dem lippeschen Schloß Lopshorn im Sennengestüt gezogenen trefflichen Pferde arab. Stammes, welche sich durch Ausdauer und Abhärtung auszeichnen.

Sennesblätter (Folia Sennae), ein häufig angewendetes Arzneimittel, sind die Blätter verschiedener strauchartiger Cassienarten, namentlich von Cassia lenitiva *Bish.*, C. angustifolia *Vahl*, C. obovata *Hayne* und C. pubescens *R. Br.* (S. Cassia.) Man unterscheidet im Handel Senna alexandrina (alexandrinische, Apalto- oder Palt-Senna), Senna tripolitana, Senna indica (die beste Sorte die Mekka- oder Mokka-Senna) und die aleppische oder syr. Senna. Sie haben einen eigentümlichen süßlich-widrigen Geruch und einen bitterlichen, ekelhaft-schleimigen Geschmack. Ihr wirksamer Bestandteil ist ein drastisch-purgierender Extraktivstoff, das Sennabitter oder Cathartin. Sie wirken als sicheres und kräftiges Purgiermittel und werden sehr häufig angewendet, sobald nur nicht entzündliche Anlage, Anschwellung von Hämorrhoidalgefäßen, Schwangerschaft, Menstruation oder Neigung zu Krämpfen und Kolik den Gebrauch derselben verbieten. Hauptsächlich empfehlen sie sich in denjenigen Fällen, wo eine Purgierkur von längerer Dauer beabsichtigt wird, da sie nicht, wie Salze und Mineralwässer, die Verdauungsorgane schwächen. Gewöhnlich werden sie in Aufguß verordnet, aber auch in Pulvern und Pillen gegeben und sind das Hauptmittel in den sog. Wienertränkchen (Infusum laxativum Viennense oder Sennae compositum), in der Sennes-latwerg (Electuarium lenitivum) und in dem Kurellaschen oder Brustpulver (Pulvis glycyrrhizae compositus oder Pulvis pectoralis), welches letztere in kleiner Gabe zur Abstumpfung des Reizes der Schleimhaut der Respirationsorgane, in großer Gabe zum Abführen in Anwendung kommt. In neuerer Zeit sind auch die mit kaltem Alkohol ausgezogenen S. (Folia sennae spiritu extracta) offizinell geworden; sie wirken viel milder als die gewöhnlichen S. und bilden den Hauptbestandteil der Species laxantes St.-Germain. Die Deutsche Pharmakopöe von 1882 hat jedoch die extrahierten Blätter nicht aufgenommen.

Sennheim (frz. Cernay), Stadt im Kreise Thann des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, 17 km nordwestlich von Mülhausen, an der Thur, Station der Linien Mülhausen-Wesserling und S.-Masmünster der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, hat Woll- und Baumwollspinnerei und -Weberei, Stoffdruckerei, Färberei, mechan. Ziegelei, Papierhülsenfabriken, Maschinenbau und Gießerei und zählt (1885) 4461 meist kath. E. Bei S. breitet sich das Ochsenfeld aus, durch Geschichte und Sage berühmt. Auf demselben soll die Entscheidungsschlacht zwischen Cäsar und Ariovist (58 v. Chr.) geschlagen worden sein. Am 3. März 1634 schlug Bernhard von Weimar daselbst die Lothringer unter Herzog Karl. Bei S. befindet sich auch ein großes Waisenhaus, in welchem Waisenkinder in der Landwirtschaft ausgebildet werden.

Sennonen, soviel wie Semnonen.

Sennyey (spr. Schenniei, Paul, Freiherr von), ungar. Staatsmann, geb. 1822 im Zempliner Komitat, studierte Jurisprudenz, wurde dann erst Honorar-Vize-, nachher Obernotar des Zempliner Komitats, kam hierauf als Sekretär zum königl. ungar. Statthaltereirat und wurde später zum Honorar-Präsidialsekretär bei der königl. ungar. Hofkanzlei ernannt. Im J. 1848 vertrat S. den Bodrogközer Bezirk des Zempliner Komitats im Reichstage, wo er eine der Hauptstützen der Legitimitätspartei wurde. Nach 1848 zog er sich in das Privatleben zurück. Im J. 1860 wurde er zum Vizepräsidenten des ungar. Statthaltereirats ernannt, von welcher Stelle er jedoch mit dem Wiedereintritt eines neuen Provisoriums zurücktrat. S. näherte sich seitdem stets mehr den versöhnlichen polit. Anschauungen Franz Deáks, trat im Okt. 1865 als Tavernikus (Schatzmeister) an die Spitze der ungar. Landesverwaltung und vermittelte mit dem damaligen Hofkanzler Mailáth das Zustandekommen des Ausgleichs, der im J. 1867 perfekt wurde. Hierauf zog sich S. im Febr. 1867 wieder ins Privatleben zurück. Im Herbst 1872 wurde S. zum Reichstagsdeputierten gewählt; als solcher bekannte er sich in polit. Hinsicht zur Deák-Partei. Im J. 1874 stellte er sich an die Spitze der durch ihn organisierten konservativen Partei, konnte jedoch wegen andauernder Kränklichkeit keine größere Wirksamkeit entfalten, ja er mußte für längere

Zeit aller öffentlichen Thätigkeit entsagen. Erst seit 1885, wo er zum Judex curiae und Präsidenten des Magnatenhauses ernannt wurde, trat er wieder in das polit. Leben ein. Er gehört zu den hervorragendsten Staatsmännern Ungarns.

Senonen, Volk in Gallien, deren Hauptstadt das heutige Sens (s. d.) war. (S. u. Gallien.)

Se non è vero, è ben trovato (ital.), «Wenn es (auch) nicht wahr ist, ist es (doch) gut erfunden», Citat aus Giordano Brunos «Gli eroici furori» (Par. 1585, 2. Tl., 3. Dialog).

Sens, im Altertum Agedincum oder Civitas Senŏnum, schöne Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Departement Yonne, rechts an der Yonne und an der Einmündung der Vanne, Station der Linien Paris-Lyon-Marseille-Nizza-Mentone und Paris-Corbeil-Montargis-S. der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn und der Linie Châlons-sur-Marne-S. der Ostbahn, in 76 m Höhe, 113 km gegen Südosten von Paris entfernt, ist der Sitz eines Erzbischofs (zu dessen Diöcese die Bistümer Troyes, Nevers und Moulins gehören), eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, einer Gewerbe- und Manufakturkammer, sowie einer archäolog., landwirtschaftl., botan. und Gartenbaugesellschaft. Die Stadt hat die große doppeltürmige architektonisch merkwürdige Kathedrale St.-Etienne (972 gegründet, im wesentlichen 1184 vollendet), mit Glasgemälden aus dem 12. bis 16. Jahrh., zum Teil von Jean Cousin, der 1501 in Soucy bei S. geboren wurde, dem Grabmal der Eltern Ludwigs XVI. von G. Coustou und einer reichen Schatzkammer, ferner bei der Kathedrale die Officialité, das Gerichtshaus des erzbischöfl. Offizials, ein schöner von Viollet-le-Duc restaurierter Bau des 13. Jahrh., den erzbischöfl. Palast aus dem 16. Jahrh., zwei Hauptthore im Triumphbogenstil, eine Bronzestatue des Chemikers Thénard (von Droz), ein Lyceum, ein Priesterseminar, eine öffentliche Bibliothek von 12000 Bänden und wichtige Archive, ein Museum, ein Theater, ein Waisenhaus und mehrere Hospitäler. Die Einwohner, deren Zahl sich (1881) auf 13515 belief, unterhalten Fabriken für Rasiermesser, Knöpfe, stählerne Agraffen und Schnallen, für Zündhölzchen, Kerzen und Schuhzeug, sowie Töpfereien, Färbereien und Schneidemühlen. Auch wird lebhafter Handel mit diesen Fabrikaten, Getreide, Mehl, Wein und Weinessig, Hanf, Wolle, Holz, Brettern, Tonnen, Kohlen u. s. w. betrieben. — S. war im Altertum die Hauptstadt des mächtigen gall. Volkes der Senonen und seit Diocletian Provinzialhauptstadt der Gallia Lugdunensis IV (Senonia). Die Festungsmauern von S., deren gewaltige Substruktionen man den Römern zuschreibt, waren in alter Zeit sehr bedeutend und hielten manche Belagerung aus. Die Stadt, mittellat. Senones, auch Senonae, Hauptort der Landschaft Sénonais (Pagus Senonicus) in der Champagne, wurde im 3. Jahrh. Sitz eines Bistums, später eines Erzstifts, dessen Inhaber den Titel eines Vizegrafen von S. und Primas von Gallien und Germanien führten. Es wurden hier mehrere Konzile gehalten, unter andern 1140 das, auf welchem Bernhard von Clairvaux die Lehre des Abälardus verdammte. Von 1163 bis 1165 fand hier Papst Alexander III. Zuflucht. Von 1590 bis 1594 widerstand die der Ligue beigetretene Stadt Heinrich IV. Am 11. Febr. 1814 wurde die Stadt von den Württembergern unter deren Kronprinz und dem General Alix eingenommen.

Sensāl, s. Mäkler.

Sensarie (Sensalie ital.), soviel wie Courtage (s. d.).

Sensburg, Kreisstadt im ostpreuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, in seen- und waldreicher Hügellandschaft, am Czoossee, Sitz des Landratamts und eines Amtsgerichts, zählt (1880) 3611 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, Flachsbau, Gerberei und Leinweberei. — Der Kreis Sensburg hat auf 1234 qkm (1885) 48901 E., darunter 34000 Masuren.

Sense ist ein landwirtschaftliches Handgerät zum Abmähen des Grases, der Futterkräuter und des Getreides. (Abbildungen s. auf Tafel: Landwirtschaftliche Geräte und Maschinen I, Fig. 23 und 24.) Die S. besteht aus dem stählernen Blatt und dem hölzernen, mit Handhaben versehenen Wurf. Bei der Arbeit damit treten die Kräfte des Schwungs (Perpendikels) und des Schneidekeils in Wirkung. Das Schärfen der Blattschneide geschieht in Mitteleuropa durch das Tängeln, auch Dengeln, welches mittels Hammer und kleinem Amboß eine Randverdünnung des weichen Stahlblechs erzeugt, deren Rauheiten mit dem Wetzstein, den der Arbeiter in einem mit Wasser versehenen Schlockenfäßchen umgegürtet trägt, abgewetzt werden; in Nordamerika, auch in England, werden die Sensenblätter nur auf Schleifsteinen geschliffen. Man unterscheidet Gras- und Getreidesensen, letztere sind öfters mit dem Reff, einem leichten Gestell zum Zusammenhalten der Halme, versehen. Jedes Land hat seine eigene Form der S., deren Blatt in besondern Sensenschmieden (die berühmtesten in Steiermark und Oberösterreich) aus bestem Stahl angefertigt wird. Neuerdings wird die S. allmählich in der Ebene, besonders im großen Betriebe, durch die Mähmaschinen verdrängt. (Vgl. auch Sichel.)

Die Sense gilt als Attribut des Todes (daher dieser auch Sensenmann genannt wird) und des Saturn.

Sense (frz. Singine), rechter Zufluß der Saane, entsteht durch die Vereinigung der Kalten und der Warmen S., von denen jene am Gantrisch entspringt, diese der Abfluß des Schwarzsees ist, bildet von der Gabel der beiden Quellflüsse (870 m) an meist die Grenze zwischen den schweiz. Kantonen Bern und Freiburg und mündet nach 33 km langem Laufe 485 m über dem Meere unweit Laupen. Der nach dem Fluß benannte Bezirk des Kantons Freiburg umfaßt 270 qkm mit (1880) 17571 E. meist deutscher Zunge und kath. Konfession, deren Haupterwerbsquelle der Ackerbau und Viehzucht sind. Hauptort ist Tafers (frz. Tavel).

Sensenmann (der Tod), s. unter Sense.

Sensenmänner oder Sensenträger (poln. Kosziniere) nannte man den poln. Landsturm während der poln. Revolutionskriege von 1791 und 1831; derselbe bestand großenteils aus Bauern, welche mit Sensen bewaffnet waren, die, an eine Stange befestigt, deren Verlängerung bildeten. Auch während der Insurrektionskämpfe von 1846 wurden S. organisiert. Ferner bezeichnet man damit die im April 1848 in der preuß. Provinz Posen von poln. Komitees errichteten Truppen, welche nur zur Hälfte mit Gewehren bewaffnet waren und sonst Piken oder gerade gerichtete Sensen führten. Die Zahl dieser S. betrug am 10. April 9300 Mann.

Sensenschmid (Johann), erster Buchdrucker in Nürnberg, druckte hier von 1473 bis 1478, worauf er nach Bamberg zog, wo er von 1482 bis 1490 druckte; auch in Regensburg verweilte er und druckte hier ein Missale. In Nürnberg verband er sich mit dem gelehrten Andreas Friesner, der die Buchdruckerkunst in Leipzig einführte.

Sensibilität (lat.) ist die Fähigkeit der sinnlichen Empfindung im Gegensatze zur Irritabilität (s. d.), als der Fähigkeit der organischen Gewebe, auf äußere Reize zu reagieren, welche zusammengenommen den Charakter des Tiers im Unterschiede von der Pflanze ausmachen. Denn die Pflanze hat zwar Reizbarkeit als eine lebendige Reaktion auf äußere Einwirkungen mit dem tierischen Körper gemein, ermangelt aber der zur S. gehörigen Sinnesorgane und ihrer Nerven. Die Funktionen der S. sind ausschließlich an eine bestimmte Art von Nerven, die Empfindungsnerven, geknüpft, während die Bewegungsnerven ebenso wohl als der größte Teil der Gehirnorgane unempfindlich sind. (S. Nerven.) Und zwar dient unter den Empfindungsnerven mehrenteils ein jeder nur allein der Erzeugung einer bestimmten, ganz spezifischen Art von Empfindungen, wie z. B. der Sehnerv alle Reizungen, welche ihm widerfahren, nur allein mit der Empfindung von Licht und Farbe, der Hörnerv mit der Empfindung von Schall und Geräusch beantwortet. Daher ist die S. nicht als das Vermögen einer passiven Aufnahme von physik. Eindrücken, sondern als das Vermögen der Umsetzung physik. Reize in psychische Vorgänge aufzufassen. Sie gehört daher zu den Thätigkeiten des Seelenlebens in seiner Verbindung mit der physik. Außenwelt. Die S. steht zu den Kräften, welche die Ernährung der Nerven aus dem Blute vermitteln, in einem Antagonismus, indem alles Empfinden den Nerven anstrengt, d. h. in seiner Ernährungsthätigkeit herabsetzt, jedoch so, daß der Nerv durch Übung gewöhnt werden kann, immer größere Anstrengungen ohne Schaden für seine Ernährungsthätigkeit zu ertragen. Werden die sensibeln Nerven zu großen Anstrengungen ausgesetzt, so entsteht daraus Nervenschwäche (s. d.) als der Zustand, in welchem kleine Reize so wirken, als wären sie große, die großen aber Zerrüttung des Nerven herbeiführen. Durch Verbreitung dieser Beschaffenheit auf die Centralorgane des Nervensystems entstehen nervöse Zustände einer übermäßig gesteigerten Reizbarkeit und Nervenkrankheiten. Auch zu lange Ruhe ist der Erregbarkeit der sensibeln Nerven schädlich; Wechsel zwischen Ruhe und Erregung scheint ihre Erregbarkeit zu erhalten.

Sensitiv (lat.) und **Sensitivität** ist eigentlich soviel wie sensibel und Sensibilität (s. d.), wird aber bisweilen zur Bezeichnung entweder einer verfeinerten oder gesteigerten Sensibilität gebraucht. So bezeichnet man in der Physiologie die Nerven des Gesichts, Gehörs, Geruchs und Geschmacks als sensitive im Gegensatze zu den sensibeln des allgemeinen Gefühlssinns, und nennt im gemeinen Leben sensitive Personen solche, die sich in Beziehung auf Sinneseindrücke in einem überreizbaren Zustande befinden.

Sensitive oder Sinnpflanze, s. Mimose.

Sensitive Flammen, s. u. Harmonika (chem.).

Sensorium (lat.), das Sinnes- oder Empfindungswerkzeug, Empfindungscentrum im Gehirn.

Sensualismus (lat.) bezeichnet teils die Annahme, daß alle unsere Vorstellungen und Erkenntnisse ursprünglich auf sinnlicher Wahrnehmung, also auf den Affektionen der Sinne beruhen, nach dem Satze: Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu; teils die Behauptung, daß alle wahre Erkenntnis lediglich auf das beschränkt sei, was Gegenstand der sinnlichen Wahrnehmung ist oder werden kann. In ethischer Beziehung nennt man S. die Behauptung, es gebe keinen andern Maßstab für das Gute und Böse als den sinnlichen Genuß, die sinnliche Lust und Unlust, entweder die augenblickliche oder die Summe derselben im Zusammenhang des Lebens. Diesem S. huldigten Aristipp, Epikur und seine Schule, in neuerer Zeit ein Teil der franz. Philosophie des 18. Jahrh. Sobald der S. durch eine willkürliche Verengung der Grenzen des menschlichen Wissens und Strebens das menschliche Thun auf die niedrigsten Endziele beschränkt und dabei alles für Täuschung erklärt, was den Empirismus der äußern Erfahrung überschreitet, erzeugt er aus sich den reinen Materialismus (s. d.), welcher mit allen höhern Lebensinteressen in Widerspruch tritt. Doch kann der S. auch edlere Formen annehmen, nämlich dann, wenn er nicht blos niedere Sinne, sondern auch höhere, wie den Sinn für Moralität, Religion, Menschenliebe, Vervollkommnung u. s. w. zuläßt. Von dieser Art war der S. bei Rousseau und der Schottischen Philosophie (s. d.). Der S. als Erkenntnistheorie wird durch das Dasein solcher Wissenschaften, wie die Mathematik ist, widerlegt. Denn weil die sinnliche Wahrnehmung als solche nichts enthält als einzelne und zufällige Thatsachen und Begebnisse, so lassen sich Begriffszusammenhänge von allgemeiner und notwendiger Natur, wie sie die mathem. Wissenschaften enthalten, nicht aus sinnlichen Wahrnehmungen herleiten, sondern weisen auf eine nichtsinnliche Quelle ihrer Abstammung.

Sensus farciminitatis, ein von Schwetschke gebildetes Küchenlatein. Scherzwort für einen öfters von Bismarck (zuerst 1853 in einem von Frankfurt aus an seine Schwester geschriebenen, auf den Bundestag bezüglichen Briefe) gebrauchten Ausdruck «Stimmung (Gefühl) gänzlicher Wurschtigkeit» (d. h. Gleichgültigkeit).

Sententiarier, Anhänger des Petrus Lombardus (s. d.).

Sentenz, im jurist. Sinne, s. Erkenntnis.

Sentimentalität oder gesteigerte Empfindsamkeit (s. d.) bezeichnet den Zustand eines Übergewichts der Empfindung über das thätige Streben. Als Gegensatz des Naiven (s. Naiv) haben Schiller und Goethe das Wort sentimental zur Bezeichnung einer durch das Übergewicht der subjektiven Gefühlswärme über die objektive Anschaulichkeit und Deutlichkeit charakterisierten Form der poetischen Darstellung gebraucht. Eingebürgert wurde das Wort sentimental durch Richardsons Roman «Sir Charles Grandison» (Bd. 6, Brief 52).

Senza sordini, s. unter Dämpfer.

Seo de Urgel, s. Urgel.

Sepala (lat.), Kelchblätter, s. unter Kelch.

Separateur, s. unter Abort.

Separation (lat.), d. i. Trennung, Scheidung, s. Absonderung im Konkurs. — Über Separation von Bett und Tisch (separatio a thoro et mensa) s. Ehescheidung. — Über S. in der Agrargesetzgebung s. Arrondierung, Dismembration, Gemeinheitsteilung und Grundeigentum.

Separatisten heißen diejenigen, welche sich wegen abweichender Lehren oder Gebräuche von dem öffentlichen Gottesdienst absondern. In neuerer Zeit ist der Separatismus meist nur Folge pietistischer Neigungen gewesen, so namentlich in den Rheinlanden, Württemberg, der Schweiz. Ein Teil dieser pietistischen S. ging zu vollständiger Sektenstiftung fort; ein anderer Teil begnügte sich, ohne förmliche Trennung in abgesonderten Konventikeln Erbauung zu suchen. Anderer Art ist der luth. Separatismus in Altpreußen, welcher im Gegensatz zu der landeskirchlichen Union das altluth. Kirchentum aufrecht erhalten wollte. (S. Lutheraner.)

Sephardim (hebr.) nennen sich die Nachkommen der aus Spanien 1492 vertriebenen Juden, die in manchen Städten Europas (Amsterdam, Hamburg, London, Wien) und besonders des Orients sich zu besondern Gemeinden zusammenschließen und einen eigenen synagogalen Ritus (den sephardischen) haben. Da die Mehrzahl der damals aus Spanien Vertriebenen ihren Weg über Portugal nahmen, so spricht man in gleicher Bedeutung mit S. von portug. Juden.

Sepia oder Kuttelfisch (Sepia), eine Gattung der Weichtiere aus der zu den Kopffüßern gehörenden Familie der Tintenfische. Der Körper ist sackförmig, elliptisch, die Seiten entlang und hinten herum mit einem schmalen Hautsaum eingefaßt, weich, nur durch eine innere Kalkplatte des Rückens (Rückenschulpe) gestützt. Der Kopf hat zwei große Augen, zwei einem Papageienschnabel ähnliche Kiefer, acht kleinere und zwei große, in Scheiden zurückziehbare Fangarme, welche mit gezähnelten Hornringen versehene Saugnäpfe tragen. Die gemeine oder gebräuchliche Sepia oder Tintenfisch (S. officinalis, Tafel: Mollusken, Fig. 3), welche in allen europ. Meeren lebt, wird 40—50 cm groß und ist obenher auf rötlichem Grunde mit weißlichen Linien durchzogen, unten mehr weißlich und rot punktiert; die zwei längern Fangarme sind dem Körper gleichlang und nur an der verbreiterten Spitze mit Saugnäpfen besetzt. Die Eier, welche in großer Zahl traubenförmig zusammenhängen und oft an den Strand geworfen werden, sind unter dem Namen Seetrauben bekannt. Der Tintenbeutel enthält einen braunen Saft, welcher, ausgespritzt, das Wasser verdunkelt und dadurch dem verfolgten Tiere das Entkommen erleichtert und die unter dem Namen S. bekannte braune Malerfarbe liefert, die aber nur an wenigen Orten Italiens echt bereitet, sonst meistens auf künstliche Weise nachgeahmt wird. Die kalkige Rückenschulpe (Os Sepiae, Weißes Fischbein) wurde sonst als Arzneimittel angewendet, wird aber jetzt nur noch für technische Zwecke, zum Polieren, sowie als Bestandteil mancher Zahnpulver benutzt. Das Fleisch ist saftlos, zähe, riecht einigermaßen moschusartig und wird nur von der ärmern Volksklasse gegessen.

Sepiazeichnungen sind eine Erfindung des Malers Jakob Crescenz Seydelmann (s. d.), der zuerst während seines Aufenthalts in Italien um 1780 auf den Gedanken kam, sich des braunen Safts der Sepia (s. d.), den er mit Bister mischte, zu seinen Zeichnungen zu bedienen, die ihm sehr bald einen ausgezeichneten Ruf erwarben. Es werden dazu die Gattungen Sepia officinalis und Loligo vulgaris verwendet, deren eirunder Körper den tintenähnlichen Saft enthält. Der Saft wird mit Ätzkalilauge und Gummi bereitet. Bis zu Anfang des 19. Jahrh., wo der Landschafter K. D. Friedrich Treffliches in dieser Technik leistete, war sie bei Künstlern und Dilettanten beliebt, unter den jetzigen Malern kommt sie als Spezialität kaum noch in Anwendung.

Sepino, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Campobasso, am Nordostfuße des Gebirges Matese, Station der Eisenbahn Benevent-Campobasso-Termoli, zählt (1881) 5148 E. und hat Tuch- und Papierfabriken. Etwa 4 km von S. liegen die Ruinen des antiken Saepinum (jetzt Altilia genannt), einer Stadt des samnitischen Stammes der Pentrer.

Sepoys oder Seapoys, s. Sipoys.

Sepp (Joh. Nepomuk), namhafter kath. Theolog und Geschichtschreiber, geb. 7. Aug. 1816 zu Tölz im bayr. Hochlande, widmete sich zu München philos. und theol. Studien und begann im Alter von 23 J. sein gegen Strauß gerichtetes «Leben Jesu» (7 Bde., Regensb. 1842—46). Vom Standpunkte der talmudisch-rabbinischen Litteratur begründete S. durch dieses Werk eine neue histor. Exegese. Seine Ideenwelt ist die von Görres und Schelling, nur befolgt er eine mehr kritische Richtung. Die Grundlage bildet Bd. 1: «Die Chronologie mit vollständiger Berichtigung der christl. Zeitrechnung». Zur geogr. Orientierung unternahm S. 1845—46 eine Reise nach Syrien, Palästina und Ägypten. Nach der Rückkehr als Professor der Geschichte an der münchener Universität wurde er in der Lola-Periode 1847 mit sieben Kollegen entsetzt und aus der Hauptstadt verbannt. Nach der Märzrevolution 1848 von Paris zurück, ward er in die Deutsche Nationalversammlung, 1849 in die bayr. Kammer gewählt, wo er sich als Konservativer bekundete. Im J. 1850 erfolgte seine Wiedererhebung auf den Lehrstuhl. Außer einer zweiten Bearbeitung seines «Leben Jesu» (6 Bde., 1854—62) erschien als mytholog. Hauptwerk: «Das Heidentum und dessen Bedeutung für das Christentum» (3 Bde., Regensb. 1853); dann die beiden gegen Strauß und Renan gerichteten Schriften «Thaten und Lehren Jesu in ihrer weltgeschichtlichen Beglaubigung» (Schaffh. 1864) und «Geschichte der Apostel vom Tode Jesu bis zur Zerstörung Jerusalems» (2. Aufl., Schaffh. 1866); ferner «Jerusalem und das Heilige Land» (2 Bde., Schaffh. 1862—65; 2. Aufl. 1872—76), «Neue architektonische Studien und histor.-diplomat. Forschungen in Palästina» (Würzb. 1867). Trotz seiner wissenschaftlichen Verdienste mußte S. im Dez. 1867 abermals den Lehrstuhl räumen. Im Febr. 1868 trat er als Abgeordneter ins Zollparlament und wurde auch wiederholt in die Zweite Kammer gewählt, wo S. 18. Juli 1870 durch seine begeisterte Kriegsrede den Eintritt Bayerns in den Nationalkampf gegen Frankreich, sowie 1871 die Annahme der Versailler Verträge durchsetzte. Von S.s histor. Schriften sind noch zu nennen: «Beiträge zur Geschichte des bayr. Oberlandes» (Augsb. 1853—54), «Ludwig Augustus oder das Zeitalter der Wiedergeburt der Künste» (Schaffh. 1869), «Kriegsthaten der Isarwinkler» (Münch. 1874), «Altbayr. Sagenschatz zur Bereicherung der indogerm. Mythologie» (Münch. 1876). In Fortsetzung seiner theol. und Kunststudien veröffentlichte S. «Kirchliche Reformentwürfe, beginnend mit der Revision des Bibelkanons. Ehrerbietige Vorlage an das Vatikan-

konzil» (1. u. 2. Aufl., Münch. 1870), «Das Hebräer-Evangelium oder die Markus- und Matthäus-Frage und ihre friedliche Lösung» (Münch. 1870), «Staats- und Kirchenzustände in Süddeutschland» (Münch. 1878). Zum Säkularfest seines Lehrers schrieb er: «Görres und seine Zeitgenossen» (Nördl. 1877), ein Buch, welches gleichfalls seine Spitze gegen das Vatikanum kehrt. Im Auftrag Bismarcks unternahm S. mit seinem Sohne Bernhard (1874) die «Meerfahrt nach Tyrus zur Ausgrabung der Kathedrale von Tyrus mit Barbarossas Grab» (Lpz. 1879), wodurch 16 Kisten mit Antiken ins berliner Museum gelangten. Die «Neuen Religionsstudien und topogr. Funde auf der zweiten Orientreise» sind teilweise in der «Allgemeinen Zeitung» veröffentlicht. Ferner schrieb S.: «Die Felsenkuppel, eine Justinianische Sophienkirche, und die übrigen Tempel Jerusalems» (mit Bernhard S., Münch. 1882), «Ursprung der Glasmalerei im Kloster Tegernsee» (Münch. u. Lpz. 1878), «Der Bayerstamm und seine Ausbreitung über Österreich» (2. Aufl., Münch. 1882), «Der bayr. Bauernkrieg» (Münch. 1884). Auch schrieb S. mehrere Dramen.

Bernhard S., Sohn des vorigen, geb. 3. Sept. 1853, schrieb: «Herkunft der Bayern von den Hermunduren» (Münch. 1882), «Wanderung der Cimbern und Teutonen» (Münch. 1882), «Tagebuch der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart» (2 Tle., Münch. 1882—83), «Maria Stuart und ihre Ankläger» (Münch. 1884), «Der Rücklaß der Schottenkönigin Maria Stuart» (Münch. 1885).

Sepphoris, alter Name von Dio Cäsarea (s. d.).

Sepsis (grch.), die Fäulnis.

Sepsi-Szent-György, Stadt mit geregeltem Magistrat im Komitat Háromszék in Siebenbürgen, am Altfluß, mit 5268 E. (Szeklern und Rumänen), Sitz der Komitatsbehörde, hat ein reform. Gymnasium, zahlreiche gewerbliche Vereine, lebhafte Kleinindustrie, blühende Viehzucht (Pferde, Rindvieh) und bedeutende Jahrmärkte.

Septarien, s. unter Geoden.

September, der neunte Monat des Jahres, der Herbstmond oder Herbstmonat, war als Septembris nach der ältern röm. Zeitrechnung ursprünglich der siebente des Jahres und führt daher (von septem) den Namen. Während der ersten zwei Drittel des Monats steht die Sonne im Zeichen der Jungfrau, während des letzten in dem der Wage. Er hat 30 Tage, und mit der Tag- und Nachtgleiche beginnt in ihm die Jahreszeit des Herbstes. Die Zahl seiner Lostage ist elf, darunter der wichtigste Michel (Erzengel), nächstdem Ägidius und Matthäus. In den S. fällt der Beginn der Ernte von Obst, Grummet und Wurzeln und der Wintersaatbestellung.

Septemberkonvention, die Konvention vom 15. Sept. 1864, s. unter Italien, Bd. IX, S. 721, und unter Kirchenstaat, Bd. X, S. 300[b].

Septembrisieren, polit. Gegner massenweise morden (wie in den Schreckenstagen der Französischen Revolution vom 2. bis 6. Sept. 1792); Septembrist, in Portugal Anhänger der Konstitution vom 27. Sept. 1822.

Septenär (lat.), iambischer Siebenfüßler; in der kath. Kirche die Gesamtheit der sieben Sakramente.

Septennāl (lat.), siebenjährig; Septennalität, siebenjährige Dauer, Periode u. s. w.

Septennāt (frz.), siebenjährige Dauer, Periode (z. B. Amtsperiode des Präsidenten der Republik); auch ein Zeitraum von sieben Jahren.

Septett (ital. Settetto, frz. Septuor), Tonstück für sieben Instrumentalstimmen, die alle einfach besetzt und mehr oder weniger obligat sind. Die formale Einrichtung des S. gleicht im ganzen der des Quartetts, Quintetts und Sextetts (s. d.). Vokale Sätze für sieben Solostimmen werden zwar ebenfalls, aber seltener S. genannt.

Septichämie (Ichorrhämie, Jauchevergiftung), eine meist akut auftretende schwere Infektionskrankheit, welche durch den Übertritt von fauligen und zersetzten Substanzen in das Blut entsteht. Bei Tieren kann man die Krankheit künstlich dadurch erzeugen, daß man ihnen faulende, jauchige Flüssigkeiten unter die Haut einspritzt; beim Menschen tritt sie am häufigsten bei komplizierten Knochenbrüchen, bei spontanem Brand der Extremitäten, bei brandigen Zellgewebsentzündungen und schweren ausgebreiteten Quetschungen, sowie nach schweren Entbindungen auf. Die hauptsächlichsten Symptome der S. sind ein heftiges kontinuierliches Fieber, frequenter kleiner Puls, gänzlicher Appetitsmangel, intensiver Durst, bisweilen reichliche Durchfälle, profuser Schweiß und äußerst rapider Verfall der Kräfte; unter zunehmender Betäubung erfolgt gewöhnlich gegen das Ende der ersten Woche der Tod. Nur in seltenen Fällen geht die Krankheit nach überaus langsamer Rekonvalescenz in Genesung über. Verhüten läßt sich die S. nur durch sorgfältige Anwendung der antiseptischen Wundbehandlungsmethode (s. Wunde); die Behandlung der ausgebrochenen Krankheit besteht in zweckmäßigen chirurgischen Eingriffen zur Entfernung der jauchigen Wundsekrete, in kräftiger roborierender Diät und in angemessener Bekämpfung des Fiebers durch laue oder kalte Bäder und antipyretische Heilmittel.

Septidi, im franz. republikanischen Kalender der siebente Tag der Dekade.

Sept Iles, Gruppe von sieben kleinen Inseln, 5 km von der Nordküste der Bretagne entfernt, zum Arrondissement Lannion des franz. Depart. Côtes du Nord gehörig, mit Fort und Leuchtfeuer auf der Insel Plate.

Septimanien hieß unter der Herrschaft der Westgoten zunächst der Teil ihres Reichs in Gallien, den ihr König Wallia 419 n. Chr. von den Römern erhalten hat. Es umfaßte damals die Provinz Aquitania secunda, nebst Tolosa (das Gebiet der Garonne von Bordeaux bis Toulouse, noch genauer die Stadtgebiete von Bordeaux, Périgueux, Angoulême, Agen, Saintes, Poitiers, Toulouse), und hatte seinen Namen von der Ansiedelung der siebenten röm. Legion in Veterrä (jetzt Béziers), das daher als röm. Kolonie Beterrae «Septimanorum» hieß. Der Name Gothia oder S. kam damals zuerst auf. Bei weiterm Fortschreiten der got. Eroberung wurde er auch auf die Provinz Narbonensis (Languedoc und Roussillon) ausgedehnt und blieb speziell auf dieser letztern Landschaft haften. Als der Franke Chlodwig den westl. Teil mit der Hauptstadt Tolosa den Goten 507 entriß, blieb S. den letztern bis zum Untergang ihres Reichs und kam um 720 in die Hände der Araber, denen es nachher durch die Franken unter Karl Martell und Pipin dem Kleinen 738 und 759 entrissen wurde.

Septime, der siebente Ton von einem angenommenen Grundtone aus, ein dissonierendes Intervall, kommt in der praktischen Musik in drei verschiedenen Größen vor, als kleine, große und

verminderte S. Die kleine S., welche auch Haupt- oder wesentliche S. heißt, besteht aus vier ganzen und zwei halben Tönen, als c-b, g-f u. s. w. Die große S. wird aus fünf ganzen und einem halben Ton gebildet, als c-h, g-fis u. s. w. Die verminderte S. enthält drei ganze und drei ganze halbe Töne, als cis-b, gis-f u. s. w. Die ersten beiden Arten der S. sind für die Modulation oder die Verknüpfung der Accorde das wichtigste Hülfsmittel der musikalischen Harmonie. — Septimenaccorde nennt man die dissonierenden Vierklänge von Grundton, Terz, Quinte und S., z. B. g-h-d-f, g h-d-fis, gis-h-d-f. (S. Accord.)

Septimer (ital. Passo di Sett), Paß der Rhätischen Alpen (s. Alpen 10), verbindet die Thäler Oberhalbstein und Bergell des schweiz. Kantons Graubünden. Der rauhe, vernachlässigte Saumweg über den S. zweigt bei Stalla oder Bivio (1776 m) südlich von der Julierstraße ab, erreicht durch das Weidethal von Cavreccia und Pian Canfèr die Paßhöhe (2311 m), welche die Wasserscheide zwischen der Julia (Rhein) und der Maira (Po) bildet und ein verfallenes Hospiz trägt, senkt sich der Aqua del Settimo entlang nach Val Marozzo hinab und schließt sich bei Casaccia (1460 m) an die Malojastraße. Der Übergang erfordert vier Stunden. Im Altertum und Mittelalter einer der wichtigsten Alpenpässe, ist der S. seit der Eröffnung der Bergstraßen über Julier und Maloja verödet.

Septisch (grch.), faulend, faulig, Fäulnis bewirkend.

Septuagesima (lat.) heißt in der Kirche, wenn man eine runde Zahl annimmt, der 70. Tag vor Ostern, eigentlich der dritte Sonntag vor dem ersten Sonntag in der Fastenzeit oder der neunte Sonntag vor Ostern, mit dem man die sog. gebundene oder geschlossene Zeit beginnen ließ, d. h. diejenige Zeit, während welcher der Genuß weltlicher Freuden verboten war. Sie umfaßte in der ältern Kirche die Zeit vom Advent bis zum Feste der Heiligen drei Könige, die gewöhnliche Fastenzeit, endlich die Zeit vom Sonntag Rogate bis zum Trinitätsfeste, seit dem Tridenter Konzil aber nur die Zeit des Advents und der Fasten. Mit dem Sonntag S. begannen viele Kirchen die Quadragesimalzeit, weil sie diese wegen der Fastendispensationen einige Wochen früher beginnen mußten, um die Zahl der 40tägigen Fasten zu erreichen. In andern Kirchen ließ man jene Zeit, je nach der Beschränkung der Fastendispensationen, entweder in die 60 oder 50 Tage vor Ostern fallen, und hierdurch entstand für die betreffende Fastenzeit der Name Sexagesima oder Quinquagesima. (S. Fasten.)

Septuaginta oder die Siebzig (LXX) nennt man die bei Juden und Christen zu öffentlichem Ansehen gelangte griech. Übersetzung des Alten Testaments. Nach der Sage bei Josephus soll der König von Ägypten, Ptolemäus Philadelphus, von seinem Bibliothekar Demetrius Philaretes veranlaßt worden sein, den Juden Aristeas nach Jerusalem zu schicken und sich vom Hohenpriester einen hebr. Codex und zur Übersetzung desselben 72 Schriftgelehrte (die sog. Siebzig Dolmetscher) zu erbitten, die dann dem Demetrius die Übersetzung diktiert hätten. Noch wunderbarer klingt die Sage in dem angeblichen Briefe des Aristeas, wonach die 72 Übersetzer auf der Insel Pharos jeder für sich eine Übersetzung angefertigt haben, welche sämtlich, als man sie nach ihrer Beendigung verglich, Wort für Wort übereingestimmt haben sollen. Der wirkliche Ursprung erklärt sich einfach aus dem Bedürfnisse der in Alexandria und Ägypten lebenden Juden, deren Muttersprache das Griechische war. Die verschiedenen Teile der Übersetzung stammen von verschiedenen Verfassern und aus verschiedenen Zeiten. Zuerst wurde, wohl schon vor Mitte des 3. Jahrh. v. Chr., der Pentateuch übersetzt, danach die übrigen Bücher des Alten Testaments in längern oder kürzern Zwischenräumen. Der Wert der Übersetzung der verschiedenen Bücher ist sehr verschieden; teilweise ist sie ziemlich willkürlich und frei, nicht selten geradezu fehlerhaft. Dies hinderte jedoch nicht, daß die S. ein sehr hohes Ansehen erlangte. Schon vor Christus betrachteten die Juden sie als inspiriert, und die neutestamentlichen Schriftsteller bedienen sich ihrer unbekümmert um ihre Abweichungen vom Grundtext zur theol. Beweisführung. In der griech. Kirche trat sie geradezu an die Stelle des hebr. Textes und blieb bis zum heutigen Tage im ausschließlichen kirchlichen Gebrauch. Doch wurden später von Juden und Judenchristen noch andere Übersetzungen angefertigt, von denen meist nur noch Fragmente übrig sind. Am berühmtesten sind geworden: 1) die Übersetzung von Aquila; 2) von Theodotion aus Ephesus; 3) von Symmachus. Um den echten Bibeltext gegen die angeblich von den Juden begangenen Verfälschungen des hebr. Textes zu schützen, verglich Origenes zahlreiche Handschriften der von ihm für göttlich eingegebenen LXX und veranstaltete zu demselben Zwecke die noch in zahlreichen Fragmenten und einer syr. Übersetzung erhaltene Hexapla, welche auf sechs nebeneinander stehenden Kolumnen den hebr. Text in hebr. und griech. Schrift, die LXX (nebst kritischen Zeichen zur Andeutung dessen, was hinzugefügt oder weggelassen werden sollte) und die Übersetzungen des Aquila, Symmachus und Theodotion, sowie Stücke einer fünften, sechsten und siebenten Übersetzung enthielt. Später haben sich Lucian, Hesychius, Basilius u. a. wiederholt mit der Verbesserung der LXX beschäftigt. Die wichtigsten Handschriften der S. sind der Codex Vaticanus, Codex Sinaiticus und Codex Alexandrinus. Die bekannteste neuere Ausgabe ist die von Tischendorf (6. Aufl., Lpz. 1880).

Septuor, s. Septett.

Sepulveda (Juan Ginez), ein ausgezeichneter spanischer Geschichtschreiber und Humanist, geb. zu Pozo-Blanco bei Cordova um 1490, machte seine Studien zu Cordova, Alcala de Henares und in dem span. Kollegium zu Bologna, lebte dann einige Zeit zu Rom und kehrte, 1536 von Karl V. zum Reichshistoriographen ernannt, in sein Vaterland zurück, wo er in seinem Landhause in der Sierra Morena 1573 starb. Er verfaßte seine sämtlichen Werke in lat. Sprache. Seine polemischen Schriften gegen den Verteidiger der Indianer, Las Casas, lenkten zuerst die Aufmerksamkeit auf ihn, gereichten ihm aber bei der Nachwelt nicht zur Ehre. Unter seinen histor. Schriften ist die wichtigste die «Historiae Caroli V. imperatoris libri XXX», 1775 wieder entdeckt und zuerst 1780 auf Befehl der Regierung von der königl. Akademie der Geschichte zu Madrid nebst seinen übrigen Schriften und seiner Biographie in vier Bänden herausgegeben. Bei seinen Lebzeiten waren erschienen «Opera varia» (Par. 1541), später «Opera omnia» (Köln 1602).

Die panegyrische Geschichte Karls V. schildert hauptsächlich dessen Kriegsthaten und äußere Politik; Forschungsgeist und Streben nach Wahrheit sind S. nicht abzusprechen. Auch ist dies Werk, wie alle seine Schriften, in einem den alten Klassikern und besonders dem Livius nachgebildeten eleganten Stil geschrieben. Unter seinen Briefen (besonders herausgegeben zu Paris 1581) sind mehrere sehr interessant.

Sepulveda (Lorenzo de), in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. lebend, verfaßte nach dem Muster der Volksromanzen eine bedeutende Anzahl Romanzen, deren Stoffe er den alten Chroniken, besonders der des Königs Alfons entnahm. Er gab sie unter dem Titel «Romances nuevamente sacados de historias antiguas de la Crónica de España» (Antw. 1551 u. öfter) heraus.

Seq., Abkürzung für sequens (lat.), das folgende; seqq. für sequentes, die folgenden.

Sequana, s. Seine.

Sequaner, ein Volk in dem Teile des Transalpinischen Gallien, den Cäsar als keltisches Gallien bezeichnet. (S. Gallien.)

Sequenz (kirchenlat.) heißen die aus den Modulationen des Halleluja beim Graduale-Responsorium (s. Graduale) im 9. Jahrh. hervorgegangenen Kirchengesänge, welche für die Entwickelung der Kirchenmusik eine große Bedeutung erlangt haben. Nach Einführung eines geregelten, von kunstmäßig geschulten Sängern ausgeführten Kirchengesangs war die Gemeinde allmählich nur auf die uralte refrainartige Wiederholung gewisser liturgischer Rufe, besonders des Kyrie eleison und Halleluja, beschränkt worden. Aber schon frühzeitig nahm der das Volk noch weiter zurückdrängende Gebrauch überhand, diese beiden Rufe durch Dehnung der Silben, besonders der Endsilbe, zu erweitern, was man Neuma oder Pneuma, d. h. wortlosen Erguß frommen Jubels, nannte. Zuletzt ward die auf der Endsilbe «ja» bei dem Halleluja des Graduale ruhende Modulation, die man, eben weil sie auf das Halleluja als dessen unmittelbare Fortsetzung folgte (sequebatur), sequentia benannte, so ausgedehnt und verkünstelt, daß es selbst geschulten Sängern schwer fiel, die Melodien im Gedächtnis festzuhalten. Deshalb geriet der berühmte Notker (s. d.) Balbulus auf den Gedanken, jenen Modulationen Texte unterzulegen, eine Neuerung, welche auch von andern Mönchen in St. Gallen, Ratpert, Tuotilo und ihren Schülern, sofort eifrig aufgegriffen und gefördert und noch vor dem Ablauf des Jahrhunderts selbst vom Papst bestätigt wurde. Notker hielt dabei, im Gegensatz zu den reich mit Figuren geschmückten Sätzen der Kunstsänger, die Regel fest, daß je auf eine Note eine Silbe kam; mithin waren die Texte der S. (im Gegensatz zu den Hymnen) durchaus abhängig von der Musik, wurden also nur durch die Melodie bestimmt, zunächst noch ohne alle Rücksicht auf Versmaß und Reim. Wegen dieser anfänglich prosaischen Form hießen sie Prosen, und als eingeschobene Texte wurden sie auch Tropen genannt. Gleichwohl waren auch schon die frühesten S. nicht form- und gesetzlos, da sie, dem Gregorianischen Gesange entgegen, besonders auf die melodischen Formen der german. Völker Rücksicht nahmen und deshalb für die Ausbildung der Melodie sehr wichtig wurden. In dieser Abhängigkeit von der Musik und Melodie begegneten die S. einer Gattung des ursprünglichen deutschen Volksgesanges, den Leichen (s. d.), und eine gegenseitige Einwirkung blieb nicht aus.

Die S. wurden von Mönchen gedichtet, namentlich in dem seit ältester Zeit um die Pflege der Muttersprache und des deutschen Gesangs verdienten Kloster St. Gallen, erhielten sich auch am längsten im Gottesdienste der Klöster, schlossen sich am liebsten an die Heiligenverehrung und an Legenden und gingen auch in die deutsche Sprache über, wodurch dem Volke wieder ein größerer thätiger Anteil am kirchlichen Gottesdienste eröffnet ward. Außer Deutschland aber wurden sie fast nur in Frankreich und England gepflegt. Als sie allmählich metrische Gestalt und Reim annahmen, erfuhr auch ihre äußere Form die Einwirkung der alten volksmäßigen Lieder, wie sie umgekehrt vielleicht noch stärker auf diese zurückwirkten. Aber gerade aus diesen Gründen wurden sie der röm. Kirche mißfällig; die Synode zu Köln 1536 erklärte sich für ihre Abschaffung, und als infolge des tridentinischen Dekrets unter Pius V. 1568 eine neue Ausgabe des Breviars veranstaltet wurde, traf hauptsächlich die S. das Verdammungsurteil; denn von mehr als vierthalbhunderten, welche nachweislich einst vorhanden waren, wurden nur vier beibehalten: «Veni sancte spiritus», «Lauda Sion salvatorem», «Stabat mater dolorosa» und «Victimae paschali», nebst dem nicht aus dem Responsoriengesange hervorgegangenen, also nur halb und halb dazugehörigen Traktus «Dies irae». Ja selbst diese fünf Gesänge werden gegenwärtig fast nur noch in Klosterkirchen gehört. Dagegen sind die gehaltvollsten S. durch Luther u. a. umgedichtet oder überarbeitet in den prot. Gesangbüchern zu finden. Vgl. Wolf, «Über die Lais, S. und Leiche» (Heidelb. 1841); Bartsch, «Die lateinischen S. des Mittelalters in musikalischer und rhythmischer Beziehung» (Rost. 1868). — In der musikalischen Theorie wird die mehrfache Wiederholung derselben Tonstufen S. genannt, weil dadurch sowohl melodisch wie harmonisch gleiche Gruppen entstehen.

Sequester (lat.), ein abgestorbenes Knochenstück, s. unter Knochenfraß, Bd. X, S. 373[a].

Sequestration (lat.) nennt man die jemand anvertraute Aufbewahrung oder Verwaltung eines im Streite befangenen Gegenstandes, um denselben nach entschiedenem Streite dem Obsiegenden zu übergeben. Auch die Handlung selbst, durch welche diese Aufbewahrung verfügt wird, heißt S. und der Aufbewahrende Sequester. Weiter gehört hierher der Fall, wo das unbewegliche Eigentum oder nutzbringende Gerechtsame eines Schuldners unter gerichtliche Verwaltung genommen werden, um die Einkünfte für Gläubiger zu beziehen oder unerlaubte Verfügungen zu hindern. Die S. kann mit der Zustimmung und dem Willen der Streitenden oder auf einseitigen Antrag eines Beteiligten verfügt werden. In der deutschen Reichscivilprozeßordnung finden sich die Bestimmungen über die S. in §§. 747, 752 und 817.

Sequestrotomie, die operative Entfernung eines abgestorbenen Knochenstücks.

Sequoia *Endl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Coniferen, Abteilung der Taxodieen. Man kennt zwei Arten, die beide nur in Californien einheimisch vorkommen, aber in vielen Gegenden als Zierbäume kultiviert werden. Es sind Bäume von riesigen Dimensionen, sie gehören zu den größten Baumformen, die überhaupt bekannt

sind; besonders gilt dies von den sog. **Mammutbäumen** (Mammoth trees) der Sierra Nevada, Sequoia gigantea *Endl.* (Wellingtonia gigantea *Lindl.*, oder Washingtonia gigantea *Winsl.*); dieselben werden durchschnittlich gegen 100 m hoch, doch wird diese Höhe von einzelnen Exemplaren noch bedeutend überschritten; der sog. **Vater des Waldes**, der schon seit längerer Zeit umgestürzt ist, war 144 m hoch und hatte am Grunde einen Umfang von 35 m. Er ist hohl im Innern und diese Höhlung ist so weit, daß ein Mensch bequem bis auf eine Strecke von etwa 50 m hineingehen kann. Ein anderer ebenfalls umgestürzter und hohler Baum bietet in seinem Innern genügend Raum, um darin herumreiten zu können; er hat deshalb den Namen **Reitschule** erhalten. Das Alter dieser Baumriesen ist natürlich ein sehr hohes, und wenn auch die Angaben darüber schwanken, so läßt sich doch wohl mit Sicherheit annehmen, daß einzelne Exemplare einige Jahrtausende alt sind. Der obengenannte Vater des Waldes sollte nach einigen Untersuchungen gegen 6000 Jahre alt sein, doch ist diese Angabe jedenfalls zu hoch, da die Bäume ein sehr lebhaftes Dickenwachstum und infolge dessen breite Jahresringe haben; immerhin dürfte sich in Wirklichkeit das Alter jenes Baumes auf etwa 2000 Jahre belaufen. An mehrern Stellen des westl. Teils der Sierra Nevada kommen größere und kleinere Gruppen vor und zwar ungefähr in derselben Höhe über dem Meere, nämlich gegen 1500 m hoch. Da die Anzahl der noch vorhandenen größern Exemplare eine nicht sehr bedeutende ist, so wurde das Fällen derselben verboten und die sog. Mammuthaine als Nationaleigentum erklärt. Das Holz besitzt keine große Festigkeit, doch widersteht es lange Zeit dem Verfaulen; es hat eine rötliche Farbe, welche der des Mahagoniholzes gleicht.

Die andere Art Sequoia sempervirens *Endl.* (Taxodium sempervirens *Lamb.*) ist zwar auch auf die Gebirgsgegenden Californiens beschränkt, hat aber daselbst eine ausgedehntere Verbreitung. In der Höhe der Stämme steht sie der vorigen etwas nach, doch gehören Exemplare von 90 m nicht zu den Seltenheiten. Sie unterscheidet sich von Sequoia gigantea besonders durch kleinere Zapfen und durch die Form der Blätter; während bei der letztern die Blattform an diejenige von Cupressus erinnert, indem die einzelnen Blätter in der Regel schuppenförmig aneinander liegen, bei Sequoia sempervirens dagegen in zwei Reihen stehen und bedeutend länger sind. Das Holz dieser Art ist gleichfalls rötlich gefärbt und wird als Bauholz verwendet.

Ser., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für **Nicolas Charles Seringe**, geb. 1776 zu Longjumeau, gest. 1858 als Professor der Botanik in Lyon.

Seracolet, Negerstamm, s. Serechule.

Serafschan oder **Sarefschan** (d. i. der Goldspender), Fluß in Turkestan, entspringt unter dem 88.° östl. L. und 39.° nördl. Br. an dem vom hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Kol-ssu-Gebirge gestützten Serafschan-Gletscher, fließt in seinem obern Laufe bis zur Stadt Pendshikend in einem von steilen Gebirgsmassen eingeengten Thale, welches sich bei dem Dorfe Firman-Tepe westwärts zu erweitern beginnt. Die in den S. mündenden Zuflüsse erreichen meist nur bei hohem Wasserstande den Hauptfluß. Bei dem in der Nähe von Samarkand gelegenen Berge Tschoponaty wird der S. durch einen künstlichen Damm in zwei Arme geteilt, den Ak-Darja (weißer Fluß) und Kara-Darja (schwarzer Fluß), welche sich westlich bei der Stadt Khatyrtschi auf der Grenze des Emirats Bokhara wieder vereinigen. Weiterhin folgt der S. einer wesentlich westl. Richtung und verliert sich, nachdem er durch einen gegrabenen Kanal die Stadt Bokhara mit Wasser versorgt hat, in den Karakul-Köl genannten Salzsumpf. Das Thal des S. wurde 1868 von den Russen in Besitz genommen und daraus im Aug. 1870 der zum Generalgouvernement Turkestan gehörige Distrikt S. gebildet, welcher (1883) auf 50930,7 qkm 546660 E. zählte und Samarkand (s. d.) zur Hauptstadt hat.

Serai, alte Hauptstadt von Kiptschak (s. d.).

Serail ist die französierte Form des aus dem Persischen in das Türkische übergegangenen Worts Serâi (großes Haus, Palast) und bezeichnet vorzugsweise die den östlichsten Stadtteil Konstantinopels bildende, durch eine mittelalterliche Mauer mit Türmen und Zinnen gegen die Stadt wie gegen das Meer verteidigte Hauptresidenz der türk. Sultane. Dieses S. bildet einen ansehnlichen Komplex von Höfen, Dienstwohnungen, Palästen, Kiosks und Gärten, welcher durch die aus dunkeln Baumgruppen hervorschimmernden eigentümlichen architektonischen Formen einen interessanten Anblick gewährt. Durch den in der Westmauer gegenüber der Aja-Sophia befindlichen Eingang, Babi-Humajun, das Kaiserliche Thor, tritt man auf den äußern Hof, an welchem das Finanzministerium, die Münze und die zum Zeughause eingerichtete byzant. Irenenkirche liegen. Ein weiteres Thor, Bab-es-Selâm, die Pforte des Heils, führt auf den zweiten, viel kleinern, mit Arkaden umgebenen Hof, wo die Kasernen der frühern Palastwachen, Bostandschis und Janitscharen, gezeigt werden. Ein reichverziertes, bis vor kurzem von weißen Eunuchen bewachtes drittes Thor, Bab-i-Seadet, die Pforte der Glückseligkeit, öffnet sich von da gegen den wichtigsten innersten Hof, in welchem von Gebäuden vornehmlich der düstere, aber großartig prachtvolle Thronsaal und die Hazneh oder Schatzkammer bemerkenswert sind. Dazu kommen noch die den Ostrand der Landzunge umsäumenden Uferpaläste, welche, wie überhaupt diese alte Residenz, seit Sultan Mahmuds II. Zeiten unbewohnt stehen. Von den Kiosks ist das in den Gärten der Südseite gelegene **Gülhaneh** (Rosenhaus) durch den daselbst 1839 publizierten, nach ihm benannten Hatti-Scherif merkwürdig geworden. **Eski-Serai**, das alte S., ist eine auf dem Plateau der Stadt, an der Stelle des Senatspalastes der alten Stadt errichtete, mit hoher Mauer umgebene Gebäudegruppe, welche teils als Kriegsministerium, teils als Wohnung der Frauen verstorbener Sultane dient.

Seraing, Dorf in der belg. Provinz Lüttich, 8 km oberhalb Lüttich in reizender Gegend am rechten Ufer der Maas, Station der Linie Lüttich-Namur der Nordbahn, ist seit 1843 mittels einer prächtigen Eisendrahtbrücke mit dem Dorfe Jemeppe verbunden und hat durch die ausgedehnten Maschinenwerkstätten, Hohöfen, Stahl- und Eisenfabriken und Kohlenbergwerke John Cockerills (s. d.) hohe industrielle Berühmtheit erlangt. Das Schloß, ehemals die Sommerresidenz der Fürstbischöfe von Lüttich, wurde 1817 von den Gebrüdern Cockerill von der niederländ. Regierung angekauft und

bildete seit 1820 den Ausgangspunkt der nunmehr über 108 ha sich erstreckenden Fabrikbaulichkeiten. Die großartigen Verhältnisse dieser Fabriken, denen das Eisen in der rohesten Erzform überliefert wird, um als elegante Dampfmaschine daraus hervorzugehen, ergeben sich aus dem Umstande, daß sie durchschnittlich mehr als eine Million Kilogramm Kohlen verbrauchen, die Löhnung der Beamten und Arbeiter (gegenwärtig 11000) jährlich mehr als 10 Mill. Frs. beträgt, außer andern Dampfmaschinen und Eisenfabrikaten jährlich 100 Lokomotiven, 14 Dampfschiffe zu Stande gebracht werden können und die jährliche Produktion sich auf 40 Mill. beläuft. Nach Cockerills Tode wurde infolge einer bedenklichen Krisis die Fortführung von dessen Etablissements zu Lüttich und S. von einer aus den Gläubigern gebildeten anonymen Gesellschaft mit einem Kapital von 15 Mill. übernommen. Die Bevölkerung des Dorfs und der zugehörigen Weiler, die bei der Cockerillschen Ansiedelung 1820 sich auf etwa 2000 Seelen belief, betrug 1884 bereits 30607. Vgl. Jacquamin, »Notice sur l'établissement Cockerill à S.« (Lütt. 1878).

Serajewo (auch Sarajewo und Bosna-Seraj), die Hauptstadt der von Österreich occupierten Provinz Bosnien, an der Miljaţka, einem Zufluß der Bosna, 520 m über dem Meere, in einer auf drei Seiten von hohen Bergen gesäumten Thalmulde, hat (1879) 21377 E., darunter 14848 Mohammedaner, 3747 griech.-orient., 698 röm.-kath. Christen und 2077 Israeliten. S. ist der Sitz der Landesregierung, eines kath. Erzbischofs und eines griech. Metropoliten. Die Industrie ist namentlich durch Metallfabrikation (Kupfer und Eisen) vertreten. Unter den zahlreichen Neubauten, die seit der Occupation entstanden sind, stehen die für Militärunterrichts- und humanitäre Zwecke in erster Reihe. Das bereits bestehende Untergymnasium soll zu einem vollständigen erweitert werden. Seit 1882 ist die Stadt durch die Bosnabahn mit Brood an der Save verbunden.

Serampore oder Sirampor (dän. Frederiknagor), Stadt im Distrikt Hugly der Division Bardwan der Lieutenantgouverneurschaft der Untern Provinzen der brit.-ind. Präsidentschaft Bengalen, liegt nördlich von Kalkutta, auf dem rechten Ufer des Hugly, hat ein mehr europ. Ansehen als Kalkutta und alle andern Städte in seiner Nachbarschaft und zählt (1872) 24440 E. Früher zu Dänemark gehörend, gelangte S. 22. Febr. 1845 durch Kauf mit andern dän. Niederlassungen in Ostindien an die Englisch-Ostindische Kompagnie. S. ist durch die seit 1799 daselbst blühende Missionsanstalt engl. Baptisten berühmt geworden. Dieselbe leitete 20 Missionsstationen in Bengalen und ließ die Bibel sowohl, als auch einzelne Bücher derselben in mehr als 25 ind. und andere asiat. Sprachen übersetzen. Auch sorgte sie für die Herausgabe zahlreicher, daselbst in Druck erscheinender Sprachlehren, Wörterbücher und Gebetbücher für diese Sprachen und richtete für sie Unterrichtsanstalten, sowie ein Seminar für Hinduprediger ein. Außerdem sind noch die Papierfabriken von S. wegen der Güte ihres Fabrikats erwähnenswert.

Serang, die größte Insel des Archipels der Molukken, s. Ceram.

Serang, Hauptort der Residentschaft Bantam (s. d.) auf Java.

Serangapatam, s. Seringapatam.

Serapeum, ein Tempel des Sarapis. In der Regel bezeichnet man mit S. schlechtweg die berühmte, von Mariette 1850 bei Sakara (s. d.) freigelegte Anlage, die die Gräber der Apisstiere und einen griech. Sarapistempel enthielt; die zahlreichen dort gefundenen Inschriften sind besonders für die Chronologie von großer Wichtigkeit geworden. Aus griech. Papyrus geht hervor, daß bei dem S. in späterer Zeit eine Art heidnischer Mönche von der Welt abgeschlossen lebte.

Seraph, in der Mehrheit Seraphim, heißen bei den Propheten des Alten Testaments himmlische Wesen mit menschlicher Gestalt, aber sechs Flügeln, die um den Thron Gottes stehen und Loblieder anstimmen. Die Deutung des Wortes »Verbrennende« stimmt zu den gleichnamigen Wüstenschlangen, die einigemal im Pentateuch erwähnt werden, daher manche annehmen, die Seraphim der hebr. Mythologie seien ursprünglich Schlangen gewesen. Die Franziskaner nannten ihren Stifter Pater seraphicus und ihren Orden den seraphischen.

Seraphinenorden, erster und ältester Ritterorden Schwedens, angeblich von König Magnus I. (1260–85) gestiftet, nachweisbar seit 1336. Verfallen und aufgehoben, wurde derselbe unter dem 28. April 1748 vom König Friedrich I. von neuem ins Leben gerufen. Die Zahl seiner Ritter ist eine beschränkte, sein Ansehen erhöhende. Das Seraphinenlazarett in Stockholm, sowie andere Hospitäler und Kinderhäuser zeugen von der Werkthätigkeit der Seraphsritter. Das Ordenszeichen ist ein an seinen acht Spitzen mit Kugeln besetztes weißemailliertes Kreuz, belegt mit einem auf die Spitze gestellten quadratischen, von vier goldenen Patriarchenkreuzen und vier goldenen Seraphsköpfen wechselsweise eingefaßten blauen Mittelschild, darin die weißen Buchstaben J. H. S. (Jesus Hominum Salvator) überhöht von einem weißen Christuskreuz zwischen drei goldenen Kronen erscheinen. Unter der untersten Krone stehen fächerartig drei goldene Nägel, diejenigen des Kreuzes Christi darstellend. Das an goldener Krone hängende Kreuz wird am hellblauen gewässerten Bande von der rechten Schulter nach der linken Seite getragen.

Seraphische Brüder, s. Franziskaner.

Serapion, genannt Sindonites, weil er nichts als ein Stück Leinwand (grch. σινδών) besitzen wollte, ein Ägypter in der Mitte des 4. Jahrh., welcher auf vielen Reisen Proselyten für das Christentum machte. Nach ihm benannte Hoffmann seinen Roman: die Serapionsbrüder.

Serapis, s. Sarapis.

Seraskier (aus dem pers. Seri-asker, d. i. Haupt des Heers) ist in der Türkei der Titel der höchsten militärischen Würdenträger, welchen der in Konstantinopel residierende Kriegsminister unbedingt, gelegentlich aber auch der Oberfeldherr größerer Truppenmassen führt. So spricht man z. B. von einem S. von Anatolien, von Rumelien. Ungefähr gleichbedeutend mit S. ist Serdar oder Serdari-ekrem (der gnädigste Serdar), Feldmarschall, welcher Titel übrigens bis jetzt nur den Höchstkommandierenden im Felde operierender Truppen gewährt worden ist.

Serbal, einer der höchsten Berge der Sinaihalbinsel, der von verschiedenen Gelehrten für den Sinai des Alten Testaments gehalten wird, während die griech. Tradition den Gebel Musa als solchen bezeichnet. (S. Sinai.)

Serbien (slaw. Srbija), bis 1882 souveränes Fürstentum und seit 6. März 1882 Königreich, liegt zwischen 43° 38′ bis 45° nördl. Br., 36° 40′ bis 40° 30′ östl. L. (von Ferro), wird im N. durch die Save und Donau von Österreich-Ungarn getrennt, im O. von Rumänien und Bulgarien, im S. von der Türkei, im W. von Bosnien begrenzt und hat 48582 (vor 1878 nur 37560) qkm Areal. (Vgl. Karte: Balkanhalbinsel, Bd. II, S. 399, und Ethnographische Karte von Österreich-Ungarn, Bd. XII, S. 538.)

Das Land ist mit Ausnahme der Tiefebenen an der Save und Donau durchaus gebirgiger Natur. Seine zahlreichen, vorherrschend in nördl. und nordwestl. Richtung streichenden, 1000 m hohen Bergrücken, hier Planina genannt, durchziehen das Innere des Landes, umwallen seine West- und Ostgrenze und fallen nordwärts ziemlich steil gegen die Save und Donau ab. Im Innern ist das Knotengebirge Mittelserbiens und als wichtiger strategischer Punkt das Rudnikgebirge hervorzuheben, welches im Schturatz die Höhe von 1054 m erreicht. Von den aus der türk. Centralkette gegen Norden herabströmenden Flüssen mehrfach durchbrochen, umschließen die Bergrücken viele tiefe, im Westen engere Thalfurchen, im Osten geräumigere Hochthäler, die terrassenförmig von den sumpfigen Niederungen der Save und Donau nach Süden allmählich aufzusteigen scheinen. Diese Thäler, die Kulturcentren wie die Schlachtfelder des Landes, sind zum Teil aber auch wie die Gebirge selbst noch ziemlich bewaldet und nur durch enge Thalpforten oder beschwerliche Gebirgspässe miteinander verbunden. Die zahlreichen Flüsse des Landes, von denen die Drina, der Grenzfluß nach Bosnien hin, die aus der westl. und der östl. Morawa entstehende Große Morawa mit dem Nebenflusse Ibar und der Timok, der Grenzfluß nach Bulgarien hin, die bedeutendsten, haben den Charakter von Bergströmen. Aber die dichte Bewaldung der Gebirge sichert ihnen größern Wasserreichtum, sodaß sie in ihrem untern Laufe kleine Schiffe tragen und für den Verkehr wichtig werden könnten, wenn die Kunst ihnen zu Hilfe käme. Alle diese Flüsse strömen nordwärts der Save und der Donau zu, deren sumpfige Tiefebene nur da unterbrochen wird, wo die Gebirge bis an die Ströme herantreten. Dies ist besonders an der Nordostspitze des Landes der Fall, wo die serb. und siebenbürg.-banat. Gebirge so nahe herantreten, daß der Donau nur ein enges Felsenbett mit Stromschnellen, das sog. Eiserne Thor (s. d.), übrigbleibt. Das Klima des Landes ist gemäßigt (das jährliche Mittel + 14,8° C., im Sommer + 26,6° C., im Winter + 1,2° C.) und gesund, in den höhern Teilen freilich rauher. Bei dem fruchtbaren Boden der Thäler und niedern Gegenden ist das Land produktenreich und sowohl zur Viehzucht wie zum Acker- und Weinbau passend. Die Wälder bestehen meist aus Laubholz, vorzugsweise Eichen; in den rauhern Gebirgsgegenden kommt auch Nadelholz vor. Außerdem gibt es eßbare Kastanien, Obstbäume aller Art, insbesondere Pflaumenbäume, welche in den niedern Gegenden völlige Waldungen bilden. Die Haupterzeugnisse des Landes sind Mais und anderes Getreide (vorzüglichen Weizen produzieren Stig und Matschwa), Wein, Obst, etwas Tabak und Hanf. Wichtiger sind die Produkte der Viehzucht, welche mit größerer Liebe als Ackerbau von den Einwohnern betrieben wird. Metalle werden trotz des Grubenreichtums des Landes, da der geregelte Bergbau nur wenig entwickelt ist, in verhältnismäßig geringen Mengen erzeugt. Es wird Galmei verhüttet, Eisen und Kupfer bei Majdanpek, Zink, Blei und Silber in Kutschajna, Steinkohlen im Kreise Krajina und besonders in Senje bei Tschuprija zu Tage gefördert.

Die Bevölkerung S.s belief sich 1885 auf 1882600 Seelen. Die Einwohner leben in 69 Städten und 3202 Dörfern; sie gehören der Nationalität nach größtenteils dem serb.-slaw. Volksstamme an. Durch einen kräftigen Körper, feurigen, poetischen Geist, Mut, eigentümliche Sitten und Lebensweise, Musik-, Gesang- und Freiheitsliebe ausgezeichnet, bilden sie einen der begabtesten Slawenstämme. Außer den Serben gibt es gegen 128000 Walachen, welche aber fast überall die serb. Tracht und sehr häufig auch die serb. Sprache angenommen haben, 11780 Türken, 2200 Albanesen, einige tausend Bulgaren in den südl. Landesteilen, 3492 Juden, 27289 Zigeuner und einige tausend fremde Europäer, worunter auch 2—3000 Deutsche, meist in Belgrad. Ständeunterschiede werden nur durch die Beschäftigung gebildet. Einen Adel gibt es nicht, und die Landleute sind freie Grundbesitzer. Das Familienleben ist auf patriarchalischer Einfachheit und, wie bei andern südslaw. Völkern, auf der Hausgemeinheit (Zádruga) begründet, welche von einer Anzahl Personen gebildet wird, die zu gemeinsamem Erwerb und Genuß des Lebens vereinigt, unter einem frei gewählten Oberhaupt (Starješina) in einem Hause und in vollkommener Gütergemeinschaft leben; doch verschwindet diese Einrichtung immer mehr. Die Bewohner bekennen sich (mit Ausnahme von 4178 Katholiken, 465 Evangelischen, 3492 Juden und 13380 Mohammedanern) zur griech.-orient. Kirche, die sich im Lande zu einer eigenen Nationalkirche herausgebildet hat, in Glaubenssachen wohl unter dem Patriarchen zu Konstantinopel stehend, sonst aber abhängig von dem Metropoliten in Belgrad und den diesem untergeordneten Bischöfen in Nisch, Schabatz, Uschitza (mit dem Sitz zu Kraljewo) und Negotin, welche zusammen eine Nationalsynode ausmachen. Die griech. Kirche ist in S. mit verschiedenen Vorrechten vor den andern Konfessionen ausgestattet; Katholiken, Protestanten und Juden genießen Freiheit des Kultus, doch ist der Übertritt aus der Nationalkirche zu jedem andern Glauben auf das strengste verboten. Der Gewerbfleiß ist, außer in Belgrad, fast bloß auf die bäuerliche Hausindustrie beschränkt. Dagegen gewinnt der Handel in neuerer Zeit eine immer größere Bedeutung. Belgrad, wo eine Handels- und Gewerbekammer 1857 errichtet wurde, ist nicht nur der Stapelplatz für ganz S., sondern treibt auch ansehnlichen Transitohandel in die Türkei. Es betrug die Einfuhr im J. 1866: 21676655, 1874: 32456362, 1884: 51087148 Dinars (oder Francs); die Ausfuhr im J. 1866: 18798115, 1874: 39001878, 1884: 38742916 Dinars. Über drei Fünftel der Einfuhr und vier Fünftel der Ausfuhr kommen auf den Verkehr mit Österreich. Vieh, besonders Schweine, Felle und Häute, Wolle, Unschlitt, gedörrte Pflaumen, Getreide und Knoppern sind die wichtigsten Ausfuhrgegenstände; Manufakturwaren, Salz und Zucker die wertvollsten Einfuhrartikel. An Eisenbahnen besitzt S. die Linien Belgrad-Nisch (243,6 km, eröffnet 15. Sept. 1884), mit der Zweigbahn Semendria-Velikaplana (44 km),

und Nisch-Vranja-Türkische Grenze (121,4 km), eröffnet 28. März 1886); im Bau begriffen ist die Linie Nisch-Pirot-Zaribrod (93 km). Mangel an guten Landstraßen ist ein wesentliches Hindernis für den Handel, da selbst von den Wasserstraßen nur wenige (Donau und Save) für den Verkehr benutzt werden können. Die Länge der Telegraphenlinien beträgt (1884) 2630 km Linien, 3813 km Drähte. Das Unterrichtswesen hat, was die höhern Lehranstalten betrifft, in den letzten Jahren rasche Beförderung erfahren. Es bestehen eine Hochschule in Belgrad, die 1863 neu organisiert und in drei Fakultäten (die philosophische, technische und juristische) geteilt wurde, eine theol. Lehranstalt, eine Kriegsakademie, zwei Oberrealschulen (je eine in Belgrad und Uschiza), 4 Gymnasien, 18 Untergymnasien, 2 Realschulen, je ein Lehrerseminar in Belgrad und Nisch und eine höhere Mädchenschule in Belgrad. Für den Volksunterricht bestehen 557 Knaben- und 60 Mädchenschulen.

Staatswesen. Der Verfassung nach ist S. eine selbständige Monarchie. Die Hauptgrundlage der Verfassung ist das Grundgesetz (Ustav) vom 29. Juni 1869. Bis zum Sommer 1878 bildete S. einen integrierenden Bestandteil des Osmanischen Reichs. Die Fürsten- (seit 1882 Königs-) Würde ist durch den Beschluß der Skupschtina vom 11. (23). Dez. 1858 dem Hause Obrenowitsch übertragen worden und ist erblich im Mannsstamme nach dem Erstgeburtsrecht. Seit 1868 regiert König Milan I. (als Obrenowitsch IV.). Er residiert in der Hauptstadt Belgrad. Der König übt die gesetzgebende Gewalt mit der Nationalversammlung (Narodna Skupschtina) aus. Der Senat ist nur ein beratender Körper und besteht aus 17 Mitgliedern, die auf Antrag des Ministerpräsidenten vom Fürsten ernannt werden. Die Skupschtina besteht (1885) aus 176 Mitgliedern, von denen 42 von der Regierung und 134 vom Volk gewählt sind; jeder Wähler muß mindestens 21 J. alt sein, die vollen (d. h. 30 Dinars) direkten Steuern zahlen und weder dem Dienstbotenstande noch dem Zigeunerstamme angehören. Die Wähler sind auch wählbar, mit Ausnahme von Beamten und Advokaten; nur muß der Gewählte 30 J. alt sein. Die Skupschtina tritt alljährlich einmal zusammen. In bestimmten Fällen, namentlich wenn es sich um die Berufung eines neuen Königs, um die Adoption eines Thronfolgers u. s. w. handelt, wird eine außerordentliche (große) Skupschtina einberufen, die viermal so stark als die ordentliche Skupschtina ist und nur aus Deputierten des Volks besteht. Die oberste Staatsverwaltung ist acht Ministerien in Belgrad anvertraut: für das Äußere, die Justiz, das Innere, die Finanzen, den Kultus und Unterricht, das Kriegswesen, die öffentlichen Bauten, Handel und Gewerbe. Für die Administration zerfällt S. in 21 Kreise; in jedem derselben ist ein Kreisamt als polit. Polizei- und Finanzbehörde bestellt, dessen Funktionen für die Stadt Belgrad dem dortigen Präfekten überwiesen sind. Den Kreisämtern unterstehen als untere Administrativbehörden die 81 Bezirksämter, denen wieder für die Lokalpolizei die Friedensgerichte in den Gemeinden untergeordnet sind. Die Justizpflege wird von dem Cassationshofe und dem Appellationsgerichte in Belgrad, einem Handelsgericht und 22 erstinstanzlichen Gerichten wahrgenommen. Was die Finanzen des Königreichs anbelangt, so wurden für das J. 1885 die Einnahmen auf 46 Mill., die Ausgaben auf 45968640 Dinars festgestellt. Die Staatsschuld beläuft sich auf 200 Mill. Dinars. Das serb. Landeswappen enthält einen weißen Adler, welcher auf der Brust das frühere Landeswappen, ein silbernes Kreuz im roten Felde mit vier Feuerstählen (Halbmonden) in den Ecken, trägt. Die Nationalflagge ist rot, blau und weiß mit vier goldenen Sternen im obersten roten und mit dem Wappen im blauen Mittelfelde. S. hat drei Orden: Takovoorden, gestiftet 1878, Weißer Adlerorden, 1883, und Santa-Saba-Orden, 1882 gestiftet.

Heerwesen. Die Grundlage der jetzigen Wehrverfassung bildet das Organisationsstatut von 1862, welches ein Volksheer schuf und als Kern desselben ein kleines stehendes Heer, in welchem die Mannschaft im Frieden militärische Ausbildung erhielt. Im Kriege bildete das stehende Heer den Rahmen für das Volksheer. Im J. 1875 bestand das stehende Heer aus 4 Bataillonen Infanterie zu 4 Kompagnien, 1 Schwadron Kavallerie, 22 Feld-, 4 Positions-, 3 Gebirgs- und 1 Mörserbatterien und einigen andern Formationen, zusammen 4868 Mann mit 180 Geschützen. Das Volksheer bestand damals aus zwei Aufgeboten, das erste zu 90820 Mann, das zweite zu 57600 Mann. Der Krieg gegen die Türken legte 1878 die Mängel der Organisation offen dar; der Rahmen war zu schwach und es fehlte an brauchbaren Führern für das Volksheer, trotz der aus Rußland herbeigeeilten Freiwilligen. Nur der Unthätigkeit des Gegners war es zu verdanken, daß die Armee bis zum Waffenstillstande überhaupt das Feld halten konnte. Das Reorganisationsstatut vom Nov. 1876 hatte das stehende Heer um 1 Schwadron Kavallerie, 1 Bataillon Pioniere und 1 Bataillon Pontoniere verstärkt, und am 23. Okt. 1878 erhielt die Armee eine neue Organisation, welche bis zum 1. Jan. 1883 völlig durchgeführt worden ist. Das Heer besteht nunmehr aus der Feldarmee, den Ersatztruppen und der Reservearmee. Die Feldarmee besteht im Frieden aus 5 Regimentern Infanterie zu 3 Bataillonen, 5 Schwadronen Kavallerie und 1 Gardeschwadron, 5 Regimentern Feldartillerie zu 4 Batterien, 1 Regiment Gebirgsartillerie zu 3 Batterien, 2 Kompagnien Festungsartillerie, 5 Kompagnien Pioniere, 2 Kompagnien Pontoniere und 5 Kompagnien Train, zusammen 13213 Mann mit 132 Geschützen. Im J. 1885 wurde ein Garde-Infanterieregiment von 5 Bataillonen, 8 Feldbatterien und 1 Gebirgsbatterie, sowie 1 Mineurkompagnie kurz vor dem Ausbruch des Serbisch-Bulgarischen Kriegs (s. d.) neu errichtet, wodurch die Friedensstärke des stehenden Heeres auf 17000 Mann vermehrt worden ist. Bei der Mobilmachung bildet jede Infanteriekompagnie den Stamm eines Bataillons (nur das Garderegiment bleibt als solches bestehen), jede Schwadron den Stamm eines Kavallerieregiments von 4 Schwadronen, die Zahl der Batterien, Festungsartillerie und Pionierkompagnien wird verdoppelt, die Pontoniere besetzen 6 Pontonkolonnen und die Trainkompagnien bilden Trainregimenter. Die mobile Feldarmee ist 80000 Mann stark. Im Frieden dient die Mannschaft zwei bis drei Jahre aktiv und vier bis fünf Jahre in der Reserve; die Bataillone sind 700 (im Kriege 800) Mann stark. Die Infanterie führt ein vom deutschen Modell etwas abweichendes Mausergewehr, die Artillerie Geschütze verschiedenen Modells, an

deren Stelle das Geschützsystem des franz. Oberst de Bange eingeführt werden soll; doch waren am 1. Jan. 1886 erst zwei Feldbatterien mit dem neuen Material ausgerüstet. Gegenwärtig genügen die vorhandenen Reserven noch nicht zur Verstärkung der Feldarmee auf die planmäßige Kriegsstärke, doch wird dies in einigen Jahren möglich sein. Die Ersatztruppen sind im Frieden nur in schwachen Stämmen vorhanden. Bei der Mobilmachung werden 15 Bataillone, 5 Schwadronen, 6 Batterien und 7 Züge Pioniere aufgestellt. Die Reservearmee besteht aus Mannschaften des zweiten Aufgebots und bildet 60 Bataillone, 10 Schwadronen, 20 Batterien, 5 Kompagnien Pioniere, 10 Parkkolonnen, 10 Arbeiterkompagnien und 5 Sanitätskompagnien, in Stärke von 58 415 Mann. Der Landsturm, welcher alle nicht zum Heere gehörigen Wehrpflichtigen umfaßt, soll 60 Bataillone aufstellen, doch ist seine Organisation in keiner Weise vorbereitet. Außerdem besteht ein militärisch organisiertes Gendarmeriekorps von 1238 Mann.

Vgl. Tkalac, «Staatsrecht des Fürstentums S.» (Lpz. 1858); Kanitz, «S. Histor.-ethnogr. Reisestudien aus den J. 1851—68» (Lpz. 1868); derselbe, «Reise in Süd-S. und Nordbulgarien» (Wien 1868); Denton, «S. und die Serben» (nach dem Englischen bearbeitet von Cölln, Berl. 1865); Militschewitsch, «Kneževina Srbija» (1878); derselbe, «Kraljevina Srbija» (1884); Wittinghausen und Szatmarvar, «Das Königreich S.» (Preßb. 1883).

Geschichte. S. war im Altertum von thraz. Völkerschaften bewohnt, ward kurz vor Christus von den Römern unterworfen und von ihnen als Oberes Mösien (s. d.) zur Provinz Illyricum geschlagen, deren Schicksale es unter der röm. Herrschaft teilte. Die Einwohner wurden nach und nach romanisiert und werden deshalb auch mit unter der allgemeinen Benennung Walachen aufgeführt. Bei der Völkerwanderung wurde das Land nacheinander die Beute der Hunnen, Ostgoten, Longobarden u. s. w., nach deren Auswanderung es um die Mitte des 6. Jahrh. wieder unter byzant. Herrschaft kam. Im Anfang des 7. Jahrh. bemächtigten sich die Avaren desselben; gegen diese rief Kaiser Heraklius um 636 die Serben aus dem östl. Galizien zu Hilfe, welche um 638 die Avaren aus dem Lande vertrieben. Die Serben verbreiteten sich nun über das Land westlich von der niedern Morawa und dem Ibar bis zum Werbas, den dalmatin. Gebirgen und dem Adriatischen Meere und von der Save südlich bis zu der Centralgebirgskette der europ. Türkei und dem See von Skutari, also über Montenegro, den größten Teil des heutigen Bosnien und die westl. Hälfte des heutigen S. Das Land zerfiel nach den verschiedenen Stämmen in sieben Distrikte: in das eigentliche S., Bosnien, Neretwa, Zachlumien, Trawunien, Konawlje und Duklja, an deren Spitze Schupane standen. Diese waren wiederum einem Großschupan, der als Lehnsträger des byzant. Kaisers in Desniza an der Drina im eigentlichen S. residierte, untergeben; doch war das Band der Abhängigkeit nur sehr schlaff, und wiederholt machten sich die einzelnen Schupane fast ganz unabhängig. Obwohl schon Kaiser Heraklius die Serben dem Christentum zuzuwenden suchte, wurden sie doch erst später, um die Mitte des 9. Jahrh., durch Geistliche, welche der Kaiser Basilius I. sendete, vollständig bekehrt. Die ganze Thätigkeit der Serben wurde damals und für lange Zeit durch die Kriege mit den benachbarten Bulgaren in Anspruch genommen, die bis zur Vernichtung des Bulgarenreichs durch Kaiser Basilius II. 1019 fortdauerten, wo zugleich S. völlig zur byzant. Provinz wurde. Schon um 1043 gelang es aber dem Stephan Wojislaw (auch Dobroslaw), die byzant. Befehlshaber zu vertreiben. Sein Sohn und Nachfolger Michael, 1042—79, machte sich wieder ganz unabhängig, indem er den Titel eines Königs (Kralj) von S. annahm und sich die Anerkennung der Königswürde vom Papste Gregor VII. verschaffte. Mancherlei innere und äußere Kriege verwüsteten indessen das Land, bis 1159 Stephan Nemanja, nachdem er die byzant. Herrschaft abermals gebrochen, sich zum Serbenfürsten aufschwang. Er ward der Stifter der nach ihm benannten Dynastie und Gründer eines Reichs, das nach seiner Residenz, der Stadt Rassa (jetzt Novibazar), die Großschupanie von Rassa, später serb. oder Rasscisches Reich genannt wurde.

Stephans ältester Sohn, der 1195 den Thron bestieg, wurde 1222 mit einer von Rom erhaltenen Krone zum König gekrönt. Er wie seine Nachfolger erweiterten das Reich mehrfach, sodaß unter Stephan Duschan (1334—55) ganz Macedonien, Albanien, Thessalien, Nordgriechenland und Bulgarien dazu gehörten. Stephan Duschan, der 1349 ein treffliches Gesetzbuch gab und Wissenschaften und Handel begünstigte, nahm 1346 den kaiserl. Titel (Zar) an und teilte das Reich in verschiedene Statthalterschaften, legte aber dadurch den Grund zu dessen Verfall. Schon sein Sohn und Nachfolger Urosch V. verlor die meisten eroberten Provinzen infolge innerer Unruhen, die fortan S. wieder den äußern Feinden preisgaben. Im Innern stand es nicht besser. Urosch war zum Spielzeug der ihn umgebenden Großen geworden. Dies wurde ihm zuletzt so zuwider, daß er sich vornahm, nach Ragusa zu fliehen. Mit Urosch, welcher gegen 1369 starb, erlosch die Dynastie Nemanjas und Wukaschin wurde König von Serbien. Derselbe wurde 7. Okt. 1371 auf der Flucht, nach der Niederlage, welche sein Heer an der Maritza durch die Türken erlitten, von seinem Diener erschlagen. Um 1377 gelangte eine neue Dynastie mit Lazar Grbljanowitsch auf den Thron, der anfangs mit Glück regierte, dann aber im Kampfe mit den Türken unterlag und in der Schlacht auf dem Amselfelde (s. d.) 15. (27.) Juni 1389 fiel. Der türk. Sultan Bajazet teilte hierauf S. zwischen Lazars Sohn, Stephan, und Lazars Eidam, Wuk Brankowitsch. Beide mußten ihm Tribut zahlen und sich zur Heeresfolge verpflichten. Von dieser Zeit an konnten die Serben sich dem türk. Joch nicht wieder entziehen. Nachdem unter Lazar Brankowitsch die innere Zerrüttung aufs höchste gestiegen, fiel Sultan Mohammed II. 1459 in S. ein. Das Land wurde gänzlich unterworfen und als Provinz dem Osmanischen Reiche einverleibt. Der Rest des Volks, der diese Katastrophe überlebte, versank unter dem Druck der Türken auf lange Zeit in Elend und dumpfe Trägheit. Im Frieden zu Passarowitz (1718) erhielt Österreich den größten Teil S.s, nämlich das nördl. Stück mit der Hauptstadt Belgrad bis an den Fluß Timok und das Gebirge Bujukdasch; aber durch den Belgrader Frieden (1739) fiel dieses ganze Gebiet an die Türken zurück. Wenn auch die Pforte, wie überall bei ihren Eroberungen, den unterworfenen Serben ihre Gemeindeverfassung ließ, so

waren dafür die Willkür der Paschas und die Plackereien der Janitscharen, welche als Freibeuter das Land ausplünderten, um so größer.

Endlich veranlaßte die Grausamkeit und der Übermut der Janitscharen einen Aufstand in S. In der Nacht des 16. Febr. 1804 wurde Georg Petrowitsch Czerny (s. d.), mit dem Beinamen Karagiorgje (d. i. schwarzer Georg), zum Oberhaupt gewählt. Dieser vertrieb 1804 und 1805 die Türken ganz aus dem Lande; nur in Belgrad behauptete sich die türk. Besatzung. Von verschiedenen Seiten rückten die türk. Heere gegen S. heran; aber Georg siegte in mehrern Schlachten und erstürmte endlich, 23. Febr. 1807, auch die Festung Belgrad. Um die immer steigende Macht des heldenmütigen Diktators zu beschränken, riefen die eifersüchtigen Häuptlinge den Schutz Rußlands an, das gerade mit der Pforte Krieg führte. Im Waffenstillstand zu Slobosje, 24. Aug. 1807, bedang Kaiser Alexander I. auch für S. Frieden aus und befahl zugleich den Serben, sich ruhig zu verhalten. Aber die innere Zwietracht zwischen Georg und seinen Gegnern im serb. Senat dauerte fort und zeigte sich namentlich, als S. in den wieder ausgebrochenen russ.-türk. Krieg 1809 hineingezogen wurde. Im Dez. 1810 kam ein neuer Waffenstillstand mit den Türken zu Stande, und Georg beobachtete seitdem strenge Neutralität. Die Folge war, daß Kaiser Alexander I., als er wegen der drohenden Invasion Napoleons I. mit dem Osmanischen Reiche Frieden schloß, zu Bukarest (s. d.) 28. Mai 1812, S. preisgab. Es wurde nur festgesetzt, daß die Pforte den Serben volle Amnestie gewähren solle. Die Festungen, welche die Serben im Laufe des Kriegs erbaut, sollten geschleift, die übrigen festen Plätze den Türken eingeräumt werden. Die Verwaltung der innern Angelegenheiten sollte der Nation überlassen und die Steuern im Einvernehmen mit der Pforte von den Landesbehörden erhoben werden. Als Ende Juli 1812 die russ. Truppen abzogen, suchten die Serben in Konstantinopel und durch Annäherung an Österreich vergebens mehr für sich zu gewinnen. Der Kampf gegen die Türken begann im Juli 1813 aufs neue; aber der in Belgrad residierende russ. Konsul drohte, daß Rußland jede weitere «Rebellion gegen seinen Alliierten» mit Waffengewalt unterdrücken werde. Dadurch und noch mehr durch das Zerwürfnis mit den übrigen Wojwoden entmutigt, verließ Georg das Heer und begab sich in Begleitung des russ. Konsuls Nedoba, des Metropoliten Leontije und einiger Wojwoden 3. Okt. 1813 über die Grenze nach Österreich. Die Türken behandelten S. als erobertes Land mit grausamer Strenge, bis Milosch Obrenowitsch (s. d.) am Palmsonntag 1815 das Signal zu dem zweiten serb. Freiheitskriege gab. Nach glücklichem Kampfe kam eine Art Abkommen mit dem Pascha von Belgrad 1816 zu Stande, und wenn auch dasselbe von der Pforte nicht ratifiziert wurde, so trat doch ein thatsächlicher Friedenszustand ein. Die Türken blieben im Besitz der festen Plätze; im übrigen hatte S. eine völlig unbeschränkte Selbstregierung, und in der Skupschtina (Landesversammlung) vom 6. Nov. 1817 wurde Milosch zum erblichen Fürsten erwählt. Miloschs Hauptbestreben war es nun, dem ausgesogenen Lande den Frieden zu bewahren. Sowohl von der Pforte wie von Rußland wußte er sich unabhängig und mit beiden in Freundschaft zu erhalten. Im J. 1827 wurde Milosch auf einer großen Nationalversammlung zu Kragujewatz in der erblichen Fürstenwürde bestätigt. Im Frieden zu Adrianopel, 14. Sept. 1829, und durch den Ferman vom 15. Aug. 1830 wurden von seiten der Pforte den Serben die schon früher eingeräumten Freiheiten und Rechte förmlich bestätigt und die losgerissenen sechs Distrikte Krajina, Timok, Paratschin, Kruschewatz, Stariwlach und Podrinje dem Lande zurückzugeben versprochen. Die Vereinigung erfolgte indessen erst durch einen Hatti-Scherif von 1833, der auch den Tribut festsetzte und bestimmte, daß die Türken außer in den Festungen nur in dem Türkenviertel von Belgrad sich aufhalten dürften. Vgl. Ranke, «Die serb. Revolution» (2. Aufl., Berl. 1844).

Hiermit war ein Wendepunkt in der Regierung Miloschs eingetreten. Seine Erfolge erregten den Neid seiner Parteigänger und es organisierte sich unter Wutschitsch und Petronijewitsch eine eigene Partei, die ihm feindlich gegenübertrat, obschon sie ebenso wenig von russ. Einfluß etwas wissen wollte. Auch Rußland als Protektoratsmacht protestierte gegen Miloschs Regierungsweise, sodaß dieser 1835 nach Konstantinopel reiste, um den Schutz des Sultans zu erbitten. Darauf wurde im Dez. 1838 ein unter russ. Einfluß ausgearbeitetes Staatsgrundgesetz (Ustav) für S. durch großherrlichen Hatti-Scherif eingeführt. Durch dasselbe wurde dem Fürsten ein Senat zur Seite gesetzt, der das Recht erhielt, die Höhe der Steuern, die Besoldung der Truppen und Beamten zu bestimmen, die Verordnungen der Regierung zu prüfen und die Minister zur Verantwortung zu ziehen. Milosch, den man des Unterschleifs öffentlicher Gelder beschuldigte und deshalb zur Rechenschaftsablegung zwingen wollte, sah sich jetzt von allen Seiten so bedroht, daß er 13. Juni 1839 zu Gunsten seines ältesten Sohnes Milan die Regierung niederlegte. Doch dieser starb schon 8. Juli 1839, und nun wurde Miloschs jüngster Sohn, Michael, zum Fürsten ausgerufen und von der Pforte bestätigt. Indessen stellte sich alsbald heraus, daß die Opposition überhaupt auf Entfernung der Dynastie Obrenowitsch hinarbeitete und dafür die Nachkommenschaft des Kara Georg auf den serb. Thron erheben wollte. Ein erster Versuch 1840 mißlang, und die Führer Wutschitsch, Petronijewitsch, Garaschanin (s. d.) mußten das Land verlassen, erhielten aber 1842 unter russ.-türk. Vermittelung die Erlaubnis zur Rückkehr. Der junge Fürst Michael erwies sich so unfähig und zügellos, daß es der Opposition leicht wurde, auch im Volke Anhänger zu finden. Schon Anfang Sept. 1842 kam ein neuer Aufstand unter Wutschitschs Führung zum Ausbruch. Das Militär ging zu den Insurgenten über, und so mußte Fürst Michael über Belgrad nach Semlin 7. Sept. flüchten. Eine unweit Belgrad abgehaltene Skupschtina (14. Sept.) erklärte hierauf unter Zustimmung des türk. Gouverneurs von Belgrad, Kiamil Pascha, die Familie Obrenowitsch der Regierung für verlustig und wählte Alexander Karagjorgiewitsch, den zweiten Sohn Georgs, zum Fürsten, welcher durch großherrlichen Ferman vom 8. Okt. bestätigt wurde. Ein Versuch der Anhänger der Obrenowitsch zu einer Gegenrevolution mißlang gänzlich und zog nur harte Repressivmaßregeln nach sich. Da schien Rußland durch einen Protest gegen die Revolution und ihre Folgen, 31. Okt. 1842, als Stütze des Rechts der Verträge und der Legitimität auftreten zu wollen. Allein nur zu bald sah man, daß Ruß-

land unter diesem Vorwand ganz andere Pläne in Betreff der Walachei, insbesondere aber den Sturz der ebenso gegen Rußland wie gegen Milosch feindlichen Nationalpartei zu erreichen hoffte. Als dies geschehen war, trat Rußland einer Übereinkunft bei, vermöge deren eine neue Fürstenwahl in gesetzlicher Form vorgenommen und Kiamil Pascha, Wutschitsch und Petronijewitsch als die Anstifter der jüngsten Revolution des Landes verwiesen werden sollten. Alles dies geschah. Am 27. Juli ward Alexander, der unterdes geheime Zugeständnisse gegen Rußland gemacht, abermals zum Fürsten gewählt und 14. Sept. 1843 durch großherrlichen Hatti-Scherif bestätigt. Neue Erhebungsversuche der Partei Miloschs (1844) mißlangen.

Unter der ruhigen Herrschaft des Fürsten Alexander Karagjorgiewitsch begann S. sich zu erholen und machte seitdem in seiner innern Entwickelung sichtbare Fortschritte. Die Stürme des J. 1848 berührten die innern Verhältnisse des Landes nicht, obschon die Serben bei dem sich in dem benachbarten Ungarn entspinnenden Rassenkrieg nicht unbeteiligt blieben. Fürst Alexander schickte der österr. Regierung Hilfstruppen gegen die Magyaren, gab aber schon im Febr. 1849 den Befehl zur Heimkehr. Für die Entwickelung des polit. Lebens in S. war dieser Krieg insofern von Bedeutung, als seitdem eine slaw.-patriotische Partei mit großer Bestimmtheit hervortrat, die den Krieg gegen den Islam und eine innige Verbindung mit dem solchen Absichten entgegenkommenden Rußland anstrebte. Um so mehr suchte aber die serb. Regierung die Verbindungen mit der Pforte und mit Österreich wiederherzustellen und zu kräftigen. Der Krieg in Montenegro (s. d.) 1852—53 weckte zwar in S. Sympathien für das stammverwandte Volk der Montenegriner; allein die Regierung enthielt sich jeder Parteinahme und bot der Pforte sogar ihre Vermittelung an, die freilich abgelehnt wurde. Nach dem Tode des Senators und Ministers Petronijewitsch übernahm der bisherige Minister des Innern, Garaschanin, 1852 auch das Departement des Auswärtigen und die polit. Oberleitung. Doch schon Ende März 1853 erhielt er plötzlich seine Entlassung, weil er sich den Plänen Rußlands nicht günstig erwies und namentlich die Verhaftung und Ausweisung russ. Agenten, welche das serb. Volk zum Krieg gegen die Türken aufreizten, verfügt hatte. Bei dem Ausbruch des Orientkriegs erklärte sich jedoch die serb. Regierung für streng neutral, und schon 17. Nov. 1853 verließ darüber der russ. Konsul das Land. Die Konzentration österr. Truppen an der Save und Donau veranlaßte die serb. Regierung, ein vom 17. April 1854 datiertes Memorandum an die Pforte zu richten, in dem sie sich gegen eine befürchtete Besetzung S.s durch die Österreicher aussprach. Am 3. Mai erfolgte sodann eine Ordonnanz des Fürsten Alexander über die Mobilisierung des serb. Nationalheers. Doch stellte man auf die Drohung Österreichs hin die Rüstung im Laufe des Sommers wieder ein. Als bald darauf die Donaufürstentümer von den Russen geräumt und von den Österreichern besetzt wurden, war für die Ruhe S.s nichts mehr zu befürchten.

Im Pariser Friedensvertrage vom 30. März 1856 erlosch das ausschließliche Protektorat Rußlands über S. Die Privilegien und Immunitäten des Fürstentums wurden unter die gemeinsame Garantie der Vertragsmächte gestellt und zugleich das türk. Besatzungsrecht in den serb. Festungen gewahrt. Die serb. Regierung hatte inzwischen wieder den innern Angelegenheiten ihre Aufmerksamkeit zugewandt, und wichtig war namentlich die Sammlung der Gesetze, welche 1854 erschien. Trotz aller administrativen und materiellen Verbesserungen stieg jedoch die Unzufriedenheit im Lande immer höher. Mit der russenfreundlich-panslawistischen Partei hatte sich Fürst Alexander vollständig verfeindet, und seine Hinneigung zu Österreich ward allgemein mißbilligt. Endlich wurde 9. Okt. 1857 eine Verschwörung gegen das Leben Alexanders entdeckt, in welche fünf Senatoren verwickelt waren, und der Fürst benutzte diesen Vorwand, um auch die übrigen oppositionellen Mitglieder des Senats zur Abdankung zu zwingen. Nach einem geheimen Prozeßverfahren wurden die Schuldigen zum Tode verurteilt. Aber nun verbot die Pforte die Vollziehung des Urteils und sandte Kommissare, welche nach Prüfung der Akten die Todesstrafe in Verbannung umwandelten. Durch diese Vorgänge ward das Ansehen des Fürsten vollständig untergraben. Doch suchte er seine Stellung wieder zu befestigen, indem er die hervorragendsten Führer der Nationalpartei, Wutschitsch zum Präsidenten des Senats und Garaschanin zum Minister des Innern berief. Aber die Regierung konnte dem allgemeinen Verlangen nach einer Einberufung der Skupschtina, welche seit 1848 nicht versammelt gewesen, sich auf die Länge nicht entziehen. Man traf die Veränderung, daß es nicht mehr eine allgemeine regellose Volksversammlung, sondern eine wirkliche repräsentative Körperschaft sein sollte, und im Nov. 1858 ward ein förmliches Wahlgesetz erlassen. Die Wahlen fielen fast alle oppositionell aus. Nachdem die Versammlung am 12. Dez. eröffnet, wurde 22. Dez. eine förmliche Anklage gegen den Fürsten wegen Mißregierung erhoben und eine Deputation abgeschickt, um ihn zur Abdankung aufzufordern. Alexander lehnte ab und suchte eine Zuflucht in der türk. Citadelle von Belgrad. Tags darauf (23. Dez. 1858) sprach die Skupschtina seine Absetzung aus, setzte eine provisorische Regierung unter Garaschanins Vorsitz ein und berief den verbannten alten Fürsten Milosch auf den erledigten Thron zurück. Der Senat stimmte dem Beschlusse bei, worauf Alexander Karagjorgiewitsch auf österr. Gebiet flüchtete.

Fürst Milosch nahm die angebotene Herrschaft S.s bereitwillig an. Doch zögerte die Pforte, ihn anzuerkennen, da Österreich lebhaft für den vertriebenen Fürsten Alexander Partei nahm. Bald aber trug der Einfluß Frankreichs und Rußlands den Sieg davon, und der Sultan erteilte 12. Jan. 1859 Milosch die Investitur. Auf der Skupschtina zu Kragujewatz wurde hierauf im Sept. 1859 ein Erbfolgegesetz beschlossen, wonach die Herrschaft im Mannesstamme der Familie Obrenowitsch vererben und der letzte des Stammes berechtigt sein soll, einen geborenen Serben von ehrbarer Familie und griech. Religionsbekenntnis zu adoptieren. Als der hochbejahrte Milosch 26. Sept. 1860 starb, bestieg sein einzig überlebender Sohn, der vormalige Fürst Michael III. (Obrenowitsch), zum zweiten mal den serb. Thron und ward 7. Okt. 1860 von der Pforte bestätigt. Unter Michael trat Garaschanin wieder in den serb. Staatsdienst und wurde bald zum Conseilpräsidenten und Minister des Auswärtigen ernannt. Eine abermalige Skupschtina zu

Kragujewatz im Aug. 1861 vereinbarte wichtige Gesetze über die Volksvertretung, den Senat, die Nationalmiliz, das Steuerwesen ꝛc. Mit der Pforte schwebten schon seit mehrern Jahren verschiedene diplomatische Fragen. Es handelte sich nicht nur um die Anerkennung des Erbrechts der Familie Obrenowitsch und einzelne Bestimmungen des serb. Staatsgrundgesetzes von 1838, sondern hauptsächlich auch um die Stellung der Türken in S., welche teils als Besatzungstruppen in den Festungen, teils als Einwohner in dem sog. Türkenviertel der Stadt Belgrad wohnten und außerdem noch hier und da im Lande Grundeigentum besaßen. Alle diese Türken waren nur der Gerichtsbarkeit des türk. Paschas, der in der Festung Belgrad kommandierte, unterworfen, und allmählich hatte sich auch die türk. Jurisdiktion über die christl. Unterthanen des Osmanischen Reichs (Rajah), welche sich in S. aufhielten, ausgedehnt. Natürlich gab diese Ausnahmestellung wiederholten Anlaß zu Konflikten mit der serb. Bevölkerung und Behörde, und man wünschte schon längst, sich dieses türk. Elements zu entledigen. Die Pforte wollte sich jedoch auf nichts einlassen. Die gegenseitige Stimmung verbitterte sich noch mehr, als seit 1860 teils infolge der Kämpfe in Bosnien, Herzegowina und Montenegro, teils infolge der tatar.-tscherkess. Einwanderung in Bulgarien zahlreiche christl. Flüchtlinge in S. Schutz und Aufnahme suchten.

Endlich kam es 15. Juni 1862 abends im Türkenviertel von Belgrad zu einem blutigen Konflikt. An einem Tschesma (öffentlichen Brunnen) wurde ein Serbenknabe von einem türk. Soldaten erschlagen. Die serb. Bevölkerung rottete sich hierauf zusammen, stürmte die von den Soldaten besetzten Stadtthore und das Türkenviertel und trieb die Türken in die Festung zurück. Während die Vertreter der Großmächte mit dem Pascha Unterhandlungen anknüpften, ließ dieser plötzlich am Vormittag des 17. Juni von der Citadelle die Stadt bombardieren, ohne jedoch großen Schaden anzurichten. Ganz S. geriet dadurch in die größte Aufregung. Dem Fürsten, welcher schleunigst von einer Rundreise im Lande zurückkehrte, wurden 18. Juni vom Senat unbeschränkte Vollmachten übertragen; die Stadt ward verbarrikadiert. Doch auf den Protest der fremden Konsuln war das Bombardement bald wieder eingestellt worden. Die Pforte sandte nunmehr Kommissare, um die Sachlage zu untersuchen, und darauf wurde in Konstantinopel eine Konferenz der pariser Vertragsmächte (Osmanisches Reich, Österreich, Frankreich, Großbritannien, Italien, Preußen und Rußland) 6. Aug. eröffnet, welche sich im Protokoll vom 8. Sept. über einen Vergleich einigten. Danach sollte, um künftigen Konflikten vorzubeugen, das Türkenviertel von den Einwohnern gegen vollen Schadenersatz geräumt und vollständig geschleift werden und der leere Platz künftig als Esplanade zwischen der serb. Stadt und der türk. Festung Belgrad dienen. Außerdem versprach die Pforte, die kleinen Festungen Sokol und Uschitza im Innern S.s aufzugeben und zu schleifen, behielt sich dagegen, außer Belgrad, noch die Festungen Fath-Islam (Kladowo), Semendria an der Donau und Schabatz an der Save vor. Am 6. Okt. 1862 ward der betreffende großherrliche Ferman in Belgrad verlesen, und in den nächsten Wochen wanderten die türk. Einwohner, mit Ausnahme der Besatzungstruppen, nach dem Innern des Osmanischen Reichs. Im Frühjahr 1863 ward durch eine gemischte Kommission der Vertragsmächte die Esplanade zwischen Stadt und Festung Belgrad abgesteckt und von der Pforte genehmigt. Die serb. Regierung machte indes Schwierigkeiten und suchte die Erledigung der Sache zu verzögern. Endlich kam im Dez. 1865 eine Konvention zu Stande, worin die durch das Bombardement und durch die Schleifung des belgrader Türkenviertels veranlaßten Entschädigungsforderungen definitiv erledigt wurden. Nun richtete Fürst Michael 5. Okt. 1866 ein Gesuch an den Sultan Abd-ul-Asis, worin er die Räumung sämtlicher Festungen in S. forderte, was nach längern Verhandlungen die Pforte im März 1867 bewilligte, jedoch unter der Bedingung, daß auf der Citadelle von Belgrad auch künftig immerfort die türk. Flagge neben der serbischen wehen solle. Am 18. April bezogen die serb. Soldaten die sämtlichen Wachtposten in der Festung; der Pascha übergab dem Fürsten die Schlüssel der Festung. Im Nov. 1867 entließ der Fürst plötzlich seinen seitherigen Ministerpräsidenten Garaschanin und bildete ein neues Ministerium, das ihm mehr persönlichen Einfluß auf den Gang der Geschäfte sicherte.

Infolge einer von dem vertriebenen Fürsten Alexander Karagjorgjewitsch eingeleiteten Verschwörung wurde Fürst Michael 10. Juni 1868 im Park von Toptschider bei Belgrad ermordet. Doch hatte das Attentat nicht die Wiedereinsetzung Alexanders zur Folge, da der Kriegsminister Blasnavatz sofort das Heer für den einzigen noch lebenden Obrenowitsch, den damals in Paris weilenden 14jährigen Milan, in Pflicht nahm, für den sich auch die Skupschtina und die Pforte erklärten. Die Regierung selber wurde bis zu der mit Vollendung des 18. Lebensjahres eintretenden Großjährigkeit des Fürsten einem Regentschaftstriumvirat übergeben, dessen Mitglieder, der Kriegsminister Blasnavatz als erster, der Diplomat Jovan Ristitsch als zweiter und der Senator Gavrilovitsch als dritter Regent, damit anfingen, das seitherige Ministerium zu entlassen und ein neues zu ernennen, in dem auch die liberale Opposition vertreten war. Die Periode dieser vierjährigen Regentschaft war in vieler Beziehung für das Land segenbringend. Als eine der ersten Errungenschaften war die Abschaffung des Ustav von 1838 bezeichnet worden. Schon Ende 1868 wurde eine Versammlung von Beamten, Geistlichen und Männern des Volks einberufen, die Beratungen über die Abänderung dieses Ustavs pflegen und ein neues Projekt ausarbeiten sollte. Am 11. Juli 1869 wurde die Große Skupschtina nach Kragujewatz zusammengerufen, von welcher das Projekt der neuen Verfassung beraten und sanktioniert ward. Im Sept. und Okt. 1870 tagte in Kragujewatz die erste, auf Grund der neuen Verfassung berufene «Gesetzgebende Versammlung» (zakonodavna skupština), welcher die für die Ausführung der Verfassung erforderlichen organischen Gesetze vorgelegt wurden. Als infolge der im November jenes Jahres seitens Rußlands stattgehabten Aufkündigung der die Neutralität des Schwarzen Meers betreffenden Bestimmung des pariser Traktats vom J. 1856 Österreich von den Unterzeichnern jenes Vertrags als Äquivalent die Befugnis zur Wegräumung der die Schiffahrt auf der Donau beeinträchtigenden Felsbänke des Eisernen Thors verlangte, machte S. vor der im Jan. 1871

in London zusammengetretenen Diplomatenkonferenz geltend, daß nach dem bestehenden internationalen Rechte über die österr. Forderung nur eine «Uferstaatenkommission», nicht die «Europäische Konferenz» zu entscheiden kompetent sei, und nötigte Österreich, den von ihm gemachten Vorschlag zurückzuziehen. Seit jener Zeit wurden die Verhältnisse S.s zu Österreich-Ungarn immer gespannter. Die Überzeugung, daß hinter der neuen polit. Richtung S.s Rußland stehe, gewann bedeutend an Konsistenz, als der junge Fürst Mitte Okt. 1871 eine Reise an das Hoflager des Kaisers von Rußland in Livadia antrat. An seinem 18. Geburtstage (22. Aug. 1872) wurde Fürst Milan IV. Obrenowitsch für großjährig erklärt und trat persönlich die Regierung an. Er ernannte ein neues Kabinett, unter dem Präsidium von Blasnavatz als Kriegsminister, beschwor 7. Okt. die Verfassung und eröffnete 8. Okt. in Kragujewatz die Skupschtina. Einer der ersten Gesetzentwürfe, welche das Ministerium vorlegte, war der über die Gemeinde-Autonomie. Unter den übrigen Vorlagen waren die wichtigsten ein Gesetzentwurf über die Serbische Bank, eine Postkonvention mit Rumänien und ein Vertrag mit der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft; sie wurden sämtlich von der Skupschtina angenommen. Am 6. Nov. 1872 schloß der Ministerpräsident Blasnavatz im Namen des Fürsten die Session. Alles schien guten Fortgang zu nehmen, als Blasnavatz 23. März (15. April) 1873 unerwartet an der Diphtheritis starb. Ristitsch übernahm den Vorsitz im Ministerium, konnte aber die gegen ihn wühlenden Elemente nicht unterdrücken. Die Reaktionspartei bemächtigte sich des Fürsten, und 4. Nov. 1873 reichte Ristitsch seine Dimission ein. Nachdem jedoch mehrere Ministerien bald wieder genötigt wurden ihre Entlassung zu nehmen, berief der Fürst 31. Aug. 1875 den greisen Staatsmann Stewtscha Michajlowitsch zur Bildung eines Ministeriums, in welches auch Ristitsch wieder aufgenommen wurde.

Unterdessen war der Aufstand in Bosnien und der Herzegowina ausgebrochen; bei der damaligen polit. Konstellation, noch mehr wegen des vollständigen Mangels an Kriegsrüstung war es nicht möglich, ihn zu unterstützen, deshalb trat das Kabinett Stewtscha-Ristitsch ab und man bildete ein provisorisches Ministerium unter dem Vorsitze Kaljewitschs. Jedoch schon 6. Mai 1876 kamen Stewtscha-Ristitsch wieder an das Ruder, da inzwischen alle Vorbereitungen dazu getroffen waren, und der russ. General Tschernajew, welcher den Oberbefehl über das serb. Heer übernommen, erklärte, daß auch die Kriegsrüstungen beendet seien. Am 30. Juni 1876 erließ Fürst Milan zu Deligrad die Kriegsproklamation und tags darauf gingen die serb. Truppen an drei Punkten über die Grenze. Jedoch bald drängte die türk. Übermacht mehr und mehr wieder von Südosten und über den Timok in S. ein. Die Stadt Sajetschar wurde von Osman-Pascha eingenommen, auch Knjaschewatz niedergebrannt. Der östl. Teil des Kreises Zrna-Reka und fast der ganze Knjaschewatzer Kreis wurden von den Türken ausgeplündert und ausgebrannt. An der Drina im Westen und am Jawor im Süden hielt die serb. Armee nur die Stellung fest, welche sie zu Anfang des Kriegs besetzt hatte. Im Süden operierte die serb. Hauptmacht, und ihr gegenüber war dort auch das türk. Hauptkorps unter Kerim-Pascha. Von diesem ward allmählich Tschernajew auf das serb. Gebiet zurückgedrängt; 21. bis 29. Aug. wütete die Schlacht an beiden Ufern des Morawaflusses ohne Entscheidung. Am 14. Sept. kam es durch Vermittelung von Österreich und England zu einem Waffenstillstand, aber schon 27. Sept. begannen die Feindseligkeiten aufs neue, und 28. ward bei Alexinatz eine blutige Schlacht ohne Entscheidung geschlagen. Am 30. Okt. stürmten die Türken Djunis, und damit war ihnen der Weg in das Innere des Landes durch das Morawathal geöffnet. Alexinatz war schon früher in türk. Hände gefallen, und man machte dann Vorkehrungen auch zur Räumung Deligrads, als die Türken, von Kaiser Alexander II. gedrängt, den Serben einen zweimonatlichen Waffenstillstand bewilligen mußten. Friedensverhandlungen wurden begonnen, und der diplomatischen Kunst Ristitschs gelang es, daß 28. Febr. 1877 ein Friedensvertrag zu Stande kam, welcher den Status quo ante bellum anerkannte und welchen auch die inzwischen nach Belgrad einberufene Große Skupschtina genehmigte. Ein Ferman des Sultans vom 4. März bestätigte S. und seinem Fürsten alle frühern Rechte.

Inzwischen kam es zum offenen Bruch zwischen Rußland und der Türkei, und als 24. April 1877 die russ. Armee den Pruth überschritt und dadurch der Krieg mit der Türkei eröffnet wurde, begab sich Fürst Milan, begleitet von Ristitsch, zum Kaiser Alexander nach Plojeschti, wo ein Vertrag abgeschlossen wurde, welcher S. die Grenzen des alten Serbenreichs verbürgte, falls es mit in die Aktion trete. Darauf begannen die Kriegsrüstungen aufs neue, der offene Bruch mit der Türkei wurde aber verzögert. Erst als Plewna gefallen war, wurde 13. Dez. 1877 der Krieg gegen die Türkei proklamiert. Der äußerst strenge Winter erschwerte die Kriegführung sehr, doch hatten andererseits auch die Türken unter denselben Einflüssen viel zu leiden. Diesmal rückte die serb. Armee nur im Süden unter dem Oberbefehl des Fürsten und spezieller Leitung des Generals Beli-Markowitsch sehr vorsichtig vor. Am Timok wie an der Drina und am Jawor waren starke Korps aufgestellt, die nur die Defensive zu beobachten hatten. In kaum zwei Monaten wurden Ak-Palanka, Pirot, Leskovatz, Prokuplja, Kurschumlje und Wranja genommen und die Festung Nisch cerniert, deren Übergabe 10. Jan. 1878 erfolgte. (S. Russisch-Türkischer Krieg von 1877 und 1878.) Der Friede von San-Stefano (s. d.) entsprach den Erwartungen der Serben nicht. Auf Kosten der Serben wollten die Russen das neue Bulgarien so groß als möglich schaffen. Dies rief eine große Erbitterung gegen Rußland hervor. Ohne daher erst den definitiven Friedensschluß abzuwarten, setzte die serb. Regierung in der gewonnenen Provinz serb. Behörden ein, ordnete eine Volkszählung behufs der Steuererhebung an, auch wurde eine Rekrutierung von Mannschaften vorgenommen, um dieselben als Ortskundige zur Bewachung der neuen Grenzen gegen die vertriebenen oder entflohenen Albanesen zu verwenden. Die Sendung des Generals Leschjanin nach Petersburg, um an das vor dem Beginn des Kriegs gegebene Versprechen zu erinnern, blieb ohne praktische Folgen, und S. sah, daß es von Rußland nichts mehr zu erwarten habe. Inzwischen gelang es dem Fürsten Bismarck, den Zusammentritt eines Kongresses in Berlin zu erwirken. Am

5. Juni 1878 reiste der Minister Ristitsch dahin ab. Der Kongreß erkannte S. ein Gebiet von 11097 qkm mit etwa 367000 E., mit Ausnahme des Distrikts von Kula (Adlié), fast das ganze Gebiet, welches die serb. Truppen noch besetzt hielten, zu. In einer Proklamation kündigte 22. Aug. 1878 Fürst Milan an seinem 24. Geburtstage dem serb. Volke die Errungenschaft dieses Kriegs, die Unabhängigkeit und den Eintritt S.s in die Reihe souveräner Staaten Europas an. Mit einem Dekret des Fürsten ward zugleich der 20. Juni zum Nationalfeiertag, anstatt des seither gefeierten Andreastags, proklamiert. Mitte September begann die europ. Grenzregulierungskommission zwischen S. und den angrenzenden Staaten ihre Arbeiten, früher schon organisierte die Regierung das erworbene Gebiet in fünf Kreise, setzte jedoch nur provisorische Beamten ein bis zur endgültigen Organisation. Für die dreijährige Wahlperiode der Deputierten in die Skupschtina wurden die Wahlen auf 10. Nov. 1878 ausgeschrieben und bestimmt, daß auch die neuerworbenen Kreise ihre Deputierten wählen sollen. Am 1./13. Okt. 1878 bildete Ristitsch ein neues Kabinett, da der greise Ministerpräsident Stewtscha Michailowitsch um seine Entlassung gebeten hatte.

Da S. das günstige Resultat der berliner Verhandlungen hauptsächlich österr. Einflusse zu verdanken hatte, mußte sich Ristitsch zu einer Zusage entschließen, daß S. längstens Ende 1883 eine Eisenbahn von Belgrad bis Wranja und Pirot erbauen werde, wogegen Österreich die Verbindung mit den türk. Bahnen an beiden Punkten bei der Pforte zu erwirken sich erklärte. Weitere Zusagen Ristitschs bezogen sich auf einen Handelsvertrag, der mit Österreich abgeschlossen werden sollte. Das durch die beiden Kriege ausgesogene Land war allerdings nicht in der Lage, seinen Verpflichtungen gegen Österreich Genüge zu leisten. Ristitsch gelang es, die Sache in die Länge zu ziehen, aber wegen seiner klugen Politik, die besonders im Staatshaushalte sehr genau war, hatte er namentlich unter den Beamten viele Gegner, die allmählich eine «Fortschrittspartei» bildeten und in ihrem Organe «Videlo» Ristitsch arg beschuldigten. Im Volke bildete sich wieder eine radikale Partei, deren Führer alles nur mögliche versprachen, um dadurch mehr Anhänger zu gewinnen. Obzwar in ihren Prinzipien beide Parteien ganz verschieden waren, so einigten sich dieselben doch, um Ristitsch zu stürzen. Es gelang, und 31. Okt. 1880 bildete Pirotschanatz ein neues Ministerium, das ganz österreichisch gesinnt war. Es ward sogleich ein Vertrag wegen des Baues der serb. Eisenbahn mit Bontoux abgeschlossen, gegen den die Radikalen und Liberalen ihren Protest erhoben; nicht lange darauf fallierte Bontoux und fügte dadurch S. einen Verlust von 12 Mill. Frs. zu. Auch ein für S. sehr drückender Handelsvertrag wurde mit Österreich abgeschlossen. Inzwischen wurde Fürst Milan 6. März 1882 zum König ausgerufen. Um sich die Opposition aus dem Wege zu räumen, scheute Pirotschanatz kein Mittel. Die Folge davon war, daß im Okt. 1883 ein Aufstand in der Zrna-Reka und Knjaschewatz ausbrach, welcher nur mit großer Mühe durch das Militär bezwungen wurde. Der Führer der Radikalen, Paschitsch, rettete sein Leben durch die Flucht nach Bulgarien, die übrigen wurden gerichtet und zum Tode oder schwerer Kerkerstrafe verurteilt. Der Eisenbahnbau legte dem Lande schwere Opfer auf und man mußte zum Decken der Staatsausgaben neue Anleihen machen, da auch das neue, vom Finanzminister Wukuschin Petrowitsch ausgearbeitete Steuergesetz den Staatseinnahmen nicht aufhalf. Hauptsächlich diese Finanzkalamität und auch die Meinungsverschiedenheit veranlaßten Pirotschanatz, seine Dimission einzureichen. Garaschanin bildete ein neues Ministerium im Febr. 1884 und suchte durch die Einführung der Gendarmerie Ruhe im Lande zu erhalten. Überall wurden die radikalen Abgeordneten bedroht, verdächtigt und wie notorische Verbrecher den Gerichten übergeben, die freilich dieselben nicht verurteilen konnten, da keine positiven Beweise einer That vorlagen. Da überraschte Europa der Aufstand in Ostrumelien, kam aber dem serb. Minister Garaschanin eben zur rechten Zeit, denn er hoffte durch eine kecke That das Volk zu gewinnen. Durch eine Proklamation des Königs wurde 13. Nov. 1885 Bulgarien der Krieg erklärt, und an demselben Tage überschritt die serb. Armee die bulgarische Grenze. Nach einigen kleinen serb. Siegen drängten die Bulgaren, unter persönlicher Führung des Fürsten Alexander, die Serben zurück, und schon am 22. Nov. nahmen sie Pirot ein. Am weitern Vordringen wurden die Bulgaren durch eine Drohung Österreichs aufgehalten; durch eine Militärkommission der berliner Vertragsmächte wurde am 21. Dez. ein Waffenstillstand zwischen S. und Bulgarien vereinbart und der Weg zum Frieden angebahnt. Der Friedensschluß, durch welchen der Status quo ante hergestellt wurde, fand erst 3. März 1886 in Bukarest statt. Am 14. März wurde der Friede durch den König Milan bestätigt. (S. **Serbisch-Bulgarischer Krieg von 1885.**) Ein Anfang April 1886 unternommener Versuch, ein Kabinett unter Ristitsch zu bilden, scheiterte, und Garaschanin trat aufs neue an die Spitze des Ministeriums. Eine Besonderheit dieses Kabinetts ist, daß der Kriegsminister Horvatovitsch zugleich das Oberkommando über die Armee führt.

Litteratur. Hilferding, «Geschichte der Serben und Bulgaren» (aus dem Russischen von Schmaler, 2 Bde., Bautzen 1856—64), betrifft nur die ältere Periode; Mijatovics, «The history of modern Servia» (Lond. 1872); «S. von 1858 bis 1875» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1875, 2. Hälfte); Kállay, «Geschichte der Serben» (aus dem Ungarischen von Schwicker, Bd. 1, Budapest 1878).

Serbisch-Becse, Marktflecken im ungar. Komitat Bács, s. unter Becse.

Serbisch-Bulgarischer Krieg von 1885, wurde veranlaßt durch die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien (18. Sept. 1885), welche Serbien (s. d.) nicht dulden wollte. König Milan befahl 22. Sept. die Mobilmachung des serb. Heers, beschränkte dieselbe jedoch auf die Feldarmee und deren Ersatztruppen. Darauf hin mobilisierte Fürst Alexander alle Aufgebote Bulgariens und Ostrumeliens, während nunmehr auch die Türkei im Maritzathale, bei Adrianopel, sowie im Süden Bulgariens und Serbiens größere Truppenmassen versammelte. Die Mobilmachung des serb. Heers vollzog sich planmäßig, doch konnten nicht alle Schwadronen und Batterien aufgestellt werden, da es im Lande an geeigneten Pferden fehlte; die Operationsarmee war zu Anfang November in 5 Divisionen 53000 Streitbare mit 132 Geschützen stark. Das bulgarische Heer zählte um Mitte Oktober an

Feldtruppen 30000 Mann mit 96 Geschützen, die ostrumelische Miliz 12000 Mann mit 4 Geschützen, sodaß beide auch vereint numerisch nicht die Stärke der serb. Feldarmee erreichten; doch waren auch Bataillone des zweiten Aufgebots und Landsturmtruppen bis zum Beginn des November verfügbar geworden, welche diesen Unterschied in der Zahl der Streiter verschwinden ließen. Serbien versammelte seine Feldarmee in drei Gruppen. Drei Divisionen (die Schumadia-, Donau- und Drinadivision, zusammen 33000 Streitbare) wurden als Hauptarmee an der von Nisch über Pirot nach Sofia führenden Straße an der Grenze zusammengezogen, eine Division (Morawadivision) als rechter Flügel im Thale der Morawa und den Übergängen der Vlasina-Hochfläche, eine Division (Timokdivision) als linker Flügel im Timokthale bei Zajecar und an der Grenze gegenüber von Bregowa. Die beiden Flügeldivisionen zählten je 10000 Streitbare, und das Oberkommando des Königs Milan befand sich zu Nisch. Die Hauptarmee und der rechte Flügel standen vier Märsche von Sofia entfernt und sollten zur Besitznahme der feindlichen Hauptstadt zusammenwirken, der linke Flügel dagegen sollte selbständig gegen Widin und zwischen der Donau und dem Balkan Verwendung finden. Man glaubte mit vier Divisionen (43000 Streitbare) sich leichten Kaufs Sofias bemächtigen und das bulgar.-rumel. Heer überwältigen zu können, da ein erheblicher Teil dieses Heers an der türk. Grenze und in Ostrumelien stand und fast alle höhern Stellen mit jungen Offizieren neubesetzt worden waren, nachdem 19. Sept. die russ. Offiziere Befehl erhalten hatten, die Dienste des Fürsten Alexander zu verlassen. Trotz dieser Hindernisse verlief in Bulgarien und Ostrumelien die Mobilmachung planmäßig. Das Heer wurde in drei Gruppen aufgestellt. Die Hauptarmee, bestehend aus der ostrumel. Miliz und einer bulgar. Division, stand 25000 Mann stark bei Philippopel und östlich davon bis zur türk. Grenze; eine bulgar. Division von 15000 Mann stand bei Sofia und hatte über Dragoman und Trn Vortruppen an die serb. Grenze geschoben, eine Abteilung von 4000 Mann stand bei Widin und hatte gegen Zajecar Vortruppen entsendet. Das Hauptquartier des Fürsten Alexander befand sich zu Philippopel.

Am 13. Nov. erklärte Serbien an Bulgarien den Krieg. König Milan verlegte sein Hauptquartier nach Pirot und ließ 14. Nov. auf der ganzen Linie die Grenze überschreiten. Die Hauptarmee rückte, die Schumadiadivision voran, auf der großen Straße vor, der rechte Flügel im Vlasinathale und über die gleichnamige Hochfläche gegen Trn, der linke Flügel gegen Widin. Bei der Schumadia- und Morawadivision kam es schon am 14. zu kleinen Gefechten gegen die schwachen bulgar. Vortruppen, welche zurückgingen. Die serb. Hauptarmee ließ zur Verbindung mit dem rechten Flügel Abteilungen im Sukowathale gegen Trn vorgehen und deckte sich nach der linken Seite durch Entsendungen nach Planinitza und Ginzi, der Paßhöhe der von Berkowitza nach Sofia führenden Balkanstraße. Fürst Alexander verließ 14. Nov. mittags Philippopel und ließ alle in Ostrumelien stehenden Truppen nach Sofia marschieren, wobei die Bahn bis Sarambeg nach Möglichkeit benutzt wurde. Am 15. Nov. wurde von der serb. Hauptarmee nach mehrstündigem Kampfe der Dragomanpaß gewonnen, ebenso von den Kolonnen des rechten Flügels in der folgenden Nacht Trn nach mehrern Gefechten gegen bulgar. Landsturm. Die Bulgaren gingen nach der vor Sofia als Schlachtstellung befestigten Linie von Sliwnitza zurück und erlitten nur geringe Verluste, Fürst Alexander traf in Sofia ein. Im Norden wurden bei Adlije die bulgar. Vortruppen von der serb. Timokdivision geschlagen. Am 16. Nov. traf Fürst Alexander in der Sliwnitza-Stellung, an deren Befestigung seit Anfang des Monats eifrig gearbeitet worden war, ein und fand dort 15000 Mann. Die serb. Hauptarmee war vom Dragomanpaß herabgestiegen, die Morawadivision stand bei Trn und vor Bresnik, die Timokdivision schlug den bulgar. Landsturm abermals westlich von Widin, und König Milan verlegte sein Hauptquartier nach Zaribrod. Am 17. Nov. trafen die Spitzen der aus Ostrumelien anrückenden Kolonnen in Sofia ein. Die 4 km lange Stellung bei Sliwnitza (30 km nordwestlich von Sofia, den Halkalibach vor der Front) wurde von der bulgar. Division in Erwartung eines Angriffs besetzt. Kurz vor Mittag gingen vom rechten Flügel drei bulgar. Bataillone zur Erkundung des Feindes vor, überraschten die serb. Vortruppen, mußten aber, da die drei Divisionen der serb. Hauptarmee nunmehr vorrückten, bald zurückgehen. Im Bereiche des Gewehrfeuers vor der bulgar. Stellung machten die Serben Halt und erlitten starke Verluste, namentlich durch das Feuer der mit Kruppschen Geschützen bewaffneten bulgar. Artillerie. Bei Einbruch der Nacht kehrten die Serben in ihre alten Stellungen zurück, wobei die Truppen der Donaudivision durch die bulgar. Infanterie des rechten Flügels verfolgt und bis zum Dragomanpaß zurückgetrieben wurde: Am 18. Nov. griffen die Serben den linken Flügel der bulgar. Stellung an, versuchten diesen zu umfassen, wurden aber zurückgewiesen, wobei die ersten, von Sofia eintreffenden ostrumel. Truppen ins Gefecht kamen. Ein gegen die Mitte der Stellung mit wenig Nachdruck unternommener Angriff scheiterte durch das bulgar. Geschützfeuer. Gegen Abend fanden auf beiden Flügeln noch kleine Zusammenstöße statt, doch gelang es den Serben nirgends, einen Erfolg zu erringen. Während der Nacht trafen beim bulgar. Heere von Sofia her namhafte Verstärkungen ein, während das serb. Heer durch mangelhafte Fürsorge für die Verpflegung zu leiden hatte.

Am 19. Nov. sollten die serb. Hauptarmee und die inzwischen herangekommene Morawadivision gemeinsam einen entscheidenden Angriff auf die Sliwnitza-Stellung ausführen, aber die Morawadivision kam nicht über Vadiza und Pernik hinaus, obschon ihr nur unbedeutende Streitkräfte, namentlich Landsturmtruppen, gegenüberstanden. Zwei Divisionen der serb. Hauptarmee griffen morgens 8 Uhr den rechten Flügel der Bulgaren an, wurden aber durch die rechtzeitig eintreffende bulgar. Reserve mit großem Verluste zurückgeworfen und bis zum Dragomanpaß verfolgt, womit die Schlacht entschieden war. Die Kraft des serb. Heers war gebrochen und dasselbe blieb am 20. Nov. unthätig stehen, während bulgar. Truppen Bresnik nahmen und die Morawadivision zurücktrieben. Bei Sliwnitza trafen an diesem Tage die letzten Verstärkungen aus Ostrumelien ein, und Fürst Alexander schritt 21. Nov. selbst zum Angriff. Die Serben wichen zurück, hielten jedoch durch ihre Nachhut den

Vormarsch des bulgar. Heers auf, sodaß ihre Hauptmacht nach Pirot abziehen konnte. Fürst Alexander erstürmte 22. Nov. den Dragomanpaß und tags darauf Zaribrod, warf am 24. die serb. Nachhut über die Grenze, die er selbst am 26. Nov. an der Spitze seines bis auf 50000 Mann angewachsenen Heers überschritt, griff bei Pirot die westlich der Stadt in befestigter Stellung stehende, durch Truppen des zweiten Aufgebots verstärkte serb. Armee (vier Divisionen), nachdem um Pirot den Tag über gekämpft worden war, am 27. Nov. an und brachte derselben nach schwerem, für beide Teile sehr blutigem Kampfe eine entscheidende Niederlage bei. Das serb. Heer floh nach Bela-Palanka und Knjazewatz und war vorläufig nicht mehr kampffähig; Fürst Alexander verlegte sein Hauptquartier nach Pirot. Inzwischen hatte im Donauthale die serb. Timokdivision eine Abteilung nach dem Lom entsendet und Widin berannt, dessen ehemalige Befestigung soweit erhalten war, daß die Stadt mit Hilfe einiger von Rustschuk mittels der Donauflottille herangeschaffter Geschütze verteidigt werden konnte. Am 18. Nov. wurde ein Angriff der Serben abgewiesen, und tags darauf rückte die Division ab, um sich mit der Hauptarmee zu vereinigen, empfing jedoch am 20. Nov. in Belogradschik Gegenbefehl und den Auftrag, sich Widins zu bemächtigen. Die Division traf 23. Nov. vor Widin ein, bombardierte die Stadt, versuchte am 25. zweimal den Sturm, wurde aber abgeschlagen. Ebenso mißlang ein in der Nacht vom 28. zum 29. Nov. unternommener Angriff. Am 28. Nov. traf der österr.-ungar. Gesandte zu Belgrad in Pirot ein und veranlaßte den Fürsten Alexander, seine Operationen einzustellen. Binnen wenigen Stunden wurde zwischen den beiden Oberkommandos die Einstellung der Feindseligkeiten vereinbart; die Truppen blieben in ihren Stellungen. Durch Vermittelung der Großmächte kam es in Pirot 21. Dez. 1885 zum Abschlusse eines Waffenstillstandes, worauf beiderseits die Räumung des besetzten feindlichen Gebietes stattfand. Die weitern Friedensverhandlungen fanden zu Bukarest statt, wo der Friede 3. März 1886 geschlossen wurde. Dem Friedensschlusse folgte unmittelbar die Demobilisierung der beiden Heere. In diesem kurzen Kriege, welcher keinerlei Gebietsveränderung der beteiligten Staaten zur Folge hatte, verlor das serb. Heer 6800 Mann tot oder verwundet und 1200 Gefangene, das bulgar.-ostrumel. Heer 2300 Mann tot und verwundet und 500 Gefangene.

Serbische Litteratur. Die Serben im engern Sinne (der östl. Teil der Serbo-Kroaten, s. Kroatische Sprache und Litteratur, sowie Serbische Sprache) haben bis in die neuere Zeit eine besondere litterarische Entwickelung gehabt, deren Erzeugnisse sich auch äußerlich von denen der westserbischen (kroatischen) durch Anwendung der cyrillischen Schrift unterscheiden. Während die Kroaten, der röm.-kath. Kirche angehörend und politisch an westeurop. Länder angelehnt oder deren Einflüssen unterliegend, Bildung und litterarische Anregung von daher bekamen, standen die Serben, als durchweg der griech.-orient. Kirche zugehörig, in diesen Beziehungen unter der Einwirkung des byzant. Mittelalters. Sie erhielten mit der Annahme der slaw. Liturgie (s. Cyrillus und Kirchenslawisch) zugleich deren Sprache, das Altbulgarische oder Altslowenische, als Litteratursprache, die sie durch Aufnahme von Eigentümlichkeiten ihres eigenen Dialekts zu einer besondern Form, dem sog. Serbisch-Kirchenslawischen, umbildeten. In dieser Sprache entstand bis zum Untergange des altserb. Reichs am Ende des 14. Jahrh. eine ziemlich umfangreiche kirchliche Litteratur, besonders nachdem der heil. Sava (s. d.) die kirchlichen Zustände in feste Ordnung gebracht und das serb. Kloster Chilandar auf dem Athos gegründet hatte. Diese Litteratur besteht aus den serb.-kirchenslaw. Abschriften der schon altbulgarisch vorhandenen biblischen Bücher, aus Liturgien, Homilien, Legenden, Nomokanones, Klosterregeln u. s. w., die zum Teil von Serben selbst verfaßt oder selbständig aus dem Griechischen übersetzt, zum Teil ebenfalls Abschriften altbulgar. Originale sind. Das kirchliche mönchische Leben und seine Ziele und Anschauungen beherrschten indes die für die Litteratur überhaupt in Betracht kommenden Kreise des Volks so sehr, daß eine weltliche Litteratur daneben keinen rechten Boden fand. Ein Ansatz dazu sind die Lebensbeschreibungen serb. Könige und Erzbischöfe. Der heil. Sava wie sein Bruder, König Stephan der Erstgekrönte, verfaßten Biographien ihres Vaters Stephan Nemanjas (herausg. von Šafařik, «Život sv. Simeona», 2. Abdr., Prag 1868 u. 1870), Dometian, ein Schüler Savas, dessen Leben wie das des heil. Simeon (d. h. Stephan Nemanias; herausg. von Daničić, «Život sv. Simeuna i sv. Save», Belgrad 1865); Erzbischof Danilo schrieb (etwa 1264 in Chilandar) «Lebensbeschreibungen serb. Könige und Erzbischöfe» (herausg. von Daničić, «Životi kraljeva i arhiepiskopa srbkih», Agram 1866). Aber auch diese Werke sind durchaus kirchlich-panegyrischer Natur, nicht Geschichtswerke. Solche fehlen, abgesehen von einigen Übersetzungen byzant. Chronographen, an die sich zum Teil dürftige chronikenartige Aufzeichnungen aus der eigenen Geschichte anschlossen. Diese ganze Litteratur konnte nicht volkstümlich sein. Eher läßt sich das behaupten von den mancherlei populär-religiösen, apokryphischen und legendarischen Stoffen, deren Verbreitung zum Teil mit der starken Ausbreitung der bogomilischen Ketzerei zusammenhing. Endlich finden sich auch rein weltliche Erzählungen der mittelalterlichen Litteratur, der Alexanderroman, die Erzählung vom trojanischen Kriege, Stephanit und Ichnelat u. a. (Proben aus der bisher genannten Litteratur geben die Zusammenstellungen von Vuk Stef. Karadžić, «Primjeri srpsko-slavenskoga jezika», Wien 1857; Jagić, «Prilozi k historii književnosti», Agram 1868; Novaković, «Primeri književnosti etc.», Belgrad 1878.) Für Sprache und Geschichte wichtig sind die zahlreichen Urkunden der serb. Könige und Großen, sowie das Gesetzbuch (Zakonik) des Zaren Stephan Duschan (gest. 1356).

Die weitere Entwickelung wurde so gut wie vollständig durch die definitive türk. Eroberung der serb. Länder (um die Wende des 14. und 15. Jahrh.) unterbrochen; einige kirchliche Werke, einige Chroniken (die bekannteste ist die des Despoten Georg Branković, verfaßt während seiner Gefangenschaft in Eger am Ende des 17. Jahrh.) und andere bilden die Anzeichen eines noch bestehenden dürftigen Lebens der Litteratur. Der erste Anfang einer Wiederbelebung hängt mit den Erfolgen Österreichs gegen die Türkei am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh. zusammen. Ein bedeutender

Teil der Serben kam unter österr. Herrschaft und dadurch mit westeurop. Leben und modernerer Bildung in Berührung; sie begannen Schulen zu gründen, zum Teil unter Berufung russ. Lehrer. Auch erschienen wieder reichlicher Bücher, doch waren sie weder ihrem Inhalt noch ihrer Sprache nach volkstümlich, da die alte kirchenslaw. Sprache, oft sogar nicht einmal in ihrer serbischen, sondern in ihrer dem Volke noch weniger verständlichen russ. Form, die für älter und echter galt, angewendet wurde. Von Bedeutung ist aus dieser «slaw.-serb.» Litteratur nur Jovan Rajićs «Geschichte der slaw. Völker, besonders der Bulgaren, Kroaten und Serben» (Neusatz 1768; zuletzt 4 Bde., Ofen 1823), weil sie nationale Erinnerungen weckte. Eine gründlichere Reform ward von Dositheus Obradović (s. d.) in Angriff genommen und von Vuk Stefanović Karadžić (s. **Karadschitsch**) und Daničić (s. d.) siegreich zu Ende geführt. Es wurde nämlich nicht ohne lange Kämpfe die Annahme der eigentlichen serb. Volkssprache als Litteratursprache durchgesetzt und dadurch erst die Bedingung zur Entstehung einer Litteratur im weitern Sinne gegeben. Zugleich trat mit der Befreiung Serbiens von der Türkei seit Anfang des 19. Jahrh. die Möglichkeit ein, an der Bildung des Volks mit Erfolg zu arbeiten. Seitdem bewegt sich die serb. Litteratur, wenn auch in kleinem Maßstabe und ohne großen Aufschwung, in den Bahnen der europ. Litteratur. Der erste moderne Dichter war Lucian Mušicki (1777—1837), dessen hochtrabender Pseudoklassizismus indes keine günstige Wirkung auf den Geschmack hatte. Einen volkstümlichern Ton traf erst Sima Milutinović (s. d.), der in seinen «Serbianka» (Lpz. 1826) den serb. Freiheitskrieg besang. Der eigentliche poetische Schatz des Volks waren und blieben seine Volkslieder, namentlich die epischen. Die Kunstpoesie traf im ganzen nicht den rechten Ton und fand nicht den rechten Inhalt. Von Dichtern aus dieser Periode sind noch zu nennen die Lyriker und Dramatiker J. N. Popović (1806—56) und J. Subotić (1817—86); als Romanschreiber Milovan Vidaković (1780—1841). Die Zahl der Prosaschriften wuchs beträchtlich mit dem zunehmenden Bildungsbedürfnis, diese Litteratur hat aber keine selbständige Bedeutung; auch nahm die Zahl der Zeitungen und Journale bedeutend zu (wichtig wurde namentlich «Srbski letopis» seit 1825).

Seit ungefähr der Mitte des 19. Jahrh. gewinnt die Poesie in den Stoffen und im Ton mehr wirkliches nationales Leben, namentlich durch zwei Dichter, Peter Petrović Njegoš (Vladika von Montenegro, 1813—51), dessen berühmtestes Werk «Gorski vijenac» (Wien 1847) in dramatischer Form eine Befreiung Montenegros vom Türkentum (Ende des 17. Jahrh.) schildert, und den Lyriker Branko Radičević. Bekanntere Dichternamen aus neuerer Zeit sind noch Jovan Jovanović und Djuro Jakšić; als Erzähler ragt hervor Milićević («Zimne večeri», Erzählungen aus dem serb. Leben). — Die mehr wissenschaftliche (historische, geographische, sprachwissenschaftliche u. s. w.) Litteratur hat ihr Hauptorgan in dem seit 1847 von der Gelehrten Gesellschaft in Belgrad herausgegebenen «Glasnik».

Das Hauptinteresse anderer Völker an der serb. Litteratur konzentriert sich noch immer und mit Recht auf die serb. Volkspoesie. Mustersammlungen derselben sind die von Karadžić; die bekanntesten deutschen Übersetzungen sind die von Talvj («Volkslieder der Serben», 2 Tle., neue Aufl., Lpz. 1853) und Kapper («Die Gesänge der Serben», 2 Tle., Lpz. 1852). Vgl. Pypin u. Spasović, «Geschichte der slaw. Litteraturen» (1. Bd., Lpz. 1880).

Serbisches Recht, das wichtigste und wissenschaftlich interessanteste Recht der Südslawen. So wie die übrigen slaw. Rechte erscheint auch das serb. Recht als reines Gewohnheitsrecht, dessen Kenntnis vornehmlich den vielen, aber erst vom Schlusse des 12. Jahrh. reichlicher fließenden Urkunden zu entnehmen ist. Diese Quellen, deren Inhalt fast ausschließlich die öffentlich-rechtlichen Verhältnisse des alten, von Stephan Nemanja (um 1170) zu einem staatlichen Ganzen vereinigten Serbien erkennen läßt, zeigt das Volk, abgesehen von der Geistlichkeit und den fremden «Gästen», in zwei Klassen geteilt, nämlich den Adel (vlastele), welcher von jeder Abgabe frei war und auf die Leitung sämtlicher öffentlichen Angelegenheiten des Landes mächtigen Einfluß übte, und den persönlich freien Bauernstand (meropchi), dessen Grundbesitz jedoch mit Abgaben und der Robotpflicht belastet war. An der Spitze des Volks stand der Großzuppan (megalozuppanos, princeps), später auch König (rex Sclavorum) genannt, dessen Würde erst von Nemanja an in einem Geschlecht erblich wurde und dessen Macht durch den Adel vielfach beschränkt war. Das Land war in sog. Zupen eingeteilt, auch die Hauskommunionen (s. d.) und die sich hieran schließende Gesamtbürgschaft (s. d.) war seit jeher ausgebildet. Die Grundlage der Gerichtsverfassung bildet das Volksgericht (porota). Frühzeitig äußerte indes das byzant. Recht einen vielfach modifizierenden Einfluß auf die Entwickelung des serb. Rechts, insbesondere auf dem Gebiete des Privat- und Prozeßrechts, wie ja schon frühzeitig die sog. Ekloge der Kaiser Leo III. Isauricus und Konstantin IV. Kopronymos (von 740) namentlich in ihren privatrechtlichen und prozessualen Bestimmungen gesetzliches Ansehen gewonnen hatte. Unter der Regierung des Zaren Stephan Duschan wurde endlich das serb. Recht codifiziert (1349 und 1354). Das so entstandene Gesetzbuch enthält jedoch zumeist Bestimmungen des öffentlichen (Staats-, Straf- und Prozeß-)Rechts; das Privatrecht wird nur ausnahmsweise berücksichtigt und behielt auch fernerhin seinen gewohnheitsrechtlichen Charakter. Duschans Gesetzbuch ist die erste und letzte umfassende gesetzgeberische Arbeit in Serbien. Seine Nachfolger erließen zwar vereinzelte Verordnungen als Ergänzungen zu Duschans Gesetzbuch; mit dem vollständigen Verluste auch der innern Autonomie (1458) hörte jedoch jede Thätigkeit auf dem Gebiet der Rechtsentwickelung auf, und das türk. Recht herrschte fortan im Lande ausschließlich. Die im befreiten Serbien geltenden Gesetze sind fast durchgehends österr. und franz. Mustern nachgebildet und bloß für solche Verhältnisse, deren gesetzliche Normierung nach diesen Mustern sich nicht durchführen ließ, wie z. B. die Verhältnisse der Hauskommunionen u. s. w., suchte man die im Volksbewußtsein noch erhaltenen gewohnheitsrechtlichen Grundsätze gesetzgeberisch zu verwerten. Vgl. Tkalac, «Das Staatsrecht des Fürstentums Serbien» (Lpz. 1858); Krstić, «Istorija slavenski prava od V. Maciejowskoga» (Ofen 1856); Bogišić, «Pisani zakoni na slovenskom jugu» (Agram 1872).

Serbische Sprache, d. h. die Sprache der Slawen im Fürstentum Serbien, in Bosnien, der

Herzegowina, Montenegro, Altserbien, Dalmatien, bildet einen Teil eines größern Sprachganzen, das man jetzt meistens als serbo-kroatisch (früher häufig illyrisch) bezeichnet. In diese Bezeichnung ist dann einbegriffen die Sprache der Slawen im Königreich Kroatien (d. h. dem Lande zwischen Kulpa und Velebitgebirge), aber nicht die des sog. Provinzialkroatien (um Agram und Warasdin), da diese zum Slowenischen gehört. Das Serbo-Kroatische wird je nach der verschiedenen Umbildung des altslaw. Vokals ě (jat') in drei Hauptdialekte geteilt: den östlichen (im östl. Teil des Fürstentums Serbien), ě wird wie e gesprochen; den südlichen (in Teilen des Fürstentums und Bosniens, der Herzegowina, Montenegro, einem Teile Dalmatiens), ě wie je oder ije; den westlichen (in Kroatien), ě wie i. Das Serbo-Kroatische bildet mit dem ihm nächstverwandten Slowenischen und Bulgarischen die sog. südslawische Völker- und Sprachgruppe und gehört mit diesen der südöstl. Abteilung der Slawischen Sprachen (s. d.) an. Die der orient. Kirche angehörigen Serben brauchen das cyrillische Alphabet in einer vortrefflichen, von Vuk Karadžić verbesserten, der wirklichen Aussprache angepaßten Orthographie, die der römischen angehörigen Serben und Kroaten die lat. Schrift mit Erweiterungen und Anpassungen, wie sie die Sprache erfordert. Die Zahl der serb.-kroat. Sprechenden beträgt gegen 6 Mill. Die erste wissenschaftliche Bearbeitung des Serbischen geschah durch Wuk Stephanowitsch Karadschitschs »Grammatik« (Wien 1818; als Einleitung seines Wörterbuchs, übersetzt von J. Grimm, Berl. 1824), später namentlich durch die Werke von Daničić (s. d.); vortrefflich ist auch Budmani, »Grammatica della lingua serbo-croata« (Wien 1867). Zum praktischen Erlernen der Sprache existieren Grammatiken und Hilfsbücher von Berlić, Fröhlich, Parčić, Bošković, Vymazal u. a. Das bedeutendste Wörterbuch ist das von W. St. Karadschitsch (»Serb.-deutsch-lat. Wörterbuch«, Wien 1818; 2. Aufl., »Lexicon serbico-germanico-latinum«, Wien 1852), dazu »Deutsch-serb. Wörterbuch« (Wien 1872). Seit 1880 gibt die Agramer Akademie ein sehr groß angelegtes serbo-kroat. Wörterbuch heraus (»Rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika«, bis 1884 6 Hefte), anfangs bis zu seinem Tode von Daničić bearbeitet. Brauchbar ist Filipovićs »Neues Wörterbuch der kroat. und deutschen Sprache« (2 Bde., Agram 1875); Popović, »Wörterbuch der serb. und deutschen Sprache« (2. Aufl., Pancsova 1886). Von ältern (kroat.) Wörterbüchern sind die wichtigsten Della Bella, »Dizionario italiano-latino-illirico« (Vened. 1728; 2. Ausg., Ragusa 1785); Stulli, »Rjecsosloxje« (2 Bde., Ragusa 1806); derselbe, »Vocabolario italiano-illirico-latino« (Ragusa 1810). (S. auch *Kroatische Sprache*.)

Serbische Wojwodschaft und Temeser Banat war der Name eines 1849 geschaffenen Kronlandes der österr. Monarchie. Dasselbe wurde durch die kaiserl. Verordnung vom 18. Nov. 1849 aus verschiedenen zu Ungarn und Slawonien gehörigen, von Serben, Romanen, Deutschen und Magyaren bewohnten Gebietsteilen, nämlich aus den ungar. Komitaten Bács-Bodrog, Temesvár, Torontal und Krassó und den slawonisch-syrmischen Bezirken Ruma und Illok gebildet und später mit einer dem Verwaltungsorganismus in den deutsch-slaw. Kronländern ähnlichen Administration versehen. Dieses Kronland enthielt auf einem Areal von 30000 qkm eine Bevölkerung (1857, ohne Militär) von 1540049 Seelen und zerfiel in den Stadtbezirk Temesvár und in die fünf Kreise Temesvár, Lugos, Großbecskerek, Neusatz und Zombor. Die Landeshauptstadt war Temesvár, wo die Statthalterei, das Oberlandesgericht und die Finanzdirektion als die leitenden Kronlandsbehörden ihren Sitz hatten. Als das kaiserl. Diplom vom 20. Okt. 1860 die frühern nationalen Institutionen des Königreichs Ungarn wiederherstellte, ward dieses Kronland aufgehoben und 27. Dez. 1860 wieder mit Ungarn (Ruma und Illok mit Slawonien) vereinbart. In seinem »Großen Titel« nennt sich der Kaiser von Österreich auch »Großwojwod der Wojwodschaft Serbien«.

Serchio, im Altertum Auser, mittellat. Auserculus, Fluß im ital. Compartimento Toscana, entspringt in der Provinz Massa e Carrara am Südabhange des Ligurischen Apennin, umfließt östlich und südlich die Apuanischen Alpen, wobei er das schöne Gebirgsthal Garfagnana bewässert, durchströmt die Provinzen Lucca und Pisa und mündet nördlich vom Arno in das Ligurische Meer. Der Auser mündete ehemals bei Pisa in den Arno, mit welchem er jetzt durch einen den Lago di Bientina passierenden Kanal verbunden ist.

Sercial, Madeirawein, s. unter *Madeira*.

Serdar, s. unter *Seraskier*.

Serdobsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Saratow, an der Serdoba (Nebenfluß des Choper), mit (1882) 10364 E., treibt Handel mit Getreide, Talg, Fleisch, Geflügel und Holzgeräten.

Serdschân, die Hauptstadt von Kirmân (s. d.).

Serechule (*Seracolet*), ein Negerstamm, welcher den Hauptbestandteil des alten von den Mandingos zerstörten Reichs Ghanat bildete und nun in mehrern Überresten am linken Ufer des Senegal, nahe der Stadt Bakel, und in den Provinzen Kaarta und Segu fortlebt. Die von den S. gesprochene Sprache, genannt *Gadschaga*, steht unter den Sprachen Afrikas isoliert da.

Seregno, Stadt in der ital. Provinz Mailand, Bezirk Monza, Station der Eisenbahn Chiasso-Como-Mailand, zählt (1881) 8079 E. und hat Baumwoll- und Seidenindustrie.

Serena (La), Hauptstadt von Coquimbo (s. d.).

Serena (Amalie), oder auch *Heiter* (Amalie), Pseudonymen der Prinzessin Amalie von Sachsen.

Serenade (ital. Serenata) bezeichnet eine besonders aus dem Gebrauch der Italiener und Spanier hervorgebildete Abend- und Nachtmusik, ein Ständchen, für Gesang mit oder ohne begleitende Instrumente oder für Instrumentalmusik (insbesondere Blasmusik) allein, ursprünglich bestimmt, im Freien aufgeführt zu werden, dann auch in den Konzertsaal aufgenommen und hier zu einem Instrumentalwerk ausgebildet, welches sich von der Symphonie durch solistische Haltung und eine größere Zahl von Sätzen unterscheidet. Letztere Art der S. hieß früher *Cassation*. Gleichbedeutend mit S. ist das *Notturno* (s. d.), wie denn z. B. Spohr eins seiner serenadenartig angelegten Tonstücke für Blasinstrumente Notturno benannt hat.

Serenissimus (lat.), der Durchlauchtigste, Seine Durchlaucht, Titel regierender Fürsten.

Seres, im Altertum Sirrhao, im Mittelalter Sorrhae, im byzant. Thema Strymonis und Sitz eines Metropoliten, Hauptort eines Sandschak im

türk. Vilajet Selanik oder Salonichi, am Abhange der untersten Ausläufer des Tschaïrly-Dagh und an einem linken Zuflusse des Struma (Strymon) nahe der weit ausgedehnten und reichen, jetzt aber größtenteils versumpften und mit Fieberluft erfüllten Ebene gelegen, welche sich oberhalb bis Demir Hissar und unterhalb bis zum Meerbusen von Orfani erstreckt, wo der Hafen Orfani (s. d.), vordem das natürliche Debouché ihrer noch zu Anfang des 19. Jahrh. reichen Produkte war. Früher der besuchteste Markt im Innern Macedoniens, hat S. diese Bedeutung nach und nach vollkommen verloren. S. hat 5—10000 E., einige Moscheen, eine griech. Kirche; seine ehemalige blühende Industrie ist tief gesunken und beschränkt sich auf die Anfertigung von Woll- und Baumwollstoffen. Der Import wird von England aus bewirkt; die frühern Handelsbeziehungen mit Österreich haben aufgehört.

Seressaner (Rotmäntel) waren Mannschaften, die sechs österr. Grenzregimentern, welche den Einfällen türk. Räuber besonders ausgesetzt waren, beigegeben und mit Gewehr, Pistolen und Handschar bewaffnet wurden; sie entstanden um das J. 1700 und waren 1849 in Stärke von 1200 Mann vorhanden. Bei drei Regimentern gab es auch Seeabteilungen. Im J. 1788/89 nahmen die S. am Türkenkriege teil. Früher durch ihre Tapferkeit und Grausamkeit bekannt, verloren sie seit dem Siebenjährigen Kriege immer mehr an Bedeutung und bestehen seit Aufhebung der Militärgrenze nicht mehr in bisheriger Weise. Seit 1871 ist das Seressanerkorps zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung in Kroatien und Slawonien bestimmt, also eine Gendarmerietruppe, und dem Generalkommando zu Agram unterstellt.

Sereth (Hierasus im Altertum), ein linker Nebenfluß der untern Donau, entspringt im österr. Herzogtum Bukowina, etwa 66 km südwestlich von dessen Hauptstadt Czernowitz, bei Pursukeu am östl. Fuß der Karpaten, durchfließt das Land in einem gegen Norden gekrümmten Bogen 110 km weit, indem er hier die Städte Sereth und Suczawa berührt, tritt dann in die Moldau, die er als Hauptfluß, ziemlich parallel dem Pruth, in südl. Richtung über Roman, in einem breiten Thale durchströmt, bis er bei Adsjud die völlige Ebene erreicht, und mündet, zuletzt die Grenze gegen die Walachei bildend, nach einem Laufe von 470 km oberhalb Galacz. Flößbar wird der S. schon unterhalb des Dorfes Schipot, unweit seiner Quelle, fahrbar bei Kolionesti. Nebenflüsse sind rechts der Kleine Sereth, die Suczawa, Moldawa, Goldene Bistrizza, der Totrusch, die Putna und der Buseo, links der Berlad.

Sergatsch, Kreisstadt im russ. Gouvernement Nishnij-Nowgorod unweit der Mündung des Sergatsch in die Pjana, mit (1882) 1407 E., die sich hauptsächlich mit Obstzucht und Verfertigung von Sattlerarbeiten beschäftigen.

Serge, Ser sche oder Sar sche (frz. serge, engl. serge), ein atlasartig geköpertes Seidengewebe; auch ein derartig gewebtes Zeug aus Kammgarn, welches besonders zu Damenschuhen verwendet wird.

Sergeant (frz. Sergent) heißen in mehrern Armeen die ältern Unteroffiziere. In Frankreich entspricht der Sergent-major dem Feldwebel; in älterer Zeit hießen die Leute der Leibwache der franz. Könige Sergents d'armes. Der Name wird von serre-gens abgeleitet, deren Pflicht es war, die geschlossene Ordnung aufrecht zu erhalten. Sergents de bataille, auch sergents généraux de bataille genannt, waren im 15. bis 17. Jahrh. Offiziere, welche die Ordnung der Truppen auf dem Marsche und ihre Aufstellung zur Schlacht überwachten.

Sergeants at law, s. Counsel.

Sergel (Joh. Tobias von), schwed. Bildhauer, geb. zu Stockholm 8. Sept. 1740, war Schüler L'Archevecques und reiste 1767 mit königl. Unterstützung nach Italien, wo er in Rom seinen Ruhm gründete. Durch Gustav III. 1778 zurückberufen, wurde er Hofbildhauer und Professor an der Akademie der bildenden Künste. Im J. 1803 wurde er Hofintendant, 1808 in den Adelsstand erhoben, 1810 Direktor der Akademie und starb 26. Febr. 1814. Man schätzt in seinen Werken die Tiefe und Kraft der Idee, vereinigt mit der vollendetsten Anmut der Formen, sowie die Energie und Grazie seines Kunststils. Unter seinen Statuen sind besonders zu erwähnen: Amor und Psyche; Diomedes, welcher das Palladium raubt; Othryades der Spartaner; ein Faun; Gustav III.; Axel Oxenstierna, welcher der Muse der Geschichte die großen Thaten Gustav Adolfs diktiert; Mars und Venus und Venus Kallipygos. Die meisten befinden sich in dem Schwedischen Museum. Unter den Gruppen sind zu bemerken des Cartesius Monument, auf Kosten Gustavs III. in der Adolf-Friedrichskirche errichtet; die Auferstehung Christi, ein großes Basrelief, am Altare in der St. Clarakirche zu Stockholm; zwei Engel über dem Altare in der Domkirche zu Karlstad; das Monument von Ehrenswärd zu Sweaborg. Auch seine Büsten in Marmor, welche die Mitglieder der königl. Familie und hervorragende Zeitgenossen darstellen, sowie seine Medaillons haben ausgezeichneten Wert. Vgl. Nyblom, «J. T. Sergel» (Upsala 1877).

Sergent, s. Sergeant.

Sergiewsk, eine Niederlassung bei dem Troizko-Sergiew-Kloster, welches letztere mit der erstern fast immer identifiziert wird, im russ. Gouvernement Moskau, Kreis Dmitrow, an der Moskau-Jaroslawer Eisenbahn, 76 km von Moskau gelegen, mit (1884) 31413 E. Außer dem großen Kloster mit seinen Nebengebäuden befinden sich in S. eine große Kirche, eine geistliche Akademie, eine geistliche Schule und eine Bank. Die Bewohner beschäftigen sich mit verschiedenen Handwerken, unter welchen besonders hervorzuheben sind die aus Holz geschnitzten Kinderspielsachen und Heiligenbilder, welche über das ganze Reich Verbreitung finden. Bedeutenden Erwerb finden die Bewohner durch die zum Kloster strömenden Wallfahrer, deren Zahl jährlich eine Million beträgt.

Sergiewsk, Stadt im russ. Gouvernement Samara, Kreis Buguruslan, am Sok, mit (1882) 3978 E. In der Nähe sind große Schwefellager, die aber nicht mehr ausgebeutet werden, und Schwefelquellen, welche im Sommer ziemlich zahlreich besucht sind.

Sergipe, die kleinste brasil. Provinz, umfaßt 39090 qkm (1883) mit 211173 E., worunter (1882) 26173 Sklaven. Zwischen 9° 5′ und 11° 28′ südl. Br., 36° 17′ und 38° 7′ westl. L. von Greenwich und an der Küste des Atlantischen Oceans gelegen, wird sie im Norden durch den untern Lauf des Rio São-Francisco von der Provinz Alagôas

getrennt, im Süden und Westen von der Provinz Bahia begrenzt. Die Küste ist 150 km lang, sandig und flach, das Innere waldbedecktes Hügelland. Die Bewässerung ist in den bewohnten östl. Teilen sehr reich, arm dagegen auf dem westl. Hochlande. Die sämtlich in den Ocean mündenden Flüsse Cotinguyba, Vasa Barris oder Irapiranga und Rio Real, der südl. Grenzfluß, dem links der Rio Piauhy zuströmt, werden in ihrem untern Laufe mit Küstenfahrzeugen befahren; der Oberlauf dieser Flüsse ist durch Stromschnellen und Wasserfälle nicht schiffbar. Der Japuratuba gestattet zwar an seiner Mündung das Einlaufen von Küstenfahrern, wird aber sonst nur von Booten befahren. Das Klima ist heiß, trocken im Innern, feucht an der See. Die Flora auf den Abhängen der Serra de Itabaiana ist reich an den wertvollsten Bau- und Farbehölzern. Das Tierreich weist in der Region der Campos Hirsche und Rebhühner auf; die Mineralienlager der Provinz, welche reich an Eisenerz, Kalkstein und Bergkrystallen sind, sind noch wenig erforscht. Man baut Baumwolle, Zuckerrohr, Mandioka, Tabak, Mais, Reis und Flachs. Zwischen der Serra de Itabaiana und dem São-Francisco auf den Campos de Criação de Gados treibt man sehr lohnende Viehzucht mit Absatz nach den Märkten von Bahia und Pernambuco. Die Industrie besteht in Zucker- und Spritfabrikation, Herstellung von Mandiokamehl, Gerberei und Bau von kleinen Küstenfahrzeugen. Trotz der Lage an der Mündung des großen Flusses ist der Handel ziemlich unbedeutend; die Einfahrt in den Rio São-Francisco wie in die andern genannten Küstenflüsse ist schwierig. Die nationalen Dampferlinien berühren Aracajú und Propriá am Rio São-Francisco zweimal monatlich; Fahrstraßen und Eisenbahnen mangeln. Das Land war im 16. Jahrh. ein Schlupfwinkel franz. Korsaren und Schleichhändler; 1592 vertrieb Christovão de Barros die letztern, nahm die Kolonisation von S. in Angriff und begründete die ältere Hauptstadt der Provinz, São-Cristovão. Durch einen Einfall der Holländer 1637 wurden diese Kulturanfänge wieder völlig zerstört; 1696—1821 war S. eine Comarca der Capitania Bahia. Hauptstadt der Provinz ist das erst 1855 angelegte Aracajú, rechts am Contingyuba, mit 6000 E., breiten, sich rechtwinkelig schneidenden Straßen, einem landwirtschaftlichen Institut nebst Musterfarm und Ausfuhr von Zucker und Baumwolle; ehemals war Hauptort S. oder Sergipe d'El Rey oder São-Christovão, links am Rio Vasa Barris, 30 km oberhalb dessen Mündung, mit Zuckersiedereien, Tabaksfabriken und Gerbereien.

Sergius heißen vier Päpste.

Sergius I., Papst 687—701 und Zeitgenosse des berühmten Beda, geb. zu Palermo, ist besonders dadurch bemerkenswert geworden, daß er die Annahme der Beschlüsse des Konzils im Trullus zu Konstantinopel (692), des sog. concilium quinisextum, die bereits von seinen Gesandten unterzeichnet waren, verweigerte. Kaiser Justinian II. wollte ihn deswegen gefangen nehmen, aber das Heer empörte sich zu seinen Gunsten. Ferner beförderte S. die angelsächs. Mission; auch wird ihm die Einführung des Gesangs «Agnus dei» bei der Messe zugeschrieben.

Sergius II. hieß eigentlich Peter, war erst Erzpriester in Rom, dann Papst 844—847. Er trug zur Erhöhung der päpstl. Macht dadurch wesentlich bei, daß er die Bestätigung seiner Stuhlbesteigung vom damaligen Kaiser Lothar I. umging und sich trotz dessen Widerspruchs behauptete. Unter ihm drangen die Sarazenen in Rom ein und plünderten das reiche Schatzhaus der Peterskirche (846).

Sergius III., vorher Diakonus, dann Papst 904—911, gelangte durch die berüchtigten Frauen Theodora und Marozia auf den päpstl. Stuhl, lebte in wilder Ehe mit der Marozia (s. d.), welche ihm außer andern Kindern auch den nachmaligen Papst Johann XI. geboren haben soll.

Sergius IV., vorher Bischof von Alba, Papst 1009—12, hieß eigentlich Bocca di Porco, d. i. Schweinsrüssel. Da er sich dieses Namens geschämt, soll er den Namen S. angenommen und die Sitte begründet haben, daß die Päpste ihren frühern Namen ablegten.

Sergius, Heiliger der orthodox-griech. Kirche, Gründer des Troïzklosters, im russ. Gouvernement Moskau, geb. 1315 in Rostow als der Sohn eines russ. Bojaren, übergab nach dem Tode des Vaters sein Erbteil seinem Bruder und zog in die Einöde, in den Wald, der 10 Werst von Radonesh liegt, wo jetzt das Kloster steht. Hier baute er eine Kirche, wurde Mönch, und bald sammelten sich um ihn noch 12 Einsiedler. Nach der Erzählung der russ. Chronisten weissagte er dem Großfürsten Dimitri Donskoi den Sieg über Mamai und erhielt von ihm 11 Dörfer, welche die Grundlage des künftigen Reichtums des Klosters bildeten. S. gründete auch noch mehrere andere Klöster. Er starb 7. Sept. 1391. Heilig gesprochen wurde er 17. Juli 1423. Seine Reliquien ruhen in der Kathedrale des Troïzklosters in einem silbernen, 1737 auf Befehl der Kaiserin Anna Iwanowna verfertigten Sarkophag.

Sergius, Patriarch von Konstantinopel, 608—639, ein geheimer Anhänger der Monotheleten, unterstützte den Kaiser Heraklius in dem Streben, die Monophysiten mit der orthodoxen Kirche zu vereinigen, und faßte hierzu die 638 publizierte Ekthesis ab, welche festsetzte, daß in Christus nur ein Wille anzuerkennen sei; sie wurde vom Papst Johann IV. auf einem Konzil zu Rom verdammt.

Seriana (Val), s. unter Bergamasca.

Seriba heißen die Niederlassungen der Kaufleute von Chartum im ehemals ägypt. Sudan, welche sie möglichst nahe bei solchen Gegenden, wo sie Elfenbein gewinnen, namentlich aber unter ackerbauenden, friedlichen Stämmen des Bahr el-Gasal-Gebiets errichtet haben. Eine bewaffnete Macht bringen sie von Chartum mit, und machen nur von der S. aus Expeditionen ins Innere; auf solche Weise haben sie sich einen unbelästigten Verkehr gesichert. Die S. sind demnach Depôts für Elfenbein, Munition, Tauschartikel, Lebensmittel u. s. w. Es sind Dörfer, von Palissaden umgeben.

Sericinsäure, s. Myristinsäure.

Sericit, Name für ein äußerlich talkähnliches Mineral, welches eine dichte Aggregationsform von Kaliglimmer (Muscovit) darstellt; es ist sehr weich und mild, grünlich- oder gelblichweiß, lauchgrün, seidenglänzend, fettig anzufühlen, hat das spezifische Gewicht 2,809, und genau die chem. Zusammensetzung des Muscovits. Seine nicht elastischen Lamellen besitzen unter dem Mikroskop eine faserig-schuppige Struktur. Vor dem Lötrohr schmilzt der S. zu graulichweißem oder grünlichgrauem Email.

Sericitschiefer nennt man solche Schiefergesteine, in welchen neben einem Gehalt an Quarz das Mineral Sericit (s. d.) eine Hauptrolle spielt. Diese oft etwas flaserigen, stets granatfreien Felsarten wurden zuerst als etwas mehr oder weniger Selbständiges in der Gruppe der huronischen sog. Taunusschiefer an mehrern Punkten des Rheingaues erkannt; später wurden sie auch in Sachsen, am Harz, am Stilfser Joch gefunden; ferner gehörten zum S. das sog. weiße Gebirge der Erzlagerstätten von Holzappel, Wellmich und Werlau, die sog. Lagerschiefer von Mitterberg, die sog. weißen Schiefer von Agordo in Südtirol. Führen die S. auch reichlicher Feldspat, so fallen sie unter den Begriff Sericitgneis.

Seriema (Dicholophus cristatus) heißt ein sonderbarer Vogel Südamerikas, auf den einige Forscher eine eigene, den Trappen nahestehende Familie der Stelzvögel (s. d.) gründen, während andere ihn als aberrante Form zu den Falken rechnen. Er ist 82 cm lang, hat sehr hohe Füße, die wie der kräftige Schnabel hochrot sind, kräftige Flügel, einen langen, breitfederigen Schwanz und einen Federschopf auf der Stirn; die Farbe des Gefieders ist ein bräunliches Grau.

Sérignan, Stadt im franz. Depart. Hérault, Arrondissement Béziers, rechts am Orb, 4 km von dessen Mündung in den Golfe du Lion, hat (1881) 3048 E., ein Seebad an der Mündung des Orb, sowie Branntweinbrennerei und Weinhandel.

Serika (Σηρική), bei den alten Griechen Name des nördl. China, am mittlern Hwang-ho, das Ursprungsland des von den Alten durch Vermittelung centralasiat. Völker eingehandelten kostbaren Kleidungsstoffes der Seide (grch. σηρικόν, aus dem mongol. sirkek, altchinesisch ser). S. ist nach einheimischer Überlieferung die Wiege des chines. Volks und Reichs und wird auch bei den Arabern und den Italienern des spätern Mittelalters von dem südl. China (Sinae der Alten, Tschina der Inder, Sin der Araber) als Kitai oder Katai, ital. Cataja unterschieden. Noch heute ist bei den Russen Kitai der Name für ganz China. Die von den alten Griechen erwähnte Hauptstadt von S., Sera, ist aller Wahrscheinlichkeit nach Si-ngan-fu (im Altertum Tschan-ngan-fu) am Flusse Hwei-ho in der heutigen Provinz Schen-si.

Serimēter (grch., soviel wie Seidenmesser), ein Apparat, welcher dazu dient, die Seide auf ihre Elasticität, Dehnbarkeit und Festigkeit zu prüfen, und dessen Konstruktion meist auf dem Prinzip des Federdynamometers oder der röm. Wage beruht. (Vgl. Garndynamomēter.)

Serinagur, Hauptstadt von Kaschmir (s. d.).

Seringapatam oder Serangapatam, Stadt und Festung in der administrativ zu der Präsidentschaft Bengalen gehörenden Landschaft Mysore in Britisch-Ostindien, Haupt- und Residenzstadt der ehemaligen unabhängigen Radschas von Mysore, nördlich von der Stadt Mysore, auf einer kleinen Insel des Kawerisflusses, hat enge und schlechte Straßen und zählte (1871) nur noch 10594 E., während sie zur Zeit Tippo-Saïbs 150000 hatte. Hyder-Alis (s. d.) Palast am östl. Ende der Insel, ein prachtvolles Gebäude, obgleich nur aus Lehm bestehend, ist größtenteils verfallen. Daneben ist ein Mausoleum, in welchem Hyder-Ali, seine Gemahlin und sein Sohn Tippo-Saïb (s. d.) in Särgen von schwarzem Marmor ruhen. Am 4. Mai 1799 wurde die Stadt durch die Engländer erstürmt. Sie benutzten die Stadt eine Zeit lang als Besatzungsplatz, gaben sie aber wegen ihrer ungesunden Lage als solchen wieder auf.

Seringham, s. unter Tritschinapali.

Serino, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Avellino, rechts am Sabato, Station der Eisenbahn Neapel-Avellino, zählt (1881) 6481 E. und hat Weinbau, Seidenkultur, Wollweberei und Eisenindustrie.

Serinus (lat.), der Girlitz.

Serīphos, eine kleine felsige, zu den Cykladen gehörige griech. Insel, südöstlich von Attika, mitten zwischen Kythnos und Siphnos gelegen, jetzt Serpho, nahm mit einigen Schiffen bei der attischen Flotte an der Schlacht bei Salamis teil, gehörte dann zum Athenischen Seebunde und galt später unter den Römern als gefürchteter Verbannungsort. Nach dem Mythus wurde hier der von Akrisios ausgesetzte Kasten an das Land gezogen, welcher den Perseus und dessen Mutter Danaë einschloß. Die Insel ist etwa 50 qkm groß, zählt (1879) 2943 E. und besteht zum größern Teile aus Glimmerschiefer, in den südlichsten Partien aus Granit. Der nur sehr wenig anbaufähige Boden enthält ausgedehnte Lager von Eisenstein, die im Altertum vielfach ausgebeutet wurden; ein dahin gehender Versuch in neuester Zeit scheiterte an dem Fehlen von Brennstoff.

Serk, frz. Sercq, eine der brit. Kanalinseln, 8 qkm groß, mit 548 E., liegt 9 km östlich von Guernsey, besteht aus zwei nur durch einen 118 m hohen Felsenkamm miteinander verbundenen Teilen und hat steile Küsten.

Serlo (Albert Ludw.), preuß. Bergbeamter, geb. 14. Febr. 1824 zu Krossen, studierte 1845—48 an der Universität und Bauakademie in Berlin, wurde 1851 Bergreferendar und Salinenfaktor in Königsborn bei Unna, 1856 Bergassessor und Bergmeister im Bergamt Bochum, 1858 Oberbergrat beim Bergamt Dortmund, 1866 als Berghauptmann Direktor des Oberbergamts Breslau, 1878 als Oberberghauptmann und Ministerialdirektor im Handelsministerium (später Ministerium der öffentlichen Arbeiten) an die Spitze der gesamten preuß. Bergverwaltung berufen; seit 1877 auch als Abgeordneter thätig, wurde S. 1878 Vorsitzender der Eisen-Enquêtekommission, 1881 der Schlagwetterkommission. Er schied 1884 wegen Krankheit aus seinem Amte und legte auch sein Mandat nieder. Sein Hauptwerk ist der »Leitfaden zur Bergbaukunde« (4. Aufl., Berl. 1884).

Sermaize, Stadt im franz. Depart. Marne, Arrondissement Vitry-le-François, links an der Saulx und am Rhein-Marnekanal, Station der Linie Paris-Deutsch-Avricourt der Ostbahn, hat (1881) 2582 E., eine salinisch-eisenhaltige Mineralquelle mit Badeanstalt und Hohöfen.

Sermide, Distriktshauptort in der ital. Provinz Mantua, rechts am Po, hat (1881) 2662 (als Gemeinde 6884) E., Lederfabrikation und Färberei.

Sermione, Halbinsel im Gardasee (s. d.).

Serneus, Dorf und Bad im Bezirk Oberlandquart des schweiz. Kantons Graubünden. Das Dorf liegt 993 m über dem Meere, 4 km nordwestlich von Klosters, mit dem es eine Gemeinde bildet, auf der linken Seite der Prättigau; das Bad, 1 km oberhalb des Dorfs am linken Ufer der Landquart in einem waldumsäumten Wiesenthale anmutig

und geschützt gelegen, besteht aus einem großen ländlichen Kurhause mit Trinkhalle ꝛc., besitzt eine Schwefelquelle und wird sowohl als Bade- wie als Luftkurort viel besucht. Vgl. Husemann, »Luftkurort und Schwefelbad S.« (Chur 1876).

Sernf oder Sernft, rechter Zufluß der Linth im schweiz. Kanton Glarus, entspringt mit zwei Hauptquellen, die sich 1200 m über dem Meere, 4 km südwestlich von Elm vereinigen, am Kärpfstock (2797 m) und am Panixerpaß, durchfließt zuerst in nordöstl., dann in nördl., endlich in westl. Richtung das Sernf- oder Kleinthal und mündet nach 18 km langem Lauf bei Schwanden 516 m über dem Meere, 5 km südlich von Glarus. Der S. ist ein wildes gefährliches Bergwasser, weder schiffbar, noch flößbar; nach dem Bergsturz von 1881 mußte ihm bei Elm teilweise ein neues Bett durch das Trümmerfeld gegraben werden. Das Sernfthal ist in seinen obern Stufen, in denen die Dörfer Elm (982 m), Matt (826 m) und Engi liegen, ein schönes, von 2400 bis 3200 m hohen Fels- und Schneegipfeln der Glarner Alpen umschlossenes Hochthal, in der untern von Engi abwärts eine tief eingeschnittene waldige Schlucht. Die Haupterwerbsquellen der etwa 3000 meist reform. Einwohner sind die Alpenwirtschaft, die Baumwollindustrie und die Ausbeutung der Schieferbrüche oder Plattenberge.

Seronen (Suronen), die aus rohen Rindshäuten bestehenden Packhüllen, in welchen verschiedene trockne Waren aus Brasilien und andern südamerik. Ländern eingeführt werden; sie werden in Europa teils noch gegerbt, teils zu Leim verarbeitet. Der Name hat sich auch auf anderes Packmaterial übertragen, sodaß es auch Bastseronen, Schilfseronen u. a. gibt.

Seronnes, der alte Name von Châteauneuf-sur-Sarthe (s. d.).

Serös, s. Serum.

Seröse Häute, s. unter Serum.

Serpa, Stadt (Villa) im portug. Distrikt Beja Alemtejos, 5 km links vom Guadiana, Station der Linie Lissabon-S. der Portugiesischen Südbahn, zählt (1878) 6089 E. und ist ein Hauptplatz des Schmuggelhandels mit Spanien. S. führte seinen Namen schon im Altertum, gehörte in maurischer Zeit zur Landschaft Al Scharaf und wurde um 1235 von den Portugiesen erobert.

Serpa Pinto (Alexander Albert de la Roche de), portug. Afrikareisender, geb. 20. April 1846 auf Schloß Polchras am Douro, 1848—58 in Amerika erzogen, studierte bis 1864 in der Militärschule zu Lissabon, trat hierauf als Lieutenant in die Infanterie ein und kam nach Mozambique. Von hier aus unternahm er mehrere kleinere Forschungsreisen, wurde als Major 1877 zum Chef einer von Portugal ausgerüsteten Expedition ernannt und ging von Benguela über Quillengues und Ngola nach Bihé, wo er sich von seinen bisherigen Gefährten Brito Capello und Ivens trennte, welche sich nordwärts zum Quango wendeten. S. erforschte den Quelllauf derjenigen Zuflüsse des Sambesi, welche auf dem Plateau entspringen, das die Wasserscheide zwischen Sambesi, Quango, Quanza und Cubango bildet. Auf dieser Hochfläche entdeckte er ein lichtfarbiges Nomadenvolk, die Cassequere. Zu Lialui, unweit links vom Sambesi, im Marutse- und Mambunda-Reiche, erwehrte sich zwar S. siegreich der ihn überfallenden Eingeborenen, wurde aber von seinen Trägern verlassen. Von diesem Orte aus zog S. den Sambesi hinab bis zu den Victoriafällen; auf dieser Strecke seines Mittellaufs weist der Strom 87 Katarakte auf. Über Schoschong in Khamas Reich und Pretoria, der Hauptstadt Transvaals, erreichte S. 16. März 1879 Aden, von wo er nach Europa zurückkehrte. Die von ihm verfaßte Schilderung dieser vierten Durchquerung Südafrikas erschien gleichzeitig in mehrern Sprachen, ins Deutsche von Wobeser übersetzt unter dem Titel: »Wanderung quer durch Afrika« (Lpz. 1881).

Serpent (ital. Serpentone) oder Schlangenrohr, ein Holzblasinstrument, bestehend aus einem 1,8 m langen, schlangenförmig hin- und hergebogenen Rohre, dessen innere Höhlung oben 4 cm Durchmesser hat und nach und nach bis über 10 cm sich erweitert. Der S. steht in B, sein Tonumfang ist von Kontra-B bis zweigestrichen c. Wohlklang und Reinheit sind mangelhaft. Außerdem sind die Töne groß d, groß a und eingestrichen d um vieles stärker als die übrigen, daher der Bläser auf die Ausgleichung der Skala viel Fleiß verwenden muß. Trotz seines groben heulenden Klanges wird das Instrument noch gegenwärtig in den franz. Kirchen zur Begleitung des Gemeindegesangs gebraucht. In Deutschland dient es nur in Militärmusiken. Erfunden ist es vom Kanonikus Edme Guillaume zu Auxerre 1590. Regibo, ein Tonkünstler zu Lille, verbesserte es und gab ihm fagottähnliche Gestalt, in drei Teile zerlegbar, wie es sich noch gegenwärtig und noch häufiger findet als in der ältern schlangenartigen Form. Der Klang dieses Fagott-S. ist dick und kräftig, der Tonumfang gleich dem des alten S. In der Orgel ist S. ein Register von 16-Fußton und weiter Mensur.

Serpentin ist ein als Gestein auftretendes Mineral von meist dunkelgrüner oder bräunlicher Färbung in den verschiedensten Nuancen, oft mehrfarbig gefleckt oder geadert, von dichtem, mattem, oft splitterigem oder muscheligem Bruche, geringer Härte und Eigenschwere. Von der Farbenzeichnung, welche an die Haut einer Schlange erinnert, oder weil er als Mittel gegen Schlangengift galt, erhielt er bei den alten Griechen den Namen Ophites (von ὄφις, Schlange), wonach auch der dem Lateinischen entlehnte Name S. (von serpens, Schlange) gebildet ist. Nach seiner chem. Zusammensetzung ist er ein wasserhaltiges Magnesiasilicat, welches in seiner normalen Zusammensetzung aus 43,5 Proz. Kieselsäure, 43,5 Proz. Magnesia, 13 Proz. Wasser besteht, wobei aber immer ein Teil der Magnesia durch Eisenoxydul ersetzt ist. Aller S. ist als ein Umwandlungsprodukt verschiedener anderer Mineralien und Gesteine zu betrachten; in den meisten Fällen geht er, wie sich dies namentlich durch die mikroskopische Untersuchung von Dünnschliffen nachweisen läßt, aus Olivin oder Olivenfelsmassen hervor, doch können auch thonerdearme Hornblenden und Augite, sowie Granaten bei ihrer Umwandlung S. liefern. Wo der S. als Gestein auftritt (sog. Serpentinfels), da enthält er oft manche accessorische Mineralien in sich eingewachsen, wie Granat, Bronzit, dunkeln Glimmer, Talk, Chlorit, Chromeisen, Magneteisen. Man unterscheidet den gemeinen und den edeln S. Der gemeine Serpentin bildet ganze Berge oder mächtige Lager meistens im Gebiet der alten krystallinischen Schiefer, der heller gefärbte und durchscheinende edle dagegen nur kleine Massen, oft in

Form von Pseudomorphosen. Der gemeine S. ist ziemlich häufig, z. B. in Sachsen, Schlesien, Nassau, Oberpfalz u. a. O. Er läßt sich, wenn er frisch gebrochen ist, leicht auf der Drehbank bearbeiten und es werden daher viele Gerätschaften aus ihm gefertigt, als Mörser, Reibschalen, Wärmsteine, Dosen, Büchsen, Schreibzeuge, Leuchter, Vasen, Urnen, auch Taufsteine, Säulen und andere architektonische Verzierungen. Dieselben werden seit lange schon vorzüglich im Städtchen Zöblitz im sächs. Erzgebirge, neuerdings auch an verschiedenen andern Orten gefertigt. Wegen seiner Feuerbeständigkeit verwendet man den S. auch zu Ofengestellen, Herd- und Brandmauern.

Serpentinasbest, Mineral, s. unter Asbest.

Serpentinen, schlängelnde oder Schlangen-Linien, insbesondere die nach, resp. von Bergen und höhern Punkten führenden, zur Vermeidung allzu starker Steigung in schlängelnden Windungen gebaute Straßen und Eisenbahnlinien.

Serpentinfels, s. unter Serpentin.

Serpho, s. Seriphos.

Serpuchow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Moskau, an der Nara, 4 km vom Einfluß derselben in die Oka, 97 km im S. von Moskau, an der Moskau-Kursker Eisenbahn, ist zum Teil auf steilen Hügeln erbaut und hat eine reizende Lage, große Plätze, breite Straßen und 20 Kirchen, darunter die 1380 erbaute Dreieinigkeitskathedrale. Die Stadt zählt (1884) 22418 E., die sich vom Handel und der Schiffahrt und vom Fabrikwesen ernähren, welches hier in hohem Schwunge steht. Sie hat Kattundruckereien, Lederfabriken, eine Tuchfabrik, Eisengießereien und Ziegelhütten. In Handelsverbindung steht die Stadt mit Moskau, welches sie mit Korn und Vieh versorgt, und mit Petersburg, wohin sie Talg, Leder, Honig, Hanf, Tabak in großen Quantitäten ausführt. Die Stadt ist sehr alt, gehörte schon 1328 zum Großfürstentum Moskau und wurde 1382 vom Tatarenchan Tochtamysch zerstört. Hier wurde 1556 eine Festung angelegt, von der gegenwärtig jedoch keine Spuren mehr vorhanden sind.

Serpulen (Serpula), s. u. Röhrenwürmer.

Serra (lat.), Säge; **serratus**, in der Botanik gesägt, sägeförmig.

Serra bezeichnet im Portugiesischen, wie Sierra (s. d.) im Spanischen, die Gebirgskette.

Serradella (Futterpflanze), s. Ornithopus.

Serradifalco, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Caltanissetta auf Sicilien, auf dem Monte-Carano, in äußerst fruchtbarer Gegend, Station der Eisenbahn Aragona-Caldare-Catania, zählt (1881) 7737 E. und hat Schwefelgruben. Nach diesem Ort führte der Herausgeber der »Antichità della Sicilia«, Domenico lo Faso Pietrasanta, den Herzogstitel.

Serrania de Cuenca, s. unter Cuenca (in Spanien).

Serrano y Dominguez (Francisco), Herzog de la Torre, hervorragender span. Staatsmann und Marschall, Sohn des schon zur Zeit des Halbinselkriegs genannten Feldmarschalls Serrano y Cuenca, wurde 17. Sept. 1810 zu Arjonilla in Andalusien geboren, erhielt schon 1825 das Lieutenantspatent und entschied sich 1833 nach dem Tode Ferdinands VII. für die Sache der unmündigen Königin Isabella II. An den fast siebenjährigen Kämpfen gegen den Kronprätendenten Don Carlos nahm er als Adjutant der verschiedenen Oberbefehlshaber in Aragonien rühmlich teil, schloß sich 1840 Espartero an, wurde Divisionsgeneral und stellte sich 1843, als er die Sache Esparteros verloren sah, an die Spitze der provisorischen Regierung in Barcelona. Im Ministerium Lopez hatte er das Portefeuille des Kriegs. Nach dem Sturze Esparteros und Narvaez' Einzug in die Hauptstadt (22. Juli 1843) übernahm S. vorübergehend wieder das Kriegsministerium und wurde von der Königin Isabella, mit welcher er in intimem Verhältnis stand, zum Generallieutenant, 1845 zum Senator ernannt. Später gehörte er zu mehrern Kabinetten, geriet aber, als die Reaktion eine Wiedervereinigung der liberalen Elemente beförderte, mit den Konservativen in Zerwürfnis und schloß sich den Progressisten an. Er wurde 1852 Generaldirektor der Artillerie, 1856 Militärgouverneur von Neu-Castilien und Generalkapitän der Armee, 1857 Botschafter in Paris, 1859 Generalkapitän in Cuba, wo ihm die Versuche zur Wiedererwerbung von Santo-Domingo 1862 die Erhebung zum Herzog de la Torre und Granden erster Klasse eintrugen. Nach seiner Rückkehr führte er bis zum März 1863 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Im J. 1865 wandte er sich dem wieder ans Ruder gelangten O'Donnell zu, der ihn dafür mit dem Vorsitz im Senat belohnte. Als die Regierung die Berufung der Cortes über die gesetzliche Zeit hinaus verzögerte, unterzeichnete eine große Anzahl von Mitgliedern der Opposition einen Protest, den S. und der Präsident der Deputiertenkammer, Rios Rosas, der Königin überreichen sollten. Das Ministerium Narvaez kam dieser Kundgebung durch Verhaftung und Verbannung der Präsidenten und fast aller Protestierenden zuvor. S. wurde in das Militärgefängnis bei Alicante abgeführt, erhielt aber schon nach einigen Wochen seine Freiheit zurück.

Nach dem Sturze und dem Tode O'Donnells (1867) wurde S. von der Liberalen Union als Führer anerkannt. Er hatte die Oberleitung der gegen die Günstlingsherrschaft gerichteten Verschwörung. Zu dem Zweck hatte S. eine Koalition der unionistischen und progressistischen Parteiführer zu Stande gebracht. Aber der neue Ministerpräsident Gonzalez Bravo, noch rechtzeitig benachrichtigt, ließ die Generale früh morgens 7. Juli 1868 aufheben, S. nebst drei andern nach den Canarischen Inseln, andere nach andern Orten transportieren. Während des Aufenthalts der Königin in San-Sebastian brach der Aufstand im Sept. 1868 aus. S. und seine Genossen wurden von den Canarischen Inseln abgeholt, und 19. Sept. erschien die Proklamation von Cadiz, mit dem Namen S.s an der Spitze. Dieser zog mit den abgefallenen Truppen gegen Madrid und schlug das königl. Heer 28. Sept. bei Alcolea. (S. Spanien, Geschichte.) In dem neuen Ministerium übernahm er die Ministerpräsidentschaft und wurde 15. Juni 1869 von den Cortes zum Regenten gewählt bis zur Wiederbesetzung des Throns. Am 2. Jan. 1871 legte er die Gewalt in die Hände des neuen Königs Amadeus und wurde von diesem zum Ministerpräsidenten ernannt, welchen Posten er bis zum 23. Juli inne hatte. Zum Oberkommandanten der baskischen Provinzen ernannt, nötigte er durch seinen Sieg bei Oroquieta 4. Mai 1872 Don Carlos zur Flucht nach Frankreich und gewährte in der Konvention von Amorevieta (24. Mai) den Aufständischen volle Amnestie. Darauf übernahm er 4. Juni die Ministerpräsi-

dentur und das Kriegsministerium, trat aber schon 12. Juni wieder zurück, weil König Amadeus sich weigerte, die verfassungsmäßigen Garantien zeitweilig zu suspendieren. Bei der Abdankung des Königs Amadeus (11. Febr. 1873) und der Proklamierung der Republik hielt er sich im Hintergrunde. Erst nachdem General Pavia (3. Jan. 1874) mit Gewalt die Cortes aufgehoben hatte, trat S., der Urheber dieses Staatsstreichs, wieder in den Vordergrund, wurde Präsident der Exekutivgewalt, zog im März 1874 selbst gegen die Karlisten und zwang sie, nach den erfolglosen Kämpfen bei Sommorrostro (25. und 26. März), durch seinen Angriff vom 28. April, ihre Stellungen aufzugeben und sich nach den Bergen von Navarra zurückzuziehen. Zu Ende des Jahres, als die Karlisten im Norden wieder Fortschritte machten, zog S. noch einmal ins Feld, um sie mit 80000 Mann aus ihrer festen Stellung bei Estella zurückzudrängen, legte aber, auf die Nachricht von der Proklamierung des Prinzen Alfons zum König, den Oberbefehl und die Präsidentschaft nieder. Er spielte von da an keine hervorragende Rolle mehr, beteiligte sich im Okt. 1883 als Führer der dynastischen Linken an dem Zustandekommen des Ministeriums Possada, ohne selbst ein Portefeuille anzunehmen, und übernahm im November den Botschafterposten in Paris. Doch gab er denselben bald wieder auf und starb in Madrid 26. Nov. 1885.

Serratula *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen. Man kennt gegen 30 Arten, die in Europa, sowie in den Mediterranländern zerstreut vorkommen. Es sind perennierende krautartige Gewächse mit alternierend stehenden meist leierförmig gelappten Blättern und rot oder violett blühenden Köpfchen. Die bekannteste Art ist die in Deutschland häufige Färberscharte oder Farbedistel, auch Gelbkraut genannt, Serratula tinctoria *L.*, deren Kraut einen gelben Farbstoff enthält und zum Färben von Zeugen verwendet wird. Sie hat zahlreiche in Doldentrauben stehende rötlich gefärbte Blütenköpfchen und fiederspaltige Blätter.

Serravalle, Stadt in der ital. Provinz Treviso, Distrikt und Gemeinde Vittorio, am obern Meschio, einem rechtsseitigen Nebenfluß der Livenza, am Eingang des Thals von Santa-Croce in den Vorbergen der Cadorischen Alpen, zählt (1881) 3589 (als Mandamento 7001) E. und hat in der Hauptkirche ein schönes Altarbild von Tizian.

Serravezza, offiziell Seravezza, Ortschaft in der ital. Provinz und im Bezirk Lucca, am gleichnamigen Flüßchen in einem Thale der Apuanischen Alpen, Station der Eisenbahn Genua-Pisa, zählt (1881) 2139 (Gemeinde 9518) E. und hat Marmorbrüche, welche 1517 Michel Angelo im Auftrage Papst Leos X. am Monte della Cappella anlegte (Cave della Finocchiaja). — Das zur Gemeinde S. gehörende Dorf **Ripa** hat 2644 E., Quedsilber- und Zinnobergruben.

Serre (Johann Friedrich Anton), bekannt durch gemeinnützige Bestrebungen, geb. 1789 zu Bromberg, studierte die Rechte, trat Ende 1812 als freiwilliger Jäger in das preuß. Heer, wurde später Hauptmann und nahm als Major seinen Abschied. Er ließ sich dann in Dresden nieder und starb 3. März 1864 auf seinem Gut Maxen. Er gründete in der Nähe seines Gutes die sog. Waisenkolonien und veranstaltete 1859 zum Besten der Schiller-Stiftung die nationale Schiller-Lotterie.

Serret (Joseph Alfred), Mathematiker, geb. 30. Aug. 1819 zu Paris, besuchte die Polytechnische Schule daselbst und wurde 1861 Professor am Collège de France, 1860 Mitglied der Akademie. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «Cours d'algèbre supérieure» (Par. 1849; deutsch von Wertheim, 2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1878—79), und «Cours de calcul différentiel et intégral» (2 Bde., Par. 1867—69; deutsch von Harnack, 2 Bde., Lpz. 1884—85).

Serſche, ſ. Serge.

Sertorius, röm. Feldherr, berühmt durch den Widerstand, den er der Macht Sullas in Spanien entgegensetzte, aus plebejischem Geschlecht zu Nursia im Sabinerland geboren, begründete seinen kriegerischen Ruf in den Kämpfen gegen die Cimbern und Teutonen unter Servilius Cäpio und Marius. Im J. 97 zeichnete er sich als Kriegstribun in Spanien, 91, wo er Quästor war, im Bundesgenossenkriege aus. Seine Bewerbung um das Volkstribunat wurde durch Sulla vereitelt, weil er der Marianischen Partei angehörte, die er hierauf mit Cinna, Gnäus Papirius Carbo und Marius selbst im Bürgerkriege führte. Nach der Einnahme Roms 87 bemühte er sich, den Greueln Einhalt zu thun, und ließ 4000 mordende und plündernde Sklaven niederhauen. Im J. 83 bekleidete er die Prätur, im folgenden Jahre ging er in seine Provinz, das jenseitige Spanien. Sulla, der ihn geächtet hatte, sandte gegen ihn den C. Annius Fuscus und S. mußte vor diesem aus Spanien flüchtig werden. In Mauretanien, wo er in den Thronstreitigkeiten Partei ergriff, eroberte er aber dann, trotzdem die Römer seinen Gegnern Truppen zu Hülfe sandten, Tingis (Tanger). Da beriefen ihn die Lusitanier zu ihrem Anführer und S. erzwang gegen des Annius Legaten, Cotta, die Landung an der lusitanischen Küste. Nachdem er ziemlich bedeutende Streitkräfte, darunter viele flüchtige Römer, gesammelt, führte er gegen Quintus Metellus Pius, welchen Sulla 79 ins jenseitige Spanien geschickt hatte, mit Glück den kleinen Krieg, während sein Quästor Lucius Hirtulejus den Sullanischen Anführern im diesseitigen Spanien bedeutende Niederlagen beibrachte. Im J. 77 stieß der flüchtige Perpenna mit vielen Römern zu S., der nun einen Senat aus 300 Römern errichtete. Auch gegen Pompejus, der 76 aus Rom mit 30000 Mann in Spanien erschien, behauptete sich S., obschon unter manchen Wechselfällen, glücklich. Im J. 74 schloß S. ein Bündnis mit Mithridates, der Gesandte an ihn schickte. Pompejus sah sich bei aller Unterstützung, die er von Rom erhielt, und trotz der Siege, die namentlich Metellus über die Kriegsgenossen von S. erfocht, überall durch S. gehemmt und mußte endlich zugleich mit Metellus die Belagerung von Calagurris (Calahorra) mit großem Verlust aufgeben. Doch auch S. selbst war äußerst geschwächt. Die Römer, die bei ihm waren, mißbilligten die Begünstigung, die S. den Spaniern widerfahren ließ. Zudem wurde S. in seiner mißlichen Lage argwöhnisch und dadurch zu grausamen Maßregeln verleitet. Endlich gelang es Perpenna, dem die Unterordnung unter S. mißfiel, ihn zu verderben. S. fiel 72 bei einem Gastmahl, zu dem die Verschworenen ihn geladen, unter ihren Dolchen. Eine Biographie des S. schrieb Plutarch.

Serubabel, auch Sesbazar geheißen, aus Davidischem Geschlecht, führte mit dem Hohenpriester

Josua (s. d.) im J. 538 v. Chr. die erste jüd. Kolonie aus dem babylon. Exil nach Jerusalem zurück, als ihr weltliches Oberhaupt, welches selber wieder unter dem pers. Statthalter von Syrien stand. Unter ihm wurde der Tempel zu Jerusalem wieder aufgebaut und, trotz jahrelanger Hemmungen, verursacht durch die Verdächtigungen der von der Teilnahme am Tempelbau zurückgewiesenen Samaritaner bei den Perserkönigen, 515 v. Chr. vollendet.

Serum heißen im allgemeinen alle die Körperflüssigkeiten, in welchen feste Teilchen, wie im Blute (s. d.) die Blutkörperchen, aufgeschwemmt sind, so im Eiter (Eiterserum), in der Lymphe (Lymphserum). Das Blutserum tritt im lebenden Körper fortwährend durch die Haargefäßwände und durchtränkt die Gewebe mit seröser Flüssigkeit, die sich unter krankhaften Verhältnissen in großen Mengen ansammeln kann, während sie bei gesunden durch die Lymphgefäße ihren Abfluß findet. Man spricht daher von seröser Wassersucht, serösen Karfunkeln u. dgl., im Gegensatz zu Ansammlungen von eiterigen und blutigen Flüssigkeiten. Auch die Körperhöhlen (Bauch- und Brusthöhle, Herzbeutel, Gehirnhöhlen) enthalten bei Gesunden etwas S., weshalb man die diese Höhlen auskleidenden glatten Häute seröse Häute (Membranae serosae) nennt.

Serum lactis, soviel wie Molken.

Serv., bei naturhistor. Namen Abkürzung für Audinet de Serville in Paris (Entomolog).

Servais (François Adrien), Violoncellvirtuos, geb. 7. Juni 1807 in Hall bei Brüssel, Schüler Platels, wurde nach vielen Kunstreisen 1848 Professor am Konservatorium zu Brüssel. Er starb 25. Nov. 1866 in Hall, wo ihm ein Denkmal gesetzt ist. Unter den Kompositionen für sein Instrument sind 3 Konzerte und 16 Phantasien hervorzuheben.

Serval (Felis serval, Tafel: Katzen II, Fig. 8) ist der Name einer ziemlich hochbeinigen und relativ kurzschwänzigen Katzenart, die ohne Schwanz 86 cm lang ist, einen rauhen, unten weißlichen, oben gelblichen, mit schwarzen Tupfreihen gezeichneten Pelz hat. Der S. bewohnt Afrika, soweit es nicht bewaldet ist.

Servante (frz., «Dienerin»), Anrichtetischchen, Kredenz, Silberschrank u. dgl.

Servatius (Sankt), der zehnte und letzte Bischof von Tongern im 4. Jahrh., war ein Gegner der Arianer und starb im hohen Alter zu Mastricht um 400. Auf sein Grab soll nie Schnee gefallen sein, daher der ihm geweihte Tag (13. Mai) noch jetzt nebst Pankratius (s. d.) dem Ökonomen und Gärtner als Lostag von Wichtigkeit ist, weil man nach demselben keinen Frost mehr erwartet.

Servet (Michael), geistvoller Gegner der kirchl. Trinitätslehre, wurde 1511 als Sproß einer altchristl. Familie zu Tudela in Aragonien geboren. Nach seiner Mutter nannte er sich oft auch Reves und nach Villanueva, seinem väterlichen Stammorte, Villanovanus. Im Alter von 14 oder 15 J. trat er in die Dienste des Pater Quintana, des spätern Beichtvaters Karls V., und kam mit ihm zunächst nach Toulouse, wo er Jurisprudenz studierte, aber durch das Auffinden der Bibel zugleich zum Studium der Heiligen Schrift angeregt wurde. Im J. 1530 wohnte er der Kaiserkrönung in Bologna und dem Reichstag in Augsburg bei. Im gleichen Jahre verhandelte er in Basel mit Ökolampadius theol. Materien, besonders die Lehre von der Dreieinigkeit, und 1531 erschien seine Schrift «De trinitatis erroribus libri septem», wo er die kirchliche Trinitätslehre angriff und statt der drei Personen nur drei «Dispositionen» des Einen, unteilbaren und ewigen Gottes lehrte. In milderer Form und mit einigen Zugeständnissen sprach S. dieselben Gedanken aus in der Schrift «Dialogorum de trinitate libri duo; de justitia regni Christi capitula quattuor» (1532). Wegen seiner Ansichten überall angefeindet, begab sich S. nach Paris, wo er unter dem Namen Michel de Villeneuve Mathematik und Medizin studierte bis 1534. In Lyon 1535 als Korrektor beschäftigt, veranstaltete S. eine geschätzte Ausgabe des Ptolemäus, kehrte 1537 nach Paris zurück, wo er Vorlesungen über Geographie, Astrologie, Mathematik, Medizin hielt und die berühmte Schrift «De Syrupis» veröffentlichte, erregte aber durch den außerordentlichen Beifall, den er bei den Studierenden fand, und durch seine heftigen Angriffe gegen die damalige Medizin den Unwillen der ältern Ärzte in so hohem Grade, daß er mit Hilfe eines gerichtlichen Urteils aus Paris vertrieben ward. Nachdem er auch an andern Orten sich nur kurze Zeit aufgehalten, begab er sich 1540 nach Vienne, wo sein Freund und früherer Zuhörer, der Erzbischof Paulmier, ihn schützte. Hier lebte S. 13 Jahre lang als Arzt. Im J. 1542 erschien von ihm eine neue Ausgabe der lat. Bibel des Dominikaners Sanctes Pagninus. Über theol. Fragen stand S. in eifrigem Briefwechsel mit Calvin und 1553 erschien seine wichtigste Schrift «Christianismi Restitutio». Trotz der Anonymität ward der Verfasser verraten und S. wegen Ketzerei zur Verantwortung gezogen. Es gelang ihm, wahrscheinlich mit Hilfe des Erzbischofs, zu entfliehen; er wollte durch die Schweiz nach Italien reisen. Auf der Durchreise wurde er in Genf nach Calvins Wunsch 13. Aug. 1553 verhaftet. Die Anklage lautete auf Verleugnung Gottes und Christi. Auf Calvins Drängen ward S. nach mehrfachem Verhör zum Tode verurteilt und 27. Okt. 1553 als Ketzer verbrannt. S. war ein Mann von inniger Frömmigkeit, von wahrhaft großartiger Begeisterung für das, was er als Wahrheit erkannte, und von imponierendem Charakter. Als Gelehrter war er von ausgebreiteten Kenntnissen, bekannt als Entdecker des Blutumlaufs, in mehr als einer Wissenschaft wohl bewandert. In der Theologie freilich kommt er über eine Fülle dunkler, chaotischer, häufig kaum verständlicher und einander mehrfach widersprechender Gedanken nicht hinaus; so scharfsinnig seine Bekämpfung der kirchlichen Trinität und Christologie auch ist, so ungenügend sind seine eigenen Aufstellungen. Vgl. Trechsel, «Die prot. Antitrinitarier» (Bd. 1: «Michael S. und seine Vorgänger», Heidelb. 1839); Brunnemann, «Servet» (Lpz. 1865); Pünjer, «De Michaelis Serveti doctrina» (Jena 1876); Willis, «S. and Calvin» (Lond. 1877); Tollin, «Das Lehrsystem Michael S.s» (3 Bde., Gütersloh 1876—78), sowie die übrigen zahlreichen Arbeiten Tollins über S.

Servigny, Dorf im deutsch-lothring. Landkreise Metz, 6 km nordöstlich von Metz, zwischen den nach Busenweiler und Saarlouis führenden Straßen auf einem Höhenrücken gelegen, war 1870 ein Stützpunkt der deutschen Einschließungslinie im Bereiche des preuß. 1. Armeekorps und der Schauplatz blutiger Kämpfe am 14. Aug. (Schlacht bei Colombey-Nouilly, s. d.) sowie 31. Aug. und 1. Sept. 1870 (Schlacht bei Noisseville, s. d.).

Servile (d. i. knechtisch Gesinnte, vom lat. servus) nennt man diejenigen, welche aus Furcht oder Eigennutz gegen Höhergestellte und Mächtige einen solchen Diensteifer beweisen, wie es sich mit der Würde des freien Mannes nicht verträgt. Ins polit. Leben wurde der Ausdruck erst 1814 in Spanien eingeführt, wo man im Gegensatz zu den Konstitutionellen diejenigen, welche die unwürdige Politik Ferdinands VII. unterstützten, S. nannte.

Servilier war der Name eines röm. Geschlechts, welches patricische und plebejische Familien in sich schloß. Unter den erstern erscheinen die, in welchen sich die Beinamen Priscus Structus und Structus Ahala finden, im 5. und 4. Jahrh. v. Chr. in den Magistratsfasten durch mehrere Konsuln und konsularische Kriegstribunen vertreten. (Über den Magister equitum Gajus Servilius Ahala s. unter Cincinnatus.)

Eine patricische Familie war auch die, welche den Zunamen Cäpio führte. Zu dieser gehörte unter andern Quintus Servilius Cäpio, der als Konsul 106 v. Chr. ein Gesetz (Lex Servilia judiciaria) beantragte, aber, wie es scheint, nicht durchsetzte, das dem Senatorenstand das Richteramt, welches ihm durch das Sempronische Gesetz entzogen war, wieder verschaffen sollte. Im J. 105 wurde er als Prokonsul in der gallischen Provinz, wo er wohl schon das Jahr zuvor noch als Konsul den Tempelschatz von Tolosa beraubt hatte, mit dem Konsul Gnäus Mallius, dem er sich nicht unterordnen wollte und den er dann in das Verderben mit hineinriß, von den Cimbern an dem Rhône in einer mörderischen Schlacht, in der 80000 Römer fielen, geschlagen. Es wurde ihm deshalb vom Volke zu Rom sein Prokonsulat genommen und sogar sein Vermögen konfisziert. Ja er wurde hernach (in einem nicht sicher zu bestimmenden Jahre) nochmals, jetzt auch wegen des Raubes von Tolosa, auf den Tod angeklagt und starb dann im Exil.

Zu der Familie der Cäpionen gehörte ferner die Servilia, welche die Stiefschwester des Cato Uticensis und die Mutter des jüngern Brutus war.

Eine andere Familie, die der Gemini, war anfangs patricisch, wurde aber Ausgang des 3. Jahrh. v. Chr. wenigstens zum Teil plebejisch. Aus ihr stammte Publius Servilius Vatia, der 79 v. Chr. Konsul war und darauf vom J. 78 bis 76 als Prokonsul in Kleinasien mehrere feste Plätze der Seeräuber an der Südküste zerstörte und im Kriege gegen die Isaurier, über die er siegte, zuerst mit einem röm. Heere den Taurus überschritt. Er führte davon den Ehrennamen Isauricus.

Plebejische Familien der Gens Servilia waren die durch die Zunamen Glaucia, Rullus und Casca bezeichneten. Gajus Servilius Glaucia gab 111 als Volkstribun ein Gesetz über widerrechtliche Erpressungen (Lex Servilia repetundarum), welches das gerichtliche Verfahren bei der Anklage auf dieses Verbrechen abkürzte. Als Prätor 100 fand er mit Saturninus (s. d.), dessen Partei er angehörte, den Tod. — Publius Servilius Rullus brachte als Volkstribun im Interesse Cäsars, der das Volk auf Unkosten des Staatsschatzes für sich gewinnen wollte, einen Gesetzesvorschlag auf Verteilung des campanischen Staatslandes und vieler anderer Ländereien ein, die aus dem Erlös vom Verkauf von Staatsländereien im gesamten Römischen Reich gekauft werden sollten. Der Vorschlag wurde aber von Cicero als Konsul 63 in drei noch erhaltenen Reden («De lege agraria») mit Erfolg bekämpft. — Publius Servilius Casca, zum Volkstribunen für 43 v. Chr. bestimmt, gehörte zu den Verschworenen, die den Cäsar ermordeten. Er führte den ersten Stoß gegen Cäsar, welcher ihn mit dem Griffel verwundete, worauf er entfloh; er fiel 42 bei Philippi.

Servis (frz. service, vom lat. servitium, Dienst, Dienstleistung) heißt die Geldvergütung, welche Militärs u. s. w. zur Selbstbeschaffung des Unterkommens für sich (Personalservis), ihre Pferde (Stallservis), ihre Bureaus (Bureauservis) gewährt wird. Im Falle der Unterbringung in Naturalquartiere erhalten die Quartiergeber den S. gezahlt; nur im Kriege wird in der Regel kein S. bewilligt.

Serviten oder Diener der Heiligen Jungfrau (servi beatae Mariae virginis), auch Brüder von Ave-Maria und Brüder vom Leiden Christi oder von Monte-Senario heißen die Mönche eines geistlichen Ordens, der 1233 zu Florenz zum Dienste der Muttergottes gestiftet wurde. Im J. 1236 ließen sich die Mönche auf Monte-Senario nieder, nahmen die Regel der Augustiner an und erhielten vom Papst Alexander IV. die Bestätigung (1255). Durch ihren General Benizi (gest. 1284 oder 1286) verbreitete sich der Orden nach Frankreich, in die Niederlande und nach Deutschland. In Frankreich trugen die Mönche weiße Mäntel, daher nannte man sie blancs manteaux. Durch Papst Martin V. erhielten die S. die Privilegien der Bettelorden. Der Bruder Bernhardin von Ricciolini erneuerte die alte Strenge des Ordens (1593); seine Anhänger hießen Einsiedlerserviten. Diese und die minder strengen S. haben ihre wichtigsten Sitze jetzt noch in Italien, sind aber auch in Deutschland noch vorhanden. Zu den berühmtesten Männern des Ordens gehören Paul Sarpi und Ferrarius. — Der Orden der Servitinnen, nach ihrer schwarzen Kleidung auch Schwarze Schwestern genannt, entstand zu Lebzeiten Benizis, verbreitete sich in die Länder, in welchen die Brüder sich niedergelassen hatten, existiert aber nur noch in wenigen Klöstern. Eine von Juliani Falconieri um 1306 gegründete, dem dritten Orden (Tertiarier) angehörige und 1424 bestätigte Stiftung von Servitinnen, die sich 1617 zu einer Kongregation gestaltete, ist auch noch vorhanden. Vgl. Soulier, «Vie de Bénizi, propagateur de l'ordre des Servites de Marie» (Par. 1886).

Servitut, Dienstbarkeit oder Gerechtigkeit heißt das dingliche, nicht bloß gegen bestimmte Personen, sondern gegen jedweden Eigentümer oder Besitzer verfolgbare Recht (jus reale) an einer fremden Sache, kraft welches die Sache überhaupt oder zu bestimmten einzelnen Zwecken benutzt oder wenigstens dem freien Gebaren des verpflichteten Inhabers entzogen werden kann. Als berechtigt tritt bei den S. entweder eine individuell bestimmte Person hervor (persönliche Dienstbarkeit) oder der jedesmalige Besitzer eines gewissen Grundstücks (Prädial- oder Real-S.). Der Berechtigte darf vermöge der Dienstbarkeit entweder selbst in Bezug auf den Gegenstand etwas thun, z. B. Früchte davon ziehen, einen Weg gebrauchen (affirmative Servitute) oder dem Eigentümer einen gewissen Gebrauch, z. B. das Höherbauen seines Hauses, das Verbauen eines Fensters u. s. w. untersagen (negative Servitute). Zu eigenen Leistungen

ist der Eigentümer der belasteten Sache nach röm. Recht nicht verbunden. Doch gibt es im neuern europ. Recht manche Verhältnisse, wo der Eigentümer eines Grundstücks selbst etwas thun muß, und auch diese hat man nach der Analogie römischer S. behandelt, obgleich viele derselben sehr verschieden davon und aus der Gemeindeverbindung, Grundherrlichkeit und andern mehr öffentlich-rechtlichen Verhältnissen entstanden sind. Die persönlichen S. bestehen bald in der vollen Benutzung einer fremden Sache und in dem Genuß aller davon abfallenden Früchte (Nießbrauch), bald in einem beschränkten Nutzungsrecht (usus), welches sich nur auf die eigenen persönlichen Bedürfnisse bezieht oder irgend sonst in seinem Zwecke und Umfange näher bestimmt ist, z. B. auf freie Wohnung. Grundstücksgerechtigkeiten müssen einen bleibenden Zweck haben und irgend einen Vorteil gewähren; sie sind unzertrennlich von dem berechtigten Grundstück und unteilbar. Das Nutzungsrecht ist bloß eine Einschränkung des Eigentums; es soll das Eigentum nicht aufheben, auch so wenig als möglich die Rechte desselben beeinträchtigen. Der Nutznießer hat daher dafür Sicherheit zu leisten, daß er die Sache pfleglich gebrauchen und dem Eigentümer in gutem Stande zurückgeben will. Grundgerechtigkeiten müssen civiliter, d. h. mit Schonung der Rechte des Eigentümers, ausgeübt werden; sie hindern dessen Mitgebrauch in der Regel nicht. S. können wie andere dingliche Rechte durch Vertrag, letztwillige Verfügung, Verjährung, gerichtliche Zuweisung (wie z. B. eine Wegegerechtigkeit bei Naturalteilung von Grundstücken) oder, wie der Nießbrauch, zufolge gesetzlicher Bestimmungen entstehen. Bei Störungen verfährt der Berechtigte mit Besitzrechtsmitteln oder mit der Konfessorienklage auf Anerkennung seines Rechts, während freie Eigentümer der unbefugten Anmaßung einer Dienstbarkeit mit der Negatorienklage entgegentreten. S. erlöschen durch Untergang der dienenden Sache, Verzicht des Berechtigten, Nichtgebrauch binnen langer Zeit, Zusammenfallen der Pflicht und der Berechtigung (Konsolidation, z. B. wenn das dienende und herrschende Grundstück in eine und dieselbe Hand kommt), gerichtliche Aberkennung wegen Mißbrauchs, Erlöschen der Bedingung, unter welcher die S. erworben ist, nach neuern Gesetzen teilweise auch durch Zwangsablösung.

Servius (Maurus Honoratus), ein röm. Grammatiker, lebte wahrscheinlich im 4. Jahrh. n. Chr. unter Valentinianus und schrieb einen Kommentar zu den Gedichten des Virgilius, der zum größten Teil aus ältern Erklärern entlehnt ist. Wertvoller als dieser Kommentar des S. ist der öfter sog. ausführlichere Kommentar des S., der, weil zuerst von Daniel (Par. 1600) veröffentlicht, auch mit dessen Namen bezeichnet zu werden pflegt. Zu den «Bucolica» und «Georgica» Virgils ist er jedoch nur unvollständig überliefert. Der Kommentar des S. erschien nach dem ersten Abdruck (Vened. 1471) später in mehrern Ausgaben des Virgilius, am besten mit dem Danielschen S. und den dem Philargyrius ohne ausreichenden Grund beigelegten Scholien zu den «Georgica» in der Ausgabe von Burman (4 Bde., Amsterd. 1746), und wurde zuletzt nebst diesen Bestandteilen und den dem Probus (s. d.) zugeschriebenen Scholien von Lion (2 Bde., Gött. 1826) besonders herausgegeben. Von einer neuen kritischen Ausgabe von Thilo mit H. Hagen sind zwei Bände, die den Kommentar zur Äneis enthalten (Lpz. 1881 u. 1884), erschienen. Vgl. Thomas, «Scoliastes de Vergile» (Par. 1880). Unter des S. kleinern grammatischen Schriften verdient vorzüglich der «Centimeter libellus» erwähnt zu werden, eine Übersicht über die verschiedenen Metren, von Santen (Leid. 1788) und Klein (Kobl. 1824) und zuletzt in Keils «Grammatici Latini» (Bd. 4, Lpz. 1864) kritisch bearbeitet.

Servius Tullius, der als sechster röm. König 578—534 regiert haben soll, ist seinem Ursprung nach eine sagenhafte Erscheinung. Nach der gangbarsten Sage war er der Sohn eines Gottes und einer Sklavin des Tarquinius Priscus, Ocrisa, und von früh auf durch Wunderzeichen verherrlicht. Nach etruskischen Chroniken dagegen wäre er ein Etrusker gewesen, der mit seinem heimischen Namen Mastarna geheißen und mit einer Schar Landsleute in Rom sich festgesetzt hätte. Zum Eidam des Tarquinius erhoben, wurde er nach dessen Tode mit Hilfe der Gemahlin des Verstorbenen, Tanaquil, die den Tod ihres Gatten verheimlichte, zunächst angeblich Stellvertreter desselben, dann aber, als dessen Tod offenkundig werden mußte, König, mit Übergehung der Söhne des Tarquinius, und ohne daß ein senatorisches Interregnum mit den üblichen Formen vorangegangen wäre, indem er sich unmittelbar an das Volk wandte. Seine Regierung wird durch glückliche Kriege mit den Vejentern und hauptsächlich durch die Reform der Verfassung bezeichnet, durch welche aus Patriciern und Plebejern ein einheitliches Volk geschaffen wurde, indem Stadt und Weichbild zum Zwecke der Besteuerung und des Kriegsdienstes in lokale Tribus, die in diesen ansässigen Plebejer und Patricier als Bürger nach Alter und Vermögen in Klassen und Centurien verteilt wurden. Doch wird bezweifelt, daß diese Einteilung durch die auf Grund derselben zusammentretenden Centuriatcomitien schon in der Königszeit auch weitere polit. Bedeutung gewann. Sicher fällt dagegen noch in diese die ebenfalls dem S. zugeschriebene Herstellung einer einheitlichen und einheitlich befestigten Stadt durch Umziehung der bisher einzeln befestigten Stadtteile mit einer gemeinsamen Mauer. Endlich wird der der Diana auf dem Aventin in Rom als ein zweites gemeinsames Heiligtum des Latinischen Bundes geweihte Tempel als das Werk des S. bezeichnet. (S. Rom und Römisches Reich, sowie Römische Altertümer.) Außerdem soll S. nach der Tradition geprägtes Geld eingeführt haben, indem er das bisher formlos als Tauschmittel gebrauchte Kupfer in Barren gießen ließ, welche mit Marken in der Gestalt von Tierfiguren versehen wurden. Der durch solche Werke und Maßregeln populäre König soll jedoch ein trauriges Ende gefunden haben. Er hatte, so wird erzählt, seine beiden Töchter mit den Söhnen des Tarquinius Priscus verheiratet. Die eine, des Aruns Gattin, verführte dessen Bruder Lucius und heiratete ihn, nachdem er seine Gattin und sie ihren Gemahl gemordet. Dann reizte sie ihren neuen Gemahl zur Verschwörung gegen ihren Vater. S. wurde erschlagen. Über die blutige Leiche fuhr die entartete Tochter mit ihrem Wagen. Eine Gasse in Rom sollte davon, daß in ihr dieses geschah, den Namen die verruchte (vicus sceleratus) haben. Vgl. Gardthausen, «Mastarna oder S.» (Lpz. 1882).

Servola, Ortschaft bei Triest (s. d.).

Servoz, Ort im Thal der Arve (s. d.).

Sesam, s. Sesamum.

Sesambeine oder Sesamknöchelchen (ossa sesamoidea), erbsengroße Knöchelchen in den Sehnen gewisser Gelenke (Daumen, große Zehe), welche deren Bewegung erleichtern.

Sesamöl, s. unter Sesamum.

Sesamum *L.* (Sesam), Pflanzengattung aus der Familie der Bignoniaceen, umfaßt gegen 10 Arten, die größtenteils im tropischen und südl. Afrika einheimisch vorkommen. Es sind krautartige Gewächse mit meist alternierenden ungeteilten Blättern und ansehnlichen weiß oder rötlich gefärbten unregelmäßigen Blüten, die aus einem kleinen fünfteiligen Kelch, einer glockenförmigen undeutlich zweilippigen Blumenkrone, vier didynamischen Staubgefäßen und einem zweifächerigen Fruchtknoten bestehen. Die Frucht ist eine längliche zweifächerige Kapsel und enthält zahlreiche Samen. Die bekanntesten Arten sind der orient. und ind. Sesam, Sesamum orientale *L.* und Sesamum indicum *L.* (wohl nur Varietäten einer Art); als ihre Heimat wird gewöhnlich Ostindien angegeben, doch sind sie wahrscheinlich schon vor langer Zeit aus Afrika dorthin gebracht worden und haben jetzt als Kulturpflanze eine ausgedehnte Verbreitung fast in allen wärmern Ländern. Schon im Altertum wurden sie im südl. China, im Orient und in Ägypten wegen ihrer reichlich Öl enthaltenden Samen angebaut. Aus denselben wird das sog. Sesamöl gewonnen, welches zur Bereitung von Speisen, sowie in der Heilkunde eine ausgedehnte Verwendung findet. Die nach dem Auspressen des Öls übrigbleibenden Teile heißen Sesamkuchen und geben ein gutes Viehfutter. Geringere Sorten des Sesamöls werden als Brennöl benutzt und dienen besonders zur Speisung der sog. ewigen Lampen im griech.-kath. Ritus. Der beim Verbrennen des Öls gewonnene Ruß soll in China zur Herstellung der chines. Tusche verwandt werden. (Vgl. Tafel: Öl- und Fettpflanzen, Fig. 3.)

Seschellen, s. Sechellen.

Sesenheim, s. Sessenheim.

Sesia, s. Glasschwärmer.

Sesia, im Altertum Sesites, linker Nebenfluß des Po in der ital. Provinz Novara, entspringt am Südostabhange des Monte-Rosa, durchfließt zuerst ein Thal der Penninischen Alpen, tritt bei Romagnano in die Tiefebene Piemonts, nimmt oberhalb Vercelli rechts den ebenfalls von den Penninischen Alpen kommenden Cervo auf und mündet östlich von Casale nach einem überwiegend nach SSO. gerichteten Laufe von 170 km. In ihrem untern Laufe bildet die S. die Grenze zwischen den Provinzen Novara und Pavia.

Das Departement Sesia des ersten franz. Kaiserreichs, östlich von dem Flusse S., südlich vom Po begrenzt, hatte Vercelli zur Hauptstadt.

Sesonchis (ägypt. Scheschonk), Name ägypt. Könige aus dem libyschen Herrscherhaus der 22. Dynastie. Am bekanntesten ist Sesonchis I. (etwa seit 943 v. Chr.), der gegen Rehabeam von Juda zog und Jerusalem plünderte. Eine Liste der von ihm eroberten Orte ist im Tempel von Karnak erhalten.

Sesostris oder Sesoosis ist der Name eines sagenhaften ägypt. Königs, dem die griech. Schriftsteller große Eroberungszüge nach Asien und Europa, die Unterwerfung Äthiopiens, die administrative Einteilung Ägyptens u. a. m. zuschreiben. Bei Manetho steht er an der Stelle Usertesens II. und III., zweier Könige der zwölften Dynastie, und möglicherweise liegt deren Name dem S. zu Grunde. Jedenfalls sind aber dem S. auch Thaten anderer späterer Könige (z. B. Ramses' II. aus der neunzehnten Dynastie) zugeschrieben, und die weitere Ausführung dieser Königsgestalt gehört nur der Sage an.

Sesquioxyd, s. unter Oxyd.

Sessa Aurunca, Stadt in der ital. Provinz Caserta, Bezirk Gaëta, auf einem vulkanischen südwestl. Vorsprung der Rocca Monfina, ist Bischofssitz, zählt (1881) 5864 (Gemeinde 19547) E. und hat eine 1103 begonnene, im 18. Jahrh. renovierte dreischiffige Basilika. — S., im Altertum Suessa Aurunca, eine Stadt der Aurunker, 313 v. Chr. röm. Kolonie latinischen Rechts, baute schon zur Römerzeit einen trefflichen, von Horaz, Virgil und Martialis gerühmten Wein auf dem südlich von S. bis Mondragone (Sinuessa) am Golf von Gaeta sich hinziehenden Monte-Massico (Mons Massicus). Von der antiken Stadt sind noch Reste einer Brücke, eines Amphitheaters, von Aquädukten und Bädern vorhanden. Am 26. Okt. 1860 legte zu S. Garibaldi seine diktatorische Gewalt über das Königreich beider Sicilien in die Hände Victor Emanuels nieder, den er als König von Italien begrüßte.

Sessenheim (in Goethes «Wahrheit und Dichtung» Sesenheim genannt), Dorf im Kreise Hagenau des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, Station der Linie Straßburg-Lauterburg der Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen, 33 km nordöstlich Straßburg, zählt (1880) 991 E. S. ist besonders bekannt durch die Beziehungen Goethes zu der Pfarrerstochter von S., Friederike Brion (s. d.).

Session (lat.), bei parlamentarischen Körperschaften Bezeichnung für eine Sitzungsperiode, den Zeitraum, für welchen die Körperschaft jeweilig zusammenberufen ist.

Sester, ehemaliges bad. Maß = 15 l; 10 S. = 1 Malter.

Sesterne (im Buchdruck), s. unter Duernen.

Sesterz (nummus sestertius), eine röm. Silbermünze von 2½ As Wert, daher der Name sestertius für semi-as-tertius, deren Gewicht ursprünglich etwas über 4½ g betrug, aber bald auf etwas unter 4 g sank. Der S. war der vierte Teil des Denar. Sesterzien (HS) waren auch die gewöhnliche Rechnungsmünze. Bina sestertia, gewöhnlich mit Weglassung von milia, waren 2000 Sesterzien, dena 10000 und centena 100000 Sesterzien. Ähnlich bezeichnete man die mit Zahladverbien gebildeten größern Summen, meist mit Weglassung von centena milia = 100000, nur durch jene, aber dann regelmäßig mit der Form sestertium verbunden, also schrieb man z. B. decies sestertium für 1 Mill., vicies sestertium für 2 Mill. u. s. w. Vgl. Gronov, «De sestertiis» (Amsterd. 1656).

Sestier ist der Name eines röm. Geschlechts, das nach den Fasten im J. 452 v. Chr. einen Konsul stellte, also patricisch war. In histor. Zeit gab es nur plebejische Sestier. — Publius Sestius war 63 v. Chr. als Quästor des Konsuls Gajus Antonius für Cicero gegen Catilina thätig und begleitete dann jenen in seine Provinz Macedonien. Als Volkstribun wirkte er 57 mit Milo für Cicero und überhaupt gegen Clodius. Auf Antrieb des letztern wurde er 56 wegen Anwendung von Gewalt angeklagt, von Cicero in einer

noch erhaltenen Rede verteidigt und freigesprochen. Während des Kampfes zwischen Pompejus und Cäsar trat er zur Partei des letztern.

Sestine (ital.), eine lyrische Strophe aus sechs Versen von künstlicher Reimstellung gebildet und bisweilen von dreizeiliger Schlußstrophe begleitet, provençal. Ursprungs und wohl zuerst von Arnaut Daniel gebraucht, bei den Italienern (Petrarca) und dann bei den Spaniern oft angewendet. In neuerer Zeit ist sie auch im Deutschen (z. B. von Rückert) nachgebildet worden.

Sestini (Domenico), einer der größten Münzkenner, geb. zu Florenz 10. Aug. 1750, gebildet in dem Kollegium seiner Vaterstadt, machte seit 1780 Reisen in Kleinasien und wandte sich später nach Deutschland, wo er sich namentlich in Berlin aufhielt und vom König von Preußen ein Jahrgehalt erhielt. In dieser Zeit ließ er seine «Lettere e dissertazioni numismatiche sopra alcune medaglie rare della collezione Ainslianea etc.» (8 Bde., Livorno 1789—1805) und die «Classes generales seu monetae urbium, populorum et regum ordine geographico» (2 Bde., Lpz. 1786; 2. Aufl., Flor. 1821) erscheinen, welchem erstern Werke sich die Beschreibungen von Knobelsdorf u. a., sowie der berliner und gothaischen Sammlung als Band 6—9 (Berl. 1804—9) anschlossen. Im J. 1810 besuchte er Paris und wurde sodann von der Großherzogin Elisa Bacciochi von Toscana zum Antiquar und Bibliothekar ernannt, welche Stelle er 1814 bei der Rückkehr des Großherzogs Ferdinand III. verlor. Hierauf übernahm er die Ordnung des Hederwarischen Museums, sowie die Beschreibungen der königl. Münzsammlung zu München, der des Königs Christian VIII. von Dänemark und des Museums zu Triest. Auch hatte er inzwischen seine vortreffliche Abhandlung über die alten Stateren (1818) und die Münzen des Achäischen Bundes geschrieben und neue «Lettere e dissertazioni numismatiche» (9 Bde., Mail. 1813—20) erscheinen lassen. Großherzog Ferdinand ernannte ihn zum Professor an der Universität zu Pisa. Hierauf erschienen seine Beschreibung des Hederwarschen Museums (7 Bde., 1828—30) und die der griech. Medaillen der Chaudoirschen Sammlung (1831). Er starb zu Florenz 8. Juni 1832. Seine Bibliothek und Manuskripte kaufte der Großherzog Leopold II. von Toscana an. Unter letztern befindet sich auch sein «Systema geographicum numismaticum» in 14 Foliobänden.

Sesto Fiorentino, Ortschaft in der ital. Provinz und im Bezirk Florenz, Station der Eisenbahn Bologna-Pistoja-Florenz, zählt (1881) 5321 E. Nahebei liegt La Doccia, die schöne Villa des Marchese Ginori mit engl. Garten und großer 1740 errichteter Porzellanfabrik.

Sestri-Levante, Marktflecken in der ital. Provinz Genua, Bezirk Chiavari, am Meerbusen von Genua, an der Riviera di Levante, 46 km von Genua, an der Eisenbahn Genua-Pisa malerisch gelegen, hat ein Kastell und auf dem Kalkfelsen Isola eine alte Burg mit schönem Pinienwalde und zählt (1881) 2731, als Gemeinde 9920 E., welche Austern- und Sardellenfang treiben. S., im Altertum Segesta, mittellat. Segestrum, hat einen kleinen Hafen, Schiffswerfte und Villen.

Sestri-Ponente (mittellat. Segestrum), Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Genua, 8 km westlich von Genua, mit dem es durch Pferdebahn verbunden ist, Station der Cornicebahn (Genua-Savona-Ventimiglia) und am Meerbusen von Genua, ist die schönste Ortschaft zwischen Genua und Savona. Dabei erhebt sich der Monte-Gazzo, an welchem gelber Alabaster gebrochen wird. Der Ort zählt (1881) 11104 E. und hat schöne Villen der genuesischen Nobilität, unter denen die Villa Rossi mit ihrem Garten hervorzuheben ist, Schiffswerfte, Textilindustrie, 16 Seifen- und eine Maschinenfabrik, sowie besuchte Bäder.

Set oder Seth, s. Typhon.

Seta (lat.), Haar, Borste; setacĕus, borstenartig.

Setāria *Beauv.*, Borstenhirse, Name einer Gräsergattung aus der Familie der Gramineen, welche sich von den ihr nahe verwandten echten Hirsenarten (Panicum) dadurch unterscheidet, daß die in eine walzige Ähre gestellten Ährchen, welche zwei Blüten, eine fruchtbare und eine taube, enthalten, von grannenartigen Borsten umgeben sind. Außer einigen wildwachsenden, einjährigen, als Unkräuter auftretenden Arten gehört hierher die italienische Borsten- oder Kolbenhirse (Setāria italica *Beauv.*), welche in Südeuropa einheimisch ist und angebaut wird. Sie ist ein vollsaftiges Gras mit etwa meterhohem, fingerdickem Stengel, breiten, schilfartigen, aber weichen und nicht scharfen Blättern und einer 5—8 cm langen, bis 1,5 cm dicken, gelappten Ähre, welche eine große Anzahl von Ährchen enthält. Die Körner, ebenso wie die des gemeinen Hirse benutzt, aber von geringerer Größe, sind bald weiß oder grau, bald gelb- bis braunrot. Man unterscheidet zwei Varietäten: große Kolbenhirse, der Körner wegen angebaut, und kleine Kolbenhirse oder Mohar (Setāria germanica *Beauv.* Vgl. Tafel: Getreidearten, Fig. 21, und den Art. Hirse), welcher nur als Futtergewächs kultiviert, das in trockenen Lagen ein sehr schätzenswertes Futter, insbesondere auch für Pferde liefert, daher im südöstl. Europa, namentlich in Ungarn, vielfach angebaut wird. Seine Halme erreichen Meterhöhe, die Ähren sind 1,5 cm stark und bis 7 cm lang. Sein Nahrungswert steht bei guter Gewinnung demjenigen des Heues wenig nach.

Seth (auch Set), s. Typhon.

Seth, nach der hebr. Sage der dritte Sohn Adams, soll der Stammvater des Gott wohlgefälligen Menschengeschlechts (der Sethiten) gewesen sein, welchen die Kainiten, die Nachkommen Kains (s. d.) als das gottlose Menschengeschlecht gegenübergestellt werden. Eine nähere Vergleichung der verschiedenen Geschlechtsregister beweist jedoch, daß die Namen in beiden Reihen ursprünglich dieselben waren, und daß in der ältesten Überlieferung S. nicht als dritter Sohn Adams, sondern als «Erstgeborener» des ersten Menschen Enosch erschien. — Im 2. Jahrh. n. Chr. erscheint unter den sog. Ophiten (s. d.) eine Partei der Sethianer oder Sethiten, welchen S. Repräsentant des in Christus erschienenen geistigen Prinzips war. Unter ihrer religiösen Litteratur fanden sich auch mehrere «Bücher S.».

Sethlans, etrusk. Gott, entspricht dem röm. Vulcanus.

Sethos (Sethosis), zwei ägypt. Könige, von denen der erste identisch mit Sesostris (s. d.) ist; der zweite lebte im 13. Jahrh. und war der Sohn des Menephtha.

Setif, Stadt und Hauptort eines Arrrondissements in der alger. Provinz Constantine, am südl.

Fuße des Setifgebirges, in der fruchtbaren und gesunden Ebene Medschana, mit Bone, Constantine und Philippeville durch Eisenbahn verbunden, nach einem regelmäßigen Plane angelegt, hat 5594 E., eine schöne Kirche, ein Altertümermuseum, Kasernen, Hospital und sehr besuchte Märkte. S. ist das röm. Sitifi oder Sitifis, in der spätern Kaiserzeit Hauptstadt der Provinz Mauretania Sitifensis.

Setigēra (lat.), Borstentiere, soviel wie Schweine.

Setledsch, s. Satledsch.

Setschuan oder Sse-tschouan, Provinz des chines. Kaiserreichs, welche, westlich von Tibet, südlich von den chines. Provinzen Yün-nan und Koei-Tscheou, östlich von Hou-nan und Hou-pe, nördlich von Schan-si begrenzt und von dem mittlern Laufe des hier Sa-kiang genannten Yang-tse-kiang durchströmt, ein Areal von 479268 qkm mit (1882) 67712897 E. einnimmt. Da die Schneegebirge des östl. Tibet, sowie die Yug-ling genannte, zwischen der Krümmung des Brahmaputra und dem obern Laufe des Yang-tse-kiang gelegene, von letzterm durchbrochene Gebirgskette sich tief in S. hineinerstrecken, so ist dasselbe größtenteils ein Alpenland, besitzt aber dessenungeachtet weite Ausbreitungen sehr fruchtbaren Ackerlandes. Hauptsächlichste Bodenerzeugnisse, welche S. in größerer Mannigfaltigkeit als irgend eine andere chines. Provinz liefert, sind Thee, Tabak, Baumwolle, Reis, Weizen und Gerste, während ein Teil des Gebirges mit prachtvollen Waldungen bestanden ist. Das Mineralreich liefert Gold, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Steinkohlen und Steinsalz. Außer durch den Yang-tse-kiang und zahlreiche Nebenflüsse desselben, von denen der Ming-kiang, Lo-kiang, Feou-kiang, Kia-ling-kiang und Pa-kiang die bedeutendsten sind, wird S. noch durch zahlreiche künstliche Kanäle bewässert. S. besteht aus 12 Departements, welche 11 Arrondissements, 111 Kantone und 3 Distrikte und außerdem noch 8 Arrondissements und 6 Distrikte, welche unmittelbar unter der Reichsregierung in Peking stehen, in sich fassen. Hauptstadt der Provinz S. ist Tsching-tou-fou, mit Festungswerken umgeben, in einer weiten Ebene zwischen den Flüssen Min- und Lo-kiang, mit 378000 E. Dieselbe befand sich bis zu den Kriegen, vor dem Aufkommen der gegenwärtig in China herrschenden Mandschudynastie (1644), in hoher Blüte, welche sie seitdem nicht wieder erreicht hat.

Se-tschuana, Sprache der Betschuanen (s. d.).

Sette Communi, deutsche Sprachinsel in Oberitalien, s. Communi.

Settegast (Hermann), einer der bedeutendsten Lehrer und Schriftsteller deutscher moderner Landwirtschaft, geb. 30. April 1819 zu Königsberg i. Pr., war in dieser Provinz von 1835 bis 1844 als praktischer Landwirt auf den Besitzungen des Herrn von Fahrenheid-Angerapp thätig, studierte darauf in Berlin und an der Akademie Hohenheim, und wurde dann ordentlicher Lehrer der Landwirtschaft an der Akademie Proskau und Administrator der dortigen Staatsdomäne. Nach elfjähriger Thätigkeit in dieser Stellung wurde S. zum Direktor der landwirtschaftlichen Akademie Waldau bei Königsberg i. Pr. ernannt und kehrte 1863 wieder nach Proskau als Direktor dieser Akademie zurück. Nach Aufhebung derselben folgte S. dem Rufe als ord. Professor der Tierzucht und Betriebslehre an die landwirtschaftliche Hochschule in Berlin. Im J. 1848 war er zum Mitgliede des preuß. Landesökonomie-Kollegiums, später zum Geh. Regierungsrat ernannt worden. Von seinen Werken hat namentlich «Die Tierzucht» (4. Aufl., Bresl. 1878, in die meisten europ. Sprachen übersetzt), worin S. die Lehre von der Rassenkonsolidation und Individualpotenz gegenüber der Rassen- und Konstanztheorie begründete, großen Ruf erlangt. Von seinen zahlreichen Abhandlungen und selbständigen Schriften sind ferner hervorzuheben: «Die Landwirtschaft und ihr Betrieb» (3. Aufl., Bresl. 1885), «Die Individualpotenz und die Mentzel-Wecherlinsche Schule der Rassen und Konstanztheorie» (Berl. 1861), «Deutsches Herdbuch» (4 Bde., Berl. 1868—75).

Settembrini (Luigi), ital. Litteraturhistoriker, geb. 1812 zu Neapel, wurde 1835 Professor der Rhetorik am Lyceum zu Catanzaro. Aus polit. Gründen 1839 abgesetzt, lebte er seinen Studien, mußte 1847 wegen seiner Schrift «Protesta dei popoli delle due Sicilie» nach Malta flüchten, kehrte 1848 zurück, beteiligte sich an der Revolution, geriet 1849 in Gefangenschaft und ward zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Es gelang ihm indes nach London sich zu flüchten. Im J. 1860 kehrte er nach Italien zurück, wurde zuerst Studieninspektor, dann Professor der ital. Litteratur an der Universität zu Neapel, wo er 4. Nov. 1876 starb. Sein Hauptwerk sind die geistvollen, originellen und glänzend beredten, aber auch leidenschaftlichen und einseitig tendenziösen «Lezioni di Letteratura italiana» (3 Bde., Neap. 1867 fg.; seither in mehrern Auflagen erschienen). Außerdem veröffentlichte er eine Übersetzung des Lucian (Neap. 1861 fg.) und die Selbstbiographie: «Ricordanze della mia vita» (2 Bde., Neap. 1876—80). Vgl. Torraca, «Luigi S.» (Neap. 1877).

Settlement (Act of), s. unter Act.

Setúbal oder Setubal, von den Ausländern auch St.-Ubes oder St.-Yves genannt, portug. Seestadt (Cidade) im Distrikt Lissabon, 29 km im Südsüdosten von Lissabon, am nördl. Ufer der durch die Mündung des Sado gebildeten Ria oder Bai von S. gelegen, Station der Linie Pinhal-Novo-S. der portug. Südostbahn, ist nach ihrer fast gänzlichen Zerstörung durch das Erdbeben von 1755 wieder gut aufgebaut und hat vier öffentliche Plätze, viele hübsche Häuser, fünf Pfarrkirchen, mehrere Schulen, ein Theater und reizende, mit Gärten und Landhäusern dicht besäete Umgebungen. Die Stadt zählt (1878) 14798 E. und ist ein wohlhabender Ort, nach Lissabon und Oporto die bedeutendste Hafen- und Handelsstadt Portugals, namentlich wichtig als Ausfuhrplatz von portug. Weinen und als Hauptemporium des portug. Salzhandels. Der Hafen ist sehr groß, sicher, 10—20 m tief, mit gutem Ankergrund versehen, aber wegen der davorliegenden Sandbänke schwer zugänglich. Derselbe wird durch fünf Forts verteidigt, hat einen Leuchtturm und breite, gutgepflasterte Kais. Das Seesalz, welches in den 370 Gruben (Marinhas) des Sado bei der Stadt selbst, sowie in denen von Palmella und Alcácer do Sal (s. Alcazar) gewonnen wird, kommt, weil es über S. exportiert wird, unter dem Namen Salz von St.-Yves in den Handel. Außerdem wird der Küstenhandel und die Fischerei sehr lebhaft betrieben und auch Öl, Südfrüchte und Fische zur Ausfuhr gebracht. S. ist Sitz eines deutschen Vizekonsulats, dessen Amtsbezirk das Küstenland südlich bis Sines einschließlich umfaßt. Jenseit

der Ria, an der Spitze der Landzunge, wo die Ruinen von Troye stehen, lag das alte röm. Caetobriga im Lande der Celtici; es hieß später Setubra, wurde von den Arabern, die den Ort Schetuvir nannten, zerstört, aber nachmals wieder aufgebaut und S. genannt.

Setzen (typogr.), **Setzer** (Schriftsetzer), s. unter Buchdruckerkunst, Bd. III, S. 660 fg.

Setzkopf, derjenige Kopf eines Nietes (s. d.), welcher bereits an diesem vorhanden ist, wenn dasselbe eingesetzt wird.

Setzkreuz, s. unter Bergbohrer.

Setzmaschine nennt man eine Maschine, welche aus Typen (Lettern) den gewünschten Satz zusammenstellt, also das verrichtet, was sonst allgemein der mit der Hand arbeitende Setzer thut. (S. Buchdruckerkunst.) Verschiedene Projekte und Konstruktionen blieben ohne praktische Resultate; befriedigendere wurden erzielt von Sörensen in Kopenhagen (1851), Bidet, Pape in Paris, Hattersley in Manchester, Delcambre in Paris, Fraser in Edinburgh und Kastenbein in Paris, dessen neuerdings wesentlich verbesserte Maschine (1878) höchst leistungsfähig ist; mit ihr konkurrieren neuerdings die Maschinen von Brachelsberg in Hagen in Westfalen und Fischer und V. Langen in Bielefeld, deren neueste Maschine, der Gutenberger, Eingang in einigen großen Offizinen gefunden hat. Allgemein hat man der S. die Idee des Klaviers zu Grunde gelegt, indem eine Anzahl Tasten angebracht wird, von denen jede, wenn man sie mit dem Finger niederdrückt, einen bestimmten Buchstaben aus dem Behälter, worin viele Exemplare desselben übereinander geschichtet liegen, herausfördert. Verschieden sind aber die Maschinen in Ansehung des Mittels, durch welches die nacheinander folgenden Lettern weiter geschafft und in Zeilen zusammengereiht werden, sowie in vielen andern Einzelheiten. Von zwei erwachsenen Personen und zwei Knaben oder Mädchen bedient, kann eine S. das Vierfache und mehr von dem liefern, was ein Setzer nach gewöhnlicher Weise in gleicher Zeit leistet. Dabei muß aber das Ablegen des ausgedruckten Satzes (Auseinandernehmen und Sortieren der Lettern) entweder durch eine entsprechende Zahl von Personen oder durch eine besondere Ablegmaschine (die auch wohl mit der S. selbst verbunden ist) geschehen. Die S. können gleichzeitig nur mit einer Schriftgattung arbeiten, sind also für mathem. und Tabellensatz u. s. w. unbrauchbar. Auch muß der Maschinenarbeit stets noch eine nicht unbedeutende Handarbeit, namentlich das genaue Ausschließen (Ausgleichen der Zeilenlänge) und das Zusammenordnen der Zeilen in Kolumnen folgen. Bisher haben die S. nur in einzelnen größern Druckereien, namentlich Englands und Frankreichs, Eingang gefunden. Man hat das Problem einer S. in neuerer Zeit noch auf anderm Wege zu lösen versucht, und zwar derart, daß man mittels eines Alphabets von Stahlstempeln, das in passender Weise in einer Maschine angeordnet ist, die einzelnen Buchstaben, Worte und Zeilen nach und nach in eine präparierte Pappe eingeprägt und dann auf dem Wege der Stereotypie eine druckbare Platte davon gewinnt. Doch auch diese Methode hat ihre Mängel und zwar hinsichtlich des richtigen Teilens der Worte nach Silben am Zeilenende und wegen der Korrekturen. Am besten löste das Problem einer solchen Maschine H. Hagemann in Berlin. Vgl. Waldow, «Encyklopädie der graphischen Künste» (Lpz. 1881—84).

Setzpult oder Setzregal, s. unter Buchdruckerkunst, Bd. III, S. 660.

Setzschiffer, ein Schiffer, welcher ein Fahrzeug mietweise fährt.

Setztartschen, s. unter Schild.

Setzungsrecht ist die Befugnis der Mitglieder einer Reederei (s. d.), wenn sie bei gewissen wichtigen Beschlüssen (Antretung einer neuen Reise, Reparatur u. s. w.) in der Minorität geblieben sind, der Majorität ihrer Genossen «das Schiff zu setzen», d. h. denselben frei zu stellen, ob sie das ganze Schiff zu einem bestimmten Anschlag übernehmen und der Minorität deren Anteile auszahlen wollen, oder ob sie der Minorität das ganze Schiff überlassen und ihrerseits die Anteile ausgezahlt erhalten wollen. Dieses S., welches im Mittelalter weit verbreitet war, gilt jetzt nur noch in Mecklenburg, im übrigen Deutschland gelten statt dessen die Grundsätze des Handelsgesetzbuchs, Art. 468. Vgl. Wagner, «Beiträge zum Seerecht» (Riga 1880).

Setzwage (Schrotwage, Bleiwage), ein meist in Verbindung mit einem genau parallelseitig und gerade abgerichteten Brett, Wagebrett, gebrauchtes Instrument, dessen man sich im Baufach bedient, um Werkstücke, Hölzer u. dgl. genau horizontal zu verlegen oder Mauerflächen in eine wagerechte Ebene zu bringen. Es hat entweder die Gestalt eines gleichschenkeligen Dreiecks oder eines umgekehrten T, dessen Basis genau rechtwinkelig zur Mittellinie abgerichtet ist, an deren Stelle sich ein Lot mit Bleikugel befindet, die in einem an der Basis angebrachten Ausschnitt spielt. Bei genau horizontaler Stellung der auf das untergestellte Wagebrett gesetzten Basis muß das Lot den auf der S. markierten Lot- oder Mittelstrich decken; ebenso auch, wenn man der Prüfung wegen die S. umkehrt. Doch bleibt diese S., namentlich bei kleinerm Maßstab, ein unvollkommenes Instrument, an dessen Stelle man sich neuerdings der empfindlichern und bequemern Wasserwage bedient.

Setzwirtschaft, soviel wie Interimswirtschaft.

Setzzeit, soviel wie Schonzeit der Jagdtiere.

Seubottenreut, Dorf im bayr. Bezirk Oberfranken, wurde geschichtlich namhaft durch das Gefecht am 29. Juli 1866, das letzte des Deutschen Kriegs von 1866. Die Vorhut des preuß. Reservekorps hatte morgens Bayreuth besetzt und sendete 2 Schwadronen mecklenburg. Dragoner, denen 1 Kompagnie des 4. Garderegiments folgte, gegen S. vor, wo bayr. Truppen bemerkt worden waren. Die Dragoner sprengten das Quarrée einer bayr. Kompagnie und drängten den Rest des bayr. Bataillons zurück, nachdem noch drei Kompagnien des 4. Garderegiments, 1 Kompagnie mecklenburg. Jäger und 2 Geschütze auf dem Gefechtsfelde eingetroffen waren. Die Bayern verloren 4 Offiziere und 210 Mann Gefangene.

Seuche (Lues), allgemeine Bezeichnung für weitausgebreitete Volkskrankheiten, sowohl Epidemien (s. d.) als Endemien (s. d.).

Seudre, Küstenfluß im SW. des franz. Depart. Charente-Inférieure, entspringt südwestlich von St.-Genis, berührt Saujon, wird bei Ribéron schiffbar und mündet nach einem durch Weingelände nordwestlich gerichteten Laufe von 85 km zwischen Marennes und La Tremblade in den

Pertuis de Maumusson, südöstlich der Insel Oléron. Die Mündung bildet einen kleinen Seehafen.

Seuffert (Joh. Adam von), Rechtsgelehrter, geb. 15. März 1794 zu Würzburg, studierte daselbst, machte den Feldzug von 1814 nach Frankreich mit und habilitierte sich in Göttingen für Geschichte und Staatswissenschaften. Im J. 1816 siedelte S. nach Würzburg über und wurde 1817 außerordentlicher, 1819 ordentlicher Professor für Geschichte, Pandekten und bayr. Civilrecht. Er wurde dann ein hervorragendes Mitglied der bayr. Ständeversammlung und zweiter Präsident derselben. Im J. 1834 wurde S. Appellationsgerichtsrat zu Ansbach; 1839 mußte er wegen körperlichen Leidens dem Staatsdienste entsagen. Er zog nach München und entfaltete eine reiche wissenschaftliche Thätigkeit, bis er 8. Mai 1857 starb. Er begründete die einflußreichen Zeitschriften «Blätter für Rechtsanwendung» seit 1836, und «Archiv für die Entscheidungen der obersten Gerichte in den deutschen Staaten» seit 1847. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Praktisches Pandektenrecht» (4. Aufl., herausg. von E. A. Seuffert, 3 Bde., Würzb. 1860—72), «Kommentar über die bayr. Gerichtsordnung» (2. Aufl., bearbeitet von Brater und Lauk, 4 Bde., Erlangen 1853—58).

Seulingswald, kleines bewaldetes Sandsteingebirge im preuß. Regierungsbezirk Kassel, zwischen Werra und Fulda, im ONO. von Hersfeld, steigt im Nadelöhr zu 470 m auf.

Seume (Joh. Gottfr.), deutscher Dichter, geb. 29. Jan. 1763 in Poserna bei Weißenfels, wo sein Vater Bauer war. Als letzterer verstorben, nahm sich der Graf von Hohenthal-Knauthain des Knaben an, brachte ihn auf die Schule in Borna, dann auf die Nikolaischule in Leipzig und nachher auf die dortige Universität, wo er Theologie studieren sollte. Doch S. konnte sich mit der damaligen Theologie nicht befreunden. Er verließ Leipzig, um zunächst nach Paris zu gehen, fiel aber Werbern in die Hände und wurde in hess. Diensten nach Amerika eingeschifft. Nach der Heimkehr aus Canada, wo er bis zum Frieden gefochten, geriet er unter preuß. Werber und wurde wieder als gemeiner Soldat nach Emden gebracht. Hier entfloh er zweimal, wurde aber wieder eingeholt und entging nur auf vieles Fürbitten der Todesstrafe. Ein wackerer Bürger, der Kaufmann Bauermann, der sich mit 80 Thlrn. für ihn verbürgte, verschaffte ihm Urlaub. Nun ging S. nach Leipzig, fest entschlossen, nicht zurückzukehren. Er bezahlte die verbürgte Summe von dem Honorar für seine Übersetzung des engl. Romans «Honorie Warren» (1788) und widmete sich nun den Wissenschaften. Als Sekretär des russ. Generals Igelström kam er 1793 nach Warschau und erhielt eine Offizierstelle bei den Grenadieren. Während des Kampfes der Polen gegen die Russen wurde er zum poln. Gefangenen gemacht. Nach seiner Befreiung ging er wieder nach Leipzig, wo er Unterricht im Englischen erteilte und seine «Wichtigen Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794» (Lpz. 1796), «Zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland» (Zür. 1797) und seine «Obolen» (2 Bde., 1796—98) herausgab. Später übernahm er das Amt eines Korrektors in der Druckerei seines Freundes Göschen zu Grimma. Nachdem seine «Gedichte» (Riga 1801) erschienen waren, unternahm er eine Fußreise von neun Monaten, auf welcher er Österreich, Italien, Sicilien, die Schweiz und Paris besuchte. Eine ähnliche Fußreise machte er 1805 über Petersburg, Moskau durch Finland nach Schweden. Jener Reise ist sein «Spaziergang nach Syrakus» (3 Bde., Lpz. 1802; neue Ausgabe von Oesterley, Lpz. 1868), dieser «Mein Sommer im J. 1805» (Hamb. 1806) gewidmet. Nach langen Leiden starb er 13. Juni 1810 zu Teplitz.

Bei großer Herbheit seiner Lebensanschauung besaß S. Charakterfestigkeit und Selbstgenügsamkeit. Diese Charakterfestigkeit spricht sich auch in allen seinen Gedichten und Schriften aus und verleiht ihnen einen eigentümlichen Wert, während sie in künstlerischer Beziehung, sowohl was die Form der Darstellung, als was die Durchdringung und Regelung des Stoffs betrifft, mancherlei Unvollkommenheiten an sich tragen. Eine Ausgabe seiner «Sämtlichen Werke» erschien nach seinem Tode (12 Bde., Lpz. 1826 u. öfter; mit neuem Material vermehrt, in 10 Teilen Berl. 1879). Die von ihm begonnene Selbstbiographie beendete Clodius (Lpz. 1813).

Seurre, mittellat. Sora, Stadt im franz. Depart. Côte-d'Or, Arrondissement Beaune, links an der Saône, Station der Linie Dijon-St.-Amour der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 2550 E. und hat ein Schloß, Gewerbe und Getreide-, Hanf- und Weinhandel.

Sevennen, s. Cevennen.

Sevenoaks, Stadt in der engl. Grafschaft Kent, Station der Linie London-Tunbridge-Ashford-Dover der South-Easternbahn und der Zweiglinie Otford-S. der London, Chatham and Doverbahn, zählt (1881) 6288 E. und hat eine Lateinschule und ein Versorgungshaus. Bei S. befindet sich der Knole-Park mit Schloß und Gemäldesammlung.

Sévérac-le-Château, Stadt im franz. Depart. Aveyron, Arrondissement Millau, nahe dem Ursprung des Aveyron, Station der Linien Latour-Millau-Rodez, S.-Mende und S.-Banassac der Südbahn, zählt (1881) 1334 (Gemeinde 3425) E. und hat Ruinen eines alten Schlosses, Wollindustrie und Steinkohlengruben. S. war bis zur großen Revolution eine Herrschaft im Rouergue.

Severinus, Heiliger, Apostel der Noriker, gebürtig wahrscheinlich aus Afrika, kam um 454 nach Attilas Tode nach Noricum, lebte hier zunächst als Ascet, gründete dann verschiedene Klöster und ließ sich schließlich in Faviana (vermutlich Wien) nieder, wo er 8. Jan. 482 starb. Sein Schüler Eugippius schrieb eine für die Geschichte des 5. Jahrh. wichtige Vita Severini (beste Ausgabe von Knöll, Wien 1885).

Severn, bei den Alten Sabrina, hinsichtlich der Größe und Wichtigkeit nach der Themse der zweite Fluß Englands, entspringt in einem kleinen See auf der Ostseite des Plynlimmongebirges in der Grafschaft Montgomery, und führt anfangs bis Llanidloes den alten Namen Hafren. Innerhalb Wales fließt er gegen Nordost über Newtown und Welshpool, wo er 275 km oberhalb seiner Mündung für Barken schiffbar wird, tritt ostwärts in die engl. Grafschaft Shrop, durchströmt dieselbe in südöstl., dann in südl. Richtung die Grafschaft Worcester als ein breiter, tiefer und ruhig flutender Strom und wendet sich endlich in die Grafschaft Gloucester, wo er unterhalb Gloucester bereits unter dem Einfluß der Ebbe und Flut steht. Nach vielen Krümmungen wendet er sich bei Naß-Point südwestlich, bis er bei der Einmündung des Lower-Avon (von Bristol her) seinen Namen gegen den

des **Bristolkanals** (Bristol Channel) vertauscht und weit ausgebreitet sich unbemerkt im Atlantischen Ocean verliert. Bis zur Mündung des Lower-Avon hat der S. eine Länge von 330 km. Seeschiffe von 350 Registertons gehen bis Gloucester, 85 km oberhalb der Mündung. Die ansehnlichsten Nebenflüsse des an Salmen reichen S. sind rechts: unterhalb Worcester der Teme, der durch seine romantische Scenerie berühmte **Wye**, welcher für kleine Seeschiffe bis Monmouth (22 km), für Barken bis Hay (115,5 km) fahrbar ist, ferner bei Newport der Usk und bei Cardiff der Taf, dessen Ufer entlang ein 40 km langer Kanal bis Merthyr Tydfil führt. Links münden in ihn der Vyrnwy, Perry, unterhalb Shrewsbury Tern mit Roden, Stour, der Upper-Avon bei Tewkesbury und der Lower-Avon. Durch zahlreiche Kanäle ist der S. mit der Themse, dem Trent, Humber und der Mersey verbunden und bildet so die Pulsader des Schiffahrts- und Handelsverkehrs im südwestl. England. Das ganze weite Thal, welches der S. durchfließt, ist ein Bild natürlicher Schönheit und Fruchtbarkeit. Der schönste Teil desselben liegt zwischen Gloucester und Worcester und heißt vorzugsweise **Vall of Severn**. Bei Bristol verbindet die beiden Ufer des S. ein unter dem Ästuarium erbauter Tunnel von 7 km Länge, welcher seit Jan. 1886 von der Eisenbahn durchfahren wird. Von diesem Tunnel ist mehr als die Hälfte über 12 m tief unter dem Flußbett gelegen; der Bau des Werks nahm fast 13 Jahre in Anspruch, da gewaltige Hindernisse zu überwinden waren, indem der Schacht unter einem tiefen Meeresarme liegt, welcher sehr starken Sturmfluten unterworfen ist.

Severn, 480 km langer Fluß im Britischen Nordamerika, entspringt aus dem Favourable Lake auf der Wasserscheide zwischen dem Winnipegsee und der Hudsonsbai und ergießt sich bei Fort Severn in die letztere, nachdem er mehrere Seen durchflossen hat. Seinem Quellsee entströmt nach Westen der **Berens**, welcher durch den Family Lake geht und in den Winnipegsee mündet; Nelson und Berens bilden eine ununterbrochene fahrbare Wasserstraße zwischen der Hudsonsbai und dem Winnipegsee und vermitteln nebst dem Saskatchewan, Red-River mit Assiniboine und andern in den Winnipegsee mündenden schiffbaren Flüssen den Verkehr mit den westlichen Territorien (Manitoba, Assiniboin, Saskatchewan und Alberta) des Dominion of Canada.

Sevērus (Lucius Septimius), röm. Kaiser 193—211 n. Chr., aus einer angesehenen röm. Ritterfamilie zu Groß-Leptis in Afrika, geb. 11. April 146 n. Chr., hatte ursprünglich Jurisprudenz studiert und wurde nach Bekleidung vieler anderer Ämter endlich unter Commodus Legat von Ober-Pannonien, wo ihn die Legionen nach des Kaisers Pertinax Ermordung (Ende März 193) zum Kaiser ausriefen. Er marschierte sofort nach Rom, wo der Senat den Usurpator Didius Julianus hinrichten ließ (1. Juni 193) und den S. anerkannte. Nachdem S. die Prätorianer wegen ihres Frevels an Pertinax aufgelöst (um später aus der Elite der Legionen eine neue Garde zu bilden), brach er gegen Pescennius Niger, den inzwischen im Orient die Legionen zum Kaiser erhoben hatten, auf und schlug ihn in drei Schlachten, zuletzt bei Issos in Cilicien 194. Im J. 196 wendete er sich gegen den von den brit. Legionen erhobenen Clodius Albinus, den er bis dahin durch den Cäsartitel beschwichtigt hatte. Die Schlacht bei Trinurtium (Trevoux bei Lyon) 18. Febr. 197 endete nach hartem Kampfe glücklich für S. Clodius tötete sich selbst, seine Anhänger wurden auf das grausamste verfolgt. Nach längerm Aufenthalt im Orient, wo S. die Parther gründlich demütigte, Mesopotamien und 198 selbst Ktesiphon eroberte, kehrte er 202 nach Rom zurück. Hier ordnete er die Rechtspflege und die Verwaltung und bewies sich dabei streng, einsichtig und sparsam, aber häufig auch leidenschaftlich und hart. Nur gegen seine früh verderbten Söhne (von seiner zweiten Gemahlin Julia Domna) Caracalla und Geta, und gegen seinen Günstling, den Gardepräfekten Plautianus, war er allzu nachsichtig, und gegen die Soldaten, bei denen er überhaupt die Disciplin verdarb, zu freigebig. Nachdem Caracalla (203 oder 204) den Plautianus hatte töten lassen, erhob S. den berühmten Papinianus an des letztern Stelle, der nun mit zwei andern großen Rechtsgelehrten, Ulpianus und Paulus, seinen Beisitzern, die Leitung der Rechtspflege und bedeutenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausübte. S. selbst ging 208 nach Britannien, um 209 die Caledonier zu züchtigen und 210 die Landenge zwischen Edinburgh und Glasgow stark zu verschanzen; er starb im Febr. 211 zu Eboracum (York). Vgl. Höfner, «Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers Lucius Septimius S. und seiner Dynastie» (Bd. 1, Gießen 1875); Ceuleneer, «Essai sur la vie et le règne de Septime Sévère» (Gent 1869); Fuchs, «Geschichte des Kaisers L. Septimius Severus» (Wien 1884).

Sevērus (Sulpicius), christl. Geschichtschreiber aus Aquitanien, geb. um 365 n. Chr., gest. um 425, erwarb sich erst als Anwalt vor Gericht großen Ruf, zog sich aber später in ein Kloster zu Elusa zurück und lebte nur den Wissenschaften. Unter seinen histor. Schriften (neben Dialogen und Briefen) ist die bedeutendste die «Historia sacra» in zwei Büchern, worin er mit geschichtlichem Sinne und in schlichter, aber gebildeter und den klassischen Historikern nachstrebender Darstellung (daher man ihn auch den christl. Sallustius nannte) aus den besten Quellen einen Abriß der Welt- und Kirchengeschichte von Erschaffung der Welt bis zum J. 403 gibt. Auch schrieb S. eine legendarische Biographie des heil. Martin von Tours. Die besten Ausgaben sämtlicher Schriften besorgten Vorstius (Berl. 1668), Hieronymus de Prato (2 Bde., Verona 1741—54) und Halm (Wien 1866). Vgl. auch J. Bernays, «Über die Chronik des Sulpicius S.» (Berl. 1861).

Sévigné (Marie de Rabutin-Chantal, Marquise von), eine durch ihre geistvollen Briefe berühmte Französin, geb. 6. Febr. 1626 zu Paris, erhielt durch einen Verwandten, den Abbé de Coulanges, eine gelehrte, besonders philol. Bildung. Außerdem hatte sie Gelegenheit, an dem Hofe Ludwigs XIII. ihre geselligen Talente auszubilden. Weniger durch Schönheit als durch Anmut und Geist ausgezeichnet, verheiratete sie sich 1644 mit dem Marquis **Henri** de S. Aus dieser Ehe entsprangen ein Sohn, Charles, und eine Tochter, Françoise Marguerite, die sich 1669 mit dem Grafen von Grignan vermählte und unter diesem Namen bekannt wurde. Der Marquis von S. erkaltete indes bald in der Neigung für seine Gemahlin und schickte dieselbe in die Bretagne. Er starb 1651 in einem Duell. Die Marquise widmete

sich der Erziehung ihrer Kinder und kehrte erst nach drei Jahren an den Hof zurück. Ihre sittliche Strenge, sowie ihre Teilnahme an der Coterie der sog. Précieuses im Hôtel Rambouillet zogen ihr viele Spöttereien zu. Im J. 1671 erhielt ihr Schwiegersohn, der Graf von Grignan, das Gouvernement der Bretagne, wohin ihm auch seine Gemahlin folgte. Diese Trennung verwandelte bei der Mutter die Liebe zur Tochter in eine schwärmerische Leidenschaft, und es begann zwischen beiden jener berühmte Briefwechsel, der 25 Jahre ohne Unterbrechung dauerte. Die Briefe der Marquise offenbaren ein reines weibliches Gemüt, einen feinen, gebildeten Geist und eine zarte, leicht erregbare Phantasie. Ihr Stil ist gewandt und korrekt, der Ausdruck natürlich, treffend und reich. Sie starb bei ihrer Tochter auf dem Schlosse Grignan 18. April 1696 an den Blattern. Eine erste Sammlung der «Lettres de Mme. de S. à sa fille» (2 Bde., Rouen und Haag) erschien 1726. Der Ritter Perrin veranstaltete 1734 eine Ausgabe in vier Bänden, an die sich 1738 noch zwei Bände anschlossen. Als Freund der Familie verschaffte sich Perrin auch die Materialien zu erklärenden Noten, die er bei der vollständigen Ausgabe von 1754 (8 Bde., Par.) benutzte. Hierauf folgten die Ausgaben von Vauxelles (10 Bde., Par. 1801), die von Grouvelle (8 Bde., 1806), endlich die in jeder Hinsicht vorzügliche von Monmerqué und St.-Surin (10 Bde., Par. 1818—19, nebst Supplementband, 1820; neue Aufl. 1861 fg.), von Regnier (14 Bde., Par. 1862—67) und von Silvestre de Sacy (11 Bde., Par. 1860—63). Walkenaër veröffentlichte «Mémoires touchant la vie et les écrits de Mme. de S., etc.» (4 Bde., Par. 1842—48) und Capmas, «Lettres inédites de Mme. de S. à Mme. de Grignan» (2 Bde., Par. 1876). Vgl. noch Aubenas, «Histoire de Mme. de S.» (Par. 1842) und «Madame de S. and her contemporaries» (2 Bde., Lond. 1841).

Die Gräfin Françoise Marguerite von Grignan, geb. 10. Okt. 1646, gest. 13. Aug. 1705, war eine Frau von philos. Geistesbildung. Der Ernst und die Kälte, die sie in ihren Briefen verrät, bilden einen völligen Gegensatz zum Charakter der Mutter. Eine ihrer Töchter, die Marquise von Simiane, geb. 1674, gest. 1737, erscheint in den Briefen als der Abgott der Frau von S.

Sevilla, Hauptstadt der span. Provinz Sevilla (13714 qkm, 1877 mit 506812 E.), dem Raum nach die größte, der Einwohnerzahl nach die vierte Stadt Spaniens, in einer höchst fruchtbaren und sorgsam angebauten Ebene voller Oliven- und Orangenhaine, am linken Ufer des Guadalquivir gelegen, durch Eisenbahnen mit Cadiz, Madrid und Huelva verbunden, ist Sitz eines Erzbischofs seit der Westgotenzeit, des Generalkapitäns von Andalusien, eines königl. Obergerichts (Audiencia real) und einer Universität. Die Stadt (Ciudad) hatte 1870 mit ihren sieben Vorstädten einen Umfang von 26 km, 111 Plätze, 477 Gassen, 74 Kirchen und zählt (1884) 132856 E. Von der einst die innere Stadt umgebenden, mit 66 viereckigen, zinnengekrönten Türmen maurischer Bauart versehenen und von 15 Thoren und Pforten durchbrochenen Ringmauer sind nur noch einzelne Reste übrig. Die Straßen sind eng, aber die Häuser großartig, mit platten Dächern und maurischen Verzierungen. Die schlangenförmig gewundene, enge, dem Wagenverkehr nicht zugängliche Calle de Sierpes ist die Hauptpulsader der Stadt; die mit großen Marmorplatten gepflasterte Straße hat prächtige Kaffee- und Klubhäuser, sowie elegante Juwelier- und Modewarenläden. Die Plaza nueva, mit Orangenalleen, Palmen und Springbrunnen geschmückt und von modernen Bauten umgeben, ist Sammelplatz und Wohnort der Fremden.

Als Sehenswürdigkeit ist ganz besonders hervorzuheben: die der heil. Jungfrau geweihte gotische Kathedrale, 1401—1519 auf dem Fundament der frühern von dem Almoraviden Yakub Almansur herrührenden Hauptmoschee aufgeführt, die größte und herrlichste Kirche in Spanien, reich an Kostbarkeiten und Gemälden der besten span. Meister, worunter der vor einigen Jahren aus seinem Rahmen herausgeschnittene und entwendete, doch wieder erlangte kniende heil. Antonius von Murillo das berühmteste, mit fünf Schiffen von 136 m Länge und 41—55,5 m Höhe, und 37 Seitenkapellen, 95 trefflich gemalten Fenstern, einer großen, 5000 Pfeifen zählenden Orgel, sowie mit dem Grabdenkmal des Christoph Columbus, in welchem die Reste von dessen Sohne Ferdinand ruhen. Von den 83 Altären ist der prächtige Hochaltar ein Werk von Danchart und Bernardo Ortega aus dem J. 1482. Die hinter dem Hochaltar gelegene Capilla de los Reyes birgt die Gebeine Ferdinands III., des Eroberers und Schutzpatrons von S., und seines Sohnes Alfons X. des Weisen und von dessen Gemahlin. Die im Renaissancestil erbaute Capilla mayor und die Sala capitular bewahrt den Kirchenschatz. Neben der Kathedrale befindet sich der schöne Turm Giralda, 114 m hoch, mit ansehnlichen Resten arab. Architektur des viereckigen Minarets von 1195; inwendig führt eine Rampe in 25 Absätzen bis zu dem 1568 aufgesetzten Oberbau, welcher 22 harmonisch gestimmte Glocken enthält; die oberste Zinne der Giralda ziert eine 4 m hohe Bronzestatue, eine allegorische weibliche Figur des Glaubens, welche auf einer drehbaren Kugel steht.

Ferner sind noch zu nennen: der großartige königl. Palast Alcázar, an Stelle der 1197 von Ibn Yakub Jusuf erbauten Residenz der maurischen Könige 1354—64 von Peter dem Grausamen von Castilien aufgeführt und in neuerer Zeit vollständig in maurischem Stil restauriert; von dem aus dem Ende des 12. Jahrh. stammenden Bau ist nur der von 52 Marmorsäulen umgebene Patio de las Doncellas und der von einer Kuppel überragte Saal der Gesandten oder die Sala de la medio naranja vorhanden. Im Alcázar errichtete unter Isabella I. 1478 die Inquisition ihr erstes Tribunal in Spanien. An das Schloß schließen sich von Kaiser Karl V. angelegte weitläufige Gärten an.

Noch sind namhaft zu machen: die Münze, das von Murillo gestiftete und durch seine Meisterwerke (Speisung der Fünftausend, St. Johannes de Dios; Moses, der das Wasser aus dem Felsen schlägt) geschmückte Hospital de la Caridad oder Caritas; das Amphitheater zu den Stiergefechten (Plaza de toros), ein Polygon von 30 Seiten mit einer Arena von 76 m Durchmesser, das 18000 Menschen faßt und bis zur Erbauung des neuen Stieramphitheaters in Madrid der größte Stierkampfplatz Spaniens war; die römische, noch jetzt Sevilla mit Trinkwasser versehende Wasserleitung (Caños de Carmona), welche 410 Bogen hat; die Alameda, ein großartiger öffentlicher Spaziergang,

und die Promenade Paseo am Guadalquivir, las Delicias genannt; die große, 1757 errichtete, von Gräben mit Zugbrücken umschlossene königl. oder Nationaltabaksfabrik, ein Meisterstück der Baukunst, 215 m lang, worin 4000 Arbeiterinnen beschäftigt werden; das Handelstribunal (el Consulado), gewöhnlich die Börse (la Lonja) genannt, als solche unter Philipp II. im Renaissancestil durch Juan de Herrera erbaut, aber jetzt zu verschiedenen andern Zwecken dienend und im obern Geschoß seit Karl III. das amerik. Archiv in 50000 Aktenmappen enthaltend, die wichtigste auf die Entdeckung Amerikas und die span. Herrschaft in der Neuen Welt bezügliche Dokumentensammlung. Die Universität zu S. (in dem von Herrera im Renaissancestil erbauten ehemaligen Jesuitenkollegium) wurde 1504 gestiftet; sie ist im Besitz einer Bibliothek von 20000 Bänden und zählt gegen 1000 Studenten.

Außerdem sind zu bemerken: der im florentin. Stil erbaute Palast Santelmo, der an Kunstschätzen reiche, inmitten eines Parks gelegene Sitz des Herzogs von Montpensier, die Akademie der schönen Wissenschaften, die Bau-, Bildhauer- und Malerakademie, das Museum mit Meisterwerken von Murillo (St. Thomas von Villanova, St. Franziskus vor dem Kreuze Christi), Zurbaran (Triumph des heil. Thomas von Aquino), Herrera dem Ältern und Pacheco und mehrere andere Gemäldesammlungen; z. B. die des Don Manuel Lopez Cepero (mit über 1000 Nummern); ferner das 1847 erbaute, für Aufführung großer Opern bestimmte stattliche Teatro de San-Francisco; das Geburtshaus Murillos und das diesem großen Maler 1866 vor dem Museum errichtete Bronzedenkmal. Die Casa de Pilatos (Haus des Pilatus), Ende des 16. Jahrh. vielleicht von einem arab. Baumeister in maurischem Stil aufgeführt, gehört jetzt dem Herzog von Medinaceli und enthält wertvolle Skulpturen nach antiken Vorbildern und aus dem Altertum stammende röm. Kaiserbüsten. Aus arab. Zeit stammen noch eins der Stadtthore, Puerta del Carbon, und die Glockentürme der Kirchen San-Salvador und San-Marcos, zierliche Minarets ehemaliger Moscheen.

Die Stadt hat eine Succursale der Bank von Spanien, die Bank von S., Eisengießerei, Fabrikation von Maschinen, Porzellan, Baumwollwaren, Chokolade, Pianinos, Lakritzen, Schnupftabak (Spaniol von S.), Salpeter, Korkstöpseln u. s. w. Die Seidenfabrikation, obgleich bei weitem nicht mehr so blühend wie ehedem, beschäftigt doch immer noch viele Webstühle. In der Vorstadt Triana (bei den Arabern Tharjanah), am rechten Ufer des Guadalquivir, welche durch eine schöne, aus drei mächtigen Bogen bestehende, ganz aus Eisen konstruierte Brücke mit der Stadt verbunden ist, befindet sich die große königl. Stückgießerei. Sonst war S. die Niederlage des ganzen Nationalverkehrs und die größten Schiffe konnten bis zur Stadt kommen; später der Fluß so versandet, daß nur kleinere Schiffe ihn zu befahren vermochten; neuerdings jedoch hat sich S. durch Ausbaggerung des Strombettes und infolge der Entwickelung des Eisenbahnnetzes gehoben und Cadiz wieder überflügelt. An dem neuen mit Baumreihen geschmückten Quai, zwischen der Guadalquivirbrücke und dem Goldturm, können die größten Dreimaster und Dampfer vor Anker gehen. S. treibt lebhaften Handel sowohl mit Manufaktur- und Kolonialwaren als auch mit Getreide, Blei, Kupfer, Kork, Silbererz, Wein, Wolle, Öl, Südfrüchten, Safran und Süßholz. Im J. 1880 sind aus- und eingelaufen 1922 Handelsschiffe von 303979 Registertons, darunter 352 Dampfer von 232715 Registertons. S. ist Sitz eines deutschen Konsulats.

Geschichtliches. S., das alte Hispalis, eine Pflanzstadt der Phönizier, genannt Sephela, d. i. Niederung, schon unter den Römern ein sehr ansehnlicher Ort und seit Julius Cäsar röm. Kolonie unter dem Namen Julia Romula, galt unter den Vandalen und Westgoten als die Hauptstadt des südl. Spanien. Hier wurden 590 und 619 die beiden Concilia Hispalensia abgehalten. Im J. 712 fiel die Stadt in die Hände der Araber unter ihrem Anführer Musa, die sie Ischbilijah nannten, und unter denen sie zur Landschaft Schedûna gehörte, seit dem 11. Jahrh. zur bedeutendsten Stadt der Halbinsel emporblühte und 400000 E. zählte. In der Nähe besiegte 762 der Omaijade Abd-er-Rahman I. den von Afrika herübergekommenen Feldherrn der Abbasiden Ali Ibn Mughith, der in der Schlacht seinen Tod fand. Im J. 844 segelte eine Wikingsflotte den Guadalquivir hinauf; in einer dreitägigen Schlacht vor den Thoren S.s wurde der Emir Abd-er-Rahman II. durch die Normannen besiegt, welche hierauf die Stadt auf das entsetzlichste verheerten. Seit 1026 war sie Sitz des maurischen Königreichs der Abadiden oder Beni-Abâd, 1091 kam sie in Besitz der Almoraviden, 1147 der Almohaden. Am 22. Nov. 1248 wurde sie nach 18monatlicher Belagerung von Ferdinand III. von Castilien erobert und blieb seitdem im Besitz der Christen. Damals wanderten gegen 300000 E. größtenteils nach Granada und Afrika aus. Noch im 17. Jahrh. zählte S. 130000 Menschen, die mit Seidenweberei und andern Gewerben beschäftigt waren; in der Kunstgeschichte erwarb sich S. damals einen Namen durch seine großen Maler Murillo, Zurbaran, Valdes Leal u. a. Seit 1501—1726 hatte S. den ausschließlichen Handel mit Amerika. Jährlich gingen von hier aus die 12 Galeonen nach Portobello und (seit 1547) die 15 Schiffe nach Veracruz. Hier landeten die Silberflotten und speicherten ihre Schätze in dem Torre del Oro (Goldturm, jetzt Hafencapitanie) auf. Seitdem sich aber der Handel 1726 nach Cadiz zog, geriet auch die Gewerbthätigkeit in Verfall. Am 9. Nov. 1726 schloß hier Spanien mit Frankreich, Großbritannien und den Niederlanden einen Vertrag, durch welchen der österr. Handelsgesellschaft zu Ostende ein Ende gemacht wurde und der Infant Don Carlos die Anwartschaft auf Parma und Toscana erlangte. Zu S. bildete sich 27. Mai 1808 die span. Centraljunta gegen die Franzosen, die sich bei dem Vorrücken derselben 1810 nach Cadiz zurückzog. Auch die Cortes flüchteten sich 20. März 1823 von Madrid nach S. Vom 20. bis zum 25. Juli 1843 wurde S. durch Espartero bombardiert; 1873 war die Stadt ein Mittelpunkt des Sozialismus und Föderalismus. Schon unter Kaiser Karl V. hatte zu S. eine prot. Gemeinde bestanden, welche jedoch durch Philipp II. unterdrückt worden war; im J. 1871 tagte hier die erste prot. Generalsynode Spaniens. Vgl. Wackernagel, «Sevilla» (Bas. 1854; 2. Aufl. 1870).

Sèvre ist der Name von zwei Flüssen im nordwestl. Frankreich. Die Sèvre-Nantaise entspringt in der Bergebene Gâtine, nimmt rechts den

Moine, links die Kleine Maine auf und ergießt sich nach einem Laufe von 138 km, wovon 21 schiffbar, Nantes gegenüber in die Loire. Die Sèvre-Niortaise entspringt etwa 52 km südöstlicher bei dem Dorfe Sepvret und mündet nach einem Laufe von 165 km, wovon 71 (von Niort an) schiffbar, und nach Aufnahme der Autize und Vendée in einer sumpfigen Gegend in das Atlantische Meer, 18 km nördlich von La-Rochelle und 12 km unterhalb Marans, bis wohin Seeschiffe von 200 t aufsteigen.

Nach diesen beiden Flüssen ist das Depart. Deux-Sèvres genannt, welches die Quellen beider und die größere Stromstrecke der S.-Niortaise als seinen Hauptfluß enthält. Dasselbe ist aus Teilen von Poitou, Aunis und Saintonge zusammengesetzt und zählt (1881) auf 5999,88 qkm 350103 E. Die Vergebene Gâtine (d. h. verdorben, wenig fruchtbar), eine nordwestl. Verlängerung der Gebirge von Limousin, ein wechselvolles, stark bewaldetes Granitplateau, nirgends über 100 m hoch, nimmt fast ein Drittel des Areals ein. Es enthält viele fischreiche Teiche und die Quellen vieler kleiner Flüsse, von denen die beiden S., der Thouet, dessen linke Nebenflüsse Thouaret und Argent, die Boutonne, die Autize und die beiden Dives nennenswert. Das Klima ist kühl, feucht und in manchen Gegenden ungesund. Der Boden ist in den Thälern fruchtbar. Man gewinnt Getreide im Überfluß, Gemüse aller Art, Wein, Kastanien, Nüsse, Mandeln u. s. w. Ausgedehnte Weiden und Wiesen unterstützen die Viehzucht, welche einen Haupterwerbszweig des Landes bildet. Das Mineralreich bietet Eisen, Steinkohlen, Antimonium, Mühl- und Feuersteine und Salpeter. Die besuchteste der Mineralquellen ist die von Bilazay unweit Thouars. Die Gerberei, Handschuhfabrikation und Branntweinbrennerei sind die Hauptzweige der Industrie. Außerdem bestehen Fabriken in Leinwand, Woll- und Baumwollzeugen, Strumpfwaren, Leder u. s. w.; ferner Papiermühlen und Töpfereien. Der Handel ist lebhaft, hauptsächlich mit Maultieren und Mauleseln, Pferden, Getreide, Mehl, Holz, Branntwein u. s. w. Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements Niort, Bressuire, Melle und Parthenay, zusammen mit 356 Gemeinden in 31 Kantonen, und hat zur Hauptstadt Niort (s. d.).

Sèvres, Stadt im Arrondissement Versailles des franz. Depart. Seine-et-Oise, am linken Ufer der Seine und an beiden von Paris nach Versailles führenden Linien der Westbahn, südwestlich von Paris, 8 km ostnordöstlich von Versailles, zählt (1881) 6834 E. und ist besonders bekannt durch die große Porzellanmanufaktur, welche 1745 in Vincennes von Privatunternehmern gegründet, 1756 nach S. verlegt, 1759 auf Verwendung der Pompadour von Ludwig XV. angekauft und seitdem auf Rechnung des Staats unterhalten wurde. Das zu damaliger Zeit hier fabrizierte «weiche Porzellan» (s. Porzellan) ist gegenwärtig von reichen Liebhabern sehr geschätzt, und die wohlerhaltenen Stücke dieses sog. «alten Sèvres» (Vieux Sèvres) werden im Kunsthandel und in öffentlichen Versteigerungen mit übermäßig hohen Preisen bezahlt. Das heutige Porzellan von S. ist ausgezeichnet in Gleichartigkeit der Masse, in Reinheit und Weiße der Glasur, hat aber sonst vor gleichartigen Fabrikaten an andern Orten nichts voraus. Der in dieser Anstalt verbrauchte Kaolin kommt aus den Thongruben von St.-Yrieix bei Limoges. Man beschäftigt daselbst gewöhnlich 150 Personen. Seit 1875 besteht hier auch ein Atelier für Glasmosaik. Einzig in ihrer Art ist das hiesige, 1800 von Alexandre Brongniart angelegte und von Rivereux erweiterte Musée céramique, die reichste Sammlung von irdenem und porzellanenem Geschirr aus allen Ländern und Zeiten, von den ältesten griech. und etrusk. Thonvasen bis auf die neuesten Erzeugnisse der Töpferei von allen europ. Nationen, wie auch von den Chinesen, Japanesen, Ostindiern und verschiedenen amerik. Völkerschaften. Nebenbei besteht noch die Sammlung von Modellen, gebildet aus Gruppen und Statuetten von gebrannter Erde und Gips, aus Formen von Gips und Wachs oder erwärmter Porzellanmasse. Das nach dem Kriege von 1870—71 umgebaute alte Schloß, in dem sich bis 1876 die Porzellanmanufaktur befand, enthält jetzt eine Normalschule für Lehrerinnen. Im Deutsch-Französischen Kriege wurde S. 19. Sept. 1870 von Truppen der Dritten deutschen Armee besetzt; die hier über die Seine führende Brücke, vorher auf dem rechten Ufer abgebrochen, diente während der Belagerung der Hauptstadt als Stelle für die Unterhandlungen zwischen den aus Paris und Versailles zum Parlamentieren gegenseitig abgeschickten Personen. Im Verlauf der Belagerung wurde die Stadt von den franz. Batterien des Mont-Valérien und den Kanonenbooten auf der Seine stark beschossen und an manchen Stellen zerstört.

Sevum (lat.), Talg.

Sewanga, armen. See, s. Goktscha.

Seward (spr. Sjuh'rd, William Henry), amerik. Staatsmann, geb. 16. Mai 1801 zu Florida in Neuyork, studierte die Rechte, ließ sich in Auburn als Advokat nieder, wurde 1830 in den Staatssenat gewählt, war von 1838—42 Gouverneur des Staates Neuyork und von 1849—61 Vereinigter Staaten-Senator. Am 5. März 1861 wurde er als Staatssekretär (Minister des Auswärtigen) in Präsident Lincolns Kabinett berufen. S.s politische Thätigkeit hat auf die Geschichte der Vereinigten Staaten einen maßgebenden Einfluß ausgeübt. Was S. in der Zeit seiner Opposition gegen die herrschende Politik auszeichnete, war nicht allein sein unausgesetzter Kampf gegen die Sklaverei, sondern vor allem der weite und tiefe Blick, der nicht am einzelnen haftete, sondern vom höhern philos. Standpunkte aus die Politik angriff und namentlich die Sklavereifrage in den Gang der ganzen geschichtlichen Entwickelung des Landes einreihte. Als Staatssekretär erkannte er anfangs nicht die Größe der Gefahr und glaubte die Sezession ohne Anwendung von Waffengewalt unschädlich machen zu können. Seine ersten Maßregeln waren ungenügend, seine Anerkennung der Aufständischen als Kriegführende (Mai 1861) sogar ein großer polit. Fehler, der sich später empfindlich rächte. Dagegen verriet seine Behandlung und schließliche Beseitigung der durch die Trent-Affaire geschaffenen Schwierigkeiten eine nicht genug anzuerkennende weise Mäßigung; seine Ablehnung europ. Einmischung war würdevoll und wirksam, sein Auftreten gegen Napoleon III., den er zur Räumung Mexikos zwang, entschieden und über alle Erwartung erfolgreich. Überhaupt hatte das Land wesentlich ihm zu verdanken, daß es während des Bürgerkriegs von feindlichen Verwickelungen mit europäischen Mächten verschont blieb. An demselben Tage, an welchem Lincoln ermordet wurde,

machten die Meuchelmörder ein Attentat auf S., der hierbei an der Kinnlade arg verletzt wurde und infolge dessen wochenlang daniederlag. S. blieb auch unter Johnsons Verwaltung Staatssekretär und zog sich erst 4. März 1869 vom öffentlichen Leben zurück. Er billigte des Präsidenten Rekonstruktionspolitik und machte sich dadurch bei seinen alten Anhängern sehr unpopulär. In der auswärtigen Politik schloß er 1867 mit Rußland den Kaufvertrag über das Territorium Alaska ab. Bald nach seinem Rücktritt vom polit. Schauplatz unternahm S. eine fast zweijährige Reise um die Welt und starb 10. Okt. 1872 zu Auburn im Staate Neuyork. S. schrieb «Life of John Quincy Adams» (Neuyork 1849); seine Reden, Adressen, offiziellen Schriftstücke ꝛc. erschienen gesammelt als «Works of William Henry S.» (4 Bde., Neuyork 1853—62). Die Beschreibung seiner letzten Reise gab seine Adoptivtochter, Olive Risley S., unter dem Titel «S.'s travels around the world» (Neuyork 1873) heraus. Vgl. Charles Francis Adams, «The life, character and services of William Henry S.» (Neuyork 1873); Read, «Review of Mr. Sewards Correspondence of 1862» (Philadelphia 1862); Welles, «Lincoln and Seward» (Neuyork 1874).

Sewastopol oder Sebastopol, Hafenstadt des russ. Gouvernements Taurien, liegt 1950 km von Petersburg an der Südwestküste der Krim (s. d.), und zwar an dem südl. Gestade einer von Westen gegen Osten in das Land eindringenden Bucht, die einen der geräumigsten und sichersten Häfen der Welt bildet. Der Hafen wurde deshalb zum Kriegshafen und zur Station der gesamten russ. Kriegsflotte des Schwarzen Meers gewählt und galt wegen seiner Lage und seiner großartigen Befestigungswerke von der Meeresseite her für uneinnehmbar, fiel aber doch im Orientkriege, nach elfmonatiger Belagerung, 1855 der Zerstörung und Eroberung durch die Verbündeten anheim. Seitdem durfte auf Grund der Bestimmungen des Pariser Friedens vom 30. März 1856 der Hafen nur noch als Handelshafen benutzt werden. Diese Beschränkung wurde 1871 durch den Londoner Traktat beseitigt. S. wurde unter Katharina II. 5. Mai 1784 von Potemkin an der Stelle des Tatarendorfs Achtiar gegründet, blieb jedoch bis 1805 unbedeutend und fast vergessen, seit welcher Zeit Alexander I. die Bauten von neuem mit Nachdruck aufnahm. Die wichtigsten Arbeiten fanden aber unter der Regierung des Kaisers Nikolaus statt; 1826 wurde S. zu einer Festung ersten Ranges erhoben. Von dem Kap Chersones an, der äußersten Südwestspitze der Krim, hat die gegen Osten gerichtete Küste der Bucht von S. eine Reihe zum Teil tief gegen Süden einschneidender Buchten, zunächst die Dreifache oder Bucht von Fanary mit der Kosaken- und der Kamiesch- oder Schilfbai, die Pestschanaja- oder Sandige Bucht, die Strelitzen- oder Schützenbucht und die Quarantänebucht. Nordöstlich von letzterer springt das Kap und frühere Fort Alexander vor und diesem gegenüber das Kap und Fort Konstantin, welche beide den 1 km breiten Eingang zur Reede von Sewastopol bilden. Dieselbe ist 8 km lang, durchschnittlich (ohne die Seitenbecken) 1 km breit, hat 15—18 m Tiefe und vortrefflichen Ankergrund und endet im Osten an der Mündung der Tschernaja (s. d.) bei Inkjerman (s. d.). An der Südküste hat die Bucht ebenfalls mehrere Buchten, die Artilleriebucht, die südliche oder Linienschiffbucht, die Arsenal- oder Docksbucht und die Kielbucht, sämtlich natürliche Häfen, durch die unmittelbar dahinter aufsteigenden Kalkfelsen vor Stürmen gesichert. Sofort nach dem Pariser Frieden vom 30. März 1856 begann man den Wiederaufbau der zerstörten Stadt nach einem neuen Plane. Die zwei Hauptstraßen sind mit Granit gepflastert und haben auf beiden Seiten Baumreihen. Die Stadt hat drei Boulevards, seit 1882 eine Wasserleitung, sechs Kirchen, eine Synagoge, eine Staatsbank in einem schönen, 1885 erbauten Gebäude, eine kleine Stadtbibliothek, ein Zollamt, eine Realschule, ein Mädchengymnasium, eine Schiffahrts- und eine Gewerbeschule. An der Südbucht sind große Getreidemagazine und eine Dampfmühle. Im J. 1871 zählte S. bereits wieder 13259 E., 1884 schon 26133 E., worunter nur 8007 weiblichen Geschlechts, während vor dem Ausbruch des Orientkriegs die Bevölkerung, mit Einschluß des zahlreichen Marine- und Militärpersonals, sich auf 47474 Köpfe belief. Der sich seit 1856 wieder hebende Handel wird durch die 1875 eröffnete Eisenbahn nach Lowoso unterstützt, welche S. mit dem russ. Eisenbahnnetz verbindet. Im J. 1884 liefen bereits 350 Schiffe in den Hafen von S. ein, dessen Küstenschiffahrt bereits auf 1300 Schiffe mit Ladung im Werte von 30 Millionen Mark gestiegen war.

Die Reede von S. war den Alten unter dem Namen Ktenûs (d. h. Kammhafen) bekannt. Die Halbinsel zwischen ihr und der Bucht von Balaklawa (s. d.) hieß der Herakleotische Chersonesos oder Cherronesos. Hier wurde im 5. Jahrh. v. Chr. von Heraklea am Pontus aus die Stadt Chersonesos oder Chersonesos-Heraklea (Cherronesos) gegründet, zuerst in unvorteilhafter Stelle südöstlich vom Kap Fanary, auf der schmalen Landzunge zwischen dem offenen Meere und der Kosakenbucht, dann aber westlich an der Quarantänebucht. Dies Chersonesos blühte zu einer bedeutenden Handelsstadt auf, hatte 7—8 km im Umfange, starke Ringmauern, eine Citadelle, eine Wasserleitung und einen Tempel der Artemis (Diana), deren Kultus hier die Verehrung aller andern Götter weit überragte. Die Stadt behauptete bis zur Hälfte des 2. Jahrh. ihre Freiheit, wurde dann dem pontisch-bosporischen Reiche einverleibt und später den Römern zinsbar. Nach der Teilung des Römischen Reichs wurde sie Hauptstadt einer byzant. Provinz und Sitz eines Erzbischofs. Schon 988 wurde sie durch die Russen unter Wladimir d. Gr., der sich hier, zu Korsun, taufen ließ, vorübergehend besetzt. Später sah sie sich durch das genuesische Kaffa (Feodosia) verdunkelt, ward 1363 durch Olgerd von Litauen verheert, im 14. oder 15. Jahrh. von den Tataren völlig zerstört. Bei der Eroberung der Krim durch die Russen hatte sie noch bedeutende Ruinen aufzuweisen, die aber jetzt fast spurlos verschwunden sind. Das Vorgebirge Parthenium, wohin die Griechen die taurische Artemis und die Iphigenia versetzten, ist nicht, wie man früher meinte, das jetzige Kap Fanary, sondern nach Neumann das Kap Fiolente, im Westen von Balaklawa. Vgl. Polsberw, «De rebus Chersonesitarum et Callatianorum» (Berl. 1838); Köhne, «Beiträge zur Geschichte und Archäologie von Cherronesus in Taurien» (Petersb. 1849); Neumann, «Die Hellenen im Skythenlande» (Berl. 1855).

Die berühmte Belagerung, welche S. während des Orientkriegs erlitt, gehört zu den merkwürdigsten,

welche die Kriegsgeschichte überhaupt kennt. Nachdem die verbündeten Franzosen und Engländer 14. Sept. 1854 bei Eupatoria in der Krim gelandet waren, traten sie den Marsch auf S. an, um diesen wichtigen Platz zu erobern und die russ. Flottenabteilung im dortigen Hafen zu vernichten. Ihren Sieg an der Alma (s. d.) benutzten sie jedoch nicht zu einem raschen Angriff auf das noch nicht verteidigungsfähige S., sondern umgingen dasselbe, um, gestützt auf Balaklawa, dessen Hafen ihnen Zufuhr und Ersatz sicherte, die Festung von der Südseite anzugreifen. Am 28. Sept. kamen die verbündeten Heere unter Canrobert und Lord Raglan vor S. an. Die Franzosen besetzten die Halbinsel des Chersones; die Engländer nahmen ihr Hauptquartier in Balaklawa, wo auch die engl. Flotte einlief, während die französische in der Bucht von Kamiesch ankerte. Die Besatzung von S. konnte, da die Verbindung nach Norden und Osten offen blieb, jederzeit durch die russ. Feldarmee unter Fürst Menschikow verstärkt oder von frischen Truppen abgelöst werden. Zwar waren von den Werken der Verteidigungslinie, welche seit der Landung der Verbündeten in Angriff genommen worden, nur acht vollendet, darunter der Turm auf dem Malakowhügel, der Große Redan, beide vor der Schiffervorstadt, und die isolierte Mastbastion; aber die Befestigungsarbeiten wurden unter der genialen Leitung des Oberstlieutenants Totleben (s. d.) unermüdlich betrieben. Eine Rekognoszierung 1. Okt. belehrte die verbündeten Feldherren, daß ein gewaltsamer Angriff keinen Erfolg verspreche, worauf 10. Okt. die erste Parallele eröffnet und der Batteriebau in den folgenden Tagen und Nächten ausgeführt wurde. Am 17. Okt. fand unter Mitwirkung der Flotten ein ziemlich unwirksames Bombardement statt. In der Nacht zum 24. Okt. begannen die Franzosen den Bau der zweiten Parallele. Fürst Menschikow versuchte zweimal, S. zu entsetzen (25. Okt. bei Balaklawa, 5. Nov. bei Inkjerman), jedoch ohne Erfolg. Die Belagerungsarbeiten, durch den Felsgrund erschwert, schritten nur langsam vor. Anfang Nov. 1854 begann der Bau der dritten Parallele und der Breschbatterien. Regenwetter und der eintretende Winter hinderten die Arbeiten und brachten den Truppen unsägliche Leiden. Dagegen verstärkten und vermehrten die Russen ihre Werke zu einer doppelten, oft dreifachen Verteidigungslinie, zu deren Armierung die Flotte reichlich Geschütze zur Verfügung stellte. General Osten-Saden wurde Kommandant von S. und führte eine aktive Verteidigung durch nächtliche Ausfälle. Im Jan. 1855 mußten die Arbeiten der Witterung wegen eine Zeit lang völlig eingestellt werden. Der franz. General Niel, der Ende Januar in besonderm Auftrage des Kaisers Napoleon eintraf, überzeugte endlich die Feldherren, daß der Angriff nicht, wie bisher, auf die eigentliche Stadt, sondern auf die Schiffervorstadt, welche das Arsenal und alle Marinewerkstätten enthalte, zu richten und dadurch allein die russ. Flotte zu vernichten sei.



Topographische Lage von Sewastopol.

Der Schlüssel der neuen Angriffsfront war die Bastion Malakow und der vorliegende Grüne Hügel. Doch bestanden die verbündeten Feldherren darauf, daß gleichzeitig die Belagerungsarbeiten gegen den Großen Redan, die Mast- und Centralbastion fortgesetzt würden, wodurch der Angriff eine frontale Ausdehnung von 7 bis 8 km gewann. Mitte Febr. 1855 begannen die Arbeiten auf der neuen Front und Mitte März schritten die Belagerer hier mit der dritten, auf der alten Angriffsfront mit einer vierten Parallele vor. Ein bedeutender Ausfall in der Nacht zum 24. März, der stärkste während der ganzen Belagerung, konnte dies Vorschreiten nicht hindern. Die Armee der Verbündeten war durch neue Verstärkungen auf 110000 Mann gestiegen. Auch die russ. Streitmacht war ansehnlich gewachsen und Fürst Gortschakow kurz vor dem Tode des Kaisers Nikolaus zum Ober-

befehlshaber ernannt worden. Am 9. April begann das allgemeine Bombardement auf der ganzen Linie, das 14 Tage lang dauerte. Unterdessen starb der franz. Chef des Geniewesens, und Niel trat an seine Stelle. Auch nach diesem in der Kriegsgeschichte fast beispiellosen Bombardement konnte der Sturm noch nicht unternommen werden. Der franz. General Canrobert reichte Mitte Mai seine Entlassung ein, und Pélissier übernahm den Oberbefehl der Armee, welche abermals eine neue Organisation erhielt. Am 7. Juni 1855 erstürmten die Franzosen (Bosquet), unterstützt von einer engl. und türk. Division, die sog. Weißen Werke (zwei vorgeschobene Redouten) und den Grünen Hügel. Gegen den Malakow wurde die fünfte Parallele eröffnet und 18. Juni ein großartig angelegter Sturm auf denselben unternommen, welcher jedoch nach dreistündigem heftigen Kampfe auf allen Punkten abgeschlagen ward. Doch rückten die Angriffsarbeiten langsam weiter vor; die Batterien der sechsten Parallele konnten Anfang August armiert werden, und S. war nun in äußerster Gefahr. Fürst Gortschakow ließ daher 12. Aug. den Bau einer Floßbrücke über die Reede beginnen, um die belagerte Südseite der Festung mit der Nordseite zu verbinden und der Garnison die nötige Verstärkung oder den Rückzug zu sichern. Am 16. Aug. unternahm er noch einen letzten Entsatzversuch, der jedoch zu einer Niederlage an der Tschernaja führte. Schon 17. Aug. begann das Feuer aus der sechsten Parallele und wurde auf der ganzen rechten Angriffsfront fortgesetzt; aus neuangelegten Halbparallelen vorgehend, wurde die siebente auf nur 40 Schritt von den russ. Bastionen eröffnet. Ebenso nahe hatten sich die Franzosen auf der alten Angriffsfront herangearbeitet, und der Sturm sollte nun 5. Sept. von allen Batterien vorbereitet werden. In Erwartung desselben verstärkte Fürst Gortschakow die Besatzung auf 71 000 Mann, und Totleben ließ hinter der vordern Verteidigungslinie starke Abschnitte bauen. Am 5. Sept. begannen die Batterien das Feuer, welches drei Tage dauerte und die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelte. Um 12 Uhr am 8. Sept. begann der Sturm, und nach einem dreistündigen furchtbaren Kampfe wurde der Malakow von den Franzosen genommen und behauptet, während der engl. Angriff total abgeschlagen ward. Der Verlust des Malakow, des Schlüssels von S., bewog aber den Fürsten Gortschakow zum Rückzuge; in der Nacht wurde die Südseite geräumt, die Brücke abgetragen, die Befestigung an der Seeseite mit ihren Bastionen und Batterien 9. Sept. gesprengt und ein Teil der Schiffe auf der Reede versenkt; 11. Sept. sanken zuletzt die Dampfer, nachdem die Verbündeten am 10. in S. eingerückt waren. Der Sturm hatte auf jeder Seite 10 000 Mann gekostet. Die Nordseite von S. war noch unbezwungen und wurde zur hartnäckigsten Verteidigung eingerichtet; doch ließ es der unerwartet abgeschlossene Friede hier zu keinem Kampfe mehr kommen. Die Verbündeten fanden in S. sehr viel Kriegsmaterial vor. Der franz. General Bazaine wurde Kommandant der Stadt und Pélissier erhielt den Marschallsstab mit dem Titel eines Herzogs von Malakow. Nach der Beendigung des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 begann Rußland die Herstellung einer neuen Flotte auf dem Schwarzen Meere, welche bald eine ansehnliche Stärke erreichte. Im Russisch-Türkischen Kriege von 1877 und 1878 machte sich der Mangel einer vorgeschobenen Station für Kriegsschiffe nachteilig geltend. Im J. 1885 beschloß die Regierung, alle Handelswerfte von der südlichen auf die nördl. Seite der Bucht von S. zu verlegen und die ganze Südseite für Anlagen der Marineverwaltung zu verwerten. Der innere Hafen ist zur Aufnahme der gesamten Panzerflotte des Schwarzen Meeres bestimmt und es wird bereits an der Wiederherstellung der großen Granitdocks daselbst, sowie an der Befestigung des Platzes mit Aufwendung bedeutender Mittel gearbeitet.

Vgl. Niel, «Siége de Sébastopol» (Par. 1858); Weigelt, «Die Belagerungen S.s» (Berl. 1861); Totleben, «Die Verteidigung von S.» (deutsch, 4 Bde., Petersb. u. Berl. 1864—72).

Sewenkalk, s. Hippuritenkalke.

Sewerien, ehemaliges blühendes Fürstentum im Süden des heutigen Rußland, bildete zur Blütezeit des poln. Staats einen Teil der Ukraine, kam dann mit den übrigen Provinzen der Ukraine 1667 an Rußland und wurde 1782 in eine russ. Statthalterschaft mit Namen Nowgorod-Sewersky umgewandelt, die mit den Statthalterschaften Kiew und Tschernigow unter einen besondern Generalgouverneur gestellt war und einen eigenen griech. Bischof erhielt, 1802 aber dem Gouvernement Tschernigow einverleibt. Der alte Herrschersitz Nowgorod-Sjewersk (s. d.), im 11. Jahrh. erbaut, zählte unter poln. Herrschaft 10—20 000 E.

Sewerzow (Nikolai Alexejewitsch), russ. Zoolog, Geograph und Reisender, gebürtig aus dem Gouv. Woronesch, erhielt seine Ausbildung in Moskau, wo er Naturwissenschaften studierte. Sein Erstlingswerk: «Periodische Erscheinungen im Leben der Säugetiere, Vögel und Reptilien des Gouvernements Woronesch» (1855), wurde von der Akademie der Wissenschaften prämiiert. Hierauf bereiste S. 1857—58 die aralo-kaspische Niederung und Turkestan und erforschte 1864 und 1865 das Thian-schan-Gebirge. Im J. 1867 drang er in den innern Teil dieses Gebirges, zu den Quellen des Syr-Darja, in Gegenden, die bisher gänzlich unzugänglich gewesen waren, von welchen er auch mit sehr reicher geographischer, zoologischer und zoogeographischer Ausbeute zurückkehrte. Auch an der Amu-Darja-Expedition im J. 1874 nahm S. teil, und 1877 machte er eine Expedition nach dem Pamirplateau mit. S. starb Ende Febr. 1885 infolge eines Unfalls, der ihm auf einer Fahrt über den gefrorenen Don zustieß. Seine «Reisen in Turkestan und Forschungen am obern Thian-schan» (2 Bde., 1873) erschienen zum Teil übersetzt in Petermanns «Mitteilungen» (Ergänzungshefte 42 und 43, Gotha 1875). Über seine andern Reisen berichtete er in den Schriften der kaiserl. russ. Geographischen Gesellschaft.

Sexagesima, der achte Sonntag vor Ostern, ungefähr der «sechzigste» Tag vor Ostern.

Sexagesimaleinteilung, die schon bei den alten Babyloniern gebräuchliche Einteilung des Kreises in 360 Grad, des Grades in 60 Minuten, der Minute in 60 Sekunden.

Szárd, s. Szegszárd.

Sextans, s. As (Münze).

Sextant (lat.) ist in allgemeiner Bedeutung der sechste Teil eines Kreises oder ein Sektor von 60 Graden. Gewöhnlich aber versteht man darunter

einen **Spiegelsextanten**, d. h. ein kleines, besonders zur See unentbehrliches Instrument, welches dazu dient, die Winkel zweier Gegenstände in jeder Richtung und selbst dann zu messen, wenn der Beobachter sich, wie dieses auf Schiffen der Fall, auf keinem festen Standpunkte befindet. Es besteht aus einem Kreissektor (gewöhnlich von etwas mehr als 60 Graden oder dem sechsten Teil eines Kreises, wovon das Instrument auch den Namen hat), um dessen Mittelpunkt sich eine Alhidade (bewegliches Lineal) dreht, welche an dem einen Ende einen Spiegel trägt, der senkrecht auf der Ebene des Kreises steht und durch den Mittelpunkt desselben geht. Ein anderer ebener und viel kleinerer Spiegel ist gleichfalls auf der Ebene des Kreises senkrecht und zugleich so auf dem S. selbst befestigt, daß er mit dem großen Spiegel parallel steht, wenn die Alhidade auf den Nullpunkt der Teilung zeigt. Die obere Hälfte dieses kleinen Spiegels ist durchbrochen, d. h. nicht mit Amalgam belegt, sodaß der Strahl von dem einen der beiden Gegenstände, den man beobachten will, durch den durchbrochenen Teil des kleinen Spiegels unmittelbar in das Auge des Beobachters oder in das gewöhnlich dabei angebrachte kleine Fernrohr (das für nahe irdische Gegenstände eine bloße Röhre ohne Gläser ist) gelangt. Dann wird, nachdem man die Ebene des S. in die durch beide Gegenstände gehende Ebene gebracht hat, die Alhidade, welche den großen Spiegel trägt, so lange um den Mittelpunkt des S. gedreht, bis die Strahlen des zweiten Gegenstandes auf den großen Spiegel fallen, von welchem sie nach dem kleinen Spiegel und von diesem endlich ebenfalls in das Auge des Beobachters zurückgeworfen werden. Während dieser Drehung der Alhidade aber muß das ohne Reflexion durch den unbelegten Teil des kleinen Spiegels gesehene Bild des ersten Gegenstandes immer nahe in der Mitte des Fernrohrs erhalten werden. Wenn sich nun beide Bilder im Fernrohr genau decken, so ist der Winkel, welchen beide Spiegel miteinander machen, oder der Bogen, welchen die Alhidade durchlaufen hat, gleich der Hälfte des gesuchten Winkels, den beide Gegenstände im Auge des Beobachters machen. Der Umfang des S. ist aber immer schon so eingeteilt, daß jeder halbe Grad des Kreises als ein ganzer bezeichnet ist (also nicht in 60, sondern in 120 Grade, die nun wieder gewöhnlich in je 6 Teile von 10 Minuten geteilt sind, während ein angebrachter Nonius oder Vernier Teile von 10—30 Sekunden noch zu messen gestattet), sodaß der unmittelbar abgelesene Bogen auch sogleich den gesuchten Winkel gibt. Will man aber die Höhe eines Gegenstandes, z. B. eines Turms oder der Sonne, messen, so muß man zu Lande, wo der Horizont nicht genau begrenzt ist, sich eines künstlichen Horizonts bedienen, der aus einem horizontal gelegten Glasspiegel oder auch aus einer Wasser-, Öl-, Weingeist- oder Quecksilberfläche besteht. Man betrachtet das in diesem Horizont sich spiegelnde Bild als den zweiten Gegenstand und verfährt ebenso, wie bereits erwähnt. Auf diese Weise erhält man, weil in dem künstlichen Horizont das Bild ebenso tief unter dem Horizont sich darstellt, als sich der Gegenstand über demselben befindet, unmittelbar den doppelten Höhenwinkel des Gegenstandes.

Auf dem Meere benutzt man den sichtbaren Horizont und bringt die Gestirne, deren Höhe man messen will, mit dem Meereshorizont in Berührung. Bei Beobachtungen der Sonne schützt man das Auge durch gefärbte Gläser vor deren allzu starkem Glanze. Der Halbmesser des S. beträgt zwischen 10 und 30 cm. Noch kleinere heißen **Dosensextanten** und werden in der Hand gehalten. Die erste Idee zu diesem vortrefflichen Instrument, welches das einzige ist, das der Seemann zu diesem Zwecke auf dem schwankenden Schiffe benutzen kann, verdankt man Newton. Doch wird gewöhnlich Hadley, welcher den ersten S. ausführte, für den Erfinder gehalten und das Instrument ihm zu Ehren der Hadleysche Spiegelsextant genannt. Mayer und Borda haben an diesem Instrument mehrere Verbesserungen angebracht und statt eines bloßen Kreisausschnitts einen ganzen Kreis, nach denselben Grundsätzen, mit Spiegeln versehen. Dieses so verbesserte Instrument führt den Namen des **Mayer-Bordaschen Spiegelkreises**. In neuerer Zeit wird der kleine Spiegel durch ein Prisma ersetzt und statt des Kreisausschnitts ein ganzer Kreis von 15—25 cm Durchmesser angewendet. Solche Instrumente, **Reflexionskreise** genannt, wurden (im Preise von 180—300 Mark) von Pistor und Martins (jetzt von deren früherm Gehilfen Th. Wegener) in Berlin in großer Menge verfertigt und sind in der Marine mehrerer Staaten, wegen ihrer größern Bequemlichkeit und ihrer Vorteile gegen den S., bereits eingeführt. Steinheil in München hat beide Spiegel durch Prismen ersetzt und **Prismenkreise** angefertigt. Oktanten, welche man der leichtern Handhabung und des billigern Preises wegen herstellt, werden nur zu Observationen für Breitenberechnung und für solche Winkelmessungen benutzt, bei denen es auf eine größere Genauigkeit nicht ankommt.

Sexte heißt in der Musik die sechste Stufe der Skala, vom Grundton aufwärts gezählt; sie kann dreierlei Art sein: groß, klein, übermäßig; z. B. c—a ist große S., c—as kleine, c—ais übermäßige.

Sextett, ein Tonstück für sechs Solosänger oder für ebenso viele Instrumente, die einfach besetzt und mehr oder minder obligat sind. Das Instrumentalsextett wird wohl auch **Sextuor** genannt. Die formale Einrichtung des S. kommt mit der des Quartetts, Quintetts, Septetts überein.

Sextidi, im franz. republikanischen Kalender der sechste Tag der Dekade.

Sextier war der Name eines röm. Geschlechts, dem **Lucius Sextius** angehörte, der, nachdem er mit Gajus Licinius (s. d.) angeblich zehn Jahre hintereinander das Volkstribunat bekleidet hatte, 366 v. Chr. der erste plebejische Konsul war.

Gajus Sextius Calvinus kämpfte als Konsul 124 und 123 als Prokonsul in dem südl. Transalpinischen Gallien, dessen Eroberung die Römer damals begonnen hatten, mit Glück gegen die Salyer (Salluvier). Bei den warmen Quellen, wo er diese besiegte, gründete er 122 v. Chr. eine feste, nach ihm Aquae Sextiae, gegenwärtig Aix, genannte Stadt.

Sextilis, im altröm. Kalender der sechste, nach Einführung des Julianischen Kalenders der achte Monat (von ursprünglich 29 Tagen), erhielt 8 v. Chr. zu Ehren des Augustus dessen Namen.

Sextole heißt eine musikalische Figur von sechs Noten, welche im Vortrage den Wert von vier gleichartigen Noten haben und deshalb auch mit der Ziffer 6 bezeichnet werden.

Sextuor, s. **Sextett**.

Sextus Empirikus, Skeptiker zu Ende des 2. Jahrh. n. Chr., wahrscheinlich ein Grieche, lebte zu Alexandria und Athen. Den Namen Empirikus, d. h. der Empiriker, erhielt er, weil er als Arzt der empirischen Schule zugerechnet wird, die zu seiner Zeit blühte. In seinen Werken erscheint die skeptische Kunst auf der Höhe, welche sie im Altertum erreicht hat. Doch besteht sein Verdienst weniger in der eigentümlichen Entwickelung der Skepsis als vielmehr in der vollständigen Sammlung und klaren Anordnung der Maximen und Schlußweisen, deren sich die frühern Skeptiker gegen den Dogmatismus bedient hatten, wobei er vornehmlich die Schriften des Änesidemus benutzte. Die Skepsis setzte er in die Kunst, Erscheinungen und Gedanken einander auf alle mögliche Weise so entgegenzustellen, daß man durch das Gleichgewicht der entgegengesetzten Thatsachen und Gründe zur Zurückhaltung (ἐποχή) des Urteils über Gegenstände, deren Wesen verborgen ist, und dadurch zu unerschütterlicher Gemütsruhe (ἀταραξία) in Sachen der Meinung und zum Gleichmut in Sachen der Notwendigkeit gelange. Da er mit den von ihm gesammelten Wendungen der Skepsis, die von Spätern Zweifelsgründe genannt wurden, vornehmlich die philos. Systeme bekämpfte, wobei er oft sehr sophistisch verfuhr, so sind seine Schriften für die Kenntnis der griech. Philosophie von großer Wichtigkeit. Erhalten sind von ihm zwei Werke in griech. Sprache, wovon das eine (»Pyrrhoniae hypotyposes«) eine Entwickelung des Pyrrhonismus überhaupt, das andere (»Adversus mathematicos«) eine Anwendung der Pyrrhonischen Kunst auf alle damals geltenden philos. Systeme und andere Wissenschaften und Erkenntnisse enthält. Das letztere besteht aus zwei Abteilungen, von denen die erste in sechs Büchern die Unsicherheit der Grammatik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astrologie und Musik, die zweite in fünf Büchern die der philos. Wissenschaften (Logik, Physik und Ethik) nachzuweisen sucht. Herausgegeben wurden beide Werke von Fabricius (Lpz. 1718; neue Ausg., 2 Bde., Lpz. 1840), am besten von Bekker (Berl. 1842); eine deutsche Übersetzung begannen Niethammer und Buhle (Bd. 1, Lemgo 1801). Für die neuere Philosophie haben diese Schriften die Bedeutung, daß sich in ihnen die frühesten Keime zu einer Kritik des Erkenntnisvermögens finden. Vgl. C. Jourdain, »Sextus Empiricus et la philosophie scolastique« (Par. 1858); Pappenheim, »De Sexti Empirici librorum numero et ordine« (Berl. 1874); derselbe, »Lebensverhältnisse des Sextus Empirikus« (Berl. 1875).

Sexualorgane, s. Geschlechtsorgane.

Sexualsystem nennt man in der Botanik das von Linné aufgestellte Pflanzensystem, weil dasselbe auf den Verschiedenheiten in der Ausbildung der Sexualorgane, des Andröciums und Gynäciums, beruht. Er teilte sämtliche Pflanzen in 24 Klassen ein, von denen die ersten 23 die Phanerogamen, die 24. Klasse die Kryptogamen umfassen. Die Klassen I—XX enthalten alle Pflanzen mit Zwitterblüten, die Klassen XXI—XXIII alle Pflanzen mit eingeschlechtigen und polygamischen Blüten. Die ersten 13 Klassen bestehen aus denjenigen Pflanzen, deren Blüten freie, weder untereinander noch mit dem Gynäcium verwachsene Staubgefäße von annähernd gleicher Länge besitzen. Die zu den Klassen XIV und XV gehörenden Pflanzen haben gleichfalls freie Staubgefäße, aber von ungleicher Länge. In den Klassen XVI—XIX sind die Staubgefäße ganz oder teilweise miteinander verwachsen und in Klasse XX ist eine Verwachsung der Staubgefäße mit dem Griffel vorhanden.

Zur nähern Charakteristik der einzelnen Klassen möge folgendes Schema dienen:

a. Zwitterblüten mit freien Staubgefäßen.

Klasse		
I	Blüten mit 1 Staubgef.	Monandria
II	» » 2 »	Diandria
III	» » 3 »	Triandria
IV	» » 4 »	Tetrandria
V	» » 5 »	Pentandria
VI	» » 6 »	Hexandria
VII	» » 7 »	Heptandria
VIII	» » 8 »	Octandria
IX	» » 9 »	Enneandria
X	» » 10 »	Decandria
XI	» » mehr als 10 und weniger als 20 Staubgef.	Dodecandria
XII	» » 20 und mehr perigyn inserierten Staubgef.	Icosandria
XIII	» » 20 und mehr hypogyn inserierten Staubgef.	Polyandria
XIV	» » 2 langen und 2 kurzen Staubgef.	Didynamia
XV	» » 4 langen und 2 kurzen Staubgef.	Tetradynamia.

b. Zwitterblüten mit unter sich verwachsenen Staubgefäßen.

Klasse		
XVI	Blüten mit zu 1 Bündel verwachsenen Staubfäden	Monadelphia
XVII	» zu 2 Bündeln verwachsenen Staubfäden	Diadelphia
XVIII	» zu 3 oder mehr Bündeln verwachsenen Staubfäden	Polyadelphia
XIX	» in denen die Staubbeutel zu einer Röhre verwachsen sind	Syngenesia.

c. Zwitterblüten, in denen die Staubgefäße mit dem Griffel verwachsen sind.

Klasse		
XX		Gynandria.

d. Eingeschlechtige Blüten.

XXI	Männl. und weibl. Blüten auf derselben Pflanze	Monoecia
XXII	Männl. und weibl. Blüten auf verschiedenen Pflanzen	Dioecia
XXIII	Eingeschlechtige Blüten, untermischt mit polygamischen Blüten	Polygamia
XXIV	Blütenlose Pflanzen	Kryptogamia.

Die einzelnen Klassen des Linnéschen Systems zerfallen wieder in verschiedene Ordnungen. Diese Ordnungen werden in den ersten 13 Klassen nach der Zahl der Griffel, beziehungsweise Fruchtblätter, unterschieden und führen die Namen: Monogynia, Digynia, Trigynia, Tetragynia, Pentagynia, Hexagynia, Heptagynia, Enneagynia, Decagynia, Dodecagynia, Polygynia.

Die XIV. Klasse umfaßt zwei Ordnungen, von denen die erste **Gymnospermia** genannt wird und durch vier einzelne Früchtchen charakterisiert ist, während die zweite, die **Angiospermia**, nur eine Frucht besitzt.

Die XV. Klasse umfaßt gleichfalls zwei Ordnungen, die sich durch die Länge der Schotenfrüchte unterscheiden, die erste mit kurzen Schoten, die nicht viel länger als breit sind, heißt: Siliculosae, die zweite mit langen Schoten: Siliquosae.

In den Klassen XVI—XVIII und XX—XXIII werden die Ordnungen nach der Anzahl der Staubgefäße benannt und tragen dann dieselben Namen wie die Klassen I—XIII.

Die XIX. Klasse wird in 5 Ordnungen eingeteilt, deren Unterschiede sich aus folgendem Schema ergeben:

1. Ordnung: Alle Blütchen zwitterig und gleich gestaltet: Aequalis.
2. » Scheibenblütchen zwitterig, Strahlenblütchen weiblich, sämtlich fruchtbar: Superflua.
3. » Scheibenblütchen zwitterig, Strahlenblütchen weiblich, letztere unfruchtbar: Frustranea.
4. » Scheibenblütchen zwitterig, Strahlenblütchen weiblich, erstere unfruchtbar: Necessaria.
5. » Jedes Blütchen mit einem besondern Kelche umgeben: Segregata.

Die XXIV. Klasse zerfällt in 4 Ordnungen, nämlich 1) Farne, Filices, 2) Moose, Musci, 3) Algen, Algae, 4) Pilze, Fungi.

Das im Vorstehenden dargelegte Linnésche System beruht auf einer fast durchgängig künstlichen Einteilung, die allerdings den großen Vorzug der Einfachheit besitzt, aber auf die natürliche Verwandtschaft der Pflanzen gar keine Rücksicht nimmt, denn in den einzelnen Klassen sind, mit wenigen Ausnahmen, Pflanzen aus den verschiedensten Familien und Gruppen untergebracht. Trotzdem hat dieses System für die Entwickelung der botanischen Systematik eine große Bedeutung gehabt (vgl. Botanik und Systematik), und wenn es auch zur Zeit für die wissenschaftliche Botanik nur noch von histor. Interesse ist, so wird es doch auch heute noch wegen seiner leichten Faßlichkeit und Einfachheit unter allen Systemen für den Anfangsunterricht in der Botanik als das geeignetste allgemein benutzt.

Seybouse, Fluß, s. Sebuse.

Seychelles, s. Sechellen.

Seydelmann (Jak. Crescenz), ein durch seine Sepiazeichnungen bekannter Maler, wurde zu Dresden 25. Juni 1750 geboren, machte seine Studien unter Casanova und dann unter Raf. Mengs in Rom. Bei seiner Rückkehr von dort 1782 wurde er Professor der Akademie der Künste zu Dresden. Noch neunmal besuchte er Italien, zuletzt 1818. Er starb in Dresden 27. März 1829. Seine Zeichnungen, bestehend in vortrefflichen Kopien, sind zahlreich und als Sepiazeichnungen Meisterstücke. Eine seiner gelungensten Arbeiten ist die Kopie der Nacht des Correggio, welche Morghen in Kupfer gestochen hat. — Auch seine Gattin, Apollonia S., geborene de Forgue, geb. zu Venedig 1767, gest. zu Dresden 1840, erwarb sich als Zeichnerin und Malerin Ruf, besonders durch ihre Kopie der Sixtinischen Madonna.

Sein ältester Bruder, Franz S., als Komponist bekannt, geb. 1748, war ein Schüler Naumanns, dem er 1765 mit Schuster nach Italien folgte, wo er sich auch als Tenorsänger ausbildete. Nach seiner Rückkehr wurde er in Dresden 1772 Kirchen- und Kammerkomponist, 1787 Kapellmeister. Er starb 23. Okt. 1806. Unter seinen Opern sind zu erwähnen: «Die schöne Arsene», «Das sächs. Bauermädchen» und «Turco in Italia». Auch komponierte er Sonaten u. s. w.

Seydelmann (Karl), ausgezeichneter deutscher Schauspieler, geb. 24. April 1793 zu Glatz in Schlesien, begann seine Laufbahn als Schauspieler auf den Bühnen zu Breslau, Grätz und Olmütz; doch wollte es ihm nicht glücken, sich Beifall zu erwerben. Erst in Prag (1820) gewann er allgemeinern Ruf. Er war dann in Kassel, in Darmstadt, 1829 in Stuttgart, gab 1831 in Wien und 1837 in Berlin mit großem Erfolge eine Reihe Gastrollen; 1838 nahm er eine lebenslängliche Anstellung in Berlin an, wo er 17. März 1843 starb. Seine Kunst war die des scharf berechnenden Verstandes, unterstützt durch eine eigentümliche Gabe, die geistigen Resultate durch äußere Hilfsmittel zur Verwirklichung zu bringen. Seine Hauptrollen waren Ludwig IX., Cromwell, Shylock, Ossip, der Advokat Wellenberger in Ifflands «Advokaten», Ifflands «Essighändler», Abbé de l'Epée und Richard Brandon in Rellstabs «Eugen Aram». Rollen, die ihm auch trefflich gelangen, waren die feinern des Schauspiels. Vgl. Rötscher, «S.s Leben und Wirken» (Berl. 1845).

Seydewitz (Otto Theodor von), Oberpräsident der Provinz Schlesien, geb. 11. Sept. 1818 zu Groß-Badegast, trat, nachdem er das Gymnasium zu Torgau und die Universität Berlin besucht hatte, am 18. Mai 1841 bei dem Land- und Stadtgericht zu Görlitz in den preuß. Justizdienst, ging 1842 zur Verwaltung bei der Regierung in Merseburg über und verließ, nachdem er zuletzt das Landratsamt in Merseburg verwaltet hatte, 1847 den Staatsdienst, um sich der Verwaltung seiner in der Oberlausitz belegenen Güter zu widmen. Er wurde 1858 zum Landrat des Görlitzer Kreises und 1864 zum Landeshauptmann und Landesältesten gewählt. Seit 1851 Mitglied des schles. Provinziallandtags, wurde er 1865 Vize-Landtagsmarschall und nach Einführung der neuen Provinzialordnung Vorsitzender des Provinzialausschusses. Als solcher erwarb er sich wesentliche Verdienste um die Einrichtung der Selbstverwaltung, sowie um die Regelung der von der Grundsteuergesetzgebung beeinflußten eigentümlichen Verfassungsverhältnisse der Oberlausitz und die Errichtung der kommunalständischen Bank. Dem Deutschen Parlamente gehörte S. seit dem Konstituierenden Reichstage bis 1884 an und wurde, als von Forckenbeck 1879 während der Verhandlungen über den Zolltarif das Präsidium des Reichstags niederlegte, als Führer der deutsch-konservativen Partei zum ersten Präsidenten des Reichstags gewählt. Diese Würde bekleidete er bis zum Schluß der Session und legte dann, zum Oberpräsidenten der Provinz Schlesien ernannt, sein Mandat nieder. Als Mitglied der Provinzial- und Generalsynode nahm er lebhaften Anteil an der kirchlichen Entwickelung und wurde 1883 beim Luther-Jubiläum von der theol. Fakultät der Universität zu Breslau, deren Kurator er seit 1874 war, zum Doktor der Theologie honoris causa promoviert. Auf litterarischem Gebiete hat S. sich durch Herausgabe einer eingehenden Statistik des Görlitzer Kreises verdient gemacht.

Seydlitz (Friedr. Wilh. von), preuß. General, geb. zu Kalkar bei Kleve 3. Febr. 1721, zeigte schon als Knabe und als Page in Diensten des Markgrafen von Schwedt durch manches Wagstück den künftigen kühnen Reiter. Nachdem er 1738 als Kornett bei dem Kürassierregimente des Markgrafen eingetreten, wurde er im April 1742 bei Kranowitz in Oberschlesien gefangen, sehr bald aber freigegeben und 1743 zum Husarenrittmeister ernannt. In der Schlacht bei Hohenfriedberg nahm er den sächs. General von Schlichting gefangen und wurde hierauf zum Major ernannt. Auch in der Schlacht von Sorr zeichnete er sich rühmlich aus. Seine Tüchtigkeit veranlaßte 1752 seine Erhebung zum Oberstlieutenant. Bald darauf wurde er Kommandeur des Dragonerregiments Württemberg, 1753 des Kürassierregiments von Rochow und 1755 Oberst. In der Schlacht bei Kolin 1757 deckte er als Oberst an der Spitze einer Brigade durch einen glänzenden Angriff den Rückzug des preuß. Heers,

wofür ihn zwei Tage später der König zum Generalmajor beförderte. Am 7. Sept. 1757 führte er ein kühnes Reitergefecht bei Pegau, und 19. Sept. vertrieb er den Marschall Soubise aus Gotha. Vom Könige mit dem Befehle über die gesamte Kavallerie betraut, feierte er seinen glorreichsten Tag in der Schlacht bei Roßbach 5. Nov. 1757, infolge deren der König ihn zum Generallieutenant erhob. Seinen Ruhm erhöhten noch die Schlachten von Zorndorf und Hochkirch. In der Schlacht von Kunersdorf wurde S. verwundet und mußte nach Berlin gebracht werden. Hier heiratete er eine verwitwete Gräfin Hacke und kehrte alsbald zur Armee nach Leipzig zurück. Im J. 1760 nahm er teil an der Verteidigung Berlins gegen die Russen, wurde 1761 zur Armee des Prinzen Heinrich gesendet und bewährte 1762 in der Schlacht bei Freiberg abermals seine Umsicht in glänzender Weise. Nach dem Frieden übertrug ihm der König die schles. Kavallerie-Inspektion und ernannte ihn 1767 zum General der Kavallerie. Im April 1772 vom Schlage gerührt, starb S. 8. Nov. 1773. Sein Grab in dem Garten seines Landgutes Minkowski bei Namslau in Schlesien bezeichnet ein einfaches Denkmal. In Berlin ließ ihm der König auf dem Wilhelmsplatze ein marmornes Denkmal errichten. S. war der beste Reitergeneral seiner Zeit. Vgl. Varnhagen von Ense, «Biographische Denkmale» (3. Aufl., Lpz. 1872); Kähler, «S. in seiner Bedeutung für die Reiterei» (Berl. 1874); «Friedr. Wilh. von S., der deutschen Reiterei gewidmet von einem deutschen Reiteroffizier» (Kass. 1882).

Seyfried (Ignaz, Ritter von), Komponist, geb. zu Wien 15. Aug. 1776, wurde von seinem Vater zum Studium der Rechte angehalten und durfte erst auf Verwendung P. Winters sich der Musik zuwenden. Schon früh hatte er sich unter Mozarts, später unter Kozeluchs Leitung zu einem tüchtigen Klavierspieler ausgebildet, auch von Albrechtsberger Unterricht in der Komposition erhalten. In seinem 21. Jahre, 1797, ward er an Schikaneders Bühne, dem Theater an der Wien, als Kapellmeister und Komponist angestellt, in welchem Amte er große Umsicht und Fruchtbarkeit zeigte. Sein Melodram «Die Waise und der Mörder» ist lange Zeit beliebt gewesen. Er starb in Wien 26. Aug. 1841. Von seinen Kompositionen für Bühne, Kammer und Kirche ist nur wenig im Gebrauch geblieben. Die theoretischen Werke von Albrechtsberger und Preindl, sowie Beethovens Studien im Generalbaß gab S. gesammelt heraus.

Seymour, eine engl., aus der Normandie stammende Familie, die in der Geschichte zum ersten mal mit Sir John S. auftritt, der zu Anfang des 16. Jahrh. Sheriff von Somerset und Dorset war. Seine Tochter Jane wurde 1536 die dritte Gemahlin Heinrichs VIII., sein ältester Sohn Edward aber Herzog von Somerset (s. d.) und Protektor des Reichs. Ein Ururenkel desselben war Sir Edward S., ein berühmter Redner und Staatsmann, der als Mitglied des Unterhauses 1667 die Anklage gegen den Lordkanzler Clarendon erhob und durchsetzte. Obwohl Tory, nahm er an der Revolution von 1688 teil und starb hochbetagt 1707. Sein ältester Sohn war der Ahnherr der jetzigen Herzöge von Somerset; der zweite, Popham S., erbte die irischen Besitzungen seines Vetters, des Grafen Conway, weshalb er sich S.-Conway nannte. Er fiel 1699 im Duell und wurde von seinem jüngern Bruder Francis S. beerbt, der 1703 den Titel Lord Conway erhielt und 3. Febr. 1732 starb. Dessen zweiter Sohn, Henry S.-Conway, ein ausgezeichneter General und Staatsmann, befehligte 1761 die engl. Truppen in der Armee des Prinzen Ferdinand von Braunschweig, wurde 1765 Staatssekretär und starb als Feldmarschall 1795; der ältere, Francis S.-Conway, bekleidete ebenfalls mehrere wichtige Staatsämter, wurde 1750 zum Grafen von Hertford, 1793 zum Grafen von Yarmouth und Marquis von Hertford erhoben und starb 14. Juni 1794.

Francis Charles S.-Conway, dritter Marquis von Hertford, geb. 11. März 1777, war bis 1822 unter dem Namen eines Grafen von Yarmouth bekannt und erfreute sich der besondern Gunst Georgs IV. Er starb 1. März 1842. — Sein Sohn, Lord Henry S., geb. 18. Jan. 1805, gest. im Aug. 1859 zu Paris, hinterließ sein ansehnliches Vermögen einer Mademoiselle Sophie Cheneau und den pariser und londoner Hospitälern. Letzteres Legat wurde Gegenstand eines langen Prozesses, der erst 1867 zu Gunsten einer gleichen Teilung der Erbschaftsmasse zwischen den Hospitälern von Paris und London entschieden ward.

Sir George Hamilton S., ausgezeichneter Diplomat, der Sohn Lord George S.s und Enkel des ersten Marquis von Hertford, wurde 1797 geboren. Er wurde 1817 Attaché bei der brit. Gesandtschaft im Haag und 1819 Protokollist im Auswärtigen Amte, begleitete 1822 den Herzog von Wellington auf den Kongreß von Verona und ging 1823 als Legationssekretär nach Frankfurt, von wo er 1826 nach Stuttgart und 1828 nach Berlin versetzt wurde. Im J. 1829 ward er zum Botschaftsrat in Konstantinopel ernannt, fungierte seit 1831 als Gesandter in Florenz, seit 1836 in Brüssel, 1846—51 in Lissabon und seit 1852 in Petersburg, wo er die persönlichen Verhandlungen über die Orientfrage mit dem Kaiser Nikolaus hatte, die nach dem Ausbruche des Krimkriegs durch die engl. Presse veröffentlicht wurden. Infolge der Abreise des russ. Gesandten aus London war er ebenfalls genötigt, seine Pässe zu fordern; er verließ Petersburg im Febr. 1854. Im Dez. 1855 wurde er zum engl. Gesandten in Wien ernannt, trat 1856 in den Ruhestand und lebte seitdem in London, wo er 2. Febr. 1880 starb.

Seymour (Sir Frederick Beauchamp, Lord Alcester), brit. Admiral, geb. 12. April 1821 zu London, trat 1834 in die Marine ein, wurde 1842 Schiffslieutenant, 1854 Kapitän, 1870 Kontreadmiral und 1876 Vizeadmiral. Er nahm 1852—53 am Kriege gegen Birma teil, befehligte 1855—56 eine schwimmende Batterie im Schwarzen Meere, und war 1868—70 Privatsekretär des ersten Lords der Admiralität, 1872—74 Lord der Admiralität im Marineministerium. Im J. 1880 führte er den Oberbefehl über die Flotte vor Dulcigno, 1882 über die engl. Flotte vor Alexandria, bombardierte 11. Juli die Forts und besetzte 14. Juli die Stadt, worauf er im August die Überführung der brit. Truppen nach Ismailia am Suezkanal leitete.

Seymour (Horatio), amerik. Staatsmann, geb. 31. Mai 1810 zu Pompey im Staate Neuyork, studierte die Rechte und praktizierte dann als Advokat in Utica. Im J. 1841 wurde er Mitglied der Staatslegislative, 1842 Bürgermeister von Utica, 1852 Gouverneur des Staates Neuyork, zu welchem

Posten er 1862 zum zweiten mal erwählt wurde. S. erwarb sich durch seine große Rednergabe und sonstige hervorragende Eigenschaften so sehr das Vertrauen der demokratischen Partei, daß ihn dieselbe in der Nationalkonvention, welche im Juli 1868 zu Neuyork stattfand, gegen Ulysses Sidney Grant zum Präsidentschaftskandidaten ernannte. Bei der im Nov. 1868 stattfindenden allgemeinen Wahl unterlag zwar S., doch erhielt er von den abgegebenen 5716082 Stimmen die starke Minorität von 2703600 Stimmen. Seitdem zog er sich allmählich von der öffentlichen Politik zurück und lebt auf seiner Farm in Deerfield nahe bei Utica. Vgl. Croly, «Lives of Seymour and Blair»; McCabe, «Life of Seymour» (1868).

Seymour (Sir Michael), engl. Admiral, geb. 3. Dez. 1802 als Sohn des gleichnamigen Kontreadmirals, trat 1818 als Seekadett in die Flotte ein und stieg 1853 zum Kontreadmiral. Im nächstfolgenden Jahre wurde er Stabschef der gegen Rußland entsandten engl. Ostseeflotte unter Admiral Napier. Bei der Untersuchung eines 1855 vor Kronstadt aufgefundenen russ. Torpedos explodierte dieser und der dabei gegenwärtige S. verlor ein Auge. Im J. 1856 wurde er zum Oberbefehlshaber der englisch-ostind. Flottenstation ernannt. Bei dem mit China ausbrechenden Kriege begab er sich in die chines. Gewässer, nahm die Forts an der Bocca Tigris und beschoß 28. Okt. bis 14. Nov. Kanton. Da die Chinesen nicht nachgaben, mußten vor weitern entscheidenden Schritten zunächst Truppen herangezogen werden und die Flotte sich auf Blockade beschränken. Erst im Okt. 1857 war man so weit, in Verbindung mit den Franzosen energisch vorzugehen, und S. in Verein mit dem franz. Admiral Rigault de Genouilly bombardierte am 28. Dez. Kanton, welches am folgenden Tage von den Verbündeten genommen wurde, wobei ihnen der Vizekönig Jeh in die Hände fiel. Nach Beendigung des Kriegs trat S. nicht wieder aktiv auf. Im J. 1859 wurde er Mitglied des Unterhauses und 1863 zum Vizeadmiral befördert.

Seyne, Stadt im franz. Depart. Basses-Alpes, Arrondissement Digne, in einem Thale der Meeralpen, rechts an der Blanche, einem Nebenfluß der Durance, zählt (1881) 840 (als Gemeinde 2162) E. und hat eine Citadelle, ein Collége und Kalkbrennerei.

Seyne (La), Stadt und Seehafen im franz. Depart. Var, Arrondissement Toulon, auf der Westseite der Bai von Toulon, Station der Linie Paris-Lyon-Marseille-Nizza-Menton der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, mit Toulon (5 km) durch Dampfschiffahrt verbunden, zählt (1881) 8989 (Gemeinde 12072) E. und hat Fischfang sowie großartige Schiffswerften der Société des forges et chantiers de la Méditerranée, auf welchen mehrere Panzerschiffe der franz. Kriegsflotte gebaut worden sind.

Seyny, Kreisstadt im Gouvernement Suwalki im russ. Polen, östlich von Suwalki, mit (1882) 4035 E., meist Juden, treibt Holz- und Getreidehandel und hat ein Dominikanerkloster.

Seyon, linker Zufluß des Neuenburgersees im schweiz. Kanton Neuenburg, entspringt am Westabhang des Chaumont, durchfließt in südl. Richtung das Val de Ruz, aus dem er durch eine enge Felsschlucht in das Ufergelände des Sees hinaustritt, und mündet durch einen 1840—42 angelegten, teilweise unterirdischen Kanal, Trou du S., nach 15 km langem Laufe ½ km westlich von Neuchâtel.

Seyssel, Stadt im franz. Depart. Ain, Arrondissement Belley, rechts am Rhône, unterhalb der Einmündung des Usses, Station der Linie Mâcon-Ambérieu-Culoz-Genf der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 1178 E. und hat Asphaltgruben, Schiffbau und Weinhandel. Mit diesem S. durch eine Hängebrücke verbunden, auf dem linken Ufer des Rhône, der hier bis 1860 die Grenze zwischen Frankreich und Sardinien bildete, liegt die zum Arrondissement St.-Julien des Depart. Haute-Savoie gehörige gleichnamige Gemeinde mit 1493 E., Asphaltgruben und Weinbau.

Sézanne, Stadt im franz. Depart. Marne, Arrondissement Epernay, Station der Linie Oiry-Romilly der Ostbahn, zählt (1881) 4933 E. und hat Tuchfabrikation, Gerberei und Handel mit Holz, Getreide, Wein, Kalk und Ziegeln. — S., mittellat. Sezanna, gehörte ehemals zur Champagne und war unter den Bourbonen eine Grafschaft. Hier wurde 25. März 1814 ein franz. Korps von den Russen gefangen genommen.

Sezessionisten, Nebenbezeichnung der «Liberalen Vereinigung», einer parlamentarischen Gruppe des Deutschen Reichstags, die sich am 30. Aug. 1880 von der nationalliberalen Partei abzweigte, weil die Mehrheit der letztern der Bismarckschen Wirtschaftspolitik einen entschiedenen Widerstand zu leisten sich weigerte. Infolge dieser Scheidung trat der Rest der nationalliberalen Partei in engere Fühlung mit der konservativen Partei, während die individualistische Richtung der S. diese letztern immer mehr den Parteien der grundsätzlichen Opposition näherte, bis sie sich Anfang 1884 gänzlich mit der Fortschrittspartei zu der «Deutsch-freisinnigen» Partei vereinigte.

Sezessionisten hießen auch die Bewohner der Anfang 1861 aus der nordamerik. Union tretenden (sezedierenden) Süd- oder Sklavenstaaten, die sich dann Konföderierte Staaten nannten. (S. unter Konföderation, Konföderierte und Vereinigte Staaten von Amerika.)

Sezze, auch Sezza, Stadt in der ital. Provinz Rom, Bezirk Velletri, links über dem Ufento (Ufens), auf einem Hügel am Fuße der Monti Lepini (Volskerberge) oberhalb der Pontinischen Sümpfe, ist Bischofssitz, zählt (1881) 6114 (Gemeinde 8626) E. und hat Feigen- und Weinbau. — S. ist das antike Setia, eine altlatinische, später von den Volskern eroberte Stadt, seit 383 v. Chr. röm. Kolonie latin. Rechts, von der noch uralte Substruktionsmauern, Ruinen eines sog. Saturntempels und eines Amphitheaters ꝛc. vorhanden sind.

Sfakia, Stadt der Insel Candia, s. Sphakia.

Sfaks, früher auch Safâkis, befestigte Stadt an der Ostküste der unter franz. Protektorat stehenden Regentschaft Tunis, am Golf von Gâbes oder der Kleinen Syrte, von Gärten umgeben, welche reich an Obst- und Südfrüchten sind, Sitz eines deutschen Vizekonsulats, zählt etwa 7000, mit der franz. Besatzung mindestens 12000 E., ist Station der Dampfer der Società Rubattino, hat eine gute Reede, Baumwollindustrie und ansehnliche Ausfuhr von Südfrüchten, Öl, Schwämmen, Soda, Wolle und Essenzen. Die Europäer (Franzosen, Italiener und Malteser) bewohnen ebenso wie die Juden einen eigenen Stadtteil. S. wurde 16. Juli 1881 von den Franzosen nach einem zweitägigen Bombardement eingenommen, bei welchem acht Panzerschiffe und sechs Kanonenboote mitgewirkt hatten.

Sfakteria, s. Sphakteria.

Sforza, eine berühmte ital. Familie, die im 15. und 16. Jahrh. eine große Rolle spielte und dem Herzogtum Mailand sechs Regenten gab. Der Stifter derselben war der Sohn eines Landmanns aus Cotignola in Romagna, Muzio Attendolo, der von dem Grafen Alberigo von Barbiano, dem eigentlichen Stifter des ital. Condottierenwesens, den Namen Sforza, d. i. Erzwinger, erhielt. In der Jugend von der Feldarbeit zum Waffenhandwerk übergegangen, zeichnete er sich bald durch Gewandtheit und Kühnheit in den Kriegen im Kirchenstaat, in Toscana und namentlich in Neapel aus, wurde zum Haupt einer der tüchtigsten Condottierenschulen und fand als Großconnétable von Neapel 1424 während der Belagerung von Aquila im Flusse Pescara den Tod.

Sein ebenso tapferer Sohn, Francesco S., geb. 1401, diente viele Jahre bald Mailand, bald Venedig und Florenz und wurde der berühmteste Kriegsmann in Italien. Er heiratete Bianca Maria Visconti, die natürliche Tochter des Herzogs Filippo Maria von Mailand, des letzten dieses Hauses, und errang nach dessen 1447 erfolgtem Tode durch List und Gewalt die Herrschaft über Mailand, welche er 1450—66 mit Kraft und Klugheit, tüchtig als Feldherr wie als Staatsmann, zum Heil des Landes geführt hat.

Francescos Sohn, Galeazzo Maria S., ein roher Wüstling, wurde 1476 infolge einer Adelsverschwörung ermordet.

Ihm folgte sein unmündiger Sohn, Giovanni Galeazzo S., der von seinem Oheim, Lodovico il Moro, verdrängt und wahrscheinlich vergiftet ward. Um sich auf dem usurpierten Throne zu halten, veranlaßte Lodovico den Zug Karls VIII. von Frankreich gegen Neapel, und führte so, indem er durch Hereinziehung mächtiger Fremden das nationale Staatensystem Italiens auf Jahrhunderte vernichtet, das Unglück des Landes wie das seines eigenen Geschlechts herbei. Später trat er zu dem Bunde gegen Frankreich und wurde deshalb von Ludwig XII. 1499 vertrieben. Zwar kehrte er sehr bald mit Hilfe von Schweizern zurück; allein Ludwig zog nochmals gegen ihn zu Felde. Lodovico, von seinen Schweizersöldnern 1500 ausgeliefert, starb 1510 als Gefangener zu Loches in Touraine.

Sein Sohn, Massimiliano S., gelangte zwar 1512 zur Regierung, mußte aber dem König Franz I., dem Sieger bei Marignano, 1515 sein Land gegen ein Jahrgeld abtreten. Als jedoch Franz I. vom Kaiser Karl V. aus Italien verdrängt war, belehnte der Kaiser Lodovicos jüngern Sohn, Francesco II., der 1521 nachgefolgt war, 1529 mit dem Herzogtum. Dieser starb 24. Okt. 1535. Karl V. gab 1540 das Herzogtum als erledigtes Reichslehn seinem Sohne, dem nachmaligen König Philipp II. von Spanien.

Es gibt mehrere Nebenlinien des Hauses S. Von Francescos I. Bruder, Bosio S., stammen die Grafen von Santa-Fiora in Toscana, Erben des uralten Hauses der Aldobrandeschi und der röm. Cesarini, welche als Herzöge S.-Cesarini noch in Rom blühen.

Vgl. Litta, «Famiglie celebri italiane» (Mail. 1819—52); Magenta, «I Visconti e gli Sforza nel castello di Pavia» (2 Bde., Mail. 1883); Ratti, «Della Famiglia S.» (2 Bde., Rom 1794).

Sforzato, s. Forzando.

Sfumato (ital., «rauchig», «wollig»), heißt in der Malerei: mit weichen, verschwommenen Umrissen.

Sgiersk, Sgjersch, Sgersh oder Zgierz, Stadt im Gouvernement Piotrokow im russ. Polen, Kreis Lodz, etwa 4 km nördlich von der Stadt Lodz mit (1884) 15140 E., hat mehrere Baumwollspinnereien und Wollstoffabriken.

Sgogun, s. Taikun.

Sgraffito (vom ital. sgraffiare, kratzen) ist eine zuerst im Laufe des 16. Jahrh. in Italien aufgekommene Art dekorativer Ausschmückung des Äußern von Bauwerken, welche wegen der Leichtigkeit und Billigkeit der Ausführung, sowie wegen ihrer größern Haltbarkeit im Freien, vielfach der Malerei vorgezogen wird. Sie wurde in alter Zeit in Italien und Deutschland häufig geübt. Reste derselben sind in beiden Ländern noch erhalten; doch wurden sie nicht beachtet. Neuerdings brachte Semper das S. am dresdener (1869 abgebrannten) Theater und am Polytechnikum zu Zürich zuerst wieder in Anwendung. Gegenwärtig erfreut diese Dekorationsweise sich wieder großer Beliebtheit und ist in Berlin, Wien, Dresden, Stuttgart und andern Orten mit vielem Glück angewendet worden. Die Technik des S. besteht darin, daß man die zu dekorierende Wand mit einem dunkeln gewöhnlich mit Kohle gefärbten Putz überzieht und auf demselben während er noch frisch, einen ganz dünnen, hellen Putz aufträgt. Auf letztern wird die beabsichtigte Zeichnung aufgepaust und hierauf mit einem spitzen Eisen ausgeschabt oder ausgekratzt, sodaß der dunkle Untergrund sichtbar wird. Man hat dann also eine dunkle Zeichnung auf hellem Grunde. Doch kann man auch umgekehrt eine weiße Zeichnung auf dunklem Grunde herstellen, auch mehrere und andere Farben anwenden. Vgl. Lange und Bühlmann, «Die Anwendung des S. für Façadendekoration» (Münch. 1867).

Shad, s. Maifisch.

Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, erster Graf von), engl. Staatsmann unter Karl II., geb. 22. Juli 1621 in der Grafschaft Dorset, stammte seitens der Mutter aus dem Hause Ashley und war der Sohn des Sir John Cooper auf Rockbourne. Er widmete sich in Lincoln's-Inn zu London den Rechtswissenschaften, trat bereits 1640 ins Unterhaus und gelangte bald zu großem Einfluß. Bei Eröffnung des Bürgerkriegs bot er sich der Hofpartei als Vermittler an, die ihn aber zurückwies. Er ging deshalb zur Parlamentspartei über und errichtete ein Truppenkorps, an dessen Spitze er mehrere glückliche Schläge führte. Nach Auflösung des Langen Parlaments erzürnte er den Protektor, seitdem ihm dieser die Hand seiner Tochter versagte, durch seine Opposition, wurde aber doch in das neue Haus gewählt. Als ein Führer der Presbyterianer beteiligte er sich an der Bewegung, die 1660 zur Restauration der Stuarts führte. Mit Monk eng verbunden, trat er in den Geheimen Rat Karls II. ein und war in dem Gerichtshof, der die von der Amnestie ausgeschlossenen Cromwellianer, Vane, Harrison u. a. zum Tode verurteilte. Als dann die engl. Hochkirche, eng verknüpft mit dem parlamentarischen Machtkreise, wiederhergestellt und die presbyterianische Richtung aus der Staatskirche verdrängt wurde, sammelte S., der 1661 als Lord Ashley ins Oberhaus berufen ward, diejenigen um sich, welche jenem von dem Lordkanzler Clarendon vertretenen System widerstrebten. Damit

näherte er sich aber dem König, der sich selbst von dem parlamentarisch gewordenen Hochkirchentum eingeengt fühlte, und nach dem Sturz Clarendons S. in das sog. Cabal-Ministerium aufnahm. Ohne in die katholisierenden Entwürfe eingeweiht zu sein, welche Karl II. durch seinen Bund mit Ludwig XIV. gegen Holland, von Arlington und Clifford beraten, verfolgte, vertrat Ashley, der 1672 als Graf S. zum Lordkanzler erhoben wurde, die kriegerische Politik des Königs und setzte sich mit ihm dem Machtstreben des anglikanisch gesinnten Parlaments entgegen. Diese Politik scheiterte indes. Der parlamentarische Anglikanismus sicherte sich durch die Testakte, und Holland behauptete sich gegen den Angriff, der es vernichten sollte. Darüber zerfiel S. mit dem König selbst, der ihn der Bestechung durch die Spanier beschuldigte und seines Dienstes entließ.

Sofort stellte sich jetzt S. an die Spitze der Opposition. Als er unter dem Ministerium Danby 1677 Buckingham in seinen Bemühungen, das in der Mehrheit wieder königlich gewordene Parlament zu zersprengen, unterstützte, wurde er in den Tower gebracht. Nach seiner Befreiung bekämpfte er die Doctrin vom leidenden Gehorsam, beutete das papistische Komplott von 1678 aus, betrieb die Thronausschließung des kath. Herzogs von York und stürzte endlich das Ministerium des Grafen von Danby. Im März 1679 zum Präsidenten des Staatsrats ernannt, betrieb er die Ausschließung Yorks und die Thronfolge des Herzogs von Monmouth. Nach der Rückkehr des Herzogs von York aus Schottland erhielt S. seine Entlassung aus dem Staatsrat. Wohl begreifend, daß er gegen den Herzog entweder siegen oder unterliegen müsse, verfügte er sich im Febr. 1680 mit zwölf andern vor das Gericht der King's-Bench und klagte ihn als widerspenstigen Papisten an. Nachdem die Ausschließungsbill 21. Okt. verworfen worden, verband er sich mit dem Herzog von Monmouth und andern, um sich im Falle des Todes Karls II. der Thronbesteigung Yorks mit den Waffen zu widersetzen. Dieser Umtriebe wegen ließ ihn der Hof im Juli 1681 in den Tower werfen und im November des Hochverrats anklagen. Jedoch sprach ihn die Jury frei, worauf er mit Monmouth, Russell, Algernon Sidney u. a. neue Demonstrationen gegen die toryistische Regierung unternahm. Jedoch selbst gefährdet, floh er noch 1682 nach Amsterdam, wo er 2. Jan. 1683 starb. S.s »Memoirs« gab zuerst Martyn heraus (Lond. 1837), dann Christie (Lond. 1860); seine Biographie schrieb der letztgenannte (2 Bde., Lond. 1871—72).

Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, dritter Graf von), der Enkel des vorigen, bekannt als philos. Schriftsteller, geb. zu London 26. Febr. 1671. Sein Großvater ließ ihn von einer gelehrten Frau unterrichten, welche abwechselnd lateinisch und griechisch mit ihm sprechen mußte, bis er 1683 auf die Schule zu Winchester kam. Nachdem er 1686—89 den Kontinent bereist, widmete er sich noch fünf Jahre litterarischen Beschäftigungen und trat dann ins Parlament. Doch verließ er wegen geschwächter Gesundheit die parlamentarische Laufbahn und reiste 1698 nach Holland, wo er ein Jahr in dem Umgange mit Bayle, Leclerc und andern Gelehrten verlebte. Nach seiner Zurückkunft wurde er beim Tode seines Vaters Graf von S. und trat 1700 in das Oberhaus. Hier unterstützte er die Maßregeln des Königs Wilhelm III. mit Eifer. Nach der Thronbesteigung der Königin Anna zog er sich vom öffentlichen Leben zurück, und ging wieder nach Holland. Als franz. Fanatiker eine Gärung in England erregt hatten und man gegen die Urheber derselben gewaltsame Maßregeln ergreifen wollte, riet er durch seine »Letter concerning enthusiasm« (Lond. 1708) zur Milde. Er ging 1711 nach Italien, wo er zu Neapel im Febr. 1713 starb. Seine Werke erschienen als »Characteristics of men, manners, opinions and times« (3 Bde., Lond. 1713; neueste Ausg., besorgt von Hatch, 3 Bde., 1773; deutsch, 3 Bde., Lpz. 1776). Auch ließ er zwei Bände seiner Briefe über philos. und theol. Gegenstände erscheinen (1716 u. 1721). Sein »Inquiry concerning virtue and merit« wurde von Diderot bearbeitet; eine deutsche Übersetzung seiner »Philos. Werke« besorgten Hölty und Benzler (3 Bde., Lpz. 1776—79). Mehrere seiner Schriften, z. B. »The moralists«, gehören zu den Mustern der engl. Prosa. Rücksichtlich seiner philos. Denkart war er bemüht, die nachteiligen Folgen des Empirismus seines Freundes Locke an den Tag zu legen und im Gegensatze zu der Theorie die Selbstsucht, die sich als Moral geberdete, die unmittelbare Schönheit des Guten zum Bewußtsein zu bringen. S. erscheint überall als Verteidiger der Freiheit und als Anhänger der natürlichen Religion. Vgl. Spicker, »Die Philosophie des Grafen von S.« (Freib. i. Br. 1872); Gizycki, »Die Philosophie S.s« (Lpz. 1876); Fowler, »S. and Hutcheson« (Lond. 1882).

Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, siebenter Graf von), ein Nachkomme des vorigen, bekannt als Philanthrop und Haupt der evang. Kirchenpartei in England, wurde geb. 28. April 1801 als der Sohn Cropley Ashley-Coopers, sechsten Grafen von S., bis zu dessen Tode (2. Juni 1851) er den Namen Lord Ashley führte. Zu Oxford erzogen, trat er 1826 als Parlamentsmitglied für Woodstock ins Unterhaus und unterstützte die Ministerien Liverpool und Canning. Unter Wellington wurde er Mitglied des Indischen Rats, 1834—35 unter Melbourne Lord der Admiralität. Sein Bestreben war später vor allem auf die Verbesserung der sozialen Lage der untern Klassen gerichtet, wozu er durch Errichtung von Arbeiterwohnungen, die Gründung der »Zerlumpten Schulen« (Ragged schools) und die Beförderung sanitätspolizeilicher Reformen beitrug. Sein Einfluß bei der streng evang. Partei der engl. Kirche war sehr bedeutend, während der Puseyismus keinen entschiedenern Widersacher hatte als ihn. Als Schriftsteller war er namentlich in der »Quarterly Review« über soziale und industrielle Fragen thätig. S. starb 1. Okt. 1885. Als achter Graf folgte ihm sein Sohn Anthony Ashley-Cooper, geb. 27. Juni 1831, welcher 13. April 1886 durch Selbstmord endete; diesem folgte als neunter Graf sein Sohn Anthony Ashley-Cooper, geb. 1869.

Shakers, auch Shaking-Quakers genannt, eine um das J. 1747 zu Manchester in England entstandene und seitdem nach Amerika verpflanzte Sekte. Ihre Gründer gehörten ursprünglich zur Gemeinde der Quäker, mit welchen die S. noch in dem Widerstande gegen die bürgerliche und geistliche Autorität des Staats, in der Weigerung, Kriegsdienste zu thun und Eide zu leisten, in der Verwerfung der Sakramente und in dem Glauben an die unmittelbaren Offenbarungen des Heiligen Geistes übereinstimmen. Ihren spätern Charakter

erhielt die Sekte durch Anna Lee, die sich 1770 an deren Spitze stellte. Diese Frau war 1736 als Tochter eines Grobschmieds zu Manchester geboren und hatte sich sehr jung mit einem Handwerksgenossen ihres Vaters verheiratet. Nachdem sie sich den S. angeschlossen, gab sie vor, eine göttliche Mission empfangen zu haben, und wurde als «Mutter» und Prophetin anerkannt. In England verfolgt, begab sie sich 1774 nach Amerika, wo sie die erste Gemeinde oder «Familie» der S. zu Watervliet bei Albany stiftete. Sie starb 1784. Es bildeten sich nun neue Gemeinden zu Lebanon in Massachusetts und Enfield in Connecticut, die nach und nach so anwuchsen, daß man 1832 in den Vereinigten Staaten 15 Gemeinden mit 6000 Mitgliedern zählte. Ihre Hauptsatzung ist das Cölibat; Ehen werden nicht erlaubt und die Gesellschaft vermehrt sich nur durch Proselyten. Es herrscht bei den S. vollständige Gütergemeinschaft, und sie zeichnen sich durch Fleiß, Ehrlichkeit und Genügsamkeit vorteilhaft aus. Ihren Namen haben die S. von den eigentümlichen Bewegungen, die sie beim Gottesdienst ausführten. Die Gemeinden werden von Ältesten verwaltet; die obere Leitung hat gewöhnlich eine Frau, welche durch Visionen dazu berufen wird und als Nachfolgerin der ersten Prophetin Anna gilt. Das Glaubensbekenntnis der S. ist in dem Buche «Testimony of Christ's second appearance» enthalten. Neuerdings lebt die Sekte auch in England in einzelnen Gemeinden wieder auf. Vgl. Nordhoff, «The communistic societies of the United States» (Lond. 1875).

Shakespeare (William) nach der in London zur Zeit des Dichters und später vorherrschenden Schreibung des Namens, Shakspere nach der in Stratford üblichen Schreibung, der größte dramatische Dichter der Engländer und einer der größten Dichtergenien aller Völker und Zeiten, stammt aus einer Familie, welche in Warwickshire, einer Grafschaft des mittlern England, seit dem 14. Jahrh. dem Gutspächterstande angehört zu haben scheint. Welches Gewerbe der Vater des Dichters, John S., in Stratford am Avon betrieb, in welches Städtchen er um 1551 aus dem benachbarten Snitterfield einwanderte, ist ungewiß. Nur so viel scheint sich aus den verschiedenen, voneinander abweichenden und doch teilweise gleichzeitigen Angaben herauszustellen, daß er mit dem wechselnden Betriebe städtischer Hantierungen, in denen er nacheinander sein Glück versuchte, andauernd einen landwirtschaftlichen Betrieb verband. Sein Besitztum vermehrte er 1557 durch Verheiratung mit Mary Arden, die, aus einer alten angesehenen Familie in der Nähe stammend, ihrem Gatten Ländereien und auch einiges Geld zubrachte. Von dem Jahre seiner Verheiratung an bekleidete John S. verschiedene Ehrenämter in der städtischen Korporation, deren Höhepunkt er mit dem 1568—69 verwalteten Amte eines Bailiff von Stratford erreichte. Auf eine Abnahme der günstigen Verhältnisse, in denen er bis dahin gelebt, etwa seit 1583, scheinen verschiedene Umstände hinzudeuten, ohne daß jedoch eine eigentliche Verarmung jemals eingetreten sein mag. Wenigstens scheint er stets im ungestörten Besitz zweier Häuser in der Henleystreet in Stratford geblieben zu sein, in deren einem, der Tradition zufolge, sein Sohn William im April 1564 das Licht der Welt erblickt hat. Als dessen Geburtstag bezeichnet die Tradition, wahrscheinlich auf die Inschrift des Grabsteins gestützt, den 23. April, den Jahrestag seines Todes. In dem Register der stratforder Pfarrkirche findet sich nur der Tauftag, der 26. April, angegeben. Zwischen dem Vermerk dieses Tauftags und dem folgenden, auf seine Heirat bezüglichen Dokumente von 1582 ist im Leben des Dichters eine Lücke, die sich nur durch Vermutungen ausfüllen läßt. Wahrscheinlich hat der junge S. die öffentliche Schule, in der jeder stratforder Bürgersohn unentgeltlich Unterricht erhielt, besucht. Zweifelhafter schon erscheint es, daß der Vater, infolge seiner beschränkten Verhältnisse, den Sohn vor der Zeit aus der Schule genommen, damit derselbe ihm zu Haus bei seinen Geschäften zur Hand gehe. Eine der uns aufbewahrten sich widersprechenden Notizen läßt dagegen den jugendlichen S. eine Zeit lang als Schulmeister auf dem Lande fungieren, nach einer andern soll er Schreiber bei einem Advokaten gewesen sein; letztere stützt sich auf seine genaue Kenntnis technischer, gerichtlicher Ausdrücke. Im Dez. 1582 verheiratete sich der noch minorenne Jüngling. Seine Frau, Anna Hathaway, laut ihrer Grabschrift acht Jahre älter als er, war die nachgelassene Tochter eines wohlhabenden Landmanns in Sholtery bei Stratford. Das älteste Kind dieser Ehe, Susanna, wurde im Mai 1583 in der stratforder Kirche getauft. Später folgte noch ein Zwillingspaar, Hamnet und Judith, getauft ebendaselbst im Febr. 1585.

Bald nach der Geburt dieser Zwillinge muß S. seine Familie in Stratford verlassen und sich nach London begeben haben. Die Veranlassung zu diesem Schritt war, wie eine Tradition angibt, die Furcht vor der Rache eines benachbarten Landedelmanns, Sir Thomas Lucy, in dessen Park S. gewilddiebt haben soll, außerdem aber auch, wie Aubrey berichtet, «eine natürliche Neigung zur Poesie und Schauspielkunst», die S. nur in der Hauptstadt in fruchtbringender Weise befriedigen und zur Basis seiner Existenz machen konnte. Wahrscheinlich schloß er sich in London sogleich derjenigen Schauspielertruppe an, als deren Genosse, wenngleich nicht, wie man lange annahm, als Mitbesitzer ihres Theaters, er später stets erscheint: der Truppe, welche unter dem Patronat erst des Grafen Leicester, später des Oberkammerherrn der Königin, 1575 ihr Theater in Blackfriars gebaut oder hergestellt hatte. An diesem Theater muß S. sich als Schauspieler und noch mehr als Schauspieldichter im Verlaufe weniger Jahre zu einer Stellung emporgearbeitet haben, in der er, nach dem Zeugnis des sterbenden Robert Greene, alle Nebenbuhler auf dem Gebiete des Dramas bereits 1592 überflügelt hatte. Für das Ansehen, welches S. schon damals auch außerhalb seines Berufskreises genoß, sprechen die Widmungen seiner episch-lyrischen Gedichte «Venus and Adonis» (1593) und «Lucrece» (1594) an den Grafen Southampton, einen Gönner der Poesie und des Schauspiels überhaupt und S.s insbesondere. Gleichzeitig erhellt der Flor seiner Truppe, infolge seiner Mitwirkung und Beteiligung, aus der Erbauung oder doch aus der Übernahme und Wiederherstellung eines zweiten Theaters, des Globustheaters, das die Gesellschaft schon 1596 als Sommertheater benutzte, während im Winter in Blackfriars gespielt wurde. Den sehr ansehnlichen, wahrscheinlich durch andere glückliche Geldgeschäfte vermehrten Gewinn, welchen S. von dieser Theaterunternehmung bezog, verwandte er 1597 zum

Ankauf eines der größten Häuser in Stratford, sowie in den folgenden Jahren zu weitern Erwerbungen von Grundbesitz in und bei seiner Vaterstadt, die er auch während seiner londoner Wirksamkeit stets als seine Heimat, als sein eigentliches Domizil betrachtet zu haben scheint, wohin er zum Besuch seiner dort ansässig gebliebenen Familie, nach Aubreys Zeugnis, jährlich einmal gereist ist. Im J. 1598 erklärt Francis Meres, der in seinem «Wit's Treasury» zwölf S.sche Dramen anführt, S. für den besten Dramatiker unter den Engländern und erwähnt nebenbei mit großem Lobe auch dessen Sonette, die handschriftlich bei den Freunden cirkulierten und erst elf Jahre später ohne Zuthun des Verfassers dem Druck übergeben wurden. Auch die Erscheinung einer Sammlung von Liebesliedern von verschiedenen Verfassern neben einigen echt S.schen Gedichten unter dem Titel «The Passionate Pilgrim. By William S.» (1599) zeigt, wie berühmt S. damals sein mußte, daß ein Verleger sich versucht fühlte, solche Spekulation auf das Aushängeschild seines erborgten Namens zu machen. Daß seine Dramen häufig vor der Königin Elisabeth und später vor König Jakob I. mit vielem Beifall aufgeführt wurden, ist mehrfach bezeugt; auch wurde die S.sche Truppe bald nach der engl. Thronbesteigung des letztern Königs als königl. Schauspieler (The King's players) besonders privilegiert. Um dieselbe Zeit (1603) findet sich auch der Name S.s als Schauspieler zum letzten mal verzeichnet unter den Darstellern des «Sejanus» von Ben Jonson. Von S.s Liebenswürdigkeit und Respektabilität wird sowohl aus seinem londoner Leben wie aus seinen spätern Tagen in der Heimat, mehrfach berichtet. Im März 1616 machte er sein Testament, noch bei vollkommener Gesundheit und Gedächtniskraft, wie er darin erklärte; indes verraten die Schriftzüge der drei eigenhändigen Unterschriften Spuren großer Körperschwäche, und er selbst überlebte die Abfassung seines Testaments nur um wenige Wochen. Von der Natur und dem Verlauf der Krankheit, die ihn 23. April 1616 wegraffte, ist nichts Authentisches überliefert. Am 25. April wurde er in der Kirche zu Stratford an der Nordseite des Chors begraben. Die Inschrift seines Grabsteins soll er, laut einer sehr zweifelhaften Überlieferung, kurz vor seinem Tode selbst verfaßt haben. Ein Denkmal, bestehend in einer bemalten, steinernen Büste wurde ihm zu Ehren von seiner Familie an der nördl. Wand des Kirchenchors errichtet, jedenfalls vor 1623, da auf dasselbe in einem Gedicht vor der in diesem Jahre erschienenen Gesamtausgabe seiner dramatischen Werke angespielt wird. S.s Witwe überlebte ihn um sieben Jahre und ist an seiner Seite bestattet. Ebendaselbst ruhen auch seine ältere Tochter Susanna, 1607 mit einem stratforder Arzt, Dr. Hal, vermählt. Susanna starb 1649 und hinterließ eine einzige Tochter, mit deren Ableben (1670) S.s Nachkommenschaft erlosch, da sein einziger Sohn Hamnet bereits als zwölfjähriger Knabe, und die drei Söhne der jüngern, 1616 an den Weinhändler Thomas Quiney in Stratford verheirateten Tochter Judith, schon vor ihrer 1662 verstorbenen Mutter mit Tode abgegangen waren.

S.s Dramen, in einer teils nach überlieferten Notizen, teils nach Merkmalen des im Verlauf seiner dramatischen Thätigkeit bedeutsam modifizierten Stils und Verses freilich immer nur hypothetisch geordneten chronol. Reihenfolge, sind nach den drei Kategorien der ersten Gesamtausgabe in Folioformat von 1623: I. Comedies: 1) «The two gentlemen of Verona», zuerst gedruckt in der Folio 1623, erwähnt von Meres 1598, gegründet teilweise auf den span. Schäferroman «Diana», von Montemayor, in Yonges engl. Übersetzung; 2) «The comedy of errors», zuerst gedruckt in der Folio 1623, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf das lat. Lustspiel des Plautus «Menaechmi»; 3) «Love's labour's lost», einzeln gedruckt in Kleinquartformat 1598, erwähnt von Meres 1598; 4) «The taming of the shrew», zuerst gedruckt in der Folio 1623, gegründet auf ein älteres Drama: «Taming of a shrew», von unbekanntem Verfasser; 5) «The merchant of Venice», gedruckt in Quart 1600, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf die ital. Novellensammlung «Pecorone» des Giovanni Fiorentino und auf eine Anekdote in den «Gesta Romanorum»; 6) «Midsummernight's dream», gedruckt in Quart 1600, erwähnt von Meres 1598, teilweise gegründet auf Chaucers «Canterbury tales» und «Legend of Tisbe of Babilon», sowie auf ein Volksbuch: «Robin Good-Fellow»; 7) «All's well that ends well», gedruckt in der Folio 1623, wahrscheinlich erwähnt von Meres 1598 unter dem Namen «Love's labour's won», gegründet auf eine Novelle des Boccaccio in Paynters «Palace of pleasure»; 8) «Much ado about nothing», gedruckt in Quart 1600, gegründet teilweise auf eine Novelle des Bandello; 9) «The merry wives of Windsor», gedruckt unvollständig in Quart 1602, vollständig in der Folio 1623, teilweise gegründet auf eine ital. Novelle in engl. Bearbeitung, in Tarltons «News out of purgatorie»; 10) «Twelfth-Night, or what you will», gedruckt in der Folio 1623, gegründet auf eine ital. Novelle des Bandello, in engl. Bearbeitung in «Riche, his farewell to miletarie profession»; 11) «As you like it», gedruckt in der Folio 1623, gegründet auf eine Novelle von Thomas Lodge; 12) «Measure for measure», gedruckt in der Folio 1623, gegründet auf ein älteres Drama von Whetstone: «Promos and Cassandra»; 13) «The winter's tale», gedruckt in der Folio 1623, gegründet auf eine Novelle von Robert Greene; 14) «The tempest», gedruckt in der Folio 1623, teilweise gegründet auf mehrere, 1609 und 1610 erschienene Reiseberichte.

II. Histories: 1) «King Henry VI. First part», gedruckt in der Folio 1623, gegründet auf Holinsheds Chronik; 2) «King Henry VI. Second part.», unvollständig gedruckt in Quart 1594 als «First part of the contention betwixt the two famous houses of York and Lancaster», vollständig in der Folio 1623, gegründet auf Holinshed; 3) «King Henry VI. Third part», unvollständig gedruckt in Quart 1595, als «The true tragedy of Richard, Duke of York», vollständig in der Folio 1623, gegründet auf Holinshed; 4) «King Richard III.», gedruckt in Quart 1597, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf Holinshed und Thomas Moore; 5) «King John», gedruckt in der Folio 1623, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf ein älteres Drama von unbekanntem Verfasser; 6) «King Richard II.», gedruckt in Quart 1597, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf Holinshed; 7) «King Henry IV. First part», gedruckt in Quart 1598, erwähnt von Meres, gegründet auf Holinshed und ein älteres Drama von unbekanntem Verfasser, das auch den beiden folgen-

den Historien zu Grunde lag; 8) «King Henry IV. Second part», gedruckt in Quart 1600, gegründet auf Holinshed und das ältere Drama; 9) «King Henry V.», unvollständig gedruckt in Quart 1600, vollständig in der Folio 1623, gegründet auf Holinshed und das ältere Drama; 10) «King Henry VIII.», gedruckt in der Folio 1623, gegründet auf Holinshed, Cavendish und Fox.

III. Tragedies: 1) «Titus Andronicus», gedruckt 1600, erwähnt von Meres 1598; 2) «Romeo and Juliet», unvollständig gedruckt 1597 in Quart, vollständig 1599, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf ein Epos von A. Brooke und eine Novelle von Bandello in Paynters «Palace of pleasure»; 3) «Hamlet», unvollständig gedruckt 1603, vollständig 1604 in Quart, gegründet auf ein älteres, verloren gegangenes Drama und auf eine aus dem Französischen ins Englische übersetzte Novelle; 4) «Othello», gedruckt in Quart 1622, gegründet auf eine ital. Novelle von Giraldi Cinthio; 5) «Julius Caesar», gedruckt in der Folio 1623, gegründet auf Plutarch in der Übersetzung von North; 6) «King Lear», gedruckt in Quart 1608, gegründet auf Holinshed, auf ein älteres Drama, auf Sidneys «Arcadia» und auf Harsnets «Discovery of popish impostors»; 7) «Macbeth», gedruckt in Folio 1623, gegründet auf Holinshed und auf R. Scots «Discoverie of witchcraft»; 8) «Timon of Athens», gedruckt in der Folio 1623, S.s Anteil an diesem Drama von unbekanntem Verfasser, wahrscheinlich jedoch von G. Willins, gehört jedenfalls der reifsten Zeit unsers Dichters an; 9) «Anthony and Cleopatra», gedruckt in der Folio 1623, gegründet auf Plutarch in Norths Übersetzung; 10) «Coriolanus», gedruckt in der Folio 1623, gegründet auf Norths Plutarch; 11) «Troilus and Cresside», gedruckt in Quart 1609, gegründet auf Chaucers «Troilus and Creseide», auf Lydgates und auf Cartons «Trojanische Sagen» und auf Chapmans «Homer»; 12) «Cymbeline», gedruckt in der Folio 1623, gegründet auf Holinshed und auf eine Novelle des Boccaccio. Zu diesen 36 Dramen in der ersten Folio tritt dann noch als das 37., mit dessen doppelter Autorschaft es sich wie mit der des «Timon of Athens» verhalten mag: «Pericles, prince of Tyre», gedruckt in Quart 1609, aber erst aufgenommen in die dritte Folio 1664, nebst sechs andern Dramen, die schon zu Lebzeiten unsers Dichters in Einzelausgaben mit seinem fälschlich auf das Titelblatt gesetzten Namen erschienen und als entschieden unshakespearisch mit Recht von den beiden ersten Folioausgaben ausgeschlossen blieben. Endlich ist noch ein Gedicht: «A lover's complaint», zu erwähnen, das, 1609 mit den «Sonnets» zusammen gedruckt erschienen, unzweifelhaft von S. herrührt.

S.s Stellung in der Litteratur ist erst seit etwa hundert Jahren von universaler Bedeutung. Während seines Lebens beschränkte sich sein Einfluß auf die engl. Bühne, deren Blüte bald nach seinem Tode in den religiösen und polit. Stürmen des 17. Jahrh. unterging. Sehr wenig ist über sein Verhältnis zu den Zeitgenossen bekannt, aber das Wenige deutet auf eine außerordentliche Popularität. Schon seine Jugendstücke erregten Aufsehen und stellten alle seine Vorgänger in Schatten. Um 1592 wirft sein Neider Robert Greene in einem Pamphlet ihm vor, daß er sich einbilde, «der alleinige Bühnenerschütterer (shake-scene) Englands» zu sein und die ältern Poeten um ihren Ruhm bringe. Franz Meres, in seinem «Wits Treasury» (1598), nennt ihn den «Honigzüngigen» und vergleicht ihn mit Ovid, Seneca und Plautus. Ähnliche begeisterte Urteile jener Zeit ließen sich noch mehrere anführen. Aber während der Bürgerkriege gerieten seine Werke mehr und mehr in Vergessenheit; Milton nennt seinen Namen noch mit Verehrung, aber die Masse des Volks verlor unter der Herrschaft der Puritaner den Sinn für die Kunst, und als die Stuarts den Thron wieder bestiegen, war der Adel Englands der heimischen Muse entfremdet. Die Franzosen und ihre Nachahmer beherrschten Büchermarkt und Theater, in der ganzen zweiten Hälfte des 17. Jahrh. erschienen nur zwei Ausgaben, die dritte und die vierte in Folio, von S.s Dramen. Der Dramendichter Rowe erwarb sich (1709) das Verdienst, zuerst wieder das größere Publikum auf S. hinzuweisen, indem er ihm eine kritisch verbesserte Ausgabe darbot. Von diesem Zeitpunkt an begann S.s Einfluß auf immer weitere Kreise; eine Reihe gelehrter und geistvoller Männer (Pope, Theobald, Steevens, Johnson) bemühte sich, den Text zu reinigen und ihn durch Kommentare zu erläutern; endlich brachte Garrick die hauptsächlichsten Stücke: «Hamlet», «Lear», «Macbeth» u. s. w., wieder auf die Bühne und feierte in ihnen seine höchsten Triumphe. Von dieser Zeit an wurden S.s Werke wieder ein Gemeingut der Nation; 1769 war es schon möglich, ihm in Stratford am Avon eine Jubelfeier zu veranstalten. Auch auf den Kontinent drang die Kunde von dem großen Briten; Voltaire, der in London einigen Aufführungen Shakspearescher Stücke beigewohnt hatte, erzählte seinen Landsleuten von den Wundern dieses «betrunkenen Genies», und in Deutschland erregten zopfige Bearbeitungen in Alexandrinern schon vor Wieland und Lessing erhebliches Aufsehen. Die Anerkennung war aber weit entfernt, eine unbedingte zu sein. Die erstaunliche Genialität und Schöpferkraft, welche in diesen gleichsam neuentdeckten Dichtungen sich offenbarte, erzwang sich Bewunderung inmitten eines Geschlechts, welches von dem Geschmack, der Naivetät des 16. Jahrh. nichts mehr wußte. Es war daher durchaus natürlich, daß man lange Zeit hindurch die Größe des Dichters nur unter entschiedenem Protest gegen seine vermeintliche Roheit und Formlosigkeit anerkannte und nur dasjenige an ihm gelten ließ, was mit den angelernten Geschmacksregeln der Römer und der Franzosen einigermaßen im Einklang zu stehen schien. Die Nacktheit in der Darstellung der Leidenschaften, die freie Wahl der Bilder aus allen Lebensgebieten, der Mangel an akademischer Korrektheit, die Vermischung des Tragischen und des Komischen, die Verletzung der drei dramatischen Einheiten, alles dies betrachtete man als Zeichen einer Barbarei, welcher es an der Kenntnis klassischer Muster gefehlt habe. Selbst Garrick hielt es für erforderlich, die Stücke, welche er auf die Bühne brachte, durch starkes Beschneiden nicht nur, sondern durch völlige Abänderung allzu erschütternder Katastrophen dem Geschmack der Zeit anzupassen. Allmählich wuchsen aber neue Generationen heran, welche schon in der Jugend mit unverwöhntem Auge die Werke S.s in ihrer unverstümmelten Gestalt lasen und welche ohne Voreingenommenheit dem gewaltigen Eindrucke sich hingaben. Diesen ging in S. eine ganz neue Welt der Poesie auf, die ihresgleichen weder bei den Alten

noch bei den Neuern hatte und für welche alle Gesetze und Maßstäbe der Schule unbrauchbar erschienen. Dies zuerst deutlich erkannt und siegreich nachgewiesen zu haben, ist Lessings Verdienst, dessen Ansicht Goethe und A. W. Schlegel nachdrücklich weiter ausführten und popularisierten. Während Lessing den Beweis führte, daß die Schulregeln, deren Verletzung man S. zum Vorwurf machte, mit dem Wesen des Dramas nichts zu schaffen hätten, und daß der vermeintliche Barbar die höchsten Aufgaben der Kunst zu lösen verstanden habe, folgte Goethe in seinen eigenen Werken dem Impulse, den er von der Lektüre S.s empfangen hatte, mit einem Erfolge, welcher einer litterarischen Revolution gleichzuachten war. Alsdann gaben vorzüglich Schlegels elegante und leichtfaßliche Übertragungen den Anstoß zu einer ganz neuen Beurteilung und Würdigung S.s. Zuerst in England, dann auch in Frankreich und Italien machte sich die Umwälzung des Geschmacks bemerklich, teils allerdings in äußerlicher Nachäffung, teils aber und vornehmlich in einer neuen Vertiefung der Poesie, in einer heilsamen Überwindung der akademischen Tradition, in gesteigerter Freiheit, Kühnheit, Wahrheit und Energie der dichterischen Behandlung, und diese Wirkungen beschränkten sich nicht allein auf die Bühne, sondern sie umfaßten allmählich die gesamte schöne Litteratur, sie berührten auf das tiefste auch diejenigen, welche sich abwehrend verhielten (Schiller, Byron), und man würde unschwer den Einfluß des Shakespeare-Kultus selbst auf entlegenern Gebieten (Philosophie, bildende Kunst, histor. Stil) nachweisen können.

Im 19. Jahrh. hat die Shakespeare-Litteratur einen unübersehbaren Umfang angenommen: zahllose Ausgaben, Übersetzungen in allen gebildeten Sprachen verbreiten seine Werke über die ganze civilisierte Welt; Forschungen, Kommentare, Abhandlungen häufen sich massenhaft und bekunden ein noch fortwährend steigendes Interesse an diesen Dichtungen. Deutschland und England wetteifern miteinander sowohl in dem philol. Studium als in der ästhetischen Würdigung; in beiden Ländern ist die Bedeutung der Shakespeareschen Dramen als eines nicht mehr zu entbehrenden Elements aller höhern Geisteskultur unbestritten. Die im ganzen höchst heilsame und fruchtbare Bewegung, welche von diesem Mittelpunkt ausgeht, ist von einzelnen Verirrungen nicht frei geblieben, die aber einen nachhaltigen Schaden nicht angerichtet haben. Sie bestehen vornehmlich in zwei Richtungen: einmal in einer nicht so sehr übertriebenen als irrigen Verherrlichung des Dichters, sodann in der Sucht, den Schöpfungen S.s verborgene lehrhafte Tendenzen anzudeuteln, welche aller wahren Kunst und vollends der Shakespeareschen nach fremd sein müssen. Aus dem Ärger über derartige Überschwenglichkeiten und Spitzfindigkeiten ist in neuester Zeit eine Reaktion gegen den Shakespeare-Kultus entstanden, welche sich bemüht, die Bedeutung des Dichters herabzudrücken und im wesentlichen zu dem Standpunkte Samuel Johnsons im 18. Jahrh. zurückkehrt, wenn sie auch in anerkennenden Phrasen freigebiger ist, daß nämlich S. ein bewußtlos produzierendes Naturgenie, ein Mann von vielen Gaben, aber ohne Schulung, in Summa der rohe Dichter einer rohen Zeit gewesen sei (Rümelin in den «Shakespeare-Studien», Stuttg. 1866; 2. Aufl. 1873, und Benedix in «Die Shakespearomanie», Stuttg. 1873).

Die ihm angemessene Kunstform fand S. auf der altengl. Bühne vor; ihre Einrichtung und ihre Überlieferungen zogen der freiesten Bewegung seiner Phantasie keine andern Schranken als diejenigen, welche Raum, Zeit und Geldmittel ihm notwendig auferlegten. In allen äußerlichen Dingen, in Bezug auf Stil, Wahl der Mittel, Anstandsregeln u. s. w. hemmten ihn keinerlei konventionelle Gesetze; die Wahl und die Behandlung seiner Stoffe stand ganz in seinem Belieben; niemand verlangte zu seiner Zeit von einem Werke der Phantasie die Beachtung des Kostüms und der Lokalfarben. Von dieser Freiheit hat S. ohne Bedenken vollen Gebrauch gemacht; er hat daher im Aeußerlichen keine Ähnlichkeit weder mit den Alten, noch mit den Spaniern, noch mit den Franzosen, noch selbst mit den Neuern, denen bei allem Streben ins Breite doch immer die Rücksicht auf die Ausstattung der Bühne gewisse knappe Grenzen vorschreibt. Aber das Äußerliche berührt nicht das Wesen der Kunst, und wenn S. alle wesentlichen Ziele der letztern mit seiner Form erreicht hat, so ist es thöricht, zu sagen, diese Form sei keine Kunstform. Es ist thöricht, anzunehmen, ein ohne Berechnung und Überlegung, lediglich mit instinktivem Feuer hingeworfenes Drama von fünf langen Akten sei im Stande, Wirkungen zu erzielen, gegen welche der Eindruck der berühmtesten Tragödien alter und neuer Zeit verblaßt. Ein genaues Studium der Shakespeareschen Stücke führt denn auch zu dem Resultat, daß der künstlerische Verstand des Dichters in der Anordnung, in dem Aufbau, in der Abänderung des gewöhnlich überlieferten, fast nie von ihm erfundenen Stoffs einen bedeutenden Teil an der Arbeit gehabt hat. Die Einfachheit seiner Bühne muß man freilich stets vor Augen haben, wenn man die Technik seiner Stücke nicht schief beurteilen will; sie machte vieles leicht und natürlich, was uns schwerfällig und störend vorkommt. Geht man aber vollends von der Technik auf den Inhalt über, so überzeugt man sich bald, daß man keinem rohen Naturdichter, sondern einem Geist von hoher Weisheit und vielseitiger Bildung gegenübersteht, der mit ebenso großartigem wie feinem Blick die Welt und ihre tausendfältigen Beziehungen überschaut. Dieser Dichter nun ist entschlossen, alles, was er vom Menschenleben weiß, durch dramatische Mittel, durch den Dialog und die Geberden der Schauspieler in anschaulichen Bildern darzustellen, und er that es bis an diejenige Grenze, an welcher die Möglichkeit der Darstellung überhaupt aufhört, wo Übersicht und Anschauung verloren gehen würden. Das ist das Gesetz seiner Kunstform. Und ohne Zweifel hat diese Freiheit in der Form, welche sich an alle Probleme und an alle Mittel wagt, sofern sie überhaupt möglich sind, einen großen Teil an dem Einfluß, den S. auf die genialsten modernen Poeten und Künstler ausgeübt hat, und an der Sprengung der scholastischen Fesseln, in denen die Kunstbildung bis zu Lessings Zeit gefangen lag und zum Teil noch liegt. Damit soll nicht geleugnet werden, daß die Shakespearesche Form im einzelnen auch zu vielen mißverstandenen Nachahmungen geführt und namentlich in Frankreich ungeheuerliche Schöpfungen angeregt hat.

Das Hauptmoment, welches S. von allen ältern Dramatikern unterscheidet und über alle spätern erhebt, ist seine Fähigkeit, menschliche Charaktere zugleich in der größten Mannigfaltigkeit und in überzeugendster Lebenswahrheit so darzustellen, daß sie

den Eindruck ganzer und wirklicher Persönlichkeiten machen. Annähernd haben andere in einzelnen Fällen Gleiches erreicht, keiner in solchem Umfange, keiner in solchem Grade. Fast nie treten bei ihm die Affekte und die Leidenschaften als abstrakte Motive für sich allein auf, sondern beinahe durchgängig in unlöslicher Verbindung mit einem individuellen Charakter, der dem Leben selbst entlehnt scheint; in dieser Verbindung aber, welche sie uns erst recht verständlich macht und als Äußerungen unserer eigenen Natur erscheinen läßt, offenbaren sie sich mit der höchsten Bestimmtheit und Energie des Ausdrucks, welche sie als die eigentlichen bewegenden Kräfte der Geschichte und des Lebens uns begreiflich macht. Die menschlichen Affekte in den mannigfaltigen Modifikationen, welche die individuellen Charaktere ihnen aufprägen, sind deshalb bei S. beinahe ausschließlich die Träger der Handlung; außerweltliche Einwirkungen und das Spiel des Zufalls verschwinden von der Bühne oder dienen höchstens zu symbolischer Illustration; der Schwerpunkt der Welt wird in den Menschen selbst verlegt, in sein Herz und sein Gewissen, und das Schicksal ist nur noch das Resultat des Charakters. Diese Auffassung des Lebens wird in den Shakespeareschen Stücken nicht lehrhaft gepredigt, sondern an lebendigen Beispielen unbefangen, als könnte es nicht anders sein, dargestellt, in den bedeutendern mit einer Meisterschaft, welche etwas Rätselhaftes hat. Beides zusammengenommen, der menschliche Standpunkt des Dichters und die Meisterschaft, mit welcher er ihn veranschaulicht, machen ihn zum Vater und zum größten Repräsentanten des modernen Dramas.

Die erste Gesamtausgabe von S.s Schauspielen (in Folio) veranstalteten 1623 die beiden Mitglieder des Blackfriars-Theaters Heminge und Condell, und zwar, wie sie in der Vorrede und auf dem Titelblatt behaupten, nach den Originalhandschriften unter dem Titel »Mr. William S.'s Comedies, Histories and Tragedies. Published according to the true Originall Copies«. Indeß sind nicht alle Dramen aus den im Besitze der Schauspielergesellschaft befindlichen Handschriften, sei es des Dichters oder eines Abschreibers, in diesem Foliobande gedruckt, sondern manchen ist die gedruckte Einzelausgabe eines Stücks zu Grunde gelegt, wie solche von der Hälfte der 36 Dramen S.s bereits vor der Folioausgabe in kleinem Quartformat mit sehr verschiedener Korrektheit und Vollständigkeit erschienen waren. Da die Herausgeber der Folio sich damit begnügt zu haben scheinen, diese Manuskripte und Einzeldrucke zusammenzustellen ohne Rücksicht auf die Chronologie der Dramen, nur nach den drei auf dem Titelblatt angegebenen Kategorien, und nach einer mehr oder minder flüchtigen Durchsicht in die Presse zu schicken, ohne sich um die Korrektur der Druckbogen weiter zu kümmern, so erklärt sich daraus die große Verschiedenheit in der Korrektheit des Textes der einzelnen Stücke, die sämtlich der bessernden Thätigkeit späterer Herausgeber in größerm oder geringerm Maße bedurft haben und noch bedürfen. Dieser Aufgabe unterzog sich, nachdem vier Folioausgaben (1623, 1632, 1664 und 1685) den Zustand des Textes nur unwesentlich geändert, eher verschlechtert als verbessert hatten, zuerst Rowe (1709 und 1714), dann Pope (1715), Theobald (1733), Hanmer (1744), Warburton (1747), Samuel Johnson (1765 und 1768), Capell (1768), Johnson und Steevens (1773), Reed (1785), Malone (1790). Durch die drei letztern wurde hauptsächlich die philologisch-kritische Richtung in der Bearbeitung des S. begründet und von Malone der zuerst von Rowe gemachte Versuch einer Shakespeare-Biographie zu einem vollständigen »Leben S.s« erweitert. Die seitdem hinzugekommenen, größtenteils den verschiedenen Ausgaben der Shakespeareschen Werke vorangesetzten biographischen Arbeiten haben ihren vorläufigen Abschluß gefunden in K. Elze's »William S.« (Halle 1876). Im 19. Jahrh. hat die Shakespeare-Litteratur einen kaum noch übersehbaren Umfang gewonnen. Lowndes im »Bibliographer's Manual« (neue Aufl. von Bohn, Tl. 8, Lond. 1864) verzeichnet bereits nicht weniger als 262 verschiedene Ausgaben der Werke des Dichters. In das erste Viertel des Jahrhunderts gehören außer der Ausgabe von Chalmers (9 Bde., Lond. 1805) noch die Überarbeitungen der Johnson-Steevensschen Ausgabe von Reed (21 Bde., Lond. 1813) und die der Maloneschen von Boswell (21 Bde., Lond. 1821), welche beide eine Fülle kritischen, historischen und litterarischen Materials beibrachten (die bekanntesten der sog. Variorum editions). Unter den neuern kritischen Ausgaben werden besonders geschätzt die von Ch. Knight (»Pictorial edition«, 8 Bde., 1838—43 u. öfter), Collier (8 Bde., 1841—44; 2. Aufl. 1853; auch in Einem Bande), Hazlitt (4 Bde., 1851; 5 Bde., 1859 u. 1864); ferner die Ausgaben von Dyce (6 Bde., 1857; 2. Aufl., 9 Bde., 1861—67), von dem Amerikaner Grant White (12 Bde., Boston 1857—63; 1865) und von Clark und Wright (9 Bde., Cambr. 1863—66). Neben letztern sind noch zu nennen die von Staunton (3 Bde., 1858—60), Mrs. Cowden Clarke (4 Bde., Lond. 1864), Clark und Wright (»Globe edition«, 1864), Keightley (6 Bde., Lond. 1866), die von H. H. Furneß begonnene »New Variorum edition« u. s. w. Eine Prachtausgabe in 16 Foliobänden erschien unter Leitung Halliwells (Lond. 1852—65). Neuerdings gab Staunton eine sorgfältig photolithographierte Nachbildung der für die Kritik wichtigen ersten Folio von 1623 (Lond. 1864 fg.) heraus. Seit 1861 wurden von Ashbee und Griggs auch photographische Nachbildungen der verschiedenen Quartos besorgt. Neuere Gesamtausgaben von S.s »Poetischen Werken« besorgten Dyce (1832 u. öfter), Brown (1838), Knight (1842), Valpy (1862) u. a.; kritische Ausgaben der »Sonnets« veranstalteten Massey (1863) und Dowden (Lond. 1881). An die Textausgaben S.s reihen sich zahlreiche Schriften über das Leben des Dichters, die damaligen Kultur- und insbesondere über die Theaterverhältnisse, unter denen besonders die von Halliwell und Collier hervorzuheben sind. Biographien S.s lieferten außerdem in neuerer Zeit noch Drake (2 Bde., Lond. 1817), Skottowe (1824), Ch. Knight (1842) u. s. w. Lamb, Price, Birch, Coleridge, Halpin, Heraud u. a. erörterten S.s Stil, Geist und Charakter, während W. Hazlitt (»Characters of S.'s plays«, Lond. 1817 u. öfter) und Miß Jameson (»S.'s female characters«, Lond. 1833 u. öfter) die zerstreuten Züge der dramatischen Charaktere S.s in Gesamtbildern zusammenzufassen suchten. Die Verskunst S.s wurde von S. Walker (»S.'s Versification«, Lond. 1854), von Abbott (A Shakespearian Grammar«, Lond. 1875) und Elze (»Notes on Elizabethan Dramatises«, Halle 1880—84)

behandelt. Die charakteristischen Eigentümlichkeiten des während S.s dramatischer Laufbahn sich bedeutsam modifizierenden Versbaues sind von engl. und deutschen Gelehrten (Spedding, Hertzberg, Fleay) als Handhaben benutzt worden, um mit Zuhilfenahme anderer innerer und äußerer Indizien die Entstehungszeit der einzelnen Stücke zu bestimmen. Die Herstellung einer chronologischen Anordnung ist jedoch bis jetzt noch nicht gelungen und dürfte auch schwerlich weiter als in allgemeinen Umrissen gelingen; alle bisher gemachten Versuche sind hypothetisch und haltlos. Die 1841 begründete (seit 1853 aufgelöste) Shakespeare-Society ließ in 48 Bänden teils Dramen von Zeitgenossen, Vorgängern und Nachfolgern S.s, teils auch andere für die Geschichte der dramatischen Kunst wichtige, aber selten gewordene Werke wieder abdrucken. Ihr ist in neuerer Zeit die von Furnivall gegründete New S.-Society gefolgt mit einem noch ausgedehntern Wirkungskreise zur Erforschung der betreffenden Litteratur und zur Veröffentlichung der betreffenden Texte. Die von Payne Collier veröffentlichten «Notes and emendations to S.'s plays» (Lond. 1852), welche eine durchgängige Revision des Textes der Dramen S.s auf Grund von handschriftlichen (aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh. stammenden) Randbemerkungen zur zweiten Folioausgabe enthielten, riefen nicht nur in England, sondern auch in Deutschland eine sehr lebhafte Polemik hervor, bis durch Ingleby («A complete view of the S. controversy», Lond. 1861) zur Evidenz nachgewiesen wurde, daß nicht allein diese angeblichen Emendationen des Textes, sondern auch mehrere andere, von Collier in engl. Archiven und Bibliotheken entdeckte und als interessante Beiträge zur Biographie des großen Dichters veröffentlichte Dokumente nichts als moderne Fälschungen sind. Nächst den Engländern und den Amerikanern haben sich besonders die Deutschen um die philol.-kritische Feststellung und Erklärung des Shakespeare-Textes bemüht, so unter andern Nikolaus Delius in seinen verschiedenen Ausgaben der «Werke» S.s (7 Bde., Elberf. 1854—61 u. öfter).

Obgleich ein Teil der Stücke S.s schon in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrh. (etwa seit 1603) in Deutschland durch die sog. Englischen Komödianten und «Instrumentisten» in sehr freien deutschen Bearbeitungen aufgeführt wurde, blieb doch der Name des großen Dichters so gut wie unbekannt. Die erste eigentliche Übersetzung eines Stücks von S. verfaßte der preuß. Staatsminister von Bork («Julius Cäsar», Berl. 1741), welche jedoch ebenso wenig wie die Übertragung eines Ungenannten von «Romeo und Julia» (Bas. 1758) Erfolg hatte. Erst als Lessing (zuerst in der «Theatralischen Bibliothek», 1754 fg., dann in den «Litteraturbriefen», 1759, und der «Hamburg. Dramaturgie», 1767) durch seine ästhetisch-kritischen Urteile dem deutschen Geiste das Verständnis des großen brit. Dichters eröffnet hatte, trat Wieland mit seiner Übersetzung von 22 Dramen desselben (8 Bde., Zür. 1762—66) hervor, die in der Folge wiederum Eschenburg der seinigen (13 Bde., Zür. 1785—82; neue umgearbeitete Aufl., 12 Bde., 1798—1806) zu Grunde legte. Um jene Zeit brachte auch Schröder Bearbeitungen der Wieland-Eschenburgschen Texte auf die Bühne. Zum geistigen Eigentum der deutschen Nation wurde jedoch S. erst erhoben durch August Wilhelm von Schlegels Übertragung von 17 der Shakespeareschen Dramen (9 Bde., Berl. 1797—1810), die erste, in welcher mit genialer Gewandtheit nicht nur der Gedanke S.s, sondern auch die eigentümliche Form desselben, der Stil S.s in allen seinen charakteristischen Wendungen und Metamorphosen nachgebildet war. Fortgesetzt und vollendet wurde die Schlegelsche Übersetzung durch Ludwig Tieck in Verbindung mit seiner Tochter Dorothea und dem Grafen Wolf von Baudissin (9 Bde., Berl. 1825—34; vgl. Bernays, «Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen S.», Lpz. 1872). Andere Übertragungen S.s, wie die von J. H. Voß und dessen Söhnen (1818 fg.), J. Meyer (1824 fg.), Benda (1825 fg.), Jul. Körner (1836), A. Böttger und Döring (1836), Fischer, Ortlepp, A. Keller und Rapp u. s. w., haben die Schlegelsche nicht erreicht; nur etwa die unvollendet gebliebene von Kaufmann (Bd. 1—4, Berl. 1830—36) kommt ihr einigermaßen nahe. Größere Bedeutung jedoch haben zwei in jüngster Zeit erschienene Übertragungen, welche, auf Schlegel fußend und mit Hilfe der seitdem wesentlich fortgeschrittenen Textkritik und Übersetzungskunst den Geist und Ton des Originals noch treuer in unsere Sprache verpflanzen: «William S.s dramatische Werke. Übersetzt von F. Bodenstedt, N. Delius, O. Gildemeister, G. Herwegh, P. Heyse, Hermann Kurz, A. Wilbrandt. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von F. Bodenstedt» (38 Bdchn., Lpz. 1867—71; 3. Aufl. 1878), und «S.s dramatische Werke und Sonette in neuen Originalübersetzungen von F. Dingelstedt, W. Jordan, L. Seeger, K. Simrock, H. Viehoff» (10 Bde., Hildburgh. 1867—71). Übertragungen der «Sonette» und anderer Gedichte lieferten K. Lachmann, Bodenstedt, Gildemeister, Freiligrath, Gelbcke, W. Jordan, K. Simrock u. a.

An diese Übersetzungen schließen sich zahlreiche Schriften an, welche den deutschen Leser mit der Geschichte S.s und seiner Zeit, mit dem Charakter der ihn umgebenden Dichter, mit den Eigentümlichkeiten seiner Sprache, mit den Einrichtungen des damaligen Theaters bekannt zu machen und somit das Verständnis des Dichters zu fördern suchen. Dahin gehören Tiecks «Altengl. Theater» (1811) und «Vorschule S.s» (1823); Franz Horns «S.s Schauspiele erläutert» (5 Bde., 1823—31); E. von Bülows «Altengl. Schaubühne» (1831); Bodenstedts «S.s Zeitgenossen und ihre Werke» (4 Bde., Berl. 1858—60); Simrock, Echtermeyer und Henschel, «Quellen des S.» (3 Bde., Berl. 1831—32), in neuer Auflage umgearbeitet von Simrock (2 Bde., Bonn 1870); Cohn, «S. in Germany in the sixteenth and seventeenth century» (Lond. und Berl. 1865); A. Schmidt, «Shakespeare-Lexikon» (Berl. 1874—75) u. s. w. Fast noch zahlreicher sind die deutschen Arbeiten, welche seit Goethes «S. und kein Ende» teils die Shakespeareschen Dramen überhaupt, teils einzelne Stücke vom ästhetisch-kritischen Standpunkte aus betrachten und erörtern. Außer den Werken der eigentlichen Ästhetiker, unter denen besonders Friedr. Vischer hervorragt, sind vor allem aus neuerer Zeit zu nennen: Ulrici, «S.s dramatische Kunst» (Halle 1839; 3. Aufl., Lpz. 1868); Rötscher, «Cyklus dramatischer Charaktere» (Berl. 1844); Gervinus, «Shakespeare» (4 Tle., Lpz. 1849—50; 4. Aufl., 2 Bde., 1873); Kreyssig, «Vorlesungen über S.»

(3 Bde., Berl. 1860; 2. Aufl., 2 Bde., 1873—74); Hebler, «Aufsätze über S.» (Berl. 1865); von Friesen, «Shakespeare-Studien» (3 Bde., Wien 1874—76); Rümelin, «Shakespeare-Studien» (Stuttg. 1866); Elze, «Abhandlungen zu S.» (Halle 1877); Delius, «Abhandlungen zu S.» (1878) u. s. w.

Neuerdings fanden die Shakespeare-Studien in Deutschland einen Mittelpunkt in der «Deutschen Shakspeare-Gesellschaft». Eine 1863 als Manuskript gedruckte Abhandlung «Ideen zur Gründung einer Deutschen Shakespeare-Gesellschaft» von Wilh. Oechelhäuser in Dessau gab Veranlassung zu dieser Gesellschaftsbildung. Im Verein mit Franz Dingelstedt (der anfangs seine Teilnahme abgelehnt hatte, später aber durch das außerordentliche Interesse, welches die Großherzogin Sophie von Weimar dem Unternehmen entgegenbrachte, zur Mitwirkung bewogen ward) erließ derselbe 12. März 1864 einen Aufruf an die deutschen Shakespeare-Verehrer, welcher am 23. April desselben Jahres, dem Tage der 300jährigen Jubelfeier, zur Konstituierung der Gesellschaft auf den in jener Abhandlung vorgeschlagenen Grundlagen führte. Diese Gründung fiel zusammen mit der von Dingelstedt inscenierten ersten Aufführung der sog. Königsdramen aus der engl. Geschichte, einem in der Geschichte des deutschen Theaters epochemachenden Ereignis. Protektorin und eifrigste Förderin des Vereins ist die Großherzogin Sophie von Weimar; das erste Präsidium ward gebildet von Herm. Ulrici, Wilh. Oechelhäuser und Franz Dingelstedt. Sitz der Gesellschaft ist Weimar. Ihre wesentlichsten Leistungen bestanden bisher: 1) in der fortlaufenden, gegenwärtig bis zum 23. Bande gediehenen Herausgabe des «Jahrbuchs der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft», welches seit 1864 den Centralpunkt der deutschen philologischen und ästhetischen Shakespeare-Kritik geworden ist; 2) in der revidierten, mit Einleitungen und kritischen Noten versehenen Ausgabe der Schlegel-Tieckschen Übersetzung S.s (Berl.) und 3) in der Begründung einer Shakespeare-Bibliothek, die gegenwärtig die reichhaltigste in Deutschland sein dürfte. Aus der indirekten Anregung der Gesellschaft sind unter anderm auch die neuen Übersetzungen von Franz Dingelstedt, Fr. Bodenstedt u. a., sowie das Bühnenbearbeitungswerk von W. Oechelhäuser entstanden. Die erste franz. Übersetzung der Werke S.s von Letourneur (pseudonym) erschien 1776—82 (20 Bde.) in Paris; eine neue Bearbeitung derselben von Guizot und Pichot (13 Bde., Par. 1821; 5. Aufl., 8 Bde., Par. 1865) enthält auch eine Biographie des Dichters von Guizot. Unter den spätern Übersetzungen sind die von F. Michel (3 Bde., 1839—40), Laroche (2 Bde., 1839—40 u. öfter) und besonders die von François Victor Hugo (12 Bde., Par. 1859—62) und Montégut (4 Bde., Par. 1867 fg.) zu nennen. Vgl. über die Shakespeare-Litteratur außer Lowndes die bibliogr. Arbeiten von Halliwell, Thimm («Shakespeareana», Lond. 1866) und Sillig («Die Shakespeare-Litteratur bis Mitte 1854», Lpz. 1854), sowie für die neueste Zeit die Übersichten von Cohn im erwähnten «Jahrbuch», endlich die vollständigste, bis 1870 reichende Bibliographie der neuesten Shakespeare-Litteratur in Allibones «Critical Dictionary of English literature and British and American authors».

Ausgehend namentlich von der Erwägung, daß es sich schwer erklären läßt, wie der geschichtliche S., der kaum die dürftigste Schulbildung genossen haben soll, diejenige Fülle und Universalität des Wissens besessen haben kann, welche in seinen Dramen zu Tage tritt, hat man seit der Mitte der fünfziger Jahre des 19. Jahrh. besonders in England und Nordamerika lebhaft die Frage erörtert, ob S. wirklich der Verfasser der unter seinem Namen gehenden Dichtungen sei. Von vielen Seiten ist ihm die Autorschaft abgesprochen und Lord Francis Bacon als der eigentliche Verfasser bezeichnet worden, während S.s Mitwirkung an den Dramen sich darauf beschränkt habe, dieselben bühnengerecht zu machen. Einen Überblick über den Stand dieser Shakespeare-Frage bietet Appleton Morgans Werk «Der Shakespeare-Mythus» (deutsch von Müller-Mylius, Lpz. 1885).

Shakespeare Cliff, ein in das Meer vorspringender Felsen an der Küste der engl. Grafschaft Kent, südlich von Dover, 106 m hoch, von einem 1273 m langen Tunnel der Linie London-Tunbridge-Dover der South-Easternbahn durchbrochen; im «König Lear» Shakspeares geschildert.

Shamokin Borough, Ort in Northumberland County im nordamerik. Staate Pennsylvania, am Shamokin Creek und an der Northern-Central und Philadelphia- und der Reading-Eisenbahn, zählt (1880) 8184 E. und hat Gas- und Wasserwerke, 6 Schulgebäude, 3 Eisengießereien, Maschinenwerkstätte, 3 Banken und 10 Kirchen. S. liegt in der Mitte einer reichen Kohlengegend, in welcher jährlich ungefähr $1^1/_2$ Mill. Tons Kohlen gewonnen werden.

Shanghai, die bedeutendste Handels- und Hafenstadt Chinas, liegt in der Provinz Kiang-sou, am linken Ufer des Wusungflusses, 22,25 km von dessen Mündung in den Yang-tse-kiang und am Ausflusse des Hwang-pu in denselben. Die Lage der Stadt in der höchst fruchtbaren und dichtbevölkerten Küstenniederung und ihre Verbindung durch zahllose Flüsse und Kanäle mit fast allen Provinzen des Reichs trugen wesentlich zum raschen Aufschwunge von S. bei. Ihre höchste Blüte erreichte S. 1860—64, nach der Zerstörung der nahegelegenen Stadt Su-tschou im Mai 1860 durch die Taipings, als Hunderttausende von Flüchtlingen aus jener Stadt in S., namentlich den sog. Konzessionen, Sicherheit suchten. Die letztern bestehen aus dem anglo-amerik. und dem franz. Stadtteile. In der erstern sind auch die Deutschen in S. wohnhaft. In ihr liegen in dem sog. «Bund» dem Kai entlang, auf den Hwang-pu sehend, eine Reihe monumentaler Gebäude, unter denen mehrere in engl. Baustil aufgeführte, palastartige Wohnhäuser der reichen Kaufleute, der Gerichtshof, die Wohnung des Oberrichters, das engl. Konsulat und drei engl. Kirchen erwähnenswert sind. Der Häuserreihe gegenüber, an dem Flusse liegt ein öffentlicher Garten. In der franz. Konzession sind die Wohnhäuser weniger prächtig, dagegen aber das Konsulatsgebäude, die Kathedrale und das Gemeindehaus von imponierender Großartigkeit. Unter der Beschirmung der franz. Niederlassung befindet sich das 40 km von S. entfernte, im 17. Jahrh. gegründete Jesuitenkloster Su-kiawei. Ganz in der Nähe desselben ist das von Klosterfrauen geleitete Orphelinat und die Erziehungsanstalt für junge Chinesinnen. Außer der genannten Kirche bestehen in S. noch zwei andere französische und vier kleinere nordamerikanische. Die eigentliche chines. Stadt ist mit einer Mauer

umgeben, hat enge und schmutzige Straßen, besitzt aber große Warenlager und zahlreiche Tempel, unter denen der der Himmelskönigin der prachtvollste. Die Bevölkerung von S. wird (1884) auf 350000 geschätzt. S. ward 19. Mai 1842 von den Engländern erobert und 26. Aug. desselben Jahres dem Fremdenverkehr übergeben. Die Eröffnung des Freihafens fand 15. Nov. 1843 statt. Von 1853 bis 1856 befand sich S. in Händen der Taipings. Der Handel ist außerordentlich umfangreich. Oft liegen 100 europ. und 1000 chines. Fahrzeuge im Hafen. Die Ausfuhr übersteigt die Einfuhr bedeutend. Hauptgegenstände der erstern sind Seide und Thee. Vor den letzten Traktaten mit Nordamerika und den europ. Seemächten belief sich die Menge des jährlich in S. eingeschmuggelten Opiums auf 25—30000 Kisten. Am 30. Juli 1876 wurde die 16 km lange Eisenbahn von S. nach Wusung, die erste in China, eröffnet.

Shanklin, Dorf und Badeort auf der zur engl. Grafschaft Hampshire gehörigen Insel Wight, unweit von deren Ostküste, Station der Eisenbahn Ryde-Sandown-Ventnor, in einem freundlichen Thale 90 m über dem Meere gelegen, zählt (1881) 2764 E. Nach dem Meere zu öffnet sich eine vielbesuchte mit üppigem Grün bekleidete Schlucht, Shanklin Chine.

Shannon, der Senos des Ptolemäus, der Hauptfluß Irlands und hinsichtlich seiner Länge und Breite sowie der Reize seiner Ufer der erste Fluß des brit. Inselreichs, entspringt in der Grafschaft Cavan der Provinz Ulster, aus der Quelle Legnashinna, 95 m über dem Meere, und geht dann 16 km unterhalb in den nur 49 m hoch gelegenen See Allen. Nach seinem Austritt erweitert sich der Fluß auf seinem südwärts gerichteten Laufe, Connaught von Leinster und zuletzt von Munster trennend, zu den durch ihre großartigen Umgebungen berühmten Seen Ree und Derg. Oberhalb Limerick wendet er sich westwärts und breitet sich unterhalb dieser Stadt zu einem gegen 110 km langen Mündungsbusen aus, dessen Ausgang in den Atlantischen Ocean zwischen Kap Lean oder Loop-Head und Kerry-Head oder Ballyheige 15 km breit ist. Der S. ist 360 km lang, gehört 10 Grafschaften an, umfaßt ein Gebiet von 17470 qkm und nimmt rechts den Key oder Boyle und den Suck in Roscommon und den Fergus in Clare, links den Inny auf der Grenze von Longford und West-Meath, die Brosna in King's County, den Maigue und Deal in Limerick, den Cashen in Kerry auf. Die Flut steigt an der Mündung in den Ocean 2,74 bis 4,27 bei Limerick 3,66 bis 6,1 m. Der Fluß ist, seitdem die frühern Hindernisse, wie z. B. die Stromschnelle Doonaß zwischen den Kastellen Connel und Troy, 5,5 km oberhalb Limerick, durch Kanäle und Schleusen beseitigt sind, bis zum Allen schiffbar, für Seeschiffe jedoch nur bis Limerick. Der Grand- und der Royalkanal verbinden den S. mit Dublin. Der Fluß mit den Seen ist sehr reich an Lachsen, Hechten, Forellen, Brassen, Barschen ꝛc.

Shapingmaschine oder Feilmaschine (vom engl. shaping-machine, frz. machine à shéper), eine besonders für kleinere Arbeitsstücke und für den Kleinbetrieb eingerichtete Metallhobelmaschine. (S. unter Hobelmaschinen, Bd. IX, S. 279.)

Sharks-Bai, s. Haiensund.

Sharon Springs, Dorf in Schoharie County im nordamerik. Staate Neuyork, an einer Zweigbahn der Albany- und Susquehanna-Eisenbahn, zählt (1880) 627 E., liegt in einem engen Thale, von hohen Hügeln und herrlichen Scenerien umgeben, und ist ein beliebter Sommeraufenthalt. Seine Quellen enthalten Schwefel, Magnesia u. s. w. und genießen eines hohen Rufs.

Shasta City, Postdorf in Shasta County im nordamerik. Staate Californien, zählt (1880) 448 E. und liegt in einer gebirgigen Gegend, nahe der Vereinigung der Sierra Nevada mit der Coast Range. In der Nähe wird Gold gefunden.

Shaw (Robert Barkley), engl. Reisender, geb. 12. Juli 1839 bei London, besuchte das Marlborough-College, eine Militärakademie, wurde aber durch eine Krankheit genötigt, die militärische Laufbahn aufzugeben, und siedelte nach Indien über, wo er einer Theeplantage seines Vaters vorstand. Seit 1862 machte er verschiedene Exkursionen nach dem Himalaja und drang 1868 bis Jarkand und Kaschgar vor. Er wurde 1874 als politischer Agent an den Hof des Emirs von Kaschgar geschickt und 1877 zum engl. Residenten am birman. Hof zu Mandalay ernannt, wo er 15. Juni 1879 starb. Er publizierte: «High Tartary» (Lond. 1871; deutsch, Jena 1872), «A sketch of the Turki language as spoken in Eastern Turkistan» (1875).

Shawl (engl. shawl, pers. shâl, frz. châle), im gewöhnlichen Sinne überhaupt ein großes quadratisches oder länglich viereckiges Umschlagtuch mit gewebtem, gedrucktem oder gesticktem Muster; im eigentlichen Sinne ein in abgepaßter Größe hergestelltes, zu Umschlagtüchern verwendetes Gewebe, welches auf meist drei- oder vierbindigem Köpergrund eingewebte vielfarbige Figuren zeigt, die in der Regel symmetrisch nach den vier Seiten am Rande herumlaufen und so eine in der Mitte liegende Fläche des Grundgewebes einrahmen. Man webt sie mit Hilfe besonderer Einschlagfäden nach Art der broschierten und lancierten Stoffe (s. Broschieren) entweder bloß aus Kammgarn, resp. Kaschmirwolle (Kaschmirshawls) oder mit seidener, für die geringsten Arten baumwollener Kette und Einschlag von Kammgarn. Bei den durch Lancieren hergestellten S. besteht der Figurschuß für die feinern Sorten aus Kammgarn, bei geringern Sorten ganz oder teilweise aus Streichgarn, öfters mit Florettseide oder Baumwolle vermischt, bei den wohlfeilsten ganz aus Baumwolle. Die Hauptorte der Shawlfabrikation sind Paris, Lyon, Nancy, Nimes, Norwich, Edinburgh, Wien, Zürich, Basel, Berlin.

Die durch bloße Handarbeit hergestellten echt indischen, orientalischen oder türkischen Shawls, Kaschmirshawls, mit weißem Grund und broschiertem Muster, das auf beiden Seiten sichtbar ist (während die mit Hilfe des Jacquardstuhls erzeugten Imitationen mit lanciertem Muster eine rechte und eine linke Seite haben), werden in Europa zu Preisen von 1000—6000 Mark verkauft; dieselben sind eben infolge ihrer Kostspieligkeit in neuerer Zeit immer seltener geworden.

Der indische S. gehört seiner Natur nach in dekorativer Hinsicht dem orient. Stile an, d. h. die Muster beruhen auf der Nachahmung ind. Blumenformen, die ohne Perspektive, ohne Abstufung der Farbentöne, wie in einem Herbarium ausgebreitet erscheinen. Lange Zeit waren die Bemühungen der in der Shawlfabrikation tonangebenden franz. Künstler ausschließlich darauf gerichtet, diese zarten

Schöpfungen mehr oder minder treu zu kopieren, doch gab die Notwendigkeit, dem wechselnden Geschmack der Käufer zu entsprechen, endlich Veranlassung, die Zeichnung zu modifizieren. Zunächst wurde mit einigem Erfolg die Renaissance versucht, die sich hier durch die Verbindung des Ornaments mit der Phantasieblume, das Ganze in den Stil der ind. Shawlmuster übertragen, d. h. ohne jede Modellierung und in den lebhaftesten Farben, charakterisierte. Nachdem man dieser Ornamentation müde geworden war, oder es als einen Irrtum erkannt hatte, perspektivische Ansichten von Bauwerken in die Dekoration der Gewebe einzuführen zu wollen, wagte man es, in der Kühnheit der Linien, in der Mannigfaltigkeit der Details von dem ursprünglichen Typus abzuweichen. Heute stehen die pariser Shawlfabrikanten als die Schöpfer einer schwunghaften Industrie an der Spitze einer Schule, die das gewerbliche Zeichnen zum Förderungsmittel der gesamten Textilindustrie zu gestalten strebt.

Sheabutter, s. Bassia.

Shea Toulou, s. Butterbaum.

Sheboygan, Hauptstadt in Sheboygan County im nordamerik. Staate Wisconsin, liegt am Michigansee, an der Mündung des Sheboyganflusses und an der Milwaukee, Lake-Shore und Western- und dem östl. Terminus der S. und Fond du Lac-Eisenbahn, zählt (1880) 7314 E. (1886 etwa 12000), worunter 3868 Deutsche, und hat 6 öffentliche Schulen, 4 Privat- und Kirchenschulen, 1 Kindergarten, 10 Kirchen, 1 National- und 1 Privatbank, 5 wöchentliche Zeitungen (2 deutsche), 2 große Stuhlfabriken und bedeutenden Handel mit Butter und Käse und einen Turnverein.

Sheddach, s. unter Dach.

Shee (Martin Archer oder Arthur), engl. Porträtmaler, geb. zu Dublin 20. Dez. 1769, war seit 1788 Schüler der Akademie in London, die ihn 1800 zu ihrem Mitglied ernannte. Seine Porträts waren anfangs sehr beliebt, später beklagte er sich über Bevorzugung auswärtiger Künstler seitens des engl. Publikums. S. malte auch historische und Genrestücke, so das Landmädchen und Prosper und Miranda nach dem Shakespeareschen Stoffe. Sein Kolorit ist bisweilen wenig angenehm. Nach einer größern Reise nach dem Kontinent, die er mit dem Dichter S. Rogers antrat, gab er «Elements of Art», ein Lehrgedicht über die Malerei in sechs Gesängen, heraus, wurde 1830 Akademiepräsident in London und starb 19. Aug. 1850 in Brighton. Seine Biographie schrieb sein Sohn Martin Arthur S. (2 Bde., Lond. 1860).

Sheerneß, feste Seestadt in der engl. Grafschaft Kent, südlich an der Mündung des Medway in das Ästuar der Themse, auf der Nordwestspitze der Insel Sheppey 16 km im Ostnordosten von Chatham (s. d.) gelegen, Station der Linie Sittingbourne-S. der Eisenbahn London-Chatham-Dover, besteht aus den stark befestigten Dockyards mit Seearsenal und den Vorstädten Bluetown und Miletown und zählt (1881) 13941 E. Die Dockyards nehmen 19 ha ein und sind für jede Art Schiffbau und Ausbesserung geeignet. Ein Bassin von 1,08 ha kann auf einmal 10 Schiffe zur Ausbesserung aufnehmen. Dazu kommen drei Trockendocks, große Vorratshäuser, Schmieden ꝛc. Vor S. liegt gewöhnlich ein Teil der Flotte vor Anker. Auch ist der Ort durch seine Austernfischerei und als Seebad bekannt. Die Insel Sheppey, das angelsächs. Sceapige, durch den jetzt von der Eisenbahnbrücke überspannten Schiffahrtskanal Swale vom Festland getrennt, ist 85,3 qkm groß und hat Marschboden. Der Aufenthalt daselbst gilt für ungesund.

Sheffield, Municipalstadt und Parlamentsborough der engl. Grafschaft York (Westriding), Knotenpunkt des Eisenbahnnetzes zwischen London, Hull, Manchester und Leeds, ein unfreundlicher, finsterer, aber wegen seiner metallurgischen Industrie hochberühmter Ort, liegt im Distrikt Hallamshire, 80 km im Südsüdwesten von York, an der Mündung des Sheaf in den schiffbaren Don, der eine große Anzahl Werke für Stahl- und Eisenindustrie in Bewegung setzt. Die Stadt ist auf drei Seiten von Hügeln umgeben, enthält mehrere ansehnliche öffentliche Gebäude, aber nur wenige schöne Wohnhäuser, da die Fabrikherren es vorziehen, in den Vorstädten (Ecclesḥall-Bierlow, Brightside-Bierlow, Upper- und Nether-Hallam, Attercliffe u. s. w.) zu wohnen, und zählt (1881) 284410 E. (gegen 31314 im J. 1801). S. hat ein Stadthaus, sieben zum Teil schöne Kirchen und 20 Kapellen der Dissenters, eine Synagoge, eine Kornbörse, eine große glasgedeckte Markthalle, eine Halle der Messerschmiede, ein Kranken- und ein Versorgungshaus. An Bildungsanstalten bestehen: eine Lateinschule, ein Seminar der Wesleyaner, eine Volksakademie (People's college), eine Zeichenschule, ein Handwerkerinstitut und eine Handwerkerbibliothek, eine Art Polytechnische Schule, ein Athenäum, eine Litterarisch-Philosophische Gesellschaft, ein Theater, eine Musikhalle und ein botan. Garten von 7,27 ha Fläche. S. ist der Hauptindustrieort für Metallwaren aller Art. Die Fabriken liegen zum Teil weit von der Stadt, und den Betrieb derselben erleichtert der Überfluß an Eisenerz und Steinkohlen, welchen die Umgegend darbietet. Der Ort war schon im 13. Jahrh. wegen seiner Messer berühmt. Jetzt umfaßt seine Industrie die gesamten Messerschmiedewaren (cutlery), mit Einschluß von chirurgischen, mathem. und optischen Instrumenten, von Sensen, Sicheln und Sägen, von Handwerksgeräten jeder Art. Außerdem fabriziert man in Britanniametall, welches hier, wie auch die Silberplattierung, erfunden wurde, plattierte Waren aller Art, namentlich versilbertes Kupfer (Sheffield plate), Nickelsilber- und Messingwaren, Knöpfe, Kämme u. s. w. Außer den genannten Metallartikeln liefert die Stadt auch noch Schnupftabak von ausgezeichneter Qualität, Roßhaarpolster mit Springfedern, Teppiche u. s. w. S. ist erst seit der Reformbill von 1832 im Parlament repräsentiert und sendet zwei Abgeordnete in dasselbe. Einst war die Stadt im Besitz der Talbots, Earls von Shrewsbury. In dem früher in der Nähe gelegenen, 1648 auf Parlamentsbeschluß demolierten Schlosse (mit Park) saß Maria Stuart 14 Jahre lang gefangen.

Sheffield (John), s. Buckinghamshire (John).

Shelburne (Graf), s. Lansdowne (William Petty, Marquis von).

Sheleśnowodsk, s. unter Pjätigorsk.

Sheljabów (Andrej Iwanowitsch), russ. Revolutionär, geb. 1850 in der Krim als Sohn eines leibeigenen Bauern, besuchte auf Verwendung des Gutsherrn die Schule zu Kertsch, dann die Universität Odessa, wo er die Rechte studierte, aber im dritten Kursus infolge der Leitung von Studentenunruhen ausgeschlossen wurde. Er trat nun in

Beziehungen zu geheimen Gesellschaften, und wirkte eifrig für die Vorbereitung der sozialen Revolution. Im J. 1877 ward er verhaftet und im Prozeß der 193 als Angeklagter nach Petersburg gebracht, aber nach siebenmonatlicher Haft freigesprochen. S. schloß sich nun noch enger der Bewegung an, wirkte 1879 auf den Parteikongressen in Lipez und Woronesch im Sinne eines entschiedenen Terrorismus und machte Agitationsreisen an die südruss. Universitäten. Im Herbst desselben Jahres legte er als besoldeter Agent des Exekutivkomitees die Mine bei Alexandrowsk, welche den kaiserl. Eisenbahnzug bei der Rückkehr aus Livadia nach Petersburg in die Luft sprengen sollte, aber im entscheidenden Moment nicht explodierte; der Schauplatz der Thätigkeit S.s ward darauf Petersburg selbst; er leitete die von Chalturin ausgeführte Explosion im Winterpalast (5. Febr. 1880) und half demselben bei der Flucht. Ferner gab er eine Arbeiterzeitung heraus, organisierte Sektionen zur Agitation unter den Arbeitern, zur Ausführung der Beschlüsse des Exekutivkomitees u. a. und bereitete das Attentat vom 13. (1.) März 1881, dem der Kaiser Alexander II. zum Opfer fiel, vor. Doch ward er zwei Tage vor der Ausführung desselben verhaftet und 15. April mit den Kaisermördern durch den Strang hingerichtet.

Shelley (Percy Bysshe), engl. Dichter, geb. 4. Aug. 1792 zu Fieldplace in Sussex, ältester Sohn des Baronets Sir Timothy S., bezog im Alter von 16 J., nachdem er wegen Widersetzlichkeit und wegen seiner religiösen Ansichten von der Schule zu Eton weggeschickt worden, die Universität zu Oxford, die ihn im folgenden Jahre ebenfalls relegierte, weil er eine Abhandlung «The necessity of atheism» drucken ließ und den Professoren übersandte, um mit ihnen darüber zu disputieren. Auch sein Vater sagte sich von ihm los, als er im 19. Jahre gegen den Willen seiner Familie eine Ehe schloß, die unglücklich ausfiel und 1814 freiwillig wieder getrennt wurde. Schon 1810 hatte er sein Gedicht «Queen Mab» geschrieben, das später ohne seine Einwilligung gedruckt wurde und in welchem er atheistische Grundsätze offen an den Tag legte. Übrigens enthielt dasselbe eine Fülle der schönsten und kräftigsten Stellen. Von einem Aufenthalt in der Schweiz zurückgekehrt, ließ er sich zu Marlow in der Nähe von Windsor nieder und dichtete hier seinen herrlichen «Alastor, or the spirit of solitude». Nach dem Tode seiner ersten Frau (1816) verheiratete er sich mit der Tochter des Schriftstellers Godwin (s. Shelley, Mary), schrieb in Marlow sein Gedicht «The revolt of Islam» und ging dann, veranlaßt durch einen Urteilsspruch, der ihm die Erziehung seiner Kinder untersagte, 1818 mit seiner Frau nach Italien, wo er wieder, wie in der Schweiz, mit Lord Byron zusammentraf. In Rom schrieb er sein Drama «Prometheus unbound». Diesem folgte 1819 ein Trauerspiel «The Cenci», das trotz der herrlichsten Stellen durch seinen Gegenstand abstieß. Mehrere andere Gedichte: «Hellas», «Adonais», «Rosalind and Helen», Übersetzungen aus Calderon und Goethes «Faust» erschienen in den nächsten Jahren. Er ertrank auf einer Spazierfahrt auf dem Meere 8. Juli 1822.

Vgl. die Biographien S.s von Medwin (2 Bde., Lond. 1847), Middleton (2 Bde., Lond. 1858), Hogg (2 Bde., Lond. 1858), Denis Florence MacCarthy (Lond. 1872), Cordy Jeaffreson (2 Bde., Lond. 1885), sowie die «S. Memorials» (Lond. 1859; 3. Aufl. 1862). Seine gesammelten Werke sind in vielen Ausgaben erschienen; die vollständigste ist die von Shepherd besorgte (4 Bde., Lond. 1875). Ins Deutsche übersetzte sie Seybt (Lpz. 1844), in Auswahl Prössel (Braunschw. 1845) und «Die Cenci» Adolphi (Stuttg. 1837).

Sir Percy Florence S., sein Sohn, geb. 1819, erbte 1841 von seinem Großvater den Baronetstitel und die ansehnlichen Güter der Familie.

Shelley (Mary), die Tochter des Schriftstellers William Godwin (s. d.) und seiner Frau Mary Wollstonecraft, geb. zu London 1798. Im Hause ihres Vaters machte sie Shelleys Bekanntschaft und knüpfte, kaum 16 Jahre alt, ihr Los an das seinige, obwohl eine Ehe bei Lebzeiten von S.s erster Frau unmöglich war und erst nach deren Selbstmord erfolgte (1816). Schon vorher hatte sie S. nach dem Kontinent begleitet, 1818 verließen beide abermals England. Nach dem Tode ihres Gatten kehrte sie 1823 als 25jährige Witwe nach England zurück, wo sie sich der Erziehung ihres einzigen Sohnes und der Schriftstellerei widmete. Angeregt durch Byron, hatte sie in der Schweiz ihren Roman «Frankenstein» geschrieben, dem sie nun «Valperga» (1823), «The last man» (1824), «Perkin Warbeck» (1830), «Lodore» (1835) und «Falkner» (1837) folgen ließ, ohne jedoch darin die Höhe ihrer ersten Schöpfung wieder zu erreichen. Sie starb zu London 21. Febr. 1851. Vgl. «S. Memorials» (Lond. 1859).

Shenandoah, Fluß im nordamerik. Staate Virginien, ein bedeutender (rechter) Nebenfluß des Potomac, entsteht aus zwei Quellarmen (forks), die sich bei Fort Royal vereinigen, und ergießt sich 82 km im NW. von Washington, nach einem Laufe von etwa 330 km, bei dem Dorfe Harpers-Ferry (s. d.) in den Potomac, unmittelbar vor dessen Durchbruch der Blue-Ridge, welcher zu den großartigsten Naturscenerien der Vereinigten Staaten gehört. Der S. ist von Front-Royal an, etwa 160 km weit, für Barken fahrbar und setzt durch seine außerordentliche Wasserkraft eine große Menge Mühlen, Hammerwerke u. s. w. in Bewegung. Das von den Blue-Ridge im Osten und von der nächsten Hauptkette der Appalachen im Westen begrenzte Shenandoahthal ist das reichste in ganz Virginien und in dem Bürgerkriege der Schauplatz blutiger Gefechte und Schlachten gewesen. Von diesen sind namentlich zu erwähnen die Schlacht bei Croß-Keys 8. Juni 1862, durch welche Frémont die Konföderierten zum Rückzug nach Richmond zwang, deren Niederlage bei Thoroughfare-Gap 28. Aug. 1862 durch Sigel und M'Dowell, der Sieg Breckenridges über Sigel bei Newmarket 15. Mai 1863, die Niederlage Breckenridges durch Hunter 5. Juni 1863 bei Piedmont und endlich die erfolgreichen Schlachten des J. 1864, durch welche Sheridan 19. Sept. die Konföderierten bei Winchester, 21. Sept. bei Fishers-Hill, 8. Okt. bei Woodstock und 19. Okt. am Cedarcreek schlug. Am 2. März 1865 drang Sheridan von Petersburg aus nach dem Shenandoahthal über Charlotteville bis Lynchburg vor; es konzentrierte sich jetzt der Kampf in Virginien hauptsächlich um Richmond (s. d.).

Shenectady, s. Schenectady.

Sheppey, engl. Insel, s. unter Sheerneß.

Shepton-Mallet, Stadt in der engl. Grafschaft Somerset, Station der Linien Bruton-S.-Bath und

Witham-Wells-Glastonbury der Great-Western-bahn, hat (1881) 5322 E. und Industrie in Samt, Tuch, Strümpfen und Flor.

Sherborne, Stadt in der engl. Grafschaft Dorset, am Nordfuße der Dorsethöhen, Station der Linie Basingstoke-Salisbury-Exeter der London and South-Westernbahn, hat (1881) 5053 E., eine Abteikirche aus dem Mittelalter, eine 1550 gegründete Lateinschule, Leinwand- und Seidenindustrie. S., im Mittelalter Saraburn, Scireburna und Scireborna, war in angelsächs. Zeit Bischofssitz.

Sherbrooke, Stadt und Hauptort eines County in der Provinz Quebec des Dominion of Canada, mit Quebec und Montreal über Richmond, sowie nach Süden mit den Vereinigten Staaten von Amerika durch Eisenbahnen in Verbindung gesetzt, an beiden Ufern des Magog, da, wo derselbe in den St.-Francis mündet, zählt (1881) 7227 E. und hat eine Akademie, Woll- und Baumwollindustrie, Eisengießerei, Maschinenbau, Sägemühlen und Brauereien.

Sherbrooke (Robert Lowe, Viscount), namhafter engl. Staatsmann, geb. 1811 zu Bingham in Nottinghamshire, erhielt in Oxford eine tüchtige klassische Bildung, promovierte 1833 und wurde bald nachher zum Fellow des Magdalen-College erwählt, welche Stellung er bei seiner Verheiratung 1836 aufgeben mußte. Er widmete sich dann dem Studium der Rechte. Im Jan. 1842 als Barrister in Lincoln's-Inn aufgenommen, wanderte er noch in demselben Jahre nach Australien aus und ließ sich in Sydney nieder, wurde 1843 Mitglied der legislativen Versammlung von Neu-Süd-Wales, in der er sich zum Führer der Volkspartei aufschwang und auch den Unterrichtsplan entwarf, der als Grundlage zu dem dann allgemein in Australien eingeführten Erziehungssystem diente. Im J. 1850 kehrte er nach England zurück und wurde 1852 für Kidderminster ins Unterhaus gewählt. Das neue Ministerium Aberdeen bot ihm die Stelle eines Sekretärs beim Indischen Amte an, die er bis zum Jan. 1855 bekleidete. Bei Lord Palmerstons Amtsantritt legte er seinen Posten nieder, wurde aber im August desselben Jahres zum Vizepräsidenten des Handelsamts mit einem Sitz im Staatsrat ernannt. Bei den Neuwahlen von 1857 bewarb sich S. abermals um die Vertretung von Kidderminster, stieß jedoch auf heftigen Widerstand, da man ihm vorwarf, daß er sein Versprechen, für Ausdehnung des Stimmrechts und andere populäre Maßregeln zu wirken, nicht gehalten habe. Mit Hilfe der Konservativen setzte er zwar seine Wahl durch, ward aber von dem Pöbel so arg mißhandelt, daß er kaum mit dem Leben davonkam. Durch den Sturz Palmerstons im Febr. 1858 verlor auch S. sein Amt und schloß sich nun der Opposition an. Nach der Auflösung des Parlaments im April 1859 ließ er sich von dem Marquis von Lansdowne zum Abgeordneten für den von demselben abhängigen Flecken Calne ernennen, und trat bald darauf als Unterrichtsminister in das von Palmerston neu gebildete Ministerium. Im J. 1864 legte er jedoch sein Amt nieder und näherte sich von nun an den Tories, die er in der Bekämpfung der von Gladstone 1866 eingebrachten Reformbill mit allen Mitteln seiner Beredsamkeit unterstützte. Er söhnte sich indes später mit der liberalen Partei aus und übernahm im Dez. 1868 im Ministerium Gladstone das Amt des Schatzkanzlers. Bei den allgemeinen Neuwahlen von 1868 wählte die Universität London S. zu ihrem ersten Vertreter. In der Session von 1869 debütierte er mit einem ungewöhnlich glänzenden Budget, indem er das von seinem Vorgänger ihm hinterlassene Defizit durch eine Reform in der Erhebungsweise der Steuern in einen Überschuß von mehrern Millionen Pfund Sterling verwandelte. Hierdurch, sowie durch spätere strenge und sparsame Wirtschaft gelang es ihm nicht nur, die Kosten der abessinischen Expedition und die Alabama-Entschädigung an Amerika aus den laufenden Einkünften zu tilgen, sondern den allgemeinen Zustand der Finanzen zu heben. Am Ende der Session von 1873 vertauschte S. das Schatzkanzleramt mit dem Ministerium des Innern, welches letztere er aber schon im Jan. 1874 durch den Fall des Ministeriums Gladstone verlor. Bei der Bildung des zweiten Ministeriums Gladstone im April 1880 wurde er ohne Amt mit dem Titel Viscount S. ins Oberhaus erhoben. Von ihm erschienen: «Speeches and letters on reform» (1867), «Middle class education; endowment or free trade» (1868), «Budget speeches» (1870) und die Gedichtsammlung «Poems of a life» (1885).

Sheridan (Philipp Henry), ausgezeichneter amerik. Reitergeneral, geb. 6. März 1831 zu Somerset im Staate Ohio, stammte von armen irischen Eltern, kam durch Vermittelung des Generals Ritchie in die Militärakademie zu Westpoint und trat als Lieutenant zu einem Dragonerregiment in Oregon, wo er gegen die Indianer focht und zum Kapitän aufrückte. Gegen Ende 1861 wurde er in der Militärverwaltung im Staate Missouri beschäftigt und im Mai 1862 als Oberst zur westl. Armee vor Corinth berufen. S. machte nun unter Buell den Feldzug in Kentucky gegen Bragg mit und nahm als Führer einer Brigade rühmlichen Anteil an der Schlacht von Perryville. Unter Rosecranz befehligte er eine Division und zeichnete sich in der blutigen Schlacht bei Murfreesborough (31. Dez. 1862 und 1. Jan. 1863) aus. In den folgenden Operationen, die mit der Eroberung von Chattanooga endeten, war er einer der thätigsten und glücklichsten Divisionsführer. In der unglücklichen Schlacht am Chicamauga (19. Sept. 1863) rettete er sein bereits abgeschnittenes Korps durch einen kühnen Flankenmarsch über die Missionary-Ridge. Unter Grant entschied S. in der Schlacht bei Chattanooga (25. Nov.) durch Erstürmung der Missionary-Ridge den Sieg. Als Grant im Frühjahr 1864 als Oberbefehlshaber aller Armeen nach dem Osten ging, stellte er S. an die Spitze der gesamten Kavallerie (25000 Mann in vier Divisionen). Nach der Schlacht in der Wilderneß (5. und 6. Mai 1864) unternahm er seinen kühnen Zug im Rücken von Lees Armee. Einen zweiten großartigen Raid (s. d.) unternahm S. am 7. Juni vom Pamunkay aus gegen die virginische Centralbahn und gegen Gordonsville im Nordwesten von Richmond. Anfang Aug. 1864 erhielt S. von Grant das Kommando der mittlern Militärdepartements mit dem Auftrage, das Shenandoahthal zu erobern, in welchem die konföderierten Generale Early und Longstreet mit einer starken Macht gegen Washington vordrangen. Nach mehrern kleinern Gefechten siegte er 19. und 22. Sept. bei Winchester und Fishers-Hill und vernichtete 19. Okt. die feindliche Shenandoaharmee bei Cedar-Creek. S. wurde zum Generalmajor der regulären Armee ernannt. Er säuberte

nun gründlich sein Departement von den Resten der feindlichen Armee und vernichtete 2. Febr. 1865 ein zweites von Early gesammeltes Korps bei Fishersville. Hierauf von Grant nach Petersburg berufen, drang er über Charlotteville bis an den Lynchburg-Kanal südwestlich von Richmond vor, zerstörte diesen und vereinigte sich 26. wieder mit Grant im Lager vor Petersburg. Hier erhielt er das Kommando über das 5. Armeekorps und über die gesamte Kavallerie. Bei den folgenden Operationen vor Petersburg eroberte er 1. April durch die blutige Schlacht bei Five-Forks den Schlüssel der feindlichen Stellung und ermöglichte dadurch Grants Entscheidungssieg 2. April, der Petersburg der Bundesarmee überlieferte. Bei der Verfolgung Lees schnitt er diesem den Rückzug ab und zwang ihn dadurch zur Übergabe bei Appomatox-Courthouse, welche den Krieg im Osten beendigte. Nach dem Kriege wurde S. zum Kommandanten des Transmississippi-Departements ernannt (Louisiana und Texas) und 1867 nach dem westl. Indianergebiet berufen. Er wurde 1869 Generallieutenant und Kommandeur der Division des Missouri (Departements Dacotah, Platte, Missouri und Texas) und nahm seitdem sein Hauptquartier in Chicago. Am 1. Nov. 1883 wurde S. zum Höchstkommandierenden der Armee ernannt und ins Kriegsdepartement nach Washington berufen.

Sheridan (Rich. Brinsley), berühmter engl. Lustspieldichter und Parlamentsredner, der dritte Sohn des als Schauspieler und Verfasser eines engl. Aussprach-Wörterbuchs bekannten Thomas S. (gest. 1788), wurde 1751 zu Dublin geboren, besuchte die Schule zu Harrow und studierte die Rechte im Middle-Temple. Sein erstes Lustspiel «The rivals» (1775) fand auf dem Coventgardentheater wenig Beifall. Im nächsten Jahre erschien die komische Oper «The duenna», welche 75 mal wiederholt wurde, und 1777 abermals zwei Lustspiele, das eine «A trip to Scarborough» eine Umarbeitung nach Vanbrugh, das andere sein berühmtestes und noch jetzt oft gegebenes Stück «The school for scandal» (deutsch «Die Lästerschule»), ausgezeichnet durch reichen Witz und eine Fülle der komischsten Situationen. Im J. 1780 ins Parlament gewählt, trat er zur Oppositionspartei unter Fox, wurde unter dessen Ministerium Unterstaatssekretär und zur Zeit von dessen Verbindung mit Lord North Sekretär der Schatzkammer. Als Pitt Minister wurde, war S. wieder eins der beredtesten Mitglieder der Oppositionspartei. Seine glänzendsten Reden hielt er in dem Prozeß gegen Warren Hastings. Nach Pitts Tode (1806) wurde er Schatzmeister der Flotte und nach Fox' Tode Obereinnehmer des Herzogtums Cornwall. Er starb 7. Juli 1816. Seine dramatischen Arbeiten gaben Th. Moore (2 Bde., Lond. 1821; Lpz. 1833) und Browne (2 Bde., Lond. 1873) heraus; seine Reden erschienen in fünf Bänden (Lond. 1816; 3 Bde., 1842); eine Gesamtausgabe seiner Dramen, Reden und Erzählungen veranstaltete Stainforth (Lond. 1874); sein Leben beschrieben Th. Moore (2 Bde., Lond. 1825 und öfter) und Watkins (2 Bde., Lond. 1816 u. öfter). Vgl. noch: «S. and his times» (2 Bde., Lond. 1859).

Sheriff (lat. vicecomes, angelsächs. scir-gerêfa, entsprechend dem deutschen «Bezirksschultheiß») hieß in England zur angelsächs. Zeit der Vollzugsbeamte und Stellvertreter des Grafen, Ealderman, Earl (s. d.). Seit der normann. Eroberung wurden die Grafenämter nur noch als Titularwürden verliehen, und seit dieser Zeit erscheint der vicecomes, scir-gerêfa, als der königl. Hauptbeamte für die Gerichts-, Polizei- und Rentverwaltung der Grafschaft. In letzterer Eigenschaft hat der S. noch heute vor dem Schatzamt Rechenschaft abzulegen über einige von ihm zu erhebende königl. Gefälle. Seine Geschäfte als Gerichtshalter gingen aber frühzeitig auf die reisenden Richter über und wurden seit der Magna Charta (s. d.) beinahe vollständig von den Reichsgerichten übernommen, so daß der S. nur noch ein höherer Vollzugsbeamter der Centralgerichtshöfe blieb. Seine Polizeigeschäfte gingen seit der dauernden Einsetzung der Friedensgerichte (s. d.) 1360 auf die Friedensrichter über, neben welchen der S. nur noch eine sehr unbedeutende Polizeigewalt übt. Der S. ist daher in neuerer Zeit hauptsächlich als Exekutionsdirektor der Reichsgerichte thätig, besorgt die Ladungen, die Exekutionen, stellt die Liste der Geschworenen zusammen und ladet die Geschworenen zu jeder Assisensitzung. Auch diese Geschäfte versieht er nicht in Person, sondern bestellt dafür einen Anwalt, durch dessen Bureau, unter strenger Verantwortlichkeit des S., die laufenden Geschäfte besorgt werden. Geblieben ist der hohe Rang des S. als erster Civilbeamter der Grafschaft mit mancherlei Ehrenrepräsentationen und bedeutenden Ehrenausgaben. Das Amt in dieser Gestalt wird ohne Gehalt (außer den Sporteln) in der Regel von großen Grundbesitzern verwaltet. Die Ernennung dazu erfolgt alljährlich auf Vorschlag der Assisenrichter durch den König in Person. Zur Übernahme des Amtes ist jedermann bei hohen Geldstrafen verpflichtet. In den Vereinigten Staaten von Amerika ist der S. der höchste Exekutivbeamte eines County, von dessen Bürgern er auf bestimmte Zeit gewählt wird.

Sheriff Muir, Moor in der schott. Grafschaft Perth, östlich von Dunblane, am westl. Abhange der Ochill Hills, namhaft durch ein Treffen zwischen den Truppen Georgs I. unter dem Herzog von Argyle und jakobitischen Aufständischen 13. Nov. 1715.

Sherman, Eisenbahnstation der Union-Pacific-Eisenbahn im nordamerik. Territorium Wyoming, 2510 m über dem Meere, ist die höchste Eisenbahnstation Amerikas und erhielt ihren Namen zu Ehren des Generals Sherman.

Sherman (John), nordamerik. Staatsmann, geb. 10. Mai 1823 zu Lancaster in Ohio, studierte die Rechte und wurde 1844 Advokat; 1848 und 1852 war er Delegat in der National-Whig-Convention, präsidierte 1855 der ersten republikanischen Konvention in Ohio, war Mitglied des 34.—37. Kongresses, wurde im März 1861 zum Bundessenator erwählt und 1866 und 1872 wiedererwählt. Unter Präsident Hayes war er Finanzminister. Im J. 1880 wurde er wieder zum Bundessenator und im Herbst 1885 zum Präsidenten des Senats erwählt. Ein Teil seiner Reden und Berichte erschien als «Selected speeches and reports on finance and taxation 1859—78» (Neuyork 1879).

Sherman (William Tecumseh), ausgezeichneter amerik. General, geb. 8. Febr. 1820 zu Lancaster im Staate Ohio, trat im 16. Jahre in die Militärakademie zu Westpoint, die er 1840 als Artillerielieutenant verließ. Er nahm 1840/41 am Seminolenkriege in Florida teil und wurde 1848 Brevetkapitän, 1850 wirklicher Kapitän mit Anstellung beim Kommissariat. Im J. 1853 verließ er den

Dienst und trat in ein Bankgeschäft zu San-Francisco ein, kehrte jedoch bald darauf als Superintendent der Militärakademie zu Westpoint in die Armee zurück. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs wurde S. im Mai 1861 zu Washington zum Oberst des 13. regulären Infanterieregiments ernannt. In der ersten Schlacht am Bull-Run 21. Juli zeichnete er sich an der Spitze einer Brigade durch Tapferkeit und Besonnenheit aus. Darauf zum Brigadegeneral der Freiwilligen ernannt, wurde er nach Kentucky gesandt, wo er unter Anderson die zweite Stelle im Kommando erhielt. S. übernahm zwar im Okt. 1861 das Oberkommando, mußte jedoch dasselbe alsbald wegen Krankheit niederlegen. Anfang März 1862 trat er wieder in aktiven Dienst und befehligte unter Grant eine Division, mit welcher er sich bei Siloh auszeichnete. Darauf übernahm er im Sommer das Kommando von Memphis, das er jedoch schon im Dez. 1862 niederlegte, um an der Belagerung von Vicksburg teilzunehmen. Nach Einnahme der Stadt (4. Juli 1863) verfolgte er Johnson bis Jackson, der Hauptstadt von Mississippi, die er zerstörte. Nach der Niederlage Rosecranz' am Chickamauga ward S. im Okt. 1863 an die Spitze des Departements von Tennessee berufen. Von Memphis aus eilte er zum Entsatz des von Bragg hart bedrängten Chattanooga, trug hier wesentlich zum Siege bei und zwang dann den konföderierten General Longstreet, die Belagerung von Knoxville aufzuheben. Im Febr. 1864 unternahm S. seinen ersten großen Streifzug in das Herz des feindlichen Landes. Von Vicksburg aus zog er quer durch den Staat Mississippi nach Meridian, dem Knotenpunkt der großen südwestl. Eisenbahnen, zerstörte alle Bahnen und Straßen und kehrte, obschon vom Feinde umschwärmt, ohne Unfall nach Vicksburg zurück. Als Grant im März 1864 als Oberbefehlshaber nach dem Osten ging, erhielt S. an seiner Stelle das Kommando über das Mississippi-Departement mit der Aufgabe, von Chattanooga aus gegen das stark befestigte Atlanta in Georgia vorzudringen. Am 5. Mai begann S. den Zug gegen den konföderierten General Johnston. In vielen glänzenden Manövern und siegreichen Schlachten drängte er den Feind rückwärts und erschien 10. Juli vor Atlanta. Dort schlug er den konföderierten General Hood in drei Schlachten, nahm den Platz 1. Sept. ein und trieb den Feind westwärts nach Alabama. Sodann trat S. von Atlanta aus 16. Nov. seinen berühmten Marsch nach dem Meere an. In vier Kolonnen durchzog er, unter Aufgebung jeder rückwärtigen Verbindung, verwüstend die reichsten und vom Kriege noch unberührten Gegenden Georgias und erreichte 13. Dez. die Seeküste in der Nähe von Savannah, in welches er 21. Dez. einzog. Von da brach er 1. Febr. 1865 nordwärts auf, erreichte 11. März Fayetteville, schlug 16. März General Harden bei Averysboro und 19. März General Johnston bei Beatonville. Nachdem er sich 21. März mit Schofield und Terry vereinigt, drang er gegen Raleigh vor, das er 13. April, nach einem abermaligen Siege über Johnston, einnahm, worauf sich Johnston mit 28000 Mann 26. April ergab. Nach dem Kriege erhielt S. das Kommando über das Militärdepartement des Westens, welches alles Gebiet nördlich von Arkansas zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen umfaßt. Es fiel ihm hiermit die Dämpfung der Indianerunruhen und eine ganz neue, halb militärische, halb administrative Thätigkeit zu. Nach Grants Erhebung zum Generalissimus erhielt S. den freigewordenen Rang des Generallieutenants. Im J. 1872 nahm er als Höchstkommandierender der Armee sein Hauptquartier in Washington, verlegte es aber 1874 nach St.-Louis. Am 1. Nov. 1883 trat S. in den Ruhestand. Er veröffentlichte «Memoirs of General S.» (2 Bde., Neuyork 1875).

Sherry (**Xereswein**), s. unter Xeres de la Frontera.

Sherwood Forest, Lieblingsaufenthalt von Robin Hood (s. d.).

Shetlandinseln oder Zetlandinseln, eine nordöstlich von Schottland und den Orkneys gelegene Inselgruppe, besteht aus 117 Inseln, von denen nur 30 bewohnt sind, die übrigen, Holms und Skerries genannt, bloß zur Viehweide benutzt werden. Man schätzt die gesamte Fläche auf 1590 qkm, 1881 mit 29709 E. Viele Meereseinschnitte, hier Voes geheißen, erstrecken sich bei den meisten Inseln tief ins Land hinein, das im allgemeinen einen düstern, nordischen Charakter trägt. Die S. sind im ganzen nur hügelig; am höchsten, bis zu 450 m, erhebt sich der Rooeneß oder Rona-Hill auf Mainland. Die im W. gelegene Insel Foul ist 420 m hoch. Die Küsten zeigen schroffe, dunkelgraue Felsbildungen, in welche das Wasser Höhlungen ausgewaschen hat, die oft merkwürdige Grotten und Felsbogen bilden. Flüsse fehlen den S. In den gegen N. geschützten Thälern bieten die Inseln hohen Graswuchs, Kartoffel-, Gerste- und Haferfelder und Gemüsegärten. Im ganzen zeigen sich jedoch steiniger Boden, sumpfige Ländereien und unfruchtbare, mit Heide und Torfgrund überzogene Hügel. Bäume gedeihen auf den S. gar nicht, und die aus niedrigen Kräutern, Moosen und Flechten bestehende Pflanzenwelt trägt einen alpinen Charakter. Reicher ist das Tierleben entwickelt. Die Haustiere, Schafe, Rinder und Pferde (Shelties genannt), nehmen hier fast zwerghafte Formen an. Reich vertreten ist die nordische Vogelwelt, namentlich mit Möven, Alken, Sturmvögeln und Tauchern. Vor allem belebt ist aber das Meer mit Robben, Walen, Dorschen, Kabeljaus und namentlich mit Heringen. Das Klima, durch die See gemildert, ist kein sehr rauhes. Der Winter ist weniger durch Schnee und Kälte als durch Düsterheit, Nebel und Regen ausgezeichnet. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt +6° R., die des Winters +3,2° und die des Sommers +9,5° R. Auf den größern Inseln **Mainland** (83,6 km lang), Bressa, Yell und Unst liegen eine Menge vorhistor. Altertümer zerstreut, die den Kelten zugeschrieben werden. Dahin gehören stehende Steine und die merkwürdigen, nur aus zusammengelegten Steinen errichteten «Piktischen Burgen». Die Einwohner sind norweg. Ursprungs und zeigen den skandinav. Charakter, wenn sie auch jetzt einen besondern engl., stark mit Norwegisch versetzten Dialekt reden. Auch viele altskandinav. Sitten, Sagen, Lieder und Feste haben sich erhalten. Haupterwerbszweig der Bewohner ist die Fischerei; Ackerbau wird wenig, dagegen mehr Schafzucht, Kalkfabrikation und Torfgräberei betrieben. Aus der feinen Wolle der kleinen Schafe wissen die Frauen sehr gesuchte Shawls, Strümpfe und Decken zu weben. Lerwick an der Ostseite von Mainland, Hauptstadt und einzige Stadt der S., nördlichste Stadt Großbritanniens, ist erst zu Anfang des 17. Jahrh. entstanden. Der

Ort zählt 3516 E. und besteht aus einer einzigen Straße, an welcher die aus Schiefer erbauten Häuser liegen. In der Nähe befindet sich das unter Cromwell erbaute Fort Charlotte, jetzt Gerichtshaus und Gefängnis. Der Hafen ist gut und sicher. Zu erwähnen ist noch die alte Hauptstadt Skalloway, mit dem jetzt in Ruinen liegenden, um das J. 1000 als Zwingburg erbauten Schlosse des Earl Patrik Stewart. Die S. werden vielfach als die Thule des Pytheas von Massilia angesehen. Sie wurden von Norwegern besiedelt, von letztern Hjaltland genannt, und empfingen das Christentum zu Ende des 10. Jahrh. durch Siegmund Bresterson und König Olaf Tryggneson. Bis 1196 waren sie mit den Orkneys vereinigt, wurden 1271 zu den Färöer geschlagen und kamen 1474 an Schottland. Jetzt bilden sie mit den Orkneys zusammen eine Grafschaft. Vgl. Ziegler, «Meine Reisen im Norden» (Lpz. 1860); derselbe, «Die Reise des Pytheas nach Thule» (Dresd. 1861); Cowin, «Shetland» (Edinb. 1874); Tudor, «The Orkneys and Shetland» (Lond. 1883).

Shields ist der Gesamtname von drei benachbarten, an der Mündung des Tyne gelegenen, durch Eisenbahn miteinander verbundenen und den Haupthafenplatz von Newcastle bildenden Städten, nämlich North-S. mit dem unmittelbar an der Flußmündung selbst liegenden Tynemouth in der Grafschaft Northumberland, und South-S., beiden südlich gegenüber gelegen, in der Grafschaft Durham in Nordengland. Die Marktstadt North-Shields bildet jetzt mit Tynemouth eine Municipalstadt und Parlamentsborough von (1881) 43863 E. Sie ist als Seebad viel besucht, hat ein Fort zur Verteidigung der Einfahrt in den Tyne, ein altes Schloß, das jetzt als Kaserne dient, eine Abteiruine, ein Zuchthaus und einen Verein für Naturgeschichte. Tynemouth hieß in angelsächs. Zeit Tynanmuth, später auch Tynamutha. South-Shields, das Segedunum der Römer, ebenfalls Municipalstadt und Parlamentsborough, zählt 56922 E., hat in der Mitte auf einem großen offenen Platze eine Stadthalle, die zugleich als Börse und Markthalle dient, neun Kirchen, Versorgungshaus, Schiffswerfte, sehr bedeutende Glas-, auch Topfwaren-, Soda- und Alaunfabriken, Brennereien und Seilerbahnen. Das nur 3 km oberhalb der Stadt in Durham am Tyne gelegene Dorf Jarrow oder Yarrow (mit 25531 E.), mittellat. Gyrvum oder Sancti Pauli, hat ebenfalls Schiffswerfte und Docks, Segeltuchfabriken, Papiermühlen u. s. w. Der zwischen dem Städtekomplex liegende Hafen faßt 2000 Schiffe, die unter der Kettenbrücke hindurchfahren können. Der Leuchtturm von Tynemouth gibt nachts Sicherheit gegen die Gefahren, welche eine große Sandbank und mehrere Klippen an der Einfahrt bieten.

Shiffnall, Stadt in der engl. Grafschaft Shropshire, Station der Linie Didcot-Birkenhead der Great-Westernbahn, hat (1881) 8692 E., Steinkohlenlager, Eisen- und Glashütten. Dabei erhebt sich die jetzt mit einer Mauer umgebene Königseiche, auf welcher sich Karl II. nach der Niederlage bei Worcester (3. Sept. 1651) vor seinen Verfolgern verbarg.

Shipley, Stadt in der engl. Grafschaft York, Westriding, am Aire und an der Vereinigung des Bradfordkanals mit dem Leeds-Liverpool-Kanal, Station der Midlandbahn (London-Lancaster) und der Linie Bradford-S. der Great-Northernbahn, hat (1881) 15089 E., Papier- und Wollindustrie.

Shire (angelf. scire, von sciran, d. i. teilen) nennt man in Großbritannien die Hauptdistrikte, in welche das Land politisch eingeteilt ist. Das Wort ist gleichbedeutend mit county, d. i. Grafschaft, und wird den Eigennamen, wie Buckinghamshire, Oxfordshire u. s. w., angehängt. Bei manchen Grafschaften, als Northumberland, Middlesex u. s. w., ist es jedoch nicht gebräuchlich. Der Ursprung der Einteilung selbst fällt schon in das 9. Jahrh. Die Hauptunterabteilung des S. ist das Hundert (hundred); auch diese Einteilung ist, wie das Wort selbst, altgerman. Ursprungs. Die Beamten des S. sind der Lordlieutenant, welcher die militärische Ordnung handhabt und in der Regel zugleich zum ersten Friedensrichter, Custos rotulorum, ernannt wird, der Sheriff, der Coroner, die Friedensrichter, der Untersheriff und der Aktuar der Friedensrichter (Clerk of peace). Die richterlichen Tribunale des S., der Grafschaftsgerichtshof, welchem der Sheriff präsidiert, die Hundredgerichtshöfe und die Polizeigerichte (Courtsleet) sind durch neugestaltete Gerichtsbehörden außer Wirksamkeit gesetzt und jetzt völlig veraltet.

Shirley (James), engl. Schauspieldichter, geb. um 1594 zu London, studierte Theologie zu Oxford, wurde Pfarrer in der Nähe von St.-Albans, trat aber zur kath. Kirche über, wodurch er sich genötigt sah, Schullehrer zu werden. Später ging er nach London, trat als Schauspieldichter auf und diente während der Bürgerkriege unter dem Herzog von Newcastle. Er starb 29. Okt. 1666. S. schrieb 39 Stücke, welche von Gifford (6 Bde., Lond. 1829) und Dyce (6 Bde., Lond. 1833) herausgegeben wurden und sich durch Reinheit der Sprache und der Gedanken, durch Klarheit, Natürlichkeit und raschen, lebendigen Gang der Begebenheiten auszeichnen. Die bekanntesten derselben sind: «The lady of pleasure», «The admiral of France», «The grateful servant» und «The doubtful heir». Auch gab er 1646 eine Sammlung Gedichte heraus.

Shirting oder Schirting (vom engl. shirting, d. i. Hemdenzeug), s. unter Nessel.

Shisdra, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kaluga, an der Shisdra, einem Nebenfluß der Oka, mit (1883) 11646 E., hat bedeutende Gerbereien und treibt Handel mit Leinsaat, Hanf, Getreide, besonders aber mit Holz.

Shitomir, s. Schitomir.

Shoddy, s. Kunstwolle.

Shoeburyneß (angelsächs. Sceobyrig), Dorf in der engl. Grafschaft Essex, 60 km östlich von London, nördlich von der Themsemündung, 3 km östlich von dem wegen seiner stark besuchten Seebäder bekannten und mit London durch Eisenbahn verbundenen Dorfe Southend (1881: 8064 E.) gelegen, als Artillerieschießstätte viel genannt.

Shok (engl.) oder Wundschreck, tiefe, oft tödliche Ohnmacht nach schweren Verwundungen.

Shoreham, s. New-Shoreham.

Shorncliffe, Shorne Cliff, Höhe in der engl. Grafschaft Kent, an der Küste der Straße von Dover, zwischen Folkestone und Hythe; dabei das Übungslager Shorncliffe-Camp, Station der Linie London-Tunbridge-Dover der South-Easternbahn.

Shorthornrind, kurzhorniges Durhamrind; eine der edelsten und höchstgezüchteten Rassen

Englands, von hervorragendster Frühreife und Mastfähigkeit, in dessen Körperbau alle wenig oder nicht nutzbaren Teile, Knochen, Kopf, Beine u. s. w., sehr fein und klein sind, während die nutzbaren Teile, Keulen, Schultern, Rücken u. s. w., eine vorzügliche Entwickelung zeigen. Das S., dessen Farbe weiß, rotschimmelartig oder braunrot mit weißen Abzeichen ist, wurde 1775 durch die Gebrüder Colling in Darlington aus Landvieh herangebildet; die Reinzucht desselben hat sich in Deutschland nicht bewährt, wohl aber die Kreuzung heimischer Rassen mit dem S., wodurch deren Frühreife und Mastfähigkeit erheblich verbessert wurde. (S. Tafel: Rindviehrassen, Fig. 3.)

Shoshonen, soviel wie Schlangenindianer.

Shrapnel (auch Granatkartätsche, frz. obus à balles, engl. shrapnel), nach dem Erfinder, dem engl. Oberst Sir Henry Shrapnel, benannt, ist ein Hohlgeschoß, welches in seinem Innern eine Füllung, aus kleinern Geschossen (in der Regel Bleikugeln vom Kaliber einer Gewehr- oder Pistolenkugel) bestehend, aufnimmt, dessen Hülle durch Vermittelung einer kleinen Sprengladung wie eines Zünders, kurz bevor das S. das Ziel erreicht hat, gesprengt wird und dessen Sprengteile (die Kugeln der Füllung und die Sprengstücke der Hülle) vom Sprengpunkte ab, mit einer allmählich zunehmenden Ausbreitung, ihre Bahn fortsetzen. Das S. ist somit ein Streugeschoß, welches im Gegensatz zur Kartätsche (s. d.) nicht schon von der Mündung des Geschützrohrs ab, sondern erst in der Nähe des Ziels sich zerteilt und dadurch auf viel größere Entfernungen als die Kartätsche verwendbar wird. Wie die Streugeschosse überhaupt, beruht auch das S. auf dem Grundgedanken, die große zerstörende Kraft, welche einem Artilleriegeschoß innewohnt, gegenüber lebenden Zielen durch Zerlegung des Geschosses in viele kleine, gegen ein lebendes Wesen aber noch hinreichend wirksame Partikeln auszunutzen und mittels des einzelnen Schusses eine größere Frontbreite der feindlichen Truppen unter Feuer zu nehmen. Vor den gewöhnlichen Sprenggeschossen (Granaten) zeichnet sich das S. dadurch aus, daß es eine viel regelmäßigere und dabei beschränktere Ausbreitung als diese hat und bei gleichem Kaliber eine größere Anzahl von Sprengteilen liefert, von denen der größere Teil eine zur Beschreibung ihrer Einzelbahnen günstigere Form hat. Der von den Sprengteilen des S. beherrschte Raum wird infolge dessen in viel wirksamerer Weise unter Feuer genommen. Dagegen ist das S. außer Stande, anders als gegen lebende Ziele zu wirken; seine Brauchbarkeit ist daher keine so allgemeine wie diejenige der Granate. Das S. wird nur in flachen Schußarten verwendet. Besondere Wichtigkeit hat es gegen gedeckte lebende Ziele. Infolge der häufig schwierigen Beobachtung der Lage des Sprengpunktes zum Ziel ist das Einschießen mit S. erschwert.

Schon im 16. und 17. Jahrh. hat die Idee des S. in der deutschen Hagelkugel, einer mit Bleikugeln gefüllten Bombe, Ausdruck gefunden, die indes, weil aus Mörsern im hohen Bogen geworfen, nur einen geringen Nutzen bringen konnte. Der Oberst Shrapnel kam zuerst auf den Gedanken, solche Geschosse mit starken Ladungen im flachen Bogen zu schießen. Er begann seine Versuche 1803, und nahmen dieselben einen so günstigen Verlauf, daß die S. seitens der engl. Artillerie bereits 1808 in der Schlacht von Vimiera Anwendung fanden. Seit 1816 wurden die Versuche mit S. auch von andern Artillerien, und zwar lange Zeit hindurch unter strengster Geheimhaltung, ins Werk gesetzt und nach und nach mannigfache Verbesserungen sowohl in der Konstruktion der Geschosse selber als namentlich in derjenigen der Zünder, welche die wichtigste Grundlage für die Wirksamkeit der S. bilden, herbeigeführt. Die S. waren überhaupt Veranlassung, der Zünderfrage näherzutreten, und die wichtigsten Vervollkommnungen auf diesem Gebiet verdanken dem Bestreben, einen wirksamen Shrapnelschuß zu schaffen, ihre Anregung. Das Bedürfnis eines brauchbaren S. wurde mit der Verbesserung des Infanteriegewehrs und der Ausbildung der zerstreuten Fechtart der Infanterie ein mehr und mehr gebieterisches. Die Präcision und Wirkungsweite des Shrapnelschusses wurde durch die Einführung gezogener Geschütze in hohem Maße gefördert. Während bei den glatten Geschützen die Tragweite der S. nicht über 1200 m hinaus ausgedehnt werden konnte, geht ihr Gebrauch bei Feldgeschützen jetzt bis gegen 3500 m und bei schweren Belagerungsgeschützen bis gegen 5000 m. Die längliche Form der Geschosse gestattet, die Füllung erheblich zu vergrößern. Am günstigsten für S. ist der Zeitzünder, indem er den Sprengpunkt in den niedersteigenden Ast der Flugbahn zu legen gestattet, während der Perkussionszünder einen Aufschlag des S. auf den Boden bedingt und den Schuß so vom Terrain abhängig macht. Eine Kombination beider Zünderarten in einen sog. Doppelzünder kommt bereits vor. (Vgl. Geschoß und Zünder.)

Shreveport, Stadt und Hauptstadt von Caddo parish im nordamerik. Staate Louisiana, liegt am westl. Ufer des Red-River und zählt (1880) 8009 E. Die neue Markthalle, die Presbyterianerkirche und die Synagoge gehören zu den schönsten und größten Gebäuden der Stadt. S. hat mehrere Fabriken und treibt Handel mit Baumwolle, Häuten, Wolle und Talg. Durch die Texas- und Pacificeisenbahn und durch den Red- und Mississippifluß steht S. mit St.-Louis, Neuorleans u. in Verbindung.

Shrewsbury (spr. Schruhsbĕri), Hauptort der engl. Grafschaft Shrop oder Salop, Municipalstadt und Parlamentsborough mit (1881) 26478 E., am zweifach überbrückten schiffbaren Severn gelegen, Knotenpunkt der Great-Western und der London and North-Westernbahn, hat in dem ältern Teile enge, krumme Gassen und viele schmale, finstere Fachwerkhäuser aus dem Mittelalter, in dem neuern dagegen breite, regelmäßige Straßen und mehrere schöne Gebäude, wie die Stadt- und Grafschaftshalle, das Rathaus, das Gefängnis, das Theater, die Armen- und Krankenhäuser, eine Markthalle vom J. 1595. Die Stadt besitzt neun Kirchen, unter denen sich die Peters-, Marien- und Julianskirche auszeichnen, die zweite durch ihre normann. Architektur, die letztere durch ihre Glasmalereien. Es bestehen eine von Eduard VI. 1553 gegründete Lateinschule nebst Kapelle, einer Bibliothek und wertvollen Sammlung der in der Umgegend gefundenen röm. Altertümer, ferner ein Handwerkerinstitut, ein Verein für Naturgeschichte und Altertumskunde mit Museum u. s. w. Außerdem sind bemerkenswert die kolossale eherne Statue des Lord Hill auf einer 35,3 m hohen Säule, die Ruinen eines alten Schlosses, zweier Klöster und einer 1083 gegründeten Abtei. Die Einwohner

treiben Seidenbandweberei, unterhalten auch in der Nachbarschaft Flachsspinnereien, Eisenwerke, Leinwandfabriken und Wassermühlen. Ihr wichtigster Nahrungszweig aber ist der Handel, da die Stadt, begünstigt durch die Eisenbahn und die Wasserstraßen des Severn und Shrewsburykanals, der Hauptmarkt nicht nur für die Landesprodukte ist, sondern auch für Welsh-Web (ein grobes, in Montgomery gefertigtes Wollzeug) und den größtenteils aus Welshpool kommenden Flanell. An der Südseite der Stadt ist eine der berühmtesten Promenaden Englands, der Quarry, mit einer 520 m langen Allee hoher Linden. Zur Zeit der angelsächs. Heptarchie war «Scrobbesbyrig» der Hauptort der Landschaft Penywern und Residenz der wallisischen Fürsten von Powys bis 778, wo König Offa von Mercia sie vertrieb und das Bollwerk Offa's-Dyke anlegte. Wilhelm der Eroberer belehnte mit der Stadt «Shropsbury» und dem größern Teile von Shrop den ihm verwandten Roger von Montgomery, welcher Earl von S., Chichester und Arundel wurde, und errichtete hier ein stark befestigtes Schloß. Hier residierte 1272 Eduard I.; 1283 und 1397 wurden hier Parlamente gehalten. Am 21. Juli 1403 siegte Heinrich IV. über Heinrich Percy (Heißsporn), der hier fiel, an der Stelle, wo der Sieger die jetzt in Trümmer liegende Battlefieldkirche und einen Hügel errichtete, der die Asche der Erschlagenen deckt. Unter Jakob II. wurde die Feste demoliert. Die Stadt gab der Familie Talbot den Titel Earl von S. Sie schickt zwei Abgeordnete in das Parlament.

Shrimps, s. Garneelen.

Shropshire oder Salop, eine der westl. Grafschaften Englands, von Cheshire im N., Stafford im O., Worcester und Hereford im S., Wales (Radnor, Montgomery und Denbigh) im W. begrenzt, zählt (1881) auf 3403,96 qkm 247993 E. Die Grafschaft wird vom Severn, der sie 112,8 km weit durchfließt und hier den Perry und den Tern mit dem Roden aufnimmt, in zwei ziemlich gleichgroße Teile geteilt. Der nordöstliche ist die weite «Ebene von Shrewsbury» mit gutem Ackerboden, die sich nach Cheshire und Stafford hinein erstreckt und nur im Süden den isolierten Hügel Wrekin (402 m) aufweist. In dem südwestl., gebirgigen, rauhen, vorzüglich zu Viehzucht und Waldwirtschaft benutzten Teile erhebt sich der Bergdistrikt Clun-Forest, nördlich von diesem die Bergkette Long-Mynd (517 m) und östlich die Clee-Hills (550 m), mit den dazwischen liegenden fruchtbaren Thalebenen von Church-Stretton, Ape-Dale und Corven-Dale. Die Grafschaft enthält 44 Proz. Ackerland, 39 Grasland und 5 Waldungen. Neben dem Ackerbau, der Weizen, Gerste, Hafer, Bohnen und Rüben in Menge erzeugt, und der Viehzucht, welche Schafe, Rinder und einen großen Teil des sog. Chesterkäses liefert, bildet der Bergbau den Haupterwerbszweig. Im östl. Teil liegen einträgliche Kohlengruben, die durch das erst 1866 entdeckte 9,4 m mächtige Kohlenflöz vermehrt worden sind; ferner Eisen- und Bleigruben, Kalk- und Sandsteinbrüche. Die meisten Eisenschmelzöfen der Grafschaft stehen zwischen Wellington und Willey im Coalbrookthale. Außer den zahlreichen Eisenhütten unterhält man Woll- und Flachsspinnereien, Fabriken für grobe Leinwand, Wollwaren, Worsted, Teppiche, Handschuhe, Roßhaarzeug, Porzellan, Glas, irdene Waren, Thonpfeifen, Papier, Nägel, Röhren und andere Metallwaren. Der Handel wird durch den schiffbaren Severn, mehrere Kanäle und Eisenbahnen gefördert. Von der Grafschaft selbst werden 4, von den vier Boroughs 8 andere Mitglieder ins Parlament geschickt. Die Hauptstadt ist Shrewsbury (s. d.).

Shukowskij (Wassilij Andrejewitsch), einer der berühmtesten russ. Dichter, wurde 1783 aus einer adeligen Familie (doch von einer türk. Mutter, die als Gefangene nach Rußland gebracht wurde) in Tula geboren, wo er auch seine erste Schulbildung genoß. Er begab sich dann nach Moskau, um seine Studien auf der dortigen Universität zu vollenden, und erregte schon 1802 durch eine treffliche Übersetzung von Grays «Ländlichem Kirchhof» Aufmerksamkeit. S. widmete sich jetzt ganz der Litteratur und ward 1808 Redacteur des von Karamsin gegründeten Journals «Vjestnik Evropy». Für dieses Blatt lieferte er nicht nur zahlreiche Übersetzungen aus dem Deutschen, Französischen und Englischen, sondern auch Originalaufsätze, Erzählungen und Gedichte, die zu den besten gehören, die die russ. Sprache aufzuweisen hat. Als 1812 der Krieg gegen Napoleon ausbrach, nahm er an dem Feldzuge eifrig teil und focht unter dem moskauer Landsturm in verschiedenen Schlachten. Seiner Begeisterung verdankt Rußland eine Reihe herrlicher Kriegsgesänge, die den Titel «Der Sänger im Lager der russ. Krieger» führen und zahlreiche Auflagen erlebt haben. Nach dem Frieden lebte er eine Zeit lang in Dorpat, wurde aber 1817 nach Petersburg berufen, um der Gemahlin des spätern Zaren Nikolaus russ. Litteratur vorzutragen. Im J. 1824 ward er Erzieher des Großfürsten-Thronfolgers Alexander; seine letzten Lebensjahre brachte er in Deutschland zu und starb 24. April 1852 zu Baden-Baden. S. zeigt sich sowohl in seinen Übersetzungen wie in seinen eigenen Werken als ein Dichter, der die vollkommenste Herrschaft über die Sprache übt und dessen Geist eines freien und kühnen Schwungs fähig ist. Überall ist sein Ausdruck kräftig, feurig und edel, bei aller Kunst nie gesucht, vielmehr stets wahr und natürlich. Seine «Ljudmila» gibt den Russen Bürgers «Leonore» mit aller Schönheit des Originals wieder. Ebenso meisterhaft sind seine Übertragungen von Schillers «Jungfrau von Orléans», Byrons «Gefangenem von Chillon» und mehrern Goetheschen und Uhlandschen Balladen. Trotz seiner Neigung zur Romantik blieb ihm doch das Verständnis der klassischen Poesie keineswegs verschlossen, wie seine metrische Übersetzung der Odyssee beweist. Von seinen Originalgedichten verdienen noch «Světlana» und das russ. Nationallied «Bože, Carja chrani» Erwähnung. Eine Gesamtausgabe von S.s Schriften erschien 1849—50 (10 Bde.) in Petersburg (7. vollständige Ausg., nebst Briefwechsel, 6 Bde., 1878). Vgl. Seidlitz, «Wassilij Andrejewitsch S. Ein russ. Dichterleben» (deutsch, Mitau 1870; die Originalausgabe des russisch geschriebenen Werks, Petersb. 1883).

Shv. oder *Shw.*, bei naturhistor. Namen Abkürzung für George Shaw, geb. 1751, gest. als Konservator des Britischen Museums 1815.

Si, chem. Zeichen oder Symbol für Silicium.

Siahposch (Sijaposch), s. unter Kafirs.

Siak, Fluß in der östl. Hälfte der niederländ. Insel Sumatra in Hinterindien, entspringt unter 0° 85′ nördl. Br. und 100° 50′ östl. L. (von Green-

wich) vor dem Ostabhange des Barissangebirges, strömt anfangs in mehr östlicher, später in ostnordöstl. Richtung, um sich 1° 35′ nördl. Br. und 102° 25′ östl. L. in den südöstl. Eingang der Straße von Malakka zu ergießen. Das Stromgebiet des S. bildet den niederländ. Vasallenstaat des Sultans von Siak, welcher in politisch-administrativer Beziehung der niederländ.-ostind. Residentschaft Ostküste von Sumatra angehört. Der Staat Siak bildet mit der Landschaft Kota-Pinang die genannte Residentschaft, welche auf 19300 qkm etwa 150000 E. zählt und eingeteilt ist in das Eiland von Bangkalis, das eigentliche Siak, Labuan-Batu, Asahan und Deli.

Siam, Schan oder Thai, ein selbständiges, aus einer größern nördl. und einer kleinern südl. Hälfte bestehendes Reich in Hinterindien mit einem Areal von 726850 qkm. Die nördliche viereckige Hälfte von S. wird westlich von dem engl. Chefkommissariat Britisch-Birma, nördlich von dem Reiche Birma und der annamitischen Provinz Tongking, östlich von Annam, südlich von Kambodscha und dem Golf von S. begrenzt. Die südl. Hälfte bildet den nördl. Teil der Halbinsel Malakka und grenzt östlich an den Golf von S., südlich an die unabhängigen Malaienstaaten auf der genannten Halbinsel, westlich an den Golf von Bengalen und Britisch-Birma. Die nördl. Hälfte von S. oder Obersiam besteht zum Teil nur aus bergigem Lande, in dem sich zwei von Norden gegen Süden verlaufende Hauptketten unterscheiden lassen, die eine unweit der Grenze zwischen S. und Britisch-Birma, die andere mehr in der Mitte des Reichs, ostwärts von dem Flusse Menam, zum Teil aus niedrigen Diluvial- und Alluvialebenen. S. empfängt seine Bewässerung hauptsächlich aus drei, in der Richtung von Norden nach Süden laufenden, sehr beträchtlichen Strömen, nämlich dem einen Teil seiner Grenze gegen Britisch-Birma bildenden Salwën, dem Menam mit seinen bedeutenden Nebenflüssen in der Mitte von S. und dem die Grenze zwischen ihm und Annam bildenden Me-khong oder Kambodschaflusse. Der Boden von S. ist im allgemeinen außerordentlich fruchtbar und überreich an den wertvollsten Erzeugnissen aller drei Reiche. Die Fauna und Flora zeigen den spezifisch hinterind. Charakter. Hauptsäugetiere sind zahlreiche Affen, Elefanten, Rhinocerosse, Büffel, Tiger, Hirsche, wilde Schweine u. s. w. Von Erzeugnissen des Pflanzenreichs sind Pfeffer, Zucker, Tabak, Baumwolle, Reis, Zimt, Kardamomen, Gummigutti, Benzoë und andere Harze, verschiedene Farbe- und zahlreiche andere für die verschiedensten Zwecke nutzbare Hölzer hauptsächlich erwähnenswert.

Die auf 5750000 Seelen zu schätzende Bevölkerung besteht aus 2 Mill. eigentlichen Siamesen, 2 Mill. Laos, über 1 Mill. Malaien und Kambodier und etwas über ½ Mill. Chinesen als Handels- und Gewerbsleute in den Städten. Das herrschende Volk sind die der mongol. Rasse angehörenden Siamesen, welche sich selbst Thai, d. h. Freie nennen. Sie bilden mit den den Norden des Landes bewohnenden Laos (s. d.) eine nur durch Verschiedenheit des Dialekts gesonderte Nation. Die Siamesen sind Buddhisten und das Pali ist gelehrte Sprache bei ihnen. Die zahlreichen Priester, die Talapoinen, zeichnen sich durch Gelehrsamkeit aus und besitzen eine nicht unbedeutende Litteratur. Die Masse des Volks steht geistig niedrig. Der zur Malaiischen Halbinsel gehörende Teil von S. ist hauptsächlich von Malaien bewohnt, neben denen, besonders im Gebirge, noch einzelne wenig zahlreiche, Samang genannte Stämme von Negritos leben. Außerdem sind noch die wenig bekannten Tschong oder Xong im südöstlichen und die wilden Stämme der Kha im nordöstl. Teile zu erwähnen, die sich beide von der herrschenden Nation in Sitte und Sprache unterscheiden. Endlich finden sich in S. noch gegen 3000 Nachkommen portug. Kolonisten, welche die Sprache und Religion ihrer Väter bewahrt haben. Ein apostolischer Vikar ist ihr Vorsteher. Hindostanische und chines. Civilisation haben nur auf den vornehmern Teil der Bevölkerung von S. einigen Einfluß geäußert. Der auswärtige Handel konzentriert sich in Bangkok und ist fast ausschließlich in den Händen der Chinesen; die Einfuhr belief sich 1883 auf 21,3 Mill., die Ausfuhr auf 42,3 Mill. Mark. Hauptartikel der Einfuhr sind Reis, Zucker, Pfeffer, Sesam, Sappanholz, Häute, Teakholz, Kardamomen u. s. w. Die Handelsflotte besteht aus 42 nach europ. Muster gebauten Schiffen von 16000 t, darunter 3 Dampfer, und einer großen Anzahl kleinerer Schiffe einheimischer Bauart. Die Post ist seit 1884 in der Stadt Bangkok in europ. Weise organisiert; die Ausdehnung der Posteinrichtung auf das ganze Land ist (1886) im Werk. Zwei Telegraphenlinien führen von Bangkok nach Saigon und Tavoy.

Die Staatsverfassung, früher absolut-monarchisch, ist durch Entschluß des Königs vom 8. Mai 1874 einigermaßen beschränkt. S. hat nur einen König, denn der von den Europäern so genannte zweite König hat weder Einfluß auf die Regierung noch Anspruch auf die Titel «Majestät» und «König», obwohl sie ihm von den fremden Mächten gegeben zu werden pflegen. Der erste König übt die gesetzgebende Gewalt seit 1874 in Gemeinschaft mit dem großen Staatsrat und dem Senabadi genannten Ministerconseil aus. Wichtige Gesetze bedürfen der Zustimmung beider Faktoren, bei unwesentlichern Bestimmungen genügt die Entscheidung des Staatsrats. Dieser besteht aus dem ersten König als Vorsitzendem, den Ministern, welche jedoch kein Stimmrecht haben, 10—20 vom König ernannten Staatsräten, welchen die Bearbeitung der Gesetzesvorlagen zufällt, und sechs Prinzen des königl. Hauses. Das Königtum ist in beschränkter Weise erblich, indem der Ministerconseil in Gemeinschaft mit den Prinzen der vier höchsten Rangklassen den Nachfolger aus der Zahl der Söhne des Königs wählt. Die 41 Provinzen des Landes werden jede von einem Rat erster Klasse (Phraya) regiert. Hauptstadt ist Bangkok (s. d.). Die Einnahme des Königs ist auf höchstens 15 Mill. Mark zu schätzen, da der größte Teil der Einkünfte von den unbesoldeten Beamten unterschlagen wird. Eine geringe Streitmacht von etwa 2000 Mann, von europ. Offizieren eingeübt, steht dem König zur Verfügung; alle männlichen Einwohner sind nach zurückgelegtem 21. Lebensjahre zum Dienst verpflichtet. Die Flotte besteht aus 2 Schraubensloops mit 18 und 6 Kanonenbooten mit 23 Kanonen. Das Reichssiegel zeigt einen fliegenden Drachen; die Flagge ist rot mit goldener Sonne. Es bestehen vier Orden: der Stern der neun Edelsteine (religiös, nur für Buddhisten), der Orden des

weißen Elefanten, der Kronenorden und der Orden Chulachonclao.

Die ältere Geschichte S.s ist wenig bekannt. Hauptmomente darin bilden die Einführung des Buddhismus und mit ihm die ersten Elemente einer höhern Kultur aus Vorderindien, wie man glaubt 638 n. Chr., wahrscheinlich aber schon viel früher. Von wichtigen neuern Ereignissen sind erwähnenswert: die Unterwerfung S.s unter die Herrschaft von Pegu 1556; die Befreiung S.s von Pegu durch Phra-Naret 1579; die Ausrottung der Dynastie desselben durch den Minister Kalahom, der als Phrachao-Phrasat-thong den Thron bestieg; die Ankunft franz. Missionare und der durch einen Griechen, Konstantin Faucon, welcher ehrgeizige Pläne verfolgte, plötzlich ins Wunderbare gestiegene, zu mehrern gegenseitigen Gesandtschaften führende Einfluß der Franzosen (1657); der durch Phra-Phetrassa bewirkte Aufstand, in welchem Faucon 1682 zu Grunde ging, die Ausrottung des Königshauses und die einander folgenden Eroberungen des Reichs, sowie die völlige Zerstörung der Hauptstadt Ajuthia durch die Birmanen 1767; endlich die Vertreibung der Birmanen durch einen in S. geborenen Chinesen Phaya-Tak 1767, welcher den Staat von S. wiederherstellte, 1782 aber von Chakkri, einem seiner Feldherren, ermordet wurde, der nun eine neue Dynastie begründete und die Residenz nach Bangkok verlegte. Chakkris Nachfolger führten häufige Kriege mit den Birmanen. Einer seiner Urenkel, Chrom-Chiat oder Kroma-Mom-Tschit, kam 1824 durch Usurpation auf den Thron, eroberte 1829 Laos und ließ dessen Königsfamilie hinrichten. Grausam gegen seine Unterthanen, war er auch ein Feind der Fremden. Als er Anfang 1851 erkrankte, riet ihm sein Minister Chow-Phya-Sri-Sury-Wongse, keinen seiner zwölf illegitimen Söhne, sondern den Sprößling der verdrängten Dynastie zum Nachfolger zu ernennen. Diesen letztern ließ der Minister, als der König 8. Aug. 1831 gestorben war, auch wirklich als König ausrufen, ohne daß die Großen des Reichs sich dagegen erhoben. Der neue König, Khan-Fa-Mongkut, war den Engländern und Nordamerikanern sehr freundlich gesinnt, starb aber bereits 1852. Nun folgte sein Bruder Sombet-Phra-Pawarander-Maha-Mongkut, der das gute Einvernehmen mit den Fremden fortsetzte und mit den meisten seefahrenden Nationen Handelsverträge abschloß. Kurz vor seinem Tode 30. Sept. 1868 veranlaßte derselbe den Ministerconseil, Chow-Fa-Chula-Longkorn zum König zu wählen, welcher auch 1. Okt. 1868 den Thron bestieg. Während seiner Minderjährigkeit (bis 16. Nov. 1873) war Chow-Phya-Sri-Sury-Wongse Regent. Dieser, sowie der König waren seitdem fortwährend bemüht, der europ. Kultur Eingang in S. zu verschaffen.

Vgl. Bastian, «Die Völker des östl. Asien» (Bd. 3: «Reisen in S.», Jena 1867); Scherzer, «Fachmännische Berichte über die österr.-ungar. Expedition nach S., China und Japan» (Stuttg. 1872); Bock, «Im Reiche des weißen Elefanten» (deutsch von Schröter, Lpz. 1885).

Siam (Golf von), eine große, mit der Mitte ihrer Wasserfläche unter 10° südl. Br. und 103° östl. L. (von Greenwich) gelegene Meeresbucht in Hinterindien. Dieselbe wird gegen Westen von der zu Siam gehörenden Ostküste der Halbinsel Malakka, gegen Norden und Nordosten ebenfalls von Siam, gegen Südosten aber von Kambodscha und Cochinchina begrenzt.

Siamang, s. unter Gibbons.

Siamesische (Siamische) **Sprache**, von den Eingeborenen das Thai genannt, ein wesentlich einsilbiges Idiom Hinterindiens, mit den Sprachen Chinas verwandt, so wie diese mindestens vier verschiedener Stimmbiegungen seiner Grund- oder Stammwörter fähig, aber auch gleich dem Chinesischen durch Verbindung zweier derselben viele Begriffe unterscheidend. In der dem ind. Pali nachgebildeten Buchstabenschrift werden mehrsilbige Fremdwörter zum Teil verstümmelt. Der höhere Bücherstil entbehrt nicht geschmackloser Überladung und anwidernder Demutsphrasen. Eine gute Sprachlehre des Thai schrieb Ewald (Lpz. 1881), ein reichhaltiges Wörterbuch Pallegoix (Par. 1854). In zwei akademischen Abhandlungen (Berl. 1856 u. 1859) hat W. Schott über das Thai in Verbindung mit andern Sprachen derselben Klasse gehandelt.

Siamesische Zwillinge, s. u. Zwillinge.

Sibbern (Frederik Christian), dän. Philosoph, geb. zu Kopenhagen 18. Juli 1785, studierte zu Kopenhagen die Rechte und Philosophie, unternahm dann eine Reise durch Deutschland, auf der er viel mit Steffens verkehrte, und erhielt 1813 den philos. Lehrstuhl in Kopenhagen. Im J. 1866 in Ruhestand versetzt, starb er 16. Dez. 1872. Als philos. Schriftsteller trat S. zuerst mit einer «Psychologie» (2 Bde., 1819—28) hervor, deren zweiter Teil auch unter dem Titel «Psych. Pathologie» besonders erschien. Eine neue Bearbeitung erschien unter dem Titel «Psychologie, eingeleitet durch Biologie» (1849). Ferner schrieb er «Über die Liebe» (1819; neue Aufl. 1859), «Über Erkenntnis und Beurteilung» (1822) und «Über Begriff, Natur und Wesen der Philosophie» (1843). Die «Hinterlassenen Briefe des Gabrielis» (1826) enthalten die Darstellung eines jugendlichen, in unerwiderter Liebe befangenen Gemüts, das durch Religiosität sich zu ermannen strebt. Hieran schlossen sich die «Logik als Denklehre vom Standpunkte des intelligenten Wahrnehmens in analytisch-genetischer Darstellung» (2. Aufl., 1835), die Schrift «Über Poesie und Kunst» (Tl. 1, 1834; Tl. 2, 1853), die Untersuchungen «De praeexistentia, genesi et immortalitate animae humanae» (1823). Zu seinen spätern Schriften gehören: die «Spekulative Kosmogonie nebst Grundlage einer spekulativen Theologie» (1846), «Über das Verhältnis zwischen Körper und Seele u. s. w.» (1849), «Aus den Briefen des Gabrielis nach und aus der Heimat» (1853). In seiner letzten Schrift «Mitteilungen aus dem Inhalte einer Schrift vom Jahre 2135» (I—III, 1858—72) entwickelte er seine religiösen und sozialen Ideen.

Sibiń (spr. Sibinj), slaw. Name von Hermannstadt. Sibinjanin Janko, d. i. Johann von Hermannstadt, der Name Johann Corvinus Hunyadis in den serb. Volksliedern; in den bulgar. Volksliedern heißt er Jankula.

Sibirien, russ. Sibir, ein zu Rußland gehöriges Land, welches im Süden vom Altai und den damit zusammenhängenden Bergketten, im Westen vom Ural umgürtet, seine Hauptabdachung nordwärts nach dem Eismeer und nordöstlich nach dem Kamtschattischen und Ochotskischen Meerbusen hat. Es zählt (1885) auf 12495109,5 qkm

4093535 E. und zerfällt in Westsibirien (2229947,4 qkm mit 2417916 E.) mit den Gouvernements Tobolsk und Tomsk und in Ostsibirien (10265162,1 qkm mit 1675619 E.), aus den Gouvernements Jenisseisk, Irkutsk, Transbaikalien und Jakutsk und dem Amur- und Küstengebiet bestehend. (Vgl. die Karte: Nord- und Mittelasien, Bd. II, S. 54.)

Das Klima ist rauh und wird nur im Süden an der Grenze von Russisch-Centralasien, am Altai und im Amurgebiet gemäßigter. Die kälteste Zone mit mittlerer Jahrestemperatur von −12° C. umschließt die Mündungen der Anabara und der Indigirka und reicht ins Innere fast bis Jakutsk. Im Winter fällt das Thermometer bis −41° C., im Sommer steigt es bis +17° C. Ungeheuere Räume des Nordens starren in stetem Eise und ein nie oder nur spärlich auftauender Schnee, sowie eine endlose Morastfläche oder Tundra deckt die Gegenden von 62—78° nördl. Br. Viel günstiger ist das Klima Südsibiriens, wo zwar die Winter auch streng, aber kürzer sind und schon im März der Schnee schmilzt. Im höhern Norden wird das kleinste vierfüßige Tier, die jenisseische Spitzmaus, gefunden und mitten unter verschütteten Wäldern von Eichen und andern Bäumen das größte, das fossile Mammut. Die westl. und südl. Gebirge liefern reichlich Gold, besonders in den Goldsandlagern am Altai, welche in neuester Zeit diejenigen des Ural noch übertroffen haben. Der Ertrag an gediegenem Gold belief sich (1882) auf 1749 Pud (zu 16 kg), an Platina 249 Pud, an Silber 446 Pud, Kupfer 4041247 Pud, an Eisen 18151810 Pud, an Zink 2857918 Pud, an Steinkohlen etwa 70 Mill. Pud, an Naphtha ungefähr 1½ Mill. Pud, an Kochsalz gegen 30 Mill. Pud, auch wurde Zinn in geringer Quantität gewonnen. Bedeutende Graphitlager sind vorhanden am untern Jenissei bei Turuchansk. Die Graphitbergwerke Aliberts, aus welchen auch die Fabersche Fabrik in Stein ihr Material bezieht, liegen am 2500 m hohen Batogolberge, westlich von Irkutsk. Das südliche S. ist fruchtbar, und man erntet bis zu 60° nördl. Br. Omsk, Tomsk und Tobolsk sind als Kornkammern Rußlands und besonders der nördl. Gouvernements zu betrachten. Unter den Riesenströmen des Landes zeichnen sich besonders aus der Ob (s. d.) oder Oby, der Jenissei (s. d.) und die Lena (s. d.). Daneben gibt es Küstenströme, wie Taz, Khatanga, Anabara, Olenek, Jana, Indigirka, Kolyma, Anadyr, die reiche Wasserfülle besitzen. Von dem gewaltigen Amur (s. d.), der ins Ochotskische Meer mündet, bildet der obere Lauf die Grenze gegen das chines. Reich, während der untere Lauf ganz im russ. Gebiet fließt. Unter den Seen ist der größte der Baikalsee (s. d.). Die Seen sind, wie die Flüsse, reich an Fischen. Auch gibt es viele Salzseen in den Steppen. Die Gebirge liefern außer den Erzen schönes Holz, im Norden Tannen- und Lärchen-, im Süden Cedern- und Laubholz; ferner Wild- und kostbares Pelzwerk, indem sich in den Urwäldern S.s viele in Europa nicht gewöhnliche Tiere, z. B. Zobel, Hermeline, schwarze Füchse u. s. w., finden. Die Felle der Zobel und Füchse werden zum Teil von den zinsbaren Nationen als Tribut an die Regierung abgeliefert. Die allernördlichsten Gegenden sind völlig kahl und baumlos oder tragen nur verkrüppelte Sträucher. Hier herrscht in den Wintern Kälte, die nicht selten auf 50—55° C. steigt: doch ist der Sommer dagegen ungewöhnlich warm und die Luft stets rein und gesund. Fischfang und Jagd bilden hier den einzigen Erwerbszweig. Erst von 60° nördl. Br. südwärts tritt Ackerbau und Viehzucht neben etwas Industrie, z. B. Lederbereitung, Talgsiederei, Glasfabrikation, ein. Unter S.s Gold- und Silberbergwerken ist das Silberbergwerk von Nertschinsk (s. d.) das bedeutendste.

Die Gesamtbevölkerung S.s umfaßt etwa 2800000 Russen (wovon 1700000 in Westsibirien), 24000 Ostjaken, 4500 Wogulen, 10000 Samojeden, 66400 Tungusen, 13500 Sojoten (tatar. Finnen), 19000 Kalmücken, 208000 Buräten, 62000 sibir. Tataren, 25000 Karakirgisen, 61000 Kirgis-Kaisaken, 8500 Bucharen, 80000 Jakuten, 3100 Chinesen, 3000 Japaner, 3500 Koreaner, 7000 Tschuktschen, 4500 Korjäken, 2000 Kamtschadalen, 8000 Ainos, 6000 Giljaken, 1000 Jukahiren und 1000 Jenissei-Ostjaken. Griech. Erzbistümer bestehen drei: Tobolsk, Irkutsk und Kamtschatka. Die Verbannten, etwa 150000, unterliegen, mit Ausnahme der zu den Zwangsarbeiten in Bergwerken Verurteilten, keinem andern Zwange, als daß sie unter Aufsicht stehen. Die Schuleinrichtungen sind noch ungenügend; es bestehen 5 Gymnasien, 3 Progymnasien, 4 Realschulen, 4 Lehrerseminare, 12 höhere Mädchenschulen; in Tomsk soll (1886) eine sibirische Universität gegründet werden. Eine Telegraphenlinie durchzieht S. seit 1871 seiner ganzen Länge nach und setzt sich bis Peking fort. Eisenbahnen sind projektiert und bereits wurde 1885 die Bahnstrecke von Jekaterinburg bis Tjumen dem Verkehr übergeben. Die ersten nähern Nachrichten über einige Teile dieses kolossalen Landes erhielten die Russen im 16. Jahrh. durch den Kaufmann Anika Stroganow; den Grund zur Eroberung legte ein unruhiger Kosakenhäuptling, Jermak Timofejew. Da dieser zu schwach war, sich zu behaupten, so schickte er Abgeordnete nach Moskau, um dem Zaren Iwan Wassiljewitsch dem Schrecklichen seine Eroberung anzubieten, und so kam nach unbedeutenden Kriegen mit dem dortigen Tatar-Chan gegen Ende des 16. Jahrh. Westsibirien unter die Herrschaft Rußlands, dessen Regenten 1563 den Titel Zar von S. annahmen. Die russ. Kosaken drangen 1600 auch nach Ostsibirien vor, erschienen 1627 an der Angara und 1633 in Kamtschatka, 1646 an dem Baikalsee. Dem Scharfblicke Peters I. entging die Wichtigkeit dieser Provinz nicht, und es wurden unter seiner Regierung verschiedene Fabriken und Hüttenwerke angelegt. Durch häufige Niederlassungen geborener Russen und durch Verwiesene stieg die europ. Bevölkerung. Die Russen siedelten sich namentlich in den Flußthälern Westsibiriens an, während die Kosaken eine Postenkette vom Ural bis zum Großen Ocean an der Südgrenze des Landes bilden. Ein Gouvernement S. mit der Hauptstadt Tobolsk wurde 1708 errichtet, das 1806 zu einem Generalgouvernement erhoben und 1822 in Ost- und Westsibirien geteilt wurde. Das Amurland wurde 1858, die Insel Sachalin 1875 erworben, dagegen 1875 die Kurilen an Japan abgetreten. Um die Erforschung S.s haben sich in neuerer Zeit besonders die Russen selbst verdient gemacht. Zu nennen sind die Reisenden Fuß mit Feodorow und Lessing, Wrangell, Ledebur, Bunge, Turtschaninow, Politow, Gebler, Helmersen, Karelin, Bulitschew, Middendorff, Semenow, Schrenk, Radde, Maak u. a.;

die ethnographischen Verhältnisse sind besonders durch Castrén, Böthlingk und Schiefner aufgeklärt worden. Von deutschen Forschern sind Erman (s. d.) und A. von Humboldt (1829, mit Ehrenberg und Rose), außerdem der Norweger Hansteen und der Engländer Atkinson zu nennen. In neuester Zeit sind die Lena-Expedition Czekanowskis (1875), die westsibir. Expedition von Brehm, Finsch und Graf Waldburg-Zeil (1876) und die Umschiffung der Nordküste durch Nordenskiöld (1878—79) hervorzuheben. Ausgangspunkt für die Erforschung S.s bieten die 1851 zu Irkutsk gegründete ostsibir. und die 1877 zu Omsk gegründete westsibir. Abteilung der kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft.

Litteratur. Kohn und Andree, «S. und das Amurgebiet» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1876); Sachot, «La Sibérie orientale» (Par. 1875); «Sammlung histor.-statist. Nachrichten über S. und die Grenzländer» (russ., Bd. 1, Petersb. 1875); Lankenau und Oelsnitz, «Das heutige Rußland» (Bd. 2: «Bilder und Schilderungen aus allen Teilen des Zarenreichs in Asien», Lpz. 1877); Lansdell, «Through Siberia» (4. Aufl., Lond. 1883; deutsch von Müldener, 2 Bde., Jena 1882); Joest, «Aus Japan nach Deutschland durch S.» (Köln 1882); Gilder, «Ice-Pack and Tundra» (Lond. 1883; deutsch unter dem Titel: «In Eis und Schnee», Lpz. 1883).

Sibirienne, tuchartiges Gewebe, s. Düffel.

Sibirische Pest, s. Milzbrand.

Sibirit, s. Turmalin.

Sibirjakow (Alexander), Goldwäscher und Handelsunternehmer, geb. in Sibirien, erhielt seine Ausbildung auf der Universität zu Petersburg und im Polytechnikum zu Zürich und ist als sehr vermögender Mann bekannt durch seine gemeinnützigen Unternehmungen. So wurde durch ihn Dampfschiffahrt auf den großen Flüssen Sibiriens eingerichtet und eine Wasserverbindung zwischen dem Ob und der Petschora projektiert. Wissenschaftliche Expeditionen in Sibirien werden von ihm kräftig unterstützt, namentlich war er der Reise Nordenskiölds in jeder Beziehung förderlich. Persönlich beteiligte sich S. an zwei Expeditionen, nämlich zur Mündung des Jenissei und an die Angara, deren Ausrüstung man nur ihm zu verdanken hat. Ihm zu Ehren wurde die Insel, welche vor der Mündung des Jenissei im Nördlichen Eismeer, 79° östl. L. von Greenwich und etwa 73° nördl. Br. liegt, die Sibiriakow-Insel genannt.

Sibka-Paß, auch Cipka-Paß, ein im Russisch-Türkischen Kriege von 1877 und 1878 berühmt gewordener Balkanpaß, s. Schipka-Paß.

Sibth., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für John Sibthorp, geb. zu Oxford 1758, Professor der Botanik daselbst, gest. 1796.

Sibylla, der 168. Asteroid, s. unter Planeten.

Sibylle (christliche). Unter dem Namen der fabelhaften röm. Wahrsagerin S. sind eine Anzahl teils jüdischer, teils altchristlicher Schriftstücke aufbewahrt, welche als ein heidnisches Seitenstück zur hebr. Prophetie Weissagungen über die Geschichte Israels und des Gottesreichs, zum Teil mit deutlichen Andeutungen auf zeitgenössische Ereignisse enthielten. Von diesen angeblichen Weissagungen, auf welche sich schon im 2. Jahrh. christliche Schriftsteller ganz naiv beriefen, ist eine in 14 (12) Briefe geteilte Sammlung von Stücken aus sehr verschiedenen Zeiten erhalten. Dieselben sind in schlechten Hexametern verfaßt und bieten der Geschichtsforschung große Schwierigkeiten dar. Sie wurden von Friedlieb (Lpz. 1852) und Alexandre (2. Aufl., 1869) herausgegeben. Untersuchungen wurden von Thorlacius, Bleek, Lücke, Hilgenfeld, Ewald, Badt, Dechent und andern veranstaltet.

Sibyllen nannten die Griechen Frauen, welche, von Begeisterung ergriffen, geweissagt haben sollen. Ansätze zu den Sagen von S. finden sich zuerst in der Sage von Kassandra. Lange Zeit sprach man nur von einer Sibylle; später nahm man bald mehr, bald weniger, bis zu 12 S. an, die in verschiedenen Orten und Ländern heimisch gewesen sein sollten. In Italien erzählte man von der S. von Cumä und Tibur. Vgl. Maaß, «De Sibyllarum indicibus» (Greifsw. 1879). Die Cumäische S. bot der Sage nach dem röm. König Tarquinius Superbus neun Rollen (Sibyllinische Bücher) ihrer Weissagungen zum Kauf an und warf, als dieser den geforderten Preis zu hoch fand, drei und wiederum drei Rollen ins Feuer, bis der König für die drei letzten die anfangs für alle neun verlangte Summe zahlte. Diese «Libri Sibyllini» wurden in Rom als heiliges Gut im capitolinischen Tempel unter Aufsicht einer eigenen, anfangs aus 2, seit dem J. 367 v. Chr. aus 10, seit Sulla aus 15 Mitgliedern bestehenden priesterlichen Behörde (s. Decemviri) aufbewahrt und durften nur auf ausdrücklichen Befehl des Senats befragt werden. Im J. 83 v. Chr. wurde die ältere Sammlung mit dem Tempel ein Raub der Flammen. Man sandte deshalb Boten aus, besonders nach Kleinasien, um das, was in Tempeln des Apollo oder sonst an sibyllinischen Sprüchen aufzutreiben war, zusammenzubringen, woraus dann eine neue Sammlung in mehrern Büchern hergestellt wurde. Augustus ließ eine strenge Sichtung derselben vornehmen, wobei vieles Verdächtige ausgeschieden und verbrannt wurde; die als echt anerkannten Sprüche wurden nun in den Tempel des palatinischen Apollo versetzt und blieben dort ein Gegenstand gläubiger Verehrung bis Anfang des 5. Jahrh. n. Chr., wo Stilicho sie verbrennen ließ.

Erhalten ist noch unter dem Titel «Sibyllinische Sprüche» eine aus verschiedenartigen, teils jüd., teils christl. Bestandteilen verschiedener Zeiten zusammengesetzte Sammlung von Weissagungen in griech. Versen, die am vollständigsten und besten herausgegeben ist von Alexandre (mit lat. Übersetzung, 2 Bde., Par. 1841—56) und von Friedlieb (mit deutscher Übersetzung, Lpz. 1852). Vgl. Volkmann, «De oraculis sibyllinis dissertatio» (Lpz. 1853); Ewald, «Abhandlung über Entstehung, Inhalt und Wert der Sibyllischen Bücher» (Gött. 1858); Bouché-Leclercq, «Histoire de la divination dans l'antiquité» (4 Bde., Par. 1879—82).

Sicard (Roch Ambroise Lucurron, Abbé), verdient um den Taubstummenunterricht, geb. zu Fousseret bei Toulouse 28. Sept. 1742, machte seine Studien in Toulouse, wurde dann in Bordeaux Kanoniker und bald nachher Mitglied der Akademie und des Museums. Hier begründete er eine Anstalt für Taubstumme und hatte das Glück, sich an dem taubstummen Jean Massieu einen ausgezeichneten Mitlehrer zu erziehen. Als der Abbé de l'Epée 1789 starb, ward er an dessen Taubstummenanstalt nach Paris berufen. Doch trotz seiner gemeinnützigen Wirksamkeit sah sich S. während der Revolution verfolgt, wurde eingesperrt und entging den Septembermetzeleien nur durch Zufall. Kaum gerettet,

hatte er den Mut, sich aufs neue an die Spitze seiner Anstalt zu stellen, ward aber nach dem 18. Fructidor (1797) als Herausgeber der «Annales catholiques» zur Deportation nach Cayenne verurteilt, von wo er jedoch entfloh. Später wurde er Mitglied des Instituts bei dessen Gründung und 1816 der Französischen Akademie. Er starb 10. Mai 1822. Unter seinen Schriften ist die «Théorie des signes pour l'instruction des sourds-muets» (Par. 1808; neue Aufl. 1828) hervorzuheben.

Siccard von Siccardsburg (Aug. von), österr. Architekt, geb. zu Wien 6. Dez. 1813, besuchte das Gymnasium zu Melk und das Polytechnische Institut zu Wien und wurde 1835 als Assistent an die Lehrkanzel für Baukunst des Polytechnischen Instituts berufen. Von gleichem Eifer für die Hebung des damals auch in Österreich tief gesunkenen Fachs der Architektur erfüllt, vereinigte er sich mit E. van der Nüll (s. d.), mit dem er bis zum Tode nicht allein durch persönliche Freundschaft, sondern auch durch gemeinschaftliche Ausführung von architektonischen Werken so innig verbunden blieb, daß die öffentliche Thätigkeit beider Künstler zusammengestellt werden muß. Nachdem S. mit van der Nüll 1839—44 Italien bereist und nach der Rückkehr in Wien zum Professor an der Kunstakademie ernannt worden, begannen beide ihre Kunstthätigkeit mit dem Bau des Carl-Theaters und des Sophienbadsaals, bei welcher Gelegenheit sie auch ihr Talent für Dekoration zur Geltung zu bringen wußten und die Ideale des Renaissancestils anstrebten. Es folgten dann seit 1818 das Projekt zum Arsenal, 1852 der Bau der Wiener-Neustädter Militärakademie und 1860—66 das neue Opernhaus zu Wien. Dieser letzte Bau absorbierte ihre ganze geistige Kraft. S. fiel zumeist das konstruktive Element des Baues zu, während van der Nüll das dekorative übernahm. Mit diesem Prachtbau wurden beide die Gründer der Epoche der neuern wiener Bauthätigkeit. S. starb zu Wien 11. Juni 1868.

Siccativ oder **Trockenöl** ist ein sehr dicker bleihaltiger Leinölfirnis, welchen man den zum Anstreichen dienenden, mit gewöhnlichem Ölfirnis angemachten Ölfarben behufs schnellern Trocknens beimischt. In neuerer Zeit wendet man hierzu ein mit Manganoxyd bereitetes S. oder einen Zusatz von borsaurem Manganoxydul an.

Sichel, Form der Monochasien, s. unter Blütenstand.

Sichel heißt ein Werkzeug zum Abschneiden von Getreide oder Gras und Futter mit der Hand, das aus einer halbrund gebogenen, in eine Spitze auslaufenden Stahlklinge mit Handgriff besteht. (Abbildungen s. auf Tafel: Landwirtschaftliche Maschinen und Geräte I, Fig. 19 u. 20.) Zuweilen, wie bei den englischen S., ist die Schneide fein gezahnt. Die S. ist eins der ältesten Kulturgeräte und vorhistor. Exemplare aus Bronze sind in vielen Museen zu finden. Die Arbeit damit ist anstrengend und langwierig, hat daher im größern Betrieb längst derjenigen mit der Sense (s. d.) oder neuerdings mit der Mähmaschine Platz gemacht. — Sichte, Hausichte, am Niederrhein Sichet, heißt ein Handgerät zum Abhauen des Getreides, das in der Mitte zwischen S. und Sense steht; es hat das Blatt der letztern, aber kürzer, und einen nur armlangen Wurf (Stiel). Die Sichte, nur auf dem nordwesteurop. Kontinent verbreitet, wird mit der rechten Hand im Schwunge von oben nach unten geführt, während der Arbeiter mittels eines eisernen Hakens in der Linken die Getreidehalme zusammenfaßt. (S. Taf. I, Fig. 21 u. 22.) In geübten Händen leistet sie Besseres als S. und Sense, ermüdet aber auch weit mehr.

Sichelburg, altes verfallenes Bergschloß in der ehemaligen kroat. Militärgrenze (Bezirk Szluin); hier fanden um 1535 die ersten Ansiedelungen der aus Serbien vor den Türken geflüchteten serb. und kroat. Familien (Uskoken genannt) statt, welche den Kern des nachherigen Militärgrenz-Instituts bildeten. Das Gebiet von Sichelburg (die sichelburger Oberhauptmannschaft) gehört eigentlich zu Krain, wie dies eine kaiserl. Instruktion vom 27. Mai 1665 ausdrücklich hervorhebt. Vgl. Schwicker, «Geschichte der österr. Militärgrenze» (Wien u. Teschen 1883).

Sichelschnabel (Ibis falcinellus) heißt ein brauner, auf Rücken und Flügeln metallisch grüner Ibis (s. d.) Nordafrikas und Südosteuropas, der sich bisweilen nach Deutschland verfliegt.

Sichelwagen, s. unter Wagen.

Sichem, nach der hebr. Bedeutung des Wortes eine an der Schulter, d. h. an der Wasserscheide gelegene Ortschaft, ist der Name einer uralten Stadt des mittlern Palästina, welche schon als vor der Einwanderung Abrahams vorhanden erwähnt wird und sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Die Lage in dem quellreichen und gesegneten Hauptpasse des palästinensischen Hochlandes zwischen den Bergen Ebal und Garizim verlieh S. eine vorwiegende Bedeutsamkeit in dem Gebiete des Reiches Samarien. Doch war es zur Verteidigung wenig geeignet und diente den Königen von Israel nur kurze Zeit zur Residenz. In nachexilischer Zeit wurde S. die Hauptkultusstätte der Samaritaner. Von Vespasian im jüd. Kriege zerstört, wurde es unter dem Namen Neapolis wieder aufgebaut und folgte nach seiner Einverleibung in das röm. Weltreich dem allgemeinen polit. Schicksal Syriens. Gegenwärtig heißt die Stadt Nablus (s. d.).

Sicheres oder **Freies Geleit** (Salvus conductus), s. Geleit.

Sicherheitsdienst umfaßt diejenigen Anordnungen, welche getroffen werden, um Truppen, welche augenblicklich nicht gefechtsbereit sind, entweder zur Erleichterung des Marsches oder weil sie im Zustande der Ruhe sich befinden, gegen feindliche Unternehmungen so lange zu sichern, bis sie sich gefechtsbereit gemacht haben. Der S. zerfällt daher in den S. auf dem Marsche und den während der Ruhe; ersterer wird Marschsicherungsdienst, letzterer Vorpostendienst genannt. (Vgl. Avantgarde, Arrièregarde, Seitendeckung, Seitendetachement, Vorposten.)

Sicherheitshahn (frz. robinet de sûreté, engl. safety-tap), bei Dampfmaschinen ein am Cylinder angebrachter Hahn zum Ablassen des durch Kondensation des Dampfes gebildeten Wassers.

Sicherheitskessel, Dampfkessel, welche aus vielen Röhren von kleinem Querschnitt und mit im Verhältnis zu diesem sehr starken Wänden bestehen, weshalb sie der Gefahr einer Explosion weniger als die aus weiten Gefäßen bestehenden ausgesetzt sind. (S. unter Dampfkessel.)

Sicherheitslampen nennt man Laternen, welche zur Beleuchtung solcher Räume bestimmt sind, in denen sich explodierende Gasarten oder sog. schlagende Wetter, namentlich Kohlenwasserstoffe, entwickeln und der Luft, unter Bildung von Knallluft

beimischen können, also vorzüglich in Steinkohlengruben und Salzbergwerken, ferner in Magazinen und Kellern, in welchen leicht entzündliche Gegenstände, wie Schießpulver, Alkohol, Äther, Petroleum u. s. w. aufbewahrt werden. Die erste Lampe dieser Art wurde von H. Davy Ende 1815 angegeben. Sie gründete sich darauf, daß eine Flamme durch ein kleinlöcheriges feines Drahtnetz nicht hindurchbrennen kann, weil die dünnen Metallfaden als vorzügliche Wärmeleiter der Flamme die Wärme rasch entziehen und dieselbe so abkühlen, daß sie außerhalb des Drahtgeflechtes erlischt. Im Innern besitzt die S. eine Öllampe, welche in einem cylindrischen oben und unten geschlossenen Gehäuse von Drahtgewebe brennt. Diese Lampe war lange in den Kohlengruben ausschließlich in Gebrauch und hat die früher sehr häufigen Explosionen sehr vermindert, aber nicht ganz verhütet. Man hat daher neuerdings mehrere Abänderungen angegeben, welche alle darauf hinauslaufen, den Teil der Lampe, wo sich die leuchtende Flamme befindet, aus Glas zu konstruieren, die Luftcirkulation aber nur durch Öffnungen stattfinden zu lassen, welche gegen das Durchbrennen nach obigem Prinzip geschützt sind. Hierher gehören unter andern die Lampen von Upton und Roberts in England, von Dumenil, von Laurent, von Dubrulle und Combes in Frankreich und von Mueseler in Belgien. Sie sind teuerer und komplizierter, zum Teil viel zerbrechlicher als die Davysche. Am einfachsten sind noch die Konstruktionen von Mueseler und Combes. Seit es geglückt ist, transportable elektrische Glühlämpchen herzustellen, hat man auch versucht, solche als S. zu benutzen; hierher gehören die elektrischen S. von Woodhouse und Rawson, Trouvé u. a.

Sicherheitsnadel, in der gewöhnlichsten Form eine aus umgebogenem Draht bestehende Nadel, deren Spitze sich in eine hakenartige Hülse einlegt. (S. u. Nadeln. Vgl. auch Brosche und Fibula.)

Sicherheitspapier (frz. papier de sûreté, engl. safety-paper), ein für Dokumente und andere wichtige Schriftstücke bestimmtes Papier, mit Zusatz von Chemikalien bereitet, welche die etwaige Zerstörung der Schriftzüge durch eine hierbei entstehende, resp. verschwindende Färbung erkennbar machen sollen. (Vgl. Pflanzenfaserpapier.)

Sicherheitsröhre (frz. tube de sûreté, engl. safety-tube), an Apparaten, in denen sich Gase entwickeln, eine Vorrichtung, um bei Verstopfung des Gasableitungsrohres das Zerspringen des Apparats zu verhindern oder bei plötzlich nachlassendem Druck zur Wirkung zu gelangen.

Sicherheitsschlösser (frz. serrure de sûreté, engl. safety-lock), Schlösser, die durch eigentümliche Konstruktion Schutz gegen unbefugtes Öffnen gewähren sollen. (S. unter Schloß, S. 411[b].)

Sicherheitsschränke, feuer- und diebessichere Behälter zur Aufbewahrung von Wertgegenständen. (S. unter Geldschränke.)

Sicherheitsventil (frz. soupape de sûreté, engl. safety-valve), bei Dampfkesseln ein nach außen aufschlagendes Ventil, welches gerade so stark belastet ist, daß es, sobald der zulässige Dampfdruck überschritten wird, sich öffnet und Dampf austreten läßt.

Sicherheitszündhölzchen, s. unter Zündhölzer.

Sicherung des Beweises. Zur S. kann auf Parteigesuch Augenschein stattfinden, Vernehmung von Sachverständigen, Zeugen, wenn der Verlust des Beweismittels zu besorgen ist (z. B. Tod eines Zeugen), oder doch Erschwerung ihrer Benutzung, oder wenn der Gegner zustimmt; sogar einem unbekannten Gegner gegenüber ist Beweissicherung möglich, wenn glaubhaft ist, daß der Beweisführer ohne sein Verschulden den Gegner nicht bezeichnen kann. Zur Benutzung des Protokolls über die Beweisaufnahme sind beide Teile berechtigt. Das Nähere s. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 447 fg.

Sicht bezeichnet im Wechselwesen die Kenntnisnahme von einem Wechsel oder einer Anweisung mittels dessen Durchlesung seitens des Bezogenen. Der Zeitpunkt der S. dient häufig zur Bestimmung der Verfallzeit, indem viele Wechsel zahlbar »auf Sicht« (ital. a vista, franz. à vue, engl. at sight), d. h. unmittelbar nach der ersten Vorzeigung beim Bezogenen (Sichtwechsel im engern Sinne), oder eine gewisse Zeit (von Tagen, Wochen, Monaten) »nach Sicht« ausgestellt werden. Bei Wechseln der letztern Friststellung, sog. Zeitsichtwechseln, läßt sich der Verfalltag nicht eher feststellen, als bis der Bezogene sie gesehen und diesen Umstand durch einen datierten Vermerk auf dem Dokumente beglaubigt hat, welcher Vermerk gewöhnlich in der Erklärung der Annahme (Acceptation) des Wechsels besteht. (S. Wechsel.)

Sichtmaschine, in der Mehlfabrikation (s. d., Bd. XI, S. 582[b]) eine mechan. Vorrichtung zur Sonderung der gröbern und feinern Mahlprodukte.

Sichtwechsel, s. unter Sicht.

Siciliane, eine aus Sicilien stammende lyrische achtzeilige Strophe von der Reihenfolge abababab, von der Stanze (abababcc) demnach durch Festhaltung zweier Reime unterschieden. In ihrer Heimat wird diese Strophe meist zu kleinen Liedern einzeln verwendet und in einer eigenen Sangweise vorgetragen. In das Deutsche hat sie hauptsächlich Rückert eingeführt.

Sicilianische Vesper, s. Sicilische Vesper.

Sicilien (ital. und lat. Sicilia, griech. Sikelia, franz. Sicile, engl. Sicily), die größte, fruchtbarste, bevölkertste, historisch und archäologisch interessanteste Insel des Mittelmeers, seit 1860 zum Königreich Italien gehörig, von der Halbinsel Calabrien durch die 4 km breite Straße von Messina oder den Sicilischen Sund (Fretum Siculum) getrennt und nur 120 km von dem nächsten Küstenpunkte Afrikas entfernt, hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen Spitzen Capo di Faro oder Peloro (Promontorium Pelorum) im NO., Capo di Boeo (Lilybaeum) im W. und Capo-Passaro oder Passero (Pachynum) im S. bilden. (Vgl. Karte: Unteritalien, Bd. IX, S. 704.)

Die Insel S. umfaßt mit den administrativ zu ihr gerechneten Liparischen und Ägadischen Inseln, sowie den Eilanden Ustica, Pantellaria, Linosa und Lampedusa ein Areal von 29241,27 qkm und (1884) 3061101 E. Die 320 km lange Nordküste hat die Golfe von Palermo und Castellamare, die 215 km lange Ostküste die Golfe von Messina, Catania, Agosta und Syrakus, die 285 km lange Südküste keinen einzigen tiefer eingeschnittenen Meerbusen aufzuweisen. Die Insel ist sehr gebirgig; große Tiefebenen sind nicht vorhanden. Nur südwärts von Catania breitet sich, zwischen den Flüssen Simeto und Gurnalunga, die gepriesene Ebene von Catania (Ager Leontinus) aus. Noch beschränktern Umfangs sind die Küstenebenen von Milazzo im NO.

von Palermo im NW., von Terranuova und Licata im Süden. Abgesehen von der jüngsten Gebirgsbildung der Insel, dem bis zu 3310 m Höhe aufsteigenden Gebirgsstocke des Vulkans Ätna (s. d.), der ein selbständiges System bildet, sind hauptsächlich zwei Gebirgskomplexe, der eine im Süden, der andere im Norden zu unterscheiden. Die längs der Nordküste sich hinstreckende Gebirgskette beginnt mit den Monti-Peloridi, die sich von Faro di Messina an der Ostküste bis an das Thal des Alcantara und nach Taormina hinziehen, wo der Monte-Venere 771 m hoch ist, während der Dinnamari im Westen von Messina 1130 m erreicht. Es ist dies ein von tiefen Thälern durchfurchter, teils kahler, teils mit reicher Vegetation bedeckter Rücken, der mit dem calabrischen Apennin übereinstimmt, als dessen Fortsetzung er betrachtet wird. Westlich von Taormina wendet sich das Gebirge unter dem Namen Monti-Nebrodi (Neurodes Montes) völlig gegen Westen und erreicht südlich von Cefalu seine größte Höhe in der Gruppe des 1925 m hohen Monti-Madonin. Weiter westlich von Termini ist der Gebirgszug sehr durchbrochen und löst sich in einzelne Rücken und isoliert stehende Berge auf. Der höchste derselben ist der 1050 m hohe Monte-Cuccio bei Palermo. Dieser nördl. Gebirgszug fällt in felsigen Formen unmittelbar zur Meeresküste ab, steiler und jäher als das Südgehänge, dessen Fuß 3—400 m über der Meeresfläche bleibt. Es legt sich nämlich der Südseite ein Plateau mit weitverbreiteten Massen tertiärer und vulkanischer Bildungen an, das sich südwärts ganz allmählich abdacht und im Innern hier und da inselartige Bergpartien mit steilen Rändern trägt, die bestimmt auf einen ehemaligen Zusammenhang deuten. Von besonderer Wichtigkeit ist als zweiter Gebirgskomplex der mit dem ersten zusammenhängende der Südostspitze der Insel, dessen Berge (Montes Heraei) im Monte-Rosso bei Palazzolo 847, in dem Monte-Lauro 770 m erreichen. In der Südabdachung der Insel befinden sich die berühmten Schwefellager in einem Gebiete, dessen Grenzen durch die Städte Girgenti, Lercara, Centorbi und Caltanissetta bezeichnet werden. Mineralquellen und Bäder, größtenteils Schwefelthermen, schon im Altertum berühmt, sind die von Ali, von Sciacca, von Termini, von Termini di Castro (unweit Barcellona), von Aci Reale u. s. w. Der Reichtum an Schwefel und Schwefelthermen, die Schlammvulkane im Gebiete von Girgenti und Caltanissetta, die Naphthaquellen bei Mistretta, die Steinölquellen bei Caltanissetta, die nicht seltenen Erdbeben und andern Erscheinungen kennzeichnen, auch abgesehen vom Ätna, die Insel als ein größtenteils vulkanisches Revier, zu welchem auch die Liparen gehören. Infolge der fast gänzlichen Entwaldung herrscht auf der Insel große Wasserarmut. Flüsse sind zwar in Menge vorhanden, aber die meisten liegen im Sommer trocken, während sie im Winter und Frühjahr plötzlich als wilde Bergströme Verwüstung anrichten und überdies die Herstellung und Erhaltung der Kommunikation erschweren. Die bedeutendsten Flüsse sind im Osten der Alcantara, die aus Vereinigung des Simeto und der Gurnalunga gebildete Giaretta, im Süden der Fiume-Salso, der Fiume-Platani, der Fiume-Belici. Der größte See S.s ist der Biviere di Lentini, im Thale des im Süden der Giaretta mündenden Fiume-Lionardo, der im Sommer die Umgegend durch seine Ausdünstungen verpestet.

Infolge des Wassermangels ist die einst so bedeutende Fruchtbarkeit der Insel, die ihr den Namen der Kornkammer Italiens verschafft hatte, zurückgegangen, doch ist sie noch immer groß. Die Hauptkultur ist wie früher die des Weizens, welcher auf drei Vierteln der Oberfläche der Insel gebaut wird, allerdings in der Weise, daß auf den auch jetzt noch vorherrschenden großen Gütern nur jedes dritte Jahr zur Ernte bestimmt ist. Zwei Jahre dienen die Äcker dann als Weide oder für den Anbau von Hülsenfrüchten. Auf den kleinen Gütern wird jährlich Korn gebaut. Ein Hindernis des rationellen Anbaues des Landes besteht darin, daß die großen Grundeigentümer ihr Land in kleinen Stücken auf kurze Zeit vergeben, wodurch es dem Pachter sehr schwer wird, Verbesserungen einzuführen. Wo dagegen der Grundbesitz mehr geteilt ist, haben auch die neuern Methoden der Landwirtschaft Eingang gefunden. Mit dem großen Grundbesitz hängt es auch zusammen, daß es in S. so wenige Dörfer gibt. Die Grundbesitzer und Landarbeiter wohnen in den Städten zusammengedrängt, welche deshalb auch meistens einen keineswegs ihrer Einwohnerzahl entsprechenden, ländlichen Charakter haben (wenig anständige Wirtshäuser, Schweine in den Häusern u. s. w.). Überdies bedienen sich die Großgrundbesitzer in der Regel der Hilfe von Vermittlern, wodurch die Lage der Pächter, die somit Afterpächter sind, schlechter wird. Die Viehzucht wird weniger von den Grundbesitzern als von Spekulanten betrieben, welche das Vieh von einem gemieteten Weideplatze zum andern treiben. Mehr und mehr verbreitet sich in S., zum Vorteil des Landes, die Baumkultur. Etwa 160000 ha werden von Weinpflanzungen eingenommen und die Insel liefert ausgezeichnete Weine, unter denen der durch Zusatz von Spiritus bereitete Marsala der bekannteste ist. Sehr verbreitet ist der Ölbaum, besonders aber die Kultur der Agrumi (Orangen und Citronen), welche in der Umgegend von Palermo, Milazzo, Messina, Catania vorherrscht und derselben ihren landschaftlichen Charakter verleiht. Außerdem werden viel angebaut Mandeln, Granaten, Pistazien, Johannisbrotbäume, Mannaeschen, Sumach, die sehr nützliche Indianische Feige (Cactus opuntia), Agaven, Baumwolle; die Dattelpalmen werden nur zur Zierde gepflanzt. Die Seidenkultur, schon seit dem 12. Jahrh. eingeführt und von hier aus in Italien verbreitet, ist nur bei Messina belangreich. Bienenzucht wird viel getrieben und guter Honig zur Ausfuhr gebracht. Sehr bedeutend ist der Thunfisch- und Sardellenfang, und an der Westküste gewinnt man schöne Korallen. Zur Ausfuhr kommen an animalischen Produkten, außer Seide und Fischen, noch Felle, Wolle, Knochen und Kanthariden. Das Mineralreich bietet Silber, Kupfer und Blei, aber Bergbau auf diese Metalle wird nicht getrieben. Dagegen liefert die Insel Stein- und Seesalz in großer Menge, Marmor in vielen Arten, Chalcedone und die schönsten Achate, auch etwas Anthracit, Alaune, Salpeter und Zinnober. Schwefel ist mineralisches Hauptprodukt. Die Insel hat über 700 Schwefelgruben, um mehr als 30 Hauptmittelpunkte konzentriert, dem jedesmaligen Grundeigentümer gehörig. Doch nur 275 Gruben verdienen den Namen von Bergwerken, und unter diesen sind kaum 50 von Bedeutung. Zwei Drittel sämtlicher Gruben befinden sich in den Provinzen Girgenti und Caltanissetta, von denen die letztere die Hälfte

alles Schwefels liefert. Die Art der Ausbeutung ist höchst mangelhaft, weil es an Brennholz und Kohlen sowie an Kommunikationswegen fehlt. Die jährliche Produktion belief sich 1879 auf 329084 t, gegen nur 150000 t im J. 1860. Der Manufaktur- und Fabrikbetrieb ist unbedeutend. Aci-Reale liefert Leinen- und Baumwollwaren, Messer und Scheren. Messina fabriziert Seide, Wollwaren, Leder, Steingut und Essenzen; Palermo Geschmeide, Marmormosaik, besonders Tischplatten, Tischlerarbeiten, Leder und Wachs und hat bedeutende Eisengießereien; Catania fabriziert außer Geweben und Leder auch Kunst- und Luxusgegenstände aus Lava und Marmor, Süßholzsaft etc.; Caltagirone schöne Thongefäße und farbige Statuetten. Der Seehandel, dessen Mittelpunkte Messina, Palermo und Catania, wozu noch für Schwefel (außer den beiden erstern) Girgenti, Licata, Terranova, für Wein Marsala kommen, befand sich bis in die neueste Zeit in den Händen deutscher und schweiz. Kaufleute, die im Anfang des 19. Jahrh. die Engländer sehr zurückgedrängt hatten, jetzt aber durch die Sicilianer überflügelt werden. Der Export übersteigt den Import bedeutend. Die Einfuhr wird auf rund 70, die Ausfuhr auf 150 Mill. Lire berechnet. Der Binnenhandel ist durch den noch immer nicht vollständig gehobenen Mangel an Straßen sehr erschwert. Von Eisenbahnen waren 1884 in Betrieb: Palermo-Porto Empedocle, Roccapalumba-Sta.-Caterina, Vicocca-Licata, Caldare-Canicatti-Bivio, Messina-Siracusa; insgesamt 606 km; ferner Palermo-Trapani, 195 km, der Westsicilischen Gesellschaft angehörend; angefangen sind die Linien Messina-Cerda, Siracusa-Licata. Die Zahl der Chausseen nimmt in letzter Zeit bedeutend zu; doch hat die Südküste noch immer großen Mangel daran. Submarine Kabel verbinden S. mit Reggio, mit Sardinien, den Liparischen Inseln, mit Tunis, mit Malta.

Die Sicilier, ein Gemisch der zahlreichen Völkerstämme, welche über die Insel geherrscht haben, der Punier, Griechen, Römer, Ostgoten, Byzantiner, Sarazenen, Deutschen, Provençalen, Franzosen und Spanier, sind gutmütig, mäßig, gastfrei und patriotisch. Wie alle Tugenden besitzen sie auch alle Fehler des Südländers, und Haß und Liebe treten bei ihnen, wie alle Leidenschaften, in extremer Glut auf. Die arge Vernachlässigung des Volksunterrichts hat das Volk bis in die neueste Zeit in großer Unwissenheit erhalten. Eine verrottete Regierungs- und Verwaltungsweise seit Jahrhunderten und mittelalterliche Agrarverhältnisse führten eine ungemeine Verarmung und Verkommenheit des sozialen Lebens der Bevölkerung herbei. Der Adel S.s, welcher 122 Fürsten, 78 Herzöge, 130 Marquis und eine große Menge Barone zählt, wird auf mehr als 2000 Familien angegeben. Die Zahl der Geistlichen, Mönche und Nonnen ist durch die Aufhebung der Klöster sehr reduziert. Jetzt bestehen überall Volksschulen, in den Städten technische oder Realschulen, ferner eine stets wachsende Anzahl von Gymnasien oder königl. Kollegien, Lyceen, Seminarien und Akademien. Universitäten befinden sich zu Palermo, Messina und Catania. Zu Palermo und Catania bestehen Sternwarten. Größere öffentliche, beziehungsweise Universitäts- oder Klosterbibliotheken haben Palermo, Trapani, Syrakus, Catania und Messina. Palermo besitzt ein bedeutendes Museum, kleinere bestehen in Catania, Syrakus, Girgenti, Messina, Termini, Castelvetrano. Nach der histor., aus der Zeit der Sarazenenherrschaft stammenden Einteilung der Insel zerfällt dieselbe in die drei Bezirke: Val di Demone im Nordosten, Val di Noto im Südosten, Val di Mazzara im Nordwesten. Seit 1817 hat man die Insel in 7 Intendanturen, jetzt Provinzen oder Präfekturen geteilt: Palermo, Trapani, Girgenti, Caltanissetta, Catania, Siracusa (früher Noto) und Messina, die zusammen 175 Mandamenti mit 362 Communi umfassen. In kirchlicher Beziehung zerfällt S. in 19 Diöcesen: 5 erzbischöfliche (Palermo, Monreale, Messina, Catania und Siracusa) und 14 bischöfliche. In Messina unterhält die griech. Regierung einen von der Heiligen Synode in Athen ernannten, von dem Konsulate abhängenden griech.-orthodoxen Priester. In Messina besteht eine Waldenser- und eine anglikanische Kirche; die deutsch-protestantische ging 1884 ein. Die oberste Gerichtsbehörde ist der Cassationshof zu Palermo. Unter diesem stehen die Appellationshöfe von Palermo, Messina und Catania. In den Hauptstädten der Provinz bestehen außerdem noch Bezirksgerichte. In Palermo ist der Sitz der obersten Militärbehörde, des Kommandanten des sicil. Armeekorps.

Geschichte. Die ältesten Bewohner S.s waren Sikaner, nach einigen iber. Stammes, die um 1100 v. Chr. durch die vom ital. Festlande eingewanderten Sikeler oder Sikuli nach dem Westen der Insel gedrängt wurden, wo noch in geschichtlicher Zeit Hykkara (Carini im Westen von Palermo) eine freie Sikanerstadt war. Aus einer Mischung von Sikanern und Trojanern sollen die Elymer hervorgegangen sein, welche Egesta oder Segesta (s. d.), den Eryx mit dem Hafen Drepanum (Trapani) und die Stadt Entella bewohnten. Die Sikeler gründeten eine Menge Städte und kleine Fürstentümer, die sich noch in späterer Zeit von der mittlern Nordküste tief in das Innere der Insel ausbreiteten, wo sie besonders das Symäthosthal und die Gegend um den Monte-Lauro innehatten. Frühzeitig hatten die Phönizier auf den Landspitzen der Küste und den vorliegenden Inselchen Handelsstationen gegründet und ihre Kulte verbreitet. Aber erst die Griechen traten erobernd, Kolonien gründend und civilisatorisch auf, zunächst auf der Ostküste, wo sie auf die Sikeler stießen. Zuerst gründete hier 735 Theokles aus Athen mit Euböern von Chalcis die Kolonie Naxos an der Mündung des jetzigen Alcantara. Schon 734 wurde Syrakus von Doriern aus Korinth, 732 Messana-Zankle (Messina) von Chalcis und Kyme, 730 Leontini und Catana von Theokles, 728 Megara-Hybläa (am Busen von Agosta) von Megaris, 690 Gela (Terranova) von Rhodus und Kreta aus, 664 Akrä (Palazzolo) und (vielleicht) Enna (Castrogiovanni) von Syrakus, 648 Himera (bei Termini) von Messana, 644 Casmenä (Scicli südwestlich von Modica), 628 Selinus von Megara-Hybläa, 599 Camarina (südlich von Vittoria) von Syrakus, 582 Akragas oder Agrigentum (Girgenti) von Gela aus angelegt. Die Sikeler wurden den Griechen, den Sikelioten, zinspflichtig und bebauten ihre Äcker als Halbfreie, während in den Städten der griech. Adel als Grundbesitzer (in Syrakus Gamoren genannt) herrschte. Aber um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. stockte die Hellenisierung der Insel und des Westens überhaupt, wohl infolge des engern Bündnisses, in welches die Ithaliker mit den Karthagern getreten waren. Gleichzeitig erschütterten Verfassungskämpfe die griech. Kolonien. Um

500 herrschten in den bedeutendsten Städten Tyrannen, von denen Gelon von Syrakus und Theron von Agrigent verschwägert und verbündet, die griech. Herrschaft vor dem ihr drohenden Untergange bewahrten, als gleichzeitig mit dem zweiten Perserkriege die Karthager, wahrscheinlich im Einverständnisse mit Xerxes, über die Hellenen des Westens herfielen. Die Schlacht bei Himera 480 rettete nicht bloß diese Städte, sondern das ganze Hellenentum S.s vor dem Barbarentum der Karthager. Es begann die kurze Blütezeit, nur getrübt durch die Vernichtung der chalcidischen Städte der Ostküste durch Gelon und Hieron I. (s. d.). Ein großer Teil der Tempel, Theater, Wasserleitungen u. s. w. zu Syrakus, Agrigent, Selinus, Himera und in andern Städten, deren Reste noch Bewunderung erregen, entstand zwischen 480 und 415. Doch Verfassungskämpfe der einzelnen Stadtgemeinden, deren Demokratisierung, der stets sich geltend machende Gegensatz dorischer und ionisch-achäischer Städte führten eine Katastrophe herbei, die der große athenische Feldzug gegen Syrakus (415—413) vorbereiten half.

Nach der Niederlage Athens strebte Syrakus als erste griech. Seemacht nach der Herrschaft über ganz S. und über Unteritalien. Die Karthager, seit der Niederlage bei Himera auf den Besitz von Panormus (Palermo), Solus (Solanto, östlich von Palermo) und Motye (Isola di San-Pantaleo, zwischen Marsala und Trapani) beschränkt, brachen jetzt von dort aus nach dem Osten vor. Selinus und Himera wurden 409 zerstört, 406 Agrigent genommen, 405 Gela und Camarina besetzt und tributpflichtig gemacht, 396 Messana geschleift. Diese Ereignisse brachten Dionysius I. zur Herrschaft von Syrakus (s. d.). An die Geschichte dieser Stadt knüpfen sich fortan die Geschicke von ganz S., mit Einschluß der Invasion des Epirotenkönigs Pyrrhus und des ersten Punischen Kriegs (s. d.), welcher 264 über die Beherrschung der Insel zwischen Rom und Karthago ausbrach und 241 mit der Teilung derselben zwischen Rom und Syrakus endete, wobei freilich Rom den Löwenanteil erhielt. Im zweiten Punischen Kriege wurde sodann 212 auch Syrakus und 210 Agrigent von den Römern erobert. Die ganze Insel war nun eine röm. Provinz, die in die zwei Quästuren Lilybätana und Syracusana zerfiel. Anfänglich suchten die Römer den während der langen Kriege heruntergekommenen Ackerbau S.s zu heben, aber nur um die Insel desto mehr ausbeuten zu können. Die von den Karthagern entlehnte Plantagewirtschaft machte es zwar zur Kornkammer Italiens, aber auch zum Schauplatz der Sklavenkriege (139—132 und 103—100), welche die Insel noch mehr verwüsteten als die Punischen Kriege. S. kam unter den röm. Prätoren immer mehr herunter. Den M. Ämilius Lepidus (82) überbot noch Verres, welcher (73—71) die Insel sogar ihrer kostbarsten Statuen und Bildwerke beraubte. Auch die Bürgerkriege zwischen Pompejus und Octavianus beschleunigten den Verfall, sodaß Kaiser Augustus der Insel durch Zuführung von Kolonien, Gründung und Wiederherstellung von Städten wieder aufhelfen mußte. Doch die Kraft des Landes blieb gebrochen. Das Christentum scheint von Rom aus nach S. gekommen zu sein.

Seit des Augustus Reichseinteilung (27 v. Chr.) hatte die Insel S. die erste der zehn senatorischen Provinzen, dann nach der Einteilung des Diocletianus eine Provinz der Diöcese Italien gebildet. Im J. 395 n. Chr. wurde sie bei der Reichsteilung zum Weströmischen Reiche geschlagen. Des Westgoten Alarich Versuch, nach S. überzusetzen, scheiterte nur an dem Untergang seiner Schiffe im sicil. Sunde (410). Der Vandale Genserich belagerte von Afrika aus 440 Palermo und eroberte Lilybäum (Marsala). Der Ostgote Theodorich bemächtigte sich 493 der ganzen Insel. Zwar wurde sie 535 durch Belisar dem Byzantinischen Reiche einverleibt und Kaiser Constans II. verlegte sogar die Residenz des Ostreichs 663 nach Syrakus, wurde aber 668 hier ermordet, worauf Araber 669 die Stadt plünderten. Aber erst 827 landeten zur Eroberung die Sarazenen, vom byzant. Statthalter Euphemius herbeigerufen, bei Mazzara unter Ajed-ibn-Forrât; 831 fiel sodann Palermo in ihre Hände, das von nun an die Hauptstadt der Insel wurde und blieb. Die Sarazenen breiteten sich inzwischen immer mehr aus, und 878 bezwang Ibrahim-ibn-Ahmed auch Syrakus. Die Christen behaupteten sich zuletzt nur noch in der Nordostecke der Insel, wo jedoch 901 Taormina und endlich 965 auch Rametta (südwestlich von Messina) genommen wurde.

Obschon so die ganze Insel im Besitz der Sarazenen war, gelangte sie doch zu keinem wirklichen Frieden, da der Gegensatz zwischen den Arabern und den afrik. Berbern, aus welchen die Eroberer bestanden, fortwährend zu blutigen Fehden unter denselben führte. Dazu kam noch der Wechsel der Dynastien. Zuerst herrschten die Aglabiden von Kairwan (Tunis). Dann wurde S. unter den Fatimiden Ägyptens ein selbständiges Emirat. Dann pflanzte sich von Afrika, wo die Ziriten zur Herrschaft gelangt waren, der blutige Kampf zwischen den Sunniten und Schiiten nach der Insel herüber, und der Aufstand verschiedener Städte beschleunigte den Untergang der mohammed. Herrschaft. Doch hatte sich der Wohlstand der Insel während derselben bedeutend gehoben. Ackerbau, Industrie und Handel waren von neuem erblüht, sodaß, als im 11. Jahrh. die Normannen (s. d.) S. eroberten, diese die reichste Beute fanden. Im J. 1061 schritt Robert Guiscard, Herzog von Apulien, mit seinem Bruder Roger zur Eroberung der Insel, nachdem Ibn-Thimna von Syrakus schon einmal um ihre Hilfe angesucht hatte. Messina wurde 1061 erobert, dann Traina. Im J. 1063 machten die Pisaner Beute im Hafen von Palermo; 1064 gehorchte Val Demone den Normannen, welche dann weiter nach Westen vorrückten. Nachdem auf dem Festlande auch Bari in die Hände der Normannen gefallen war, zogen sie vor Palermo, das 1072 erobert wurde. Syrakus ward 1086 genommen, 1087 Girgenti und Castrogiovanni, und 1091 war die Eroberung der Insel vollendet. Roger (Ruggiero), der von seinem Bruder S. als Grafschaft zu Lehn erhalten hatte, starb 1101. Sein Sohn Roger II. erbte 1127 bei dem Erlöschen der Linie Robert Guiscards auch das Herzogtum Apulien (Süditalien) und ließ sich 1130 zu Palermo, der Hauptstadt seines Reichs, zum Könige von S. krönen. Unter ihm blühte die Insel mächtig auf; seine Flotten schlugen die Angriffe der Sarazenen und Byzantiner zurück. In dem nach seines Enkels, Wilhelms II., Tode 1189 ausgebrochenen Erbfolgestreite erklärten sich die Sicilier für Tancred, einen natürlichen Sohn des Herzogs Roger von Apulien und Vetter von Wilhelm II., gegenüber den Erbansprüchen des hohenstaufischen Kaisers Heinrich VI., der nach

Tancreds baldigem Tode dessen Sohn Wilhelm III. überwand und die Herrschaft seines Hauses in beiden Sicilien begründete. Der berühmteste hohenstaufische Herrscher in Sicilien war Kaiser Friedrich II. (hier Friedrich I.), unter dessen Regierung Sicilien der Sitz einer bedeutenden, nie wieder erreichten Kultur wurde.

Nach dem Untergange der Hohenstaufen behauptete vorübergehend Karl von Anjou seine Herrschaft in S., die aber 1282 durch das Blutbad der Sicilischen Vesper (s. d.) gebrochen wurde. Messina schlug den Angriff Karls in heldenmütiger Verteidigung ab, und Peter III. von Aragonien, Eidam des Hohenstaufen Manfred, wurde als Peter I. Herr der Insel, die von nun an wieder 160 Jahre von Neapel getrennt blieb. In dieser Zeit geriet jedoch die Insel in tiefen Verfall durch die anhaltenden Kriege mit den Anjous von Neapel, während zugleich der zur Macht gelangte Adel ein geordnetes Staatswesen unmöglich machte. Peters I. zweiter Sohn, Jakob der Gerechte, erhielt nach seines Vaters Tode 1285 die Insel. Da dieser aber 1291 König von Aragonien wurde, folgte ihm 1296 auf S. sein jüngerer Bruder Friedrich II., diesem 1337 Peter II., 1342 Ludwig und 1355 dessen Bruder Friedrich III. Mit diesem erlosch 1377 die männliche Linie des aragonischen Königsstammes, und so fiel die Insel an Friedrichs III. minderjährige Erbtochter, welche 1382 nach Barcelona entführt und 1385 mit dem Prinzen Martin von Aragonien vermählt wurde. Dieser Martin I. war, nach Marias Tode (1402—9) Alleinherrscher in S. Da er auch von seiner zweiten Gemahlin, Blanca von Castilien, keine Nachkommen hinterließ, so beerbte ihn sein Vater Martin II. von Aragonien, nach dessen Tode 1410 ein zweijähriges Interregnum eintrat. Hierauf wurde Ferdinand I., Infant von Castilien und König von Aragonien, Martins II. Oheim von mütterlicher Seite, König von S. Diesem folgte 1416 sein ältester Sohn Alfons (als König von Aragonien Alfons V.), der 1442 auch König von Neapel wurde und so das Königreich beider Sicilien wiederherstellte. Die Insel blieb nun mit Spanien vereinigt (unter der aragonischen, der habsburg. und bourbonischen Dynastie), bis sie 1713 im Utrechter Frieden als Königreich Sicilien an Victor Amadeus von Savoyen fiel. Schon 1720 gelangte sie indessen, gegen Abtretung der Insel Sardinien, an Österreich (Karl VI.), 1735 aber nebst Neapel durch den Wiener Frieden an den span. Infanten Don Carlos. Als dieser 1759 König von Spanien (Karl III.) wurde, überließ er S. und Neapel als Secundogenitur seinem dritten Sohne Ferdinand. Die Insel war seitdem, mit kurzen Unterbrechungen während der Napoleonischen Herrschaft, ein Bestandteil des Königreichs beider Sicilien und teilte dessen Geschicke. Im J. 1860 wurde dieselbe durch Garibaldi von der bourbonischen Herrschaft befreit und 1861 ein Bestandteil des neuen Königreichs Italien, dessen Regierung die durch die langjährige schlechte Verwaltung auf S. eingewurzelten Schäden nach Kräften zu heilen sucht. Das seit vielen Jahren in S. eingewurzelte Räuberunwesen, welches in der Mafia (s. d.) eine förmliche Organisation besitzt, veranlaßte 1875 das Ministerium Minghetti, der ital. Kammer ein Ausnahmegesetz zur Ausrottung dieses Unwesens vorzulegen. Auch das Ministerium Depretis-Nicotera ergriff hiergegen durchgreifende Maßregeln.

Treffliche Schilderungen S.s enthalten die Reiseberichte von Bartels (3 Bde., Gött. 1787—92), Münter (2 Bde., Kopenh. 1790), F. Leopold von Stolberg (4 Bde., Königsb. 1794), Kephalides (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1822), Parthey (2 Bde., Berl. 1834—40), Goldhann («Ästhetische Wanderungen in S.», Lpz. 1855), Löher («Neapel und S.», 2 Bde., Münch. 1864); ferner sind zu nennen: Smyth, «Memoir descriptive of the resources, inhabitants and hydrography of Sicily» (Lond. 1824); Neigebaur, «S., dessen polit. Entwickelung und jetziger Zustand» (Lpz. 1848); Amico, «Dizionario topografico della Sicilia» (2 Bde., Palermo 1855); Fischer, «Beiträge zur physischen Geographie der Mittelmeerländer, besonders S.s» (Lpz. 1876); Gregorovius, «Wanderjahre in Italien» (Bd. 3 «Siciliana», 5. Aufl., Lpz. 1881); die Reisehandbücher von Baedeker und Gsell-Fels. Neuere Arbeiten über die Geschichte der Insel sind: Di Blasi, «Storia del regno di Sicilia» (3 Bde., Palermo 1844); San-Filippo, «Compendio della storia di Sicilia» (7. Aufl., Palermo 1859); Amari, «Storia dei musulmani di Sicilia» (3 Bde., Flor. 1854—72); derselbe, «Biblioteca Arabo-Sicula» (Par. u. Lpz. 1856 fg.); derselbe, «La guerra del Vespro Siciliano» (8. Ausg., 2 Bde., Flor. 1876); La Lumia, «Studi di storia Siciliana» (2 Bde., Palermo 1870); Holm, «Geschichte S.s im Altertum» (2 Bde., Lpz. 1870—74). Wichtig für die Geschichte der Künste in S. sind: für das Altertum die Werke von Serradifalco und von Hittorff und Zanth; für das Mittelalter Gally Knight, «Saracenic and Norman remains in Sicily» (Lond. 1840), Di Marzo, «Belle arti in Sicilia» (4 Bde., Palermo 1858); endlich Hittorff und Zanth, «Architecture moderne de la Sicile» (2 Bde., Par. 1826—30).

Sicilien (Königreich beider). Das ehemalige Königreich beider S., das seit 1860 dem jetzigen Königreich Italien einverleibt ist, umfaßte die südl. Hälfte der ital. Halbinsel und die Insel Sicilien nebst den benachbarten kleinen Inseln und hatte im ganzen einen Flächeninhalt von 114557,55 qkm mit (Ende 1861) 9283686 E. Das Königreich wurde eingeteilt in das Gebiet diesseit der Meerenge (dominj al di quà del Faro) oder Neapel, und das Gebiet jenseit der Meerenge (dominj al di là del Faro) oder Sicilien (s. d.). Das festländische Gebiet, auch **Königreich Neapel** genannt, umfaßte die fünf jetzigen Compartimenti Abruzzen und Molise, Campanien, Apulien, Basilicata, Calabrien (s. Italien) mit insgesamt 85316,28 qkm und (1861) 7061952 E.; das **Königreich Sicilien** jenseit des Faro aber (jetzt nur ein Compartimento) 29241,27 qkm mit (1861) 2221734 E. Das Wappen des Königreichs beider S. war ein blauer mit goldenen Linien bestreuter Schild, darüber ein roter Turnierkragen mit drei Lätzen (Anjou-Neapel); ein in Form eines Andreaskreuzes schräg quadrierter Schild, oben und unten in goldenem Felde vier rote Pfähle, zu beiden Seiten schwarze Adler in silbernem Felde (Sicilien); außerdem noch die Schilde von Parma, Österreich, Portugal, Toscana, Spanien, Aragon, Burgund, Brabant, Flandern, Tirol und Jerusalem. Das Ganze bedeckte die Königskrone; ringsum hingen die Ketten der sechs sicil. Orden.

Geschichte. Unteritalien empfing seine erste Kultur von den Griechen, die im 8. Jahrh. v. Chr. hier viele Kolonien anlegten, und wurde deshalb

auch Großgriechenland (s. d.) benannt. Unter den griech. Pflanzstädten waren die berühmtesten Tarent, Sybaris, Kroton, Rhegion, Kumä und Neapolis (das jetzige Neapel). Nach der Eroberung Tarents durch die Römer, 272 v. Chr., wurde ganz Unteritalien eine Provinz des Römischen Reichs (s. d.) und teilte seitdem die Schicksale der ital. Halbinsel, welche nach dem Umsturz des Weströmischen Reichs 476 erst von Odoaker, dann von den ostgot. Königen beherrscht und endlich durch Belisar und Narses wieder für das Byzantinische (oström.) Kaisertum erobert wurde. Die Longobarden unterwarfen sich 568 den größten Teil der Halbinsel; doch behaupteten sich die Byzantiner in Gaëta, Neapel und Amalfi nebst Umgegend, sowie in der südwestl. Halbinsel. Ein byzant. Statthalter zu Neapel führte die Verwaltung; doch gewannen allmählich Amalfi und Gaëta eine thatsächliche Unabhängigkeit als republikanische Freistädte unter ihren vom Volk gewählten Herzögen. Das übrige Unteritalien beherrschten die longobard. Herzöge von Benevent (s. d.). Aber seit 850 löste das Herzogtum Benevent sich in mehrere Fürstentümer auf (Benevent, Salerno, Capua). In den wiederholten Fehden zwischen den byzant. und longobard. Machthabern wurden die Araber oder Sarazenen, die schon seit 827 auf der Insel Sicilien sich festgesetzt hatten, bald von der einen, bald von der andern Partei zu Hilfe gerufen. Die Folge war, daß auch diese in Unteritalien festen Fuß faßten. Allmählich gewannen jedoch die Byzantiner die Oberhand. Aber das Land kam nicht zur Ruhe, denn die Byzantiner hatten fortwährend mit den Sarazenen, mit den longobard. Großen und den republikanischen Städten zu kämpfen. Auch die Päpste und die deutschen Kaiser aus dem sächs. und fränk. Hause mischten sich von Rom aus wiederholt in die Verhältnisse Unteritaliens ein.

Mitten in diesen Wirren kam zu Anfang des 11. Jahrh. noch ein neues Element hinein. Man lernte in Unteritalien die Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit der Normannen kennen, und bald wurden dieselben scharenweise als Söldner für den Dienst der longobard. und byzant. Großen angeworben. Die größten Erfolge errangen die tapfern Söhne des normann. Ritters Tancred von Hauteville. Der älteste, Wilhelm mit dem eisernen Arm, setzte sich in der Stadt Melfi fest (1042) und nannte sich Graf von Apulien. Sein Bruder Robert Guiscard (s. d.) ließ sich 1057 von Papst Nikolaus II. mit alle dem belehnen, was er künftig noch in Unteritalien und Sicilien auf Unkosten der Byzantiner und Sarazenen erobern würde; seitdem führte er den Titel eines Herzogs von Apulien, Calabrien und Sicilien. Bis zu seinem Tode 1085 gelang es ihm, die Byzantiner vollends von dem ital. Festland zu vertreiben; Benevent blieb im Besitz des Papstes. Gleichzeitig entriß sein jüngerer Bruder Roger I. (s. d.) die Insel Sicilien den Sarazenen. Robert Guiscards Söhne teilten das Reich des Vaters, sodaß Roger das Herzogtum Apulien, Bohemund (s. d.) aber das Fürstentum Tarent erhielt. Doch wandte der letztere sich mit dem ersten Kreuzzug nach Syrien, wo er das Fürstentum Antiochia stiftete, und Rogers einziger Sohn starb 1127 kinderlos. Nun wurde der Sohn und Nachfolger Rogers I., Graf Roger II. (s. d.) von Sicilien, auch in Unteritalien als Herzog anerkannt, sodaß alle normann. Eroberungen diesseit und jenseit der Meerenge unter seinem Scepter vereinigt waren. Anaklet II. ließ durch seinen Legaten zu Palermo 1130 Roger II. zum König von S. krönen, und Innocenz II. bestätigte 1139 diesen neuen Königstitel, wogegen Roger sein ganzes Reich vom päpstl. Stuhl zum Lehn nahm. So entstand das Königreich beider S. Dem Papst als Oberlehnsherrn mußte ein weißer Zelter und ein Beutel mit Dukaten dargebracht werden, bis die Lehnsverbindung und der Tribut im 19. Jahrh. förmlich aufgehoben wurden. Andererseits waren dem Könige durch eine Bulle des Papstes Urban II. vom 5. Juli 1098 auf der Insel Sicilien die Rechte eines päpstl. geborenen Legaten a latere eingeräumt, mit einer ausgedehnten Gewalt über die Geistlichkeit, wie kein anderer Monarch der Christenheit sie besaß (monarchia Siciliae). Die unterworfenen Sarazenen in Apulien und Sicilien behielten freie Religionsübung, bis sie zu Ende des 13. Jahrh. gewaltsam bekehrt, vertrieben oder ausgerottet wurden. Die Organisation des Königreichs war eine streng feudale, mit einem mächtigen Adel und Klerus. Doch bewahrte das Königtum eine starke Gewalt, und die Lage des Landes brachte es mit sich, daß die Könige hier zuerst in Westeuropa die streng monarchischen Grundsätze des röm. Rechts und die regelmäßige byzant.-arab. Finanzverwaltung kennen lernten und auch praktisch anwendeten.

Auf König Roger II. (gest. 1154) folgte dessen Sohn Wilhelm I., der Böse, 1154—66, und mit dem Enkel Wilhelm II., dem Gütigen, 1166—89, erlosch der legitime Mannsstamm der normann. Dynastie. Nun machte der röm.-deutsche Kaiser Heinrich VI. (s. d.) aus dem hohenstaufischen Hause die Ansprüche geltend, welche ihm als Gemahl der Tochter Rogers II., Constantia zustanden. Er gewann die Herrschaft über Neapel und Sicilien mit Waffengewalt, obwohl ein unehelicher Bruder Wilhelms II., Tancred (gest. 1194), und dessen unmündiger Sohn Wilhelm III. als Gegenkönige auftraten. Dann strafte er die Empörer mit blutiger Strenge und starb zu Messina 1197. Sein Sohn, der röm.-deutsche Kaiser Friedrich II. (s. d.), 1197—1250, machte sich um S. besonders durch eine weise Gesetzgebung 1231 verdient; auch stiftete er 1224 die Universität in Neapel, welche von nun an neben Palermo als Reichshauptstadt erscheint, und berief außer den Prälaten und Baronen auch Abgeordnete der Städte in den Reichstag. Als Friedrichs II. Sohn und Nachfolger, der röm. König Konrad IV. (s. d.), schon 1254 starb, übernahm dessen Halbbruder Manfred (s. d.), Fürst von Tarent, erst als Reichsverweser für seinen unmündigen Neffen Konradin (s. d.) die Regierung und ließ sich 1258 zum König krönen. Aber er geriet in bittere Feindschaft mit dem päpstl. Stuhl, worauf Papst Urban IV. als Oberlehnsherr 1263 das Königreich an Karl von Anjou, den Bruder des Königs Ludwig IX. von Frankreich, verlieh. In der Schlacht bei Benevent 26. Febr. 1266 wurde Manfred besiegt und erschlagen; das Land unterwarf sich dem Sieger. Auch Konradin, als er nach Neapel zog, wurde bei Tagliacozzo 23. Aug. 1268 besiegt, gefangen und zu Neapel 29. Okt. 1268 enthauptet. Seitdem herrschte König Karl I., 1266—85, über das ganze Königreich. Die Insel Sicilien schüttelte jedoch 1282 (s. Sicilische Vesper) sein drückendes Joch ab, um sich dem Schwiegersohn Manfreds, König Peter III. von Aragonien, zu unterwerfen, und

blieb seitdem bis zur Zeit des Spanischen Erbfolgekriegs unter span. Herrschaft.

Das königl. Haus Anjou war somit auf das festländische Gebiet Neapel beschränkt. Auf Karl I. folgte dessen Sohn Karl II., 1285—1309, und der Enkel Robert, 1309—43, welcher als Haupt der Guelfen in Italien den röm.-deutschen Kaisern Heinrich VII. und Ludwig IV. (dem Bayer) entgegentrat. Robert hinterließ das Reich seiner hochbegabten Enkelin Johanna I., 1343—82, die er mit dem Sohne seines Brudersohnes, König Karl Robert von Ungarn, dem Prinzen Andreas (s. d.), vermählt hatte. Andreas wurde 1345 von verschworenen Baronen ermordet. Deshalb erhob Andreas' Bruder, König Ludwig d. Gr. von Ungarn, einen Rachekrieg und suchte sich des Königreichs Neapel zu bemächtigen, mußte jedoch im Frieden von 1352 völligen Verzicht leisten. Johanna vermählte sich 1346 wieder mit dem Fürsten Ludwig von Tarent, 1363 mit König Jakob III. von Majorca und 1376 mit Herzog Otto (dem Tarentiner) von Braunschweig; aber sie blieb kinderlos. Deshalb adoptierte sie einen Vetter aus der ungar. Linie des Hauses Anjou, Karl den Kleinen von Durazzo; aber später versuchte sie, die Nachfolge einem andern Vetter, dem Herzog Ludwig I. von Anjou, zuzuwenden. Es erschien aber Karl von Durazzo, durch den Papst unterstützt, mit Heeresmacht in Neapel, nahm die Königin gefangen, welche er 1382 ermorden ließ, und erwehrte sich glücklich des Nebenbuhlers Ludwig von Anjou. So wurde er als König Karl III., 1382—86, in Neapel anerkannt und erlangte 1385 auch die Krone von Ungarn, wo er aber kurz darauf umkam. Sein Sohn Ladislaus, 1386—1414, behauptete sich in Neapel gegen Herzog Ludwig II. von Anjou und benutzte die damalige Verwirrung in Italien und das Schisma der Kirche, um sein Reich durch Eroberungen im Kirchenstaat und Toscana zu erweitern; aber diese gingen nach seinem plötzlichen Tode schnell wieder verloren. Seine Schwester und Erbin, Johanna II., 1414—35, war eine Königin ohne Tugend und ohne Würde. Durch den Tod ihres ersten Gemahls, Herzogs Wilhelm von Österreich, verwitwet, führte sie einen ärgerlichen Lebenswandel, bis sie auf Verlangen der Barone den Grafen Jakob de la Marche, aus dem Hause Bourbon, 1415 heiraten mußte. Dieser wurde schon nach Jahresfrist von seiner Gemahlin gefangen gesetzt und mußte nach seiner Befreiung 1419 sich nach Frankreich flüchten, wo er 1438 in einem Kloster zu Besançon starb. Ein neuer Günstling, Gianni Caraccioli (s. d.), hatte seitdem den größten Einfluß auf die Königin Johanna. Diese Wirren gaben dem Papst Martin V. Veranlassung, sich in die Verhältnisse Neapels einzumischen und die Prätensionen des Herzogs Ludwig III. von Anjou auf den neapolit. Thron zu begünstigen. Johanna fand dagegen Hilfe bei König Alfons V. von Aragonien und der Insel Sicilien, den sie förmlich adoptierte und zum Nachfolger annahm. Als sie aber 1423 mit diesem in Streit geriet, erklärte sie die Adoption für ungültig und versöhnte sich mit Herzog Ludwig III., der seitdem als designierter Thronfolger galt und das Herzogtum Calabrien erhielt.

Die eigentliche Regierungsgewalt war jedoch fortwährend in den Händen Caracciolis, bis dieser endlich mit der Königin sich entzweite und von mißvergnügten Baronen 1432 ermordet wurde. Auch Herzog Ludwig III. starb 1434, und so bestimmte Johanna in ihrem Testament dessen jüngern Bruder, Herzog René (s. d.) von Lothringen, zu ihrem Nachfolger. Dieser nahm nach dem Tode der Königin Johanna II., 1435, den Königstitel an und bot alles auf, um sich im Besitz des Reichs zu behaupten. Aber 2. Juni 1442 ward die Hauptstadt Neapel von den Aragoniern eingenommen, und René zog sich nach Frankreich zurück, während Alfons V. (als König von Neapel Alfons I.) allgemein anerkannt wurde. Unter ihm war somit das alte Königreich beider S. wieder vereinigt, doch nur auf kurze Zeit. Denn als Alfons 1458 starb, hinterließ er das Reich Neapel seinem natürlichen Sohn Ferdinand I., während Aragonien und die Insel Sicilien an seinen Bruder Johann II. (Vater Ferdinands des Katholischen) fielen. Auf König Ferdinand I. von Neapel, 1458—94, folgte dessen Sohn Alfons II., der aber schon 23. Jan. 1495 zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand II. abdankte und sich nach der Insel Sicilien zurückzog, wo er noch in demselben Jahre starb. Zu dieser Zeit rückte König Karl VIII. (s. d.) von Frankreich mit einem großen Heere heran, um die Ansprüche auf das Königreich Neapel, welche er von dem Titularkönig René geerbt hatte, mit den Waffen geltend zu machen. Ferdinand II., zu schwach zum Widerstande, flüchtete nach der Insel Ischia und von da nach Sicilien, während die Franzosen 21. Febr. 1495 ohne Schwertschlag in die Hauptstadt Neapel einrückten. Aber eine zu Venedig 29. März 1495 zwischen den ital. Staaten, dem deutschen Kaiser Maximilian I. und dem span. König Ferdinand dem Katholischen abgeschlossene Koalition zwang Karl VIII. bereits Ende Mai 1495 den Rückzug nach Frankreich anzutreten. Mit dem Beistande span. und venet. Hilfstruppen überwältigte nun Ferdinand II. die zurückgelassenen franz. Besatzungen und nahm sein Reich wieder in Besitz, starb aber schon 5. Okt. 1496, worauf sein Vaterbruder König Friedrich III., 1496—1501, den Thron bestieg. Nun aber vereinigten sich Ferdinand der Katholische und König Ludwig XII. von Frankreich durch den geheimen Vertrag vom 22. Sept. 1500 zur Eroberung und Teilung des Königreichs Neapel. Friedrich III. vermochte der Übermacht nicht zu widerstehen; er ergab sich dem franz. König und erhielt von diesem die Landschaft Anjou nebst einem Jahrgehalt (gest. 1504). Doch die Sieger wurden bald über die Teilung des eroberten Landes uneinig, und nach längern Kämpfen vertrieb der span. Feldherr Gonsalvo von Cordova durch den Sieg am Garigliano 29. Dez. 1503 die Franzosen aus Neapel, worauf im Okt. 1505 Ludwig XII. gegen eine Geldzahlung seinen Ansprüchen zu Gunsten Ferdinands des Katholischen entsagte. Somit war das alte Königreich beider S. unter span. Scepter wieder vereinigt.

Seitdem blieben Neapel und Sicilien über 200 Jahre lang Provinzen der großen span. Monarchie und wurden durch span. Vizekönige mit fast unumschränkter Gewalt regiert. In Neapel hörten seitdem die Reichstage ganz auf, und die Vizekönige unterhandelten nur mit einem ständischen Ausschuß, bei dem die Stadt Neapel allein den ganzen dritten Stand repräsentierte. Das Parlament in Sicilien wurde auf die Bewilligung und Verteilung neuer Steuern beschränkt. Das öffentliche Leben geriet in Stockung und Versumpfung. Eine hohe Besteuerung untergrub den allgemeinen Wohlstand.

und das Grundeigentum geriet immer mehr in den Besitz des Adels und Klerus, sodaß am Ende an zwei Drittel des gesamten Grundes und Bodens zur Toten Hand gehörten. Als der Steuerdruck immer lästiger wurde, brach in der Stadt Neapel 7. Juli 1647 ein Aufstand aus, bei dem anfangs ein Fischer Masaniello (s. d.) an der Spitze stand. Obwohl dieser nach wenigen Tagen umkam, dauerte die Empörung fort, und auch in den Provinzen entstanden Unruhen, indem sich die Bauern gegen den Adel erhoben. Am 5. Okt. 1647 ward die Stadt Neapel gleichzeitig von den umliegenden Forts und einer span. Flotte heftig bombardiert und angegriffen, aber ohne Erfolg. Nun riefen die Neapolitaner die Hilfe des Königs Ludwig XIV. von Frankreich an, und der franz. Herzog Heinrich II. von Guise, der 15. Nov. 1647 in Neapel eintraf, ward zum Oberbefehlshaber der «Republik» ausgerufen. Dieser entzweite sich aber bald mit den Volksführern, und nachdem er die Stadt verlassen, unterwarf Neapel 6. April 1648 sich wieder dem König von Spanien.

Durch den Spanischen Erbfolgekrieg und die Friedensschlüsse von Utrecht 1713 und Rastatt 1714, wurden beide Provinzen von der span. Monarchie losgerissen. Neapel fiel an den deutschen Kaiser Karl VI., die Insel Sicilien mit der Königskrone an den Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen. Zwar eroberte König Philipp V. von Spanien, auf Antrieb seines Ministers Alberoni, im Juli 1718 die Insel Sicilien wieder, mußte dieselbe aber 26. Jan. 1720 an Kaiser Karl VI. abtreten, der dagegen die Insel Sardinien an Victor Amadeus II. überließ. Das wiedervereinigte Königreich beider S. blieb aber nur 13 Jahre unter österr. Herrschaft. Schon 1733—34 wurde dasselbe von den Spaniern wiedererobert und Juni 1734 ein jüngerer Sohn König Philipps V., der Infant Don Carlos, als König Karl III. daselbst eingesetzt. An diesen trat Kaiser Karl VI. in den Friedenspräliminarien vom 3. Okt. 1735 und dem Definitivfrieden zu Wien 18. Nov. 1738 Neapel und Sicilien nebst dem sog. Stato degli presidii (Insel Elba, Fürstentum Piombino und ein Küstenstrich von Toscana) förmlich ab. Zugleich wurde durch Vertrag und Familiengesetz stipuliert, daß diese Secundogenitur des span. Hauses Bourbon (s. d.) niemals mit der Krone Spanien vereinigt werden dürfe. Demnach überließ König Karl III., 1734—59, als er nach dem Tode seines Bruders Ferdinand VI. den span. Thron bestieg, die Krone von Neapel und Sicilien an seinen dritten Sohn, Ferdinand IV., 1759—1825. Dieser mußte im Frieden zu Florenz 28. März 1801 den Stato degli presidii abtreten, der seitdem zu Toscana gehörte. Alle seine übrigen Gebiete diesseit und jenseit der Meerenge, die bisher in Gesetzgebung und Verwaltung fast ganz geschieden gewesen, vereinigte er 12. Dez. 1816 zu einem Gesamtstaat unter dem Namen des Königreichs beider S. und nannte sich seitdem Ferdinand I. (s. d.).

Bereits unter der Regierung Karls III. hatten Reformen in der Weise des aufgeklärten Despotismus begonnen, die unter Ferdinand durch den Minister Tanucci weiter geführt wurden. Aber Ferdinands Gemahlin, die österr. Prinzessin Karoline Marie (s. d.), verdrängte 1777 Tanucci, gewann darauf immer mehr polit. Einfluß und erhob endlich 1784 ihren unwürdigen Günstling Acton (s. d.) zum dirigierenden Premierminister. Seitdem trat ein Umschwung ein, der unter dem Eindruck der Französischen Revolution ganz in eine absolutistisch-klerikale Reaction ausartete. Neapel trat 1793 der ersten Koalition gegen die Französische Republik bei, mußte jedoch nach dem glänzenden Feldzug des Generals Bonaparte in Italien 1796 einen Separatfrieden nachsuchen. Dennoch schloß Ferdinand sich wieder der zweiten Koalition an und begann zuerst den Krieg durch einen Angriff auf die Römische Republik im Nov. 1798. Aber nach einem kurzen, kläglichen Feldzug entfloh er 21. Dez. 1798 nach Palermo und gab sein festländisches Gebiet den Franzosen preis, welche 23. Jan. 1799 die Stadt Neapel besetzten und daselbst die Parthenopäische Republik (s. d.) errichteten. Eine zahlreiche mißvergnügte Partei aus den höhern Ständen schloß sich bereitwillig dieser Umwälzung an; selbst der Admiral Francesco Caracciolo (s. d.) trat in den Dienst der republikanischen Regierung über. Aber unter der Führung des kriegerischen Kardinals Fabrizio Ruffo erhob sich das Landvolk in Calabrien und Apulien für die Sache des Königtums. Sicil. Truppen, eine brit. Flotte unter Nelson, auch Russen und Türken kamen ihm zu Hilfe, während die Franzosen durch Unfälle in Oberitalien gezwungen wurden, ihre meisten Truppen zurückzuziehen. Bereits 23. Juni 1799 mußten die Republikaner in Neapel kapitulieren. Doch König Ferdinand erklärte die Kapitulation für ungültig und ließ durch eine besondere Staatsjunta ein grausames Blutgericht über die Schuldigen halten. Der Krieg gegen Frankreich dauerte fort bis zum Frieden von Florenz 28. März 1801.

Noch unglücklicher verlief die Teilnahme an der dritten Koalition. Im Nov. 1805 rückte eine neapolit. Armee mit russ. und brit. Hilfstruppen gegen das Königreich Italien vor, worauf Kaiser Napoleon I. zu Schönbrunn 26. Dez. 1805 erklärte, daß «die Dynastie von Neapel aufgehört habe zu regieren». Beim Anmarsch der Franzosen entfloh König Ferdinand 13. Jan. 1806 nach der Insel Sicilien, in deren Besitz er durch brit. Hilfe geschützt wurde. Das festländische Gebiet wurde dagegen mit leichter Mühe von den Franzosen erobert, die schon 15. Febr. in die Hauptstadt Neapel einzogen; zuletzt kapitulierte die Festung Gaëta 18. Juli 1806. Darauf ernannte Napoleon I. 30. März 1806 seinen Bruder Joseph Bonaparte (s. d.) zum König von Neapel und Sicilien. Als dieser auf den span. Thron berufen wurde, übertrug der franz. Kaiser die neapolit. Krone 1. Aug. 1808 auf seinen Schwager Joachim Murat (s. d.). Neapel wurde jetzt nach franz. Muster reorganisiert, erhielt auch eine konstitutionelle Verfassung 20. Juni 1808, und das Land hob sich unter einer sorgsamen, wohlgeregelten Verwaltung. Unterdes herrschten König Ferdinand und seine Gemahlin unter brit. Schutz in Sicilien in alter Weise, sodaß die Unzufriedenheit allgemein wurde. Der brit. Oberbefehlshaber auf Sicilien, Lord William Bentinck, schritt ein und erzwang die Einberufung eines konstituierenden Parlaments, mit dem eine konstitutionelle Verfassung nach brit. Muster Juli 1812 vereinbart wurde. Die Spannung zwischen Lord Bentinck und dem sicil. Hofe war damals so groß, daß König Ferdinand zeitweilig die Regierung seinem Sohne, dem Kronprinzen Franz, übertrug. Die Königin Karoline Marie mußte sogar Sicilien verlassen und ging über Konstantinopel nach Wien, wo sie 8. Sept. 1814 starb.

Die Ereignisse des J. 1815 führten die Wiedervereinigung des Königreichs beider S. herbei. Beim ersten Sturze Napoleons hatte Joachim Murat durch rechtzeitigen Abfall seine Krone gerettet. Als er aber während der Hundert Tage sich auf Napoleons Seite stellte und sogar Oberitalien angriff, wurde er von den Österreichern besiegt und vertrieben. Am 17. Juni 1815 zog Ferdinand wieder in seine Hauptstadt Neapel ein und ließ Murat, der bei einer versuchten Landung in Calabrien ergriffen ward, zu Pizzo 13. Okt. 1815 als Usurpator erschießen. Zugleich geriet jedoch Ferdinand in vollständige Abhängigkeit von der österr. Politik, und es wurde das alte absolute Regiment mit allen Mißbräuchen wieder eingeführt. Die Unzufriedenheit ward allgemein und der Geheimbund der Carbonari (s. d.), welcher auf eine Umwälzung hinarbeitete, gewann immer mehr Anhänger. So fand das Beispiel der span. Militärrevolution vom Jan. 1820 in Neapel bald Nachahmung. Am 2. Juli 1820 proklamierte der Lieutenant Morelli vom Reiterregiment Bourbon zu Nola die span. Cortesverfassung von 1812 und zog mit seiner Schwadron nach Avellino, wo die Besatzung sich ihm anschloß. Am 6. Juli 1820 trat auch der populärste General Guglielmo Pepe (s. d.) mit seinen Regimentern zu den Aufständischen über und übernahm das Kommando. Da entschloß sich König Ferdinand zur Nachgiebigkeit. Er nahm 7. Juli die span. Konstitution an, die 13. Juli feierlich beschworen wurde, und berief das Reichsparlament zum 1. Okt. Aber die Insel Sicilien, welche in den letzten Jahren völlig als Nebenland und Provinz behandelt worden, war damit nicht befriedigt, sondern verlangte jetzt die Wiederherstellung ihres eigenen Parlaments und ihrer eigenen widerrechtlich aufgehobenen Verfassung, sodaß nur eine Personalunion mit Neapel bestehen bleiben sollte. Schon 15. bis 18. Juli kam es in Palermo zum Aufstande. Der königl. Statthalter ward verjagt und eine provisorische Regierung eingesetzt. Bald entbrannte der Kampf auf der ganzen Insel, und die neapolit. Truppen konnten sich nur in den Städten Messina, Catania, Syrakus und Trapani behaupten. Der neue Oberfeldherr, General Florestano Pepe (s. d.), suchte zu vermitteln und schloß 5. Okt. 1820 eine Kapitulation, wodurch die Hauptforderungen der Sicilianer zugestanden wurden; aber dieser Vergleich ward von dem Reichsparlament in Neapel verworfen und Pepe zurückberufen. Die Folge war, daß der Bürgerkrieg in Sicilien wieder ausbrach und fortdauerte, bis im nächsten Jahre sowohl Neapel wie Sicilien durch die österr. Intervention zu Boden geschlagen wurden.

Zu dieser Zeit ward nämlich die neapolit. Staatsveränderung durch die Heilige Allianz der fünf Großmächte auf den Kongressen zu Troppau und Laibach verurteilt. König Ferdinand selbst, nachdem er den Kronprinzen Franz zum Alterego und Regenten ernannt, begab sich nach Laibach, angeblich um zu vermitteln; aber er stimmte den Beschlüssen der Großmächte zu. Österreich übernahm es, den alten Zustand der Dinge in Neapel mit Waffengewalt wiederherzustellen, und nötigenfalls versprach Rußland militärische Beihilfe. Am 9. Febr. 1821 wurden diese Beschlüsse in Neapel notifiziert, wo man sich eiligst zum Widerstand rüstete und zwei Armeekorps an der Grenze aufstellte. Aber der österr. Feldzeugmeister Frimont schlug den General Guglielmo Pepe bei Rieti 7. März und unterwarf in wenig Wochen das ganze Land, nachdem sich die neapolit. Truppen gleich nach dem ersten Mißlingen aufgelöst hatten. Der König hatte bereits 10. März von Florenz aus alle neuen Einrichtungen widerrufen, versprach jedoch bei seiner Rückkehr, Mitte Mai, eine neue Verfassungseinrichtung zu erlassen. Ein Statut vom 26. Mai 1821 schuf einen Staatsrat, eine getrennte Verwaltung für Sicilien und zwei beratende Staatskonsulten für beide Landesteile. Zugleich wurden Provinzialräte und selbständige Gemeindeverwaltung in Aussicht gestellt. Wären diese Reformen auch ernstlicher gemeint gewesen, als sie es waren (die Staatskonsulten wurden z. B. erst 1824 in Thätigkeit gesetzt), so führte doch die nächste Zeit der Restauration zu sehr peinlichen Zuständen. Die geistliche und weltliche Reaction war gewaltthätiger als je. Österreich selbst und der General Frimont legten sich am Ende ins Mittel, verlangten eine mildere Art der Regierung und setzten auch durch, daß der verhaßte Polizeiminister Canosa entlassen ward. Doch gärte es noch jahrelang fort; ein strenges Gesetz gegen geheime Gesellschaften konnte nicht hindern, daß neue Verschwörungen entstanden und die Gefängnisse immer gefüllt blieben. Viele der politisch Kompromittierten suchten Zuflucht in den Gebirgen und verstärkten die Räuberbanden, welche nach alter Weise das Land beunruhigten. Nur allmählich wurde das österr. Occupationsheer vermindert. Es trat in diesen Zuständen keine wesentliche Änderung ein bis zum Tode Ferdinands I., 4. Jan. 1825. Sein Sohn und Nachfolger, Franz I. (s. d.), suchte durch eine beschränkte Amnestie die Stimmung zu beruhigen. Auch erlangte er im Frühjahr 1827 die Entfernung der österr. Occupationstruppen.

Als Franz I. 8. Nov. 1830 starb, folgte ihm sein Sohn Ferdinand II. (s. d.), dessen Anfänge eine bessere Wendung der öffentlichen Angelegenheiten verhießen. Es wurde eine teilweise Amnestie erlassen, Ersparnisse angeordnet und die Pachtgelder der königl. Monopole gesteigert, um das Defizit zu decken. Ein Wechsel im Ministerium, die Beseitigung der Jagdvorrechte, die Freiheit der Getreideausfuhr, die Reorganisation des Heers und der Nationalgarde waren Maßregeln, die dem König eine Popularität erwarben. Indessen fand in der Politik des Königs sehr bald ein Rückschritt statt. Nach außen nahm Ferdinand II. entschieden Partei für die legitimistische Sache, verwahrte sich gegen die Aufhebung des Salischen Gesetzes in Spanien und unterstützte eifrig die Sache des Don Carlos. Auch trat er mit dem Königreich Sardinien in engere Verbindung und schloß 1833 einen Kriegsbund auf fünf Jahre gegen Tunis. Aber seit des Königs zweiter Vermählung mit Marie Therese von Österreich (1837) gewann der österr. Einfluß am neapolit. Hofe wieder vollständig das Übergewicht. Wie schlecht die innern Zustände waren, bewiesen die Vorgänge bei dem Ausbruch der Cholera, die 1836—37 zahllose Opfer forderte. Während sich in Neapel das Volk unruhig zeigte, ward die Insel Sicilien der Schauplatz einer furchtbaren Krisis. Zur Bändigung der Anarchie sendete die Regierung Schweizertruppen und den Polizeiminister del Carretto nach der Insel. Kriegsgerichte wurden niedergesetzt und zahlreiche Hinrichtungen vorgenommen. Der König benutzte diesen Anlaß, um die letzten Privilegien Siciliens zu beseitigen.

Durch Dekrete vom 31. Okt. 1837 wurde die Insel zur neapolit. Provinz erklärt und eine gemeinsame Regierung für beide Länder festgesetzt. Kaum war die innere Krisis überwunden, so drohte eine Verwickelung mit dem Auslande. Die Regierung hatte 1838 die Pacht der sicil. Schwefelmonopole den Engländern entzogen und einer franz. Kompagnie übertragen. Da die diplomatischen Reklamationen Englands erfolglos blieben, erschien ein engl. Geschwader an den neapolit. Küsten und zwang die Regierung, den Vertrag mit der franz. Gesellschaft aufzuheben (1840). Ein neuer Handelsvertrag mit England ordnete die Verhältnisse (Juni 1843). Im Innern blieb die polit. Mißstimmung unvermindert. Doch scheiterte ein von Mazzini angeregter Aufstand in Cosenza im März 1844, und auch die an der Küste von Calabrien 16. Juni 1844 versuchte Landung der Brüder Bandiera (s. d.) endete mit der Gefangenschaft und Hinrichtung der Führer.

Indessen hatte die Bewegung auf eine konstitutionelle und nationale Neugestaltung Italiens in der Litteratur und dem regern Verkehr der Gelehrten begonnen. Auch das Königreich beider S. hatte den neuen Strömungen sich nicht verschließen können, und der große ital. Gelehrtenkongreß, der im Herbst 1845 in Neapel stattfand, blieb nicht ohne nachhaltige Wirkung. Während im Kirchenstaat unter Pius IX. die Reformbewegung sich entfesselte, steigerte sich auch in S. die Gärung der Gemüter. Eine Erhebung in Palermo ward vor dem Ausbruch entdeckt. In Reggio kam es zum offenen Aufstand (Ende August), der sich Anfang September hinüber nach Messina verpflanzte. Derselbe ward unterdrückt, und blutige Exekutionen sollten von weitern Unruhen abschrecken. Da brach auch in Calabrien und in den Abruzzen die Empörung aus, die erst Ende Oktober nicht ohne Mühe gedämpft ward. Zögernd entschloß sich nun der König zu einer Milderung des Systems. Einige zum Tode verurteilte Insurgentenchefs wurden begnadigt, der verhaßte Minister Santangelo und der Beichtvater Cocle entlassen. Im Dez. 1847 fanden in Neapel selbst unruhige Auftritte statt, die zu blutigen Konflikten führten und die Ausweisung der auswärtigen Studenten zur Folge hatten. Gefährlicher wurde die Krisis auf der Insel Sicilien. Am 12. Jan. 1848 brach in Palermo ein Aufstand los, der nach mehrtägigem Kampfe diese Stadt in die Gewalt des Volks brachte. Die provisorische Regierung, die sich in Palermo gebildet, verlangte Berufung eines sicil. Parlaments und Wiederherstellung der Verfassung von 1812. Diese Wendung der Dinge wirkte auch auf Neapel. Eine massenhafte Volksdemonstration, die 27. Jan. 1848 unter dem Losungswort »Konstitution« und mit der ital. Tricolore in der Hauptstadt stattfand, bewog den König, weitere Zugeständnisse zu machen. Ein Dekret vom 29. Jan. setzte eine konstitutionelle Regierung mit zwei Kammern, Freiheit der Presse, Ministerverantwortlichkeit und allgemeine Organisation der Nationalgarde fest. Der Polizeiminister del Carretto ward entlassen, ein neues Ministerium unter dem Vorsitz des Herzogs Serracapriola gebildet. In Neapel war damit die Ruhe hergestellt. Aber auf der Insel Sicilien dauerte der Kampf fort. Die ganze Insel hatte sich dem Aufstande angeschlossen; nur in den Citadellen von Messina und Syrakus behaupteten sich die neapolit. Truppen. Das neu zusammentretende Parlament in Palermo faßte 13. April den Beschluß, Ferdinand II. und seine Dynastie der sicil. Krone verlustig zu erklären.

In Neapel war indessen 10. Febr. die neue Konstitution unter Jubel verkündet und diese sowie die Beschwörung 24. Febr. mit einer Reihe von Volksfesten gefeiert worden. Die Verlegenheit, welche der Regierung aus den sicil. Vorgängen erwuchs, wurde durch die Ereignisse im nördl. Italien noch gesteigert. Der Ausbruch des Aufstandes in der Lombardei und die Kriegserklärung Sardiniens veranlaßten den König Ferdinand zur Teilnahme am Kriege, und er ließ ein Armeekorps unter Guglielmo Pepe gegen die Österreicher ins Feld rücken. Inzwischen nahte die Zeit, wo das neapolit. Parlament zusammentreten sollte. Als die Deputierten in der Hauptstadt eintrafen, entstand zwischen diesen und der Krone eine Differenz über die Frage, wie der Verfassungseid auf das Statut vom 10. Febr. zu leisten sei (14. Mai). Es kam zu tumultuarischen Scenen. Die Bürgergarde schloß sich den Abgeordneten an; es wurden Barrikaden aufgerichtet. Die Regierung benutzte diesen Anlaß, um mit Hilfe der Schweizertruppen und der Lazzaroni die Bewegung blutig niederzuwerfen, während zugleich die Stadt von den Forts bombardiert wurde (15. Mai). Ferdinand II. versprach zwar in einem Aufruf vom 24. Mai, die Verfassung aufrecht erhalten zu wollen, und berief ein neues Parlament an die Stelle des aufgelösten, aber man schenkte ihm keinen Glauben. Es brachen Aufstände in den Provinzen aus, namentlich in Calabrien, die gewaltsam unterdrückt wurden, und der König nahm dies zum Vorwand, um zunächst seine Truppen aus dem Kriege gegen Österreich zurückzuberufen. Auf der Insel wählte das Parlament 10. Juli den Herzog von Genua, zweiten Sohn Karl Alberts von Sardinien, zum Könige, der aber die Wahl ablehnte. König Ferdinand suchte sich inzwischen wieder auf dem Festlande zum Herrn zu machen und schickte dann unter Filangieri eine Expedition nach Sicilien, die sich zuerst gegen Messina wandte, das nach heftigem Kampfe 7. Sept. 1848 genommen wurde. Es folgte jetzt ein Waffenstillstand, während dessen Frankreich und England zu vermitteln suchten. Die vergeblichen Verhandlungen zogen sich bis in den März 1849 hin, und der Waffenstillstand wurde gekündigt. Die Sicilianer riefen den Polen Mieroslawski an die Spitze ihrer Aufgebote, während Filangieri sich schlagfertig machte, mit überlegenen Streitkräften den Kampf zu eröffnen. Binnen wenig Wochen war die Insel unterworfen. Nach tapferm Widerstande fiel erst Catania; dann wurde Syrakus besetzt; 14. Mai 1849 unterwarf sich auch Palermo. Man behandelte die Insel wie ein erobertes Land, und von den frühern Zusagen war um so weniger die Rede, als sich auch auf dem Festlande die Beseitigung der Verfassung vorbereitete. Die alten Maximen und Persönlichkeiten gewannen wieder Raum; auch die während der Revolution vertriebenen Jesuiten kehrten noch vor Ende 1849 nach dem Königreich zurück. Die Flucht des Papstes nach Gaëta (Nov. 1848 bis Sept. 1849) machte das neapolit. Gebiet zugleich zum Sitz der kath. Kirchenregierung, zu deren Restauration in Rom auch Neapel seine Hülfstruppen stellte. Die staatlichen Verhältnisse der Insel Sicilien wurden durch Dekret vom 27. Sept. 1849 dahin festgestellt, daß dieselbe eine getrennte Verwaltung unter einem eigenen Minister erhielt. Mit Eintritt der Ruhe

begannen nun aber die polit. Riesenprozesse, die seit 1850 die wichtigste öffentliche Angelegenheit bildeten. In die Untersuchung wegen des 15. Mai 1848 wurden eine Menge der angesehensten Namen, besonders Mitglieder der liberalen Ministerien (Poerio, Scialoja, Dragonetti u. a.) verwickelt. Die Behandlung der Gefangenen und Angeklagten, die Beschaffenheit der Kerker, hauptsächlich aber das Prozeßverfahren selbst erregten im Auslande die größte Entrüstung. Der brit. Staatsmann Gladstone brachte diese Zustände in einem Briefe an Lord Aberdeen an die Öffentlichkeit, und Lord Palmerston teilte diese Schilderung an die europ. Höfe mit. Die neapolit. Regierung versuchte nicht allein eine offizielle Widerlegung, sondern verwahrte sich auch ausdrücklich (Aug. 1851) gegen das Verfahren Palmerstons.

Als 1854 der Orientkrieg ausbrach, erklärte sich Ferdinand II. für neutral, ohne doch seine Sympathien für Rußland zu verhehlen. Auf dem Pariser Friedenskongreß brachte im April 1856 Graf Cavour neben den allgemeinen Verhältnissen Italiens auch insbesondere die Zustände des Königreichs beider S. zur Sprache, und die Westmächte wie auch Sardinien beantragten, daß man dem König Ferdinand eine Milderung des Systems und eine Amnestie anempfehlen möge. Österreich erhob aber hiergegen Einspruch, und die neapolit. Regierung wies ebenfalls die Vorstellungen, die Frankreich und Großbritannien in Neapel machen ließen, zurück. Nach längerm erfolglosen Notenwechsel brachen die Westmächte Ende Okt. 1856 die diplomatischen Beziehungen ab. Die franz. und brit. Gesandtschaften verließen Neapel und die neapolit. Botschafter in Paris und London erhielten ihre Pässe zugeschickt. Diese Vorgänge steigerten die Gärung im Innern des Königreichs, während Ferdinand II. im Vertrauen auf seine eigene Militärmacht und auf die Unterstützung Österreichs für den Notfall in der bisherigen Weise fortregierte. Bald gab es neue polit. Prozesse, und auf der Insel Sicilien fand im Nov. 1856 eine kleine Schilderhebung unter Anführung des Barons Bentivegna statt, die aber sofort unterdrückt wurde. Kurz darauf, 8. Dez. 1856, bei einer großen Parade zu Ehren der unbefleckten Empfängnis Mariä, stürzte ein gemeiner Soldat, Agesilao Milano, der bei der Insurrektion in Calabrien 1848 beteiligt, aber 1852 amnestiert war, aus den Reihen auf den König los und versuchte denselben mit dem Bajonett zu erstechen; aber das Attentat mißlang. Der Mörder, der keine Mitschuldigen hatte, wurde 13. Dez. 1856 hingerichtet. Seitdem zog sich Ferdinand II. argwöhnisch in die Abgeschlossenheit seines Palastes zu Caserta zurück, während die geheime Polizei die Gefängnisse mit Verdächtigen anfüllte. Die Ruhe ward jedoch bald aufs neue gestört. Eine Schar von 27 Verschworenen, unter dem Befehl zweier polit. Flüchtlinge, des Herzogs Carlo Pisacane di San-Giovanni und des Barons Nicotera, welche sich zu Genua 25. Juni 1857 auf dem sardin. Kriegsschiff Cagliari eingeschifft hatten, zwangen den Kapitän, die Insel Ponza anzulaufen und die dort verwahrten 323 neapolit. Staatsgefangenen an Bord zu nehmen (27. Juni). Hierauf ließen sie sich an der benachbarten Küste bei Sapri ans Land setzen und erhoben die Fahne des Aufstandes. Die Bevölkerung zeigte sich hier aber gleichgültig, ja feindselig, und nach zwei Gefechten bei Padula und Sanza (1. und 2. Juli) wurden die Insurgenten auseinandergesprengt und größtenteils gefangen oder niedergemacht. Das Dampfschiff Cagliari war schon vorher von zwei neapolit. Fregatten genommen worden. Im Jan. 1858 verwies die Regierung die gefangenen Verschwörer, sowie die Schiffsmannschaft und die Passagiere des Cagliari vor den Gerichtshof von Salerno und ließ auch das Schiff als gute Prise verurteilen. Doch sah man sich durch die drohenden Anforderungen Großbritanniens und Sardiniens gezwungen, den Cagliari nebst Mannschaften und Passagieren freizugeben. Von den übrigen Gefangenen wurden 56 provisorisch in Freiheit gesetzt, 205 zu den Galeeren und 7 zum Tode verurteilt, aber gleichfalls zu den Galeeren begnadigt.

König Ferdinand II. hatte inzwischen mit seiner Familie eine Reise nach Apulien unternommen, wo 3. Febr. 1859 zu Bari die Vermählung des Kronprinzen Franz mit der Prinzessin Marie, Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Bayern, gefeiert wurde. Auf dieser Reise verfiel der König einer leidensvollen Krankheit, an der er nach seiner Rückkehr zu Caserta 22. Mai 1859 starb. Sein Sohn und Nachfolger, Franz II. (s. d.), von Jesuiten erzogen und in strenger Abhängigkeit gehalten, zeigte sich den schwierigen Verhältnissen im Innern und nach außen keineswegs gewachsen. Die diplomatischen Beziehungen mit Frankreich und Großbritannien wurden allerdings ohne Schwierigkeit wieder angeknüpft. Gegenüber der großen nationalen Bewegung in Oberitalien, zu welcher der Krieg zwischen Frankreich und Sardinien einerseits und Österreich andererseits den Anstoß gab, verhielt sich die neapolit. Regierung nach wie vor teilnahmlos, ja feindselig. Auch im Innern hielt Franz II., der von dem überwiegenden Einfluß seiner Stiefmutter, der Königin-Witwe Marie Therese, beherrscht war, an dem System des Vaters fest. Während die Unzufriedenheit um sich griff, erlitt die neapolit. Kriegsmacht schweren Abbruch durch die Auflösung der vier Schweizerregimenter. Im ganzen blieben nur 800 Veteranen im neapolit. Dienste zurück. In Sicilien kam die Empörung zum Ausbruch. Am 4. April 1860 wurde das Kloster La Gancia in Palermo, das Hauptquartier der Verschworenen, von Militär und Polizei überfallen. Der Ausbruch des Aufstandes ließ sich jedoch dadurch nicht zurückhalten. An verschiedenen Punkten der Insel sammelten sich bewaffnete Banden, und seit dem 5. April kam es in der Umgegend von Palermo zu mehrern Gefechten zwischen den Insurgenten und den neapolit. Truppen. Aber erst als Garibaldi (s. d.) mit seinen 1000 Freiwilligen bei Marsala 11. Mai landete und 14. Mai bei Salemi als Diktator «im Namen des Königs Victor Emanuel II.» den Oberbefehl übernahm, erhielt der Aufstand größere Ausbreitung. Von allen Seiten strömten Freiwillige dem Diktator zu, der bei Calatafimi 15. Mai den ersten glänzenden Erfolg erkämpfte und dann gegen Palermo vorrückte, wo sich die neapolit. Hauptmacht unter General Lanza konzentriert hatte. Am 27. Mai drang Garibaldi in Palermo ein, und es entspann sich hier ein langer Straßenkampf, während gleichzeitig das Hafenfort und die neapolit. Flotte die Stadt mit Bomben und glühenden Kugeln überschütteten. Erst 29. Mai, als die fremden Konsuln förmlich protestierten und die Intervention der auf der Reede

ankernden fremden Kriegsschiffe anriefen, wurde das Bombardement eingestellt. Garibaldi forderte die Übergabe der Stadt, welche Lanza verweigerte. Doch einigte man sich über eine Waffenruhe, und ein neapolit. General ging nach Neapel, um dem König Franz II. die Sachlage darzustellen. Am 5. Juni kehrte dieser mit den nötigen Vollmachten zurück, und tags darauf ward eine Kapitulation abgeschlossen, durch welche der Waffenstillstand bis zum vollständigen Abzug der Neapolitaner verlängert wurde. Am 19. Juni gingen die letzten neapolit. Truppen zu Schiffe. Auch auf andern Punkten der Insel waren die Sicilianer erfolgreich. Binnen kurzer Zeit sahen sich die neapolit. Truppen auf die vier Hafenstädte Agosta, Syrakus, Milazzo und Messina beschränkt. Garibaldi organisierte nunmehr die Verwaltung der Insel, verkündigte das sardin. Staatsgrundgesetz und begann große Rüstungen, um die Neapolitaner aus ihren letzten Positionen zu vertreiben und auch das Festland von Neapel anzugreifen. Franz II. rief die Großmächte an, die Integrität des Königreichs beider S. aufrecht zu erhalten, und wandte sich vorzugsweise an Kaiser Napoleon III. Die Westmächte, namentlich über das grausame Bombardement von Palermo entrüstet, hielten jedoch das Prinzip der Nichtintervention aufrecht und begnügten sich, dem neapolit. Hofe eine Verständigung mit Sardinien und eine nationale Reformpolitik anzuraten. In der That entließ König Franz seine bisherigen Ratgeber und berief 25. Juni 1860 ein liberales Kabinett unter Antonio Spinellis Vorsitz, in welchem bald der Minister des Innern, Liborio Romano, den überwiegenden Einfluß gewann. Eine allgemeine Amnestie wurde verkündigt, die ital. Tricolore adoptiert und 1. Juli die niemals förmlich abgeschaffte Konstitution von 1848 wieder in Kraft gesetzt. Zugleich wurden Unterhandlungen wegen einer Allianz mit Sardinien angeknüpft. Der turiner Hof nahm jetzt diese Anträge kühl auf und wollte erst die Eröffnung des zum 10. Sept. einberufenen neapolit. Parlaments abwarten. Auch in Neapel selbst machten alle Zugeständnisse nur geringen Eindruck.

Inzwischen hatte Garibaldi die Regierung der Insel Sicilien dem Prodiktator Depretis übertragen und seinerseits wieder die Offensive ergriffen. Nach blutigem Kampfe wurde 20. Juli 1860 Milazzo zur Kapitulation gezwungen. Am 28. Juli schloß Garibaldi mit dem neapolit. General Clary eine Konvention, infolge deren ihm die Stadt Messina übergeben wurde, während die Citadelle im Besitz der neapolit. Truppen blieb. Zugleich verabredete man eine Waffenruhe, und die Neapolitaner räumten gleich darauf auch Syrakus und Agosta. Garibaldi traf nunmehr Anstalten, auf das Festland von Neapel überzusetzen, ohne sich durch ein Abmahnungsschreiben des Königs Victor Emanuel II. vom 23. Juli irremachen zu lassen. Am 8. Aug. und in den nächsten Tagen überschritt seine Avantgarde die Meerenge und faßte in Calabrien festen Fuß, wo bald zahlreiche Insurgentenbanden sich anschlossen. Garibaldi folgte 19. selbst, und nach kurzer Gegenwehr ergaben sich ihm die Stadt Reggio und das benachbarte Fort, 21. bis 23. Aug. Zwar standen weit überlegene Streitkräfte ihm gegenüber; aber es enthüllte sich mit überraschender Schnelligkeit die vollständige Demoralisation der neapolit. Armee. Die Mannschaften verweigerten zum Teil den Gehorsam oder liefen auseinander. Unterdes rückte Garibaldi unaufhaltsam vorwärts und fand in ganz Calabrien bereitwillige Unterstützung. Am 23. Aug. streckten zwei neapolit. Divisionen bei San-Giovanni die Waffen; am 30. Aug. kapitulierte sogar bei Soveria-Manelli ein neapolit. Armeekorps von 10000 Mann. Gleichzeitig brach in Foggia und in andern Orten Apuliens ein Aufstand aus, und die königl. Truppen gingen teilweise zu den Insurgenten über oder versprachen wenigstens, nicht gegen Garibaldi zu kämpfen. In Potenza bildete sich eine provisorische Regierung, welche im Namen des Königs Victor Emanuel und des Diktators Garibaldi das Volk zu den Waffen rief. Neapel selbst, in höchster Aufregung, wurde nur noch durch die Furcht vor einem Bombardement im Zaum gehalten, und die Generale erklärten dem König, daß man nicht im Stande sei, sich hier mit Erfolg zu verteidigen. Unter diesen Umständen überließ Franz II. dem Ministerium, die Regierung bis zur Ankunft Garibaldis fortzuführen, und schiffte sich 6. Sept. nach Gaëta ein. Zuletzt forderten noch zahlreiche Offiziere und Beamten ihren Abschied, und die Kriegsflotte weigerte sich geradezu, dem König nach Gaëta zu folgen. Dagegen konzentrierten sich die Überreste der neapolit. Armee, etwa noch 50000 Mann stark, hinter dem Flusse Volturno, auf die Festungen Gaëta und Capua gestützt. Das übrige Reich blieb der siegreichen Revolution preisgegeben. Garibaldi, der seinen Truppen weit vorausgeeilt war, zog 7. Sept. nachmittags in die Hauptstadt ein, wo er mit ungeheuerm Enthusiasmus empfangen wurde, und übernahm die Diktatur. Einer seiner ersten Regierungsakte war, daß er die neapolit. Kriegsflotte dem sardin. Admiral Persano zur Verfügung stellte. Ein neues Ministerium wurde gebildet, in welchem Liborio Romano den Vorsitz übernahm.

Garibaldi selbst zeigte sich jedoch den Regierungsgeschäften nicht gewachsen und ward bald ein Spielball der Parteien. Während die gemäßigte Nationalpartei sowohl in S. wie in Neapel eine sofortige Vereinigung mit dem Königreich Sardinien erstrebte, um dadurch die Revolution zu beschließen, wollte Garibaldi, der dem sardin. Premierminister Cavour wegen der Abtretung Nizzas aufs höchste zürnte, davon nichts hören. Der Prodiktator auf der Insel Sicilien, Depretis, legte sein Amt nieder und wurde durch Mordini ersetzt. Dazu erschien der republikanische Agitator Mazzini in Neapel und suchte die alten Verbindungen auch mit Garibaldi wieder anzuknüpfen. Vergebens verlangte der neue Prodiktator von Neapel, Pallavicino, die Entfernung des Agitators. Die Folge dieser Zwistigkeiten war, daß die bourbonisch-absolutistische Partei hier und da wieder das Haupt erhob und kleine Tumulte für König Franz II. anzettelte. Das turiner Kabinett sah diesen Wirren mit Besorgnis zu und beeilte sich, dem Diktator durch die militärische Occupation des Kirchenstaats zuvorzukommen. Immer noch war das königl. Heer in seiner festen Stellung am Volturno dem Freiwilligenheer des Diktators vollständig gewachsen, wie sich in den Gefechten von Capua und Cajazzo 19. und 22. Sept. zeigte. Franz II. faßte endlich den Entschluß, die Offensive zu ergreifen; aber Garibaldi hielt in der blutigen Schlacht am Volturno 1. Okt. glücklich Stand und zwang den

Feind, sich auf Capua zurückzuziehen. Der Ausgang in diesem Entscheidungskampfe zwischen Reaktion und Revolution war jedoch nicht abzusehen. Da entschloß sich die sardin. Regierung, durch zahlreiche annexionistische Deputationen herbeigerufen, zu einer bewaffneten Intervention. Am 6. Nov. notifizierte Cavour dem neapolit. Gesandten in Turin, daß sardin. Truppen das Königreich beider S. occupieren würden, da der Thron desselben durch die Flucht des Königs Franz aus Neapel thatsächlich erledigt sei. Ein aus Ancona 9. Okt. datiertes Manifest des Königs Victor Emanuel an die Bevölkerung Unteritaliens rechtfertigte die beabsichtigte Occupation mit der nationalen und polit. Notwendigkeit. An demselben Tage überschritt die sardin. Vorhut die neapolit. Grenze und setzte sich mit den Truppen des Diktators in Verbindung; Victor Emanuel selbst folgte mit der Hauptmacht. In dieser Lage verkündigte Garibaldi durch Dekret vom 15. Okt., daß das Königreich beider S. künftig einen Bestandteil des «einen und unteilbaren» Italien bilden solle, unter der Herrschaft Victor Emanuels und dessen Nachkommen. Eine allgemeine Volksabstimmung über die Annexion ward auf den 21. Okt. angeordnet und ergab in Neapel 1310266 Ja und 10102 Nein, auf Sicilien 432054 Ja und 667 Nein.

Unterdessen hatten die kriegerischen Operationen ihren Fortgang. In einer Reihe von hitzigen Gefechten wurden die königlichen neapolit. Truppen wiederholt geschlagen und zogen sich auf die Linie Garigliano zurück. Aber die Sardinier erzwangen 3. Nov. den Übergang über diesen Fluß, und es gelang ihnen durch Besetzung der Stadt Mola den größten Teil der neapolit. Armee von der Festung Gaëta abzuschneiden, sodaß an 30000 Mann mit 5000 Pferden und 32 Kanonen bei Terracina 15. Nov. auf päpstl. Gebiet übertreten mußten, wo sie entwaffnet wurden. Schon zuvor, 2. Nov., hatte Capua mit einer Besatzung von 10000 Mann kapituliert. So war König Franz II. in Gaëta eingeschlossen; außerdem wehte seine Fahne nur noch auf der kleinen Felsenfestung Civitella del Tronto und auf der Citadelle von Messina. Dagegen hielt König Victor Emanuel II. 7. Nov. seinen Einzug in die Hauptstadt Neapel, begleitet von dem Diktator und den beiden Prodiktatoren Pallavicino und Mordini, und wurde von der Bevölkerung mit unendlichem Jubel begrüßt. In dieser Lage der Dinge entspann sich jedoch alsbald ein Zwiespalt mit Garibaldi. Dieser wies alle Auszeichnungen und Vorteile, welche man ihm für sich und seine Familie anbot, uneigennützig zurück, wünschte aber zugestanden die Generalstatthalterschaft des Königreichs beider S. mit unumschränkter Vollmacht auf ein Jahr und die unbedingte Gleichstellung seines Freiwilligenheers, der sog. italienischen Südarmee, mit den regulären sardin. Truppen. Das konnte und wollte man ihm nicht bewilligen, und so legte er 8. Nov. seine Gewalt in die Hände des Königs nieder und zog sich auf sein Felseneiland Caprera zurück. Die Südarmee ward jetzt durch Dekret vom 12. Nov. reorganisiert. Während die administrative Einverleibung und Reorganisation des Königreichs beider S. rasch vor sich ging, ließ das turiner Kabinett, um das provinzielle Selbstbewußtsein zu schonen, vorläufig noch in den Gebieten diesseit und jenseit der Meerenge besondere Generalstatthalterschaften fortbestehen, die jedoch in Neapel Ende Okt. 1861, in Sicilien Frühjahr 1862 abgeschafft wurden.

Das neapolit. Königtum kämpfte unterdes seinen Todeskampf. Franz II. hatte bereits, als er seine Hauptstadt verließ, feierlich protestiert. Die fremden Mächte hielten sich jedoch zurück oder beschränkten sich auf diplomatische Demonstrationen; Großbritannien nahm sogar offen für Sardinien Partei. Frankreich betonte wenigstens das Prinzip der Nichtintervention und zeigte sich nur geneigt, den persönlichen Rückzug des Königs Franz zu decken. Ein franz. Beobachtungsgeschwader erschien vor Gaëta und verhinderte den sardin. General Persano, die Festung anzugreifen oder zu blockieren. Dagegen hielt auf der Landseite der sardin. General Cialdini seit 3. Nov. 1860 Gaëta eingeschlossen und belagert. An einen entscheidenden Erfolg war freilich nicht zu denken, solange die Festung von der Seeseite her sich aus dem benachbarten Kirchenstaat verproviantieren konnte. Sardinien erhob deshalb beim franz. Hofe Reklamationen, die von Großbritannien lebhaft unterstützt wurden. Frankreich versuchte nun noch den König Franz zu einem freiwilligen Abzug zu bewegen, aber die darüber während eines kurzen Waffenstillstandes (8. bis 19. Juni 1861) angeknüpften Verhandlungen blieben erfolglos. Nunmehr entfernte sich die franz. Flotte, und tags darauf, 20. Jan. 1861, setzte Admiral Persano Gaëta in Blockadezustand. Indessen hielt es schwer, die starke Festung zu bewältigen. Die zahlreiche Besatzung, darunter viele deutsche Söldner, wehrte sich tapfer. Nach einem langwierigen heftigen Bombardement entschloß sich endlich Franz II. zur Kapitulation, welche 13. Febr. zu Stande kam, gemäß welcher das neapolit. Königspaar mit Gefolge nach Terracina abfuhr. Die Besatzung von 11000 Mann mit 25 Generalen sollte kriegsgefangen bleiben bis zur Übergabe von Messina und Civitella; die fremden Söldlinge wurden in die Heimat geschickt. Die Citadelle von Messina ergab sich 10. März dem General Cialdini; Civitella del Tronto kapitulierte 20. März 1861. Seitdem bildet das vormalige Königreich beider S. einen Bestandteil des Königreichs Italien (s. d.).

Litteratur. Giannone, «Storia civile del regno di Napoli» (4 Bde., Neap. 1723; 13 Bde., Mail. 1844 fg.), fortgesetzt von Colletta als «Storia di Napoli dal 1734 sino al 1825» (2 Bde., Par. 1833); Orloff, «Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le royaume de Naples», mit Bemerkungen von Duval (neuere Aufl., 5 Bde., Par. 1819—21; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1821); A. von Reumont, «Die Carafa von Madaloni» (2 Bde., Berl. 1851); Rüstow, «Erinnerungen aus dem ital. Feldzuge von 1860» (2 Tle., Lpz. 1861); Reuchlin, «Geschichte Italiens» (4 Bde., Lpz. 1859—73); di Sivo, «Storia delle due Sicilie dal 1846 al 1861» (Rom 1863 fg.); Romano-Manebrini, «Documenti sulla rivoluzione di Napoli 1860—62» (Neap. 1865).

Sicilische Vesper. Die Regierung des Königs Karl I. aus dem Hause Anjou (1266—85), der nach dem Sturze Manfreds sich des Königreichs beider Sicilien (s. d.) bemächtigt hatte, wurde namentlich auf der Insel Sicilien mit Unwillen ertragen. Der Übermut der Franzosen, die mit Karl ins Land gekommen, und drückende Finanzmaßregeln steigerten die allgemeine Gärung. So entstand eine weitverbreitete Verschwörung, die darauf abzweckte, dem Schwiegersohne Manfreds,

König Peter III. von Aragonien, die Herrschaft über Sicilien zu verschaffen. Die größte Thätigkeit entwickelte Johann von Procida, ein salernitanischer Edelmann und berühmter Arzt, der unter Manfred hohe Ämter bekleidet hatte und von Karl wegen seiner ghibellinischen Gesinnungen verbannt worden war. Dieser vermittelte die Verhandlungen zwischen den Verschworenen und dem aragon. Hofe und wußte auch den Papst Nikolaus III. für die Sache günstig zu stimmen. Sogar der byzant. Kaiser Michael Paläologus, der sich mit Karl im Unfrieden befand, verstand sich zu einer Geldbeihilfe. Doch der Tod des Papstes Nikolaus (1280), dem der französisch gesinnte Martin IV. folgte, verzögerte die Ausführung der Unternehmung. Unter dem Vorwande eines Kreuzzugs segelte Peter III. mit einer ansehnlichen Flotte nach Bona (Algerien) und begann zum Schein Feindseligkeiten gegen die Mauren. So war die Sachlage, als durch einen Zufall in Palermo die allgemeine Erbitterung zum Ausbruch kam. Am Ostermontag 30. März 1282, um die Stunde der Vesper, beleidigte ein übermütiger Franzose eine sicil. Dame. Darüber entspann sich ein blutiger Streit, und die Palermitaner griffen zu den Waffen und machten alle Franzosen, wo sie sich fanden, schonungslos nieder. Die Glocke der uralten Kirche San-Giovanni degli Eremiti, unweit vom königl. Schlosse, war die erste, welche zu diesem Blutbad, das man die Sicilische Vesper nennt, Sturm läutete. Die übrigen Städte Siciliens verhielten sich anfangs ruhig; aber noch vor Ablauf des April folgten die Bewohner von Messina dem Beispiel und erschlugen oder vertrieben alle Franzosen, die sich dort aufhielten. Karl I. eilte herbei und belagerte Messina, aber ohne Erfolg. Denn jetzt landete auch Peter III. mit Heeresmacht zu Trapani 30. Aug. 1282 und trieb mit Hilfe der Genueser und Pisaner Karl I. über die Meerenge zurück. Die ganze Insel huldigte nun dem Könige Peter und seiner Gemahlin Constantia als dem rechten Erben Manfreds. Doch erst nach einem 20jährigen Kriege, den Peter III., sowie seine Söhne und Nachfolger Jakob II. und Friedrich II. mit Karl I. und Karl II. von Neapel führten, wurde die Herrschaft der aragon. Dynastie auf Sicilien von den Anjou förmlich anerkannt und der Friede 1302 durch eine Familienverbindung besiegelt. Vgl. Amari, «La Guerra del Vespro Siciliano» (2 Bde., Palermo 1842; 6. Aufl., Flor. 1859; deutsch von Schröder, 2 Bde., Hildesh. 1851); Amari, «Racconto popolare del Vespro Siciliano» (Rom 1882).

Sicilische Weine. Der Weinbau der Insel Sicilien ist bedeutend und erzeugt die edelsten Produkte unter allen ital. Weinen. Leider fehlt es indes noch vielfach an reinem Satz, an sorfältiger Kultur und richtiger Kellerbehandlung. Früher wurden die Reben im Gemisch mit andern Nutzpflanzungen gezogen; jetzt ist dem jedoch nicht mehr so, und nur in entlegenen Strecken im Innern ist diese Kultur noch beliebt. Es werden weiße und rote, trockene und süße Weine erzeugt. Dunkelrote trockene Weine bilden das Hauptprodukt und werden vorzugsweise in den Weinbergen der Nordküste, von Messina bis Milazzo, gewonnen, welche den Faro und Milazzowein geben, in der Umgegend von Giarre, Riposto, Catania, wo am Ätna der Boscowein, in der Ebene der Terrafortewein wächst, ferner an der ganzen Küste entlang, die sich von Catania über Syrakus, Avola nach Vittoria zieht, und endlich in den Landstrichen von Marsala, Trapani, Castellamare, Palermo, Bagheria, Termini. In den genannten Gegenden werden auch feinere Sorten von Rot- und Weißweinen, jedoch in geringerer Qualität, hergestellt, wie der Mamertiner von Milazzo, Roccomadore von Messina, Benedettino von Catania, süße Moscato und Albanello von Syrakus, Zucco von den Gärten des Herzogs von Aumale, Corvo (rosso und bianco) aus den Kellereien des Herzogs von Salsaparuta bei Palermo. Die Liparischen Inseln liefern den köstlichen goldenen (süßen) Moscato di Lipari, dem syrakusaner Moscato jedoch nachstehend. Das Hochland des Innern von Sicilien produziert nur leichte, hellrote Weine, die bei rationeller Behandlung ein gutes Material liefern würden, jetzt aber nur einen schwer haltbaren Wein ergeben, der im Lande selbst getrunken werden muß. Der trockene, feurige Marsala, der den Madeira vertritt, ist ein Kunstwein und wird hauptsächlich in den berühmten Faktoreien von Florio, Ingham und Woodhouse hergestellt und von Marsala aus in die ganze Welt verschickt. Eine besondere, nur Sicilien angehörige Weingattung ist der Amarena, welcher hergestellt wird, indem man Weichselkirschblätter mit dem Most vergären läßt. Die Weinproduktion Siciliens wurde im J. 1884 auf 5 630 000 hl berechnet; ausgeführt wurden etwa 1 500 000 hl meist aus Riposto, Messina, Catania, Milazzo, Palermo, Marsala.

Sicinus, s. Sikino.

Sickel (Theod., Ritter von), Geschichtsforscher, geb. 18. Dez. 1826 zu Aken, studierte 1845—46 in Halle und Berlin Theologie, seit 1847 unter Lachmann Philologie und später Geschichte in Berlin, besuchte 1850—52 die Vorlesungen der École des chartes in Paris und durchforschte 1852—55 die Bibliotheken und Archive Deutschlands, Frankreichs, der Schweiz und Oberitaliens, namentlich auch im Auftrage der franz. Regierung die Archive Mailands, Venedigs und Wiens. In letzterer Stadt ließ er sich dann als Docent für histor. Hilfswissenschaften nieder und wurde 1857 außerord. und 1867 ord. Professor der Geschichte und deren Hilfswissenschaften, sowie Direktor des Instituts für österr. Geschichte zu Wien, 1876 Hofrat. Auch ist S. Direktor des in Rom gegründeten Istituto Austriaco di studi storici. Im J. 1884 wurde er in den Ritterstand erhoben. Von seinen Werken sind hervorzuheben: «Monumenta graphica medii aevi ex archivis et bibliothecis imperii Austriaci collecta» (10 Lfgn., Wien 1858—80), «Schrifttafeln aus dem Nachlaß von U. F. Kopp» (Wien 1868), «Beiträge zur Diplomatik» (8 Bde., Wien 1861—83), «Acta regum et imperatorum Carolinorum» (2 Bde., Wien 1867), «Zur Geschichte des Konzils von Trient» (Wien 1872), «Alcuinstudien» (Wien 1875), «Über Kaiserurkunden in der Schweiz» (Zür. 1877), «Kaiserurkunden in Abbildungen» (mit Sybel, Lfg. 1—7, Berl. 1881 fg.), «Das Privilegium Ottos I. für die röm. Kirche» (Innsb. 1883). Als Leiter der Diplomata-Abteilung der «Monumenta Germaniae» hat S. bisher herausgegeben die «Diplomata» Konrads I., Heinrichs I. und Ottos I. (Hannov. 1879—84). Er ist Begründer und Mitredacteur der «Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung» (Innsb. 1880 fg.).

Sickingen (Franz von), berühmter Feldhauptmann, geb. 2. März 1481 auf der Ebernburg bei

Kreuznach, war der reichste und mächtigste reichsunmittelbare Ritter in den Reichslanden und stand bei Kaiser Maximilian I., noch mehr bei Karl V. in Ansehen, denen er mehrmals auf Kriegszügen diente. Auch wurde er zum kaiserlichen Rat und Kämmerer ernannt. Hauptsächlich aber führte S. zahllose Privatfehden, bei denen er oft als Beschützer der Schwachen und Unterdrückten auftrat, und kümmerte sich dabei nicht um die Mahnungen des Reichskammergerichts und des Reichsregiments. So befehdete er jahrelang die Reichsstadt Worms, weshalb er 1517 in die Reichsacht verfiel. Dann bekriegte er mit einem geworbenen Heer von 4000 Reisigen und 10000 Landsknechten nacheinander den Herzog von Lothringen, die Reichsstadt Metz, den Landgrafen Philipp von Hessen, den Herzog Ulrich von Württemberg u. s. w. Dabei brandschatzte er allenthalben. König Franz I. von Frankreich suchte S. für seine Dienste zu gewinnen und bewilligte ihm ein Jahrgehalt; doch ward das Verhältnis bald wieder aufgelöst. Dann wirkte S. eifrig für die Wahl des Kaisers Karl V. und wurde dafür von der Reichsacht entbunden. Auch zog er 1521 als kaiserl. Feldhauptmann mit dem Grafen von Nassau gegen Frankreich zu Felde und verheerte die Picardie. Auf einer Versammlung in Landau ward er 1522 zum Oberhaupt des Bundes der schwäb. und rhein. Reichsritterschaft gewählt. Nicht minder beliebt war er bei den deutschen Landsknechten. Obwohl selbst kein Gelehrter, neigte er sich doch den humanistischen und reformatorischen Bestrebungen zu, ergriff Partei für Reuchlin in dessen Streit gegen die Kölner, nahm Ulrich von Hutten und andere Bewegungsmänner auf seiner Ebernburg bei Kreuznach auf und bot auch Luther eine Zuflucht an. Durch den Einfluß Huttens wurden bei S. weitgehende Pläne angeregt, die auf eine gewaltsame Durchführung der Reformation und Abschaffung der geistlichen Fürstentümer, welche dem Reichsadel zugute kommen sollten, hinausliefen. Für diesen Zweck hofften sie auch die Beihilfe der Reichsstädte und des Bauernstandes zu gewinnen, die man durch Flugschriften gegen Klerus und Fürsten aufzurütteln suchte. Im Sept. 1522 zog S. mit einem geworbenen Heer gegen den Erzbischof von Trier und belagerte denselben in seiner Hauptstadt. Aber Landgraf Philipp von Hessen und Pfalzgraf Ludwig bei Rhein eilten mit überlegener Macht herbei und zwangen ihn, schon nach acht Tagen die Belagerung aufzuheben. Das Reichsregiment erklärte S. in die Acht, und die gehoffte Beihilfe von Adel und Städten blieb aus. Nachdem S.s übrige Burgen genommen waren, belagerten ihn die verbündeten Fürsten von Hessen, Kurpfalz und Trier im April 1523 in seiner starken Feste Landstuhl bei Kaiserslautern. Während des Bombardements wurde S. schwer verwundet. Er mußte die Burg übergeben und starb zwei Tage darauf 8. Mai 1523. Sein Grab befindet sich in der kath. Kirche zu Landstuhl. Der Sohn S.s wurde von Kaiser Maximilian II. in den Reichsfreiherrenstand, dessen Nachkommen 3. März 1773 von Kaiser Joseph II. in den Reichsgrafenstand erhoben und 1791 in das schwäb. Grafenkollegium eingeführt. Das Geschlecht teilte sich in mehrere Linien, von denen aber nur die zu Sickingen reichsunmittelbare Güter in der Herrschaft Landstuhl besaß, die 1803 aufgegeben werden mußten. Gegenwärtig ist nur eine Linie übrig, an deren Spitze Graf Joseph von S.-Hohenburg, geb. 9. Jan. 1833, steht. Hauptquelle für die Geschichte S.s ist die «Flersheimer Chronik» (herausg. von Waltz, Lpz. 1874). Vgl. Schneegans, «Ritter Franz von S. und seine Nachkommen» (Kreuznach 1867); Ulmann, «Franz von S.» (Lpz. 1872); Prutz, «Franz von S.» (im «Neuen Plutarch», Bd. 8, Lpz. 1880).

Sicŭler (lat., grch. Sikeler) sollen nach der Tradition die ältesten Bewohner Latiums gewesen, dann von andern Stämmen verdrängt worden, nach dem südl. Italien gewandert und zuletzt nach der Insel hinübergezogen sein, welche von ihnen den Namen Sicilien (s. d.) erhielt. Mit ihnen werden oft die Sicaner (grch. Sikaner) verwechselt, eine andere, aber, wofür die Verwandtschaft des Namens spricht, mit den Siculern verwandte Völkerschaft in Sicilien. Beide gehörten wohl sicher zu der Familie der italischen Völker.

Sic volo, sic jubeo etc., s. Hoc volo etc.

Sic vos non vobis (lat.), «So (thut) ihr (etwas) nicht für Euch», eine vom jüngern Donatus («Leben des Virgil», 17) auf Virgil zurückgeführte Wendung.

Sicyon (grch. Sikyon oder Sekyon, d. i. «Gurkenland», in mythischer Zeit angeblich Mekone, d. i. «Mohnland» genannt), eine sehr alte Stadt an der Nordküste des Peloponnes, die ihr eigenes, dem Umfange nach beschränktes, aber zum Teil sehr fruchtbares Gebiet zwischen dem von Korinth im Osten und der Landschaft Achaja im Westen besaß. Ursprünglich von Ioniern bewohnt, wurde es nach der sog. dorischen Wanderung von Argos aus dorisiert; allein das ion. Element, das sich in der Phyle der Ägialeer konzentriert hatte, erlangte über das dorische das Übergewicht durch die Tyrannen (Alleinherrscher) aus dem Geschlecht des Orthagoras (Orthagoriden), die 100 Jahre lang (etwa 666 —566 v. Chr.) an der Spitze des kleinen Staats standen und von denen namentlich Kleisthenes ihn zu hohem Ansehen brachte. Nach dem Sturze dieser Dynastie durch Sparta verlor S. zwar fast alle polit. Bedeutung, aber es blieb angesehen und blühend durch seine eifrige Pflege der bildenden Kunst und Malerei, seine bedeutende Industrie und seinen Handel. Demetrius Poliorketes eroberte die Stadt 303 v. Chr. und nötigte die Bewohner, die bisherige untere Stadt, die sich bis ans Meer ausdehnte, zu verlassen und auf der umfänglichen Hochfläche, die bis dahin als Akropolis (Burg) gedient hatte, eine neue, regelmäßig gebaute Stadt anzulegen. Die neue Stadt gelangte durch ihren Mitbürger Aratus (s. d.) wieder zu großer polit. Bedeutung als Mitglied des Achäischen Bundes und wurde auch nach der Zerstörung Korinths (146 v. Chr.) anfangs von den neuen Herren Griechenlands, den Römern, begünstigt, später aber durch M. Ämilius Scaurus ihrer besten Kunstschätze beraubt und im Beginn der röm. Kaiserzeit durch ein heftiges Erdbeben heimgesucht; trotzdem fand Pausanias noch zahlreiche erwähnenswerte Tempel und sonstige öffentliche Gebäude, und noch jetzt sind ausgedehnte, wenn auch nicht eben ansehnliche Ruinen von ihr bei dem Dorfe Basilika erhalten. Vgl. E. Curtius, «Peloponnesos» (Bd. 2, Gotha 1852).

Sida *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Malvaceen. Man kennt gegen 80 Arten, die in den wärmern Gegenden der Alten und Neuen Welt eine ausgedehnte Verbreitung besitzen. Es sind krautartige Gewächse oder Sträucher mit dichtem Haar-

überzug und ansehnlichen meist in Trauben oder Ähren stehenden lebhaft gefärbten Blüten. Von mehrern Arten werden die Bastfasern zur Herstellung von Geweben, Seilen u. dgl. verwendet, so z. B. von der sog. ostindischen Samtpappel, S. retusa *L.* und von der gleichfalls in Ostindien einheimischen S. cordifolia *L.*

Siddim, d. i. arab. schadhâm, «Salz», hieß nach hebr. Überlieferung das «Salzthal», in dem die Städte Sodom und Gomorrha lagen, ehe dasselbe durch eine vulkanische Katastrophe zum Becken des Toten Meers (s. d.) oder des «Salzmeers» wurde.

Siddons (Sarah), eine der größten tragischen Schauspielerinnen Englands, geb. 5. Juli 1755 zu Brecknock in Wales, war die Tochter des Schauspielers Roger Kemble und die Schwester von Charles und John Philipp Kemble (s. d.). In frühester Jugend schon widmete sie sich der Bühne und heiratete 1773 den jungen Siddons, der zu ihres Vaters Schauspielergesellschaft gehörte. Garrick berief sie 1775 nach London, wo sie zuerst als Portia auf dem Drurylanetheater auftrat. Aber erst seit 1780 gelang es ihr, unbestritten als erste tragische Schauspielerin Englands zu gelten. Sie hatte einen majestätischen Wuchs, edle Haltung und ein wohlklingendes und volltönendes Organ. Unübertroffen war sie hinsichtlich der Beweglichkeit ihrer Physiognomie, des Ausdrucks ihrer Augen und der Grazie ihrer Bewegungen. Ihre Hauptrollen waren Lady Macbeth und Katharina in «Heinrich VIII.». Sie verließ 1812 die Bühne und starb 8. Juni 1831. Vgl. Th. Campbell, «Life of Mrs. S.» (2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1839).

Siddur (hebr.), Name des in unzähligen Ausgaben (mit und ohne Übersetzung) erschienenen Gebetbuchs der Juden, für Wochentage, Sabbate und Feiertage, mit Ausschluß der synagogalen Dichtungen. Vgl. Zunz, «Die Ritus» (Berl. 1859).

Sidelhorn, s. Siedelhorn.

Siderallicht, soviel wie Drummonds Kalklicht (s. d.; vgl. Knallgas).

Sideration (neulat.), Erkranken durch Witterungseinfluß, besonders durch Hitze.

Sideringelb, Aquarell- und Ölfarbe, besteht aus chromsaurem Eisenoxyd, wird erhalten, indem eine Lösung von Eisenchlorid mit einer siedenden Lösung von Kaliumbichromat gefällt wird.

Siderisches Jahr, s. unter Jahr.

Siderismus (abgeleitet vom grch. σίδηρος, d. i. Eisen) bezeichnet den Einfluß, welchen zunächst das Eisen, dann auch die Metalle, sowie das Wasser und überhaupt die unorganische Welt auf den Menschen ausüben soll, sodaß dieser dadurch im Stande wäre, unterhalb der Erde verborgene Eisen-, Metall- und Wassermassen zu empfinden und daher zu entdecken (Metallo- und Hydroskopie). Mit S. benannte man auch die Mesmerische magnetische Behandlung der Kranken mittels Eisenstäben, welche mit einer siderischen, d. i. mit einer magnetisierten Wanne verbunden waren; ja sogar der Galvanismus wurde als S. genommen.

In einem andern Sinne galt im 16. und 17. Jahrh. Siderismus als der Einfluß von Planeten und Gestirnen (sidéra) auf den menschlichen Körper.

Siderit, s. Eisenspat.

Siderographie, s. Stahlstich.

Siderolith oder Terralith, eine zu zierlichen Gefäßen, Leuchtern, Körbchen, Nippsachen, Reliefs u. s. w. verarbeitete Masse, welche ihrer Beschaffenheit nach zwischen Steingut und Terracotta steht, aus gefärbtem Thon gebrannt und statt der Glasur mit einer Lackfarbe überzogen ist. (S. unter Thonwaren.)

Sideroxylon, d. h. Eisenholz, nannte Linné eine zur Familie der Sapotaceen gehörende Gattung tropischer Bäume und Sträucher, weil ihr Holz eine eisenartige Härte und Schwere besitzt. Sie haben abwechselnd stehende, ganzrandige Blätter, weiße gebüschelte Blüten, welche aus einem fünfteiligen Kelche, einer fünfspaltigen oder fünfteiligen Blumenkrone, fünf fruchtbaren und fünf beutellosen Staubgefäßen und einem Stempel mit fünffächerigem Fruchtknoten bestehen und beerenförmige Früchte hervorbringen, deren ein bis drei Samenkörner eine glänzende, knochenharte Außenschale und einen dicken Eiweißkörper besitzen. Das in den Handel unter dem Namen Eisenholz vorkommende Nutzholz stammt von verschiedenen Arten, besonders von S. triflorum *Vahl.* auf Westindien, S. inerme *L.* in Südafrika und von der javanischen Art S. nitidum *Bl.* Von dem in Ostindien und auf den Philippinen wachsenden S. attenuatum *Bl.* wird Guttapercha gewonnen.

Siders (frz. Sierre), Hauptort des gleichnamigen Bezirks (473 qkm, 9729 E.) des schweiz. Kantons Wallis, liegt 541 m über dem Meere, 20 km nordöstlich von Sitten auf der rechten Seite des Rhônethals, dem Eingang des Val d'Anniviers gegenüber an der Bahnlinie Sitten-Brig und zählt (1880) 1671 meist kath. E. Der alte malerische Flecken besitzt eine moderne Pfarrkirche, mehrere burgartige Herrenhäuser, eine ehemalige Kartause, Géronde, die südlich vom Orte auf einer Felskuppe am Rhôneufer liegt, und eine Burgruine, den Schinderturm, die sich östlich bei der Rhônebrücke auf einem Hügel erhebt. Die ebenso üppige, wie großartige Umgebung produziert vorzügliche Weine. Mit 55 Proz. deutscher Einwohner bildet S. die Sprachscheide zwischen dem deutschen Oberwallis und dem franz. Unterwallis.

Sidmouth, Marktstadt und einst nicht unbedeutender Hafenplatz in der engl. Grafschaft Devon, 22 km im OSO. von Exeter, in engem Thale an der Mündung des Sid, an einer jetzt versandeten Bucht des Kanals gelegen, über Ottery-St.-Mary mit der London and South-Western-Eisenbahn verbunden, hat stark besuchte Seebäder und zählt (1881) 3501 E., die vom Fischfang und Fremdenverkehr leben. Das Klima ist sehr mild und gesund. Die Umgebung mit ihren zahlreichen Landspitzen bietet malerische Ansichten, und die Stadt selbst allen Comfort für Badegäste. Ein Steindamm von 552 m Länge dient als Esplanade; Knobble-Cottage enthält ein Museum.

Sidmouth (Henry Addington, Viscount), brit. Staatsmann, geb. zu London 30. Mai 1757, erhielt seine Erziehung in Gemeinschaft mit Pitt, dem Sohne des Grafen Chatham, und widmete sich wie dieser dem Sachwalterberufe. Er trat 1782 ins Unterhaus und unterstützte den jungen Minister Pitt gegen die Partei Fox. Im J. 1789 wurde er Sprecher des Unterhauses, womit er den Sachwalterberuf aufgab. Als Pitt 16. März 1801 das Ministerium niederlegte, wurde auf seine Empfehlung Addington zum ersten Minister ernannt. Dieser brachte im März 1802 den Frieden von Amiens zu Stande, sah sich aber alsbald der Friedensbedingungen wegen sowohl von der alten

Opposition unter Fox und Sheridan wie von einer neuen unter Grenville und Windham auf das heftigste angegriffen. Letztern zu Gefallen ordnete er zwar nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit Frankreich gegen Ende 1803 eine allgemeine Landesbewaffnung und die Verteidigung der Küsten an; doch besaß er zu wenig Energie und Kühnheit, um den Parteien Vertrauen einzuflößen. Als endlich auch Pitt den Gegnern der Regierung beitrat und im März 1804 im Unterhause auf Untersuchung der Seeverteidigungsanstalten des brit. Reichs antrug, mußte Addington 15. Mai 1804 das Staatsruder an Pitt zurückgeben. Der König erhob ihn nun zum Viscount S. Nach Pitts Tode bildete S. im Verein mit Fox und Grenville im Jan. 1806 ein neues Ministerium, das jedoch einige Monate später mit Fox' Tode wieder zerfiel. Im J. 1812 übernahm S. das Staatssekretariat des Innern und führte dieses Amt bis 1822. Seitdem lebte er zurückgezogen und starb 15. Febr. 1844. Vgl. Pellew, «Life and correspondence of Henry Addington, viscount of S.» (3 Bde., Lond. 1847).

Sidney, Stadt in Australien, s. Sydney.

Sidney (Algernon), unter König Karl II. von England als Hochverräter hingerichtet, der zweite Sohn des Grafen Robert von Leicester, wurde 1622 zu London geboren. Er schloß sich mit seinem Bruder, dem Viscount de l'Isle, der Revolutionspartei an, diente im Parlamentsheer und wurde Mitglied der Gerichtskommission, welche Karl I. verurteilen sollte. Zwar wohnte er den Verhandlungen bei, blieb aber am Tage des Urteilsspruchs fern und verweigerte auch seine Unterschrift zur Hinrichtungsakte. Nachdem Cromwell das Protektorat an sich gerissen, zog er sich mißvergnügt auf das Landgut nach Penshurst zurück und schrieb hier wahrscheinlich schon seine berühmten «Discourses concerning government, etc.» (Lond. 1698 u. öfter). Als 1660 die Restauration der Stuarts stattfand, war S., der 1659 mit Karl X. Gustav von Schweden unterhandelte, brit. Gesandter in Kopenhagen, verschmähte aber die Benutzung der allgemeinen Amnestie und verweilte nun 17 Jahre in Italien, der Schweiz und Frankreich, wo er eine Geldunterstützung Ludwigs XIV. annahm. Auf Bitten seines Vaters erhielt er 1677 von Karl II. die Erlaubnis zur Rückkehr, trat 1678 ins Unterhaus und machte alsbald dem Ministerium Danby erfolgreiche Opposition. Die Reaktion, wozu sich der Hof unter Leitung des Herzogs von York (des spätern Jakob II.) hinreißen ließ, trieb endlich 1681 den Lord Russell und den Herzog von Monmouth zu einer geheimen Verbindung, welcher sich auch S. anschloß. Obschon das Gesetz zwei Zeugen forderte, wurde zuerst Russell auf des feigen Mitverschworenen Lord Howards Aussage verurteilt und hingerichtet. Unter S.s Papieren war eine Handschrift gefunden worden, in welcher derselbe eine die Göttlichkeit des Königtums lehrende Schrift, den «Patriarcha» Filmers, widerlegte. Um den Mangel eines zweiten Zeugen auszugleichen, nahm der Oberrichter Jeffreys diese Handschrift zu Hilfe und bewies daraus, daß der Verfasser ein Hochverräter sein müsse. Nachdem S. von den Geschworenen verurteilt worden, richtete er eine Denkschrift an den König, in welcher er sich verteidigte. Allein Karl II. blieb unbeweglich, und S. mußte 7. Dez. 1683 das Schafott besteigen. Als Wilhelm III. durch die Revolution von 1688 den Thron bestiegen, ließ er die Urteilssprüche aufheben und die Ehre der Hingerichteten herstellen. Hollis gab S.s «Discourses» mit dem Verhör, der Apologie und mehrern Briefen (Lond. 1772) heraus; Collin veranstaltete eine Sammlung von S.s Handschriften; Blencowe veröffentlichte «Sidney-papers» (Lond. 1825). Vgl. Grey, «Secret history of the Rye-house-plot and of Monmouth's rebellion» (Lond. 1754); Ewald, «Life and times of Algernon S.» (2 Bde., Lond. 1873).

Sidney (Sir Philip), einer der ersten engl. Prosaiker, geb. 29. Nov. 1554 zu Penshurst in der Grafschaft Kent, studierte auf beiden engl. Universitäten und reiste dann drei Jahre lang auf dem Festlande. Im J. 1575 nach England zurückgekehrt, wurde er eine der Zierden des engl. Hofs und Liebling der Königin Elisabeth. Ein Streit mit dem Grafen von Oxford bewog ihn, sich 1578 auf den Landsitz seines Schwagers, des Grafen von Pembroke, Wilton in Wiltshire, zurückzuziehen, wo er zur Unterhaltung seiner Schwester den Schäferroman «Arcadia» schrieb, ein unvollendet gebliebenes Werk, das erst nach seinem Tode im Druck erschien (1590). Sein nächstes Werk war die «Defence of poesy» («Apology for poetrie»), die zugleich sein bestes Werk ist, ausgezeichnet durch Stil und Inhalt. S. kehrte 1582 wieder an den Hof zurück. Unter seinem Oheim, dem Grafen von Leicester, focht er tapfer gegen die Spanier, wurde aber am 22. Sept. 1586 im Gefecht bei Zütphen tödlich verwundet und starb 7. Okt. 1586 zu Arnheim. Seine «Arcadia» fand ungemeinen Beifall und erlebte in 20 Jahren acht Auflagen; in stilistischer Hinsicht hat sie um so mehr Bedeutung, als seine Zeitgenossen und nächsten Nachfolger sich danach bildeten. Als Dichter ist S. unbedeutend; am wertvollsten sind seine Sonette. Seine «Complete works» erschienen in drei Bänden (Lond. 1725); «Miscellaneous works» gab William Gray (Oxf. 1829; neue Ausg., Boston 1860), die «Complete poems of Sir Philip S.» Grosart (2 Bde., Lond. 1873) heraus. Vgl. Zouch, «Memoirs of the life and writings of Sir Philip S.» (Lond. 1808); Bourne, «Memoir of Sir Philip S.» (Lond. 1862); Lloyd, «Life of Sir Philip S.» (1862).

Sidon, die älteste und neben Tyrus wichtigste Stadt Phöniziens, in einer schmalen Ebene am Mittelmeer, 33° 34′ nördl. Br., etwas östlicher als das heutige Saida (s. d.), war schon zu Homers Zeit wegen ihrer Kunstarbeiten berühmt und wurde die Mutterstadt vieler phöniz. Anlagen in und außer dem Lande, namentlich auch von Tyrus (s. d.). Die Stadt blieb von großer Bedeutung, bis sich Tyrus erhob und seine Übermacht geltend zu machen wußte. Vor 722 v. Chr. ergab sich S. dem assyr. König Salmanassar. Später kam es an das babylon. Reich, hatte aber während dieser, wie während der assyr. und pers. Herrschaft eigene Unterkönige. In der pers. Zeit war es sogar wieder mächtiger als Tyrus, bis es sich an die Spitze der Empörung gegen Artaxerxes III. stellte, aber durch die Verräterei seines eigenen Königs Tennes in die Hände der Perser fiel und deshalb um 350 v. Chr. von den Einwohnern selbst angezündet wurde. Nochmals hergestellt, unterwarf es sich 333 v. Chr. Alexander d. Gr. und erhielt von diesem einen neuen König. Nach Alexanders Tode kam es zuerst an die ägypt., dann an die syr. Könige, und zuletzt fiel es den Römern zu. Eusebius und Hieronymus kennen S. noch als eine bedeutende Stadt; auch war sie der Sitz eines Bischofs. Im J. 1111 wurde sie

durch König Balduin I. der mohammed. Herrschaft entrissen, aber 1187 von Saladin wiedergenommen. Später mehrmals zerstört und wieder aufgebaut, war S. im 17. und 18. Jahrh. längere Zeit ein bedeutender Punkt für den franz. Handel, der erst von Dschezzar Pascha 1791 vernichtet wurde. Besonders wichtig war im Altertum S.s Handel mit Purpurfärbereien, Bernstein und Glas, dessen Erfindung ihnen zugeschrieben wird. Die dortigen Altertümer wurden 1860 durch eine franz. Expedition unter E. Renans Leitung genauer untersucht. Schon 1855 wurde eins der bedeutendsten Monumente, der mit phöniz. Inschrift versehene Sarkophag des Königs Esmunazar gefunden, der jetzt im Louvre aufgestellt ist. (S. Phönizien.)

Sidonienorden, königl. sächs. Frauenorden, vom König Johann 31. Dez. 1870 für die von dem weiblichen Geschlecht auf dem Gebiete der freiwillig helfenden Liebe im Krieg oder Frieden erworbenen besondern Verdienste gestiftet. Er führt den Namen nach Sidonie, der Stammmutter der Albertinischen Linie des Hauses Sachsen. Sein Ordenszeichen ist ein achtspitziges weißemaillirtes Kreuz, dessen rundes Mittelschild mit acht goldenen Rautenblättern besetzt ist und innerhalb blauer Einfassung, auf welcher in goldenen Buchstaben die Umschrift Sidonia erscheint, auf weißem Felde das goldene Bildnis der Herzogin Sidonie zeigt. Das Kreuz hängt an gekrönter Agraffe mit der Chiffre S und wird an gewässertem violetten, beiderseits von grünen, weißgeränderten Streifen eingefaßten Bande getragen.

Sidonius Apollinaris, eigentlich Cajus Sollius Apollinaris Modestus Sidonius, ein christl. Schriftsteller des 5. Jahrh., geb. etwa 430 zu Lyon, stammte aus einer angesehenen Familie, stieg in der Folge als Schwiegersohn des Kaisers Avitus sowie durch seine rednerischen und dichterischen Anlagen begünstigt zu den höchsten Würden in Rom, zog sich aber plötzlich aus dem öffentlichen Leben zurück und wurde 472 Bischof von Clermont, welche Würde er bis an seinen etwa 488 erfolgten Tod bekleidete. Seine Gedichte leiden an Überladung in Bildern. Seine Briefe in neun Büchern sind wegen ihres geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Inhalts wichtig. Unter den Ausgaben ist die älteste von Sirmond (Par. 1614), die beste von Baret (Par. 1879). Vgl. Kaufmann, «Die Werke des S.» (Gött. 1864); Chaix, «Saint-Sidoine Apollinaire et son siècle» (2 Bde., Clermont 1867—68); Châtelain, «Étude sur S.» (Par. 1875); Bridinger, «S. als Politiker» (Wien 1881).

Sidorow (Michail Konstantinowitsch), sibir. Industrieller, Besitzer bedeutender Goldwäschereien, verwendete sein Vermögen zur Förderung der Wissenschaft, insbesondere zu Forschungsreisen und Auffindung von Verkehrswegen in Nordsibirien. Dahin gehört der Landweg von Obdorsk nach Turuchansk und der Wasserweg von Tobolsk in die Tas-Bucht und den Tas-Fluß, wodurch die Abfuhr der am Jenissei entdeckten großen Graphitlager ermöglicht wird. Im J. 1877 veranstaltete er eine Expedition an die Küste des Nördlichen Eismeers. Ferner opferte er eine bedeutende Summe für die in Tobolsk im Entstehen begriffene sibir. Universität und schrieb «Sèver Rossii» («Der Norden Rußlands», Petersb. 1870).

Sidra (hebr., Ordnung), auch Parascha (Abschnitt) heißt der für die sabbatlichen Vorlesungen in der Synagoge bestimmte Teil des Pentateuchs (Perikope). Nach dem jetzt bei den Juden üblichen Brauche, das genannte Buch in einem Jahre durchzulesen, zerfällt es in 54 Seiten, die in den Ausgaben durch den Druck hervorgehoben, zuweilen in einem Register am Ende zusammengestellt werden. Wo der Pentateuch in einem Cyklus von 3 oder $3^1/_2$ Jahren erledigt wurde, hatte man (der Masora entsprechend) 154 oder 175 Seiten.

Sidra (Golf von), die große Syrte (s. Syrten).

Sieb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Karl Theodor Ernst von Siebold (s. d.).

Siebbein, s. Riechbein.

Siebe (frz. cribles, tamis, sas; engl. sieves, ranges), Geräte, welche zur Scheidung körniger Materialien nach der Korngröße oder auch zum Durchseihen von Flüssigkeiten dienen und teils aus Geweben und Geflechten, teils aus Metallflächen mit Durchbrechungen von gleicher Form und Größe bestehen. Zu den gewebten S. gehören diejenigen aus Beuteltuch (s. d.), sowie die Haarsiebe (s. unter Roßhaargewebe) und die Drahtsiebe (s. unter Drahtgewebe). Blechsiebe werden mittels der Perforiermaschine (s. d.) hergestellt, über S. aus Holzdraht s. unter Holzgewebe. Bei den für technische Zwecke, namentlich in Mühlen (s. Mehlfabrikation) und bei der Gewinnung der Metalle aus den Erzen (s. Aufbereitung), angewendeten S. unterscheidet man Rüttelsiebe und rotierende oder Cylindersiebe.

Die Rüttelsiebe bestehen aus ebenen, beweglich aufgehängten Rahmen mit Siebboden, an deren oberm Ende oder über welchen ein oben offener Kasten (Schuh) mit einer nach der Siebfläche zu gerichteten, durch einen Schieber regulierbaren Öffnung angebracht ist. Das S. befindet sich unter einem viereckigen Trichter (Rumpf), der das zu sortierende Material aufnimmt, sodaß, wenn das S. eine rüttelnde Bewegung (mittels einer kleinen Kurbel oder eines Daumenrädchens) erhält, das Material allmählich in den Schuh, dann durch die Öffnung desselben auf das S. gelangt und über letzterm unter beständiger hüpfender Bewegung fortgleitet, wobei diejenigen Teile, welche kleiner als die Sieböffnungen sind, hindurchfallen. Die Cylindersiebe bestehen aus einem um eine geneigte Achse liegenden Rahmenwerk, das mit einer cylindrischen Siebfläche überzogen ist. Bei der Drehung der Achse wird das oben eingeschüttete Material vermöge seiner Adhäsion immer ein wenig angehoben, um auf eine tiefer gelegene Stelle des Cylinders zu fallen, sodaß es fortwährend unter Abscheidung der feinern Teile das S. in seiner Längenrichtung durchläuft.

Sieben, eine im hohen Altertum bei den Ägyptern, Hebräern und Griechen heilige Zahl, galt als Symbol der Vollendung und Vollkommenheit, indem sie die drei und vier, als zwei in ihrer Art vollkommene Zahlen (im Raum anschaubar als Triangel und Quadrat) in sich vereinigt. Die Siebenzahl der musikalischen Töne innerhalb der Oktava war das stehende Schema, an welches einerseits die Siebenzahl der Himmelskörper (Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn), andererseits die der Wochentage (nebst den mosaischen Schöpfungstagen) angeknüpft wurde. Nach Herders Vermutung (in seiner Schrift über die älteste Urkunde des Menschengeschlechts) war das ägypt.-mosaische Zeichen für die Siebenzahl der Mittelpunkt im Sechseck, die sog. hermetische Figur.

Die Römer nahmen schon vor der christl. Zeit die Siebenzahl der Wochentage von den Ägyptern an.

Siebenbürgen, Großfürstentum, seit 1868 administrativ und staatsrechtlich mit Ungarn vollständig vereinigt, grenzt im N. an Ungarn, im O. an die Bukowina und Moldau, im S. an die Walachei, im W. an Ungarn und hat ein Areal von 54948,2 qkm. Auf der Ost- und Südseite mit hohen Gebirgen, eine Fortsetzung der ungar. und galiz. Karpaten (s. d.), umgeben und im Innern von Bergreihen durchzogen, die es auch auf den übrigen Seiten einschließen, ist S. eine natürliche Bergfestung. Ebenen finden sich fast nur längs der Flüsse. Desto zahlreicher und schöner sind die Thäler. Im allgemeinen gewährt das Land durch seine Abwechselung einen herrlichen Anblick. Es hat ein mildes und gesundes Klima und, die Gebirgsgegenden ausgenommen, eine üppige Vegetation. Alle Hauptflüsse entspringen fast mitten im Lande. Die Alt oder Aluta fließt gegen Süden nach der Walachei in die Donau, die Maros gegen Westen und die Szamos gegen Norden nach Ungarn in die Theiß; alle drei sind schiffbar. Die Bistriz und mehrere andere kleine Gewässer gehen durch die Bukowina oder die Moldau in den Sereth. Das Land ist überaus fruchtbar und reich an Produkten und Mineralquellen. S. ist mäßig bevölkert; die Zählung von 1880 ergab eine Volkszahl von 2084048 Seelen, wovon 1039472 männlichen und 1044576 weiblichen Geschlechts (37,4 E. auf den Quadratkilometer). Die Bewohner bilden ein Gemisch verschiedener Nationalitäten. Ende 1880 zählte man 1184883 Romänen (Walachen), 630477 Magyaren oder Ungarn, zu denen auch die Szekler gehören, 211748 Deutsche, meistens sog. Sachsen, welche 1143 vom Könige Geysa II. zur Kultur und Verteidigung des Landes aus den Rheingegenden eingeführt wurden und besondere Privilegien erhielten, 56000 Zigeuner, 29990 Israeliten, 9000 Armenier, 1000 Bulgaren, 600 Ruthenen und 400 Griechen. Ungarn, Szekler und Sachsen waren bis 1848 die herrschenden, sog. recipierten Nationen mit verschiedenen Vorrechten; gegenwärtig sind alle Volksstämme gleichberechtigt. Die Sachsen sind die fleißigsten und gebildetsten Bewohner des Landes. Ihre Ortschaften und Häuser haben regelmäßige Anlage; überall zeigt sich bei ihnen Wohlstand und Einfachheit der Sitten. Ihre Schriftsprache ist die hochdeutsche; ihre Mundarten aber nähern sich dem Niederdeutschen. Auch in Hinsicht der Religion zeigt sich ein großes Gemisch. Im allgemeinen bekennt sich die magyar. Bevölkerung zur lat.-kath., reform. und unitarischen, die deutsche vorzugsweise zur luth., die romanische zur griech.-kath. und griech.-orient. Kirche. Man zählt (Ende Dez. 1880) 662936 orient. Griechen (unter dem Erzbischof in Hermannstadt), 572772 unierte (kath.) Griechen (unter dem Erzbischof von Fogaras und dem Bischof in Szamos-Ujvár), 199551 Lutheraner (unter dem Landeskonsistorium in Hermannstadt), 296395 Reformierte (unter dem Oberkonsistorium in Klausenburg), 263816 lat. Katholiken (unter dem Bischofe in Karlsburg), 55068 Unitarier (unter Synode und Oberkonsistorium), 4120 kath. und 224 orient. Armenier und 29990 Israeliten. An Wohnorten gibt es 18 Städte, 77 Marktflecken und 2622 Dörfer.

Trotz der großen Fruchtbarkeit ist das Land keineswegs seinem Flächenmaße und seiner Ertragsfähigkeit gemäß angebaut, doch sind Land- und Forstwirtschaft die Hauptnahrungsquellen. Der Ackerbau liefert Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Heidekorn, besonders aber Mais im Überfluß, alle Arten Hülsenfrüchte, Kartoffeln und Küchengewächse, Tabak, hin und wieder schönen Flachs, Hanf und Hopfen. Die Obstkultur liefert außerordentlich viel Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, welsche Nüsse, Aprikosen, Pfirsiche. Der hier (besonders im Maros- und Kokelthal) gebaute Wein ist in günstigen Jahren ausgezeichnet gut. Die großen Waldungen, die mehr als 40 Proz. der produktiven Bodenfläche einnehmen, auf den Grenzgebirgen aus Nadelholz im Innern aber größtenteils aus Eichen bestehen, sind von hoher Wichtigkeit. Sie enthalten noch sehr viel Wild, auch Bären, Wölfe, Füchse und Wildschweine. Das Land ist reich an den vortrefflichsten Wiesen, welche die Rindviehzucht wesentlich fördern. In einigen Gegenden wird der Büffel gezogen. Die Pferde S.s sind von einer guten Rasse, größer und stärker als die ungarischen und werden in Menge ausgeführt. Schafe hat das Land in zwei Rassen: Zurkane mit langem, grobem Haar zu Landtuch, und Zigeys oder walach. Schafe mit krauser, kurzer und feiner Wolle zu den feinern Tuchen. Schweine werden in großer Menge gemästet. Beträchtlich ist die Bienenzucht; sie wird aber größtenteils wild betrieben. Im Überfluß sind wildes und zahmes Geflügel, Fische und Schildkröten vorhanden. Von größter Wichtigkeit ist der Bergbau, namentlich auf edle Metalle. S. produziert Gold, Silber (beide besonders in den Minen von Zalathna und Offenbánya), Blei, Kupfer und Eisen. Torf- und Kohlenlager liegen hier und da noch unbenutzt, doch hat der Kohlenabbau im Schilthal einen großen Aufschwung genommen. Die reichen siebenbürg. Salzwerke gehören zu dem großen Salzstock, der bei Wieliczka und Bochnia in Galizien beginnt und in der Walachei endigt. Die gewerbliche Industrie, insbesondere die Fabrikthätigkeit, ist in S. noch wenig ausgebildet, am meisten noch unter den Sachsen, dagegen entwickelt das Kleingewerbe noch immer große Rührigkeit, die freilich an die frühere blühende Produktion (namentlich in Textilwaren) nicht mehr hinanreicht. Lebhaft und beträchtlich ist der Handel, insbesondere nach Rumänien. Die Haupthandelsplätze sind Hermannstadt, Kronstadt, Bistritz und Szamos-Ujvár. Der Volksunterricht hat sich in der neuesten Zeit gehoben. Für den wissenschaftlichen Unterricht bestehen die magyar. Landesuniversität zu Klausenburg (1872 gestiftet), die kath.-theol. Lehranstalten in Karlsburg, Blasendorf und Szamos-Ujvár, das griech.-orient.-theol. Seminar in Hermannstadt, die juridisch-philos. Kollegien der Reformierten in Klausenburg, Maros-Vásárhely und Székely-Udvarhely, das reform. Kollegium (für Theologie, mit juridisch-philos. Kursen) in Nagy-Enyed, die luth.-theol. Lehranstalten in Hermannstadt, Mediasch, Schäßburg, Kronstadt und Bistritz, das unitarisch theol. Kollegium in Klausenburg, die landwirtschaftliche Lehranstalt zu Kolosmonostor bei Klausenburg, die 29 Gymnasien und 5 selbständigen Realschulen. Früher wurde das Land eingeteilt in das Land der Ungarn im Westen und in der Mitte, mit 11 Komitaten und 2 Distrikten, das Land der Szekler im Südosten mit 5 Stühlen oder Gerichtsbezirken und das Sachsenland (s. d.). Seit 1876 umfaßt S. 15 Komitate: Hunyad, Unterweißenburg, Torda-Aranyos, Klausenburg, Szolnok-Doboka, Bistritz-

Naßod, Thorenburg-Maros, Csik, Udvarhely, Kleinkokel, Großkokel, Hermannstadt, Fogaras, Kronstadt und Haromszek. Über Verfassung und Verwaltung des staatsrechtlich jetzt jeder Selbständigkeit entbehrenden Landes s. Ungarn. Das Wappen von S. ist durch einen schmalen roten Querbalken geteilt; in der obern Hälfte in Blau ein wachsender schwarzer Adler mit goldenem Schnabel und roter Zunge (ungar. Nation), begleitet von einer goldenen Sonne und einem silbernen Halbmond (szekler Nation), in der untern Hälfte sind in Gold sieben rote Türme mit je zwei schwarzen Fenstern und einem schwarzen Thor, vier über drei gestellt (sächs. Nation).

Geschichte. S. erhielt nach gewöhnlicher, doch bestrittener Annahme seinen Namen durch die 1143 aus den Gegenden des Niederrheins dort angesiedelten deutschen Kolonisten von den noch jetzt mit Mauern umgebenen sieben Städten (Burgen oder Stühlen) Hermannstadt, Klausenburg, Kronstadt, Bistritz, Mediasch, Mühlenbach und Schäßburg, die mutmaßlich durch Deutsche erbaut worden sind. Die lat. Benennung Transsylvania ist daher entstanden, weil das Land auf der westl. Seite, wo es an Ungarn grenzt, mit großen Waldungen umgeben ist und den Bewohnern Ungarns gleichsam jenseit der Wälder liegt. Der ungar. Name Erdély (walach. Ardjal) bedeutet ebenfalls «Land vor dem Walde» (d. i. jenseit des Waldes). S. war in alten Zeiten ein Teil Daciens (s. d.). Vom 5. Jahrh. an wurde es nacheinander von verschiedenen Völkern eingenommen. König Stephan I. von Ungarn eroberte S. 1004 und machte es zu einer ungar. Provinz, die er durch Wojwoden oder Statthalter regieren ließ. Endlich erhielt der Wojwode Joh. Zapolya nach einem Kriege gegen seinen Mitbewerber um die ungar. Krone, den nachmaligen Kaiser Ferdinand I., durch Vertrag von 1535 S. mit dem Königstitel als ein souveränes Fürstentum. Er war dabei von den Türken unterstützt worden, die sich von dieser Zeit an vielfach in die Angelegenheiten S.s mischten und die Fürsten aus den Häusern Zapolya und Bathori gegen die ungar. Regenten aus dem österr. Hause begünstigten. Unter den nachfolgenden Fürsten waren Bethlen Gábor und Georg Rakoczy gefährliche Feinde für das Haus Österreich. Leopold I. unterwarf sich 1687 S. völlig, und im Frieden zu Karlowitz von 1699 erkannte die Pforte die Oberhoheit des Hauses Österreich über dieses Land an. Durch das Leopoldinische Diplom vom 4. Dez. 1691 wurden die verfassungsmäßige Freiheit und alte Rechtsverhältnisse des Landes garantiert und S. als selbständiges Glied mit der ungar. Krone wieder vereinigt. Maria Theresia erhob es 1765 zu einem Großfürstentum.

Im J. 1848 setzte die ungar. Partei vorübergehend die Union S.s mit Ungarn durch. Aber bei dem revolutionären Gange der Dinge in Ungarn widersetzte sich besonders die deutsche und walach. Bevölkerung standhaft jener Vereinigung und wurde dafür S. 1849 von dem Insurgentenheere furchtbar heimgesucht. Auch war S. der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen dem Insurgentengeneral Bem (s. d.) und den hier zuerst eindringenden russ. Hilfstruppen. Durch die österr. Reichsverfassung vom 4. März 1849 wurde S. gänzlich von Ungarn getrennt, verlor aber seine frühern nationalen Institutionen und trat, dem österr. Ministerium in Wien unterstellt, in die Reihe der österr. Kronländer; auch erhielt es diejenigen Gebietsteile (die Komitate Kraszna, Mittel-Szolnok und Zaránd nebst dem Distrikt Kövár) zurück, welche 1835 abgetrennt und mit Ungarn vereinigt worden waren. Die kaiserl. Entschließungen vom 20. Okt. 1860 riefen die frühere ungar. und siebenbürg. Verfassung wieder in das Leben; S. erhielt hiermit wieder seine vollkommene Autonomie mit besonderm Landtage und eigener oberster Centralstelle (der königl. siebenbürg. Hofkanzlei), mußte aber auch die vorhin genannten Gebietsteile an Ungarn zurückgeben. Entgegen dem Verhalten der übrigen ungar. Länder beschickte der 1863 auf Grund einer neuen Wahlordnung in Hermannstadt tagende Landtag, die österr. Reichsgrundgesetze von 1860 und 1861 annehmend, den österr. Reichsrat und trennte sich somit von Ungarn vollends, doch nur auf kurze Zeit. Denn infolge der geänderten Politik der Regierung wurde im Nov. 1865 auf Basis der alten Gesetzgebung vom J. 1791 ein neuer Landtag nach Klausenburg einberufen, in welchem die ungar. Partei die Oberhand hatte, und bald darauf erschienen auch die Vertreter S.s zur Regelung des staatsrechtlichen Verhältnisses zu Ungarn auf dem ungar. Reichstage. Das königl. Reskript vom 17. Febr. 1867 sanktionierte endgültig die Union mit Ungarn. Die siebenbürg. Hofkanzlei wurde aufgehoben und der siebenbürg. Landtag im Juni 1867 aufgelöst. S. wurde unter das ungar. Ministerium gestellt und im Sinne der Gesetzartikel von 1847/48 mit Ungarn unterschiedslos vereinigt. Die siebenbürg. Militärgrenze ward bereits 1851 aufgehoben und ihr Gebiet zur Civilverwaltung gezogen. Am 1. Jan. 1868 wurde auch der oberste Gerichtshof zu Klausenburg aufgehoben. Seitdem wurde das Land in 15 Komitate eingeteilt, wobei die noch 1868 ausdrücklich garantierte Municipalautonomie des Sachsenlandes aufgehoben und die Einheitlichkeit dieses siebenbürg.-sächs. Königsbodens zertrümmert wurde. Seitdem klagen Rumänen und Sachsen über mancherlei Rechtskränkungen und über Bedrohung ihrer Nationalität durch übermäßige Magyarisierungsbestrebungen.

Vgl. Mildenberg, «Handbuch der Statistik und Geographie des Großfürstentums S.» (3 Bde., Hermannst. 1837); Lenk von Treuenfeld, «S.s geogr., topogr., statist., hydrogr. und orogr. Lexikon» (4 Bde., Wien 1839); Gebhardi, «Geschichte des Großfürstentums S.» (Wien 1803); Söllner, «Statistik des Großfürstentums S.» (Hermannst. 1856); Bielz, «Handbuch der Landeskunde S.s» (2. Aufl., Wien 1885); Boner, «S. Land und Leute» (Lpz. 1868); Teutsch, «Geschichte der siebenbürger Sachsen» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1874); Reissenberger, «Siebenbürgen» (Wien 1881); Bielz, «Reisehandbuch für S.» (Hermannst. 1881); derselbe, «Die Mineralquellen und Heilbäder S.s» (Hermannst. 1883); Fronius, «Bilder aus dem sächs. Bauernleben in S.» (2. Aufl., Wien 1883); Bergner, «Siebenbürgen» (Lpz. 1884); Haltrich, «Zur Volkskunde der siebenbürger Sachsen» (Wien 1885).

Siebenbürgisches Erzgebirge, Teil der Karpaten (s. d.).

Sieben freie Künste, s. Freie Künste.

Siebengebirge, ein auf dem rechten Rheinufer südlich von der Sieg sich erhebendes Gebirge, welches das Nordwestende des Westerwaldes bildet, in der Gegend der Stadt Königswinter im preuß. Regierungsbezirk Köln sich hinzieht und seinen Namen von einer Gruppe von hohen Basalt-, Dolerit- und Trachytkegeln erhalten hat, die aus der etwa 55 qkm bedeckenden Bergreihe weit hervorragen. Die

bedeutendsten derselben sind: der Große Ölberg 464 m, die Löwenburg 459, der Lohrberg 440, der Nonnenstromberg 336, der Petersberg 334, die Wolkenburg 328 und der Drachenfels 325 m hoch über dem Spiegel der Nordsee. Andere zählen auch den Hemmerich, die Rosenau, den Breiberg oder den Jankberg statt des Lohrbergs in die Kette. Die besuchtesten sind der Drachenfels, welcher sich steil aus dem Rhein erhebt, ferner die Löwenburg mit ihrer prächtigen Waldkuppe und der Ölberg. Ebenso ist die alte Abtei Heisterbach das Ziel sehr vieler Vergnügungsfahrten. Überhaupt zeichnet sich die Gegend durch ihre Anmut in dem Wechsel der Scenerien, sowie durch Sagenreichtum und histor. Erinnerungen aus. Nach Norden öffnet sich die weite niederrhein. Ebene; nach den andern Gegenden breiten sich die Gebirge der Eifel, des Westerwaldes und das Flußthal aus. Durch das Thal zerstreut liegen eine Menge von Landhäusern reicher kölner, elberfelder und krefelder Familien. Für die Fremden empfiehlt sich das am Fuße des Gebirges reizend gelegene Städtchen Königswinter als Absteigequartier. Hier werden auch Trachytsteine verarbeitet. Am südl. Abhange des Drachenfels und im nahen Menzenberg wächst guter Rotwein; der edlere führt den Namen Drachenblut. Die alten Burgen auf dem Drachenfels, der Wolkenburg, der Löwenburg (1881 niedergelegt) im S., sowie die auf dem Rolandseck und auf dem Godesberge, links vom Rhein, die fast alle im 12. Jahrh. errichtet wurden, waren einst Festen des kölner Erzstifts. Vgl. Dechen, «Geognost. Führer in das S.» (Bonn 1861); Müller von Königswinter, «Sommertage im S.» (Kreuznach 1867).

Sieben gegen Theben heißen in der mythischen Geschichte Griechenlands die sieben Helden: Adrastus, Polyneikes, Tydeus, Amphiaraus, Kapaneus, Hippomedon und Parthenopäus, welche an dem Zuge gegen Theben teilnahmen, den Polyneikes veranlaßte, als dieser und sein Zwillingsbruder Eteokles nach dem Tode ihres Vaters Ödipus um die Herrschaft in Streit gerieten. (S. Eteokles.)

Siebengeruch, Pflanze, s. unter Melilotus.

Siebengestirn nennt man in der Astronomie die Sterngruppe am Rücken des Stiers, welche nach Argelander aus 1 Stern dritter Größe, 1 Stern vierter, 4 Sternen fünfter, 2 Sternen sechster, 9 Sternen siebenter und mehr als 20 Sternen achter Größe besteht, die in dem Raume eines Kreises von einem Grad Halbmesser stehen, von denen aber das bloße Auge bequem nur sechs unterscheiden kann. Der hellste heißt Alkyone. Die griech. Sage läßt das S. aus den an den Himmel versetzten Plejaden (s. d.) entstehen.

Siebenjähriger Krieg ist die allgemein gebräuchliche Bezeichnung für den dritten Schlesischen Krieg, welchen König Friedrich II. von Preußen, unterstützt von England (mit Hannover), Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt 1756—63 gegen Österreich, Rußland, Frankreich, Sachsen (mit Polen), Schweden und die deutsche Reichsarmee führte.

Der Ursprung des Kriegs. Die Kaiserin Maria Theresia, welche durch den unglücklichen Ausgang der beiden ersten Schlesischen Kriege (s. d.) gezwungen worden war, Schlesien an Friedrich II. abzutreten, hatte in der Hoffnung auf die Wiedereroberung der verlorenen Provinz den zehnjährigen Frieden zur Verstärkung ihrer Kriegsmacht benutzt; zugleich suchte sie sich Bundesgenossen zu erwerben. Leicht gelang ihr dies mit der Kaiserin Elisabeth von Rußland, einer persönlichen Gegnerin Friedrichs II., sowie mit dem sächs. Hofe, der über die im vorigen Kriege erlittenen Demütigungen erbittert war. Schwieriger war es, Frankreich zu gewinnen, welches jede Machtvergrößerung des Hauses Habsburg-Lothringen eifersüchtig überwachte. Indes trat auch dort ein persönliches Moment ins Spiel: in Ludwig XV. erwachte das von der Marquise von Pompadour eifrig gepflegte kath. Interesse. Und als nun Georg II. von England 16. Jan. 1756 mit Preußen das Bündnis von Westminster abschloß, verstand es die österr. Diplomatie am versailler Hofe, dieses Bündnis als eine prot. Allianz erscheinen zu lassen, welcher zum Schutze der kath. Kirche eine Allianz der kath. Mächte gegenübergestellt werden müsse, und Maria Theresia ließ sich auf Zureden ihres Staatskanzlers Grafen Kaunitz sogar herab, in diesem Sinne ein eigenhändiges Schreiben an die Marquise von Pompadour zu richten. Unter diesen Verhältnissen erlosch der alte Antagonismus der beiden Dynastien, und ein Bündnis der beiden kath. Staaten zum Einbruche in Preußen und zur Vernichtung der preuß. Macht kam zum Abschluß. Die betreffenden Verträge sind datiert Versailles 1. Mai 1756 und enthalten zunächst eine Neutralitätskonvention und dann einen defensiven Allianzvertrag. Der Name des Königs von Preußen ist darin allerdings nirgends genannt und die Fassung ganz allgemein gehalten, sodaß man an allen Höfen die Urkunde unbedenklich überreichte; indes waren bereits geheime, nur gegen Preußen gerichtete Verhandlungen im Gange, und man einigte sich schon jetzt über gewisse Bestimmungen, welche erst ein Jahr später in den sog. Versailler Teilungsvertrag aufgenommen wurden. Nach diesem erwarb Frankreich den Besitz der gesamten Niederlande für den Infanten Don Philipp, doch sollte die Übergabe erst erfolgen, nachdem Österreich in den Besitz Schlesiens gesetzt sei; dagegen verpflichtete sich Frankreich, mit einer Armee zur Bekämpfung des Königs von Preußen nach Deutschland einzurücken. Rußland sollte einen Teil von Polen erhalten, Polen (beziehungsweise Sachsen) dagegen durch die Provinz Preußen entschädigt werden. Sachsen selbst, dessen Beteiligung in Aussicht stand, obgleich es von den letzten Absichten der großen Mächte nicht unterrichtet wurde, sollte mit Magdeburg abgefunden werden. Für Schweden wurde die Rückgabe Pommerns, für Dänemark eine Vergrößerung durch Bremen und Verden, für den Kurfürsten von der Pfalz der Erwerb der klevisch-märkischen Länder in Aussicht gestellt, während Holland für seine Verluste in den Niederlanden durch ein Gebiet im preuß. Westfalen entschädigt werden sollte. Der geheime Plan war, den König von Preußen selbst zu irgend einer Feindseligkeit zu reizen. Man wollte ihn nach Böhmen locken, bei welcher Gelegenheit Sachsen, sich neutral stellend, ihm den Durchmarsch nach Böhmen erlauben sollte. Hierauf sollte Sachsen den Krieg erklären und Friedrich in den Rücken fallen, während er von Österreich in der Fronte angegriffen würde, um so den Feldzug mit Einem Schlage zu beendigen. Dem Scharfblick Friedrichs entging die Gefahr nicht; doch hielt er sie weder für nahe, noch kannte er den Plan der Verbündeten. Ein sächs. Kabinettskanzlist Menzel (s. d.) aber verriet den Plan. Auch erfuhr Friedrich II. durch seinen Gesandten im Haag und durch

einen engl. Kurier in Petersburg, daß eine große russ. Armee in Livland zusammengezogen würde und daß das Gerücht verbreitet sei, die Kaiserin Elisabeth wolle im Verein mit Maria Theresia den König angreifen. Endlich berichteten Schlabrendorf aus Schlesien und Klinggräff aus Wien, daß an der mähr. und böhm. Grenze zwei große österr. Lager errichtet würden. Infolge dessen beschloß Friedrich, seinen Gegnern durch rasches Handeln zuvorzukommen, sich auf Österreich zu stürzen, dessen militärische Macht zu vernichten und dadurch das Bündnis zu sprengen. Indes machte der engl. Gesandte am berliner Hofe, Sir Andrew Mitchell, den König auf die Absicht seiner Gegner, Preußen zum Angriff zu reizen, aufmerksam. Als der König auf seine vom 18. Juli 1756 durch Klinggräff gestellte Anfrage beim wiener Hofe, wem die Rüstungen in Böhmen gelten sollten, eine ausweichende Antwort erhalten und er außerdem in Erfahrung gebracht hatte, daß der kursächs. Minister Graf Brühl nur die Erfolge der österr.-russ. Waffen abwarte, um sich den beiden Mächten anzuschließen, beschloß Friedrich zunächst, sich dieses Gegners zu entledigen, und rückte 27. Aug. 1756 mit 60000 Mann in Sachsen ein. Ehe er indes Maria Theresia gegenüber das Schwert zog, versuchte er noch einen letzten Ausgleich und stellte in Wien ein Ultimatum mit der Zusage, sich zurückzuziehen, wenn man ihn des Friedens versichere. Graf Kaunitz gab die frühere ausweichende Antwort, und der Krieg begann. Vgl. (Graf Vitzthum von Eckstädt,) «Die Geheimnisse des sächs. Kabinetts von 1745 bis 1756» (2 Bde., Stuttg. 1866); Leop. von Ranke, «Der Ursprung des Siebenjährigen Kriegs» (Lpz. 1871).

Der Krieg. Friedrich besetzte ohne Schwertstreich binnen wenigen Wochen das Kurfürstentum Sachsen, nahm 10. Sept. Dresden, setzte hier eine preuß. Landesverwaltung und ein Kriegskommissariat zu Torgau ein und schloß hierauf das kaum 17000 Mann starke sächs. Heer im verschanzten Lager zwischen Pirna und Königstein ein. Unterdessen rückte der Feldmarschall Browne mit einem österr. Heere langsam aus Böhmen zum Entsatze der Sachsen heran. König Friedrich zog ihm nach Böhmen mit dem größten Teile seines Heeres entgegen. Bei Lowositz kam es 1. Okt. zur Schlacht, die mit dem Rückzuge der Österreicher endigte und die ausgehungerte sächs. Armee, nachdem sie sich vergeblich nach Böhmen durchzuschlagen versucht, in der Stärke von 14000 Mann 15. Okt. zur Waffenstreckung zwang. Hiermit war der erste Feldzug beendigt, und die Österreicher bezogen Winterquartiere in Böhmen, die Preußen in Sachsen und Schlesien; Friedrich blieb in Dresden und zog Sachsen nach Möglichkeit zu Kriegsleistungen heran. Maria Theresia betrieb ihre eigenen Rüstungen in Böhmen aufs eifrigste und suchte dem Könige allerwärts Feinde zu erwecken. Zunächst wurde auf ihren Betrieb Friedrichs II. Unternehmung für Landfriedensbruch erklärt und auf dem Reichstage zu Regensburg 17. Jan. 1757 zur Ahndung desselben eine Reichsarmee von 60000 Mann bewilligt; ferner traten Frankreich und Schweden als Garanten des Westfälischen Friedens auf, um die angeblich gefährdete Reichsverfassung zu schützen. Während Schweden, in der Hoffnung, den seit 1720 verlorenen Teil von Pommern wiederzugewinnen, 21. Mai 1757 den Krieg an Preußen erklärte, machte Frankreich sich anheischig, 100000 Mann nach Deutschland zu schicken und an Schweden Hilfsgelder zu zahlen. Auch Elisabeth von Rußland versammelte ein Heer von 100000 Mann gegen Preußen.

Diesen vereinten Mächten konnte Friedrich kaum 200000 Mann eigene Truppen und das aus hannov., braunschweig., hess. und gothaischen Truppen zusammengesetzte engl. Hilfsheer von 40000 Mann entgegenstellen, welches unter dem Herzoge von Cumberland Hannover schützen sollte. Er ließ den General Lehwaldt mit 24000 Mann zur Verteidigung Preußens und Pommerns gegen die Schweden und Russen zurück und rückte schon im April 1757 in vier Kolonnen in Böhmen ein. Nach dem glücklichen Gefechte des Herzogs von Bevern bei Reichenberg 21. April vereinigten sich die preuß. Korps vor Prag 5. Mai. Am 6. Mai griff Friedrich die Österreicher an, die 76000 Mann stark unter Karl von Lothringen auf den verschanzten Höhen bei Prag standen. Die starke Stellung war nur auf ihrem rechten Flügel zugänglich; auf diesen richtete der König seinen Angriff, und nach heißen Anstrengungen und dem Verluste von 18000 Mann gewann er, als Schwerin durch seinen aufopfernden Heldentod Bahn gebrochen, die Schlacht. Der rechte preuß. Flügel erstieg die Höhen, durchbrach die Mitte der Österreicher und vereinigte sich mit dem linken. Die Österreicher hatten ihren Feldmarschall Browne, 10000 Tote und Verwundete, 9000 Gefangene und 60 Kanonen eingebüßt. Ein Teil ihres Heers zog sich auf den von Mähren heranrückenden Feldmarschall Daun zurück; der größere, 46000 Mann mit dem Prinzen von Lothringen, warf sich in die Stadt Prag, deren Belagerung Friedrich II. sogleich begann. Da jedoch Daun mit 60000 Mann zum Entsatz heranrückte, schickte ihm Friedrich ein Korps unter dem Herzog von Bevern entgegen und folgte diesem später selbst mit einem kleinen Teile der Belagerungsarmee. Am 18. Juni griff er Daun bei Kollin (s. d.) an, wurde aber geschlagen und mußte die Belagerung Prags aufheben und Böhmen verlassen. Er zog nach Sachsen und der Lausitz ohne erheblichen Verlust ab. Daun folgte vorsichtig und schoß die Stadt Zittau, wo sich preuß. Magazine befanden, in Brand.

Unterdessen hatte der Marschall d'Estrées mit einer franz. Armee von 100000 Mann die Festung Wesel, die Fürstentümer Kleve und Ostfriesland, die hessen-kasselschen Länder und Hannover erobert, den Herzog von Cumberland 26. Juli bei Hastenbeck (s. d.) geschlagen, bis Stade zurückgedrängt und zur Kapitulation von Kloster-Zeven 8. Sept. genötigt, wonach jene Truppen mit Ausschluß der Hannoveraner auseinandergehen sollten. Während nun d'Estrées' Nachfolger (Richelieu) Hannover, Braunschweig und Hessen aussaugte, rückte ein anderes franz. Heer unter dem Prinzen Soubise, mit der Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen vereinigt, durch Thüringen gegen Sachsen vor. König Friedrich II. übertrug daher dem Herzog von Bevern und dem General von Winterfeldt die Beobachtung der Österreicher in der Lausitz und in Schlesien und eilte selbst nach Thüringen, nahm 13. Sept. Erfurt, ließ 19. Sept. ein 8000 Mann starkes Korps der Franzosen (mit Soubise selbst) durch 1500 Mann unter Seydlitz aus Gotha vertreiben und schlug, nachdem er von einem Zuge nach der Mark zur Vertreibung des Kroatengenerals Hadik, der Berlin überfallen und gebrandschatzt hatte, zurückgekehrt war, die verbündeten Franzosen

und Reichstruppen 5. Nov. entscheidend bei Roßbach (s. d.). Die eilfertige Flucht der Franzosen nach dem Rheine lieferte Sachsen wieder ganz in Friedrichs Hände. Zugleich hob Georg II. 26. Nov. die Konvention von Kloster-Zeven auf und willigte ein, daß das Hilfsheer mit Hinzufügung preuß. Truppen unter Befehl des bewährten Herzogs Ferdinand von Braunschweig gestellt werde. Der König eilte nunmehr zurück nach Schlesien, wo der österr. General Nadasdy 7. Sept. den preuß. Heeresteil unter Winterfeldt bei Moys unweit Görlitz geschlagen und Schweidnitz 12. Nov. erobert hatte. Nach der Niederlage des Herzogs von Bevern bei Breslau 22. Nov. hatte sich auch diese Festung ergeben müssen. Ganz Schlesien schien verloren, und die Österreicher, durch Glück übermütig gemacht, nannten verächtlich das kleine Heer, das er durch Sachsen herbeiführte, die «Potsdamer Wachtparade». Aber kaum in Schlesien angekommen, zog der König das nach Beverns Gefangennehmung und Kyaus Absetzung von Zieten befehligte Korps an sich und schlug 5. Dez. bei Leuthen (s. d.) mit seinem kleinen, durch weite Märsche geschwächten Heere das mehr als doppelt überlegene feindliche Heer unter dem Prinzen von Lothringen. Breslau ergab sich 14 Tage danach mit einer starken Besatzung und großen Vorräten. Die Österreicher hatten durch diese Niederlagen über 40000 Mann verloren und in Schlesien nur noch Schweidnitz im Besitze. Sachsen stand den Preußen zu Winterquartieren offen, und Friedrich II. sah sich Ende 1757 gefürchteter als je zuvor. Auch im Osten, wo 100000 Russen unter Feldmarschall Apraxin Ende Juni in Preußen eingefallen waren, die Festung Memel erobert, das Land verwüstet und dann den General Lehwaldt bei Großjägerndorf 30. Aug. unweit Wehlau geschlagen hatten, wendeten sich die Verhältnisse unerwartet glücklich. Denn die Kaiserin Elisabeth war schwer erkrankt, und der Kanzler Bestushew-Rjumin, der sich dem Thronfolger Peter III., einem Verehrer Friedrichs, gefällig erzeigen wollte, ließ das russ. Heer zurückgehen, worauf Lehwaldt die Schweden, welche 22000 Mann stark 13. Sept. die Peene überschritten und Anklam, Demmin und Pasewalk besetzt hatten, vertreiben konnte.

Den dritten Feldzug 1758 eröffnete schon im Februar der Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen. Er hatte dieselben bereits im vorigen Jahre von der Elbe verdrängt und Harburg, Stade und Lüneburg erobert; jetzt vertrieb er sie auch aus Niedersachsen, Hessen und Westfalen, ging über den Rhein, schlug sie 23. Juni 1758 bei Krefeld und drang bis in die österr. Niederlande vor. Als aber an des unfähigen Clermont Stelle der Marschall von Contades den Befehl über das franz. Hauptheer erhielt und zugleich Soubise mit einem starken Heere nach Hessen vordrang, mußte Ferdinand 10. Aug. über den Rhein zurückgehen und sich auf die Verteidigung von Hannover und Westfalen beschränken, wobei es ihm jedoch, durch 12000 Engländer verstärkt, zuletzt noch gelang, Contades zwischen die Maas und den Rhein, Soubise zwischen Rhein und Main zurückzudrängen. Auch Friedrich eilte frühzeitig ins Feld. Nachdem er 16. April die Festung Schweidnitz erobert, rückte er in Mähren ein. Die Belagerung von Olmütz mußte wegen Dauns Annäherung im Juli aufgegeben werden, und der König bezog bei Landshut ein Lager. Dort vernahm er, daß die Russen wieder bis Küstrin vorgedrungen seien und die Schweden zu neuem Angriffe ermutigt hätten. Er marschierte daher mit einem Teile des Hauptheers ab und griff, nachdem er das Korps des Generals Dohna mit sich vereinigt hatte, 25. Aug. mit 30000 Mann das 50000 Mann starke russ. Heer unter Fermor bei Zorndorf (s. d.) an, schlug dasselbe und zwang es zum Rückzuge nach Polen. General Dohna blieb zur Beobachtung der Russen und Schweden zurück, während der König nach Sachsen eilte, um seinem Bruder Heinrich gegen die Österreicher beizustehen. Bei seiner Annäherung zog sich Daun, der Dresden bedrohte, in ein festes Lager bei Stolpen und brach erst, als sich Friedrich gegen Zittau wendete, wo die Österreicher ihre Hauptmagazine hatten, nach dem befestigten Lager bei Löbau auf. Friedrich folgte, lagerte sich in unmittelbarster Nähe des Feindes bei Hochkirch (s. d.), wurde aber 14. Okt. früh 4 Uhr überfallen und mit großem Verluste geschlagen; doch gelang es ihm, von Dresden her Verstärkungen heranzuziehen und nach Schlesien abzurücken, wo er die Festungen Neiße (6. Nov.) und Kosel (15. Nov.) entsetzte. Der König eilte dann nach Dresden, um die von Daun beabsichtigte Eroberung Sachsens zu vereiteln, ließ durch Dohna die nochmals erschienene Reichsarmee von Leipzig vertreiben und nötigte Daun zum Rückzuge nach Böhmen. So sah Friedrich am Ende des Feldzugs wenigstens seine Staaten, mit Ausschluß der teilweise noch von Russen besetzten Provinz Preußen, von Feinden befreit. Zwar hatte Frankreich 30. Dez. 1758 ein neues Bündnis mit Österreich geschlossen, aber auch Friedrich hatte durch des brit. Ministers Pitt Einfluß einen neuen Vertrag mit England erlangt, in dem ihm 4 Mill. Thlr. Hilfsgelder zugesagt wurden. Dennoch beschloß der König, sich mit der Hauptarmee möglichst auf die Verteidigung zu beschränken. Um so thätiger ließ er aber seine selbständigen Heeresteile wirken.

Nachdem Prinz Heinrich schon im März 1759 in Böhmen eingefallen und viele Kriegsvorräte erbeutet hatte, verjagte er im Mai die Reichsarmee und die mit ihr verbündeten Kaiserlichen aus Franken, besetzte Bamberg und zerstörte auch in der Oberpfalz alle Magazine. Gleicherweise gelang es dem preuß. General Schenkendorf, ein österr. Korps bei Wolkenstein zu schlagen, sowie dem General Dohna, die Schweden wieder bis nach Stralsund zurückzutreiben und die Russen eine Zeit lang in Schach zu halten. Als aber die Russen im Frühling 1759 unter Soltikow aus Polen vordrangen und sich an der Oder mit den Österreichern zu verbinden suchten, mußte Dohna zurückweichen. Friedrich setzte an seine Stelle den General Wedel mit dem bestimmten Befehle, um jeden Preis eine Vereinigung der Russen mit den Österreichern zu hindern. Wedel griff die Russen 23. Juli bei Kay unweit Züllichau an, wurde aber mit Verlust von 5000 Mann geschlagen, worauf die Russen bis nach Frankfurt a. O. vorgingen und sich dort mit 18000 Österreichern unter Laudon vereinigten. Da eilte Friedrich aus dem Lager bei Schmottseifen, wo er Daun gegenüber gestanden hatte, nach der Mark und griff 12. Aug. die Russen bei Kunersdorf (s. d.) an. Schon hatte er sie geschlagen, als Laudon ihm den Sieg entriß und eine Niederlage, wie er sie nie erlebt, über ihn brachte. Während aber Friedrich am Morgen nach der Schlacht kaum 5000 Man mehr um sich versammelt sah, hatte auch Soltikow 24000 Mann eingebüßt

und bezeigte keine Neigung, den Sieg zu verfolgen. Desto eifriger benutzte Friedrich die ihm gegebene Frist. Er ging über die Oder zurück, sammelte seine zerstreuten Truppen, zog Verstärkungen aus Pommern und Brandenburg heran, ließ Geschütze aus Festungen herbeikommen und stand nach wenigen Tagen wieder an der Spitze eines Heers von 28000 Mann. Zuvörderst deckte er Berlin, eilte dann den Russen auf ihrem Marsche nach Schlesien zuvor und zwang sie durch geschickte Stellungen und Verhinderung der Zufuhr zum Rückzuge nach Polen, während sein Bruder Heinrich Dauns großes Heer in der Lausitz beschäftigte. Auch der General Fouqué wußte in Schlesien den österr. General de Ville zum Rückzuge nach Böhmen zu nötigen. General Manteuffel trieb die wieder vorgedrungenen Schweden bis Stralsund zurück, und Daun selbst mußte wegen Mangel an Lebensmitteln nach Böhmen zurückweichen. Indes hatte die Reichsarmee in Verbindung mit einem österr. Korps Leipzig, Wittenberg und Torgau erobert, ja sogar Dresden nach 27tägiger Einschließung genommen; auch war Daun wieder nach Sachsen vorgerückt. Friedrich, am Podagra in Glogau daniederliegend, schickte daher die Generale Fink und Wedel nach Sachsen, ließ durch den General Wunsch Wittenberg und Torgau wiedererobern und folgte 13. Nov. selbst nach. Als er aber Daun aus seinem festen Lager beim Plauenschen Grunde vertreiben wollte, gerieten General Fink, der Daun den Rückzug abschneiden sollte, mit 11000 Mann bei Maxen (s. d.) und General Diericke mit 1400 Mann in österr. Kriegsgefangenschaft. Mit besserm Erfolge kämpfte im Westen der Herzog von Braunschweig. Zwar gelang es ihm nicht, den Franzosen Frankfurt a. M., das sie unter Soubise überrumpelt hatten, zu entreißen; auch wurde er bei dem Dorfe Bergen 13. April geschlagen und infolge dessen Kassel, Minden und Münster von Contades erobert; aber es glückte ihm, Broglie und Contades bei Minden 1. Aug. eine schwere Niederlage beizubringen und nach einem zweiten Siege des Erbprinzen von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, bei Gohfeld über das franz. Korps unter Brissac, nicht nur Osnabrück, Paderborn und Bielefeld, sondern auch Marburg, Münster und Fulda wieder zu gewinnen.

Der Feldzug von 1760 begann gleichfalls unglücklich für Friedrich. Seine Kassen waren erschöpft, seine Länder ausgesogen, sein Heer bestand kaum aus 90000 Mann, größtenteils Ausländern und jungem Ersatz; die Versuche, Frankreich und Rußland vom Bündnisse gegen ihn abzuziehen, waren abermals gescheitert. Dazu kam, daß Laudon den tapfern Fouqué bei Landshut (23. Juni) mit 8000 Mann schlug und gefangen nahm, worauf auch Glatz 26. Juli verloren ging. Der König hatte Dresden vom 14. bis 26. Juli vergeblich belagert, zog dann durch die Oberlausitz nach Schlesien, schlug unterwegs einen Teil des Lascy'schen Korps, siegte in der Schlacht bei Liegnitz 15. Aug. über Laudon, der im Begriffe war, sich mit Daun zu vereinigen, und brachte durch diesen Sieg, bei welchem die Österreicher 10000 Mann und 82 Kanonen, Friedrich selbst nur 1800 Mann verloren hatte, Schlesien wieder in seine Gewalt. Alsdann vereinigte er sich mit seinem Bruder Heinrich bei Breslau, zwang die russ. Hauptarmee zum Rückzuge über die Oder und manövrierte Daun, der ihm gefolgt war, nach Böhmen zurück. Unterdessen waren die Preußen durch Österreicher, Württemberger und Reichstruppen aus Sachsen gedrängt worden, Torgau und Wittenberg gefallen und Berlin von den Russen unter Tottleben 3. Okt. und sechs Tage danach durch den österr. General Lascy eingenommen und gebrandschatzt worden. Auf das Gerücht von des Königs Annäherung räumten die Feinde die Hauptstadt. Friedrich wandte sich nach Sachsen, nahm Düben, Leipzig und Wittenberg ein und griff die in einem festen Lager bei Torgau (s. d.) verschanzten Österreicher unter Daun und Lascy 3. Nov. an. Blutig war die Schlacht: sie kostete den Preußen 13000, den Österreichern 20000 Mann. So war Sachsen wieder gesichert und Schlesien bis auf Glatz, wo Laudon stand, von Feinden frei; die Schweden hatten sich nach Stralsund und die Russen nach Polen zurückgezogen. Aber auch gegen die Franzosen hatte der Feldzug einen ziemlich glücklichen Verlauf genommen. Während nämlich der Erbprinz von Braunschweig ein franz. Korps bei Emsdorf 15. Juli geschlagen hatte, dann nach Kleve marschiert war, Wesel belagert und den Rhein überschritten hatte, über den er erst bei dem Anmarsche eines überlegenen franz. Heers zurückwich, hatte der Herzog Ferdinand von Braunschweig die Franzosen bei Warburg an der Diemel mit Verlust von 5000 Mann geschlagen. Noch günstiger gestalteten sich für Herzog Ferdinand die Ereignisse im J. 1761. Er griff 11. Febr. alle von den Franzosen besetzten Plätze an, nahm dieselben und gewann dadurch große Magazine. Zugleich hatte der hannov. General von Spörken ein aus sächs. und franz. Truppen bestehendes Korps 14. Febr. bei Langensalza geschlagen und der Prinz von Braunschweig von seinem festen Lager bei Billingshausen aus 15. Juli den Franzosen einen Verlust von 5000 Mann beigebracht. Allein bald mußten die Verbündeten, von England nach Georgs II. Tode, 25. Okt. 1760, nur noch schwach unterstützt, der Übermacht Soubises und Broglies weichen, die Belagerungen von Ziegenhain, Marburg und Kassel aufheben und den Franzosen wieder Hessen und den Weg nach Hannover freigeben. Auch Friedrich geriet durch Georgs II. Tod in große Bedrängnis. Er war 4. Mai 1761 nach Schlesien aufgebrochen, um die Provinz gegen die Russen und Österreicher zu schützen, konnte aber nicht verhindern, daß diese sich 12. Aug. zwischen Jauer und Striegau, über 130000 Mann stark, vereinigten. Schon war er in Gefahr, im festen Lager bei Bunzelwitz unweit Striegau aufgerieben zu werden, als der Zwiespalt zwischen seinen Gegnern ihn rettete. Die Russen unter Buturlin trennten sich von den Österreichern 10. Sept., gingen nach Polen zurück und ließen nur 20000 Mann unter Tschernitschew bei den Österreichern in Schlesien stehen. Nun zog sich auch Laudon in das Gebirge zurück, nachdem er 1. Okt. Schweidnitz erobert hatte. Friedrich konnte nun zwar sein Lager verlassen, erkannte aber nur zu deutlich das Gefahrvolle seiner Stellung, da Laudon bei Freiburg und Tschernitschew bei Glatz standen und Oberschlesien in den Händen seiner Feinde war. Auch der Prinz Heinrich konnte sich der Reichsarmee und der Österreicher unter Daun in Sachsen kaum erwehren, und die Preußen in Pommern unter dem Prinzen von Württemberg wurden in einzelnen Korps von den Russen geschlagen und verloren 16. Dez. die Festung Kolberg. Friedrich schien dem Untergange nahe.

Da starb 5. Jan. 1762 die Kaiserin Elisabeth von Rußland, und sogleich schloß ihr Nachfolger Peter III. mit Friedrich 16. März 1762 einen Waffenstillstand, dem 5. Mai der Friede von Petersburg folgte. Durch ihn wurde auch Schweden 22. Mai zum Frieden mit Preußen bewogen. Peter ließ sogar, als Frankreich und Österreich seiner Vermittelung kein Gehör gaben, im Juni 1762 eine russ. Hilfsarmee von 20000 Mann unter Tschernitschew zu den Preußen stoßen. Der frühe Tod des Kaisers 14. Juli trennte aber sehr bald dies Bündnis, und Peters Nachfolgerin, Katharina II., rief sogleich die russ. Truppen aus Schlesien zurück. Da jedoch die Kaiserin den zwischen Rußland und Preußen 5. Mai geschlossenen Frieden bestätigte und strenge Neutralität beobachtete, erhielt Friedrich freie Hand gegen seine übrigen Feinde. Während der König Daun, den er schon 21. Juli bei Burkersdorf zum Weichen gebracht, 16. Aug. bei Reichenbach schlug und 9. Okt. Schweidnitz zur Übergabe nötigte, hatte Prinz Heinrich in Sachsen nach mehrern glücklichen Gefechten sich den Zugang ins Erzgebirge geöffnet und der Herzog von Braunschweig im Westen nicht nur Niedersachsen und Westfalen behauptet, sondern auch nach mehrmaliger Besiegung der Franzosen (bei Wilhelmsthal 24. Juni und Luternberg 23. Juli) Hessen befreit und Kassel zurückerobert. Da nun überdies Prinz Heinrich unter Mitwirkung des Generals Seydlitz 29. Okt. einen bedeutenden Sieg über die Reichstruppen und Österreicher unter Habik bei Freiberg erfocht, in welchem diese gegen 8000 Mann und 28 Kanonen, die Preußen nur 1400 Mann einbüßten, kam 24. Nov. zwischen Preußen und Österreich ein Waffenstillstand, der sich jedoch nur auf Sachsen und Schlesien bezog, für den nächsten Winter zu Stande. Als ferner der Seekrieg zwischen Frankreich und England durch den Präliminarfrieden vom 3. Nov. beendigt und dieser zu Paris 10. Febr. 1763 bestätigt worden, erfolgte, nachdem vorher noch Friedrich durch einen Streifzug des Kleistschen Korps nach Franken und Bayern den wichtigsten Reichsständen die Neutralität abgenötigt, nach kurzen Verhandlungen und ohne fremde Vermittelung 15. Febr. 1763 der Friede zu Hubertusburg (s. d.), durch welchen alle Teile ihre Besitzungen, so wie sie vor dem Kriege waren, wiedererhielten. Des großen Königs Charakterstärke, rastlose Thätigkeit und überlegene Feldherrnkunst hatten so Schlesien abermals gesichert und Preußen eine Stelle unter den Großmächten Europas errungen. Aber viele und große Opfer hatte dieser Krieg Europa und besonders den preuß. Staaten und dem unglücklichen Sachsen gekostet.

Litteratur. Friedrich d. Gr., «Histoire de la guerre de sept ans» (Lpz. 1830); Lloyd, «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (deutsch von Tempelhof, 6 Bde., Berl. 1794—1801); Retzow, «Charakteristik der wichtigsten Zeitereignisse des Siebenjährigen Kriegs» (2 Bde., Berl. 1804); Archenholz, «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (10. Aufl., herausg. von Potthast, Lpz. 1874); «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs», herausgegeben vom königl. preuß. Generalstabe (8 Bde., Berl. 1824—47); Schöning, «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (Potsd. 1851); Schäfer, «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (2 Bde., Berl. 1867—74); Arneth, «Maria Theresia und der Siebenjährige Krieg» (2 Bde., Wien 1875); K. von Beaulieu-Marconnay, «Der Hubertusburger Friede» (Lpz. 1871); Leop. von Ranke, «Zur Geschichte von Österreich und Preußen zwischen den Friedensschlüssen zu Aachen und Hubertusburg» (Lpz. 1875); A. von Taysen, «Zur Beurteilung des Siebenjährigen Kriegs» (Berl. 1882); Cämmerer, «Friedrichs d. Gr. Feldzugsplan für das J. 1757» (Berl. 1883); Th. von Bernhardi, «Friedrich d. Gr. als Feldherr» (2 Bde., Berl. 1881); von Westphalen, «Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg» (Bd. 3—6, Berl. 1871—74). Wertvolle Monographien verfaßten Kutzen, Graf E. zur Lippe-Weißenfeld, Brodrück, Ollech, Knesebeck, Renouard u. a.

Siebenlehn, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Meißen, links an der Freiberger Mulde, in bergiger Gegend, zählt (1885) 2311 E. und hat bedeutende Schuhmacherei, Cigarrenfabriken, eine Dütenfabrik, Handel mit Wachs, in der Nähe zwei Papierfabriken, ein Dampfsägewerk und eine Maschinenbauanstalt mit Eisengießerei, sowie in den benachbarten Dörfern Kleinvoigtsberg und Obergruna Silberbergbau.

Siebenpunkt (Coccinella septempunctata, Tafel: Insekten I, Fig. 29), s. unter Coccinelle.

Siebenschläfer hießen nach der Legende sieben Jünglinge, Maximianus, Malchus, Serapion, Dionysius, Johannes, Martinianus und Konstantinus, welche sich, um einer Christenverfolgung unter Kaiser Decius 251 zu entgehen, in eine noch jetzt gezeigte Höhle im Berge Kalion bei Ephesus verborgen hatten, daselbst einschliefen, vermauert wurden und erst 446 nach zufälliger Wiedereröffnung der Höhle unter Theodosius II. wieder aufwachten und dann, nachdem sie vor dem herbeigeeilten Bischofe Martin und dem Kaiser selbst das Wunder bezeugt hatten, vom Glorienscheine der Heiligkeit umgeben starben. Die Sage, welche, wie die Verehrung der sieben Heiligen selbst, weit durch den Orient, bis zu den Abessiniern hin, verbreitet ist und auch in einer «Die Höhle» überschriebenen Sure des Korans begegnet, erscheint auch schon frühzeitig im Abendlande, zuerst in dem Sendschreiben Gregors von Tours an den Bischof Sulpitius von Bourges um 870, dann in den griech. Menologien. Die «Acta Sanctorum» erzählen sie unter dem 27. Juli. Paulus Diakonus versetzt sie merkwürdigerweise nach Deutschland. Auch in altfranz. und altdeutscher Sprache gibt es mehrere Bearbeitungen der Legende, von denen eine gereimte deutsche, wohl noch dem 13. Jahrh. angehörende durch Th. von Karajan herausgegeben worden ist («Von den siben slafären», Heidelb. 1839). Der Gedächtnistag der S. fällt in der röm. Kirche jetzt auf 27. Juni, in der griech. auf 4. Aug. Vgl. Koch, «Die Siebenschläferlegende, ihr Ursprung und ihre Verbreitung» (Lpz. 1883).

Merkwürdig ist die Beziehung dieser Heiligen auf die Witterung; während sie bei den Mohammedanern als Beschützer des Seewesens galten, knüpft sich im Abendlande, besonders in Deutschland, daran der trotz aller gegenteiligen Wahrnehmungen noch immer nicht auszurottende Aberglaube, daß, wenn es am 27. Juni geregnet hat, dann während der darauf folgenden sieben Wochen jeden Tag wenigstens etwas Regen fällt. Im mittlern Deutschland schwankt in den 34 Tagen vom 28. Juni bis 31. Juli incl. die Zahl der Tage mit mehr oder weniger Regenfall zwischen 11 und 27; die Zahl dieser Tage in der genannten Zeit nach 22jährigem Mittel beträgt 18. Von den 22 Siebenschläfertagen der J. 1860—81 incl. hatten in Leipzig 14 Regen, 8 keinen

Regen. Nach den 8 regenfreien Siebenschläfertagen folgten bis 31. Juli im ganzen 147 Regentage, also im Jahre durchschnittlich 18; nach den 14 Siebenschläfertagen, an denen es regnete, folgten bis 31. Juli im ganzen 242 Regentage, also im Jahre durchschnittlich nur 17.

Siebenschläfer, auch Bilch oder Rellmaus (Myoxus Glis, Tafel: Nagetiere I, Fig. 5), heißt eine Art der Säugetiergattung Schlafmaus (Myoxus), welche die Eichhörnchen mit den Mäusen verbindet und zur Ordnung der Nagetiere gehört. Er ist von der Größe des Eichhörnchens, 16 cm lang, ohne den 13 cm langen, zweizeilig langbehaarten Schwanz, oberseits schön aschgrau, unterseits weiß, und die Augen umgibt ein schwarzbrauner Kreis. Er bewohnt das mittlere Europa und hält sich in Wäldern auf, wo er des Nachts nach Futter, das aus Nüssen, Samen, saftigen Früchten, auch wohl Eiern und jungen Vögeln besteht, umherstreift und bis auf die höchsten Baumgipfel hinaufklettert, den Tag aber in hohlen Bäumen verschläft. Den ganzen Winter bringt er im Winterschlafe hin. An die Gefangenschaft gewöhnt er sich leicht. Die alten Römer schätzten ihn als Leckerbissen und legten deshalb zur Zucht der S. im großen besondere Behälter (gliraria) an. Noch jetzt gilt sein Fleisch in Italien, Illyrien und Steiermark für schmackhaft. Seine Lebensdauer soll höchstens sechs Jahre betragen.

Siebenstromland, s. u. Semirjetschinsk.

Sieben Weise nannten die Griechen sieben, auf dem Gebiete der praktischen Staats- und Lebensweisheit ausgezeichnete Männer, welche ungefähr im Anfang des 6. Jahrh. v. Chr. und teilweise schon früher im 7. Jahrh. v. Chr. lebten. Platon, der erste, welcher ihrer ausdrücklich Erwähnung thut, rechnet zu ihnen Thales, Pittakos, Bias, Solon, Kleobulos von Lindos, Myson von Chen und Chilon. Gewöhnlich aber nannte man an Stelle des ziemlich unbekannten Myson den korinth. Tyrannen Periander, während andere den Skythen Anacharsis oder den Epimenides von Kreta oder noch andere die siebente Stelle einnehmen ließen. Diese Männer sollen auch Zusammenkünfte gehalten haben; namentlich wird von einem angeblichen Gastmahl bei Periander in Korinth erzählt, welches Plutarch Anlaß zu einer natürlich erdichteten Schilderung in einer erhaltenen Schrift gegeben hat. Bedeutsamer ist die Sage von dem Wettstreit um den aus dem Meere aufgefischten, von der Pythia für den Weisesten bestimmten Dreifuß, der zuerst dem Thales oder Bias übergeben, von diesem einem andern und so immer weiter gesandt, zuletzt an den ersten zurückkam und dann von diesem dem Apollon geweiht wurde. Was von einer Anzahl kurzer Sprüche, die sich in verschiedenen Sammlungen erhalten haben, echt ist, läßt sich schwer entscheiden, da man die Sieben Weisen später überhaupt als Träger moralischer Sentenzen anzusehen liebte und das, was von solchen im Munde des Volks umlief, gern auf sie übertrug. Unecht ist auch, abgesehen von den Resten der Dichtungen Solons, wahrscheinlich alles, was von Elegien oder Epigrammen ihnen beigelegt wird; ganz entschieden sind es ihre Briefe bei Diogenes Laërtius.

Daß gerade sieben Männer mit dem Beinamen der Weisen beehrt wurden, hat seinen Grund wohl darin, daß Sieben die dem Apollon geheiligte Zahl war, jene Männer aber in vielfacher Beziehung zu Apollon standen. Vgl. Bohren, «De septem sapientibus» (Bonn 1867) und Hiller, «Die litterarische Thätigkeit der Sieben Weisen» (im «Rheinischen Museum», Bd. 33, 1878).

Sieben weise Meister heißt eine durch Inhalt und Verbreitung bedeutende, in einen epischen Rahmen gefaßte Novellensammlung des Mittelalters. Ein von sieben Meistern in aller Weisheit unterrichteter Fürstensohn ist bei seiner Rückkehr an den väterlichen Hof nach Anzeige der Gestirne von Todesgefahr bedroht, wenn er innerhalb sieben Tagen ein Wort rede. Seine Stiefmutter, deren Liebeswerbung er zurückgewiesen, bewegt den Vater jedesmal durch eine bezugsvolle Erzählung, die Hinrichtung des Sohnes zu befehlen; je einer der Meister aber gewinnt durch eine Gegenerzählung einen Tag Aufschub, bis nach sieben Tagen der Prinz selbst die Anschläge seiner Stiefmutter enthüllt. Der Ursprung des Werks ist orientalisch; doch hat sich bis jetzt weder die Zeit seiner Entstehung noch der Gang seiner Verbreitung im Orient genügend ermitteln lassen. Nach Angabe Masudis (gest. 956 n. Chr.) und des fast gleichzeitigen Mohammed Ibn-el-Bedin-el-Werrak war das Buch bereits im 10. Jahrh. in zwei Fassungen arabisch vorhanden, und Mohammed leitet es aus dem Indischen ab. In der That hat sich die Rahmerzählung in buddhistischen Quellen gefunden, freilich nicht als Dichtung, sondern als Geschichte (Gödeke in Benfeys «Orient und Occident», Bd. 3), wenn auch das ind. Original des Buchs verloren scheint. Auch von den erhaltenen arab. und andern orient. Bearbeitungen reicht keine mehr bis ins 10. Jahrh. hinauf. Der ursprünglichen Form am nächsten steht nach Herm. Brockhaus die von diesem (Lpz. 1845) herausgegebene achte Nacht der pers. Bearbeitung des ind. «Tutinameh» von Nakhschebi (geb. 1329 n. Chr.). Dagegen hält Gödeke das jüngere, 1375 entstandene «Sindibadnameh» für ursprünglicher. Auf eine Quelle zurückzuführen sind wahrscheinlich eine hebr. Bearbeitung und die griechische («Syntipas») des Andreopulos (beide übersetzt von Sengelmann, Halle 1842; letztere herausg. von Boissonade, Par. 1828), der sich selbst wieder auf ein syr. Original beruft, dem wieder ein persisches von einem Musos oder Musa vorausgegangen sei; keins von beiden ist bis jetzt aufgetaucht. Die Kreuzzüge ohne Zweifel vermittelten das Buch dem Abendlande, wo es allmählich in fast allen Sprachen verbreitet ward. Eine lat. Bearbeitung des Johannes de Alta Silva (um 1184 verfaßt), aus der das franz. Gedicht von Dolopathos (herausg. von Brunet und de Montaiglon, Par. 1856, und von Österley, Straßb. 1873) etwa zwischen 1222—24 von Herbert übersetzt wurde, ist, nachdem jene Übersetzung lange für verloren galt, von A. Mussafia wieder entdeckt worden («Über die Quelle des altfranz. Dolopathos», Wien 1865). Die sechs Novellen aus dieser Fassung verbreiteten sich, nachdem der Rahmen gesprengt ward, auch einzeln lateinisch und deutsch.

Aus einem andern lat. «Liber de septem sapientibus» ist ein Auszug in des Dominikanermönchs Joannes Junior (der in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. lebte) «Scala coeli» erhalten, den Gödeke herausgegeben hat. Dieser Bearbeitung steht unter den französischen zunächst die prosaische, von Leroux de Lincy in Loiseleur Deslongchamps' «Essai sur les fables indiennes» (Par. 1838) herausgegebene

Fassung, neben welcher der von A. Keller aus einer Handschrift von 1284 datierte »Romans des sept sages« (Tüb. 1836) eine eigene Gruppe repräsentiert, zu welcher außer den englischen von Weber, Ellis und Wright bekannt gemachten Bearbeitungen auch die ital. Übersetzung eines handschriftlich noch erhaltenen Prosaromans gehört, die D'Ancona herausgab (Pisa 1864). Eine dritte lat. Bearbeitung liegt vor in der mehrfach gedruckten »Historia septem sapientum« oder »Historia de calumnia novercali«, zu der das deutsche Gedicht des Bühelers von 1412 (»Diocletianus' Leben«, herausg. von Keller, Quedlinb. 1841), eine andere deutsche Bearbeitung in Kellers »Altdeutschen Gedichten« (Tüb. 1846), sowie das deutsche und dän. Volksbuch stimmen. Von dieser Fassung existieren auch Bearbeitungen in holländ., schwed., span. Sprache. Auch der um die Mitte des 16. Jahrh. zu Frankfurt a. M. gedruckte »Ludus septem sapientum« des F. Modius, der das Buch aus dem Deutschen ins Lateinische zurückübersetzte, stimmt dazu. Eine Gruppe für sich bildet die »Versio italica«, repräsentiert durch die zuerst aus einer nun verschollenen Handschrift von Giovanni Della Lucia (Vened. 1832) und danach von Romagnoli (Bologna 1862) wieder gedruckte »Storia d'una crudele matrigna«, den von Cappelli herausgegebenen »Libro dei sette savi di Roma« (Bologna 1865) und die wiederholt gedruckten und übersetzten »Compassionevoli avvenimenti del principe Erasto«. Zur »Versio italica« fand Mussafia auch eine lat. Fassung auf.

Sieben Wunder der Welt hießen im Altertum sieben merkwürdige Bau- und Kunstwerke, die sich durch ihre außerordentliche Größe, sowie durch ihre Pracht auszeichneten und zum Teil noch gegenwärtig in ihren Trümmern Bewunderung erregen. Man rechnete dahin die ägypt. Pyramiden, die sog. hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon, den Tempel der Artemis (Diana) zu Ephesos, die Bildsäule des Olympischen Zeus (Jupiter) von Phidias, das Mausoleum, den Rhodischen Koloß und den Pharos (Leuchtturm) zu Alexandria. Es gibt über diese Wunderwerke, deren Kreis von den Griechen erst nach Alexanders Zeit zusammengesetzt wurde, eine Schrift aus der spätern röm. Kaiserzeit. (S. **Philo**.) Vgl. Rohden, »De mundi miraculis quaestiones selectae« (Bonn 1875).

Siebenzeit, Pflanze, s. unter **Melilotus**.

Siebmacherrahmen oder **Drahtbodenstuhl**, ein Webstuhl mit senkrecht aufgespannter Kette zur Verfertigung von Drahtgeweben (s. d.).

Siebold, eine deutsche Gelehrtenfamilie, deren Glieder sich besonders auf dem Gebiete der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe verdient gemacht haben:

Karl Kaspar von S., geb. 4. Nov. 1736 zu Nideck im Herzogtum Jülich, gab als Professor der Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe zu Würzburg diesen Lehrfächern eine angemessene Einrichtung und erwarb sich namentlich den Ruf eines ausgezeichneten Chirurgen. In Anerkennung der Verdienste, die er sich während des Kriegs in den Hospitälern erworben, wurde er 1801 in den Reichsadel erhoben. Er starb 3. April 1807.

Johann Georg Christoph von S., ältester Sohn des vorigen, geb. 1767 in Würzburg, wurde 1790 Professor der allgemeinen Pathologie und Diätetik daselbst, 1795 Professor der Geburtshilfe, 1796 Professor der Physiologie und erster Arzt am Juliushospital und starb 15. Jan. 1798.

Adam Elias von S., Bruder des vorigen, geb. zu Würzburg 5. März 1775, studierte zu Jena, Göttingen und Würzburg Medizin, wurde 1799 außerord. Professor der Medizin zu Würzburg und, nachdem er eine Reise nach Wien unternommen, bei seiner Rückkehr Medizinalrat und ord. Professor. Er folgte 1816 einem Rufe nach Berlin, wo er die Entbindungsanstalt bei der Universität gründete und 12. Juli 1828 starb. Er suchte der Geburtshilfe eine höhere Stellung anzuweisen, indem er die physiol.-mediz. Grundsätze auf dieselbe anwendete. Sein Hauptwerk ist das klassische »Handbuch der Erkenntnis und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten« (2 Bde., Frankf. 1811; 2. Aufl., Frankf. 1821—23). Außerdem sind zu erwähnen sein »Lehrbuch der theoretischen und praktischen Entbindungskunde« (Nürnb. 1810; 4. Aufl. 1824) und das »Lehrbuch der Geburtshilfe« (5. Aufl., Würzb. 1831).

Eduard Kaspar Jakob von S., Sohn des vorigen, geb. 19. März 1801 zu Würzburg, studierte zu Berlin und Göttingen und wurde 1827 Assistent bei der Entbindungsanstalt daselbst, deren einstweilige Direktion nach dem Tode seines Vaters ihm übertragen wurde. Im J. 1829 folgte er dem Rufe als Professor der Geburtshilfe nach Marburg, und ging 1833 als solcher nach Göttingen, wo er 27. Okt. 1861 starb. Seit des Vaters Tode setzte er das von diesem 1813 begonnene »Journal für Geburtshilfe« fort. Auch schrieb er »Geschichte der Geburtshilfe« (2 Bde., Berl. 1839—45), »Lehrbuch der Geburtshilfe« (Berl. 1841), »Zur Lehre der künstlichen Frühgeburt« (Gött. 1842), »Lehrbuch der gerichtlichen Medizin« (Abteil. 1, Berl. 1846).

Regine Josephe von S., die Gattin Johann Theodor Damian von S.'s, geb. 14. Dez. 1771, war die Tochter des kurfürstl. mainzischen Regierungsbeamten Henning zu Heiligenstadt. Nachdem sie in erster Ehe mit dem mainzer Regierungsrat Heiland vermählt gewesen, studierte sie 1806—7 die Geburtshilfe unter Anleitung ihres Schwiegervaters Karl Kaspar von S. und erhielt 1815 von der mediz. Fakultät zu Gießen die Doktorwürde. Sie wirkte bis in ihr hohes Alter zu Darmstadt als Geburtshelferin und starb daselbst 28. Febr. 1849.

Ihre Tochter aus erster Ehe, Marianne Theodore Charlotte Heiland, genannt von S. (durch Adoption ihres Stiefvaters), geb. 12. Sept. 1788 zu Heiligenstadt, erhielt durch ihre Eltern praktischen Unterricht in der Geburtshilfe und studierte dieselbe dann 1811—12 in Göttingen unter Osianders und Langenbecks Leitung. Nach bestandener Prüfung erhielt sie 1814 die Erlaubnis zur Ausübung der Geburtshilfe und 1817 durch öffentliche Promotion zu Gießen die Doktorwürde. Bei dieser Gelegenheit schrieb sie: »Über die Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter und über Bauchhöhlenschwangerschaft insbesondere« (Darmst. 1817). Seitdem lebte sie ihrem Wirkungskreise zu Darmstadt. Im J. 1829 vermählte sie sich mit dem nachmaligen Oberstabsarzt Heidenreich zu Darmstadt. Sie starb 8. Juli 1859.

Siebold (Karl Theodor Ernst von), namhafter Physiolog und Zoolog, geb. 16. Febr. 1804 zu Würzburg als Sohn von Adam Elias von S., studierte in Göttingen und Berlin, und ward 1831 Kreisphysikus zu Heilsberg in Preußen, 1835 Direktor der Hebammen- und Entbindungsanstalt in Danzig, wo er 1839 auch das Stadtphysikat übernahm. Im J. 1840 wurde S. Professor der Physiologie

und vergleichenden Anatomie in Erlangen, 1845 in Freiburg i. Br., 1850 in Breslau, wo er zugleich die Direktion des physiolog. Instituts übernahm. Zur Gründung eines ähnlichen Instituts wurde er 1853 als Professor der Physiologie und vergleichenden Anatomie nach München berufen, wo ihm später auch die Professur der Zoologie, sowie die erste Direktorstelle am zoologisch-zootomischen Kabinett übertragen wurde. Er starb in München 7. April 1885. S. hat sich namhafte Verdienste um die Fortbildung der Naturwissenschaften erworben, indem er vorzugsweise den innern Bau, die Lebens- und Fortpflanzungsgeschichte der niedern Tiere aufklärte. Er veröffentlichte ein «Lehrbuch der vergleichenden Anatomie der wirbellosen Tiere» (Berl. 1848), Untersuchungen «über die Band- und Blasenwürmer» (Lpz. 1854), über die «Wahre Parthenogenesis bei Schmetterlingen und Bienen» (Lpz. 1856), «Beiträge zur Parthenogenesis der Anthropoden» (Lpz. 1871), worin er nachwies, daß auch aus unbefruchteten Eiern sich Tiere entwickeln können; ferner «Die Süßwasserfische von Mitteleuropa» (Lpz. 1863). Mit Kölliker begründete S. 1849 die «Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie».

Siebold (Philipp Franz von), bekannt als Erforscher Japans, Sohn von Johann Georg Christoph von S., geb. 17. Febr. 1796 zu Würzburg, studierte daselbst Medizin und Naturwissenschaften, ging 1822 nach den Niederlanden und von da als Sanitätsoffizier erster Klasse nach Batavia, wo er als Regimentsarzt im Hauptquartier zu Weltevrede Dienst erhielt. Doch schon im Juni 1823 ward er als Arzt und Naturforscher der Gesandtschaft nach Japan beigegeben, von wo er 1830 nach Europa zurückkehrte. Die von ihm gesammelten Materialien begann er in einem umfassenden Werke zu bearbeiten, das in vier Abteilungen zerfällt, unter den Titeln: «Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan» (Leid. 1832 fg., mit Atlas), «Fauna Japonica», mit Temminck, Schlegel und Haan bearbeitet (Leid. 1833 fg.), «Flora Japonica» (Leid. 1835 fg.) und «Bibliotheca Japonica», lithographiert von dem Chinesen Ko-tsching-Dschang, herausgegeben gemeinschaftlich mit J. Hoffmann (6 Tle., Leid. 1833—41). Hierzu kommen der schätzbare «Catalogus librorum Japonicorum» (Leid. 1845), die «Isagoge in bibliothecam Japonicam» (Leid. 1841), «Epitome linguae Japonicae» (Batavia 1826; 2. Aufl. Leid. 1853) und «Florae Japonicae Familiae naturales» (mit Zuccarini, Münch. 1851). Außerdem hat sich S. durch die Einführung japan. Kulturpflanzen, wie 1825 des Thees auf Java, verdient gemacht. Ebenso wirkte S. viel zur Eröffnung Japans für den Welthandel. Unter anderm veröffentlichte er die «Urkundliche Darstellung der Bestrebungen Niederlands und Rußlands zur Eröffnung Japans» (Leid. 1854). Im J. 1859 unternahm er eine zweite Reise nach Japan, trat dort sogar 1861 auf einige Zeit in die Dienste des Taikun, kehrte aber 1862 wieder nach Europa zurück und starb in Würzburg 18. Okt. 1866. Seine naturhistor. Sammlungen befinden sich in Leiden.

Siebplatte (vordere und hintere) des Gehirns, s. unter Gehirn, Bd. VII, S. 661[b].

Siebplatten, s. unter Holzgewebe.

Siebröhren nennt man in der botan. Gewebelehre eigentümliche Zellformen, die in ihrem Inhalt reichlich Eiweißkörper führen und durch eine besondere Verdickung ihrer Wandungen ausgezeichnet sind. Sie bestehen aus Längsreihen von Zellen, deren Querwände und teilweise auch Längswände feine siebartige Durchlöcherungen besitzen, sodaß die Fortbewegung der in ihnen vorhandenen Stoffe auf dem Wege offener Kommunikation erfolgen kann und nicht wie bei allseitig geschlossenen Zellen auf diosmotischen Verkehr beschränkt ist. Die Längswände der S. sind in der Regel sehr zart, die Querwände, die als Siebplatten bezeichnet werden, zeigen nicht selten eine bedeutendere Verdickung; zu gewissen Zeiten lagert sich denselben eine kallöse Masse auf und verschließt dadurch die siebartigen Durchbohrungen; bei lebhafter Stoffwanderung wird dieser Pfropf wieder aufgelöst. Die Funktion der S. ist nicht genügend bekannt, doch läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß sie eine wichtige Rolle bei der Wanderung der Eiweißverbindungen in der Pflanze spielen. Über die Lagerung der S. in den übrigen Geweben vgl. die Artikel Gefäßbündel und Phloëm.

Siebschnäbler (Lamellirostra, vgl. Tafel: Schwimmvögel II, Fig. 2—13) ist der Name einer gut umgrenzten, im allgemeinen sehr gleichartig gebauten Vogelordnung, die man zu den Schwimmvögeln rechnet. Die S. sind ausgezeichnet durch einen weichhäutigen, an der Spitze zu einer Art Kegel erhärteten Schnabel, der immer an den Rändern coulissenartig vorspringende Hornlamellen trägt, die mit einer ähnlichen Seitenarmatur der im übrigen fleischigen Zunge einen Seih- oder Siebapparat darstellen, der die von den Tieren mit Wasser aufgenommene, teils animalische, teils pflanzliche Nahrung zurückhält, während das Wasser abläuft. Die Flügel sind nicht sehr lang, haben aber zahlreiche Schwungfedern, der kurze Schwanz besteht aus reichen, kleinen, auch meist zahlreichen Steuerfedern. Die Beine sind kurz, aber kräftig, mit einer genetzten Haut bedeckt; die drei Vorderzehen sind durch ganze Schwimmhäute verbunden, die Hinterzehe ist klein. Die S. besitzen eine kosmopolitische Verbreitung, sind zum Teil an das Meer, zum größern Teil aber an das süße Wasser gebunden. Man rechnet zu ihnen die Enten, Gänse, Schwäne und als aberrante Formen die Flamingos; einige Naturforscher vereinigen auch noch die sonderbaren Wehrvögel mit ihnen, die jedoch meist zu den Stelzvögeln gerechnet werden.

Siebtuch, soviel wie Beuteltuch (s. d.); auch soviel wie Metalltuch, s. u. Drahtgewebe, oder soviel wie Haartuch, s. u. Roßhaargewebe.

Siebwespe (Crabro) ist der Name eines circa 40 deutsche Arten zählenden Wespengeschlechts von schwarzer, häufig mit Gelb gezeichneter Färbung, mit schlankem Hinterleibe und im männlichen Geschlecht bisweilen mit schildartig verbreiterten Schienen der Vorderbeine. Die Weibchen legen ihre Brutzellen meist in faulendem Holzwerk an und füttern ihre Larven in der Regel mit Fliegen. Die gemeine Siebwespe (Crabro cribrarius, Tafel: Insekten IV, Fig. 8, Männchen) findet sich allenthalben in Deutschland, meist auf Blüten der Jagd nach Fliegen obliegend.

Siedelhorn (Groß- und Klein-), zwei Granitgipfel am östl. Ende des Hauptkamms der Berner Alpen (s. Alpen 17), der die Wasserscheide zwischen Aare und Rhône und die Grenze der schweiz. Kantone Bern und Wallis bildet. Das Groß-Siedelhorn (2881 m) erhebt sich südlich von der Oberaaralp, das Klein-Siedelhorn (2766 m) 1½ km

weiter nordöstlich über der Paßhöhe der Grimsel, von der aus er seiner großartigen Aussicht wegen öfters in etwa zwei Stunden bestiegen wird.

Sieden oder Kochen nennt man das eigentümliche Aufwallen und Blasenwerfen von Flüssigkeiten, in welches sie durch hinreichende Erwärmung geraten, und welches davon herrührt, daß dann die Dampfbildung nicht nur wie gewöhnlich an der Oberfläche der Flüssigkeiten, sondern auch hauptsächlich in ihrem Innern erfolgt, wobei die entweichenden heißen Dünste jene turbulente Wasserbewegung bewirken. Der Wärmegrad, bei dem das S. einer Flüssigkeit beginnt und fortdauert, heißt ihre Siedetemperatur oder ihr Siedepunkt (s. d.).

Siedepunkt nennt man den Wärmegrad, wobei eine Flüssigkeit siedet, d. i. in ihrer ganzen Masse aufsteigende Dampfblasen entwickelt. Die Physiker benutzen den S. des Wassers zur Bestimmung eines fixen Punktes für die Grade des Thermometers. Dieser S. ist jedoch nur beim Sieden chemisch reinen Wassers und bei einerlei Druck der Atmosphäre beständig. Welchen Einfluß der Druck der Luft auf den S. habe, beweisen die Versuche, daß in einem luftleeren Ballon das Wasser bei einem viel tiefern Wärmegrade als gewöhnlich zum Sieden gebracht wird, und daß es dagegen in dem Papinischen Digestor, wo seine nicht entweichenden Dämpfe auf das Wasser einen großen Druck ausüben, einen hohen Grad der Hitze annimmt. Bei dem mittlern Druck der Atmosphäre, d. i. bei 760 mm Barometerstand beträgt der S. des chemisch reinen Wassers 80° R. = 100° C. = 212° F. Auf Bergen findet man, wegen der Abnahme des Luftdrucks nach oben, den S. um so niedriger, je höher man kommt, sodaß man ein genau und fein eingeteiltes Thermometer, ähnlich wie das Barometer, zur Höhenmessung benutzen kann. (Vgl. Hypsothermometer.) Der S. ist je nach der chem. Beschaffenheit der Flüssigkeiten sehr verschieden; so z. B. beträgt er für Schwefeläther 35° C., für Alkohol 78° C., Leinöl 316° C., Quecksilber 360° C. Im allgemeinen verdunsten die Flüssigkeiten um so leichter, je tiefer ihr S. liegt. Durch Abwesenheit von Luft- oder Gasbläschen in den Flüssigkeiten erhöht sich ihr S., man sagt dann sie erleiden einen Siedeverzug.

Siederohr oder Sieder (frz. bouilleur, engl. boiler-tube), ein mit Wasser gefülltes, vom Feuer umgebenes Rohr eines Dampfkessels (s. d.).

Siederohrkessel, s. unter Dampfkessel.

Siedeverzug nennt man die Erscheinung, daß bei gleich hohem Druck der Siedepunkt luftarmen Wassers höher als derjenige lufthaltigen Wassers liegt, wodurch im erstern Fall bei plötzlicher Verminderung des Drucks das Sieden mit großer Lebhaftigkeit und in der ganzen Masse mit stürmischer Dampfbildung auftritt, was häufig als Ursache von Dampfkesselexplosionen (s. Kesselexplosionen) gilt. (Vgl. Leidenfrostscher Versuch.)

Sieg, ein Nebenfluß des Rheins auf dessen rechter Seite, entspringt in Westfalen am Ederkopf in 607,6 m Höhe und fließt in vielgewundenem Laufe, mit vorherrschend westl. Richtung durch ein wegen seines Bergbaues berühmtes, aber städtearmes Thal dem Rhein zu, in den der Fluß unterhalb Bonn mündet. Bei der Stadt Siegen scheidet sich in 238 m Höhe der mittlere und der untere Lauf, welcher letztere anfangs durch eine an landschaftlichen Schönheiten reiche Gegend führt, bis er abwärts von Blankenburg ins Tiefland tritt. Die ganze Lauflänge der S. beträgt 130 km; Quelle und Mündung sind jedoch nur 81 km voneinander entfernt. Schiffbar ist die S. nur auf 17 km von ihrer Mündung bis Siegburg. Unter den Nebenflüssen ist rechts die 44,5 km lange, aus dem Westerwald kommende Nister und links die unterhalb Siegburg mündende Agger zu erwähnen. Nach der S. benannt ist der zum ehemaligen Herzogtum Berg gehörige Siegkreis im preuß. Regierungsbezirk Köln, der auf 765,7 qkm (1885) 90076 E. zählt. Hauptstadt ist Siegburg (s. d.). Vgl. Ag. Müller, «Siegburg und der Siegkreis» (Siegb. 1858); Weyden, «Das Siegthal» (Bonn 1865).

Siegburg, Kreisstadt im rheinpreuß. Regierungsbezirk Köln, Siegkreis, nahe rechts der Sieg, oberhalb der Mündung der Agger in dieselbe, Station der Linien Deutz-Gießen und S.-Ründeroth der Preußischen Staatsbahnen, Sitz des Landratsamts und eines Amtsgerichts, zählt (1885) 7456 meist kath. E., hat eine kath. Pfarrkirche aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., welche mehrere schöne Reliquiare, z. B. das des kölner Erzbischofs Anno II. bewahrt, eine evang. Pfarrkirche, ein Gymnasium, ein kath. Schullehrerseminar, eine königl. Geschoßfabrik mit durchschnittlich 1000 Arbeitern, Holzschneide- und Mahlmühlen, Thonwarenfabriken, Fabriken feuerfester Steine, Gerbereien, eine Gasanstalt und die Kattunfabrik Siegfeld. Die frühere Provinzialirrenanstalt, jetzt königl. Strafanstalt, auf dem Michaelisberge, der eine 775 von Karl d. Gr. eroberte Sachsenfeste trug, befindet sich in der 1060 vom Erzbischof Anno II. gestifteten, 1803 aufgehobenen Benediktinerabtei, von deren Kirche noch die Krypta erhalten ist. In das 15. und 16. Jahrh. fällt die Blüte dieser Stadt in gewerblicher und kommerzieller Hinsicht; die damals hier aus Thon gefertigten Krüge und Ornamente waren wegen ihrer Dauerhaftigkeit und künstlerischen Ausführung in ganz Europa berühmt.

Siegel (sigillum, secretum, signetum oder signum) nennt man den Abdruck eines Stempels in eine weichere Masse. Zum Siegeln gebrauchte man schon in den frühesten Zeiten verschiedene Stoffe, je nach dem Unterschiede der Stände. An die Stelle des Wachses in seiner ursprünglichen Farbe trat später gefärbtes Wachs, auch gebrauchte man Blei und andere, selbst edle Metalle zur Anfertigung der S. Des Goldes und Silbers bedienten sich zum Siegeln die byzant. Kaiser, des Bleies die Päpste und die Großmeister der geistlichen Ritterorden. Später siegelten Kaiser und Könige mit rotem Wachs und verliehen dieses Recht auch andern Fürsten und Herren; grünes Wachs gebrauchten geistliche Stifter, Klöster u. s. w., weißes Wachs führten die Freien Reichsstädte, schwarzes Wachs der Patriarch von Jerusalem und die Großmeister der geistlichen Ritterorden in weniger wichtigen Angelegenheiten. Noch später trat die Oblate (s. d.) an Stelle des Wachses und im 16. Jahrh. das Siegellack (s. d.). Die auf den S. dargestellten Gegenstände sind sehr verschieden. Ursprünglich setzte man darein den Kopf dessen, der das S. führte; so in den S. der deutschen Kaiser im frühen Mittelalter. Diese Köpfe waren meist in Siegelringen eingeschnitten und von vorzüglicher Arbeit. Doch gab es damals auch schon andere Gegenstände auf den S. Im 11. Jahrh. wurde gebräuchlich, Wappen in die S. zu setzen,

wobei später die nicht zu Wappen Berechtigten ideelle Wappen gebrauchten. Die Kaiser und Könige bedienten sich seit dem 10. Jahrh. größerer S., auf denen die ganze Figur sitzend dargestellt ist. Sie heißen Majestäts- oder Thronsiegel. Solche wurden dann auch bald von Fürsten, Bischöfen u. a. gebraucht. Bemerkenswert und oft von großer Schönheit sind die sog. Reitersiegel, mit der Person des Siegelführers zu Pferde. Im Orient enthalten die S. meist Sprüche des Korans. Die S. selbst werden teils nach den vorgestellten Gegenständen, teils nach ihrem Material, oder sonst nach der Größe u. s. w. eingeteilt.

Die Form der S. ist in der Regel rund, doch kommen auch andere Formen vor. So war im Mittelalter eine fast dreieckige Schildform nicht ungewöhnlich. Der Zweck der S. bestand ursprünglich darin, daß durch das S. eine Urkunde oder sonst eine Schrift mehr Glaubwürdigkeit erhalten sollte als durch die bloße Unterschrift. Zu diesem Zwecke wurde das S. ursprünglich auf die Urkunde gedrückt, später an einer Schnur oder einem Pergamentstreifen, welche durch die Urkunde gezogen wurden, derselben angehängt und in der Schrift selbst dies erwähnt. Dann diente das S. auch zum Verschließen von Briefen u. s. w., also zur Sicherheit. War das S. in einer besondern Kapsel, um es vor Beschädigung zu schützen, eingeschlossen oder in Metall ausgedrückt, so nannte man dies eine Bulle (s. d.), welcher Ausdruck dann auch von dem ganzen Dokument gebraucht wurde. Einfache Schutzkapseln von Holz kamen im 16., solche von Eisen im 17. Jahrh. auf. Um die S. vor Verfälschung zu bewahren, wurde oft ein Gegen- oder Sekretsiegel (contrasigillum) auf den Rücken des größern S. gedruckt, und dieser kleinern S. bediente man sich in der Folge bei minder wichtigen Ausfertigungen. Die Aufbewahrung der Staats- und Regentensiegel war in der Regel einem der höchsten Beamten anvertraut, oder es waren dazu eigene Beamte bestellt, wie bei den griech. Kaisern die Logotheten, bei den Merovingern die Referendarien, bei den Karolingern und den spätern Kaisern und Königen die Kanzler. Im Deutschen Reiche hatte der Kurfürst von Mainz als Erzkanzler die Reichssiegel zu verwahren, die von ihm dem Reichsvizekanzler ausgehändigt wurden. Auch in Frankreich war der Kanzler ursprünglich Bewahrer der Reichssiegel. Da aber das Kanzleramt dem, der einmal damit bekleidet war, nicht genommen werden konnte, so wurde, wenn ein Kanzler in Ungnade fiel, ein eigener Garde des sceaux ernannt, welcher in Rang, Amtskleidung und Amtsbefugnissen jenem gleichstand. Der Großsiegelbewahrer hatte, wie in Deutschland der Kurfürst von Mainz, bei den Reichskanzleien die Ernennung aller Kanzleibeamten (Chancelleries) in ganz Frankreich. Alle Erlasse im Namen des Königs mußten ihm zum Siegeln vorgelegt werden. Später sank der Name Großsiegelbewahrer zum bloßen Titel herab, welchen der Justizminister führte. In England sind seit der Königin Elisabeth die Ämter des Lord-Kanzlers von England und des Großsiegelbewahrers (Lord keeper of the great seal), welche vorher getrennt waren, in der Regel vereinigt. Für das kleine königliche S. besteht jedoch noch ein eigener Beamter (Lord keeper of the privy seal, gewöhnlich nur Lord privy seal genannt). Die Kenntnis der Urkundensiegel heißt Siegelkunde oder Sphragistik (vom griech. σφραγίς, das Siegel). Über letztere vgl. die Werke von Heineccius, Manni, Gerden und Büsching und Grotefends «Über Sphragistik» (Bresl. 1875).

Siegel (Heinr.), Lehrer des deutschen Rechts, geb. 13. April 1830 zu Ladenburg in Baden, studierte zu Bonn und Heidelberg, habilitierte sich 1853 in Gießen und wurde 1857 außerord., 1862 ord. Professor des Rechts in Wien. Von der dortigen Akademie der Wissenschaften 1861 zum korrespondierenden, 1862 zum wirklichen Mitglied ernannt, fungiert er seit 1875 als deren Generalsekretär. Außer mehrern in den Sitzungsberichten der wiener Akademie veröffentlichten Untersuchungen erschien von ihm «Geschichte des deutschen Gerichtsverfahrens» (Bd. 1, Gieß. 1857), «Das Versprechen als Verpflichtungsgrund» (Berl. 1873), «Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte» (1886). In Gemeinschaft mit K. Tomaschek gab er als Band 1 der «Österr. Weistümer» heraus «Die Salzburgischen Taidinge» (Wien 1870).

Siegelapparat, in der gebräuchlichsten Form ein auf einem beckenförmigen Gestell befestigter und mit horizontalem Mundstück versehener Hahn, dessen Kanal durch einen Gummischlauch mit einer Gasleitung verbunden ist. Der Hahnschlüssel wird durch eine Feder beständig so weit zugedreht, daß er nur so viel Gas aus dem Mundstück strömen läßt, als zur Erhaltung einer kleinen Zündflamme nötig ist. Öffnet man durch Abwärtsdrücken den Hahnschlüssel, so tritt aus dem Mundstück eine horizontale Stichflamme hervor, deren man sich bequem zum Schmelzen des Siegellacks bedienen kann. Um den Gaszufluß vollständig absperren zu können, ist der Apparat noch mit einem zweiten gewöhnlichen Gashahn versehen.

Siegelbewahrer, s. unter Kanzler.

Siegelerde (Terra sigillata), s. Bolus.

Siegelgenossen, s. unter Siegelmäßigkeit.

Siegelkunde (Sphragistik), s. u. Siegel.

Siegellack (frz. cire à cacheter, engl. sealing-wax) besteht seinen Hauptbestandteilen nach aus harzigen Stoffen, und zwar das feinere aus Schellack und Terpentin, oft unter Zusatz von Storax, Tolubalsam, Benzoëharz, wodurch es wohlriechend wird, das geringere bloß aus Kolophonium, dem man etwas Terpentin beimischt. Außer dem Schellack, Terpentin und Kolophonium setzt man dem S. noch erdige Körper zu, wie Kreide, Zinkweiß, Barytweiß; diese Körper gewähren den Nutzen, dem zu schnellen Abtropfen und Rinnen des S. Einhalt zu thun. Nächst den erdigen Bestandteilen machen die farbegebenden Substanzen einen wesentlichen Bestandteil der meisten Siegellacksorten aus. Die gebräuchlichste ist das rote S., das in den feinsten Sorten durch Zinnober, in den geringern durch Mennige und rotes Eisenoxyd gefärbt wird. Die verschieden gefärbten Sorten erhält man, indem man den Zinnober durch Grünspan, Chromgelb, Ultramarin, gebranntes Elfenbein ersetzt. Die Stangengestalt erhält das S. durch Gießen in Formen. Die Portugiesen sollen das S. in Ostindien kennen gelernt und in Europa verbreitet haben, woher sich auch der Name Spanisches Wachs, wie man das S. früher oft nannte, erklärt.

Siegelmäßigkeit oder das Recht, eigene Urkunden schon durch Beidrückung des Siegels mit dem Familienwappen zu vollziehen, ingleichen die

Urkunden von Gerichtsuntergebenen auf dieselbe Art zu beglaubigen, wurde seit dem Aufkommen eines erblichen Wappenrechts als Privilegium des Adels angesehen, ist aber nur in Partikularrechten zu ausdrücklicher Anerkennung gelangt. In Bayern begriff man nach einer alten, noch in der Verfassungsurkunde anerkannten Gewohnheit unter S. nicht bloß die Befugnis, selbstausgestellte Urkunden durch das Siegel mit der Eigenschaft öffentlicher Dokumente zu versehen, sondern auch das Vorrecht Erbschaften ohne Zuziehung der Obrigkeit unter Siegel zu nehmen, den eigenen Kindern das Muttergut allein auszuwerfen, Eide in Civilsachen durch bloße Unterschrift der Eidesformel zu leisten und einen befreiten Gerichtsstand, wie anderwärts die Schriftsässigen, zu beanspruchen. Als Siegelgenossen in diesem Sinne werden Adelige, hohe Staatsbeamte, Oberoffiziere bis zum Hauptmann abwärts und Graduierte aufgeführt.

Siegen, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, an der Sieg, ist eine alte steile Bergstadt mit (1885) 16681 E., Station der Linie Hagen-Betzdorf der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Landratsamts und Amtsgerichts nebst Kammer für Handelssachen und Strafkammer, eines Vereins für die bergbaulichen Interessen der ostrheinischen Bezirke und einer Reichsbanknebenstelle. Der Ort hat zwei Schlösser der ehemaligen Fürsten von Nassau-Siegen, Realgymnasium, eine Gewerkschule, eine Wiesenbauschule und eine Bergschule. Die städtische Industrie produziert besonders Leder, Tuch, Papier, Maschinen, Leim. — Der Kreis Siegen, welcher auf 646,8 qkm (1885) 77673 meist prot. E. zählt, liegt zwischen dem Westerwalde und dem Rothhaargebirge und ist ein durchaus bergiges, besonders durch seinen Reichtum an Eisenerz berühmtes Land. Die erbeuteten Erze werden in 22 Hohöfen verschmolzen und liefern ein sehr gesuchtes Roh- und Rohstahleisen. Das Eisen wird teils in den Stahlfabriken der Grafschaft Mark und Englands, teils im Lande selbst in etwa 40 Puddlings- und Walzwerken zu Edelstahl, Blech, Draht, Ketten, Achsen u. s. w. verarbeitet. Außerdem liefert der Bergbau des Kreises noch Silber, Blei und Kupfer. Die bedeutendsten Gruben liegen bei Müsen (Stahlberg), Eiserfeld, Gosenbach, Neunkirchen, an der Eisernhaardt und am Bautenberg. Ein zweites Hauptgewerbe ist die Sohllederfabrikation, welche ein sehr geschätztes Produkt liefert. Auch ist das Siegerland als die Wiege des Kunstwiesenbaues bekannt. Das Land bildete früher das Fürstentum Siegen, das seit 1255 der Ottonischen Linie des Hauses Nassau gehörte. Seit der Teilung von 1607 stand es unter eigenen Fürsten aus dieser Linie, bis es 1806 dem Großherzogtum Berg einverleibt ward. Es wurde 1813 den Fürsten von Oranien zurückgegeben und von diesen auf dem Wiener Kongreß 1815 an Preußen abgetreten. Vgl. Cuno, «Geschichte der Stadt S.» (Dillenb. 1872); Nostiz, «Der Kreis S. und seine Bewohner» (Neuwied 1874).

Siegenbeek (Matthijs), ein um die holländ. Nationallitteratur verdienter Schriftsteller, geb. 23. Juni 1774 zu Amsterdam, ward 1793 Prediger der Mennonitengemeinde zu Leiden und 1797 daselbst Professor der niederländ. Beredsamkeit, später auch der niederländ. Litteratur und der vaterländ. Geschichte. Er starb 28. Nov. 1854. Besondern Einfluß gewannen seine Arbeiten über holländ. Orthographie («Verhandeling over de nederduitsche spelling», Amsterd. 1804 u. öfter; «Woordenboek voor de nederduitsche spelling», Amsterd. 1805 u. öfter). Von seinen Schriften sind zu nennen: «Beknopte geschiedenis der nederl. letterkunde» (1826), «Geschiedenis der Leidsche hoogeschool tot 1825» (2 Bde., 1829—32).

Siegesgöttin, s. Nike.

Siegeszeichen, s. Trophäen.

Siegfried, althochdeutsch Sigufrid, in der nordischen Fassung aber Sigurd, heißt einer der hervorragendsten Heroen der deutschen Heldensage. Er war ein Sohn Sigmunds, aus dem auf Odin selbst zurückgehenden Geschlecht der Welsunge, ausgezeichnet durch leuchtende Augen und unglaubliche Kraft. Erzogen hatte ihn ein weiser und kunstreicher Alb, der Regino, d. i. Ratgeber, hieß und zwar Menschengestalt, aber die eines Zwergs besaß. Derselbe verschaffte ihm dann ein Roß und schmiedete ihm ein Schwert, mit dem S. einen Amboß spalten konnte. So reizte ihn Regino, den Nibelungen Hort (Schatz) und unermeßliches Gold zu erwerben. Zuerst hatten drei Götter das Gold geraubt und aus der Tiefe des Wassers heraufgeführt. Auch ihnen hätte gewiß seine geheimnisvolle verderbliche Kraft den Tod gebracht, wenn sie es nicht nebst dem zugehörigen wunderbaren und verhängnisvollen Ringe als Wergeld für den erschlagenen Ottar gegeben hätten. So waren die Götter dem Verderben entgangen, aber das Mittelgeschlecht zwischen Göttern und Menschen, das nun im Besitze des verderblichen Schatzes war, rieb sich untereinander auf. Ottars beide Brüder töteten den Vater; Regino wurde von dem andern Bruder, Fafni genannt, verdrängt, der in Gestalt eines Drachen (Lindwurms) sein Gold bewachte. Um es ihm zu entreißen, reizte Regino den jungen S. auf, den Drachen zu töten; S. aber erschlug beide. Durch das Drachenblut, wovon er trank, wurde noch seine Kraft gemehrt oder sein Leib mehr geschützt vor Wunden. Durch das Gold und zumal durch den Ring wurde er unermeßlich reich. Die Tarnkappe gab ihm die Fähigkeit, seine Gestalt in die eines andern zu verwandeln. Trotzdem aber war er durch den Besitz des Goldes in der Knechtschaft der Nibelungen und dem Verderben geweiht. Umsonst verlobte er sich mit der kriegerischen Königstochter Brunehilde (s. d.), sein Herr Gundahari (Günther), der Nibelungenkönig, wollte sie selbst haben. In der Tarnkappe unter Günthers Gestalt ritt S. durch die Flamme, welche um ihre Wohnung loderte; er gab ihr den Ring aus dem Schatze und brachte sie dadurch in die Gewalt Günthers; sie erkannte S. nicht. Er selbst nahm ein anderes Weib, Krimhild (nach der altnordischen Fassung Gudrun), die Schwester Günthers. Brunehilde rühmte sich des tapfersten und würdigsten Gemahls, dem S. habe weichen müssen. Da entdeckte ihr Krimhild gereizt den Betrug, der Ring, den sie am Finger trage, sei aus dem Nibelungenhort; der sie gewonnen, sei S., nicht Günther. Brunehilde, die sich nun erinnerte, daß sie an dem vermeinten Günther die leuchtenden Welsungenaugen erkannt habe, ließ S., der für offenen Angriff unbesiegbar, meuchlerisch durch Hagano (Hagen) ermorden und tötete sich selbst. Der Schatz fiel, nachdem alle, die an ihm teil hatten, vernichtet waren, an seine ursprünglichen Herren zurück, welche ihn in den Rhein versenkten.

Dies ist nach Lachmanns gedrängter Zusammenfassung der wesentlichste Inhalt der Sage in ihrer ältesten Gestalt. In solchem einfachern, noch durchaus heidnischen und mythol. Charakter erscheint sie, freilich unter mannigfachen Abweichungen der einzelnen Züge, in den ältern nordischen Quellen, unter denen die Lieder der alten Edda (s. d.) obenan stehen. Auch die jüngere Edda berichtet von derselben, wenn auch nur beiläufig. Ausführlich wird sie wiederum erzählt in der im 13. Jahrh. abgefaßten prosaischen, aber meist auf alten Liedern beruhenden Völsungasage. Verdunkelter schon tritt sie auf in der etwas spätern Nornagestssage, und verstreute Anspielungen finden sich in verschiedenen Skaldengedichten. Wie aber schon die ältesten erhaltenen nordischen Lieder unverkennbar auf verlorene noch ältere deutsche zurückweisen, so hat die Sage von S. auch überhaupt in Deutschland ihr eigentliches Leben gehabt und demgemäß auch hier eine reiche Fortbildung gefunden. Im 7. Jahrh. ungefähr aus einer rein mythologischen in eine Heldensage umgewandelt, erscheint sie seitdem vorzugsweise gepflegt von den Franken am Niederrhein und verschmilzt wohl vor dem Anfange des 9. Jahrh. mit der Sage von dem Untergange des burgund. Königs Gunther, wodurch die Nibelungen des Mythus in burgund. Könige gewandelt werden und zugleich die Verknüpfung mit dem hunnischen Attila und zumeist durch diesen wiederum mit der Dietrichssage eintritt. So gewaltigem Sagenkomplex entsprangen dann unter fortdauernden Wandlungen die Lieder, aus denen im 12. Jahrh. das Nibelungenlied (s. d.) erwuchs. Aber so wenig alle erhaltenen ältern nordischen Quellen zusammen den ganzen Sagenkreis von S. erschöpft hatten, so wenig war das auch im Nibelungenliede geschehen. Vielmehr bestand neben demselben noch eine bedeutende Anzahl mündlich umlaufender Sagen, welche teilweise wieder den Weg in die nordische Litteratur fanden und in der zumeist auf deutschen Quellen beruhenden Thidrekssaga gerettet wurden. In Deutschland waren schon dem Nibelungenliede nachträglich noch verschiedene Zusätze aus der Siegfriedssage eingeschaltet worden, und von da ab begann diese Sage selbst zu verwildern, indem sie teils willkürliche Änderungen erfuhr, teils (und besonders die Jugendgeschichte des Helden) ins Märchenhafte sich verflüchtigte. So umgestaltet erscheint sie im «Rosengarten» (herausg. von Grimm, Gött. 1836) und im «Hürnen Seyfrid» (nur in roher, dem 15. Jahrh. gehörender Gestalt in alten Drucken erhalten und daraus aufgenommen in den zweiten Teil der «Deutschen Gedichte des Mittelalters», herausg. durch von der Hagen und Büsching, Berl. 1820; bearbeitet von Simrock in dessen «Kleinem Heldenbuch», Stuttg. und Tüb. 1844). Was noch jetzt von der Siegfriedssage in Deutschland im Volksmunde lebt, erscheint fast durchaus in Märchengestalt und ist größtenteils von den Brüdern Grimm in den «Kinder- und Hausmärchen» gesammelt worden. Es gehören dahin z. B. das Märchen vom «Dornröschen», in welchem die schlafende Brunhild deutlich zu erkennen ist; die Märchen von den «Blutsbrüdern», von dem «Wandernden Jünglinge», den neben scheinbarer Einfältigkeit unbezwingbare Kraft auszeichnet, u. dgl. m. Reichhaltige Zusammenstellungen und Nachweisungen über das Stoffliche der Siegfriedssage geben: W. Grimm, «Die deutsche Heldensage» (Gött. 1829; 2. Aufl. 1867); Raßmann, «Die deutsche Heldensage und ihre Heimat» (2 Bde., Hannov. 1857—58). Alle histor. Deutungen der Sage (von Giesebrecht, Mone, E. Rückert ꝛc.) haben sich als unzureichend ergeben und die mythologische allein erscheint berechtigt. Lachmann, Wilh. Müller und Simrock führen S. teils auf Baldr, teils auf Freyr, Brunhild auf Gerdr zurück, sodaß die Siegfriedssage als eine Form jenes vielgestaltigen physischen Mythus von der Frühjahrssonne erscheint, welche die im Winter unter Schnee und Eis befangene Erdkraft aus der Gewalt der winterlichen Dämonen befreit. Den ethischen Gehalt der Sage hat Rieger in Pfeiffers «Germania» (Bd. 3) untersucht. Eine Neugestaltung der Siegfriedssage hat W. Jordan versucht (Frankf. a. M. 1868; 12. Aufl. 1884). Vgl. Steiger, «Die verschiedenen Gestaltungen der Siegfriedssage in der german. Litteratur» (Hersf. 1873).

Siegfried (Karl), prot. Theolog, geb. 22. Jan. 1830 in Magdeburg, studierte in Halle und Bonn, war Gymnasiallehrer in Guben, Magdeburg und Schulpforta und wurde 1875 ord. Professor für das alttestamentliche Fach in Jena. Er veröffentlichte namentlich «Philo von Alexandria als Ausleger des Alten Testaments» (Jena 1875) und «Lehrbuch der neuhebr. Sprache und Litteratur» (mit Strack, Karlsr. 1884).

Siegkreis, s. unter Sieg.

Siegmar, Pflanzengattung, s. Gladiolus.

Siegmarwurz, s. unter Malva.

Siegmund, s. Sigismund.

Siegwurz, Pflanzenart, s. Gladiolus.

Sieken (frz. ourler, suager; engl. creasing, seaming) heißt diejenige Arbeit, bei welcher man mittels besonderer Werkzeuge, des Siekenhammers (eines Hammers mit zwei abgerundeten, quer zum Stiel stehenden Finnen) und des Siekenstocks (eines schmalen Amboßes mit Quervertiefungen), halbrunde rinnenförmige Vertiefungen in Blechen, z. B. an den Rändern von Hohlgefäßen, hervorbringt. (S. unter Blechbearbeitungsmaschinen und unter Treiben.)

Siekenmaschine, s. unter Blechbearbeitungsmaschinen, Bd. III, S. 152[b].

Siel (holländ. Zyl). Um niedriger als die Flut-, beziehungsweise Hochwasserstände gelegene Meeres- oder Flußufer vor Überschwemmungen zu schützen, werden in Holland und an der deutschen Nordseeküste längs der Ufer Dämme, sog. Deiche (s. d.) erbaut, welche das Austreten des Hochwassers verhindern. S. nun sind quer durch solche Deiche ziehende, verschließbare Kanäle, über welche sich der Damm, resp. die Dammkrone ununterbrochen erstreckt, während bei den analogen Zwecken dienenden Dammschleusen der Damm in seiner ganzen Höhe durch das Bauwerk unterbrochen wird. Die S. werden entweder aus Holz (Holzsiele) errichtet oder in Mauerwerk durchgeführt (Steinsiele). Die Verschlußvorrichtung ist entweder eine Klappe, welche, ventilartig wirkend, vom Hochwasser angedrückt wird und hierdurch die Öffnung selbstthätig verschließt, während unter normalen Verhältnissen der Druck des Binnenwassers sie offen erhält (Klappensiel), oder sie besteht aus aufziehbaren Schützen (Schützensiel), oder es sind wohl auch ähnlich wie bei den Schiffahrtsschleusen gebildete Thore (Thorsiel) vorhanden. Mitunter ermöglichen die S. auch die Bewässerung der hinter den Deichen

liegenden Landschaften. Dasjenige Land, welches durch ein S. be- oder entwässert wird und dessen Besitzer S. und Deiche erhalten müssen, wird dann **Sielacht** genannt. In einem andern Sinne versteht man unter S. wohl auch Kloaken (s. d.).

Sielengeschirr, s. unter Attelage.

Siemens, Familienname eines norddeutschen Landwirts, unter dessen zehn Söhnen mehrere sich um verschiedene Zweige der Wissenschaft, Technik und Industrie hoch verdient gemacht haben.

Werner S., der älteste der Brüder, geb. 13. Dez. 1816 zu Lenthe bei Hannover, besuchte das Gymnasium zu Lübeck, trat aber aus Neigung für das Ingenieurfach 1834 zu Magdeburg als Freiwilliger in die preuß. Artillerie ein. Während des dreijährigen Besuchs der Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin (1835—38) und auch nach 1838 als Artillerieoffizier in Magdeburg trieb er mit besonderer Vorliebe mathem., physik. und chem. Studien. Im J. 1841 nahm er in Preußen das erste Patent auf galvanische Versilberung und Vergoldung. Gegen Ende 1842 und 1843 wieder sandte er seinen Bruder, Wilhelm S. (geb. 4. April 1823 zu Lenthe), welcher nach dem Besuch der magdeburger Gewerbeschule (1838—40) und 1841 der göttinger Universität, 1843 als Eleve in die gräflich Stolbergsche Maschinenfabrik eingetreten war, nach England, besonders um dort das Vergoldungs- und Versilberungsverfahren einzuführen und den von Werner erfundenen, von beiden Brüdern weiter verbesserten chronometrischen oder Differentialregulator für Dampfmaschinen und Wasserräder patentieren zu lassen und zu verwerten, welcher noch jetzt unter anderm zum Regulieren astron. Instrumente benutzt wird. Werner, auf seinen Betrieb nach Berlin versetzt, und 1844 zur Artilleriewerkstätte kommandiert, beteiligte sich daselbst eifrig an den Verhandlungen der Polytechnischen und der Physikalischen Gesellschaft; 1846 bereicherte er die elektrische Telegraphie mit einem von allen frühern ganz wesentlich abweichenden Zeigertelegraphen (mit Selbstunterbrechung). Im J. 1847 in die Kommission für Einführung elektrischer Telegraphen in Preußen berufen, schlug er derselben auf Grund seiner 1846 angestellten Versuche die Guttapercha als Isolationsmittel für unterirdische Leitungen vor und konstruierte auch zum Überziehen der Drähte mit Guttapercha die erste Schraubendruckpresse; 1848 legte er im kieler Hafen mit seinem Schwager, Professor Himly, die ersten unterirdischen Seeminen mit elektrischer Zündung an und baute als Kommandant von Friedrichsort die 1849 berühmt gewordenen Batterien zum Schutze des eckernförder Hafens. Im Herbst und Winter 1848/49 baute er im Auftrage der preuß. Regierung die erste große Telegraphenlinie auf dem Kontinent zwischen Berlin und Frankfurt a. M., zwischen Berlin und Eisenach unterirdisch mit Guttapercha-Isolierung, von da bis Frankfurt oberirdisch auf Glockenisolatoren. Werner schied 1849 aus der Armee und nach Vollendung der Telegraphenlinien von Berlin nach Köln und Verviers, sowie nach Hamburg, Breslau und Oderberg aus dem Staatsdienst überhaupt, um sich ausschließlich der Telegraphenbauanstalt zu widmen, welche er schon 1847 mit dem (1867 wieder aus dem Geschäft getretenen) Mechaniker J. G. Halske (s. d.) in Berlin gegründet hatte. Diese viele Hunderte von Arbeitern beschäftigende Anstalt erstreckt, unterstützt von ihren Zweiggeschäften, ihre Thätigkeit mit verdientem Erfolg über alle Weltteile. Das erste Zweiggeschäft ward, nachdem das Hauptgeschäft schon 1853 den Bau und die zwölfjährige Unterhaltung des russ. Telegraphennetzes übernommen hatte, 1857 in Petersburg gegründet und stand viele Jahre und auch jetzt wieder unter der Leitung des als Teilhaber in die Firma Siemens u. Halske aufgenommenen Bruders Karl S., geb. 4. März 1828. Das 1858 mit Wilhelm S. unter der Firma Siemens, Halske u. Comp. begründete Zweiggeschäft in London ward später unter der Firma Siemens' Bros. von Wilhelm und Karl geleitet. Es entwickelte sich bald zu einem selbständigen Weltgeschäft und hat allein sechs der Kabel zwischen Europa und Amerika aus seiner großen Kabelfabrik bei Woolwich geliefert und gelegt. Es hat die Form einer Aktiengesellschaft mit nicht übertragbaren Aktien erhalten und steht seit dem Tode Wilhelms (1883) unter der umsichtigen Leitung eines frühern Beamten der Firma, L. Löffler. Das Zweiggeschäft in Tiflis (1863) wurde von dem preuß. Konsul, Walther S., geb. 11. Jan. 1832 und nach dessen Tode, 23. Juni 1868, von dem jüngsten, Dr. Otto S., geb. 30. Nov. 1836, geleitet, welcher 1871 starb; es war an dem von dem Hauptgeschäft geleiteten Bau der indo-europ. Telegraphenlinie, von London durch Norddeutschland und Rußland nach Teheran, beteiligt und betreibt noch jetzt bedeutende Kupferbergwerke, früher auch Petroleumquellen im Kaukasus. Ein Zweiggeschäft in Wien bestand seit 1858 einige Jahre und ward 1879 unter Leitung von Arnold S., des ältesten Sohnes von Werner S., wieder eröffnet. Es wirkt namentlich für Einführung elektrischer Bahnen in Österreich.

Werner S. entdeckte (1848) die sog. Flaschenladung isolierter Leitungen (Kabel) und die daraus entspringende Verzögerung des durch sie gesandten Stroms, gab Methoden zur Untersuchung solcher Kabel und zur Auffindung von Fehlern und Beschädigungen darin an; er stellte 1859 die genau definierte und leicht zu reproduzierende Siemenssche Quecksilber-Widerstandseinheit auf und legte dadurch den ersten festen Grund zur Ausführung genauer und vergleichbarer elektrischer Messungen. Werner gab die erste Kabellegungstheorie und legte auch das erste gelungene Tiefseekabel (Bona-Cagliari), mit Bremse und von ihm erfundenem Kraftmesser; sein überaus zweckmäßiger, 1856 erfundener Cylinderinduktor hat eine sehr vielseitige Verwendung und ungemein große Verbreitung gefunden; er erfand die für die Erzeugung des elektrischen Lichts, die elektrische Kraftübertragung und den Elektrochemismus so bedeutungsvolle dynamoelektrische Maschine, deren Theorie er in der berliner Akademie der Wissenschaften am 17. Jan. 1867 entwickelte. Große Verdienste erwarb sich Werner um die Translation, die automatische Telegraphie, das Gegen- und Doppelsprechen u. s. f. Die berliner Universität ernannte Werner S. 1860 zum Ehrendoktor der Philosophie, die Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1874 zu ihrem ordentlichen Mitglied; er ist Vizepräsident des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes in Berlin, Ehrenmitglied der British Association, Mitbegründer und erster Präsident der Elektrotechnischen Gesellschaft zu Berlin und Mitglied vieler wissenschaftlichen Gesellschaften und Akademien. In Anerkennung seiner Verdienste um Wissenschaft und Technik ward

S. 1885 unter die 30 Mitglieder des Ordens pour le mérite aufgenommen.

Seine zahlreichen Abhandlungen wissenschaftlichen und technischen Inhalts sind aus den Sitzungsberichten der berliner Akademie, Poggendorffs «Annalen», Dinglers «Polytechnischem Journal» u. s. w. zusammengestellt unter dem Titel: «Abhandlungen und Vorträge von Werner S.» (Berl. 1881).

Wilhelm S., geb. 4. April 1823, der sich 1851 in London als selbständiger Civilingenieur niedergelassen hatte und 1859 in England naturalisiert worden war, errang sich in wissenschaftlichen und technischen Kreisen so große Anerkennung, daß er bereits 1862 in die Royal Society aufgenommen wurde; er war unter anderm Präsident der British Association 1882, der Institution of Mechanical Engineers 1872—73 und 1873—74, des Iron and Steel Institute 1877, der Society of Telegraph Engineers 1872 und 1878, Vorsitzender des Rats der Society of Arts zur Zeit seines Todes. Er war Ehrendoktor (1870), besaß zahlreiche Medaillen und Preise von wissenschaftlichen Gesellschaften und wurde 1883 von der Königin von England als Sir William S. in den Adelsstand erhoben. Seiner ersten litterarischen Arbeit, verfaßt für die Institution of mechanical Engineers: «On a new Regenerative Condenser», folgte 1852 eine Schrift allgemeinern Charakters: «On the conversion of heat into mechanical effect» für dieselbe Gesellschaft und trug ihm die silberne Telford-Medaille ein. Die Royal Society erhob seine Abhandlung «On the encrease of electrical resistance in conductors with rise of temperature and its application to the measure of ordinary and furnace temperatures» zur Balarion-Lektüre. Mit den Arbeiten von Carnot, Clapeyron u. s. w. über die mechan. Wärmetheorie bekannt geworden, bemühte er sich seit 1846, die (zuerst 1816 von den Brüdern Stirling vorgeschlagenen, in den Patenten von 1827 und 1840 von ihnen verbesserten, ebenso von Ericson bei dessen 1833 patentierten kalorischen Maschinen angewendeten) Regeneratoren für Dampfmaschinen brauchbar zu machen; eine nach vielen Versuchen über die Wirksamkeit der Regeneratoren und die Ausdehnung des isolierten oder überhitzten Dampfes schon 1847 zu Bolton in Lancashire gebaute Regenerativdampfmaschine von vier Pferdekräften verhieß zwar günstigen Erfolg, dem Bau solcher Maschinen von 100 Pferdekräften stellten sich aber bezüglich der Überhitzung des Dampfes große Schwierigkeiten entgegen. Wilhelm warf sich daher 1857 in Gemeinschaft mit seinem Bruder Friedrich S. (s. unten) auf die von letzterm zuerst vorgeschlagene Einführung der Regeneration bei Feuerungsanlagen für Hüttenzwecke, welche einen Umschwung in der Pyrotechnik veranlaßt hat. Bei den Regenerativöfen werden die aus dem Arbeitsraum des Ofens abziehenden Verbrennungsprodukte vor ihrem Eintritt in den Schornstein durch einen Regenerator geführt und erhitzen durch ihre sonst ungenützt verloren gehende Wärme die in demselben gitterartig aufgestellten feuerfesten Steine; nachdem ein Wechsel der Zugrichtung herbeigeführt worden ist, geben letztere die aufgenommene Wärme an die Luft ab, welche dem Brennmaterial zur Unterhaltung der Verbrennung zugeführt wird.

An der Vervollkommnung dieser Regenerativgasöfen haben auch Hans S. (geb. 1818, gest. 1867) und ganz besonders Werner S. thätig mitgearbeitet. Friedrich S. hat bedeutende Erfolge vorzüglich in der Glasindustrie erzielt, Wilhelm aber in der Stahl- und Eisengewinnung; letzterer legte 1867 ein eigenes Probestahlwerk in Birmingham, 1869 die Landore Siemens Steel Works an, in welchen wöchentlich nahezu 1000 t Gußstahl, teils nach dem Siemensschen Verfahren unmittelbar aus den Erzen, teils nach dem S.-Martinschen Verfahren aus Guß- und Schmiedeeisen erzeugt wird.

Die zahlreichen spätern Abhandlungen und Vorträge Wilhelms beziehen sich auch vorwiegend auf die Ausnutzung der Wärme und der Brennstoffe, die Gewinnung von Eisen und Stahl; 1882 schrieb er: «Über die Erhaltung der Sonnenenergie» (deutsch von Worms, Berl. 1885). Ein vollständiges Verzeichnis seiner Abhandlungen und Vorträge nebst einem Lebenslauf ist enthalten im «Engineering» vom 23. Nov. 1883; ein großer Teil derselben erschien unter persönlicher Mitwirkung Wilhelms unter dem Titel: «Gesammelte Abhandlungen und Vorträge von C. William S.» (Berl. 1885). Vgl. Obach, «Sir William S. als Erfinder und Forscher» (Lond. 1884).

Das Leichenbegängnis des an einem Herzleiden am 19. Nov. 1883 plötzlich verschiedenen Wilhelm S. gestaltete sich zu einer Zusammenkunft der gelehrten Gesellschaften nicht nur Englands, sondern auch des Auslandes. Den Trauerfeierlichkeiten in der Westminsterabtei am 26. Nov. 1883 folgte die Beerdigung in Kensal Green. Dem Andenken Wilhelm S.' haben die fünf bedeutendsten Ingenieurgesellschaften Englands am 26. Nov. 1885 ein Fenster in der Westminsterabtei mit dem Wahlspruch «Laborare et orare» gewidmet.

Friedrich S., geb. 8. Dez. 1826 zu Menzendorf bei Lübeck, besuchte bis zum 16. Jahre das lübecker Gymnasium, fuhr dann $2\frac{1}{2}$ Jahre lang als Schiffsjunge zur See und ging dann zu seiner weitern Ausbildung nach Berlin. Bald darauf beschäftigte er sich als Assistent seines Bruders Werner mit der Telegraphie und ging im März 1848 mit Werner nach Schleswig-Holstein und half ihm bei Anlage der Minen im kieler Hafen; hierauf machte er als Freischärler den ersten Feldzug gegen Dänemark mit, ward aber unmittelbar nach dem Abschluß des ersten Waffenstillstandes im Sommer 1848 nach England geschickt, um Werners Telegraphenapparate dort einzuführen. Von jetzt ab arbeitete Friedrich in England mit Wilhelm zusammen, bemühte sich dann, in der Maschinen- und Schiffbauanstalt, jetzt «Vulkan», bei Stettin Wilhelms und auch seine eigenen Erfindungen im Fache der Motoren und Maschinentechnik zur Ausführung zu bringen, welche Beschäftigung er mit wechselndem Erfolg noch mehrere Jahre in Verbindung mit Wilhelm in England fortsetzte. Im Herbst 1856 konstruierte Friedrich den ersten noch mit festem Brennmaterial geheizten Regenerativofen (erstes engl. Patent 2. Dez. 1856). Im J. 1858 setzte Friedrich in seinen Regenerativöfen an Stelle des festen gasförmiges Brennmaterial und zwar Schwelgas, das aus ersterm in einem vom Ofen getrennten Generator erzeugt, in einem gesonderten Regenerator ebenfalls vorgewärmt und dann in den Heizkammern der Regenerativöfen verbrannt wird. Friedrich gab damit den Regenerativöfen, deren Erfinder er ist, im Prinzip die vervollkommnete Form, welche später zu vielseitigster praktischer Verwendung gelangte, zuerst in den deutschen Staaten und in Österreich. Im J. 1859 siedelte Friedrich wieder

nach England über und von da ab begann die großartige Entwickelung der Regenerativgasöfen (s. unter Eisenerzeugung, Bd. V, S. 900 b fg.; vgl. Feuerungsanlagen) in England, erst später in den andern europ. und außereurop. Ländern.

Nach dem Tode seines Bruders Hans (1867) übernahm Friedrich die von Hans begründete Glashütte in Dresden und hat nicht nur diese zur bedeutendsten Glashütte Deutschlands gefördert, sondern auch noch Glashütten in Döhlen bei Dresden und Neusattel bei Karlsbad in Böhmen, sowie die dresdener Hartglasfabrik aus eigenen Mitteln gegründet. Seine Glashütten beschäftigen gegenwärtig über 4000 Menschen und jede erzeugt besondere Glasartikel in eigenartiger Weise, weil die Arbeitsmittel meist Friedrichs Erfindung sind, vom Schmelzofen an bis zum Glasmacherwerkzeug. Durch eine bahnbrechende Verbesserung des Gasheizsystems (vgl. «Das F. Siemenssche Heizverfahren mit freier Flammenentfaltung», Berl. 1885) erzielt Friedrich eine weit vollkommenere Verbrennung, steigert unter Erhöhung der Ofentemperatur das Ausbringen und sichert trotzdem eine wesentlich längere Dauer der Öfen. Namentlich zur Lösung der Rauchfrage wird dieses Feuerungssystem wesentlich beitragen.

Friedrich S. gründete ferner Fabriken in Dresden, Wien und Berlin zur Herstellung von Gasbeleuchtungs- und Heizapparaten eigener patentierter Erfindung, ferner technische Bureaus in Dresden und London mit Zweiggeschäften in Wien, Paris und Philadelphia zu der Verwertung seiner zahlreichen technischen Erfindungen, unter denen die hervorragendsten die Glasschmelzwannen, das kontinuierliche Glasschmelz- und Arbeitsverfahren, die Herstellung von Preßhartglas (s. unter Glas, Bd. VIII, S. 79 u. 82 b) und Glashartguß, sowie Friedrichs Regenerativgasbrenner (s. unter Gasbeleuchtung, Bd. VII, S. 570 b) sind.

Durch die Übernahme der Geschäfte, in welchen Friedrich mit Wilhelm verbunden war, hat sich sein Wirkungsfeld wieder nach England, und in den Landore Siemens Steel Works namentlich wieder auf die Eisen- und Stahlindustrie ausgedehnt, worin er neuerdings verschiedene Patente genommen hat. Im J. 1883 wurde Friedrich S. durch Verleihung des königl. sächs. Verdienstordens 1. Klasse ausgezeichnet. Vom Gas Institute erhielt Friedrich 1884 für seine Abhandlung «On distributing light and heat» die Birmingham-Medaille, auch andere Fachgesellschaften verliehen ihm Auszeichnungen.

Obgleich Friedrichs Erfindungstalent, verbunden mit der Gabe, seine Erfindungen auch praktisch zu gestalten und wirtschaftlich zu verwerten, erst im Fabrikbetrieb erfolgreich zum Ausdruck kommt, hat Friedrich S. namentlich in letzter Zeit auch auf wissenschaftlichem Gebiet Wertvolles geleistet, unter anderm durch seine Arbeiten über Verbrennungstheorie, Wärmeübertragung und Dissociation.

Siemens (Franz Ernst), Landwirt, geb. 1780 zu Lutter am Barenberg, war 1806—30 Pächter der fürstlich waldeckschen Domäne Pyrmont und starb 1855 in List bei Hannover. Er führte wesentliche Verbesserungen in der Brennerei durch Sieden und Zerkleinern der Kartoffeln bei hoher Temperatur und Anwendung des Wasserdampfes zur Destillation ein, das er beschrieb in «Beschreibung eines neuen Betriebes des Kartoffelbrennens und einer neuen Dampfdestillation» (4. Aufl., Hamb. 1835).

Siemens (Karl Georg), Sohn des vorigen, verdienter Technologe, geb. 4. Juni 1809 zu Pyrmont, widmete sich der Landwirtschaft, war 1828—32 Verwalter verschiedener Güter in Hannover, unternahm dann längere Reisen durch Böhmen, Mähren, Ungarn, richtete 1837 die erste größere Zuckerfabrik mit Dampfbetrieb in Braunschweig ein und wurde 1838 Lehrer, 1839 Professor der landwirtschaftlichen Gewerbe und Vorstand der technischen Werkstatt zu Hohenheim. Er starb, nachdem er kurz vorher in Ruhestand getreten war, am 28. Sept. 1885 zu Harzburg. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Beschreibung neuer Vorrichtungen zum Zerkleinern und Einmaischen der Kartoffeln» (Stuttg. 1840), «Über die Destillierapparate, nebst Beschreibung des hohenheimer Dephlegmators» (Stuttg. 1850), «Anleitung zum Branntweinbrennen» (2. Aufl., Ravensburg 1870); «Mitteilungen über die eingeführten, eigentümlichen Neuerungen in der Brennerei, Brauerei und Stärkefabrikation» (Braunschw. 1870).

Siemens-Martin-Prozeß, s. unter Eisenerzeugung, Bd. V, S. 900.

Siemensstahl, soviel wie Martinstahl.

Siemering (Rudolf), Bildhauer, geb. 1835 in Königsberg, besuchte daselbst die Akademie, kam dann zu Bläser nach Berlin, wo er an den Reliefs für die dirschauer Brücke thätig war, und beteiligte sich an der Konkurrenz für das Schiller-Monument in Berlin; sein Entwurf, wie ein späterer zum Goethe-Denkmal, wurde zwar nicht ausgeführt, lenkte aber die Aufmerksamkeit auf S. Er vollendete nun das Denkmal Albrecht von Gräfes und die Büste Wilms vor dem Bethanienspital, ferner die sitzende Figur König Wilhelms I. in der Vorhalle der Börse zu Berlin. Die Gestalt der Germania, welche beim Einzug der Truppen im berliner Lustgarten errichtet wurde, erhielt einen bedeutenden Reliefschmuck von seiner Hand. Das größte Werk S.s ist aber das am 10. Nov. 1883 enthüllte Luther-Denkmal in Eisleben, wozu er seine Konkurrenzskizze 1876 vorlegte. Die Statue stellt den Reformator vor, wie er die päpstliche Bannbulle den Flammen übergibt. In vier Metallreliefs sind Momente aus dem Leben Luthers dargestellt. Von seinen frühern Arbeiten ist auch das 1877 für Marienburg gefertigte Standbild Friedrichs d. Gr. zu erwähnen. Noch in der Ausführung begriffen ist (1886) sein großartiger Entwurf zu einem Siegesdenkmal für Leipzig. S. hat besonders im Relief große Meisterschaft erreicht, in seinen Bildnissen strebt er nach strenger realistischer Wahrheit und Schlichtheit der Erscheinung.

Siemianowitz, Pfarrdorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Kattowitz, zählt (1880) 3751 meist kath. E. und hat Steinkohlenbergbau. Das Rittergut Siemianowitz mit 1334 E. hat ein Schloß des Grafen Henckel von Donnersmarck-S. und das Zinkwerk Georgshütte. Nahebei liegt Laurahütte (s. d.).

Siemienski (Lucian), poln. Schriftsteller, geb. 1809 in Kamionna-Gora bei Belz in Galizien, studierte in Odessa orient. Sprachen und trat 1831 in das poln. Revolutionsheer. Er ward gefangen, doch nach Jahresfrist freigelassen und lebte darauf in Galizien, in Straßburg und im Posenschen. Im J. 1848 ließ er sich in Krakau nieder, gründete die Zeitschrift «Czas» («Die Zeit») und war eine kurze Zeit Professor der poln. Litteratur an der Univer-

sität. Er starb daselbst 27. Nov. 1877. Von seinen zahlreichen Schriften sind die «Poln. und russinischen Legenden» (Pos. 1845), die Erzählung «Mu-zamerit» (2 Bde., Pos. 1843) und die im Volkston abgefaßte poln. Geschichte «Wieczory pod lipą» («Abende unter der Linde», Krak. 1872) hervorzuheben. Zu seinen vielen Beiträgen und Monographien zur poln. Litteraturgeschichte gehören die «Portrety literackie» (5 Bde., Pos. 1865—75). Auch hat er treffliche Übersetzungen der Königinhofer Handschrift (Krakau 1836), der Horazischen Oden (Krakau 1869) und der Odyssee (Krakau 1874) veröffentlicht.

Siemiradzki (Henryk), poln. Historienmaler, geb. 15. Nov. 1843 in Charkow als Sohn des Generals Hippolyt S., der einer altpoln. Adelsfamilie entstammte. Er studierte an der dortigen Universität die Naturwissenschaften, trat aber dann in die Akademie der Künste in Petersburg ein. Von 1870 machte S. Studienreisen in Frankreich und Deutschland, wo er namentlich bei Piloty in München arbeitete, ging dann nach Italien und ließ sich zuletzt in Rom nieder. Sein erstes Gemälde, die röm. Orgien, erschien 1867, darauf folgten Alexanders Vertrauen zu seinem Arzt Philippus (1870), Christus und die Sünderin (1871) und andere. Am meisten Aufsehen machten seine in Rom gemalten Fackeln des Nero (1876), ein figurenreiches Bild der Christenverfolgungen, das sich aber mehr durch technische Meisterschaft als durch Tiefe der Auffassung auszeichnet.

Siena, bei den Alten Sena, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz, 48 km südlich von Florenz, über Monteregglioni mit der Eisenbahn Empoli-Chiusi verbunden, Sitz eines Erzbischofs, des Präfekten und einer Universität, liegt in schöner Gegend auf zwei langgedehnten Hügeln, gegen 348 m über dem Meere. Ursprünglich eine Stadt der Etrusker, seit Augustus röm. Kolonie und seitdem Sena Julia genannt, unter den Longobarden Sitz eines Gastalden, im Mittelalter Hauptort eines ansehnlichen Freistaats mit 150000 und 1554 noch mit 45000 E., sank sie nach dem Verlust ihrer Freiheit (1557) durch Cosimo I., Herzog von Florenz, nachmaligen Großherzog von Toscana, so herab, daß sie damals nicht über 10000 Bewohner hatte, welche nach der Zählung von 1881 wieder auf 25336 gestiegen sind. Die Kunst blühte in S. vor Cimabue und hat sich in ihrem byzant. Stile lange neben der florentinischen erhalten. Große Architekten, Bildhauer und Maler hat S. in Menge hervorgebracht. Die Industrie zeigt sich besonders in Seidenwebereien, Fabriken von Wollstoffen, von Leinen- und Hanfgeweben, Rübenzucker-, Spiritus- und Hutfabriken. Die prächtige Domkirche, um 1229 begonnen, mit Chor von 1259, Kuppel von 1264 und nach Plänen von Giovanni Pisano 1270—1380 erbauter Façade, welche letztere das schönste Werk ital. Gothik ist; im Innern sind besonders bemerkenswert: der marmorne Fußboden mit schönen und umfangreichen Sgraffiti und Mosaiken (1369—1550), die prachtvolle Kanzel des Niccolò Pisano, 1266 begonnen, das Bronzetabernakel von Vecchietta (1465—72) auf dem Hochaltar des Chors, die Grabplatte des Bischofs Pecci (1426) und eine Bronzestatue Johannes des Täufers (1457), Werke von Donatello, das Altarbild des Duccio di Buoninsegna, das einzige erhaltene Werk (1308—11) dieses Hauptmeisters der Malerschule Sienas. Im Chorbüchergemach befinden sich Pinturicchios schöne Fresken aus der Geschichte Papst Pius' II. (Piccolomini), in der Bauhütte des Doms die berühmte antike Gruppe der drei Grazien. In den andern 50 Kirchen der Stadt sind sehr schätzbare alte Gemälde, so in der Kirche San-Domenico Sodomas treffliche Darstellungen aus dem Leben der heil. Katharina. In der Kirche Fontegiusta ist das Marmortabernakel des Hochaltars, von Lorenzo di Mariano (1517), eine der edelsten Schöpfungen der Renaissance. Die alte Signoria, jetzt Palazzo pubblico, ein Backsteinbau von 1289 bis 1305 mit dem 90 m hohen Glockenturm del Mangia, hat im Innern Wandmalereien von Simone Martini, Sodoma, Ambrogio Lorenzetti, Spinello Aretino und Beccafumi. Unter den got. Profanbauten sind hervorzuheben der Palazzo Tolomei (1205) und Buonsignori, unter denen der Renaissancezeit der Palazzo del Governo (oder Piccolomini, 1490), Spanocchi (1475) und del Magnifico (1508), sowie die Loggia dei Nobili (1417) und Loggia del Papa (1462). Die Gemäldegalerie der Akademie weist namentlich treffliche Werke von Sodoma, Pacchia, Lorenzetti und Luca Signorelli auf. Eine der zahlreichen Fontänen speist 12 Brunnen, unter denen die Fonte Gaja auf der Piazza Vittorio Emmanuele der schönste ist, und 380 Cisternen; eine großartige Wasserleitung von 8,3 km ist von den Bergen zur Stadt geführt. Die Universität, deren Anfang man in das Jahr 1321 setzt, ist jetzt von geringer Bedeutung, hat aber ein anatom. Theater und einen botan. Garten. Sie besteht aus drei Fakultäten (für Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Chirurgie). Sonst bestehen in S. eine Kommunalbibliothek von 50000 Bänden und 5000 Manuskripten, die Accademia dei Fisiocritici mit naturhistor. Museum, ein Lyceum, ein Gymnasium, ein königl. Provinzialinstitut der schönen Künste, zwei Theater und die Promenade Lizza. In S. wird das wohlklingendste und reinste Italienisch gesprochen. In Südosten liegt das Kloster Monte-Oliveto maggiore auf den Waldhöhen des Berges Acorur mit 800 Zimmern, Stallung für 350 Pferde und schön geschmückter Kirche. Zu S. tagte 1423—24 ein fast nur von ital. Prälaten besuchtes Konzil.

Die Provinz Siena zählt auf 3794,46 qkm (Ende 1881) 207013 E. und zerfällt in die beiden Bezirke S. (mit 138171 E.) und Montepulciano.

Sienaerde, Terra di Siena, s. unter Bolus.

Sienkiewicz (Henryk), auch pseudonym Litwos (d. i. der Litauer), namhafter poln. Schriftsteller, geb. 1845, studierte auf der warschauer Universität und verweilte dann seit 1876 in Nordamerika, namentlich in Californien. Seine in den warschauer Zeitungen veröffentlichten Reiseberichte machten allgemeines Aufsehen. Früher veröffentlichte er «Humoresken» (Warschau 1872), später Novellen (darunter die «Szkice węglem»: «Kohlenskizzen») mit realistischer Tendenz, litterarische Essays, die histor. Romane «Ogniem i mieczem» («Mit Feuer und Schwert», 1885), «Potop» («Die Sintflut», 1886), denen als Abschluß der Trilogie «Pan Wołodyjowski» folgen soll. Eine Sammlung seiner Schriften erscheint unter dem Titel «Pisma» (3. Aufl., Bd. 1—9; Warschau 1884—85). Viele davon sind in fremde Sprachen übersetzt, darunter ins Deutsche: «Dorfgeschichten» und «Zersplittert» (in Reclams «Universalbibliothek») und «Ums liebe Brot» (Einsiedeln 1884). S. lebt in Warschau

und ist nach Kraszewski der fruchtbarste und gelesenste poln. Schriftsteller.

Sienne, Küstenfluß im franz. Depart. Manche, entspringt in der Südwestecke des Depart. Calvados im Walde von St.-Sever und mündet nach einem Laufe von 76 km im Hâvre de Regneville; an der Mündung befindet sich ein Leuchtturm.

Sierk, Stadt im Kreise Diedenhofen des elsaß-lothring. Bezirks Lothringen, am rechten Moselufer, 18 km nordöstlich von Diedenhofen, Station der Linie Diedenhofen-S. der Elsaß-Lothringer Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ziemlich bedeutenden Holz-, Wein- und Getreidehandel und zählt (1880) 1253 meist kath. E. Die Stadt S. wird bereits 712 urkundlich erwähnt und war Lieblingsaufenthalt der Herzöge von Lothringen, deren mehrere in der Kirche begraben liegen.

Sierra (span.), im Portugiesischen Serra, eigentlich eine Säge, heißt auf der Pyrenäischen Halbinsel und im ehemals span. und portug. Amerika ein Gebirge oder eine Gebirgskette.

Sierra de Cartagena, s. unter Cartagena (in Spanien).

Sierra de Comanches, s. unter Rocky-Mountains.

Sierra Leōne, Landstrich an der Küste von Oberguinea in Afrika, nach der brüllenden Meeresbrandung benannt, erstreckt sich vom Kap Verga bis zum Kap Mesurado und ist etwa 440 km lang. Die Grenzen gegen das Binnenland sind nicht genau zu bestimmen. Das Land besteht aus der unmittelbaren Fortsetzung von Südsenegambien und dem südwestl. Abfall des Gebirgsplateaus von Oberguinea, das hier nur einen schmalen Küstensaum übrigläßt oder häufig bis ans Meer herantritt. Der Boden ist reichlich bewässert und überaus fruchtbar an Citronen, Feigen, Datteln und Zuckerrohr. Doch hat der Anbau von Kaffee, Kakao, Reis u. s. w. nur in denjenigen Gegenden Fortschritte gemacht, wo Europäer sich niedergelassen haben. Der größte Teil des Landes ist mit fast undurchdringlichen Wäldern bedeckt, die vortreffliche Bau- und Farbehölzer liefern. Das Klima ist ein rein tropisches, furchtbar heiß und verrufen durch seine Ungesundheit an der Küste, milder und gesünder im höhern Innern. Das Land ist vorzugsweise von Negern bevölkert. Nachdem 1460 Pedro de Cintra die S. entdeckt hatte, waren die Portugiesen die ersten, welche Niederlassungen hier anlegten. Die Engländer richteten seit 1783 ihre Absicht auf förmliche Ansiedelungen. Im J. 1787 legte die Afrikanische Gesellschaft in London an der Südseite des Flusses Rokelle die engl. Kolonie Sierra Leone an. Die Absicht der Handelsgesellschaft war, den Sklavenhandel aus dieser Kolonie zu verbannen, die Neger zu bilden und so nach und nach Bekanntschaft mit dem innern Lande zu erlangen. Schon fing die Kolonie an zu wachsen, als sie 1794 von einer franz. Flotte zerstört wurde. Um ähnlichen Anfällen vorzubeugen, erbaute man seit 1809 die Stadt Kingstown, 7 km von der Küste, am Schweinefluß, in einer fruchtbaren Gegend; 1808 trat die Gesellschaft ihre Rechte an die brit. Regierung ab, unter der die Ansiedelungsversuche seit 1816 einen ziemlich glücklichen Erfolg gehabt haben. In neuerer Zeit suchte man in S. die aus den brit.-amerik. Kolonien entlassenen, sowie die den Sklavenschiffen abgenommenen Neger hier anzusiedeln und zu bilden. Bei der Indolenz der Schwarzen haben jedoch diese Bemühungen nur sehr geringen Erfolg gehabt. Die Kolonie ist eine zwischen dem Ästuar des Rokelle und der Mündung des Kates- oder Ribberflusses 600 qkm große Halbinsel, von einem Höhenzuge mit dem Sugarloaf und dem Mount-Horton, gegen 1000 m hoch, durchzogen und bis zu den Gipfeln mit hohen Bäumen bedeckt; fruchtbare Thäler und Wiesen ziehen sich in das Gebirge hinein. Die nördlich davorliegende Halbinsel Bullom ist zwar schon 1787 abgetreten, aber erst 1860 in Besitz genommen; die Portugiesen haben dieselbe reklamiert und sie steht jetzt unter engl. und portug. Schutze. Die in $7^1/_2$° nördl. Br. gelegene Insel Sherbro und das derselben gegenüber gelegene Land wurde 1861 an England abgetreten, und 1862 wurde den benachbarten unruhigen und feindlichen Quias noch ein Stück Land abgenommen, um die Ruhe der Kolonie zu sichern. Jetzt steht das gesamte Küstenland zwischen dem Scarcies und der Republik Liberia unter brit. Herrschaft. Das Ganze umfaßt 2600 qkm mit (1881) 60546 E., davon 31201 männlichen und 29345 weiblichen Geschlechts; die Mehrzahl sind eingeborene und befreite Neger und nur 271 Weiße. Außer den sich zur christl. Religion Bekennenden gibt es 5178 Mohammedaner und 15924 Heiden. Die Einfuhr hatte 1883 einen Wert von 434000, die Ausfuhr einen von 442000 Pfd. St. Letztere bestand in Farbeholz, Kokosnüssen, Sesam, Kautschuk, Gummi, Erdnüssen, Palmöl, Elfenbein, Wachs, Ingwer und Gewürzen. Die öffentlichen Einnahmen beliefen sich auf 66000, die Ausgaben auf 77000, die Schuld auf 63000 Pfd. St. Die 1793 angelegte Hauptstadt Freetown liegt auf der Nordspitze der zwischen dem Kap Sierra Leone und Kap Shilling sich hinziehenden Halbinsel, hat 24 Kirchen von 19 christl. Sekten, ein Gymnasium, ist Sitz eines deutschen Konsuls für die Kolonie, Station von drei großen brit. Dampferlinien und zählt 18000 E. Die Küste nördlich vom 9.° nördl. Br. ist französisch, nur die davorliegenden Inseln Los, Matakong, Yellaboy und Cortimo sind britisch.

Sierra Madre, der westliche Gebirgsgürtel des nördlichen mexikan. Hochplateaus, nördlich vom Rio Grande de Santiago, zerfällt in die drei Gruppen Sierra Madre im engern Sinne (auf der Grenze der Staaten Sonora und Chihuahua), Sierra Tarrahumare und Sierra de Nayarit. Das ganze Gebirgssystem steigt im Berge La Cumbre zu 3200 m auf.

Sierra Morēna oder andalusisches Scheidegebirge heißt der mittlere Teil des Marianischen Gebirgssystems im südl. Spanien (s. d.), welcher vom Durchbruchsthale des Guadarmeno an der Grenze von Murcia bis zu dem des Guadiana an der Grenze von Portugal als Südrand des centralen Tafellandes Spaniens in westsüdwestl. Richtung hinzieht und seinen Namen «Schwarzes Gebirge» von seiner immergrünen Strauchvegetation (Kermeseichen, Erdbeerbäumen u. s. w.) erhalten hat. Diese Sierra bildet zwar ein zusammenhängendes Ganzes, keineswegs aber die Wasserscheide zwischen dem Guadiana und Guadalquivir, sondern ist vielmehr durch den Durchbruch von nicht weniger als 14 Flüssen in viele Stücke zerlegt und läßt sich in eine östl., centrale und westl. Hauptabteilung teilen. In den beiden ersten scheidet sich das düstere Gebirgsland in den aus wellenförmigem Grauwacken- und Thonschiefer gebildeten Hauptzug und den längs seines südl. Randes sich

hinziehenden Gürtel sehr verschiedenartig zusammengesetzter und geformter Vorberge, welche zwischen Andújar und Montoro bis an das rechte Ufer des Guadalquivir herantreten, bei Montoro sogar auch dessen linkes Ufer umwallen. Die höchsten Partien des Hauptzugs, die Felsenberge von Despeñaperros in der östlichen und das Gebirge von Calatraveño in der centralen Sierra Morena, übersteigen kaum die Höhe von 1000 m. Die östl. Sierra ist der Saltus Castulonensis der Römer, so genannt nach Castulo (Ruinen Cazlona), der südlich gelegenen Hauptstadt der iberischen Oretaner, welche nördlich und südlich von der östl. Sierra Morena wohnten. Der Saltus Castulonensis wird in den Römerkriegen wegen seiner schwierigen Engpässe öfters genannt; auch wurde in diesem Gebirge im Altertum Bergbau auf Silber betrieben. Die centrale Sierra besteht zwischen den Durchbruchsthälern des Rio de las Yeguas und Bembézar aus zwei Parallelketten, die gegen Westen divergieren und hier das Plateau von Fuente-Ovejuna einschließen, das sich westwärts in die zu Estremadura gehörige Hochebene von Llerena fortsetzt. Die nördl., niedrigere Kette, Sierra de los Pedroches genannt, bildet die Südgrenze der geräumigen, von vielen Guadianazuflüssen durchfurchten, stark bevölkerten und etwa 650 m hoch gelegenen Hochebene der Pedroches, welche im Osten, Norden und Südwesten halbkreisförmig von schroffen Felsgebirgsketten umschlossen wird und nur im Westen mit der Hochebene von Fuente-Ovejuna und Llerena unmittelbar zusammenhängt. Jene schroffen Gebirgsketten gehören zu der Gebirgsgruppe der Hohen Mancha, die durch ihren Erzreichtum, besonders durch die Quecksilberbergwerke von Almaden (s. d.) berühmt ist und nur gegen Südosten bei dem Warmbade Fuencaliente mit der centralen Sierra in Verbindung steht. Von letzterer wird durch das tiefe Durchbruchsthal des Huelva-Ribera die westl. Sierra Morena geschieden, die aus mehrern, durch tiefe Thäler geschiedenen Knoten besteht, die, sich nach allen Seiten hin vielfach verzweigend, eine gewaltige Berggruppe von mehr als 5500 qkm Areal bilden und in den etwa 1600 m hohen Kegelbergen der Cambres de Aracena die größte Höhe des Marianischen Systems erreichen. Zwischen diesen Gebirgsknoten liegt das tief eingesenkte Becken von Aracena, welches die Quellen dreier verschiedenen hydrographischen Systemen angehörender Flüsse (eines Zuflusses des Huelva-Ribera, des Rio Tinto und des Múrtiga) enthält. Über die östliche S. führt durch den Paß Puerto de Despeñaperros die Eisenbahn Madrid-Manzanares-Córdoba-Sevilla, über die mittlere die Bahn Almorchon-Bélmez-Córdoba, über die westliche die Bahn Mérida-Sevilla. An der Straße von Madrid nach Jaen liegt am Südfuße der Sierra, in 550 m Seehöhe, La Carolina, eine freundliche Ciudad von (1877) 7782 E., in gut angebauter, fruchtbarer Gegend, Mittelpunkt der seit 1767—76 vom Grafen Olavidès zur Bevölkerung und Bebauung des Gebirges mit großen Kosten angelegten Sierra-Morena-Kolonien, deren Bevölkerung meist aus Deutschland stammt.

Sierra Nevāda (d. h. Schneegebirge) in Andalusien, das höchste Gebirge der Pyrenäischen Halbinsel, erhebt sich fast isoliert auf der granadinischen Bergterrasse, beinahe ringsum von Tiefen und weiten Thälern umgeben. Das Gebirge erstreckt sich von Ostnordosten gegen Westsüdwesten, hat eine Länge von 100 km, einen Umfang von 260—300 km und bedeckt eine Fläche von etwa 2750 qkm. Die Hauptkette erreicht in ihrer westl. Hälfte, wo ihr im Mittel 3086 m hoher Kamm sehr schmal ist, stellenweise als dachförmiger Felsen, ihre höchste Erhebung in einer Reihe meist pyramidal geformter Kegel, von denen sechs 3250 m und höher aufsteigen, am höchsten der Picacho de Veleta (3471 m) und der Mulahacen (3554 m), nächst den Alpengipfeln der höchste Berg Europas. Dieser erhabenste Teil der Sierra ist auf beiden Seiten von tiefen Thälern (Barrancos) durchfurcht, welche häufig mit bassinartigen Erweiterungen oder Cirkusthälern beginnen, in deren Schos gewöhnlich Alpenseen (Lagunas), in der Regel 2920—3250 m hoch liegen. Das großartigste Bassin dieser Art ist der an der Nordseite des Picacho befindliche, von himmelhohen Felsen umgürtete Corral de Veleta, der sogar eine 65—100 m starke, bis 2860 m herabreichende Gletschermasse, die Quelle des Xenil, enthält. Der östl. Teil der Hauptkette überschreitet nirgends die Höhe von 3080 m (im Picon de Jerez) und hat einen plateauartig erweiterten, bis 11 km breiten Kamm. Der höchste Paß des ganzen Gebirges, der Collado de Veleta, liegt 3300 m hoch, die Schneegrenze auf der Nordseite 2990, auf der Südseite 3100 m, die Baumgrenze 1700 m, die Getreidegrenze im Norden 1830, im Süden 2470 m, der höchste Wohnort, Hato de Qualchos, 2427 m hoch. Am meisten verzweigt sich die Sierra nach Süden, wodurch eine große Anzahl von Thälern entsteht, deren Komplex den Namen Alpujarras (s. d.) führt. Die Sierra Nevada hieß im Altertum Ilipula (vaskisch: die spitzige), bei den Mauren Dschebel Schalir et-Tsalig.

Sierre, s. Siders.

Siēsta (span., davon auch ital. und deutsch), die Mittagszeit und Mittagshitze, ferner der Schlaf nach der Mittagsmahlzeit.

Sieveking (Karl), verdient durch sein staatsmännisches Wirken für die Hansestädte, besonders für Hamburg, geb. 1. Nov. 1787 zu Hamburg, machte seine jurist. Studien zu Heidelberg und Göttingen und habilitierte sich 1812 als Privatdocent an letzterer Universität. Die von ihm hier gehaltenen Vorträge über «Geschichte von Florenz» erschienen später in den «Schriften der Akademie von Ham» (Bd. 1, Hamb. 1844) mit der «Geschichte der Platonischen Akademie zu Florenz», die bereits 1812 gedruckt war. Im März 1813 eilte er nach Hamburg zurück, wo er mit einer Sendung an Bernadotte betraut wurde. Nach dem Falle Hamburgs schloß er sich dem hanseatischen Direktorium an und wirkte mit Smidt und Perthes im Hauptquartier für die Unabhängigkeit der Hansestädte. Nach dem ersten Pariser Frieden folgte S. einer hamburger Deputation nach Paris, welche über die Herausgabe des geraubten hamburger Bankfonds zu unterhandeln beauftragt war. Im Juni 1815 erhielt er von seiner Vaterstadt den Auftrag, die dem Oberbefehl Wellingtons unterstellten hanseatischen Truppen in dessen Hauptquartier zu vertreten. S. nahm auch am zweiten Einzuge der Alliierten in Paris teil. Während seines mehrmonatlichen Aufenthalts in Paris hatte er das Glück, die fehlenden Risse des kölner Doms für Sulpiz Boisserée zu erwerben. Im Nov. 1819 wurde S. von seiner Vaterstadt als Ministerresident nach Petersburg

gesandt. Im J. 1821 erfolgte seine Erwählung zum Syndikus, in welcher Stellung er vorzugsweise die auswärtigen Beziehungen Hamburgs zu vertreten hatte. Im J. 1827 ging er als außerordentlicher Gesandter nach Rio de Janeiro und schloß hier für die Hansestädte einen günstigen Handelsvertrag ab. In den J. 1831, 1835, 1839 und 1843 hatte S. die Stimme für die Freien und Hansestädte in der Bundesversammlung zu führen. Das auf seinem Grund und Boden seit 1833 erbaute Rauhe Haus (s. d.) begünstigte er stets mit reger Teilnahme. Er starb 30. Juni 1847 in Hamburg.

Eine Cousine Karl S.s, **Amalia S.**, geb. 25. Juli 1794 zu Hamburg, gest. 1. April 1859, hat sich durch ihre humanitären und gemeinnützigen Bestrebungen einen geachteten Namen erworben. Der von ihr 1832 in Hamburg begründete weibliche Verein für Armen- und Krankenpflege ist das Muster für viele derartige Vereine in Deutschland, der Schweiz, Dänemark, Schweden und selbst in Frankreich und England geworden. In ihren Jahresberichten (Hamb. 1833—58) pflegte sie soziale Fragen in lehrreicher und anziehender Weise zu behandeln. Auch veröffentlichte sie «Betrachtungen über einzelne Abschnitte der Heiligen Schrift» (2 Bde., Hamb. 1822—26) und «Unterhaltungen über einzelne Abschnitte der Heiligen Schrift» (Hamb. 1855). Nach ihrem Tode erschienen «Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalie S.» (Hamb. 1860).

Sievers (Georg Eduard), Germanist, geb. 25. Nov. 1850 in Lippoldsberg im preuß. Regierungsbezirk Kassel, studierte in Leipzig und Berlin, wurde 1871 außerord. Professor für german. und roman. Philologie zu Jena, 1876 ord. Professor für german. Philologie und siedelte Herbst 1883 in gleicher Eigenschaft nach Tübingen über. Selbständige Veröffentlichungen von ihm sind: «Tatian, lateinisch und altdeutsch mit Glossar» (Paderb. 1872), «Das Hildebrandslied, die merseburger Zaubersprüche und das fränk. Taufgelöbnis in photographischem Faksimile» (Halle 1872), «Paradigmen zur deutschen Grammatik» (Halle 1874), «Die Murbacher Hymnen, nach der Handschrift herausgegeben» (Halle 1874), «Der Heliand und die angelsächs. Genesis» (Halle 1875), «Grundzüge der Lautphysiologie» (Lpz. 1876; 2. Aufl. unter dem Titel «Grundzüge der Phonetik», Lpz. 1881; 3. Aufl., Lpz. 1885), «Zur Accent- und Lautlehre der german. Sprachen» (Halle 1878), «Die althochdeutschen Glossen» (mit Elias Steinmeyer, 2 Bde., Berl. 1879—82), «Angelsächs. Grammatik» (2. Aufl., Halle 1886; auch englisch bearbeitet von Cook, Boston 1885), «Proben einer metrischen Herstellung der Eddalieder» (Halle 1885), «Tübinger Bruchstücke der ältern Frostuthingslög» (Halle 1886).

Sievers (Jakob Johann, Graf, russ. Jakob Jefimowitsch), russ. Staatsmann, geb. 19. (30.) Aug. 1731 in Wesenberg in Estland, kam 1748 als Sekretär des russ. Gesandten Baron Korff nach Kopenhagen, wo er ein Jahr blieb. Hierauf verweilte er sieben Jahre in London. Als Legationssekretär kehrte er 1755 nach Bauenhof in Livland, auf das Gut seines Vaters, zurück, wo er 1750 von der Kaiserin Elisabeth zum Premiermajor und Oberquartiermeister der Armee unter Feldmarschall Grafen Apraxin in Preußen ernannt wurde. Nach der Schlacht bei Zorndorf brachte er den Abschluß des Kartells zu Bütow in Pommern über die Auswechselung russ. und preuß. Gefangener zu Stande. Zum Oberstlieutenant und Generalquartiermeister ernannt, lebte er in Neapel bis zur Thronbesteigung Peters III., worauf er sich nach Bauenhof zurückzog. Von Katharina II. 1764 zum Gouverneur von Nowgorod ernannt, führte er zunächst den Kartoffelbau, 1765 ein nach europ. Begriffen geregeltes Postwesen ein und drang auf Abschaffung der Tortur im Gerichtswesen, welche sodann laut Ukas vom 11. Nov. 1767 für ganz Rußland abgeschafft wurde. Darauf legte er der Kaiserin seinen Plan der Statthalterschaftsverfassung vor. Zum Generalgouverneur von Nowgorod, Twer und Pskow ernannt, machte er 1775 mit dem Gouvernement Twer den Versuch der Einführung der Statthalterschaft, worauf die sämtlichen Gouvernements Rußlands nachfolgten. In seinen Gouvernements erbaute S. an wichtigen Punkten aus Dörfern viele neue Städte. Dem Einfluß Potemkins weichend, nahm S. 1781 seine Entlassung, worauf Katharina ihn 1782 zum Wirkl. Geheimrat ernannte. Nach Potemkins Tode ernannte ihn Katharina zum Gesandten in Polen, wo er 1793 die zweite und 1795 die dritte Teilung Polens einleitete. Von Kaiser Paul wurde S. 1796 zum Senator und Mitglied des Conseil, wie 1797 zum Chef des neuen Departements der Wasserkommunikation über das gesamte Reich ernannt. Nachdem er 7. (19.) April 1798 mit seinen beiden Brüdern und deren Descendenz in den russ. Reichsgrafenstand erhoben worden war, bat er 7. März 1800 um seinen Abschied, den er 1. Juni erhielt, und zog sich nach Bauenhof zurück, wo er 11. (23.) Juli 1808 starb. Ihm zu Ehren nannte Alexander I. den unter vielen andern von S. angelegten Kanal, der die Msta mit der Twerza vereinigt, um die Wolga mit dem Ladogasee zu verbinden, den Sievers-Kanal. Vgl. Blum, «Ein russ. Staatsmann. Des Grafen Jakob Johann S. Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands» (4 Bde., Lpz. 1857—58).

Sievers (Karl Georg, Graf), Altertumsforscher, geb. 31. Aug. (12. Sept.) 1814 auf seinem großelterlichen Gut Bauenhof in Livland, erwarb sich durch seine «Beiträge zur Geschichte von Lettland» (Mitau 1878) und durch seine zwei Studien: «Die Lettenburg Autine» und «Die Nationalität des Chronisten Henricus de Lettis» (Riga 1878), einen geachteten Namen. Er starb 19. (31.) Juli 1879 in Wenden.

Sievershausen, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Lüneburg, Kreis Burgdorf, 26 km östlich von Hannover, ist geschichtlich bekannt durch die Schlacht zwischen dem Kurfürsten Moritz (s. d.) von Sachsen und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg 9. Juli 1553, in welcher der Kurfürst Moritz siegte, aber tödlich verwundet wurde. Daselbst wurde letzterm 9. Juli 1853 ein Denkmal errichtet. 4038 Tote deckten die Walstatt; Markgraf Albrecht, ebenfalls verwundet, rettete die Trümmer seines Heeres nach Braunschweig.

Sieyès (Emanuel Jos.), hervorragender Publizist und Staatsmann der Französischen Revolution, wurde zu Fréjus 3. Mai 1748 geboren. Als Knabe kam er in das Seminar St.-Sulpice zu Paris, wo er sich 12 Jahre hindurch den geistlichen Studien und der Philosophie widmete. Er wurde Abbé, Generalvikar des Bischofs von Chartres und später Mitglied der Ersten Kammer des Klerus von Frankreich. Im J. 1788 schickte ihn sein Stand als Abgeordneten auf die Provinzialversammlung

nach Orléans. Anhänger der neuen Ideen, veröffentlichte er nach der Rückkehr mehrere Flugschriften, darunter den «Essai sur les privilèges» und das berühmte Pamphlet «Qu'est-ce que le tiers-état» (erschienen im Jan. 1789). Als pariser Deputierter des dritten Standes wurde er in die Generalstände gewählt, deren Umwandlung in die Nationalversammlung auf der Grundlage jener Flugschrift niemand mehr bewirkt hat als er. Auch bei den spätern Verhandlungen über die Menschenrechte, das Veto, Ein- oder Zweikammersystem, die Departementseinteilung war er eifrig beteiligt. Später zog sich der wenig redefertige Theoretiker von der Tribüne zurück, war aber ein eifriger Arbeiter in den Kommissionen. In der Legislative wie im Konvent, wo er als Deputierter vom Departement der Sarthe eintrat, hielt er sich im Hintergrund, folgte aber stets dem revolutionären Strom. So stimmte er für den Tod des Königs, schloß sich im Kampf gegen die Girondisten an Robespierre an und folgte diesem in den Excessen seines Despotismus und in stummer Furcht bis zur Katastrophe des 9. Thermidor. Auch danach bewahrte er seine Zurückhaltung. So lehnte er im April 1795 die Präsidentschaft des Konvents ab; statt dessen ging er mit Rewbell nach Holland, dem er den Friedensschluß diktierte. Im Herbst lehnte er den Eintritt in das Direktorium ab und arbeitete nur im Rat der Fünfhundert mit. Trotzdem entging er nicht dem Attentat eines Geistlichen, der ihn 12. April 1797 mit der Pistole an Hand und Brust leicht verwundete, und erst der Sturz der Jakobiner am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) ließ ihn freier aufatmen. Ende 1798 schickte ihn das Direktorium als Gesandten nach Berlin, 1799 trat er für Rewbell ins Direktorium, aber nur, um die Regierung vollends zu stürzen und Frankreich durch eine republikanische Verfassung nach seinen Theorien glücklich zu machen. Obschon er die Absichten Bonapartes erriet, sah er sich doch genötigt, mit demselben in Gemeinschaft zu treten. Dennoch mußte S. nach dem Staatsstreich das Feld räumen. Von seinem Verfassungsentwurf wurden nur einige Ideen in die Konstitution des Jahres VIII aufgenommen. Bonaparte als Erster Konsul nahm ihn in den Senat auf und gab ihm die reiche Staatsdomäne Crosne. Als Kaiser erhob er ihn zum Grafen und ernannte ihn zum Präsidenten des Senats, welches Amt S. nur kurze Zeit behielt. Während der Hundert Tage trat S. in die Pairskammer; nach der zweiten Restauration wurde er als Königsmörder verbannt und ging nach Brüssel. Erst nach der Revolution von 1830 kehrte er nach Paris zurück, wo er in die Französische Akademie aufgenommen wurde und 20. Juni 1836 starb. Boulay veröffentlichte unter dem Titel «Théorie constitutionnelle de S.» einige Bruchstücke aus S.' ungedruckten Memoiren. Vgl. Mignet, «Notice historique sur la vie et les travaux de S.» (Par. 1836); Beauverger, «Étude sur S.» (Par. 1851).

Sifan, der chines. Name für das Volk und Land der Tanguten (s. d.).

Sifanto, s. Siphnos.

Si fecisti nega (lat.), Wenn du (es oder etwas) gethan hast, (so) leugne.

Sigambern oder Sugambrer, ein deutsches Volk, das zu Cäsars Zeit am rechten Ufer des Mittelrheins zwischen der Lippe und der Lahn seine Sitze hatte; gegen sie war Cäsars Übergang nach Germanien 55 v. Chr. gerichtet, als die Usipeter und Tenkterer, die er aus Gallien vertrieben, bei ihnen Aufnahme gefunden hatten. Mit jenen Völkern vereint unternahmen sie, damals ersichtlich der führende Stamm in Westgermanien, im J. 16 einen Zug über den Rhein, bei welchem der röm. Statthalter Galliens, Lollius, geschlagen wurde. Drusus (seit 12 v. Chr.) vermochte nicht, sie zu unterwerfen. Dagegen wußte sie Tiberius 8 und 7 v. Chr. durch List zu bändigen; 40000 S. siedelte er zwangsweise in Belgien an, wo sie fortan unter dem Namen der Gugernen erscheinen. Der größere Teil des Volks wich vom Rhein ostwärts zurück; der andere Teil trat seit dieser Zeit zwischen der obern Ruhr und Lippe als Marsen (s. d.) auf. Im 3. Jahrh. n. Chr. wurde der Name S. durch den gemeinsamen Namen des Völkerbundes der Franken, in dessen nördlicherm Teile, den Salischen Franken, sie ein Hauptglied bildeten, verdrängt.

Sigebert von Gemblours (Sigebertus Gemblacensis), geb. um 1030 in Brabant, erhielt im Kloster Gemblours oder Gembloux unter Leitung des Abtes Olbert eine ausgezeichnete gelehrte Bildung und wurde daselbst Mönch. Nachdem er eine Zeit lang als Lehrer an der Klosterschule des heil. Vincenz zu Metz gewirkt, kehrte er um 1070 nach Gemblours zurück, wo er 5. Okt. 1112 starb. S.s Hauptwerk ist das «Chronicon», das von 381 bis 1111 reicht, indem es sich an Prospers Fortsetzung der Chronik des Hieronymus anschließt. Es ist eine Weltchronik, welche von großem Fleiß und umfassender Gelehrsamkeit zeugt und für die Folgezeit die Grundlage des histor. Studiums wurde, für uns jedoch, da fast alle seine Quellen bekannt sind, von geringem Wert ist. Außer dem letzten gleichzeitigen Teil sind es vorzüglich die zahlreichen Fortsetzungen, welche geschichtlich wertvoll sind. Die erste kritische Ausgabe nach dem Autograph, mit allen Fortsetzungen, gab Bethmann: «Monumenta Germaniae» («Scriptorum», Bd. 6), wiederholt von Migne, «Patrologia latina» (Bd. 160). Wie S. in der Chronik nicht ohne Kritik verfährt, so hat er auch in besondern Schriften zu Gunsten der Lütticher Kirche gegen röm. Anmaßungen und gegen das Verbot der Priesterehe geschrieben. Außerdem ist noch die Geschichte der Äbte von Gemblours in Band 8 der «Monumenta Germaniae» und die Schrift «De scriptoribus ecclesiasticis» (unter anderm gedruckt in Miräus' «Bibliotheca ecclesiastica») hervorzuheben. Vgl. Hirsch, «De vita et scriptis Sigeberti» (Berl. 1841).

Sigel (Franz), bad. Revolutionär, später amerik. General, geb. 18. Nov. 1824 zu Sinsheim, trat 1841 als Kadett in die Kriegsschule zu Karlsruhe ein, wurde 1844 Lieutenant in einem bad. Infanterieregiment, nahm aber 1847 seinen Abschied, um die Rechte zu studieren. Er beteiligte sich im Frühjahr 1848 an der Revolution im bad. Oberlande, flüchtete dann in die Schweiz und ward, als der bad. Aufstand im Frühjahr 1849 ausbrach, zum Kommandanten der Truppen des Oberrhein- und Seekreises, dann als Oberkommandant der Truppen am Neckar ernannt. Nach der Niederlage bei Heppenheim wurde S. Kriegsminister und Mitglied der Provisorischen Regierung, später Generaladjutant Mieroslawskis und gegen Ende des Feldzugs Obergeneral der bad.-pfälz. Truppen und führte schließlich die Trümmer derselben über den Rhein auf schweiz. Gebiet Dort wurde er 1850

ausgewiesen und begab sich nach England, von da 1852 nach Amerika, wo er in Neuyork als Ingenieur und als Lehrer thätig war. Im J. 1858 siedelte er nach St.-Louis über und wurde Lehrer der Mathematik und Geschichte beim Deutschen Institut. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs stellte sich S. der Bundesregierung zur Verfügung und errichtete ein Infanterieregiment und ein Artilleriebataillon, die bei der Besetzung des Arsenals von St.-Louis und der Einnahme des Camp Jackson 10. Mai 1861 wichtige Dienste leisteten. Er lieferte 5. Juli das Treffen von Carthage, das erste glückliche Gefecht des Kriegs, und nahm 10. Aug. hervorragenden Anteil an der Schlacht von Wilson's-Creek bei Springfield. Unter Fremont, der das Kommando in Missouri übernommen, befehligte S. die Vorhut, im November unter Hunter die Nachhut der Bundestruppen, mit welcher er zu Anfang 1862 unter Curtis' Oberbefehl wieder vorrückte und den Feind bis an die Grenzen von Arkansas verfolgte. An der Spitze von 7000 Mann gewann S. 7. und 8. März 1862 den glänzenden Sieg von Pearidge, der ihm den Rang eines Generalmajors einbrachte, nachdem er schon im Mai 1861 zum Brigadegeneral gestiegen war. Im Mai nach dem Osten berufen, übernahm er 1. Juni 1862 den Befehl über die Truppen bei Harpers-Ferry und gegen Ende des Monats das Kommando des 1. Korps der Armee von Virginien. In dieser Stellung bestand S. verschiedene glückliche Gefechte am Rappahannock und befehligte den rechten Flügel 28. bis 30. Aug. 1862 in der zweiten Schlacht am Bull-Run (s. d.), wo er eine Niederlage abwendete. Nachdem M'Clellan den Oberbefehl der Armee an Popes Stelle wieder übernommen, hielt S. an der Spitze des 11. Korps die vorgeschobene Stellung von Fairfax-Court-House in Centreville zur Deckung von Washington inne. Wegen vielfacher Kränkungen zog sich S. im Frühjahr 1863 vom Kommando zurück. Im Frühjahr 1864 wieder in den aktiven Dienst getreten, übernahm er das Departement von Westvirginien, sah sich jedoch mit seinen 5000 Mann von dem ihm überlegenen Breckinridge bei Neumarket zum Rückzug aus dem Shenandoah-Thal gezwungen und mußte dem General Hunter Platz machen. Seitdem nahm S. keinen thätigen Anteil mehr am Kriege. Nachdem er im Mai 1865 aus dem Heere ausgetreten, ging er nach Baltimore, wo er Miteigentümer und Chefredacteur des «Baltimore-Wecker» wurde. Nachdem er diese Stellung im Juli 1866 aufgegeben, siedelte er im Sept. 1867 nach Neuyork, später nach St.-Louis über, wo er 15. März 1884 starb.

Sigeth, s. Szigeth.

Sigēum, ein Vorgebirge der Landschaft Troas im nordwestl. Kleinasien, am südl. Eingang des Hellespont, auf dem man noch jetzt die Grabhügel des Achilles, Patroklos und Antilochos zeigt, mit einer Stadt gleichen Namens, einer Kolonie von Lesbos, welche durch Pisistratus (um 550 v. Chr.) nach längern Kämpfen den Mitylenäern abgenommen und mit athenischen Kolonisten besetzt wurde. In der Diadochenzeit verfiel sie und behielt nur noch als Hafenplatz des äol. Ilion eine gewisse Bedeutung. Der merkwürdigste Überrest der alten Stadt, deren Stelle ein fast ausschließlich von Griechen bewohntes Dorf, Jenischehr, einnimmt, ist ein jetzt im Britischen Museum befindlicher Marmorpfeiler, welcher eine zweimal, einmal im altattischen, das andere mal in ion. Buchstaben, eingegrabene altertümliche griech. Inschrift (bekannt unter dem Namen der Sigeischen Inschrift) trägt.

Sigillaria nannte Brongniart eine Gruppe fossiler Gefäßkryptogamen, deren Reste vorzugsweise in der Steinkohle sich finden. Die Stämme derselben hatten eine Höhe von etwa 20—30 m und waren unverzweigt oder nur an der Spitze in einige Äste geteilt. Die Blätter waren pfriemlich gestaltet und ziemlich lang, entweder cylindrisch oder drei- und vierkantig. An den erhaltenen Stammstücken sitzen die Narben dieser Blätter dicht zusammen und geben so der Oberfläche ein ganz charakteristisches Aussehen; diese Narben sind rundlich oder durch gegenseitigen Druck sechsseitig abgeplattet, sie stehen meist in Längsreihen und zwischen je zwei solcher Reihen befindet sich eine mehr oder weniger stark hervortretende Leiste. Nur an den Spitzen der einzelnen Äste waren Büschel von Blättern vorhanden, an den mehr zurückliegenden Teilen fielen sie jedenfalls bald ab. Ihren Fruktifikationen nach gehören die S. zu den heterosporen Gefäßkryptogamen, da ähren- oder kolbenartige Makro- und Mikrosporangienstände aufgefunden wurden. Ihre systematische Stellung ist nicht mit voller Sicherheit anzugeben, am nächsten stehen sie, wenigstens in Betreff der Sporangien, den Isoëten, mit denen sie auch in der Form der Blätter und in dem Vorhandensein von Dickenwachstum mittels einer Meristemschicht übereinstimmen; doch weichen sie habituell von denselben bedeutend ab, denn die jetzt lebenden Isoëten sind kleine submerse Wasserpflanzen, während die S. hohe baumartige Gewächse darstellten. Ihre Verbreitung war während des Carbon eine sehr ausgedehnte und ein großer Teil der Steinkohlen dürften wohl den Sigillarienwäldern jener Epoche ihren Ursprung verdanken. Schon in dem darauffolgenden Perm verschwinden die S. wieder vollständig, sodaß sie also nur eine verhältnismäßig kurze Zeit an der Pflanzendecke der Erde hervorragenden Anteil hatten.

Die Wurzeln der S. werden unter einem besondern Gattungsnamen, Stigmaria *Brongn.*, beschrieben. Es sind gleichfalls cylindrische Körper mit kreisförmigen regelmäßig gestellten Narben von Seitenwürzelchen auf ihrer Oberfläche. Man hielt sie früher für die Stammorgane besonderer Pflanzen, doch ist bei einigen der Zusammenhang mit den S. erwiesen; ob aber alle unter dem Namen Stigmaria beschriebenen Reste Wurzeln von S. sind, ist zweifelhaft; manche derselben dürften vielmehr Wurzeln anderer baumartiger Gefäßkryptogamen, besonders der Lepidodendron-Arten sein.

Sigillata terra, Siegelerde, s. unter Bolus.

Sigismund, deutscher Kaiser, 1411—37, Sohn Kaiser Karls IV., geb. 14. Febr. 1368, erhielt nach des Vaters Tode (1378) die Markgrafschaft Brandenburg und erwarb sich durch Verlobung mit Maria, der Erbtochter Ludwigs d. Gr. von Polen und Ungarn, auch die Anwartschaft auf die Erbfolge in diesen beiden Ländern. Allein nach Ludwigs Tode (1382) erwählten die Polen Hedwig, die Schwester Marias, zur Königin, und in Ungarn, wo Marias Mutter, Elisabeth, anfangs die vormundschaftliche Regierung übernommen hatte, riß 1385 Karl von Durazzo die Herrschaft an sich. Erst nachdem dieser ermordet war, gelangte Maria zur Nachfolge. Doch kam sie zunächst bei dem Ban von Kroatien, Johann Horvath, in Gefangenschaft, aus

der S. sie erst befreien mußte, ehe er sich mit ihr vermählen und sich zum König von Ungarn 1387 krönen lassen konnte. Die Widerspenstigkeit des Wojwoden der Walachei, der sich ihm nicht unterwerfen wollte, verwickelte ihn in einen Krieg mit den Türken, dessen Kosten zu bestreiten er 1388 die Alt- und Kurmark an seinen Vetter Jobst von Mähren verpfändete. Obgleich von deutschen Fürsten und der franz. Ritterschaft unterstützt, wurde er in der blutigen Schlacht bei Nikopolis 1396 von Bajazet gänzlich geschlagen. Als er nach einiger Zeit nach Ungarn zurückkehrte, wo schon 1392 seine Gemahlin gestorben war, empörte sich die Nation gegen ihn, setzte ihn 1401 gefangen und krönte an seiner Statt Ladislaw von Neapel zum König. S. entfloh, eilte mit Unterstützung des Grafen von Cilly nach Böhmen, verkaufte die 1396 von seinem Bruder Johann geerbte Neumark an den Deutschen Ritterorden und sammelte von dem Gelde ein bedeutendes Heer, mit welchem er die ungar. Empörer unterwarf und sich wieder in den Besitz des Landes setzte. Sein Bruder Wenzel war bereits 1400 als deutscher König entsetzt worden und hatte Ruprecht von der Pfalz zum Nachfolger erhalten. Nach des letztern Tode (1410) bewarben sich S. und Jobst von Mähren zugleich um die deutsche Königskrone, und wurden beide in ganz regelloser Weise von den zwieträchtigen Fürsten gewählt. Als aber Jobst schon 1411 starb, fielen S. auch die übrigen Stimmen zu, und Wenzel behielt sich nur den Titel eines röm. Königs vor.

Damals mit Venedig in Krieg verwickelt, den er 1412 endigte, kam S. erst 1414 nach Deutschland, wo er es seine erste Sorge sein ließ, durch ein Konzilium zu Konstanz dem großen Schisma der Kirche (1378—1417) ein Ende zu machen. Indem er diesen Plan durch längere Reisen nach Frankreich, England und Spanien auch glücklich verwirklichte, legte er andererseits durch seine Einwilligung in die Verbrennung von Huß, dem er freies Geleit versprochen hatte, den Grund zur Entstehung des Hussitenkriegs, der ihn fast während seiner ganzen übrigen Regierungszeit beschäftigte und Böhmen, das ihm durch Wenzels Tod 1419 zugefallen war, und die angrenzenden Länder der Verwüstung preisgab. Erst mit dem Vertrag zu Iglau von 1436 glückte es S., Frieden zu erlangen. Zur Anerkennung der großen Verdienste, welche Friedrich der Streitbare, Markgraf von Meißen, sich während des Hussitenkriegs erworben hatte, belieh ihn S. 1423 nach dem Erlöschen des askanischen Stammes mit der Kurwürde und dem Herzogtum Sachsen; für die durch Jobsts Tod ihm heimgefallene, in äußerster Zerrüttung befindliche Mark Brandenburg bestellte er den Burggrafen Friedrich von Nürnberg zum Verweser, indem er zugleich die zur Einlösung der Pfandschaften erforderlichen Summen, sowie die für vielfache Dienste in Reichssachen schuldigen Gelder darauf verschrieb; nach Herstellung der Ordnung belehnte er 1415 Friedrich mit dem Fürstentum. Die früher verbreitete Darstellung, als ob die Mark an Friedrich erst verpfändet und dann verkauft sei, ist durchaus falsch. Auch erhob S. Kleve zum Herzogtum, holte sich 1431 und 1433 die ital. Königs- und röm. Kaiserkrone aus Italien und machte 1437 zu Eger, wiewohl ohne Erfolg, den Versuch zur Aufrichtung eines deutschen Landfriedens. Er starb 9. Dez. 1437. Mit ihm erlosch das Haus der Luxemburger. Ihm folgte als Erbe seiner Länder und als deutscher König sein Schwiegersohn Albrecht II.

Kerler veröffentlichte: «Deutsche Reichstagsakten unter Kaiser S., Abteil. 1, 1410—20» (Münch. 1878); «Abteil. 2, 1421—26» (Gotha 1882). Vgl. Aschbach, «Geschichte Kaiser S.s» (4 Bde., Hamb. 1838—45); Schroller, «Die Wahl S.s zum röm. König» (Bresl. 1875); Bezold, «König S. und die Reichskriege gegen die Hussiten» (3 Abteil., Münch. 1872—77); Lenz, «König S. und Heinrich V. von England» (Berl. 1874); Caro, «Das Bündnis von Canterbury» (Gotha 1880); Kagelmacher, «Filippo Visconti und S.» (Berl. 1885).

Sigismund I. (Zygmunt), König von Polen, geb. 1. Jan. 1467, war der jüngste Sohn des Königs Kasimir IV. (s. d.). Nachdem er bereits 1499 die Herzogtümer Glogau und Oppeln erhalten hatte und kurz vorher von den Litauern zum Großherzog erwählt worden war, folgte er 1506 seinem Bruder Alexander auf dem poln. Throne und wurde 1507 zu Krakau gekrönt. Seine friedlichen Bestrebungen wurden durch Kriege mit den Russen vereitelt, die unter Führung Glinskis in Litauen einfielen, zwar 1514 bei Orsza besiegt wurden, doch Smolensk eroberten. Auch störten Einfälle der Tataren und des Hospodars der Walachei, Bogdan, die Ruhe Polens. Mit S.s Zustimmung wurde nun sein Schwestersohn, der Hochmeister Albrecht, Herzog von Preußen. Dagegen erhielt Polen durch Masovien einen neuen Zuwachs. Die Reformation verbreitete sich bei der Toleranz S.s bald auch in Polen, und insbesondere fielen ihr fast das ganze poln. Preußen und Großpolen zu. Ihre Einführung erregte in Danzig aufrührerische Bewegungen, die aber 1526 durch S.s Anwesenheit gedämpft wurden. Nach dem Tode seiner trefflichen Gemahlin Barbara Zapolia, einer Tochter des Wojwoden von Siebenbürgen, vermählte sich S. 1516 mit Bona Sforza von Mailand, der Tochter der Johanna Galeazzo. Hierdurch kam viel Unheil über Polen, da die verderbte und geldgierige Italienerin Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zu gewinnen verstand. S. starb 1. April 1548 zu Krakau. Er war ein weiser, gütiger Fürst, die Mängel des Staats durchschauend und ihre Beseitigung erstrebend, ein Freund und Beförderer der Wissenschaft.

Sigismund II. August, König von Polen, 1548—72, des vorigen einziger Sohn, geb. 1. Aug. 1520, wurde noch bei Lebzeiten seines Vaters 1529 zum König gewählt und 1530 gekrönt, erhielt auch bereits 1544 die Regierung von Litauen. Bald nach seiner Thronbesteigung machte er die von ihm mit Barbara Radziwill heimlich eingegangene Ehe bekannt und hielt sie auch trotz der Forderung des von seiner Mutter, Bona Sforza, aufgehetzten Reichstags, dieselbe zu lösen, aufrecht. Nachdem Barbara 1551 gestorben, verließ Bona, allgemein verhaßt, 1555 Polen und starb 1557 zu Bari in Italien, von einem Geliebten vergiftet. Vorher hatte sie dem König Philipp II. von Spanien 320000 Dukaten geliehen, die Polen nie zurückerhielt. (Vgl. Kantecki, «Neapolit. Summen», deutsch von Löwenfeld, Pos. 1882.) Die Reformation drang unter S. unaufhaltsam in Polen ein, und der König selbst war nicht abgeneigt, die kath. Kirche zu verlassen. Auch gewährte er 1572 auf dem warschauer Reichstage allgemeine Religionsfreiheit. Als in dem Kriege zwischen dem Heermeister der Schwertbrüder, Wilh. Fürstenberg, und

dem Erzbischof von Riga der letztere in Kokenhausen belagert wurde, unternahm S. zum Schutze des Erzbischofs einen Zug nach Livland, der ein Bündnis zwischen Polen und Livland zur Folge hatte. Als darauf Iwan II. Wassiljewitsch in Livland einfiel und Fürstenberg umkam, begab sich dessen Nachfolger Kettler unter des Königs S. Schutz und trat Livland an Polen ab, während er von Polen Kurland und Semgallen als weltliches Herzogtum und Lehn erhielt. Auf dem Reichstage zu Lublin 1569 gelang es S., Litauen mit Polen vollständig zu vereinigen; zugleich wurden Preußen, Volhynien, Podolien und die Ukraine Polen einverleibt. S. starb 7. Juli 1572 zu Knyszyn ohne Nachkommen, mit ihm erlosch der jagellonische Stamm. Er war ein für das Wohl seines Volkes unermüdlicher, gerechter, geistvoller Fürst, doch verschwenderisch und ausschweifend. Kräftig hielt er den Adel in Schranken, und als diese mit seinem Tode fielen, begann der Verfall Polens. Er beförderte die Wissenschaften; unter seiner Regierung trat die glänzendste Epoche der poln. Litteratur ein.

Sigismund III., König von Polen und Schweden, geb. 20. Juni 1566, einziger Sohn des Königs Johann III. von Schweden und der poln. Prinzessin Katharina, einer Schwester Sigismund II. Augusts. Da sich ihm nach dem Erlöschen der Jagellonen in Polen die Aussicht auf den poln. Thron eröffnete, ließ ihn der Vater in der kath. Religion erziehen und in der poln. Sprache unterrichten. Nach dem Tode Stephan Báthoris gelang es auch den Bemühungen Jan Zamoyskis, daß S. 1587 zum König von Polen proklamiert wurde. Er gelangte glücklich nach Krakau, das Zamoyski gegen den von einer Gegenpartei erwählten Erzherzog Maximilian von Österreich behauptet hatte, und wurde hier gekrönt. S.s Herrschaft wurde jedoch erst begründet, als Zamoyski den Erzherzog gefangen nahm und ihn der Krone zu entsagen zwang. S.s Hauptzweck war die Verbreitung des Katholizismus in Polen, und nur wenigen Magnaten stand der Zutritt zu dem von fremden Jesuiten umgebenen S. offen. Als 1592 Johann III. starb, reiste S. nach Schweden, um von dem ererbten Reiche Besitz zu nehmen. Er wurde 1594 gekrönt, mußte aber das Reich bei seiner Rückkehr nach Polen unter der Regentschaft seines nach der Krone strebenden Oheims, Karls IX., zurücklassen. Seinen geringen Anhang verscherzte er völlig, als er 1598 mit einem poln. Heere in Schweden einfiel und bei Stegeborg geschlagen wurde; daher wurde 1604 Karl IX. nach S.s Entthronung auf dem Reichstage zu Norköping zum König Schwedens ausgerufen. Da S. seine Rechte nicht aufgeben wollte, so ward Polen in die unglücklichen 60jährigen Kämpfe mit den Schweden verwickelt, welche mit abwechselndem Glück in Livland geführt, nach Karls Tode aber von Gustav Adolf mit solcher Kraft fortgesetzt wurden, daß Livland und Teile von Preußen bis Thorn in die Hände der Schweden gerieten. Erst als Gustav Adolf den Protestanten in Deutschland zu Hilfe eilen wollte, schloß er 1629 mit S. Frieden und gab ihm einen Teil von Livland und einige Städte Preußens zurück. In Polen selbst erregte gegen S. der Wojwode Zebrzydowski einen Aufstand, der nur mit Mühe unterdrückt wurde; dann ward S. mit Rußland in einen Krieg verwickelt, als er den ersten Pseudo-Demetrius, der Rußland zum Katholizismus hinüberzuführen versprochen hatte, mit einem Heere unterstützte. Die Versuche S.s, die der griech. Kirche ergebenen Kosaken zur Union mit der römischen zu bewegen, veranlaßten Polens lange Kriege mit den Kosaken. Außerdem ziehen sich Kriege mit den Tataren, den Hospodaren der Walachei und den Türken durch S.s Regierung. Als S. dem Kaiser Ferdinand II. Hilfstruppen gegen die Türkei gesendet hatte, fiel Sultan Osman mit einem großen Heere in Polen ein. Doch gelang es S. nach dem Siege von Chodkjewicz bei Chocim 1621, einen Frieden abzuschließen. S. starb 30. April 1632 zu Warschau, wohin er aus Krakau seine Residenz verlegt hatte. Vgl. Niemcewicz, «Dzieje Zygmunta III.» (3 Bde., Warsch. 1819 u. Bresl. 1836).

Sigmaringen, Hauptstadt der Lande Hohenzollern des Königreichs Preußen und des Oberamtsbezirks S. (441,75 qkm mit [1885] 21219 E.), frühere Residenz und Hauptstadt des Fürstentums Sigmaringen und Hauptort der Grafschaft Sigmaringen oder des Oberlandes, jetzt der Aufenthalt des Fürsten Leopold von Hohenzollern, Sitz der preuß. Landesregierung, des hohenzollernschen Kommunallandtags, des hohenzollernschen Landesbauamts, eines Amtsgerichts und eines Oberamts, liegt in 568 m Seehöhe an der Donau, ist durch die Eisenbahn nach Krauchenwies mit der Badischen, nach Tübingen einerseits und Ulm andererseits mit der Württembergischen Staatsbahn verbunden und zählt (1885) 4068 meist katholische E. Außer der sehenswerten kath. Kirche hat die Stadt viele stattliche Gebäude, wie das Ständehaus, das Regierungsgebäude, den Prinzenbau, die vom Fürsten Karl (gest. 1853) aufgeführt sind, ferner das neue Schulhaus, die evang. Kirche, den fürstl. Marstall, sowie die Gebäulichkeiten der ausgedehnten fürstl. Verwaltung. Auf einem an der Donau steil aufsteigenden Felsen erhebt sich malerisch das ansehnliche Schloß mit reichen, sehr interessanten Sammlungen von Gemälden, Skulpturen, Waffen und deutschen Altertümern und einer großen Bibliothek. Vgl. Lindenschmidt, «Die vaterländischen Altertümer der fürstl. hohenzollernschen Sammlungen in S.» (Mainz 1860). In dem dicht bei der Stadt gelegenen ehemaligen Nonnenkloster Hedingen befindet sich das 1818 vom Fürsten Anton Aloys gegründete Gymnasium, in der dazugehörigen Kirche die Fürstengruft. Auch ist S. die Centralstelle des Vereins zur Beförderung der Landwirtschaft und Gewerbe in Hohenzollern, besitzt ein Landeshospital, ein Irrenhaus, ein Waisenhaus, ein fürstl. Hoftheater, eine Ackerbauschule, zwei höhere Töchterschulen und eine Frauenarbeitsschule. Auf dem Karlsplatz steht das Denkmal des 1853 verstorbenen Fürsten Karl, auf dem Marktplatz das des Fürsten Johann, sowie in unmittelbarer Nähe der Stadt ein großes Denkmal für die in den Feldzügen 1866 und 1870/71 gefallenen hohenzollernschen Krieger. Ganz in der Nähe liegt das Jagdschloß Josephslust in einem sehr großen, an Edelwild reichen Tiergarten. Das 5 km im OSO. an der Mündung der Lauchert in die Donau gelegene Pfarrdorf Sigmaringendorf hat (1885) 897 E. und eine Holzstoffabrik, das Thal der Lauchert verschiedene Eisenhütten, Blechwalzwerke, sowie andere industrielle Etablissements. Vgl. Wörl, «Führer durch S.» (Würzb. 1886).

Sign (slaw. Sinj), Marktflecken in Dalmatien, nordöstlich von Spalato, an der von dort in die Herzegowina führenden Bergstraße, liegt an der

linken Thalseite der Cetina, ist Sitz eines Bezirksgerichts und einer Bezirkshauptmannschaft und zählt (1880) 1915, als Gemeinde 31 271 E. Der Ort hat lebendiges Quellwasser, was in Dalmatien sehr selten ist, und einen ziemlich fruchtbaren Boden, der den Bewohnern die Pflege des Ackerbaues gestattet. Das Kastell von Sign, jetzt ohne Bedeutung, hat zur Zeit der Türkeninvasionen mehr als einmal seine Widerstandskraft gezeigt.

Signa, Flecken in der ital. Provinz und im Bezirk Florenz, rechts am Arno, an der Einmündung des Bisenzio in denselben, Station der Eisenbahn Florenz-Livorno-Rom, zählt (1881) 2083 (als Gemeinde 7639) E., hat eine Burg, ist ein Mittelpunkt der Strohhutfabrikation und wurde 1377 von den Florentinern erbaut.

Das auf dem linken Ufer des Arno gelegene Lastra a Signa hat 3299 (als Gemeinde 10 965) E. und ebenfalls bedeutende Strohflechterei.

Signal ist ein vorher verabredetes oder durch Verordnung bestimmtes, fernhin wahrnehmbares Zeichen, das entweder auf das Ohr (akustisches Signal) oder auf das Auge (optisches Signal) des Empfängers berechnet und bestimmt ist, letzterm als Richtschnur seines Verhaltens zu dienen.

In militärischer Hinsicht spielen zunächst diejenigen S. eine Hauptrolle, welche das Kommandowort, namentlich da, wo wegen zu großer Entfernung des Kommandierenden von der Truppe oder des durch Truppenbewegungen, beziehungsweise den Kampf hervorgebrachten Getöses halber die Kraft der menschlichen Stimme nicht mehr ausreicht, zu ersetzen bestimmt sind. Sie gehören zu den akustischen S. und werden durch das Horn, die Trompete, die Trommel oder auf der Signalpfeife hervorgebracht. Je nach ihrer Bedeutung zerfallen diese S. in Benennungs- und Ausführungssignale. Durch erstere werden die zu benachrichtigenden Truppenteile, durch letztere die auszuführenden Bewegungen u. s. w. bezeichnet. Derartige S. müssen einfach und leicht verständlich sein und dürfen nicht in zu großer Zahl aufgestellt werden. Der optischen S. bedient man sich, wenn es sich um schnelle Übermittelung von Nachrichten, Befehlen u. s. w. handelt, z. B. zur Verbindung zwischen Vorposten und deren Gros, zwischen dem höchsten Befehlshaber und detachierten Abteilungen, zwischen den einzelnen Teilen einer Cernierungsarmee, zwischen Küstenstationen untereinander und mit Schiffen, zwischen feuernden Geschützen und deren Beobachtungsposten ꝛc. Bei Tage bestehen die optischen S. aus Flaggen in verschiedenen Farben oder aus bunten Scheiben, bei Nacht aus Lichtern verschiedener Farben, durch deren wechselnde Zusammenstellung Worte oder Zahlen angegeben werden können. Ein zu diesem Zweck entworfenes Signalbuch dient zur gegenseitigen Verständigung. Um besonders wichtige Momente, z. B. den Anmarsch des Feindes, die Alarmierung und Konzentrierung der Truppen ꝛc., zu signalisieren, können Lärmzeichen verabredet werden, wie z. B. Signalschüsse durch Geschütze oder Kanonenschläge, Aufsteigen von Raketen, Abbrennen von Fanalen, Glockenläuten.

In der österr. Armee ist der Signaldienst für den Feldkrieg besonders organisiert und jeder Truppendivision eine Signalabteilung beigegeben. Wo der Verkehr durch den elektromagnetischen Telegraphen oder Telephon möglich ist, kann der Signaldienst ganz entbehrt werden.

Bei der Marine signalisiert man am Tage mit Flaggen von verschiedener Gestalt und Farbe, während der Nacht für einzelne ganz bestimmte Zwecke mit ausgehängten Laternen, für allgemeinere Verständigung auf Kriegsschiffen aber mit besonders konstruierten Leuchtapparaten, die sich auf kürzere und längere Zeit regulieren lassen. Dadurch werden Blitze von verschiedener Dauer erzeugt, deren verschiedene Kombinationen nach dem Morseschen Telegraphensystem verständlich werden. Um diese Blitze mehr hell- und feuerleuchtend zu machen, wird durch den Apparat ein eine oder mehrere Sekunden dauernder Petroleumstaubregen in die Flamme gespritzt, wodurch diese hoch auflodert. Bei schlechtem Wetter, wo die Anwendung dieses Apparats an Bord zu viel Schwierigkeiten verursacht, macht man auch die S. mit Hilfe von Kostonlichtern verschiedener Farbe. Diese bestehen aus grünen, weißen und roten bengalischen Flammen, deren verschiedene Zusammenstellung verschiedenen, im Signalbuche angegebenen Bedeutungen entspricht. Nebelsignale gibt man in allgemeinerer Anwendung auf Dampfschiffen, ebenfalls nach Morseschem System, mit kurzen und langen Tönen der Dampfpfeife (Punkt, Strich), sonst aber für beschränktere Zwecke mit Glocke, Nebelhorn (s. Sirenen), Trommel oder Kanonenschüssen. (S. Seezeichen.) Die Bedeutung aller dieser Tag-, Nacht- und Nebelsignale ist vorher natürlich festgestellt und in dem Signalbuch niedergelegt. Durch Vertrag ist für die Schiffahrt aller civilisierten Nationen ein internationales Signalbuch festgestellt und daher ein gemeinsames Flaggensystem angenommen, mit deren Hilfe sich jetzt alle auf See bewegenden Schiffe verständigen können. Außerdem sind an vielen Küsten Semaphoren (s. d.) aufgestellt, um den vorbeisegelnden Schiffen Gelegenheit zu geben, mit dem betreffenden Lande und dadurch auch mit der Heimat kommunizieren zu können. Die Kriegsflotten haben auch ihre eigenen Zeichen und ein besonderes Signalbuch, das geheim gehalten wird und dessen Bedeutung jeden Augenblick geändert werden kann. Die Zahl der zum Signalisieren verwendeten Flaggen von verschiedener Form und Farbe wechselt zwischen 20—30, sodaß also Kombinationen genug vorhanden sind, um alles Gewünschte damit auszudrücken. Vgl. «Signalbuch für Kauffahrteischiffe aller Nationen» (hg. vom Bundeskanzleramt, Berl. 1870).

Besondere und ebenfalls international festgestellte S. sind die durch kaiserl. Verordnung vom 14. Aug. 1876 bestimmten Not- und Lotsensignale. Durch die erstern wird angedeutet, daß die signalisierenden Schiffe sich in wirklicher Not befinden. Als Notsignale gelten a) bei Tage: 1) Kanonenschüsse, welche in Zwischenräumen von einer Minute Dauer abgefeuert werden, oder 2) das S. NC (die Flaggen bedeuten Buchstaben) des Internationalen Signalbuchs, oder 3) das Fernsignal, bestehend aus einer viereckigen Flagge, über oder unter welcher ein Ball oder etwas, was einem Ball ähnlich sieht, aufgeheißt ist, oder 4) die Nationalflagge verkehrt oder zusammengebunden aufgeheißt; b) bei Nacht: 1) Kanonenschüsse wie oben unter a; 2) Flammen, wie brennendes Öl oder Teertonnen, oder 3) Raketen oder Leuchtkugeln von beliebiger Art und Farbe, welche einzeln in Zwischenräumen von kurzer Dauer abgefeuert werden. Durch das Heißen von Lotsensignalen verlangen die betreffenden Schiffe

Lotsen. Als Lotsensignale gelten 1) bei Tage die von einem weißen Streifen umgebene Reichsflagge (Lotsenflagge) oder das S. PT des Internationalen Signalbuchs; 2) bei Nacht: Abbrennen eines Blaufeuers alle 15 Minuten oder das wiederholte Zeigen eines hellen weißen Lichts von minutenlanger Dauer. Sturmsignale bestehen aus einer Kombination von schwarzen Kugeln, Dreiecken und Vierecken und werden auf Veranlassung der Seewarten oder meteorolog. Institute an Schiffahrtsbrücken oder Hafenplätzen geheißt, um als Warnungen gegen wahrscheinlich nahende Stürme zu dienen.

Über die Signale im Eisenbahndienst s. Eisenbahnsignale.

Signal nennt man auch in der franz. Schweiz einen besonders hervorragenden Gebirgspunkt, z. B. das S. de Bougy bei Rolle am Genfersee, die Signalkuppe des Monte-Rosa.

Signalstellen werden in der Meteorologie diejenigen Stationen und Orte an den Küsten genannt, an denen auf ein von der Centralstelle des betreffenden Landes ergangenes Telegramm hin durch bestimmte Signale die voraussichtlichen Witterungserscheinungen, namentlich Stürme und heftige Winde nach Stärke und Richtung den Küstenbewohnern angezeigt werden. Deutschland besitzt gegenwärtig etwa 45 Signalstellen an der Nord- und Ostsee. Das bestorganisierte System dieser Art hat unstreitig Nordamerika, wo der Sturmwarnungsdienst (s. Sturmwarnung) in den Händen der Militärbehörden mit besonderer Centralstelle (Signal Office) liegt.

Signatair (frz.), der Unterzeichner eines Vertrags u. s. w.

Signatarmächte, Kollektivbezeichnung für diejenigen Staaten, welche an einem völkerrechtlichen Vertrage durch Unterzeichnung desselben teilgenommen haben. Sie sind an der Aufrechterhaltung desselben gemeinsam interessiert und übernehmen bisweilen eine Kollektivgarantie.

Signatūr (lat.), in der Musik, s. Bezifferung.

Signatūr (vom lat. signum) heißt überhaupt ein Zeichen, wodurch die Ordnung, der Wert oder der Charakter u. s. w. einer Sache angedeutet werden soll. In der Geschäftssprache heißt S. die Bezeichnung einer Schrift mit einem Namenszuge statt der vollständigen Namensunterschrift, was man in Frankreich Paraphieren nennt. S. nennt man ferner Aufschriften, Zeichen und Marken auf Warenkisten, Fässern, Paketen u. s. w. In der Buchdruckerkunst nennt man S. die schon von dem unbekannten Drucker der «Concordantiae bibliorum» des Conradus de Alemannia 1470 angewandte Art der Bezeichnung der einzelnen Druckbogen eines Buchs, woraus sich die Aufeinanderfolge derselben und der Umfang des ganzen Werks erkennen läßt. Die ältere S. geschah durch die 23 Buchstaben des Alphabets, wobei V und W wegfielen; sie wurden bei den ersten 23 Bogen einfach, bei den zweiten doppelt gebraucht u. s. w. Daher gab man auch die Stärke eines Buchs nach den Alphabeten an und sagte z. B.: ein Buch von drei Alphabeten. Jetzt wird die S. durch Ziffern ausgedrückt, welche am Fuße der ersten und dritten Seite stehen. In der Schriftgießerei ist S. ein rundlicher, an der Rückenfläche des Typenkörpers beim Guß oder durch Hobeln angebrachter Einschnitt zur Unterscheidung der verschiedenen Sorten eines Schriftgrades.

Signatūra tempŏris, Signatur der Zeit, etwas die Zeitverhältnisse Charakterisierendes.

Signēt (mittellat.), kleines Siegel; das Geschäftszeichen, welches Buchdrucker auf dem Titelblatt der von ihnen gedruckten Bücher anzubringen pflegen, namentlich in den ersten Jahrhunderten nach Erfindung der Buchdruckerkunst gebräuchlich und in neuerer Zeit wieder vielfach angewandt.

Signeur Meßmahl, s. Grimmelshausen.

Signorelli (Luca), einer der bedeutendsten Maler des 15. Jahrh., geb. um 1441 zu Cortona, wurde zuerst von umbrischen Meistern, dann von Piero della Francesca unterrichtet, mit welchem er eine Zeit lang in Arezzo arbeitete; später wirkte er in Citta di Castello, in Perugia, 1478 in Loretto und 1508 zu Rom in der Sixtinischen Kapelle. Auch in Siena und Florenz war er thätig. S. faßte die verschiedenartigen Bestrebungen der florent. Maler nach naturtreuer Darstellung in höherm Sinne zusammen, und sein feines Naturverständnis würde noch stärker wirken, hätte er mehr Farbensinn besessen. Schon unter den verschiedenen Künstlern, die in der Sixtinischen Kapelle zu Rom gemalt hatten, war er als einer der vorzüglichsten aufgetreten. Am schönsten entwickelte er indes seine Eigentümlichkeit in den großen Wandgemälden, womit er samt seinen Schülern seit 1499 die Kapelle der Madonna di San-Brizio im Dom zu Orvieto ausschmückte. Hier wurden von ihm die Letzten Dinge dargestellt: mächtig ergreifende, leidenschaftlich bewegte Kompositionen, meist von nackten Gestalten, die zwar streng, aber edel gezeichnet sind, voll gewaltigen innern Lebens. S. tritt durch Erhabenheit des Stils als Vorgänger Michel Angelos auf. An Tafelgemälden ist nicht viel von ihm vorhanden; das Beste befindet sich in den florent. Galerien und einige charakteristische Bilder im berliner Museum. Er starb 1522. Vgl. Robert Vischer, «Luca S. und die ital. Renaissance» (Lpz. 1879).

Signy-l'Abbaye, mittellat. Signiacus, Stadt im franz. Depart. Ardennen, Arrondissement Mézières, nahe dem Ursprung des Aisnezuflusses Vaux, zählt (1881) 2903 E. und hat Wollspinnerei, Kaschmirshawlweberei und Eisenwerke.

Signy-le-Petit, Stadt im franz. Depart. Ardennen, Arrondissement Rocroi, Station der Linie Charleville-Hirson der Ostbahn, hat (1881) 2006 E., Eisenbergbau, Hüttenwerke und große Brauereien.

Sigonius (Carlo), ital. Humanist des 16. Jahrh., geb. 1523 zu Modena, trat, nachdem er seine Studien zu Bologna und Pavia vollendet, 1545 in die Dienste des Kardinals Marinus Grimanus, Patriarchen von Aquileja, wurde 1546 in Modena Lehrer der griech. Sprache und übernahm 1552 den Lehrstuhl der alten Litteratur zu Venedig, 1559 in Padua und 1563 in Bologna, ging aber später in seine Vaterstadt zurück und starb auf seinem Landgütchen bei Modena 10. Aug. 1584. Unter seinen histor. Werken erlangten die «Historiae de occidentali imperio» (Basel 1579), die «Historiae de regno Italiae» (Hanau 1613) und die «Fasti consulares» (Vened. 1555) einen hohen Ruf. Auch schrieb er mehrere Abhandlungen zur Altertumskunde, die im «Thesaurus» von Grävius enthalten sind, darunter «De Atheniensium republica» (Vened. 1564); ferner Anmerkungen zu röm. Schriftstellern, vorzüglich zu Livius und zu Ciceros «Briefen», und «Emendationes» (Vened. 1557). Großes Aufsehen erregte er durch eine litterarische

Mystifikation, indem er unter Ciceros Namen die «Consolatio super Tulliae filiae obitu» (Vened. 1583) zuerst bekannt machte und viele gelehrte Männer seiner Zeit damit täuschte. Eine Ausgabe seiner sämtlichen Schriften, in denen er sich als einen vorzüglichen lat. Stilisten bekundet, besorgte Argelatus (6 Bde., Mail. 1732—37). Vgl. Franciosi, «Della vita e delle opere di C. Sigonio» (Vened. 1873); Krebs, «Karl S., einer der größten Humanisten des 16. Jahrh.» (Frankf. 1840). Ein Verzeichnis seiner zahlreichen Schriften findet man bei Krebs als Anhang zu seiner Schrift.

Sigtuna, uraltes schwed. Städtchen am Mälarsee, in Stockholms Län, galt in vorhistorischer Zeit als Sitz der Regierung und war noch im Mittelalter eine Großstadt, wie die noch vorhandenen großartigen Kirchentrümmer bezeugen; jetzt (1885) zählt sie nur noch 575 E.

Sigüenza (spr. Siguënza), Stadt (Ciudad) und Bezirkshauptort in der span. Provinz Guadalajara in Neucastilien, am Quelllauf des Henares, an der von Guadalajara nach Soria führenden Landstraße, Station der Eisenbahn Madrid-Saragossa, seit der Gotenzeit Sitz eines Bischofs, zählt (1877) 4567 E. und hat ein bischöfl. Seminar, ein Kollegium, Tuchfabrikation und in der Umgegend Salzquellen. S. ist das Segontia der keltiberischen Arevaci und gehörte zur Römerzeit zum Conventus Cluniensis der Provinz Tarraconensis, seit Diocletian zu Carthaginensis. Von 1470 bis 1809 bestand hier eine Universität.

Sigurd, s. Siegfried.

Sigurdsson (Jón), isländ. Philolog, Historiker und Politiker, geb. 17. Juni 1811 zu Rafnseyri im Nordwesten Islands, studierte in Kopenhagen isländ. Philologie, Archäologie und Geschichte und trat bald in Verbindung mit der Arnamagnäanischen Kommission, deren Stipendiat (1835) und Sekretär (1848) er wurde, mit der Isländischen gelehrten Gesellschaft, welcher er als Mitglied beitrat (1836), und dann lange Jahre (seit 1851) als erster Vorstand ihrer Kopenhagener Abteilung diente, endlich mit der Königlichen nordischen antiquarischen Gesellschaft, welcher er seit 1841 als Mitglied, seit 1847 als Mitglied des Komitees für die Herausgabe von Schriftwerken, und in den J. 1847—65 als Archivar angehörte. An den Arbeiten aller dieser Gesellschaften nahm S. einen hervorragenden Anteil, und teils in ihrem Auftrage, teils für sich allein oder in Verbindung mit andern lieferte er eine Reihe von Ausgaben älterer und neuerer Quellenschriften, den ersten Band eines isländischen Urkundenbuchs, 17 Bände einer Sammlung isländischer Gesetze und Verordnungen u. s. w. Daneben griff S. auch in die politische Entwickelung seiner Heimat als Abgeordneter und langjähriger Vorsitzender des Aldings sehr bedeutsam ein. Er starb 7. Dez. 1879 in Kopenhagen und liegt auf Island begraben. Vgl. K. Maurer, «Zur polit. Geschichte Islands» (Lpz. 1880).

Sihl, linker Zufluß der Limmat (s. d.), entspringt mit mehrern Quellbächen auf der Alp Obersihl im Bezirk Einsiedeln des schweiz. Kantons Schwyz, durchfließt das schwyzerische Sihlthal bis zum Fuße des Etzel in nördl. Richtung, wendet sich dann nach Westen, tritt am Nordfuß des Hohen Rhonen auf züricher Gebiet über und fließt, nachdem sie eine Strecke weit die Grenze der Kantone Zürich und Zug gebildet, in nordwestl. Richtung durch das zürcherische Sihlthal zwischen dem Albis und dem Höhenzug am linken Ufer des Zürichsees der Limmat zu, in die sie nach 68 km langem Laufe bei Zürich am Limmatspitz 400 m über dem Meere einmündet. Ihr wichtigster Nebenfluß ist der Alpbach, in dessen Thal Einsiedeln liegt. Die S. ist ein wilder, oft durch Hochwasser gefährlicher Bergfluß, flößbar, aber nicht schiffbar; im Unterlaufe ist ihre Wasserkraft vielfach für die Industrie nutzbar gemacht worden.

Sihr, Gewicht, s. unter Faktoreigewicht.

Siiaposch, soviel wie Kâfirs (s. d.).

Sikandra, Dorf mit prachtvollem Grabgebäude nordwestlich von Agra (s. d.).

Sikaner, altital. Volksstamm, s. Siculer.

Sikhs, auch Seikhs geschrieben, eine Religionsgenossenschaft im nördl. Indien, welche daselbst einen eigenen, gegenwärtig zu der Lieutenantgouverneurschaft Pendschab (s. d.) des brit. Vorderindien gehörenden Staat gründete. Ihr Name S., im Sanskrit Sikscha, bedeutet Schüler oder Jünger. Der Stifter dieser Sekte war Nanak, ein Hindu aus der Kriegerkaste, geb. 1469 im Dorfe Talwandi (jetzt Ranapur) am Beyah oder Hyphasis östlich von Lahore. Schon in seiner Jugend zeigte er Neigung zu einem aufs Höhere gerichteten Leben. Er studierte die Vedas und den Koran, sowie die Bücher ind. und mohammed. Schriftgelehrten, wodurch er zu der Ansicht kam, daß ein reiner Monotheismus, welcher innige Bruderliebe fordere, dem Brahmanismus wie dem Mohammedanismus zu Grunde liege und nur allmählich verfälscht worden sei, und den Plan faßte, durch eine geläuterte einfache Religion und eine gereinigte Sittenlehre eine Vereinigung zwischen Hindus und Mohammedanern zu bewirken. Eine solche Lehre, wie sie bereits durch andere Reformatoren, namentlich durch Ramanand und Kabir (um 1450) vorbereitet war, fand bei den damaligen Hindus des Pendschab, welche durch den nach der Vertreibung der Buddhisten mit allen seinen Roheiten und Ungeheuerlichkeiten wiederhergestellten Brahmanismus nicht befriedigt werden konnten, einen fruchtbaren Boden, zumal da sie in ihrer eklektischen Weise die Hauptbegriffe beider Systeme, wie die Einheit des Göttlichen, die Seelenwanderung, die Maya (s. d.), das Nirwana (s. d.) u. s. w. bestehen ließ und möglichst untereinander in Fühlung zu bringen suchte. Als Nanak 1540 zu Kirtipur starb, setzte er mit Übergehung seiner Verwandten seinen Diener Lehana zu seinem Stellvertreter in der neuen, noch nicht zahlreichen Religionsgesellschaft ein. Dasselbe that auch Lehana bei seinem Tode 1552, indem er den Diener Amerdas zum Haupt der Gemeinde ernannte. Diesem folgte 1574 dessen Schwiegersohn Ramdas.

Unterdes hatte die Lehre Nanaks manche Umgestaltung erfahren. Nanak selbst hatte sich nur für einen menschlichen Lehrer ausgegeben. Damit er aber den andern Propheten nicht nachstehe, erklärten ihn seine Schüler für einen Awatar, für eine Menschwerdung Vischnus, schmückten seine Lehren mit einer phantastischen Sprache und dichteten ihm eine Menge Wunder und Prophezeiungen an. In diesem Sinne hat Ardschun-Mal, welcher Ramdas 1581 als Haupt der S. folgte, die Schriften der ersten Gurus oder Lehrer nebst seinen eigenen Erläuterungen in einem Buche gesammelt, das unter dem Namen Adi-Granth, d. i. erstes Buch, bekannt ist. (Vgl. «The Adi Granth or the holy

scriptures of the Sikhs, translated with introductory essays etc. by E. Trumpp», Lond. 1877.) Zu dieser Zeit organisierte sich die schon sehr ausgebreitete Genossenschaft der S. nach den Vorschriften des Adi-Granth zu einer religiösen und staatlichen Gesellschaft, welche ihren Guru als ihr alleiniges Haupt betrachtete. Da die S. ebenso den Koran wie die Vedas verwarfen, so erregten sie die Feindschaft der Mohammedaner wie der Brahmanen, und Ardschun starb im Gefängnis als Märtyrer. Den Tod des Vaters zu rächen, verwandelte Har-Gowind, sein Sohn und Nachfolger, die Gemeinde der S. in eine Rotte wilder Krieger. Ein langer blutiger Kampf entspann sich zwischen den S. und ihren mohammed. Unterdrückern. Als Tegh-Bahadur, der neunte in der Reihe der Sikhshäupter, von dem fanatischen Aureng-Zeyb 1675 hingerichtet war, trat sein Sohn und Nachfolger, Guru-Gowind, auf und gab den S. eine ganz auf theokratischer Grundlage ruhende polit. Organisation, sodaß er der Begründer des Staats der S. wurde. Durch diese Einrichtungen entflammte Guru-Gowind, der auch das zweite heilige Buch der S., das «Dasema Padschach ke Granth» (das Buch des zehnten Fürsten) verfaßte, den Fanatismus seiner Anhänger zum unablässigen Kriege gegen die Mohammedaner und legte ihnen deshalb den Beinamen der Singhs, d. h. Löwen, bei. Guru-Gowind starb 1708, von einem Afghanen ermordet. Es war das letzte theokratische Oberhaupt der S. Gott selbst wurde nun als der unmittelbare Leiter der Kirche der S. betrachtet. Banda, der Freund Guru-Gowinds, hielt die Gemeinde zwar äußerlich zusammen, allein sein Bestreben, dem Gemeinwesen den kirchlichen Charakter zu nehmen und sich zum gewöhnlichen weltlichen Herrscher zu machen, zerrüttete den jungen Staat, sodaß es dem Großmogul gelang, die S. zu schlagen und meist zu vertilgen.

Nach dieser großen Niederlage 1716 fanden die sehr zusammengeschmolzenen S. nur in den Schluchten des Himalaja eine sichere Zuflucht. Erst während der Wirren nach dem Rückzuge Nadir-Schahs aus Hindostan finden sie sich wieder als Räuber und Wegelagerer im Pendschab, wo der Druck, den die Großmoguln und später die Afghanen auf das Land ausübten, die verzweifelnden Hindu haufenweise zum Übertritt zu ihnen trieb. Nach wechselndem Kriegsglück gelang es ihnen, die Afghanen mehrmals aufs Haupt zu schlagen, sodaß diese ihnen die Provinzen von Sirhind und Lahore, welches die S. 1764 eingenommen, überlassen mußten. Während dieses Räuberlebens war den S. das frühere sittliche und religiöse Element meist ganz abhanden gekommen. Sie zerfielen in zwölf verschiedene Gemein- oder Genossenschaften, Misals genannt, unter voneinander unabhängigen Häuptlingen oder Sirdars. Nach und nach aber war der größere Teil der Bewohner des Pendschab vom Hindustamme in die Religionsgemeinschaft der S. übergetreten, sodaß diese zu einem Kriegervolk und die einzelnen Kriegsgenossenschaften zu Volksstämmen wurden. Die übrigen Bewohner, welche nicht zu ihnen übertraten, Hindu wie Mohammedaner, sanken zu Knechten herab und wurden furchtbar gedrückt. Auf diese Weise entwickelte sich aus einem religiös-philos. Anfang ein fanatischer Geist, aus welchem endlich eine barbarische Zügellosigkeit hervorging, welche das charakteristische Kennzeichen der ganzen spätern Sikhskonföderation wurde. Nachdem der äußere Feind nicht mehr zu fürchten war, folgten im Innern der Sikhsrepublik Greuel auf Greuel, indem die Sirdars und Misals in unaufhörlicher Fehde miteinander lagen. Hierdurch aber wurde dem Despotismus eines Einzelnen der Weg zur Herrschaft gebahnt. Schon Maha-Singh hatte sich zum mächtigsten Sirdar des Pendschab emporgeschwungen. Nach seinem frühzeitigen Tode 1792 übernahm es sein Sohn Rundschit-Singh (s. d.), das Werk fortzusetzen; er machte aus der lose zusammenhängenden Bundesrepublik der S. ein mit dem härtesten Despotismus regiertes Reich, dem er als Alleinherrscher, als Maharadscha vorstand. Sein nach der Hauptstadt Lahore (s. d.) benanntes Reich erweiterte er allmählich über das ganze Pendschab (s. d.), gewann 1813 Attok am Indus, 1818 Multan, 1819 Kaschmir, 1829 Peschawer. Nach seinem Tode 1839 zerfiel indes das wenig gefestete Reich von Lahore alsbald in Zerrüttung, die nach sechs Jahren das Ende desselben herbeiführte. Nach einer Reihe von Aufständen, Palastrevolutionen und Greueln gelang es zuletzt einer Witwe Rundschit-Singhs, sich der Regierung für ihren unmündigen Sohn Dhalip-Singh zu bemächtigen. Bei den S. selbst verhaßt, gab sie dem Nationalhaß der S. gegen die Engländer nach. Es begann gegen Ende 1845 ein Krieg, der mit der Niederlage und der Teilung des Reichs durch den Vertrag zu Lahore 9. März 1846 endigte. Aber auch der Schatten von Unabhängigkeit, welchen die Hälfte des Reichs von Lahore erhalten, sollte bald infolge der Umtriebe verloren gehen, in welche sich der Günstling der Königin-Mutter, Lall-Singh, gegen die Engländer einließ. Letztere drangen darauf, daß das der Anarchie hingegebene Reich ein Subsidiarstaat der Englisch-Ostindischen Kompagnie werde. So kam notgedrungen 25. Dez. 1846 ein Vertrag zu Stande, vermöge dessen ein Resident der Englisch-Ostindischen Kompagnie in Lahore mit engl. Truppen blieb und die obere Leitung der Angelegenheiten übernahm. Bald entstanden indes abermals Verwickelungen, die 1848 zu einem neuen Krieg führten, der mit der gänzlichen Niederlage der S. und der Einverleibung des Pendschab in das Indo-britische Reich 29. März 1849 endigte. Nach der ind. Volkszählung 1881 betrug die Gesamtzahl der S. in Britisch-Indien 1853385.

Vgl. Cunningham, «History of the S.» (Lond. 1849); Trumpp, «Die Religion der S.» (Lpz. 1881).

Sikiang, der größte Fluß des südl. China. Derselbe besteht aus der Vereinigung mehrerer Hauptzuflüsse, wie des Hong-kiang, des Tsia-kiang und des Yu-kiang, durchfließt die Provinzen Kong-si und Kuang-tung und mündet unter dem Namen Tigris in den Busen von Kanton.

Sikino, im Altertum Sikinos, eine kleine Insel der Cykladen, östlich von Melos, zu deren Eparchie sie gehört, mit (1879) 702 E. Im Altertum gehörte S. zu Athen, im Mittelalter den Herzögen von Naxos. Im Süden steril, ist sie im übrigen fruchtbar; nahe der Hauptstadt im Südwesten hat sich ein kleiner Tempel aus dem einheimischen bläulich-grauen Marmor erhalten.

Sikkim, kleiner indobrit. Vasallenstaat in der Präsidentschaft Bengalen, erstreckt sich in den Vorbergen des Himalaja von 27° 5′ bis 28° 3′ nördl. Br. und 88° 2′ bis 89° östl. L. (von Greenwich) und zählt auf 6734 qkm etwa 52000 E. S. wird gegen N. und O. von Tibet, gegen SO. von

Bhotan, gegen S. von Darjeeling und gegen W. von Nepal begrenzt; Hauptstadt ist Tamlang.

Silawald heißt die bergige, waldreiche Landstrecke zwischen Cosenza und Nicastro in Calabrien, eine der fruchtbarsten Gegenden Calabriens, aus welcher die Römer Schiffbauholz holten. Das granitische Silagebirge, finster, wald- und regenreich, liegt um die Quellen des Crati; es umschließt mit seinen ein halbes Jahr mit Schnee bedeckten Gipfeln, deren höchster 1880 m mißt, Cosenza auf einer Seite. Oberhalb reicher Viehweiden gedeihen Eichen, Kastanien und Buchen, höher hinauf Tannen; der Wald hat Wild, die Bäche der Triften sind reich an Fischen. Die ansehnlichste Ortschaft im Thale ist San-Giovanni in Fiore, am Neto, der durch eine enge Schlucht heraustritt.

Silbe (*Sylbe*, vom lat. syllăba), Lautverein, d. h. die Gesamtheit der Laute, welche mit unveränderter Kehlöffnung und einem einzigen Stimmabsatz ausgesprochen werden kann; eine S. kann aus einem einzigen Vokal, resp. Diphthong oder aus einem solchen, mit einem oder mehrern Konsonanten verbunden, bestehen.

Silbenrätsel, s. *Charade*.

Silber (chem. Zeichen = Ag; Atomgewicht = 108), eins der edeln Metalle, ist von rein weißer Farbe und von starkem Glanze, der durch Politur noch merklich erhöht wird. Auf dem frischen Bruche hat es mehr ein geflossenes als haliges Ansehen. Es ist weicher als Kupfer, aber härter als Gold. Im reinen Zustande (*Feinsilber*) ist es am weichsten und besitzt einen dumpfen Klang. Es ist außerordentlich dehnbar und geschmeidig. Das spezifische Gewicht des S. ist ungefähr 10,5, durch Hämmern kann es bis auf 10,62 erhöht werden. Es schmilzt bei 916° C. Bei sehr hoher Temperatur verflüchtigt es sich. Im geschmolzenen Zustande und bei Luftzutritt absorbiert es Sauerstoffgas, welches erst beim Erstarren oft mit Geräusch und unter Umherspritzen von flüssigem S. entweicht. Der Schwefel, mit welchem sich das S. sehr leicht verbindet, macht dasselbe flüssiger, indem sich Schwefelsilber bildet. Salpetersäure ist das beste Auflösungsmittel des S., welches sich damit zu einem Salze verbindet (s. *Höllenstein*), während Salzsäure dasselbe gar nicht angreift, dagegen in der salpetersauren Auflösung einen weißen Niederschlag desselben als sog. *Chlorsilber* oder *Hornsilber* bewirkt. Mit dem Quecksilber verbindet es sich leicht zu Amalgam. Auch verbindet es sich mit dem Blei, welches wegen seiner leichten Oxydierbarkeit als Vehikel der Ausscheidung eines oft sehr geringen Silbergehalts durch die sog. Treibarbeit dient. Ebenso vereinigt sich das Kupfer mit dem S., und es wird letzteres zu Münzen und Geschirren mit mehr oder weniger Kupfer versetzt, weil es dadurch an Härte gewinnt. Der Feingehalt der deutschen Reichsmünzen nach dem Gesetz vom 9. Juli 1873 ist 900 Tausendteile. Es enthalten 20 Fünfmarkstücke, 50 Zweimarkstücke, 100 Markstücke, 200 Fünfzigpfennigstücke und 500 Zwanzigpfennigstücke 1 Pfd. Feinsilber, sodaß also 90 Mark in Reichssilbermünzen 1 Pfd. wiegen. (S. *Mark*.) Über das *Wertverhältnis* des S. zum Golde s. *Edelmetalle* und *Währung*; vgl. auch *Bimetallismus*.

Die Silbererze sind zahlreich. Man unterscheidet eigentliche *Silbererze* und *silberhaltige Erze*. Zu erstern gehören: 1) das *gediegene Silber*; es ist silberweiß, oft gelblich oder braun angelaufen, und findet sich in kleinen zusammengereihten Krystallen und in zähnigen, drahtförmigen, haarförmigen, gestrickten und andern Gestalten im Erzgebirge Sachsens, zu Andreasberg am Harze, in Ungarn, Siebenbürgen, Mexiko, den Vereinigten Staaten ꝛc.; 2) das *Glaserz* (*Silberglanzerz*, *Argentit*), ein sehr wichtiges Silbererz, bestehend aus 87 Proz. S. mit Schwefel, schwärzlich-bleigrau, das in würfeligen und oktaëdrischen Krystallen, auch in andern Gestalten, derb, erdig (*Silberschwärze*) und angeflogen sich in Sachsen (Freiberg, Marienberg, Annaberg), Norwegen (Kongsberg), Ungarn, Sibirien, Mexiko und Peru findet; 3) das *Rotgültigerz*, ein nicht minder wichtiges Silbererz als die beiden vorigen, bestehend aus 58—65 Proz. S. mit Antimon oder Arsenik und Schwefel, dunkel-bleigrau bis cochenillerot, das sich in Rhomboëdern und sechsseitigen Prismen, auch derb, eingesprengt ꝛc. am Harze, im sächs. Erzgebirge, in Ungarn, Spanien, Potosi und anderwärts findet; 4) das *Sprödglaserz* (*Schwarzgültigerz*, *Melanglanz* oder *Stephanit*), bestehend aus 70 Proz. S. mit Schwefel und Antimon, eisenschwarz und schwärzlich-bleigrau, das sich in rhombischen Prismen, derb und eingesprengt im Erzgebirge und in Ungarn findet; 5) das *Silberhornerz* (*Chlorsilber* oder *Kerargyrit*), eine Verbindung von 75 Proz. S. mit Chlor, die nur selten im sächs. Erzgebirge (Schneeberg), Peru und Mexiko, dagegen in namhafter Menge im Staate Utah (in den Vereinigten Staaten) vorkommt; 6) das *Antimonsilber*, eine Verbindung von 77 Proz. S. mit Antimon, welche sich derb und eingesprengt von silber- und zinnweißer Farbe zu Andreasberg, Altwolfach, in Spanien, Frankreich und Mexiko findet; 7) das *Arsensilber*, das aus 13 Proz. S. mit Eisen, Arsenik und Antimon besteht, zinnweiß und meist grau angelaufen ist und sich derb zu Andreasberg und in Estremadura findet; 8) der *Miargyrit*, 35 Proz. S. nebst Schwefel und Antimon enthaltend; ferner Selen-, Tellur-, Jod- und Bromsilber und natürliches Amalgam (S. und Quecksilber). Zu den silberhaltigen Erzen rechnet man das Fahlerz, den Polybasit, das Weißgültigerz, das Spießglanzbleierz, den Bleiglanz, Kupferkies, Kupferglanz, Buntkupfererz, den kupferkieshaltigen Schwefelkies und die Blende. Sie enthalten manchmal bis 10 Proz. S., oft auch nur Spuren desselben.

Die *hüttenmännische Zugutemachung* der Silbererze geschieht sowohl auf trockenem Wege (Rösten und Schmelzen) als auch auf nassem (Auflösen und Fällen), und man wählt die eine oder andere Methode je nach Zusammensetzung der Erze und der zu Gebote stehenden Hilfsmittel.

Das wichtigste Erz für die Zugutemachung auf dem Schmelzwege ist der silberhaltige Bleiglanz. Sehr reine Bleiglanze werden direkt unter Zuschlag von Eisen verschmolzen (Niederschlagsarbeit), wobei durch Umsetzung Schwefeleisen (Stein) und Blei entsteht, das den größten Teil des im Erze enthaltenen S. in sich aufgenommen hat. Weniger reine Bleiglanze, namentlich solche, die viel fremde Schwefelungen, als Zinkblende, Kupferkies, Schwefelkies, führen, bedürfen einer sorgfältigen Röstung, bevor sie der Bleiarbeit, d. h. Verschmelzen auf silberhaltiges Blei (Werkblei) und nebenbei fallende Schwefelverbindungen und Schlacken, verarbeitet werden können. Auf den königl. Hütten zu Freiberg,

wo derartige bleiische silberhaltige Erze zur Verhüttung gelangen, gattiert man die verschiedenhaltigen, von den Gruben angelieferten Bleiglanzschliche nach Feststellung des Gehaltes an S., Blei, Kupfer, Zink, derart, daß das Gemenge ungefähr 35 Proz. Blei und 0,18 Proz. S. enthält, und röstet dieses Gemenge in sog. Fortschauflungsöfen, die ähnlich dem auf Tafel Kupfergewinnung, Fig. 4, 5, 6, gezeichneten sind und nur einen sehr in die Länge gezogenen Herd K haben. Das Erzgemenge wird auf den wenigst heißen Teil des Herdes gebracht, dort unter fortwährendem Rühren erwärmt, nach und nach auf heißere Teile des Herdes fortgeschaufelt, bis es endlich auf dem heißesten Teil des Herdes an der Feuerbrücke angelangt ist, wo es, ebenfalls unter fortwährendem Durchrühren, bis zum beginnenden Schmelzen erhitzt wird. Während des Röstens wird der größte Teil des Schwefels, Arsen, Antimon, aber auch etwas Zink und Blei verflüchtigt; das aus dem Ofen gezogene halbgeschmolzene Röstgut enthält neben wenigen unzersetzten Erzteilchen hauptsächlich Oxyde und Sulfate der in dem Erze enthaltenen Metalle, und diese bis zu einem gewissen Grade entschwefelte Masse wird nun der Bleiarbeit vorgelaufen, d. h. sie kommt nach dem Mengen mit passenden Zuschlägen zum Verschmelzen auf Werkblei im Schachtofen, wobei in der Schmelzhitze reduzierend wirkende Gase aus Bleioxyd Blei entstehen lassen, welches den Silbergehalt des Erzes aufnimmt und die Zuschläge derart wirken, daß der größte Teil der fremden Metalloxyde in einer leichtflüssigen Schlacke vereinigt wird, ein anderer Teil mit den aus dem Röstgute reduzierten fremden Metallen und dem Schwefel derselben unter Ausscheidung von Blei, Schwefelungen, den sog. Bleistein bildet.

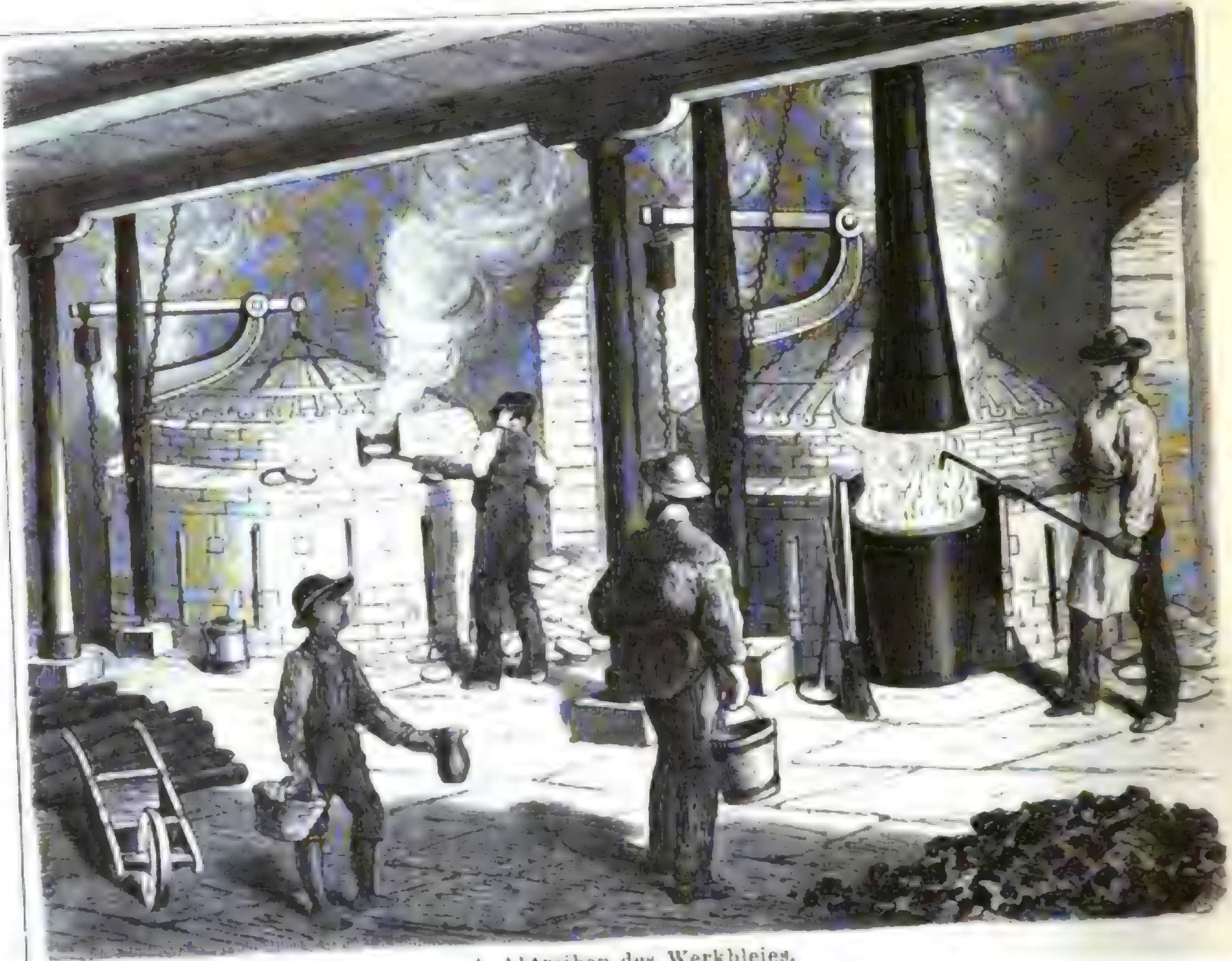
Die Bleiarbeit wird nach mehrfacher Wandlung der Ofenform jetzt in Schachtöfen vorgenommen, die nach Bergrat Pilz in Freiberg, welcher sie zuerst konstruierte, Pilz-Öfen genannt und wohl überall mit geringen Abweichungen auf Bleihütten angewendet werden. Aus Fig. 1, 2, 3 auf Tafel Silbergewinnung ist die Form derselben ersichtlich. Ein fast cylindrischer Ofenschacht, der sich über den Formen etwas verengt, endet unten in einem gemauerten Sumpf, in dem sich die geschmolzenen Massen, Werkblei, Bleistein, Schlacken, ansammeln, welche, und zwar letztere während der Schmelzung, durch die Schlackenrinne K, erstere, Blei und Stein, sobald der Sumpf damit gefüllt ist, durch die Stichrinne l in eiserne Vorherde abgestochen werden. Der charakteristische Teil dieser Öfen ist die Umfassung des Schmelzraums in der Formenhöhe, die nicht wie bei andern Schachtöfen aus feuerfesten Steinen gemauert ist, sondern aus acht zu einem Ringe zusammengefügten hohlen guß- oder schmiedeeisernen Kasten besteht, welche vor dem Verbrennen durch einen Wasserstrom geschützt werden, der durch die einzelnen Kästen oder Kühlstücke cirkuliert; acht Düsen vermitteln die Windzuführung.

Die neben Werkblei entstehenden Produkte, Bleistein und bleihaltige Schlacken, werden noch einmal mit passenden Zuschlägen verschmolzen, um darin enthaltenes S. zu extrahieren; die Produkte sind die gleichen, wie bei der Verarbeitung der Erze, das Werkblei von dieser Arbeit und von dem Erzschmelzen wird dann zusammen genommen und raffiniert, d. h. von darin außer Blei und S. befindlichen fremden Metallen befreit, es geschieht dies in Flammöfen, die ähnlich dem auf Tafel Kupfergewinnung, Fig. 8, 9, 10, konstruiert sind. Das raffinierte silberhaltige Blei kommt, wenn es reich genug an S. ist, d. h. etwa 1,5 bis 1,8 Proz. S. enthält, zum Abtreiben, wenn nicht, zu Arbeiten, die den Zweck haben, das S. im Blei zu konzentrieren und treibwürdig zu machen, oder aus dem Blei zu extrahieren.

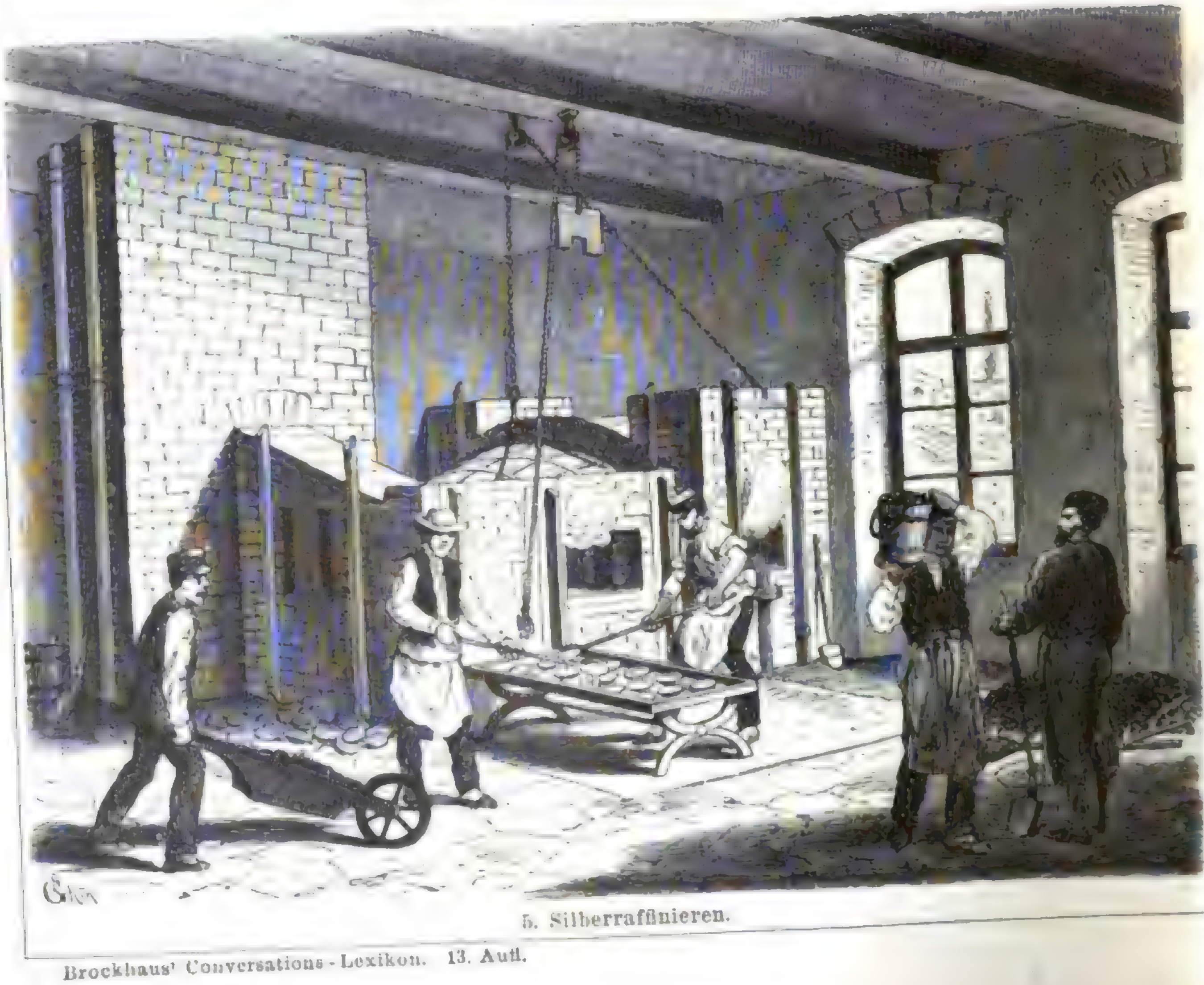
Die Konzentration des S. im Werkblei erfolgt durch das Pattinsonieren (s. d.), wobei durch wiederholtes Einschmelzen und Krystallisieren in eisernen Kesseln ein fast silberleeres Verkaufsblei und silberreicheres (1,5 Proz. S.) Werkblei entsteht. Die Extraktion des S. aus dem Werkblei auf trockenem Wege geschieht durch den in neuerer Zeit mehr zur Geltung kommenden und das Pattinsonieren verdrängenden Zinkentsilberungsprozeß, der auf der Eigenschaft des Zinks, sich leicht mit S., aber fast gar nicht mit Blei zu legieren, beruht, und bei welchem durch Zusammenschmelzen von Werkblei mit einer dem Silbergehalt entsprechenden Quantität Zink ein fast völlig silberfreies Blei (Verkaufsblei) und eine sehr silberreiche Legierung von Zink und S. resultiert, welch letztere entweder dem Abtreiben überwiesen, oder durch Verflüchtigen des Zinks, oder aber auch und dies ganz neuerdings auf elektrolytischem Wege auf S. und Zink zu Gute gemacht wird. Das Abtreiben des Werkbleies vom Pattinsonieren ist ein oxydierendes Schmelzen im Flammofen. Das Werkblei wird auf den Herd gebracht, dort unter Zuführung von Gebläseluft eingeschmolzen und in solcher Hitze erhalten, daß das Blei treiben, d. h. sich oxydieren kann. Das entstehende flüssige Bleioxyd (Bleiglätte) wird von der Herdmasse aufgesaugt oder durch Ablaufenlassen vom Bleibade entfernt, und die Glättebildung so lange fortgesetzt, bis alles Blei oxydiert und nur noch S. auf dem Herde ist. Das Verschwinden der letzten Bleispuren und das Erstarren des kurz vorher noch flüssigen S. wird das Blicken genannt und das mehr oder weniger noch unreine S. als Blicksilber bezeichnet. (S. Tafel: Silbergewinnung, Fig. 4, Abtreiben.)

Letzteres ist noch kein reines S., es enthält neben etwa 90—95 Proz. S. Blei und Kupfer und bedarf, um zu Feinsilber zu werden, einer Raffination. Diese geschieht, wenn es sich um die Reinigung nur geringer Quantitäten handelt, auf sog. Testen, Miniaturherden, aus Mergelmasse in eiserne Schalen geschlagen, welche man über Holzkohlenfeuer erhitzt. Größere Quanten Blicksilber raffiniert man in Flammöfen kleinerer Dimensionen mit einem Fassungsraum für 20—25 Ctr. Metall. Das Blicksilber wird darin eingeschmolzen und so lange im Flusse erhalten, bis alle fremden Metalle verblasen oder von der Herdmasse aufgenommen worden sind. Das Feinsilber kellt man vermittelst eiserner Löffel in eiserne Schalen aus (s. Fig. 5).

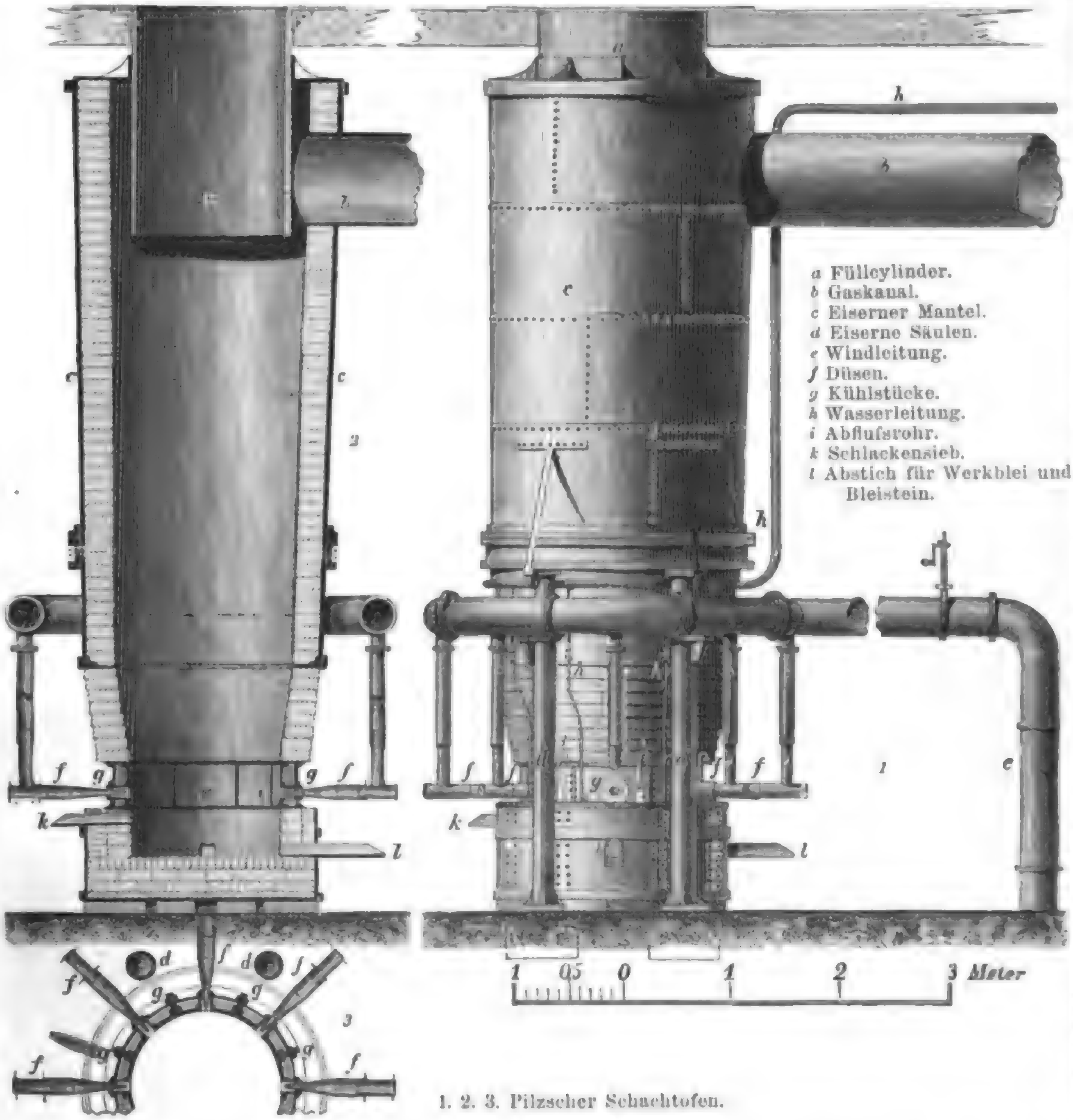
Unter den Prozessen der Silbergewinnung auf nassem Wege nahm bis Ende des vierten Jahrzehnts des 19. Jahrh., d. i. vor Vervollkommnung der Schmelzprozesse und Auffindung vorteilhafterer Methoden, die Amalgamation (s. d. und unter Gold) die erste Stelle ein, die ein sehr rasches Silberausbringen gestattet, aber reine, geschwefelte, möglichst blei-, arsen- und antimonfreie Erze verlangt, wenn Silber- und Quecksilberverluste nicht zu hoch werden sollen (s. Fig. 6). Derartige Erze



4. Abtreiben des Werkbleies.



5. Silberraffinieren.



1. 2. 3. Pilzscher Schachtofen.



6. Amalgamationshof in Mexiko.

Zu Artikel: Silber.

kann man aber auf andere Weise, wenn auch nicht so schnell, aber vorteilhafter als durch Amalgamieren verarbeiten, und dieser Umstand hat dazu geführt, den Amalgamationsprozeß zu verlassen und nur noch dort anzuwenden, wo die Einführung anderer Methoden lokaler Verhältnisse wegen nicht möglich ist.

Unter den Methoden, welche mit zum Verdrängen der Silberextraktion vermittelst Quecksilbers führten, sind als besonders wichtig die von Augustin und Ziervogel hervorzuheben. Nach dem Augustinschen Verfahren wird das im Erz oder Hüttenprodukt enthaltene S. durch eine chlorierende Röstung in Chlorsilber verwandelt und dieses durch heiße Kochsalzlösung extrahiert. Zu diesem Zwecke bringt man das Röstgut in Bottiche, Laugbottiche, die ein aus Stroh oder Leinwand gefertigtes Filter auf durchlöchertem Losboden haben. Die Kochsalzlauge durchdringt die auf dem Filter liegende Erzschicht, löst dabei Chlorsilber auf und die silberhaltige Lauge sammelt sich unterhalb des Losbodens, während das Erz auf dem Filter bleibt. Die Kochsalzlauge, die das Chlorsilber in sich aufgenommen, läßt man durch Hähne aus dem Laugbottich ab und in Gefäße fließen, in welchen granuliertes oder Barrenkupfer sich befindet. Das Kupfer fällt S. aus, das sich filzähnlich auf dem Kupfer ablagert und von diesem abgenommen werden kann. Nach Reinigung desselben durch Waschen mit verdünnter Schwefelsäure wird das Cementsilber getrocknet und in Flammöfen oder auf Testen eingeschmolzen und raffiniert. Das anstatt des S. in Lösung übergegangene Kupfer fällt man durch Eisen aus und das dabei resultierende Cementkupfer wird von neuem zum Silberfällen verwendet. Man nennt das Augustinsche Verfahren auch die Kochsalzlaugerei, das Ziervogelsche dagegen, weil bei diesem das in ein lösbares Salz übergeführte S. des Erzes oder Produktes durch Wasser extrahiert wird, die Wasserlaugerei.

Das Ziervogelsche Verfahren, nur anwendbar für geschwefelte Erze oder Hüttenprodukte und meist nur für letztere eingeführt, beruht darauf, daß durch ein vorsichtig geleitetes oxydierendes Rösten das im Erz oder Hüttenprodukt enthaltene Schwefelsilber in Silbervitriol, der in Wasser löslich ist, übergeführt werden kann. Zu diesem Zwecke wird die zu verarbeitende Masse, wie z. B. zu Mansfeld der für diese Laugerei besonders hochkonzentrierte Kupferstein (s. u. Kupfer), in Röstöfen mit übereinander liegenden Herden sehr sorgfältig geröstet. Es entsteht zunächst Eisen-, dann Kupfer-, zuletzt Silbersulfat. Während der Entstehung dieser Sulfate wird der Röstprozeß durch Laugproben kontrolliert und vermittelst derselben das Ende des Röstens, das Maximum der Bildung von Silbervitriol, festgestellt. In Laugbottichen, ähnlich denen, wie sie bei der Augustinschen Extraktion zur Verwendung gelangen, wird dem Röstgute das lösliche Silbersalz durch Wasser und ein wenig Schwefelsäure entzogen, aus der Silbersolution das S. durch Kupfer gefällt und das gewonnene Cementsilber nach dem Trocknen in Flammöfen eingeschmolzen und raffiniert.

Zur Gewinnung von S. (auch Gold) aus unreinen Kupfersteinen oder Schwarzkupfern (s. unter Kupfer) wendet man mehr und mehr die Schwefelsäureextraktion an. Kupfersteine werden zu diesem Behuf in Röstflammöfen möglichst totgeröstet, d. h. alle in denselben enthaltenen Metalle soweit als möglich in Oxyde übergeführt, und nach dem Rösten mit Schwefelsäure (Kammersäure von etwa 50° Beaumé) in geeigneten Gefäßen gekocht. Kupfer und Eisen lösen sich, während S. und Gold als unlösbar im Rückstand verbleiben und aus diesem durch Verschmelzen mit bleihaltigen Zuschlägen in einem Werkblei gewonnen werden, das weiter auf S. zu Gute gemacht wird. Schwarzkupfer glüht man vor dem Behandeln mit Säure oder man löst sie direkt unter Zuführung von Luft in Schwefelsäure. Kupfer und Eisen gehen auch hier in Lösung und werden aus dieser durch Krystallisation als Vitriole ausgeschieden, S. und Gold bleiben wie oben im Rückstande.

Die Produktion an S. stieg zu einer früher wohl nie erreichten Höhe infolge der Erschließung der reichen Minen von Mexiko und Peru im 16. Jahrh. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. flossen diese Quellen infolge der polit. Wirren in jenen Ländern ziemlich spärlich, doch trat später wieder eine Besserung ein und gegenwärtig liefert namentlich Mexiko mehr S. als je zuvor. Seit dem Ende der sechziger Jahre entwickelte sich auch eine bedeutende Silberproduktion in den pacifischen Staaten der Union. Anfangs hauptsächlich in Nevada, wo die beiden Hauptgruben des berühmten Comstockganges in den J. 1874—79 für 58 Mill. Dollars S. lieferten. Seitdem ist der Abbau dieses Ganges unergiebig und schließlich verlustbringend geworden, aber der Ausfall ist durch den Aufschwung der Produktion in Colorado mehr als ausgeglichen worden. Auch Montana, Utah, Arizona, Neumexiko, Idaho und in der neuesten Zeit auch Californien sind als Produktionsländer des S. von Bedeutung. Auch Deutschland hat eine nicht unbeträchtliche Silbergewinnung, wenn es auch nicht mehr, wie im Mittelalter, in dieser Hinsicht überhaupt, sondern nur unter den europ. Staaten obenan steht. Allerdings ist zu beachten, daß etwa ein Drittel des in Deutschland gewonnenen Silbers von eingeführten ausländischen Erzen herrührt. In den J. 1884 und 1885 sind auch in Australien (in Nord-Queensland und im äußersten Westen von Neusüdwales) bedeutende Silberlager entdeckt worden, doch scheinen der vollen Ausbeutung derselben noch äußere Schwierigkeiten entgegenzustehen. Im J. 1883 wies die Silberproduktion in Tonnen (zu 1000 kg) und nach dem früher als normal geltenden Werte (1 kg Feinsilber = 180 Mark oder 1 Unze Standardsilber = $60^{13}/_{16}$ Pence) folgende Ziffern auf:

Vereinigte Staaten	1111,5 t	200,1 Mill. Mark.
Mexiko	739,0 »	133,0 »
Südamerika	510,0 »	91,8 »
Deutschland	235,1 »	42,3 »
Im ganzen	2895,5 »	521,2 »

Nach Soetbeers Schätzungen betrug die gesamte Produktion von S. nach Gewicht und Wert:

1493—1850	149826 t	26968 Mill. Mark.
1851—1883	51512 »	9272 »

und im Durchschnitt der Jahre:

1851—60	896 t	160,3 Mill. Mark.
1861—70	1220 »	219,6 »
1871—80	2235 »	422,3 »

Der wirkliche Wert des in der neuesten Zeit gewonnenen S. bleibt indes hinter dem nach dem frühern Wertverhältnis von Gold und Silber ($15^1/_2$: 1) angenommenen erheblich zurück. Nachdem der Silberpreis im J. 1876 schon einmal ein

Minimum (46¾ Pence per Unze) erreicht hatte, dann im folgenden Jahre kurze Zeit wieder bis gegen 58 Pence gestanden, blieb er von 1879 bis 1883 meistens zwischen 50 und 52 Pence. Seit Ende 1884 aber sank er, wohl wegen der befürchteten Einstellung der amerik. Silberprägungen auf Grund der sog. Blandbill immer weiter zurück und kam im Herbst 1885 auf 46½ Pence, über welchen Punkt er sich in den folgenden Monaten nur wenig wieder gehoben hat. Die Silberproduktion der Erde im J. 1885 wird auf 2900000 kg geschätzt, in demselben Jahre belief sich das Ausbringen deutscher Gruben auf 174000 kg, das der deutschen Hütten auf 261000 kg.

Vgl. Kerl, «Handbuch der metallurgischen Hüttenkunde» (4 Bde., Lpz. 1861—65); Percy-Wedding, «Metallurgie» (Bd. 3, Braunschw. 1872); Soetbeer, «Materialien zur Erläuterung der wirtschaftlichen Edelmetallverhältnisse» (Berl. 1885).

Von den Verbindungen des S., in denen das Metall als einwertiges Element fungiert, sind zu erwähnen:

1) Silber und Sauerstoff.

a) Silberoxyd Ag_2O fällt als brauner Niederschlag, der in Wasser fast unlöslich ist, beim Vermischen von Silbernitrat mit Alkali. Es zersetzt sich ungemein leicht, freiwillig durch Einwirkung des Lichts, bei erhöhter Temperatur gibt es seinen Sauerstoff vollständig ab, durch Wasserstoff wird es schon bei 100° reduziert. Es verbindet sich mit allen Säuren, die meisten Salze sind in Wasser unlöslich. Mit Ammoniak gibt es eine explodierende Verbindung, Berthollets Knallpulver (s. d.).

b) Silbersuperoxyd entsteht in Form von schwarzen, glänzenden oktaëdrischen Krystallen bei der Elektrolyse von Silberlösungen am positiven Pole. Noch unbeständiger als Silberoxyd.

2) Silber und Schwefel.

Schwefelsilber, Silbersulfid Ag_2S kommt als Mineral Silberglanz und außerdem mit Schwefelarsen und Schwefelantimon verbunden als Rotgültigerz vor. Es entsteht als in Säuren unlöslicher schwarzer Niederschlag beim Einleiten von Schwefelwasserstoff in Silberlösungen.

3) Silber und Chlor.

Chlorsilber, Silberchlorid, als Mineral Hornsilber, $AgCl$, weißer, in Säuren und Wasser unlöslicher, für Licht empfindlicher Niederschlag, leicht in Ammoniak löslich, auch in konzentrierter Kochsalzlösung löslich, schmilzt bei höherer Temperatur zu einer beim Erkalten durchscheinenden, schneidbaren Masse.

4) Silber und Brom.

Bromsilber, Silberbromid $AgBr$, als Mineral grünes Silber benannt, dem Chlorsilber sehr ähnlich, schwerer als dieses in Ammoniak löslich.

5) Silber und Jod.

Jodsilber, Silberiodid AgI, dem Chlorsilber sehr ähnlich, gelb, in Ammoniak unlöslich. Wegen ihrer leichten Zersetzbarkeit durch das Licht finden die Silberhalogene Verwendung in der Photographie. Sie sind sämtlich in unterschwefligsaurem Natron leicht löslich (Fixieren der Photographien).

6) Silber und Cyan, Silbercyanid, Cyansilber $AgCN$ entsteht als weißer, in Säuren unlöslicher Niederschlag beim Vermischen von Silbernitrat mit Cyankalium, löst sich im Überschuß zu Cyansilberkalium $AgCN.KCN$. Die Lösung dieses Salzes dient zur Anfertigung von galvanoplastischen Silberniederschlägen, sowie zum Versilbern.

7) Silber und Schwefelsäure.

Silbersulfat, schwefelsaures Silber Ag_2SO_4. Silber löst sich unter Entwickelung von schwefliger Säure beim Erhitzen mit konzentrierter Schwefelsäure. Das entstehende Sulfat scheidet sich beim Erkalten in farblosen, feinen, in Wasser schwer löslichen Krystallen ab. Auf der Bildung von in heißer Säure löslichem Silbersulfat beruht das Affinieren oder Scheiden des Goldes.

8) Silber und Salpetersäure.

Silbernitrat, salpetersaures Silber, Höllenstein $AgNO_3$ entsteht beim Lösen von Feinsilber in Salpetersäure und krystallisiert aus der konzentrierten heißen Lösung beim Erkalten in großen rhombischen Tafeln. Die Krystalle schmelzen bei sehr gelinder Erhitzung. Durch Eingießen der geschmolzenen Masse in silberne Formen werden die als Höllenstein, Argentum nitricum fusum, bezeichneten Ätzstifte der Chirurgen gebildet. Eine Mischung von zwei Teilen Kalisalpeter und einem Teil Silbernitrat, geschmolzen und zu Stangen geformt, ist das Argentum nitricum mite oder Argentum nitricum cum kalio nitrico der Deutschen Pharmakopöe.

Silber (grünes), s. Silber (Verbindungen 4).

Silber (güldisches) ist goldenthaltendes Silber.

Silberacetat (essigsaures Silber), s. unter Essigsaure Salze (10).

Silberarbeiten, s. u. Goldschmiedekunst.

Silberbär, s. unter Bär (Raubtier).

Silberbäume, soviel wie Eläagnaceen.

Silberberg, Gebirgsstadt und ehemalige Festung im preuß. Regierungsbezirk Breslau, 12½ km westlich von der Kreisstadt Frankenstein und 15 km im Nordosten von Glatz, am Fuße des Spitzbergs und am nördl. Abhange des Eulengebirgs, 1390 m über dem Meere gelegen, hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche und zählt (1885) 1511 E., die eine große Uhrenfabrik (in den ehemaligen Kasematten der Festung), Leistengarnfabriken und Webereien unterhalten. Die Stadt verdankt Namen und Entstehung dem Bergbau, der hier 1370 von meißener und reichensteiner Bergleuten auf Silber und Blei eröffnet wurde, aber während des Dreißigjährigen Kriegs zum Erliegen kam. Die 1750, 1812 und 1868 gemachten Versuche, ihn wieder aufzunehmen, blieben ohne Erfolg. Die von Friedrich II. 1765—77 mit einem Kostenaufwande von 4½ Mill. Thlr. unmittelbar über der Stadt angelegte Festung Silberstein wurde 1860 aufgegeben und, mit Ausnahme des Donjons, mehr oder weniger geschleift. Die Festung S. wurde nie erobert, nur seit dem 1. Juli 1807 von den Bayern und Württembergern, welche die Stadt in der Nacht zum 29. Juni erstürmt hatten, beschossen.

Silberblech, s. unter Blech.

Silberborte, s. unter Bortenweberei.

Silberbromid, s. u. Silber (Verbindungen 4).

Silberchlorid, s. u. Silber (Verbindungen 3).

Silbercyanid, s. u. Silber (Verbindungen 6).

Silberdistel, s. unter Silybum.

Silberdraht, s. unter Draht.

Silberdukaten, s. unter Dukaten.

Silbererze, s. unter Silber (S. 819).

Silberfarn, s. unter Gymnogramme.

Silberfasan, s. unter Fasan.

Silberfisch (Argentina sphyraena) heißt ein kleiner, in die Familie der Lachse gehöriger Fisch des Mittelmeers, dessen von den Schuppen und der Schwimmblase abgewaschener Silberüberzug wie der des Uklei (s. d.) als essence d'orient bei Bereitung der von Jaquin, einem Rosenkranzverfertiger zu Paris, im 18. Jahrh. erfundenen künstlichen Perlen verwendet wird. (S. auch unter Perlen, künstliche).

Silberfischchen (Lepisma saccharina, Tafel: Insekten IV, Fig. 35) oder Zuckergast ist der Name eines sehr sonderbaren, unter die Orthopteren und zwar zur Zunft der Thysanuren (s. d.) gehörenden Insekts von circa 9 mm Länge, das einen birnförmigen gestreckten, flachgewölbten Körper, kurze Beine, lange Fühler und drei Afterborsten, von denen die mittelste die längste ist, besitzt. Von oben erscheint, infolge eines glänzenden, äußerst zarten Schuppenkleides, der Leib silberig, unten ist er gelblich. Das S. ist ein sehr hurtiges Tierchen, das sich in Europa, Nordamerika, kurz in der ganzen civilisierten Welt in dunkeln, moderigen Winkeln der menschlichen Wohnungen aufhält und von allerlei organischer Substanz, unter andern auch gern von Zucker nährt, aber durchaus nicht, wie man oft behauptet, die Leinwand zernagt.

Silberflotte hieß die Flotte, welche zur Zeit der span. Herrschaft in Amerika die Ausbeute der amerik. Bergwerke an Gold, Silber und andern Metallen nach Spanien brachte.

Silberfuchs (Canis argentatus), s. u. Fuchs (Säugetier).

Silbergespinst, mit ganz feinem Silberdraht umwickelte Seidenfäden.

Silberglanz oder Argentit, von den alten Bergleuten Glaserz genannt, ist neben dem gediegenen Silber eins der reichsten und wichtigsten Silbererze; die Krystalle, unter welchen Würfel, Oktaëder und Rhombendodekaëder vorherrschen, sind meist sehr verzogen und verbogen, häufig zu reihenförmigen oder treppenähnlichen Gruppen verbunden, auch erscheint das Mineral haar- und drahtförmig, zähnig, baumförmig, in Platten und als Anflug. Seine Farbe ist schwärzlich-bleigrau, es ist geschmeidig wie Blei, hat daher einen glänzenden Strich, und läßt sich schneiden, hämmern und prägen. König August von Polen ließ aus dem sächsischen S. Denkmünzen mit seinem Bildnis prägen. Vor dem Lötrohr schmilzt es leicht und hinterläßt nach längerm Blasen endlich ein Silberkorn; in konzentrierter Salpetersäure ist es auflöslich unter Abscheidung von Schwefel. Die chem. Analyse ergibt eine Zusammensetzung aus 87 Proz. Silber und 13 Proz. Schwefel, der S. ist also das Silbersulfür Ag_2S. Er bricht auf Gängen und namentlich Gangkreuzen, so in der Gegend von Freiberg, Schneeberg, Joachimsthal und andern Orten des Erzgebirges, zu Schemnitz und Kremnitz in Ungarn, Kongsberg in Norwegen, in Nevada (Comstockgang), Mexiko, Chile, Peru. Künstlich kann S. einfach durch Zusammenschmelzen von Silber und Schwefel erhalten werden.

Silberglätte, s. Bleiglätte.

Silbergras, s. Mindanaofaser und Pampasgras.

Silbergroschen, früher preuß. Silberscheidemünze; 30 S. = 1 Thaler.

Silberhornerz, s. Hornerz.

Silberiodid, s. u. Silber (-Verbindungen 5).

Silberkamm, Berg, s. Lahnberg.

Silberkeräte, ältere Bezeichnung für einige natürlich als Mineralien vorkommende Haloidsalze des Silbers, welche vermöge ihrer vorwiegend gelblichgrauen Farbe, ihres Fettglanzes und ihrer wenn auch bisweilen nur geringen Durchscheinenheit ein an Horn erinnerndes Aussehen besitzen. Dazu gehören das sog. Hornsilber (s. d.) oder das Chlorsilber, das ebenfalls regulär krystallisierende Bromsilber (AgBr) aus Mexiko und Chile, sowie die isomorphen Mischungen von Chlor- und Bromsilber (Embolit, Megabromit, Mikrobromit von Copiapo in Chile), endlich das hexagonale, aber künstlich auch hexagonal zu erhaltende Jodsilber (AgI) von Dernbach in Nassau, Zacatecas in Mexiko und Chañarcillo in Chile.

Silberkrone, s. Kronenthaler.

Silberkupferglanz, s. Kupfersilberglanz.

Silberlachs nennt man stellenweise sowohl die Lachsforelle wie die Seeforelle. (S. u. Forelle.)

Silberlegierungen. Silber läßt sich mit fast allen Metallen zu Legierungen zusammenschmelzen. Von diesen sind die mit Gold und mit Kupfer die wichtigsten. Ein Zusatz von Silber zum Gold erteilt diesem größere Festigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen äußere Angriffe, und andererseits wird Silber durch Zusatz von Kupfer fester und zäher. Alle Münzmetalle und die edeln Werkmetalle sind Legierungen von Gold und Silber oder von Silber und Kupfer, deren Gehalt (Standard) gesetzlich geregelt ist. (Vgl. Karatierung, Lötigkeit, Münze.) S. bis zu 50 Proz. Kupfer sind weiß. Ärmern Legierungen läßt sich durch Ansieden ein dem Feinsilber gleiches Ansehen erteilen. Sie werden zu diesem Behufe zwischen Holzkohlen geglüht, wobei das Kupfer an der Oberfläche oxydiert wird, und dann mit Weinstein und Wasser gekocht; dabei löst sich das Kupfer und die Oberfläche erscheint silberweiß.

Silberling, s. Sekel.

Silberlöwe, soviel wie Cuguar.

Silberluchs, s. unter Luchs.

Silbermann (Gottfried), berühmter Orgel- und Klavierbauer, geb. zu Klein-Bobritsch bei Frauenstein in Sachsen 14. Jan. 1683, lernte die Orgelbaukunst bei seinem ältern Bruder in Straßburg und starb in Dresden 4. Aug. 1753. Zu seinen berühmtesten Orgeln gehören die der kath. Kirche in Dresden von 45 Stimmen, die in der Frauenkirche von 43 und in der Sophienkirche daselbst von 31 Stimmen, in der Peterskirche zu Freiberg von 32 Stimmen, die zu Pönitz von 27 Stimmen, in der St. Georgenkirche zu Rötha von 23 Stimmen und die Orgel im Straßburger Dom. Die von S. erbauten Klaviere waren so haltbar, daß z. B. Philipp Emanuel Bach 45 Jahre lang eins derselben benutzt hat. Er erfand 1740 das Cembal d'amour, welches sich vor dem damals gebräuchlichen Clavichord durch eine größere Klangfülle auszeichnete. Die größte Anerkennung aber verdient S. als Erfinder der Hammermechanik. Von seinen Neffen wurde der älteste, Johann Andreas S. (geb. zu Straßburg 2. Juni 1712, gest. 11. Febr. 1783), als Orgelbauer und der jüngste, Johann Heinrich S., als Pianofortebauer berühmt.

Silberne Hochzeit, s. unter Hochzeit.

Silbernitrat, s. u. Silber (-Verbindungen 8).

Silberoxyd, s. u. Silber (-Verbindungen 1[a]).

Silberpapier (frz. papier argenté, engl. silver-paper), mit echtem oder unechtem Blattsilber oder

auch mit weißem Bronze-, resp. Zinnpulver überzogenes Papier.

Silberperlen, s. unter Perlen (künstliche).

Silberregen, s. unter Prunus.

Silberreiher, s. unter Reiher.

Silberschwärze, alter bergmännischer Name für die Form des Silberglanzes (Glaserzes, Ag_2S), wenn das Erz als erdige und zerreibliche, dann auch häufig durch Antimon oder Arsenik verunreinigte Masse auf den Silbererzgängen die Drusenräume bepudert oder lichte Gangmassen schwärzt.

Silberseife, s. Metallseife.

Silberspiegel, s. unter Spiegel.

Silberstahl nennt man einen Stahl, dem ein ganz geringer Zusatz von Silber gegeben ist; ob die Eigenschaften dadurch verbessert sind, ist fraglich.

Silberstifte, Schreibstifte, mit denen man auf für diesen Zweck besonders präparierten Tafeln von Pergament und sonstigem Material schreibt.

Silberstoff, soviel wie Brokat.

Silberstrich (Argynnis Paphia, Tafel: Insekten II, Fig. 11) ist der Name eines unserer ansehnlichsten mitteleurop. Tagschmetterlinge, der gegen 76 mm spannt, oben lebhaft braungelb mit schwarzen Flecken und Streifen ist, und auf der Unterseite der grünlichen Hinterflügel vier, infolge des Luftgehalts der Schuppen silberigglänzende breite Streifen hat. Seine schwarze, gelbgestreifte Dornenraupe lebt im Mai und Juni auf Brombeeren, Veilchen und andern niedern Pflanzen, verpuppt sich Mitte Juni und gibt im Juli den im größten Teile Europas häufigen Falter.

Silbersulfat, s. u. Silber (:Verbindungen 7).

Silbersulfid, s. u. Silber (:Verbindungen 2).

Silbersuperoxyd, s. unter Silber (:Verbindungen 1b).

Silberweiß ist Bleiweiß.

Silburyhügel, s. unter Avebury.

Silcher (Friedr.), Komponist, geb. 27. Juni 1789 im Dorfe Schnaith bei Schorndorf in Württemberg als Sohn eines Schullehrers, wählte denselben Beruf und wurde durch den auch für Schulgesang bedeutenden Lehrer Auberlen zu Fellbach in das Lehramt eingeführt. Er kam als Hauslehrer nach Ludwigsburg und hier erhielt seine Musikliebe durch K. M. von Webers und C. Kreutzers Anwesenheit neue Nahrung, sodaß er sich endlich entschloß, ganz zur Musik überzugehen. Von Stuttgart, wo ihn seine Talente für häusliche Musik bald beliebt machten, wurde er 1817 als Musikdirektor an die Universität Tübingen berufen. Hier wirkte er 42 Jahre lang für die Musik in Schulen und Kirchen, besonders aber in den freien Gesangvereinen, zu deren Aufblühen er wesentlich beitrug, und starb daselbst 26. Aug. 1860. Von seinen vielen Liedersammlungen ist die bedeutendste die «Sammlung deutscher Volkslieder, für vier Männerstimmen gesetzt». Unter den 144 Liedern derselben befinden sich auch die schönen, allverbreiteten Melodien, welche er selbst komponierte und die seinen Namen berühmt gemacht haben: «Ich weiß nicht, was soll es bedeuten», «Ännchen von Tharau», «Morgen muß ich weg von hier», «Zu Straßburg auf der Schanz» und viele andere. Unter den deutschen Komponisten volkstümlicher Melodien nimmt S. den ersten Platz ein. Sein Denkmal in Tübingen (in den Anlagen hinter der neuen Aula) wurde 7. Mai 1874, ein anderes zu Schnaith 29. Juni 1882 enthüllt.

Silēn (grch.), oft in der Mehrzahl Silene, wie die ihnen ähnlichen und oft mit ihnen verbundenen oder verwechselten Satyrn (s. d.), hießen dämonische Wesen der griech. Mythologie, die ihrer ursprünglichen Naturbedeutung nach Dämone des Fruchtbarkeit verbreitenden fließenden Wassers waren, und als unzertrennliche Begleiter des Dionysos auf seinen ausgelassen lustigen Wanderzügen wie in seinen Kämpfen gegen die Giganten, die Indier u. s. w. erscheinen. Der berühmteste derselben ist der S. Marsyas. In der Kunst werden die Silene zuerst mit tierischen Attributen, Pferdeohren und Pferdeschweifen, zum Teil auch Hufen dargestellt. In derselben Gestalt wurden dann auch die Satyrn gebildet, bis von diesen, welche nun auch gewöhnlich jugendlich gebildet wurden, namentlich auch im Satyrspiel, der eine ältere S. unterschieden ward. Derselbe wurde dann in der Poesie, sowie in der bildenden Kunst gewöhnlich als dickbäuchiger, glatzköpfiger Alter mit einer Stumpfnase und Schweinsohren, häufig mit einem Weinschlauch in der Hand, oft in Trunkenheit auf einem Esel hängend oder von ein Paar Satyrn mehr getragen als geführt aufgefaßt und dargestellt.

Silenēen (Silenēae), s. Caryophyllaceen.

Silesius (Angelus), s. Angelus Silesius.

Silhouette oder Schattenriß nennt man das Schattenbild eines Menschen, wenn der Umriß dieses Bildes mit schwarzer Farbe ausgefüllt ist, in welche bisweilen mit weißen Strichen die innern Linien leicht ausgespart werden. Der Name rührt von dem franz. Generalkontrolleur und nachmaligen Finanzminister Etienne de Silhouette (geb. 5. Juli 1709, gest. 20. Jan. 1767) her, der um 1757, wo die Schattenrisse in Paris Mode wurden, wegen seiner Neigung, alles auf die ökonomischste Weise einzurichten, das allgemeine Stadtgespräch bildete, sodaß man jede neue, wenig kostspielige Mode nach ihm à la Silhouette nannte. In künstlerischer Hinsicht ist die S. ohne großen Wert; aber anziehend bleibt sie für den Physiognomiker. In neuester Zeit haben es deutsche Künstler versucht, der S. künstlerische Bedeutung zu verleihen, in welcher Hinsicht vor allen Konewka mit seinen Bildchen zu Goethes «Faust» und die heitern Darstellungen aus dem österr. Alpenleben von Ströhl (Schwoarzlerschåln) zu nennen sind.

Silicāte sind die Salze der Kieselsäure, welche namentlich als Mineralspezies große Wichtigkeit haben. Sie leiten sich sämtlich von einem in freiem Zustande unbekannten Kieselsäurehydrat $SiO(OH)_2$ ab. Je nachdem dieses Kieselsäurehydrat mit einem einwertigen Metall $\overset{I}{R}$, z. B. Kalium, oder mit einem zweiwertigen Metall $\overset{II}{R}$, z. B. Calcium, oder mit einem sechswertigen Doppelatom $\overset{VI}{R_2}$, z. B. Eisen des Eisenoxyds, ein neutrales Salz bildet, werden Verbindungen folgender Konstitution entstehen:

$$\overset{I}{R}_2SiO_3 \qquad \overset{II}{R}SiO_3 \qquad (\overset{VI}{R_2})Si_3O_9.$$

Die Kieselsäure zeichnet sich vor allen andern Säuren dadurch aus, daß sie geneigt ist, Salze von verschiedenen Sättigungsstufen zu bilden und außerdem Verbindungen von verschiedenen Sättigungsstufen einzugehen, die als Doppelsalze einfacherer Verbindungen aufzufassen sind.

Nach Rammelsberg lassen sich im Mineralreiche folgende Sättigungsstufen der Kieselsäure unterscheiden:

Zweifach saure S.	$\overset{I}{R}_2Si_2O_5$	$\overset{II}{R}Si_2O_5$	$(\overset{VI}{R}_2)Si_6O_{15}$
Normale S.	$\overset{I}{R}_2SiO_3$	$\overset{II}{R}SiO_3$	$(\overset{VI}{R}_2)Si_3O_9$
Halbsilicate	$\overset{I}{R}_4SiO_4$	$\overset{II}{R}_2SiO_4$	$(\overset{VI}{R}_2)_2Si_3O_{12}$
Drittelsilicate	$\overset{I}{R}_6SiO_5$	$\overset{II}{R}_3SiO_5$	$(\overset{VI}{R}_2)SiO_5$
Viertelsilicate	$\overset{I}{R}_8SiO_6$	$\overset{II}{R}_4SiO_6$	$(\overset{VI}{R}_2)_4Si_3O_{18}$

In jedem einzelnen S. können die gleichwertigen Metalle einander ganz oder teilweise vertreten; so kann ein nach der allgemeinen Formel $\overset{I}{R}_2Si_2O_5$ zusammengesetztes S. bestehen aus $(K,Na,Li)_2Si_2O_5$, ein solches von der Formel $(\overset{VI}{R}_2)Si_6O_{15}$ kann neben Eisen Aluminium enthalten, also $(Fe_2, Al_2)Si_6O_{15}$ u. s. f. Außerdem können durch Bildung von Doppelsilicaten zahlreiche andere Verbindungen entstehen. (Vgl. Rammelsberg, «Die chem. Natur der Mineralien», Berl. 1886.)

Silicium, chem. Zeichen Si, Atomgewicht 28, ein von Berzelius entdecktes Element, welches in sehr vielen seiner Eigenschaften dem Kohlenstoff sehr ähnlich ist. Man kennt es im amorphen und krystallisierten Zustande. Amorph erhält man es, indem ein Gemenge von Kieselfluornatrium mit Kochsalz und metallischem Natrium in einen glühenden Tiegel eingetragen und unter Abschluß der Luft einige Zeit im Glühen erhalten wird. Nach dem Lösen der Schlacke hinterbleibt das S. als dunkelbraunes, abfärbendes Pulver, welches in Wasser, Schwefelsäure und Salpetersäure unlöslich ist, sich aber in Fluorwasserstoffsäure und in wässerigem Kali unter Entwickelung von Wasserstoff löst. Das getrocknete Pulver verbrennt beim Erhitzen an der Luft zu Kieselsäure. Wird das Pulver bei Luftabschluß bis zur Weißglut erhitzt, so verwandelt es sich in eine andere Modifikation, in welcher es nicht mehr brennbar, auch in Flußsäure und Kalilauge unlöslich ist. Krystallisiert erhält man es, wenn man ein Gemenge von drei Teilen Kieselfluorkalium, einem Teil Natrium und einem Teil Zink in einen rotglühenden Tiegel einträgt und darin längere Zeit bei Zinkschmelzhitze erhält. Das geschmolzene Zink wirkt dabei als Lösungsmittel, aus dem das S. krystallisiert. Nach dem Erkalten wird zuerst die Schlacke durch Wasser gelöst und dann das Zink durch Salzsäure entfernt, wobei das S. in schwarzen, harten Krystallen von 2,5 spezif. Gewicht zurückbleibt. Das S. geht eine Reihe von Verbindungen ein, die den Kohlenstoffverbindungen in vielen Dingen ähnlich sind. Vielleicht ist sogar das S. befähigt, einen Teil des Kohlenstoffs in der organischen Substanz der Pflanzen zu vertreten.

Siliciumbronze, eine durch den Gehalt an Silicium gehärtete Bronze.

Siliciumdioxyd, s. Kieselsäure.

Silicula (lat.), Schötchen.

Siliqua (lat.), Schote.

Silistria (im Mittelalter Driston, Dorostulus oder Durostorus), Stadt im Fürstentum Bulgarien, hart an der Grenze der rumän. Provinz Dobrudscha, am rechten Ufer der Donau und an einem wichtigen Übergangspunkte dieses hier nur 760 m breiten Stroms gelegen, gegenüber dem walach. Städtchen Kalarasch, war bis zum Orientkriege von 1853—56 schlecht gebaut und schmutzig und zählte nur etwa 6000 E., hatte sich seitdem aber nicht unerheblich gehoben, sodaß sich die Einwohnerzahl bis 1881 auf 10642 E. hob. Dabei hat dieser Aufschwung infolge des Russisch-Türkischen Kriegs von 1877 und 1878 eine Unterbrechung erfahren, da mehrere hundert muselmanische Familien auswanderten. Wein- und Gartenbau, Fischerei, Handel, Gerberei und Tuchweberei sind die Hauptbeschäftigungen der Bewohner. Bis 1878 war S. eine Festung; nach den Bestimmungen des Berliner Kongresses von 1878 sollen jedoch alle Befestigungsanlagen geschleift werden. Der Platz hat von jeher eine wichtige Rolle in der Kriegsgeschichte gespielt. Nur in dem Russisch-Türkischen Kriege von 1877 und 1878 haben die Operationen ihn unberührt gelassen. S. wurde 584 von den Avaren unter Bajan-Chan erobert, 890 siegte dort der byzant. Kaiser Leo Philosophus mit den Ungarn über die Bulgaren und 971 Kaiser Tzimiskes über die Russen unter Swjätoslaw. S. wurde 1595 von den Türken, 1603 von Radul Weyda verbrannt, 10. Juni 1773 von den Russen unter Romanzow gegen Osman Pascha mit Verlust angegriffen, worauf die Russen unter Weißmann, welcher fiel, über Numan Pascha 20. Juli 1773 bei dem Dorfe Kutschuk-Kainardschi (s. d.) siegten und dort 21. Juli 1774 der Friede zwischen Rußland und der Pforte (s. Osmanisches Reich) zu Stande kam. Am 22. Okt. 1809 erlitten die Russen eine Niederlage bei dem westwärts gelegenen Dorfe Tataritza. Unter Langeron schlossen die Russen 1810 abermals die Festung ein und gewannen sie 11. Juni durch Kapitulation. Im Kriege von 1828 wurde S. vom 21. Juli bis zum 15. Sept. unter General Roth, dann unter Langeron und Wittgenstein bis zum 10. Nov. belagert, und 1829 geschah ein Gleiches vom 17. Mai bis zum 5. Juni, und zwar unter dem General Schilder in Gegenwart von Diebitsch, dann unter dem General Krassowski. Letzterm übergab Hadschi Achmet Pascha 30. Juni 1829 die Festung durch Kapitulation. Im Unterschied vom Feldzuge 1828—29, in welchem Varna von den Russen 1828 und S. erst später, 1829, bezwungen wurde, machte die Belagerung von S. im Kriege 1853—56 die erste Hauptoperation an der Donau aus. Die Einschließung, welche keine vollständige war, wurde durch Kämpfe in der Umgegend eingeleitet. Die eigentlichen Angriffsarbeiten gegen die vorgeschobenen Werke wurden 12. Mai 1854 eröffnet. Regen und Überschwemmungen, tapfere Gegenwehr und heftige Ausfälle hinderten jedoch die Arbeiten, und mehrere Angriffe (29. Mai, 6. und 9. Juni) wurden mit großem Verlust abgeschlagen, sodaß die Russen 26. Juni 1854 die Belagerung aufgaben. Infolge des Waffenstillstandes vom 31. Jan. 1878 wurde S. im Febr. 1878 von den Türken geräumt und von den Russen besetzt. Durch den Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 kam S. an das Fürstentum Bulgarien.

Silius Italicus (Tiberius Catius), röm. Dichter in der letzten Hälfte des 1. Jahrh., geb. 25 n. Chr., bekleidete unter Nero 68 n. Chr. das Konsulat und verwaltete nachher als Prokonsul auf eine ehrenvolle Weise die Provinz Asien. Später zog er sich von den öffentlichen Geschäften auf seine Landgüter zurück und lebte hier philos. Studien und der Poesie, bis er in seinem 75. Lebensjahre, 101 n. Chr., von einem unheilbaren Körperleiden durch einen freiwilligen Tod sich befreite. Sein noch vorhandenes Epos «Punica» schildert in 17 Büchern hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich nach Livius, den zweiten Punischen Krieg. In der poetischen Form sucht S. namentlich Virgil nachzuahmen. Das

Werk hat aber mehr rhetorischen als wahrhaft poetischen Charakter, obgleich es darin nicht an einzelnen erhabenen Schilderungen, z. B. des Heereszugs des Hannibal über die Alpen, fehlt. Die besten Ausgaben besorgten Drakenborch (Utr. 1717), Ernesti (2 Bde., Lpz. 1791—92), Ruperti (2 Bde., Gött. 1795—98) und Weber im »Corpus poetarum Latinorum« (Frankf. 1833); deutsche Übersetzungen lieferten Bothe (Stuttg. 1856) und ein Ungenannter (2 Bde., Braunschw. 1866). Vgl. Brandtstäter, »De Pun. Sil. argumento, stilo, ornatu poetico« (Wittenb. 1877); Heynacher, »Die Stellung des S. unter den Quellen des zweiten Punischen Kriegs« (Ilfeld 1877); Schlichteisen, »De fide historica S. I.« (Königsb. 1881).

Silkstone, Township in der engl. Grafschaft York, Westriding, Station der Linie Penistone-Doncaster-Barnetby der Manchester-Sheffield-Lincolnshirebahn, zählt (1881) 1291 E. und hat große Steinkohlenbergwerke.

Sillamäggi, Badeort in Estland, unweit der Eisenbahnstation Waiwara, in der Nähe von Narva am finländ. Meerbusen belegen, von Nadelwaldungen umgeben, existiert als solcher erst seit 1850.

Sillaro, im Altertum Silarus, rechter Nebenfluß des Po de Primaro im ital. Compartimento Emilia, entspringt am Nordabhange des etrusk. Apennin, durchfließt die Provinzen Bologna und Ravenna und mündet nach einem Laufe von 70 km.

Sillé-le-Guillaume (mittellat. Silliacus), Stadt im franz. Depart. Sarthe, Arrondissement Le Mans, Station der Linien Paris-Brest, La Hutte-S. und S.-Sablé der Westbahn, zählt (1881) 3477 E. und hat Ruinen eines Schlosses aus dem 15. Jahrh. mit einem Donjon von 38 m Höhe, eine bemerkenswerte Kirche aus dem 12. Jahrh. mit schönem Portal, Eisengruben, Eisenhämmer, Leinweberei, Spitzenklöppelei, Fabrikation von Stahlwaren, besonders von Messern, Gerberei und Handel mit Vieh und Produkten der Landwirtschaft.

Sillen nannten die Griechen eine eigene Gattung von Spottgedichten in Hexametern. Dieselbe wurde nach dem Vorgange anderer, namentlich des Xenophanes und einiger Kyniker, wie des Krates und Bion, insbesondere von dem Phliasier Timon, mit dem Beinamen der Sillograph (gest. 226 v. Chr.) ausgebildet. In den drei Büchern S. verspottete er, vielfach mit Parodierung homerischer Verse, im Sinne der Skeptiker die dogmatischen Philosophen und ihre Lehrsätze. Die noch vorhandenen Bruchstücke der S. des Timon und anderer sind hauptsächlich von Wachsmuth in der Schrift »De Timone Phliasio« (Lpz. 1859) und sodann in neuer Bearbeitung in »Sillographorum Graecorum reliquiae« (Lpz. 1885) gesammelt und besprochen.

Sillery, Dorf von 462 E. im franz. Depart. Marne, Arrondissement Reims, links an der Vesle und am Marne-Aisne-Kanal, Station der Linie Reims-Verdun-Batilly der Französischen Ostbahn, 14 km südöstlich von Reims, hat Weltruf erlangt durch Erzeugung eines früher vorzugsweise geschätzten moussierenden Champagners, welcher jedoch durch die Erzeugnisse von Epernay und Reims seit längerer Zeit überflügelt worden ist. Gegenwärtig gelten die »Sillery mousseux« als leichte Damenweine und stehen in niedrigerm Preise als die Marken der genannten Produktionsorte, während zu Anfang des 19. Jahrh. noch die Bezeichnung S. identisch mit Champagner war. Übrigens umfaßt das Weingebiet von S. nur das geringe Areal von 64 h.

Sillian, Marktflecken, s. unter Pusterthal.

Silliman (Benjamin), berühmter amerik. Naturforscher, geb. 8. Aug. 1779 zu Trumbull in Connecticut, wurde 1802 Professor der Chemie am Yale-College in Newhaven und besuchte 1805—6 Europa, um Bücher und Apparate für dieses Institut zu erwerben. Das Tagebuch seiner Reisen veröffentlichte er unter dem Titel »Journal of travels in England, Holland and Scotland in 1805—6« (2 Bde., Newhaven 1810; erweiterte Ausg., 3 Bde., 1820). Hierauf begann er 1818 die Herausgabe des »American journal of science and arts« (bekannter unter dem Namen »Silliman's Journal«), in welchem die amerik. Gelehrten von Auszeichnung ihre Beobachtungen niederlegten, und das auch in Europa ehrenvoll bekannt wurde. Seine eigenen Aufsätze über Physik, Chemie, Geologie und Meteorologie nehmen darin eine der ersten Stellen ein. Von seinen übrigen Werken verdienen die »Remarks made on a short tour between Hartford and Quebec« (Newhaven 1820) und »Elements of chemistry« (2 Bde., Newhaven 1831) Erwähnung. In Begleitung seines Sohnes machte er 1851 eine neue Reise nach England und dem europ. Kontinent, die er in »A visit to Europe in 1851« (2 Bde., Newhaven 1853) beschrieb. S. war der erste, welcher Vorträge über wissenschaftliche Gegenstände für Laien hielt, eine Sitte, die seitdem in Amerika ganz allgemein geworden ist. Im J. 1853 legte er seine Professur nieder, setzte aber auf den Wunsch der Fakultät seine Vorlesungen über Geologie noch bis 1855 fort. Er starb 24. Nov. 1864. Nach ihm hat man ein von Bowen in Connecticut entdecktes Mineral Sillimanit genannt.

Sein Sohn, Benjamin S., geb. 4. Dez. 1816 zu Newhaven, seit 1847 ebenfalls Professor der Chemie am Yale-College, hat sich durch eine große Anzahl von physik., chem. und mineralog. Arbeiten einen geachteten Namen erworben. Sehr verbreitet sind seine »First principles of chemistry« (Philad. 1847 u. öfter) und »First principles of physics« (Philad. 1858; neue Aufl. 1868).

Sillométer, s. unter Log.

Silo (span.) oder Kornkeller nennt man eine Grube in trockenem Erdreich zum Aufbewahren des Getreides, in neuerer Zeit auch zum Einsäuern (ensilage) grüner Futtermittel. Die S. kamen schon im Altertum vor und sind sehr gewöhnlich im Orient und im nördl. Afrika, finden sich aber auch in Italien, Spanien, dem südl. Frankreich, in Ungarn und anderwärts. Sie werden meist in elliptischer, unten etwas zugespitzter Form ungefähr 3—4 m tief, am vorteilhaftesten auf erhöhten, einer Überschwemmung nicht ausgesetzten Plätzen, in nicht feuchtem Lehm- oder Lößboden angelegt. Zuweilen wird 0,66 bis 1,0 m über dem Grunde ein Mauergewölbe aufgeführt, durch welches die Einschüttungsröhre mündet. Ihre Anlegung und Unterhaltung ist wohlfeil. Sie schützen das Getreide gegen Mäusefraß und Kornwürmer und erhalten es viele Jahre lang frisch und gesund. Die der Einsäuerung dienenden S. haben die Form eines Oblongums und sind entweder gemauert oder direkt im Erdboden angebracht. Möglichste Undurchlässigkeit ist Bedingung für das Gelingen der Ensilage.

In neuerer Zeit bezeichnet man mit Silo auch diejenigen Anlagen, bei welchen zur Aufbewahrung

des Getreides kasten- oder cylinderförmige Behälter aus Holz, Mauerwerk oder Eisenblech dienen. Manche derselben sind mit mechan. Einrichtungen zur automatischen Bewegung des Getreides unter beständigem Luftzutritt versehen und in großen Dimensionen ausgeführt. Das Getreide wird hier durch Elevatoren gehoben und durch Transportschrauben und Fallrohre den einzelnen S. zugeführt. (S. unter Mehlfabrikation.)

Siloah (hebr., «Sendung», «Strömung») war im alten Jerusalem (s. d.) Name eines oder mehrerer Teiche eines Thales, und ursprünglich einer aus dem Tempelberge intermittierend hervorströmenden Quelle, die auch Gihon, d. i. «Sprudel», hieß. Das dem heil. Tempelberge geheimnisvoll entströmende Siloahwasser wurde vielfach Gegenstand frommer Verehrung. Schon im Alten Testament (Jes. 8, 6; Psalm 46) wird der Gott Jahve als der Fels Israels und der Born lebendigen Wassers unter dem Bilde S. vorgestellt. Den Christen galt das Wasser S. heilig wegen Joh. 9, und die Mohammedaner sahen in demselben eine der Paradiesquellen. Seit dem 17. Jahrh. wurde der Name S. auch auf das der Siloahquelle gegenüber am Westabhange des «Berges des Ärgernisses» liegende mohammed. Dorf S. (Kefr Silwân) übertragen, welches im Mittelalter an der Stelle altjüd. Begräbnisstätten, deren Höhlen teilweise als Wohnungen benutzt wurden, entstanden ist.

Sils, drei Dörfer im schweiz. Kanton Graubünden. — Sils im Engadin, ladinisch Segl, Pfarrdorf im Bezirk Maloja, liegt 1797 m über dem Meere auf dem rechten Ufer des Inn in der Wiesenebene zwischen dem Silser- und Silvaplanersee, zählt (1880) 214 meist ladinische und reform. E. und besteht aus den Häusergruppen Sils-Baseglia an der Hauptstraße des Engadin und dem südlich von diesem beim Eingang des Val Fex anmutig gelegenen Sils-Maria, das als Sommerfrische und Luftkurort viel besucht wird. Der Silsersee (1794 m), der größte und schönste der vier Seen, welche der Inn im Oberengadin bildet, ist 5 km lang, ¼ bis 1½ km breit, 4 qkm groß und 74 m tief. — Sils im Domleschg, roman. Seglias, liegt 696 m über dem Meere, 1½ km nordöstlich von Thusis auf der Halbinsel zwischen dem Hinterrhein und der Albula an der Schynstraße (s. d.), im Bezirk Heinzenberg, zählt (1880) 567 meist deutsche und reform. E. und besitzt zwei Kirchen und mehrere alte Herrenhäuser der Familien Donats und Salis. Bemerkenswert sind in der malerischen Umgebung die Ruinen der Burgen Hohen-Realta, Ehrenfels und Campi und das alte Schloß Baldenstein. — Sils im Bergell s. Soglio.

Silurische Formation wurde von Murchison die untere Abteilung der Grauwackengruppe genannt, weil er dieselbe zuerst in dem Gebiet des alten Königreichs der Silurer im Westen Englands als selbständige Formation erkannte und von den neuern, später als devonisch bezeichneten Grauwackenbildungen absonderte. Diese Formation gehört zu den ältesten Versteinerung führenden Bildungen der festen Erdkruste; sie wird besonders charakterisiert durch Graptolithen, gewisse Arten von Orthoceratiten und Trilobiten. Überreste von Wirbeltieren und Landpflanzen fehlen in ihr beinahe gänzlich. Nachdem diese Formation in England einmal als eine besondere erkannt und 1840 von Murchison in seinem Werke «The Silurian system» beschrieben worden war, hat man sie auch in Nordamerika, Rußland und Skandinavien als sehr verbreitet wiedererkannt. Minder häufig tritt sie in Centraleuropa auf, am schönsten entwickelt in Böhmen, westlich von Prag, wo dieselbe ein großes beckenförmiges Gebiet ausfüllt.

Silurus (lat.), der Wels.

Silva (Antonio José da), genannt o Judeu, ist der Verfasser portugiesischer burlesk-komischer Singspiele von genialer Originalität, welche 1733—38 im Theater des Bairro-Alto von Lissabon, unter dem rauschenden Beifall der Menge, dargestellt wurden. S. wurde als Sohn eines getauften Juden 8. Mai 1705 in Rio de Janeiro geboren, studierte in Coimbra die Rechte und wollte eben 1726 seine Thätigkeit als Advokat beginnen, als er mit samt seiner schon früher des Judäismus verdächtigten Mutter vor das Inquisitionstribunal gefordert wurde. Schließlich freigesprochen, arbeitete er als Advokat in Lissabon. Im J. 1737 wurde S. jedoch von neuem vor die Schranken des Inquisitionstribunals geladen, nach zweijähriger Gefangenschaft zum Tode verurteilt und am 19. Okt. 1739 das Urteil in feierlichem Auto da Fé vollstreckt.

Das Volk nannte S.s Singspiele nur die «Opern des Juden», im Hinblick darauf, daß in den eigenartigen Dramen die kernige volkstümliche Prosa, welche ihre eigentliche Sprache ist, häufig durch eingelegte Gesangsstücke unterbrochen wird. Die Parodie mythologischer Stoffe und altklassischer Fabeln und der große scenische Apparat der «Operas» nähert sie den modernen Offenbachiaden; der Humor, welcher die echt portug. Sitten und Zeitbilder adelt, erhebt sie jedoch zu epochemachenden Erscheinungen. Die bedeutendsten der Stücke sind: «Amphytrião», «Esopaida», «Don Quixote» und «Guerras de Alecrim e Mangerona». Gedruckt wurden sie erst in Einzelheften (1736—37), dann gesammelt im «Theatro comico Portuguez» (4 Bde., Lissab. 1744, 1747, 1753, 1759 und 1787—92), welches acht Stücke von S. enthält. Ein Stück, «O Ocabinho da mão furada», erschien erst 1860 in der «Revista Brazeleira».

Vgl. Wolf, «Don Antonio José da Silva, der Verfasser der sog. Opern des Juden» (Wien 1860); David, «Les Opéras du Juif» (Par. 1880).

Silva (Luis Augusto Rebello da), s. Rebello da Silva.

Silva Mendes Leal (José da), portug. Dichter, s. Leal.

Silvanus, ein altlatinischer Gott, der, wie der Name zeigt, ursprünglich als Schützer und Pfleger des Waldes, dann aber auch der Herden, der Felder und ihrer Grenzmarken betrachtet und daher vorzugsweise von Landleuten und Hirten verehrt und gewöhnlich in Gestalt eines Gärtners oder Pflanzers dargestellt wurde. Später hat man ihn oft mit dem altitalischen Faunus (s. d.) und mit dem griech. Pan (s. d.) vermengt.

Silves, Stadt (Cidade) im portug. Distrikt Faro (Algarve), rechts an dem von hier ab für Boote fahrbaren Rio de Silves, ist altertümlich gebaut, von verfallenen Mauern umgeben, zählt (1878) 6913 E. und hat ein vieltürmiges maurisches Kastell; sehenswert ist die innerhalb des letztern stehende gotische Hauptkirche. Einer hiesigen Korkfabrik liefern die zwischen S. und Monchique sich ausdehnenden Korkeichenwälder das nötige Material. — S. (arab. Schelb, mittellat. Silvis), war nach dem Untergang der Omajjaden-

herrschaft in Spanien 1028—1250 Hauptstadt der maurischen Könige von Algarve (Alsaghar).

Silvester, s. Sylvester.

Silvestri (Orazio), ital. Geolog, geb. 7. Febr. 1835 in Florenz, ist Professor der Geologie an der Universität zu Catania und Direktor des Ätna-Observatoriums. Er verfaßte Schriften über Eruptionen, Fauna, Mineralien u. s. w. des Ätna und gründete eine Observationsstation zu Catania mit sismographischen Apparaten, sowie den Alpenklub zu Catania.

Silvia, der 87. Asteroid, s. unter Planeten.

Silvius, Sohn des Äneas (s. d.).

Silvretta oder Selvretta heißt nach der gleichnamigen Alp im Quellgebiet der Landquart diejenige Gruppe der Rhätischen oder Graubündener Alpen (s. Alpen 10), die sich im N. vom obern Montafon, dem Zeinesjoch und dem Paznaun, im S. vom Unterengadin, der Flüelastraße und der Oberstufe des Prättigaus begrenzt, vom Schlappinajoch (2190 m, Prättigau-Montafon) östlich bis zum Fimberpaß (2605 m, Unterengadin-Paznaun) erstreckt. Den Kern der Gruppe bildet ein stark vergletscherter, vornehmlich aus Hornblendeschiefer bestehender Gebirgsstock im Hintergrund des Prättigau auf der Wasserscheide zwischen Landquart, Ill, Trisanna und Inn an der Grenze von Graubünden, Tirol und Vorarlberg, dessen Mittelpunkt das oberhalb des Silvrettagletschers aufsteigende Silvrettahorn (3248 m) ist. Nordwestlich von demselben erheben sich auf der Wasserscheide zwischen Ill und Landquart die Seehörner mit dem Groß-Litzner (3124 m), südlich gegen das Unterengadin vorgeschoben die steile Felspyramide des Piz Linard (3416 m), östlich die felsigen Kuppen des Kleinen und des Großen Piz Buin (3204 und 3327 m) und das zerklüftete Fluchthorn (3396 m). Die wichtigsten Pässe sind, abgesehen von den Grenzpässen, das Silvrettajoch (3026 m) und das Verstanklathor (Prättigau-Unterengadin), der Futschölpaß (2767 m, Unterengadin-Paznaun), der Fermontpaß (2806 m, Unterengadin-Montafon) und der Klosterpaß (Montafon-Prättigau). Als Standquartiere für Exkursionen in der S. dienen die Silvrettahütte (2280 m) beim Silvrettagletscher und die Jamthalhütte (2206 m) am Jamthalferner. Im weitern Sinne werden auch die östlich vom Fimberpaß gelegenen, das Val Samnaun umschließenden Ketten des Bürkelkopfs (3030 m) und des Piz Muttler (3298 m) zur S. gerechnet, von denen sich erstere als Wasserscheide zwischen Trisanna und Inn nordöstlich bis zur Mündung der Sanna bei Landeck fortsetzt.

Silybum nannte Gärtner eine Gattung der Kompositen, Abteilung der Cynareen, deren einzige bekannte Art in den Mittelmeerländern einheimisch vorkommt. Es ist die Marien-, Silber-, Milch- oder Frauendistel (S. Marianum *Gärtn.*), eine der schönsten Distelarten, welche in Südeuropa wild wächst und wegen ihrer prächtigen, wie mit Firnis überzogenen und wie mit Milch bespritzt und begossen aussehenden grünen, weißmarmorierten Blätter häufig als Zierpflanze kultiviert wird. Die Gattung S. besitzt verwachsene Staubfäden, wodurch sie sich von den meisten übrigen Kompositen unterscheidet. Ihre großen, einzeln am Ende der Äste stehenden, purpurne Röhrenblüten enthaltenden Blütenkörbchen haben eine grüne, aus großen, sparrig herabgebogenen, in Dornen auslaufenden und kronenförmig gezähnten Schuppenblättern zusammengesetzte Hülle, die Blüten sind dornig gewimpert. Die Wurzel und Samen waren früher offizinell.

Simáncas (bei den Römern Septimanca), ein Städtchen (Villa) der span. Provinz Valladolid in Altcastilien, 11 km südwestlich von Valladolid, in einer weinreichen Gegend malerisch auf einer Felsenhöhe am rechten Ufer des Pisuerga gelegen, über welchen aus der Römerzeit eine Steinbrücke von 16 Bogen führt, zählt 800 E. und ist berühmt wegen des in seinem altertümlichen, hochgetürmten Schlosse befindlichen Generalarchivs von Leon und Castilien, eins der reichsten der Welt. Früher waren die Staatspapiere an verschiedenen Orten der Monarchie aufbewahrt. Erst Kaiser Karl V. ordnete 1543 an, daß alle Sammlungen zu S. vereinigt wurden. Der eigentliche Gründer aber ist Philipp II., der nicht nur seine eigene enorme Korrespondenz dort niederlegte, sondern auch durch Agenten überall im Lande nach Urkunden suchen ließ. Die Archive umfassen jetzt über 100000 Bündel (legajos), jedes zu etwa 100 Dokumenten, die in 38 Sälen und Zimmern angehäuft sind. Das älteste Dokument ist ein Landbuch Peters des Grausamen (1350—69). Von besonderm Interesse sind die auf die Entdeckungsgeschichte von Amerika und den Prozeß des Don Carlos bezüglichen Dokumente. Ausländern war der Zugang früher verschlossen; erst seit 1844 wurden franz. und belg. Forscher im Auftrage ihrer Regierungen zugelassen. Neuerdings wurden die Archive den Gelehrten mit Liberalität zur Disposition gestellt; jedoch geschieht die Benutzung nur innerhalb des Schlosses in einem großen Lesezimmer. Der erste, welcher umfassende und erfolgreiche Untersuchungen daselbst angestellt, ist ein Deutscher, Bergenroth. Die Frucht seiner im Auftrage der engl. Regierung übernommenen und von dieser veröffentlichten mehrjährigen Arbeiten ist «Calendar of letters, despatches and state papers relating to the negotiations between England and Spain, etc.» (Bd. 1, Lond. 1862). Zur Römerzeit gehörte diese Stadt der Vaccäer zum Conventus Cluniensis der Provinz Tarraconensis. S. ist denkwürdig durch den großen Sieg, den Ramiro II. von Leon 8. Aug. 934 hier über die Araber unter dem Omaijaden Abd-er-Rahman erfocht.

Simao, Saman oder Samao, kleine Insel in Hinterindien, zu der niederländ.-ostind. Residentschaft Timor gehörend, wird durch eine schmale Meerenge von der Südspitze von Timor, an deren Westseite S. sich ausbreitet, und durch die Straße von Rotti von dieser, sowie von der kleinern Insel Lando getrennt. S. ist stark vulkanisch, aber nicht unfruchtbar und führt Reis und Gerste aus.

Simarūba *Aubl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Simarubeen. Man kennt nur wenige Arten, die sämtlich in den Tropengegenden Amerikas vorkommen. Es sind Bäume mit alternierenden, gefiederten, lederartigen Blättern und kleinen, in rispenartige Blütenstände gestellten diöcischen Blüten, welche aus einem kleinen fünflappigen Kelch, fünf Blumenblättern, 10 Staubgefäßen, bei den männlichen, mehrern schuppenförmigen Staminodien, sowie einem fünfteiligen Fruchtknoten mit fünflappiger Narbe bei den weiblichen bestehen. Von einigen Arten ist das Holz und die Rinde offizinell; so stammt von der auf Jamaika wachsenden S. amara *Hayne* die unter dem Namen Cortex Simarubae in den Handel kommende Wurzelrinde.

welche als besonders wirksam gegen Ruhr und Diarrhöen angewendet wird; von einer andern gleichfalls westind. Art, S. excelsa *DC.* (Picrasma excelsa *Planch.*) wird das Holz unter dem Namen jamaikanisches Quassienholz in den Handel gebracht und zu ähnlichen Zwecken wie das echte Quassienholz benutzt. (S. Quassia.)

Simarubēen (Simarubēae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 110 Arten, die der größten Mehrzahl nach den Tropengegenden angehören. Es sind baum- oder strauchartige Gewächse mit alternierenden gefiederten, seltener ungeteilten Blättern und kleinen regelmäßigen, meist eingeschlechtigen Blüten, die aus einem drei- bis fünflappigen Kelch, drei bis fünf Blumenblättern, ebenso vielen oder doppelt so vielen Staubgefäßen und einem zwei- bis fünfteiligen Fruchtknoten bestehen. Mehrere Arten der S. sind wegen ihres Gehaltes an Quassiin, einem stark bitter schmeckenden Körper, offizinell.

Simbach (am Inn), Pfarrdorf im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, Bezirksamt Pfarrkirchen, links am Inn, der oberösterr. Stadt Braunau gegenüber, Station der Linie München-S. der Bayrischen Staatsbahnen und der Linie Neumarkt-Ried-Braunau-S. der Österreichischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts und eines Hauptzollamts, zählt (1885) 3208 kath. E. und hat eine Eisenbahnwerkstätte. Am 12. Mai 1743 trugen bei S. Prinz Karl von Lothringen und Feldmarschall Khevenhüller einen glänzenden Sieg über das Heer Kaiser Karls VII. davon.

Simbach (bei Landau an der Isar), Flecken im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, Bezirksamt Eggenfelden, zwischen der Vils und dem Kollbach, hat (1885) 751 kath. E.

Simbirsk, ein Gouvernement im östl. Teile des europ. Rußland, welches auf 49493,7 qkm (1880) 1471164 E. zählt, worunter viele Mordwinen, Tataren und Tschuwaschen. Dasselbe grenzt im N. an Kasan, im O. an die Wolga, die es von Samara scheidet, im S. an Saratow, im W. an Pensa und Nishnij-Nowgorod und enthält die acht Kreise Simbirsk, Syzrán, Sengiléi, Karsún, Ardátow, Alatyr, Buinsk und Kurmysch. Der Boden dieser Provinz ist, mit Ausnahme des «Wolgaischen Bergufers», welches südwestlich von Syzrán im Bjely-Kljutsch seine größte Höhe, 352,5 m, erreicht und oberhalb Syzrán die Wolga zu einer großen Ausbiegung gegen Osten drängt, ganz eben oder leicht gewellt und von ausgezeichneter Fruchtbarkeit. Wiesen und Weideplätze, sowie Waldungen (37 Proz. der ganzen Bodenfläche) sind zahlreich, besonders an den Nebenflüssen der Wolga, unter denen die schiffbare Sura mit dem Alatyr der bedeutendste. Man zieht außer den gewöhnlichen Frucht- und Getreidearten auch Melonen, Arbusen und span. Pfeffer. Die Viehzucht bildet die Hauptbeschäftigung der finn. Völkerschaften an der Wolga und Sura. Auch die Fischerei ist beträchtlich, da die Wolga Störe, Hausen und Sterlete liefert. Von Mineralien gibt es nur Schwefel und Gipsstein. Pottasche wird häufig gesotten. Höhere Industrie ist nicht vorhanden, doch wird Handel, Schiffahrt und auch einiger Schiffbau betrieben.

Die Hauptstadt Simbirsk, Sitz eines Civilgouverneurs und eines griech. Bischofs, am hohen Ufer der Wolga, zwischen diesem Fluß und der Swijäga, hat breite Straßen, weite Plätze, zwei Kathedralen, eine prot. und eine kath. Kirche, zwei Klöster, ein Seminar, mehrere Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, ein Gymnasium, ein Mädchengymnasium, ein adeliges Fräuleinstift, eine Kreis- und vier Pfarrschulen, ein Kaufhaus und zählt (1880) 36600 E. Die Stadt hat einen großen Jahrmarkt (in der ersten und zweiten Fastenwoche). Neben Handel und Leder-, Tau-, Seifen- und Lichtfabrikation bildet der Fischfang in der Wolga einen Hauptnahrungszweig.

Simchat Thora, s. Gesetzesfreude.

Simcoe, großer See in der Provinz Ontario des Dominion of Canada, zwischen dem Ontariosee und der Georgian-Bay des Huronsees, mit welcher er durch den Fluß Severn in Verbindung steht. Am Westufer des S. liegt Barrie (4854 E.), Hauptstadt des Distrikts Simcoe. — Die Stadt Simcoe, unweit nördlich des östl. Eriesees, Station der Eisenbahn St.-Thomas-Carfield, zählt (1881) 2645 E. und hat lebhaften Verkehr.

Sime (spr. Seim, James), engl. Schriftsteller, geb. 31. Okt. 1843 zu Airdrie in Lanarkshire, studierte in Edinburgh Theologie und besuchte dann die Universitäten Berlin und Heidelberg. Später wurde er Lehrer an der edinburgher Akademie, ließ sich aber bald als Journalist in London nieder. Er war Mitarbeiter an der «Pall Mall Gazette» und der «St. James Gazette», schrieb die Artikel über deutsche Geschichte und deutsche Litteraturgeschichte in der «Encyclopaedia Britannica» und wurde in Deutschland besonders bekannt durch das Werk «Lessing» (2 Bde., Lpz. 1878; deutsch von Strodtmann, Berl. 1878).

Simen, Alpenlandschaft in Abessinien, östlich und nördlich vom Takassie umflossen, besteht aus großartigen, wild zerklüfteten Gebirgen vulkanischen Gesteins (Klingstein, Basalttuff, Trachyt), die sich im Ras Daschan, dem höchsten Gipfel ganz Abessiniens, zu einer Meereshöhe von 4620 m erheben; der westlicher gelegene Buahit ist 4510 m hoch. Beide Bergriesen reichen weit über die Schneelinie (4290 m) hinaus.

Simĕon ist der Name eines israel. Stammes, welcher, nachdem er in Kanaan Jahrhunderte hindurch ein Nomadenleben ohne Grundbesitz geführt hatte, zur Zeit der Wegführung der zehn Stämme teils im Süden des Stammgebiets Juda, teils auf dem Gebirge Seir eine bleibende Heimat fand und hier in Arabien (s. Idumäer) ein Königreich Massa stiftete. Die Bibel gibt ihm den gleichnamigen Sohn Jakobs und der Lea zum Ahnherrn, den sie mit seinem Bruder Levi zum Urheber eines unter den Sichemiten angerichteten Blutbades macht und an dem Anschlage seiner Brüder gegen das Leben des Joseph sich beteiligen läßt.

Simĕon (Symeon) der Syrer oder Stylites, der Vater der sog. Styliten (s. d.), geboren in Sisan oder Sesan in Syrien um 390 von christl. Abkunft, war zunächst Hirte, trat dann in ein Kloster und verbrachte von 422 an 30 Jahre seines Lebens auf einer 80 Fuß hohen Säule in der Nähe von Antiochien, predigend und lehrend und von Scharen von Wallfahrern als ein Wunder der Ascese angestaunt. Vgl. Zingerle, «Leben und Wirken des heil. S.» (Innsbr. 1855).

Simeoni (Giovanni), Kardinal, geb. 27. Dez. 1816 zu Pagliano, studierte in Rom und wurde 1843 Professor der Philosophie, 1848 Sekretär des auswärtigen Kabinetts in Rom. Er erhielt 1857

den Auftrag, in Madrid die seit 1853 unterbrochene Verbindung mit dem päpstl. Stuhl wiederherzustellen, was ihm auch gelang. Pius IX. ernannte ihn dann zum Cameriere und apostolischen Protonotar, 1868 zum Sekretär der Propaganda und 1875 zum Kardinal. Im Nov. 1876 wurde er Nachfolger Antonellis als Staatssekretär und Präfekt der apostolischen Paläste und 1878 Generalpräfekt der Kongregation der Propaganda.

Simeto, Fluß in Sicilien, s. Giaretta.

Simferópol, früher unter dem Namen Ak-Metschet, d. h. weiße Moschee, die Residenz des Oberkommandierenden der tatar. Armee, seit 1784 unter dem jetzigen Namen Hauptstadt des russ. Gouvernements Taurien, liegt im südl. Teil der Krim 76 km nordöstlich von Sewastopol, an dem Fluß Salgir, den nordwestl. Vorbergen des taurischen Hochlandes und der Eisenbahn Losowo-Sewastopol, und gewährt, von reizenden Villen, Obsthainen und prachtvollen Gärten umgeben, von den Anhöhen aus betrachtet, einen überaus malerischen Anblick. Besonders schön ist der neuere Teil der Stadt, mit vielen stattlichen Krongebäuden; dagegen ist die sog. Tatarenstadt, welche den großen Bazar enthält, eng, winkelig und unrein. S. zählt (1881) 29028 E., ist der Sitz eines Gouverneurs, eines Mufti, einer Medizinalverwaltung, eines Domänenhofs, eines Meßcomptoir und zweier Curatel-Gefängniskomitees, hat eine prächtige, in venet. Geschmack erbaute Kathedrale, 15 andere griech.-russ. Kirchen, eine luth. und eine kath. Kirche, ein armen. Bethaus, eine Moschee und eine Synagoge, ein Gymnasium mit einer Abteilung zur Bildung tatar. Lehrer, eine russ. Kreisschule und mehrere tatar. Schulen, eine Wohlthätigkeitsanstalt und einige Tabak-, Licht- und Seifenfabriken. S. ist der Stapelplatz aller Produkte und Waren der Krim. Der Handel ist unbedeutend; doch findet ein starker Export von Obst, Walnüssen, krimschen Nüssen (fundaki) und Wein über Perekop nach Cherson, Charkow u. s. w. bis nach Moskau statt.

Simia (lat.), der Affe. [u. dgl.

Similargent, soviel wie Alfénide, Argentan

Similia similibus (curare), abgekürzt S. S., «Ähnliches durch Ähnliches (heilen)», Grundsatz der Homöopathie (s. d.).

Similidiamanten oder Similibrillanten, aus Straß oder einem Glasfluß mit Zusatz von Thallium bestehende, den Diamanten durch hohes Lichtbrechungsvermögen sehr ähnliche Fabrikate.

Similor, s. Gold (mannheimer).

Simla, berühmte Gesundheitsstation in Britisch-Ostindien, in dem gleichnamigen Distrikt der Division Ambala der Lieutenantsgouverneurschaft Pendschab unter 31° 6′ nördl. Br. und 77° 14′ östl. L. (von Greenwich), zwischen dem Setledsch und der Dschamna in den Voralpen des Himalaja 2350 m über dem Meere gelegen, besteht aus etwa 700 europäisch gebauten, zerstreut auf einem schmalen, östlich in dem 130 m höhern Dschakoberge (Jako Peak) endigenden Berggrat und dessen Ausläufern liegenden Häusern. S. hat (1871) 17440, in der heißen Jahreszeit an 30000 E. Es befindet sich hier ein Sommerpalais des Vizekönigs, eine engl. Kirche und seit 1841 ein magnetisch-meteorolog. Observatorium. Die mittlere Jahrestemperatur übersteigt nicht 12° C.; die Wärme im Sommer selten 30° C. Der Winter ist jedoch zuweilen streng, sodaß im Febr. schon 2 m hoher Schnee gelegen hat, der erst im Mai ganz wegschmolz. Die durch das Klima erkrankten indobrit. Militärs und Beamten genesen hier bald. Die Aussicht nach Norden auf die höchsten Schneeketten des Himalaja, nach Süden auf das Tiefland ist großartig.

Simme heißen zwei Flüsse im Oberlande des schweiz. Kantons Bern. Die Große S. entspringt mit mehrern Quellen (Siebenbrunnen des Trübbach u. s. w.) auf dem Räzliberg am Fuße des Wildstrubels, bildet im Oberlauf den prächtigen Wasserfall Simmensturz, durchfließt in nördl. Richtung das Obersimmenthal, in dem sie links den Iffigenbach und bei Zweisimmen die vom Saanenmoos herkommende Kleine S. aufnimmt, wendet sich dann nach Osten und durchströmt das Niedersimmenthal, in welchem sie rechts den Kirel aus dem Diemtigthale empfängt, tritt durch die Felsenge Port zwischen den Ausläufern der Stockhorn- und der Niesenkette, unweit Wimmis in das Hügelgelände des Thunersees heraus und vereinigt sich nach 51 km langem Laufe mit der Kander (s. d.). Das Simmenthal, im Volksmunde Siebenthal, zieht sich vom Grenzgebirge gegen Wallis bis zum Thunersee hin; bei einer Länge von 55 km ist es an der Sohle nur 0,5 bis 1 km breit. Zu beiden Seiten von gleichförmigen, 1800—2200 m hohen bewachsenen und bewaldeten Vor- und Mittelalpen eingeschlossen, steht es trotz vieler malerischer Partien an landschaftlicher Schönheit den übrigen Teilen des Oberlandes nach. Nur den Hintergrund des Thals, wo über dem grünen Thalkessel der Lenk sich die Fels- und Schneehäupter des Wildhorns (3264 m) und des Wildstrubels (3253 m) erheben, zeigt den großartigen Charakter des Hochalpenlandes; dagegen verleihen die fetten, üppigen Wiesen und Weiden, die wohlgepflegten Gärten, die behäbigen, saubern Dörfer mit ihren zierlich geschmückten stattlichen Häusern dem Thal das Gepräge behaglichen Wohlstandes. Viehzucht und Alpwirtschaft, in den tiefern Teilen auch Acker- und Obstbau und Zündhölzchenfabrikation sind die Haupterwerbsquellen der Bevölkerung. Das Simmenthaler Fleckvieh ist der beste und stärkste Schlag der Westschweiz; die Simmenthaler Pferde sind als Erlenbacherschlag bekannt und geschätzt. Das Thal zerfällt in die Amtsbezirke Obersimmenthal (319,5 qkm, 8025 E.) und Niedersimmenthal (302 qkm, 10766 E.). Die wichtigsten Ortschaften im Obersimmenthal sind der Kurort Lenk (s. d.) und der Hauptort Zweisimmen (964 m), der im breiten Thalgrund unweit der Vereinigung der Großen und der Kleinen S. liegt und (1880) 2222 E. zählt; im Niedersimmenthal das Bad Weißenburg, 896 m über dem Meere in einer engen Schlucht der Stockhornkette gelegen, mit einer Gipstherme von 24° C., Erlenbach (707 m), das schönste Dorf des Thals mit 1496 E. und bedeutenden Viehmärkten; Wimmis (634 m), am Fuß des Niesen, Amtssitz mit altem Schloß und 1349 E., und Spiez, am Thunersee, Landungsplatz der Dampfboote, mit 2211 E., altem Schloß und dem vielbesuchten Sanatorium Schonegg. Mit Thun, Spiez, Saanen und dem freiburger Jaunthal ist das Simmenthal durch Fahrstraßen verbunden. Vgl. Imobersteg, «Das Simmenthal» (Bern 1874).

Simmer (Simri, Simra, Simmera, Sömmer, Sümmer), ein bis zur Einführung des franz. metrischen Systems (1872) üblich ge-

wesenes Getreidemaß in Württemberg (zu 22,153 l), Rheinbayern (12½ l), Hessen-Darmstadt (32 l), Sachsen-Coburg (für Weizen, Roggen und Hülsenfrüchte 90,477, für Gerste, Hafer und Dinkel 113,097 l), Frankfurt a. M. (28,675 l) und Hanau (30,53 l).

Simmering, Dorf in Niederösterreich, Bezirkshauptmannschaft Bruck an der Leitha, östlich von Wien. Ein uralter Edelsitz, der mit seiner Kirche schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. urkundlich erscheint, ist das Dorf seit 1860 zu einem Vorort von Wien mit (1880) 19600 E. geworden und hat große Fabriken, namentlich für Metallwarenerzeugung, die ausgedehnten Schlachthäuser der Kommune Wien und lebhaften Verkehr, zu welchem der Bestand des von der Kommune Wien errichteten Centralfriedhofs nahe unterhalb des Ortes beiträgt. Eine Pferdebahn zieht aus dem Innern der Stadt durch S. bis zum Friedhofe; die Österreichisch-Ungarische Staatsbahn (Linie Wien-Bruck) und die Wien-Aspanger Bahn haben bei S. Haltestellen. Auf der Heide nächst S. steht das sog. Neugebäude, vom Kaiser Rudolf II. als kaiserl. Landsitz erbaut und eingerichtet, jetzt ein Militärmagazin. Es soll an der Stelle erbaut sein, wo 1529 Sultan Soliman sein Lagerzelt aufgeschlagen hatte.

Simmern, Kreisstadt im rheinpreuß. Regierungsbezirk Koblenz, auf der südl. Abdachung des Hundsrück, 332 m über dem Meere, an der in die Nahe fließenden Simmer oder Simmerbach gelegen, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat eine Pfarrkirche mit ausgezeichneten Denkmälern des pfalzgräfl. Hauses Simmern und zählt (1885) 2058 E., die Ackerbau und Lohgerberei betreiben. Der Ort ist die alte Hauptstadt des ehemaligen Fürstentums Simmern, das, 1410 von einer pfälzisch-zweibrückischen Linie gegründet, später mit der Kurpfalz vereinigt wurde (s. Pfalz), 1801 an Frankreich und 1815 an Preußen fiel und auf die Kreise S. und Kreuznach verteilt wurde. Am 3. Jan. 1814 wurden bei S. die Franzosen von den Preußen in einem Gefecht zurückgetrieben. — Der Kreis Simmern, aus Teilen des Fürstentums S. und der Hintergrafschaft Sponheim zusammengesetzt, zählt (1885) auf 571 qkm 35603 meist prot. E.

Simms (William Gilmore), amerik. Dichter, geb. 17. April 1806 zu Charleston in Südcarolina, war erst in einer Apotheke angestellt, widmete sich dann juristischen Studien, wurde 1827 Advokat, wendete sich aber bald der Tagespresse zu und büßte dabei sein Vermögen ein. Er zog 1832 nach dem Norden, wo er eine Zeit lang in Hingham in Massachusetts wohnte und 1833 sein vorzüglichstes in Neuyork erschienenes Gedicht «Atalantis» herausgab. Eine Anzahl Romane folgten, wie «Martin Faber» (1833), «Guy Rivers» (1834), «The Yemassee», «The partisan», «Carl Werner» und «The damsel of Darien», welche namentlich in den südl. Staaten, deren Sitten sie schildern, großen Beifall fanden; 1839 erschienen seine «Southern passages and pictures» und bald darauf ein episches Gedicht «Florida». Auch gab er eine Geschichte von Südcarolina heraus. Später kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, wo er noch den Roman «Marie de Bernières», das Gedicht «The city of the silent» (Charleston 1851) schrieb. Unter seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «The sword and the distaff» (Philad. 1853), «South-Carolina in the revolution», Biographien der Generale Marion, Greene u. a., «Egeria, or thoughts and counsel for the wayside». Ferner gab er als «A supplement to Shakespeare» sieben dem Shakspeare fälschlich zugeschriebene Dramen heraus. Eine neue Ausgabe seiner Werke erschien 1879 in 17 Bänden. Er starb 11. Juni 1870 in Charleston.

Simnitza, Stadt in Rumänien, s. Zimnicea.

Simoeis, s. unter Skamander.

Simon, einer der Brüder Jesu, Sohn des Joseph und der Maria. — Simon, Sohn des Klopas, fälschlich mit dem vorigen identifiziert, soll nach der Tradition der Nachfolger seines Vetters Jakobus auf dem Bischofsstuhl zu Jerusalem gewesen und unter Trajan, 120 J. alt, nach einigen 116 n. Chr., nach andern 104 n. Chr. ans Kreuz geschlagen worden sein. Eine spätere Legende läßt ihn in Nordafrika und Britannien predigen. In der röm. Kirche ist ihm der 18. Febr., in der griechischen der 27. April geweiht. — Simon der Kananiter, d. h. wohl aus Kana gebürtig, wird in sämtlichen Apostelverzeichnissen als einer der Zwölf aufgeführt. Lukas nennt ihn «den Eiferer», nach einer andern Auslegung seines hebr. Beinamens. Er soll der kirchlichen Sage nach im Bosporanischen Reiche und gemeinsam mit dem Apostel Judas in Babylonien das Christentum gepredigt haben und ebenfalls den Märtyrertod gestorben sein. Sein Gedächtnistag in der griech. Kirche ist der 10. Mai, in der römischen (zugleich mit Judas) der 28. Okt. — Simon Petrus, s. Petrus.

Simon (Aug. Heinr.), hervorragendes Mitglied der Deutschen Nationalversammlung, geb. zu Breslau 26. Okt. 1805, studierte daselbst Jurisprudenz, schlug dann 1834 die preuß. Justizlaufbahn ein und wurde zum Stadtgerichtsrat in Breslau befördert. Mehrere gegen das Gesetz vom 29. März 1844 gerichtete Broschüren, in denen er die Unabhängigkeit des Richterstandes verteidigte, veranlaßten seinen Austritt aus dem Staatsdienst, welchen er in der Schrift «Mein Austritt aus dem preuß. Staatsdienst» (Lpz. 1846) motivierte. In das frankfurter Parlament gewählt, schwang er sich hier zu einem der hervorragendsten Mitglieder der demokratischen Linken auf, begleitete auch das Parlament nach Stuttgart und wurde dann als Mitglied in die Reichsregentschaft gewählt. Nachdem das sog. Rumpfparlament gesprengt worden war, ging er nach der Schweiz. Im Sept. 1851 wurde gegen ihn wegen seiner polit. Thätigkeit der Hochverratsprozeß eingeleitet und S. wurde in contumaciam zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt. Unterdessen hatte er sich 1852 zu Murg am Wallensee niedergelassen und daselbst die Leitung einer Aktiengesellschaft für Kupferbergbau übernommen. Er ertrank beim Baden im See 16. Aug. 1860. Ihm wurde zu Murg 16. Okt. 1860 ein Denkmal errichtet. Vgl. Johann Jacoby, «Heinrich S.» (2. Aufl., Berl. 1865).

Simon (Emma), geborene Couvely, als Schriftstellerin bekannt unter dem Pseudonym E. Vely, geb. 8. Aug. 1848 zu Braunfels bei Wetzlar, von hugenottischer Abstammung, erhielt ihre Erziehung in Hannover und schrieb als Erzieherin in einer Oberförsterei Westfalens ihre erste Novelle «Gegen den Strom». Im J. 1871 vermählte sie sich mit dem Buchhändler Simon in Stuttgart und lebt jetzt in Frankfurt a. M. Zu ihren Romanen gehören: «Die Erbin des Herzens» (1876), «Kämpfe und Ziele», «Die Kinder der Frau von Bland»,

»Verschneit — Verweht«, »Auf Irrwegen«, »Drei Generationen« u. s. w. Außerdem schrieb sie Märchen, Novellen, Dorfgeschichten (»Dorfluft«) und ein histor. Werk »Herzog Karl von Württemberg und Franziska von Hohenheim« (Stuttg. 1876).

Simon (Gustav), hervorragender Chirurg, geb. zu Darmstadt 30. Mai 1824, studierte zu Gießen und Heidelberg, war 1848—61 als Militärarzt und Operateur in Darmstadt thätig, wurde auf Grund seiner wissenschaftlichen Leistungen 1861 als Professor nach Rostock und 1867 nach Heidelberg berufen, wo er 21. Aug. 1876 starb. Ihm verdankt die Chirurgie auf fast allen Gebieten Anregung und Förderung, besonders die Kriegschirurgie, die plastische Chirurgie und die Gynäkologie. Die Nierenchirurgie hat er durch die von ihm zuerst erfolgreich ausgeführte Nierenauslösung ins Leben gerufen. Er schrieb: »Über Schußwunden« (Gieß. 1851), »Über Heilung der Blasenscheidenfisteln« (Gieß. 1854), »Die Exstirpation der Milz« (Gieß. 1854), »Über die Operation der Blasenscheidenfistel« (Rostock 1862), »Mitteilungen aus der chirurgischen Klinik zu Rostock« (Lpz. 1868), »Chirurgie der Nieren« (2 Bde., Stuttg. 1871—76).

Simon (Jules François Simon Suisse, genannt Jules S.), franz. Philosoph und Staatsmann, geb. 31. Dez. 1814 in Lorient, wurde 1835 philos. Hilfslehrer an der pariser Normalschule, sodann Oberlehrer an den Lyceen in Caen und Versailles und 1839 Cousins Stellvertreter in der Professur der Philosophie an der Sorbonne zu Paris. Aus dieser Zeit stammen mehrere philos. Schriften, die wohlwollende Aufnahme fanden, unter andern die »Histoire de l'école d'Alexandrie« (2 Bde., Par. 1844—45). Im J. 1848 wurde er in die Konstituierende Versammlung gewählt, wo er sich an die gemäßigten Republikaner des linken Centrums anschloß. Nach dem Staatsstreich 1851 brachte ihn die Verweigerung des amtlichen Huldigungseides um die Professur an der Sorbonne. Hierauf veröffentlichte er die Verteidigungsschrift »Le devoir« (1854; 6. Aufl. 1859); ferner »La liberté commune« (1859), »La liberté de conscience« (1859 u. öfter); endlich die ergreifende Schilderung von dem Lebenslose der Arbeiterinnen: »L'ouvrière« (1863). In demselben Jahre und auch 1869 im achten Wahlbezirk der Hauptstadt als Oppositionskandidat für den Gesetzgebenden Körper gewählt, machte er hier, bei Verhandlungen über Arbeits-, Unterrichts- und Staatswirtschaftsfragen sein Talent in hervorragender Weise geltend. Gleichzeitig veröffentlichte er mehrere populär-philos. Schriften: »L'école« (1864), eine Verteidigung des unentgeltlichen und obligatorischen Volksunterrichts, »Le travail« (1866), »L'ouvrier de 8 ans« (1867), »La politique radicale« (1868), »La peine de mort« (1869). Nach dem 4. Sept. 1870 wurde er Mitglied der Regierung der nationalen Verteidigung und Minister des öffentlichen Unterrichts und erhielt 1871 von seinen pariser Kollegen den Auftrag, sich als Abgesandter mit unbedingter Vollmacht nach Bordeaux zu begeben, um der dortigen Delegation, welche unter Gambettas Einfluß für die bevorstehenden Wahlen das berüchtigte Proskriptionsdekret erlassen hatte, die nötigen Aufschlüsse über die Versailler Konvention zu geben und ihr das Wahldekret der pariser Regierung mitzuteilen. Er richtete dort nichts aus und sollte eben verhaftet werden, als 5. Febr. E. Arago und E. Pelletan ankamen mit dem Regierungsdekret, welches die eigenmächtige Verordnung aus Bordeaux für ungültig erklärte und ihren Urheber zum Niederlegen seines Amtes bewog. Bei den Wahlen vom 8. Febr. 1871 zum Abgeordneten gewählt, erhielt er unter Thiers' Präsidentschaft das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts (19. Febr.). In seiner versöhnlichen Gesinnung konnte S. jedoch weder die Anhänger der monarchischen Koalition, die ihn mit Vorwürfen wegen ultraliberaler Reformen überhäuften, noch die Doktrinäre der republikanischen Parteien zufrieden stellen, weshalb er sich kurz vor Thiers' Sturz (24. Mai 1873) zum Abtreten genötigt sah. Er übernahm die Leitung der gemäßigten republikanischen Gruppe. Unterdessen ließ er die »Souvenirs du 4 Septembre« (1873) erscheinen. Am 16. Dez. 1875 wählte ihn die Nationalversammlung zum lebenslänglichen Senator und gleichzeitig die Französische Akademie zum Mitglied. Am 12. Dez. 1876 Präsident eines neuen Kabinetts, in welchem er zugleich das Ministerium des Innern übernahm, wurde er 16. Mai 1877 angeblich darum, weil er in der Deputiertenkammer auf der Rednerbühne die Aussage des Papstes bezüglich seiner sog. Gefangenschaft für grundlos erklärt habe, verabschiedet, um dem Ministerium Broglie-Fourtou Platz zu machen. Seitdem veröffentlichte er das Werk »Le gouvernement de M. Thiers« (2 Bde., 1878), das durch geschmackvolle und gefällige Darstellung sich auszeichnet.

Simon (Ludw.), Mitglied der Deutschen Nationalversammlung, geb. 1810, studierte Jurisprudenz und wurde Advokat zu Trier. Im J. 1848 wurde er in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er der äußersten Linken angehörte und durch feurige Reden Aufsehen erregte. Er gehörte zum Dreißiger-Ausschuß der Nationalversammlung und ging dann auch nach Stuttgart als Mitglied des Rumpfparlaments, nach dessen Sprengung er im Juli 1849 nach der Schweiz floh. Wegen Hochverrats wurde er in contumaciam zum Tode verurteilt. Im J. 1855 begab er sich nach Paris, wo er in einem Bankhause eine Anstellung fand und 1866 ein eigenes Bankgeschäft errichtete. Seit 1870 lebte er in der Schweiz, wo er in Montreux 2. Febr. 1872 starb. Seine Erlebnisse schilderte er in dem Buche »Aus dem Exil« (2 Bde., Gieß. 1855).

Simon (Marie), geborene Jannasch, geb. 26. Aug. 1824 zu Doberschau bei Bautzen, ist bekannt durch ihre Bemühungen um die Pflege verwundeter und im Feld erkrankter Krieger während des Deutschen Kriegs von 1866 und des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871. Sie veröffentlichte »Meine Erfahrungen auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege« (Lpz. 1872) und »Die Krankenpflege« (Lpz. 1876). Sie starb 21. Febr. 1877 in der 1872 von ihr in Loschwitz bei Dresden gegründeten Heilstätte für Invaliden.

Simon (Richard), einer der gelehrtesten und freimütigsten Theologen seiner Zeit, geb. zu Dieppe 13. Mai 1638, machte daselbst seine Studien, trat auf Anraten des Pater Fournier in die Kongregation der Väter des Oratoriums, verließ diese aber wieder und studierte in Paris. Er ging 1679 nach Bolleville als Priester, wo er bis 1682 blieb, lebte dann abwechselnd in Dieppe und Paris und starb 11. April 1712 zu Dieppe. Er bekämpfte als Kritiker die Autorität der kirchlichen Tradition über den Ursprung, die Integrität und die Auslegung

der Heiligen Schrift, bahnte in dieser Beziehung für die Protestanten den Weg der freien Forschung an, zog sich aber auch dadurch heftige Angriffe zu. Aus Furcht vor den Jesuiten verbrannte er noch zuletzt seine Handschriften. Sein Hauptwerk ist die «Histoire critique du Vieux Testament» (Amsterd. 1679), dem sich in drei Abteilungen die «Histoire critique du Nouveau Testament» anschloß (Rotterd. 1689—93). Ein Verzeichnis sämtlicher Schriften findet sich bei Bernus, «Notice bibliographique sur Richard S.» (Basel 1882). S.s wichtigste kritische Schriften über die Bibel, vornehmlich über das Neue Testament, wurden von Cramer übersetzt (3 Bde., Halle 1776—80). Vgl. Bernus, «Richard S.» (Lausanne 1869).

Simonianer ist der Name einer gnostischen Partei des 2. Jahrh., welche auf Simon Magus, einen schon in der Apostelgeschichte erwähnten samaritanischen Zauberer, zurückgeführt wird. Nach Justin dem Märtyrer wäre er aus dem Flecken Gitta in Samaria gebürtig gewesen und von den meisten Samaritanern als höchste Gottheit zugleich mit seiner Genossin, der Buhlerin Helena, verehrt worden. In der judenchristl. Sage, wie sie namentlich in den clementinischen Rekognitionen und Homilien, aber auch in apokryphischen Petrus-Akten erscheint, ist unter der Maske desselben kein Geringerer als der Apostel Paulus verborgen, der dem echten Simon, dem Apostel Petrus, überall als Widersacher gegenübertritt, von diesem aber immer aufs neue in Disputationen besiegt, über Land und Meer verfolgt und schließlich in Rom, wo der Magier gen Himmel zu fahren versucht, als Betrüger entlarvt und schmählich gestürzt wird. Vgl. Lipsius, «Die Quellen der röm. Petrus-Sage» (Kiel 1871), und danach W. Lang in den «Transalpinischen Studien» (Bd. 1, Lpz. 1875). Bei den Kirchenvätern erscheint Simon als der Erzketzer und Stammvater aller gnostischen Sekten. So unhistorisch diese Auffassung ist, so hat es doch wirklich eine gnostische Sekte der S. gegeben, welche den Simon für eine Offenbarung des höchsten Gottes betrachteten. Im übrigen haben die simonianischen Meinungen Ähnlichkeit mit denen der Ophiten (s. d.). Unter beiden Parteien war gegen Ende des 2. Jahrh. eine angeblich von Simon selbst herrührende Schrift: «Die große Verkündigung», verbreitet, welche eine unter stoischen Einflüssen vollzogene Fortbildung älterer gnostischer Lehren darstellt.

Simonides ist der Name zweier berühmter griech. Dichter. Der ältere (der aber, wie es scheint, vielmehr Semonides hieß), der Sohn des Krines, von der Insel Amorgos (ursprünglich von Samos, von wo er eine Kolonie nach Amorgos führte), um 660 v. Chr. blühend, verfaßte zwei Bücher iambische Gedichte, von denen mehrere Fragmente erhalten sind, darunter ein ziemlich umfangreiches, das eine spöttische Schilderung der Weiber nach verschiedenen Klassen, deren charakteristische Eigentümlichkeiten von verschiedenen Tieren hergeleitet werden, enthält. Sie sind am besten bearbeitet von Welcker (Bonn 1835), in Schneidewins «Delectus poesis Graecorum» (Sekt. 2, Gött. 1839) und in Bergks «Poetae lyrici Graeci» (4. Aufl., Bd. 2, Lpz. 1882).

Bedeutender ist S., der Sohn des Leoprepes, aus Julis auf der Insel Keos, der mit Pindar die höchste Blüte der lyrischen Dichtung der Griechen vertritt. Geb. 556 v. Chr., verfaßte er wohl zuerst in Karthäa, einer Stadt seiner Heimatsinsel, Chorgesänge für Feste des Apollon, ging dann wohl nach Großgriechenland und lebte hernach zu Athen an dem Hofe der Pisistratiden und nach Vertreibung derselben in Thessalien an dem Hofe der Skopaden, der Dynasten von Krannon. Beim Beginn der Perserkriege war er wieder im eigentlichen Hellas und hielt sich wohl meist in Athen auf. Er stand mit Themistokles, sowie auch mit dem Spartaner Pausanias in Verbindung. Sein Ruhm als Dichter war schon damals so groß, daß ihm eine Anzahl griech. Staaten Aufträge gaben, die bedeutendsten Ereignisse der Perserkriege teils durch größere Dichtungen, teils durch Epigramme für die Gräber ihrer in den Schlachten gefallenen Bürger zu verherrlichen, sodaß er gewissermaßen als offizieller Dichter der gegen Persien verbündeten Hellenen in jener Zeit betrachtet werden kann. Der bereits 80jährige Dichter folgte 476 einer Einladung des Hieron nach Syrakus und lebte dort zugleich mit seinem Neffen Bakchylides und mit Pindar in hohem Ansehen bis zu seinem im J. 467 v. Chr. erfolgten Tode. Wenn S. auch in Hinsicht der natürlichen Begabung und des hohen dichterischen Schwungs wie des sittlichen Ernstes hinter seinem Zeit- und Kunstgenossen Pindar zurückstand, so übertraf er diesen in Bezug auf verständige Klarheit und maßvolle Feinheit des Ausdrucks. Er hat sich fast in allen Gattungen der Lyrik, auch in der elegischen und epigrammatischen Dichtung mit Erfolg versucht; den meisten Beifall aber erntete er bei der Mit- und Nachwelt für seine Threnoi, Trauergesänge voll wehmütiger Klage, und seine Epigramme. Die geringen Reste seiner Dichtungen sind am besten behandelt von Schneidewin (Braunschw. 1835, und im «Delectus poesis Graecorum», Gött. 1839) und von Bergk in den «Poetae lyrici Graeci» (Bd. 3, 4. Aufl., Lpz. 1882). Vgl. Richter, «S. der Ältere von Keos» (Schleus. 1836).

Simonie heißt im kanonischen Recht die Erwerbung eines geistlichen Gutes oder eines mit solchem verbundenen weltlichen gegen ein weltliches auf Grund eines onerosen Vertrags. Besonders ist die Bezeichnung für die Erwerbung geistlicher Ämter auf einem derartigen illegalen Wege üblich. Die Strafe ist im allgemeinen eine arbiträre, doch soll bei simonistischer Pfründenerwerbung der Verlust derselben eintreten. Der Name rührt von Simon Magus (s. Simonianer) her, der, wie die Apostelgeschichte erzählt, von den Aposteln die Mitteilung des Heiligen Geistes für Geld zu erlangen suchte.

Simon Magus, s. unter Simonianer.

Simonoseki, See- und Handelsstadt an der Südwestspitze der japan. Insel Nipon, an der diese Insel von Kiou-siou trennenden, schmalen und kurzen Straße van der Capellen, unter 34° 7′ nördl. Br. und 120° 54′ östl. L. (von Greenwich), der Stadt Kokura gegenüber. S., vor der neuen Einteilung des japan. Reichs zu der Landschaft Nagato und dem Fürsten (Daimio) hiervon gehörend, bildet jetzt das Yamagonschi genannte Arrondissement. Noch bevor die neue Ordnung der Dinge in allen Verhältnissen des japan. Reichs eingetreten, waren franz., holländ. und nordamerik. Schiffe auf Befehl des Daimio von Nagato von den Batterien zu S. beschossen worden. Namentlich hatte die holländ. Fregatte Medusa einen förmlichen Kampf zu bestehen und verlor mehrere Tote. Infolge hiervon bombardierte ein vereinigtes Geschwader aus engl., holländ., franz. und nordamerik. Kriegs-

schiffen unter Oberbefehl des engl. Admirals Kuper im Sept. 1864 S., die Batterien wurden vernichtet, eine Landung geschah und eine Kriegsentschädigung von mehrern Millionen Thalern wurde von S. erzwungen. Seitdem hat sich S. noch nicht wieder zu seiner frühern Blüte erheben können; es zählt (1877) 19532 E.

Simonstown, Hafenstadt in der brit. Kaplolonie, Division Cape, an der Westküste der False-Bay, nördlich am Simonsberg, 30 km südlich von der Kapstadt, 20 km nördlich vom Kap der Guten Hoffnung, zählt 2548 E., meist Malaien, ist Sitz eines deutschen Vizekonsulats und hat ein Fort, Kasernen, einen Leuchtturm auf Roman Rocks, Schiffswerften und ein Militär- und Marinehospital.

Simplex (lat.), einfach, kunstlos; auch einfältig.

Simplicissimus, der Held eines berühmten Romans aus dem 17. Jahrh., von Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen (s. d.).

Simplicität, s. Einfachheit und Einfalt.

Simplicius, Papst, aus Tibur gebürtig, wurde 25. Febr. 468 zum röm. Bischof geweiht, suchte in den monophysitischen Streitigkeiten des Morgenlandes die Bischofsstühle von Alexandria und Antiochien mit Vertretern der kath. Orthodoxie zu besetzen und starb ohne wesentliche Erfolge erzielt zu haben 2. März 483.

Simplicius war ein neuplatonischer Philosoph des 6. Jahrh. n. Chr. Erhalten sind von ihm zum Teil acht Kommentare über des Aristoteles Schriften «Von der Seele», «Von dem Himmel», «Die Physik» und «Die Kategorien» und ein Kommentar über Epiktets «Encheiridion». Letztern findet man namentlich in den Ausgaben des Epiktet von Schweighäuser und Dübner. Von den andern Kommentaren zu Aristoteles gibt es ältere, von dem zu der Schrift «Vom Himmel» eine neuere Ausgabe (von Karsten, Utr. 1863). Außerdem ist in der großen, von der berliner Akademie unternommenen Ausgabe der griech. Kommentare zu dem Philosophen bis jetzt die erste größere Hälfte des Kommentars zu der «Physik» (von Diels, Berl. 1882) und der zu der Schrift «Von der Seele» (von Hayduck, Berl. 1882) herausgekommen.

Simplon (ital. Sempiōne), Alpenpaß im schweiz. Kanton Wallis, verbindet das Rhônethal mit dem Thale der Toce. Die Straße über den S., 1800—6 auf Befehl Napoleons I. mit einem Kostenaufwand von 18 Mill. Frs. hergestellt, ist von Brig bis Domo d'Ossola 66½ km lang, 8—10 m breit und hat eine durchschnittliche Steigung von 3½ Proz. Bei Brig (684 m), welches seit 1878 Endstation der Walliserbahn ist, verläßt die Straße das Rhônethal und zieht sich in vielen Windungen durch Wald und Weiden zur Paßhöhe (2010 m), die, ein breiter, fast ebener Sattel zwischen dem Schienhorn (2643 m) und dem zum Massiv des Monte-Leone (3565 m) gehörenden Schönhorn (3202 m), die Grenze der Penninischen und Lepontinischen Alpen und die Wasserscheide zwischen der Saltine (Rhône) und dem Krummbache (Toce) bildet. Kaum 0,8 km südlich der Höhe liegt das stattliche Hospiz (2005 m), 1825 von den Chorherren des Großen St. Bernhard (s. d.) ausgebaut, wo jährlich ungefähr 16000 Reisende, die Armen unentgeltlich, verpflegt werden. Vom Hospiz senkt sich die Straße dem Krummbache folgend zum Dorfe Simpeln (1480 m) hinab, tritt beim Zusammenflusse des Krummbachs mit dem Laquinbache, die vereinigt den Namen Doveria führen, in die Schlucht von Gondo, erreicht bei dem ärmlichen Dörfchen Ruden (ital. Gondo, 859 m) die ital. Grenze und zieht sich über Iselle (663 m) und Crevola (335 m) nach Domo d'Ossola (278 m) hinab; 20 Zufluchtshäuser, von welchen sechs auf dem nördl. Abhange liegen, sieben Galerien und Tunnel sichern den Verkehr der oft durch Bergwasser und Lawinen gefährdeten Straße. Wie der S. der wichtigste Paß für den Handel zwischen Italien und der Westschweiz ist, so ist er durch seine wildschönen Landschaften und herrlichen Berg- und Gletscheransichten einer der beliebtesten Touristenwege geworden. Die großartigsten Partien sind am Nordabhange die wilde Schlucht der Saltine, auf dem Südabfalle die mit einigen Festungswerken versehene Schlucht von Gondo, welche zwischen 600 m hohen, fast lotrechten Glimmerschieferwänden eingeschnitten, mit ihren schäumenden Wasserfällen und kühnen Brücken die Via-Mala der Splügenstraße an Großartigkeit nicht nachsteht. Von Domo d'Ossola setzt sich die Straße bis Intra am Lago-Maggiore fort. Die Post legt die Strecke Brig-Domo d'Ossola in 8½ Stunden, die Strecke Domo-Intra (44 km) in 4¼ Stunden zurück. Eine Simplonbahn, die sich bei Brig an die Walliserbahn, bei Arona, resp. Domo d'Ossola an das System der oberital. Bahnen anschließen und den S. zwischen Brig und Iselle mit einem Tunnel von 19,86 km Länge durchbrechen soll, ist projektiert und soll im Fall der Ausführung von der Schweiz eine Bundessubvention von 4½ Mill. Frs. erhalten. Vgl. Wolf, «Brig und der S.» (Zür. 1885). [u. s. w.).

Simplum (lat.), das Einfache (z. B. der Steuer

Simpson (James Yourley), namhafter Frauenarzt, geb. 7. Juni 1811 zu Bathgate in Schottland, studierte zu Edinburgh Medizin, wurde Assistent von Professor John Thomson, 1840 als Nachfolger von James Hamilton Professor der Geburtshilfe in Edinburgh und starb 6. Mai 1870. S. führte 1847 das Chloroform als Anästhetikum ein, erwarb sich um die Geburtshilfe und die Gynäkologie sehr große Verdienste und gehörte zu den gesuchtesten Praktikern seiner Zeit. Seine berühmtesten Schriften sind: «Essay on anaesthesia» (Edinb. 1849), «Obstetric memoirs contributions» (2 Bde., Lond. 1856), «Clinical lectures on diseases of women» (Philad. 1863), «Acupressure, a new method of arresting surgical hemorrhage» (Edinb. 1864), «Gynaecological works» (2 Bde., Lond. 1871). Vgl. Gusserow, «Zur Erinnerung an Sir James S.» (Berl. 1871).

Simpsoninseln, s. unter Gilbertinseln.

Simrock (Karl), deutscher Dichter und Germanist, geb. 28. Aug. 1802 in Bonn, widmete sich seit 1818 auf der Universität daselbst rechtswissenschaftlichen Studien, die er 1822 in Berlin fortsetzte. Im J. 1823 trat er als Auskultator in preuß. Staatsdienst und wurde 1826 Referendar. Ein Gedicht auf die franz. Julirevolution führte seine Ausschließung vom preuß. Staatsdienst herbei. S. lebte seitdem seinen litterarischen Neigungen zu Bonn, wo er sich später an der Universität habilitierte, 1850 auch die ord. Professur der altdeutschen Litteratur erhielt und 18. Juli 1876 starb. Wie kein anderer lebte er sich dichterisch in die mittelhochdeutsche Litteratur ein und setzte die hervorragendsten Erscheinungen derselben teils in die heutige

Sprache um, teils lieferte er selbständige Nachdichtungen. Seinen litterarischen Ruf begründete er mit der Übertragung des Nibelungenliedes (Berl. 1827; 40. Aufl., Stuttg. 1880). Vortrefflich ist die Übersetzung Walthers von der Vogelweide (2 Bde., Berl. 1833; 7. Aufl., Lpz. 1883), deren Kommentar er mit Wackernagel gemeinschaftlich bearbeitete. Ferner sind hervorzuheben die neuhochdeutschen Übersetzungen des «Armen Heinrich» (Berl. 1830; 2. Aufl. 1875) des Hartmann von Aue, des «Parzival» und «Titurel» (Stuttg. 1842; 6. Aufl. 1883) von Wolfram von Eschenbach, des «Tristan» (Lpz. 1852; 2. mit einem Schluß vermehrte Aufl. 1875) von Gottfried von Straßburg, des «Wartburgkrieg», der «Minnelieder» u. s. w. Diesen Dichtungen der mittelhochdeutschen Zeit reihten sich die gelungenen Übersetzungen der «Edda» (Stuttg. 1851; 6. Aufl. 1876), des «Beowulf» und des «Heliand» (3. Aufl., Berl. 1882) an. Freier bewegte sich S. in der Bearbeitung des «Guten Gerhard» nach Rudolf von Ems (2. Aufl., Stuttg. 1864), wie schon früher in «Salomon und Morolf» (Berl. 1839). Unter S.s selbständigen Nachdichtungen nimmt das von frischem poetischen Geiste durchdrungene Epos «Wieland der Schmied» (Bonn 1835) den ersten Rang ein. Eine poetische Darstellung der gesamten deutschen Heldensage, teils durch Übersetzungen, teils durch eigene Dichtungen, bot er in dem «Heldenbuch» (6 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1843—49), welches die «Gudrun», die «Nibelungen», «Das kleine Heldenbuch» und «Amelungenlied» (welches durch «Wieland der Schmied» eröffnet wird) umfaßt.

Unter S.s wissenschaftlichen Leistungen sind besonders das «Handbuch der deutschen Mythologie» (Bonn 1853—55; 5. Aufl. 1878) nebst einigen kleinern Schriften zur deutschen Mythologie und die Abhandlung «Über die Nibelungenstrophe» (Bonn 1858) hervorzuheben. Viele Anerkennung fanden «Die Rheinsagen» (9. Aufl., Bonn 1883), «Deutsches Kinderbuch» (3. Aufl., Frankf. 1879), «Deutsche Märchen» (Stuttg. 1864) und vor allem die von ihm veranstaltete Ausgabe der «Deutschen Volksbücher», von welcher 1839—67 (anfangs zu Berlin, dann zu Frankfurt) 55 erschienen sind. Diesen schließt sich der gelungene Versuch einer Herstellung des Puppenspiels von Dr. Faust (Frankf. 1846) an. Überdies sind von S.s Beiträgen zur Kunde der ältern deutschen Litteratur noch zu nennen: «Lauda Sion» (Köln 1850), eine Übersetzung der besten altchristl. Kirchenlieder, und die «Deutsche Sionsharfe» (Elberf. 1857), eine Sammlung der besten ältern deutschen geistlichen Lieder. Die deutsche Shakespeare-Litteratur hat er durch die von ihm mit Echtermeyer und Henschel herausgegebenen «Quellen des Shakespeare in Novellen, Märchen und Sagen» (3 Bde., Berl. 1831; 2. Aufl., 2 Bde., Bonn 1870) und eine Übertragung der «Gedichte» Shakespeares (Stuttg. u. Tüb. 1867), sowie einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Dramen (Hildburgh. 1866 fg.) bereichert. Seine Gedichte (Lpz. 1844; neue Auswahl, Stuttg. 1863) enthalten manches frische Lied, sowie echte Romanzen und Balladen; seine «Deutschen Kriegslieder» (Berl. 1870) bekunden nationale Begeisterung. Vgl. Hocker, «Karl S.» (Lpz. 1877).

Simsen (Simsenlilien), soviel wie Juncaceen.

Simshobel, soviel wie Gesimshobel (s. d. und unter Hobel).

Simson, einer der gefeiertsten Nationalhelden der alten Hebräer, gehörte nach der biblischen Überlieferung dem Stamme Dan an und war 20 Jahre Richter in Juda. Die hebr. Sage weiß viel von seinen Heldenthaten im Kampfe mit den Philistern und seiner ungeheuern Körperkraft zu erzählen. So tötete er unbewaffnet einen Löwen, hob die Thorflügel in Gaza aus und trug sie auf einen Berg, band 300 Füchse mit den Schwänzen zusammen und brennende Fackeln daran und jagte sie in die Felder der Philister. Den Philistern ausgeliefert, zerriß er die ihm angelegten Fesseln und erschlug mit einem Eselskinnbacken 1000 seiner Feinde. Endlich erlag er der List der Delila, die ihm im Schlafe seine Haare, den Sitz seiner Stärke, abschnitt. Gefangen und der Augen beraubt, mußte er nun als Sklave in einer Mühle zu Gaza arbeiten. Nach einem Jahre bei einem Dagonfeste in den Tempel gebracht, waren seine Haare und mit ihnen seine Kräfte dermaßen wieder gewachsen, daß er die Säulen des Tempels niederriß und sich und die Philister unter den Ruinen begrub. Der Versuch, S. als den phöniz. Herakles, den Sonnengott, zu erklären, scheitert an konkreten Einzelheiten und den nationalen Motiven der Sage. Vgl. Roskoff, «Die Simsonsage und der Heraklesmythus» (Lpz. 1860).

Simson (Martin Eduard), Präsident des Reichsgerichts und langjähriger Präsident des preuß. Abgeordnetenhauses, sowie des Norddeutschen und des Deutschen Reichstags, namhafter Politiker, geb. 10. Nov. 1810 zu Königsberg i. Pr., widmete sich seit Ostern 1826 auf der Universität seiner Vaterstadt dem Studium der Staats- und Rechtswissenschaft. Im J. 1829 erhielt er die jurist. Doktorwürde und die Venia legendi und besuchte sodann zu weiterer Vorbereitung auf das akademische Lehramt die Universitäten zu Berlin und Bonn. S. begann 1831 in Königsberg seine Vorträge über röm. Recht, erhielt 1833 daselbst eine außerord. Professur, wurde 1834 zum Mitgliede des Tribunals für das Königreich Preußen berufen, 1836 zum ord. Professor der Rechte, 1846 zum Rat am genannten Tribunal ernannt und machte sich 1847 auf einer Reise nach England mit den dortigen Rechts- und Verfassungszuständen bekannt. Im Frühjahr 1848 wurde S. von seiner Vaterstadt in die Deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt a. M. gewählt. Hiermit in das parlamentarische Wirken eintretend, fungierte er bei der ersten Konstituierung der Nationalversammlung anfangs als Sekretär, seit Okt. 1848 als Vizepräsident, und zeichnete sich durch parlamentarische Begabung wie Schärfe und Sicherheit der Geschäftsleitung so aus, daß er im Nov. 1848 als Reichskommissar zur Vermittelung in den preuß. Verfassungswirren nach Berlin gesandt und nach Gagerns Eintritt ins Reichsministerium im Dez. 1848 zum Präsidenten der Nationalversammlung erwählt wurde. Im April 1849 stand S. an der Spitze der Deputation, welche dem König von Preußen seine Erwählung zum Deutschen Kaiser überbrachte. Nachdem er infolge des Scheiterns dieser Sendung die Fortführung des Präsidiums abgelehnt hatte, trat er im Aug. 1849 als Abgeordneter für Königsberg in die preuß. Zweite Kammer. Auf dem Reichstage zu Erfurt führte S. das Präsidium des Volkshauses. Seit 1852 widmete sich S. sechs Jahre nur seinen richterlichen und akademischen Obliegenheiten; erst 1858 wendete er sich wieder dem polit. Leben zu, fortan an demselben stets

einen hervorragenden Anteil nehmend. Im J. 1860, wo seine Ernennung zum Vizepräsidenten des Appellationsgerichts in Frankfurt a. O. erfolgte, und 1861 führte S. das Präsidium im Abgeordnetenhause, sowie 1867 das im konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes, ebenso auch das des ersten verfassungsmäßigen Norddeutschen Reichstags während der sechs Sessionen von 1867, 1868, 1869 und 1870 und während der sämtlichen Sessionen des Zollparlaments von 1868, 1869 und 1870, endlich das des Deutschen Reichstags 1871, 1872 und 1873. Am 3. Okt. 1867 überbrachte S. dem König Wilhelm von Preußen die Adresse des ersten verfassungsmäßigen Reichstags des Norddeutschen Bundes nach der Burg Hohenzollern, 18. Dez. 1870 an der Spitze einer Deputation nach Versailles die Adresse des Norddeutschen Reichstags vom 10. Dez., durch welche der König gebeten wurde, die ihm von den Fürsten angetragene deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Im Winter 1874 wurde er abermals in den Reichstag gewählt, erkrankte aber vor dem Zusammentreten desselben und mußte deshalb ablehnen, wiederum das Präsidium zu führen. Später hat er auch die Annahme einer fernern Wahl zum Reichstagsmitgliede abgelehnt und sich dann lediglich den Aufgaben seines Amts gewidmet; seit April 1869 war er erster Präsident des Appellationsgerichts in Frankfurt a. O., seit 1873 Ehrenbürger der genannten Stadt. Seit dem 1. Okt. 1879 ist S. Präsident des Reichsgerichts und des kaiserl. Disciplinarhofs zu Leipzig; seit seinem 50jährigen Dienstjubiläum (22. Mai 1883) Ehrenbürger der Städte Leipzig und Königsberg i. Pr.

Sein Sohn, **Bernhard Eduard S.**, geb. 19. Febr. 1840, seit 1877 ord. Professor der Geschichte in Freiburg, hat sich durch die histor. Quellenarbeiten: «Jahrbücher des Fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen» (2 Bde., Lpz. 1874—76), «Jahrbücher des Fränkischen Reichs unter Karl d. Gr.» (Lpz. 1883) und die Herausgabe des Band 2 der «Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg» (Berl. 1865), sowie durch eine Anzahl kleinerer histor. Monographien bekannt gemacht.

Simulation, Verstellung in positiver Hinsicht, als hätte man etwas, z. B. eine Krankheit; **Dissimulation**, Verstellung in negativer Hinsicht, Verheimlichung in negativer Hinsicht, Verheimlichung von etwas, was man doch hat.

Simulierte Krankheiten, d. i. vorgeschützte Krankheiten, kommen dem Arzte sehr oft zu unterscheiden vor. Die Ursachen, wodurch die Menschen zum Erheucheln krankhafter Zustände veranlaßt werden, sind sehr mannigfach. Bald ist es nur Langeweile, Hypochondrie, bald der Zweck, vom Militärdienste oder sonst aus einer unangenehmen Lage loszukommen, eine Ehescheidung zu erzwingen, eine gerichtliche Untersuchung nichtig oder das richterliche Urteil milder zu machen, eine Unterstützung zu genießen u. s. w. Besonders häufig werden vorgeschützt und sogar nachgeahmt (erkünstelt, morbi arte facti) die epileptischen und andere Krämpfe, die Geisteskrankheiten, Hautausschläge, Bluthusten, Lähmungen, Krankheiten des Gesichts- oder Gehörsinns. Den simulierten gegenüber gibt es auch **dissimulierte**, d. h. **verheimlichte Krankheiten**. Die Ursachen sind hier oft Verschämtheit, Furcht vor Schande, Eitelkeit u. a.

Simultanbeobachtungen nennt man alle zu gleicher Zeit angestellte Beobachtungen einer bestimmten Erscheinung. In der Meteorologie speziell benennt man die an den verschiedenen Orten eines Beobachtungsnetzes zu genau derselben Zeit (also unabhängig von der betreffenden Ortszeit) angestellten meteorolog. Beobachtungen mit diesem Namen. Solche S. hat z. B. das nordamerik. Netz, wo an allen Stationen jetzt täglich um 7 Uhr vormittags, 3 und 11 Uhr nachmittags nach washingtoner Zeit beobachtet wird. Außerdem wird auf der ganzen Erde an vielen Stationen eine Beobachtung um 7 Uhr vormittags nach washingtoner Zeit angestellt. In Deutschland werden die meteorolog. Beobachtungen nicht nach diesem System, sondern nach bestimmten Stunden der betreffenden Ortszeiten angestellt, wodurch natürlich die völlige Gleichzeitigkeit verloren geht; doch ist dies bei einem Lande von nicht allzu großer Ausdehnung von Ost nach West nicht von Bedeutung. Die S. dienen namentlich zur Herstellung der synoptischen Wetterkarten.

Simultanĕum (lat., d. h. etwas von zwei Personen zugleich Besessenes) nannte man früher das gleichberechtigte Nebeneinanderbestehen der prot. und kath. Kirche in einem Staate oder in einer Stadt, wobei man einen Unterschied zwischen notwendigem und willkürlichem S. machte. Das notwendige S. trat ein, wo im Normaljahre, dem J. 1624, der kath. und prot. Kultus in einem Lande nebeneinander geübt worden waren, das willkürliche hingegen, wenn ein Landesherr später in seinem Lande einen andern Kultus einführte. Jetzt bezeichnet man mit S. die gemeinsame Benutzung von Kirchengebäuden (**Simultankirchen**), Glocken und Friedhöfen. Schulen für Kinder beider Konfessionen heißen **Simultanschulen**.

Sina (Georg Simon, Freiherr von), Bankier, geb. 1753 zu Serajewo, ließ sich in Ungarn nieder und wurde 3. April 1818 bei Erwerbung der ungar. Herrschaften Hodos und Kosdia in den ungar. Adelsstand erhoben. Er starb 3. Aug. 1822. Seine beiden Söhne **Georg Simon, Freiherr von S.**, geb. 20. Nov. 1782, gest. 18. Mai 1856 zu Wien, Gründer des Bankhauses Simon G. Sina zu Wien, und **Johann Simon, Freiherr von S.**, geb. 16. Jan. 1804, gest. 4. Mai 1869 zu Wien, wurden 8. März 1832 in den österr. Adelsstand erhoben. Mit dem Sohn des erstern, **Georg Simon, Freiherr von S.**, geb. 15. Aug. 1810, gest. 15. April 1876, erlosch das Haus im Mannsstamm.

Sinai, Name des Centralgebirgsstocks der Sinaitischen Halbinsel zwischen dem Meerbusen von Suez und dem von Akaba. Der Kern des Gebirges besteht durchweg aus Urgestein; entfernter vom Centrum erscheint der Sandstein und endlich nach den Rändern hin das Kalkgestein. Die höchste Höhe des vielgipfeligen Gebirges, Gebel-Katherin, mißt 2599 m, Gebel-Mûsâ 2244 m, Gebel-Serbâl 2052 m. Für alle Zeiten berühmt wurde der S. durch die Mosaische Gesetzgebung. Als den **Sinai-Horeb** im engern Sinn, von welchem herab nach der Bibel die Zehn Gebote verkündigt wurden, versteht man nach der Überlieferung denjenigen Berg, dessen nordwestl. Höhe jetzt Râs-es-Safsâfeh (1994 m) und dessen südöstl. Höhe Gebel-Mûsâ heißt, und streitet sich nur darum, ob die nördliche oder die südliche dazu geeigneter war. Ebenen für die versammelten Menschen haben beide unter sich, die nördl. Höhe die Ebene er-Râha, die südliche die

Ebene Sebaije. Die letztere erscheint passender, weil von ihr aus der ohnedem viel höhere Gebel-Músá mejestätischer emporragt, als Râs-es-Saffâfeh über er-Râha. Raum für ein ganzes Volk hat keine von beiden. Jene Überlieferung reicht aber nicht über die christl. Zeit hinauf und befestigte sich erst dadurch, daß der Kaiser Justinian, angeblich 527, am östl. Fuße des Sinai-Horeb, in dem Thale Schuaib, das berühmte feste Sinaikloster mit einer Kirche der Verklärung Christi gründete, in welcher auch Reliquien der heil. Katharina gezeigt werden. In der frühern Zeit gab es an dem Berge noch andere Klöster (z. B. das Kloster der 40 Märtyrer, el-Arbain, dessen Stelle im westl. Thale noch gezeigt wird), Kapellen und Einsiedeleien. Lepsius und Ebers nehmen den Berg Serbâl, nordwestlich vom Gebel-Músá, für den biblischen S., aber eine Vergleichung des Terrains mit den Angaben der Bibel läßt dies ungeeignet erscheinen. Da die Bibel selbst nur in ganz allgemeinen Ausdrücken von der Sache redet, so ist eine sichere Entscheidung über die bestimmtere Lokalität kaum zu erzielen. Vgl. Ebers, «Durch Gosen zum S.» (Lpz. 1881).

Sinaia, während der Regierung des Königs Karl neu entstandener Badeort in Rumänien, unter dem Kloster gleichen Namens an der Eisenbahnlinie Predeal-Ploesti-Bukarest, mitten in den Karpaten, unweit der siebenbürger Grenze gelegen, hat eine hydrotherapeut. Anstalt, viele elegante Villen und gut eingerichtete Hotels, wird überhaupt durch Fürsorge des Fürsten Ghika, Präsidenten der sog. Ephorie für Civilhospitäler, in jeder Art verschönert. Anlaß zum Entstehen und Aufschwung S.s gab der jährliche Sommeraufenthalt des königl. Hofs, der sich anfänglich mit einigen Zimmern im kleinen Kloster begnügte, bis er das am 7. Okt. 1883 eingeweihte, innerlich kunstvoll ausgestattete Sommerschloß Castel Pelesch, in einem geschützten Seitenthal am Fuße des 2819 m hohen Lutschetich, der höchsten Karpatenspitze, schön gelegen, beziehen konnte.

Sinalóa, s. Cinalóa.

Sinalunga, auch Asinalunga, Stadt in der ital. Provinz Siena, Bezirk Montepulciano, Station der Eisenbahn Empoli-Chiusi, zählt (1881) 4003 (Gemeinde 9039) E. und hat ein bemerkenswertes Gemälde von Sodoma in der Hauptkirche. Hier wurde 24. Sept. 1867 Garibaldi, der einen Einmarsch in den Kirchenstaat beabsichtigte, auf Befehl der königl. Regierung gefangen genommen.

Sinamaica (Laguna de), s. u. Maracaibo.

Sināpis *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Cruciferen. Man kennt gegen 15 Arten, die in der nördlichen gemäßigten Zone der Alten Welt vorkommen. Es sind krautartige Gewächse, die sich von den Arten der nahe verwandten Gattung Brassica (s. d.), mit welcher sie von einigen neuern Botanikern auch vereinigt werden, durch mehrere stark hervortretende Nerven auf den Schoten unterscheiden. Die bekannteste Art ist der sog. weiße Senf, S. alba *L.*, der sowohl wild in Deutschland wächst, als auch an vielen Orten im Großen angebaut wird. Die Samen dieser Pflanze werden zur Herstellung des Senföls, des Mostrichs und verschiedener als Gewürz oder Heilmittel dienender Präparate verwendet. Ähnliche Benutzung finden auch die Samen einer asiatischen Art, des sog. russischen oder Sareptasenfs, S. juncea *L.* Die Samen des unter dem Namen Hederich oder Ackersenf bekannten S. arvensis *L.* können gleichfalls zur Senfbereitung gebraucht werden. (Vgl. Brassica und Senf.)

Sinapismus, s. Senfteig.

Sinau, Pflanzenart, s. unter Alchemilla.

Sind, Fluß, s. Indus.

Sind oder Sindh, engl. Sinde oder Scinde, die westlichste Division der brit.-ind. Präsidentschaft Bombay, nimmt mit den fünf Kollektoraten Hyderabad, Karratschi, Schikarpur, Thar und Parkar, sowie oberer Sindgrenzdistrikt, das Delta und untere Stromgebiet des Indus ein und wird westlich und nordwestlich von Balutschistan, nördlich von dem Pendschab, östlich von Radschputana und südlich von dem Ruan genannten großen, aber untiefen Busen des Arabischen Meeres begrenzt. Die Bevölkerung betrug 1881 auf 124351 qkm 2413823 meist mohammed. E. Wie in Ägypten ist auch hier das Flachland mittels eines mächtigen Stroms, des Indus, der sich mit vielen Armen ins Meer ergießt, in zwei Hälften geteilt, bis wo Sandwüsten das östliche, ein Geschiebe kahler Berge das westl. Gebiet abgrenzen. Dem Indus oder Sindhu verdankt das Land seinen Namen, seine Fruchtbarkeit und sein Leben. Der Strom beginnt im April zu schwellen, überschwemmt im Juni die Tiefebenen und tritt Anfang September wieder in sein Bett zurück. Das Klima ist äußerst schwül und trocken. In Hyderabad ist die mittlere Temperatur der sechs Sommermonate 36° C., und das Wasser des Indus hat dann 31,25° bis 33,75° C. Wärme. In Nord- oder Obersind ist der Sommer sogar noch heißer als in Süd- oder Untersind. Regen fällt sehr wenig. Zu Larkhana in Obersind regnet es mitunter drei Jahre nicht. Zu andern Zeiten sind dagegen die Regengüsse heftig und verursachen Krankheiten. In seinen Bodenerzeugnissen stimmt S. mit den ebenen Teilen des nördl. Ostindien (s. d.) überein. Trauben und Obst von nur mittelmäßiger Güte gibt es in Fülle. Allgemein findet man hier die Dattelpalme, welche auch zur Bereitung eines geistigen Getränks benutzt wird. Viele Dromedare sowohl zum Gebrauch als Lasttiere als ihrer Milch und Haare wegen, Rinder der Butter (Ghi) und der Häute wegen, die beide wichtige Handelsartikel bilden, auch viele Schafe und Ziegen der Wolle, der Milch und des Fleisches wegen werden in S. gezogen. Die Pferde und Esel sind klein, die Maultiere groß und vortrefflich. Ein Hauptnahrungsmittel der geringern Klasse sind Fische. Die Bevölkerung, aus einem Gemisch von ursprünglichen Sindern (Hindu des Indus), Dschat und Balutschen bestehend, ist im allgemeinen ihrer Unwissenheit und Sittenlosigkeit wegen verrufen. Die Balutschen, gleich wie die andern Mohammedaner in S., sind fanatische Sunniten. Derwische, Fakire und andere mohammed. Bettelgeistliche durchziehen zum Nachteil der Bevölkerung in großen Scharen unter allerlei Namen das Land.

Als solche Bettelmönche kamen gegen die Mitte des 15. Jahrh. aus Balutschistan nach S. auch die Kalora, die ihren Stammbaum auf die abbasidischen Kalifen zurückführen, jedoch zum Dschatvolke gehören. Diese geistliche Brüderschaft wurde von dem einfältigen Volke unterhalten, endlich aber von den Sindern vertrieben. Mit Erlaubnis der Regierung zu Delhi kehrten sie aber wieder nach S. zurück und wurden sogar 1735 mit ansehnlichen Ländereien beschenkt. Nicht lange nachher erhob

der Großmogul einen Kalora, Miau Nur Muhammed, unter der Verpflichtung einer jährlichen Tributzahlung, zum erblichen Lehnsherrn des ganzen Fürstentums S. Die Kalora vereinigten nun die ganze weltliche und geistliche Macht. Ihr Scepter lastete aber so furchtbar auf den Hindu, daß diese scharenweise die Heimat verließen und meist nach Katsch flüchteten. Dem Gholam-Schah, ältestem Sohne des Nur Muhammed, wurde durch Nadir-Schah von Persien ein Teil des Erbes als pers. Lehn zurückgegeben. Bei dem Tode von Nadir-Schah erkannte Gholam-Schah die Oberhoheit der afghanischen Durani an, wurde aber bald nachher von einem seiner jüngern Brüder der Herrschaft beraubt. Dieser suchte die Macht seines Hauses auszudehnen und brachte das größte Elend über die Radschputen und Hindu von Katsch. Sein Nachfolger ließ Mir Bairam, Chan des Balutschenstammes Talpur, hinrichten. Es erhoben sich deshalb die Talpur, und nach mehrjährigem Kämpfen und Morden mußte Abdal-Nabi, der letzte Kalora, nach Balutschistan fliehen. Sein Lehnsherr in Kabul schickte zur Vertreibung der Talpur ein Heer ab; allein die Talpur kehrten zurück und wußten sich endlich die Anerkennung als rechtmäßige Gebieter von S. gegen einen jährlichen Zins von 12 Lakh Rupien zu verschaffen. Mir Fateh-Chan, der erste Lehnsfürst aus dem Stamme der Talpur, erhob 1786 seine drei jüngern Brüder zu Mitregenten, und alle vier nannten sich Emir (Amir) oder Fürsten von S. Als ihre Nachkommen 1839 die mit den Engländern abgeschlossenen Verträge brachen, entwickelte sich daraus Anfang 1843 ein Krieg, in welchem General Sir Charles Napier durch seinen glänzenden Sieg bei Miami 17. Febr. das Schicksal des Landes entschied. Die Emire ergaben sich, erhielten Jahrgehalte und ihr Gebiet wurde als unmittelbarer Besitz der Briten der Präsidentschaft Bombay einverleibt. Das Land nahm nun unter brit. Verwaltung einen ungemeinen Aufschwung. Die Hauptstadt der Provinz ist Hyderabad (s. d.), der Haupthafen die rasch aufblühende Seestadt Karratschi (s. d.). Der Indus wird von Dampfbooten befahren und das Land von der Scindebahn zwischen Karratschi und Hyderabad, dem Indus-Valley-Railway zwischen Hyderabad und Multan durchschnitten, steht auch durch die sich letzterer anschließende Peschawar-Lahore-Bahn mit dem ganzen übrigen Eisenbahnnetze in Britisch-Indien in Verbindung.

Sindelfingen, Stadt im württemb. Neckarkreise, Oberamt Böblingen, an der Schwippe, 451 m über dem Meere, zählt (1885) 4093 meist evang. E. und hat große Gemeindewaldungen und Baumwollindustrie, sowie eine schöne, 1083 eingeweihte Kirche.

Sindfeld, s. unter Senne.

Sindhi, s. Indische Sprachen.

Sindhu, Fluß, s. Indus.

Sined (der Barde), Anagramm des Dichters Mich. Denis (s. d.).

Sine ira et studio (lat.), «Ohne Zorn und ohne Vorliebe», d. h. ohne Parteilichkeit, Citat aus Tacitus' «Annalen» (I, 1).

Sinekūre (lat. sine cura, d. i. ohne Seelsorge) bezeichnet eigentlich eine Pfründe, welche dem Inhaber Einkünfte gewährt, ohne ihm geistliche Amtsgeschäfte aufzuerlegen. Später ist diese Bedeutung auf jede andere einträgliche aber mühelose Stellung übergegangen.

Sinesen und **Sinesisch**, soviel wie Chinesen und chinesisch.

Sinestra (Val), linkes Seitenthal des Unterengadin im Bezirk Inn des schweiz. Kantons Graubünden, öffnet sich bei Remüs (1226 m) gegen das Hauptthal und ist bekannt durch seine arsenhaltigen Eisen- und Natronsäuerlinge, die etwa 1400 m über dem Meere in der Schlucht des Thalbachs entspringen und deren Wasser seit 1876 exportiert wird. Vgl. Husemann, «Die arsenhaltigen Eisensäuerlinge von Val S.» (Chur 1876).

Sinfonie, s. Symphonie.

Singapōre oder Singhapura (d. i. Löwenstadt), eine kleine, den Engländern gehörende, an der Südspitze der Halbinsel Malakka, unweit des untern Eingangs in die nach letzterer genannte Meerenge gelegene, von dem Festlande nur durch einen kaum 1½ km breiten Kanal getrennte Insel von 580 qkm Inhalt. S. bildet den wichtigsten Bestandteil des brit. Gouvernements der «Straits-Settlements» in Hinterindien. Sie ist gut bewässert und besteht aus einem sich wellenförmig erhebenden, an einzelnen Stellen hügelartig anschwellenden, höchst fruchtbaren Lande. Die höchste Bodenerhebung von 170 m ist der Boukit Timah (Zinnhügel) in der Mitte der Insel. Als Sir Stamford Raffles (s. d.) 6. Febr. 1819 hier die engl. Flagge aufpflanzte, war S., welches 1824 von der Ostindischen Kompagnie ihrem nächsten Besitzer, dem Sultan von Drohor, für 60000 Doll. und eine jährliche Leibrente von 24000 Doll. abgekauft wurde und 1867 in den Besitz der Krone überging, eine mit dichtem Urwalde bedeckte, nur von 20 malaiischen Fischerfamilien bewohnte Zufluchtsstätte von Seeräubern. Gegenwärtig sind diese Wälder fast schon verschwunden und haben Reisfeldern, Gartenanlagen und großartigen Anpflanzungen von Nauclea gambir, der Mutterpflanze der Katechu, und Betelpfeffer, den vorzugsweise auf S. gezogenen Kulturgewächsen, Raum gemacht. Die Tiger, welche von dem Festlande herüberschwimmen, sind noch immer häufig und die Zahl ihrer Opfer, namentlich unter den chines. Landbauern, ist noch immer groß. Die Fauna und Flora von S. sind die Hinterindiens. Das Klima ist heiß, aber nicht ungesund; die mittlere Temperatur der drei heißesten Monate beträgt 27,1°, die der drei kältesten 25,9° C. Die Bevölkerung beträgt (1881) 172993 E., wovon 139208 männlichen und nur 33785 weiblichen Geschlechts; darunter 1283 Europäer, 86766 Chinesen, 22114 Malaien, 10475 Tamulen, 5681 Javanesen und 3091 Eurasier.

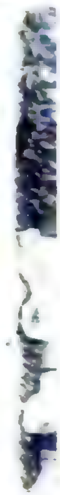
Die Stadt Singapore, die einzige der Insel, mit 110000 E., liegt unter 1° 16′ nördl. Br. und 103° 53′ östl. L. (von Greenwich), an der Südküste zu beiden Ufern der Mündung eines kleinen Flusses. Der auf dem rechten Ufer liegende Stadtteil ist der hauptsächlich von Europäern bewohnte. Hier befinden sich verschiedene Kirchen, die Wohnung des Gouverneurs der Straits-Settlements, die Gouvernementsgebäude, großartige Magazine, die Warenlager, Comptoirs und Wohnungen der europ. Kaufleute, die Docks und Schiffswerfte. Der auf der linken Seite des Flusses liegende asiat. Stadtteil ist regelmäßig angelegt und hat breite, sich rechtwinkelig kreuzende Straßen. Weiter gegen Norden liegen zahlreiche Landhäuser wohlhabender Europäer. Das großartige Gefängnis in S. für Verbrecher aus allen Teilen der engl. Besitzungen



8. Spechtmeise (Sitta caesia).



15. Safranköpfiges Goldhähnchen (Regulus cristatus).

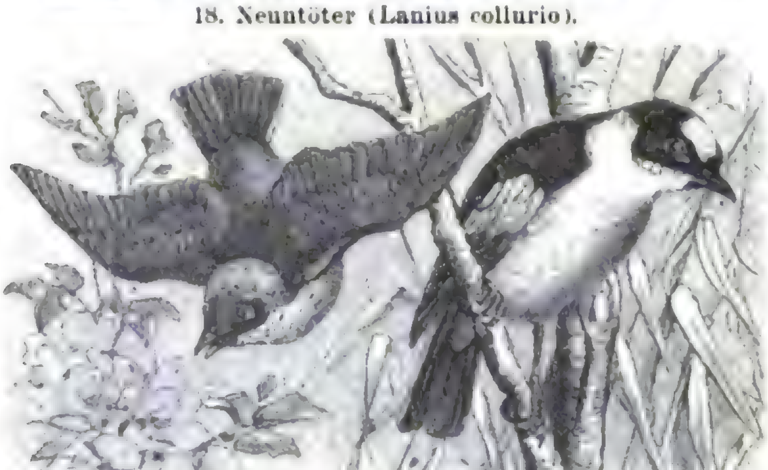




2. Schneeammer (Plectrophanes nivalis).
1. Goldammer (Emberiza citrinella).



18. Neuntöter (Lanius collurio).



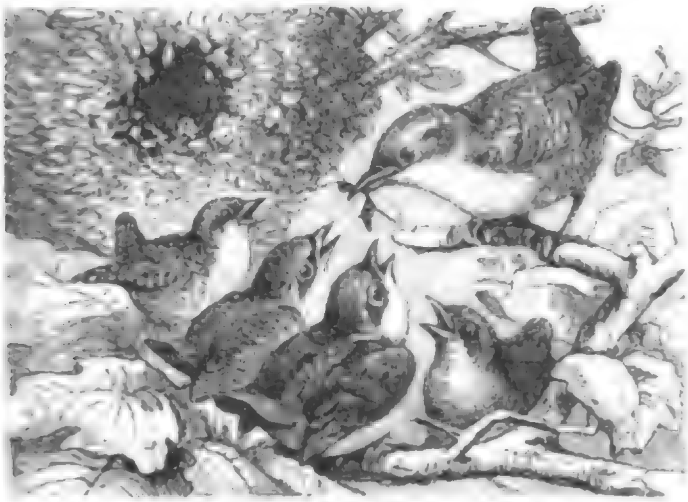
16. Gefleckter Fliegenschnäpper (Muscicapa grisola).
17. Halsbandfliegenschnäpper (Muscicapa albicollis).

9
11
13



9. Blaumeise (Parus caeruleus). 10. Kohlm-
(Parus palustris). 12. Haubenmeise (Parus cr

ÖGEL. I.



4. Europäischer Zaunkönig (Troglodytes parvulus).



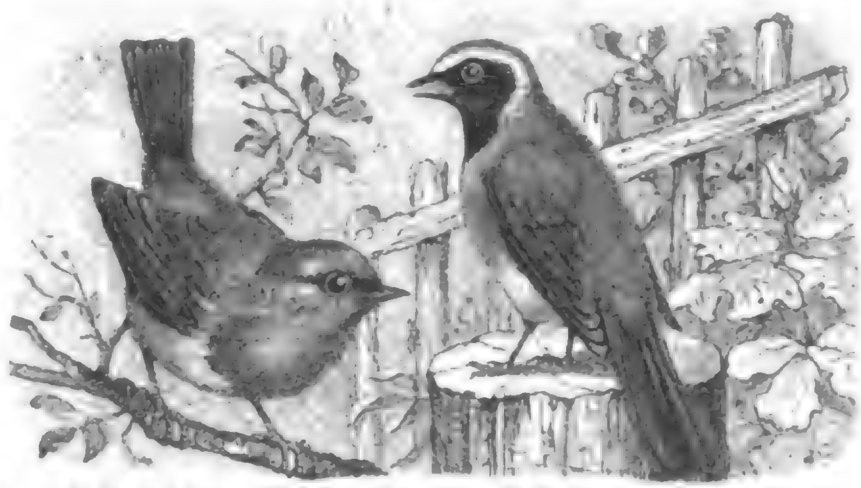
19. Europäischer Seidenschwanz (Bombycilla garrula).



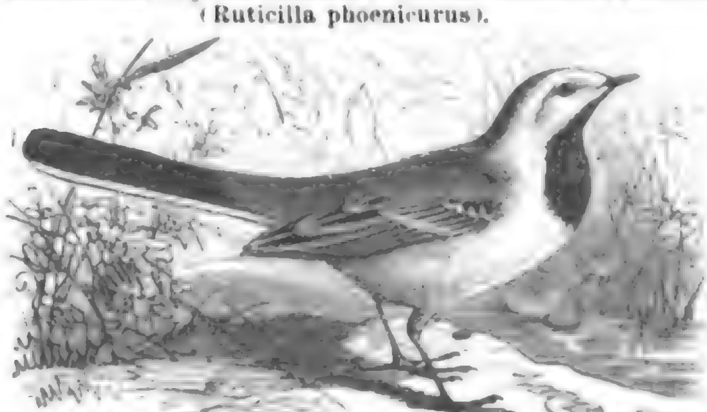
10

12

…meise (Parus major). 11. Sumpfmeise …istatus). 13. Tannenmeise (Parus ater).



6. Rotkehlchen (Sylvia rubecula). 7. Gartenrotschwänzchen (Ruticilla phoenicurus).



5. Weifse Bachstelze (Motacilla alba).



3. Haubenlerche (Alauda cristata). 4. Feldlerche (Alauda arvensis).

Zu Artikel: Singvögel.

in Asien ist aufgehoben und wird jetzt für andere Zwecke verwendet. Die Stadt S. gelangte sehr bald nach ihrer Gründung zu großer, stets zunehmender Blüte und stellt jetzt schon seit Jahren einen der wichtigsten Handelsplätze des ganzen asiat. Ostens dar. Namentlich ist der Transporthandel daselbst von größter Bedeutung und Ausdehnung. Die Ein- und Ausfuhr erreichte 1880 einen Wert von 461 Mill. Mark. Die geräumigen und sichern Häfen von S. besuchten und verließen in den letzten Jahren jährlich gegen 3800 Schiffe, worunter 300 Dampfer, da S. der Hauptknotenpunkt für die Dampfschiffahrtslinien des östl. Asien ist und dies mit allen übrigen westl. Ländern verbindet. Vgl. Cameron, «Our tropical possessions in Malayan India» (Lond. 1865).

Singcikaden, s. Cikaden.

Singdrossel, s. Zippe.

Singen, s. Gesang und Vokalmusik.

Singen, Flecken im bad. Kreise und Amte Konstanz, an der Aach, 432 m über dem Meere, unterhalb des Hohentwiel, einer württemb. Exklave, Station der Linien Basel-Konstanz und Offenburg-S. der Badischen Staatsbahnen und der Linie S.-Etzweilen der Schweizerischen Nordostbahn, zählt (1885) 2065 E. und hat eine Kunstmühle, Malzfabrik, Weinbau und Baumwollspinnerei.

Singende Flammen, s. Harmonika (chemische).

Singer (Edmund), Violinvirtuos, geb. 14. Okt. 1831 zu Tottis in Ungarn, trat bereits mit 9 Jahren in Pest öffentlich auf, und machte mit 11 Jahren eine Konzertreise durch Ungarn und Siebenbürgen, worauf er in das wiener Konservatorium eintrat. Mit 13 Jahren hatte er diese Schule absolviert und brachte dann zwei Jahre in Paris zu, wo er in mehrern Konzerten Aufsehen erregte. Im Jahre 1846 kehrte er nach Pest zurück und wurde Konzertmeister und Soloviolinist am deutschen Stadttheater. Im J. 1851 unternahm er Konzertreisen durch Deutschland, Holland, Dänemark und Ungarn, 1854 kam er als Kammervirtuos nach Weimar und wurde später zum Hofkonzertmeister daselbst ernannt, 1861 wurde er nach Stuttgart berufen, wo er als Konzertmeister, Kammervirtuos und Professor am Konservatorium thätig ist. S.s Technik zeichnet sich durch ebenso leichte als eminente Beherrschung der Saiten, sowie durch geschmeidige Bogenführung aus. In Verbindung mit Max Seifriz gab er eine große Violinschule heraus. Unter seinen im Druck erschienenen Kompositionen für Violine befinden sich Konzertstücke, Phantasien, Studien, Capricen u. s. w.

Singhalesen und **Singhalesische Sprache**, s. Ceylon und Indische Sprachen.

Singmaus, s. unter Maus.

Singschwan, s. unter Schwan.

Sing-Sing, Dorf in Westchester County im nordamerik. Staate Neuyork, liegt am linken (östlichen) Ufer des Hudsonflusses, 48 km von Neuyork, zählt (1880) 6578 E. und hat verschiedene Fabriken, eine National- und eine Sparbank, eine öffentliche und eine kath. Schule, ein Töchterinstitut, eine Vorbereitungsschule für West-Point (s. d.), drei militärische und 12 Privatschulen, zwei wöchentliche Zeitungen und sechs Kirchen. Es ist der Sitz des Staatsgefängnisses, welches 1200 Zellen für männliche und 120 Zellen für weibliche Verbrecher enthält.

Singspiel ist der ursprüngliche deutsche Name für opera; sämtliche deutsche Opern bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. wurden S. genannt. Als seit 1750 auf engl. und franz. Anregung die Balladenoper und die komische Operette entstanden, welche teils gesprochen, teils gesungen wurden, ging der Name S. auf diese über und trat damit in Gegensatz zu der opera seria oder der durchkomponierten Großen Oper. Ein S. ist jetzt ein leichteres Stück von heiterer Fassung und kleinerm Umfange, in welchem Gesang und Rede wechseln.

Singular, s. Numerus.

Singvögel (Oscines) sind wie die Schreivögel (s. d.) eine und zwar sehr zahlreiche Unterordnung der Sperlingsvögel (s. d.), die durch eine ganz besondere Entwickelung der Luftröhre an der Stelle, wo sich dieselbe gabelt, und die man den untern Kehlkopf (Syrinx) nennt, ausgezeichnet ist. An diesem Syrinx haben die untern Ringe der eigentlichen Luftröhre und die obern der Bronchien eine Umbildung erfahren, indem sie zu Plättchen, Spangen u. s. w. umgestaltet wurden, welche durch 5—6 Muskelpaare gegeneinander bewegt werden können und die sich, im Verein mit zwischen ihnen befindlichen Membranen jederseits eine Art untere Stimmritze bildend, durch willkürlichen Einfluß der Muskeln bald einander nähern, bald voneinander entfernen können und so dem jederseits aus den Lungen kommenden Luftstrom einen verschiedenen Widerstand bieten, der die Verschiedenheit und Aufeinanderfolge der Töne des Vogelgesangs bedingt. Der Gesang ist fast immer nur dem männlichen Geschlecht eigen und als ein Produkt der geschlechtlichen Zuchtwahl aufzufassen; merkwürdig ist es, daß sich die anatom. Verhältnisse des untern Kehlkopfs der Weibchen (z. B. der Nachtigall) auch bei den genauesten Untersuchungen weder qualitativ noch quantitativ von denen der Männchen unterscheidet, wie es denn auch eine ganze Reihe von Vögeln (z. B. Raben) gibt, die auch im männlichen Geschlecht bei einem dem Bau nach allen Anforderungen auf Gesang genügenden Syrinx, doch nicht singen, und andererseits solche, die, ohne einen derartigen Apparat zu besitzen und ohne zur Ordnung der S. zu gehören, doch einen und oft sehr melodischen Gesang haben. Der Schnabel der S. ist zwar je nach der Lebensweise sehr verschieden gebaut, immer aber mit einer bis zur Wurzel hornigen Scheide versehen; Handschwingen finden sich nie unter neun, bisweilen sind es zehn. Die Systematik der S. ist äußerst schwierig und zur Zeit noch sehr unklar und verworren; man hat die ganze Unterordnung in eine große Anzahl von Familien von sehr verschiedenem Werte aufgelöst.

Einer zwar ältern und nicht natürlichen, aber übersichtlichen und bequemen Einteilung nach zerfallen die S. in sechs Gruppen: 1) Zahnschnäbler (Dentirostres), Schnabel an der Spitze hakenförmig übergreifend, an den Mundwinkeln mit Borstenfedern; hierher gehören unter andern die Würger (s. d., z. B. der Neuntöter, Lanius collurio, Tafel: Singvögel I, Fig. 18) und die Fliegenschnäpper (s. d., z. B. der gefleckte und der Halsbandfliegenschnäpper, Muscicapa grisola und albicollis, Taf. I, Fig. 16 und 17). 2) Pfriemenschnäbler (Subulirostres), Schnabel an der Spitze nicht übergebogen, pfriemenförmig, Insekten-, teilweise auch Beerenfresser. Am bekanntesten aus dieser Gruppe sind die Bachstelzen (s. d.,

z. B. die weiße Bachstelze, Motacilla alba, Taf. I, Fig. 5), die Drosseln (s. d., mit der Amsel [s. d., Turdus merula], Taf. II, Fig. 9), die echten Sänger (Sylviidae), schlanke Vögel mit 10 Steuerfedern, einem an der Spitze seitlich, an der Wurzel von oben nach unten zusammengedrückten Schnabel, die sich hauptsächlich von Insekten, doch auch von Beeren ernähren. Zu ihnen gehört die Nachtigall (s. d., Sylvia luscinia oder Luscinia lusciola, Taf. II, Fig. 8), das Rotkehlchen (Sylvia rubecula, Taf. I, Fig. 6), das Gartenrotschwänzchen (Ruticilla phoenicurus, Taf. I, Fig. 7) und das safranköpfige Goldhähnchen (Regulus cristatus, Taf. I, Fig. 15); weiter gehören noch zu den Pfriemschnäblern die Zaunkönige mit dem europ. Zaunkönig (s. d., Troglodytes parvulus, Taf. I, Fig. 14) und viele andere mehr. 3) Kegelschnäbler (Conirostres). Der kräftige harte Schnabel ist kegelförmig; sie leben hauptsächlich, aber nicht ausschließlich von Vegetabilien. Zu ihnen rechnet man die Meisen (s. d., Paridae, Taf. I, Fig. 9—13), von denen in Deutschland häufig sind: die Blaumeise (Parus caeruleus, Fig. 9), die Kohlmeise (Parus major, Fig. 10), seltener die Sumpfmeise (Parus palustris, Fig. 11), die Haubenmeise (Parus cristatus, Fig. 12), die Tannenmeise (Parus ater, Fig. 13) und sehr häufig die aberrant gebaute Spechtmeise (s. d., Sitta caesia, Taf. I, Fig. 8); die Lerchen (s. d., Alaudidae), mit der Haubenlerche (Alauda cristata, Taf. I, Fig. 3) und der Feldlerche (Alauda arvensis, Fig. 4); weiter die große Familie der Finken (Fringillidae), mit der Unterfamilie der Ammern (s. d., Emberizinae), zu der die Goldammer (Emberiza citrinella, Taf. I, Fig. 1) und die Schneeammer (Plectrophanes nivalis, Taf. I, Fig. 2) gehört; derjenigen der eigentlichen Finken (s. d., Fringillinae, Taf. II, Fig. 3—7). Hierher der Kreuzschnabel (Loxia curvirostra, Fig. 3), der Rotgimpel (Pyrrhula vulgaris, Fig. 4), der Kernbeißer (Coccothraustes vulgaris, Fig. 5), der Buchfink (Fringilla coelebs, Fig. 6) und der Girlitz (Serinus hortulanus, Fig. 7); die Webervögel (s. d., Ploceidae), zu denen die Paradieswitwe (Vidua paradisea, Taf. II, Fig. 1) und der Bartfink (Amadina fasciata, Taf. II, Fig. 2) gerechnet werden. Auch der Seidenschwanz (s. d., Bombicilla garrula, Taf. I, Fig. 19) wird der Gruppe der Kegelschnäbler zugezählt. 4) Rabenvögel (Coraces), mit starkem, fast geradem, verlängert kegelförmigem Schnabel, mit kräftigen Wandelbeinen. Zu ihnen gehören die Pirole (z. B. der Kirschpirol, Oriolus galbula, Taf. II, Fig. 13), die Stare (s. d.) mit unserm gewöhnlichen Star (Sturnus vulgaris, Fig. 14), die Paradiesvögel (s. d., z. B. Paradisea apoda, Fig. 15), der Eichelhäher (Garrulus glandarius, Fig. 16), der Nußhäher (Nucifraga caryocatactes, Fig. 17), die Elster (Pica caudata, Fig. 18), der Kolkrabe (Corvus corax, Fig. 19) und viele andere mehr. 5) Dünnschnäbler (Tenuirostres) mit dünnem, langem, scharf zugespitztem Schnabel, denen der Baumläufer (s. d.), der Mauerläufer (Tichodroma muraria, Fig. 11) und die den Tropen der alten Welt angehörenden Honigsauger (z. B. der Erzhonigsauger, Nectarinia metallica, Fig. 10) zugerechnet werden. 6) Die letzte Gruppe, die der Spaltschnäbler (Fissirostres), bilden, nach Ausscheidung der Segler und Nachtschwalben, die echten Schwalben mit kurzem, flachem, an der Basis verbreitertem Schnabel, spitzen, langen Flügeln und Gabelschwanz; die in Deutschland häufigste Art ist die Rauchschwalbe (Hirundo rustica, Fig. 12).

S. werden oft aus Liebhaberei in der Gefangenschaft gehalten; über ihre Zucht und Abwartung existiert eine reiche Litteratur, aus welcher hervorzuheben sind: Brehm, «Handbuch für Liebhaber der Stubenvögel» (Ilmenau 1832); Bechstein, «Naturgeschichte der Stubenvögel» (4. Aufl., Halle 1840); Ruß, «Handbuch für Vogelliebhaber» (2 Bde., Hannov. 1872—78); A. und K. Müller, «Deutschlands Säugetiere und Vögel» (Kassel 1886).

Sinhai, See in Ostsibirien, s. Kenka.

Sinigaglia, offiziell Senigallia, das alte Sena Gallica, Seestadt in der ital. Provinz Ancona, an der Mündung der Misa in das Adriatische Meer, Station der Eisenbahn Bologna-Otranto, ist seit dem 4. Jahrh. Sitz eines Bischofs und hat (Ende 1881) 11899, als Gemeinde 23085 E., einen kleinen Hafen mit Leuchtturm, ein Kastell, eine reiche Synagoge, ein großes Theater, lange gerade Straßen, geräumige Plätze, Seebäder und Fischerei. Sehenswert ist die Kirche Santa-Maria delle Grazie vor Porta Montagnara mit einem Gemälde Peruginos. Die hiesige Messe, welche vom 20. Juli bis 8. Aug. dauert, galt ehemals in Italien für sehr wichtig. S. ist Geburtsort des Papstes Pius IX. und der Sängerin Catalani.

Zwischen S., 283 v. Chr. röm. Kolonie, von den gallischen Senonen in Umbrien gegründet, und Fano fand 207 v. Chr. die Schlacht am Metaurus statt, in welcher die beiden röm. Konsuln Claudius Nero und Livius Salinator den Karthager Hasdrubal, den Bruder Hannibals, schlugen; Hasdrubal fand dabei seinen Tod. Pompejus zerstörte die Stadt im Bürgerkriege zwischen Marius und Sulla. S., bei Plinius und mittellat. Senogallia, gehörte seit dem 12. Jahrh. zur Mark Ancona und 1810—14 zum Depart. Metauro des Napoleonischen Königreichs Italien. Zu S. entledigte sich Cesare Borgia durch Verrat der gegen ihn verbündeten Feudalherren des Kirchenstaats 30. Dez. 1502; diesen Vorfall schildert Niccolò Machiavelli, der damals florentinischer Gesandter bei Cesare Borgia war.

Sinj, der slaw. Name für Sign (s. d.).

Sinkat, kleine ägypt. Festung westlich von Suakim, an der Karawanenstraße nach Berber gelegen, wurde im Nov. 1883, nach dem Siege des Mahdi (s. d.) über Hicks Pascha, von Osman Digma eingeschlossen. Die tapfere Besatzung unter Tewfik Pascha blieb ohne jede Unterstützung und litt Mangel an Verpflegung. Nach der Niederlage der Ägypter unter Baker Pascha bei El Teb (4. Febr.) ließ Tewfik 11. Febr. 1884 die Geschütze vernageln und sprengte die Wälle, versuchte sich mit dem Reste der Besatzung (600 Mann) nach Suakim durchzuschlagen, wurde aber umzingelt und mit seiner ganzen Schar nach heldenmütigem Widerstande niedergemacht.

Sinking fund, s. unter Tilgungsfonds.

Sinkwerke, Auslaugevorrichtungen des salzführenden Gebirges, s. Grubenbau.

Sinn, rechtsseitiger Nebenfluß der Fränkischen Saale im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, entspringt auf der Westseite des Rhöngebirges, nimmt rechts die ebenfalls von der Rhön kommende Schmale Sinn und die vom Spessart kommende

SINGVÖ



14. Star (Sturnus vulgaris).



10. Erzhonigsauger (Nectarinia metallica).



3. Kreuzschnabel (Loxia curvirost
5. Kernbeißer (Coccothraustes vulg
7. Girlitz (Ser



19. Kolkrabe (Corvus Corax). 18. Elster (Pica caudata).



9. Amsel (Turdus merula).
8. Nachtigall (Sylvia Luscinia).



1. Paradieswitwe (Vidua paradisea).
2. Bartfink (Amadina fasciata).



13. Kirschpiro

GEL. II.



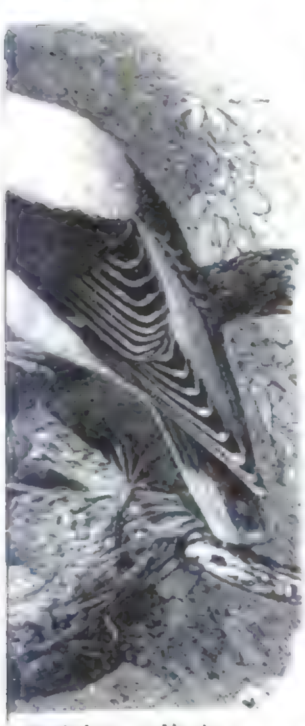
. 4. Rotgimpel (Pyrrhula vulgaris).
is). 6. Buchfink (Fringilla coelebs).
us hortulanus).



12. Rauchschwalbe (Hirundo rustica).



15. Paradiesvogel (Paradisea apoda).



(Oriolus galbula).



11. Mauerläufer (Tichodroma muraria).



17. Nußheher (Nucifraga caryocatactes).
16. Eichelheher (Garrulus glandarius).

Zu Artikel: Singvogel.

Jossa auf und mündet bei Gemünden, kurz vor dem Ausfluß der Saale in den Main.

Sinn und Sinne. In ursprünglicher Bedeutung bezeichnet Sinn die Fähigkeit des Menschen, den vernünftigen Inhalt irgend welcher Erfahrungen aufzufassen, und in übertragener Bedeutung diesen vernünftigen Inhalt selbst. So sagt man von jemand, er habe Sinn für die Poesie, für Naturschönheit u. s. w., so spricht man von dem Sinn einer Rede u. s. w.; so nennt man Gegenstände, die einen verborgenen Sinn haben, oder Menschen, die ihn aufzufassen wissen, sinnig oder sinnreich, und umgekehrt, was dessen ermangelt, sinnlos. In der philos. Terminologie versteht man unter Sinn im allgemeinen das Vermögen unmittelbarer Auffassung und Erkenntnis im Gegensatze zu dem durch begriffliche Reflexion aus gegebenem Stoffe Neues herausarbeitenden Nachdenken, oder das Prinzip der unmittelbaren Gewißheit. Das zeitweilige Vermögen sensualistischer Erkenntnistheorien hat dann auch Veranlassung zu noch engerer Bedeutung des Wortes gegeben. Indem man diese unmittelbare Gewißheit nur in der äußern Erfahrung suchte, setzte man die sinnliche Erkenntnis mit der durch leibliche Einflüsse vermittelten Wahrnehmung gleich, nannte infolge dessen sinnlich den gesamten Inhalt der äußern Erfahrung und bezeichnete die leiblichen Organe, welche dieselbe vermitteln, als die einzelnen Sinne. In diesem Zusammenhang wurde allmählich der Ausdruck »sinnlich« gleichbedeutend mit »materiell«. Wie man die Sinnlichkeit des Menschen, oder sein gesamtes Vermögen, durch leibliche Vermittelungen etwas von der materiellen Welt zu erfahren, dem Verstande oder der Vernunft gegenüberstellte, so nannte man im Gegensatze zur geistigen Welt die materielle auch die sinnliche Welt. Dieser Gegensatz übertrug sich dann auch auf das praktische Gebiet: auch hier nennt man sinnliche Gefühle oder Begierden die auf leibliche Veranlassungen und Triebe gegründeten und spricht z. B. von einer stark entwickelten Sinnlichkeit eines Menschen und nennt einen solchen auch wohl direkt in tadelnder Bedeutung »sinnlich«.

Die Sinnlichkeit als äußere Wahrnehmungsthätigkeit umfaßt die Gesamtheit der Vorstellungen, welche uns durch die Veränderung unserer leiblichen Zustände zugeführt werden. Die Vermittelung geschieht hier stets durch die Erregung bestimmter Nerven oder Nervenkomplexe, indem mit der Funktionsstörung der letztern auch der entsprechende Teil der Sinneswirkungen fortfällt. Denn vermöge einer Einrichtung, welche in der Wissenschaft als die spezifische Energie der Sinnesorgane bezeichnet wird, stellt sich in dem entwickelten Organismus jede Art von sinnlicher Empfindung an bestimmte Nervenbahnen derartig gebunden dar, daß einerseits sie selbst nur durch deren Reizung entsteht, andererseits jede beliebige Reizung dieser Nervenbahnen zu Empfindungen dieser Art führt. So entstehen z. B. Gesichtsempfindungen nie anders als durch Reizung des Sehnerven; aber wie und an welcher Stelle man auch diesen Nerven reize, ob durch Licht, oder durch Stoß, oder durch Elektricität, oder durch centrale Nervenbewegung, ob an seinem peripherischen oder centralen Ende oder in der Mitte, nie gibt er eine andere, als eine Gesichtsempfindung. Diese eigentümliche Thatsache beginnt sich allmählich in entwickelungsgeschichtlicher Hinsicht dadurch aufzuhellen, daß die Thätigkeit der Nerven von Anfang an durch ihre peripherischen Endigungen bedingt ist, welche durch ihren Bau zur Aufnahme und Fortpflanzung nur bestimmter Bewegungsformen befähigt sind. So sind z. B. die Endigungen des Sehnerven im Auge so eingerichtet, daß sie zwar die feinen Schwingungen des Lichtäthers, nicht aber die gröbern Bewegungen der Luft empfinden, welchen sich das Ohr mit den Endigungen des Gehörnerven angepaßt hat.

Im einzelnen unterscheidet man fünf äußere Sinne: den Gefühlssinn, den Geschmack, den Geruch, das Gesicht und das Gehör. Für einen jeden dieser Sinne bestehen besondere eigenartige Sinnesorgane, welche aus den betreffenden Sinnesnerven und gewissen peripherisch gelegenen nervösen Endorganen zusammengesetzt sind und durch die Einwirkung spezifischer Sinnesreize (Wärme, Licht, Schall, chem. und elektr. Reiz) die Erregung gewisser Partien des Gehirns und damit die Entstehung der betreffenden Sinneswahrnehmung vermitteln. Der Sinn des Gefühls (s. d.) in der weitesten Bedeutung umfaßt zunächst die verschiedenen körperlichen Schmerz- und Lustempfindungen, die Gefühle der Munterkeit, Kraft, Beklemmung, Ermüdung u. s. w. (S. Gemeingefühl.) Der Gefühlssinn in engerer Bedeutung, der über die ganze Hautoberfläche verbreitet ist, enthält die Unterscheidung des Harten und Weichen, des Rauhen und Glatten, Spitzigen, Scharfen, Stumpfen, Nassen und Trockenen; ferner die Empfindungen der Wärme und Kälte. Wegen der Menge der Empfindungsnerven in den Fingerspitzen ist hier der Gefühlssinn als Tastsinn (s. d.) der feinsten Unterscheidungen fähig. Vollkommen unempfindlich sind im gesunden menschlichen Körper nur die Haare, die Zähne bis auf den Zahnkeim und die Knochen. Geruch (s. d.) und Geschmack (s. d.) haben eine große Verwandtschaft miteinander. Ihre Empfindungen laufen zum größten Teile miteinander parallel; der eine Sinn unterstützt den andern, weshalb auch viele Bezeichnungen für spezifische Geruchsempfindungen von den verwandten Geschmacksempfindungen entlehnt oder mit ihnen gleichbedeutend sind. Der Sinn des Gesichts (s. Gesicht, Sehen) hat seinen eigentlichen und unmittelbaren Gegenstand an den Farben und den verschiedenen Graden ihrer von der Beleuchtung abhängenden Helligkeit oder Dunkelheit. Aber die Beweglichkeit und willkürliche Lenkbarkeit des Auges, die Fähigkeit desselben, sich durch Zusammenziehung und Erweiterung der Pupille der Nähe oder Entfernung der Gegenstände, sowie der stärkern oder schwächern Beleuchtung zu accommodieren, erweitern und erhöhen die Brauchbarkeit des Gesichtssinns und machen ihn dadurch fast zu einem Analogon und Surrogat des Tastsinns, sowie umgekehrt Blinde durch Übung und Verfeinerung des Tastsinns den Mangel des Gesichts zum Teil ersetzen. Der unmittelbare Gegenstand des Gehörs (s. d.) endlich sind das Geräusch, der Schall, der Klang, die Laute (Vokale), endlich die Töne, samt deren Abstufungen nach Höhe und Tiefe. Der hohe Wert des Gehörsinns liegt darin, daß er mit Hilfe der artikulierten Wortsprache dem Menschen das Reich des geistigen Verkehrs aufschließt und dadurch die entscheidende Bedingung einer fortschreitenden geistigen Kultur darbietet. Überhaupt zeichnen sich die Gesichts- und Gehörsempfindungen dadurch vor denen der übrigen Sinne aus, daß mehrere derselben, gleichzeitig dargeboten,

nicht in eine trübe Gesamtempfindung zusammenfließen, sondern sich nach bestimmten unterscheidbaren Verhältnissen gestalten. Daher können sie Gegenstände eines ästhetischen Wohlgefallens werden, welches sich über das bloß Angenehme und Unangenehme der übrigen Sinnesempfindungen erhebt und der Tonkunst und den bildenden Künsten den Boden bereitet. Man bezeichnet diese Sinne daher als die edlern und höhern.

Während die Psychologie die Sinnesempfindungen als ein Geschehen in der Seele betrachtet und die aus dem Zusammentreffen und der allmählich wachsenden Anhäufung einer Mehrheit solcher Ereignisse hervorgehenden Folgen zu bestimmen hat, betrachtet die Physiologie die organische Vermittelung derselben durch die Nerven samt den physik., chem. und organischen Bedingungen dieser leiblichen Vorgänge. Als Eindrücke im eigentlichen Sinne, als Abbildungen der Gegenstände kann aber weder die Psychologie noch die Physiologie die Empfindungen betrachten: sie sind der Ausdruck eines Geschehens, welches durch die Organisation des Nervensystems und durch das Verhältnis des letztern zu der Seele bedingt ist; daher uns die sinnliche Empfindung niemals die wahre Beschaffenheit der Dinge, sondern nur die Art verrät, wie wir davon affiziert werden. Insofern ist jede Empfindung subjektiv im weitern Sinne. Als subjektive Empfindungen im engern Sinne bezeichnet man dagegen solche, welche ohne Einwirkung äußerer Gegenstände mittels einer davon unabhängigen Erregung der Nerven erfolgen; z. B. die subjektiven Gefühlszustände des Hypochonders, der säuerliche Geschmack bei verdorbenem Magen, das Ohrenbrausen u. s. w. Werden derartige subjektive Empfindungen nicht als solche erkannt, sondern irrtümlich auf äußere Gegenstände bezogen, so entstehen daraus die sog. Sinnestäuschungen (s. d.). Die Empfindungen stehen mit ihren physik. Reizen nicht in direkten, sondern indirekten Zusammenhängen. Denn sie geben weder die Gestalt und Beschaffenheit der physik. Reize genau wieder, noch auch wachsen sie in demselben Verhältnis, worin die Reize wachsen, vielmehr nach eigentümlichen algebraischen Formeln. Ein glücklicher Versuch, die Verhältnisse der Empfindungen zu ihren Reizen durch exakte Messung zu bestimmen, ist durch Fechner gemacht worden in seiner «Psychophysik» (2 Bde., Lpz. 1860).

Der gesamten leiblich vermittelten Wahrnehmung steht nun aber im Menschen noch die sog. innere Wahrnehmung, d. h. Erfahrung von unsern eigenen psychischen Funktionen gegenüber, und diese bezeichnet man seit Locke als den innern Sinn, eine Rückkehr gewissermaßen zu dem ursprünglichen Gebrauch des Wortes. Dieser Ausdruck bezeichnet nicht etwa ein mystisches Vermögen höherer Wahrnehmungen, sondern nur die Thatsache des Bewußtseins, daß unsere eigenen seelischen Lebensakte der Gegenstand unserer erfahrenden Vorstellung werden können.

Vgl. außer den betreffenden Artikeln über die einzelnen Sinne und Sinnesorgane und außer den Lehrbüchern der Physiologie und Psychologie besonders: Dornblüth, «Die Sinne des Menschen» (Lpz. 1857); Böhmer, «Die Sinneswahrnehmungen» (Erlangen 1869); Leyden, «Über die Sinneswahrnehmungen» (2. Aufl., Berl. 1872); Preyer, «Die fünf Sinne des Menschen» (Lpz. 1870); Bernstein, «Die fünf Sinne des Menschen» (Lpz. 1875). Über die allmähliche Entwickelung der Sinne handelt Preyer, «Die Seele des Kindes» (2. Aufl., Lpz. 1884).

Sinnbild heißt ein Bild oder die anschauliche Darstellung eines Gegenstandes, welche bestimmt ist, noch etwas anderes anzudeuten oder auszudrücken, als wovon sie unmittelbar die Abbildung ist. Zum S. gehört auch das Emblem (s. d.) als eine sinnbildliche Verzierung. In einem engern Sinne braucht man S. gleichbedeutend mit Symbol (s. d.).

Sinnen, in Süddeutschland soviel wie Eichen [(s. d.).

Sinnesnerven und **Sinnesorgane**, s. unter Sinn und Sinne.

Sinnestäuschungen (Sinnesdelirien, Phantasmen) sind solche Sinnesempfindungen, die auf einer der Wirklichkeit nicht entsprechenden Wahrnehmung beruhen. Sie zerfallen in Illusionen und Hallucinationen; bei den erstern werden wirklich vorhandene äußere Objekte wahrgenommen, aber falsch gedeutet, während die letztern Wahnvorstellungen sind, welche, ohne daß ihnen ein äußeres wirklich vorhandenes Objekt entspricht, für direkte Sinneswahrnehmungen gehalten werden. Sämtliche Sinne können zu S. Veranlassung geben, doch sind Phantasmen des Gesichts (s. Gesichtstäuschungen) und des Gehörs ungleich häufiger als Geruchs-, Geschmacks- und Gefühlstäuschungen.

S. kommen gelegentlich auch bei geistig Gesunden vor (Luther, Spinoza, Goethe, Künstler mit lebhafter Phantasie), werden aber von diesen leicht als subjektiv entstanden erkannt und berichtigt; sehr gewöhnlich sind sie bei hohem Fieber, bei gewissen Vergiftungen (Opium, Belladonna, Haschisch, Chinin, Alkohol u. a.), bei den Krankheiten des Gehirns und seiner Häute, sowie bei allen Zuständen, welche mit mangelhafter Ernährung und abnormer Erregung des Gehirns verbunden sind. Als besonders wichtiges Symptom begleiten S. die verschiedenen Formen der Geisteskrankheiten. (S. Hallucinationen, Illusion.)

Sinneswahrnehmungen, s. unter Sinn und Sinne.

Sinngedichte, auch Aufschriften oder Beischriften, hießen bei den deutschen Dichtern des 17. Jahrh. (etwa seit Logau) die Nachahmungen des Epigramms (s. d.) der alten Römer.

Sinngrün (Vinca), Pflanzengattung, s. Immergrün.

Sinnlichkeit, s. Sinn und Sinne.

Sinno, im Altertum Siris, Fluß in der ital. Provinz Potenza (Basilicata), entspringt östlich von Lagonegro und mündet in den Golf von Tarent. Am untern Siris, in der Nähe von Herakleа, besiegte 280 v. Chr. König Pyrrhos von Epirus die Römer unter dem Konsul Publius Laevinus.

Sinnpflanze, Pflanzengattung, s. Mimose.

Sinolog, Kenner des Chinesischen.

Sinōpe, eine im Altertum sehr bedeutende griech. Seestadt an der Nordküste der kleinasiat. Landschaft Paphlagonien, türkisch Sinub, Hauptstadt eines Sandschaks im Vilajet Kastamuni, liegt auf dem nur 370 m breiten, niedrigen Isthmus eines ungefähr 7 km langen Küstenvorsprungs, der sich in östl. Richtung allmählich zu einem 2 km breiten, 200 m hohen abgestumpften Kegelberge verbreitert. Dies Bergplateau, türk. Ada (Insel), fällt steiler gegen Norden und Osten als gegen Westen zur Stadt und deren auf der Südseite des

Isthmus gelegenem Hafen ab. Der Hafen bildet eine der Dampfschiffahrtsstationen zwischen Konstantinopel und Trapezunt. S. besteht aus der eigentlichen türk. Stadt im Westen und dem griech. Quartier im Osten; jene wird vom Lande durch ein Kastell, das noch aus dem spätern Mittelalter stammt, gänzlich abgeschnitten und auch auf der Nord- und Ostseite durch Mauern umhegt; der Platz ist indes in militärischer Beziehung jetzt ohne alle Bedeutung. Die Straßen der Stadt sind schmal, aber mit mächtigen, aus antiken Bauten entnommenen Steinen gepflastert, die Häuser meist hoch, mit Erkern und Balkonen geziert und mit Gärtchen versehen. Die Stadt hat zwei Bazare und eine große Moschee. Die einzig bewohnten Gebäude des Kastells sind die Quarantäne und das Gefängnis. Das einzige noch in einiger Vollständigkeit erhaltene Gebäude aus dem Altertum, von den Griechen »Schloß des Mithridates« genannt, besteht aus vier Sälen mit gewölbter Decke. In dem östlichen, offenen Quartier wohnt die griech. Bevölkerung, welche den Schiff- und Handelsverkehr betreibt. Trotz der günstigen Lage und des vortrefflichen Hafens befindet sich Sinub in einem ärmlichen Zustande. Die Bevölkerung, jetzt nur gegen 8000 Seelen, ist stabil und wenig rührig. Der Handel beschränkt sich auf Ausfuhr von Holz, Wachs, Obst, Seide und Fellen.

Das griechische S. war eine Kolonie der Milesier, von diesen 780 v. Chr. auf der Stelle einer ältern assyr. Ansiedelung gegründet, dann (nach einer Verheerung durch Kimmerier) 629 v. Chr. erneuert. Im Besitz zweier Häfen, wurde die Stadt durch Handelsverkehr und einträglichen Thunfischfang reich und mächtig, ihr Gebiet reichte südwärts bis zum Flusse Halys (jetzt Kisil-Irmak), und von hier aus wurden wieder mehrere Kolonien, wie Kotyora, Trapezus (756) und Kerasus angelegt. Die Stadt war der Geburtsort des Cynikers Diogenes. In pers. Zeit die Residenz von Satrapen, wurde S. 183 v. Chr. von Pharnakes I., dem Könige von Pontus, erobert, zur Haupt- und Residenzstadt seines Reichs gemacht und durch Prachtbauten verschönert. Im zweiten Mithridatischen Kriege durch den Römer Murena 82 mit Verlust angegriffen, im dritten von Lucullus 72 erobert, der sie für frei und autonom erklärte, wurde sie 45 v. Chr. eine röm. Kolonie. Nachdem im 4. Jahrh. n. Chr. Amasia die Hauptstadt von Pontus geworden, begann S. zu sinken. Seit 1204 gehörte es zum Kaisertum Trapezunt, wurde aber schon 1214 von dem Seldschuken-Sultan von Iconium erobert. Seit dem 14. Jahrh. bildete es die Hauptfestung des Isfendiar von Kastamuni. Im J. 1461 eroberte der osman. Sultan Mohammed II. die Stadt, die seitdem im osman. Besitz blieb. Denkwürdig wurde S. neuerdings durch die Vernichtung einer türk. Flottenabteilung, welche im Hafen vor Anker lag, durch den russ. Vizeadmiral Nachimow 30. Nov. 1853. Vgl. Streuber, »S. Ein histor.-antiquarischer Umriß« (Bas. 1855).

Sinsheim, Stadt im Kreise Heidelberg des Großherzogtums Baden, an der Elsenz und an der Linie Neckargemünd-Jagstfeld der Badischen Staatsbahnen, 29 km südlich von Heidelberg gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Bezirksamts, hat eine höhere Bürgerschule, eine Kreispflegeanstalt und vier größere Kunstmühlen und zählt (1885) 2892 E. S. war sonst eine reiche Abtei, die 1099 gestiftet wurde. Die um dieselbe entstandene Stadt gelangte zur Stellung einer Freien Reichsstadt; aber 1298 wurde ihre Reichssteuer und 1316 sie selbst an die Familie von Weinsberg verpfändet. Später kam sie an Kurpfalz, 1416 abermals durch Verpfändung an Konrad von Weinsberg. Am 16. Juni 1674 fand daselbst ein unentschiedenes Treffen zwischen Turenne und dem kaiserl. Feldherrn Bournonville statt; 1689 wurde die Stadt fast von Grund aus durch die Franzosen zerstört. Am 16. Nov. 1799 warfen hier die Franzosen unter Ney die Österreicher bis an die Enz und den Neckar zurück, aber schon 2. Dez. wurden den Siegern von den Österreichern die Stadt und ihre Stellungen in den nahen Dörfern entrissen. Vgl. Wilhelmi, »Geschichte der Amtsstadt S.« (Heidelb. 1856).

Sintenis (Karl Friedr. Ferd.), vorzüglicher deutscher Jurist, geb. zu Zerbst 25. Juni 1804, ein Enkel des Romanschriftstellers und rationalistischen Theologen Christian Friedrich S. (geb. 12. März 1750 zu Zerbst, gest. als Professor daselbst 31. März 1820), studierte zu Leipzig und Jena die Rechte. Nachdem er Advokat in seiner Vaterstadt geworden, unternahm er 1829 in Gemeinschaft mit andern die erste deutsche Übersetzung des »Corpus juris civilis«, die 1834 beendet wurde, und der sich eine solche des »Corpus juris canonici« im Auszuge und das »Handbuch des gemeinen Pfandrechts« (Halle 1836) anschloß. Im J. 1837 wurde er ord. Professor der Rechte an der Universität zu Gießen, 1841 Mitglied der Landesregierung und des Landeskonsistoriums zu Dessau, 1847 Mitglied des Landesdirektionskollegiums für das Herzogtum Köthen und mit der Leitung der Kabinettsangelegenheiten beauftragt. Infolge der Bewegungen von 1848 aus diesen Stellungen entlassen, verblieb er doch Mitglied des Oberlandesgerichts zu Dessau. Im anhaltischen Landtag von 1849 gehörte S. zur entschiedenen Rechten; 1850 saß er im Staatenhause des Unionsparlaments zu Erfurt. In demselben Jahre wurde er zweiter Präsident des gemeinschaftlichen Oberlandesgerichts für Anhalt-Dessau und Köthen und 1853 alleiniger Präsident desselben. Im J. 1862 erfolgte seine Berufung in das Ministerium, 1863 seine Ernennung zum Wirkl. Geheimrat. In demselben Jahre wurde er zum Vorsitzenden des neuerrichteten Staatsministeriums für ganz Anhalt ernannt. S. starb zu Dessau 2. Aug. 1868. Unter seinen jurist. Werken ist »Das praktische gemeine Civilrecht« (3 Bde., Lpz. 1844—55; 3. Aufl. 1868—69) das bedeutendste.

Sinter nennen die Mineralogen diejenigen Absätze, welche aus mineralhaltigen Gewässern als krystallinischer oder amorpher Niederschlag entstehen und zum Teil sehr neuer, sogar noch fortdauernder Bildung sind. Der Gestalt nach ist der S. nierig, knollig, traubig, kolbig, röhrig, tropfsteinartig, staudig und zackig, was man zusammen oft mit dem Worte stalaktitisch bezeichnet, oder er kommt auch rindenartig als Überzug vor. Man unterscheidet nach den Hauptbestandteilen z. B. Kalksinter, Kieselsinter und Eisensinter oder Eisenpecherz. Der erstere wird nach seinem Vorkommen Tropfstein, Sprudelstein (in Karlsbad) u. s. w. genannt. Manche kalkhaltigen Quellenwasser bilden außerordentlich rasch solche Ablagerungen und man läßt wohl auch absichtlich hineingetauchte Gegenstände sich auf solche Art inkrustieren. Der Kieselsinter, eine Abart des Opals, ist meistens nur der

Absatz heißer Quellen, besonders der Geiser auf Island, Neuseeland und in Nordamerika. Der Eisensinter findet sich auf alten Grubenbauen und auf Steinkohlenlagern, wo er aus Guhren verwitternder Eisenkiese und Arsenkiese entsteht. Die Bildung der Stalaktiten aus kalkhaltigen Wassern gehört ebenfalls hierher. Mit S. bezeichnet man endlich auch noch zusammengeschmolzene Massen, so z. B. die durch den Blitz halb geschmolzenen Quarzkörner oder Blitzröhren (s. d.).

Sintfeld, s. unter Senne.

Sintflut, meist fälschlich Sündflut genannt, vom altdeutschen Worte Sintfluot, d. h. große Flut. Die Bezeichnung «Sündflut» erklärt sich aus der biblischen Erzählung, welche die Flut zur Zeit des Noah als eine Strafe für die Sünden der Menschen betrachtet und mit Ausnahme des Noah und seiner Familie, die sich auf Gottes Geheiß in die Arche retteten, das ganze Menschengeschlecht untergehen läßt. Ähnliche Sagen von ungeheuern Überschwemmungen finden sich bei sehr vielen Völkern des Altertums; so bei den Griechen die Sage von der Deukalionischen Flut, bei den Indern, den Persern, den Chinesen, den Völkern des nördl. Asien; namentlich erinnert an die biblische Sage die der Chaldäer. Letztere, längst aus den Fragmenten des Berosus bekannt, ist jetzt durch eine Episode des Istabar-Epos bekannt geworden, die der Engländer George Smith zuerst auffand. Ihr Held heißt im griechischen Texte Xisuthrus (s. d.), im Assyrischen Hasisuadra oder Adrahasis. Daß übrigens die Annahme einer allgemeinen Überflutung der Erdoberfläche, wie sie in allen jenen Sagen berichtet wird, nur der populären Vorstellung angehört, kann bei dem jetzigen Stande der geol. Forschung als ausgemacht gelten. Vgl. Diestel, «Die S. und die Flutsagen des Altertums» (Berl. 1871).

Sin-to oder Kamikultus, die verbreitetste Religion in Japan (s. d.).

Sinub, s. Sinope.

Sinués (Donna Maria del Pinar, S. de Marco), die Gattin des Dramatikers José de Marco, ist eine der beliebtesten span. Schriftstellerinnen. Ganz besonders wirkt sie durch ihre Erziehungsschriften, welche eine gesunde Moral lehren, und die Frage der Frauen- und Töchtererziehung beleuchten. Viele ihrer Schriften sind Textbücher für die span. Schulen, so z. B. die Legenden «La ley de Dios», welche die Zehn Gebote illustrieren, die Erzählungen «A' la luz de una lámpara» und die «Cuentos de color de cielo» (Madr. 1867 u. 1885). Zu ihren besten Arbeiten gehören die Novelletten «Veladas del invierno» (1866), die Legenden «Palmas y flores» (1877), die «Galeria de mujeres celebres» (1879) und «Dramas de familia» (1885).

Sinus eines Kreisbogens oder des zugehörigen Mittelpunktwinkels nennt man in der Mathematik die Hälfte der Sehne des doppelten Bogens oder Winkels oder, was dasselbe ist, die auf den Diameter des Anfangs des Bogens aus dem Ende des Bogens gefällte Senkrechte. Gewöhnlich drückt man dieselbe in Bruchteilen des Halbmessers aus oder gibt den Quotienten des (linearen) S. durch den Halbmesser an, sodaß der (numerische) S. als unbekannte Zahl und zwar als echter Bruch erscheint. Der S., den zuerst arab. Astronomen im 9. Jahrh. oder noch früher statt der Sehne einführten, ist die wichtigste Linie der Trigonometrie, sowie der wichtigste Satz derselben derjenige Lehrsatz ist, den man auch wohl den Sinussatz nennt: Die Seiten eines ebenen Dreiecks verhalten sich wie die S. der ihnen gegenüberliegenden Winkel. Ihm entspricht in der sphärischen Trigonometrie der Satz: Die S. der Seiten eines sphärischen Dreiecks verhalten sich wie die S. der gegenüberliegenden Winkel. Die trigonometrischen Tafeln enthalten die S. der Winkel von 0° bis 90°, gewöhnlich ihre gemeinen Logarithmen. Der S. der Ergänzung eines Bogens zu 90° heißt der Cosinus (s. d.) desselben. S. versus heißt der Unterschied zwischen dem Halbmesser und dem Cosinus. Durch Newton wurde der S. eines Winkels als eine der einfachsten transscendenten Funktionen erkannt und durch eine Potenzreihe des Arcus dargestellt.

Sinusboussolen, s. unter Galvanometer.

Sinzheim, Pfarrdorf im bad. Kreise Baden, 6 km westlich von Baden an der Linie Mannheim-Konstanz der Badischen Staatsbahnen, zählt (1885) 3611 meist kath. E., welche Feld-, Wiesen- und Weinbau und Viehzucht betreiben; dabei die Villa Fremersberg, ein ehemaliges Franziskanerkloster, in sehr schöner Lage.

Sinzig, Stadt im Kreise Ahrweiler des preuß. Regierungsbezirks Koblenz, an der Ahr, 2,5 km vom Rhein an der Linie Köln-Bingerbrück der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Erziehungsinstitut, Mosaikplatten- und Thonwarenfabriken, sowie eine schöne roman., 1862 renovierte Kirche aus dem 13. Jahrh. und zählt (1885) 2600 E., welche Ackerbau und bedeutenden Weinbau treiben. Der etwa 1 km von der Stadt gelegene Berg Zimmert bietet eine der herrlichsten Aussichten am Rhein.

Sion, soviel wie Zion.

Sion, franz. Name von Sitten (s. d.).

Sioux ist der um die Mitte des 17. Jahrh. (seit 1659) durch franz. Handelsleute in Aufnahme gekommene Name für den einst mächtigen Indianerstamm der Dakota (bei ältern Reisenden öfter auch Nadowessier genannt), welcher im Innern Nordamerikas die weiten Gebiete zu beiden Seiten des Missouri zwischen dem Mississippi im Osten bis zu den Blackhills im Westen und von den Quellflüssen des Platte im Süden bis zum Devil's Lake (Minniwakan) im Norden durchschweift. Die S. selbst bezeichnen sich auch als die «Sieben Ratsfeuer», weil die Nation aus sieben Hauptstämmen zusammengesetzt ist. Im J. 1874 wurde ihre Kopfzahl auf 52642 geschätzt. Nachdem sie 1837 all ihr östlich vom Mississippi gelegenes Land an die Vereinigten Staaten abgetreten hatten, überließen die S. diesen 1851 westlich jenes Stroms 14 Mill. ha vom Otter Tail-See durch den See Traverse bis an die Vereinigung von Big Sioux mit dem Missouri. Die mangelhafte und betrügerische Ausführung der geschlossenen Verträge erweckte zu verschiedenen malen die Unzufriedenheit der S., die sich in offenen Feindseligkeiten und grausamen Verheerungszügen (Zerstörung von Neu-Ulm, einer deutschen Niederlassung in Minnesota, 17. Aug. 1862) Luft machte. Nachdem 1873 Gold in den Blackhills entdeckt war, wollten die Unionsregierung und die weißen Ansiedler die S. zur Aufgebung ihres Landes zwingen, die Verhandlungen zerschlugen sich aber, sodaß es 1876 zu einem kostspieligen und unrühmlichen Kriege mit den S. kam, die unter Sitting Bull, Red Cloud und Spotted

Teil den Bundestruppen einige empfindliche Niederlagen bereiteten, indessen schließlich doch unterlagen und mit Geld abgefunden wurden. Im J. 1877 traten sie auf canad. Gebiet über. Die Sprache der S. haben Riggs (Washington 1852) und von der Gabelentz (Lpz. 1852) behandelt. Verwandte der S. sind: 1) die Winebagos; 2) die Otoes, Iowas, Omahas, Kanzas, Osagen, Ponkas u. s. w.; 3) die Assiniboins; 4) die Upsaroka (Crow-Indians), die Mandans und Minnetaries (Gros-Ventres). Vgl. Heyden, »Contributions to the ethnography and philology of the Missouri Valley« (Philad. 1862). (S. Tafel: **Amerikanische Menschenstämme**, Fig. 9.)

Sioux City, Stadt in Woodbury County im nordamerik. Staate Iowa, am östl. Ufer des Missouri und an verschiedenen Eisenbahnlinien, zählt (1880) 7366 E. und treibt bedeutenden Handel mit dem nordwestl. Iowa, dem nordöstl. Nebraska und dem südl. Dakota. Es hat vier Getreide-Elevators, eine Schweineschlächterei, mehrere Banken, Säge- und Mahlmühlen, eine Eisengießerei, Brauereien, eine Gewehrfabrik u. s. w., vier öffentliche Schulgebäude, eine tägliche und drei wöchentliche Zeitungen (eine deutsche), eine öffentliche Halle, eine Bibliothek und sechs Kirchen.

Sipahis, s. Spahis.

Si parva licet componĕre magnis (lat.), »Wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf«, Citat aus Virgils »Georgica« (4, 176).

Siped, Name der mit einer Lanzenspitze versehenen Blaserohre der Dayak (s. d.).

Siphnos, jetzt Sipheno, bei den Abendländern gewöhnlich Sifanto genannt, eine zu den Cykladen (Eparchie Melos) gehörige Insel Griechenlands, 30 km westlich von Paros, 13 km südöstlich von Seriphos gelegen, zählt auf etwa 110 qkm (1879) 5762 E. Die Insel ist zwar meist felsig, aber im ganzen fruchtbar und gut bebaut und liefert Getreide, Baumwolle, die hier zu Kattun verarbeitet wird, Feigen, Wein, Öl, Wachs, Honig und Seide. Auch führt man von hier nach allen Inseln des Ägäischen Meers Strohhüte und Thongeschirre, insbesondere aus einem bleihaltigen Gestein verfertigte Schmelztiegel aus. Im frühern Altertum war die Insel durch ihre Gold- und Silberminen berühmt, welche der erzürnte Apollo durch Meerflut vernichtet hätte. Die zum ion. Stamme gehörigen Bewohner kämpften mit den Hellenen gegen Xerxes und schlossen sich sowohl dem ältern als dem jüngern Athenischen Seebunde an. Sie standen wegen ihrer Üppigkeit und Liederlichkeit in schlimmem Rufe. Die alte Stadt S. lag auf einem felsigen Vorsprung an der Ostküste; ihre Stelle nimmt das Städtchen Kastro mit 545 E. ein. Der jetzige Hauptort der Insel, Apollonia oder Stavros, liegt im Innern und zählt 1255 E.

Siphon (frz., vom grch., Röhre, Heber) nennt man zunächst den Ausflußhahn an Flaschen mit moussierenden (kohlensäurehaltigen) Getränken, dann auch eine mit einem solchen Hahne versehene Flasche selbst. Im Wasserbau bezeichnet man mit S. eine aus Holz, Stein oder Metall gebildete, geschlossene Wasserleitung von U- oder ⊔-förmiger Gestalt, in welcher auf Grund des aus der Physik bekannten Prinzips der kommunizierenden Gefäße das Wasser in einem Schenkel durch den Druck desselben im andern auf gleicher Niveauhöhe erhalten wird. Die S. dienen, um z. B. eine höher als die Straßenfahrbahn gelegene Wasserleitung an der Kreuzungsstelle unter der Straße hinwegzuführen, oder um mittels derselben an Stelle eines Aquädukts Wasser quer über ein Thal zu führen (ein Beispiel dieser Art bildet der 2800 m lange S. von Mornas über den Rhône in Frankreich), oder einen Bach, der im selben Niveau mit einem Kanal liegt, unter demselben hindurchzuleiten. Auch bei Gasleitungen, namentlich aber Abortanlagen kommen S. vor, im letztern Falle dient das in der U-förmigen Röhre enthaltene Wasser als Absperrung für die aufsteigenden Gase.

Siphoneen (Schlauchalgen), s. u. Algen.

Siphonia *Schreb.*, Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen. Man kennt nur wenige Arten, die in den Tropengegenden Südamerikas vorkommen. Es sind baumartige Gewächse mit alternierenden, meist dreizähligen Blättern und kleinen, unansehnlichen, monöcischen Blüten. Sie zeichnen sich besonders dadurch aus, daß sie reichlich Milchsaft enthalten, der zur Gewinnung des Kautschuks gesammelt wird. (S. **Gummi**.) Als Stammpflanzen des Kautschuks sind besonders die beiden brasil. Arten, S. elastica *Pers.* und S. brasiliensis *Willd.*, zu erwähnen. (Vgl. Tafel: **Industriepflanzen II**, Fig. 4, sowie die Artikel **Gummi** und **Gummibaum**.)

Sipontum, alte, der Sage nach von Diomedes gegründete, von Arpi abhängige Küstenstadt in Apulien, südlich vom Mons Garganus, wurde 194 v. Chr. röm. Kolonie und war ein wichtiger Handelsplatz. Jetzt steht dort nur die teilweise erhaltene Kirche Sta.-Maria Maggiore di Siponto, einst erzbischöfl. Kathedrale, da die Einwohner von S. nach Versandung der alten Reede 1261 von König Manfred in das neugegründete, 3,7 km entfernte Manfredonia (s. d.) versetzt wurden. Seit 1877 finden Ausgrabungen statt. S. war bis 1034 Sitz eines Bistums, bis 1261 eines Erzbistums.

Sipoys oder Sepoys, Sipahi heißen die aus Landeseingeborenen gebildeten Truppen der Engländer in Ostindien. Dieser Teil der brit.-ind. Armee hat bei der Reorganisation derselben nach Unterdrückung des Aufstandes der S. 1857 eine wesentliche Veränderung erfahren. Denn während die Zahl der S. vor 1857 sich auf 202849 Mann regulärer Truppen belief, betrug dieselbe 1874 nur noch 128447 Mann, von denen 47814 der Bengal-, 27221 der Madras- und 24712 der Bombay-Armee angehörten, während das engl. Element des brit.-ind. Heers auf 61503 Unteroffiziere und Gemeine und 3996 Offiziere vermehrt wurde. Die Zahl der eingeborenen Offiziere betrug nur noch 179. Im J. 1885 fand, veranlaßt durch die Fortschritte Rußlands in Centralasien, abermals eine Reorganisation des kaiserlich ind. Heers statt, durch welche die in Indien stehenden brit. Truppen um 10000 Mann verstärkt, aber auch die S. vermehrt worden sind. Der Friedensstand der S. betrug 1885/86: 3212 brit. Offiziere, 117670 ind. Offiziere und Mannschaften mit 21870 Pferden und 190000 Mann militärisch organisierte Polizei. Die Sipoystruppen bestanden aus der berittenen Leibwache des Vizekönigs (172 Mann), 97050 Mann Infanterie, 17800 Mann Kavallerie, 600 Mann Gebirgsartillerie und 200 Mann Genietruppen. Nicht nur in den Feldzügen in Afghanistan und Birma sind S. aktiv und mit bestem Erfolg verwendet worden, sondern auch bei den Expeditionen nach Abessynien,

Ägypten und dem Sudan, auch wurden einige Regimenter 1878 nach Malta herangezogen, als eine Verwickelung mit Rußland drohte. In Aden bilden S. einen Teil der ständigen Garnison.

Sippe (heilige), s. unter Heilige Familie.

Sippschaft (abgeleitet von dem altdeutschen Worte Sip, d. i. Stamm, Stammvater) nennt man die Blutsverwandtschaft. Eine Sippe ist also der Inbegriff sämtlicher Blutsverwandten eines Stammes, im engern Sinne aber ein Glied (parentēla), d. h. die Gesamtheit aller Personen, welche mit einem Dritten gleich nahe verwandt sind. Oken führte das Wort in die Naturgeschichte ein; die einzelnen verwandten Arten (species) bilden nach ihm eine Sippe (genus), mehrere Sippen eine S. (familia), mehrere S. eine Zunft (tribus).

Sipún (russ., tatar. Subun), in alter Zeit ein enges Seidengewand in der Art eines Rockes, jetzt ein kurzer Halbrock des russ. Bauern, von grobem Tuch, der auch von Frauen getragen wird.

Sir (spr. Sörr, wie das franz. Sire aus sieur [vom lat. senior], d. i. Herr, entstanden) ist in England Titel der Baronets und Knights, der jedoch immer dem Taufnamen vorgesetzt wird; so: Sir Robert Peel, Sir Charles Napier. Spricht man von Baronets oder Knights, so läßt man eher den Familiennamen, nie aber den Taufnamen aus. Außerdem wird S. als Anrede im gewöhnlichen Leben jedem anständigen Menschen gegenüber gebraucht. Doch werden auch in England der König und die königl. Prinzen mit S. angeredet. In letzterm Falle entspricht es dann dem franz. Sire (allergnädigster Herr), womit man die Könige und Kaiser anredet.

Sirach (eigentlich Jesus, der Sohn des Sirach), ein Jude zu Jerusalem, welcher um 200 v. Chr. gelebt zu haben scheint, veranstaltete eine Sammlung von Sittensprüchen, welche durch ihren gediegenen religiösen Gehalt und ihren Reichtum an vortrefflichen Weisheitsregeln eine hervorragende Stelle in der hebr. Litteratur einnimmt und zugleich ein wichtiges Denkmal für die religiöse Entwickelung des Judentums in der griech. Zeit bildet. Das hebr. Original der Sammlung ist nicht mehr vorhanden. Des Jesus Enkel übersetzte sie um 130 v. Chr. in das Griechische und begleitete sie mit einer Vorrede. Dieser Text findet sich unter den Apokryphen des Alten Testaments; den besten Kommentar darüber schrieb Fritzsche (Lpz. 1859).

Siracusa, früher auch Siragosa, Stadt auf der ital. Insel Sicilien, Hauptort der gleichnamigen Provinz (3697,12 qkm mit [1881] 340372 E.), das alte Syrakus (s. d.), auf einer durch einen Damm mit dem Festlande verbundenen Insel vor der Bucht, in welche der Anapo mündet, Station der Linie S.-Messina der Sicilischen Eisenbahnen, mit einer Citadelle, einer bischöfl. Kathedrale, welche in einen griech. Tempel, der gewöhnlich für einen Athenetempel gehalten wird, hineingebaut ist, einem kleinen Hafen und (1881) 19389, als Gemeinde 23507 E. Von der alten Stadt auf dem Lande haben sich nur unbedeutende Trümmer, namentlich des Theaters und Amphitheaters und mehrere Wasserleitungen erhalten; von den alten Tempeln stehen nur noch drei Säulen; hingegen sind die Festungswerke der Burg Euryalos noch in erstaunlich gutem Zustande erhalten; die Ausgrabungen haben in jüngster Zeit große unterirdische Gänge, Stallungen, Kasernen u. s. w. zu Tage gefördert, sowie u. a. den Gang, durch welchen Marcellus in die Burg eindrang. Von den großen Bauten in Achradina u. s. w. ist nichts mehr vorhanden, da Karl V. mit den Steinen dieser Paläste, Tempel u. s. w. die heutige Citadelle erbauen ließ. Bemerkenswert sind die Latomien und die Katakomben, von welchen letztern das Volk annimmt, daß sie sich bis nach Catania hinziehen. Das sog. Grab des Archimedes ist völlig unecht. Bei S. liegt Platens Grab mit Denkmal. Vortrefflich ist der syrakusanische Wein. Die Ufer eines kleinen Bachs, sonst Cyane, jetzt La Pisma genannt, der in den Anapo fällt, sind mit dem Becken der Arethusaquelle die einzige Stelle in Europa, wo jetzt die ägypt. Papyrusstaude, vom Volke la Parrucca genannt, wächst; früher waren auch Papyruspflanzungen in Palermo.

Sirampor, s. Serampore.

Sirani (Giovanni Andrea), Maler, geb. zu Bologna 1610, gest. daselbst 1670, gehörte der eklektischen Richtung an, in der er besonders in Nachahmung des Guido Reni so gewandt war, daß man seine Werke oft mit denen jenes Meisters verwechselt hat. Nur dem Naturalismus, den Guido in seiner ersten Epoche hatte, folgte er nicht. Seine Hauptwerke finden sich zu Bologna und Modena. — Fast noch bedeutender als S. ist dessen Tochter und Schülerin Elisabetta, geb. zu Bologna 8. Jan. 1638, gest. daselbst 29. Aug. 1665. Auch als Charakter eine hochschätzenswerte Persönlichkeit, wurde sie der Liebling der Stadt, wo ihr angeblich durch Vergiftung erfolgter Tod allgemeine Trauer hervorrief. Ihre schönsten, zuweilen den besten Werken Guido Renis gleichkommenden Bilder sieht man in der Certosa bei Bologna. In ihrem kurzen Leben hat sie gegen 200 Werke geschaffen.

Sir-Darja oder Syr-Darja, der Jaxartes der Alten, ein Fluß, der in Ost-Hochasien am Thianschan oder Himmelsgebirge entspringt, das russ. Ferghanagebiet in seinem Oberlaufe, das russ. Sir-Darjagebiet im Unterlaufe durchzieht und in den Aralsee als Zwillingsstrom des Amu (s. d.) oder Amu-Darja (Oxus) mündet. An den südl. Nebenflüssen des Oberlaufs liegen die Städte Andydschan, Osch, Margilan und Khokand, am linken Ufer des Flusses selbst Khodschend. Der Fluß macht unzählige Windungen und ist 2077 km lang, bis 750 m breit und bis 11 m tief. Im Frühjahr nach der Schneeschmelze überschwemmt er seine Ufer, so daß das Hochwasser und der gewöhnliche Wasserstand um 2—3 m differieren. Auf der ganzen Strecke von Baildyr-Tugai (42° nördl. Br.) bis zum Fort Perowsky (44° 51′ nördl. Br.) finden sich nur die Auls der nomadisierenden Kirgisen, die etwas Ackerbau treiben. In der Nähe des rechten Ufers liegen die Ruinen von Otrar (42° 51′ nördl. Br.), wo Tamerlan starb. Um die Reste ziehen sich die Spuren eines großartigen Kanalnetzes, welches beweist, daß die Ufer ehemals dicht bevölkert waren. Vom Fort Perowski abwärts sind die Ufer mehr belebt von zahlreichen Horden der Kirgisen. Dort zeigen sich auch weite Saatfelder und Gemüsegärten, und neuerdings baut man auch mit Erfolg Wein, Baumwolle und Ricinus. Nahe der Mündung liegt das Fort Aralsk (1847 erbaut), die erste feste Position der Russen am Flusse. Seit neuester Zeit hebt sich der Verkehr; auch ist eine Dampfschiffahrt ins Leben getreten, die durch in der Nähe des Stroms aufgefundene Kohlenlager unterstützt wird.

Das russ. **Gebiet** Sir-Darja, ein Teil des Generalgouvernements Turkestan, liegt zu beiden Seiten des gleichnamigen Flusses und zählt auf 429930,7 qkm (1884) 1239659 E., worunter etwa 110000 Tadschiks, 500000 Kirgisen, 170000 Usbeken, 140000 Kuramen (Mischung von Kirgisen mit Tadschiks und Usbeken) und 4000 Turkmenen. Hauptort ist Taschkend.

Sirdschân, Hauptstadt von Kirmân (s. d.).

Sire, s. unter Seigneur.

Sirēne nennt man in der Akustik ein jedes Instrument, welches zeigt, daß die Tonschwingungen durch regelmäßig und schnell aufeinander folgende Stöße hervorgerufen werden. Man versieht die S. mit einem Zählwerk zur Bestimmung der Schwingungszahlen für die verschiedenen Tonhöhen. Die Töne der S. werden entweder mittels rasch rotierenden Zahnrades erzeugt, in dessen regelrecht verteilte Zahnlücken eine intermittierend aufschlagende Zunge eingreift (Savarts S. 1830), oder mittels schnell rotierender Räder, durch deren regelmäßig verteilte Randlöcher ein unterbrochener Luftstrom getrieben wird (S. von Cagniard de la Tour 1827, Oppelt und Seebeck 1841; 1834—62 vielstimmige S. von Opelt, Seebeck, Dove, Helmholtz und König).

Sirēnen (grch. Seirenes), dämonische Wesen der griech. Mythologie, Verkörperungen des zugleich verführerischen und verderblichen Wesens des Meers, das unter seiner glatten Fläche Klippen und Untiefen birgt, welche dem arglosen Schiffer Tod und Verderben bringen. In der Odyssee werden zwei S. erwähnt, die auf einer Insel im fernen Westen hausend die vorüberfahrenden Schiffer durch ihren bezaubernden Gesang anlocken und dann töten; Odysseus entgeht der Gefahr, indem er die Ohren seiner Gefährten mit Wachs verstopft, sodaß sie nichts von den bezaubernden Tönen vernehmen, und sich selbst an den Mastbaum seines Schiffes festbinden läßt, sodaß er der schmeichlerischen Lockung nicht folgen kann. Dann treten sie, gewöhnlich drei an der Zahl, in der Sage vom Zuge der Argonauten und andern Sagen auf, mit verschiedenen Namen bezeichnet und an verschiedenen Stellen der Küste Italiens lokalisiert. Die spätere Sage wußte zu berichten, daß sie, nachdem Odysseus (oder die Argonauten) ihnen entronnen seien, sich selbst ins Meer gestürzt hätten und in Klippen verwandelt worden seien. Als ihr Vater wird gewöhnlich Acheloos, als ihre Mutter eine Muse genannt. Ferner wurde erzählt, daß sie mit Persephone Blumen gepflückt hätten, als diese von Pluton geraubt wurde, und daß sie von den Musen in einem Wettkampf des Gesangs besiegt und ihnen ihre Federn ausgerupft worden seien. In der Odyssee sowie auch in einzelnen Kunstwerken späterer Zeit erscheinen die S. als Jungfrauen ohne Flügel. In der nachhomerischen Litteratur und in ältern Kunstdarstellungen findet man sie als Vögel mit Frauenköpfen; mit der Zeit erhalten sie mehr und mehr menschliche Gliedmaßen und Gestalt überhaupt und werden dann schließlich als Frauengestalten, nur mit Vogelklauen und Flügeln dargestellt. Auf Grabmälern stellten die Griechen oft das Bild einer S. als Symbol des Todes auf. Vgl. Schrader, «Die S.» (Berl. 1868), und Bolte, «De monumentis ad Odysseam pertinentibus» (Berl. 1882).

Sirēnen (Sirenia) ist der Name einer von Vegetabilien, Tang, Seegras u. s. w. sich ernährenden Unterordnung der Waltiere (s. d.), charakterisiert dadurch, daß der Kopf mittels eines gesonderten Halses dem Rumpfe aufsitzt, die Nasenlöcher an der Schnauzenspitze sich befinden, die wulstigen Lippen mit Borsten versehen sind, das Gebiß aus verschiedenartigen Zähnen besteht und die Zitzen des Weibchens brustständig sind. Zu den S. gehören nur die Lamantin (s. d.) mit dem südamerikanischen Manatus americanus (Tafel: Seesäugetiere, Fig. 6), der Dugong (s. d., Halicore cetacea, dessen männlicher Schädel Fig. 7 abgebildet ist) und das ausgestorbene Borkentier (s. d.).

Sirēnen oder Nebelhörner sind große Hörner von 3 m Länge und (am äußern Ende) 60 cm Weite, mit welchen, durch stark komprimierte Luft oder einen Dampfstrahl geblasen, von gefährlichen Küstenpunkten aus den Schiffen oder von diesen untereinander Signale gegeben werden. (S. Seezeichen und Signal.)

Sirenenbildung, eine Mißbildung, bei welcher die Beine miteinander verwachsen sind.

Sireth, Fluß, soviel wie Sereth.

Sirex, s. unter Holzwespen.

Siriasis, s. Sonnenstich.

Siricius, Papst 384—398, bekannt durch seine Dekretalen, für die er allgemeine Gültigkeit beanspruchte, und durch seine Verdammung des Jovinianus und seiner Anhänger.

Sirius, Fixstern, s. unter Hund (Sternbilder).

Sirmium, alte Stadt in Niederpannonien, unter röm. Herrschaft sehr bedeutend; Ruinen finden sich noch bei Mitrowitz (s. d.).

Sirmond (Jakob), bedeutender französischer kath. Theolog, geb. 12. Okt. 1559 zu Riom, trat 1576 in den Jesuitenorden, wurde 1590 nach Rom als Sekretär des Jesuitengenerals Aquaviva berufen, durchforschte hier die Schätze der vatikanischen Bibliothek und anderer Sammlungen, kehrte dann 1608 wieder nach Frankreich zurück, war 1637—43 Beichtvater von Ludwig XIII. und starb 7. Okt. 1651 in Paris. S. hat sich große Verdienste erworben durch eine Fülle von trefflichen Ausgaben alter kirchlicher Schriftsteller sowie kirchenrechtlicher Dokumente. Beste Ausgabe seiner Werke mit Einleitung von La Baune (Par. 1696).

Sirocco, s. Scirocco.

Sirona, der 116. Asteroid, s. unter Planeten.

Sirup oder Syrup ist in der Rübenzuckerfabrikation die von den Zuckerkrystallen getrennte, gesättigte Zuckerlösung, aus der durch weiteres Verdampfen neue Krystalle zu gewinnen sind. Die letzten Flüssigkeiten, welche keine Krystalle mehr geben, heißen Melassen (s. d.).

Unter Sirup versteht man ferner auch durch Auflösen, Aufkochen und Klären bereitete Zuckerlösungen, die entweder mit reinem Wasser (Syrupus simplex), oder mit Fruchtsäften, wie der Himbeer- und Kirschsaft, oder endlich mit Aufgüssen von Arzneisubstanzen, wie der Pomeranzenschalensirup (Syrupus aurantii corticis) oder der Mohnkopfsirup (Syrupus papaveris), dargestellt werden.

Sirventes (von servir, dienen) heißen zuerst bei den provençal. Dichtern des 12. Jahrh. Lieder, die nicht wie die Canzonen die Empfindungen des Liebenden ausdrücken, sondern der Dichter Ansichten und Meinungen über persönliche und öffentliche Angelegenheiten zur Geltung bringen und wohl auch im Dienste ihrer Herren verfaßt wurden. Arten derselben sind das Rügelied, Kreuzlied, das Trauergedicht (planh) u. a. Sie erheben sich schon

im 12. Jahrh. zur Satire. Das franz. servantois ist dem Provençalischen nachgebildet. Das ital. serventese von gleich mannigfaltigem Inhalt hat die Besonderheit, daß ein die Strophe beschließender Kurzvers immer den Reim der nachfolgenden Strophe einleitet.

Sis (im Mittelalter Sisium oder Sisum), Stadt im türk. Vilajet Adana Kleinasiens, Hauptort eines Sandschaks, an einem rechtsseitigen Zufluß des Dschihân (Pyramus), am Nordrande der cilicischen Ebene Tschukur-Owa, hat 4000 E., davon ein Fünftel Armenier, und ist Sitz des Katholikos der unierten Armenier in der Türkei.

Sisa, der 244. Asteroid, s. unter Planeten.

Sisak (Schischak), hebr. für Sesonchis (s. d.).

Sisal, Santa-Maria de Sisal, Stadt an der Nordküste des mexik. Staates Yucatan, Hafenplatz von dessen Hauptstadt Mérida, am Golf von Mexiko, hat etwa 1500 (als Distrikt 3852) E., eine offene Reede, einen Leuchtturm, Ausfuhr von aus Sisalhanf verfertigten Tauen und Kaffeesäcken und steht mit Cuba und Veracruz durch Dampfschiffahrt in Verbindung. Das Klima ist wegen der nahen Mangrovesümpfe ungesund.

Sisalhanf, soviel wie Aloë- oder Domingohanf.

Siseboli, neugriech. Sozopoli, Hafenstadt im ostrumelischen Depart. Burgas am Schwarzen Meer, auf einem Vorgebirge der Südküste des Golfs von Burgas, Sitz eines griech. Erzbischofs, hat etwa 8000 griech. E., die beste Reede im Schwarzen Meer, welche nur gegen Nordwinde keinen Schutz gewährt, Holz- und Weinhandel, sowie Salzschlämmereien. S. ist die milesische Kolonie Apollonia, welche ursprünglich auf einer kleinen Insel zwischen zwei Häfen lag und mit dem Festlande durch eine Brücke verbunden war. In byzant. Zeit (etwa seit dem 11. Jahrh.) wurde der Ort Sozopolis genannt, war Sitz eines Bischofs und gehörte meist zum Thema Thrace. Zeitweise war die Stadt dem Bulgarischen Reiche unterworfen, so im 9., 10. und 13. Jahrh.

Sismano (Bartolommeo Corsini, Fürst von), s. unter Corsini.

Sismograph, soviel wie Sismometer.

Sismomēter oder Seïsmomēter (vom grch. σεισμός, Erschütterung, Erderschütterung) heißt ein Instrument zur Messung hauptsächlich der Richtung, dann aber auch der Stärke der Erdstöße bei Erdbeben. Salsano in Neapel erfand (1784) zuerst einen solchen Erdbebenmesser, bei welchem mittels eines nach allen Seiten schwingbaren Pendels eine Spitze in feinem Sande, oder ein Farbenpinsel auf Papier die Richtung sowie Stärke der Erschütterung aufzeichnete. Das S. von Cacciatore verriet durch Abfluß von Quecksilber aus einem flachen Gefäß, welches nach acht Richtungen des Horizonts Öffnungen besaß, die Richtung der Erdstöße. Die Menge des ausgeflossenen Quecksilbers ließ auf die Stärke des Erdbebens schließen. Sodann erfand 1855 Kreil einen Erdbebenmesser, der aus einer nach allen Seiten leicht beweglichen Pendelstange und einem mit dieser in Verbindung gesetzten Uhrwerk besteht. Hier geben die Striche eines Bleistifts Auskunft über Beginn, Richtung und Stärke der Erschütterung. In dem Observatorium auf dem Vesuv hat Palmieri (s. d.) wieder mittels Quecksilberausfluß und in jüngerer Zeit mittels elektromagnetischer S. die Erdstöße beobachtet. Bei den Erdbebenmessern der letzten Art schließt ein nach allen Seiten leicht bewegliches Pendel je andere Voltaketten, welche mittels damit verbundener elektromagnetischer Telegraphen die Weltgegenden angeben, nach denen die Erdstöße gerichtet waren.

Sismondi (Jean Charles Léonard Simonde de), Geschichtschreiber, Publizist und Litterarhistoriker, geb. 9. Mai 1773 zu Genf, flüchtete zur Zeit des Umsturzes der alten genfer Regierung 1793 mit seinem Vater, welcher prot. Prediger war, nach England. Nach seiner Rückkehr nach Genf kam er wegen der Unterstützung, die er einem Verfolgten hatte zuteil werden lassen, ins Gefängnis, worauf er sich nach Toscana wendete und bei Pescia ankaufte. Aber auch hier war er vielfachen Verfolgungen ausgesetzt. Nach langwieriger Haft 1800 wieder in Freiheit gesetzt, kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Er schrieb: «Histoire des républiques italiennes du moyen-âge» (4 Bde., Zür. 1807—8; 2. Aufl., nebst Fortsetzung, Par. 1809; neuere Ausg., 10 Bde., Par. 1840), «Histoire de la renaissance de la liberté en Italie» (2 Bde., Par. 1832), «Histoire des Français» (31 Bde., Par. 1832—43), deren letzten Band A. Renée redigierte und aus der er selbst einen übersichtlichen Auszug («Précis», 2 Bde., Par. 1839) geliefert hat. Außerdem ist noch zu erwähnen die «Histoire de la chûte de l'empire romain et du déclin de la civilisation de 250 à 1000» (2 Bde., Par. 1835; deutsch von Lindau, Lpz. 1836). Auch hat er einen histor. Roman geschrieben, eine Schilderung Galliens im 5. Jahrh.: «Julia Sévéra, ou l'an 492» (3 Bde., Par. 1822; deutsch von M. Müller, 2 Bde., Lpz. 1822). Als Litterarhistoriker zeigte er sich in seinem vielgebrauchten Werke «De la littérature du Midi de l'Europe» (Par. 1813; 4. Aufl., 4 Bde., 1840; deutsch von Hain, 2 Bde., Lpz. 1815). Unter seinen nationalökonomischen Schriften sind hervorzuheben: «Études sur les sciences sociales» (3 Bde., Par. 1836), «Principes d'économie politique appliquée à la législation du commerce» (2 Bde., Genf 1803) und «Nouveaux principes de l'économie politique» (2 Bde., Par. 1819; neue Aufl. 1827). S. starb zu Genf 25. Juni 1842. Seine «Lettres inédites» gab Taillandier (Par. 1863), seine «Correspondance» Montgolfier (Par. 1863) heraus; auch Villari und Monod veröffentlichten «Lettres inédites» von S. (Par. 1868).

Sissek (Alt-Sissek) oder Sziszek, Stadt im Agramer Komitat von Kroatien-Slawonien mit (1880) 5529 E., in der ehemaligen kroat.-slawon. Militärgrenze, am Einfluß der Una in die Save, durch eine Brücke mit Neu-S. verbunden, Endpunkt der Linie Steinbrück-Agram-S. der Österreichischen Südbahn und der Linie Doberlin-S. der Ungarischen Staatsbahnen, durch seine Lage einer der bedeutendsten Handelsplätze im ungar. Teile der Monarchie, namentlich in Getreide. Der Ort steht an der Stelle der illyr. Stadt Segesta, die von Tiberius erbaut und von den Römern neu kolonisiert wurde (Siscia, unter Septimius Severus Colonia Septimia). Bei S. wurde der Gegenkaiser Maximus von Theodosius besiegt. Die Stadt hat noch zahlreiche Überreste röm. Bauten. Als 1593 die Türken S. belagerten, wurde die Feste von Andr. von Auersberg entsetzt.

Sisteron, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Basses-Alpes, rechts an der Durance und an der Einmündung des Buech in dieselbe, Station der Linie Rognac-Aix-Gap der Paris-

Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 3974 E. und hat betürmte Stadtmauern, eine alte Citadelle, die ehemals den Zugang zur Provence beherrschte, Ruinen eines Schlosses der Grafen von der Provence, die ehemalige Kathedrale Notre-Dame aus dem 11. und 12. Jahrh., die Kirche St.-Dominique in der Vorstadt La Baume mit schönem Glockenturm aus dem 13. Jahrh., Baumwollspinnerei, Seidenindustrie und Papierfabrikation. — S. hieß im Altertum Segustero, mittellat. Segestero oder Sistericum, und kam 1218 mit der Grafschaft Forcalquier an die Provence; bis 1790 war die Stadt Bischofssitz.

Sistowa, offiziell Svištov, Stadt und Dampfschiffahrtsstation im Fürstentum Bulgarien, am rechten Ufer der Donau und im Scheitel der südlichsten Ausbiegung dieses Stroms gelegen, Hauptort eines Distrikts und eines Arrondissements, war bis 1878 schwach befestigt, hat, neben christl. Gotteshäusern, mehrere Moscheen und zählt (1881) 11438 E., welche Weinbau, Gerberei, Baumwollweberei, Schiffahrt und Handel treiben. Für letztern ist die Lage des Ortes, namentlich in Rücksicht auf die Beziehungen zum Wegenetz des Landes, welches hier einen seiner bedeutendsten Knotenpunkte hat, sehr geeignet. Am 30. Dez. 1790 wurde zu S. ein Kongreß eröffnet, und 4. Aug. 1791 ein Definitivfriede zwischen der Türkei und Österreich abgeschlossen, der die Herstellung des Zustandes vor dem Kriege (9. Febr. 1788) festsetzte. Im Russisch-Türkischen Kriege von 1877 bis 1878 wurde S. besonders durch den Donauübergang der Russen (Vorhut 27. Juni, Hauptarmee 10. Juli 1877) bekannt; ein von den Russen hier errichtetes Denkmal erinnert an die dabei Gefallenen. Zu S. verkündete durch Manifest vom 27. Juni 1877 Kaiser Alexander II. den Bulgaren, daß er sie von der türk. Herrschaft befreien wolle. — Der Distrikt Sistowa zählt (1881) 40893 E.

Sistrum (ägypt. Sescheschit), ein musikalisches Instrument der alten Ägypter, das bei dem Gottesdienste gebraucht wurde, und das man in sehr ähnlicher Gestalt noch gegenwärtig in Abessinien findet. Es besteht aus einem ovalen Bronzereif, der einen Stiel zum Anfassen hat. Durch diesen Reif sind lose Stäbchen gesteckt, deren jedes noch mit einigen Ringen versehen ist; das Instrument wird mit der Hand geschüttelt, sodaß Stäbchen und Ringe klirren. Als Erfinderin des S. galt die Isis.

Sisyphos, der Sohn des Aiolos und der Enarete, Gemahl der Merope, Erbauer und König von Ephyra, dem nachmaligen Korinth, wird als der verschlagenste unter allen Menschen geschildert und war deswegen wie sein ganzes Haus verrufen. Namentlich aber ist er der Strafe wegen, die er in der Unterwelt für seine Ungerechtigkeiten zu leiden hatte, bekannt. Diese bestand darin, daß er ein ungeheueres Felsenstück auf einen steilen Berg wälzen mußte, von dem jenes aber immer wieder, sobald er damit oben angekommen, hinabrollte. Ursprünglich ist er wohl eine Personifikation der brandenden Meereswogen.

Si tacuisses, philosŏphus mansisses (lat.), «Wenn du geschwiegen hättest, wärest du ein Philosoph geblieben», d. h. wäre deine Thorheit nicht an den Tag gekommen, sprichwörtliche Redensart, welche auf Boëtius' «Tröstung der Philosophie» (2, 17) beruht.

Sitang oder Sittung, Fluß in dem Reiche Birma in Hinterindien, entspringt unter 20° 48' nördl. Br. und 96° 18' östl. L. (von Greenwich) und ergießt sich nach einem fast ganz geraden Laufe gegen Süden in den Golf von Martaban. Auf seinem rechten Ufer liegt die Stadt Toungoo, weiter nördlich liegen auf seiner linken Seite Schweygieen und Sittung.

Sitjes, Sitges, Hafenstadt (Villa) in der span. Provinz Barcelona, am Mittelmeere, Station der Eisenbahn Barcelona-Valls, liegt am Fuße rebenbedeckter Hügel, den südwestl. Ausläufern der Morella, auf denen der Malvasier von S., ein würziger süßer Weißwein, wächst, und zählt (1877) 3491 E.

Sitka oder Neu-Archangel, die Hauptstadt des amerik. Territoriums Alaska (s. d.), liegt auf der Westküste der Insel Baranow, am Sitka- oder Norfolksund, und hat 721 E. S. wurde 1799 gegründet, 1802 von den Koloschen zerstört, 1804 wieder aufgebaut und war früher die Hauptstadt der russ. Besitzungen in Amerika, hatte Schulen und Kirchen, eine Kathedrale, zwei kleinere russ. Kapellen, eine luth. Kirche für Deutsche, Schweden und Finländer, welche im Dienste der Russischen Kompagnie standen, und ein theol. Seminar. Alle diese Anstalten existieren mit Ausschluß der Kathedrale nicht mehr. Gegenwärtig sind presbyt. Missionare hier, welche 1878 eine Schule eröffnet haben. Die Stadt ist befestigt, hat ein Vereinigtes Staaten-Zollamt und ist der Sitz des Gouverneurs vom Distrikt Alaska. Im J. 1880 wurde in der Nähe Gold gefunden.

Sitophilus (lat.), der Kornwurm.

Sitophobie (grch.), Nahrungsverweigerung, kommt bei Geisteskranken häufig vor und erfordert oft die künstliche Ernährung vermittelst der Schlundsonde. (S. unter Ernährung, Bd. VI, S. 304[b].)

Sitsch (kleinruss.), Sjetsch (sěč, großruss.), eigentlich der Verhau, hieß das befestigte Lager der saporogischen Kosaken. (S. Saporoger.)

Sitta (lat.), die Spechtmeise.

Sittard, Stadt in der niederländ. Provinz Limburg, an der Eisenbahn von Mastricht nach Venlo, 22 km nördlich von Mastricht, am Geleenbache, mit 3200 E., gehört zu den ältesten Städten in der Provinz und kommt schon im 9. Jahrh. vor. Vom Anfang des 13. Jahrh. bis 1632 war S. abwechselnd im Besitz der Herzöge von Limburg, der Bischöfe von Lüttich, der Herren von Valkenberg, der Herzöge von Brabant und von Jülich; 1632 wurde es von den Niederländern erobert; 1794 fiel es in die Hände der Franzosen; seit 1815 gehört es zu dem Königreich der Niederlande. Die schöne kath. St. Peterskirche wurde 1290 von Walram, Herrn von Valkenberg, erbaut. Außerdem besitzen die Katholiken noch die Michaelikirche; ganz unansehnlich ist die prot. Kirche.

Sitte nennt man im weitern Sinne die zur Gewohnheit gewordene Art und Weise des Thuns und Lassens im Verkehr mit andern und in der Lebensführung überhaupt, sowohl bei einzelnen Menschen, als auch bei Gesellschaften, Familien, Stämmen und Völkern. Gesittung ist soviel wie gute Lebensart; unter Sittlichkeit versteht man ein nach den Grundsätzen moralischer Gesinnung geregeltes Betragen. (Vgl. Moral.)

Sitten (frz. Sion), das Sedunum der Römer, Hauptstadt des schweiz. Kantons Wallis, liegt 521 m über dem Meere, an der Sionne, die unweit der Stadt in den Rhône mündet, und an der Eisenbahn Lausanne-Brig und zählt (1880) 4871 meist

kath. E., von denen 58 Proz. franz. Zunge sind. In der schönsten Gegend des Rhônethals gelegen, von zwei auf isolierten Kegeln sich erhebenden Felsschlössern überragt, bietet S. ein malerisches Bild. Der nördl. Kegel trägt die Trümmer der frühern bischöflichen Burg Tourbillon (1294 erbaut, 1788 durch Feuer zerstört); auf dem südlichen, etwas niedrigern Felsen steht das Schloß Valeria, einst ein röm. Kastell, jetzt Priesterseminar mit der uralten roman. Kirche Notre-Dame de Valère. Unterhalb Valeria liegt das Schloß Majoria, bis 1788 Residenz der Bischöfe, 1838 abgebrannt. In der eigentlichen Stadt, welche mit ihren engen Straßen und schweren steinernen Patricierhäusern sich einen eigentümlichen romantisch-mittelalterlichen Charakter bewahrt hat, sind die got. Kathedrale mit roman. Turme, die zierliche St. Theodulkirche und das altertümliche Rathaus, beide im got. Stile, bemerkenswert, in dem neuern Stadtteile gegen den Bahnhof hin das Regierungsgebäude und der bischöfl. Palast an der Place d'Armes. Außerdem besitzt S. ein Kapuzinerkloster, eine prot. Kapelle und ein Gymnasium. Die Sionne durchfließt die Stadt in tiefem, gemauertem Bette, dessen Balkendecke, Grandpont, als Straße dient. Die Haupterwerbsquellen der Einwohner sind der Weinbau, die Seidenzucht, die Strohflechterei und die Tabaksfabrikation. Das Klima der Umgebung ist so mild (Jahrestemperatur 10° C.), daß außer vorzüglichem Wein und Obst Feigen, Mandeln, Maulbeeren und an den Felsen von Tourbillon sogar die amerik. Feigendistel (Opuntia vulgaris *Tournef.*) gedeihen. In der Ebene südlich der Stadt schlugen 1475 die Oberwalliser das savoyische Heer und setzten sich dadurch in den Besitz des Unterwallis.

Sittenlehre, s. Ethik.

Sittenpolizei. Insofern die Sitte den innern Gehalt des Volkslebens offenbart und durch das fortwirkende Beispiel den größten Einfluß auf die allgemeine Denk- und Lebensweise ausübt, ist dem Staate eine unablässige Rücksichtnahme auf diesen Maßstab und Bestimmungsgrund des Kulturzustandes nahegelegt. Die Erhaltung kernhafter Tüchtigkeit, die Verbannung roher und unvernünftiger Gebräuche und die Sicherung der öffentlichen Moral gegen Lockerung und Verfall bilden aber eine um so schwierigere Aufgabe, als diese wesentlich sittlichen Aufgaben nicht schon in äußerlichen Geboten oder Verboten, sondern erst mit der freien Aufnahme und der entsprechenden Selbstbestimmung von seiten des Volks ihre Verwirklichung finden. Ein bis auf das Kleinste sich erstreckender Zwang zum Schicklichen und Ehrbaren durch die Behörden, wie etwa in China, oder selbst nur die Aufnötigung einer heuchlerischen Sabbatsstimmung, wie in England, oder der Mäßigkeit im Genuß von geistigen Getränken, wie in den Neuenglandstaaten der nordamerik. Union, schafft nur heuchlerische Zustände. Die echte Staatskunst wird deshalb zwar jene Zwecke mittelbar zu fördern suchen, z. B. durch dahin zielende Leitung des Unterrichts, Belohnung nachahmungswürdiger Verdienste und Belebung des idealen Sinnes in der Nation; verwerflich dagegen ist das System, welches die Gesellschaft durch die vom Staate ausgehende Polizeiverwaltung mit einem positiv-sittlichen Inhalt zu versehen gedenkt. Ihrem wirklichen Berufe kommt die Polizei (s. d.) in dieser Richtung nur damit nach, daß sie öffentlicher Unsitte und den offenen Anreizungen zur Unsittlichkeit hindernd entgegentritt. Es fallen daher das Einschreiten gegen den Duellzwang, Beschränkung des Verkehrs in Schanklokalen, die Verhinderung übertrieben zahlreicher Tanzbelustigungen, Warnungen unzuverlässiger Personen vor Übertretung der Gesetze, Vorbeugungen wider die Raufsucht der untern Klassen bei festlichen Gelegenheiten, ingleichen das Zwangsverfahren, um unzurechnungsfähigen Selbstmördern trotz des Vorurteils ein ehrliches Begräbnis zu verschaffen, ebenso in das Gebiet der S., wie die Maßregeln gegen unerlaubtes Spiel und gegen öffentliches Ärgernis, z. B. durch Erscheinen in trunkenem Zustande, Tierquälerei, Verleitung zur Unsittlichkeit mittels Ansprachen, Verbreitung unmoralischer Schriften und Zurschaustellung des Lasters. (S. Prostitution.) Gegen »groben Unfug« hat, ohne nähere Bestimmung, das Reichsstrafgesetzbuch (§. 360, Nr. 11) Maßregeln getroffen. Vgl. R. von Mohl, »Die Polizeiwissenschaft« (3. Aufl., Bd. 2, Tüb. 1866).

Sitter, rechter Zufluß der Thur, entspringt mit zwei Quellbächen, dem Brühlbach und dem Schwendibach, die sich beim Weißbad (817 m) 3 km südöstlich von Appenzell vereinigen, am Nordostabfall der Sentisgruppe und mündet, nachdem sie die schweiz. Kantone Appenzell, Inner- und Außerrhoden, St. Gallen und Thurgau durchflossen und links die Urnäsch aufgenommen, nach 42,5 km langem Laufe bei Bischofszell, 470 m über dem Meere. Die S. ist ein wildes Bergwasser, weder schiffbar noch flößbar. Unter ihren zahlreichen Brücken ist die bemerkenswerteste die Gitterbrücke der Bahnlinie Zürich-St. Gallen, die sich 4 km südwestlich von St. Gallen, 189 m lang, von drei 57 m hohen Pfeilern getragen, über das tief eingeschnittene Flußthal spannt.

Sittewald (Philander von), s. Moscherosch.

Sittingbourne, Stadt in der engl. Grafschaft Kent, Station der Eisenbahn London-Chatham-Dover, die hier nach Sheerneß abzweigt, zählt (1881) 7884 E. und hat eine Wagenfabrik, Papier-, Korn- und Ölmühlen.

Sittlichkeitsverbrechen und Sittlichkeitsvergehen, s. Unzucht.

Situationsplan, s. unter Grundriß.

Situationszeichnen oder **Planzeichnen** nennt man die Kunst, Teile der Erdoberfläche in Form einer Karte so genau durch Zeichnung darzustellen, daß man beim Vergleichen nicht allein sofort eine Kopie der Gegend erkennt, sondern auch im Stande ist, sich sicher und schnell danach zu orientieren. Zu diesem Zwecke müssen alle diejenigen Merkmale, welche in der Natur ins Auge fallen, als die Baulichkeiten, das Wegenetz, die Gewässer, die verschiedenen Kulturen, die Unebenheiten des Erdbodens u. s. w. durch die Situationszeichnung nach Möglichkeit zum Ausdruck gelangen. Je nach dem besondern Zwecke der darzustellenden Karte (ob Stadt- oder Festungsplan, Situationsplan, Spezial- oder Generalkarte) ist auch der Maßstab verschieden; er schwankt im allgemeinen zwischen 1 : 10000 und 1 : 150000 der natürlichen Länge. Die Karten größern Maßstabes gehören zumeist in die Kategorie der Forstkarten und ökonomischen Pläne behufs Feststellung der Besitz- und Steuerverhältnisse, oder sind Baupläne für Eisenbahnen, Straßen, Fortifikationen u. s. w. Der Planzeichner darf nicht gleichmäßig und mechanisch

verkleinern, wie es z. B. auf photographischem Wege geschieht; er muß auch solche Gegenstände zur Darstellung bringen, deren Raum in der Verkleinerung gar nicht oder nur ungenügend abgebildet werden kann, falls dieselben für den Zweck der Zeichnung wichtig sind; andererseits sind manche Details im Interesse der Deutlichkeit fortzulassen. Wichtige Objekte werden über das ihnen zustehende Maß vergrößert, durch konventionelle Zeichen, Signaturen, ausgedrückt, so z. B. Straßen, Häuser, Einfriedigungen, einzelne Bäume. Andere konventionelle Signaturen dienen für die Darstellung der Grenzen, Orte, Bodenbewachsung (Wald, Ackerland, Gärten, Wiese, Sumpf), des Wassers u. s. w. Die verschiedenen Regierungen haben hierfür eigene Musterblätter ausgegeben.

Für die Darstellung der Unebenheiten des Erdbodens kommen hauptsächlich zwei Manieren in Betracht, von denen die eine auf Wiedergabe der durch die Beleuchtungsstärke veranschaulichten Böschungsverhältnisse, die andere auf einer Zerlegung der Terrainunebenheiten in Schichten gleicher Höhe beruht. Für die Darstellung des Böschungswinkels (des Steilheitsverhältnisses der Unebenheiten des Terrains) hat der sächs. Major Lehmann (s. d.) zu Ende des 18. Jahrh. eine wissenschaftliche Grundlage geschaffen. Lehmanns System beruht auf dem Prinzip, eine geneigte Fläche desto dunkler in der Zeichnung zu halten, je weniger Licht sie bei senkrechter Beleuchtung erhält, d. h. also, je steiler sie ist. Eine horizontal liegende Fläche empfängt bei senkrechter Beleuchtung alles Licht und bleibt demnach weiß; eine lothrecht stehende empfängt gar kein Licht und würde daher schwarz zu färben sein. Jedoch ist dies Prinzip in der Praxis nicht völlig durchführbar; denn die Neigungswinkel der Abhänge, die unter 45° betragen, also in dem für technische, militärische und viele andere Zwecke wichtigsten Teile der Terrainunebenheiten, würden dann nicht deutlich genug unterschieden werden können. Deshalb hat man für das Dunkelverhältnis der Terrainunebenheiten eine willkürliche Skala zu Grunde gelegt; Lehmann nahm als völlig schwarz die gegen den Horizont um 45° geneigte Fläche an, da bei den Terrainverhältnissen seiner Heimat Sachsen die 45° übertreffenden Böschungen keine militärische Bedeutung mehr haben; mit Ausnahme Bayerns hat man überall im Deutschen Reiche diese Skala beibehalten, in Bayern dagegen wegen der Darstellung des Alpenlandes die Grenze des Schwarzen bei 60° Böschung angenommen; Österreich nahm 1869 eine Schraffenskala mit der Beleuchtungsgrenze von 80° an. Lehmann teilt die Böschungen von 0° bis 45° in 9 Stufen von 5 zu 5° und erreicht die betreffende Schattenabstimmung durch eine zu verschieden wirkenden Zonen abgestufte Schraffierung; in den Böschungen von 0° bis 5° enthält der Raum neun weiße Neuntel, d. h. er bleibt weiß, bei 45° werden alle Neuntel, also der ganze Raum, schwarz. Die Schraffen der Lehmannschen Methode sind «dem Wasserlaufe folgende», sog. senkrechte, stehen also überall auf jeder gedachten horizontalen Linie gleicher Höhe über dem Meere senkrecht.

Neben der Lehmannschen Darstellungsweise kommt eigentlich nur noch die sog. altfranzösische in Betracht. Sie fußt auf der Annahme schräger oder einseitiger Beleuchtung, ohne jedoch in ihrer Ausführung wissenschaftlich begründet zu sein. Einige Ähnlichkeit dieser Methode mit der Landschaftszeichnung läßt sich nicht absprechen, und daß sie mehr Effekt hervorbringt, wie diejenige der senkrechten Beleuchtung, ist zweifellos. Sie eignet sich indessen nur für Terrainformen, welche Alpencharakter haben. Bei Mittelgebirge treten ihre Übelstände schon sehr entschieden zu Tage, und für Flachland ist sie gar nicht anwendbar, ohne geradezu falsche Anschauungen hervorzurufen. Ihren Haupttypus hat die altfranz. Methode der schrägen Beleuchtung in der Eidgenössischen Vermessungskarte gefunden, der berühmten «Dufour-Karte», deren Maßstab wie 1 : 100000. Außerdem findet sich gegenwärtig schiefe Beleuchtung bei offiziellen Aufnahmeproduktionen nur noch im ital. Generalstabe und der franz. Marine. Um auch die Terrainunebenheiten, deren Böschung unter 5° beträgt, darzustellen, hat man Schraffierung durch unterbrochene Linien eingeführt. Größere Variationen der sächs. oder Lehmannschen Skala haben sich jedoch nicht zu behaupten vermocht. So ist die preuß. oder Müfflingsche Skala fast überall wieder aufgegeben; sie behält das Tonverhältnis der sächs. Skala bei, gibt aber der Schraffierung, um ein bestimmtes Ablesen der Böschungsgrade zu erleichtern, verschiedene, den Gradationsstufen entsprechende, rein konventionelle, willkürliche Formen, indem sie verschiedene Stricharten nach Bedürfnis mischt und verstärkt. In Preußen selbst wird diese Skala nur noch für die Terrainunebenheiten gebraucht, deren Böschungen weniger als 10° betragen. Während Lehmann das Tonverhältnis der geringern Beleuchtung, also der größern Steile, durch senkrechte Schraffen darzustellen strebt, suchen andere dasselbe durch horizontale Schraffen zu erreichen, sog. Querschraffen, d. h. Schraffen, deren Richtung senkrecht auf dem Wasserlaufe steht. Man findet sie auf norweg., span. und russ. Generalstabskarten; in Spanien sind die Querschraffen gleich stark, werden aber nach dem Böschungsgrade weiter oder dichter gezogen; in Rußland gibt man ein und derselben Schraffe verschiedene Stärkegrade; in Schweden kombiniert man beide Schraffengattungen, indem Querschraffen für Kuppen und Rückenflächen der dort häufigen flach gerundeten Felsenhügel und Felsenberge dienen, senkrechte für die Abhänge. Bei den Aufnahmen der westl. Gebiete der Vereinigten Staaten waren viele große Hochflächen darzustellen, wozu man feine Parallelstriche verwendet, deren Zahl (also deren Tonwirkung) nach der Höhenlage jener Hochflächen variiert, wogegen die Berge in senkrechten Schraffen skizziert sind.

Die Darstellung der Höhenverhältnisse geschieht durch sog. Schichtenpläne. Schon 1738 entwarf der Franzose Buache den Plan, die Unebenheiten des Meeresbodens durch Linien gleicher Tiefe, Isobathen, zu bezeichnen; Dupain-Triels 1791 erschienene Karte von Frankreich war der erste praktische Versuch einer Schichtenzeichnung. Im J. 1818 begann die Regierung die Bearbeitung einer großen Karte Frankreichs mit Isohypsen, 1826 bestimmte sie, daß alle Aufnahmen in großen Maßstäben mit Horizontalschichten zu versehen seien. Unter den deutschen Regierungen veranstaltete zuerst Hannover 1829 Schichtenaufnahmen, Preußen erst 1847. Bereits 1830 publizierten die Dänen Alsen und Bredstorff eine Isohypsenkarte von Europa, in demselben Jahre der hannov. Hauptmann Papen eine solche vom Harze. Der letztere veröffentlichte

dann 1841 eine derartige Übersichtskarte von Hannover und 1857 seine epochemachende Höhenschichtenkarte von Centraleuropa. Werden die Terrainunebenheiten nur durch Schichtenlinien dargestellt, so treten verschiedene Mängel ein; einmal gibt eine solche Zeichnung kein plastisches Bild; ferner fehlen da, wo die Schichten weiter auseinander liegen, natürlich alle Formendetails. Man suchte diesem Mangel dadurch abzuhelfen, daß man (ähnlich der russ. Behandlung der Querschraffen) derselben Schichtenlinie verschiedene Stärkegrade gab, um so einen leichtern oder dunklern Ton für verschiedene Böschungswinkel zu erhalten.

Einen sehr wesentlichen Fortschritt bezeichnet die Kolorierung der von den Isohypsen eingeschlossenen Höhenschichten, wodurch das Bild, bei genügender Nähe der Isohypsen und geschickter Farbenwahl, außerordentlich an plastischem Ausdruck gewinnt; man unterscheidet dabei zwei Hauptmethoden, die Sonklarsche, welche nach dem Grundsatze: «Je tiefer, desto dunkler», die Erhöhungen beim Ansteigen immer heller werden läßt, und die Hauslabsche mit dem Grundsatze: «Je höher, desto dunkler.» Sehr viel kommt auf die Wahl der Farben an; sie müssen Schrift und Gerippe deutlich erkennen lassen. Um die durch Isohypsen und durch Flächenkolorit der Schichten nicht ausgedrückten Terraindetails zur Anschauung zu bringen, hat man auf der Isohypsengrundlage noch die Terrainzeichnung durch Schraffierung oder Schummerung (Wiedergabe der verschiedenen Beleuchtungsstärken durch einen durch Verwischung heller und dunkler werdenden Farbenton) eingetragen. Diese Schraffierung darf dann aber nicht einfach eine mechan. Ausfüllung der Schichten sein, da sie ja vielmehr eben das Detail zwischen den Isohypsen wiedergeben soll. Bei den meisten Aufnahmen werden indessen die Schichtenentwürfe nach der Natur gemacht, die Schraffur wird nachträglich hinzugefügt und gibt darum nur die Hauptformen, nicht die Details. Dagegen erfolgt bei den neuern österr. Spezialkarten die Terrainzeichnung auf dem Felde nach wirklich sichtbaren Formenlinien, während die Schichtenlinien nachträglich ausgezogen werden, kontrolliert durch zahlreiche in jeder Sektion eingetragene Höhepunkte. Streffleur benutzte verschieden gefärbte Isohypsen zur Unterscheidung der Kulturregionen. Als die nach dem gegenwärtigen Stande des S. höchste Leistung erscheint die Verbindung der Schraffierung mit Isohypsen, Flächenkolorit der Höhenschichten und eingetragenen Höhenzahlen; die Terrainunebenheiten werden dabei am besten mit allen Formendetails durch skizzierte Schraffierung ausgedrückt und mit bunten Schichtenflächen überlegt, die innerhalb der Schichte nach dem Verhältnis des Böschungswinkels lichter oder dunkler gehalten sind. Diese Zeichnung vereinigt Darstellung der allgemeinen Überhöhung der Massen, Wiedergabe der Böschungsverhältnisse und der Formendetails mit exaktem Ausdruck der charakteristischen Höhen- und Tiefenpunkte.

Vgl. Plehwe, «Leitfaden für den theoretischen Unterricht im Planzeichnen» (7. Aufl., Berl. 1874); Burchardt, «Leitfaden für den Unterricht in der Terrainlehre, im militärischen Planzeichnen u. s. w.» (Berl. 1878); Wichura, «Das militärische Planzeichnen» (Berl. 1878); Streffleur und Neuber, «Die Oberflächengestaltung und die Darstellungsweisen des Terrains» (Wien 1878).

Sit venia verbo (lat., «dem Worte sei Verzeihung»), mit Verlaub zu sagen.

Siuah, soviel wie Siwah.

Sium *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen. Man kennt nur vier Arten, die auf der nördl. Halbkugel eine ausgedehnte Verbreitung haben. Es sind krautartige Gewächse, welche vorzugsweise an sumpfigen Orten wachsen und sich durch seitlich zusammengedrückte, gerandete Früchte, verkehrt-eirunde, ausgerandete Blumenblätter mit nach innen geschlagenem Zipfel und vierstrahlige, mit allgemeiner vielblätteriger Hülle und besondern mehrblätterigen Hüllchen versehene Dolden auszeichnen. Die einzige in Deutschland einheimische Art, S. latifolium *L.*, ein Sumpfgewächs mit röhrigem, vielkantigem, stark verzweigtem Stengel, fiederteiligen, breitzipfeligen, über den Wasserspiegel hervorragenden und in feine, haarförmige Zipfel zerteilten, untergetauchten Blättern führt den Namen Merk. Sie gilt für giftig. Zu dieser Gattung gehört auch die Zuckerwurzel (S. Sisarum *L.*), eine aus Mittelasien stammende Pflanze, welche hin und wieder in Küchengärten ihrer süß und aromatisch schmeckenden Wurzeln halber kultiviert wird. Ihr Wurzelstock besteht aus büschelig gruppierten Wurzeln, ihre untern Blätter sind fiederschnittig mit eiförmig-länglichen, scharfgesägten Abschnitten, die obern dreiteilig mit lanzettlichen Teilstücken, die Blüten wie beim Merk weiß. Diese Pflanze verlangt einen leichten, fetten, gut bearbeiteten und warm gelegenen Boden.

Siût, Assiût, kopt. Saûd, die jetzige Hauptstadt Oberägyptens, das alte Lycônpolis (d. i. Wolfsstadt), unweit links vom Nil in reizender und ungemein fruchtbarer Gegend auf der westl. Seite des Thals 45 m über dem Meere gelegen, südl. Endpunkt des ägypt. Eisenbahnnetzes, ist gut gebaut und zählt (1882) 31575 E., die viel Gewerbthätigkeit entwickeln. Die Stadt ist Sitz eines Paschas, eines kopt. Bischofs, sowie eines deutschen Konsularagenten, hat einen Palast des verstorbenen Vizekönigs Ibrahim Pascha, zwei schöne Moscheen, eine große Baumwollspinnerei der Regierung, ein weitläufiges Regierungsmagazin für die in der Provinz erhobenen Bodenprodukte und eine amerik. Missionsschule. Als Hauptstation für die Karawanen aus Nubien und dem östl. Sudan unterhält S. noch immer einen bedeutenden Handel, der sich bis ins Innere Afrikas erstreckt. Beliebt sind in Ägypten die roten und schwarzen Thonwaren des Ortes (vorzüglich Pfeifenköpfe) und die Sattlerarbeiten jeder Art, die namentlich nach Centralafrika Absatz finden, ferner die hier gefertigten Fächer aus Straußenfedern und Elfenbeinschnitzereien. S. war schon im Altertum bedeutend, jedoch ohne hervorragende Monumente und ist archäologisch nur durch seine Nekropole und die Menge von Mumiengräbern des hier verehrten Wolfes in den Felsen der westlichen Libyschen Bergkette bemerkenswert. Das unmittelbar am Nil unter Palmenhainen und Sykomorengruppen gelegene Dorf El-Hamra ist der Hafen von S. und mit der Stadt durch einen Damm verbunden. Die Mudirijeh S. zählt mit Einschluß der Oasen Chargeh und Dachel auf 2174,6 qkm (1882) 583596 E.

Siva ist einer der Hauptgötter der spätern ind. Mythologie und bildet mit Vischnu (s. d.) und Brahma (s. d.) die jüngere Göttertrias oder Trimurti (s. d.; vgl. Indische Religion).

Sivan (hebr.), der neunte Monat der Juden im bürgerlichen, der dritte im Festjahr, hat 30 Tage.

Sivatherium, s. u. Kamelopardaliden.

Sivers (Peter von), russ. Admiral, Organisator des russ. Seewesens und Erbauer der Festung Kronstadt, geb. 1674 zu Stade in Holstein, trat mit 14 Jahren in dän., mit 18 Jahren in franz. Seedienste und focht bei La-Hogue, Gibraltar (1693) und Palamos mit und kehrte 1700 zur dän.-norweg. Flotte zurück. In Kopenhagen lernte ihn Peter d. Gr. kennen, der ihn beredete, als Kapitänlieutenant 1704 in russ. Seedienste zu treten. S. nahm 1706 an der Belagerung von Wyborg teil, machte von 1713 und 1714 die Seeschlachten bei Hangöud und Gotland mit, arbeitete 1715 als Kommandeur bei dem Bau des revaler Kriegshafens und wurde 1719 zum Kontreadmiral, nach Abschluß des Nystader Friedens 1721 zum Vizeadmiral und Mitglied des Reichs-Admiralitätskollegiums, 1723 zum Hauptkommandeur des kronstädter Hafens ernannt. Die Kanal- und Hafenbauten dieses Platzes leitete er nach einem selbstentworfenen Plane und stieg 1727 zum Admiral und 1728 zum Verwalter des gesamten Seeressorts empor. In dieser Stellung blieb er bis 1732, wo er bei der Thronbesteigung der Kaiserin Anna Iwanowna dieselbe als unbeschränkte Herrscherin nicht sofort anerkannte und auf sein ihm von Katharina I. 1722 verliehenes Gut Hitola bei Kexholm in Finland verwiesen wurde. Er starb in Petersburg 10. Mai 1740.

Sivertsen (Cort), holländ. Seeheld, s. Adelaar.

Si vis pacem, para bellum (lat.): Wenn du den Frieden willst, rüste zum Krieg.

Sivray, s. Civray.

Siwa, der 140. Asteroid, s. unter Planeten.

Siwah, eine dem Chedive von Ägypten tributäre Oase in der Libyschen Wüste, 16 Tagereisen von Alexandria, 14 von Kairo, im Altertume Oase des Jupiter Ammon oder das Ammonium (s. d.) genannt, ist 30 km lang, bis 2 km breit, liegt 29 m tiefer als der Meeresspiegel und besteht aus einem von Bergen umschlossenen Thale mit mehrern Seen, reichlicher Bewässerung überhaupt, mit Wiesen, Palmwäldchen, Gärten und Saatfeldern, reichlicher Produktion von Datteln, Melonen, Oliven, Granatäpfeln, Weintrauben, Bohnen, Gerste, Weizen und Reis und vorzüglich reinem Kochsalz. Sie wurde 1792 von Browne wieder entdeckt und ist seit 1820 Ägypten zinspflichtig. Die Oase hat (1882) 3346 E., welche ein Gemisch des Arabischen und der Berbersprache reden, unter vier bis sechs Scheikhs stehen, von der ägypt. Verwaltung aber völlig unabhängig sind. Die Bewohner besitzen über 300000 Dattelbäume, welche in guten Jahren 9600 Kamelladungen (à 3 Ctr.) Früchte liefern. Ihre Hauptnahrung sind die Datteln und ägypt. Getreide. Im Orte Siwah sind die aus Lehm aufgeführten Häuser bis fünf Stockwerke hoch, und die Straßen sind bedeckt. Auch besteht hier eine reichbegüterte Religionsschule (Zâwiye) des Senûsi-Ordens. Felder und Gärten werden gut im Stande gehalten. Der südl. Teil gleicht dem herrlichsten Obstgarten, in welchem Orangen und Citronen reifen. Manche der Quellen sind artesische, deren Wasser in Bassins von antikem Mauerwerke springt. Agermih liegt auf isoliertem, steilem Fels und hat Reste alter Tempel und tiefe Brunnen; ein Thor in ägypt. Stile und ein mit Hieroglyphen bedeckter Saal sind wohl Reste des Königspalastes, der an das durch sein Orakel berühmte Ammonium stieß. Etwa 4 km östlich von S. liegt zwischen Palmen die Sonnenquelle, von 110 Schritte Umfang; jetzt heißt sie Ain-hammâm, d. i. Taubenquelle. Sie zeigt stets eine Temperatur von 29° C. und hat widerlichen Salzgeschmack; 1 km nördlicher liegt Umm-el-Beida, das zweite Ammonium, welches aber kein Orakel hatte.

Siwalli, Hafen von Surât (s. d.).

Siwâs, armenisch Sjewast, Hauptstadt des gleichnamigen türk. Vilajets und eines Sandschaks in Kleinasien, nahe rechts vom obern Kysyl-Irmak (Halys), gegenüber der Einmündung des Terkel in denselben, in gesunder und getreidereicher Hochebene, zählt etwa 50000 E. und hat große Bazare, zahlreiche Chane, Baumwollweberei und Färberei, sowie ansehnlichen Transitohandel. S. entstand unter dem Namen Sebastia im Beginn der röm. Kaiserzeit, gehörte zunächst zu Pontus, war seit dem 4. Jahrh. Hauptstadt der Provinz Armenia I, seit Justinian I. der Provinz Armenia II, vom 9. bis 11. Jahrh. des byzant. Thema Sebastea, wurde um 1080 von Danischmend erobert und gehörte hierauf den Seldschuken von Rûm (Iconium), den mongol. Ilchânen von Irâk und Ende des 14. Jahrh. zum Reich des Burhâneddin. Im J. 1401 wurde die Stadt durch Timur nach 18tägiger Belagerung zur Ergebung gezwungen; von den Verteidigern von S. wurden 4000 armenische Reiter durch den Mongolenchan lebendig begraben und des osman. Sultans Bajesid tapferer Sohn Ertoghrul hingerichtet. In byzant. Zeit war S. Sitz eines Metropoliten.

Siwasch oder Faule See, Seitenbassin des Asowschen Meers (s. d.).

Six-Principles-Baptists, s. u. Baptisten.

Sixthermometer ist ein nach seinem Erfinder Six benanntes und schon in den »Philosophical Transactions for 1782« beschriebenes Thermometer, welches so eingerichtet ist, daß es durch besondere Vorrichtung zugleich als Maximum- und Minimumthermometer (s. u. Thermometer) funktioniert. Es besteht aus einer in U-Form gebogenen Glasröhre, welche an ihren beiden obern Enden zugeschmolzen und in der Weise erweitert ist, wie es die nebenstehende Figur zeigt.



Der untere Teil ist mit Quecksilber, der Arm 1 von a bis oben hin mit Weingeist gefüllt; Schenkel 2 ist in seinem obern Teile luftleer, bis c hin aber auch mit Weingeist angefüllt. In den beiden mit Weingeist gefüllten Teilen befindet sich je ein Stahlstift, welcher durch kleine an ihm befestigte Borsten nur mit einiger Reibung sich in den Röhren bewegen läßt, und die so zwar durch das Quecksilber hinaufgeschoben werden können, beim Rückgange desselben aber stehen bleiben. Wird es nun kälter, so zieht sich der Weingeist im Schenkel 1 zusammen und Stift I wird hinaufgeschoben; wird es wärmer, dehnt sich der Weingeist wieder aus und treibt das Quecksilber und den Stift II vor sich her, während I stehen bleibt; im umgekehrten Falle

bleibt dann Stift II stehen. Der Weingeist im Schenkel II dient nur zur leichtern Herstellung eines luftleeren Raums im Schenkel 2 und zur Unterstützung der Reibung des Stifts. Stift I zeigt also die niedrigste, Stift II die höchste Temperatur während des Beobachtungszeitraums an. Die Zurückführung der Stahlstifte zu Anfang des letztern geschieht durch einen an den Schenkeln herabgeführten Magneten.

Sixtinische Kapelle, s. Rom (Stadt).

Sixtinische Madonna, s. Rafael Santi.

Sixtus, Name von fünf röm. Päpsten:

Sixtus I., eigentlich Xystus, von der Kirche als Märtyrer verehrt, soll 120 auf den röm. Stuhl gelangt und 129 enthauptet worden sein.

Sixtus II. wurde 257 der Nachfolger des Stephanus, aber bald darauf in der Verfolgung des Valerianus hingerichtet. Derselbe ließ 29. Juli 258 die Reliquien der Apostel Petrus und Paulus in den Katakomben beisetzen.

Sixtus III., 432—440, sendete den Patricius, den Apostel der Irländer, ab; ihm folgte Leo d. Gr.

Sixtus IV., 1471—84, suchte dem Vordringen der Türken in Verbindung mit Venedig und Neapel durch Absendung einer Flotte entgegenzutreten, führte in Spanien die Inquisition ein und befleckte seinen Namen durch Nepotismus, Simonie und auf andere Weise.

Sixtus V., als Regent und Staatsmann der größte unter den Päpsten der drei letzten Jahrhunderte, hieß eigentlich Felix Peretti und war 13. Dez. 1521 zu Grottamare unweit Montalto in der Mark Ancona geboren. Im J. 1534 wurde er Franziskaner und erwarb sich bald ausgezeichnete Kenntnisse in der scholastischen Philosophie und Theologie und in der röm. Litteratur. Er lehrte seit 1544 das kanonische Recht zu Rimini, seit 1546 zu Siena und wurde 1548 Priester, Doktor der Theologie und Regent der Klosterschule zu Siena. Seit 1551 in Rom, glänzte er auf der Kanzel, sowie durch fromme Werke. Im J. 1556 Vorsteher der Franziskanerschule und 1557 Generalinquisitor zu Venedig, kehrte er 1560 nach Rom zurück, wo er zum Konsultor des Heiligen Offiziums und Professor an der Universität ernannt wurde und sein Orden ihn zum Generalprokurator wählte. Im J. 1565 begleitete er den päpstl. Legaten als Gesandtschaftstheolog nach Spanien und erwarb sich daselbst durch seine Predigten die Achtung Philipps II. und der Großen. Pius V. erhob ihn zum Generalvikar des Franziskanerordens, zum Bischofe von Sta.-Agata de' Goti und zu seinem Beichtvater. In diesen Ämtern drang er auf Abstellung der unter den Franziskanern eingerissenen Unordnungen, suchte auch die Sitten der Geistlichkeit seines Sprengels zu verbessern. Schon 1570 wurde er Kardinal und nannte sich nun Montalto. Unter dem Nachfolger von Pius, dem ihm wenig günstig gesinnten Gregor XIII., sah er sich zu jahrelangem Stillleben in seiner prachtvollen Villa auf dem Esquilin verdammt, und als er dann 1585 nach dem Tode Gregors einstimmig zum Papst gewählt wurde, trat er mit unerwarteter Kraft und Majestät hervor. Energisch stellte er die Ordnung im Kirchenstaate wieder her, vernichtete die Banditen, regulierte die Finanzen («ohne Strenge und viel Geld läßt sich nicht regieren»). Sodann beschäftigten ihn große Bauten in Rom. Die nach ihm benannte Wasserleitung (Aqua felice), der große Obelisk auf dem Platze vor der Peterskirche, die prächtige Kuppel der Peterskirche, das Spital an dem Tiber sind Denkmäler seiner Regierung. Bleibenden Ruhm erwarb er sich durch die Stiftung der vatikanischen Bibliothek, für die er ein prachtvolles Gebäude und eine eigene Druckerei für die Herausgabe der Kirchenschriftsteller einrichtete. Aus dieser Druckerei gingen seine Ausgabe der Werke des heil. Ambrosius und die von ihm besorgte, freilich sehr fehlerhafte Ausgabe der Vulgata hervor. Zu Fermo im Kirchenstaate gründete er eine Universität, zu Rom das Kollegium des heil. Bonaventura für junge Franziskaner und zu Bologna das Kollegium Montalto. Die Kosten seiner Hofhaltung schränkte er ein und bewies große Mäßigung in der Sorge für seine Verwandten. Zur Verwaltung der Regierungs- und Kirchenangelegenheiten setzte er 15 Kongregationen aus Kardinälen und andern Beamten nieder. Die Anzahl der Kardinäle setzte er auf 70 fest, und alle Bischöfe der kath. Christenheit verpflichtete er, innerhalb drei, fünf oder zehn Jahren einmal nach Rom zu kommen. In theol. Streitigkeiten beobachtete S. eine weise Neutralität. Desto eifriger mischte er sich in die polit. Händel seiner Zeit. Der Plan, Deutschland in die Abhängigkeit vom röm. Stuhle zurückzubringen, schlug freilich fehl; doch wußte er den Kaiser Rudolf II. zur Verfolgung der Ketzer zu bewegen. Mit allen Regenten seiner Zeit blieb er in leidlichem Vernehmen, suchte aber einen durch den andern zu schwächen und von sich abhängig zu machen. Dabei beschäftigten ihn weitaussehende Entwürfe zu Vergrößerung seiner landesherrlichen wie kirchlichen Macht. Bei seinem Eingreifen in die Zeitereignisse und bei seiner Gewohnheit, als Landesherr durchaus selbst zu regieren, mußte er sich der rastlosesten Thätigkeit hingeben. Durch ein ausgedehntes System der Spionage setzte er sich von allem in Kenntnis. Als er 27. Aug. 1590 starb, riß das durch Auflagen erbitterte und von den Jesuiten aufgestachelte Volk die ihm vom Senate auf dem Kapitol errichtete Bildsäule nieder. Vgl. Lorentz, «Sixtus V. und seine Zeit» (Mainz 1852); Dumesnil, «Histoire de Sixte-Quint» (Par. 1869); Hübner, «Sixte-Quint» (3 Bde., Par. 1870; deutsche Ausg., 2 Bde., Lpz. 1871).

Sizeboln, s. Sisebolu.

Sjas, Fluß in den russ. Gouvernements Nowgorod und Petersburg, entspringt in Sümpfen im Kreise Tichwin im Gouvernement Nowgorod, hat im allgemeinen einen nordnordwestl. Lauf und mündet in den Ladogasee nach einem Lauf von 246 km, von welchen 100 km schiffbar sind; seine Breite beträgt 20—200 m, die Tiefe 2—8 m. Der S. wird durch den Kanal von Tichwin mit Tschagadotscha, einem Nebenfluß der Mologa, verbunden, welche letztere sich in die Wolga ergießt. Daher dient der S. zur Verbindung der Wolga mit dem Baltischen Meere.

Sjäßischer Kanal, s. unter Ladogasee.

Sjedlez, Gouvernement in Russisch-Polen, im Osten des Landes, zwischen dem Bug und dem Wieprz gelegen, 14334 qkm groß, mit (1883) 630238 E. Der Boden stellt eine Ebene dar, die von zahlreichen kleinen Nebenflüssen des Bug und Wieprz durchflossen wird, große und schöne Wälder enthält und im allgemeinen fruchtbar ist. Die Bevölkerung baut Weizen, Buchweizen, Zuckerrüben und Obst. — Die Gouvernementsstadt Sjedlez, an der Eisenbahn Brest-Litowsk-Warschau, mit

12950 E., hat ein großes, prachtvolles Schloß (1883) und schönes Rathaus, handelt besonders mit Weizen und liefert das berühmteste Weizenbrot Polens.

Sjeradz, Kreisstadt im Gouvernement Kalisch im russ. Polen, am linken Ufer der Warta, mit 15038 E., liegt in einer schönen, fruchtbaren Ebene und hat reiche Obstgärten und Tuchfabriken.

Sjewsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Orlow, am Sjew gelegen, mit (1883) 8442 E., welche Hanfspinnerei und Weberei sowie bedeutenden Handel mit Hanf, Getreide und Hanföl treiben.

Sjöberg (Erik), schwed. Lyriker, geb. 14. Jan. 1794 im Kirchspiele Ludgo in Södermanland, studierte in Upsala und lebte dann teils hier, teils in Stockholm in größter Dürftigkeit bis zu seinem Tode 4. März 1828. Seine Gedichte, die er unter dem Namen Vitalis 1819—26 in einzelnen Heften herausgab und die nach seinem Tode von Geijer gesammelt (Stockh. 1828; neue Aufl., Stockh. 1873; deutsch von Kannegießer, Lpz. 1843) erschienen, zeigen bald eine melancholische Stimmung, bald tiefen Humor, bald eine religiöse Resignation.

Sjögren (Andr. Joh.), verdienter Geschichts- und Sprachforscher, geb. 8. Mai 1794 im Kirchspiele Ithis in Finland, studierte 1813 zu Åbo, ging 1820 als Hauslehrer nach Petersburg und veröffentlichte die Schrift: «Über die finn. Sprache und ihre Litteratur» (Petersb. 1821). Seit 1823 Bibliothekar des Grafen Rumänzow, unternahm er 1824—29 eine wissenschaftliche Reise durch Finland und das nördl. Rußland bis zum Ural. Nach der Rückkehr wurde er als Adjunkt in die petersburger Akademie aufgenommen, 1832 zum außerordentlichen Akademiker befördert und 1833 zugleich zum Bibliothekar der zweiten Abteilung der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften ernannt. Als Früchte seiner Reise erschienen außer den «Anteckningar om församlingarne i Kemi-Lappmark» (Helsingf. 1828) mehrere meist histor. Abhandlungen in den «Mémoires» der petersburger Akademie. Die Erblindung des rechten Auges veranlaßte ihn 1835 zur Niederlegung des Bibliothekaramts, worauf er eine neue wissenschaftliche Reise nach dem Kaukasus unternahm. Im Dez. 1844 ward S. zum ordentlichen Akademiker für die Philologie und Ethnographie der finn. und kaukas. Völker ernannt, 1845 zugleich mit dem Direktorium des akademischen ethnogr. Museums beauftragt und zum Staatsrate befördert. S. starb 6. Jan. 1855. Nach seinem Tode wurden von der Akademie S.s «Histor.-ethnogr. Abhandlungen über den finn.-russ. Norden» (Petersb. 1861) als der erste Band seiner «Gesammelten Schriften» herausgegeben; den zweiten Band füllen seine Grammatik und sein Wörterbuch der Sprache der Liven (besorgt von Wiedemann, 2 Tle., Petersb. 1862). S.s «Ossetische Sprachlehre» war schon 1844 erschienen.

Sk..., Artikel, welche man hier vermißt, sind unter Sc... zu suchen.

Skagen, Städtchen an der Nordspitze von Jütland, zählt (1880) 1954 E., meist Fischer, Lotsen und Seeleute; dabei ein 45 m hoher Leuchtturm.

Skager-Rack (das), von den engl. Seefahrern Sleeve, d. i. Ärmel genannt, ein busenförmiger Arm der Nordsee, welcher in nordöstl. Richtung zwischen der flachen nordwestl. Küste Jütlands und dem steilen, vielfach und tief eingeschnittenen Gestade des südöstl. Norwegen in das Festland Europas eindringt, ist 225 km lang, 110—150 km breit und hat in der Mitte 100—140 m, an der norweg. Küste, von deren zahlreichen Buchten oder Fjorden der Kristianiafjord der bedeutendste ist, über 360 m Tiefe. Die Beschiffung desselben ist wegen der häufigen Stürme mit mancherlei Gefahren verknüpft, und auch durch die hier fast beständige Westströmung erschwert. Den Namen hat dies Gewässer von dem S., einer Sandbank, welche, auch als Skagensriff bezeichnet und weithin in das Meer hineingestreckt, die Fortsetzung der wie ein Horn gekrümmten Nordspitze Jütlands bildet.

Skala, s. Scala.

Skalat, Stadt in Galizien, nahe der russ. Grenze, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein altertümliches Schloß und zählt (1880) 5477 E.

Skalde (skáld, neutralen Geschlechts), das altnord. Wort für «Dichter» und in diesem Sinne durch Gerstenberg, Klopstock u. a. auch ins Deutsche aufgenommen. Das, was die Kunst des nordischen S. und seine Erzeugnisse charakterisiert und diese von der Prosa unterscheidet, ist im allgemeinen lediglich die künstliche Form des Versmaßes und des sprachlichen Ausdrucks; eine Reihe von Nominalbegriffen (z. B. Mann, Schwert, Kampf u. s. w.) drückt er teils durch Worte aus, die der Prosa fremd und nur der poetischen Sprache eigen sind, teils und zwar vorzugsweise durch bildliche Umschreibungen (kenningar), die aus zwei, drei und mehr Worten zusammengesetzt und der Mythologie, der Heldensage, der Natur entlehnt sind; Versprengung der zusammengehörigen Worte und Verschränkung der Sätze, wenn nicht hier und da aus rhetorischen Zwecken beabsichtigt, erscheinen meist als Folge metrischen Zwanges. Dazu kommt noch, daß die Verszeile eine bestimmte Anzahl Silben hat (meist sechs), die nicht überschritten werden darf. Ein Lehrbuch dieser skaldischen Kunst bildet die dem Snorri Sturluson (s. d.) beigelegte Edda. Die S. bilden keinen besondern Stand, sondern jeder, der sich skaldische Kunst aneignet, ist und heißt skáld. Auch Frauen übten sich in dieser Kunst. Isländer gründeten darauf einen Lebensberuf, indem sie seit Beginn des 10. Jahrh. die nord., engl. und brit. Fürstenhöfe bereisten, um sich durch Vortrag ihrer Lobgedichte auf den Fürsten, der sog. Drapas, Besitz und Stellung bei ihm zu erwerben. Diese Lobgedichte dienen durch ihren histor. Inhalt für die Zeit, in der es noch keine Geschichtschreibung gibt, als die einzigen Quellen und werden in diesem Sinne auch von den isländ. Sagaschreibern des 12. und 13. Jahrh. benutzt. Von namhaften S. gehören die ältesten Norwegen an (z. B. Brage, Thjodolf von Hvin, Eyvind u. s. w.), die weit überwiegende Mehrzahl sind Isländer, vor allem: Egil, Hallfred, Sighvat, Snorri Sturluson u. v. a. (S. Nordische Sprachen und Litteraturen.) Ein altes Verzeichnis von S., die nordische Fürsten durch ihre Drapas gefeiert haben, das sog. skáldatal, findet sich in der upsalaer Handschrift von Snorres Edda, herausgegeben in Th. Möbius' «Catalogus librorum islandicorum et norvegicorum aetatis mediae» (Lpz. 1856); eine Ausgabe desselben nach älterer Überlieferung und mit reichem Kommentar enthält der dritte Band der Arna-Magnäischen Ausgabe der Snorra-Edda (Kopenh. 1880).

Skalen-Aräometer, s. unter Aräometer.

Skalholt, Ort auf Island (s. d., Bd. IX, S. 689b).

Skalitz, genauer Böhmisch-Skalitz, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Neustadt, Station der Linie Josephstadt-Liebau der Südnorddeutschen Verbindungsbahn und am linken Ufer der Aupa, 13 km nordöstlich der Festung Josephstadt, zählt (1880) 2535 E. (ohne das gegenüber am rechten Ufer der Aupa gelegene Dorf Klein-Skalitz mit 873 E.). Der Ort wurde bekannt durch das siegreiche Gefecht des preuß. 5. Armeekorps unter General von Steinmetz gegen das 8. österr. Korps unter Erzherzog Leopold 28. Juni 1866. Dem 5. österr. Jägerbataillon, das in dem Gefecht besonders starke Verluste erlitt, hat sein Offizierkorps auf dem Schlachtfelde ein Denkmal errichtet, ebenso das preuß. Königsgrenadierregiment Nr. 7 seinen Gefallenen ein eisernes Kreuz mit Marmorsockel. Österreichischerseits wird auch das Gefecht am 27. Juni, welches die Preußen das Gefecht bei Nachod nennen, als Gefecht bei S. bezeichnet.

Skalitz (magyar. Szakolcza), königl. Freistadt im Neutraer Komitat in Ungarn, Sitz eines Bezirksgerichts, mit (1880) 5115 E., meist Slowaken, wenig Deutsche, hat ein Untergymnasium und ein Franziskanerkloster mit Spital. Die municipale Selbständigkeit büßte die Stadt im J. 1876 ein.

Skalloway, s. unter Shetlandinseln.

Skalpund, schwed. Pfund = 425,$_{03}$ g.

Skamander (grch. Skamandros), der Hauptfluß der Ebene von Troja, der in der Homerischen Ilias eine bedeutende Rolle spielt, jetzt Mendere genannt, wegen seiner gelblichen Farbe mit dem Beinamen Xanthos (der gelbe) bezeichnet. Derselbe entspringt auf dem Ida, tritt in der Nähe des Dorfes Bunarbaschi aus einer Bergenge in die troische Ebene ein, welche er in ihrer ganzen Länge in nordwestl. Richtung durchfließt, und ergießt sich unweit des Vorgebirges Sigeion in den Hellespont. Im frühern Altertum zog sich der Fluß östlicher, unter dem begrenzenden Hügelrande der Ebene hin, und empfing aus zwei östl. Seitenthälern den Thymbrios und nahe der Mündung den Simoeis. Auf die Veränderung des Laufs war schon das Altertum aufmerksam geworden. Vgl. H. Schliemann, «Ilios» (Lpz. 1881) und «Troja» (Lpz. 1884).

Skamillen (lat. scamillus) sind bei antiken Bauwerken häufig vorkommende, bei der Bearbeitung stehen gelassene oder eingelegte, gering vortretende Schutzplättchen an Säulenfüßen, Kapitälen und Architraven, welche den Zweck hatten, das Absplittern der Kanten und Ecken bei dem Versetzen der betreffenden Werkstücke zu vermeiden.

Skanda, ind. Kriegsgott, s. Kârttikeja.

Skanderbeg, mit christl. Namen Georg Kastriota, im Ausgang des Mittelalters der letzte siegreiche Verteidiger christlicher und nationaler Interessen auf der Balkanhalbinsel gegen das vordringende Osmanentum. Er stammte aus einer in Albanien heimisch gewordenen serb. Dynastenfamilie und war der jüngste Sohn des Iwan (Johann) Kastriota, des Herrn der Grafschaft Mat, eines tapfern Gegners der Osmanen, welcher indessen seit 1410 sich den Fortbestand seiner Herrschaft dadurch erkaufen mußte, daß er abwechselnd drei seiner vier Söhne der Pforte als Geiseln stellte, in welcher Eigenschaft die jungen Leute im Islam und als türk. Offiziere erzogen wurden. Georg, 1403 geboren, genoß als «Iskender» (Alexander, Skander-Beg), welchen Namen er unter den Türken führte, die besondere Gunst des Sultans Murad II. Im J. 1443 mußte er als türk. Vasall den Krieg gegen die Magyaren mitmachen. Im Felde erfuhr er, daß sein Vater gestorben, daß die Pforte die Herrschaft Mat einziehen wolle und daß darüber ein Aufstand ausgebrochen. Infolge dessen benutzte er die Niederlage, welche Hunyady den Türken bei Nisch (3. Nov. 1443) beibrachte, um dem beim Heere anwesenden Staatssekretär des Sultans einen Ferman abzuzwingen, der ihm die Statthalterschaft der Festung Kroja (Ak-Hissar), einst zu den Besitzungen seines Hauses gehörig, übertrug; dann verließ er mit 300 albanes. Reitern das osman. Lager, setzte sich in den Besitz Krojas, trat als Georg zum Christentume zurück und erklärte den «Heiligen Krieg» gegen den Islam. Nachdem er 1444 in Alessio alle Häuptlinge zu einem Bunde vereinigt, trat er als «Kapitän von Albanien» an ihre Spitze und bekämpfte nun, auch mit Venedig (dessen «Condottiere» er 1449 in aller Form wurde) verbündet, die Türken sehr erfolgreich. Endlich im April 1449 griff ihn Murad selbst mit 100000 Mann an und belagerte im folgenden Jahre Kroja; S. nötigte ihn aber, die Belagerung aufzuheben. Nach Murads Tode (1451) behauptete sich S. im Besitze von Albanien gegen die Heere Mohammeds II., sodaß dieser ihm endlich in dem auf 10 Jahre geschlossenen Frieden von 1461 das Land überlassen mußte. Nach drei Jahren, als Papst Pius II. einen Kreuzzug ausgeschrieben, brach S. den Frieden und schlug nacheinander zwei der ausgezeichnetsten Feldherren des Sultans. Endlich zog 1464 Mohammed selbst mit 100000 Mann nach Albanien, richtete aber nichts vor Kroja aus; wiederholt von S. geschlagen, mußte er das Land räumen. Bald nachher starb S. 17. Jan. 1468 zu Alessio. Er hinterließ einen unmündigen Sohn, Johann, den er dem Schutze der Republik Venedig übergab. Der Krieg dauerte noch 12 Jahre. Die Türken eroberten 1478 Kroja, und nach blutiger Verheerung unterwarf sich 1479 das ganze Land der Pforte. Vgl. Karl Hopf im Artikel «Geschichte Griechenlands im Mittelalter» in der «Allgemeinen Encyklopädie» (Sektion I, Bd. 86, Lpz. 1868).

Skanderborg, jütländ. Städtchen im Amte Aarhus, an den Skanderborgseen, Station der Linien Vambrup-Frederikshavn und S.-Skjern der Dänischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1792 E.

Skanderîjeh, s. Alexandria (in Ägypten).

Skanderûn, Hafenort, s. Alexandrette.

Skandieren (lat.) heißt einen Vers nach seiner metrischen und rhythmischen Gliederung richtig vortragen. Das regelrechte Abmessen der Verse, die Skansion, dient zur metrischen Einübung, darf aber bei der Deklamation nicht hervortreten.

Skandinavien, eine große Halbinsel im Norden Europas, welche, im Nordosten auf eine Strecke von 520 km mit Rußland grenzend, sich von 4° bis 31° 5′ östl. L. (von Greenwich) und von 55° 20′ bis 71° 10′ nördl. Br. zwischen dem Nördlichen Eismeere, Atlantischen Ocean, der Nordsee, dem Skager-Rack, Kattegat und Sund im Norden und Westen einerseits und dem Bottnischen Meerbusen und der Ostsee im Osten und Süden andererseits in einer Länge von 1870 und in einer Breite von 370 bis 750 km hin erstreckt. Diese Halbinsel begreift die beiden Königreiche Norwegen (s. d.) und Schweden (s. d.) und umfaßt ein Areal von 758896,$_{7}$ qkm. (Vgl. Karte: Schweden und Norwegen.)

Sie erhält ihre Bodengestaltung hauptsächlich durch das dieselbe durchziehende Gebirge, welches sie in ihrer westl. Hälfte, also vorzugsweise Norwegen, durchaus zum Gebirgslande macht, während die Osthälfte oder Schweden großenteils der Form des niedrigern Tafellandes angehört. Das Skandinavische Gebirge erstreckt sich, ohne allen Zusammenhang mit einem andern Gebirge Europas, vom Warangerfjord im Nordosten bis zum Vorgebirge Lindesnaes im Südwesten, oder von 71 bis 58° nördl. Br., in einer Länge von ungefähr 1800 und einer durchschnittlichen Breite von Westen nach Osten von 300 km, einen Flächenraum von 410000 bis 440000 qkm, also mehr als die Hälfte der Halbinsel einnehmend. Es ist viel einförmiger und weniger gliederreich als die mitteleurop. Gebirge, indem es kein Ketten-, sondern ein Massengebirge bildet, das nirgends einen scharf abgeschnittenen Kamm hat, sondern dessen Scheitel zum größten Teile aus wellenförmigen Bergebenen (Fjelden) besteht, welche in den nördlichern Teilen des Gebirges schmaler sind, in den südlichern aber eine Breite von 75 bis 90 km erlangen, und über welchen die einzelnen Berggipfel, unregelmäßig zerstreut, nadel- oder zahnförmig emporragen. Man unterscheidet im skandinav. Gebirge vier Hauptteile: das Lappländische Gebirge im Norden, vom Warangerfjord bis zu 67° nördl. Br., mit einer mittlern Höhe von 300 bis 650 m; die Kjölen, bis 67° nördl. Br., in einer mittlern Höhe von 500 bis 800 m; das Dovrefjeld bis zum Kap Stattnäs und zur Quelle des Lougen, die sich in dem tiefsten Einschnitte der den Gebirgskamm bildenden Scheitelfläche befindet, mit einer mittlern Höhe von 800 bis 1100 m; endlich die südlichen Fjelde, welche die Südwestspitze der Halbinsel zwischen dem Sognefjord und dem Slager-Rack einnehmen und im Hardanger-, Lange- und Sognefjeld bis zu 1200—1600 m mittlerer Höhe aufsteigen, südlich aber im Jölle- und Byklefjeld wieder zu 1000 und 500 m Höhe herabsinken. Man sieht daraus, daß sich die Höhe des Gebirges von Norden nach Süden zu erhebt, bis es dann schnell wieder in der Südspitze herabsinkt; dasselbe Verhältnis findet auch mit den Gipfelhöhen statt, die sich im Lappländischen Gebirge bis zu 1000 m, in den Kjölen im Sulitelma (67° nördl. Br.) bis zu 1875 m, im Dovrefjeld im Sneehättan (62° 20′ nördl. Br.) bis zu 2306 m, im Jotunfjeld (Riesengebirge), östlich von der mächtigen Jostedalsbræ (unter 61° 38′ nördl. Br.), im Galdhöpigg oder Ymesfjeld 2604 m und in dem früher für den Kulminationspunkt gehaltenen, etwas südwestl. Skagastölstind 2458 m erheben. In demselben Verhältnis wie in der Höhe nimmt das Gebirge von Norden nach Süden auch in seiner Breite zu, sodaß es gerade da seine bedeutendste Breite von Westen nach Osten hat, wo es am höchsten ist. Obschon das skandinav. Gebirge nicht einmal die Höhe der Karpaten erreicht, hat es doch vermöge seiner polarischen Lage ganz den Charakter und die Natur eines Hochgebirges, mit zahlreichen Gletschern und Schneefeldern, das die Alpen an Rauheit und Wildheit übertrifft. Während man von der Ostseite in sanfter Erhebung zur Scheitelfläche emporsteigt, fällt der westl. Abhang schroff und jäh vom Plateau ins Meer hinab, oft in senkrechten Felswänden von 600 m Höhe und darüber, und setzt sich noch im Meere durch eine Menge die Küste umsäumender Felseninseln fort, von denen die wilden Lofoten (s. d.) im Eismeere eine bedeutende Gruppe bilden. Dieser verschiedenen Abdachung entsprechend ist auch die Thalbildung auf beiden Seiten verschieden. Während auf seinem Ost- und Südabhange das Gebirge in zahlreiche parallele, in der Richtung zwischen Südosten und Osten laufende Flußthäler sich spaltet, findet man deren auf der Westseite nur unbedeutende und wenige. Ihre Stelle nehmen hier die zahlreichen Fjorde ein, schmale, von steilen Felswänden umgebene Meerbusen, welche ungemein tief, oft 75—110 km weit in die Masse des Gebirges einschneiden und auf diese Weise den Verkehr mit Gegenden vermitteln, die sonst ganz unzugänglich und unbewohnbar sein würden. Diesen Fjorden entsprechen gewissermaßen die Landseen, welche den Fuß des Gebirges auf seiner Ostseite wie in einer Zone umgeben. Sie bilden fast alle schmale, langgestreckte Becken, zu denen sich die aus dem Gebirge herabströmenden Flüsse erweitern, und liegen sämtlich in einer Höhe von 200 bis 360 m in der Zone der Vorberge, welche sich im Osten des skandinav. Hochlandes in einer Breite von 75 bis 150 km und einer Höhe von 250 bis 330 m erstrecken und den Übergang zum eigentlichen Tieflande bilden. Dieses, das Flachland S.s, welches die Ostseite der Halbinsel ausmacht und im entgegengesetzten Verhältnis zu dem Hochlande von Süden nach Norden in dem Maße an Breite zunimmt, als das letztere in dieser Richtung allmählich schmäler wird, nimmt ein Areal von 333000 bis 360000 qkm ein. Obgleich im Verhältnis zum Hochlande Tiefland zu nennen, besteht es doch nirgends aus Schwemmland, sondern überall bildet anstehender Fels den Grund der Ebenen wie der Hügel, und nur von der ihn bedeckenden Schicht Dammerde hängt es ab, ob er hier nackt oder kahl, dort mit Gras- und Getreidefluren oder Wäldern bedeckt erscheint.

Das Gebirge besteht vorzugsweise aus Gneis und Glimmerschiefer, weniger häufig aus Porphyr, Syenit, Granit und Urkalk. Vulkanische Steine sind ganz unbekannt und abgesetzte, Versteinerungen führende Schichten selbst im Tieflande selten. Daher auch der unfruchtbare, meist nur aus verwittertem Urgestein bestehende Boden der Halbinsel, sowie der Umstand, daß Salz ganz fehlt und Steinkohlen nur an der Südspitze vorkommen, während das Land sonst einen Reichtum an Silber, Kupfer und vorzüglich an Eisen besitzt. Die Kammhöhe des Gebirges im Norden, also im Lappländischen Gebirge und den Kjölen, bildet auch die Scheide zwischen Schweden und Norwegen; im Süden dagegen liegt die Kammhöhe durchaus auf norweg. Seite, und die Grenze nach Schweden zu geht quer über die östl. Ausläufer des Gebirges. Schweden umfaßt demnach das ganze Tiefland auf der Ostseite der Halbinsel, im Norden die ganze östl. Abdachung des Gebirges und im Süden die östl. Ausläufer desselben, während Norwegen den ganzen West- und Südabfall des Gebirges und im Süden dessen ganze Scheitelfläche mit den obern Teilen des Ostabfalls begreift. Das Klima der Skandinavischen Halbinsel ist vermöge ihrer maritimen Lage auf der Westseite eines Continents bei weitem milder als in den östlichern Gegenden unter derselben Breite. Ein ebenso großer Unterschied stellt sich aber in den einzelnen Teilen der Skandinavischen Halbinsel selbst heraus, je nachdem sie mehr nach Norden oder Süden oder auf der Ost- oder Westseite des Gebirges gelegen sind. Während die

Westseite der Halbinsel vermöge der vorherrschenden feuchten und warmen Westwinde und der Meeresströmungen in jeder Beziehung ein maritimes, d. h. ein sehr feuchtes Klima besitzt mit verhältnismäßig milden Wintern und kühlen Sommern, nähert sich das Klima der Ostseite schon mehr dem Kontinentalklima Rußlands und hat bei größerer Trockenheit im allgemeinen wärmere Sommer und kältere Winter. Nach Norden zu nimmt der Sommer verhältnismäßig an Länge ab, bis er sich jenseit des Polarkreises, Frühling und Herbst eingerechnet, auf 56 Tage beschränkt. Ein ähnlicher Unterschied, wie hinsichtlich der Wärme und Kälte, findet auch hinsichtlich des Niederschlags statt. Während die Westküste der Halbinsel die regenreichste Gegend Europas ist, fällt auf der Ostseite nur ein Viertel derselben Regenmenge, und zwar vorherrschend im Sommer, dagegen auf der Westseite fast in allen Jahreszeiten gleichmäßig. Die Grenze des ewigen Schnees im Gebirge hat, je nach seiner südlichern oder nördlichern Lage, eine verschiedene Höhe. Auf der Ostseite steigt die Schneegrenze wegen der größern Sommerwärme im ganzen etwas höher hinan als auf der Westseite des Gebirges, wo die kühlern Sommer das Schmelzen des Schnees nicht so befördern. Am Galdhöping oder Ymes Field liegt sie im Osten 1446, im Westen 1255 m hoch. Wenige Länder sind so gut bewässert wie die Skandinavische Halbinsel; die Gebirge, der reichliche Wasserniederschlag, die nördl. Lage und der umfangreiche Waldgrund sind die Ursachen dieses Wasserreichtums. Dennoch sind die Flüsse S.s wenig zur Schiffahrt geeignet, zunächst weil sie sich nur selten zu großen Strömen einigen, und dann wegen ihrer felsigen Flußbetten, ein Umstand, der S. einen Reichtum an malerischen Wasserfällen verleiht. Die ganze Ostseite der Halbinsel wird von zahlreichen Flüssen und Flüßchen, die fast alle den Namen Elf führen, durchfurcht. Sie entspringen größtenteils auf dem Gebirge, von dem sie dem Bottnischen Meerbusen, der Ostsee, dem Kattegat oder dem Skager-Rack zuströmen in einer Richtung, die bei den nördl. Flüssen von Nordwest nach Südost geht, dann aber südwärts bei den einzelnen Flüssen sich immer mehr nach Süden wendet, bis sie bei den südlichsten Flüssen völlig von Norden nach Süden geht. Die bedeutendsten davon sind von Norden her die Torneå-, Luleå-, Piteå-, Umeå-, Angerman-, Indals-, Ljusne-, Dal- und Motalaelf, die in den Bottnischen Meerbusen und in die Ostsee, die Götaelf und der Glommen mit dem Nebenflusse Lougen, welche in das Skager-Rack münden. Wenigere und nur geringere Flüsse strömen dagegen auf dem steilen Westabhange des Gebirges dem Meere zu. Außerdem bestehen zahlreiche Flußseen, teils auf dem Gebirge selbst, teils und hauptsächlich am östl. Fuße desselben, teils im Tieflande. Hier liegen unter andern die Seen Wenern, Wettern, Hjelmaren und Mälarsee. Dieselben bilden eine Einsenkung in den Boden Schwedens, die, Gothland (Göta Rike) von Svealand (Svea Rike) trennend, von Meer zu Meer reicht und jetzt vermöge angebrachter Kanäle eine Wasserverbindung zwischen der Nord- und Ostsee herstellt. Im ganzen schlägt man den Flächeninhalt aller Seen und Sümpfe S.s auf 73235 qkm an. Auf dem Gebirge und dessen Westabhange nehmen ewige Schnee- und Gletschermassen, besonders im Norden und in der Nähe des Eismeers, weite Räume ein. Ein Teil des Gebirges ist nur mit dürftigen Moosen und Flechten bedeckt, und schöne Bergwiesen fehlen entweder ganz oder sind nur unbedeutend. Die fast nur aus Nadelhölzern bestehenden Waldungen bekleiden selten die Scheitel, meist nur die Abhänge des Gebirges, sowie die Rücken der Vorberge, und der Ackerbau ist im Gebirge nur in den gegen Süden geöffneten Thälern und im Hintergrunde und der Nachbarschaft der Fjorde an einzelnen geschütztern Stellen heimisch. Im Tieflande dagegen nehmen die Waldungen, hauptsächlich aus Nadelhölzern und nächst ihnen aus Birken bestehend, neun Zehntel der ganzen Bodenfläche ein; der Ackerbau ist deshalb ebenfalls, wenn auch nicht so wie im Gebirge, auf einzelne fruchtbare Striche, meist gelichteten Waldboden beschränkt.

Im gewöhnlichen Leben braucht man S. als Gesamtbenennung der drei nordischen Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen. Bei den Alten war die dän. Halbinsel Jütland nicht mit inbegriffen, vielmehr als Chersones der Cimbern zu dem eigentlichen Germanien gerechnet. Norwegen aber war ihnen noch unbekannt; es sei denn, daß die bei Plinius neben Scandinavia und andern genannte Insel Nerigon, von der man nach Thule schiffe, auf Norwegen und nicht, wie andere wollen, auf Hibernia, das jetzige Irland, zu beziehen ist. Jakob Grimm nimmt die Identität von Norwegen und Nerigon an. So brauchten die Alten den zuerst bei Plinius vorkommenden Namen Scatinavia oder Scandinavia (wohl entstanden aus Skân-ey, d. h. Schoneninsel) oder, wie er bei Ptolemäus lautet, Scandia für die Inseln der Ostsee, d. i. für die dän. Inseln und den südl. Teil Schwedens (Schonen), von dem sie einige Kunde hatten, und den sie sich selbst als eine Insel dachten. Ihr kam nach Ptolemäus, der sie als die östlichste und größte der vier skandinav. Inseln bezeichnet, der Name Scandia vorzugsweise zu, wie denn auch die Insel Scandia des Jordanes, von der sich nach ihrer Stammsage die Goten, und die Insel Scandinavia des Paulus Diakonus, von der nach der ihrigen die Longobarden sich herleiteten, auf dieses Land zu beziehen ist. Die Bewohner S.s erkannten schon die Alten für einen Zweig des german. Völkerstammes. Plinius nennt diese zuerst in ihrer Gesamtheit Hilleviōnes, d. i. altnord. Felsbewohner, Tacitus kennt als äußersten suevischen Stamm die Suiōnes (Schweden) und als jenseit derselben wohnend die Sitones; letztere sind wohl die finn. Urbewohner des mittlern und nördlichen S.; außerdem führt Ptolemäus noch die Gautae (Goten) an. Das S. erfüllende Gebirge heißt bei den Alten Saevo. Über die Geschichte, die nationalen und polit. Beziehungen und Tendenzen (Skandinavismus) der skandinav. Länder s. Dänemark, Norwegen und Schweden.

Skandinavische Mythologie, s. Nordische Mythologie.

Skandinavische Sprachen, s. Nordische Sprachen und Litteraturen.

Skanör, schwed. Stadt, s. unter Falsterbo.

Skapolith (von σκᾶπος, Stab), ein in tetragonalen Formen, namentlich in langen vier- oder achtseitigen Prismen krystallisiertes Mineral, von Glasglanz und Fettglanz, farblos oder von heller, trüber Farbe, mit der Härte 5 und dem spezifischen Gewicht 2,63 bis 2,8; die chemische Zusammensetzung der als S. bezeichneten Vorkommnisse ist recht

schwankend, und es scheinen hier Zusammenkrystallisierungen zweier Grundmischungen in verschiedenen Proportionen vorzuliegen; die stets vorhandenen Hauptbestandteile sind Kieselsäure (48—56 Proz.), Thonerde, Kalk, Natron, sowie geringe Mengen von Chlor. Die S. sind mannigfachen Zersetzungsprozessen unterworfen, infolge deren sie matt, trübe und weich werden, Wasser und Kohlensäure aufnehmen. Vor dem Lötrohr lassen sie sich unter starkem Aufschäumen schmelzen, von Salzsäure werden sie als Pulver zerlegt. Ihre Hauptheimat sind die Kalk- und Magneteisenerzlager, in denen sie eingewachsen vorkommen, so zu Arendal in Norwegen, vielorts in Schweden, im finnischen Kirchspiel Pargas, in Massachusetts, Neuyork und Neujersey; auch als Gemengteil in schwed. Amphiboliten und Gneisen. Zum S. gehören auch der sog. Porzellanspat von Passau, die pyrenäischen Mineralien Dipyr und Couseranit.

Skapulier (scapularium) heißt der Teil der Mönchskleidung, welcher aus zwei Stücken Tuch besteht, von denen das eine die Brust, das andere den Rücken deckt. Bei den Laienbrüdern geht das S. nur bis an die Knie, bei den andern Religiosen bis auf die Füße. Am bekanntesten in der Geschichte des Mönchstums ist das sog. heilige Skapulier der Karmeliter, welches der Generalprior des Ordens, Simon Stock, 1251 von der Maria mit der Versicherung empfangen haben soll, daß der darin Sterbende den ewigen Strafen entgehe. Zum Andenken daran wird in der kath. Kirche den 16. Juli das Skapulierfest gefeiert.

Skara, uralte schwed. Stadt in der Provinz Westgothland, Station der Privatbahn Lidköping-Stenstorp, Sitz eines Bischofs, hat eine prächtige alte Domkirche, ein Gymnasium, ein Veterinär-Institut und ein Lehrerseminar und zählt (1885) 3464 E. S. war früher Hauptstadt von Götaland. Von einer ehemaligen Feste in der Nähe trägt noch das Län, in welchem S. liegt, den Namen Skaraborgs- (oder Mariestads-) Län.

Skarabäen, s. unter Scarabäus.

Skaraborgs-Län bildet den nördlichen, größern Teil der schwed. Provinz Westergötland, liegt zwischen dem Wettern im O. und dem Wenern im W. und ist im N. durch die Waldungen Tiwedens von Svealand getrennt. Von der Oberfläche, 8503 qkm, nehmen die Binnenseen 4,7 Proz. ein; von den (1884) 254433 E. waren nur 19046 städtisch. Die große Westgöta-Ebene gehört zu den fruchtbarsten Gegenden Schwedens und der Ackerbau blüht in S., dagegen sind Handel und Industrie nur spärlich vertreten. Die Verkehrsmittel sind ausgezeichnet: der westl. Teil des Götakanals verbindet die beiden großen Seen miteinander, und der Länge nach wird S. von der westl. Staatsbahn durchzogen, von der eine Mehrzahl Querbahnen sich verzweigen (Slöfde-Karlsborg, Mariestad-Moholm, Stenstorp-Skara-Lidköping, Lidköping-Hålantorp, Stenstorp-Hjo und Warkosta-Ulrikehamn). Im ganzen zählt S. 436 km Eisenbahnen, davon 209 km Privatbahnen.

Skarbek (Friedr., Graf), poln. Patriot, Dichter und Schriftsteller, geb. 15. Febr. 1792 in Thorn, studierte 1805—10 im warschauer Lyceum und ging dann nach Paris, wo er sich mit den Staatswissenschaften beschäftigte. Nach seiner Rückkehr 1812 widmete er sich auf seinen Gütern in Polen der Landwirtschaft, wurde 1818 Professor der polit. Ökonomie an der Universität zu Warschau und veröffentlichte seine «Staatswirtschaft» (4 Bde., 1820—21), der sich «Grundriß der Finanzwissenschaften» (Warsch. 1824), «Grundzüge der Nationalwirtschaft», «Théorie des richesses sociales» (Par. 1829) und «Essai de morale civique» (Brüss. 1861) anschlossen. Großes Verdienst erwarb sich S. um das poln. Armen- und Gefängniswesen, das er als Staatsreferendar seit 1828 völlig umschuf, worauf er 1830 vom Kaiser nach Petersburg berufen wurde, um die dortigen Hospitäler zu untersuchen. Zum Staatsrat, Kammerherrn und Mitglied des Gouvernements ernannt, kehrte er, nachdem die Revolution 1831 unterlegen, nach Warschau zurück und wurde Mitglied des Conseil für Wohlthätigkeitsanstalten, in welcher Stellung er musterhafte Gefängnisse in Warschau, Kalisch, Plock und Siedlez, Straf- und Besserungshäuser in Warschau und Sieradz u. s. w. ins Leben rief. S. wurde 1844 Präsident dieser Anstalten und 1858 aus dem Staatsdienst entlassen. Er starb 25. Okt. 1866 in Warschau. In der poln. Litteratur erwarb sich S. als Romanschriftsteller und dramatischer Dichter einen Namen. Von seinen Erzählungen gehören «Pan Starosta» (2 Bde., Warsch. 1826; deutsch von Lossow, Bresl. 1845), «Dodosinski» (2 Bde., Bresl. 1838; deutsch, Bresl. 1844), die humoristische «Reise ohne Ziel» (2 Bde., Warsch. 1824) und «Pamiętniki Seglasa» (Warsch. 1845) zu den besten in der poln. Litteratur. Seine histor. Arbeiten bestehen in einer «Geschichte des Herzogtums Warschau» (2 Bde., Posen 1860; 2. Aufl. 1876) und in einer Geschichte Polens unter Alexander I. und Nikolaus («Dzieje Polski», 2 Bde., Posen 1877). Seine Selbstbiographie enthalten die «Pamiętniki» (Posen 1878).

Skardo, Hauptstadt von Baltistân (s. d.).

Skarga (Piotr Pawęzki), der berühmteste Kanzelredner Polens im 16. Jahrh., von den Zeitgenossen der poln. Chrysostomus genannt, geb. 1536 in der masovischen Stadt Grodziec aus adeligem Geschlecht. Auf der Universität Krakau gebildet und eine Zeit lang Erzieher und Reisebegleiter des durch seine Schicksale und Liebe für die schwed. Prinzessin Cäcilie berühmt gewordenen Wojwodensohns Jan Tenczynski, trat er 1563 nach seiner Rückkehr in den geistlichen Stand und wurde Propst in Rohatyn und Kanoniker in Lemberg. S. ging 1568 nach Rom und kehrte als Jesuit 1571 in seine Heimat zurück. Jetzt begann seine Wirksamkeit als Bekämpfer der Andersgläubigen, und seiner Beredsamkeit ist es großenteils zuzuschreiben, daß Polen sich wiederum dem Katholizismus zuwandte. Er wirkte zunächst als Prediger an der Seite des Bischofs Protasiewicz in Wilna, war 1579 Rektor der dortigen Universität, dann während 25 Jahre Hofprediger des Königs Sigismund III. in Warschau. Zuletzt verließ er den Hof und zog sich in eine Ordenszelle nach Krakau zurück, wo er 1612 starb. Gelehrsamkeit und die begeistertste Vaterlandsliebe, die ihn in seinen Reichstagsreden durch Aufdeckung der sozialen Schäden zum Propheten der Schicksale Polens machte, zeichneten ihn aus. Seine Predigten und Reden stehen als Muster der Beredsamkeit da. S.s «Sonn- und Feiertagspredigten», «Predigten über die sieben Sakramente», «Reichstags- und Gelegenheitspredigten und Reden» erschienen öfters einzeln und gesammelt (Wilna 1738 und Krakau 1829). Sein Werk «Lebensbeschreibungen der Heiligen des Alten und Neuen

Testaments» («Zywoty Swiętych») erlebte viele Auflagen. Auch schrieb er eine «Kirchengeschichte» nach Baronius (Krakau 1603).

Skarifikator, soviel wie Exstirpator (s. d.).

Skarpanto (entstanden aus griech. εἰς κάρπαθον) ist der nur bei den Abendländern gebräuchliche Name der von den Griechen im Altertum, wie noch gegenwärtig, Karpathos genannten Insel, welche im südöstlichsten Teile des Ägäischen Meers (dem Karpathischen Meere der Alten) zwischen der Nordostspitze der Insel Kreta und der Südwestküste der Insel Rhodus gelegen ist. Die jetzt zum Vilajet Dschesairi-Bahri-Sefid des türk. Reichs gehörige Insel ist von Nord nach Süd 50 km lang, aber durchschnittlich sehr schmal und fast ganz von steilen und größtenteils kahlen Bergen eingenommen, deren höchster, gerade in der Mitte der Insel, den Namen Lastos führt. Die Insel, deren ursprünglich kretische Bevölkerung frühzeitig von Argos aus dorisiert worden war, hatte im Altertum vier Städte, unter welchen die am südl. Teile der Westküste auf der Stelle des jetzigen Dorfes Arkassa gelegene Arkesine die bedeutendste gewesen zu sein scheint. Jetzt zählt die Insel etwa 8000 E. (fast ausschließlich Griechen), die hauptsächlich als Zimmerleute und Schiffbauer arbeiten und etwas Viehzucht treiben. Der jetzige Hauptort ist das oberhalb der Mitte der Ostküste hoch am Gebirge in einer malerischen Schlucht gelegene Dorf Aperi, der Sitz des Bischofs von Karpathos. Vgl. L. Roß, «Reisen auf den griech. Inseln des Ägäischen Meers» (Bd. 3, Stuttg. 1845).

Skat, beliebtes Spiel mit der Piketkarte von 32 Blättern unter drei Personen, welches sich seit etwa 1835 aus dem Altenburgischen in Deutschland verbreitet hat. Die Teilnehmer empfangen je 10 Karten, und 2 besonders hingelegte Karten bilden den S., welche Benennung entweder dem niederdeutschen Worte für Schatz entspricht oder, weil dieser kleine Talon, wie beim Tarok, zum Vertauschtwerden, Skatieren bestimmt ist, mit dem ital. scatto, scattare (abspringen, fortschnellen) zusammenhängt. Wenn 4 oder mehrere Personen mitspielen wollen, so werden bei jedem Kartegeben zur Erhaltung der Dreizahl ein oder mehrere Mitspieler übergangen. Früher waren als Spiele nur Frage und Solo zulässig, neuerdings auch das Tourné. Bei Frage und Tourné ist der das Spiel Behaltende zur Verbesserung seiner Karte aus dem S. befugt, während bei Solo der S. vor Beendigung des Spiels nicht eingesehen werden darf. Wer Frage oder Solo anmeldet, macht sich anheischig, durch gleichviel welche Anzahl Stiche von den 120 in der Karte befindlichen Augen wenigstens 61 zu erlangen, wobei die im S. liegenden Augen ihm angehören. Das Daus (As) zählt 11, die Zehn 10, der König 4, der Ober (Dame) 3, der Unter (Bube) 2; Neun, Acht und Sieben zählen nicht mit. Wenn der Spieler nur bis 60 Augen hereinbringt, hat er einfach verloren, dagegen kann die Partei, welche wenigstens 90 Augen erwirbt (Schneider macht), den doppelten und, wenn sie alle Stiche hereinbekommt (Schwarz, Durchmarsch), den vierfachen oder nach Verabredung sechsfachen Preis beanspruchen. Wenn mehrere eine Frage anmelden, so erhält die beste Farbe den Vorzug. Schellen (Carreau) wird von Rot (Coeur), dieses von Grün (Pique), Grün von Eicheln (Trefle) überboten. Jedes Soloangebot sticht jedoch auch die beste Frage und Tourné aus, und erst wenn sich mehrere zu Solo bereit erklären, entscheidet wieder die Reihenfolge der Farben. Bei mehrern gleichzeitigen Anmeldungen in derselben Farbe behält die Vorhand das Spiel, wenn sie nicht zu passen erklärt.

Trümpfe (Atouts) sind die 4 Unter (Wenzel) vom eichelnen bis zum schellenen abwärts, nach ihnen Daus, Zehn, König, Ober, Neun, Acht und Sieben der gewählten Farbe. Wenn Trumpf angespielt wird, muß von jedem Mitspieler, solange er noch Atouts besitzt, Trumpf bekannt werden. Nicht minder ist jede angespielte Nebenfarbe zu bekennen, doch kann derjenige, welcher die Farbe nicht besitzt, statt mit Trumpf zu stechen eine andere Farbe abwerfen. Die einfach gewonnene Frage wird nach dem Farbenrange mit 1 bis 4 Marken, das gewonnene Solo nach der nämlichen Skala doppelt, bei Schneider oder Schwarz aber in der vorhin angegebenen Steigerung bezahlt. Außerdem pflegt man noch Matadors, d. h. die höchsten Trümpfe, welche der gewinnende oder verlierende Teil in ununterbrochen absteigender Folge besaß, mit dem Preise der einfachen Frage für jeden Matador besonders zu vergüten. Diese Spielarten wurden in der Folge durch Aufnahme des Null, wo die Atouts ihre Geltung verlieren und man sich stichfrei zu spielen erbietet, ferner durch das Grand, wo gewöhnlich nur die Wenzel als Trümpfe beibehalten werden und der Spieler dennoch die größere Augenzahl behalten muß, ingleichen durch das Anerbieten von Solo, Null und Grand mit offen gelegter Karte (Ouvert) vermehrt. Eine noch weiter gehende Mannigfaltigkeit entwickelt das Königsberger S., das außer der Piket- auch die Whist- und Tarokkarte verwendet.

Für 7. bis 9. Aug. 1886 ist ein Skatkongreß nach Altenburg einberufen, um durch Beratung und Feststellung eines einheitlichen Skatreglements (Skatordnung) eine Beseitigung der verschiedenartigen Spielmethoden und Spielausdrücke, die Annahme einer einheitlichen deutschen Skatkarte anzubahnen und einen allgemeinen deutschen Skatverband zu gründen.

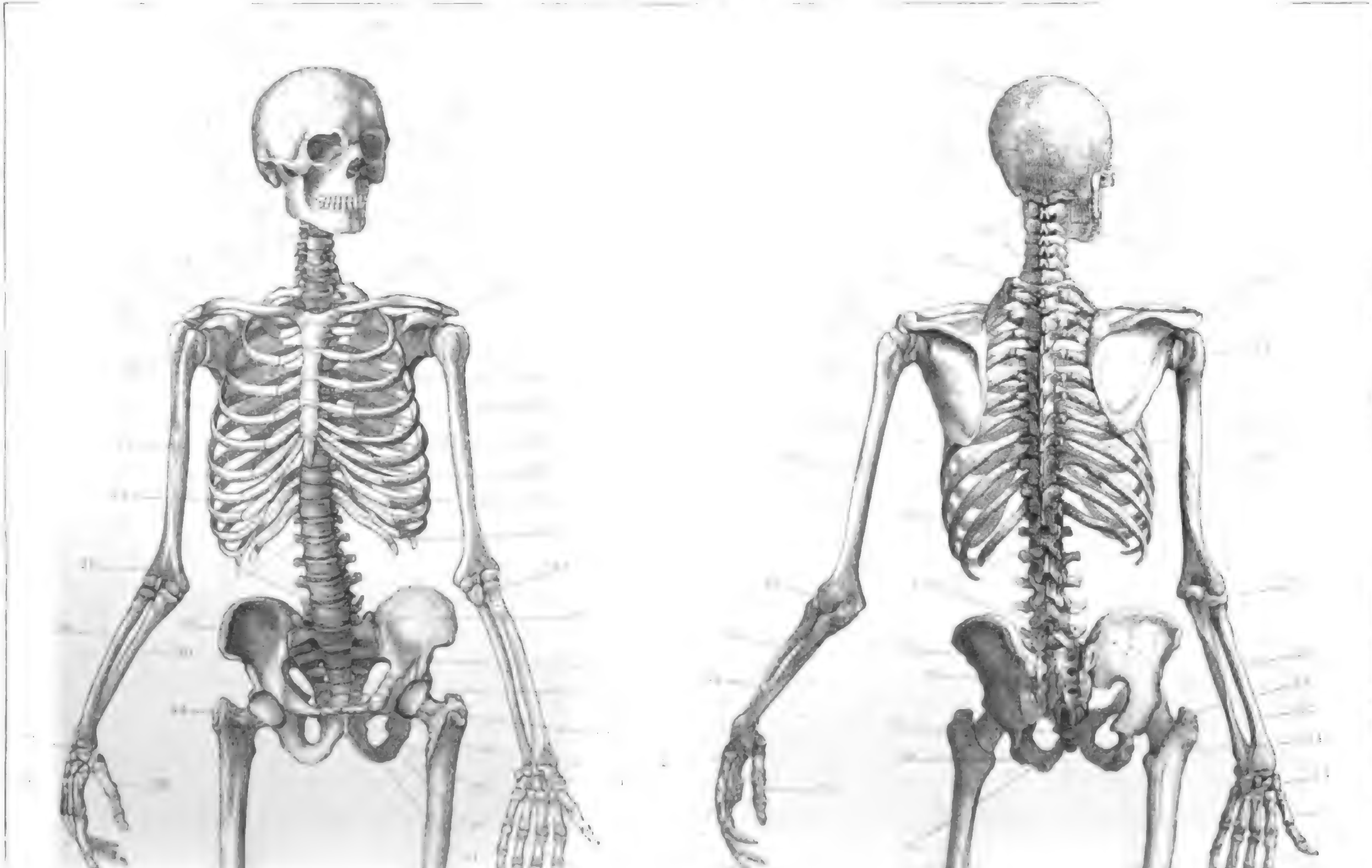
Vgl. J. F. L. H. (Hempel), «Das Skatspiel» (Altenb. 1848); «Das Skatspiel; Anleitung zur Erlernung desselben nach Form und Geist» (Lpz. 1855); S. v. F., «Die Grundzüge des Skatspiels» (Quedlinb. u. Lpz. 1856); Friedrich, «Skattarif. Anleitung zur Erlernung der Matadors aller Kartenspiele des königsb. S.» (Königsb. 1858); «Illustr. Skatbuch» (Bresl. 1883); «S. Anleitung zur Erlernung des Skatspiels» (3. Aufl., Celle 1884).

Skating-Rink (vom engl. to skate [auch scate], Schlittschuh laufen, und schott. rink, die Rennbahn, Stechbahn) ist die Bezeichnung für die ursprünglich in Schottland, dann auch in England und Amerika gebräuchlichen, seit neuerer Zeit auch in Deutschland in Aufnahme gekommenen Rollschlittschuhbahnen. Dieselben sind vollkommen platte, aus sehr hartem Cement hergestellte Flächen; die Rollschlittschuhe haben, anstatt der schmalen eisernen Steige der Eisschlittschuhe, drei, resp. vier kleine Rollen aus Metall, Holz oder Hartgummi (hartem Kautschuk).

Skazon, iambischer Hinkvers, s. Choliambus.

Skeat (Walter William), Sprachforscher, geb. 21. Nov. 1835 zu London, ist Professor des Angelsächsischen (Elrington and Bosworth Professor of Anglo-Saxon) zu Cambridge. Nachdem 1864 erschienen waren: «The songs and ballads of Uhland», S. auch Gedichte von Schiller, Bürger und Arndt übersetzt hatte für Goldschmidts «German

DAS SKELETT DES MENSCHEN.



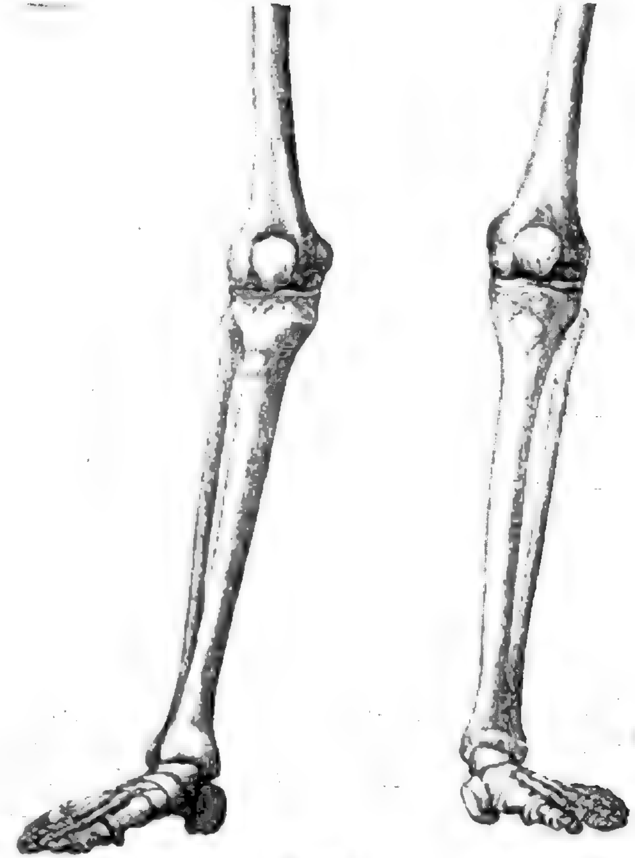


Fig. I.

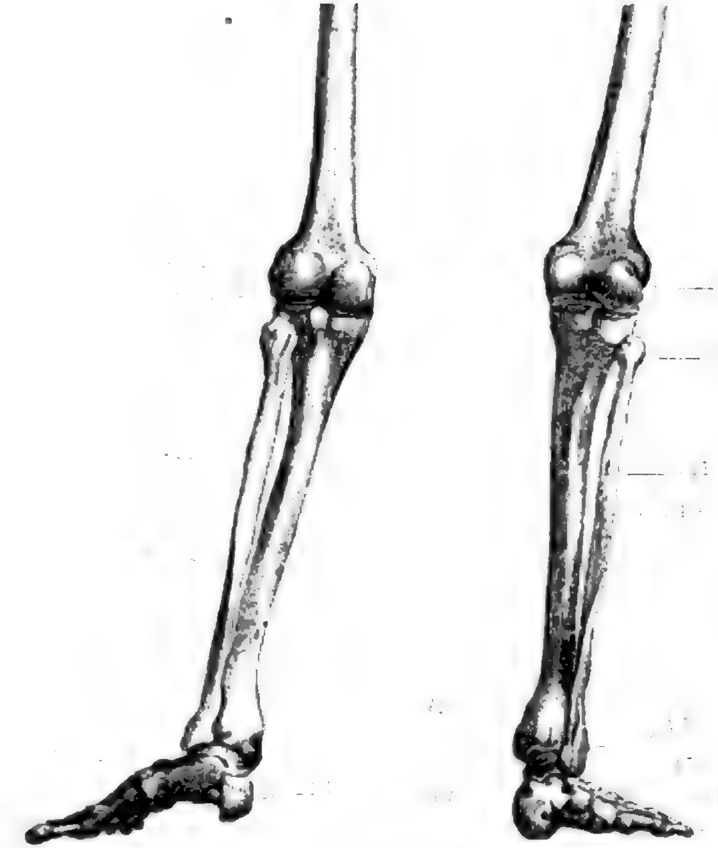


Fig. II.

Fig. I. Vorderansicht.

1. Stirnbein. 2. Scheitelbein. 3. Kranznaht. 4. Schuppe, 5. Warzenfortsatz des Schläfenbeins. 6. Jochbein. 7. Oberkieferknochen. 8. Unterkieferknochen. 9. Kaugelenk. 10. Nasenbein. 11. Augenhöhle. 12. Halswirbel. 13. Erste Rippe. 14. Schlüsselbein. 15. Handgriff, 16. Körper, 17. schwertförmiger Fortsatz des Brustbeins. 18. Schulterblatt. 19. Schulterhöhe. 20. Rippenknorpel. 21. Siebente Rippe. 22. Achte (erste falsche) Rippe. 23. Zwölfte (fünfte falsche) Rippe. 24. Zwölfter Brustwirbel. 25. Lendenwirbel. 26. Oberarmkopf. 27. Oberarmbein. 28. Ellnbogengelenk. 29. Speiche. 30. Ellnbein. 31. Handwurzel. 32. Mittelhandknochen. 33. Daumen. 34. Fingerknochen. 35. Kreuzbein. 36. Darmbein. 37. Darmbeinkamm. 38. Schambein. 39. Sitzbein. 40. Hüftkreuzbeinfuge. 41. Schambeinfuge. 42. Eirundes Loch. 43. Oberschenkelkopf. 44. Oberschenkelhals. 45. Grofser Rollhügel. 46. Oberschenkelknochen. 47. Kniescheibe. 48. Schienbein. 49. Wadenbein. 50. Äufserer, 51. innerer Knöchel. 52. Fersenbein. 53. Fufswurzel. 54. Mittelfufsknochen. 55. Zehenknochen.

Fig. II. Rückenansicht.

1. Hinterhauptbein. 2. Scheitelbein. 3. Pfeilnaht. 4. Hinterhauptnaht. 5. Jochbogen. 6. Unterkieferknochen. 7. Atlas. 8. Epistropheus. 9. Halswirbel. 10. Erster Brustwirbel. 11. Zwölfter Brustwirbel. 12. Lendenwirbel. 13. Schlüsselbein. 14. Schulterblatt. 15. Schulterhöhe. 16. Schultergräte. 17. Rippen. 18. Oberarmkopf. 19. Oberarmbein. 20. Ellnbogengelenk. 21. Speiche. 22. Ellnbein. 23. Olekranon. 24. Handwurzel. 25. Mittelhandknochen. 26. Daumen. 27. Fingerknochen. 28. Kreuzbein. 29. Darmbein. 30. Sitzbein. 31. Steifsbein. 32. Eirundes Loch. 33. Oberschenkelhals. 34. Grofser Rollhügel. 35. Oberschenkelbein. 36. Äufserer, 37. innerer Gelenkknorren desselben. 38. Kniegelenk. 39. Köpfchen des Wadenbeins. 40. Wadenbein. 41. Schienbein. 42. Innerer, 43. äufserer Knöchel. 44. Fersenbein. 45. Fufswurzel. 46. Mittelfufsknochen. 47. Zehenknochen.

Poetry», dichtete er selbst «A tale of Ludlow Castle» (Lond. 1866). Im J. 1864 gründete er mit Furnivall die «Early English Text Society», 1873 die «English Dialect Society». Viele Veröffentlichungen der erstern Gesellschaft gehören ihm an: «Lancelot of the Laik» (1865), «Parallel extracts from 29 Manuscripts of Piers the Plowman» (1866), «Partenay» (1866), «Piers the Plowman» (5 Bde., 1867—84), «Piers the Plowman's Crede» (1867), «Romance of Joseph of Arimathie» (1871), «Ælfric's Lives of Saints» (1881—82), «William of Palerne» (1867), «Havelok the Dane» (1868), «Barbour's Bruce» (1870—77), «Chaucer's Treatise on the Astrolabe» (1872), «Romance of Alexander and Dindimus» (1878); außerdem veröffentlichte er eine Auswahl aus Chaucer in der «Clarendon Press». Ebenda gab er mit Morris die «Specimens of Early Eng ish» heraus und «Specimens of English literature (1394—1579)». Seit 1879 erschien von S. ein «Etymological Dictionary of the English language», das 1886 vollendet wurde.

Skeen, s. Skien.

Skelett (sceletum, vom grch. σκέλος, der Schenkelknochen) oder **Gerippe** nennt man das von den Weichteilen befreite Knochengerüst des tierischen Körpers in seiner natürlichen Gestalt. Entweder sind die Knochen noch durch die mit einem Firnis überzogenen Gelenkbänder verbunden, oder diese sind gleichfalls entfernt und die Knochen durch Drähte, Schrauben, Kautschukbänder oder dgl. aneinander befestigt; im erstern Falle nennt man das Ganze ein natürliches, im letztern ein künstliches S. Von kleinern Tieren oder solchen, welche viele kleine Knochen besitzen, ebenso von Kindern und jungen Tieren, bei denen die Gelenkenden noch nicht verknöchert sind, lassen sich fast nur natürliche S. fertigen. Ist das Knochengerüst der verschiedenen Tierklassen in seiner Gesamtheit und allen seinen Teilen schon so charakteristisch, daß man leicht, ohne Naturkundiger zu sein, aus dem S. die Klasse, zu der es gehört, zu erkennen vermag, so kann sogar der Naturforscher aus verschiedenen Merkmalen bei S. von Menschen und größern Tieren schließen, welcher Rasse, welchem Alter und Geschlecht die Individuen, von denen sie genommen sind, angehörten, und aus einzelnen Knochen und selbst Teilen derselben erkennen, von welchen Tieren sie herrührten. Bei den wirbellosen Tieren, deren Gestalt nicht durch ein Knochengerüst, sondern durch die mehr oder weniger harte äußere Haut bedingt wird, pflegt man die letztere wohl auch als **Hautskelett** zu bezeichnen. Das **menschliche Skelett** besteht, mit Einschluß der Zähne, Gehörknöchelchen und Sesambeinchen, aus 245 einzelnen Knochen von der verschiedensten Gestalt und Größe. (S. die Tafel: **Skelett des Menschen**, sowie die Beschreibung der einzelnen Skelettteile in den betreffenden Artikeln, wie Arm, Bein, Becken, Brust, Kopf, Schädel, Schulter, Wirbelsäule u. s. w.)

Skelettarmee, Gemeinschaft zur Bekämpfung der Heilsarmee (s. d.).

Skellefteå, Städtchen im Westerbottens (Umeå) Län, unweit der Mündung des Skellefteå-Elf, ward 1845 privilegiert und zählt (1884) 1019 E. In der Nähe liegen mehrere industrielle Etablissements, besonders Sägemühlen.

Skellig (**Great-Skellig** und **Little-Skellig**), zwei kleine Felseninseln unweit der Südwestküste von Irland, 12 km westlich vom Vorgebirge Bolus-Head, gehören zur Grafschaft Kerry der Provinz Münster und tragen zwei Leuchttürme.

Skene (Alfred), deutsch-österr. Abgeordneter, geb. 15. Mai 1815 zu Verviers in Belgien, diente 1831—46 in der österr. Armee, verließ dieselbe als Oberlieutenant der Reiterei, um sich an den Industrieunternehmungen seines Vaters in Mähren zu beteiligen. Er wurde bald einer der reichsten Tuchfabrikanten des Landes, errichtete auch Rübenzuckerfabriken, welche Unternehmungen er von Brünn aus leitete. Daselbst wurde er in die Gemeindeverwaltung, Handelskammer, den Landtag und Reichsrat seit 1861 wiederholt gewählt, schloß sich zuerst dem centralistischen Klub der Großösterreicher an, später der Linken und vereinigten Linken. S. ist ein eifriger Vertreter der Reichseinheit und des Deutschtums, in Finanzfragen ein wirkungsvoller Redner.

Skeninge, uraltes schwed. Städtchen inmitten der fruchtbaren Östgöta-Ebene, Station der Linie Örebro-Njölby der Schwedischen Staatsbahnen, war im Mittelalter von Bedeutung (Konzil 1248), zählt jetzt (1884) nur noch 1486 E.

Skepsis und **Skeptizismus** (grch.). Unter **skeptischen** Vorstellungen versteht man im gewöhnlichen Leben Ansichten, durch welche die Gewißheit irgend welcher herrschender Vorstellungsweisen und Autoritäten, besonders der religiösen, in Zweifel gesetzt wird. In der Wissenschaft versteht man unter Skepsis diejenige erkenntnis-theoretische Ansicht, welche darauf hinausläuft, daß der Mensch mit seinem Empfinden und Denken eine wahre Erkenntnis der Dinge nicht gewinnen, oder wenigstens sich derselben nicht in einer über jeden Zweifel erhabenen Weise versichern könne. Dieselbe trat zuerst bei den griech. Sophisten (s. d.) als eine absolute Verzweiflung an jeder allgemeingültigen und festen Erkenntnis hervor und gab dadurch der von den Sophisten vertretenen Aufklärung einen theoretisch und praktisch gleich gefährlichen Charakter. In der spätern Zeit nahm auch das skeptische Denken an der allgemeinen ethisierenden Tendenz der spätgriech. Philosophie teil, indem Pyrrho und sein Schüler Timon aus der Betrachtung der Relativität und Wandelbarkeit der menschlichen Urteile die Mahnung abzuleiten suchten, sich des Urteils zu enthalten und dadurch die für den sittlichen Menschen nötige Gemütsruhe (Ataraxie) zu bewahren. Die Anhänger dieser Lehren, welche der Natur der Sache nach keinen eigentlichen Schulzusammenhang bildeten, nannten sich daher **Pyrrhonier** oder **Aporetiker** (d. h. die Ungewissen) oder **Ephektiker** (d. h. die sich Enthaltenden). Eine weitere Entwickelung der skeptischen Lehren geschah durch die sog. **mittlere Akademie** (s. **Plato**), deren erster Vertreter, Arcesilaus, die Skepsis hauptsächlich zur Bekämpfung der stoischen Lehren und vielleicht noch als Vorbereitung für die Platonische Lehre verwendete, während später Karneades, weniger radikal verwerfend, hauptsächlich für das praktische Verhalten sich dem Probabilismus (s. d.) zuneigte und in diesem Sinne fruchtbare Anregungen für eine Theorie der Wahrscheinlichkeit gab. In den Ausläufen der antiken Philosophie griff um 100 n. Chr. Änesidemus auf die Lehren Pyrrhos zurück, und suchte die skeptischen Einwürfe auf 10 sog. Tropen zusammenzufassen, deren Anzahl man weiterhin vereinfachte. Besonders wichtig wurde es, daß die Schule der ärztlichen Empiriker sich dieser Ansichten bemächtigte und die Angriffe der Skepsis

hauptsächlich auf die Erkenntnis der ursächlichen Verhältnisse richtete; in dieser Hinsicht faßte um 200 n. Chr. Sextus Empiricus den ganzen Gedankengehalt der antiken Skepsis in scharfsinniger Weise zusammen. Vgl. Maccoll, «The Greec Sceptics from Pyrrho to Sextus» (Lond. 1869).

In der neuern Philosophie wurde der Skeptizismus der Alten zunächst durch Montaigne erneuert, welcher jedoch den Zweifel hauptsächlich als eine Art der individuellen Denkfreiheit auffaßte und damit die Herrschaft der kirchlichen Autorität zu brechen suchte. Umgekehrt aber ließ sich der Nachweis von der Unmöglichkeit einer abschließenden Vernunfterkenntnis auch zu Gunsten des Autoritätsglaubens verwerten; solche orthodoxe Skeptiker waren Charron, Sanchez (1562—1632), Le Vayer (1586—1672), P. Daniel Huet (1630—1721) in Frankreich, Jos. Glanvil (1636—80) in England, Hier. Hirnhaym (1637—79) in Deutschland. Die wissenschaftlich bedeutendste Vertretung aber fand der Skeptizismus durch Pierre Bayle, welcher, persönlich durchaus bibelgläubig, die Widervernünftigkeit aller Grunddogmen des Christentums darzulegen sucht und gerade darin das Verdienst des Glaubens finden wollte. Unter diesen Umständen gewöhnte man sich im 18. Jahrh. daran, einen Skeptiker denjenigen zu nennen, welcher aus irgend welchen Gründen an der vernünftigen Erkennbarkeit der religiösen Überzeugungen zweifelte. Das war auch zunächst der Grund, weshalb man den größten der engl. Philosophen, David Hume, einen Skeptiker nannte. Doch verdiente derselbe diese Bezeichnung auch deshalb, weil er nachwies, daß die psychologisch notwendige Anwendung der beiden Grundformen der menschlichen Weltvorstellung, der Substantialität und der Causalität, keinen objektiven Wert beanspruchen dürfe. Seinen Angriff auf die Causalität glaubte Kant widerlegt zu haben, und denselben erneuerte infolge dessen Gottlob Ernst Schulze bei seiner skeptischen Polemik gegen die Kant-Reinholdsche Philosophie.

Gerade darin, wie Kant durch Hume und Fichte durch Schulze zu ihren bedeutendsten Schöpfungen angeregt wurden (s. Deutsche Philosophie), liegt ein überaus wertvolles Beispiel für die Bedeutung vor, welche dem Skeptizismus in der Entwickelung der Wissenschaft zukommt. Wo derselbe nicht ein Ausdruck der geistigen Erschlaffung oder der feigen Blasiertheit ist, bereitet er durch die Aufdeckung der Mängel bisheriger Erkenntnisprinzipien die richtige und häufig die schöpferische Problemstellung vor. Er ist in seinen bessern Formen der Ausdruck des kritischen Geistes, der nur dadurch irre wird, daß er die Kritik selbst für das letzte Ergebnis des Nachdenkens hält; und er kann auch dies nur, indem er, mehr oder minder stillschweigend, selbst wieder gewisse Voraussetzungen macht und mit sich selbst in Widerspruch gerät. Vgl. Stäudlin, «Geschichte und Geist des Skeptizismus, vorzüglich in Rücksicht auf Moral und Religion» (2 Bde., Lpz. 1794—95); Tafel, «Geschichte und Kritik des Skeptizismus und Irrationalismus» (Tüb. 1834).

Skerries, Gruppe von kleinen Felseninseln, 3 km von der Nordwestspitze Carmel Head der Insel Anglesey, in der Irischen See, mit Leuchtturm.

Skerries, Stadt in der Grafschaft Dublin der irischen Provinz Leinster, an der Küste der Irischen See, Station der Linie Dublin-Drogheda-Portadown-Omagh der Great-Northernbahn, zählt (1881) 2200 E. und hat einen kleinen Hafen und Fischerei. Etwa 8 km ostnordöstlich erhebt sich auf dem Felsen Rockabill ein Leuchtturm.

Skiagraphie (grch.) nennt man den Schattenumriß eines Körpers (s. Silhouette); ferner den ersten Entwurf eines Gemäldes, auch die Übersicht des Inhalts eines Werks.

Skiathos, eine zu der südl. Gruppe der sog. «nördlichen Sporaden» zählende griech. Insel, die auf der Nordostseite des Eingangs der Meerenge zwischen Nordeuböa und dem thessalischen Vorgebirge Sepias, bis zu 438 m Höhe aufsteigt und ein Areal von 55¼ qkm hat. Im Altertum zuerst ein Glied der Symmachie, später, von 43 v. Chr. bis zur Zeit des Septimus Severus, ein Teil des Staates der Athener, gehört die an Wein reiche Insel S. jetzt zum Königreich Griechenland und bildet (1879 mit 3200 E.) ein Stück der zum Nomos Euböa gehörenden Eparchie von Skopelos.

Skibbereen, Stadt in der irischen Provinz Munster, Grafschaft Cork, unweit der Mündung des Islin (Ilen), Station der Linie Bandon-S. der West-Cork- und Ilen-Valleybahn, hat 2000 E., einen Seehafen und Leinweberei.

Skien oder Skeen, wohlgebaute und lebhafte Handelsstadt im südl. Norwegen, im Stifte Kristiansund, Hauptort des Amtes Bratsberg, Station der Linie Drammen-S. der Norwegischen Staatsbahnen, hat ein schönes Rathaus, eine Gelehrten- und eine Realschule und zählt (1875) 5362 E. Die Stadt liegt in einer malerischen, in geognost. Hinsicht höchst interessanten, den Wechsel des Übergangs- und Urgebirges zeigenden Gegend an der Skiens-Elv, welche in der Stadt selbst ziemlich bedeutende, viele Sägemühlen treibende Wasserfälle bildet und hierauf für die größten Handelsfahrzeuge schiffbar ist. Dieser nur 15 km lange Abfluß des Landsees Norsjö-Vand ist wegen seiner vielen, die malerischen Gegenden Telemarkens durchströmenden und zu Holzflößen benutzten Quellflüsse von Wichtigkeit. Von der Stadt S. bis an den Norsjö ist der Fluß durch einen Seitenkanal schiffbar. Der Norsjö aber steht wieder mit dem nördlich davon gelegenen Hiterdals-Vand in schiffbarer Verbindung, sodaß hier eine 73 km lange, regelmäßig von Dampfschiffen befahrene Wasserstraße hergestellt ist.

Skierniewice, Stadt im russ.-poln. Gouvernement Warschau, Station der Eisenbahnen Warschau-Granica und S.-Alexandrow, mit (1882) 3716 E., hat ein kaiserl. Schloß, das früher dem jeweiligen Primas von Polen und Erzbischof von Posen und Gnesen gehörte, bei Gründung des Großherzogtums Warschau von Napoleon I. dem Marschall Davoust geschenkt wurde, nach dem Sturz Napoleons aber in den Besitz Kaiser Alexanders I. kam. In dem Schloß fand 15. bis 17. Sept. 1884 die Zusammenkunft der Kaiser Wilhelm von Deutschland, Franz Joseph von Österreich und Alexander III. von Rußland statt.

Skink (Scincus officinalis, Tafel: Reptilien I, Fig. 6) heißt eine in ganz Nordafrika häufig vorkommende, in Sandgegenden lebende Eidechse mit dickem Körper, kurzem, keilförmig zugespitztem Schwanze und kurzen, fünfzehigen Füßen, die mit glatten Knochenschuppen gepanzert ist, sich von Insekten nährt und den Typus einer besondern Familie bildet. Fleisch und Asche galten im Mittelalter für außerordentlich heilkräftig. Das Fleisch gilt den Arabern für einen Leckerbissen.

Skio, Insel, soviel wie Chios.

Skiöld, nach den nord. Sagen ein Sohn Odins und Stammvater der Skiöldungen. Als Gott wurde er besonders in Schonen verehrt. Bei den Angelsachsen, wo er Skild hieß, war er einer der Ahnen des Beowulf.

Skioptikon nennt man eine besser eingerichtete Laterna-magica (s. d.) der Neuzeit zum Projizieren der Bilder für den Lehrzweck öffentlicher Schulen.

Skipton, Stadt in der engl. Grafschaft York, Westriding, am Aire und am Leeds-Liverpoolkanal, mit Hafen, Station der Hauptlinie London-Lancaster-Morecambe der Midlandbahn, die hier nach Colne abzweigt, zählt (1881) 9091 E. und hat ein Schloß der Cliffords, ein Mineralbad, Woll- und Baumwollindustrie, Getreide- und Viehhandel.

Skiren, Sciren, ein german. Volk, welches zur got. Gruppe gehörte und ursprünglich an der Ostsee und Weichsel wohnte. Später gewöhnlich mit Rugiern und Herulern zusammen genannt, folgten die S. der großen Gotenbewegung des ausgehenden 2. Jahrh. von dem Baltischen nach dem Schwarzen Meer; hierauf erscheinen sie, neben einigen abgesprengten Gliedern, als Masse wieder (454 n. Chr.) an der mittlern Donau und im südöstl. Mähren. In der Zeit zwischen 457 und 471 gingen die S. im Kampfe gegen die Ostgoten als Volk zu Grunde; ihre Spuren verloren sich unter den Rugiern, Herulern, Sueven, oder als röm. Söldner in Italien.

Skiriten, im spartanischen Heere eine aus den Periöken der Landschaft Skiritis gebildete Abteilung leichten Fußvolks.

Skiron oder Skeiron heißt in der griech. Mythologie ein Unhold, der zwischen Korinth und Megara den Vorüberreisenden auflauerte und sie zwang, ihm die Füße zu waschen, wobei er sie mit einem Fußtritt über die Klippen ins Meer hinabstieß, in dem eine Schildkröte die Leichen fraß. Dieses trieb er so lange, bis Theseus kam, der ihn auf dieselbe Weise tötete. Von S. sollen auch die Klippen bei Megara die Skironischen Klippen heißen.

Skirophorien hieß ein attisches Fest, welches zu Ehren der Athena Skiras, d. h. der auf weißen Kalksteinfelsen waltenden Göttin, in dem danach benannten Sommermonat Skirophorion gefeiert wurde, um von ihr Schutz gegen die Sonnenglut zu erlangen. Es wurde an demselben in einer Prozession auf der Heiligen Straße von Athen nach Eleusis bis zu dem Orte Skiron von Athenern aus dem altadeligen Geschlechte der Eteobutaden ein großer weißer Sonnenschirm über den Priestern des Poseidon und Helios getragen; Athena, heißt es, habe die Sonnenschirme erfunden. Vgl. Robert und Rhode im 20. und 21. Bande des «Hermes» (Berl. 1885 u. 1886).

Skive, jütländ. Städtchen im Amte Viborg an der Südspitze einer Bucht des Liimfjords, Station der Linien Lunderskov-Langaa und S.-Glyngörn der Dänischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2521 E., die Schiffahrt und Handel treiben.

Skizze (ital. schizzo) nennt man in den bildenden Künsten, besonders in der Malerei, eine flüchtig hingeworfene Zeichnung von einem künftig zu vollendenden Gemälde oder andern Kunstwerke; ferner einen flüchtigen Entwurf eines jeden andern auszuführenden Werks; dann auch die Andeutung der wichtigsten Punkte einer Begebenheit, Schrift ꝛc. Skizzieren heißt daher soviel als den Umriß eines auszuführenden Werks flüchtig entwerfen.

Sklavenfluß heißt der Athapasca (s. d.) vor seinem Einfluß in den Großen Sklavensee.

Sklavenhandel, s. unter Sklaverei.

Sklavenkriege nennt man diejenigen Kriege, welche die Römer in den spätern Zeiten der Republik mit aufständischen Sklaven, welche sich zu ganzen Heeren zusammengerottet hatten, führen mußten. Der erste war der Krieg in Sicilien, welcher, schon längere Zeit vorbereitet, 135 zum Ausbruch kam und erst 132 niedergeworfen wurde. (S. Eunus.) Der zweite mußte ebenfalls in Sicilien geführt werden, wo 104 v. Chr. die Sklaven zuerst im Innern der Insel unter einem Sklaven, der sich König Tryphon nennen ließ, und dann 103 unter einem cilicischen Räuberhauptmann Namens Athenion, der als Sklave nach Sicilien verkauft worden war, auf der Westküste der Insel sich erhoben. Da Athenion klug genug war, sich Tryphon formell unterzuordnen, bis dieser 102 v. Chr. starb, behaupteten sie sich ebenfalls, obgleich sie 103 in einer Schlacht besiegt wurden, jahrelang gegen die Römer. Endlich wurden sie von Manius Aquillius als Konsul und Statthalter nach zweijährigen harten Kämpfen niedergeschlagen. Vgl. Klein, «Die Verwaltungsbeamten der Provinzen des röm. Reichs» (Bd. 1, Abteil. 1: «Sicilien und Sardinien», Bonn 1878). Der Schauplatz des dritten S., der 73—71 v. Chr. geführt wurde, war Italien. Derselbe heißt auch Gladiatoren- oder Fechterkrieg, weil den Kern der empörten Sklaven Gladiatoren bildeten. Der Hauptanführer war Spartacus (s. d.).

Sklavenküste, s. Guinea.

Sklavensee (Großer), umfangreicher Binnensee im Nordwestterritorium des brit. Nordamerika, nimmt auf der Südseite den Thetina, den Sklavenfluß (bei Fort Resolution) und den Hay-River bei Fort Ste.-Anne auf und fließt in seiner Westecke durch den Strom Mackenzie (s. d.) zum Nördlichen Eismeer ab. Der Flächeninhalt des S. beträgt 21500 qkm, seine Ufer fallen noch innerhalb der nördl. Waldgrenze. — Der Kleine Sklavensee, im Territorium Athapasca des brit. Nordamerika, fließt zum Flusse Athapasca ab. Der Große Sklavensee wurde 1780 durch Pierre Ponde entdeckt.

Sklavenstaaten hießen vor Beendigung des Bürgerkriegs diejenigen der Vereinigten Staaten von Amerika, in welchen die Sklaverei durch die Verfassung des Einzelstaats gestattet war. Zur Zeit des Bürgerkriegs teilte man sie in die S., welche bei der Union verblieben waren (Delaware, Maryland, Kentucky, Missouri, Neujersey, Kansas, den Distrikt Columbia und die Territorien Neumexiko, Utah und Nebraska, zusammen 1860 mit 2942041 Freien und 432650 Sklaven) und in die abgefallenen, konföderierten S. (Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Texas, Arkansas und Tennessee, zusammen 1860 mit 5582223 Freien und 3521120 Sklaven).

Sklaverei heißt der Zustand unbedingter Knechtschaft, welcher einen Menschen zum Privateigentum, zur willenlosen Sache eines andern macht. So unsittlich und notwendig unheilvoll sie ist, so hat diese Ausbeutung des Menschen durch den Menschen nicht nur auf der untersten Kulturstufe, sondern zu allen Zeiten, unter allen Völkern stattgefunden. Es gab und gibt in Asien und Afrika sogar Staaten, wo überhaupt alle dem Despoten gegenüber Sklaven sind. Dies ist die politische S., welche die eigentliche,

die private S. stets zur Begleitung hat. Wie die S. in der Kindheit der menschlichen Gesellschaft entstanden, ist leicht erklärlich. Durch die Gewalt des Familienvaters, des Patriarchen, waren schon Kinder und Gesinde so gut wie Sklaven. Der Krieger benutzte die Kriegsgefangenen, denen er das Leben schenkte, als Sklaven, und im ganzen Altertum blieb es völkerrechtlicher Grundsatz, diejenigen als Sklaven zu betrachten, die in des Siegers Hände fielen. Das Bedürfnis nach Sklaven veranlaßte sogar in der Folge Kriege und Menschenraub und gab dem Sklavenhandel, den schon vor 3000 Jahren die Phönizier trieben, eine regelmäßige Einrichtung. Assyrer, Babylonier und Perser hatten S. seit ihrem ersten Auftreten als Eroberer; am geringsten war sie in Indien entwickelt.

Bei den Juden fanden alle Arten der S. und des Sklavenerwerbs statt. Sie besaßen Sklaven, die sich aus Not verkauft hatten, die von andern oder von ihren Eltern als Sklaven verkauft worden, die durch Krieg oder Raub Sklaven geworden und die als Sklaven geboren waren. Das mosaische Gesetz machte einen Unterschied zwischen einheimischen (hebräischen) Sklaven und den aus der Fremde gekauften. Erstere mußten nach sechsjähriger Dienstzeit freigegeben werden, wenn sie nicht für immer auf Loslassung feierlich verzichteten; die fremden blieben in ewiger Leibeigenschaft. Die Kinder der fremden wie der einheimischen Sklaven waren ebenfalls das ewige Eigentum der Herren. Daß die Gewalt der Juden über ihre Sklaven ursprünglich sehr groß war, beweisen die Einschränkungen, welche das mosaische Gesetz traf. Bei den Griechen wurden schon zu Homers Zeiten die Kriegsgefangenen zu Sklaven gemacht. Nach Athenäus breiteten die Chier, die ihre Minen durch Sklaven bebauten, das Sklaventum über Griechenland aus. Zur Blütezeit der griech. Republiken war die Sklavenbevölkerung fast überall zahlreicher als die der Freien. Sogar die griech. Philosophen, wie Plato und Aristoteles, gaben zwar zu, daß die S. gegen die menschliche Natur sei, behaupteten aber, sie sei gerecht, weil der Staat ohne sie nicht bestehen könne. In einigen griech. Staaten bestanden die Sklaven aus gekauften Barbaren, in andern aus den Nachkommen unterjochter Griechen. Auch die Lage der Sklaven war sehr verschieden. In Sparta gehörten die sog. Heloten (s. d.) nicht dem Einzelnen, sondern dem Staate. Die Athener kauften Sklaven aus allen Völkern und beschäftigten sie im Hause, bei den Gewerben und auf dem Felde. Auch der Staat hielt viele Sklaven. Wurde ein Sklave vom Herrn zu arg mißhandelt, so konnte er ein bestimmtes Asyl aufsuchen, wo sich dann der Staat seiner annahm. Die Freiheit erlangten die athenischen Sklaven durch Loskauf aus dem Nebenverdienst und durch Freigebung gütiger Herren. Auch ließ der Staat Sklaven frei, die ausnahmsweise Kriegsdienste geleistet und sich sonst patriotisch bewiesen.

Am meisten ausgebildet und mit Sitte, Staatswirtschaft und Politik verwachsen war das Sklavenwesen bei den Römern. Der Familienvater besaß in den frühern Zeiten der Republik die ausgedehnteste Gewalt über Leben und Freiheit seiner Kinder. Nach älterm Rechte mußte der Schuldner mit der Freiheit büßen, wenn er den Gläubiger nicht anders befriedigen konnte. Bei schweren Verbrechen wurde der röm. Bürger zum Sklaven degradiert, damit man an ihm die Strafe vollziehen konnte. Nicht nur die Kriegsgefangenen, sondern auch die Jugendblüte aller Völker, die den röm. Waffen unterlagen, wurden von Staats wegen zu Rom als Sklaven verkauft. Besonders seit den Punischen Kriegen war Rom mit Sklavenmassen überschwemmt, womit die Entsittlichung und der innere Verfall des Römertums begann. Der Staat selbst hielt viele Sklaven, die man zu öffentlichen Arbeiten, in den Minen, zur Bedienung der Magistrate benutzte. Jeder wohlhabendere Bürger besaß Sklaven, welche alle Verrichtungen und Gewerbe besorgten. Die Reichen und Großen hielten Horden von 5-, 10-, ja 20000 Sklaven, die teils zum Luxus, zur Besorgung häuslicher Geschäfte, zur Bebauung des Landes, zu industriellen Gewerben dienten. Die Sklaven zerfielen im allgemeinen in Haussklaven und Landbauer. Erstere, sowie die, welche Künste und Gewerbe trieben, achtete man viel höher als die Landsklaven. In älterer Zeit hatte der röm. Sklave (servus) gar keine Rechte. Der Herr übte eine unbedingte Gewalt über Leben und Tod, und was der Sklave verdiente, gehörte seinem Eigentümer. Erst später erhielten die Sklaven am Nebenverdienst eine Art Eigentum (peculium), das sie zu ihrer Loskaufung verwenden durften. Der Sklave konnte nie eine wirkliche Ehe schließen, hatte keine Familie und war rechtlich nicht fähig, ein Testament zu machen. Auch vom Kriegsdienste waren die Sklaven ausgeschlossen; nur in den Punischen Kriegen und unter den Kaisern kamen hierin Ausnahmen vor. Zwar konnte der Sklave als Zeuge gelten; doch durfte er sein Zeugnis nur auf der Folter ablegen. Nach dem ältern Rechte wurde jeder Diebstahl des Sklaven, die Denunziation seines Herrn und andere geringe Vergehen mit der Todesstrafe belegt, die bis auf Konstantin in der Kreuzigung bestand. Ermordete ein Sklave seinen Herrn, so sollten zur Abschreckung die sämtlichen Haussklaven hingerichtet werden. Eine besondere Kleidung trugen die röm. Sklaven nicht, weil man es für gefährlich hielt, den Unterjochten zu zeigen, wie gering die Zahl ihrer Unterdrücker wäre. Seit 265 v. Chr. wurden in Rom die Sklaven zu blutigen Fechterspielen und Tierkämpfen verwendet, die bald als Hauptbelustigung des Volks galten. Zu diesem Zwecke erzogen die Großen und Kaiser die Gladiatoren (s. d.), deren man sich auch in den Bürgerkriegen bediente.

Die Härte, welche die Sklaven erfuhren, reizte dieselben oft zur Verschwörung. Auf der Insel Sicilien kam es zweimal, 135—132 und 104 v. Chr., zu einem förmlichen Sklavenkriege (s. d.). Der gefährlichste Sklavenaufruhr erhob sich 73 v. Chr. zu Capua unter dem Gladiator Spartacus (s. d.). Mehrmals versuchte man unter der Republik, das Los der Sklaven zu mildern; allein dies gelang wenig, weil man solche Reformen für Eingriffe in das Eigentum hielt. Erst die Kaiser beschränkten die Willkür der Herren und verliehen den Sklaven einige Rechte. Ein gemißhandelter Sklave, der unter die Statue des Kaisers floh, erhielt Anspruch auf dessen Gnade. Die Sklaven durften ihren Nebenerwerb als Eigentum betrachten. Antonin entzog den Herren das Recht über Leben und Tod ihrer Sklaven. Auch nahmen die Freilassungen von seiten der Herren so überhand, daß gesetzliche Einschränkungen getroffen wurden. Die Freilassung (manumissio) konnte nach altem, strengem Rechte nur durch Eintragung des Sklaven in die Censuslisten, durch testamentarische Verordnung oder

dadurch bewirkt werden, daß der Herr den Sklaven vor eine Magistratsperson brachte und ihn unter gewissen Ceremonien für frei erklärte. Der Sklave wurde hierbei vom Liktor mit einem Stäbchen (vindicta) berührt und erhielt als Zeichen der Freiheit einen Hut. Später konnte auch eine derartige Erklärung vor dem Geistlichen in der Kirche abgegeben werden. Nur der auf solche feierliche Weise Freigelassene wurde röm. Bürger, vorausgesetzt, daß der Herr selbst das Bürgerrecht hatte. War letzteres nicht der Fall, so trat der Freigelassene nur in die Klasse der Lateiner oder gar in die der Provinzialen. Der Freigelassene (libertus), selbst wenn er das Bürgerrecht gewonnen, besaß indessen noch nicht alle Rechte eines Vollbürgers. Mit der Verbreitung des Christentums und dessen Anerkennung als Staatsreligion verbesserte sich das Los der Sklaven; aber die S. selbst verschwand nicht, sondern überdauerte die Zertrümmerung des Römischen Reichs. Vgl. Wallon, «Histoire de l'esclavage dans l'antiquité» (3 Bde., Par. 1847—48).

Bei den Völkern Asiens, deren Lebensanschauung, Sitte und Verfassung immer dieselben geblieben sind, hat sich auch die S. in ihren ursprünglichen und naiven Formen erhalten. Die Sklaven des Orients tragen mehr den Charakter des Hausgesindes, stehen ihren Herren näher und halten ihren Stand nicht für eine Schande, sondern für ein Schicksal. Der Koran verbietet eigentlich, Glaubensgenossen als Sklaven zu halten, empfiehlt den Herren Milde und bezeichnet die Freilassung als ein verdienstliches Werk. Daß Mohammed und die Kalifen Kriegsgefangene zu Sklaven gemacht, davon ist keine Spur vorhanden. An den Höfen der Kalifen gab es meist nur Negersklaven, die man aus dem Innern Afrikas durch Handel bezog. Erst in den Kreuzzügen scheinen die Mohammedaner die Sitte angenommen zu haben, aus Kriegsgefangenen Sklaven zu machen. Die Kreuzfahrer verübten jedoch im Orient an den Mohammedanern ein Gleiches. In den unmittelbaren Ländern des Osmanischen Reichs, bei den Türken, hat die S. einen äußerst milden Charakter. Die Türken unterhalten dieselbe gegenwärtig teils durch Ankauf von Negern, teils durch Ankauf von Weißen aus den kaukas. Gebirgsländern. Wiewohl die Negersklaven nicht weniger menschlich behandelt werden, machen doch gewöhnlich die Jünglinge, Mädchen und Kinder aus dem Kaukasus ein weit größeres Glück. Die Weiber füllen die Harems, den Männern steht als Dienern der Großen die Laufbahn zu den höchsten Ämtern und Ehrenstellen offen. Die Beschäftigung der türk. Sklaven ist eine häusliche. Ein gutes Betragen und der Übertritt zum Islam verwandeln seine Lage in die des Dienstboten. Gewöhnlich werden die Sklaven verheiratet. Ihre im Hause geborenen Kinder gelten als Familienglieder und verwischen oft die Spuren ihrer Abkunft durch günstige Heiraten. Einen weit rohern Charakter trug die S. bei den Mohammedanern der afrik. Nordküste. In Marokko, Algier, Tunis und Tripolis bestand seit dem Mittelalter neben der Negersklaverei auch die S. der Weißen, die durch Seeraub gegen alle christl. Völker im Mittelmeer unterhalten wurde. Erst seit der Eroberung von Algier durch die Franzosen (1830) hat die Seeräuberei der Barbaresken aufgehört. Auch hob der Bei von Tunis in seinem Gebiete 1842 den Sklavenhandel und 1846 die S. der Schwarzen wie der Weißen auf, während Frankreich in Algier die Negersklaverei bis 1848 beibehielt. In den mohammed. Reichen und Provinzen des Innern Afrikas besteht die größere Masse der Bevölkerung aus schwarzen Sklaven, die jede Arbeit im Hause und auf dem Felde verrichten. Man erlangt diese Sklaven teils durch Krieg, teils durch Handel mit den heidnischen Negerstämmen. Die Zahl der Negersklaven, die jährlich auf die Märkte von Marokko, Tripolis, Ägypten, der Türkei und Arabien gelangen, ist immer noch groß. Die eine Hälfte wird durch den Wüstenhandel, die andere durch arab. Seefahrer bezogen, welche ihre Opfer von der afrik. Ostküste holen. Auch versorgte sich die ägypt. Regierung bis in neuere Zeit durch regelmäßige Sklavenjagden in den nubischen Grenzgebieten mit Negersklaven, welche meist zur Herstellung der regulären Negerregimenter dienten.

In den europ.-christl. Reichen, die sich auf den Trümmern der röm. Weltherrschaft erhoben, hat sich S. und Sklavenhandel trotz des Christentums länger als ein Jahrtausend erhalten. Nach Tacitus besaßen die alten Germanen Sklaven, welche nur das Land bebauten und gut behandelt wurden. Diese Unfreien mögen Unterjochte und Kriegsgefangene gewesen sein. Tacitus erwähnt aber auch Sklaven, welche ihre Freiheit im Spiele darangesetzt hatten. Diese aus den freien Stammgenossen hervorgegangenen Sklaven wurden in die Fremde verkauft. Erst in der Zeit der Völkerwanderung und seit den Einfällen der Germanen in die röm. Provinzen scheint sich ein zweifacher Stand der Unfreien ausgebildet zu haben. Neben denen, welche das verliehene Land bebauten, traten nun auch besitzlose Sklaven auf, die man im Hause hielt und mit denen Handel getrieben wurde. Die Anzahl dieser Sklaven wuchs außerordentlich, seit die Kriegszüge gegen die Slawen begannen. In jahrhundertelangen Kämpfen wurden die slaw. Völker, die sich bis an die Elbe ausgebreitet hatten, von den Deutschen unterjocht, ausgerottet und als Sklaven fortgeführt. Man verkaufte diese Gefangenen nach Frankreich, England, Italien, selbst nach Konstantinopel. Wahrscheinlich ist das Wort Sklave eins mit «Slawe»; es tritt zuerst zur Zeit der erbittertsten Kämpfe im 10. Jahrh. auf. Wie schwunghaft der Menschenhandel von den Deutschen getrieben wurde, zeigt schon, daß das Wort in alle europ. Sprachen (engl. slave, frz. esclave, span. esclavo, ital. schiavo) übergegangen ist. Gewiß war die Stellung der Haussklaven bei den Deutschen, selbst wenn sie Gewerbe trieben, weit ungünstiger als die der unfreien Landbauer. Die besitzlosen Sklaven hatten kein Volksrecht; das Wergeld bei ihnen war sehr gering; sie durften nicht bewaffnet gehen. Erst seit dem 13. Jahrh. beginnt die harte S. zu verschwinden. Der Sklavenhandel verlor sich allmählich, die großen Sklavenmärkte an der Nord- und Ostsee hörten auf, und der bisher ganz als Sache behandelte Knecht erlangte gewisse Schutzrechte. Für alle Unfreien, die unangesessenen wie die angesessenen (glebae adscripti, d. i. Hörige), bildete sich jetzt der mildere Stand der Leibeigenschaft (s. d.) aus. An diesem Fortschritt in der Civilisation hatte die Kirche ebenso großen Anteil als das Interesse und die erwachende Bildung der Großen.

In England, wo schon die Römer die S. nach ihrer Art ausgebildet hatten, war bei dem Eindringen der Angelsachsen die brit. Bevölkerung in das Joch der Knechtschaft geschlagen worden. Der

größere Teil der Besiegten baute für die Überwinder das Land; doch gab es auch Haussklaven, deren Los viel härter war, und die man auch verhandelte. Schon in den ersten Jahrhunderten der normann. Periode verschwand allmählich die S. in der Leibeigenschaft, die ebenfalls und ohne Beihilfe der Gesetzgebung im Anfang des 16. Jahrh. erlosch. Auch in Frankreich bestand neben der harten Leibeigenschaft, in welche die Franken die gallische Bevölkerung versetzten, die eigentliche S. Dieselbe wurde großenteils durch die Kriegsgefangenen unterhalten, welche man den von Spanien her eindringenden Mauren abnahm. Der bedeutendste Sklavenmarkt war zu Lyon; hier trafen sowohl die Sklaven slaw. Ursprungs als auch die in Spanien gefangenen Mauren zusammen. Der erstarkten Königsgewalt gelang es, dem Sklavenwesen Grenzen zu setzen. Doch dauerte die Leibeigenschaft in sehr strengen Formen bis gegen Ende des 18. Jahrh. Italien besaß ebenfalls das Mittelalter hindurch nicht nur Leibeigene, sondern auch wirkliche Sklaven. Die Stadt Rom war der Mittelpunkt des Menschenhandels geblieben, wo die Venetianer Christensklaven kauften und an die Mohammedaner verhandelten. Umgekehrt brachten die Spanier hierher auch mohammed. Sklaven, die sie im Kriege oder durch Seeraub erbeutet hatten. Während gegen Ende des 13. Jahrh. die eigentliche S. und der Sklavenhandel im christl. Europa zu Ende ging, blieb beides auf der Pyrenäischen Halbinsel noch lange im Gebrauch. In dem länger als 700 Jahre andauernden Kampfe pflegten hier sowohl die Christen wie die Mauren ihre Gefangenen zur S. zu verdammen und um so grausamer zu behandeln, als sich beide Teile für Ungläubige hielten. Der Überfluß an maurischen Sklaven war bei den Spaniern so groß, daß sie das ganze Mittelalter hindurch die Sklavenmärkte des südl. und westl. Europa versorgen konnten. Noch Anfang des 16. Jahrh. schmachteten in Portugal und Spanien Tausende von Mauren im härtesten Sklavenjoche.

Die Entdeckung von Amerika und die Besitznahme der Westküste von Afrika durch die Portugiesen gaben im Anfang des 16. Jahrh. zur Gründung eines neuen Sklavensystems Anlaß, zur Einführung von Negersklaven in den überseeischen Kolonien der Europäer. Keins der Sklavensysteme der frühern Zeit war grausamer und eigennütziger als dieses, welches beim Beginn der modernen Civilisation seinen Anfang nahm und trotz aller Anstrengungen noch gegenwärtig nicht ganz beseitigt ist. Nachdem die Portugiesen gegen 1480 die Küste von Guinea und die Inseln in Besitz genommen, eröffneten sie mit den Negerstämmen des Innern den Gold- und Menschenhandel. Sie kolonisierten die Inseln Fernando Po, Principe, Annobon, besonders St. Thomas, und verwendeten mit Vorteil in den begründeten Zuckerpflanzungen Negersklaven. Härter noch verfuhren die Spanier in dem zu gleicher Zeit entdeckten Amerika. Zum Betrieb der Bergwerke und der Feldbaukolonien verteilten sie die Indianer an die Pflanzer und Regierungsbeamten. Die Unterjochten konnten jedoch die harte Arbeit nicht ertragen und starben hin in ganzen Stämmen und Völkern. Man führte deshalb seit 1501 mohammed. Sklaven aus Spanien und seit 1506 von den Portugiesen erkaufte Negersklaven nach Amerika, von denen die letztern sich sehr brauchbar bewiesen. Im J. 1511 erlaubte sodann die Handelskammer zu Sevilla die direkte Einfuhr der Negersklaven nach den span. Kolonien. Einige Jahre später erschien der Priester Las Casas, ein Freund und Apostel der Indianer, am Hofe zu Madrid und forderte aus menschenfreundlicher Absicht, daß die Regierung die Verwendung der Indianer in den Kolonien verbieten, dagegen die Einfuhr von Negersklaven betreiben sollte. Anfangs fand man diesen Vorschlag bedenklich. Aber schon 1517 gab Karl V. seinem Günstling, dem Marquis de la Bresa, auf acht Jahre das Privilegium zur Negereinfuhr in die Kolonien, der dasselbe sogleich an die Genueser verkaufte. Noch war die Zeit nicht abgelaufen, als sich die Portugiesen der Negereinfuhr nach Amerika bemächtigten. Seit 1562 schon mischten sich auch, von dem großen Gewinn verlockt, die Engländer, doch mit geringem Erfolg, in diesen Handel. Im Utrechter Frieden von 1713 bedung sich England durch Abschluß des Assiento (s. d.) das Recht aus, auf 30 Jahre 144000 Negersklaven in die span. Kolonien einzuführen. Die Briten begannen seitdem das Geschäft mit allen ihren Mitteln auszubeuten. Frankreich wendete sich unter Ludwig XIII. dem Negerhandel zu und stiftete zu dem Zwecke Niederlassungen an der afrik. Westküste. Spanien, das den Handel immer an Fremde überließ, gab ihn 1784 gänzlich frei. Der Krieg Englands mit seinen nordamerik. Kolonien versetzte dessen Negerhandel einen harten Stoß. Dagegen nahm damals der franz. Sklavenhandel einen großen Aufschwung. Die Teilnahme der Holländer, Dänen und Schweden war nie bedeutend.

Die Quäker in England und Nordamerika waren es zuerst, welche seit 1727 die Abschaffung der Negersklaverei in Anregung brachten. Diese verboten unter sich den Sklavenhandel, entließen 1751 ihre Neger, sorgten für deren Ausbildung und Niederlassung und stifteten 1774 die Pennsylvanische Gesellschaft, die schon 1780 die Freilassung aller seit der nordamerik. Unabhängigkeitserklärung geborenen Negersklaven in Pennsylvanien bewirkte. In England rieten Männer wie Sidmouth, Wellesley seit 1783 im Parlament zur Milderung und Abschaffung der S., trafen aber noch heftige Gegner. Durch die Bemühungen Clarksons kam 1787 das African-Institution zu Stande, welches die Unterdrückung der Negersklaverei energisch verfolgte. Im November desselben Jahres bestimmte der in Philadelphia tagende Konvent für die Entwerfung der neuen (jetzigen) Verfassung, daß die Sklaveneinfuhr mit dem J. 1808 aufhören sollte, welche Bestimmung demnach infolge der Annahme dieser Verfassung später Landesgesetz wurde; ein Antrag, sie für Piraterie zu erklären, unterlag jedoch. Wie notwendig ein solches Gesetz war, geht aus der Thatsache hervor, daß Südcarolina 1804—8 allein gegen 50000 Schwarze importierte. Der mit jedem Jahre größer werdende Bedarf der Pflanzerstaaten wurde fortan von den an den Norden grenzenden Südstaaten gedeckt, welche sich auf die Negerzüchtung im großen legten und die Schwarzen vorteilhaft in den Süden verkauften. Seit 1788 brachte Wilberforce (s. d.), von Pitt, Fox, Smith u. a. unterstützt, die Sklavereiangelegenheit im brit. Parlament wiederholt zur Verhandlung. Aber erst 1792 faßte das Unterhaus mit geringer Majorität den Beschluß, daß der brit. Sklavenhandel mit dem J. 1795 aufhören solle. Die Maßregel scheiterte indessen, weil sich

das Oberhaus widersetzte. In Frankreich erklärte die Nationalversammlung unter dem härtesten Widerstande der Pflanzer durch ein Dekret von 1790 die völlige Freiheit der Sklaven in den franz. Kolonien und führte durch diesen unvorbereiteten Akt die Katastrophe auf Santo-Domingo (s. Haïti) herbei. Dennoch machte Wilberforce 1796 im Unterhause abermals den Vorschlag, den Negerhandel mit dem 1. März 1798 gänzlich aufzuheben. Der Widerstand war zwar diesmal weniger heftig, allein auch die Freunde der Neger vereinigten sich dahin, die tiefeingreifende Reform bis auf ruhigere Zeit zu verschieben. Das African-Institution schlug jetzt einen neuen Weg ein, indem es zu Sierra Leone (s. d.) die erste Niederlassung gründete, die die Gesittung und Gewöhnung der Neger zu Feldbau und Gewerben bezweckte.

Nachdem Fox 1806 die Sklavenfrage wieder vor das Parlament gebracht, gelang es endlich den von der öffentlichen Meinung unterstützten Ministern, in der Sitzung von 1807 bei beiden Häusern den Abolition Act of Slavery durchzusetzen, wonach der brit. Negerhandel mit dem 1. Jan. 1808 aufhören mußte. Die Freistaaten Südamerikas erklärten schon mit ihrer Losreißung von Spanien die S. überhaupt für aufgehoben. In Frankreich jedoch ließ Bonaparte im Angesicht der Ereignisse auf Haïti die Negersklaverei in den Kolonien gesetzlich wieder einführen. Erst mit dem Frieden von 1814 vermochte die brit. Regierung die Mächte zu dem Versprechen eines Zusammenwirkens in der Unterdrückung des Negerhandels zu bewegen. Im J. 1815 verboten die Staaten am La-Plata den Negerhandel. In den Vereinigten Staaten passierte der Versuch, den Sklavenhandel mit dem Tode zu bestrafen, 1819 zwar das Repräsentantenhaus, stieß aber im Senat auf Widerspruch und wurde also nicht Gesetz. Infolge von Unterhandlungen, die 1816 zu London mit Österreich, Preußen, Rußland und Frankreich stattfanden, entschloß sich letzteres, den Negerhandel aufzugeben und zu den gemeinsamen Maßregeln mitzuwirken. Dänemark hatte diesen Handel schon 1803 verboten und bekräftigte seinen Entschluß im Kieler Frieden von 1814. Schweden schloß 1813 schon mit England einen Vertrag zur Unterdrückung des Negerhandels, dem 1814 die Niederlande im Frieden zu Gent beitraten. Spanien und Portugal mußten 1814 im Frieden zu Wien dem Sklavenhandel nördlich der Linie entsagen. Spanien gab hierauf 1817 gegen die Entschädigung von 400000 Pfd. St. den Sklavenhandel gänzlich auf; Portugal folgte 1823 für die Summe von 300000 Pfd. St. Brasilien behielt 1820 die Sklavenzufuhr für einige Häfen offen und schaffte dann den Handel durch Verträge von 1826 und 1830 ab. Zugleich sollten sämtliche verbundene Mächte gegenseitig auf des Sklavenhandels verdächtigen Schiffen ein Durchsuchungsrecht üben. Doch Frankreich und die Vereinigten Staaten wiesen die unter Umständen gefährliche Maßregel entschieden zurück. Seit 1819 bildete sich in England eine Gesellschaft zur Kolonisierung von Negern in Afrika. Der Verein kaufte die Insel Sherbro an der Sierra Leoneküste und brachte 1820 eine Menge Neger aus den Kolonien dahin, die jedoch gegen die Eingeborenen nicht aufkommen konnten. Im J. 1821 stifteten die Nordamerikaner auf dem Kap Mesurado eine Kolonie von freigelassenen Negern, die 1823 den Namen Liberia (s. d.) annahm und mehr auf die Lahmlegung der abolitionistischen Bestrebungen in der Union gerichtet war. Da der Negerhandel trotz aller Verträge insgeheim von Portugiesen, Spaniern und Franzosen (bis 1830) fortgesetzt wurde, stellte die brit. Regierung, die der Übereinkunft gemäß die Seepolizei üben sollte, schon seit 1816 an der Küste von Sierra Leone Kreuzer auf, die auf die Sklavenschiffe Jagd machen mußten. Doch fruchtete diese Maßregel nur wenig, denn die Schiffe konnten nur vor gemischte Kommissionen gestellt werden, wodurch die Verurteilung meist hintertrieben wurde.

Die Sklaven in den brit. Kolonien waren seit 1784 unter ein Gesetz gestellt worden, welches unter anderm die grausame Behandlung verbot, die Ermordung der Sklaven mit Todesstrafe belegte und die Züchtigung der Neger einschränkte. Bald hatte man indessen diese Reform vergessen. Buxton lenkte deshalb 1823 die Aufmerksamkeit des Parlaments auf die Lage der Sklaven, und es kamen nun neue Reformen zu Stande. Man sorgte für die Erziehung der Neger, legitimierte ihre Ehen, verbot die Trennung ihrer Familien, gewährte dem Sklaven das Recht des Freikaufs aus dem Nebenverdienst und beschränkte mehrfach die Willkür der Herren. Im März 1824 ließ Canning den Sklavenhandel für Straßenraub erklären und 1831 gab die Regierung alle brit. Kronsklaven ohne Entgelt frei. Im J. 1831 kam mit Frankreich ein Vertrag zu Stande, nach welchem sich beide Mächte das Durchsuchungsrecht verdächtiger Schiffe gestatteten. In der Parlamentssitzung von 1833 wagte endlich die brit. Regierung, unterstützt von der öffentlichen Meinung, die letzte Hand an die Beseitigung der S. zu legen. Lord Stanley brachte 14. Mai im Parlament einen Gesetzentwurf ein, der die Emancipation aller brit. Sklaven vom 1. Aug. 1834 beantragte. Doch sollte jeder Sklave ein Art Lehrzeit bestehen, die für die Haussklaven bis zum 1. Aug. 1838, für die Feldsklaven bis 1840 dauern sollte. Den Pflanzern wurde die Summe von 20 Mill. Pfd. St. als Entschädigung aus Staatsmitteln bewilligt. Die Bill ging schließlich in beiden Häusern durch und wurde 28. Aug. 1833 vom Könige bestätigt. Die Neger hatten indessen auf völlige Freiheit gehofft, und das Verhältnis zwischen ihnen und ihren Herren ward mit der neuen Einrichtung so schwierig, daß den Sklavenhaltern selbst das Institut der Lehrzeit sehr bald als Mißgriff erschien. Am 1. Aug. 1838 erfolgte deshalb die gänzliche Freilassung sämtlicher Sklaven in den brit. Kolonien, die überall in größter Ordnung vor sich ging. Die Zahl der Befreiten belief sich auf 639000, wovon allein 322000 auf Jamaika kamen. Die Emancipation der Sklaven lähmte allerdings einige Jahre die brit. Kolonien; allein der Raubbau, den die Plantagenaufseher während der Abwesenheit der Herren (absentism) getrieben hatten, trug mehr zu der nach 1838 eintretenden Krisis und den massenhaften Bankrotten bei als die Emancipation selbst. Um die westind. Pflanzer mit Arbeitern zu versorgen, führte man später Kulis aus Ostindien ein und machte aus den im Sklavenhandel weggenommenen Negern Tagelöhner. Diese mußten jedoch mit den Pflanzern einen harten Kontrakt auf 14 Jahre schließen, wodurch die S. gewissermaßen wieder eingeführt worden ist.

In Frankreich geschah seit dem Verluste von Santo-Domingo für die Abschaffung der S. in den Kolonien ernstlich nichts und zur Milderung des Loses der Neger sehr wenig. Ein Gesetz vom 21. April 1834 schaffte endlich das alte blutige Gesetzbuch Ludwigs XIV., den »Code noir«, ab. Andere Maßregeln, welche die Pflege, die Disciplin, die Arbeitszeit, den Unterricht, die Ehen, den Loskauf u. s. w. der Sklaven regelten, milderten zwar die Lage derselben, konnten aber das Institut der S. nicht erschüttern. Namentlich hintertrieb die Aussicht auf eine Entschädigungssumme von 12 Mill. Frs. an die Pflanzer wiederholt die Abschaffung der S. Erst in der Revolution von 1848 wurden plötzlich die Sklaven in allen franz. Kolonien für frei erklärt und ihnen die vollen Rechte der Weißen gegeben. Die Zahl der Befreiten betrug etwa 250—300000 Köpfe. Die Pflanzer gerieten durch diese unvorbereitete Veränderung in große Not, da die befreiten Neger anfangs selbst um hohen Lohn nicht arbeiten wollten. Produktion und Handel gerieten in größten Verfall. Die Zuckerernten in Westindien erreichten kaum ein Viertel der frühern; viele Pflanzer verarmten und sahen sich von den zügellos herumschweifenden Negern bedroht. Erst allmählich, besonders seit 1850 gelang es, die Ordnung und damit eine freie Arbeitsthätigkeit herzustellen. Ein im Mai 1854 publizierter Senatsbeschluß sprach den Grundsatz aus, daß die S. in den franz. Kolonien nie wiederhergestellt werden kann.

Am verhängnisvollsten gestaltete sich die Sklavenfrage für die Vereinigten Staaten von Amerika. Das Institut war den brit.-nordamerik. Kolonien vom Mutterlande anfangs gegen den Protest der Kolonisten aufgedrungen worden, befestigte sich aber allmählich unter dem Einfluß polit. und ökonomischer Verhältnisse. Seit der Unabhängigkeit der Union schafften die nördl. Staaten, deren wirtschaftliche Verhältnisse die freie Arbeit begünstigten, die S. nach und nach ab oder nahmen sie gar nicht auf. Dagegen erstarkte dieselbe in den Südstaaten, namentlich durch den ungeheuern Aufschwung, welchen der Baumwollbau infolge der von Whitney 1793 erfundenen Cotton-Gin-Maschine nahm. Vor ihm traten Tabak-, Reis- und Zuckerbau in die zweite und dritte Linie. Das Interesse der Sklavenhalter an dem Bestande und der möglichsten Ausdehnung der S. wuchs mit der Bedeutung der Baumwolle als größtem amerik. Stapelartikel im Weltmarkt, mit der Baumwolle aber wurde die S. bis zum Ausbruch des letzten Bürgerkriegs zum bestimmenden Faktor der amerik. Politik. Die Zahl der Sklavenbevölkerung in den Südstaaten, welche 1790 nur 697879 Köpfe betrug, war 1860 bis auf 3949557 Köpfe gewachsen. Der Gegensatz zwischen der freien Arbeit des Nordens und der Sklavenarbeit des Südens, welche sich beide auszudehnen und einander Boden abzugewinnen suchten, nahm aus diesen Gründen eine polit. Färbung an und gestaltete sich zu einem immer heftiger werdenden Kampfe um die Suprematie in der Union. Während der Norden die S. in ihre bisherigen Grenzen einschränken wollte, strebte der Süden, dieselbe zu nationalisieren und neue Gebiete für dieselbe zu erwerben. Namentlich entbrannte der Hader stets mit drohender Heftigkeit, wenn der Eintritt eines neuen Gebietes als selbständiger Staat in die Union stattfinden sollte, indem es sich hierbei um die den Unionsgewalten zustehende Entscheidung handelte, ob dem neuen Staate die Erlaubnis zum Sklavenhalten zu geben sei. Schon 1820, bei Eintritt des Missourigebietes, kam unter heftigen Reibungen das sog. Missouri-Kompromiß zu Stande, wonach in den Gebieten nördlich vom 36.° die S. für immer ausgeschlossen sein sollte.

Auf nationalökonomischem Gebiete traten die Sklavenhalter für den Freihandel, als die durch ihre Produktionsverhältnisse gebotene Handelspolitik, ein, die Industriellen des Nordens dagegen verlangten zu ihrem Schutze hohe Zölle, oder wenigstens höhere, als der Süden bewilligen wollte. Südcarolina, unter Führung Calhouns, »nullifizierte« die Tarifgesetze und fand die energische Unterstützung des ganzen Südens, sodaß fortan länger als 30 Jahre freihändlerische Grundsätze im Zolltarif überwogen. Indessen hatte die Sklavenhaltermacht sich auch auf dem Gebiete der nationalen Politik immer mehr Geltung zu verschaffen gewußt. So vereitelte sie 1825 den Kongreß von Panama, welcher einen Bund sämtlicher amerik. Staaten gründen sollte, weil sie sich an dem Geiste allgemeiner Emancipation in den mittel- und südamerik. Staaten stieß; so verweigerte sie die Anerkennung der Negerrepublik Haïti, weil diese die inländischen Sklaven zur Nacheiferung veranlassen könne. Dieses wachsende Übergewicht des Südens fand seinen naturgemäßen Gegendruck in den Abolitionistengesellschaften des Nordens unter Tappan und Follen, Garrison und Philipps, welche übrigens jede Beteiligung an der Politik verschmähten und sich in ihrem Wirken für sofortige und unentgeltliche Aufhebung der S. lediglich auf Propaganda durch Wort, Schrift und That beschränkten, weil sie die Konstitution als Pakt mit den Sklavenhaltern nicht anerkannten. Die Kluft wurde jetzt mit jedem Jahre größer. Zwar gelang es dem Süden nicht, die Abolitionisten zu unterdrücken, allein die wichtigsten Grundrechte des Volks, wie Beförderung von Schriftstücken durch die Post, Petitions- und Rederecht wurden erheblich beschränkt. Von viel größerer Tragweite war aber die Aufnahme von Texas als Sklavenstaat in die Union (1845). Die Erbitterung wurde dadurch wieder genährt, daß die unbestimmten Grenzen des neu annektierten Staates die Veranlassung zum Kriege mit Mexiko gaben, in welchem neue weite Gebiete erworben wurden, welche der Süden gleichfalls der S. geöffnet zu sehen verlangte. Schon vor Beendigung des Kriegs hatte der Abgeordnete Wilmot von Pennsylvanien 1847 einen Antrag gestellt, das sog. Wilmot-Proviso, welches überhaupt die Zulassung der S. bei neuen Staatenbildungen verbieten wollte. Der Senat verwarf dieses Proviso, aber dasselbe blieb fortan das Stichwort der sog. Freesoil- (Freiboden-) Partei. Als Californien 1850, während es seinen Eintritt in die Union betrieb, die S. von seinen Grenzen ausschloß, drohte der aufs neue entbrennende Streit zum Bruch zu führen, bis er endlich, namentlich infolge von Clays Vermittelung, durch das sog. Kompromiß von 1850 beigelegt wurde. Die wesentlichen Bedingungen desselben, soweit sie die S. betreffen, waren folgende: Grenzregulierung von Texas im Sinne des Südens nebst Übernahme von 10 Mill. Doll. der texanischen Schuld, wogegen Texas seine angeblichen

Ansprüche auf die Vereinigten Staaten aufgibt, und event. Teilung desselben in vier Sklavenstaaten, Errichtung von Territorialregierungen für Neumexiko und Utah, die ihrerzeit mit oder ohne S. aufgenommen werden sollen, verschärftes Gesetz für Einfangung flüchtiger Sklaven und deren Auslieferung durch Bundesbeamte, Aufnahme von Californien mit seiner die S. ausschließenden Verfassung, endlich aber Unterdrückung des Sklavenmarktes in der Bundeshauptstadt. Am gehässigsten war das Gesetz gegen flüchtige Sklaven. Viele nördl. Staaten bestritten seine Verfassungsmäßigkeit und erließen für sich sog. Personal liberty laws, welche die Auslieferung flüchtiger Sklaven verboten. Als endlich 1854 die Territorien Nebraska und Kansas organisiert werden sollten, welche größtenteils nördlich vom 36. Breitengrade liegen, setzte die Sklavenpartei (unter Führung des Senators Douglas) die sog. Nebraska-Bill durch, welche das Missouri-Kompromiß aufhob und den Ansiedlern aller neuen Territorien freistellte, ob sie S. einführen wollten oder nicht (Squatter-sovereignty). Mehrjährige blutige Kämpfe der Sklavenhalter und Freibodenleute um den Besitz von Kansas waren die Folgen davon. Doch trat Kansas endlich (1861) als Freistaat ein. Diese Nebraska-Bill war die nächste Veranlassung zur Gründung der sog. Republikanischen Partei, welche den Ausschluß der S. aus allen Territorien und Einschränkung derselben auf ihre bisherigen Grenzen als Grundsatz ihrer Nationalpolitik aufstellte. Der endliche Sieg dieser Freibodenpartei in der Präsidentenwahl von 1860 durch die Wahl Lincolns führte zum offenen Aufstande von elf südl. Sklavenstaaten, die ihre Lostrennung (Secession) von der Union und Gründung einer selbständigen Republik auf Basis der Negersklaverei proklamierten.

In dem darauffolgenden vierjährigen Bürgerkriege (1861—65) zauderte die republikanische Bundesregierung noch längere Zeit, die Existenz der S. selbst anzugreifen. Sie kämpfte anfangs nur für territoriale Wiederherstellung der ganzen Union, unbeschadet der Rechte der Sklavenhalter innerhalb der secedierten Staaten. Aber bald sah sie sich durch die Kriegsnotwendigkeit gezwungen, weiter zu gehen. Zuerst behielt sie (Okt. 1861) alle Negersklaven, welche von den Secessionisten entflohen und Schutz suchend zu der Bundesarmee kamen, und benutzte dieselben als Arbeiter. Später bewaffnete sie solche Negerflüchtlinge und reihte sie in die Bundesarmee ein. Sodann hob sie 23. Juni 1864 das Fugitive slave law auf. Endlich erließ Präsident Lincoln 22. Sept. 1862 seine Emancipations-Proklamation, durch welche er sämtliche Sklaven in allen insurgierten Staaten vom 1. Jan. 1863 an für frei erklärte. Gegen Ende des Kriegs erließ der Kongreß ein Amendement zur Konstitution der Vereinigten Staaten, welches die S. in der ganzen Republik für immer aufhob, und welches nach erfolgter Ratifikation durch das Volk dem Grundgesetze der Republik einverleibt wurde. Die 1865 erfolgte vollständige Niederlage der Secession brachte diese Dekrete im ganzen Lande zur thatsächlichen Geltung und machte die Republik endlich zu einem wirklichen Freistaate. Seitdem ließ es sich der Kongreß angelegen sein, die nominelle Emancipation durch wirksame Gesetze praktisch zu vervollständigen und ihr einen vollen Inhalt zu geben. Es geschah dies zunächst durch die Freedmen's-Bureau-Bill, welche die Freigelassenen und ihre erworbenen Rechte unter den speziellen Schutz von Bundesbeamten stellt; ferner durch die Civil-Rights-Bill, welche die Freigelassenen zu Bürgern der Vereinigten Staaten macht und ihnen alle bürgerlichen Rechte erteilt; sodann durch die Rekonstruktions-Bill, welche allen Negern in den ehemaligen rebellischen Staaten auch alle polit. Rechte (Stimmrecht und Wählbarkeit) garantiert. Diese Ausführungsgesetze zur Emancipation stießen aber auf heftigen Widerstand von seiten des Präsidenten Johnson, der mit Hilfe der sog. demokratischen Partei deren Vollzug zu vereiteln und die Emancipation auf eine bloß nominelle zurückzuführen suchte, indessen schließlich der geschlossenen Opposition des Kongresses unterlag und im Mai 1868 nur mit Mühe der Absetzung (Impeachment-Prozeß) entging. Diese verschiedenen Maßregeln bilden jetzt als 13. Amendement, veröffentlicht (nach der gesetzlich erforderlichen Genehmigung durch wenigstens drei Viertel der Bundesstaaten) 18. Dez. 1865, als 14. Amendement, veröffentlicht 2. März 1867, und als 15. Amendement, veröffentlicht 30. März 1870, einen integrierenden Teil der Landesverfassung.

Die Aufhebung der S. in den Vereinigten Staaten hat auch für alle andern Länder Amerikas, wo S. noch bestand, wichtige Folgen gehabt. Brasilien hatte zwar noch die Sklaveneinfuhr verboten, indessen entschied es sich erst nach langem Bedenken und Schwankungen 1871 für eine allmähliche Abschaffung der S. Während die seit Annahme des Gesetzes vom 27. Sept. 1871 geborenen Kinder also unbedingt frei sind, erlangen die damals vorhandenen Sklaven nur unter gewissen Bedingungen und in einem bestimmten Alter ihre Freiheit. Dänemark, Schweden und die Niederlande haben die S. auf ihren westind. Kolonien in neuerer Zeit gänzlich abgeschafft. Spanien that 1873 dasselbe in und für Portorico. Auf der span. Insel Cuba hatte die S. noch lange einen starken Halt. Die Insel zählte 1861 603046 Sklaven und freie Farbige. Obwohl die Sklaveneinfuhr aus Afrika durch Verträge der span. Regierung mit andern Mächten längst verboten war, so wurde dieselbe doch in sehr starkem Maße fortgesetzt, solange die Kreuzer der Vereinigten Staaten nicht ernstlich geneigt waren, den cubanischen Sklavenschiffen Hindernisse in den Weg zu legen. Erst durch das Gesetz vom 8. Mai 1880 wurde die S. in Cuba gänzlich aufgehoben. Infolge der Ereignisse in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Brasilien hat der überseeische Sklavenhandel fast ganz aufgehört, da der Hauptexport der Sklaven aus Afrika nach Amerika ging. Nur mohammed. Händler Ostafrikas führen jährlich noch ungefähr 50000 nach asiat. Ländern. Livingstone berechnet, daß von 350000 im Innern Afrikas eingefangenen Sklaven höchstens 80000 die Küste erreichen. Der 1873 von der engl. Regierung ausgesandte Sir Bartle Frere hat viel für die Einschränkung und allmähliche Einstellung des Sklavenhandels an der Südostküste gethan, und ebenso hat der engl. Reisende Sir Samuel Baker als Statthalter und Feldherr des Vizekönigs von Ägypten den Sklavenhandel im nordöstl. Afrika bedeutend eingeengt. In Madagaskar setzte England 1877 die Abschaffung der S. durch.

Litteratur. Clarkson, «Essay on slavery and commerce of human species» (Lond. 1786); Burton,

»Der afrik. Sklavenhandel und seine Abhilfe« (deutsch von Julius, Lpz. 1841); Hüne, »Darstellung aller Veränderungen des Negerhandels« (Gött. 1820); F. L. Olmsted, »A journey in the Seaboard Slave States«, »A journey through Texas« und »A journey in the Back Country« (3 Bde., Neuyork 1856—61; das bedeutendste Werk in engl. Sprache über die S.); Kapp, »Geschichte der S. in den Vereinigten Staaten« (Hamb. 1861); Wilson, »History of the rise and fall of the slave power in America« (2 Bde., Boston 1872).

Sklerenchym nennt man in der botan. Histiologie ein Gewebe, welches aus kurzen, stark verdickten Zellen zusammengesetzt ist und sich am häufigsten in harten Samenschalen oder Fruchthüllen vorfindet, wo es offenbar durch seine Festigkeit einen vorteilhaften Schutz für die zartern Gewebe des Embryos bildet. Auch in Stamm- und Blattorganen findet sich oft an gewissen Stellen, z. B. in den harten Rindenpartien vieler Holzgewächse reichlich S. vor. Die in manchen fleischigen Früchten, z. B. in einigen Birnensorten vorkommenden steinchenartigen Gebilde bestehen gleichfalls aus S.

Sklero... (vom griech. σκληρός), trocken, hart, fest, rauh, s. auch Sclero... rc.

Sklerodermie (grch.), die Verhärtung der Haut.

Sklerōse (grch.), die krankhafte Verhärtung seines Organs.

Sklerotium nennt man in der Botanik einen knollenartigen Körper, der aus dicht verflochtenen Pilzhyphen besteht und in der Regel ziemlich hart ist. Derartige Gebilde kommen in den verschiedensten Pilzfamilien vor und sind wohl stets als Ruhezustände der betreffenden Pilzformen anzusehen; sie enthalten eine große Menge Reservestoffe und können, unter geeignete Bedingungen gebracht, sich weiter entwickeln, sowie sporentragende Generationen erzeugen. Die bekannteste Sklerotiumform ist die des Mutterkorns (Claviceps purpurea, vgl. Tafel: Pflanzenkrankheiten, Fig. 4, und den Artikel Mutterkorn). Von manchen S. kennt man die weitern Entwickelungsstadien noch nicht und es wird deshalb für diese die Bezeichnung S. provisorisch als Gattungsname benutzt.

Skobelew (Michael Dmitriewitsch), russ. General der Infanterie, geb. 1843, trat 1861 als Unteroffizier in das Regiment Chevaliers gardes und wurde als Kornett 1863 in das Grodno-Husarenregiment versetzt, zeichnete sich mehrfach in den Kämpfen gegen die poln. Aufständischen aus, wurde 1866 zur Generalstabsakademie einberufen und erregte dort durch seine hervorragende Befähigung Aufsehen. S. wurde in den Generalstab versetzt und auf seinen Antrag nach Turkestan gesendet. Er diente dort 1869 zuerst in Samarkand, später unter Stoljetow bei den in der Turkmenensteppe verwendeten kaukas. Truppen, kehrte dann auf kurze Zeit nach Petersburg zurück, wurde 1872 Hauptmann und übernahm wenige Monate danach die Führung eines Bataillons des 74. Infanterieregiments. Im J. 1873 nahm S. am Feldzuge gegen Chiwa in der Kolonne des Obersten Lomakin teil und zeichnete sich als Führer der Vorhut hervorragend aus, wurde Flügeladjutant, führte 1875 in Khokand die Reiterei in der Schlacht bei Machram und verfolgte den Chan nach Einnahme der Hauptstadt, bis derselbe sich ihm ergab. S. wurde hierauf 1876 Militärgouverneur der neuen Provinz Ferghana und zugleich Generalmajor, nahm am Kriege gegen die Türkei 1877 zunächst ohne Kommando im Stabe seines Vaters teil und trat erst in der zweiten Schlacht bei Plewna 18. Juli selbständig auf; er deckte den Rückzug der erschöpften Truppen. Weiterhin zeichnete er sich bei Lowtscha, an den »Grünen Bergen«, bei Imetli und Scheinowo aus, wurde Generallieutenant und nach dem Friedensschluß kommandierender General des 4. Armeekorps in Minsk, sowie 30. Aug. 1878 Generaladjutant des Kaisers. Im J. 1880 erhielt S. den Oberbefehl gegen die Tekke-Turkmenen und unterwarf diese nach der Einnahme von der Geok Tepe 12. Jan. 1881 der russ. Herrschaft, wurde darauf General der Infanterie und kehrte nach Minsk zurück. Er wirkte viel für die kriegsgemäße Ausbildung der Truppen, war bei seinen Untergebenen sehr beliebt und ein Mann von rücksichtsloser Entschlossenheit, der indessen seine Pläne mit großer Sorgfalt entwarf und vorbereitete. Er starb plötzlich zu Moskau 6. Juli 1882, nachdem er wenige Monate vorher durch seine deutschfeindlichen Reden Aufsehen erregt hatte. Vgl. »S. Ein Zeitbild von H. M.« (Großenh. 1882); Nowikow, »Scobeleff and the Slavonic cause« (Lond. 1883).

Skoda (Jos.), der Begründer der neuen deutschen diagnostischen Schule in der Medizin, geb. 10. Dez. 1805 zu Pilsen in Böhmen, studierte seit Herbst 1825 Medizin zu Wien, wo er auch 1831 zum Doktor promoviert wurde. Darauf übernahm er die Stelle eines Cholerabezirksarztes in Böhmen und ward 1833 Sekundärarzt am Allgemeinen Krankenhause zu Wien, wo er durch Joseph Heine und Gutbrod den Gebrauch des Stethoskops erlernte und in stetem wissenschaftlichen Verkehr mit Rokitansky und Kolletschka die pathol. Anatomie und die Anwendung der Perkussion und Auskultation auf Erkenntnis der pathol.-anatom. Zustände studierte. Seit 1835 begann er über diese Fächer praktische Übungen (sog. Kurse) am Krankenbett zu erteilen. Im März 1840 erhielt er die Stelle als ordinierender Arzt auf der neugeschaffenen Abteilung für Brustkranke, wurde 1841 Primärarzt und 1846 Professor der Klinik, 1848 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien. Er starb daselbst 13. Juni 1881. S.s Bedeutung in der Medizin ist eine wissenschaftliche und praktische. In ersterer Hinsicht stellte er bei seinen Untersuchungen (zunächst über Brustkrankheiten) das Prinzip an die Spitze, daß die am Kranken beobachteten (physikalischen) Zeichen zunächst nur bestimmte physik. Zustände in dessen Organismus anzeigen und erkennbar machen, worauf es dann Sache des rationellen Arztes sei, besonders mit Hilfe der pathol.-anatom. Erfahrungen, durch Schlußfolgerungen die wirklich vorhandenen innern Krankheiten zu erraten. In der Durchführung dieses Grundsatzes trat S.s »Abhandlung über Auskultation und Perkussion« (Wien 1839; 6. Aufl. 1864) den bis dahin allgemein und auch in Deutschland geltenden Lehren der franz. diagnostischen Schule (von Laennec, Corvisart, Piorry u. s. w.) entgegen, von welcher die physik., am Kranken ermittelten Symptome sofort als Zeichen eines bestimmten Krankheitsprozesses gedeutet werden.

Skodra (Scodra), im Altertum Skutari (s. d.).

Skokloster, prachtvolles schwed. Schloß, mit großartigen Kunstsammlungen, Bibliothek, Archiv und Arsenal, den Grafen Brahe gehörig, liegt am Mälarsee zwischen Stockholm und Upsala. S.

ward aus den im Dreißigjährigen Kriege erbeuteten Schätzen von Karl Gustav Wrangel (s. d.) erbaut. Im Mittelalter war hier ein Cistercienserkloster.

Skolecit (von σκώληξ, Wurm, wegen des Aufkrümmens vor dem Lötrohr), ein in monoklinen kurzen oder langen Säulen und Nadeln krystallisierendes farbloses oder licht gefärbtes glasglänzendes Mineral aus der Zeolithgruppe, welches meist ausgezeichnete polare Thermoelektricität zeigt und von Salzsäure vollkommen zersetzt wird; die chem. Analyse führt auf die Formel $CaAl_2Si_3O_{10} + 3H_2O$, mit der prozentarischen Zusammensetzung aus 45,9 Kieselsäure, 26,1 Thonerde, 14,3 Kalk, 13,7 Wasser. Die Hauptheimat der oft radialstängelig oder faserig gruppierten Krystalle sind die Blasenräume basaltischer Gesteine (Auvergne, Staffa, Berufjord und Eskifjord in Island und andern Orten). Gewisse Vorkommnisse von S. (von derselben chem. Zusammensetzung) haben sich als dem triklinen Krystallsystem angehörig ergeben, so die über der Fellinenalp hinter dem Bristenstock, die aus dem Etzlithal in der Schweiz.

Skolex (grch.), der Kopf des Bandwurms.

Skolien (grch. Skolion, Plur. Skolia, wörtlich nach einigen «Zickzacklied», d. h. ein in herüber- und hinüberspringender Reihenfolge vorgetragenes Lied) hießen bei den Griechen kurze, oft nur aus einer Strophe bestehende Lieder mannigfachen Inhalts, welche beim Trinkgelage nach der Mahlzeit gesungen wurden; der Singende hielt dabei wohl einen Myrtenzweig, den er dann irgend einem andern der Anwesenden übergab als Zeichen, daß die Reihe des Singens an diesem sei. Als Erfinder der S. wird Terpander von Lesbos genannt; er hat wohl dem ursprünglich rein volksmäßigen Trink- oder Tischliede eine bestimmte musikalische und poetische Kunstform gegeben. Nach ihm sind die Lieder vieler namhafter Dichter als S. echt volkstümlich geworden. Manche S. bezogen sich auf histor. Ereignisse, wie mehrere erhaltene auf Harmodios und Aristogeiton, die Mörder des Pisistratiden Hipparch, andere waren religiösen, viele lehrhaften und gnomischen Inhalts. Die erhaltenen Stücke sind gesammelt von Ilgen, «Scolia sive carmina convivalia Graecorum» (Jena 1798), in Schneidewins «Delectus poesis Graecorum» (Gött. 1839) und in Bergks «Poetae lyrici graeci» (4. Aufl., Bd. 3, Lpz. 1882).

Skoliose, die häufigste der Wirbelsäulenverkrümmungen, s. Schiefwerden, Wirbelsäule.

Skolopender, s. Tausendfüße.

Skoloten, s. unter Skythen.

Skontrieren, Skontrierung, s. Scontrieren.

Skopas, berühmter griech. Bildhauer, geb. auf der Insel Paros um 400 v. Chr., war wahrscheinlich ein Sohn des nicht unbedeutenden Erzbildners Aristandros. Zuerst war S. im Peloponnes thätig, wo er teils durch eine Anzahl statuarischer Werke, teils durch die Leitung des Baues des Tempels der Athena Alea in Tegea in Arkadien, eines der bedeutendsten Heiligtümer der ganzen Halbinsel, seinen Ruhm begründete. Etwa 380 v. Chr. siedelte er dann nach Athen über, wo er eine bedeutende Thätigkeit hauptsächlich als Bildner von Marmorstatuen jugendlicher Gottheiten entfaltete und den Stil einer jüngern attischen Bildnerschule ausprägte, welche mit anmutiger Schönheit und einer gewissen Vorliebe für das Sinnlich-Reizende die höchste Lebendigkeit und Beweglichkeit und eine große Kunst der Darstellung der äußern Erscheinungen der Seelenbewegungen, von leiser Wehmut und zartem Liebesverlangen bis zum tiefsten Schmerz und schwärmerischer Begeisterung, verbindet. Bereits in höherm Alter wurde S. mit einigen jüngern Kunstgenossen von der Artemisia, der Witwe des karischen Dynasten Mausollos, nach Halikarnaß berufen, um den plastischen Schmuck des berühmten Mausoleums (s. d.) auszuführen. S. arbeitete dabei die Skulpturen der Ostseite, fand aber auch noch Zeit, für verschiedene Städte Kleinasiens statuarische Werke, zum Teil von bedeutendem Umfang (wie z. B. eine sehr figurenreiche, berühmte Gruppe von Meergottheiten) anzufertigen. Wahrscheinlich hat er damals auch die bekannte Niobegruppe für einen kleinasiat. Apollontempel gearbeitet. Schon die alten Kunsthistoriker schwankten jedoch in Beziehung auf die Urheberschaft dieses Werks zwischen S. und Praxiteles (s. d.). Vgl. Urlichs, «S.' Leben und Werke» (Greifsw. 1863).

Skopelos, alt Peparethos, griech. Insel im Norden Euböas, die sich in einer Länge von etwa 20 km von Nordost nach Südwest hin lagert, 85 qkm groß, mit (1879) 4937 E., bildet mit einigen andern Inseln die Eparchie S. im Nomos Euböa. Die jetzige Hauptstadt der ganzen Eparchie S. liegt an einer Meeresbucht im Südosten; im Altertum trug die Insel drei Städte.

Skopia (Skoplja), s. Uskjub.

Skopin, Kreisstadt im russ. Gouvernement Rjasan, Station der Eisenbahn Wjasma-Riask, mit (1883) 10262 E., die bedeutenden Handel mit landwirtschaftlichen Produkten, namentlich mit Getreide, Viehherden, Rindfleisch, Schweinefleisch, Butter, Obst und Gemüse treiben und Fabriken für Eisenwaren, namentlich Nägel, ferner für Leder, Seife u. s. w. unterhalten.

Skopzen (russ. Skopcy, Einzahl: Skopec, Verschnittener, Castrat), abenteuerliche russ. Sekte, welche, im Gegensatz zur griech.-orthodoxen Kirche, fest auf dem Boden der Bibel zu stehen glaubt und, gestützt auf Bibelstellen, die Verstümmelung des Körpers, insbesondere behufs Abtötung des Geschlechtstriebes die Castrierung und das Abschneiden der weiblichen Brüste, für den einzigen Weg, ins Himmelreich zu gelangen, hält. Der gesamte Glaube der S. konzentriert sich auf die Person des Semen Seliwanow, eines Bauern im Gouvernement Orel zu Beginn der Regierungszeit Katharinas II., den sie für identisch mit dem verstümmelten Kaiser Peter III. halten und in welchem sie den Messias sehen. Er habe das Dogma der Verschneidung, die sie «die Taufe durch Feuer» nennen, gepredigt, sei nach Sibirien verbannt, unter Alexander I. wieder zurückgerufen, dann abermals nach Susdal geschickt worden, wo er sich noch befinde. Doch werde er bald an der Spitze einer zahllosen Skopzenschar aus Sibirien kommen, seinen Thron in Petersburg errichten und das Weltgericht abhalten, worauf die ganze Menschheit, durch die Verschneidung geheiligt, ein ewiges glückliches Leben führen werde. Die Aufnahme in den Bund erfolgt in feierlicher Weise, und die Verschneidung kann vor oder nach der Aufnahme stattfinden. Als heilige Plätze gelten das Dorf Sosnowka und die Stadt Morschansk im Gouvernement Tambow. Wie alle Sekten wurden auch die S. unter Nikolaus hart verfolgt, und breiteten sich dadurch auch in die Moldau und Walachei aus. Doch wußten

sie ihr Treiben sehr geheim zu halten und namentlich vor den Augen der Regierung zu verbergen, die erst 1869 durch den Prozeß gegen den Kaufmann Plotizyn (gest. im Dez. 1872) in Tambow, der den dortigen Polizeimeister in einer Angelegenheit der S. hatte bestechen wollen, Kenntnis von ihrer Gefährlichkeit, ihrem Reichtum und ihrer Verbreitung erlangte, und nun strenge Maßregeln gegen die Häupter derselben ergriff. Merkwürdigerweise gehören zu der S. viele reiche Kaufleute, unter andern eine beträchtliche Anzahl der Geldwechsler in Petersburg. Vgl. Nadeshdin, «Forschungen über die Häresie der S.» (russ., Petersb. 1845); Pelikan, «Gerichtlich-mediz. Untersuchungen über das Skopzentum, deutsch von N. Iwanoff» (Gieß. 1876).

Skorbüt oder Scharbock nennt man eine auf einer krankhaften Blutmischung beruhende Ernährungskrankheit, welche sich durch zahlreiche Blutungen in die verschiedensten Gewebe und Organe des Körpers kundgibt. Die Krankheit kommt bei Seeleuten (Seeskorbut), aber auch bei Landbewohnern (Landskorbut) vor und beginnt mit großer Schwäche und Müdigkeit, namentlich großer Schwere der Beine, tief gedrückter Stimmung und großer Verzagtheit. Das Gesicht des Kranken verliert seine frische Farbe, wird bleich und schmutzig, die Lippen bläulich, die Augen sinken ein und bekommen blaue Ränder. Nach einigen Tagen oder Wochen schwillt das Zahnfleisch in der Umgebung der Zähne an, wird bläulich, aufgewulstet und blutet außerordentlich leicht. Ähnliche Blutergüsse treten dann in der Haut der Extremitäten und an Stellen auf, welche von mechan. Einflüssen getroffen werden, nicht selten bilden sich auch Blasen oder tiefe, schlaffe, leicht blutende Geschwüre. Die Flecken haben eine verschiedene Größe, sind anfangs schwarzbraun und werden später blau, grün, gelb. Auch in den tiefer gelegenen Geweben (Muskeln, Milz, Knochenhaut) erfolgen ähnliche Blutergüsse. Endlich kommen dazu Wassersuchten der Beine, des Herzbeutels und der Brusthöhle. Die Krankheit dauert meist sehr lange. Ein früher Tod tritt ein infolge der Wassersuchten und Darmblutungen, meist aber endet die Krankheit, wenn überhaupt, erst spät mit dem Tode durch Erschöpfung. Die Krankheit entwickelt sich auf langen Seereisen, wenn Kartoffeln, Gemüse und frisches Fleisch fehlen und die Mannschaft ausschließlich von Zwieback und gepökeltem Fleisch lebt, namentlich aber bei großer, vorzugsweise feuchter Kälte. Auf dem Lande zeigt sie sich dagegen bei solchen Individuen, die fast nur von Gemüse und Kartoffeln leben, oder die sich in kalten und feuchten Kellerwohnungen aufhalten. Auch entsteht die Krankheit infolge der Überfüllung und schlechten Ventilation in Kasernen, Strafanstalten u. s. w. Werden die Kranken den schädlichen Einflüssen entzogen, so fühlen sie sich meist sehr schnell wohl, wenn auch die wirkliche Genesung nur äußerst langsam erfolgt. Die Abkürzung der Seereisen, sowie die bessere Verproviantierung der Schiffe hat den S. in der neuern Zeit wesentlich gemindert. Bei Ausbruch der Krankheit ist für größte Reinlichkeit, warme Kleidung, frische Luft, passende und reichliche Kost (frisches Fleisch, frisches Gemüse und Salat, gutes Bier oder Branntwein mit Wasser, Wein) zu sorgen. Die frisch ausgepreßten Säfte von Brunnenkresse, Kohl, Senf, Rettich, Meerrettich, Löffelkraut leisten sehr gute Dienste. Auch ist der Genuß von säuerlichen Früchten und deren Säften (Citronen, Apfelsinen, Äpfel) von großem Vorteil. Gegen die skorbutische Zahnfleischaffektion empfehlen sich öftere Ausspülungen des Mundes mit einer Lösung von chlorsaurem Kali, sowie Betupfen der geschwürigen Stellen mit Myrrhentinktur oder Höllenstein.

Skorbutkraut ist Cochlearia officinalis.

Skorie, gleichbedeutend mit Schlacke.

Skorina (Franziskus), russ. Bibelübersetzer und Buchdrucker, geb. in Polozk, studierte in Krakau und wurde dort Doktor der Medizin. Zur Herausgabe einer Bibelübersetzung für die Weißrussen begab er sich nach Prag, stellte einen Text her auf Grund der altslaw. Übersetzung, berichtigt nach dem griech. und hebr. Text und besonders nach der Vulgata. Ob die ganze Bibel fertig geworden ist, ist nicht bekannt; bisher haben sich nur 16 Bücher gefunden, darunter aus dem Neuen Testament nur die Apostelgeschichte. Die Mehrzahl dieser Bücher druckte S. in Prag, 1517—19, später setzte er die Druckthätigkeit in Wilna fort, wo 1525 die Apostelgeschichte erschien. Diese Bücher, und noch einige andere aus den Pressen S.s stammende Kirchenbücher, darunter die «Akafisty» (Kirchengesänge), der «Psaltir-Časoslovec» (ohne Ort und Jahr), bilden nebst den Drucken von Sweipold Fiol (s. d.) die ältesten und seltensten russ. Inkunabeln. Außer in Petersburg und Moskau finden sich Exemplare von S.s Büchern in Kurnik (Posen), Lemberg, Munkacs (Ungarn), Prag.

Skorodit (von σκόροδον, Knoblauch, wegen der Arsendämpfe beim Schmelzen), ein in kleinen pyramidalen oder kurzsäulenförmigen Individuen des rhombischen Systems krystallisierendes Mineral von Glasglanz, lauchgrüner bis schwärzlichgrüner Farbe und dem spezifischen Gewicht 3,1 bis 3,2, in Salzsäure leicht löslich; chemisch ist es wasserhaltiges, neutrales, arsensaures Eisenoxyd, Formel: $Fe_2[AsO_4]_2 + 4H_2O$, entsprechend 34,6 Proz. Eisenoxyd, 49,8 Arsensäure, 15,6 Wasser. Man kennt es z. B. vom Graul bei Schwarzenberg in Sachsen, von Dernbach bei Montabaur in Nassau, Lölling in Kärnten, Chanteloube bei Limoges, aus Cornwall, von Beresowsk und Nertschinsk in Sibirien.

Skorpione bilden eine Familie der Spinnentiere oder Arachniden und zeichnen sich durch den sechsgliederigen, in seiner ganzen Breite der Kopfbrust angewachsenen Hinterleib, einen langen, aus sechs knotig angeschwollenen Gliedern bestehenden Schwanz, dessen Endglied einen Giftstachel trägt, und durch die beiden gewaltig großen, scherenförmigen Kiefertaster aus, welche Krebsscheren gleichen, aber den beweglichen Daumen auf der Außenseite tragen. Der ganze Körper ist mit hornigen Halbringen umgeben, deren obere und untere Hälfte durch eine weite Hautfalte verbunden ist. An der Unterseite des Hinterleibes stehen am breiten Vorderringe zwei kammförmige bewegliche Anhänge, die sich auf die Fortpflanzung zu beziehen scheinen und deren Zähne bei den verschiedenen Gattungen an Anzahl abändern. An den nächstfolgenden vier Leibesringen zeigen sich jederzeit vier Löcher, durch welche die Luft in die vier Lungensäcke eintritt. Die S. leben in warmen und heißen Ländern und nur an feuchten, dunkeln Orten, unter Steinen, zerfallenem Holze und Erdlöchern und kommen nur des Nachts hervor, um Insekten und Spinnen nachzustellen, welche sie durch schnellen Lauf überraschen, mit den Scheren ergreifen und

durch einen Schlag des nach vorn über den Rücken erhobenen Schwanzes töten, an dessen Ende eine hornige Giftblase und ein harter, giftiger Stachel sich befindet, welcher durch eine sehr feine Seitenöffnung das Gift ergießt. Bei der Schnelligkeit des Stichs, da nur ein Schlag mit dem Schwanze erfolgt, kann bloß eine sehr geringe Menge Gift ausfließen, und dennoch gibt es in heißen Ländern, besonders in Arabien und Indien, S., deren Stich dem Menschen fast unfehlbar tödlich wird. Durch wiederholtes Stechen erschöpfen die S. das Gift und brauchen dann einen Tag, um es wieder zu ersetzen. Wo die S. ihre eigentliche Heimat haben, da sind sie gewöhnlich zahlreich und dringen auch in die Wohnhäuser ein, besonders wenn sie von Holz erbaut sind. Im Wasser sterben die S. wegen Mangel an Luft sehr bald. Ihre Fruchtbarkeit ist groß; sie gebären lebendige Junge. Mit Genauigkeit kennt man bereits an 80 Arten dieser Familie, welche bei wesentlich verschiedener Größe ein gleichförmiges Ansehen besitzen. Nach der Zahl der Augen und einigen andern geringfügigen Kennzeichen teilt man sie in mehrere Gattungen.

Die eigentliche Gattung Skorpion (Scorpio) enthält die Arten mit sechs Augen, breiten, platten Tasterscheren und dünnem, schwachem Schwanze. Dahin gehört der *europäische Skorpion* (Scorpio Europaeus, s. Tafel: *Spinnentiere und Tausendfüßer*, Fig. 18), die einzige Art, welche weit nach Norden vordringt, denn er bewohnt ganz Südeuropa und geht nordwärts bis in die warmen Thäler Tirols und Krains. Er gehört zu den kleinsten, ist nur 2,5 bis 4 cm lang, blaß rötlichbraun, unterseits und an den Tasterscheren und an der Giftblase gelb. Seine Gefährlichkeit hat man oft sehr übertrieben; denn sein Stich soll nicht mehr schmerzen als ein Wespenstich und selbst Kindern keine Gefahr bringen. Dagegen erreichen die südafrik. und südamerik. Arten, die verschiedenen Gattungen (Buthus, Androctonus, Centrurus) angehören, oft eine sehr ansehnliche Größe, zuweilen 15 cm Länge und werden als höchst giftig sehr gefürchtet. Der S. gilt als Symbol des Typhon, des bösen Genius der ägypt. Mythologie, und auf alten geschnittenen Steinen steht ihm Anubis in beschwörender Stellung gegenüber.

Bei den Alten bezeichnete man mit *Skorpion* auch eine Kriegsmaschine, mit der man kleine, sehr fein zugespitzte Pfeile schleuderte, welche tödliche Wunden beibrachten; später nannte man diese Maschinen Handballisten. (S. Balliste.)

In der Astronomie ist der *Skorpion* das achte Zeichen des Tierkreises (s. d.) von 210° bis 240° und hat das Zeichen ♏.

Skorpionsfliegen (Panorpina), eine nicht sehr zahlreiche Familie der Neuropteren mit kleinem, zu einem Schnabel verlängertem Kopfe, schmalen, genau gleichgroßen Flügelpaaren, langen Beinen. Die S. ernähren sich von andern Insekten, ihre Larven haben beißende Mundteile, sind raupenähnlich und leben in der Erde. Die *gemeine Skorpionsfliege* (Panorpa communis, Tafel: *Insekten IV*, Fig. 23) ist schwarz, mit gelben Beinen und hat drei dunkle, sehr variable Querbinden über die Flügel. Beim Männchen ist der sechste Hinterleibsring verlängert, die beiden folgenden sind stark abgeschnürt und verlängert, der letzte blasig aufgetrieben und mit einem lanzenförmigen, bei der Begattung funktionierenden Klammerorgan versehen.

Skorpionswicke, s. unter Coronilla.

Skorzonerwurzel, die Wurzel von Scorzonera hispanica.

Skotōm (grch.) heißen dunkle (blinde) Stellen im Gesichtsfelde des Auges, die eine bestimmte Stelle in demselben unbeweglich einnehmen, und auf herdförmigen Erkrankungen der innern Augenhäute oder des Sehnerven beruhen, infolge deren die betroffenen Partien gar nicht oder doch schlechter sehen, als die angrenzenden Netzhautstellen. Am meisten leidet das Sehvermögen, wenn bei Erkrankung des gelben Flecks (s. d.) die Stelle des Fixierpunktes von dem S. gedeckt wird (centrales S.).

Skotschau (poln. Skoczow), Stadt im österr. Herzogtum Schlesien, Bezirkshauptmannschaft Bielitz, an der Weichsel, über welche eine 308 m lange Brücke führt, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß, Streichgarnspinnerei und Tuchfabriken und zählt (1880) 3113 E.

Skotusa (*Skotussa*), alte Stadt in der griech. Landschaft Pelasgiotis (Thessalien), am nordwestl. Abhang des Chalkodonios, beim heutigen Supli. Hier siegte 365 v. Chr. Pelopidas über Alexander von Pherä und 197 v. Chr. Flaminius über Philipp V. von Macedonien.

Skotusa hieß auch eine Stadt in Macedonien zwischen Heraklea und Drabeskos.

Skrofulose, *Skrofelkrankheit*, bezeichnet den krankhaften Zustand, bei welchem die Anlage für eine Reihe von entzündlichen Ernährungsstörungen, namentlich der Lymphdrüsen, dann aber auch der äußern Haut, der Schleimhäute, der Gelenke, Knochen und Sinnesorgane vorhanden ist. Diese Ernährungsstörungen, welche auch sonst häufig vorkommen, bezeichnet man dann als skrofulös, wenn sie mit Entzündung der Lymphdrüsen auftreten, einen sehr chronischen, hartnäckigen Verlauf haben und wiederholt auf sehr geringfügige, leicht zu übersehende Veranlassung auftreten. Nach neuern Untersuchungen ist die S. als eine chronische Tuberkulose der Lymphdrüsen zu betrachten, infolge deren der ganze Organismus in hohem Grade zu schleichenden Entzündungen prädisponiert wird. Den Verdacht der S. erwecken Individuen, welche neben einem blassen Aussehen (Blutarmut) dennoch nicht arm an Fett sind, namentlich an gewissen Körperstellen (Oberlippe, Nase) Fettanhäufungen darbieten (wulstige Lippen, kolbige Nase). Man unterscheidet zwei wesentlich verschiedene Formen des skrofulösen Habitus, die sog. *torpide Skrofulose*, welche sich durch grobe Gesichtszüge, gedunsenes Aussehen, einen aufgetriebenen Leib und das schlaffe, schwammige Fleisch charakterisiert, und die sog. *erethische Skrofulose*, welche einen spärlichen dünnen Knochenbau, zarten Teint mit durchsichtiger Haut, schlechte Entwickelung, schmale Brust und weiche Muskeln darbietet. Die Drüsenerkrankung ist entweder akut entzündlicher Art, wobei sie vereitern und sehr schmerzhaft sind, oder sie stellen schmerzlose Geschwülste dar. Von den Hautausschlägen kommen (namentlich am Kopfe und Gesicht) die nässende Flechte und der Grind (Eczema und Impetigo) vor. Die Schleimhäute werden häufig von den Hautausschlägen in Mitleidenschaft gezogen (Schnupfen, Ohrenfluß) oder erkranken, wie die der Lungen und des Darms, katarrhalisch. Die Gelenkentzündungen treten entweder als Gelenkwassersucht oder als schleichende Entzündung der Gelenkbänder (weiße Gelenkgeschwulst)

auf, und die Knochenentzündungen, welche von der Knochenhaut ausgehen, führen häufig zur Zerstörung des Knochens, so namentlich in der Nase, im Gehörgang. Die Entzündungen der Augen befallen den Lidrand sowohl als die Bindehaut und auch die Hornhaut, woselbst sie häufig zu Trübungen führen.

Die S. tritt meist im Kindesalter auf und verliert sich in der Regel zur Zeit der Geschlechtsreife mehr oder minder vollständig, seltener tritt sie später wieder oder überhaupt erst nach diesem Zeitpunkt ein. Sie ist angeboren oder erworben. Die angeborene S. findet sich namentlich bei Kindern skrofulöser Eltern; ferner bei solchen Kindern, deren Eltern während der Zeugung oder Schwangerschaft an Tuberkulose, Krebs, tertiärer Syphilis oder einem andern Siechtum litten oder bereits bejahrt oder nahe verwandt waren. Von Haus aus gesunde Kinder können skrofulös werden infolge unzweckmäßiger Ernährung, namentlich in den ersten Lebensjahren, bei mangelhafter Bewegung und der Entbehrung frischer Luft. Daher sind aufgefütterte, mit schwer verdaulichen Nahrungsmitteln (Kartoffeln, Erbsen, viel Brot) ernährte Kinder häufig skrofulös, sowie die in Findel- und Waisenhäusern, Pensionen, Fabriken u. s. w. aufwachsenden. Hier mögen diese verschiedenen Momente oft gleichzeitig die S. bedingen. Auch bei Erwachsenen kann sich die S. unter denselben Einflüssen entwickeln. Ein Teil der Behandlung der S. ergibt sich von selbst. Skrofulöse Kinder müssen eine vorzugsweise aus Milch, Fleisch u. dgl. bestehende Nahrung erhalten, viel Zeit im Freien, wenig in überfüllten Zimmern (Schulstuben) zubringen und fleißig gebadet werden. Der bei S. so beliebte Leberthran empfiehlt sich bloß bei der erethischen Form, während ihn die fetten Skrofulösen meist ohne Erfolg nehmen. Eichelkaffee und Walnußblätterthee, welche beide gleichfalls oft verwendet werden, sollen nur bei chronischem Darmkatarrh getrunken werden. In hohem Ruf stehen der Gebrauch der Solbäder, der Seebäder, die Kaltwasserkuren, sowie die Anwendung iodhaltiger Mineralwässer (Adelheidsquelle, Krankenheil u. a.).

Skrupel, s. unter Apothekergewicht.

Skrzetuski (Rafael), Buchdrucker, seiner Herkunft nach ein poln. Adeliger, kam nach Wien und errichtete hier 1555 «auf dem Hofe» eine große Buchdruckerei, wonach er sich Hofhalter nannte. Er fertigte die ersten hebr. Drucke in Wien und erlangte dann ein dreijähriges Privilegium. Doch mußte er wegen religiöser Verdächtigungen (man hielt ihn für einen verkappten Protestanten) nach Ungarn fliehen und druckte in Debreczin die erste ungar. Bibel. Im J. 1567 ging er nach Siebenbürgen, gab in Karlsburg theol. Bücher heraus, starb aber plötzlich 1568. Außer in Debreczin besaß S. auch anderwärts in Ungarn kleinere Buchdruckereien.

Skrzynecki (Jan Boncza), Oberfeldherr der Polen während der Revolution von 1831, geb. 18. Febr. 1786 in Galizien, aus böhm. Familie, diente seit 1806 im 1. poln. Infanterieregiment unter Napoleon, wurde 1812 Bataillonskommandeur und erhielt 1815 in Polen als Oberst den Befehl über das 8. Infanterieregiment. Beim Ausbruch der Revolution vom 29. Nov. 1830 folgte S. zuerst dem Großfürsten Konstantin, kehrte aber, als dieser mit den Truppen abzog, 3. Dez. nach Warschau zurück, um der Erhebung beizutreten. Von dem Generalissimus Radziwill zum General und Kommandeur der 8. Infanteriedivision ernannt, bildete er mit acht Bataillonen in Warschau das Centrum der poln. Schlachtlinie gegen das russ. Korps Rosen. In der Schlacht bei Grochow, 25. Febr. 1831, nahm er das von überlegenen Kräften besetzte Erlenwäldchen. Am folgenden Tage wurde S. an Stelle Radziwills zum Oberfeldherrn ernannt. Er setzte die Armee eigentlich erst auf den Kriegsfuß. Ende März griff er dann die Abteilung des Generals Geismar bei Wawre und das Hauptkorps des Generals Rosen bei Dembe an. Er schlug beide, verfolgte aber den Sieg nicht. Erst als die Russen sich zu vereinigen strebten, beschloß er Sielce zu nehmen und die Korps von Rosen und Pahlen II. zu vernichten. Am 8. April kam es bei Iganie zum Treffen, wo 8000 Polen eine dreifache Übermacht schlugen. Hierauf blieb S. wieder unthätig, bis ihn das Mißgeschick Dwernickis und die Aufforderung der Regierung nötigten, die längs der Narew stehenden russ. Garden anzugreifen. Es gelang ihm 15. Mai, die Garden mit großer Übermacht zu erreichen; doch griff er nicht an, sondern zog sich zurück. Eine Folge davon war der unglückliche Ausgang der Schlacht von Ostrolenka 26. Mai, der ihn zum Rückzug nach Warschau nötigte. Als Paskewitsch die Weichsel überschritten, forderte die öffentliche Meinung Rechenschaft über S.s Zaudern, den man des Aristokratismus beschuldigte. Der Reichstag schickte 10. Aug. eine Untersuchungskommission in das Lager von Bomilow ab, an deren Spitze Fürst Czartoryski stand. S. legte sofort den Oberbefehl nieder, worauf derselbe Dembinski übertragen wurde. Seitdem hielt sich S. bei dem Freikorps des Generals Rozycki auf und trat 22. Sept. mit diesem auf das Gebiet des Freistaats Krakau über, von wo er sich nach Galizien begab. Später lebte er in Prag, bis er 1839 nach Belgien ging, wo er den Oberbefehl über das Heer übernahm, aber infolge der Reklamationen Rußlands, Österreichs und Preußens 1839 als Divisionsgeneral zur Disposition gestellt werden mußte. Seitdem lebte er fast 20 Jahre zurückgezogen in Brüssel, bis ihm die österr. Regierung die Erlaubnis gewährte, sich in Krakau niederzulassen. Dort starb er 12. Jan. 1860.

Skuljany, Flecken im Kreis Bjelzy des russ. Gouvernements Bessarabien, am Pruth, mit (1882) 2538 E., meist Juden und Moldauanern, ist Sitz eines Zollamts. Die jüd. Bevölkerung treibt ausschließlich Handel, während die Moldauaner sich mit Landbau, hauptsächlich Weinbau, beschäftigen.

Skull, Doppelruder, s. unter Ruder.

Skulptur, s. unter Bildnerei.

Skunks, die Felle des Skunkses oder Stinktiers (s. d.) in Nordamerika, bilden erst seit etwa 1860 einen Marktartikel, als es nach vielen vergeblichen Versuchen endlich gelang, dieselben von dem ihnen anhaftenden widrigen Geruch zu befreien. Seitdem werden jährlich gegen 600000 Stück nach Europa eingeführt und meist nach Rußland und Polen verkauft, wo sie ein beliebtes Pelzwerk bilden. Die Felle sind dunkelbraun oder schwärzlich im Haar, haben aber in der Mitte zwei weiße Streifen von grobem Haar, die vom Kopf, an beiden Seiten des Rückens bis zum Schwanz des Tieres gehen. Diese Streifen werden ausgeschnitten und nur die dunkeln Stücke kommen, zusammengesetzt, zur Verwendung.

Skupschtina ist der serb. Ausdruck für Versammlung überhaupt. Narodna Skupschtina wird in Serbien die Volksvertretung genannt, welche alljährlich tagt. (S. Serbien.)

Skutari (slaw. Skadar, türk. Ischkodra oder Uschkodra), das Scodra der Alten, Hauptstadt des gleichnamigen, einen Teil von Albanien umfassen Vilajets und Sitz eines Valy, liegt nahe der südöstl. Spitze des Skadarsees, zwischen diesem, dessen Abfluß, der 22 km weiter unterhalb in das Adriatische Meer einmündenden schiffbaren Bojana, dem auf deren rechten Ufer in sie einmündenden Hauptarm des Drin, der Drinasa und einem rechtsästigen Zufluß der letztern, dem Kiri, am südl. Endpunkt einer sich von da ab dem nordöstl. Ufer des Sees entlang ziehenden fruchtbaren Ebene. Die Stadt ist teils in dieser, teils am Hange einer den innersten Winkel zwischen Bojana und Drinasa ausfüllenden Hügelgruppe gelegen, deren höchsten Punkt eine verfallene Citadelle einnimmt, welche die über letztern durchführende steinerne Brücke beherrscht. S. ist außerordentlich weitläufig, vorwiegend aus Holz gebaut und besteht aus 13 miteinander verbundenen Dörfern oder Gehöftkomplexen, die einen Flächenraum von 9 qkm bedecken, mit 10000 E., welche namentlich als geschickte Waffenschmiede Ruf gewonnen haben und außerdem verschiedene Gewerbe, auch Wollweberei, Schiffbau und Handel treiben. Ausgeführt werden Wolle, Seide, Öl, Bau-, Brenn- und Färbeholz, Mais, Weizen, Leinsamen, Blutegel, Hasenfelle, Leder, gesalzene Fische (Scoranzen) aus dem See, Fischrogen, Schildkröten, Wachs, Kastanien, Nüsse u. s. w. Das antike Scodra, am See Labeatis und dem Fluß Barbana, war die feste Residenz des Königs Gentius von Illyrien, fiel nach dessen Besiegung durch den Prätor L. Anicius 168 v. Chr. in die Hände der Römer und erhielt später röm. Bevölkerung als Kolonie Claudia Augusta. Bei der Teilung des Römischen Reichs 395 wurde sie zu Ostrom geschlagen als Hauptstadt der Provinz Illyria Praevalitiana. Im Mittelalter war S. wichtig als Festung. Längere Zeit im Besitz der Venetianer, wurde es 26. Jan. 1479 vom Sultan Mohammed II. nach schwerer Belagerung erobert und mit dem Umlande dem Osmanischen Reiche einverleibt.

Skutari (türk. Uesküder oder Iskuder, d. h. Post, weil von hier aus die Postverbindung zwischen Stambul und fast dem gesamten türk. Asien vermittelt wurde), Stadt in Kleinasien, liegt auf dem asiat. Ufer des Bosporus, nahe dessen Ausgange ins Marmarameer im unmittelbaren Gegenüber von Konstantinopel, zu dessen Vorstädten es gerechnet wird, am Fuße und auf den Vorhöhen der beiden Berge Tschamlydsch und Bulgurlu. Sie steht auf der Stelle des alten Chrysopolis und bildet den einigenden Mittelpunkt von zum Teil sehr weitläufigen, am Ufer der Meerenge wie außerhalb derselben sich hinziehenden Ortschaften, nämlich in ersterer Richtung Kuskundschik, Stavros, Beylerbey Koj und in der andern Haider Pascha, Kadikoj (das alte Chalcedon) Moda u. s. w. Das eigentliche Leben und Treiben der Bewohner, deren Zahl auf 50—70000 geschätzt wird, drängt sich in wenige Hauptstraßen zusammen. Es gibt verschiedene alte und baufällige Serais, viele Moscheen und Bäder, sodann Bazare und Kasernen, unter welchen letztern die nahe am Ufer gelegene, vom Sultan Selim erbaute und nach ihm Selimie genannte, die größte und solideste ist, ausgedehnt genug, um 6—8000 Mann darin unterzubringen. Der sich auf der Südseite der Stadt hinziehende Begräbnisplatz mit dunkelschattigem Cypressenhain soll der ausgedehnteste des Osmanischen Reichs sein. S. hat längst aufgehört, Ziel von aus dem Innern Kleinasiens eintreffenden Karawanen zu sein. In der Nähe von S., nach der Serailspitze der Hauptstadt zu, erhebt sich, im Bosporus, auf einem isolierten Felsen, ein 22 m hoher Turm, von den Türken Kiskulessi oder Kiskalesi, d. i. Mädchenturm, von den Europäern durch Verwechselung fälschlich Leanderturm genannt; derselbe wird seit dem Krimkriege als Leuchtturm verwendet.

Skwira, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kiew, 128 km südwestlich von Kiew, an dem Flüßchen Skwira, mit (1882) 14177 E.

Skye (spr. Skei), eine der Hebriden (s. d.).

Skylax, ein griech. Geograph, aus Karyanda in der kleinasiat. Landschaft Karien, unternahm um 508 v. Chr. auf Befehl des Darius, Sohnes des Hystaspes, eine Entdeckungsreise bis zur Mündung des Indus und machte wohl auch das Resultat derselben in einem Werke bekannt. Ein unter S.' Namen erhaltenes und am besten in den Sammlungen der «Geographi Graeci minores» von Hudson (Bd. 1, Orf. 1698), Gail (Bd. 1, Par. 1826), Müller (Par. 1851), sowie in zwei Ausgaben von Fabricius (Dresd. 1849 u. Lpz. 1878) bearbeitetes Werk, eine Beschreibung der Küsten des Mittelländischen (und Schwarzen) Meers führt seinen Namen mit Unrecht. Man hat dasselbe dem 5. oder 4. Jahrh. v. Chr. zugeschrieben, mit mehr Recht aber als eine Kompilation aus späterer Zeit bezeichnet. Vgl. Niebuhr, «Über das Alter des Küstenschreibers S.» (in dessen «Kleinen histor. und philol. Schriften», Bd. 1, Bonn 1828) und die obengenannten Herausgeber.

Skylla, s. Scylla.

Skymnos, ein griech. Geograph, aus Chios, verfaßte unter dem Titel «Periegesis» eine Erdbeschreibung. Dieselbe ist verloren gegangen. Man hat dafür mit Unrecht ein geogr. Gedicht in iambischen Versen gehalten, das noch zum Teil auf uns gekommen und um den Anfang des 1. Jahrh. v. Chr. verfaßt ist. Das davon Erhaltene ist in den «Geographi Graeci minores» von Hudson (Bd. 2, Orf. 1703), Gail (Bd. 2, Par. 1828) und Müller (Par. 1854), sowie von Letronne (Par. 1840) und Meineke (Berl. 1846) bearbeitet worden.

Skypetaren, albanes. Name der Albanesen.

Skyren, s. Skiren.

Skyros, jetzt Skyro, eine zur Gruppe der nördl. Sporaden und zur Eparchie Karystia des Nomos Euböa gehörige Insel Griechenlands, 37 km nordöstlich von Euböa, zählt auf 204 qkm (1879) 3247 E. Die Insel besteht aus zwei durch einen Isthmus verbundenen Teilen, von denen der südöstliche gebirgig und bis 782 m hoch, der nördliche niedriger und mit fruchtbaren Hügeln und kleinen Ebenen ausgestattet ist. Sie produziert Weizen, Wein, Öl, Orangen und Krapp. Die Bienenzucht liefert guten Honig und Wachs, die Schaf- und Ziegenzucht treffliche Milch; auch wird eine besondere Rasse kleiner, aber ausdauernder Pferde auf der Insel gezüchtet. Die Stadt Skyros lag ebenso wie das jetzige Städtchen Skyro auf der Ostküste des nördlichern Teils, eine Stunde nördlich vom Hafen Achilleion; noch jetzt sind stattliche Mauer-

werke der Akropolis, sowie der Unterstadt und einige Skulpturfragmente erhalten. Auf S. soll Achilles von seiner Mutter Thetis, die ihn dem vor Troja seiner harrenden Geschicke entziehen wollte, in Frauenkleidern verborgen worden sein und mit Deidameia, der Tochter des Königs Lykomedes, den Pyrrhos oder Neoptolemos erzeugt haben. Nach athenischer Überlieferung soll Theseus, aus Athen vertrieben, nach S. gekommen und dort meuchlerisch von Lykomedes ermordet worden sein. Als die Athener im J. 469 v. Chr. infolge einer Klage thessalischer Kaufleute, um dem seeräuberischen Treiben der Bewohner der Insel, der Doloper, ein Ende zu machen, eine Expedition unter Führung des Kimon dahin sandten und die Insel eroberten, wurden die angeblichen Gebeine des Theseus nach Athen gebracht, beigesetzt und darüber das Theseion errichtet. Seitdem war S. nebst Imbros und Lemnos eine Besitzung der Athener, die ihnen auch 387 im Antalkidischen Frieden gesichert blieb. Erst in der macedon. Zeit ging S. den Athenern verloren, die es jedoch 196 v. Chr. von den Römern wiedererhielten.

Skytale (σκυτάλη) nannten die Spartaner den Stabbrief, mittels dessen die Ephoren in Sparta wichtige Nachrichten den Feldherren des spartiatischen Staates nach dem Kriegsschauplatze zu übermitteln pflegten. Plutarch beschreibt die S. in der Weise, daß von zwei Stäben gleicher Länge und Dicke, deren einen der Feldherr mitnahm, ein Stab mit schmalen weißen Riemen umwickelt, und daß sodann die Botschaft auf den Riemen in der Richtung von oben nach unten geschrieben wurde. Den beschriebenen Riemen (δέρμα) überbrachte ein sicherer Bote dem Feldherrn, der die Depesche allein zu lesen vermochte, weil er den zweiten Stab von gleicher Länge und Dicke in Händen hatte und daher auf letztern den empfangenen Riemen so aufwickeln konnte, daß die getrennten Buchstaben sich zu lesbaren und verständlichen Worten vereinigten.

Skythen wurden die nach Abstammung und Sitten verschiedenen Völkerschaften genannt, die im Norden der Donaumündungen und des Schwarzen Meers von den Karpaten bis zum Don, also in der jetzigen Moldau und Walachei und in den weiten Ebenen des südl. Rußland wohnten, und die sich nach Herodots Angabe selbst mit dem Namen der Skoloten bezeichneten. Der angesehenste und zahlreichste Stamm unter ihnen, von Herodot die königlichen oder freien Skythen genannt, war ein echtes Nomadenvolk, das ohne feste Wohnsitze in den weiten Steppen zwischen Dnjepr und Don umherschweifte, die Männer zu Roß, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, nur den Krieg, den sie mit wilder Roheit führten, als eine des Mannes würdige Beschäftigung betrachtend, die Weiber und Kinder in großen Zelten hausend, die als wandernde Häuser auf vier- oder sechsräderigen, mit Ochsen bespannten Karren mitgeführt wurden. Weit zahlreicher als die königlichen S. waren aber die diesen unterworfenen Stämme, teils ebenfalls Nomaden, teils Ackerbauer, die gegen jährlichen Tribut an den herrschenden Stamm feste Wohnsitze und eigene Ländereien besaßen, wie die Kallipiden und Alazonen an der Mündung des Bug und die weiter östlich wohnenden, vorzugsweise «die Ackerbauer» genannten S. Das Volk war aus dem innern Asien nach dem Westen vorgerückt. Eine vielfach bestrittene Frage ist die nach der Abstammung der S. Während nämlich die einen, nach Niebuhrs Vorgange, sie dem mongol. Stamm zurechnen, betrachten andere sie als Angehörige der arischen Völkerfamilie, insbesondere des iranischen Stammes, also als Stammverwandte der Medo-Perser. Für die Richtigkeit der letzten Ansicht, wenigstens in Betreff der «königlichen» S., werden sowohl die sehr naturwahren Darstellungen von S. auf mehrern neuerdings in alten skyth. Gräbern im südl. Rußland entdeckten Bildwerken, die in Bezug auf Physiognomie und Körperbau entschieden vom mongol. Typus abweichen, als auch die freilich spärlichen Überbleibsel (etwa 60 Namen und Wörter) der skyth. Sprache geltend gemacht. Mit den Griechen am Nordgestade des Schwarzen Meers und am Asowschen Meere in Orten wie Olbia, Herakleia, Pantikapaion, Tanais, Phanagoria, standen die S. in lebhaftem Verkehr, der vielfach auch zur Vermischung des hellenischen und skyth. Elements führte. Während früher die S. ihre Unabhängigkeit gegen feindliche Angriffe (wie namentlich bei der Invasion ihres Landes durch den pers. König Darius 513 v. Chr.) glücklich verteidigt hatten, wurden sie mit Alexanders d. Gr. Zeiten von ihren Nachbarvölkern, besonders von den Sarmaten (s. d.) unterjocht, nach welchen dann das früher Skythien genannte Land Sarmatien benannt wurde. Seit der röm. Kaiserzeit ward das ganze nördl. Asien von der Wolga im Westen bis zum Lande der Seren im Osten und bis nach Indien im Süden mit dem Namen Skythia bezeichnet und dieses Skythien durch den Berg Imaus (wobei an die Riesengebirge Mittelasiens und die Quellthäler des Oxus und Jaxartes zu denken) in zwei Teile, Skythien diesseit und jenseit des Imaus, geschieden.

s. l., Abkürzung für suo loco, an seinem Orte, oder für sine loco, ohne Ort, d. h. ohne Angabe des Druckorts.

Slagelse, Stadt im südwestl. Seeland, Amt Sorö, an der Eisenbahn Kopenhagen-Korsör, zählt (1880) 6076 E., die bedeutenden Kornhandel, sowie Brauerei und Branntweinbrennerei treiben.

S'lah Dschedid, s. Rabât.

Slanik, Bergstadt in Rumänien, im Distrikt Prahova der frühern Walachei, unweit Plojesti, mit dem es durch eine Zweigbahn von der Station Buda der Hauptlinie Plojesti-Predeal verbunden ist, hat 5000 E. und reiche Salzbergwerke, die durch Staatsmonopol ausgebeutet werden und jährlich an 80 Mill. Kilogramm Steinsalz liefern können. Sie sind zugleich Strafanstalt für Zwangsarbeit.

Slanik, Badeort in Rumänien, im Distrikt Bakau der einstigen Moldau, mitten in den Karpaten, unweit der siebenbürger Grenze. Die in neuester Zeit sehr besuchten sieben Mineralquellen sind alkalisch-muriatische und eisenhaltige, besonders reich an Kohlensäure. Eine genaue Analyse derselben lieferte Professor Tschermak aus Wien.

Slankamen (Alt- und Neu-), zwei Dörfer im frühern peterwardeiner Regiment der slawon. Militärgrenze, an der Mündung der Theiß in die Donau; Alt-Slankamen hat 717 und Neu-Slankamen 2761 serbische E., die sich mit Ackerbau und Fischerei beschäftigen. In der Nähe Salzquellen. Die Ruinen der einstigen starken Befestigung sind noch sichtbar. Alt-Slankamen liegt an der Stelle des röm. Rittium. Am 19. Aug. 1691 erkämpfte das kaiserl. Heer unter dem Markgrafen Ludwig von Baden hier über die Türken einen

glänzenden Sieg; der Großvezier Mustapha Köprili fiel in der Schlacht.

Slatina, häufiger Ortsname in Ungarn und Kroatien; darunter der Badeort Groß- oder Unter-Slatina im Komitat Ungh, dann das Dorf Slatina im Komitat Krassó-Szörény, in dessen Nähe ein auch geschichtlich denkwürdiger Engpaß, der slatina-teregovarer Schlüssel, sich befindet; zu S. im Komitat Marmaros werden sechs Salzbergwerke ausgebeutet; die untersuchten Salzlager haben hier einen Vorrat von ca. 330 Mill. Ctr.

Slatina, Stadt in Rumänien am Oltflusse, Hauptort des Distrikts Slatina, Station der Linie Roman-Verciorova der Rumänischen Staatsbahnen, Sitz der Präfektur und eines Landesgerichts, hat ein Untergymnasium und zählt 7000 E.

Slatopol, Flecken im russ. Gouvernement Kiew, Kreis Tschigirinsk, an der Grenze des Gouvernements Cherson mit 9579 E., hat einen bedeutenden Jahrmarkt.

Slatoust (spr. Sláto-ust), kirchenslaw. Übersetzung des griech. χρυσόστομος (deutsch Goldmund), wurde wie dieses häufig als Ehrenbeiname durch ihre Beredsamkeit berühmten Geistlichen beigelegt.

Slatoust, Kreisstadt im russ. Gouvernement Ufa, am Zusammenfluß der Tesma mit dem Ai im südl. Ural, mit (1883) 18 749 E., ist Hauptort in dem Hüttenwerksbezirk gleichen Namens, der größtenteils zwischen der mittlern Hauptkette des Urals und der östl. Kette gelegen ist, und auch über die letztere noch nach Osten hinaus sich erstreckt, sowie auch nach Westen hin bis zur westl. großen Kette des südl. Urals. Dieser Hüttenbezirk ist reich an guten Eisenerzen und an andern Metallen; im Thale des Miaß werden bedeutende Quantitäten Gold gewaschen. Unter den hier befindlichen Eisenhütten, wie Kusinsky, Satkinsky und Artinsky ist S. das bedeutendste und Eigentum der Regierung. Die jährliche Ausbeute an reinem Eisen beträgt durchschnittlich etwa 100 000 Pud, und dasselbe wird hier zugleich verarbeitet in den Anstalten zur Verfertigung von Geschützen und Kleingewehren, wie auch anderm Kriegsmaterial. Diese Fabriken beschäftigen 1300 Arbeiter.

Slava, Slawa (slaw.), Ruhm, Ehre; bei den Czechen auch soviel wie Lebehoch! Vivat!

Slave Lake (engl.), s. Sklavensee.

Slave River (engl.), s. Sklavenfluß.

Slawata (Wilh.) von Chlum und Koschumberg, böhm. Edelmann, geb. 1. Dez. 1572 aus einem alten, aber 1548 durch die Konfiskationen verarmten böhm. Adelsfamilie. Er wurde in den Lehren der Brüdergemeine erzogen, trat aber bald zum Katholizismus über, machte Reisen in Italien, Dänemark, England, Holland, Frankreich, Spanien, verheiratete sich 1602 mit Lucie Ottilie aus dem Hause Rosenberg-Neuhaus und gelangte dadurch, als deren einziger Bruder starb, in den Besitz der reichen Güter dieses Geschlechts. Schon als Kammerpräsident (seit 1612) griff S. in den Händeln der Evangelischen und Katholiken zu Gunsten der letztern ein, besonders geschah dies aber, als er Mitglied der aus den zehn obersten Landesbeamten bestehenden Statthalterschaft war, welche den abwesenden Kaiser Matthias zu vertreten hatte; gegenüber den Beschwichtigungsversuchen der Majorität drang S. mit Martinitz auf Anwendung der schärfsten Gewaltmaßregeln gegen die Opposition. Es kam zur Katastrophe 23. Mai 1618: die prot. Stände drangen ins prager Schloß (Hradschin) ein und stürzten nach erbitterten Erörterungen S., Martinitz und den Schreiber Philipp Fabricius aus den Fenstern kopfüber 28 Ellen tief in den Schloßgraben herab. Alle drei kamen ohne erhebliche Verletzungen davon; Martinitz und Fabricius flohen ins Ausland, S. blieb krank in Prag zurück, erhielt aber 1619 gegen einen Revers die Erlaubnis, nach Teplitz in die Bäder zu gehen, von wo er nach Freiberg und zuletzt nach Passau floh.

Nach der Niederwerfung Böhmens in der Schlacht am Weißen Berge 1620 kehrte S. im Triumph nach Prag zurück, ward wieder in seine Ämter und Würden eingesetzt, 1621 in den Grafenstand erhoben, stieg von Staffel zu Staffel und war 1628 bis zu seinem Tode Oberisthofkanzler und damit Chef der gesamten Staatsverwaltung von Böhmen. Er starb 19. Jan. 1652 in Wien und ward in der Jesuitengruft zu Neuhaus bestattet.

S. war ein eifriger Förderer der Jesuiten, und neuere Quellenforschungen haben in ihm, wenn auch wohl nicht den eigentlichen Urheber, so doch das Hauptwerkzeug zum Sturze Wallensteins entdeckt. Er selbst schrieb, meist czechisch, ein großes Geschichts- und Memoirenwerk («Paměti»), das im Archiv zu Neuhaus aufbewahrt wird und woraus Joseph Jireček Publikationen veranstaltete, zuletzt in Gindelys «Staré paměti dějin českých» («Alte Denkmäler der böhm. Geschichte»). Vgl. Schebek, «Die Lösung der Wallenstein-Frage» (Berl. 1882).

Slawen. Die S. gehören zum indogerman. Stamme, unter dessen Gliedern sie der litauischen Familie am nächsten verwandt sind. (S. Slawische Sprachen.) Die ursprüngliche, einheimische Form des Volksnamens ist Slověnin, im Plural Slověne. Viel später, nicht volkstümlich und erst spät nachweisbar ist Slavjanin, Slavjane. Man leitete den Namen ab von slava, Ruhm, und deutete ihn als «die Ruhmreichen», was sicher unrichtig, oder von slovo, Wort, als «die Redenden», was ebenfalls unerwiesen. Aus dem Worte Slověnin ist die deutsche Benennung entstanden. Doch ist bei allen german. Stämmen der Name Wenden oder Winden für sämtliche S. gebräuchlich gewesen, während die S. selbst sich nie so nannten, sondern entweder jenen angegebenen Namen anwendeten oder ihre einzelnen Stämme mit besondern Namen bezeichneten. Die slaw. Familie ist in eine große Anzahl einzelner Stämme geteilt, deren älteste Wohnsitze und älteste Geschichte, wie die der übrigen europ. Völker und fast noch mehr als diese, sehr dunkel ist. Aus den Berichten der alten Schriftsteller, sowie aus der Richtung der spätern Wanderungen ergibt sich mit einiger Sicherheit der ursprüngliche Wohnsitz der slaw. Völker. Sie bewohnten von unbestimmter, jedenfalls weit vor den Beginn unserer Ära hinaufreichender Zeit her bis ins 3. oder 4. Jahrh. n. Chr. ein Gebiet, dessen ungefähre Begrenzung folgende ist: vom Niemen bis zur Dünamündung, doch von der Ostsee abgeschnitten durch die Litauer; vom Rigaischen Meerbusen über die Waldaihöhen bis zur Mündung der Oka, nördlich und östlich von Finnen begrenzt; die Ostgrenze bildete eine Linie von der Oka nach Kiew, von da bis an den Bug, dann die Westgrenze ungefähr die Karpatenlinie und die obere Weichsel. Eine große Völkerwanderung trennte dies slaw. Gesamtvolk. Am Ende des 5., Anfang des 6. Jahrh. sind die nördl. Donauufer in der Gewalt

der S., die von dort aus bald, wahrscheinlich am Anfang des 7. Jahrh., auch das südl. Ufer, Mösien und Thrazien einnahmen. Nach Auswanderung der Vandalen, Burgunder und anderer german. Stämme von der Oder und Elbe kamen im 5. Jahrh. S. ins Oderland, von da bis zur Saale und Niederelbe und an die westl. Ostseeküsten; gegen Ende desselben Jahrhunderts bevölkerten sie Böhmen und Mähren. Außerdem erfolgten Wanderungen aus den hinterkarpatischen Ländern nach Pannonien (dem westl. Ungarn), von wo aus slaw. Stämme etwa vor dem J. 600 in Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain eindrangen. Endlich kamen im Anfang des 7. Jahrh. die Kroaten und Serben nach Dalmatien und dem ganzen alten Illyricum (dem spätern Bosnien, Serbien u. s. f.). Von den sämtlichen ursprünglich in den hinterkarpatischen Ländern einander benachbarten Stämmen blieb außerdem ein großer Teil in den ursprünglichen Sitzen und breitete sich von da namentlich nach Norden und Osten aus. Von diesem Gebiete haben die S. im Laufe der Geschichte wieder verloren das Elb- und Oderland an die Deutschen, Oberösterreich, den größten Teil Kärntens und Steiermarks ebenfalls an die Deutschen, das heutige Siebenbürgen und Ungarn zum großen Teil an Magyaren und Rumänen, in den Süddonauländern einiges an Albanesen und Griechen. Die jetzt vorhandenen S. teilen sich in zwei größere Gruppen: A. südöstliche S., mit den Einzelvölkern 1) Bulgaren, 2) Serben, 3) Kroaten, 4) Slowenen, 5) Russen, mit den Hauptstämmen: Kleinrussen, Großrussen, Weißrussen; B. westliche S., und zwar 1) Czechen, mit den Unterabteilungen: Czechen im engern Sinne, Mähren, Slowaken; 2) Sorben (lausitzer Wenden), geteilt in Ober- und Niedersorben; 3) Polen (Lechen), mit dem Nebenstamme der Kassuben. Zu den westlichen S. gehörten außerdem die slaw. Elbanwohner (Polaben), die jetzt (etwa seit Mitte des 18. Jahrh.) ganz ausgestorben sind. Die Zahl der S. beträgt nach neuern Zählungen, resp. Schätzungen, in runder Zahl ungefähr 90 Mill., davon Russen circa 60 Mill., Bulgaren 5¼ Mill., Serben und Kroaten 6—6½ Mill., Slowenen circa 1300000, Czechen und Slowaken circa 7 Mill., Sorben (lausitzer Wenden) circa 130000, Polen und Kassuben 10 Mill. Von den S. gehören die Bulgaren, Russen und Serben fast ausschließlich zur griech. Kirche, die Westslawen (mit Ausnahme des größten Teils der lausitzer Wenden, eines Teils der Czechen und Polen) zur römisch-katholischen, ebenso die Slowenen und Kroaten. Zur griech. Kirche gehören etwa 68 Mill., zur römischen 20 Mill., zur protestantischen 1½ Mill., zum Islam 900000.

Bis zum 6. Jahrh. unserer Zeitrechnung ist die Überlieferung über die S. eine äußerst dürftige. Tacitus erwähnt ihrer in der «Germania» unter dem Namen Veneti, weiß aber nicht, ob sie den Germanen oder Sarmaten beizuzählen sind; ebenso erwähnt sie Plinius der Ältere, und unter den zahlreichen Völkernamen aus dem östl. Europa beim Geographen Ptolemäus gehören einige sicher slaw. Stämmen an. Eine bestimmtere Gestalt gewinnt die Überlieferung erst bei Jordanes und Procop im 6. Jahrh. Diese kennen nördlich von der untern Donau und östlich von den Karpaten zwei slaw. Hauptvölker, Anten und Sclavenen, die bei Jordanes den Gesamtnamen Vinidae (Wenden), bei Procop die sonst verschollene gemeinsame Bezeichnung Sporen führen. Die S. hatten damals schon ihre große Völkerwanderung angetreten und es beginnt jetzt die Einzelgeschichte der obengenannten besondern slaw. Völker. Die S. in Mösien und Thrazien wurden von den finnisch-tatar. Bulgaren im J. 678 unterworfen, welche aber dabei slawisiert wurden und ihren Namen auf die unterworfenen S. übertrugen. Diese nun Bulgaren genannten nahmen im Laufe des 9. Jahrh. das Christentum an und bildeten bis zum J. 1019 ein selbständiges Reich, das von den Griechen vernichtet wurde; am Ende des 12. Jahrh. befreiten sich zwar die Bulgaren zum großen Teil wieder von griech. Herrschaft, ohne aber die alte Macht wieder zu erlangen. Kroaten und Serben nahmen ebenfalls im 9. Jahrh., zum Teil früher, das Christentum an; die Kroaten unter eigenen Fürsten anfangs abhängig teils vom Byzantinischen, teils vom Fränkischen Reiche, wurden Ende des 11. Jahrh. mit der ungar. Krone vereinigt; die Serben, geteilt in einzelne Gaue unter besondern Zupanen (Zupani), standen erst auch in loser Abhängigkeit vom Byzantinischen Reiche, bis im 12. Jahrh. Stephan Nemanja alle Serbenländer vereinigte und ein Serbisches Reich gründete, das bis 1389, bis zur Schlacht bei Kossowo, bestand, in der es seine Unabhängigkeit an die Türken verlor. Die Heldenzeit des Volks, auch die vielen Kämpfe der Unterdrückten mit den Türken, sind durch eine große Anzahl noch heute gesungener epischer Lieder gefeiert. Die Slowenen brachten es nie zu selbständiger Entwickelung. Unter Karl d. Gr. kam ihr Land in die Gewalt der Franken und bildete die Windische Mark; seitdem blieb es stets von Fremden abhängig. Die Russen dagegen brachten es zu einer dauernden staatlichen Gründung. Die um Nowgorod und südlich wie östlich davon angesessenen S. riefen um 862 normann. (Waräger-) Fürsten ins Land, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, Rurik, der eine Herrschaft in Nowgorod gründete, Sineus, der in Bjeloozero herrschte, Truwor, der Isborsk (in Estland) innehatte. Diese Waräger hießen auch Russen und gaben dem Lande und Volke später ihren Namen, der also kein einheimisch slawischer ist. Schon 864 vereinigte Rurik die drei Herrschaften. Von da datiert die russ. Monarchie, die sich unter Ruriks Nachfolgern bis an die Ostsee, Karpaten, Wolga und das Schwarze Meer ausdehnte. Unter Wladimir (bis 1015) nahmen die Russen das Christentum an. Um dieselbe Zeit kommen auch die Polen unter dem Fürstengeschlecht der Piasten (860) zu einer größern polit. Vereinigung, indem die einzelnen Stämme zu einem poln. Reiche vereinigt wurden. Die Annahme des Christentums geschah im 10. Jahrh., namentlich durch den heil. Adalbert (Wojciech). Die Czechen sind wahrscheinlich gegen Ende des 5. Jahrh. in Böhmen eingewandert; ihre histor. Periode beginnt unter der Dynastie der Przemysliden (bis 1306). Das Christentum kam nach Böhmen im 9. Jahrh., sowohl von Deutschland als von Mähren aus, daher anfangs sowohl die lat. als slaw. Liturgie bestand. Mähren, Slowaken und die ihnen verwandten Stämme bis zum Plattensee bildeten das Großmährische Reich unter Rastislaw und namentlich Swatopluk (870—894), das 907 von den Magyaren zertrümmert wurde. Das Christentum gelangte nach Mähren teils durch die deutsche Geistlichkeit in Salzburg, namentlich aber durch die

bulgarisch-griech. Priester Konstantin (Cyrill) und Methodius, die um 864 nach Großmähren kamen und den dortigen S. die in die altbulgarische (nach andern in die pannonisch-slowenische) Sprache übersetzte slaw. Liturgie brachten. Methodius ward Erzbischof von Mähren. Doch wurden die slaw. Priester nach dessen Tode 885 wieder vertrieben. Die slaw. Stämme an der Elbe, Saale und Oder wurden während des Mittelalters von den Deutschen entweder ausgerottet oder bis auf wenige Reste (die Sorben oder lausitzer Wenden) germanisiert. Im sog. hannov. Wendlande, im Lüneburgischen, hielten sich kleine Stämme bis ins 18. Jahrh. Vgl. Schafarik, »Slaw. Altertümer« (2. Aufl., Prag 1858 fg.; deutsch von Mosig von Ährenfeld, 2 Bde., Lpz. 1842—44).

Slawenzitz, s. unter Ujest.

Slawische Litteraturen. Man begreift unter dieser Benennung alle diejenigen Litteraturen, die zu irgend einer Zeit auf dem Gebiete des vielverzweigten slaw. Sprachstammes zu einer besondern Entwickelung gekommen sind, gleichviel, ob sie samt der bezüglichen Mundart bereits ausgestorben oder bei dem fortdauernden Leben der Mundart sich mit einer zunächst verwandten und höher entwickelten litterarisch verschmolzen, oder endlich sprachlich und schriftlich in einer ununterbrochenen Selbständigkeit bis auf die Gegenwart fortexistieren. In diesem Sinne sind folgende Litteraturen aufzuführen: 1) altbulgarische (altslowenische, pannonisch-slowenische, kirchenslawische), 2) neubulgarische, 3) serbische, 4) kroatische (illyrische, ragusanische, dalmatinisch-slawische), 5) slowenische, 6) großrussische, 7) kleinrussische, 8) czechische (böhmische und slowakische), 9) polnische, 10) sorbische (lausitzisch-wendische, zerfallend nach dem Dialekt in eine ober- und niedersorbische). Von diesen Litteraturen ist die altbulgarische oder cyrillische nebst der ihr zu Grunde liegenden Mundart bereits ausgestorben, und beide haben nur noch bei den Slawen des griech. Ritus, bei den Russen, Bulgaren und Serben, ein Scheinleben in der Kirche durch den Gebrauch der in der genannten Mundart verfaßten Kirchenbücher. (S. Kirchenslawisch). Die neubulgarische Litteratur, deren Mundart die der heutigen Bulgaren ist und sich von der alten beträchtlich unterscheidet, steht noch in den Anfängen. — Die kleinrussische Litteratur (s. d.), einst selbständiger, gibt gegenwärtig kein bedeutenderes Lebenszeichen von sich. Die Mundart ist noch im vollen Leben, ihre Anwendung in der Litteratur wird aber in Rußland planmäßig verhindert zu Gunsten der großruss. Schriftsprache. (S. Russische Litteratur.) — Die serbische und kroatische (illyrische, ragusanische) Litteratur, die wesentlich dieselbe Sprache zum Ausgangspunkte haben, aber dessenungeachtet, infolge polit., religiöser, territorialer Einflüsse, durch ganze Jahrhunderte die Bahnen einer selbständigen Entwickelung eingeschlagen hatten, stehen jetzt auf dem Punkte, nur eine Litteratur mit einer gemeinsamen Schriftsprache (aber zwei Alphabeten, dem cyrillischen und lateinischen) zu bilden. (S. Serbische Sprache und Litteratur, Kroatische Litteratur.) Die von der Reformation an beginnende slowenische Litteratur hat es zu keiner besondern Bedeutung gebracht. Über czech. Litteratur s. Czechische Sprache und Litteratur und Slowaken, über polnische Polnische Litteratur. Die Sorbische Litteratur, kurz nach der Reformationszeit beginnend, hat es auch in neuester Zeit zu keiner bedeutendern Entwickelung gebracht. (S. Wenden.)

Vgl. Schafarik, »Geschichte der slaw. Sprache und Litteratur« (Ofen 1826; 2. Abdruck, Prag 1869); Eichhoff, »Histoire de la langue et de la littérature des Slaves« (Par. 1839); Mickiewicz, »Vorlesungen über slaw. Litteratur und Zustände« (neue Ausg., 4 Bde., Lpz. 1849); Talvj, »Handbuch einer Geschichte der slaw. Sprachen und Litteratur« (deutsch von Brühl, Lpz. 1852); Pypin und Spasović, »Istorija slavjanskich literatur« (Tl. 2, 2. Aufl., Petersb. 1865; deutsch von Tr. Pech, »Geschichte der slaw. Litteraturen«, Lpz. 1880—84); Krek, »Einleitung in die slaw. Litteraturgeschichte« (Bd. 1, Graz 1874).

Slawische Mythologie. Das Götterwesen der heidnischen Slawen gehört zu den unaufgeklärtesten Teilen der Altertumskunde, wesentlich deswegen, weil die Überlieferung der ältesten, einheimischen und fremden Schriftsteller über das Heidentum der alten Slawen, trotz einer Menge einzelner Notizen, im ganzen sehr dürftig und unklar ist, und außerdem in der Zeit, aus der diese Überlieferungen stammen, die Mythologie bei den einzelnen getrennten Völkern sich verschieden entwickelt hatte. Sicher war allen slaw. Stämmen ein Donnergott, Perun, bekannt. Ein Gott des Lichts, vielleicht des Himmels, ist in altruss. Chroniken unter dem Namen Svarog überliefert; derselbe erscheint in Thietmars Chronik bei polabischen Stämmen als Svarožic und, wie es scheint, als höchstverehrter Gott. Als Sohn Svarogs wird, ebenfalls in altruss. Chroniken, die Sonne (solnce) genannt, die nebenbei den besondern Namen Dažbog führt; sicher war letzterer der Sonnengott, da das griech. Helios damit übersetzt wird. Außerdem sind eine Anzahl Götternamen überliefert: Volos, Gott der Herden; Stribog, Wind- und Sturmgott; Triglaw (der dreiköpfige) bei Polaben und Slowenen, bei den erstern ein Sonnengott Svętovit (Svatovit), bei den Polaben als Orakelspender verehrt und vierköpfig dargestellt. Von Göttinnen des slaw. Olymp lassen sich mit einiger Sicherheit nennen Vesna (appellative Bedeutung »Frühling«) und die ihr ähnliche Deva als Göttinnen der heitern Jahreszeiten, Morana, Winter- und Todesgöttin. Von niedern göttlichen Wesen spielen bei den Südslawen in der Poesie des Volks bis gegenwärtig eine große Rolle die Vilen (Singular: Vila), nymphenartige, über Berg, Wald, Fluß, See und Feld verbreitete weibliche Wesen, ferner die Schicksalsgöttinnen Rojdenice und Sojdenice (bei den verschiedenen Stämmen, wo sie vorkommen, nach dem Dialekt etwas verschieden benannt); dazu, bei den einzelnen slaw. Völkern verschieden benannt und vorgestellt, ein ganzes Heer von Haus-, Wald-, Feldgeistern u. s. w. Es ist bisher der Wissenschaft nicht gelungen, die Überlieferung in ein System zu bringen und somit ein deutliches Bild von der Götterwelt der alten Slawen und der in ihr enthaltenen Weltanschauung zu entwerfen. Was mittelalterliche Schriftsteller in diesem Sinne berichten, bewegt sich in sehr allgemeinen Ausdrücken. Von den Slawen, die einst zwischen Elbe und Oder wohnten, wird ein bei den Schriftstellern mehr oder weniger ausdrücklich hervorgehobener Dualismus zwischen Licht und Finsternis (Bělbog und Černobog) oder Göttern des Lichts und der Finsternis

überliefert, der indes wahrscheinlich schon auf christl. Einfluß zurückzuführen ist. Von den Werken über slaw. Mythologie enthält das von Hanusch: «Die Wissenschaft des slaw. Mythus» (1842), eine reiche Sammlung von Quellenstellen, ist aber in Auffassung und Erklärung total verfehlt; das reichhaltigste Werk über die mythol. Volksüberlieferung der Slawen, wie sie sich im Aberglauben, in Märchen ꝛc. erhalten hat, ist Afanasjevs «Poetičeskija vozzrěnija Slavjan na prirodu» («Poetische Naturanschauungen der Slawen», 3 Bde., Mosk. 1865—69). Der im 6. Jahrh. lebende Procopius sagt von den hinterkarpatischen Slawen: «Sie verehren einen Gott, den Schöpfer des Blitzes und den allgemeinen Herrn aller Dinge; sie schlachten ihm Ochsen und bringen Opfer jeglicher Art. Sie kennen durchaus kein Verhängnis (Fatum), noch teilen sie demselben irgend eine Gewalt über die Geschicke der Menschen zu. Sie thun bei drohendem Tode, sei es während der Krankheit oder vor der Schlacht, dem Gotte ein Gelübde, welches sie, der Gefahr entronnen, treu erfüllen, indem sie glauben, durch dasselbe erlöst worden zu sein. Sie verehren aber auch Flüsse, Nymphen und andere zahlreiche Gottheiten, welchen allen sie Opfer bringen und daran Weissagungen knüpfen.» Der im 12. Jahrh. lebende Helmold sagt dagegen von den polabischen Slawen: «Außer den vielgestaltigen Gottheiten, denen sie Felder und Wälder, Trauer und Freuden zuteilen, glauben sie an einen Gott, der im Himmel über andere gebietet und der, während er als der allmächtige nur die himmlischen Dinge besorgt, alle andern Geschäfte den ihm untergebenen Göttern zuweist, die aus seinem Blut entsprossen, jeder um so ansehnlicher ist, je näher er dem Gott der Götter steht.»

Slawisches Recht kann als Inbegriff derjenigen Rechtsgrundsätze erklärt werden, welche entweder als Überreste der allen slaw. Völkern ursprünglich gemeinsamen, ihrem Volkstum entsprechenden Rechtsanschauungen auch nach ihrer Trennung im Volksbewußtsein sich erhielten und die Grundlage für die weitere selbständige Rechtsentwickelung abgaben, oder infolge der Gleichartigkeit dieser Grundlage und des Volkscharakters auch in ihren neuen Wohnsitzen gleichförmig sich entwickelten. Bei keinem slaw. Volke erhielt sich jedoch das Recht unverändert. Wie die polit. und allgemeine Kulturgeschichte, zeigt auch die slaw. Rechtsgeschichte frühzeitig bereits eine wechselseitige Absonderung der einzelnen slaw. Völker, eine geringe Widerstandsfähigkeit gegen eindringende fremde Rechtselemente und demgemäß eine rasche Abnahme gemeinsamer slawisch-rechtlicher Grundsätze in dem bei jeder Völkerschaft abgesondert sich entwickelnden Rechtssystem. Im czech. und poln. Recht war es vorzüglich das deutsche und römische, im russischen und serbischen das byzant. Recht, welches bald das einheimische Rechtssystem durchdrungen hatte. Nur durch wechselseitige Vergleichung namentlich der ältern Quellen jener Rechte kann ihr gemeinsamer, slawisch-rechtlicher Kern gefunden werden. Einen Versuch, auf diese Weise eine Geschichte des slaw. Rechts zu liefern, unternahm Maciejowski (s. d.) in seinem Werke «Historya prawodawstw słow.», er kann jedoch zu ersprießlichen Resultaten nicht führen, solange nicht gründliche Spezial-Rechtsgeschichten der wichtigsten slaw. Völker vorliegen; an solchen mangelt es jedoch noch immer.

Slawische Sprachen. Die slaw. Sprachen gehören zum indogerman. Sprachstamm, von dem sie eine Familie bilden. Die nächstverwandte Familie ist die litauische, mit der das Slawische nach der Abtrennung vom indogerm. Urvolke eine besondere Einheit gebildet hat. Eine nähere Verwandtschaft des Slawisch-Litauischen mit andern Familien des indogerm. Sprachstammes ist nicht sicher nachweisbar, auch nicht die von Jak. Grimm, von Schleicher u. a. angenommene nähere Beziehung zum Germanischen. Die nach der Abtrennung vom Litauischen zurückbleibende slaw. Ur- oder Grundsprache teilte sich in mehrere Abteilungen und Einzelsprachen. So unterscheidet man zwei Abteilungen: die südöstliche, zu der Bulgarisch (Alt- und Neubulgarisch), Serbisch, Slowenisch, Kleinrussisch, Russisch gehören, und die westliche, welche in Czechisch (mit den Dialekten Czechisch im engern Sinne, Mährisch, Slowakisch), Polnisch (zu dem auch als ziemlich stark abweichender Dialekt das Kassubische an der untern Weichsel gehört), das dem Polnischen nahe verwandte ausgestorbene Polabisch (von dem vielleicht das Kassubische der östlichste Ausläufer war) und Sorbisch (Lausitzisch-Wendisch, geteilt in Ober- und Niedersorbisch) zerfällt. Der charakteristische Unterschied der beiden Abteilungen ist die verschiedene Behandlung der ursprünglichen Lautgruppen tj und dj: die südöstliche verwandelt das j in einen palatalen, die westliche in einen dentalen Konsonanten; die urslaw. Worte světja (Licht) und medja (Grenze) lauten demnach südöstlich: bulgar. svěšta, mežda, serb. sveća, medja, slow. svěča, meja, russ. svěča, meža (spr. š wie sch, č wie tsch, ž wie franz. j, ć wie tj); dagegen westlich: czech. svíce, meze, poln. świeca, miedza, sorb. svěca, mjeza (spr. c wie ts, z wie franz. z). (S. *Czechische Sprache und Litteratur*, *Polnische Sprache*.)

Die südöstl. Abteilung teilt sich in drei Gruppen, deren Glieder untereinander näher verwandt sind: 1) die *bulgarische* Gruppe, deren ältester Vertreter und zugleich die älteste uns erhaltene Form der slaw. Sprachen das Altbulgarische ist, die Sprache, in der im 9. Jahrh. die erste Bibelübersetzung und gottesdienstliche Schriften der Slawen verfaßt sind. Von da aus wurde diese Sprache die kirchliche Sprache aller Slawen, die sich zur griech. Kirche bekennen. (S. *Bulgarische Sprache* und *Kirchenslawisch*.) Vom Altbulgarischen stammt ab das heutige Neubulgarisch, die Sprache der Slawen am rechten Ufer der untern Donau, etwa von Widdin bis ans Schwarze Meer. 2) Die *serbisch-slowenische* Gruppe, umfassend: A. das *Serbisch-Kroatische*, zerfallend in a) Serbisch im engern Sinne, im Königreich Serbien, Altserbien, Montenegro, Herzegowina, Bosnien, Dalmatien, Banat, Syrmien (s. *Serbische Sprache und Litteratur*); b) Kroatisch, im Königreich Kroatien (südlich der Kulpa) und einem Teil Slawoniens und Istriens (die Bezeichnung Illyrisch bedeutet keine vom Serbisch-Kroatischen verschiedene Sprache, s. *Kroatische Sprache*); B. das *Slowenische*, die Sprache der Slawen eines Teils von Istrien, in Krain, Kärnten, Steiermark, mit einem Ausläufer in das westl. Ungarn (s. *Slowenen*). Die Gruppen Bulgarisch und Serbisch-Slowenisch faßt man den andern slaw. Sprachen gegenüber als südslawische zusammen. 3) Die *russische* Gruppe, zerfallend in a) Kleinrussisch, b) Weißrussisch,

c) Großrussisch; ihm gehört die Schriftsprache an. (S. Russische Sprache.) Von den genannten Sprachen werden die westslawischen und die slowenische nur mit dem der Sprache angepaßten lat. Alphabet geschrieben; das Russische nur mit dem sog. cyrillischen, im 9. Jahrh. aus dem griech. Alphabet entstanden, mit dem Zusatz einiger neuer Zeichen zum Ausdruck besonderer slaw. Laute; das Bulgarische mit dem cyrillischen; das Serbisch-Kroatische sowohl mit diesem als mit dem lat. Alphabet. Die altbulgar. Quellen sind in cyrillischer Schrift oder Glagolica (s. d.) geschrieben. Das bedeutendste grammatische Werk slaw. Sprachen ist Miklosichs »Vergleichende Grammatik der gesamten slaw. Sprachen« (4 Bde., Wien 1852—75; Bd. 1, 2. Aufl., Wien 1879; Bd. 3, 2. Aufl., Wien 1876).

Slawjansk, Stadt im russ. Gouvernement Charkow, Kreis Isjum, unweit der Mündung des Torez in den Donez, Station der Eisenbahn Kursk-Rostow, mit (1883) 15409 E. Die bedeutende Gewerbthätigkeit der Stadt wird zum Teil bedingt durch die in der Nähe befindlichen Salzseen und Salzquellen, welche ausgebeutet werden. Außer mit Salz handelt S. auch mit Rindern und Schafen, welche meist nach Charkow geführt werden.

Slawonien oder Slavonien bildet in Verbindung mit Kroatien und der ehemaligen kroat.-slawon. Militärgrenze einen zur ungar. Krone gehörigen Länderkomplex. (S. Kroatien.) Das Land liegt innerhalb der im N. und O. von der Drave und Donau, im S. von der Save umflossenen Halbinsel, grenzt im N. und O. an Ungarn, im S. an das kroat.-slawon. Grenzgebiet, im W. an Kroatien und zählt (1880) auf 9638 qkm 377613 E. Es zerfällt in die Komitate Pozega, Verovitice und Syrmien. Das Land wird seiner Länge nach von einer Reihe Berge durchschnitten, welche, eine Fortsetzung des Warasdiner Gebirges, aus Kroatien her von W. gegen O. durch die Mitte des Landes sich fortziehen und in der Gegend von Diákovár enden. Wo dies Gebirge von der Grenze herüberkommt, sind die Thäler schmal; gegen die Mitte des Landes werden sie allmählich offener und bilden bei Pozega eine weite, mit Bergen begrenzte Ebene, die das Pozeganerthal genannt wird. Der übrige Teil S.s besteht teils aus fruchtbaren, mit Weinreben und Obstbäumen bepflanzten Anhöhen, teils aus schönen, weiten Ebenen. Das Gebirge ist reich an Steinkohlen, Marmor und Mineralquellen, unter welchen die warmen alkalisch-muriatischen Jodbäder von Lippik unweit Pakracz und die indifferenten Thermen von Daruvár und Podborje am berühmtesten sind, letztere schon den Römern unter dem Namen Thermae Jasorvenses bekannt. Die Hauptflüsse des Landes sind die Donau und die Drave. Außerdem hat S. auch reichlich stehende Gewässer. Die größten und merkwürdigsten Sümpfe sind die von Kologyvar und Palacsa bei Essek. Diese Sümpfe, durch die häufig übertretenden Flüsse gebildet, bewirken es auch, daß S., dessen Klima milder als das von Kroatien ist, zum Teil eine unreine, ungesunde Luft hat. Die Fruchtbarkeit des Landes ist sehr groß und könnte bei sorgfältiger Kultur noch weit bedeutender werden. Die Produkte sind hier alle Getreidearten, namentlich auch Mais und Weizen, alle Arten von Hülsenfrüchten, Obst im Überfluß, besonders gute Äpfel und Pflaumen, welsche Nüsse, Kastanien, Melonen, Tabak, Wein, Eicheln und Knoppern zum Gerben, die ein bedeutendes Einkommen abwerfen, die gewöhnlichen Haustiere, Bienen, Wild und ausgezeichnete Fische. Die Umgegend von Pozega hat außer Weinbergen und Obstgärten ganze Wälder von tatar. Wacholder, worin sich eine ungeheuere Menge Spanischer Fliegen aufhält.

Die Bewohner S.s sind Südslawen (Serben, Kroaten, Bunyeváczen und Shokaczen, d. i. kath. Serben) und nennen ihr Vaterland Slawonska. Sie sprechen die serb. Sprache, welche mit der kroatischen nahe verwandt ist. Die Slawonier sind ein schöner, groß und schlank gebauter Menschenschlag. Neben ihnen finden sich aber auch Deutsche, Magyaren, Juden und Zigeuner. Die herrschenden Religionen sind die römisch-katholische und die griechisch-orientalische. Außerdem hat die reform. Kirche einige tausend Anhänger. Außer den Volksschulen bestehen theol. Lehranstalten in Diákovár (kath.) und Pakracz (griech.-orient.), Gymnasien zu Essek und Pozega. Die Industrie ist in S. wie in Kroatien nur gering. Hervorzuheben sind die Seidenkultur, die Glasbereitung im Komitat Verovitice, die Zuckerfabrik zu Csepin. Der auswärtige Handel S.s besteht teils in ansehnlichem Produkten-, teils in Zwischenhandel; der Manufakturhandel beschränkt sich auf die Einfuhr österr. Fabrikate. Für die Administration untersteht S. der königl. Landesregierung in Agram, von welchem die drei Komitatsbehörden des Landes in Essek (für das Veroviticer Komitat), Pozega und Vukovár dependieren; diesen sind wieder die Stuhlrichter in den 20 Bezirken, in welche die Komitate zerfallen, untergeordnet. Die größte Stadt (Hauptstadt) des Landes ist die königl. Freistadt Eszék oder Essek (s. d.). Das Wappen von S. ist ein durch zwei silberne, wellenförmig gezogene Binden (die Flüsse Save und Drave) geteilter Schild; im mittlern (roten) Teile ein naturfarbener, nach rechts laufender Marder; im obern (blauen) Teile ein goldener, sechseckiger Stern (Mars); der untere (blaue) Teil ist leer.

Geschichte. S. kam unter Augustus als ein Teil von Illyricum unter die Herrschaft der Römer, gehörte zur Provinz Pannonia und wurde nach der Save Pannonia Savia genannt. Später kam das Land unter byzant. Herrschaft, von welcher es sich zur Zeit der Völkerwanderung losmachte, bis auf Syrmien (s. d.), das bei Byzanz blieb. Hierauf wurde es durch die Avaren verwüstet; doch erholte es sich und erhielt zur Zeit Ludwigs des Frommen einen eigenen Fürsten in der Person des Ljudevit, der die Oberherrschaft der Franken anerkennen mußte. Im J. 827 drangen in S. die Bulgaren ein, wurden aber wieder daraus vertrieben. Die Bewohner waren schon früher dem Christentum zugewendet gewesen. Die beiden Byzantiner Cyrill und Method, die 864 in diese Gegenden kamen, befestigten auch hier den christlichen Glauben. Nach der Einwanderung und Niederlassung der Magyaren bildete es einen Teil des ungar. Reichs. Nachdem 1153 der Krieg zwischen dem byzant. Kaiser Emanuel und dem König Geisa II. ausgebrochen war, besetzten die Byzantiner ganz S. Der Krieg dauerte auch unter König Stephan III. fort, der den Frieden durch Überlassung von Syrmien und ganz S. an Byzanz erkaufen mußte. Als aber 1173 Bela III. den ungar. Thron bestieg, wurden S. und Syrmien an Ungarn zurückgegeben und durch eigene Bane, auch zuweilen durch Sprößlinge der königl. Familie regiert. In den 1442 beginnenden Kämpfen mit

den Türken wurde S. wiederholt verwüstet. Johannes Corvinus, der natürliche Sohn des Königs von Ungarn, Matthias Corvinus, erhielt 1490 ganz S., mit Ausnahme von Syrmien, unter der Bedingung, daß er auf Ungarns Krone Verzicht leiste, während zugleich der König von Böhmen und Ungarn, Wladislaw, den Titel eines Königs von S. annahm und dem Lande ein eigenes Wappen verlieh. Doch fiel 1524 abermals ganz S. in die Hände der Türken. Nach der Schlacht bei Mohacs, 1526, kamen die Komitate Veröcze, Valpo, Pozega und Syrmien unter die Herrschaft der Türken. Im Frieden von 1562 wurden diese Teile den Türken ganz abgetreten, worauf sie unter einem in Pozega residierenden Pascha standen, bis Leopold I. nach 15 blutigen Kriegsjahren 1683 sie den Türken wieder entriß. Die Türken drangen zwar 1690 wieder in S. ein; nachdem sie aber bei Salankemen aufs Haupt geschlagen worden, mußten sie Essek und ganz S. abermals räumen. Durch den Frieden zu Karlowitz kam 1699 ganz S. an Leopold I. und erhielt nun für die Grenzbewachung eine ganz militärische Verfassung. Diese wurde 1745 teilweise abgeschafft, das Land in das Provinziale und Militare eingeteilt und diese Einteilung vom ungar. Landtage 1751 bestätigt. Das Militare behielt seine militärische Verwaltung bei und stand unter dem Kommandierenden von Peterwardein. Dagegen bildeten die Komitate des Provinziale einen der sog. adnexen Teile Ungarns. Als 1849 die Serbische Wojwodschaft (s. d.) errichtet wurde, kamen die beiden syrmischen Bezirke von Ruma und Illok an diese, welche aber nach Aufhebung dieses Kronlandes (1860) wieder an S. zurückfielen. (S. Kroatien, Österreichisch-Ungarische Monarchie und Ungarn.) Vgl. Csaplovics, »S. und Kroatien« (2 Bde., Pest 1819); »Südslaw. Wanderungen im Sommer 1850« (2 Tle., Lpz. 1850); Matkowitsch, »Kroatien-S.« (Agram 1873); Pesty, »Die Entstehung Kroatiens« (Budapest 1881); Schwicker, »Geschichte der österr. Militärgrenze« (Wien u. Teschen 1884).

Slawophilen (russ. Slavjanofily), Slawenfreunde, ist der Name der Anhänger einer litterarischen Schule und sozialpolitischen Partei in Rußland, die sich um 1835 in Moskau bildete und die russ. Form des Panslawismus (s. d.) darstellt. Ihre ersten Vertreter waren die Brüder Iwan und Peter Kirjejewskij und Chomjakow; ihnen schlossen sich Dimitrij Walujew (gest. 1845), Konstantin und Iwan Aksakow, Jurij Samarin, in neuerer Zeit A. Hilferding, W. Lamanskij, Orest Miller u. a. an. Das Hauptorgan ihrer Publikationen war die Monatsschrift »Russkaja Beséda« (»Russische Unterhaltung«), die 1856—59 in Moskau erschien; früher veröffentlichten sie ihre Ansichten in Pogodins »Moskvitjanin« und einigen moskauischen Sborniks (s. d.), später in den Journalen Iwan Aksakows (wie »Deń«, Moskva, zuletzt »Rus«) u. a.

Die Lehre der S. ist ein romantischer, stark chauvinistisch angehauchter Patriotismus, beeinflußt durch die Geschichtsauffassung Hegels, daß jeder Nation sozusagen a priori gewisse nationale Prinzipien innewohnen, deren Entwickelung den historischen Beruf der Nation bilde. Solche Prinzipien sahen sie beim russ. Volke in der griech.-orthodoxen Kirche, als der ursprünglichen und wahren Form des Christentums, die durch die Missionsthätigkeit Cyrills und Methods zur slaw. Kirche geworden sei, und in der russ. Gemeinde (obščina); in beiden seien die Grundlagen einer höhern Civilisation enthalten, welche an die Stelle der durch den Individualismus, durch falsche Religiosität und Atheismus untergrabenen westeuropäischen zu treten habe. In der russ. Geschichte sahen die S. die Reform Peters d. Gr. und die ganze petersburger Periode für eine Verirrung an, und verlangten eine Rückkehr zu den Prinzipien der moskauischen Epoche.

Solche Lehren fanden wenig Boden in der russ. Gesellschaft und wurden in der Litteratur heftig bekämpft, besonders von Bjelinskij, Dobroljubow u. a., in neuerer Zeit von Pypin, wobei die Gegner von den S. die Namen Anbeter des Westens (d. i. Westeuropas), Westler (russ. Zapadniki), erhielten, der nun auch zu einer Art Parteinamen für die Freunde einer humanen Bildung und Kulturentwickelung im Anschluß an die westeuropäische wurde. Organe der letztern waren Katkows »Russkij Věstnik«, der »Sovremennik«, »Věstnik Evropy« u. a.

Im J. 1858 wurde von den S. das Slawische Wohlthätigkeits-Komitee, später Slawische Wohlthätigkeits-Gesellschaft genannt, in Moskau gegründet, der ähnliche Gesellschaften in Petersburg, Kiew, Odessa folgten. Sie spielten eine nicht unwichtige Rolle im Serbisch-Türkischen Kriege 1876—77, für den sie die Geldsammlungen und die Werbungen von Freiwilligen in Rußland leiteten. Die moskauer Gesellschaft wurde 1878 infolge einer heftigen Rede ihres Präsidenten Iwan Aksakow gegen den Berliner Vertrag aufgelöst. Die petersburger gibt seit 1884 eine eigene litterar. Monatsschrift »Izvěstija« (»Nachrichten«) heraus.

Vgl. Pypin, »Die litterarischen Meinungen der zwanziger bis funfziger Jahre des 19. Jahrh. in Rußland« (russ., Petersb. 1871; zum Teil deutsch in »Russische Revue«, Jahrg. 1873).

s. l. e. a., Abkürzung für sine loco et anno, ohne Ort und Jahr (bei Büchertiteln).

Sleaford (angelsächs. Sliaweford), Stadt in der engl. Grafschaft Lincoln, durch den nordöstlich gehenden Sleafordkanal mit dem untern Witham verbunden, Station der Linien Grantham-Boston und S.-Bourn der Great-Northernbahn, zählt (1881) 4967 E. und hat eine lat. Schule.

Sleidanus (Joh.), einer der größten Publizisten seines Zeitalters, hieß eigentlich Philipson und war zu Schleiden bei Köln 1506 geboren. Er studierte zu Lüttich, Köln, Löwen, Paris und Orléans die Rechte, war einige Zeit in Diensten des Königs Franz I. von Frankreich und wohnte als dessen Abgeordneter dem Reichstage zu Regensburg bei. Nachdem er sich nach Straßburg gewendet, machten ihn die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes zu ihrem Geschichtschreiber. Der Rat zu Straßburg gebrauchte ihn zu wichtigen Gesandtschaften und ernannte ihn 1542 zum Professor der Rechte. Die prot. Fürsten sandten ihn 1545 an den König von England und hierauf zu der Kirchenversammlung nach Trient. Er starb 31. Okt. 1556 zu Straßburg. Einen bleibenden Ruhm erwarb er sich durch sein klassisches Werk »De statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare commentarii« (Straßb. 1555; beste Ausgabe von Am Ende, 3 Bde., Frankf. 1785—86). Dieses Werk ist gleich schätzbar wegen seiner einfachen und schönen Schreibart wie wegen der Genauigkeit und Treue in der Darstellung und der Unparteilichkeit des Urteils. Eine deutsche Übersetzung lieferten Stroth und Semler (3 Bde., Halle

1771). Vgl. Bauer, «Des S. Kommentare über die Regierungszeit Karls V.» (Lpz. 1843). Außerdem schrieb S. noch «De quatuor summis imperiis» (Straßb. 1556), die oft aufgelegt und von Schurzfleisch bis 1676 fortgeführt wurden, und «Summa doctrinae Platonis de republica et de legibus» (Straßb. 1548). Seine «Opuscula» gab Putschius (Hannov. 1608) heraus. Vgl. Baumgarten, «Über S.» (Straßb. 1876); auch gab Baumgarten S.' Briefwechsel (Straßb. 1881) heraus.

Slibówitz, s. Sliwowitz.

Sligo, Grafschaft der irischen Provinz Connaught, zwischen dem Atlantischen Ocean im N., Leitrim im O., Roscommon im SO., Mayo im S. und W. gelegen, zählte auf 1868,59 qkm 1841 noch 180886, 1881 nur 110955 E. Das Land ist von W. gegen O. von einer Bergkette durchzogen, deren bedeutendste Spitzen Ox, Knock-Alongy (506 m) und Ben-Bullen (492 m) sind. Die Küste bildet die Baien von S. und Killala. Die wichtigsten Flüsse sind der Garrogue, der Owenmore, rechts mit dem Unshin, links mit Owen-Boy, der Easky und der Moy; die beträchtlichsten Seen der Gill, der Arrow und der Gara. Der Boden ist im allgemeinen leicht, sandig und grandig, teilweise sehr fruchtbar. Von der Bodenfläche sind 19 Proz. Saatfeld, 4 Kleefelder und Wiesen, 20 Weide, 1½ Wald und 3 Gewässer. Anbau von Hafer, Gerste und Kartoffeln, Rindviehzucht, Fischerei und Leinweberei sind die Hauptnahrungszweige der Einwohner. Die Grafschaft schickt mit der Hauptstadt drei Abgeordnete in das Parlament. Der Hauptort Sligo, Marktstadt und Parlamentsborough, an der Mündung des Garrogue in die Sligobai gelegen, Station der Linie Mullingar-Longford-S. der Midland-Great-Westernbahn, verdankt seinen Ursprung einem Schloß und einer 1262 gegründeten Abtei, wovon noch schöne Ruinen vorhanden sind. Der Ort, Sitz eines Bischofs und Hauptstation der Küstenwachten, hat eine schöne kath. Kirche, drei Klöster, mehrere Lehranstalten, einen Gerichtshof, ein Zuchthaus, ein Kranken-, ein Irren- und ein Arbeitshaus und zählt 10670 E., welche Seife und Lichte fabrizieren, Seilerbahnen, Kornmühlen, Brauereien und Brennereien unterhalten und Getreide, Butter, Garn und Leinwand ausführen, auch Lachsfang und Schiffahrt treiben. In der Nähe der Stadt befinden sich mehrere altertümliche Grabhügel, namentlich das Lugna Clogh oder Giant-Grave, d. i. Riesengrab, ein aus Steinblöcken bestehendes Denkmal.

Slingeland (Pieter van), Maler, geb. zu Leiden 20. Okt. 1640, war ein Schüler des G. Dow, den er mit Glück in der Technik seiner kleinen Kabinettsstücke nachahmte, ohne jedoch den Geist und die Freiheit seines Meisters erreichen zu können. An dem Meermannschen Familienbild im Louvre zu Paris arbeitete er drei Jahre; dies ist sein Hauptwerk, das sich durch einen klaren, feinen Ton in der Farbe auszeichnet. Auch noch andere Porträts und Genrebilder finden sich im Louvre. Außerdem besitzen die Bridgewater-Galerie zu London, die Pinakothek zu München, die Galerie zu Dresden mehrere Gemälde von ihm, darunter die letztere eins der bekanntesten, die Spitzenklöpplerin. Er starb 7. Nov. 1691 zu Leiden.

Sliwnitza, bulgar. Dorf, 30 km nordwestlich von Sofia, wurde durch den dort am 17., 18. und 19. Nov. 1885 vom Fürsten Alexander von Bulgarien mit bulgar. und ostrumelischen Truppen über die serb. Hauptarmee unter König Milan erfochtenen Sieg geschichtlich namhaft. (S. Serbisch-Bulgarischer Krieg von 1885.)

Sliwno, Stadt in Ostrumelien, s. Islimjé.

Sliwowitz (serb. slivovica oder šljivovica), verderbt auch Slibowitz, Schlickowitz und ähnlich genannt, heißt ein Branntwein, der in den südslaw. Ländern aus der dort in ungemeiner Fülle kultivierten Zwetsche oder türk. Pflaume (serb. sliva oder šljiva) destilliert wird. Der beste wird in Syrmien produziert. Der S., welcher mit dem zunehmenden Alter gewinnt, bildet einen Hauptartikel der Ausfuhr und des Verbrauchs der genannten Länder; er ist von blaßgelber Farbe und hat ein angenehmes Obstaroma. Von dem deutschen Zwetschenbranntwein ist er wenig verschieden.

Sljozka (Michael), russ. Buchdrucker in Lemberg, war von Geburt ein griech.-kath. Litauer. Er leitete von 1628 bis 1651 die Buchdruckerei der griech.-kath. Stawropigianischen Brüderschaft in Lemberg, kaufte aber daneben vom dortigen Erzbischof die poln.-lat. Buchdruckerei und ward, als er in derselben ein Buch des Metropoliten Mogila (s. d.) von Kiew druckte, in den Bann gethan, in welchem er 1667 starb. Alle russ. Drucke S.s sind große Seltenheiten geworden, besonders sein «Bukvar» (1638), «Apostol» (1639), «Časoslovec» (1640), «Triod» (1632), «Nomokanon» (1646).

Sloane (Hans), Botaniker, geb. 1660 zu Killileagh in Irland, wurde 1727 Leibarzt des Königs Georg II. und starb 1753 auf seinem Landgute in Chelsea. Aus seinen naturhistor. Sammlungen und seiner Bibliothek ging nach seinem Tode das Britische Museum hervor. Er schrieb: «Catalogus plantarum, quae in insula Jamaica sponte proveniunt» (3 Bde., Lond. 1695).

Slobódá (russ., soviel wie swoboda, die Freiheit), in Rußland häufige Bezeichnung von Flecken und Vorstädten, die sich in früherer Zeit durch freie Ansiedelungen gewöhnlich in der Nähe einer Stadt gebildet haben.

Slobodskoi, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wjatka, am rechten Ufer der Wjatka, mit (1883) 9176 E., hat bedeutende Lederfabriken, Branntweinbrennereien, ferner eine Glockengießerei, eine chem. Fabrik, Zündhölzchenfabrik, Gerbereien, Lederhandschuhfabrikation u. s. w. Bedeutend ist auch der Handel mit Getreide, Leinsaat, Pferde- und Rinderhaaren, Borsten und Matten.

Slobosia, Donauinsel, s. unter Giurgewo.

Sloe, von der Westerschelde rechts abgehender Arm zwischen den zur niederländ. Provinz Zeeland gehörenden Inseln Walcheren im W. und Zuid-Beveland im O., wird an seinem Nordende von einem Damme durchschnitten, über den die niederländ. Staatsbahnlinie Breda-Vlissingen führt.

Sloka (sanskr., d. h. Ruhm) bedeutet in der ind. Metrik eine vierzeilige Strophe, speziell aber den altepischen Vers der Indier, der ursprünglich aus der viermaligen Wiederholung eines achtsilbigen Verses mit diiambischem Ausgang bestand. In dieser Form (Anuschtubh) erscheint der S. bereits in der vedischen Poesie. Um jedoch die ermüdende Monotonie der stets wiederkehrenden Jamben zu vermeiden, wurde in späterer Zeit folgendes Schema gangbar: . . . . ⏑ — — — ‖ . . . . | ⏑ — ⏑ — ‖ (zweimal), welches bei Kunstdichtern noch verschiedenen Gesetzen unterliegt, die von

Oldenberg («Zeitschrift der Deutschen Morgenländ. Gesellschaft», Bd. 32 u. 35) zusammengestellt sind.

Sloman (Robert Miles), hamburger Reeder, geb. 23. Okt. 1783 zu Yarmouth, kam mit seinem Vater 1793 nach Hamburg, wo dieser ein Reedereigeschäft gründete. Er sorgte für Vertiefung des Fahrwassers der Elbe und erwarb sich um das Gemeinwesen von Hamburg große Verdienste. Er starb 2. Jan. 1867. Sein gleichnamiger Sohn, geb. 1812, setzte das Geschäft fort.

Slonim, Kreisstadt im russ. Gouvernement Grodno an der Schara, mit (1883) 21 108 E., darunter 7000 Juden, ein Stapelplatz für Getreide, Teer, Bauholz und verschiedene andere Güter.

Sloop, s. Slup.

Slough, Dorf in der engl. Grafschaft Buckingham, Station der Hauptlinie London-Reading-Bristol-Exeter der Great-Westernbahn, welche hier nach Windsor abzweigt, zählt (1881) 5080 E. und ist berühmt durch die Sternwarte (mit Riesenteleskop) des Astronomen Friedrich Wilhelm Herschel und als Geburtsort von dessen Sohn Sir William Herschel.

Slovinzen, s. unter Kassuben.

Slowacki (Jul.), ausgezeichneter poln. Dichter, Sohn des durch seine ästhetischen Schriften in der poln. Litteratur bekannten wilnaer Professors Eusebius S., wurde 23. Aug. 1809 in Krzemieniec geboren und auf der Universität zu Wilna ausgebildet. Er nahm Anteil an dem poln. Aufstande von 1830, und gehörte zu der Gesandtschaft, welche in Paris und London Beihilfe für denselben vermitteln sollte. Die Rückkehr ward ihm untersagt und er lebte, nachdem er Europa und den Orient durchstreift, in Frankreich, namentlich in Paris. Von seinen zahlreichen dichterischen Werken sind hervorzuheben: die epischen Dichtungen «Zmija», «Jan Bielecki», «Mnich», «Arab», «Der Vater der Pestkranken» (deutsch von Stahlberger, Krak. 1872), «Lambro», «Anheli», «Poema o piekle», «Beniowski»; auf dem Gebiete der Lyrik die schöne Idylle «In der Schweiz» (deutsch von Kurtzmann, Lpz. 1880); die dramatischen Dichtungen «Mindowe», «Maria Stuart» (deutsch von Drake, Berl. 1847, und German, Lpz. 1880), Balladyna» (deutsch von German, Krak. 1882), «Lilla Weneda» (deutsch von Rischka, Jaroslaw 1881), «Mazepa», «Kordjan», «Ksiądz Marek». In den meisten dieser in hinreißender Sprache abgefaßten bilderreichen Dichtungen liegt etwas Dämonisches. Es ist die Kehrseite des Menschen- und Völkerlebens, die Ironie des Schicksals, die den Grundgedanken seiner Darstellungen ausmacht. S. wurde wegen dieser seiner pessimistischen Richtung von Mickiewicz «der Satan der Dichtkunst» genannt. Er gesellte sich endlich zu der Sekte Towianskis, verfiel in Mystizismus und starb 3. April 1849 zu Paris. Eine Sammlung seiner Dichtungen erschien nach seinem Tode («Pisma», 4 Bde., Lpz. 1875). Sein Leben hat Malecki (2 Bde., Lemb. 1867) beschrieben.

Slowaken heißen die slaw. Bewohner des nordwestl. Ungarn, die dem czech. Zweige der slaw. Völkerfamilie angehören; ihre Grenze gegen die Magyaren wird ungefähr durch eine Linie von Preßburg über Rima Szombat und Kaschau nach Unghvar gebildet; die Nordgrenze durch die polit. Grenze Ungarns und Galiziens; nach Westen reichen die S. über die ungar. Grenze in Mähren hinein, namentlich in das Dreieck zwischen March, Drevniza und Kleinen Karpaten, und sind außerdem über eine Anzahl abgetrennter Sprachinseln durch Ungarn verbreitet. (S. Czechische Sprache.) Ihre Zahl beträgt etwa 2 Mill. Sie brachten es, nachdem die Versuche Ludwigs des Deutschen, sie in festere Abhängigkeit zu bringen, mißlungen waren, im 9. Jahrh. in Verbindung mit den Mährern, namentlich unter dem Fürsten Rastislaw und Swatopluk, zu einer kräftigen polit. Entwickelung, dem sog. großmährischen Reiche, das durch den Einbruch der Magyaren in der Schlacht bei Preßburg 907 vernichtet wurde. Von den S. gehört das kleinere Drittel dem Protestantismus, die übrigen der kath. Kirche an. Die Litteratur des slowak. Dialekts ist abgesehen von geringen Anfängen im Mittelalter neuen Datums, vom 16. Jahrh. an herrschte infolge der von Böhmen gebrachten Reformation das Czechische im engern Sinne (Böhmische) als Schriftsprache; am Ende des 18. Jahrh. begannen kath. Schriftsteller eine eigene Litteratur im slowak. Dialekt, namentlich unter der Leitung von Ant. Bernolak; da aber andere, namentlich seit den vierziger Jahren des 19. Jahrh. im Anschluß an Ludevit Stúr, von dieser Schule abwichen, andere wieder anders schrieben, kam es zu keiner einheitlichen Schriftsprache. In neuester Zeit leidet die slowak. Litteratur unter der gewaltsamen Unterdrückung durch die Magyaren. Von Bearbeitungen der Sprache sind zu nennen: A. Bernolak, «Grammatica slavica» (Preßb. 1790; deutsch, Ofen 1817); derselbe, «Lexicon Slavicum Bohemico-Latino-Germanico-Hungaricum» (6 Tle., Ofen 1825—27); M. Hattala, «Grammatica linguae slovenicae» (Schemnitz 1850); derselbe, «Počátky mluvnice slovenské» (Wien 1860); J. Victorin, «Grammatik der slowak. Sprache» (4. Aufl., Budapest 1878). Die Zahl der Schriftsteller ist beträchtlich; aus älterer Zeit sind erwähnenswert Matth. Bel (gest. 1749), Dan. Krman (gest. 1740), Paul Doležal, Mart. Loučeк (gest. 1802), Steph. Leška (gest. 1818), der erste Herausgeber einer slowak. Zeitung, Georg Palkowitsch (gest. 1835), Tablic u. a. Alle diese schrieben übrigens czechisch. Unter den Schriftstellern in slowak. Sprache sind hervorzuheben: A. Bernolak, der beliebte Dichter J. Holly, Lud. Stúr, Sládkovič, Chalúpka, Matuška, Graichmann, P. Dobšinský, P. Kellner (Hostinský), J. Victorin, Hattala u. a. Von der slowak. Volkspoesie sind Sammlungen erschienen in Pest (2 Bde., 1823—27, von Schafarik); in Ofen (von Kollar, 2 Bde., 1834 u. 1835), von der slowak. Matica «Sbornik slovenských národních piesní» (2 Hefte, 1870—74).

Slowenen (Slovenci, Sing. Slovenec) heißt der in Steiermark, Kärnten, Krain wohnende Slawenstamm. Die Sprachgrenzen sind: im Norden gegen das Deutsche eine ungefähre Linie von Tarvis über Klagenfurt und Völkermarkt nach Radkersburg an der Mur; als Ostgrenze rechnet man gewöhnlich die polit. Grenze Steiermarks gegen Ungarn, doch gehört die Sprache des sog. Provinzialkroatien (s. Kroatische Sprache) mehr zu den slowenischen als zu den serbo-kroat. Dialekten; die Südgrenze gegen das Kroatische wird gebildet durch eine Linie von Möttling bis Capodistria; die Westgrenze gegen das Italienische (Furlanische) durch eine ungefähre Linie von Capodistria über Monfalcone, Cividale nach Tarvis. In dieses Sprachgebiet fällt also ein schmaler südl. Rand von

Kärnten, das südl. Steiermark, ganz Krain (mit Ausnahme der großen deutschen Sprachinsel um Gottschee), der größte Teil von Görz und Gradiska, ein kleiner Teil von Istrien. In der Gegend von Radkersburg reicht ein Zipfel slowen. Sprachgebiets nach Ungarn, in der von Cividale nach Italien hinein. Die Gesamtzahl der S. beträgt circa 1⅓ Mill. Die Sprache gehört zu den sog. südslawischen und steht dem Serbo-Kroatischen am nächsten. Grammat. Bearbeitungen der Sprache: von Kopitar («Grammatik der slaw. Sprache in Krain, Kärnten und Steiermark», Laibach 1808), Metelko (Laibach 1825), Murko (2. Aufl., Graz 1850), Janežič (seit 1850 in slowen. und deutscher Sprache, in mehrern Aufl.), Lewstik («Die slowen. Sprache», Laib. 1866), Šuman («Slovenska slovnica», Klagenf. 1884), Sket («Slowen. Sprach- und Übungsbuch», Klagenf. 1885); Wörterbücher: von Murko (2 Tle., Graz 1833), Janežič (seit 1850 in mehrern Aufl.).

Das älteste Sprachdenkmal sind die sog. «Freisinger Denkmäler», liturgischen Inhalts, erhalten in einer Handschrift des 10. Jahrh. (herausg. von Kopitar im «Glagolita Clozianus», Wien 1836); von da an fehlen Sprachdenkmäler so gut wie ganz bis zur Reformation. Durch die Thätigkeit des krain. Reformators Primus Truber (1508—86) und seiner Genossen wurden die Bibel (erste vollständige Ausg. 1584) und andere geistliche und kirchliche Bücher übersetzt und verfaßt. Diese Litteratur wurde indes durch die Gegenreformation wieder unterdrückt, sodaß die litterarische Thätigkeit bis gegen Ende des 18. Jahrh. fast ganz ruht. Eine vollständige Bibelübersetzung von kath. Seite (Hauptmitarbeiter waren Japel und Kumerdey) erschien von 1791 bis 1802. Ansätze zu einer Litteratur im weitern Sinne gingen namentlich von dem Dichter Vodnik (1758—1819) aus; der eigentliche Schöpfer einer slowen. Poesie ist aber Franz Preschern (Prešeren, Preširen) 1800—49 (Gesamtausgabe seiner Dichtungen «Pesni Franceta Preširna», Laib. 1866). Seit der Mitte des 19. Jahrh. wird im Zusammenhange mit dem lebhaftern nationalen Leben der kleinern slaw. Völker auch die litterarische Bewegung kräftiger und mannigfaltiger. Als Dichter verdienen genannt zu werden: Levstik, Valjavec, Stritter. Als Einigungspunkt der Erzeugnisse dient namentlich die Zeitschrift «Ljubljanski zvon». Die größte Sammlung slowen. Volkslieder ist «Slovenske pesmi krajnskiga naroda» (5 Hefte, Laib. 1839—44). Eine Übersicht über die Litteratur gibt Kleinmayr, «Zgodovina slovenskega slovstva» (Klagenf. 1881).

Das Geschichtliche s. unter Kärnten, Krain, Steiermark. Vgl. Šuman, «Die Slowenen» (Teschen 1881).

Sluin (Slunj), Markt im Ogulin-Sluiner Distrikt der ehemaligen kroat.-slawon. Militärgrenze, mit 555 griech.-orient. E., ist Sitz eines Bezirksgerichts und hat ein altes Schloß.

Sluis (spr. Sleuß), kleine befestigte Stadt in der niederländ. Provinz Zeeland, im sog. Staats-Flandern, am Zwin und durch einen Kanal mit Brügge verbunden, mit 2600 E., war im Mittelalter ein bedeutender Hafenort. Nachdem es 1290 vom flandrischen Grafen Guy von Dampierre Stadtrechte erhalten hatte, wuchs es durch Schiffsfahrt und Handel schnell heran und erreichte im 15. Jahrh. seine höchste Blüte. Durch die Verschlämmung des Zwin im 16. Jahrh. verlor S. seine günstige Lage und große Bedeutung. Bei dem Abfall der Niederlande von der Herrschaft Philipps II. wählte S. 1580 die Seite der Aufständischen; zwar wurde es 1587 von den Spaniern unter Parma erobert, doch 1604 vom Prinzen Moritz von Oranien wiedergewonnen und blieb seitdem im Besitz der Vereinten Provinzen. Die Franzosen nahmen es 1794; die Belgier besetzten es 1830, wurden aber bald genötigt, es wieder zu räumen. Der Ort hat eine prot. und eine kath. Kirche, wie auch ein Rathaus aus dem 14. Jahrh. Bei S. hatte 1340 eine blutige Seeschlacht zwischen den Engländern und Franzosen statt.

Slup (engl. sloop), auch wohl Schaluppe (s. d.), ein einmastiges Küstenfahrzeug, das in neuerer Zeit aber seltener geworden. Hauptsächlich tragen jetzt diesen Namen noch die gedeckten einmastigen helgoländer Fischerfahrzeuge von 5—10 t Raumgehalt.

Sluzk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Minsk, am Slutsch, mit (1883) 19006 E., treibt Handel mit Getreide, Flachs, Leinsaat und Bauholz.

Sm., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für James Eduard Smith, geb. 1759 zu Norwich, gest. 1828 (Botaniker), für Andreas Smith, Reisender in Südafrika 1834 (Zoolog) und für William Smith, geb. 1808 zu Volnamere, gest. 1857 zu Cork (Botaniker: Diatomeen).

Smaalenenes-Amt, Amt in Norwegen, östlich vom Kristianiafjord, grenzt östlich und südlich an Schweden und zählte (1875) auf 4143 qkm 107804 E., davon 27797 städtische. Auf die Inseln kommen 148, auf Binnenseen 274 qkm. Der Boden ist fruchtbar; namentlich werden Weizen und Roggen gebaut. Hauptstadt ist Frederikshald.

Smala (arab.) heißt eine militärische Gemeinschaft, insbesondere die der Zeltgenossen und des Gefolges der Häuptlinge. Die S. von Abd-el-Kader zählte 300 Duars mit 20000 Seelen und stellte 5000 Krieger ins Feld.

Småland, die größte Landschaft im südl. Schweden oder Götaland, grenzt gegen O. an die Ostsee und umfaßt 31601,5 qkm (davon 7,5 Proz. Gewässer) mit einer Bevölkerung (Ende 1881) von 569128 E., davon 54933 auf die 8 Städte (Kalmar, Westervik, Oscarshamn, Wimmerby, Weriö, Jönköping, Eksjö und Grenna). Im allgemeinen ist das Land nicht fruchtbar, wohl aber berg- und wasserreich. Schöne Gegenden wechseln mit höchst traurigen, bebaute Felder und Wiesen mit öden Heiden, ausgedehnten Waldungen, weiten Sümpfen und zahllosen Landseen. Wegen seiner Naturschönheit berühmt ist der Küstenstrich, zugleich auch der fruchtbarste Teil. Der ganze Süden bildet ein Bergplateau, das sich von Westen, Süden und Osten gegen Norden erhebt. Von dem nördlichsten Teile der Landschaft, welche ziemlich steil nach Östergötland abfällt, geht ein Bergrücken aus, der sich bis an das Südende des Wettersees erstreckt und hier seine höchsten Punkte erreicht. Das Land ist, namentlich im Norden, ziemlich reich an Metallen, besonders an Eisenerz und Sumpfeisen; auch ist etwas Kupfer vorhanden. Hier ist auch Bergbau eine Hauptbeschäftigung neben Viehzucht, Waldwirtschaft und Ackerbau. S. wird von der südl. und östl. Staatseisenbahn 257 km durchschnitten, übrigens sind 781 km Privatbahnen im Betrieb (1885). In administrativer Hinsicht ist S. in drei Län geteilt. Der nördl. Teil begreift das Län Jönköping (s. d.) mit 11500,46 qkm und

197392 E., der südliche Kronobergslän (s. d.) mit 9949,1 qkm und 167806 E., der östliche Kalmarlän (s. d.) mit 10151,9 qkm und 203930 E. In alter Zeit hatte S. den Namen Smålande oder Smålönd (spr. Smaulönd, wie noch bei den Einwohnern), d. h. kleine Länder. Es scheint aus mehrern kleinen Staaten oder besondern Gemeinden bestanden zu haben.

Smalte bezeichnet im allgemeinen jedes zu Pulver zerriebene farbige Glas, das bei der Glas- und Emailmalerei zur Anwendung kommt, insbesondere jedoch ein durch Kobaltoxyd blau gefärbtes Glas, erzeugt durch Zusammenschmelzen von Quarzsand, Pottasche und gerösteten Kobalterzen oder Safloren. Dieses Glas, mit dessen Herstellung sich die Blaufarbenwerke beschäftigen und das je nach dem beim Schmelzen gegebenen Kobaltzusatz mehr oder weniger blau gefärbt ausfällt, wird gepocht, gemahlen, sodann auf Herden und in Bottichen gewaschen und bei letzterer Operation die durch das Mahlen entstandenen verschiedenen Korngrößen voneinander geschieden. Bei gleichem Kobaltgehalt des Glases erscheint ein feineres Korn stets weniger farbkräftig als ein gröberes. Verwendet wird S. als Malerfarbe, sowie zum Bläuen und Bleichen von Papier und weißen Zeugen.

Smaltin, soviel wie Speiskobalt.

Smaragd, ein Edelstein, die grüne und durchsichtige Varietät des von den Mineralogen Beryll genannten Minerals. Derselbe krystallisiert in sechsseitigen Säulen mit basischer Spaltbarkeit, ist weit härter als Quarz, 2,7 mal so schwer als Wasser, von Säuren unangreifbar, nur äußerst schwierig schmelzbar. Er besteht aus 66,8 Proz. Kieselsäure, 19,1 Thonerde und 14,1 Beryllerde, wozu gewöhnlich ganz geringe Mengen von Eisenoxyd treten, und führt auf die chem. Formel $Be_3Al_2Si_6O_{18}$. Der S. findet sich als außen glatte, einzeln ein- oder aufgewachsene Krystalle, selten in Drusen, ist glasglänzend, durchsichtig bis durchscheinend und in verschiedenen Nuancen smaragdgrün, gras- bis apfelgrün. Als Edelstein ist er sehr geschätzt und wird besonders in der Form der Tafelsteine geschliffen, wobei sich seine Farbe am schönsten ausnimmt. Er wird im Glimmerschiefer des Habachthals in Salzburg, in den Mourne-Mountains in Irland gefunden, namentlich aber am Flusse Takowaja im Ural (wo bis 40 cm lange und 25 cm dicke Krystalle vorkommen) und bei Muzo in Columbia in einem schwarzen Kalkstein. Die Alten verstanden unter diesem Namen teils den echten S., teils den grünen Flußspat.

Smaragd (imitierter), s. unter Edelstein-Imitationen.

Smaragdgrün ist Chromgrün.

Smaragdit, s. unter Eklogit.

Smaragdochalcit, soviel wie Atacamit.

Smederewo, s. Semendria.

Smeinogorsk oder Smejew, Hüttenwerk und Stadt im russ. Gouvernement Tomsk, Kreis Bijsk, in Westsibirien, an den Flüssen Smejewka und Korbolicha, in einer Höhe von 600 m, mit 6163 E. Die berühmten Bergwerke von S. wurden 1745 von Demidow angelegt und gingen bald in den Besitz der Regierung über; sie haben bis jetzt im ganzen etwa 66000 Pud Silber geliefert. Dieses Metall ist jetzt aber ziemlich ausgebeutet und man gewinnt hier jährlich nur noch etwa 150 Pud, und an Gold etwa 10 Pfund. Dafür liefern die Bergwerke um so reichere Quantitäten von Blei (jährlich 10000 Pud) und Kupfer (500000 Pud).

Smerd (russ.), im Altrussischen ein Halbfreier, der auf fremdem Grund und Boden saß und dadurch in Abhängigkeit vom Grundherrn stand.

Smetana (Friedr.), Komponist und Klaviervirtuos, geb. 2. März 1824 zu Leitomischl, war Schüler von J. Proksch, wurde 1856 Direktor der Philharmonischen Gesellschaft in Gothenburg und 1866 erster Kapellmeister am böhm. Nationaltheater zu Prag; 1874 mußte er wegen fast vollständiger Taubheit seine Stelle niederlegen. Schon einige Zeit geisteskrank, starb er 12. Mai 1884 in der Landesirrenanstalt zu Prag. S. ist ein Hauptvertreter der böhm. Nationalmusik. Hervorzuheben sind unter seinen Kompositionen die symphonischen Dichtungen «Wallensteins Lager», «Richard III.», «Wyšehrad» und «Libusa», und die Opern «Die Brandenburger in Böhmen», «Die verkaufte Braut», «Dalibor», «Das Geheimnis» u. s. w.

Smethwick, Stadt in der engl. Grafschaft Stafford, 6 km westlich von Birmingham, Station der Linie London-Stafford der London- und Northwesternbahn, zählt (1881) 25076 E. und hat Eisen- und Stahlfabriken, Maschinenbau, Glashütten und Fabrikation von Chemikalien.

Smichow, Vorstadt von Prag, auf dem linken Moldau-Ufer, südlich von der Kleinseite Prags, zu beiden Seiten einer 1630 m langen Hauptstraße, welche mit der Moldau parallel vom Aujezder Thor bis zum Westbahnhof führt. Über die Moldau führt eine 1878 vollendete, 228 m lange Brücke. S. ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, hat ein Realgymnasium, ein neues Rathaus, einen botan. Garten und zählt (1880) 24984 E., welche sehr gewerbthätig sind, eine große Waggonfabrik, zwei Kattunfabriken, eine Chokolade- und Konditoreiwarenfabrik, eine Dampfmühle u. s. w. unterhalten.

Smidt (Heinr.), Schriftsteller, geb. 18. Dez. 1798 zu Altona, war zuerst Seemann und machte weite Seefahrten, studierte dann in Kiel und Berlin und wurde dann bei der «Staatszeitung» in Berlin angestellt. Er wurde 1848 Mitglied der Marinekommission und der Marineabteilung des Kriegsministeriums und starb 3. Sept. 1867. Von seinen Romanen ist namentlich «Michael de Ruiter» (4 Bde., Berl. 1846; 2. Aufl. 1863) zu nennen; außerdem schrieb er Seenovellen und einige Dramen.

Smidt (Joh.), verdienter Bürgermeister von Bremen, geb. 5. Nov. 1773, studierte zu Jena Theologie, wurde dann in Bremen erst Professor der Geschichte am damaligen Gymnasium illustre, hierauf Syndikus der «Älterleute» und 1800 Ratsherr. Bremen verdankte ihm bei Gelegenheit des Reichsdeputationshauptschlusses (1803) die Abrundung seines Territoriums und die wenigstens legale Befreiung vom Elsflether Zoll. Nach der Schlacht bei Leipzig wußte er als diplomatischer Vertreter Bremens die Selbständigkeit der Hansestädte und ihre Aufnahme als Glieder des Deutschen Bundes durchzusetzen. Sodann war er als Gesandter Bremens insbesondere in den Verhandlungen thätig, die 1820 die Freiheit des Weserstroms begründeten. Er bewirkte eine Reihe von Verträgen Bremens mit fremden Ländern, sorgte für die Ausbreitung der konsularischen Vertretung, bewog England, die Vereinigten Staaten, Brasilien u. s. w., die deutschen Hansestädte als die nationalen Ausfuhrhäfen des Bundes anzuerkennen.

und war der Mittelpunkt und Führer aller der Bestrebungen und Schöpfungen, welche die heutige blühende Lage Bremens herbeiführten. Seine bedeutendste Schöpfung ist die Gründung Bremerhavens (s. d.). S. wußte es zu erreichen, daß Hannover für die Anlage ein Terrain der Stadt Bremen abtrat (1827), und daß die Bürgerschaft dieser Stadt für den Bau eines großen Docks die erforderlichen bedeutenden Summen bewilligte. Schon 1821 als Bürgermeister an die Spitze des bremer Gemeinwesens gestellt, behauptete er diesen Posten, die kurze demokratische Periode 1849—52 abgerechnet. S. starb zu Bremen 7. Mai 1857.

Smilaceen, s. Liliaceen.

Smilacites nannte Brongniart eine Anzahl fossiler Pflanzenreste, die meist aus dem Tertiär stammen und in Blattform und Blattnervatur einige Ähnlichkeit mit manchen Arten aus der Familie der Liliaceen, Abteilung der Smilaceen, haben. Ob dieselben mit Recht zu dieser Gruppe gestellt werden, dürfte in den meisten Fällen zweifelhaft sein.

Smilax *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen. Man kennt zur Zeit gegen 200 Arten, von denen jedoch mehrere nur unvollständig beschrieben sind; sie finden sich vorzugsweise in den Tropengegenden und in den wärmern Teilen der nördl. gemäßigten Zone. Es sind Kletterpflanzen mit ausdauernden holzigen Wurzelstöcken, stacheligen Stengeln, immergrünen, herz-eiförmigen oder pfeilförmigen, am Rande und dem Stiele oft auch stacheligen Blättern und zweihäusigen Blüten, welche am Ende der Zweige in rispig angeordnete Trugdolden gestellt erscheinen. Die Blüten besitzen ein doppeltes Perigon, die männlichen sechs Staubgefäße, die weiblichen einen mit drei dicken Narben gekrönten Fruchtknoten, aus dem eine wenigsamige Beere entsteht. Von mehrern Arten kommen die Wurzeln unter dem Namen Sassaparille oder Sarsaparille (von den span. Wörtern: sarsa, stacheliges Gewächs, und parilla, kleine Weinrebe) in den Handel. Die Wurzeln sind geruchlos, schmecken fade, schleimig, dann bitterlich und etwas scharf und zeigen auf dem Querschnitte eine mehr oder minder dicke mehlartige Rindenschicht, einen von einer deutlichen Kernscheide (innere Rindenschicht) umgebenen Gefäßbündelkreis und das Mark. Das Zellgewebe des Marks und der innern Rindenschicht ist im noch nicht zu alten Zustande weiß, der Gefäßbündelkreis gelb und die Kernscheide nebst der äußern Rindenschicht goldgelb bis dunkelrotgelb oder braun. Die Sassaparillwurzel wird in Mexiko, Centralamerika, Venezuela, Ecuador und in Brasilien gesammelt und erhält im Handel gewöhnlich von den ersten Stapelplätzen, von denen sie verladen wird, besondere Namen. Die drei Hauptsorten, welche in mehrere Untersorten zerfallen, sind die mexikanische, centralamerikanische und südamerikanische. Die mexik. Sorten, welche von S. medica *Schlecht.* abstammen, machen gewöhnlich die schmutzigste, schlechteste und daher billigste Sorte aus. Weit besser und wirksamer sind die centralamerikanischen, welche sich durch bessere Verpackung, hellere Färbung und bedeutende Größe der Wurzelfasern (denn diese sind oft 1,2 bis 2 m und darüber lang) unterscheiden. Die südamerik. Sorten stammen fast durchweg von S. syphilitica *Humb. Bonpl.* (s. Tafel: Offizinelle Pflanzen I, Fig. 3), S. officinalis *Kth.* und S. cordato-ovata *Pers.* ab. Die beste Sorte ist die Honduras-Sassaparille. Von mehrern Sorten von Sassaparille sind die Stammpflanzen nicht mit Sicherheit bekannt. Die Sassaparille, bereits über 300 Jahre in Europa bekannt, wird noch immer als eins der kräftigsten schweiß- und harntreibenden und alle übrigen Sekretionen anregenden Mittel gerühmt und vorzüglich gegen syphilitische Krankheitsformen, seltener bei andern kachektischen, gichtischen, rheumatischen und Ausschlagskrankheiten angewendet. Unter der italienischen Sassaparille wird die Wurzel der in den Ländern des Mittelmeers heimischen S. aspera *L.* verstanden, welche in Italien und Spanien die Stelle der amerikanischen Sassaparille vertritt. Neuerdings ist auch der Wurzelstock der australischen S. glycyphylla *R. Br.*, deren Blätter zu Thee (Sweet tea der Engländer) verwendet werden, mit in den Handel gekommen. Die langen Wurzelsprossen der in Nordamerika einheimischen Aralia nudicaulis *L.* kommen zuweilen als graue Sassaparille in den Handel. (S. Aralia.)

Smiles (Samuel), engl. Schriftsteller, geb. 1816 zu Haddington in Schottland, praktizierte eine Zeit lang als Wundarzt in Leeds, trat aber dann, indem er die Redaktion der «Leeds Times» übernahm, in die journalistische Laufbahn und vertauschte diese mit dem Sekretariat bei verschiedenen Eisenbahngesellschaften, zuerst in Leeds, hierauf 1852—66 bei dem South-Eastern-Railway in London. Gleichzeitig machte S. sich einen Namen als Schriftsteller durch Werke, deren Gegenstände mit seiner Berufsthätigkeit zusammenhingen und durch ihre vorherrschend praktisch-moralische Tendenz den Beifall eines großen Publikums gewannen. Schon 1837 erschien von ihm «Physical education, or the nature of children». Hierauf folgte «Railway property, its conditions and prospects» (1849), dann die vortreffliche Biographie «Life of George Stephenson» (1857), die zahlreiche Auflagen erlebte; «Self-help, with illustrations of character and conduct» (1860), «Workmen's earnings, strikes and wages» (1861), «Lives of engineers, with an account of their works» (1862), «Industrial biography» (1863), «Lives of Boulton and Watts» (1865), «Character, a companion volume to Self-help» (1871), «George Moore, merchant and philanthropist» (1878), «Life of Robert Diep, baker of Thurso, geologist and botanist» (1878) und «Duty, with illustrations of courage, patience and endurance» (1880). S. hat außerdem in «The Hugenots, their settlements, churches and industries in England and Ireland» (1869) und «The Huguenots in France, after the revocation of the edict of Nantes» (1874) interessante Beiträge zur Geschichte der Hugenotten veröffentlicht.

Smirgel, s. Schmirgel.

Smith (Adam), berühmter engl. Staatswirtschaftslehrer und Begründer der neuern Nationalökonomie, geb. 5. Juni 1723 zu Kirkaldy in Schottland, wo sein Vater Zollbeamter war, widmete sich anfangs zu Glasgow und Oxford der Theologie, verließ aber diese Bahn und hielt seit 1748 zu Edinburgh Vorlesungen über die Rhetorik und die schöne Litteratur, bis er 1751 Professor der Logik und der Moral zu Glasgow wurde. Als akademischer Lehrer erlangte S. sehr bald einen ausgezeichneten Ruf. In jener Zeit ließ er seine «Theory of moral sentiments» (1759) erscheinen, worin er die Sympathie zur Grundlage der Moral

machte. Nachdem er 1764 und 1765 den Herzog von Buccleugh auf einer Reise durch Frankreich und Italien begleitet hatte, lebte er ohne Amt zehn Jahre in seiner Vaterstadt bloß den Studien. Eine Frucht dieser langen Eingezogenheit war sein Werk «Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations» (2 Bde., Lond. 1776 u. öfter; später wiederholt von Buchanan, dann von M'Culloch herausgegeben, zuletzt von Rogers, 2 Bde., Lond. 1870; deutsch von Garve, 4 Bde., Bresl. 1794—96, von Asher, 2 Bde., Stuttg. 1861, von Löwenthal, 2 Bde., Berl. 1878, und von Stöpel, 3 Bde., Berl. 1878), das ihn durch ganz Europa berühmt machte. An allgemeinen Anregungen wie auch an Einzelheiten hat er ohne Zweifel den Physiokraten viel zu verdanken, jedoch wußte er sich von der Einseitigkeit dieser Schule frei zu halten, und der grundlegende Gedanke seines Systems ist gerade der, daß der Nationalreichtum ebenso wenig ausschließlich auf der landwirtschaftlichen Produktion, wie auf einer günstigen Handelsbilanz beruhe, sondern daß er durch jede Art von nützlicher Arbeit gefördert werde, und daß daher die Arbeit die eigentliche Quelle desselben und zugleich der eigentliche Maßstab des Wertes der wirtschaftlichen Güter sei. Wegen dieser Auffassung wird daher das System S.s auch als das Industriesystem (s. d.) bezeichnet.

Ein weiterer Hauptgedanke von S.s Lehre ist der Satz, daß die freie Konkurrenz, die freie ungehinderte Bewegung in Bezug auf Arbeit und Verkehr, die zweckmäßigste Teilung und Kombination der wirtschaftlichen Beschäftigungen herbeiführe und sich dadurch am wirksamsten erweise. Durch diese Arbeitsteilung und die freie Bethätigung menschlicher und so vieler Wirtschaftskräfte werde die Ausgleichung zwischen Bedürfnissen und Mitteln, zwischen Mühe und Vergütung oder der angemessenste Preis der Dinge hergestellt und jedem Teilnehmer an der Produktion der gebührende Anteil zugeführt. Die Völker gelangen dadurch zu einer wechselseitigen Ergänzung und Ordnung der verschiedenen Erwerbszweige und zu einem Austausch der Kräfte und Güter, worauf die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft beruht. Aus diesen theoretischen Sätzen leitet er die praktische Lehre ab, daß die Thätigkeit des Staates in wirtschaftlichen Angelegenheiten sich im wesentlichsten darauf zu beschränken habe, die der freien Entwickelung der wirtschaftlichen Kräfte in Landwirtschaft, Gewerbe, innerm und auswärtigem Handel entgegenstehenden Hindernisse und Schranken zu beseitigen. Von der freien Bethätigung des Selbstinteresses der einzelnen erwartet S. auch die beste Förderung des Gesamtwohls, eine Ansicht, die durch die spätern wirklichen Erfahrungen keineswegs genügende Bestätigung gefunden hat. In der speziellern Untersuchung der wirtschaftlichen Erscheinungen hat S. eine große Reihe wertvoller Leistungen aufzuweisen. Dahin gehört besonders seine Lehre, daß die Arbeitsteilung von der Größe des Kapitals und Marktes bedingt wird; daß jeder Warenpreis in die drei großen Einkommenszweige, Grundrente, Arbeitslohn und Kapitalzins, aufgelöst werden kann; daß Ersparen und Verzehren keinen unbedingten Gegensatz bilden. Ferner ist die Unterscheidung zwischen stehendem und umlaufendem Kapital, sowie überhaupt der Begriff Kapital eigentlich erst von S. recht begrenzt und analysiert worden. Sodann ist zu erwähnen seine Darstellung der Gründe, welche in den verschiedenen Arbeitszweigen die Höhe des Lohns verschieden gestalten; seine vortreffliche Theorie der Zettelbanken u. a. m. Die Form von S.s Werken ist durchaus die eines großen klassischen Schriftstellers. Den letzten Abschnitt seines Lebens brachte S. zu Edinburgh zu und erhielt 1778 die einträgliche Stelle eines königl. Kommissars für die Zölle in Schottland. Er starb zu Edinburg 17. Juli 1790. S. erlebte es nicht nur, daß der gegen seine Theorie zuerst erhobene Widerspruch nach und nach verschwand, sondern war auch noch Zeuge von dem praktischen Einfluß, den seine Schriften auf einige Zweige der Handelspolitik Englands erhielten. Sein Leben beschrieb Dugald Stewart, der auch eine Gesamtausgabe von S.s Werken besorgte (5 Bde., Lond. 1817).

Vgl. Oncken, «Adam S. in der Kulturgeschichte» (Wien 1874); derselbe, «Adam S. und Immanuel Kant» (Wien 1877); Leser, «Der Begriff des Reichtums bei Adam S.» (Heidelb. 1874).

Smith (Alexander), engl. Dichter und Prosaiker, geb. 31. Dez. 1830 zu Kilmarnock in Schottland, war Musterzeichner in einer Spitzenfabrik zu Glasgow, als er 1853 durch die Veröffentlichung seiner «Poems» (darunter das Aufsehen erregende «Life Drama») seinem Leben eine andere Wendung gab. Binnen wenigen Monaten wurden 10000 Exemplare des Buchs abgesetzt, und er selbst wurde im folgenden Jahre zum Sekretär der Universität Edinburgh ernannt, welche Stelle er bis zu seinem Tode verwaltete. Er starb 5. Jan. 1867 zu Wardie bei Edinburgh. Er schrieb ferner «City poems» (1857) und «Edwin of Deira» (1861), sowie die Prosaschriften «Dreamthorpe» (Lond. 1863), «A summer in Skye» (Lond. 1865), «Alfred Hagart's household» (2 Bde., Lond. 1866), u. s. w. Auch gab er heraus: «The poetical works of R. Burns, with a Memoir» (2 Bde., 1865). Seine Poesie ist formgewandt und schwungvoll, lehnt sich jedoch sehr an Vorhandenes an; seine Prosaschriften sind gefällig und anziehend.

Smith (Benjamin Leigh), engl. Nordpolfahrer, geb. 12. März 1828, studierte in Cambridge, wurde 1856 an die Barre des Inner Temple gerufen, widmete aber seine Hauptaufmerksamkeit den Naturwissenschaften und rüstete 1871 eine Expedition an die Nordostküste von Spitzbergen aus, mit der er den 81. Breitegrad erreichte. Nachdem er 1872 eine neue Entdeckungsfahrt nach dem Norden von Spitzbergen veranstaltet, unternahm er 1873 in zwei Schiffen die Unterstützung der verunglückten schwed. Expedition. Im J. 1880 erreichte S. auf einer neuen Expedition das Franz-Josephs-Land und entdeckte westlich von demselben eine Anzahl von Inseln und eine bisher unbesuchte Küste. Eine fünfte 1881 in dieselben Gegenden unternommene Expedition hatte den Verlust des Entdeckungsschiffs Eira zur Folge; doch überstand S. mit der Mannschaft glücklich den nächsten Winter und erreichte im Aug. 1882 mit den geretteten Booten Nowaja-Semlja, von wo er auf den zu seinem Beistand abgesandten Schiffen einige Wochen später in Aberdeen eintraf.

Smith (George), engl. Assyriolog, geb. 1840 von armen Eltern, war zuerst Graveur; als solcher hatte er die Korrekturen assyriologischer Arbeiten zu besorgen, die ihn anzogen und für das Studium

der Keilschriften begeisterten. Ohne Schulbildung, doch mit genialem Scharfsinn ausgestattet, veröffentlichte er schon 1868 mehrere kleine Aufsätze, die Rawlinsons Aufmerksamkeit auf sich zogen und ihm eine Stelle als Assistent im Britischen Museum verschafften. Dort entdeckte er unter den Inschriftenfragmenten die Epopöe des Istubar in zwölf Thontäfelchen, von denen die elfte einen babylonischen Bericht der Sintflut enthielt. Er legte eine erste Übersetzung dieses Textes 3. Dez. 1872 der Society of Biblical Archaeology vor; seine Entdeckung machte großes Aufsehen und bewog die Eigentümer des «Daily Telegraph», ihn 1873 zur Erforschung der Ruinen nach Mesopotamien zu senden; zum zweiten mal ging er 1875 nach Mossul und Bagdad. Die brit. Regierung sandte ihn 1876 wiederum nach Assyrien; auf seiner Rückkehr starb er 19. Aug. 1876 zu Aleppo. Seine Hauptwerke sind: «Assurbanipal» (Lond. 1871), «History of Assyria» (Lond. 1875), namentlich aber sein trotz mancher unrichtigen und später verbesserten Übersetzungen assyr. Inschriften bahnbrechendes Werk «The Chaldaean Account of Genesis» (Lond. 1876; deutsch von Hermann Delitzsch, Lpz. 1877).

Smith (Goldwin), engl. Geschichtschreiber und Politiker, geb. 13. Aug. 1823 zu Reading in Berkshire, studierte in Oxford, wo er 1847 zum Fellow und Tutor vom University-College gewählt wurde. In den Debatten der oxforder Union machte er sich früh durch seinen stark ausgesprochenen Liberalismus bemerkbar. In den J. 1850 und 1854 fungierte er als Sekretär der zur Reform der Universität Oxford eingesetzten königl. Kommissionen, 1858 als Mitglied der Kommission für Verbesserung der Volksschulen. In demselben Jahre wurde S. zum Professor der neuern Geschichte in Oxford ernannt, in welcher Stellung er bis 1866 thätig war. Während dieses Zeitraums veröffentlichte er die Vorlesungen «The foundation of the American colonies» (1861), «Irish history and Irish character» (1861), «Three English statesmen» (Pym, Cromwell, Pitt; 1866) u. s. w. Während des amerik. Bürgerkriegs trat er unter den Vorkämpfern der Nordstaaten auf, deren Sache er in mehrern Flugschriften verteidigte. Im J. 1864 machte S. eine Reise nach den Vereinigten Staaten, wo er mit Begeisterung aufgenommen wurde. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er mehrere von den lebhaftesten demokratischen Sympathien erfüllte Flugschriften. Im J. 1868 zum Professor der engl. Geschichte an der Cornell-University im Staate Neuyork ernannt, veröffentlichte er «A short history of England down to the Reformation» (1869). Im J. 1871 siedelte er nach Toronto in Canada über, wo er seitdem die Zeitschriften «The Canadian monthly» und «The Bystander» herausgab. Zu John Morley's «English men of letters» trug er eine Biographie William Cowpers bei (1880). Über die irische Frage erschien von ihm «The conduct of England to Ireland» (1882).

Smith (James), humoristischer engl. Dichter, geb. 10. Febr. 1775, war der Sohn eines beim Board of Ordnance angestellten Beamten, dem er später in dieser Stellung folgte. Mit seinem jüngern Bruder Horace verfaßte er eine Reihe poetischer Nachahmungen, in welchen sie den Stil der gefeiertsten Dichter ihrer Zeit, eines Scott, Byron, Wordsworth, Southey, in geistreicher Weise parodierten und die 1812 unter dem Titel «Rejected adresses» veröffentlicht wurden. Eine ähnliche Sammlung «Horace in London» erschien 1813. Für den Schauspieler Mathews schrieb S. die Humoresken «Country cousins», «Trip to France» und «Trip to America». Er starb 24. Dez. 1839. Sein Nachlaß wurde mit einer biograph. Skizze 1841 von seinem Bruder herausgegeben.

Horace S., jüngerer Bruder des vorigen, geb. 31. Dez. 1779, beteiligte sich an den «Rejected adresses» und bearbeitete dann mit Erfolg das Feld des historischen Romans. Zu nennen sind «Tor Hill», «Zillah», «Walter Colyton», «Reuben Apsley», «Jane Lomax», «The moneyed man», «Adam Brown», «Arthur Arundel» u. a. Er starb zu Tunbridge-Wells 12. Juli 1849.

Smith (Joe), Stifter der Mormonen (s. d.).

Smith (Robert Payne), engl. Theolog und Philolog, geb. im Nov. 1818 in Gloucestershire, studierte in Oxford, wo er die Universitätsstipendien für das Sanskrit und das Hebräische erlangte und als Unterbibliothekar in der Bodleyanischen Bibliothek angestellt wurde. Als solcher veröffentlichte er einen lat. Katalog der syr. Manuskripte der Bodleyanischen Bibliothek und edierte und übersetzte aus den Manuskripten den nur in syr. Version vorhandenen Kommentar des heil. Cyrillus von Alexandria über das Evangelium Lukas, sowie die Kirchengeschichte des Johannes von Ephesus. Außerdem erschien von S. «Messianic interpretation of the prophecies of Isaiah» (1862) und «Prophecy as a preparation for Christ» (1869). Im Auftrage der Universität Oxford bearbeitet er ein umfangreiches Wörterbuch des Syrischen, von dem seit 1868 vier Abteilungen erschienen sind. Im J. 1865 wurde er zum Professor der Theologie in Oxford, 1871 zum Dekan von Canterbury ernannt.

Smith (Sydney), engl. satirischer und polit. Schriftsteller, geb. 3. Juni 1771 zu Woodford in Essex, studierte in Oxford Theologie und wurde 1798 Prediger in Edinburgh, wo er 1802 in Verbindung mit Jeffrey und Brougham die «Edinburgh Review» begründete; 1803 kam er als Prediger am Findelhause nach London. Einer bereits früher erschienenen Predigtsammlung (2 Bde., 1801) ließ er hier eine zweite folgen («Sermons», 2 Bde., 1809). Im J. 1806 erhielt er die Pfründe Foston-le-Clay in der Grafschaft York, 1828 eine andere Pfarrstelle zu Combe-Florey in der Grafschaft Somerset, 1831 ein Kanonikat an der Paulskirche zu London und starb hier 21. Febr. 1845. Durch seine polit. Schriften, in denen er stets auf seiten der Wighs focht und Emancipation der Katholiken, Reformbill und alle freisinnigen Verbesserungen mit Entschiedenheit und Schärfe verteidigte, hat er sich ein großes Verdienst um England erworben, namentlich durch seine «Letters on the subject of the catholics by Peter Plymley», ein Meisterstück feinen Witzes und schlagender Dialektik, welches 21 Auflagen erlebte, und durch seine Abhandlung über das Ballot (1837). Außerdem hat man von ihm anziehende Vorlesungen über Moralphilosophie, die 1804—6 in London vor einem gemischten Publikum gehalten wurden, aber erst lange nachher im Druck erschienen («Elementary sketches of moral philosophy», Lond. 1850). Seine gesammelten Werke (3 Bde., 1843) haben wiederholte Auflagen erlebt. Eine

Biographie S.s veröffentlichte seine Tochter, Lady Holland (2 Bde., Lpz. 1855; neu herausg. von Austin, Lond. 1874). Duyckinck veröffentlichte: «The wit and wisdom of Sydney S.» (mit einer Biographie, Neuyork 1856).

Smith (William Henry), engl. Staatsmann, geb. 24. Juni 1825 in London als Sohn eines Buch- und Zeitungshändlers, in dessen Geschäft er eintrat. Seit 1868 vertritt er Westminster im Unterhause. Im zweiten Ministerium Disraeli 1874 zum Finanzsekretär der Schatzkammer ernannt, entwickelte S. so bedeutende administrative Talente, daß, als im Aug. 1877 der Marineminister Ward Hunt starb, Disraeli S. zu diesem Posten beförderte, den er dann bis zum Sturz des konservativen Ministeriums im April 1880 innehatte. Bei der Bildung des Ministeriums Salisbury im Juni 1885 wurde ihm das Kriegsministerium und im Jan. 1886, nach der Resignation Lord Carnarvons, das Amt des Hauptsekretärs für Irland übertragen, das er indes, da das Ministerium 26. Jan. gestürzt wurde, nur wenige Tage bekleidete.

Smith (Sir William Sidney), berühmter brit. Admiral, geb. 1764 zu London, trat im Alter von 13 J. in die brit. Marine und war 1783 schon Fregattenkapitän. Von Thatenlust getrieben, ging er 1788 in schwed. Dienste und kämpfte mit großer Auszeichnung in der Seeschlacht vom 9. Juli 1790 gegen die Russen. Nach dem Frieden von 1790 reiste er nach Konstantinopel und nahm auf der türk. Flotte Dienste. Als jedoch der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach, begab er sich auf die Flotte des brit. Admirals Hood, der Toulon blockierte. Bei der Wiedereinnahme Toulons durch die Republikaner erhielt er den Auftrag, die auf der Reede befindlichen franz. Schiffe, sowie die Arsenale in Brand zu stecken. S. vollzog 18. Dez. 1793 diesen furchtbaren Auftrag und lud dadurch den Haß und die Verwünschungen des Feindes auf sich. Seitdem gebrauchte ihn die brit. Regierung zu den kühnsten Unternehmungen. Im J. 1795 drang er auf Befehl des Admirals Warren mit seiner Fregatte unter franz. Flagge in den Hafen von Brest und zog durch diesen kühnen Streich die genaueste Nachricht von dem Bestande der franz. Flotte ein. Zwar entdeckte man ihn, doch gelang es ihm, zu entkommen. Im folgenden Jahre fiel S. in einem Gefechte vor Havre in die Hände der Republikaner. Das Direktorium ließ ihn nach Paris bringen und in den Temple werfen, aus dem ihn mehrere ihm befreundete Gegner der Regierung mittels eines nachgemachten Befehls des Polizeiministers retteten und nach England beförderten. Man empfing ihn hier mit außerordentlichem Enthusiasmus und der König gab ihm den Befehl über den Tiger von 80 Kanonen, mit welchem er nach dem Mittelmeer abging. Im Verein mit seinem Bruder, James Spencer S., der brit. Gesandter in Konstantinopel war, bewog er die Pforte zu einem Defensiv- und Offensivvertrage, der die Vertreibung der Franzosen aus Ägypten bezweckte. Hierauf begab er sich an die syr. Küste, nahm die zu Kaiffa geankerte franz. Flotille weg und versah St.-Jean d'Acre mit Geschütz und tüchtigen brit. Offizieren, sodaß Bonaparte die Belagerung des Platzes aufheben mußte. Im folgenden Jahre (1799) schloß er mit Kleber die Konvention von El-Arisch, die aber der brit. Admiral, Lord Keith, nicht ratifizierte. S. kehrte dann nach England zurück und wurde 1802 von der Stadt Rochester ins Unterhaus gewählt. Mit der Erneuerung des Kriegs erhielt er den Befehl über ein leichtes Geschwader im Kanal. Nachdem er 1805 zum Kontreadmiral erhoben worden, stieß er zum Admiral Collingwood im Mittelmeer, der ihm die Deckung Siciliens und die Beunruhigung der Franzosen im Neapolitanischen auftrug. Im J. 1807 kreuzte er vor der Mündung des Tejo. Der durch die Franzosen vertriebene Prinz-Regent von Portugal suchte Zuflucht bei ihm und ließ sich durch ihn nach Brasilien bringen. Später lebte S. in Frankreich, bis ihn Wilhelm IV. bei der Thronbesteigung zurückrief und 1830 zum Generallieutenant der Marinetruppen ernannte. Doch ging er bald wieder nach Paris, wo er 26. Mai 1840 starb. Vgl. Barrow, «Life and correspondence of Sir William Sidney S.» (2 Bde., Lond. 1847).

Smithfield-Market, Markt in London, s. Bd. XI, S. 167b.

Smithsonian Institution, der Name eines großartigen wissenschaftlichen Instituts zu Washington in Nordamerika, den es nach seinem Begründer, dem Engländer James Smithson, erhielt. Letzterer war ein natürlicher Sohn des Herzogs von Northumberland, wurde zu Oxford erzogen und 1787 zum Mitglied der Royal Society erwählt. Namentlich beschäftigten ihn chem. Untersuchungen, deren Resultate er in acht Abhandlungen in den «Philosophical transactions» mitteilte. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er meist auf dem Kontinent, wo er 27. Juni 1829 zu Genua starb. Er war nie verheiratet und hinterließ bei seinem Tode ein Vermögen von 120000 Pfd. St., das er, mit Ausnahme einiger Legate, seinem Neffen Henry James Hungerford vermachte, jedoch mit der Weisung, daß die Summe, falls der Genannte ohne Nachkommenschaft sterbe, an die Vereinigten Staaten zur Gründung eines Instituts für Förderung der Wissenschaft fallen solle. Mit dem Tode Hungerfords zu Pisa 5. Juni 1835 trat dieser Fall ein. Aber erst nach einem Prozeß mit dem Court of Chancery zu London, den die Amerikaner gewannen, wurde im Sept. 1838 das Geld in Sovereigns in den amerik. Staatsschatz eingezahlt. Die Summe betrug damals 515169 Doll., welche der Staatsschatz mit 6 Proz. jährlich verzinst. Bis zur eigentlichen Begründung des Instituts, welche durch die Akte vom 10. Aug. 1846 erfolgte, war die Summe der Zinsen bereits zu 242129 Doll. angewachsen. Konstituiert wird diese «Smithsonian Institution for the Increase and Diffusion of Knowledge among Men» durch den Präsidenten und Vizepräsidenten, die Mitglieder des Kabinetts, den Oberrichter des obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten, den Mayor von Washington, den Kommissar des Patentamts und die von diesen zu Ehrenmitgliedern ernannten Personen. Den Vorstand, genannt «Regents of the Smithsonian Institution», bilden drei der amtlichen (Vizepräsident, Oberrichter und Mayor) und zwölf andere Mitglieder (drei Senatoren, drei Repräsentanten, sechs durch gemeinschaftliche Resolution beider Häuser bestimmte Männer, von denen zwei in Washington und die vier andern in den Vereinigten Staaten wohnen müssen). Dem Zwecke des Stifters gemäß (der übrigens nie selbst in Amerika war und nur aus reiner Liebe zur Wissenschaft die Stiftung dorthin verlegte) sucht das Institut einerseits zu neuen

Forschungen anzuregen, andererseits das Wissen zu verallgemeinern durch eine Reihe von Berichten über die neuen Entdeckungen in den verschiedenen Zweigen des Wissens, durch Darlegung von Spezialuntersuchungen über Gegenstände von allgemeinem Interesse, durch öffentliche Vorlesungen, endlich durch Gründung einer Bibliothek, eines naturhistor. Museums und einer Kunstgalerie.

Man schritt sofort zur Errichtung eines geeigneten Gebäudes, welches im normann. Stil aufgeführt wurde und bei einer größten Breite von 44 m eine Länge von 149 m besitzt. Die Bibliothek und Bildergalerie sind neuerdings der Kongreßbibliothek und dem Corcoranischen Museum überwiesen; die Museen sind zwar noch im Entstehen begriffen, vermehren sich aber rasch durch Ankauf und Geschenke. Auch hat die Herausgabe der «Smithsonian Contributions to Knowledge» in schöner Ausstattung 1848 begonnen, welche, wie die übrigen kleinern Publikationen, an alle Universitäten der Welt, zahlreiche gelehrte Gesellschaften und wissenschaftliche Institute unentgeltlich verteilt werden. Dem Operationsplane des Instituts gemäß richtet dasselbe ausschließlich seine Aufmerksamkeit auf solche wissenschaftliche Gegenstände und Unternehmungen, welche von andern Gesellschaften oder öffentlichen Instituten nicht oder nicht genügend gefördert werden können, entweder wegen beschränkter Geldmittel oder wegen Mangel an unmittelbarem praktischen Interesse. Das Institut entwickelt seine Thätigkeit namentlich in vierfacher Weise: 1) durch Forschungen (Researches), insbesondere in Ethnologie, Astronomie und Erdmagnetismus (Prof. Baches Küstenvermessung und Kapitän Kanes Nordpolexpedition wurden wesentlich vom Institut unterstützt, und es unterhält dasselbe 500 feste magnetische Beobachtungsstationen über den ganzen nordamerik. Kontinent); 2) durch Veröffentlichung von Schriften (Publications), und zwar a) die «Smithsonian Contributions», bis 1885 25 große Quartbände, b) die «Annual Reports» an die Vorsteher (seit 1846), c) die «Miscellaneous Collections», bis 1885 27 Bde.; 3) durch Austausch interessanter und seltener wissenschaftlicher, antiquarischer und sonst merkwürdiger Gegenstände (Exchanges, in dieser Beziehung ist das Institut fast zum Mittelpunkt der Kommunikation aller gelehrten Gesellschaften der Erde geworden); 4) durch wissenschaftliche Korrespondenz mit Gelehrten, Forschern und Schwesterinstituten (Scientific Correspondence). Das Kapital des Instituts hatte sich bis 1884 durch weise Verwaltung seiner Fonds auf 703000 Doll. vermehrt. Erster Grundsatz der Verwaltung ist, daß die Vorsteher des Instituts bei Verfolgung seiner Zwecke niemals den Kapitalstock, sondern nur die Zinsen angreifen durften.

Unter der energischen und umsichtigen Leitung des Professors Spencer F. Baird haben sich aus der Smithsonian Institution das Department of Antiquities, das National Museum und das Bureau of Ethnology entwickelt. Ersteres befindet sich im Smithsonian-Palast und umfaßt eine einzig dastehende Sammlung von Altertümern Amerikas; auch die Altertümer der Alten Welt sind reichlich vertreten. Das Nationalmuseum ist eine der großartigsten ethnographischen Sammlungen mit besonderer Berücksichtigung der Erzeugnisse indianischer Kunst und Industrie. Das ethnolog. Bureau hat sich zur Aufgabe gestellt, die Ethnologie und Archäologie der nordamerik. Indianer zum Gegenstand streng wissenschaftlicher Forschung zu machen.

Smithsonit, soviel wie Galmei.

Smithsund, Meeresarm im arktischen Amerika, welcher das Ellesmere-Land im W. von der grönländ. Halbinsel Prudhoe-Land im O. trennt, die Baffinsbai (Utlak Soak) mit dem Kanebecken verbindet und an seiner schmalsten Stelle zwischen Kap Sabine im W. und der Cairn-Spitze im O. eine Breite von 25 km hat. Der S. wurde 1616 von den Engländern Bylot und Baffin entdeckt und 1852 von dem Briten Inglefield bis 78° nördl. Br. befahren. Nachdem Saunders 1849—50 den Eingang näher untersucht hatte, drang der Amerikaner Kane 1854 hier vor, wurde jedoch durch Packeis gezwungen, in der Rensselaer-Bai (Unartok) unter 78° 37' nördl. Br. zu überwintern; dasselbe Schicksal hatte der Amerikaner Hayes während des Winters 1860—61 in Port Foulke (78° 17'); dagegen fanden Hall 1871 und die nordamerik. Expedition unter Nares, Markham und Stephenson 1875 den S. völlig eisfrei und durchfuhren denselben seiner ganzen Länge nach nordwärts.

Smolensk, seit 1796 die Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (56041,4 qkm mit 1223863 E.), 410 km im WSW. von Moskau malerisch auf dem Steilufer des Dnjepr gelegen, am Knotenpunkt der Bahnen Orel-Witebsk und Moskau-Brest, eine der ältesten Städte des Reichs, nach dem Brande von 1812 neu aufgebaut, ist Sitz des Bischofs von S. und Dorogobusch. Die Stadt hat sehr dicke Mauern mit 17 Türmen und wird durch eine Citadelle, einen Erdwall mit fünf umfangreichen Bollwerken, sowie durch mehrere Außenwerke verteidigt. Es sind dies die Überreste einer ungeheuern Feste, welche 1596 vom damaligen Reichsverweser Boris Godunow angefangen und im Laufe von vier Jahren vollendet ward. Die Stadt hat die große, prachtvolle Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä, 35 zum Teil höchst altertümliche Kirchen und Kapellen, 3 Klöster, 11 Lehranstalten, darunter 1 Priesterseminar, 1 Gymnasium, 1 Kreis- und mehrere Pfarrschulen, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten und (1882) 35830 E., welche viele Fabriken in Leder, Hüten, Licht und Seife unterhalten und ausgebreiteten Handel mit Getreide und andern Landeserzeugnissen treiben. S. ist gewissermaßen der Schlüssel zum Innern Rußlands, das Thor auf der Straße nach Moskau, auf welcher stets die Feinde des Reichs, die Litauer, Polen, Karl XII. und Napoleon I., vorgedrungen sind. Schon im 9. Jahrh. wird die Stadt erwähnt. Sie wurde 882 von Oleg, dem Vormunde von Nuriks Sohn, Igor, erobert, 1395 und 1404 durch Witowt von Litauen eingenommen, der sie zur Hauptstadt eines Palatinats machte, 1514 aber von den Russen unter Wassilij Iwanowitsch samt dem ganzen Palatinat zurückerobert. Bald nach ihrer Befestigung durch Boris Godunow wurde S. vom Polenkönig Sigismund III. mit 12000 Reitern, deutschem Kriegsvolk, litauischen Tataren und 10000 saporoger Kosaken umschlossen und nach einer 20monatlichen heldenmütigen Verteidigung unter dem Bojaren Schein 3. Jan. 1611 erobert, freilich fast nur noch als Aschenhaufen. Erst 1654 fiel sie durch Verrat wieder in die Hände der Russen. Am 17. (5.) Aug. 1812 besiegte hier Napoleon I. die Russen unter Barclay de Tolly und Bagration, wobei die Stadt zur Hälfte in Flammen aufging, und bahnte sich so den Weg nach Moskau.

Auch sammelten sich bei S. wieder die Franzosen 9. bis 13. Nov. auf ihrem Rückzuge. Kutusow erhielt von der Stadt den Beinamen Smolenskoi.

Smolenskij (Fürst), s. Kutusow.

Smolka (Franz), Präsident des österr. Abgeordnetenhauses, geb. 5. Nov. 1810 zu Kalusz in Galizien, studierte an der Universität Lemberg die Rechte und wurde 1840 zum Landesadvokaten ernannt. Wegen national-poln. Umtriebe verfolgt, wurde er des Hochverrats schuldig erkannt, zum Tode verurteilt, jedoch begnadigt, verlor aber die Rechte der Anwaltspraxis. Die Bewegung von 1848 brachte ihn an die Spitze seiner Landsleute, in den konstituierenden Reichstag und in das Präsidium desselben, dann leitete er die Debatten in Kremsier bis zur Auflösung des Reichstags. Mit dem Erwachen des konstitutionellen Lebens (1861) trat S. wieder im galiz. Landtag und im Reichsrat als Führer auf, schied 1863 mit den Czechen zugleich aus dem Reichsrat, kehrte aber mit den Polen 1867 wieder dahin zurück. Am 14. März 1881 wurde S. zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt, ebenso im Febr. 1886. Im J. 1882 ward er Geheimrat mit dem Prädikat Excellenz. Vgl. Widmann, «Franciszek S.» (Lemb. 1874).

Smollett (Tobias), engl. Romanschriftsteller, geb. 1721 in Dalquhurnhouse bei Renton in der Grafschaft Dumbarton, lernte in Glasgow bei einem Wundarzt und ging 1740 nach London, ein Trauerspiel «The regicide» in der Tasche, das er zur Darstellung zu bringen hoffte. Hierin getäuscht, nahm er als Unterwundarzt auf einem Kriegsschiff nach Westindien Dienst, von wo er 1746 zurückkehrte. Damals erregte er zuerst durch sein treffliches Gedicht «Schottlands Thränen», das Cumberlands Grausamkeit gegen Schottland rügte, Aufsehen. Er widmete sich nun der Schriftstellerei und schrieb Romane, Schauspiele, Reisebeschreibungen, Geschichtswerke, polit. Satiren und Gedichte; doch hat er nur als Romandichter wirkliche Bedeutung gewonnen. Er schrieb fünf Romane: «Roderick Random» (1748), «Peregrine Pickle» (1751), «Ferdinand Count Fathom» (1753), «Sir Lancelot Greaves» (1762) und «The expedition of Humphrey Clinker» (1771), von denen der letzte der beste, die beiden vorhergehenden aber die schlechtesten sind. In deutscher Übersetzung erschienen S.s Romane in 15 Bänden (Stuttg. 1839—41). Reiche Erfindungsgabe, Humor und Kenntnis des Lebens und der Menschen zeichnen alle seine Romane aus; dagegen fehlt ihnen Einheit des Plans, genaue Zeichnung der Charaktere und kunstvolle Verknüpfung der Begebenheiten; häufig leiden sie auch an Geschmacklosigkeiten und Schlüpfrigkeiten. S. starb 21. Okt. 1771 zu Livorno. Von S.s übrigen Schriften sind zu nennen: «History of England» (4 Bde., Lond. 1758) und seine Übersetzung des «Don Quixote». Seine Werke erschienen unter anderm in Einem Bande zu London 1841. Eine neuere Ausgabe veranstaltete Moore (8 Bde., Lond. 1873).

Smyrna (türk. Izmir), uralte griech. See- und Handelsstadt im türk. Vilajet Aïdin, an der Westküste Kleinasiens, jetzt die bedeutendste, reichste und blühendste Stadt der Levante und Hauptverkehrsplatz zwischen Asien und Europa, ist im Hintergrunde des 65 km weit ins Land eindringenden, von Bergen umgürteten Smyrnaischen Meerbusens amphitheatralisch um einen steilen, unbewaldeten Berg gelagert, dessen abgestumpfter Gipfel die Ruinen eines aus den ältesten Zeiten stammenden und während der Zeit der Genuesenherrschaft wiederhergestellten Felsenschlosses trägt. Die Stadt, deren imposantem Äußern keineswegs das Innere entspricht, zerfällt in die untere oder Frankenstadt und die obere oder Türkenstadt. Die erstere besteht ihrem Hauptteile nach aus einer langen, mit Lavaquadern gepflasterten Straße, von der aus viele mit neuen Häusern versehene Nebengassen laufen. Der Hafenkai, 1876—78 aus Lavagestein fest gebaut und mit stattlichen neuen Häusern, Cafés und Hotels geziert, ist der Hauptschmuck der Stadt geworden. An seinem Südwestrande gelangt man, vorüber an dem neu angelegten Binnenhafen, den geräumigen Lagerhäusern der Kaigesellschaft und der Zollbehörde, in den äußerst belebten Bazar, den Mittelpunkt des Tauschhandels zwischen europ. und asiat. Waren, welcher auch die Frankenstadt mit der Türkenstadt verbindet. Die letztere zieht sich am Fuße des steilen Burgberges ostwärts entlang und enthält zwei besondere Stadtteile für die Armenier und Juden. Außer vielen schlanken Minarets zieren die Türkenstadt drei stattliche moderne Gebäude der türk.-Regierung: das Generalgouvernement, die Kaserne für die Besatzung und das Gefängnis. S. zählt 200000 E., darunter nur gegen 50000 Mohammedaner, 80000 anatol. Griechen, wovon etwa 20000 hellen., die übrigen ottoman. Unterthanen sind, 30000 Armenier und Juden, und etwa 40000 Franken, Italiener, Engländer, Franzosen, Deutsche, Österreicher und andere Europäer oder deren Abstammung und Mischungen, Levantiner genannt. Ungeachtet dieser Mannigfaltigkeit der Nationalitäten und Religionen zeigt S. doch den Charakter einer griech. Stadt, und mit Ausnahme der Türken spricht die ganze übrige Bevölkerung mehr oder minder gut das Griechische.

S. ist der Sitz eines griech., eines armenischen und eines röm.-kath. Erzbischofs, sowie der Konsuln der europ. Mächte, Persiens und Nordamerikas. Die Stadt hat viele Moscheen, aber keine einzige schöne, mehrere mohammed. Bethäuser und Derwischklöster, vier kath., zwei armenische und sieben griech. Kirchen, drei prot. Kapellen, mehrere christl. Klöster, mehrere Synagogen, viele Chans, Bäder und Kaffeehäuser. Unter den verschiedenen Unterrichtsanstalten befindet sich auch die von den kaiserswerther Diakonissen gegründete Pensions- und Schulanstalt für Mädchen, mehrere gute Schulen für Knaben, in deren dreien auch der deutsche Unterricht obligatorisch ist, eine von der jesuitischen Propaganda gegründete Anstalt, sowie diejenige der österr. Mechitaristen. Krankenhäuser bestehen hier von fast allen Nationalitäten. S. hat zehn Buchdruckereien, ebenso viele Zeitungen in fünf Sprachen, seit 1851 ein Handelsgericht und seit 1854 eine Bank. Die Industrie ist wenig belangreich. Die Stadt besitzt fünf Maschinenfabriken und Eisengießereien, sechs Dampfmühlen, drei Dampfbrettschneidereien und einige Zeugdruckereien; außerdem bestehen nur Kleingewerbe. Desto bedeutender, wenn auch großen Schwankungen unterworfen, ist der Handel. Zu Lande kommen hier durch zahlreiche Karawanen die Produkte Kleinasiens, Syriens, der Euphratländer und Persiens, zur See die Fabrikate aller Länder Europas an, nach denen, sowie nach Nordamerika, andererseits die asiat. Erzeugnisse abgehen; 1883 kamen

an und gingen ab 947 Post- und Warendampfer mit 999060 t Gehalt, und 464 Segelschiffe mit 72653 t Gehalt. Der Gesamtwert der Ausfuhr belief sich auf 107326206 Frs., der Einfuhr auf 117905835 Frs. Der Export erstreckte sich auf Baumwolle, Knoppern, Droguen, Opium, Blutegel, auf Feigen, Rosinen und andere Früchte, auf Seide, Wolle und Tierhäute, auf Teppiche, Tücher, Manufaktur- und Kurzwaren. An der Ausfuhr waren beteiligt vor allen England, dann Frankreich, die türk. Häfen, Deutschland, Österreich, Amerika, Italien. Der Import umfaßte hauptsächlich Woll-, Baumwoll-, Seiden- und Leinenwaren und andere Manufakten, auch Droguen und Medikamente. Beteiligt waren die türk. Häfen, dann England, Frankreich, Deutschland, Österreich, Amerika und Griechenland. Von S. führen zwei Eisenbahnen in das Innere Kleinasiens. Die eine in südöstl. Richtung über Ephesus, Aidin bis Sarakio (Länge 150 km) mit Zweigbahn von Turbali nach Tireh (Länge 30 km), die zweite in nordöstl. Richtung über Sardes nach Alascheïr (Philadelphia). Zwei kleine Lokalbahnen verbinden S. mit den Sommeraufenthaltsorten Burnabat und Budscha.

In S. selbst sowie in der Umgebung sind nur noch geringe Spuren von Trümmern aus dem Altertum sichtbar. S. ist eine von den sieben Städten, welche auf die Ehre Anspruch machen, die Vaterstadt Homers zu sein. An den Ufern des Flüßchens Meles zeigte man einst den Ort, wo er geboren worden, und an dessen Quellen die Stelle, wo er in dunkler Grotte seine Gesänge gedichtet haben soll. Eine Merkwürdigkeit der Umgegend ist das der Stadt gegenüber am Nordrande des Golfs stehende sog. Grab des Tantalos, ein großer lydischer Grabhügel (Tumulus) auf kreisrundem Unterbau kegelförmig sich erhebend, an der Basis etwa 60 m im Durchmesser. Im Innern befindet sich eine viereckige Grabkammer.

Geschichtliches. S. war ursprünglich eine von Äoliern im 10. Jahrh. v. Chr. gegründete Stadt, die später von den Kolophoniern durch Verrat eingenommen und dem Jonischen Städtebund zugeführt (vor 850), aber nach 580 durch Alyattes, König der Lydier, erobert und in mehrere Dörfer aufgelöst wurde. Erst Antigonos begann den Wiederaufbau der Stadt, der durch des Königs Tod in der Schlacht bei Ipsos (301) unterbrochen und dann von Lysimachos zu Ende geführt ward. Dies neue S., im Südwesten des alten und 4 km dem Meere näher erbaut, erblühte zum Mittelpunkte des kleinasiat. Handels und war unter der röm. Herrschaft eine der schönsten, glänzendsten, auch durch ihre Rhetoren berühmten Städte Kleinasiens. Bischof Polykarpos erlitt in ihr 169 n. Chr. den Märtyrertod. Die durch Erdbeben 178 in einen Trümmerhaufen verwandelte Stadt baute Kaiser Marcus Aurelius wieder auf; durch die Fortdauer ihres großen Handelsverkehrs ist sie bald wieder zu neuer Blüte gelangt. S. wurde den Byzantinern 1092 durch den türk. Seeräuber Tzachas entrissen, aber bereits 1097 wieder dem griech. Kaiser unterworfen. Seit 1344 war die Stadt längere Zeit im Besitz der Rhodiser (Johanniter) und eines päpstl. Statthalters. Von Timur wurde sie im Dez. 1402 nach 14tägiger Belagerung erobert, ausgemordet und zerstört. Auch diesmal erhob sie sich wieder aus den Trümmern und blieb nun seit Befestigung der osman. Herrschaft durch Mohammed I. bis zur Neuzeit im ganzen von Kriegsschicksalen verschont. Vgl. Scherzer, «S., mit besonderer Rücksicht auf die geogr., wirtschaftlichen und intellektuellen Verhältnisse von Vorder-Kleinasien» (Wien 1873).

Smyrnateppiche, s. unter Teppiche.

Sn, in der Chemie Zeichen für Zinn (Stannum).

Snake-Baptists, s. unter Baptisten.

Snake-River oder Schlangenfluß, s. unter Columbia (Fluß).

Snakes, Snake-Indianer, soviel wie [Schlangen-Indianer.

Snakes Island, s. Anguilla.

Sneek, Stadt in der niederländ. Provinz Friesland, westlich vom Sneekersee gelegen, mit (1879) 10496 E., ist der Hauptmarkt für Butter und Käse in der Provinz. In der Martinikirche ist das Denkmal des fries. Seehelden Lange Pier, der im Bündnis mit Herzog Karl von Geldern gegen die Holländer unter den habsburger Grafen kämpfte.

Snehaetten, der höchste Punkt des Dovrefjeld, 2320 m hoch, galt bis zur genauern Kenntnis des Jotunfjeld als der höchste Punkt Norwegens.

Snell (Ludw.), ein Hauptvertreter des Liberalismus in der Schweiz, geb. 6. April 1785 zu Idstein im Herzogtum Nassau, studierte zu Gießen und fungierte 1809—17 als Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt. Hierauf ward er Direktor des Gymnasiums in Wetzlar, jedoch nach den Karlsbader Beschlüssen, seiner freien Ansichten wegen, ohne Urteil und Gehalt entlassen. Im J. 1824 ging er nach London und hielt seit 1827 zu Basel Vorlesungen. Nach der Julirevolution von 1830 wirkte er eifrig für die polit. Reform der Schweiz, übernahm 1831 die Leitung des «Republikaner» und ward, nachdem er das Bürgerrecht im Kanton Zürich erhalten, in den Großen Rat gewählt. Nach Gründung der Hochschule zu Zürich erhielt er an dieser eine Professur, folgte indes später einem Ruf an die Universität Bern, wo er Staatsrecht und Völkerrecht vortrug. Doch geriet er hier mit der herrschenden Partei in Streit und mußte 1836 den Kanton verlassen. Er zog sich nach Zürich, später nach Küßnacht zurück, wo er 5. Juli 1854 starb. Außer zahlreichen kleinern Schriften, die zum Teil gegen den Ultramontanismus in der Schweiz gerichtet sind, verfaßte S. den letzten Band des von seinem Vater und seinem Oheim herausgegebenen «Handbuch der Kantischen Philosophie» (2 Bde., Zür. 1837) und das «Handbuch des schweiz. Staatsrechts» (2 Bde., Zür. 1844).

Sein Vater, Christian Wilhelm S., geb. zu Dachsenhausen 11. April 1755, erst Direktor des Gymnasiums zu Idstein, seit 1816 des zu Weilburg, gest. 31. Juli 1834, machte sich als moralphilos. Schriftsteller im Sinne Kants bekannt.

Dessen Bruder, Friedrich Wilhelm Daniel S., geb. 26. Okt. 1761 zu Dachsenhausen, wurde 1790 Professor der Philosophie, 1805 Professor der Geschichte an der Universität zu Gießen und starb daselbst 28. Okt. 1827. Er veröffentlichte ebenfalls populäre Darstellungen der Kantischen Philosophie, sowie mehrere vorzügliche Lehrbücher.

Wilhelm S., der Bruder von Ludwig S., geb. 8. April 1789 zu Idstein, studierte zu Gießen und ward Untersuchungsrichter beim Kriminalgericht in Dillenburg. Wegen einer Schrift über die nassauischen Domänensysteme ward er seiner Stelle entsetzt, erhielt zwar 1819 eine Professur in Dorpat, mußte aber auch Rußland wieder verlassen. S. ging nun nach der Schweiz, erhielt hier eine Professur in

Basel, wurde 1833 Professor an der Hochschule zu Zürich und 1834 an der zu Bern. Wie sein älterer Bruder, zog auch er sich den Haß der in Bern herrschenden Partei zu und mußte infolge einer ungerechten Hochverratsanklage den Kanton verlassen. Er ging nach Basel-Land und wurde hier in den Landrat gewählt. Nach der Reform der berner Verfassung kam er nach Bern zurück. S. war für die Schweiz der Gründer einer neuen Rechtsschule, deren Anhänger zum großen Teil in Bern entscheidenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gewannen. Er starb zu Bern 8. Mai 1851.

Karl S., derselben Familie angehörend, geb. 19. Jan. 1806 zu Dachsenhausen im Nassauischen, wurde 1829 Lehrer am Blochmannischen Institut zu Dresden und 1834 Lehrer der Mathematik an der Kreuzschule daselbst. Seit 1844 wirkt er als Professor der Mathematik und Physik zu Jena. Seine Hauptwerke sind die «Einleitung in die Differential- und Integralrechnung» (2 Bde., Lpz. 1846—51), sowie sein geschätztes «Lehrbuch der Geometrie für Schulen und zum Selbstunterricht» (2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1856—58; 3. Aufl., Bd. 1, Lpz. 1869). Außerdem sind zu nennen: «Über Zweck und Einrichtung des Realgymnasiums» (Dresd. 1834), «Newton und die mechan. Naturwissenschaft» (2. Aufl., Dresd. 1858), «Die Streitfrage des Materialismus» (Jena 1858), «Die Schöpfung des Menschen» (Lpz. 1863) und «Nikolaus Kopernikus» (Jena 1873).

Snellaert (Ferd. Augustin), verdienter vläm. Schriftsteller, geb. 21. Juli 1809 zu Kortryk, bildete sich seit 1827 zu Utrecht zum Militärarzt, kehrte jedoch nach der belgischen Revolution in das väterliche Haus zurück und setzte seine mediz. Studien zu Gent fort. Noch während derselben gab er auf Veranlassung einer Preisaufgabe eine Geschichte der vläm. Poesie («Over de Nederlandsche dichtkunst in Belgie», Brüss. 1838) heraus, welche gekrönt wurde. In der Absicht, dem Vlämischen aufzuhelfen, bewirkte S. 1836 zu Gent, wo er promovierte und seitdem als praktischer Arzt thätig war, die Gründung der vläm. Gesellschaft De tael is gansch het volk, mit welcher die vläm. Bewegung begann. Von 1840 bis 1843 gab S. das «Kunsten Letterblad», später die Broschüre «Wael en Vlaming» (Gent 1846) heraus. Auch leitete er für Willems die Redaction der letzten Bände des «Belgisch Museums». Nach Willems' Tode besorgte S. die Herausgabe der «Oude vlaemsche Liederen» (Gent 1848), welchen er eine treffliche Einleitung hinzufügte. Den von ihm veranstalteten zweiten Abdruck von Willems' Ausgabe des «Reinaert de Vos» (Gent 1850) vermehrte er mit einigen Beilagen. Eine gute Volksausgabe von desselben «Oude en nieuw Liedjes» (Gent 1864) wurde ebenfalls von ihm besorgt. In franz. und vläm. Sprache zu gleicher Zeit erschien seine «Kort begryp eener geschiedenis der Nederduitsche Letterkunde» (Antw. 1849 u. öfter). Außerdem hat S. zahlreiche kleinere Schriften, Reden und Gedichte veröffentlicht, auch die Herausgabe einiger älterer vläm. Schriften besorgt. Dahin gehören unter anderm: «Over de kamers van Rhetorika te Kortryk» (Gent 1839), «Bydragen tot de kennis van den tongval en het taeleigen van Kortryk» (Gent 1844), «Korte levensschets van Willems» (Gent 1847) ꝛc. Die Belgische Akademie, deren Mitglied er war, übertrug ihm die Herausgabe der «Alexander's Geesten» von Maerlant (2 Bde., Brüss. 1860—61) und der «Nederlandsche gedichten uit de 14ᵉ Eeuw» (Brüss. 1869). Auch veröffentlichte er eine vläm. Bibliographie (Gent 1857), die von 1830 bis 1855 reicht. S. starb 2. Juli 1872 zu Gent.

Snelling (Fort), s. Fort Snelling.

Snellius (Willebrord), berühmter Mathematiker, geb. 1591 zu Leiden, folgte seinem Vater, Rudolf S. (geb. 8. Okt. 1546 zu Oudewater, gest. 2. März 1613 zu Leiden), als Professor der Mathematik an der dortigen Universität, starb aber schon 30. Okt. 1626. Seine glänzendste Entdeckung ist die des konstanten Verhältnisses zwischen dem Sinus des Einfallwinkels und dem des gebrochenen Winkels in der Lehre von der Brechung der Lichtstrahlen, durch welche Entdeckung er eigentlich erst den Grund zur wissenschaftlichen Bearbeitung der Optik legte. S. übersetzte außerdem das Werk des Ludolph van Ceulen «über die Berechnung des Kreisumfangs» aus dem Holländischen in das Lateinische (Leid. 1609), gab später über denselben Gegenstand ein selbständiges Buch heraus («Cyclometricus», Leid. 1621), sammelte die Beobachtungen des Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen-Kassel, welche er mit jenen des Walter und Regiomontanus herausgab (Leid. 1618), und schrieb eine Art von Nautik, «Tiphys Batavus», u. s. w. Am berühmtesten ist jedoch seine Schrift «Eratosthenes Batavus» (Leid. 1617), in welcher er die von ihm selbst ausgeführte Messung der Erde vorträgt. Das Verfahren, welches er dabei anwendete, findet noch gegenwärtig Anwendung. Er maß zuerst die Himmelsbogen zwischen den holländ. Städten Alkmaar, Leiden und Bergen-op-Zoom durch Beobachtungen der Polhöhen dieser Orte und bestimmte dann die Meridiandistanzen dieser drei Städte durch Hilfe eines Dreiecknetzes, wodurch er den Meridiangrad gleich 55021 Toisen fand.

Sneuton, Vorstadt von Nottingham (s. d.).

Sniadecki (Joh.), namhafter poln. Astronom und Schriftsteller, geb. 29. Aug. 1756 in Znin im Posenschen, bildete sich auf der Universität in Krakau aus und wurde auf den Lehrstuhl der Mathematik an derselben berufen. Mehrmals bereiste er Deutschland, Italien, Frankreich und England und trat mit d'Alembert und Herschel in Verbindung. Im J. 1807 folgte er einem Rufe an die Universität Wilna und wurde Rektor derselben. Mit Kollontaj erwarb er sich große Verdienste um die Reorganisation der poln. Lehranstalten. Er starb in Jaszuny bei Wilna 1830. Außer vielen astron. und mathem. Abhandlungen verfaßte er eine «Sphärische Trigonometrie» (deutsch von Feldt, Lpz. 1828) und eine «Mathem. Geographie» (3. Aufl., Warsch. 1818). In seinen philos. Schriften trat er als Kants Gegner auf. Seine Werke erschienen gesammelt (Warsch. 1837) in sieben Teilen.

Sein Bruder, Andreas S., geb. 1768, gest. 1838 in Wilna, war lange Zeit Professor der Chemie an der dortigen Universität und berühmter Arzt. Unter seinen Schriften ist die «Theorie der organischen Wesen» (deutsch von Naubig, Nürnb. 1821) hervorzuheben. Vgl. Libelt, «Bracia Sniadeccy» («Die Gebrüder S.», Pos. 1866).

Sniatyn, Stadt im östl. Galizien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, Station der Eisenbahn Lemberg-Czernowitz, in anmutiger Gegend am linken Ufer des Pruth, zählt (1881) 10832 E. größtenteils poln. Nationalität, mit zahlreichen Israeliten, während die Bevölkerung

des Bezirks meist ruthenisch ist, und hat bedeutende Pferde- und Rindermärkte.

Snidergewehr kennzeichnet sich durch einen von Snider in England angegebenen Klappenverschluß, welcher sich zur Umänderung von Vorderladungsgewehren in Hinterlader besonders geeignet gezeigt hat, indem er eine nur geringe Länge besitzt und die Beibehaltung des Perkussionsschlosses wie der Schäftung des Gewehrs gestattet. (S. Handfeuerwaffen, Bd. VIII, S. 800b, und Tafel: Handfeuerwaffen I, Fig. 5.) Das S. hat in England 1865, in Frankreich 1867, ferner in Holland, Dänemark, Portugal und in der Türkei im gedachten Sinne Anwendung gefunden, wurde aber späterhin durch die zur Neubewaffnung angenommenen Systeme verdrängt.

Snieders (Johan Renier), vläm. Romanschreiber, geb. zu Bladel in der belg. Provinz Nordbrabant 21. Nov. 1812, studierte Medizin in Löwen 1833—38 und ließ sich dann als praktischer Arzt in Turnhout nieder. Seine bekanntesten, von frischem Geiste durchwehten und großenteils das Dorfleben behandelnden Schriften sind «Het kind met den helm», «De hut van Wartje Nulph», eine Episode aus den Feldzügen des Moritz von Nassau, «Dorpsverhalen», «De Meesterknecht, verhael uit het dorpsleben», «Amanda», «Doctor Marcus», «De gouden Willem», «De Geuzen in de Kempen», «Narda», «De Scheerslipper».

Sein jüngerer Bruder, August S., geb. zu Bladel 9. Mai 1824, ursprünglich Buchdrucker, dann Redacteur des klerikalen antwerpener «Handelsblad», erwarb sich gleichfalls als vläm. Romanschriftsteller einen Namen. Von seinen Novellen sind «Der arme Schulmeister», «Der Orgeldreher», «Das Schneeflöckchen» ins Deutsche übersetzt; auch schrieb er die histor. Novellen «De Voetbranders», «De Franschen in Noord-Braband 1793», «Antwerpen in Brand, tafereelen uit den jare 1576» (1876).

Snodfelle (grönländische) sind die Felle des jungen gemeinen nordischen Seehundes (Phoca vitulina). (S. auch Robbenfelle.)

Snoilsky (Carl Johan Gustaf, Graf), schwed. Dichter, geb. 8. Sept. 1841 zu Stockholm, widmete sich nach akademischen Studien in Upsala 1860—64 der diplomatischen Laufbahn, die er jedoch 1879 verließ, um fortan ganz der litterarischen Produktion zu leben. Von seinen Gedichtsammlungen sind zu nennen: «Smådikter» (1861), «Orchideer» (1862), «Dikter» (1869; 4. Aufl. 1883), «Sonetter» (1871), «Nya Dikter» (1881), «Dikter, 3e Samlingen» (1883). Auch lieferte er 1876 eine Übersetzung der Goetheschen Balladen. S. ist seit 1876 Mitglied der Schwedischen Akademie.

Snorri Sturluson, ein durch seine polit. wie litterarische Thätigkeit gleich hervorragender Isländer. Geboren 1179 zu Hvamm, einem Hofe seines Vaters Sturla, den vornehmsten Geschlechtern des Landes verwandt, erzogen beim gelehrten Jon Loptsson zu Oddi, erreichte er unter seinen oligarchischen Genossen auf Island eine bedeutende Stellung (S. war wiederholt Gesetzsprecher, 1215—18 und 1222—31) und wußte sich auch bei dem norweg. König Hakon und dem Herzog Skule, die er zweimal (1218—20 und 1237—39) in Norwegen heimsuchte, die höchsten Auszeichnungen zu erwerben. Aber geneigt, die auf eine Unterwerfung Islands unter das norweg. Scepter gerichteten Pläne beider Fürsten zu unterstützen, um dadurch seine persönliche Macht auf Island zu befestigen und sich über seine Gegner (Thorgils skarde und Gissur) zu erheben, wurde er von diesen durchschaut und fiel durch Mörderhand auf seinem Gut Reykjaholt 23. Sept. 1241. Als Schriftsteller behauptet S. den höchsten Rang in der Litteratur seines Vaterlandes, ein Meister der histor. Prosa nicht minder als in der heimischen Skaldendichtung. Von seinen Gedichten ist nur noch eins erhalten, das Háttatal, ein in 102 Strophen von ebenso viel verschiedenen Versmaßen verfaßtes Lobgedicht auf König Hakon und Herzog Skule; es bildet, von einem metrischen Kommentar begleitet, einen Bestandteil der Edda (herausg. von Th. Möbius, 2 Bde., Halle 1879 u. 1881). S.s Prosawerke sind die Edda und die Heimskringla. Die erstere ist eine Darstellung der Skaldensprache, ihrer Ausdrücke und Umschreibungen (skáldskaparmál), in Verbindung mit einer nordischen Mythologie (Gylfaginning) als der Hauptquelle dieser Umschreibungen, und mit Snorres metrischem Gedicht Háttatal und dessen Kommentar. (S. Edda.) Die Heimskringla, d. h. Weltkreis, ein aus den Anfangsworten des Werks von dessen erstem Herausgeber J. Peringskiöld gebildeter Name, ist eine Geschichte der norweg. Könige (Noregs-konunga sögur) von der ältesten Zeit bis zum Ausgang des 12. Jahrh. Das Werk ist in 16 Sagas geteilt, deren erste von den schwed. und norweg. Ynglingern, als den Vorfahren der norweg. Könige, und deren letzte von König Magnus Erlingsson (gest. 1184), dem unmittelbaren Vorgänger Sverres, handelt. Die Heimskringla ist herausgegeben von Joh. Peringskiöld (Stockh. 1697), von F. Schöning und Sk. Thorlacius (Kopenh. 1777—83) und von C. Unger (Kristiania 1868); deutsche, doch unvollendete Übersetzungen, die in ihren Einleitungen auch S.s Leben ausführlicher behandeln, von F. Wachter (Lpz. 1835—36) und G. Mohnike (Strals. 1837). Von beiden Werken, der Edda und der Heimskringla, wird nur die erstere dem S. von gleichzeitigen Quellen beigelegt, während seine Autorschaft der letztern, nirgends durch ein altes Zeugnis ausgesprochen, auf ziemlich späten Angaben (von 1550 und 1599) und auf Schlüssen neuerer Gelehrten beruht. Die eine wie die andere, in der uns überlieferten Gestalt jedenfalls nur zu größern oder kleinern Teilen von S. selber verfaßt, bekunden jedoch eine Reinheit und Vollendung der Darstellung, eine Fülle des Wissens, eine Schärfe und Umsicht der Kritik, wie sie in solcher Vereinigung kein Werk der altisländ. Litteratur auch nur entfernt aufzuweisen vermag. Vgl. Storm, «Snorre Sturlassøns Historieskrivning» (Kopenh. 1873); Boahern, «Snorre Sturlessön» (Kopenh. 1879).

Snowdon, der höchste Berg in Wales, s. unter Carnarvon.

Snussi oder Senussi, ein mohammed. Orden in Nordafrika, um 1860 von Sidi Snusi, einem Schriftgelehrten (Talib) aus Tlemsen in Algerien gegründet. Er hat sich die Wiederherstellung des Islam in seiner ursprünglichen Reinheit zur Aufgabe gestellt und ist vor allem durch Christenhaß ausgezeichnet. Der Ordensgeneral, Sidi-Mahdi, residiert zu Sarabub, zwei Tagereisen westlich von Siwah; in Siwah und Farafrah hat der Orden reichdotierte Religionsschulen, wie er überhaupt in der östl. Sahara sich rasch verbreitet hat.

Snyders (Frans), einer der berühmtesten Tiermaler, geb. zu Antwerpen 11. Nov. 1579, ein

Schüler des jüngern Peter Brueghel und van Baelens, widmete sich anfangs der Fruchtmalerei und arbeitete viel gemeinschaftlich mit Rubens. In seinen Gemälden mit Figuren von Rubens, Jordaens, Honthorst und Mierevelt verstand er es besonders, seine eigene Arbeit dem Stil des Ganzen anzupassen. Für Philipp III. von Spanien und Erzherzog Albrecht VII. malte er mehrere Jagd- und Schlachtstücke. S. stellte die Tiere in seinen großen und reichen Bildern in ihrer lebendigsten Eigentümlichkeit im Kampfe dar und wußte die Affekte der tierischen Seele in einer breiten Pinselführung und mit kühner Kraft zu schildern. Seine Bären-, Wolfs- und Eberkämpfe zieren die Galerien von Wien, München, Dresden, Gotha, Berlin und Petersburg. Er starb zu Antwerpen 19. Aug. 1657.

Soar, rechtsseitiger Nebenfluß des Trent in der engl. Grafschaft Leicester, wird bei der Stadt Leicester schiffbar und bildet in seinem untern Laufe die Grenze gegen die Grafschaft Nottingham.

Sobat, Nebenfluß des Nil (s. d.).

Sobernheim, von alten Mauern umgebene Stadt im rheinpreuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Kreuznach, links an der Nahe, Station der Linie Saarbrücken-Bingerbrück der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2886 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche und eine Simultankirche, ein evang. Progymnasium in einer frühern Komturei des Malteserordens, Anbau von Gerste und Tabak, sowie Fabriken für Papier, Leder, Preßhefe, Kartonage-, Blech-, Strumpf- und Knopfwaren. Nördlich vor der Stadt liegt eine ehemalige Malteserkapelle.

Sobieski, s. Johann III. Sobieski.

Sobieskischer Schild, kleines Sternbild des südl. Himmels, enthält nach Heis zwischen 273 bis 283° Rektascension und 5 bis 15° südl. Deklination elf dem bloßen Auge sichtbare Sterne, die aber sämtlich schwächer als 4. Größe sind.

Sobor, Ssobor (russ., Versammlung), in Rußland soviel wie Konzil (Wselenskij S.), Synode (Pomjestnyj S., die Provinzialsynode), Landtag (Semskij S., die russ. Landtage im 16. und 17. Jahrh.), auch Name für Hauptkirche, Kathedrale.

Sobótki (poln., Einzahl Sobótka), Name der Freudenfeuer, die bei den Slawen in der Johannisnacht auf Berggipfeln und Anhöhen angezündet wurden und zum Teil noch werden; ein solcher Berg war z. B. der Zobten in Schlesien, dessen Name aus dem Wort S. gebildet ist.

Sobranie (spr. Ssobránije, das, nicht die), die gesetzgebende Versammlung in Bulgarien (s. d.).

Sobrarbe, span. Grafschaft, s. u. Aragonien.

Soc..., Artikel, welche man hier vermißt, sind unter Soz... zu suchen.

Soccolanten, Ordensbrüder, s. unter Franziskaner.

Soccus (lat.), ein niedriger, dünner und leichter Schuh der Alten, wurde bei den Römern nur von Weibern und Weichlingen getragen und war zugleich die eigentümliche und beständige Fußbekleidung der in der Komödie auftretenden Personen, während der tragische Schauspieler auf dem hohen Kothurn (s. d.) einherschritt.

Sochatschew, Stadt im Gouvernement Warschau, Kreis Lowicz, im russ. Polen, westlich von Warschau, mit 5128 E., Rübenzucker- und Wollfabriken, sowie Branntweinbrennereien.

Societas Jesu, der Jesuitenorden.

Societas leonina, s. Leoninischer Vertrag.

Societät, s. Gesellschaftsvertrag.

Societäten, Landesbrandkassen, s. u. Feuerversicherung, Bd. VI, S. 762.

Societätsinseln, s. Gesellschaftsinseln.

Société anonyme (frz.), s. Anonyme Gesellschaft.

Socinianer heißen die Unitarier Siebenbürgens, Polens und der Niederlande, als Anhänger des Lälius und Faustus Socinus. (S. Antitrinitarier.) Lälius Socinus, aus dem alten Geschlechte der Sozzini, wurde zu Siena 1525 geboren. Von der Rechtsgelehrsamkeit ging er zur Theologie über und fand sich bald in einem Gegensatze zur herrschenden Kirchenlehre, der noch über den der deutschen Reformation hinausging. Von Wißbegier getrieben, machte er seit 1546 Reisen in die Schweiz, nach Deutschland und Polen, auf denen er mit mehrern Reformatoren in persönliche Berührung kam. Er starb schon 1562 in Zürich. Vgl. Illgen, «Vita Laelii Socini» (Lpz. 1814) und «Symbolae ad vitam et doctrinam L. Socini» (3 Bde., Lpz. 1826—40). Der eigentliche Begründer des Socinianismus als einer Gemeinschaft ist sein Neffe Faustus Socinus, geb. zu Siena 1539. Er war dem Beispiele des väterlichen Oheims gefolgt und hatte früh durch Untersuchungen über Glaubenswahrheiten den Verdacht ketzerischer Ansichten auf sich geladen. Schon als 20jähriger Jüngling mußte er deshalb seine Vaterstadt verlassen und wendete sich nach Lyon. Durch den Tod seines Oheims in den Besitz der Handschriften desselben gesetzt, beschäftigte er sich angelegentlich mit dem Studium derselben und begann in Florenz, wo er 1562—74 am Hofe des Großherzogs lebte, die Verbreitung seiner Lehren durch kleine Schriften. In Basel, wo er Schutz suchte vor den Gefahren der ital. Inquisition, führte er seine Überzeugungen in mehrern Schriften weiter aus. Nach einem kurzen Aufenthalte in Siebenbürgen (1578) wendete er sich (1579) nach Polen, wo er unter den ältern Unitariern viele Anhänger fand und nach Beseitigung innerer Zerwürfnisse die Unitarier zu einem festen Gemeindeverbande vereinigte. Namentlich unter dem Adel wußte er dem Unitarismus viele Anhänger zu gewinnen. Indes trafen ihn auch in Polen heftige Verfolgungen, und die Konfiskation seiner Güter in Italien brachte ihn um sein ganzes Vermögen. Auf dem Gute eines Verehrers starb er in der Nähe von Krakau 1604. Sein Neffe Wiszowoty gab seine Schriften gesammelt und im 1. und 2. Bande der «Bibliotheca fratrum Polonorum» (Amsterd. 1656 fg.) heraus. Vgl. Przypkovius, «Vita Fausti Socini» (Krakau 1636); Toulmin, «Memoir of the life of F. S.» (Lond. 1777).

Nach des Faustus Tode traten Männer wie Valentin Schmalz (Geistlicher in Rakow, gest. 1622), Joh. Völkel (Prediger zu Szmigel, gest. 1618), Christoph Ostorodt (Prediger zu Buskow bei Danzig, gest. 1611), Hieron. Moskorzowski (gest. 1625) u. a. an die Spitze der Partei, welche 1605 auf Grund der Schriften des Faustus im Rakower Katechismus ihr Bekenntnis aufstellte. In Polen hatten die S. anfangs ebenso wie die Lutheraner und Reformierten freie Religionsübung erlangt, bis die Einführung der Jesuiten der friedlichen Entwickelung ein gewaltsames Ziel setzte. Unter Sigismund III. wurde 1627 die Kirche zu Lublin, unter Wladislaw IV. 1638 die Schule zu Rakow zerstört und unter Johann Kasimir (seit 1648) alle

socinianischen Prediger und Lehrer geächtet. Seit dieser Zeit sah sich der Socinianismus, von dem sich außer in Siebenbürgen nur in Preußen und den Niederlanden einige dürftige Gemeindereste erhielten, auf eine bloß litterarische Existenz zurückgedrängt, hat aber namentlich von Amsterdam aus auf die Arminianer und selbst auf die luth. Theologie Einfluß geübt. Jetzt gibt es in Siebenbürgen noch etwa 60000 Unitarier (s. d.), die den alten Socinianern in der Lehre am nächsten stehen, während die Unitarier in England und Nordamerika ihre Anschauungen noch weiter entwickelt haben. Die S. werden als die Vorläufer der Rationalisten angesehen. Allerdings erkennen sie die Notwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung, die in der Heiligen Schrift niedergelegt sei, an, beschränken aber nicht allein die Inspiration derselben auf das religiös Wesentliche in ihr, sondern räumen auch der Vernunft eine kritische Stellung ein, ohne freilich das Verhältnis von Schrift und Vernunft auf einen klaren Ausdruck zu bringen. In der Auffassung der christl. Dogmen weichen sie fast überall von der orthodox-prot. Lehre ab, bestreiten z. B. die unbedingte Allwissenheit Gottes im Interesse der menschlichen Freiheit. Am schärfsten aber ist ihr Gegensatz gegen die herrschenden Kirchen in den Lehren von der Dreieinigkeit und der Person Christi. Erstere verwerfen sie ganz als schrift- und vernunftwidrig; in Christus erkennen sie einen wirklichen, aber vom Heiligen Geiste erzeugten und im Himmel von Gott selbst übernatürlich belehrten Menschen, an dessen göttlicher Verehrung sie übrigens festhalten. Sie selbst nennen sich Unitarier.

Vgl. Trechsel, «Die prot. Antitrinitarier vor F. Socius» (Heidelb. 1839—44); Fock, «Der Socinianismus» (2 Bde., Kiel 1847); Ferencz, «Kleiner Unitarierspiegel» (Wien 1879).

Socinus (Lälius und Faustus), s. unter Socinianer.

Socius (lat.), Genosse, Teilnehmer.

Sockel (Socke, Zocke, Plinthe) ist der sowohl zur architektonischen Schönheit wie zur Stabilität und zum Schutze dienende verstärkte Fuß oder äußere Vorsprung am untern Teile von Mauern, Pfeilern, von Säulen (Basis) und andern Gegenständen. Er wird bei Gebäudeumfassungen in der Regel aus härtern, widerstandsfähigen Werkstücken, Steinplatten u. s. w. hergestellt, je nach Höhe und Ausdruck des Gebäudes mehr oder weniger kräftig ausgebildet und mit Gliederungen (Sockelgesimsen) versehen, reicht gewöhnlich bis zur Höhe des innern Erdgeschoßfußbodens und dient außer obigen Zwecken zugleich zur Aufnahme der Kellergeschoßfenster.

Mit Sockel bezeichnet man auch den Untersatz für Büsten, Statuen, Vasen u. dgl.

Sockenblume, s. Epimedium.

Socorro, Insel, s. unter Revilla-Gigedo.

Socorro, Hauptstadt des Staates Santander in der südamerik. Republik Columbia, nahe rechts vom Rio Suarez, zählt (1870) 16048 E. und hat Baumwollweberei, Strohhutflechterei, Zucker- und Baumwollplantagen.

Soda ist kohlensaures Natron. (S. unter Natrium.) Die Gewinnung der S. aus den Aschen gewisser Seealgen und aus den Sodaseen hat fast gänzlich aufgehört und geschieht nur noch auf chem. Wege. Das hauptsächlichste Verfahren ist zum größten Teil noch das von Leblanc herrührende, auf der Umwandlung des Kochsalzes durch Schwefelsäure in schwefelsaures Natron (Sulfat, Glaubersalz), wobei Salzsäure entweicht, die aufgefangen wird, und auf dessen Umwandlung durch Calcinieren mit kohlensaurem Kalk und Kohle in S. beruhend. Die so erhaltene Rohsoda wird ausgelaugt und die Lauge entweder auf krystallisiertes kohlensaures Natron oder auf calcinierte S. verarbeitet. Aus den Sodarückständen, welche allen Schwefel der zur Glaubersalzbildung erforderlich gewesenen Schwefelsäure enthalten, werden nach dem Verfahren von L. Mond oder von M. Schaffner in Aussig große Mengen von Schwefel wiedergewonnen. Seit neuerer Zeit ist ein Sodagewinnungsverfahren direkt aus Kochsalz, der Ammoniaksodaprozeß, aufgekommen, welcher das Leblancsche Verfahren an vielen Orten bereits verdrängt hat; es ist von E. Solvay in Brüssel ausgebildet worden und heißt auch der Solvay-Prozeß. Es gründet sich auf die Zersetzbarkeit einer konzentrierten Kochsalzlösung durch zweifach-kohlensaures Ammoniak, wobei zweifach-kohlensaures Natron niederfällt, das man durch Glühen in Soda überführt, während Salmiak in Lösung bleibt, aus welchem man durch Erhitzen mit Kalk das Ammoniak wiedergewinnt. Statt der S. findet in neuerer Zeit zu Zwecken der Seifenbereitung häufig Ätznatron oder kaustische Soda Anwendung. Letztere wird aus den letzten, keine krystallisierbaren Salze mehr gebenden Mutterlaugen der Sodafabrikation, welche neben Natronhydrat, Schwefelnatrium, Cyan-, Rhodan-, Ferrocyannatrium enthalten, dargestellt, indem diese Laugen eingekocht und schließlich bei schwacher Rotglut mit Salpeter versetzt werden, bis die Gesamtmenge des Schwefels u. s. w. oxydiert ist. In der glühend geschmolzenen Masse setzt sich Eisenoxyd zu Boden, die geschmolzene kaustische Soda wird abgeschöpft und in aus Eisenblech gefertigte Fässer gegossen, in denen sie nach dem Erstarren zum Versand kommt. Vgl. R. von Wagner, «Regesten der Sodafabrikation» (Lpz. 1866); Lunge, «Die Sodaindustrie» (2 Bde., Braunschw. 1879).

Sodagranit, s. unter Granit.

Sodakraut, soviel wie Salsola kali.

Sodalitas Celtica, s. unter Akademien, Bd. I, S. 286[a].

Södamas, die Bewohner des Landes Kaffa (s. d.) in Abessinien.

Soda powder (engl.), soviel wie Brausepulver.

Sodaseife, Bezeichnung harter Seife, zum Unterschied von der weichen oder Kaliseife.

Sodastein, soviel wie Natriumoxydhydrat, s. u. Natrium.

Sodawasser ist eine Auflösung von kohlensaurem Natron in kohlensaurem Wasser (ungefähr 1 Teil in 600 Teilen).

Sodbrennen (pyrosis) heißt die Empfindung eines aus dem Magen in die Speiseröhre und in den Schlund aufsteigenden Brennens. Zuweilen ist dasselbe begleitet vom Gefühle des Zusammenschnürens im Magen, Aufstoßen einer ekelhaften Flüssigkeit, Erbrechen, übermäßiger Eßlust oder gänzlichem Mangel an Appetit. Das S. ist meist von chronischen Magenkatarrhen abhängig, namentlich von den mit abnormen Gärungen verbundenen, und wird am häufigsten durch den Genuß saurer oder leicht säuernder Pflanzenkost, junger saurer Weine, zuckeriger oder fettigsüßer Sachen, sowie durch das Rauchen schwerer Cigarren veranlaßt. Die Heilmittel dagegen sind entsprechende Diät (Fasten, oder Fleischbrühen, Fleisch, Enthaltung

von fetten und süßen Dingen) und alkalische Mittel (doppeltkohlensaures Natron, Magnesia, Kalk, Sodawasser u. dgl.) zum Neutralisieren der überschüssigen Magensäure.

Soden, Städtchen im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Schlüchtern, an der Mündung der Salza in die Kinzig und von der malerischen Ruine der Burg Stolzenberg überragt, mit mehrern Salzquellen, die nicht mehr benutzt werden, und 948 E.

Soden, Badeort mit (1880) 1364 E. im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Wiesbaden-Land, 130 m über dem Meere in einem überaus milden und anmutigen Thal des Taunus, 7 km von Höchst, 11 km von Frankfurt a. M. gelegen und durch eine Zweigbahn mit der Taunusbahn verbunden, ist berühmt wegen seiner 24 Kochsalzquellen von 9—19° R., die den Ort zu einem Heilbade im ausgedehntesten Sinne gemacht haben. Die Quellen, sowohl zum Baden wie zum Trinken benutzt, modifizieren ihre Wirkungen nach ihrem größern oder geringern Gehalte an Kochsalz, Eisen, Chlorkalium, kohlensaurer Kalkerde und Magnesia und werden besonders bei manchen Brustleiden, chronischen Katarrhen, Hämorrhoidal- und Leberleiden, Frauenkrankheiten, Skrofeln, Tuberkulose, Krankheiten des Magens, der Gallenwege u. s. w. mit Erfolg angewendet. Der Besuch des Bades (jährlich 3000 Personen) und die Versendung des Wassers (46 324 Krüge im J. 1876) sind neuerdings sehr gestiegen. Das Kurhaus und das städtische Badehaus enthalten Bäder mit entsprechenden Einrichtungen. Nur 1 km nördlich liegt das Dorf Neuenhain mit eisenhaltigen Quellen; 3 km im Nordosten das Dorf Kronthal, ein Badeort mit Eisensäuerlingen, von denen fünf gefaßt sind. Bereits 1282 war S. mit dem nahe im Südosten gelegenen Dorfe Sulzbach ein freies Reichsdorf unter Schutz und Schirm der Stadt Frankfurt. Urkundlich 1437 und 1483 als Gesundbrunnen erwähnt, erhielt das Dorf von Frankfurt 1486 eine Salzsode und 1494 eine Einfassung des Gesundbrunnens. Im J. 1567 waren vier Salzbrunnen bekannt, und 1582 wurde die Saline neu hergestellt, die 1605 an die Familie von Malapert zu Frankfurt überging. Bis 1786 führte diese Stadt mit Kurmainz einen weitläufigen Prozeß über den Besitz von S. und Sulzbach. Beide Orte kamen 1803 an Nassau, 1866 mit diesem an Preußen. Vgl. die Schriften von Ruge (Berl. 1854), Großmann (Mainz 1858), Thilenius (Frankf. 1870), Köhler (2. Aufl., Frankf. 1873).

Soden oder Sooden, Dorf im bayr. Kreise Unterfranken, 7 km im Südosten von Aschaffenburg, zwischen Bergen gelegen, besitzt zwei iod- und bromhaltige Salzquellen, deren Wasser besonders gegen Skrofeln empfohlen wird.

Soden (Friedr. Jul. Heinr., Graf von), Schriftsteller, geb. zu Ansbach 4. Dez. 1754 aus freiherrlichem Geschlechte, wurde sehr jung zum fürstl. brandenb. Geh. Regierungsrat und nachher zum Geheimrat ernannt, in welcher Eigenschaft er mehrere Jahre als preuß. Gesandter am fränk. Kreise zu Nürnberg lebte. Er schrieb mehrere Lust-, Schau- und Trauerspiele, von denen einige, wie «Inez de Castro», «Anna Boleyn», «Bianca Capello», «Die deutsche Hausmutter» u. s. w., sich lange auf dem Repertoire erhielten. Auch errichtete er 1804 das erste stehende Theater in Würzburg und leitete es mehrere Jahre, sowie nachher das Theater zu Bamberg. Sein «Geist der peinlichen Gesetzgebung Deutschlands» (neue Aufl., 2 Bde., Frankf. 1792) verbreitete viel Licht im Kriminalrechte. Im J. 1790 wurde er in den Reichsgrafenstand erhoben. Von 1796 an, wo er auf seinem Gute Sassenfahrt im Bambergischen, dann seit 1810 in Erlangen lebte, schrieb er vorzüglich über staatswissenschaftliche Gegenstände. Sein Hauptwerk ist «Die Nationalökonomie» (9 Bde., Lpz., später Aarau u. Nürnb. 1805—24). Im patriot. Sinne schilderte er den unter der franz. Herrschaft in Deutschland an Palm verübten Mord (Nürnb. 1814). Als Deputierter in der bayr. Zweiten Kammer gehörte er den Ministeriellen an. Er starb zu Nürnberg 13. Juli 1831.

Söderhamn, Seestadt im schwed. Län Gefleborg, zählt (1885) 9268 E. und hat bedeutende Ausfuhr von Eisen und Holz. In der Nähe sind bedeutende Sägemühlen und Maschinentischlereien. Die Dampfschiffverbindung mit Stockholm und den norrländ. Küstenstädten ist eine sehr lebhafte; außerdem steht S. durch die Privatbahn S.-Bergvik und durch Dampfschiffahrt mit der Nord-Staatsbahn in Verbindung.

Söderköping, alte schwed. Stadt in Östergötland (Linköpings-Län), unweit der Mündung des Götakanals in den Ostseebusen Slätbaken, gehörte im Mittelalter zu den Großstädten Schwedens und war lange (bis 1595) öfter Versammlungsort der Reichstage. Jetzt ist S. hauptsächlich als Kaltwasserkurort bekannt und zählt (1885) nur noch 1910 E.

Södermanland, eine Landschaft in dem mittlern Teile Schwedens, im Süden der Seen Mälar und Hjelmar, umfaßt 8749 qkm mit 186 794 E. (1884), welche mit Ausnahme der zu Stockholms-Län gehörenden nordöstl. Ecke Södertörn zu Södermanlands- oder Nyköpings-Län (6841 qkm mit 149 420 E.) gehören. Das Land ist schön und fruchtbar. Die größte Erhebung ist im Süden, wo das breite Waldgebirge Kolmården (Marmorbrüche) an der Grenze von Östergötland nur gegen 160 m emporsteigt. Besonders die Mitte der Landschaft ist ein mit zahllosen größern und kleinern Landseen (7,4 Proz. des gesamten Areals) angefülltes, anmutiges und wohlangebautes Land, bedeckt mit vielen bedeutenden und schönen Herrensitzen. Die Landseen hängen miteinander durch kurze Flüsse zusammen, die ihre Gewässer zuletzt in die Ostsee (Nyköpings- und Trosa-Å) oder in den Mälar ergießen. Die von Stockholm ausgehende westl. Stammeisenbahn, sowie ein Teil der östl. Stammbahn und die Privatbahn Oxelösund-Westmanland durchschneiden die Landschaft. Hauptnahrungszweig ist der Ackerbau, welcher, mit Viehzucht und Wiesenbau verbunden, rationell betrieben wird. Auch gewähren die immer noch bedeutenden Wälder, Nadel- und Laubhölzer, sowie an der Küste die Fischereien guten Ertrag. Von geringerer Bedeutung ist der Bergbau und die Industrie, mit Ausnahme der Stahlfabrikation in Eskilstuna. Hier wird die schwed. Sprache, besonders um Nyköping, am reinsten gesprochen. Die Städte sind Nyköping, die Hauptstadt, Trosa, Mariefred, in unmittelbarer Nähe des alten königl. Schlosses Gripsholm, Strengnäs, Eskilstuna, Torshälla und Södertelje.

Södertelje, alte schwed. Stadt in Stockholms-Län, am Mälarsee und am Söderteljekanal, Station der Linie Stockholm-Göteborg der Schwedischen Staatsbahnen, ist seiner schönen Lage wegen von den Stockholmern als Sommerfrische sehr beliebt. Auch ist S. ein gesuchter Kaltwasserkurort, hat

große Fabriken für Eisenbahnwagen, Zündhölzchen und Maschinenöl und zählt (1885) 3949 E.

Sodoma, mit seinem wirklichen Namen Giovanni Antonio Bazzi, einer der ausgezeichnetsten ital. Maler, wurde zu Vercelli in Piemont 1477 geboren und gehörte ursprünglich der mailänd. Schule an, lebte aber meist in Siena, wo er durch Verschmelzung des Stils Leonardo da Vincis mit dem einheimischen besondere Bedeutung erlangt hat. Agostino Chigi brachte ihn nach Rom, wo er in der Villa Chigis, in der sog. Farnesina und (kurze Zeit) auch im Vatikan im Auftrag Julius' II. arbeitete. Unter seinen Fresken in der Farnesina zeichnet sich die Hochzeit Alexanders und Roxanes durch hohen Liebreiz und treffliches Kolorit aus. Seine vorzüglichsten Werke befinden sich jedoch in Siena. Hierher gehören der gegeißelte Christus im Franziskanerkloster; der heil. Sebastian, jetzt in der Galerie in Siena; die heil. Katharina von Siena in der Verzückung in San-Domenico; die Wandgemälde der Brüderschaft des heil. Bernardino. Im Kreuzgange von Montoliveto-Maggiore im Sienesischen vollendete er den von Luca Signorelli begonnenen Freskencyklus aus dem Leben des heil. Benedikt. Er starb in Siena zu Anfang 1549. Von Vasari wurde er mit ungerechter Antipathie behandelt. Die neuern Kunsthistoriker erkennen in S. einen der bedeutendsten und anmutigsten Maler seiner Zeit, der an zarter Innigkeit und Schönheit oft Leonardo gleichsteht. Vgl. Jansen, «Leben und Werke des Giov. Ant. Bazzi» (Stuttg. 1870).

Sodomie, s. Unzucht.

Sodom und Gomorrha, zwei Städte, die zur Zeit Abrahams mit der Ebene Siddim (s. d.), in der sie lagen, um der Gottlosigkeit ihrer Bewohner willen durch Feuer und Schwefel zerstört und vom Toten Meere (s. d.) bedeckt worden sein sollen. Wahrscheinlich liegt der Sage eine Erinnerung an eine wirkliche vulkanische Katastrophe zu Grunde.

Sodor, im Mittelalter ein Bistum, welches die Hebriden (die Sudreyjar der Normannen) und die Insel Man umfaßte und seinen Sitz auf der schott. Insel Jona (s. d.) hatte; mittellat. hieß es Episcopatus Insularum (Sodorensis).

Soest (spr. Sohst), Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, in äußerst fruchtbarer Gegend, Station der Linien S.-Nordhausen, Schwelm-S. und S.-Münster der Preußischen Staatsbahnen, war früher von hohen Mauern und 36 schützenden Türmen (Kattentürmen) umgeben, von denen jetzt nur noch Reste vorhanden sind. Das restaurierte Osthofenthor, ein architektonisch höchst interessantes Bauwerk, diente ebenfalls zur Befestigung der Stadt. S. ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, besitzt ein 1532 gegründetes Gymnasium, ein evang. Schullehrerseminar (seit 1806), eine Provinzialtaubstummenanstalt, eine dem Andenken des Oberpräsidenten von Vincke gewidmete, 1877 neugebaute Blindenanstalt und zählt (1885) 14848 E. Von den zahlreichen, aus der Zeit des Glanzes der Stadt herrührenden Kirchen, von denen noch sechs (fünf protestantische und eine katholische) zum Gottesdienst benutzt werden, sind besonders hervorzuheben: der Dom (die kath. Patroclikirche), im roman. Stile, die Petrikirche und besonders die 1314 gegründete, im 15. und 16. Jahrh. ausgebaute, 1850—82 restaurierte und mit zwei Türmen versehene Wiesenkirche (mit schönem Altarblatt vom J. 1437), eine Perle der got. Architektur. S. hat ein Puddel- und Walzwerk, Gerberei, Seifen- und Spiritusfabrik, Getreidehandel und starken Ackerbau. Die die Stadt umgebende Börde (Ober- und Niederbörde) ist ein sehr fruchtbarer Landstrich von 250 qkm mit 10 Kirchdörfern und etwa 20000 E. Im Dorfe Sassendorf (1160 E.), 5 km von S., ist eine alte, Privaten gehörige Saline. S. war im Mittelalter eine der ersten Hansestädte mit reichsstädtischen Rechten und war durch die Zahl seiner Einwohner (20—25000), durch Handel und Reichtum eine der ersten Städte Norddeutschlands. Schon im 12. Jahrh. wurde das Soester Stadtrecht, Schran (Jus Susatense) genannt, geordnet, das in vielen andern Städten, Lübeck, Hamburg u. s. w., als Norm diente. S. gehörte zum Herzogtum Sachsen zwischen Elbe und Rhein und galt als Hauptstadt des Landes der Engern. Als der letzte sächs. Herzog, Heinrich der Löwe, 1180 in die Reichsacht erklärt war, bemächtigte sich der Erzbischof von Köln der Stadt und nötigte sie, jedoch mit Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten, zur Huldigung. Besonders von dem Erzbischof Dietrich von Mörs in ihren Privilegien gekränkt, entzog sie sich aber der Botmäßigkeit desselben und begab sich 1444 unter den Schutz Johannes' I., Herzogs von Kleve und Grafen von der Mark, was zu einem verheerenden Kriege und zu einer langen Belagerung der Stadt (Soester Fehde) führte. Der Streit endete damit, daß S. und die Börde 1449 unter die Landeshoheit des Herzogs Johannes kamen. Die Geschichte der Stadt S. fällt seitdem mit der der Grafschaft Mark zusammen. Vgl. Barthold, «S., die Stadt der Engern» (Soest 1855); Lübke, «Die mittelalterliche Kunst in Westfalen» (Lpz. 1853); Kayser, «Die soester Patroclikirche» (Soest 1863); von Schmitz, «Denkwürdigkeiten aus S.s Vorzeit» (Lpz. 1873). — Der Kreis Soest zählt (1885) auf 530 qkm 51543 E.

Soest, Dorf in der niederländ. Provinz Utrecht, Station der Niederländischen Centralbahn Utrecht-Zwolle-Kampen, mit 3606 E. In der Nähe liegt das königl. Lustschloß Soestdijk, 1674 vom Statthalter Wilhelm III. erbaut und von den Generalstaaten 1816 dem damaligen Prinzen von Oranien und spätern König Wilhelm II. geschenkt, an dessen Teilnahme an der Schlacht bei Waterloo ein Denkmal im Park erinnert.

Soest (Joh. von), deutscher Schriftsteller, s. Johann von Soest.

Sœurs converses (frz.), Bekehrte Schwestern oder Beaten, Name der Tertiarierinnen verschiedener religiöser Orden.

Sofala, das Land an der afrik. Ostküste vom Zambesi bis zur Delagoabai. (S. Mozambique.) Die Stadt Sofala, am Kanal von Mozambique, links an der tiefen und weiten Mündungsbai des Flusses Sofala, auf einer Landspitze, mit ungesundem Klima, Hauptort der Comarca de S. der Capitania general de Moçambique, seit 1505 im Besitz der Portugiesen, ist ein verfallener Ort von 2000 E., meist portug. Mischlinge (nur etwa 20 Weiße). S. war im 15. Jahrh. ein Hauptmarkt des Goldhandels zwischen Arabern und Negern.

Soffariden, Dynastie in Persien (s. d., Bd. XII, S. 827[b]).

Soffionen (ital.), die Dampfausströmungen der Borsäure (s. d.) in Toscana.

Soffiten (ital.) nennt man in der Architektur die ornamentierte Unteransicht eines Architravs,

eines Bogens einer Hängeplatte, oder den Balken einer Kassettendecke, dann im Theaterbau diejenigen kurzen Gardinen, welche in kleinen Zwischenräumen von der Prosceniumswand bis zur Prospektgardine verteilt sind und Luft, Wolken, Baumwerk, Gewölbe oder Decken vorstellen.

Sofia, Hauptstadt des Fürstentums Bulgarien, auf der großen Straße von Konstantinopel nach Belgrad, an mehrern linksseitigen Zuflüssen des Iskerflusses gelegen, die Kiresena, Vladajska und Bojana heißen und durch Gräben miteinander verbunden sind, auf weiter und fruchtbarer Hochebene, welche im Süden vom Witoschgebirge und im Norden vom Sumughu- und Etropol-Balkan begrenzt wird. Die Stadt ist auf einem der äußersten niedrigen Ausläufer des Witoschgebirges erbaut und von mäßigem Umfange. S. ist Sitz eines Cassationsgerichtshofs, eines Appellations- und eines Kreisgerichts, sowie eines bulgar. Metropoliten, hat eine Kriegsschule für Offiziere, eine Landmesserschule, eine Ackerbauschule, ein Gymnasium, eine Nationalbibliothek und eine Staatsdruckerei. Im April 1877 belief sich die Einwohnerzahl auf 13—14000 Seelen, 1881 auf 20541 E., davon sind etwa 5500 Türken und 5000 Juden (Spaniolen). Die Hauptmoschee, welche vordem eine christl. Kirche war und Hagia-Sofia hieß, wovon der seit dem 14. Jahrh. üblich werdende Name des Ortes hergeleitet wird, ist wiederum dem christl. Kultus zurückgegeben worden. Es gibt außerdem in S. mehrere andere Dschamien und christl. Kirchen. Die Bewohner beschäftigen sich mit Woll- und Seidenweberei, Tuchfabrikation, Gerberei, Acker-, Obst- und Tabaksbau. Die Lage an einem der bedeutendsten Straßenknotenpunkte, in welchem fünf Hauptrouten zusammentreffen, wie überhaupt seine centrale Position innerhalb der Balkanhalbinsel versprechen S. eine gedeihliche Zukunft als Mitte des Binnenverkehrs. Dieselbe dürfte namentlich mit dem Ausbau der auf der östl. Seite bereits bis Bellowa (bei Tatar-Basardschik), auf der westlichen bis Nisch reichenden Eisenbahnlinie von Konstantinopel nach Belgrad anheben. Die Stadt ist Sitz des deutschen Generalkonsulats für Bulgarien.

S. ist die alte, nach dem thrazischen Gebirgsvolk der Serder benannte Römerstadt **Serdica** (auch Sardica), schon im Altertum eine wichtige Verkehrs- und Militärstation, zuerst zur Provinz Thrazien gehörig, seit Aurelian als Ulpia Sardica Hauptstadt der von diesem Kaiser errichteten neuen Provinz Dacien (rechts von der Donau), seit der neuen administrativen Einteilung des Reichs unter Diocletian und Konstantin d. Gr. Hauptstadt von Dacia mediterranea, wo 344 ein berühmtes Konzil abgehalten ward. Im J. 441 wurde S. durch die Hunnen verwüstet. Im J. 809 von den Bulgaren erobert, ward die Stadt von diesen Sredetz, von den Byzantinern Triaditza, von den Kreuzfahrern aber Stralicia, Listriz und Hesternit genannt. Sie fiel 1382 in die Hände der Türken. Im Sommer 1443 wurde S. von dem Kreuzheer des Königs Wladislaw III. von Polen und Ungarn geplündert und in Brand gesteckt. Am 3. Jan. 1878 wurde sie von den Russen eingenommen.

Der Distrikt Sofia zählt 159566 E., das Arrondissement Sofia 47869 E.

Sofiisk, russ. Stadt am Amur (s. d.).

Sofis oder Saffis, pers. Dynastie, welche von Ismael Saffi gegründet wurde und 1501—1722 über Persien herrschte. (S. Persien, Geschichte, Bd. XII, S. 828[b].)

Sofismus, s. Sufismus.

Söflingen, Pfarrdorf im württemb. Donaukreise, Oberamt Ulm, rechts an der Blau, 2,5 km westlich von der Ulm, Station der Linie Ulm-Sigmaringen (Untere Donaubahn) der Württembergischen Staatsbahnen, hat (1885) 2501 meist kath. E., ein chemisch-technisches Laboratorium, drei Kunstmühlen, sowie Baumwollweberei.

Softa ist ein aus dem pers. Partizip suchteh, verbrannt, korrumpiertes türk. Wort, welches einen Zögling der gewöhnlich größern Moscheen beigegebenen Medressen oder mohammed. Hochschulen, d. h. einen von glühendem Erkenntnisdrang verzehrten und somit der Welt abgestorbenen Jüngling bedeutet. Die S. bilden ein zahlreiches Element der Bevölkerung Konstantinopels, welches mit Schul- und Kultuspflichten überladen, in Nahrung, Kleidung und Wohnung elend gehalten wird. Im Volke genießen dieselben ein gewisses Ansehen. Den europäisierenden Tendenzen der Regierung abhold, pflegen sie bei den Aufständen der türk. Hauptstadt eine hervorragende Rolle zu spielen. Aus den S. rekrutiert sich die Kaste der Ulema (s. d.).

Sog, soviel wie Kielwasser.

Sogen (Soggen, Soden), eine Manipulation beim Eindampfen der Salzsole; nachdem durch das Stören bei scharfem Feuer die fremden Beimischungen als Schlamm und Pfannenstein abgeschieden wurden, wird bei kleinem (Schmauch-) Feuer das reine Kochsalz in krystallinischen Körnern zu Boden gefällt, mit Schaufeln (Soggstielen) in Körbe gefüllt und diese über der Pfanne zum Abtropfen auf gelochte Bretter (Soggspäne) gestellt.

Soglio, deutsch Sils, Pfarrdorf im Bezirk Maloja des schweiz. Kantons Graubünden, liegt 1088 m über dem Meere auf einer Bergterrasse an der rechten Thalwand des Bergell, zählt (1880) 352 meist reform. und ital. E. und ist bekannt als Sitz der Hauptlinie des berühmten Geschlechts von Salis, deren Stammburg Castellazzo unweit S. bei Castasegna lag. Eins der alten Herrenhäuser der Salis dient jetzt als Gasthof und Pension.

Sogne-Fjord, einer der schönsten und größten norweg. Fjorde, schneidet bei 61° nördl. Br. 180 km tief ins Land hinein, streckt sich gegen O. bis in die Nähe der Jotunfjelde und wird im N. von dem Gletschergebiet des Jostedalsbræ begrenzt. Die Breite beträgt 3—5 km. Die Umgebung ist großartig wild, besonders in den südl. und nördl. Verzweigungen, wie Näröfjord und Lysterfjord; die steilen Felsenwände steigen bis zu 1700 m Höhe. Der S. wird von zahlreichen Dampfbooten befahren.

Soham, Stadt in der engl. Grafschaft Cambridge, zählt (1881) 8366 E., ist Station der Linie Ely-Newmarket der Great-Easternbahn und hat Handel mit Getreide, Malz, Obst und Käse.

Sohar, Hafenstadt im arab. Lande Oman, am Golf von Oman, 230 km nordwestlich von der Hauptstadt Maskat, hat 24000 E., eine gute Reede, ein Kastell, eine Synagoge, Weberei, Metallindustrie und eine sorgfältig angebaute Umgebung.

Sohar (hebr. Glanz), ein kabbalistisches Buch, das in aramäischer Sprache abgefaßt, in der Form eines Kommentars zum Pentateuch sich über den geheimen Sinn der biblischen Erzählungen und der göttlichen Gebote verbreitet. Es nimmt in der kabbalistischen Litteratur die oberste Stelle ein und

wird von den Kabbalisten mit hoher Ehrfurcht als ein auf göttliche Offenbarung von dem Mischnalehrer Simon b. Jochai (2. Jahrh.) verfaßtes Werk betrachtet. Nach neuern Forschungen von Jellinek, Landauer, Grätz u. a., denen schon im 18. Jahrh. Jakob Emden den Weg bahnte, ist es nicht älter als das 13. Jahrh. und höchst wahrscheinlich ein Machwerk des Moses de Leon in Spanien. Weit entfernt, eine systematische Darstellung der Geheimlehre zu enthalten, besteht S. aus aneinander gereihten, mit großer Emphase und bombastischer Sprache vorgetragenen neuplatonischen, gnostischen und allegorischen Auslegungen, in denen ein klarer Gedanke kaum herauszufinden ist. Der Verfasser kennt die Namen der hebr. Vokale und mittelalterliche Philosopheme und zeigt an einzelnen Stellen Feindseligkeit gegen den Talmud und Hinneigung zu christl. Dogmen. Vgl. Tholuck, «Wichtige Stellen des rabbinischen Buches S.» (Berl. 1824).

Sohl, ungar. Komitat (ungar. Zolyom Varmegye) im Kreise diesseit der Donau, das im N. an das Liptauer, im O. an das Gömörer, im S. an das Neograder und das Honther, im W. ebenfalls an das Honther, an das Barser und Thuroczer Komitat grenzt und ein Areal von 2730,17 qkm hat. Das Land ist ganz von Zweigen des ungar. Erzgebirges (Karpaten) erfüllt und wird von der Gran in südwestl. Richtung durchflossen, in welche sich die Szalatna und eine Menge von Bächen ergießen. Das Klima ist kalt, aber in einigen Gegenden noch für den Weinbau geeignet; die Luft rein und gesund; der Boden von sehr verschiedener Güte. Die Produkte des Bergbaues sind Silber, Gold, Kupfer, Eisen, gediegener Schwefel, Vitriol, Steinkohlen. Die Landwirtschaft liefert Rindvieh und Schafe, mittelmäßigen Wein, Getreide, Hanf, Flachs, Holz. Bäder und Gesundbrunnen sind in Menge vorhanden. Die Einwohner, deren man (nach der Zählung vom J. 1880 ohne Militär) 102 793 zählte, sind außer einigen in den Städten ansässigen Deutschen durchaus Slowaken, darunter 64 000 Katholiken und 36 270 Lutheraner. Bergbau und vielerlei montanistische Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht, außerdem Bereitung von Leder, Tuch, Leinwand, Branntwein und Käse, welcher letztere einen wichtigen Ausfuhrartikel bildet, sind die Hauptnahrungszweige der thätigen Bevölkerung. Die Hauptstadt ist Neusohl (s. d.).

Sohle, Sohlenform- und Sohlennähmaschine, s. u. Schuhwarenfabrikation.

Sohle, Fischgattung, s. unter Scholle.

Sohlenbau oder Strossenbau, s. unter Bergbau, Bd. II, S. 804.

Sohlengänger (Plantigrada) nannte die ältere Systematik die mit der ganzen nackten Sohle auftretenden Raubtiere (Bären und ein Teil der Angehörigen der Marderfamilie), denen sie die mit behaarter Sohle versehenen, nur mit den Zehen auftretenden Zehengänger (Digitigrada, Hunde, Katzen u. s. w.) gegenübersetzte. Beide Extreme werden durch Formen verbunden, die nicht bloß mit den Zehen, sondern auch noch mit den Mittelfußknochen auftreten (Semiplantigrada).

Sohn (Karl Ferd.), Historienmaler, geb. in Berlin 10. Dez. 1805, besuchte 1823 die Akademie daselbst, folgte 1826 seinem Lehrer Schadow nach Düsseldorf, wo im folgenden Jahre sein Gemälde des Liebespaares Rinaldo und Armide großen Beifall erregte. Stoffe der Mythe und der Dichtung zogen ihn vorzugsweise an, so Romeo und Julie, Diana und Aktäon, der Raub des Hylas, Lorelei u. a. Seine Art ist die der ruhigen, innigen Schilderung anmutiger Jugendschönheit, besonders weiblicher Gestalten, die er mit feiner Grazie, doch stets leidenschaftslos darzustellen wußte. Die angedeutete Richtung befähigte ihn ganz besonders auch zum idealisierenden Bildnismaler, als welcher er große Beliebtheit errang. Mit Schadow besuchte er 1830 den Süden, dann die Niederlande und Paris. Im J. 1832 wurde er an die düsseldorfer Akademie berufen, 1838 Professor, wo er an Becker und seinen Söhnen Richard und Karl tüchtige Schüler erzog. S. starb in Köln 26. Nov. 1867.

Wilhelm S., Historien- und Genremaler, des vorigen Neffe, geb. 29. Aug. 1830 in Berlin, studierte 1846 bei seinem Onkel in Düsseldorf, begab sich dann auf Reisen und trat zuerst mit religiösen Kompositionen an die Öffentlichkeit. Sein Christus auf dem Meere (1853) kam in die düsseldorfer Galerie, der Ölberg (1855) als Altarbild in eine schles. Kirche. In einem spätern Werke, welches er im Auftrag der Regierung malte, Patricier bei der Abendmahlsfeier (berliner Galerie), kehrte er noch einmal zu einem derartigen Stoffe zurück, während im übrigen ihn das Genre alsbald gänzlich beschäftigte. Hier erwies sich der Einfluß der belgisch-franz. Schule sehr merkbar. Er charakterisiert scharf und hat ein schönes Kolorit, so in den Bildern: Beim Rechtsanwalt (1865, Museum in Leipzig), die Gewissensfrage (1864, Karlsruhe), Verschiedene Lebenswege u. s. w. Seit 1874 wirkt S. erfolgreich als Lehrer an der Akademie in Düsseldorf.

Söhne des Padilla, s. Comuneros.

Soho (engl. Fabrikort), s. Birmingham.

Sohrau in Oberschlesien, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Rybnik, am Quelllauf der Ruda, Station der Linie Orzesche-S. der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 4449 meist kath. E., hat eine kath. und eine evang. Pfarrkirche, eine Synagoge, zwei iodhaltige Solquellen, die Paulshütte (eine Eisengießerei mit Maschinenfabrik und Emaillierwerk), eine Dampfmahlmühle, zwei Brettschneidemühlen, eine Dampfsägemühle, zwei Ziegeleien, eine Brauerei, Brennereien und Fisch- und Getreidehandel.

Soignies, Stadt im Bezirk Mons der belg. Provinz Hennegau, Station der Linie Brüssel-Quiévrain der Belgischen Staatsbahnen, zählt 8488 E. Die Stadt verdankt ihren Ursprung einem 650 vom heil. Vincenz gegründeten Kloster, an dessen Stelle die jetzige St. Vincenzkirche erbaut wurde, romanischen Stils, in ihrem gegenwärtigen Zustand aus dem 12. Jahrh. stammend.

Soiron (Alexander von), bad. Politiker, geb. 2. Aug. 1806 zu Mannheim, studierte in Heidelberg und Bonn Jurisprudenz, wurde dann Advokat zu Heidelberg, später zu Mannheim, und 1834 Oberhofgerichtsadvokat. Als Mitglied der bad. Zweiten Kammer seit 1845 hielt er sich zur liberalen Opposition, nahm 1848 an den Vorberatungen zur Berufung des Vorparlaments Anteil und war Vorsitzender des Fünfziger-Ausschusses. In der Deutschen Nationalversammlung war er einige Zeit Vizepräsident und Vorsitzender des Verfassungsausschusses. Auch am Erfurter Parlament nahm er teil. Er starb 6. Mai 1855 zu Heidelberg.

Soissons, Hauptstadt eines Arrondissements des franz. Depart. Aisne, in der ehemaligen Isle-

de-France, in fruchtbarem Thal am linken Ufer der Aisne, Station der Linien Paris-Laon und Compiègne-S. der Nordbahn und der Linie Reims-S. der Ostbahn, am Kreuzungspunkt von sechs Heerstraßen, 105 km im NO. von Paris, ist der Schlüssel von Paris für ein Heer aus den Niederlanden und ein bedeutender Waffenplatz. Der Hauptteil der Befestigungen, links von der Aisne, hat längs des Flusses eine 6 m hohe Mauer; die übrigen Fronten werden durch mehrere unregelmäßige Bastionen mit zwischenliegenden Courtinen gebildet, von denen nur im Norden Ravelins liegen. Die Gräben können durch Schleusenanlagen inundieren. Im Südwesten befindet sich ein etwas höher gelegenes Hornwerk. Die rechts vom Flusse gelegene Vorstadt Vaast ist gleichfalls befestigt und dient als Brückenkopf. Es residiert hier ein Suffraganbischof der Erzdiöcese Reims. S. hat ein Handelstribunal, ein Kommunal-Collège, ein Priesterseminar, eine 1678 gestiftete Gesellschaft für Künste und Wissenschaften und einen sehr thätigen archäol. Verein, ein Theater, eine öffentliche Bibliothek von 30000 Bänden mit vielen seltenen Handschriften, ein Taubstummeninstitut, ein Hôtel-Dieu (vom J. 1247) und zählt (1881) 9066 (als Gemeinde 11112) E., welche Pottasche, Kerzen und Chokolade fabrizieren, Lohgerbereien, Brauereien und Eisengießereien unterhalten und lebhaften Handel mit Getreide, Mehl, Hülsenfrüchten, besonders mit sehr geschätzten Bohnen, mit Flachs, Hanf, Holz und Holzkohlen, Wolle, Vieh, Wein, auch mit Tuch, Eisen-, Blech- und Kupferwaren treiben. Unter den Gebäuden sind bemerkenswert: die 1212 vollendete Kathedrale mit sehr elegantem Chor, dessen Umgang fünf runde und acht viereckige Kapellen bilden, 66 m hohem Turm an der Westfaçade, Glasmalereien aus dem 13. Jahrh., Teppichen aus dem 16. Jahrh. und einer dem Rubens zugeschriebenen Anbetung der Hirten; die noch vorhandenen beiden Glockentürme von 75 und 70 m Höhe der 1076 gegründeten Abtei St.-Jean des Vignes, mit prächtigem Portal aus dem 13. Jahrh.; die Kirche zu St.-Léger mit zwei Krypten, die Kollegiatkirche St.-Pierre, die Kapelle des Taubstummeninstituts, Rest der uralten Abtei St.-Médard, in welcher 833 Ludwig der Fromme seine Kirchenbuße that, die in eine Kaserne verwandelte Abtei Notre-Dame de S. und das Altertumsmuseum. Über den Fluß führt eine schöne Steinbrücke, und längs desselben läuft ein herrlicher Spaziergang. Aus der Römerzeit sind Münzen, Skulpturen, Mosaiken, Gefäße und die Substruktionen eines sehr großen Theaters gefunden worden.

S. hieß im Altertum Noviodunum und war die Hauptstadt der Suessiones in Gallia Belgica. Unter Augustus erhielt es den Namen Augusta Suessionum und hatte ein kaiserl. Palatium. S. war die letzte Stadt, welche die Römer in Gallien besaßen. Zuletzt residierte hier der röm. Feldherr Syagrius, der 486 in der Nähe der Stadt von Chlodwig geschlagen wurde. Bei der Teilung des Fränkischen Reichs unter Chlodwigs vier Söhne (511) wählte Chlotar I. S. (mittellat. Suessiones, Suessionae, Suessiona, Suessona, Suessio, im Pagus Suessionensis oder Suessonicus, franz. Soissonnois) zu seiner Residenz, und als dessen Söhne das väterliche Besitztum teilten, kam es 561 an Chilperich. In S. wurde 744 eine wichtige Synode gehalten; später fiel S. Karl dem Kahlen zu und im 10. Jahrh. den Grafen von Vermandois. Dann kam die Grafschaft S. durch Heirat nacheinander an die Häuser Nesle, Châtillon und Artois, durch Kauf an das Haus Coucy, darauf an Bar und Luxembourg und endlich 1482 durch Heirat an das Haus Bourbon, und zwar an den Seitenzweig Bourbon-Condé. Im J. 884 wurde S. von den Normannen genommen. Zu S. wurde im April 1213 von Philipp II. August ein Reichstag gehalten. Am 20. Mai 1414 ward die Stadt von Karl VI. erobert und geplündert. Kriegsgeschichtlich ist sie noch bekannt durch den Sieg Chilperichs I. über die Austrasier 576, Karl Martells über den Herzog von Aquitanien 719 und des Herzogs Hugo des Großen von Francien über Karl III. den Einfältigen Juni 923. Im Juli 923 wurde hier Herzog Rudolf von Burgund zum König ausgerufen. Im Kriege von 1814 nahmen Bülow und Wintzingerode 3. März die bloß nach alter Art befestigte Stadt, wogegen sie Marmont und Mortier 5. März wieder zurückeroberten. Im J. 1815 wurde sie von den Preußen eingeschlossen und 14. Aug. diesen übergeben. Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 wurde S. bereits 11. Sept. 1870 von Truppen der deutschen Maasarmee erreicht, später cerniert und vom 12. Okt. an förmlich belagert. S. kapitulierte nach viertägiger hartnäckiger Artillerieverteidigung am 16. Okt. 1870. Vgl. Gärtner, »Die Belagerung von S. im Sept. und Okt. 1870« (Berl. 1874).

Graf von S. nannte sich Raoul Herr von Coeuvres, welcher 1239 die Königin-Witwe Alix von Cypern heiratete, aber schon 1241 Palästina und seine Gemahlin verließ. Ein anderer Graf von S. fiel 1302 in der Sporenschlacht bei Courtray. Im 16. Jahrh. nahm **Charles von Bourbon**, geb. 13. Nov. 1556, der Sohn des Prinzen Ludwig I. von Condé (s. d.), aus dessen zweiter Ehe mit Françoise von Orléans-Longueville, den Titel Graf von S. an. Nach wechselnder Parteistellung in den Religionskriegen starb er 1. Nov. 1612.

Louis von Bourbon, Graf von S., geb. 11. Mai 1604, der Sohn des vorigen aus der Ehe mit Anne von Montafie, unterstützte die Witwe Heinrichs IV., Maria von Medici, gegen deren Sohn, Ludwig XIII., wandte sich aber bald wieder dem König zu. Mit Richelieu verfeindet und an der Verschwörung von 1626 beteiligt, floh er nach Italien, wurde aber vom König zurückgerufen, diente nun bei der Belagerung von La Rochelle und kaufte 1630 die Grafschaft Soissons vom Prinzen von Condé. Im Feldzuge von 1636 gegen Spanien befehligte er erfolglos ein kleines Korps an der Aisne und Oise. In demselben Jahre verband er sich mit dem Herzog von Orléans zur Ermordung Richelieus. Als der Anschlag durch des Herzogs Zaghaftigkeit vereitelt war, floh S. nach Sedan, wo ihm der Herzog von Bouillon Aufenthalt gewährte. Hier vereinigte er sich mit Bouillon und dem Herzog von Guise zum förmlichen Kriege gegen den Minister. Spanien sagte ihnen Hilfe aus den Niederlanden zu. Richelieu setzte jetzt zwei Armeen, die eine gegen die niederländ. Grenze, die andere gegen Sedan in Bewegung. Schon hielten sich die Verschworenen für verloren, als ihnen der kaiserl. General Lamboi eine Verstärkung von 7000 Mann zuführte, 6. Juli 1641, und nun brachten sie bei Sedan den königl. Truppen eine entscheidende Niederlage bei. S. wurde jedoch im Gefecht erschossen. Mit ihm erloschen die männlichen

Nachkommen dieser Seitenlinie des Hauses Bourbon-Condé, und sein Besitz und Titel gingen auf den zweiten Sohn seiner Schwester Marie über, die mit dem Prinzen Thom. Franz von Savoyen-Carignan vermählt war.

Eugène Maurice von Savoyen, als Erbe des bei Sedan gefallenen Oheims Graf von S., war 1633 zu Chambery geboren. In der Jugend zum geistlichen Stande bestimmt, trat er später in franz. Kriegsdienste und heiratete 1657 Olympia Mancini, Nichte des Ministers Mazarin. Er zeichnete sich in den Kriegen Ludwigs XIV. aus und starb 7. Juni 1673 bei der Armee in Westfalen, angeblich an Gift. Sein ältester Sohn, Ludwig Thomas (gest. 15. Aug. 1702), setzte die Linie Savoyen-S. fort, die mit dem Tode seines Enkels Eugène Jean François 24. Nov. 1734 erlosch. Sein jüngerer Sohn war der berühmte Prinz Eugen (s. d.) von Savoyen.

Die erwähnte Olympia Mancini, Gräfin von S., geb. 1640 zu Rom, kam 1647 mit ihren Schwestern nach Paris und wurde nach ihrer Vermählung zur Surintendantin des Hauses der Königin erhoben. Weil sie sich in die Maitressenhändel des Königs mischte, entfernte sie Ludwig XIV. mehrmals vom Hofe und nahm ihr endlich die Stelle. Sie unterhielt seitdem Verkehr mit der berüchtigten Giftmischerin Voisin und wurde durch deren Aussagen so kompromittiert, daß sie nach Brüssel entfloh. Von hier wandte sie sich nach Madrid, wo sie das Vertrauen der Gemahlin Karls II. gewann. Der Herzog von St.-Simon beschuldigt sie, nicht nur ihren Gemahl, sondern auch die Königin von Spanien vergiftet zu haben. Aus Madrid vertrieben, irrte sie lange umher, bis sie endlich in Brüssel, von allen, selbst von ihrem Sohne, dem Prinzen Eugen, verlassen, 9. Okt. 1708 starb. Vgl. Renée, «Les nièces de Mazarin» (2 Bde., Par. 1856).

Soja, Name einer zu den bohnenartigen Schmetterlingsblütlern (Phaseoleae) gehörenden Pflanzengattung aus Ostasien, welche sich von der ihr zunächst stehenden Gattung Phaseolus durch den fünfteiligen (nicht glockenförmigen) Kelch, das samt den Staubfäden gerade (nicht spiralig gedrehte) Schiffchen und den Mangel der Ringscheide am Stiele des Fruchtknotens unterscheidet. Die bekannteste Art ist S. hispida *Mönch*, eine einjährige aufrechte, über und über braungelb behaarte Staude mit violetten Blüten, welche in Ostindien, China und Japan wild wächst und dort zugleich als Hülsenfrucht und Futterpflanze im großen angebaut wird. Aus den nierenförmigen, eßbaren, bohnenartigen Samen, welche in Japan die tägliche Speise der ärmern Volksklassen bilden, wird dort eine braune, dickliche, angenehm salzig schmeckende, sehr pikante Sauce bereitet, die man allen Speisen zusetzt und welche in hermetisch verschlossenen Gläsern auch nach Europa gebracht und hier als verdauungsbefördernde Zuthat zum Rindfleisch gegessen wird. Die Sojabohne, welche auch fettes Öl enthält, wurde zu Ende der siebziger Jahre sowohl als Ölgewächs, wie auch als Nährpflanze in Deutschland und Österreich versuchsweise angebaut, hat jedoch den Erwartungen nicht entsprochen. Vgl. Wein, «Die Sojabohne» (Berl. 1881).

Sojaro, Beiname Bernardino Gattis (s. d.).

Sokal, Stadt im nördl. Galizien, in flacher Gegend am Bug, Station der Linie Jaroslau-S. der Karl-Ludwigsbahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, zählt 6725 E. (1881), wovon der dritte Teil der polnischen, zwei Dritteile der ruthenischen Nationalität angehören und neben den städtischen Gewerben meist Landwirtschaft betreiben. S. gehört zu den ältern Städten des Landes, war in früherer Zeit durch Handel bedeutend, kam jedoch durch häufige Einfälle der Tataren herab. Ihr Stadtrecht leitet sie vom J. 1424 und dem masovischen Fürsten Semowit her. Unter ihren Gebäuden sind ein altes Schloß und ein Bernhardinerkloster mit einer Wallfahrtskirche zu verzeichnen. Im J. 1755 wurde von den zahlreich dort ansässigen Israeliten eine Buchdruckerei errichtet.

Sokol (slaw.), der Falke, übertragen (besonders bei den Serben und Montenegrinern) auch soviel wie rüstige, wackere Männer, Helden. S. ist häufig auch der Name slaw. Turnvereine, besonders in Böhmen und Mähren.

Sokoto, Reich im Sudan, s. Haussa.

Sokótöra, Sokótra, eine 130 km lange, 90 km breite Insel von 3579 qkm Fläche an der Küste Ostafrikas, 237 km vom Kap Guardafui, ist felsig und mit bis zu 1419 m (Dschebl-Hayier) ansteigenden nackten Granit-, auch Porphyr-, Diorit-bergen und 210—580 m hoch ansteigenden Kalksteinplateaus bedeckt, während die Küste aus einem flachen Strande besteht. Die zahlreichen Thaleinschnitte, welche meist von Norden nach Süden verlaufen, sind ungemein schroff und tief. Die engen Thäler haben keinen Mangel an Quellen und fließenden Bächen und enthalten auf humusreichem Boden kräftigen Pflanzenwuchs. Dagegen sind die Höhen dürr und sehr von Vegetation entblößt. Nur die Aloë und die Dattelpalme gedeihen vortrefflich. Die wichtigsten Produkte und Exporte bilden das bittere Harz aus dem Safte der Aloë locotrina, ferner Drachenblut (Katir im Altarabischen), schwach riechendes, hellfarbiges Amaragummi, Datteln; die Insel hat etwa 200 Kamele, 1600 Rinder, zahlreiche Schafe und noch mehr Ziegen; das größte wilde Tier ist die Zibetkatze. Die Bevölkerung von etwa 10000 Köpfen ist meist mohammedanisch, an der Küste eine Mischung von Arabern, Negern, Indern und andern Fremden, mit neuarab. Sprache. Im Innern finden sich noch Reste der Urbevölkerung von abweichendem, viel kräftigerm physischen Charakter und verschiedener Sprache. Die Küstenbevölkerung, vorzüglich auf der Nordseite angesiedelt, unterhält wenig Bodenkultur, aber mehr Handel mit Maskat und Zanzibar und verproviantiert die trotz des Mangels an Häfen häufig anlegenden Ostindienfahrer und Walfischfänger. Tamarida, an der Nordküste, ist der Hauptort mit 100 E., Residenz des Schechs von S., und hat die beste Reede der Insel. Schon im Altertum war S. unter dem Namen Dioscorida wegen seiner günstigen Lage am Eingang des Roten Meers und seiner beiden Reeden eine Handelsstation. Später gehörte die Insel den Portugiesen (seit 1507), dann dem Imam von Maskat, hierauf dem Sultan von Keschin; 1835 erwarben die Engländer die Insel und benutzten sie zur Kohlenniederlage für Dampfschiffe von Suez nach Bombay, gaben ihren Besitz zwar wegen des fiebererzeugenden Klimas wieder auf, besetzten sie jedoch vorübergehend im Juni 1878 wieder.

Sokrătes, einer der größten Denker unter den Griechen, zugleich ein Charakter, der in seiner einfachen Größe fast einzig dasteht, war geboren zu

Athen 470 v. Chr. Seine Eltern waren Sophroniskus, ein Bildhauer, und Phänarete, eine Hebamme. Er widmete sich zunächst der Kunst seines Vaters; noch zu der Zeit des Pausanias zeigte man in Athen am Eingange der Akropolis eine Gruppe bekleideter Grazien als sein Werk. So dürftig alle Nachrichten über seine frühere Lebenszeit sind, darf man doch annehmen, daß der Trieb nach Wissenschaft und Weisheit ihn schon frühzeitig über die Grenzen seiner Kunst hinausgeführt habe. Später ließ er sie ganz fallen und lebte von seinem väterlichen Vermögen, was ihm nur durch die strenge Mäßigkeit seiner Lebensweise möglich war. Mit den Schriften der ältern Denker, welche über die Natur philosophiert, war er nicht unbekannt; mit einigen, wie mit Anaxagoras und Archelaus, verkehrte er persönlich. Aber die eigentümliche Richtung seiner Denkart, das Gepräge seines Charakters und seines Lebens ist Produkt seines eigenen Wesens, unabhängig von fremdem Einfluß. Den verhältnismäßig größten, aber nur negativen Einfluß scheint auf ihn das Thun und Treiben, die zum großen Teil gesinnungslose Scheinweisheit der Sophisten gehabt zu haben, indem sie ihn aufforderte, seine unerschütterliche Überzeugung, daß es für das menschliche Denken und Handeln etwas Festes und Haltbares geben müsse, durch ein klares und zusammenhängendes wissenschaftliches Denken zu rechtfertigen. Sowie er sich selbst dergestalt in seine Gedanken vertiefen konnte, daß er bisweilen stundenlang nachsinnend auf derselben Stelle gestanden haben soll, so suchte er auch bei andern die Liebe zur Weisheit dadurch anzuregen, daß er ihr eigenes Denken anregte und unterstützte. Wir sehen ihn auf den öffentlichen Versammlungsplätzen, in den Straßen, in den Gymnasien, in den Werkstätten der Künstler und Handwerker, anknüpfend an jegliches scheinbar noch so unbedeutende, zufällig gegebene Geschäft und Ereignis und andere dadurch in Gespräche hineinziehend. Zugleich behandelte er das Gespräch, als die Form der freien Gedankenentwickelung, mit einer solchen Kunst, daß daher der Namen **Sokratische Methode** seinen Ursprung hat. Er selbst nannte sie oft scherzend Mäeutik, d. i. Hebammenkunst, indem er, scheinbar auf eigenes Wissen Verzicht leistend und ganz in den fremden Gedankenkreis eingehend, andern dazu verhelfe, die Gedanken, welche schon in ihnen seien, zu Tage zu fördern. Oft bediente er sich auch, namentlich zur Widerlegung, der Ironie, indem er sich als den Lernbegierigen und Nichtwissenden den Leuten gegenüber erscheinen ließ, die von der Unfehlbarkeit ihrer Ansichten überzeugt waren, und verstand vortrefflich die Kunst, eingebildete Menschen durch verfängliche Fragen von ihrer Unwissenheit zu überführen und ihnen zu zeigen, daß sie der wahren Erkenntnis ermangelten und des Unterrichts gar sehr bedürften. Durch das Interesse, welches sein Unterricht, und durch die Achtung, welche seine durch ein klares, sittliches Bewußtsein getragene Persönlichkeit einflößten, zog er Jünglinge und Männer von sehr verschiedenen Altern, Bildungsgraden und Charakteren an sich, die sich mit Stolz und Liebe seine Schüler nannten, obwohl sein Umgang und Unterricht nicht bei allen dieselben Früchte trug. Es mag sein, daß er über der Sorge für die geistige Bildung seiner Freunde und Schüler sein Hauswesen vernachlässigte, und seine Hausfrau Xantippe (s. d.) mag ihn das haben empfinden lassen. Allein seinen Pflichten als Bürger entzog sich S. nicht. So hat er drei Feldzüge des Peloponnesischen Kriegs mitgemacht: den ersten in seinem 39. Jahre bei der Belagerung von Potidäa in Thrazien, wo er alle seine Mitbürger in der Leichtigkeit übertraf, mit welcher er die Beschwerden eines Winterfeldzugs ertrug und den Alcibiades errettete, aber den Ehrenpreis, den er dafür erhielt, diesem selbst gab. Sieben Jahre später trug er bei Delium den mit dem Pferde gestürzten Xenophon auf seinen Schultern aus der Schlacht und war bei der Flucht der Athener der letzte; endlich trug er noch einmal bei Amphipolis 420 die Waffen.

In seinem 65. Jahre wurde er als Mitglied des Rats der Fünfhundert Epistates, d. h. Vorsteher und Leiter der Volksversammlung, und rettete durch seine Festigkeit die Feldherren, welche bei den Arginusischen Inseln gesiegt hatten, und die wegen der Versäumnis der Pflicht, die Gebliebenen zu begraben, in Anklagestand waren versetzt worden, vor dem Verdammungsurteil der aufgereizten Volksversammlung. Ebenso leistete er bei andern Gelegenheiten den ungerechten Forderungen der dreißig Tyrannen Widerstand. Seine entschieden ausgeprägte Persönlichkeit erregte bei vielen Anstoß, und daraus erklären sich die zwei wichtigsten Ereignisse seines Lebens, die Verspottung, welche er von Aristophanes in dessen «Wolken» erfuhr, und sein Prozeß. Daß Aristophanes den S. als Repräsentanten einer spitzfindigen und unsittlichen Scheinweisheit mit den Sophisten auf eine Linie stellte, hatte seinen Grund darin, daß Aristophanes inmitten des Verfalls des athenischen Staatswesens die Philosophie für ein gefährliches Auflösungsmittel der alten Sitte und Zucht ansah. Für S. selbst, der über die Scherze des Komikers lachte, hatte die Aufführung der «Wolken» weiter keine Folgen, und er wirkte noch 22 Jahre in seiner gewohnten Weise. Verhängnisvoll dagegen wurde für ihn die gerichtliche Anklage, welche in seinem 69. Lebensjahre Meletos, ein junger tragischer Dichter, Lykon, ein öffentlicher Redner, und Anytos, ein Gerber, gegen ihn erhoben. Der Inhalt der Anklage war, «daß S., an die Götter, an welche die Stadt glaube, nicht glaubend, neue Götter einführe und daß er die Jugend verderbe». Ein Vorwand für den ersten Anklagepunkt war unter anderm, daß S. sich selbst einen Dämon zuschrieb, eine Art göttlicher Warnungsstimme, im Gegensatz zu äußern Orakeln, dem Befragen der Eingeweide und des Vogelflugs; den zweiten Punkt suchte man dadurch zu begründen, daß der Tyrann Kritias und der Staatsfeind Alcibiades seine Schüler gewesen seien. Das wahre Motiv der Anklage war der Widerstand, welchen S. der ausgearteten Demokratie Athens entgegenstellte. Der Prozeß wurde vor den Heliasten, einer Art Volksgericht, geführt; das Urteil lautete durch eine Mehrheit von sehr wenigen Stimmen auf Geldstrafe, oder Verbannung, oder Tod. S. konnte sich abschätzen, wenigstens wählen zwischen Verbannung und Tod; aber er weigerte sich dies zu thun, weil er, wie er sagte, dadurch eine Schuld eingestanden hätte. Statt süßer Worte sprach er in seiner Verteidigungsrede bittere Wahrheiten aus: er forderte als Lehrer und Wohlthäter des Volks eine Ehrenstelle im Prytaneum. Bei der dadurch herbeigeführten zweiten Abstimmung stimmten von den beleidigten Richtern sehr viele, die vorher für ihn gestimmt hatten, nunmehr

gegen ihn. Ein religiöses Gesetz verzögerte die Vollziehung des Urteils 30 Tage, bis zur Rückkehr des heiligen Schiffs von Delos. Diese Zeit verbrachte S. im Gefängnis in ernsten Gesprächen mit seinen Schülern und Freunden. Die dringenden Bitten seiner Freunde, namentlich des Kriton, sich durch die Flucht zu retten, schlug er, gestützt auf sittliche Gründe, beharrlich aus, und das Platonische Gespräch «Kriton» ist ebenso wie dessen «Apologie» und teilweise der «Phädon» als der treue Ausdruck seiner Gesinnung zu betrachten, wenn auch die Kunstform der Darstellung von Plato herrührt. Das Verhalten des S. und seiner Richter ist von Hegel (in der «Geschichte der Philosophie», Bd. 2), von Rötscher («Aristophanes und sein Zeitalter», Berl. 1827) und noch energischer von Forchhammer («Die Athener und S., die Gesetzlichen und der Revolutionär», Berl. 1837) mehr zu Gunsten der letztern beurteilt worden, weil S. in der That durch die Opposition gegen das Staatsprinzip Athens an dem letztern zum polit. Verbrecher geworden sei. Dieser Gesichtspunkt ist nicht minder durchführbar als der entgegengesetzte, welcher in der Tötung des S. den Frevel eines die Geister knechtenden Staatsprinzips gegen das von S. geltend gemachte Menschenrecht freier Forschung erblickt, wie ihn gegen Forchhammer Bendixen in der Schrift «Über den tiefern Schriftsinn des revolutionären S. und der gesetzlichen Athener» (Husum 1839) geltend gemacht hat. Jenes ist der relative, dieses der absolute Rechtsstandpunkt, und auch Hegel ordnet nicht diesen jenem unter, sondern umgekehrt. Vgl. Hanne, «S. als Genius der Humanität» (Braunschw. 1841); Lasaulx, «Des S. Leben, Lehre und Tod» (Münch. 1857); Volquardsen, «Das Dämonium des S. und seine Interpreten» (Kiel 1862); Alberti, «S., ein Versuch über ihn nach den Quellen» (Gött. 1869); W. Windelband, «Sokrates» (in «Präludien», Freib. u. Tüb. 1884).

Den Gehalt der Lehre des S. betreffend, so ist das erste Wesentliche, was nach des Aristoteles Zeugnis dem S. die Philosophie verdankt, die bewußtvolle Bestimmung des Begriffs der Wissenschaft und der echten wissenschaftlichen Methode überhaupt, das Verfahren regelmäßiger Begriffsbestimmungen und Begriffsableitungen durch Schlüsse. Er gewann die festen Begriffe auf dem Wege der Induktion (s. d.), indem er das Gemeinsame suchte. Hierdurch wurde S. der Begründer der Dialektik in der später von seinem Schüler Plato weiter entwickelten Bedeutung, und vielleicht ist schon S. auf die allgemeinen Grundsätze jener wissenschaftlichen Methodik geführt worden, welche später Aristoteles auch formell feststellte. Das Gebiet, auf welches er diese Methode des begriffsmäßigen Denkens anwandte, war mit Ausschluß der Naturphilosophie, mit der sich die frühern Versuche der griech. Philosophie fast ausschließend beschäftigt hatten, das ethische, weil er ein begriffsmäßig klares Bewußtsein über das Sittliche für wichtiger hielt, und zugleich auch die unmittelbaren Haltepunkte eines sichern Wissens nur allein in sittlichen Überzeugungen suchte und fand. Deshalb legte er einen so hohen Wert auf den Spruch des Chilon, der auch die Inschrift des Apollotempels zu Delphi war: Erkenne dich selbst! und es beruht auf dem gemeinsamen Zeugnis des Altertums, daß er die Ethik als zweite Person in die Philosophie eingeführt habe, wie Äschylus den zweiten Unterredner in das Drama. Ebendeshalb sagt Cicero von ihm, er habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde und in die Wohnungen der Menschen geführt. Denn er erklärte Wissen, Weisheit und Einsicht für die wesentliche Bedingung des sittlichen Lebens und schlug die Kraft dieses Wissens so hoch an, daß er den Satz aussprach: jeder Schlechte sei eigentlich ein Unwissender; niemand thue mit Wissen und Willen das Böse. Durchgängig suchte er die Begriffe von dem, was Recht oder Unrecht, gut oder böse sei, zu bestimmen; was ist die Tugend, die Tapferkeit, die Frömmigkeit, die Staatskunst? Diese und ähnliche Fragen sind es, um welche sich seine Gespräche bewegen. Dieses Interesse an sittlich-praktischen Fragen steht in einer genauen Verbindung mit seinen religiösen Überzeugungen. Vor allem sucht er in dieser Hinsicht den Ungrund des Unglaubens an das Göttliche zu zeigen; das Wirksame sei überall unsichtbar, und Thorheit sei es, Vernunft nur in dem Menschen anzunehmen, nicht auch in dem großen Weltganzen. Den Glauben an das Dasein Gottes als eines alles beherrschenden und lenkenden, gütigen, allwissenden und gerechten Wesens stützte er hauptsächlich auf die teleologische Betrachtung der Natur; doch haben sich die in Xenophons «Memorabilien» mitgeteilten besondern Ausführungen dieses Gedankens als spätere, von den Stoikern ausgegangene Einschiebungen erwiesen. Vgl. Krohn, «S. und Xenophon» (Halle 1874). Von der Vorsehung und Güte des höchsten Wesens leitete er auch die Vernunft des Menschen ab. Die Seele ist ihm, als des göttlichen Wesens teilhaftig, unvergänglich und unsterblich; der Mensch ein Glied in der sittlichen Ordnung der Dinge, die ihren Mittelpunkt in der höchsten Vernunft findet. Vgl. Schleiermacher, «Über den Wert des S. als Philosophen» (in «Gesammelte Werke», Abt. III, Bd. 2, Berl. 1838); Labriola, «La dottrina di Socrate secondo Senofonte, Platone, Aristotele» (Neap. 1871); Fouillée, «La philosophie de Socrate» (2 Bde., Par. 1874).

Sokrates, christl. Kirchenhistoriker, geb. um 380 zu Konstantinopel, war Sachwalter daselbst (daher Scholasticus zubenannt). Gleich Sozomenos (s. d.) setzte er die Kirchengeschichte des Eusebius in sieben Büchern von 306 bis 439 fort, ohne große Gelehrsamkeit, dagegen aufrichtig, unparteiisch und auch den Häretikern gegenüber ziemlich liberal. Beste Ausgabe von Valesius (Par. 1668). Vgl. Jeep, «Quellenuntersuchungen zu den griech. Kirchenhistorikern» (Lpz. 1884).

Sokratiker im engern Sinne nennt man die Schüler und Freunde des Sokrates, die meist in seiner Umgebung waren und durch seine geistanregende Unterhaltung sich bildeten, wie z. B. Xenophon und Äschines. Da Sokrates noch keine philos. Schule im eigentlichen Sinne bildete, sondern gewöhnlich nur über ethische Gegenstände sich mit seinen Zuhörern, die meist schon anderwärts eine sehr verschiedenartige Bildung erhalten hatten, in freier Weise unterhielt, so erklärt sich daraus, wie einige derselben, die der philos. Forschung vorzugsweise sich widmeten, verschiedene Schulen bilden konnten, denen aber immer die hauptsächliche Richtung auf das Ethische gemeinschaftlich war. Einige dieser S. ließen die theoretische Seite der Philosophie fast ganz beiseite, wie Antisthenes, der Stifter der cynischen, und Aristipp, der Stifter der cyrenäischen Schule. Andere betrachteten zwar

auch das Praktische als letzten Zweck der Philosophie, suchten aber diesen vornehmlich durch eine ausgebildete Dialektik zu gewinnen, wie Euklides, der Stifter der Megarischen Schule, und Phädon, der Stifter der Elischen Schule. Plato, der begabteste Schüler des Sokrates, strebte die verschiedenen Seiten der Philosophie zu einem System zu vereinigen. Wie diese Schulen Sokratische hießen, so nannten im weitern Sinn die Alten auch die Schulen Sokratische, die mittelbar mit der Sokratischen Philosophie zusammenhingen, z. B. die Aristoteliker und die folgenden Schulen in Hellas.

Sokratische Methode (Sokratik), s. unter Katechetik.

Sol, Rechnungseinheit in Paris, s. u. Franc.

Sol, der röm. Sonnengott, s. Helios.

Sol., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Daniel Solander, geb. 1736 in Norrland, Unterbibliothekar am Britischen Museum, gest. 1782 in London.

Solamen miseris socios habuisse malorum (lat., »Ein Trost für Unglückliche ist es, Genossen im Unglück zu haben«), ein Hexameter, welcher nach den Schlußworten der Äsopischen Fabel »Die Hasen und die Frösche« gebildet ist.

Solanaceen (Solanaceae) oder Solaneen (Solaneae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 1200 Arten, die besonders in den tropischen und subtropischen Gegenden Amerikas einheimisch vorkommen. In der Alten Welt findet sich nur eine geringe Anzahl. Es sind meist kraut- oder strauchartige Gewächse, seltener Bäume mit alternierend stehenden, verschiedenartig geformten Blättern und regelmäßigen zwitterigen Blüten, die in der Regel aus einem fünfteiligen Kelche, einer fünflappigen, meist glocken-, trichter- oder radförmig gestalteten Blumenkrone, fünf Staubgefäßen und einem oberständigen, zweifächerigen Fruchtknoten mit einem fadenförmigen Griffel bestehen. Die Frucht ist bei einigen als Beere, bei andern als zweifächerige Kapsel entwickelt und enthält meist zahlreiche Samen. Die Familie der S. umfaßt viele Pflanzen, die teils als offizinelle, teils als Industrie-, Gewürz- oder Giftpflanzen, oder auch in anderer Beziehung von Wichtigkeit sind. Es gehören hierher: die Kartoffel, der Tabak, die Stammpflanze des sog. spanischen Pfeffers (Capsicum), die Tollkirsche, das Bilsenkraut, der Stechapfel ꝛc. (S. auch Solanum.)

Solanin, ein Giftstoff, der sich in den Keimen, aber nicht in den Knollen der Kartoffeln findet.

Solanum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Solanaceen. Die Blüten stehen in gestielten, seitenständigen, dichotomen, halbkugeligen oder schirmförmigen Trugdolden und sind aus einem fünf- oder zehnlappigen Kelch, einer radförmigen, fünflappigen Blumenkrone, fünf Staubgefäßen mit aneinander hängenden, einen Kegel bildenden Antheren und einem Stempel mit fadenförmigem Griffel zusammengesetzt. Die Frucht ist eine zwei-, selten drei- bis vierfächerige vielsamige Beere. Man kennt über 900 Arten, deren Mehrzahl im tropischen Amerika zu Hause ist, darunter eine Menge strauch- und selbst baumartige Spezies, viele mit dornigen Blättern und Zweigen. Europa besitzt eine einzige solche Art, das überaus dornige S. sodomaeum *L.*, ein bis mannshoher Strauch mit violetten Blumen, welcher in den Küstengegenden Südspaniens und Siciliens wild wächst und, z. B. bei Cadiz, zu Hecken benutzt wird. Die übrigen europ. Solanumarten sind perennierende oder ein- bis zweijährige Kräuter, nur das an Fluß- und Teichufern häufig vorkommende S. Dulcamara *L.*, Bittersüß, Mäuseholz, Hundskraut, Stinkteufel, Alfrank, Teufelszwirn, spielt häufig die Rolle eines Strauchs, indem seine kletternden Stengel verholzen und mit der Zeit zollstarke Stämmchen bilden. Beim Zerbrechen geben dieselben einen widrigen Geruch von sich. Diese Art hat eilanzettförmige, am Grunde geöhrelte Blätter, violette Blumen und längliche, glänzend-scharlachrote Beeren, welche scharf und narkotisch-giftig sind. Bekannte Giftpflanzen sind das S. nigrum *L.* (mit schwarzen Beeren), S. miniatum *Bernh.* (mit hellroten Beeren), S. villosum *Lamk.* (mit wachsgelben Beeren), zweijährige Kräuter mit buchtig gezähnten Blättern und weißen Blüten, welche als Unkräuter und Schuttpflanzen vorkommen und Nachtschatten oder Tollkraut genannt werden. Von den amerik. Arten ist die wichtigste die Kartoffelpflanze, S. tuberosum *L.* (s. Kartoffel). Die in Südeuropa häufig angebaute Eierpflanze (S. Melongena *L.*) hat eßbare Früchte. (S. Eierpflanze.)

Solarchemie hat die Untersuchung der Sonne in Beziehung auf ihre chem. Bestandteile mit Hilfe der Spektralanalyse (s. d.) zum Gegenstand.

Solarlicht, eine frühere gebräuchliche Bezeichnung für elektrisches Licht.

Solarmaschine, s. Sonnenmaschine.

Solaröl, ein sog. Mineralöl, welches bei der Destillation von Teer aus Braunkohle, Torf, Blätterschiefer, Bogheadkohle u. dgl. neben Paraffin (s. d.) und Photogen oder Hydrocarbür (s. d.) gewonnen wird. Es unterscheidet sich von dem leichtern und dünnflüssigern Photogen durch seine dickere Konsistenz, welche der des Rüböls wenig nachgibt. Sein spezifisches Gewicht ist $0{,}825$ bis $0{,}830$. Sein Siedepunkt liegt zwischen 160 und 196° C., im Mittel bei ungefähr 178° C. Man benutzt es hauptsächlich neben dem pennsylvan. Petroleum zur Beleuchtung, bei größerm Paraffingehalt auch zur Schmiere von Maschinenteilen (z. B. der Spindeln an Spinnmaschinen). Im Deutschen Reiche (hauptsächlich in der Provinz Sachsen) stellt man jährlich neben etwa 120000 Ctr. Paraffin 350000 Ctr. Solaröl dar.

Solarstearin, Bezeichnung für den festen Anteil des Schweineschmalzes, welches durch teilweises Erstarren und Abpressen des flüssigen zu gewinnen ist. Es dient zur Kerzenfabrikation.

Solawechsel ist ein solcher Wechsel, von welchem nur ein Originalexemplar, also keine Duplikate (Prima, Sekunda u. s. f.) ausgestellt sind.

Solbäder nennt man die Bäder, welche in den natürlichen Kochsalz- (oder Sol-) Quellen genommen werden. Ihre reizende und belebende Einwirkung auf die Haut und namentlich auf das Drüsensystem macht sie zu einem Hauptmittel bei skrofulösen und Unterleibsleiden, Gicht, Rheumatismen, Geneigtheit zu Katarrhen u. s. w. Als wesentliches Hilfsmittel einer solchen Kur wird auch das Atmen der mit Salzteilen erfüllten sog. Gradierluft in der Nähe der Salzwerke betrachtet. (S. Inhalation.) Der Nutzen der S. ist besonders in neuerer Zeit anerkannt worden. Als Kuranstalten sind berühmt Elmen, Wittekind, Sulza, Arnstadt, Salzungen, Frankenhausen, Kösen, Hall,

Ischl, Reichenhall, Kissingen, Harzburg, Suderode, Oeynhausen bei Rehme, Kreuznach, Nauheim Dürkheim u. s. w. Neuerdings versendet man auch die eingedampften Salze der Mutterlaugen, z. B. von Kreuznach, Kösen, um damit künstliche Solbäder herzurichten.

Sold ist der feststehende Geldbetrag, den der Soldat, abgesehen von verschieden benannten Zulagen, bezieht. Er kommt selbst bei den aus Staatsbürgern bestehenden Heeren schon im Altertum vor, in Athen seit Perikles, in Rom seit Camillus. Daneben gab es frühzeitig eigentliche Söldner, d. h. Mannschaften, die des Lohnes wegen fremden Kriegsdienst leisteten. Das Wort kommt von dem lat. soldus, solidus, einer Goldmünze, die dem röm. Krieger zur Zeit des Kaisers Severus viermonatlich gezahlt wurde. Nach dieser Münze nannte man den Krieger solidarius, wovon die deutschen Worte Söldner und Soldat abgeleitet sind. Während der Herrschaft des Heerbanns und des Lehnsaufgebotes traten die Söldner zurück, bildeten später aber wieder die Hauptmasse der Heere bis in das 17. Jahrh. hinein. Das Ausbleiben der Zahlung des S. veranlaßte oftmals blutige Meutereien. Erst nach Bildung nationaler Armeen wurde der S. fest geregelt.

Soldampfbad, s. unter Dampfbad.

Soldanella, s. Alpenglöckchen.

Soldat heißt jeder zum Heere gehörige und zum Kriegsdienst in Waffen bestimmte Mann, vom höchsten Befehlshaber bis zum Gemeinen, obgleich der Sprachgebrauch die Benennung meist nur auf die letztern beschränkt. (S. Militär.) Über den Ursprung des Wortes S. s. unter Sold.

Soldaten (Insekten), s. unter Termiten.

Soldatengalgen, s. unter Galgen.

Soldau, Stadt im ostpreuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Neidenburg, an der Soldau (in Polen Wkra und Dzialdowka genannt), 6 km von der russ. Grenze, Station der Marienburg-Mlawkaer Eisenbahn, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 3122 meist evang. E., und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, eine Synagoge, die Ruine einer 1306 erbauten Ordensburg, Getreide- und Schweinehandel. Am 26. Dez. 1806 fand hier ein siegreiches Gefecht der Franzosen statt. Der Boden des 1847 entwässerten Soldausees wird als Wiese und Torfstich benutzt.

Soldin, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, einst Hauptstadt der Neumark, liegt an der südöstl. Ecke des 7 km langen und bis 2 km breiten Soldinersees (des größten der Neumark), aus welchem hier die Mietzel abfließt, ist Station der Stargard-Küstriner Eisenbahn, Sitz eines Landratamts und eines Amtsgerichts und zählt (1880) 6167 E., die sich, mit Ausnahme von 92 Juden und 32 Katholiken, zum Protestantismus bekennen. Seit dem großen Brande von 1539, welcher den ganzen Ort bis auf das Kloster in Asche legte, ist S. regelmäßig angelegt und durch gerade Straßen in 22 Häuserquadrate geteilt. Unter den Bauwerken sind die alte Domkirche, die Kirche des ehemaligen Dominikanerklosters (jetzt den Reformierten gehörig), die St. Gertraudshospitalkirche und das neue Schulhaus, sowie das Rathaus am regelmäßigen, mit Linden bepflanzten Marktplatz mit dem vom Kreise seinen im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 gefallenen Söhnen errichteten Denkmal zu erwähnen. Die hauptsächlichste Nahrungsquelle der Bewohner ist der Ackerbau; die früher blühende Tuch-, Wollzeug- und Strumpffabrikation ist nur noch unbedeutend. Fabriken sind, außer einer Fabrik für landwirtschaftliche Geräte und Maschinen, nicht vorhanden. — S. wird urkundlich zuerst 1262 erwähnt, als die Tempelherren ihren Hof S. und den See gleichen Namens nebst Zubehör an die Markgrafen von Brandenburg abtraten. Durch die Privilegien von 1281 und 1317 wurde S. zum Vorort für die Städte jenseit der Oder bestimmt, bei welchem dieselben Recht nehmen mußten. Das 1298 gegründete und in der Folge reich ausgestattete Domstift ist seit 1546 aufgehoben. — Der Kreis Soldin zählt (1885) auf 1145,9 qkm nur 47979 E.

Söldner, s. Mietstruppen und Sold.

Soldo, s. Solidus.

Sole (Soole), kochsalzhaltiges Wasser, entweder natürliches, aus salzhaltigen Quellen aus der Erde fließend, oder künstliches, durch Leitung von süßem Wasser über Steinsalzlager gewonnen.

Solea, Fischgattung, s. unter Scholle.

Solenhofen, s. Solnhofen.

Solenoid, s. unter Elektrodynamik, Bd. VI, S. 33.

Solent, Meeresarm, welcher die Nordwestküste der engl. Insel Wight vom Festlande trennt. Hurst-Castle verteidigt die westl. Einfahrt.

Solesmes, Flecken im franz. Depart. Sarthe, Arrondissement La Flèche, 3 km nordöstlich von Sablé, links an der Sarthe, hat in der Kirche der hiesigen Benediktinerabtei Meisterwerke der Skulptur aus der ersten Hälfte des 16. Jahrh., nämlich eine Grablegung Christi und eine ebensolche der Jungfrau, mit Gruppen von 8, beziehungsweise 15 Personen in Lebensgröße und von bewundernswertem Ausdruck.

Soleure, franz. Name von Solothurn.

Solfatara ist der ital., Soufrière der franz. Name für jeden Krater eines Vulkans, der nur Luftarten ausstößt. Die berühmtesten Solfataren sind in Italien, auf den Antillen, in Innerasien und auf Java. Westlich von Neapel finden sich nahe der Küste von Puzzuoli in der den Alten unter dem Namen der Phlegräischen Felder bekannten, auch jetzt noch Campi Flegrei genannten Ebene 27 erloschene Krater. Einer derselben, der seit 655 keinen Ausbruch gehabt hat, ist die Solfatara von Puzzuoli, etwa 2—3 km von dem See Agnano und von der Hundsgrotte (s. d.), ein ungefähr 400 m langes und 300 m breites, fast überall von Hügeln der Monti Leucogei (colles leucogaei) umgebenes Becken, eine weiße, tote, an einigen Stellen warme, an andern brennendheiße Fläche mit einigen Spalten, Fumaröli genannt, aus denen fortdauernd Ammoniak- und Schwefeldünste aufsteigen. Das dumpfe unterirdische Echo beweist, daß diese ganze Gegend tief unterhöhlt ist. Ohne Zweifel ist diese S. ein dem Erlöschen entgegengehender Vulkan, dessen Thätigkeit viel früher stattfand als alle bekannten Entzündungen des Vesuv. Die größte Öffnung entsendet zischende Schwefeldämpfe. Der Gips, welcher sich in der S. bildet, ist für Stuckarbeiten hoch geschätzt.

Solfatara heißt auch der im Altertum unter dem Namen Aquae albulae bekannte und seiner Heilkraft wegen berühmte Schwefelsee und dessen Abzugskanal nach dem Teverone auf dem Wege von Rom nach Tivoli. Der See, der einen Durchmesser von etwa 150 und eine Tiefe von ungefähr

40 m hat, bietet das sonderbare Schauspiel schwimmender Inseln dar, weshalb er auch Lago delle isole natanti heißt. Nicht weit von diesem befinden sich zwei andere kleine Seen, der Lago di San Giovanni und Lago delle Colonnelle, letzterer 50 m tief und ebenfalls schwefelhaltig.

Die Souffrière des 1220 m hohen Morne-Garou auf der Insel St. Vincent in der Reihe der Kleinen Antillen hat 5 km im Umfang, 150 m Tiefe und in der Mitte einen Kegel, dessen Gipfel mit Schwefel bedeckt ist. Die Souffrière der franz. Antilleninsel Guadeloupe ist 1484 m hoch und stößt beständig Rauch, zuweilen auch Flammen aus. Auch mehrere Berge der engl. Dominica enthalten Souffrièren, welche unaufhörlich Schwefeldämpfe ausstoßen und deren Umgebungen so heiß sind, daß man nicht darauf treten kann. Ähnliche Erscheinungen hat die Souffrière der engl. Antilleninsel Montferrat. Das sog. Giftthal auf der Insel Java ist ebenfalls eine erloschene S., die eine so große Masse von Kohlensäure aushaucht, daß kein lebendes Wesen sich ihm nähern darf, ohne tot niederzusinken. Die größte aller bekannten Souffrièren ist die Solfatara von Urumtsi, westlich von der chines. Stadt Urumtsi, fast im Mittelpunkte Asiens, nördlich an dem Bogdo-Ola des Thian-schan-Gebirges, zwischen den Vulkanen Peschan im Westen und Hotscheu im Osten. Sie wird von den Anwohnern die Brennende Ebene genannt und hat 56 km im Umfang.

Solfeggio (ital.), ein wesentliches Übungsstück für Gesang, in welchem die Töne nicht auf einen Text, sondern nur auf einzelne, der Tonerzeugung günstige Silben oder Vokale gesungen werden. Teils sind die Solfeggien Intonations- und Treffübungen, teils auch Etuden für den Vortrag aller Arten Passagen und Koloraturen des Kunstgesangs. Solfeggien sind seit zwei Jahrhunderten in großer Zahl geschrieben, und zwar überwiegend von ital. Komponisten und Gesanglehrern. — Solfeggieren, auch Solmisieren genannt, bedeutet ursprünglich, die Töne nicht auf einen Text, sondern auf den Silben der mittelalterlichen Solmisation (s. d.) absingen. Im weitern Sinne bezeichnet es auch das Absingen der Töne auf beliebigen andern Silben, oder auf den Buchstabennamen der Töne oder den Vokalen, welches letztere Verfahren man noch insbesondere Vokalisieren oder Abcdieren nannte. Am besten dienen dazu die fünf Vokale allein oder mit den verschiedenen Konsonanten nacheinander verbunden. Die Buchstabennamen, mit welchen im Deutschen die Töne bezeichnet werden, sind dazu weniger günstig, weil bei vielen Kreuztönen nur der Vokal i (fis, cis, gis u. s. w.) und bei B-Tönen nur der Vokal e (fes, ges, des u. s. w.) zur Anwendung kommt. Dies veranlaßte Graun, die sieben Silben da, me, ni, po, tu, la, be anstatt der Tonbuchstaben c, d, e, f, g, a, h vorzuschlagen (Damenisation). Aber mehr und mehr hält man sich wieder an die alte Weise, welche die einzige ist, welche allgemeine Verbreitung erlangt hat. Das S. auf Silben, welche mit Konsonanten beginnen und in Vokalen auslauten, ist für den Kunstgesang weit vorteilhafter, als das bloße Vokalisieren.

Solferino, Dorf in der ital. Provinz Mantua, 5 km nordwestlich von dem Flecken Cavriana, 15 km von Castiglione, zählt (1881) 649, als Gemeinde 1284 E. und ist durch die Schlacht am 24. Juni 1859, in welcher die Franzosen und Sardinier unter dem Kaiser Napoleon III. über die Österreicher unter Kaiser Franz Joseph siegten, namhaft geworden. Am 24. Juni waren beide Heere im Vormarsch und stießen unvermutet aufeinander. Auf dem linken Flügel am Gardasee kämpfte der König von Sardinien, ohne gegen Benedek Vorteile erlangen zu können. In der Mitte bei S. und südlich davon entbrannte der Kampf bald zu großer Heftigkeit. In der Ebene kam Niel bei Medole ins Gefecht. Es entwickelte sich eine Reihe von Einzelgefechten. Die franz. Garde rückte zur Unterstützung gegen S., das von den Österreichern kräftig verteidigt wurde. Der entscheidende Angriff auf S. geschah gegen 1 Uhr. Die Truppen des österr. 1. Korps (Clam-Gallas) wichen zuerst, und die übrigen, welche das Schloß und den Cypressenhügel verteidigten, mußten nach tapferm Widerstande das Dorf aufgeben. Neue Gefechte entspannen sich um Dörfer und Höhen, besonders um Cassiano, Cavriana und den Monte-Fontana. Die Österreicher wichen kämpfend von Stellung zu Stellung. Auf ihrem linken Flügel wurden die Angriffe Niels, welche nach 3 Uhr erfolgten, zurückgeschlagen. Da brach gegen 5 Uhr auf dem ganzen Schlachtfelde ein furchtbares Gewitter los, das auf den meisten Punkten die Schlacht beendigte und von den Österreichern zum Abzuge benutzt wurde. Nur Benedek stand während desselben noch im Kampfe, als auch er den Befehl zum Rückzuge erhielt. Starke Abteilungen hielten aber noch bis zur Nacht einzelne Stellungen besetzt, Gablenz die von Volta sogar bis 4 Uhr morgens. Die Niederlage der Österreicher ist der mangelhaften Führung zuzuschreiben. Von seiten der Verbündeten fand keine Verfolgung statt. Eine Entscheidungsschlacht für den Krieg war darum die Schlacht bei S. keineswegs, vielmehr kam der darauffolgende Friede von Villafranca (s. d.) nur aus polit. Beweggründen zu Stande. Vgl. «Der ital. Feldzug des J. 1859» (redigiert von der histor. Abteilung des Generalstabes der königl. preuß. Armee, 3. Aufl., Berl. 1870; franz., Berl. 1862); Rüstow, «Der ital. Krieg von 1859» (1. bis 3. Aufl., Zür. 1859—60); «Der Feldzug von 1859, das Vorspiel zu den Ereignissen 1866—70» (Berl. 1871); «Der Krieg in Italien 1859» (bearbeitet durch das österr. Generalstabsbureau für Kriegsgeschichte, Bd. 3, Wien 1876).

Solger (Karl Wilh. Ferd.), Philosoph aus der Schule der Identitätsphilosophie, geb. 28. Nov. 1780 zu Schwedt in der Ukermark, bezog 1799 die Universität zu Halle und studierte die Rechte, ging 1801 nach Jena, wo er Schelling hörte, und nahm 1803 eine Anstellung bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin an, wo er Fichtes Vorlesungen über die Wissenschaftslehre hörte. Im J. 1806 legte er seine Stelle nieder und ging nach Schwedt. Hier vollendete er seine treffliche Übersetzung des Sophokles (2 Bde., Berl. 1808; 2. Aufl. 1824). Später wurde er außerord. Professor an der Universität Frankfurt a. O. und bei der Verlegung derselben nach Breslau an die Universität nach Berlin versetzt, wo er 20. Okt. 1819 starb. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «Erwin. Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst» (2 Bde., Berl. 1815) und «Philos. Gespräche» (Berl. 1817). Seine von Tieck und Friedrich von Raumer herausgegebenen «Nachgelassenen Schriften und Briefwechsel» (2 Bde., Lpz. 1826) geben von der Fülle

seiner Kenntnisse und der Tiefe und Klarheit seines vielumfassenden Geistes Zeugnis. Seine »Vorlesungen über die Ästhetik« wurden von Heyse herausgegeben (Berl. 1829). In seinen philos. Ansichten, für deren Erörterung er sich am liebsten der platonischen Form des philos. Gesprächs bediente, näherte er sich sehr dem Hegelschen Standpunkt.

Solicitor-general, s. Staatsanwaltschaft.

Solicitors, die Attorneys (s. d.) beim engl. [Kanzleigerichtshofe.

Solidago, Goldrute, eine zu der Familie der Kompositen und zur Unterfamilie der Asteroideae (Asterpflanzen) gehörige Gattung, gekennzeichnet durch einen dachziegeligen Hüllkelch und einreihige Randblüten von derselben Farbe wie die innern röhrigen Blüten des Köpfchens. In Deutschland in Wäldern, an Abhängen, in Gebüschen häufig, ist S. Virga aurea *L.*, die gemeine Goldrute, eine perennierende Pflanze mit 1 m hohen, rutenartigen Stengeln, oval-elliptischen oder lanzettlichen Blättern und großen rispigen Trauben gelber Blüten. Von den zahlreichen nordamerik. Arten werden neben den einheimischen in den Gärten vorzugsweise S. canadensis *L.* angepflanzt, bei der die zahlreichen goldgelben Blütentrauben zu einer mächtigen pyramidalen Rispe gesammelt sind. Die Goldruten gedeihen fast ohne alle Pflege, am besten zwischen weitläufig gepflegtem Parkgehölz. Wegen ihres dichtbuschigen Wuchses nehmen sie sich auch auf den Rabatten sehr gut aus. Man vermehrt sie leicht durch Teilung des Wurzelstocks.

Solidarhaft, s. Solidarisch.

Solidarisch (in solidum), oder einer für alle und alle für einen, heißt diejenige Gemeinschaftlichkeit von Verbindlichkeiten und Rechten, vermöge deren, wenn mehrere etwas zu fordern haben, ein jeder das Ganze fordern kann und, wenn mehrere verpflichtet sind, ein jeder das Ganze zu leisten schuldig ist. An und für sich findet eine solche Art von Gemeinschaftlichkeit nur bei unteilbaren Gegenständen statt; außerdem ist eine gemeinschaftliche Forderung oder Schuld von selbst geteilt, und jeder Beteiligte ist nur berechtigt oder gehalten, sie zu seinem Anteile einzuklagen oder zu bezahlen. Wenn aber mehrere zusammen ein Verbrechen begehen, so kann der dadurch Beschädigte von jedem das Ganze fordern. Eine solidarische Berechtigung oder Verpflichtung kann auch durch Vertrag und Testament begründet werden. Die, welche eine Vormundschaft oder eine andere öffentliche Verwaltung zusammen geführt haben, desgleichen mehrere Prinzipale eines Schiffskapitäns, eines Faktors, sind auch solidarisch verpflichtet. Ebenso macht das Handelsrecht die Mitglieder einer offenen Handelsgesellschaft für die Handlungsschulden solidarisch haftbar; was aber der eine auf diese allein gezahlt hat, kann er in der Regel von den übrigen zu ihren Anteilen zurückfordern, nur nicht bei Verbindlichkeiten aus Verbrechen; durch die Zahlung des einen werden die andern dem Gläubiger gegenüber frei. Solidarhaft kommt auch im Prozesse bei Kosten vor (Civilprozeßordnung, §§. 95 und 96). Vgl. Kraus, »Die Solidarhaft bei den Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften« (Bonn 1878).

Solidarpathologie (lat.-grch.), s. unter Cellularpathologie.

Solidungula, s. Einhufer.

Solidus hieß die Goldmünze, welche Kaiser Konstantin 330 an die Stelle der bis dahin üblichen goldenen Kaisermünze (aureus imperatorius) treten ließ. Ihr Gewicht ward auf 1/6 Unze festgestellt, weshalb sie auch Solidus sextularius genannt ward, und mithin wurden aus dem 24lötigen röm. Pfund 72 Solidi zu je 1 1/3 Quentchen geschlagen, welche weiter eingeteilt wurden in semisses, tremisses, quadrantes, oder 1/2, 1/3, 1/4. Das dazu verwandte Gold war durchschnittlich 23karatig. In der fränk. Monarchie blieb der Name bestehen; es änderte sich aber seine Bedeutung und die Geltung der dadurch bezeichneten Münze. Unter den Merovingern und Karolingern gab es nämlich folgende Hauptmünzen: das Pfund Gold, den Goldsolidus (solidus aureus, auch schlechthin solidus oder aureus genannt) und das Drittel des Goldsolidus (triens oder tremissis), ferner: das Pfund Silber, den Silbersolidus, das Drittel des Silbersolidus (tremissis) und den Denar (zuweilen auch schlechthin argenteus genannt). Davon aber waren das Pfund Gold, das Pfund Silber und der Silbersolidus nebst seinem Drittel nur Rechnungsmünzen. Wirklich ausgeprägt und in Umlauf gegeben wurden nur der Goldsolidus, der goldene Triens und der Denar (s. d.). Letzterer, der Denarius, welcher stets aus Silber bestand, kann als die Münzeinheit des fränk. Münzsystems betrachtet werden, denn er bildete einen aliquoten Teil des Gold- wie des Silbersolidus, und zwar so, daß immer 12 Denarii einen Silbersolidus und 40 Denarii einen Goldsolidus ausmachten, solange überhaupt diese beiden Münzen nebeneinander bestanden. In der merovingischen Zeit teilte das Münzwesen zwar die Störungen und Schwankungen aller Staats- und Verwaltungsverhältnisse, durchschnittlich aber wurden aus dem beibehaltenen röm. Goldpfunde 87 Goldsolidi geschlagen, die mithin etwas leichter ausfielen als die Konstantinischen; das Pfund Silber dagegen ward ungefähr zu 25 Silbersolidis (d. h. zu 275 Denaren) ausgeprägt. Pipin behielt in seinen ersten Regierungsjahren diese Währung bei, ließ aber später nur 22 Silbersolidi (d. h. 264 Denare) aus dem Pfunde schlagen, und Karl d. Gr. beschränkte diese Zahl zuletzt bis auf 20 Silbersolidi (d. h. 240 Denare), indem er zugleich das Gewicht des Pfundes fast um ein Vierteil erhöhte, sodaß sein Münzpfund 11 Lot 3 2/3 Quentchen schwerer war als die kölnische Mark, mithin 28 Lot wog. Die von Karl festgesetzte Stückzahl, wonach 20 Silbersolidi von je 12 Denaren auf das Pfund kamen, ward durch das ganze Mittelalter beibehalten, solange man überhaupt nach Pfunden rechnete; desto häufiger aber ward die Feinheit geändert und meistenteils verschlechtert. (S. Mark.) Die Feinheit des karolingischen Denars war 23/24; mithin enthielt sein 28lötiges Münzpfund 26 5/6 Lot feines Silber, betrug also nach gegenwärtigem Geldwert gerechnet 88 Frs. 30 Cent. oder (wenn man den heutigen Silberfranken Courantgeld dem Goldfranken gleichstellt) 71 deutsche Mark 52 Pf.; sein Silbersolidus oder Schilling 4 Frs. 41 1/2 Cent. oder 3 Mark 5/10 Pf.; endlich sein Denarius oder Pfennig 36,8 Cent. oder 29,8 deutsche Pf. Feinheit und Kurswert der spätern Solidi sanken mehr und mehr herab, sodaß der Name zuletzt auf Kupfermünzen, wie den ital. Soldo und den franz. Sou (s. d.), überging.

Soligalitsch, Kreisstadt im russ. Gouvernement Kostroma, am rechten Ufer der Kostroma, mit (1883) 3295 E., hat eine starke Salzquelle, an

welcher man früher Salz gewann, gegenwärtig dient dieselbe nur als Mineralbad und wird im Sommer ziemlich viel von Kranken besucht.

Soligny-la-Trappe, s. unter La Trappe.

Solihull, Stadt in der engl. Grafschaft Warwick, Station der Linie Didcot-Chester-Birkenhead der Great-Westernbahn, zählt (1881) 15222 E. und hat eine Lateinschule.

Solikamsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Perm, an der Usolka, 7 km von deren Mündung in die Kama, mit (1883) 16848 E., hat zwei Salinen, welche Privatbesitz sind und jährlich ungefähr 750000 Pud Salz liefern.

Soliman I., der älteste Sohn des von Timur bei Angora 1401 geschlagenen und bald darauf in der Gefangenschaft verstorbenen türk. Sultans Bajazet Jilderim, bemächtigte sich nach dem Untergange seines Vaters des rumelischen Pfortengebiets mit der Hauptstadt Adrianopel, während seine Brüder Mohammed und Jssa in Kleinasien nach dem Abzuge der Mongolen die Osmanenherrschaft wiederherstellten. Um das Reich seines Vaters wieder zu vereinigen, ging S. später nach Kleinasien und operierte nicht ohne Geschick, bis ein Aufstand des jüngsten der Brüder, Mûsa Tschelebi, in Rumelien ihn über den Hellespont zurückrief. Als Säufer von seinen Anhängern verlassen, wurde er 1411 ermordet. Die türk. Reichshistoriographie nennt ihn nur Emir Suleiman und erkennt ihn nicht als Sultan an.

Soliman, besser Suleiman II., der hervorragendste unter den osman. Sultanen, von der Geschichte der Große oder der Prächtige, von den Türken Kanûni, d. h. der Urheber des Kanon oder Hausgesetzes, genannt, geb. 1496, war der einzige Sohn Selims I. und regierte 1520—66. Nachdem er die mit Persien bestehenden Zerwürfnisse beigelegt und 1521 den Ungarn die Grenzfestungen Belgrad und Schabatz entrissen, eroberte er das von den Johannitern ruhmvoll verteidigte Rhodus und unternahm sodann einen abermaligen Feldzug gegen Ungarn. König Ludwig II., der sich dem Sultan entgegenwarf, wurde bei Mohacs gänzlich geschlagen und verlor selbst das Leben, worauf viele ungar. Plätze dem Sultan die Thore öffneten. In andere Teile seines Reichs abgerufen, konnte S. erst 1529 seine Eroberungen in Ungarn fortsetzen. Er stellte dem erwählten Nachfolger des Königs Ludwig, dem röm. König Ferdinand I., nach Eroberung Ofens in Johann Zapolya, Fürsten von Siebenbürgen, einen der Pforte lehnspflichtigen Gegenkönig gegenüber, und rückte, um Ferdinand zur Nachgiebigkeit zu zwingen, mit einem mächtigen Heere vor Wien, welches er vom 27. Sept. bis 15. Okt. 1529 wiederholt berannte, ohne es einzunehmen. Nach einem 1532 unter polit. Unterstützung Frankreichs unternommenen fernern Kriege, in welchem Steiermark arg verwüstet wurde, kam endlich ein Friede zu Stande, durch welchen S. sich das ungar. Tiefland und einen Teil von West- und Mittelungarn abtreten ließ. Nicht minder glücklich war S. an andern Punkten. Seine Flotten unter Chaireddin und Horuk beherrschten einerseits das Mittelmeer bis Gibraltar und beunruhigten andererseits die Portugiesen in ihren ind. Besitzungen. Die mohammed. Barbareskenstaaten Nordafrikas erkannten die Oberherrschaft des Sultans an. Ein mit den Persern abgeschlossener Friede dehnte die türk. Grenzen über Georgien, Wan und Mossul aus. Unter keinem Sultan ist die Idee der islamitischen Weltherrschaft mit so viel Konsequenz und Erfolg zur Geltung gebracht worden, wie unter S., welcher das türk. Staatswesen zu seiner höchsten Entwickelung brachte. Nur Korfu und Malta leisteten seinen Waffen glücklichen Widerstand und in Ungarn konnte 1566 die kleine Festung Szigeth, von dem tapfern Zrinyi verteidigt, erst nach fünfmonatlicher Belagerung genommen werden. In dem Lager vor Szigeth starb S. 5. Sept. 1566, wenige Tage vor der Eroberung, den Thron seinem Sohne Selim II. Mohammed hinterlassend.

Soliman III., türk. Sultan, folgte 1687 seinem wegen des Kriegsunglücks wider Österreich abgesetzten Bruder Mohammed IV. Das Reich war in übelster Lage; nicht nur, daß Ungarn verloren gegangen, stand der Feind zum ersten mal im Herzen der Balkanhalbinsel. Aber einerseits der Aufstand Tökölys gegen den Kaiser und andererseits die Tüchtigkeit des Großveziers Mustapha Köprili machten S.s Regierung den Umständen nach zu einer erfolgreichen, sodaß die gesamten Gebiete südlich der Donau, welche den Kaiserlichen in die Hände gefallen waren, zurückerobert wurden. S. starb 1691, eben früh genug, um die Niederlage von Slankemen, bei welcher Mustapha umkam, nicht mehr zu erleben.

Solimoes oder Solimoens, Name des Amazonenstroms (s. d.) in seinem mittlern Laufe.

Solingen, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, liegt auf einer Anhöhe unfern der Wupper, durch Zweigbahn nach Ohligswald mit der Linie Haan-Deutz der Preußischen Staatsbahnen verbunden, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts, eines Gewerbegerichts, einer Handelskammer und einer Reichsbanknebenstelle, hat eine kath. und zwei evang. Kirchen, eine Synagoge, ein Realprogymnasium und zählt (1885) 18643 meist prot. E. S. mit seinen Umgebungen ist der Sitz wichtiger Stahl- und Eisenwarenfabriken, denen in Bezug auf Schwert- und Scherenfabrikation keine, in den übrigen Zweigen nur die engl. Fabriken an die Seite gestellt werden können. Im Kreise S. sind in mehr als 3700 Werkstätten gegen 30000 Arbeiter mit Produktion von Klingen, Messern, Scheren, Zuckerformen, Stiefeleisen, Stahlrahmen, Feilen, Revolvern, Schirmgestellen und Metallwaren verschiedener Art, zum größten Teil von anerkannter Vorzüglichkeit, beschäftigt. Schon im frühen Mittelalter waren die Solinger Klingen berühmt. Sie werden jetzt in die entferntesten Länder versandt, und es dürfte kaum ein Kriegsheer bestehen, das nicht wenigstens zum größern Teil mit Solinger Waffen armiert ist. Die sog. echten Damascenerklingen werden von mehrern Meistern in S. in höchster Vollkommenheit geschmiedet. — Der Kreis Solingen zählt (1885) auf 294 qkm 115443 E.

Solinus (Gajus Julius), röm. Grammatiker aus dem 3. Jahrh., verfaßte in einer gesuchten Sprache ein Werk unter dem Titel «Collectanea rerum memorabilium», in welchem er mit steter Benutzung einer nach der «Historia naturalis» des Plinius gemachten Geographie eine Sammlung meist geogr. Notizen gibt. Eine Umarbeitung des Werks, die im 6. Jahrh. stattfand, erhielt den Titel «Polyhistor». Auch gibt es eine vorzügliche Ausgabe des S. von Mommsen (Berl. 1864) und reiches Material für die Erklärung desselben in

Salmasius' «Exercitationes Plinianae in Solini polyhistorem» (2 Bde., Par. 1629; 2. Ausg. von Pitiscus, Utr. 1689).

Soliped, soviel wie Einhufer.

Solipsen (vom lat. solus, allein, und ipse, selbst — S. J.) ist ein satirischer Name für die Jesuiten, welcher aussagen soll, daß sie nur an sich selbst zuerst denken. Vgl. Inchofer (Jul. Clem. Scotti), «Monarchia Solipsorum» (Vened. 1645; franz. von Restant, Par. 1721; 3. Aufl. 1824).

Solipsismus bedeutet im ethisch-praktischen Sinne soviel als Egoismus; in neuerer Zeit wird das Wort noch im theoretischen Sinne für eine Lehre angewendet, die man früher ebenfalls Egoismus nannte, nämlich für die erkenntnistheoretische Ansicht, wonach jedes denkende Subjekt unmittelbar nur seiner eigenen Existenz gewiß ist, kein logischer Zwang vorhanden sei, wodurch einer genötigt werden könnte, die ganze Welt, die übrigen denkenden Subjekte eingeschlossen, für meh- zu halten, als für seine, des Einzigen, Vorstellungen.

Solis (Virgil), geb. zu Nürnberg 1514, gest. daselbst 1. Aug. 1562, war ein sehr geschickter Künstler, welcher als Zeichner, Illustrator, Maler und Kupferstecher thätig und überaus fruchtbar war. Die Zahl seiner zuweilen auch nach Entwürfen anderer Künstler gefertigten Kupferstiche und Holzschnitte beträgt gegen 700. Er stellte Scenen der biblischen und profanen Geschichte, des täglichen Lebens und Mythologie, Allegorien, Porträts, Jagden, Tierstücke, Wappen und Ornamente, letztere als Vorlagen für Kunsthandwerker, besonders für Goldschmiede, dar.

Solis y Ribadeneira (Antonio de), span. Dichter und Geschichtschreiber, geb. 28. Okt. 1610 zu Alcala de Henares, studierte zu Salamanca die Rechte und schrieb mit 17 Jahren seine mit Beifall aufgenommene Komödie «Amor y obligacion». Dann begleitete er seinen Gönner, den zum Vizekönig von Navarra und dann von Valencia ernannten Grafen von Oropesa, und diente ihm als Sekretär mit solcher Auszeichnung, daß Philipp IV. ihn zum Official der Staatskanzlei und zu seinem Sekretär ernannte. Später auch zum ersten Historiographen von Indien ernannt, verfaßte er sein bedeutendstes Werk, die berühmte «Geschichte von Mexiko» (Madr. 1685 u. öfter, z. B. Par. 1858 und Madr. 1853 im 28. Bande der «Biblioteca de autores españoles»). Im 57. Jahre seines Lebens faßte er den Entschluß, in den geistlichen Stand zu treten, und starb 19. April 1686 zu Madrid. Seine «Poesias» erschienen zu Madrid 1692 und zuletzt 1732, seine neun «Comedias» ebendaselbst 1681, zuletzt 1716. Unter den letztern ist «El alcazar del secreto» die beste und die nach der gleichnamigen Novelle des Cervantes bearbeitete «Gitanilla de Madrid» oder «Preciosa» die bekannteste. Er verdankt seinen Ruf als dramatischer Dichter mehr der Korrektheit seiner Stücke, der Eleganz des Stils und der Glätte des Dialogs, als der Erfindungsgabe und schöpferischen Kraft. Auch hat man von ihm noch eine Sammlung von Briefen (herausg. von Mayans, Madr. 1737). Seine Poesien stehen im 42. Bande der «Biblioteca de autores españoles» (Madr.); einige seiner Komödien im 23. Bande derselben Sammlung.

Solitäre Follikel, s. unter Darm.

Solitude, Lustschloß bei Ludwigsburg (s. d.).

Soll, in der Buchhaltung soviel wie Debet.

Söller, s. Altan.

Sollicitudo omnium ecclesiārum (lat.), die Anfangsworte der Bulle vom 7. Aug. 1814, durch welche Papst Pius VII. den Jesuitenorden wiederherstellte.

Solling oder Sollingerwald, ein den Gebirgszügen der Weserterrasse angehöriges plateauartiges Sandsteingebirge, zwischen der Leine und Weser gelegen, als südöstl. Fortsetzung des Lippeschen Berglandes, mit dem Moosberge bei Neuhaus, welcher der Scheitelpunkt und 515 m hoch ist, durchzieht die südl. Teile von Hannover und Braunschweig und wird in den Großen und Kleinen S. geteilt, von denen der letztere innerhalb des hannov. Fürstentums Göttingen liegt. Im ganzen hat der S. eine Ausdehnung von 66,5 km. Er ist reich an Laubholz und liefert außer Torf und Eisen besonders sehr gute Sandsteine, die auf der Weser in die umliegenden Landschaften verfahren werden. Nach der preuß. Stadt Höxter (s. d.), die 15 km vom Moosberge an der Weser liegt, heißen sie Höxtersteine. Zu Holzminden werden sie zu Platten und Bauornamenten verarbeitet.

Sollm., bei naturhistor. Namen Abkürzung für A. Sollmann, Lehrer in Coburg (Pilze).

Sollohub (Ssollogub, Wladimir Alexandrowitsch, Graf), russ. Schriftsteller, stammte aus einem alten litauischen Geschlecht und ward 1814 in Petersburg geboren. Er besuchte die Universität Dorpat, bekleidete dann verschiedene Ämter im Staatsdienste und ward 1850 als Staatsrat dem Fürsten Woronzow bei der Verwaltung Transkaukasiens beigegeben. Später lebte er in Dorpat, seit 1865 in Moskau und starb 17. Juni 1882 im Bade Homburg.

Sein Hauptwerk ist der «Tarantas» (Petersb. 1845; deutsch von Lippert, 2 Bde., Lpz. 1847), worin die Reise eines jungen Russen durch das Innere Rußlands geschildert und ergötzliche Bilder aus dem russ. Leben, namentlich Kontraste zwischen der patriarchalischen Einfalt und der modernen Überbildung, gegeben werden. Eine Reihe Erzählungen erschien unter dem Titel «Na son grjaduščij» (2 Bde., Petersb. 1841—43); ferner zahlreiche Novellen und Skizzen in Zeitungen, davon einige deutsch übersetzt in «Russisches Leben und Dichten» (Lpz. 1851). Auch schrieb S. einige Lustspiele («Bukety», «Bĕda ot nĕžnago serdca» u. a.), «Erinnerungen an Gogol, Puschkin und Lermontow» (deutsch übersetzt, Dorpat 1883) und gab die litterar. Sammlung «Gestern und heute» (Petersb. 1845) heraus.

Solmisation ist die mittelalterliche Bezeichnung der Töne nach den sechs Silben ut re mi fa sol la. Bei textlosen Singübungen wurden diese Silben allgemein gebraucht; ein solches Singen hieß solmisieren oder solfeggieren (s. Solfeggio). Man teilte damals die Töne nicht ab nach Oktaven oder Reihen von acht Tönen, sondern nach Systemen von sechs Tönen und benannte diese mit dem griech. Worte Hexachord. Dem Hexachord lag die Durtonleiter zu Grunde. Jeder Grundton einer Leiter heißt ut, der zweite Ton oder die Sekunde re u. s. w. Also in C-dur bedeutet ut re mi fa sol la soviel als c d e f g a, in G-dur soviel als g a h c d e, in F-dur soviel als f g a b c d. Hieraus geht hervor, daß bei der S. die Namen der Töne nicht konstant sind, wie bei unserer Buchstabenbenennung, sondern daß sie nach den Tonarten wechseln; so z. B. heißt c in C-dur ut, in G-dur aber fa und in F-dur sol, es hat also drei

verschiedene Namen, je nachdem es Grundton oder Quarte oder Quinte ist. Dieses führte in der alten Musiklehre zu einem sehr verwickelten System der wechselnden Benennung der Töne, welches Mutation genannt wurde. Die Schwierigkeiten der Mutation suchte man dem Schüler an den Gliedern der guidonischen Hand zu erleichtern, so genannt von Guido von Arezzo (s. d.), dem angeblichen Erfinder der S., von dessen Schülern diese Lehren seit dem 10. Jahrh. nach und nach ausgebildet wurden. Zu den sechs Silben kam man angeblich durch einen von Paulus Diakonus gedichteten Hymnus an den heil. Johannes, in welchem die sechs ersten Verse mit diesen Silben anfingen (Ut queant laxis | **Resonare fibris** | **Mira gestorum** | **Famuli tuorum** | **Solve polluti** | **Labii reatum** | Sancte Johannes) und zwar zu einer Melodie, die in c (ut) begann, mit jeder folgenden Zeile einen Ton höher stieg und dadurch als die passendste Schulübung sich erwies. In Wirklichkeit dürfte aber der Gebrauch jener Silben viel älter sein, als der genannte Hymnus, denn die naturgemäßen Anforderungen des Kunstgesanges bedingen Übungen in sämtlichen Vokalen und zwar mit an- oder ablautenden Konsonanzen. Die S. ist für Gesang und Kontrapunkt bestimmt und hat für beide bleibende Bedeutung. Hinsichtlich der Benennung der Töne mußte aber der Apparat der Mutation aufgegeben werden, als das System der Oktave an die Stelle des Hexachords trat. Man half sich nun damit, daß (im 17. Jahrh.) als Name für die siebente Tonstufe (h und b) die Silbe si gewählt wurde, wodurch die sieben Silben ut re mi **fa** sol **la** si für die sieben Töne der Oktave gewonnen und damit gleiche, feststehende Namen für alle Töne hergestellt waren. Nach diesen sieben Silben werden die Töne wie die Tonarten jetzt von allen musikalischen Nationen bezeichnet (die Italiener sagen do statt ut des Wohlklangs und der Gleichmäßigkeit wegen); nur die Deutschen machen hiervon eine Ausnahme, da sie aus ihrer alten Orgeltabulatur die noch einfachere, obgleich gesanglich ungünstigere Benennung nach den Buchstaben gewählt haben.

Solmona, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Aquila degli Abruzzi, in herrlicher Gebirgsgegend der Abruzzen, 480 m über dem Meere, am Einfluß der Vella in den Gizzio, Station der Eisenbahn Castellamare Adriatico-Aquila, Sitz eines Bischofs, zählt (1881) 14 219 E. (als Gemeinde 17 615), mehrere Kirchen, einen Kommunalpalast aus dem Anfang des 16. Jahrh., Renaissancebau mit spätgot. Anklängen, den Palast Tabassi, ein Gymnasium mit aus dem 15. Jahrh. stammender Holzstatue des hier geborenen röm. Dichters Ovid, eine Wasserleitung von 1258, Papier- und Walkmühlen, Fabrikation von Tuch, Darmsaiten, berühmten Konfitüren und Würsten und Weinbau. — S. ist das antike Sulmo, ursprünglich eine Stadt der Paeligner, seit Sulla röm. Kolonie. Durch die Erdbeben von 1703 und 1706 wurde der Ort hart mitgenommen. Etwa 5 km im Norden von S., in der Nähe der Badia di San-Spirito (mit Gemälden von Mengs), befinden sich umfangreiche Reste antiker Fundamente; oberhalb derselben liegt die Einsiedelei Papst Cölestins V.

Solms, ein altes gräfl., später auch fürstl. Geschlecht in der Wetterau, dessen erster sicherer Stammvater Marquard, Graf zu S., im Hessengau 1129 erwähnt wird. Das ursprüngliche Stammhaus S., eine alte verfallene Burg unweit Braunfels an dem Flüßchen Solms, wurde bereits im 14. Jahrh. durch das bedeutendere Braunfels bei Wetzlar verdrängt. Das Haus S. hatte in Ansehung seiner im oberrheinischen Reichskreise gelegenen Stammbesitzungen Reichsunmittelbarkeit, Landeshoheit, Reichs- und Kreisstandschaft bis zum J. 1806. Die Söhne des Grafen Otto, gest. 1409, Bernhard und Johann, gründeten die Linien S.-Braunfels und S.-Lich. Erstere teilte sich in drei Zweige, von denen nur der Zweig Greifenstein übrig ist, der 1693, nachdem er Braunfels ererbt, diese Linienbezeichnung annahm und 1742 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Der Fürst von S.-Braunfels, Georg, geb. 18. März 1836, welcher 1880 seinem Bruder Ernst folgte, besitzt den wichtigsten zusammenhängenden Teil der Solmsschen Besitzungen: unter preuß. Oberhoheit die Ämter Braunfels und Greiffenstein, unter hessischer die Ämter Hungen, Wölfersheim und Gambach und unter württembergischer einen Teil von Limpurg-Gaildorf, zusammen 500 qkm. Er ist erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses und der Ersten Kammer im Großherzogtum Hessen.

Die zweite von Johann abstammende Linie teilte sich in zwei Hauptzweige: a) S.-Hohensolms-Lich, welcher seit 1792 dem Reichsfürstenstande angehört und deren Chef, Fürst Hermann, geb. 15. April 1838, im J. 1880 seinem Oheim Ludwig (geb. 1805, gest. 1880) folgte. Er besitzt unter preuß. Hoheit das Amt Hohensolms und unter hessischer die Ämter Lich und Niederweisel, zusammen 220 qkm, residiert zu Lich, einer kleinen Stadt an der Wetter, und ist erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses und der Ersten Kammer im Großherzogtum Hessen. In weitern Kreisen wurde der verstorbene Fürst Ludwig bekannt durch seine auf Hallerschen Prinzipien beruhende Schrift »Deutschland und die Repräsentativverfassung« (Gieß. 1838), die manche Widerlegung fand, auch von dem Grafen von S.-Wildenfels in seiner Schrift »Bemerkungen zu der Schrift: Deutschland und die Repräsentativverfassung« (Zwickau 1838) scharf angegriffen wurde. b) S.-Laubach mit den Unterlinien S.-Sonnenwalde und S.-Baruth. Erstere, diejenige zu Sonnenwalde, wird jetzt im Rösaer Zweige durch den Grafen Wilhelm, geb. 21. Mai 1828, anhaltischen Kammerherrn und Oberjägermeister, diejenige zu Sonnenwalde-Alt-Ponch durch den Grafen Theodor, geb. 6. Febr. 1814, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses, vertreten. Die Baruther Unterlinie spaltete sich in vier Zweige: α) zu Rödelheim-Assenheim, deren Standesherr, Graf Maximilian, geb. 14. April 1826, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses und der Ersten Kammer im Großherzogtum Hessen ist. β) Laubach mit dem Standesherrn Grafen Friedrich, geb. 23. Juni 1833 und γ) Wildenfels, dessen Standesherr, Graf Friedrich Magnus, erbliches Mitglied der Ersten Kammer des Königreichs Sachsen, geb. 26. Juli 1847, neben der Herrschaft Wildenfels unter sächs. Hoheit auch Besitzungen im Großherzogtum Hessen und Sachsen-Weimar hat. Einen Nebenzweig des zuletzt genannten Hauses bildet der gräfliche, ehemals zu Sachsenfeld angesessene, gegenwärtig auf den Augen des Grafen Arthur zu S., geb. 20. Juni 1806, beruhend. δ) Baruth, vertreten durch den Grafen Friedrich, geb. 29. Mai 1821, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Die gräfl. Linie S.-Laubach

besaß früher jenseit des Rheins die Herrschaften Rohrbach, Scharfenstein und Hirschfeld, für deren Verlust sie 1802 durch die im Solmsischen Territorium gelegenen Abteien Altenburg und Arensberg entschädigt wurde. Vgl. Graf zu S.-Laubach, »Geschichte des Grafen- und Fürstenhauses S.« (Frankf. a. M. 1865).

Solnhofen, ein Pfarrdorf von 1000 E. im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Weißenburg, an der Altmühl, Station der Linie München-Bamberg der Bayrischen Staatsbahnen, verdankt seinen Ursprung der von Sola, einem Schüler und Verwandten des heil. Bonifacius, 743 gegründeten Benediktinerabtei (1534 säkularisiert) und ist ein geologisch und für die lithographische Kunst berühmter Ort. Es werden in der Gegend auf dem bewaldeten Plateau, in welches das Thal der Altmühl eingeschnitten, die besten zur Lithographie geeigneten Kalksteine gewonnen, welche man bis jetzt auf der ganzen Erde kennt. Da diese einen sehr großen Absatz über Europa hinaus finden, so haben die zu dem Zwecke angelegten Steinbrüche allmählich eine bedeutende Ausdehnung gewonnen, sodaß darin an 300 Menschen beschäftigt sind. Der sog. Lithographische oder Solnhofer Stein besteht aus einem dünn und sehr regelmäßig geschichteten, ganz dichten, meist hellgelben oder etwas graulichen Kalkstein von ganz besonderer Reinheit und Gleichförmigkeit des Korns. Derselbe bildet die obersten Schichten der Juraformation dieser Gegend und liegt teils auf gewöhnlichem Jurakalkstein, teils auf Dolomit. In denselben Schichten, die man zur Lithographie verwendet, kommt eine große Menge oft gut erhaltener Versteinerungen von Fischen, Pterodaktylen, Krebsen, Ammoniten und selbst Libellen vor.

Solnhofener Plattenkalke, s. unter Kimmeridge-Formation.

Solo (ital., Plural Soli) heißt ein Tonstück für eine Singstimme oder ein Instrument, entweder ganz allein oder mit Begleitung anderer Instrumente. Die Solostimme ist, wenn mit begleitenden Stimmen verbunden, die Hauptstimme, welcher die Führung in dem betreffenden Stücke zukommt. Man unterscheidet einstimmige und mehrstimmige Solosätze. In einstimmigen ist nur eine Solostimme vorhanden, wie z. B. in der Arie, den Konzerten für Streich- und Blasinstrumente und für Klavier. In mehrstimmigen Solosätzen treten mehrere Stimmen auf, und dazu gehören die Duette, Terzette u. s. w. für Gesang und Instrumente. Die eigentliche Bedeutung des S. tritt im Gesange hervor.

Solofra, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Avellino, Station der Eisenbahn Neapel-Avellino, zählt (1881) 4600 E. (Gemeinde 6046) und hat Fabrikation von Leder, Tuch, Pergament, Goldschmiedewaren sowie Handel.

Sologne, Landstrich, s. unter Loir.

Sololá, Stadt und Hauptort eines Departements in der mittelamerik. Republik Guatemala, nördlich vom See Atitlan, hat 15000 E., Ackerbau, Weberei und Töpferei. — Das Departement Sololá gehört größtenteils dem Hochlande an, hat reich bewässerten, fruchtbaren Boden und ist noch auf weite Strecken mit Urwald bedeckt. Die Bevölkerung von etwa 45000 Seelen, meist ihre eigenen Idiome sprechende Indianer, betreiben meist Weizenbau und Viehzucht.

Solon, der berühmte athenische Gesetzgeber, war ein Sohn des Exekestides aus dem Geschlechte des alten Königshauses der Kodriden. Geboren um 639 v. Chr., widmete er sich zunächst dem Handel und benutzte die in Geschäften unternommenen Reisen zugleich zu seiner geistigen Ausbildung. Sein erstes polit. Auftreten war ein Protest gegen den kleinmütigen Beschluß der Adelsregierung, die Insel Salamis, um welche sie neuerdings mit ihren Nachbarn, den Megarern, unglücklich gekämpft hatten, aufzugeben. Da nämlich von seiten der Regierung (nach 605 v. Chr.) der Antrag auf Wiederaufnahme des Kriegs bei Todesstrafe verboten war, erschien S. in erheucheltem Wahnsinn auf dem Markte (um 600) und trug da ein elegisches Gedicht von 100 Versen, «Salamis» betitelt, vor, durch das er die Bürger so begeisterte, daß sie nach Aufhebung jenes Beschlusses den Krieg gegen Megara mit Erfolg aufs neue begannen. Mehrere Jahre später (nach 595) wirkte S. entscheidend mit zur Eröffnung des ersten sog. Heiligen Kriegs, welchen der Herrscher von Sikyon, Kleisthenes, die Thessaler und die Athener im Auftrage des Amphiktyonenbundes gegen die Stadt Krisa zum Schutze des Delphischen Heiligtums führten. Unterdessen waren die innern Verhältnisse des athenischen Staats infolge langjähriger Parteikämpfe zwischen dem Adel (den großen Grundbesitzern) und dem Volke so zerrüttet, die Schuldenlast, unter welcher die ärmere Volksklasse seufzte, so unerträglich geworden, daß alle Parteien die Notwendigkeit einer gründlichen Abhilfe erkannten. Es wurde also, nachdem man durch den Sühnpriester Epimenides aus Kreta (596) eine religiöse Reinigung der durch die blutigen Parteifehden befleckten Stadt hatte vornehmen lassen, durch einen Kompromiß S. als Mann des öffentlichen Vertrauens zum ersten Archon ernannt und mit außerordentlicher Vollmacht zur Herstellung zuerst des sozialen Friedens bekleidet (594 v. Chr.).

Nachdem dieser hauptsächlich mittels einer Reduktion des Münzgewichts eine Erleichterung der Schuldenlast (Seisachtheia) herbeigeführt, auch sonst die Not der ärmern Klassen gemildert und viele Bürger, die wegen Zahlungsunfähigkeit als Sklaven ins Ausland verkauft worden waren, ins Vaterland zurückgeführt hatte, regelte er — mit einer neuen Vollmacht zur Schöpfung einer neuen Verfassung und Gesetzgebung betraut, 593—583 v. Chr. — die Rechte und Pflichten der Bürger dem Staate gegenüber durch eine Einteilung der gesamten Bürgerschaft in vier Vermögens- und Steuerklassen: 1) Pentakosiomedimnen, d. i. solche, die jährlich wenigstens 500 Medimnen (Scheffel) Getreide oder Metreten (Maß von 39,39 l) Wein und Öl von ihren Grundstücken ernteten; 2) Hippeis (Ritter), d. i. solche, die wenigstens 300 Scheffel oder Metreten ernteten und daher ein zum Kriegsdienst taugliches Pferd halten konnten; 3) Zeugitä (Gespannbesitzer), d. i. solche, die wenigstens 150 Scheffel oder Metreten ernteten und wenigstens ein Joch Ochsen (oder Maultiere) halten konnten; 4) Thetes (Lohnarbeiter), die weniger oder gar kein Grundeigentum besaßen. Die Angehörigen der letztern Klasse waren von der Verpflichtung zum Kriegsdienst, wenigstens als Hopliten (Schwerbewaffnete), und von der Zahlung von Vermögenssteuern befreit, dafür aber auch von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Die Mitglieder der übrigen Klassen wurden nach Maßgabe ihres Besitzes zu den Staatsleistungen herangezogen, die der ersten

genossen als die Höchstbesteuerten das Vorrecht, daß die obersten Beamten (Archonten) nur aus ihrer Mitte gewählt wurden, die dann selbst wieder nach unsträflicher Amtsführung in den Areopag (s. d.) eintreten sollten. Man nennt diese Verfassung eine timokratische, weil sie die polit. Rechte und Pflichten nach dem Census (grch. τιμή) regelte. Als höchste beratende Behörde setzte S. einen Rat (βουλή) von 400 Mann ein, dessen wichtigere Beschlüsse dann der Bestätigung oder Verwerfung durch die Gemeindeversammlung, zu der auch die Theten Zutritt hatten, unterlagen. Auch an der richterlichen Gewalt gab er dem Volke Anteil, indem er neben den von alters her bestehenden oder durch Drakon eingesetzten Gerichtshöfen die Heliäa, das große demokratische Geschworenengericht, die hohe letzte Instanz für die wichtigsten Kriminalfälle, einrichtete. Diese Verfassungsbestimmungen, sowie zahlreiche Gesetze über das soziale und bürgerliche Recht ließ S. auf hölzerne Pfeiler von teils viereckiger, teils prismatischer Form eingraben, die auf der Akropolis aufgestellt wurden. Als konservatives Gegengewicht gegen die demokratische Beweglichkeit wurde der Areopagos mit einem freien Veto gegenüber den Beschlüssen der Bule und der Ekklesia ausgestattet. S. unternahm seit 583 wieder längere Reisen nach dem Orient; bei seiner Rückkehr nach Athen fand er den Staat aufs neue in heftigen Parteikämpfen, die endlich 560 zur Tyrannis von Pisistratos führten. Da verließ S. die Heimat und starb, nachdem er in Sardes den Krösus besucht hatte, in Cypern in hohem Alter 559 v. Chr. Eine Lebensbeschreibung S.s schrieb Plutarch (herausg. von Westermann, Braunschw. 1841). Die Fragmente der Dichtungen S.s sind gesammelt in Schneidewins «Delectus poesis Graecorum elegiacae» (Gött. 1838) und in Bergks «Poetae lyrici Graeci» (3. Aufl., Lpz. 1866).

Solothurn, der 10. Kanton der schweiz. Eidgenossenschaft, liegt, von Bern, Aargau, Baselland und Elsaß umschlossen, im NW. der Schweiz und hat ein Areal von 784 qkm, welches aus einem schief-kreuzförmigen Hauptstück und drei Exklaven besteht. Von Südwesten nach Nordosten wird das Land von fünf Hauptketten des Jura durchzogen, deren südlichste die höchsten Punkte des Kantons, die Hasenmatt (1449 m) und den Weißenstein mit der Röthifluh (1398 m) aufweist. Der Süden mit dem breiten Rücken des Bucheggbergs (649 m) und der fruchtbaren Ebene des Buchsgaues gehört der Hochebene an. Die nördl. Juragegenden gehören zum Gebiete der Birs, die südlichen, sowie die Hochebene zu demjenigen der Aare, welche unweit der Hauptstadt die Große Emme, bei Olten die Dünnern aufnimmt. Der Kanton zählt (1880) 80424 E. fast ausschließlich deutscher Zunge, worunter 63037 Katholiken, 17114 Reformierte (meist im Bucheggberg), 139 Israeliten und 134 Andersgläubige. Die wichtigste Erwerbsquelle ist der Ackerbau, welcher Getreide über den eigenen Bedarf erzeugt. Nur 8,4 Proz. der Bodenfläche sind unproduktiv; 31,3 Proz. entfallen auf Waldungen, 60,3 Proz. auf Acker- und Gartenland, Wiesen und Weiden. Der Weinbau ist unbedeutend, wichtig dagegen der Obstbau, der Obst und Kirschwasser zur Ausfuhr bringt. In den höhern Juragegenden wird, wie in den Alpen, die Viehzucht selbständig als Alpwirtschaft betrieben. Nach der Viehzählung von 1886 zählt der Kanton 2833 Pferde, 33830 Rinder, 11983 Schweine, 3681 Schafe, 11818 Ziegen, 8831 Bienenkörbe. Der Bergbau liefert im Jura vorzüglichen Kalkstein (Solothurner Marmor) und Gips, in der Hochebene Sandsteine. Von Mineralwassern sind zu erwähnen die salinisch-muriatischen Schwefelquellen von Lostorf. Die Industrie ernährt 42 Proz. der Bevölkerung, die wichtigsten Industriezweige sind die Uhrmacherei, die Maschinenfabrikation, Gießerei u. s. w., die Papierfabrikation, die Woll- und Baumwollspinnerei, die Seidenindustrie, die Schuhwarenfabrikation und die Parketterie. Dem Handel dienen die Bahnlinien Biel-S.-Olten, Lyß-S.-Herzogenbuchsee, S.-Burgdorf und Basel-Delémont-Biel. Die wichtigsten Jurapässe des Kantons sind der Obere und Untere Hauenstein (s. d.) und der Paßwang (s. d.). Als Industrie- und Handelsplätze sind außer der Hauptstadt zu erwähnen das Städtchen Olten und die Dörfer Balsthal, Biberist, Derendingen, Gerlafingen, Schönenwerd und Grenchen (3787 E.).

Die Verfassung ist demokratisch. Der Kantonsrat, je ein Mitglied auf 650 E., ist gesetzgebende, der aus fünf Mitgliedern bestehende Regierungsrat, dessen Präsident den Titel Landammann führt, vollziehende Behörde. Für Gesetze und Ausgaben über 100000 Frs. ist das Referendum (s. d.) obligatorisch; überdies steht dem Volke auf Begehren von 2000 stimmfähigen Bürgern die Initiative zu Gesetzen u. dgl. zu. In administrativer Hinsicht zerfällt der Kanton in fünf Oberämter. Jede polit. Gemeinde besitzt einen Friedensrichter, jeder Bezirk ein Amtsgericht. Über Kriminalfälle urteilt das Schwurgericht. Oberste Instanz in allen appellabeln Rechtsfällen ist das Obergericht. In kirchlicher Beziehung gehört der Kanton, welcher noch sechs Klöster zählt, zum Bistum Basel. Die prot. Gemeinden schließen sich an die bernische Landeskirche, die Altkatholiken an die schweiz. Nationaldiöcese an. Außer den obligatorischen Primärschulen und den Sekundärschulen besitzt S. eine Kantonsschule (Gymnasium, Gewerbeschule und theol. Abteilung) und ein Lehrerseminar in der Hauptstadt. Die Staatsrechnung von 1884 weist bei 1687306 Frs. Einnahmen 1779033 Frs. Ausgaben und ein reines Staatsvermögen von 5945712 Frs. auf. In militärischer Hinsicht gehört S. zum Stammbezirk der 5. Division. Das Wappen ist ein von rot und weiß quer geteilter Schild.

Die Geschichte des Kantons wird wesentlich durch diejenige seiner Hauptstadt bedingt. Zur Römerzeit gehörte das Gebiet nördlich der Aare mit den Grenzstädten Solodurum und Ultina (Olten) zu Raurachien, das südliche zu Helvetien. Im 5. Jahrh. ward das Land von Alamannen besiedelt, im 6. kam es unter fränk. Herrschaft, 888 an Kleinburgund und mit diesem 1032 wieder an das Reich und 1097 unter die Herrschaft der Herzöge von Zähringen, durch deren Erlöschen 1218 die Stadt S. die Reichsfreiheit erlangte. Seit 1295 mit Bern verbündet, nahm S. an dessen Kämpfen gegen den österr.-burgund. Adel teil, erweiterte im 14. und 15. Jahrh. sein Gebiet durch Erwerbung mehrerer Herrschaften der Grafen von Kyburg, Thierstein u. a. und trat 1481 nach den Burgunderkriegen gleichzeitig mit Freiburg der Eidgenossenschaft bei. Im Schwabenkriege nahm es teil an der entscheidenden Schlacht von Dornach (1499), welche zum Frieden von Basel und zur faktischen Ablösung der Schweiz vom Reiche führte. Die Reformation, welche viele Anhänger gefunden hatte, wurde 1533

auf Antrieb der kath. Orte bis auf die Gemeinden des Bucheggbergs unterdrückt. Wie in Bern, Luzern und Freiburg, so machte in S. während des 16. und 17. Jahrh. die ursprünglich demokratische Form des Gemeinwesens der aristokratischen Platz, die im 18. vollends zur Oligarchie ausartete. In der Stadt, welche das übrige Gebiet durch Landvögte regierte, lag die Gewalt in den Händen weniger patricischer Familien. Der Oligarchie ward 1798 durch die Franzosen, welche die Stadt ohne Widerstand besetzten und den Kanton der helvet. Einheitsrepublik einverleibten, ein Ende gemacht. Durch die Mediationsakte von 1803, welche wieder den Staatenbund an die Stelle des Einheitsstaates setzte, erlangte S. mit Zürich, Bern, Luzern, Freiburg und Basel den Rang eines Vorortes. Mit dem Sturze der Mediation 1814 wurde hier wie an andern Orten die aristokratische Staatsform, wenn auch in einer gemilderten Form, wieder eingeführt und erhielt sich bis 1832, wo unter dem Eindruck der pariser Julirevolution die Volksversammlung von Balsthal (22. Dez.) die aristokratische Regierung stürzte und die polit. Gleichberechtigung des Landes mit der Hauptstadt errang; die letzten Vorrechte der Stadt wurden indessen faktisch erst 1841 vollständig aufgehoben. Seither hat sich der Kanton ruhig in demokratischer Richtung weiter entwickelt und namentlich durch die am 21. Dez. 1875 vom Volke angenommene neue Verfassung mit Referendum und Initiative den Übergang von der repräsentativen zur reinen Demokratie vollzogen. Wie S. im Sonderbundskriege (1847) in der Reihe der bundestreuen Kantone stand, so stand es auch bei den Abstimmungen von 1872 und 1874 über Revision der Bundesverfassung mit großer Mehrheit in der Reihe der Annehmenden. Größere Bewegung wurde im Kanton in neuester Zeit durch den Kampf zwischen dem Staate und der röm.-kath. Kirche hervorgerufen, der 1873 mit der Absetzung des widerspenstigen Bischofs Lachat durch die Diöcesankonferenz des Bistums Basel begonnen und 1885 durch die Einsetzung des Bischofs Fiala durch die Kurie und Wiederanschluß der beteiligten Kantone an das Bistum Basel beigelegt wurde. Vgl. Strohmeier, «Der Kanton S.» (St. Gallen 1880).

Solothurn (frz. Soleure, lat. Solodurum), Hauptstadt des gleichnamigen schweiz. Kantons, liegt 429 m über dem Meere, 33 km nördlich von Bern zu beiden Seiten der Aare, über welche hier drei Brücken führen, am Südfuß des Jura und zählt (1880) 7668 meist kath. E. (1912 Reformierte), deren Haupterwerbsquellen neben allerlei Kleingewerbe die Uhrmacherei und die Ausbeutung der berühmten Solothurner Steinbrüche bilden. Als Mittelpunkt einer sehr fruchtbaren Gegend und Knotenpunkt dreier Bahnlinien (s. Solothurn, Kanton) besitzt S. lebhaften Verkehr und Produktenhandel. Die Stadt, teilweise noch von Türmen und Wällen umschlossen, ist sauber und freundlich gebaut mit breiten Straßen. Von den öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen das Rathaus, der uralte Marktturm, das Zeughaus mit reicher Waffen- und Panzersammlung, das Amtshaus, die Kantonalbank, das Theater, die Kantonsschule mit der Kantonsbibliothek, die bischöfl. Residenz. Außerdem besitzt S. 4 Klöster und 11 Kirchen, von denen die 1762—73 von dem tessiner Architekten Pisoni im florentiner Stil erbaute St. Ursuskathedrale mit 60 m hohem Turm die bemerkenswerteste ist. In der reizenden mit Villen und Landhäusern übersäeten Umgegend sind die bekanntesten Punkte das Dorf Zuchwyl, in dessen Kirchhof das Herz Kosciuszkos (gest. zu S. 1817) beigesetzt ist, die Felseneinsiedelei St. Verena in einer Schlucht des Jura, die Irrenanstalt Rosegg und der Aussichtspunkt und Kurort Weißenstein (s. d.). Vgl. Hartmann, «S. und seine Umgebung» (Soloth. 1885).

Solotnik, russ. Gewicht = 4,265 g, der sechsundneunzigste Teil des Pfundes.

Solowezk, Kloster bei Archangelsk (s. d.).

Solowjew (Alexander Konstantinowitsch), russ. Revolutionär, bekannt durch sein Attentat auf den Kaiser Alexander II. 14. (2.) April 1879 in Petersburg. Er ward 1846 geboren, verließ die Universität im zweiten Studienjahre und war dann Lehrer in Toropez (Gouvernement Pskow). Hier wurde er mit dem Sozialismus bekannt, erlernte der damaligen Praxis gemäß das Schmiedehandwerk, um besser agitieren zu können, und zog 1875 in das Industriedorf Pawlowo an der Oka. Später war er Amtsschreiber im Gouvernement Saratow. Im Herbst 1878 kam er nach Petersburg, in der Absicht, den Kaiser zu ermorden, trat in Beziehungen zu Mitgliedern der Gesellschaft «Land und Freiheit» und feuerte am genannten Tage auf den Kaiser, als derselbe seinen Morgenspaziergang machte, fünf Revolverschüsse ab, ohne ihn jedoch zu verletzen. S. ward 10. Juni (29. Mai) 1879 durch den Strang hingerichtet. Vgl. «Zwei Kriminalprozesse aus Rußland» (in «Der Neue Pitaval», Neue Folge, Bd. 20, Lpz. 1886).

Solowjew (spr. Ssolöwjów, Sergej Michailowitsch), berühmter russ. Historiker, geb. 5. Mai 1820 in Moskau, besuchte daselbst das Gymnasium, 1839—42 die Universität und studierte russ. Geschichte. Nachdem er hierauf eine Studienreise ins Ausland gemacht (wobei er unter andern von Raumer und Schlosser hörte), ward er Adjunkt und 1850 ord. Professor der russ. Geschichte an der Universität Moskau, welche Stellung er bis zu Ende der sechziger Jahre innehatte, um sich dann ausschließlich seinen litterarischen Arbeiten und namentlich dem 1851 begonnenen Hauptwerk «Geschichte Rußlands seit den ältesten Zeiten» (russ., Bd. 1—29, Mosk. 1851—79) zu widmen. Es reicht fast bis zum Ende der Regierung Katharinas II. und ist insofern von großer Bedeutung, als dem Verfasser die seltene Vergünstigung zu teil wurde, die Staatsarchive zu benutzen und daraus mancherlei bisher gänzlich unbekannte Materialien zu veröffentlichen. Ferner verfaßte er: «Geschichte des Falles Polens» (russ., Mosk. 1863), «Die Verhältnisse Nowgorods zu den Großfürsten» (russ., Mosk. 1846), «Die Fürsten aus dem Hause Rurik u. s. w.» (russ., Mosk. 1847), «Lehrbuch der russ. Geschichte» (russ., 7. Aufl., Mosk. 1867), «Polit.-diplomat. Geschichte Alexanders I.» (russ., Petersb. 1877) u. a. Er starb in Moskau 16. (4.) Okt. 1879. Einen Umriß seiner gelehrten Thätigkeit gab Guerrier (Petersb. 1880).

Solözismus (grch.) heißt im allgemeinen jeder grobe Sprachfehler; vorzugsweise aber bezeichnet man in der Rhetorik damit Fehler in der Verbindung der Worte und unterscheidet davon als von syntaktischen Fehlern genauer die Barbarismen als Fehler im Gebrauch einzelner Worte, obwohl die Grenzen zwischen beiden oft nur schwer zu ziehen sind und beide Fehler oft in der Rede zusammenfallen. Schon die Alten leiteten S. von der Stadt

Soloi (lat. Soli) in Cilicien ab, deren zum Teil griech. Bewohner ein schlechtes Griechisch sprachen.

Solsalz oder Sudsalz, das in den Salinen durch Gradierung und Einsieden gewonnene Kochsalz im Gegensatz zu dem (gegrabenen) Steinsalz.

Solsona, Stadt und Bezirkshauptort in der span. Provinz Lérida in Catalonien, am Negro, einem rechten Zufluß des Cardoner, ehemals Bischofssitz, zählt (1877) 2413 E. und hat eine Kathedrale, Baumwoll- und Leinweberei und Spitzenklöppelei. Vom 8. bis 11. Jahrh. gehörte S. zur Grafschaft Berga, dann zur Grafschaft Barcelona.

Solspindel (Gradierwage), ein Aräometer zur Bestimmung des Salzgehaltes einer Sole.

Solstitium, s. Sonnenwenden.

Solt, Flecken in Ungarn, Komitat Pest, unweit des linken Donauufers, mit (1880) 5692 E., Magyaren und Serben, war bis 1659 Vorort des gleichnamigen Komitats, das seitdem mit dem von Pest und Pilis vereinigt ward.

Solta, Insel, s. unter Spalato.

Soltau, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Lüneburg, an der Böhme, in der Lüneburger Heide, Station der Linie Stendal-Ülzen-Langwedel der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 2825 E. und hat Dampfsägemühlen, eine Filzwaren- und Teppichfabrik, Färbereien, Gerbereien, zwei Bierbrauereien, eine Federnreinigungsanstalt, sowie Handel mit Schafen (Heidschnucken), Wolle und Holz. Während der Hildesheimer Stiftsfehde wurden in der Schlacht von S., beim nahen Dorfe Langeloh, am 29. Juni 1519 die Herzöge Erich I. von Kalenberg und Heinrich der Jüngere von Wolfenbüttel durch Herzog Heinrich von Lüneburg und Truppen des Bischofs Johann von Hildesheim besiegt. — Der Kreis Soltau zählt (1885) 15919 E.

Soltikow (Ssaltykow), ein russ. Geschlecht, welches seinen Ursprung von dem Wojwoden Terentij ableitet, der sich unter Alexander Newski in der Schlacht gegen die Schweden 1240 hervorthat und dessen Vater, Michael, aus Preußen nach Rußland gekommen war. Das Geschlecht zählt unter allen adeligen Familien des Russischen Reichs die meisten Bojaren. Praskowja Fedorowna S. wurde die Gemahlin des Zaren Iwan Alexejewitsch (gest. 1696) und dadurch Mutter der Kaiserin Anna und Urgroßmutter des unglücklichen Kaisers Iwan Antonowitsch. Der General Semen Andrejewitsch S., Gouverneur von Moskau, ward durch seine Base, die Kaiserin Anna, 19. Jan. 1732 in den russ. Grafenstand erhoben. Dessen Sohn, Graf Peter Semenowitsch S., geb. um 1700, erhielt 30. Mai 1759 an Fermors Stelle den Oberbefehl über die russ. Armee in Deutschland, siegte 23. Juli 1759 beim Dorfe Kai über den preuß. General Wedel und 12. Aug., nach Vereinigung mit dem österr. General Laudon, bei Kunersdorf (s. d.) über Friedrich d. Gr. selbst. Mit der Feldmarschallswürde belohnt, wurde er nachher Gouverneur von Moskau und starb dort 15. Dez. 1772. Sein Sohn, Graf Iwan Petrowitsch S., eroberte 1788 Choczim, wurde 1797 gleichfalls Feldmarschall und Gouverneur von Moskau und starb dort 1805.

Ein Verwandter der vorigen aus einer Seitenlinie, Nikolai Iwanowitsch S., geb. 11. Nov. 1736, wurde 1783 zum Erzieher des nachmaligen Kaisers Alexander und des Großfürsten Konstantin ernannt und verdankte dieser Stellung die Freundschaft Kaiser Pauls und 1796 den Feldmarschallsstab. Er war zugleich Präsident des Kriegskollegiums, 1812 Präsident des Reichsrats und des Ministerkomitee und leitete 1813—15 während der Abwesenheit Alexanders die Verwaltung des Reichs. Vom Kaiser 1814 in den Fürstenstand erhoben, starb er zu Petersburg 28. Mai 1816. Sein Enkel, Fürst Alexei S., machte sich bekannt durch Reisen in Persien 1838 und Ostindien 1841—46, deren Beschreibung er in russ. und franz. Sprache herausgab («Voyages dans l'Inde», Par. 1849, und «Voyage en Perse», Par. 1851). — Gegenwärtig bestehen in Rußland vier Zweige dieses Geschlechts, das Soltikowsche ohne Titel, das gräfl. und fürstl. Soltikowsche und das der Soltyk in Polen, deren Ahnen im Anfange des 17. Jahrh. aus Rußland auswanderten.

Söltl (Joh. Michael von), namhafter Historiker, geb. 19. April 1797 in Neunburg im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, studierte in Regensburg, München und Landshut, erhielt 1821 eine Lehrerstelle im Erziehungsinstitute für Studierende in München, setzte hierauf seine Studien 1824—25 zu Göttingen fort und wurde im Nov. 1825 am alten Gymnasium zu München angestellt. Im J. 1826 habilitierte er sich an der münchener Universität für das Fach der Geschichte, wurde jedoch auf Betreiben des erzbischöfl. Generalvikariats 1835 seiner Privatdocentur enthoben. Erst 1848 als Honorarprofessor an der genannten Universität reaktiviert, wurde er im März 1849 zum außerord. und schon im September desselben Jahres zum ord. Professor der Geschichte daselbst ernannt. Im Febr. 1855 erhielt er die Stellung eines Geh. Hausarchivars und im Mai 1868 die eines Geh. Staatsarchivars. Nachdem S. 1872 durch Erteilung des Verdienstordens der bayr. Krone in den Adelsstand erhoben worden, ließ er sich im Nov. 1876 in den Ruhestand versetzen. Von seinen histor. Arbeiten sind zu nennen: «Cajus Julius Cäsar» (Berl. 1826), «Klio. Fragmente über Geschichte und geschichtliche Darstellung» (Nürnb. 1828), «Titus Livius in seiner Geschichte» (Münch. 1832), «Geschichte der Deutschen» (4 Bde., Freiburg 1835—36), «Maximilian Joseph, König von Bayern» (Münch. 1837), «Elisabeth Stuart, Gemahlin Friedrichs V. von der Pfalz» (auch unter dem Titel «Der Religionskrieg in Deutschland», 3 Bde., Hamb. 1840), «Gregor VII.» (Lpz. 1847), «Die Wittelsbacher mit ihren Zeitgenossen» (Sulzbach 1850), «Demosthenes, der Staatsmann und Redner» (Wien 1852), «Ludwig der Strenge, Herzog von Bayern» (Nürnb. 1857), «Max II., König von Bayern» (2. Aufl., Augsb. 1867), «Fürstenideal der Jesuiten» (Kurfürst Max I., Stuttg. 1870), «Das deutsche Volk und Reich in seiner fortschreitenden Entwickelung» (3 Bde., Elberf. 1878). Auch schrieb er eine «Ästhetik» (Wien 1872), «Heldensagen» (Wien 1873), die epischen Gedichte «Konradin» (Sulzbach 1848) und «Gustav Adolf» (Münch. 1883) und mehrere Dramen.

Soltwedel (Mark), s. unter Altmark.

Soluntum, auch Soloeis oder Solus hieß eine alte, ursprünglich phöniz. Stadt an der Nordküste Siciliens, östlich von Palermo; auf einem von Süden und Westen zugänglichen Burgberg, Castello di Solanto, südlich vom Kap Zafarano, finden sich Reste von Bauten und Straßen der antiken Stadt, die vielleicht erst von den Sarazenen zerstört wurde.

Solution, s. Lösung.

Solvent (lat.), zahlungsfähig; **Solvenz**, Zahlungsfähigkeit; **Solventia**, auflösende (Heil-) Mittel.

Solway Firth, das Ituna Aestuarium der Römer, im frühen Mittelalter Wapnavad, das südwestl. Schottland vom nordwestl. England trennender Meerbusen der Irischen See, wird nördlich vom Kap Burrow Head, südlich von St.-Bees Head begrenzt, empfängt von Norden die schott. Flüsse Cree (in der Wigtown-Bay), Dee (in der Kirkcudbright-Bay), Urr, Nith und Annam, auf der Südseite die engl. Wasserläufe Eden, Ellen und Derwent. Das nördl. Ufer, namentlich das der schott. Grafschaften Wigtown und Kirkcudbright, ist größtenteils bergig, das Ufer der engl. Grafschaft Cumberland auf der Südseite dagegen meist sandig und nur im Süden von Ausläufern der Cumbrischen Berge berührt. Während der Ebbe kann man die Sandbänke des innern S. fast trockenen Fußes überschreiten. Der S. ist reich an Salmen und Heringen.

Solwytschegodsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wologda, an der Wytschegda, 20 km von deren Mündung in die Dwina, mit (1881) 1319 E., war früher bedeutend durch seine Salinen, die aber jetzt ganz aufgegeben worden sind, und treibt nur einigen Handel mit Getreide und Flachs.

Solymos, häufiger Ortsname in Ungarn und Siebenbürgen (vom magyar. sólyom = der Falke); am bemerkenswertesten sind: S. im Komitat Arad, 1570 E., mit malerisch gelegener Ruine des gleichnamigen historisch bekannten Schlosses an der Maros; S. im Komitat Heves, mit 1730 magyar. E., die mit Holzgeräten und Pottasche Handel treiben.

Solzy, Ansiedelung im russ. Gouvernement Pskow, Kreis Porchow, am Schelon, mit (1882) 5822 E., ist eine sehr alte Niederlassung, welche schon im 14. Jahrh. erwähnt wird. S. hat 25 Leinwebereien, die jährlich für eine Summe von über eine Million Rubel Leinwand liefern; auch der Handel mit Flachs und Getreide ist erheblich.

Soma, ital. Hohlmaß = 1 hl.

Soma heißt im Sanskrit eine Pflanze, welche im Ursitze des indoiranischen Volks heimisch gewesen zu sein scheint, jetzt aber nicht mehr mit Sicherheit bestimmt werden kann. Die alten Arier glaubten, daß der aus dieser Pflanze gepreßte Saft, an dem sie sich selbst berauschten, den Göttern als Opfer besonders wohlgefällig sei, und gingen in ihrer Verehrung derselben so weit, daß sie ihn als einen ihrer höchsten Götter (im altbaktrischen Haoma) personifizierten. Der indische S. ist der Erzeuger und Ernährer der übrigen Götter, der auch dem Menschen Segen spendet und dem Frommen Unsterblichkeit verleiht; im Rigveda ist ihm ein ganzes Buch (das neunte) gewidmet. In der spätern ind. Mythologie tritt S. als Gott immer mehr zurück, doch wird der Mond häufig mit diesem Namen bezeichnet. Das Somaopfer wird noch heute in Indien dargebracht; wahrscheinlich aber ist die dazu angewandte Pflanze (eine Sarcostemma-Art) nicht die ursprüngliche.

Somâli ist der Name eines Volksstammes, welcher den äußersten Vorsprung des ostafrik. Festlandes, vom Golf von Zeila bis zum Kap Guardafui und dann eine Strecke südwärts an der Küste des Indischen Oceans bis zum untern Laufe des Dschub (das **Somaliland**), bewohnt und, wie sich aus den neuern linguistischen Forschungen von Lepsius, F. Müller und Prätorius ergibt, mit den Bedscha, Saho, Galla und Dankali die sog. Äthiopische Gruppe des Hamitischen Völker- und Sprachstammes bildet. Die S. selbst zerfallen in verschiedene Stämme. Davon wohnen die Haschia, zu denen auch die Midschertein gehören, von Zeila bis zum Ras-aswad im Osten und bis zum Denolflusse im Westen; die Hauiya südlich davon bis zum Derol und die Rahanwin, deren Land im Westen an das Land der Galla grenzt, zwischen dem Denol und Dschub. Nach ihrem physischen Typus stehen die S. in der Mitte zwischen Arabern und Negern. Die Hautfarbe wechselt vom Hellbraun bis zum dunkelsten Schwarz. Die Stirn ist groß und wohlgebildet, das Auge schön, die Backenknochen und Unterkiefer vorstehend, das Haar der nördlichen S. schlicht, der südlichen lockig oder kraus. Die Tracht der Männer besteht in einem großen Tuch, einem Gürtel und Sandalen, die der Frauen in einem Lederschurz und baumwollenen Tüchern. Die Hauptwaffen sind Speer und Dolchmesser, seltener Bogen und Giftpfeile, Keulen und runde Schilde von Rhinoceroshaut. Die Hütten sind rund mit konischem Dache. Die S. leben meist als Nomaden und besitzen Kamele, Rinder, Esel, Schafe und viel Geflügel. Der Landbau, namentlich für Hirse, wird von Haussklaven verrichtet. Die Hausgeräte der Küstenbewohner werden ihnen von den ind. Banjanen aus Ostindien gebracht. Die Industrie ist unbedeutend. Von Charakter unbändig und unbeständig, kriegerisch und leichtsinnig, gilt bei ihnen Raub für ehrenvoll, Mord als Heldenthat. Ihre Häuptlinge sind ziemlich machtlos. Dem Namen nach Mohammedaner, herrscht bei ihnen noch der uralte Baum- und Steinkultus; dabei bestehen Ordalien und die Beschneidung schon vor Einführung des Islam. Ihre geistige Begabung erscheint ausgezeichnet. Ihre Gesänge haben bestimmten Rhythmus und eine Art Reim. Im Sept. und Nov. 1885 wurde das Somaliland, 20 Tagereisen landeinwärts von der Nordküste östlich von Berbera bis Warschetisch an der Ostküste durch von Hörnecke und von Anderten abgeschlossene Verträge für die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft erworben. Vgl. Waitz, «Anthropologie der Naturvölker» (Lpz. 1859); von der Decken, «Reisen in Ostafrika» (Lpz. 1869); Barth, «David Livingstone, der Afrikareisende. Ostafrika vom Limpopo bis zum Somalilande» (Lpz. 1875); «Haggenmachers Reise im Somalilande» (Ergänzungsheft Nr. 47 zu Petermanns «Geogr. Mitteilungen», Gotha 1876). (S. Tafel: **Afrikanische Menschenstämme**, Fig. 8 u. 12.)

Somateria (lat.), die Eiderente.

Somatologie (grch.), Lehre vom (menschlichen) Körper.

Sombor, s. **Zombor**.

Sombrerit, s. **Phosphorit**.

Somerset, eine der südwestl. Grafschaften Englands, von Gloucester im N., dem Severn-Ästuar und Bristolkanal im NW., Devon im SW., Dorset im S. und Wilts im O. begrenzt, zählt (1881) auf 4248,3 qkm 469010 E. und hat eine sehr mannigfaltige Oberfläche seines Bodens von der besten wie der geringsten Art. Die Nordküste ist im Westen steil, im Osten aber, namentlich zwischen dem Parret und Axe, von großen Strecken Marsch- und Moorbodens eingenommen, von Schwärmen wilder Gänse besucht. Im Osten der Grafschaft, wo Oolithenkalk, Lias und Keuper vorherrschen, erreichen die Hügel im Falkland Knoll 248 m, die aus altem Sandstein und Bergkalk bestehenden Mendip-Hills, längs dem rechten Ufer des Axe, auch nur 298 m, dagegen im

Westen die durch das Alluvialthal des Parret getrennten Quantock-Hills schon 387 m und die von devonischem Kalk und buntem Sandstein gebildeten Brendon-Hills und der Exmoor-Forest im Dunkery 520, an der Westgrenze im Paracombe 479 m. Dieses westl. höhere Bergland zerteilt sich in mehrere Äste, Thäler und Combes oder Seitenschluchten, die hier und da bewaldet sind. Von den Flüssen geht der Ex, der mit seinem Nebenfluß Barle im Exmoor entspringt, südwärts in den Englischen Kanal, der (Lower-) Avon an der Nordostgrenze, der Axe, Brue und Parret in den Bristolkanal, und zwar die beiden letztern in die Bridgewaterbai. Der Dorset-Somersetkanal durchschneidet den Westen, der Kennet-Avonkanal den Osten; letzterer nimmt den Somerset-Coalkanal auf. Die große Westbahn (Great Western Railway) durchzieht die ganze Grafschaft und setzt mit mehrern Zweigbahnen deren wichtigste Ortschaften miteinander in Verbindung. Das Klima ist, außer im Berglande, gemäßigt. Trotz der großen Strecken von Marsch- und Moorland ist die Grafschaft im ganzen fruchtbar und namentlich die Thalebene von Taunton einer der reichsten Bezirke Englands. Der Feldbau erzielt Getreide, Hanf und Flachs. Der Obstertrag ist von Bedeutung, namentlich an Äpfeln und Birnen, woraus viel Cider und Perry bereitet wird. Wichtiger jedoch ist die Viehzucht, die gutes Schlachtvieh, Butter und den Cheddarkäse (nach einem in den Mendiphügeln gelegenen Dorfe benannt) liefert. In den sumpfigen Landstrichen ist die Gänsezucht sehr ansehnlich. Dazu kommt die Ausbeutung von Kohlen-, Eisen- und Bleigruben und ein nicht unbedeutender Fabrik- und Manufakturbetrieb in Tuchen, Seidenwaren, Spitzen, Handschuhen, Glas, Papier, Eisenwaren u. s. w. Die Grafschaft sendet vier Abgeordnete in das Parlament, neun andere die Städte. Die Hauptstadt ist Bath (s. d.).

Somerset, ein engl. Grafen- und Herzogstitel, den ursprünglich das von den Plantagenets stammende Haus Beaufort (s. d.) besaß. Als erster Graf von S. wird genannt Sir John Beaufort, ältester illegitimer Sohn John von Gaunts, Herzogs von Lancaster, der, wie die andern natürlichen Kinder des Herzogs, später legitimiert und 1396 zum Grafen von S. ernannt wurde. Der Sohn dieses ersten Grafen, Henry Beaufort, erlangte den Herzogstitel. Aber schon mit dem Tode seines Bruders und Nachfolgers, der als ein Opfer der Bürgerkriege zwischen den Häusern York und Lancaster fiel (1471), erlosch die Linie der Grafen und Herzöge von S. aus dem Hause Beaufort. Der Name S. erhielt sich indes unter den Familiennamen der Beauforts, und in neuerer Zeit waren es zwei jüngere Söhne des Hauses, die sich im öffentlichen Leben bekannt machten: der 1855 vor Sewastopol gestorbene Feldmarschall Lord Raglan (s. d.) und dessen Neffe Lord Granville Charles Henry S., gest. 23. Febr. 1848 zu London, bekannt als Staatsmann und Freund Sir Robert Peels.

Nach dem Aussterben der Nachkommen Sir Henry Beauforts wurden die Titel eines Grafen und Herzogs von S. zu verschiedenen Zeiten an Personen vergeben, die zu den Beauforts in keiner Beziehung standen. Robert Ker oder Carr, Viscount von Rochester, Graf von S., geb. 1590, war der Bruder des schott. Lord Jedburgh, aus der Familie der heutigen Marquis von Lothian, und kam in einem Alter von 20 J. an den Hof Jakobs I. nach London. Er wurde der Vertraute des Königs, welcher ihn 1612 zum Viscount von Rochester erhob. Nachdem er Frances Howard, des jüngern Essex Gemahlin, zur Ehescheidung von diesem bewogen hatte, vermählte er sich mit ihr. Der König selbst begünstigte die Verbindung und erhob Rochester zum Grafen von S. Als aber auf Veranlassung Lady Howards ein früherer Freund S.s, Overbury, der sich dieser Ehe heftig widersetzt hatte, in den Tower gebracht und hier durch Gift aus dem Wege geräumt worden war, ließ der König, dem S. durch sein insolentes Auftreten selbst lästig wurde, ihn, seine Gemahlin und die übrigen Mitschuldigen an dem Tode Overburys 1616 vor eine Jury stellen, die sie sämtlich zum Tode verurteilte. Während einige die Strafe erleiden mußten, schenkte der König S. und seiner Gemahlin das Leben. Nachdem beide mehrere Jahre im Gefängnis gesessen, erhielten sie die Freiheit mit dem Befehl, sich aufs Land zurückzuziehen. S. starb 1645. Aus der Ehe seiner einzigen Tochter mit dem Grafen von Bedford entsprang der unter Karl II. hingerichtete Lord William Russell (s. d.).

Die jetzigen Herzöge von S. stammen ab von Edward Seymour, dem Sohne eines Landedelmanns aus der Grafschaft Wilts. (S. Seymour.) Als Heinrich VIII. dessen Schwester, Jane Seymour, heiratete, erhielt er den Titel eines Viscount Beauchamp, einige Zeit darauf eines Grafen von Hertford. Im J. 1546 ernannte ihn der König zu einem der 16 Testamentsexekutoren, die während der Minderjährigkeit Eduards VI. die Regierung führen sollten. Aber kaum war Heinrich gestorben, so wurde Hertford, das Haupt der protestantischen Partei, als Lord S. zum Protektor des Reichs erhoben. S. benutzte zunächst seine Macht, um unter Cranmers Leitung die Kirchenreformation fortzuführen. Um die Vereinigung Schottlands mit England unter der protestantischen Krone Eduards VI. durchzuführen, eröffnete er im Aug. 1547 einen Feldzug gegen die Schotten, denen er 10. Sept. die Niederlage bei Pinkey beibrachte, ohne jedoch sein Ziel, die Vermählung Maria Stuarts mit dem König, zu erreichen. Maria ward nach Frankreich gebracht und Schottland blieb katholisch und England feindlich. Auch in England aber regten sich jetzt die Anhänger des alten Glaubens und alle Unzufriedenen gegen den gewaltthätigen Mann. S. kannte kein Erbarmen, indem er die katholischen Bauernhaufen und die rebellischen Großen niederschlug; seinen eigenen Bruder, Thomas Seymour, Lordadmiral des Reichs, ließ er hinrichten. Alle innern und äußern Geschäfte nahm er in seine Hand; rücksichtslos machte er dem Protestantismus Bahn; er hat dem engl. Staat erst den protestantischen Charakter aufgeprägt. Für die Gemeinen erhob er sich gegen die Aristokratie, die ihn dafür mit ihrem Haß verfolgte, die finanziellen Mißverhältnisse, das Unglück im franz. Kriege dazu benutzte, um ihn anzuklagen, zu verurteilen und in den Tower zu bringen. Begnadigt, trat er wieder in den Geheimen Rat, scheinbar versöhnt mit dem Haupt seiner Gegner, Dudley Lord Warwick. (S. Northumberland.) Dann aber brach der Haß von neuem aus; wieder verhaftet und verurteilt, wurde S. wegen Felonie, wie das Urteil der Pairs lautete, am 22. Jan. 1552 auf Towerhill enthauptet. Er war zweimal verheiratet und hinterließ aus beiden Ehen Kinder.

Charles, sechster Herzog von S., der Stolze genannt, spielte unter Karl II., Wilhelm III., Anna und Georg I. als erster prot. Peer des Reichs eine bedeutende Rolle, war Lord-Oberkammerherr und trug durch seine Gemahlin, die Erbin der Percy (s. Northumberland), zum Sturze Marlboroughs bei, wodurch der Friede von Utrecht herbeigeführt wurde. Er starb 1748.

Sein einziger Sohn Algernon, siebenter Herzog von S., starb 1750 ohne männliche Erben, worauf die Titel eines Marquis und Grafen von Hertford erloschen, die eines Herzogs von S. und Lord Seymour aber an Sir Edward Seymour, einen Nachkommen des Protektors aus erster Ehe, übergingen, der 1757 starb.

Dessen Enkel, Edward Adolphus Seymour, geb. 24. Febr. 1775, folgte seinem Vater Webb 15. Dez. 1793 als elfter Herzog von S. Er war Präsident der Royal-Institution, beschäftigte sich viel mit den exakten Wissenschaften und starb 15. Aug. 1855. Ihm folgte sein ältester Sohn Edward Adolphus Seymour als zwölfter Herzog von S. Derselbe wurde 20. Dez. 1804 geboren und erlangte als eifriger Whig in verschiedenen Ministerien die Ämter eines Lords der Schatzkammer (1835), eines Sekretärs des Indischen Amts (1839), eines Oberkommissars der Wälder und Forsten (Domänenministers, 1849—51) und eines Ministers der öffentlichen Arbeiten (1851—52). Nach der Zwischenregierung der Tories 1852 fand er erst 1859 ein Amt in dem Ministerium Lord Palmerstons, der ihn zum ersten Lord der Admiralität (Marineminister) ernannte und später (1861) ihm die Würde eines Lord-Lieutenants von Somersetshire übertrug. Sein Ansehen erlitt 1866 einen argen Stoß, indem Sir John Pakington, sein toryistischer Nachfolger im Amte, erklärte, daß England, trotz der auf die Marine verschwendeten Millionen, keine seetüchtige Flotte besitze. Seitdem hielt sich S. von jeder polit. Thätigkeit fern. Er starb 28. Nov. 1885 in London. Sein Nachfolger war sein Bruder Archibald, geb. 30. Dez. 1810.

Somers-Inseln, s. Bermuda-Inseln.

Somerville (Mary), engl. Schriftstellerin, geb. 26. Dez. 1780 zu Jedburgh in Roxburghshire in Schottland, entwickelte ihr bedeutendes Talent erst nach ihrer Verheiratung, als ihr Gemahl, Samuel Greig, ein Marineoffizier, sie in Mathematik und Physik unterrichtete. Nach dem Tode ihres Gatten (1807) heiratete sie den Arzt William Somerville, mit dem sie 1816 nach London kam. Ihre Begabung erregte die Aufmerksamkeit des Lords Brougham, der sie aufforderte, die «Mécanique céleste» von Laplace für die «Library of useful knowledge» zu bearbeiten. Unter ihren Händen erweiterte sich jedoch die Arbeit zu einem umfangreichen Werke, das selbständig unter dem Titel «Mechanism of the heavens» (Lond. 1832) erschien. Noch mehr Anerkennung erlangte ihr Hauptwerk «Connexion of the physical sciences» (Lond. 1834; 9. Aufl. 1859). Ebenso gehaltreich und gut geschrieben ist ihr Werk «Physical geography» (2 Bde., Lond. 1848; 6. Aufl. 1870; deutsch von A. Barth, Lpz. 1852), sowie die physikalische Untersuchung «Molecular and microscopic science» (2 Bde., Lond. 1869). Ihre Verdienste fanden schon 1835 eine ehrende Anerkennung durch ihre Wahl zum Ehrenmitglied der königl. Astronomischen Gesellschaft. Später wurde ihr ein Jahrgehalt von 300 Pfd. St. durch die engl. Regierung bewilligt. Nach dem Tode ihres zweiten Gemahls (1860), mit dem sie seit 1838 in Italien gelebt hatte, blieb sie noch ferner in diesem Lande und starb zu Neapel 29. Nov. 1872. Ihre Tochter veröffentlichte «Personal recollections, from early life to old age of Mary S.» (Lond. 1873). Vgl. Reumont, «Mary S.» (im «Histor. Taschenbuch», 5. Folge, Jahrg. 7, Lpz. 1877).

Somerville (Will.), engl. Dichter, geb. zu Edston in der Grafschaft Warwick 1677 (nach andern 1692), studierte zu Oxford und lebte dann auf seinem Gute. Er starb 19. Juli 1742. Sein wichtigstes Gedicht ist «The chase», ein didaktisches Gedicht in reimlosen Versen (1735), das sich durch manche sehr gelungene Stellen auszeichnet. Zwei andere Lehrgedichte «Hobbinol; or, the rural games» (1740) und «Field sports» (1742) sind weniger glücklich. Eine Sammlung seiner Werke erschien zu London 1772.

Somino oder Sominskaja-Pristan, Dorf im russ. Gouvernement Nowgorod, 75 km südöstlich von Tichwin, an der Somina, welche zum Wassersystem des Tichwinschen Kanals gehört und durch eine sehr geregelte Kanal-, Fluß- und Seenverbindung einerseits mit dem Finnischen Meerbusen, andererseits mit der Wolga und dem Kaspischen Meere in Verbindung steht, ist seines vorzüglichen Hafens wegen einer der bedeutendsten Handels- und Marktplätze des Russischen Reichs, indem hier alljährlich sechs Wochen vor Eröffnung und ebenso lange nach der Beendigung der Nishegoroder Messe 20—30000 Menschen sich einfinden, die alle den Wasserweg nach der Wolga zum Besuche jenes Weltmarkts einschlagen.

Somlyó-Vásárhely, Flecken im ungar. Komitat Veszprim (s. d.).

Somma (Monte), der nordöstlichste Gipfel des Vesuvs (s. d.), 1110 m hoch.

Sommacampagna, ital. Dorf, 10 km westlich von Verona, wurde geschichtlich namhaft als Stützpunkt in den Schlachten bei Custozza (s. d.). Am 23. Juli 1848 war S. der Stützpunkt des rechten Flügels der verschanzten Stellung des sardin. Heeres und wurde von der Brigade Pinerolo verteidigt. Nach dreistündigem Kampfe erstürmte das österr. 1. Armeekorps S. Am folgenden Tage nahm die ital. Brigade Piemont unter dem Herzog von Genua S., welches von 2 Bataillonen der österr. Brigade Simbschen besetzt war, nach zweistündigem Kampfe, doch gewannen die österr. Brigaden Gyulai und Perin 25. Juli den Ort nach vierstündigem Gefecht zurück. Am 24. Juni 1866 war S. der Stützpunkt, von dem aus Erzherzog Albrecht seine Hauptmacht zum Angriff vorrücken ließ.

Somma Lombarda, Stadt in der ital. Provinz Mailand, Kreis Gallarate, unweit links vom Ticino, Station der Eisenbahn Mailand-Arona, zählt (1881) 3894 (Gemeinde 5506) E. und hat ein Kastell. Nahebei an den Ufern des Ticino besiegte 218 v. Chr. Hannibal den röm. Konsul Publius Cornelius Scipio in einem Reitertreffen.

Sommariva, der ehemalige Name der Villa Carlotta in Cadenabbia (s. d.).

Sommation (franz.) bedeutet eine Aufforderung, mit der zugleich eine direkte oder stillschweigende Androhung eventueller weiterer Maßregeln verbunden ist. Das Wort wird besonders in der

gerichtlichen und amtlichen Sprache Frankreichs gebraucht, z. B. die dreimalige S. vor Anwendung von Waffengewalt gegen Volkshaufen. Neuerdings ist das Wort auch in den diplomatischen Sprachgebrauch übergegangen, wo es ungefähr dasselbe bedeutet wie Ultimatum (s. d.).

Somma Vesuviana, mittellat. Summa, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Neapel, am nördl. Fuße des Vesuv, zählt (1881) 8511 E. und hat ein Schloß, Weinbau und Handel mit Rosinen und Südfrüchten.

Somme (bei den Alten Samara), ein Fluß im nordöstl. Frankreich (Picardie), entsteht im Depart. Aisne bei Fontsomme, 11 km im Nordosten von St.-Quentin, fließt erst südwestwärts über St.-Quentin, wo sie durch den nach dieser Stadt benannten Kanal mit der Schelde in Verbindung gesetzt wird, und über St.-Simon, von wo der Crozatkanal nach der Oise führt. Hierauf tritt sie in das nach ihr benannte Depart. S., fließt in vielen Windungen gegen NW. über Ham, Péronne, Bray, Corbie, Amiens, Abbeville, St.-Valéry, Le Crotoy und fällt nördlich von Cayeux in den Kanal (La Manche). Ihr breites Ästuar bildet zur Flutzeit einen Golf, zur Ebbezeit eine Reihe von Wasser-, Kies- und Schlammflächen. Die Länge ihres Laufs beträgt 245 km. Die S. gilt von Neuville-lès-Bray an für schiffbar, ist es jedoch nur mittels des von St.-Simon nach St.-Valéry führenden Seitenkanals von 140 km Länge. Die 6 km lange Strecke von St.-Valéry bis zur Mündung trägt Seeschiffe von 450 t. Ihr größter Nebenfluß, die Avre, mündet links nahe oberhalb Amiens.

Das Departement Somme, aus dem umfangreichern westl. Teile der Picardie (Santerre, Amienois, Ponthieu) bestehend, vom Meere und den Depart. Pas-de-Calais, Nord, Aisne, Oise und Nieder-Seine begrenzt, zählt (Ende 1881) auf 6161,2 qkm 550837 E., zerfällt in die fünf Arrondissements Amiens, Abbeville, Doullens, Montdidier und Péronne, zusammen mit 836 Gemeinden in 41 Kantonen, und hat zur Hauptstadt Amiens (s. d.). Der Boden ist fast durchweg eben, nur in einzelnen Punkten 130—180 m über dem Meere erhaben. Ein großer Teil des Departements, die ganze Küstenebene, war im 9. Jahrh. noch Grund des Meers, das sich allmählich zurückgezogen und eine große Lagune oder Mare zurückgelassen hat. Daher gab man dieser Gegend den Namen Marenterre, woraus später Marquenterre entstand, jetzt der fruchtbarste Teil der Picardie. Es ist das Departement eins der ergiebigsten an Getreide und Obst, namentlich an Äpfeln, woraus viel Cider bereitet wird. Auch gewinnt man viel Hanf und Flachs, Runkelrüben und vorzügliche Mohrrüben. Gut bewässert, hat das Land teilweise schöne Wiesen, die mit den fetten Weiden die Viehzucht sehr ergiebig machen. Man züchtet Pferde und Rinder, besonders aber Schafe. Waldungen sind nur wenig vorhanden, dagegen ansehnliche Torflager. Die sehr lebhaft betriebene Industrie liefert alle Arten Woll- und Baumwollstoffe, Leinwand, Seilerwaren, Öl, Seife und chem. Produkte. Auch gibt es viel Bleichen, Färbereien, Lohgerbereien, Fayence- und Rübenzuckerfabriken und Ciderpressen, Schiffswerfte, Eisenhütten und Hohöfen. Der Handel, durch Kanäle und Eisenbahnen, sowie durch die Häfen Abbeville, Le Crotoy, St.-Valéry gefördert, ist ebenfalls sehr lebhaft.

Sommer nennt man im bürgerlichen Leben im allgemeinen die mildere Jahreszeit, zwischen Frühling und Herbst, in der nördl. gemäßigten Zone etwa vom Mai bis September. Das Sommerhalbjahr umfaßt die sechs Monate vom 1. April bis 30. Sept. Der astronomische Sommer hat engere Grenzen und umfaßt auf der nördl. Hemisphäre nur diejenige Zeit des Jahres, in welcher die Sonne die Grade 90 bis 180 der Ekliptik (s. d.) durchläuft. Er nimmt seinen Anfang, wenn die Sonne sich vom Äquator am weitesten nach Norden entfernt hat, also am Wendekreis des Krebses steht (Sommersolstitium), mithin um den 21. Juni, und endigt, wenn dieselbe zum zweiten mal im Jahre den Äquator erreicht (Herbstäquinoktium), also um den 23. Sept. Er dauert 93 Tage 13¾ Stunden. Der S. der südl. Hemisphäre beginnt dagegen, wenn die Sonne sich vom Äquator am weitesten nach Süden entfernt hat, also am Wendekreise des Steinbocks steht (Solstitium um den 21. oder 22. Dez.) und endigt, wenn sie zum ersten mal im Jahre den Äquator erreicht (Äquinoktium um den 21. März). Diejenigen Zeichen der Ekliptik, welche die Sonne während des S. durchläuft, heißen Sommerzeichen, die, da man die Zeichen an dem Vorrücken der Nachtgleichen teilnehmen läßt, noch dieselben wie früher sind: für die nördl. Halbkugel Krebs, Löwe und Jungfrau; für die südliche Steinbock, Wassermann und Fische. Unser S. fällt in die Zeit der Sonnenferne (Aphelium), wo sich dieses Gestirn (eigentlich die Erde) am langsamsten bewegt. Dies ist die Ursache, warum der Sonnendurchmesser im S. merklich kleiner erscheint als im Winter, und warum der S. der nördl. Halbkugel etwa 4½ Tag länger dauert als der Winter, folglich auch als der S. der südl. Halbkugel. Ungeachtet der weitern Entfernung der Sonne im S. wirken ihre Strahlen doch ungleich kräftiger als im Winter, weil sie in minder schräger Richtung unter einem größern Winkel auf die nördl. Halbkugel fallen und uns die Sonne im S. viel früher auf- und viel später untergeht, also ihre wärmenden Strahlen längere Zeit hindurch wirken läßt. In dem Augenblick des Sommersolstitiums, wenn die Sonne des Mittags am höchsten steht und am längsten über dem Horizont verweilt, sollte man eigentlich die größte Hitze vermuten. Die Erfahrung aber lehrt, daß diese gewöhnlich erst im Juli oder August stattfindet, und zwar auf der ganzen nördl. Halbkugel bis in den Polarkreis hinein. Der Grund hiervon liegt darin, daß die Sonne dann schon länger gewirkt und den Erdboden erwärmt, den vorgefundenen Schnee geschmolzen, das Eis der Pole gebrochen und die Witterung milder gemacht hat, daher die Luft aus den nördl. Gegenden nicht mehr so kalt zu uns kommt. Die Meteorologen nennen daher die heißeste Jahreszeit, die Monate Juni, Juli und August, den meteorologischen Sommer der nördl. Halbkugel.

Sommer, Fliegender, s. Altweibersommer.

Sommer (Aug. Bernh. Karl), gemütvoller thüring. Dialektdichter, geb. 11. Dez. 1816 zu Rudolstadt, studierte 1835—38 in Jena Theologie, war neun Jahre, zuletzt in Berlin, Hauslehrer und übernahm 1847 die Leitung einer Töchterschule und das Pfarramt zu Schaala bei Rudolstadt. Im J. 1864 ward er Garnisonprediger zu Rudolstadt, welche Stellung er, halb erblindet, noch gegenwärtig

bekleidet, seit 1881 als Ehrenbürger seiner Vaterstadt. Seine «Bilder und Klänge aus Rudolstadt» erschienen in 9 Heften (1849—80; 11. Aufl., in 2 Bdn., Rudolstadt 1881).

Sommerach, Pfarrdorf im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Gerolzhofen, am Main, zählt (1880) 889 kath. E. und hat bedeutenden Wein- und Obstbau.

Sommercholera, s. unter Cholera.

Sömmerda, Fabrikstadt im Kreise Weißensee des preuß. Regierungsbezirks Erfurt, liegt 6 km südöstlich der Kreisstadt und 22 km nördlich von Erfurt an der Unstrut, Station der Linie Sangerhausen-Erfurt der Preußischen Staatsbahnen und der Linie Straußfurt-Großheringen der Nordhausen-Erfurter Bahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat zwei prot. und eine kath. Kirche und zählt (1885) 4796 E. Weltberühmt ist die große, von Nikolaus von Dreyse (s. d.), dem Erfinder des Zündnadelgewehrs, begründete und von seinem Nachfolger Franz von Dreyse vergrößerte Gewehr- und Gewehrmunitionsfabrik, welche die berühmten Zündnadelgewehre lieferte und auch bei der Anfertigung der 1872—75 neu eingeführten Gewehre sich bedeutend beteiligte. Zu der Luxuswaffenfabrik kam in neuerer Zeit eine Metallpatronenhülsenfabrik und eine Maschinenfabrik und Eisengießerei. Neben der Gewehrfabrik besteht (seit 1816) noch eine berühmte Zündhütchenfabrik (Firma Dreyse u. Collenbusch), welche gegenwärtig jährlich über 200 Mill. Zündhütchen und die Schlagröhren für die gesamte deutsche Marine produziert. Mit derselben verbunden ist unter gleicher Firma (ebenfalls seit 1816) eine Fabrik von Nieten, Fensterbeschlägen, Striegeln u. s. w.; auch hat S. bedeutende Ziegeleien. S. hieß früher Großsömmerda, kam im 18. Jahrh. an das Kurfürstentum Mainz (zunächst an Erfurt) und wurde 1802 an Preußen abgetreten. Seit 1806 war die Stadt von den Franzosen besetzt, bis sie 1813 wieder an Preußen kam.

Sommerdeich, s. unter Deiche.

Sommerfäden, soviel wie Altweibersommer.

Sommerfeld, Stadt im Kreise Krossen des preuß. Regierungsbezirks Frankfurt a. O., an der Lubis, Station der Linien Berlin-Breslau und S.-Liegnitz der Preußischen Staatsbahnen, besteht aus der Stadt und zwei Vorstädten (Schönfeld und Hinkau), ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Reichsbanknebenstelle und zählt (1885) 11364 E., welche sehr bedeutende Tuchfabriken, zwei Maschinenbauanstalten mit Eisengießerei, fünf Dampfmühlen, vier Dampffärbereien und fünf Ziegelfabriken unterhalten. S. wurde um 1240 vom Markgrafen Heinrich dem Erlauchten zur Stadt erhoben, kam im Frieden zu Kamenz (16. Sept. 1482) an Brandenburg, stand aber bis zur Eroberung Schlesiens durch Friedrich II. unter böhm. Oberlehnsherrschaft.

Sommerflecken, s. Sommersprossen.

Sommerfrischen, Sommerkurorte, s. u. Klimatische Kurorte.

Sommergewächse, soviel wie Einjährige (s. d.).

Sommergut oder Rupffedern, s. unter Federn (tierische).

Sommerhausen, Flecken im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Ochsenfurt, rechts am Main, Winterhausen gegenüber, zählt (1885) 1200 E. und hat eine evang. Pfarrkirche, ein Schloß, Wein- und Obstbau, sowie Seidenbandfabrikation, Korbwarenfabrikation und Schlauchwebereien.

Sömmering (Sam. Thomas von), einer der ausgezeichnetsten deutschen Anatomen und Physiologen, geb. zu Thorn 18. Jan. 1755, studierte seit 1774 Medizin zu Göttingen, wo er 1778 als Doktor promovierte, und wurde noch in demselben Jahre Professor der Anatomie in Kassel, 1784 in Mainz. Nach der Aufhebung letzterer Universität praktizierte er in Frankfurt a. M. Im J. 1804 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München, nachmals bayr. Geheimrat und später in den Adelsstand erhoben. Jedoch kehrte er 1820 nach Frankfurt zurück, wo er 2. März 1830 starb.

Die Zahl seiner Schriften ist sehr groß. Als die wichtigsten sind zu erwähnen: die Dissertation «De basi encephali et originibus nervorum ex cranio egredientium» (Gött. 1778), «Vom Hirn- und Rückenmark» (Mainz 1788; 2. Aufl. 1792), «Abbildung und Beschreibung einiger Mißgeburten des ehemaligen anatom. Theaters zu Kassel» (Mainz 1791, mit Kupfern), «Vom Baue des menschlichen Körpers» (5 Bde., Frankf. 1791—96; 2. Aufl. 1800; neue Aufl., von Bischoff, Henle u. a., 9 Bde., Lpz. 1839—44), «De corporis humani fabrica» (6 Bde., Frankf. 1794—1801), «De morbis vasorum absorbentium corporis humani» (Frankf. 1795), worin er den wichtigen Einfluß der Saugadern auf krankhafte Zustände auseinandersetzt; «Über das Organ der Seele» (Königsb. 1796), worin er die Hypothese aufstellte, daß die Seele in der in den Hirnhöhlen enthaltenen dunstförmigen Flüssigkeit ihren Sitz habe; «Tabula sceleti feminini» (Frankf. 1798), «Abbildung des menschlichen Auges» (Frankf. 1801), «Abbildung des menschlichen Hörorgans» (Frankf. 1806), «Abbildung des menschlichen Organs des Geschmacks und der Stimme» (Frankf. 1806), «Abbildung der menschlichen Organe des Geruchs» (Frankf. 1809), «Über die Ursache, Erkenntnis und Behandlung der Nabelbrüche» (Frankf. 1811).

Sommerkleid nennt man eine bei Säugetieren und Vögeln der gemäßigten und kältern Zone oder, in den Tropen, der höhern Gebirge mit Eintritt der wärmern Jahreszeit vor sich gehende Veränderung der Behaarung und Befiederung. Das S. kann von dem Winterkleid in zwei Punkten abweichen, nämlich, und das ist bei Säugetieren der Fall, in der Dichtigkeit des Pelzes, seltener bei Vögeln des Gefieders, und in dessen Färbung. Die meisten unserer Säugetiere, domestizierte und wilde, verlieren im Frühjahr ein gut Teil ihres Haarkleides, sie haaren sich, erhalten es aber im Herbste in merkwürdig kurzer Zeit wieder. Bei andern, namentlich mehr nördl. Formen, wie Polarfuchs, Schneehase, verschiedene Marderformen u. s. w., auch bei einigen nördl. Vögeln, z. B. Schneehuhn, Schneeammer u. s. w., ändert sich auch die Farbe von Haar und Federn, indem dieselbe von dem Winterweiß in sehr kurzer Zeit zum Sommerbraun und umgekehrt ohne Haarung und wesentliche Mauser durch Verfärbung übergeht. Von dem S. muß man das bei sehr vielen Vögeln, namentlich beim männlichen Geschlecht zur Fortpflanzungszeit, die mit der wärmern Jahreszeit meist zusammenfällt, eintretende «Hochzeitskleid» genau unterscheiden. Das S. dient der Erhaltung des Individuums teils in wärmeökonomischer Hinsicht, teils indem es die Tiere und ihre Umgebung (Schnee im Winter, Bodenfarbe im Sommer) in Rücksicht der Farbe gleich erscheinen läßt, sei es bei schwachen

zum Schutz gegen Feinde oder bei Raubtieren zu einer leichtern Beschleichung der Beute, das Hochzeitskleid hingegen steht als Mittel der Erhaltung der Art mit dem Fortpflanzungsgeschäft in innigstem Zusammenhange und ist erst indirekt von der Jahreszeit abhängig.

Sommerkönig, soviel wie Goldhähnchen.

Sommerpunkt, soviel wie Sommersolstitium, s. unter Sommer.

Sommerräude der Pferde, s. unter Hautkrankheiten (der Haustiere).

Sommerschlaf nennt man ein bei vielen tropischen Tieren während der heißesten Jahreszeit eintretendes, aber mehr durch die Trockenheit als durch die Hitze bedingtes Versinken in einen lethargischen, schlafartigen Zustand, wodurch die betreffenden Tiere (kleine Säuger, Reptilien, Fische, Insekten, Mollusken) während einer Zeit, in der ihre natürlichen Existenzbedingungen, Futter, Grad der Feuchtigkeit ꝛc. sehr verändert sind, gegen äußere schädliche Einflüsse gleichsam abgeschlossen werden. Der tropische S. ist das Widerspiel des Winterschlafs (s. d.), wie er in kältern Klimaten auftritt.

Sommersolstitium, s. unter Sommer.

Sommersprossen oder Sommerflecken (ephelides) sind kleine gelbliche und bräunliche Flecken, die besonders bei Individuen mit zarter Haut, blonden und rötlichen Haaren und sehr weißem Teint auf den von den Kleidern nicht bedeckten Körperteilen (im Gesicht, auf den Händen und Armen) erscheinen. Die S. sind Pigmentablagerungen in der Haut, welche im Sommer, also namentlich unter dem Einfluß des Sonnenlichts, auch dann entstehen, wenn man die Haut vor der Einwirkung der direkten Sonnenstrahlen schützt. Im Winter blassen sie ab oder verschwinden auch wohl von selbst. Künstlich kann man sie nur zugleich mit der Hautschicht entfernen, in welcher die Pigmentflecken enthalten sind (durch die von Hebra angegebenen Sublimatumschläge); aber mit dieser Hautschicht kommen nach einigen Wochen auch die S. wieder.

Sommerville, Stadt in Middlesex County im nordamerik. Staate Massachusetts, liegt an der Boston- und Albany-, der Boston- und Maine- und der Eastern- und Fitchburg-Eisenbahn, 5 km von Boston, zählt (1886) 24933 E., darunter 77 Farbige und 4 Chinesen, produziert in 100 industriellen Etablissements besonders Röhren, Glasflaschen, Mehl u. s. w. S. hat 15 Kirchen und 1 Hochschule. Die Stadt wurde schon 1872 inkorporiert.

Sommerzeichen nennt man die drei Zeichen des Tierkreises vom 90. bis zum 180. Grade der Ekliptik; sie sind Krebs (♋), Löwe (♌), Jungfrau (♍). (S. unter Herbst.)

Sommières, Stadt im franz. Depart. Gard, Arrondissement Nîmes, links am Vidourle, Station der Linien Lunel-Le Vigan, S.-Nîmes und S.-Les Mazes der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, zählt (1881) 3771 E. und hat zwei alte Schlösser, von denen das eine in Ruinen liegt, eine Konsistorialkirche der Reformierten, Wollkämmerei, Wolldecken- und Teppichweberei, Gerberei, Hutmacherei, Branntweinbrennerei und Liqueurfabrikation.

Somnambulismus (vom lat. somnus, Schlaf, und ambulare, wandeln) bezeichnet im engern wissenschaftlich-mediz. Sinne das Ausführen anscheinend überlegter Handlungen im Schlafe, insbesondere das Umherwandeln (Nachtwandeln), wie überhaupt das Ausführen von im wachen Zustande viel geübten Beschäftigungen. Es handelt sich um eine Art geordneten Träumens, dessen Inhalt vorwiegend lebhafte Bewegungsvorstellungen bilden. Der S. in diesem Sinne findet sich ausnahmslos bei nervös nicht völlig normalen, insbesondere jugendlichen Personen, wenn auch nicht immer der krankhafte Nervenzustand sich durch andere ausgeprägte Erscheinungen kundgibt. Ganz besonders disponiert Epilepsie (s. d.) zum S. Im populären Sinne umfaßt der S. auch jene als Hellsehen, magnetisches Schlafwachen (clairvoyance) bezeichneten Zustände, in welchen bei äußerlich verschlossenen Sinnen die Fähigkeit bestehen soll, vermöge eines rätselhaften intuitiven Vermögens, Vorgänge und Objekte wahrzunehmen, welche mit gesunden Sinnen und im gewöhnlichen wachen Geisteszustand nicht erkannt werden können, z. B. Vorgänge in weiter räumlicher Ferne, in der Zukunft u. s. w. Indes gehen bei näherer Prüfung die intellektuellen Leistungen der sog. Somnambulen in diesem Sinne nicht prinzipiell über den gewöhnlichen menschlichen Erfahrungskreis hinaus. Meist handelt es sich um absichtliche betrügerische Täuschungen, vielfach aber auch um mehr oder weniger unwillkürliche, durch krankhafte nervöse Zustände, insbesondere Hysterie (s. d.) bedingte Phantastereien (mit Sinnesdelirien, s. d.). Im letztern Falle findet sich ab und zu thatsächlich nebenbei eine hochgradig gesteigerte Erregbarkeit (Hyperästhesie) der Sinnesapparate, sodaß Vorgänge, beziehungsweise Dinge in der Außenwelt wahrgenommen werden, welche gesunden Sinnen verborgen bleiben (z. B. feinste Geräusche, riechende Substanzen in geringster Menge). Indes handelt es sich auch hier keineswegs um Leistungen übersinnlicher Natur. Der Zustand des magnetischen Schlafwachens kann oft künstlich von einer Person («Magnetiseur») an einer andern herbeigeführt werden (s. Hypnotismus), während der Zustand des Nachtwandelns im mediz. Sinne sich aus dem gewöhnlichen Schlaf hervor ohne fremdes Zuthun entwickelt.

Somnus bei den Römern, bei den Griechen Hypnos, Sohn der Nacht, Zwillingsbruder des Thanatos (Tod), ist der Gott des Schlafs, dessen freundlicher Macht Götter und Menschen unterliegen. In der Ilias trägt er mit seinem Zwillingsbruder Thanatos den Leichnam des Sarpedon nach Lykien. Ein anderes mal findet ihn Hera auf Lemnos, wo sie ihn beredet, Zeus einzuschläfern. Nach Ovid ruht er bei den Kimmeriern in einer Gebirgshöhle, in der kein Sonnenstrahl leuchtet, kein lebendiges Wesen sich zeigt und vor der nur Mohn und andere derartige Kräuter wachsen, auf einem Lager von Ebenholz, umgeben von seinen Kindern, den zahllosen Traumgöttern. Von der Kunst ward er dem Tode ähnlich dargestellt. Auf Vasenbildern erscheint er als geflügelter Mann mit seinem ähnlich, nur männlicher und bärtig gebildeten Bruder einen Toten tragend; dann wird er auch spezieller charakterisiert, als rasch einherschreitender Jüngling mit Flügeln an der Stirn und einem Mohnstengel in der einen Hand, in der andern ein Horn, aus dem er Schlaf auf Ruhende niederträufeln läßt. Später wurde er auch im Sinne des Todesschlafs als Greis oder in der Gestalt eines Eros mit gekreuzten Beinen stehend und dann schlafend auf die umgestürzte Fackel gestützt dargestellt. (S. Thanatos.)

Somogy, s. Sümeg.

Somogyi, ungar. Adelsgeschlecht széklerischen Ursprungs, das seit dem Ende des 18. Jahrh. in den Grafenstand erhoben wurde. Außerdem gibt es noch andere adelige Familien dieses Namens, so die S. von Gyöngyös, von Perlaki, von Mohács, von Hollós, von Erdödy u. a. Hervorzuheben sind der Schriftsteller Alexander S., der ungar. Übersetzer von Karoline Pichler; dessen Sohn Karl (geb. 1. April 1811), der als Theolog und Gründer der öffentlichen Bibliothek in Szegedin sich einen Namen errungen hat; der Missionar Alois S. (1816—65). Der erste Graf S. starb im J. 1809.

Stephan S. von Erdödy, geb. 1717 zu Debreczin in Ungarn, trat 1741 in preuß. Militärdienste, stand im Rueschschen, 1750 als Rittmeister im Zietenschen Husarenregimente, wurde im April 1758 Major und 1763 Kommandeur des Möhringschen Husarenregiments, 1767 Oberstlieutenant und im Mai 1773 Oberst und Chef des Regiments. Er nahm an allen Kriegen Friedrichs d. Gr. rühmlichst teil, vermählte sich mit einer Gräfin Königsegg, erwarb in Oberschlesien beträchtlichen Grundbesitz und starb 30. Dez. 1777 zu Pitschen in Oberschlesien.

Stephan S. von Erdödy, geb. 1760, Sohn des vorigen, trat als Kornett in das Husarenregiment seines Vaters, avancierte bei demselben bis zum Oberstlieutenant, wurde 1813 Regimentskommandeur und Oberst und nahm rühmlichst an den Freiheitskriegen teil. Im J. 1818 wurde er Generalmajor und Festungskommandeur und starb 1821. Dessen Sohn Stephan S. von Erdödy, geb. 1795, gest. 1865, war bekannt als namhafter Land- und Forstmann in Oberschlesien.

Somosierra, span. Dorf in Altcastilien, 112 km nördlich von Madrid, an der Nordbahn und der Straße nach Burgos gelegen, von wo aus die Straße durch den Paß von S. über das Guadaramagebirge führt, ist durch das Gefecht am 30. Nov. 1808 denkwürdig geworden. 14000 Spanier hatten unter Don Benito San-Juan den Paß von S. besetzt und verschanzt. Kaiser Napoleon I. rückte von Norden her nach den Schlachten bei Tudela und Burgos heran mit 26000 Mann Fußvolk und 9000 Mann Reiterei. Die franz. Infanterie drang nur langsam auf den steilen Hängen vorwärts, da führte die Leibwache des Kaisers, eine Schwadron poln. Ulanen, auf der Straße selbst eine glänzende Attacke und nahm, gefolgt vom Reste des Regiments, rasch vier übereinander angelegte Batterien, deren Feuer die Abhänge wirksam bestrich. Dies entschied den Kampf. Die Spanier, durchweg frisch ausgehobene Truppen, zerstreuten sich und konnten erst bei Talavera am Tajo wieder gesammelt werden. Dem franz. Heere stand die Straße nach Madrid offen. Vgl. Beiheft zum «Militär. Wochenblatt» (Berl. 1853).

Somssich (spr. Schomschitsch) oder Somssics (Paul), konservativer ungar. Staatsmann, geb. 13. Jan. 1810 (oder 1811) auf dem Gute Sárd im Somogyer Komitat, stammt aus einem altadeligen Geschlecht dieses Komitats. Er gehörte seit 1843 dem Landtage an und erhielt 1844 eine Anstellung bei der ungar. Statthalterei, wo er die Aufmerksamkeit des damaligen Palatin Erzherzog Joseph auf sich zog und zum Hofrat ernannt wurde. Als der Landtag 1847 begann, wurde S. im Komitat Baranya gewählt, zog sich aber mit dem Ausbruche der Märzrevolution zurück. Er veröffentlichte seitdem mehrere Flugschriften über Zeitfragen, darunter «Ungarns altes Recht»; auch übersetzte er Guizots «Histoire de la revolution d'Angleterre» ins Ungarische (Pest 1851). Auf den ungar. Reichstagen 1861 und 1865 zeichnete er sich in den Reihen der sog. Deák-Partei als einer der besten Redner aus. Im J. 1872 wurde er vom Rigyiczer Wahlbezirk in das ungar. Abgeordnetenhaus gewählt und machte sich durch seine Opposition gegen den wirtschaftlichen Ausgleich mit Österreich bemerkbar. Später zog er sich ins Privatleben zurück und wurde im J. 1885 zum lebenslänglichen Mitgliede des ungar. Magnatenhauses ernannt. S. bekleidet auch die Würde eines k. k. Wirkl. Geheimrats.

Sonate (ital. Sonata, von **sonare**, tönen) ist ursprünglich die allgemeine Bezeichnung für Instrumentalsatz und steht in diesem Sinne im Gegensatze zur Cantata, der allgemeinen Bezeichnung für einen Vokalsatz. Als sich aber im Laufe des 17. Jahrh. verschiedene Formen der Instrumentalmusik ausbildeten, wurde auch die Bezeichnung S. in verschiedenem Sinne angewendet und besonders auf eine Reihe selbständiger Sätze bezogen, welche musikalisch ein Ganzes ausmachten. Diese Sätze waren in der Kammersonate (Sonata di camera) munter und lebhaft, meist Tänze; in der Kirchensonate (Sonata di chiesa) sollten sie ernster, würdiger, auch wohl fugiert, kontrapunktisch gearbeitet sein. So war es in der Zeit 1650—1750, wo die S. hauptsächlich für Saiteninstrumente mit begleitendem Klavier- und Orgelbaß bestimmt war und damals das bildete, was wir jetzt instrumentale Duos, Trios und Quartette nennen. Die S. für Klavier entstand zwar schon um 1700 durch Kuhnau, bildete sich aber erst nach 1750 zu ihrer jetzigen Gestalt aus; bis dahin war es vorwiegend die Suite (s. d.), welche für Klavierstücke galt. Erst seit ihrer Ausbildung durch Ph. Em. Bach und besonders durch Haydn erhielt die Klaviersonate im wesentlichen diejenige musikalische Form, welche die frühern Gestaltungen dieser Art überflügelte, und daher kam es, daß der Name S. in der neuern Musik fast ausschließlich Stücke für Klavier, oder für Klavier mit Violine, bezeichnet. An die genannten und viele andere Klaviersonaten-Komponisten jener Zeit schließen sich, jeder in seiner Art weiter bildend, Mozart und Clementi an. Namentlich aber hat Beethoven die Sonatenform mit Fülle und Tiefe behandelt. Auch noch viele andere, ältere und Neuere, z. B. Cramer, Dussek, Weber, Hummel, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Brahms, Raff u. a. haben in der S. Vortreffliches geleistet. Sonatine ist eine S. in kleinerer Form und von leichterm Inhalt.

Sonatine, s. unter Sonate.

Sonchus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen. Man kennt gegen 24 Arten, die sämtlich in der Alten Welt einheimisch sind, von denen aber einige als Unkraut auch in Amerika ausgedehnte Verbreitung gefunden haben. Es sind meist krautartige, seltener strauchartige Gewächse mit am Rande stacheligen Blättern; ihre Blütenköpfchen besitzen eine dachziegelschuppige eiförmige Hülle, einen nackten Fruchtboden und meist gelbe, selten blaue oder lilafarbene Zungenblüten; die Früchtchen sind zusammengedrückt, gerippt, an der Spitze abgestutzt und haben einen aus einfachen, gebogenen, weißen, seidenglänzenden Haaren

bestehenden, sitzenden Pappus. Die gemeinsten in Mitteleuropa vorkommenden Unkräuter sind die einjährige gemeine Saudistel oder Moosdistel (S. oleraceus *L.*), mit kleinen Blütenkörbchen und schwefelgelben Blumen, und die ausdauernde, häufig unter der Saat auftretende Gänsedistel (S. arvensis *L.*), mit großen Blütenkörbchen und schwefelgelben Blumen. Das Kraut der erstgenannten Art war früher offizinell. Die blau blühende Alpensaudistel (S. alpinus *L.*), eine in allen höhern Gebirgen, aber namentlich im Riesengebirge und in den Alpen häufig vorkommende Prachtpflanze mit bis über ein Meter hohem, purpurfarbigem, drüsig behaartem Stengel und langer Traube, großen Blütenkörbchen voll blauer Blumen, wird oft als Ziergewächs kultiviert.

Soncino, mittellat. Sonzinum oder Soncinum, Ortschaft in der ital. Provinz Cremona, Bezirk Crema, nahe rechts vom Oglio, zählt (1881) 5680 (Gemeinde 7531) E. und hat Seidenbau. S. gehörte bis 1322 zum Stadtgebiet Cremonas, 1322 —1796 zu Mailand. Im hiesigen Kastell starb im Sept. 1259 der gefangene Ezzelino da Romano, das Haupt der Ghibellinen in Italien. Im J. 1312 eroberte Graf Werner von Homberg, der Statthalter Kaiser Heinrichs VII. in der Lombardei, den Platz, welchen die Guelfen Cremonas unter Guilelmo di Cavalcabo eingenommen hatten.

Sond., bei naturhistor. Namen Abkürzung für W. Sonder, Arzt in Hamburg (Botaniker).

Sonde (specillum), ein metallenes Stäbchen verschiedener Länge und Dicke, mit dem der Chirurg tiefere Wunden und Eitergänge, sowie Kanäle und Höhlen des Körpers untersucht, sobald der Finger hierzu nicht ausreicht. Meist tragen die Sonden an einem Ende ein Öhr, um mit ihnen Fäden durch Wundgänge und Kanäle hindurchleiten zu können. Für einzelne Zwecke braucht man auch S. von biegsamem Material und von besonderer Form, z. B. zur Untersuchung der Urinblase, der Schlund- und Speiseröhre. Die Hohlsonde hat ihrer ganzen Länge nach eine Furche und wird besonders zur Anlegung erweiternder Schnitte gebraucht, indem man sie unter der zu trennenden Schicht einschiebt, das Messer mit dem Rücken in die Furche einsetzt und so für dieses beim Schnitt eine feste Bahn und Stütze hat.

Sonderbund und **Sonderbundskrieg** (Nov. 1847), s. unter Schweiz, S. 600.

Sonderburg, Kreisstadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, an der Südspitze Alsens, mit (1885) 5268 E., ist an der schmalsten Stelle des Alsensundes, der die Insel von der Halbinsel Sundewitt trennt, sehr schön gelegen. Die Stadt wird durch eine Pontonbrücke mit dem schlesw. Festlande verbunden und bildet zusammen mit den nur 2 km entfernten, preußischerseits wiederhergestellten Schanzen von Düppel (s. d.) einen Festungsrayon. S. ist Sitz eines Landrats und eines Amtsgerichts, hat einen vorzüglichen Hafen, ein Realprogymnasium, lebhafte Schiffahrt und unbedeutenden Schiffbau und ist ein besuchter Badeort. Die (lutherische) Kirche, 1884 mit einem Turm versehen, und das Rathaus sind ansehnlich, und die ganze Stadt hat nach dem verheerenden Bombardement 1864 sich sehr verschönert. Ursprünglich ist S. unter dem Schutz des gleichnamigen Schlosses (jetzt Kaserne) entstanden, das dicht am Hafen liegt und 1253 zuerst erwähnt wird. Der Name bedeutet die «südliche Burg» im Gegensatz zu dem gleichfalls auf Alsen belegenen Schlosse und Flecken Norburg (Nordburg). Im südöstl., seit 1755 abgebrochenen Turme des Schlosses S. saß der dän. König Christian II. 1532—49 in harter Gefangenschaft. Nach der Landesteilung 1564 nahm Herzog Johann der Jüngere (gest. 1622), der Stammvater der Sonderburgischen Gesamtlinie, hier seine Residenz. (S. Oldenburger Haus.) Sein Urenkel, Herzog Christian Adolf, mußte jedoch die abgeteilte Herrschaft S. 1667 im Konkurs aufgeben, worauf dieselbe von dem dän. König Friedrich III. erworben wurde. König Friedrich V. überließ 1764 das Schloß an die Herzöge von Augustenburg (s. d.), und es blieb in deren Besitz, bis Herzog Christian Karl August Friedrich (s. d.) alle seine Stammgüter 30. Dez. 1852 der dän. Regierung gezwungen verkaufen mußte. In der schönen Schloßkapelle sind viele Mitglieder der ältern sonderburgischen und der augustenburgischen Familie beigesetzt. Bei S. überschritt der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit seinem Heere im Dez. 1658 den Alsensund, um als dän. Bundesgenosse die Schweden von Alsen zu vertreiben. Im ersten schlesw.-holst. Krieg 1848—49 war S. das Hauptquartier der dän. Position auf Alsen und Sundewitt, von wo aus die deutschen Heere fortwährend in der Flanke bedroht wurden; ebenso im zweiten schlesw.-holstein. Krieg 1864. Während der Belagerung der Düppeler Schanzen ward auch S. namentlich 2. April 1864 von den preuß. Batterien hart beschossen und verbrannte großenteils. Mit der Eroberung Alsens fiel S. 29. Juni 1864 in die Hände der Preußen. — Der Kreis Sonderburg, 442 qkm groß, mit (1885) 32450 E., umfaßt die Insel Alsen und den größten Teil der Halbinsel Sundewitt (s. d.).

Sondergut, s. Einhandsgut.

Sonderland (Joh. Bapt.), Maler und Radierer, wurde 2. Febr. 1805 zu Düsseldorf geboren und daselbst an der Akademie unter Schadows Leitung gebildet. Hierauf bereiste er Holland, Frankreich und die Rheingegenden. Seine Gegenstände schöpfte er teils aus dem idyllischen Landleben, teils aus Dichterwerken, sowie aus der Fabel und dem Märchen. Unter seinen frühern Bildern sind zu nennen: der Wilde Jäger nach Bürgers Ballade, das gestörte Stelldichein, der die Zeche machende Wirt, der Fischmarkt, die rheinische Fähre, Abschied und Heimkehr des Kriegers, die Passagiere, der kleine Schuhmacher, der Erntewagen, Kosakeneinkehr, Hans und Grete (nach Uhland), letzteres in der Nationalgalerie zu Berlin, u. a. Ohne auf besondere Tiefe der Charakteristik, auf eine erschöpfende Durchbildung auszugehen, wußte er diesen Arbeiten einen anziehenden Reiz durch die Frische der Erfindung und die Lebendigkeit der Darstellung zu geben. Sehr umfassend war ferner seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Illustration. So nahm er teil an der Illustration zu den Reinickschen Liedern, gab selbst unter dem Titel «Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtern» eine große Anzahl von ihm selbst radierter Blätter heraus, illustrierte Immermanns «Münchhausen», die kath. Festbilder, die Gebete im Geist der kath. Kirche u. s. w. und übte mit großem Geschick die Lithographie, sowie die Federzeichnung auf Stein. Seine Illustrationen zählen nach vielen Tausenden. S. starb 21. Juli 1878 in seiner Vaterstadt.

Fritz S., Genremaler, Sohn des vorigen, geb. zu Düsseldorf 20. Sept. 1835, widmete sich anfangs dem Ingenieurfache, sowie dem Studium der Musik, entschied sich aber endlich für den väterlichen Beruf und wurde 1855 an der Düsseldorfer Akademie Bendemanns Schüler. Bald selbständig geworden, trat S. teils mit Bauernstücken, wozu er im Schwarzwald und in Hessen Studien gemacht hatte, hervor, teils mit Genrebildern des gesellschaftlichen Lebens aus der Spätrenaissance und Barockzeit, meistens in humoristischer Auffassung. Hierher gehören: Siegesdepesche, Gaukler in der Dorfschule, Diner à part, das Opfer der Spielsucht, der bescheidene Gast, Verirrt.

Sondershausen, Haupt- und Residenzstadt des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen, 19 km südlich von Nordhausen in der schwarzburg. Unterherrschaft, an der Wipper und Bebra und der Nordhausen-Erfurter Eisenbahn, in angenehmer, bergiger Gegend gelegen, ist Sitz der höchsten Landesbehörden, eines Landratsamts, verbunden mit der Kirchen- und Schulinspektion, eines Forstamts für die Unterherrschaft und eines Amtsgerichts und zählt (1885) 6336 E. Von öffentlichen Bauwerken ist außer der Stadtkirche das ansehnliche fürstl. Schloß hervorzuheben, in welchem eine Antiquitäten- und Naturaliensammlung aufgestellt ist und das von wohlgepflegten Parkanlagen umgeben wird. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu S. ein Gymnasium, eine Realschule (beide in dem neuerbauten monumentalen Staatsschulgebäude), eine höhere Töchterschule und ein Schullehrer- und Lehrerinnenseminar. Im J. 1878 wurde zu S. die Schwarzburgische Landesbank errichtet. Südwärts von S. liegt inmitten schöner Parkanlagen und Buchenwaldungen das fürstl. Jagdschloß zum Possen, mit einem weit sichtbaren Turme. Vgl. Bode, «S. und seine Umgebungen» (Nordh. 1858).

Sondersieche (Aussätzige), s. u. Aussatz.

Söndre-Bergenhus, Amt in Norwegen, s. unter Bergen (in Norwegen).

Sondrio, deutsch Sonders, Hauptstadt der ital. Provinz gleichen Namens (s. Veltlin), liegt 365 m über dem Meere am Eingange des Malencothals, zu beiden Seiten des Malero, eines wilden verheerenden Bergwassers, das durch feste Steindämme gebändigt, 1,5 km südlich von der Stadt in die Adda mündet. Die Stadt hat enge, unsaubere Straßen, hohe düstere Häuser, ein altes Kastell, das jetzt als Kaserne dient, eine sehenswerte Hauptkirche mit altertümlichem Turme und guten Gemälden, ein Theater, ein Gymnasium und ein Hospital, ist der Sitz eines Präfekten, eines Gerichtshofs, einer Handels- und Gewerbekammer und Kopfstation der veltliner Bahn Colico-S. (1886 im Bau) und zählt (1881) als Gemeinde 6990 E., welche Landwirtschaft, namentlich Weinbau, Weberei und Handel treiben. Bei der 3 km westlich auf einem Felsenvorsprunge auf Galerien erbauten Kirche Sassella wächst der feinste veltliner Wein; andere geschätzte Weine der Umgegend sind der Inferno und der Montagna.

Sone, ein Nebenfluß des Ganges in Vorderindien, entspringt in Gondwana in der Landschaft Nagpore, etwa 8 km östlich von der Quelle der Nabudda auf dem Plateau von Ummur-Kantak und ergießt sich nach einem Laufe von 744 km in den Ganges.

Sonett (ital.) heißt eine besondere Art kleiner lyrischer Gedichte, die sich auf 14 gereimte Zeilen beschränkt. Es sind zwei Hauptabteilungen von ungleicher Länge. Die erste wird durch zwei vierzeilige Strophen (Quaternarien), die letzte durch zwei dreizeilige Strophen (Terzinen) gebildet, und zwar so, daß die beiden Quaternarien durch zwei viermal wiederkehrende Reime sich verschlingen, in den beiden Terzinen aber je zwei und zwei oder je drei Verse miteinander gereimt werden. Entsprechend der Gliederung in zwei Hauptteile, in den Aufgesang der beiden Vierzeilen und in den Abgesang der beiden Dreizeilen, gestaltet sich der Inhalt wie Satz und Gegensatz, Problem und Lösung, Frage und Antwort. Das S. entstand in der klang- und reimreichen Sprache Italiens und wurde namentlich durch Petrarca zu vollendeter Meisterschaft erhoben. Als die ital. Litteratur im 16. Jahrh. für ganz Europa tonangebend wurde, ging auch das S. in alle andern Litteraturen, selbst in die Litteraturen german. Sprachstammes über, obgleich die german. Sprachen so künstlicher Reimverschlingung wenig entgegenkamen. Weltbekannt sind Shakspeares S. In Deutschland wurde das S. durch Georg Rodolf Weckherlin und Opitz eingeführt; diese Dichter nannten es mit deutschem Namen Klanggedicht. Im 18. Jahrh. kam es in Deutschland fast völlig in Vergessenheit; erst Bürger erweckte es wieder. A. W. Schlegel und die andern Dichter der sog. romantischen Dichterschule pflegten es mit Vorliebe. Goethe, Rückert, Platen, Eichendorff, Geibel, Heyse u. a. folgten. Bei der jetzt herrschenden Sprachgewandtheit ist das S. eine fast heimische Kunstform geworden. Vgl. Tomlinson, «The S. its origine, structure and place in poetry» (Lond. 1874).

Songarei, Land, s. Dsongarei.

Songhay, zur Negerrasse gehörendes Volk im westl. Sudan, zu beiden Seiten des mittlern Niger (hier Aribinda oder Gurma), mit einer isoliert dastehenden Sprache, welche auch in Timbuktu und vielen Oasen der westl. Sahara gesprochen wird. Die S. bildeten einst ein mächtiges Reich, welches Anfang des 11. Jahrh. den Islam annahm, um 1500 den Sudan bis östl. vom See Tsade umfaßte und 1592 durch die Marokkaner zerstört wurde. Ihre Hauptstadt war Gogo am Niger.

Songka oder Sang-koi, Hauptfluß in der Landschaft Tongking in Hinterindien, entspringt mit drei westlichern und einer östlichern Quelle in den Südabhängen des die chines. Provinz Yünnan durchziehenden Alpengebirges. Die drei westlichern Quellarme vereinigen sich oberhalb der an dem S. auf seiner linken Seite gelegenen Stadt Hanoi oder Keiho. Unterhalb derselben nimmt der S. noch den östlichsten Quellarm auf, um sich mit ihm vereinigt in die Bai von Tongking zu ergießen.

Sonklar von Innstätten (Karl), verdienter österr. Geograph, geb. 2. Dez. 1816 in Weißkirchen, besuchte die Normalschule seiner Vaterstadt und dann die Militärschule in Karansebes. Nachdem er einige Zeit als Lehrer an letzterer thätig gewesen, wurde er 1839 als Lieutenant in Graz eingestellt, 1845 mit seinem Regiment nach Innsbruck, 1848 nach Salzburg versetzt. Dann war er als Erzieher eines Erzherzogs thätig, bis er 1857 zum Lehrer der Geographie an der Militärakademie zu Wiener-Neustadt ernannt ward. Als solcher avancierte S. bis zum Oberst und nahm, nachdem er 1873 als

Generalmajor pensioniert, wieder seinen Aufenthalt in Innsbruck; er starb 10. Jan. 1885. S. war einer der hervorragendsten Alpenforscher und unternahm zahlreiche Hochgebirgstouren zu wissenschaftlichen Zwecken. Er schrieb: «Reiseskizzen aus den Alpen und Karpaten» (Wien 1857), «Gebirgsgruppe der Hochschwab» (Wien 1859), «Ötzthaler Gebirgsgruppe» (Gotha 1860, mit sehr wertvollem Atlas), «Die Gebirgsgruppe der Hohen Tauern» (Wien 1866). Seine in verschiedenen Zeitschriften publizierten Untersuchungen über Physiognomie und Einteilung des Alpensystems haben allgemeine Beachtung gefunden. Eine Zusammenfassung seiner Forschungsergebnisse bezüglich des Reliefs der Erdoberfläche bildet S.s «Allgemeine Orographie» (Wien 1873), seine in vielfacher Hinsicht mustergültige Hauptarbeit, grundlegend für die Gebiete der orographischen Terminologie und der Orometrie. Seiner Lehrthätigkeit entstammen einige Lehrbücher, die besonderes Gewicht auf Darstellung des Erdreliefs legen.

Sonn., bei naturhistor. Namen Abkürzung für Pierre Sonnerat, geb. 1749 zu Lyon, Marinekommissar in Indien, gest. 1824 zu Paris.

Sonnabend (in Süddeutschland und Österreich Samstag genannt; frz. Samedi, engl. Saturday), der sechste Wochentag (vgl. Woche). Bei den Juden ist der S. der Tag der Ruhe (s. Sabbat).

Sonne. Dieser Himmelskörper, von welchem Licht und Wärme ausströmen, der Haupt- und Centralkörper, um den sich alle Planeten, die Kometen, Meteorschwärme u. s. w. bewegen, stellt sich uns als eine kreisrunde und glänzende Scheibe dar. Zufolge dieser Darstellung muß dieser Weltkörper eine der Kugelgestalt sehr nahe kommende Form haben, da nur eine Kugel dem Auge in allen Stellungen auf die angegebene Art erscheinen kann. Aus der Erscheinung der Sonnenflecken (s. d.) hat man gefolgert, daß sie sich in etwa 25 Tagen von Westen nach Osten um ihre Achse dreht; auch hat sie eine im Raume fortschreitende Bewegung. Daß die Erde nebst allen Planeten sich um die Sonne bewegt, lehrte schon Kopernikus (s. d.); aber die wahre astron. Beziehung der S. nicht nur zu der Erde, sondern überhaupt zu allen Haupt- und Nebenplaneten unsers Systems hat uns erst Kepler (s. d.) kennen gelehrt. Ihre mittlere Entfernung von der Erde beträgt nach den neuesten Untersuchungen aus den Venusdurchgängen, den Marsbeobachtungen in dessen Sonnen- und Erdnähe, aus den Bewegungen der Erde und des Mondes etwa 23300 Erdhalbmesser oder 148670000 km, der scheinbare Halbmesser der S. aber zur Zeit, wo sie sich in der mittlern Entfernung von der Erde befindet, fast 961 Sekunden. Doch ändert sich derselbe im Verhältnis mit der Entfernung der S. und beträgt zur Zeit der größten Entfernung 945, zur Zeit der kleinsten 977 Sekunden. Aus diesem scheinbaren Halbmesser der S. in Verbindung mit ihrer Entfernung von uns folgt, daß ihr wahrer Halbmesser 693000 km beträgt. Ihre Oberfläche enthält daher über 6 Bill. Quadratkilometer und ihr Körperinhalt über 1,4 Trill. Kubikkilometer, sodaß sich aus der S. über 1280000 der Erde gleiche Kugeln bilden ließen. Auch an Masse ist die S. ungeheuer groß, da sie die Masse der Erde 355000 mal und die aller Planeten ihres Systems zusammengenommen gegen 800 mal übertrifft. Über die physische Beschaffenheit des Sonnenkörpers sind die Astronomen von jeher verschiedener Meinung gewesen. Nach der von Herschel aufgestellten Hypothese ist die S. ein mit einer leuchtenden Atmosphäre umgebener, für sich aber dunkler Körper, auf dessen Oberfläche sich, gleichwie auf der Erde, Berge und Thäler befinden. Jene Atmosphäre ist nach Herschel eine dreifache. Den Sonnenkörper umgibt zunächst eine dunkle, wolkenartige Schicht, welche durch eine zweite, sehr elastische und durchsichtige Schicht von der äußersten, der Atmosphäre, entfernt gehalten wird. Demnach wäre eigentlich die letztere für uns die Quelle des Lichts und der Wärme. Die ältere Ansicht, von Galilei besonders ausgesprochen, daß die S. eine weißglühende, feste oder flüssige Masse sei, hat durch die neuern Untersuchungen des Sonnenspektrums wieder die Herschelsche Hypothese verdrängt.

Man denkt sich, daß der feurigflüssige Körper der S. umgeben ist von einer Chromosphäre, in welcher von der feurigen Masse aus mächtige Eruptionen oder Lichtentwickelungen stattfinden. Diese letztern, bekannt unter dem Namen Protuberanzen (s. d.), konnte man früher nur bei totalen Sonnenfinsternissen beobachten. Die totale Sonnenfinsternis im Aug. 1868 lieferte das wichtige Resultat, daß man diese Protuberanzen mit dem Spektroskop auch zu jeder Tageszeit wahrnehmen kann. Der Astronom Jansen und fast gleichzeitig auch Lockyer waren die ersten, welche mit dem Spektroskop an der Stelle, wo Protuberanzen am Sonnenrande erscheinen, helle Linien sahen. Seit dem Sommer 1872 sieht man bei geöffnetem Spalt im Spektroskop (wie Huggins und Zöllner gezeigt haben) die Protuberanzen in ihrer ganzen Ausdehnung. Die vielfachen Beobachtungen der Protuberanzen haben konstatiert, daß dieselben sehr raschen Veränderungen unterworfen sind, die oft Gestalt und Größe innerhalb weniger Sekunden wechseln. Nach den neuesten Wahrnehmungen mehrerer Astronomen hat man die Ansicht aufgestellt, daß an den Stellen, wo Protuberanzen sichtbar werden, bald darauf Flecken erscheinen, und danach würde die Häufigkeit der Protuberanzen ebenso wie die der Sonnenflecken einer elfjährigen Periode unterworfen sein, was sich bei dem letzten Sonnenflecken-Minimum bestätigte. Die Sonnenflecken mit ihrer Umgebung (Penumbra) hält man nach der Kirchhoffschen Hypothese für dichtere Wolkengebilde, welche über der feurigflüssigen Masse sich erheben. Durch Vergleichung der Linien im Sonnenspektrum mit den Linien im Spektrum irdischer Stoffe denkt man sich in der Sonnenatmosphäre, welche eine Temperatur von vielen tausend Graden haben soll, die Stoffe Natrium, Calcium, Magnesium, Eisen u. s. w. in gasförmigem Zustande; auch die Existenz von Sauerstoff ist neuerdings nachgewiesen. Vgl. Secchi, «Die S.» (deutsch von Schellen, Braunschw. 1872); Young, «Die S.» (deutsche Ausgabe, Lpz. 1882).

Sonneberg, Kreis im Oberlande des Herzogtums Sachsen-Meiningen, 347,2 qkm mit (1880) 43000 E., bildet die Südabdachung des südöstl. Thüringerwaldes. Von dem Holze, welches das Gebirge in Menge liefert, geht ein guter Teil den Main und Rhein hinab («Holländerstämme»), von dem im Lande bleibenden Blockholz wird viel zu Kisten verarbeitet, weniger zur Spielwarenfabrikation gebraucht, deren Hauptmaterial vielmehr Papiermaché ist. Während die Gewinnung und Verarbeitung des Eisenerzes ganz aufgehört hat,

beschäftigt in mehrern Ortschaften des Gebirges das Brechen des Griffelschiefers und die Fabrikation von Griffeln (Schieferstiften) viele Hände. Das Land ist durch eine Menge Gewerbebetriebe und Fabriken, Glashütten, Porzellanfabriken, Märbel- und Schneidemühlen, die ihre Bretter zum Teil weithin versenden, belebt, auch mehrere Eisengießereien (die wichtigste in Oberlind bei Sonneberg) sind zu erwähnen. Zahlreiche Brauereien liefern vorzügliches Bier. Der Mittelpunkt des lebhaften Industriebetriebes und Handels ist die Hauptstadt Sonneberg, an der Röthen, Station der Linie Coburg-Lauscha der Werrabahn, Sitz einer Handels- und Gewerbekammer, hat eine höhere Bürgerschule mit Handelsabteilung, eine Industrie- und Töchterschule und eine besuchte elektrische und Kaltwasserheilanstalt. Die Stadt zählt (1885) 10200 E., welche hauptsächlich Spielwaren aus Papiermaché, darunter besonders Puppen, verfertigen. Bedeutend ist der Handel S.s, der den größten Teil der Fabrikate des ganzen Kreises unter dem Namen Sonneberger Waren nach allen Gegenden der Erde, vorzugsweise nach England, Nord- und Südamerika, befördert. Am Fellberg und in dessen Nähe, 1½ Stunden nordnordwestlich von S., wird das Material für sämtliche Griffel der Erde gebrochen und am Südfuß des genannten Bergs vorzüglicher Ocher gegraben.

Soennecken (Friedr.), geb. 20. Sept. 1848 in Dröschede bei Iserlohn, besuchte die Realschule in Iserlohn, erlernte die Kaufmannschaft, gründete 1869 mit Freunden den Kaufmännischen Verein in Iserlohn, war von 1872 bis 1876 als Werkzeugfabrikant in Remscheid thätig und verfaßte daselbst ein Lehrbuch für die Rundschrift (s. d.), welches zum erstenmal in Deutschland eine geläufig schreibbare Zierschrift einführte. Für die Rundschrift konstruierte er auch besondere Federn. Seit 1875 widmete er sich ausschließlich dem Studium der Schriftentwickelung, studierte 1876 und 1877 in Bonn, besuchte die größten Bibliotheken in Deutschland, Frankreich, England, Italien und Rußland, schrieb «Das deutsche Schriftwesen und die Notwendigkeit seiner Reform» (Bonn 1881) und hielt in verschiedenen Städten darüber öffentliche Vorträge.

Sonnemann (Leopold), Publizist und Parlamentarier, geb. 29. Okt. 1831 zu Höchberg bei Würzburg, widmete sich dem Kaufmannsstande und gründete 1856 in Gemeinschaft mit andern die «Neue Frankfurter Zeitung». Im J. 1859 beteiligte er sich an der Gründung des Nationalvereins, schied aus demselben aber bald wieder aus, weil die centralistischen Bestrebungen desselben ihm nicht zusagten, und schloß sich der föderalistischen Richtung der süddeutschen Demokratie an. Im Sinn dieser Partei bekämpfte er lebhaft die preuß. Politik in seiner Zeitung, die infolge dessen 1866 nach der Besetzung Frankfurts durch General Vogel von Falkenstein unterdrückt wurde. S. begab sich nach Stuttgart, ließ das Blatt dort nach 14 Tagen weiter erscheinen und verlegte es nach Aufhebung des Kriegszustandes unter dem Titel «Frankfurter Zeitung» wieder nach Frankfurt. Im J. 1867 wurde er alleiniger Eigentümer des Blattes. Durch eine geschickte Leitung insbesondere des den Handelsnachrichten gewidmeten Teils gewann die «Frankfurter Zeitung» bald an Bedeutung und Einfluß und wurde Veranlassung, daß S. von der Stadt Frankfurt 1871—74 und 1878—84 in den Reichstag gewählt wurde. Hier schloß er sich der Deutschen Volkspartei an, trat aber weniger auf polit. als auf wirtschaftlichem Gebiet hervor. In Zollfragen zeigte er sich als eifriger Vertreter der liberalen wirtschaftlichen Richtung, ohne sich jedoch im übrigen, namentlich in sozialpolit. Fragen, dem individualistischen Standpunkt seiner freihändlerischen Freunde anzuschließen.

Sonnenbäder, s. unter Bad.

Sonnenbahn, s. Ekliptik.

Sonnenbär, s. unter Bär (Raubtier).

Sonnenberg (Franz Ant. Jos. Ign. Maria, Freiherr von), deutscher Dichter, geb. zu Münster in Westfalen 5. Sept. 1779, entwarf bereits auf dem Gymnasium zu Münster nach Klopstocks «Messias» den ersten Plan zu einem Epos «Das Weltende» (Bd. 1, Wien 1801), das alle Fehler eines regellosen gigantischen Umrisses, einer meist schwülstigen, unnatürlichen Diktion und einer wilden Phantasie vereinigt. Er studierte die Rechte, machte in seinem 19. Jahre eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich und lebte später zurückgezogen in Drakendorf bei Jena und in Jena. Hier arbeitete er an einem zweiten Epos, «Donatoa», einem Gemälde des Untergangs der Welt. Er nahm sich im Wahnsinn das Leben 22. Nov. 1805, indem er sich zu Jena aus dem Fenster stürzte. Gruber gab «Donatoa» mit der Lebensbeschreibung S.s (2 Tle. in 2 Bdchn., Halle 1806—7) und «Gedichte» (Rudolst. 1808) heraus.

Sonnenblume oder Sonnenrose, s. Helianthus.

Sonnenblumenöl, Speiseöl, welches, namentlich im südl. Rußland, durch Auspressen der Samenkerne der Sonnenblume gewonnen wird.

Sonnenburg, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt a. O., Kreis Oststernberg, an der Lenze und am südl. Rande des Warthebruchs, an der Kunststraße Berlin-Posen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 6321 E. und hat ein aus den Mitteln des Johanniterordens erbautes und erhaltenes Krankenhaus, eine königl. Strafanstalt und Schloß (1514—1811 Sitz eines Herrenmeistertums des Johanniterordens), Torflager, Fischerei, Ziegelbrennerei, eine Seidenweberei, eine Filzfabrik, eine Dampfmahl- und Dampfsägemühle, Fabriken für Neusilber, Cigarren, Plüsch, Teppiche, Reißbrettstifte und Bilderrahmen, sowie starken Heuhandel. Noch jetzt wird alle zwei Jahre in der Ordenskirche der Ritterschlag an den neuen Johanniterrittern durch den Herrenmeister Prinzen Albrecht von Preußen vollzogen.

Sonnenfackeln, s. unter Sonnenflecken.

Sonnenfels (Jos. von), ein verdienstvoller Schriftsteller, geb. zu Nikolsburg in Mähren 1732, wurde bei den Piaristen erzogen, studierte in Wien die Rechte, daneben aber auch mit Eifer das Hebräische, sodaß er seinem Vater, der jüd. Herkunft war, als Dolmetscher des Hebräischen bei der niederösterr. Regierung beigegeben wurde. Außerdem arbeitete er als Gehilfe bei einem höhern Justizbeamten. Später wurde er Rechnungsführer bei der österr. Arcierengarde, 1763 Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität zu Wien. Durch seine Schrift «Über Abschaffung der Tortur» (Zür. 1775) bewirkte S., daß in den österr. Staaten die Folter abgeschafft wurde. Trotz der Bemühungen seiner Feinde, ihn als Religionsspötter und Majestätsverbrecher zu stürzen, wurde er von der

Kaiserin Maria Theresia zum Rat, 1779 zum Wirkl. Hofrat bei der Geh. böhm. und österr. Hofkanzlei und zum Beisitzer der Studien- und Censur-Kommission und 1810 zum Präsidenten der k. k. Akademie der bildenden Künste ernannt. Er starb 25. April 1817. Er hat im peinlichen Rechte, in der Polizei und im Finanzwesen Verbesserungen durchsetzen helfen, die ihm zu großem Ruhme gereichen. Durch seine «Briefe über die wienerische Schaubühne» (4 Bde., Wien 1768; Neudruck 1884) und durch andere dramaturgische Arbeiten wurde er der Reformator der Bühne in Österreich. Seine «Gesammelten Schriften» erschienen in 10 Bänden (Wien 1783—87). Vgl. M. Müller, «Joseph von S.» (Jena 1882).

Sonnenferne und **Sonnennähe** (Perihelium), [s. u. Aphelium.

Sonnenfinsternis entsteht, wenn der Mond derartig zwischen Erde und Sonne tritt, daß dadurch die Sonne ganz oder zum Teil bedeckt, mithin einem Teil der Erde das Sonnenlicht in dem nämlichen Maße entzogen wird, was aber nur zur Zeit des Neumondes möglich ist. Nach der sinnlichen Wahrnehmung zieht dabei der Mond in Gestalt einer dunkeln Scheibe von Westen nach Osten vor der Sonnenscheibe hin. Wirklich verfinstert wird dabei eigentlich nur die Erde, welche bei der S. in demselben Falle ist, worin der Mond (s. d.) sich bei der Mondfinsternis befindet. Da sich aber der Schatten, den der Mond wirft, nur etwa 375000 km, mithin etwa ebenso weit von demselben erstreckt, als die Erde vom Monde entfernt ist, so kann es geschehen, daß selbst dann, wenn zur Zeit des Neumondes Sonne, Mond und Erde in gerader Linie stehen, der Mondschatten, wenigstens der volle, die Erde, welche zuweilen über 400000 km vom Monde entfernt ist, gar nicht erreicht, sodaß kein Teil der Erde völlig verfinstert wird; jedenfalls kann immer nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Erdoberfläche auf einmal verfinstert sein, während dagegen der Erdschatten sich viel weiter (1344000—1390000 km) von der Erde erstreckt und daher der Mond sehr oft zur Zeit einer Mondfinsternis ganz und gar in den Erdschatten eingetaucht oder verfinstert ist. Ein weit größerer Teil der Erdoberfläche kann vom Halbschatten des Mondes getroffen werden und sieht dann einen Teil der Sonne verfinstert oder vom Monde bedeckt. Hiernach sind die S. entweder **totale**, d. h. solche, wo die ganze Sonnenscheibe verfinstert erscheint, oder **partiale**, d. h. solche, wo die Sonnenscheibe nur zum Teil verdeckt wird. Die größtmögliche Dauer einer totalen S. für einen bestimmten Ort beträgt noch nicht 8 Min. Den Grad der Verfinsterung der Sonne bei einer partialen S. pflegt man so zu bestimmen, daß man den scheinbaren Durchmesser der Sonne in 12 Teile, sog. Zolle, teilt und angibt, wieviel dieser Teile verfinstert sind; hiernach kann also eine Sonnenfinsternis z. B. 5zöllig, 8zöllig u. s. w. sein. Eine besondere Art partialer S. sind die **ringförmigen**, bei denen man zwar den ganzen Mond vor der Sonne, die letztere aber dennoch nicht ganz verfinstert, sondern den äußersten ringförmigen Teil der Sonnenscheibe unbedeckt sieht. Eine solche findet in dem vorhin angegebenen Falle statt, wenn die Spitze des Mondschattenkegels die Erde nicht erreicht; der scheinbare Durchmesser des Mondes ist dann um höchstens 3¼ Min. kleiner als der der Sonne, und diejenige Gegend der Erdoberfläche, welche der Spitze des Mondschattenkegels zunächst liegt, hat eine ringförmige S. Was die Umstände einer totalen Finsternis anlangt, so pflegt die eintretende Dunkelheit zwar sehr auffallend zu sein, aber doch meist nur einer starken Dämmerung zu gleichen, in der die hellern Sterne sichtbar werden, die Nachtvögel hervorkommen und die Tiere unruhig werden. Merkwürdig sind die roten Hervorragungen an der Sonnenscheibe (s. **Protuberanzen**) und der silberweiße, zuweilen auch rötliche oder bläuliche, ziemlich breite Ring (Corona), der sich bei totalen S. um die Sonne zeigt und wahrscheinlich von einer die Sonne auf sehr weite Entfernung hin umgebenden Lichthülle herrührt. Übrigens sind totale S. höchst selten und kommen an einem und demselben Orte der Erde nur etwa alle 200 Jahre vor; im allgemeinen finden jährlich wenigstens zwei S. statt, in der Finsternisperiode von 18 Jahren 11 Tagen gibt es 41, ein bestimmter Ort aber hat durchschnittlich nur alle zwei Jahre eine sichtbare S. Die Berechnung alter S. ist für die Chronologie von Wichtigkeit. Totale oder ringförmige S. finden im 19. Jahrh. noch statt: 1887 am 19. Aug., total in Ostpreußen und Rußland; 1890 am 17. Juni, ringförmig im Mittelmeer und in Kleinasien; 1896 am 9. Aug., total in Norwegen, Lappland, Rußland; 1900 am 28. Mai, ringförmig in Portugal und Spanien.

Sonnenfisch ist der volkstümliche Name zweier Fische, erstens eines in die Familie der Makrelen (s. d.) gehörigen, auch **Petersfisch**, **Heringskönig** (Zeus faber) genannten, nur gelegentlich in der Nordsee auftretenden, an Europas Westküste und im Mittelmeer häufigen echten Knochenfisches, und zweitens des eigentümlichen, auch als **Schwimmender Kopf** bezeichneten Orthragoriscus Mola, welcher die größte Form der **Haftkiefer** (Plektognathen, s. d.) ist und in allen offenen Meeren, auch in der Nordsee, gefunden wird.

Sonnenflecken. Man erblickt auf der Sonnenscheibe größere und kleinere Flecken von unregelmäßiger Gestalt und in größerer oder geringerer Anzahl; sie erscheinen in der Mitte schwarz und am Rande mit einem weißlichgrauen Hofe (Penumbra), der auch oft in große Flächen ohne jenen erkennbaren schwarzen Kern zerfließt. Die Flecken entstehen und verschwinden zuweilen mitten auf der Sonne schnell und ohne alle bemerkbare Veranlassung; häufiger aber sieht man sie schon gebildet am östl. Rande eintreten und sich nach dem westl. Rande bewegen, an welchem sie, ungefähr 13—14 Tage nach ihrem ersten Erscheinen, wieder verschwinden und hierauf nach derselben Zeit am östl. Rande wieder hervorkommen. Die ganze Erscheinung trägt sich so zu, als wenn diese Flecken in etwa 27 Tagen einen Umlauf um die ganze Sonne machten. Um den 10. Juni beschreiben sie während ihrer Sichtbarkeit von Norden nach Süden hinabgehende gerade Linien auf der Sonne. In den folgenden Monaten fangen diese Bahnen an sich zu krümmen und bilden Ellipsen, deren Höhlung sich aufwärts kehrt und deren Öffnung sich später erweitert. Um den 10. Sept. ist die letztere am größten. Dann nähern sich diese krummen Linien wieder geraden Linien, und um den 10. Dez. erscheinen sie vollkommen gerade. Hierauf wiederholen sich die angegebenen Erscheinungen, nur in umgekehrter Richtung, und die Periode beträgt gerade ein Sonnenjahr. Man erklärt dies alles vollständig, wenn man die Flecken nicht als eigene dunkle Himmelskörper, wie ehemals

geschah, sondern als der Sonnenkugel selbst angehörige betrachtet und letzterer eine Rotation von Westen nach Osten um eine Achse beilegt, welche unter einem Winkel von 82½° gegen die Ebene der Ekliptik geneigt ist. Die wirkliche Dauer dieser Rotation findet man aus der scheinbaren, oben auf ungefähr 27 Tage bestimmten etwas über 25 Tage; denn es muß in Betracht gezogen werden, daß die Erde, von welcher aus die Bewegung betrachtet wird, unterdes selbst nach dieser Richtung in Bewegung ist, und daß dieser Umstand also notwendig eine solche Verschiedenheit zur Folge hat. Die S. sind zuweilen sehr groß und haben einen Durchmesser von 70000 und mehr Kilometer. Sie scheinen alle in eine Zone eingeschlossen, die sich auf beiden Seiten des Sonnenäquators 30° weit erstreckt. In ihrer Nähe erscheinen gewöhnlich auffallend helle Stellen, sog. Sonnenfadeln, aus denen nicht selten S. hervorbrechen. Mit einem guten Fernrohr sieht man auf der Sonnenscheibe überall ganz kleine Fleckenpunkte, sog. Poren, wodurch die Sonne wie geadert erscheint. Die Sonne hat nicht immer Flecken. Schwabe in Dessau fand zuerst in der Häufigkeit der Flecken eine elfjährige Periode. In den J. 1847, 1848, 1849, ebenso 1858, 1859, 1860, 1861, 1871 waren z. B. an allen Beobachtungstagen stets Flecken vorhanden; 1844, 1856, 1867 und 1877 waren an fast 200 Tagen im Jahre gar keine Flecken sichtbar. Merkwürdig ist, daß in der Größe der Schwankungen der Magnetnadel, sowie in der Häufigkeit der Nordlichter ebenfalls eine elfjährige Periode gefunden ist, die vollständig parallel der Sonnenfleckenperiode läuft. Die ersten Flecken wurden 1610 von dem Engländer Harriot und von dem Friesländer Joh. Fabricius gesehen, welcher letztere allgemein für den Entdecker dieser Flecken gilt. Herschel dachte sich die Flecken als Risse in der Lichtsphäre der Sonne. Die Kernflecken sind danach sichtbare Teile des dunkeln Sonnenkörpers, die Höfe sichtbare Teile der wolkenartigen Schicht der Sonnenatmosphäre. Nach Kirchhoff und Zöllner sind die S. sichtbare, durch lokale Temperaturerniedrigung entstehende Wolken in der Sonnenatmosphäre und die Höfe andere Wolken, die dadurch entstehen, daß durch erstere Teilen der Sonnenatmosphäre die Wärme vom glühenden Kern entzogen wird.

Sonnengeflecht (plexus solaris), s. unter Ganglien, Plexus und Sympathicus nervus.

Sonnengläser nennt man dunkelfarbige oder schwärzliche Gläser (»London-Smoke«-Gläser), die sich an dem Okular der Fernrohre zur Dämpfung des grellen Lichtes anbringen lassen, wenn letztere nach der Sonne gerichtet werden sollen. Zur Beobachtung bei Sonnenfinsternissen bedient sich das Publikum der S. auch ohne Fernrohr; es genügen dann als S. angerußte Gläser.

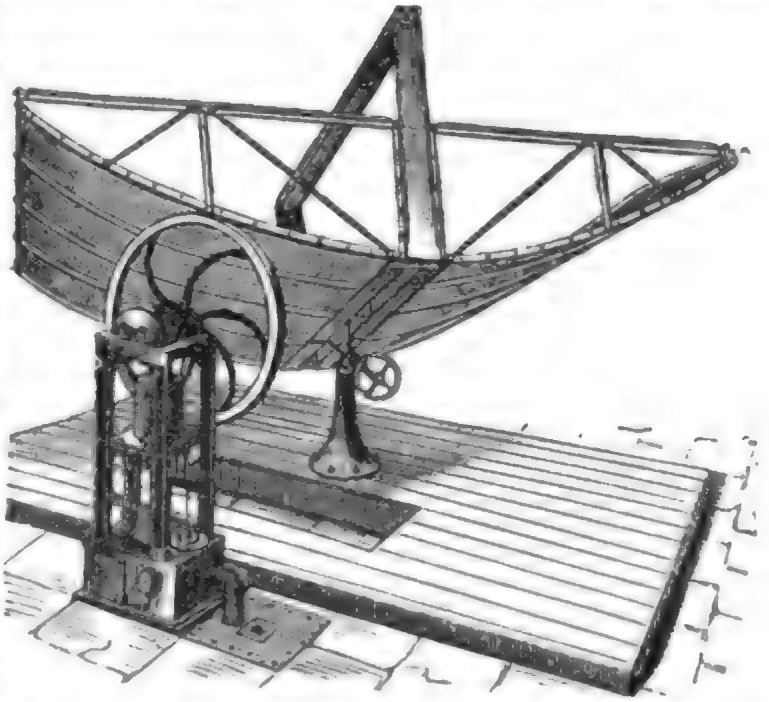
Sonnengott, s. Helios.

Sonnenjahr, s. unter Jahr.

Sonnenkäfer, Vulgärname für Coccinelle (s. d.).

Sonnenlehen nannte man in der Zeit, wo das Lehnswesen fast alle Besitz- und Eigentumsverhältnisse ergriffen hatte, zu freiem Eigentum besessene Güter, die gewissermaßen nur der Sonne oder Gott zu Lehen gingen. Der Ausdruck ist jedoch mehrdeutig und findet sich z. B. auch für solche Lehngüter (Zinslehn), bei denen der Zins an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang zu entrichten war.

Sonnenmaschine, oder Solärmaschine (frz. appareil solaire, engl. solar caloric engine), eine mechan. Vorrichtung zur Benutzung der Sonnenwärme als Triebkraft, deren Wirkungsweise darin besteht, daß durch die in Brennspiegeln konzentrierten Sonnenstrahlen Wasser in einem kleinen Dampfkessel erhitzt wird, um mittels des erzeugten Dampfes eine Maschine zu betreiben. Der dieser Erfindung zu Grunde liegende Gedanke wurde schon von Euklides, Archimedes, Hero von Alexandria, sowie später von verschiedenen Gelehrten ausgesprochen, allein erst in neuerer Zeit ist es, namentlich durch die Bemühungen Ericssons und Mouchots, gelungen, die Frage praktisch zu lösen. Als Reflektor dient meist ein kegelförmiger Hohlspiegel, aus einem eisernen Gerippe gebildet, das innen



mit silberplattierten oder galvanisch versilberten spiegelnden Kupfertafeln belegt ist. Der stets axial mit der Brennlinie aufgestellte Dampfkessel ist ein mit den gewöhnlichen Armaturen versehener, einfacher cylindrischer Kupferblechkessel, dessen Oberfläche mittels einer die Wärme absorbierenden Substanz eingeschwärzt ist; derselbe ist mit einer Glashülle umgeben, die ihn nach außen gegen Wärmeverluste schützt, ohne den Zutritt der Sonnenstrahlen zu hindern. Das Maschinengestell ist entweder für die Befestigung auf einem gemauerten Fundament oder für leichten Transport eingerichtet. Der Mechanismus zum Einstellen des Reflektors nach dem Stand der Sonne läßt sich am besten mit dem an Theodolithen angebrachten vergleichen; er gestattet die Bewegung um zwei aufeinander senkrechte Achsen, von denen die eine horizontal, die andere vertikal ist, sodaß der Reflektor dem Stand der Sonne entsprechend stets in die günstigste Lage gebracht werden kann. Bei der hier abgebildeten neuesten Konstruktion von Ericsson hat der Kessel 15 cm Durchmesser bei 3,6 m Länge. Die S. werden in verschiedenen Größen gebaut. Die kleinern sind für den Hausgebrauch, zum Kochen von Speisen, als Kaffeesieder, zum Destillieren unreinen Wassers

im Kleinen u. s. w., bestimmt, während die größern industriellen Zwecken, besonders zum Betrieb von Kreiselpumpen, dienen. Naturgemäß kann die Anwendung dieser Maschinen nur in heißen, wasserarmen Gegenden größere Bedeutung gewinnen.

Sonnenmesser, soviel wie Heliometer.

Sonnenmikroskop, s. unter Hydrooxygengas-Mikroskop.

Sonnenorden (auch Löwen- und Sonnenorden genannt), pers. Orden, vom Schah Feth Ali (1795—1834) im J. 1808 für Verdienste im Civil und Militär gegründet, hat fünf, den Klassen des Ordens der Französischen Ehrenlegion sich anschließende Stufen. Das Ordenszeichen ist ein silberner Stern, in dessen rundem Mittelschild auf grünem Boden ein stehender, einen Säbel in der erhobenen rechten Pranke haltender Löwe erscheint, hinter welchem die aufgehende Sonne hervorbricht. Ausländer erhalten den Löwen nicht stehend, sondern ruhend, wobei der drohend erhobene Säbel in Fortfall kommt. Das Band für die Ausländer ist ein grünes, während für eingeborene Perser mehrere andere Farben verwendet werden.

Sonnenringe und Mondringe. Die Ringe um Sonne und Mond entstehen durch Brechung und Reflexion der Lichtstrahlen, welche diese Weltkörper aussenden, in feinen Nebeltröpfchen oder an Eisnadeln, und sind in vielen Fällen mit der Erscheinung der Nebensonnen (s. d.) und Nebenmonde verbunden. Der Ring ist daher zu unterscheiden von dem Hofe (s. d.), welcher als Diffraktions- und Beugungsphänomen anzusehen ist; er kann entweder einfach hell oder in mehrfarbiger Form auftreten, in letzterm Falle ist er dem Regenbogen sehr ähnlich, hat aber die umgekehrte Farbenfolge.

Sonnenröschen, s. Helianthemum.

Sonnenschein (Franz Leop.), Chemiker, geb. 13. Juli 1817 in Köln a. Rh., war Pharmaceut, habilitierte sich aber 1852 an der berliner Universität und errichtete daselbst ein chem. Laboratorium für Unterrichts- und Forschungszwecke und wurde 1869 zum außerord. Professor ernannt. Seine Arbeiten bewegten sich meist auf dem Gebiete der Analyse und vorzugsweise auf dem der gerichtlichen Chemie. Er starb 5. März 1879. Von selbständig erschienenen Werken sind zu nennen: «Anleitung zur chem. Analyse» (3. Aufl., Berl. 1858), «Handbuch der analytischen Chemie» («Qualitative Analyse», Berl. 1870; «Quantitative Analyse», Berl. 1871), «Handbuch der gerichtlichen Chemie» (Berl. 1869).

Sonnenschein-Autograph, s. unter Insolation (woselbst auch Abbildung).

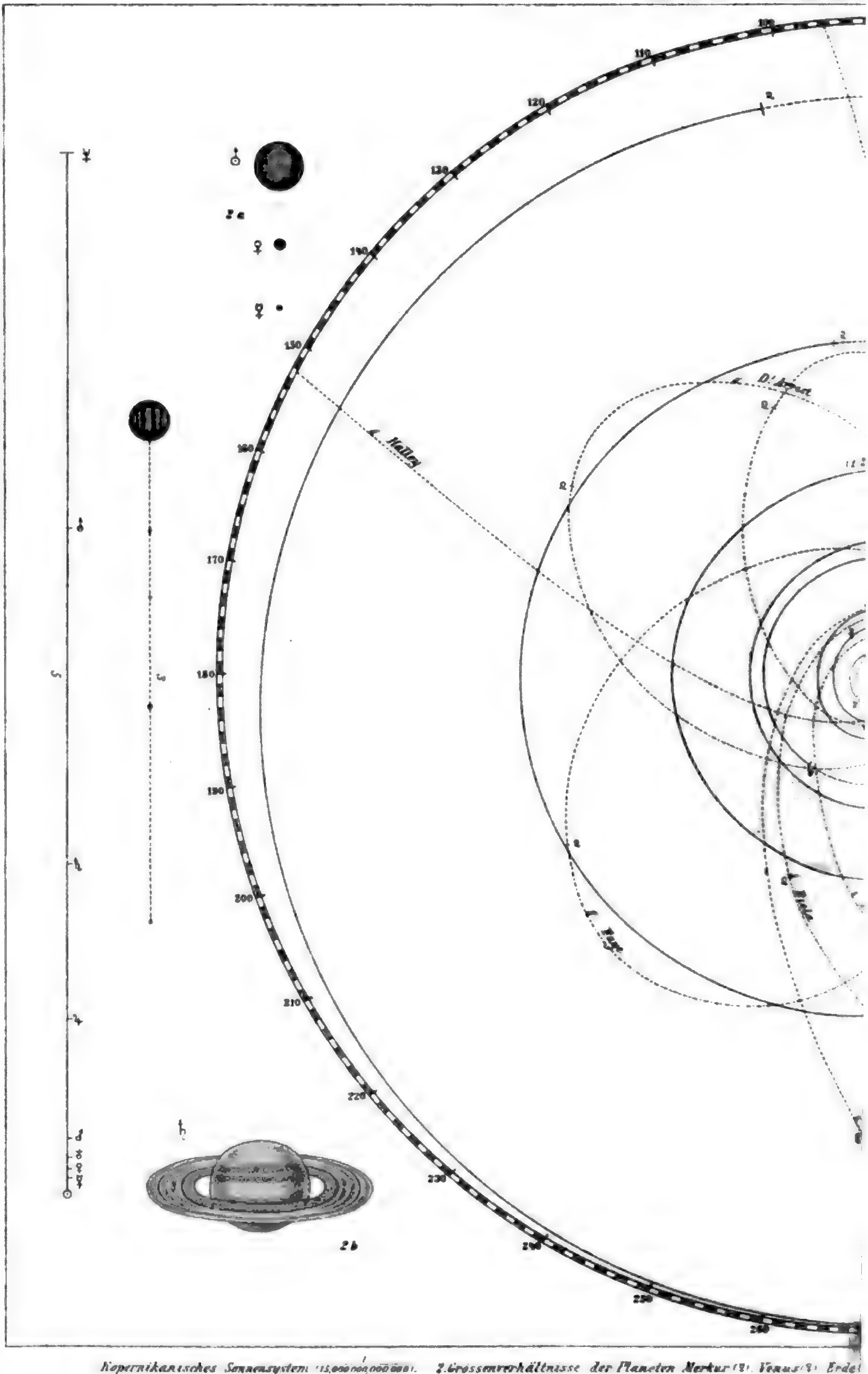
Sonnenstein, ein trikliner Feldspat (Oligoklas) von Tvedestrand in Norwegen, welcher durch eingewachsene blitzende Täfelchen von rotem Eisenglanz einen sehr schönen Schiller besitzt und als Schmuckstein verschliffen wird.

Sonnenstein, ein über der Stadt Pirna (s. d.) im Königreich Sachsen gelegenes Schloß, das gegenwärtig eine Heil- und Verpflegungsanstalt für heilbare Geisteskranke enthält. Der S. war ursprünglich eine Grenzfeste gegen die Slawen und wurde im 16. Jahrh. als festes Schloß neu aufgeführt und nachher zu einem Staatsgefängnis benutzt, in dem unter andern auch Patkul eine Zeit lang gefangen saß. Im Siebenjährigen Kriege eroberten die Preußen den S. und schleiften ihn. Als das damals sächs. Torgau zu einer Festung umgeschaffen wurde und für die dort seit 1730 bestandenen Straf- und Versorgungsanstalten ein anderes Unterkommen gesucht werden mußte, wurde der Irrenanstalt der S. eingeräumt und dann die Anstalt selbst in eine Heilanstalt verwandelt, deren Eröffnung 8. Juli 1811 erfolgte. Das J. 1813 brachte die schnell entwickelte Anstalt der Auflösung nahe, da die Franzosen das Schloß befestigten und bis in den November gegen die Verbündeten behaupteten. Doch schon im Febr. 1814 konnten viele Kranke wieder dahin zurückgebracht werden. Die Anstalt hat seitdem nie aufgehört, den Fortschritten der psychiatrischen Wissenschaft treu zu folgen und den Ansprüchen der humanen Heilpflege zu genügen, und hat sich auch räumlich durch vielfache Um- und Neubauten erweitert. Vgl. Nostiz und Jänckendorf, «Beschreibung der Heil- und Verpflegungsanstalt zu S.» (3 Bde., Dresd. 1829).

Sonnenstich (insolatio oder siriasis) ist ein durch abnorm hohe Temperatur herbeigeführter krankhafter Zustand, welcher weniger durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den Kopf als vielmehr durch die Wirkung einer sehr schwülen und heißen Atmosphäre entsteht. Der S. besteht in rascher Blutüberfüllung oder selbst Entzündung der Hirnhäute und des Hirns selbst, welche Kopfschmerz, Schwindel, Atemnot und Erbrechen, in den höhern Graden Ohnmacht und vollständige Lähmung des nervösen Centralorgans zur Folge hat. Die Insolation kommt meist in den südl. Ländern, aber auch bei großer Hitze in den kältern Klimaten, besonders bei Personen vor, die, ohne daran gewöhnt zu sein, mit entblößtem Kopfe oder mit schwerer Kopfbedeckung sich den Sonnenstrahlen aussetzen. Der S. tötet gewöhnlich schnell, oder verliert sich, wenn die Ursachen wegfallen, unter Nachlassen der Hauptsymptome, von selbst wieder; oft bleiben dann aber Lähmungen zurück. Er war schon den Alten bekannt und ist noch jetzt eine der gefürchtetsten Krankheiten, von der z. B. die brit. Truppen in Ostindien viel zu leiden haben. Die Hauptmittel dagegen sind: Aderlässe, kalte Begießungen und Umschläge des Kopfes, kühles, schattiges Krankenzimmer, horizontale Lage mit erhöhtem Kopf.

Sonnenstrahlung nennt man die Strahlung, durch welche die Erde die ihr von der Sonne zugeführte Wärme erhält. Ein großer Teil dieser Wärmestrahlen wird aber, bevor er die Erdoberfläche erreicht, von der umgebenden atmosphärischen Hülle absorbiert. Es ist daher die Reinheit eben dieser Atmosphäre vom größten Einfluß auf die Wärmemenge, welche zum Erdboden gelangt. Die Ätherschichten, welche man als zwischen Sonne und Erde befindlich annimmt, scheinen von der Wärmestrahlung der erstern ohne Absorption durchsetzt zu werden, obgleich man sie doch als Medium für die Wärmeoscillationen ansehen muß. Da die Menge und Intensität der zur Erde gelangenden Sonnenstrahlen für verschiedene meteorolog. und physik. Fragen von großer Wichtigkeit ist, hat man mehrfach versucht, dieselbe zu messen und dazu bestimmte Instrumente (Pyrheliometer) konstruiert. Eine Hauptfrage ist die, inwieweit der in der Atmosphäre vorhandene Wasserdampf absorbierend auf die Wärmestrahlung einwirkt. Eine völlig endgültige Entscheidung ist aber darüber noch nicht erlangt, da selbst die maßgebendsten Physiker in diesem Fache (z. B. Tyndall und Magnus) noch ganz entgegengesetzter Ansicht sind. Während Tyndall annimmt, daß der Wasserdampf einen großen Teil der

DAS SON

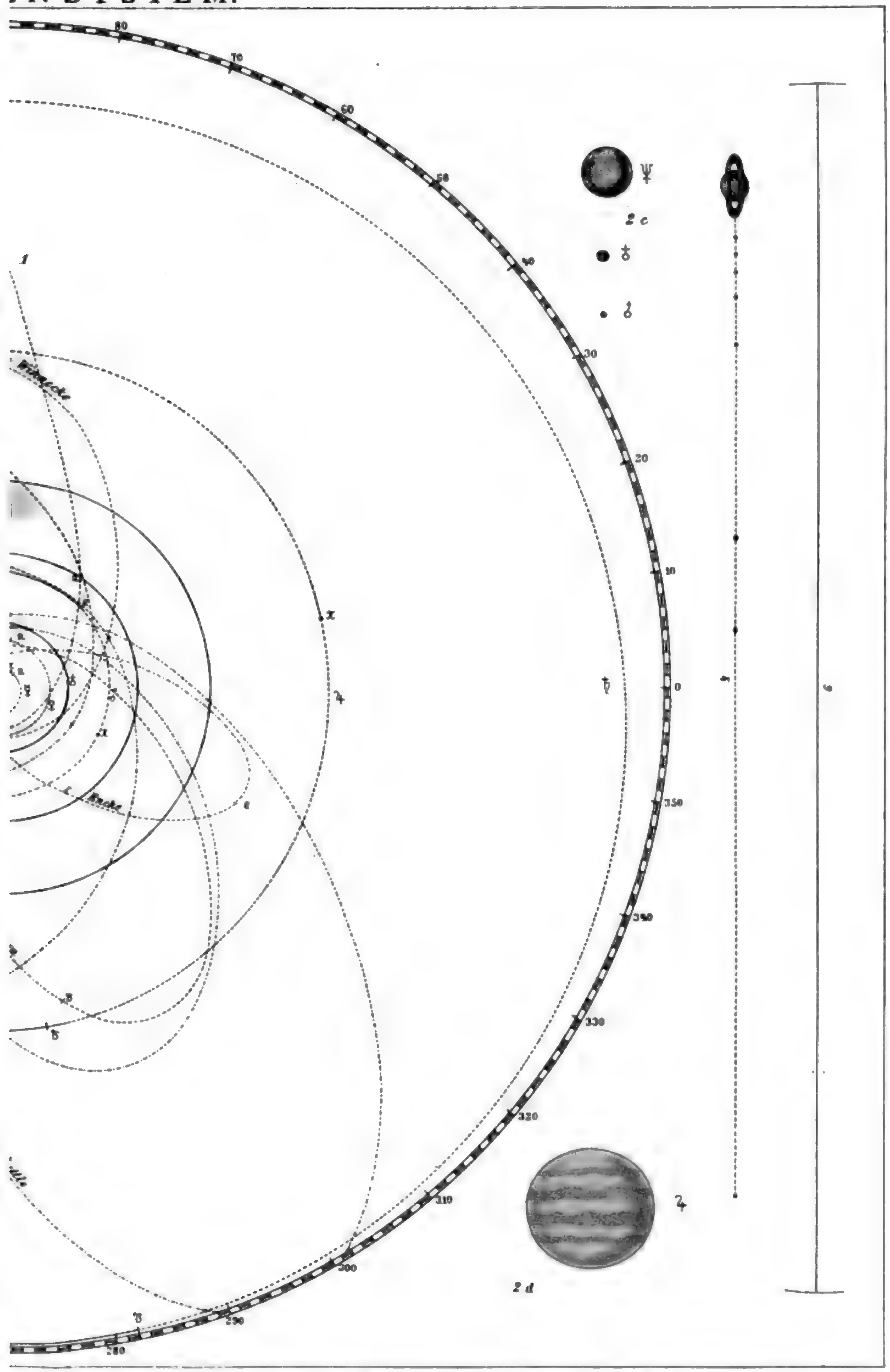


Kopernikanisches Sonnensystem (1/15,000000,000000). 2. Grössenverhältnisse der Planeten Merkur (☿), Venus (♀), Erde

4. Saturn mit acht Trabanten im richtigen Verhältnis der Entfernungen (1/2000000000). 5. Mittlere

F. A. Brockhaus' Geogr.

:NSYSTEM.



. Mars (♂), Jupiter (♃), Saturn (♄), Uranus (♅), Neptun (♆) ($\frac{1}{1500000000}$). 3. Jupiter mit seinen vier Trabanten.
ntfernung der Planeten von der Sonne ($\frac{1}{28000000000000}$). 6. Durchmesser der Sonne ($\frac{1}{1500000000}$).

tut Anstalt Leipzig. Zu Artikel: Sonnensystem

durch Strahlung der Sonne uns zugeführten Wärme absorbiere, glaubt Magnus demselben diese Eigenschaft absprechen zu müssen. Ebenso wie man das von der Sonne ausgestrahlte Licht durch ein Glasprisma zerlegt hat, um seine innere Beschaffenheit zu untersuchen, hat man durch Prismen aus geeigneten (diathermanen) Körpern, z. B. Steinsalz oder Sylvin, auch die Wärmestrahlen zerlegt, d. h. die den einzelnen Farben entsprechenden Wärmemengen auch belassen (was bei Zerlegung der Lichtstrahlen durch gewöhnliche Prismen nicht geschieht) und auf diesem Wege gefunden, daß im Spektrum den größern Lichtintensitäten nicht auch die größern Wärmeintensitäten entsprechen. Wie sich auf der violetten Seite des Lichtspektrums noch das der photographisch wirksamen Strahlen anschließt, so ist auf der roten Seite noch eine Fortsetzung desselben durch die Wärmestrahlen vorhanden.

Sonnensystem. Die neuere Astronomie hat sich zu der Vorstellung erhoben, daß jeder Fixstern eine Sonne sei und der Wahrscheinlichkeit nach sein besonderes System ihn umkreisender Haupt- und Nebenplaneten habe, wonach es also ebenso viele S. als Fixsterne geben würde. Im engern Sinne versteht man aber unter S. nur unsere Sonne mit ihren Planeten, Monden und Kometen (s. d.). Die Zahl der Kometen ist jedenfalls sehr groß und völlig unbestimmt. Von den Planeten (s. d.) waren März 1886 bereits 263 bekannt, nämlich: Merkur, Venus, die Erde mit einem Monde, Mars mit zwei Monden, die kleinen Planeten oder sog. Planetoiden (von denen 255 bekannt sind), Jupiter mit vier, Saturn mit acht, Uranus mit vier und Neptun mit einem Monde. Der letztgenannte Planet wurde 23. Sept. 1846 von Galle in Berlin aufgefunden, nachdem Leverrier in Paris auf theoretischem Wege nicht nur sein Dasein nachgewiesen, sondern auch Ort und Größe desselben bestimmt hatte. Einen andern oder sogar mehrere Planeten vermutet man zwischen Sonne und Merkur, doch sind dieselben seither noch nicht entdeckt. Alle diese Planeten laufen um die Sonne in elliptischen Bahnen, in deren einem Brennpunkte diese steht und durch die Kraft ihrer Anziehung jene in ihren Bahnen erhält. Ebenso beschreiben auch die Monde oder Nebenplaneten, unabhängig von ihrer Bewegung mit den Hauptplaneten um die Sonne, Ellipsen um ihre Hauptplaneten, welche dabei in dem einen Brennpunkte stehen. Die Verteilung der Planeten durch den Himmelsraum zeigt eine höchst merkwürdige Regelmäßigkeit. Schon im 18. Jahrh. wußte man, daß die Entfernungen der damals bekannten Planeten nach dem Gesetz folgender Reihe wachsen: 4; 4 + 3; 4 + 2 . 3; 4 + 4 . 3; 4 + 16 . 3; 4 + 32 . 3; 4 + 64 . 3. In dieser Reihe fehlte aber zwischen den dem Mars und dem Jupiter entsprechenden Gliedern, 4 + 4 . 3 und 4 + 16 . 3, das Zwischenglied 4 + 8 . 3, und man gründete darauf die Vermutung, daß sich in dieser Entfernung von der Sonne (also ungefähr in der siebenfachen Entfernung des Merkur) ein noch unentdeckter Planet finden müsse, eine Vermutung, die in den ersten Jahren des 19. Jahrh. durch die Entdeckung der vier kleinen Planeten Vesta, Juno, Ceres, Pallas bestätigt worden ist, welche in der That jene verhältnismäßige Entfernung von der Sonne haben, und denen sich seit 1845 noch 251 andere angeschlossen haben, von denen dasselbe gilt. Nur der entfernteste aller jetzt bekannten Planeten, Neptun, weicht von jenem Gesetz erheblich ab, indem seine Entfernung von der Sonne nicht der Zahl 4 + 128 . 3 oder 388, sondern der Zahl 300 entspricht, mithin weit kleiner ist, als sie jenem Gesetz nach sein sollte. (S. Planeten und die Tafel: Sonnensystem.)

Sonnentafeln. Obgleich sich die Erde um die Sonne bewegt, pflegt man doch bei den Rechnungen, die sich auf den Ort der erstern in ihrer Bahn beziehen, die scheinbare Bewegung der letztern anzunehmen, weil nur diese wirklich beobachtet wird, und daher statt des wirklichen Orts der Erde den jedesmal um sechs Zeichen oder 180 Grad davon verschiedenen scheinbaren Ort der Sonne anzusetzen. Die Rechnungsdata, welche zur Auffindung dieses Orts für jede angegebene Zeit erfordert werden, sind in eigenen Werken zusammengestellt, welche den Namen S. führen. Dergleichen Tafeln besitzt man von Lacaille, Mayer, Zach (1804), Delambre (1805) und Carlini (1810). Die letztern, zu welchen Bessel Korrektionstafeln berechnet hat (1827), waren lange im Gebrauch. Die neuesten S. sind von Hansen und Olussen (Kopenh. 1853) und von Leverrier («Annales de l'observatoire de Paris», Bd. 4, Par. 1858); letztere sind jetzt allgemein in Gebrauch.

Sonnentag, s. unter Astronomisches Jahr.

Sonnentau (Drosëra *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Droseraceen. Man kennt gegen 100 Arten, die eine sehr ausgedehnte Verbreitung sowohl in der Alten, als auch in der Neuen Welt besitzen. Es sind kleine, zarte, perennierende Kräuter mit merkwürdig gestalteten, in eine grundständige Rosette gestellten Blättern. Dieselben, stets einfach, ganz, langgestielt, sind an ihren Rändern oder an ihrer ganzen obern Fläche mit purpurfarbenen, fadenförmigen, am Ende kopfig verdickten (gleichsam mit glänzenden Tauperlen versehenen) Fortsätzen besetzt, welche eine klebrige Masse ausscheiden und einen hohen Grad von Reizbarkeit besitzen. Sobald sich nämlich eine Mücke oder ein anderes kleines Insekt auf die Blätter setzt, wird dasselbe nach kurzer Zeit von diesen Fäden umklammert und festgehalten. Aus der Blattrosette erheben sich zarte Blütenschäfte, welche in eine Wickeltraube kleiner Blüten endigen, die aus einem fünfblätterigen Kelche und einer fünfblätterigen weißen Blumenkrone bestehen. Die Frucht ist eine einfächerige, mit 3—5 Klappen aufspringende Kapsel. Die wenigen in Europa vorkommenden Arten wachsen auf Torfboden in den Polstern der Torf- oder Wassermoose. Die verbreitetste Art ist der rundblätterige S. (Drosëra rotundifolia *L.*), ein Pflänzchen mit 8—15 cm hohen Blütenschäften, welche ehedem als Herba Rorellae s. roris solis gegen Wechselfieber und Wassersucht medizinisch angewendet wurden. Sämtliche Arten der Gattung S. gehören zu den sog. fleischfressenden Pflanzen; denn die von den Blättern festgehaltenen kleinen Tiere werden teilweise aufgelöst und für die Ernährung dieser Gewächse nutzbar gemacht. (Vgl. Fleischfressende Pflanzen und die dazu gehörige Tafel, Fig. 5.)

Sonnenthal (Adolf, Ritter von), ausgezeichneter Schauspieler, geb. 21. Dez. 1834 zu Pest, war Schneider, bevor es ihm gelang, in Wien die Aufmerksamkeit Dawisons auf sich zu lenken und diesen zu veranlassen, ihn für die Bühne auszubilden. Am 30. Okt. 1851 debütierte S. als Phöbus («Glöckner von Notredame») in Temesvár, blieb hier bis 1852 und wirkte dann in Hermannstadt, Graz und Königs-

berg. Im J. 1856 gastierte S. als Mortimer am wiener Burgtheater, wurde nach der zweiten Gastrolle sofort auf drei Jahre und nach Ablauf dieser auf Lebenszeit engagiert. Im J. 1870 wurde er zum Regisseur, 1884 zum Oberregisseur und Stellvertreter des Direktors ernannt. Wie am Burgtheater erzielte S. auch auf seinen Gastreisen, die ihn bis nach Amerika führten, glänzende Erfolge. Im Konversationsstück ist S. ohne ebenbürtigen Rivalen, sowohl was geistige Auffassung wie elegante Ausführung anlangt. Auch in klassischen Rollen, wie Tell, Wallenstein, Faust u. a., ist er vorzüglich. Im J. 1881 wurde S. durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone in den Adelsstand erhoben.

Sonnentierchen (Heliozoa) nennt man eine Ordnung der Protozoen (s. d.), welche meist Bewohner des süßen Wassers sind, ziemlich starre, wimperförmige Fortsätze (Pseudopodien) haben, kein Skelett bilden und die eigentliche Körpermasse in eine mehr solide innere und eine schaumige äußere Partie entwickelt zeigen. Sie pflanzen sich durch Teilung fort, kapseln sich im Herbst zur Winterruhe ein, zerfallen in diesem Zustande in eine beträchtliche Anzahl von Teilstücken, die im Frühjahr aus der Kapsel heraustreten, sich durch Infusorien ernähren und wachsen, bis sie eine gewisse Größe erreicht haben, worauf sie sich einfach teilen, ein Prozeß, der während des Sommers mehrfach wiederholt wird, auch künstlich ausgeführt werden kann. Eine der häufigsten Formen im Süßwasser, aber auch im Meere ist das kleine S. (Actinophrys sol, Tafel: Protisten und Protozoen, Fig. 10).

Sonnenuhr. Der tägliche Umlauf der Sonne am Himmel hat von jeher das einfachste Mittel der Zeiteinteilung abgegeben, indem man die veränderliche Lage des Schattens bemerkt, den alle Körper der Sonne gegenüber werfen. Man denke sich die Sonne den Äquator mit gleichförmiger Geschwindigkeit in 24 Stunden durchlaufend und setze in den Mittelpunkt der Ebene des letztern perpendikular einen Stift, der also der Erdachse parallel ist, so wird der Schatten dieses Stifts dem Sonnenlaufe folgen und auf gedachter Ebene die Stunden bezeichnen. Eine nach dieser Idee eingerichtete, mit einem solchen der Erdachse parallelen Stifte und mit Stundenteilung versehene, der Ebene des Äquators parallel aufgestellte Scheibe oder eine andere, gewöhnlich steinerne oder metallene Fläche, deren Mittagspunkt dem Meridian des Ortes entspricht, heißt eine Äquinoktialuhr, weil die Sonne an den Äquinoktialtagen den Äquator wirklich beschreibt. Sie ist von allen S. die einfachste. Will man eine solche Äquinoktialuhr in eine Horizontaluhr, d. h. in eine solche umgestalten, deren Ebene der Horizontalebene parallel liegt, so muß man den Weiser auf der Ebene unter einem der Polhöhe des betreffenden Ortes gleichen Winkel befestigen, damit er wieder der Erdachse parallel steht, indem dieselbe den Horizont überall unter einem der Polhöhe gleichen Winkel schneidet; die Stundenteilung wird dann mit Bezug auf die Äquinoktialuhr ausgeführt. Die Horizontaluhren sind die gewöhnlichsten und bequemsten S.; sie sind auch die einzigen, welche das ganze Jahr hindurch alle Stunden, solange die Sonne scheint, zeigen. Eine Vertikaluhr ist eine solche S., deren Ebene auf dem Horizont vertikal steht; sie heißt eine Mittags- oder Mitternachtsuhr, wenn ihre Ebene genau von Osten nach Westen geht, und eine Morgen- oder Abenduhr, wenn ihre Ebene in der Mittagsfläche steht, d. h. von Süden nach Norden gerichtet ist, ferner nach Osten oder Westen gekehrt ist, während der Zeiger stets der Erdachse parallel sein muß. Die zuletzt erwähnten vier S. sind gewöhnlich auf den senkrechten vier Seiten eines Würfels verzeichnet, dessen horizontale obere Seite dann eine Horizontaluhr enthalten kann. Eine Mittagsuhr kann nur im Winterhalbjahr alle Stunden des Tages, solange die Sonne scheint, zeigen, im Sommerhalbjahr zeigt sie höchstens die Stunden von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends; eine Mitternachtsuhr zeigt im Sommerhalbjahr die ersten Morgen- und letzten Abendstunden, im Winterhalbjahr gar keine Stunden; eine Morgenuhr zeigt nur die Vormittags-, eine Abenduhr nur die Nachmittagsstunden. Eine neue Art Sonnenuhren sind die sog. hemisphärischen, auf der ein schattenwerfendes Fadenkreuz das ganze Jahr hindurch die Sonnenzeit auf der in einer halben Hohlkugel angebrachten Teilung anzeigt.

Sonnenvogel (Eurypyga Helias) ist der Name eines sehr schönen, zu den Stelzvögeln gehörigen, 22—24 cm langen Bewohners des nördl. Südamerika, von reiherähnlichem Habitus, mit auffallend reichem, sehr bunt gebändertem Gefieder. Auch ein zu den Drosselmeisen gehöriger, im Himalaja vorkommender Singvogel (Leiothrix luteus), von der Größe des Rotschwänzchens, mit grauer Färbung, die sich auf der Kehle sehr schön zu Orange erhöht, wird S. genannt. Die Männchen dieser zierlichen Vögel haben einen sehr schönen Pfiff; sie gehören jetzt zu den beliebtesten Stubenvögeln.

Sonnenwalde, s. Sonnewalde.

Sonnenwenden, auch Sonnenstillstandspunkte, Solstitien oder Solstitialpunkte, nennt man die beiden Punkte der Ekliptik, die vom Äquator am meisten (23 Grad 27 Min.) entfernt sind. (S. Wendekreise.) Der eine derselben, auf der Nordseite des Äquators, heißt Sommersolstitium oder Sommerpunkt, weil für die nördl. Halbkugel der Erde der astron. Sommer beginnt, sobald die Sonne in diesem Punkte steht, was um den 21. Juni der Fall ist; der andere dieser Punkte heißt aus gleichem Grunde Wintersolstitium oder Winterpunkt (um den 21. Dez.). S. heißen diese Punkte, weil sich die Sonne in denselben gleichsam wendet oder umkehrt und wieder nach dem Äquator, von dem sie sich bis dahin entfernt hatte, zurückkehrt; Sonnenstillstandspunkte, weil sie in diesen Punkten stillzustehen und einige Zeit gleichen Abstand vom Äquator beizubehalten scheint. Übrigens sind beide Punkte 180° voneinander entfernt; sie liegen unter 90° und 270°. Nicht selten versteht man unter den Solstitien auch die Zeitpunkte, in denen die Sonne in diesen beiden Punkten steht (um den 21. Juni und 21. Dez.).

Sonnenwirbel, Pflanzenart, s. u. Cichorie.

Sonnenwirbel, der höchste Gipfel des Erzgebirges, s. Keilberg.

Sonnenzeit nennen die Astronomen im Gegensatz zur Sternzeit die durch die scheinbare Bewegung der Sonne gemessene und bestimmte Zeit. Der Zeitraum, welcher zwischen zwei aufeinander folgenden Mittagen oder (obern) Kulminationen der Sonne verfließt, heißt ein Sonnentag; er würde aber als Zeiteinheit oder Zeitmaß nur dann geeignet sein, wenn er immer gleiche Länge hätte, was nicht der Fall ist. Teils der Umstand, daß die Erde

nicht immer gleich weit von der Sonne entfernt ist und sich je nach der geringern oder größern Entfernung schneller oder langsamer bewegt, teils die Neigung der Ekliptik, in welcher sich scheinbar die Sonne bewegt, gegen den Äquator haben eine Ungleichheit der wahren Sonnentage zur Folge, die zwar an sich nicht bedeutend ist, indem der Unterschied zwischen dem längsten und kürzesten Tage im ganzen Jahre noch keine volle Minute beträgt, aber doch bedeutend genug, um störend zu sein. Man denkt sich daher statt der wahren Sonne eine mittlere, welche sich nicht in der Ekliptik, sondern im Äquator, und zwar mit völlig gleichmäßiger Geschwindigkeit bewegt, und nennt den Zwischenraum zwischen zwei nächsten Kulminationen dieser gedachten Sonne, welcher das Mittel aus allen wahren Sonnentagen im ganzen Jahre ist, einen mittlern Sonnentag. Daher unterscheidet man auch *wahre* und *mittlere Zeit* (*Sonnenzeit*); die erstere wird von den Sonnenuhren angegeben, die letztere von richtig gehenden Taschen- oder Pendeluhren. Beide Zeiten oder Zeitangaben weichen zweimal im Jahre ungefähr eine Viertelstunde voneinander ab, nämlich um den 11. Febr., wo der wahre Mittag um $14\frac{1}{2}$ Minuten später, und um den Anfang des November, wo er um $16\frac{1}{4}$ Minuten früher fällt als der mittlere; viermal im Jahre stimmen sie überein, nämlich um den 15. April, 15. Juni, 1. Sept. und 25. Dez. Der Unterschied zwischen beiden Zeiten heißt *Zeitgleichung*.

Sonnenzirkel, *Sonnencyklus*, s. u. Cyklus.

Sonnewalde, auch *Sonnenwalde*, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt a. O., Kreis Luckau, 4,5 km östlich von der Station Brenitz-S. der Linie Berlin-Dresden der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 1152 E. und hat Töpferei und Schuhmacherei. Dabei liegt der Flecken S., Standesherrschaft mit Schloß des Grafen von Solms-S. und 162 E.

Sonnino, mittellat. Somninum, Dorf in der ital. Provinz Rom, Bezirk Frosinone, in den Monti Lepini (Volskerbergen), 9 km südöstlich von Piperno, zählt (1881) 3196 E., weist malerische Frauentrachten auf und war früher, nahe der ehemaligen Grenze des Königreichs Neapel gelegen, ein berüchtigter Schlupfwinkel von Räubern. S. ist Geburtsort des Kardinals Antonelli. Halbwegs zwischen S. und Piperno, rechts über dem Bache Amaseno, liegt das Cistercienserkloster *Fossa Nuova* mit interessanter got. Kirche und schönem Kreuzgang; hier starb 1274 Thomas von Aquino.

Sonntag, eigentlich der der Sonnengottheit geweihte Tag, heißt bei den Christen der erste Tag in der Woche, welcher schon in den ältesten Zeiten als Tag der Auferstehung Jesu neben dem jüd. Sabbat und später an dessen Stelle mit steigender Strenge als Ruhetag gefeiert wurde (vgl. Apokal. 1, 10 [ἡ κυριακὴ ἡμέρα], Apostelg. 20, 7). Im Briefe des Barnabas (Kap. 15) und in dem Briefe des Plinius an Kaiser Trajan wird die Feier des S. als allgemeine christl. Sitte vorausgesetzt. Ging man früher nach beendigter Andacht an die gewöhnlichen Tagesgeschäfte, so untersagte (321) Konstantin dieselben, doch mit der Einschränkung, daß die günstige Witterung für Feldarbeiten auch am S. zu benutzen gestattet sein sollte; Gerichtssachen sollten ruhen. Kaiser Theodosius der Ältere und der Jüngere verboten auch Schauspiel am S.; eine Synode von Châlons (649) fügte die Enthaltung von Feldarbeiten hinzu. Kaiser Leo III. (717—741) aber untersagte jede Arbeit an diesem Tage, und nunmehr wurde die ganze Strenge des jüd. Sabbatgebots auf den christlichen S. angewendet. Mit dem Verfall des kirchlichen Lebens im Mittelalter trat auch eine mehr und mehr um sich greifende Profanation des S. ein, die sich in der Ausübung weltlicher Geschäfte und in dem Genuß rauschender Vergnügungen kundgab. Die deutschen Reformatoren forderten eine würdige Feier des S., doch ohne gesetzliche Strenge, wogegen die Reformierten das jüd. Sabbatgebot auf den christlichen S. anwenden wollten. Die strengste Sonntagsfeier hat sich in der Anglikan. Kirche, in England, Schottland und Nordamerika erhalten, wo man die jüd. Sabbatgesetze unbedingt auf die christlichen S. überträgt. Zur Aufrechthaltung dieser Strenge traten sog. *Sonntagsgesellschaften* zusammen. In Deutschland ist neuerdings eine strengere Sonntagsfeier von verschiedenen Seiten, insbesondere von der kirchlich-konservativen Partei, aber auch vom hygienischen und humanitären Gesichtspunkte aus angestrebt worden. Vgl. Schauenburg, »Hygienische Studien über die Sonntagsruhe« (Berl. 1876); Henke, »Beiträge zur Geschichte der Lehre von der Sonntagsfeier« (Stendal 1873).

Die jetzt noch gewöhnlichen Namen der S. kommen teils von den Festen her, denen sie folgen, teils von den Anfangsworten der alten lat. Kirchengesänge oder Kollekten, welche meistens aus den Psalmen entlehnt waren. Unsere Kalendersonntage sind: 1) ein S. nach Neujahr, der jedoch nur in solchen Jahren eintritt, in welchen Neujahr auf einen der vier letzten Wochentage fällt; 2) sechs S. nach Epiphania (s. d.), doch können deren auch weniger sein, je nachdem das Osterfest früher oder später fällt; 3) die S. Septuagesimä, Sexagesimä und Estomihi (Ps. 71, 3); 4) die Fastensonntage Invocavit (Ps. 91, 15), Reminiscere (Ps. 25, 6), Oculi (Ps. 25, 15), Lätare (Jes. 66, 10), Judica (Ps. 43, 1) und Palmarum (s. *Palmsonntag*); 5) sechs S. nach Ostern: Quasimodogeniti (1 Petr. 2, 2), Misericordias Domini (Ps. 23, 6 oder 89, 2), Jubilate (Ps. 66, 1), Cantate (Ps. 96, 1), Rogate (Matth. 7, 7) und Exaudi (Ps. 27, 7); 6) die Trinitatissonntage, deren Anzahl von dem frühern oder spätern Eintritt des Osterfestes abhängt und höchstens 27 beträgt; 7) die Adventsonntage (s. unter *Advent*); 8) ein S. nach Weihnachten, welcher nur dann eintritt, wenn das Weihnachtsfest nicht auf den Sonnabend oder S. fällt. (Vgl. auch *Festtage und Feiertage*.)

Sonntagsbuchstabe nennt man in der Chronologie denjenigen Buchstaben, der bei Bezeichnung der sieben ersten Tage des Jahres mit den sieben ersten Buchstaben des Alphabets auf den ersten Sonntag des Jahres fällt. Ist demnach in einem gewissen Jahre der 4. Jan. ein Sonntag, so ist D der S. in diesem Jahre, und wenn man alle Tage des Jahres auf diese Weise mit Buchstaben bezeichnet, indem man immer auf G wieder A folgen läßt, so sind in diesem Jahre alle mit D bezeichneten Tage Sonntage. Umgekehrt, wenn man den S. eines Jahres kennt, so kennt man auch den Wochentag des 1. Jan., und es läßt sich daraus der Wochentag jedes andern Datums berechnen. In einem Schaltjahre jedoch bezeichnet man den 24. und 25. Febr. mit demselben Buchstaben, als ob der Schalttag gar nicht da wäre; demgemäß hat jedes Schaltjahr

zwei S., von denen der eine vor, der andere dagegen nach dem Schalttage gilt.

Sonntagsschulen (auch Feiertags-Wiederholungsschulen genannt) haben die Aufgabe, die mangelhaft gebliebene Volksschulbildung zu ergänzen. In ihnen werden Sonntags Lehrlinge, Dienstboten, jugendliche Fabrikarbeiter im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion unterrichtet. Der Ursprung der S. ist bis auf das Tridentiner Konzil zurückzuführen, und im 16. und 17. Jahrh. finden sich in Belgien, Italien und auch in Deutschland solche Anstalten, freilich allein oder doch vorzugsweise für religiöse Unterweisung, selten nebenher für den Unterricht im Lesen. Die S. im heutigen Sinne stammen aus England, wo zuerst 1782 der Buchdrucker Rob. Raikes zu Gloucester für den Unterricht der Kinder der Armen und der Fabrikarbeiter am Sonntag Veranstaltungen traf. Das Sonntagsschulwesen ist dort seitdem so in Aufnahme gekommen, daß jetzt von mehr als 800000 Lehrern 2¼ Mill. Sonntagsschüler unterrichtet werden. Die englischen S. befassen sich aber fast nur mit religiöser Unterweisung. Da den ältern Schülern dabei zur Pflicht gemacht wird, Sonntags zweimal den Gottesdienst zu besuchen, so erhält die ganze Sache einen starken Anstrich kirchlicher Propaganda. Nächst England haben sich die S. hauptsächlich in den Vereinigten Staaten von Amerika verbreitet. Weniger Eingang fanden sie in Deutschland, weil hier die Bildung der Jugend in Werktagsschulen besser ist. Doch bestehen sie auch hier seit langer Zeit, in Württemberg seit 1695, in Baden seit 1754, in Preußen seit 1763, in Bayern und Sachsen seit dem Anfang des 19. Jahrh. Wo sie in Deutschland zur Einführung gelangt sind, befassen sie sich im Gegensatz zu den englischen meist nur mit weltlichem Unterricht und bieten für Lehrlinge, Gesellen u. s. w. eine treffliche Gelegenheit zur Wiederholung, Befestigung und Erweiterung des in einer niedern Volksschule Gelernten. Seit die Fortbildungsschulen (s. d.) entstanden sind, haben die S. freilich an Interesse verloren und die Schülerzahl derselben hat hier und da sehr abgenommen. Die religiösen S. aber haben an Zahl bedeutend zugenommen. Schon 1870 hatte Deutschland 145 solcher Gruppensonntagsschulen mit 1860 Lehrern und 22988 Kindern. Vgl. Quandt, «Die christliche S.» (2. Aufl., Berl. 1868); Prochnow, «Die S.» (eine Zeitschrift, Berl. seit 1864).

Sonōra, der nordwestlichste Staat der Republik Mexiko, sowie der zweitgrößte und am dünnsten bevölkerte dieses Bundesstaats, im O. an Chihuahua, im SO. an Sinaloa, im SW. und W. an den Meerbusen von Californien, im N. an das Territorium Arizona der Vereinigten Staaten grenzend, hat 200845 qkm und zerfällt in neun Distrikte: Ures, Hermosillo, Guaymas, Alamos, Sahuaripa, Moctezuma, Arizpe, Altar und Magdalena. Die Gesamtbevölkerung betrug (1882) nur 143924 Seelen, darunter mehr als drei Viertel seßhafte Indianer (Opatas, Pimas). Das Land besteht im W. aus Ebenen, welche der die Grenze gegen Chihuahua bildenden Sierra Madre vorliegen, hier und da von einzelnen niedrigen, häufig durch tiefe Schluchten geschiedenen Berg- und Höhenzügen unterbrochen werden, zum Teil gut bewässert und zur Viehzucht geeignet, großenteils aber, besonders im Nordwesten, sehr sandig und wasserarm sind. Die bedeutendsten Flüsse sind der Rio Mayo, der Rio Yaqui, der 360 km lange Rio de S., der auf Pimeria-alta entspringt, erst südwärts über Arizpe und Ures fließt, bei Hermosillo den Rio Dolores aufnimmt, sich westwärts wendet und einige Stunden von Hermosillo in einer von tiefem Sand umgebenen Lagune verliert. Hierzu kommen noch der Rio Caborca oder de la Asuncion und der untere Rio Colorado an der Nordwestgrenze. Das Klima ist durchgängig heiß, besonders in den dem Meere benachbarten Gegenden, aber, mit Ausnahme der sumpfigen Küstenstriche, gesund. Der Feldbau erweist sich da, wo es dem Boden nicht zu sehr an der Feuchtigkeit fehlt, sehr lohnend und liefert hauptsächlich Mais, guten Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte, sowie die meisten merik. und europ. Gemüse, auch Baumwolle und Tabak. Durch die kath. Missionare wurde auch der Anbau der europ. Obstsorten und Südfrüchte mit Erfolg eingeführt. Ebenso gedeiht der Weinstock, sowie an einzelnen Punkten Zuckerrohr, Kaffee, Kakao, Pfeffer und Zimt. Die gut angebauten Teile des Staats liegen in den fruchtbaren Thälern des Rio Sonora, Oposura, Sant-Ignacio und Yaqui. Die Viehzucht, die einst Hauptnahrungszweig der Bevölkerung und besonders große Mengen Rindvieh und das berühmte Rindsfleisch von Pitic (Hermosillo) lieferte, ist neuerdings durch die wachsenden Räubereien der Apaches im ganzen Staate sehr zurückgegangen. Die Berge enthalten reiche Lagerstätten an edeln Metallen, Kupfer und Blei, und fast alle Flüsse führen Waschgold. Der Bergbau ist jedoch von geringer Bedeutung, schon wegen der Unsicherheit der früher bearbeiteten Grubenreviere; 1870 waren 144 Minen im Betrieb. Die Industrie der Bewohner beschränkt sich auf die gewöhnlichen Handwerke. Der auswärtige Handel, für welchen der Hafen von Guaymas eröffnet ist, hat jetzt einen jährlichen Wert von 2—3 Mill. Pesos in der Ein- und Ausfuhr. Verhältnismäßig bedeutend ist der Küstenhandel mit Mazatlan, San-Blas und Acapulco. Im Norden und Osten des Staats leben noch unbezwungene Indianerstämme, darunter die durch ihre Raubzüge berüchtigten Apaches. Die Hauptstadt ist jetzt Ures (s. d.) am Rio Sonora. Der Hauptseeplatz ist Guaymas (s. d.). Der volkreichste Ort und die frühere Hauptstadt ist Hermosillo (s. d.).

Sourhai, Volk, soviel wie Songhay.

Sonsbeck, Flecken im rheinpreuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Geldern, 10 km südwestlich vom Rhein und 15 km östlich von der niederländ. Grenze, in einer von der Ley, der Roten Ley und dem Mühlenbache durchflossenen Ebene, zählt (1885) 1395 E. und hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche, Samt- und Plüschindustrie, zwei Lohgerbereien, Holz- und Lohehandel, sowie Holzschuhfabrikation und zwei Töpfereien. Nördlich von S. zieht sich auf einem Höhenrücken der Balbergerwald und an diesen sich anschließend der Hochwald hin.

Sonsonate, Stadt und Hauptort des gleichnamigen Departements der mittelamerik. Republik del Salvador, am Südostfuße des Vulkans Isolco, in fruchtbarer, quellenreicher Gegend, ist regelmäßig gebaut, zählt (1878) 5127 E. und treibt beträchtlichen Speditionshandel. Eine Fahrstraße verbindet die 1524 von Pedro de Alvarado angelegte Stadt mit dem Hafenplatze derselben an der Südsee, Acajutla.

Sontag (Henriette), eine der gefeiertsten deutschen Sängerinnen, geb. zu Koblenz 3. Jan. 1806 (nach andern 13. Mai 1805), spielte schon im sechsten Jahre Kinderrollen auf dem darmstädter Theater, genoß im neunten in Prag den Unterricht des Konservatoriums und trat im 15. Jahre als Prinzessin («Johann von Paris») mit vielem Erfolg auf. Bald nachher erhielt sie eine Anstellung bei der deutschen Oper in Wien, wo sie zugleich auch in der ital. Oper mitwirkte. Nach der Auflösung der Oper in Wien 1824 gastierte sie in Leipzig und wurde noch in demselben Jahre, nebst Mutter und jüngerer Schwester, an das neue Königstädter Theater in Berlin berufen, wo sie außerordentliche Triumphe feierte und zur königl. Hof- und Kammersängerin ernannt wurde. Im J. 1826 besuchte sie Paris und erntete auch dort stürmischen Beifall. Nach ihrer Rückkehr nach Berlin blieb sie am Königstädtischen Theater bis Ende 1828. Während der J. 1828 und 1829 sang sie unter größtem Beifall abwechselnd in Paris und London. Inzwischen aber hatte sie sich mit dem bei der sardin. Gesandtschaft in Berlin angestellten Grafen Rossi verheiratet, ohne dessen Namen zu führen, da die Familie des Grafen gegen die Heirat war. Im J. 1830 faßte sie den Entschluß, sich von der Bühne zurückzuziehen, und sang zum letzten mal im Januar in Paris. Darauf machte sie eine größere Reise, auf der sie sich nur als Konzertsängerin hören ließ, und kehrte dann wieder nach Berlin zurück. Hier ließ sie sich jedoch bewegen, noch einmal in Rossinis «Semiramis» aufzutreten, was 19. Mai 1830 unter größtem Beifall geschah. Später folgte sie ihrem Gemahl auf dessen verschiedenen Gesandtschaftsposten im Haag, beim Deutschen Bunde zu Frankfurt a. M., in Petersburg und Berlin. Ökonomische Rücksichten nötigten sie 1849, wieder öffentlich aufzutreten. Ihre angenehme Persönlichkeit, die Frische und Lieblichkeit der Stimme, die sie zu erhalten gewußt hatte, und ihr früherer europ. Ruf verschafften ihr auch jetzt noch in Frankreich, England und Deutschland enthusiastische Aufnahme. Sie ging 1853 nach Amerika, wo sie mitten in den Triumphen, die auch hier ihre Kunst errang, 17. Juni 1854 zu Mexiko an der Cholera starb. Graf Rossi ließ die Leiche nach Europa schaffen, wo sie 1855 im Kloster Marienthal bei Ostritz in der sächs. Lausitz beigesetzt wurde. Henriette S. gehörte zu den liebenswürdigsten und begabtesten Vertreterinnen der Kunst des Gesangs. Sie vereinigte die ital. und deutsche Schule durch das geistige Element, das ihre vollendete Technik durchdrang. Als dramatische Sängerin speziell war das Feld ihrer vorzüglichsten und kaum je übertroffenen Wirksamkeit das Weiche und Lyrische, sowie das Graziöse. Die Leidenschaft und das Hochtragische waren ihrem Talent weniger angemessen. Gundling hat ihr Leben in einem Roman «Henriette S.» (2 Bde., Lpz. 1861) dargestellt.

Ihr jüngerer Bruder Karl S., geb. 20. Febr. 1828 in Dresden, widmete sich seit 1848 am Hoftheater zu Dresden der Bühne, war 1850—51 am Hofburgtheater engagiert, ging dann nach Schwerin, wo er die ersten Helden-, Konversationsliebhaber- und Bonvivantrollen gab, und vertrat seit 1859 dieselben Rollenfächer in Dresden, seit 1862 in Hannover, welche Stellung er jedoch im J. 1877 aufgab. Seitdem gastiert er ausschließlich. Seine Theatererinnerungen veröffentlichte er unter dem Titel «Vom Nachtwächter zum türk. Kaiser» (3. Aufl., 2 Bde., Hannov. 1876).

Sonthofen, Markt und Hauptort eines Bezirksamts im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, rechts an der Iller, in den Algäuer Alpen, 738 m über dem Meere, von Wäldern und Wiesen umgeben, Station der Linie Immenstadt-S. der Bayrischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, eines Bezirksamts und eines Hüttenamts, zählt (1885) 1812 kath. E. und hat ein Schloß, Eisengießerei, Weberei, Erzeugung kondensierter Milch und von Käse und sehr besuchte Viehmärkte. Nordöstlich erhebt sich der Grünten (s. d.), welcher meist von S. aus erstiegen wird.

Sontra, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Rotenburg, an der Sontra, die rechts zur Wehre fließt, 242 m über dem Meere, Station der Linie Bebra-Göttingen der Preußischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1885) 1948 meist evang. E. und hat ein 1491 erneuertes Schloß, Hefenfabrikation, Gerberei, Schlauchweberei, Branntweinbrennerei, eine Düngerfabrik und eine Schwerspatmühle. S. erhielt 1368 Stadtrecht.

Sooden an der Werra, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Witzenhausen, links an der Werra, Allendorf gegenüber, Station (S.-Allendorf) der Linie Bebra-Göttingen der Preußischen Staatsbahnen, zählt (1885) 754 E. und hat eine evang. Pfarrkirche, schon 973 genannte Salzwerke und ein kleines Solbad. Vgl. Sippel, «S. an der Werra» (Sooden 1886).

Soole, s. Sole.

Soonwald, Teil des Hundsrück (s. d.).

Soor, s. Schwämmchen.

Soor (Sohr, auch Sorr), böhm. Dorf bei Gitschin, zwischen Trautenau und Königinhof, wurde geschichtlich namhaft durch die Schlacht 30. Sept. 1745. König Friedrich d. Gr. von Preußen hatte Mitte September sein 36000 Mann starkes Heer von Jaromircz nach S. geführt, um seine Verbindungslinie mit Schweidnitz zu verkürzen. Die Österreicher, 40000 Mann unter dem Herzog von Lothringen, folgten und griffen 30. Sept. früh das von 18000 Preußen besetzte Hauptlager bei S. überraschend an. Es gelang jedoch dem König, seine Truppen zu formieren und durch rasche Angriffe dem Gegner eine schwere Niederlage beizubringen. Die Preußen verloren 3000 Mann, die Österreicher 8000 und 22 Geschütze. Auch 28. Juni 1866 fand bei S. ein siegreiches Gefecht preuß. Gardetruppen gegen eine Brigade des österr. 10. Armeekorps statt, welches auch nach dem Orte Burkersdorf benannt wird.

Soovar, s. Sovar.

Sophia, Stadt, s. Sofia.

Sophia Alexejewna, russ. Großfürstin, die Halbschwester Peters d. Gr., geb. 7. Sept. (alt. St.) 1657, war die dritte Tochter des Zaren Alexei Michailowitsch aus dessen erster Ehe mit Maria Miloslawska und maßte sich bis zu ihrem Sturz durch Peter den Titel einer Zarin an. Als nämlich der Zar Feodor III. Alexejewitsch bei seinem Ableben 1682 seinen damals noch unmündigen Halbbruder Peter mit Übergehung des fast blödsinnigen Iwan zum Thronfolger ernannt und die Großen des Reichs jenen zum Alleinherrscher ausgerufen hatten, widersetzten sich S. und deren Vertrauter, der Minister Fürst Galyzin, dieser Wahl und erregten mit Hilfe der Strelitzen einen so gefährlichen Auf-

ruhr, daß Peter mit seiner Mutter flüchten mußte. S., die bereits unter der Regierung Feodors bedeutenden Einfluß geübt hatte, setzte es nun durch, daß Iwan mit Peter gemeinschaftlich den Thron bestieg, während ihr selbst die Leitung der Regierung überlassen blieb. Sie herrschte nach eigener Willkür und verfolgte namentlich grausam die Familie Narischkin, aus welcher Peters Mutter stammte, und deren Anhänger. Zwar waren die Strelitzen unsichere Freunde, da sie sogar einen bedeutenden Aufstand gegen sie erregten. Doch gelang es S., derselben Herr zu werden. S. schloß 1686 den Frieden mit Polen, infolge dessen die Provinzen Smolensk und die Ukraine von den Polen an Rußland abgetreten wurden, wofür dieses ihnen Beistand gegen die krimschen Tataren verhieß. Sie sendete hierauf ihren Liebling, den Fürsten Galyzin, gegen die Tataren. Die Niederlagen aber, die dieser erlitt, untergruben ihre Autorität. Peter, von S., die nach der Alleinherrschaft trachtete, zurückgesetzt, begann offen gegen sie aufzutreten. Als er mit Eudoxia Lapuchin sich verheiratete, seit 1687 im Staatsrat Sitz und Stimme nahm und selbständiger in die Regierung eingriff, stiftete S. Sept. 1689 eine Verschwörung der Strelitzen und der unter dem Einfluß der Miloslawsky stehenden Altgläubigen gegen ihn an, die seine Thronentsagung herbeiführen sollte. Peter aber wurde zeitig genug von der Gefahr unterrichtet. Er ließ seine Halbschwester in Haft bringen und dann die meisten der Verschworenen zu Tode knuten oder nach Sibirien bringen. Der Günstling S.s, Galyzin, und dessen Sohn wurden auf Fürbitte von Peters Vertrautem Boris Galyzin in eine Provinzialstadt verbannt. Sie selbst wurde in das auf dem sog. Dewitschei-Pole (Jungfrauenfeld) liegende Kloster in Moskau gebracht, wo sie 3. Juni (alten St.) 1704 starb.

Sophia Dorothea, Kurprinzessin von Hannover, bekannt unter dem Namen Prinzessin von Ahlden, war die Tochter und Allodialerbin des Herzogs Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg-Celle (gest. 1705), aus dessen Ehe mit Eleonore d'Olbreuse (gest. 1722), Tochter eines franz. Marquis. Diese Ehe galt anfangs nicht als ebenbürtig. Eleonore erhielt zunächst nur den Titel einer «Frau von Harburg» und ward dann 1674 zur Reichsgräfin von Wilhelmsburg, 1680 aber förmlich zur Herzogin erhoben. Ihre Kinder starben in früher Jugend, bis auf S., welche 15. Sept. 1666 geboren und am Hofe von Celle sorgfältig erzogen wurde. Am 21. Nov. 1682 wurde sie mit dem Erbprinzen Georg Ludwig von Hannover, später Georg I. als König von Großbritannien ernannt, vermählt, aus welcher Ehe 1683 der nachmalige brit. König Georg II. und 1687 die nachmalige Königin Sophia Dorothea von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelms I., geboren wurden. Um die Vereinigung der Herzogtümer Celle und Kalenberg zu erreichen, überwanden die Eltern ihres Gemahls, Ernst August und Sophie, ihren Haß gegen die Tochter einer unebenbürtigen Frau, ließen sie aber fallen, nachdem ihr Zweck erreicht war; und Georg Ludwig, der selbst in dieser Abneigung großgezogen war, eine sinnlich-brutale Natur, war nicht der Mann, um dies Verhältnis auszugleichen. Von ihren Angehörigen zurückgestoßen, ließ sich S. in ein schuldvolles Verhältnis mit dem Obersten Graf Königsmark, dem ebenbürtigen Bruder der Maitresse Kurfürst Augusts des Starken, ein. Wie die mit Fabeln durchwirkte Tradition behauptet, war es nun die Maitresse des Kurfürsten, Gräfin Platen, welche, von Königsmark selbst verschmäht, sein Verhältnis zu der Prinzessin verraten hätte. Wahrscheinlich war der Plan der Liebenden, heimlich zu entweichen. Das Verhältnis wurde aber entdeckt, und in der Nacht vom 1. Juli 1694 verschwand Königsmark in Hannover auf immer, wahrscheinlich wurde er auf der Rückkehr aus den Gemächern der Prinzessin von kurfürstl. Trabanten ermordet. Ein Scheidungsprozeß vor einem aus hannov. und cellischen Räten zusammengesetzten Gerichtshofe ward eingeleitet, und am 28. Dez. 1694 erfolgte das Urteil, wodurch die kurprinzl. Ehe wegen beabsichtigter böslicher Verlassung aufgelöst und der Kurprinzessin als dem schuldigen Teile die Wiederverheiratung untersagt wurde. Seitdem blieb S. bis an ihren Tod auf dem Schlosse Ahlden in Haft, unter militärischer Bewachung. Sie starb 13. Nov. 1726 und wurde in der Stadtpfarrkirche von Celle in der herzogl. Gruft beigesetzt. Die Fabeln und Fälschungen, welche sich an die Katastrophe von 1694 angeknüpft haben, wurden von Schaumann, «Sophia Dorothea, Prinzessin von Ahlden, und Kurfürstin Sophie von Hannover» (Hannov. 1879) widerlegt. Ergänzungen dazu gab A. Köcher, «Die Prinzessin von Ahlden» (in der «Historischen Zeitschrift», Bd. 48, Münch. u. Lpz. 1882).

Sophie Charlotte, Königin von Preußen, geb. 20. Okt. 1668 als die Tochter des Kurfürsten Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, vermählte sich 1684 mit dem König Friedrich I. (s. d.) von Preußen als dessen zweite Gemahlin und starb 1. Febr. 1705. S. war die Mutter des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm I. und somit die Großmutter Friedrichs d. Gr. Die durch geistige Bildung ausgezeichnete Fürstin widmete Wissenschaften und Künsten das lebendigste Interesse; mit den philos. wie den theol. Doktrinen war sie vertraut; in ihrem Schloß zu Lietzenburg, das seitdem ihren Namen trägt (Charlottenburg), empfing sie die Vertreter der entgegengesetzten Systeme, wie den Jesuiten Moritz Vota, der daran die Hoffnung knüpfte, sie der kath. Kirche zuzuführen, und franz. Réfugiés, wie Lenfant und Larrey. Leibniz stand ihr von ihrer hannov. Heimat her nahe; mit ihm vereinigt bewog sie ihren Gemahl, die berliner Akademie der Wissenschaften zu gründen.

Sophie (Friederike Dorothea Wilhelmine), Erzherzogin von Österreich, Tochter des Königs Maximilian I. Joseph von Bayern und Zwillingsschwester der Königin Maria von Sachsen, geb. 27. Jan. 1805, vermählte sich 4. Nov. 1824 mit dem Erzherzog Franz Karl Joseph von Österreich, mit welchem sie bei der Kinderlosigkeit ihres Schwagers, des Kaisers Ferdinand, nach dessen Tode den österr. Kaiserthron bestiegen haben würde. Infolge der Resignation ihres Gemahls nach der 2. Dez. 1848 erfolgten Thronentsagung des Kaisers Ferdinand (zu Gunsten dieses Bruders) wurde der älteste ihrer vier Söhne, Franz Joseph (s. d.), Kaiser von Österreich. Ihre drei andern Söhne sind: Maximilian (s. d.), Kaiser von Mexiko; Erzherzog Karl Ludwig, geb. 30. Juli 1833, General der Kavallerie, vermählt in dritter Ehe mit Erzherzogin Maria Theresia, Tochter des verstorbenen Prinzen Miguel, Infanten von Portugal; endlich Erzherzog Ludwig Victor, geb. 15. Mai 1842, Feld-

marschalllieutenant. S. übte schon während der Regierung des Kaisers Ferdinand und nach der Thronbesteigung ihres Sohnes auf die österr. Politik großen Einfluß aus. Sie starb 28. Mai 1872.

Sophienhöhle, s. unter Muggendorf.

Sophienkirche, Hagia Sophia, von den Osmanen Aja Sofia genannt, liegt auf dem ersten Hügel Stambuls (s. Konstantinopel), an dem Platze Augustaion, und östlich vom At-meidan (Hippodrom). Schon Konstantin d. Gr. hatte 326 der göttlichen Weisheit (τῇ ἁγίᾳ σοφίᾳ) eine Basilika mit Holzdecke erbaut, die sein Sohn Constantius vergrößerte. Im J. 404 bei einem Volksaufstande wegen der Vertreibung des Patriarchen Joh. Chrysostomus teilweise durch Feuer zerstört und 415 durch Theodosius II. hergestellt, wurde sie bei dem Nika-Aufstande 532 ein Raub der Flammen. Nun unternahm Kaiser Justinian einen glänzenden Neubau, der selbst den Tempel Salomos überstrahlen sollte. Die berühmtesten Architekten seiner Zeit, Anthemios von Tralles und Isidoros von Milet wurden als Baumeister berufen. Alle verfügbaren Einkünfte des Reichs wurden zum Bau verwendet. Die antiken Tempel im Reiche mußten ihre Säulen zum Schmuck der Kirche hergeben. Am 26. Dez. 537 wurde sie eingeweiht; 7. Mai 558 stürzte die große Kuppel infolge eines Erdbebens ein, wurde jedoch durch Isidoros aufs neue, noch 8 m höher, als die frühere, erbaut und durch Widerlager gestützt. Am 6. Jan. 564 fand die zweite Einweihung statt. Als 26. Okt. 987 abermals ein Teil der Kuppel zusammenbrach, ließ ihn Basilios II., der Bulgarentöter, wiederherstellen. Im J. 1204 wurde die Kirche durch die lat. Kreuzfahrer unter Enrico Dandolo geplündert. Da abermals eine Senkung der Kuppel zu befürchten war, ließ Andronikos II. 1317 im Osten zwei mächtige Strebepfeiler anbauen. Nach der Eroberung 1453 von Sultan Mehemed II. in eine Moschee (Dschami) verwandelt, und an Stelle des Kreuzes mit einem Halbmond geschmückt, wurde sie das Vorbild für alle Moscheenbauten der Osmanen. Seitdem ist ihr Äußeres durch den Anbau von vier Minarets und plumpen Strebepfeilern verändert. Das südl. Minaret errichtete Mehemed II., das östliche Sultan Selim II. (1564—74), die beiden im Norden und Westen Sultan Murad. Im Auftrag Abd-ul-Medschids wurde die Moschee von 1847 bis 1849 durch die Gebrüder Fossati restauriert. Die damals offen daliegenden Mosaikbilder an Wänden und Wölbungen konnten durch Salzenberg veröffentlicht werden. Darauf mußten sie, abgesehen von dem lediglich ornamentalen Schmuck, wieder verdeckt werden. Der innere Raum, fast ein Quadrat, ist einschließlich der Apsis 75 m lang und 70 m breit. Über der Mitte wölbt sich, auf vier kolossalen Pfeilern und Gurtbogen ruhend, die mächtige, flache Kuppel, 32 m weit und im Scheitel 56 m über dem Fußboden. An diese schließen sich im Osten und Westen zwei mit Halbkuppeln bedeckte, halbkreisförmige Räume an, unter denen sich wieder je drei Nischen öffnen. Zwischen diesem Centralschiff (dem Naós) und den Umfassungsmauern im Norden und Süden ziehen sich zwei zweistöckige Seitenschiffe hin, deren oberer Stock das Frauenchor (Gynaikonitis) einnimmt. Die Gewölbe und Bogen werden im ganzen von 100 Säulen kostbaren Marmors getragen. Die Wände sind bis zum Fries mit glänzender Marmortäfelung bedeckt. Die Hauptkuppel wird durch 40 Fenster beleuchtet. Der Eindruck des Innern ist ein gewaltiger und erhabener, besonders in den Nächten des Ramasan, wenn die Moschee bis zur Kuppel erleuchtet wird. Störend wirkt nur die schiefe Stellung der Gebetsnische (des Mihrab), welche in der Apsis in der Richtung nach Mekka angebracht ist. Vgl. Salzenberg, «Altchristliche Baudenkmale Konstantinopels vom 5. bis 12. Jahrh.» (Berl. 1854), worin 27 Tafeln der S. gewidmet sind; «Aya Sofia of Constantinople» (Lond. 1852); Kortüm, «Des Paulus Silentiarius Beschreibung der Hagia Sophia und des Ambon», (Berl. 1854); Paspati, «Byzantinai Meletai» (Konstantinopel 1877; neugr.); Pulgher, «Les anciennes églises byzantines de Constantinople» (Wien 1878); Adamy, «Architektonik der altchristl. Zeit» (Tl. 1, Hann. 1884).

Sophie Verena, Pseudonym von Sophie Alberti, geborene Mödinger, s. Verena (Sophie).

Sophisma (grch.) heißt zunächst etwas klug Ausgedachtes, dann ein Trugschluß (s. d.), insbesondere wurden von Plato und Aristoteles die Schlüsse der Sophisten S. genannt.

Sophisten nannte sich in Griechenland eine besondere Klasse von Lehrern der Beredsamkeit, Staatskunst und Philosophie vom 5. Jahrh. v. Chr. an. Der Name bezeichnet Weise oder Lehrer der Weisheit. Die berühmtesten sind Gorgias, Protagoras, Hippias, Prodikos, Trasymachos u. a. Zumeist aus Kleinasien oder aus Großgriechenland gebürtig, gehörten sämtliche dem Zeitalter des Perikles und Sokrates an. Ihre Lehrfächer waren Physik, Geometrie und Arithmetik, Astronomie, Musik, Politik, Poetik, Grammatik, Dialektik und Beredsamkeit. Da sie alle diese Kenntnisse in gewandter und glänzender Rede vortrugen und dafür in der geistreichen Beweglichkeit des griech. Volkscharakters einen fruchtbaren Boden fanden, so wurden sie überall mit Beifall und Bewunderung angehört. Auch zeichneten sie sich nicht selten als geschickte Staatsmänner aus. Indem sich diese Männer aber gewöhnten, als bezahlte Lehrer der polit. Beredsamkeit gegen den Inhalt der Rede sich gleichgültig zu verhalten, wurden sie zuerst praktisch und dann auch theoretisch die Vertreter einer gefährlichen Überzeugungslosigkeit. Dazu kam, daß auch ihre wissenschaftlichen Untersuchungen in der Ansicht gipfelten, es gäbe keine allgemeingültige Wahrheit, sondern nur subjektive Gewißheit. Hiergegen trat nun Sokrates mit der ganzen Energie seines logischen und ethischen Bewußtseins ein, und er sowohl als auch seine Schüler bekämpften die S. auf das heftigste und zugleich siegreichste. Daher nannten Plato und Aristoteles die Sophistik die Kunst, durch eine falsche Dialektik das Wahre mit dem Falschen zu verwirren und über alles einen trügerischen Schein zu verbreiten. Dieses geschah bei den S. vorzüglich durch eine Menge Trugschlüsse und verfängliche Fragen, durch welche sie ihre Gegner zu verwirren wußten. Auch noch gegenwärtig werden die Worte Sophist und Sophistik in dieser Bedeutung genommen. Gleichwohl würde ohne die zersetzende Kraft der Sophistik die Reaktion des Sokrates und seiner Schule nicht eingetreten sein, wie denn überhaupt die Sophistik als ein Symptom des allgemeinen Kulturzustandes in Griechenland zu betrachten ist: sie bezeichnet für die Entwickelung des hellenischen Geistes das Zeitalter der Aufklärung. Zu einer Zeit, wo der alte Glaube und die Formen des Staatslebens im Sinken begriffen waren, mußte

der Besitz vielseitiger Kenntnisse und der Gewandtheit im Denken und Sprechen als überaus wertvoll erscheinen, aber auch zugleich ohne eine tiefere religiöse und sittliche Grundlage die Ausartung vermehren. Vgl. Roller, «Die griechischen S. zu Sokrates' und Platos Zeit» (Stuttg. 1832); Schildener, «Die S.» (in Jahns «Archiv der Philologie», Bd. 17, 1851); Th. Gomperz, «Die griechischen S.» (in «Deutsche Jahrbücher», Bd. 7, Berl. 1863); Siebeck, «Über Sokrates' Verhältnis zur Sophistik» (in «Untersuchungen zur Philosophie der Griechen», Heft 1, Halle 1873).

Sophokles, berühmter griech. Tragiker, war ein Sohn des Sophillos, eines wohlhabenden Bürgers aus dem Gau Kolonos. Geb. um 496 v. Chr., zeichnete er sich schon als Jüngling durch Schönheit der Gestalt und Anmut seines Wesens aus, weshalb er bei der Siegesfeier nach der Schlacht bei Salamis (480) den Reigen der attischen Jünglinge als Vortänzer eröffnete. Unterricht in der musikalischen Kunst erhielt er von dem berühmten Musiker Lampros; in der Tragödiendichtung, der er sein ganzes Leben weihte, hatte er in seinem ältern Zeitgenossen Äschylos ein glänzendes Vorbild, das er aber schon bei seinem ersten öffentlichen Auftreten als tragischer Dichter 468 v. Chr. nicht nur erreichte, sondern, wenn es richtig ist, daß unter den Mitbewerbern um den Preis damals auch Äschylos war, überflügelte, indem die Preisrichter ihm den ersten Preis zuerkannten. Diesem glänzenden Anlauf entsprach auch seine fernere dichterische Thätigkeit, denn er hat im ganzen 18 mal den ersten und sehr häufig den zweiten Preis in den tragischen Wettkämpfen davongetragen und niemals sich mit der dritten Stelle begnügen müssen. Nach der Aufführung seiner «Antigone» erwählte ihn das Volk zum Strategen (Feldherrn); als solcher nahm er an dem Zug des Perikles gegen Samos (440) teil und ging in einer diplomatischen Mission nach der Insel Lesbos. Von seinen Mitbürgern geliebt und verehrt (was freilich einige Komödiendichter nicht hinderte, sein Privatleben zum Zielpunkt ihrer Spöttereien zu machen), starb er 406 v. Chr. eines sanften Todes. Über seine Todesart waren schon im spätern Altertum allerhand Fabeln verbreitet, wie daß er an einer verschluckten Weinbeere erstickt oder beim Vorlesen eines seiner Stücke vor Erschöpfung gestorben sei u. dgl. m. Die vorhandenen Büsten und namentlich eine Statue im Lateran (s. Tafel: Bildnerei III, Fig. 5) geben von der edeln Gestalt des Dichters ein ansprechendes Bild. Er hinterließ mehrere Söhne, deren ältester, Jophon, sich ebenfalls als tragischer Dichter bekannt gemacht hat, wie auch ein Enkel des S. (Sohn seines Sohnes Ariston), der jüngere S., beide freilich ohne auch nur von fern den Ruhm des Vaters oder Großvaters zu erreichen.

S. ist in der tragischen Dichtung der echte Repräsentant der klassischsten Periode Athens, des Zeitalters des Perikles, ähnlich wie Phidias in der bildenden Kunst. Es beruht dieser echt klassische Charakter auf der vollen Harmonie aller Teile seiner poetischen Schöpfungen, der Vereinigung von Großartigkeit und Anmut, dem feinen Maßhalten, das besonders auch in dem von Schwulst und Prunk, wie von Plattheit und Niedrigkeit gleichweit entfernten Stil hervortritt. Durch Einführung eines dritten Schauspielers (eine Neuerung, die auch Äschylos von seinem jüngern Kunstgenossen annahm) machte er eine allseitigere Entwickelung der Hauptpersonen und die Darstellung einer kompliziertern Handlung möglich; durch das Aufgeben der von Äschylos ausgebildeten trilogischen Komposition, d. h. der Verknüpfung von je drei Tragödien zu einem größern Ganzen, einer Trilogie, vermittelst des Zusammenhangs der Handlungen, ließ er das mythische Element, das Interesse an den Ereignissen selbst und ihrer Entwickelung aus einander, zurücktreten; die psychol. Entwickelung infolge eines bestimmten Ereignisses bildet stets den Hauptvorwurf seiner Tragödien; das Interesse, welches sie erregen, beruht nicht auf der Begebenheit, auf dem tragischen Konflikt an sich, sondern auf den Wirkungen desselben auf die Gemüter der Hauptpersonen, der Träger der Handlung. S. ist Meister in der Kunst der Charakterschilderung; vor allem sind es seine Frauencharaktere, die noch jetzt hohe Bewunderung erregen. Vgl. Capellmann, «Die weiblichen Charaktere bei S.» (Kobl. 1843).

In seinen religiösen Anschauungen, seinen Ansichten vom Wesen der Götter und dem Verhältnis der Menschen zu denselben, tritt das ethische Element entschieden in den Vordergrund. Vgl. Lübker, «Die Sophokleische Theologie und Ethik» (Kiel 1852 u. 1855). Sein Versbau zeigt sowohl in den dialogischen als in den melischen Partien vollendete Kunst, seine Sprache ist bewunderungswürdig durch Feinheit, Kraft und Reichtum.

Man besaß im Altertum unter S.' Namen 130 Dramen (Tragödien und Satyrspiele), von denen aber 17 (oder vielleicht nur 7) schon von den alten Kritikern als untergeschoben betrachtet wurden. Erhalten sind sieben Tragödien: 1) «Ajax» (grch. Aias, zum Unterschied von einem verlorenen Stück, dem «Lokrischen Aias», auch «Der rasende Aias» oder «Aias der Peitschenträger» genannt); 2) «Elektra»; 3) «Ödipus» (zum Unterschied von dem spätern «Ödipus auf Kolonos» gewöhnlich «Ödipus Tyrannos», d. i. König Ödipus, genannt); 4) «Antigone» (aufgeführt 441); 5) «Trachinierinnen»; 6) «Philoktetes» (aufgeführt 409); 7) «Ödipus auf Kolonos» (aufgeführt nach dem Tode des Dichters durch seinen Enkel, den jüngern S., 401).

Unter den zahlreichen Gesamtausgaben dieser Stücke sind hervorzuheben die von Erfurdt in der neuen Bearbeitung G. Hermanns (3. und 4. Aufl., Lpz. 1830—51), die von Neue (Lpz. 1831), die von E. Wunder (die einzelnen Stücke in 2. und 3. und zum Teil in 4. und 5. Aufl. von Wecklein, Gotha u. Erfurt 1847 fg.), die von Schneidewin, neu bearbeitet von Nauck (die einzelnen Stücke in 5., 8. oder 9. Aufl., Berl. 1880—86 fg.), die von dem Engländer Campbell (2 Bde., Oxford 1880 u. 1881) und von Wecklein (Münch. 1884), die Textausgabe von Bergk (Lpz. 1858) und die kritische Ausgabe mit den Fragmenten von Dindorf (Lpz. 1867); von Einzelausgaben die des «Aias» von Lobeck (3. Aufl., Berl. 1866), der «Antigone» von Böckh (Berl. 1843; neue Ausg. 1884), der «Elektra» von Jahn (Bonn 1861; 2. Aufl. 1872), des «Aias», der «Elektra», der «Antigone» und des «Königs Ödipus» von Wolff (zum Teil in 3. und 4. Aufl. besorgt von Bellermann, Lpz. 1858 fg.), des «Ödipus auf Kolonos» von Meineke (Berl. 1863) und Bellermann (Lpz. 1883). Die alten Scholien zu sämtlichen Stücken sind herausgegeben von Elmsley (Bd. 1, Oxf. 1825) und W. Dindorf (Bd. 2, Oxf. 1852). Ein treffliches «Lexicon Sophocleum» hat Ellendt

(2 Bde., Königsb. 1834; 2. Aufl. von Geuthe, Berl. 1872) geliefert; daneben hat auch Dindorf (Lpz. 1871) ein solches herausgegeben. Unter den zahlreichen deutschen Übersetzungen sämtlicher Stücke sind die von Donner (5. Aufl., 2 Bde., Heidelb. 1863), von Jordan (2 Bde., Berl. 1862), von Bruch (Bresl. 1879), von Prell-Erckens (Lpz. 1883) und von Wendt (2 Bde., Stuttg. 1884) hervorzuheben. Über das Leben des Dichters vgl. die Schriften von Lessing («Leben des S.», herausg. von Eschenburg, Berl. 1790), Schultz (Berl. 1863) und Schöll (Frankf. 1842).

Sophonisbe, s. Masinissa.

Sophron, griech. Mimendichter, s. Mimen. Vgl. Botzon, «De Sophrone et Henarcho mimographis» (Lyck 1856).

Sophronisten, Behörde im alten Athen, s. u. Epheben.

Sophrosyne, der Name des 134. Asteroiden, s. unter Planeten.

Sopka (russ.), in Sibirien Name alleinstehender Berge von konischer Form, meist erloschene oder auch noch thätige Vulkane. Letzterer Art ist z. B. die Klutschewskaja S. auf Kamtschatka (s. d.).

Sopran (ital. soprano, d. i. der obere Ton) oder Diskant (frz. le dessus, engl. treble, d. i. triplum), auch Oberstimme, heißt die höchste der vier Singstimmen, welche nur Knaben, Frauenzimmer und Castraten singen. Man unterscheidet dem Umfange der Töne nach einen höhern und tiefern S. Der Umfang eines gewöhnlichen S. reicht vom einmal gestrichenen bis zum dreimal gestrichenen c; doch schreibt man im Chorsatze nicht leicht über a hinaus. Ein hoher S., welcher zum Bravourgesange notwendig ist, kann in der Höhe das dreimal gestrichene f oder g erreichen; der tiefere, den man auch Mezzosopran nennt, reicht von g oder a bis zum zweimal gestrichenen g oder a. Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrh. wurde der S. in den Chören (gewöhnlich Cantus genannt) nur von Knaben gesungen; aber in Solopartien waren Frauen schon seit dem 17. Jahrh. im Gebrauche, besonders im Bühnen-, Kammer- und Konzert- (Oratorien-) Gesange, aber mitunter auch in der Kirche.

Sora, Stadt und Bezirkshauptort in der ital. Provinz Caserta, rechts am Liri (Liris), der die enggebaute Stadt im Halbkreise umschließt, ist Sitz eines Bischofs, zählt (1881) 7180 (Gemeinde 13084) E. und hat Weinbau, Tuchfabrikation und noch aus der Zeit der Regierung Joachim Murats stammende großartige Papiermühlen. Über dem Ort erhebt sich auf steilem Felsen die Feste Rocca Sant' Angelo mit gewaltigen, aus unregelmäßigen Blöcken gefügten Mauern der alten Volskerstadt und Resten der mittelalterlichen Burg Sorella. Die 303 v. Chr. gegründete röm. Kolonie latinischen Rechts lag an der Stelle der heutigen Stadt, welche seit dem Ende des Ostgotenreichs bis 706 den Byzantinern, 706—900 zum Fürstentum Benevent, 900—1062 zum Fürstentum Capua gehörte, darauf an die Normannen kam und seit jener Zeit 800 Jahre Grenzstadt Neapels gegen den Kirchenstaat war. S. war die Heimat der Decier, Valerier, des Attilius Regulus und des L. Mummius und Geburtsort des Kardinals und Kirchenhistorikers Cäsar Baronius.

Soracte, ein im Altertum berühmter Berg Etruriens, etwa 45 km nördlich von Rom. Die vom Tiber westwärts sich hinziehende Bergmasse dehnt sich von Nordwest nach Südost 7—8 km aus und ist ein nach beiden Seiten abfallender, stark mit Gebüsch bewachsener rötlicher Kalkfelsen mit mehrern ungleich hohen Spitzen. Der S. hatte Steinbrüche, trug auf seinem Gipfel einen berühmten Tempel des Apollo, dem der ganze Berg geheiligt war und dem daselbst Feste eigener Art gefeiert wurden, und an seinem östl. Abhange den Hain der etrurischen Blumengöttin Feronia. Zu beiden Gottheiten wurden jährlich große Prozessionen veranstaltet. Auch gab es am Abhange desselben merkwürdige warme Quellen. Jetzt heißt er Monte San-Silvestro nach einem von Karlmann, dem Bruder Pipins des Kleinen, 748 gegründeten, noch vorhandenen Kloster des heil. Silvester (unweit davon auf der mittlern und höchsten Spitze die Kirche des heil. Silvester, der schönste Aussichtspunkt des S.), gewöhnlich aber Monte Sant'-Oreste nach einem an seinem Abhange liegenden Dorfe Sant'-Oreste. Der 686 m hohe Berg bietet einen der schönsten Aussichtspunkte, ist aber nur äußerst selten mit Schnee bedeckt, worauf schon Horaz in seiner poetischen Winterschilderung anspielt. Vgl. Nibby, «Analisi de' dintorni di Roma» (Bd. 3, Rom 1837).

Sorano, Gemeinde in der ital. Provinz und im Bezirk Grosseto, hat (1881) 6138 E. und Mineralquellen. Zu ihr gehört Sovana, im Altertum und mittellat. Suana, eine alte Etruskerstadt, im frühern Mittelalter ein bedeutender Ort mit umfangreichem Stadtgebiet und Bischofssitz (jetzt in Pitigliano), Geburtsort Papst Gregors VII., im 14. und 15. Jahrh. den Aldobrandini, dann den Orsini gehörig, ist seit Jahrhunderten verödet und im Verfall, hat 168 E. und eine tuscische Totenstätte mit einem großen Reichtum an skulpierten Gräbern. Über 10 km westlich von Sovana liegt in imposanter Höhe auf einem kegelförmig abgeschroffen Hügel das alte Saturnia, zuerst eine nicht unwichtige Stadt Etruriens unter dem angeblichen Namen Aurinia, seit 181 v. Chr. unter ihrem bis auf die Gegenwart erhaltenen Namen röm. Kolonie an der Via Clodia, jetzt ein unbedeutendes Kirchdorf mit 204 E., einem Herrschaftshause des Marchese Panciatichi Ximenes, auf den Ruinen der altetrusk. Mauern im 15. Jahrh. errichteten Befestigungen, einem Begräbnisplatz der Tusker (Piano di Palma) und geringen röm. Bauresten

Sorau, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, unweit der schles. Grenze an der Sore, Station der Linien Sommerfeld-Liegnitz, S.-Sagan und S.-Kottbus der Preußischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts, einer Reichsbanknebenstelle und einer Handelskammer und zählt (1885) 13668 meist prot. E. Die Stadt besitzt ein Gymnasium, eine Mittelschule, eine Fortbildungsschule, eine Webschule und ein königl. Schloß, welches den königl. Behörden eingeräumt ist. Auch besteht daselbst eine in neuerer Zeit bedeutend erweiterte Irrenheil- und Pflegeanstalt, ein Waisenhaus und zwei Hospitäler. Unter den verschiedenen industriellen Etablissements, welche die überhaupt sehr gewerbfleißige Bevölkerung unterhält, sind besonders hervorzuheben mehrere bedeutende Tuch- und Leinwandfabriken, Bleichen, Färbereien, Wachslicht-, Drainröhrenfabriken, Brauereien und Destillationen. In der Umgegend liegen mächtige Braunkohlenlager; in den 17 zum Handelskammerbezirk S. gehörigen Braunkohlengruben wurden 1884 gegen 3700000 hl Kohlen gefördert. — S. ist die älteste Stadt der Niederlausitz und soll der Ort sein, wie einige meinen, den 873

der Graf Thagulf dem Stift Fulda schenkte; 1086 kam S. an Böhmen und wurde zu einer Herrschaft erhoben. Ulrich von Dewin erwarb 1207 die Herrschaft käuflich; 1260 erhielt S. Stadtrechte. In späterer Zeit folgten mehrere adelige Geschlechter einander im Besitze der Stadt, bis sie nach dem Aussterben der Herren von Biberstein 1551 an Ferdinand I. von Böhmen fiel, der sie 1558 an den Bischof von Breslau, Balth. von Promnitz, verkaufte. Der letzte Sprosse dieses Hauses, Joh. Erdmann III., Graf von Promnitz, überließ S. und Triebel 1765 gegen eine jährliche Leibrente von 12000 Thlrn. an Kursachsen, das beide Besitzungen 1815 an Preußen abtreten mußte. Vgl. Worbs, »Geschichte der Herrschaft S. und Triebel« (Sorau 1826); Saalborn, »Beiträge zur Chronik der Stadt S.« (Heft 1, Sorau 1876). — Der Kreis Sorau zählt auf 1236,5 qkm (1885) 100721 E.

Sorben ist ein Völkername, der ursprünglich gleichbedeutend ist mit Serben und wie dieser ehedem eine weite Verbreitung bei den slaw. Völkerschaften hatte. Früher pflegte man nicht selten mit diesem Namen die gesamten ursprünglichen slaw. Anwohner zwischen Oder und Elbe (Polaben) zu bezeichnen, während derselbe richtiger den Slawen der Ober- und Niederlausitz beigelegt wird, die sich selbst Serbjo, Serbja nennen. Einige Schriftsteller bedienen sich daher des Ausdrucks Serben für die Lausitzer; um aber Verwechselung mit den Serben an der Donau zu vermeiden, ist die Form S. für jene vorzuziehen. (S. Wenden.)

Sorbet oder Scherbet (arab., d. i. Trank) ist ein bei den Morgenländern gewöhnliches Getränk, das aus dem Safte von Früchten und aus Zucker, häufig mit Zusatz eines wohlriechenden Pflanzenextrakts zubereitet wird.

Sorbonne heißt jetzt das in Paris im Mittelpunkt des Quartier latin gelegene Gebäude, in dem sich die theol. Fakultät, die historisch-philologische (Lettres) und die naturwissenschaftliche (Sciences) befinden. Ursprünglich hieß S. eine arme Magisterinnung an der alten pariser Universität, und zwar nach ihrem Stifter Robert von Sorbon, Ludwigs des Heiligen Kaplan und Beichtvater. Derselbe hatte um 1250 einen Verein von 16 armen Weltgeistlichen gegründet, die gemeinschaftlich beisammen leben und sich nur mit Studieren und unentgeltlichem Unterrichte abgeben sollten. Der Ruf dieses armen Magistervereins verbreitete sich bald über ganz Europa. Seine Mitglieder waren in der Folge stets Doktoren und Professoren der Theologie an der pariser Universität, und sein Ansehen stieg so hoch, daß sein Name auf die ganze theol. Fakultät dieser Universität überging. Die Gutachten und Beschlüsse der S. als Fakultät hatten einen entscheidenden Einfluß auf den Geist und die nationale Gestaltung des Katholizismus in Frankreich. Den Jesuiten nicht weniger feind als der Reformation, hielt die S. streng auf die Freiheiten der Gallikanischen Kirche. Sie widersetzte sich der Bulle Unigenitus und stand in den Jansenistischen Streitigkeiten zwar nicht auf der Seite des Port-Royal, doch der jesuitischen Partei immer entgegen. In spätern Zeiten ließ sie sich mehr die Verteidigung der Rechte als die Vervollkommnung der wissenschaftlichen und praktischen Behandlung des alten Glaubens angelegen sein. Um diesem Streben entgegenzutreten, gründete Franz I. 1530 das ihr feindliche Collége-Royal, das heutige Collége de France. Indessen hatten sich auch bessere Regungen geltend gemacht: zwei Mitglieder, Pichot und Lapierre, gründeten 1470 in der S. die erste franz. Buchdruckerei, trotz der Verfolgungen, deren Fust in Paris ausgesetzt gewesen war. Ihr pedantischer Eigensinn und ihre beschränkte Orthodoxie setzte die S. jedoch in einen ungünstigen Kontrast mit den Philosophen und den freisinnigen Schriftstellern des 18. Jahrh., und ihre Verdammungsurteile über die Schriften des Helvétius, Rousseau und Marmontel brachten sie dermaßen ins Gespött, daß sie ihr hohes Ansehen längst verloren hatte, als Ludwig XVI. durch Dekret vom 5. April 1792 ihrem Bestehen ein Ende machte und ihre Gebäude als Nationalgut in Beschlag nahm. Bei der nachherigen Wiedereinrichtung des öffentlichen Unterrichtswesens in Frankreich unter Napoleon I. wurden ihre stattlichen, vom Kardinal Richelieu (1635—53) errichteten Gebäude als Lokal für die Vorlesungen der drei obengenannten Fakultäten in Paris angewiesen, und diese Bestimmung haben sie seitdem behalten. Vgl. Duvernet, »Histoire de la S.« (deutsch, 2 Bde., Straßb. 1792); Franklin, »La Sorbonne« (Par. 1875).

Sorbus, Laubholzgattung, s. Eberesche.

Sorby (Henry Clifton), engl. Naturforscher, geb. 10. Mai 1826 in Woodbourne bei Sheffield, wählte die Naturwissenschaften zu seinem Lebensberuf und arbeitete auf seinem Landsitze zu Broomfield bei Sheffield die wissenschaftlichen Resultate aus, welche seinen Ruf als Naturforscher begründet haben. S.s Untersuchungen gründeten sich hauptsächlich auf die Anwendung mikroskopischer Beobachtungen auf physik. Gegenstände und die Anwendung physik. Methoden auf geolog. Probleme. So erörterte er in einer Reihe von Beiträgen zu dem »Edinburgh New Philosophical Journal« (1856—58) diejenigen Strukturen geschichteter Gesteine, welche die Richtung und Art der Strömung anzeigen, und die Schlüsse, welche sich aus diesen Thatsachen für die Aufhellung der physischen Geographie der verschiedenen geolog. Perioden ergeben. Die Anwendung des Mikroskops auf das Studium der Steinarten setzte ihn in den Stand, die mechan. Entstehung der Schieferung festzustellen und zu beweisen, daß die mikroskopische Struktur der Mineralien in manchen Fällen ihren Ursprung aus feuerflüssig-geschmolzenen Massen, oder aus wässerigen Flüssigkeiten, oder aus beiden zusammen erkennen läßt. Aus diesen durch zahlreiche Experimente bestätigten Resultaten gewann S. das wichtige Ergebnis der direkten Wechselbeziehung der mechan. und der chem. Kräfte, das er in einer 1863 vor der Königlichen Gesellschaft in London gehaltenen Vorlesung erläuterte. S. war auch der erste, der die Spektralanalyse auf mikroskopische Untersuchungen anwandte und ein Spektroskop erfand, welches zur Entdeckung von Blutflecken und zur Untersuchung sonstiger animalischer und vegetabilischer Farbestoffe geeignet ist und bereits weite Verbreitung gefunden hat. Im J. 1875 wurde er zum Ehrendoktor der Universität Oxford ernannt.

Sordinen (ital. Sordini), s. Dämpfer.

Soredian, s. u. Flechten, Bd. VI, S. 883.

Sorel, Stadt in der Provinz Quebec des Dominion of Canada, rechts an der Einmündung des Richelieu in den St. Lorenzstrom, zählt (1881) 5791 E. und hat einen Flußhafen und Fischerei, sowie lebhaften Handel.

Sorel (Agnes), die Geliebte Karls VII. (s. d.) von Frankreich, geb. 1409 im Dorfe Fromenteau in Touraine, kam 1431 als Ehrendame der Herzogin von Anjou an den franz. Hof. Von dem König, den ihre Schönheit wie ihr Geist und Anmut bezauberten, zur Ehrendame der Königin ernannt, ergab sie sich der leidenschaftlichen Liebe ihres königl. Anbeters, dessen leicht erschlaffenden Geist sie, wenn man der Tradition folgt, in dem nationalen Kampf gegen die Engländer aufrecht erhalten und angestachelt haben soll. Die Zeitgenossen haben diese Auffassung schwerlich geteilt. Vielmehr hat die Hingabe Karls an seine Maitresse, die erst nach dem Siege über die Engländer, 1443, von einem königl. Günstling vorgeschoben, an den Hof kam und der er Schlösser und Herrschaften, wie Loches, Beauté an der Marne (daher sie auch Dame de Beauté genannt wurde), Penthièvre schenkte, in weiten Kreisen Unwillen erregt. Besonders der Dauphin (Ludwig XI.) war über die Rivalin seiner Mutter empört, sodaß bei dem raschen Tode der Maitresse (9. Febr. 1450) das Gerücht auftauchte, ihre Feinde hätten sie aus dem Wege geräumt.

Sorels Cement, Mischung von gebrannter Magnesia und einer konzentrierten Lösung von Chlormagnesium, welche nach kurzer Zeit erstarrt.

Soresina (mittellat. Sorixinum), Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Cremona, Station der Eisenbahn Treviglio-Cremona, zählt (1881) 9166 E. und hat sieben Kirchen, ein Spital, Weinbau, Seidenkultur, Herstellung von Senf, Zuckerbäckerei und ansehnlichen Handel.

Sorex (lat.), die Spitzmaus.

Sorèze (mittellat. Sorecinum), Stadt im franz. Depart. Tarn, Arrondissement Castres, am nördl. Fuße der Montagne Noire, rechts am Sor, hat (1881) 1134 (Gemeinde 2342) E. und Kupfergießerei. S. hatte eine berühmte Benediktinerabtei, welche 1682 in ein Kolleg umgewandelt und 1854 durch die Dominikaner erworben wurde; Pater Lacordaire starb hier und wurde ebenda bestattet. In der Nähe des Orts, welcher ehemals zur Landschaft Lauraguais gehörte, liegt die große Stalaktitengrotte Lou-Traouc-del-Calet und (4 km im SW. von S.) das Bassin von St.-Feréol, das wichtigste von denen, welche den Canal du Midi speisen; dasselbe kann 6374000 cbm Wasser halten und hat eine Oberfläche von 67 ha.

Sorghum *Pers.*, Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen. Man kennt nur wenige Arten, von diesen aber zahlreiche Varietäten, die in den wärmern Gegenden als wichtige Kulturpflanzen eine weite Verbreitung besitzen. Es sind einjährige oder perennierende hohe Gräser mit breiten Blättern und großen rispenartigen Blütenständen. In den Ährenbüscheln ist immer nur ein fruchtbares, zwitterblütiges Ährchen vorhanden und dieses sitzend, während die unfruchtbaren (männlichen) Ährchen auf kurzen Stielchen stehen. Alle Ährchen haben zwei ziemlich gleichgroße knorpelige Kelchspelzen, welche später bei den fruchtbaren auch die einen mehlreichen Kern enthaltende Frucht als eine harte glänzende Hülle umschließen. Die äußere Kronenspelze der Zwitterblüten ist bei manchen Arten mit einer gekniеten Granne versehen. Die beiden bekanntesten Arten sind die sog. Mohrenhirse, auch Sorgho, Durrha, Negerkorn genannt (S. vulgare *Pers.*) und das Durrhagras oder Chinesische Zuckerrohr (S. saccharatum *Pers.*). Der Ertrag der erstern ist zwar ein sehr großer, doch eignet sich dieses Getreide nur für ein wärmeres Klima, man baut daher ihre verschiedenen Arten nur in Afrika und in Asien, seltener im südl. Europa an. Hier muß die Aussaat schon im Anfang des April geschehen, und es gehört ein warmer Sommer dazu, wenn die Reife im Anfang des September erfolgen soll. In Syrien, Arabien und in ganz Afrika bilden die Samen die tägliche Nahrung der Bevölkerung; in Europa wird das Korn wie die grüne Pflanze nur als Futter verbraucht. Die reife Rispe wird nach Abdreschen der Körner zur Herstellung der sog. Reisbesen verwendet. Die zweite Art hat eine ausgebreitete, weit abstehende Rispe und süßeres Mark des Halms; sie wird besonders in China zur Zuckergewinnung, seit neuester Zeit auch im südlichern Europa, jedoch meistens nur als ergiebiges Futter, kultiviert. In Afrika ist die Kultur der Mohrenhirse (Durrha) in zahllosen Abarten verbreitet. Ihre Körner bilden nicht bloß die gewöhnliche Brotfrucht, sondern werden auch zur Darstellung von gegorenen Getränken, den Hirsebieren Meriesa, Bilbil und Buhsa, welche stark berauschend sind, verwendet.

Sorghumzucker ist Rohrzucker, welchen man aus dem Safte der Zuckerhirse (s. Sorghum) gewinnen wollte. Alle Versuche, welche im umfangreichsten Maße in Nordamerika sowohl wie in Europa ausgeführt wurden, in dieser Pflanze ein ergiebiges Rohmaterial für die Zuckerfabrikation zu finden, sind jedoch fehlgeschlagen, da sich aus dem Safte wohl ein süßer Sirup, aber kein krystallisierender Zucker technisch darstellen läßt.

Sorgues, Fluß, s. unter Vaucluse.

Sória, Hauptstadt (Ciudad) der span. Provinz S. (9935,5 qkm, 1877 mit 153654 E.) in Altcastilien, rechts am Duero, 1049 m über dem Meere, Straßenknotenpunkt, ist von dicken, zinnengekrönten Mauern umgeben, hat ein hochgetürmtes halbverfallenes Schloß der Grafen von Gomara und zählt 6286 E.; 5 km nördlich liegen die Ruinen der alten Stadt Numantia (s. d.).

Soriano, s. Cimino (Monte-).

Soringaöl, identisch mit Behenöl.

Soristan oder Scham, asiat.-türk. Vilajet, s. unter Syrien.

Sorites oder Kettenschluß nennt man eine verkürzte Schlußreihe, welche die Form eines einzigen Schlusses hat. Dies geschieht dadurch, daß die Ober- und Untersätze der einzelnen Syllogismen weggelassen und so die letztern zu einem Schlußsatze verknüpft werden. Der Name S. stammt her von der Anhäufung (grch. σωρός) der Schlüsse; Kettenschluß aber heißt der S., weil die Urteile, welche die einzelnen Schlüsse bilden, hier so in einen verkettet sind, daß der Schlußsatz des einen auch wieder Prämisse des andern ist. Die verschiedenen Formen des S. hängen von denjenigen der dabei zu verwendenden Syllogismen (s. d.) ab. Von dieser formellen Bedeutung des Worts S. ist die materielle verschieden: sonst nannte man nämlich auch das Sophisma so, dessen Inhalt vom Haufen (s. Acervus) hergenommen ist.

Sorlingues, der franz. Name der Scilly-Inseln.

Sorö oder Soröe, die Hauptstadt des gleichnamigen Amts auf der dän. Insel Seeland, 70 km im Westsüdwesten von Kopenhagen, durch den Sorö-See von der Eisenbahn Kopenhagen-Korsör getrennt, zählt (1880) 1464 E. und ist besonders

wegen seiner ehemaligen Ritter- und Forstakademie berühmt, welche, nachdem 1813 deren Gebäude abgebrannt, 1822 von Friedrich VI. mit verändertem Reglement neu begründet wurde und jetzt eine Lehr- und Erziehungsanstalt ist, die unter den gelehrten Schulen Dänemarks den ersten Rang einnimmt. Im 12. Jahrh. war S. eins der reichsten (Cistercienser-) Klöster des Reichs. Friedrich II. wandelte dasselbe 1586 in eine große Schule um, mit der Christian IV. 1623 eine Akademie verband. Dieselbe ist sehr reich dotiert, namentlich gehört ihr seit 1747 durch Schenkung die Baronie Holberg, sodaß die Anstalt an liegenden Gründen einen Kapitalfonds von über 9 Mill. und ein jährliches Einkommen von etwa 600000 Kronen besitzt. Das jetzige schöne Gebäude ist 1822—27 in modernem Stil aufgeführt. Die Akademie hat einen Rektor, 3 Oberlehrer, 12 Adjunkten und 3 Exerzitienmeister, einen botan. Garten und 168 Zöglinge, darunter 70 Internen. — Das Amt Sorö zählt (1880) auf 1473 qkm 87509 E.; in ihm liegt die Schul- und Erziehungsanstalt Herlufsholm, 2 km nördlich von Nestved, in einer ursprünglichen Benediktinerabtei, dem Skow- oder Waldkloster 1565 von dem Seehelden Herluf Trolle gestiftet und nach ihm benannt. Auch diese Anstalt steht unter einer eigenen Verwaltung. Sie hat einen Rektor, 2 Oberlehrer, 8 Adjunkten, 4 Exerzitienmeister und 100—110 Zöglinge. Außerdem ist zu erwähnen das Fräuleinstift Gisselfeld, 1701 für 30 adelige Damen oder Töchter von Männern der drei ersten Rangstufen gestiftet und reich dotiert.

Soroki, Kreisstadt im russ. Gebiet Bessarabien, am rechten Ufer des Dnjestr, mit (1882) 9225 E., darunter 4500 Juden. Die christliche Bevölkerung beschäftigt sich hauptsächlich mit Wein- und Tabaksbau, die jüdische mit Getreidehandel.

Sorr, böhm. Dorf, s. Soor.

Sorrento, das alte Surrentum, Stadt in der ital. Provinz Neapel, liegt überaus schön an der Südseite des Golfs von Neapel auf einer schroff nach dem Meere abfallenden Felsenmasse in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Italiens, von Citronen- und Orangengärten, Oliven- und Maulbeerpflanzungen umgeben. Die Stadt ist Sitz eines Erzbischofs, hat eine Kathedrale, ein Seminar und eine Schiffahrtsschule und zählt (1881) 6089 (als Gemeinde 7869) E., die sich mit Seidenzucht, Seidenfabrikation, Fischfang, Viehzucht, Obstkultur, vornehmlich aber mit dem Verfertigen von eingelegten Arbeiten aus Oliven- und Citronenholz beschäftigen. In der Umgegend findet sich viel Tuff, den man zur Thür- und Fensterbekleidungen anwendet. S. eignet sich vorzüglich zum Sommeraufenthalt, teils wegen seiner kühlen Lage nach Norden, teils wegen seiner schönen Umgebungen; auch die Seebäder führen im Sommer viele Fremde und Neapolitaner nach S. Die Mauern und Türme der im Mittelalter nicht unbedeutenden Handelsstadt sind längst im Verfall. Das Haus, in welchem der Dichter Torquato Tasso 1544 geboren wurde, lag auf einer schroff in das Meer hineinspringenden Felsenspitze und ist mit dieser in das Meer gesunken. Surrentum war eine uralte Stadt und wurde später röm. Kolonie. Berühmt war im Altertum der auf den Hügeln bei S. gewonnene Wein, der sich sehr lange hielt und besonders Genesenden sehr zuträglich war. Von dem römischen S., das gleich den andern Städten des Golfs von Neapel ein Lieblingsaufenthalt im Sommer war, sind wenige Ruinen erhalten. Die von Castellamare nach S. theilweise dicht an der Küste entlang führende Landstraße, unter Ferdinand II. angelegt, ist eine der schönsten in dieser Gegend und bietet die herrlichsten Ausblicke. Vgl. Puggaard, «Description géologique de la peninsule de S.» (Lpz. 1858).

Sört, auch Söörd, Stadt im asiat.-türk. Vilajet Diarbekir, Hauptort eines Sandschaks, zwischen dem Buhtansu und Bitlis Tschai, 837 m über dem Meere, Sitz eines Bischofs der Nestorianer, zählt (1879) 6005 E.

Sortierwage, s. Garnwage.

Sortimentsbuchhandel, diejenige gewerbliche Erwerbsthätigkeit, welche sich mit dem Vertriebe litterarischer Erzeugnisse befaßt. (S. unter Buchhandel, Bd. III, S. 672ᵃ.)

Sosier ist der Name eines röm. Geschlechts. Ein Gajus Sosius zeichnete sich in den Jahren 38 fg. v. Chr. als Legat (Unterfeldherr) des Triumvir M. Antonius durch seine Kriegsthaten in Cilicien und Syrien, insbesondere durch die Eroberung Jerusalems (37 v. Chr.) aus, wo er den Herodes zum König einsetzte.

Bekannter sind die Gebrüder Sosii, welche in Rom zur Zeit des Horatius eine Buchhandlung besaßen und auch die Gedichte dieses Dichters verlegten, d. h. in zahlreichen Abschriften verbreiteten; nach ihnen werden noch jetzt Buchhändler bisweilen scherzhaft «Sosier» genannt.

Sosiphanes, ein zur alexandrinischen Pleias gehöriger Tragiker, dichtete gegen Ende des 4. Jahrh. v. Chr. eine größere Anzahl (73) Tragödien. Die Reste finden sich in den Sammlungen der Fragmente der griech. Tragiker von Wagner (Bd. 3, Bresl. 1848) und Nauck (Lpz. 1856) und in der der Fragmente des Euripides und der verlornen Tragiker von Wagner (Par. 1846).

Sositheos aus Alexandria in der Troas, ein zur alexandrinischen Pleias gezählter Tragiker, dichtete in der 1. Hälfte des 3. Jahrh. v. Chr., wie es scheint hauptsächlich für das attische Theater, namentlich Satyrspiele in der alten Art und Weise. Die Reste eines Schäferspiels «Lityerses» zeugen von großer sprachlicher Gewandtheit. Sie finden sich in Friebels «Fragmenta Graecorum satyrographorum» (Berl. 1837) und in den Sammlungen der Reste von griech. Tragödien und Satyrspielen von Wagner und Nauck. (S. Sosiphanes.)

Sospel (ital. Sospello), Stadt im franz. Depart. Alpes-Maritimes, Arrondissement Nizza, in einem Thale der Seealpen, an der Bevera, an der von Nizza beziehungsweise Mentone über den Col di Tenda nach Piemont führenden Straße, 358 m über dem Meere, von Olivenwäldern umgeben, zählt (1881) 3425 E. und hat ein Civil- und Militärspital, Reste alter Befestigungen, Tuch- und Seidenweberei und Handel mit Olivenöl, Wein und Südfrüchten.

Sotades aus Maroneia in Thrazien, lebte und dichtete unter Ptolemäos Philadelphos um die Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. Komödien, wohl eine Abart der Hilarotragödien (s. Rhinthonika), Parodien von Tragödien, in einem absichtlich lahmen und saloppen Rhythmus. Es waren das keine wirklichen Schauspiele, wiewohl zum mündlichen mimischen Vortrag bestimmt. Da diese Possen moralisierender Tendenzen und Beigaben nicht entbehrten, so ist es weniger zu verwundern,

daß der von S. mit Vorliebe gebrauchte und nach ihm benannte Vers auch bei ernstern röm. Dichtern wie Ennius und Varro in ihren Satiren, ja bei Accius und Terentianus Maurus in didaktischen Gedichten Verwendung fanden. S. soll von Ptolemäos Philadelphos wegen eines Spottes auf dessen Ehe mit seiner Schwester im Meer ertränkt worden sein.

Der Sotadeische Vers besteht aus drei und einem halben Ionicus a maiore oder ebenso vielen trochäischen Tetrametern, also aus folgenden Grundformen:

∠ — ◡◡ | ∠ — ◡◡ | ∠ — ◡◡ | ∠ ⏓
∠ ◡ — ⏓ | ∠ ◡ — ⏓ | ∠ ◡ — ◡ | ∠ ⏓

aber in mannigfachster Abwechselung und Umgestaltung.

Soetbeer (Georg Adolf), namhafter volkswirtschaftlicher Schriftsteller, geb. zu Hamburg 23. Nov. 1814, studierte Philologie in Göttingen und Berlin und widmete sich dann ausschließlich nationalökonomischen Arbeiten. Nachdem er 1839 die handelspolit. Schrift «Des Stader Zolles Ursprung, Fortgang und Bestand», veröffentlicht hatte, wurde er 1840 zum Bibliothekar und 1843 zum Konsulenten der Hamburger Kommerzdeputation gewählt, in welcher Stellung er bis 1872 verblieb. Hierauf siedelte er als Honorarprofessor der Staatswissenschaften nach Göttingen über. S. hat insbesondere der Reform und Sicherstellung der deutschen Münz- und Bankverhältnisse seine Thätigkeit gewidmet. Nachdem er 1846 eine Denkschrift über Hamburgs Münzzustände herausgegeben hatte, wurde von ihm zehn Jahre später in einer Denkschrift der hamburgischen Kommerzdeputation zuerst die Einführung der Goldwährung in Deutschland angeregt, zu deren Hauptvorkämpfern S. gehört. Größere Werke von ihm sind: «Edelmetall-Produktion und Wertverhältnis zwischen Gold und Silber seit der Entdeckung Amerikas bis zur Gegenwart» (Gotha 1879), «Materialien zur Erläuterung und Beurteilung der wirtschaftlichen Edelmetallverhältnisse» (Berl. 1885). Ferner veröffentlichte er eine Übersetzung von J. Stuart Mills «Grundsätzen der polit. Ökonomie» (4. Aufl., Wien 1884), «Sammlung offizieller Aktenstücke in Bezug auf Handel und Schiffahrt in Kriegszeiten» Hamb. 1856—64), «Die Elbzölle» (Lpz. 1863) u. s. w.

Sotēr (grch.), Erretter, Erhalter, Beiname von Göttern und Fürsten; Soteriologie, die Lehre von Christus als dem Erlöser.

Soterichos verfaßte im 4. Jahrh. n. Chr. ein Lobgedicht auf den Kaiser Diocletian, ein Epos auf Dionysos, «Bassarika» oder «Dionysiaka» u. a.

Sothis, nach den alten Griechen der ägypt. Name des Hundssterns, dessen Frühaufgang den Beginn der Nilüberschwemmung und damit auch den Jahresanfang verkündete. Da man nun das Jahr nur zu 365 Tagen zu rechnen gewohnt war, während von einem Frühaufgang bis zum nächsten etwa 365¼ Tage verstreichen, so eilte das bürgerliche Jahr dem richtigern Sothisjahre alle vier Jahre um einen Tag voraus, bis nach Verlauf von 1460 Sothisjahren oder 1461 bürgerlichen Jahren der Sothisneujahrstag wieder mit dem bürgerlichen Neujahrstag zusammenfiel. Diese Beobachtung ist frühzeitig von den Ägyptern gemacht und zur Regulierung des Kalenders, sowie in der Chronologie benutzt worden. (S. Periode.) Vgl. Biot, «Sur l'année vague des Egyptiens» («Mémoires de l'Academie des sciences», 1835); Lepsius, «Chronologie der Ägypter» (Berl. 1849).

Sotnie, Ssotnie (russ. sotnja, das Hundert, die Centurie), eine Abteilung bei den Kosaken, welche der Kompagnie oder Eskadron entspricht und im Durchschnitt 100 Mann stark ist. Sechs S. bilden einen Polk (s. d.).

Sotnik oder Sotskij, der Kommandant einer Sotnie, Centurio.

Sotteville-lès-Rouen, Stadt im franz. Depart. Seine-Inférieure, Arrondissement Rouen, links an der Seine, wenig oberhalb Rouen, Station der Linie Paris-Le Hâvre der Westbahn, hat (1881) 13092 E., Baumwollindustrie, Leinweberei, Fabriken für Chemikalien, Öl, Beinschwarz, Seifen und Seilerwaren, sowie große Eisenbahnwerkstätten.

Sottie (Narrenspiel, von sot) hießen in Nordfrankreich die seit der Mitte des 15. Jahrh. nachweisbaren allegorischen Vorspiele zu öffentlichen dramatischen Aufführungen, die von professionsmäßigen Schauspielern einem von Geistlichen oder Bürgern vorgeführten Prolog nebst Moralité (s. Moralität) und Farce vorangeschickt zu werden pflegten, und sich aus improvisierten Narrengesprächen herausgebildet hatten. Im 16. Jahrh. traten typische Narrenfiguren, wie le prince des sots, la mère sotte u. a. in den sotties auf; sie werden mehr und mehr satirisch und seit Gringore (s. d.) ausgeführter und politischer. Um 1632 verschwanden sie in Paris und in der Provinz von der Straße und von der Bühne. Vgl. E. Picot, «La sottie en France», in «Romania» 1878, 235—326.

Sou oder Sol ist die Benennung franz. Münzen, welche zu den verschiedenen Zeiten sehr verschieden ausgeprägt wurden. Die ursprüngliche Münze war die Nachahmung des röm. Solidus (s. d.) und hieß Sol, eine Goldmünze im Werte von 40 Denaren und an Gewicht 2 Quentchen, die zuweilen auch Sol d'or genannt wurde. Der Sol oder S. neuerer Zeit war eine Scheidemünze, welche namentlich während der Revolution in ungeheuern Massen aus Glockengut, zum Teil auch aus Eisen geprägt wurde. Gleichwie 20 Solidi auf das Pfund gerechnet wurden, so rechnete man 20 S. auf einen Livre. Nach den kupfernen S. prägte Frankreich auch S. als Silbermünze (Sou d'argent), doch waren die einfachen wenig gebräuchlich, dagegen die Stücke zu 2, 3, 4, 5 und 6 S. sehr zahlreich, ebenso wie während der Revolution die Stücke zu 15 und 30 S., ferner zu 12 und 24 S. Seitdem an die Stelle des alten Livre der nur um weniges wertvollere Franken (80 Frs. = 81 Livres) getreten ist, nennt man häufig den $^1/_{20}$-Franken oder das Fünf-Centimenstück (seit 1852 eine Bronzemünze, vorher Kupfermünze) gleichfalls S. und wendet auch bei Preis- und Kursbestimmungen diese Franken-S. (Sou de franc) bisweilen an. Dem französischen S. entspricht der ital. Soldo; 20 Soldi bildeten bis zur neuern Zeit in den ehemaligen ober- und mittelital. Staaten 1 Lira. Im Lombardisch-Venetianischen Königreich entsprach der Soldo seit 1857 dem österr. Neukreuzer.

Soubise, ein altes Geschlecht in Frankreich, wurde durch Cathérine de Parthenai, einzige Tochter des letzten männlichen Sprosses der Parthenai, Herren von S., welche 1557 den Vicomte René II. von Rohan (s. d.) heiratete, mit Titel und Gütern der Rohans vereinigt. Aus dieser Ehe entsprangen zwei als Kriegshäupter der Hugenotten berühmte

Söhne: der Herzog Henri von Rohan (s. d.) und der jüngere, **Benjamin von Rohan**, Baron von Frontenai, als Erbe seiner Mutter **Herr von Soubise**. Letzterer, geb. um 1583, diente unter Moritz von Oranien und focht später neben seinem größern Bruder in den religiösen Bürgerkriegen gegen den franz. Hof. Besonders zeichnete er sich aus 1621 in St.-Jean-d'Angely und seit 1625 in und um La-Rochelle, wo er zur See und auf dem Lande kämpfte. S. wurde zwar in den Frieden vom 29. Juni 1629 mit eingeschlossen, blieb aber in England und starb zu London kinderlos 9. Okt. 1642. Die Güter und Titel des Hauses S. gingen auf François von Rohan, einen seiner Seitenverwandten, über.

Ein Nachkomme des letztern war **Charles von Rohan, Fürst von Soubise**, Pair und Marschall von Frankreich, einer der reichsten Herren des franz. Adels. Geb. 16. Juli 1715, folgte er als persönlicher Adjutant Ludwigs XV. in den Krieg 1740, wurde 1743, wo er bei Dettingen kämpfte, Maréchal-de-Camp, machte die Belagerung von Ménin und andern flandrischen Festungen mit, wurde vor Freiburg verwundet, kämpfte bei Fontenay, Raucou und in andern Gefechten mit Auszeichnung und avancierte 1748 zum Generallieutenant. Mit Eröffnung des Siebenjährigen Krieges erhielt er auf Verwenden seiner Freundin, der Pompadour, ein Korps von 24000 Mann, das jedoch von dem Oberfeldherrn, dem Marschall d'Estrées, abhängig sein sollte. Seine ersten Operationen waren nicht unglücklich: er eroberte Wesel, besetzte Kleve und Geldern und trieb die Preußen auf Hannover zurück; aber 1757 trennte er sich vom franz. Hauptheer und vereinigte sich mit der deutschen Reichsarmee, um die Preußen aus Sachsen zu werfen. In der Mitte des September erreichte er mit 8000 Mann Gotha, wo ihn im Schlosse der preuß. General Seydlitz mit 1500 Mann überraschte und verjagte. Am 5. Nov. erlitt er die schimpfliche Niederlage bei Roßbach (s. d.). Im J. 1758 erhielt er das Kommando über eine neue Armee, die er mit Broglie kommandierte. Die Siege bei Sondershausen und Lützelburg machten ihn zum Herrn von Hessen und brachten ihm den Marschallstab. Im J. 1759 wurde er Kriegsminister. Im Feldzuge von 1761 befehligten S. und Broglie zwei Korps am Rhein, die aber nichts ausrichteten. Auch 1762 kämpfte er unglücklich. Der Friede von 1763 machte der kriegerischen Laufbahn S.s ein Ende. Er gewann nach dem Tode der Pompadour eine ebenso feste Stütze an der Dubarry, behauptete sich im Ministerium und starb 4. Juli 1787. Mit ihm erlosch die Linie Rohan-Soubise.

Soubrette (frz.), eigentlich soviel wie Zofe, Dienerin; später bediente man sich des Namens nur in der Theatersprache, indem man darunter ein verschmitztes Kammermädchen verstand, wie es früher im Lustspiel behufs leichtfertiger Intriguen als stehender Typus vorkam. Jetzt versteht man dagegen unter S. überhaupt eine Vertreterin der muntern, jugendlichen Mädchenrollen.

Souffleur (frz., eigentlich «Einbläser») heißt beim Theater diejenige Person, die gewöhnlich in einem vorn in der Mitte des Prosceniums angebrachten gewölbten Kasten sitzt und während der Vorstellung das Stück leise und dem Publikum möglichst unvernehmbar vorliest, um auszuhelfen, wenn den Schauspielern das Gedächtnis ausgeht.

Souffrière, s. Solfatara.

Souillac, Stadt im franz. Depart. Lot, Arrondissement Gourdon, links an der Borrèze, unweit deren Mündung in die Dordogne, Sitz eines Handelstribunals, zählt (1881) 2707 (als Gemeinde 3586) E. und hat Tabaksbau, Gewehrfabrikation, Gerberei und Färberei. S. gehörte vor der Revolution zu Périgord und hatte eine Abtei (Sublacus), von der noch die Kirche vorhanden ist.

Soulié (Melchior Frédéric), franz. Romanschreiber und Bühnendichter, geb. 23. Dez. 1800 zu Foix im Ariége-Departement, war eine Zeit lang Advokat, dann Steuerbeamter, später Dirigent einer Tischlerei und wurde endlich als Unterbibliothekar auf dem Arsenal angestellt. Er schrieb 1828 eine im klassischen Stil gehaltene Tragödie «Roméo et Juliette», wendete sich dann aber mit «Christine à Fontainebleau» (1829) der romantischen Richtung zu und lieferte nun eine Reihe von Dramen und Melodramen, von welchen einige bei der Menge, auf die seine Stücke in ihrer effektreichen Anlage berechnet waren, außerordentlichen Beifall fanden, z. B. «Clotilde» (1832) und die «Closerie des genêts» (1846), zwei Dramen, die jedes mehr als hundertmal aufgeführt wurden. Von seinen histor. Romanen sind besonders zu nennen: «Le vicomte de Béziers» (1834), «Le comte de Toulouse» (1835) und «Le comte de Foix» (1837). Am glücklichsten war S. in der Schilderung moderner Sitten und in der Darstellung des alltäglichen Lebens. Dies zeigen vor allem die Romane «Un été à Meudon» (1836), «Le maître d'école» (1839), «Maison de campagne à vendre» (1841), «Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait» (1841—45), «Mémoires du diable» (1837—38), ein vielgelesenes Werk, das er selbst wieder für die Bühne bearbeitete. S. starb 23. Sept. 1847 zu Bièvre bei Paris. Vgl. Champion, «Frédéric S.» (Par. 1847).

Soulouque (Faustin), Präsident und Kaiser von Haïti 1847—59, war ein Neger von senegambischer Mandingorasse und auf der Insel Haïti im Distrikt von Petit-Goave, südwestlich von Port-au-Prince, um 1782 als Sklave geboren. Seit dem Unabhängigkeitskriege diente er als Soldat, stieg unter Riché zum General und Oberbefehlshaber der Präsidialgarde auf und wurde nach Richés Tode 1. März 1847 zum Präsidenten erwählt. S. lernte erst jetzt lesen und schreiben und gab durch seine Mißgriffe, noch mehr durch seinen krassen Aberglauben vielfach Anstoß. In Gemäßheit der Konstitution von 1843 nur auf vier Jahre gewählt, beschloß er, sich in den lebenslänglichen Besitz der Herrschergewalt zu setzen. Am 16. April 1848 ließ S. unter dem Vorwande, daß eine Insurrektion im Binnenlande ausgebrochen und eine große Mulattenverschwörung entdeckt sei, die Hauptstadt Port-au-Prince alarmieren. Die im Hofe des Palastes versammelten Würdenträger der Republik wurden größtenteils niedergemacht, zahllose, durch Reichtum und Stellung hervorragende Mulatten und Neger als verdächtig verhaftet und erschossen. S. herrschte nun mit unumschränkter Gewalt und nahm 26. Aug. 1849 die Kaiserkrone an, welche Senat und Repräsentantenkammer ihm antrugen. Seitdem nannte er sich **Faustin I.** und führte durch die oktroyierte Verfassung vom 20. Sept. 1849 eine neue Staatsordnung ein. Am 18. April 1852 ließ er sich und seine Gemahlin Adelina feierlich krönen; seine einzige Tochter Oliva hieß

»kaiserliche Prinzessin«. Der Kaiser umgab sich mit einem neukreierten Adel, darunter 6 Fürsten, 60 Herzöge, zahlreiche Marquis, Grafen und Barone. Auch stiftete er einen Orden des heil. Faustinus und suchte in jeder Weise den Prunk des Napoleonischen Hofstaats nachzuahmen. S. bemühte sich vergebens, die benachbarte Dominikanische Republik (s. Santo Domingo) zu unterwerfen, und drei Eroberungszüge, Frühjahr 1849, Herbst 1850, Winter 1855—56, endeten mit einer vollständigen Niederlage. Endlich wurde S. durch eine Militärrevolution vom Thron gestürzt. General Geffrard proklamierte zu Gonaïves 22. Dez. 1858 die Republik, und als der Kaiser gegen ihn auszog, ging der größte Teil seines Heeres zu den Insurgenten über. Am 15. Jan. 1859 wurde S. in Port-au-Prince durch Verrat gefangen. Er lebte dann in der Verbannung in Jamaika, erhielt nach dem Sturze des Präsidenten Geffrard die Erlaubnis zur Rückkehr nach Haïti und starb in Petit-Goave Ende Juli 1867.

Soult (Nic. Jean de Dieu), Herzog von Dalmatien, franz. Marschall, geb. 29. März 1769 zu St.-Amans-la-Bastide im Depart. Tarn, trat 1785 in ein Infanterieregiment und wurde 1791 Offizier, 1792 in der Moselarmee Adjutant des Generals Hoche, bald darauf Stabschef des Generals Lefebvre. Im J. 1794 trat er in die Nordarmee und stieg 11. Okt. zum Brigadegeneral auf. Zur Division Lefebvre versetzt, führte er die leichten Truppen und wurde 1799 Divisionsgeneral. Masséna übertrug ihm hierauf die Unterwerfung der Schweizerkantone. Nachdem er diesen Auftrag vollzogen, vereinigte er sich 1799 mit Masséna bei Zürich, fiel, während der Obergeneral die Russen schlug, über die Österreicher her und verfolgte auch die russ. Heerestrümmer. Unter Masséna übernahm er im März 1800 den Befehl über den rechten Flügel der Armee in Italien, half Genua verteidigen und wurde bei einem Ausfall verwundet und gefangen. Nach der Schlacht von Marengo in Freiheit gesetzt, übernahm er das Kommando in Piemont und unterdrückte dort den Aufstand. Im Febr. 1801 übernahm er den Befehl über die Armee, welche bis zum Frieden die neapolit. Küste besetzen mußte. Nach der Rückkehr ernannte ihn Bonaparte zum Generalobersten der Konsulargarde und im Aug. 1803 zum Oberbefehlshaber des Lagers von Boulogne. Nachdem er bei Errichtung des Kaiserreichs den Marschallsstab erhalten, befehligte er 1805 das 4. Armeekorps und entschied in der Schlacht bei Austerlitz den Sieg. Im Feldzug von 1806 befehligte er bei Jena den rechten Flügel, schlug 15. Okt. den Feldmarschall Kalckreuth und folgte Blücher nach Lübeck; dann kämpfte er in Preußen bei Pultusk und Preußisch-Eylau und besetzte 16. Juni 1807 Königsberg. Der Kaiser erhob ihn nach dem Frieden von Tilsit zum Herzog von Dalmatien und schickte ihn 1808 nach Spanien. Dort übernahm S. den Befehl über die Armée du Centre und schlug 16. Jan. 1809 das brit. Heer bei Coruña. Anfang März ging er über den Minho und trieb das brit.-portug. Heer bis Oporto. An Jourdans Stelle zum Oberbefehlshaber in Spanien ernannt, schlug er 16. Nov. die Spanier bei Ocaña, nahm im Feldzug von 1810 Sevilla und trieb die Reste der span. Armee nach Cadiz. Im J. 1811 eroberte er 11. März Badajoz, wurde jedoch 16. Mai von den Engländern und Portugiesen bei Albuera geschlagen. Im Juni drang er wieder nach Badajoz vor und nötigte Wellington zur Aufhebung der Belagerung. Als König Joseph im Aug. 1812 Madrid verließ, mußte auch S. aus Andalusien abziehen; die Vereinigung der Centralarmee mit den übrigen Korps nötigte jedoch Wellington zum Rückzug.

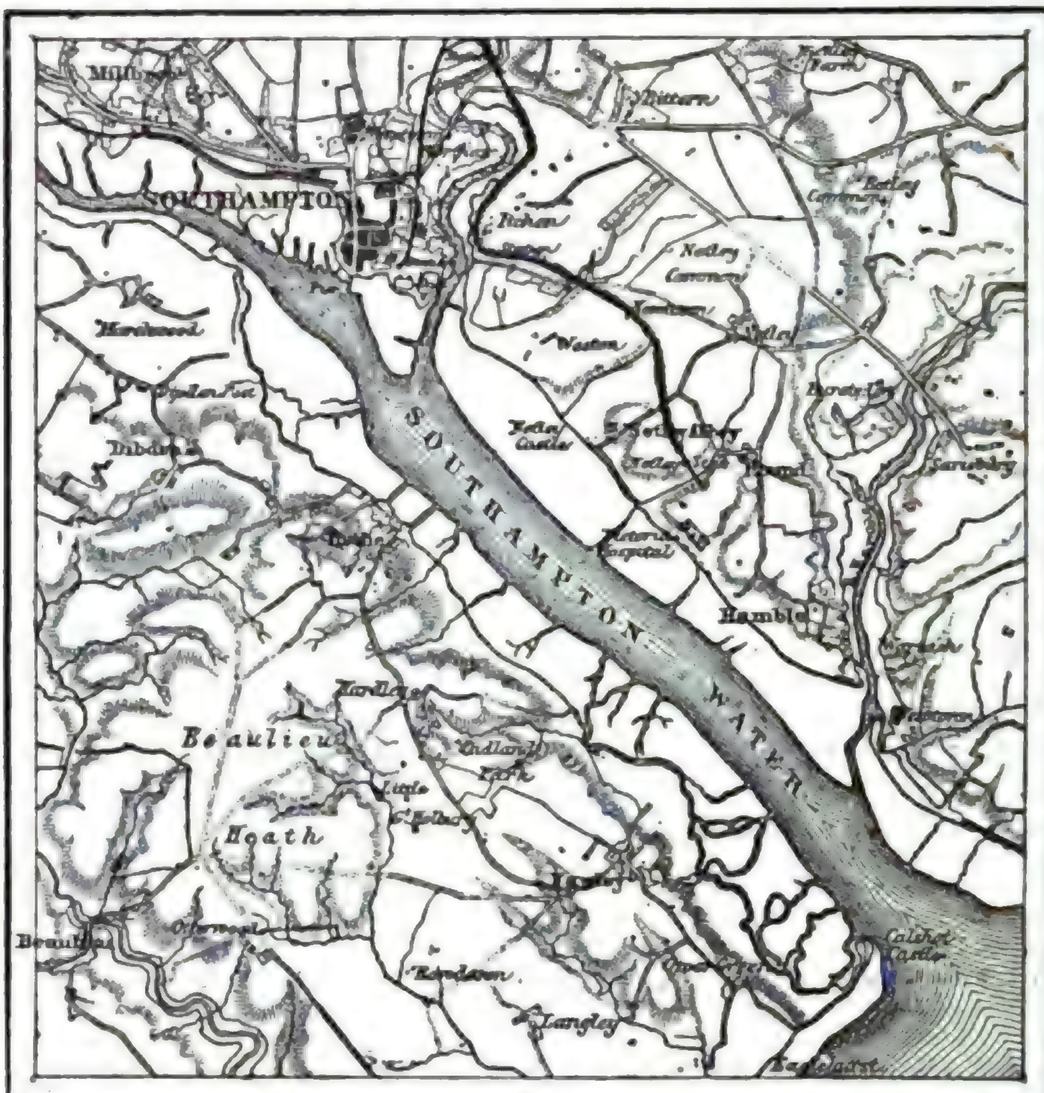
Im März 1813 wurde S. nach Deutschland berufen, übernahm in der Schlacht bei Lützen den Befehl über die Gardeinfanterie und befehligte bei Bautzen die Mitte. Nach der Niederlage König Josephs bei Vittoria (21. Juni) kehrte S. jedoch als Lieutenant de l'Empereur nach Spanien zurück und reorganisierte das Heer, vermochte aber nicht mehr, der feindlichen Übermacht die Spitze zu bieten. Nach blutigen Gefechten an der Nivelle und Nive sah er sich im Dez. 1813 genötigt, nach Bayonne zu weichen. Am 26. Febr. 1814 verlor er die Schlacht bei Orthez und mußte sich nun an die obere Garonne zurückziehen. Er stellte sein Heer, das kaum noch 20000 Mann zählte, bei Toulouse auf, wo er 10. April von Wellington geschlagen wurde. Als er den Sturz Napoleons erfuhr, unterwarf er sich Ludwig XVIII., der ihn 3. Dez. 1814 zum Kriegsminister ernannte. Bei der Rückkehr Napoleons von Elba mußte er jedoch seine Entlassung nehmen. Er trat wieder unter die Fahne des Kaisers und wurde dessen Majorgeneral der Armee. Nach der zweiten Restauration ging S. nach Düsseldorf in die Verbannung, durfte aber 1819 zurückkehren und ward 1827 zum Pair erhoben. König Ludwig Philipp ernannte den gefeierten Helden 17. Nov. 1830 an Gérards Stelle zum Kriegsminister, und S. begann nun mit Eifer die Ausbildung und Verstärkung des Heers. Nach Périers Tode übernahm er im Mai 1832 den Vorsitz im Kabinett, indessen widersetzten sich der Finanzminister Human und die Kammern den von ihm für das Heer beanspruchten Ausgaben. Mißvergnügt entfernte er sich im Juli 1833 von den Geschäften, trat aber im Herbst wieder ein. In der Sitzung von 1834 mußte er sich abermals Streichungen im Budget gefallen lassen, und dies sowie seine Kriegslust rücksichtlich der Intervention in Spanien bewogen ihn, 18. Juli 1834 sein Amt niederzulegen. Im Mai 1839 übernahm er nach Molés Sturze abermals die Leitung und das Ministerium des Auswärtigen in dem liberalen Kabinett, welches schon im Jan. 1840 an einer Dotationsfrage scheiterte. Nach dem Rücktritt des Ministeriums Thiers ließ sich S. 29. Okt. 1840 nochmals zur Übernahme des Kriegsministeriums und des Vorsitzes im Kabinett bewegen, trat aber 1846 das Kriegswesen, im Sept. 1847 auch die Präsidentschaft ab. Noch ward er zum Maréchal-Général de France ernannt, eine Würde, die vor ihm nur Turenne und Villars bekleidet. Er starb 26. Nov. 1851 auf seinem Schloß St.-Amans-Soult. Seine berühmte Gemäldesammlung, die er in den span. Feldzügen zusammengebracht, trug bei der Versteigerung fast $1^1/_2$ Mill. Frs. ein. Nach seinem Tode gab sein Sohn seine 1816 in Düsseldorf geschriebenen »Mémoires« (3 Bde., Par. 1854) heraus.

Sein Sohn Napoléon S., Herzog von Dalmatien, geb. 1801, diente unter der Restauration im Generalstab und trat 1830 in den diplomatischen Dienst. Er war franz. Gesandter in den Niederlanden, dann zu Turin, seit 1844 bekleidete er die gleiche Stelle zu Berlin. Er war vor der Revolution von 1848 Mitglied der Zweiten Kammer, 1850 der Legislativen Nationalversammlung, wo

er das Interesse der Orléans vertrat. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 zog er sich ins Privatleben zurück und starb 31. Dez. 1857 zu Paris.

Pierre Bénoit S., des Marschalls Bruder, geb. zu St.-Amans 20. Juli 1770, zeichnete sich in den Kriegen der Republik und des Kaiserreichs ebenfalls aus und starb als Generallieutenant zu Tarbes 7. Mai 1843.

Soumet (Alexandre), franz. Dichter, geb. zu Castelnaudary im Depart. Aude 8. Febr. 1788, ward von Napoleon 1810 zum Auditor am Staatsrat ernannt. Eine rührende Elegie «La pauvre fille» (1814) erwarb ihm die Gunst des Publikums und zwei Dichtungen, «La découverte de la vaccine» und «Les derniers moments de Bayard», wurden von der Französischen Akademie gekrönt (1815). Er besang die Restauration wie das Kaisertum und erhielt die Stelle eines königl. Bibliothekars zu St.-Cloud. Nach 1830 feierte er das Julikönigtum und wurde Bibliothekar zu Compiègne. Er starb 30. März 1845. Er war 1824 in die Französische Akademie aufgenommen worden. Zwischen dem Klassizismus und dem Romantizismus schwankend, glänzend und farbenvoll, aber schwülstig und meist ohne Eigentümlichkeit, verfaßte S. Tragödien, Lustspiele und epische Gedichte, welche aber der Vergessenheit anheimgefallen sind. Seine «Divine Épopée» (2 Bde., Par. 1840), ein mystisches prunkendes Werk, behandelt die Erlösung der Hölle durch Christus in zwölf Gesängen.



Maßstab 1:125000 0 ½ 1 2 3 4 5 6 Kilometer.
Topographische Lage von Southampton.

Sourdeval (Sourdeval de la Barre), Stadt im franz. Depart. Manche, Arrondissement Mortain, am Quelllauf der Sée, Station der Linie Montsecret-Chaulieu-S. der Westbahn, zählt (1881) 1528 (Gemeinde 3932) E. und hat Granitbrüche, eine Kupfergießerei, Messerfabrikation, Papiermühlen und Pferdehandel.

Soutane (frz.) heißt ein langer, mit engen Ärmeln versehener Leibrock der kath. Geistlichen. Die angehenden Geistlichen tragen einen solchen Rock, welcher etwas kürzer ist und gewöhnlich als Soutanelle bezeichnet wird.

Souterrain (frz.) heißt eigentlich das größtenteils in den Erdboden versenkte Kellergeschoß, doch wird darunter meist ein nur zum kleinern Teile eingesenktes und namentlich zu Wohnungen, Küchen etc. eingerichtetes Erdgeschoß verstanden. Es dient wesentlich zum Herausheben und Trockenlegen des ganzen Gebäudes. In sanitärer Beziehung ist für Wohnungen im S. meist eine lichte Höhe von mindestens 2,60 m, wovon 1,60 m über der Erde sich befinden sollen, sowie Lage nach Süden und Südosten vorgeschrieben, außerdem Vorkehrung gegen Zutritt von Erdfeuchtigkeit (Isolierschichten).

Souterraine (La), Stadt im franz. Depart. Creuse, Arrondissement Guéret, links an der Sedelle, Station der Linie Orléans-Agen der Orléansbahn, zählt (1881) 2741 (Gemeinde 4562) E. und hat ein Festungsthor aus dem 16. Jahrh., Tuchfabrikation, Lichtzieherei, Fabrikation von Eisen- und Holzwaren, Handel mit Vieh, Wein, Hanf etc.

Southampton (spr. Saußhämpt'n, engl. Grafschaft), s. Hampshire.

Southampton, Munizipalstadt, Parlamentsborough und Hauptort der engl. Grafschaft Southampton oder Hampshire (s. d.), nach London, Liverpool, Hull und Glasgow der bedeutendste Seehandelsplatz des Vereinigten Königreichs, Station der Linie London-Basingstoke-Weymouth der London and Southwesternbahn, liegt an der

mittlern Südküste Englands, 112 km (auf der Eisenbahn) südwestlich von London, auf einer von den Ästuarien des Itchin und Teste oder Anton gebildeten Halbinsel, nördlich der Trissantonbay oder dem Southampton-Water. Diese Bai wird gebildet durch einen Seearm, der hinter der Insel Wight 15 km weit, vom Calshot-Castle bis Redbridge, gegen Nordwesten ins Land einschneidet, 1,2 bis 3,7 km breit, in der Mitte 13 m tief ist und überall den größten Kauffahrteischiffen guten Ankergrund bietet. Von den alten Stadtmauern stehen noch drei Thore: Bar Gate, in der High Street, aus dem 11. Jahrh., in neuerer Zeit restauriert, ursprünglich das nördl. Stadtthor; South Gate, mit altem, jetzt als Gefängnis benutztem Turm, in der Nähe des Pier; West Gate. Die Neustadt hat viele geschmackvolle Gebäude, die unregelmäßige Altstadt viele glänzende Kaufläden und den lebhaftesten Handels- und Schiffahrtsverkehr. S. ist überaus reinlich und gut mit Wasser versehen. Unter den 29 Kirchen und Kapellen sind bemerkenswert die St. Michaelskirche, deren schlanker Turm den Seefahrern als Landmarke dient, mit Taufstein aus dem 12. Jahrh.; die Kirche Holyrood; die schöne, 1792 im griech. Stil erbaute Allerheiligenkirche und die franz. Kapelle (in dem aus dem 12. Jahrh. stammenden Spital Domus Dei oder God's House) für die hier in Menge verkehrenden Bewohner der Normannischen Inseln. Die Stadt hat ein Rathaus, eine Lateinschule, drei Banken, ein Handwerkerinstitut, die Hartley-Institution für wissenschaftliche Zwecke mit Museum, Lesezimmer u. s. w., einen botan. Garten, Parks, die interessante Anstalt der engl. Landesaufnahme (Ordnance Survey and Map Office), ein Theater, ein Kranken- und ein Versorgungshaus und zählt (1881) eine Bevölkerung von 60235 E. S. besitzt Schiffswerfte in großen Docks (46 ha), sehr bedeutende Kutschenfabriken, mehrere Maschinenbau-Anstalten, auch Brauereien und Zuckersiedereien. Insbesondere wichtig ist es aber als Handelsplatz und (seit 1840) als Hauptstation der engl. Postdampfer. Unter andern Dampfschiffahrtsgesellschaften haben hier ihren Sitz die großartige Peninsular- and Oriental-Steam-Navigation-Company und die Royal-Mail-Steam-Packet-Company; erstere besitzt 50 Dampfer von je 2016 bis 4800 Registertons und 250—850 Pferdekräften, letztere 27 Dampfer von 1015 bis 3805 Registertons mit 160—600 Pferdekräften. Außerdem besteht von S. aus direkte Dampfschiffahrtsverbindung mit Neuyork, Havre, Bremen und Hamburg. Jährlich kommen 8—900 Postdampfer an. Durch die Eisenbahn ist S. ein Außenhafen von London geworden und der Landungs- und Ausladeplatz für die edeln Metalle und andere Wertprodukte aller Erdteile. Im J. 1879 besaß die Stadt selbst 319 Schiffe von 71233 t. S. ist Sitz eines deutschen Konsulats. Die Umgebung der Stadt, wegen ihrer landschaftlichen Schönheit und Vegetationsfrische berühmt und der «Garten Englands» genannt, hat zahlreiche Villen.

South-Bend, Hauptstadt in St. Joseph County im nordamerik. Staate Indiana, liegt am St. Joseph-Fluß, an der Lake-Shore- und Michigan-Southern-, der Michigan-Central- und der Chicago- und Port-Huron-Eisenbahn, zählt (1880) 13280 E., worunter 214 Neger, und hat zahlreiche Fabriken für Wagen, landwirtschaftliche Geräte, Möbel, Thüren, Fenster, Nähmaschinen, Papier u. s. w., außerdem gibt es mehrere große Mühlen, 11 Kirchen, 1 Hoch- und 7 öffentliche Schulen, 2 kath. Colleges und (7,4 km von der Stadt) die Notre-Dame-Universität, 2 National- und 1 Sparbank.

Southcote (Johanna), religiöse Schwärmerin, geb. 1750 in Devonshire als Tochter eines Landmanns, trat aus der bischöflichen Kirche zu den Wesleyanern über, wurde aber von diesen ausgestoßen, weil sie Visionen zu haben vorgab. Doch hatte sie viele Anhänger, und als sie sich für die Braut des göttlichen Lamms in der Offenbarung Johannes (12, 1) ausgab, bildeten sich um sie Gemeinden (Neuisraeliten, Sabbatianer). Über 60 Jahre alt, behauptete sie 1813, mit dem neuen Messias schwanger zu sein. Sie starb 27. Dez. 1814. Vgl. Fairburn, «The life of S.» (Lond. 1814).

South-Downs, s. unter Downs.

Southdownschaf, ungehörnte, engl. Fleischschafrasse, von höchst ebenmäßigem Körperbau, sehr frühreif, mit schwarzgrauem Kopfe und ebensolchen Beinen, 10 cm langer, merinoartiger Wolle, hat seinen Namen nach den seine Heimat bildenden, südl. Abhängen der die Grafschaft Sussex durchziehenden Kalkhügel (Downs). Gegründet wurde die Rasse 1780 von J. Ellmann, später wurde sie verbessert namentlich von Jonas Webb und dessen Sohn Henry. Das S., welches reiche Nahrung verlangt, wird jetzt als Reinzucht in Deutschland nur noch vereinzelt gehalten, während es zur Kreuzung vielfach benutzt wird. (S. Abbildungen auf Tafel: Schafrassen, Fig. 4, S. 288.) Vgl. Witt, «Die engl. Fleischschafrassen» (Lpz. 1885).

Southend, Stadt in der engl. Grafschaft Essex, links an der Themsemündung, Station der Eisenbahn London-Tilbury-S., zählt (1881) 8064 E., ist eine Hauptstation der Küstenwachten und hat ein vielbesuchtes Seebad, drei Kirchen, ein Theater und südöstlich im Ästuarium der Themse einen Leuchtturm.

Southey (spr. Saußi, Rob.), engl. Dichter und histor. Schriftsteller, geb. in Bristol 12. Aug. 1774, besuchte die Westminsterschule und seit 1792 die Universität Oxford, um Theologie zu studieren. Wegen seiner freisinnigen Ansichten verließ er jedoch schon 1794 die Universität, begab sich nach seinem Geburtsort und trat in demselben Jahre mit einer Sammlung von Gedichten auf, der er bald ein romantisches, jugendlich überspanntes Epos «Joan of Arc» folgen ließ. Um dieselbe Zeit schrieb er ein ultrarevolutionäres Drama «Wat Tyler». Er lebte dann einige Zeit in Portugal und Spanien und ließ sich hierauf zu Greta bei Keswick nieder. Im J. 1801 erschien sein Epos «Thalaba the destroyer», eine arab. Dichtung von großer Schönheit und Originalität, 1804 seine «Metrical tales», 1805 «Madoc» und 1810 «The curse of Kehama», sein größtes dichterisches Werk, eine auf Hindusagen beruhende phantastische Erzählung, die sich durch Treue der Lokalfärbung auszeichnet. S. war unterdessen eifriger Tory und Hochkirchenmann geworden, nahm thätigen Anteil an der toryistischen «Quarterly Review», und wurde 1813 zum Hofpoeten (Poet-laureate) ernannt. Ein neues Gedicht «Roderick, the last of the Goths» (1814) fand wenig Beifall, und seine «Vision of Judgment» (1821) ward von Byron mit Recht gegeißelt. Außerdem schrieb er noch eine große Zahl prosaischer Werke, namentlich geschichtliche, wie die gründliche, aber weitschweifige «History of Brazil» (3 Bde., 1810—

19) und die poetische «History of the Peninsular war» (2 Bde., 1823—28); biographische, wie «Life of Nelson» (2 Bde., 1813), ein allgemein beliebtes Buch, «Lives of the British admirals» (4 Bde.) und «Life of Wesley» (1820); religiöse, wie das «Book of the church» (3. Aufl., 1825); soziale, wie die «Letters from England» (3 Bde., 1807), in welchen er den Charakter eines span. Reisenden annahm, und «Colloquies on the progress of society» (2 Bde., 1829); politische, z. B. die «Political essays» und endlich Umarbeitungen mittelalterlicher Romane: «Amadis of Gaul» (4 Bde., 1803), «Palmerin of England» (1807) u. a. Gemischten Inhalts sind «The Doctor» (5 Bde., 1834—37; neue Ausg., Lond. 1856), vielleicht die anziehendste seiner Schriften, die eine Fundgrube von scharfsinnigen, wiewohl oft paradoxen Gedanken und Bemerkungen enthält, «Omniana» (2 Bde., 1812) und anderes. Im J. 1840 wurde S. von einer Lähmung befallen und versank in einen bewußtlosen Zustand, in welchem er bis an seinen Tod verharrte, der zu Greta unweit Keswick 21. März 1843 erfolgte. Seine poetischen Werke erschienen gesammelt in London (10 Bde., 1837; neue Aufl. 1854). Seinen Briefwechsel veröffentlichte sein Sohn Charles Cuthbert S. (6 Bde., Lond. 1849—50); auch Warter gab «Letters» (4 Bde., Lond. 1856) von S. heraus. Vgl. Browne, «Life of Robert S.» (Lond. 1859).

South-Foreland, Kap, s. Foreland.

Southport, Municipalborough in der engl. Grafschaft Lancaster, südlich am Mündungsbusen des River Ribble in die Irische See, Station der Linien Liverpool-S. und Wigan-S. der Lancashire-Yorkshire-Eisenbahn, ist Station der Küstenwachten, zählt (1881) 32191 E. und hat ein Seebad, eine Wasserheilanstalt und ein Marinehospital.

South-Queensferry, s. Queensferry.

Southsea, Vorstadt von Portsmouth.

South-Shields, s. unter Shields.

Southwark, Stadtteil von London, rechts an der Themse, liegt in der Grafschaft Surrey und zählt als Metropolitan Parliamentary Borough (1881) 221866 E. in 27526 Häusern. (Vgl. auch London, Bd. XI, S. 164^b.)

Southwell, Stadt in der engl. Grafschaft Nottingham, Station der Eisenbahn Mansfield-Fiskerton, zählt (1881) 11151 E. und hat Ruinen eines Palastes des Erzbischofs von York, eine lat. Schule, Forellenfang, Seiden- und Baumwollweberei, sowie Spitzenfabrikation.

Southwold, Municipalborough in der engl. Grafschaft Suffolk, links an der Mündung des schiffbaren Küstenflusses Blythe in die Nordsee, Station der Linie Halesworth-S. der Great-Easternbahn, zählt (1881) 2111 E. und hat einen Hafen, ein Seebad, Segeltuchfabrikation, Brauereien, Seesalzsiederei und bedeutenden Heringsfang. Auf der Reede von S. fand am 7. Juni 1672 eine unentschieden bleibende Seeschlacht zwischen der engl.-franz. Flotte unter dem Herzog von York, dem nachmaligen Könige Jakob II., und der holländ. Flotte unter de Ruyter statt. Auf der Seite der Holländer fiel der Admiral Ghent, auf englischer der Admiral Montague-Sandwich.

Soutien (frz.), Stütze, Unterstützung, Beistand; auch eine Abteilung von Truppen, welche andern zur Unterstützung aufgestellt ist, z. B. Unterstützungstrupp der Vorposten. (Vgl. auch Repli.)

Souverain d'or, Goldmünze der ehemalig österr. Niederlande = 14,16 Mark.

Souverän (frz. souverain, vom lat. suprēmu zu oberst befindlich, am höchsten; daher auch g braucht von dem Urteil eines höchsten Gerichtshof von welchem es keine Appellation mehr gibt; in d Medizin von Mitteln, welche vollkommen sich gegen ein bestimmtes Übel oder Leiden wirke (souveränes Mittel); auch von dem höchste Grade eines Gefühls, z. B. souveräne Ver achtung u. dgl.; im Staats- und Völkerrecht s viel wie mit der höchsten Gewalt bekleidet (s. Sou veränetät).

Souveränetät, von dem mittelalterlichen lat Worte superanitas, supremitas, gleich suprem potestas, bedeutet die oberste, höchste Gewalt Nach der Staatslehre des Mittelalters gab es zwe höchste Gewalten, den Papst und den Kaiser, dene von Gott die zwei Schwerter, das geistliche un das weltliche, verliehen seien, um die Christenheit zu beschirmen und zu beherrschen, und welche sich gegenseitig helfen und unterstützen sollen. Die Oberhäupter der europäischen Staaten außerhalb des Deutschen Reichs erkannten jedoch die Obergewalt des röm.-deutschen Kaisers nicht an und wurden als von der kaiserl. Gewalt eximiert angesehen. Seit der Reformation war die *Theorie* von den zwei Schwertern überwunden und es kam die Auffassung zur Geltung, daß die S. ein Attribut jedes unabhängigen Staats sei, *sowohl* im Verhältnis zu andern Staaten als im Verhältnis zu den Unterthanen. Besonders einflußreich in dieser Beziehung war Bodinus (1530—96), der in seinem berühmten Werk über den Staat (zuerst 1576) den Begriff der S. zum Mittelpunkt des Staatsrechts machte, freilich aber zu der unrichtigen Vorstellung Anlaß gab, daß die Staatsgewalt eine ganz schrankenlose, durch keine entgegenstehenden Rechte *gemäßigte* Macht über alles sei. Aus dem Begriff der S. ergibt sich aber in keiner Beziehung ein positiver Inhalt der Staatsgewalt, sondern nur das *negative* Moment, daß die souveräne Gewalt keiner andern Gewalt rechtlich untergeordnet ist. Denn wäre sie dies, so wäre sie eben nicht die oberste und höchste. In allen polit. Gemeinwesen muß man in der Stufenleiter der möglicherweise bestehenden Gewalten endlich zu einer solchen Potenz aufsteigen können, über welcher es keine höhere mehr gibt, und da in dem freien und unabhängigen Einheitsstaat diese Eigenschaft der Staatsgewalt zukommt, so erscheint die S. als eine Eigenschaft der Staatsgewalt und wird infolge dessen geradezu mit ihr *identifiziert*. Es ist aber unrichtig, die S. als eine wesentliche Eigenschaft aller Staaten überhaupt hinzustellen. Denn es kann Staaten geben, die einer *andern* Gewalt untergeordnet sind, so z. B. die Vasallenstaaten der Türkei, die Einzelstaaten des ehemaligen Deutschen Reichs, die Staaten der amerik. Union, die Kantone der Schweiz, die Gliedstaaten des jetzigen Deutschen Reichs u. a. Diese Staaten sind weder in völkerrechtlicher Beziehung unabhängig, da ihnen die Befugnis, nach eigener Willensentschließung Krieg zu führen, Frieden zu schließen, völkerrechtliche Staatsverträge zu kontrahieren ganz oder teilweise fehlt, noch in staatsrechtlicher Hinsicht souverän, da sie der Gesetzgebung und Aufsicht der Gesamtstaatsgewalt untergeordnet sind. Man pflegt solche Staaten halbsouverän zu nennen, oder ihnen eine geteilte oder verminderte S. *beizu*-

legen. Es ist dies aber unrichtig, denn jede Teilung, Verminderung oder Schmälerung der S. ist eine Negation derselben; ein Staat kann nur entweder souverän oder nicht souverän sein. Dagegen ist es nicht ausgeschlossen, daß ein nicht souveränes Gemeinwesen weit reichende Hoheitsrechte und polit. Aufgaben hat.

In einem uneigentlichen und nicht wissenschaftlichen Sinne legt man oft die S. auch einer Behörde oder Körperschaft bei, die hinsichtlich bestimmter Angelegenheiten endgültig entscheiden; so nannten sich z. B. vor der Revolution die obersten Gerichtshöfe (Parlamente) Frankreichs souverän.

Auch innerhalb des einzelnen souveränen Staats findet der Begriff der S. Anwendung auf den Träger der Staatsgewalt. In der Litteratur des Naturrechts seit dem 17. Jahrh. stehen hier zwei Ansichten schroff einander gegenüber. Die Einen schreiben dem Volk die S. als ein unveräußerliches und unverlierbares Recht zu, von welchem alle andern Organe ihre Befugnisse ableiten, die andern gehen von der Fürstensouveränetät aus und betrachten das Volk als der landesherrlichen Gewalt unterthan. Beide Theorien sind der Erkenntnis gewichen, daß es von der histor. Entwickelung und der korrekten Verfassungsform eines bestimmten Staats abhängt, wem die souveräne Gewalt in demselben zusteht; in den Republiken regelmäßig der Gesamtheit des Volks, in den Monarchien den Fürsten. Demgemäß bezeichnet man auch die Oberhäupter der monarchischen Staaten als Souveräne, die ihnen zustehenden Ehrenrechte als Souveränetätsrechte, und man nennt sogar ihre Familien souveräne oder regierende Häuser.

Souvestre (Emile), franz. Roman- und Bühnendichter, geb. 15. April 1806 zu Morlaix (Finistère), redigierte längere Zeit ein liberales Provinzialblatt in Brest und begab sich 1836 nach Paris, wo er sich zuerst durch Skizzen und Schilderungen des Volkslebens in der Bretagne bekannt machte. Dazu kam später eine lange Reihe von Romanen, Dramen und Vaudevillen, die durchweg von Talent zeugen. In seinen Romanen (z. B. «Les derniers Bretons», «L'homme et l'argent», «Confessions d'un ouvrier», «Un philosophe sous les toits» u. s. w.) tritt die moralisierende Richtung zu stark hervor. Seine dramatischen Dichtungen (z. B. «Henri Hamelin», «L'oncle Baptiste», «La Parisienne», «Le mousse» u. s. w.) verherrlichen die Tugenden der niedern Volksklassen. Am gelungensten sind seine kleinern Erzählungen und seine Volksmärchen. Seine «Causeries historiques et littéraires» (2 Bde., Par. 1854) sind eine Sammlung geistvoller histor. und litterarischer Essays. Er starb zu Paris 5. Juli 1854.

Souvigny, mittellat. Silviniacus, Stadt im franz. Depart. Allier, Arrondissement Moulins, links an der Quene, Station der Linie Bourges-Moulins der Orléansbahn, zählt (1881) 1943 E. (Gemeinde 3373) und hat Weinbau und Fabrikation von Nägeln, Glasflaschen, Wachslichtern und Öl. S. war ehemals Sitz einer Cluniacenserpriorei, von welcher noch Bauten aus dem 17. Jahrh. und die aus dem 11. und 12. Jahrh. stammende Kirche vorhanden ist; zwei Kapellen der letztern, aus dem 14. und 15. Jahrh., umschließen prächtige, leider verstümmelte Grabdenkmäler der Herzöge von Bourbon.

Souza-Botelho (Adelaïde Marie Emile, Marquise von), verwitwete Gräfin Flahault, geborene Filleul, franz. Romanschriftstellerin, wurde 14. Mai 1761 auf dem Schlosse Longpré in der Normandie geboren, heiratete 1784 den Grafen Flahault, der 1793 zu Arras unter Jos. Lebon guillotiniert wurde. Sie selbst floh mit ihrem Sohne nach England, wo sie ihr Meisterwerk «Adèle de Sénanges, ou lettres de Lord Sydenham» (2 Bde., Lond. 1794; 2. Ausg., Hamb. 1796 u. öfter) vollendete. In Hamburg, wohin sie sich 1796 begab, schrieb sie dann «Émile et Alphonse, ou le danger de se fier à ses premières impressions» (3 Bde., Hamb. 1799; 2 Bde., Par. 1805). Hierauf wandte sie sich 1798 nach Paris zurück, wo sie 1802 den portug. Gesandten Joze Maria de Souza-Botelho (geb. 9. März 1758, gest. 1. Juni 1825) heiratete. Sie gab nun nacheinander «Charles et Marie» (Par. 1802), «Eugène de Rothelin» (2 Bde., Par. 1808), nächst der «Adèle» ihr bestes Werk: «Eugénie et Mathilde, ou mémoires de la famille du comte de Revel» (3 Bde., Par. 1811), «Mademoiselle de Tournon» (2 Bde., Par. 1820), «La comtesse de Fargy» (4 Bde., Par. 1823) heraus und diese gesammelt in den «Oeuvres complètes» (6 Bde. u. 12 Bde., Par. 1821—22). Ihre Erfindung ist in ihren Romanen äußerst einfach; aber in der Ausführung entfaltet sie große Zartheit und Feinheit des Gefühls. Seit 1825 zum zweiten mal verwitwet, starb sie zu Paris 16. April 1836.

Sóvár (auch Soóvár, spr. Schohwahr, d. i. Salzburg), zwei Orte in Ungarn, Komitat Saros: Deutsch- und Slowakisch-S. Letzteres hat (1880) 1307 E., Slowaken und Deutsche. Aus der Salzsole erzeugt man in dem daselbst befindlichen Sudwerke jährlich 150000 Ctr. Kochsalz.

Sovereign heißt das in Gold ausgeprägte engl. Münzstück, welches das Pfund Sterling (s. d.), die Einheit des engl. Geldsystems, darstellt. Dasselbe hat das Gewicht von $^{160}/_{623}$ engl. Troyunzen oder 7,988 g und die Feinheit von $^{11}/_{12}$ oder von $916^2/_3$ Tausendteilen, mithin das Feingewicht von $113^1/_{623}$ engl. Troygrän oder 7,3224 g und den Wert von 20 Mark 42,9 Pf. deutsche Währung. Es werden halbe, doppelte und fünffache S. ausgemünzt.

Sow., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für James Sowerby (s. d.).

Sowerby, Stadt in der engl. Grafschaft York, Westriding, rechts am Calder, in einem Thale der Pennine Chain, Station der Linie Manchester-Todmorden-Pontefract-Goole der Lancashire-Yorkshire-Eisenbahn, zählt (1881) 6177 E. und hat Textilindustrie, Färberei und Chemikalienfabrikation. Die anstoßende Stadt Sowerby-Bridge hat 8721 E.

Sowerby (James), Naturforscher und Maler, geb. 21. März 1757 zu London, besuchte die Malerakademie, studierte dann Naturwissenschaften und starb 25. Okt. 1822 in Lambeth. Seine Hauptwerke sind: «English Botany or colored figures of all the plants natives of Great-Britain» (36 Bde., Lond. 1792—1807. Supplement von seinem Sohne James, 4 Bde., 1815—49; neue Aufl. von Syme, 10 Bde., 1863—70), «Colored figures of English fungi» (3 Bde., 1797—1809), «British Mineralogy» (5 Bde., 1804—17), «Mineral Conchology of Great-Britain» (6 Bde., 1812—41; die beiden letzten Bände von seinem Sohne James). Auch seine Söhne James de Carle S. (geb. 1787, gest. 1854) und George Brettingham S. (geb. 12. Aug. 1788, gest. 26. Juli 1854) und der Sohn des letztern, George Brettingham

S. (geb. 25. März 1812) haben sich als naturwissenschaftliche Schriftsteller bekannt gemacht.

Sowinski (Leonard), poln. Dichter, geb. 1831 in Berezowka in Podolien, bildete sich auf der Universität Kiew, hielt sich dann in Podolien auf und lebt als Litterat in Warschau. Seine «Poesien» (2 Bde., Posen 1878) bekundeten ihn als einen der vorzüglichsten poln. Dichter der Neuzeit. Auch verfaßte er eine treffliche «Geschichte der poln. Litteratur» (5 Bde., Wilna 1874 fg.).

Soyaux (Hermann), Botaniker und Reisender, geb. zu Breslau 4. Jan. 1852, widmete sich der praktischen Gärtnerei, ging aber 1872 nach Berlin, um dort Botanik zu studieren. Von der Afrikanischen Gesellschaft, besonders von Bastian und Schweinfurth, für die Güßfeldtsche Loango-Expedition als Botaniker designiert, reiste S. Ende 1873 nach Westafrika, wo er sich in Chinchoxo (Loango) an Güßfeldt, Falkenstein und Pechuël-Lösche anschloß, mit welchen er verschiedene kleinere Forschungsreisen ins Innere ausführte. Im J. 1875 erhielt S. den Auftrag, nach Angola zu gehen, woselbst er mit Pogge zusammentraf. Die Auflösungsordre der Expedition rief auch S. Mitte 1876 nach Europa zurück. Seine Reise beschrieb er in «Aus Westafrika» (2 Bde., Lpz. 1879). Im J. 1879 ging S. im Auftrage des hamburger Handelshauses C. Woermann nach Gabun in Westafrika, um dort im Urwalde am Maweli eine Kaffeeplantage zu begründen. Er erfüllte auch während eines Aufenthaltes von fünf Jahren in Westafrika seine Aufgabe, entdeckte einige neue Pflanzenarten und lieferte auf seiner in Gabun errichteten meteorolog. Station wichtige Beobachtungen. Nachdem er 1885 nach Deutschland zurückgekehrt war, arbeitete er einige Monate lang für den in Berlin begründeten Deutschen Kolonialverein. Im Auftrage desselben und der Kolonialgesellschaft Herman begab sich S. im Febr. 1886 nach Brasilien, um namentlich in der Provinz Rio Grande do Sul in Kolonialangelegenheiten thätig zu sein.

Ludwig S., Bruder des vorigen, geb. zu Kreuzburg in Oberschlesien 20. Aug. 1846, besuchte die Malerakademie zu Berlin, wandte sich dann aber der Schriftstellerei zu. Zunächst als Theaterrecensent beschäftigt, ward er 1874 Redacteur einer in Hannover erscheinenden Provinzialzeitung, wo er bis 1883 thätig war. Nach einem längern Aufenthalte in Hamburg ging er 1884 nach Leipzig, wo er die Redaction des «Salon» und des «Neuen Blattes» übernahm. Als Dichter ist er durch die poetische Erzählung «Renate» (Lpz. 1885) bekannt.

Soyons amis, Cinna! (frz.), «Laß uns Freunde sein, Cinna!», Citat aus Corneilles «Cinna» (5, 3).

Sozialdemokratie heißt die polit. Partei, die die Gesellschaft nach dem Programme des extremen Sozialismus, d. h. des Kommunismus umgestalten will, was thatsächlich nur auf dem Wege der Revolution und des allgemeinen Umsturzes versucht werden könnte. Als Vorboten der S. können die Verschwörung des Babeuf (s. d.) unter dem franz. Direktorium und die Bestrebungen Blanquis und seines Anhangs unter Ludwig Philipp betrachtet werden. Unter der Februarrepublik bestand in Frankreich bereits eine mächtige sozialdemokratische Partei, die auch durch die blutige Niederwerfung des Juniaufstandes von 1848 nicht vollständig vernichtet wurde. Unter dem zweiten Kaiserreich waren während einer Reihe von Jahren wenigstens alle äußerlich merkbaren Regungen der S. verschwunden; seit dem J. 1864 jedoch wurde sie im Hintergrunde der von der Regierung geduldeten und teilweise sogar begünstigten gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Arbeiterbewegung wieder mehr und mehr sichtbar. Es zeigten sich diese Tendenzen namentlich auch in dem franz. Zweige der 1864 in London gegründeten internationalen Arbeiterassociation, in welchem die ursprünglich vorherrschenden gemäßigten Elemente bis 1870 von den Radikalen mehr und mehr verdrängt wurden. In dem pariser Communeaufstand von 1871 spielte indes die Internationale als solche keine Rolle; der Charakter dieser Insurrektion war überhaupt kein einheitlicher, und wenn sie auch in der sozialdemokratischen Partei ihre Hauptstütze fand, so gehörten ihre namhaftesten Führer mehr der Richtung des radikalen Jakobinismus an. In den ersten Jahren nach der schweren Niederlage von 1871 blieb die französische S. in vorsichtiger Zurückhaltung. Die gewerkschaftliche Bewegung gewann anscheinend wieder die Oberhand, und auf dem 1876 in Paris veranstalteten ersten franz. Arbeiterkongreß zeigte sich im allgemeinen eine gemäßigte Stimmung. Auf dem zweiten Kongresse (in Lyon 1878 gehalten) machte sich schon ein größerer Einfluß der radikalen S. bemerklich, und im folgenden Jahre gelangte diese letztere in Marseille zum vollen Siege, der ihr seitdem nicht mehr bestritten worden ist. Auch auf dem polit. Gebiete hat die französische S., gestützt auf eine sich in voller Zügellosigkeit bewegende Presse, Fortschritte gemacht, die sehr leicht zu neuen Katastrophen führen könnten. Eine ihrer wichtigsten Errungenschaften war die 1879 durchgesetzte Amnestierung der verurteilten Communards, von denen viele seitdem wieder hervorragende Rollen als Führer der sozialdemokratischen Bewegung spielen. Es gelang ferner der Partei, mehrere der Ihrigen in den pariser Gemeinderat zu bringen, und bei den Wahlen von 1885 haben auch einige spezifische Sozialdemokraten Sitze in der Kammer erhalten, während die Partei sich früher politisch im Gefolge der bürgerlichen Radikalen hatte halten müssen. Es gibt übrigens auch in der französischen S. wieder verschiedene Gruppen (Possibilisten, Anarchisten &c.); doch kommen diese Unterscheidungen für die letzten Ziele der Gesamtbewegung wenig in Betracht.

In Deutschland zeigten sich einzelne Anfänge kommunistisch-sozialdemokratischer Bestrebungen schon in den dreißiger Jahren, jedoch wurden dieselben bis 1848 mehr von im Auslande lebenden Deutschen, als auf dem politisch für solche Tendenzen sehr wenig geeigneten deutschen Boden selbst zum Ausdruck gebracht. Schon 1836 bildete sich in Paris ein deutscher Kommunistenbund, zu dessen Mitgliedern auch Weitling (s. Kommunismus) gehörte, der dann 1840 die Agitation nach der Schweiz übertrug, wo sie einen nicht geringen Erfolg erzielte und 1843 ein energisches Einschreiten der züricher Regierung veranlaßte. Die Centralbehörde des Kommunistenbundes war mittlerweile von Paris nach London verlegt worden, wohin sich auch Weitling nach seiner Ausweisung aus der Schweiz zunächst zurückzog. Hier machte man um diese Zeit auch schon die ersten Versuche zu einer internationalen Vereinigung der Kommunisten aller Länder, und man suchte soweit wie möglich auch in Deutschland geheime Zweigverbände zu stiften.

Seit 1846 geriet der Kommunistenbund mehr und mehr unter die diktatorische Führung von Karl Marx (s. d.), der auch gemeinschaftlich mit Engels kurz vor den Ereignissen von 1848 das berühmte «Manifest der kommunistischen Partei» in die Welt hinausschleuderte. Nach der Märzrevolution brach sich die lange Zeit zurückgedrängte soziale Arbeiterbewegung in Deutschland alsbald energisch Bahn. Es bildeten sich zahlreiche Arbeitervereine, von denen eine große Zahl sich zu einer allgemeinen deutschen Arbeiterverbrüderung vereinigte, die bald einen ausgesprochenen sozialrevolutionären Charakter annahm. Die Führer des Kommunistenbundes hatten die Rheinprovinz zu ihrem Hauptarbeitsfeld gemacht, wo die von Marx geleitete «Neue Rheinische Zeitung» die Grundsätze der radikalen S. rücksichtslos zu ihrem Programm machte. Nach dem Triumph der Reaktion und der Niederschlagung des badischen Aufstandes wurde der deutsche Kommunistenbund 1850 in London reorganisiert. Marx behauptete seine Diktatur, nachdem eine dissentierende Gruppe sich von ihm losgesagt hatte. Praktisch war dieser Bund jedoch ohne alle Bedeutung, und der im Nov. 1852 entschiedene kölner Kommunistenprozeß gab ihm vollends den Todesstoß, wenn auch die internationalen revolutionären Umtriebe von London aus nie gänzlich aufhörten.

Zu einem neuen Leben wurde die deutsche S. erst 1863 durch F. Lassalle (s. d.) wieder erweckt. Trotz der kurzen Dauer der Wirksamkeit dieses glänzenden Agitators schwoll die von ihm hervorgerufene Bewegung immer mächtiger an, begünstigt allerdings durch die allgemeine Zeitströmung, die auch in der 1864 in London erfolgten Gründung der Internationale (s. d.) zum Ausdruck kam. Soweit die letztere unter dem Einfluß von Marx stand, war sie von Anfang an kommunistisch, während die durch den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein vertretenen Lassalleaner mit ihren Forderungen weniger weit gingen. Die Marxsche Partei, als deren bedeutendste Führer Liebknecht und Bebel auftraten, stellte sich daher zu den Anhängern Lassalles in einen Gegensatz, der auf dem Kongreß zu Eisenach im Aug. 1869 zu einer offenen Spaltung führte. Erst auf dem Kongreß zu Gotha (Mai 1875) gelangten die beiden Parteien zu einer Verständigung, indem man die Lassalleschen Produktivassociationen mit Staatshilfe als Übergangsbildungen gelten ließ, im wesentlichen aber die Prinzipien der kommunistischen S. annahm. Die geeinigte Partei gelangte nun in Deutschland bald zu einer Organisation und einer numerischen Stärke und infolge davon auch zu einer polit. Bedeutung, wie sie ihre Gesinnungsgenossen in andern Ländern nirgendwo auch nur annähernd aufzuweisen hatten. Im J. 1877 besaß sie 41 Preßorgane mit 150000 Abonnenten; unter ihrem Einfluß standen 26 größere gewerkschaftliche Verbände mit 50000 Mitgliedern an 1266 Orten, und bei den Reichstagswahlen fielen ihr nicht weniger als 493288 Stimmen zu, wenn sie auch nur 12 Mandate erhielt. Die Reichsregierung hatte angesichts dieser Entwickelung einer die Grundlagen der bestehenden Gesellschaftsordnung offen bekämpfenden Partei schon 1874 und 1876 versucht, in das Reichspreßgesetz, beziehungsweise das Strafgesetzbuch Bestimmungen einzuführen, die zur Zurückdrängung dieser Tendenzen dienen könnten. Sie erhielt jedoch erst nach den Attentaten von 1878 (die allerdings nicht unmittelbar aus der S. hervorgegangen waren) Waffen zur Erreichung dieses Zwecks, und zwar in Gestalt des scharf und tief einschneidenden Ausnahmegesetzes «gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der S.» vom 21. Okt. 1878. Nach demselben sind alle Vereine, Versammlungen, Zeitungen und Druckschriften von sozialdemokratischer Tendenz, sowie das Sammeln von Beiträgen für sozialdemokratische Zwecke zu verbieten; Verletzungen solcher Verbote nachdrücklich zu bestrafen; Personen, welche sich die sozialdemokratische Agitation zum Geschäfte machen, können bei Zuwiderhandlungen gegen die erwähnten Verbote, abgesehen von der Freiheitsstrafe, auch aus bestimmten Landesteilen oder Orten ausgewiesen werden, Wirten, Druckern, Buchhändlern u. s. w. kann aus gleichem Grunde der Betrieb ihres Gewerbes untersagt werden. Endlich gewährt der §. 28 des Gesetzes die Möglichkeit, über Bezirke oder Orte, in denen durch sozialdemokratische Bestrebungen die öffentliche Sicherheit bedroht erscheint, den sog. kleinen Belagerungszustand zu verhängen, der unter andern eine Beschränkung des Versammlungsrechts und die Ausweisung ansässiger Personen zuläßt. Die Geltung dieses Gesetzes reichte ursprünglich nur bis zum 31. März 1881, seitdem ist aber ihre Dauer wiederholt (zuletzt 1886 auf zwei Jahre) verlängert worden.

Die S. ist durch diese strengen Maßregeln keineswegs vernichtet worden, immerhin aber ist die aufregende äußere Agitation verschwunden, welche den sozialen Unfrieden in immer weitere Kreise hineinzutragen drohte. Die äußere Organisation der Partei ist vollständig vernichtet, aber im geheimen suchte sie so gut wie möglich ihren Zusammenhang zu erhalten. Es zeigten sich jedoch bald ernstliche Meinungsverschiedenheiten, indem die frühern Reichstagsabgeordneten Most und Hasselmann mit ihrem Anhange das opportunistische Abwarten verwarfen und sich offen als anarchistische Revolutionäre bekannten, während die Bebel-Liebknechtsche Partei mehr vorsichtig mit den Verhältnissen rechnen und die bestehende Gesellschaft lieber langsam untergraben als gewaltsam umstürzen möchte. Als Organ der letztern Partei wurde 1879 der in Zürich erscheinende und in großer Zahl nach Deutschland eingeschmuggelte «Sozialdemokrat» gegründet, während der Anarchismus durch die von Most zuerst in London und später in Neuyork herausgegebene «Freiheit» vertreten wird. Der Versuch, die beiden Parteien auf einem Kongreß in dem Schlosse Wyden in der Schweiz (Aug. 1880) zu versöhnen, scheiterte und machte vielmehr die Spaltung vollständig und definitiv, wenn auch der Hauptzweig, der Bebel-Liebknechtsche, eine radikalere Tonart anzunehmen beschloß und die bis dahin festgehaltene Formel von der Anwendung «gesetzlicher Mittel» fallen ließ. Die Anarchisten haben seitdem nur durch einige ruchlose Schandthaten (wie die Ermordung des Polizeirats Rumpf in Frankfurt und das versuchte Attentat am Niederwald) von sich reden gemacht; die eigentliche deutsche S. dagegen hat ihre geheime Agitation mit solchem Erfolge fortgesetzt, daß sie bei den Reichstagswahlen von 1884 noch über den 1877 erreichten Punkt hinauskam und 549990 Stimmen und 24 Mandate erhielt. Die nunmehr gebildete sozialdemokratische Fraktion konnte nicht umhin, sich in mehr positiver Weise an den Arbeiten des Reichstags zu beteiligen und namentlich ihre nächstliegenden Wünsche in dem Entwurfe eines Arbeiterschutz-

gesetzes zu formulieren. Doch wurde diese Haltung in manchen Parteikreisen als eine zu laue getadelt, was mancherlei Reibungen und die Desavouierung einzelner Abgeordneten hervorgerufen hat.

Auch in Österreich und Ungarn hat sich die S. im Zusammenhang mit der deutschen Bewegung ausgebreitet, jedoch wegen innerer Zwistigkeiten und ungünstiger äußerer Verhältnisse bei weitem nicht eine ähnliche Bedeutung erlangt, wie in Deutschland. Anarchistische Mordthaten veranlaßten 1884 auch dort energische Ausnahmemaßregeln.

Der russische Nihilismus (s. d.) geht zwar unmittelbar in den Anarchismus über, hat aber andere Wurzeln als die westeuropäische S.

In England und den Vereinigten Staaten erscheinen S. und sozialdemokratischer Anarchismus bisher mehr als importierte Erzeugnisse; jedoch ist die eifrig betriebene Propaganda in diesen Ländern keineswegs unfruchtbar und in England namentlich könnte sie durch Verbindung mit dem landeswüchsigen Agrarsozialismus vielleicht zu größern Erfolgen gelangen. In Nordamerika ist besonders die anarchistische Richtung stark vertreten. Im Mai 1886 kam es in mehrern Städten der Vereinigten Staaten, namentlich in Chicago, zu blutigen Zusammenstößen zwischen streikenden Arbeitern, welche unter der Führung von Most und andern Anarchisten standen, und der Polizei.

Litteratur. Held, »Die Arbeiterpresse der Gegenwart« (Lpz. 1873); R. Meyer, »Der Emancipationskampf des vierten Standes« (2 Bde., Berl. 1874—75; 2. Aufl. 1882); F. Mehring, »Die deutsche S., ihre Geschichte und ihre Lehre« (2. Aufl., Bremen 1878); H. von Scheel, »Unsere sozialpolit. Parteien« (Lpz. 1878); Walcker, »Die Ursachen und Heilmittel der sozialdemokratischen Umsturzbestrebungen« (Berl. 1879); Zacher, »Die rote Internationale« (Berl. 1884); G. Adler, »Geschichte der ersten sozialpolit. Arbeiterbewegung in Deutschland« (Bresl. 1885). (S. Arbeiterbewegung.)

Soziale Frage, s. Arbeiterbewegung.

Soziale Republik, soviel wie Rote Republik, s. unter Rot.

Sozialismus ist die Theorie einer wirtschaftlichen Gesellschaftsordnung, in welcher die Individuen nicht selbständig und auf eigene Verantwortlichkeit produzieren und miteinander im Verkehr stehen, sondern eine größere Gemeinschaft mittels einer besondern Organisation die Produktion sowohl wie die Verteilung der Güter regelt. In seiner äußersten Konsequenz wird der S. zum Kommunismus (s. d.), oder zum Kollektivismus (s. d.), der das private Kapitaleigentum gänzlich aufheben und demnach auch die Verteilung des Produktionsertrags ganz unabhängig von dem Kapitalbesitz ordnen will. Im engern Sinne dagegen nennt man S. die gemäßigten Lehren, die zwar die kapitalistische Unternehmungsform durch Arbeiterassociationen ersetzen, aber das Privateigentum und selbst den Kapitalzins bestehen lassen wollen. Diese Umgestaltung der Produktionsordnung soll nach den einen durch freie Vereinigung der durch das Gefühl ihrer Solidarität mächtigen Arbeiter, nach den andern durch staatliche Eingriffe durchgeführt werden. Eine scharfe Grenze zwischen diesem gemäßigten S., den man mit dem von Marlo vorgeschlagenen Worte Assozialismus bezeichnen könnte, und dem Kommunismus ist übrigens nicht zu ziehen. Die Saint-Simonisten (s. d.) wird man noch zu den Sozialisten rechnen dürfen, obwohl die von ihnen vorgeschlagene Aufhebung des Erbrechts eine wesentliche Änderung der bestehenden Eigentumsordnung bilden würde. Fourier (s. d.) dagegen wollte ganz und gar auf dem Boden des bestehenden Rechts bleiben, indem er überzeugt war, daß sein Associationssystem sich ohne irgend welche Beihilfe des Staats durch seine innern Vorzüge überall freien Eingang verschaffen werde. Er wollte die Gesellschaft in kleine sich selbst zur reichlichen Befriedigung aller ihrer Bedürfnisse genügende Gruppen (Phalangen) zerlegen; die Produktion sowohl wie die Konsumtion sollte in den Phalanstèren gemeinschaftlich auf die zweckmäßigste Art organisiert, bei der Verteilung des Ertrags aber nicht nur die Arbeit, sondern auch das Talent und das Kapital in bestimmten Verhältnissen bedacht werden. Die phantastischen Spekulationen und Theorien, mit denen Fourier seine ökonomischen Darstellungen verunstaltete, ließen seine Schüler, unter denen V. Considérant der bedeutendste ist, beiseite und begnügten sich mit der genauern Ausmalung der geplanten Organisation. In den vierziger Jahren zählte der Fourierismus in Frankreich ziemlich viel Anhänger, seit dem Ende der Februarrepublik ist er jedoch, abgesehen von den wenigen noch lebenden frühern Führern, gänzlich verschwunden.

Als ein drittes sozialistisches System pflegt man das von R. Owen (s. d.) gepredigte aufzuführen, doch ist dieses seiner Tendenz nach kommunistisch, wenn auch seine Anhänger für die Gründung freier Associationen, insbesondere von Kooperativgenossenschaften eifrig thätig gewesen sind. Gemeinsam ist den drei erwähnten Systemen die Annahme, daß in dem gesellschaftlichen Ideal eine möglichst große Befriedigung der Genußsucht und der Triebe der menschlichen Individuen gewährt werden müsse, sodaß Selbstverleugnung und Zähmung der Leidenschaften nicht mehr, wie nach der bisherigen Moral, als sittliche Pflichten, sondern als schädliche Störungen der gesellschaftlichen Entwickelung angesehen werden. Durch streng sittlichen Ernst und Verachtung des von den Utopisten geträumten Genußlebens zeichnete sich dagegen Proudhon (s. d.) aus, der trotz seiner scharfen Kritik der bestehenden Gesellschaft dem Kommunismus durchaus fern stand und, soweit er überhaupt positive Vorschläge machte, den sog. Mutualismus (s. d.) vertritt. Ebenso hat Buchez (s. d.), obwohl er ursprünglich mit den Saint-Simonisten in Verbindung stand, stets die sittlichen Grundsätze mit Nachdruck aufrecht erhalten. Die Forderung von Staatshilfe zur Durchführung eines Systems von Arbeitergenossenschaften wurde zuerst von L. Blanc (s. d.) in der kleinen Schrift »L'organisation du travail« in bestimmter Weise formuliert. Sein Programm ist an sich noch kein kommunistisches, es würde aber, wenn es jemals versuchsweise zur Ausführung gebracht worden wäre, in seinen Konsequenzen zum Kommunismus geführt haben. In Deutschland ist einer der bedeutendsten Schriftsteller von gemäßigter sozialistischer Richtung Karl Marlo (Winkelblech), in dessen vierbändigem (1885 neu herausgegebenen) Werke »Untersuchungen über die Organisation der Arbeit oder System der Weltökonomie« übrigens die positiven Organisationsvorschläge neben einer vielfach beachtenswerten kritischen Darstellung der wirtschaftlichen Theorien und Thatsachen nur einen geringen Raum einnehmen. Auch die von Lassalle (s. d.) befürworteten Produktivassociationen mit Staats-

unterstützungen gingen noch nicht über den Rahmen des S. im engern Sinne hinaus, würden aber die gleichen Konsequenzen gehabt haben wie die Blancschen. Rodbertus (s. d.) hält zwar für die ferne Zukunft eine kommunistische Entwickelung für wahrscheinlich, für die Gegenwart aber will er nur durch Intervention des Staates den Arbeitern einen relativ größern Anteil am Arbeitsprodukt verschaffen.

Wenn man auch von einem konservativen «Staatssozialismus», einem «Kathedersozialismus» und einem «christlichen» S. spricht, so wird dem Worte nicht weniger eine zu weite Bedeutung gegeben, als wenn man es auf alle sozialökonomischen Reformbestrebungen überhaupt anwendet. Die eigentlich sozialistischen Schulen haben prinzipiell die Absicht, eine vollständige Umgestaltung der bestehenden Produktionsordnung und dadurch eine volle Lösung der sozialen Frage, wenn auch vielleicht nur allmählich, herbeizuführen. Die auf Reformen bedachten Sozialpolitiker dagegen streben nur nach möglichster Verbesserung der Zustände auf Grundlage der gegebenen Gesellschaftsorganisation, und wenn sie auch zu diesem Zwecke auf vielen Gebieten eine ausgedehnte Anwendung des gemeinwirtschaftlichen Prinzips für nützlich erachten, so bezweifeln sie doch nicht, daß der größte Teil der Produktion stets unter der Leitung des Privatkapitals bleiben wird. So steht auch z. B. Schulze-Delitzsch (s. d.) dem S. durchaus fern, obwohl er für die praktische Verbreitung des Associationswesens mehr gethan hat, als wohl irgend ein anderer. Auch die engl. Gewerkvereine (s. d.) sind, wenigstens in ihrer ursprünglichen Anlage, nicht als Institutionen von sozialistischem Charakter zu betrachten, da vielmehr ihr Zweck darauf gerichtet ist, den Arbeitern auf der Grundlage der kapitalistischen Produktionsordnung eine bessere Stellung zu verschaffen. In Frankreich dagegen haben die assoziallistischen Ideen unter den Arbeitern stets günstigen Boden gefunden. In den sechziger Jahren gewann dort namentlich die Proudhonistische Schule Einfluß, besonders auch auf die seit jener Zeit ins Leben tretenden Gewerkvereine (Syndikalkammern). In neuester Zeit wurde jedoch diese gemäßigte Richtung immer mehr durch die radikale Sozialdemokratie (s. d.) zurückgedrängt. — Über die Litteratur s. unter Kommunismus.

Sozialpolitik nennt man das rationelle, planmäßige Eingreifen des Staats zum Zwecke der dem Gemeinwohl förderlichsten Ordnung der sozialen Verhältnisse, insbesondere der Beseitigung oder wenigstens der Milderung der aus dem Gegensatz von Arm und Reich und von Kapital und Arbeit entspringenden Übel. Von dem Sozialismus (s. d.) unterscheidet sich die S., wenn sie mit demselben in ihren Zielen eine gewisse Verwandtschaft besitzt, wesentlich dadurch, daß sie die Grundlagen der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung festhalten und nur Reformen durchführen will, die mit derselben vereinbar sind. Die engl. Volkswirtschaftsschule empfahl eigentlich nur eine negative S.: der Staat habe nur die von alters her überkommenen Schranken der freien wirtschaftlichen Bewegung, wie Privilegien, Zünfte, Schutzzölle u. s. w., wegzuräumen und den individuellen Kräften freien Spielraum zu ihrer vollen Entfaltung zu gewähren; indem dann jeder sein eigenes Wohl aufs beste zu fördern suche, werde auch das Gesamtwohl am besten gewahrt. Die Erfahrung lehrte aber bald, daß die ungehinderte Bethätigung des wirtschaftlichen Egoismus zu einer in vielen Fällen gemeinschädlichen Ausbeutung des Schwachen durch den Starken führe, und gerade in England sah man sich infolge der Entwickelung der modernen Fabrikindustrie zuerst zu positiven sozialpolit. Maßregeln in Gestalt von gesetzlichen Maßregeln gegen den Mißbrauch der Frauen- und Kinderarbeit (s. d.) genötigt. In Deutschland hat sich auch in der Wissenschaft ziemlich allgemein die Anschauung Geltung verschafft, daß die wirtschaftlichen Beziehungen der Menschen untereinander auch dem sittlichen Urteile unterliegen und nicht einfach nach der Rücksicht auf den größten produktiven Effekt zu beurteilen sind, zumal wenn bei der Verteilung des Produkts das Übergewicht des Kapitals immer stärker zu werden droht. Diese ethisch-sozialpolit. Richtung, die aber zugleich die Stetigkeit der histor. Entwickelung wahren will, hat besonders in dem 1872 in Eisenach gegründeten Verein für S. eine wirksame Vertretung gefunden und, wenn auch anfangs als Kathedersozialismus verspottet, allmählich einen bemerkenswerten Einfluß auf die Gesetzgebung gewonnen. Wenn das Gesetz gegen die Sozialdemokratie von 1878 nur einen repressiven Charakter besitzt, so hat die Reichsregierung doch von vornherein anerkannt, daß auch positive Maßregeln zur Hebung der sozialen Übel und zur Besserung der Lage der Arbeiterklasse erforderlich seien. In feierlicher Weise wurde dieses in der kaiserl. Botschaft vom 17. Nov. 1881 ausgesprochen und zugleich ein Programm für das zunächst zu Erstrebende aufgestellt. Von diesen Projekten sind jetzt zwei, das Krankenversicherungs- und das Unfallversicherungsgesetz, bereits in befriedigender Weise verwirklicht und voraussichtlich wird auch in nächster Zeit die weit schwierigere Aufgabe der bessern Fürsorge für die durch Alter oder Invalidität erwerbsunfähig gewordenen Arbeiter in der einen oder andern Weise gelöst werden.

Soziologie ist eine erst in neuester Zeit Ansehen und Bedeutung gewinnende Wissenschaft, welche als eine Philosophie der Geschichte und Kulturgeschichte nach der positivistisch-naturwissenschaftlichen Methode bezeichnet werden kann. Der franz. Philosoph Auguste Comte hat die S. zuerst als eins der Glieder in sein System der «Philosophie positive» eingefügt. Nahezu gleichzeitig hat Quetelet in seinen Werken die Grundlage zu Untersuchungen des Zustandes des sozialen Körpers auf Grundlage methodischer Massenbeobachtungen gelegt. Vgl. Herbert Spencer, «The study of sociology» (2. Aufl., Lond. 1874; deutsch von Marquardsen als «Einleitung in das Studium der S.», 2 Tle., Lpz. 1875) und «Principles of sociology» (Lond. 1876); Gumplowicz, «Grundriß der S.» (Wien 1885). (S. Gesellschaft und Gesellschaftswissenschaft.)

Sozodont, s. unter Geheimmittel.

Sozomĕnos (Hermias), christl. Kirchenhistoriker, geb. um 400 zu Bethelia bei Gaza und unter dem Einfluß mönchisch gesinnter Verwandten aufgewachsen, trat dann als Sachwalter in Konstantinopel auf und starb nach 443 in Palästina. An Sokrates (s. d.) sich eng anschließend setzte er die Kirchengeschichte des Eusebius von 323—439 in neun Büchern fort, eine Arbeit, der es ebensowohl an Unparteilichkeit als an jeder Kritik gebricht. Die beste Ausgabe besorgte Valesius (Par. 1668). Vgl. Jeep, «Quellenuntersuchungen zu den griech. Kirchenhistorikern» (Lpz. 1884).

Spaa, Stadt im Bezirk Verviers der belg. Provinz Lüttich mit 6745 E., 18 km von Verviers, 34 km von Lüttich entfernt, an der Linie Pepinster-Gouvy der Belgischen Staatsbahnen, 320 m über dem Meere in einem romantischen Thale gelegen, ist durch seine Mineralquellen, deren Entdeckung und erste Benutzung wahrscheinlich in das 14. Jahrh. fällt, ein weltberühmter Ort geworden. Die vorzüglichsten Quellen sind der Pouhon, die Geronstère, die Sauvenière, der Groesbeeck, Le Barisart und die beiden Tonnelets, welche mit Ausnahme der ersten alle mehr oder weniger von der Stadt entfernt liegen. Sie besitzen sämtlich eine Temperatur von 7—8° R., gehören zu der Klasse der alkalisch-eisenhaltigen Säuerlinge und werden deshalb bei Hypochondrie, Hysterie, Verschleimung, Magenschwäche, chronischem Erbrechen, Bleichsucht, Schleimflüssen der Lungen und des Darmkanals und dauernden Schwächezuständen des Nervensystems, wenn Aufgeregtheit des Blutes, Neigung zu Krämpfen u. dgl. den Gebrauch nicht verbieten, mit Vorteil angewendet. Unter dem Namen Spaawasser wird das Wasser des Pouhon nach allen Teilen der Welt versendet und teils als Heilmittel, teils mit Wein und Zucker vermischt als wohlschmeckendes Getränk genossen. Berühmt sind auch die zu S. verfertigten niedlichen lackierten und gemalten Holzwaren. Vgl. Scheuer, «Études médicales sur les eaux de S.» (Brüss. 1877).

Spaargebirge, Höhenzug auf dem rechten Elbufer bei Meißen in Sachsen, bis 199 m hoch, liefert den besten meißener Wein.

Spaccaforno, Stadt in der ital. Provinz Siracusa auf Sicilien, Bezirk Modica, zählt (1881) 8804 E. Nahebei nördlich liegt das Thal Ispica. (S. unter Modica.)

Spach (Ludw. Adolf), elsäss. Geschichtsforscher, geb. zu Straßburg 27. Sept. 1800, war nach Beendigung seiner Studien Erzieher im Hause des Grafen von Sainte-Aulaire zu Paris (1824—30), begleitete dann den Grafen, als dieser franz. Botschafter am päpstl. Stuhle wurde, nach Rom und war hier 1831—32 Privatsekretär im Palazzo Colonna. Von Ende 1832 bis 1839 war S. zum Teil in der Schweiz, in Paris und Straßburg als Erzieher und Schriftsteller thätig. Seit 1840 wirkte er als Archivar des Depart. Bas-Rhin. Im April 1872 wurde er zum Honorarprofessor an der neubegründeten Universität zu Straßburg ernannt, als welcher er 16. Okt. 1879 zu Straßburg starb.

Unter dem Pseudonym Louis Lavater schrieb er mehrere elsäss. Romane: «Henri Farel» (2 Bde., Par. 1843), «Le nouveau candide» (2 Bde., Par. 1835), «Roger de Manesse» (Neuchâtel 1849). Er nahm thätigen Anteil an der «Revue d'Alsace» (1850—70), an den meisten Tageblättern des Elsaß und den Bulletins der Historisch-archäologischen und der Litterarischen Gesellschaft, deren beider Vorstand er von Anfang an war. Unter den zahlreichen Monographien S.s sind zu nennen: «Histoire de la Basse-Alsace» (Straßb. 1858 und 1860), «Lettres sur les archives départementales du Bas-Rhin» (Straßb. 1861); ferner eine Reihenfolge von «Mélanges littéraires» (1862—69). S.s «Oeuvres choisies» (5 Bde., Straßb. 1869—71), welche in den zwei ersten Bänden die «Biographies alsaciennes» enthalten, sind wohl das Hauptwerk des Verfassers. Unter dem Pseudonym Louis Lavater veröffentlichte S. auch das Oratorium «Der Münsterbau» (Straßb. 1865) und ein histor. Singspiel «Kaiser Sigismund» (Straßb. 1866). Von S.s spätern litterarischen Arbeiten sind zu erwähnen: das Drama «Heinrich Waser» (Straßb. 1875), ferner «Dramatische Gemälde aus Straßburgs Vergangenheit» (2 Bde., Straßb. 1876) und «Essays» (Straßb. 1877).

Eduard S., Bruder des vorigen, geb. 20. Nov. 1801, als Botaniker bekannt, erhielt 1829 eine Anstellung am Jardin des Plantes zu Paris, wurde später Inspektor der botan. Galerie dieses Instituts und starb 18. Mai 1879 zu Paris. Er schrieb: «Plantes phanérogames» (2 Bde., Par. 1835—37), «Histoire naturelle des végétaux» (14 Bde., Par. 1834—48). Mit Graf Jaubert gab er «Choix des plantes nouvelles de l'Asie occidentale» (5 Bde., Par. 1842—51) heraus.

Spachtel, s. Spatel.

Spadicifloren nennt man eine größere Abteilung aus der Gruppe der Monokotyledonen, welche die Familien der Palmen, Aroideen, Pandaneen, Typhaceen und Lemnaceen umfaßt.

Spadille heißt im L'Hombre (s. d.) das Pique-Aß, welches beständiger Matador ist.

Spadix (lat.), Blütenkolben, s. u. Aroideen.

Spagnoletto, s. Ribera (Jusepe).

Spagnuolo, Beiname des Malers Giuseppe Maria Crespi (s. d.).

Spahis oder Sipahis hießen sonst die von den Inhabern der türk. Kriegerlehen, den Timarioten und Zaims, zu stellenden Reiter, welche den Kern der Reiterei im türk. Heere bildeten, mit der Umformung des türk. Heerwesens auf europ. Fuß aber und der Aufhebung der Kriegerlehen einer regelmäßigen Reiterei Platz gemacht haben. Ihre erste Organisation erhielten die S. mit den Zaims und den Janitscharen vom türk. Sultan Orchan. Ihr Aufgebot konnte bis auf ungefähr 140000 Mann gebracht werden; selten aber wurden so viele zusammengebracht. Sie wurden im Felde aus dem großherrlichen Schatze besoldet, zerfielen in zwei Klassen, die sich durch die Farbe ihrer Fahnen unterschieden, waren mit Säbel, Lanze, Dscherid oder Wurfspieß, zum Teil mit Pistolen und Flinten, andere aber mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und bildeten einen aller Taktik und Organisation entbehrenden Reiterhaufen, der truppweise zusammenhielt und mit wilder Tapferkeit seinen Angriff machte, aber wenn dieser nicht gelang, in ebenso wilder Flucht sich auflöste. Jetzt nennen auch die Franzosen vier Regimenter ihrer in Algerien gebildeten, von europ. Offizieren geführten leichten Reiterei S. Diese S. sind zwar in orient. Weise gekleidet, aber vollständig europäisch organisiert (zu sechs sehr starken Schwadronen); ein Teil der Unteroffiziere, die Trompeter und Regimentshandwerker sind Nationalfranzosen. Eine Schwadron dieser S. befindet sich stets in Senegambien. Ein ähnliches Korps von S. ward im Feldzuge von 1854 von der franz. Regierung zu ihrem Gebrauch und auf ihre Kosten in der Türkei errichtet. Die Engländer bezeichnen ihre aus Eingeborenen gebildeten Truppen in Ostindien als Sipoys (s. d.).

Verzeichnis

der

Abbildungen und Karten

zum vierzehnten Bande.

A. Tafeln und Karten:

B. Abbildungen im Texte:

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.